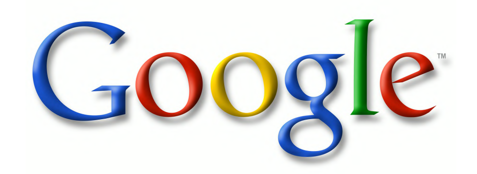








Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1860.

Erster Band.

Blätter

für

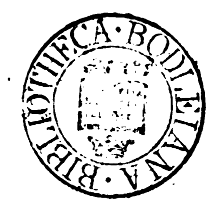
literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1860.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)





Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1860.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1860.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Ein Rückblick auf das Literaturjahr 1859.

Das Jahr 1859 gehört als Literaturjahr nicht gerade zu den glänzendsten. Zwar ist auf einzelnen, vielleicht den meisten Gebieten manches Gute und Tüchtige geschaffen worden, und auch die Fruchtbarkeit der Ehe, welche Buchhandel und Schriftstellerei wenn auch nicht aus allzu schwärmerischer Liebe, für ewige Zeiten geschlossen haben, blieb wenigstens von dem Augenblick an, wo sich die Aussichten auf den allgemeinen Frieden günstiger gestalteten, schwerlich wenn überhaupt hinter den Vorjahren zurück. Aber gewiß würden alle unsere Leser mit der Antwort gar sehr in Verlegenheit kommen, wenn man die Frage an sie richtete, ob ihnen irgend epochemachende Romane und Dramen, überhaupt Dichtungen bekannt seien, welche dem Jahre 1859 ihre Entstehung verdankten. Wenn man sie fragte, ob ein neuer Dichter aufgestanden sei, welcher etwas wirklich Geniales geschaffen und eine durchaus neue Richtung eingeschlagen hätte, ja dem sich überhaupt mit Sicherheit das Prognostikon stellen ließe, daß er, wenn auch nicht die frühern Dichter überflügeln, doch nur neben den Bessern unter den sogenannten Epigonen dauernd einen Ehrenplatz einnehmen und behaupten werde. Was die Wissenschaft betrifft, so sind auch auf diesem Gebiete keine eigentlich neuen Fragen und Gesichtspunkte aufgetaucht; Theologie und Naturwissenschaft kämpfen den alten Kampf weiter, jene allerdings mit fast gesteigerter Energie, diese, wie es fast scheint, mit bereits ablassenden Kräften, was wenigstens die alte Streitfrage zwischen Spiritualismus und Materialismus anlangt. Ein neues philosophisches System endlich ist nicht geschaffen worden; wol aber durchdringt, und dies ist auch am Ende das Beste, der Geist philosophischer Spekulation immer mehr die andern wissenschaftlichen Disciplinen und befruchtet und durchgeistet sie. Vergleichende Sprachforschung, Geschichtschreibung und historische Kritik, die keine Schicht der Vergangenheit undurchwühlt lassen, Staats- und Gesellschaftswissenschaft arbeiten inzwischen rüstig weiter, und wenn wir ein Gebiet nennen sollen, auf dem uns der Fortschritt fast am stetigsten zu sein scheint, so ist es das der Culturgeschichte, die berufen zu sein scheint, im Bunde mit ethnographisch-physiologischen Forschungen der Welt- wie der Kunst-, Literatur- und Religionsgeschichte ganz neue Grundlagen und eine neue Gestalt zuzuführen. Aber freilich, wenn es darauf ankäme auf allen diesen Gebieten ein Buch mit der Jahreszahl 1859 zu nennen, welches durch Neuheit und Originalität in Form und Inhalt Epoche gemacht, die betreffende Wissenschaft revolutionirt und einen Anspruch darauf hätte, nicht blos ein Buch der deutschen Nation, sondern aller Nationen, nicht blos unserer Zeit, sondern aller Zeiten zu werden, so würde man doch wol um die Antwort in Verlegenheit sein. Freilich sind epochemachende Bücher, welche in der geistigen Welt Umwälzungen herbeiführen, wenn auch die folgen-, doch nicht immer die durchaus segensreichsten; und wenn eine Anzahl guter Werke, die in ihrer tüchtigen Gesinnung einen geistigen Zusammenhang haben und einander in die Hände arbeiten, zu Tage gefördert werden, so ist damit der Sache der Menschheit oft mehr genützt, als wenn aus einem Ocean mittelmäßiger oder selbst verderblicher Bücher ein vereinzeltes Werk hervorragt, welches allgemeine Sensation erregt und oft mehr bewundert und gelobt als gelesen, und mehr gelesen als verstanden wird. Eine Nation braucht durchaus nicht alle 10 oder 20 Jahre eine „weltbezwingende" Dichtung (um uns eines etwas ungeheuerlichen, „incommensurabeln" Goethe'schen Ausdrucks zu bedienen), und ihre geistige und moralische Gesundheit würde bald zu Grunde gehen, wenn nur alle 50 Jahre ein neues Religionssystem oder ein neues philosophisches System zur Herrschaft gelangte.

Sind die Richtung, die Stimmung und der Arbeits-

charakter der Zeit der poetischen Production, dann aber auch den mit ihr in Beziehung stehenden Fächern, z. B. der Aesthetik, ferner der Philosophie, überhaupt allen rein theoretischen Untersuchungen schon an sich wenig günstig, so traten hierzu im vergangenen Jahre noch besondere Umstände, welche der literarischen Production im allgemeinen hinderlich waren. Wir brauchen kaum erst zu sagen, daß wir hierunter den Kriegslärm und die Kriegsängste verstehen, welche die Menschheit mehr als sechs Monate lang in Spannung und Athem erhielten und von deren Druck bei der Unsicherheit der allgemeinen politischen Lage wir noch immer nicht ganz befreit sind. Wenn die Geschütze auf irgendeinem Erdfleck Europas donnern und eine ganze Welt in Waffen steht, müssen die Musen schweigen; selbst der Puls der Wissenschaft fängt an auszusetzen, je lebhafter und fieberhafter die Pulse der Geschichte schlagen. Die materiellen Interessen sind gefährdet; das Kapital, feig und ängstlich wie es ist, schafft sich zu den wirklichen Unholden noch allerlei Gespenster und verkriecht und versteckt sich; Bücher werden wenig gekauft und daher auch wenige verlegt; die Zeitungslectüre verschlingt alles Interesse, und die Bulletins über die Fortschritte der Wissenschaften werden durch die Bulletins über die Fortschritte der Waffen dieser oder jener Kriegspartei, das Drama auf den Bretern, welche nur die Welt bedeuten, von dem Drama auf dem Welttheater selbst, alle epische Dichtung von dem wirklichen Kriegsepos aus dem Felde geschlagen. Die Männer der Wissenschaft werden stutzig und legen die von ihnen begonnenen Werke entweder für bessere Tage ganz zurück oder sie lassen sich doch in ihrer Ausarbeitung mehr Zeit; die Lyriker fühlen sich wie vor den Kopf geschlagen oder stammeln kriegerische Laute, um doch nicht müßig zu bleiben, und veröffentlichen sie in Form von Flugblättern, und die Bühnendichter verzichten darauf, ihre dramatischen Plane für die künftige Wintersaison auszuarbeiten, weil sie nicht wissen, wie sich die Dinge bis dahin gestaltet haben werden. Was aber die Buchhändler betrifft, so sind diese scheu in der Annahme neuer Manuscripte, die nicht direct mit den Zeitereignissen zu thun haben; schon angenommene halten sie unter Verschluß, statt sie in die Presse zu schicken, und selbst die Ausgabe schon gedruckter Werke wird nicht selten bis auf günstigere Zeiten verschoben. So wenigstens verhält es sich während eines nur kurz dauernden partiellen Kriegs, der aber größere Dimensionen anzunehmen droht; bei länger dauernden Kriegen mag gerade der Ueberdruß an dem Tumult und den ewigen Bulletins über Menschenschlächtereien bei vielen ein nur um so tieferes Bedürfniß für literarische Genüsse hervorrufen.

Außerdem fiel in das vergangene Jahr die Jubelfeier Schiller's, die auch nicht auf die literarische Production ohne allen Einfluß blieb. Die producirenden Talente fühlten instinctmäßig, daß das Publikum zu sehr durch das Interesse für diese Größe der Vergangenheit wie überhaupt für die bevorstehenden Festivitäten in Anspruch genommen war, als daß dadurch der Antheil an ihren eigenen Erzeugnissen nicht mehr oder weniger beeinträchtigt werden sollte. Nicht wenige hatten außerdem den Kopf übervoll von Ideen zu Festprogrammen, Festzügen, Festreden, Festgedichten und Festtoasten; andere warfen sich mit heiligem aber einseitigem Eifer auf die Ausarbeitung von Schriften, welche Schiller's Leben und seine Werke betrafen; und überhaupt verbindet sich mit den Vorbereitungen zu solchen allgemeinen Nationalfesten, bei denen man vielleicht selbst eine mehr oder minder hervortretende Rolle zu übernehmen willens oder aufgefordert ist, ein Geist der Unruhe, der die Schaffens- und Arbeitslust stört, auf die dann selbst noch die Nachwirkungen nicht ganz ohne hemmenden Einfluß zu sein pflegen.

Der Uebersicht über die hervorragendern literarischen Erscheinungen des vergangenen Literaturjahrs, die wir nun folgen lassen und mit der wir manchem unserer Leser einen Gefallen zu erzeigen hoffen dürfen, schicken wir nur noch die Bemerkung voraus, daß wir uns dabei nicht strict an die Jahreszahl 1859 halten, sondern auch auf solche einzelne literarische Publicationen des Jahres 1858, die in unserm vorjährigen Rückblick keine Erwähnung fanden oder weil sie zu spät im Jahre erschienen nicht finden konnten, zurückgreifen werden. Sollten wir dabei diese oder jene Schrift von Bedeutung übersehen, so mögen die betreffenden Verfasser uns dies nicht als eine von uns beabsichtigte Zurücksetzung auslegen, sondern diese Unterlassungssünde mit der Masse des Stoffs, die wir zu sichten haben, freundlichst entschuldigen.

Zu denjenigen Branchen der literarischen Production, welche gegenwärtig mit dem größten Eifer und Erfolg angebaut werden, gehört das der **Biographien und Charakteristiken** berühmter oder verdienter Männer. Es ist dies ein Literaturzweig, der bei vielen die Lectüre von Romanen und überhaupt von Werken der Fiction mehr und mehr ersetzen zu wollen scheint; denn hier finden sie neben anregender Belehrung auch Spannung und Unterhaltung, wie sie die Darstellung interessanter Menschenschicksale immer gewährt, ohne doch in ihrer Theilnahme wie bei der Lectüre von Werken der Einbildungskraft durch die sich einmischende Vorstellung gestört zu werden, daß vielleicht gerade das, was sie am lebhaftesten fessele und interessire, eine bloße Erdichtung des Verfassers sei. Das Interesse von Biographien beruht nun entweder darauf, daß der Geschilderte durch seine Leistungen bedeutsam oder gar epochemachend wirkte, oder daß sein Lebenslauf reich war an anziehenden Momenten und merkwürdigen Peripetien oder daß sich darin das Ergebniß eines energischen Charakters offenbart, welcher sich durch ungünstige und widerstrebende Verhältnisse Bahn zu brechen und trotz aller Hemmnisse ein hohes Ziel zu erreichen wußte. Den höchsten Reiz werden aber Biographien ausüben, wenn an dem Geschilderten beide Vorzüge vereinigt zu Tage kommen. Man kann dies von Schiller allerdings sagen, und da außerdem noch der Umstand hinzukam, daß im vergangenen Jahre seine Säcularfeier begangen wurde, so ließ sich erwarten, daß die Zahl der bereits vorhandenen Werke und Schriften über Schiller

ansehnlich vermehrt werden würde. Dies ist nun allerdings der Fall gewesen. Zu dem umfangreichen, manches Neue enthaltenden Palleske'schen Werke, dessen zweiter Band nur einige Monate vor der Säcularfeier in die Oeffentlichkeit trat, gesellten sich eine mehr auf culturhistorischer Grundlage ruhende, übersichtlicher und volksthümlicher gehaltene Biographie Schiller's von Johannes Scherr und eine andere von A. Spieß, während das aus Familienpapieren gezogene Werk: „Schiller's Beziehungen zu Aeltern, Geschwistern und der Familie Wolzogen", als ein Supplement zu allen Biographien des Dichters zu betrachten ist. Dazu kamen noch eine Menge kleinerer Schriften, in denen nur gewisse wichtige Perioden aus seinem Leben beleuchtet wurden, und zu denen z. B. die von mir selbst verfaßte Einleitungsschrift zu der zweiten wohlfeilen Ausgabe des Schiller-Körner'schen Briefwechsels: „Schiller's und Körner's Freundschaftsbund", J. G. Rönnefahrt's Schrift „Schiller und Goethe oder der 13. Juni 1794 ein Gegenstag der deutschen Nation", Theodor Perschmann's Schrift: „Der Entwickelungsgang Schiller's in den Jahren 1785—95", Julian Schmidt's Buch: „Schiller und seine Zeitgenossen", u. s. w. zu zählen sind. In einer kleinen aber beachtenswerthen Schrift von Gotthilf Löschin: „Mittheilungen aus der Bildungsgeschichte Goethe's und Schiller's" ist an dem Beispiel beider Dichter nachzuweisen gesucht worden, daß ebenso wol die allzu isolirte blos häusliche Erziehung als die allen häuslichen Einflüssen entrückte, allzu uniformirte und eingezwängte in Erziehungsinstituten ihre schweren Nachtheile haben. Unter der Legion von Festreden, die seither auch im Druck erschienen sind, nennen wir hier vorläufig nur die akademische Festrede von Kuno Fischer: „Friedrich Schiller", theils weil dieselbe als ein selbständiges Schriftchen zu betrachten ist und ein gedrängtes Bild von dem Lebens- und Bildungsgange des Dichters, namentlich in seiner jenaer Periode bietet, theils weil ihr als Anhang einige bisher noch ungedruckte und aus dem Universitätsarchiv gezogene Schriftstücke von Schiller's Hand, beigegeben sind. Stil und Darstellung sind auch hier, wie in Kuno Fischer's früher erschienener Schrift: „Schiller als Philosoph", glänzend. Der poetischen Verherrlichungen Schiller's, der Festspiele, zum Theil allegorischer Art, der Prologe u. s. w. gelangte bei dieser Gelegenheit ebenfalls eine unübersehbare Masse in die Oeffentlichkeit; doch glauben wir kaum, daß es der Lyrik diesmal so gelungen sei, Schiller zu verherrlichen, als dies dem Grabstichel in der Pecht-Ramberg'schen „Schiller-Galerie" gelang, deren Werth noch durch die begleitenden Erklärungen aus der geistreichen Feder Pecht's wesentlich erhöht wird. Selbst dramatisch handelnd ließen einige Dichter den Gefeierten auftreten, so Ludwig Eckardt in dem Drama „Friedrich Schiller" und Theodor Apel in dem Schauspiel „Dichters Liebe und Heimat", welches letztere unter anderm in Leipzig und Königsberg zur Aufführung gelangte. Vorläufig bemerken wir nur, daß, während Apel in seinem Drama ausschließlich die dresdener Episode aus Schiller's Leben behandelt hat, Eckardt in dem seinigen, eigentlich einer dramatisirten Biographie, die ganze Zeit von 1782—90 zu umfassen suchte, doch gerade mit Ausschluß des dresdener Intermezzo. Wir verweisen jedoch auf unsere Artikel über die Schiller-Literatur in d. Bl., in welchen die dahin gehörigen Publicationen theils schon ausführlicher besprochen worden sind, theils soviel es der Raum erlaubt, demnächst noch besprochen werden sollen. Nur das möchten wir hier noch bemerken, daß eine wirklich vollständige Biographie und unparteiische Würdigung Schiller's erst durch das bei dieser Gelegenheit zu Tage geförderte Material möglich geworden, obschon wir denjenigen, der sich künftig dieser Arbeit unterziehen sollte, wol um das Verdienst, das er sich dadurch erwerben wird, aber keineswegs um die ihm zufallende Mühe, dieses Material zu sichten und zu verarbeiten, beneiden möchten, zumal da auch vieles, was die periodische Presse bei dieser Gelegenheit veröffentlichte, zum Zweck einer solchen Arbeit nicht wol übergangen werden kann. Wir glauben, daß sich derjenige ein Verdienst erwerben würde, der sich der Mühe unterziehen wollte, ein möglichst vollständiges Verzeichniß der bei Schiller's Säcularfeier erschienenen größern und kleinern Beiträge zur Schiller-Literatur und der bedeutendsten, wirklich neue Gesichtspunkte oder Mittheilungen enthaltenden Journalaufsätze zu verfassen, und zwar sobald als möglich, da die Schwierigkeiten und Mühen einer solchen Arbeit mit der Zeit begreiflicherweise nur zunehmen, vieles mit der Zeit auch gänzlich verloren geht.

Gleichsam um dem säculargefeierten Schiller den Thron des Jahres allein zu überlassen, erschien im vergangenen Jahre keine irgend nennenswerthe Schrift über das Leben und die Werke irgendeines unserer bedeutendern Dichter, wenn man vielleicht die von Julian Schmidt verfaßte Einleitung zu der neuen Gesammtausgabe der Werke von Heinrich von Kleist ausnimmt, oder nicht etwa Sophie Laroche, deren Leben in einem übrigens höchst fesselnden und auch culturhistorisch nicht unwichtigen Buche Ludmilla Assing beschrieben hat, zu den hervorragenden Dichterinnen rechnen will. Um so zahlreicher waren die Biographien von namhaften Männern, die auf anderm Felde wirkten, besonders von Theologen. Es erschienen z. B. Biographien der beiden katholischen Kirchenfürsten Wittmann und Diepenbrock, die letztern von Diepenbrock's Nachfolger verfaßt; Bellermann beschrieb das Leben des Johannes Bugenhagen, L. Curtze dasjenige des Kirchenliederdichters Philipp Nikolai, Auberlen dasjenige Schleiermacher's u. s. w. Hieran schließen wir die Biographien der Pädagogen, des Regierungs- und Schulraths W. von Türck (von ihm selbst niedergeschrieben und nach seinem Tode gedruckt), des Dr. Karl Mager und des Professors Gustav Evers, ferner die Schrift von Trendelenburg über den preußischen Staatsminister Freiherrn von Zedlitz, die, so gering auch ihr Umfang ist, viele interessante Beiträge zur Kenntniß des preußischen Schul- und Unterrichtswesens namentlich unter Friedrich dem Großen bringt. Den Anhängern der Innern Mission werden die von Wichern mit einem Vorwort eingeleiteten Denkwürdigkeiten aus dem Leben

der wegen ihrer wohlthätigen Handlungen hochgeachteten Hamburgerin Amalie Sieveking und die unter dem Titel „Aus den Papieren einer Tochter Jung-Stilling's" erschienenen Erinnerungen an Jung-Stilling und seinen Familien- und Freundeskreis von Werth sein. Das Leben und die Verdienste des Curators der göttinger Universität, Hoppenstedt, diejenigen des in Hamburg verstorbenen Publicisten und Historikers Christian Fridrich Wurm sowie des Musikers Mosevius wurden in kleinern Schriften von anonymen Verfassern behandelt. Einen populären Zweck verfolgen die biographischen Schriften, welche Eduard Schmidt-Weißenfels über Gentz, Metternich und Scharnhorst verfaßt hat. Diese führen uns bereits mitten in die Zeitgeschichte, in die uns auch G. H. von Schubert's „Erinnerungen aus dem Leben der Herzogin von Orleans", obschon darin vorzüglich die seltenen Geistes- und Herzenseigenschaften der Verstorbenen hervorgehoben sind, und noch unmittelbarer R. Gottschall's Biographie Napoleon's III. versetzen. Wichtiger noch sind für die Zeitgeschichte mehrere memoirenartige Werke, wie namentlich die „Denkwürdigkeiten" von Varnhagen von Ense, von denen der achte und neunte Band erschienen, der erstere vorzugsweise durch die Veröffentlichung politischer Geständnisse des Fürsten Metternich, der zweite durch Mittheilungen aus der Geheimgeschichte Badens interessant, während die unter dem Titel „Unvergessenes" erschienenen Denkwürdigkeiten der Dichterin Helmina von Chézy durch die Mannichfaltigkeit ihrer Mittheilungen über schriftstellerische Notabilitäten Frankreichs und Deutschlands und über politische Zustände besonders aus der Zeit des ersten französischen Kaiserreichs und der Befreiungskriege anziehend sind. Hierher gehören auch die meist sehr wichtigen politisch-militärischen Denkwürdigkeiten, wie die des Grafen Radetzky's, aus dessen Nachlaß, die des Livländers General von Löwenstern, herausgegeben von F. von Smitt, und die sehr inhaltreichen des Generals Grafen von Toll. Das Leben und Wirken des um die Vereinigten Staaten hochverdienten deutschen Landsmanns F. W. von Steuben beschrieb R. Schmitt, und W. von Rahden die kriegerischen Thaten und Abenteuer des Karlistengenerals Gomez. An diese memoirenartigen oder biographischen Werke schließen sich als Materialien verschiedene Briefsammlungen, z. B. W. von Humboldt's Briefe an F. G. Welcker, herausgegeben von R. Haym; die Briefe Schleiermacher's, die unter dem Titel „Aus Schleiermacher's Leben" erschienen; die Briefe Heinrich von Kleist's an seine Schwester Ulrike, deren Herausgabe Koberstein besorgte; die Briefe des Dichters Heinrich Stieglitz an seine Charlotte aus der Zeit des Brautstandes, die, mit der dunkeln Schlußkatastrophe im Hintergrunde, von doppeltem psychologischen Interesse sind, übrigens auch manches Anziehende über die geistigen und künstlerischen Zustände Berlins zur Zeit Hegel's enthalten. Inzwischen fährt H. Düntzer mit dem an ihm bekannten Forschungs- und Sammlerfleiße fort, die weimarer Briefschränke auszuräumen und ihren Inhalt zu veröffentlichen: so die Briefe Knebel's und seiner Schwester Henriette, die unter anderm auch manche merkwürdige Einblicke in die zur Zeit Goethe's und Schiller's in den aristokratischen Kreisen Weimars herrschenden Animositäten eröffnen, und den unter dem Titel „Herder's Reise nach Italien" von ihm und F. G. von Herder herausgegebenen Briefwechsel Herder's mit seiner Gattin in den Jahren 1788 und 1789.

Diese Vorliebe für alles Biographische und Memoirenartige hat auch das Gedeihen einer besondern Romangattung, des biographischen Romans, befördert, zu denen regierende Häupter, Fürstinnen, Maler, Dichter u. s. w. herhalten müssen und der sich theils in den Schranken des Einzellebens hält, theils zu wirklich geschichtlicher Darstellung ausbreitet, wie in Th. Mundt's „Robespierre", der mit seinem Vorläufer „Mirabeau" ein instructives, erschütterndes und dabei ziemlich vollständiges Rundgemälde der französischen Revolution bildet, welches allen denen zur Lectüre zu empfehlen ist, die sich mit dem Studium weitläufiger pragmatischer Geschichtswerke nicht gern befassen oder aus Mangel an Muße nicht befassen können. Zu dieser Gattung gehört ferner „Andreas Hofer" von Luise Mühlbach, „Dorothea von Kurland" von A. von Sternberg, „Günther von Schwarzburg" von L. Schücking, von dem wir auch gleich hier den Roman „Paul Bronckhorst" erwähnen wollen, in welchem ein vaterländisch deutscher Stoff behandelt ist und auch einzelne gelungene humoristische Episoden anzutreffen sind. Selbst der alte Radetzky, an dem man doch beim besten Willen nicht gerade viel romantische Eigenschaften aufzufinden vermag, wurde von A. Schrader in das Prokrustesbett eines historischen Romans gezwängt. Den die Reformatoren vom ultrakatholischen Standpunkt zu einer Caricatur verzerrenden Romanen des pseudonymen Konrad von Bolanden „Eine Brautfahrt" und „Franz von Sickingen" stellte Th. König seinen Roman „Luther und seine Zeit" gegenüber. Gelehrten-, Künstler- und Dichterromane lieferten Julie Burow („Johannes Kepler"), L. Lang („Wolfram von Eschenbach"), H. van Maltitz („Lucas Cranach"), Rau („Beethoven") u. a. Mehr oder weniger gehören zu dieser Gattung auch die Romane von G. Hesekiel und H. von Scharff-Scharffenstein, beide unter dem Banner der Kreuzzeitungspartei die Feder führend, von jenem „Französische Hofgeschichten", „Vor Jena" und „Von Jena nach Königsberg", von diesem „Denkwürdigkeiten eines Royalisten", bei denen es auf eine lange Reihe von Bänden abgesehen zu sein scheint; ferner der Roman „Ein neuer Glaube" von E. Lobedanz, dem Verfasser der „Narren des Glücks" und „Der Strandvogt von Jasmund", von Ph. Galen, dessen Romanen sich nachrühmen läßt, daß sie sich durch einen natürlichen Fluß der Erzählung hervorthun. Wilhelmine Guischard versetzt uns in ihrem interessanten historischen Roman „Die Hunyady" in die glänzendste Epoche der ungarischen Geschichte; Otto Müller im „Klosterhof" in das Familienleben Bremens, dessen Schattenseiten nicht geschont werden, H. Armand, dessen farbenreiche Darstellung an Sealsfield erinnert, in „Alte und Neue Heimat" u. s. w. nach jener westlichen Hemisphäre, welche Goethe deshalb glück-

lich frisch, weil sie keine Vasalle und keine alten verfallenen Schlösser, d. h. keine eigentliche Vergangenheit, sondern eine strebsame Gegenwart und eine große Zukunft hat. Von namhaften Romanschriftstellern und Romanschriftstellerinnen nennen wir noch ferner Fanny Lewald, die sofort mit vier Bänden „Neue Romane“ in die Schranken trat, R. von Kendell, der lange Zeit geschwiegen und jetzt wieder durch einen Roman: „Ein Glückskind“, welcher in seiner ganzen Haltung und seinen Durchführung die inzwischen von dem Verfasser erlangte größere Reife bekundet, sich den Verehrern seiner frühern Romane in Erinnerung bringt, und „Benoni“ von E. Brachvogel, dessen „Friedemann Bach“ inzwischen eine zweite Auflage erlebt hat. Gutzkow's nach dem großartigsten Plane angelegtes zeitgeschichtliches Rundgemälde: „Der Zauberer von Rom“, der unter den während der zwei oder drei letzten Jahre in Deutschland erschienenen Romanen ohne Zweifel die größte Sensation erregte, fällt seiner Entstehung und dem Beginn seiner Veröffentlichung nach nicht in das letzte Jahr, weshalb wir hier nur bemerken wollen, daß davon bereits der sechste Band erschienen ist.

An Erzählungen und Novellen war das vergangene Literaturjahr besonders fruchtbar. E. Willkomm's „Am häuslichen Herd“ und „Meteore“, Gerstäcker's „Hell und Dunkel“, Hackländer's „Krieg und Frieden“, F. Ludwig's „Aus der Provence“, A. Becker's „Novellen“, A. Meißner's „Seltsame Geschichten“, R. Heller's „Ausgewählte Erzählungen“, deren zweiter Band die Novelle „Das Geheimniß der Mutter“ enthält, Roquette's „Erzählungen“ u. s. w. sind ganze Sammlungen von Erzählungen und Novellen, die meist wol früher schon in Zeitblättern veröffentlicht waren. Hierher gehören auch „Leben und Lieben in Norwegen“, vier Novellen von Th. Mügge, dessen Roman „Verloren und gefunden“, beiläufig bemerkt, nicht den Erwartungen entsprochen zu haben scheint, zu welchen des Verfassers frühere Leistungen berechtigten; F. Spielhagen's „Auf der Düne“, Elfried von Taura's Erzählung: „Die Tochter des Wilddiebes“, Hermann Schiff's gerühmte Erzählung „Regina oder das Haus Todtenstein“, welche den ersten Band seiner „Norddeutschen Volksbibliothek“ bildet, und C. Heigel's Erzählung „Walpurg“, die in Baiern zur Zeit Max Emanuel's spielt und als ein Erstlingswerk für das Talent des Verfassers ein sehr günstiges Vorurtheil erweckt. Die Dorfnovellistik ist inzwischen sehr zurückgetreten; doch nennen wir Elfried von Taura's „Erzgebirgische Geschichten“ und M. Meyr's „Neue Erzählungen aus dem Ries“. Unter diesen hier angeführten Novellen und Erzählungen befindet sich viel Gutes, wodurch unsere schon früher ausgesprochene Ansicht bestätigt wird, daß den Deutschen die Novelle und die kleinere Erzählung im allgemeinen besser gelingen als große, viel- und dickbändige Romane, einzelne glänzende Ausnahmen natürlich zugestanden. Diese Erscheinung beruht vielleicht auf denselben Gründen, denen es zuzuschreiben ist, daß deutschen Dichtern das Miniaturepos in Form einer Ballade oft vortrefflich, aber das Epos, sobald es Charakter und Maß einer bloßen Idylle überschreitet, meist nicht sehr gelingt. So sind auch an deutschen Tragödien meist nur ein paar Acte vortrefflich; gelungene Schlußacte werden von Deutschen nur sehr selten zu Stande gebracht. Es geht uns ja ebenso bei der Ausführung politischer Combinationen; die Anläufe sind oft ganz ausgezeichnet, aber der Schlußact, wenn er überhaupt ein Schlußact ist, misräth fast immer. Der Deutsche geräth bei seinen Schöpfungen zuletzt fast immer auf einen Bruch, der unlösbar ist, weil er mit seiner innersten Natur zusammenhängt.

Der Uebergang zur Humoristik ist uns durch einige Romane leicht gemacht, welche mehr oder weniger humoristischen Charakters sind, z. B. H. Smidt's „Herr Rentier Rosentipfel“, F. Stolle's „Der König von Tauharawi“ (Bestandtheil der Kober'schen Romanbibliothek), der viel Ergötzliches enthält, H. Presber's „Wolkenkukuksheim“, E. Schüller's „Don Quixote und Falstaff“ und Karl Wartenburg's „Die Väter der Stadt“. Ganz besonders gehört hierher Karl von Holtei's neuester dreibändiger Roman „Die Eselsfresser“ (so wurden wol früher scherzweise in der Mark die Schlesier genannt), worin, wie auch in den andern obengenannten Romanen, Scherz und Ernst miteinander abwechseln. Ganz vorzügliche Beachtung verdient der feine poetisirende, im Stil übrigens etwas manierirte Humor Jakob Corvin's (W. Raabe), des Verfassers der „Chronik der Sperlingsgasse“, der in seinem Roman „Die Kinder von Finkenrode“ und in seiner Novellensammlung: „Halb Mähr! halb mehr!“ von neuem beweist, daß sein Talent sich mehr für kleine Miniaturbilder, als für große Compositionen eignet, zu denen seine Erfindungsgabe doch nicht ganz ausreicht. Der gemüthvolle Humor Raabe's verschönert übrigens die Gegenstände, die er schildert, während es sonst den meisten Humoristen, die zugleich auch Satiriker und Besserung bezweckende Moralisten sind, eigen zu sein pflegt, möglichst ehrlich und wahr zu sein und die Dinge so zu schildern, wie sie sind oder ihnen erscheinen. Wenigstens in unserer Zeit hat auch der Humor eine sehr realistische Richtung genommen, wie namentlich auch bei Holtei, und in seiner Abneigung gegen alle Sentimentalität und falschen Schimmer verliert der moderne Humor sich selbst oft ins Unschöne und Ungeschlachte, wo es dann allerdings zuletzt auch mit allem Humor zu Ende geht und nur die nackte Wirklichkeit übrig bleibt, wie dies auch in J. Gundling's übrigens in scharfen Strichen ausgeführtem Roman „Advocat Schnobeles“ der Fall ist. Indeß erscheint diese ungeschminkte Wahrheit, insofern das Wirkliche nur nicht vergröbert ist, was zuweilen auch geschieht, wenn auch unpoetisch, doch weniger schädlich als die idealisirende Verfälschung des Wirklichen, welche Gebrechen und Mängel nicht nur verschweigt, sondern selbst beschönigt, übertüncht und überfirnißt und sich nicht selten sogar in deutschen Romanen findet, die den Anspruch darauf machen, realistischer Art und ein getreues Abbild der Wirklichkeit zu sein. Zwei berliner Humoristen sind hier noch zu erwähnen: der schalkhafte Glaßbrenner, der gesammelte Skizzen unter dem Titel: „Hu-

moristische Table d'Hôte", und E. Kossak, der „Berliner Federzeichnungen" in zwei Bänden herausgab; ferner zwei satirische Dichtungen: „Die Micheliade", von Bernhard Kooke, in welcher der kleine bremer Michel neben dem großen deutschen Michel, und das satirische in der Schweiz anonym erschienene Drama „El Principe de la Paz und die Micheline", worin neben dem großen deutschen Michel der noch größere europäische gegeißelt wird. Inzwischen fuhr der in Leipzig lieferungsweise erscheinende „Hausschatz der deutschen Humoristik" fort, charakteristische Proben nicht blos der neuern und neuesten, sondern auch der ältern und ältesten deutschen Humoristik mitzutheilen, und aus dem Kreise der letztern auch manche bisher übersehene Seltenheit und Curiosität ans Licht zu ziehen.

Von hier wäre der bequemste Uebergang zum deutschen Lustspiel, über das aber nicht viel Rühmliches zu vermelden ist. Im Grunde haben wir kein einziges von hervorragender Bedeutung zu nennen. Kleinere Pièçen, die einzeln oder in dramatischen Jahrbüchern und Almanachen erschienen, wollen wir lieber gar nicht und auch G. zu Putlitz' „Badecuren" nur nebenbei erwähnen. Von Amerika herüber kamen uns die in Neuyork erschienenen „Lustspiele" von Heinzen, die zwar in ihrer Art merkwürdig und in sittengeschichtlicher Hinsicht interessant genug sind, aber schwerlich auf irgendeine literarische Bedeutung Anspruch haben und bei allen charakteristischen Eigenschaften mehr den Curiositäten beizuzählen sind. Eine einseitige Theorie, die capriciöse Einbildung, daß nur das hohe pathetische Drama eine poetische Berechtigung habe, scheint unsere vorzüglichsten dramatischen Kräfte davon abzuhalten, sich mit ausdauernder Hingebung dem Lustspiel zu widmen, obschon die Klage doch allgemein ist, daß die Deutschen den englischen, französischen und spanischen Lustspieldichtern und selbst einem Holberg keinen gleichberechtigten Lustspieldichter zur Seite zu stellen haben. „Zopf und Schwert" von Gutzkow bleibt unter den neuern Lustspielen wol noch immer das hervorragendste; im allgemeinen werden wir aber sagen müssen, daß die Sucht, politische Lustspiele nach dem Zuschnitt des Scribe'schen „Glas Wasser" zu schreiben, dem Aufkommen eines wirklich deutschen Lustspiels im hohen Grade hinderlich gewesen ist. Zu den neuesten Versuchen dieser Art gehören auch die Lustspiele „Der Oberrock eines Diplomaten" von Franck und „Unsere Freunde" von Max Ring, die jedoch noch nicht im Buchhandel erschienen sind und auf den Bühnen, im ganzen genommen, nur einen zweifelhaften Erfolg gehabt haben. Eine bedeutende und fördernde Bereicherung wird durch sie der deutschen Lustspielliteratur jedenfalls nicht zuwachsen, obschon es beiden Stücken nicht an gelungenen Einzelheiten und dem von Max Ring auch nicht an tiefern Beziehungen fehlt. Aber es bleibt doch wol immer ein Hauptvorzug und eine Hauptaufgabe des Lustspiels, ein Spiegel nationaler Sitte und Cultur zu sein und neben Schwächen und Gebrechen, die überhaupt des menschlichen Fleisches Last und Erbtheil sind, besonders auch die nationalen Lächerlichkeiten, und zwar in allen Schichten der Gesellschaft, zur Anschauung zu bringen und dadurch bessernd und veredelnd zu wirken. Bloße pikante Ueberraschungen, frappirende Zufälligkeiten und ausgeklügelte, aber in dieser Weise nicht mögliche Intriguen, wie sie ganz im Gegensatz zu dem großen Charakterlustspiel Molière's die Haupthebel der modernen französischen Komödie sind, um zuletzt doch immer nur auf die Verheirathung eines Liebespärchens hinauszulaufen, haben noch nie ein Lustspiel von literarischem Werth und von sittengeschichtlicher Bedeutung hervorgebracht.

Bedeutsamer und gehaltreicher ist die Jahresausbeute auf dem Gebiete des ernsten Dramas und der Tragödie, wobei wir bemerken, daß die Nachwirkungen des hemmenden und niederdrückenden Einflusses der Kriegsperiode sich auf diesem Gebiete ohne Zweifel erst im nächsten Jahre zeigen werden; denn während die vorige Wintersaison den deutschen Bühnen eine beträchtliche Zufuhr von neuen und zum Theil recht brauchbaren Stücken einbrachte, scheinen die Bühnen in der diesmaligen um wirksame Novitäten ziemlich in Verlegenheit zu sein. Der Brauch, Stücke drucken zu lassen, bevor sie die Generalprobe auf der Bühne bestanden, scheint ohnedies mehr und mehr abzukommen, und mit Recht, da dramatische Dichtungen sicherlich von Privatpersonen jetzt fast gar nicht gekauft und von Leihbibliotheken-Abonnenten nur wenig gelesen werden. Um Leser zu finden, müssen sie auf den Bühnen schon ein sehr bedeutendes Aufsehen erregt haben. Man mag dies Factum beklagen, da darüber allerdings manches Drama von poetischem Werth ungedruckt und, wenn gedruckt, ungelesen bleibt; nur leider gibt es kein Mittel, den Modegeschmack der Lesermasse, der sich fast schon seit Anfang des Jahrhunderts, wenigstens seit dem Ablauf des ersten Decenniums immer mehr dem Drama ab- und dem Roman zugewandt hat, eine Richtung zu Gunsten der Dramenlectüre zu geben. Und gestehen wir es nur, daß, wenn es wirklich einmal eine Zeit in Deutschland gab, in der auch das Drama populär war und einen nicht unansehnlichen Posten im Budget der Verleger bildete, diese Popularität im Grunde doch nur auf das ungeschlachte Ritter- und Räuberdrama und höchstens noch auf das sentimentale, übertriebene Empfindungen in übertriebenen Redensarten ausseufzende bürgerliche Drama sich beschränkte: jenes Drama, in welchem niemals ein schlechter Minister oder Kammerherr fehlen durfte, der ein zärtliches Liebespaar unglücklich machte, seinen guten Fürsten betrog, zuletzt aber als Scheusal entlarvt und zum Vergnügen der Leser durch die poetische Gerechtigkeit gehörig abgestraft wurde. Mit diesen Gattungen ist der eigentliche Herzensantheil, den die Masse der Leser früher am Drama nahm, im Grunde so gut wie erloschen. Denn solche populäre Elemente finden sich in dem neuern Drama nicht mehr. Die Erzeugnisse der dramatischen Muse Deutschlands bieten in ihrem Ensemble auch einen sehr eklektischen buntfarbigen Anblick. Da haben wir zuvörderst diejenigen, welche antike Stoffe behandeln: Heyse's Preistrauerspiel „Die Sabinerinnen", H. Hersch's „Sophonisbe", Freytag's „Die Fabier", O. Marbach's „Hippolyt" und „Medeia", Loh-

mann's „Appius Claudius", von denen allen nur die beiden erstgenannten Tragödien zur Aufführung gekommen sind. Wir für unsere Person sind zwar ebenfalls der Ansicht, daß die antike Welt an tragischen Stoffen und tragischen Charakteren reicher ist als alle nachchristliche Zeit; aber der Anschauungs- und Empfindungsweise unsers Publikums sind sie ein für allemal entfremdet; sie erregen kein Mitgefühl nicht; sie nöthigen ihm höchstens eine kalte Bewunderung ab. Dann kommen die Tragödien, welche aus dem frühesten Mittelalter geschöpft sind, wie F. A. Maercker's „Karl Martell", denen sich aber unser Publikum auch nicht zu befreunden vermag; hat es doch bisher selbst noch nicht gelingen wollen, es für die deutsche Kaisergeschichte zu begeistern, weshalb wir auch dem neuen „vaterländischen Drama" von E. Tempeltey: „Hie Welf, hie Waiblingen", kein sehr großes Entgegenkommen seitens des Publikums in Aussicht zu stellen vermögen. Schiller allein, der jeden noch so spröden geschichtlichen Stoff flüssig zu machen und mit dem modernen Bewußtsein in Einklang zu setzen wußte, wäre wol der Mann dazu gewesen, die mächtigen Gestalten der deutschen Kaisergeschichte auch zu bühnenwirksamen Erscheinungen zu erheben und aus dem Historischen ins Theatralische zu übersetzen. Aber Schiller, der überhaupt ein viel modernerer Mensch war als man zu glauben scheint, gehörte keineswegs zu den wenigen damals lebenden Deutschen, welche wie Klopstock sich noch an den Erinnerungen der deutschen Kaiserzeit zu erheben wußten, obschon der großartige weltgeschichtliche Kampf zwischen Kaiser und Papst genug Momente enthält, welche einen Geschichtsdichter wie Schiller zu dramatischer Behandlung auffordern und begeistern konnten. Näher liegen dem heutigen Publikum die Conflicte, welche der Uebergang aus der spätern Zeit des Mittelalters in die neuere hervorbrachte, die Conflicte zwischen dem reichen Bürgerthum, das sich seiner Bedeutung bewußt geworden, und der Fürstenmacht, dem Royalismus und dem Demokratismus, wie sie von O. von Redwitz in seiner „Philippine Welser", übrigens einem doch mehr für novellistische Behandlung geeigneten Stoff, von H. Laube im „Montrose" oder von P. Lohmann in „Oliver Cromwell" behandelt wurden. Größern Beifall auf der Bühne als die genannten Stücke von Laube und Redwitz fanden H. Hersch's Schauspiel „Anna-Liese", bei der Aufführung unvergleichlich interessanter als bei der Lectüre, G. von Meyern's „Heinrich von Schwerin", ein Drama, das sich für das deutsche Interesse mit den dänischen Bärenhäutern tüchtig herumschlägt, und das historische Schauspiel von G. zu Putlitz: „Das Testament des großen Kurfürsten", mit preußisch-hohenzollernschen Tendenzen, die auch sonst in Schau- und Lustspielen ihre Vertretung fanden. Literaturdramen, in denen meist der Kampf des Genius gegen den Widerstand der stumpfen Welt dargestellt wird, waren diesmal besonders häufig. Die Dramen von Th. Apel und L. Eckardt, in welchen Schiller als handelnder Held auftritt, haben wir schon oben genannt. Hierzu kommen das in gegenwärtiger Nummer weiter unten ausführlicher besprochene Drama von A. Grün: „Friedrike", welches die sesenheimer Episode aus dem Leben Goethe's behandelt; ein Lustspiel: „Goethe hinter den Coulissen", von dem pseudonymen Theobald Klarer, bisjetzt freilich nur Bühnenmanuscript, das wir aber doch der Vollständigkeit wegen nennen; und die Dramen „Christian Grabbe" und „Charlotte Stieglitz" von Sanct-Hilar, letztere ohne Zweifel sehr wunderliche Producte, da sie ganz abnorme Charaktere und abnorme Verhältnisse zum Gegenstande haben, Producte, deren Publikum wahrscheinlich nur aus ihrem Verfasser besteht. Gedruckt erschienen auch A. Meißner's „Dramatische Werke", Auerbach's Drama „Der Wahrspruch" und Wolfsohn's Schauspiel „Die Osternacht". Rechnet man hierzu die Dramen, die aufgeführt, aber noch nicht gedruckt sind, so wird man gestehen müssen, daß sich unsere dramatischen Dichter an den ihnen von gewisser Seite ertheilten Rath, alles Dichten für die Bühne lieber ganz bleiben zu lassen, sehr wenig kehren. Und doch wol mit Recht. Unsere Bühnen leben so schon nur zu sehr von ausländischem Proviant; dies würde um so mehr der Fall sein, je mehr sich unsere dramatischen Dichter der Bühne entzögen, und so zuletzt das deutsche Element von der ohnehin schon hinlänglich kosmopolitischen deutschen Bühne gänzlich verschwinden. Und ist nicht unsere Zeit ebenso berechtigt, ihre Bühnendichter zu haben, wie die Zeit Goethe's und Schiller's, Iffland's und Kotzebue's?

Wenden wir uns zur Lyrik, so werden wir sagen müssen, daß die lyrischen Dichter der Gegenwart überhaupt einen ziemlich schweren Stand haben. Zwar der Frühling mit seinen Blüten kehrt alljährlich wieder und auch die Liebe als Lust, als Trauer, als bloße Sehnsucht und unbestimmtes Verlangen sucht noch die Herzen unserer jungen Dichter heim. Aber sie finden kein gläubiges naives Publikum mehr, welches einen neu aufstehenden Dichter mit demselben Entzücken begrüßte, mit dem man nach der langen Winteröde die erste Lerche begrüßt. Das Publikum stellt sich bei den Säcularfeiern unserer Dichter wol so an, als könne es noch für Poesie und Idealismus schwärmen, aber diese Begeisterung ist bei den wenigsten von echter und dauerhafter Farbe. Mit dem Schweiß, den das Alltagsgeschäft, der selbstsüchtige Erwerb, die nie rastende Speculation auf den Stirnen hervorrufen, schwindet auch die Schminke dahin. Die Theilnahme an politischen Combinationen und confessionellen Streitigkeiten und die wissenschaftliche Forschung, die nur im Detail kramt, ruft bei vielen Gemüthsverhärtungen und Gleichgültigkeit, wenn nicht Haß gegen alle Kunst und Poesie hervor. Die Geister werden immer böotischer, und auch die Seelen unserer Dichter widerstehen in der Regel nicht sehr lange den Versuchungen des modernen Lebens, von denen meist auch sie innerlich wie mit Rost überzogen werden, während vielleicht ihre Außenseite noch ganz blitzblank erscheint. Die sittlich-religiösen Ideen, welche von den seraphischen und hymnologischen Dichtern aus der Klopstock'schen Zeit gefeiert wurden, die idealen Gestaltungen und die tiefsinnige Symbolistik, durch welche unsere classischen Dichter wirk-

ten, die märchenhaften Bilder und Träume, in denen sich unsere Romantiker bewegten — diese ganze, schöne, reiche, herrliche Welt ist so gut wie versunken und lebt nur noch in der Erinnerung; denn ein moderner Dichter darf nicht wol wagen, sie anzubauen; er würde damit kein Publikum mehr finden, oder nur ein sehr winziges Häuflein. Ganze Dichtgattungen und Dichtformen sind außer Curs gesetzt, und andere werden es demnächst wahrscheinlich werden. Man hat gesagt, Schiller, wenn er jetzt aufstände, würde wol der Mann gewesen sein, auch den materiellen Fortschritten unserer Zeit eine dichterische Seite abzugewinnen, und man hat zum Beweise dafür auf die seltene Meisterschaft hingewiesen, mit welcher er z. B. die Technik des Glockengusses dichterisch behandelt habe. Wahrscheinlich meint man, Schiller würde in unsern Tagen ein „Lied von der Locomotive" schreiben. Aber die Glocke — sowenig Schiller auch ihre kirchliche Bedeutung, ihre Mission, die Gemeindemitglieder zu gemeinsamem Gottesdienst zusammenzurufen, hervorgehoben hat — mahnt doch an etwas Höheres; ihre Functionen sind symbolischer und nur friedlicher Art; ihre Gestalt ist gefällig; ihre Klänge erheben das Herz. Dagegen das ungeschlachte, kameelartige Ungethüm, die Locomotive, mit ihrem widerlichen Gekreisch und Gepuste, ihrer zermalmenden Gewalt, wenn ihr etwas Lebendes in den Weg kommt, mit ihrer dämonisch rasenden Schnelligkeit in gelegten Schienen, einen langen häßlichen Zug von Wagen hinter sich herschleppend, vollgepackt mit einander gleichgültigen Menschen, die nichts weiter begehren als möglichst rasch und möglichst wohlfeil von einem Ort zum andern versetzt zu werden! Ein Eisenbahnzug bildet in jedem Landschaftsgemälde nur einen unangenehmen störenden Gegenstand, und man kann annehmen, daß was in der Malerei unschön erscheint, auch für die Poesie fast niemals ein sehr geeignetes Thema sein wird.

Nun ist allerdings nicht zu leugnen, daß sich im Gegensatz zu dem Materialismus und der Frivolität der Zeit eine stille Gemeinde erhalten oder gebildet hat, welcher nur solche lyrische Erzeugnisse kauft und liest, die didaktischen und erbaulich-beschaulichen Charakters mit mehr oder minder religiöser Färbung sind, und daß diese Gemeinde keineswegs eine kleine ist, dafür zeugt der Umstand, daß manche Sammlungen dieser Art zahlreiche Auflagen erlebt haben, Spitta's „Psalter und Harfe" sogar weit über zwanzig. Auch sind auf diesem Gebiete im letzten Literaturjahre mehrere sehr anerkennenswerthe Gaben erschienen; wir nennen nur K. E. Ebert's „Fromme Gedanken eines weltlichen Mannes", die übrigens keineswegs frömmelnder Art sind und deren Verfasser die socialen und sittlichen Gebrechen der Zeit mit kräftiger Hand aufzudecken weiß; A. Peters' Gedichtsammlung „Natur und Gottheit"; J. Hammer's „Auf stillen Wegen", worin jedoch das eigentlich lehrreiche Element mehr zurücktritt als in den meisten seiner frühern Sammlungen; „Der Stunden Gottesgruß", eine didaktisch-episch-symbolische Dichtung von Franziska Gräfin von Schwerin, die rasch eine zweite Auflage erlebte; die Gedichte von Luise und Wilhelmine Hensel, von noch ausgesprochenern christlich-gläubigen Charakter und andere. Nur befriedigt diese Richtung doch sicherlich nicht die Mehrheit unserer Generation, und manche ihrer lyrischen Vertreter neigen sich zu einem Quietismus, welcher schwerlich in dem Charakter unserer arbeitsamen, rastlos vorwärtsschreitenden Zeit liegt und bei weiterer Ausbreitung einer gesunden Entfaltung der Poesie hinderlich werden könnte. Von andern Gedichtsammlungen, die in letzter Zeit erschienen sind, nennen wir noch, ohne uns auf eine Charakteristik derselben einzulassen, da sie theils schon in d. Bl. besprochen worden sind, theils noch besprochen werden sollen: J. Kerner's „Winterblüten", H. Pröhle's „Gedichte", F. W. Gubitz' „Gedichte", gewissermaßen ein poetisches curriculum vitae eines würdigen Veteranen der Literatur, R. Pohl's „Gedichte", F. von Blomberg's „Bilder und Romanzen", Tempeltey's „Mariengarn", G. von Vincke's und P. J. Willatzen's „Gedichte", O. L. Heubner's „Klänge aus der Zelle in die Heimat", Th. Oelckers' „Meine Mitgefangenen" u. s. w. Die vielleicht eigenthümlichste Erscheinung auf dem Gebiete der Lyrik rührte von einer Frau her, und zwar von einer leider bereits verstorbenen; wir meinen die „Letzten Gaben", nachgelassene Gedichte und Erzählungen von Annette von Droste-Hülshoff. Unsere einmal ausgesprochene Hoffnung, daß unsere jungen Lyriker zur Besinnung gekommen und nicht mehr von der frühern Leidenschaft, sich sobald als möglich gedruckt zu sehen, besessen seien, scheint sich nicht zu erhalten, denn kaum sind die Zeiten ruhiger geworden, als auch schon von allen Ecken und Enden wieder Gedichtsammlungen emportauchen, die alle hier zu nennen zu weit führen würde. In vermehrten Auflagen erschienen Dingelstedt's, E. Rittershaus', Ruperti's „Gedichte"; H. Schulze's (aus Delitzsch) „Mein Wanderbuch" u. s. w. Die Zeit der Kriegsnöthe erzeugte begreiflicherweise auch eine ziemliche Menge vaterländischer und kriegerischer Poesien, meist jedoch nur sehr dünne Heftchen oder bloße Flugblätter, die denn meist auch spurlos verweht und verschwunden sind. Wir nennen hier nur Hoffmann's von Fallersleben „Deutschland über alles", Mautner's Sonette „In Catilinam", Griesben's Terzinen „Constanter ac sincere" (hintereinander zwei lateinische Titel zu deutsch vaterländischen Dichtungen!), Julius Rodenberg's „Deutsche Antwort auf welsche Hiebe". Auch F. W. Rogge's lyrische Rhapsodie: „Aus Westminster-Abtei", kann wegen der darin enthaltenen patriotischen Mahnungen hierher gezählt werden.

Die Hoffnungen, welche einige an die moderne lyrische Epik knüpften, daß sie nämlich im Laufe der Zeit zu einem wirklichen Epos führen werde, haben wir im Grunde nie getheilt, da diese Gattung uns mehr aus einer speciellen Liebhaberei der Dichter, als aus einem wirklich vorhandenen Zeitgeschmack hervorgegangen zu sein schien. Aus letzter Zeit wüßten wir von dieser Gattung keine hervorragende Dichtung zu nennen außer denen, die wir schon im vorjährigen Rückblick genannt haben. Dagegen haben wir eine in unsern Tagen seltene Erscheinung, ein

wirklich geschichtliches Heldengedicht: „Die Hohenstaufen. Ein Epos in sechs Gesängen", dessen Verfasser sich auf dem Titel nicht genannt hat, hervorzuheben. Es ist ein Werk von patriotischer Gesinnung und gewissenhaftem Fleiße, dem wir nur eine regere Theilnahme des Publikums wünschen, als dieses sonst für solche Schöpfungen an den Tag zu legen pflegt.

Gehen wir zu den Schriften über, welche sich mit der Aesthetik und der Theorie der Dichtkunst und der Künste beschäftigen, so ist, trotz der Ungunst der Zeiten, auch auf diesem Gebiete ziemlich viel und darunter manches Gute erschienen. Carriere veröffentlichte eine vollständige Wissenschaftslehre des Schönen in seiner „Aesthetik", Vischer lieferte eine Schrift „Ueber das Verhältniß von Inhalt und Form in der Kunst", Gottschall schrieb, wesentlich vom Standpunkt der Modernität, eine „Poetik", Gruppe behandelte die „Deutsche Uebersetzerkunst", wobei er auch viele allgemeine Punkte der Poetik und der poetischen Technik zur Sprache brachte. Gleichsam eine Aesthetik des Lebens lieferte A. Jung in seiner Schrift: „Das Geheimniß der Lebenskunst". Was die Dramaturgie und das Theater betrifft, so sind besonders Th. Rötscher's „Kritiken und dramaturgische Abhandlungen", Lau's Sammlung von Skizzen „Zur Auswahl", die kleine Schrift von Biltz: „Die dramatische Frage der Gegenwart" und die von C. Duncker herausgegebene Schrift: „Iffland in seinen Schriften als Künstler, Lehrer und Director", meist Iffland'sche Aufsätze über scenische Darstellung und Dramaturgie enthaltend, vorzugsweise zu nennen. Dramatische Dichtungen, an denen sich fortdauernd der Scharfsinn der Interpreten versucht, bleiben noch immer Goethe's „Faust" und Shakspeare's „Hamlet". Als Einleitungsversuch zum ersten Theil des „Faust" gab D. Asher heraus: „Arthur Schopenhauer als Interpret des Goethe'schen Faust". Für die Erklärung des zweiten Theils sorgten unter andern H. Düntzer und A. Schnetger in eigenen Schriften. Vom „Hamlet" lieferten D. B. Storffrich und K. Rohrbach ziemlich umfangreiche Erklärungen, zu welchen noch die im zweiten Bande von F. Kreißig's schätzbaren „Vorlesungen über Shakspeare" kommt; den „Kaufmann von Venedig" beleuchtete W. Bernhardi. Auf musikalischem Gebiete dauerte der Streit zwischen der altorthodoxen Schule und ihren Epigonen einerseits und den Anhängern der Zukunftsmusik fort. Den Standpunkt der letztern vertheidigten F. Brendel, der Herausgeber der „Anregungen" und der „Neuen Zeitschrift für Musik", in der Broschüre: „Franz Liszt als Symphoniker", Sobolewski in der Schrift: „Das Geheimniß der neuesten Schule der Musik", und ein Anonymus in der Broschüre: „Wagner's Lohengrin und die Kritik der berliner Tagespresse." Auch für Laien interessant sind A. W. Ambros' „Culturhistorische Bilder aus dem Musikleben der Gegenwart" und die „Musikalische Rundschau über die drei letzten Jahrhunderte" von J. M. Fischer. Sehr zu bedauern ist, daß E. Lobe wegen schwankender Gesundheit darauf verzichten mußte, seine „Fliegenden Blätter für Musik" fortzusetzen; um so willkommener heißen wir die Aufzeichnungen, die der würdige und gemüthvolle Mann, welcher sich noch der Gunst Goethe's und Zelter's zu erfreuen hatte, unter dem Titel: „Aus dem Leben eines Musikers", herausgegeben hat. Auf dem Gebiete der Kunstästhetik nennen wir A. Helfferich's „Kunstbriefe", deren erstes Heft das „Kunststichwort" behandelt. J. Braun, einen eigenthümlichen Standpunkt einnehmend, unterwarf im zweiten Bande seiner „Geschichte der Kunst" Kleinasien und die hellenische Welt seiner Untersuchung.

Die allgemeine deutsche Literaturgeschichte war auch im letzten Literaturjahre durch mancherlei Werke von Bedeutung und Interesse vertreten. Wolfgang Menzel's dreibändiges Werk: „Deutsche Dichtung", enthält in Bezug auf die älteste Periode der deutschen Literatur manches Treffliche, und vielleicht ist die deutsche Märchendichtung noch nicht so gut behandelt worden, als von Menzel. Aber von der Reformation an trübt und verfinstert des Verfassers bekannter Parteistandpunkt seinen Blick, und namentlich von der Zeit unserer classischen Dichter an ist das Werk nur mit größter Vorsicht zu brauchen, zumal da der Verfasser in den Auszügen und Inhaltsangaben höchst ungenau, leichtfertig und wie es scheint oft mit Absicht corrumpirend zu Werke geht. Da aber Menzel seinen Anhang hat, der mit ihm durch dick und dünn zu gehen gewohnt ist, so muß man es August Boden doppelt Dank wissen, daß er die gründlichsten Forschungen anwandte, um in einer besondern Schrift, welche wir noch speciell zu besprechen uns vorbehalten, die oft Verleumdungen gleichkommenden Irrthümer nachzuweisen, welche Menzel sich unsern Classikern gegenüber zu Schulden kommen ließ. J. W. Loebell setzte sein dankenswerthes Werk: „Die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstock's erstem Auftreten bis zu Goethe's Tode", fort. J. W. Schaefer, dessen Leben Goethe's in zweiter revidirter Auflage erschien, besorgte eine zweite Auflage der für das große Publikum und namentlich für das weibliche bestimmten Oeser'schen Literaturgeschichte; Hoffmann von Fallersleben brachte als Ausbeute seiner umfangreichen Lectüre in seinen „Findlingen" manche recht werthvolle literarhistorische Beiträge aus älterer und neuerer Zeit; R. Prutz charakterisirte von seinem Standpunkt in einem zweibändigen Werke: „Die deutsche Literatur der Gegenwart", das Decennium 1848—58, und Schmidt-Weißenfels lieferte in seinen „Charakteren der deutschen Literatur" eine Galerie literarischer Porträts von Schriftstellern und Dichtern der Gegenwart. Die vom Glück begünstigtste aller deutschen Literaturgeschichten von C. Vilmar hat inzwischen bereits eine achte Auflage erlebt.

Die Culturgeschichte und die Ethnographie vermehrten sich auch im letzten Literaturjahre mit vielen sehr werthvollen Beiträgen. Wir rechnen dahin besonders Wachsmuth's „Geschichte der deutschen Nationalität", wovon vor kurzem der erste Band erschienen ist, Riehl's „Culturstudien aus drei Jahrhunderten", Freytag's „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", Hermann Allmer's „Menschenbuch", F. Schönhuth's Werk „Aus der Oberpfalz", F. C. B. Avé-Lallemant's höchst instructives Werk „Das

deutsche Gaunerthum", G. Weigelt's „Die nordfriesischen Inseln", A. Kuhn's „Sagen aus Westfalen", Hansen's die Herzogthümer Holstein, Schleswig und Lauenburg und die Hansestädte Hamburg und Lübeck betreffendes Werk, mehrere Schriften von dem originell und zuweilen tief, aber etwas eigensinnig beobachtenden und nicht sehr logischen B. Goltz, wie „Der Mensch und die Leute", „Zur Physiognomie und Charakteristik des Volks" und „Die Deutschen" u. s. w. Den Frauen wurden mehrfache Studien gewidmet, von demselben Goltz, von J. Scherr u. a.

Der Ethnographie schließt sich zunächst die Reiseliteratur an. Mit Beiseitelassung der Reisewerke von wirklich wissenschaftlichem Gepräge wie des großen, übrigens auch in einem Auszuge erschienenen Barth'schen Reisewerks, nennen wir namentlich folgende, die mehr der sogenannten Touristenliteratur angehören, dabei aber doch durch zum Theil sehr interessante Mittheilungen auch den Wissenschaften der Geographie und Ethnographie zugute kommen: R. Avé-Lallemant's „Reise durch Süd-Brasilien", Kohl's „Reisen im Nordwesten der Vereinigten Staaten" und „Kitschi-Gami oder Erzählungen vom Obern See", Möllhausen's „Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee", K. Witte's „Alpinisches und Transalpinisches", A. Helfferich's „Skizzen und Erzählungen aus Irland", Th. Mundt's „Italienische Zustände", auch zur Kenntniß der politischen Verhältnisse Italiens nicht unwichtig, A. Meißner's Schrift: „Durch Sardinien", H. Lessing's „Torso und Corso" (ein gezierter Titel, der jedoch vom Lesen der interessanten Schrift nicht abschrecken sollte), L. A. Frankl's „Nach Jerusalem", eine Reiseschrift, deren hauptsächlichstes Interesse auf den Mittheilungen über den Zustand der Juden im Heiligen Lande beruht, M. Hauser's „Aus dem Wanderbuche eines österreichischen Virtuosen", höchst amusant, aber vielleicht nicht immer ganz glaubwürdig, J. Rodenberg's „Wanderchronik" und „Alltagsleben in London".

Von Geschichtswerken können wir hier nur diejenigen nennen, die geeignet sind, auch in weitern Kreisen Verbreitung zu finden und zu denen folgende gehören dürften: A. L. von Rochau's „Geschichte Frankreichs vom Sturze Napoleon's bis zur Wiederherstellung des Kaiserthums", als erster und zweiter Band der von Biedermann herausgegebenen „Staatengeschichte der neuesten Zeit"; A. Schmidt's „Zeitgenössische Geschichten" und Venedey's „Geschichte des deutschen Volks". Von Gervinus' großartigem Werke: „Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den wiener Verträgen", erschien ein vierter Band, von Ranke's „Englischer Geschichte" der erste, und von L. Häusser's „Deutscher Geschichte" eine zweite Auflage.

Was die Militärgeschichte betrifft, so hat diese und speciell die Geschichte des Siebenjährigen Kriegs in dem zweibändigen, von dem frühern preußischen Staatsminister von Westphalen nach einem nachgelassenen Manuscript eines Stammvordern herausgegebenen Werk: „Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig", eine wesentliche Bereicherung gewonnen. Wir bemerken hierbei, daß gerade auf dem Gebiete des Militärwesens die einzige wichtige und neue Streitfrage angeregt worden ist, wir meinen diejenige, welche Schulz-Bodmer in seinem Werke „Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft" erhoben, begründet, und in der kleinen Schrift „Entwaffnung oder Krieg" mit neuen zeitgemäßen Daten belegt hat.

Wir sagen, es sei dies die einzige neue Frage, welche im vorigen Jahre zur Debatte kam; wenigstens wurde sie noch niemals in so wissenschaftlicher, mit allen statistischen Hülfsmitteln unterstützter Weise begründet als dies von Schulz-Bodmer geschehen ist. Die naturwissenschaftlichen, theologischen und philosophischen Streitfragen dagegen reichen schon in frühere Jahre zurück. In diese Streitfragen können wir uns hier nicht tiefer einlassen; wir bemerken nur, daß die Schrift von A. von Gloß: „Wie viel entdeckte bisjetzt die neuere Naturwissenschaft?" als eine der schärfsten und schlagendsten Beweisführungen gegen den Materialismus betrachtet wird. Auf dem Gebiete der Theologie möchten wol Karl Schwarz' „Predigten aus der Gegenwart" am tiefsten und klarsten das aussprechen, was alle christlich Gesinnten, aber von den vielfachen Verunstaltungen des Christenthums Abgestoßenen wünschen, wollen und hoffen. G. Frank schrieb eine Geschichte der jenaischen Theologie und Baur charakterisirte die Tübinger Schule und ihre Stellung zur Gegenwart. Nennen wir außerdem noch den zweiten und dritten Theil von Bunsen's Werk: „Gott in der Geschichte", und die Nachlaßschrift Theodor Rohmer's: „Die Religion Jesu", so möchten wir wol diejenigen Werke theologischen Inhalts genannt haben, die vorzugsweise auch von dem Laien beachtet und gelesen zu werden verdienen. Was endlich die Philosophie anlangt, so genügt es wol zu erwähnen, daß Rosenkranz eine „Logik und Ideenlehre" erscheinen ließ und von A. Schopenhauer's Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung" eine dritte Auflage erschien, von der Gesammtausgabe der Werke Schelling's aber der dritte und vierte Band, die „Philosophie der Offenbarung" enthaltend, ans Licht getreten sind.

Männer der Wissenschaft haben stets einen genauen Ueberblick über die Literatur ihres Specialfachs; der gebildete Laie dagegen wünscht eine Uebersicht möglichst alles dessen zu haben, was ihm aus allen Fächern zu wissen besonders nützlich ist; dem Fachgelehrten ist es jedoch gleichfalls angenehm zu erfahren, was die eigentliche productive Literatur in einem gewissen Zeitabschnitt hervorgebracht hat. Diesem Doppelbedürfniß suchten wir mit unserer Uebersicht zu entsprechen. Wenn wir, wie ja alle Literaturgeschichtschreiber thun, die eigentlich schöpferische Literatur besonders berücksichtigten, so vergesse man nicht, daß in der poetischen Literatur jene Kenntniß menschlicher Leidenschaften, jene Einsicht in das menschliche Herz, jene schaffende und gestaltende Phantasie und jenes Gemüthsleben zu Tage kommen, kurz alle jene tiefern und zartern Regungen einer Nation, die man in streng wissenschaftlichen Werken und gelehrten Forschungen, namentlich auch in deutschen, nur zu sehr vermißt. Wir stimmen vollkommen mit St.-René Taillandier überein, wenn dieser

jüngst in der „Revue des deux mondes" sagte: der lebhafteste und getreueste Ausdruck des Völkerbewußtseins sei die eigentliche productive Literatur; Dichtungen, Romane, Dramen seien die intimsten Vertrauten des allgemeinen Bewußtseins und Gedankenlebens.

Hermann Marggraff.

Goethe und Friederike von Sesenheim.

Die festliche und geweihte Stimmung, welche durch die Schiller-Feier in ganz Deutschland auf eine so erhebende Weise erweckt worden ist und, wir wollen es wenigstens hoffen, dauernd in aller Herzen nachklingen wird, diese festliche Stimmung, deren letzte Wurzel in dem gerade durch Schiller in eminenter Weise an den Tag gelegten und erweckten idealen Zug des deutschen Wesens liegt, ist ganz dazu geeignet, daß wir uns weiter mit Liebe an die Einzelheiten jener großen Epoche innerlichen deutschen Lebens halten, welche gewöhnlich mit dem Namen der großen Literaturperiode bezeichnet wird. Nach welcher Seite der geistigen Kraftentwickelung wir unsere Blicke werfen, immer begegnen wir diesen großen Licht- und Kraftgestalten, welche wie Feuer auf den Höhen in der Dunkelheit des Jahrhunderts brennen, und neben unserm lieben großen Schiller, der sich angesiedelt hat auch in den Bürgerstuben, schreitet mit gleichem Schritte die hohe Gestalt „seines Freundes" Goethe, der darum auch unser ist. Wie sie beide in Weimar von unserm genialen Bildhauer-Dichter Rietschel gepaart wie ein großes Individuum vor die Augen der Welt gestellt worden sind, so schreiten sie auch ein lichtes Brüderpaar vereint durch ein Stück der verwirrten, zerrütteten Vergangenheit, kaum daß einer den Fuß ein Stück voranstehen, kaum daß einer mehr als der andere den Kopf erhoben hat. Zwei Genien sind's, die eine an der rechten, die andere an der linken Seite der köstlichen Mutter Deutschland, mit gleicher Liebe genährt, von verschiedenen Punkten ausgehend, ihre Naturen vermittelnd und zur Einheit höhern geistigen Lebens hinstrebend; der eine, Schiller, der mit angeborenem genialen Triebe sein Auge in kühnem Schwunge raschen beflügelten Ganges schweifen läßt über ganze Gruppen der Dinge der Welt, die er ordnet und faßt, der gleichsam nur in den Höhen und Tiefen des Colorits der Welt verweilt, alle glänzenden Momente der Beleuchtung herausfindend und das Maß, das er von diesem Standpunkte der Erhabenheit gewonnen hat, auf alle geistigen Erscheinungen übertragend; der andere, Goethe, wie der Jüngling, der sein Bild im Bache sehend, hineingezogen wird, liebevoll und mit urkräftigem Behagen sich hingebend den Dingen der Welt, mit genialer Empfindung sich hineinversenkend in die Einzelheiten, in jede kleinste Wandlung der Weltlandschaft, in jede Abstufung des Lichts sich vertiefend, bei jedem Gräslein mit gleicher Hingebung stehen bleibend, wie er so aus der mit genialer, einempfindender Liebe betrachteten Mannichfaltigkeit den Charakter, die Wahrheit der Dinge erkennt und sie zu einem Großen harmonisch zusammenbaut. Und wie nun ihr Ritt oder Gang in die Geisterwelt, in die Welt der Erscheinungen gemeinsam wurde, so thut sich ein großes Bild vor uns auf in dem Wechselstreben unserer beiden großen Dichter. Sie wechseln ab; bald nimmt Schiller Goethe untern Arm und führt ihn mit mächtigem Geisterschritt durch die erhaben gestalteten Licht- und Schattengruppen der Welt dahin, wo die prachtvollsten und reichsten Färbungen sich zeigen; er gewöhnt ihn mit seinem Auge zu sehen und Goethe wandert voll Entzücken mit, festgehalten in dem Freund, staunend und staunend; dagegen nimmt Goethe mit leisem warmen Händedruck den lieben Freund bei der Hand und führt ihn, behaglich plaudernd, durch das Schattendunkel kühler lieblicher Plätze, weist ihn auf jedes schlüpfende, hüpfende kleine Licht und läßt ihn in den Kelch der Blumen sehen; er lehrt ihn in hohem Sinne sich in das Kleine liebevoll verlieren, es sich aneignen, nachdem ihn jener gelehrt hat, das Allgemeine und Erhabene aus den Einzelheiten aufbauen. Nun haben sie sich gegenseitig durchdrungen und sie gleichen zwei Zwillingen, ähnlich genug, um sie noch verwechseln zu können, weil beide groß und edel in den Formen, und doch verschieden genug, um sie noch unterscheiden zu können, wenn man sie zusammensieht. In beiden sind die gleichen Elemente zur Einheit gestaltet; in beiden aber sind diese Elemente in einer verschiedenen Mischung geblieben; in Schiller behält die ideale Gestaltung der Welt aus dem ursprünglichen genialen Innern heraus noch das Uebergewicht; in Goethe behauptet das Schöne, insofern es aus der Wirklichkeit entlehnt ist, doch die Oberhand. Diese beiden Elemente zu versöhnen, ist die Aufgabe des Genius unsers deutschen Volks und darum sind zu guter Stunde, während fast alles verschlafen oder verwirrt war, diese beiden Meister, innig gesellt und sich gesellend, in und über die deutsche Welt gekommen.

Das Ideal, was durch die Vermittelung dieser beiden Charaktere vorgebildet ist — denn es bleibt dies natürlich immer ein Ideelles —, das ist es, in dem auch die Aufgabe der politischen Neugestaltung unsers Vaterlandes ihre Wurzel hat; der ideale Zug der Nation, die Geistesfreiheit für alle, hat darin die Hauptstelle.

In den angedeuteten Verhältnissen liegt es klar ausgesprochen, daß wir ein vollkommenes Recht haben gerade zu einem Zeitpunkte, in welchem sich das einige Volk in herzerhebender Weise mit Schiller gleichsam gesättigt hat, auf Goethe zurückzukommen, auf unsern großen, nicht minder geschätzten Goethe, den wir mit nicht minderm Stolze den Unsern nennen. Wir können von den Gebildeten unserer Nation verlangen, oder vielmehr wir erwarten ohne weiteres, daß sie jetzt wieder, um nicht in Einseitigkeit zu verfallen, sich näher auch auf die Betrachtung des Goethe'schen Wesens einlassen. Das hauptsächlich ist auch der Grund, weshalb wir gerade jetzt auf eine dramatische Erscheinung in der deutschen Literatur zu sprechen kommen, welche eben in die Oeffentlichkeit getreten ist.*)

*) Friedrike. Schauspiel von Albert Grün. Mit einem Facsimile der Titelheldin. Strasburg, Treuttel u. Würtz. 1859. 8. 1 Thlr.

Albert Grün's Schauspiel „Friederike", in echt deutschem, innerlichstem Geiste empfangen, ist auf französischer Erde ans Licht getreten. Wer die Friederike von Sesenheim ist, nun das wissen wir. Sie ist durch Goethe unsterblich geworden oder sagen wir besser: sie hat sich selbst mit ihm unsterblich gemacht. Es ist die alte Geschichte von der sogenannten Untreue Goethe's an Friederike, einer der sogenannten dunkeln Punkte in Goethe's Leben für alle, welche Goethe an die Schablone gewöhnlicher Naturen halten, die begreiflich kein Recht haben, sich von dem ihnen allein verständlichen Moralcodex zu entfernen. Doch wir wollen nicht vorgreifen. Wir wollen zunächst blos fragen: wer ist der Dichter Albert Grün. Nun, er ist einer, der hart an der deutschen Grenze in Strasburg sitzt, aber nicht herüberdarf, weil er sich vermaß, in seiner Entwickelung zum Manne eine Periode einzufügen, in welcher er das Heil des Vaterlandes auf andern Wegen suchte als diejenigen, welche noch keine Amnestie haben für den freien Geist, für die Gewissensfreiheit; es ist derselbe deutsche Verbannte, der in einem kleinen Bande von Gedichten dem Büchlein folgenden Zuruf auf den Weg mitgibt ins Vaterland:

Erzähl' ihm, seine Kinder,
Ob weit und breit zerstreut,
Sie hingen drum nicht minder
An ihm in Leid und Freud',
Und haben Kön'ge uns verbannt,
Du, nimm ihn dreist, den Gruß,
Den Herzens-,
Den Schmerzensgruß
An unser Vaterland!

So weile nun nicht länger,
Geh hin zu Berg, zu Thal!
Und triffst du einen Sänger,
Den grüße tausendmal!
Mein Auge sendet unverwandt,
Dir nach und nach den Gruß,
Den Herzens-,
Den Schmerzensgruß
Ans deutsche Vaterland!

Diese Töne klingen wahr und vertraut, ja ergreifend genug, und wir haben über Grün ein hinlänglich klares Bild, wenn wir zugleich bemerken, daß er ein Mann von großer Geistesschärfe, ungewöhnlichem Talent der poetischen Gestaltung und entschiedener Herrschaft über die reinsten Formen der deutschen Sprache ist, der sich in den Goethe'schen Genius ganz eingelebt, in ihm gleichsam seinen Frieden mit der Welt als Verbannter gefunden und sich durch die Klippen des Flüchtlingthums rein und unversehrt, ja geläutert, gestählt und versöhnt, durchgerungen hat.

Dieser Mann hat uns ein dramatisches Bild von den Vorgängen geliefert, welche in der Liebes- und Leidensgeschichte unsers jugendlich-genialen Wolfgang Goethe, stud. jur. in Strasburg und einer jugendlich-reinen und schönen weiblichen Erscheinung, Friederike Brion, Tochter des Pfarrers Brion zu Sesenheim bei Strasburg, umschlossen sind. Ob wir recht haben, wenn wir sagen: ein dramatisches Bild? Nun, wir wollen uns sogleich näher erklären, der Name thut uns gar nichts zur Sache. Nennen wir das ein dramatisches Werk, in dem die Darstellung des menschlichen Daseins und Wirkens aus der eigensten Natur des Menschen heraus in der Kunstform so gestaltet wird, daß wir in der Vorstellung und im Mitgefühl ein wahres Bild davon bekommen, wie sich im Gewinnen und Leiden das Schicksal des Menschen entwickelt, so ist Grün's „Friederike" ein solches dramatisches Werk, obgleich das Fortschreiten dieses Lebensorganismus nicht durch Leidenschaften exponirt wird, die immer in rapiden, scharf begrenzten Handlungen zu Tage treten. Doch überlassen wir den Aufbau von Kunsttheorien den Kritikern und Aesthetikern, welche, wenn der Genius eine neue Kunstgestaltung ins Leben gerufen hat, nachspürend mit ihrem Verstande sich und uns den Sinn schärfen für das Unterscheidende der Dinge, indem sie neue Kategorien bilden und in der wissenschaftlich ästhetischen Küche an eine leere Schublade eine neue Etikette heften. Freuen wir uns vielmehr dessen, daß Grün auch eine Form dafür gefunden hat, das Verhältniß der ersten Durchdringung des weiblichen und männlichen Princips in zwei genialen jugendlichen Naturen für sich allein dramatisch so darzustellen und zu bewegen, daß wir einen vollständigen und klaren Begriff von dem Großen und Bedeutenden einer Seelenentwickelung erhalten, wie sie an großen Naturen offenbar wird. Dieses Seelengemälde, dünkt uns, ist unserm Dichter in seiner „Friederike", welche er selbst ein Schauspiel nennt, in einer trefflichen Weise gelungen. Die Charaktere, welche zur Darstellung kommen, das ganze Brion'sche Haus mit seinen Ausläufern, die köstliche Natur der Friederike, sich mit Goethe zuerst zum Geiste abklärend, in der Mitte, und Goethe, der geniale, groß angelegte Jüngling, mit dem Kranze seiner Freunde, die schöne Natur im schönen Weibe zuerst in sein geistiges Wesen aufnehmend und sich damit erfüllend und dann reicher zu seiner Aufgabe, zur Erfüllung des dichterischen Geistes zurückkehrend, die Charaktere, von den feinsten und wahrsten Lebenszügen und Bezügen getragen, stimmen alle harmonisch zusammen und runden sich in dem Ganzen eines Lebensausschnitts, welcher den Eindruck der schönsten Harmonie zurückläßt. Dies alles ist, mit wenigen, in kleinen Schärfen bestehenden Ausnahmen, umschlossen von einer wundervollen Reinheit der Sprache, ausgeprägt in einem köstlichen Rhythmus des Versbaues, von einem großen Gedankenreichthum, von einer gewinnenden und hinreißenden Gefühlstiefe; ein Lebenslicht ist in diesen ruhig duftenden und flüsternden Garten eines herrlichen Seelenlebens ergossen, daß man den Mund öffnet und heiter die frischen Ströme dieser Atmosphäre schlürft.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik dieser vielversprechenden Grün'schen Dichtung gehen wir auf das einzelne über, um unsern Lesern einen nähern Begriff von dem zu geben, was sie im einzelnen zu erwarten haben; denn wir beabsichtigen natürlich nichts anderes, als dies Werk dringend zur Lectüre anzuempfehlen. Bevorworten müssen wir, daß der Dichter mit seinem Werke in zwei

Gestalten vor das Publikum tritt. Die erste Bearbeitung, welche unter dem genannten Titel in den Buchhandel gekommen ist, ist eine etwas umfassendere Bearbeitung und namentlich in der Exposition des Bodens, auf dem das Verhältniß erwächst — das Brion'sche Pfarrhaus nämlich —, viel umständlicher und ausführlicher. Dieser Bearbeitung hat der Dichter auch eine Einleitung in Prosa vorangeschickt, in welcher er sich näher über seinen Stoff und sein Ziel ausläßt. Die zweite Bearbeitung, nur als Manuscript für das Theater gedruckt, uns durch die Gunst des Geschicks ebenfalls in die Hände geführt, ist eine knappere, abgekürztere, welche aber im wesentlichen mit der ersten genau übereinstimmt und nur mit kleinen Abänderungen eine Anzahl von Scenen beseitigt hat, die sich für die dramatische Darstellung wenig eignen, und von dem Standpunkt der Bühnenkunst das Stück in einem etwas schnellern Fortschritt in die Plastik einzuführen sucht. Der Dichter selbst hat damit das Bekenntniß abgelegt, daß er die umfassendere Bearbeitung mehr von dem Standpunkte eines dramatischen Gedichts aufgefaßt und beurtheilt sehen will. Und wir sind der Meinung, daß er damit einen sehr richtigen Takt bewährt hat. Wir werden uns bei unserer Darlegung zumeist an die zweite Form halten.

Das ländliche, ehrbare, von Fröhlichkeit aber noch durchwehte elsassische protestantische Pfarrhaus wird uns in seiner ganzen Thatbeständlichkeit vor die Augen geführt, das baufällige enge Pfarrhaus, das der in die Weite gebildeter städtischer Cirkel strebende Pfarrer gern erweitert sähe; Pfarrer Brion möchte gern diese Erweiterung der Trägheit und dem Eigennutz der Bauern abgewinnen und damit zugleich seinen Einfluß und seine Würde siegreich und zweifellos constatiren. Die Pfarrerin aber sieht mit der Erweiterung die Ausgaben wachsen, den Frieden und die Heiterkeit sich mindern; erhaltend und sauber und belebend gestaltend schafft sie die Enge des Hauses zum befriedeten weiten Raume um. Der Pfarrer hat genug vom Schwung der Seele behalten, daß ihn das geistliche „Handwerk" nicht niederzieht; die Würde seines Amts hört er gern gepriesen und erinnert sich mit Vorliebe der Undankbarkeit seiner Heerde, um damit seinen erhabenen Standpunkt in ihr an den Tag zu legen. Die Pfarrerin ist der glättende, ordnende Geist, der blanke, reinliche Pokal, in dem der Wein des häuslichen Lebens perlt. Marie, die älteste Tochter, ist die rüstig arbeitende Kraft mit durchdringend verständigem, unermüdlichem Schaffen, und Friederike, ja, sie ist der Blütenbaum, der über die Fenster gewachsen ist und dem Ganzen Schönheit und Frische verleiht; daran lehnt sich noch der halbwüchsige Bursche Christian, ein „dämliger Bengel', in dem etwas steckt, und Knecht und Magd, dem Hause eingewachsen, ehrliche, anmuthende, instinctiv gut strebende Volksnaturen. Und dieß, Haus und Anger und Wald und Garten sind gleichsam eins, und das Dorf gehört auch mit dazu. Grün hat hier seinem dramatischen Vorgang einen idyllischen Hintergrund oder vielmehr Untergrund zu geben vermocht, der von wunderbarer Schönheit und Frische ist und so in das Ganze hineinwebt und lebt, daß man nicht mehr merkt, wo fängt das Drama an und wo hört das Idyll auf; die Grenzen sind durch den Genius verwischt. In dies Haus tritt unser Wolfgang, der geniale Jüngling, die schöne Mitte eines Kreises drangvoll strebender, bedeutender Menschen, meist jugendlicher Leute in Strasburg. Daraus hebt sich nun contrastirend ab der gehaltene Actuar Salzmann, der geprüfte, lebenserfahrene, charakterfeste, innen glutvolle Mann, der mit erziehender Mäßigung in die jungen Geister hineinwirkt. Grün ist es gelungen, in wenigen Scenen und Charakterzügen diesen Kreis von Männern und ihren Verkehr, zugleich auch die verschiedenen Richtungen und Lebensziele zu schildern, wie sie sich in jener und in aller Zeit bedingen und begegnen. Inmitten steht die schöne geniale Dichternatur Goethe's, die Fühlfäden der Seele in alle Welt aussendend. Wir finden die Tischgesellschaft, lebhaftest verkehrend, wie sie ihren Goethe schmerzlich vermissen, Goethe, den das bekannte Pfarrerhaus von Wakefield, von Oliver Goldsmith nach den Schilderungen des Freundes Weyland hinaustreibt ins Pfarrerhaus von Sesenheim. Er will sich da nicht belustigen, auch nicht mit Mädchen Kurzweil treiben, nein! sein dichterischer Genius zieht ihn unwiderstehlich nach dem schönen harmonischen Leben hin, er sucht reine Frauengestalten, um sich an ihnen zu erheben, zu erbauen. Das alles stimmt so zu dem Goethe'schen Genius, zu seinem sonstigen Treiben, daß wir den Eindruck der reinsten Harmonie empfangen. Und darum ist es wahr und keine Macht wird uns diesen Zug seines Wesens aus der Entwickelung und dem Dasein des Mannes herauszustreichen vermögen. Mit welchen feinen Zügen unser Dichter die Goethe'sche Prachtnatur in ihrem jugendlichen Adel zu exponiren weiß, wollen wir an einer kleinen Stelle darthun, an welcher sich die den Tisch aufräumenden Dienstmädchen über das freundliche und humane Benehmen Goethe's unterhalten:

Erstes (Dienstmädchen).
Mag sein, bin bange vor dem großen Herrn.

Zweites.
Vor ihm, wenn du ihn kenntest, sicher nicht;
Er ist so freundlich, gibt mir oft die Hand
Und fragt —

Erstes.
Ja, du bist schön!

Zweites.
'Nein Käthel,
So ist Herr Meyer, aber dieser nicht,
Er fragt nach meinen Aeltern, wie sie leben,
Ob ich zufrieden und —

Erstes.
Wer weiß warum?

Zweites.
Pfui doch; ich schämte mich so dumm zu sprechen!
Wenn er dich ansäh' mit dem großen Aug',
Ich wett', es gäb' Respect!

Das ist ein tief wahrer Zug; hier haben wir die

ganze Goethe'sche Sinnlichkeit, die vielberufene, die Goethe sein ganzes Leben hindurch eigene, aber als eine höhere Erscheinung, insofern sie nämlich zugleich Seele war. So faßt Grün den ganzen Goethe und dies ist die einzig wahre Auffassung. So finden wir nun das Pfarrerhaus im Rückblick auf die dagewesene Erscheinung Goethe's in der Verkleidung eines Candidaten der Theologie, als er urplötzlich auf- und davongeritten. Goethe hat sich zum ersten male verrathen, als ihn die Eitelkeit von dannen treibt. Friederike verräth sich in der liebenswürdigsten, naivsten Weise im Zwiegespräch mit Weyland. Da liegen mit einem male die Keime der vergeistigten natürlichen Liebe beider Naturen vor uns; wir sehen sie ahnungsvoll vor uns wachsen. Es treibt unsern Goethe aber in der Bauerntracht des drusenheimer George wieder zurück mit dem Taufkuchen; er wird gleichsam zurückgezogen; das ist die Macht, die sich göttlich wissend das Urtheil der Welt nicht achtet. Goethe und Friederike begegnen sich im Freien auf dem Hügel, den sie sich zu einem Raume des Stillebens ihrer jugendlichen Seele geweiht. Der Vorgang, den uns hier Grün schildert, ist ein Bild der wundervollsten Wahrheit und Reinheit in der Offenbarung der Liebe.

Wir haben keusche, von seelischem Naturdrange erfüllte Hingebung kaum je herrlicher geschildert gefunden und setzen, um einen Begriff von der schönen Diction zu geben, die Worte her, mit welchen die Scene eingeleitet ist. Goethe findet sich zuerst allein und hebt so zu sprechen an:

> Wie still sich alles auf der weiten Au
> In keuscher Demuth vor der Sonne neiget!
> Sie wandelt, eine Königin, durchs Blau,
> Und jedes Hälmchen sieht ihr nach und schweiget.
> Von lautem Stolze nirgends eine Spur,
> Kein widerstrebend harter Eigenwille,
> Kein fiebernd ungestümes Drängen — nur
> Andächt'ge Sammlung, heitre Sabbatstille.

Die Wahrheit der Naturen unserer beiden Liebeshelden ist in der Art und Weise, wie Goethe unwillkürlich in das die Seele in Besitz nehmende trauliche „Du" einfällt und die Geliebte im Sturme mit sich zieht, mit hinreißender Wärme dargestellt. Ein tieferes Verständniß des „Sich-in-Liebe-Findens" erinnern wir uns kaum irgendwo gelesen zu haben. Wir geben noch eine Probe der Grün'schen Dichtung an dieser Stelle, indem wir den Traum folgen lassen, den Goethe der Friederike erzählt als Vorahnung seiner Liebe:

> Ich fuhr dahin auf breitem Strome, warf
> Die Ruder weg und ließ mein Schifflein gleiten,
> Denn ruhig, sicher, froh und reichbelebt,
> Umglitten Kähne mich von allen Seiten
> Sich wiegend, schaukelnd, unter Sang und Klang;
> So ging's im Abendlicht den Fluß entlang.
> Allmählich dämmert's, stärker schlagen an
> Das Schiff die schaumbedeckten Strudelwellen;
> Die Flut durchfurchen Klippen; manch ein Kahn
> Verzieht zum Ufer sich, nicht zu zerschellen,
> Wild wird's und wilder, volle Nacht bricht ein,
> Der Strom und ich, wir sind — zuletzt allein.
> — — — — — Ich späh' in Näh' und Ferne,
> Nun immer tobender umwogt's den Kiel;
> Vor Wetterwolken fliehn des Himmels Sterne,
> Auf Erden keine Hülfe, kein Asyl.
> Schon will verzweifelt ich dem Schiff entspringen
> Um — mich im kalten Wasser umzubringen,
> Ja Brust an Brust mit Flut und Tod zu ringen,
> Da taucht, o sieh, ein blitzend weißer Schwan
> Aus schwarzer Tiefe auf, beherrscht die Wogen,
> Wie Kindlein; magisch fühl' ich meinen Kahn
> An unsichtbarem Band ihm nachgezogen;
> Ob rechts, ob links die starren Riffe ragen
> Ich schau' auf ihn, was weiß ich von Verzagen?
> Auf einmal lenkt er ab in grüne Bucht,
> Wo sich die Welle schwach und schwächer bricht;
> Mein Nachen folgt in doppelt rascher Flucht,
> Hat ihn erreicht, auf blüht ein Rosenlicht,
> Er wendet sich, — und o die Himmelslust!
> Du bist's — dir Engel stürz' ich an die Brust.

Der erste Act endigt nun mit einer köstlich humoristischen Scene, in welcher sich die Schwester Friederikens, Marie, mit Weyland auf dem Hügel zu dem liebenden Paar gesellt und Goethe eine Zeit lang die Rolle des Bauernburschen George spielt. Im zweiten Aufzug wird Goethe dargestellt, wie er sich, von der schönsten Liebe erhoben und getragen, ganz in das Leben des Pfarrhauses versenkt und mit den Strahlen seines hochfliegenden Geistes alles vergoldet, was ihn umgibt. In dieses Stilleben sind die prächtigsten Züge des Goethe'schen, durch Liebe verklärten Wesens eingeflochten; in einem Gespräche Goethe's mit dem Pfarrer die treffendsten Anschauungen über den Beruf eines Seelenhirten und später über den Lehrerstand, mit besonderm Geschick aber auch die Ansichten über die sittlichen Grundlagen der Ehe. In letzterer Beziehung bedient sich der Dichter der interessanten Figur des Schullehrers, welche hier in das Lebensbild glücklich eingefügt wird. Derselbe nimmt schüchtern beim Pfarrer das Wort für einen Bauernburschen, der nach dem ersten Aufgebot schon die Stützen der künftigen Ehe wanken sieht, da seine Verlobte überall verbreitet, daß sie ihn blos aus Mitleid heirathe. Der Pfarrer ist anfangs der Meinung, daß sich die Sache, wie immer bei der Art Leuten, schon einrichten werde. Goethe findet in der Verlästerung und Verhöhnung freier Hingebung im voraus den Tod der Ehe und in der Verkoppelung ein unsittliches Verhältniß. In den von ihm hingestellten reinen Ansichten vom ehelichen Verhältniß sehen wir hier auf sehr glückliche Weise die innere Verknüpfung seines ganzen Wesens mit dessen nachheriger Aeußerung in der Lösung des Verhältnisses zu Friederiken, als eine natürliche, ganz nothwendige. Wir können es uns nicht versagen, eine der schönen Stellen hier einzufügen, welche der Dichter hier der Exposition des Goethe'schen Wesens untergelegt hat. Er läßt Goethe nämlich sagen:

> Ja doch zufrieden! Keck und kecker wird
> Sein Ehrgefühl sie kränken, es so lange
> Empören, bis es überreizt sich stumpft.
> Dumpf schweigend schlendert dann der Mann zu Feld,
> Zu Tisch, zu Bett; auch sie wird stätisch, läßt
> Die ganze Wirthschaft, dann sich selber fallen.
> Bald ist sie schmuzig, widerlich, das Haus

Ein Ort der Qual, zur Schenke zieht der Mann,
Und weil dem Kehrenden des Vorwurfs Pfeil
Entgegenschwirrt, so kommt er spät und später,
Maßloser schwillt des Weibes Zorn, je mehr
Er sich berechtigt weiß; ihn niederschlagen,
Wird jetzt Gewalt erfordern. Grausig klafft
Der tiefe düstre Spalt; es schleichen Leichtsinn,
Verschwendung sich hindurch und fressen gierig
Die letzte Habe. Neidenswerthes Los,
Wenn Noth daheim, Verachtung draußen lauert,
Und nirgends, nirgendwo ein Trost sich zeigt;
Denn das Gewissen, lebt es noch, so donnert's:
Ihr habt euch gegenseitig schlecht gemacht!
So gibt man sich zufrieden.

Eine Freude ist es nun, das arglose, das liebeerfüllte Leben zwischen den beiden Liebenden im zweiten Aufzuge sich entwickeln zu sehen Man lebt und liebt mit ihnen, wenn sie sich beide erheben und verklären und sich durchdringen; namentlich ist die Scene vollkommen gelungen, in der Goethe ganz unvermerkt und wie sympathisch gegen seinen Vater erweicht und gewonnen wird, an ihn einen hingebungsvollen Brief zu schreiben. Wir werden vollkommen in die Höhe der Seligkeit jugendlicher Liebe idealer Menschen geführt, welche neidlos in das Anschauen ihrer Schönheit versenkt sind und sich zu Einem erfüllen.

Schön und rein tritt diese köstliche Macht im Eingange des dritten Aufzugs auf, wo Friederike in der Laube ein Goethe'sches Lied findet. Was hier gegeben, wie es empfangen wird, bringt dem Leser die reinste und höchste Versenkung in Liebe zur Anschauung. Wir können nicht umhin, auch hier wieder einen Vers des köstlichen Liedes vorzuführen.

Friederike.
Jetzt still, ihr Käfer da, ich les' euch vor. (Liest.)
Dahin, dahin, die Fieberhast
Im Leben wie im Liede;
Es blühet rings aus jedem Ast
Ein sanfter Gottesfriede.
Wie Mutterarm umfängt mich hier,
Die tiefste Seelenruh';
Und wer, o Mädchen, gab sie mir?
Du, nur du!

Die reine Goethe'sche Luft, die Ausstrahlung seiner hohen Natur gibt der Dichter in einem Monolog im zwölften Auftritt wieder und wir müssen auch hier wieder zeigen, was er in der glücklichen Darstellung des Dichterjünglings Goethe leistet. Das ist ein wahrer Wohllaut, der sich in Gedanke und Form uns gibt und wir wurden lebhaft an Goethe selbst erinnert.

Goethe.
Die schöne Welt! Das lacht, wohin ich schauen,
Wohin den Schritt ich lenken mag;
Die Luft wird würziger von Tag zu Tag,
Nicht enden will des Himmels heitres Blauen,
Die Berge fern, die Häuser nah,
Sie stehn wie alte Freunde da;
Die ganze Landschaft gibt sich so vertraut,
So heimlich hin, als wär' sie meine Braut.....

Und weiter eine Stelle:
Wie weit, wie nebelweit dahinten blieb,
Was sonst mich lähmte, mir die Kraft zerrieb!
Und Träume, die mich schelmisch einst genarrt,
Nun sind sie Wirklichkeit, sind Gegenwart,
Wo gibt's ein sterblich Wesen, das gleich mir
Sein freundlich Schicksal preisen dürfte?

Friederike (hinter der Scene).
Hier!

Wir müssen auf die nähere Darstellung dessen verzichten, wie Goethe seine Friederike immer mehr an sich heranzieht und die höchste Potenz seines Wesens in dem Verhältniß zu ihr zur Erscheinung bringt, indem er, die Brust bis zum Springen voll, in einer Weihestunde sie bewegt, mit ihm aus der Kirche zu Hause zu bleiben; er bringt da die höchsten Gesichtspunkte des Menschen, das reine Menschenthum zur Erscheinung. Es ist eine Weihe, eine Hoheit in dieser Darlegung, die das Herz im Innersten erregt und bezwingt, und indem die Liebenden in diesem Geiste ihr Innerstes ergießen, haben sie gleichsam ihrem Bunde bereits die höchste Vollendung gegeben. Darüber hinaus gibt es nichts mehr, dagegen wird alles schal. Jede Bewegung, die nun das wirkliche Leben in die Ehe brächte, könnte nur den Eindruck der Entblätterung der schönen Blume machen. Denn Goethe ist eine bedeutende Natur und läßt sein hohes Ideal nicht fallen. Hierher gehört auch eine prachtvolle Inscenesetzung des Goethe'schen Wesens, auf welche der Dichter bei der Bearbeitung für das Theater wegen der Unausführbarkeit leider hat verzichten müssen, die aber im Ganzen des Gedichts eine hinreißende Wirkung hervorbringt. Es wird geschildert wie am Johannistage sich das junge Bauernvolk beiderlei Geschlechts nach uralter Volkssitte bei den sogenannten Johannisfeuern versammelt, nachdem die jungen Bursche vorher im Rhein gebadet; die Volkssitte besteht darin, daß glühende Scheiben mit Sprüchen und Wünschen in die Luft geschleudert werden und daß zuletzt, wenn das Feuer niedergebrannt, die Bursche über das Feuer hinwegspringen. Goethe findet sich mit Friederike bei diesem Volksvergnügen ein und die Art und Weise, wie er sich dem Volke gesellt, wie er den dunkeln Volksinstinct, der in der Uebung der Volkssitte waltet, zur Erkenntniß führt und zuletzt als Symbol der Reinigung des Menschen mitten durchs Feuer springt und alle auffordert, es ihm nachzuthun, ist ein tiefer und genialer Griff des Dichters in die Anlage des jungen Goethe zum herrlichen Menschen. Wir können nicht anders sagen, als daß diese Scene für das empfängliche Gemüth von ergreifender Wirkung ist. Nur eins wollen wir noch wörtlich anführen, weil es die spätere Entwickelung gleichsam im Keime vorgebildet zeigt; Friederike spricht von dem Platze, den Goethe als Bildner neben jedem haben müsse, und Goethe antwortet:

Goethe.
Ich muß ihn neben allen haben, —

und dann:
Das also kann die Poesie? Wohlan,
Ich will einmal die weite Welt entzücken,
Weil ich die Erde ihr so schön, so lieb,
Das Menschliche so groß und göttlich zeige!
Ja ohne Zagen, ohne Seitenblick,
Jedwedem Hinderniß zum Trotze will ich
Dem hohen Ziel entgegenschreiten, will

Der Sonne gleich die ganze Welt vergolden,
Und allbeglückend selbst vor Wonne strahlen!
Das heißt, jetzt fühl' ich's tief, ein Dichter sein!
— — — — — — — —
Weg will ich schleudern, was mich halten möchte,
Will Vater, Mutter, will mich selbst verlassen,
Nur meiner Göttin nachzugehn.

Hier spricht Goethe schon in seiner Begeisterung aus, was kommen muß in der Entwickelung; freilich will er da noch, daß Friederike „mit ihm wandele"; aber es erweist sich diese Möglichkeit für diese vorgezeichnete Entwickelung als ein freundlicher schmeichelnder Wahn, der sich in der schönen Gestalt der Geliebten ins Herz stiehlt, und Friederike selbst spricht es schon hier ahnungsvoll aus:

Und
Führt je die Straße, die du wandeln mußt,
Dich über meines Glückes Trümmer, führt sie
Dich über meinen Sarg: geh zu, das Mädchen
Ist dein, in Tod und Leben ewig dein.

Von diesem Gipfelpunkt der Liebeserfüllung herab, der darin ausgeht, daß Goethe dem Einssein mit dem Wesen Friederike's den allgemeinen Inhalt des höchsten Menschlichen, das Ziel ins große Allgemeine, ins Göttliche gibt, von diesem Gipfelpunkt herab bewegt sich nun der Goethe'sche Genius in einseitiger Action nach dem Wollen fürs Leben; er hat einen unwiderstehlichen Drang, etwas zu werden; sein Geist nimmt nach dieser Richtung seine ganze Spannung, und Friederike, die wirkliche, die jetzt in Strasburg zum Besuch bei Verwandten ist, deren ideale Seite in der Stunde der Begeisterung als schönes Bild in ihn übergegangen ist und da als Geistiges Wohnung genommen hat, sie hat in der plumpen Alltäglichkeit des Lebens nicht mehr die alte Macht über ihn; ihr selbst aber kommt's zum Bewußtsein, daß sie nach jenem Ziele, das Goethe so gezeigt, nicht jeden Augenblick mitkann. Sie fühlt mit einem male eine Kluft, woraus sich ihr Mistrauen, ihre Verstimmung erklärt, die sich sonst aus ihrem fröhlichen, selbstlosen Wesen nicht erklären lassen. Beide werden sich mit einem male des Abstandes ihrer Wege bewußt. Bei Friederike kommt dies noch zum hellern Bewußtsein durch ihre Schwester Marie und die Mutter Brion, welche beide das Abgezogensein von Goethe ebenfalls herausfühlen. Ihre Liebe geht nun durch einen schmerzlichen Zug des Entbehrens hindurch, durch den des Entbehrens des natürlichen Zusammenseins. Auch Goethe kämpft mit dieser Naturmacht, die in Friederike auf ihn einstürmt, er will sie nicht entbehren und kann sie doch nicht mit sich nehmen. Auch steckt in ihm ein großer Rest bürgerlicher Moral, die ihre Rechte geltend macht. Sie hat doch auf ihn gerechnet, er hat doch die Pflicht sie zu heirathen. Es wird dies nirgends ausgesprochen; aber sein Kampf, seine Unruhe haben darin mit ihre Quelle. Dieses sich gegenseitig Loslösen ist ein höchst schmerzlicher Vorgang, der unser lebhaftestes Mitgefühl in Anspruch nimmt und beschäftigt. Sie selbst, Friederike, in ihrer wahren Natur, gibt zu diesem Processe das erste Signal, da sie durch das Gefühl beunruhigt wird, daß ihr Goethe durch seinen Beruf und sein Wesen auf Bahnen geführt wird, auf denen sie ihm nicht folgen kann. Natürlich möchte sie ihn gern festhalten in ihrem regen Naturdrange; aber indem sie ihn so sich denkt, wird ihr zugleich das Bild seines geistigen Wesens, an das sie sich wie ein Bleigewicht hängen würde, zerstört. Dagegen kämpft ihr edleres Theil und gewinnt endlich auch den Sieg. Bei ihm, bei Goethe, wird der Proceß vermittelt durch den lebenserfahrenen Salzmann, den echten Freund, der bis in die untersten Tiefen des Goethe'schen Genius blickt und mit genialem Verstande erkennt, daß der Weg der rechtlichen Verknüpfung mit Friederike nicht der Weg ist, der zu Goethe's Frieden, und was die Hauptsache ist, nicht zu seiner vollen Entwickelung führt. Es wird gleichsam die zweite Natur Goethe's, welche ihn von der frühzeitigen Verengung des Menschen in einem festen Bande abzieht und zur Auslebung ins allgemeine, weite Leben hinzieht, durch den Freund erweckt und gestärkt. Salzmann ist trefflich gezeichnet; was er sagt und behauptet, hat sein ewiges Recht, wenn er auch eine von den Figuren ist, die das undankbare Geschäft haben, für das Ewige zu streiten und das Mitleid bei zeitlichem Schmerze gegen sich aufzurufen. Dieser ganze Proceß, die Innewerdung der höhern Natur beider Menschen in sich, spielt sich im vierten und fünften Aufzuge ab und ist voll treffender wahrer Züge aus dem Innenleben der höhern Menschennatur. Linder und linder wird der Schmerz und sie lösen sich, bis auf den letzten Augenblick Hand in Hand, leise voneinander und jeder bleibt auf dem Gipfelpunkte des Verständnisses in der Liebe, gegründet im höchsten Streben, für den andern ewig gegenwärtig und verklärt stehen. Ganz verklärt steht uns Friederike da, bei welcher die Lösung der rechtlichen Verbindung ganz freie That der Seele geworden ist. Man kann nicht sagen, daß sie sich verloren haben, nichts weniger; sie sind sich im Gegentheil sozusagen eigener geworden; denn gegenseitig durch sich sind sie das geworden, was sie für das Ewige befähigte. So ist es auch in Wirklichkeit gewesen: Friederike verband sich mit keinem Manne, sie war aber bis ans Ende ein glückliches Geschöpf und lebte und starb in Goethe; dasselbe wird man trotz der sogenannten vielen Liebschaften Goethe's auch von ihm sagen können, soweit man dies nach der Verschiedenartigkeit der männlichen Natur, die sich nie in gleicher Weise ausschließlich dem Weibe hingibt, sagen kann. Noch in späten Jahren feierte Goethe mit Thränen in den Augen in seiner „Dichtung und Wahrheit" Friederikens unvergeßlichen ewigen Genius.

Wir dürfen mit Wahrheit sagen, wir haben einen wunderbar schönen und reinen Eindruck von diesem Lebensbilde, von dieser geistvollen Entwickelung der Liebe in jugendlichen großen Naturen empfangen. Und wir wünschen, daß die Welt für den Inbegriff des Schönen in diesem Bilde gewonnen werde. Freilich, wir sagen das ohne Bitterkeit, wir haben das ganze bürgerliche Frauhasenthum und die literarischen regelfesten Aesthetiker vielleicht mehr oder weniger gegen uns. Schadet aber nichts; was letzteres betrifft, so mögen sie immerhin siegreich

demonstriren, daß es sich hier um kein Drama handle, daß der Stoff kein dramatischer Vorwurf und daß gegen die Regeln der dramatischen Kunst verstoßen sei. Wir wollen der Schule gern den Raum gönnen, kritisch zu zerlegen und an einem Maßstabe aus der Vergangenheit relativ mit Recht zu tadeln. Wir behaupten aber, daß es sich um eine wundervoll schöne dichterische Schöpfung handelt, in der ein lebendiger Genius waltet, die ihr Maß in sich selbst hat und sich, den unmittelbar thätigen Schönheitssinn immer wieder fesselnd, ihr Recht erkämpfen wird. Wir verlangen dann von den Aesthetikern, daß sie diese Schöpfung in den Tempel der Dichtkunst so einreihen, daß sie im rechten Lichte wirke, und die Tafel mit dem Namen überlassen wir ihnen, da wir das Recht der ästhetischen Kritik aus voller Seele achten. Daß das Grün'sche Werk Mängel und Schwächen mancherlei Art haben muß, versteht sich ganz von selbst, wir haben aber geflissentlich darauf verzichtet, durch Darlegung und mühsame Begründung derselben den köstlichen und erhebenden Eindruck zu schmälern, welchen die schöne Dichtung als Ganzes macht, wodurch sie mächtig wirken muß.

Was aber die Kritik der Moralisten betrifft, so haben wir noch einige Worte darüber zu sagen, die tiefer einzugreifen bestimmt sind. Die Moralisten sagen: das hätte Goethe nicht thun, er hätte die Friederike nicht verlassen dürfen, das arme Mädchen, das sich nun bleich abhärmt und ihr Leben in Schmerz vertrauert; er ist ein herzloser Egoist und hat es immer so getrieben, auch später noch. Nun, wir haben dagegen einiges einzuwenden. Es ist immer ein falscher, total verkehrter Standpunkt, wenn man, um menschliche Situationen zu beurtheilen, die Bezüge von sich selbst, seiner Natur und seinen Verhältnissen entlehnt. Die Menschen und Verhältnisse sind aber nicht die gleichen. Jedes Lebendige muß aus sich selbst beurtheilt werden, wenn es richtig wirken, wenn sein Wesen erkannt werden soll. Indem wir dies thun, indem wir uns in das andere versenken und Theil bekommen an ihm, aus uns das Verwandte entwickeln, erhebt sich unsere eigene Natur zur Natur des andern und wir werden gerecht und erheben uns über unsere Beschränkung. Dadurch wird auch unwillkürlich unser Maßstab ein anderer und so muß die Kunst wirken. Menschen, wie Goethe und Friederike, sind nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe zu messen, sie bedürfen eines weit andern. Wenn wir den fassen, so entäußern wir uns unsers kleinbürgerlichen Wesens und gewinnen Theil an ihnen, an ihrer Schönheit, werden durch sie erhoben. Das schnelle Urtheil der gewöhnlichen Frauen in solchen Dingen ist weiter nichts, als ein trivialer Protest gegen alle wirklich untreuen Liebhaber, die mit den Töchtern der besorgten Mütter spielen, und wenn die Männerwelt bereitwillig mit einstimmt, so ist das oft auch weiter nichts als eine gutmüthige Schwachheit, die, der Schwächen sich bewußt, sich in ein vortheilhaftes Licht setzen will, indem sie mit ihrer herben Verurtheilung des Genius sagt: so etwas würde ich mir beileibe nicht zu Schulden kommen lassen, das habt ihr nicht bei mir zu riskiren. Damit soll sich freilich keiner entschuldigen dürfen, daß seine Handlungen, welche die Welt verdammen muß, so seiner Natur gemäß seien. Seine Natur soll er eben aus dem Zusammenklang der höchsten geistigen Erscheinungen höher ausbilden, dann erst darf er auch den Maßstab seiner Sittlichkeit beanspruchen. Goethe darf dies, denn er wußte, daß er mit dem lebhaften Bewußtsein seiner Mission Friederike im Leben nicht hätte glücklich machen können, darum löste sich das Verhältniß und seine Handlung ist eine sittlich gerechtfertigte. Und wie stehen Goethe und Friederike, die in ihrem ewigen Theile, was ihren Schmerz verklärt und durchleuchtet, verbunden sind und bleiben, erhaben und groß da, das Zeitliche unter sich lassend und dem Ewigen die Hand reichend. Ich möchte sagen: Friederike, die der natürlichen Verbindung entsagt um des Ewigen willen, sie ist noch einen Zoll höher als Goethe! Nun, ihr Frauen, ihr habt keine Ursache, euch beim Dichter über ein so hohes Frauenbild zu beklagen, ihr habt keine Ursache die glücklich gebliebene Friederike, die in ihrer Reine und Heiterkeit mit Goethe zur Unsterblichkeit gegangen, zu bemitleiden. Ein solches Weib ist zu beneiden, auch wenn sie einem Goethe keine leiblichen Kinder geboren hat, sie hat ihm andere Kinder geboren. Das ist der Geist, der uns aus der Grün'schen Schöpfung entgegenweht, oftmals wie auf Tonwellen. Und was ist das, was uns echt dramatisch entgegenwirkt? Das ist das Gefühl, wie der Mensch leidend gezogen wird zwischen dem Individuellen und Allgemeinen, zwischen dem Leben und der Ewigkeit. Wir behalten ein lebhaftes Bedauern, daß Friederike nicht zugleich sofort Goethe's Hausfrau und seine Gefährtin im Ewigen sein kann, daß sie, eine Freude unter schweren Schmerzen, geopfert werden muß. Und das dürfen wir auch nicht vergessen, wenn wir Goethe in seinen Liebschaften weiter betrachten; er muß hinauslangen mit seinen Fühlfäden in die Welt, er muß sich äußern, muß erleben, mit einem Worte sich individuell entwickeln, aber alle diese unvollkommenen Erscheinungen, die sich am Individuum in seiner Naturbestimmtheit zeigen, werden doch in Goethe durchwirkt und getragen von einem Göttlichen, von einem ewigen Mittelpunkte und das ist es, was ihn trotz alledem hoch über die Masse stellt, der das Schicksal das Los angewiesen, sogleich bei der ersten Liebe sich mit einem andern Wesen im individuellen Leben zu vereinigen.

Doch wir sind nicht kleingläubig, wir glauben fest daran, daß stündlich die Zahl der Jünger wächst, die sich in große Naturen hineindenken lernen, die mit inniger Liebe sich in Werke vertiefen wie Grün's „Friederike"; wir sagen, wie Grün seinen oder unsern Goethe sagen läßt:

> 's ist bei dem Menschen, wie beim Leben auch:
> Was hoch gehalten wird, das wird erhoben.

Und so halten wir willig unsere Leser hoch und immer höher und sind überzeugt, daß sie Grün's „Friederike" ihre steigende Theilnahme nicht versagen werden. Wir haben ihnen nur die Mahnung mit auf den Weg zu geben: lest, erhebt euch und erfreut und lohnt damit unsern liebenswürdigen Dichter.

Friedrich Henneberg.

Zu Melanchthon's Gedächtniß.

Am 19. April 1860 werden es 300 Jahre, seit Philipp Melanchthon, Luther's großer und ebenbürtiger Kampfgenosse, von dem irdischen Schauplatz abgetreten ist. Lange Zeit hat eine zelotische Orthodoxie, die lutherischer sein wollte als Luther, dem Andenken des großen Theologen, der zugleich ein ebenso großer Humanist war, die Anerkennung verweigert, die ihm gebührte; verweigert, weil der große Geist eines Melanchthon sich nicht blinder Einseitigkeit gefangen gab. Erst die neuere Zeit hat sein Bild wieder neben das unsers theuern Gottesmannes Luther gesetzt. Viele treffliche Männer theilen sich in das Verdienst der Rehabilitation eines großen Mannes. Aber das Bild Melanchthon's, des magister Germaniae, kann nicht genug ausgeführt, die Inschrift seines Denkmals nicht ausführlich genug werden zu einem Spiegel für die Jetztzeit. Als einen Stein zu diesem Denkmal bietet sich die folgende Abhandlung:

Philipp Melanchthon's schola privata. Ein historischer Beitrag zum Ehrengedächtniß des Präceptor Germaniä von Ludwig Koch. Gotha, F. A. Perthes. 1859. 12. 16 Ngr.

Wir sind dem Verfasser vielen Dank schuldig, daß er mit so großer und eingehender Genauigkeit einen Gegenstand behandelt hat, von dem eigentlich bisjetzt so gut wie nichts bekannt war. Der Gefährte Luther's, der gelehrteste Theolog seiner Zeit, der gewaltige Förderer der humanistischen Studien in Deutschland — Gründer und Leiter eines Privatinstituts, einer Pensionsanstalt in seinem Hause! Dieses gewiß interessante Bild führt der Verfasser mit solcher Liebe und so umfassenden Detailstudien bis in die einzelsten Züge aus, daß uns die Zusammengehörigkeit jener scheinbar widersprechenden Richtungen des großen Mannes vollständig einleuchtet.

In fünf Abschnitten wird das Thema der Abhandlung entwickelt. In dem ersten wird die Veranlassung zur Gründung der schola privata auseinandergesetzt. Neben den pecuniären Beweggründen, die nicht geleugnet werden und nicht geleugnet zu werden brauchen, wenn man bedenkt, daß Melanchthon's Officialbesoldung bis 1536 200 meißnische Gulden betrug, war es aber hauptsächlich seine „herzliche Liebe zur Jugendbildung und die feste Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, der hülfsbedürftigen Jugend in der Entwickelung ihres wissenschaftlichen, sittlichen und auch leiblichen Lebens beizustehen durch Wort und That"; war es pädagogischer Eifer, der ihn, den „von allen Seiten gewaltig in Anspruch genommenen Mann" zur Gründung und jahrelangen Leitung eines Privatinstituts bewog. Der zweite Abschnitt behandelt die Einrichtungen der schola privata; wir sehen, wie der Unterricht über die alten Sprachen, über Lectüre der Classiker und fleißige Versübungen, an denen sich der Meister selbst betheiligte, zu den eigentlichen Facultätsstudien führte. Ganz besonders anziehend ist das Kapitel über die Gebräuche der Schule. Wie die Proëdrie an dem gemeinsamen Mittagstisch der Gegenstand eines musischen Wettkampfs war, wie der rex poeticus mit Huldigungsgedichten Melanchthon's vermehrt wurde, so zierlich, so voll classischer Urbanität:

> O princeps, hederam tibi sequacem
> Nos contexuimus, piumque munus
> Frondentem pueri damus coronam.
> Tantum barbara nulla te Thyara,
> Tantum Causia nulla te decebit,
> Quantum te virides decent Corymbi.
> Vatum convenit haec corona Regi,
> Musae namque hedera solent piorum
> Vertum cingere tempora albicante.
> Grato pectore parva dona sume,
> Quae nos officiosa turba tanquam
> Divis debita thura dedicamus —

wie der Meister selbst zu den scenischen Aufführungen Terenzischer und Plautinischer Stücke, die seine Scholaren darstellten, Prologe schrieb, deren anmuthige Leichtigkeit der alten Komödien würdig ist, während der sittliche Ernst, der in ihnen hervortritt, dem deutschen Pädagogen angehört: das alles sind Bilder von lebendigster Anschaulichkeit aus der ersten Zeit der wieder auflebenden classischen Studien, freundliche Genrebilder mit einem großen welthistorischen Hintergrund. Der vierte und fünfte Abschnitt endlich bestimmt, soweit es möglich ist, die Zeit, innerhalb welcher die schola privata bestanden, und macht die vorzüglichen Männer namhaft, welche aus derselben hervorgegangen.

Zahlreiche Auszüge aus Schriften Melanchthon's und anderer tragen dazu bei, das im Texte Ausgeführte mit individuellen Farben auszustatten.

Schließlich, um nicht ganz ohne Recensentenbemerkungen zu schließen, einige Notizen. Wenn der Verfasser zweifelt, ob der Unterricht in der Religion ein besonderer Lehrgegenstand bei Melanchthon gewesen, da „Religion wol überhaupt erst in den Lectionsplan der Schulen gekommen, seitdem aus den übrigen Unterrichtsstunden das religiöse Element — nach und nach geschwunden", so scheint mir derselbe im Irrthum. Im Gegentheil war ja die Religion gerade in den frühesten Zeiten nach der Reformation wol der Hauptgegenstand des Unterrichts; nur freilich bestand derselbe wesentlich im Auswendiglernen und Befestigen des Auswendiggelernten, und die Vorschrift Melanchthon's: „Unus dies in septimana meo iudicio collocandus est in hoc, ut sacras preces et decalogum discant intelligere pueri", scheint mir nicht von den übrigen Tagen den Religionsunterricht auszuschließen, sondern nur einen ganz besonders zu diesem Zwecke zu bestimmen. Doch gebe ich zu, daß dem Wortlaute nach auch die Erklärung des Verfassers zulässig ist; nur scheint sie mir mit dem sonst Bekannten nicht in Einklang gebracht werden zu können. Zu der Erwähnung des Mysteriums von den klugen und thörichten Jungfrauen bemerke ich, daß neuerdings Ludwig Bechstein sich das Verdienst erworben hat, dieses verloren geglaubte Spiel (welches Fr. Stephan entdeckt und edirt hatte, ohne daß es meines Wissens in weitern Kreisen bekannt geworden wäre), von neuem herauszugeben.

Doch genug. Wir scheiden von dem besprochenen Buch,

indem wir dem Verfasser nochmals für seine interessante Arbeit danken und die sehr verdienstliche Monographie allen Verehrern Melanchthon's sowie allen Freunden der Culturgeschichte auf das wärmste empfehlen.

August Henneberger.

Der neueste Roman der Mrs. Beecher-Stowe.

Ein Brief aus London.

In einem Augenblicke, wo bereits im deutschen Heimatlande wahrscheinlich so oder so viel Federn damit beschäftigt sind, den neuen Roman der Beecher-Stowe in unser „geliebtes Deutsch" zu übertragen, dürfte es vielleicht manchem Ihrer Leser nicht unlieb sein, von hier aus etwas Näheres über seinen Inhalt und seine Tendenz zu erfahren. Eine neue Schöpfung von der jedenfalls talentvollen Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte" scheint in der That geeignet, einige Neugier zu erregen, um so mehr, da sich die Verfasserin in ihrem neuesten Werke dem Gebiete des historischen Romans genähert und es versucht hat, die Sitten und das strenge religiöse Leben in Amerika am Ende des 18. Jahrhunderts zu schildern. Bisher ist es einer Frau noch nie gelungen, einen guten historischen Roman zu schreiben, und auch „The Minister's Wooing" („Des Pfarrers Werben") von Mrs. Beecher-Stowe ist mehr ein Abklatsch der Gegenwart als eine wahrhafte Darstellung der Vergangenheit. Der Inhalt des Romans ist kurz folgender: Ein presbyterianischer Geistlicher, der ehrwürdige Dr. Hopkins, und ein wilder junger Matrose, Namens James Marvye, haben beide ihre Augen auf ein sehr liebenswürdiges und frommes junges Mädchen, Namens Mary Scudder, geworfen, und die Frage ist, wer ihre Hand gewinnen wird. Die Sympathien der Mrs. Stowe sind entschieden auf der Seite des jungen Wildfangs, und auch eine ganze Menge alter Damen, die in dem Roman auftreten, sind trotz ihrer großen Frömmigkeit geneigt, der Natur ihren Lauf zu lassen, und behaupten, daß wenn es sich um das Heirathen handle, unnütze Laien ernsthaften Geistlichen vorzuziehen seien. Jedermann denkt daher von vornherein, daß der Seemann die Braut gewinnen wird und daß Dr. Hopkins sich nach einer andern Frau umsehen muß. Aber gerade das Gegentheil findet statt. James Marvye geht aufs Meer und ertrinkt zum allgemeinen Herzbrechen. Nach und nach jedoch versöhnt man sich mit dem harten Schicksal, und da die Vorsehung den irreligiösen jungen Mann aus dem Wege geräumt hat, bekommt „des Pfarrers Werben" mehr Aussicht auf Erfolg, und die alten Damen sind nun ganz einig, daß Dr. Hopkins jetzt der beste Mann für die holde Mary Scudder ist. Der Pfarrer macht daher endlich seinen Antrag und wird auch angenommen. Die größten Vorbereitungen für die Hochzeitfeier werden getroffen, alles ist in der größten Aufregung, der würdige Geistliche ist so glücklich wie möglich, als der ertrunkene Seemann plötzlich wieder auftaucht; der Pfarrer verzichtet auf seine Braut und ist sogar hochherzig genug, das junge Paar selbst zu trauen. Dies ist die ganze Handlung, und die Ereignisse sind nur deswegen in das Ende des vorigen Jahrhunderts zurückverlegt, weil die Verfasserin gern zwei historische Persönlichkeiten und lokale Berühmtheiten, nämlich den Dr. Hopkins und den tollen Oberst Aaron Burr, in ihrem Roman auftreten lassen wollte.

Als Frau eines amerikanischen Geistlichen hat Mrs. Stowe tief aus der strengen Theologie der Puritaner geschöpft, und zu gleicher Zeit ist sie doch von Natur aus nicht einseitig genug, die puritanische Lebensanschauung für die richtige zu halten. Sie besitzt vielen Humor und thut nichts lieber als den Zwiespalt zwischen den abstracten Theorien metaphysischer Theologen und den Lehren, wie sie vom Volke verstanden werden, aufzudecken, oder den Gegensatz der scharfen Principien und der losen Praxis der Menschen darzulegen. Als die Negerin Candace z. B. ihren Katechismus auswendig lernen und hersagen muß, empört sich das dicke alte Weib aufs heftigste gegen diese Lehre; sie habe ein gutes Gedächtniß, habe nie von dem Apfel gegessen, man solle ihr nur nichts aufbinden wollen u. s. w. Wir leben nämlich in dem Roman in einer kleinen Gesellschaft oder besser Gemeinde von Personen, die sich zum ihren Pastor scharen; alle sind außerordentlich fromm, jeder Gedanke bei ihnen ist Religion und sie ziehen von puritanischem Standpunkte aus eine so scharfe Grenzlinie zwischen der Kirche und der Welt, wie es nur jemals von Mönchen und Nonnen in ihren Klöstern geschehen ist. Der Held des Buchs ist der Dr. Hopkins, Pastor in Newport, Schüler des berühmten Jonathan Edwards und Gründer der sogenannten Hopkinsonischen theologischen Schule, welcher den Calvinismus in seiner ganzen Strenge predigte. Er hat ein „süßes Gefühl" davon, wie gütig Gott gewesen ist, daß er die Welt verdammt hat, und beruhigt sich vollkommen bei dem Gedanken, daß er zum Ruhme seines Schöpfers zu ewigem Verderben bestimmt ist. Seine Zuhörer müssen die crassesten Folgerungen des Calvinismus in Bausch und Bogen annehmen. Dem Dogmatismus unsers Helden steht die Gottlosigkeit des Obersten Aaron Burr gegenüber, der ein Enkel von Jonathan Edwards war. Dieser wunderliche Held wird nur zwischendurch in den Roman eingeführt und steht mit den Incidenzien der Erzählung in keinem unmittelbaren Zusammenhang; er dient blos um die feierlichern Persönlichkeiten noch mehr ins Relief zu setzen und etwas Komik in das ernsthafte Trauerspiel des Lebens einzuflechten. Zwischen dem gewichtigen Dogmatismus des Doctors und der leichtfertigen Gottlosigkeit des Obersten steht der Skepticismus des Seemanns, der weder gläubig noch ungläubig sein kann, aber wie ein gerader, ehrlicher Bursche Gründe für die eine und die andere Seite gelten läßt.

Mrs. Stowe zeigt nun mit einem Ernst, der durch ihre leichte und gefällige Art und Weise nicht abgeschwächt wird, was für Verwirrung das System in der Praxis anrichtet, wie schwer es ist, die Lehre von der Auserwählung und Verwerfung zum Angelpunkte unsers Lebens zu machen, und daß die Menschen, welche dies wirklich thun, nur halbe Menschen sind, blutlose Enthusiasten, wie Dr. Hopkins. So sagt die Verfasserin von einem Anhänger des Doctors, einem Mr. Browne, daß er einer von den Menschen war, welche den extremen Calvinismus nur deshalb annehmen, weil sie keine Nerven zu fühlen und keine Phantasie haben, um sich vorstellen zu können, was unendliches Glück oder Elend ist; welche mit der großen Frage der Verdammniß oder Erlösung von Millionen umgehen wie mit einem Problem theologischer Algebra, welches durch das unvermeidliche x, y, z gelöst werden muß. Ebendasselbe gilt von Dr. Hopkins selbst, der den ganzen Tag in theologische Grübeleien vertieft und über alle die gemeinen Sorgen des Lebens hienieden vollkommen erhaben ist. Da er selbst eine so herrliche Selbstverleugnung errungen hat, daß er mit dem Gedanken an seine ewige Verdammniß vollständig ausgesöhnt ist, begreift er gar nicht, wie andere Schwierigkeiten dabei finden können; und es ist sein Lebenszweck, seine Zuhörer so zu erziehen, daß sie mit allem zufrieden sind, komme was kommen mag, und daß sie besonders über ihr eigenes Misgeschick und das Misgeschick anderer sich freuen. Als Lehrer dieser erhabenen Philosophie ist der Doctor Mittelpunkt eines Kreises, welcher hauptsächlich aus Frauen besteht, die von dem Liebesglück des Pfarrers als von dem „Heile Zions" sprechen und sich in etwas unzusammenhängender Weise davon unterhalten, wie man am besten Motten aus Bettdecken fernhält, absolute Rathschlüsse mit freiem Willen vereinigen kann, Kinder mit dem Löffel aufbringt, sich selbst verleugnet und Glück im Höchsten sucht, einen zerbrochenen Theetopf ausbessert, die Demokraten niederhalten und die Geschichte von Melchisedek deuten kann. Miß Prissy, die Nätherin, ruft, wenn sie den erhabenen Worten des Pfarrers lauscht: „Ich möchte des Doctors Halskrause säumen, er ist so geistlich gesinnt." Mrs. Jones, die auch praktisch ist, verwandelt die Predigten des Pfarrers in Butter und sagt: „Ich muß doch einen Topf Butter für den Doctor zu Miß Scudder hinbringen; ich habe mich so an seiner Sonntags-

predigt erbaut.“ — „Ei, ei, Mrs. Jones, ich glaubte wahrhaftig, Sie hätten geschlafen.“ — „O bewahre!“ erwidert Mrs. Jones, „ich hatte blos vergessen, am Morgen etwas Cardamom zu nehmen, und so vermißte ich das natürlich; Sie wissen ja, das hält einen wach. Aber es kam nie so weit, daß ich nicht gehört hätte, wie er immer weiter, weiter, weiter sprach, und es lautete alles so gut.“ Deshalb der Topf mit Butter.

Das System, dessen Prediger Dr. Hopkins war, trug gerade nicht dazu bei, seine Jünger besonders glücklich zu machen. Mit dem Gedanken an einen eifersüchtigen jüdischen Gott im Kopfe wurden die Anhänger des Doctors selbst eifersüchtig aufeinander und verschleuderten ihre Kraft mit unnützer Selbstprüfung und endlosen Klagen, daß sie nicht den erhabenen und trockenen Zustand erreichen konnten, in welchem der natürliche Mensch wirklich ganz unterjocht, das Selbst gekreuzigt ist und alles, was ihnen selbst oder ihren Nächsten begegnet, nur das Gefühl einer erhabenen Freude über den Willen des Höchsten erweckt. Der Doctor, sagt Mrs. Stowe, hatte seine Seelenanalyse so weit getrieben, daß er kaum eine Blume heiliger Bewegung in seiner Seele aufsprießen sah, ohne sie zu Stücken zu zerreißen und zu sehen, ob es auch mit dem Genus und der Species seine Richtigkeit habe. Die Gemeinde des würdigen Doctors folgt seinem Beispiele und geräth bald in einen ganz kläglichen Zustand. Ein gutes Specimen des auf diese Weise entstehenden Seelenzustandes ist der Dechant Twitchel, über den seine Frau sich mit nicht geringem Pathos folgendermaßen äußert: „Denken Sie sich, eines Nachts im letzten Winter, als der Dechant eben warm im Bette geworden war, wird plötzlich an die Thür geklopft.“ Daß an die Thüre geklopft wurde, als der Dechant bereits warm geworden war, ist der wunde Fleck in den Erinnerungen der Mrs. Twitchel. Trotzdem ist ihr Mann wohlwollend genug aufzustehen und Holz und Lichter zu einer armen kranken Frau zu tragen. Mrs. Twitchel stimmt mit einem solchen Verfahren durchaus nicht überein; sie sagt ihm: „Du weißt, du wirst den Rheumatismus davon bekommen, außerdem treibt's die Beulah wirklich zu arg. Ich weiß ganz gut, sie verschachert doch nur wieder was man ihr gibt, kauft sich Rum dafür und weiß es einem nie Dank. Weil wir es einmal gethan haben, sollen wir es immer thun; sie rechnet jetzt schon darauf; je mehr wir thun, desto mehr sollen wir späterhin thun.“ Aber alle Gründe der Mrs. Twitchel bewegen ihren Gatten nicht, wieder ins Bett zu kommen, und sie erhält zur Antwort: „Das ist just die Art und Weise, wie unsereins dem Herrn dienen muß, Polly; was würdest du sagen, wenn er uns nicht hören wollte, wenn wir in Noth sind und ihn anrufen?“ So geht er denn tapfer in die kalte Winternacht hinaus, holt sich auch wirklich einen Rheumatismus und wird deswegen von seiner Tochter, Cerinthy Ann, die sich etwas darauf zugute thut, nicht mit zu den Wiedergeborenen zu gehören, zur Rede gestellt. „Ich hoffe, Vater“, sagt sie, „Ihr werdet endlich einmal eingestehen, daß Ihr hier viel uneigennütziges Wohlwollen ausgeübt habt.“ Der arme Mann selbst ist aber ganz unglücklich über das, was er gethan hat und sagt: „Ich fürchte, daß schließlich doch alles Eigennutz war; wenn ich es mir nur zurecht legen könnte!“ Die nicht zu den Wiedergeborenen gehörende Cerinthy Ann läßt die Andeutung fallen, daß die besten Leute nie Trost in der Religion gefunden haben und daß sie für ihre Person sich wol hüten werde, sich ihren Kopf damit zu plagen; sie wolle es gut haben, solange sie jung sei; da, wenn sie auserwählt sei erlöst zu werden, sie es doch sein würde, und wenn sie es nicht wäre, ihr es doch nicht helfen könnte.

Dieses junge Mädchen ist der Liebling der Mrs. Stowe. „Zuweilen“, sagt Mrs. Twitchel, „werde ich geradezu wild über meine Kinder, aber dann weiß ich auch einmal wieder nicht wie so; niemand von uns weiß es. Cerinthy Ann ist eine der besten Hände, um Arbeit zu thun; sie faßt die Sache an und macht sie ab, wie man es nur von einer Frau erwarten kann. Kein Mensch weiß, wo das Ding die Zeit hernimmt, alles zu thun was sie thut, und ich weiß nicht, was ich ohne sie thun sollte.“ Cerinthy Ann ist derselben Ansicht: „Es ist“, sagt sie, „keine Seele im Hause, die weiß, wo etwas ist, wenn ich fort bin. Sollte ich es mir jemals in den Kopf setzen fortzugehen, so wüßte ich wahrhaftig nicht, was aus Vater und Mutter werden sollte. Neulich sagte ich auch der Mutter, daß nicht wiedergeborene Leute in dieser Welt doch etwas nutz sein könnten.“

Die Frommen erklären in ihrer eigenthümlichen Phraseologie, daß wenn dieses energische, nützliche, unbekehrte Mädchen einst „wahrhaft berufen“ werden sollte, sie eine Martha und keine Maria abgeben würde; aber sie ist den Doctrinen so „fürchterlich abhold“, daß jedenfalls viel Berufung dazu gehören wird, um auf Cerinthy Ann Eindruck zu machen. Ihre Mutter sagt in einer der theologischen Theegesellschaften, in welchen die alten Damen die Aussichten untersuchen, welche jedermann, den sie kennen und nicht kennen, auf Erlösung hat: „Sie erzählte mir gestern, als sie die Kleider aushing, daß sie sich niemals mit «Rathschlüssen» und «Auserwählung» befreunden würde, weil sie nicht einsehen kann, wie die Leute sich helfen sollen, wenn die Sache doch einmal gewiß ist. 'Sag' ich zu ihr: Cerinthy Ann, die Leute sollen sich auch gar nicht helfen, sondern sich auf Gnade und Ungnade unterwerfen. Und da schmeißt sie den Korb mit Kleidern zur Erde und läuft ins Haus.“

In der That aber lacht Cerinthy Ann über alle diese Dinge, und die einzige Art und Weise, wie sie zur Orthodoxie bekehrt werden kann, ist, daß sie sich in einen Geistlichen verliebt. Von Natur aus haßt sie Geistliche vor allen andern; denn, sagt das ungebändigte Mädchen, „andere Männer lassen einen doch in Frieden, aber ein Geistlicher kriecht einem immer zwischen den Füßen herum“. Trotzdem aber wird sie durch einen unausgeklärten Einfluß bewogen, einen kränklichen jungen Geistlichen zu heirathen, „der ihr immer zwischen den Füßen herumkriecht“, und das Resultat seiner Seelenerziehung ist, daß sie schließlich doch bekehrt wird. Ob dies wirklich ein Fall von Wiedergeburt ist, ist nicht ausgemacht. Wiedergeburt, wie man sie im Kirchspiele von Newport versteht, ist eine kitzliche Frage, und doch ist die Hoffnung nie verloren zu erachten, wenn man hört, wie ein wilder Schiffsjunge dadurch zu Tode kommt, daß er aus dem Mastkorbe herausfällt; daß man ihn aber doch nicht richten dürfe, denn er könnte ja während des Herunterfallens wiedergeboren sein; von dem Mastkorb bis zum Verdeck ist Zeit genug für die göttliche Gnade, ein solches Wunder auszurichten. Dies erinnert etwas an den apokryphen amerikanischen Seiltänzer Blondin, der einen Pfannkuchen bäckt, während er auf einem Beine über dem Niagara steht.

Uebrigens treten noch andere Widersacher gegen das System des Erzcalvinismus auf, als die nicht wiedergeborene Cerinthy Ann; vor diesen Lehren weichen selbst wahrhaft religiöse Gemüther zurück. Die Heldin des Romans, Mary Scudder, ist eine ausnehmend religiöse junge Dame; aber obwol sie die Ansichten des Dr. Hopkins mit vollkommener Einfalt annahm, solange ihr Herz frei war, stellt sich die Sache gleich ganz anders, nachdem sie den skeptischen Seemann liebt, welcher blos in die Andachtsübungen hineingeht, um sie zu sehen, und der geradezu von der puritanischen Religion sagt: „Für mich ist das weder so noch so; es rührt mich nicht, es hilft mir nicht und ich glaube es macht mich eher noch schlechter; und dann sagen sie mir, das kommt nur daher, weil ich ein natürlicher Mensch bin und der natürliche Mensch nicht die Dinge des Geistes versteht. Nun ja, ich bin ein natürlicher Mensch — aber wie soll man es denn anfangen, keiner zu sein?“

Wie Cerinthy Ann die Lehre von der Auserwählung von dem jungen Geistlichen annahm, welcher ihr immer zwischen den Füßen herumkroch, so empört sich Mary Scudder gegen den Erzcalvinismus, als sie einsieht, daß ihr Geliebter dadurch in Gefahr des ewigen Fegfeuers geräth. Obwol der Pfarrer alles thut, ihr seine transscendentalen Lehren einzupauken, richtet die schöne Mary Scudder ihren Glauben nach ihrer Stellung zu dem Geliebten. In der großen Krise aber, als die Nachricht kommt, daß James Marvye ertrunken sei, bricht ihr Glaube zusammen. Im Calvinismus ist das Todesschattenthal besonders dunkel, und die

Puritaner, welche die raffinirtesten Qualen für die Verlorenen aussannen und darüber grübelten, wie viel Schmerz der Mensch wol ertragen könne, waren nur wenig von der Inquisition verschieden, welche die Ketzer schockweise verbrannte. Kein Wunder daher, daß die Mutter des Seemanns bei der Nachricht von dessen Tode wünscht, sie wäre nie geboren. „Nein, Mary, ich kann, ich will mich nicht in das Schicksal finden, alles ist hart, ungerecht, grausam — und das werde ich sagen bis in alle Ewigkeit. Für mich gibt es keine Güte, keine Gerechtigkeit, keine Gnade irgendwo. Das Leben ist das fürchterlichste Schicksal, welches man über ein hülfloses Wesen verhängen kann. Was haben wir gethan, daß uns dies beschieden wurde? Warum sind wir so geschaffen zu lieben und zu hoffen, warum sind unsere Herzen voll von Gefühl, und doch schreiten die Naturgesetze erbarmungslos über uns hinweg! Denke nur, wie viele edle Seelen, wie viele warme, großmüthige Herzen Schiffbruch leiden und weggeworfen werden! Wie lieben wir einander! wie weben unsere Herzen ineinander! wie überfroh würden wir sein, füreinander zu sterben! und alles dieses endet — o Gott, wie endet es! O mein Hochzeitstag! Warum freuten sie sich?" u. s. w.

Auf die Erklärung des Dr. Hopkins, daß alles durch ein Wesen von unendlichem Wissen vorausbestimmt sei, das uns zur Sünde zwingen könne, ohne doch darum unsern freien Willen zu verletzen, erwidert Mrs. Marvye: „Um so schlimmer! Was nutzt dann das unendliche Wissen?" Der einzige Trost in ihrem Unglück kommt ihr von der alten dicken Negerin Candace, welche ihr so zuredet: „Komm zur alten Candace, Engel, Honigkind; es ist nicht wahr, es ist ein schreckliches Misverständniß. O der Herr ist nicht so wie du denkst; er liebt dich, Engel! Fühle doch nur, wie ich dich liebe, ich, die arme alte schwarze Candace, und ich soll doch wol nicht besser sein als der, welcher mich gemacht hat? Beunruhige dich also nicht, süßes Kind; ich weiß, Master James ist einer von den Auserwählten, und gewiß gibt es viel mehr Auserwählte als Leute gewöhnlich denken." Die arme Mutter ist erschöpft und beruhigt sich für den Augenblick mit der Versicherung der Negerin; aber die einzige Heilung für ihre Wunde ist doch die Zeit, und allmählich gewöhnt sie sich daran, an die ewige Verdammniß ihres Sohnes zu denken und freut sich mit Dr. Hopkins über die göttlichen Rathschlüsse.

Nachdem Mrs. Stowe somit nachgewiesen hat, daß der Erzcalvinismus, so wie ihn die kleinen puritanischen Colonien verstanden, für das Leben nicht paßt, und daß er da, wo er der Natur nicht zuwiderläuft, doch für den Verstand unbegreiflich ist, fragt man sich natürlich, warum die Verfasserin schließlich doch an dem System festhält? Denn obwol der größte Theil des Romans darauf verwandt wird, die Absurditäten dieses Systems aufzudecken, erhebt die Verfasserin es schließlich doch in den Himmel und erklärt, daß trotz aller seiner Fehler es am Ende doch die einzige Rettung für uns sei. Sie verfährt dabei auf sehr einfache Weise. Mary Scudder glaubte an die Verwerfung, bis sie ihr Herz an einen skeptischen Liebhaber verlor; ebenso geht es mit James Marvye. Er glaubt nicht, aber er liebt Mary; sie glaubt und deshalb thut er es auch. Er fängt zuerst an, in etwas hypokritischer Weise zu glauben, um seine geliebte Mary zu gewinnen. Er sagt: „Ich habe mich nie um Religion bekümmert, aber ich denke, du könntest doch versuchen, meine Seele zu retten — damit ich dich bekomme; denn mit nichts kirrt man eine Frau mehr, als wenn man sie bittet, einem seine Seele zu retten. Das ist der Schuß mitten durch die Scheibe." Nachdem er sich so weit eingelassen hat, wird er in der That erlöst und fängt an zu glauben. Ziemlich ähnlich geht es mit Mary's Mutter. Sie sagt: „Mr. Scudder hat immer daran geglaubt und darum will ich es auch thun." Und Mrs. Stowe fügt in Parenthesen hinzu: Nach allem, was man über unabhängiges Denken gesagt hat — ist nicht die Thatsache, daß eine gute und edle Seele so oder so geglaubt hat, ein besserer Beweis als viele andere, die man so oft anführen hört? Wenn dem nicht so ist, um so schlimmer, denn zwei Drittheile von dem Glauben aller Welt beruhen auf diesem Grundsteine. Gewiß hat Mrs. Stowe in dieser Beziehung nicht übertrieben. Die alte Negerin Candace weigerte sich lange Zeit zu glauben, daß sie mit Adam gefallen war und auch vom Apfel gegessen hatte; aber als Dr. Hopkins sich etwas von seinem Gehalte „abknausert", um einem ihrer Mitsklaven die Freiheit zu kaufen, ist sie sofort von allem überzeugt und sagt: „Der Herr segne dich, Doctor, daß du das Gefängniß für den öffnest, der gefesselt ist. Ich glaube dir jetzt, Doctor, ich will jedes Wort glauben, was du sagst. Ich will den Katechismus sagen — sei es wie es will. Ich hab' von dem «Aeppel» gegessen, ich hab' den ganzen Baum hinuntergeschluckt, wenn du so sagst." Wir sollen nun alle so thun wie diese Negerin; Dr. Hopkins war ein Heiliger, deshalb sollen wir sein Wort als Glaubensartikel annehmen; weil Dr. Hopkins, ein sehr kaltblütiges Individuum, fähig ist, auf seine Braut gerade in dem Augenblicke zu verzichten, wo er im Begriff steht, sie zum Altar zu führen und sie dem hübschen jungen Manne hingibt, an welchem ihr Herz hängt — deshalb ist das Christenthum wahr und der Erzcalvinismus correct.

Man sieht also, daß Mrs. Stowe mit dem puritanischen System zu gleicher Zeit zufrieden und unzufrieden ist. Theoretisch ist dasselbe ausgezeichnet, aber in der Praxis nimmt es nicht genug Rücksicht auf die menschliche Natur, wie Gott sie geschaffen hat und wollte, daß sie sein sollte. Was z. B. die sinnliche Schönheit anbetrifft, welche die Puritaner aus vollster Seele verachten, so seufzt die Frau Dechantin Twitchel tief, als Cerinthy Ann sich ein neues rosaseidenes Kleid machen läßt; sie sagt, die Welt gehe unter und man dürfe nicht seine Aufmerksamkeit von der unsterblichen Seele fort auf irdische Dinge lenken; dagegen erwidert die Schneiderin Miß Prissy, daß Cerinthy Ann's Kleid nicht röther sei als die Apfelblüten, und daß der Herr selbst beständig mit Rothkehlchen und Goldfinken unsere Aufmerksamkeit ablenke, und daß wir die Werke des Herrn ansehen und eine Lehre daraus ziehen müßten. Ja sogar der heilige Doctor hat ein Auge für Kleidung: „Ich weiß", sagt Miß Priß, „wie geistlich gesinnt unser verehrter Doctor ist; aber glauben Sie es mir, meine Liebe, er hat auch Augen. Ich sage Ihnen, diese Männer! die besten darunter fühlen, wie es mit der Sache steht, obgleich sie nicht viel wissen. Ich habe gesehen, mit welchen Augen der Doctor Mary an jenem Abend ansah, wo sie sich für die Hochzeitsfeier ankleidete. Ich sage Ihnen, er würde es sehr gern haben, wenn seine Frau hübsch aussieht, und er wird auch schon einen heiligen Text dafür finden, wie für andere Gelegenheiten." Hieraus sieht man wiederum, daß die Natur in Mrs. Stowe stärker ist als die Logik. Wem kann etwas daran liegen zu tanzen, sich hübsch anzuziehen, überhaupt fröhlich zu sein, wenn alle Triebe unserer Natur falsch, das ganze Leben ein ungeheuerer Betrug und alles Schöne um uns her verflucht ist? Trotzdem findet Mrs. Stowe Freude am Leben und ist glücklich mit ihren Freunden, und zeigt dadurch eben, daß ihr theologisches System auf sehr schwachen Füßen steht.

Einige kleinere Mängel dürfen wir auch an dem Roman nicht ungerügt lassen. Mrs. Stowe hat gewiß nicht gut daran gethan, die Schrecken des Sklavenhandels von neuem auszumalen und die ganze Frage von der Emancipation der Neger noch einmal zu discutiren; davon haben wir in „Onkel Tom's Hütte" und „Dred" genug gehabt. Außerdem finden sich in dem Roman so beträchtliche historische Unrichtigkeiten, daß sie die Grenzen der Dichterfreiheit doch etwas zu überschreiten scheinen. Dr. Hopkins, Gründer des Hopkinsonischen erzcalvinistischen Systems, war 1721 geboren und ließ sich erst 1770 in Newport nieder; 1774 beginnt er bei Mrs. Stowe sein „Werben"; sie läßt ihn damals 40 Jahre alt sein, während er in der That 51 Jahre alt war. Außerdem war er bereits 1748 mit einer Johanna Ingersol verheirathet, mit welcher er bis zum Jahre 1793, wo ihr Tod erfolgte, zusammenlebte und die ihm acht Kinder gebar. Im Jahre 1794 heirathete der Doctor, damals in seinem vierundsiebzigsten Jahre, noch einmal und zwar eine Dame, die nur

16 oder 17 Jahre jünger war als er selbst. Der wirkliche Dr. Hopkins hatte überdies einen ganz andern Charakter als der Pfarrer der Mrs. Stowe; er war durchaus kein Träumer, dem seine Hauswirthin zureden mußte, daß er nur etwas aß und trank; noch war er unfähig, sich um irdische Interessen zu kümmern; er war schlau genug, seinen eigenen Vortheil nicht zu vergessen.

Die englische Kritik hat sich, wie das im voraus zu erwarten stand, besonders über die vielen Amerikanismen lustig gemacht, welche Mrs. Stowe in ihrer Erzählung sich hat zu Schulden kommen lassen, sonst aber im allgemeinen das Verdienst des Romans nach Gebühr anerkannt; und auch wir müssen trotz der oben gemachten Ausstellungen unser Endurtheil dahin abgeben, daß das große Talent der Mrs. Stowe sich auch in diesem ihrem neuesten Werke wiederum aufs unzweifelhafteste kund gegeben hat. 48.

Ein Commentar zu Humboldt's „Kosmos".

Briefe über Alexander von Humboldt's Kosmos. Ein Commentar zu diesem Werke für gebildete Laien. Herausgegeben von B. v. Cotta, J. Schaller, W. C. Wittwer und H. Girard. Mit zahlreichen Holzschnitten, Karten und lithographischen Abbildungen. Vierter Theil. Erste Abtheilung. Bearbeitet von W. C. Wittwer. Leipzig, T. O. Weigel. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Unter den vielen Commentaren des „Kosmos" zeichnet sich ganz vorzugsweise der von Cotta begonnene aus. Für den zweiten Theil des „Kosmos" hat Schaller die erläuternden Briefe geschrieben, für den dritten Theil wieder Cotta und für den vierten verspricht W. C. Wittwer hier die erste Hälfte, während H. Girard die Behandlung der andern Hälfte übernommen hat.

Der Inhalt des hier vorliegenden Commentars bezieht sich auf Größe, Gestalt und Dichtigkeit der Erde, auf innere Wärme des Erdkörpers und deren Vertheilung, und auf den Erdmagnetismus.

In der Vorrede hält der Verfasser dem nun heimgegangenen größten Gelehrten unsers Jahrhunderts eine kurze, aber würdige Gedächtnißrede. Es überkommt uns jedesmal eine wehmuthsvolle Trauer, so oft wir eine neue Stimme hören, welche den Verlust des großen Mannes beklagt. Allerdings kann sich unser Jahrhundert schon sehr glücklich preisen, daß es diesen eminenten Geist so ungetrübt und ungeschwächt lange besessen hat; indeß kommt die Auflösung eines so bewährten glücklichen Bandes immer zu früh, sie mag eintreten, wann sie will. Die vielen Stimmen, welche dem Entschlafenen einen Nachruf gewidmet haben, preisen seine umfassende, tiefe Gelehrsamkeit, seine vermittelnde Liebenswürdigkeit zur Versöhnung streitiger Parteien, aber auch seine Menschenfreundlichkeit bei der Unterstützung junger aufstrebender Gelehrten. In Hinsicht dieses letzten Punktes läßt sich auch eben jetzt von Amerika herüber ein ausgezeichneter Naturforscher vernehmen, der in Alexander von Humboldt seinen größten Wohlthäter verehrt. Es ist dies der berühmte Naturhistoriker und Gletscherforscher Agassiz. In dem „American Journal of Science" berichtet derselbe Folgendes: „Als ich in einem Alter von etwa 24 Jahren zu Paris mit Hülfe der Mittel studirte, welche mir ein Freund gegeben hatte, war ich noch vor der Zeit genöthigt, meine dortigen Studien aufzugeben, aus Mangel an Subsistenzmitteln. Damals besuchte Professor Mitscherlich aus Berlin Paris. Als dieser eines Morgens bei mir war und mich fragte, warum ich so betrübt sei, so gab ich ihm zur Antwort, daß ich fort müßte, weil mir die Mittel fehlten. Am Morgen des folgenden Tags, als ich beim Frühstück saß, sah ich Humboldt's Diener durch den Garten des Hotels kommen, in dem ich wohnte. Er händigte mir ein Billet ein mit dem Bemerken, daß eine Antwort nicht nöthig sei und verschwand. Ich öffnete das Schreiben. Es sagte: «Mein Freund, ich höre, daß Sie die Absicht haben, Paris zu verlassen, weil Sie in einiger Verlegenheit sind. Das darf nicht sein. Es ist mein Wunsch, daß Sie hier so lange verbleiben, bis der Gegenstand seine Vollendung erhalten hat, der Ihren Aufenthalt hier nothwendig machte. Ich lege einen Wechsel von 50 Pf. St. bei. Es ist ein Darlehn, welches Sie mir wiederzahlen, wenn Sie können.» Einige Jahre später, als ich in der Lage war, wiederbezahlen zu können, hat ich um die Erlaubniß, ihm Schuldner bleiben zu dürfen, weil ich wußte, daß ihm die Gewährung dieser Bitte viel angenehmer sein würde als die Wiedererlangung des Geldes. Und so bin ich nun in seiner Schuld. Ich weiß, was er mir gethan hat, hat er sehr vielen andern im stillen gethan, wovon die Welt nichts erfährt." Das ist ein edler Zug des großen Verstorbenen und es ist auch edel von Agassiz, daß er ihn jetzt nicht verschweigt. Doch nun wieder zu unserm Buche zurück.

Wenn überhaupt der Zweck dieser Briefe ein zweifacher sein soll, insofern sie nämlich den „Kosmos" zu erläutern oder zur Veranlassung zu nehmen haben, über verwandte Gegenstände leichtfaßlich zu belehren, so ist dies ganz vorzugsweise von der vorliegenden Abtheilung zum Grundsatz gemacht. Wittwer läßt sich sehr tief herab, er sucht seinen Lesern sogar noch zu erklären, was ein Winkel sei, wie man ihn eintheile und messe. Ueberhaupt greift er seinen Gegenstand mit einer die gebildeten Leser fast verletzenden Herablassung an; er wird aber später selbst inne, daß sich dies nicht durchführen läßt, und kommt dann auf den Standpunkt, der für alle denkenden Freunde der Naturwissenschaften paßt. Bei der Gelegenheit, wo er von der Zeit und den Apparaten zum Messen derselben spricht, macht er mehrere sehr interessante Mittheilungen, und es kommt auch die alte, durch Wasser getriebene Räderuhr zu Aachen zur Sprache. „Berühmt ist diejenige Uhr", sagt der Verfasser, „welche der Khalif Harun-al-Raschid Karl dem Großen zum Geschenk machte und die im Jahre 817 zu Aix-la-Chapelle (Aachen) übergeben wurde. Ebenso viele kupferne Kugeln, als Stunden des Tages da sind, fielen auf ein unterhalb angebrachtes Becken und deuteten so die Stunden durch einen Klang an. Man konnte aber durch dieses Schlagwerk nur wahrnehmen, daß eine Stunde um war, denn bei jeder Stunde fiel nur eine Kugel auf das Becken. Es öffneten sich nach und nach zwölf Thüren, in jeder Stunde eine, aus welchen ebenso viele Reiter hervorkamen, die Thüren offen stehen ließen und sie erst mit ihren Spießen zustießen, wenn die zwölfte Stunde vorbei war. Außerdem soll diese Uhr noch viele andere Figuren in Bewegung gesetzt haben."

Nachdem die Verhältnisse der Größe, Gestalt und Dichtigkeit der Erde, sowie die mit ihrer Bewegung in unmittelbarer Verbindung stehende Zeit gehörig durchsprochen worden sind, wird die Rede auf die Wärme der Erde gebracht. Das hier Mitgetheilte ist vortrefflich, nur weiß auch hierbei der Verfasser nicht sogleich den richtigen Standpunkt auszufinden. Er erklärt anfangs erst noch das Thermometer, als wüßten seine Leser noch gar nichts davon, während er doch später viel schwierigere Sachen, wie z. B. das Barometer, als ganz bekannt voraussetzt. Aber ungeachtet dieser kleinen Unsicherheit ist das ganze Buch doch der Art, daß es ebenso viel Vergnügen als Belehrung gewährt.

Dann gehen die Briefe über zur Elektricität, dem Magnetismus und zur gegenseitigen Beziehung dieser Naturkräfte. Von dem Erdmagnetismus, sowol seiner Declination, Inclination, Intensität als seiner Theorie nach, handelt das Werk, wie sich erwarten ließ, mit etwas mehr Ausführlichkeit. Dieser Theil ist ganz vortrefflich. Er wird den wissenschaftlich nicht ausreichend gebildeten vielen Freunden des „Kosmos" eine sehr erwünschte Brücke zum Verständniß abgeben. Hier ist es gerade, wo ein Commentar des großen Werks wirklich noth thut.

Der letzte Brief beschäftigt sich mit dem Polarlichte. Es werden hier mehrere Beschreibungen von diesem wunderbaren Naturphänomen zur Darstellung gebracht, wobei den großen Männern, wie Maupertuis, Bessel, Lottin und Richardson vorzugsweise das Wort gegeben wird, weil sie die bedeutendsten Sachverständigen sind, welche diese Naturerscheinung gründlich

selbst beobachtet haben. Daß zwischen dem Nordlichte und dem Erdmagnetismus eine innige Wechselbeziehung stattfinde, ist jetzt eine allgemein gekannte Thatsache. Sowie ein Nordlicht am Himmel steht, wird die Magnetnadel unruhig bewegt. Daher sagte schon Hansteen, daß die Nordlichter sehr wahrscheinlich Lichtentwickelungen seien, welche die Entladung des ungewöhnlich stark angehäuften Erdmagnetismus begleiten. „Verfolgt man den Gang der Luftelektricität“, sagt der Verfasser, „während eines Gewitters, so zeigt sich ein bedeutendes Schwanken derselben, das mit der Zahl der Blitze zunimmt; sie erreicht unmittelbar vor einem Blitze oft einen sehr hohen Grad, und das Nordlicht hat mithin eine ganz analoge Wirkung auf den Magnetismus, wie das Gewitter auf die Elektricität. Deshalb hat Hr. v. Humboldt das erstere sehr passend ein magnetisches Gewitter genannt. Die Richtung der Strahlen des Nordlichts sind der Richtung der nach allen Richtungen frei beweglichen Nadel parallel, die Krone befindet sich daher stets im magnetischen Zenith eines Orts, d. h. da, wo das obere Ende der Inclinationsnadel bei deren gehöriger Verlängerung den Himmel treffen würde. Die höchste Stelle des Nordlichtbogens ist, wenn auch nicht ganz genau, doch stets in der Nähe des magnetischen Meridians. Was das Nordlicht auf unserer Halbkugel, das ist das Südlicht auf der jenseitigen. Die südlichen Polarländer sind völlig unbewohnbar, und Schiffe kommen fast nur bei Gelegenheit von wissenschaftlichen Expeditionen, die eigentlich doch nicht sehr häufig sind, in jene Gegend. Die natürliche Folge davon ist, daß im ganzen nur sehr wenige Südlichter gesehen werden. Merkwürdig ist, daß zu derselben Zeit, von welcher Cook von Südlichtern berichtet, im Norden der Erde Nordlichter wahrgenommen wurden, und es ist gar nicht undenkbar, daß jedem Nordlichte auch ein Südlicht entspricht, wie ein Magnetpol dem andern; doch läßt sich diese Sache nicht beweisen.“ Wir können diesen letzten Ausspruch nicht ohne eine kleine Bemerkung lassen. Es liegt nämlich in der längst bekannten Thatsache, daß alle Magnetnadeln auf der Oberfläche der ganzen Erde bei jedem Nordlichte ganz gleichzeitig in ein unruhiges Schwanken gerathen, schon seine große Wahrscheinlichkeit für die vom Verfasser ausgesprochene Vermuthung.

Heinrich Birnbaum.

Notiz.

Das „Athenaeum“ über Palleske's Biographie Schiller's.

Wenn wir hier auf das gelegentlich in Kürze schon erwähnte Urtheil des „Athenaeum“ über Palleske's Werk: „Schiller's Leben und Werke“ (oder vielmehr über dessen Uebersetzung: „Schiller's life and works. By *Emil Palleske*. Translated by *Lady Wallace*“), in etwas ausführlicherer Weise zurückkommen, so möge man uns dies nicht als Ausfluß einer von uns gegen Palleske's Werk gehegten tendenziösen Misgunst auslegen. Der von dem englischen Berichterstatter erhobene Haupttadel betrifft ja nicht ihn allein, sondern die Mehrzahl der neuern deutschen Literaturgeschichtschreiber, Kritiker und Biographen, und ist zufällig derselbe Tadel, den auch wir seit einer Reihe von Jahren in d. Bl. bei verschiedenen Gelegenheiten wiederholt ausgesprochen haben. Dieser Tadel richtet sich gegen die in Deutschland herrschende tendenziöse Parteilichkeit, womit man einen großen Autor nicht anders zu erheben und zu feiern weiß, als daß man andere, die neben ihm gewirkt, verkleinert und verdächtigt. Es ist einmal die Art des deutschen Geistes, überall auf Zersetzung und Scheidung selbst des Zusammengehörigen auszugehen. Die Kritik im „Athenaeum“ beginnt: „Inwieweit das englische Publikum die begeisterten Aussprüche, in welchen sich Lady Wallace über die ihm jetzt durch sie in unserer Sprache dargebotene Biographie ergeht, durch das Buch selbst für gerechtfertigt halten wird, dürfte einigem Zweifel unterliegen. Es ist sicherlich das ausführlichste Werk, welches über des Dichters Leben bisher veröffentlicht wurde, aber weder dem Geiste noch dem Stile nach erscheint es sehr ansprechend. Ein factiöser Geist hat in die Tinte einige Galle gemischt, und die Feder hat etwas von der Natur des stiletto angenommen. Es ist eine Parteischrift, was womöglich das Leben eines großen Dichters niemals sein sollte. Aber diese böse Gewohnheit herrscht überhaupt in Deutschland. Zwar wenn zwischen großen Männern eine Wahl getroffen werden müßte, so würden Englands Sympathien, was wenigstens die Mehrheit betrifft, sich möglicherweise mehr zu Gunsten Schiller's als zu Gunsten Goethe's aussprechen; denn Schiller besitzt Feuer, eine wunderbar malerische Einbildungskraft, einen klaren verständlichen Stil, der Zweideutiges selten, und die Andeutungen von etwas Geheimen, was niemals ganz erschaut werden kann, noch seltener zuläßt. Aber der englische Geschmack wird sich hoffentlich noch lange gegen die Sitte sträuben, einen Heros auf Kosten des andern zu erheben. Wir schreiben kein Leben Shakspeare's, nur um zu beweisen, daß Ben Jonson ein akademischer Pedant gewesen.... Bei unsern Vettern gilt ein ganz anderer Brauch. Um den einen Mann zu preisen, müssen sie einige andere in den Staub treten. Die notorische hülfreiche Freundschaft Goethe's mit Schiller; die erhabenen Worte, welche der erstere bei dem Tode des jüngern Mannes ertönen ließ, die Zeilen am Gartenfenster zu Ilmenau — das alles sollte wenigstens den Deutschen, welche ihre eigenen großen Männer in Ehren halten, fester im Gedächtniß leben, als dies jetzt deutsche Sitte zu sein scheint. Bei der letzten Schiller-Feier in London griff man in dieser Hinsicht fehl.“ Der Berichterstatter tadelt es dann noch namentlich, daß sowol Herder als Richter, „no small names in the German Pantheon“, ferner Tieck, „a smaller and less distinct genius — and still how charming, how dreamy, how elegant“, von Palleske zu wegwerfend behandelt würden, daß er überhaupt jeder Person, deren Name oder Ruf den seines Helden beeinträchtigen könne, übel mitspiele, während doch gerade da, wo es sich um das Leben und die Werke eines so wahrhaften und edeln Dichters wie Schiller handle, dergleichen Antipathien ganz außer dem Spiel bleiben müßten. Der Berichterstatter tadelt es ferner, daß Palleske Shakspeare's nur mit Misgunst, Corneille's und Molière's kaum, wenn überhaupt gedenke, über Kotzebue die „vials of vitriol“ ausschütte und selbst Goethe als dramatischen Dichter schief ansehe, und er will daraus schließen, daß Palleske's Kenntniß der dramatischen Literatur überhaupt nicht weit her sei. Was er sonst an Palleske's Werk tadelt: die „weak and intricate analyses“ der Schiller'schen Werke, den sentimental-rhapsodischen, überpanegyrischen Ton, der durch seine künstliche Uebertreibung das Gegentheil von dem bewirke, was er bezwecke, das „hectic excitement of the style“ u. s. w., wollen wir hier nur in der Kürze andeuten.

H. M.

Bibliographie.

Haller, K. v., Ein Ausflug nach Algier im Jahre 1857, nebst einem geographischen, statistischen und historischen Anhang. Mit Karte und Plan von Algier. Solothurn, Scherer. 1859. Gr. 8. 1 Thlr.

Holtei, K. v., Die Eselsfresser. Roman in drei Bänden. Breslau, E. Trewendt. 8. 5 Thlr.

Parisis, Unmöglichkeiten. Oder: Die Freidenker widerlegt durch den einfachen, gesunden Menschenverstand. Nach der 3ten Auflage des Originals übersetzt von W. Reuter. Trier, Lintz. 1859. 8. 10 Ngr.

Der Wunderstein. Ein naturhistorisch-politischer Roman. Hamburg, Seitz. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wunderling, L., Lebenslauf des selbigen Bruders Carl Gottfried Theodor Wunderling, Diakonus der Brüderkirche, heimgegangen am 23. Januar 1859 in Neuwied. Aus seinem schriftlichen Nachlaß zusammengestellt. Schreiberhau. 1859. Gr. 8. 6 Ngr.

Yonge's, Miß, Schriften. Aus dem Englischen übersetzt. 1ster Theil. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 12. Januar 1860.

Dramatische Revue.

Unter dem Einfluß des Kriegs, der unsere Interessen so nahe berührte und unsere Aufmerksamkeit von der Darstellung des Geschehenen unwillkürlich abzog und auf die Schlachtfelder lenkte, wo täglich neue und wunderbare Geschichte verzeichnet wurde; unter dem Eindrucke, den jener Krieg mit seinen Folgen und daraus hervorgehenden Bestrebungen in uns wie in der Nation hervorrief, hat die Besprechung der dramatischen Arbeiten in d. Bl. einige Unterbrechung erlitten. Wir führen im Folgenden mehrere dramatische Arbeiten vor, von denen einige den Weg von dem Theater in die Literatur genommen haben, nachdem sie auf ersterm ein Asyl nicht fanden.

---

1. Die Witwe des Agis. Tragödie von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1858. 8. 24 Ngr.

„Die Witwe des Agis" ist von den münchener Kunstrichtern mit dem Preise beehrt und die Aufmerksamkeit des Publikums und der Kritik dadurch besonders auf diese Erscheinung gerichtet worden; wir leugnen nicht, auch die Ansprüche waren erhöhte. Mehr noch als durch die kunstrichterliche Entscheidung fordert der Dichter durch sein Vorwort, in welchem er den Stein der Weisen hinsichtlich dessen entdeckt hat, was dem Drama heutzutage noth thut, eine eingehende und strengere Kritik heraus. Jordan eröffnet sein Vorwort mit dem Urtheile der Preisrichter, von Schack, von Geibel, von Sybel. Diese rühmen zunächst die glückliche Wahl des Stoffs und die eigenthümlich straffe Behandlung des Dramas, das sich in Composition und Stil der classischen Tragödie der Italiener nähert. Der Stoff ist, seinen äußern Umrissen nach, der Lebensbeschreibung des Agis und Kleomenes von Plutarch entlehnt; daß die Witwe des Agis, die der Tragödie den Namen gegeben hat, in Wahrheit die gute und zärtliche Frau des jungen Kleomenes wurde und nicht, wie der Dichter sie darstellt, ihren Schwiegervater ermordete und sich das Leben nahm, um Kleomenes für ihre Ideen zu gewinnen, thut nur insoweit etwas zur Sache, als es wieder beweist, daß die Geschichte fast immer psychologisch wahrer ist, als jede Erfindung und Zuthat; denn geschichtlich steht fest, daß Kleomenes von der Anhänglichkeit und Erinnerung der Witwe an den Agis gerührt war und daß sie großen Einfluß auf seine politischen Grundsätze hatte. Dieser Einfluß scheint nach Plutarch durchaus gerechtfertigt, während die Liebe und Verehrung des Kleomenes für die Witwe, die er als Mörderin seines Vaters erkennt, widernatürlich erscheint, hier (in dem Drama von Jordan) um so mehr, da die Form und der Vers etwas durchaus Weiches, der Handlung entschieden Fremdes haben. Als Curiosität sei hier nebenbei bemerkt, daß Jordan gesteht, „die classische Tragödie der Italiener sei ihm bisjetzt wenig bekannt", während allerdings hier, wie in mehreren seiner andern Arbeiten, eine Verwandtschaft mit dieser gar nicht zu verkennen ist. „Gedrungene Exposition, rasches, fast zu gewaltsames Fortschreiten der Handlung" rühmen die Preisrichter ferner diesem Drama nach. Die Herren verschweigen nicht, daß alles mehr angedeutet als ausgesprochen ist, und wir begegnen im Vorwort darüber einer Rechtfertigung Jordan's, die jedenfalls erwähnt zu werden verdient. Der Dichter will die erschöpfende Charakteristik den Novellisten überlassen und verlangt dagegen, der Dramatiker solle blos den Typus geben, dem Schauspieler solle es überlassen bleiben aus seiner Rolle eine dankbare zu machen; danach ist ihm denn auch die Bühne des Shakspeare nur das „Piedestal für bewegte Plastik"; ihre Kunstform erklärt er für uns „unnachahmlich wie die Kunstform der Antike". Es gehört eben nicht viel Scharfsinn dazu, um diesen Ausspruch Jordan's aus des Dichters Hinneigung zur romanischen Bühne zu erklären, die seinem Kunstverständnisse und seiner dichterischen Begabung viel mehr Verwandtes darbietet, als die des Shakspeare; aber wenn er damit alle bisherigen Kunstanschauungen, die Resultate, die unsere großen dramatischen Dichter und wir wieder von diesen gewonnen haben, mit wenigen Worten über den Haufen werfen will, so wäre dazu ein tieferes Eingehen in den Shakspeare'schen Geist, nicht aber ein Herausgreifen der Aeußerlichkeiten wünschenswerth gewesen. Die vierstündigen Theaterabende waren es nicht allein, welche dem Dichter die ausführlichere Darstellung der Charaktere möglich machte; unser Publikum folgt, trotz seiner Ungeduld, einer mehrstündigen Aufführung großer Werke meist mit derselben Aufmerksamkeit, wie zur Zeit das londoner; man gewöhne es nur daran durch Vorführung großartiger Schöpfungen (Richard Wagner ließ seinen Opern die von Gluck vorausgehen und gewöhnte so systematisch das dresdener Publikum); es ist weit entfernt nur deshalb ein Drama fallen zu lassen, weil es den von Jordan verlangten Umfang von „1500 bis höchstens 1700 Jamben" überschreitet. Das Zeitmaß ist Sache des Regisseurs, der Dichter darf gewiß nicht ihm zu Liebe die Conflicte und die Charakteristik vernachlässigen; und zeigt es nicht endlich den wahren Dichter, wenn er die dramatischen Bedingungen und die Beschränkung zu verbinden versteht? Mag sein, daß die Bühne des Shakspeare auf die Freiheit seiner Dichtungen Einfluß hatte, aber für unsere Beschränkungen haben wir vielfachen Gewinn im Vergleich zu dieser, durch die Ausbildung unserer Scenerie, durch den Vorzug vollendeter Künstler, die fähig sind, in die Intentionen des Dichters einzugehen und sie zur Darstellung zu bringen, nicht aber — wie Jordan es wünscht — „angedeu-

teten" Charakteren Lebensfähigkeit zu geben vermögen. Der Dichter wird sich selbst seitdem von der Grundlosigkeit seiner Behauptungen überzeugt haben; seine Tragödie hat bei der Aufführung wenig oder gar kein Glück gemacht; und doch ist unzweifelhaft „Die Witwe des Agis" eine in vieler Hinsicht bedeutende Erscheinung, der wir außer der gedrungenen Exposition und den raschen Gegensätzen interessante und anregende Conflicte und eine geistreiche Sprache nachrühmen müssen. Hat das Publikum dennoch der Tragödie nicht die gebührende Beachtung geschenkt, so liegt das nicht allein in dem Widerspruche der Handlung und der Diction, es liegt nicht allein — ein Vorwurf, welcher der Tragödie schon von anderer Seite gemacht wurde — in den Ansprüchen, die das politische Element neben dem persönlich leidenschaftlichen erhebt, ohne im Verlauf des Stücks nach dieser Richtung hin zu befriedigen; es liegt vielmehr und ganz besonders in dem, was Jordan seiner Tragödie als Vorzug zuschreibt, in dem Mangel an Vertiefung und in der nur punktirten Charakteristik. Eine Epreuve ist an und für sich interessant, sie ist aber noch immer kein Kupferstich. Der Stoff ist kurz folgender: Agis wurde um das Jahr 237 oder 238 ermordet. Nach Jordan will Leonidas, der neue König von Sparta, die Witwe des Agis, Kalliste, zwingen, seinen Sohn Kleomenes zu ehelichen. Kleomenes wird von den Ephoren in den Kampf geschickt; Kalliste, die geschworen hat, ihn in der Brautnacht zu ermorden, sieht darin seine Rettung. Ein Jahr später kehrt er als Sieger zurück; die Begeisterung für den Helden, die Ueberzeugung, daß Kleomenes fähig und bereit ist, die Lykurgische Regierungsweise des Agis wieder einzuführen, gewinnen ihm das Herz der Kalliste, während ein natürlicher Abschen sie hindert, mit dem Sohne des Mannes, der sie zur Witwe gemacht hat, in das Ehebett zu steigen. Liebe zum Vaterlande, Sehnsucht es von seinem Despoten zu befreien, der Wunsch den ermordeten Gatten zu rächen, endlich eine Mahnung, die der Schatten des Agis an sie ergehen läßt, machen sie zum Werkzeug des Mordes des Leonidas. Sie selbst gesteht, durch ihre Freundin Hermione verrathen, die That dem Kleomenes, sie zwingt ihn, ihr den Giftbecher zu reichen, und dann zeigt sie ihm den Kampf, den sie durchlebte und macht ihn sterbend verbindlich, Sparta zu seiner frühern Einfachheit und Größe zurückzuführen. Mit dem Ausspruch des Kleomenes:

> Gib Zeus, daß meinem Schmerz an dieser Leiche
> Mein Werk als Herrscher nicht an Größe gleiche —

schließt, unbefriedigend, die Tragödie. Die knappe Oekonomie des Stücks, knapp wie eine spartanische Tafel, machen das Publikum nur sehr kurz und unvollständig mit den politischen Gegensätzen bekannt, die den Conflict der Tragödie zu bilden bestimmt sind; das Interesse dafür wird nicht geweckt; die knappe Charakteristik endlich läßt nur ahnen, daß Kleomenes von Natur „voll edler und erhabener Gesinnungen und ein Feind der eingerissenen Entartung war" (Plutarch). Der Raum, den die widernatürliche Liebe einnimmt und sie zum Motiv eines politischen Aufschwungs macht, gibt nicht Zeit zu erzählen, daß der Keim des Stoicismus dem Kleomenes von frühester Jugend an und entgegen den Anschauungen seines Vaters, durch Sphärus, den vornehmsten Schüler des Zeno, eingepflanzt war.

2. Sokrates. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Eckardt. Jena, Hochhausen. 1858. Gr. 16. 22½ Ngr.

Es ist mit den Preisstücken ein eigenes Ding; „Die Zwillinge" von Klinger erhielten zur Zeit den Vorzug vor „Julius von Tarent" und doch war ein Schröder unter den Preisrichtern. Auch das vorliegende Trauerspiel hat mit der „Witwe des Agis" in München concurrirt; es ist im Berichte als „eine höchst achtbare, durch ihren Gedankengehalt ausgezeichnete Dichtung, die sich vorzugsweise zum Lesen empfehle", rühmlich erwähnt worden. Seitdem ist ein Brief Dingelstedt's an den Dichter veröffentlicht, worin er bedauert, das Trauerspiel nicht während seiner Leitung des münchener Theaters erhalten zu haben, mit einigen Kürzungen würde er es zu einem Kassenstück gemacht haben. Es ist über den Geschmack schwer streiten, noch schwerer aber den Erfolg einer dramatischen Arbeit auf der Bühne vorherzubestimmen; erinnern wir uns doch, daß Tieck der Arbeit eines seiner Schützlinge eine besonders günstige Aufnahme versprach und, trotz der Autorität, machte das Trauerspiel ein in Dresden selten erlebtes Fiasco. Die Kritik aber, die zum Vergleiche aufgefordert wird, muß den Preis, hier ganz abgesehen von dem möglichen theatralischen Erfolg, dem „Sokrates" vor der „Witwe des Agis" zuertheilen und es wird ihr dazu die Begründung nicht schwer fallen. Rühmen und hervorheben müssen wir vor allem den hohen Standpunkt, den die Dichtung einnimmt; die Ansicht des Dichters von dem Theater überhaupt („es soll erheben, es soll ein Gottesdienst sein") ist mehr als Phrase bei ihm, sie wird in jeder Zeile Fleisch und Blut. Hat er auch nicht die Bedingungen erfüllt, die Jordan zum Erfolge für nöthig hält, so ist ihm doch die Anerkennung des höher gebildeten Publikums gesichert; allerdings wird das Maß von 15—1700 Versen bedeutend überschritten, die Einheit des Ortes ist nicht beibehalten, die Charaktere sind nicht punktirt, und trotz alledem erachten wir das Trauerspiel einer allgemeinen Beachtung werth. Der Dichter gibt uns ein klares, vollständiges Bild des Sokrates; er führt uns seine Bestrebungen, seine Freunde und seine Gegner vor und dies alles nicht in einer fortlaufenden Reihe von Bildern und Aussprüchen wie ein gutes Panorama wohlgefällig zusammengestellt, sondern er zeigt uns eine wohl angelegte und gut ausgeführte Gliederung und Folge der Scenen, bei der Fülle des Stoffs eine weise Behandlung und eine Eintheilung, die dem Takte und dem Geschmacke des Dichters zur hohen Ehre gereichen. Daß Eckardt es verstand, große geschichtliche Persönlichkeiten und Thaten und ewig denkwürdige Aussprüche der Philosophen so zu gruppiren, daß nichts beeinträchtigt erscheint, jedes vielmehr Raum erhält sich zu zeigen und zu bewähren, gibt Zeugniß von seinem Talente. Neben Sokrates erscheinen Plato, Aristophanes, die Sophisten und die Demokraten, die Priester, durch Theogenes vertreten, und nicht blos angedeutet und erwähnt, sondern würdig und charakteristisch vorgeführt, ohne den Lauf der immer interessirenden Handlung aufzuhalten. Welch ein vorzügliches Charakterbild ist vor allen der Schüler Chärephon, der nachbetende Philosoph, der ohne tieferes Verständniß auf die Worte des Meisters schwört und für ihn stirbt. Dabei ist die Sprache und sind die Gedanken so edel und von dem Geiste eines wahrhaft dichterischen Geistes durchweht, daß wir, selbst wenn wir die Vorzüge entbehren müßten, die wir bisjetzt dem Trauerspiele nachrühmten, doch noch genug des Schönen und Erhebenden behielten. Besonders bezeichnen wir die Stellen, als Sokrates ausspricht, der Grund der Wahrheit läge in uns; wie Aristophanes tadelt, daß an die Stelle des Staats der Egoismus in Athen getreten sei — neben der poetischen Schönheit um seiner modernen Wahrheit willen zu empfehlen —; die Unterredung des Sokrates mit seinen Schülern; die Erklärung, woher das Böse kommt; die Scene beim Plato; die Anklage und Vertheidigung des Sokrates; endlich den ganzen fünften Aufzug. Erwähnt seien hierbei die durchgängig effectvollen Actschlüsse, während wir auch aufmerksam machen auf die einzelnen, durch das ganze Trauerspiel reich ausgestreuten dichterischen Aussprüche, wie:

> Aufs Ganze richte deinen Drang zu Thaten;
> Denn mit der Größe seines Wirkungskreises
> Wächst auch der Mensch; mag nun die Menschheit selbst,
> Mag nur das Vaterland das Ganze sein.

Was man andernorts bei diesem Trauerspiel getadelt, die Hinweisung des Sokrates auf Christus und die Ahnung, daß einer für alle sterben wird, ist, neben der poetischen Berechtigung, nebenbei gesagt keine Erfindung, sondern eine geschichtliche Ueberlieferung; die Vision des Christus sehenden Sokrates berichtet Plato (De rep. II, 65, 66); der Philosoph verkündet dort den geschlagenen, gemarterten und gekreuzigten

Christus. Nach all dem Lobe müssen wir aber doch den Ausspruch der Hellena:

> Der freien Wahl allein
> Entspringt die sittliche, die echte Ehe. —

etwas anticipirt nennen; wie wir denn auch einige nur sehr wenige unschöne Verse bei einer etwaigen zweiten Auflage verändert wünschten, z. B.:

> Ich kämpfe gen die Sache, nicht den Menschen.

> Gleichst freilich einem Dämon du ganz leicht.

> Spricht mit Handwerkern der große Mann.

> Und einem Dinge
> Genüber das 'mal ist, nützt kein Zurück.

3. Der Sohn des Fürsten. Trauerspiel von Julius Mosen. Oldenburg, Schulze. 1858. 12. 24 Ngr.

Die dramatische Arbeit unsers kranken Dichters in Oldenburg behandelt den Fluchtversuch Friedrich's des Großen und das traurige Geschick seines Freundes Katte. An und für sich ist der Stoff sehr glücklich, aber es ist eine schwere Aufgabe, das Interesse für den Freund mit der populären Persönlichkeit des nachmaligen Königs so in Einklang zu bringen, daß nicht eine oder die andere in den Hintergrund tritt. Das Trauerspiel leidet mit einem Worte an demselben Dualismus wie „Don Carlos" von Schiller; das Interesse für zwei Helden, die ein gleiches Ziel anstreben, beeinträchtigt beide. Ein Misgriff scheint es uns auch, wenn Mosen seine Personen durchgängig in Versen sprechen läßt; es ist jedenfalls wunderbar, wenn nicht geradezu unnatürlich, Friedrich Wilhelm I., den Alten Dessauer u. s. w. in Jamben reden zu hören, wie:

> Ich danke, Sire, für diese gute Meinung.
> Dem längst geärgert hab' ich mich darüber.
> Daß Leumund sagen will, statt eines Herzens
> Wär' eine Bomb' mir in das Herz gewachsen u. dgl. m.

Dieser Misgriff ist um so mehr zu bedauern, da das zum poetischen Aussprechen Geeignete auch, wie bei dem Talente des Dichters kaum anders zu erwarten stand, wirklich poetische Schönheiten schauen läßt. Die ganze Begabung Mosen's zeigt sich namentlich in den Stellen, wo Friedrich und Katte ihre Ansichten austauschen und die großen Plane der Zukunft entwerfen. Ganz besonders nennen wir hier den zweiten Auftritt des ersten Aufzugs, ohne die Aehnlichkeit mit der ersten Scene zwischen Carlos und Posa unerwähnt lassen zu können. Ein Hauptfehler dieses Trauerspiels aber bleibt der Mangel an Vertiefung; dem Dichter war es zu leicht gemacht die Charaktere darzustellen, es waren zu volksthümliche Figuren, die er zu schildern hatte, ihm selbst blieb wenig mehr zu thun übrig. Der sparsame, strenge und fromme König; der derbe und tüchtige Soldat, Leopold von Dessau; der aufstrebende Prinz; der sich opfernde Katte: das sind alles Figuren, die fertig daliegen und zu denen des Dichters Hand nur wenig hinzuzufügen hatte. Aber seine Aufgabe war es auch, dies weniger bemerkbar zu machen, den feststehenden Charakteren Seele und dichterische Weihe zu geben, ohne daß er darum die historischen Personen idealisirte. Der Dichter hat aber nur die Personen, die seiner Richtung und seinem poetischen Geschmacke entsprachen, Friedrich und Katte, fleißig behandelt, während er die andern (übrigens durchaus poetischen) Figuren mehr oder weniger fallen ließ. Hätte Mosen die Scenen zwischen dem König und seinen Generalen u. s. w. mit derselben Liebe bedacht, wie den dritten Auftritt des fünften Aufzuges (der König und Wartensleben), es wäre seinem Trauerspiele unbedingt nur vortheilhaft gewesen.

4. Die Lyncher in Missouri. Schauspiel in vier Acten. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1858. 12. 16 Ngr.

Ein Stück amerikanischer Cultur wird uns hier in seiner ganzen Craßheit vorgeführt. Nothzucht, Mord, Lynchjustiz, Verwilderung der Sklaven: das sind die Ingredienzien, aus denen ein Trank gebraut ist, der sicher wenigen munden wird. Was die Phantasie an Gemeinheit erdenken kann, ist hier mit einer Kühnheit, mit Verleugnung jeder sittlichen Gerechtigkeit und dem angemessen in so starker Ausdrucksweise geboten, daß wol keine Bühne es wagen dürfte, das Schauspiel seinem Publikum vorzuführen. Joel O'Sullivan, ein reicher Pflanzer, lockt ein junges Mädchen, Alice, mit falschen Versprechungen nach seiner Plantage; „eine künstlich erzeugte Bewußtlosigkeit hält sie befangen, aus der sie nicht eher erwacht, bis sie schändlich entehrt war". Sie wird Mutter und so findet sie ihr Bruder Robert; nun folgt nachstehender Dialog:

Robert. Sie entschuldigen, Madame, wenn ein verirrter Reisender um eine Nachtherberge bittet (er ringt nach Fassung).

Alice. Seien Sie willkommen. Auf der kleinsten Farm, wie auf der größten Plantage wird hier das Gastrecht ausgeübt. Ich bedauere nur, daß der Herr dieser Plantage nicht zu Hause ist. Jetzt mögen Sie sich langweilen.

Robert (wüthend). Ich mich langweilen? (Bitter.) Mir ist gar nicht langweilig zu Muthe. (Kommt zu sich.) Wollte sagen, Sie sind ja da, Madame (er lacht hoch auf), und da kann ich mich ja köstlich amusiren (er knirscht).

Alice. Sie drücken sich sehr undeutlich, wenn nicht gar zweideutig aus u. s. w.

O'Sullivan kommt zu der durch vorstehendes Gespräch eingeleiteten Erkennungsscene zwischen Bruder und Schwester, nachdem diese noch ihre Entehrung erzählt hat; ihre Klagen über ihr schimpfliches Verhältniß sind übrigens um so unbegründeter, da sie sich leicht aus ihm hätte befreien können. Robert packt den Verführer an der Gurgel und erdolcht ihn. Die Nachbarn eilen zu Hülfe und lynchen Robert, da das Gesetzbuch „dem Gerechtigkeitsgefühle und dem Verstande Raum läßt". Alice will ins Wasser gehen und ihren Sohn erwürgen, fromme Vorsätze, die sie möglicherweise auch ausgeführt hat, da sie nach kurzer Pause die Bühne verläßt, ohne daß der Leser etwas Weiteres von ihrem Schicksale erfährt. Zum Schluß merken die Herren doch, daß ihre Interpretation des Gesetzbuchs etwas kühn gewesen sei, sie nehmen sich daher vor nicht mehr zu lynchen, und haben die Frechheit, eine Sklavin, welche Alice angeklagt hat, dem Supreme court zu übergeben. Der Leser wird genug an diesen äußern Umrissen haben, die wir aus den langweiligsten Dialogen herausgezogen, welche wir seit langer Zeit zu lesen das Unglück hatten; die pikanten Scenen: Eifersucht der betrunkenen Sklavin und Ausscheidung des Eingebrachten von dem, was Alice von O'Sullivan erhalten, seien hier nur flüchtig erwähnt. Verwildert wie das Sujet und die Personen ist auch die Sprache; jedenfalls ist die Conversation der Neger das Nonplusultra von Roheit und Gemeinheit, und die andern Personen haben von diesen so viel gelernt, daß sie kaum besser sprechen. Das ganze Schauspiel aber ist ein neuer Beweis von der Berechtigung des Realismus auf der Bühne.

5. Syra, oder die Macht der Liebe. Ein christliches Trauerspiel in fünf Aufzügen aus dem Anfange des 4. Jahrhunderts. Aus Dr. Wiseman's „Fabiola" ausgezogen und zur Aufführung in Erziehungsinstituten dramatisch bearbeitet von J. St. Augsburg, Kollmann. 1858. 12. 7½ Ngr.

Das vorliegende Trauerspiel zeigt die Gottesfurcht, das muthige Bekenntniß, die Todesfreudigkeit, die Mildthätigkeit, die Reinheit in Wort und That der Christen in Rom zu Anfang des 4. Jahrhunderts, während der Verfolgung durch die römischen Kaiser. Es ist nach Wiseman's „Fabiola" von dem Verfasser dramatisch bearbeitet worden, indem er aus dem mannichfaltigen und verwickelten Stoffe des Buchs nur das aufnahm, was zu Fabiola und besonders zu Syra in Beziehung steht. Der letztern Leben und Bekenntniß, ihr Dulden und ihr Sterben für ihre Herrin bekehren Fabiola zum Christenthum. Wenn schon der flüchtigste Blick auf dies Trauerspiel den Leser überzeugen dürfte, wie es, entgegen der Ansicht des-

Verfassers, durchaus nicht für die Bühne geeignet ist, so dürfte es doch andererseits vielen die Befriedigung gewähren, die es uns selbst beim Lesen gab. Wir rühmen die consequente und geistreiche, oft sogar hochpoetische Art und Weise, in welcher der Verfasser zum Theil mit wörtlicher Benutzung der Wiseman'schen „Fabiola", seine Personen über das Christenthum reden läßt; daß er dabei von jedem Kanzeltone sich fern hält und die Lehren durch ihre Einfachheit wirken läßt, ist gewiß ein weiteres Verdienst. Wir finden Gespräche und Abhandlungen über die Freiheit des Geistes, über die Unsterblichkeit und darüber, daß man als Pflicht üben müsse, was die Welt als Beweis idealer Tugend anzusehen pflege; über den Einfluß schlechter Bücher auf den Geist der Menschen; über die Verantwortlichkeit des Menschen für den innern wie für den äußern Act u. s. w. Nur hier und da versteigt sich der Verfasser zu Erklärungen, die namentlich durch ihre Stilisirung etwas Schwülstiges und Unverständliches erhalten. Dahin gehört die Antwort der Syra auf die Frage: Was ist die Seele? „Das in mir lebende Bewußtsein, welches mir ein Gefühl gibt, daß ich ein Dasein habe mit und unter bessern Wesen, als die mich umgeben, welches aus dem natürlichen Gefühle vor der Zerstörung und instinctmäßig vor allem zurückbebt, was damit verbunden ist, wie Krankheit mit dem Tode." Ebenso sind an die Darsteller einige Verlangen gestellt, die sie kaum werden anschaulich machen können, wie denn z. B. Syra eine Wunde erhält, „tiefer, als sie je vorher gelitten". Endlich sind einige Fremdwörter wunderbar genug erklärt, z. B. Sophisten sind nach der Ansicht des Verfassers Krämer mit Universalmitteln u. dgl. m. Ohne daß wir dem potsdamer Verein angehören, hätten wir doch gern einige Fremdwörter vermieden gesehen, die leicht in ihrem Zusammenhange durch deutsche hätten ersetzt werden können, wie z. B. Parfümerien, appliciren, Affectation, Experimente, Indignation, der Salon, wie denn auch die Form „die Kamerädinnen" nicht ganz Sprachgebrauch sein dürfte. 3.

Sittenromane.

1. Marianne oder um Liebe leiden. Roman von Heinrich Koenig. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp. 1858. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Norien. Erinnerungen einer alten Frau. Von Edmund Höfer. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 1859. Gr. 16. 2 Thlr.
3. Die Fürstin der siebenten Werst. Roman in vier Büchern von A. Th. von Grimm. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 1858. 8. 4 Thlr.

Wenn dem Verfasser von „Marianne" (Nr. 1), H. Koenig, die Aufgabe zu Theil geworden wäre, die gewöhnlichste Frauenroman-Schablone auf neue und geistreiche Weise auszufüllen, so konnte er diese Aufgabe nicht besser als durch den vorliegenden Roman lösen. Er hat uns hier ein Musterstück anfangs einfacher, dann jedoch wunderlicher Erfindung und geistvoller aber unzulänglicher Motivirung gegeben, und zwar in der Gattung des Romans, die mit der „Pamela" Richardson's begann, im „Werther" und den „Wahlverwandtschaften" ihren Höhepunkt erreichte und seitdem mehr und mehr den Frauen als literarische Domäne zugefallen ist. Es ist viel darüber zu sagen, allein wenn ein Mann wie Koenig ein so ausgetretenes Gebiet mit Bewußtsein wieder betritt, so ist von vornherein anzunehmen, daß es auf sehr eigenthümliche Weise und mit entschiedener Absicht geschehen wird. Diese Absicht finden wir denn auch darin, daß er Entstehung und Wachsthum der Liebe auf neuer und ungewöhnlicher Grundlage zu basiren und in neuen Formen uns vorzuführen unternimmt. Bei ihm entspringt die Liebe nicht aus dem Reiz, nicht aus dem Wohlgefallen an körperlichen Vorzügen, sondern unvermittelt aus dem Gleichgefühl, der Sympathie der Seelen, und sie wächst mit der Erkenntniß dieses Gleichgefühls, dieser Uebereinstimmung der Gedanken. Indem der Verfasser die Erzählung somit von vornherein in eine höhere, seelische Sphäre versetzt, befestigt er uns in dieser durch Einführung der höchsten geistigen Interessen unserer Zeit. Er stellt uns zwei Theologen als Träger des religiösen Dualismus, der Orthodoxie und des Rationalismus, oder besser des Pietismus im Gegensatz zum echten christlichen Bekenntniß dar, berührt und löst in diesem Widerstreit schließlich die großen zwischen den Naturwissenschaften und dem kindlichen Glauben schwebenden Fragen, berührt und löst auf seine Art die socialen Streitpunkte, die Frage nach dem Rechte des Adels, nach den Forderungen der socialen Gleichheit, das Problem des Proletariats, theoretisch und erfahrungsgemäß; er weist endlich der Bildung, der Kunst, der Wissenschaft ihre berechtigte Stellung im Leben an und streut sein Licht frei über alle gesellschaftlichen Hauptfragen der vielbewegten Zeit aus.

Sind wir nun hier auch nicht immer mit ihm in Uebereinstimmung, so ist doch anzuerkennen, daß, wenn ein Geist wie Koenig dergleichen unternimmt, dies selbstverständlich etwas mehr Gewicht hat, als dasselbe Unternehmen bei Frau Gall oder der Gräfin Hahn-Hahn anzusprechen hat. Die Kritik wird von solchen Ansichten Kenntniß zu nehmen sich nicht versagen können. Zuvörderst betrachten wir jedoch flüchtig die erzählte Geschichte, um so mehr, als ihre Einfachheit wenigstens in der ersten Hälfte gestattet, dies Geschäft in wenigen Zeilen abzuthun.

Graf Albert Wallberg, jung, sinnvoll und geistig erweckt, kehrt von einer Reise in England zurück und findet im Hause seiner Stiefmutter, der Gräfin Wallberg, als eben eingetretene Erzieherin deren Tochter, Marianne Weikart. Gleich ihre ersten Berührungen bewähren den übereinstimmenden Grundton zweier tief angelegten Seelen. Albert tritt in seine frühern, jetzt an Marianne abgetretenen Zimmer irrthümlich ein und findet darin die Unordnung einer eben eilig beendeten weiblichen Toilette. Marianne kommt dazu; ihre Seele geräth über die herrschende Unordnung in Verwirrung und diese Verwirrung ist der zündende Funke ihrer Liebe. Dieser Zug ist der Natur abgelauscht. Marianne beherrscht sich zwar, aber ihr Schicksal ist entschieden, denn in jedem Gespräch muß sie, allen andern gegenüber, erkennen, in welchem Grade ihre Seele mit der Albert's verwandt ist. Albert, von derselben Erkenntniß bewegt, ist zwar noch ohne Ahnung seiner Liebe; aber, indem die rangstolze Stiefmutter, welche ihn mit ihrer Pathe, der glänzenden Gräfin Eugenie Dahn, zu vermählen trachtet, durch alles, was sie dafür unternimmt, ihn nur immer weiter von diesem Ziele entfernt, fängt er an seine Gefühle zu erkennen. Als nun Marianne und Albert allein im Schloß zurückbleiben, knüpft sich ohne Worte der Bund ihrer Seelen, und am Schluß des ersten Theils erklärt sich Albert vor

seinen erstaunten Verwandten mit Marianne Weikart, der Schulmeisterstochter, verlobt. Fanden wir bis hierher die Führung der Fabel naturgemäß und durchaus löblich, so erscheint sie uns von nun ab bedenklich und tadelnswerth. Es ist als schämte der Verfasser sich plötzlich, eine so einfache rührende Geschichte zu schreiben, und als trachtete er, diesen Fehler im zweiten Thele durch high life-Scenen, schwer erkennbare Charaktere und höchst künstliche Verwickelungen wieder gut zu machen. Hiermit verfällt er mit Recht der tadelnden Kritik. Zunächst muß es uns in Verwunderung setzen, daß der Verfasser nicht von einem Gefühl sittlicher Scheu von der Intrigue zurückgehalten wurde, die er von der stolzen, aber bisher doch achtbaren Gräfin gegen Marianne mit einem verworfnen Arzt anspinnen läßt. Nach einem leidenschaftlichen Auftritt zwischen beiden Frauen nämlich fällt Marianne in Ohnmacht und beschädigt sich hierbei den Fuß. Das Uebel soll der Arzt nun bis zur Lahmheit, bis zur Amputation (!) verschlimmern, um Albert so von der körperlich verunstalteten Geliebten abzulösen. Nun wahrlich, eine solche Abscheulichkeit, die überdies im Charakter der Gräfin gar nicht motivirt ist, war doch von Koenig kaum zu erwarten! Gleich darauf begegnet uns eine fast noch schlimmere Unbegreiflichkeit. Albert wird durch Veranstaltung der Gräfin an den Hof berufen; er folgt diesem Ruf ohne Widerstand und läßt die kranke Geliebte — fühllos und unerklärlich, denn Albert ist frei und hat keine Pflicht am Hofe zu erfüllen — in der Gewalt ihrer Feinde zurück! Diese beiden falschen Schritte führen zu andern mit solcher Nothwendigkeit, daß die Erzählung fortan ihren schönen, einfachen, naturgemäßen Gang völlig verändert. Das unnatürliche Verhältniß Albert's am Hofe; die wunderliche, unklare und völlig verkünstelte Charakteristik Sidoniens und ihres Vaters, des Ministers; die gewaltsame Weise, wie der Autor Könige und sogar die russische Kaiserin bemüht, um seiner Erzählung einen andern Reiz als den ihrer bisherigen Einfachheit mitzutheilen: alles dies sind nur Folgen jener Abweichung von seinem ersten, charaktervollen und schönen Plan. Worin hat diese Verirrung ihren Grund? Wir meinen in zwei Umständen: darin, einen unzulänglichen Erzählungsstoff über zwei Theile zu verbreiten und in dem Verlangen, sich „mannichfaltig" zu zeigen und zwar auf Kosten der innern Einheit seiner Kunstleistung, beides streng zu tadelnde und von der Kritik unbedingt zu verwerfende Motive.

Doch eilen wir mit dem Thatsächlichen zu Ende: der sonstige reiche Gedankeninhalt des Romans wird uns vielleicht für unsere Verstimmung daran entschädigen. Jene Verlassenheit Marianne's wird denn auch dazu benutzt, die Leidende in ein nahes Krankenhaus zu schaffen, wo sie, ohne nur einmal von Albert zu hören (!), der Gewaltthätigkeit der Gräfin und ihrer abscheulichen Helfershelfer preisgegeben ist, indeß Albert sich von roh angelegten Intriguen, die die unverständliche Sidonie spinnt, in der Residenz fesseln läßt. So ist er selbst recht eigentlich der Urheber der Leiden Marianne's; ja, dieser Tugendspiegel bringt sich so völlig um unsere Achtung, daß wir ihm das Glück gar nicht gönnen, ein so reines Wesen, wie Marianne ist, schließlich doch noch sein zu nennen. Denn, nachdem an Marianne's Treue auch die edle Leidenschaft eines jungen liebenswürdigen Arztes, der sie hergestellt, sich gebrochen hat, sehen sich die Verlobten in Wildbad wieder, der treffliche Pfarrer Heimberger segnet die Ehe ein und der Roman ist zu Ende, man kann sagen, ohne Sang und Klang. Wenn alles so einfach enden sollte, wozu denn dieser ganze neue Apparat des zweiten Theils? Und war es denn nicht weit richtiger, die Erzählung blos innerhalb der so gut angelegten Kreise des ersten Theils verlaufen zu lassen?

Wir kommen auf den bessern Theil des Romans, auf seinen Gedankeninhalt zurück. Bei der Vermählung des Paars spricht Heimberger über die Vermählung der Forschung mit dem Glauben, der Verbindung des Göttlichen mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft in dem mannbar gewordenen Menschengeist. Die Wahrheit des Göttlichen, sagt er, ist an sich unerfaßlich, sie wird nur erkennbar im Wahrnehmbaren, in der Beschränkung des Werdenden. Im Gemüth des Menschen ruht die Ahnung des Unerfaßlichen, indem der Verstand es aber in Lehrsätze fassen will, ruft er den Misverstand, den Dualismus hervor. Darum haben wir den Glauben als den Gefährten der Forschung zu betrachten, und in dieser Ueberzeugung lebt das Christenthum: der Glaube befriedigt, wie eine anmuthige Frau, das ungemessene Streben des Mannes dadurch, daß er es mäßigt. Das bildet die unsichtbare Gemeinde, welche zum Himmel ruft:

> Hast du doch es zugelassen,
> Daß in mannichfacher Art
> Wir versuchen aufzufassen,
> Was sich ewig offenbart.
> Ob die Jubelhymnen schallen
> Ob sich bang bekreuzt dein Knecht,
> Naht doch deinem Geist vor allen
> Keiner ganz und keiner recht!

Diese Probe, meinen wir, muß dem vorliegenden Buche viele Leser gewinnen und sie werden sich nicht getäuscht finden, wenn sie von ihm reiche Ausbeute in gleicher Richtung erwarten. Auch in das wirkliche Leben hat der Verfasser ungewöhnliche Blicke gethan. Dem König, der England bewundert und unter anderm anführt, daß die leistende Maschinenkraft Englands 600 Millionen Menschen repräsentire, antwortet Albert:

> Wahr, Ew. Majestät! Unser armes Geschlecht erwartet von jeder neuen Entdeckung ein Ersatz- oder Vergütigungsparadies! So hoffte man, als die Arme, die der Dampf in Bewegung setzt, sich unermüdlich zu regen begannen, die Menschheit werde nun, von Müh und Arbeit erlöst, in ein Sanssouci des freien Geistes versetzt und von Naturkräften bedient werden. Doch wie anders ist das gekommen! Mir wenigstens erscheint der Mensch im Kampf mit den feindlichen Naturkräften immer noch wie ein Held gegen den Arbeiter, den die Maschine zu ihrem Sklavendienst erniedrigt hat u. s. w.

An einer andern Stelle finden wir folgenden für uns neuen Gedanken:

> Wie verkehrt geht es doch oft in unsern Träumen zu! Wir finden die tollsten Widersprüche, die unsinnigsten Verwechselun-

gen ganz in der Ordnung. Aber eins ist mir immer aufgefallen: während im Traum der Verstand oft ganz abdankt und den Unsinn herrschen läßt, irrt man doch im Moralischen niemals, läßt nie Unrecht für Recht und die Sünde nie für etwas Sittliches gelten, ja selbst das blos Unschickliche kann uns recht peinigen. Es scheint also doch, als ob unser Wille tiefer in unserm Wesen liegt, als der Verstand.

Und endlich sagt die adelstolze Gräfin einmal:

Gebt euern bürgerlichen Gästen Musik zu hören, aber ohne Bewirthung, denn die Menschen sind wunderliche Geschöpfe; wenn man sie füttert, werden sie gemüthlich und geben zum Dank für das, was sie schlucken, das tollste Zeug von sich, ja sie lassen, wenn sie dabei auch noch zu trinken bekommen, alles hoch leben, was man lieber heute als morgen zum Kukuk wünschen möchte.

Doch nun genug der Proben; sie genügen, um dem Leser klar zu machen, mit welcher Art von Lectüre er es hier zu thun hat. Er wird uns recht geben, wenn wir ihm hiermit einen Roman empfehlen, an dessen Erfindung wir zwar mancherlei zu tadeln fanden, der im ganzen aber doch zu den inhaltreichsten und geistvollsten Erscheinungen auf diesem Gebiete zu rechnen ist, welche das verflossene Jahr hervorgebracht haben mag.

In einem Roman von E. Höfer ist stets eine überaus ergreifende Charakteristik zu erwarten, die, wenn er die Zeichnung des Wilden und Trotzigen in der Menschennatur, der Energie, Verwilderung und der Unbeugsamkeit der Seele unternimmt, oft eine wirkliche Meisterschaft erreicht. Dabei ist Stil und Scenerie kurz, gewaltig und wirkungsvoll bei ihm, sodaß er in dem von ihm erstrebten Effect wol niemals fehl geht. Diese Art von Originalität, in der der Verfasser keinen Nebenbuhler hat, bekundet sich denn von neuem auch in dem vorliegenden Roman: „Norien" (Nr. 2). Ein alter Arzt, ein Urbild von Gewissenhaftigkeit und Grobheit, lernt in X. (vielleicht Frankfurt oder Mainz?) eine im Domstifthause einsam lebende alte Dame kennen, ebenso trotzig und hochfahrend wie er selbst, und beide werden Freunde. Die alte Baronin erzählt ihm, als er Witwer wird, ihre Geschichte und diese Geschichte ist seltsam. Magdalene von Rhon tritt in die Familie der Norien, ein altes reichsfreies Geschlecht, in dem die Wildheit des Gemüths eine erbliche Mitgift bildet. Der Freiherr Ulrich, Onkel und Vormund Magdalenens, ist das Urbild eines jähzornigen Haustyrannen, in der Familie aber Magdalenens einziger Schutz: denn schon die gelähmte, grundböse Tante Elisabeth, ein Wesen, in dem nichts als Haß lebendig ist, haßt sie; ihre Vettern, Hartmann, Ernst, Clemens und Gotthard, verfolgen und mishandeln sie auf jede Art, und nur Agnes, ihre Cousine, ein mildes aber verschüchtertes Kind, verbindet sich ihr in Freundschaft. In dieser Familie, um die Zeit des Siebenjährigen Kriegs, herrscht ungefähr die Cultur und der Geist des Raubritterthums im 14. Jahrhundert. Roheit, sinnlose Schwelgerei, Verbrechen aus Leidenschaft haben hier ihre Herrschaft aufgeschlagen, und die Gemüthsart der Erzählerin, welche der Onkel nur „die wilde Katze" nennt, paßte nicht übel zu diesem Kreise, dem auch ein geheimnißvoller Großvater angehört und wo von sanfter Sitte und Cultur keine Spur zu finden ist. Als Kind die Ruinen des alten Stammschlosses durchirrend, wohnt Magdalene einer Scene bei, wo Ernst in einem alten Thurm auf einen Mann schießt, den er Kapitän nennt, und da Raubscenen aller Art die Gegend beunruhigen, so wird der Leser bald inne, daß Ernst, vielleicht selbst der alte Großvater, an der Spitze der Raubgesellen steht. Inzwischen wird (1763) Friede im Reich. Ernst verschwindet, um einige Jahre später als russischer Major im Schlosse Norien wieder zu erscheinen und völlig verwandelt, wie es den Anschein hat, um die Liebe der Erzählerin, die eine reiche Erbin ist, zu werben, während Hartmann, der Erbe von Norien und Agnes' Verlobter, in einem wilden Ritt seinen Tod findet, da sein Pferd von einem Schusse stürzt. Das lebendige Seelengemälde, das der Verfasser nun von dem zwischen Abscheu und Neigung hin- und herwogenden Gemüthe der Erzählerin entwirft, bildet den Inhalt des zweiten Bandes: es fesselt uns ohne Unterbrechung mit den anziehendsten psychologischen Wandelungen, durch die stets wechselnde Situation bis zu dem Punkte, wo Magdalene durch den Vetter Burkhard, den Ulrich einst mit Hunden von seinem Hofe gehetzt hatte, über die diabolische Natur Ernst's, indem Heuchelei und teuflische Kunst sich zum Verbrechen gesellen, ins Klare kommt. Scenen, etwas zu mittelalterlich und raubritterlich gefärbt, führen endlich die landesherrliche Execution gegen die der Regentin trotzende Familie Norien herbei, wobei Magdalene sich zur Fürstin rettet und sich mit Burkhard, ihrer Jugendliebe, vermählt. Nach fünf glücklichen Jahren fällt Burkhard jedoch in einem von Ernst angestifteten Ueberfall, nicht jedoch ohne seinen Gegner zu erwürgen, womit die wilde Geschichte zu Ende ist.

Diese Erzählung leidet vor allem an der Monotonie des Grausens; den geschilderten Sittenzustand, die Charaktere wollen wir zwar, obwol sie unserm Glauben ziemlich starke Zumuthungen machen, gläubig hinnehmen: das Uebelste ist nur, daß die Heldin selbst eine keineswegs liebenswürdige Natur ist und ihre Leiden nur sich selbst zuzurechnen hat, sodaß nur Cousine Agnes eine Lichtseite der Menschennatur darstellt. Von Gedankenentwickelung ist in diesem Roman wenig die Rede, allein in der Zeichnung wilden Trotzes und schrankenloser Leidenschaft bewährt der Verfasser wieder seine bekannte Meisterschaft. Ein vollendetes Bild der Herzensverhärtung gewährt besonders die Tante Elisabeth, während Ulrich, das Familienhaupt, mehr den Trotz des vermeintlichen Rechts und Ernst das bewußte Unrecht in seiner Entsittlichung darstellt. Von dem Ganzen ist schließlich zu sagen, daß es diesem allen nach zwar einen ungemein spannenden, einen wohlthuenden Eindruck aber nicht zurückläßt, und daß wir dem Autor doch anrathen möchten, mehr Mannichfaltigkeit in seine Gemälde zu bringen und den Lichtseiten in der Menschennatur sein Auge nicht so durchaus zu verschließen, als es hier geschehen ist. Etwas weniger wäre hier mehr gewesen, denn im Maßhalten

und im Bemessen besteht die Kunst des Erzählers, die tiefsten Farben der Palette sind nur an einzelnen Stellen von wahrer Kunstwirkung.

Was schließlich das historische Fundament dieser Erzählung betrifft, so geben wir dem Verfasser zwar gern zu, daß die Zustände des öffentlichen Rechts in Deutschland um die Zeit des Siebenjährigen Kriegs ziemlich wirr und verdorben gewesen sein mögen; an ein solches Unmaß der Verderbniß aber, wie er es uns vorführt, haben wir zu glauben Mühe.

Eine einfache aber natürlich erfundene Begebenheit, wirkungsvoll vorgetragen, wird uns in dem Roman „Die Fürstin der siebenten Werst" (Nr. 3), von A. Th. von Grimm, mit dem leicht erkennbaren Zweck erzählt, einvolles und lebendiges Gemälde der heutigen russischen Bildungs- und Sittenzustände aller Gesellschaftsklassen vorzuführen. Der Roman vereinigt daher die Aufgabe anziehender Seelengemälde mit der eines lehrreichen Sittengemäldes, und da dies mit vielem Geschick und großer Wirkung geschieht, so verdient er trotz mancher stilistischer Mängel doch die Theilnahme und die lobende Anerkennung, welche ihm von vielen Seiten her schon zu Theil geworden ist. Die gesellschaftlichen Zustände des großen russischen Reichs sind neuerdings durch bekannte Ereignisse sehr in den Vordergrund der humanen Interessen der Welt getreten und das Buch wird daher auch noch durch das Zeitgemäße seiner Erscheinung unserer Theilnahme nahe gebracht. Und doch ist es ein trauriges Bild, das uns hier von den gesellschaftlichen Zuständen in Rußland aufgerollt wird, um so betrübender für den humanen Geist seiner deutschen Leser, als man der Zeichnung wol ansieht, daß sie jeder Uebertreibung fremd, die volle Wahrheit, ja vielleicht nicht einmal die volle Wahrheit wiedergibt. Welch ein Land, welche Menschen werden uns hier geschildert? Die zwischen Gewaltliebe und Sklavensinn auf- und abschwankenden Charaktere der Männer, denen der Geist deutschen Freimuths, die gemeine Redlichkeit, ja der deutsche Begriff der Ehre so völlig abhanden gekommen ist, daß kaum ein Schatten davon sich in ihre Seelen drängt; die Herrschbegier und die moralische Verzerrung der Frauen, und was das Schlimmste ist, die völlige Verkrüppelung der religiösen Ideen, die so weit geht, daß man sich vor dem Muttergottesbilde auf die Knie wirft, um einen guten Rath zur Vollführung einer Schandthat von ihr zu erflehen — wie tief muß uns das betrüben; und was soll man von einer Gesellschaft hoffen, in der solche Züge herrschend sind? Doch lassen wir das auf alle Art bedeutende Werk zunächst für sich selbst sprechen.

Im Eingang des Romans sehen wir einen einfachen deutschen Landgeistlichen, Vater zweier Kinder, vor uns, der, von seiner leichtsinnigen Gattin verlassen, mühevoll seiner Pflicht und der Erziehung seines Sohnes Theodor lebt, indeß seine Tochter Pauline mit der Mutter und deren zweitem Gemahl, einem Professor, nach Rußland gezogen ist. Theodor vollendet seine Studien als Arzt in Halle und gelangt dann in die Stelle eines Hausarztes zu einem wohlwollenden russischen Magnaten nach Petersburg. Während er hier seine socialen Erfahrungen macht, erhält er dunkle Winke über das Schicksal seiner Schwester, deren Stiefvater, Professor Schädlein, plötzlich aus Charkow verschwunden ist. Das Dunkel lichtet sich allmählich und Theodor entdeckt die Schwester endlich als Irrsinnige in der Heilanstalt der siebenten Werst bei Petersburg, wohin sie, nachdem sie in Charkow in einem kaiserlichen Stift erzogen und Braut des jungen Fürsten Nikifor geworden ist, durch eine Intrigue der Tante Nikifor's als Wahnsinnige in Haft gehalten wird, indeß der Fürst sie für todt halten muß. Die Lebenserfahrungen Theodor's in der petersburger Gesellschaft und die Schicksale Paulinens, deren Geist unter der Schandthat, deren Opfer sie ist, in der That zerrüttet ist, der Beginn ihrer Heilung und die endliche Entlarvung des Verbrechens, bilden mit der Darstellung des seltsamen Culturgemäldes der hohen russischen Gesellschaft, deren Kreise sich bis in den Winterpalast hineinziehen, den Kern des Interesses, mit dem uns der erste Band fesselt. Von dem Anziehenden und Lehrreichen dieser Schilderung Proben zu geben, genügt es, das Buch an jeder beliebigen Stelle zu öffnen; ja, es ist uns kein Schriftwerk bekannt, das eine so innige Vertrautheit mit diesen wunderlichen und ganz abnormen Verhältnissen des russischen Volkswesens mit so treffender und in der That parteiloser Färbung derselben vereinigte und so treue und lebenswahre Bilder dieser Zustände gäbe, als der vorliegende Roman. Jene fatalistische Lebensanschauung des ganzen Volks; jene ängstliche Zurückhaltung und Passivität des eigenen Innern; jene Verstellung und Leisetreterei, bei durchdringender Feinheit, Schlauheit und Intriguensucht, wie sie den vorherrschenden Ton der russischen Gesellschaft bilden; die allgemeine Verderbniß, Bestechlichkeit und Feilheit der russischen Beamtenwelt, an der die Weisheit und die Energie jedes Reformators scheitern muß; jener Uebermuth und jene Selbstvergötterung der Mächtigen; jenes allgemeine Ringen nach Rang, das man als die „Generalskrankheit" Rußlands bezeichnet hat; jene Willkür in der Behandlung jedes Geringern an Macht und Rang; endlich diese allgemeine Zerrüttung in den Hausstands- und Vermögensverhältnissen bei maßloser Verschwendung und sybaritischem Luxus — wo fänden wir von allem diesen so wahre und so treffende Bilder wie hier? Zugleich wird uns klar, welche gigantische Aufgabe es ist, an diese im Nationalgeist wurzelnden Uebel eine reformirende Hand zu legen. Es ist nicht das Werk eines Menschen, sondern vieler Generationen, diese Gebrechen zu tilgen, ja vielleicht werden sie niemals getilgt werden, wenigstens so lange nicht, als in Rußland vom Rechte nie und stets nur von der Macht die Rede ist, wie heute.

Zu dieser Uebersicht passen die Verhaltungsregeln trefflich, welche der wohlwollende General unserm jungen Arzte gibt. Er sagt:

Sie sind als Deutscher bevorzugt, aber hüten Sie sich, dies merken zu lassen. Ihr Ziel muß es sein, kaiserlicher Leibarzt zu werden. Der Weg dazu ist: Beobachten, vom Morgen bis zum

Abend, stets beobachten, aber immer schweigen! Was man hier hört, ist selten wahr; was wirklich geschieht, davon wagt niemand zu sprechen. Man wird Sie oft fragen, was gibt es Neues? Antworten Sie stets: Gott sei Dank, gar nichts! Begegnen Sie auf der Straße einem Unfall, so weichen Sie aus, ohne etwas bemerkt zu haben, die einfachste Anzeige würde Sie nur in Hudeleien verwickeln, ohne daß Sie etwas an der Sache ändern können. Lassen Sie sich von keiner Prahlerei, keinem Schein blenden, den der Russe liebt, versäumen Sie aber keinen Glückwunsch zu Ostern oder Neujahr, zum Namens- und Geburtstag u. s. w.

Und weiterhin:

In Rußland fehlen in fast allen Verhältnissen die Uebergänge und Zwischenräume, die das deutsche Leben charakterisiren. Alle Entschlüsse werden augenblicklich zu Beschlüssen, und man sieht ein Unternehmen schon zu Stande gebracht, wo man in Deutschland noch vor Ueberlegung nicht zum Beschluß gekommen ist. So sind den Russen unsere langen Brautschaften vollkommen fremd und mit ihrem leichtern Charakter unverträglich. Braut heißt jede Jungfrau, die den Jahren nach heirathsfähig ist, und von dem Augenblick an wird sie brautmäßig ausgerüstet. Das vertrauliche Verhältniß zwischen Jüngling und Jungfrau, so reizvoll in Deutschland, ist hier gar nicht gestattet. Dem Versprechen folgt die Hochzeit, sowie die bindende Verlobung durch den Priester erfolgt ist, mit einer Eile, die in Deutschland für erdichtet gelten würde.

Eine eigentliche Aristokratie im deutschen Wortsinn gibt es bekanntlich in Rußland nicht; der Tschin, der Dienstrang, ist alles. Aristokratische Ansprüche sind mit einer autokratischen Regierung unverträglich; ihr Ursprung und ihre Richtung sind in Rußland, wo die Geschichte in einem andern Sinne als in Mitteleuropa gearbeitet hat, ganz unmöglich. Darum war es weder neu noch überraschend, daß ein Fürst die Tochter eines Professors heirathete.

Neben solchen Streiflichtern über die russische Nationalität fehlt es nicht an feinen psychologischen Beobachtungen. Der Verfasser sagt:

Das menschliche Herz ist und bleibt das größte Räthsel der Erde für andere, wie für sich selbst. Wie in einem Stoff, dessen Aufzug und Durchschuß von verschiedener Farbe ist, wird das Herz oft von zwei verschiedenen Neigungen beherrscht und unterscheidet endlich selbst nicht, was die Natur will und was die Umstände gebieten. Selbsterkenntniß aber ist die Gebieterin der äußern Verhältnisse, der Lage.... Menschen, die ganz verschiedene Nationalitäten in ihrem Ursprunge tragen, sind selten von ausgesprochener Farbe. In dem Gefühl, weder dem einen noch dem andern ganz anzugehören, liegt ein Mistrauen gegen sich und andere, das eine feinere Beobachtung entwickelt, eben weil sie mehrere Naturen zu verstehen vermag. Sie sind mehr empfänglich als schaffend, sie besitzen in der Regel mehr Kopf als Herz, wissen Schwierigkeiten eher zu umgehen als zu überwinden, und beherrschen die andern, indem sie ihnen dienstbar zu sein scheinen.

Dies alles wird von Kyrill gesagt, dem geheimnißvollen Deus ex machina des ganzen Romans, der, ein kleiner Kanzleibeamter, die ganze Scenerie beherrscht und den allmächtigen Minister, die Gräfin Irene und den Fürsten Nikifor an seinem Seile lenkt, um, wie wir schließlich erfahren, den Generalsrang und die acht Millionen der verlassenen Tatiana zu erlangen.

Doch wir kehren zu dem fernern Verlauf unserer Erzählung zurück. Der Fürst hat Paulinen in der Soldatenkirche heimlich und rasch geehelicht und flieht mit ihr auf seine Güter an der Wolga. Hier nun, im zweiten Bande, erhalten wir dem Salonleben der Residenz gegenüber ein volles und anziehendes Bild von den ländlichen Zuständen im Innern des großen Reichs. Neben der furchtbaren Zerrüttung, Entsittlichung und dem Despotismus, die uns auch hier begegnen und die in den Gutsverwaltern großer Besitzungen, welche ihr Herr nie gesehen hat, ihren Mittelpunkt haben, begegnet uns hier der rührendste Ausdruck patriarchalischen Lebens und die ganze ursprüngliche Kindlichkeit und Gutmüthigkeit des gemeinen russischen Volks, dessen ganze opferwillige Hingebung an einen nur halbwegs wohlwollenden Herrn. Dies ist die wahre Lichtseite in dem russischen Nationalwesen, die Hoffnung jeder Zukunft bei dem in jenem Reiche jetzt eben anbrechenden Tage! Wir erhalten davon hier ein volles, fesselndes Bild. Fürst Nikofor, der sich selbst für nahezu bankrott hält, macht hier die Entdeckung, daß er unermeßlich reich sei! Welch ein Wink für alle seine Standesgenossen an der Newa und der Moskwa! Man sollte meinen, dies Buch müsse eine Umkehr des ganzen russischen Adels aus seinen Verirrungen hervorrufen, der Dienstsklaverei, dem Tschin, ein Ende machen, unabhängigen Reichthum gründen, den Adel zum Selbstbewußtsein bringen, den Culturzustand Rußlands und mit ihm sein ganzes Regiment ändern! Der Hebel so großer, so wichtiger Umschwünge liegt in diesem Buche, das dem unfreien russischen Adel laut und gewaltig mahnend zuruft: „Geht auf euere Besitzungen und seht, wie reich und frei und unabhängig ihr seid!“ Wird man diesem Mahnrufe folgen? Nikifor, der bei dem Besitze von 7000 Seelen, unter der Herrschaft eines verrätherischen Verwalters, darbte, empfängt von seinen Grundbauern ein freiwilliges Geschenk von 100000 Rubeln und von 30 Kaufleuten in Moskau, die seine Leibeigenen sind, zwei Millionen Franken für ihre Freilassung! Seine Güter bieten ihm den siebenfachen Ertrag, er ist ein Millionär. So kehrt er nach Moskau, nach Petersburg zurück, empfängt mit der schönen einfachen Pauline überall Huldigung, und überrascht endlich mit ihr, der längst verlorenen Tochter, den alten redlichen Landpfarrer an der Saale unter seinem Lindendach. So schließt die Erzählung, da Irene an sich selbst Gerechtigkeit übt, indem sie, verarmt und verlassen, büßend die Kerkerzelle Paulinens in der „siebenten Werst“ bezieht, von allen Seiten befriedigend und den Eindruck eines reichen Seelen- und Sittengemäldes bei uns zurücklassend. Unerörtert mag es hierbei bleiben, ob das Glück, dessen Kyrill theilhaft wird, der poetischen Gerechtigkeit entspricht: denn die vollendete Selbstsucht, wenn sie auch den Schein des Edelmuths anzunehmen vermag, hat auf so vollständigen Triumph wie hier doch eigentlich niemals Anspruch. Indeß, Kyrill ist eben ein Russe und bekennt von sich selbst, daß Pauline, die deutsche Pauline, das einzige Wesen sei, das ihm eine edlere Lebensrichtung zu geben im Stande gewesen wäre. Fürwahr, ein hartes Urtheil, ein herber Spruch gegen das russische Nationalwesen, in diesem Worte, das der Verfasser verantworten mag!

Die Proben, welche wir schon aus dem ersten Bande

mittheilten, beschränken uns in den Anführungen aus dem letzten Bande, so gern wir auch aus der trefflichen Schilderung Moskaus und seiner minder verkünstelten Gesellschaft, aus der Beschreibung der Weihnachts- und Osterfeste mit ihrer Volkslust einzelnes skizziren möchten. Nur weniges sei uns noch als charakteristisch anzuführen gestattet. Der Gouverneur sagt:

Unser Land hat sich noch nicht selbst erobert; unser Volk, an die Scholle gebunden, schläft noch, der Adel dient und die Seele des Ganzen ist ein Mann, der Selbstherrscher. Unser Land hat nichts aufzuweisen, was das Volk geschaffen hat; was an Denkmalen besteht, hat der Herrscher geschaffen.

Weiter heißt es:

Petersburg besonders ist reich an glänzendem Schein und alle Welt ist eingeübt, in ein ganzes Magazin erborgter Vorzüge blicken zu lassen und damit zu blenden, zu erobern..... Die Klasse der Männer von feiner Bildung, Aufrichtigkeit und Verstand ist in Moskau besser vertreten: dem Beamten ist hier mehr Gefühl aristokratischer Unabhängigkeit geblieben, der Kaufmann, der Fabrikherr fühlt sich hier minder zurückgesetzt als dort. Die Frauenwelt ist an der Moskwa ebenso gebildet als an der Newa; sie glänzt weniger, aber sie hält am Volkskern fester als dort. Die wahre Anhänglichkeit an das Kaiserhaus ist hier größer und man schätzt zugleich das Ausland besser hier als an der Newa, wo man es nur äffisch nachahmt. In religiösen Dingen ist man zwar nicht aufgeklärter als dort, aber man ist doch wahrer und weniger scheinheilig und hält die Fasten bis zur völligen Erschöpfung der Kräfte.

Wie tief aber alle Welt in der Gier nach Rang und Orden befangen ist, zeigt nichts besser als das brennende Verlangen des reichen Verwalters der Güter Nikifor's nach einem kleinen Kanzleiposten der vierzehnten Klasse, welches Verlangen ihn selbst zum Verräther an sich selbst macht. Doch nun genug, hier sehen wir Rußland, wie es alles Scheins entkleidet wirklich ist. 4.

Sagenliteratur und Volksbücher.

1. Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen. Von Fr. Schönwerth. Dritter Theil. Augsburg, Rieger. 1859. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.
2. Badische Sagenbilder in Lied und Reim von Eduard Brauer. Karlsruhe Braun. 1858. Gr. 8. 24 Ngr.
3. Der Findling von Koburg. Bilder aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs und der Colonisirung Amerikas von Friedrich Edgar. Koburg, Riemann jun. 1859. 8. 7½ Ngr.
4. Thüringer Dorfgeschichten. Die Spinnstube. Das Vogelschießen. Von Heinrich Schwerdt. Leipzig, Schlicke. 1859. Gr. 8. 22 Ngr.
5. Aus dem Volksleben. Erzählungen von F. Friedrich. Zwei Bände. Prag, Bellmann. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Fortsetzung des werthvollen Werks „Aus der Oberpfalz" (Nr. 1), von Fr. Schönwerth, dessen ersten und zweiten Theil wir in Nr. 28 d. Bl. f. 1858 und Nr. 14 f. 1859 besprochen haben, wird von allen Lesern, die sich für Sagenliteratur interessiren, mit Freude begrüßt werden. Wir haben nicht nöthig, auf eine nähere Charakterisirung desselben einzugehen, denn wir könnten die warme Anerkennung, die wir den ernsten und umsichtigen Forschungen des Verfassers und seiner lichtvollen und anziehenden Darstellungsweise zollten, nur wiederholen. Der erste Theil schilderte die Sitten und Gebräuche, ohne jedoch den reichen Stoff, wie er im Plane des Werks systematisch geordnet vorlag, ganz darzubieten. Wir hatten die Aufzeichnungen über das Haus und seine Theile, Einrichtung und Geräthschaften, Speisen und Kleidung, des Tages Arbeit und deren Besonderheiten, dann über Kinderspiele und Kinderlieder noch zu erwarten und wünschen, daß, wenn der Verfasser den gegenwärtigen Theil mit den Worten schließt: „Hiermit hat mein Buch ein Ende", dies nur auf die im zweiten und gegenwärtigen dritten Theile behandelten Sagen Bezug haben möge. Was letztere anlangt, so brachte der zweite Theil des Werks die Sagen und Mythen, die sich auf die bestehende Welt beziehen; der jetzt vorliegende dritte Theil enthält die Momente, die das Aufhören des Seins und die Zustände im künftigen Leben betreffen, also Tod, Hölle und Teufel, Teufelsanhang und Teufelswerke, Himmel und Ende der Welt.

„Die Erde ist die eigentliche Todesgöttin, zugleich die Hel, Göttin der Unterwelt, welche ihre Diener, Tod und Pest, aussendet, die Erdensöhne zu ihr zurückzuführen." Der Tod gilt dem Volke durchweg als Person, „als der bleiche oder schwarze Mann mit der Sense, der alles niedermäht". Sehr zahlreich sind die Sprichwörter und Redensarten, die diese Personification ausdrücken. Der Tod ist ein unvermeidlicher Gast — er meldet sich an — er sitzt vor der Thür — schaut zum Fenster hinein — sitzt auf der Zunge — kommt auf seinem magern Schimmel angeritten u. s. w. Die Pest erscheint von Zeit zu Zeit als außergewöhnliche Begleiterin des Todes. Die Bärnauer sagen: Man sah den Tod auf der Kirche und dem Friedhofe stehen und seine Sense schwingen, worauf ein gespenstisches Weib, die Zamrechari oder Zusammenrechnerin, kam und mit dem Rechen alles zu Haufen sammelte, was so der Tod gemäht hatte. Bei Waldkirch gilt sie als Weib, nackt, mit Schurzfell, schöngestaltet, aber das Gesicht viereckig, in Frankreich zu Hause; sie sendet Pestfliegen, Fleischfliegen aus, deren Stich die Pest entzündet; sie fliegt einher und ist von einem Bienenschwarm begleitet.

Was die Hölle anlangt, so vermischen sich auch in ihr die heidnischen und christlichen Vorstellungen. Wie die Götter zu Teufeln wurden, so trug man manche Züge von Walhalla auf die Hölle über. Vor derselben ist eine große Wiese, Trad, und auf dieser steht ein Wirthshaus, der mittelalterliche Rabiskrug, die Todtenschenke, wo die Ankommenden bewirthet werden; Anklänge an den Empfang der Helden Odin's und den Brunnen der Schicksalsgöttin Urd, den Jungbrunnen, den Lebensbrunnen. Die Hel thront in der tiefsten Hölle als des Teufels Großmutter. Der Teufel zeigt sich gewöhnlich in Gestalt eines Jägers in grüner Kleidung und kann siebzigerlei Gestalten annehmen. Er hat eine Menge Namen, wird aber nicht beim rechten genannt, sonst räumt man ihm Gewalt über sich ein. Unter den weniger bekannten Benennungen finden wir hier: der Garandere, der Spani-, Spadi-, Spari-, Sperifankerl, der Gugigagl, der Drack, der Hollabiobou (Hollunderbeerbube), der Muggerl. „Der Teufel läßt die Verdammten durch die ihm untergebenen Teufel in der Hölle quälen. Die Teufel selber erleiden keine Qual, nur Aerger, wenn die Menschen in Treue, Frieden und Unschuld leben. Während die Seelen gesotten werden, trinken die Teufel Wein, sie führen ein fröhliches Leben, und unterhalten sich mit Karten- und Kegelspiel." Der Oberste der Teufel, der Alte oder der Meister, sitzt auf einem Throne; dreimal des Tags steht er aber auf und verneigt sich vor dem Weibe, seiner Mutter, welche die meisten und größten Bosheiten ersinnt: „Wo der Teufel nichts vermag, weiß ein altes Weib Rath."

Von Teufelsbeschwörungen, Bannen und Bündniß hat die oberpfälzer Sage natürlich auch viel zu erzählen. Als interessant an einem Teufelsbündner bei Oberviechfach am Böhmerwalde heben wir hervor, daß er alle Tage für den Teufel ein Vaterunser betete, und dieser versprochen hatte, ein Gleiches für ihn zu thun, „denn auch der Teufel will zur Seligkeit gelangen". Er hat auch mitunter gute Regungen. „So war eine Dirne auf dem Wege nach Schloß Frauenstein, um dort Dienste zu nehmen. Auf dem Wege begegnet ihr ein grüner Jäger und warnt sie, nicht auf das Schloß zu gehen, es wäre ihr Unglück, die Dirne achtete aber der Rede nicht und trat auf dem Schlosse in Dienst. Nach Verlauf eines Jahres war sie wieder auf demselben Wege, aber vom Schlosse

herab, sie hatte ihre Unschuld verloren. Da begegnet ihr wieder derselbe Jäger, sie erkennt ihn und klagt ihm ihr Unglück, und weint, daß sie der Teufel in das Schloß geführt habe. Darauf gab ihr der Grüne einen Schlag in's Gesicht, mit den Worten: Nicht der Teufel hat dich aufs Schloß geführt; weißt du nicht, daß ich hier vor Jahr und Tag dich gewarnt habe?" In diesem Falle ist der Teufel verständiger gewesen, als manche seiner heutigen Bekenner.

Zum Teufelsanhang rechnet der Verfasser die Teufelsgeister und die Teufelsmenschen. Die Geister sind die gefallenen Engel, die bösen Geister und die armen Seelen. Die gefallenen Engel theilen sich in die wirklichen Teufel, die den Plan der Empörung entworfen haben und zur Hölle gefahren sind, und in die im Falle zur Einsicht gelangten Engel, die Luftgeister, von denen es viele Klassen gibt, welche bald mehr, bald minder böse erscheinen. Zu den bessern gehören die feurigen Männer, die Landsknechte, Kaltenegger, Hoyweibchen; zu den schlimmern die Hoymänner. Die unbußfertig gestorbenen Menschen sind die Verdammten, die bösen Geister, die bußfertig Gestorbenen die armen Seelen im Fegfeuer. Das Volk unterscheidet unter allen diesen Kategorien in strenger Trennung. Aber alle, selbst die Teufel können selig werden, wenn sie wollen. Der Verfasser bemerkt hierzu sehr treffend: „Vielleicht bricht hier noch der Gedanke vom Wiedererstehen der Götter aus der Götternacht, dem Weltuntergang, durch. Merkwürdig erscheint es jedenfalls, daß besonders jenen Geistern, welchen mythische Persönlichkeit zu Grunde liegt, gewöhnlich das Gesicht mit Moos oder Spinnweben verhüllt ist. Der bekehrte Germane soll seinen Göttern nicht mehr ins Auge schauen; ihr Licht ist erloschen, ihr Bild verhüllt, aber nur bis zur Zeit, wo auch ihnen die Stunde freudiger Wiedergeburt schlägt." Die Teufelsmenschen, d. h. die Teufelsbündler, sucht das Volk besonders unter den Zigeunern, wegen ihres geheimnißvollen Thuns, den alten Weibern, die als Hexen auftraten, den Bilmesschneidern, Schäfern, Schindern und vacirenden Jägern; doch „greift es auch nach oben, zu den Herren, deren Gewaltthätigkeit es fühlen muß, ja zu ganzen Reihen derselben, welche als Verschworene, Teufelsverbündete, größere Erfolge erzielen wollen".

Wir übergehen die Geistergeschichten und begegnen unter den „Teufelsmenschen" zunächst den Zigeunern. Sie waren früher sehr häufig in der Oberpfalz, einst bis zu 40000 Seelen, sind aber jetzt nur selten zu treffen, an der böhmischen Grenze, aus welcher sie herüberstreichen. Sie sind gefürchtet, obschon sie als Feuerbanner gute Dienste thun, denn ihre Verwünschungen werden alle wahr, weil sie das sechste und siebente Buch Mosis bei sich führen und daraus aller Zauberei kundig sind. Die oberpfälzer Sage berichtet aber auch, daß sie den Gebrauch gehabt, ihre Leute, wenn sie alt und gebrechlich wurden, lebendig zu begraben. Alte Leute bei Tiefenbach denken es noch, wie die Zigeuner eine Grube machten und eine Alte hineinstürzten mit den Worten: „Gib dich zur Ruhe, denn du kannst nicht mehr mit uns gehen!" Eine andere, die sie wegen hohen Alters nicht mehr fortbringen konnten, gruben sie zwischen Warnfels und Wassermungerau mit den Worten ein: „Duck dich, Alte, hast lang genug gelebt"; eine dritte liegt auf der Boyawiese bei Oberbernried. Sie legten ihr eine Schüssel auf den Kopf und verdeckten sie in der Grube, indem sie ihr zuriefen: „Alte, gib dich zur Ruhe, du hast lange genug gelebt."

Unter den übrigen mit dem Teufel verbündeten Menschen spielen die Hexen, denen in der Oberpfalz die blaue Farbe eigen ist, die Hauptrolle; sie tragen blaue Kleider und rothe Strümpfe, werfen auf die Menschen, denen sie schaden wollen, blauen Sand, führen als Hauptsymbol ihrer Thätigkeit — neben dem Wettermachen — die Melkgelte und leben in Zünften.

Der letzte Abschnitt dieses Buchs behandelt „Die Teufelswerke", wohin zunächst der „Mordzauber" oder das „Todtbeten", der „Prügelzauber" — man schlägt seine Jacke und die Schläge treffen den, den man im Sinne hat — und das „Anthun" gehören. Aber all diese Zauberkünste sind gefährlich, indem der Betroffene, wenn er kundig ist, den Schlag pariren, und das Uebel, das ihm zugefügt werden sollte, auf den Zauberer zurücktreiben kann. Sodann zählen zu den Teufelswerken unter andern das Unsichtbarmachen, was vermittelst des Farrnkrautsamens, den man in die Schuhe legt, oder eines Knochens vom Kopfe des weißen Wiesels, oder des rechten Auges oder des Herzens einer Fledermaus, des rechten Ohrs von einer schwarzen Katze, der Milch von einer schwarzen Kuh und anderer dergleichen Hülfsmittel zu Wege gebracht wird; das Verwandeln der Menschen in Wölfe und Füchse; das Beweisen, d. h. den Dieb kennzeichnen oder ihn bannen oder ihn zwingen, daß er das gestohlene Gut wiederbringe; der Erdspiegel, den man erlangt, wenn man um Mitternacht einem Selbstmörder das Grab und einen Spiegel auf das Angesicht legt, worauf man im Spiegel alles sieht, was man zu wissen verlangt; endlich der Erbschlüssel, mittels dessen man erfahren kann, wer im Jahre stirbt, wo ein Verstorbener in der andern Welt sich befindet, und ob man selber selig oder verdammt wird.

Unter dem Kapitel des Aberglaubens bespricht der Verfasser hauptsächlich die Heilkunde des Volks und die Anzeichen für Gelingen und Mislingen. Auch hier finden wir vieles auf heidnische Anschauungen zurückgeführt. „Wird das Uebel besprochen, so ist der Segen, der es vertreiben soll, Gebet an die Götter; wenn verschrieben, sind es heilige Runen, geheimnißvolle Zeichen, in welchen wieder der Gott zur Hülfe herbeigerufen wird. Soll die Krankheit in Erde oder Wasser vergraben und vertragen werden, so sind wir auf die heiligende, reinigende Kraft dieser Elemente hingewiesen, und wenn in Bäume oder Sträuche verbohrt, so sind es Gewächse, den Göttern geweiht, daher wieder Bezug auf göttliche Hülfe gewährend, wie die Haselstaude, welche als Muttergottesbaum auf Freyja weist, oder der Vogelbeerbaum, dem Thor heilig." Ebenso ist es mit den Anzeichen. Sie sind von Göttern gesendet. „So verkündet dem kriegerischen Germanen der Angang eines Wolfs, Wodan's Thier, Glück, während der furchtsame Hase, das unkriegerische Weib, der waffenlose Priester Unheil bringt. Juckt das linke Auge, die linke Nase, singt das linke Ohr, so ist es die linke Seite, welche Ungünstiges meldet, denn dem Germanen liegt links der Norden, die unwirthliche Gegend, die Wohnung der Hel in Nifheim, und dem Christen war diese Seite schon darum misliebig, weil der Norden noch lange heidnisch blieb, als der Süden sich dem Christenthume schon zugewendet hatte."

Bei Gelegenheit der Heilkunde des Volks werden die oberpfälzer Zustände noch als sehr primitiv geschildert. Der Ofen wird dem Kranken im Sommer wie im Winter bis zum Ersticken geheizt; man gebraucht zur Abhülfe der Reihe nach Hausmittel, Sympathie, den Schinder, den Hirten, den Bader, den Arzt; letztern erst nach Befragung des Orakels, welches darin besteht, daß man Leib und Fußsohle mit einer Speckschwarte reibt und diese dem Hund vorwirft: frißt er sie, so ist noch Rettung möglich, und der Arzt wird gerufen, außerdem nicht, weil der Kranke ohnedies stirbt. Man verlangt in der Apotheke als Hausmittel „Alte Ehe" und „gedorrte Menschenhaut" und nimmt sperma ceti und Hausenblase gläubig dafür hin; man verlangt vom Arzte bittere Medicin und große Gläser, und wenn der Kranke verschieden und noch Arznei übrig ist, so findet sich ein haushälterischer Magen, der, obgleich gesund, sie verschluckt, lediglich zum Zwecke, „daß sie nicht hin wird". Ueberhaupt verschluckt der Oberpfälzer mancherlei Dinge, darunter die unappetitlichsten, als heilkräftig und scheut selbst die Läuse der Hagebutten, auch Wogehopferln genannt, nicht, um sich von Sand und Gries zu befreien. Der Verfasser gibt eine ausführliche Uebersicht dieser Heilmittel nach allen Theilen des Körpers geordnet und bei den verschiedenartigsten Krankheiten diensam, unter denen sich merkwürdige Curiosa vorfinden. Wir müssen es uns versagen, näher darauf einzugehen und beschließen mit einigen Mittheilungen aus den letzten Abschnitten: „Der Himmel" und „Ende der Welt".

Vor dem Himmel ist ein Vorhimmel, ein blühender Garten mit herrlichen Fruchtbäumen besetzt, wo sich die guten Seelen, wenn sie von der Erde kommen, versammeln. Der Himmel ist ebenfalls ein großer Garten mit vielen Abtheilungen, für unge-

taufte Kinderseelen, für getaufte, die in den ersten Tagen nach der Geburt verstorben, für Kinder bis zu sechs und sieben Jahren, für uneheliche Kinder, für Jungfrauen u. s. w. Der gesunde Sinn der Oberpfälzer weist also den ungetauften Kindern im Himmel ihr Plätzchen an, im freundlichen Gegensatze zu jenen starren Dogmatikern, die Adam's Schuld bis ins tausendste Glied büßen lassen, wie der Puritaner Wigglesworth, der in seiner poetischen Beschreibung vom Jüngsten Gericht die armen Kleinen vor die Schranke des Gerichts bringt, wo sie sich vergebens auf ihre Unschuld berufen und vom himmlischen Richter mit der Bemerkung zurückgewiesen werden, es könne zwar niemand für das leiden, was er nicht verbrochen, aber sie hätten ja eben Adam's Schuld mit. Doch findet auch hier noch eine gewisse Stufenleiter statt, und die vom Mutterleib zu Grabe getragenen erhalten den leichtesten Platz in der Hölle. Wie gesagt, wir loben uns die Toleranz der Oberpfälzer, die sich so weit erhebt, daß sie selbst für diejenigen Thiere, denen es auf Erden durch die Menschen recht übel ergangen, eine Abtheilung im Himmel haben, wo ihnen Gott das vergilt, was sie gelitten.

Wohl denen, die im Himmel sind, ehe „der Teufel los ist", d. h. ehe Locki, der Zerstörer, seine Fesseln sprengt, und das Feuer aus dem Innern der Erde heraufsteigt, sodaß alles in Brand gesetzt wird, das Weltende. Die Sage hat dafür manche Anzeichen, theils in der Natur, theils bei den Menschen. Die heißen Jahre, die mit der steigenden Glut einfallen, bringen eine große Theuerung über alle Länder. Wie die Erde keine Frucht gibt, so wird sieben Jahre vor dem Ende kein Kind mehr geboren, damit kein Unschuldiger sterbe. Die Sonne geht im Westen auf, wird schwarz und verliert den Schatten; der Mond verliert den Schein und verschwindet; der katholische Glaube wird so klein, daß er unter dem Schatten eines Birnbaums Raum hat, der letzte Papst heißt Petrus, und das alles wird eintreten, wenn die Bauern lange Hosen tragen, wenn die Wagen ohne Rosse gehen, wenn der Wald von Menschenhänden gepflanzt wird, wenn Sammt und Seide in den Stall gehen, wenn die Bauermädchen ohne Kopftuch zur Arbeit kommen oder in Strümpfen und Schuhen zur Kirche ziehen, anstatt sie erst vor der Kirche anzulegen; wenn Bauer und Bäuerin gesondert von den Dienstboten essen, wenn mehr uneheliche als eheliche Kinder geboren werden und Ehebruch keine Sünde ist, wenn die Bauern rothe oder doch bierfarbene Hüte aufsetzen, und die Weiber Eisen, d. h. Hauben mit an Drath aufgezogenen Spitzen, um die Augen tragen. Viele dieser Anzeichen klingen zwar fast ganz wie Prophezeiungen auf die Jetztzeit; wir haben aber kein Recht an der Treue der Relation zu zweifeln, und beschränken unsere Zweifel auf die Untrüglichkeit der Vorboten des Weltendes, indem wir hoffen, daß dieses noch einige Zeit auf sich warten lassen werde.

Auch in diesem Abschnitte ist die enge Verbindung der im Volke fortlebenden Sage mit der altnationalen Mythologie mehrfach nachgewiesen. Das ganze Werk ist überhaupt reich an Sagen, die für die in systematischer Ordnung aufgestellten allgemeinen Sätze zum Belege dienen und ebenso einfach als schön erzählt sind. Wir machen unter andern aufmerksam auf mehrere anmuthige Legenden von Umgängen Christi mit Sanct-Peter, und dem Gevatterstehen der Jungfrau Maria, sowie auf die auch in der Oberpfalz vielfach vorkommenden Kaiser- und Königsagen, z. B. vom König Salomo im Ochsenkopfe und Steinwalde, vom Kaiser Karl V., der zugleich mit König Salomo im Sumpfe bei Weiden verwunschen ist, vom Kaiser im Frauenberge und vom Kaiser Karl im Berge Sion, der von einem alten Weib hineinverflucht worden, weil er ihr auf seinen Kriegszügen den letzten Laib Brot genommen. Näher können wir jedoch auf dieses alles nicht eingehen.

Das Werk wird seine Leser finden, und sie werden es nicht ohne die vollste Befriedigung aus der Hand legen.

Die „Badischen Sagenbilder" (Nr. 2), von E. Brauer, enthalten Legenden, Sagen, geschichtliche Ereignisse, Anekdoten und Charakterzüge in „Lied und Reim". Die einfache, schlichte Darstellungsweise, wie sie sich für die Behandlung der Sage eignet ist im allgemeinen gewahrt, doch hat die gebundene Rede hier und da Veranlassung zu einem Mangel an Klarheit gegeben, für welchen die gewählte poetische Form, die sich mehr auf das Aeußere beschränkt, ohne den innern poetischen Werth des bearbeiteten Stoffs durch die Darstellung zu heben, keinen hinreichenden Ersatz bietet. Was die bearbeiteten Stoffe selbst anlangt, so wäre eine strengere Auswahl zu wünschen gewesen, da neben den bessern und anziehenden Sagen doch auch manches, namentlich von Anekdotenartigen, mit Aufnahme gefunden hat, was sich weder durch Witz, noch durch einen markirten Schluß oder eine sonstige geistreiche Auffassung über das Niveau des Unbedeutenden erhebt. Zu den besten Stücken gehören: „Der Baldreit", „Das alte Heilandsbild zu Pforzheim", „Die Meisterprobe zu Ettlingen", „Herzog Konrad im Durlach" und „Die Concordienkirche". Dagegen ist, als an eine große Frage der Gegenwart anklingend, das Gedicht „Karl Friedrich im Jahre 1806" hervorzuheben, welche hier vollständig folgen möge:

Es klingt wie Trauerläuten
Am Rhein ein dumpfer Schall,
Was mag der Ruf bedeuten?
Weß hohen Hauptes Fall?

Es geht ein Greis zu Grabe,
Verwaist und jammerbleich,
Ein tausendjähr'ger Knabe:
Das heil'ge deutsche Reich.

Karl Friedrich saß, der Weise,
Auf hohem Fürstenthron,
Als über Berge leise
Erklang der Trauerton.

Sein Land war groß geworden,
Gewachsen kühn und stark,
Gen Süden und gen Norden,
Die schöne bad'ner Mark.

„Nun brach das letzte Schemen
Der Kaisermacht entzwei,
Das Scepter laßt uns nehmen
Und herrschen fürstlich frei."

So sprachen sonder Zagen
Die Fürsten allerwärts,
Doch leises, tiefes Klagen
Durchschnitt Karl Friedrich's Herz.

Die Botschaft, daß sein Erbe
Vergrößert wiederum,
Noch höhern Glanz erwerbe,
Empfing er ernst und stumm.

Auf's Angesicht, das hehre,
Floß Wehmuthsthau herab,
Die einz'ge Herrscherzähre
Auf deutschen Reiches Grab.

Es war ein lange offenes Grab, das sich über der großen Leiche nur damals erst schloß, während der eigentliche Tod ihm schon Jahrhunderte zuvor ans Herz getreten war. In die Zeiten des eigentlichen Untergangs versetzt uns das Volksbuch: „Der Findling von Koburg" (Nr. 4), von F. Edgar, das uns Scenen aus dem Dreißigjährigen Kriege vorführt, ohne jedoch für die wesentlichen Momente jener verhängnißvollen Zeitperiode ein tieferes Verständniß zu eröffnen. Der Verfasser will das Gute des Guten halber darstellen und hofft auf Verzeihung, wenn er dieses nicht immer in einem kunstgemäßen Kleide thue, man nehme es mit der Schale nicht so genau, wenn nur der Kern gut sei. Wir wollen dies in mancher Beziehung gelten lassen,

obschon der beste Kern, wenn er mit der Schale zugleich genossen werden muß, wie dies bei literarischen Producten der Fall ist, durch die Ungenießbarkeit der Schale auch dem gesundesten Appetit verleidet werden kann. Soll aber das Herbe, Schwere, Unscheinbare oder sonst Unerquickliche des umgebenden Stoffs durch den Kern übertragen werden, dann muß dieser etwas besonders Anziehendes, ganz eigenthümliche innere Vorzüge haben, wenn die Frucht mit Erfolg auf den Markt gebracht werden soll. Der Held der vorliegenden Erzählung ist seinen Aeltern, einem gräflichen schwedischen Ehepaare, geraubt, ausgesetzt, von braven Bürgersleuten zu Koburg erzogen und von seinen Aeltern, nachdem er die Mutter aus den Händen marodirender kaiserlicher Soldaten gerettet, wiedererkannt worden. Er wandert später mit einer Colonie Deutscher nach Amerika aus, benimmt sich diesseits und jenseits als ein braver, gottesfürchtiger Mann und heirathet zuletzt ein Indianermädchen. Wir sollten meinen, daß es sich hier um einen Stoff handelt, der nichts weniger als geeignet ist, die Form zu übertragen, sondern völlig von ihr übertragen werden muß. Die letztere läßt aber so viel zu wünschen übrig, daß das schroffe Urtheil, welches der Verfasser über die Tagesliteratur fällt, wobei er über die deutsche, englische und französische in gleicher Weise abspricht, doppelt auffallend erscheint. Der Verfasser äußert dabei unter anderm: „Heutigen Tags gleichen viele Bücher den Melonen: unter vielen sind wenig gute und über manches Buch darf man nichts anderes schreiben als: titulus, praetereaque nihil." Wie wenn er sich selbst bei reiflicher Erwägung sagen müßte: Voluntas, praetereaque nihil? Wir erkennen recht gern an, daß das Buch im besten Geist und Sinne geschrieben ist; allein abgesehen von dem losen Zusammenhange zwischen den beiden in Deutschland und Amerika spielenden Abtheilungen, ist die Darstellung in Bezug auf die einzelnen Züge und Schilderungen häufig unbefriedigend, hier und da völlig unbeholfen. Der Verfasser nimmt z. B. Gelegenheit, naturgeschichtliche Bemerkungen einzustreuen, und wir erfahren, daß der Panther „ein blutdürstiger, nachts umherschleichender, Menschen und Thieren gefährlichster Wildfang ist", eine Thatsache, die vielleicht einem recht jugendlichen Leser des Buchs zu einer neuen Anschauung zu verhelfen geeignet sein möchte, die aber dem Major, dem Helden des Buchs und dem Gründer der Colonie, dem sie der Jäger Koltert gesprächsweise mittheilt, muthmaßlich schon bekannt war. Selbst in der äußern Form zeigen sich Flüchtigkeiten: der Rogus der Hexen hätte in diesem höchst einfachen Werkchen billig durch Scheiterhaufen ersetzt werden sollen, die Truppen, die den Feind verfolgen, nennt man nicht „Nachhauende", „ertönen" braucht man nicht als actives Zeitwort, und wenn wir bei Gelegenheit einer Schilderung vom Beutelthiere lesen: „Das Thier ist interessant wegen seiner Hartnäckigkeit. Mögen es nämlich die Hunde beißen, daß die Rippen krachen — der menschliche Major hatte die seinigen angekoppelt —", so sind wir in der That einen Augenblick in der sonderbaren Verlegenheit, nicht begreifen zu können, was den Major zu dieser eigenthümlichen Operation an sich selbst veranlaßt und wie er sie ausgeführt haben möge, bis wir auf die Hunde statt der Rippen zurückkommen. Wir müssen daher den Verfasser ersuchen, sein Talent zu bilden, und seine guten Absichten, wenn er sie ferner auf dem Gebiete der Literatur geltend zu machen gedenkt, dadurch zu fördern, daß er seinen Gedanken „das kunstgemäße Kleid" in optima forma nicht vorenthält.

Auf einer weit höhern Stufe nach Stoff und Form stehen die „Thüringer Dorfgeschichten" (Nr. 4.), von H. Schwerdt. Sie malen die Leute wie sie sind, die Charakteristik ist wahr und lebendig, die Schilderungen sind treu und zeugen von genauer Bekanntschaft mit dem Stoffe. Auch die Darstellung ist gewandt und es fehlt sonach dem Verfasser nicht an Mitteln, eine für seinen Zweck fruchtbare Thätigkeit zu entwickeln. Der letztere ist offenbar anerkennenswerth; denn es handelt sich darum, die ländlichen Erholungen und Vergnügungen nicht nur in ihren Schattenseiten zu zeichnen, sondern auch auf ihre Veredlung hinzuwirken. Was Möser in seiner praktischen Weise durch den Satz: „Aber die Pferde wollen auch leben!" aussprach, indem er forderte, daß der Kutscher, die Vernunft, den Leidenschaften, den Pferden, gehörig Hafer schütte, damit er die Zügel nicht umsonst in der Hand halte und mit Kraft fahren könne, indem derjenige, der den Hafer zu genau zumesse, ebenso zweckwidrig handle, als der andere, der die Pferde überfüttere, daß sie ihm die Zügel aus der Hand reißen; und was Schiller zum Eck- und Grundstein seiner Philosophie machte: „Die Sinnlichkeit darf nicht der niedergeworfene, sondern muß der versöhnte Feind sein" — das kann bei allen Volkserziehungs- und Volksbildungsbestrebungen nicht genug beherzigt werden. Indeß glauben wir, daß der Verfasser für seinen Zweck mehr zu leisten im Stande wäre, wenn er die ihm verliehenen Mittel etwas sorgsamer verwendete. Wir wollen auf einzelne Flüchtigkeiten kein besonderes Gewicht legen und es nicht rügen, daß Hans Görg S. 7 „fuchsige" und S. 48 schwarze Augenbrauen hat, allein was das Wesentliche anlangt, so verschwinden namentlich in der ersten Erzählung die auf eine Reform in der Spinnstube gerichteten Bestrebungen des Feldmessers fast ganz unter dem übrigen Beiwerk der Erzählung, und man verliert sie zuletzt bei ihrer Erfolglosigkeit völlig aus dem Auge; und in der zweiten Erzählung, die in ihrer heitern Haltung einen wohlthuenden Gegensatz zu dem trüben Colorit der ersten bietet, hätten die komischen Situationen aus weniger verbrauchten Anekdoten entlehnt werden können. Auch ist der Versuch, das alte Schauspiel beim Johannisfeste durch die „Komödie", wie sie Meister Holzapfel zusammengestoppelt und Actuar Bäffert ausgefeilt und aufgeputzt hatte, zu ersetzen, nichts weniger als gelungen. Daß das unsittliche Element im alten Volkslied weder durch den Gebrauch, noch durch das vielleicht damit verschmolzene poetisch Werthvolle gerechtfertigt werden kann, vielmehr alles Ernstes zu bekämpfen ist, darin stimmen wir mit dem Verfasser völlig überein. Je mehr aber dergleichen unreine Dinge auf die rohe Sinnlichkeit Anziehungskraft ausüben, desto mehr muß dahin gewirkt werden, diese Sinnlichkeit durch echte Poesie, die auch auf das rohste Gemüth ihren Reiz nicht verfehlt, zu fesseln und zu erheben. Und zu diesem Zwecke wird das echte, reine Volkslied mit weit besserm Erfolge verwendet werden können, als eine gemachte Poesie, der die wahre Weihe fehlt.

F. Friedrich's Erzählungen „Aus dem Volksleben" (Nr. 5) führen uns in zwei Bänden sieben verschiedene Geschichten vor und zeugen von einem kräftigen, zu charaktervoller, plastischer Darstellung trefflich begabten Talent, das sich aber seine Stoffe meistens aus den Nachtseiten des menschlichen Lebens wählt, sich viel mit Mordthaten, sammt andern Verbrechen, und Criminaluntersuchungen zu schaffen macht und die Leidenschaften in den abschreckendsten Formen, mitunter von fast widriger Art zur Anschauung bringt. Dahin gehört der raffinirte Mord, den die Wildbiebe in der gleichnamigen Geschichte, der letzten des zweiten Bandes, an dem jungen Förster verüben, ein Mord, der in seinen Einzelheiten so grausiger Art ist, daß er die Grenzlinie poetischer Wahrheit kaum noch einhält.

In der Erzählung „Der Ackerbauer" erscheint der starre Haß, mit dem derselbe die zur Versöhnung dargebotene Hand des Jugendfreundes selbst im Augenblicke des Verscheidens noch zurückweist und den Groll wegen des verlorenen Processes mit in das Grab hineinnimmt, dem sonst ehrenwerthen Charakter des Mannes gegenüber nicht natürlich.

Auch dem alten „Bauernspruche": Blut fordert Blut und Tod fordert Tod, der aber weniger auf germanisches Bauernthum, in welchem ja schon von den frühesten Zeiten an das Wergeld an die Stelle der Blutsühne trat, als auf die mosaische Talionslehre zurückweist, ist in der Erzählung: „Gesühnt", zu viel Recht widerfahren; wenigstens hat es, insofern es nicht in des Verfassers Absicht gelegen haben sollte, einer solchen Tendenz zu huldigen, den Anschein so, als ob der moralisch fast unschuldige Todtschläger unter der verbrecherischen Hand des Tannenwirths fallen müsse, um ihn, trotz der erlittenen Strafe und theilweise

erlangten Begnadigung, durch den blutigen Finger der Nemesis gezeichnet werden zu lassen. Weder die poetische Gerechtigkeit, noch der gesunde Rechtssinn des Volks hätte etwas dagegen einzuwenden gehabt, wenn der Schmiedegörg am Leben geblieben wäre und die Anneliese glücklich gemacht hätte.

Des Wassermüllers Friedel ist in der Durchführung des Charakters insofern nicht ganz befriedigend, als es unklar bleibt, weshalb er weder daheim, noch in der großen Welt zur Ruhe kommt. Friedel ist eine Künstlernatur; aber es fehlt die Energie des Charakters, die beim wahren Künstler wenigstens nach dem Ziele seines Strebens hin stets vorhanden sein muß. Die Erzählung läßt daher im ganzen einen unerquicklichen Eindruck zurück, der noch dadurch vermehrt wird, daß die Vergeltung, welche den Vater wegen der Härte gegen seinen Sohn trifft, das Ausschießen beider Augen, zu gräßlich ist.

Der „alte Soldat" ist eine trefflich charakterisirte Figur; die Erzählung, deren Held er ist, wird aber in ihren sonstigen Vorzügen durch die Einseitigkeit der Auffassung in dem herbeigezogenen politischen Moment und die Unwahrscheinlichkeit der zur Fabel benutzten Thatsachen wesentlich beeinträchtigt.

Wie sich der Verfasser in seinen Stoffen, namentlich in der Benutzung criminalistischer Themen, wiederholt, so thut er es mitunter auch in den Situationen, sowie in den Schilderungen. Namentlich spielen, was das letztere anlangt, die rothen Haare eine große Rolle; sie sind in mehreren Erzählungen ein charakteristischer Zug im Aeußern der Verbrecher, und wir heben diesen Gegenstand auch besonders aus der Rücksicht hervor, weil es endlich an der Zeit sein dürfte, das alte Vorurtheil von den rothen Haaren als Kennzeichen boshafter Gemüthsart aufzugeben und es namentlich aus Volksschriften zu verbannen.

Dies die wenigen Mängel, die wir an den „Erzählungen aus dem Volksleben" auszusetzen haben, die indeß durch die Vorzüge bei weitem überwogen werden, sodaß wir beide Bände als eine interessante, spannende und befruchtende Lectüre anempfehlen können. Namentlich ist die vom besten Geiste getragene sittlich-religiöse Haltung, durch die sie sich auszeichnen, anerkennenswerth, und die Kraft, mit der die Leidenschaft und ihre Folgen geschildert sind, dient dazu, den Ernst der daraus sich entwickelnden sittlichen Lehre nur um so wirksamer hervorzuheben. Wenn wir, wie in der Erzählung „Ueberwunden", einen Mann von edelm Charakter, der am Schlusse eines langen Lebens, weil er der Leidenschaft der Liebe und Rache unterlag, nichts als gescheiterte Hoffnungen hinter sich sieht, die Resultate dieses Lebens in den Spruch zusammenfassen hören: „Mag es euch im Leben ergehen wie es will, thut nie etwas, was euch die Ruhe des Gewissens raubt, dann könnt ihr alles ertragen!" so macht dies aus dem Munde des unter energischen Seelenkämpfen festgewordenen Mannes einen stärkern Eindruck, als wenn es einfach vom Katheder gelehrt wird.

Wir hätten indeß gewünscht, die Tendenz, wie wir sie hier dargestellt haben, noch etwas stärker im Buche selbst hervortreten zu sehen. Manche Leidenschaften haben in ihren bessern Erscheinungsformen so viel Einnehmendes, um nicht zu sagen Edles an sich und fordern so leicht zu Sympathien heraus, daß der Volksschriftsteller sehr vorsichtig sein muß, um nicht für das zu begeistern, wovon er zurückhalten will.

Man kann den Einfluß einer guten Volksliteratur nicht hoch genug anschlagen. Der Verfasser hat den Beruf, auf diesem Felde zu wirken. Um so mehr hielten wir es für unsere Pflicht, auf alles dasjenige hinzudeuten, was seine ersprießliche Wirksamkeit beeinträchtigen könnte. 18.

Biographien und Charakteristiken.

Es liegt uns eine Reihe von kleinern Schriften vor, in denen theils Beiträge zur Charakteristik berühmter Gelehrten gegeben, theils zum ersten mal die Lebensdaten und das Wirken nennenswerther Persönlichkeiten biographisch ans Licht gestellt sind. Wir beginnen mit folgender Schrift:

1. **Schleiermacher als religiöser Charakter. Ein Vortrag, vor einem gemischten Publikum gehalten in Bern den 18. Februar 1859, von A. Immer. Bern. 1859. 8. 6½ Ngr.**

Dieser Vortrag scheint uns im ganzen so trefflich gelungen, daß er bei dem gemischten Publikum Deutschlands denselben Beifall zu finden verdient, den er ohne Zweifel bei dem gemischten oder allgemein gebildeten Publikum der Stadt Bern gefunden haben wird, obschon er infolge seiner Länge die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf eine Probe gestellt hat, die nicht jedes Publikum mit Ehren besteht. Der Verfasser, Professor der Theologie in Bern, bemerkt im Vorwort, daß er geglaubt habe, sich aller kritischen Bemerkungen enthalten zu müssen; denn, wie er sagt: „eine Kritik der Schleiermacher'schen Theologie konnte, wenn sie nicht ganz auf der Oberfläche bleiben wollte, einem gemischten Publikum schwerlich gegeben werden"; und er fügt hinzu: „Uns scheint es überhaupt ersprießlicher, sich in eine ausgezeichnete Persönlichkeit liebend zu versenken, als mit eigenem Raisonnement an derselben zu mäkeln." Sehr richtig, wenn man mit einer Persönlichkeit zu thun hat, deren ganzes Sein, Denken und Fühlen, wie das Schleiermacher's, durchaus auf dem Geist der Liebe und Humanität beruhte, mit einer Persönlichkeit, in die man sich liebend versenken kann, ohne auf inhumane Härten und Schroffheiten zu stoßen, die ein solches liebendes Eintauchen bitter und schwer machen. Und solchen Härten und Schroffheiten begegnet man leider bei vielen sonst ausgezeichneten Personen, ja nicht selten gerade bei den ausgezeichnetsten, wo dann der Widerspruch zwischen dieser ausgezeichneten Begabung und einem vielleicht nur zur Schau getragenen Idealismus einerseits und den Aeußerungen einer im Grunde doch harten und inhumanen Natur andererseits nur doppeltes Misbehagen erregen kann. Was wir in der deutschen wissenschaftlichen und theologischen Forschung und in der philosophischen Speculation leider nur zu oft vermissen, das weiche Wehen und Weben des Gemüths, das findet sich, trotz aller verstandesscharfen Durchführung und logischen Entwickelung gerade bei Schleiermacher. Der Verfasser hebt mit Recht hervor, daß in Schleiermacher's „Monologen" die zartesten und tiefsten Saiten des Gemüths angeschlagen würden. Wie tief, wahr und poetisch zart ist z. B. nur folgender Gedanke: „Wohl kann ich sagen, daß die Freunde mir nicht sterben; ich nehm' ihr Leben in mich auf, und ihre Wirkung auf mich geht niemals unter: mich aber tödtet ihr Sterben. . . . Durch Sterben tödtet jedes liebende Geschöpf, und wem der Freunde viele gestorben sind, der stirbt zuletzt den Tod von ihrer Hand, wenn ausgestoßen von aller Wirkung auf die, welche seine Welt gewesen, und in sich selbst zurückgedrängt, der Geist sich selbst verzehrt." So lag auch in Schleiermacher's Wesen, daß er sich noch lieber und inniger an Frauen anschloß als an Männer, und er selbst schreibt einmal an seine Schwester: „Es liegt so vieles in meinem Gemüth, was die Männer selten verstehen." Freilich gab es damals sicherlich eine größere Zahl von Frauenzimmern, welche nach innen lebten und sich auch ihrerseits lebhaft an den allgemeinen Fragen der Geistes- und Herzensbildung und dem Humanisirungswerk betheiligten, in größerer Zahl als heutzutage; man kann kaum eine Biographie eines jener hervorragenden Männer, deren Leben und Wirken oder doch deren Geburt und früheste Bildung in die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts fiel, aufschlagen, ohne auf Beweise für die von uns eben ausgesprochene Behauptung zu stoßen; die hochgebildeten Frauen schrieben damals weniger wie jetzt, aber ihre persönlichen Einflüsse waren dafür nur um so bedeutender. Zu den interessantesten Bemerkungen Immer's gehören die über die Einflüsse,

welche die romantische Schule und namentlich Friedrich Schlegel auf Schleiermacher ausübten (wäre dieser ein bloßer „Laffe“ gewesen, wie Schiller ihn einmal in einem Briefe an Goethe nannte, wie hätte er diese Macht über einen Mann wie Schleiermacher gewinnen können?), und über sein patriotisches Verhalten zur Zeit der Fremdherrschaft und der preußischen Erhebung. Einmal wird ein Ausspruch W. von Humboldt's angeführt, der wenige Tage nach Schleiermacher's Tode an Charlotte Diede schrieb: „Von Schleiermacher war in ohne Vergleich höherm Grade wahr, was man von den meisten sehr vorzüglichen Menschen sagen kann, daß ihr Sprechen ihr Schreiben übertrifft.“ Sollte dies wirklich so der Fall sein, daß die meisten sehr vorzüglichen Menschen besser zu sprechen als zu schreiben wissen? Vielleicht hat W. von Humboldt hierbei unwillkürlich an sich selbst gedacht; denn er sprach besser als er schrieb, wenn er gerade recht gut schreiben wollte; dagegen wird er sicherlich nicht so gut gesprochen haben, als er schrieb, wenn er, wie an Charlotte Diede, aus dem Herzen schrieb. Der Fall, daß vorzüglich begabte aber mehr nach innen lebende Menschen meisterhaft zu schreiben wissen, während sie unbehülflich im Sprechen sind, ist vielleicht noch häufiger als der umgekehrte. In dieser Beziehung kommt freilich sehr viel auf die Lebensverhältnisse und die Umgebungen an, in denen der Mensch aufwächst und sich bewegt.

2. Karl Ritter. Eine kurze Charakteristik seines Wirkens von H. Bögekamp. Berlin, Riegel. 1860. 8. 6 Ngr.

Diese Schrift gibt nur die nothwendigsten Daten aus dem allerdings wenig bewegten Leben des großen, nebenbei gesagt auch durch eine bei Gelehrten in diesem Grade höchst selten anzutreffende Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit wie durch Gottesfurcht ausgezeichneten Gelehrten, verbreitet sich aber dann in klarer und instructiver Weise über das ebenso geistreiche als großartig combinirte geographische System Ritter's, unter hinlänglich genauer Angabe der hauptsächlichsten Gesichtspunkte desselben. Die Schrift ist eigentlich nur ein Wiederabdruck eines Aufsatzes aus der „Berliner Revue“, nimmt sich aber, was den Inhalt betrifft, auch als Büchlein ganz gut aus.

3. Erinnerungen an Ernst Theodor Mosewius. Breslau, Kern. 1859. Gr. 8. 7½ Ngr.

Mosewius, 1788 zu Königsberg geboren, und 1858 zu Breslau gestorben, früher Theatersänger, ist der Begründer der breslauer Singakademie, war seit 1827 auch Musiklehrer an der Universität und Director des königl. akademischen Instituts für Kirchenmusik, und hat sich um die Pflege der eigentlich classischen Musik in Breslau anerkannte Verdienste erworben, die ihm auch bei seinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum das Diplom als Doctor der Philosophie eintrugen. Seine Gesinnung bezeichnen die Worte, die er 1843 auf einer Reise im Salzburgischen schrieb: „Das, das ist der Zweck, das Ziel aller Kunst: die Erweckung, das Bewußtsein eines Höhern, Göttlichen in uns und in der Außenwelt anschaulich dargestellt, das Ahnen und Erkennen des Ausflusses der göttlichen Kraft; dadurch wird der Mensch gezwungen, in Demuth hinaufzuschauen, und lernt sehnsüchtig sein Auge zu lenken in eine andere Welt und eine höhere zu glauben, deren Abglanz sein innerstes Sein mit dem vollsten Bewußtsein durchdringt, daß er kein irdischer sei“ u. s. w. Es ist gewiß selten, daß sich in dem meist etwas frivolen Theatertreiben, in welchem sich Mosewius bis 1825 bewegte, eine solche Richtung auf das Höhere erhält.

4. Chr. Fr. Pfeffel, der Historiker und Diplomat. Blätter zu dessen Erinnerung herausgegeben von August Stöber. Mülhausen, Risler. 1859. 8. 10 Ngr.

Der Herausgeber bemerkt im Vorwort: „Wenn ich, als eine weitere Festgabe zur Einweihung von des Dichters Pfeffel Denkmal, die ehrwürdige Gestalt von dessen Bruder vorführe, so geschieht dies nicht um das Interesse von jenem abzulenken, sondern vielmehr um es zu erhöhen. Von den ersten Kinderjahren an, da, wie es Gottlieb Konrad selbst dankbar rühmt, er an seinem um zehn Jahre ältern Bruder einen zweiten Vater hatte, bis an Christian Friedrich's Tod lebten beide in geistiger Gemeinschaft, Leid und Freude theilend. .... Allbekannt ist des Dichters und Erziehers Name, in und außer den Marken des Elsaß. Wenigen, und den meisten im größern Publikum gar nicht, ist der gelehrte und scharfsinnige Historiker, der redliche und weise Diplomat Pfeffel bekannt, den der Minister Vergennes «mes archives savantes» nannte, und ohne dessen Rath Ludwig XVI. selten einen entscheidenden Entschluß faßte.“ In einer Note fügt A. Stöber hinzu, daß der König bei solchen Gelegenheiten Vergennes zu fragen pflegte: „Qu'en pense Pfeffel?“ Auch die Musenkünste waren ihm nicht fremd, und öfter behauptete der Dichter Pfeffel, daß ihn sein Bruder bei mehrerer Beschäftigung mit der Poesie übertroffen haben würde. Vorliegende Schrift enthält die zugleich eine vollständige Biographie des Gefeierten einschließende Rede zu Christian Friedrich Pfeffel's Andenken, gehalten in der ersten öffentlichen Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München, den 28. September 1807, von Fr. Schlichtegroll, damaligem Generalsecretär, die bisher nur in den Schriften der münchner Akademie der Wissenschaften und sonst nirgends gedruckt war, und die aus dem „Moniteur universel“ vom 12. April 1807 wiederabgedruckte Lobrede Degérando's auf ihn („Eloge de M. Chrétien Frédéric Pfeffel de M. Degérando, membre de l'Institut de France et secrétaire général du ministre de l'Intérieur“). Degérando (wie er sich früher schrieb), späterer Baron de Gérando, hatte ein Fräulein Annette von Berkheim zur Frau, welches eine Herzensfreundin von des Dichters Pfeffel Töchtern war. So vermittelte sich auch eine nähere Bekanntschaft zwischen ihm und des Dichters Bruder, dem Diplomaten.

5. Ein Beitrag zur Charakteristik Otfried Müller's als Mytholog. Sendschreiben an Herrn Professor Welcker in Bonn von Julius Cäsar. Marburg, Elwert. 1859. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Veranlassung zu seiner Sendschrift an Welcker gibt der Verfasser, Professor der Philologie zu Marburg, in folgenden Worten an: „Mitten in dem lehr- und genußreichen Studium Ihrer griechischen Götterlehre begriffen, zu deren gründlicher Ausschöpfung mich der Kreislauf akademischer Lehrthätigkeit erst jetzt gelangen ließ, erhielt ich das vierte Heft des dreizehnten Jahrgangs des «Rheinischen Museum» mit Ihren durch H. D. Müller's Recension veranlaßten antikritischen Bemerkungen, von denen ein großer Theil zugleich eine Polemik gegen O. Müller's Behandlung der griechischen Mythologie enthält, die mich — um es Ihnen gleich offen zu gestehen — einigermaßen betroffen machte. Hatte ich mir Sie doch auf diesem Gebiete weit mehr mit jenem in Einklang gedacht, als es hiernach den Anschein gewinnen muß“ u. s. w. Auf die gründlichen Untersuchungen, wodurch der Verfasser Otfried Müller's Auffassung der griechischen Mythologie und Religion (auch gegen Baur, Fleischer und Stuhr), wenn auch nicht in allen Punkten unbedingt, in Schutz nimmt, können wir hier nicht weiter eingehen; wollen aber als den für den Laien interessantesten Punkt, um den es sich hierbei handelt, die Frage hervorheben, ob diejenigen recht haben, welche in der Heroensage eine mehr oder weniger thatsächliche Ueberlieferung erblicken, oder im Mythus nur den Ausdruck eines Gedankens, in den Sagen vom trojanischen Kriege z. B. wie Fleischer und Stuhr nur den Ausdruck des Volksbewußtseins über die Blüte des Heldengeistes der Nation und in seinen Helden nur Bilder oder Typen des Heldensinnes sehen wollen.

Wir schließen hieran folgende Schriften, in denen uns zwei deutsche Fürstinnen in ihrem Leben und Wirken vorgeführt werden:

6. Die Fürstin Pauline zur Lippe und der Generalsuperintendent Weerth. Erinnerungsblätter, gesammelt und herausgegeben von H. A. Dresel. Lemgo, Meyer. 1859. 8. 10 Ngr.

7. **Ein fürstliches Leben. Zur Erinnerung an die verewigte Großherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, Maria Paulowna, Großfürstin von Rußland, von L. Preller. Weimar, Böhlau. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.**

In der erstern Schrift schildert der Verfasser, der Seminarinspector a. D. Dresel, besonders die großen Verdienste der Fürstin Pauline zur Lippe um das lippesche Ländchen und namentlich um Verbesserung des Schul- und Kirchenwesens. Von der Thätigkeit dieser seltenen Frau bemerkt Dresel: „Früh Morgens arbeitete sie zuerst an ihrem Actentische, saß dann vielleicht mehrere Stunden auf dem Präsidentenstuhle im Regierungs- oder Kammercollegium, oder auf dem bescheidenen Sessel im Auditerium des Gymnasiums zu Detmold oder Lemgo, und nachmittags sah man sie dann wol auch noch in der von ihr ins Leben gerufenen Pfleganstalt. Heute kam sie von Paris zurück, wo sie durch ihren Geist und ihren Charakter sogar dem Kaiser Napoleon Achtung eingeflößt hatte, und morgen erschien sie schon wieder bei einer öffentlichen Schulprüfung, ließ hundert und mehr Kinder und vielleicht auch noch einige Dutzend Seminaristen vor sich treten, um die von denselben ihr dargereichten Censuren einzeln zu lesen, und ging dann auf dem Rückwege nach ihrem Schlosse vielleicht auch noch in eine Strafanstalt, um daselbst ihre Hand auf den Sarg eines Unglücklichen zu legen, den niemand zur Erde bestatten wollte." Noch drei Tage vor ihrem Tode schrieb diese unermüdliche Landesmutter auf ihrem Krankenlager sechs Resolutionen in Armensachen für den Vortrag der am folgenden Tage zu haltenden Regierungssession nieder. Die Fürstin, geboren 1769, gestorben 1820, war von 1802—20 Regentin des Ländchens und Vormünderin des nachherigen Fürsten Paul Alexander Leopold. Neben dem Bilde dieser merkwürdigen Frau wird auch das Bild desjenigen Mannes, der ihr Alterego war, des Generalsuperintenden F. Weerth, von dem Verfasser ins hellste Licht gestellt. Beide, die Fürstin und ihr geistlicher Rath, gehören zu der Schar jener Apostel der Humanität, Volksbildung und Aufklärung, wie sie die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts in so großer Zahl hervorbrachte. Wenn man von einem Individuum weiß, welches seine Lieblingsschriftsteller sind, so kennt man auch seinen Charakter und seine Gesinnung. Lessing's „Nathan", „dies milde Gedicht der Versöhnung und Toleranz aus des Dichters bittersten und nothbedrängtesten Tagen", war eins der Lieblingsbücher Weerth's, auch nahm er sich der im Fürstenthum Lippe wohnenden Juden gegen alle ihnen zugefügten Unbilde bei dem Fürsten Leopold stets aufs lebhafteste an. „Herder", erzählt Dresel, „war und blieb sein Ideal als Theolog, als Mensch und als genialer anregender Schriftsteller. Er kannte dessen Schriften bis zu den Volksliedern hinauf oder hinunter aufs genaueste, und wenn er von ihm sprach, so verklärte sich sein ganzes Wesen. Das Erscheinen einer neuen Schrift von Schleiermacher, groß oder klein, oder von seinem alten treuen Freunde Planck war jedesmal ein Fest für ihn, und er ruhte dann nicht eher, bis er seinem nächsten Freunde die genossene Freude ebenfalls genießen lassen konnte. Als Strauß' „Leben Jesu" anfing Aufsehen zu erregen, war seine Kraft schon geknickt. Er lies sich daraus referiren und sagte dann blos: „Also auch das muß man noch erleben." Auch Jean Paul gehörte zu seiner Lieblingslectüre, namentlich der „Titan". Von Zschokke's „Stunden der Andacht" sagte er blos: „Lauter Verstand!"

Das von dem weimarischen Oberbibliothekar L. Preller verfaßte Buch über die verewigte Großherzogin Maria Paulowna bietet als ein Beitrag zur Geschichte Weimars in seiner glänzendsten Zeit, die freilich bei dem Eintritt der russischen Prinzessin in die weimarischen Verhältnisse ihren Gipfelpunkt schon erreicht oder hinter sich hatte, wie durch die große Zahl interessanter Persönlichkeiten, die in den Kreis dieser Biographie fallen, ein noch allgemeineres Interesse. Der Verfasser schildert, in welcher Weise sich die Fürstin an den literarischen und künstlerischen Bestrebungen des weimarischen Hofs betheiligt, namentlich aber, was sie zu gemeinnützigen und wohlthätigen Zwecken gethan habe; unter anderm war sie die Stifterin des patriotischen Instituts der Frauenvereine, dessen Statuten vom Jahre 1827 sie selbst verfaßte. Es wird vom Verfasser hervorgehoben, daß sie sich immer am glücklichsten gefühlt, „wenn Deutschland und Rußland, ihre erste und zweite Heimat, Hand in Hand gingen", und daß sie immer außerordentlich gelitten, „sobald die Interessen beider Länder einander feindlich begegneten". An dem Congreß von Wien nahm auch sie bei persönlicher Gegenwart vom September 1814 bis zum Juni 1815 neben Karl August einen sehr lebhaften Antheil; „beide", bemerkt Preller, „bemühten sich inständigst sowol die Integrität Sachsens zu behaupten als jede Vergrößerung Weimars auf seine Kosten zu vermeiden." Das Werthvollste sind wol die dem Buche als Beilagen angehängten Schriftstücke, unter denen wir unter andern einem Lobgedicht des Prinzen de Ligne auf Weimar begegneten, welches derselbe, ein großer Verehrer Wieland's, bei seinem Aufenthalt in Weimar 1811 verfaßt hatte, und in welchem unter anderm folgende Zeilen vorkommen:

Ici l'esprit s'allie à l'âme la plus pure:
Ce qu'ailleurs jamais nous trouvons.
On peut louer; et l'on peut dire
Ce qu'avec tant de charme en Goethe l'on admire.
On peut pleurer les morts, estimer Herder
Et répandre des fleurs au tombeau de Schiller etc.

Das Gedicht schließt:

A voir le grand Wieland enfin j'ai réussi.
Cela manquait à ma très heureuse carrière.
Aux plus fameux ayant cherché toujours à plaire.
Et j'ai par vous parfaitement fini.

Eins der interessantesten Schriftstücke, die hier mitgetheilt sind, ist ein Schreiben, welches Alexander von Humboldt nicht lange vor seinem eigenen Tode, am 14. Februar 1859 an die Großfürstin richtete, um ihr zu ihrem Geburtstage, der zugleich ihr letzter war, Glück zu wünschen. Der Brief ist in mehrfacher Hinsicht so interessant, daß wir ihn seinem größern Theile nach hier mittheilen, obschon es sich darin vorzugsweise nur um einen durch den Tod aus Humboldt's Nähe abgerufenen Papagai handelt:

Votre Altesse Impériale daigne rappeler à sa mémoire le beau perroquet noir, que S. A. R. le Grand Duc Charles Auguste m'a légué dans son testament parceque le savant Valenciennes (successeur de M. Cuvier) lors de son premier passage par Weimar (je ne peux malheureusement pas décider le mois et l'année) avait reconnu parmi ses oiseaux le Grand Vaze de Madagascar d'après le souvenir d'une planche dans les Perroquets de Le Vaillant, espèce si rare alors qu'elle n'existait pas même empaillée dans aucune collection d'Europe. Votre Altesse Royale a eu la grâce de m'envoyer cet oiseau à Berlin à la fin du mois de Juin 1828. Ce bel oiseau à vecu 30 ans dans ma maison et comme Sa Majesté la Reine de Prusse l'a déjà vu a Munnich chez son père le Roi Maximilien Joseph, étant très petite princesse, il est probable que le Grand Vaze a vecu plus de 50 ans en Allemagne. J'ai visité tous les matins ce vieux ami de ma maison agitant en moi chaque jour la grave question, lequel de nous deux quitterait le premier le séjour terrestre, l'oiseau ou moi. L'oiseau est mort le 13 Janvier dans la nuit, appellant encore à son secours mon valet de chambre «Herr Seifert». J'ai pensé que cette anecdote pourrait avoir quelque intérêt, les exemples de longévité étant rarement si bien constatés. Ma convalescence avance plus lentement que je le voudrais, mais elle avance. J'ai eu l'imprudence de prolonger l'habitude de travailler le matin jusqu'à 3 heures du matin jusqu'à l'âge de 89 ans. J'ai trop usé de mes forces; mais la Providence m'a fait la grâce de me laisser jouir encore de l'heureux événement de 27

Janvier et de partager le bonheur de ma bienfaitrice Madame la Princesse de Prusse.

Je supplie votre Altesse Impériale de daigner agréer l'hommage de la plus vive reconnaissance et la constante admiration avec lesquelles j'ai l'honneur de signer

De V. A. Imp.

le plus devoué et le plus soumis

à Berlin le 14 févr. 1859.

serviteur

Alexandre de Humboldt.

Der Ertrag der Preller'schen Schrift ist zum Besten der wie oben bemerkt von Maria Paulowna gestifteten Frauenvereine bestimmt. H. M.

Gregor VII.

Papst Gregor VII. und sein Zeitalter. Durch A. F. Gfrörer. Erster bis vierter Band. Schaffhausen, Hurter. 1859. Lex.-8. 11 Thlr. 12 Ngr.

Ein historisches Werk von Gfrörer, wie man auch immer von seinen Forschungen, von seiner Quellenbenutzung, die bekanntlich nicht ohne alle Parteilichkeit ist, von seiner keineswegs immer tendenzfreien Auffassung und Darstellung der betreffenden Thatsachen und Persönlichkeiten, sowie endlich von seinem historischen Stil denken und urtheilen möge, darf doch bei der Literargeschichte den Anspruch erheben, in ihre Bücherreihen aufgenommen und nicht an den untersten Platz gestellt zu werden. Dies, glauben wir, gilt auch von dem obengenannten Werke. Und gehört auch Gfrörer als Historiker in die Klasse der katholischen Geschichtschreiber, die wie Hefele, Höfeler und Hurter der protestantischen Historiographie auf gewissen Gebieten gleichsam das Scepter zu entreißen suchen, so wird gleichwol das vorliegende Schriftwerk selbst den Protestanten zur Anerkennung nöthigen, theils wegen des weitgreifenden Umfanges, den der Verfasser seiner Aufgabe gegeben hat, theils wegen des großen Reichthums der Quellen, welche von ihm benutzt worden sind — der Verfasser hat eine Reihe von Jahren an seinem Werke gearbeitet —, theils wegen der Mäßigung des Urtheils, die sich wenigstens im allgemeinen kund gibt, theils endlich weil das Tendenziöse weniger zu Tage tritt als bei den vorhin genannten katholischen Historikern. Ein besonderes Verdienst aber hat sich der Verfasser allerdings erworben, wennschon nicht in der Größe wie derselbe in Anspruch nimmt: daß er in dem Kampfe zwischen Gregor VII. und Heinrich IV. der Entwickelung der großen Lehnsherrschaften und deren Erblichkeit ein einflußreiches Moment beilegend diesem Theile der deutschen Geschichte eine ausführliche und selbständige Untersuchung und Darstellung widmet. Hören wir den Verfasser darüber selbst: „Er mußte erstlich nachweisen, wie und wann die Großlehen allmählich erblich wurden, er mußte weiter darthun, welche Geschlechter auf dem angegebenen Wege zu dauernder Macht gelangt sind, er mußte drittens die innere Organisation des deutschen Kaiserreichs, politische Eintheilungen nach Metropolitan-Bezirken *), Herzogthümern und Marken enthüllen, er mußte endlich einen klaren Begriff der Verwaltung, des Finanz- und des Heerwesens geben." So, hofft der Verfasser, werde man nicht ohne Befriedigung gewahren, wie in dem vorliegenden Werke neben dem salischen Throne die Wiege und Entwickelung vieler großen Häuser, die jetzt zum Theil untergegangen sind, meist noch herrschen, wie die der Habsburger, der Zollern, der Welfen, der Wittelsbach-Schiren, der Wettine, der Würtemberg, der Zähringer, der Nassau und anderer zum Vorschein kommt, wie weiter ein lebendiges Bild altdeutscher Staatseinrichtungen aufgerollt wird, und zwar beides dergestalt, daß der Spruch des Dichters sich verwirklicht: „In dem Ehedem wandelt schon das Heute." Wir wollen dem Verfasser das Verdienst, das er in Anspruch nimmt, nicht durch die Bemerkung verkümmern, daß die protestantische Historiographie auch auf diesem Gebiete in der neuesten Zeit, insbesondere seit Eichhorn's „Deutscher Staats- und Rechtsgeschichte", sehr Verdienstliches geleistet hat; wir wollen es vielmehr einräumen, daß der Verfasser auf eigenen Füßen gehend einen schwierigen Weg auf dem fraglichen Gebiete zurückgelegt habe. Haben wir bisjetzt das, was uns an dem vorliegenden Werke lobenswerth zu sein schien, hervorgehoben, so dürfen wir auch das, was uns tadelhaft dünkt, nicht unerwähnt lassen. Der Vorwurf, den man dem Verfasser bezüglich seiner frühern Werke gemacht hat, und gegen den er sich in der Vorrede zu rechtfertigen sucht, daß er „kühne Hypothesen liebe oder zu viel combinire", erscheint auch in seinem neuen Geschichtswerke als ein begründeter: z. B. in der Vertheidigung des Erzbischofs Hanno, den der Verfasser um jeden Preis weiß zu waschen sucht. Dadurch ferner, daß der Verfasser es liebt, in dem Texte selbst unter den Augen der Leser seine oft weit ausgreifenden Untersuchungen zu führen, kommt in die Darstellung eine große Breite, selbst nicht einmal zum Vortheil oder wenn so gesagt werden darf zum Genuß der Eingeweihten oder Sachverständigen. Endlich geht es auch nicht ganz ohne Animositäten ab; so wird z. B. von Giesebrecht, den der Verfasser übrigens öfters citirt, und „Consorten" gesprochen. Nun, wir sind gewohnt in Giesebrecht und den Männern, die zu ihm stehen, eine Zierde der deutschen Geschichtschreibung zu erkennen, und werden uns auch dieselbe durch solche und ähnliche Bemerkungen von des Gegners Hand nicht rauben lassen. Gehen wir jetzt zu dem historischen Thema selbst über, das durch den Verfasser vor uns liegt.

Ein Papst, um dessen Leben, Geist und Wirken sich ein Theil der christlichen Weltgeschichte bewegte, dessen Grundsätze und Bestrebungen ein Zeitraum von acht Jahrhunderten nicht hat außer Wirksamkeit setzen können, mußte nothwendig die historische Feder für und wider ihn in die lebhafteste Bewegung setzen. Dies bewahrheiten bekanntlich schon die gleichzeitigen und die spätern Quellenschriften des Mittelalters; und seit dem Erwachen der historischen Kunst des neuern Europa hat dieses Thema auf der geschichtlichen Tagesordnung gestanden, theils in allgemeinen Geschichtswerken besprochen, theils in besondern Monographien mehr oder minder quellenmäßig behandelt. Auffällig beim ersten Anblick bleibt aber die Erscheinung, daß protestantische Historiker zuerst und zumeist den Ahnherrn der römischen Hierarchie theils vertheidigten, theils demselben möglichst gerecht zu werden bemüht waren. Gleichsam den Reigen eröffnet Johannes von Müller; Luden, Leo u. a. haben sich dieser Autorität angeschlossen. Doch ist dies nicht in Specialwerken geschehen. Stellen wir diese im Interesse unserer Leser hier zusammen, soweit sie uns näher bekannt worden sind. Zu gründlicher Erforschung der Quellen hat unleugbar den Impuls gegeben:

„Hildebrand, als Papst Gregorius VII. u. s. w. von Voigt" (Weimar 1815, zweite Auflage erweitert und verbessert 1846). Der Verfasser hat sich in der Beurtheilung Gregor's so objectiv kann man sagen gehalten, daß ihm dies die Gratulation eines französischen Bischofs zu seiner Rückkehr in den Schos der alleinseligmachenden Kirche eintrug. Das merkwürdige Actenstück ist in der zweiten Auflage des Werks abgedruckt. — „Gregor VII., dargestellt von Söltl" (Leipzig 1847). Der Verfasser, der schon in seinem „Heinrich IV." als Vertheidiger des Königs aufgetreten war (1823), erscheint auch hier als Gegner des Papstes und beurtheilt ihn ziemlich hart. — „Das Zeitalter Hildebrand's, für und gegen ihn. Aus zeitgleichen Quellen. Von G. Cassander" (Darmstadt 1842). Diese Schrift, aus 200 Octavseiten bestehend, die ein größeres Werk in Aussicht stellt, das aber soviel uns bekannt nicht erschienen ist, verräth eine große Leidenschaftlichkeit gegen Gregor und verschont auch die protestantischen Geschichtschreiber nicht mit heftigen Worten, die auf die Seite Gregor's sich gestellt haben. Die Schrift beurkundet übrigens viel Belesenheit. — „The life and Pontificate of Gregory VII, by *John William Bowden*" (2 Bde., London 1840). Dieses Schriftwerk, zumeist

*) Dem zweiten Bande sind die betreffenden Karten beigegeben, die recht gut die kirchlichen und weltlichen großen Territorien veranschaulichen.

auf deutsche Forschungen gegründet, betrachtet den Papst vom Standpunkte Pusey's und Newman's aus, daher sein Werk unter die Apologien Gregor's gerechnet werden muß. — „Gregoire VII, Saint-François d'Assise, Saint-Thomas d'Aquin, par *Delécluse*" (Paris 1844). Abgesehen von der Vorzüglichkeit seines Stils ist das Werk trotzdem, daß es sich mit der Gründlichkeit der deutschen Schriften auf diesem Gebiete nicht messen kann, doch auch insofern von Werth, weil es möglichst nach Unparteilichkeit strebt; der Verfasser erkennt in Gregor VII. einen Mann von Kraft und Gewalt. — „Kaiser Heinrich IV. und sein Zeitalter, von H. Floto" (2 Bde., Hamburg 1855). Dieses treffliche Werk, obschon wie auf der Hand liegt keine Monographie über Gregor VII., spricht im zweiten Bande so ausführlich und mit so großer Besonnenheit, daß das dort Gesagte die Stelle einer besondern Abhandlung vertritt, die hier nicht unerwähnt bleiben konnte. Der Verfasser verwirft mit Entschiedenheit und Wärme Gregor's Werk und Wirken.

Um nun die auffällige Erscheinung, die in diesem Bereiche der Geschichtschreibung zu Tage tritt, wenigstens in ihrer Wesentlichkeit erklärlich zu finden, bedarf es wol nur folgender Bemerkungen. Wer auf den rein historischen Standpunkt sich stellt, wie es namentlich Voigt gethan hat, wird Leo's Urtheil: „Gregor VII. war der größte politische Charakter des Mittelalters", zu unterschreiben geneigt sein; wer aber nach den sittlichen Motiven und Absichten fragt, wer, was er an Deutschland gesündigt hat, streng ins Auge faßt, der wird in Söltl's Ausruf des Unwillens einstimmen müssen: „Diesen Mann mit diesen Eigenschaften, wie er sich selbst in seinen Briefen und Thaten gab, nicht etwa wie seine Feinde ihn schildern, wollten einige zum Helden, Heiligen und Wohlthäter der Menschheit stempeln!" Oder um mit Floto zu reden: „Den Worten, die man dem sterbenden Gregor in den Mund legt: «Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehaßt, darum sterbe ich im Elend», fehlt nur eins: ein warmes Gottesbewußtsein."

Liegt nun auch des Verfassers Werk noch nicht vollständig vor, so geht doch aus dem bereits Vorliegenden Folgendes klar hervor: sein umfassendes Schriftwerk, wie es allerdings bisjetzt noch von niemand geliefert worden ist, soll eine Ruhmeshalle für Gregor und alle seine hervorragenden Anhänger sein; eine Verherrlichung seines Systems und seiner auf die ganze damalige christliche Welt gerichteten Thätigkeit, weshalb der Verfasser insbesondere auch die kirchlichen Zustände der nordischen Völker Europas in das Bereich seiner Untersuchung und Schilderung gezogen hat; ein Versuch ferner soll des Verfassers Werk sein, die Berechtigung des Papstes zur Niederkämpfung der weltlichen Macht und insbesondere des römisch-deutschen Kaiserthums, sowie deren wohlthätige Wirkung, die in ihren Folgen sich offenbare, darzuthun; darum endlich erscheint in des Verfassers Werk jeder Widerstand gegen Gregor als unberechtigt und, da derselbe nur das Beste der Kirche und der Völker, sowie deren Freiheit im Auge hatte, als selbstsüchtig und aufrührerisch. Was wunder, wenn das deutsche Königthum, sein Träger Heinrich IV., seine Mutter Agnes — nur zuweilen findet sie Gnade vor des Verfassers Richterstuhl *) — und alle seine Vertheidiger und Anhänger in ein sehr ungünstiges Licht gleichsam gedrängt werden und keine Spur von Bedauern erscheint, daß des Verfassers Vaterland durch Roms Bestrebungen in blutige Zerwürfnisse und eine verhängnißvolle Zerrissenheit geworfen ward? Ist es nicht, als hörte man auch vom christlichen Rom aus den Spruch, den die heidnischen Römer durch ihren Dichter den Völkern mit Hohn verkündigen ließen: „Tu regere imperio populos, Romane memento; hoc tibi erunt artes pacisque imponere morem: parcere subjectis ac debellare superbos?" Uebrigens versteht es sich von selbst: das Cölibat ist nichts Verderbliches, die Investitur keine Rechtsfrage zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht, und war sie es ja, so mußte die heillose Simonie der weltlichen Macht jede Befähigung zu der Ausübung dieses Rechts absprechen; denn die Kirche allein ist im Besitz der nöthigen Erleuchtung und der wahren Sorge für das Heil derselben und ihrer Kinder.

*) Freilich nur dann, wenn er sie auf dem Wege einer reuigen Sünderin wandeln sieht.

Hören wir jetzt, wie der Verfasser Gregor's Plan in kurzen Umrissen gezeichnet hat. Wir wollen uns im ganzen und wesentlichen der Worte des Verfassers bedienen. Seit drei Menschenaltern mühte sich das germanisch-lateinische Abendland ab, das Gleichgewicht zwischen Herrschaft und Freiheit herzustellen, die Willkür der Gewalthaber einzudämmen. Großartig und doch sehr einfach zugleich ist der Plan Gregor's VII.: die christlichen Nationen, abgetheilt nach Sprachen und Stammesverschiedenheit, bilden eine Familie, welche den Nachfolger Petri als gemeinsames geistliches Oberhaupt verehrt. Dem Statthalter Christi ist das Amt aufgetragen, Aufsicht zu führen, daß überall das Gesetzbuch des göttlichen Reichs, das Evangelium, beachtet werde. Die christlichen Könige müssen sich als Vasallen Jesu Christi betrachten und demgemäß Petri Stuhl den Lehnseid leisten. Dieses Verhältniß hat zur praktischen Folge, daß die Gültigkeit königlicher Befehle und Anordnungen durch die Einwilligung der Bischöfe bedingt ist, welche in den einzelnen Staaten Stellvertreter des Papstes sind. Das göttliche Reich auf Erden duldet nicht die unbeschränkte, sondern nur die ständische Form der Monarchie. Alle wichtigen Angelegenheiten der einzelnen Staaten müssen auf Rathsversammlungen verhandelt werden, und Beschlüsse derselben erlangen nur durch Einwilligung des Standes der Bischöfe gesetzliche Kraft. Da die Verderbtheit der menschlichen Natur überall den Forderungen des göttlichen Reichs Trotz bietet, so ist der Papst ermächtigt, zu nachdrücklicher Bekämpfung dieser bösen Einflüsse nach freiem Ermessen einen obersten Kirchenvogt oder einen Kaiser einzusetzen, der mit dem Schwerte weltlicher Gewalt die Widerspenstigen zu Paaren treiben wird. Der Kaiser empfängt seine Aufträge nur vom Papste und verbleibt in Abhängigkeit von ihm; erfüllt er seine Pflicht nicht, so kann der Papst nach Gutdünken den Ungetreuen absetzen und einen andern erheben. Außer der ständischen Monarchie ist auch die republikanische Regierungsform *) im göttlichen Reiche zuläßig, doch selbstverständlich in der Art, daß die Freistaaten dem Statthalter Christi so gut als die Könige Lehnstreue und Gehorsam zu leisten haben. Die wichtigsten Organe, durch deren Vermittelung der Papst den vielgliederigen Körper des göttlichen Reichs lenkt, sind die Bischöfe und Aebte: sie stehen unter seiner unmittelbaren Aufsicht und können nach seinem Gutdünken erhoben und versetzt werden. Damit aber Petri Stuhl in lebendigem Verkehr mit den Bischöfen der Christenheit erhalten werde, zugleich damit der Papst stets beurtheilen könne, ob der Bischof seine Pflicht thue oder nicht, ist eine eigenthümliche Anstalt eingesetzt, die der Legaten oder apostolischen Bevollmächtigten: sie bilden gleichsam die Augen des obersten Kirchenregiments. Die Thätigkeit dieser Legaten, deren Bedeutung er unter allen Päpsten zuerst richtig zu würdigen verstanden hat — Leo IX. und Victor II. riefen sie schon ins Leben —, beobachtete Gregor aufs sorgfältigste. Es springt nun in die Augen, daß der Papst als ein Atlas erscheint, der die Welt trägt. Nur ein Geist von höchster Kraft und zugleich von lauterster Reinheit des Willens konnte eine solche Stellung ausfüllen. Und ein solcher Geist war Hildebrand. Und was er muthig als Papst Gregor VII. begann, das hat er bis zu einem Grade ausgeführt, welcher die Bewunderung, theilweise den Schrecken der Mitwelt erregte. Allerdings war auf Gregor's Geist und Plane nicht ohne Einfluß das Bild des alten Rom, in welchem er als oberster Priester der Christenheit seinen Herrschersitz hatte, aber er war sich der Kluft zwischen dem Reiche Christi und der Macht und dem Wesen eines altrömischen Imperators klar bewußt. Darum keine Spur — seine Briefe

*) Daher die Erscheinung, daß die römische Politik in ihrem Kampfe gegen den Hohenstaufen Friedrich II. das Königreich beider Sicilien unbedenklich in kleine Republiken aufzulösen trachtete.

beweisen dies — von dem Genuß, wegen dessen Ehrsüchtige den Nebenmenschen ihrem Willen zu unterwerfen sich abmühen, sondern überall tiefes ungeheucheltes Gefühl der Pflichten, welche er gegen die Kirche und deren himmlischen Stifter zu erfüllen habe, und einer schweren Verantwortlichkeit, die auf ihm laste. Zwar besaß Gregor eine cholerische Gemüthsart, aber er suchte leidenschaftliche Aufwallungen stets durch Milde zu dämpfen.

Setzen wir jetzt, wie wir glauben im Interesse unserer Leser, diesem katholischen Urtheile der neuesten Zeit über Gregor's System, Walten und Wesen das eines protestantischen Historikers, welches nicht viel ältern Datums ist, zur Seite: wir meinen das Urtheil Floto's. Wir heben aus dessen obengenanntem Werke Folgendes heraus.

„Immerhin ist anzunehmen, daß der letzte Grund von Gregor's Planen ein guter war, und daß er aufrichtig für das Werk der Christenheit zu wirken glaubte. Das ist aber auch fast alles, was man ihm zum Lobe nachsagen kann. Denn es ist sicher, daß er sich täuschte, wenn er seine Reformen für heilsam hielt, und es ist sicher, daß er schlechte Mittel anwandte, um sie durchzuführen. Gregor war ohne Zweifel ein großer Mann: er benutzte den günstigen Moment, um Sachen anzubahnen, die noch heute bestehen. Es war aber nicht die zwingende Kraft von Gregor's Ideen, sondern die Jugend Heinrich's IV., das unglückliche Concil zu Worms und die Untreue der deutschen Fürsten, was ihm oder vielmehr seinen Nachfolgern den Sieg verschaffte. Die Interessen des Papstthums und die der Fürsten gingen himmelweit auseinander, aber in dem einen Punkte trafen sie zusammen: in der Erniedrigung des Kaiserthums. Gregor's Plane und die Art, wie er sie durchführte, haben die Zersplitterung Deutschlands verschuldet. War es ja doch ein Hauptgedanke, der Hildebrand's Planen zum Grunde lag: die Zersplitterung aller großen Reiche. Woher kam dem Papste das Recht, den Gegenkönig Heinrich's anzuerkennen? Woher stammte das Recht, beide Könige vor seinen Richterstuhl nach Rom zu fordern? Gewiß ist: Gregor handelte auch hier nicht im Geiste Christi, und diesen Geist vermißt man nur zu oft in Gregor's Wesen."

Wir schließen mit der Bemerkung: die hier obwaltenden Gegensätze werden sich nie ausgleichen oder auch nur ihre Schroffheit verlieren, solange kirchliche Zwecke, confessionell gefärbte Anschauungen und politische Parteigrundsätze die Hand im Spiele haben.

Uebrigens ist die hier vorliegende Erscheinung keine ganz ungewöhnliche: hat nicht Niebuhr über Alexander den Großen allen andern Autoritäten gegenüber beinahe wegwerfend geurtheilt, und hat nicht Macaulay nach dem Lorberkranze zu greifen versucht, den Friedrich dem Großen das deutsche Nationalgefühl und die deutsche Geschichtschreibung aufgesetzt? **Karl Zimmer.**

Notizen.

Zwei Franzosen über die Deutschen.

Die „Revue des deux mondes" enthielt jüngst unter der Ueberschrift: „Le protestantisme moderne et la philosophie de l'histoire", einen Aufsatz von J. Milsand, dem Bunsen's siebenbändiges Werk „Christianity and mankind" (London 1854, die englische Ausgabe von Bunsen's „Hippolytus und seine Zeit") und E. de Pressensé's „Histoire des trois premiers siècles de l'église chrétienne" (Paris 1858) zum Grunde gelegt sind, der sich aber vorzugsweise mit dem Bunsen'schen Werke beschäftigt. Im allgemeinen ist darin über Bunsen bemerkt, daß seine Theorie, wie früher das Christenthum selbst, aus dem tiefen Bewußtsein selbst über das, was den Menschen der Gegenwart fehle und noth thue, aus der Einsicht in ihre Verirrungen und ihr Elend hervorgegangen sei; wenn er aber einerseits der Menschheit in dem Bilde, das er von ihr aufstelle, nicht schmeichle, so hindere ihn das doch nicht, von dem, was der Mensch sein könne und dermaleinst sein werde, die höchste Vorstellung zu haben. In Betreff des Protestantismus hebt der Verfasser hervor, daß sich in dessen Schoße ein merkwürdiger Umschwung ankündige. Sich sicherer fühlend als früher, untersuche er mit größerm Freimuth sein eigenes Gewissen, dringe er tiefer in seinen eigenen Charakter, und ohne von seinem religiösen Element etwas einzubüßen, strebe er in seine Doctrin alles Höchste aufzunehmen, was sich der Gedanke erobert habe. J. Milsand fährt dann fort: „Großentheils ist es wiederum Deutschland, welches zu dieser Bewegung den Anstoß gegeben hat, dasselbe Deutschland, welches seit mehreren Jahrhunderten in der Geschichte der civilisirten Welt eine so merkwürdige Rolle spielte. Die Revolutionen, die «remaniements des sociétés», die praktischen Anwendungen jeder Art waren das Werk anderer Nationen; aber jedesmal, wenn ein neues Lebensprincip das geistige Dasein der Menschheit umgestalten sollte, war es Deutschland, welches der Welt diesen neuen Geist einhauchte. Deutschland war das Vaterland Luther's, wie es dasjenige Kant's und Schiller's war; ihm verdankt Europa alles, was es in seiner neuern Poesie und Philosophie Originelles hat. Auch gegenwärtig scheint seine neue religiöse Richtung bestimmt, sich über die Welt zu verbreiten; denn bereits hat sie England und Frankreich gewonnen, bereits hat sie im Bereich der Thatsachen ihre Früchte zu bringen angefangen. Durch seine logischen Ausschreitungen hatte Calvin auf dem Felde der Reform Spaltung gesäet; durch ihre weitherzigern Gesichtspunkte und minder ausschließlichen Triebe scheint die deutsche Schule eine Annäherung der Sekten in Aussicht zu stellen." Diese Anerkennung, daß eigentlich die Deutschen das Volk der geistigen Initiative in Europa seien, scheint sich überhaupt bei den Franzosen von tieferer wissenschaftlicher und philosophischer Bildung immer mehr Raum und Geltung zu verschaffen, und wir begrüßen diese Wandelung als ein freudiges Zeichen, als eine hoffnungsvolle Bürgschaft, daß beide Nationen nicht bestimmt seien, feindselig gegeneinander zu stoßen, sondern einander zu ergänzen, ihre Vorzüge auszutauschen und für den großen Menschheitszweck gemeinsam zu wirken und zu arbeiten. Auf einem etwas andern Standpunkt steht freilich Lamartine und zwar darum, weil er, ein Franzose alten Stils, von deutscher Sprache, Wissenschaft und Philosophie so gut wie gar nichts weiß. Dieser phrasenhafte Poet, verunglückte Politiker und bankrotte Geschäftsmann bemerkte vor einiger Zeit in seinem Blatte: „Das deutsche Volk ist träumerisch, mystisch, wie das verirrte Kind des Ganges, es berauscht sich in seinen eigenen Phantasien, es liebt das Uebernatürliche, es spielt fortwährend mit alten Legenden, es hat den Kopf voller Helden, die niemals existirt haben, die sichtbare Welt nimmt wenig Raum bei ihm ein, sein halbes Leben lang führt es mit Gespenstern Zwiegespräche. Deutschland ist das Land der Hallucinationen. Die schläfrige Gemüthsbeschaffenheit macht die deutsche Nation schwerfällig für die That, das Denken genügt ihr, die Schlußfolgerungen sind die Nebensache, die That noch mehr. Sie lebt in der Region der Chimären und befindet sich wohl dabei. Die Deutschen träumen, während wir denken." Diese althergebrachten Redensarten werden von der neuern französischen Generation, die unvergleichlich mehr als die frühere sich mit den Resultaten deutschen Denkens und Wissens beschäftigt, weil sie derselben nicht mehr entbehren kann, sicherlich ebenso verlacht werden als von den Deutschen selbst, die zum Danke dafür, daß sie Lamartine verdeutscht haben, nun in so lächerlicher Weise sich müssen lamartinisiren lassen.

Reineke Fuchs und Eulenspiegel in England.

Wir haben in d. Bl. schon öfter darüber Klage geführt, daß unsere immer sehr gravitätischen Kritiker und Literaturgeschichtschreiber die deutsche humoristische Literatur fast ausnahmsweise sehr stiefmütterlich behandeln, die ältere höchstens vom Standpunkt der trockenen historischen Kritik beleuchten, die neuere aber fast gänzlich ignoriren, ja zum Theil dem deutschen Volke überhaupt die rechte humoristische Begabung und die Fähigkeit, dauernde Werke dieser Gattung hervorzubringen, abzustreiten bemüht sind, weshalb es auch nicht zu verwundern, daß die deutsche Humoristik im Gefühle, eine literarische Winkelexistenz füh-

ren zu müssen, sich gegenwärtig zu großen Compositionen nur schwer aufzuraffen vermag. Ohne Aufmunterung und Pflege gedeiht eben nichts. Aber schon Carlyle bemerkte, daß drei Fünftel alles dessen, was im 15. und 16. Jahrhundert Europa an humoristischer Literatur besessen habe, deutschen Ursprungs gewesen, und wir freuen uns, sagen zu dürfen, daß in letzter Zeit W. Wachsmuth, der noch dazu deutscher Professor ist, sich bemüht zeigt, die culturhistorische Bedeutung wenigstens des deutschen Volkshumors in öffentlichen Vorlesungen und culturgeschichtlichen Schriften ans Licht zu stellen. Vielleicht wird dereinst die Zeit kommen, wo man auch den bessern Leistungen neuerer Zeit auf diesem Gebiete Gerechtigkeit nicht versagen wird. Inzwischen ergötzt sich England, wo auch ein dritter Repräsentant des deutschen Humors, Baron Münchhausen, noch immer einen großen Ruf besitzt, an den Gebilden der ältern deutschen Humoristik, wie folgende zwei Publicationen bezeugen: „Reynard the fox. After the german version of *Goethe*. By *Thomas J. Arnold*", und „Eulenspiegel redivivus. The marvellous adventures and rare conceits of master Tyll Owlglass. Edited, with an introduction, and a critical and bibliographical appendix, by *Kenneth R. H. Mackenzie*." Die erstere ist mit 70 Illustrationen nach den „celebrated designs" von W. von Kaulbach geschmückt und mit dem Motto versehen:

Fair jester's humour and merry wit
Never offend, though smartly they hit.

Der „Eulenspiegel redivivus" ist mit sechs großen colorirten Bildern und 26 Vignetten in Holzschnitten nach Zeichnungen von A. Crowquill geziert. In der Buchhändleranzeige werden Carlyle's Worte angeführt: „Tyll's Ruf hat sich in alle auswärtigen Länder verbreitet und der Bericht über seine Thaten, in unzähligen Ausgaben und selbst mit allem Aufwande gelehrter Glossen veröffentlicht, ist ins Lateinische, Englische, Französische, Holländische, Polnische u. s. w. übersetzt worden. Man darf sagen, daß es wenigen Sterblichen beschieden gewesen ist, einen solchen Platz in der allgemeinen Geschichte zu erringen, wie diesem Tyll. Denn noch jetzt, nach fünf Jahrhunderten, wo selbst Wallace's Geburtsort den Schotten unbekannt ist, der «admirable» Crichton noch rascher zum Schatten zusammenschrumpfte und von Edward Longshank's Ruhestätte nur noch wenige Alterthümler wissen, wird Tyll's Geburtsdorf noch mit Stolz dem Reisenden gezeigt" u. s. w. Wir erwähnen hierbei, daß Ludolf Wienbarg, zur Zeit des Jungen Deutschland viel, jetzt kaum noch genannt, in seiner Zeitschrift „Armin", die so wenig Glück hatte als ihr Verfasser, interessante Betrachtungen über Tyll Eulenspiegel veröffentlichte, die aber schwerlich dem englischen Uebersetzer bekannt geworden sein mögen. **H. M.**

Bibliographie.

Bachmann, W., Kerkerwonne. Historischer Roman aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts. Berlin, Decker. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Brandes, H. B. Ch., Grundriß der sächsischen Geschichte. In Vorträgen und zum Handgebrauche bearbeitet. Leipzig, Voigt u. Günther. Gr. 8. 16 Ngr.

Vergessene Geschichten. Aus dem Actenstoße eines alten Juristen. Vom Verfasser der „neuen Deutschen Zeitbilder". Illustrirt von L. Löffler. Berlin, Hofmann u. Comp. 1859. 8. 10 Ngr.

Görner, C. A., Almanach dramatischer Bühnenspiele. 7ter Jahrgang. Hamburg, Verlags-Comptoir. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

d'Hargues, F., Schiller. Ansichten des Dichters über Gott, Natur und Menschheit aus seinen Gedichten und Dramen zusammengestellt. Berlin, Mohr u. Comp. 1859. 12. 6 Ngr.

Kleist, H. v., Briefe an seine Schwester Ulrike. Herausgegeben von A. Koberstein. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 1 Thlr.

Kreisler, H., Versöhntes Geschick. Ein Seelenbild. Lübeck, Dittmer. 1859. 8. 12 Ngr.

Düsseldorfer Künstler-Album mit artistischen Beiträgen von A. Achenbach, O. Achenbach, L. Beckmann, Ch. Böttcher &c. unter literarischer Mitwirkung von F. Bodenstedt, C. Brauer, W. Constant, F. Dahn, L. A. Frankl &c. 10ter Jahrgang. 1860. Herausgegeben von W. Müller von Königswinter. Düsseldorf, Elkan, Bäumer u. Comp. 1859. Gr. 4. 3 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Lamartine, A. de, Der Steinhauer von Saint-Point. Ländliche Erzählung. Leipzig, Voigt u. Günther. 1859. Br. 8. 24 Ngr.

Mannhardt, W., Die Götterwelt der deutschen und nordischen Völker. Eine Darstellung. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Die Götter der deutschen und nordischen Völker. Mit zahlreichen Holzschnitten von L. Pietsch. Berlin, Schindler. Gr. 8. 2 Thlr.

Margotti, J., Rom und London in Lebensbildern gegenübergestellt. Aus dem Italienischen von H. Schiel. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung. Lex.-8. 1 Thlr. 24 Ngr.

May, T. E., Das englische Parlament und sein Verfahren. Ein praktisches Handbuch. Aus der 1859 erschienenen 4ten Auflage des englischen Originals übersetzt und bearbeitet von O. G. Oppenheim. Leipzig, Mendelssohn. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Nordpol-Expedition Sir John Franklin's und ihre Auffindung. Eine übersichtliche Darstellung der seit 1845 von England abgesandten Nordpol-Expeditionen mit Facsimile und Uebersetzung des auf Point Victory durch Capitain F. L. M'Clintock gefundenen Berichts der commandirenden Officiere der verlorenen Schiffe. Aus dem Englischen übersetzt. Hamburg, Gebr. Spiro. 1859. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Tagesliteratur.

Andrian, V. Freih. v., Denkschrift über die Verfassungs- und Verwaltungsfrage in Oesterreich. Im Jahre 1851 verfasst und seinem Nachlasse entnommen. Leipzig, Haessel. 1859. Lex.-8. 10 Ngr.

Egenter, F. J. (B. Dalei), Schiller als Volksdichter im edelsten Sinn. Ein Denkzeichen für seine Verehrer am 100jährigen Geburtsfeste desselben, den 10. November 1859. Stuttgart. 1859. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Forchhammer, P. W., Schiller-Feier. Festrede, gehalten am 10. November 1859 in der Akademischen Aula zu Kiel. Kiel, Schwers. 1859. Gr. 8. 3 Ngr.

Kapff, Zwei Predigten mit Beziehungen auf Schiller. Zur Berichtigung falscher Auffassungen. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1859. Gr. 8. 3 Ngr.

Möbius, P., Schiller als Deutscher Nationaldichter. Festrede zur Säcularfeier von Schiller's Geburtstag, 10. November 1859. Leipzig, Weber. Gr. 8. 3 Ngr.

Mönnich, W. B., Schiller, der Dichter nach dem Herzen der Nation. Rede, gehalten den 10. November 1859 im Gymnasium zu Heilbronn. Heilbronn, Scheurlen. 1859. Gr. 8. 4 Ngr.

Pallmann, R., Weshalb feiern wir Schiller? Fest-Rede. Gehalten im Verein der jungen Kaufleute zu Magdeburg. Magdeburg, E. Baensch. 1859. Gr. 8. 4 Ngr.

Die Reform der deutschen Bundesverfassung auf der Basis des Bestehenden und ohne Ausschluß von Oesterreich. Von einem norddeutschen Publicisten. Erlangen, Enke. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.

Regel, K., Goethe und Schiller. Zwei Festreden. Gotha, Müller. 1859. Gr. 8. 6 Ngr.

Das Breslauer Rendezvous. Ein politisches Memoire vom Verfasser des „Hamlet in der Politik". Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 5 Ngr.

Schaefer, A., Rede gehalten bei der Feier von Schillers 100jährigem Geburtstage in Greifswald am 10. November 1859. Greifswald, Akademische Buchhandlung. 1859. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften.

Von K. A. Varnhagen von Ense.

Neun Bände. Geh. 22 Thlr.

Mit dem kürzlich aus dem Nachlasse Varnhagen's erschienenen achten und neunten Bande liegen dessen „Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften" nunmehr **vollständig** vor. Sie sind anerkanntermaßen ein classisches Werk, eine Zierde der deutschen Literatur, von dem verschiedenartigsten reichen und interessanten Inhalte, von gleichem Werthe für die politische wie die literarische Zeitgeschichte.

Der 7.—9. Band sind in zwei Ausgaben (zu gleichen Preisen) erschienen, wovon die eine, in Octav, an die erste Auflage des Werks (1837—42), die andere, in Duodez, an die zweite Auflage (1843) sich anschließt, was von den Besitzern derselben zu beachten ist.

Inhalt der neun Bände dieses Werks.

I. Herkommen. Erste Jugend. Düsseldorf, 1785—1790. — Brüssel. Straßburg. 1790 — 1792. — Brüssel. Aachen. Düsseldorf. 1792 — 1794. — Hamburg. 1794 — 1800. — Medizinisch-chirurgische Pepiniere. Berlin, 1800 — 1803. Jugendfreunde. Berlin, 1803. 1804. — Hamburg. 1804 — 1806. Die Universität. Halle, 1806. — Berlin. Herbst 1806. — Halle. 1807. — Studien und Störungen. Berlin, 1807. — Hamburg. 1807. — Berlin. 1807.

II. Rahel. Berlin, 1808. — Besuch bei Jean Paul Friedrich Richter. Baireuth, 1808. — Tübingen. 1808. 1809. — Die Schlacht von Deutsch-Wagram, am 5. und 6. Juli 1809. — Wien. 1809. — Das Fest des Fürsten von Schwarzenberg. Paris, 1810. — Am Hofe Napoleon's. Paris, 1810. — Steinfurt. 1810. 1811. — Harren und Streben. Prag, 1811. — Töplitz. 1811. — Prag. 1812. — Tettenborn. 1812. 1813. — Hamburg. Frühjahr 1813.

III. Kriegszüge von 1813 und 1814. — Paris. 1814. — Der Wiener Kongreß. 1814. 1815. — Baden-Baden. Brüssel. Berlin. 1817.

IV. **Biographisches.** Angelus Silesius. — Siegmund von Seckendorf. — Karl Philipp Moritz. — Saint-Martin. — Zwei Gespräche Saint-Martin's. — Peter von Gualtieri. — Prinz Louis Ferdinand von Preußen. — David Veit. — Alexander von der Marwitz. — Karl Joseph Fürst von Ligne. — Czechtitzky. — Alexander Graf von Tilly. — Fleury. — Condorcet. — Tilly. — Henri Campan. — Denkwürdigkeiten Justus Erich Bollmann's. — Lafayette. — Bollmann. — Huger. — Louise Herzogin von Bourbon. — Wilhelm von Burgsdorf. — Fanny von Arnstein. — Zum Andenken Friedrich August Wolf's. — Graf von Schlabrendorf. — Kaiser Alexander von Rußland. — Merck. — Mephistopheles. — Wiesel. — Leuchsenring. — Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes Johann Benjamin Erhard. — Friedrich Wilhelm Meyern. — Adam von Müller. — Frau von Grotthuß und Frau von Eybenberg. — Ludwig Achim von Arnim.

V. **Biographisches.** (Fortsetzung.) Friedrich von Gentz. — Scholz. — Wilhelm Nolte. — Ludwig Robert. — Friederike Robert, geborne Braun. — Christian Günther Graf zu Bernstorff. — Schleiermacher und Friedrich Schlegel. — Wilhelm von Humboldt. — Wilhelm Neumann. — Was man an Freunden erlebt! — Alexander von Humboldt in Göttingen 1837. — Zum Gedächtnisse Adelberts von Chamisso. — Zur Karakteristik K. E. Schubarth's. — Karl von Nostitz. — Franz von Baader. — **Kritiken.**

VI. **Goethe.** Im Sinne der Wanderer. — Rameau. — Werther's fünfzigjähriges Jubiläum. — Goethe's natürliche Tochter. — Madame Guachet. — Fräulein von Klettenberg. — Gespräche mit Goethe. Von Eckermann. — L'amour est un vrai recommenceur. — Frauen in Mannskleidern. — **Erzählungen.** Die Sterner und die Psitticher. Novelle. — Kriegsabentheuer. Novelle. — Das warnende Gespenst. Erzählung. — Die Strafe im voraus. Anekdote. — Reiz und Liebe. Erzählung. — Die Sylphide. Aus dem Russischen des Fürsten Wladimir Odojeffskii. — Bela. Aus dem Russischen des Mich. Lermontoff. — **Gedichte.** — **Politisches.** Sendschreiben an einen Freund, oder höhere Betrachtungen über die französische Revolution. Von Saint-Martin. Aus dem Französischen. — Die Rückkehr der Bourbons. Nach Schlabrendorf. — Das Königreich der Niederlande.

VII. **Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.** Prag. Westphalen. Wien. 1810. — Aufenthalt in Paris. 1810. — Nach dem Wiener Kongreß. Berlin. Paris. 1815. — Frankfurt am Main. 1815. 1816. — **Erzählungen.** Mord der Jugend. Wahre Geschichte. — Die Drangsale unstäten Lebens. Novelle. — **Kritiken.**

VIII. **Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.** Ungarn. 1809. — Nach dem wiener Frieden. 1809. 1810. — Wien und Baden. 1834. — **Personen.** Voltaire in Frankfurt am Main. 1753. — August Ferdinand Bernhardi. — Karl Müller. — Karl Gustav Freiherr von Brinckmann. — Ludwig Tieck. — Goethe beim tollen Hagen. — **Kritiken.** — **Rahel.** Rahel Levin und ihre Gesellschaft. Gegen Ende des Jahres 1801. — Der Salon der Frau von Varnhagen. Berlin, im März 1830. — Rahels Bild. — Rahel. Brief an Varnhagen von Ense. Von Gustav Freiherrn von Brinckmann. — Madame de Varnhagen. Par le marquis de Custine. — Ueber Rahels Religiosität. Von einem ihrer ältern Freunde. — Rahels Theater-Urtheile.

IX. **Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.** Karlsruhe. Baden. Mannheim. 1816. — Karlsruhe. Baden. Brüssel. Berlin. 1817, — Karlsruhe. Stuttgart. Baden. 1818. — Karlsruhe. Baden. 1819.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebensgeschichte Georg Washington's. Von Washington Irving.

Aus dem Englischen. Fünf Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Diese **Biographie Georg Washington's von Washington Irving**, das letzte Werk des soeben gestorbenen berühmten amerikanischen Schriftstellers, das auch in Deutschland bereits lebhaftes Interesse erregt hat, ist mit dem soeben erschienenen **fünften Bande vollständig** geworden und wird nunmehr gewiß noch zahlreichere Leser finden. Der fünfte Band war von dem Verfasser nicht bestimmt versprochen worden und sein Erscheinen wird deshalb um so freudiger begrüßt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 3. — 19. Januar 1860.

Italienische Reiseliteratur.

Historisch, etnographisch, kunstgeschichtlich.

1. Bilder italienischen Landes und Lebens. Beiträge zur Physiognomie Italiens und seiner Bewohner. Von Otto Speyer. Zwei Bände. Berlin, Mittler u. Sohn. 1859. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.
2. Torso und Corso. Aus dem alten und neuen Rom. Von Hermann Lessing. Berlin, Springer. 1859. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
3. Durch Sardinien. Bilder von Festland und Insel. Von Alfred Meißner. Leipzig, Herbig. 1859. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Eine Reise durch die neapolitanische Provinz Basilicata und die angrenzenden Gegenden. Mit Berücksichtigung des jüngsten Erdbebens vom 16. und 17. December 1857. Von C. W. Schnars. Sanctgallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1859. 16. 15 Ngr.
5. Italienische Zustände. Zweiter Theil. — A. u. d. T.: Rom und Pius IX. Von Theodor Mundt. Berlin, Janke. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine nähere Kenntniß der italienischen Reiseliteratur der Deutschen gibt zu sonderbaren Betrachtungen Anlaß. Zunächst gewährt sie die Vorstellung eines unermeßlichen Bildungsfortschritts im deutschen Volke selbst, ja es scheint in der That nicht zu viel behauptet, wenn man ausspricht, daß mittels dieser Reisewerke Italien nach Rom und nach dem Cinquecento zum dritten mal an der Bildung des Nordens lebendigen und thätigen Antheil genommen habe. Wer ältere Werke dieser Art mit den heute geltenden neuern Schriften über denselben Gegenstand, wer also etwa Archenholz mit Stahr oder Seume mit Schläter vergleicht, wird dies nicht leugnen können. Von jeher haben hier zwei Kräfte gegeneinander gewirkt, deren Reibung dieser mächtige Bildungsfortschritt, von dem wir reden, zu danken ist. Denn während die vor-Goethe'schen Reisewerke über Italien nichts als die dürrste und geistloseste Auffassung der flachsten Aeußerlichkeit und ohne alles erkennende Eindringen in den Geist des Landes und des Volks, den vollständigsten Materialismus der Anschauung versinnlichen, ja selbst hierin einen so engen Kreis beschreiben, daß sie zur Würdigung des Fremdartigen, das ihnen begegnet, nicht den geringsten Versuch machen, entwickelt sich in den Reisewerken der letzten Jahrzehnde eine so übermäßige Geistigkeit, ein so nivellirender Idealismus, daß abermals alle Specialität dadurch verwischt wird, und nichts Greifbares und Wesenhaftes, sondern nur die Phantasien, die Träume des jeweiligen Reisenden für den Leser übrig bleiben.

Zwischen diesen beiden Extremen bricht sich, nachdem Realismus und Idealismus in der Darstellung des italienischen Volkswesens ihren Kampf bis zur Erschöpfung ausgekämpft haben, naturgemäß die Wahrheit allmählich ihre Bahn. Es wird den Italienern jetzt im ganzen genommen ihr Recht zu Theil; allein es hat lange gewährt, ehe dies Resultat gewonnen wurde. Von dem alten gelehrten Keysler (1740), dem Volkmann (1770) folgte, von Archenholz, der nur für die Schattenseiten des Volks Augen hatte, und gegen den Jagemann (1786) mit einer Ehrenrettung Italiens auftrat, ist wenig mehr zu sagen, als daß sie nur die materiellen Seiten des Volkswesens zu erfassen vermochten und in wunderlichen Trugschlüssen sich bewegen. Erst mit Meyer's Darstellungen aus Italien (1792) beginnt eine geistigere Auffassung des Landes und des Volks; Goethe's „Italienische Reise" war noch nicht bekannt. Nun brachen Stolberg (1794) und Jacobi (1798) dem italienischen Enthusiasmus Bahn; Arndt und Seume, Kotzebue u. a. aber suchten diese Bewegung wieder zu dämpfen. Tiefer drang Rehfues (1807) in den Gegenstand ein und Frau von der Recke (1815) wandte sich an den Geist und das Herz des gebildeten Reisenden; die lebensvolle Wärme aber, mit der Kephalides (1818) die italienische Volksscenerie schilderte, hat einer großen Anzahl von Nachfolgern zum Vorbild und Muster gedient. Dann kamen die Detailmaler, Friedländer und Hagen für das italienische Mittelalter, W. Müller für römische Sitten, begeisterte Archäologen, die es dem heutigen Touristen leicht machen, ihre Vorgänger in allen diesen Beziehungen weit hinter sich zu lassen und sowol das gelehrte als das malerische, das ästhetische wie das explorative Element zum Gemeingut aller zu machen. Die Wahrheit hat sich allmählich hergestellt: man ist gerecht gegen Italien, man hat den

Vorurtheilen entsagt, man läßt dem Volke, was ihm zukommt, seine schöne Ursprünglichkeit, seine geistige Erwecktheit, sein Gefühl für Anmuth und Schönheit, seine natürliche Grazie, seine Anlagen zum Allerbesten, und man spricht ihm ab, was es nicht hat: Thatkraft, Selbstbeherrschung, Tiefe, den Geist der Ordnung und die Fähigkeit, seiner Erschlaffung im thätigen Leben Herr zu werden. Man weiß, was man von Geist und Gemüth der Italiener zu halten hat.

Mit diesem Resultat langer Kämpfe treten nun aber ganz andere Forderungen an den italienischen Reisenden heran. Alterthum und Mittelalter, Kunst und Natur, Licht und Schatten des Volkswesens sind erschöpft, wir verlangen jetzt praktische Resultate, einen Blick für die socialen und politischen Zustände des Landes, wie sie heute in Gärung sind, ja Blicke nicht in seine Vergangenheit, sondern in seine Zukunft. Nur wer dieser Forderung gewachsen ist, mag nun, da das Idyll zu Ende ist, die Feder nehmen, um über Italien zu schreiben, wofern er nicht ein Auge mitbringt für das Kleinste in Kunst und Wissen, gleich Gregorovius oder Stahr. Auch für diese Forderung praktischer Resultate ist ein Anfang gemacht, aber das Feld ist weit und offen. Mundt hat achtbare Versuche gemacht, den politischen Zustand Italiens zu skizziren; allein es gehört dazu doch noch ein anderes Maß von Studien und eine andere Dauer des Aufenthalts, als ihm zu Gebote stand. Der Verfasser der „Bilder italienischen Landes und Lebens“ (Nr. 1), O. Speyer, ist der rechte Mann hierzu. Sechs Jahre eines ununterbrochenen Mitlebens mit Hohen und Niedern im Mittelpunkt Italiens befähigen freilich ausreichender, als eine flüchtige Sommerferienreise dies vermag. Er ist in den innersten Gehalt des italienischen Lebens eingedrungen, hat die Theile des Landes, die er uns schildert, auf das genaueste, meist auf wiederholten Fußwanderungen, kennen gelernt, zeigt sich überall parteilos, urtheilsfähig und wohl vorbereitet und hat mit diesen Elementen eine Arbeit geliefert, die in Form und Inhalt die Berechtigung ihres Erscheinens vor der Welt in sich selbst trägt. Seine Untersuchungen sind ganz vorzüglich Mittelitalien und Toscana gewidmet; doch bleibt auch in Süditalien und Sicilien sein Hauptzweck, den physiognomischen Charakter des Landes, den ursprünglichen, wie den durch Geschichte und Cultur modificirten, in ein klares Licht zu setzen und Natur, Menschen, Thier- und Pflanzenwelt uns in einem frischen Bilde vor Augen zu stellen. Diese Bilder, theilweise schon im „Morgenblatt“ veröffentlicht, sind zwar nicht ganz neu, da die bezüglichen Reisen schon 1853 unternommen wurden; sie bringen uns jedoch gerade jetzt, wo wir die genauere Kenntniß dieser Zustände und dieses Theils von Italien so sehr vermissen, doppelt willkommen diejenigen Thatsachen dar, aus welchen die heutige Geschichtskrisis dieses Landes und seine nächste Zukunft besser beurtheilt werden können, indem sie zugleich eine Masse von Vorurtheilen im Guten wie im Bösen zerstören und berichtigen.

Eine Fülle von Thatsachen, politischen, landwirthschaftlichen, naturhistorischen und geschichtlichen Inhalts, der wir zu unserm Bedauern selbst nicht von fern folgen können, bildet den Hauptwerth dieses Buchs, das wir zu skizziren versuchen. Zunächst eröffnet ein großes Landschaftsbild von dem Garten Italiens, von Toscana, das Werk. Der Grundzug dieses Gemäldes ist eine reiche, sorgfältige Cultur, welche die Natur nicht verdrängt, sondern nur veredelt und in das Gesetz maßvoller Schönheit gebracht zu haben scheint, sodaß Natur und Menschenwerk in eins zusammenflossen. Dies Landschaftsgemälde ist ein Kunstwerk für sich, reizend, klar, plastisch, und prägt sich der Vorstellung des Lesers tief ein, obwol wir darauf verzichten müssen, einzelne Züge desselben wiederzugeben. Von den Toscanern sagt der Verfasser:

Das Volk ist im allgemeinen lebhaft, gutmüthig, gefällig und minder reizbar und rachsüchtig als andere Stämme; von Natur fein, mit angeborenem Takt für das Schickliche, gesellig und mit aufgeschlossenem Sinn für das Schöne bis in die tiefsten Schichten des Volks hinab und weit weniger arbeitscheu, als seine südlichen Nachbarn, dabei aber vergnügungssüchtig, ohne Ausdauer, verweichlicht, rasch begeistert und schnell bereit, die eben ergriffene Fahne wieder fallen zu lassen, ohne Gemeinsinn in seiner höhern Bedeutung, leicht entzündbar für politische Schlagworte, aber doch mehr für den Municipalismus, für Communalfreiheit als für die Pflichten des Staatsbürgers zugänglich, und im Gefühl gegenwärtiger Inferiorität in seiner Vergangenheit Trost suchend und findend.

Wir haben diese treffende Charakteristik hier angeführt, damit der Leser aus ihr selbst beurtheile, inwiefern sich von einem solchen Volksstamme erwarten lasse, daß er lange mit dem rohen und tief verachteten Piemontesen, der seiner Ueberzeugung nach nicht einmal italienisch spricht und bei jedem Worte ein toscanisches Ohr verletzt und der ihm nur etwa zum Sackträger zu taugen scheint, zusammengehen werde? Wahrlich nein! Turin wird niemals in Florenz Gewalt haben, wir halten dies für eine physiologische Unmöglichkeit, der ähnlich, wenn man dem Pariser zumuthete, die Herrschaft der Russen oder Türken zu lieben und ihr Gesetz zu empfangen. Weiter spricht der Verfasser von der traditionellen Milde und Gerechtigkeit der Regierung, von dem vorgeschrittenen Volksunterricht, der Municipal- und Gewerbefreiheit, den praktisch wohlgeordneten Agrarverhältnissen, der guten, obwol kostspieligen Rechtspflege, den Anstalten für Wissenschaft und Kunst, für welche, wenn auch die Bildung der höhern Stände karg und einseitig erscheint, doch viel geschieht, wogegen er freilich die moralische Erziehung vernachlässigt findet, was wir noch dahin erweitern möchten, daß es in Italien eigentlich gar keine häusliche Erziehung gibt. „Der Comfort der Civilisation“, sagt er, „findet in Toscana seine südliche Grenze“, und schließt damit sein einleitendes Panorama des Mittellandes der Halbinsel ab. Er läßt nun ferner florentinische Bilder, das Arnothal und Florenz selbst folgen, voller Leben und reich an neuen Zügen aus dem innersten Volkswesen, wie die Schilderung des Gran-Duca-Platzes, der Uffizien, der Brücken und Kirchen sie enthält; mustert die großen Todten der Florentiner, zeigt, wie Charaktere gleich Cosmus I., Dante und Macchiavelli eben nur hier sich bilden konnten

und gelangt so zu den neuesten Erscheinungen in Kunst und Literatur, bis zur Ristori herab. Dazwischen unterhalten uns reizende Episoden der Geschichte, wie die von der Via della Morta, Schilderungen des Straßenlebens, des Kirchenthums, des high life, das in so seltsamer Einförmigkeit verläuft, des geringen Sinnes für Naturreiz, des Wesens der Bruderschaften und der Eigenthümlichkeiten des Florentiners. Eine Villeggiatur im Arnothal führt dann zu ganz andern Interessen: wir lernen das Landvolk, die ländlichen Verhältnisse und Sitten, die Natur des Landes endlich im Detail kennen. Hier ist besonders das unerschütterliche Fortbestehen feudaler Verhältnisse befremdlich. Padrone und Padrona, der Gutsherr, gilt dem Landmann unendlich mehr, als der ferne Souverain, aber ein Geist der Vertraulichkeit, der die Idee des Gleichseinwollens doch von vornherein abschneidet, gibt diesem Verhältniß ein eigenthümliches Gepräge. Es heißt hier:

Es ist eine besondere Erscheinung, daß, obwol die Italiener selbst beständig über die Versunkenheit der Nation klagen, doch sobald man ihnen Deutsche oder Franzosen als Beispiele vorführt, man stets mit Achselzucken die Antwort erhält, Italien könne doch nur von seinen großen Todten lernen, nicht aber von denen, die es selbst aus der Barbarei hervorgezogen habe.

Der Verfasser sieht in dieser verderblichen Ueberzeugung eine Schuld der Regierung, die für den Primärunterricht nichts, für den höhern nur wenig thut. Denn von 100 Kindern empfangen nur sechs irgendwelchen Unterricht, Schulzwang gibt es nicht und die Schule ist meist dem guten Willen des Pfarrers und der Privatindustrie überlassen. Es sei uns erlaubt hiermit ein anderes Land zu vergleichen. In Schweden, wo die Bevölkerung so dünn ist, daß die Schulen oft 5—10 Meilen auseinander liegen, ist es schwer einen Bewohner zu finden, der nicht wenigstens lesen könnte. Wie ist dies möglich? Dadurch, daß jedes Kind seinen Unterricht im langen Winter von seinen Aeltern empfängt! Hierin liegt, scheint uns, ein großes Geheimniß für ein rechtes Unterrichtsgesetz!

Auf seinen so lehrreichen Ausflügen, durch die Thäler des Gebirgstocks, der den Arno und die Tiber erzeugt, können wir dem Verfasser nicht folgen, so gern wir die Klosterfahrt nach Vallombrosa, dem Casentino, der 4000 Fuß hohen Falterona, wo nach Dante „dem Apennin der Busen am höchsten schwillt", Camaldoli und Alverna, den reizvollen Zielpunkten derselben, auch mit ihm machten; dagegen können wir ihn die toscanischen Maremmen nicht allein durchreisen lassen. Dies fast ganz unbekannte Gebiet ist bei ihm Gegenstand einer äußerst werthvollen und eingehenden Schilderung. Die gewöhnlichen Vorstellungen von diesem Lande uralter Cultur unter den Etruskern werden hierdurch wesentlich modificirt. Die Städte S.-Gemignano, Volterra, Populonia, Piombino sind allerdings herabgekommene Größen, aber sie enthalten noch viele Reste alten Glanzes und das Land ist keineswegs, wie man annimmt, eine Wüste und ein Sumpf. Die Betrachtung des vorgothischen Doms von S.-Gemignano führt zu nachstehender Reflexion:

Wer die Geschichte dieser ewigen Fehden liest, dem muß es scheinen, als ob die Städte Italiens, wie Antäus, im Streite selbst immer neue Kraft aus der Erde sogen. Wie war es möglich, daß Orte von wenig tausend Einwohnern zugleich blutige Kriege führten und sich mit den reichsten und großartigsten Kunstdenkmälern schmückten, ohne zu erliegen? Daß z. B. Florenz mitten im Kriege dem Meister Arnulf befehlen konnte, eine Kirche zu bauen, die ihresgleichen nicht auf der Welt finde und die in der That die Mittel jeder Stadt in unserer Zeit erschöpfen müßte?...

Die Wahrheit dieser Bemerkung fällt in die Augen. Bedeutender noch ist, was der Verfasser von der verrufenen Maremmenluft, der aria cattiva, neu und lehrreich beibringt. Wir fassen die sehr ausführliche Darstellung kurz dahin zusammen, daß den neuesten Untersuchungen zufolge der Grund dieser Erscheinung in dem Zusammentreffen der mit Schwefelkies und Kalk geschwängerten Küstenflüsse mit dem Meerwasser zu suchen ist, das ihre Bestandtheile zersetzt und die Miasmen erzeugt. Nach dem System von Zandrini hat man seit dieser Entdeckung die Kanalisirung der Flüsse, welche nicht genügend wirkte, aufgegeben und das System der Abdämmung des Flußwassers von dem Meerwasser adoptirt und so, allerdings mit dem Aufwand von fast 9,000000 Lire, die sonst unbewohnbaren Ebenen von Viareggio, Pietrasanta und Pisa zu gesunden Wohnstätten umgewandelt. Indeß tritt doch auch noch eine Wasserpflanze (Chana hispieda, flexibilis) als eine mitwirkende Ursache der Malaria auf, während die Algen, wenn sie nur nicht mit süßem Wasser in Berührung kommen, unschädlich sind. Wie wichtig diese Entdeckung sei, ergibt sich aus der großen Fläche des der Malaria unterworfenen Küstenlandes und dem Umstande, daß durchschnittlich 55 Procent der Bevölkerung ihr unterliegen. Das neugewonnene Land aber trägt regelmäßig das zehnte Korn zu.

Indem der Verfasser so seiner Aufgabe getreu, die ganze Physiognomie des Landes, Städte, Landschaft und die Wohnungsverhältnisse, zu schildern fortfährt, führt er uns durch malerisch gezeichnete Gegenden über Monte Cervoli mit seinen kochenden Schwefelseen, Massa maritima, Piombino nach dem uralten Populonia, das einst so mächtig, seit Strabo verödet, nur von 150 Einwohnern bewohnt, noch in großen Bauresten seinen alten Glanz verkündet, durch die gewaltigen Steinblöcke seiner Mauern in Staunen setzt und dem Alterthumsforscher noch eine erhebliche Ausbeute zu bieten scheint. Aeußerst liebliche Landschaftsbilder bietet ferner die Reise über Pisa nach Lucca und von hier längs der wundervollen Riviera di Levante nach Genua und der Ausflug in die nordwestlichen Gebirge um Monte altissimo, worauf der erste Band mit Bildern aus Livorno zum Schluß gelangt.

Der zweite Band führt uns in flüchtigen Umrissen meist bekanntere Gegenden vor; dem Vornehmen aber, italienische Bilder in treuester Färbung zu geben, bleibt der Verfasser treu. Zunächst sind es die Eindrücke einer Reise von Siena nach Rom über Viterbo nach Bolsena, die uns geboten werden. Von dem ganz eigenthümlichen Zauber der römischen Campagna heißt es hier: „Was

der Maler sonst erst seiner Landschaft geben muß, die Stimmung, das findet er hier ganz fertig und braucht es nur verständig abzuschreiben. Die ganze Landschaft ist poetisch, es ist eine einzige, große Elegie, mit unendlichen Variationen im einzelnen für den, der sich in sie eingelebt hat, und der die Centren der Gesittung vergessen kann." In Rom kann der Verfasser, sowenig wie andere, trocken, prosaisch und vernünftig bleiben, und wir verzeihen ihm daher hier seine bisweilen etwas allzu phantasiereichen Gemälde. An einer Stelle heißt es:

So umfaßten die großen Künstler des 16. Jahrhunderts alle Gebiete der bildenden Kunst: sie waren zugleich Maler, Bildhauer und Architekten. Nur so war es ihnen möglich, alle Einseitigkeit zu vermeiden und durch die Künste zur Kunst durchzudringen. Wir Epigonen aber verlieren uns im Detail, wir bringen es auf einem Lebensgebiet wol zur Fertigkeit; wo aber ist ein ganzer Künstler, ein ganzer Mensch bei uns zu finden?

In solchen Auslassungen zeigt der Verfasser, daß er neben den realistischen Zielpunkten seiner Arbeit den idealistischen Tendenzen nicht fremd geworden ist und in der That beide auf seltene Art zu verbinden weiß. Vom Colosseum im Mondlicht sagt er:

Nur die Natur bietet Aehnliches und Größeres, die Alpenthäler von Grindelwald und Lauterbrunnen mit ihren silberschimmernden Schneeriesen machen einen unmittelbar mächtigern Eindruck; aber von den Werken von Menschenhand sah ich nichts, das sich nur von fern mit diesem Bilde vergleichen ließ.

In ebenso zusagender Weise schildert er im dritten Abschnitt seine neapolitanischen Fahrten, Amalfi, Sorrent, Pästum und Capri, führt uns dann ein prächtiges Bild Palermos vor, erfreut und belehrt uns durch treffliche Gemälde von Monreale, der Conca d'oro, Segest und Selinunt, Sciacca und Agrigent, von dem ein vorzüglich klares und plastisches Bild gegeben wird; leitet uns durch das sicilische Paradies zwischen Patazzuolo und Floridia und läßt uns das unvergleichliche Rundgemälde von Siracus in vollen Zügen genießen. Die hierauf folgende Aetnafahrt ist als die Krone seiner landschaftlichen Schilderungen, für welche ein so entschiedenes Talent ihm beiwohnt, zu bezeichnen und da die Besteigung des Riesen ganz gelingt, so ist sein Bericht zugleich so instructiv wie wenige. Mit einem glanzvollen Gemälde von Taormina schließt dann der sicilische Reisebericht, und läßt nur noch eine aus eigener Anschauung aufgefaßte Schilderung des Revolutionstages am 8. Februar 1849 in Florenz folgen, welche mehrfach mitgetheilt ist und die in der That zu den lebensvollsten und anziehendsten Erzählungen dieser Art gehört, die wir kennen. „Der nächste Sturmwind wird das Haus und seine Bewohner zerschmettern." So schließt dieser Aufsatz; wir aber haben ein besseres Vertrauen zu dem Geist dieser Bevölkerung, die im ganzen das Gesetzmäßige liebt und die Fahne der Cultur und der schönen Ordnung hoch hält. An Italien zu verzweifeln, ist Thorheit, seine Lebenswurzeln sind frisch und kräftig, nur muß es, ebenso gut wie wir selbst, keine politischen Träume verfolgen, sondern der ihm und uns zu Theil gewordenen Mission „für die idealen Interessen der Menschheit" unbeirrt treu zu bleiben wissen! Non omnia possumus omnes! Und es ist gewiß nicht der Wille der Vorsehung, daß ein Volk alles das zu Stande bringen soll, was doch nur die Aufgabe der ganzen Menschheit ist. Hiermit aber empfange der Verfasser unsern Dank für seine nach Form und Inhalt vortreffliche Arbeit, der wir einen nicht geringen Zuwachs in unserer Kenntniß von den thatsächlichen Zuständen Italiens schulden.

Es erregt unser Bedauern, daß wir ein Buch, wie „Torso und Corso" (Nr. 2), von **Hermann Lessing**, so voll von Gedanken, daß es deren fast so viele als Zeilen enthält, so kurz wie hier erledigen müssen. Der Verfasser versteht unter dem Torso des Titels nicht jenes plastische Werk, an dessen Ergänzung kein Künstler sich gewagt hat, sondern jene unsterblichen Ruinen, jene unerschöpfliche Trümmerstätte einer untergegangenen Welt, welche die sieben Hügel bedeckt, und ihr gegenüber unter Corso nicht ein buntes Schattenspiel des täglichen Genusses, jenen Repräsentanten der Vergänglichkeit, sondern ein Bild der Gegenwart, die sich vor einem heiligen Gedanken beugt. Licht und Schatten im römischen Leben, der Stolz und die Niobe der Städte, sind es, die er schildern will. Wenn Montesquieu behauptet, daß Frankreich geschaffen sei zum flüchtigen Lebensgenuß, England um zu denken, Deutschland um zu reisen, Italien aber, damit die Menschen dort Hütten bauen, so hat er recht; deshalb hat Italien auch die wenigsten Auswanderer und die meisten Gäste. Allen diesen muß ein Buch, wie das vorliegende, willkommen sein, ein Buch, das bei der nothwendigen und unvermeidlichen Gegenüberstellung des Gewesenen mit dem Gegenwärtigen ihre Gedanken regelt und zu fruchtbaren Resultaten anleitet, das ein Wegweiser und ein Lehrmeister ist im Drange dieser Welt von unentfliehbaren Gedanken. Die Gegensätze, welche Rom beständig bietet, bestürmen unsere Brust, wir verlieren den Faden darin, Ewigkeit und Vergänglichkeit umschlingen sich vor unsern Augen, der nüchternste Realismus steht dem höchsten Idealismus hart zur Seite, der Tempel der Minerva dient einem Gewürzkrämer zum Laden: wer soll uns aus diesem Labyrinthe heraushelfen? Um Rom ganz in sich aufzunehmen und zu verstehen, müßte man zeitweise Römer, vielleicht auch Räuber gewesen sein. Die Glocke vom Capitol, dem alten Tabularium und Staatsarchive Roms, gibt jetzt das Zeichen zum Beginn des Carnevals; im Tempel des capitolinischen Jupiter predigen geputzte Kinder unter acht Jahren das Evangelium des Herrn; die „Casa Schulze" umschließt das archäologische Institut mit seinem wohlklingenden Namen und das todesmüde Forum ist die allgemeine Viehweide, neben der sich Curtius in den Schlund stürzt: wer verbindet solche Gedanken so leicht ohne fremde Hülfe?

Mit diesen einzelnen Zügen aus dem einleitenden Kapitel glauben wir dem Leser den Standpunkt des Verfassers einigermaßen angedeutet zu haben. Der Autor erfüllt die Erwartungen, die er hiermit erregt. Künstler, wie er ist, malt er uns im nächsten Kapitel das Künstler-Rendezvous, caffè greco, mit seinem primo mi-

nistro (Oberkellner) und seinen Besuchern, Riedel, den eleganten Lehmann, Muhr, Wolf, Michael u. s. w. und ihre innern Unruhen; den Corso, das französische Militär, das Pantheon, das Stahr so einfach wie das Himmelsgewölbe nennt, die Engelsburg, den Monte Pincio, die Villa Borghese, den römischen Adel, die industriellen Bettler, die Römerinnen, die Theater, Polizei und Modelle, römische Spiele und römische Leiden, Museen, Kirchen u. s. w. Ueberall findet er im römischen Volkswesen geistige Gesundheit und Frische; „die frommen Werke, die den Römer selig machen", sagt er, „erregen nicht so viele Scrupel, als der fromme Glaube, Gespenster gibt es hier nicht und den Teufel kann sich jeder leicht austreiben lassen." Er schreibt dem Römer einen höhern Charakter zu, dem das nil admirari im Blute liegt und meint, daß neben Rom alles winzig erscheint. Wir sehen, er ist ein perfecter Idealist, aber ein liebenswürdiger, der niemand zürnt und der nichts verurtheilt. Mit diesem Charakter sind seine Wahrnehmungen denn nicht immer gerade sehr zuverlässig, aber sie sind immer geistreich und anregend, obwol wir ihm doch mit W. von Humboldt zurufen möchten, daß Rom eben nur mit vollkommen gesammeltem Gemüthe recht empfunden und gefaßt werden könne. Denn liegt auch die Weisheit hier auf der Gasse und wird die Wahrheit von den Dächern gepredigt und ist es auch richtig, daß der Materialismus hier noch nicht so zum Herrn aller Dinge geworden ist, wie dies in Paris und London der Fall ist; so scheint er uns in der Vergleichung, die er zwischen Rom und Berlin anstellt, derjenigen Art von Anarchie, die in Rom alle Verhältnisse durchzieht und beherrscht, doch etwas zu viel Reiz zuzuschreiben und nicht zu bedenken, daß der Reiz eben nur von kurzer Wirkung ist und im Verlauf der Zeit seine Macht zu verlieren pflegt. Auch wir möchten nämlich die Campagne nicht gerade angebaut und Rom in eine policirte Stadt verwandelt sehen: allein die „göttliche Anarchie Roms" zu preisen, scheint uns darum doch nicht unbedingt nöthig. Selbst die Priester machen hier keine frommen Mienen, der Römer versteht sich auf den künstlichen Nimbus nicht, er ist und bleibt ein Naturkind, ja, da wo der Kriegsminister zugleich ein Kirchenfürst ist, müssen sich die Dinge dieser und jener Welt wol eigenthümlich mischen; allein es ist darum noch nicht erforderlich, daß die Bettelhaftigkeit allgemein, die Justiz schlecht und der Unterricht vernachlässigt sei! Und somit kann man den phantasievollen Anschauungen des Verfassers ihr Recht widerfahren lassen, doch aber der Meinung sein, daß nicht eben alle Schatten rosenroth glänzen und Verkehrtheiten und Verrenkungen zur Schönheit gehören. Rom ist eine Stadt der Künstler; machten diese, wie einst die Plebejer, eine Secessio, so wäre Rom verloren, es hörte auf Rom zu sein. Die Modelle spielen daher hier eine bedeutende Rolle, wie der Verfasser in dem geistvollen Kapitel, wo er das Tagewerk Marietta's schildert, die als Landmädchen beginnt, dann für fünf Paoli eine Heilige wird und schließlich als büßende Magdalena endet, höchst gefällig ausführt. Allein die Modelle haben auch ihre Schattenseite, denn als die reizbare Polizei sie einmal ausweisen wollte, entstand eine Rebellion; l'arte perisce, hieß es in ganz Rom und Signor Matteucci mußte sich fügen. Das war gut; aber schlimmer ist es, daß die Modelle gar oft den Künstler zum bloßen Copisten herabdrücken. Wie dem jedoch auch sei, Rom, dieser zurückgebliebene Schatten der Alten, wie Humboldt sagt, ist eben durch seine Formlosigkeit befähigt, aus allem Figur zu machen, wie Gregorovius es nennt, und ist darum nach Verlust der Weltherrschaft die Geburtsstätte der „Normalmodelle" geblieben. In Italien ist es ein Genuß, blos zu leben, was im Norden noch nichts ist; die Italiener sind ein Volk der Hoffnung, der Deutsche des Trostes; bald Held, bald Taugenichts, schwankt der Italiener hin und her, mehr mit Muth und Genie, als mit Tugend und gesundem Menschenverstand, ein Kind des Augenblicks, Wunder und Abenteuer liebend, und so sind die Freuden und die Spiele des Kindesalters bei ihm denn auch die Spiele des Mannes und der Gesellschaft. Der Lärmen, über den Winckelmann klagt, hat hierbei jedoch nachgelassen: Rom tritt jetzt leise auf und ist still geworden. Die Schilderung des Osterfestes und des Papstes, die der Autor gibt, läßt sich in den Worten zusammenfassen: „Die Botschaft hör' ich wol, allein mir fehlt der Glaube." Aber die Schwermuth der Zeit weicht plötzlich vor den geöffneten Theaterpforten, eigentlich dem einzigen geistigen Genusse des heutigen Italieners.

Wir haben in allem Bisherigen den Autor möglichst mit seinen eigenen Worten sprechen lassen, die, wie nicht zu verkennen ist, den Mann von Geist und Geschmack verkünden. In dem Kapitel, das er den Museen und Kirchen widmet, zeigt sich der Mann von gründlicher Kenntniß der Kunst und des Alterthums. Der Sucht der alten Welt nach Monumenten, die schon Cato beklagt, verdanken wir einen großen Theil unserer Kenntniß des Alterthums; ohne jenen Reichthum, wie arm wäre diese? Durch sie wurden uns alle Ideen des Alterthums versinnlicht erhalten und hier ist der Kreuzungspunkt, wo Kunst und Wissenschaft zusammentreffen. So behandelt denn auch der Verfasser seine Musterung der Museen; wir können ihm hierbei nicht folgen, allein einige seiner treffendsten Bemerkungen haben wir gewiß mit Zustimmung des Lesers anzuführen. Vom Laokoon sagt er, daß seine tiefe Wirkung auf den Beschauer in der Vereinigung von Dulden und Handeln, von zerstörender Ursache und Wirkung ihren Grund habe, während die Niobe nur die Wirkung zeige, nicht die That. Vom Apoll heißt es, daß in ihm die Suprematie des Geistes erkannt werde, das Siegesbewußtsein, das die Materie wie spielend überwindet. Der Jupiter der Rotonda flößt die Furcht vor den Göttern ein, er ist der züchtigende Gott. In den Loggien citirt er das tiefe Wort Vasari's, der bekanntlich Rafael nicht eben günstig war: „Vor Rafael sind alle einig, was sonst wider die Natur der Künstler ist." Mit solchen und ähnlichen Gedanken würzt der Verfasser die Wanderung durch die Galerien und Museen Roms, immer kurz, entschieden, geistvoll und prägnant in seinen Urtheilen. Er sagt:

In Rom ergänzen sich Natur und Schönheit gegenseitig; wenden wir uns von der wirklichen Welt zur idealen oder umgekehrt, so haben wir nicht nöthig uns erst zu sammeln und in Stimmung zu versetzen. Die Kunstwerke erscheinen hier wie Früchte, die aus dem Boden wachsen, nicht wie Treibhauspflanzen, die der künstlichen Wärme bedürfen.

Und so blicken ihn auch die 80 Kaiserporträts des Capitols wie eine Galerie verstorbener Bekannter an; sie haben ein bewegtes Dasein im Leben, wie im Tode geführt. Mit den 360 Kirchen Roms geht der Verfasser sehr flüchtig um; die Vertheilung eines Tractätleins, in welchem der Herr der heiligen Elisabeth mittheilt, daß er bei der Kreuzigung unter anderm 105 Fußtritte erhalten und 3,800450 Blutstropfen vergossen, scheint ihn freilich etwas verstimmt zu haben! Indeß sagt er doch, daß man in Rom zu jeder Zeit glücklich sein könne, man brauche nur Sanct-Peter zu besuchen. Schiller sagt zwar, daß unsere Empfindung für die schöne Natur der Empfindung des Kranken für die Gesundheit gleiche, und der Italiener läßt sich niemals von der Natur imponiren oder seine Stimmung durch sie beherrschen; dies hält unsern Autor jedoch nicht ab, uns zum Schluß vortreffliche Landschaftsbilder aus der bekannten Umgebung Roms zu geben, die wir dankbar hinnehmen. Der Römer zwar besucht diese reizvollen Plätze trotz aller Eisenbahnen fast niemals; er scheut jede Ortsveränderung und erfährt die Ankunft des Frühlings selbst nicht durch die Lerchen und die duftenden Wiesen, sondern durch die reisenden Deutschen und den deutschen Künstlercarneval von Cervara, dem er beizuwohnen nie verfehlt. Was aus der Sittengeschichte und der Gesellschaft Roms berichtet, oder über Unterricht, Verbrechen und die kleinen Leiden des Fremden in Rom mitgetheilt wird, verdient nicht minder unsern Dank; inzwischen fehlt uns der Raum zu fernern anziehenden Details aus diesen Gebieten. In Rom werden die Todten übel behandelt, denn nur der Lebende hat in Italien recht. Rom aber ist der Höhepunkt für jeden Lebenden, der die Cultur und die Entwickelung des menschlichen Geschlechts kennen lernen will; er steigt herab von dieser Höhe, sobald er die Mauern Roms verläßt, von dem noch heute wie zu Properz' Zeiten der Satz gilt: „Omnia Romanae cedunt miracula terrae." So Lessing. Und hiermit glauben wir dies treffliche Buch dem Leser genügend empfohlen zu haben, um ihn zu dem vollen Genuß desselben anzuregen.

Wenn ein Dichter, wie A. Meißner, zum Touristen wird, wie uns seine Schrift „Durch Sardinien" (Nr. 3) zeigt, so dürfen wir etwas anderes erwarten, als wenn X. oder Y. ihre Reiseabenteuer erzählen. Denn wird schon ein im Praktischen verlorener, allem Ideal entfremdeter Geist unter dem hesperischen Reiz stets zu höherer Stimmung angeregt, was soll erst aus einem Poeten werden, der mit dichterischen Arbeiten beschäftigt, eine Villeggiatur am Lago maggiore genießt? Dies ist der Fall unsers Poeten. Allein der Dichter des „Ziska" hat sich ein schönes Maß gesetzt, er hat dem Schwunge gewehrt, um uns mit lieblichen Bildern und Scenen voll Laune und Gemüth zu erfreuen, ohne von unserer Phantasie mehr als das Gewöhnliche zu fordern; ja vielleicht legt er sich selbst allzu enge Fesseln an und verfällt dem Vorwurf, uns allzu ausführlich von gewöhnlichen Begegnissen zu unterhalten. Sein Alpenübergang im Thauwetter, seine Villeggiatur in Intra, seine kleinen, obwol ganz gefälligen Beziehungen zu dem wandernden Theaterpersonal und seiner Nachbarin, der prima ballerina der Truppe in Intra, sein Polizeiabenteuer in Genua, so frisch und anmuthig sie erzählt sind, nehmen doch in dieser kleinen Schrift einen fast unverhältnißmäßigen Raum ein und beschädigen damit Interessen, die wir lieber gewahrt gesehen hätten. Denn wie viel der Verfasser als Naturmaler zu leisten vermag, und was er als Beobachter verworrener socialer Verhältnisse beizubringen im Stande ist, das zeigen uns, von anderm abgesehen, seine Wanderung an den Monte-Rosa-Gletscher und die wundervolle Grotte von Alghero, sowie sein Aufenthalt bei den unbeschützten Kapuzinern in Genua, alles Gemälde vom vortrefflichsten Effect. Doch wir müssen den Inhalt seines Buchs etwas mehr in seiner Aufeinanderfolge betrachten. Nachdem er mit dem Traum- und Wanderleben am Lago maggiore abgeschlossen und die herrliche Bergausflucht durch das Fascathal und das Val Anzasca bis zum Gletscher des Monte-Rosa geschildert — wobei er sich, nebenbei gesagt, nicht eben als ein kühner Bergwanderer bekundet, da er, naiv genug, bekennt, von der Ersteigung des Gletschers durch einen ganz kleinen Schneesturz abgeschreckt zu sein —, reist er über die bekannten Blutfelder von Novara und Marengo, zwischen Tanaro und Ticino, dem dolce piano des Dante, wo alle Schlachten Italiens ausgekämpft wurden, nach Genua. Diese vor 50 Jahren fast undenkbare Reise macht man jetzt in sieben Stunden, durch Reisfelder und durch ein starres Gebirge gleich leicht, gleich eilig vom Dampfe fortgeführt! Hier ist der Mensch bewundernswürdig. Eine Stunde hinter Alessandria stürzt sich die Eisenbahn in die Wasseralpen, bald auf, bald unter der Erde, durch Berge, die sich nicht einmal dem Blicke öffnen; es ist wie ein Traum, kahle Höhen zu unsern Füßen, nächtliche Tunnel, schwindelnde Viaducte, Burgen, hohe Cypressen unter uns; noch ein paar Stöße der Maschine und ein Mastenwald wiegt sich am Busen des Meeres. Gassen öffnen sich, Paläste reihen sich aneinander, Quais, Dampfer erscheinen, man ist in Genua! Wahrlich diese Reise ist ein Wunder für den, der zu seiner Zeit, wie wir, die grimme Bochetta hinaufgekrochen ist! Nach einer kurzen Schilderung Genuas führt uns der Verfasser in das Refectorium der Barfüßermönche, wo er tafeln soll und wo alles von Wohlbehagen duftet. Dennoch sind die Mönche im offenen Krieg mit den Institutionen des Landes. Der Verfasser erzählt:

Das war komisch. „Die Welt hat sich umgekehrt", sagte der Prior feierlich; „einst waren die Deutschen vom schismatischen Geiste angesteckt, als Italien orthodox war. Jetzt befindet sich unser armes Land im Aufstande gegen den Heiligen Vater und die Deutschen sind seine Stütze. Gibt es", fragte er mich, „denn noch viele Anhänger des Lutero in Deutschland?" — „Noch etwelche, in Preußen z. B." — „Rechnen Sie denn die Prus-

siani zu den Deutschen", fragte er erstaunt. „Ich halte sie für eine eigene Nation, die mit den Russen und den Holländern verwandt ist." — „Dies ist von den Gelehrten noch nicht völlig festgestellt." — „Natürlich", fiel ein alter Mönch ein, „die Deutschen möchten gern ihre Zahl vermehren. Streng genommen rechnet man zu den Deutschen nur die Tirolesi, die Bavaresi und die Austriaci." — „Nun, und die Boëmi vergessen Sie? Dort gab es einst auch viele Ketzer. Gibt es noch Hussiten dort?" — „Keinen einzigen, alle ausgerottet!" — „Gott sei Dank! In Turin dagegen hat man den Schismatikern eine Kirche bauen helfen." Pause. „Wohin soll es mit uns kommen", begann der Prior von neuem; „die Undankbaren haben alles vergessen.... erst 1838 sprach der Papst den Grafen Uberto von Savoyen heilig; auf Carlo Felice's dringende Bitten ... nun ist die Censur abgeschafft und das Gesetz Siccardi vollends..." Ein Durcheinander von klagenden, drohenden, verwünschenden Stimmen folgte, aber Rom, hieß es, wird die Pforten der Hölle überdauern. „Ja", sagte mein Freund halblaut, „denn Rom ist der Ewige Jude unter den Städten."

Wir theilen dies als eine von den charakteristischen Stellen mit, mit welchen der Autor seinen Beruf auch für Schilderungen dieser Art belegt. Das Porträt Victor Emanuel's ist nicht minder charaktervoll.

Der Kopf hellblond und feist, mit herausforderndem Stolz zurückgeworfen; ein Schnurrbart, der den Haynau's zu übertreffen strebt, rothblond, tief auf die Brust fallend, oben zusammengedreht, untenhin wie ein Kometenschweif aufgelöst, die Nase kurz, klumpig, die Augen klein, Züge wie die eines Königs Gambrinus, aber von merkwürdiger Energie und ungezügelter Kraft, ein Eisenfresser, der aber fesselt, will dies Gesicht durchaus nicht in die Reihen der übrigen europäischen Königsbilder passen.

Die hierauf folgende kostbare Polizeiscene, in welcher der Verfasser einen schurkischen Wirth entlarvt, endet mit einem Ausruf von dessen Frau, der als Volksstimme gelten kann:

Ha, die Polizei von Turin, die sorgt für die Genuesen! Sei einer ein Engländer, Franzose oder hergelaufener Ketzer, dann ist er sicher, bei ihr recht zu haben! Welche Regierung! Der Genuese ist nur noch ein Stiefkind im Lande!

Diese nationale Eifersucht der Stämme gegeneinander spricht ein anderer so aus:

Der Italiener, wie er ist, läßt sich lieber von einem Fremden beherrschen, als von seinem Landsmann aus einer andern Provinz. Man sollte dies nicht sagen, aber es ist so. Als Karl Albert sein Schwert zog, zitterte man in Turin, daß Mailand am Ende die Hauptstadt des Landes werden könnte, und Mailand war entschlossen, Turin nicht zu weichen. Jeder Nachbar haßt den Nachbar, uns Piemontesen, den kräftigsten Stamm Italiens, sieht man nur halb als Landsleute an, und was ist in unsern Augen der Römer und der Sicilianer? Ein halbes Jahrhundert brächte unsere Verschmelzung nicht zu Wege, wir haben die Einheit Italiens blos in einzelnen Köpfen!

Das ist die Wahrheit und diese nationale Schwäche ist bei der Beurtheilung der italienischen Verhältnisse unsers Erachtens gar nicht hoch genug zu veranschlagen. Hier liegt der Schlüssel zu dem politischen Räthsel Italiens und der Politik seines Retters.

Mit einer vierzigstündigen Seefahrt gelangt der Verfasser, dem Genua verleidet ist, in den Hafen von Cagliari und beginnt nun seine Schilderung der Insel Sardinien, für welche wir ihn, da über diesen Theil Italiens nur wenig bekannt ist, zwiefachen Dank zu sagen haben. Wir hätten sie nur noch ausführlicher und eingehender gewünscht, es ist eine fremde Welt, die er malt. Die Lage von Cagliari schildert er als groß, aber ernst, nicht lachend, wie Genua und Neapel, die Menschen sind anderer Art als auf dem Continent, rauh, wild, immer in Waffen und physisch einer andern Raſſe angehörig, Urbewohner, Karthager, Mauren. Die Reste der alten Calaris, phönizischen Ursprungs, schildert er uns als viel bedeutender, wie man annimmt. Das Amphitheater an der Berglehne faßte 20000 Zuschauer, alles aber liegt in wilder Zerstörung. Cisternen und ein Aquäduct von 45000 Meter Länge zeugen von der Macht der alten Stadt unter punischer Herrschaft, und die alte Gräberstadt, jetzt von der lebenden Armuth bewohnt, bietet viel Merkwürdiges dar. Das Museum weist Hunderte von Idolen, oft von abschreckender Obscönität, auf, phönizische Inschriften, Vasen, Münzen, Glasproducte u. s. w., Erinnerungen an König Enzio und König Theodor kommen hinzu. Die Reise nach Sassari, 127 italienische Meilen, wird auf einer Kunststraße zurückgelegt, welche auch nach Bona und Alghero Zweige absendet. Die Landschaft bietet meist Oelpflanzungen, doch hat fast jedes Dorf seinen kleinen Palmenhain; Vignen und Gehöfte aber umschließt ein Agavenzaun. Dunkelbraune Männer zu Pferde und bewaffnet, Afrikaner von Blut, und kräftige Frauen beleben die Straße bis Oristano, einst eine mächtige Seestadt, jetzt von 6000 Bewohnern schwach bevölkert und trotz einiger alten Paläste ärmlich. Von hier wird Milis in seinem berühmten Orangenwalde besucht. Dies ist ein kostbarer Fleck Erde! Weißschimmernde, zierliche Häuser in 300 Orangengärten zerstreut, murmelnde Bäche, Vogelgesang und ein berauschender Blütenduft bilden die Herrlichkeit dieses Orts, der im ganzen eine halbe Million Orangenbäume besitzen soll, die 12 Millionen Früchte bringen. Ein Baumriese im Garten des Capitols trägt durchschnittlich 5000 Früchte im Jahr und soll 700 Jahre zählen, ein anderer Veteran dieser Art im Garten des Marchese B. hat einen Umfang und eine Krone wie ein deutscher Eichbaum. Diese Scenerie ist allein eine Reise nach Sardinien werth, versichert der Verfasser. Weiterhin folgen Korkeichenwälder und endlich eine Bergwildniß, die insani montes der Römer. Hier thut sich die wilde Natur der Insel und ihrer Bewohner auf. Die Hirten, welche hier hausen, leben in ewiger Fehde miteinander, Raub- und Fehdezüge sind hier an der Tagesordnung und die scheußliche Blutrache herrscht hier ungestört, die Bevölkerung decimirend. Sassari, von Feigen, Granaten und kleinen Palmen (Palmizza) freundlich eingefaßt, von 400 Bächen umrauscht, bietet außer der prächtigen Fontana del Rosello wenig Merkwürdiges dar; in der Klause eines Mönchs aber schmeckt dem Reisenden der sardische Honig — amarior melle Sardo, sagt ein römisches Sprichwort — ganz vortrefflich.

Er wendet sich hierauf nach dem catalonischen Alghero, dem Geburtsort des Dichters La Frasso, über den Cervantes so liebenswürdig Gericht hält, um von hier aus die berühmte Stalaktitengrotte, eine der herrlichsten der Welt, zu besuchen. Die Sache war nicht leicht, da die Brandung von Cap Caccia, dem Felseneiland Foradada

gegenüber, den Besuch der Grotte nur selten gestattet. Mit einer spanischen Familie wurde jedoch ein günstiger Moment benutzt und die Seefahrt um Mitternacht unter sternhellem Himmel gewagt. Die Grotte, um 8 Uhr erreicht, öffnet sich zuvörderst in einer weiten Vorhalle von herrlichen Stalaktitensäulen getragen, gegen welche ein barbarischer Engländer, ärgerlich, daß er nicht hineinkonnte, seine Schiffskanonen abfeuerte, eine große Alabasterschale nimmt die Mitte ein. Hier wartete man, bis die eigentliche Grotte beleuchtet war, die ein kleiner See vom Eingang trennt. „Welch ein Schauspiel", ruft der Verfasser aus! „Ganze Enfiladen von Säulen, dazwischen leichte, fast durchsichtige Draperien, tausend phantastische Gebilde aus Stein, eine fremde Sculpturwelt der Natur umfängt uns, langsam aus Wassertropfen emporgewachsen; Milliarden von Diamanten rings verstreut." Mit dem Prachtgemälde dieser Feenwelt schließt der Autor seinen anmuthigen Reisebericht, dem Leser nach jenem Alghero und Milis eine tiefe Sehnsucht zurücklassend und von ihm mit Dank und Lob für seine Gabe nach S.-Bonifazio in Corsica entlassen.

Verglichen mit dem frischen und anmuthigen Reiseberichte Meißner's, kann der folgende: „Eine Reise durch die neapolitanische Provinz Basilicatà" (Nr. 4), von C. W. Schnars, etwas trocken und reizlos gefunden werden, indeß ist der Verfasser an Geschichtskenntniß und Gelehrsamkeit seinem Vorgänger weit überlegen, und da er uns durch eine sehr unvollkommen bekannte Provinz der unerschöpflichen hesperischen Halbinsel führt und hierbei überaus instructiv ist, so haben wir seine Mittheilung jedenfalls als werthvoll zu betrachten. Apulien und Lucanien, welche die jetzige Provinz Basilicata im „Königreich" umfaßt, gehörten zu römischer Zeit zu den alten Cultursitzen, die schon in Blüte standen, als der Westen der Halbinsel noch in den Keimen der ersten Entwickelung befangen war, um dann jedoch von ihm überflügelt zu werden. Die Provinz ist reich, fruchtbar und gut bevölkert; aber die Bewohner sind rauh und ungastlich, und das Land ist den immer wiederkehrenden Verwüstungen durch furchtbare Erdbeben mehr als irgendein anderer Landstrich Europas ausgesetzt. Die entsetzlichen Erderschütterungen von 1783 und vom December 1857 rafften jedesmal über 120000 Menschen dahin und fast alle Städte des Basilicats lagen mehr oder minder in Trümmern; ja, noch im März vorigen Jahres waren über 100000 Menschen ohne Obdach. Der Verfasser hat seine Reise jedoch vor dieser entsetzlichen Katastrophe ausgeführt und malt uns das Land im ganzen blühend, seiner Landesbeschaffenheit nach dem deutschen Schwarzwalde und Schwaben ähnlich. Er beginnt die Reise von Andria aus, dem in Mandel- und Aprikosenbäumen versteckten Lieblingssitz Friedrich's II. des Hohenstaufen, nach dem Aufedus (Ofanto), dem Dianothal, dem Tanagro, dem Sele und so der Küste von Pästum zu. Andria, mit 22000 Bewohnern, noch in Apulien gelegen, war in den Zeiten der wechselnden Treue dem großen Hohenstaufen unwandelbar treu und dieser erwiderte diese Anhänglichkeit. Seine beiden Gemahlinnen, Jolanthe und Isabella, ruhen hier, und heute noch lesen wir auf dem Stadtthore nicht ohne Rührung die Inschrift: „Andria fidelis, nostris medullis affixa", die Friedrich ihr zum Abschied zurief. Von hier wendet sich der Reisende nach Canosa und gibt uns hier von dem Schlachtfelde von Cannä ein äußerst lebendiges Bild. Vom alten Cannä besteht nur noch ein kleiner Weiler und ein Quell heißt noch jetzt Pozzo di Emilio; ja noch zeigt man das Haus der guten Busa, welche die fliehenden Römer mit Speise und Trank erquickte. Das Schlachtfeld selbst ist jenseit der Brücke über den Ofanto bei Canosa, eine Stunde Wegs zur Linken; der Fluß Vergellas aber ist verschwunden. Der Verfasser verfolgt den Weg des fliehenden Varro nach Venosa, dem Geburtsort des Horaz, der von sich selbst nicht zu sagen weiß, ob er ein Lucaner oder ein Apulier sei, während die Griechen sie eine Stadt Dauniens oder Japygiens nennen. Wie überall wimmelt es auch hier von römischen Bauresten, Amphitheater, Triumphbogen, Theater und uralten Kirchen. Das römische Castell vor allen, das Varro aufnahm, ist fast ganz erhalten und zeigt noch die alten Kasernen und Cavalerieställe aus dem zweiten Punischen Kriege, während es zugleich eine prachtvolle Aussicht auf den alten Vulkan Vulture und den Lago di Pesole, des Hohenstaufen Jagdrevier, entfaltet.

In der Art wie hier verknüpft der Verfasser überall die ältesten historischen Erinnerungen mit der Gegenwart und mit seinen eigenen Reiseabenteuern auf ebenso gefällige als belehrende Weise: allein es bedarf oft der vollen Autorität seiner mächtigen Empfehlungsbriefe, um ihm in diesem ungastlichen Lande, das hierin sich von Calabrien so sehr unterscheidet, eine kümmerliche Aufnahme zu verschaffen. Reizend liegen die Orte Barill und Rapolla auf dem fernern Wege nach Melfi, das schon am Fuße des Vulture liegt und äußerst merkwürdige Bauwerke aus Robert Guiscard's Zeit enthält. Von hier wird der Gipfel des Vulture erstiegen, wo einst vom Spiel ermüdet und schlafend, Horaz, wie er singt, von Tauben mit frischem Laube bedeckt wurde. Die Aussicht ist herrlich. Weiter hinter Atella vereinigen sich die beiden großen Landstraßen, welche Ferdinand II. im Basilicat erbauen ließ und von welchen der Reisende die nach Pesole und Avigliano verfolgt. Von Polenza, dem Hauptorte der Provinz mit 9000 Einwohnern, ab treten die Verheerungen des letzten Erdbebens in ihrer ganzen Furchtbarkeit auf. Die Erschütterung war wieder eine ringförmige, von Bari bis Eboli, also von einem Meer bis zum andern reichend, in der oft beobachteten Dreiheit der Stöße und am heftigsten in der Richtung vom alten Vulture nach dem Vulkan von Stromboli zu, auf welcher Linie die Städte Auletta, Atena, Polla, Sala, Padula, Saponara und Sapri völlig zerstört und das Land überall tief zerklüftet wurde, wie in der östlichen Richtung nach dem Vesuv hin, wo Vignola, Vigiano, Calvello, Brienza, Laurenzana, Tramutola, Montemuro, Guardia und andere Orte der Erde gleichgemacht wurden,

vierzig andere schwer beschädigte Orte ungerechnet. Von Neapel aus wies man zur Unterstützung der von dieser Katastrophe betroffenen Provinz 6000 Ducati an, was dieselbe mit Hinweisung auf die 600000 Ducati, die Ferdinand I. im Jahre 1783 für Calabrien gespendet hatte, stolz zurückwies. Von den wenigen Geretteten hatten einzelne neun Tage lang unter Trümmern begraben gelegen. Berühmt durch seine gesunde Luft und herrliche Lage ist Acerenza (Acherusia bei den Alten); Oppido und Tolbe lagen auf der alten Römerstraße, Via Aquilia, nach Cap Colonna; um Lago nero sammelt sich der Gebirgsstock zu den größten Erhebungen, etwa 5000 Fuß hoch; hier fällt viel Regen und Bäche und Quellen ohne Zahl nähren den dichten Wald von Eichen und Kastanien; Feigen, Mandeln, wenig Oelbäume und Wein dagegen gedeihen nur an einzelnen Stellen. An der Grenze des Dianothals, unfern Auletta, liegt die Grotte des heiligen Michael, aus deren schöner Stalaktitenkuppel der Tanagro hervorbricht; jenseit des Alburnus (Postiglioneberg) liegen Polla, Pietri (die Campi veteres des Livius), Padula mit 10000 Einwohnern und seiner wundervollen Certosa S.-Lorenzo e Bruno — nun ganz in Trümmern. Der Lauf des Acri (Acherus) führt nach Saponara und den gewaltigen Ruinen von Grumentum, wo Sempronius den Hanno schlug. Diese prächtigen Ruinen, malerisch belaubt, zeigen fast eine ganze Stadt der Alten: eine lange Straße ist noch deutlich erkennbar und zwei Amphitheater, Tempel, Wasserleitungen liefern noch immer reiche Ausbeute. Von den 5000 Einwohnern Saponaras verschonte das Erdbeben kaum 100; ein weiter Schlund verschlang die Stadt! Das Dianothal, Atena, Pestosa u. s. w. zeigen uns eine ganz griechische Bevölkerung, deren Wuchs, Gesichtsschnitt und Kleidung noch die Abkömmlinge der Tygeaten bezeichnen; jetzt sind auch diese Orte zerstört. Von hier wird der Sele erreicht und in Eboli endet die Reise, deren wohlgelungene Schilderung unsere volle Anerkennung als eine treffliche Monographie des Basilikats in Anspruch nimmt.

Das tragische Schicksal, das seit Jahrhunderten alle die Charaktere trifft, welche für eine Reform der italienischen Zustände feurig eintreten, hat bekanntlich auch Pius IX. ereilt. Er hat es erleben müssen, daß seine edeln und menschlichen Reformbestrebungen von Phrasenmachern und Gauklern, wie Sterbini und Ciceruachio, ihm in der Hand zu scheußlichen Caricaturen verzerrt und vernichtet wurden: er hat sich, vertrieben und endlich zurückgekehrt, entschließen müssen, ein System, das sich selbst verurtheilt hatte, wieder aufzunehmen, er hat sich gleichsam in sich selbst geflüchtet und schließlich seine Zuflucht gesucht in dem Dogma von der Unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria. Wahrlich, ein Geschick aufs äußerste zu beklagen, völlig ähnlich dem des kühnen Karl Albert und verschuldet durch die gleichen Gebrechen, die Unwissenheit des Volks und die Maßlosigkeit seiner Führer. Dies ungefähr ist der Grundgedanke in der uns vorliegenden Schrift Th. Mundt's: „Rom und Pius IX." (Nr. 5), welche seine in Nr. 30 d. Bl. f. 1859 besprochenen „Skizzen aus Piemont und Rom" fortsetzt und durch Schilderung der socialen und politischen Tagesgeschichte Roms uns die dortigen Verhältnisse deutlich zu machen strebt. Man kennt den Takt und das Geschick des Verfassers für Darstellungen dieser Art, seine Begabung für leichte Skizzirung, sein Talent, den Leser angenehm zu beschäftigen, ihn immer mehr erwarten zu lassen, als er gibt, niemals das letzte Wort zu sprechen und so seine Neugierde immer für das nächste Werk seiner Feder zu spannen und zu erhalten. Es ist dies in der That eine ganz eigene Kunst, in der es dem Verfasser nicht leicht jemand gleich thut. Sehen wir, wie diese Kunst sich etwa hier bewährt.

Von den vier Abschnitten des Buchs beschäftigt sich der erste fast ausschließlich mit der Familie Torlonia und den industriellen und literarischen Geschäften der römischen Aristokratie. Dies Thema ist ergiebig; es umfaßt, außer Personalien und Skandalen voll Unterhaltungsstoff, zugleich fast alle socialen Verhältnisse des heutigen Rom und beleuchtet sie mit den seltsamsten Streiflichtern. So heißt es z. B. nach einer beißenden Darstellung der Torlonia'schen Familienverhältnisse, bei welcher der alte Fürst mit seiner jungen Gemahlin Teresa Colonna übel wegkommt — denn die letztere ist durch ihn wahnsinnig geworden — und nach der Schilderung des jüngern Bruders, des Dichters und Volksfreundes D. Giovanni Torlonia, der in einer Schule für arme Winzerkinder auf Monte-Mario in Person Unterricht ertheilte, folgendermaßen:

> In Rom wird gerade auf den Höhen der Gesellschaft und bei den Spitzen der Behörden am meisten gegaunert, betrogen und ein unwürdiges Spiel getrieben. Der Cardinal Antonelli und viele andere Würdenträger der Kirche verschmähen kein einziges Geschäft und weisen kein Mittel von der Hand, Geld und Vortheile zu erlangen. Sie kaufen Häuser an, um sie in möblirten Zimmern auszuhöken, legen Gasthöfe für Fremde an, wozu sie große Paläste der Stadt für ein Geringes zu erwerben wissen x. So richtet Antonelli eben jetzt im Palast Lozzano ein Hotel im großen Stil ein und beschäftigt sich mit dem Plan, auf dem Quirinal selbst ein großes „Casino" zu gründen, mit Gesellschaftssälen, Komödie und Oper, Restaurationen u. s. f., wo der Fremde gegen Entrée mit der römischen Aristokratie zusammentreffen soll.

Der Plan ist nicht übel: er schmeichelt der römischen Sucht zum Nichtsthun und der Abneigung des römischen Adels gegen den Staatsdienst, den Ackerbau, das Gewerbe und die „feudale" Branntweinbrennerei und Schweinezucht, die nicht wie bei uns im Blute des italienischen Adels liegt, sagt der Autor; wogegen das industrielle Element seinen Standesvorzügen keinen Abbruch zu thun scheint. Rom zählt einige vierzig fürstliche Geschlechter vom ältesten Ursprung, wie die Frangipani, Mattineo, welche von den Fabiern, Sta.-Croce, die von V. Publicola abstammen: aber fast keins derselben verschmäht die Vermischung mit den modernsten fremden Elementen, besonders den blonden Engländerinnen, wenn sie reich sind. So kommt es, daß reiche Ausländer nicht selten eine Hauptrolle in der römischen Gesellschaft spielen, was der Verfasser an dem Beispiel der Baronin Kinsky, geborene Hähnel und

vormalige Geliebte des Fürsten Hardenberg, deren schöne Pflegetochter Giovanna sich jüngst vom Grafen Moroni entführen ließ, des Nähern nachweist. Durch diese Frau wird, wie er uns berichtet, der Jesuitismus in Deutschland (Preußen und Mecklenburg) ganz besonders vertreten. Der Verfasser schließt diesen Abschnitt mit dem Nachweis, welchen tiefen Sturz Pius IX. seit 1848 gethan und in welchen Täuschungen man sich dort in Betreff der neuen Entwickelungen in Preußen bewegt, indem man aus ihnen für den Katholicismus die größten Hoffnungen schöpft! Nun, dazu gehört allerdings ein starkes Maß von Illusion, obwol wir zweifeln, daß der Verfasser recht gesehen hat.

Im zweiten Abschnitt herrscht das kirchliche Element vor: der Verfasser besucht St.-Peter und Paul und bewegt sich hier vor Porta S.-Paolo auf der segenreichen Märtyrerstraße der Heiligen. Die Stelle, wo die Apostel voneinander Abschied nahmen, die Kapelle, Paulus' Grab, die alte herrliche Basilika, die Abtei Tre Fontane, wo aus dem Aufschlagen des heiligen Hauptes die drei Quellen entsprangen, nebst dem im Alterthum heiligen Almo und der Egeriagrotte, und dann wieder die Schädelstätte der 10000 Märtyrer mit den folgenden Kirchen, regen seine Phantasie diesmal zu einer langen und bei ihm ungewohnten warmen Schilderung an. Von dem Prachtbau S.-Paolo sagt er:

> Die Kraft, Kirchen zu bauen, war eine bestimmten Zeiten vorbehaltene, innerliche und schöpferische, die der heutigen Epoche verloren gegangen und durch künstliche Nachbildungen von peinlichem Eindruck nicht zu ersetzen ist. Die Architektur bedarf der schaffenden Begeisterung so gut wie das Drama: die Skepsis baut Paläste, Salons, Börsen, aber keine Kirchen, und die Kirchen, welche sie baut, nehmen stets von jenen etwas in sich auf.

Der alte Circus des Maxentius verdankt seine Auferstehung dem Bandhändler Torlonia, der, zum Herzog von Bracciano erhoben, für die Verherrlichung Roms etwas thun zu müssen glaubte. Das Kapitel, in dem Numa Pompilius und die Apostel, nebst den Thieren des Circus etwas regellos und verwirrend durcheinander irren, schließt mit dem Domine, quo vadis? des Petrus auf der Flucht aus dem Mamertinischen Kerker.

Einen bessern Eindruck hinterläßt der logischere und geordnetere Abschnitt: „Pius IX. und die Revolution." Der leitende Gedanke ist, daß Pius, ohne allen innern Zusammenhang, ja ohne alles Wissen von der Revolution, durch sein gutes und für Leiden anempfindendes Herz zu dem Haupte der Revolution von 1848 wurde. Gioberti's Idee, der Wahn einer neuen Glorie, die Versöhnung aller Italiener, etwas von dem Gedanken eines „Rè-Sacerdote", der laute Jubel der Massen: alles dies verwirrte den unstaatsmännischen Ferretti, der sich selbst immer nur einen armen Priester nannte, aufs äußerste; er sah sich plötzlich als Haupt des Carbonarismus vergöttert, hörte wohlgefällig auf die Stimmen, welche in Rom „Amnestie und Eisenbahn" durcheinander schrien und segnete die Volksfeste ein, die Mazzini für ein ganz besonders wirksames Revolutionsmittel erklärt hatte. So wurden, nachdem alle Ideen zu Grunde gegangen, Sterbini und Ciceruacchio zu Rathgebern Sr. Heiligkeit, und als Ventura und Azeglio zu vermitteln begannen, schrien die Volksmassen vor dem Quirinal schon: „Mastai! Du stehst still! Habe Muth, Heiliger Vater!" Die Volksclubs herrschten nun ungehemmt, der Papst fing an, seinen tiefen Fall zu fühlen, der Krieg im Norden war ausgebrochen, Gedanken der Flucht bewegten ihn. „Keine Qual, die ein Souverän in der Mitte seiner aufständischen Bevölkerung erleiden kann, wurde ihm erspart; er leerte den Kelch bis zur Neige, denn auch das Palliativ der verzweifelten Souveränetät, alle Augenblicke dem heulenden Volk ein neues Ministerium «in den Rachen zu werfen», blieb erfolglos." Auf Mamiani folgte Rossi, und als dieser getödtet, war Pius nur noch ein „Gefangener", von dem niemand mehr sprach. In einer dunkeln Novembernacht, von den Grafen Harcourt und Spaur unterstützt, entflieht der entzauberte Mann nach Gaëta. Die Waffen Frankreichs erdrückten die römische Republik (?) und Pius kehrte, völlig verwandelt, in sein Quirinal zurück, um von nun an für einen Reactionär zu gelten.

Dem dritten Abschnitt, welcher aus dieser seltsamen Zeit manchen neuen Zug und manches die Vorgänge erhellende Streiflicht liefert, folgt im vierten Abschnitt eine Gegenüberstellung des französischen und des österreichischen Einflusses in Rom. Das französische Wesen, das sich dem italienischen Leben stets „mit etwas ätzenden Strichen einprägt", ist in Rom, dem Verfasser zufolge, noch immer unbeliebt; die französische Rasse, sagt er, verdirbt in Italien: die militärische Disciplin, die sie zu Hause festhält, geht hier verloren, Klima und Genüsse entsittlichen sie und machen sie zu Völlerei, Skandal und Prostitutionen geneigt und das Demi-monde-Wesen greift, zum Aerger der Römer, auch in Rom um sich. Die französische Occupation ist daher im ganzen genommen, verhaßt, obwol Pius IX. sie als ein nothwendiges Uebel betrachtet und General Goyon, klug und geschickt, alles thut, um die Römer zu beruhigen. Die Sympathien der Regierung sind und bleiben Oesterreich erhalten und brechen oft genug unwillkürlich hervor. Mit der Herstellung einer päpstlichen Streitmacht geht es trotz aller Mühen der Franzosen doch nicht, solange, sagt der Autor, jeder schäbige Landgeistliche mit seinem Regenschirm unterm Arm, für einen viel höher stehenden Mann im Staate gilt, als jeder Offizier, und solange selbst der Bauer es für entwürdigend hält, die Uniform zu tragen. In einem Lande, wo alle Macht und alle Ehre von der Kirche ausgeht, kann es keine Generale geben, und in der That hat die 16000 Mann starke päpstliche Armee auch nur Obersten. Der Verfasser schließt diesen Abschnitt mit den Worten:

> Die Freiheitsidee scheint in der That für die modernen Völker das zu bedeuten, was die Schicksalsidee für die Völker des Alterthums war. Auch sie verwirrt, wie das alte Schicksal, ihre Kämpfer auf die unheilvollste Weise, sodaß sie im Gedränge des Kampfes nicht selten ihre Feinde mit ihren Freunden verwechseln. Die Hülfe Napoleon's III., der die Sünde wider den heiligen Geist der Freiheit als Brandmal auf der Stirn trägt, wäre diesmal der unmittelbare Untergang Italiens!

Mit diesen schwer wiegenden Worten, deren letzte Ausdeutung uns noch bevorsteht, wollen wir den Verfasser für jetzt entlassen, überzeugt, daß er nicht lange säumen wird, diese unterhaltenden Mittheilungen in Nachträgen fortzusetzen, zu welchen der beendete norditalienische Kampf so eindringlich auffordert. Wir wollen ihm hierbei mit der Bemerkung behülflich sein, daß, nachdem er uns „Piemont und Rom" aus seinem Standpunkte beleuchtet hat, er uns die Erklärung der Dinge in Florenz und Mittelitalien eigentlich noch schuldig ist.

Wilhelm von Lüdemann.

Jakob Grimm gegen die Schiller-Stiftung.

Es thut uns weh, in Jakob Grimm's (später noch näher zu besprechenden) akademischen Festrede auf Schiller, die über die tiefe Bedeutung der Poesie für das Leben der Nationen und der Menschheit, über die Lyrik Goethe's im Vergleich zu derjenigen Schiller's, über den Hohn, der in dem von vor dem Namen Schiller liegt, über das sprachliche Element bei beiden Dichtern u. s. w. so viel Schönes und Eigenartiges enthält, folgenden Ausfall gegen die Schiller-Stiftung lesen zu müssen: „Man hat eine Schiller-Stiftung erdacht und schon durch ganz Deutschland verbreitet, der Gedanke ist matt und unbestimmt oder unbeholfen. Wozu auf diesen glänzenden Namen gegründet eine Armenanstalt für mittelmäßige Schriftsteller, für Dichterlinge, denen von aller Poesie abzurathen besser wäre als sie noch aufzumuntern? Wol Mühe haben sollen die Verwaltungsräthe öffentlich Rechnung ablegend zu rechtfertigen, wer ihrer Wohlthaten nach Verdienst theilhaftig geworden sei. Aufkeimende wirkliche Talente sind deren meistentheils unbedürftig und jede reiche Begabung macht heutzutage, wie ihr Ruf wächst, sich selber Luft." Grimm warnt vor dem „allverschlingenden, immer hungrigen Armenseckel", räth die zugeflossenen Mittel auf die Errichtung von Schiller-Statuen zu verwenden und schließt dann seinen Ausfall mit den Worten: „Wahrer Dürftigkeit beizuspringen an rechter Stelle und zu guter Stunde stehen immer (?) fühlende Herzen bereit."

Wir bedauern diesen Ausfall, weil er, aus solchem Munde und an solcher Stätte gehört, nur dazu dienen kann, den halb schon verstummten Gegnern und Verächtern der Stiftung einen neuen Halt zu gewähren, und wir bedauern ihn um so mehr, da er, wir gestehen es, durch seine Gewöhnlichkeit gegen den übrigen Inhalt der Rede nur allzu sehr absticht und besser in einem Journal als in einer Festrede so feierlichen Charakters am Platze gewesen wäre. Derselben Motivirung sind wir auch in der That schon früher in diesem oder jenem der Idee der Schiller-Stiftung nicht günstig gestimmten Journal begegnet. Die Wohlthaten der Schiller-Stiftung sollen ja eben nicht der Mittelmäßigkeit, sondern dem wirklichen Talent zugute kommen, oder man müßte denn der Ansicht sein, daß sich überhaupt das poetische Vermögen unserer Nation mit Goethe und Schiller erschöpft und für ewige Zeiten bankrott gemacht habe, was ja dem geistigen Bankrott der Nation überhaupt gleichkommen würde. Die Schiller-Stiftung soll ferner dazu dienen, wirklich verdienten Schriftstellern in außerordentlichen Nothfällen, in länger dauernden Krankheiten, im höhern Alter u. s. w. oder ihren hülfsbedürftig hinterlassenen Witwen und Waisen rettend beizuspringen; es soll z. B. nicht mehr dem bloßen keineswegs immer eintretenden Zufall überlassen sein, ob sich ein Wohlthäter findet, der einen erkrankten verdienten Schriftsteller vielleicht ein paar Tage vor seinem Tode auf seine Kosten ins Hospital schaffen läßt; der Fonds der Schiller-Stiftung soll die Mittel dazu hergeben, um verdiente Dichter und Schriftsteller vor diesem Aeußersten zu schützen und in Stand zu setzen, durch eine ärztliche Cur, eine Bade- oder Erholungsreise, wie überhaupt durch möglich gemachte Schonung des Geistes und Körpers ihren schwankenden Gesundheitszustand wiederherzustellen. Mancher unserer großen Buchhändler und — der Himmel weiß es am besten, wie nothwendig gerade in dem schriftstellerreichen Deutschland eine solche Stiftung war.

Und warum muß man gerade in Deutschland, in dessen literarischen Jahrbüchern so viele traurige Beispiele von Schriftstellerelend verzeichnet sind, immer wieder diese kühlen Einwürfe hören, da in England selbst Staatsmänner wie Palmerston sich öffentlich in den wärmsten Ausdrücken für die Nothwendigkeit und Nützlichkeit solcher Stiftungen ausgesprochen und ihnen in jeder Weise ihren Beistand gewährt haben! Mit Recht war auf Veranlassung der Grimm'schen Rede im „Magazin für die Literatur des Auslands" bemerkt: „Es ist dies wieder einmal ein Beweis, wie wenig die deutschen Gelehrten mit dem praktischen Leben bekannt sind. In Frankreich und England haben die größten Gelehrten sich beeilt, ihre Theilnahme zuzusichern, als es sich darum handelte, ähnliche literarische Unterstützungsfonds zu begründen." Läßt doch schon Aristophanes in den „Vögeln" den Peisthetäros sagen: . . . . . „Einem Dichter muß man helfen, Freund!" und wie alt die Klagen in Deutschland über diese Nachtseite des Schriftstellerlebens sind, dafür fand ich in einem mir soeben in die Hand gerathenen satirischen Buche des vorigen Jahrhunderts: „Hans Kiekindiewelt's Reisen" (zweite Auflage, Leipzig und Gera 1794) einen Beweis. Der Verfasser unterhält sich in einem Kapitel „Schriftstellerlos" mit einem Magister und sagt: „Wundern muß ich mich allerdings, daß unsere Nation Männer, deren Verdienste allgemein anerkannt sind, nicht besser zu belohnen scheint"; worauf der Magister antwortet: „Erlauben Sie mir Ihnen zu sagen, daß verschiedene kleine Natiönchen in Deutschland in dem Sinne, wie Sie das Wort Nation nehmen, mit diesem Ausdruck gar nicht zusammenbezeichnet werden können, denn wir haben keinen Nationalgeist."

Freuen wir uns vielmehr, daß die Deutschen, trotz ihres kritteligen und eigensinnigen Coteriegeistes, wenigstens angefangen haben, durch einen Act öffentlicher und organisirter Wohlthätigkeit, der ihnen vor dem Auslande und der Nachwelt sicherlich nur zur Ehre gereichen kann und jetzt auch bereits bei den Russen, unter besonderer Mitbetheiligung des Generalmajors Kawalewski, Nachahmung gefunden hat, einem längst empfundenen und schmerzlich beklagten Uebelstand abzuhelfen! Selbst wenn die Schiller-Stiftung nicht leisten sollte, was man sich von ihr verspricht, so ist doch die Wohlthätigkeit, und namentlich auch die öffentliche, an sich eine des höchsten Preises und der unbedingtesten Anerkennung würdige nationale Tugend. Es reicht nicht hin, seitens des Publikums immer nur zu verlangen, daß seine Dichter stets im ethischen Sinne dichten und nur Würdiges besingen sollen; das Publikum selbst muß dafür sorgen, daß die Atmosphäre der Zeit mit ethischem Stoff gefüllt werde, und wodurch könnte dies besser geschehen, als durch den Cultus humaner Zwecke und die öffentliche Ausübung preiswürdiger Tugenden? Man darf sich nur dazu Glück wünschen, wenn sich das deutsche Publikum einmal dazu hinreißen läßt, auf dem Altar der Gemeinnützigkeit wirkliche klingende Opferpfennige statt der bloßen Strohblumenkränze von hochklingenden Phrasen niederzulegen. Je mehr man in Deutschland dazu geneigt ist, nach einem Augenblick flüchtigen Rausches gerade mäkelnden und zur Trennung mahnenden Stimmen Gehör zu geben, um so mehr sollten sich Männer von Autorität bedenken, durch vielleicht nicht genügend durchdachte und abgewogene Worte Zweifel an der Nützlichkeit eines in seiner Tendenz doch sicherlich löblichen und guten Werks hervorzurufen. Neuere Vorgänge in nächster Nähe haben bewiesen, daß zu Trennungen, Scheidungen und Erschwerungen in dieser Angelegenheit leider genug Stoff vorhanden ist — alles zur größern Ehre Schiller's. Das ist der alte böse Feind der Uneinigkeit, der in Deutschland umgeht und zusieht, wo er ein Plätzchen findet, um sein Unkraut unter den Weizen zu säen.

Es ist gerade hier vielleicht der passendste Ort, auf einen Aufruf „An die deutschen Schriftsteller" hinzuweisen, welchen die

in Dresden erscheinenden „Deutschen Sonntagsblätter", ein von Karl Weller redigirtes empfehlenswerthes Volksblatt höhern Stils, in Nr. 22 enthielt und den abzudrucken alle Redactionen angelegentlichst ersucht sind. Wir haben noch nicht wahrgenommen, daß diesem Wunsche von den Redactionen sehr bereitwillig entsprochen worden sei, und auch wir müssen es uns versagen, den Aufruf in seinem ganzem Umfange mitzutheilen, weil wir Ursache haben, mit dem Raum unserer Blätter zu geizen. Karl Weller bemerkt über die Nachtseiten der schriftstellerischen Thätigkeit:

„Es ist leider eine alte und allbekannte Thatsache, daß geistiges Schaffen und Tagelöhnerarbeit in Bezug auf ihren beiderseitigen materiellen Ertrag so ziemlich auf einer Stufe stehen und diese Stufe ist eine sehr niedrige auf der Stufenleiter irdischen Glückes. Im übrigen ist die Handarbeit entschieden im Vortheil: denn körperliche Thätigkeit erhält gesund und kräftig, während eine beständige einseitige Anspannung des Geistes den Körper schwächt; jene bietet eine wohlthätige Zerstreuung, wenn die Seele von Sorgen und Kummer bedrückt ist, während geistig schaffen zu müssen in solchen Zuständen zur Qual wird" u. s. w. Er fährt dann fort: „Ein Schriftsteller, der als solcher ohne andere Mittel und allein von seinen geistigen Productionen leben wollte, müßte jährlich mindestens 100 Druckbogen auf den literarischen Markt bringen und dabei das besondere Glück haben, für alles jederzeit gleich einen anständig zahlenden Verleger zu finden, wenn es ihm gelingen sollte, sich und die Seinen von dem Ertrage seiner Feder durchzuschleppen. Um aber 100 Bogen jährlich drucken lassen zu können, dazu ist wenigstens das Doppelte und Dreifache zu schreiben erforderlich, wenn die Arbeit eine einigermaßen sorgfältig ausgeführte sein soll. Wie viele aber mag es geben, die im Stande wären, in so colossalem Maße geistig zu schaffen, und wie lange vermöchte menschliche Kraft eine derartige Anstrengung auszuhalten? Von all diesen Verhältnissen gibt es nur wenige glückliche und bevorzugte Ausnahmen, bevorzugt oft nicht durch Verdienst, sondern durch einen glücklichen Speculationsgeist und weltkluges Erfassen von Zeit und Mode. Die einzige erträgliche, aber darum nicht beneidenswerthe Stellung haben die Beamten der Literatur, Redacteure und Journalisten, die jedoch zumeist dafür auf eigenes und selbständiges geistiges Schaffen verzichten müssen. Aber ganz abgesehen von der unglücklichen Proletarierexistenz eines Schriftstellers von Fach, so wird auch denen, die veranlaßt durch Neigung und Befähigung neben einem sonstigen Beruf und Erwerb schriftstellerischer Thätigkeit obliegen, die einen guten Theil ihrer Erholungsstunden mit geistiger Arbeit zubringen und dabei den sehr natürlichen Wunsch hegen, mit dem Ertrage dieser geopferten Zeit sich ein reichlicheres Auskommen zu schaffen, sehr wenig Ermuthigung und Anregung zu Theil, und mag es nicht selten vorkommen, daß der Lohn der Arbeit halbdurchwachter langer Winternächte kaum hinreicht, den Bedarf für Licht und Heizung, die dabei verbraucht worden, zu decken. Daß unter solchen Umständen die Literatur selbst leiden muß, daß an einen frischen Aufschwung nicht zu denken ist, solange die schaffenden Geister außer dem allgemeinen Misere noch durch ihr eigenes niedergedrückt und an jedem freien, freudigen Schaffen gehemmt sind, ist wol klar. Wie viel strebende Kräfte sind diesem Drucke nicht erlegen, wie viel schöne Talente nicht zersplittert, in Nichtigkeiten vergeudet und im Frondienste gewöhnlicher Speculation herabgewürdigt worden!"

Karl Weller ist nun der Ansicht, daß sich die Arbeiter des Geistes nicht mit der ihnen durch die Schiller-Stiftung gebotenen Aussicht auf Unterstützung beruhigen, sondern sich ermannen und danach streben sollen, „durch gemeinsames Handeln, durch Vereinigung ihrer Kräfte, ihres Talents und ihrer Thätigkeit das zu erreichen, was der einzelne für sich allein durchzusetzen nicht vermag"; es sei Zeit, daß der Schriftsteller aufhöre, zum Proletariat zu zählen („traurig freilich", fügt er hinzu, „daß es überhaupt ein Proletariat gibt"), Zeit, daß geistige Arbeit sich höher lohne als die Arbeit eines Tagelöhners. Er beantragt nun die gemeinsame Herausgabe eines Werks, das ein Volksbuch oder eine Volksbibliothek zu bilden bestimmt und vorläufig auf einen Zeitraum von fünf Jahren und einen Umfang von ebenso viel Bänden berechnet ist. Weller rechnet nach, daß bei einer Auflage von 10—12000 Exemplaren den Mitarbeitern ein Honorar zu Gunsten kommen würde, dem höchsten gleich, das den namhaftesten Schriftstellern bei uns erreichbar sei, daß aber bei 35000 Exemplaren der Honorarsatz pro Bogen bereits die Summe von 100 Thalern übersteigen würde. Das ist sehr schön, und es ist etwa derselbe Plan, welchen, nur in ausgedehnterer Weise, Friedrich List mit der von ihm projectirten Nationalverlagshandlung hatte, ein Project, über das er sich noch wenige Monate vor seiner letzten erfolglosen Reise nach London gegen mich mit großer Lebhaftigkeit aussprach. Aber das von Weller vorgeschlagene Unternehmen würde doch immer nur einer verhältnißmäßig sehr geringen Zahl von Schriftstellern zugute kommen und auch diesen im besten Falle nur eine Zubuße, nicht die Mittel zu ihrer Existenz gewähren; denn in einem Jahrbuch lassen sich eben nicht viel Arbeiten unterbringen, und je mehr Schriftsteller man dabei berücksichtigen will, desto geringer an Umfang müßten die Arbeiten, desto geringer also auch für den einzelnen der Ertrag sein. Im übrigen wollen wir dem Weller'schen Unternehmen hiermit nicht entgegentreten; wir wollen vielmehr angelegentlich zu seiner Inbetrachtziehung und Unterstützung auffordern. Was die Details des Unternehmens betrifft — für das Weller in jeder Beziehung zum zehnten Theil einzustehen verheißt —, so müssen wir diejenigen, die sich darüber unterrichten wollen, auf den Aufruf in Nr. 22 des genannten Blattes selbst verweisen.

An Vorschlägen fehlt es überhaupt nicht. Ein preußischer Gymnasialdirector z. B. schreibt uns: „Es freut mich, in Ihnen einen Freund der Schiller-Stiftung oder der Schriftverfasserzuflucht erkannt zu haben. Die Stiftung berührt zwar nicht mein persönliches Interesse, aber als eine bedeutungsvolle Erscheinung des Lebens im Staate schätze ich sie sehr hoch. Sie könnte sich rasch heben, wenn jeder der 40000 gegenwärtig in Deutschland lebenden Schriftverfasser jährlich einen kleinen Aufsatz lieferte, der von den Verlegern der Zeitungen u. s. w. etwa mit einem Thaler bezahlt würde. Auf diesem Wege entstände eine Unterhaltsversicherungsbank mit reichen Mitteln so, daß die Theilnehmer sich gegen Noth im Falle der Arbeitsunfähigkeit geschützt sähen." Dem Schreiber der obigen Zeilen scheinen die überraschend großen, der deutschen Nation Ehre machenden Erfolge, welche die Schiller-Stiftung inzwischen gehabt hat und die ihr noch namentlich infolge der Serre'schen Nationallotterie in Aussicht stehen, nicht bekannt gewesen zu sein. Aufrichtigen Dank müssen wir ihm aber sagen für die Anerkennung, welche er der Stiftung als „einer bedeutungsvollen Erscheinung des Lebens im Staate" zollt. Ist seine Annahme von 40000 gegenwärtig in Deutschland lebenden Schriftstellern richtig, so sollten unsere Nationalökonomen, möchte man meinen, vor dieser Masse als einem wesentlichen Factor des Nationalwohlstandes doch einigen Respect bekommen, während sie bisher gewohnt waren, die schriftstellerische Arbeit gar nicht in Anschlag zu bringen oder gar dem Stand der Schriftverfasser unter dem Proletariat seine Stelle anzuweisen. Wie viele Tausende, doppelt, vielleicht dreifach und zehnfach so viele andere leben wieder von der geistigen Arbeit dieser 40000! und welche selbst materielle Macht könnten diese 40000 bilden, wenn sie sich dieser Macht mehr bewußt und — einiger wären!

Doch kehren wir zum Schluß noch einmal zu Jakob Grimm zurück. Die „Europa" wies darauf hin, daß die göttinger Sieben, zu denen ja Grimm gehörte, „bei dem Mangel an bestehenden Nationalmitteln mit knapper Noth durch eilfertige Sammlungen unterstützt werden mußten". Jedenfalls ist durch diese Hinweisung schlagend genug dargethan, wie ersprießlich, ja wie nothwendig es ist, einen Nationalfonds in Bereitschaft zu haben. Wenn sieben berühmte Gelehrte wegen einer Nationalangelegenheit um so zu sagen mitsammen auf den Schub gesetzt werden, so ist der Fall freilich so schlagend, daß sich dann wol allerdings

die Hände rühren; aber man nehme an, daß ein talentvoller Dichter und Schriftsteller, wie dies ja in Deutschland wol geschehen kann, infolge einer Polizeimaßregel, vielleicht eines bloßen Formfehlers wegen irgendwo ausgewiesen wird und für den Augenblick um sein Brot kommt — würde in einem solchen Falle Aussicht auf eine Nationalsubscription sein? In Deutschland, und ich glaube auch nur in Deutschland, sind die Fälle gar nicht selten, daß Schriftsteller, welche jahrelang das Zeitungsorgan einer Partei verwaltet, dieser Partei treu gedient, ja aus reinem Interesse an der Sache derselben vielleicht eine frühere gesicherte Existenz geopfert hatten, bei dem plötzlichen Eingehen des Organs von heute zu morgen außer Brot gesetzt wurden, ohne daß sich nur irgendwer um ihr weiteres Schicksal kümmerte. Man spielt wol gar den Entrüsteten über die in einem solchen Falle erhobenen Ansprüche und erwidert gemüthlich achselzuckend: Lieber! es ist kein Contract da; mithin hat die Partei keinerlei Verpflichtung gegen dich. In solchen Fällen kann die Schiller-Stiftung, insofern sie überhaupt im Laufe der Jahre ihre Hülfsbereitschaft auch über Journalisten und Publicisten erstrecken, um so zu sagen ihr Licht über Gerechte und Ungerechte leuchten lassen sollte, nicht blos materielle Hülfe gewähren, sondern auch dadurch, daß sie dies thut, gewissermaßen moralisch und schiedsrichterlich einschreiten. Dabei halten wir es ganz in der Ordnung, daß man fürs erste wenn auch nicht ausschließlich, doch vorzugsweise die Dichter berücksichtigt, denn nirgends kommt so oft der Fall vor als vielleicht gerade bei dichterischen Productionen, daß das Honorar dafür ursprünglich ein verhältnißmäßig sehr kleines war, während von den spätern Auflagen dem Dichter nichts mehr zugute kommt, weil er inzwischen zufällig verstorben ist. Nirgends hat sich auch nur eine Stimme gegen die Perseverantia erhoben; man hat dieselbe vielmehr als ein sehr nützliches und nothwendiges Institut betrachtet: warum will man nun alten und arbeitsunfähig gewordenen dramatischen Dichtern, den eigentlich geistigen Urhebern aller Bühnenkunst, nicht die Vortheile gönnen, die man doch invaliden Schauspielern zuzuwenden für Pflicht hält? J. von Plötz und Meddlhammer (Albini) waren zwar keine großen Bühnendichter, wenn man aber weiß, was einige ihrer Stücke den Bühnen eingetragen haben und zum Theil noch eintragen, und dann erfährt, daß sie ihre letzten Tage unter den schmerzlichsten Entbehrungen zubrachten, während Schauspieler und Schauspielerinnen auf ihre und anderer Kosten in Hülle und Fülle lebten, so macht dieser Gegensatz doch sicherlich einen schneidenden und peinlichen Eindruck. Gegen die oft übermäßig hohen Besoldungen, welche die sogenannten „Priester und Priesterinnen der Kunst", die Geld und nur Geld machenden renommirten Schauspieler und Schauspielerinnen beziehen, erscheinen die Tantièmen und die Honorare, welche der dramatische Dichter bezieht, doch immer im besten Falle nur unverhältnißmäßig gering. Daher auch die Insolenz, womit jene so häufig den Dichtern (oder gar den Theaterkritikern!) gegenüber auftreten. Wer wollte sich auch verhehlen, daß heutzutage Geist und Talent weniger nach ihrem innern Werth geschätzt werden als nach dem Ertrage, den sie ihren Besitzern abwerfen. Daher sehen wir so häufig selbst an der Spitze solcher Vereine, die sich angeblich den Cultus literarischer Interessen zur Aufgabe gemacht haben, nur Männer von Vermögen, Gewicht und finanziellem Embonpoint, nicht Männer von literarischem Verdienst, oder von letztern nur solche, die, um mit einer vulgären Redensart zu sprechen, etwas „einzubrocken" haben. Daher hatte auch der kluge Schiller, den man in gewisser Hinsicht sogar schlau nennen könnte, sehr recht, wenn er der Ansicht war, daß es für einen Dichter, der in der bürgerlichen Welt etwas gelten wolle, nicht hinreiche, literarischen Ruhm zu besitzen, er müsse auch einen „ökonomischen Ruhm" zu erreichen trachten. Und das schrieb er im Jahre 1785, wo die Welt noch bei weitem anspruchsloser war; jetzt aber schreiben wir 1860.

Es gewährt uns sicherlich kein Vergnügen, aber wir halten es für unsere Pflicht, uns immer wieder über dieses Thema auszusprechen, solange es noch Leute gibt, welche es nicht müde werden, die Schiller-Stiftung und überhaupt die organisirte Wohlthätigkeit für unterstützungswürdige Schriftsteller mit oft gehörten Vorwürfen anzugreifen, obschon sich doch der Nationalwille für diese Stiftung ausgesprochen hat. Warte man doch nur für jetzt, um den ewigen Auseinandersetzungen endlich ein Ende zu machen, ruhig ab, was sie leisten wird; leistet sie nicht, was man sich von ihr verspricht, läßt sich die Verwaltung strafwürdige Misgriffe zu Schulden kommen, so wird es später schon Zeit sein, seine Stimme dagegen zu erheben.

H. M.

Zur Romanliteratur.

Werner Thormann. Ein Roman von Ludwig Rosen. Drei Bände. Breslau, E. Trewendt. 1859. 8. 4 Thlr.

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben" — die Mahnung Goethe's befolgen unsere neuen Romanschriftsteller, indem sie uns Lebensbilder frisch aus dem politischen und socialen Leben der Gegenwart heraus vorführen. Auch Ludwig Rosen, der sich bereits als Verfasser des „Buchenhof" bekannt gemacht hat, gibt uns in seinem „Werner Thormann" einen Zeitroman, dessen Held ein deutscher Burschenschafter ist, welcher durch seine edelmüthige Aufopferung für einen Freund in abenteuerliche Lebensverhältnisse geräth. Wir werden zunächst in das süddeutsche Leben eingeführt, das in jugendlich frischen Bildern vor uns tritt. Es ist dieser akademische Hauch, wenn wir es so nennen dürfen, welcher den ganzen Roman durchweht und der ihm jenen Charakter des deutschen Burschenlebens gibt, den er bei aller Weltweite, zu der sich seine Verhältnisse später ausspinnen, nicht verliert: der Charakter tüchtiger Gesinnung und aufopfernden Muthes. Dadurch gewinnt auch der Roman deutsch-nationale Eigenthümlichkeit, welche sich von den photographischen Lebensbildern der französischen und englischen Romane unterscheidet. Aus den studentischen Kreisen, die mit Frische, oft mit Derbheit geschildert sind, tritt der Held in die Idylle eines Pfarrhauslebens in seinem Heimatsdorf. Aus der Gefängnißhaft, die über ihn verhängt wurde, weil er eine Beleidigung, die sein Freund Falkenberg sich gegen einen Gensdarmen zu Schulden kommen ließ, auf sich genommen, haben ihn seine Commilitonen befreit; aber seine Carrière ist unterbrochen, und auch im Versteck bei seiner Mutter, der Witwe des vorigen Dorfpfarrers, ruht die Acht auf ihm. Der trefflich geschilderte Pfarrer Kuiesius verräth seinen Aufenthalt an die akademischen Behörden. Werner muß fliehen und kehrt auf seiner Wanderschaft in einem Forsthause ein, wo ihm in Clara eine anmuthige weibliche Erscheinung entgegentritt. Die deutsche Idylle findet einmal in den Pfarr- und Forsthäusern ihre Lieblingsstätte und kehrt immer wieder zu ihnen zurück. In der That liegt ein anscheinend unerschöpflicher Reiz in der naiven Mischehe von Bildung und Natur, welche gerade hier heimisch ist. Das Pfarrhaus, der geistige Mittelpunkt des Dorfs, ist mitten in die werkthätige und werkeltägliche Tüchtigkeit der Ackerbauer hineingebaut; der gesunde Hauch der frischgepflügten Furche dringt bis in seine Räume, welche doch auch wieder die Bildung schmückt. Darum die Vorliebe unserer Idylliker von Voß, Jean Paul bis in die neueste Zeit für diese stillen Pfarrwohnungen! Und gar ein Forsthaus, so mitten im grünen Wald, mit seinen Gärtchen und Bienenstöcken unter den hohen Eichen, Buchen und Tannen; es ist, als ob all die Lebensluft, welche der Sonnenschein aus dieser Pflanzenwelt entbindet, Geist und Gemüth kräftige und gesunde naturfrische Charaktere schaffe.

Wir können unsern Helden auf seinem weitern Lebenswege nicht in die Einzelheiten seiner Erlebnisse folgen. Wir erwähnen nur noch, daß er in der Familie des von ihm geretteten Freundes Theodor, bei dessen Vater, dem Justizrath, nicht die gehoffte Aufnahme findet, wenngleich dieser schlaue, aber in unlautere Geschäfte verwickelte Jurist ihm eine Hauslehrerstelle auf dem Nachbargute des Grafen von Hohenfels

auswirkt. Das aristokratische Leben auf dem Schlosse ist in treffenden Genrebildern ausgemalt — ebenso die Standestragödie, welche hier früher gespielt und dem Gemüth des Grafen düstere Verschlossenheit angekränkelt hat. Werner Thormann verliebt sich in die stolze Grafentochter Rosalinde; der Vater überrascht beide bei einem Rendezvous und der kecke Hauslehrer wird aus dem Schlosse verwiesen. Nach einer feindlichen Begegnung mit seinem Freunde Falkenberg, welcher Werner's Aufenthalt bei der Polizei denuncirte, verläßt unser Held Europa und wir treffen ihn als Fremdenlegionär in Algerien wieder. Es werden uns hier mancherlei kriegerische und friedliche Genrebilder aus dieser Welt vorgeführt, in welcher Frankreich seine „civilisatorische Mission" erfüllt: Bilder, die recht anschaulich und lebenswarm ausgeführt, durch den Pinsel eines Horace Vernet inspirirt erscheinen. Der Aufenthalt bei dem Scheikh in der Wüste, die Rückkehr nach Europa, die Betheiligung des Helden an der Freiheitsbewegung, sein Abfall von den Männern der Revolution, seine Begegnung mit dem Förster und Clara in den bedrohlichsten Augenblicken: das ist alles in anziehender Weise erzählt, und besonders die Katastrophe, welche alle Hauptgestalten zusammenführt, mit vielem Geschick entworfen. Die Ehe Werner's und Clara's schließt in harmonischer Weise seinen unruhigen Bildungsgang ab.

Der Roman gehört zu den in Deutschland beliebten Bildungs- und Entwickelungsromanen, wie z. B. „Titan", „Wilhelm Meister", „Die Epigonen", in denen der Held gleich einem Odysseus, nach mancherlei Irrfahrten und Abenteuern bei Livien und Sirenen, seine wahre Heimat findet. Das Ideal dieser Romane ist die harmonische Bildung des ganzen Menschen, welche erst erreicht wird, nachdem mancherlei Dissonanzen überwunden sind. Werner Thormann irrt sich in seiner Freundschaft, wie in seiner Liebe und seinem politischen Treiben — nur der Irrthum ist das Leben, auch der Romanhelden, denn wenn sie weise geworden sind und sich verheirathen und eine feste bürgerliche Stellung gewinnen, dann hört der Roman auf. So war es bei Goethe und so ist es bei Ludwig Rosen. Das erzählende Talent unsers Verfassers prägt sich in dem ruhigen Gleichmaß der ganzen Darstellung aus, die wol hin und wieder etwas breit, auch in den Motiven nicht ganz correct, doch aber im ganzen fesselnd und spannend ist. Die beiden eingelegten Novellen: „Alte und junge Liebe" und „Die vornehme Braut", können unsere Ansicht über Rosen's Darstellungstalent in ihrer klaren und von einem Grundgedanken getragenen Fassung nur bestätigen.

Rudolf Gottschall.

Notizen.

Ein Flugblatt für Goethe.

Moritz Müller, kein Schriftsteller und Gelehrter von Profession, sondern ein in unabhängigen Verhältnissen lebender literaturfreundlicher Privatmann, der sich schon durch eine ganze Reihe origineller Broschüren bekannt gemacht hat, ließ Mitte November bei A. Bielefeld in Karlsruhe ein Flugblatt unter dem Titel „Ein Goethe-Gedenkblättchen, dem Volke gewidmet" erscheinen, worin er nachzuweisen sucht, daß, soweit seine Erfahrung reiche, es gewiß sei, „daß unser großer Goethe im Volke nicht so gewürdigt wird, als wie er es sein sollte". Er sagt dann weiter: „Wenn Goethe mit seinen Dichtungen die Herzen seines Volks noch nicht so wie Schiller gewonnen hat, so liegt dies nur in der Unkenntniß des Volks. Die Dichtungen Goethe's beurkunden einen ebenso unendlich reinen Schatz eines tief und edel empfindenden Gemüths in noch vollendeterer Form als diejenigen Schiller's. Wer Goethe kennt, bewundert ihn nicht allein, nein, er liebt ihn auch, er wird von ihm begeistert." Und ferner: „Wem bei Goethe's Namen sich nicht auch eine Welt von Vorstellungen, Sinn für alles Große und Schöne, göttliche Ideen und praktische Lebensansichten aufthun, der ist auch Schiller's nicht recht würdig. Dies ist meine einfache, schlichte Meinung dem Volke gegenüber. Meine Herzensneigung gegen Goethe hat freilich dem Ganzen gegenüber kein Gewicht, doch darf auch ich denjenigen, die auf die Huldigung gegen Schiller auf allen fünf Welttheilen einen so großen Werth legen, noch die Meinung sagen: daß, wenn ich in die Einsamkeit müßte, und mir die Wahl bliebe zwischen Goethe und Schiller, so würde ich meine Goethe-Bibliothek mitnehmen; ebenso gilt er mir auch im Leben in jeder Beziehung als größeres Orakel. Ein Beweis, daß ihn nicht blos die gewähltere kleinere Schar, sondern daß auch Männer aus dem Volke, die sich im Leben noch viel ärger als Schiller schinden und plagen mußten, den sogenannten aristokratischen Goethe lieb gewinnen können." Im Verlaufe seiner Broschüre spricht der Verfasser die Behauptung aus, daß die Deutschen sich unter andern für Schiller als „Mann der That" begeisterten, „um sich mit solchen Gefühlen von den Thaten selbst zu dispensiren". Goethe's Feld sei viel mehr die That, d. h. die „Culturthat" gewesen, wie so viele durch ihn im Lande Weimar bewirkte Verbesserungen im Schul- und Straßenwesen, im Bergbau, in der Finanzverwaltung, im Flor der Universität Jena u. s. w. bewirkte Fortschritte bewiesen. Auch ist er der Ansicht, es sei sehr wahrscheinlich, daß wenn Goethe aus ärmern, Schiller aus glücklichern Verhältnissen hervorgegangen wäre, Goethe der Populärste von beiden geworden sein würde. Als Curiosum führt endlich Moritz Müller ein Gedicht von E. Otto in Heidelberg: „Der deutsche Dichterfürst", an, in dem unter anderm folgende Strophen vorkommen:

Wer sitzt auf deutschem Dichterthron?
Ist's Herder, Lessing, Mathisson?
'Ist's Klopstock, der Messias sang?
Ist's Körner mit dem Schlachtgesang?
O nein, o nein, o nein,
Der Dichterfürst muß größer sein.

— — — — — — — — —

Wer ist der Dichterfürst, sag' an,
So nenne mir den großen Mann.
Gewiß! sein Name Goethe heißt,
An Ehren reich, von hohem Geist?
O nein, o nein, o nein.
Es muß ein andrer, größrer sein!

Wohlan! antworte meinem Ruf!
Ist der es, der die Glocke schuf?
Don Carlos, Stuart, Wallenstein
Und Wilhelm Tell noch obendrein?
Ja, der soll's sein, nur der allein
Soll Dichterfürst der Deutschen sein.

Sehr mit Recht fügt dann Moritz Müller die Worte hinzu: „Der schönste Nachruf an Schiller bleibt aber doch noch der von Goethe." Uebrigens erscheint es erwähnenswerth, daß dieses Flugblatt nach dem Verlauf weniger Wochen bereits eine zweite, um mehr als die Hälfte vermehrte Auflage erlebt hat.

Die Gräber Heine's und Béranger's.

In den „Deutschen Sonntagsblättern" fanden wir jüngst eine interessante Mittheilung von Heinrich Dippel unter der Ueberschrift: „Zwei Dichtergräber", worin der Verfasser parallelisirend das Grab Heine's auf dem Montmartre-Kirchhofe und dasjenige Béranger's auf dem Père-Lachaise schildert. Heine's Grab fand er ungeschmückt: „Nur ein einziger Kranz von gelben Todtenblumen, in welche mit schwarzer Seide und Silberfäden das Wort «souvenir» gestickt war, bezeugte, daß nur Ein Herz in dem großen Paris schlägt, das ihm schon längst alles, alles vergeben, das der Liebe, das seiner Gattin." Einen ganz andern Anblick bot das Grab Béranger's auf dem Père-Lachaise. Dippel erkundigte sich bei einem Greise, der in der Nähe mit dem Abmähen des hohen Grases beschäftigt war, nach des Dichters Grabstätte. Sofort legte der Alte die Sense weg, und begab sich mit dem Fragenden in die „Todtenstadt des Reichthums" zurück, „wohin sie den Dichter an die Seite seines

Freundes Manuel bestattet und in dessen Denkmal, einen hohen Obelisk mit Medaillonbild, den Namen Béranger's eingemeißelt hatten. Mehrere kleine Gipsbüsten des Dichters standen auf dessen Grabe, welches mit Blumenkränzen über und über bedeckt war. Die meisten der letztern waren mit einer Schrift, häufig auch einem bloßen Papierstreifen begleitet, auf welche die Geber ihre Namen oder einen Denkspruch geschrieben hatten. Einem großen, noch nicht ganz verwelkten Kranze war eine Gedenktafel mit den Worten beigefügt: «Die Arbeiter von Rouen, Sotteville und Darnetal (? Name undeutlich) ihrem Béranger.» Ein anderer, irre ich nicht, von Lorberzweigen geflochtener Kranz rührte wol von einem jungen, aufstrebenden Dichter her, welcher ihn auf das Grab des alten Liedersängers niedergelegt und seinem Gefühle dabei in den Worten einen Ausdruck gegeben hatte: «Tu pense mourir, tes chants vivront toujours!» Um einen dritten Kranz von einfachen Blättern schlang sich ein Papierstreifen, auf welchen mit einer äußerst schönen, kaufmännischen Handschrift die vielleicht aus Dankbarkeit geflossenen Worte niedergeschrieben waren:

Du trugst die Zukunft zu der Jugend Hoffen,
Und unterstütztest ihr Bemühn,
Ihr stand dein Herz, wie deine Börse offen!

Am meisten aber rührte mich ein von noch ganz frischen rothen und weißen Astern geschlungener Kranz, der sich um einen großen Bogen Papier wand, auf den die des Schreibens ungeübte Hand eines Mädchens aus dem Volke, unorthographisch, mit bleicher Tinte die Worte geschrieben hatte: «Consolateur de peuple en sa détresse!» .... Als ich meine Brieftasche, in die ich vorstehende Notizen niedergeschrieben hatte, geschlossen und mich nach meinem Begleiter umsah, stand dieser mit entblößtem Haupte hinter mir und betete. Als ich ihm darauf eine kleine Belohnung anbot, weigerte er sich hartnäckig, dieselbe anzunehmen. Das habe der alte Liedersänger schon seiner Lieder wegen verdient, daß man den Fremden sein Grab zeige, meinte er. So schieden wir mit einem Händedruck von dem Grabe Béranger's." Einige französische Journalisten hatten von der Schiller-Feier Veranlassung genommen, ihren Landsleuten vorzuwerfen, daß sie nicht so der Dankbarkeit und Begeisterung für ihre Dichter fähig seien als die Deutschen; wir wissen aber in der That nicht, ob wir Béranger, diesen echten Volksdichter, diesen „Tröster des Volks", nicht mehr um diese in der Stille gespendeten anonymen Zeugnisse der Liebe und Dankbarkeit beneiden sollen, als unsern Schiller um alle Prologe, Festtoaste und Festreden, in denen sein Ruhm aller Welt verkündet wurde. H. M.

Bibliographie.

Burow, Julie, Das Glück eines Weibes. Bromberg, Levit. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Butters, A. F., Fredegar. Ein didactischer Roman für Freunde der Mythologie. Neustadt a. d. H., Gottschick. 1859. Gr. 12. 24 Ngr.

Caballero's, F., Ausgewählte Werke. Uebersetzt und eingeleitet von L. G. Lemcke. 3ter Band. — A. u. d. T.: Die Familie Alvareda. Eine spanische Dorfgeschichte. Paderborn, Schöningh. 8. 24 Ngr.

Deutsche Dichter der Gegenwart. Ein lyrisches Album herausgegeben von R. Prutz. Prag, Kober u. Markgraf. 1859. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Endlich, O., Eine Stimme gegen die Juden-Emancipation. Wien. 1859. Gr. 8. 12 Ngr.

Ernst, Clara, Feldblumen. Berlin, T. Grieben. 16. 20 Ngr.

Keller, A. v., Beiträge zur Schillerlitteratur. Tübingen. 1859. Gr. 4. 19 Ngr.

Koch, M., Untersuchungen über die Empörung und den Abfall der Niederlande von Spanien. Leipzig, Voigt u. Günther. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lasker, J., Der Prinz-Regent von Preußen Friedrich Wilhelm Ludwig und seine Zeit. Ein Buch für das preußische Volk. 1stes Heft. Berlin, Sacco. 1859. Gr. 8. 5 Ngr.

Oelckers, T., Meine Mitgefangenen. Gedichte. Leipzig, Keil. Gr. 16. 1 Thlr.

Pfeilschmidt, E., Drei Friedhofs-Rosen. Dichtung. Leipzig, Violet. 16. 24 Ngr.

Pösche, H., Das Leben der Natur im Kreislaufe des Jahres. Seine heimischen Erscheinungen im harmonischen Zusammenhange dargestellt. Braunschweig, Westermann. 8. 1 Thlr.

Rau, H., Alexander von Humboldt. Culturhistorisch-biographischer Roman in sechs Theilen. 1ster und 2ter Theil. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 3 Thlr.

Schrader, A., Die Stiefmutter. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Luppe. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wauer, H., Friedrich der Große an das deutsche Volk. Eine patriotische Träumerei. Berlin, D. Reimer. Lex.-8. 15 Ngr.

Alt' und neue Welt. Drei Erzählungen zum Besten der Schillerstiftung herausgegeben als Jubelfestgabe aus Westpreußen. Berlin, Schlingmann. 1859. 16. 22½ Ngr.

Wurzbach von Tannenberg, C., Das Schiller-Buch. Festgabe zur ersten Säcular-Feier von Schiller's Geburt 1859. Mit 40 Tafeln und Photo-Autographen. Wien. 1859. Imp.-4. 13 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Ackermann, E., Rede zur Schillerfeier den 10. November 1859 im Reunionsaale zu Meiningen gehalten. Meiningen, Brückner u. Renner. 1859. Gr. 8. 2 Ngr.

Buchenau, G., Schiller der Dichter der Jugend. Festrede, am 10. November 1859 zur Feier des 100jährigen Geburtstages Friedrich von Schillers in dem Sale des Gymnasiums zu Marburg gehalten. Marburg, Elwert. 1859. Gr. 8. 2 Ngr.

Curtius, E., Zur Erinnerung an die Feier des Schillertages in Göttingen. Festrede in der Aula gehalten. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1859. Gr. 8. 3 Ngr.

Döderlein, L., Festrede an Friedrich Schiller's 100-jährigen Geburtstag, gehalten am 10. November 1859 im Auftrag des königlich akademischen Senats. Erlangen, Bläsing. 1859. Gr. 8. 4 Ngr.

Grimm, J., Rede auf Schiller, gehalten in der feierlichen sitzung der königlichen akademie der wissenschaften am 10. november 1859. Berlin, Dümmler. 1859. Gr. 8. 8 Ngr.

Hiecke, R. H., Schiller's Größe in den Dichtungen seiner reiferen Jahre. Rede gehalten bei der Gymnasialfeier von Schillers 100jährigem Geburtstage in Greifswald am 10. November 1859. Greifswald. 1859. Gr. 8. 7½ Ngr.

Köpke, E., Zu Schiller's Gedächtniß. Eine Rede zur Vorfeier seines 100jährigen Geburtstages am 9. November 1859, in der Litterarischen Gesellschaft zu Brandenburg a. H. gehalten. Brandenburg, Wiesike. 1859. Gr. 8. 2½ Ngr.

Lehmann, J., Schiller. Eine Festgabe zum 10. November, dargebracht dem deutschen Volke. Neustadt a. d. H., Gottschick. 1859. 12. 7½ Ngr.

Masius, H., Rede zur Schiller-Feier in Halberstadt. Glogau, Flemming. 1859. Gr. 8. 3 Ngr.

Pawlikowski, K. Ritter Cholewa v., Eine Christen-Antwort auf die Judenfrage. Wien, Mayer u. Comp. 1859. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schweitzer, O. W., Die ganze Stadt war bewegt und ward ein Zulauf des Volkes. Predigt am 20. Trinitatis-Sonntage als dem 6. November 1859 in der Hof- und Garnisonkirche zu Weimar gehalten. Weimar, Böhlau. 1859. Gr. 8. 2½ Ngr.

Herr Uhden und die kurhessische Verfassung. Eine Appellation an die Hohe Deutsche Bundesversammlung. Leipzig, Veit u. Comp. 1859. Gr. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Zeitschriften für 1860.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

4. Preis vierteljährlich 1½ Thlr.; mit den „Fliegenden Blättern der Gegenwart" als Sonntagsbeilage 2 Thlr. Täglich 1 Bogen.

Fliegende Blätter der Gegenwart.

Eine Ergänzung zu allen Zeitungen.

4. Preis vierteljährlich 26 Ngr. Wöchentlich 1 Nummer.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

4. Preis jährlich 12 Thlr. In wöchentlichen Nummern von 2—3 Bogen oder in Monatsheften.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Robert Prutz.

8. Preis jährlich 12 Thlr. In wöchentlichen Nummern von 2—3 Bogen.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

8. Preis vierteljährlich 20 Ngr. In wöchentlichen Nummern von 1 Bogen oder in Monatsheften von 4—5 Bogen.

Central-Anzeiger für Freunde der Literatur.

4. Preis vierteljährlich 5 Ngr. Am 15. und 30. jeden Monats in 1 Nummer von 1—1½ Bogen.

Allgemeine Bibliographie.

Monatliches Verzeichniss der wichtigern neuen Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literatur.

Zusammengestellt von Paul Trömel.

8. Preis des Jahrgangs 15 Ngr. Monatlich in 1—1½ Bogen.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction des Prof. Dr. Hermann Brockhaus.

8. Preis jährlich 4 Thlr. In vierteljährlichen Heften, wovon 4 einen Band bilden.

Bestellungen auf diese Zeitschriften werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.
Probenummern sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reise durch Süd-Brasilien

im Jahre 1858.

Von Dr. Robert Avé-Lallemant.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 10 Ngr.

Mit einem feinen beobachtenden Sinne für Natur und Menschen ausgerüstet, versteht es der Verfasser, ein Bruder des durch sein treffliches Werk über „Das deutsche Gaunerthum" bekannten Dr. F. C. B. Avé-Lallemant, Land und Leute der von ihm besuchten Gegenden in lebhafter anziehender Weise zu schildern. Er beschreibt zunächst seine Fahrt mit der „Novara" von Triest bis Rio-de-Janeiro, dann eine längere Reise in Süd-Brasilien. Interessant ist dabei namentlich auch die Schilderung seines Besuchs bei Aimé Bonpland, der sechzehn Tage später starb. Der Verfasser, mit den Verhältnissen Brasiliens durch siebzehnjährigen Aufenthalt auf das genaueste bekannt, hat ein Buch geliefert, interessant für jeden Liebhaber guter Lectüre, von hoher Wichtigkeit für Freunde der Erdkunde und Naturgeschichte, namentlich aber auch für die, welche sich irgendwie mit der Frage der Auswanderung nach Brasilien beschäftigen.

Soeben ist in unserm Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erzählungen eines reisenden Malers.

Von

Wilkie Collins.

Aus dem Englischen mit Genehmigung des Verfassers übertragen von

L. Du Bois.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Meyer'sche Hofbuchhandlung
in Lemgo und Detmold.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleine Beiträge zu großen Fragen in Oesterreich.

8. Geh. 12 Ngr.

Diese Broschüre stammt aus der Feder eines bekannten österreichischen Staatsmanns und verdient deshalb innerhalb und außerhalb Oesterreichs die allgemeinste Beachtung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wohlfeile Ausgaben:

Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin.
8. In einem Bande. Gebunden 2 Thlr.

Ernst Schulze, Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht. 8. Cartonnirt 12 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 26. Januar 1860.

Zur Roman- und Novellenliteratur.

Die Kämpfe der Zeit haben stets die Literatur ebenso mächtig beherrscht als das Leben, und es darf daher nicht befremden, daß der heftige Streit unserer Tage zwischen Idealismus und Materialismus die Dichter und Schriftsteller in die Fechterlinie reißt. Auch ein bedeutender Theil der mir zur diesmaligen kritischen Rundschau vorliegenden Schriften im Gebiete der Erzählung ergibt sich unter mehr oder minder ausgeprägter Tendenz diesem Kampfe, und es freut mich, sagen zu können, daß dabei überall für den Idealismus in die Schranken getreten wird. In dieser Thatsache läßt sich ein Zeichen specifisch deutschthümlicher Reactionskraft erkennen, welches mir von um so höherm Werthe erscheint, als man in Deutschland über ideale Bestrebungen die Achseln zu zucken und in einer materialistischen Verstandesfreiheit und Geistreichigkeit das Heil der Literatur und der Dichtung zu erblicken bereits recht gründlich gelernt hat. Diese Vorbemerkung möge den Standpunkt andeuten, von welchem aus ich die erwähnten Schriften beurtheile, und für dieselben zugleich das freundliche Wohlwollen derjenigen erwecken, welche mit mir in der heiligen Sehnsucht nach dem Sonnenlichte der Ideale den eigenthümlichen Adel des deutschen Geistes erkennen und ehren.

---

1. Am See, oder: Die Speculanten. Ein Lebensbild aus der Gegenwart von August Schrader. Zwei Bände. Leipzig, Luppe. 1859. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schloß Rieheim ist nach dem Tode seines letzten Besitzers, des Barons von Rieheim, in das Eigenthum des reichen Bankiers Vollmar übergegangen und nichts stört den neuen Schloßherrn so sehr in seinen merkantilischen Entwürfen und Anlagen als die kleine Mühle, welche am Ufer des Sees ihr bescheidenes Dach erhebt. Aus diesem seinem kleinen Reiche war der alte Müller durch nichts zu vertreiben: denn heilig galt ihm das klappernde Häuschen, welches solange ihm Obdach und gute Nahrung geboten hatte. Aber vor dem kalten Götzen der Materie und seinen klingenden Münzen muß seine ehrliche Meinung und sein frommes Rechtsbewußtsein weichen, und während die großen Fabriken des Hrn. Vollmar des Sees Wasser in ihre dampfenden Kessel und Walzen treiben, sitzt die kleine Mühle des Vater Elsner fest im Sande und wölbt sich trauernd über dem schweigenden und feiernden Werkrade. Auch des Gesetzes steinernen Buchstaben weiß der Krösus des Schlosses sich zu gewinnen und verlassen soll der alte Müller sein stilles Asyl. Aber aus der demüthigen Hütte hat die Liebe ihren goldenen Faden in das stolze Schloß gesponnen und kein Aufgebot von Intrigue, Gewalt und Hinterlist vermag das Herz Luisens, der Tochter des reichen Vollmar, von Florian, dem Sohne des greisen Müllers, zu trennen. Wie ein Leuchtkäfer im weiten Spinnennetze, so ist Florian's und Luisens Liebe von dem verrätherischen Gewebe eingeschlossen, welches der Dämon der Materie um beide Liebende gezogen hat. Doch dem Glücke und den Schätzen des alten Vollmar, sowie allen den durch die Hoffnung auf materiellen Gewinn erkauften Helfershelfern des Mammons setzt der alte Müller sein gutes Recht, Florian seine geistige und moralische Ueberlegenheit, das Verdienst seiner Geistesarbeit, und Luise ihr Herz voll Treue, Tugend und Liebe entgegen. Ein schwerer heißer Kampf wird gerungen; aber der Segen des Himmels führt die Unterdrückten zum Siege und reuig verläßt selbst Vollmar seinen Götzen, zu edler Menschlichkeit sich emporraffend.

Der Autor dieses Lebensbildes hat dasselbe mit einer Fülle der verschiedenartigsten Personen und Charaktere ausgestattet und das Wesen des Materialismus nach seinen mannichfachsten Spielarten hin gezeichnet. Neben dem Speculanten, der in der Speculation selbst viel mehr als in ihren glücklichen Resultaten seine Befriedigung sucht, tritt der absolute Genußmensch auf, dem nur die Früchte gelten, die er sich noch dazu von andern erringen läßt; dem Intriguanten von Profession folgt der Egoist aus Menschenhaß und an den hirnlosen Verschwender und Vergeuder reiht sich der hohlwangige Geizhals, um dessen gefüllte Geldsäcke die Flüche der betrogenen Einfalt und Treuherzigkeit schweben. Wahrlich, ein grauenerregendes Zigeunerlager des Materialismus, dessen Anblick Herz und Seele erstarren machen würde, wenn nicht inmitten so vieler Entwürdigung des göttlichen Ebenbildes sich das Beste und Höchste der Menschenbrust verkörpert fände und die edelsten Gestalten die Scene belebten. Der Autor rückt die Gegensätze scharf aneinander und malt mit kecken Farben; allein er bleibt dabei in weiser Mäßigung im Gebiete der Natur und der Wahrheit und weiß die scheinbar abenteuerlichsten Erscheinungen und Begebnisse so glücklich zu motiviren und ins Wesen der Zeit zu stellen, daß man ihm schließlich glauben muß, wie sehr man sich auch hier und da dagegen sträuben mag. Der Plan des Ganzen ist gründlich durchdacht und das scheinbar Entlegenste und Fernste mit vielem Geschick in den Gang der Handlung verwebt. Dabei durchströmt eine herzerquickende Wärme das Werk und neben vielfachen lyrischen Schönheiten fehlt es

nicht an Momenten, die von wahrhaft ergreifender und erschütternder Wirkung sind. Wenn, wie zu vermuthen, dieser Roman die erste größere Arbeit des Verfassers oder eine seiner ersten ist, dann sei ihm ein herzliches Glückauf für seine fernere Production hiermit zugerufen, dem sich indeß die wohlgemeinte Warnung anschließen möge: das Interessante einer Erzählung nicht vorwiegend in den kunstgewandten Verwickelungen, sondern mehr in der innern Solidität des Gebotenen zu suchen und sich vor der Manier des ewigen Fallenlassens und Abspringens zu hüten, welche sich in der modernen französischen Romanliteratur bis zur äußersten und widerwärtigsten Caricatur ausgeartet zeigt.

2. Die Flüchtlinge. Roman in zwei Bänden von Sigismund Florian. Leipzig, Hübner. 1858. 16. 20 Ngr.

Die Speculation, die Schwächen der Menschen für den eigenen Nutzen zu verwenden, erfährt in diesem Romane ihr Gericht, und die Gestalt, welche der Verfasser zum Vertreter dieser diabolischen Richtung bestimmt hat, ist aus dem schärfsten Krankheitsgifte unserer Zeit geschaffen. Diesem Heinrich Franke galt die Welt von vornherein nichts anderes, als ein großer Waarenmarkt, und er versuchte auf alle Weise, welche Art des Schacherthums und der Gaunerei seinen Talenten am entsprechendsten und seinen Planen am förderlichsten sei. Aus dem feilen und käuflichen Literaten entwickelt sich ein Jünger Loyola's und ein Virtuose in der grauenvollen Fertigkeit, auf die Gebrechen der Menschen zu speculiren. Franke hat eine angeborene wohlausgebildete Witterung von menschlichen Schwächen, und wehe dem Unglücklichen, den er in sein Garn lockt: er schmiegte sich schmeichelnd an die wunde Stelle und sog sich ins Herz hinein, ehe das arme Opfer es merkte, dessen Blut er dann mit gierigen Zügen trank. Die raffinirtesten Mittel der Verführung, die auf tausend mögliche Fälle schlau berechneten Fallstricke für das zu erlegende Menschenwild, Leibes- und Seelenmord, das alles stand diesem Teufel in Menschengestalt zu Gebote, der keinen andern Gott erkannte als sich und die Befriedigung seiner Gelüste. Wie sich in diesem Elenden nach und nach der Frevel steigert und endlich eine Höhe erreicht, von der er sich selbst in die Tiefe herabstürzen muß, will man nicht an Gottes Gerechtigkeit verzweifeln: das hat der Verfasser der „Flüchtlinge“ mit vielem Talent zur Erscheinung gebracht, und seinem Werke noch dadurch einen durchaus sittlichen, menschlich versöhnenden Abschluß gewonnen, daß jener grauenerregende Bösewicht nicht allein durch die Ueberlast seiner Sünden und durch des Himmels Fügung, sondern durch die Tugend derer zu Fall gelangt, die er zu verderben gedachte. Auch in diesem Romane gruppiren sich um den Hauptfrevler des Materialismus in dessen äußerster furchtbarster Consequenz eine Menge anderer episodisch gehaltener Typen derselben Richtung, die höchst wirksam zum Totaleindruck des Bildes beisteuern, und schreiende Gebrechen der herrschenden Zustände decken sich auf: ich erwähne hier nur die Depravirung des Literatenthums in großen Städten, sonderlich der sich der Bühne zuwendenden Mäkler und Tintenkleckser, in deren Gefolge sich das Heer der bezahlten Theaterclaque und der übrigen Macher im Dienste Thaliens befindet. Gerade nach dieser Seite hin hat der vorliegende Roman eine sehr ernste culturgeschichtliche Bedeutung, und die Schilderung quillt hier so recht unmittelbar und frisch aus dem Leben. Leider hat im Gebiete des Theaters der Materialismus heutigen Tags ein nur zu bequemes Jagdterrain gefunden, und erst dann wird ein Aufleben der deutschen Bühne zu hoffen sein, wenn sie dem Dämon der Materie durch ihre Umwandelung in ein Staatsinstitut entzogen ist.

3. Noblesse und Proletariat auf dem Wege der Verbrechen. Schilderungen aus dem Leben. Originalroman von Paul Döring. Zwei Bände. Leipzig, Gräfe. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Während in diesem Romane der böse Geist des Materialismus einerseits mehrere Repräsentanten und Angehörige des vornehmen Standes, worunter der eine sich freilich als Pseudograf erweist, und andererseits diverse Kinder des Volks „auf dem Wege der Verbrechen“ immer weiter und weiter treibt, stellen sich den erstern in dem Helden des Buchs, dem Hrn. von Breitenbach, und der Geheimräthin von Weiding, den letztern in dem wackern Tischlermeister Renner und der armen verlassenen Marie Gestalten gegenüber, welche die Richtung zum Höhern und Edlern auf dem Wege der Tugend und der Menschenwürde erhält. Die Sonne des Rechten und Wahren durchbricht auch hier siegreich die Schatten der Nacht und führt reuige Herzen vom Pfade der Sünde einem edlern Leben zu, während die Tendenz des Ganzen sich in den Satz zusammenfaßt: nicht blos dich selbst und deine Veredlung sollst du erstreben — denn auch das ist Egoismus — sondern deiner irrenden Mitmenschen sollst du dich ebenso annehmen und sie mit Aufopferung deiner selbst zu retten suchen. Es ist vor allem der Held des Romans, der Baron von Breitenbach, welcher die schöne Theorie dieses Satzes praktisch übt; allein die Art, wie dies geschieht, hat zu viel des Gesuchten und Sonderhaften, als daß man dem Dichter dabei den Vorwurf ersparen dürfte, einer Caprice sich hingegeben zu haben. Ueberdies erinnert sowol diese Persönlichkeit als der Ton des Ganzen sehr unangenehm an die überwundene pariser Mysterienmanier, und eine entschiedene Absichtlichkeit, durch grauenhafte und blutige Knalleffecte zu frappiren, verunstaltet den Roman, der im einzelnen manches Schöne und viel treffliche Gedanken enthält.

4. Aus dem Salonleben. Ein Roman von Karoline von Göhren. Zwei Bände. Nordhausen, Büchting. 1859. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Neben charakteristischen Schilderungen „aus dem Salonleben“ hat der talentvollen Autorin dieses Gesellschaftsromans offenbar die Absicht vorgeschwebt, einer gewissen ziemlich verbreiteten materialistischen Ansicht, welche das Weib nur auf einer niedrigen Stufe der Bildung gleichsam als ersten weiblichen Dienstboten des Hauses sehen will und die Verschmelzung eines höhern Geisteslebens mit häuslicher Tüchtigkeit für chimärisch hält, entgegenzutreten, indem sie eine Gestalt schuf, welche die scheinbar heterogenen Elemente eines reichen Geistes- und Gemüthslebens und einer liebenswürdigen Hauswirthlichkeit zu einem schönen harmonischen Ganzen in sich vereint. Die Verfasserin weiß dies ihr Geschöpf durch seine Umgebung auf das anziehendste zu illustriren: die läppische Gänschenmanier und Salonplatitude, der gespreizte Hochmuth, die berechnende Koketterie, die bloße ganz gewöhnliche Hausbackenheit, die leidenschaftliche Vergnügungssucht, die schamlose Jagd nach Ehemännern — alle diese duftlosen Blüten des Materialismus in der Gesellschaft — personificiren sich um Ernestine von Bodmer und heben deren liebenswürdige, vom idealen Lichte ihrer innern Schönheit umflossene Erscheinung, welcher sie als Folie dienen. Und damit diese edle Blume nicht gar zu isolirt dastehe, ist ihr in der greisen Matrone Frau von Manfred ein hohes Vorbild zur Seite gestellt, in welchem anspruchslose Ehrwürdigkeit, echte Vornehmheit und seltene Charaktertiefe sich mit den holdesten Gaben der Seele und des Herzens zu einem idealen Bilde verwebt, das die Dichterin durch eine Menge höchst geistreicher Züge zu heiterer und lebenswarmer Menschlichkeit versinnlicht. Ihren innigst geliebten Sohn, den Legationsrath von Manfred, mit jener Ernestine von Bodmer verbunden zu sehen, war der stille Wunsch der ehrwürdigen Dame; aber erst spät erfüllt sich ihr derselbe. Manfred, von jenem vorhin erwähnten materialistischen Vorurtheile gegen mehr als gewöhnlich gebildete Frauen von Ernestine fern gehalten, und in Verkennung seines nicht mehr jugendlichen Alters einem ganz jungen, kokett lebenslustigen Mädchen angetraut, wird von seiner angebeteten jungen Gattin treulos verlassen und erkennt nun erst die seltenen Vorzüge Ernestine's, welche an seinen Kindern Mutterstelle vertritt und endlich ihm als seine Lebensgefährtin das reinste Glück der Erde bereitet. Hätte die Verfasserin es über sich gewinnen können, ihrer Aufgabe mit etwas weniger Breite und Wortseligkeit gerecht zu werden, so möchte sich kaum ein-

Tadel gegen ihr Werk billigerweise aussprechen lassen. Doch auch so wie es ist, entströmt es dem reinen Quell einer edeln und erhabenen Gesinnung und erfüllt auf das anmuthigste seinen ethischen und künstlerischen Zweck: den Sieg der idealen Hoheit des Weibes über die Macht der materiellen Richtungen im Bereiche der Gesellschaft zu verherrlichen.

5. **Eugen Waller's Leben. Ein Denkmal für die Zeit, nach seinen hinterlassenen Papieren herausgegeben von Alexander Herrmann. Zwei Theile. Mannheim, Bensheimer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.**

War es der Hauptsache nach in dem Romane „Am See" der Materialismus der kaufmännischen Speculation, in „Die Flüchtlinge" der Materialismus in Ausbeutung der Schwächen anderer zum eigenen Nutzen, in „Noblesse und Proletariat auf dem Wege der Verbrechen" der Materialismus der absoluten Genußsucht und in „Aus dem Salonleben" der Materialismus in Verkennung der wahren Hoheit des Weibes, welcher unter dem Siegesschritte des Idealismus seinem Gerichte verfällt, so ringt Eugen Waller in dem vorliegenden Buche gleichen Namens gegen den Materialismus im Gebiete des Bildungswesens und des Staatsthums. Obschon das Leben dieses jungen Streiters für die Rechte des Idealen in seiner Innerlichkeit des Interessanten und Eigenthümlichen — sein tiefer Haß gegen alles Heft- und Bücherwesen! — vieles bietet und das eigenartige Liebeleben, welches sich zwischen ihm und Emilie entspinnt, eine duftige Poesie athmet, so bleibt in dem ganzen Wesen des Helden zu viel Unmännliches, Unklares, Excentrisches, absolut Räthselhaftes, als daß er einen bleibenden und tiefern Eindruck erzeugen könnte: die Theilnahme gleitet zu oft unwillkürlich von seinem träumerischen Gebaren auf die Nebenpersonen über und nimmt entschieden mehr für Emilie und den Präsidenten Partei, als für die Gestalt des dem aufgenommenen Kampfe gegen den Materialismus des Lebens nicht gewachsenen Jünglings, der denn auch traurig früh genug an den Felsen zerschellt, die er mit Taubenflügeln zertrümmern wollte.

6. **Paul Werkmann und seine Freunde. Aus den Papieren eines Beamten von L. P. Seidler. Zwei Theile. Frankfurt a. O., Schiefer. 1859. 8. 3 Thlr.**

Das was in „Eugen Waller's Leben" sich nicht über Gefühle, Worte und Träume erhebt: der Kampf gegen den Materialismus im Staats- und Rechtsleben, findet in dem Romane von Seidler seine kräftige und objective Gestaltung, und ohne Vorbehalt darf dieses Buch unter den bisher besprochenen Werken der tendenziös-antimaterialistischen Richtung als das bedeutendste und gelungenste hervorgehoben werden. Gleich im Beginne seiner richterlichen Laufbahn hat Paul Werkmann, dessen dem Höchsten zugewandte Seele nicht den eingelernten und routinirten Interpreten der Gesetzestafeln, sondern den Priester der Gerechtigkeit in dem Justizbeamten zur Geltung gebracht wissen will, mit der schleichenden, jede edlere Bestrebung untergrabenden Macht des Materialismus einen Kampf zu bestehen, und selbst in dem scheinbar so liebenswürdigen und genialen Staatsrath von Dallner, dessen Gunst der junge Richter sich erworben hat und dessen einflußreiche Protection ihn als Hülfsarbeiter in das Ministerium führt, muß er einen jener geschmeidigen Staatspraktiker erkennen, welche es sehr gut verstehen, andere für sich arbeiten zu lassen, und welche in ihrer sehr cavalièrement gearteten Betheiligung an der Staatsmaschine nur ihren persönlichen Ehrgeiz und ihre eigene Wohlbehäbigkeit im Auge haben, ohne jeglichen tiefern Sinn für die wahre Aufgabe des staatlichen Lebens. Auch die Tochter seines Gönners, welche in Paul Werkmann's Herzen die erste Liebe wach gerufen hatte, erscheint ihm auf Grund einer ernsten Warnung seines Freundes von Beil als eins jener flüchtigen Geschöpfe, denen das Vertändeln des Lebens zur Natur geworden ist und mit bitterm Unmuth sieht er seinen treuen und guten Glauben an die Menschheit zerbröckeln und zerfallen. Der geheime Auftrag seines Chefs, des Staatsraths, die politischen Entwürfe des freisinnigen, dem herrschenden Regierungssysteme sehr unbequemen Freiherrn von Bergen zu erforschen, führt unsern Helden in das Schloß des letztern, welcher den jungen Beamten als den Sohn seines Busenfreundes mit offenen Armen empfängt und ihn an dem holden Frieden seiner Häuslichkeit theilnehmen läßt. Paul erkennt bald in dem wackern Manne, den man ihm als einen Staatsverderber geschildert hat, den edelsten Charakter, dessen freimüthige Seele nichts weniger als den Umsturz von Thron, Recht und Zucht bezweckt, wol aber mit ritterlicher Geradheit den faulen, geist- und lebentödtenden Polizeimaterialismus undeutscher französischer Erfindung bekämpft. Ein inniges Freundschaftsbündniß knüpft sich zwischen dem alten Freiherrn und dem jungen Beamten, und in der Brust des letztern erblüht eine innige Liebe zu Dora, der einzigen Tochter des Barons, dessen Sohn schon in zartem Alter ein Opfer des nahegelegenen Sees geworden war. Der Staatsrath, von der neuen Verbindung Werkmann's in Kenntniß gesetzt, entläßt denselben sofort aus dem Ministerialdienste, und der strebsame Jüngling, welcher kaum festen Fuß auf der Leiter der Beamtenhierarchie gefaßt hatte, sieht sich einer schwankenden Existenz überliefert, da man ihm im Justizdienste, dank der Fürsorge des Hrn. von Dallner, nur eine sehr untergeordnete und sehr wenig einträgliche Stellung zuweist. Der Umgang mit dem Freiherrn und dessen Familie entschädigt unsern Helden für diese Verluste, und sein väterlicher Freund entdeckt ihm, daß er an den Wassertod seines Sohnes nicht glaube, sondern vielmehr der Meinung sei, daß der Minister von Roth aus Erbschaftsschleicherei das Kind für seine finstern Plane unschädlich gemacht und irgendwie beseitigt habe.

Inzwischen hat sich ein Umschwung der Dinge am Hofe vorbereitet: der alte Herzog ist mit seinem Neffen, den die tückischen Machinationen der herrschenden Partei dem Herzen des greisen Fürsten entfremdet und in die Verbannung getrieben hatten, versöhnt und überträgt ihm die Regentschaft des Landes. Der junge Herrscher, freisinnigen Ansichten ergeben, bricht mit dem Geiste des Materialismus, welcher zeither das Ruder des Staats geführt hatte, zieht Paul Werkmann, der ihm, ohne ihn zu erkennen, das Leben gerettet hatte, in seine Nähe, und es entsteht zwischen beiden ein reines und edles Verhältniß gegenseitigen Vertrauens und hohen männlichen Freimuths. Von seinem fürstlichen Gönner angewiesen, sich eine Gnade zu erbitten, erinnert sich Werkmann seines Universitätsfreundes Lasberg, der im Kerker schmachtet, und fordert dessen Freilassung. Dieser Unglückliche hatte, zunächst der Theologie zugewandt, als Hauslehrer in der Familie des Baron von Selditz sich die Liebe von dessen Tochter, seiner Schülerin, errungen und sich dem crassesten Materialismus in die Arme geworfen, weil er vermeinte, nur auf diesem Wege schnell zu Einfluß und Selbständigkeit und somit zur Hand Cornelia's, der Tochter des stolzen Hrn. von Selditz, zu gelangen. Aber dem neuen und talentvollen Jünger des Materialismus versagte sich das Glück, und aus einer Verirrung in die andere fallend, wird er in die Schuld eines falschen Freundes verwickelt und trotz seiner Unschuld an dem eigentlichen Verbrechen eingekerkert. Da, an dem Orte des Schreckens, wo Kettengeklirr seine tägliche Musik war und alle Gattungen des Lasters aus Hunderten von entsetzlichen Galgenphysiognomien zu ihm sprachen, ergriff ihn mit gewaltiger Kraft der Gedanke, daß alle diese Elenden durch den unseligen Hang zur Materie ihren Verbrechen in die Arme geliefert worden seien, und eine tiefe unendliche Reue bemeistert sich seiner im Grunde edeln Seele. Aber als ein fester und willenskräftiger Charakter schreitet er sofort zur That und mit der siegenden Kraft einer heiligen Ueberzeugung tritt er als Apostel der unentweihten idealen Menschheit unter den Söhnen des Lasters auf, manche Seele dem Verderben entreißend und das Licht des Himmels in die düsterste Nacht der Hölle tragend. In dem Bestreben, die Vergangenheit seiner armen Mitgefangenen zu ergründen, um die rechten Heilmittel zu ergreifen, entdeckt er in seinem Kerker den durch die nichtswürdigsten Intriguen jenes elenden Geheimraths von Roth zu ewiger Haft verurtheilten Sohn des Freiherrn

von Bergen, welchen man heimlich entführt und mit teuflischer Bewachung auf solche Weise unschädlich gemacht hatte. Lasberg's durch Werkmann vermittelte Freilassung führte unter Mithülfe einer Kette von Begebnissen die völlige Aufklärung des verübten entsetzlichen Frevels herbei, und während der Freiherr den wiedergefundenen Sohn an das entzückte Vaterherz drückte, begann Lasberg mit einem Muthe und mit dem Segen seiner Geliebten ein zwar praktisches, aber jeglichem materiellen Gelüste abgewandtes Leben. Der Fürst ernennt Paul Werkmann, welchen Dora's Hand beglückt, zu seinem Cabinetsrath, Lasberg gründet sich an der Seite seiner Cornelia ein tüchtiges und bedeutendes Leben, und jene Emilie, des Staatsraths von Dallner Tochter, von welcher eine zwar wohlgemeinte, aber aus Misverständniß der Wahrheit nicht entsprechende Warnung des Hrn. von Beil, des Freundes von Paul Werkmann, letztern entfernt hatte, findet als Gattin des erstern, der ihr zur Herstellung ihrer durch ihn gekränkten Ehre ritterlich seine Hand geboten, Trost und Beruhigung. Und wie schwer auch sein ernstes und hochverantwortliches Amt auf Werkmann's Schultern lastet, wie mühevoll er durch die Intrigue der gestürzten Partei am Hofe sich durcharbeiten muß, unser Held überwindet die Lockungen des Egoismus, sich in eine behagliche Ruhe zurückzuziehen, und bleibt der Fahne seines idealen Strebens treu, die kein noch so wohlgezielter Wurf des Materialismus ihm zu entreißen vermag.

Dies in gedrängter Kürze der Hauptinhalt dieses Romans, dessen reiches und vielbewegtes Leben mit einer Fülle von trefflich geschilderten Charakteren in die Erscheinung tritt und dessen scharf markirte ideale Tendenz in durchaus objectiver und höchst ungesuchter Weise Gestalt gewinnt. Man fühlt es jedem Blatte dieses Buchs an, daß der Verfasser aus dem Leben herausschildert und den Schatz seiner eigenen reichen Erfahrung sprechen läßt. Nicht unklare Träumereien und extravagante Phantasien, wie in dem eben besprochenen Buche „Eugen Waller's Leben" füllen Seidler's Werk, sondern eine frische und gesunde Welt- und Lebensansicht, eine edle echt deutsche Gesinnung und eine reiche Gedankenentwickelung. Die in hohem Grade spannende Handlung, welche von Periode zu Periode immer bedeutsamer anwächst und gegen Ende des Romans mit fast zu beschleunigter Strömung zur Vollendung eilt, erweist sich durchweg als ein sehr beredter Träger der Ideen, welche dem Werke zu Grunde liegen, und die darin zur Aussprache kommenden Ansichten von Kunst, Religion, Staat, Leben enthalten viel beherzigenswerthe Weisheit. Möchte dieses Werk, das niemand, ohne sich aufs geistreichste angeregt zu fühlen, aus der Hand legen wird, einen recht zahlreichen Leserkreis finden und der Autor dadurch ermuthigt werden, auf der mit entschiedener Berufung eingeschlagenen Bahn rüstig weiter zu produciren; er wird sich dann sicher auch von den Mängeln des vorliegenden Romans freimachen, als welche besonders ein Hang zu Episoden und eine Vernachlässigung gründlicher Motivirung gerügt werden müssen. Auf eine sehr glückliche Anlage seines Talents sei aber der Autor schließlich noch aufmerksam gemacht, welcher er in einem neuen Werke mehr Raum als in dem diesmaligen gestatten wolle, ich meine die Gabe, humoristisch wirken zu können; der eben beurtheilte Roman enthält trotz seines vorwiegend ernsten Charakters sehr liebenswürdige Proben der heitern Muse.

Mit dieser seiner werthvollsten Spende schließt für diesmal der Reigen der gegen den Materialismus gerichteten Tendenzromane, und ich wende mich nun zu demjenigen Theile der für diesen kritischen Aufsatz bestimmten Schriften, welche weniger einer mit leuchtenden Buchstaben auf den Schild geschriebenen Kampfdevise, als dem allgemein künstlerischen Productionsdrange folgen, indem ich dabei bemerke, daß unter ihnen nur Ein Werk sich befindet, welches dem materialistischen Gebiete in gewisser Beziehung zugewiesen werden muß.

7. Gesammelte Novellen und Skizzen von Eugen Hermann. Zweiter bis vierter Band: Ehre und Liebe. Des Briten Rache. Des Assessors Geburtstag. Die Komödie in der Schreckenszeit, vier Novellen. — Der Sohn der Lady, eine Novelle. — Neun kleine Erzählungen. Leipzig, Kollmann. 1858. 8. Jeder Band 1 Thlr.
8. Des Kaisers Polizei, historischer Roman von Eugen Hermann. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1858. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser der vorstehenden Werke bekundet darin im allgemeinen ein sehr ansprechendes Erzählertalent, und weiß besonders in den kleinern Arbeiten seiner poetischen Feder recht angenehm zu unterhalten. Die Novelle „Der Sohn der Lady" erregt durch die scharfen Accente, mit welchen gewisse bezügliche Expectorationen versehen sind, fast die Meinung, als sei auch sie mit entschiedener Tendenz gegen den Materialismus gerichtet; doch erweist sich diese Form bei genauerer Prüfung nur als gelegentlich und vereinzelt, während auch aus ihr nur die Absicht, eine pikante Geschichte zu schreiben, erkennbar wird. Der Autor entfaltet in dieser Novelle viel feine Beobachtungsgabe, aber er schießt seine Intrigue geradehin aus der Pistole und schmückt seine Gestalten aus dem Sue'schen Farbentopfe. Ein tieferes Wesen erschließt er in dem historischen Romane „Des Kaisers Polizei", wo ihm die Schilderung der Zeit recht charakteristisch geglückt ist, obschon die im Anfange zu viel bedeutsamern Erwartungen berechtigende Anlage des Werks sich gegen Ende desselben aus einem historischen Zeitgemälde in eine ziemlich gewöhnliche Familiengeschichte abschwächt. Der Sohn eines deutschen Reichsbarons wird von den Fäden jener allmächtigen Napoleonischen Polizei umsponnen; zerreißt aber mit seiner deutschen Jünglingskraft das verrätherische Netz. Dies ist der Hauptinhalt des in Rede stehenden Buchs, welchen indeß vielfache, ziemlich interessante Begebnisse durchkreuzen. Und diese sind es, welche dem Roman Reiz und Wirkung verleihen; denn der Held desselben wird viel zu sehr getrieben und handelt viel zu sehr nach Capricen und viel zu wenig nach Principien, als daß er sich zum wirklichen Träger des Romans, der sich gleichsam an ihm vollzieht, nicht von ihm vollzogen wird, erheben könnte. Allein die wohlgelungene Schilderung des Tugendbundes in seiner alle frische jugendliche Kraft in sich aufnehmenden Wirksamkeit, das Aufdecken der Minen, welche die französische Gewaltherrschaft gegen ihn legte und welche nicht selten in dem duftigen Boudoir einer schönen Pariserin Anfang und Ende nehmen, endlich die Vorführung des Kampfes, welchen in jenen denkwürdigen Tagen die alten reichsritterschaftlichen Traditionen mit den Institutionen der modernen Staatsweisheit führten: alle diese bedeutsamen geschichtlichen Momente sichern diesem Buche ein erhöhtes Interesse, wenn auch der Verfasser aus dem so günstigen und so höchst ergiebigen Stoffe lange nicht das gemacht hat, was eine höhere Begabung und eine gründlichere Vertiefung daraus hätte schaffen können.

9. Die Nadel. Historischer Roman aus der französischen Geschichte von Franz Isidor Proschko. Zwei Theile. Leipzig, Hübner. 1858. 16. 20 Ngr.

Die merkwürdigen und höchst abenteuerlichen Schicksale einer goldenen Busennadel, in welche Helden wie Napoleon, Nelson, Kleber und Villeneuve verwickelt werden, füllen diesen Roman, der pikant und fesselnd geschrieben ist, an Effecten der mannichfachsten Art keinen Mangel leidet, und eine warme poetische Empfindung athmet. Aber der Phantasie wird denn doch gar zu viel darin zugemuthet, wenn auch Proschko am Schlusse seines Werks versichert, daß die Strandfischer am Vorgebirge Cervera noch lange von der traurigen Begebenheit mit der verhängnißvollen Nadel berichtet hätten, die den Leser zwingt, aus der Gluthitze Spaniens in die Eisschollen des Nordpolmeeres, von den Palmen der Tropenwelt bis zu den Gletschern der Alpen und von den Höhlen der „Eulen" in London bis in den Sand der afrikanischen Wüste zu pilgern. Ich wiederhole: Unterhaltung bietet das Buch zur Genüge; aber mehr der Leihbibliothekslesewuth, als dem Freunde gediegener Lectüre.

10. **Auf dem Schloß und im Thal.** Erzählung von Moritz Horn. Zwei Theile. Leipzig, Hübner. 1858. 16. 20 Ngr.

Der Forstwart Waldau hatte mit seiner jungen Frau zu deren großem Leidwesen sein liebliches grünes Jägerhaus im buschigen Waldesdunkel verlassen und in das stolze Schloß seines Gebieters, des Grafen Kurt von Friedstein, ziehen müssen. Bald thürmen sich dort die schwarzen Schatten des Verderbens über dem Eheglück des jungen Paars. Denn während Waldau von der Seite seines einfachen, aber ihm mit ganzer Seele angehörenden Weibes zur jungen Gräfin schlich, geistreiche Lectüre mit der feinen hochgebildeten Dame zu treiben und dabei nicht selten Vergleiche sehr zu Ungunsten seiner treuen Gattin anstellte, faßte der Graf, ein entnervter Lüstling, eine glühende Leidenschaft für die holde Frau des Försters, und schon hält sich seine schwarze Seele des Siegs gewiß, da überrascht ihn der erbitterte Gatte in dem Momente, wo der Verführer sein lichtscheues Werk zu vollenden gedenkt; sein heißer Streit entbrennt, und todt stürzt Waldau unter dem Mordgewehr des Grafen. Bald folgt gebrochenen Herzens die liebende Gattin dem Freunde in das kühle Grab und das Söhnchen beider erhält eine Zuflucht bei einem alten Verwandten, der der Waise ein zweiter Vater wird. Horst, so heißt der junge Sprößling, blüht kräftig empor und bald empfängt ihn die Forstakademie, um ihn zum kundigen Pfleger des grünen Waldes auszubilden. Ein inniges und zartpoetisches Band knüpft den Jüngling bald an Helene Nerethal; aber seines Freundes Kurt verführerischem Werben vermag das leichtbethörte Mädchen nicht zu widerstehen und mit dem Fluche der Schande bedeckt, wankt sie in die Fremde hinaus. An diesen tiefsten Schmerz seiner Seele kettet sich für Horst neue Trübsal: sein väterlicher Beschützer stirbt und er erfährt das ihm bis dahin sorgfältig verborgene Geheimniß vom Morde seiner Aeltern. Eine furchtbare Krankheit wirft den armen Horst aufs Siechbett, und genesen von ihr, macht er sich auf, um aus derselben Flinte, welche seines Vaters Blut trank, dem mörderischen Grafen eine Kugel ins falsche Herz zu jagen. Der aber war längst verschollen nach jener Greuelthat, und sein Sohn, jener Kurt, der Helenens Ehre geraubt hatte, saß als Gebieter auf dem Schlosse; so sollte diesen der Rache Strahl aus Horst's Hand erreichen. Aber anders war es im Rathe der Vorsehung beschlossen. Von einem herabstürzenden Ahnenbilde wurde das Söhnchen des Grafen Kurt erschlagen und unter dem dumpfen Klange der Trauerglocken schmilzt das Eis vom Herzen Horst's; die göttliche Liebe hat den Dämon der Rache besiegt. Doch sieh, dort bringen sie die Gräfin als Leiche auf der Bahre getragen, ein abirrender Schuß hat ihr Herz getroffen. So sucht der strafende Arm des Himmels der Väter Sünde heim bis ins dritte und vierte Glied. Hinaus aber in den Wald stürmt Horst; ein Schrei gellt an sein Ohr; am Abgrund schwebt ein holdes Kind! nicht lange besinnt er sich sein Leben für das Leben des Kindes einzusetzen und Gottes Gnade rettet ihn und durch ihn den zitternden Knaben. Aber da stürzt ein in Angst und Seligkeit bebendes Weib heran und schließt die Arme um das gerettete Kind; großer Gott, es ist Helene! Und jener bleiche, abgehärmte, zusammengesunkene Greis? Zu ihm, dem finstern einsamen Waldbewohner, hatte Helene sich und ihr Kind geflüchtet und er hatte beide geborgen und geliebt. Nun hatte Helene Horst gesehen und wollte mit dem Kinde vor ihm fliehen; ohne das Kind aber vermochte der einsame Walderemit nicht mehr zu leben, angstvoll hatte er nach ihm gegriffen: da war es gefallen und an den Rand des Abgrunds gerollt, von welchem Horst es rettete. Wunderbare Fügung des Schicksals: der bleiche Mann von der Heide war der Mörder von Horst's Vater und stand im Begriff, Kurt's, seines eigenen Sohnes Sprößling, zu verderben, welchen der Sohn des von ihm Gemordeten vom Abgrunde rettete. „Ich bin der Mörder deines Vaters, tödte mich!" Und wilder denn je klammerte der Haß sich um die Seele Horst's; doch wo Gott so sichtlich geschlagen hatte, da mochte er nicht richten. Ein Detachement Gensdarmen nahte dem Orte und indem er sich ihnen zu überliefern ging, bot der alte Graf dem Sohne seines Opfers die Hand. Hinauf zum blauen Himmel blickte Horst und ihm war es, als ob Vater und Mutter freundlich winkten; da legte er seine Rechte in des Grafen bebende Hand. Ans Herz aber zog er Helene und in das neugeschmückte Waldhaus führte er sie als seine Gattin. So, während droben auf dem Schlosse das gräfliche Geschlecht allzusammt in die Ahnengruft versank, blühte drunten im grünen Waldthale an entsühnter Stätte ein holdes Glück, unter dessen Schirm der kleine Kurt rüstig auswächst und in ihm ein junger Zweig aus dem verwitterten Stamm des alten Grafenhauses ergrünt, „auf daß nach Sühnung schwerer Thaten Friede sei, Friede auf dem Schloße und im Thale!"

Nicht ohne tiefe nachhaltige Rührung vermag man sich von dieser schönen Dichtung zu trennen, in welcher es der Poet mit so echter Künstlerschaft verstanden hat, die holde Blume des Friedens und der Versöhnung aus den Trümmern grauenvoller Verschuldungen emporwachsen zu lassen. Nirgends vollzieht sich hier das Schicksal als eine rohe gewaltsame Macht, sondern strömt als nothwendige moralische Folge aus dem innersten Organismus der Menschen und Begebnisse. Trefflich ist die Verkettung wie die Lösung der Frevel dem Verfasser gelungen und fast in lauteres Gold faßt sein Werk den strahlenden Demant der ewigen Wahrheit: keine Schuld ist so schwer, daß Reue und Liebe sie nicht zu sühnen vermöchten.

11. Deutsche Feierabende. Erzählungen von F. Lubojatzky. Zwei Bände. Leipzig, C. L. Fritzsche. 1858. 8. 2 Thlr.

Unter den drei Erzählungen dieser zwei Bände ist der historischen Novelle „Der Bürgermeister von Marienburg" entschieden der Vorrang zuzusprechen, weil sie ein künstlerisch geschlossenes Ganzes bildet, während das düstere spanisch-amerikanische Nachtstück „Der Llanero" zu sehr in den gewöhnlichen Romanschreiberton verfällt und die Humoreske „Japhet Unglückskind" in der Behandlungsweise des Stoffs unter einer gar zu grellen Disharmonie leidet, welche jedes Behagen an dem im einzelnen oft recht glücklich verwertheten Humor zerstört. Der „Bürgermeister von Marienburg" hingegen ist die reife vollsaftige Frucht tüchtiger historischer Studien und führt ein mit markigem Pinsel gemaltes Bild jener wilden Zeit vor Augen, wo im Preußenlande der Deutsche Orden, in sich selbst moralisch und physisch zerfallend, zum traurigen Spielball seiner wüsten Söldnerbanden herabsinkt und schließlich in die Despotie des raublustigen Polenvolks geräth. Wo alles wankt im Gehorsam gegen den Orden, wo ein Glied nach dem andern sich loslöst von dem schwarzen Kreuze der Deutschen Herren und die Städte und Stände des Landes in offene Empörung ausbrechen gegen den Hochmeister zu Marienburg, da steht der alte wackere Bürgermeister der Ordensmetropole, Bartolomäus Blume, wie eine echte deutsche Eiche fest und treu zu den gefährdeten Gebietern des Landes und blickt mit schwerem sorgenvollen Kummer, aber auch mit ungebrochenem Mannesmuthe in den Drang und Sturm der schweren Zeit. Lieblich blüht an seiner Seite sein schönes Töchterlein Walpurg und schmückt ihm das mühevolle Leben mit holder Kindesliebe. Aber inmitten des friedlichen Hauses brütet der Verrath. Blume hatte einst die Mörderin seiner Geliebten, die alte heidnische Preußin Intaschid, in die Nogat stürzen lassen und der Sohn der Ertränkten diente bei ihm als Knecht. Dieser, Uartzung genannt, mit seinem Preußennamen Tuiskon gerufen, hat der zum Tode fortgeschleppten Mutter Rache gelobt und sein ganzes Denken und Trachten geht dahin, Blume und sein Kind zu verderben. Seine teuflischen Plane gelingen nur zu gut. Zwei Hauptleute des Ordens werben um Walpurg: der glühende Böhme, Ledez, und der treuherzige Deutsche, Zinnenberg. Gern hätte Blume sein geliebtes Kind dem wackern Deutschen, den er wie seinen Sohn liebte und ehrte, anverlobt; aber Walpurg's Herz hatte, einem dämonischen Zauber erliegend, dem Böhmen in Liebe sich ergeben. Dieser Liebe hatte Uartzung allen möglichen Vorschub geleistet, und als der würdige Bürgermeister den tückischen Ledez,

welcher in offene Rebellion gegen den Orden ausbricht und mit den Polen gemeinschaftliche Sache macht, energisch von seiner Schwelle weist und dieser in einem von ihm provocirten Zweikampfe den edeln Zinnenberg schwer verwundet, da ist Uartzung der böse Geist, welcher Walpurg's unselige Liebe immer von neuem belebt und sie endlich in das Lager des Feindes und dort in die Arme des Böhmen lockt. Seine Schlauheit gaukelt der schändlich Betrogenen eine Scheintrauung vor und so ergibt sich Walpurg dem Geliebten, in welchem sie ihren Gatten zu umarmen wähnt. Fürchterlich trifft der Schlag den alten Blume und den treuen Zinnenberg, welche auf den Mauern der hart bedrängten Stadt Marienburg den Kampf der Verzweiflung kämpfen, bis endlich beide in Feindes Hände fallen und in die Nacht des tiefsten Kerkers sinken; denn durch Uartzung's geheime Mitwirkung ist es den Polen unter Anführung des Böhmen Ledez gelungen, sich der Stadt und des Schlosses Marienburg zu bemeistern, und wo sonst das heilige Kreuz des Ordens schimmerte, flattert die bunte Polenfahne trotzig durch die Luft. In den Kerker Blume's aber schlüpft Uartzung und verkündet dem Gebeugten, daß sein Kind die Buhlin des Böhmenhäuptlings geworden und daß all der Frevel und Jammer die That seiner der zum Tode geführten Mutter geschworenen Rache sei. Hinan auch steigt der Entsetzliche in die Burg zum Kämmerlein Walpurg's, die ihr todtes Knäblein weinend im Arme hält und raunt ihr zu, daß sie nicht die Gattin, sondern die Dirne des Ledez sei und daß sie ihr Elend dem Grimme seiner Rache verdanke. Da stürzt das verzweifelnde Weib in das Lager des tückischen Böhmen, bohrt ihm sein eigenes Schwert in das verrätherische Herz und begräbt ihren Jammer in den Fluten der Nogat. Der Huf eines polnischen Rosses trifft zum Tode den Sohn der Intaschid, als er im wilden Gedränge an Walpurg's Leiche das Auge seiner teuflischen Rache weiden will, und während sein schwarzes Herz seinen letzten Racheseufzer ausstößt, verkünden zwei dumpfe Schläge auf dem Richtblocke des Schaffots, welches die Grausamkeit der Polen errichtete, daß Ritter Zinnenberg sein Leben unter dem Beile des Henkers geendet hat. Kurz vor dem seinigen fiel das Haupt des Bürgermeisters von Marienburg!

Das ist das finstere blutige Stück Geschichte, welches Lubojatzki's Novelle mit ungemeiner Lebendigkeit und Anschaulichkeit vorführt. In der Charakteristik scharf und klar, in der Schilderung der historischen Vorgänge gründlich und doch auch kühn und eindringlich, in der Verkettung der Handlungen consequent und in der Motivirung von innen heraus ebenso künstlerisch frei als erfindungsreich, erfüllt diese Erzählung mit Ausnahme des Schlusses die Anforderungen, welche man an eine historische Novelle zu stellen berechtigt ist, und macht ebenso sehr den geschichtlichen Studien als der dichterischen Productivität des Verfassers alle Ehre. Der Tadel aber darf nicht verschwiegen werden, daß der Schluß des Ganzen zu herbe und grausam abschneidet und die Phrase „Ruhe den Todten!" denn doch keine menschliche und ethische Versöhnung in sich schließt. Das gräßlich gelungene Werk der Rache hat zwar seinen Urheber und seine Mitvollstrecker auch in den Abgrund gerissen, aber darin liegt den zuckenden Leichen so viel Edler gegenüber noch keine volle humane und poetische Gerechtigkeit. Wol straft sich auch in diesen mit Ausnahme des fleckenlosen Zinnenberg hier eine schwerere, dort eine leichtere Schuld; aber diesem Strafgerichte fehlt die eigentliche Weihe der Sühnung; der stumme Hügel des Grabes ertheilt diese Weihe nicht. Der Dichter hat sich hier von dem Realismus der Begebenheit zu sehr fesseln lassen und unpoetisch das erregte Gemüth zu Schweigen und Ruhe verwiesen, wo es Frieden und Verklärung zu fordern hat.

12. Cölestine oder die bleiche Frau auf Schloß Amstein. Roman von J. Faber. Zwei Bände. Leipzig, Gräfe. 1857. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Eine gräßliche Spuk- und Mordgeschichte, die von Gespenstern, Mordthaten und Verbrechen aller denkbarsten Gattungen wimmelt und mit einer vollständigen Vernichtung des menschlichen Gefühls schließt, welches von Frevel zu Frevel förmlich todt gehetzt wird. Der Verfasser entwickelt in diesem Schauerroman unbestreitbares Talent, aber seine poetische Begabung, die in vielen Einzelheiten sich documentirt, erstickt in dem Blutmeere des Stoffs und erhitzt sich krankhaft zu Schilderungen von Menschen und Vorgängen, die absolut weder ein humanes noch ein künstlerisches Interesse erregen können. An einem menschlich recht einfachen und heitern Vorwurfe die überreizte dichterische Phantasie zu beruhigen und abzuklären, dürfte nach dieser offenbaren Verirrung die nächste Pflicht des Autors sein, der für Edleres begabt zu sein scheint, als wie er hier gethan fürs „Gruseln" zu sorgen.

13. Neue Novellen von Ernst Willkomm. Zwei Bände. Nordhausen, Büchting. 1859. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Besonders durch die beiden Erzählungen des ersten Bandes dieser „Neuen Novellen" von Ernst Willkomm weht ein frischer, kräftiger Geist, der belebend und erquickend aus den geschilderten Zuständen und Begebenheiten athmet. In der Novelle „Auf und unter der Düne" ist das Leben der Dünenbewohner in eigenthümlicher und höchst charakteristischer Weise aufgefaßt und poetisch wiedergegeben. Diese unbezwingliche Sehnsucht des Dünensohnes nach der Ferne, die ihn mit gebieterischer Macht durch die Fluten des Oceans treibt, dieses plötzliche Verschwinden der Erdscholle, die noch soeben Häuser, Menschen, Saaten trug, das jähe Auftauchen längst verschollener und todt geglaubter Abenteurer der Düne, die mit der im Dünengebiete täglich sich darthuenden Vergänglichkeit alles Irdischen in innigem Zusammenhange stehende melancholisch-phantastische Stimmung der Dünenbewohner, ihr zähes Festhalten und ihre rührende Treue am Althergebrachten inmitten der tückischen Fluten und der bald versinkenden bald neu angeschwemmten Sandflächen, alle diese eigenthümlichen nationalen und landschaftlichen, besser seeschaftlichen Momente finden sich in der vorliegenden Novelle zu einem höchst gelungenen Ganzen verarbeitet. Nicht weniger anziehend ist die „Nur ein Knecht" betitelte Erzählung, welche die merkwürdigen Schicksale des berühmten niederländischen Seehelden Nils de Bombelles in freier poetischer Bearbeitung enthält und deren kecker Ton sehr glücklich zu den darin geschilderten kriegerisch und abenteuerlich bewegten Begebenheiten stimmt. Das Lokale, Volksthümliche findet auch hier eine durchaus charakteristische und sehr anschauliche Darstellung und wer die beiden eben besprochenen Erzählungen aufmerksam gelesen hat, der trägt ein scharfausgeprägtes Bild friesischen Landes und Lebens mit sich fort. Es ist etwas von der Frische der Meereswoge und der Meeresluft in diesen Schilderungen, die deshalb auch durchaus eigenartig auf den Leser wirken. In der vierten Novelle der in Rede stehenden Sammlung: „Das Siebeneck", behandelt Willkomm die sich so oft im Leben wiederholende Thatsache, daß absurde Vorstellungen, abergläubische Verirrungen und fixe Ideen sich selbst gewickter Persönlichkeiten so leicht bemeistern, wenn der tief in der Menschennatur lauernde Hang zum Seltsamen und Sonderhaften nicht sofort in seinen ersten Regungen bekämpft und unterdrückt wird. Der tiefe Ernst dieser Novelle kleidet sich in ein sehr heiteres Gewand und die glückliche Heilung des Siebeneck durch die Klugheit eines hübschen Mädchens ist anmuthig und graziös in Scene gesetzt. Die letzte Erzählung endlich, mit welcher der zweite Band dieses Werkchens schließt, „Opfer der Armuth", holt ihren Stoff gleich den ersten beiden Novellen unmittelbar vom Volke und zieht den Vorhang vor den düstern Zuständen und der zum Himmel schreienden Noth der deutschen Weberdistricte. Willkomm schildert hier nach dem Leben und ein tiefes edles Mitgefühl leuchtet aus jeder Zeile. Diese Novelle hinterläßt einen erschütternden Eindruck und ist entschieden mehr als eine bloße Erzählung, sie ist, wenn ich den Poeten recht verstehe, ein heiliger Mahnruf für die gequälte Menschheit an diejenigen, die da helfen könnten, aber nicht helfen wollen. O dieses moderne Sklaventhum, das, um wenige zu

Gebietern über Millionen klingender Thaler zu erheben, Millionen armer Menschen zu Noth und Elend, den Müttern so vieler Verbrechen, grausam verdammt!

14. Die beiden Comtessen. Ein Roman aus den Papieren eines russischen Offiziers. Herausgegeben von Konstantin Freiherrn von Giltersberg. Zwei Bände. Leipzig, Gräfe. 1858. 8. 2 Thlr.

Ich habe in meiner letzten Rundschau den Namen des Hrn. von Giltersberg, welcher den Namen Paul Eisenschmidt führt, mit gebührender Anerkennung besprochen, und bedauere daher um so mehr, dem vorliegenden Werke ein Lob nicht spenden zu können. Es ist wahr, daß sich daraus mancherlei über die russischen Zustände lernen läßt; allein diese Zustände selbst sind so durchaus unerquicklich, grundprosaisch und geradezu widerwärtig, daß sie in dieser Gestalt für einen Roman keinen geeigneten Boden bereiten, und dann verweilt die Darstellung mit ganz unleugbarem Wohlgefallen bei der Schilderung von Scenen der schlüpfrigsten und gemeinsten Art, welche entschieden nicht in ein dichterisches Werk gehören. Das Ganze würde einer andern Beurtheilung unterliegen, wenn es sich als ungeschminkte Schilderung realer Zustände anmeldete; da es aber unter dem Prädicate eines Romans auf den literarischen Markt gebracht ist, so tritt es vor den künstlerischen Richterstuhl und kann von diesem seines prosaischen und frivolen Charakters wegen nicht anders als abweisend behandelt werden. Hoffentlich erscheint Hr. von Giltersberg bald wieder mit deutscher Manier auf einem edlern Gebiete. Lassen wir diesen Moskowiten ihre mit pariser Blasirtheit und Frivolität überzuckerte asiatische Roheit; dem deutschen Gemüth bleibt das eine wie das andere ein Gegenstand des Ekels und des Abscheus und nun und nimmermehr kann die Blume der Poesie in Einer Luft gedeihen mit dem Giftkraute der Sittenentartung und der Schamlosigkeit.

Hermann von Bequignolles.

Katholische Kirchenfürsten neuester Zeit.

1. Cardinal und Fürstbischof Melchior von Diepenbrock. Ein Lebensbild von seinem Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle. Breslau, Hirt. 1859. 8. 1 Thlr.
2. Leben und Wirken des frommen Bischofs Michael Wittmann von Regensburg. Aus Actenstücken und den hinterlassenen Papieren des Dahingeschiedenen zusammengetragen und zum Besten des bischöflichen Knabenseminars der Diöcese Regensburg herausgegeben von Rupert Mittermüller. Mit dem Bildnisse des Verewigten. Landshut, Thomann. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Die erste der hier vorliegenden Biographien: „Cardinal und Fürstbischof Melchior von Diepenbrock", von seinem Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle, Fürstbischof Heinrich Förster von Breslau herausgegeben, ist ein Gemälde, das sich im lebendigsten Wechsel prächtiger Farben hält. Ganz besonders interessant erscheint die Darstellung der Jugendgeschichte Diepenbrock's, für welche dem Verfasser zahlreiche Mittheilungen und Aufzeichnungen einer Dame zu Gebote standen. Ist doch die Jugend, wie Herder in Bezug auf Hutten sagt, die Zeit, wo das Grundgewebe gebildet wird, in das spätere Zeiten nur den Einschlag thun.

Diepenbrock, Sproß jenes alten niederrheinischen Geschlechts, dessen Hauptlinie jetzt den Titel Grafen von Grousfeld-Diepenbrock führt, ist ein Sohn Westfalens. Er ward seinem Vater, dem Hofkammerrath Diepenbrock, am Dreikönigstage 1798 zu Bocholt im Fürstenthum Salm-Salm, dem ehemaligen Bisthum Münster, geboren. Die Familie gehörte zu den wohlhabendsten und geachtetsten des Ortes und lebt nach heute im ehrenvollen Andenken fort. Der Vater war ein biederer, vielseitig gebildeter Mann, in dem sittlicher Ernst und freundliche Milde zu jenem wohlthuenden Wesen sich vereinten, das sofort Vertrauen erweckt. Die Mutter, eine Tochter des kurmainzischen Hofraths Rahting, war eine wohlerzogene Frau von ebenso viel Einsicht als Entschiedenheit, die es verstand, nicht nur durch ihr Wort, mehr noch durch ihr Beispiel die Flamme der Gottesfurcht auf dem häuslichen Herde zu nähren und zu pflegen. Ihre Hauptsorge war die Erziehung ihrer Kinder. Bisweilen kam sie schon zum Frühstück mit verweinten Augen und antwortete, um die Ursache ihrer Thränen befragt, „um euertwillen, Kinder, weine ich, denn ich muß einst Gott über euch Rechenschaft geben!" Wollte ihr einmal der Kummer das Herz abdrücken, so flüchtete sie gern zu einem Madonnenbilde, das ihr besonders lieb und in einem abgesonderten Zimmer war. Dann pflegte sie wol zu sagen: „Kinder, ich gehe zur Mutter", und die Kinder begleiteten sie und knieten mit ihr vor dem Bildnisse nieder. Auch sammelte sie die Kleinen gern in der Dämmerungsstunde um sich und sang ihnen fromme Lieder oder erzählte ihnen entsprechende Geschichten aus der Heiligen Schrift in einer Weise, deren tiefer Eindruck in den Kindern nie erlosch. In diesem Kreise sollte Melchior recht bald der eigentliche Mittelpunkt werden, und wie denn die Liebe der Aeltern und Geschwister, der Lehrer und Freunde, der Diener und selbst der Hausthiere ihm zugewandt war, wußte er sie allen lustig liebend zu vergelten, bisweilen auch zu misbrauchen. Um dem sprühenden Muthwillen des Knaben einen Zügel anzulegen, wurde er ungewöhnlich früh zur Schule geschickt, in welcher er bei mangelhaftem Fleiße einen vorzüglichen Platz behauptete; als der erste aber, obwol der jüngste unter den Kameraden, bezeugte er sich unbedingt außer der Schule, da er in allen Schlachten, die sie lieferten, der Feldherr, bei allen Streitigkeiten der Wortführer und von den meisten Schelmenstreichen der Anstifter war. Weil aber diese Uebungen nicht geeignet waren, den Knaben zu zähmen, und ein Hofmeister, dem er übergeben worden war, dieses Talent auch nicht besaß, so wurde beschlossen, den siebenjährigen Melchior zu einem Landgeistlichen in Pension zu geben, der in dem Dorfe Velen, nicht weit von Bocholt, eine Lehranstalt unterhielt und als Jugenderzieher im besten Rufe stand. Vicar Büttner war ein freundlicher Mann und anfangs ging alles gut. Die reiche Natur des Knaben zeigte aber auch bald ihre Schattenseiten, unter denen der Erzieher den Hang zu unstetem Umherschweifen und zu tollkühnen Wagehalsereien als den bedenklichsten um so mehr beklagte, je schwieriger es war, in Melchior den Geist der Unruhe zu bannen und den Drang nach Freiheit zu mäßigen, was guten Worten selten, der Strenge nie gelang. Es war, als ob der Knabe ein Grauen hätte vor den vier Mauern des Zimmers, denen er zu entfliehen alle Mittel aufbot, Bitten und Trotz, List und Gewalt. Durfte er seine Aufgabe im Freien lösen, im Schatten eines Baums, am Abhange eines Hügels oder in einem tiefen Kornfelde, dann geschah es zur Zufriedenheit, im andern Falle blieb er meist ihre Lösung schuldig, und geschah einmal das Ungewöhnliche, daß er am Schreibtische seiner Pflicht nachkam, so galt dieser Fleiß dem Streben, sich die Freiheit zum Vagabondiren zu erkaufen: „In Melchior's Kinderseele lag neben dem offenen Freiheitsdrange eine stille, tiefe Sehnsucht, in dem Buche der Natur zu lesen, seine dunkeln Blätter zu entfalten, seine geheimnißvollen Stellen zu verstehen. Er ging stets auf Entdeckungen aus, und suchte bald verborgene Quellen, bald ungekannte Thalschluchten, bald seltene Kräuter und Steine. In dem Umkreise einer Stunde war kein Baum, den er nicht kannte, und der Vicar sah sich oft zu strafen genöthigt, weil sein Zögling sich vor Tagesanbruch hinausstahl in die frische erwachende Natur, den Gesang der Lerchen zu behorchen, oder zur Nachtzeit auf das Dach des Hauses kletterte, um in den Sternenhimmel zu sehen. Oft sprach Diepenbrock später von dieser Sehnsucht seiner Kinderjahre und von dem gewaltigen Zauber, den der Wald mit seinen wunderbaren Düften und seinem geheimnißvollen Wesen und Rauschen auf ihn übte. Die Natur redete mit tausend Stimmen zu seinem Herzen, und sein Leben und Schwelgen in ihr war ein immer steigendes unbefriedigtes Verlangen, sodaß er oft, wenn er sich in den Wipfeln der Bäume wiegte, mit schmerzlichem Neide dem Vogel nachsah, der glücklicher als er, die Luft durchschiffen sollte."

Ein besonders waghalsiges und gefährliches Unternehmen sollte die Veranlassung zu Melchior's Entfernung aus dem Hause des Vicars werden: „Die Thurmuhr des gräflichen Schlosses zu Velen hatte ein Glockenspiel, das Melchior, da es selten aufgezogen wurde, nur durch Tradition kannte. Die stummen Glocken lagen ihm stets im Sinne. Er hätte ihre gefangenen Töne gar zu gern in Freiheit gesetzt, um zu hören wie sie klängen, aber jeder Versuch, den Thurmschlüssel zu erlangen, war vergeblich. Da tönte eines Sonntags um die Mittagsstunde das Glockenspiel plötzlich hell und klar von seiner Höhe. Die Ueberraschung war allgemein und im Schlosse um so größer, als der Thurmschlüssel unverrückt an seinem Platze lag und die Thurmthür fest verschlossen war. Alle Schloß- und Dorfbewohner versammelten sich und besprachen das wunderbare Ereigniß, während die Glocken nicht müde wurden, ihre schönsten Stückchen aufzuspielen. Wer in aller Welt konnte sie in Bewegung setzen? Es war entweder der böse Feind oder Büttner's wilder Melchior, darin kamen alle überein. Und der letztere war es auch in der That. Da er die Schlüssel nicht erhalten konnte, hatte er den rasenden Entschluß gefaßt, den Thurm von außen zu erklettern, und es gelang ihm auch mit Hülfe seines Schutzengels, wennschon in unbegreiflicher Weise. Als man, das Räthsel zu lösen, den Thurm geöffnet und erstiegen hatte, befand sich Melchior noch mitten in seinen musikalischen Beschäftigungen und erzählte denen, die ihn mit Fragen bestürmten, lachend die Details einer Unternehmung, welche alle, die davon hörten, mit Entsetzen erfüllte und noch heute im Dorfe Velen nicht vergessen ist.“

Der Vicar glaubte nach diesem Abenteuer nicht länger für das Leben und die gesunden Glieder seines Zöglings verantwortlich bleiben zu können; er entließ den Knaben mit der Prophezeiung, daß einmal etwas Großes aus ihm werden könnte, vielleicht aber auch ein großer Taugenichts. Noch manche pädagogische Versuche wurden darauf mit Melchior angestellt, alle aber schlugen übel aus, und endlich 1810 that man ihn in das kaiserlich französische militärische Lyceum zu Bonn, ohne dort freilich auch größere Freude an seiner Erziehung zu erleben. Er lernte den Arrest oft genug kennen und wurde endlich wegen Indisciplin entlassen. Als 1813 die Erhebung gegen Napoleon begann, trat er als Lieutenant in das Landwehrbataillon des westfälischen Kreises Borken. Beim Regiment war er in kurzem beliebt; er war es bei Vorgesetzten und Kameraden, am meisten aber seinen Untergebenen, obgleich er die Gesetze der Subordination, deren Beobachtung ihm selbst so schwer wurde, so streng handhabte, daß er gegen einen Soldaten, der sie verletzte, den Degen zog und ihn, wenn auch nicht bedeutend, doch in der Art verwundete, daß der Mann einige Tage dienstunfähig wurde. Der raschen That folgte augenblicklich bittere Reue. Melchior gab dem Soldaten jede mögliche Satisfaction, er besuchte, pflegte und beschenkte ihn, was von diesem so wenig vergessen wurde, daß der wilde Lieutenant, als er den fürstbischöflichen Stuhl bestieg, von dem einst durch ihn Verwundeten einen Gratulationsbrief erhielt, den er mit einem eigenhändigen Schreiben und einem Geldgeschenk erwiderte. Im Verlaufe des Kriegs trat Diepenbrock unter gleichem Rangverhältniß in ein preußisches Linienregiment, welches nach dem Friedensschluß in Frankreich blieb. Dort begann nun für ihn jenes regellose Soldatenleben, das seinem braven Vater viel Geld, seiner frommen Mutter manche Thräne kostete. Darauf folgte der Garnison- und Gamaschendienst, bei welchem einem kühnen und lebendigen Geiste immer die Gefahr nahe liegt, entweder zu verkümmern oder zu extravagiren. Bei Diepenbrock war das letztere der Fall. Er wurde in Streitigkeiten und Duelle verwickelt, ließ sich verschiedene Excesse zu Schulden kommen, am meisten aber versündigte er sich gegen die Gesetze der Subordination, und eins dieser Vergehen war so ernster Natur, daß er sich genöthigt sah den Dienst zu quittiren. Mit erbitterter Seele zerriß er, bevor er das Regiment verließ, in leidenschaftlicher Wuth seine Uniform und zerbrach seinen guten Degen. Sein ganzes Wesen war zerrissen und aufgewühlt; unentschieden schwankte er hin und her, ob er nach Amerika gehen oder durch Selbstmord enden solle. Die Liebe zu den Aeltern, die Vorstellung von dem Jammer, den er ihnen bereiten würde, hielten ihn jedoch von einem äußersten Schritt zurück; er begab sich in das Vaterhaus. Dort beschäftigte er sich größtentheils mit der Jagd, trieb wol auch ein wenig Landwirthschaft, ein wenig Poesie, mitunter auch erstere Studien, namentlich in neuern Sprachen, welche er liebte und für die er ein seltenes Talent besaß. Aber er war ohne Lebenszweck und Ziel, und es schien ihm auch nicht der Mühe werth, dergleichen zu suchen und zu verfolgen.

Damals sollte sich ein Wendepunkt in seinem Leben vollziehen. Den Anstoß gab Michael Sailer, damals noch Professor in Landshut, gestorben als Bischof von Regensburg. Nenne man es Zufall, oder erblicke man mit Förster in dem Zusammentreffen der beiden Männer die unmittelbare Einwirkung Gottes: das Zusammentreffen ward für Diepenbrock entscheidend. Wir lesen über dasselbe bei Förster unter anderm das Folgende: „Wie es Sailer eigentlich angefangen, den bis dahin unbezwungenen Jüngling im Verlaufe von wenigen Tagen, ja von wenigen Stunden in seinen Kreis zu bannen, und von welcher Seite der edle Menschenkenner ihn angefaßt, um während seines kurzen Zusammenseins daran ein Band fürs ganze Leben zu knüpfen, das hat wol mit Ausnahme der beiden Nächstbetheiligten niemand erfahren, und vielleicht hätten sie uns auch nicht Auskunft geben können. Melchior suchte anfangs den ehrwürdigen Gast seines Vaters, gegen den er bittere Vorurtheile hegte, zu vermeiden. Als Sailer in das Haus kam, ging er hinaus und konnte nur durch viele Bitten und Vorstellungen seines ältern Bruders Bernard dahin gebracht werden, mindestens bei Tische zu erscheinen. Aber er wußte sich dem geistlichen Herrn so fern zu halten, daß dieser nicht das Wort an ihn zu richten vermochte. Gegen Ende der Mahlzeit stand Sailer plötzlich auf, nahte sich ihm und sagte, indem er ihn freundlich unter den Arm nahm: «Lieber Melchior, wollen wir nicht ein wenig zusammen spazieren gehen?» eine Aufforderung, welcher dieser stillschweigend und fast willenlos folgte. Dieser Spaziergang, der kaum eine halbe Stunde währte, bildete den Wendepunkt in Melchior's Leben, das von nun an eine andere Richtung, eine höhere Bedeutung gewann. Am Tage nach dieser Unterredung ging er zur Beichte und erschien nach langer Zeit zum ersten male wieder am Tische des Herrn, fest entschlossen, den schmalen Weg, der zum Leben führt, nie mehr zu verlassen.“

Von nun an hat er eine feste Richtung seines Denkens und Thuns; er verkehrt lebhaft mit Clemens Brentano; hält sich dann im Klerikalseminar zu Mainz, später zu Münster auf; geht dann, um bei Sailer leben zu können, nach Regensburg, wo derselbe seit 1821 als Domherr und bald darauf als Coadjutor des Bischofs Wolf wirkte. Sailer ertheilte ihm dort 1823 die priesterlichen Weihen und nahm ihn als seinen Secretär in sein Haus auf. Die Biographie enthält über diese Zeit nach den Mittheilungen der erwähnten Dame die reichsten Mittheilungen: „Diepenbrock war in jener Zeit eine höchst auffallende Erscheinung. Die hohe ritterliche Gestalt, die seelenvolle Schönheit seines jugendlich blühenden Angesichts, der Ausdruck einer ernsten Begeisterung und selbst ein Zug von Schwärmerei gaben ihm den Stempel des Außerordentlichen. In Sailer's Gesicht war Sonnenschein, wenn er auf seinen jungen Freund blickte, dem er neben sich den Platz anwies, dem er eigenhändig vorlegte und mit dem er überhaupt so viel beschäftigt war, daß er, der liebenswürdigste aller Wirthe, die übrige Gesellschaft darüber beinahe vernachlässigte. Dieses, wie ich glaube zu entschuldigen, sagte er: «Unser lieber Diepenbrock ist leidend, er war früher an starke Leibesbewegungen, war besonders viel zu reiten und zu jagen gewöhnt, daher seine jetzige so ganz veränderte Lebensweise nachtheilig auf seine Gesundheit wirkt». Diepenbrock selbst sprach nur wenig, aß noch weniger und verließ unmittelbar nach aufgehobenem Tische das Zimmer, nachdem er zuvor Sailer's Hand geküßt. In der Art, wie der hochgewachsene

junge Mann sich zu dem etwas kleinen alten Sailer herabbeugte, wie dieser ihm gleichsam segnend die Linke auf den Scheitel legte, lag etwas eigenthümlich Rührendes, und mein Nachbar Hr. von L., sagte, auf die beiden blickend, mit leiser, bewegter Stimme: «Welch ein Bild!» Ich bin noch heute fest überzeugt, daß unter den damals gegebenen Umständen jeder andere junge und auch jeder andere ältere Mann und Priester an Diepenbrock's Stelle den Eindruck bemerkt haben würde, den seine Erscheinung auf uns gemacht; ihm aber entging dieser Eindruck so gänzlich, daß er sich nie mehr im Laufe der Zeit jener ersten Begegnungen mit Personen erinnern konnte, die er später zu seinen Freunden zählte. Wenn aber wir ihn wenig interessirten, so interessirte er uns dafür um so mehr. Wir hätten gar so gern Näheres über den jungen Kleriker erfahren, dessen Antecedentien wir, soviel es der Anstand gestattete, zum Gegenstande einer leisen Forschung bei Sailer machten. Dieser ging wol auf unsere Wünsche ein, er sprach gern und mit großer Wärme, aber auch mit einer gewissen geheimnißvollen Begeisterung von seinem Liebling, welche unsere Neugierde steigerte, ohne sie zu befriedigen. Als wir während des Nachhausegehens den empfangenen Eindruck besprachen, glaubten wir Frauen es nun genau zu wissen, wie der heilige Ritter Georg ausgesehen, und unser Begleiter, Hr. von L., sagte in gleicher Beziehung: «Der wird noch Papst, denken Sie an mich, dieser Diepenbrock wird noch Papst. Solch einen Priester, solch einen Menschen habe ich noch nie gesehen!»"

Doch wir müssen uns beschränken. Diepenbrock lebte in Regensburg ein stilles, beschauliches Leben, den Studien und der Religion ergeben. Verschiedene wissenschaftliche Arbeiten erschienen von ihm, so eine Uebersetzung des Mystikers Heinrich von Suso und spanische Poesien unter dem Titel „Geistlicher Blumenstrauß". Trotz seines lebhaften Widerstrebens ward er zum Domherrn, dann auch zum Domdechanten in Regensburg erwählt. Nach Sailer's Tode kamen ihm Anträge aus Breslau, die ihn auf den dortigen fürstbischöflichen Stuhl hinwiesen; mit entschiedenem Nein lehnte er die Anträge ab, bis sich in dem Einflusse des Papstes auf den regensburger Domdechanten ein Mittel fand, ihn zur Annahme des breslauer Stuhls zu bewegen. Er ward am 8. Juni 1845 im Dom zu Salzburg consecrirt, und am 9. Juli desselben Jahres leistete Melchior von Diepenbrock im Thronsaale zu Berlin in die Hände des Königs den Eid der Treue als Fürstbischof von Breslau. Noch niemals hatte bis dahin im preußischen Staate diese Feierlichkeit in einer solchen Weise stattgefunden, noch niemals hatte Preußen einen katholischen Bischof gehabt, der so weit wie Diepenbrock den Gegensatz überwunden gehabt hätte, der zwischen den scharf protestantischen Ueberlieferungen des Staats und seiner streng monarchischen Ordnung auf der einen Seite und zwischen den katholischen Ansprüchen auf kirchliche Selbständigkeit bestehen. „Es war ein feierlicher und gesegneter Augenblick, als der hohe, edle Mann mit dem kühnen, festen und ehrerbietigen Anstand, dem Ritter St.-Georg vergleichbar, als Melchior vor die Stufen des Throns trat, vor dem der König, umgeben von seinen Ministern, stand. Der König wußte bereits, wie hoch Diepenbrock ihn schätzte und liebte, und auch er seinerseits blickte mit froher Erwartung auf den herrlichen Mann." Diepenbrock sprach mit tönender Stimme den Eid und schloß: „Mit Freuden schwöre ich daher, wie vor 31 Jahren als Offizier den preußischen Fahneneid, so nun als Bischof in das Vaterland zurückkehrend den Unterthaneneid, mit dem vorausgeschickten Herzenswunsche: Gott segne und erhalte Ew. königliche Majestät und das ganze königliche Haus." Diese Worte gaben eine höhere Bürgschaft. Was waren gegen sie die gewundenen Versicherungen eines Droste; wie war es möglich, einem Manne, der so gesprochen, nicht volles Vertrauen zu schenken; welch einen Vortheil erfochten die Interessen der katholischen Kirche in Preußen durch diese schlichte, nicht mißzuverstehende, nicht doppelt zu deutende Rede!

Mit seinem feierlichen Gelöbniß blieb Diepenbrock's gesammte Wirksamkeit in seinem bischöflichen Amte durchaus im Einklang. Wenig damit dem Concordatskatholicismus entsprechend, war er ein erklärter Feind der confessionellen Reibungen, und die Idealität dieses Standpunktes, die scharf absticht von der scharfbestimmten Haltung, welche in neuerer Zeit von deutschen katholischen Bischöfen beobachtet ist und welche unter anderm dahin geführt hat, daß am Rhein den katholischen Geistlichen geboten ist, soviel wie möglich den Umgang mit den evangelischen Predigern zu meiden, mußte dem Fürstbischof schnell das Herz des ähnlich denkenden und fühlenden Königs zuwenden. Obwol nach Diepenbrock's Tode der ganze Briefwechsel des Königs mit ihm nach Berlin zurückgesandt werden mußte, so zeigen doch die wenigen noch in Abschriften erhaltenen Reste dieser Briefe von der Intimität des geistigen Verkehrs, der zwischen dem König und dem Bischof statthatte. So schreibt, als Diepenbrock in Sorge vor der ihm zugedachten Erhebung zum Cardinal den König um Vermittelung ersucht hatte, damit der Purpur ihm fern bleibe, der König an diesen: „Ich muß gestehen, daß ich vor Freude über die Coincidenz der päpstlichen Ansichten mit den meinigen alle ihre Tribulationen vergessen habe, zumal ich bald darauf durch Sie erfuhr, daß Sie sich im Gehorsam dem Willen des Heiligen Stuhls gebeugt. Da nunmehr alles in Ordnung ist, so müssen Sie, Eminentissime Princeps, es schon leiden, daß ich Ew. Eminenz aus dem Grunde meines Herzens meinen freudigen Glückwunsch ausspreche. Er ist wahrhaftig aufrichtig und von echtestem Gepräge. Ich wünsche auch der deutschen Kirche Glück zu Ihrer Erhebung und dem breslauer Stuhl, auf dem seit dem Grafen von Sinzendorf kein Cardinal gesessen ist. Aber auch mir wünsche ich Glück, theuerster Fürst! daß einer meiner treuesten und liebsten Freunde mit der höchsten Kirchenwürde Roms bekleidet ist und dadurch an Ansehen und Gewicht gewinnen muß. In einer Zeit, wo so viele, vom Parteiwahnsinn verderbt, das Demoliren meines Königshauses als Königstreue ausschreien, kann ich's nur mit herzstärkender Rührung sehen, wie ein Fürst der Kirche, zu der ich nicht gehöre, an der Spitze alles Edeln, Treuen, Gewissen steht, welches allein aus dem Born des wahren Christenthums fließt. Daher der Werth, den jedes liebe Wort, welches von Ihnen ausgeht, für mich hat; daher die lebhafte Dankbarkeit, mit der ich solche Worte empfange und beantworte." Es war ein großer Beweis des königlichen Vertrauens zu Diepenbrock, daß ihm im October 1849 die oberste Leitung der katholischen Militärseelsorge übertragen wurde.

Diepenbrock war keiner jener Kirchenfürsten, welche ihrem Berufe dann am meisten zu entsprechen glauben, wenn sie die Polizeimacht des Staats gegen sich in die Schranken rufen und mit Weigerungen und durch Widersprechen sich endlich ein kleines stattliches Gefängniß, eine gerichtliche Versiegelung und das übrige Zubehör eines billigen und bequemen Märtyrerthums erringen. Er fühlte sich, ein wirklicher Fürst, für die großen Ordnungen der Welt Gott und dem Volke gegenüber schwer verantwortlich, und all sein Thun und Denken entsprach diesem ernsten Bewußtsein seiner obrigkeitlichen, seiner fürstlichen Pflicht. Diese fürstliche Haltung aber entsprang aus der Größe und Weite seines Geistes, der mit einer wahrhaft erquickenden Frische und Natürlichkeit die glücklichste und getreueste Auffassung der Dinge der Außenwelt umfaßte. Niemand war mehr ohne vorgefaßte Meinungen, sein Urtheil war klar und richtete sich niemals auf den einzelnen Punkt, sondern auf das Ganze; der Laune oder gar der Abneigung und dem Haß ließ er dabei niemals einen Einfluß, und ebenso scharf, treu und leidenschaftslos sein Urtheil über andere, ebenso war es auch über ihn selbst. Ehrgeiz konnte bei ihm nicht aufkommen; keine Stufe seiner geistlichen Laufbahn stieg er freiwillig empor; eine Klosterzelle war sein liebster Wunsch, statt dessen er freilich auch oft den Wunsch nach einem stillen Grabe äußerte. Sein Tod war ein Verlust für die Monarchie; eine Säule nicht blos der Kirche war damit gebrochen und ein Pfeiler versunken, der des Großen, Guten und Schönen viel getragen hatte.

Gilt von der Biographie und dem Biographen auch nicht

das exegi monumentum, so nimmt das Buch doch jedenfalls unter den Büchern des Tags einen hohen Platz ein. Ist es nicht in der Weise ein mustergültiges Kunstwerk, wie etwa Hutten's Lebensgeschichte von Strauß, so ist es doch mit einer wohlthuenden Wärme und Innerlichkeit geschrieben, die ihre Wirkung auf den Leser nicht verfehlen kann, und will es den letztern mitunter bedünken, als sei der Verfasser hier und dort zu enthusiastisch in seiner Bewunderung, so ist doch festzuhalten, daß Melchior von Diepenbrock in der That eine der vollendetsten, schönsten und besten Gestalten war, ein imperatorischer Mann mit den Augen und dem geheimen Einflusse eines Dämons, dabei von einem kindlich weichen Herzen und einer äußern und innern Schönheit, deren Glanz alle bezaubert hat, die mit ihm in Berührung treten durften.

Die Vorzüge der eben besprochenen Biographie treten in ihr volles Licht, sobald man mit diesem Werke die Biographie Wittmann's von Mittermüller, die uns das zweitgenannte Buch bringt, vergleicht. Dort haben wir es mit einer geschickten Darstellung zu thun und der Held ist eine geistige Größe, ausgezeichnet durch reiche Gaben und merkwürdig durch den Gang seiner äußern Lebensschicksale; hier vermag der Held uns nicht sowol das Interesse der Bewunderung, sondern höchstens das Interesse einer mitleidigen Theilnahme abzuringen, und die Darstellung entbehrt des Reizes. Nicht als ob das Werk von Mittermüller nicht eine fleißige und gewissenhafte Arbeit wäre; das Buch ist mit einer Art von Ameisensedulität zusammengeschrieben, der Verfasser hat das Material mit minutiöser Sorgfalt zusammengetragen und ist bemüht gewesen dasselbe, wenn auch nicht in kunstvoller Composition, so doch übersichtlich und geordnet zusammenzustellen. Dennoch erweckt das Buch kein Genüge, und die Gründe der Unbefriedigung sind bereits angedeutet. Die Persönlichkeit Wittmann's ist nicht aus dem Holze geschnitten, daß sein Bild uns fesseln könnte. Der Mann war alles andere, nur nicht groß und bedeutsam. Beschränkt und bigot, ein zelotischer Vorkämpfer der römischen Hierarchie, verdankte er die hohe Stellung, die er am Ende seines Lebens erhalten, jenen Eigenschaften, die uns durchaus keine Bewunderung einflößen. Der Biograph versteht es nicht, den Leser mit jenen Eigenschaften irgend zu versöhnen, im Gegentheil, indem er sich durchweg in der Rolle eines präconisirenden Herolds gefällt, indem er die geistige Beschränktheit und die Schwächen des Bischofs unter eloquenten Hymnen als Vorzüge und Verdienste feiert, indem er seinem Werke eine so specifisch ultramontane Färbung verleiht, macht er dessen Lectüre zu einer Aufgabe, die nichts weniger als Vergnügen und Genuß gewährt.

Gleich der Anfang der Biographie ist für die Art des Stils und der Auffassung, in welcher sie gehalten, bezeichnend. „Der heilige Ambrosius sagt", heißt es S. 2, „die Heilige Schrift selbst lehrt uns, daß in dem Leben solcher Personen, die unsers Lobes würdig sind, nicht nur ihre persönlichen Tugenden geschildert, sondern auch ihre tugendhaften Aeltern gerühmt werden sollen, damit das gleichsam überlieferte Erbgut echter Frömmigkeit an denen, welche wir loben wollen, um so mehr hervorleuchte", und mit dem Citate motivirt Mittermüller das, was sich in jeder Biographie von selbst versteht, die Mittheilungen über Vorfahren und Angehörige des Helden. Georg Michael Wittmann wurde am 20. Januar 1760 auf dem Finkenhammer, einem ansehnlichen Eisenhammergut im Herzogthum Sulzbach an der nordöstlichen Grenze der Oberpfalz gegen Böhmen, von Aeltern geboren, die beide gottesfürchtig und gut katholisch waren. Der Verfasser rühmt es, daß damals die Sittlichkeit und Religiosität der Oberpfälzer auf einer sehr hohen Stufe gestanden, ein Urtheil, welches er ein paar Seiten später vergessen zu haben scheint, denn was er en passant als etwas ganz Gewöhnliches S. 10 berichtet, daß zu Amberg, dessen Schule der junge Wittmann besuchte, in einer Woche vier Raubmörder mit dem Rade und ein anderer mit dem Strange hingerichtet sei, stimmt schlecht mit der gefeierten Sittlichkeit des Volks. Von der pädagogischen Befähigung des Verfassers, der als Professor der Geschichte in Metten wirkt, bekommen wir übrigens seltsame Begriffe, wenn er sich bei der Gelegenheit höchst beifällig darüber ausspricht, daß die Hinrichtungen den gewandten Lehrern Stoff zu häuslichen Aufgaben in Briefform für die Schüler gegeben hätten. Auch was wir in dem eigenthümlichen vierten Kapitel des fünften Theils, auf welches später zurückzukommen sein wird, von den Verführungen und Anfechtungen lesen, denen der nachmalige Bischof in seiner Jugend bei dem Kampfe um Bewahrung seiner geschlechtlichen Jungfräulichkeit ausgesetzt gewesen, läßt sich schwer mit der „hohen Stufe der Religiosität und Sittlichkeit" des Volks zusammenreimen. Bis zum Jahre 1778 blieb Wittmann als Schüler in dem Jesuitencolleg zu Amberg; dann wurde er zu Heidelberg immatriculirt. Ueber die wissenschaftliche Ausbildung, die ihm zu Amberg geworden, erfahren wir nichts, dagegen unterläßt es der Biograph nicht, von dem überaus wohlthätigen Einfluß zu erzählen, den der Aufenthalt in der Anstalt auf die moralisch-religiöse Richtung Wittmann's ausgeübt habe: „Im Hause des frommen Beneficianten Miesler wurde er durch das Beispiel des heiligen Aloysius so hingerissen, daß er sich schon Cilicien machte, um seinem Leibe wehe zu thun. Auch das Fasten übte er im hohen Grade, und empfing alle 8 oder 14 Tage die heiligen Sakramente der Buße und des Altars, daher er leicht allen Verführungen, welche damals, wie er selbst klagte, unter seinen Mitschülern auf eine fürchterliche Weise im Schwange waren, so vollständig entging, daß alle bösen Reden in ihm weder eine böse Vorstellung erzeugten, noch ihn auch zum gefährlichen Nachdenken veranlassen konnten." Wie es in dem damaligen Heidelberg aussah, über den Geist der Universität und über die Bedeutung und Richtung der hervorragenden Lehrkräfte Mittheilungen zu machen, findet die Biographie für überflüssig: wir werden belehrt, daß „Wittmann oft ganze Nächte in Bibliotheken zugebracht, nicht selten auf Folianten geschlafen und schon 1779 die beiden Grade des Baccalaureats und Doctorats erhalten habe".

Darauf hebt ein zweiter Theil in zwei Kapiteln „Die ersten zwei Decennien seiner öffentlichen Thätigkeit" an. Wittmann fungirte an verschiedenen Orten als Hülfspriester, war sehr fromm und hatte großen Abschen vor Studenten, die viel Bier tranken, bis im October 1788 der Fürstbischof Max Procop von Törring in ihm ein Licht entdeckte, das bisher unter dem Scheffel gestanden, nunmehr aber auf den Leuchter zu setzen sei. Er berief ihn als Subregens ins bischöfliche Klerikalseminar in Regensburg. Wittmann machte in der Stellung verschiedene Studien schriftstellerte und wirkte nach Mittermüller sehr wohlthätig an dem Institute. Einen Vorwurf muß aber der Biograph erheben: Wittmann beging das unsühnbare Verbrechen, unter anderm auch die Philosophie Kant's zu studiren. Der Biograph bemerkt: „Zu verwundern ist es allerdings, wie ein Mann, dessen ganze Richtung und Neigung dem innerlichen, mystischen Leben zugewendet war, dem Studium der unfruchtbaren, trockenen und abstracten Speculationen und Feinheiten einer Kant'schen transscendentalen Logik, einer Kritik der reinen und praktischen Vernunft, einer Metaphysik der Sitten, einer Theorie der rein moralischen Religion, einer Theorie des Himmels u. s. w. (weshalb bethätigt der gelehrte Autor seine literarhistorischen Kenntnisse nicht lieber gleich mit einem vollständigen Ausschreiben eines Verzeichnisses der Schriften Kant's?) so großen Fleiß widmen konnte." Um den Vorwurf nicht allzu hart ausfallen zu lassen, was sich vermuthlich für einen einfachen Lehrer und Conventual einem hochwürdigen Bischof gegenüber nicht schicken würde, wird der „Selige" entschuldigt; er habe diese Philosophie nicht um ihrer selbst willen, oder um sie ins Leben überzutragen, sondern nur um des wissenschaftlichen Interesses willen studirt und weil er „einige Vorzüge" in ihr gefunden. Auch wäre sein Studium der Kant'schen Philosophie erfolgt „mit Abschneidung der unchristlichen Zusätze, die ganz unlogisch damit verbunden werden". Der würdige Conventual hätte sich die Mühe der Auseinandersetzung sparen können. Dem Bischof Wittmann ist die

Philosophie Kant's allezeit das mit sieben Siegeln verschlossene Buch geblieben, mag er noch so oft und eifrig die Schriften des Königsberger Professors durchlesen haben.

Satan unternahm inzwischen vergebliche Versuche, Wittmann von der Bildung der Geistlichkeit zu verdrängen; die Versuche Satans dienten nur dazu, den frommen Mann in seiner Stellung zu befestigen. Wir finden ihn im dritten Theil die Regentie des Seminars antreten, und am Schlusse des Abschnitts empfängt er sogar die bischöfliche Weihe. Der Abschnitt ist der umfangreichste; er reicht S. 53—199. Acht „Hauptstücke" zeigen uns Wittmann als Vorstand des Seminars, als Dompfarrer, als Freund der Schule und der Kinder, als Vater der Armen, Waisen und Kranken, als Beichtvater, Seelenführer und Rathgeber, als Diener und Verkündiger des göttlichen Worts, als Uebersetzer und Erklärer der Heiligen Schrift und als Domcapitular, d. h. es wird nicht sowol ein einheitliches und zusammenfassendes Bild von der Thätigkeit und Charaktereigenthümlichkeit Wittmann's entworfen, sondern es werden Einzelheiten in der Weise lobpreisend an den Fingern eins, zwei, drei, vier hergezählt, wie etwa ein Roßkamm, der dem Käufer einen Gaul aufhängen will, erstens die Brust, zweitens die Lenden, drittens die Schweifstracht des Gauls u. s. w. aufreiht.

Der vierte Theil beginnt mit Wittmann's Erhebung zur bischöflichen Würde und schließt mit dessen Tod am 8. März 1833: „Sein Tod, herbeigeführt durch Lungenlähmung und Entkräftung, eine Folge der Scirrhosis vesica, fiel nach seinem Wunsch auf einen Freitag. Sollte einiger Aufschluß über die Gestalt und Eigenschaften des Körpers unsers Seligen gewünscht werden, so diene folgende kurze Bemerkung. Wittmann war von mittler Größe, etwas gebückt, im einfachen, schwarzen Talare, stets gesenkten Hauptes, das dunkle Haar kurz abgeschnitten, die Züge mehr fein als grob, das Auge wie ein durch Wolken dringender Sonnenstrahl, die Stimme gedämpft und leise, die Sprache weder rasch noch lebhaft, die ganze Erscheinung ein Bild tiefer Demuth und Abtödtung, wodurch jede Spur seiner geistigen und tugendlichen (!) Ueberlegenheit fern gehalten wurde." Nach Mittermüller starb in Wittmann „ein großer apostolischer Mann, würdig der schönsten Tage des Christenthums, eine köstliche Gabe Gottes in seiner entarteten Zeit, ein weithin leuchtender Stern christlichen und priesterlichen Wandels". Wir können unsererseits den Panegyrikus nicht unterschreiben. Um ein Stern christlichen Wandels zu sein und als solcher zu gelten, scheint uns, ist es erforderlich, nicht gegen die Fundamentalsätze der christlichen Lehre zu verstoßen. Ein solcher Fundamentalsatz der christlichen Lehre lautet: seid unterthan der Obrigkeit! Wittmann hat nicht blos als Bischof, sondern in seiner gesammten amtlichen Thätigkeit in hierarchischer Ueberhebung gegen diesen Fundamentalsatz verstoßen. Die verfassungsmäßigen und gesetzlichen Beschlüsse des bairischen Landtags waren ihm „gottlose und sakrilegische Attentate", gegen die Anordnungen der Staatsregierung stand er in fast ununterbrochener Opposition, namentlich in der Frage der Mischehen leistete er dem Ministerium, dessen Bahn er als eine abschüssige brandmarkte, den hartnäckigsten Widerstand, jeden Augenblick wendete er sich an den päpstlichen Nuntius, ihn aufreizend und anstachelnd, für die Interessen des Ultramontanismus thätig zu sein. Der Conflict mit der Staatsregierung ist das Element, in dem er sich allein wohl zu befinden scheint.

Vermuthlich um sein Urtheil von dem Stern, der in Wittmann erloschen, noch einmal zu illustriren, hängt der Verfasser nach der Beendigung der Biographie dem Buche einen fünften Theil in zehn Kapiteln als „Vervollständigung und Vollendung des Lebensbildes" an. Die Aufschriften: „Glaube an Jesus, Vertrauen auf Jesus, Liebe zu Jesus", „Andachts- und Gebetsgeist", „Bußstrenge", „Keuschheit", „Gesinnungen und Bemühungen rücksichtlich der Klöster", „Außerordentliche Gaben und Vorfälle", „Teufelsplagen", „Ansichten und Aussprüche im Fache (!) der Politik", „Freundschaftlicher Briefverkehr", „Demuth", charakterisiren den Inhalt. Heben wir ein paar Stellen heraus: „Sein Streben ging ganz dahin, über die Verwendung jeder Stunde Rechenschaft geben zu können. Er schrieb, was vielleicht keiner unter den Heiligen gethan hat, wirklich alle Viertelstunden des Tags und die Weise ihrer Anwendung auf das Papier. Er machte sich dazu ein eigenes Schema. Hätte er eine Viertelstunde ohne Gebet und Thränen vorübergehen lassen, so schrieb er ins Schema: defeci, perdidi, peccavi, ambulavi infidelis." Von den Wundern und Teufelsplagen in seinem Leben heißt es unter anderm S. 293: „In seinem Almosenmanual liest man oft die Bemerkung, daß er das Almosengeld um 20 und 30 Gulden vermehrt gefunden habe, wobei er sich ausdrücklich gegen die Annahme eines Rechnungsfehlers verwahrt. Bisweilen fügt er bestimmt hinzu, daß es durch ein Wunder geschehen sei. Auch sonst stößt man in seinem Tagebuche auf die Angabe, Gott hat mir durch ein Wunder Almosen geschickt." S. 297 findet sich eine ganze Musteranthologie von Teufelsplagen: „Im Jahre 1824 schrieb er wiederholt, daß der Teufel bei der Nacht über ihn Gewalt ausübe. Im Jahre 1815, heißt es, hätte er mich todt geworfen, wenn nicht die Spitze des Steins ganz genau auf das schmale Bein zwischen dem Auge und dem Schlafe gefallen wäre. Im Jahre 1822 schlug er ihn abermals auf die rechte Seite des Gesichts so stark, daß die Spuren davon acht Tage lang von den Leuten bemerkt und als Zeichen von Mishandlungen gottloser Menschen angesehen wurden. Noch am 1. Mai 1832 findet sich die Angabe: Gerade bei der Wandelung des Brotes sprang der Teufel auf mich, nahm mir meine Besinnung und es fehlte wenig, daß ich ohnmächtig wurde. Hierauf bezieht sich auch ein ganz seltener Vorfall, der ihn einmal während seiner heiligen Exercitien in der Klause zu Abbach begegnete. Er fand sich nämlich daselbst auch dann noch alle Jahre ein, als der Eremit Emmeran gestorben war. Einmal an einem sehr warmen Herbsttage betete er einige kanonische Tagzeiten sitzend auf der Stiege, welche vom Hause in die Kapelle hinabführt. Plötzlich wurde er mit Steinen geworfen. Er stand auf und ging in das größere Zimmer hinauf in der Meinung, es könne etwa ein Hirtenknabe durch die offenen Fenster hineingeworfen haben. Allein er fand die Fenster geschlossen und unversehrt, auch niemand von außen. Er begab sich wieder auf die Stiege und fuhr fort zu beten, wurde aber wieder geworfen. Nun stand er auf und durchsuchte das Innere der Kirche, meinend, es habe sich vielleicht jemand darin verborgen. Auch da fand er nichts. Er begab sich wieder an den nämlichen Ort der Stiege zum Gebet, weil er sehr kühl war, aber er wurde zum dritten mal geworfen. Nun erstaunte er ein wenig, wollte aber doch wissen, woher das Werfen kommen möge und besichtigte deshalb die über ihm hängende Weißdecke, glaubend, es mache sich etwa der Anwurf los. Doch auch das war die Ursache nicht. Er fing zum vierten mal an derselben Stelle zu beten an, wurde aber nun mit Sand, Mörtel und kleinen Steinen geworfen. Da sprach er: Wenn dir, o Satan, das Gebet auch misfällt, so werde ich doch nicht davon ablassen, du magst fortan zuwerfen. Augenblicklich hörte die Belästigung auf und kehrte nicht wieder" u. s. w. Sollte man es für möglich halten? Dergleichen findet sich in dem Buche eines Mannes, der sich, und zwar in unsern Tagen, einen Professor der Geschichte nennt! Das weitaus widerwärtigste Kapitel ist aber dasjenige, in dem der Verfasser weitläufig abhandelt, wie es Wittmann gelungen, seine Keuschheit zu bewahren. Jedes gesunde Gefühl, das sittliche wie das ästhetische, muß sich durch dieses Kapitel verletzt sehen. Man weiß kaum, ist es stupide Naivetät, ist es unsaubere Lüsternheit, mit der hier Mittermüller auf die unerquicklichsten Details eingeht.

Der umfangreiche Anhang von Beilagen enthält theils Briefe, theils Blumenlesen und Bruchstücke aus Uebersetzungen und Bibelerklärungen Wittmann's.

Thaddäus Lau.

Kunst und Leben.

1. Die Kunst und das sächsische Kunstbudget. Eine Warnungsstimme. Dresden, Türk. 1859. Gr. 8. 5 Ngr.
2. Ein Streifzug durch die Bilderwelt. Von F. Oldenberg. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1859. 16. 6 Ngr.
3. Bilderatlas zum Studium der Weltgeschichte in 100 großen Tafeln. Nach berühmten Kunstwerken alter und neuer Zeit gezeichnet und herausgegeben von Ludwig Weißer. Mit erläuterndem Text von Heinrich Merz. Erste bis vierzehnte Lieferung. Stuttgart, Nitzschke. 1855—59. Gr. Folio. Jede Lieferung 24 Ngr.
4. Costümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht, des Baues und Geräths von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von Hermann Weiß. Mit zahlreichen Illustrationen nach Originalzeichnungen des Verfassers. Erste bis neunte Lieferung. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1856—59. Gr. 8. Jede Lieferung 24 Ngr.
5. Ursprung und Entwickelung des christlichen Kirchengebäudes. Von Wilhelm Weingärtner. Leipzig, T. O. Weigel. 1858. Ler.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist eine eigenthümliche Sache um die Kunstpflege. Mit der Anlegung einer zeitgenössischen Nationalgalerie, von der viele jetzt in Berlin das Heil erwarten, ist es nicht gethan. Dadurch werden noch keine Künstler hervorgezaubert, deren Bilder die Nachwelt für würdig erachtet in Galerien aufbewahrt zu werden, weil sie sowol durch ästhetische Vollendung als durch die Art und Weise, wie sie das Leben und Bewußtsein ihrer Zeit veranschaulichen, einen bleibenden Werth haben. Solche Werke werden aus innerm Drang des Meisters, sie werden um Gottes willen geschaffen, oder der Geist des Volks ruft sie hervor. So geschah es zu allen guten Zeiten echter Kunstblüte; die Kirche, das Rathhaus, der Fürstensaal, die Stube des Privatmanns war der Ort, für dessen Schmuck das Bild bestimmt war; man wollte keine verwirrende Masse ungleichartiger Dinge nebeneinander, wo ein Eindruck den andern erdrückt, man wollte am einzelnen Werk seine Gemüthserhebung und seine reine Freude haben. Große Galerien sind erst in der Folgezeit, mehr im wissenschaftlichen als im künstlerischen Interesse angelegt worden, schöpferische Geister, poetische Gemüther pflegen sie auch mehr wie ein nothwendiges Uebel, denn wie ein wünschenswerthes Gut anzusehen.

Auch damit ist noch nichts erreicht, daß in Sachsen die Stände eines constitutionellen Staats den Anfang gemacht haben die Kunst als einer Staatsunterstützung würdig zu erkennen, eine Summe für sie auszusetzen, so anerkennenswerth der Ausspruch des Princips ist, daß die Kunst zu den Factoren des staatlichen Gedeihens gehört, daß sie eine pflegenswerthe Blüte des geistigen Volkslebens ist und zugleich auf die Förderung des Gemeinwohls auch in der materiellen Beziehung auf Handel und Gewerbe einen segensreichen Einfluß übt. Bedenklich war dabei der Umstand, daß man schon nach drei Jahren an den inzwischen mit Hülfe von jährlichen 5000 Thalern vollendeten monumentalen Werken es sich abnehmen wollte, ob der Erfolg das aufgewandte Geld auch lohne und die Fortbewilligung zu rechtfertigen sei. Denn nicht ohne Grund setzt der ungenannte Verfasser des Schriftchens über „Die Kunst und das sächsische Kunstbudget" (Nr. 1) seiner Abhandlung den Spruch voran: „Gut Ding will Weile haben." Monumentale Kunstwerke erfordern nicht blos Zeit zur Ausführung, sie wollen im Gemüth des Urhebers selbst erst gereift sein. Die eigentliche und eine große Gefahr liegt aber darin, wenn man nun meint, es müßten Vorschläge und Ideen zu monumentalen Kunstwerken und danach diese selbst zu Tage gefördert werden, ohne daß ein Bedürfniß oder eine reale Grundlage für sie vorhanden wäre. So sagt denn auch der Verfasser: „Es muß eine schickliche Gelegenheit ersonnen werden, an welche sich die Herstellung eines monumentalen Kunstwerks anknüpfen läßt, weil eben die Mittel zur Beförderung der Kunst vorhanden sind, nicht weil von irgendeiner Seite ein ausgesprochener Wunsch den einzuschlagenden Weg zeigt. Also in kurzen Worten: Kunstwerke nicht für das Bedürfniß im besten geistigen Sinne, sondern als Selbstzweck und um der Künstler willen, das wäre das Resultat, welches aus den jahrelangen Petitionen, den aufopfernden Anstrengungen, den mühevollen Vorberathungen hervorgehen sollte! Das wäre das Ziel der geistigen Kämpfe und Hoffnungen der Zukunft; wahrlich ein Preis, der des Erjagens nicht lohnt, und vor dessen blendendem, aber ganz nichtigem Glanze man nicht genug warnen kann."

Mit Recht hat man erkannt, daß nur die monumentale, die öffentliche, den großen Zwecken und Ideen des gemeinsamen Lebens gewidmete Kunst eine Förderung von seiten des Staats verdient; das Denkmal aber setzt den Mann, die That, die Sache voraus, zu deren Andenken und Verherrlichung es errichtet wird, und wo diese sich nicht von selbst aufdrängen, wo man sie erst suchen, erst durch Preise hervorlocken muß, da unterbleibt es besser. Und darum stimme ich dem Verfasser vollständig bei: „Man verzichte darauf, mit den vom Staate bewilligten Mitteln besondere Kunstunternehmungen zu veranlassen, sondern unterstütze damit diejenigen Behörden, Corporationen und Privaten des Vaterlandes, welche von selbst und mit Aufbietung eigener Kräfte sich zur Stiftung öffentlicher monumentaler Kunstwerke entschlossen haben." Dann kann großartig ausgeführt werden, was sonst vielleicht dürftig geblieben wäre, und die Künstler werden sich mit ihren Schöpfungen an den Strom des geistigen Lebens, wie es in kirchlichen und weltlichen Kreisen pulsirt, freudig anschließen. Es wird von einer Gemeinde eine Kirche gebaut, man gebe ihr den Schmuck der Statuen und Reliefs für das Portal, in ähnlicher Art, wie solcher die Goldene Pforte zu Freiberg ziert, oder gebe ihr Glasgemälde für die Fenster, oder Wandbilder je nach der vorhandenen maßgebenden Räumlichkeit. Man verfahre in gleicher Weise mit den Rathhäusern, mit den Gebäuden des städtischen Verkehrs. In Dresden hat Semper als Architekt mit den Bildhauern Rietschel und Hähnel gar trefflich zusammengewirkt; das Theater, das Kunstmuseum sind Vorbilder geworden. Ja, warum sollte man den Privatmann nicht unterstützen, der sein Haus mit künstlerischem Sinne bauen läßt und die Façade, durch die es sich öffentlich den Beschauern kund gibt, gern durch charakteristisches Bildwerk verzieren möchte? Geht man auf solchem Wege voran, dann wird das Leben selbst mehr Vorschläge und Wünsche bringen, als man sofort befriedigen kann, man wird nicht nöthig haben zu abstracten Kunstwerken seine Zuflucht zu nehmen, das Leben wird seine Förderung und Weihe von der Kunst empfangen. Soll ich aber noch einen Mann nennen, dem zunächst seine Vaterstadt Görlitz, dann aber Sachsen, und zwar der Gelehrte wie der Bürger, der Denker wie der Handwerker ein Denkmal schuldet, so ist es Jakob Böhme, einer der wunderbarsten Geister aller Zeiten, ein Genius, der auf ganz ungeahnte Weise ohne die Vorbedingungen einer besondern Bildung so tiefsinnig und phantasiereich und voll so echt sittlichen und religiösen Gehalts dachte und schrieb, daß er noch jetzt trotz phantastischer Auswüchse und mystischer Dunkelheiten ein lichter Stern auch für das Gedankenleben der Gegenwart ist. Und dann Lessing! Warum soll er nicht auch in Kamenz oder in Leipzig oder in Dresden eine Bildsäule haben? *)

Daß eine hochgesteigerte und sich immer mehr steigernde Bilderproduction zu der Signatur der Gegenwart gehöre, daß diese schauen wolle und sich mehr an das Auge als an das Ohr halte, hebt Oldenberg in seinem „Streifzug durch die Bilderwelt" (Nr. 2) hervor. Er übertreibt etwas, wenn er meint, das Volk, der Soldat hätten ihre Lieder vergessen, kaum daß der Student

---

*) Für ein in Kamenz zu errichtendes, übrigens bescheidenes Lessing-Denkmal fand soeben am 22. Januar, dem Geburtstage Lessing's, zu Leipzig eine Festfeier und und eine Geldsammlung unter den Gästen statt. D. Red.

die seinen noch singe, aber dafür seien alle diese Lieder illustrirt erschienen, die klangvollen Melodien haben sich in Zeichnungen verwandelt, das Bild sei der Paß geworden, der den Büchern den Weg in die Welt bahnt. Schon die Einbände der Bücher seien eine Bildergalerie. Ich glaube, daß das Thatsächliche dieser Behauptungen damit zusammenhängt, daß Deutschland seit einiger Zeit nicht so sehr und ausschließlich das innere Leben, sondern auch das äußere, neben dem Gemüth auch die Welt ins Auge faßt, daß es aus abstracten Ideen und unklaren Gefühlen zu bestimmter und deutlicher Anschauung der Wirklichkeit kommen will, und solch ein zeitliches Vorherrschen der materiellen Interessen, des Realismus wollen wir nicht schmähen, sobald es nur den Geist nicht leugnet, dem es am Ende doch immer dient. Daß aber die Bilder einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung haben, wer möchte es leugnen? Sie bleiben unverändert dieselben und schauen uns stets wieder von der Wand an, vom Morgen bis Abend, und so prägen sie der Phantasie sich ein, drücken derselben ihren Stempel auf. Darum ist es wichtig, mit welchen Bildern ein Volk seine Umgebung schmückt.

Oldenberg wendet sich zunächst zur Schattenseite und richtet gegen sie seine Angriffe. Roheit, Sünde, Scheinfrömmigkeit werde durch schlechte Bilder verbreitet. Unzüchtige, schamlose, lüsterne Bilder sehe man in öffentlichen Lokalen, an Schaufenstern; Tabacksdosen und Pfeifenköpfe seien mit Darstellungen der Unzucht oder doch mit Zweideutigkeiten bezeichnet und beschrieben und böten so den Anlaß für derartige Gespräche, um von den haarsträubenden Scheußlichkeiten zu schweigen, deren geheimen Verkauf die Polizei zu wenig überwache; auch bei dem Fabriziren der schmachtenden Marien und sentimentalen Büßerinnen stehe der Teufel hinter den Zeichnern und lache ins Fäustchen. Das scheint der Verfasser wörtlich zu nehmen; denn in der neuen Auflage eines Zauberbuchs, das die Herrschaft über die Geister lehren soll, sieht er nicht eine Verirrung der Phantasie, einen Nachhall des mittelalterlichen Aberglaubens, nein, das Werk soll wirklich einen Blick in den Haushalt und das Reich eröffnen, wo nicht das Böse, sondern der Böse sein Wesen treibt, und er eifert gegen die Zauberei, als ob sie kein Wahn, sondern ein wirkliches Vermögen mit Hülfe höllischer Dämonen oder der Naturgeister wäre. Auch angesichts mancher Erzeugnisse der ultramontanen Presse kann man zu der Meinung kommen, es möchte ein Hexenproceß nicht ganz außerhalb der Ziele unserer Rückschrittsmänner liegen. Oldenberg hält sich sonst von den Extremen frei, er hat Worte anerkennenden Preises für Lessing, Herder, Goethe; um so mehr müssen wir auf die angedeutete Verirrung warnend hinweisen. Und gar sehr hat er recht, wenn er auf die bedenkliche Auflösung aufmerksam macht, die dem Familienleben droht, da ein Theil der städtischen Bevölkerung ein wesentliches Stück seines Lebens im Wirthshause zubringt, und wenn er den Mangel an sittlichem Ernst und sittlicher Haltung in so vielen Zeitschriften damit in Zusammenhang setzt, daß dieselben hauptsächlich geschrieben sind, um das Publikum der Restaurationen und Kaffeehäuser flüchtig zu unterhalten. Daher das Streben nach dem Pikanten, und die Gunst, welche die illustrirten Blätter finden, welche „die Welt zum Tummel- und Bummelplatz der müßigen Schaulust" machen und sich dabei besonders der Caricatur befleißigen. Daß das Häßliche als Folie für die Darstellung des Schönen sein Recht hat, sobald es eben dazu dient das Schöne und Edle in ein helleres Licht zu setzen, daß im Humor des Häßlichen ein tiefer Ernst liegt, verkennt auch Oldenberg nicht, und weist z. B. auf Wilhelm Kaulbach und Ludwig Richter hin; aber die Witzhascherei und die Sucht nach einer blos negativen und giftigen Kritik, das Kennenlernen der Welt- und Tagesgeschichte aus der Caricatur scheint ihm eine Fälschung des ästhetischen und sittlichen Gewissens. Und wahrlich arg genug ist es, wie selbst in die Kinderbücher und in das Kinderspielzeug die Caricatur eingedrungen ist, die doch zum Kindersinne gar nicht paßt und nur verderblich auf ihn wirkt. Daneben sind aber viele religiöse Bilder, wie sie von nord- und süddeutschen Vereinen für Innere Mission verbreitet werden, durch ihre Abgeschmacktheit und Stillosigkeit Caricaturen, ohne daß sie es sein wollen, und wir freuen uns, daß der Verfasser sie namhaft macht und an den Pranger stellt. Ihm ist wie uns das Schöne die Gestalt gewordene Wahrheit, in der Kunst sieht er mit uns einen Strahl des ewigen Lichts. „Sind die Kunstgestalten Griechenlands in ihren edelsten Formen etwas anderes als das tastende Suchen nach dem noch nicht geoffenbarten Christusbilde?" Diese Frage Oldenberg's müssen wir aber etwas anders wenden, wenn wir sie bejahen sollen und wenn sie nicht misverstanden werden soll. Die Griechen wollten allerdings das Göttliche und Ewige in sinnlichen und sichtbaren Formen ausdrücken, und Christus hat das göttliche Ebenbild im Menschen wiederhergestellt; aber jene Formen des Phidias und Praxiteles sind kein tastendes Suchen, sondern eine erreichte Vollendung, die Darstellung der Idee auf dem Standpunkte des Hellenenthums. In der Plastik haben wir das naturwüchsige Gleichgewicht von Geist und Materie, ein Christus aber überwiegt die selbstbewußte Geistigkeit, und das Ideale wird deshalb auch nun nicht mehr durch die volle runde Körperlichkeit wie in der Bildsäule, sondern durch den Schein derselben, durch die lichtgewebte Form derselben im Gemälde, oder durch Ton und Wort dargestellt; das Alterthum hatte für das Haus und die Familie die schönern kleinern Götterfiguren, das Christenthum hat durch den Holzschnitt die heilige Geschichte dem Volk als seine eigene Familiengeschichte verständlich vor Augen gestellt. Und hier gehen wir wieder mit Oldenberg Hand in Hand. Er sieht im Holzschnitt einen Vorläufer der Reformation. „Der Holzschnitt", sagt er, „sollte und wollte den Armen das Evangelium predigen. Seine Striche sind markig wie das Volk selbst; in wenig Worten sagt er viel; er hat in seiner Natur etwas vom Sprichwort; er ist sinnig und simpel zugleich; der gemeine Mann, der selber aus grobem Holz geschnitten, erkennt sich gern in ihm wieder. Der Holzschnitt bürgert sich auch schnell in Haus und Familie ein, Weib, Kind und Gesinde versteht ihn bald, er ist ein lieber und auch ein billiger Gast. Die Reformation hat im Holzschnitt einen treuen Gehülfen gehabt, dem sie viel Dank schuldet. Der Holzschnitt ist gezeichnete und geschnittene Volksmelodie." Oldenberg reiht daran eine liebevolle und einsichtige Besprechung der neuern Holzschnittwerke im religiösen Fach, namentlich der Bilderbibel von Schnorr und der vielen vortrefflichen Schöpfungen von Ludwig Richter. Wer möchte nicht einstimmen, wenn er sagt: „Was Luther vom Familienleben predigt, was Paul Gerhardt von ihm gesungen, das hat Richter von ihm gezeichnet." Und gern reihen wir daran das Wort über Goethe: „Das deutsche Volkslied feierte in ihm seine zweite Geburt. Der Dichter, der in «Hermann und Dorothea» das deutsche Haus als den Grundstein und das sichere Fundament des Nationallebens verherrlicht hatte, schlug auch die Lerchentöne neu an, die schön wie nirgends in der Welt im deutschen Lande erklingen." Nur ist nach meiner Ansicht die Richter'sche Illustration von „Hermann und Dorothea" nicht befriedigend. Das Familienhafte, das deutsch-bürgerliche Element ist da, aber es fehlt das Weltgeschichtliche, es fehlt die epische Größe des Stils, die patriarchalische Würde, der verklärende Hauch der Urzeit, der Goethe's Gestalten umfließt, und der homerische Adel ihrer Form.

Die naturwissenschaftlichen Werke haben durch die Erläuterung des eingedruckten Holzschnitts außerordentlich gewonnen; für das Studium der Kunstgeschichte bezeichnet der Atlas unter dem Titel: „Denkmäler der Kunst" (Stuttgart 1852—53), eine Epoche, indem durch ihn die Darstellung der Bücher verständlich und die Formenunterschiede im Stil der verschiedenen Nationen und Jahrhunderte leicht überschaulich geworden sind. Kunst und Geschichte auf eine neue und erfolgreiche Weise zu verknüpfen, ist der Zweck, den sich L. Weißer mit seinem „Bilderatlas zum Studium der Weltgeschichte" (Nr. 8) gesetzt hat. Das Werk war anfangs auf 100 Blätter berechnet, deren jedes neben mehreren größern Compositionen eine Reihe von Porträts der

hervorragenden Persönlichkeiten enthalten sollte; doch wird die Zahl der Blätter überschritten werden, da schon manche Nummer ihr a und b erhalten hat. Weißer gibt in scharf und verständniß- voll gezeichneten, leicht mit Schattenstrichen modellirten Umrissen sowol die Nachbildung von Meisterwerken einer spätern, der neuern Zeit, die sich eine große Begebenheit der Weltgeschichte zum Gegenstande genommen, als es sein Bestreben ist, daß jedes Volk sich möglichst durch die Darstellungen seiner eigenen Künstler, durch seine Denkmale selbst schildere, und dadurch eine originale Anschauung der Vergangenheit mit möglichster Treue gewonnen werde. Die Erläuterungen von Heinrich Merz führen in den Geist der Compositionen ein und charakterisiren die Helden der Geschichte im Zusammenhang mit den von ihnen überlieferten Bildnissen. Und wie viel lebendiger werden uns die großen Männer der Vorzeit, wenn wir neben der Entfaltung ihres Charakters auch die Züge ihres Angesichts kennen lernen, namentlich wenn es einem wirklichen Meister gelungen ist im Porträt den Einigungs- und Mittelpunkt der im Leben entwickelten geistigen Eigenthümlichkeit zu erfassen und auszudrücken! Ein solches Unternehmen wie das hier besprochene gibt nicht blos dem Geschichtsfreund ein klareres Bild der menschheitlichen Culturentwickelung und ihrer Träger, sondern auch dem Kunstfreund eine reiche Sammlung berühmter oder anziehender Werke der Plastik und Malerei, sondern es wirkt auch dort auf den künstlerischen, hier auf den historischen Sinn, und für den Geschichtsunterricht der reifern Jugend läßt sich wol kein geeigneteres Mittel denken, sie auf eine nicht phantastische, sondern der Wirklichkeit entsprechende Weise in das Wesen der Vergangenheit zu versetzen, zugleich aber ihren Sinn für das Ideale, ihr Schönheitsgefühl zu wecken und zu nähren und sie mit den hervorragendsten Künstlern des Alterthums und der christlichen Welt bekannt zu machen.

Das Werk hält sich nicht streng an die Zeitfolge und läßt Blätter auch außer der Ordnung erscheinen; betrachten wir die bisjetzt vorliegenden Lieferungen. Sie beginnen mit den alttestamentlichen Geschichten, mit den Bildern der Schöpfung und des Paradieses und reihen daran die weitere Entwickelung Israels; hier sind es Michel Angelo und Rafael, die uns die größten Thatsachen in vollendeten Meisterwerken vor Augen bringen, und mit Recht sind auch die erhabenen Prophetengestalten des erstern herangezogen. Es folgen sieben Tafeln, die Aegypten gewidmet sind, alle den alten Monumenten selbst entnommen, zuerst die Darstellung historischer Ereignisse, dann die Bilder des Lebens und der Cultur, Gottesdienst, Landbau, Gewerbe, Kunst, Todtenbestattung u. s. w., und wir gewinnen eine Anschauung, wie das merkwürdige Volk sein ganzes Thun und Treiben nach allen Richtungen in Stein gegraben und ausgemeißelt hat, wir lernen zugleich die Auffassungsweise, die Formensprache der Aegypter kennen und verstehen. Einige andere Blätter geben uns nach den Denkmälern von Ninive und Persepolis ein ähnliches treues Bild der Assyrer und Perser. Wir kommen nach Griechenland. Compositionen von Flaxman, Cornelius, Genelli führen uns ein in die Homerische Welt; daran reihen sich mehr als 100 Darstellungen der hellenischen Mythen nach Reliefs, Vasen und pompejanischen Wandgemälden; wir sehen wie die Griechen in ihrer Heldensage das dichterisch verklärte Abbild des menschlichen Lebens mit künstlerischer Freiheit dargestellt, es entfaltet sich vor uns der Reichthum ihrer Phantasie, der Adel und die Klarheit ihrer Formgebung. Spätere Blätter zeigen uns Statuen und Büsten großer Griechen, unter ihnen Meisterwerke, wie Sophokles und Aeschines, Menander und Posidippos, die zu den Kleinodien der Plastik gehören; dann Alexander der Große, und da begegnen wir dem herrlichen Schlachtmosaik aus Pompeji, und die Kriege seiner Nachfolger, und hier finden wir den sterbenden Fechter und jenen Gallier, der das todte Weib im Arm sich selbst das Schwert in die Brust stößt, die vielbewunderten Reste der pergamenischen Kunstschule. Auf andern Blättern bietet die vollständige Reihe der römischen Kaiserporträts ein besonderes Interesse. Dazwischen die Darstellung der Thaten bald nach den gleichzeitigen Monumenten, bald nach neuern Künstlern; den Schluß macht ein höchst fein und geistvoll ausgeführter Umriß von Rafael's herrlichem Gemälde der Konstantinschlacht. Die größten italienischen Meister und neben ihnen Cornelius und Overbeck schildern uns die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben Jesu; wir vermissen leider hierbei die ältern Deutschen, einen Dürer und Holbein, und sprechen das dringende Verlangen aus, daß ein Nachtragblatt ihnen gewidmet werde, daß Weißer und Merz überhaupt den Altdeutschen größere Aufmerksamkeit zuwenden. Vier große Compositionen Rafael's nach seinen Teppichen zeigen die erste Verbreitung des Christenthums, Ananias' Tod, Elymas' Erblindung, Paulus und Barnabas zu Lystra, Paulus' Predigt in Athen. Aus dem Cyklus von Cornelius' Entwürfen für das Campo santo in Berlin kann die Ausgießung des Heiligen Geistes, die begeisterte erste Predigt des Evangeliums durch die Jünger eingefügt werden. Ein paar spätere Blätter sind der englischen Geschichte zur Zeit ihrer Revolution gewidmet, neben Porträts von van Dyck sehen wir Darstellungen Cromwell's von West und Paul Delaroche. Nach einigen Jahren wird das Werk vielleicht so unentbehrlich erscheinen wie der Atlas zu Kugler's „Kunstgeschichte". Dem Thema, das sich als rother Faden durch unsere Betrachtung anscheinend so verschiedener Werke zieht, hat Merz in der Einleitung seine Stimme geliehen, ich meine der Stellung der Kunst zum Leben. Wir lassen ihn reden:

„Es ist ein offenkundiger Mangel unserer heutigen Bildung, daß das Kunstschöne ihr fast nur aus dem Gebiete der Poesie und Musik zum Eigenthum und Genusse wird, daß die Ausbildung des plastischen Gefühls und des Auges für Gestalt und Farbe, der Sinn für die eigentlichen bildenden Künste so sehr dahinten geblieben ist." Wiewol ich glaube, daß hier bereits eine Wendung eingetreten, so hat Merz doch ein Recht fortzufahren: „Lediglich daher kommt es, daß gar kein gemeinsames Bewußtsein mehr vorhanden zu sein scheint von dem, was schöne Form ist, von dem, was der menschliche Körper, die menschliche Wohnung und selbst das Gotteshaus auszusprechen hat, und was mit wenigen Mitteln die Kunst zur Verschönerung des Lebens darbieten kann. Die Tyrannei der flüchtig wechselnden Mode, die Gedankenlosigkeit elender Nachahmerei, die mechanische Wiederholung alter Formen, deren Inhalt und Geist für immer entflohen ist, die Roheit der modernen Tracht, Wohnung und Verzierung, die vandalische Behandlung alter und neuer Kunstdenkmäler könnte nicht so groß und allgemein sein, wenn die neue Bildung nicht so einseitig auf Poesie und Musik sich beschränkt, sondern auch der bildenden Kunst die Ehre gegeben hätte, die ihr gebührt, und dafür den Genuß und Gewinn hinnähme, den dieselbe dem ganzen Volksleben geben kann, sobald sie mittels des Handwerks es verschönern darf. Daß die Wiedervermählung der Kunst mit dem Handwerk eine Losung unserer Zeit geworden ist, das ist ein entschiedener Fortschritt zu dem, was frühere schöne Zeiten bereits besaßen. Damals hat auch das Volk, das im Triumphe ein gelungenes Meisterwerk durch die Straßen tragen konnte, und in seinen Kirchen und Märkten, auf seinen Zunftfahnen und in seiner ganzen Umgebung bis zum Schloß und Klopfer an der Hausthür herab etwas Schönes haben wollte und durfte, aus den großen Werken der Kunst sich Begeisterung und Thatkraft geholt. Der Künstler hat nicht blos für den Aesthetiker und Gelehrten, denen gut predigen ist, gewirkt, sondern auch die nicht Eingeweihten auf die großen Anliegen, welche das Herz und die Welt bewegen, hingewiesen; kurz, die bildende Kunst stand inmitten des praktischen, religiösen, sittlichen und nationalen Lebens, übte und stärkte es in tausendfacher Weise.

„Ist uns je eine schönere und bessere Zukunft beschieden, so kann sie nicht ohne das Element der schönen äußern Erscheinung, der echten Kunst erblühen. Zu ihr muß Volk und Jugend wieder erzogen werden. Das kann aber nur geschehen, wenn sie sich nicht blos mit der Vollendung oder gar Anbetung der bloßen Form begnügt, sondern die schöne Form zugleich mit

dem bedeutenden, allgemein verständlichen, herzergreifenden Gegenstande darbietet. Das Herz glaubt, was das Auge sieht, das Auge sieht sich aber auch nur das zum vollen Eindrucke an, was das Herz in der That erfreut und bewegt, den Geist ergreift und befruchtet. Das sind die großen Thaten und Gerichte Gottes in der Geschichte; das ist das Werden und Vergehen, der Sturm und Drang der durch Irrthum und Sünde, Noth und Tod, Bauen und Zerstören nach Licht und Leben ringenden Menschheit; das sind die bedeutenden Menschen, in denen das Göttliche hier, das Dämonische dort, das menschlich Gute oder Böse schlagend und entscheidend sich darstellt; das sind die Werkzeuge und Schauplätze des Geistes, der in tausend Umwandelungen und Gestaltungen, auch wo er in seine eigenen Wege dahingegeben erscheint, doch nur die vorgeschriebene Bahn zum gottgesetzten Ziele durchlaufen muß. Durch sie wird der fühlende und denkende Mensch immer wieder zu den Büchern der nicht blos die Politik, sondern auch die Cultur, die Religion und Sitte, die Kunst und Wissenschaft, das öffentliche und häusliche Leben, das kriegerische und friedliche Thun der Völker in innerer Wechselbeziehung darstellenden Geschichte als zu einer Quelle der Belehrung und Erfrischung, der Demüthigung und Erhebung, der Selbst- und Menschenkenntniß hingezogen. Wenn nun die vom Gegenstande an sich ergriffene Seele denselben eben auch in schöner Form, kraft gelungener künstlerischer Darstellung sich aneignen kann, so hat sie erst ihren rechten und dreifachen Gewinn. Da es einmal gar keinen Inhalt ohne Form gibt, da in der Natur und Geschichte aller Stoff seine bestimmte Gestalt hat und die ganze Schöpfung nur Formung des Schöpfergedankens, ja «Leiblichkeit das Ende der Wege Gottes ist», wie ein großer Geist sagte, so prägt sich nur der in vollendeter Form dargestellte Gegenstand stark und hell ein. Aber mit ihm zieht dann auch die schöne Form selbst ins Inwendige wirksam ein; das gründliche wiederholte Anschauen derselben schärft das Auge, läutert den Geschmack, bildet den jedem Menschen mehr oder weniger reichlich angeborenen Sinn für die Formbestimmtheit und Formschönheit. Der so geweckte und gebildete Sinn schaut und faßt weiterhin seine Umgebung auch wieder ganz anders an, und gestaltet, was zum Genuß oder Bedarf des Lebens gehört, menschen- und gotteswürdiger aus."

Auch die „Costümkunde" (Nr. 4), von H. Weiß, können wir als ein Veranschaulichungsmittel für das Studium der Geschichte betrachten. Sie ist keins der Bilderbücher, die man einmal durchblättert und allenfalls für eine Maskerade näher ansieht, sie will nicht blos dem Künstler nach den Denkmälern der Völker die Mittel an die Hand geben, um bei Gemälden das Leben der Vorzeit treu darzustellen, sondern sie ist zunächst ein vortrefflicher Beitrag zur Culturgeschichte, indem sie die Sitte und Lebensweise der Völker schildert, um daraus ihr Bauwesen, ihre Geräthe, ihre Tracht als einen Ausdruck ihrer Natur zu entwickeln, und in mehr als 2000 Zeichnungen wird das Geschilderte uns vor Augen gebracht. Durch umfassende Kenntniß der Quellen, durch Versuche an Modellen ist Weiß in den Stand gesetzt, dem Künstler die Bildwerke zu deuten und ihm die Tracht zu erklären; zugleich führt er uns in das häusliche und öffentliche, kriegerische, friedliche, religiöse Leben der verschiedenen Völker ein, und so gewinnen wir eben die Grundlage für die großen Thaten der Geschichte und das Bild der äußern Erscheinung und der Umgebung ihrer Helden. Von den ersten Culturanfängen führt uns Weiß bisjetzt durch Aegypten und Asien nach Europa, zu Celten und Germanen, zu Griechen und Römern; die vorchristliche Welt ist bereits dargestellt, Mittelalter und Neuzeit stehen noch bevor. Unter den Künstlern hat das Werk den verdienten Anklang gefunden, da es wirklich ein vorhandenes Bedürfniß befriedigt, aber auch außerdem kann es als eine lehr- und genußreiche Lectüre empfohlen werden.

Zum Schluß betrachten wir die Schrift „Ursprung und Entwickelung des christlichen Kirchengebäudes" (Nr. 5), von W. Weingärtner, zumal er sich auf Seite derer stellt, die in der christlichen Basilika nicht die antike Handels- und Gerichtshalle gleichen Namens sehen wollen, sondern wie Kneufer und Zestermann in ihr eine freie Schöpfung des christlichen Geistes, hervorgangen aus christlichen Bedürfnissen, erblicken, nur daß Weingärtner einen neuern Anknüpfungspunkt im Versammlungssaal der alten Wohnhäuser und viele Beziehungen auf die heidnischen Tempel sucht und hervorhebt. Er polemisirt besonders gegen eine früher in Nr. 11 d. Bl. f. 1855 erwähnte Schrift von Meßmer. Dieser verfocht die Ansicht, daß die älteste Kirche sich im allgemeinen an die den Christen eingeräumten Gerichtshallen anschließe, deren Gestalt und Gliederung nach ihren Zwecken umbildend. Die Hauptsache ist hier ein Mittelschiff von größerer Breite und Höhe, als die sich daran anfügenden, durch eine Säulenreihe bezeichneten Seitenschiffe, und eine halbkreisförmige erhöhte Nische zum Abschluß des Mittelschiffs. Daß sich nun eine ähnliche Construction bereits an einem der großen thebanischen Tempelpaläste in Aegypten findet, daß der griechische Hypäthraltempel an sie erinnert, daß die Säle in einem hintern Raume großer Privathäuser eine solche Anlage hatten, welche das Dach der mittlern Hälfte des Zimmers durch Säulen über die Decke der beiden Seitenabtheilungen emporhob und so zwischen den Säulen fensterartige Oeffnungen für Oberlicht gewann; dies können wir zugeben; dabei bleibt eine ähnliche Anlage für Zwecke des öffentlichen Lebens, für Rechtspflege und Handelsverkehr bestehen. Auch das können wir zugeben, daß jene Säle die ersten Versammlungsstätten der Christen in Rom waren und daß einzelne Cultuseinrichtungen sich hier schon feststellten. Dem widerstreitet aber nicht, daß zur Zeit der gestatteten öffentlichen Religionsübung die Basilika für den gemeinsamen Gottesdienst benutzt, oder daß die für denselben errichteten Gebäude sich an die ja auch jenen Sälen ähnliche Basilika anlehnten, indem sie dieselbe nach den Zwecken und Bedürfnissen des Cultus umformten. So scheint uns eine Vereinigung der streitenden Parteien nicht unmöglich. Und Meßmer, welcher darthun wollte, daß die Welt auf das Christenthum vorbereitet war und daß der christliche Geist in die vorhandene Cultur und in die bereits gefundenen Kunstformen einging, um sie mit seinem Gehalt zu durchdringen, sie für sich zu verwerthen und umzubilden, wird gewiß nicht leugnen, daß der antike Tempel für einzelne Einrichtungen der Kirche maßgebend oder veranlassend ward.

Weingärtner hat diese Bezüge sorgfältig gesammelt. Man muß sich dabei erinnern, daß auch das Heidenthum der Griechen und Römer Religion war und daß Christus die aus der menschlichen Natur entwickelte Weise, sich dem Göttlichen zu nähern und zu versöhnen, gleich dem Gesetz nicht auflösen, sondern erfüllen wollte. Weingärtner bemerkt wie das Weihwasser des Brunnens der Reinigung im Vorhof der altchristlichen Basilika, das sich im Becken am Eingang der katholischen Kirche erhalten habe, sich schon im Griechenthum finde, wo der den Tempel Betretende sich in der Vorhalle aus einem Wasserkessel zum Symbol geistiger Reinigung besprengte. Die Weihgeschenke setzen ebenfalls einen heidnischen Brauch fort. Die ewigen Lampen und Kerzen auf dem Hochaltar, die selbstverständlich in dem Beleuchtungsbedürfniß ihren Grund nicht haben, zeigen deutlich genug, daß in ihnen der Glaube des Heidenthums von der symbolischen Bedeutung der Flamme für den Gottesdienst noch fortlebt, wie er aus dem Gebrauch der ewigen Lampe im Tempel der Athene Polias und des heiligen Feuers in den Tempeln der Vesta, sowie aus den vielen in den Tempeln aufgefundenen ehernen und irdenen Lampen und marmornen und erzenen Candelabern ersichtlich ist. Darum eiferten auch einige Kirchenväter gegen den Gebrauch der Lichter am christlichen Gotteshaus, gerade wie andere sich heftig gegen die Sitte der Bildsäulen und Gemälde wandten als gegen etwas Heidnisches, das man abthun müsse, bis sie als etwas Menschliches anerkannt ward, das man beibehalten und für das Christenthum verwerthen könne. Auch der Weihrauch galt der heidnischen Gottesverehrung als

unerlaßlich. Ebenso sind die Processionen vorchristlichen Ursprungs. „Die Kleidung der Priester des alten Rom nicht weniger als ihre Rangordnung und große Menge lebt in der katholischen Kirche unserer Tage, wenn auch von der Menge ungeahnt, fort, und der Krummstab ist nichts anderes als der lituus der Auguren, dessen Bestimmungen auch der alte Römer ehrfurchtsvoll, ohne nach dem Warum zu fragen, gehorchen mußte. Der Thronhimmel aber, unter dem geborgen der Priester mit dem Fleisch und Blut Christi dahinschreitet, wölbte sich als aedicula auch über dem Haupte der heidnischen Gottheiten, gerade wie er unbeweglich als Baldachin oder Ciborium in der altchristlichen Kirche beständig den Altar und mit ihm den Leib Christi nebst den Gebeinen der Märtyrer überdeckte."

Wir verdanken der Schrift Weingärtner's die Hinweisung auf die sogenannten oeci, die Versammlungssäle in den größern Wohnhäusern, als die ersten Stätten des Gottesdienstes der christlichen Gemeinde, sodann die nähere Erörterung, wie die Kirche nicht aus einem Kaufhaus hervorging, sondern an den antiken Tempel sich anschloß. Dabei aber bleibt doch die Ansicht bestehen, daß gerade jene Kauf- und Gerichtshallen die besten geschlossenen Räume für größere Versammlungen abgaben, und darum auch sie selbst oder ihre Grundformen für die Kirchen benutzt wurden, die daher in alter Zeit mit ihnen den gemeinsamen Namen Basilika, die königliche Halle, führten.

Moritz Carriere.

Die Streitfrage wegen der preußischen Dramenprämie.

Ueber die auf Veranlassung der Schiller'schen Säcularfeier vom Prinz-Regenten von Preußen ins Leben gerufene Stiftung, wonach die im jeweiligen Zeitraume dreier Jahre erschienene und von einem ästhetischen Gericht anerkannte beste dramatische Schöpfung mit einem Preise von 1000 Thalern gekrönt werden soll, hat sich in den Journalen eine Discussion entsponnen. Gutzkow rügte es in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd", daß jeder dramatische Dichter wider sein Wollen genöthigt würde, an dieser Concurrenz theilzunehmen, was eine tiefe Verstimmung unter den Dramatikern hervorrufen müsse. Somit sei die Stiftung aus einer „erschreckenden Unkenntniß des stillen Waltens der Dichterseele" hervorgegangen. Zur Vertheidigung der Stiftung traten die wiener „Recensionen", das „Deutsche Theaterarchiv", die „Montagspost" u. s. w. auf, und in letzterer bemerkte E. Kossak in seiner scharf geistreichen Weise: „Zunächst müssen wir schüchtern bekennen, daß wir uns das stille Walten der Dichterseele ganz anders vorgestellt haben. Wir glaubten, daß der Dichter nicht allein durch eine tiefe innere Nothwendigkeit zur Schöpfung eines bestimmten Werks angetrieben werde, sondern auch alle anderweitigen Hindernisse vermöge dieser zwingenden Macht überwinde. Wir haben uns den Dichter als einen Gläubigen seines Genius vorgestellt, als einen Mann, der die höchste Seligkeit in der Ausübung seiner Kunst empfindet, seine Werke auch gar nicht des irdischen Gewinns, sondern des Selbstgenusses wegen in die Welt hinausschickt. Wie schmerzlich sehen wir uns enttäuscht. Der Dichter besitzt keine so ausgezeichneten Eigenschaften, er lebt in den ganz gewöhnlichen Ansichten der Fabrikanten und Händler. Sie schlagen neben vielen andern ihren Laden in einer Straße auf, stellen ihre Waaren an die Schaufenster und hoffen auf Absatz. Ihre Fabrikate sind gut, allein das Glück unterstützt sie nicht. Mit stiller Wuth bemerken sie, daß ihr Nachbar mehr Zulauf hat, daß ihm häufigere Bestellungen zugehen, daß ihm endlich die Regierung eine Medaille für seine industrielle Thätigkeit zustellen läßt. Nun machen die andern grimmig ihre Läden zu, und — legen sich auf andere Zweige der Fabrikation."

Gutzkow hat sich in diesem Falle vielleicht nicht ganz glücklich ausgedrückt; aber laßt uns Schriftsteller doch nicht die Auguren Roms spielen, die einander auf den Straßen nicht begegnen konnten, ohne einander ins Gesicht zu lachen; laßt uns doch nicht so thun, als ob wir ausschließlich des Selbstgenusses wegen dichteten und schrieben und als ob der äußere Erfolg uns gar nichts werth sei. Shakspeare war bekanntlich ein sehr guter Rechner, und selbst Schiller und Goethe suchten aus ihren Schöpfungen die möglichst größten Honorare herauszuschlagen. Der Dichter schafft nicht einzig und allein des „Selbstgenusses" wegen; dies wäre erst der rechte Egoismus; er will auch auf andere veredelnd und belebend wirken, und um in seinem Schaffen nicht zu ermatten, bedarf er des sichtbaren Erfolgs, der Aufmunterung, der Anerkennung. Eine Reihe von Demüthigungen und Zurücksetzungen ist allerdings im Stande, seinen Pegasus flügellahm zu machen. Schiller betrachtete den Erfolg seines „Don Carlos", weil er nicht gleich überall wie seine Erstlingswerke durchschlug, als einen Mißerfolg und es vergingen etwa zehn Jahre, ehe er wieder mit einer großen dramatischen Schöpfung, und zwar seiner größten, dem „Wallenstein", auftrat. Wäre Beethoven's „Fidelio" schon bei des Componisten Lebzeiten so verstanden und gewürdigt worden, hätten die Aufführungen desselben damals schon den gleichen Ertrag abgeworfen, wie nach des Meisters Tode, so würden wir wahrscheinlich noch eine oder einige Opernschöpfungen mehr von ihm besitzen.

Glücklicherweise ist die von Gutzkow bekämpfte Stiftung des Prinz-Regenten doch dazu bestimmt, alle drei Jahre wenigstens einem dramatischen Talent durch eine sehr reichliche Spende Aufmunterung und Belohnung zu gewähren, und auch dies ist schon etwas; auch stimmen wir ganz mit Gottschall überein, wenn dieser in den „Recensionen" bemerkt, daß es keineswegs gleichgültig sei, „wie der Staat sich zur dramatischen Literatur verhält, ob er in ihr nur eine Ausschmückung polizeilich erlaubter Nebenstunden erblickt, oder eine Culturmacht, mit deren Förderung er die Vollendung seiner eigenen Mission fördert".

Außerdem werden die nicht gekrönten dramatischen Dichter, auch abgesehen von ihrer großen Zahl, genug Trostgründe für sich geltend machen können. Denn ein absolut Höchstes kann es in der modernen dramatischen Literatur gar nicht geben. Originalität, Anmuth, Kraft, Naturwahrheit, Erhabenheit, poetische Gemüthsfülle, Gedankenreichthum, Schwung und zugleich Schönheit und Einfachheit der Diction, Phantasie, Verstand, Geist, Humor, Aufführbarkeit und scenische Wirksamkeit, wo fände sich das alles in einem modernen Drama beisammen? Es gibt Stücke in gebundener und Stücke in ungebundener Rede; es gibt Lustspiele, Schauspiele und Trauerspiele; es gibt mythologische, philosophische, historische und sociale Dramen; die einen behandeln Stoffe aus der antiken Welt, die andern historische Stoffe aus dem Mittelalter oder aus der neuern Geschichte oder Conflicte aus der modernen bürgerlichen Welt, und jeder dieser verschiedenen Stoffe macht auch eine ganz andere Schreib-, Auffassungs- und Behandlungsweise nöthig. Das Preisgericht — und wenn seine Mitglieder die sieben Weisen Griechenlands in Person und ihre Gemahlinnen lauter Aspasien und ihre Rathgeberinnen lauter Egerien wären — kann schon aus den angegebenen Gründen unmöglich ein vollgültiges Urtheil darüber abgeben, welches von diesen Dramen des Preises absolut würdig sei. Angenommen, Lessing's „Nathan der Weise", Goethe's „Egmont" und Schiller's „Don Carlos" wären gleichzeitig geschrieben worden und dem Urtheil eines damals bestehenden Preisgerichts verfallen, so würde letzteres sicherlich in die größte Verlegenheit gerathen sein, unter diesen drei Dramen dasjenige zu wählen, welches den absolut höchsten Preis verdiene.

Man vergesse nicht, daß in der neunundachtzigsten und einundneunzigsten Olympiade nicht Aristophanes mit seinen „Ornithes" und seiner „Eirene", sondern Ameipsias und Eupolis die ersten Preise erhielten. Dennoch weiß man nichts mehr von Ameipsias' „Komasten" (oder „Nachtschwärmern") und von Eupolis' „Kolakes" (oder „Schmarotzern"), während die zurückgesetzten Lustspiele des Aristophanes noch heutzutage gelesen und bewundert werden.

Bekannt ist übrigens der inzwischen erfolgte Rücktritt Friedrich von Raumer's aus der betreffenden, vom Herrn von

Bethmann-Hollweg eingesetzten Commission und auch bei andern zu Preisrichtern ausersehenen Gelehrten sollen sich Einwände und Scrupel mancherlei Art geltend gemacht und in den maßgebenden Kreisen sich bereits die Absicht ausgesprochen haben, „die ganze Maßregel, wenn nicht zurückzunehmen, doch dahin zu beschränken, daß die Prüfung sich nur auf diejenigen Autoren erstreckt, die sich bei der Lösung eines erst von der berliner Akademie zu gebenden «Themas» ausdrücklich um einen Preis beworben haben“. Damit würde die Maßregel freilich sehr vereinfacht und auf die Form und die Bedingungen jener akademischen Preisausschreibungen, wie sie im Fache der bildenden Künste nicht selten stattfinden, reducirt sein; aber man weiß, daß diese Art von Preisausschreibungen erfahrungsgemäß so manche Vorurtheile gegen sich hat.

Vielleicht würde es, unserer „unvorgreiflichen“ Ansicht nach, das Einfachste und Zweckmäßigste sein, wenn man den Intendanzen der Hofbühnen einen gewissen Fonds zur Verfügung stellte, um daraus denjenigen dramatischen Autoren kleinere Unterstützungen und Entschädigungen, gewissermaßen Schmerzensgelder zu gewähren, in deren sonst nicht zur Aufführung geeigneten Stücken ein ganz besonders hervortretendes, auch für die Bühne künftig einmal vielleicht zu verwerthendes dramatisches Talent erkannt würde. Die Einführung dieser Art von Subventionen dürfte gerade jetzt um so angemessener erscheinen, da die dramatischen Dichter, wenn sie wünschen, daß ihre eingesandten Stücke überhaupt nur gelesen werden sollen, heutzutage fast genöthigt sind, sie als Bühnenmanuscript drucken zu lassen, die Aussicht aber auf einen künftig das Manuscript verlegenden und honorirenden Buchhändler bei nicht aufgeführten Stücken nur höchst gering ist.

Man wird zwar auch in diesem Vorschlage wie gewöhnlich nur einen Vorschlag zur Beförderung der Mittelmäßigkeit erblicken wollen, aber diese gedeiht so wie so, und sie gedeiht gerade bei der Tantième; denn die speculirende Mittelmäßigkeit versteht sich am besten auf Fabrikate, welche der Mittelmäßigkeit am meisten zusagen; ihre Waare wird also die vom vulgären Theaterpublikum gesuchteste sein. Wir haben bei unserm Vorschlage vielmehr nur die Förderung des wirklichen Talents und zugleich den Vortheil der Bühne selbst vor Augen, indem dieselbe sich durch solche Subventionen, die gegen den übrigen Bühnenaufwand kaum in Betracht kommen würden, wahrscheinlich manches Talent erhalten und zuziehen könnte, das später vielleicht durch einträgliche Bühnenerzeugnisse diese Ausgabe reichlich vergütet, ohne Subventionen aber der Bühnenproduction nothwendig entsagen müßte, weil es sich nicht in der Lage befindet, fortdauernd Opfer an Geld und Zeit zu bringen. Wir möchten mit Gewißheit behaupten, daß schon manches dramatische Talent aus Mangel an rechtzeitiger Unterstützung der Bühne verloren gegangen ist. Der Einfluß eines dramatischen Dichters ist heutzutage vielleicht durchgreifender, jedenfalls aber ausgebreiteter als der eines Geistlichen; wenn man nun Stipendien für Studirende der Theologie hat, warum sollte man nicht ebenso gut Stipendien für Studirende der Bühnendichtung haben? Oder will man etwa behaupten, daß diese theologischen Stipendien nur solchen Jünglingen zugute kommen, die in Bezug auf geistige Fähigkeiten und sittliche Eigenschaften mit Theologen wie etwa Herder und Schleiermacher auf gleicher Linie stehen? H. M.

Notizen.

Leipzig und die deutschen Dichter.

Thaddäus Lau bemerkte in seiner Skizze „Ein Kampf um Dasein und Geltung“ (vgl. dessen Skizzensammlung „Zur Auswahl“): „Die Universität Leipzig hat in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zweimal eine Ehre gehabt, wie sie Universitäten selten widerfährt: im Jahre 1765 wurde Wolfgang Goethe und im Jahre 1781 Friedrich Richter in das Album der leipziger Hochschule immatriculirt. Ein weiteres Verdienst hat sich allerdings Leipzig weder um Goethe noch um Jean Paul erworben.“ Seltsam erscheint es allerdings, daß zwar die meisten unserer großen Dichter in Leipzig einmal Station gemacht haben, daß sie der Stadt sicherlich auch sehr viele wohlthätige Anregungen und Impulse verdankten, daß aber Leipzig, welches doch der schriftstellerischen Thätigkeit im allgemeinen so viel von seinem Rufe und selbst von seiner materiellen Wohlfahrt verdankt, sie nicht festzuhalten vermochte. Schiller flüchtete sich sehr bald aus Leipzig aufs Land und von hier nach Dresden. Der Appellationsrath Körner war zwar allerdings ein geborener Leipziger, aber er selbst schrieb einmal an Schiller: „Die leipziger Menschen behagen mir nicht. Es ist so viel Altkluges bei ihnen, literarische Mäkelei, Kleinlichkeit und Mangel an echter Begeisterung und hervorbringender Kraft. Wissenschaft und Kunst wird fast nur fabrikmäßig betrieben.“ Freilich hat Leipzig den Ruhm, dem Dichter der „Jungfrau von Orleans“ nach der Aufführung dieser Tragödie einen Act öffentlicher Huldigung dargebracht zu haben, von dem in allen Biographien des Dichters viel Lärm gemacht wird. Indeß haben solche Huldigungen, bei denen auch wol die Neugierde eine Rolle spielt, sehr an Werth verloren, seitdem renommirten Schauspielerinnen, Sängerinnen und Virtuosinnen dieselbe Ehre in noch größerm Maßstabe wiederholt zu Theil geworden ist. Die Dankbarkeit für diese hat man sich sogar mitunter nicht unbeträchtliche Geldopfer kosten lassen. Dagegen ist es nicht bekannt geworden, daß man in Leipzig eine Subscription eröffnet hätte, um den kränklichen Dichter, dem man ja sein Leiden auf dem blassen Gesichte ansah, in Stand zu setzen, eine längere Erholungsreise zu machen. Vielleicht wäre ihm sogar ein silberner Ehrenbecher oder sonst ein in der Familie zu vererbendes werthvolles Denkmal der Liebe und Verehrung willkommener gewesen als diese Ovation, an der auch „Gevatter Schneider und Handschuhmacher“ theilnahm, eine Menschengattung, über welche Schiller seine eigenen Gedanken hatte.

Wir erinnern hier auch an Karl Heinrich Heydenreich, der allerdings kein Schiller aber doch für Philosophie, Aesthetik und Poesie hoch begabt war, auch eine freilich nicht sehr einträgliche Professur an der leipziger Universität bekleidete. Schulden vertrieben ihn aus Leipzig. „Ein leipziger Buchhändler“, erzählt Jördens, „machte seine Forderungen an ihn auf zu liefernde Arbeiten innerhalb einer bestimmten und schon abgelaufenen Frist geltend, welche auf Wechselrecht gestellt waren. Heydenreich erhielt also Wechselarrest“ u. s. w. Kurz, „er konnte sich in einer Stadt, wo er so empfindliche Demüthigungen erfahren hatte, nicht glücklich, nicht zufrieden mit seinem Zustande fühlen“. Er zog sich nach Burgwerben bei Weißenfels zurück, wo er am 26. April 1801, erst 37 Jahre alt, am Nervenschlage starb. Wir wollen Heydenreich's Lebenswandel nicht als Muster aufstellen; er hatte sich in einer Krankheit an das Opium gewöhnt, setzte in gesunden Tagen den Gebrauch desselben fort und nahm zuletzt seine Zuflucht zum Branntwein, war aber wegen seiner sonstigen liebenswürdigen Eigenschaften und ausgezeichneten Talente so geschätzt, daß sein Leichenbegängniß, zu welchem die Bewohner von Weißenfels in ganzen Zügen herbeiströmten, in feierlichster Weise stattfand. Der Schlüssel zu seinem Schicksal wird uns in den Worten geboten: „Er wurde in eine Menge Gesellschaften verflochten, die ihn zu einem Aufwande verleiteten, welchen er nicht bestreiten konnte.“ Wir erwähnen dies, weil wir uns getrauen, mehr als ein Dutzend zum Theil ziemlich renommirter Dichter, Schriftsteller und Journalisten zu nennen, die aus derselben Ursache in Leipzig untergegangen sind und von derselben Gesellschaft, die sie früher gesucht hatte, schließlich ausgestoßen wurden.

Wir glauben, daß ein Autor, der nur von seiner Feder lebt, am besten thut, sich von diesem verführerischen, zerstreuenden und Geld und Zeit kostenden Gesellschaftstreiben möglichst fern zu halten. Die meisten Menschen glauben, niemand habe so viel Zeit übrig als ein Schriftsteller; er sei gänzlich unabhängig von äußern Einflüssen, von drückenden Sorgen, von Aerger und

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aesthetik.

Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung durch Natur, Geist und Kunst.

Von

Moriz Carriere.

Zwei Theile. 8. Geh. 6 Thlr.

Erster Theil. Die Schönheit. Die Welt. Die Phantasie.
Zweiter Theil. Die bildende Kunst. Die Musik. Die Poesie.

Dieses neue Werk des bekannten Schriftstellers bietet ein vollständiges System der Aesthetik. Allseitig entwickelt es die Idee des Schönen, wobei das Erhabene und Anmuthige, das Tragische, Komische, Humoristische näher bestimmt werden; es betrachtet das Schöne in der Natur und in der Geschichte, und erörtert das künstlerische Schaffen. Der zweite Theil ist den einzelnen Künsten gewidmet. Ihre Gesetze werden von den größten Meisterwerken abgeleitet oder an ihnen geprüft, sodaß diese selbst eine anschauliche und liebevolle Schilderung finden. Der Verfasser geht nicht von den Voraussetzungen einer Schule, sondern von den Thatsachen der Wirklichkeit aus, und steigt von ihnen zur Erkenntniß der Principien auf, durch die sie erklärt und begründet werden.

Das Werk enthält die bleibende Errungenschaft der seitherigen ästhetischen und kunstgeschichtlichen Forschung; es wird dem Philosophen wie dem bildenden Künstler, dem Musiker und Dichter Neues und Eigenthümliches bringen, aber auch jedem Gebildeten durch seine klare Darstellung zugänglich und für das Verständniß wie für den Genuß des Schönen förderlich sein.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Das Wesen und die Formen der Poesie. Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen und der Kunst. Mit literarhistorischen Erläuterungen. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der als philosophischer und besonders ästhetischer Schriftsteller rühmlichst bekannte Verfasser versucht in diesem Werke, aus der Blüte der deutschen Poesie die wissenschaftlichen Resultate zu ziehen, an der Hand der Literaturgeschichte eine Kunsttheorie aufzubauen und so das, was Gervinus, Ottfried Müller, Jakob und Wilhelm Grimm u. a. erbeutet haben, für die Poetik fruchtbar zu machen. Zur Erläuterung sind einige literarische Charakteristiken beigefügt und die drei Beilagen berühren das Epos, die Lyrik (Goethe) und das Drama (Schiller), sodaß sich alles zu einem planvollen Ganzen abrundet. Ein Hauptvorzug dieser Poetik Carriere's vor andern ähnlichen Werken besteht noch darin, daß er über Aesthetik auch ästhetisch zu schreiben, die Darstellung so zu halten weiß, daß die wissenschaftliche Gediegenheit zugleich in gefälliger Form und verständlich auftritt, ein Umstand, der das Werk dem größern Publikum noch willkommener machen wird.

Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk. Zweite vermehrte Auflage. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Diese in zweiter vermehrter Auflage erschienene Schrift, zuerst statt des Namens des Verfassers die Bezeichnung „von einem deutschen Philosophen" tragend, hat den Zweck, darzuthun, daß aus den Beobachtungen der Natur und dem Studium der Geschichte nicht eine materialistische, gottleugnende, sondern eine gottfreudige Weltanschauung hervorgehe.

In einer Kritik in Gersdorf's Repertorium heißt es: „Man wird nicht Unrecht behalten, wenn man diese treffliche Schrift, die ein recht ausgebreitetes Publikum zu finden verdient, mit Schleiermacher's «Reden über die Religion» und Fichte's «Reden an die deutsche Nation» parallelisirt und ihr, wie diesen ihren Vorgängern, einen heilsamen Einfluß auf die Erhebung unserer Zeitgenossen zutraut. Denn sie faßt wie in einem Spiegel mit Geist und Kraft die Ergebnisse der bisherigen wissenschaftlichen Entwickelung zusammen, und was sich im Gebiete des Gedankens, der Naturforschung, der Geschichtserkenntniß, der Kunst, des Staats und der Kirche zu wahrem Gottesdienste herausgestellt hat, zeigt sie als ein Gegengift gegen den Mammonismus der Zeit auf, der sich aus der Lehre eines wesenlosen Gottes und einer gottentleerten Natur folgerichtig gebildet hat."

In der Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Grässe, Dr. J. G. Th., Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte aller bekannten Völker der Welt von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Vierter Band: die sämmtlichen Register enthaltend. Gr. 8. Brosch. 2 Thlr.

Minckwitz, Dr. Joh., Der illustrirte neuhochdeutsche Parnass. Eine Grundlage zum besseren Verständniss unserer Literaturgeschichte in Biographien, Charakteristiken und Beispielen unserer vorzüglichsten Dichter. Erste Lieferung. Gr. 8. Brosch. 6 Ngr.

☞ Das Werk erscheint in 8 Lieferungen binnen sechs Monaten. — Prospecte gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte des Rothenburger Einsiedlers.

Dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Brockhaus' Reise-Atlas:

Führer für Reisende auf der Eisenbahn

von Eisenach nach Kassel und Frankfurt a. M.

Mit einer Specialkarte der Umgegend von Frankfurt a. M.

Preis 5 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 2. Februar 1860.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Revue der Festreden und Festschriften zu Schiller's Säcularfeier.

Erster Artikel.

Theils gleichzeitig mit, theils unmittelbar nach den geräuschvollen Tagen der Jubelfeier Schiller's besprachen wir in zwei Artikeln (Nr. 46, 51 und 52 f. 1859) einige Erscheinungen aus der gewaltigen Masse von Literatur, wodurch auch die literarische Betriebsamkeit sich an der Feier betheiligte. Wir lassen hier unter obiger Ueberschrift einen weitern Artikel folgen, in welchem wir uns zunächst mit einigen hervorragenden Gaben der Redekunst beschäftigen wollen, die zur Verherrlichung der Feier und zur Charakterisirung des Gefeierten dienten und seitdem in der Form von Druckschriften ans Licht getreten sind. Wenn in diesen Festreden begreiflicherweise auch nicht allzu viel Originelles geboten wird noch geboten werden kann und bloße Phrasen und Wiederholungen mancherlei Art unvermeidlich sind, so ist es doch für die Versatilität des deutschen Geistes in allen literarischen Angelegenheiten ebenso bezeichnend als rühmlich, daß dem alten Schiller-Thema überhaupt noch so viele Variationen und verschiedenartige philosophische, ästhetische, politische, socialpolitische, religiöse und humanitäre Standpunkte abgewonnen werden konnten, sodaß bei dem Durchlesen dieser Festreden doch kein eigentlicher Ueberdruß an der Sache selbst eintritt und schlimmstenfalls doch wenigstens die in diesen Reden hervortretende Individualität des Verfassers den Geist lebhaft beschäftigt. Hierzu kommt, daß die Namen der Festredner zum Theil zu den geachtetsten in Deutschland gehören und daß sie bei dieser Gelegenheit sich bestrebten, etwas wirklich Gutes zu sagen und in Inhalt und Form möglichst einander zu überbieten. Diese Reden selbst beweisen zum guten Theil, daß die geistige Entwickelung in Deutschland seit Schiller keineswegs stehen geblieben und müßig gewesen ist, daß die geistige Bildung der deutschen Nation nicht, wie viele zu glauben scheinen, sich erschöpft hat, sondern noch im vollen Gange begriffen, wenn auch infolge der langen Wanderung etwas echauffirt und schweißtriefend ist. Wir sind überzeugt, daß, wenn zu Schiller's Lebzeiten Anlaß gewesen wäre, das Säcularangedenken eines Dichters in gleicher Weise zu feiern, nicht so viel Bedeutendes von so vielen bedeutenden Männern hätte gesagt werden können, als dies bei Schiller's Säcularfeier wirklich der Fall gewesen ist.

Wir wenden uns zuvörderst zu derjenigen Rede, welche, wie der inzwischen nöthig gewordene zweite Abdruck zu beweisen scheint, die meiste Aufmerksamkeit erregt hat; wir meinen Jakob Grimm's „Rede auf Schiller, gehalten in der feierlichen Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften" (Berlin, Dümmler, 1859). Diese Rede enthält sicherlich viel Schönes und bietet auch manche neue Gesichtspunkte, namentlich da, wo Grimm das specielle Gebiet, auf dem er unbestritten erster Meister ist, das der Sprache, berührt und Geheimnisse und Räthsel des sprachlichen Ausdrucks deutet oder entsiegelt. Anderes freilich würde, von einem andern Manne gesprochen, keinerlei Eindruck gemacht haben. Das ist eben das Vorrecht, welches eine Autorität, wie Grimm, genießt, daß ihre Aussprüche schwer ins Gewicht fallen, womit sich freilich auch der Uebelstand verbinden kann, daß mitunter auch schiefe, einseitige und falsche Aussprüche Allgemeingültigkeit erhalten, weil sie aus solchem Munde kommen. Eine Autorität ersten Ranges wie Jakob Grimm gleicht einem vornehmen Kaufmann, der bei jedermann so großes Ansehen und Vertrauen genießt, daß man die Waaren von ihm ohne Unterschied als echte und preiswürdige in Empfang nimmt und ihn zu beleidigen glauben würde, wenn man untersuchen und näher zusehen wollte, ob sich nicht durch Zufall auch einmal eine falsche und nicht preiswürdige darunter verloren haben könnte.

Eine der schönsten Betrachtungen Grimm's ist die über die hehre Bedeutung der Poesie; sie lautet:

Wer die Geschichte durchforscht, muß die Poesie als einen der mächtigsten Hebel zur Erhöhung des Menschengeschlechts, ja als wesentliches Erforderniß für dessen Aufschwung anerkennen. Denn wenn jedes Volkes eigenthümliche Sprache der Stamm ist, an dem alle seine innersten Kennzeichen sich darthun und entfalten, so geht ihm erst in der Dichtung die Blüte seines Wachsthums und Gedeihens auf. Poesie ist das, wodurch uns unsere Sprache nicht nur lieb und theuer, sondern woran sie uns auch fein und zart wird, ein sich auf sie niedersetzender geistiger Duft. Eines Volkes Sprache, welchem keine Dichter auferstanden sind, stockt und beginnt allmählich zu welken, wie das Volk selbst, dem solche Begeisterung nicht zu Theil ward, zurückgesetzt und ohnmächtig erscheint gegenüber den andern sich daran erfreuenden. Der einzelne Dichter ist es also, in dem sich die volle Natur des Volks, welchem er angehört, ausdrückt, gleichsam einfleischt, als dessen Genius ihn die Nachwelt anschauen wird, auf den wir Mitlebenden aber schon mit den Fingern zeigen, weil er unsere Herzen gerührt, unsern Gedanken Wärme und kühlenden Schatten verliehen, einen des Lebens Geheimnisse aufdrehenden Schlüssel gereicht hat u. s. w.

Wir möchten aber noch weiter gehen und sagen, daß nicht blos ein solches Volk allmählich welke, dem überhaupt keine Dichter auferstanden sind, sondern auch jedes Volk von dem Augenblick an, wo ihm keine Dichter mehr auferstehen, wie reich auch seine Vergangenheit an Poeten sein möge. Denn wie sehr auch ein Dichter die übrige Nation überragen möge, so wird es doch immer gewisser nationaler Säfte bedürfen, um ihn zu erzeugen und zu reifen; er muß gewissermaßen von dem Heiligen Geist der Nation befruchtet und angeweht sein; und ebenso wie es auf eine in der Nation reichlich vorhandene Fülle gesunden geistigen Lebens schließen läßt, wenn in einem gewissen Augenblicke aus ihrem Schose eine Anzahl bedeutender culturhistorisch wichtiger Dichter hervorgeht, ebenso wird in Zeiten, wo dies nicht der Fall ist, darauf geschlossen werden müssen, daß in ihrem geistigen Organismus irgendetwas krank und faul sei. In solchen dichterlosen Zeiten wird uns eine Nation immer den Eindruck einer gewissen Verkümmerung, eines freudelosen, der eigentlichen Blume entbehrenden Daseins machen, möge sie auch auf andern Gebieten noch so rührig sein. Was ein großer Dichter für eine Nation werth ist, beweist z. B. Camoëns, der fast allein den Namen der Portugiesen als einer geistig schaffungsfähigen Nation im Gedächtniß der Menschen aufrecht erhält. Man mag Reiche erobern, aber man verliert sie auch wieder; nur die Werke der Dichter, die zugleich Denker, und der Denker, die zugleich Dichter sind, bleiben als Nationaldenkmale; selbst die Hervorbringungen der reinen Wissenschaft reichen an Dauerhaftigkeit nicht an sie, weil es bei diesen stets nur auf Resultate ankommt, die von spätern Forschungen aufgesogen, überholt und der Vergessenheit überliefert werden. Es ist auf diesen Punkt immer wieder zurückzukommen, weil man in Deutschland wol die Fortentwickelungsfähigkeit der Wissenschaft, aber nicht die der Poesie anerkannt und mit Goethe und Schiller die deutsche Dichtkunst gern für abgeschlossen und somit auch das deutsche Gemüth und die deutsche Bildungskraft für abgestorben erklären möchte. Wie viel Primaner und Secundaner sind nicht hierüber vollständig im Reinen, selbst diejenigen, die im stillen doch vielleicht die Ueberzeugung hegen, die erledigten Throne Goethe's und Schiller's einnehmen zu können, wenn sie nur wollten! Mit solchen absprechenden Urtheilen über das Dichtungsvermögen der Gegenwart und Zukunft glaubt man höchstens die mitlebenden Dichter ihre Erbärmlichkeit fühlen zu lassen, und man beleidigt damit dem Wesen nach doch nur die Nation selbst.

Mit Recht bemerkt Jakob Grimm, daß „aller Nachdruck im heimischen Grund und Boden ruht", und er macht davon die Anwendung auf Schiller selbst, indem er sagt:

Man kann nur sagen, daß Schiller im „Wallenstein", zumal dem „Lager", hernach im „Tell" die höchsten Ziele erreichte und wahre Befriedigung zu Wege bringt; nicht ganz gleich stehen ihnen „Maria Stuart", die „Jungfrau" und die „Feindlichen Brüder", zum Theil aus Gründen, die hier unerörtert bleiben müssen; es ist kein Zufall, daß auch ohne es zu wissen, noch darauf auszugehen, die einheimischen Stoffe ihm allermeist, minder die aus fremder Geschichte entlehnten gelangen. Für Komödie zeigte er weder Neigung noch Beruf, er war vollkommen ein tragischer Dichter. Was aus seinen unvollendet hinterlassenen, fast nur entworfenen Stücken, dem „Demetrius", „Warbeck" und den „Malthesern" geworden wäre, steht hier kaum zu ermessen; nach dem eben vom deutschen Stoffe Gesagten, nach der Langsamkeit, womit er über diesen Entwürfen brütete, aber läßt sich annehmen, daß uns ein weit größerer Verlust betroffen hätte, wenn „Wallenstein" liegen geblieben wäre.

An diesen Bemerkungen ist viel Wahres: in vaterländischen Stoffen oder auch in solchen, die er sich ganz auf vaterländische Weise zurecht macht, wird sich der Dichter, welcher Nation er auch angehöre, immer am meisten zu Hause fühlen. Shakspeare hat vortreffliche englische Königsdramen geschrieben; deutsche Kaiserdramen, wenn er sie versucht hätte, dürften ihm wol weniger gelungen sein, und wenn er auch verstand römische Größe und italienische Romantik zu schildern — und letztere scheint ihn, wie „Romeo und Julia", „Othello", „Der Kaufmann von Venedig" u. s. w. beweisen, besonders angezogen zu haben —, so waren doch stets nur die Deckfarben fremdländisch, die Grundfarben aber echt englisch. Man treibe jedoch das Nationalitätsprincip nicht zu weit. Die Völker wirken jetzt mächtiger aufeinander als je früher, und hierin erkennen wir sogar einen Vorzug unserer Zeit. Man hat die kosmischen Gesetze entdeckt, denen sich die Erde nicht entziehen kann; ebenso gibt es auch jetzt allgemein kosmopolitische Gesetze im Reiche des Geistes, denen sich die einzelne Nation weder entziehen kann noch soll. Es ist ein allgemeiner Bildungsfonds vorhanden, zu dem jede höher civilisirte Nation das Ihrige beigesteuert hat und an dessen Nutznießung theilzunehmen jede berechtigt ist; je mehr sie daraus empfängt, desto mehr ist sie zurückzugeben im Stande und umgekehrt. Die so hochbegabten romanischen Völker, die Italiener, deren Edelste übrigens ihren Irrthum einzusehen angefangen haben, die Spanier und Portugiesen sind, abgesehen von den Misverwaltungen, welche auf die Geister

drückten, hauptsächlich deshalb von der hohen, früher von ihnen eingenommenen Cultur- und Kunststufe herabgesunken, weil sie es eigensinnig verschmähten, an dem wechselseitigen Unterricht der Völker theilzunehmen und den Geist anderer Nationen befruchtend auf sich wirken zu lassen. Der Dichter soll mit den Wurzeln im vaterländischen Boden haften, aber seine Laubkrone den atmosphärischen Einflüssen der Zeit und Menschheit entgegenbreiten. Gerade Schiller und Goethe verdanken ihre Größe und Weltbedeutung dieser Doppelrichtung, und namentlich war Goethe's Bildung eine möglichst encyklopädische, indem an ihr die Bibel, Homer, Shakspeare, Ossian, Rousseau (mit seinem Naturevangelium), Voltaire, die italienischen Novellendichter u. s. w. ebenso gut ihren Antheil hatten als Hans Sachs und das deutsche Volkslied. Sorgt doch schon der Schulunterricht dafür, daß unser Geist seine Jugendnahrung mehr aus den Schriften der Hebräer, Römer und Griechen als etwa aus den Nibelungen und den Minnesingern empfängt.

Den Satz Jakob Grimm's: „Für die Komödie zeigte er weder Neigung noch Beruf, er war vollkommen ein tragischer Dichter", möchten wir in dieser absoluten Fassung nicht gelten lassen. In Schiller's Jugenddramen und in manchen seiner Jugendgedichte bricht oft ein naturwüchsiger, selbst wilder Humor unverkennbar durch. Der Mohr im „Fiesco", der Hofmarschall Kalb in „Kabale und Liebe", der Kapuziner in „Wallenstein's Lager" sind wirksame humoristische oder komische Figuren, die hinlänglich Schiller's Talent auch für diese Gattung documentiren, und seine bekannten Bearbeitungen der „Turandot" und zweier französischer Lustspiele zeigen seine Gewandtheit und Sicherheit in allen Feinheiten, man möchte sagen selbst Chicanen der Lustspielsprache und des komischen Effects. Körner, der Schiller genauer als irgendein Mensch kannte und sein Wesen förmlich studirt hatte, hielt Schiller für eine gewisse Gattung des Lustspiels ganz besonders befähigt und munterte ihn, wie wir schon früher gelegentlich anführten, wiederholt dazu auf, sich im Lustspiel zu versuchen. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Herren Künzel in Heilbronn sich dazu entschließen möchten, das als Handschrift in ihrem Besitz befindliche, auf das Körner'sche Haus bezügliche Lustspiel Schiller's zu veröffentlichen. Mögen diese Lustspielscenen immerhin „Anstößiges" enthalten! Auch Aristophanes ist anstößig, und auch Shakspeare und Goethe nehmen nicht immer auf allzu zarte Nerven und allzu keusche Ohren Rücksicht. Hat Schiller in jener Posse, gerade weil sie nicht für den Druck bestimmt war, seinem Humor die Zügel ungescheut schießen lassen, um so willkommener und lehrreicher wird uns ihre Veröffentlichung sein.

Interessant ist Grimm's Vergleich zwischen Goethe und Schiller als Lyriker. Bei aller Anerkennung der Vorzüge, durch welche sich die Gedichte Schiller's auszeichnen (z. B. das „Lied von der Glocke", dieses „ungewöhnliche Gedicht, dem andere Völker von weitem nichts an die Seite zu stellen hätten"), ist Grimm doch der Ansicht, daß Goethe in „schlanken blanken Liedern unbedenklich überlegen" sei, daß Goethe's „lyrische Fülle und sanfte Leichtigkeit im ganzen weit mächtiger und auch wirksamer" bleibe. Auch in Bezug auf die Handhabung der Sprache gibt der Redner Goethe den Vorzug, und seine diesen Gegenstand betreffenden Bemerkungen bedünken uns sehr fein zu sein. Grimm sagt:

Goethe besitzt unleugbar die größere Sprachgewalt, ja eine so seltene und vorragende, daß insgemein kein anderer unserer deutschen Schriftsteller es ihm darin gleichthut. Wo er seine Feder ansetzt, ist unnachahmlicher Reiz und durchweg fühlbare Anmuth ausgegossen. Eine Menge der feinsten und erlesensten Wörter wie Wendungen ist zu seinem Gebot und stets an den eigensten Stellen. Seine ganze Rede fließt überaus gleich und eben, reichlich und ermessen, kaum daß ein unnöthiges Wörtchen steht, Kraft und Milde, Kühnheit und Zurückhalten, alles ist vorhanden. Hierin kommt ihm Schiller bei weitem nicht bei, der fast nur über ein ausgewähltes Heer von Worten herrscht. . . . Goethe schaltet in der Schriftsprache königlich. Seine Prosa wird zum mustergültigen Kanon und bleibt selbst im kanzleimäßigen Hofstil, den er in alten Tagen allzu oft anwendete, gefüg und geschmeidig, seine Poesie gibt bei jedem Schritt überall die reinste Ausbeute, für die Bearbeitung des deutschen Wortschatzes ist es gar nicht zu sagen, wie viel aus ihm geschöpft werden könne oder müsse. Aber — fügt Grimm hinzu — eben darin, daß Schiller in etwas engerm Kreise der Sprache sich bewegt, liegt doch sein stärkerer Einfluß auf das Volk mitbegründet, denn seine Rede weiß alles, was er sagen will, zierlich, ja prachtvoll auszudrücken, und wird genau verstanden.

Besondere Beachtung verdienen aus einem solchen Munde und an solcher Stätte noch die Bemerkungen, in welchen Grimm die beiden Dichter gegen die Angriffe derjenigen vertheidigt, „welchen die Religion statt zu beseligendem Frieden zu unaufhörlichem Hader und Haß gereicht", wobei Grimm beklagt, daß die Duldung heutzutage nicht mehr dieselbe sei, wie zu den Tagen der Dichter. Man kann dies leider auch in anderer als in blos religiöser Beziehung sagen. Dagegen macht er es der Zeit Schiller's zum Vorwurf, daß sie ihm kein sorgenfreies Leben gewährt habe, ein großer Dichter wie er wäre der höchsten Einkünfte, die das Land verabreicht, würdig gewesen, fast jeder Staatsdiener zweiten und dritten Rangs genieße auch in kleinen Ländern eine höhere Einnahme als Schiller genossen habe. Statt dessen habe man seinen „schon dem Wortsinn nach Glanz streuenden Namen durch ein sprachwidrig vorgeschobenes von verderbt". Grimm fragt: „Kann denn ein Dichter geadelt werden?" Er verneint diese Frage, und es erscheint ihm als undeutscher Stil oder gar als Hohn, „Friedrich von Schiller", „Wolfgang von Goethe" zu schreiben; „über solchen Dingen", fügt er hinzu, „liegt eine zarte Eihaut des Volksgefühls."

Die Behauptung Grimm's, es habe Schiller „gar nichts gekostet", Goethe's Ueberlegenheit zu fühlen und anzuerkennen, ließe sich einzig und allein schon aus Schiller's Briefen an Körner widerlegen. Schiller hat vielmehr seinem Stolz diese Anerkennung nur mit Widerstreben abgerungen; er fühlte sich von der Autorität Goethe's gedrückt und gehemmt und sein Verhältniß zu ihm trug anfangs sogar den Charakter der Abneigung, um nicht zu sagen des Hasses. Die betreffenden Stellen aus

seinen Briefen an Körner hier zu citiren, würde jedoch zu weit führen; auch sind sie durch häufigen Abdruck ziemlich allgemein bekannt. Ebenso gründlich, wie anfangs seine Antipathie gegen Goethe war, ebenso gründlich gestaltete sich dann allerdings später auch seine Sympathie für ihn. Dies ist sowol psychologisch und literarisch, als auch in diesem Falle noch durch besondere hinzutretende äußere Umstände sehr wohl zu erklären.

Grimm's Ausfälle gegen die Schiller-Stiftung haben mir schon in Nr. 3 d. Bl. zu Gegenbemerkungen Gelegenheit gegeben; indeß, wie es in der Regel geschieht, wenn man sich einmal in die Betrachtung solcher Fragen tiefer einläßt, so sind mir bei der Lectüre der Journale seitdem hier und da diese Sache betreffende Bemerkungen aufgestoßen, über die ich gelegentlich später mich auszusprechen gedenke. Hierzu glaube ich um so mehr berechtigt oder verpflichtet zu sein, da ich mir ja wol das Verdienst oder Nichtverdienst anrechnen kann, diese Angelegenheit zuerst auf die Tagesordnung gebracht und zur Verständigung und endlichen Abstimmung darüber immer wieder das Wort ergriffen zu haben, was nicht nöthig gewesen sein würde, wenn man in Deutschland die Sache so praktisch auf- und anfaßte, wie dies in England und Frankreich schon längst geschehen ist. Was aber diese Völker in einer Woche praktisch erledigen, dazu brauchen wir Deutsche ja natürlich ein paar Decennien unerquicklichen und leider auch ziemlich unnützen Hin- und Wiederredens. Denn wenn bei uns der eine weiß sagt, so muß natürlich der andere schon aus Eigensinn schwarz sagen; zuletzt aber trifft man ein Compromiß, mischt schwarz und weiß ineinander und sagt grau, d. h. man versteht sich zu irgendeiner halben Maßregel oder zu einer neutralen Stellung der Frage gegenüber. Auf irgendeinen Dank, darauf verlasse man sich, ist bei solchen Bemühungen für die Schriftsteller unter den Schriftstellern selbst am wenigsten zu rechnen; das läßt schon das deutsche „Gemüth" nicht zu, jenes so gern mit sich selbst kokettirende Nationalgestirn, welches bekanntlich nirgends in so wohlthuenden und harmonischen Farben leuchtet, als am Himmel der deutschen Gelehrten- und Schriftstellerwelt.

An dieser Stelle möchten wir nun noch Folgendes bemerken: Mehr noch als unter dem großen Publikum, den Staatsdienern u. s. w. herrscht unter den Männern der strengen Wissenschaft und den Universitätsgelehrten Geringschätzung und Abneigung gegen den freien Schriftstellerstand oder, wie man ihn früher mit einer in Verruf gekommenen undeutschen Bezeichnung lieber nannte, gegen den Stand der Literaten. Es ist nun nicht zu leugnen, daß manche Mitglieder dieses Standes, und zwar namentlich im dritten und vierten Decennium unsers Jahrhunderts, durch ihre ganze literarische Thätigkeit und zum Theil auch durch ihr Leben und ihre Gesinnungslosigkeit dazu beigetragen haben, dem Ansehen des Standes in den Augen der Menge zu schaden; indeß Leute von schlechten Grundsätzen und dissolutem Lebenswandel gibt es unter allen Ständen. Der Grund zu jener angegebenen, auch vom Professor Wuttke jüngst in einer Versammlung des leipziger Schriftstellervereins constatirten Misachtung des Standes der Schriftverfasser liegt, abgesehen von der alten unlöblichen Gewohnheit, womit die Deutschen einander von Stand zu Stand zu persifliren geneigt sind, wol vorzugsweise in der bisherigen precären Stellung der Schriftverfasser und den damit allerdings leicht verbundenen Ausschreitungen, Unregelmäßigkeiten und Käuflichkeiten. Sollte aber wirklich diese bürgerliche Rücksicht auf das Urtheil der Gelehrten über die Schriftsteller Einfluß haben, so mögen sie bedenken, daß es noch gar nicht so lange her ist, wo auch der deutsche Gelehrtenstand aus ähnlichen Gründen aufs tiefste verachtet und ein Gegenstand des Spottes war und zwar in einem Grade, daß manche Mitglieder des Gelehrtenstandes nicht viel besser geachtet wurden als Hofnarren und Hanswürste. „Gelehrte sind Verkehrte" war ein früher allgemein verbreiteter Volksspruch. Die Männer der Wissenschaft sind gewohnt, überall den Standpunkt der historischen Betrachtung festzuhalten. Der Schriftstellerstand hat aber in Deutschland eine nur kurze Geschichte; sein Ursprung als Stand reicht höchstens bis in die letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts zurück. Mit der Zunahme des Buchhandels, der für seine Unternehmungen erstaunlich viel Federn braucht, des wachsenden Leihbibliothekenbedürfnisses, der Theater und besonders in unsern Tagen des Journal- und Zeitungswesens hat auch der freie Schriftstellerstand in Deutschland immer mehr an Ausbreitung und Bedeutung gewonnen. Hierin wie in dem Umstande, daß unmöglich alle „überschüssige" Bildung in Staatsämtern verwendet werden kann, liegt seine historische Berechtigung. So oft auch Gelehrte und Staatsmänner versucht haben, Zeitungsorgane zu gründen, so mußten sie doch immer wohl oder übel zu den sogenannten Literaten ihre Zuflucht nehmen, denen die hauptsächlichste Arbeit und diese zuletzt vielleicht ausschließlich zufiel. Nach dem Ablauf eines Jahrhunderts wird auch der Schriftstellerstand seine Geschichte haben, er wird sich dann auch consolidirt und abgeklärt haben und die gegen ihn jetzt noch herrschenden Vorurtheile werden alsdann verschwunden sein. Die bürgerliche Ehrenerklärung des Schriftstellerstandes wird und muß im Laufe der Zeit ebenso gut vollzogen werden, wie sie in Betreff des Gelehrtenstandes vollzogen ist, gegen welchen früher ja ganz dieselben Vorurtheile und Antipathien bestanden und zum Theil, ja sogar hier und da in noch höherm Grade als gegen den mehr mit und in dem Volke lebenden, weniger exclusiven und beweglichern Literatenstand noch jetzt bestehen.

Dies haben wir bemerken wollen, insofern diese Vorurtheile, wie wir vermuthen, auch auf Grimm's Ausfälle gegen die Schiller-Stiftung Einfluß gehabt haben sollten. Die Befürchtung, daß diese Stiftung nur zur Förderung der Mittelmäßigkeit beitragen werde, kann doch wol nur Vorwand sein; denn über so viel Fonds, um auch die Mittelmäßigkeiten zu unterstützen, wird man ja nie verfügen; auch kommen diese am

besten durch ihre Mittelmäßigkeit fort, wie Hans durch seine Dummheit. Eher sind wir der Ansicht, daß die Mittelmäßigkeit mit einer Zwangssteuer zu Gunsten der Schiller-Stiftung zu belasten sei, und es bleibt nur zu bedauern, daß sich die Einführung einer solchen Mittelmäßigkeitssteuer nicht ermöglichen läßt. Die oft gehörte Behauptung, daß es gegenwärtig keine Dichter mehr gebe, die ein würdiges Object für die Wohlthätigkeit der Stiftung sein könnten, wird, wie wir glauben oder fast fürchten, nur zu oft im Laufe der Zeiten Lügen gestraft werden. Der greise Sänger des „Laienbrevier" z. B. ist doch sicherlich ein würdiges Object der Nationalwohlthätigkeit, wenn es wahr sein sollte, was man in verschiedenen Blättern las, daß ein Schlaganfall ihn für den schriftstellerischen Erwerb für längere Zeit, vielleicht für immer unfähig gemacht habe, und daß er im Begriff sei, das von ihm bewohnte Häuschen zu verkaufen, da das ihm vom Fürsten Pückler-Muskau seit einer Reihe von Jahren ausgesetzte Jahrgehalt von 200 Thalern doch nicht hinreiche, ihm ein sorgenfreies Alter zu sichern. Sicherlich, der von der Stiftung ausgehende christliche Ruf: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken!" richtet sich nicht an diejenigen, die mit der bloßen selbstzufriedenen Mittelmäßigkeit beladen und nicht eben „mühselig" sind.

Die berliner Schiller-Feier war überhaupt besonders reich an Festreden, deren bereits eine gute Anzahl theils in Form selbständiger Schriften erschienen, theils im „Schiller-Denkmal" (Berlin, Riegel, 1860), wovon uns die Volksausgabe vorliegt, gesammelt sind. Dieses Sammelwerk war uns auch deshalb von besonderm Interesse, weil sich als sein Redacteur jener Karl Tropus nennt, von dem der erste am 24. September 1840 im „Leipziger Tageblatt" erschienene „Aufruf zu einem Schiller-Feste" herrührte, welchen der Genannte im vorliegenden Büchlein wieder abdrucken ließ, um seinen „berechtigten Antheil an der deutschen Schiller-Feier thatsächlich zu begründen". Wir können ihm durchaus nicht verdenken, daß er seinen Antheil an der Schiller-Feier jetzt, nachdem sie eine Weltausdehnung erlangt hat, wieder öffentlich in Anspruch nimmt; hat er doch lange genug geschwiegen. Die Menschen haben im allgemeinen den wenig löblichen Hang, diejenigen, welche zu einer rühmlichen Sache den ersten Anstoß gaben, zu vergessen und zu ignoriren, die Erfolge aber, welche oft nur vermöge zusammentreffender günstiger Umstände diese Sache gehabt, ausschließlich für sich in Anspruch zu nehmen. Das plötzliche Auftauchen des kaum beachteten Karl Tropus als des eigentlich geistigen Vaters der leipziger Schiller-Feier mag freilich jetzt für manchen etwas Gespenstisches haben; dies kann uns jedoch nicht hindern, aus seinem Aufrufe vom Jahre 1840, der als ein historisches Actenstück anzusehen ist, hier folgende für die Idee der Feier bezeichnende Stelle abzudrucken und dadurch das Actenstück und seinen Verfasser den Leuten wieder in Erinnerung zu bringen:

Nehmt den Menschen und den Völkern der Erde die wunderthätige Kraft und Wirkung der heiligen Poesie, ich will dann nicht fragen, was aus der Menschheit werden würde! In ewigen Schlaf müßten alle versinken, und es gäbe kein Erwachen für alle, die in kalte Nacht gehüllt. Poesie ist die ewige Fackel der Liebe und der Wahrheit, die allerorten und zu allen Zeiten leuchten wird; Poesie baut unsern Himmel schon hier auf Erden und versöhnt uns selbst mit unsern Thränen. Darum lasset uns einmal eins und einig sein, ihr alle, die ihr mit Begeisterung dem Genius unsers Schiller ergeben und entsprossen, lasset uns ein Fest der Poesie, des höchsten Genius der Menschheit begehen am 10. November, am Geburtstage unsers geliebten Dichters. Zu diesem Festtage sind alle geladen, die Schiller lieben und die Schätze der deutschen Poesie als ein heiliges, unverletzliches Gemeingut betrachten und verehren. Es ist der aufrichtige Wunsch des Unterzeichneten (der im Einverständniß vieler gleichgesinnter Männer diese Zeilen niedergeschrieben), daß am 26. h. m. Abends 7 Uhr im Saale des Schützenhauses alle Männer, die in einer Vereinigung für geistige Interessen das Höchste finden, sich zu einer berathenden Versammlung einfinden mögen. Wohl darf ich mich der frohen Hoffnung hingeben, daß demnach aus allen Ständen und Lebenskreisen Männer und Jünglinge erscheinen, die gern ein Nationalfest mitfeiern wollen, das uns fürwahr gerade in dieser Zeit so wünschenswerth und fast unentbehrlich dünken sollte.

Die Versammlung im Schützenhause fand statt; die „Nationalfeier" kam zu Stande; aber der Anreger derselben, besagter Karl Tropus, wurde, soviel wir uns erinnern, sehr bald beiseite geschoben. Freilich kann sich der von Tropus hier erhobene Anspruch nur auf die in Leipzig alljährlich begangene Schiller-Feier beziehen, denn in Stuttgart wurde schon 1825 vom Liederkranz ein Schiller-Fest gefeiert und von da ab alljährlich wiederholt, auch ein Schiller-Verein begründet, worüber man in O. Elben's Schrift „Das Schiller-Fest in Schiller's Heimath", deren wir später noch weiter gedenken werden, Näheres nachlesen kann.

Sein Sammelwerk hat Tropus mit einer Betrachtung: „Nach dem 10. November 1859", eingeleitet, in der es unter anderm heißt:

> Je näher wir der Neuzeit rücken, desto mächtiger greift das Schriftthum in unser Leben und hüllt die Subjectivität des einzelnen mehr oder weniger ein.... Darum ist in der Neuzeit die Literatur zum Quell der gesammten Bildung, zum Regulator all unserer Bestrebungen geworden; sie ist selbst Keim- und Triebkraft zur künftigen Größe eines Volks, denn sie ist ja der Geist selbst, der sich in ihr kund gibt.

Darin liegt auch eine Ehrenerklärung der Literatur der Gegenwart; denn auch in ihr kommt, wenn auch in mannichfaltigst gebrochenen Strahlen und Reflexen, der Geist des Volkes selbst zur Erscheinung; und wer behauptet, daß sie nichts taugt, der behauptet zugleich damit, daß auch der Geist des Volks nichts taugt. Oehlenschläger's Behauptung: „Die Zeit macht keine Geister, der Geist macht seine Zeit", ist nur halb wahr, die erste Hälfte dieses Ausspruchs sogar ein Nonsens. Denn warum sollte eine Zeit nicht auch ihre Geister machen können? Woher kamen denn im vorigen Jahrhundert nicht blos in Deutschland, sondern auch in Frankreich und England hervorragende Männer, Bildner und Befreier der Menschheit plötzlich in so großer Zahl, daß sie zu ganzen dichten

Sternengruppen zusammentreten, wenn auch einige Geister darunter als Fixsterne erster Größe leuchten?

Die erste Lieferung des „Schiller-Denkmal“ enthält unter anderm die Ansprache des Oberbürgermeisters von Berlin, Krausnick, bei der Grundsteinlegung des Schiller-Denkmals, des Predigers Sydow bei derselben Feierlichkeit gesprochene Worte, des Universitätsrectors Böckh in der Aula gehaltene Rede, die Rede des Secretärs der Akademie, Ernst Guhl, zur Vorfeier (9. November), die bei dem Festmahl im Kroll'schen Saale am 11. November gehaltenen Tafelreden des Stadtraths Hermann Duncker, und der Professoren Hotho und Virchow, einige der bezeichnendsten Stellen aus der oben besprochenen Rede Jakob Grimm's, welche dem Arrangeur des Büchleins vollständig zum Abdruck zu bringen nicht vergönnt war, ferner die auf den verschiedenen berliner Theatern gesprochenen Prologe und Epiloge von Paul Heyse, Julius Lasker, Brachvogel, R. Löwenstein und einige von Maßmann zum Schillerfeste in der berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache verfaßten Gedichte. Begreiflicherweise können wir nicht jeder dieser Festreden unsere Beachtung schenken; indeß können wir einige derselben, wie z. B. die von Böckh, füglich nicht ganz übergehen. Böckh ist wie Grimm in seinem speciellen wissenschaftlichen Fache und durch seine Stellung überhaupt eine vollwichtige Autorität, und daher wird, was er auch und wie er es sagen mag, doppeltes Gewicht haben, selbst wenn er Gebiete berühren sollte, auf denen ihm vielleicht ein und der andere die Herrschaft streitig machen könnte. Was eine bedeutende Autorität ausspricht, erscheint immer besser gesagt, als was eine minder bedeutende Autorität noch so gut sagen mag. Hierzu kommt, daß Böckh in einer Zeit, wo viele schwiegen, den Muth gehabt hat, sich beengenden Zuständen gegenüber als ein unabhängig und frei gesinnter Mann auszusprechen. Auch Böckh begegnet sich mit Grimm im Preise der Dichtkunst, und was er über diese sagt, würde unter allen Umständen schön und erhebend sein, auch wenn es nicht von einer wissenschaftlichen Autorität herrührte. Böckh sagt:

> Der wahre und große Dichter, unter welchem Volke er auch geboren sein und zunächst gewirkt haben mag, ist ein Wohlthäter des menschlichen Geschlechts. Die Poesie erhebt den Geist, erwärmt und erheitert das Leben. Wer nicht, wie Shakspeare sagt, Musik in sich selbst hat, wenn er sie auch nicht ausübt, das Gemüth, welches von ihr nicht berührt wird, die Brust, in der sie nicht widerklingt, in der nicht irgendein poetischer Blutstropfen rinnt, ist verödet. Die Dichtung eröffnet die Tiefen des Herzens, sie erschließt dem geistigen Auge das ganze Gewebe der menschlichen Leidenschaften; ja in ihrer höchsten Kunstform, der tragischen, legt sie an einzelnen dunkeln Gestalten und Begebenheiten den dunkeln Gang der Weltgeschicke und eine Fülle der Erkenntniß göttlicher Weltordnung dar, und löst die großen und schmerzlichen Dissonanzen des Lebens versöhnend auf in höherer Harmonie. Ihr Spiel ist der tiefste Ernst, ihre Täuschung die vollste Wahrheit. Sie reinigt die Leidenschaften durch die Leidenschaften. Auch die höhere Wissenschaft wird von der Poesie befruchtet. Jene hat in dieser ihre Wurzel gehabt. Das ursprüngliche Erzeugniß des dichterischen Geistes ist der Mythos, aus welchem als dem Keime alle Wissenschaft entsprossen ist: darum liebt, wie Aristoteles sagt, der Philosoph den Mythos; und obgleich nach Platonischer Ansicht Poesie und Philosophie sich widerstreben, wird diese durch jene genährt; diese erkaltet, vertrocknet, magert ab, wenn sie des poetischen Sinnes ganz entblößt ist, in welchem zuletzt doch alle schöpferische Kraft liegt.

Böckh theilt nicht die Ansicht derjenigen, welche jetzt plötzlich Schiller zu einem Dichter des Realismus machen und ihn etwa auf das Niveau irgendeines Verfassers von Kaufmannsromanen herabdrücken wollen:

> Daß die Richtung unsers Dichters durchaus die ideale ist, wem sollte man das, was von aller Munde tönt, erst beweisen wollen? Er athmete in Aetherduft des Uebersinnlichen und leitet uns zu diesem herüber; der letzte Zweck der Kunst ist ihm, wie er selbst sagt, die Darstellung des Uebersinnlichen.

Dies kann nun allerdings nicht so gemeint sein, daß Schiller nur im Uebersinnlichen sich bewegt habe, was man viel eher von Klopstock behaupten könnte; ein dramatischer Dichter ersten Rangs wie Schiller läßt sich ohne eine beträchtliche Grundlage von Realismus, der ja auch in Schiller's Dramen oft genug und in den charakteristischsten Zügen zu Tage tritt, gar nicht denken. Eine persönliche Erinnerung, deren Böckh gedenkt, verleiht seiner Rede ein besonderes Interesse:

> Möge es dem Greis erlaubt sein — sagt er —, hier eine Jugenderinnerung einzuflechten, und möge ihre Einflechtung nicht für zu kleinlich gelten. Ich gehörte zu der akademischen Jugend der höchsten Blütezeit Schiller's, wenige Jahre vor seinem leider zu früh erfolgten Hinscheiden. Als ich, vom Jahre 1803 an, in Halle studirte, pflegte die von Goethe und Schiller vortrefflich für den höhern Stil ausgebildete weimarische Schauspielergesellschaft zur Sommerzeit in dem benachbarten kleinen Badeort Lauchstädt Vorstellungen zu geben, für welche besonders auf die Studirenden der Universität Halle gerechnet werden mußte. Goethe's und Schiller's Stücke zogen diese mächtig an, aber ich glaube nicht zu irren, mehr die letztern. Kam ein solches zur Aufführung, so wurden in Halle die Nachmittagsvorlesungen auf Begehren ausgesetzt, und die Studirenden wallfahrteten zu Wagen, zu Rosse und zu Fuß nach Lauchstädt: sie bildeten die weit überwiegende Masse der Zuschauer, und ihnen zu Liebe wurde so früh gespielt, daß oft vor Sonnenuntergang der Rückmarsch angetreten wurde. Es war eine Zeit der schönsten Begeisterung der akademischen Jugend für diese ideale Poesie.

Jener begeisterten Zeit stellt dann Böckh die jetzige gegenüber:

> Hört man nun häufige Klagen über das Vorwiegen der alles verschlingenden sogenannten materiellen Interessen, die doch allerdings nicht zu verachten sind, weil der äußere Wohlstand die nothwendige Grundlage aller höhern Bildung ist und die Bequemlichkeit des Lebens dem Geist in dem Maße freiere Entfaltung gestattet, als der Kampf mit des Leibes Nahrung und Nothdurft sie hemmt; so mag es uns ein trostreiches Zeichen der Zeit sein, wenn wir jetzt in Deutschland den Sinn für das Ideale so erweckt sehen, daß einerseits gerade das auf die materiellen Interessen zunächst angewiesene Bürgerthum überall und insonderheit in dieser Hauptstadt, wo freilich mehr vielleicht als irgendwo der erwerbende Stand mit den geistigen Richtungen und ihren Vertretern sich eng zusammenschließt, dem Heros der Idealität huldigt, andererseits die Jugend der Universitäten, die uns zunächst steht, noch von derselben Begeisterung für ihn glüht, wie bei seinen Lebzeiten.

Ob aber die Flamme dieser Begeisterung wirklich noch so lauter brennt als damals, ob sie nicht vielmehr mit einigem aus der Berührung mit unreinen Stoffen

herrührenden Qualm und Dunst untermengt ist, möchte doch wol gefragt werden dürfen.

Guhl betrachtet in seiner in der Akademie der Künste gehaltenen Rede Schiller als kunstphilosophischen und ästhetischen Schriftsteller und spricht namentlich über den berühmten Aufsatz vom Jahre 1795: „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen", der, wie Guhl bemerkt, „von den Geschichtschreibern unserer Poesie mit Recht als eine der seltensten Schriften unserer Literatur bezeichnet wird, und der noch heute die Aufmerksamkeit der Künstler im höchsten Grade verdient". Guhl bezeichnet es als Schiller's Ruhm, die ernste Wahrheit, daß die Kunst aus dem Wesen des freien Geistes geboren werde und daß sie in die Geschichte eintrete, um die geistige Befreiung des Menschengeschlechts mit vollziehen zu helfen, „mit dem Reiz des pulsirenden Lebens bekleidet und in das allgemeine Bewußtsein eingeführt zu haben". Dieser Gegenstand ist übrigens schon oft besprochen; niemand hat aber meines Wissens bisher Schiller's persönliches Verhalten zu Werken der Malerei, Bildhauerkunst und Architektur dargestellt und untersucht. Schiller scheint hierfür durchaus kein eigentliches Verständniß, keinen sinnlichen Blick gehabt zu haben. Wie verächtlich er von den Meisterwerken der dresdener Gemäldesammlung dachte, davon haben wir schon früher eine merkwürdige Aeußerung Schiller's angeführt. Schiller hatte auf seinen Reisen, die ihn doch durch eine ziemlich bedeutende Partie Deutschlands führte, manches merkwürdige Gebäude, manches interessante Kunstwerk gesehen; aber wir erinnern uns nicht, daß er in seinen Briefen von irgendeinem derselben spräche, den Eindruck schilderte, den es auf ihn gemacht, oder daß er es dazu benutzt hätte, um seine ästhetischen Grundsätze auf dasselbe anzuwenden. Unterm 17. März 1794 schreibt er zwar einmal aus Stuttgart an Körner: „Die Künste blühen hier in einem für das südliche Deutschland nicht gewöhnlichen Grade; und die Zahl der Künstler, darunter einige keinem der eurigen etwas nachgeben, hat den Geschmack an Malerei, Bildhauerei und Musik sehr verfeinert." Nachdem er dann noch ganz kurz die Lesegesellschaft und Ballet und Theater erwähnt, fährt er fort: „Unter den Künstlern ist Dannecker, ein Bildhauer, bei weitem der beste. Ein wahres Kunstgenie, den ein vierjähriger Aufenthalt in Rom vortrefflich gebildet hat. Sein Umgang thut mir gar wohl und ich lerne viel von ihm." Ueber Dannecker's Arbeiten aber bemerkt er weiter nichts, als daß er jetzt seine (Schiller's) Büste modellire, „die ganz vortrefflich wird". Schiller mag allerdings von Dannecker vieles gelernt haben; aber eins konnte dieser ihm nicht beibringen, die naive Empfänglichkeit für die sinnlichen Eindrücke eines Kunstwerks. Schiller besaß eine wunderbare Anschauungs- und Auffassungsgabe, was die Idee eines Kunstwerks betraf; er würde über den Apollo von Belvedere, den er niemals sah, im Stande gewesen sein ein herrliches Gedicht zu verfassen; aber wir glauben, daß der Anblick der Statue selbst in ihrer sinnlichen Erscheinung ihn ziemlich kalt gelassen haben würde.

Von den im Kroll'schen Saale gehaltenen Reden erwähnen wir die Rede Virchow's, und zwar besonders folgender Stelle wegen:

> Woher hat Schiller seine Anlagen? Seine körperliche Bildung glich, wie alle Zeugen aussagen, der Mutter, und gewiß ist es kein Zufall, daß unter seinen Nachkommen wieder die weibliche Linie es ist, welche das Bild des Vaters am treuesten widerspiegelt. Es sind nun fünf Jahre her, daß ich das Glück hatte, zu Würzburg den ganzen, freilich kleinen Ueberrest der Familie versammelt zu sehen. Der älteste Sohn, würtembergischer Forstmann, und der einzige Sohnessohn, österreichischer Offizier, schienen mehr den großväterlichen Typus (untersetzter Bau, starker Kopf, sanguinisch-phlegmatisches Temperament) wiederzugeben, jedenfalls war es schwer, in ihnen die Art des Dichters zu erkennen, welche doch die schlanke hohe Gestalt, der zugleich scharf und fein geschnittene Kopf, die blasse nervöse Erscheinung der jüngsten Tochter, Emilie Freifrau von Gleichen, in überraschender Weise darbietet.

Wenn Virchow weiterhin unter den vortrefflichen Eigenschaften Schiller's, die er als eine Erbschaft der Mutter betrachtet, auch die „Anerkennung fremden Verdienstes" nennt, so scheint uns doch diese Eigenschaft, offen gestanden, gerade nicht den glänzendsten Tugenden Schiller's beigezählt werden zu können, oder man müßte es ihm denn als ein besonderes Verdienst anrechnen, daß er das Genie Goethe's anerkannte, was, wie man weiß, ihm doch einigen Kampf kostete, oder daß er Kant studirte, Lessing's kritische Verdienste hochschätzte, Wilhelm von Humboldt zu würdigen wußte und selbst Matthisson's Gedichte lobte. Diesen anerkennenden Urtheilen stehen aber eine große Menge der abfälligsten gegenüber, freilich über Männer, die meist an seine geistige Höhe bei weitem nicht heranreichten, die aber zum Theil in der einen oder andern Beziehung große Verdienste hatten, und wenn er, von seinen Ausfällen gegen Herder, Tieck, Jean Paul, Alexander von Humboldt und von den „Xenien" ganz abgesehen, Friedrich Schlegel einen „Laffen", Fichte „incorrigibel", Engel und Ramler „armselige Hunde" nannte u. s. w., so läßt sich hieraus abnehmen, wie schlecht so manche seiner heutigen Lobredner, falls er noch lebte, vor seinen Augen bestehen würden. Er war in seinen Urtheilen so scharf, auch gegen sich selbst, daß es fast zum Lobe gereichte, von ihm getadelt zu werden, weshalb auch Bürger, in welchem Schiller ja zum Theil seinen eigenen Jugendgeschmack geiselte, Schiller's bekannte strenge Kritik sich nicht so zu Herzen hätte nehmen sollen, wie er gethan hat. Es handelt sich hierbei nur um Feststellung der Wahrheit; und es ist leider richtig, daß unter hundert, die über Schiller schreiben, vielleicht neunzig ihn nur nach den Jugendeindrücken, die seine Schöpfungen auf sie gemacht, beurtheilen oder die traditionellen Urtheile seiner Biographen wiederholen. Namentlich ist es nöthig, die Briefe Schiller's nicht blos oberflächlich, sondern durch gründliches Studium zu kennen, und wie viel darin auch auf augenblicklichen Erregungen beruhen mag, so sind doch auch diese an sich nicht bedeutungslos, in ihrem Zusammenhange aber weisen sie auf etwas Dauerndes und Wesentliches in dem Charakter eines Menschen hin und helfen ihn erklären und in seinen tiefern Motiven aufhellen.

Im übrigen gehört, wie es scheint, Neigung zu absprechenden Urtheilen zum Wesen des modernen Menschen, der in der Regel gerade ebenso viel Rücksicht für sich fordert, als er sie andern versagt; und endlich darf man nicht vergessen, daß diese Schärfe in den letzten Jahren bei Schiller sich immer mehr verlor.

Virchow feiert Schiller als den Dichter der Frauen; andere feiern ihn als den Dichter der Jugend. Wir glauben, daß Schiller selbst sich hiermit nicht sehr zufrieden erklären würde; denn sicherlich glaubte er mehr für Männer, als für Frauen und Jünglinge gedacht und gedichtet zu haben, und es ist in der That sehr viel in seinen Werken, was einzig und allein der Mann, und zwar der gereifte Mann zu verstehen und zu würdigen vermag. Im ganzen scheint er auch die Gesellschaft von Männern gar sehr der von Frauen vorgezogen und von diesen, wie sie in der Wirklichkeit ihm entgegentraten, nicht gerade sehr vortheilhaft gedacht zu haben. Ueber die weimarischen Frauen z. B. sprach er sich, was ihre Sitten betrifft, sehr unvortheilhaft aus und die jenaischen nannte er ein „trauriges Geschlecht". In dem bekannten Gedicht „Würde der Frauen", welchem Fr. Schlegel fast allen poetischen Werth absprach und von dem auch Virchow äußert, daß darin die Frauen in „fast ungerechtem Gegensatz" zu den Männern gefeiert seien, begegnete ihm das Misgeschick, von den „himmlischen Rosen" zu sprechen, welche die Frauen ins irdische Leben flechten, da man dabei doch nur zu leicht an Klatschrosen oder an die Dornen denkt, von denen die Rosen und wahrscheinlich auch die himmlischen bekanntlich nicht frei sind. Uebrigens sind wir schon verständigen Frauen begegnet, die es sich ganz und gar nicht zur Ehre anrechnen, daß überhaupt unsere Dichter sie immer als Wesen feiern, zu nichts gut, als ihnen „himmlische Rosen ins irdische Leben" zu flechten und zu Luxusgegenständen lyrischer Tändeleien zu dienen, so lange sie nämlich mit den Reizen der Jugend und Anmuth umgeben sind.

Man hat Schiller in letzter Zeit auch zum Dichter der Häuslichkeit und des Familienlebens machen wollen und zu dem Zweck sich namentlich auf die betreffenden, allerdings herrlichen Schilderungen im „Lied von der Glocke" berufen: Schilderungen, die sicherlich in der ganzen Literatur nicht ihresgleichen haben. Auch der reizenden Episode aus dem häuslichen Leben Wilhelm Tell's hat man dabei gedacht. Dagegen erblicken wir, wie wir schon früher einmal hervorhoben, in den meisten andern Schiller'schen Stücken das Familienleben in der greulichsten Zerrüttung, in den „Räubern", in „Kabale und Liebe", im „Don Carlos" und selbst, nachdem sich der Dichter bereits die Weihe des Familienlebens in einer glücklichen Ehe erschlossen hatte, im „Wallenstein" (Octavio und Max Piccolomini) und in der „Braut von Messina". Auch in der „Jungfrau von Orleans" schleudert der alte Vater seinen grimmigsten Fluch gegen Johanna. Wenn man an einem großen Dichter wie Schiller die eine Seite hervorhebt, so sollte man nicht vergessen, auch die andere Seite hervorzuheben. Es gehört eben zu dem Wesen großer Dichter, daß sie verschiedene Seiten haben und oft scheinbare Widersprüche aufweisen, die zu erklären und an- und miteinander auszugleichen eben Sache einer gerechten Kritik ist.

Die im „Schiller-Denkmal" mitgetheilte Rede des Predigers W. Sydow ist auch als Einzelschrift (Berlin, Schulze) erschienen, deren Ertrag zum Besten des in Berlin zu errichtenden Schiller-Standbildes bestimmt ist. Sydow kommt zu dem Schluß: „Verstehen wir unter Kirche die abgeschlossene hierarchische Institution, so war Schiller mit ihr zerfallen; verstehen wir unter ihr, was sie wahrhaft ist, die Gemeinde der Gläubigen, so gehörte der Christ Schiller ihr an!" Und: „Schiller's Glaubensleben hat nicht das kirchliche Gepräge, doch wer es unchristlich nennte, verriethe damit nur einen ganz fremdartigen Maßstab." In Schiller lebte sicherlich das Gottesbewußtsein, die Sehnsucht nach Gott in nicht gewöhnlichem Grade: „Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt" u. s. w. Selbst seine als heidnisch und antichristlich verschrienen „Götter Griechenlands" drücken ja eben den Ueberdruß an einer entgötterten Welt aus und richten sich besonders gegen jene mechanisch-materialistische Naturanschauung, deren Gott das bloße Gesetz der Schwere ist. Aber er war kein kirchlicher Mann. Wie nahe war es ihm im „Lied von der Glocke" gelegt, den stillen Frieden der kirchlichen Sonntagsfeier, den gemeinsamen Gottesdienst einer andächtigen Gemeinde in den Kreis seiner culturhistorischen Betrachtung zu ziehen, und es war dies gewiß ein Schiller's würdiges Thema. Das Moment war bei der Darlegung der Functionen einer Kirchenglocke fast gar nicht zu umgehen; er hat es aber höchstens nur im Vorübergehen angedeutet, nicht zu einem selbständigen Bilde ausgedehnt, vielleicht um bei den Unkirchlichen, welche den Hauptbestandtheil des gebildeten Publikums ausmachen, keinen Anstoß zu geben, dann aber auch, weil er im Protestantismus, und nun gar in dem damaligen seelenlosen, nicht genügende Befriedigung fand. Eher neigte er sich später dem Katholicismus zu; und sein ein Jahr vor seinem Tode an Zelter gerichteter Brief ist bekannt, in welchem er sich dahin äußert, daß man jetzt froh sein müsse, der Religion von der Kunst aus zu Hülfe zu kommen, und daß Berlin, nachdem es in den dunkeln Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet, nun, „in den Zeiten des Unglaubens", auch nach einem andern Ruhme trachten müsse: „Es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und veredle den Protestantismus, dessen Metropole es einmal zu sein bestimmt ist."

Aber wozu muß Schiller nicht alles herhalten! Da liegt vor uns eine Schrift von Eduard Baltzer: „Schiller, besonders in seiner religiösen Bedeutung. Zur Erinnerung an die hundertjährige Gedächtnißfeier desselben in der freien Religionsgemeinde zu Nordhausen" (Gotha, Stollberg, 1860). Die Schrift enthält zuvörderst eine biographische Skizze Schiller's, die zuerst

in der „Nordhäuser Zeitung" vom 6. bis 20. November abgedruckt war, sodann Baltzer's bei der öffentlichen religiösen Feier gehaltene Rede, endlich die Worte, welche ein Mitglied der Gemeinde bei der geselligen Feier am 13. November sprach. Baltzer behauptet mit größter Zuversicht:

Schiller ist einer der größten Propheten unserer Religion, unserer der freireligiösen Gemeinde. Denn daß Schiller's Religion, wie wir sie vorhin gezeichnet, unsere Religion ist, wie wir sie laut vor der Welt bekennen und als Gotteskraft in stiller Brust bewahren, das bedarf des Beweises nicht u. s. w.

Wahrscheinlich würden wir also, wenn Schiller in unsern Tagen lebte und wirkte, das Schauspiel gehabt haben, ihn in der Stellung eines Predigers irgendeiner deutschen freireligiösen Gemeinde zu erblicken. Dies hohe Ziel scheint Baltzer wenigstens ihm zu stecken.

Johann Jacoby dagegen macht in seiner im königsberger Handwerkerverein gehaltenen und als Schrift unter dem Titel: „Schiller, der Mann des Volks", bei Theile in Königsberg erschienenen Rede den Dichter gewissermaßen zu einem Parteihaupt und zum Bannerträger aller politischen Freiheit, ja er behauptet ohne weiteres: „Sein begeisterndes Dichterwort ist's, dem der Deutsche zunächst die Befreiung vom Fremdjoche verdankt." Wäre es nicht aber eine Beleidigung der Nation im großen und ganzen, wenn man behaupten wollte, ohne Schiller würden sie die Kraft nicht gehabt haben, das Joch der Napoleonischen Herrschaft abzuwerfen? Freilich, der Beweis, daß es auch ohne Schiller gegangen wäre, läßt sich nicht liefern. Dabei stellen wir keineswegs in Abrede, ja wir erkennen es im vollsten Maße an, daß Schiller's mächtiges Pathos gerade auf diejenigen Klassen, welche am meisten entnervt und innerlich angefault waren, erhebend, stärkend und reinigend gewirkt hat. Der pommersche und märkische Bauer dagegen, der, weil dies besser „flüschte", bei Dennewitz und an der Katzbach mit Kolben dreinschlug, wußte damals von Schiller nichts und weiß auch jetzt nicht viel von ihm. Auch sind die Soldatenlieder des gemeinen Mannes in Ton und Inhalt himmelweit verschieden von dem Schiller'schen Reiterliede und den Körner'schen Kriegsliedern. Die Jacoby'sche Rede ist übrigens kurz, bündig und kräftig, immer in wenigen Worten vielsagend und fern von allem Luxus. Ueberhaupt hat es sich bei Gelegenheit des Schiller-Festes gezeigt, welch schönen Kern die jüngere Generation des Handwerkerstandes in sich birgt, soweit dieselbe für die Resultate der höhern Bildung gewonnen ist; so namentlich in Hamburg, wo der ausschließlich aus Handwerkern bestehende Bildungsverein beschlossen hat, alljährlich ein Schiller-Fest zu feiern. Es ist diesen Bildungsvereinen, in denen gegen die dem deutschen Handwerkerstand bisher anklebende Beschränktheit und Engherzigkeit angestrebt wird, alles Gedeihen zu wünschen, vorausgesetzt, daß sich nicht zu fremdartige Tendenzen einmischen und die gewonnene geistige Cultur nicht zu falschen Prätensionen führt und zu den Afterbildungen, an denen die moderne Civilisation schon hinlänglich leidet, im Laufe der Zeit noch neue hinzufügt. Die Leiter dieser Vereine setzen sich daher einer schweren Verantwortung aus, wenn sie den ehrlichen Willen dieser guten vertrauensvollen Leute misbrauchen wollten.

Auch Jacoby können wir die Rüge nicht ersparen, daß er den Handwerkern in Königsberg nicht immer das reine Bild des Dichters gegeben hat. Durch Unterschlagung der bezeichnendsten Aussprüche rückt er z. B. Schiller's Stellung zur Französischen Revolution in ein gänzlich falsches Licht. Schiller verwarf und verdammte die Französische Revolution, man möchte sagen fast ohne Bedingung, und wenn er von Freiheit spricht, versteht er darunter eine ganz andere, als die aus dem Schlamm der Seine sich hervorringen wollte. Nannte er doch die französischen Terroristen „elende Schinderknechte"! Jacoby erwähnt zwar die Stellen aus Schiller's Briefen an Körner, wo er diesem gesteht, daß er kaum der Versuchung widerstehen könne, sich in die Streitsache wegen des Königs (Ludwig XVI.) einzumischen und ein Memoire darüber zu schreiben, und wo er dann weiter sagt: „Es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu sein." Die letztern Worte sind sogar bei Jacoby in gesperrter Schrift gedruckt. Jacoby unterläßt aber wohlweislich hervorzuheben, daß Schiller's Memoire eine Denkschrift zu Gunsten des Königs und der königlichen Sache gegen jene „Schinderknechte" sein sollte und daß sich hierauf die Stelle von der Pflicht, jetzt öffentlich sprechen zu müssen, bezieht. Eine adeliche Dame, früher Demokratin von reinstem Wasser, schrieb uns jüngst: „Ich fürchte, die Verzweiflung an der Durchführbarkeit ihrer Ansichten hat auch die Demokratie auf den jesuitischen Standpunkt gebracht: alle Mittel sind gut, wenn sie zum Zweck führen!" Die Zukunft wird aber muthmaßlich in letzter Instanz derjenigen Partei gehören, welche sich dazu entschließt, nur geradeaus zu gehen und sich des Gebrauchs aller auch der kleinsten und scheinbar unschuldigsten machiavellistischen und jesuitischen Mittel zu enthalten. Unabsichtlich ist vielleicht folgender Irrthum bei Jacoby: Als Beweis der bei Schiller rege gewordenen Liebe zum deutschen Vaterlande führt derselbe nämlich folgende Stelle aus einem Briefe Schiller's an Körner an: „Die Liebe zum Vaterlande ist sehr lebhaft in mir geworden", aber er läßt den Nachsatz weg, welcher lautet: „und der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt sich mächtig." (Vgl. Schiller's Brief aus Jena vom 17. Juli 1793.) Schiller versteht also hier unter „Vaterland" sein heimatliches Schwaben, das er auch noch im Laufe desselben Jahres besuchte, im Gegensatz zu Thüringen. Durch solche Weglassungen kann man freilich aus einem Dichter alles machen, was man aus ihm machen will, und das ist mit Bezug auf Schiller in jüngster Zeit im Uebermaße geschehen. Eine spätere Zukunft wird genug zu thun haben, um Schiller's Bild von allen heutigen Uebermalungen zu reinigen.

Eine der ihrem Stil und Inhalt nach gehaltvollsten Reden ist die von dem jenaer Professor Kuno

Fischer, die unter dem Titel: „Friedrich Schiller. Akademische Festrede zu Schiller's hundertjährigem Geburtstage gehalten in der Collegiatkirche zu Jena" u. s. w. bei Brockhaus in Leipzig erschienen ist. Was uns in dieser in Gegenwart des Großherzogs und der Großherzogin gehaltenen Rede geboten wird, ist mehr als eine Rede, sie ist eine den geistigen Entwickelungsgang Schiller's innerlich ergreifende und darstellende Charakteristik, die sich jedoch begreiflicherweise durch ihre akademische Eloquenz von einer gewöhnlichen Abhandlung unterscheidet. Am ausführlichsten beschäftigt sich der Festredner, wie sich von selbst versteht, mit Schiller's Leben und Wirken in Jena. Hier war es ja auch, wo er im Umgang mit Reinhold, Hufeland, Paulus, Griesbach, Schütz seinen Geist zur größten Reife brachte und die Schachte der Kant'schen Philosophie für sich ausbeutete, wo er seinen Freundschaftsbund mit Goethe und Wilhelm von Humboldt schloß, wo er die Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs schrieb, die „Horen" gründete, die Epigramme und Xenien und seine epochemachenden philosophischen Abhandlungen verfaßte, jene Abhandlungen, „in denen zum ersten mal in der neuern Zeit die Philosophie der Kunst selbst Kunst wird und ihrem Gegenstande gleichkommt", wo er endlich den „Wallenstein", dieses „große und glückliche Werk seiner wiedergeborenen dramatischen Kraft" und die erste größere Hälfte der „Maria Stuart" dichtete. Kuno Fischer ruft aus:

Noch sind sie unter uns die stummen Zeugen jener großen poetischen That! Das einsam idyllische Haus auf der Leutrahöhe, das Schiller als sein Eigenthum die letzten drei Sommer seines hiesigen Lebens bewohnt hat; der Garten mit dem von Bäumen beschatteten Platz, wo damals das Häuschen mit der Zinne gestanden, in dem Schiller ungestört von dem Geräusch des Hauswesens an seinem „Wallenstein" fortschrieb und die Dichtung rüstig förderte..... Jetzt bezeichnet ein einfacher, von würdiger Hand gesetzter Denkstein die Stelle, wo einst das poetische Gartenhäuschen gestanden.

Der Redner bemerkt dann weiter:

Es erfüllt die Universität mit gerechtem Stolze, daß sie diesen Mann unter ihre Professoren zählen und seinen Namen durch 21 Semester in ihren Katalogen aufführen durfte. Ist er auch kein akademischer Professor nach der Regel gewesen — er war in der That ein außerordentlicher Professor — so fühlen wir alle, daß unter den Lehrern dreier Jahrhunderte, die unsere Universität zählt, viele ohne Zweifel im gewöhnlichen Sinne gelehrter, Schiller unter allen mit Recht der berühmteste war.

Gegenbemerkungen gegen eine der von Kuno Fischer aufgestellten Behauptungen hätten wir von unserm Standpunkt nicht zu machen; nur wäre es vielleicht zu wünschen gewesen, daß der Redner da, wo er von Schiller's so hervortretendem Freundschaftssinn spricht, auf das anerkannte, culturhistorisch bedeutsame Factum hingewiesen hätte, daß zu der Zeit, wo Schiller diese Freundschaftsbündnisse schloß, der Sinn für Freundschaft überhaupt sehr hoch und bei vielen bis zur Schwärmerei entwickelt war, obschon diese Allianzen naturgemäß in der Regel auch Gegenallianzen und manche Animositäten zur Folge hatten. Mit dem glänzenden Beispiel von Dichterfreundschaft, wie es sich in dem Bunde zwischen Goethe und Schiller darstellt, scheint sich dieser Freundschaftssinn freilich erschöpft zu haben, wie sich ja allerdings wol so manches mit und in diesen Männern erschöpft hat.

Angehängt sind einige hier zum ersten male mitgetheilte Schriftstücke von Schiller's Hand, welche meist das Universitätsarchiv zu Jena aufbewahrt, darunter Schiller's eigenhändige „Jena den 19. März 1798" datirte Antwort auf das ihm zugefertigte Senatsschreiben, durch welches ihm seine Berufung zum ordentlichen Honorarprofessor der Philosophie angezeigt worden war, und ein dem Redner von „gefälliger Hand" mitgetheiltes Schreiben Schiller's an den Geheimerath Voigt vom 6. April 1795, worin er seinen „herzlichen Dank" dafür sagt, daß man „ihn in Stand gesetzt, einen an ihn ergangenen Ruf nach Tübingen ablehnen zu können. Es heißt darin unter anderm:

Jetzt endlich kann ich mich mit völliger Gewißheit als einen Bürger der hiesigen Universität betrachten, und alle Gedanken, Jena zu verlassen, sind nun auf immer verbannt. Kein Ort in Deutschland würde mir das sein, was Jena und seine Nachbarschaft mir ist, denn ich bin überzeugt, daß man nirgends eine so wahre und vernünftige Freiheit genießt und in einem so kleinen Umfange so viele vorzügliche Menschen findet.

Das Professorenleben in Jena hatte freilich auch seine Schattenseiten, über die sich Schiller in seinen Briefen an Körner wiederholt und kräftig genug äußert.

Für heute und zum Schluß wollen wir nur noch der Rede gedenken, welche der ordentliche Professor der morgenländischen Sprachen an der Universität Tübingen, Ernst Meier, in der Aula genannter Universität gehalten und unter dem Titel „Festrede am Tage der Jubelfeier Schillers" u. s. w. bei Fues in Tübingen in Druck gegeben hat. Wir halten diese Rede für eine Merkwürdigkeit, weil sie unter den uns bekannt gewordenen die einzige ist, in welcher die Kritik zu ihrem Rechte gekommen; und wenn manche Festreden selbst als Festreden in einem zu überschweuglichen Stil geschrieben sind, so ist die Meier'sche sogar für eine kritische Analyse stellenweise fast zu kritisch. Hier und da thut er Schiller sicherlich unrecht; so wenn er kurz behauptet: „Als Lyriker z. B. ist er immer nur ein Dichter zweiten oder dritten Ranges", obschon er hinzufügt: „als Epiker steht er durch seine Balladen bedeutend höher"; oder wenn er den drei Jugenddramen Schiller's im Grunde doch allen poetischen Ursprung und Werth in Abrede stellen will. Er behauptet nämlich:

Sämmtliche Stücke sind mehr ein Product des Denkens, der Reflexion, als der unmittelbaren poetischen Empfindung. Es sind durchaus Kunstdichtungen, die von Ideen ausgehen, bestimmte Ideen darstellen wollen, und so den schroffsten Gegensatz bilden zu aller Natur- und Volkspoesie.

Schiller's Frauencharaktere nennt Meier „meist verfehlt", und er fährt fort:

Alle Schiller'schen Frauen, auch die spätern, haben eine große Familienähnlichkeit. Es sind Wesen ohne rechte Natur, ohne lebendige Wahrheit und Wirklichkeit. Die Liebe insbesondere hat Schiller nicht darstellen können, so oft auch sein entzündliches Dichterherz in Flammen gesetzt wurde.

Zur Dämpfung und Rectificirung allzu übertriebener

Urtheilen, in denen von Kritik und Besonnenheit gar nicht mehr die Rede ist, sind jedoch solche kühle Gegenbemerkungen ganz heilsam und zweckgemäß. Kein Vernünftiger wird leugnen wollen, daß gewisse Verehrer Schiller's sich sogar dazu hinreißen lassen, auch die Fehler Schiller's zu beschönigen, vielleicht gar als Schönheiten darzustellen oder sie doch durch Anführung nicht stichhaltiger Motive zu rechtfertigen. So läßt sich die Doppelerscheinung des Max Piccolomini und der Thekla und ihr weiches Liebesduett von einem gewissen Standpunkt wol rechtfertigen und selbst schön finden, aber viel zu weit geht Johannes Scherr, wenn er den beiden Liebenden, die einzig und allein die Geschöpfe eines überbildet empfindsamen Culturzustandes sind, sogar historische Wahrheit zuerkennt. Meier dagegen bemerkt mit Recht: „Als dramatische Gestalten sind die unglücklich Liebenden ohne historische und ohne poetische Wahrheit. Es sind wesenlose Schatten, Unmöglichkeiten für ihre Zeit und ihre Umgebung." Viele Fingerzeige Meier's sind sehr beachtenswerth; so wenn er bemerkt, daß die „Frauentragödien", worunter er „Maria Stuart", „Die Jungfrau von Orleans" und „Die Braut von Messina" versteht, das „Weiche, Rührende, Sentimentale" zeigten, das zeitweis in Schiller's Wesen sich hervordrängt, „obwol seiner innersten Natur mehr das männlich Kühne, das Kräftige und Erhabene entspricht." Wir sind vollkommen derselben Ansicht, und wir glauben, daß wir mit dieser Ueberzeugung dem Genius Schiller's nur eine Ehre anthun. Auf die bei Schiller namentlich in seinen frühern Jahren hervortretende Anlage zum Humor haben wir schon wiederholt hingewiesen, und auch Meier betont dieses Element, indem er auf Anlaß von „Kabale und Liebe" bemerkt: „Diese komische Ader, die Schiller weit mehr als Goethe besaß, verflegt später fast gänzlich." Nein, sie versiegte nicht; sie ward von Schiller nur infolge einer eigensinnigen Theorie zurückgedrängt. Ohne diese Befähigung zu heiterer Gestaltung würde Schiller z. B. „Wallenstein's Lager" gar nicht haben dichten können, eine Schöpfung, in welcher Meier „das Gelungenste, was Schiller im Dramatischen je geleistet", erblicken will, indem er hinzufügt: „Da ist alles plastisch, individuell, charaktervoll und wahr vom geringsten Soldaten bis zum General" u. s. w. Auch der Einfluß, welchen Klopstock, „Schiller's Vorgänger und der ihm verwandteste Dichter des Nordens", mit seiner idealen Gefühls- und Gedankendichtung auf der einen und Wieland und namentlich Bürger mit ihrem Natur- und Weltsinn auf der andern Seite auf Schiller geübt, ist von Meier kurz und schlagend charakterisirt. Im ganzen mag Meier den Dichter vielleicht gründlicher studirt haben, als mancher seiner einseitigen Lobredner. Ein prager Correspondent der wiener „Recensionen" berichtete jüngst über eine in Prag stattgehabte Aufführung der „Piccolomini" Folgendes:

Das Drama schien niemand mehr in guter Erinnerung zu sein, und als nach dem vierten Akte mit seinem unbefriedigenden Schlusse der Vorhang sank, blieb alles fest sitzen, noch einen fünften Act gewärtigend, zumal es erst 9 Uhr war und der Theaterzettel das Ende der Vorstellung auf 10 Uhr ankündigte. Der Lustre mußte erst auslöschen, um in dem vollen Hause eine Ahnung von der Möglichkeit anzuregen, daß die „Piccolomini" doch schon zu Ende sein könnten. Ein Correspondent der „Oesterreichischen Zeitung" sprach mit sittlicher Entrüstung darüber, daß kein Regisseur da war, um das Publikum zu orientiren! Das hätte erst geheißen, den Skandal vollenden.

Vielleicht mag es unter denjenigen, welche sich über Schiller bei Gelegenheit seiner Säcularfeier aufs überschwenglichste ausließen, manchen gegeben haben, dem es aus Unkenntniß der „Piccolomini" in diesem Falle nicht besser gegangen sein würde als den guten Pragern.

Hermann Marggraff.

Der Kanzler Krell.

Der kurfürstlich sächsische Kanzler Dr. Nikolaus Krell. Ein Beitrag zur sächsischen Geschichte des 16. Jahrhunderts nach den in dem königlich sächsischen Hauptstaatsarchiv in Dresden, der Stadtbibliothek in Leipzig u. s. w. befindlichen und noch nicht benutzten Originalurkunden bearbeitet von August Victor Richard. Zwei Bände. Dresden, Kuntze. 1859. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der äußere Eindruck, den der Ausgang des Kanzlers Dr. Krell auf jeden Parteilosen zu machen geeignet ist, hatte denselben schon längst als einen wahren Justizmord erscheinen lassen; aber es fehlte bisjetzt an einer rechtlichen und historischen Begründung für dieses Urtheil; denn wenn auch bereits 1603 in Leipzig eine Vertheidigung des unglücklichen Kanzlers erschien, so glaubte man ihr doch um der Anonymität willen die erforderliche Glaubhaftigkeit versagen zu müssen. Und es bemerkte wol der bekannte Kirchenhistoriker Mosheim als der Verfasser der in Chemnitz (1770) gedruckten „Vermischten Nachrichten" mit Recht, daß man so lange nicht gründlich und zuverlässig über die Sache werde urtheilen können, „als die gerichtlichen Acten aus dem dresdener Archiv nicht an das Tageslicht kommen". Richard hat sich nun das höchst schätzbare Verdienst erworben, den betreffenden Actenstücken und Urkunden nach allen Richtungen hin nachgegangen zu sein, sie in seinem Werke sorgfältig verzeichnet und mit ebenso viel Umsicht als Unparteilichkeit benutzt zu haben; die objective Darstellung hat nur selten eine subjective Beimischung erhalten, und wo es geschehen ist, ohne Beeinträchtigung des Thatbestandes und der historischen Wahrheit. Daher darf diese erste des Kanzlers Krell würdige Biographie als ein Quellenwerk betrachtet werden, auf welches künftighin sich alle diejenigen werden stützen müssen oder berufen können, welche die Zeit der sächsischen Geschichte von 1591—1601, durch die sich der Proceß Krell's wie ein schwarzer Faden hindurchzieht, darstellen wollen.

Der Kanzler Krell, der durch Geist, Gelehrsamkeit und durch allgemeine Bildung, die er sich auf Reisen erworben, vor den übrigen Räthen des Kurfürsten bedeutend hervorragend — war er ja doch auch eine Zeit lang Erzieher desselben gewesen —, sich diesem jungen Fürsten, der zwar vortrefflich erzogen aber den Regierungsgeschäften ziemlich abgeneigt war, unentbehrlich zu machen verstanden hatte und deshalb zur höchsten Stelle des Landes erhoben worden war*), fiel, um das ganze Ergebniß der historischen Untersuchung kurz zusammenzufassen, als Opfer des gemeinschaftlichen Hasses der streng lutherischen Geistlichkeit, der Reaction gegen die das Gewissen vieler beschwerende formula concordiae, des Adels, der Kurfürstin Sophie, der Abneigung des weimarischen Hofs gegen alles, was an Wittenbergs Philippismus erinnerte, sowie endlich des niemals erwiesenen und von Krell standhaft geleugneten Ver-

*) Das betreffende Rescript ist ein sehr merkwürdiges Document und im höchsten Grade geeignet den Kanzler zu decken.

suchs, Kursachsen dem deutsch-österreichischen Kaiserhause abwendig zu machen und zu einem Bündniß mit Frankreich hinüberzuführen; war ja doch, um bei dem letztern Punkte einen Augenblick stehen zu bleiben, eine solche Verbindung bereits unter Kurfürst Moritz geknüpft*) und unter seinem Nachfolger August, wie wir jetzt durch Sugenheim wissen, nicht völlig abgebrochen worden, während die Schreiben, die der junge Kurfürst Christian I. und der König von Frankreich untereinander gewechselt haben, ganz unverfänglicher Natur sind. Dasjenige Schreiben aber, vom 19. Juli 1591 aus Waldheim datirt, die religiös-kirchliche Frage, die „flacianischen Pfaffen" und die Ritterschaft stark und in derben Ausdrücken berührend, und das man dem Kanzler ganz besonders zum Vorwurf machte, ist weder ein eigenhändiges, noch auch ein von seiner Hand unterzeichnetes.

Das erste Wetterleuchten des Gewittersturms, der dem Kanzler verhängnißvoll zu werden drohte, wenn sein fürstlicher Beschützer entweder die Hand von ihm abziehen oder plötzlich sterben sollte, zeigte sich in dem heftigen Conflicte mit dem fanatischen Hofprediger Mirus: der Kanzler trug unter dem Schutze des Kurfürsten den Sieg davon. Aber das verderbenschwangere Unwetter brach urplötzlich über den Sieger herein, da sein Schutz und Schirm, der im kräftigsten Mannesalter stehende Kurfürst, infolge von Gemüths- und Körperleiden am 25. September 1591 starb. Anklage und Verhaftung Krell's ließen nicht lange auf sich warten; am 23. October ward er in seinem eigenen Hause — jetzt Hôtel de Pologne — verhaftet und unter starker Bedeckung in einer Kutsche nach der Festung Königstein abgeführt. Dieses Verfahren gegen einen Mann von so hoher Stellung, wie sie Krell eingenommen hatte, erregte in ganz Deutschland das größte Aufsehen und mußte namentlich diejenigen, welche dem reformirten und melanchthon'schen Lehrbegriffe zugethan waren, bestimmen, alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel zu benutzen, um angesichts der von außen die evangelische Kirche bedrohenden Gefahren wenigstens im Innern die der kaum neugestalteten Kirche behufs ihrer Kräftigung nothwendige Einheit und Friedfertigkeit zu erhalten. Die Reformirten betrachteten es als eine heilige Pflicht zu erfahren, ob das Benehmen des Kanzlers Krell, infolge dessen er festgenommen wurde, das religiöse Gepräge trage, mit andern Worten, ob er verhaftet worden sei: weil seine Ansichten mehr der reformirten als der lutherischen Kirche sich zuneigten oder ob diese Verhaftung eine Folge verleumderischer Reden wäre. Im erstern Falle hatten sie, die Reformirten, öffentlich gegen die Beschimpfung ihrer Confession einzuschreiten; im zweiten sich gegen unheilvolle Gerüchte über ihre Religion zu verwahren. Der erste, der diesen Gefühlen Worte gab, war der Landgraf Wilhelm von Hessen; sein Schreiben an den Administrator Wilhelm von Weimar spricht den Verdacht aus, daß die Landschaft und die Ritterschaft ihre Hände bei dem Verfahren gegen Krell im Spiele haben möchten; er gibt den Rath, die Eröffnung des Testaments des verstorbenen Kurfürsten abzuwarten und den Kanzler nebst „Consorten" zu hören. Und in der That erklärte der Administrator in seinem Antwortschreiben, „daß er gegen den Kanzler Krell nichts verordnet habe — es offenbart sich überhaupt mehr als einmal ein gewisser Widerwille gegen die ganze Sache —, die Ankläger seien: ein Ausschuß der Ritterschaft und die Landschaft". Es nahm aber die ganze Sache theils plötzlich theils allmählich einen viel ernstern und verwickeltern Charakter an, als man sich gedacht hatte, sie griff gleichsam nach Dimensionen um sich, wie der Hitze und der Unüberlegtheit der Parteileidenschaft nicht in den Sinn gekommen war; in mehreren Städten des Landes brachen theils Unruhen aus, theils zeigte die Einwohnerschaft eine höchst bedenkliche Erbitterung gegen calvinistisch gesinnte Geistliche: das Reichskammergericht ward durch Krell zur Rechtshülfe angerufen, die juristische Facultät zu Tübingen um ein Gutachten angegangen; und da die Ansichten über den Proceß allseitig immer mehr auseinander gingen, so wuchs infolge der dadurch veranlaßten Verzögerung des Rechtsverfahrens nicht nur die Erbitterung der sich gegenüberstehenden Parteien, sondern es geriethen namentlich auch die Landstände, die den Proceß gegen Krell in so leidenschaftlicher Hitze angefangen hatten, in Verlegenheit über das weitere Verfahren. Da gelang es dem Dr. jur. Peter Heigius in Wittenberg, dem sächsischen Kurstaate das jus de non appellando dem Reichskammergericht gegenüber zu retten (1597, obschon das erforderliche kaiserliche Rescript bis zum 2. Mai 1601 noch auf sich warten ließ). Das war es, was die Freunde Krell's schon längst gefürchtet hatten, und mit Recht; denn von nun an war der Angeklagte seinen Feinden fast wehrlos preisgegeben. Dem Vorwurfe indeß, daß nun die höchsten Behörden des Staats Kläger und Richter zugleich sein wollten, mußte man um so mehr auszuweichen suchen, da der Krell'sche Proceß bereits zehn Jahre die Aufmerksamkeit der Höfe sowol als auch der juristischen Facultäten und der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten in Anspruch genommen und die Ansicht im Laufe dieser Zeit denn doch immer mehr platzgegriffen hatte, man sei von seiten der Landschaft und der bestehenden Landeskirche, sowie von seiten des Hofs und des Adels mit der offenbarsten Parteilichkeit zu Werke gegangen. Das Bedenken, das rechtliche Erkenntniß weder von den inländischen Facultäten, noch von dem Schöppenstuhle begehren zu dürfen, führte daher zu dem Entschlusse, sich nach Prag an die böhmische Appellationskammer zu wenden, um daselbst ein endgültiges Urtheil einzuholen. Aber dort war Krell verhaßt. Der Bescheid erfolgte sehr bald; er ist vom 8. September 1601 unterzeichnet. Es heißt unter anderm in diesem Bescheid: „Es wird zu Recht erkannt, daß Angeklagter Niclas Krell mit seinen vielfältigen Bösen und wider seine Pflicht fürgenommenen auch daheim und mit fremder Herrschaften und denselben abgefertigten gebrauchten Practiciren und allerhand arglistigen Fürnehmen, dadurch er wider den aufgerichteten Landfrieden und Turbirung gemeines Vaterlandsruhe und Einigkeit gehandelt, welches Alles, wie zu Recht ausführlich gemacht und bewiesen sein Leib und Leben verwirkt und mit dem Schwerdt Anderen zur Abscheu gerechtfertigt werden soll, von Rechtswegen." Und, horribile dictu, die kaiserliche Bestätigung des Urtels erfolgte erst am 8. November, also vier Wochen nach des Verurtheilten Hinrichtung! Der Unglückliche war nämlich, nachdem er bis zuletzt seine Hinrichtung für unmöglich gehalten hatte, am 9. October zwischen 11 und 12 Uhr des Mittags auf dem Jüdenhofe vom Leben zum Tode gebracht worden.

Wir schließen hiermit unsere Darlegung, es unsern Lesern überlassend, bei dem Verfasser selbst nachzulesen, wie bis zuletzt über den ersten Staatsdiener Kursachsens, der weder eines todeswürdigen Verbrechens überführt war, noch ein solches irgendwie eingestanden hatte, Schmach und Schimpf gebracht ward durch den Einfluß von Parteileidenschaften, die ihm unversöhnlich den Tod geschworen hatten. Dem Verfasser aber und der Liberalität der Staatsregierung muß es die Wissenschaft Dank wissen, daß endlich über eine ebenso unheilvolle als bis dahin dunkle Sache dasjenige Licht verbreitet worden ist, dessen der Richterspruch der Geschichte allemal bedarf, um gerecht zu sein!

Uebrigens empfehlen wir dieses Werk ganz besonders auch den Bibliotheken höherer Schulanstalten der gesammten sächsischen Staaten. Es steht in gleicher Beziehung zu ihnen wie Beck's „Johann Friedrich der Mittlere". Zur größern Verbreitung des Werks dürfte es nicht unwesentlich beitragen, wenn eine Ausgabe desselben ohne urkundliche Beilagen veranstaltet würde.

Karl Zimmer.

*) Man kann noch weiter zurückgehen; hatte nicht schon Friedrich der Weise 1519 nach geschehener Kaiserwahl mit Frankreich Unterhandlungen gepflogen und kam nicht 1520 der Ritter Nickel mit Briefen aus Frankreich an Friedrich zurück, wie wir jetzt aus dem weimarischen Archiv wissen?

Ein Glückskind. Roman von Rudolf von Keudell. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1859. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Außer den Goethe'schen Romanen „Werther", „Wahlverwandtschaften" und „Wilhelm Meister", wüßten wir keinen Roman aus dem vorigen Jahrhundert zu nennen, der heute noch mit dem Interesse, das ein Kunstwerk beansprucht, in Deutschland gelesen würde. Die breite Flut von Romanen, mit welchen die letzten Decennien des 18. Jahrhunderts gesegnet waren, findet sich allerdings noch in den Leihbibliotheken aufbewahrt, gelesen aber werden wenige und wer von den Gebildeten sie liest, hat dabei in der Regel mehr einen literarhistorischen Zweck, als einen ästhetischen Genuß im Auge. So finden wir von „Sophiens Reisen", dem ersten deutschen Originalroman aufwärts, Müller's, Lafontaine's, Starke's Romanen und den Werken Wagner's, Novalis', Heinse's und Tieck's, Jean Paul's und A. Wall's wol noch einen zerstreuten Leserkreis, von ästhetischer Kunstfreude an ihnen aber ist sowenig wie bei den Wieland'schen Romanen die Rede, und selbst Hippel und Pestalozzi müssen sich im wesentlichen an einem succès d'estime genügen lassen. Wenn es nun wahr ist, daß der Roman unter allen andern Kunstwerken der prägnanteste Ausdruck des Nationalgeistes ist und ein viel unmittelbarerer, ein immanenterer Abdruck desselben, als Drama und Epos, so muß man, um diese Erscheinung sich zu erklären, nothwendig annehmen, daß in dem Nationalgeiste der Deutschen seit 60 Jahren selbst eine große und sein Wesen treffende Veränderung vorgegangen ist, eine Veränderung, die sie unfähig macht, an dem, was unsere Väter entzückte, sich heute auch nur mäßig noch zu erfreuen. Es liegt hierin etwas Räthselhaftes, Wunderbares; denn während der Engländer noch heute mit demselben Geiste und demselben Genuß wie seine Voraltern, seinen Fielding und seinen Yorick liest, der Franzose noch heute an Lesage und Rousseau, und der Spanier an seinem noch ältern Cervantes seine Freude hat, während selbst Italien noch jetzt seinen Boccaccio zu bewundern vermag, haben unter uns nicht blos Wieland's einst für classisch gehaltene Romane, sondern selbst Novalis, Tieck und Brentano, wenn nicht alle Geltung, doch allen den Anreiz verloren, mit dem sie unsere Mütter und Väter einst fesselten. Wie soll man dies anders erklären, als durch eine wesentliche Veränderung in unserm Nationalwesen, dessen eine Emanation der Geschmack ist? Wie aber, wirft man uns ein, genießen wir die Dramen Schiller's, Lessing's, Goethe's nicht heute noch in demselben Geiste wie vor 60 Jahren? Sind Bürger, Wieland, Hölty nicht jetzt noch unser Stolz und unsere Freude? Halten wir nicht Klopstock, Herder, Gleim selbst noch heute hoch, und weist dies nicht auf die Erhaltung derselben Geschmacksforderungen hin, welche zu ihrer Zeit Geltung hatten? Wir bekennen frei, hier vor einer Art von Räthsel zu stehen, dessen Deutung wir mehr ahnen, als auszusprechen vermögen. Liegt etwa eine annehmbare Lösung desselben darin, daß jene Romane Dinge der Zeit und des Tags zum Stoff hatten, während „Iphigenia", „Tasso", „Don Carlos", „Oberon", „Emilie Galotti" und „Die Räuber" ein Element von ewigem Bestande, das poetische Menschenthum nämlich, enthielten und darstellten? Wir müßten die Wahrheit verleugnen, wollten wir sagen, daß diese Erklärung uns genügte, denn auch die Romane von Wieland, Jean Paul und Brentano stellen das Reinmenschliche, die ewige Sitte der Menschen oft genug in den Vordergrund. Oder sollen es die Form und die Sprache thun? Sie thun etwas, aber das Räthsel zu erklären vermögen sie auch nicht, denn auch Lessing's Sprache bietet des Veralteten nicht wenig dar. Wie also geschah es? Wir machen die Frage zum Gegenstand einer Preisaufgabe.

Zu diesen Betrachtungen fanden wir uns bei der Lectüre des oben angezeigten Romans aus dem Grunde veranlaßt, weil wir bald erkennen mußten, daß der Verfasser mehr mit den Hülfsmitteln der alten, als mit den Elementen der heutigen Romantik zu arbeiten und zu wirken gewohnt ist, und von dem, was heute im Roman für treffend und poetisch gilt, nur geringen Gebrauch macht. Seine Arbeit ist mehr eine anmuthige Erzählung mäßig anziehender Vorgänge, in der, wonach wir heute vor allem forschen, Tendenz letzter Zweck, ethisches oder ästhetisches Ziel fast ganz vermißt wird, wenigstens nicht in den Vordergrund tritt. Er lokalisirt sich, malt die Sitten eines bestimmten und nicht gerade sehr anziehenden Erdflecks, die Sitten und das Wesen einer bestimmten Schicht der Gesellschaft, wobei er zugleich als ein entschiedener Freund aristokratischer Lebensansichten, Vergnügungen und Gebräuche auftritt und diese durch den Contrast zu heben sucht, in welche er sie mit dem Leben und den Sitten eines namhaften Schmugglers und Friedensbrechers, eine Art ehrlichen Diebes, des bekannten Raudon Crutinnus, an der russischen Grenze, zu stellen weiß. Vor 50 Jahren würde eine solche harmlose und blos auf eine angenehme Unterhaltung berechnete Erzählung allen Anforderungen des Geschmacks genügt haben; heute befriedigt ein so leichtes Spiel der Gedanken nur wenige. Wir fordern vom Roman ein bedeutendes Ziel, Tendenz, ethische Polemik, Conflicte der Charaktere, der Grundsätze, der Lebensansichten, logische Resultate, und hierin vielleicht ist die Lösung des Räthsels zu finden, warum auch die besten unter den Romanen der Vergangenheit uns jetzt so wenig zuzusagen vermögen. Es sind die Forderungen einer in die Tiefe dringenden Kritik, die Ansprüche an die philosophische Bildung der Autoren, an ihre dialektische Kunst, die sich dergestalt verändert und gesteigert haben, daß wir die frühern Gaben nicht mehr zu genießen vermögen und die leichte Kost der Lafontaine, die Hausmannsgerichte Jean Paul's, die Lebenspraxis der Weiß, A. Wall, Müller, ja selbst den oft überschwenglichen und hyperpoetischen Enthusiasmus der Novalis, Arnim, Brentano uns nicht mehr zu assimiliren im Stande sind. Hierbei ist Gewinn und Verlust vielleicht so ziemlich im Gleichgewicht; allein, wie dem auch sei, das Factum der Nichtbefriedigung ist vorhanden.

Doch wir kommen auf den Verfasser zurück, den wir aus frühern Leistungen („Bergan" u. s. w.) bereits als einen Kunstkenner, Kunstjünger und Enthusiasten kennen. Auch hier ist die Musik einer der Grundtöne seiner Erzählung, die etwa folgenden Verlauf nimmt: Ein Knabe von dunkler Herkunft wird in einem einsamen Försterhause unfern der Ostseeküste erzogen; er gilt für den Sohn des Cantors Morgenroth in Tillstadt, des Bruders seines Erziehers. Früh zum Genuß der Musik entwickelt, bezieht er die Universität, wo eine Sängerin, Miranda Valori, die Leidenschaft des Jünglings entzündet. Ein Duell, für diese Leidenschaft bestanden, führt zur Flucht, bei welcher der junge Felix in der Familie eines Landedelmanns, des Obersten Rubau, Aufnahme findet, ja als ein Vetter aus Franken eingeführt wird. Die Schilderung dieser Familie voll anziehender Charaktere, das Landleben in Litauen, die Gestalt des Schmugglers Raudon Crutinnus (Rothbrust), der in Vasallentreue und ehrlicher Verschmitztheit ein Prototyp dieses Volksstamms darstellt, das Verhältniß, in welches Felix zu Maria, der schönen und kühnen Tochter des Hauses tritt, Sitte und Charakter des Landes, bilden nun den Stoff der Darstellung, bis zur Abreise des Helden in den Krieg, durch den er die Hand der Geliebten zu erkämpfen entschlossen ist. Indeß leidet er Schiffbruch, wird an die kurische Küste verschlagen, rettet Miranda, mit der er wieder zusammentrifft und wird als deren Mörder verfolgt, von einer edeln kurländischen Familie verborgen. Maria's Gegenbild, die wild leidenschaftliche Miranda, wird hier als eine Base Felix' erkannt und verschwindet mit ihren Aeltern. Inzwischen lösen sich die Geheimnisse in der Familie des Obersten durch eine spannende Familiengeschichte dahin auf, daß Felix der Sohn des ältern Bruders des Herrn von Rubau und der eigentliche Erbe dieser großen Güter ist, worauf seine Zurückberufung, seine Verbindung mit der Geliebten und der glückliche Schluß der Erzählung erfolgt. Die stoffreiche Erfindung zeigt sich besonders in diesem letzten Theile der Geschichte hervorragend, während der erste Theil seine

Wirkung mehr in Landschafts- und Sittenbildern und in gut schattirten Charaktergemälden sucht, unter welchen namentlich der Schmuggler und seine Genossen neu und anziehend erscheinen.

Im ganzen genommen sieht man dem Roman an, daß er nicht von einem Salonautor, sondern im einsamen ländlichen Stillleben verfaßt ist. Der flüchtige Reiz des Witzes, der Causerie, der gesellschaftlichen Dialektik ist darin wenig vertreten; alles haucht vielmehr einen zwar heitern, aber doch innerlichen und ernsten Geist, der namentlich eine beständige Warnung vor Leidenschaft ausdrückt, und hierin werden wir denn auch wol die sittliche Tendenz des Romans zu setzen haben. Freiheit und Selbstbeherrschung sind die Grundlagen des Glücks, Leidenschaft und unsere Unfreiheit in ihr machen uns unglücklich; dies ungefähr ist die Lehre, die der Verfasser uns hier versinnlicht. Er thut dies in reiner Form und in lebendiger Darstellung, seine Sprache, frei von den gesuchten Wendungen, die man jetzt wol liebt, ist rein und treffend, und vorzüglich gelingt ihm die Naivetät des gemeinen Mannes in einigen schlichten Volksliedern, die einen nationalen Ursprung zu haben scheinen. Wir gedenken hier nur des litauischen Fährmannsliedes:

> Halliodasuh! ruft es um Mitternacht,
> Fährmann, hol' über, das Werk ist vollbracht! —

ein Lied voll tiefen Sinnes; und des schönen Frühlingsliedes:

> Vom Frühjahrslerchenjubel,
> Das ist ein altes Lied.
> Schon jeder hat's erlebet,
> Wie froh das Vöglein schwebet,
> Hoch trillernd überm Ried.
>
> Die Welt ein weiter Garten,
> Drin neues Wachsthum quillt,
> Das Lerchlein gottdurchdrungen,
> Hat hell herabgesungen
> Den Segen aufs Gefild.

So sehen wir den Verfasser nach den verschiedensten Richtungen hin, als Landschafts- und Sittenmaler, als Charakterzeichner und dramatisch wirkungsvollen Erzähler, endlich auch als Lyriker und sinnreichen Dichter mit entschiedener Begabung ausgestattet, ein Buch, seines Namens würdig, uns darbringen. Den gebildeten Freunden der Musik aber bietet er noch einen besondern Genuß in der vortrefflichen Analyse einiger der ersten Meisterwerke dieser Kunst, in der er sein tiefstes Verständniß derselben neben einem jugendlichen Enthusiasmus für ihre Heroen unverkennbar darthut, und, was dem Gefühl und was der Kunstschönheit in der Musik angehört, unserer Erkenntniß näher bringt, und wenn er dann in der Geschichte Julius von Rudau's, des Vaters unsers Helden, die Aufgabe löst, die Geschicke einer verirrten Genialität zu einem lehrreichen Seelengemälde zu entfalten, so bleibt kaum eine von den vielen Forderungen unbefriedigt, die unsere Zeit an einen guten Roman zu stellen hat. Kaum eine, sagen wir mit Vorbedacht; denn jene politische und sociale Allerweltsweisheit der Salons unserer Tage ist in dieser trefflichen Erzählung allerdings wenig oder gar nicht vertreten: ein Mangel, für den wir dem Verfasser gern unsern aufrichtigen Dank sagen. Sein Gebiet liegt höher und in reinerer Luftschicht; seine Vorbilder sind anderer Art und er hat recht, sich dem Verfasser des Romans anzuschließen, der in unserer Jugend die Freude und der Stolz der Deutschen war. Denn davon wenigstens haben wir uns nun doch wol überzeugt, daß der vielgepriesene Realismus der Dorf- und Handwerkergeschichten, der „Soll und Haben" und vom „Blech, das Blech bleiben muß", nichts hervorzubringen vermag, als ein überaus dürftiges und eintöniges Geschlecht von Romanen von unmöglicher Dauer. Wer hieran zweifelt, der versuche es nur, wir bitten, eine solche Geschichte zum zweiten male zu lesen. 4.

Notizen.

Pädagogisches.

Von einem preußischen Schulmann erhielten wir folgende Zeilen, denen wir bei der Wichtigkeit des Gegenstandes hier einen Platz einräumen wollen: „Erziehung und Gesundheitspflege sind zwei Gegenstände, welche, weil von ihnen die Wohlfahrt aller Staatsglieder abhängt, allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme finden. Daher wird die von dem praktischen Arzte Otto Schraube verfaßte Schrift: «Die sanitätspolizeiliche Beaufsichtigung der Schulen und des Schulunterrichts. Ein Wort zur Reform der Schulen an Administrativbeamte, Aerzte, Schulmänner und Aeltern» (Halle 1859) der Beachtung, deren sie würdig ist, wahrscheinlich nicht entgehen. Dadurch aber, daß sie erscheinen konnte und wegen ihres Zwecks und Inhalts gelobt werden muß, stellt sie den Schulverwaltungen Deutschlands ein schlimmes Zeugniß aus, und dies um so mehr, als die von Schraube gerügten Uebelstände zwar längst bekannt, gleichwol nicht beseitigt worden sind. Die Schuld davon lastet lediglich auf den Männern, denen die Beaufsichtigung der Schulen obliegt; denn die Lehrer können während der Unterrichtsstunden für die Schonung der Gesundheit ihrer Schüler nur weniges thun, dürfen sich jedoch in die sogenannten äußern Angelegenheiten ihrer Schule, denen die Schrift Schraube's vorzugsweise gewidmet ist, nicht mischen. Eben die äußern Angelegenheiten die gleichwol auf die innern einwirken, besorgt angeblich eine Menge voneinander unabhängiger, auf ihre Gewalt über die Schule und ihr Ansehen eifersüchtiger, daher nicht selten einander gern bekämpfender Behörden, deren Mitglieder mitunter sich wundern würden, wenn es jemand einfiele, sie um schulwissenschaftliche Kenntnisse zu befragen. Daß auch Regierungsräthe mit der Schulwissenschaft zuweilen über den Fuß gespannt leben, lehren sattsam Erlasse und Maßregeln der Regierungen Deutschlands. Der Staat legt der gemeinen Wohlfahrt wegen seinen Gliedern sehr schwere Pflichten auf; das Geringste, das er als schuldige Gegenleistung ihnen bieten kann, ist nächst dem Rechtsschutze ein mit demselben engstverbundenes, wohlgeordnetes und wohlverwaltetes Schulwesen. Das vorhandene verdient trotz des guten Willens von einigen Seiten und trotz mancher wahrhafter Verbesserungen noch nicht durchaus so genannt zu werden. Davon zeugt nun die Schrift Schraube's, welcher nicht alle die wahren Ursachen der Uebel, deren es mehr gibt, als er von seinem ärztlichen Standpunkte aus zu erblicken und zu nennen beliebt, zu kennen scheint oder sich doch hütet den Boden tiefer aufzuwühlen, als er für unerlaßlich erachtet. Er handelt erstens von den Schulgebäuden und der innern Einrichtung derselben; zweitens vom Unterrichte; drittens von den Maßregeln, welche hinsichtlich der Gesundheitspflege in den Schulen ergriffen werden sollen. Dem meisten von allem dem, was er in seiner durchdachten Schrift sagt, zollt man mit Vergnügen Beifall. Da d. Bl. Erörterung fachwissenschaftlicher Fragen von sich mit Recht abwehren, so enthalte ich mich gern jeder Gegenbemerkung. Nur darauf erlaube ich mir schließlich hinzuweisen, daß alle Lehrer von Amts wegen sich verpflichtet fühlen sollten, wenigstens die nöthigsten Kenntnisse in der Gesundheitslehre aus den vorhandenen trefflichen Büchern über dieselbe sich zu erwerben, um grobe Verstöße da, wo sie die Aufsicht führen, gegen die bekanntesten ärztlichen Vorschriften zu vermeiden."

Von demselben Schulmann erhielten wir folgende Zuschrift: „Ihre Aeußerungen über Mängel des deutschen Schulwesens, namentlich der Gymnasien, bei Gelegenheit der Anzeige des Vortrags Trendelenburg's in Nr. 41 d. Bl. f. 1859 veranlassen mich zu einigen Gegenbemerkungen. Sie scheinen der Ansicht zu sein, es werde von den Gymnasiasten weit mehr verlangt, als diese wirklich zu leisten vermögen. Die gesetzlichen Anforderungen hinsichtlich des Lateinischen und der Geschichte sind nicht übertrieben, hinsichtlich des Griechischen der hohen Bedeutung dieser Sprache und des altgriechischen Schriftenthums lange

nicht angemessen, hinsichtlich der Kenntniß der deutschen Sprache, des vaterländischen Schriftenthums und der sehr lehrreichen Geschichte desselben äußerst gering, hinsichtlich der Mathematik nicht über die Anfänge hinausgehend, hinsichtlich der Naturwissenschaft kaum der Erwähnung werth, hinsichtlich des Französischen gering. Dennoch mag Ihre Schilderung der Erfahrung entsprechen. Die Ursache des Widerstreits ist aber nicht in den gesetzlichen Anforderungen zu suchen, sondern in der Ungeschicklichkeit, mit welcher die Schulen überhaupt verwaltet werden. Wenige der Lehrer, der Gymnasialdirectoren, der Schulräthe kennen die Schulwissenschaft und die Schulkunst auch nur dem Namen nach. So darf sich niemand über zahllose Misgriffe wundern."

Der Einsender muß dies besser wissen als wir; für unsere Person hätten wir nur zu bemerken, daß die in Nr. 41 enthaltenen Klagen über das Zuviel oder vielmehr das zu große Allerlei des Gymnasialunterrichts nicht eigentlich von uns, sondern wie dort auch ausdrücklich bemerkt war, von dem verstorbenen Alexander von Humboldt herrührten und einem im Feuilleton der „Neuen Preußischen Zeitung" abgedruckten Gespräche desselben entlehnt waren. H. M.

Bibliographie.

Hartmann, M., Bilder und Büsten. Zwei Theile in einem Bande. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 2 Thlr.

Hugo's, V., sämmtliche poetische Werke. Deutsch von L. Seeger. 1ste Lieferung. Stuttgart, Rieger. Gr. 16. 6 Ngr.

Jaeger, O. H., Die Freiheitslehre als System der Philosophie. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1859. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Kompert, L., Neue Geschichten aus dem Ghetto. Zwei Bände. Prag, Kober u. Markgraf. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Lewald, Fanny, Das Mädchen von Hela. Ein Roman. Zwei Theile. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Löhr, W., Rosen-Monate heiliger Frauen. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Lorm, H., Intimes Leben. Novelletten. Prag, Kober u. Markgraf. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mügge, T., Arvor Spang. Roman. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 3 Thlr.

Mühlbach, L., Erzherzog Johann und seine Zeit. 2te Abtheilung: Erzherzog Johann und Metternich. Drei Bände. Berlin, Janke. 8. 5 Thlr.

Opitz, T., Lyrische Gedichte. Würzburg, Stahel. 8. 18 Ngr.

Paumgartten, C. R. v., Franz Rakoczy. Dramatisches Gedicht in vier Akten. Wien. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.

— — Rudolph von Habsburg. Dramatisches Gedicht in fünf Akten. Wien. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.

Pfeiffer, G. W., Der Stadthauptmann von Frankfurt. Eine historische Novelle aus Frankfurts Vorzeit. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 2 Thlr.

Rafael-Album mit einer Lebensskizze Rafael's und den Erklärungen der Bilder von A. Stahr. Berlin, Schauer. 1859. Gr. 4. 10 Thlr.

Ring, M., Der Sohn Napoleons. (Herzog von Reichsstadt.) Geschichtliches Lebensbild in zwei Bänden. Berlin, Vogel. Br. 8. 3 Thlr.

Schiefner, A., Heldensagen der Minussinschen Tataren rhytmisch bearbeitet. St. Petersburg. 1859. Lex.-8. 2 Thlr.

Schrenck, L. v., Reisen und Forschungen im Amur-Lande in den Jahren 1854—1856 im Auftrage der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg ausgeführt und in Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben. 1ster Band. 1ste Lieferung. Einleitung. Säugethiere des Amur-Landes. Mit 9 Tafeln und Karte. Petersburg. 1858. Imp.-4. 3 Thlr. 10 Ngr.

Tronchin, F. A. v., Bilder der Nacht. Bremerhaven, v. Vangerow. 24. 12 Ngr.

Wald-Einsamkeit. Eine Dichtung. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 16. 10 Ngr.

Wittich, A., Helene Louise Elisabeth Herzogin von Orleans zu Eisenach, mit Erinnerungen aus ihrem Jugendleben. Jena, Frommann. Gr. 8. 10 Ngr.

Ziegler, F. W., Nondum. Erzählungen. Berlin. 8. 1 Thlr.

Ziehen, E., Eginhard und Emma. Ein episch-lyrisches Gedicht. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 16. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Assmann, W., Schiller's nationale Bedeutung. Eine Festrede bei Schiller's Säcularfeier am 10. November 1859 gehalten in Braunschweig. Nebst einer Beigabe: Zeittafel zu Friedrich von Schiller's Leben, nach den neuesten Forschungen tabellarisch zusammengestellt. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1859. Gr. 8. 4 Ngr.

Eichenlaub zum deutschen Festkranze des 100jährigen Geburtstages Friedrich Schiller's am 10. November 1859. Dargebracht von einem Mecklenburger. Rostock, Leopold. Gr. 8. 2½ Ngr.

Elben, O., Das Schillerfest in Schillers Heimath Stuttgart, Ludwigsburg und Marbach den 9., 10. und 11. November 1859. Stuttgart, Schaber. 1859. Gr. 8. 10 Ngr.

Festreden gehalten zu Quedlinburg zur Feier des 100jährigen Geburtstages Schillers am 10. November 1859. Quedlinburg, Huch. 1859. Gr. 8. 7 Ngr.

Freiligrath, F., Festlied der Deutschen in London zur Feier von Schiller's 100jährigem Geburtstage 10. November 1859. London, Petsch u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Der endliche Friede mit Dänemark. Oder die Zukunft der dänischen Gesammtmonarchie. Volksstimmen aus Holstein. Im October 1859. Hamburg, Richter. 1859. Gr. 8. 3 Ngr.

Grün, K., Schillerrede gehalten zu Brüssel am 10. November 1859. Trier, Lintz. 1859. Gr. 8. 4 Ngr.

Günther, J., Die Schillerfeier in Jena. Blätter zur Erinnerung. Jena. 1859. 8. 3 Ngr.

Hertzberg, W., Festrede zur Schillerfeier. Gehalten im Künstlerverein in Bremen. Bremen, Strack. 1859. Gr. 8. 5 Ngr.

Hüser, Was hat der Name Schiller seit hundert Jahren der Welt bedeutet? Zum Andenken an die Schiller-Feier am 10. November 1859 in Aschersleben. Aschersleben, Huch. 1859. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Jung, A., Friedrich Schiller, der Dichter der deutschen Nation. Eine Festrede. Königsberg, Gebr. Bornträger. 1859. Gr. 8. 5 Ngr.

Der nächste Krieg Frankreichs gilt Preußen! Berlin, Schneider. 1859. 8. 5 Ngr.

Die Lebensfrage Oesterreichs. Ist noch eine Vermittelung zwischen Oesterreich und Ungarn möglich? Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 12 Ngr.

Schiller der Dichterfürst, gefeiert durch das Volk am 10. November 1859, dem 100jährigen Tage der Wiederkehr seines Geburtsfestes. Frankfurt a. M., Küchler. 1859. 32. 2½ Ngr.

Sendschreiben eines katholischen Laien an einen ungläubigen Freund. Ein Mahn- und Warnungsruf an die getauften Heiden des 19. Jahrhunderts. Regensburg, Manz. 1859. Gr. 8. 6 Ngr.

Vischer, F., Rede zur 100jährigen Feier der Geburt Schiller's am 10. November 1859 in der St. Peters-Kirche zu Zürich gehalten. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1859. Gr. 8. 8 Ngr.

Weise, Schiller. Ein Gedenkblatt an die Feier seines 100jährigen Geburtstages. Berlin, Mohr u. Comp. 1859. Hoch 4. 2½ Ngr.

Zur Finanzfrage Oesterreichs. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 8 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des sechsunddreißigsten Heftes (Bogen 46—50 [Schluß] des dritten Bandes):

Die französische Armee, ihre Organisation und ihr Geist. — **Die Gitterbrücken der Weichsel** bei Dirschau und Marienburg. — **Christian Daniel Rauch.** — **Das Seerecht in Kriegszeiten.** — **Ferdinand Alphonse Hamelin**, französischer Admiral und Marineminister. — **Franz Graf von Schlik**, österreichischer General der Cavalerie.

Kleinere Mittheilungen: Bülau (Friedrich). — Golizyn (Fürst Sergei Michailowitsch). — Grey (Thomas Philip de). — Grimm (Wilhelm Karl). — Hunt (James Henry Leigh). — Ritter (Karl). — Westmorland (John Fane, Graf von).

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth**, indem es **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur**, die neuen Ereignisse, Persönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tags behandelt.

Das Unternehmen wird fortwährend von der deutschen Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahres also 12 Hefte, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Bande an 6 Ngr. Der **erste bis dritte Band** (die gewissermaßen den **16. bis 18. Band des Conversations-Lexikon** bilden) werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) geliefert und sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erinnerungsblätter

von

A. von Sternberg.

Sechs Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 24 Ngr.

Mit dem soeben erschienenen sechsten Theile liegen Sternberg's Memoiren, die vielfaches Aufsehen erregt haben, nunmehr vollständig vor. In der höchst pikanten und zugleich graziösen Weise, die Sternberg wie wenigen eigen, bietet derselbe dem Leser, an seine eigenen Lebensschicksale während der letzten 25 Jahre anknüpfend, Schilderungen der Gegenwart sowie Porträts interessanter Persönlichkeiten. Von Dresden ausgehend, führt er nach Manheim, Stuttgart, Weimar und über Rußland nach Berlin, mit dessen Zuständen vor und nach 1848 er sich ausführlich beschäftigt, dann nach Wien und Dresden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunsen's Bibelwerk.

Soeben ist die erste Hälfte des **vierten Halbbandes** sowie der **neunte Halbband** dieses wichtigen Werks erschienen und nebst dem **ersten bis dritten Halbband** und einem **Prospect** in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Die erste Hälfte des vierten Halbbandes enthält das wichtige Buch Jesaja. Mit dem neunten Halbband hat die Veröffentlichung der **zweiten Abtheilung** des Werks (Bibelurkunden: Geschichte der biblischen Bücher) neben der ersten begonnen. Derselbe enthält ausführliche Erörterungen über den Inhalt der fünf Bücher Mosis, die namentlich auch für die nichttheologischen Leser von hohem Interesse sein werden, z. B. über die Schöpfungsgeschichte, die Genesis im Verhältniß zur Geologie und Physiologie, das Paradies, den Thurmbau, ein Leben des Moses ꝛc. Mit dem zehnten Halbbande wird ein **Bibelatlas** folgen.

Bunsen's Bibelwerk ist eine vollständige neue Uebersetzung und Erklärung der Bibel für die weitesten Kreise des deutschen Volks. Die Wichtigkeit des Werks erhellt ebenso aus den dasselbe auf das freudigste bewillkommnenden Stimmen der Vertreter einer freien kirchlichen Richtung wie aus den lebhaften Angriffen und Warnungen der Gegner derselben. Es hat auch bereits in der kurzen Zeit seit seinem Beginn einen überraschend großen Kreis von Abnehmern gefunden.

Subscriptionspreis 1½ Ngr. für den Bogen. Erster Halbband 1 Thlr. 10 Ngr., zweiter 1 Thlr., dritter 1 Thlr., vierter (erste Hälfte) 16 Ngr., neunter 1 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fliegende Blätter der Gegenwart.

Eine Ergänzung zu allen Zeitungen.

Diese Zeitschrift hat sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits die allgemeinste Anerkennung erworben und wird im neuen Jahre unter directerer Bezugnahme auf die Zeitereignisse fortfahren, allen Zeitungslesern interessante Mittheilungen über die Tagesfragen, über Kunst und Literatur, die man in den Zeitungen selbst nicht findet, zu bringen, und so als eine unentbehrliche Beilage zu allen Zeitungen zu dienen.

Wöchentlich erscheint eine Nummer. Der Preis beträgt vierteljährlich 26 Ngr. Die bisher erschienenen Nummern (die ihres nicht veraltenden Inhalts wegen ein bleibendes Interesse haben) sind als erstes und zweites Vierteljahr in besondern Umschlag geheftet zu 26 Ngr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Bestellungen auf das neue Vierteljahr werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleine Beiträge zu großen Fragen in Oesterreich.

Zweite Auflage. 8. Geh. 12 Ngr.

Diese rasch in zweiter Auflage erschienene Broschüre stammt aus der Feder eines bekannten österreichischen Staatsmanns und hat bereits namentlich in Oesterreich selbst lebhaftes Aufsehen erregt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 9. Februar 1860.

Carriere's „Aesthetik".

Aesthetik. Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung durch Natur, Geist und Kunst. Von Moritz Carriere. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1859. 8. 6 Thlr.

Man hat gegen die Philosophie häufig die Anklage erhoben, sie gelange zu keinen Resultaten; was das eine System setze, werde durch ein anderes wieder aufgehoben; sie gewähre kein Wissen, sondern nur einen ewigen Widerstreit von Glauben und Zweifeln. So steht es jedoch keineswegs. Wer die Geschichte der Philosophie mit Aufmerksamkeit und Unbefangenheit verfolgt, kann unmöglich verkennen, daß sie aus unscheinbaren, embryonischen Keimen zu einem mächtigen, reichgegliederten Baum erwachsen, daß aus vielen dunkeln, trüben Ahnungen lichte, klare Wahrheiten geworden, daß aus jeder ihrer Evolutionen und Revolutionen eine neue Weltanschauung, eine Erweiterung des Gesichtskreises und zum mindesten eine Schulung der geistigen Kräfte, ein mächtiger Impuls zu weiterm Forschen hervorgegangen ist. Es hat vielleicht kaum eine Zeit gegeben, in welcher die Philosophie als eine so gänzlich abgethane und überwundene Thorheit angesehen worden wäre, als das eben verflossene Decennium. Trotzdem hat sie sich gerade in dieser Zeit innerlich in einer sehr erfreulichen Weise consolidirt, indem man nach und nach von den verschiedensten Seiten her und auf dem Wege selbständiger Forschungen zur Anerkennung eines Princips gelangt ist, das noch vor kurzem von der Philosophie aus heftige Anfechtungen erfahren mußte: ich meine die sogenannte „theistische", d. h. weder einseitig pantheistische, Gott in der Welt aufgehen lassende, noch einseitig deistische, Gott aus der Welt hinausdrängende, sondern Gott und Welt in ihrer Einheit wie in ihrer Verschiedenheit begreifende Fassung des Gottesbegriffs, nach welcher Gott als freie, selbstbewußte, in der Welt sich fort und fort offenbarende und bethätigende Persönlichkeit gedacht wird.

Wie in der Metaphysik und Religionsphilosophie, in der Psychologie und Ethik, hat diese Ansicht namentlich auch in der Aesthetik sich zu immer allgemeinerer Geltung durchgearbeitet, und wenn auch die pantheistische Aesthetik Vischer's innerhalb der letzten Jahre erst den Ausbau ihrer obersten Stockwerke zu Ende gebracht hat und sich insofern noch ein Gegensatz gegen jene Richtung geltend macht, so läßt sich doch um so weniger annehmen, daß dieser Nachwuchs aus einer vergangenen Periode den neuern Bestrebungen gegenüber sich dauernd behaupten werde, als gerade das Werthvolle des Vischer'schen Werks nicht in dessen philosophischer Basis, sondern vielmehr in den davon unabhängigen oder auch wol mit ihr in Widerspruch stehenden Bestimmungen und Erörterungen desselben besteht und Vischer selbst ein viel zu klarer Kopf ist, als daß er nicht fallen lassen sollte, was er einst in jugendlicher Autoritätsgläubigkeit von Hegel angenommen, jetzt aber trotz der Hartnäckigkeit, mit der er formell noch daran festhält, thatsächlich ebenso gut wie die meisten andern Philosophen der Gegenwart überwunden hat.

Carriere ist schon seit Jahren einer der thätigsten Vorkämpfer im Interesse einer theistischen Bearbeitung der Aesthetik gewesen, und als solcher tritt er uns denn auch in seinem vorliegenden Werke entgegen, in welchem er, was er bisher in Schriften begrenztern Inhalts und zerstreuten Aufsätzen bot, zu einem vollständigen Ganzen zusammengefaßt hat. Wer, wie ich selbst, von der Wahrheit des theistischen Princips, wie ich es oben angedeutet habe, und von der Nothwendigkeit, die Wissenschaft des Schönen darauf zu gründen, überzeugt ist, muß dieses Werk Carriere's als einen ungemein reichhaltigen Beitrag zur Förderung jenes Princips mit aufrichtiger Freude begrüßen: denn die Wärme, mit der er dasselbe verficht, die mannichfachen Belege, die er dafür aus dem reichen Vorrath seiner philosophischen und kunstwissenschaftlichen Kenntnisse, sowie aus dem Schatz seiner eigenen Beobachtungen beigebracht hat, und vor allem die Gewandtheit, mit welcher er die Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen in allgemein zugänglicher, ja selbst blühender Sprache vorzutragen und über das Schöne auch schön zu reden weiß, machen seine Arbeit zu einem Werke, welches wie kaum ein anderes geeignet ist, die auf theistischer Weltanschauung basirende Aesthetik auch in weitere Kreise einzuführen und überhaupt die Wissenschaft des Schönen zu einem

solchen Gemeingut zu machen, wie sie es werden muß, wenn die leidige Unklarheit und Zerfahrenheit, die Seichtigkeit und Blasirtheit des jetzt in vielen Regionen herrschenden Geschmacks wieder überwunden werden soll.

Der Gang, welchen Carriere in seinem Buche nimmt, ist im wesentlichen der seit längerer Zeit hergebrachte und der Sache entsprechende. Er behandelt zunächst „Die Idee des Schönen", sodann „Das Schöne in Natur und Geist" oder den „Kunststoff", hierauf „Die Phantasie und den Künstler oder das Schöne in der Subjectivität des formenden Geistes", alsdann „Die Kunst, das Kunstwerk und die Gliederung der Künste", und endlich in drei Hauptabschnitten, welche zusammen den zweiten Theil bilden, die einzelnen Künste, nämlich: „Die bildende Kunst" (Architektur, Plastik und Malerei), „Die Musik" (Instrumentalmusik, Vocalmusik, die Verbindung der Vocal- und Instrumentalmusik) und „Die Poesie" (Epos, Lyrik, Drama).

Unter diesen verschiedenen Abtheilungen ist natürlich die erste, welche „Die Idee des Schönen" behandelt, als die Grundlage für alle übrigen die wichtigste, und wir dürfen sie auch als die interessanteste bezeichnen, da es sich in ihr um die Durchsprechung jener ewigen Fragen handelt, welche den denkenden Menschen von Uranfang an am lebhaftesten beschäftigt haben und bis in alle Zukunft am nachhaltigsten beschäftigen werden. Der Autor charakterisirt darin zunächst unser Gefühl vom Schönen als „ein sinnlich-geistiges Wohlgefallen, erregt durch das Zusammentreffen von Objecten mit unserer Subjectivität" und führt dasselbe auf die Harmonie von Innen- und Außenwelt zurück, welche durch Gegenstände, in denen Gedanke und Erscheinung, Geist und Natur, Ideales und Reales völlig in eins gebildet sind, erzeugt werde. Zugleich spricht er sich hierbei gegen die Einseitigkeit des Materialismus und Spiritualismus aus. Nächstdem bespricht er das Schöne einerseits in Rücksicht auf die Idee, wobei er den Begriff der Idee überhaupt bestimmt, andererseits in Rücksicht auf die Erscheinung, wobei er die Begriffe des Individuellen und Monadischen erörtert. Dies führt ihn zu einer längern Discussion über den Gegensatz von Freiheit und Ordnung sowol in ihrer allgemeinen Bedeutung, wie mit besonderer Beziehung auf ihre Bedeutung für das Schöne, und er gelangt hierbei zu dem Resultate, daß Freiheit und Nothwendigkeit dem Schönen gleich wesentlich sind und faßt dies in dem Satze zusammen, daß „die Nothwendigkeit der Freiheit Werk" sei. Hieran schließen sich Betrachtungen über das Normale und Charakteristische, den Ausdruck, die Durchdringung von Idee und Erscheinung, über Symmetrie, Proportionalität, Zweckmäßigkeit, Organismus und über die Form als „selbstgesetztes Maß innerer Bildungskraft" und „Darstellung des Wesens", wobei sich der Autor ebenso gegen den einseitigen Formalismus, wie gegen den einseitigen Substantialismus erklärt. Hierauf werden die Gegensätze von Anmuth und Würde des Schönen in seiner vollen Bedeutung und des blos Angenehmen in Betracht gezogen, sodann das Wesen des Geschmacks erörtert und alsdann gezeigt, wie der schöne Gegenstand die ideale Wesenheit in „seiner gefälligen Form" darstelle, jedoch dabei auch vorzugsweise durch seine Größe oder durch seinen Stoff wirken könne, und daß er, wenn er uns durch seine Größe überwältige und die Idee des Unendlichen in uns erwecke, das Schöne in Form des Erhabenen sei, dagegen, wenn er durch seinen Stoff, durch sinnlichen Reiz oder geistigen Gehalt wirke, als Reizendes, Rührendes, Interessantes bezeichnet werde. Hiernach wendet sich der Verfasser zum Begriff des Häßlichen und betont hier mit Nachdruck die Ansicht, daß das Häßliche nicht als solches ein Moment des Schönen, sondern vielmehr der Gegensatz desselben sei, mithin vorher überwunden sein müsse, ehe es eine ästhetische Wirkung hervorbringen könne. Dies führt ihn zu einer Discussion über diejenigen Arten des Schönen, in welchen sich dasselbe „als ein Werdendes in der Ueberwindung des Gegensatzes und im Proceß der Entwickelung" zeigt, d. i. zu einer Bestimmung des Tragischen, Komischen und Humoristischen, wobei zugleich das Wesen des Witzes und der Ironie besprochen wird. Den Schluß dieses ersten Abschnitts bildet endlich eine Darlegung des Verhältnisses, in welchem das Schöne zum Wahren und Guten, die Kunst zu Religion und Wissenschaft steht.

Im Ganzen und Wesentlichen kann ich zu dem Inhalt der hier vorgetragenen Theorie nur meine Zustimmung aussprechen: denn der Autor bekennt sich in allen bedeutenden und entscheidenden Fragen zu denselben Ideen, die auch ich hege und in meinen „Aesthetischen Forschungen" niedergelegt und begründet habe. Der Hauptunterschied unserer Ansichten dürfte darin bestehen, daß Carriere das Moment der Freiheit im Schönen weit stärker hervorgehoben und betont hat, als ich es gethan habe, ja trotzdem, daß er die Gesetzmäßigkeit als Gegenmoment anerkennt, eine Neigung zeigt, jenem Moment eine höhere Bedeutung als diesem beizulegen, so sehr, daß er die Nothwendigkeit als „der Freiheit Werk", mithin als ihr Product, die Freiheit selbst aber als das Producens bezeichnet und damit die Nothwendigkeit, streng genommen, zu einem Ding, mit dem die Freiheit vollkommen frei walten und schalten kann, macht. Ich gestehe, daß ich mir auf diese Weise das Verhältniß von Freiheit und Nothwendigkeit nicht zu denken vermag, weder im Allgemeinen noch mit besonderer Beziehung auf das Schöne. Wäre wirklich die Nothwendigkeit der Freiheit Werk, so müßte angenommen werden, Gott als der Urquell und Inbegriff alles Seins habe das die Welt und die Weltgeschichte durchdringende und zusammenhaltende Princip der Ordnung und Gesetzmäßigkeit, welchem sich nichts zu entziehen vermag, nur aus Belieben geschaffen, er habe es ebenso gut auch lassen oder ein anderes Princip, ein Princip der Unordnung und Gesetzlosigkeit, schaffen können: denn nur unter dieser Voraussetzung wäre die Nothwendigkeit wirklich der Freiheit Werk. Diese Annahme läßt sich jedoch mit dem Begriff Gottes als der allumfassenden, nichts von sich ausschließenden Persönlichkeit schlechterdings nicht vereinigen. Ein Wesen, das alles in sich faßt, kann absolut auch nichts anders wollen als

sich selbst. Gott konnte daher in der Welt nur sich selbst und sein eigenes Wesen zur Entfaltung bringen, er mußte sie seinem Wesen, d. i. seiner Einheit und Allheit gemäß schaffen. Indem er sie also so schuf, wie er sie schuf, war dies ebenso sehr ein Act der Nothwendigkeit wie der Freiheit: der Nothwendigkeit, weil er nur sich wollen und schaffen konnte; der Freiheit, weil er diese Nöthigung nicht von außen her, nicht von einem andern, sondern einzig und allein von sich selbst empfing. In Gott sind daher Freiheit und Nothwendigkeit unmittelbar eins. Man kann nicht von der Freiheit behaupten, daß sie ein Werk der Nothwendigkeit sei, aber auch nicht von der Nothwendigkeit, daß sie ein Werk der Freiheit sei. Hierin liegt kein Widerspruch, vielmehr kann ein Wesen, das als allumfassende Persönlichkeit gedacht werden soll, gar nicht anders gedacht werden, ja es liegt streng genommen auch für uns kein Widerspruch darin, weil wir nur dann wahrhaft frei sind, wenn wir thun, was wir unserer eigensten Natur gemäß thun müssen, wenn wir thun, was wir der Macht unsers innersten Ich zufolge nicht lassen können. In andern Aussprüchen Carriere's, ja im Grundgedanken seiner Theorie gibt sich zu erkennen, daß er eigentlich über diesen Punkt ebenso denkt, wie ich es jetzt als meine Ansicht ausgesprochen habe. Ist dem aber so, dann läßt sich daneben die Behauptung, daß die Nothwendigkeit der Freiheit Werk sei, nicht festhalten, und auch die unverkennbare Intention des Verfassers, die Freiheit als etwas über die Nothwendigkeit Hinausgehendes, Superiores hinzustellen, steht damit nicht im Einklang, sondern im Widerspruch. Gerade wenn wir Gott in positiver Form, d. h. als das eine und in seiner Einheit alles umfassende und durchdringende Sein denken, fassen wir ihn als das allein Mögliche, mithin Nothwendige und alles als nothwendig Setzende; und nur, wenn wir den Gottesbegriff in negativer Form fassen, d. h. Gott als den durch nichts Umfaßten, von außen her schlechthin Unbegrenzten denken, betrachten wir ihn zugleich als das absolut Freie und allem Freiheit Gewährende. Sicherlich ist also kein Grund vorhanden, den Begriff der Nothwendigkeit dem der Freiheit unterzuordnen, vielmehr müssen sie beide als rein gleichberechtigte und im Wesen identische Factoren des sie beide in sich vereinigenden Gottesbegriffs, wonach Gott mit eins der sich selbst Umfassende, durch sich selbst Umfaßte, oder, wie Carriere selbst sagt, die allein sich selbst bestimmende Thätigkeit ist, angesehen werden.

Hieraus folgt, daß beide Momente auch für das einzelne Seiende und namentlich auch für das Schöne von gleicher Dignität sind und daß es daher ungerechtfertigt ist, der Freiheit eine höhere ästhetische Bedeutung beizulegen als der Nothwendigkeit. Schön nennen wir ja eben diejenige Erscheinung, die durch ihr Erscheinen die Idee des göttlichen Seins zur Präsenz bringt. Soll sie aber diesem Begriff entsprechen, so muß auch sie sich mit eins ebenso sehr als etwas Nothwendiges, wie als etwas Freies darstellen; ihr höherer oder niederer ästhetischer Werth wird also nicht danach zu bemessen sein, ob sie mehr das eine oder das andere dieser beiden Momente in sich zur Erscheinung bringt, sondern danach, ob beide enger oder lockerer vereinigt erscheinen und ob ein höherer oder niederer Grad der Freiheit mit einem höhern oder niedern Grade der Nothwendigkeit in einer und derselben Erscheinung concret geworden ist. Auch ich habe in meinen „Aesthetischen Forschungen" drei Stufen des Schönen unterschieden, die strenge Regelmäßigkeit (Symmetrie), die Proportionalität und die ausdrucksvolle (charakteristische) Schönheit, und habe unter ihnen der letzten Stufe die höchste Stelle angewiesen, aber nicht darum, weil im Ausdrucksvollen die Freiheit über Gesetz und Nothwendigkeit dominirt oder prävalirt, sondern weil darin ein höherer Grad von Freiheit mit einem höhern Grad von Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit vereinigt ist, weil ein Gesetz, das innerhalb seiner Grenzen ein größeres Maß von Freiheit gestattet und sich gleichwol auch dieser Freiheit gegenüber als die ewig unverletzliche, sacrosancte Macht bewährt, auch selbst eine höhere Realisation und Exemplification des Nothwendigen und Gesetzlichen sein muß, als ein Gesetz, welches minder freie Momente in sich zusammenfaßt. Wäre es der höhere Grad der Freiheit allein, wodurch z. B. eine sich frei bewegende, ausdrucksvolle Figur schöner erscheint als eine Figur in derjenigen Stellung, die am unmittelbarsten ihren gesetzmäßigen, proportionalen Bau zur Anschauung bringt, so müßte sich als allgemeines Schönheitsgesetz aufstellen lassen: je freier und ungebundener eine Erscheinung ist, um so schöner ist sie. Ein solches Gesetz läßt sich aber nicht aufstellen: denn eine Erscheinung gilt nicht mehr als schön, sobald sie völlig ungebunden, maßlos frei erscheint; wir wollen also in ihr immer neben dem freien auch ein zügelndes, normgebendes Moment erkennen, und selbstverständlich kann ein Moment, das auch ein höheres Maß von Freiheit zu zügeln und in gewissen Grenzen zu halten vermag, nicht ein minder mächtiges, sondern es muß im Gegentheil ein mit mehr Energie begabtes sein, gerade wie ein Reiter, der ein wildes Roß zu bändigen vermag, einen höhern Grad von Kraft und Geschick bekundet, als ein solcher, der nur ein dressirtes Schulpferd zu reiten versteht. Nicht das also ist das Schönere, was in sich ein Plus von Freiheit und ein Minus von Nothwendigkeit manifestirt, sondern dasjenige, worin mit einem Plus von Freiheit auch ein Plus von Nothwendigkeit als maßgebendes Moment vereinigt ist oder worin ein Plus von Nothwendigkeit auch ein Plus von Freiheit gestattet. Ist dem aber so, dann hat die Wissenschaft des Schönen keinen Grund, auf das Moment der Freiheit ein größeres Gewicht als auf das der Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit zu legen; vielmehr muß sie im Princip die gleiche Dignität und die gleiche Unerlaßlichkeit beider anerkennen, für sich selbst aber, ich meine für die Lösung ihrer eigenen Aufgabe, vorzugsweise das Moment der Gesetzmäßigkeit ins Auge fassen: weil eigentlich nur dieses es ist, was sich wissenschaftlich erforschen und bestimmen läßt. Stellt eine Aesthetik das Moment der Freiheit in den Vordergrund, so sucht sie das Schöne eigentlich von

der Seite zu packen, von welcher es sich nicht packen läßt. Eine solche Seite hat jede schöne Erscheinung, und die Aesthetik darf dieselbe nicht außer Acht lassen, muß sie vielmehr als etwas von ihr noch nicht in seiner Nothwendigkeit Erfaßtes, aber gleichwol Bestehendes anerkennen. Aber sie darf in dieser Anerkennung nicht so weit gehen, daß sie es in seiner unerfaßten Freiheit bestehen lassen will, sondern sie muß im Gegentheil darauf ausgehen, auch das Freie am Schönen als ein Nothwendiges, Gesetzmäßiges, als etwas dem Gesetz nicht Widersprechendes, sondern Entsprechendes zu erkennen. Sie darf sich also nicht bei der Anerkennung des Moments der Freiheit als solcher beruhigen, sondern muß ihre eigentliche Aufgabe darin erblicken, die Freiheit mit dem Gesetz im Einklang zu zeigen, und dies vermag sie nur, wenn sie von ihrem Standpunkt aus das schließlich befriedigende Moment der Schönheit in der Gesetzmäßigkeit, in der Freiheit dagegen nur ein von ihr zu überwindendes Moment erblickt. Macht sie es umgekehrt, so erklärt sie sich eigentlich von vornherein für impotent, das Schöne seiner wahren und höhern Natur nach zu erfassen; sie räumt damit der geschmacklosesten Willkür das Recht ein, zu behaupten, ihre Gebilde seien schöner als diejenigen, in denen Ordnung und Gesetz waltet.

Alles Uebrige, worin ich der Carriere'schen Darlegung der Schönheitsidee meine volle Zustimmung nicht ertheilen kann, bezieht sich mehr auf die Methode seiner Entwickelung und die Form seiner Bestimmungen, als auf die eigentlichen Resultate und den Inhalt derselben; wie denn auch die oben besprochene Differenz mit der Art und Weise, wie Carriere die Form handhabt, im engsten Zusammenhange steht. Die Virtuosität, mit welcher derselbe philosophische Ideen, die Resultate schwieriger, verwickelter Untersuchungen, an denen sich die tiefsten und scharfsinnigsten Denker aller Jahrhunderte abgemüht haben, in eine leichtverständliche, allgemein zugängliche, ja ansprechende und wohlgefällige Form zu kleiden versteht, ist eine seltene und außerordentliche, und er hat vollkommen recht, hierauf bei einem Werke, das nicht blos für Fachgelehrte, sondern auch für weitere Kreise bestimmt ist, Gewicht zu legen, ja wir stimmen ihm auch von Herzen bei, wenn er mit Beziehung auf gewisse Vorurtheile gegen eine derartige Form in der Vorrede sagt, es sei nicht wahr, daß Tiefe des Gehalts und Dunkelheit oder Schwerfälligkeit der Darstellung einander bedingen, und dagegen geltend macht, nur da, wo man den Mittelpunkt einer Sache noch nicht recht erfaßt habe und aus verschiedenen Merkmalen ihren Begriff zusammensetze, werde man leicht verworren und unverständlich; dagegen wenn man den Kern und das rechte Wort für ihn gefunden habe, sei er immer einfach und seine Entfaltung klar. Gleichwol hat Carriere diese Vorzüge nicht zu erringen vermocht, ohne dafür nicht blos Dunkelheit und Schwerfälligkeit, sondern auch wesentliche und unerlaßliche Eigenschaften einer streng wissenschaftlichen Darstellung zum Opfer zu bringen. Wissenschaftliche Arbeiten sollen uns nicht blos sagen, was ein Autor über den Gegenstand seiner Darstellung denkt, sondern auch, wie und auf welchem Wege er zu seinen Gedanken gekommen ist; sie sollen uns nicht blos Ergebnisse bieten, sondern uns auch einen klaren Blick in seine Untersuchungsmethode thun lassen. Erst wenn sie diese Bedingung erfüllen, gewähren sie uns die Möglichkeit, sie sowol, wie die in ihnen behandelten Gegenstände in ihrer Genesis zu belauschen und in ihrer Entwickelung zu verfolgen; nur so geben sie uns die Mittel an die Hand, sie Schritt für Schritt zu prüfen und uns von ihrer Wahrheit oder Unwahrheit zu überzeugen; nur so erhalten sie jenes Zwingende und Unwiderstehliche, dem sich ein denkender Leser zu unterwerfen geneigt ist. In der Absicht, dieses zu leisten, theilen die Naturforscher nicht blos mit, was sie durch ihre Beobachtungen und Experimente gefunden, sondern sie beschreiben genau alle Vorkehrungen und Herrichtungen, deren sie sich bei ihren Beobachtungen und Experimenten bedient, alle Bedingungen und Umstände, unter denen sie den einen oder den andern Erfolg erzielt haben. In derselben Absicht haben von jeher auch die Philosophen nicht blos die Früchte ihrer Untersuchungen, sondern auch die Untersuchungen als solche mitgetheilt und in denselben nicht blos über die Entwickelung des Inhalts, sondern auch über ihre dialektische Methode, über die logischen Grundgesetze, die sie bei ihrem Fortschreiten geleitet, Rechenschaft abgelegt: denn die bestimmte Art und Weise, wie ein Philosoph von einem Satz zu einem andern gelangt, ist für ihn dasselbe, was die bestimmte Art zu beobachten und zu experimentiren für den Naturforscher ist.

Die Carriere'sche Darstellung gewährt jedoch diesen Einblick in ihr Fortschrittsgesetz nicht; sie entwickelt sich überhaupt nicht in den Formen einer eigentlichen Untersuchung, sondern trägt dem vorherrschenden Grundton nach einen entschieden dogmatischen Charakter; fast alle ihre Sätze werden in der Form von kategorischen Urtheilen ausgesprochen. Man wird unter denselben nur selten einen finden, dem man nicht vom Standpunkte des unmittelbaren Gefühls oder der allgemeinen Geschmacksbildung aus zuzustimmen geneigt wäre, selten einen, durch den der Verfasser mit sich selbst in Widerspruch geriethe. Aber darüber, wie eigentlich der Autor auf wissenschaftlichem Wege zu diesen Sätzen gelangt ist, wie er auf Grund einer bestimmten, ihm eigenthümlichen Untersuchungsmethode nothwendig dazu gelangen mußte, wie ein Satz sich mit Nothwendigkeit aus dem andern entwickelt, darüber erhalten wir keinen oder wenigstens keinen zureichenden Aufschluß. Man empfängt daher, indem man seiner Darstellung folgt, zwar die Genugthuung, daß seine Ansichten im wesentlichen mit den unserigen übereinstimmen, daß sie uns nichts zumuthen, was dem allgemeinen Schönheitsgefühl zuwider wäre, aber man gewinnt nicht die Ueberzeugung, daß der Autor auf einem andern Wege als dem eines unmittelbaren Taktes oder dem der allgemeinen Bildung und einer gründlichen und umfassenden Bekanntschaft theils mit den schönen Producten der Kunst und Natur, theils mit den bisherigen ästhetischen Theorien zu seinen Ansichten gelangt ist; man darf sich daher

mannichfacher Belege, die unsere eigene Ansicht unterstützen, erfreuen, aber man gelangt gleichwol nicht zu der Gewißheit, daß es nach wissenschaftlichen Gesetzen gerade so, wie es der Autor ansieht, sein muß. Demzufolge stehen denn auch die einzelnen Bestimmungen seiner Theorie nicht in einem so strengen systematischen Zusammenhange, daß sich daraus ihr gegenseitiges Verhältniß mit Sicherheit und Klarheit erkennen ließe. Er sieht zwar z. B. im Anmuthigen und Würdevollen, im Erhabenen, Rührenden und Interessanten, im Tragischen, Komischen und Humoristischen mit Recht nur Modificationen des Schönen in seiner Allgemeinheit; aber eine eigentliche Deduction dieser Begriffe aus der Schönheitsidee in wissenschaftlich befriedigender Form gibt er nicht; er zeigt nicht, warum sich das Schöne seinem allgemeinen Wesen nach gerade in diese und keine andern Modificationen brechen muß, er weist nicht nach, welche Seite und Richtung vom Schönen jede dieser Modificationen darstellt, welche Region sie im Kreise desselben ausfüllt, wie und wodurch sie sich von allen übrigen Modificationen abgrenzt, oder er leitet wenigstens die charakteristischen Merkmale, welche er für sie anführt, nicht aus allgemeinen, nothwendigen Bedingungen ab, deducirt sie nicht als nothwendige Consequenzen unverbrüchlicher Denkgesetze, läßt sie nicht als die Analoga der ewigen, aller Gliederung des Seins zum Grunde liegenden Kategorien erkennen.

Ich verkenne nicht, daß die minder strenge Form der Carriere'schen Darstellung dem herrschenden Zeitgeschmack mehr entgegenkommt, als diejenige, welche ich für nöthig erachte, ja ich glaube, daß sie der Verbreitung seines Buchs eher günstig als ungünstig sein wird. Aber trotzdem kann ich sie zum Behuf einer wissenschaftlichen Erörterung und Erledigung wissenschaftlicher Probleme nicht für genügend halten, sondern glaube, daß sie in Lesern, denen es vor allem um einen klaren Einblick in den logischen Zusammenhang der Dinge zu thun ist, selbst das Bedürfniß, die Ideenlehre des Schönen in strengerer Form behandelt zu sehen, erwecken wird.

Carriere's Bestreben geht offenbar dahin, die Bestimmungen ästhetischer Begriffe möglichst zu vereinfachen und dadurch die denkende Auffassung des Schönen zu erleichtern. Es gelingt ihm dies in vielen Fällen, wie kaum einem Aesthetiker vor ihm, und das ist ein Verdienst, welches hoch angeschlagen werden muß. In manchen Beziehungen geht er darin aber auch zu weit, er führt seine Leser auf gar zu geebneten und glatten Wegen, und die Folge davon ist, daß er sie einerseits um den Genuß und die Früchte einer angestrengten Selbstthätigkeit bringt, andererseits manche Interiora, zu denen sich einmal auf so bequemen Wegen nicht gelangen läßt, gar nicht in seinen Reiseplan aufnimmt. Er selbst sagt trefflich:

> Erregend auf die Phantasie zu wirken, daß sie sich über die gemeine Wirklichkeit erhebe und das Ideal in sich erzeuge, ist daher eine Leistung der echten Kunst, und in der eigenen Thätigkeit besteht die Würze unsers Kunstgenusses.

Die Forderung, die er hier an die Kunst macht, muß aber auch an die Wissenschaft gestellt werden. Auch sie muß denen, die sie belehren will, zumuthen, selbst thätig zu sein, und es liegt daher weder in ihrem, noch in des zu Belehrenden Interesse, diesem gar zu vorsorglich die mühsamen Wege und Stege zu ersparen. Carriere ist in dieser Hinsicht der diametrale Gegensatz von Herbart. Dieser sucht sich nicht nur geflissentlich die halsbrechendsten Pfade auf, sondern er wälzt sich auch da, wo keine Schwierigkeiten und Hemmungen sind, deren in möglichster Fülle und Großartigkeit in den Weg; Carriere dagegen sucht auch durch solche Regionen Fahrstraßen und Eisenbahnen zu bauen, deren innerste Geheimnisse und höchste Standpunkte doch nur von denen wahrhaft erkannt und genossen werden, die sich dieselben im Schweiße ihres Angesichts erkämpfen. Daß dabei manches nicht in seinem eigensten und tiefsten Wesen erfaßt wird, zeigt unter anderm die Art und Weise, wie unser Autor das Tragische, Komische und Humoristische bestimmt und von dem Schönen im engern Sinne unterscheidet. Die Stelle, welche seine Ansicht am gedrängtesten ausspricht, ist folgende:

> In der poetischen Gerechtigkeit also sehen wir die rechte Ueberwindung des Häßlichen in der Kunst. Der Kampf gegen die Idee wird die Bedingung ihres Triumphs, was ihr widerstreitet, muß sie im Untergang verherrlichen, weil nur in ihr das Leben ist. So gewinnen wir die Anschauung einer werdenden Schönheit, die nicht in unmittelbarer Harmonie vollendet ist, sondern erst durch die Auflösung der Dissonanzen sich entbindet. Hier wird dem Häßlichen sein Gift entzogen, indem es sich in seiner Verkehrtheit zur Anschauung bringt und lächerlich macht, hier muß auch die einseitige Größe, die sich an die Stelle des Ganzen setzen wollte, durch das Opfer ihrer Selbstsucht bekennen, wie nur im Einklang mit dem Ganzen das Heil zu finden ist, hier rinnt auch unter seltsamen und barocken Formen ein Strom innigsten Gefühls und liegt in rauher Stachelschale der süße Wahrheitskern und bricht aus Dornen die Rosenblüte hervor. Diese werdende Schönheit, in welcher der Gegensatz und Widerspruch als solcher auftritt, aber um überwunden zu werden, die Schönheit, die sich im Verlauf dieser Entwickelung erzeugt, die Idee im Processe der Selbstverwirklichung siegreich über widerstrebende Elemente, dies ist der gemeinsame Grundbegriff für die Formen des Tragischen, Komischen und Humoristischen. Dabei müssen wir fortwährend ein Gemeinsames auch darin festhalten, daß wir bei der Betrachtung des Erhabenen innerhalb des Schönen bleiben und nur eine Modification, nur eine eigenthümliche Offenbarungsweise desselben näher bezeichnen. Darum ist auch das Schöne nicht blos das Resultat oder erreichte Ziel, sondern der ganze Verlauf, der Weg des Werdens, und wie auch die Gegensätze meinen für sich allein dazustehen, eingeordnet in das Ganze ergänzen sie einander zu der Harmonie, die im Ganzen liegt, und dessen Bahn, wie sie auch hin und her irren und streben mögen, doch zweckvoll und wohlgefällig erscheint. Die Idee ist der Mannichfaltigkeit der Dinge immanent, und wie diese in ihrer Freiheit auch auseinander gehen mag, der Abschluß der Entwickelung zeigt im Sieg der Idee ihre durchgehende Herrschaft. In diesen Sätzen glaube ich den Schlüssel für das Verständniß des Tragischen, Komischen und Humoristischen und den Bestimmungsgrund der Stellung dieser Begriffe im Systeme der Aesthetik gefunden zu haben. Das Schöne mußte nach seiner eigenen Wesenheit betrachtet sein, ehe sein Gegensatz, das Häßliche, richtig verstanden werden konnte; und dieser Gegensatz als solcher mußte erörtert werden, ehe die Entwickelung dazu fortgehen konnte, das Schöne auch als ein Werdendes in der Ueberwindung des Gegensatzes oder jeder Einseitigkeit, in dem Flusse der Selbstverwirklichung darzustellen und diesen Proceß selber als ein Schönes aufzufassen.

Daß die hierin enthaltenen Bestimmungen des Tragischen, Komischen und Humoristischen in ihrem gemeinsamen Unterschiede vom Schönen im engern Sinne ihrem Wesen und Inhalte nach richtig sind und auch von seiten ihrer Fassung entschieden vor den noch immer häufig nachgesprochenen, aber unhaltbaren Vischer'schen Bestimmungen den Vorzug verdienen, unterliegt keinem Zweifel. Trotzdem scheint uns die formelle Fassung als solche noch nicht zu genügen, indem sie den eigentlichen Grundbegriff mehr descriptiv als definitiv gibt, und da, wo sie ihn definitiv zu geben sucht, ein Moment als das eigentlich charakteristische hinstellt, das in der Allgemeinheit, wie es ausgesprochen ist, nicht als solches gelten kann. Ich meine die Bestimmung, daß das Tragische, Komische und Humoristische dem Reinschönen gegenüber die werdende, im Proceß begriffene Schönheit sei. Es ist hieran unbestreitbar so viel richtig, daß in den genannten Modificationen der processualische, dem Begriff des Werdens entsprechende Charakter des Schönen weit stärker und evidenter als im Reinschönen hervortritt; aber daß sich dieselben geradezu durch diesen Charakter vom Reinschönen unterscheiden sollen, sodaß ihnen gegenüber das Reinschöne als nicht mehr werdende, sondern als bereits fertige und vollendete Schönheit gedacht werden müßte, das ist zu viel behauptet. In die Kategorie einer „werdenden Schönheit" fällt ohne Ausnahme jede schöne Erscheinung, auch die reinschöne; denn es gibt überhaupt gar keine Erscheinung, die in irgendeinem Momente in sich fertig und vollständig abgeschlossen wäre, und am wenigsten kann eine schöne Erscheinung, sofern sie schön ist, so gedacht werden, da sie, wie Carriere selbst trefflich auseinandergesetzt hat, niemals blos an und für sich selbst, sondern immer nur in einer lebendigen Wechselwirkung mit einem sie als schön auffassenden Subjecte schön ist. Bei plastischen Erscheinungen zwar macht sich ihr processualischer Charakter so wenig bemerklich, daß man wohl verführt werden kann, denselben bei ihnen zu übersehen, aber bei Erscheinungen, die sich akustisch oder in Körperbewegungen darstellen, z. B. bei Werken der Musik, Poesie und Mimik, tritt er um so deutlicher hervor, und zwar ebenso sehr bei solchen, die dem Gebiet des Reinschönen angehören, als bei solchen, die in die Klasse der tragischen, komischen und humoristischen Erscheinungen fallen. Ein Drama z. B. mit glücklichem Ausgang, welches Carriere mit Recht als eine besondere Gattung neben den tragischen und komischen Dramen zur Geltung bringt, ist ebenso wol eine „werdende Schönheit", als eine Tragödie oder Komödie; denn alles, was wir daran schön finden, tritt uns nicht als ein Fertiges, Vollendetes, sondern als ein Werdendes, sich Entwickelndes entgegen. Nicht in dem Moment des Werdens überhaupt also liegt das unterscheidende Merkmal für das Tragische und Komische; sondern in der besondern Art und Weise, wie etwas wird.

Carriere selbst deutet dies dadurch an, daß er das Werden insonderheit als ein Werden des Schönen aus seinem Gegensatz, aus dem Häßlichen, herausgedacht wissen will. Aber auch dies reicht zur Bestimmung nicht aus, denn es ist darin einerseits zu viel, andererseits zu wenig gesagt. Der Gegensatz, aus welchem sich das Tragische und Komische entwickelt, braucht keineswegs gerade ein Gegensatz des Schönen, keineswegs ein wirklich Häßliches zu sein, es genügt dazu, daß es dem Begriff des Vollkommenen, in welchem der des Schönen wurzelt, überhaupt widerspricht; ja in den weitaus meisten Fällen ist, was im Komischen und Tragischen zum Schönen entwickelt wird, in der That nicht ein Häßliches, sondern ein dem Wahren oder Guten Widersprechendes, also ein Falsches oder Böses; denn das Komische beruht hauptsächlich auf einer Aufhebung logischer, das Tragische dagegen vorzugsweise auf einer Auflösung sittlicher Widersprüche. Nicht das specifisch Häßliche ist also die nothwendige Voraussetzung des Tragischen und Komischen, sondern das dem Begriff der Vollkommenheit oder Idealität Widersprechende überhaupt. Nimmt man aber den Gegensatz, durch dessen Aufhebung die Schönheit des Tragischen und Komischen werden soll, in milderm Sinne, z. B. nur als eine der Auflösung bedürftige Dissonanz, so paßt die Bestimmung wieder ebenso gut auf das Reinschöne, wie auf das Tragische und Komische; denn in jedem Schönen liegt irgendein dissonirendes, das Princip der Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit vertretendes Element, das erst in ein Moment der Einheit aufgehoben werden muß, wenn eine wirkliche Harmonie und in ihr das Schöne entstehen soll. Auch eine Melodie von der reinsten und unmittelbarsten Schönheit, die weit entfernt ist, einen tragischen oder komischen Eindruck zu machen, setzt sich nicht aus lauter Consonanzen zusammen, sondern geht im Verlauf ihrer Entwickelung auch durch Dissonanzen hindurch. Das eigentlich charakteristische Merkmal des Tragischen, Komischen und Humoristischen hat also Carriere in der Art und Weise, wie er die Begriffe definitiv zu bestimmen sucht, nicht zu klarer Evidenz gebracht, obschon er es in seiner Description und Schilderung der diesen Begriffen entsprechenden Erscheinungen richtig mit angedeutet und gewürdigt hat. Es ist diese Verzichtleistung auf eine eigentliche Definition dieser Begriffe bei ihm keine unbewußte und absichtslose, denn er spricht es geradezu aus, das Tragische wie das Komische lasse sich nicht mit zwei Worten definiren oder als Begriff feststellen, weil es wesentlich stets ein Proceß sei, stets den Verlauf einer Entwickelung darstelle, und darum nur durch die Schilderung derselben und durch die Zusammenfassung aller Momente richtig bestimmt werden könne. Hierin aber kann ich ihm eben nicht recht geben. Mit „zwei Worten" freilich läßt sich eine solche Definition nicht geben, aber das ist auch nicht nothwendig. Und warum soll sich das Wesentliche und Charakteristische eines Processes nicht ebenso gut in die Form einer Begriffsbestimmung bringen lassen, wie das Wesen anderer Erscheinungen, zumal es, streng genommen, gar keine andern Erscheinungen als Processe gibt? Ich weiß sehr wohl, daß man überhaupt in neuerer Zeit Definitionen in Miscredit zu bringen gesucht hat. Das ist aber das Beklagenswertheste, was auf wissenschaftlichem Gebiete

vorkommen kann. Ohne eine klare und feste Unterscheidung der Begriffe läuft die Wissenschaft Gefahr, in eine Phantasmagorie von Nebelbildern auszuarten, und das ist unter allem, was ihr begegnen kann, das Schlimmste, weit schlimmer, als tausend falsche und unzureichende Begriffsbestimmungen. Allerdings gehört eine vollkommen befriedigende Begriffsbestimmung zu dem Schwierigsten, was es in der Wissenschaft gibt. Aber darum darf man sich der Lösung dieser Aufgabe nicht entziehen, sondern es gilt auch hier das „Hic Rhodus, hic salta!" In Werken, welche für allgemeinere Kreise bestimmt sind, wird es in vielen Fällen zweckmäßig sein, hiervon abzusehen; aber es ist unmöglich eine solche Concession zu machen, ohne zugleich etwas von der wissenschaftlichen Strenge zu opfern, und dem hat sich auch die Darstellung des vorliegenden Werks nicht ganz entziehen können.

Die hier angedeuteten formellen Mängel desselben thun jedoch seinem ungemein reichen und werthvollen Inhalt um so weniger einen wesentlichen Abbruch, als sich auch in seinen minder strengen Formen ein höchst glücklicher wissenschaftlicher Takt offenbart, der vor falschen oder einseitigen Auffassungen zu bewahren und zu richtigen hinzuleiten versteht. In allen Dingen die rechte Mitte innezuhalten und den extremen Bevorzugungen einzelner Schönheitsmomente oder Kunstrichtungen entgegenzuwirken, bildet überhaupt die mit lebhaftestem Dank anzuerkennende Grundtendenz des Buchs und die darin niedergelegten Ansichten über die Streitfragen des Idealismus und Realismus, des Substantialismus und Formalismus verdienen daher allgemeine Beherzigung.

Auf den Inhalt der folgenden Abschnitte, den wir oben im allgemeinen angegeben haben, können wir hier nicht näher eingehen. Es genüge daher, mit aufrichtiger Anerkennung hervorzuheben, daß der Leser überall — sowol in dem, was über die verschiedenen Erscheinungen in Natur, Leben und Geschichte, als auch in dem, was über die verschiedenen Arten und Bethätigungen der Phantasie, über Begeisterung und Besonnenheit, über symbolische, allegorische und personificirende Darstellung, über Genie und Talent, über Volksdichtung und Kunstdichtung, über das Verhältniß der Kunst zur Wissenschaft und zum Handwerk, über die allgemeinen Eigenschaften eines Kunstwerks, über die dem Künstler nothwendigen Studien, über Dilettantismus und Virtuosenthum, über Stil und Manier und endlich über jede der einzelnen Künste und die gesammte Thätigkeit derselben gesagt wird — durchweg gesunden und gerechten, durch reiche Beobachtung und denkende Betrachtung gewonnenen, nur selten in persönlichen Neigungen wurzelnden Ansichten begegnen und nicht nur über alle wichtigen Fragen der Aesthetik überhaupt, sondern auch über viele einzelne Kunstwerke, welche gelegentlich als Beispiele besprochen werden, mannichfache Belehrung empfangen wird. Wenn es daher, wie wir in der Vorrede lesen, die Absicht des Verfassers gewesen ist, den Freunden des Schönen und der Kunst wie den Künstlern ein Buch darzubieten, das ihnen das Verständniß der großen Meisterwerke erschließt, die Schöpferthätigkeit des Geistes erklärt, ihre Gesetze erläutert, Natur und Geschichte vom ästhetischen Standpunkte aus betrachtet und den Genuß des Schönen durch die Erkenntniß seines Wesens bestätigt und erhöht: so dürfen wir mit aufrichtiger Anerkennung hinzufügen, daß ihm die Lösung dieser Aufgabe in hohem Grade gelungen ist.

Adolf Zeising.

Levin Schücking.

Gesammelte Erzählungen und Novellen von Levin Schücking. Vier Theile. Hannover, Rümpler. 1859. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Es ist mir immer erfreulich, ein Buch von Levin Schücking in die Hand zu nehmen. Nicht nur daß man auf jeder Seite die Bemerkung zu machen hat, daß man es mit einem gebildeten Manne zu thun hat, dessen poetische Thätigkeit auf einem reichen Fonds von Geist und Wissen beruht; wir haben es obendrein mit einem durchaus liebenswürdigen Temperament, einem freundlichen Gemüth, einer heitern humoristischen Weltanschauung zu thun. Nicht als ob Schücking in französischer Frivolität über die Abgründe des Lebens und Daseins leichtsinnig hinweghuschte, nein, er kennt sie wohl diese Schluchten, vor denen dem armen Menschenherzen graust. Aber er sucht diese Schattenseiten des Menschendaseins nicht mit selbstquälerischer Vorliebe auf und stellt sich nicht an, als ob das ganze Leben ein Jammerthal, weil nicht immer und allerorten die Sonne scheint. Und auch wo er ernstere Verwickelungen darzustellen und zu schildern hat, da liebt er die heitern Lösungen, den versöhnenden Ausgang. Das war wenigstens in dem kürzlich von mir angezeigten Roman der Fall und zeigt sich auch wieder in den vorliegenden Novellen.

Dazu kommt, daß Schücking ein hervorragendes Erzählertalent hat. Er schildert und referirt nicht nur klar und bündig, wiewol schon dieses eine Eigenschaft ist, die ich geneigt bin, ihm sehr hoch anzurechnen in einer Zeit, wo so viele durch hochtrabenden Gallimathias die innere Leerheit zu verdecken suchen, sondern er erzählt auch sehr anmuthig und fesselnd.

In den vorliegenden Erzählungen ist der Stil meist brillant, die Darstellung bald witzig bald humoristisch. Und so kann sie sein, weil diese Erzählungen dem Inhalt nach fast durchgängig jene heitere Lebensanschauung an der Stirn tragen, welche wir oben als eine Eigenthümlichkeit der Schücking'schen Productionen bezeichneten. Für das letztere noch einen Beweis. Die „Gesammelten Erzählungen und Novellen" sind seither jedenfalls in Zeitschriften zerstreut gewesen und erscheinen hier zum ersten male als ein Buch. Je weniger sie daher von vornherein auf eine Einheit angelegt sein können, desto mehr scheint es mir gerechtfertigt, die durchgehende gesunde und heitere Auffassung der Personen und Dinge nicht als ein Zufälliges, sondern als ein Charakteristikum zu betrachten.

Heiterkeit des Sinnes aber, Unbefangenheit der Auffassung, gesunde Lust am Leben und Wirken, an der Welt und uns selbst, das ist es ja wol, was unserer Zeit, was auch so vielen unserer Schriftsteller fehlt und

dessen Mangel uns alle so griesgrämlich, so misanthropisch macht, daß wir zuletzt meinen, die Welt sei ein farblos misgestaltet Ding, während doch vielleicht nur die Gläser der Brille, durch welche wir in die Welt schauen, angelaufen oder schwarz gefärbt sind. Sollten wir also einem Dichter nicht freundlich zuhören, der uns die Dinge unter einem bessern, d. h. unterm wahren Lichte zeigen will?

Gleich die erste Erzählung des ersten Theils „Vertauschte Schicksale" enthält eine erfreuliche Summe guter Laune und liebenswürdigen Behabens. Welch köstliche Figur ist der alte Herr Hammer, ci-devant berühmter Schauspieler, der auf dem Rathhaussaale von Strilowitz den Ferdinand aus „Kabale und Liebe" verarbeitend alle Herzen hingerissen hat, so hingerissen, daß ein gnädiges Fräulein mit ihm in die weite Welt davonlief. Und nun, nachdem sich die ungetreue, noch immer angebetete Minona von ihm geschieden und einen prosaischen Bankier geheirathet, welche Fülle von Erinnerungen an vergangenes Pathos tauchen unaufhörlich in dem heldenspielerischen Herzen auf. Auch die übrige Geschichte ist sehr frisch und unterhaltend und steigert sich am Ende zu einem solchen dramatischen Schlußeffect, daß ich die Verarbeitung dieser Erzählung zu einem Lustspiel für sehr lohnend halten muß. Abenteuerlich und unwahrscheinlich genug sind freilich die Voraussetzungen, auf denen die Verwickelung und Entwickelung beruht und eine der mithandelnden Personen findet dies selbst; aber die Geschichte ist so gut erzählt, das Ganze von so viel Heiterkeit belebt und so gänzlich frei von tendenziöser Gespreiztheit, daß wir das bischen Unmöglichkeit gern übersehen. Die vorherrschend heitere Färbung überträgt sich auch auf die Sprache. Auch diese hat eine halb komische Färbung, und die feuilletonartige Darstellung, die anderwärts bedenklich sein würde, klingt hier ganz angemessen. So wenn es von einem Kaffeeservice, welches eine gefährliche Stellung einnimmt, heißt:

> Die alte Kaffeekanne, welche so schief stand wie der Thurm zu Pisa, schien jedoch in dieser Situation ganz gemüthsruhig auszuharren. Die Erfahrung eines ereignißreichen Lebens mochte sie freilich gelehrt haben, einen derartigen Unfall mit ganz andern Augen zu betrachten, wie es irgendein junges unerprobtes Porzellan-Manufacturproduct zu thun im Stande gewesen wäre; sie trug wenigstens Spuren an sich, daß sie sich immer mit großer Geistesgegenwart bei Unglücksfällen aus der Affaire gezogen und stets mit einem blauen Auge, wie z. B. dem Verluste des Henkels, der Nase oder eines Segments des Deckels davongekommen war, —

so ist das allerdings nicht großer epischer Stil; aber man malt bekanntlich Stilleben und Genrebilder wie Historien, nur ganz anders. Das heißt: jede Gattung und jede Unterabtheilung hat einen eigenthümlichen, ihr speciell convenirenden Stil, und ich finde, daß Schücking für seine Erzählung die richtige Form gewählt hat.

Auch die folgende Novelle „Zwischen zwei Feuern" ist erfreulich. Ein reicher Bankier, Generalconsul und Ordensritter, verliebt sich als Witwer in eine unbedeutende Sängerin und beschließt, dieselbe zu seiner zweiten Gemahlin zu erheben. Sein Töchterlein dagegen liebt einen Schriftsteller und ist von der bevorstehenden Heirath nicht eben erbaut. Indem sie also ihren Papa mit aller Zartheit auf das Unpassende einer derartigen Verbindung hinweist, arbeitet die Sängerin aus Rache an der Zerstörung des schrifstellerischen Verhältnisses. Daher der Name „Zwischen zwei Feuern", eine anmuthige Situation, deren Reize der alte Herr in reichem Maße kennen lernt. Der Schluß freilich ist etwas gewagt. Das Theater ist allerdings heutzutage eine Sache von nicht weltbewegender Bedeutung; indessen gegen seine Ueberzeugung Kritiken schreiben, um sich eine Braut zu erwerben, bleibt doch immer bedenklich, selbst wenn diese Kritiken nur eine Opernsängerin betreffen. Es kommt eben nicht auf das Object, sondern auf die subjective Wahrhaftigkeit an und eine verleugnete Ueberzeugung ist ein Frevel an jener innern Wahrhaftigkeit, mag der Gegenstand, um den es sich handelt, noch so unbedeutend sein. Was ich dagegen auch hier wieder hervorheben möchte, ist die durchaus erfreuliche und lobenswerthe Sitte Schücking's, an die Stelle conventioneller Motive und Entwickelungen die natürlichen treten zu lassen. Sitte sage ich; denn auch die Unnatur ist zur Sitte oder besser Unsitte geworden, der man sich eben nur durch bessere Gewöhnung entziehen kann. Auch das Publikum, von dem schon Goethe sagt: „Sie haben schrecklich viel gelesen", hat sich so in diese gemachte Welt hineingelesen, daß ihm manches bei Schücking auf den ersten Augenblick auffallen wird, eben nur weil dieser Schriftsteller die einfache und natürliche Entwickelung der durch tausend Romane sanctionirten vorzieht. Dabei bewegen wir uns immer in gebildeter Gesellschaft und doch nicht in jener hocharistokratischen des Salonromans, in welcher vor lauter Vornehmheit nichts geschieht und ein gesundes bürgerliches Gemüth stets eine Art moralischen Schnupfens befällt, der, wenn nicht zeitig die richtigen Mittel dagegen angewendet werden, Schwindel und andere Unzukömmlichkeiten nach sich zu ziehen pflegt.

Der zweite Theil wird von der umfangreichen Novelle „Standesehre" eröffnet. Ein reicher Bankier, der sich tödlich beleidigt findet, weil ihm aus einer ihm zugefallenen Erbschaft eine halbe Million Gulden mehr aufgedrungen werden sollen, als ihm seiner Meinung nach zukommen, und der über diese schreiende Rechtsverletzung sich erst beruhigt, als ihm von einem consultirten Rechtsverständigen die Aufklärung zu Theil wird, daß er zur Annahme dieser seine kaufmännische Standesehre compromittirenden halben Million gerichtlich nicht gezwungen werden kann; ein Baron, dem sein Rentamtmann mit 50000 Gulden durchgeht, und zwar in dem Augenblick, wo der Baron besagte Summe zur Befriedigung seiner eigenen Gläubiger unumgänglich bedarf, und der dennoch, obgleich ihm andere Mittel nicht zu Gebote stehen und er also eine Reihe von Familien durch sein Nichtzahlen ruiniren und selbst als Bankrottierer erscheinen muß, sich weigert, den Flüchtigen verfolgen zu lassen, weil — je nun, weil besagter Spitzbube ihm einst sein Kind aus den Flammen gerettet und dafür die Versicherung erhalten hat, daß er alles, was der Baron besitze, als

das Seinige betrachten dürfe, ein Edelmannswort aber unter allen Umständen heilig gehalten werden müsse; ein Präsident eines Appellationsgerichts endlich, der, ein zweiter Brutus, seinen geliebten Bruder als Demagogen verhaften läßt — nun in der That, man wird gestehen müssen, daß mindestens die beiden ersten Manifestationen der Standesehre etwas gar zu wunderlich und an die Caricatur streifend erscheinen. Aber ich bin auch überzeugt, daß dem Verfasser selbst dies nicht entgangen. Wenigstens ist die Art, wie schließlich das Töchterchen des Barons den Begriff der Standesehre nun ihrerseits ihrem Vater gegenüber als Waffe benutzt, sich den geliebten und liebenden Demagogen zu erringen — diese ganze Deduction ist von einer so unverkennbaren Ironie, daß man in keinem Zweifel sein kann, daß schon bei der Anlage dieser Standesehreconflicte, wo jeder um seines specifischen Ehrbegriffs willen die ganze Welt zu Grunde gehen zu lassen bereit ist, einige satirische Laune mit untergelaufen ist. Uebrigens zeigt diese Novelle wieder einmal, wie sehr Schücking, der gewöhnlich eine nicht genug anzuerkennende Einfachheit der Darstellung zur Anwendung bringt, im Stande ist, auch scharf pointirte Dialoge zu schreiben, und doch noch hierbei das schöne Maß zu beobachten, welches heutzutage in allen Dingen so oft fehlt. Gibt es doch Schriftsteller, wo einem armen Sterblichen mit seinem einfachen common sense vor lauter Geistreichigkeit angst und bange werden kann.

„Kölnisch Wasser" ist der Titel der folgenden als Novellette bezeichneten Erzählung. Aber aufrichtig gesagt, selbst für eine Novellette hat dieselbe zu wenig Inhalt. Das wesentliche Interesse der ganzen Geschichte gipfelt in der immerhin lustigen Schlußpointe, welche der Titel andeutet und die ich dem Leser nicht verrathen möchte, um den Reiz der Historie nicht zu zerstören. Aber eben daß die ganze Schwerkraft der Geschichte in diesem einzelnen witzigen Einfall liegt, daß ohne diesen das Ganze zerfallen und ohne Sang und Klang ausgehen würde, das scheint mir dem epischen Stil (und diesem soll ja am Ende doch auch eine modernste Novellette sich unterordnen) nicht zu entsprechen. Von einer Novellette die Entfaltung eines großartigen historischen Hintergrundes, imponirender Heldengestalten und tief angelegter Charaktere zu verlangen und zwar all dies nur auf Grund der Regeln, welche der ästhetische Codex dem Epos vorschreibt, das würde allerdings einen außergewöhnlichen Grad von Mangel an gesundem Menschenverstand verrathen. Aber die ersten Grundgesetze der epischen Poesie müssen auch auf eine kleine Novellette Anwendung finden, d. h. die kleinste Erzählung muß in gleichmäßig ruhigem Fortschritt eine in ihrem Fortschritt selbst interessirende, keineswegs auf eine Katastrophe oder Pointe hindrängende Handlung zur Darstellung bringen. Nichts liegt der ganzen Gattung in ihrer Reinheit ferner, als diese epigrammatische Zuspitzung, die den ganzen Tenor der Erzählung als Nebensache oder vielmehr als bloße Vorbereitung auf den Schlußeffect behandelt. Indessen ponamus nimios gemitus sagt Juvenal; d. h. ersäufen wir nicht eine kleine unschuldige Novellette in allzu angeschwellter Theorie und klagen wir nicht über den Untergang der Poesie, weil „Kölnisch Wasser" nicht allen Regeln entspricht. Im Einzelnen zeigt sich auch hier der Verfasser als gewandter Erzähler, gerade weil er aus einem so unbedeutenden Stoff eine immerhin amusante Kleinigkeit zu schaffen gewußt und in gewissem Sinn kann auch die gewissenhafteste deutsche Aesthetik den unwissenschaftlichen Satz des leichtsinnigen Franzosen unterschreiben: „Tous les genres sont bons hors le genre ennuyeux." Doch genug endlich der schwerfälligen Betrachtung über eine anspruchslose Kleinigkeit; die französische Maxime gilt auch für den Kritiker.

Die Novelle „Die Feindin", welche den dritten Theil eröffnet, ist zum größten Theil in derjenigen Form abgefaßt, die mir im allgemeinen als die unseligste von allen erscheint, in der Briefform. Denn hier sind nur zwei Fälle möglich: entweder diese eine Erzählung bildenden Briefe sind in der Form gehalten, die sie im Leben haben, d. h. sie sprechen ein bischen von allem und jedem, ergehen sich in jener angenehmen Bequemlichkeit, die wir in dem Gespräch mit einem Freund genießen, wo wir uns nicht darauf capriciren, besonders geistreich und unterhaltend zu sein, sondern uns in unsern Mittheilungen gehen lassen, weil wir wissen, daß dem Freunde auch das Kleine und Kleinliche, soweit es unsere Person und unser Geschick betrifft, nicht gleichgültig ist — nun ja, dann ist der unglückliche Leser dieser Brieferzählung in der wenig beneidenswerthen Lage eines dritten Unbetheiligten, der nothgedrungen solchen detaillirten Ergüssen zweier Freunde zuhören muß und gar nicht sagen darf, wie unendlich gleichgültig und langweilig ihm der größte Theil dieser Mittheilungen ist; oder aber die Briefe einer Erzählung sind auf den unbetheiligten Leser berechnet, sie sind gemacht, der Erzähler guckt überall zwischen den Zeilen des schreibenden Helden heraus, dann erscheint das Ganze als eine höchst unbehülfliche Maschine, bei der man nicht begreift, warum sich der Autor so viele Mühe mit ihrer Construction gegeben, da er seinen Zweck viel einfacher erreichen konnte. Und dennoch muß ich die vorliegende Novelle loben. Es tritt eben hier wieder einmal der Fall ein, daß eine nach der Theorie misliche Praxis durch einen tüchtigen Praktiker zu einer zweckmäßigen werden kann. Mit andern Worten: Schücking hat, wie mir scheint, beide von mir geschilderten Gefahren vermieden; die Briefe seines Helden sind natürlich ohne langweilig zu sein und auf den Zweck des Zuerzählenden gerichtet, ohne gemacht zu erscheinen. Kommt nun noch dazu, daß die Moral der Erzählung (oder wie man gegenwärtig hochtrabender wenn auch nicht zutreffender sagt, die Idee) eine so gesunde ist, wie in der vorliegenden Erzählung: Du sollst über idealen Träumereien nicht die Wirklichkeit vernachlässigen und das Handeln versäumen, und wenn du es doch thust und die Folgen dich treffen, nicht Gott, die Menschen und die Natur, sondern deine eigene Trägheit anklagen: so ergibt sich als Resultat, daß der Eindruck der Erzählung ein durchweg erfreulicher ist.

Nicht gleichermaßen kann ich mich mit der folgenden Erzählung „Die beiden Frank“ einverstanden erklären. Frank sen. bestiehlt die ihm anvertraute Kasse um 1150 Gulden — und lenkt den Verdacht auf seinen Sohn. Diesem ist von einem alten Rentier die Erbeinsetzung versprochen worden. In seiner größten Verzweiflung dringt er in dessen Wohnung, um ihn um Hülfe anzugehen und findet ihn todt, vom Schlage gerührt. Aus dem geöffneten Secretär entnimmt er, in der Voraussetzung allerdings, daß ja doch das ganze Vermögen des Verblichenen ihm gehören werde, die 1150 Gulden und deckt den Kassendefect, der ihm schuld gegeben wird. Aber es findet sich kein Testament, der Tod hat den Alten überrascht. Florenz (das ist der Name des jüngern Frank) beruhigt sich bei dem Gedanken, daß keine Verwandten vorhanden und er also nur dem Fiscus die entwendete Summe entzogen habe. Aber es findet sich sogar eine Verwandte, Miß Arabella aus Amerika, und reclamirt das Vermögen. Nun regt sich in Florenz wieder das Gewissen, welches dem Fiscus gegenüber sich ziemlich geschmeidig gezeigt. Er bietet, um seinen Diebstahl gut zu machen, Arabella seine Hand, obgleich er sie nicht liebt, sondern eine heißgeliebte Braut besitzt, und Arabella nimmt die Hand an, obgleich sie ihn auch nicht liebt, und zwar nimmt sie sie aus dem Grunde, weil sie von der Absicht des alten Rentiers, Florenz zum Erben einzusetzen, Kenntniß hat und sich nun in ihrem Gewissen geängstigt fühlt, ihm dies Vermögen entziehen zu sollen. Endlich gestehen sie sich die Lage der Sache, kommen überein zu theilen, wobei die 1150 Gulden auf Florenz' Wunsch in Rechnung kommen, Florenz heirathet seine Braut Marie, Arabella reist vergnügt zurück und der alte Epikuräer Frank sen. geht mit gewohnter Grandezza und, wie es scheint, in gutem Verhältniß zu seinem Sohn stehend der Feier seines vierzigjährigen Amtsjubiläums als Stadtkassenrendant entgegen.

Das ist eine Summe der wunderlichsten sittlichen Voraussetzungen, deren Seltsamkeit und Bedenklichkeit auf den ersten Blick erhellt, wenn man sie so nackt zusammenstellt, wie wir in unserm Résumé gethan haben. Dergleichen Probleme lassen, denke ich, eine heitere Lösung kaum zu, wie sie hier versucht ist. Und auch der Verfasser wird, wie ich glaube, nicht anstehen uns beizupflichten, wenn er die nackten Facta, wie wir sie oben aufzählten, betrachten will, ohne sich von der Vorliebe des Dichters für seine Geschöpfe blenden zu lassen.

Dagegen ist wieder „Der gefangene Dichter“, die erste Erzählung des vierten Theils, welcher deren drei enthält, ein höchst anmuthiges Bild, eine Art Cabinetsstück. Es wird uns der Hof Ludwig's IX. vorgeführt, des soldatenfreundlichen Landgrafen, der in Pirmasenz mit seiner Armee exercirt und manövrirt und die Regierungssorgen seiner geistvollen Frau, der Landgräfin Karoline, überläßt, der „großen Landgräfin“, wie sie Herder nannte, für die Wieland nur auf einen Augenblick Herr des Schicksals zu sein wünschte, um sie zur Königin von Europa zu machen. Mit dieser für alle geistigen Bestrebungen und Leistungen begeisterten Fürstin bringt nun Schücking in der vorliegenden Novelle den jungen Goethe in Verbindung, der ja mit Darmstadt, der Residenz der poesieliebenden Fürstin, durch das Merck'sche Haus in steter Berührung stand. Keine großen Ereignisse, aber das friedliche Bild einer hohen, in kleinen Kreisen groß wirkenden Frau. Wenn Schücking die Geschichte in das Jahr 1772 verlegt und dann in Goethe's Innerm durch sein Zusammentreffen mit der edeln Gestalt der dichterbeschützenden Fürstin die erste Idee seiner Leonore auftauchen, ja sogar ihn die ersten Entwürfe des „Tasso“ niederschreiben läßt, so wird dazu die Literaturgeschichte zwar bedenklich ihr ehrwürdiges Haupt schütteln. Denn während man nach Goethe's eigener Angabe früher die Anfänge des „Tasso“ in das Jahr 1777 verlegte, hat neuerdings Düntzer sogar nachgewiesen, daß sie wol kaum vor März 1780 anzusetzen sein dürften. Aber wenn der Dichter große weltgeschichtliche Ereignisse oder Facta, die sich tief in das Bewußtsein des Volks eingegraben haben, nicht nach subjectiver Willkür ändern und ummodeln darf, so wird ihm dies bei Jahreszahlen und Daten der Welt- und Literaturgeschichte unbedenklich zuzugestehen sein. Wird doch selbst die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß schon lange vor der Zeit, aus der wir durch noch vorhandene Zeugnisse die Beschäftigung Goethe's mit Tasso's Geschichte nachweisen können, in seinem Gemüthe die ersten Grundlinien zu jenem Gemälde aufgetaucht sein können. Wie dem sei, Schücking hat von seinem Rechte einen erfreulichsten Gebrauch gemacht, indem er die literarhistorische Wahrheit verletzend uns ein reizend ausgemaltes Bildchen geschenkt hat, dessen poetische Wahrheit uns anzieht und fesselt.

Die folgende Novelle „Die Husarin“ ist gegen eine sehr verbreitete Krankheit in freundlichem Humor gerichtet. Ein Künstler, der sich sehr geschickt den Mantel einer männlichen femme incomprise umzuwerfen verstanden, der in hochtrabenden Worten von seiner Einsamkeit in den ätherischen Regionen, von der Gefahr in den unwirthlichen Gegenden des Ideals unterzugehen, zu verschmachten und von seiner Sehnsucht nach einer gleichgestimmten Psyche, um sich an ihr zu halten und zu stützen, zu sprechen weiß, bewegt die naive Seele unserer Husarin, eines guten, in den Irrgängen modernen Künstlervagabundenthums sehr unerfahrenen Frauchens, dem Manne, der sich ihr wie ein Verbannter aus einer bessern Welt dargestellt hat, der in der gemeinen Wirklichkeit kaum athmen kann, anzubieten, daß sie sich von ihrem Manne scheiden und dem auf die Erde verwiesenen Apollo Herz und Hand reichen wolle, um dem an den rauhen Ecken der Wirklichkeit wundgestoßenen Herzen des Hohen ein Asyl an ihrer Brust zu gewähren. Signor Morosini erschrickt: so war es nicht gemeint. Eine flüchtige Eroberung und Liaison wäre ihm schon recht gewesen; aber sich binden, er, der gefeierte Künstler, der Lebemann, binden an ein gutes, aber außerordentlich sentimental gestimmtes Weib? Die Husarin zieht beschämt ab und schämt sich später noch mehr, als sie erfährt, warum sie verschmäht

wurde. Und die zeitgemäße Moral, die ich versprochen, als ich behauptete, die Erzählung geisele eine sehr verbreitete Krankheit? Niemals ist mehr Unfug mit hohlem Gerede über die Stellung der Kunst und der Künstler getrieben worden als heutzutage. Wir verehren die Kunst als einen der hellsten Sterne, die eine gütige Vorsehung an unsern geistigen Himmel gepflanzt hat, unser Leben zu erleuchten und zu verklären. Sollen wir deshalb verurtheilt sein, jeden Träger der Kunst als ein exceptionelles Wesen zu verehren und um so mehr zu verehren, je sublimern Unsinn er von sich selbst zu rühmen weiß? Oder auf eine andere Manier: Wenn die Kunst göttlich ist, so hindert das nicht, daß ihre sterblichen Vertreter oft sehr irdisch sind. Man lasse sich nicht von selbstgemachtem Nimbus verblenden, sondern schaue auf den Kern. Diese Moral ist einfach, nicht wahr? Aber es ist nicht unzweckmäßig sie zu befolgen.

Die letzte Erzählung des vierten Theils ist eine Skizze ohne besondere Bedeutung und mit etwas verbrauchten Motiven.

Wir scheiden von dem Verfasser mit Dank für die heitere und gesunde Gabe, die er der deutschen Lesewelt in seinen „Gesammelten Erzählungen und Novellen" darbietet.

August Henneberger.

Aus Archiven und Briefen.

1. Johann Friedrich der Mittlere, Herzog zu Sachsen. Ein Beitrag zur Geschichte des 16. Jahrhunderts von August Beck. Zwei Theile. Weimar, Böhlau. 1858. Gr. 8. 4 Thlr.
2. Aus vier Jahrhunderten. Mittheilungen aus dem Hauptstaatsarchive zu Dresden. Von Karl von Weber. Zwei Bände. Leipzig, B. Tauchnitz. 1857—58. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
3. Zur Chronik Dresdens von Karl von Weber. Leipzig, B. Tauchnitz. 1859. Gr. 8. 28 Ngr.
4. Briefe des nachmaligen königlich preußischen Legationsraths Karl Ernst Oelsner an den herzoglich oldenburgischen Justizrath Gerhard Anton von Halem von Paris aus geschrieben in den Jahren 1790—92. Wortgetreu aus dem Originalmanuscripte herausgegeben von Merzdorf. Berlin, Springer. 1858. Gr. 8. 12½ Ngr.

Ein inneres Band zwischen den hier genannten historischen Schriftwerken gibt es allerdings nicht, was uns hätte Veranlassung geben können, sie gemeinschaftlich zu besprechen, wohl aber ein äußeres: die Grundsätze in maßgebenden Kreisen, welche bis in die jüngsten Zeiten gewisse Partien der Staatsarchive unter sieben Siegeln verschlossen halten zu müssen glaubten, haben zum großen Vortheil für die Geschichtswissenschaft einen ziemlich allgemeinen Wandel erfahren, und die Vorstände jener Archive beeilen sich mit Fleiß und Eifer von diesem Wandel Gebrauch zu machen *); alle vier oben namhaft gemachten Schriftwerke legen Zeugniß dafür ab, und wir besprechen dieselben hier um so lieber, weil sie uns des Stoffes zu wissenschaftlicher Unterhaltung und Belehrung in Fülle darbieten. Aus welchem Gebiete des menschlichen Forschens und Wissens entlehnte man diese aber mit größerm Gewinn für den aufmerksamen und nachdenkenden Leser als aus dem der Geschichte, deren Mahnungen und Lehren durch keine Sophistik, durch keine Macht einer Philosophenschule hinweggedeutet oder in einen ihre Stimme erstickenden Bann gethan werden können.

Das zuerst genannte historische Werk: „Johann Friedrich der Mittlere", von A. Beck, nimmt auch seinem Umfange und Werthe nach unbedingt den ersten Platz ein. Es ist mit sichtbarer Liebe gearbeitet, aus einem möglichst umfassenden Quellenstudium hervorgegangen und dadurch ein Geschichtswerk geworden, welches nicht nur der Jubelfeier der Universität Jena sich würdig zeigt, sondern auch mit Ehren vor den Augen der sächsischen Fürsten ernestinischer Linie erscheinen durfte, denen es sein Verfasser gewidmet hat. Nur etwas möchten wir tadeln: die öfters ins Breite sich verlierende Darstellung der Thatsachen und die Berücksichtigung von Einzelheiten, die nicht immer das dic aur hic mit Ueberzeugung für den Leser nachweisen dürften, erklärt sich aber recht wohl aus der Liebe des Verfassers zu seiner allerdings schönen Aufgabe, aus dem Quellenreichthum, sowie endlich aus dem Bestreben, möglichst gründlich und erschöpfend zu sein. Denn bisjetzt war das Leben Johann Friedrich's des Mittlern keiner genauern Prüfung und Darstellung gewürdigt worden, indem weder die ältern historischen Werke von Hortleder, Tentzel und Rudolphi, noch die Schrift Gruner's: „Einige zur Geschichte Johann Friedrich's des Mittlern gehörige mit Urkunden belegte Nachrichten" umfassende Schilderungen seines ganzen Thuns und Wirkens enthalten. Dabei darf nicht außer Acht gelassen werden, daß eine Lebensgeschichte Johann Friedrich's des Mittlern nicht nur einen interessanten Beitrag zur Geschichte der sächsischen Lande liefert, insonderheit natürlich der ernestinischen Linie, sondern auch vielfach in die Specialgeschichte des deutschen Reichs eingreift und für die Entwickelung der Reformation und deren Betrachtung ganz besondere Gesichtspunkte darbietet. Der unglückliche Fürst war unparteiisch betrachtet keine so untergeordnete Persönlichkeit, trotz mancher Schwächen und Fehler, wie man gewöhnlich annimmt; eine gewissenhafte auf die Quellen gestützte Prüfung beweist, daß er viel häufiger verkannt, ja geschmäht worden ist, als gerecht und leidenschaftslos beurtheilt. Und kann dies auch wunder nehmen bei einem Fürsten, der in den hitzigsten Kampf kirchlich-religiöser und politischer Parteien hineingerissen ward, die in ihren Wirkungen wenigstens noch lange fortdauernd selbst in späterer Zeit kein unbefangenes, kein völlig gerechtes Urtheil gestatteten. Aus diesem historischen Gefängnisse, wenn uns dieser Ausdruck erlaubt ist, den des Mitleids bis auf diese Stunde noch würdigen Fürsten zu befreien, und ihm einen nach Recht und Gerechtigkeit verabfaßten Richterspruch vor dem Forum der Geschichte zu verschaffen, zu diesem Zwecke hat der Verfasser sein Werk geschrieben. Wenn er übrigens Koch's „Quellen zur Geschichte des Kaisers Maximilian II." (Leipzig 1857) für die Grumbach'schen Händel nicht mehr benutzen konnte, so mag das bedauert werden, in Betreff Johann Friedrich's aber würden sie die Ueberzeugung unsers Verfassers nicht zu erschüttern vermocht haben. Gehen wir jetzt auf das Werk selbst etwas näher ein.

Es war eine bedeutsame, an denkwürdigen Thatsachen überreiche und für die Geschichte des ernestinischen Hauses Sachsen folgenreiche und verhängnißvolle Zeit — bemerkt der Verfasser mit Recht —, in welche das Leben Herzog Johann Friedrich's des Mittlern (geboren zu Torgau 8. Januar 1529), des unglücklichen Sohnes eines unglücklichen Vaters fiel. Die Lage der Noth und Gefahr, welche dieser Leidensfürst durchleben mußte, sind ein Charakterbild seiner Zeit, voll mannichfacher und interessanter Verwickelungen, oft mehr das Gepräge eines Romans als einer beglaubigten Geschichtserzählung an sich tragend. Eine merkwürdige Erscheinung ist es, daß das Unglück, welches den ersten Johann Friedrich traf, ohne ihn niederzudrücken, auch auf die gleichnamigen Familienglieder überging. Seit der Reformation werden sechs Fürsten des ernestinischen Hauses Sachsen so genannt; aber die beklagenswerthen Schicksale derselben, welche sie in dem kurzen Zeitraum eines Jahrhunderts erfuhren, haben die sächsischen Fürsten zu der Bestimmung vermocht, keinem ihrer Prinzen den unheilbringenden Namen Johann Friedrich je wieder beizulegen. Johann Friedrich der Mittlere erhielt zu-

*) Das in Nr. 5 d. Bl. besprochene Werk „Der Kurfürstlich Sächsische Kanzler Dr. Nikolaus Krell" von Richard wäre ohne diesen Wandel zur Unmöglichkeit geworden. Wir wissen es aus der sichersten Quelle.

gleich mit seinem Bruder Johann Wilhelm eine zwar strenge aber vortreffliche Erziehung. Ausgezeichnete und talentvolle Männer wurden zu Lehrern bestellt und bildeten von Jugend auf die Umgebung der jungen Prinzen. Ihre Erziehung wich darin merklich ab von der Sitte ihrer Zeit, wo die Fürsten fast nur für das äußere Leben erzogen und gebildet wurden. Gewandtheit des Körpers, Anmuth und Grazie in den Bewegungen, äußere Würde, ritterliche Uebungen und ähnliche Dinge galten damals mehr als wissenschaftliche Bildung und Gelehrsamkeit. Dennoch waren Frömmigkeit und Gelehrsamkeit die Grundlagen bei der Erziehung dieser jungen Prinzen: den Segen dieser Erziehung sollte Johann Friedrich in seinen Leidenstagen wahrhaft schätzen lernen. Als Knabe von 12 Jahren sprach der letztere schon sehr fließend lateinisch, das beweist seine „Oratio in puerum Jesum", mit welcher er seinem Vater zum Geburtstage Glück wünschte (1541). In einem Alter von 13 Jahren hielt er auf dem Schlosse zu Torgau in der sogenannten Stammstube abermals eine lateinische Rede: „De dignitate legum conservanda et de legibus regni literarii illustrium principum juniorum Saxoniae ducum." Der Vater mit den Herzögen Ernst und Johann Wilhelm sowie die fürstlichen Räthe hörten diese Rede mit an. Und Wille in seiner „Suada Gothana Latialis" sagt von ihr und dem Redner: „Orationem admiranda venustate ac verborum lepore compositum habuit et pro puerili industria elegantissime pronuntiavit." Als Friedrich im Jahre 1543 die Universität Wittenberg bezog, hielt er abermals im Beisein des Vaters und mehrerer Fürsten gleichwie des Rectors und der Professoren eine Rede und zwar „De officio boni principis". Luther, dem bekanntlich das Schmeicheln nicht angeboren war, spricht sich über die Leistung des jungen Fürsten sehr vortheilhaft aus, und rühmt bei dieser Gelegenheit nicht nur die Wettiner als Freunde der Wissenschaften, sondern gedenkt auch mit Anerkennung der bereits überhaupt erfolgten Fortschritte zum Bessern. Wie sehr man aber am kurfürstlichen Hofe auf sprachlichen Unterricht hielt, geht aus dem Umstande hervor, daß der junge Kurprinz nicht nur das Lateinische und Griechische recht wohl verstand — sein Lehrer Monner las in der letztern Sprache hauptsächlich den Plutarch mit ihm —, sondern auch das Hebräische so gründlich, daß er das Alte Testament in dieser Ursprache lesen und verstehen konnte; Beweise für diese Kenntniß vermochte er noch während seiner Leidenszeit in der Gefangenschaft zu seines Herzens Trost zu liefern. Bemerkenswerth darf es erscheinen, daß im ganzen Gange der Erziehung des Kurprinzen sich so gut wie keine Spur findet von Rücksichtsnahme auf eine Bestimmung der Goldenen Bulle, welche also lautet*): „Statuimus ut illustrium principum, Electorum filii vel heredis et successoris, cum veri similiter theutunicum ydioma sibi naturaliter invitum scire presumantur, et ab infancia didicisse, incipiundo a septimo etatis sue anno in Grammatica Ytalica et Slavica linguis instruantur ita quod infra quartum decimum etatis annum existant in talibus, juxta datam sibi a Deo graciam, eruditi: sum illud non solum utile, ymmo summe necessarium habeatur eo, quod ille lingue ut plurimum ad usum et necessitatum Sacri Imperii frequentari sint solite, et in hiis plus ardua ipsius Imperii negocia ventilentur."

Wie sehr der fürstliche Vater selbst, während er in der Gefangenschaft des Kaisers war, sich um das Gedeihen seiner Söhne bis ins Kleinste bekümmerte, gibt der Umstand zu erkennen, daß er ihnen sehr ernstlich ihre schlechte Handschrift verwies, „es würde schimpflich und nicht rühmlich sein, wenn man einstens ihre Handschrift, so sie älter wären und in Händeln schreiben sollten, nicht lesen könne". Zur Ermunterung für die Studien wurde den jungen Prinzen zuweilen eine Hasenjagd gestattet, den ritterlichen Uebungen ward im Geiste der Zeit fleißig obgelegen und Johann Friedrich ergab sich ihnen sogar mit gefährlicher Leidenschaftlichkeit. Diesen ritterlichen Sinn und Muth bewährten beide Brüder in der Schlacht bei Mühlberg.*) Der ältere Bruder, der überhaupt den Vater im ganzen Feldzuge begleitet hatte, entging in dieser Schlacht nur mit Mühe der Gefangenschaft. Er wurde von den Kaiserlichen verfolgt und eingeholt, setzte sich aber muthig zur Wehr, und als er nach einigen starken Hieben, durch welche er am Kopfe und an der rechten Hand verwundet, vom Pferde sank, erschoß er noch fallend einen seiner Feinde. Vierhundert seiner Getreuen eilten zur Hülfe herbei, verjagten die Feinde, hoben ihn wieder auf sein Pferd und eilten mit ihm davon: kurz vor Wittenberg trafen beide Brüder wieder miteinander zusammen. Nach der Wegführung ihres Vaters in die Gefangenschaft übernahmen Herzog Johann Friedrich der Mittlere und Herzog Johann Wilhelm die Leitung der Regierungsgeschäfte in den wenigen Ländern, welche man den ernestinischen Fürsten gelassen hatte, und die die nachmaligen Herzogthümer Weimar, Eisenach und Gotha bildeten. (Man vergleiche den sehr gut gearbeiteten Atlas Lutzschmann's zur Geschichte der sächsischen Länder.) Die Einkünfte waren spärlich und an Geldverlegenheiten fehlte es infolge dessen nicht; damit entschuldigte sich auch Johann Friedrich, als ihm eine polnische Königstochter zur Gemahlin vorgeschlagen ward. Nicht ohne Luftschlösser zu bauen, wozu derselbe allerdings eine unverkennbare Neigung hatte, vermählte er sich mit der Witwe des Kurfürsten Moritz, Agnes, 1555, doch starb diese bereits nach fünf Monaten. Das Jahr darauf ward Elisabeth von der Pfalz seine Gemahlin: sie sollte durch ihr und ihres Gatten Schicksal eine traurige Berühmtheit erhalten, aber um ihrer Treue und Entsagung willen einen der ehrenvollsten Plätze in der Geschichte der Frauen einnehmen. Sie hat in dem Werke des Verfassers die verdienteste Aufmerksamkeit erfahren.

Jetzt tritt uns nun die Frage entgegen: wie kam Johann Friedrich ins Verderben? Fiel er lediglich als Opfer seiner eigenen, ebenso eiteln als kurzsichtigen Verblendung? Oder war es eine unheilvolle Kette von Verhältnissen, Zuständen und Verwickelungen, die ihn umgarnten und zum unglücklichen Falle brachten? Oder waren es endlich Persönlichkeiten, die theils durch Verleumdung, theils durch Mistrauen und Furcht aufgestachelt den zwar nicht charakterstarken aber keineswegs unfähigen Fürsten um jeden Preis unschädlich machen, ja schimpflich vernichten wollten? Aus des Verfassers Werk geht klar hervor, daß alle soeben angedeuteten Momente zusammenwirkten, um eine Katastrophe herbeizuführen, die auf der einen Seite das Gemüth zu ergreifen und tief zu rühren im Stande ist, auf der andern Seite aber auch den größten Unwillen zu erregen vermag, sodaß man in der That — wenigstens ist es uns so gegangen — bei der Lectüre der zweiten Hälfte des vorliegenden Werks fast immer in eine gewisse Aufregung sich versetzt sieht. Verbindet man nun damit die barbarische Justiz, die an den Mitschuldigen vollzogen ward — der Verfasser hat auch hier erschöpfend dargestellt —, so kann man sich selbst eines gewissen Entsetzens nur mit Mühe erwehren**). Und dies alles ging unter der Aegide, fast unter den Augen eines Stammvetters, eines Fürsten vor, dem die vermeintliche Reinheit des Lutherthums über alles ging; es war dies derselbe Stammvetter, der selbst dem trefflichen und so milden Kaiser Maximilian II. in der unheilvollen Sache die Hände zu binden vermocht hatte. Kurz, der Ausgang des Lebens Johann Friedrich's des Mittlern ist eine beklagenswerthe Tragödie in der Geschichte der Wettiner.

Zum Schlusse müssen wir noch Folgendes erwähnen. Der Verfasser hat seinem Werke mehr als eine werthvolle Mitgift beigegeben: 1) Zeitgenossen Herzog Johann Friedrich's des Mitt-

*) Cap. XXX: „De institutione Electoralium heredum in linguis", §. 2. Wir geben die Stelle im Auszuge nach Oertel's Text.

*) Wie der Verfasser auf Quellen und Autoritäten zweiten Ranges gestützt den Beweis zu führen sucht, daß der Kurfürst in der That ein Opfer des Verraths geworden sei, möge bei ihm selbst nachgelesen werden.

**) Vgl. mit des Verfassers Darstellung die Erzählung des Processes und der Hinrichtung Grumbach's und seiner Genossen in Gotha 1567 in den Aufsätzen „Wilhelm von Grumbach und seine Händel" von J. Voigt, mitgetheilt im „Historischen Taschenbuch" von 1846 und 1847.

lern; 2) zahlreiche noch ungedruckte Urkunden, sowie reichliche Verweisungen auf archivalische Quellen oder anerkannt gute Hülfsschriften; 3) Uebersicht der wichtigsten Ereignisse aus dem Leben Johann Friedrich's des Mittlern mit einer genealogischen Tafel und 4) ein sehr gutes Register.

Das Werk K. von Weber's: „Aus vier Jahrhunderten" (Nr. 2), nicht durch seinen Inhalt, sondern durch die chronologische Anordnung des Mitgetheilten zu einer gewissen Einheit gebracht, „bringt vieles und darum manchem etwas", wie Goethe sagt. Und bei genauerer Bekanntschaft mit dem Gebrachten wird man demselben einen gewissen Werth nicht absprechen können: es ist manches aus dem Wuste und unter der Staubdecke des Archivs hervorgezogen und an das Licht der Oeffentlichkeit gebracht worden, wofür mehr als einer dem Fleiße des Herausgebers und der Verwendung seiner nicht zahlreichen Mußestunden auf das Veröffentlichte dankbar zu sein Ursache haben wird. Das 1834 errichtete Hauptstaatsarchiv zu Dresden, dem Herr von Weber seit dem Jahre 1849 vorsteht, enthält außer einer großen Anzahl von Originalurkunden gegen 300000 Actenstücke aus den Archiven von mehr als 50 aufgelösten Landesbehörden, Commissionen, vieler Gesandtschaften u. s. w. Es besitzt ferner in einer Menge von Correspondenzen eine unerschöpfliche Fundgrube für die Geschichte. Einestheils sind diese Briefschaften nach dem Ableben von Gliedern der Regentenfamilie dahin gelangt, großentheils aber nach dem Tode hoher Staatsbeamten oder auch anderer einflußreicher Personen. Starb nämlich in früherer Zeit ein in die Staatsgeheimnisse Eingeweihter, so pflegte man alsbald einen Commissar in das Sterbehaus zu senden, um die den Staat angehenden Schriften an sich zu nehmen. Nun kam freilich der Fall vor, daß der Abgesendete ängstlicher Natur war und alles in Beschlag nahm, was nur wie beschriebenes Papier aussah. Es wurden sodann die von ihm gebildeten Convolute im damaligen geheimen oder im geheimen Cabinetsarchive niedergelegt, aber deren vorschriftmäßige Revision ist bisweilen sicher nicht gerade zur Erleichterung der Nachlaßregulirung unterblieben. Das Hauptstaatsarchiv war hierdurch als Erbe der genannten Archive zu einer Menge ganz unbedeutender Privatpapiere, unbezahlter Schneider- und ähnlicher Rechnungen gelangt; aber zwischen diesen Nichtigkeiten zerstreut fanden sich nicht selten die wichtigsten Aufzeichnungen, höchst interessante Briefe, vertrauliche Mittheilungen über Ereignisse, die man zu ihrer Zeit sehr geheim hielt, ja nicht einmal den officiellen, stets durch mehrere Hände laufenden Berichten anzuvertrauen wagte. Kurzen Bemerkungen nun, die der Verfasser über das niederschrieb, was ihm bei specieller Revision solcher Schriftstücke, sowie beim Ordnen großer Actenmassen interessant erschien, reihten sich allmählich andere Notizen an, die der Zufall im Laufe der Geschäfte zuführte. So entstand zuletzt eine Sammlung von ziemlichem Umfange, aber bunter Zusammenstellung. Sachkundige Freunde ermunterten zur Veröffentlichung und nach genauer Sichtung des Gesammelten und möglicher Anordnung zu einer gewissen Einheit ist sie erfolgt in der Hoffnung, manches gegeben zu haben, an dem der durch die Masse der Ereignisse gedrängte Historiker vorübereilt obwol ihre Einzelheiten oft ein klareres Bild bedeutsamer Persönlichkeiten oder der Zeitverhältnisse liefern, als die Haupt- und Staatsactionen, welche uns die Weltgeschichte erzählt. Außerdem gibt des Verfassers Werk Nachrichten über merkwürdige Abenteurer, räthselhafte und sonderbare Begebenheiten und über Vorgänge, die man früher in einen Schleier des tiefsten Geheimnisses hüllte, der jetzt zu lüften unbedenklich ist; übrigens sind auch manche recht charakteristische Beiträge zur Sitten- und Culturgeschichte vergangener Zeiten geliefert worden. Materiell sowol als sprachlich treu sind die Originale zum Abdruck gelangt; nur in einzelnen Fällen war es thunlich, Bruchstücke, die sich vorfanden, unter Benutzung zuverlässiger gedruckter Hülfsmittel zu vervollständigen; in den Fällen aber, wo dies nicht möglich war, hat der Verfasser es mit vollem Rechte vorgezogen, lieber ein Fragment darzubieten als durch Beifügung unzuverlässiger Nachrichten sein archivarisches Gewissen zu verletzen. Aus dem mannichfaltigen Inhalte der beiden Bände machen wir unsere Leser insbesondere auf Folgendes aufmerksam:

1. „Relation und Extract von Aussagen und besonderen Kundschaften betreffend des Türggen eroberung Zigeth ervolget auf den 7 Septembris a 1566." Bekanntlich starb Zriny bei der Vertheidigung dieser Feste den Heldentod. Bei Hammer sowol in seiner „Geschichte des osmanischen Reichs", als bei Mailáth in der „Geschichte der Magyaren" fehlt theils einiges von dem, was in dem angeführten Actenstücke erzählt wird, theils wird es abweichend erzählt.

2. „Don Carlos, Infant von Spanien 1568." Daß der Don Carlos der Geschichte und der Schiller's, dessen Kenntniß über die tragische Persönlichkeit aus des Franzosen St.-Réal Werk geflossen ist, nichts miteinander gemein haben, ist wenigstens im allgemeinen schon längst erwiesen. Wenn nun aber auch das dresdener Document nicht als eine Quelle ersten Ranges betrachtet werden kann, so wird es doch immer von Interesse sein damit zusammenzustellen, was im „Historischen Taschenbuch" für 1859 und von Gachard 1858 geschrieben worden ist. Der letztere stellt ein größeres Werk über Don Carlos bekanntlich in Aussicht. Lesenswerth ist aber das, was Weber bei der vorliegenden Urkunde bemerkt. „Im 16. Jahrhundert, wo es noch keine regelmäßig erscheinenden gedruckten Zeitungen gab, wo stehende Gesandtschaften, deren Depeschen die Fürsten von mehr oder minder wichtigen Ereignissen in Kenntniß hätten setzen können, nur ausnahmsweise stattfanden, mußten die Fürsten sich nach andern Hülfsmitteln umsehen. Sie hielten sich daher an verschiedenen Orten Correspondenten, die aber den verschiedensten Lebensstellungen angehörten. Kaufleute, Offiziere, Gelehrte, selbst ein Studiosus kommt unter denen vor, welche dem Kurfürst August von Sachsen Mittheilungen sendeten. Viele dieser «Zeitungen», wie man diese Correspondenzen nannte, sind anonym, was vielleicht die Sicherheit des Absenders erforderte. Wir können daher bei dieser aus der Persönlichkeit des Gewährsmannes keine Garantie für die Richtigkeit der Mittheilungen entnehmen; allein ein vorsichtiger Fürst wie der Kurfürst August war, ist gewiß auch bei der Wahl seiner Correspondenten umsichtig zu Werke gegangen*), und jedenfalls wird eine Nachricht, selbst wenn wir den Gewährsmann nicht ausfindig zu machen vermögen, an Glaubwürdigkeit gewinnen, wenn wir ersehen, daß sie übereinstimmend von verschiedenen Orten aus gemeldet ward. Die Mittheilungen nun über Don Carlos sind theils dergleichen, theils anonymen Zeitungen entnommen, theils den Correspondenzen des Kurfürsten August mit andern Fürsten, die ihm an sie gelangte Nachrichten aus dem Auslande zugehen ließen. Viele der Schreiben sind nicht mehr in der Urschrift vorhanden, eine Lücke, die jedoch dadurch wenigstens für die hier in Frage kommende Zeit ersetzt wird, daß uns ein ausführlicher Auszug der im Jahre 1568 eingegangenen Zeitungen vorliegt, der wahrscheinlich für den Kurfürst August zusammengestellt ward, um ihm die Uebersicht über die zahlreichen zum Theil in fremden Sprachen geschriebenen Nachrichten zu erleichtern. Uebrigens sei noch bemerkt: die erste Kunde von des Don Carlos Tod erhielt der Kurfürst August durch den Landgrafen Wilhelm von Hessen, dann aber ward er durch einen ausführlichen Brief des Herzogs Albrecht von Baiern in nähere Kenntniß von dem Ausgange dieses Prinzen gesetzt.

3. „Eine Pseudo-Herzogin 1731." Wir gedenken dieser Geschichte hier deshalb insbesondere, weil sie nicht nur recht inter-

*) Man findet z. B. auch Abraham Bock, später zu den einflußreichsten Räthen des Kurfürsten August gehörend, als Zeitungsschreiber in Dienst genommen. Es ging derselbe nach Vollendung seiner Studien in Leipzig im Jahre 1555 auf vier Jahre „der Sprach und Studien halber" nach Frankreich und erhielt vom Kurfürsten 50 Gülden als Unterstützung mit der Bedingung, „daß er was sich in Frankreich und anderen in der Gegend Orten von Zeitungen zutragen und verlaufen werden, berichte".

essant zu lesen ist und zu einem Roman einen nicht übeln Stoff abgeben dürfte, sondern auch fast unwillkürlich an einen ähnlichen Betrug erinnert, der dem unglücklichen Herzog Johann Friedrich dem Mittlern gespielt ward und eine sehr ausführliche Darstellung durch Beck in dem Leben des genannten Fürsten erfahren hat.

4. „Einiges aus dem Hofleben unter Herzog und Kurfürst August von Sachsen 1548—84." Diese actengetreue Erzählung, womit der Verfasser den zweiten Band seines Werks eröffnet, ist ein sehr werthvoller Beitrag zur Charakteristik des Hoflebens jener Zeit und des genannten Fürsten selbst, von dem wir übrigens trotz des großen Reichthums an Urkunden über ihn in dem sächsischen Staatsarchive noch keine befriedigende Biographie besitzen: freilich hat sie Schwierigkeiten, die nicht blos in der Reichhaltigkeit, ja Massenhaftigkeit des historischen Materials, sondern auch in äußern Verhältnissen ihren Grund haben.

5. „Der Graf von Königsmark 1694." Diese tragische Geschichte, die an dem an Katastrophen ziemlich reichen Hofe von Hannover spielt und einen verhängnißvollen Abschnitt im Leben der unglücklichen Prinzessin Sophia Dorothea (Herzogin von Ahlden) bildet, haben wir mit ebenso viel Theilnahme als Interesse gelesen: man sieht, was in jenen Tagen möglich war. Wir glauben dieses Actenstück ganz besonders unsern Lesern zur Lectüre empfehlen zu dürfen.

Diese Andeutungen mögen hinreichen, um diejenigen, welche gern die Thatsachen der Geschichte ernster oder heiterer Art zur unterhaltenden und belehrenden Lectüre wählen, für das Werk des Verfassers zu gewinnen. Schließlich mag die Bemerkung hier noch einen Platz finden, daß die Verfasser von Kalendern, denen eine gute Ausstattung derselben am Herzen liegt, in Weber's „Aus vier Jahrhunderten" eine recht ergiebige Fundgrube finden werden.

Verwandt mit dem soeben besprochenen Werke ist desselben Verfassers „Zur Chronik Dresdens" (Nr. 3); es ist aus derselben Quelle gleichzeitig hervorgegangen, nur wurden die betreffenden gesammelten Notizen zeitweilig zurückgelegt. Das Gegebene ist keineswegs für überflüssig zu erachten trotz der Chroniken über Dresden von Hasche, Wenk, Klemm und des im Erscheinen noch begriffenen Werks von Lindau. Sehr wahr ist aber das, was der Verfasser in seinem Vorworte äußert: „Wie unter den Menschen die Originale verschwinden, wie die Kinder fast nach der Schablone erzogen werden, so hat die herrschende Speculation in Dresden jetzt lange Straßenzeilen hervorgerufen, deren Gleichförmigkeit durch die Verhältnisse und die Geschmacksrichtung geboten sein mag, gewiß aber nichts weniger ist als interessant, und unerquicklich absticht gegen die mannichfache Eigenthümlichkeit älterer Straßen mit ihren durch reiche Verschiedenartigkeit dem Auge so wohlthuenden Erkern und Giebeln. Aber auch das innere Wesen der Stadt und ihrer Bewohner hat im Zeitstrome sich vielfach verändert. Dresden nimmt allmählich den Charakter einer Weltstadt an; in seinem Zauberkreise hält es eine solche Menge von Ausländern fest, daß der Eingeborene neben ihnen fast verschwindet um so mehr, als er ohnehin in seiner sprichwörtlich gewordenen Höflichkeit bei jeder Gelegenheit allzu bereit ist, vor dem Fremden zurückzutreten. Wenn nun aber stets weitere Kreise der Verbindungen Dresdens sich öffnen, so muß auch die Zahl derer wachsen, die an der Geschichte dieser Stadt, an ihrer Entwickelung, an den Ereignissen, deren Schauplatz hier war, Antheil nehmen." Dresdens Geschichte hat allerdings nicht das Interesse einer alten Reichsstadt, wie z. B. Strasburg, Ulm; wohl aber trägt sie vielfach die charakteristische Physiognomie eines Fürstenhauses und eines Landes an sich, die wie die Wettiner und die Sachsen im deutschen Reiche einen so ehrenhaften Platz einnehmen; ja selbst die örtliche Lage hat Ereignisse um sie gleichsam gruppirt, die, wie das Jahr 1813 beweist, eine bedeutende geschichtliche Stellung einnehmen. Der Geschichtschreiber einer solchen Stadt wie Dresden ist, hat es sich zur Aufgabe zu machen, auf den alten Grundlinien, soweit sie nur immer erkennbar oder sichtbar sind, seine Geschichte zu zeichnen; je mehr diese Grundlinien sich verwischen, desto schwerer wird diese Zeichnung für den Schöpfer derselben und deren Verständniß für den Beschauer. Wie schwer ist z. B. schon jetzt für den Laien das Verständniß der Schlacht von Dresden 1813. Mit den Menschen geht es aber ebenso: je mehr dieselben die alte Basis ihres individuellen Lebens verlassen, desto mehr Schwierigkeit hat eine treue Charakteristik derselben, desto unverständlicher, ja unbegreiflicher wird sie für die von der alten Basis abgerückte Generation.*) Es ist unglaublich, wie sehr das Verständniß der alten Zeit gefördert wird, wenn noch ehrwürdige Ueberreste derselben im Leben, wenn auch verwischt, vorhanden sind. Der Verfasser hat deshalb nach unserm Dafürhalten etwas recht Verdienstliches gethan, wenn er urkundlich an Zeiten, Erscheinungen und Verhältnisse erinnerte, zu deren Verständniß noch jetzt Anknüpfungspunkte vorhanden sind, wie z. B. durch seine Mittheilungen über Bewaffnung der Bürgerschaft, Armbrustschützen, Freischießen. Wir empfehlen des Verfassers Chronik nicht blos den Dresdenern, sondern allen gebildeten Freunden dieser schönen Stadt, dieser Zierde unsers Vaterlandes.

Das letzte der Schriftwerke, die wir oben zusammengestellt haben, die von Merzdorf herausgegebenen „Briefe des nachmaligen königlich preußischen Legationsraths Karl Ernst Oelsner an den herzoglich oldenburgischen Justizrath Gerhard Anton von Halem" (Nr. 4), versetzt uns in den furchtbaren Strudel der ersten französischen Revolution. Der Herausgeber führt sein Werkchen in folgender Weise in den Kreis der geschichtlichen Literatur ein: „Wir Deutschen müssen die Memoiren durch vertraute Briefwechsel ersetzen und deshalb auch die geringsten Scherflein dankbar entgegennehmen, die ein reichbegabter, ausgezeichneter Mann wie Oelsner, dessen Andenken trotz der Erinnerung eines Zschokke, Varnhagen von Ense und anderer uns fast abhanden kommen will, hinterlassen hat." Die hier mitgetheilten Briefe des feinen geistreichen Oelsner schildern uns zum großen Theil die Thatsachen nach eigenen Anschauungen oder wenigstens nach den lebendigen unmittelbaren Eindrücken, welche das höher pulsirende Volksleben ausübte. Wie lehrreich und interessant würde es sein, die vollständige Correspondenz eines so politisch durchgebildeten Mannes, wie Oelsner es war, vor sich zu haben; eines Mannes, dessen vertrauter Freund Sieyès war; eines Mannes, der vermöge seines geistigen Reichthums in dem ausgewählten Umgange mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit, wie Talleyrand, Benjamin Constant, Manuel, Wilhelm und Alexander von Humboldt, von Stein, Graf Schlabrendorf und vielen andern lebte! Er kannte wie wenige Paris und das französische Volk durch und durch, und hatte den Aufenthalt unter demselben so lieben gelernt, daß es ihn immer wieder nach Paris zurückzog: er starb auch daselbst 1828. Allerdings geben die vorliegenden Briefe, welche an den wohlbekannten oldenburgischen Geschichtschreiber und geschätzten Schriftsteller von Halem gerichtet sind, kein außerordentlich neues Material für den Zeitraum von 1790—92; sie liefern aber in kleinen Zügen, Anekdoten, Urtheilen und Aussprüchen nicht uninteressante Specialitäten und zugleich den Beweis, welche politische Parteirichtung selbst die hellsten Köpfe beherrschte und wie ihnen das kommende verhängnißvolle Geschick des Königs schon kein Problem mehr, sondern eine Gewißheit war. Zur Kennzeichnung von Oelsner's Briefen, denen der Herausgeber zahlreiche, das Verständniß fördernde Noten beigegeben hat, und wie ihm gewisse Thatsachen und Verhältnisse erschienen, möge folgende Stelle dienen: „Die Protestanten treffen, wenn sie aufgeklärt genug sein werden, ihre Staatsverfassungen zu reformiren, eine Schwierigkeit weniger**); der politische Einfluß ihrer

---

*) Eine Geschichte Nürnbergs z. B. wird leichter und verständlicher sein als eine Geschichte Münchens.

**) Als die Katholiken nämlich, von denen der Verfasser vorher gesprochen.

Geistlichkeit ist ohne Bedeutung, die Gewissen sind nur schwach an das Joch des Glaubens gekettet und die Kirche würde fürchten ausgelacht zu werden, wenn es einem ihrer Apostel einfiele zu behaupten, daß die himmlische Gewalt, so sie von ihrem göttlichen Stifter erhalten hat, nicht nur darin bestehe, die Glaubensartikel sondern auch die Ordnung der Disciplin festzusetzen, und daß sie eine eigene Gesetzgebung habe, die ebenso unabhängig sein müsse von menschlichem Einflusse als ihre Dogmen und ihre Moral. Es scheint der Bischof, der dieses in einem sehr unerbaulichen Hirtenbriefe predigt, glaube an Inspiration; sein Dragonerleben beweist nichts davon. Der nämliche sagte den versammelten privilegirten Ständen: «Meine Herren, uns holt alle der T. und die Sch., wenn wir es zu einer Nationalversammlung kommen lassen.» Sicher sind die Prätentionen des Papism unverträglich mit jeder gesunden Staatsverfassung. Man sieht dies vollkommen ein, und es hängt blos von einem unüberlegten Streiche der römischen Curie ab, ob es zu einem förmlichen Schism kommen soll. Treibt der Fanatism die guten Bürger zu den Waffen, so fürchte ich, ist es um den ganzen unmoralischen Theil des Christenthums geschehen. Der Glaube ist wie ein Senfkorn klein, und in der Gefahr, zwischen Freiheit und ihm zu wählen." Dies schrieb Oelsner 1791. Bemerkt sei noch daß, wie wol natürlich war, auch Mirabeau's in den Briefen vielfach Erwähnung geschieht.

Karl Zimmer.

Karl Heinzen als Lustspieldichter.

In unserer lustspiellosen Zeit wird uns plötzlich zu unserer Ueberraschung ein Lustspielgericht von Nordamerika aus servirt, und zwar durch keinen andern als durch Karl Heinzen, den gefürchteten Redacteur des „Pionier", der im Selbstverlag zu Neuyork (1859) „Lustspiele" herausgegeben hat, welche den zweiten Band seiner „Gesammelten Schriften" bilden. Das ist nun freilich eine etwas kräftige Kost, und es gehört ein Straußenmagen oder doch wenigstens ein amerikanischer Magen dazu, um sie zu verdauen! Indeß bekommen wir bereits auch in unserm sich allmälig im stillen immer mehr amerikanisirenden Deutschland so viel derbe Kost zu verschlucken, daß vielleicht die Zeit nicht mehr gar so fern ist, wo uns auch solche Speise munden wird. Es ist nicht zu leugnen, daß Heinzen einen gewissen Mutterwitz und eine richtige Beobachtungsgabe besitzt, aber seine Komik ist der primitivsten Art, mit Prügeln und Püffen reich gewürzt, wie die alte Hanswurstkomödie, und so voll derber Cynismen, daß Rosenplüt genannt der Schnepperer vor ihm roth werden müßte. Aristophanes ist zwar auch mitunter cynisch, Shakspeare zuweilen zweideutig, aber jener ist dabei graziös in Form und Ausdruck, dieser witzig und schalkhaft; Heinzen aber ist nur cynisch und unzweideutig, liebt das radical Nackte, um so zu sagen das physikalisch und medicinisch Thatsächliche und denkt: so ist es in der Wirklichkeit, mithin muß es auch so gesagt werden. Hat nun auch Heinzen keinen Geschmack und kein Zartgefühl, so besitzt er doch die Tugend der Ehrlichkeit und der Aufrichtigkeit; ja man kann sagen, daß es überhaupt keinen Schriftsteller gibt, der, bei so vielem doch nicht abzuleugnenden Geiste, so ehrlich wäre wie Heinzen; der so wenig sich bemühte, etwas zu scheinen was er nicht ist, und der sich überhaupt so wenig Illusionen machte, oder danach trachtete, sie bei andern hervorzurufen. Heinzen ist nicht blos Realist, er ist entschiedener Materialist, das sind im Grunde sehr viele Leute in Deutschland auch; aber Heinzen trägt seinen Materialismus offen zur Schau; er nimmt nicht das Lärvchen des modernen eleganten Toilettenidealismus vor, hinter dem doch so oft der bloße Faun lauert; er steckt nicht so und so viele Kunstlämpchen an, um groben Coulissenmalereien Sauberkeit, Feinheit und Glanz anzutäuschen; er zeigt die Muskulatur seiner derben ungeschlachten Natur ohne Tricots. Ob nun der Zustand der Gesellschaft — solange ihre Impulse nicht rein gemüthlicher und humaner Art sind — ein sehr behaglicher sein würde, wenn jedermann so ohne jegliches Feigenblatt vor das Publikum treten wollte, ist sehr zu bezweifeln; aber diese Ehrlichkeit ist doch eine so seltene Tugend, daß man sie in ihrer Eigenartigkeit gelten lassen muß, wenn sie einmal eine Incarnation erlebt wie in Karl Heinzen; und es läßt sich doch von ihr so manches lernen, weil sie vieles, statt unter falschen und koketten Reflexen, in seinem wahren, wenn auch grellen und dem Auge keineswegs wohlthuenden Lichte erscheinen läßt. Im übrigen thut die Neigung Heinzen's, greller zu malen und mehr zu carikiren als gerade nöthig, dieser Ehrlichkeit doch wieder Eintrag, und wenn wir seinen Bestrebungen für die Emancipation der schwarzen Brüder auch alle Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen, so müssen wir andererseits sagen, daß er dafür in seinem Journal wie in seinen Lustspielen seine weißen Brüder vielfach in um so brutalerer Weise behandelt. Durch die Inhumanität die Humanität, durch die Unsitte die schöne Sitte ins Leben rufen wollen, ist ebenso verkehrt, als durch Zwangs- und Gewaltmaßregeln die Freiheit ins Leben rufen wollen.

Der vorliegende Band enthält zwei Lustspiele, von denen wir das zweite: „Die deutschen «Organisten der Bildung» in Amerika", Lustspiel in drei Aufzügen, deshalb hier vorwegnehmen wollen, weil es in Amerika selbst spielt, die Zuchtlosigkeit und Gemeinheit der deutschen Blättchenschreiber in Nordamerika persiflirt und in sittengeschichtlicher Beziehung das interessanteste ist. Verhält es sich nur zum zehnten Theile wirklich so, wie Heinzen hier schildert, so haben wir einen Abgrund von Niederträchtigkeit vor uns, wovon übrigens der größte Theil der Schmach und der moralischen Verantwortlichkeit zuletzt doch leider auf den deutschen Bildungszustand überhaupt zurückfallen würde. Wozu haben wir in Deutschland so viele Bildungs- und Erziehungsanstalten, Universitäten, Gymnasien, Bürgerschulen, Elementarschulen, Pensionate, so viele Kunstanstalten, so viele religiöse Schriften und Vorschriften, so viel Aesthetik, so viel Idealismus, so viel fromme, moralische und didaktische Literatur, so viel polizeiliche und andere Dressur, wenn ganze Massen von den nach Nordamerika Ausgespienen sich geberden, als ob sie niemals einen Brocken von Bildung und Erziehung genossen, sich niemals unter gebildeten und gesitteten Menschen bewegt hätten? Wenn sich Abscesse am menschlichen Körper bilden, so ist nicht der Absceß die Krankheit, sondern der ganze menschliche Organismus ist krank. Man sage nicht, daß es sich hier nur um ein paar Journalisten, um eine Handvoll verlorener Söhne Deutschlands handelt. Der Journalismus ist Ausdruck und Product des Bildungszustandes eines Volks; ist die in Nordamerika jetzt in der That bereits außerordentlich zahlreich vertretene deutsche Presse mit leider äußerst wenigen Ausnahmen die miserabelste, anstand- und herzloseste und ungezogenste von der Welt, ja zum Theil wirklich kannibalisch, so beweist dies, daß die große Mehrzahl der Deutschen in Amerika gerade eine solche Presse haben will und keine andere, daß sie die schlechten Journalisten fördert und die guten nicht aufkommen läßt (Essellen z. B., dessen „Atlantis" eins der wenigen anständigen deutschen Blätter war, mußte zuletzt doch sein Blatt eingehen lassen und verdarb im Armenkrankenhaus). Blicken wir auf das Mutterland selbst, so beurtheile man die Bildung der Massen ja nicht nach der Anzahl anständiger Zeitschriften, welche die höhere Bildung vertreten und ohne die Anwendung von allerlei Kunstmittelchen oft Mühe genug haben sich zu erhalten, sondern nach der kleinen Lokalpresse und nach den bezahlten Inseraten in unsern Tageblättern u. s. w. Der Denkende wird dann oft genug Gelegenheit haben, namens seiner Landsleute die tiefste Scham zu empfinden. Der Unterschied ist im Grunde nur der, daß diese sumpfigen Wasser sich im Mutterlande gewissermaßen nur in unterirdischen, von der Cultur überbauten und überbrückten Kanälen fortbewegen, während sie jenseit des Oceans offen zu Tage treten und sich zu ganzen Sumpfflächen ausbreiten.

Karl Heinzen schildert in dem genannten Lustspiel den Abhub alles Journalismus in den beiden Redacteuren Beutel und Schnei-

der, jener Redacteur des „hartschalig-demokratischen“ Blattes „Der National-Hickory“, dieser Redacteur des „weichschalig-demokratischen“ Blattes „Der Staats-Hickory“ (worunter vermuthlich die „Neuyorker Staatszeitung“ gemeint ist), nebst den Herren Bengel und Typus, jener Vormann in der Druckerei des „National-Hickory“, dieser Vormann in der Druckerei des „Staats-Hickory“. Hören wir folgendes Gespräch zwischen Beutel und dem „Vormann“ Bengel, welches zugleich von dem Rothwelsch, zu dem jenseit des Oceans die edle deutsche Sprache corrumpirt wird, einen Begriff geben soll:

Beutel. Well, das Bier von dem Zerevisius schmeckt nicht schlecht, aber es ist gemirt. Ich hab' gestern Abend nur 20 Glas getrunken und der Kopf ist mir so mastig wie ein Hogshead. Tschali, hast du keinen Brandy hier?

Bengel. Well, wo hab' ich denn gesuppos't, daß du heut' schon um 11 Uhr im Sanktum wärst! Ich hab' schon zwei Spalten aus den Wechselblättern setzen lassen, wie gewöhnlich: ein Leitartikel über eine verbrannte Frau, ein Mann zu Brei zermalmt, ein durchgegangenes Pferd, das sechs Menschen gekillt hat, und ein Artikel gegen die Whigs als ob er mit Donnerkeilen gesetzt wäre.

Beutel. Oh! wreit! Da hätt' ich also heut' nichts mehr zu firen.

Bengel. Es sind Leute hier gewes't und Briefe gekommen.

Beutel. Well, wat's de Matter?

Bengel. Ein Flüchtling hat ein schönes Gedicht geschickt. Er verlangt nichts dafür.

Beutel. Will er dafür bezahlen?

Bengel. Er will es blos gedruckt haben.

Beutel. Well, das wär' ein Büsineß, Gedichte umsonst aufzunehmen! Das heißt, ich bin nicht ganz gegen die Gedichtkunst: sogar Goethe und Schiller können ein Gedicht in mein Blatt setzen, wenn sie dafür bezahlen wollen, aber Käsch dann, das ist american fashion. Der „National-Hickory“ ist ein demokratisches Blatt, das soll so ein Grünhorn von einem Versemacher sich merken, und wir Demokraten sind praktisch. Was sagst du, Tschali?

Bengel. Well, doch nicht alle Tage. Soeben war der Präsident von der Menagerie hier, der dir gestern einen Dollar bezahlt hat für den Puff über seine Bestien. Er beklagt sich, daß du geschrieben hast, seine Bestien seien so wild, daß einem die Haare zu Berg stehen und den Hut in die Höhe heben. Jetzt hat die Populäschen einen solchen Schreck bekommen, daß die Polizei schon dreimal Visitäschen gehalten hat, und kein Mensch die Menagerie besucht. Auch hast du gesagt, daß sein grönländischer Tiger schon drei Menschen gefressen hat, und er weiß nichts von einem grönländischen Tiger.

Beutel. Well, so schreibst du morgen in die Zeitung, die Bestien seien so zahm. besonders der bengalische Eisbär, daß sie gar keine Käfige haben und unter dem Auditorium — hörst du? Auditorium — frei herumspazieren wie Adam im Paradies.

Bengel. Jes, das will ich thun. Aber du hast den Puff für die Brauerei von dem Malzhausen vergessen.

Beutel. Hat er das Bärrel geschickt?

Bengel. Not jet, Sör.

Beutel. Well, so sag' ihm, daß ich ein schlechtes Memory habe, das man somteimes anfeuchten muß. Die verdammten Kopfschmerzen! u. s. w.

In diesem Ton geht es fort, doch wird der Leser an obiger Probe genug haben. Zuletzt wirft der Vormann Bengel den Redacteur Beutel, nachdem sie in Streit gerathen, zur Thür hinaus, zum Schluß des zweiten Acts schlägt der Vormann Typus den Redacteur Schneider „hinter die Ohren“, und wirft ihn ebenfalls zur Thür hinaus, im dritten Aufzuge gerathen beide Redacteure einander in die Haare und „prügeln aufeinander los“; in der nächstfolgenden Scene läßt Geißel, Gastwirth, früher Literat, den Redacteur des „National-Hickory“ von einem Neger über den Stuhl legen und ihm 25 „auf den Hintern“ aufzählen; weiterhin droht Geißel die schändlichen Streiche der Redacteure als: Unterschlagung von Geldern, Meineidsgeschichten, Verführungsgeschichten u. s. w. vor Gericht zu bringen, worauf die Redacteure ihn um ihrer Familie willen anflehen, dies nicht zu thun. Da ruft Geißel: „Schlimm genug, daß auch solche Canaillen Familien haben! Man sollte alle solche Racker castriren (!), damit sie ihre Schande wenigstens nicht auf unschuldige Nachkommen bringen.“ Am Schlusse dieses sogenannten Lustspiels, das aber vom sittengeschichtlichen Standpunkt ein thränenwerthes Trauerspiel ist, fassen sich beide Redacteure abermals und prügeln sich „collegialisch“ zur Thür hinaus. Man sieht an diesen Prügeleien, daß wir wieder auf dem Urboden der commedia dell' arte, des Puppenspiels und der Holberg'schen Komödie stehen, nur ist bei Karl Heinzen alles viel roher, gemüthloser und wüster. Ob das Stück irgendwo in Nordamerika schon aufgeführt worden, wissen wir nicht; doch da wir annehmen dürfen, daß die deutschen nordamerikanischen Bühnen, deren es schon in guter Zahl gibt, ihrer dramatischen Dichter und diese jener, beide aber ihres Publikums würdig sind, so halten wir es gar nicht für unmöglich, daß sich eine deutsche Bühne in Nordamerika findet, welche ihrem Publikum den Hochgenuß einer Aufführung dieses Lustspiels bereitet. Wirklich, ein ästhetischer Genuß seltenster Art müßte eine solche Aufführung sein!

Das andere fünfactige Lustspiel „Professor Irrwisch“ spielt in unserm Deutschland, beginnt mit nicht weniger als sechs Monologen, und richtet seine Persiflage namentlich gegen die Lächerlichkeiten des deutschen Stockgelehrtenthums (in der Person des Professors Irrwisch), der deutschen Romantik und ungesunden Hypersentimentalität (in der Person der Dichterin Mina Ueber) und der deutschen Denunciationswuth und Revolutionsriecherei (in der Person des Polizeidieners Nasenloch). Es fehlt in diesen Richtungen dem Lustspiel keineswegs an treffenden, oft auch possirlichen Einfällen, sogar nicht an Brocken selbst gelehrter Kenntnisse, aber auch ebenso wenig an grob carikirten Zügen und widrigen Geschmacklosigkeiten.

Was sagt man z. B. zu folgender Stelle? Die Haushälterin des Professors, Gertrud Winterkohl, und der Marktbauer Martin Hammel sind in einem Liebesrencontre begriffen und es entspinnt sich im Verlauf desselben folgendes Zwiegespräch:

Martin. Ach! es ist so eine schöne Luft in der Natur!

Gertrud. Ich wollt' es wär' schon 12 Uhr. (Sie küssen sich.) Es wird mir ganz violett, wenn ich an die lange Zeit denke. Es ist überall so grün in der Natur.

Martin. Was siehst du mich so an?

Gertrud. Ach, Martin!

Martin. Was ist?

Gertrud. Ich weiß es nicht, aber ich hab' dich außerordentlich lieb. Komm', Martin, laß mich dich einmal in die Nase beißen! (Er hält sie dar, sie beißt ihn sanft in die Nase.)

Das müßte sich auf der Bühne ganz allerliebst ausnehmen! Auch in diesem Lustspiel beruft sich der Polizeispion Nasenloch, als der Baccalaureus der Medicin, Fopper, seine Schlechtigkeiten enthüllt hat, auf seine Familie: „Herr Fopper, ich bitte Sie um Gottes willen! Bedenken Sie, daß ich Vater bin, der Familie hat und eine Frau mit vier Kindern!“ worauf Fopper erwidert: „Schlimm genug, daß solche Schurken auch noch eine unschuldige Nachkommenschaft mit ihrem infamen Namen stempeln können. An Familien ehrlicher Leute, die Sie ins Unglück zu bringen suchten, haben Sie nie gedacht.“

Wirklich, wenn man solche Lustspiele liest, so möchte man sowol in Rücksicht des Darstellers wie der dargestellten Verhältnisse an dem gerühmten deutschen Gemüth gänzlich verzweifeln. In den Jahren vor 1848 war es Brauch, gegen das deutsche Gemüth loszuziehen; denn, behauptete man, mit den politischen und socialen Verhältnissen könne es nicht eher besser werden, als bis man dieses Gemüth vollkommen abgelegt habe. Wir für unsere Person aber erlauben uns zu sagen: Führt nur das wahre, echte, tüchtige, durch die Ungunst der Verhältnisse verschüttete und verloren gegangene deutsche Gemüth erst wieder ein, und die edeln Güter, nach denen ihr trachtet, werden euch dann

von selbst schon zufallen! Unsere Universitäten namentlich sollten die Pflanzstätten dieses echten deutschen Gemüths wie überhaupt der humanen Gesinnung sein, aber sie sind es zum großen Theile nicht; und weil sie es nicht sind, so verdient derjenige Theil der Studentenschaft, welcher diesen humanisirenden Tendenzen entgegenzuarbeiten scheint, selbst von einem Heinzen folgende in Fopper's Mund gelegte Strafpredigt anhören zu müssen:

„Kennt ihr ein sinnloseres, stupideres, widerwärtigeres Geschlecht, als diese gewöhnliche Sorte von Studenten? Kerle, die sich geberden, als sei die Welt ihr Erbtheil, und nichts können, als Unsinn schwatzen, mit überkommenen Redensarten um sich werfen, sich zu Schanden saufen und sich die Gesichter zerhauen! Jede Flegelei gilt ihnen als eine Großthat, jede Roheit als eine Auszeichnung und jeder Blödsinn als Genialität. Dafür hat sie denn auch ein sogenannt geistreicher Schriftsteller die «letzten Ritter» genannt. Er hätte sie die ersten Lümmel nennen sollen, oder die ersten Philister. Sie theilen die Welt ein in Studenten und Philister; gibt es aber größere Philister, als diese Sklaven des stereotypen Unsinns und der Schollen-«Verbindungen», die den Namen jedes Krähwinkels, aus dem sie hervorgekrochen, zur Bildung einer akademischen Nationalität benutzen? «Frei ist der Bursch», singen sie, und ihre ganze Freiheit besteht in der rohesten Libertinage. Wo hört ihr je etwas von diesen Menschen, wenn irgendeine edle Sache die Geister bewegt? Sie liegen in der Kneipe und saufen!"

Das ist nun freilich Heinzen'sche Ausdrucksweise!

Nun, nach ritterlicher Anmuth, Feinheit und Zierlichkeit, wie man sie in so manchen spanischen Lustspielen, namentlich auch in Moreto's „Doña Diana" findet, wird man wol in deutschen Originallustspielen überhaupt vergebens suchen; diese Eigenschaften liegen vielleicht nicht im deutschen Charakter; aber es sind glücklicherweise doch schon feinere Lustspiele auch in deutscher Sprache geschrieben worden als die Heinzen'schen. Selbst die modernen berliner Volkspossen halten auf feinern Anstand, obschon neben den Heinzen'schen Komödien ein eigentlich deutsches Lustspiel immer noch eher bestehen kann, als neben jenen, die hauptsächlich nur durch ihre pikanten „zeitgemäßen" Couplets, unmotivirten Ueberraschungen, Ensemblestücke, Tänze, Prachtdecorationen und Prachtaufzüge wirken. Auch so manche unserer Großstädte wimmeln von Kleinstädtereien aller Art, aber ein neuerer Lustspieldichter wird sie in breiterer Motivirung nicht mehr schildern und charakterisiren dürfen, denn neben jenem bunten, Ohren und Augen fortdauernd beschäftigenden tollen Allerlei muß jede gründliche Motivirung, jede ruhige Entwickelung nothwendig als langweilig erscheinen, ganz abgesehen davon, daß unsere Großschildburger und Großpolkwitzer gern die Vornehmen spielen und sogar lieber an ihre kleine Bosheiten und Sünden als an ihre großen Albernheiten und Lächerlichkeiten erinnert sein wollen. Heinzen strebt doch wenigstens nach Motivirung der Handlung und folgerichtiger Charakteristik, und durch alle Geschmacklosigkeiten und Verschrobenheiten zieht sich doch ein starker Strom gesunden Menschenverstandes hindurch. Cynisch kann Heinzen wol sein, aber nicht eigentlich frivol; er meint es mit seinen Bestrebungen zur Besserung der Lage des menschlichen Geschlechts ganz ernst und ehrlich; nur liebt er die Menschen so, daß er sie immer am liebsten prügeln möchte, und er erklärt ihnen seine Liebe, indem er ihnen Grimassen schneidet. Darin liegt doch auch Romantik, wie überhaupt die Form der beiden Lustspiele, von denen das erste gegen den Schluß aus der Prosa sogar in Verse übergeht, nicht wenig an die Willkürlichkeiten der romantischen Schule erinnert.

Die Art, wie Heinzen seine Werke, Gedichte und Lustspiele in Umlauf setzt, hat ebenfalls etwas Primitives; er vertreibt sie nämlich auf dem Wege der öffentlichen Subscription, wie dies im vorigen Jahrhundert, als der Buchhandel noch nicht so entwickelt war wie jetzt, auch in Deutschland gar nicht so selten geschah. Diese Vertriebsweise hat ihre Nachtheile wie ihre Vortheile für den Autor. Jedenfalls kann er den Absatz mehr durch persönliche Thätigkeit nachhelfen, und wer sich sonst als seinen Freund, Gönner und Verehrer geberdet, wird nicht wol umhin können, auf ein oder mehrere Exemplare des betreffenden Buchs zu subscribiren und sich womöglich noch in weitern Kreisen für den Absatz desselben zu verwenden. Auf diese Weise erwarb z. B. die Karschin bei der ersten Gesammtausgabe ihrer Gedichte eine runde Summe von 2000 Thalern. Es wird wol nicht viel Dichter gegeben haben, welche sich rühmen konnten, von einem Verleger gleich für die erste Gesammtauflage ihrer Gedichte ein gleich hohes Honorar erhalten zu haben. **H. M.**

Zur Dante-Literatur.

Dante Alighieri's lyrische Gedichte und poetischer Briefwechsel. Text, Uebersetzung und Erklärung. Von Karl Krafft. Regensburg, Montag u. Weiß. 1859. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Es hat beinahe etwas Rührendes, wenn mitten unter der fieberhaften politischen und industriellen Aufregung dieser Zeit jemand es wagt, die einer längst verschollenen Zeit, einer ganz und gar verschiedenen Glaubens- und Lebensrichtung angehörenden Töne eines großen Dichters wie Dante in unserer Sprache erklingen zu lassen, und wir können dem kühnen Unternehmen nur von Herzen Glück wünschen, weil, wenn diese Uebersetzung zahlreiche Leser findet, es uns ein höchst erfreuliches Zeichen sein würde, daß wenigstens in Deutschland der Sinn für andere als materielle Interessen noch nicht ganz erstorben ist. Ist aber das Unternehmen selbst schon ein kühnes zu nennen, so ist es die Art der Ausführung nicht minder. Der Uebersetzer hat sich von der Fessel des Reims befreit und beruft sich auf die in gleicher Weise trefflich gelungenen Uebersetzungen der „Divina commedia" von Philalethes und Kopisch. Hier aber möchten wir ihm doch ein Bedenken entgegenstellen. Die „Divina commedia" ist ein so kolossales Werk, so unendlich reich an tiefsinnigen Gedanken, an der Natur abgelauschten Bildern, so überwältigend durch seinen großartigen Inhalt, daß der Leser, von dem Gegenstand gefesselt, sich, um den vollen Genuß der Gedanken zu gewinnen, den Verlust des Reims gern gefallen läßt und wol meistens ihn kaum nur bemerkt. Anders verhält es sich mit lyrischen Gedichten und vorzüglich mit dem Sonett, dessen ganzes Wesen ja eben in der künstlichen Anordnung der Reime und der durch sie bedingten Strophen besteht; hier ist, wir möchten sagen, die Melodie alles, wenngleich allerdings bei Dante die oft tief innigen Gedanken und Bilder auch ohne den Schmuck der tönenden Reime wol im Stande sind, den Leser vollkommen zu befriedigen. Und gewiß, wenn die Frage gestellt würde, ob wir lieber die Gedanken und Gefühle des Dichters in voller Reinheit und Klarheit, aber ohne den Reim, vernehmen, also mit Porträtähnlichkeit genießen, oder uns an dem Gleichklang der Reime erfreuen und dafür unendlich oft die Anschaulichkeit und Identität der Gedanken preisgeben wollten, so möchten doch am Ende deutsche Leser sich für die erste Alternative entscheiden. Natürlich würden aber, wenn dies zugegeben wird, unendlich strenge Forderungen an den sich nun freier bewegenden Uebersetzer zu stellen sein, wie der Italiener unerbittlich gegen jede Schwäche im Verso sciotto sich zeigt; und hier möchten wir es doch als einen Mangel rügen, daß der Uebersetzer sich fast überall, und zwar ohne darin irgendein sich selbst auferlegtes Gesetz zu befolgen, männliche Versausgänge unter die weiblichen gemischt hat. Wenn auch unsere männlichen Verse nicht ganz die Wucht und das die Aufmerksamkeit auf sich Ziehende des tronco haben, so wird dadurch doch die zarte Musik der versi piani unangenehm unterbrochen und gestört. Ebenso hat es für uns etwas Fremdartiges und also Störendes, daß der Uebersetzer die stets wiederkehrende Bezeichnung der Geliebten als seine donna unübersetzt gelassen hat, während doch der Ausdruck Herrin in diesem Sinne seit langen Jahren in der romantischen Poesie das volle Bürgerrecht erlangt hat. Doch genug der kleinlichen Ausstellungen, während die Leistungen des Uebersetzers im höchsten Grade Anerkennung und Dank verdienen und den aufrichtigen Wunsch

hervorrufen, daß seine Arbeit dazu beitragen möge, den noch so wenig in ihrem wahren Werth erkannten lyrischen Gedichten Dante's zahlreiche Leser zu verschaffen.

Die gegenwärtige Uebersetzung umfaßt alle lyrischen Gedichte Dante's, soweit sie als echt anzunehmen sind, mit Ausschluß der entschieden dem großen Dichter abzusprechenden und namentlich der matten Reimereien, welche den Namen rime spirituali führen. Dafür sind als dankenswerthe Zugabe die lateinischen, zwischen Dante und Johannes de Virgilio gewechselten Gedichte hier zum ersten male im Versmaß des Originals übersetzt. Das Ganze hat der Verfasser in vier Bücher getheilt, wovon das erste die Gedichte der „Vita nuova", das zweite die Canzonen, das dritte die übrigen rime liriche, das vierte den lateinischen Briefwechsel enthält. Am Schluß finden wir noch einige gereimte Uebersetzungen einzelner Sonette sowol vom Verfasser selbst als von Paul Heyse, Ruperti, A. W. Schlegel und Schnakenburg und einige englische von Boyd und Cary. Da die Gedichte Dante's den heutigen Lesern doch manche Dunkelheiten darbieten, so hat der Uebersetzer einen deutschen Commentar hinzugefügt, an welchem wir zweierlei besonders rühmen müssen, einmal, daß er sich auf das Nothwendigste beschränkt und nicht durch weitläufige Gelehrsamkeit ermüdet, und dann, daß er in einer kleinen besondern Abhandlung, die auch von uns entschieden behauptete Ansicht aufstellt: diese Gedichte und namentlich die meisten Canzonen des „Convito" seien allerdings ursprünglich als Liebesgedichte entstanden und als solche in sich vollkommen verständlich und klar, die später von dem Dichter gegebene allegorische Erklärung aber sei aus dem Bestreben hervorgegangen, sich seinem Volke nicht blos als Dichter, sondern auch als tiefsinniger Gelehrter und Philosoph zu zeigen.

L. G. Blanc.

Notizen.

Die preußische Dramenprämie.

In Betreff dieser Angelegenheit erhielten wir von Emil Müller-Samswegen in Berlin folgende Zuschrift:

„Die Aussetzung eines Tausend-Thaler-Preises für das beste Drama hat unter den Schriftstellern wieder einen Streit angefacht, wie er leider nichts Seltenes ist. Gutzkow hat in zwei Artikeln das Unzulässige einer derartigen Preiskrönung dargelegt. Dafür hat man ihn von verschiedener Seite hart angelassen, man hat ihn wol gar eines falschen Ehrgeizes beschuldigt. Und was hat er gethan? Er hat nur die Rechte der Dramatiker gewahrt. Echt deutsch, müssen wir ausrufen, daß ein Mann von seinesgleichen dafür bespöttelt wird, wenn er die Rechte seiner Standesgenossen vertheidigt, wenn er eine liberal scheinende Maßregel nicht so zweckmäßig findet, als sie die Mehrzahl gefunden wissen will. Sage man doch nicht, wir seien wer weiß wie aufgeklärt; wären wir es wirklich, dann würden selbst Dramatiker nicht in dieser so einfachen, von Gutzkow mit der besten Absicht verfochtenen Sache das total Verkehrte vertheidigen. Gewiß die Absicht des allerhöchsten Stifters des dramatischen Preises ist über jede Bekrittelung erhaben, das hindert aber nicht, daß sich die Stiftung selbst als unzulässig erweist, das hindert nicht, daß wir die Unzulässigkeit offen aussprechen. Gutzkow hat in der Sache nicht nur nicht unrecht, seine Ansicht ist die allein wahre und maßgebende; an den Dramatikern, die in dieser Sache nicht fühlen wie Gutzkow, an denen verlieren wir wahrlich wenig, wenn wir die Selbsttäuschung für sie nicht etwa als Entschuldigung geltend machen.

„Was sind wir Dramatiker dem Staatsoberhaupte und dem Staate gegenüber? Privatpersonen. Das bischen größere oder geringere Talent, das wir besitzen, ist unser Privateigenthum, ganz ebenso wie das Rittergut Privateigenthum des Besitzers ist. Der Staat hat kein Recht, hinsichtlich der Verwendung des Privateigenthums irgendwelche Beschränkungen zu erlassen. Die freie geistige Arbeit, sie steht im gleichen Range mit dem Werthe der freien moralischen That. Die freie moralische That ist gut durch sich selbst und ganz ebenso ist die freie große geistige Arbeit gut durch sich selbst. Der Staat mag die That des guten Bürgers belohnen ihrer selbst wegen und so mag der Staat, wenn es denn einmal so sein soll und man sich das Heil der Dramatik von staatlicher Prämiirung verspricht, jede gute dramatische Arbeit ihrer selbst wegen belohnen. Er darf aber nie und nimmermehr eine Commission niedersetzen, welche die freien Handlungen von Privatpersonen (und solche sind ja doch unsere dramatischen Arbeiten) controlirt und gegeneinander abwägt. Was sagte man wol, wenn der Staat eine Commission niedersetzte, die alljährlich aus der Zahl aller guten Bürger oder Merkmale guter Bürger nach der polizeilichen Führung (die nach wohlthätigen Handlungen bestimmt) einen zur Erhebung in den Adelstand vorschlagen sollte. Der Staat weiß sehr wohl, daß alle die Bürger, die nicht geadelt würden, sich aufs tiefste gekränkt fühlen müßten. Und wir Dramatiker sind auch recht schwache Menschen, wenn es auf den Ehrenpunkt ankommt; sind wir es nicht, ja sehnen wir uns danach, daß der Staat von uns Notiz nehme, dann sind wir klägliche Dramatiker, die ihren Lohn dahin haben. Es kann nichts klarer sein als dies, nichts klarer, als daß wir Dramatiker im Gefühle unsers heiligsten Rechts um die Zurücknahme der Preisstiftung ersuchen müssen, ganz ebenso wie jeder wahrhaft gute Bürger sich in der Freiheit seiner moralischen That durch eine Concurrenz, eine vom Staate mit dem Adelstitel prämiirte Concurrenz bedrückt fühlend, für den Fall, daß die Concurrenz nicht beseitigt würde, lieber aufhören möchte ein guter Bürger zu sein, denn sich in den Verdacht eines Concurrenten zu bringen. Wie gesagt, es ist so klar, daß es nicht klarer sein kann, und doch sieht man es nicht ein. Uebrigens brauchte man nur den Erfolg abzuwarten, die Stiftung würde sich bald als unnütze Maßregel erweisen, mit der die dramatische Kunst vollends zu Grunde gerichtet wird. Wozu denn das Schauspiel, daß sich eine Commission von gelehrten Männern je nach Ablauf von drei Jahren durch ihre Preisertheilung vor der Nachwelt blamirt? Und ohne die entsetzlichste Blamage geht es beim besten Willen nicht ab.

Doch genug, wir könnten die Sache noch von anderer Seite betrachten und würden mit demselben Freimuthe zu dem Resultate gelangen, daß ein Staatsoberhaupt eine Preisstiftung in der vorliegenden Weise nicht erlassen darf, wenn es mit dem edeln „Suum cuique" nicht in Conflict gerathen will. Der Staat als solcher thut nichts, daß der gute Bürger gut sei, er thut nichts, daß ein Mensch zum Dramatiker reife; er hat also auch absolut kein Recht zu untersuchen, inwieweit jener gut, inwieweit dieser preiswürdige Dramen liefert."

Wir fügen hieran einen Auszug aus einem uns zugegangenen Schreiben einer literarischen Notabilität. Nachdem der Schreiber des Briefs versichert, daß, wie wir auch gern glauben, alle Künstler, Maler, Bildhauer, Componisten seine Meinung in Betreff der Unzweckmäßigkeit der Stiftung theilten, fährt er fort: „Dieselbe Empfindung müssen von jetzt an Halm, Mosenthal, Laube, Freytag, Heyse, Brachvogel u. s. w. bei jedem ihrer neu begonnenen Werke haben. Wenn irgendeine dichterische Thätigkeit Ermunterung bedarf, ist es die dramatische; denn den Zustand des deutschen Theaters kennen Sie! Welche Noth, selbst beim accreditirten Autor, ein Stück anzubringen! * * * reist hierhin und dahin, die * * * auf die Bühne zu bringen; nach der Schererei mit dem Intendanten kommt dann die Aufführung! In Paris entscheidet Ein Abend, die Pariser! Der deutsche Autor muß seinen Proceß in Wien, München, Berlin immer wieder von vorn anfangen, und hat er endlich einen Erfolg, ruht er matt und müde von den Aufregungen aus, die bis ans Herzblut gehen, so kommt jetzt ein Nationalinstitut und gibt ihm doch noch zu guter letzt den Gnadenstoß. Concurriren muß man, ohne gefragt zu werden, während sonst bei jeder Concurrenz ängstlich über Verschweigung der Namen gewacht wird, jeder Autor unbekannt bleibt und sein scheiterndes Werk still wieder in sich zurück nehmen kann."

Wir für unsere Person haben schon in Nr. 4 d. Bl., bei

aller Anerkennung für den der Stiftung zum Grunde liegenden edeln Willen, unsere Meinung dahin ausgesprochen, und zwar unter Beibringung von Gründen, die schwer zu widerlegen sein dürften: daß die Preisrichter wol einen Preis decretiren können, aber ein definitives Urtheil über die absolute Preiswürdigkeit eines der Dramen abzugeben nicht im Stande sind.

Die angeblich Schiller'sche Geschichte Würtembergs.

In Nr. 48. d. Bl. f. 1859 hatten wir gegen die Echtheit der im Verlag der Expedition der „Würtembergischen Volksbibliothek" zu Stuttgart lieferungsweise erscheinenden „Geschichte von Würtemberg", einer angeblichen Jugendarbeit Schiller's, aus verschiedenen Gründen Zweifel erhoben. Unsere Bemerkungen haben den Herausgeber veranlaßt, auf dem Umschlag der uns jetzt zugegangenen zweiten Lieferung über den eigentlichen Sachverhalt nähere Aufklärungen zu geben, aus denen wir Folgendes als das Wesentliche hier mittheilen: „Der Künstler, welcher der Redaction der Volksbibliothek das Manuscript zur Verfügung stellte, ist der königl. bairische Conservator und Professor Hr. Karl Heideloff, der Sohn desselben Heideloff, der als ein Freund Schiller's aus der Karlsschule allgemein bekannt ist. Unter den Papieren seines Vaters finden sich nicht blos Aufzeichnungen darüber, daß Schiller diese Geschichte für die Herzogin Franziska auf deren Wunsch niedergeschrieben, sondern auch daß Heideloff's Vater bei Fertigung der Randzeichnung dazu mitgewirkt hat. Allerdings ist das Buch nicht sowol eine selbständige Arbeit Schiller's, als vielmehr nur seine freie Bearbeitung des Collegienhefts seiner Klasse in der Karlsakademie über würtembergische Geschichte, somit Form und Inhalt von seinem damaligen Lehrer (dem berühmten Professor Balthasar Haug) gegeben und nur die Darstellung als sein zu betrachten. Darum ist es auch leicht erklärlich, daß Schiller über eine solche Arbeit sich nicht besonders ausließ, da er sie — mit einigem Unterschied in der Darstellung — mit allen seinen Mitschülern gemein hatte und gemein haben mußte. Nichtsdestoweniger ist es constatirt, daß die Herzogin gerade von Schiller das Collegienheft zu erhalten wünschte mit allegorischem Bilde von andern ihrer Lieblingszöglinge, und dieses Manuscript ist es, das Professor Hr. Karl Heideloff erhielt und dem Redacteur der «Würtembergischen Volksbibliothek» zur Herausgabe überließ." Es wäre zu wünschen gewesen, daß es die Verlagshandlung für angemessen gehalten hätte, diese Erklärungen schon früher abzugeben. Freilich wird dadurch der Antheil Schiller's an dem Werke fast auf Null reducirt; das Product erscheint wesentlich als eine Arbeit des Professors Haug, die übrigens als solche ihren Werth haben mag, und gern glauben wir der Versicherung des Herausgebers, daß das Werk von sehr tüchtigen würtembergischen Lehrern als „ein ganz ausgezeichneter Leitfaden für den Unterricht in der vaterländischen Geschichte" erklärt werde. Eine ähnliche Erwartung sprachen wir schon früher aus. Es erklärt sich nun übrigens auch, wie es kam, daß Schiller vermied, von dieser im Auftrage der Geliebten des Herzogs wol nicht sehr freiwillig vorgenommenen Ueberarbeitnug eines bloßen trockenen Collegienhefts später zu sprechen. Von den Eigenthümlichkeiten und dem feurigen Temperament des jugendlichen Schiller zeigt sich darin nichts. Hierzu kommt, daß der Herausgeber, obschon er anfangs in Zweifel war, ob er nicht zu einem buchstäblichen Abdruck schreiten sollte, es doch vorgezogen hat, in der Orthographie, in damals mehr gebräuchlichen und gewöhnlichen Fremdwörtern und in gewissen veralteten Wendungen Correcturen und Aenderungen vorzunehmen. Er versichert zwar, daß dieser Aenderungen nur wenige seien; wahrscheinlich aber waren sie hinreichend, um die alterthümlichen Züge in der Physiognomie des Ganzen ziemlich bis zur Unkenntlichkeit zu verwischen. Auch hat sich die Verlagshandlung veranlaßt gesehen, nun anzuzeigen, daß das Ganze nur etwa den Umfang von 18 Druckbogen haben werde. **H. M.**

Bibliographie.

Averholdt, A., Giordano Bruno. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Weimar, Kühn. 1859. 8. 10 Ngr.

Anton, A., Von Darmstadt nach Ostindien. Erlebnisse und Abenteuer eines Musikers auf der Reise durch Arabien nach Lahore. Die denkwürdigen Ereignisse der letzten Jahre nach seinem Tagebuch wahrheitsgetreu geschildert. Darmstadt, Küchler. Gr. 8. 12½ Ngr.

Asmus, H., Grundlinien der Lübischen Geschichte. Oder: Kleine Lübische Chronik. Zwei Lieferungen. Lübeck, Dittmer. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bazancourt, Baron v., Der italienische Feldzug von 1859. Nach dem Französischen von J. Seybt. 1ster Theil. Naumburg. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Kleine Beiträge zu großen Fragen in Oesterreich. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 12 Ngr.

Bernstein, A., Vögele der Maggid. — Mendel Gibbor. Zwei Novellen. Berlin, Gerschel. 8. 15 Ngr.

Boguslaf X., Herzog von Pommern, Pilgerreise nach dem gelobten Lande. Berlin, Decker. 1859. Gr. 8. 10 Ngr.

De Buurendochter in 't Pension; of: dat ha'rk man eerder weeten must. Ein Bild aus dem Landleben von H. D. S. Emden, Woortmann. 1857. Gr. 8. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Baltzer, E., Schiller, besonders in seiner religiösen Bedeutung. Zur Erinnerung an die 100jährige Gedächtnißfeier desselben in der freien Religionsgemeinde zu Nordhausen. Gotha, Stollberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Lorey, H., Schiller's Leben. Rede am 100jährigen Geburtsfeste des Dichters in der höheren Gewerb- und Realschule zu Darmstadt gehalten. Darmstadt, Küchler. Gr. 8. 2 Ngr.

Meier, E., Festrede am Tage der Jubelfeier Schiller's am 10. November 1859 in der Aula der Universität Tübingen gehalten. Tübingen, L. F. Fues. 1859. Gr. 8. 4 Ngr.

Methner, J., Friedrich Schiller. Am 10. November 1859 im Gymnasium zu Lissa gesprochen. Lissa, Günther. 1859. Gr. 8. 5 Ngr.

Nachklänge aus den Erzählungen des Verfasser der Ostereier Christoph von Schmid. Zur Erinnerung an die feierliche Enthüllung des Christoph von Schmid'schen Monumentes zu Dinkelsbühl den 12. Oktober 1859. Augsburg. 8. 5 Ngr.

Der Papst und der Congreß. Deutsche Ausgabe der Schrift: Le pape et le congrès. 1.—5. Auflage. Leipzig, Weber. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Papst und der Congreß. Aus dem Französischen. Naumburg. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Papst und der Kongreß. Berlin, J. Abelsdorff. Gr. 16. 5 Ngr.

Reinthaler, K., Drei Lieder von Luther und Schiller mit alten Volksweisen. Zur Feier ihres gemeinsamen Geburtstages zusammengestellt. Erfurt. 4. 3 Ngr.

Walesrode, L., Friedrich Schiller und sein Volk. Festrede, gehalten am 10. November 1859 im großen Saale des Bürger-Vereins zu Altona. Altona, Wendeborn. 1859. Gr. 8. 6 Ngr.

Wegener, W., Prolog zur Schiller-Feier, in der Aula der Universität Berlin gehalten. Brandenburg, Müller. 1859. Gr. 8. 2½ Ngr.

Weißgerber, Sophokles und Schiller. Eine poetische Vision zu Schiller's Jubelfeier am 10. November 1859. Freiburg im Br., Diernfellner. Gr. 8. 4 Ngr.

Winterstein, W., Fest-Rede bei der von der Realschule zu Burg veranstalteten Gedächtnißfeier Schiller's am 10. November 1859 gehalten. Burg, Hopfer. 1859. Gr. 8. 2½ Ngr.

Zimmermann, F., Vortrag über Schiller am 10. November 1859 in der Aula des Darmstädter Gymnasiums gehalten. Darmstadt. 1859. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 16. Februar 1860.

Epische Dichtungen.

Ein deutscher Professor sprach vor einiger Zeit seine Misbilligung aus über die übertriebene Verehrung Goethe's, durch die es dahin gekommen sei, daß man keine literarische Zeitschrift lesen könnte, ohne ihn erwähnt zu sehen, ohne daß auf ihn hingewiesen würde. Der Vorwurf erscheint uns als das größte Lob für den Dichter; denn sofern die Bewunderung nicht unwahr ist, gibt sie den Beweis, wie Goethe in allen Richtungen der Dichtkunst eine vollständige Revolution der Anschauungen und des Geschmacks hervorrief. Auch für die epischen Dichtungen hat er in „Hermann und Dorothea" einen Weg betreten, der die bis dahin bestandene Theorie vortheilhaft veränderte und erweiterte. Eine Beurtheilung dieser Dichtung in der „Allgemeinen Literaturzeitung" von 1797 weist auf glänzende und geistreiche Weise den Fortschritt nach, den unsere Literatur dadurch gemacht hat; Schlegel, den wir für den Verfasser jener Abhandlung halten (wir finden wenigstens Gedanken aus dessen damals noch nicht erschienener „Geschichte der Poesie der Griechen und Römer" benutzt), gibt darin Winke und Erfahrungen, durch welche in dem kurzen Aufsatze eine vollständige Theorie der epischen Dichtung, soweit eben eine solche möglich ist, aufgestellt wird.

Eine vollständige Theorie der epischen Dichtung gibt es aber so wenig, wie eine vollgültige Theorie der Poesie überhaupt; sie kann wenigstens nur auf ein literarhistorisches, nicht auf ein dichterisch förderndes Interesse Anspruch machen; sie könnte nur hergeleitet werden aus den unabänderlichen Gesetzen des menschlichen Gemüths, und wer will diese fest bestimmen? So bleibt uns nur übrig die Theorie aus Vorbildern zu lernen, und während die Poetiker daraus mühsam eine Lehre construiren, hat das Genie bereits erkannt, inwieweit die Vorzüge jener Schwächen für uns sind; wie es mit den menschlichen Gesetzen überhaupt der Fall, die, als Ideal gedacht, der Ausdruck des Allgemeinwillens sein sollen, ist die Theorie veraltet, wenn sie sich praktisch bewähren soll. Nirgends aber soll sich die fortschreitende Entwickelung des Menschengeschlechts klarer aussprechen, als in seinen epischen Dichtungen; wieweit in ihnen großen Vorbildern nachgeahmt werden darf, wird das Genie erkennen und dabei unterscheiden, was die Zeit jenen verliehen hat und was sie auf der andern Seite zu Genossen jeder Zeit macht.

Die Theorie aber, die für die epische Dichtung seit dem Erscheinen von „Hermann und Dorothea" maßgebend ist, und die wir in dem angezogenen Aufsatze lehrreich entwickelt finden, wollen wir kurz in den Sätzen zusammenfassen: Der Stoff muß den festen Boden der Wirklichkeit unter sich haben, das Wunderbare selbst — noch von Ramler für einen nothwendigen Inhalt der epischen Dichtung betrachtet — muß wahrscheinlich erscheinen; wie er national und volksmäßig seiner Richtung nach sein muß, so muß sein Inhalt poetisch sein, d. h. von der Behandlung ausgeschlossen muß bleiben, „was wissenschaftlich oder mechanisch betrieben wird, wobei nach politischen und taktischen Berechnungen eine Menge Menschen wie bloße Werkzeuge mit gänzlicher Verzichtleistung auf ihre sittliche Selbstthätigkeit in Bewegung gesetzt werden". Was für die lenkenden Personen selbst einzig Angelegenheit des Verstandes ist, die außerhalb der Sphäre ihrer sittlichen Verhältnisse liegt, dem ist schlechterdings keine poetische Seite abzugewinnen.

Das Interesse für den Stoff muß zunächst erweckt werden durch die entscheidenden Lagen, in welche der Dichter seine handelnden Personen bringt, um ihr Innerstes hervorzukehren; dazu müssen die Sitten der epischen Personen, wie schon Aristoteles verlangt, gut (wahr), schicklich, ähnlich und sich selbst gleich sein. In der Bearbeitung ist die erste Bedingung Uebersehbarkeit des Ganzen, Uebereinstimmung und Wechselbestimmung des Einzelnen mit dem Ganzen. Dazu ist nothwendig die ruhige Darstellung des Fortschreitenden, die das Gefühl gibt, daß der Dichter über der Handlung steht und daß er selbst in den leidenschaftlichen Aeußerungen und Handlungen seines Helden die Ruhe behält. Maß, Verhältniß und Ordnung gibt schon Homer als Bedingung der Schönheit einer Dichtung an (Odyssee, VIII, 489, 496). Die ruhige Entfaltung muß auch in den Bildern und Episoden zu erkennen sein. Diese gleichmäßige Bedingung, die an allen Theilen der epischen Dichtung vorausgesetzt wird,

führt auf die Uebereinstimmung, die, außer in dem bereits Erwähnten, in der Zeichnung der Charaktere mit dem Stoffe, beziehendlich mit der Geschichte, vor allem aber zwischen Form und Gedanken stattfinden muß. Nach diesen, unsern Standpunkt bezeichnenden Vorbemerkungen gehen wir zu der Besprechung einer Anzahl uns vorliegender epischer Dichtungen und Erzählungen über.

---

1. Johann von Werth. Eine deutsche Reitergeschichte von **Wolfgang Müller** von Königswinter. Köln, Du Mont-Schauberg. 1858. Gr. 16. 1 Thlr.

Diese von uns hier vorangestellte epische Dichtung eines bekannten Dichters ist eine Erscheinung, die nicht verfehlt hat Aufsehen zu erregen und die wir auch in der literarischen Uebersicht in Nr. 1 d. Bl. f. 1859 gebührend erwähnt fanden. Ueber die gewöhnliche Tagesliteratur erhebt sich dieses Gedicht bedeutend und gern empfehlen wir es unsern Lesern. Es behandelt die auch in weitesten Kreisen bekannten Lebensschicksale des Reitergenerals Johann von Werth, det Schrecken und die Bewunderung seiner Feinde, eine der volksthümlichsten Figuren des Dreißigjährigen Kriegs, dessen Andenken in seiner Heimat am Oberrhein in Sagen und Anekdoten noch ungeschwächt fortlebt. Der Dichter hat zur Bewältigung seines Stoffs vielfache Studien gemacht, die besten historischen Quellen benutzt und auch der Volkssage nachgespürt, in der er große Ausbeute für seine Dichtung fand. Ueber die Schwierigkeiten seiner Aufgabe sagt Müller selbst: „Es ist in der That kein leichtes Werk, einen so gewaltigen Krieger in einer so gewaltigen Zeit während des Laufs von 30 Jahren in einer Weise hinzustellen, daß sich die Ereignisse und Gestalten lebendig und interessant gruppiren, daß die Staatsgeschichte nicht zu viel Raum einnimmt, daß die Schlachten sich nicht zu bunt aufeinander folgen, daß die culturgeschichtlichen Elemente durchleuchten und daß man das Bild des Helden nie aus dem Auge verliert. Ueberdies fehlt es für eine solche Dichtung ganz an epischen Mustern. Man hat wol einzelne historische Züge poetisch behandelt, aber eine ganze Periode deutscher Geschichte ist noch nie in einem Bilde zusammengesetzt worden. Bei meinem Gegenstande wurde die Aufgabe noch schwieriger durch die äußerst complicirten Staats- und Religionsverhältnisse der damaligen Zeit. Gleichviel, ich hab's gewagt!"

Wir müssen dem Dichter für dieses Wagniß doppelt dankbar sein und können versichern, daß das erlangte Resultat ein höchst glückliches ist; es ist Müller gelungen, ein abgerundetes und bedeutendes Kunstwerk zu schaffen, das ebenso interessant für den gebildeten Mann ist, als es verständlich erscheint für denjenigen, der jene Zeit nur dem Namen nach kennt: mit kurzen Worten, er hat erreicht, was er selbst erstrebte, d. h. er hat für das Volk geschrieben. Hier und da freilich hätten wir eine gehobenere Stimmung gewünscht, die der Dichter zu absichtlich vermieden hat, wol in der Besorgniß, eine solche eigne sich nicht für ein Volksbuch; der Dichter hätte aber unserer Ansicht nach mehr geben können, ohne zu befürchten zu viel zu thun. Dagegen sind die auftretenden Personen prächtig lebendig oft mit wenigen Worten skizzirt, z. B. der Winterkönig, Tilly, Wallenstein u. a.; einen gleichen Werth erkennen wir der Schilderung der Schlachten und Gefechte zu, bei denen der Dichter, wie er übrigens selbst zugesteht, theilweise nach großen Vorbildern gearbeitet hat; höchst ergötzlich und werthvoll, wie die Handlung belebend, sind die komischen Figuren und Episoden, die trotzdem, daß sie nicht immer Anspruch auf Neuheit machen können, doch hier so frisch und passend eingereiht sind, daß sie ganz an ihrem Platze erscheinen.

Da der Dichter auf seine historischen Forschungen ein besonderes Gewicht legt, so wird er uns erlauben, ihm einigen Mangel an historischer Kritik in Betreff der Herkunft Johann von Werth's vorzuwerfen; Müller nimmt an, er sei Knecht gewesen und will dem bekannten Freiherrndiplom Werth's, in welchem auf die adeliche Dignität seiner Familie in Holland hingewiesen wird, die entgegenstehende Beweiskraft mit den Worten nehmen: „Uebrigens konnte sich der Hof auch selbst irren, indem er das niederdeutsche van für adelich hielt." Zufälligerweise hat meine Familie wenige Tage vor Johann von Werth (jene den 28. März, dieser den 4. April 1635) die Freiherrnwürde und zwar beide als vertriebene holländische Adelsfamilien erhalten und ging vor Ausstellung der Diplome, namentlich unter Kaiser Ferdinand, eine sehr eingehende Adelsprobe vorher. Dabei ist es gar nicht unmöglich, daß Werth, der vielleicht ohne Vermögen Holland verließ, Knechtsdienste in Deutschland versah, wie denn während des Dreißigjährigen Kriegs auch unter dem deutschen Adel eine Verarmung so weit eintrat, daß viele Mitglieder von reich begüterten Familien nicht so viel erwerben konnten, um sich zu Hause zu erhalten (vgl. z. B. das culturgeschichtlich sehr interessante Werk: „Alexander's von der Schulenburg Lebenslauf", Halle 1858). Dies nebenbei gesagt, geben wir gern zu, daß Werth durch dies Herausarbeiten eine volksthümlichere Figur wird, wie denn auch der Feldmarschall Derfflinger einen großen Theil seiner Popularität der irrigen Annahme verdankt, er sei früher Schneidergeselle gewesen.

Kehren wir nach dieser Abweichung zu unserer Dichtung zurück, so haben wir endlich noch einige Worte über die Form derselben zu sagen. Der Dichter hat sich der vielfach im Mittelalter benutzten Versart bedient, dabei aber nach Silben, nicht nach Hebungen gezählt; eine strophische Form hat er absichtlich vermieden, die Nibelungenstrophe schien ihm nicht passend für die Zeit und eine andere historisch-epische Strophe wäre des Dichters Ansicht nach in Deutschland noch nicht erfunden. Ein Wechsel in den Versarten (wie bei Nikolaus Lenau, Meißner) schien ihm zu balladenartig. Wir müssen gestehen, daß wir mit der Form nicht ganz einverstanden sind. Eine Abwechselung in den Reimen, die übrigens nicht immer sehr delicat behandelt sind, hätte der Dichtung Frische und Lebendigkeit gegeben, während die acht- und neunfüßigen Verse, die Reim um Reim bringen, leicht ermüden; der epische Fluß der Erzählung erscheint z. B. nie gestört, die Handlung nie balladenartig in Kinkel's „Otto der Schütz", es kommt da eben blos auf die mehr oder minder geschickte Behandlung an; auch können wir dem Dichter nicht zugeben, daß wir außer der Nibelungenstrophe keine andere historisch-epische Strophe haben. Wir möchten dabei, ohne für die vorliegende Dichtung sie etwa empfehlen zu wollen, auf die Titurelstrophe Wolfram's von Eschenbach hinweisen, die in neuester Zeit mit Glück angewendet wurde von W. Osterwald in seinem „König Alfred" (Berlin 1855); er vertheidigt besonders diese metrische Form, weil sie die richtige Mitte zu halten scheint zwischen der gedrungenen und streng geschlossenen, ja starren Kraft der objectiven Nibelungenstrophe, aus der sie durch das Zwischenglied der Gudrunstrophe erwachsen ist, und der subjectiven Weichheit der neuern (namentlich nach italienischen Mustern gebildeten) lyrischen Strophen.

Wir können unsere Beurtheilung nicht schließen mit diesen Bemerkungen, die der größere Maßstab der Kritik uns in Bezug auf die vorliegende Arbeit vorschrieb. „Was aber sonst das Gedicht angeht", so sagt der Dichter am Schlusse seines Anhangs, „so will ich herzlich zufrieden sein, wenn ich jüngere Kräfte anrege, denselben Weg nationaler Dichtung einzuschlagen. Mögen sie bald kommen und unserm Volke bessere Werke bieten." Dagegen haben wir den Wunsch: Möge unserer Jugend diese nationale Dichtung ein Vorbild sein und ein Sporn werden, dem verehrten Verfasser nachzustreben! Goethe gibt irgendwo ein schönes Bild, man müsse sich den Rhapsoden als Dichter denken, umgeben von einem ruhig horchenden Publikum. Möge das dankbar lauschende Publikum unserm Dichter nicht fehlen!

2. Napoleon I. Ein Lebensbild in Gesängen von **Karl Christian Eduard Voigt**. Marienberg, Schreiber. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der Dichter hat die Absicht, den Helden von der Wiege bis zum Grabe in allen erhabenen Momenten seines Lebens zu be-

gleiten; er thut noch mehr; er zeigt uns sogar Lätitia sich Mutter fühlend, und am Schluß des Gedichts sehen wir sogar die Götter hinweisen auf den Dieu donné, den von Sympathien Getragenen, bei dessen Erscheinung es von Frankreich bis zum Hellespont wie wilder Jubel- und Siegesklang gerauscht haben soll, mit einem Worte auf Napoleon III. Zunächst halten wir den dem Dichter schon anderweitig gemachten Vorwurf, „es zieme einem Deutschen nicht, dem großen Mann ein solches Lied zu weihen", für durchaus gerechtfertigt; wol ist die Bewunderung des großen Helden natürlich, aber unerlaubt ist die einseitige Auffassung, unpassend und undeutsch das Erheben des Fremden gegen das Vaterländische. Das Genie Napoleon's wird nicht gefeiert durch Bemerkungen über Preußen (S. 92):

Da sprengt der Wahn in Sanssouci vermessen,
Des Sarges Deckel von dem Alten Fritz,
Der große Ahn soll seinen Schatten leihen,
Mit seinem Ruhm will man den Feind bedräuen; —

patriotisch ist es gewiß nicht, wenn der Dichter seine Muse in Asche und Flor trauern läßt, weil die Preußen bei Waterloo siegten; auch ist es wol etwas zu kosmopolitisch — wir wählen den artigsten Ausdruck — gedacht, wenn der Verfasser meint, des großen Friedrich Asche würde sich bei dem Erscheinen Napoleon's nicht bewegt haben, weil ihm die persönliche Bekanntschaft mehr gegolten hätte als sein deutsches Bewußtsein. Wir könnten viel des Undeutschen in diesem Gedicht aufzählen; wir finden aber noch viel mehr in dem, was der Dichter verschweigt, als in dem, was er sagt. Angesichts der Gefahren, womit uns fremde Anmaßung fortdauerd bedroht, macht dieses Gedicht einen unangenehmen und trotz seiner Unbedeutendheit störenden Eindruck auf uns. Können wir demnach mit der Tendenz nicht einverstanden sein, so vermögen wir es ebenso wenig mit der ganzen Dichtung als solcher. Zuerst ist es wieder ein starker Irrthum Voigt's, wenn er sie für naturwüchsig hält: im Gegentheil, die Anhäufung zum Theil sehr gesuchter Vergleiche („Berlin ist des Nordens Capitol", „Napoleon ein Geistesmillionär" u. s. w.), die Unfähigkeit Voigt's zu erzählen, ohne von der Begebenheit auf durchaus fern liegende Gebiete abzuirren, machen gerade den entgegengesetzten Eindruck von einem naturwüchsigen Gedicht; welcher Bombast liegt in den Worten:

Noch eh' die Nacht die ahnungsvollen Schatten
Des großen Tages in die Dunen hüllt,
Steht auf gesprengten offnen Kasematten
Napoleon, dem sich sein Spruch erfüllt;
Für solchen Sieg sucht er den zweiten Gatten,
Der seiner Wünsche stille Gluten stillt u. s. w.

Dazu kommen politische Beurtheilungen, die höchstens vom französischen Standpunkt erlaubt wären, wie: die Russen hätten sich durch Moskaus blutige Flamme geschändet; die Welt hätte augenblicklich starkes Verlangen nach Napoleon I.; Hudson Lowe sei eine Otter mit giftigen Spenden u. s. w. Dazwischen liegt offenbarer Nonsens, z. B.:

O hättet ihr (die Völker) den Frieden dort (in Leipzig) genommen,
Wär' Anno achtundvierzig nicht gekommen.

Das ganze Gedicht strotzt von Wortschwall, von schlechten Reimen, von Mangel an Unterscheidung der weichen und harten Consonanten (z. B. Süden, bieten; Norden, Cohorten; Felder, Zelter u. s. w.), sodaß sich wol nicht leicht jemand finden dürfte, der es uns nachmacht und es von Anfang bis zu Ende liest. Hofrath Winkler (Theodor Hell) hat übrigens die Anregung zur Herausgabe des Gedichts gegeben, Jérôme hat die Verdienste des Verfassers durch eine goldene Tabatière anerkannt. Wir erwähnen das alles, damit der Leser als letzter und competenter Richter des Buchs unser Urtheil mit Hell'scher Autorität und dem prinzlichen Gnadenbeweise in die Wagschale legen könne.

3. **Hutten auf Ufnau.** Ein Idyll in sieben Gesängen von Albert Türcke. Dessau, Gebr. Katz. 1858. 16. 16 Ngr.
4. **Fürst Wolfgang.** Ein vaterländisches Gedicht von Albert Türcke. Dessau, Gebr. Katz. 1858. 16. 12 Ngr.

Es ist eine wunderbare Idee, die letzten Tage eines Helden wie Ulrich von Hutten in der Form eines Idylls besingen zu wollen. Der Stoff an und für sich eignet sich unserer Ansicht nach weder für diese Dichtungsart, noch für die epische überhaupt; denn diese verlangt vor allen eine lebendige Entfaltung, die selbst in der äußern Ruhe bemerkbar bleiben muß. Hier haben wir nur den Endpunkt, das Sterben, während das höhere Interesse für den Helden schwerfällig durch seine eigenen Erzählungen gewonnen wird. Das Fehlerhafte dieses Idylls beruht also zunächst darin, daß es nichts weniger als ein Idyll ist; idyllisch ist nur die Staffage, die Decoration, Ufnau am Zürichersee, die gastliche Aufnahme, die Hutten bei dem Pastor Johann Schnegg findet u. s. w.; der Tod eines sterbenden Löwen aber, der mit dem Rufe nach Freiheit in die Ewigkeit hinübergeht, kann nimmermehr idyllisch genannt werden. Der Dichter hat sich, wie bemerkt, die letzten Lebenstage Hutten's zum Thema genommen; gebrochenen Leibes, verfolgt von der Geistlichkeit, verlassen von seinem treuesten Freunde, findet er Zuflucht auf der lieblichen Insel. Der thatkräftige Held wird uns leidend vorgeführt; der Fluch des Menschen, hingehen zu müssen, wie Herwegh sagt, mit durch Elend geschwächter Kraft, mit stückweis gebrochenen Herzen wird am empfindlichsten, wenn ein Held ihm verfallen ist; das langsame Hinsiechen ist gewiß kein Gegenstand der Poesie, vor allem kein epischer Stoff. Das hat der Dichter auch empfunden, indem er zu der Entfaltung die Episoden benutzte, die nach und nach zur Hauptsache werden. Sie bestehen in Berichten von frühern Begebenheiten, in Erinnerungen („Erinnerung", sagt der Dichter nicht eben sehr poetisch, „ist wie der Wahrheit treffender Speerwurf") an glücklichere Zeiten, wo der Held noch mit ungebrochener Kraft sein „Jacta est alea" in die kampfbereite Welt hineinrief. Aber auch diese Erinnerungen haben im Grunde keinen epischen Inhalt, sie verbreiten sich mehr über Empfundenes als über Gehandeltes. So berichtet Hutten (dritter Gesang) über das Reifen seines Entschlusses, über die Schwierigkeiten, die er in seiner Familie fand, über den Abschied von den Seinen; der vierte Gesang ist der Erinnerung an die Studienzeit in Erfurt gewidmet, der fünfte Gesang enthält den Bericht Pirkheimer's über das Leben auf Sickingen's Burg. Das alles gibt uns Züge aus dem Leben des Helden, aber damit ist zunächst nur die Sympathie für die Erzählung, nicht für die Sache selbst gewonnen. Das eigentliche Wesen Hutten's, das Revolutionäre in seinem Charakter, das über den theologischen Standpunkt hinaus auch die staatlichen Reformen ins Auge faßte, hat Türck durch das Betonen der Empfindungen des Helden beeinträchtigt. Wahrhaft beängstigend ist das jedesmalige Zusammenfallen Hutten's nach einer Erzählung, das körperliche Leiden, mit dem er jede Erinnerung erkaufen muß. Der Dichter stört dadurch jedesmal die feierliche Stimmung, in die er uns durch die meistens durchaus poetisch empfundene und gegebene Erzählung versetzt. Der Fehler liegt immer wieder in dem Stoffe, wir erkennen in dem langsam hinsterbenden Helden, der zu dem Berichte sich stärken muß mit einem Kruge nahrhafter Milch, nimmermehr den Kämpfer für Freiheit und Recht, der, wenn er sich auch in der Wahl seiner Mittel irrte, doch volksthümlich ist und bleiben wird. Daß aber der Dichter befähigt war, ein wirkliches Epos zu schaffen, zeigen die Stellen seines Idylls, in welchen er den unsterblichen Geist des Helden siegen läßt über den hinschmachtenden Körper; so in dem ersten Gesange, wo er prophetisch die Zukunft Deutschlands verkündet; so im fünften Gesange, wo er, in Bezug auf Deutschland, Franz von Sickingen sprechen läßt.

An poetischer Begeisterung und Fähigkeit sie auszusprechen, fehlt es dem Dichter nicht; die Verse sind fast durchgängig fließend und rein, die Intentionen überall edel ausgedrückt. Wir tadeln allein, daß der Dichter uns nicht mehr von dem Leben des Hel-

den erzählte, von seinem Sterben interessirt uns nur, was Türck auf S. 34 zusammenfaßt:

Freiheit jauchzt' er und brach, wie vom Blitze getroffen, zusammen,
Neigte sein Haupt und schlief in die Freiheit lächelnd hinüber.

Befremdet hat uns noch die vom Dichter angegebene Unwissenheit Hutten's über Sickingen's Tod; Hutten starb bekanntlich 1525, während sein Freund zwei Jahre früher an einer tödlichen Wunde verschied.

Die zweite epische Dichtung desselben Verfassers besingt wiederum einen Helden der Reformation. Es ist dies Fürst Wolfgang von Anhalt, der infolge seiner Anhänglichkeit an die protestantische Sache und weil er eigenmächtig die seinem Hause früher gehörige Grafschaft Askanien wieder erobern wollte, vom Kaiser nach der Schlacht von Mühlberg in die Reichsacht erklärt wurde. Fliehend vor den Kaiserlichen verließ er seine treue Stadt Bernburg unter dem Gesange: „Eine feste Burg ist unser Gott.“ Der Tradition nach fand er Aufnahme in der Mühle zu Köhrau, dann bei seiner Schwester, der Aebtissin Anna von Plauen in Gernrode, in einem Gartenhause bei Aschersleben und zuletzt in der Mühle zu Warmsdorf. Das Land erhielt ein Günstling des Kaisers, der es wieder an Heinrich Reuß von Plauen verkaufte, von dem es die fürstlichen Vettern Wolfgang's einlösten. Das hier Erzählte bildet in weitesten Umrissen das Thema der vorliegenden Dichtung. Leider ist uber auch hier der Aufenthalt des Fürsten in der Mühle, die Gefahren, die ihm daselbst drohten, und die Treue, die ihn schützte, zum Hauptgegenstand gemacht, während das Wirken des Fürsten für die protestantische Freiheit nur nebensächlich behandelt ist. Dessenungeachtet erscheint uns diese Dichtung viel frischer, lebendiger und poetischer als „Hutten auf Ufnau“; es ist in ihr eine fesselnde Abwechselung von Situationen, die großen Züge der Weltgeschichte sind, soweit sie zum Verständniß hierher gehörten, kurz und anschaulich dargestellt und die Einfachheit der Handlung sowol dadurch, wie durch die eingefügten Episoden, angenehm und interesseerweckend unterbrochen. Auch ist der Held hier mehr als Hutten in dem Idyll in entscheidende Lagen gestellt, durch die sein Innerstes in ein helles Licht gesetzt wird.

Einiges freilich nimmt sich in dieser Dichtung, so ernsthaft es auch gemeint ist, komisch genug aus. Dahin rechnen wir, wie Wolfgang seinen Freund Krosigk und einen Bauer, der ihn fährt, als Repräsentanten der Stände — der Fürst selbst vertritt den Bürgerstand — schwören läßt, in seiner Abwesenheit seiner Schwester zu gehorchen; oder die Rede, die der treue Müller zu Gunsten seines Fürsten hält und die den feindlichen Spaniern so imponirt, daß sie nicht Arm und Fuß regen können. Zum wenigsten unnöthig sind die Ausfälle auf die fürstlichen Vettern von Dessau, weil sie für Wolfgang nicht in die Schranken treten; geschichtlich stehen die Bemühungen, namentlich des Fürsten Georg von Dessau fest, Wolfgang von der Reichsacht zu befreien, während allerdings sein Bemühen fruchtlos blieb, bis Artikel VII des Passauer Vertrags den Geächteten begnadigte. Als besonders gelungen bezeichnen wir übrigens den fünften Gesang, in welchem der alte Müller den Auszug des Fürsten aus Bernburg erzählt.

5. **Venus im Exil.** Ein Gedicht in fünf Gesängen von **Robert Hamerling.** Mit lyrischem Anhang. Prag, Kober und Markgraf. 1858. 16. 15 Ngr.

Robert Hamerling, dessen „Sangesgruß vom Strande der Adria“ wir in Nr. 35 d. Bl. f. 1858 besprachen, gibt uns in der vorliegenden Dichtung das schon damals in Aussicht gestellte Epos „Venus im Exil“. Der Dichter deutet seine Intention selbst dahin an: „Diese Dichtung entlehnt ihre Motive den deutschen Sagen von der Frau Venus, Loreley, Waldfrau u. s. w., vertritt aber zugleich die Reaction des modernen Bewußtseins gegen jene mittelalterlich trübe Auffassung der Schönheits- und Liebesgöttin, und möchte diese aus einer Teufelin, aus einer verlockenden Göttin der Sinnlichkeit, was sie im Alterthum nicht war und wozu erst die nordische Sage sie gestempelt, wieder zu dem machen, was sie war, zur Göttin der Schönheit, der Liebe, des ganzen, vollen, seligen Daseins in sinnlich geistiger Harmonie.“ Noch mehr, es wird auf die Auffassung des höhern Alterthums zurückgegangen, welcher die himmlische und irdische Venus noch eins war: Venus Aphrodite und Venus Urania sind ein Begriff, nur im ersten Falle in Beziehung auf das irdisch-menschliche Sein, im zweiten in Beziehung auf das Weltganze gedacht. Diese Göttin nun lockt den Helden unserer Dichtung, welchen der Schmerz der creatürlichen Beschränkung peinigt, zunächst mit sinnlichem Anreiz an sich — denn als Verführerin zur Sinnlichkeit muß die Vertreterin des vollen harmonischen Daseins dem einseitig spiritualistischen Sinne zuerst sich darstellen —, und läßt ihn sodann von Eros durch ihr Reich führen, die erotische Stufenleiter hinan. Natur, Kunst und Leben gießen ihre Beseligung über ihn aus. Der Gipfelpunkt von allem ist aber die Liebe, deren Zauber seinem unendlichen Sehnen ein Unendliches vorspiegelt. Doch dieser Zauber währt nicht ewig. Venus erscheint, nachdem der höchste Liebesmoment erfüllt ist, und vernichtet durch ihren Anblick jene selige Bezauberung. Das will sagen: ans Ideal gehalten, erscheint das Idol wieder in seiner Endlichkeit und Beschränkung und genügt nicht mehr dem Streben des Herzens nach einem Unendlichen. Nun ist der Stufengang des irdischen Glücks vollendet; doch der unendliche Geist ist zu noch höherm berufen. Venus erscheint dem bereits Verzweifelnden wieder und zwar jetzt in ihrer uranischen Herrlichkeit, als himmlische Venus, und öffnet ihm ihr höheres Reich. Die Schönheit des Kosmos geht vor seinen Augen auf; die Schranken des Raums und der Zeit fallen: er schaut das künftige Reich der Schönheit, die Versöhnung des Geistes und der Materie auf Erden. Vor diesem Anblick versinkt sein creatürliches Leben gleich einem Traumbilde; er fühlt sich theilnehmend am Allleben, Allbewußtsein, und so erscheint ihm mit der Stunde des Todes zugleich die Stunde des höchsten, unendlichen Glücks. Dem denkenden Leser entgeht nicht, daß hierin weniger irgendeine bestimmte philosophische Tendenz, als das Bild menschlichen Strebens in seinem Verlaufe sich darstellen will.“

Hamerling gibt mit der Dichtung einen Versuch, den Schmerz des Ichs „Creatur zu sein“ harmonisch zu lösen; die Schönheit soll die vollständige Befriedigung geben. Wie schon anderweitig in Bezug auf das Gedicht gesagt wurde, es mahnt an mystisch-platonische Dialoge, es schildert mehr, als daß es definirt. Das Fühlen und Empfinden herrscht über das vernünftige Denken und der Inhalt ist demnach mehr episch-lyrisch, als episch-didaktisch. Es ist überhaupt nur ein neues Ideal gewonnen; es zu verstehen und ihm näher zu kommen, kann allein aber den Menschen das Bewußtsein nicht nehmen, daß der Durst endlos, der irdische Becher aber endlich ist; diese Tantalusqual wird bleiben, solange die Creatur in ihrem Processe der Vergeistigung ein anmaßliches Ueberheben gegen den Allgemeingeist zeigt. Der Dichter will ja aber auch nur ein Bild menschlichen Strebens zeigen und diese Aufgabe hat er auf eine so poetische Weise in harmonischen Gedanken und Versen behandelt, daß die Dichtung eine aufmerksame Beachtung verdient; sie ist durchaus gemacht zu fesseln und anzuregen, und wie sie mit heiligem Ernst gegeben wurde, so ist sie auch werth aufgenommen und durchdacht zu werden. Die lyrischen Gedichte im Anhange zeigen, im Vergleich zu dem „Sangesgruß vom Strande der Adria“, einen weitern Fortschritt des Dichters, sowol in der Form als in der Stimmung; Reichthum an Gedanken, Geschick sie poetisch auszusprechen, tiefes und wiederum erhabenes Gefühl, immer maßvoll begrenzt, sind Vorzüge dieser Gedichte, denen nur etwas mehr Beschränkung der Bilder zu wünschen wäre.

6. **Dornenröschen oder das Märchen unserer Welt.** Eine kosmogonische Dichtung nach Plato und Jakob Böhme von **P. T. Culmann.** Landau, Kaußler. 1857. 8. 15 Ngr.

Die kosmogonische Dichtung, die uns hier vorliegt, beruht auf den Lehren Plato's, des philosophus teutonicus Böhme

und Baader's, „der die Idealitätsphilosophie weit überflügelt hat". Die Auflösung des Dualismus wäre, nach der Ansicht Eulmann's, den modernen Philosophen besser gelungen, wenn sie sich in diese Patriarchen aller Philosophien (Plato und Jakob Böhme) versenkt hätten, die Sein und Denken zu einer realen Einheit zusammengeschmolzen haben; die gewonnenen Resultate aller frühern Denker findet er zum herrlichsten Gipfelpunkt deutscher Philosophie concentrirt in E. A. von Schaden. So viel über die philosophischen Autoritäten des Dichters; Hegel ist ihm „ein stets vor sich hinträumender Dialektiker", seine Anhänger nennt er „kopflose Rumpfmenschen". Die in dem Menschen wohnende Sehnsucht nach dem Paradiese, „wo der Geist allein herrscht und wo die edelste der Gaben, Vergessenheit, uns labt", ist das Thema der Dichtung. Das Paradies ist verloren, auf Erden ist es nicht, die Erde vielmehr lag im Eden. Wir sehen es vor uns liegen. Viele ahnen es, aber sie erreichen es nicht, weil sie im unermeßnen Raume statt in dem eigenen Geiste danach forschen. In seinem Innern muß der Mensch den Tempel dieser Welt in Stücken schlagen, um ihn in seinem Geiste schöner aufzurichten. Das Märchen von Dornenröschen dient hier zur poetischen Gestaltung der philosophischen Excurse. Ein edles Königspaar bleibt lange kinderlos; endlich wird ihm eine Tochter geboren, sieben Feen werden als Pathen geladen, die achte stellt sich unerwünscht ein; es sind das die Naturgestalten, die ihre Kräfte mit sich selbst geben: der Geist der Herbigkeit, der Geist der Bitterkeit, die centripetale Kraft gegenüber der centrifugalen, das drohende Angstrad (die blinde Kraft der Ausdehnung nach Jakob Böhme) u. s. w. Die achte Fee thut den Ausspruch:

So wisse: wann's an die Spindel rührt,
Ist es verdammt des Todes zu sterben.

Gegen diesen Spruch haben die andern Feen nur den Trost, daß alles, was Dornenröschen im Schlafe thut, „nur leerer Wahn ist". „Uns selbst", so fährt der Dichter fort, „umfängt der Bann des Zauberschlafs, die Engel sehen mit demselben Grausen auf uns herab, wie wir auf die Narrenwelt." Der Vater Dornenröschens läßt die Spindeln in seinem Reiche verbrennen, aber niemand kann sich dem Schicksalsspruche entziehen. Dornenröschen entdeckt eine Spinnerinn, 12 Thiere (der Thierkreis) umstehen sie, bereit sie zu verschlingen, wenn die werchartige Lichtsubstanz verarbeitet ist. Dornenröschen naht sich ihnen, sie opfert ein Stückchen ihres Kleides, ein Gewebe vom feinsten Licht; da erfaßt sie der Krebs mit seinen Scheren, sie ist dadurch, nach der ägyptischen Mythologie, an die Menschenpforte angekommen, die Seele ist aus dem Reiche ihres vorweltlichen Daseins in die Welt herabgestiegen. Der Leib dominirt; Dornenröschen aber ist die Seele des Alls, die an des Menschen Thun und Lassen sich halten muß, bis sich ihr selbst ein neuer Weltleib gestaltet, nachdem der Fall sie des erstern beraubt hat, nachdem des Menschen Kraft im Sturze verschüttet wurde und ein Lebenstausch des Geistes vor sich ging. Um aber aus dem tiefen Fall sich wieder zu erheben, hat des Menschen Geist — Dornenröschen — den Läuterungsproceß durchzumachen, er hat sich in jedem Sterne zu bewähren; mit einfachen Worten, er hat stufenweise zu ringen nach der Gottähnlichkeit und — um uns eines Ausdrucks Schaden's in seiner „Logik" zu bedienen — auf jedem Standpunkt der Vergeistigung die ewige Gegenwart des stets Bessern als das Beste zu erkennen. Die Erlösung aber ist vollbracht durch die Auferstehung Christi. Wir müssen eben glauben, daß mit dem Erscheinen des Erlösers die Welt abgestorben und die neue Herrlichkeit herangekommen ist, der Mensch soll fortan nicht mehr nach dem Zeitlichen fragen, sondern jetzt schon in der Ewigkeit leben.

Wir wollen dieser Dichtung durchaus nicht Tiefe der Gedanken und speculativen Geist absprechen, aber die abgelegenen geistigen Gefilde, die uns der Dichter zeigen wollte, die Erfüllung aller Philosophie haben wir umsonst gesucht. Mit dem bloßen Willen kommen wir aus dem Zeitlichen nicht heraus, wir bleiben dabei immer in dem Reiche der Curven gefangen. Wer durch die Offenbarung nicht zum Glauben geführt wird, der wird es noch weniger durch kosmogonische Dichtungen wie die vorliegende; denn dem denkenden Leser wird es nicht entgehen, daß hier wie in Jakob Böhme neben vielem Trefflichen auch sehr viel Verschrobenes und Gesuchtes sich findet und daß das Beste in ihr jedenfalls das ist, was ohne weitere Mystik klar und deutlich der Bibel entnommen wurde. Fremde, unverständliche und falsche Bilder erklären nichts, sie verwirren nur; selbst bei sehr nahe liegenden sucht der Dichter weitgehende Bezüge, wie er z. B., wenn er von der Märchenwelt sagt, daß ihre Kunden bald vertrauter bald näher zu uns sprechen, gleich mit der gelehrten Bemerkung zur Hand ist, wie μυθέω oder μύζω schon auf den Trauminhalt hindeute u. dgl. m. Die der Dichtung angefügte platonisch-christliche Erotik enthält, „was der Mensch in sich erzittern fühlt, wenn Gott ihn überschattet".

7. Liebesgabe. Märchen. Mitgetheilt von Emma Niendorf. Darmstadt, Leske. 1858. 16. 15 Ngr.

Andersen hat mit seinen Mondscheinbildern eine Menge Nachahmer hervorgerufen, die aber selten das Original erreichten. Sie lassen, und das ist auch auf Emma Niendorf anzuwenden, ihrer Phantasie die Zügel schießen, sie sprechen alles aus, was ihnen durch den Kopf fährt, jeder Gedanke muß verwerthet werden; sie versetzen ihre Leser nicht in die märchenhafte Stimmung, die zum Genießen solcher poetischen Erscheinungen nöthig ist, sie zerstören sie sogar durch ihre Ausführlichkeit, mit der sie von jeder Blume, jedem Steine u. s. w. wissen, was sie erzählen. Dem Leser von Märchen ist es nie angenehm, wenn der Erzähler sich uns darstellt, als höre er allein das Gras wachsen. Dabei fehlt Emma Niendorf der Humor, der mit der Idee im Bunde sein muß, um die Märchen fesselnd für uns erscheinen zu lassen, ihre Naivetät erscheint gemacht und ein Spiel der Phantasie gilt ihr für Gedanke. Wir müssen eingestehen, daß wir überhaupt eine Antipathie haben gegen die homöopathisch verdünnte und verwäßerte Romantik, die sich einbildet ein Märchen verfaßt zu haben, wenn sie die Vögel plaudern läßt wie unmündige Kinder und wenn sie den Blumen einen Mund andichtet, aus dem nur kindisches Geschwätz herauskommt. Die vorliegende „Liebesgabe", die weder dem Bildungsgrade von Kindern angemessen ist, noch weniger aber Erwachsenen als Lectüre empfohlen werden kann, gehört ganz zu der oben bezeichneten Kategorie; die Märchen sind Dragéesachen mit hübschem Aufputz, aber bei näherer Betrachtung vollständig ungenießbar. Es ist wahr, Emma Niendorf hat auch für dieses sehr kleine Genre ein Geschick, sie versteht das Unbedeutende gut einzukleiden und dann und wann leuchtet ein Gedanke und eine poetische Auffassung durch, daß man wol glauben kann, ein junges Mädchenherz mag sich der Märchen erfreuen; der ruhig Denkende wird aber, auch ohne Fanatiker der Nützlichkeit zu sein, das Schädliche dieser ganzen Literaturrichtung erkennen, die mit ihrem süßlichen und geleckten Wesen alle Wahrheit und Natürlichkeit zu verhöhnen scheint. Wir wissen nicht, ob der Dichterin Bemerkungen, nach denen sie sich nur als Herausgeberin der Märchen bezeichnet, nicht auch poetische Fictionen sind; jedenfalls aber zeigt sie als Dichterin oder Herausgeberin einen oft auffallenden Mangel an Kritik und Urtheil. Als Beweis dafür diene „Der Abriß eines Mädchenherzens", den sie „durchaus deutsch und voll Innigkeit" nennt und des Pudels oder des Herzens Kern ist „ein Stübchen mit runden Glasscheiben in Bleifassung" und daneben „eine Kapelle mit gothischen Fenstern und Orgel und Glockenklang", und wenn ja ein Windhauch kommt, „nimmt der gute Geist ein sauberes Tüchlein zur Hand und wischt Stuhl und Bank, Schrank und Tisch ab" u. s. w. Und so sieht es in einem Mädchenherzen aus und das wird, Gott sei es geklagt, für durchaus deutsch ausgegeben. Darüber steht als Motto und zugleich als Beweis, wie große Geister sich begegnen, das Wort Pope's: „Upon my word this heart is not like a great warehouse" u. s. w. Hat Emma Niendorf nicht gefühlt, daß der britische Dichter mit den wenigen Worten unendlich mehr sagt als sie in ihrer Ausführ-

lichkeit? Wie gesagt, die beliebte Schriftstellerin hat sich selbst getäuscht über den Werth dieser Dichtungen, die uns selbst dann nicht anzogen, als wir von competenter Seite durch den Vogel erfuhren, „wie er aus dem Ei geschlüpft oder eigentlich, wie er noch darin gesteckt war“.

8. Die guten Geister. Ein episch didaktisches Gedicht zur Feier des 25. Januar. Nebst einem Anhange: Verkehr mit den guten Geistern. Von Andreas Sommer. Berlin, Huber. 1858.

Die Dichtung besteht aus zwei nur locker zusammenhängenden Theilen, von denen der zweite die in dem ersten ausgesprochenen idealen Anschauungen auf das praktische und individuelle Leben anwendet. Der erste Theil spitzt sich in dem Epiloge zu und schildert, abgesehen von dem Zwecke einer vorübergehenden Huldigung, den mit der Weltschöpfung beginnenden Kampf des Guten und Bösen und stellt durch die neue Weltordnung, die mit der Erscheinung Christi ins Leben getreten ist, den Sieg des erstern in Aussicht. Mit dem Vorstehenden ist gesagt, was der Dichter zu geben die Absicht hatte. Der erste Theil ist im Grunde nur die Geschichte der Weltschöpfung, an die sich der Sündenfall, die neue Weltordnung durch Christus anschließen. Von seinen Bekennern, die den neuen Menschen angezogen haben, werden die neuen Staaten geschaffen, durch die Liebe regiert, deren schönstes Werk die Ehe ist. Das Ideal aber schildert der Verfasser:

> Das höchste Ziel der neuen Staaten
> Ist die Vernichtung all des Bösen,
> Das äußerlich es macht unmöglich,
> Die Welt in Wahrheit zu erlösen.
> In Wahrheit sind erlöst die Menschen
> Erst dann, wächst aus der innern Krume
> Jedweder Seele, die geboren,
> Der neue Mensch zu Gottes Ruhme.

In den neuen Staaten soll Vernunft und Sitte regieren, Menschlichkeit zum Durchbruch kommen. Man sieht, viel Neues enthält die erste Abtheilung nicht und auch das Alte ist nicht eben pikant vorgetragen. Original ist nur, was der Dichter bis zur zwölften Seite gibt, eine Schöpfungsgeschichte nämlich von dem ersten Kapitel der Genesis, um die Widersprüche zu lösen, die man zwischen Bibel und Wissenschaft gefunden haben „will“ (?). Nach Sommer war zunächst nur Licht, Finsterniß ward erst geboren durch den Verrath des Höllenfürsten (der doch wahrscheinlich auch nur Licht war?). Der Leser mag sich selbst die Mühe geben, die Märchen aus „Tausendundeiner Nacht“, die vollständig unklaren Conjecturen durchzulesen, mit denen der Dichter Bibel und Wissenschaft in Einklang bringen will; genug, der Dichter glaubt an eine Geisterwelt, von der die antediluvianischen Trümmer herrühren, obgleich dort alles eitel Licht und Glanz war. Selten haben wir mit solcher Kühnheit einen wissenschaftlichen Werth für ein Buch in Anspruch nehmen sehen, wie der Verfasser es für das seinige thut, das doch höchstens im Anfang für ein gut erdachtes Märchen, dann für eine poetische Bearbeitung der Schöpfungsgeschichte, endlich für eine sehr gesuchte Beziehung auf die Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen ausgegeben werden kann. Die zweite Abtheilung: „Der Verkehr mit den guten Geistern“ enthält Lebensanschauungen und Beobachtungen, die ungleich werthvoller sind als die Geschichte der guten Geister; als Grundgedanke zieht durch dieselben der Glaube an Christus und an die Kraft der Liebe.

9. Kaiserdom und Retscher. Ein Sang in die Gegenwart von Julius Martin Spatz. Speier, Lang. 1858. Gr. 16. 7½ Ngr.

Der Brand des Doms und des Retschers zu Speier, der Wiederaufbau des erstern und die Aufforderung an die deutsche Nation, das noch immer in Trümmer liegende andere Denkmal deutscher Baukunst wiederherzustellen, bilden den Hauptinhalt des vorliegenden Gedichts. Einzelne und zwar die bedeutendsten und großartigsten Erinnerungen, die jene Gebäude hervorrufen, sind mit besungen. Das Ganze ist die Arbeit eines Jünglings, dem wir Talent nicht durchaus absprechen wollen und dessen deutsche Gesinnung sich so wahr und ungeheuchelt ausspricht, daß wir bei dessen erstem Versuch mehr auf diese, als auf die Fähigkeit, sie künstlerisch zu gestalten, Gewicht legen wollen. Möge der junge Dichter immer fortringen nach dem Lorberkranze, von dem er hofft, daß er einst seinen Scheitel schmücken werde, erreicht er ihn nicht, so mag das Bewußtsein ihn erheben, daß auch sein Lied erklungen ist zum Ruhme seines Vaterlandes, das vielleicht bald die That verlangen wird für das Wort.

10. Ein Spazierritt nach Jütland. Campagnebilder von A. von Winterfeld. Berlin, Behr. 1858. Gr. 16. 15 Ngr.

Diese dritte militärisch humoristische Dichtung von A. von Winterfeld, mit der er von dem Leser Abschied nimmt, ist unbedingt viel schwächer als seine Garnison- und Manövergeschichten. Fesselte uns dort der keck, frische Humor, die Wahrheit und Natur, so kommt es uns dagegen vor, als habe er sich hier nur selbst abgeschrieben. Möglich, daß die Misdeutungen, die der Verfasser gefunden hat, und das Misverstehen seiner Scherze in befreundeten Kreisen lähmend auf seine Stimmung eingewirkt haben und daß er der Phantasie die Flügel beschnitt, wo gerade durch freie Entfaltung derselben eine erfreuliche Wirkung hervorgebracht wäre. Dazu kommt, daß der Dichter allerdings in dem Feldzuge sehr wenig erlebt hat, und daß es für ihn, bei der Beschaffenheit des Landes sehr erklärlich, als Cavalerist sehr wenig dort zu thun gab. Viel mehr als über gute oder schlechte Quartiere, über Müdigkeit, Strapazen, Bivouaks und Regen weiß er nicht zu erzählen. So sah er denn auch alles mit einer Sehnsucht nach der Heimat an und nur die Pflicht hielt ihn in den Herzogthümern, für deren Wünsche er keine Sympathie hegte. Ich persönlich habe die Strapazen, Täuschungen und Widerwärtigkeiten jenes Feldzugs gern ertragen, weil ich für die Rechte der Herzogthümer ein warmes Interesse mitbrachte; gern achte ich jedes Princip und es fällt mir nicht ein, Herrn von Winterfeld seine Abneigung gegen die Sache zum Vorwurf zu machen. Aber ein so feiner Beobachter, als welcher sich der Dichter in seinen andern Schriften gezeigt hat, hätte doch wol die Bemerkung machen können, daß nicht allein die Freiheitsliebe die Erhebung der Herzogthümer hervorrief, daß vielmehr die treue Anhänglichkeit an Deutschland, das nationale Bewußtsein und das historische Recht einen Kampf nöthig machten, dessen vorläufige, traurige Beendigung, Gott wolle es! kein Ende sein wird. Ein freilich in etwas rohen Zügen ausgeführtes Bild dänischer Soldatenroheit gibt Winterfeld in der Erzählung, wie eine dänische Schwadron in Glücksburg gehaust hat:

> Die alten Ahnenbilder, die
> So ernst von hohen Wänden schaun,
> Die hatte diese Horde Vieh (!)
> Mit ihrem Schwert zerhaun.
> Die schönen Spiegel man zerbrach,
> Zwei kleine Hündchen schoß man todt,
> Und in den seidnen Betten lag
> Kaum glaublich — Pferdekoth.
>
> In der Kapelle aber war
> Zerhaun die Orgel, Christen hört!
> Und auf dem heiligen Altar
> Das Crucifix zerstört.
> Es war ein alter Diener da,
> Der wies uns zu den Orten hin;
> Punsch trank man aus dem Kelch, man sah
> Die Spuren noch darin.
>
> Im Grabgewölbe zerrte man
> Aus ihren Särgen das Gebein,
> Und manchen todten Rittersmann
> Begossen sie mit Wein u. s. w.

11. Ein Buch von uns Wienern in lustig-gemüthlichen Reimlein von Rusticocampius. Leipzig, Hirschfeld. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wie imitations von Brillanten unterscheiden sich diese lustigen Reime von dem Humor Heine's, dem sie augenscheinlich nachgebildet sind. Während Heine's Humor naturwüchsig ist, erscheint der des Rusticocampius (Bauernfeld) gekünstelt; es stand in der Gewalt des Verfertigers, seinem Product Glanz und Feuer zu geben, und Bauernfeld hat dafür gesorgt, daß seine Arbeit gefällt, wenn auch der Werth nur auf Schein beruht. Aufrichtig, wie Kunz von Rosen gegen den letzten Ritter, will uns der Dichter als modernster Volksnarr ein Bild der alten lieben Kaiserstadt geben; er, der mit Wien und den Wienern verwachsen ist, hätte uns mehr geben können als die Oberfläche, die jeder Tourist kennt. Rücksichten mögen ihn bewogen haben, über vieles hinwegzugehen. Begnügen wir uns also mit der gebotenen Schilderung der Stadt, in der Bauernfeld „die Metropole der Realität, den Falstaff der deutschen Städte" erkennt. Lebensgenuß, Gemüthlichkeit und Unterhaltung findet er in seiner Vaterstadt, die Lanner, den Sperl und den Walzertyrannen Strauß ihr eigen nannte. Ist doch ein Abend beim Sperl, eine lustige Gesellschaft im Kaffeehause, der Besuch von Renz, der Oper und des Theaters „gemüthlicher als alle Moleschott'schen Untersuchungen". Freilich, die alte Vergnügungszeit geht zu Ende, das Theater verfällt, die Schauspieler sind Bureaubeamte (Laube wird von dem Lustspieldichter Bauernfeld wohlweislich nicht erwähnt), aber es bleibt ja der billige Trost, daß die wiener Bühne noch die beste in Deutschland sei: „Weil die andern sind noch schlimmer." Der Verfall der Bühne wird getadelt, Dawison's und der Seebach Virtuosenthum gegeißelt. Von einem Nationaltheater natürlich hier wie nirgends eine Spur: auch das Kasperle verschwindet, mit Raimund und der Krones ist die Posse untergegangen, Nestroy noch ihr letzter Vertreter. Bei der Oper erwähnt er Wagner:

> Schlimm, daß den Geschmack er umstürzt
> Mit seiner Zukunftsmusik,
> Ich glaube, der Mann wär' minder
> Gefährlich in Politik.

In der Politik gehört Bauernfeld zu den zahmen Liberalen; Orden, Hofräthe, die Akademie, „in der 40 weise blinde Eulen sitzen werden" u. dgl. m., bilden den Gegenstand seiner Angriffe; das Jahr 1848, in dem er nur drei Tage für Freiheit schwärmte, scheint ihn entnüchtert zu haben; der deutsche Zug in der Bewegung misfiel ihm. Als Beruhigungs- und Einigungsmittel schlägt Bauernfeld vor, alle Völker satt zu machen, wodurch die Centralisation am ehesten erreicht würde. Besonders ausführlich verbreitet sich der Dichter noch über den Creditbankschwindel, den „die Juden in Verbindung mit Adel, Prälaten und höhern Beamten" in Umlauf setzten. So schließt die Erzählung von dem Boffesen-Geschlecht, dessen letzter Sprosse durch Juden und Credithank von seinen Schulden befreit wurde:

> Boffesen Enkel, daß du mußt
> In Israel Hülfe finden,
> Und doch dein Ahnherr war es just,
> Der ließ einen Juden schinden.

Hierher gehören auch die Börsenlieder nach classischen Mustern gedichtet, die eine Generalversammlung schildern:

> Zum Schein gibt's eine Debatte,
> Die uns nichts Neues gebracht,
> Das heute Beschlossene hatte
> Man gestern schon abgemacht.
>
> Die alten Verwaltungsräthe,
> Erwählt nach altem Brauch —
> In Lappland sind schmuzige Leute,
> Im lieben Oesterreich auch!

Wir müßten über den uns angewiesenen Raum hinausgehen, wenn wir mehr als diese Andeutungen geben wollten, und bemerken nur noch, daß das Buch trotz mancher einseitigen Ansichten und irrthümlichen Bemerkungen doch seine Aufgabe erfüllt, anzuregen und zu erheitern.

12. Neue Dichtungen von Moritz Horn. Prag, Bellmann. 1858. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die neue Dichterschule des genre terrible, die wir bei Gelegenheit der Besprechung der „Dorfgroßmutter" von Moritz Horn kurz charakterisirten (vgl. Nr. 3 f. 1858 d. Bl.), hat vielfache neue Proben ihres Talents und ihrer Eigenthümlichkeit auf den Büchermarkt gebracht; das Außergewöhnliche und Unerwartete, das Etwas, das so gar nicht paßt in den Charakter ihres Products, scheint in jeder neuen Dichtung mehr hervorzutreten und überwuchert endlich das vielfach Schöne und Bedeutende. Gutzkow hat den genialsten Dichter dieses Bundes, M. Solitaire, mit Salvator Rosa verglichen; wie dieser seine Felsen zu wunderlichen Riesenköpfen und Drachen zusammenstellt, so jener seine Menschen „in des Worts verwegenster Bedeutung". Den „gewaltigen und erschütternden Eindruck" aber, den der genannte Dichter durch seinen verzweifelten Humor erzielt, schwächt sich bei seinen Bundesgenossen und Freunden zu einer beabsichtigten Nervenaufregung ab, die gar leicht auf den Leser den Eindruck des Lächerlichen macht; in der Schilderung des Gräßlichen liegt die Grenze des Erhabenen und des Lächerlichen sehr nahe, und eine geschmacklose Schilderung kann leicht da eine Heiterkeit hervorrufen, wo der Dichter ganz andere Wirkungen erwartete. Hätte Moritz Horn nicht so entschiedenes dichterisches Talent, das sich wieder glänzend bewährt in dem lyrischen Anhange dieser Dichtungen, so würden wir weniger die Verirrungen beklagen, die der epische Theil des vorliegenden Buchs enthält. Da ist „Marie von Bernerland", die geliebt und verlassen wird von einem Maler; ein junger Bursche beschließt sie zu rächen, er lockt den Maler an eines Abgrunds Rand und stößt ihn hinunter in die Tiefe, dann eilt er an Mariens Bett und flüstert ihr ins Ohr:

> Marie mein, die ich verlor,
> Den Mann, den du im Sinn getragen,
> Den hab' ich, rächend dich, erschlagen.
> Seitdem sitzt an des Abgrunds Rand
> Irrsinnig Marie von Bernerland.

Weiter erzählt der Schäfer von Härnitz, er habe seine Frau in den Armen eines Fantes überrascht. Zum Unglück trug der Schäfer von der Reise noch geladene Pistolen in der Hand, mit der er die Meineidige erschießt; dann flieht er, um nach Jahren an die Stätte des Mordes zurückzukehren und den Schädel seiner Gattin auszugraben:

> Seitdem er (der Schädel) auf diesem Tische nun wieder bei mir ruht,
> Entwich das wilde Fieber aus dem entsühnten Blut.

Wir wollen nicht gerade behaupten, daß Criminaljustiz, Steckbriefe, Legitimationspapiere und Aufenthaltskarten poetische Vorwürfe sind, aber so ganz ihre Existenz abzuleugnen, möchte selbst dem Dichter schwer fallen und wir möchten wol fragen, ob sie gegen solches aus Eifersucht oder Rache mordendes Gesindel nicht doch anwendbar sein dürften.

Das Nonplusultra von Ungeheuerlichkeit ist: „Meister Volkmar". Der übrigens leider auch schon von Chamisso behandelte grause Stoff ist folgender: Dem Meister Volkmar wird der Auftrag, ein Crucifix anzufertigen; das Kreuz ist fertig in der Werkstatt, aber das Bild des Gekreuzigten will nicht gelingen; da entdeckt Volkmar einen Jüngling, der in einem Liebesverhältniß zu seiner Tochter steht; er lockt ihn nach dem Keller, in dem er arbeitet; seit jener Zeit ist der Jüngling verschwunden, die Tochter ist untröstlich. Endlich ist das Crucifix vollendet, im Dom wird es enthüllt, laut auf schreit die Tochter, denn an dem Kreuze hängt ihr Franz. Der Meister aber gesteht, er habe ihn als

Modell gebraucht und dazu gekreuzigt, der Kunst habe er den Jüngling geopfert.

Als er mit Augen, schon gebrochen,
Vom Kreuze nieder auf mich sah,
Hab' ich im lauten Dank gesprochen,
Zu Gott entzückt: „Halleluja!“

Und solcher Blasphemie gegenüber unterfängt sich der Dichter die mehr als naive Frage am Schlusse zu stellen:

Hat sich der Meister nicht betrogen,
Wird ihm der Himmel gnädig sein?

Wir denken, der Leser wird an dem Mitgetheilten genug haben; uns haben diese Dichtungen mit Abscheu und Mitleid erfüllt und mit aufrichtigem Bedauern, daß Horn sein Talent an solchen Stoffen vergeudet und der Originalität zu Liebe seinen Dichterruhm aufs Spiel setzt.

13. Schenken- und Kellersagen. Altes und Neues von Johann Nepomuk Vogl. Wien, Wendelin. 1858. 16. 10 Ngr.

Vogl's entschiedenes Talent für die Ballade bewährt sich wiederum in diesen „Schenken- und Kellersagen“, die gleich vorzüglich in ihrem humoristischen, wie in ihrem ernsten Theile sind; selbst die etwas breite Behandlung, die man sonst dem Dichter zum Vorwurf oft gemacht hat, ist zum Vortheil der Gedichte vermieden. Besonders vorzüglich erscheint uns „Der Meistertrunk“, „Mac Jaw“, „Vom Mirakelkeller in Wien“ und „Die Friedhofschenke“. Die kleine Sammlung mag damit bestens empfohlen sein.

14. Balladen, Romanzen und Sagen aus Thüringens Ritterzeit von Karl Arnold. Erfurt, Müller. 1858. 8. 10 Ngr.

Es ist eine der falschen Ansichten, denen die Kritik mit aller Energie entgegenzutreten hat, als sei das Platte, Triviale volksthümlich, oder nur als müsse der Dichter sich herunterstimmen, um dem Volke zu gefallen. Spricht einmal gegen diese Ansicht schon die Erfahrung, die man z. B. sehr oft auch im Theater machen kann, so liegt auch in diesem Herabstimmenwollen eine unmotivirte Eitelkeit und ein gänzliches Misverstehen der Aufgabe des Dichters in Bezug auf seine Stellung zur Volksbildung und Aufklärung. Auch in den vorliegenden Gedichten scheint der Volkston absichtlich gesucht zu sein, ohne daß ihn der Dichter getroffen hätte; die Volksweisen sollen in Stimmung und Naivetät, aber nicht in matten Reimen und trivialen Bemerkungen nachgeahmt werden. So verdienstlich denn also die Idee ist, durch welche jene Balladen entstanden, so ist doch die Ausführung sehr hinter billigen Ansprüchen zurückgeblieben, wovon jeder nach dem Lesen einer dieser Dichtungen die Ueberzeugung gewinnen wird.

15. Veit Evans. Von C. von Salviati. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. 1858. 16. 20 Ngr.

Die poetische Erzählung von einem Dulder, den „Gott zum Helden gemacht hat“, liegt uns hier zur Beurtheilung vor. Die Geschichte ist einfach und mehr durch die Art und Weise der Behandlung als durch den Stoff selbst interessant. Veit Evans, ein Schiffskapitän, geht zur See, wird von Piraten gefangen genommen und als Sklave verkauft, in seinem Geburtsorte gilt er für todt. Da erlangt er nach Jahren seine Freiheit wieder; selig in dem Gefühle, seine Sehnsucht nach dem häuslichen Herde, nach Weib und Kind befriedigen zu können, kehrt er nach der Heimat zurück; schon grüßen ihn die bekannten Orte, er sieht sein Haus wieder, auf der Schwelle spielt ein Knabe, das Herz sagt ihm, es sei sein Sohn. Im kindischen Geplauder erzählt dieser, sein Vater sei auf der See gestorben, die Mutter habe ihm einen andern Vater gegeben. Rache ist sein erstes Gefühl, dann wieder will er fliehen, die Ruhe dem Weibe nicht rauben, das er immer noch liebt und das gefehlt hat aus Unwissenheit. Nur einmal noch sehen muß er die Geliebte; er schleicht sich an das Haus heran als es dunkelt, sie bringt den Sohn eben zur Ruhe; er schaut das liebe Angesicht, das ihn so oft entzückte, verändert ist es, trüber, die Thränen, die um ihn geweint, hinterließen Spuren. Er hört sie sprechen, sie weint um ihn, sie denkt noch an ihn — da scheidet er versöhnt mit ihr, duldet und entsagt um ihres Friedens willen. Die Geschichte ist von Salviati so ansprechend und gefällig erzählt, die einzelnen Schilderungen sind so lebendig und anschaulich, daß wir mit aufrichtigem Interesse die Dichtung verfolgt haben, wenn auch das Besiegtwerden des Helden, der allein unsere Sympathie in Anspruch nimmt, uns mit Bedauern erfüllte. Verschweigen können wir nicht, daß die allerdings unverschuldet eingegangene, aber immerhin unsittliche Doppelehe, besonders der Treue und Sehnsucht des Mannes gegenüber, auf uns einen verletzenden Eindruck gemacht hat, ein Vorwurf, der allein den Stoff trifft, während wir gern zugeben, daß der Dichter es verstanden hat, stets das Interesse wach zu erhalten, uns lebendig in die Situation hineinzuversetzen und die Seelenstimmungen klar und anschaulich zu machen.

16. Deutsche Frauenbilder von R. v. S. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. 1858. 16. 20 Ngr.

Mit warmer Begeisterung feiern diese Gedichte das Leben und Wirken von zwölf deutschen Frauen. Ihr Zweck ist die Erinnerung an jene zu beleben, ihr Ziel, Frauenherzen zu erbauen. Die Heldinnen selbst sind den verschiedensten Zeiten und Ständen entnommen; wir finden hohe Regentinnen, wie Hildegard, die Gemahlin Karl's des Großen; Hedwig, Herzogin von Schlesien; Luise Henriette von Brandenburg, Maria Theresia, Elisabeth Christine und Luise von Preußen; daneben Fürstinnen kleinerer Länder, wie Pauline von Detmold und Anna Luise von Dessau, die nun auch jetzt dramatisch in der „Anna Liese“ von Hersch gefeiert wurde; weiter wird die Fürstin Amalie Galyzin, Hildegarde, die Seherin vom Rupertsberge, Katharina Luther und Beata Sturmin, die würtembergische Tabea besungen. Scheint die Auswahl nach dem Angeführten willkürlich zu sein, so ist doch besonders auf jene Frauen Bedacht genommen, die durch echt weibliche Würde einen stillen Segen um sich her verbreiteten und durch das strenge Wirken innerhalb ihrer Sphäre ein Vorbild für alle Frauen sind. Irren wir nicht, so sind die vorliegenden Dichtungen aus weiblicher Feder geflossen, und wie sie den Ruhm deutscher Frauen feiern, so mögen sie auch diesen besonders empfohlen sein.

17. Ländliche Erzählungen von W. Hesse. Wetzlar, Rathgeber. 1857. 16. 10 Ngr.

In den zwei ländlichen Erzählungen: „Der Besuch in der Mühle“ und „Stadt und Land“, herrscht die Darstellung des Ruhenden vor dem Fortschreitenden vor. Für uns liegt in der Dichtung, die in behaglicher Ruhe sich wiegt und gehen läßt, in der Beschränkung, Einfachheit und Natürlichkeit ein besonderer Reiz, da das Gebotene uns wie eine Reaction gegen die physische und ethische Ueberspannung unserer Zeit erscheint. Wir freuen uns, wo wir die Idylle cultivirt finden, um so mehr, wenn sie uns mit Geschmack und Wahrheit geboten wird; diese Vorzüge aber finden wir in den vorliegenden ländlichen Erzählungen, die in durchaus erfreulicher Weise Kunde geben von einer Reinheit und Sitteneinfalt, die, in natürliche Conflicte gebracht, Raum und Gelegenheit haben sich zu bewähren. Möchten die Erzählungen, denen die Kritik bisher noch nicht die verdiente Beachtung geschenkt zu haben scheint, andern gleichen Genuß und gleiche Freude bereiten wie uns.

3.

Liebig's neueste chemische Untersuchungen.

Chemische Briefe von Justus von Liebig. Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Zwei Bände. Leipzig, C. F. Winter. 1859. Gr. 8. 3 Thlr. 24 Ngr.

Die schwere Kunst, das praktische Leben mit der Wissenschaft glücklich zu vermählen, ist kaum einem andern so vollkommen gelungen, als dem hochgefeierten Verfasser der „Chemischen Briefe". Sein Verdienst dabei ist auch ebenso rasch erkannt als allgemein gewürdigt worden; es hat ihn schnell zu einem großen Manne gemacht. Wenn in unsern Tagen das Fabrik- und Gewerbwesen und überhaupt die gesammte Volkscultur durch den Einfluß der Chemie einen so verständigen blühenden Aufschwung genommen hat, so war es Liebig in Betreff dieser Verbindung, welchem das Hauptverdienst der ersten Anregung und des nachfolgenden Gedeihens zuerkannt werden muß. Aber auch die Wissenschaft selbst hat durch diese naturgemäße Vereinigung Riesenschritte in ihrer Entwickelung gethan und kann nicht anders als mit Dank auf diesen Segen zurückblicken. Diese Briefe und die „Ansichten der Natur" von Alexander von Humboldt sind die populären Centralpunkte des naturwissenschaftlichen großen Fortschritts unsers Jahrhunderts; sie sind die Hebel der gesteigerten Civilisation aller Nationen. Durch sie ist ein geistiges Licht angezündet, welches hell und klar vorleuchtet, so oft es gilt, die Natur zu erforschen, sie zu würdigen und praktisch zu verwerthen.

In der ursprünglichen Tendenz dieser Briefe ist nichts geändert. In dieser Hinsicht sind sie dieselben geblieben von ihrem ersten Auftreten in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" bis zu der vorliegenden vierten Auflage. Sie wollen die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf den Zustand und die Bedeutung der Chemie, auf die Aufgaben, mit deren Lösung sich die Chemiker beschäftigen und auf den Antheil lenken, den diese Wissenschaft an den Fortschritten der Industrie, Mechanik, Physik, Agricultur und Physiologie genommen hat. Dies haben sie bereits gethan und werden es auch in Zukunft immer noch mehr thun, denn mit jeder neuen Auflage hat der geniale Verfasser den Gesichtskreis seines Feldes mehr erweitert und den Grund und Boden seines Werks fruchtbarer gemacht. Aus dem bescheidenen einen Bändchen der ersten Auflage sind jetzt zwei Bände geworden, wovon jeder noch um ein Bedeutendes größer ist als jenes.

Was nun speciell die vorliegende vierte Auflage betrifft, so wollen wir unsere heutige Besprechung nur auf die zwanzig neu hinzugekommenen Briefe beschränken und alles Uebrige als bekannt voraussetzen. Der erste bezieht sich auf den Wechsel der Kräfte in der unorganischen Natur, er enthält fast wörtlich dasselbe wieder, was wir schon bei der Besprechung der münchener „Wissenschaftlichen Vorträge" in Nr. 51 d. Bl. f. 1858 berührt haben. Von ihm braucht daher nicht weiter die Rede zu sein. Der nächste theilt das Wichtigste über den Wechsel der Eigenschaften der Körper mit. Es ist bekannt, daß wir uns den Wechsel der Eigenschaften isomerer Körper durch eine verschiedene Anordnung oder Anzahl der Atome ihrer Bestandtheile zu erklären suchen, eine Ansicht, die zwar allerdings ihre wissenschaftliche Berechtigung hat, aber durchaus nicht auf die einfachen Stoffe paßt. Die Ursachen des Wechsels der Eigenschaften des Sauerstoffs, Phosphors, Schwefels, Selens u. s. w. sind uns noch wenig oder gar nicht bekannt; diese Unkenntniß hat uns wieder zum Bewußtsein gebracht, wie wenig wir über die Natur der Materie und den Grund ihrer Eigenschaften wissen. Der Verfasser concentrirt dann seine Untersuchung vorzugsweise auf die von Schönlein entdeckte merkwürdige Eigenschaft des ozonirten Sauerstoffs. Das gewöhnliche Sauerstoffgas besitzt eine so ganz verschiedene Eigenschaft im Vergleich mit dem ozonirten, daß man sich Zwang anthun muß, sie beide für denselben Stoff zu nehmen. „Das gewöhnliche Sauerstoffgas", sagt der Verfasser, „so wie wir es in der Luft kennen, hat bei gewöhnlicher Temperatur weniger Verwandtschaft zu den Metallen als Jod, es zersetzt die Jodmetalle nicht und verbindet sich nicht mit Jod; es oxydirt nicht das Silber, es wirkt nicht auf Alkohol, und zerstört nicht stinkende Stoffe, es oxydirt für sich nicht das Ammoniak und nicht den Stickstoff. Der ozonirte Sauerstoff zersetzt die Jodmetalle und scheidet das Jod aus; ist er im Ueberschuß vorhanden, so verbindet er sich mit dem Jod unmittelbar zu einem Oxyd, er oxydirt das Silber und verwandelt es in Hyperoxyd; in ähnlicher Weise verhält er sich zu vielen andern Metallen, welche mit Ausnahme des Goldes und Platins in Oxyde und Hyperoxyde verwandelt werden. Die niedern Oxydationsstufen des Schwefels, Phosphors, Stickstoffs werden in höhere verwandelt, die Wasserstoffverbindungen des Jods, Schwefels werden unter Ausscheidung von Jod und Schwefel zersetzt, das Ammoniak in Salpeter und Wasser, der Stickstoff bei Gegenwart von Kalk ebenfalls in Salpetersäure verwandelt; stinkende Miasmen und organische Pigmente, selbst Indigo werden dadurch zerstört; Weingeist in Aldehyd, Essigsäure und Ameisensäure verwandelt. Dies sind Wirkungen der energischsten Art, welche dem gewöhnlichen Sauerstoff nur in höhern Temperaturen oder unter Mitwirkung anderer Körper zukommen; das an sich passive Sauerstoffgas wird unter diesen Umständen activ wie das ozonirte, allein das letztere trägt die activen Eigenschaften an sich selbst, in seinen Molekülen." Nachdem der Verfasser so beide Sauerstoffarten miteinander verglichen hat, erwähnt derselbe mit kurzen Worten, wie man zur Entdeckung des Ozons gekommen, welche Mittel anzuwenden sind, um sich davon zu überzeugen, daß die Luft einen Ozongehalt besitze, bemerkt dann auch noch, wie man sich ozonirten Sauerstoff verschaffen könne und wie sich derselbe umwandeln lasse in den ursprünglich bekannten Sauerstoff. Der ganze Brief enthält allerdings keine neue Entdeckung, die ein Eigenthum des Verfassers wäre, aber dennoch liest man denselben mit fortwährend gespanntem Interesse durch, weil die geistreiche Art der Auffassung und Durchführung überall anregt und fesselt.

Ueber den Materialismus ist auch ein neuer Brief hinzugekommen, worüber man sich ganz besonders freuen kann, weil das zu lange Schweigen der eigentlich berufenen Männer vom Fach die vorwitzigen Halbwisser zu der Meinung verleitete, als wäre die schöne Zeit ihres triumphirenden Siegs schon herangekommen. Und daß gerade Liebig ein entschiedener Gegner des platten Materialismus ist, hat ebenso stark überrascht, wie man sicher darauf gerechnet hatte, daß er ein ganzer Freund des neuen Unglaubens sein müsse. Er weist es nach, daß die Leugner der Lebenskraft Fremdlinge sind in den Gebieten, welche die wissenschaftliche Erforschung chemischer und physikalischer Kräfte zur Aufgabe habe. Kein competenter Physiker oder Chemiker habe ihnen jemals beigestimmt; und selbst die großen Physiologen, denen wir die Entdeckungen der Thatsachen verdanken, worauf jene Leugner ihre Behauptungen und Folgerungen stützen, hätten erklärt, daß ihre Forschungsresultate nirgends zu diesen Behauptungen und Schlüssen berechtigten. „Es sind Meinungen von Dilettanten", sagt der Verfasser, „welche von ihren Spaziergängen an den Grenzen der Gebiete der Naturforschung die Berechtigung herleiten, dem unwissenden und leichtgläubigen Publikum auseinanderzusetzen, wie die Welt und das Leben eigentlich entstanden, und wie weit doch der Mensch in der Erforschung der höchsten Dinge gekommen sei; und das unwissende und leichtgläubige Publikum glaubt ihnen und nicht den Naturforschern, wie es an die wandernden, schreibenden, sprechenden Tische und an eine besondere Kraft im alten Holze und nicht an die Naturforscher geglaubt hat." Das ist ein scharfer Ausspruch voll bitterer Ironie; diese paßt aber vortrefflich auf die hohle Anmaßung der Materialisten unserer Tage, bei denen man die Tugend der rücksichtsvollen Schonung vergebens sucht. In Hinsicht der zusammenhängenden Kette, welche die organischen Wesen bilden sollen, fertigt er die Materialisten mit den gediegenen Ansichten Bischoff's ab, sodaß man die Ueberzeugung gewinnt, diese Kette sei keine Folge streng wissenschaftlicher Forschung, sondern ein Phantasiegebilde der Männer der Oberfläch-

lichkeit. Auf die Frage nach dem Wesen der Zelle antworten diese Männer gewöhnlich, daß die organischen Wesen aus Kohlen-, Stick-, Sauerstoff nebst Schwefel bestehen, und daß in dem Conflict dieser Stoffe durch die ihnen einwohnenden Kräfte es irgendeinmal möglich gewesen sein müsse, daß die Bestandtheile einer Zelle die Zelle selbst und so den Organismus gebildet hätten. Der Chemiker könne in seinem Laboratorium eine Menge von Stoffen erzeugen, welche sonst nur die Pflanze oder das Thier hervorbrächten; er könne aus Holz Zucker machen, das Taurin der Galle und den Harnstoff darstellen, warum wolle man an der künftigen Möglichkeit verzweifeln, daß es ihnen noch gelingen werde, aus Kohlenstoff, Stickstoff, Sauerstoff und Schwefel alle übrigen organischen Körper zusammenzusetzen. Darauf entgegnet nun Liebig: „Was jene Dilettanten organische Verbindungen nennen, sind gar keine solchen, sondern chemische, welche die Bestandtheile der organischen enthalten; das Taurin aus der Galle und aus dem Laboratorium sind nicht voneinander zu unterscheiden, es ist eine durch chemische, nicht durch organische Kräfte gebildete Verbindung. Es ist klar wie die Sonne: in dem lebendigen Leibe wirken auch chemische Kräfte. Was die Chemie vor 30 Jahren behauptete, ohne es beweisen zu können, beweist sie jetzt. Unter dem Einflusse einer nicht chemischen Ursache wirken in dem Organismus auch chemische Kräfte. Nur infolge dieser beherrschenden Ursache und nicht von selbst ordnen sich die Elemente und treten zu Harnstoff, zu Taurin zusammen, wie der intelligente Wille des Chemikers sie außerhalb des Körpers zwingt zusammenzutreten. Und so wird es ihm gelingen, Chinin, Caffeïn, die Farbstoffe der Gewächse und alle Verbindungen zu erzeugen, welche keine vitalen, sondern nur chemische Eigenschaften besitzen, deren kleinste Theile sich zu Krystallen ordnen, deren Form und Gestalt eine nicht organische Kraft bestimmt. Aber nie wird es der Chemie gelingen, eine Zelle, eine Muskelfaser, einen Nerv, mit einem Wort einen der wirklich organischen, mit vitalen Eigenschaften begabten Theile des Organismus oder gar diesen selbst in ihrem Laboratorium darzustellen. Wer jemals kohlensaures Ammoniak, kohlensauern, phosphorsauren Kalk, ein Eisenerz, ein kalihaltiges Mineral gesehen hat, der wird von vornherein es für ganz unmöglich halten, daß aus diesen Stoffen durch die Wirkung der Wärme, Elektricität oder einer andern Naturkraft jemals ein organischer, der Fortpflanzung und höhern Entwickelung fähiger Keim sich bilden könne." So kommt man zu der Ueberzeugung, daß die unorganischen Kräfte immer nur Unorganisches schaffen können. Schon früher vor mehr als hundert Jahren war man allerdings der Meinung, daß Fische, Frösche in Sümpfen, daß Pflanzen und allerlei Ungeziefer in gärenden und faulenden Mischungen, in feuchten Sägespänen ganz von selbst entstehen könnten, und daß es daher nicht unmöglich sei, sich auch den ersten Menschen auf diese Weise entstanden zu denken. „Aber die exacte Naturforschung hat dargethan, daß diese für wahr gehaltene Meinung auf falschen und leichtfertigen Beobachtungen beruhten. In allen untersuchten Fällen hat man Keime und Samen der Pflanzen, Eier der Thiere aufgefunden, aus denen sie im Moder sich entwickelten; ein Ei, ein Same stammt aber von einem Organismus." Gegen die Behauptung, daß das Leben und die Materie auf Erden von Ewigkeit dagewesen sei, nimmt der Verfasser auch ganz entschieden das Wort. Er beruft sich auf die von keinem gründlichen Naturforscher mehr bezweifelte Ansicht, daß die Erde in einer gewissen Periode eine Temperatur besaß, in welcher alles organische Leben unmöglich war; es gerinne z. B. das Blut schon bei einer Wärme von 78 Grad. Das organische Leben muß also einen Anfang genommen haben. „Dieselben Dilettanten in den Naturwissenschaften", ruft dann der Verfasser mit Entrüstung aus, „welche nicht wissen, was das Fieber oder eine Entzündung oder der Schnupfen ist, oder wie das Blut entsteht, oder zu was die Galle dient, dieselben Kinder in der Erkenntniß der Naturgesetze behaupten und wollen das unwissende und leichtgläubige Publikum glauben machen, daß sie Aufschlüsse zu geben vermöchten über die Entstehung der Gedanken, über die Natur und das Wesen des menschlichen Geistes! Der geistige Mensch, so sagen sie, sei das Product seiner Sinne, das Gehirn erzeuge die Gedanken durch einen Stoffwechsel und verhalte sich zu ihnen wie die Leber zur Galle. So wie die Galle untergehe mit der Leber, so gehe der Geist unter mit dem Gehirn. Wenn Sie die Schlüsse dieser Leute entkleiden von dem geborgten Flitter und Tand, von allen ihren Scheinbeweisen, die in der Wirklichkeit, in den Augen der Forscher und Denker nur beleuchtete Nebel sind, so bleibt übrig, daß die Beine zum Laufen und daß das Gehirn zum Denken da sind, und daß das Denken gelernt werden müsse, so wie das Kind das Laufen lerne, daß wir ohne Beine nicht gehen und ohne Gehirn nicht denken können; daß eine Verletzung der Fortbewegungswerkzeuge das Gehen und eine Verletzung der Werkzeuge des Denkens das Denken ändert. Aber das Fleisch und die Knochen, woraus die Beine bestehen, bewegen sich nicht, sondern sie werden bewegt durch eine Ursache, die nicht Fleisch und Bein ist, sie sind Werkzeuge der Kraft. Die weiche Masse, die man Gehirn nennt, ist das Werkzeug der Ursache, welche die Gedanken erzeugt. Das Gehirn ist das einzige innere Organ, auf welches der Wille des Menschen direct eine Macht ausübt; weder auf die Bewegung des Herzens noch des Magens hat der Wille unmittelbaren Einfluß, aber der Einfluß einer einem Knaben im rechten Augenblicke applicirten Ohrfeige auf das Begreifen eines mathematischen Lehrsatzes ist jedem Lehrer geläufig." Der Gegenstand wird dann auf diese Weise mit immer schärferer Kritik besprochen und für die Leser greifbar gemacht. Es ist dies nicht blos eine sehr interessante Zugabe des Buchs, sondern auch eine höchst wichtige Gegenkraft der kecken Materialisten, sowie sie das heilsame Mittel der Reaction aller ideologischen Salbaderei vor ihrer Zeit waren, in denen die Lebenskraft der Mantel aller Unwissenheit war. Wir freuen uns, daß die Liebig'schen Ansichten in diesen Briefen ausgesprochen sind, welche jedenfalls von dem gebildeten großen Publikum viel gelesen werden.

Der hierauf folgende Brief ist zur Vertilgung des Aberglaubens über die sogenannte Selbstverbrennung geschrieben. Er liefert einen recht schlagenden Beweis des Fortschritts der Chemie unsers Jahrhunderts im Vergleich aller frühern, wo die Selbstverbrennung als eine nicht weiter zu bezweifelnde Thatsache einen festen Glauben gefunden hatte. Die Veranlassung zu dieser wissenschaftlichen Untersuchung gab die Ermordung der Gräfin Görlitz durch ihren Bedienten Stauf den 13. Juni 1847. Bei diesem Processe kam die wichtige Frage über die Möglichkeit einer Selbstverbrennung des menschlichen Körpers zur Erörterung, welche vom Staatsarzt von Siebold bejaht, von Bischoff und Liebig aber durchaus verneint wurde. Die speciellern Verhandlungen enthält der „Neue Pitaval" (Bd. 17). Liebig benutzte diese Gelegenheit zur Veröffentlichung einer sehr interessanten kleinen Schrift, welche den Titel führte: „Zur Beurtheilung der Selbstverbrennungen des menschlichen Körpers" (Heidelberg 1850). Der hier in Rede stehende Brief ist nun eine nochmalige Durcharbeitung des Schriftchens nebst einigen Zulagen über eine vom „Journal des débats" vom 24. Februar 1850 mitgetheilte Thatsache einer solchen Selbstverbrennung. Liebig gibt zunächst den Artikel selbst und dann die Antwortschreiben von Sachverständigen, bei denen er nachgefragt hatte, sowol im Original als in Uebersetzung. Ich glaube im Interesse der Leser zu handeln, wenn ich etwas zur Mittheilung bringe. „Es ergibt sich aus den Anfragen", schreibt Pelouze, Mitglied der Akademie und Director der Münze zu Paris, „welche ich an verschiedenen Quellen angestellt habe, daß die von dem «Journal des débats» vom 24. Februar 1850 erzählte Thatsache eine reine Erdichtung ist. Unter den Beispielen von menschlicher Selbstverbrennung wäre dieses offenbar das außerordentlichste, um nicht zu sagen das unglaublichste. Was mich betrifft, der den Artikel kannte, in welchem diese lächerliche Geschichte erzählt war, so habe ich die Sache niemals für Ernst gehalten. Da ich übrigens sehe, daß du einige Wichtigkeit der Erzählung

beilegst, so habe ich Erkundigungen eingezogen und mich versichert, daß sie in allen Punkten eine Lüge ist. Ich glaube nicht, daß irgendein Arzt nur einen Augenblick sie für wahr gehalten hat." Der Brief vom Polizeipräfecten Carlier zu Paris enthält unter anderm noch Folgendes: „Ich habe nichtsdestoweniger an die Quelle der im «Journal des débats» erzählten Thatsache zurücksteigen wollen und habe erfahren, daß der in diesem Journal aufgenommene Artikel der «Gazette des Tribunaux» entlehnt war. Es sind in dem Büreau dieses Journals Erkundigungen eingezogen worden, und aus der Art, mit welcher man die in Beziehung auf diesen Gegenstand gestellten Fragen aufnahm, war es nicht schwer zu sehen, daß die Erzählung, um die es sich handelt, eine Fabel war, die man zur Unterhaltung erfunden hatte." Zum Verständniß des Ganzen wollen wir nur noch kurz erwähnen, daß von einem Zimmermaler Xavier G..., dem die Trunksucht den Spitznamen Bochard zugezogen hatte, mitgetheilt wird, er habe in einem Saufgelage gewettet, eine brennende Kerze verzehren zu können. „On le défia", heißt es dann wörtlich weiter, „mais à peine Xavier eut-il introduit dans sa bouche la chandelle enflammée, qu'il poussa un leger cri, et s'affaissa sur lui-même au milieu de la stupefaction generale. On vit errer sur ses lèvres une flamme bleuâtre; on tenta de le secourir et les assistants, lorsqu'ils voulurent le soulever furent saisis de frayeur en s'apercevant que cet infortuné brûlait à l'intérieur. Enfin, à peine une demiheure s'était-elle écoulée que sa tête et la partie supérieure de sa poitrine étaient carbonisées. Deux médecins furent appelés, et reconnurent que Xavier venait de succomber à une combustion spontanée phénomène positif, mais que la science n'a peut-être pas encore expliqué....." Dann wird das Schreckliche dieser Selbstverbrennung noch weiter ausgemalt, das Feuer habe eine gar nicht zu erstickende schnell weiterfressende Kraft u. s. w. Man sieht die ganze Erzählung ist von derselben Art, wie sie in den alten Handbüchern der gerichtlichen Medicin gewöhnlich aufgetischt worden sind. Als eine Thatsache unserer Tage mußte dieser Artikel um so glaubwürdiger erscheinen, da unter den noch lebenden Augenzeugen sogar zwei Aerzte gewesen sein sollten und kein anderes Blatt Widerspruch erhoben hatte.

Die noch übrigen 14 neuen Briefe sind sämmtlich der chemischen Landwirthschaft gewidmet. Sie sind auch unter dem Titel „Landwirthschaftliche Briefe" in einem für sich bestehenden kleinen Werk zu haben. Er läßt den Leistungen Thaer's alle Gerechtigkeit widerfahren, bemerkt aber zugleich, daß diese Verbesserungen gerade nur so weit reichten, als sie ohne Einsicht in unsere heutige Chemie möglich gewesen wären. Man halte das Einführen der Chemie für eine unberufene Neuerung, welcher alle Erfahrung abgehe; die Erfahrung, sagt man, sei älter und praktischer als die Wissenschaft. So tritt der Verfasser gegen eine Klasse von schriftstellernden Landwirthen auf, welche von der Chemie nichts wissen wollen und starr für die alte Empirie eingenommen sind. „Aus Mangel an wahrer Einsicht in ihren eigenen Betrieb", sagt der Verfasser „sind sie in ihrer Verblendung die schlimmsten Feinde der Wissenschaft, deren Ziel sie nicht begreifen.... Ein Hauptziel des praktischen Mannes ist, wirksamen Dünger aufzufinden, durch deren Anwendung unfruchtbare Felder fruchtbar und die Erträge der fruchtbaren verdoppelt werden, aber auf dem empirischen Wege mit verbundenen Augen werden sie nicht oder nur durch Zufall gefunden: der praktische Mann weiß nicht, daß man sich jahrelang mit kleinen, scheinbar unbedeutenden Dingen abmühen muß, ehe man das Große begreift." Der Verfasser hat hier einen sehr schweren Kampf zu kämpfen. Den Gegnern fehlt es nicht blos an der Möglichkeit ihn ganz zu fassen, sondern hauptsächlich an dem guten Willen, sich klare Einsicht zu verschaffen. In diesen Briefen hat Liebig seine neuen Ansichten so anschaulich und leichtfaßlich entwickelt, daß man glauben sollte, er müßte alle Gegner für sich gewinnen; aber dennoch hat man Ursache zu bezweifeln, daß er auch nur einen einzigen aus der störrigen Schar der sogenannten Erfahrungslandwirthe zu sich herüberzieht. Sie lesen ihn nicht, oder wenn ja, doch nie anders als mit vorgefaßter entschiedener Abneigung. Aber dennoch darf er sich nicht beirren lassen, er muß seinen Weg der inductiven Wissenschaften streng und fest vor Augen behalten. Er ist auf dem allein richtigen Wege, wenn er die alte Erfahrung nie unberücksichtigt läßt, aber auch immer dafür sorgt, daß auch die jüngere Erfahrung zur Geltung kommt, sowie sie eine wissenschaftliche Berechtigung besitzt.

Heinrich Birnbaum.

J. F. Castelli als Vertreter des altösterreichischen Humors.

J. F. Castelli's sämmtliche Werke. Neue Folge. Sechs Bändchen. Wien. 1858—59. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der Veteran der Dichtkunst, Ignaz Franz Castelli (geb. zu Wien 1781) begeht am 6. März d. J. seinen achtzigsten Geburtstag, dessen Feier sicherlich in den literarischen Kreisen Wiens mit großer Herzlichkeit begangen werden wird. Auch wir wollen uns beeilen, dem wackern Greise noch rechtzeitig ein Angebinde zu dieser Feier darzubringen, bestehe es auch nur in einem Bericht über die „Neue Folge" seiner „Sämmtlichen Werke", deren frühere 16 Bändchen zugleich mit dieser aus 6 Bändchen bestehenden, die Ziffer der Bändchen also im ganzen bis auf 22 Bändchen erhöhenden „Neuen Folge" die dritte Auflage erlebt haben.

Der greise Poet hat in seiner naiven Weise seinen bevorstehenden achtzigsten Geburtstag selbst seinen Freunden durch ein Gedicht in Erinnerung gebracht, welches unter der Ueberschrift: „Zu meinem achtzigsten Geburtstag am 6. März 1860" in mehreren Blättern abgedruckt ist. Das Gedicht ist als das geistige Erzeugniß eines so hochbetagten Mannes merkwürdig genug, bezeichnend für seine heitere, jedoch ernste und rührende Durchblicke gestattende Lebensphilosophie und zugleich ein Beweis, daß Castelli seiner Gemüthsart bis in sein hohes Alter unverwüstlich treu geblieben ist. Er ist keine alte Betschwester geworden; er gesteht, daß er diese „schöne Welt" nur ungern verläßt, aber er fügt sich mit philosophischer Resignation in das Unvermeidliche, mit Ergebung, aber doch nicht ohne Schmerz. Er gesteht und beklagt, daß sein Leib morsch, seine Haare weiß seien:

> Ich fühle es, wie Aug' und Ohr ermatten,
> Ich bin nur leider mehr mein eigner Schatten.

Alle Freunde, klagt er, seien schon vor ihm hinüber, er stehe allein unter Gräbern:

> Und will ein neuer Freund sich an mich schließen,
> Kann ich ihn nicht mit Jugendlust genießen.

Seine Uhr zeige nur noch wenig Sand; vielleicht falle das letzte Korn schon in wenig Tagen; und doch lebte er gern noch länger, noch funkelten ihm die Sterne wie in der Jugend, noch entzücke ihn die Blume auf dem Felde:

> Ja selbst bei eines Mädchens Schönheitsblüte
> Fühl' ich noch oft, wie meine Wang' erglühte.

Sein Geist, fährt er fort, beuge sich noch nicht unter des gebrechlichen Körpers Joch:

> Ich kann — ihr seht es wohl — ich kann noch singen,
> Gut oder schlecht, gleichviel ich kann es doch;
> War mir die Muse eh' nicht schnell gewogen,
> So kommen jetzt Gedanken mir geflogen.

Er gesteht, daß kein Kummer ihn drücke, keine Sorge ihn quäle, ihm sei, als käme noch für ihn ein Morgen:

> So schön scheint alles mir auf dieser Erde,
> Daß ich nicht wissen will, wie's jenseits werde.

Der Ton erhebt sich nun in der folgenden Strophe:

Ich möchte noch der Wissenschaften Siege
Und Deutschlands Einungsfeier noch begehn,
Nach einem neuen und gerechten Kriege
Möcht' ich in neuem Glanz mein Oestreich sehn,
Und was man jetzt von Wien gelegt in Trümmer,
Möcht' ich bewundern in dem neuen Schimmer.

In der letzten Strophe fleht er zu Gott, er wolle ihn recht schnell von hinnen nehmen, denn diese schöne Welt verlasse sich schwer. Dann sinkt der Ton in den beiden letzten Zeilen unvermuthet ins Scherzhafte:

Doch lieber ist mir's, wenn du mich auf Erden
Willst lassen einen Ahasverus werden.

Dieser Schluß hat allerdings etwas Peinliches; ist er wirklich ein bloßer Scherz, so gehört er nicht hierher; ist er ernst gemeint, so müßten wir doch einen Greis, gerade je mehr wir ihn lieb haben, um so mehr bedauern, daß der Gedanke, aus dem diesseitigen Leben für immer zu scheiden, etwas Schreckhafteres für ihn haben sollte, als der Gedanke, mit einem alten Körper sich in alle Ewigkeit auf dieser Erde weiter zu schleppen. Wir hätten so an ihm den umgekehrten Ahasver. Der Ahasver der Sage und der Dichtung (namentlich der merkwürdigen von Schubart) ist des Lebens und des ewigen Herumwanderns auf dieser zwar viel des Schönen, aber dem tiefer Blickenden auch viel des Widrigen und Schmerzlichen bietenden Erde vollkommen müde; er begehrt nichts als zu sterben; er sucht den Tod in allen Gestalten auf, aber der Tod will nicht kommen, und das ist seine Verzweiflung. Dieser Ahasver ist poetisch. Der moderne Ahasver, der fortleben will, nur um zu leben, ist nicht poetisch.

Doch betrachten wir diesen Wunsch lieber als den bloßen Versuch, eine ernste Betrachtung mit einem Scherze abzuschließen, um den Leser nicht zu traurig zu stimmen und ihm ganz am Ende noch eine kleine lustige Ueberraschung zu bereiten: dann werden wir sagen müssen, daß sich Castelli bisjetzt consequent geblieben; denn dies war von jeher seine Art. Und Consequenz, in welcher Richtung auch immer, bleibt unter allen Umständen achtungswerth. Diese Neigung zu heitern Wendungen, zu gemüthlichem Spaß liegt überhaupt im Temperament des Oesterreichers und besonders des Wieners. Das liebenswürdige Streben, sich und andern das Leben möglichst leicht zu machen und zu erheitern, zeichnet den Oesterreicher in viel höherm Grade aus als irgendeinen andern deutschen Volksstamm; denn der Rheinländer, der ihm darin wol am nächsten kommt, ist in seiner Lustigkeit lärmhafter, aber bei weitem nicht so gemüthlich; er ist egoistischer, sucht vielleicht noch mehr sich als andere, ja sich auf Kosten anderer vergnügt zu machen, treibt manchen nicht immer sehr gemüthvollen Schabernack, kurz, seine Freude ist nicht immer ohne Schadenfreude. Diese liegt dem echten alten Oesterreicher ferner; er kann nur jovial sein, wenn er weiß, daß sein Brüderchen auch jovial ist; der Becher der Fröhlichkeit mundet ihm deshalb nicht mehr, wenn er dem Nebenmenschen einen bittern Tropfen in seinen Wein mischt. So wenigstens verhielt es sich in dem lustigen Altösterreich, das um diesen liebenswürdigen Zug sicherlich zu beneiden war, und zu dem ihm von norddeutschen Hungerleibern beigelegten Titel des Phäakenlandes im Gefühl seines Wohlseins und seiner Wohlbeleibtheit lächeln konnte, wie es auch lange Zeit gethan hat.

Castelli ist nun ein echter Repräsentant dieses altösterreichischen Humors, ja er ist vielleicht ein vollgültigerer Repräsentant des altösterreichischen Volkscharakters überhaupt als so manche neuösterreichische Dichter, welche mit Byron'scher Zerrissenheit kokettirten oder sich gewaltsam auf die Lösung Faust'scher Probleme stürzten. Diese Elemente scheinen wenigstens nicht im österreichischen Volkscharakter zu liegen, der zu solchen düstern Erzeugnissen im allgemeinen viel zu gemüthlich und sinnlich heiter ist. Deutschland besitzt im Lande des „Reineke Fuchs", des Eulenspiegel und des Barons Münchhausen, also in seinen plattdeutsch sprechenden Gebietstheilen, einerseits und in dem Lande des Pfaffen vom Kahlenberge, Wigand's von Theben, Abraham a Sancta Clara's, Blumauer's und der zahlreichen Verfasser der wiener Zauberpossen und Volksstücke andererseits einen unschätzbaren Fonds gesunden Humors und verständiger Schalkhaftigkeit. Castelli gehört zu denen, welche sich mit Glück damit beschäftigten und beschäftigen, dieses Landesmetall zu kleinen Münzen auszuprägen, die freilich mitunter bloße Schaumünzen sind und auf dem Markte der Literatur schwerlich als voll acceptirt werden dürften; in einer Masse österreichischen Papiers von 22 Bänden kann eben nicht alles von Werth und Gewicht sein. Wir leugnen auch gar nicht, daß der Castelli'sche Humor tiefer und geistreicher, hier und da auch etwas weniger leichtfertig sein könnte; Castelli hat Hunderte von Anekdoten in Verse gebracht, die der Bearbeitung nicht werth waren; er hat Hunderte von Gelegenheitsgedichten gemacht, die ihren Zweck in dem betreffenden Kreise ganz vorzüglich erfüllt haben mögen, die aber nicht vor das Publikum gehören und nicht darauf Anspruch machen können, in den Archiven der deutschen Nationalliteratur aufbewahrt zu werden; er hat sich außerdem leider auch denen beigesellt, welche dazu mithalfen, die deutsche Schaubühne mit Bearbeitungen und Nachahmungen französischer Piècen von sehr zweifelhaftem Gehalte zu überschwemmen. Aber sein Witz, mag Castelli nun hochdeutsch oder in österreichischer Mundart dichten, hat im allgemeinen den Charakter der echten Drolligkeit, einer oft sehr possirlichen Trockenheit und einer wohlthuenden Ungezwungenheit, sein Humor verbindet sich oft mit einer allerliebsten Schelmerei oder einer gesunden praktischen Lebensmoral, er prätendirt nichts, ist der gutmüthigsten Art und verletzt niemand persönlich. Durch diese Eigenschaften wurde Castelli, wie ihn J. G. Seidl mit Recht bezeichnet, seinerzeit der „populärste Dichter Oesterreichs", in dem, wie Seidl weiter bemerkt, „das österreichische Element so sehr prävalirt, daß es sogar jenen seiner Arbeiten, die er gewiß selbst nicht als strenge Originale sich vindiciren wollte, einen gewissen Zug von Originalität verleiht, der Castelli's Feder nicht verkennen läßt". Auch ein Urtheil von Johannes Minckwitz über Castelli führen wir noch an, und zwar deshalb, weil Minckwitz unter allen Beurtheilern der neuern deutschen Dichter und ihrer Leistungen vielleicht die schärfste Feder führt. Minckwitz bemerkt in der ersten Lieferung seines eben ins Leben getretenen Werks: „Der illustrirte neuhochdeutsche Parnaß", über Castelli: „Um die geistige Bildung im deutschen Südosten hat sich Castelli jedenfalls verdient gemacht durch seine Rührigkeit im Leben wie in der Literatur. Was ihn kennzeichnet, ist ein leichter und gefälliger Humor, der zum höchsten Ziele die möglichste Wirkung auf die Masse sich gesteckt hat; die Begeisterung der Zeitgenossen und die Bewunderung der Nachwelt zu erregen, lag seinem Streben fern. Daher streift er oft an das Gemeine und Alltägliche; allein begabter als sein Landsmann und Vorgänger A. Blumauer, behauptet er in der Regel eine gewisse Würde, Harmlosigkeit und Anmuth, während sein jüngerer Landsmann Saphir, ihm einseitig nachpfuschend, dieses Genre breitgetreten und zur Caricatur ausgebildet hat. Von eitler Spielerei freier als letzterer, ist Castelli der vorzüglichste Humoristiker österreichisch-deutscher Zunge." Was wir besonders noch an Castelli lobend hervorheben möchten, ist dies, daß er niemals mehr hat sein wollen, als wozu die Natur und sein Talent ihn berufen haben. Niemals ist er über sein Können und Vermögen hinausgegangen, niemals hat er etwas scheinen wollen, was er nicht ist, niemals hat er zu den scheinheiligen literarischen Tartufes gehört, die sich in gezierte und gespreizte Attitüden und in ein hohles Pathos hineinlügen, selbst auf die Gefahr hin, sich, wenn sie in ihrer Gewöhnlichkeit erkannt werden, nicht wieder hinauslügen zu können. Es würde besser mit der Literatur wie überhaupt mit allen menschlichen Verhältnissen stehen, wenn jeder seinem Charakter und seiner Gemüthsart so treu bliebe wie Castelli und genau nur innerhalb des Kreises wirken und schaffen wollte, den sein natürlicher Beruf ihm angewiesen hat. Es gehört hierzu freilich nicht blos genaue Selbsterkenntniß, sondern auch eine Bescheidenheit, die jetzt selten zu finden ist. Allerdings lebte und lebt

Castelli nur der Gegenwart, er denkt wie jener französische Dichter, welcher meinte: ein wohlbesetztes Büffet im Leben sei besser als hundert Altäre, die man einem Dichter nach dem Tode aufrichte; aber inmitten einer morosen und wo sie haßt ziemlich boshaften Generation ist die Gegenwart eines solchen „muntern Knaben" wie Castelli „auch schon was".

Aber Castelli hat neben seiner scherzhaften Seite doch auch eine sehr ernsthafte, und das ist sein österreichischer oder sagen wir lieber sein altösterreichischer Patriotismus, der ihn sogar im Jahre 1809 in eine nicht unbedenkliche Lage brachte. Castelli hatte nämlich in dem genannten Jahre mehrere Kriegs- und Wehrmannslieder, Aufrufe an Soldaten und Volk geschrieben, die ihrer populären Fassung wegen leicht Eingang fanden, wie insbesondere das „Kriegslied für die österreichische Armee", das damals in aller Munde war und auf Anordnung des Erzherzogs Karl in vielen tausend Exemplaren gedruckt und unter die Soldaten vertheilt wurde. Er, nebst Heinrich von Collin, der ebenfalls „Wehrmannslieder" verfaßt hatte, und Cipriani, der als Intendant bei der italienischen Armee diente, wurden nun im „Moniteur" öffentlich in die Acht erklärt und die Bemerkung beigefügt, daß die Genannten, wo sie immer getroffen würden, den Militärgerichten zu unterziehen seien. Je weiter der Feind im Lande vorrückte, desto bedenklicher wurde Castelli's Lage, den nur eine Sendung von seiten der Landstände rechtzeitig der drohenden Gefahr entzog. Castelli traf in seinen Kriegsgesängen vielfach den richtigen und kräftigen Volks- und Soldatenton, und um ihn dem lesenden Publikum auch von dieser weniger an ihm beachteten Seite darzustellen, erlauben wir uns aus Castelli's Gedicht „Wehrmanns Gebet" nur folgende drei Strophen hier zu citiren:

> Allweiser, deinen Händen
> Vertraun wir unser Los,
> Ein Menschengeist kann blenden,
> Nur du allein bist groß;
> Nur deine Blicke sehen,
> Was war, was ist, was kommt,
> Du läßt nur das geschehen,
> Was allen Guten frommt.
>
> Du kennst zwar nicht die Rache,
> Doch bist du allgerecht,
> Beschirmst die gute Sache
> Und segnest ihr Gefecht.
> O Gott, wenn Schwerter blitzen,
> Lenk' unsrer Feldherrn Stab,
> Die den Gesalbten schützen,
> Den deine Hand uns gab.
>
> Allmächt'ger, sei gepriesen,
> Du stärktest David's Hand,
> Daß er den stolzen Riesen
> Im Kampfe überwand;
> Du gabst dem Simson Stärke,
> Daß er die Thore brach,
> Und nie sind jene Werke,
> Die du begünstigst, schwach, u. s. w.

Auf den Inhalt der vorliegenden Neuen Folge der „Sämmtlichen Werke" Castelli's können wir hier nicht allzu tief eingehen; wir bemerken im allgemeinen nur, daß Castelli sich seine altösterreichische Laune und seine altösterreichische Gesinnung, die begreiflicherweise auf hervortretend conservativ-patriarchalischer Grundlage beruht, doch fern ist von jeder eigentlich reactionären Verstocktheit, bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Der Inhalt ist ein sehr bunter und gemischter und besteht aus ernsten und launigen Gedichten, darunter auch eine Anzahl in niederösterreichischer Mundart, Gelegenheitsgedichten (darunter auch eins „An meinen Freund Theodor Körner, bei seiner Abreise von Wien, um sich bei den freiwilligen Jägern in Berlin anwerben zu lassen, im März 1813"), dramatischen Piècen, Erzählungen, prosaischen Feuilletonaufsätzen und Räthselspielen. Seine heitere Lebensweisheit hat Castelli unter anderm in recht jocoser, zum Theil burlesker Weise in dem Gedicht „Der größte Weise", worin er alle berühmten Weisen des Alterthums durchhechelt, dargelegt. Cato, den Greis, nennt er starrköpfig, aber nicht weise,

> Wußte damit auch zu prunken:
> Für seine Weisheit dank' ich verbindlich,
> War für die Fröhlichkeit unempfindlich,
> Hat nicht gelacht, nicht getrunken.

Bei Plato fragt er:

> Sagt mir, wie sollten die Menschen auf Erden
> Denn am Ende vermehret werden
> Durch die Platonische Liebe?

Und bei Sokrates:

> Aber wie kam's, daß ein Mann voll vom Geiste,
> Der doch hatt' ein paar tüchtige Fäuste
> Von seinem Weib sich ließ prügeln?

Weiter bei Salomo:

> Salomo selbst — mich erfüllt ein Grauen,
> Hatt' einstens einige hundert Frauen,
> Ob ihm das gut ist bekommen?
> Wär' er wirklich so weise gewesen,
> Wie es im heiligen Buche zu lesen,
> Hätt' er sich keine genommen.

Nicht besser ergeht es Pythagoras, Diogenes, Aristoteles und Empedokles. Zuletzt lobt sich der Weise von Wien den Epikur, der sein System in die wenigen Worte zusammengefaßt habe:

> Daß Thorheit nur ewige Weisheit sei,
> Und alle Weisheit nur Narretei,
> Und das bleibt ewige Wahrheit.

Drollig ist auch ein Gedicht, in welchen er die Schwierigkeiten hervorhebt, die sich jetzt mit der Herausgabe einer Zeitung verbinden:

> Herauszugeben eine Zeitung
> Ist eine Sache von Bedeutung.
> Denn was jetzt, ohne viel zu zahlen,
> Die Leute fordern von Journalen,
> Das geht fürwahr ins Grenzenlose,
> Sie wollen Verse, wollen Prose,
> Das Neueste soll drinnen stehen,
> Selbst jenes, was noch nicht geschehen;
> Der eine will gelobt sich wissen,
> Den andern doch heruntergerissen....

Ja wohl: „Der eine will gelobt sich wissen, den andern doch heruntergerissen." Die meisten Autoren haben ihre Freude an einem recht mörderischen Blatt, bis sie endlich selbst von einem der tödlichen Streiche getroffen werden; dann ist es mit aller Verehrung der darin geübten Kritik plötzlich zu Ende.

Zur Charakterisirung der mundartlichen Poesie Castelli's mögen folgende zwei Strophen aus dem Gedichte „Den Bauern seine Gedanken übern Kaiser" dienen:

> A Kaiser hat a schwares Brot,
> Als Vater von viel Kindern,
> Soll alles Elend, alle Noth,
> Er auf der Stell glei lindern,
> Mir macht an Menschel un an Bua,
> Schon z'denken und zu thuen gnua:
> Wie muß's erst bei viel Tausend sein?
> Gelt's Gott! ih möcht nit Kaiser sein!
>
> Und überall soll er guat regier'n,
> In Estreich und Krawaden,
> Und zahlen soll er überall
> D'Beamten und d'Saldaten.
> Das is a Nagel Leut beisam,
> Die z'essen woll'n und z'trinken ham,
> Und d'Steuern gingen langsam ein,
> Gelt's Gott! ih möcht nit Kaiser sein.

Schließlich noch eine Probe aus einem prosaischen Aufsatz, der nichts weiter enthält als eine Betrachtung über die Fatalitäten, die durch einen neuen Rock dem Besitzer desselben verursacht werden. Castelli versichert, daß Kaiser Franz immer in übler Laune gewesen, wenn er sich genöthigt sah, ein neues Kleidungsstück anzulegen, und fährt dann fort:

„Abgesehen daß ein neuer Rock uns überall genirt, so zieht er uns noch verschiedene Unannehmlichkeiten zu. Jeder Bekannte, welcher uns auf der Straße begegnet, spricht sogleich: «Sie haben ja einen neuen Rock!» Sieht uns ein Gläubiger, so dürfen wir versichert sein, daß er am folgenden Tage kommt, seine Forderung einzukassiren. Begegnet uns ein Schuldner, welcher vielleicht das dargeliehene Geld schon in der Tasche hat, um es uns zu überbringen, so trägt er es wieder nach Hause, weil er glaubt, wir brauchen es nicht. Man wagt es kaum, einem Armen weniger als eine kleine Silbermünze zu geben. Man ist genöthigt, sich fast an jeder Straßenecke den Staub von den Stiefeln zu wischen. Die Geliebte verlangt, daß wir ihr auch ein neues Kleid kaufen.... Man scheut sich, durch eine Straße zu gehen, wo gebaut oder geweißt wird, man weicht einem Friseur, einem Kohlenbrenner, einem Fleischer aus, aus Besorgniß, einen Fleck zu bekommen. Wenn man sich setzt, nimmt man sorgfältig die Schöße auseinander, damit sie keine Falten bekommen. Viele Leute meinen, man gehe auf Freiersfüßen. Man muß, wenn der Himmel nur etwas wolkig ist, einen Regenschirm haben, und wenn man keinen hat, und es regnet, so muß man einen Fiaker nehmen. Zu einem neuen Rock gehören neue Handschuhe. Man ist beengt, mislaunig, man kann keine vernünftige Zeile schreiben, bis man den alten Gottfried wieder angezogen hat. Ich ziehe keinen neuen Rock mehr an, und bitte, mir meinen alten nicht übel zu nehmen."

Der Verfasser hat den Ertrag dieser Neuen Folge nicht etwa zum Besten eines Schriftstellerschutzvereins, etwa der Schiller-Stiftung, sondern zum Besten des österreichischen Thierschutzvereins bestimmt. Auch das ist Castelli'scher Humor. **H. M.**

Das Geheimniß der Mutter. Novelle von Robert Heller. (Ausgewählte Erzählungen. Zweiter Band.) Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1859. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Nach dem trefflichen „Reichspostreiter" erscheint uns dieses „Geheimniß der Mutter" als ein bei weitem schwächlicheres Product der Heller'schen Muse. Ein junger Graf, Alban Schlossen zu Wien, besitzt in Helene, einem schönen jungen Mädchen, das er bei der Erstürmung Wiens im Jahre 1848 als Kind aus den Händen der Kroaten errettet und sodann in der Schweiz auf das sorgfältigste hat erziehen lassen, eine heimliche Geliebte, der er in einem Gartenhause eine elegante Wohnung hat einrichten lassen. Mit Ausnahme Günther's, eines jungen Offiziers aus Thüringen, der bei einem Maler Engelbert zu Wien zum Besuch ist und sich in die schöne Helene verliebt hat, hält man allgemein Helene für Alban's Maitresse und beurtheilt danach das Verhältniß. Alban liebt jedoch das Mädchen aufrichtig, und da er eben durch den Tod seines Vaters selbständig wird, so beschließt er, sie zu seiner Gemahlin zu machen. Dem arbeitet jedoch seine Mutter, eine strenge, scheinbar herz- und gemüthlose Dame, die von seinem Vater getrennt gelebt, jedoch am Sterbebett desselben sich mit Alban zusammengefunden und hier ein Document, in welchem der Vater seinem Sohne eine geheime Schuld zu bekennen wünscht, statt seiner an sich genommen hat, mit allen möglichen Mitteln entgegen, in der Absicht, ihn zu einer ebenbürtigen Ehe zu veranlassen. Sie dringt daher, während Alban den Besitz seiner böhmischen Güter antritt, in die Wohnung Helenens ein, sucht dieselbe mit Geld abzufinden und behandelt sie überhaupt in so brutaler Weise, daß sich dieselbe, um nicht einem zweiten Ueberfall ausgesetzt zu sein, in die Wohnung des Malers Engelbert flüchtet, den ihr Alban als seinen zuverlässigen Freund empfohlen. So kommt sie in die unmittelbare Nähe Günther's; dieser sieht darin einen Wink des Schicksals und ist fest entschlossen, sie für sich zu gewinnen, was Engelbert dergestalt in Verlegenheit setzt, daß er Günther's Mutter und Schwester davon benachrichtigt und hierdurch diese veranlaßt, selbst in Wien zu erscheinen. Inzwischen verfolgt die alte Gräfin mit Hülfe eines Advocaten Helene auch in der Wohnung des Malers, ohne jedoch ihre Absicht zu erreichen. Alban kehrt zurück, ist über das Betragen seiner Mutter, die er nie geliebt, auf das höchste empört, läßt sie das empfinden und verlangt die Auslieferung des Documents. Sie übergibt es ihm und er erfährt daraus, daß er nicht ihr, sondern der uneheliche Sohn ihrer Schwester ist, daß sie ihn nur, um die Schuld ihres Gemahls und ihrer Schwester nicht bekannt werden zu lassen, für ihren Sohn ausgegeben hat und daß es lediglich auf sie ankommt, ob sie ihn auch ferner als ihren Sohn und als Erben der Güter seines Vaters anerkennen will. Alban fühlt sich hierdurch dergestalt niedergeschmettert, daß er sich erschießt. Aus Schmerz darüber und infolge der heftigen Gemüthserregungen stirbt einige Zeit darauf auch Helene, und hiermit hat denn auch die romantische Jugendleidenschaft Günther's ihr Ende erreicht.

Diese an sich ziemlich gewöhnliche Erfindung hat der Verfasser mit der ihm gewohnten Gewandtheit und Leichtigkeit erzählt, übrigens aber ihr keine tiefern Momente abzugewinnen vermocht. Einzelne Scenen, z. B. die zwischen der alten Gräfin und Helene im Gartenhause und in Engelbert's Wohnung, sind mit lebendigen Farben ausgemalt, die Jugendgeschichte der Gräfin ist zum Theil mit wirksamer Ironie behandelt, im ganzen aber vermag uns die Geschichte ein wirkliches Interesse nicht abzugewinnen. Fast sämmtliche Personen derselben lassen uns kalt. Psychologisch anziehende Seiten haben sie nicht, und alles, was sie erleben und erleiden, ist so gewöhnlich romanhaft gehalten und entbehrt so sehr der charakteristischen, dem unmittelbaren Leben abgelauschter Züge, daß man von Anfang bis zu Ende nicht daran zu glauben vermag. Am wenigsten begreift man, was die Liebesgeschichte Günther's in dem Ganzen soll. Es wäre daraus wol etwas zu machen gewesen; aber so, wie es der Autor behandelt hat, vermag es weder einen heitern, noch einen rührenden Eindruck zu machen. Wollte einmal der Autor der Erzählung einen tragischen Ausgang geben, so mußte er von vornherein einen weit erstern und tiefern Ton anstimmen. Das Tragische verträgt neben sich den ausgelassensten Humor, aber nicht die Plattheiten unsers nivellirten Gesellschaftslebens. Das Erheiternde, glücklich Verlaufende läßt man sich auch im modernen Flitterputz gefallen; was aber ergreifen und erschüttern soll, verlangt eine gediegenere Ausstattung. **11.**

Notizen.

Friedrich Wagenfeld, der Fälscher des „Sanchuniathon".

Otto Müller läßt in seinem Roman „Der Klosterhof" einen jungen bremer Gelehrten, Konstantin Volkhausen, eine Rolle spielen, der mit einer Edition der Briefe des Pythagoras, wovon er ein altes Manuscript aufgefunden zu haben vorgibt, anfangs selbst die bedeutendsten Gelehrten täuscht, zuletzt aber, nach Entdeckung der Fälschung, aus Schamgefühl und Reue sich das Leben nimmt. A. Zeising hat in seinem Bericht über Müller's Roman in Nr. 47 d. Bl. f. 1859 die sicherlich begründete Vermuthung aufgestellt, daß der Verfasser als Vorbild für die Zeichnung dieses Volkhausen den in einer berüchtigten literarischen Fälschungsangelegenheit seinerzeit vielgenannten bremer Gelehrten Friedrich Wagenfeld vor Augen gehabt habe, und er fügt hinzu: „Welchen Einfluß dies auf die Lebensverhältnisse des bereits 1846 gestorbenen Philologen gehabt hat, wissen wir nicht, sind auch mit seinen persönlichen Eigenschaften völlig unbekannt."

Diese Bemerkung Zeising's veranlaßte einen Bremer, P. S. Wilcken, uns mit einer Zusendung über Wagenfeld zu erfreuen,

aus der wir hier das Wesentlichste mittheilen wollen. Nachdem der Einsender hervorgehoben, daß Otto Müller eine Bremerin, die ihm leider sehr früh starb, zur Frau gehabt, und dadurch in die Lage versetzt gewesen, die Verhältnisse in Bremen ganz genau kennen zu lernen, fährt er fort: „Wagenfeld kannte auch ich und ich erlaube mir, einige Notizen über ihn zu geben. Geborener Bremer, studirte er einige Jahre mit mäßigem Erfolg, zeigte auch in seiner Vaterstadt wenig Lust, sich mit Facharbeiten zu beschäftigen, wol aber gerieth er auf die Idee, ein Falsum zu begehen, indem er vorgab, durch irgendeinen Schiffer aus einem alten Kloster Portugals in Besitz der verloren gegangenen phönizischen Urkunden des Sanchuniathon gelangt zu sein. Er arbeitete seine eigene Erfindung meisterhaft aus, ließ sie überdies von einem jetzt noch lebenden und wirkenden, im Griechischen hohe Ehre genießenden Professor revidiren und gab sie nun heraus. Manche Stubengelehrten glauben jetzt noch an die Echtheit des Werks. Im vertrauten Kreise hat Wagenfeld uns übrigens erzählt, daß die sogenannten punischen Fehden nur Schülerstreiche aus dem bremischen Gymnasium und Erzählungen der Fischer am Strande der Weser seien, natürlich ins Griechische übertragen. Leider versank Wagenfeld später durch Unlust zur Arbeit und durch Neigung zum Trunk vollkommen; offenbar hatte er großes Talent und war, wie man zu sagen pflegt, ein verkommenes Genie. Wir haben unter anderm ein Blatt vom sechsten Buch Moses von seiner Hand gesehen, so täuschend kalligraphirt, daß es wie mit gothischer Schrift gedruckt erschien und als ein kleines Meisterwerk anerkannt werden mußte. In den vierziger Jahren ließ der jetzt auch schon verstorbene Buchhändler W. Kaiser dem bedauernswerthen Manne neue Kleider machen, übertrug ihm die Leitung des «Bremer Unterhaltungsblattes» und veranlaßte ihn, einige Werke zu schreiben, wie die «Kriegsfahrten der Bremer» u. s. w. Einige Jahre ging die Sache gut, aber Wagenfeld's Constitution war zerrüttet; ein Brustleiden endete das Leben eines Mannes, der durch sein Talent und Wissen zu etwas Großem berufen war." Auch die Wissenschaft hat zu den Heerscharen der „verkommenen Genies" ihr zahlreiches Contingent gestellt, nur daß aus mancherlei Gründen von untergangenen Poeten öfter und länger gesprochen wird.

Polyglotte Anthologie.

Die Lyrik ist die eigentliche Herzenssprache der Völker, ihre Biographie, an der und durch die sie sich verstehen, in der sie ihre Empfindungen austauschen und einander gemüthlich und menschlich näher treten. Wenn alle Leihbibliotheken und alle Bühnen geschlossen würden und Roman und Drama in ihrer jetzigen Form aufhören müßten, die Lyrik würde man nicht verbieten können; und wenn man allem Schreiben und Drucken durch Ukase ein Ende machte, so würden doch Trauer und Freude, Sehnsucht und Befriedigung, Klage und Jubel in Liedern ausströmen; und diese Lieder würde einer vom andern lernen, man würde zu ihnen Melodien erfinden und so würden sie sich von Mund zu Munde, von Herzen zum Herzen fortpflanzen. So entstand ja auch das Volkslied und so lebte es fort, und es gibt genug Völker, die kein Drama und keine Romane besitzen, ja bei denen nichts aufgeschrieben und nichts gedruckt wird und die doch ihre Volkslieder und oft in sehr großem Vorrath haben. Von diesem Standpunkt wird man sicherlich folgende in mehr als einer Hinsicht interessante Sammlung willkommen heißen: „Anthologie universelle. Choix des meilleurs poésies lyriques de diverses nations dans les langues originales par *Joaquim Gomes de Souza* (Leipzig, Brockhaus, 1859). Das Buch enthält auf nahe 950 Seiten ausgewählte Proben von deutschen, englischen, französischen, italienischen, portugiesischen, spanischen, russischen, polnischen, serbischen, böhmischen, ungarischen, holländischen, dänischen, schwedischen, neugriechischen, lateinischen und altgriechischen Dichtern. Welche erstaunliche Umsicht auf sprachlichem Gebiete und welche Kenntniß der verschiedenen Literaturen gehörten dazu, um eine solche polyglotte Anthologie herzustellen! Die deutsche Lyrik ist besonders reich vertreten, und zwar durch die Namen Goethe, Schiller, Lessing, Klopstock, Herder, Bürger, Tieck, Heine, Uhland, Platen, Freiligrath, Nikolaus Lenau, Eichendorff, Geibel, Rückert und Chamisso. Dies muß uns um so schmeichelhafter sein, da Joaquim Gomes de Souza ein Kind des fernen tropischen Brasilien ist. In einer „Rio de Janeiro 1859" datirten, französisch geschriebenen Vorrede spricht sich der sprachenkundige Herausgeber über den Zweck seiner Sammlung aus, wie über die Grundsätze, die ihn dabei geleitet haben. **H. M.**

Bibliographie.

Burow, Julie, Laute Welt — stilles Herz. Novelle. Bromberg, Levit. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Cerri, C., Inneres Leben. Neuere Gedichte. Wien, Gerold's Sohn. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Dettmer, C., Professor Gustav Evers. Eine Lebensskizze. Lübeck, v. Rohden. 1859. Gr. 8. 4½ Ngr.

Fechner, G. T., Elemente der Psychophysik. 1ster Theil. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Girardin, E. de, Napoleon III. und Europa. Deutsch übersetzt, eingeleitet und annotirt von K. Grün. Hamburg, O. Meißner. 1859. 8. 7½ Ngr.

Die jungen Burggrafen Johann und Sigmund von Nürnberg aus dem Hause Zollern. Eine historische Erzählung aus dem 13. Jahrhundert. Salzkotten, v. Sobbe. 1859. 16. 2½ Ngr.

Kirchner, C. H., Die speculativen Systeme seit Kant und die philosophische Aufgabe der Gegenwart. Leipzig, Barth. Gr. 8. 18 Ngr.

Laven, P., Octona. Achtzeilige Lieder. Trier. 1858. 16. 15 Ngr.

Löwenthal, E., Die sociale und geistige Reformation des 19. Jahrhunderts als culturhistorischer Zielpunkt der gegenwärtigen Zeitbewegung dargestellt. Frankfurt a. M., Bechhold. Gr. 8. 10 Ngr.

Mystagogos. Eine christliche Vorschule. Neue Folge. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Robitsch, M., Geschichte des Protestantismus in der Steiermark. Graz, Wießner. 1859. Gr. 8. 27 Ngr.

San-Marte, Polens Vorzeit in Dichtung und Wahrheit. Bromberg, Levit. 1859. 8. 22½ Ngr.

Schiller-Denkmal. 1ste Lieferung. Berlin, Riegel. Gr. 16. 10 Ngr.

Seivert, G., Die Stadt Hermannstadt. Eine historische Skizze. Hermannstadt, Steinhaußen. 1859. Lex.-8. 16 Ngr.

Sobbe, E. v., Die Erstürmung der Stadt Salzkotten am 22. Dezember 1633 durch die Schweden und Hessen. Eine Skizze aus dem 30jährigen Kriege. Salzkotten, v. Sobbe. 1856. Gr. 8. 3 Ngr.

Vorträge auf dem Gebiete der Humanität und Lebensphilosophie, gehalten in der Freimaurerloge zu den drei Pfeilen in Nürnberg. Nürnberg. 1858. Gr. 8. 1 Thlr.

Witzleben, C. D. v., Geschichte der Leipziger Zeitung. Zur Erinnerung an das 200jährige Bestehen der Zeitung. Leipzig, Teubner. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wolf, G., Ferdinand II. und die Juden. Nach Aktenstücken in den Archiven der k. k. Ministerien des Innern und des Aeussern. Wien, Braumüller. 1859. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Dresel, E., Rede zur Säcularfeier Schillers im Herzogl. Gymnasium zu Coburg gehalten. Coburg, Riemann. 1859. Gr. 8. 2 Ngr.

Für Recht und Ehre. Ein Beitrag zur Würdigung der neuesten innern Zustände in dem Königreich Preußen. Von einem Westfalen. Hannover. 1859. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 23. Februar 1860.

Zur Literatur der Essays.

1. Ralph Waldo Emerson. Versuche. (Essays.) Aus dem Englischen von G. Fabricius. Zwei Abtheilungen. Hannover, Meyer. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Essays von Herman Grimm. Hannover, Rümpler. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.
3. Dichter und Frauen. Studien von Karl Frenzel. Hannover, Rümpler. 1859. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Was in der Musik die „Etüden", in der Malerei die „Studien", sind in der Wissenschaft die „Essays". Diese Formen der geistigen Production haben — gleichviel unter welchen Namen und in welchen Modificationen — zu allen Zeiten künstlerischer und literarischer Thätigkeit bestanden, ja sie müssen zu allen Zeiten bestehen, weil sie die nothwendigen Vorbedingungen ausgeprägterer Schöpfungen sind. Die Bedeutung aber, die sie jetzt in der Literatur und Kunst einnehmen, die Ansprüche, mit denen sie gegeben, die Anerkennung, mit der sie aufgenommen werden, sind nicht von so altem Datum. Noch vor nicht allzu langer Zeit galten sie nur für das, was sie ihrer ursprünglichen Natur nach sind, für Uebungen und Vorarbeiten. Man verkannte ihre Wichtigkeit nicht, man schätzte sie als die Elemente, an denen sich die schaffenden Subjecte nähren, kräftigen und bilden, und als die elementarischen Gebilde, aus denen nach und nach die eigentlichen Objecte des Schaffens, wie die Organismen aus den Zellen und Zellengeweben, hervorgehen. Dagegen wirkliche Resultate, Ergebnisse, die an und für sich zu befriedigen vermögen, die das Recht haben, um ihrer selbst willen ins Dasein und in die Oeffentlichkeit zu treten, sah man in ihnen nicht; diese Bedeutung legte man nur den ausgebauten, gegliederten Kunstwerken, den planmäßig angelegten und nach bestimmten wissenschaftlichen Principien ausgeführten Systemen bei.

Das ist jetzt anders geworden. Was früher nur als Mittel zum Zweck geboten wurde, wird jetzt als Zweck gegeben, und Formen, die früher als die schließlich zu erstrebenden, als die eigentlichen Ziele des Schaffens galten, sind von den Formen, die ihnen einst dienten, fast verdrängt worden. Am frühesten und augenscheinlichsten auf dem Gebiete der Musik; später und weniger fühlbar im Bereich der bildenden Künste; sehr bemerklich in der Sphäre der Poesie, und seit kurzem mit entschiedener Vorliebe und rasch um sich greifendem Erfolg auf dem Felde der Wissenschaft. Wie die gesetzmäßig gebauten Sonaten, Quartette und Symphonien vor leicht hingeworfenen Etüden und Exercices, wie die großen historischen Gemälde vor eng umrahmten Skizzen und Genrebildern, wie ausgearbeitete Epen, Romane und Dramen vor poetischen Erzählungen, Dorfgeschichten, Charakterbildern haben weichen oder wenigstens in den Hintergrund treten müssen, so scheinen auch die großen, zusammenhängenden Werke der Wissenschaft immer mehr durch Arbeiten von beschränkterm Inhalt und loserm Gefüge, durch Essays, Versuche, Studien, oder wie man sonst dafür sagt, verdrängt werden zu sollen; namentlich sind die erstern seit den glücklichen Erfolgen, die Macaulay, Emerson u. a. damit erzielt, zu förmlichen Modeartikeln geworden.

Die Gründe dieser Erscheinung sind theils unerfreulicher, theils erfreulicher Art. Einerseits nämlich läßt sich nicht verkennen, daß man sich zu kleinern Arbeiten darum flüchtet, weil für größere Schöpfungen die Productionskraft abgeschwächt, der Muth und die Ausdauer gelähmt, der Sinn für Gestaltung im großen und ganzen matt geworden ist. Der Rückblick auf die Leistungen vorangegangener Meister wirkt deprimirend, sowol wenn dieselben als bedeutend und unerreichbar, als auch wenn sie als mangelhaft und unzulänglich erkannt worden: denn im ersten Falle erwecken sie Mistrauen in die eigene Kraft und nähren den entmuthigenden Gedanken, dem Zeitalter des Epigonenthums anzugehören; im zweiten Falle verdächtigen sie den Werth der von den frühern Meistern angewandten Mittel und untergraben den Glauben an die Wahrheit und Zweckmäßigkeit von Formen, welche doch durch keine andern zu ersetzen sind. Diese Stimmung hat in neuerer Zeit, besonders auf die Pfleger der Musik, Poesie und Philosophie drückend gewirkt und ganz unleugbar dazu beigetragen, daß neuerdings mehr und mehr die strengen Formen auf diesen Gebieten gemieden und dafür freiere und leichtere angewandt worden.

Andererseits liegt diesem Umschwunge aber auch eine richtige Erkenntniß oder wenigstens Ahnung zum Grunde. Keine Form, so zweckmäßig und vollendet sie auch sein möge, ist eine solche, daß sie wandellos für die Ewigkeit bestehen könnte; vielmehr besteht das eigentliche Wesen der Form in der Formentwickelung; das allein constante Princip der Gestaltung ist die Umgestaltung, die Metamorphose. Dies gilt im Reich des Geistes wie in dem der Natur. Aus den einfachen Blattgebilden der Samenkäppchen entwickeln sich nach und nach die Stengelblätter, die Kelchblätter, die Blütenblätter, die Staubfäden und Stempel, bis sie zuletzt in der Frucht die concentrirteste und in sich abgeschlossenste Form erreichen. Ist aber diese Form erreicht, dann muß sie, wenn das Leben fortdauern, eine weitere Entwickelung möglich sein soll, wieder zerstört und in ihre einfachsten substantiellen Elemente zerlegt, auf das scheinbar Formlose reducirt werden, damit sich der vollendete Entwickelungsproceß nach denselben allgemeinen Grundgesetzen, aber unter andern Raum- und Zeitverhältnissen, unter andern Einwirkungen von außen her und demzufolge auch in andern und neuen Formbildungen fort und fort wiederhole. Die in sich abgeschlossene Samenkapsel springt, die Samenkörner zerstreuen sich und verlieren sich in die Elemente, und was aus ihnen hervorgeht, sind zunächst nur elementare, im ersten Werden begriffene, der Form ermangelnde Gebilde. Nicht anders in Wissenschaft und Kunst. Ist hier ein Standpunkt erklommen, auf dem es gelingt, die die Zeit bewegenden Ideen in wohlgegliederten Kunstwerken oder abgeschlossenen Systemen zur Erscheinung zu bringen, dann wird man sich zwar der vollendeten Formen freuen, sie wie Blüten und Früchte genießen, aber sich nicht dabei beruhigen, vielmehr sie aussaugen, sich ihres substantiellen Gehalts bemächtigen, sie als leere Schalen betrachten und aus den ihnen abgewonnenen substantiellen Elementen sich neue, von vorn beginnende Formen entfalten lassen.

In diesem Sinne haben wir es aufzufassen, wenn es jetzt auf geistigem Gebiet mehr keimt und sproßt, als reift und Abschluß gewinnt, wenn aus dem Boden, den die stattlichen, ausgewachsenen Eichen der hinter uns liegenden Periode mit ihren Blättern und Früchten gedüngt und befruchtet haben, ein junges, bunt und wild durcheinander wachsendes Unterholz von Essays aufschießt, denen über kurz oder lang die alten Systeme werden Platz machen müssen. Das Werthvolle und Erfreuliche dieser Productionen liegt nicht sowol in dem, was sie sind und leisten, als in dem, was sie in sich tragen und versprechen. Sie befriedigen mehr potentia als acta; sie beginnen ihre Entwickelung von einer höhern Stufe, als die Productionen der frühern Generation, aber sie haben auf dieser Stufe eine noch so geringe Höhe und Ausbildung erlangt, daß sie sich an reeller Bedeutung und formeller Vollendung mit jenen nicht vergleichen lassen.

Dieser Charakteristik am vollkommensten entsprechen die Geistes- und Herzensergüsse von Emerson (Nr. 1). Fabricius, der uns hier dieselben in einer trefflichen Uebersetzung bietet, leitet sein Vorwort mit den Worten ein: „Emerson bringt uns nur die Blüten zurück, deren Samen er durch sein Studium des deutschen Volks und seiner geistigen Producte einsammelte. Geht es doch so mit manchen Blumenarten, die sich in fremdem gesunden Boden und neuen klimatischen Verhältnissen zu doppelter Schönheit entfalten." Darin liegt Wahres, aber auch Unwahres. Es ist wahr, Emerson bringt uns fast nichts, was nicht die deutsche Literatur und Kunst so oder so schon böte; und insofern macht er einen Eindruck auf uns, wie Geist von unserm Geist und Fleisch von unserm Fleisch. Auch das ist wahr, daß er es uns nicht in derselben Weise, sondern in neuer und frischerer Form bietet, und daher schreibt sich die anregende, belebende Wirkung, die er auf uns ausübt. Aber unwahr ist es, wenn er seine Schöpfungen bereits als Blüten bezeichnet, ja sie als Blüten von doppelter Schönheit betrachtet wissen will. Hierin scheint uns eine bedenkliche Ueberschätzung der Emerson'schen Form zu liegen. Emerson's Gedankencomplexe sind rücksichtlich ihrer Construction so weit entfernt, sich mit den immer nach bestimmten Gesetzen gebauten Blüten vergleichen zu lassen, daß es fast passender erscheint, in ihnen anorganische als organische Gebilde zu sehen. Die Art und Weise, wie sich bei ihm Gedanke an Gedanke reiht und dadurch aus Kleinerm ein Größeres entsteht, hat die größte Aehnlichkeit mit jener, in der sich Lawinen und Conglomerate bilden. Er selbst sagt einmal, um die menschliche Assimilationskraft zu charakterisiren, der Mensch sei „einer jener Querstangen, welche an Flüssen vom Ufer aus vorgelegt werden, Treibholz aufzufangen, oder dem Magnet unter Splittern von Stahl gleich". Dieses Bild läßt sich mit noch besserm Recht auf die Art und Weise anwenden, wie bei ihm der erste Gedanke einer Digression andere ähnliche Gedanken an sich heranzieht und mit sich vereinigt. Es ist mehr ein Auffangen von außen her, ein Auffischen aus der nie ruhenden allgemeinen Gedankenströmung, als ein organisches Keimen- und Wachsenlassen aus einem innern Kern und Keim heraus. Will man jedoch seine Erzeugnisse mit organischen Gebilden vergleichen, so kann man das Bild nur aus dem Beet der niedern Formationen, etwa der Zellengewebe, der Wurzelgeflechte oder dergleichen entnehmen, oder höchstens in ihnen die ersten eben aufschießenden Triebe einer jungen Vegetation erblicken: denn in allen seinen hier zusammengestellten Expectorationen über Geschichte, Selbstvertrauen, Vergeltung, geistige Gesetze, Liebe, Freundschaft, Klugheit, Heroismus u. s. w. ist von einem gesetzmäßigen Bau, planmäßiger Anordnung, übersichtlicher Gliederung, proportionaler Maßhaltung, Concentration und Abrundung keine Rede, vielmehr regt sich in allem noch ein factisches Kochen und Gären, ein ungestümes Drängen und Treiben, ein üppiges, in seiner eigenen Fülle zu ersticken drohendes Wuchern.

Wir können daher dem Uebersetzer nicht beistimmen, wenn er sagt, wir erhielten in Emerson's Werken unsere eigenen Blüten und Früchte in gereinigter und verklärter

Form zurück, sondern können nur einräumen, daß seine Form eine jugendlichere, naturwüchsigere, autochthonischere ist. Zwar leugnen wir nicht, daß sich viele unserer weltlichen Philosophen und kirchlichen Moralisten mehr als erträglich in einer schweren und eingerosteten Form von der Denkweise gesunder, natürlicher und aus echtem Instinct empfindender Menschen entfernen und dadurch verhindern, daß das Volk Kraft und Leben aus ihnen trinkt; auch geben wir zu, daß nur der Geist heilig sein sollte und daß, wenn es die Form in falscher Weise wird, dies von einem mangelnden Zufluß innern Lebens zeugt, zufolge dessen sie zuletzt vollständig erstarrt und den letzten Rest innewohnender Inspiration tödtet. Aber wir meinen, um sich vor solcher verknöcherter Form zu bewahren, braucht man noch nicht in die Emerson'sche Formlosigkeit zurückzufallen; und weil uns an ihr die jugendliche Frische und Ungebundenheit gefällt, braucht man nicht in ihr eine gereinigte und geklärte Form, nicht ein der Nachahmung würdiges Ideal zu erblicken. Mögen wir uns immer an dem Sprudeln und Schäumen des Emerson'schen Gedankenstroms erfreuen, aber glauben wir nicht, daß darin allein das Heilbringende und Erstrebenswerthe liegt, bilden wir uns nicht ein, daß dabei stehen geblieben werden kann, verschließen wir unser Auge nicht gegen die vielen Mängel und Unzulänglichkeiten dieser Darstellungsweise. Es liegt darin etwas ungemein Anregendes und Belebendes, viel Erwärmendes und Erhebendes, auch nicht wenig Belehrendes und Aufklärendes; aber daneben findet sich auch viel Beunruhigendes und Verwirrendes, viel Betäubendes und Blendendes, viel durch falschen Glanz Reizendes und Irreleitendes. Wir meinen nicht, daß Emerson zu täuschen und zu blenden die Absicht hat; aber daß er es trotzdem nicht selten thut, ist die unvermeidliche Folge seiner Denk- und Darstellungsweise. Seine Gedanken quellen ohne Frage unmittelbar aus einem warmen Herzen und dieses Herz ist ein großes Herz, voll Anmuth und Liebe, dem Fortschritt der Menschheit gewidmet. Aber seine Gedanken sind zum großen Theil nur momentane Geistesblitze, nur Gefühlsregungen des Augenblicks, und er gibt sie für ewige Wahrheiten.

Die Hoch- und Heilighaltung der momentanen Eingebungen und der rein individuellen Triebe bilden einen Grundzug seiner Weltanschauung; er macht sie ausdrücklich zum Gegenstande seiner Forderungen. Er sagt in dem „Selbstvertrauen" überschriebenen Abschnitt:

Ein thörichtes Festhalten ist der Kobold kleiner Seelen, der von kleinen Staatsmännern, Philosophen und Theologen angebetet wird. Mit einem solchen Festhalten hat eine große Seele schlechthin gar nichts zu thun. Ebenso gut kann der Mensch sich mit seinem Schatten an der Wand abgeben. Pfui über eure gebundenen Lippen! Näht sie doch lieber mit Bindfaden zu, hört ihr? Oder sonst, wenn ihr Männer sein wollt, so sprecht, was ihr heute denkt, in Worten aus, so laut, daß sie widerhallen wie Kanonendonner, und morgen sprecht, was ihr morgen denkt, mit ebenso lauter Stimme, wenn auch jedes Wort ein Widerspruch von dem ist, was ihr heute gesagt habt.

Was soll man hierzu sagen? Kann ein solcher Mahnruf zur Inconsequenz wirklich zu einer allgemein gültigen Lebensmaxime erhoben werden? Freilich liegt eine beherzigenswerthe Wahrheit darin, die nämlich, daß sich der Mensch nicht aus falscher Scham und übertriebener Scheu vor dem Schein der Inconsequenz von dem offenen Bekenntniß eines Irrthums und dem Uebergang zu einer andern Meinung soll abhalten lassen. Aber berechtigt dies dazu, ein unbesonnenes Gutheißen widersprechender Ansichten und ein frohes Hinausschreien derselben in die Welt geradezu als das Rechte und Heilsame, als die Handlungsweise großer Seelen zu empfehlen? Was sollte daraus werden, wenn jeder dieser Ermahnung folgen und in jedem Augenblick jeden Gedanken, der ihm zufällig durch den Kopf zuckt, laut ausrufen wollte? Woran sollen wir uns bei einem Menschen halten, wenn es ihm gestattet, ja seine Pflicht sein soll, sich heute als das absolute Gegentheil von dem zu zeigen, als was er sich gestern proclamirt hat? Emerson hält es gar nicht der Mühe werth, diese Fragen nur aufzuwerfen, sondern begnügt sich, seine Maxime nur gegen Altweibergeschwätz zu vertheidigen. Nach der oben mitgetheilten Stelle fährt er so fort:

Ach dann, rufen die bejahrten Damen aus, werdet ihr gewiß sein, daß man euch misversteht! Misverstanden! Das ist so recht das Wort eines echten Thoren. Ist es denn so schrecklich, misverstanden zu werden? Pythagoras wurde misverstanden, und Sokrates und Jesus, und Luther und Kopernicus, und Galilei und Newton, und jeder lautere und weise Geist, der jemals Fleisch ward. Groß sein ist misverstanden sein."

Welche blendende Halb- und Scheinwahrheit liegt wieder in dieser Vertheidigung seines Grundsatzes! Als ob die Gefahr, misverstanden zu werden, die einzige wäre, die mit einer Emancipation der Inconsequenz, wie er sie predigt, verbunden ist! Als ob misverstanden zu werden, nicht dennoch ein großes Unglück wäre, obschon es leider nur allzu oft den großen Männern begegnet, ja nicht gerade dann das größte Unglück wäre, wenn es großen Männern begegnet! Und als ob die großen Männer, die er nennt, darum misverstanden wären, weil sie, wie er es gutheißt, heute dies, morgen das gelehrt haben, und als ob, wenn dem nicht so ist, der Umstand, daß sie trotzdem misverstanden sind, als Rechtfertigung für diejenigen dienen könnte, die um ihrer Widersprüche willen misverstanden werden müssen!

Wir würden das Unwahre und Gefährliche der im obigen Satz enthaltenen Lebensregel nicht so stark hervorheben, wenn sie sich nicht als rother Faden durch das ganze Buch hindurchzöge und wenn nicht die Art und Weise, wie Emerson selbst seine Gedanken producirt und ausspricht, ganz jenem Grundsatz entspräche. Auch er spricht in jedem Momente aus, was ihm unmittelbar durch die Seele zuckt, unbekümmert, ob und wie es mit dem Vorhergehenden und Folgenden zusammenhängt. Jeder seiner Sätze steht daher mehr oder minder selbständig für sich da. Er überzeugt uns, insoweit er überzeugende Momente in sich selbst besitzt — und das ist, wir gestehen es gern zu, bei sehr vielen seiner Sätze der Fall —; aber daß ein Satz als die unabweisliche Wahrheit einer logischen Gedankenreihe, als das unumstößliche

Resultat einer richtigen Deduction oder Induction erschiene, daran erinnern wir uns in den zwanzig Aufsätzen des umfangreichen Buchs auch nicht ein einziges Beispiel gefunden zu haben. Alle seine Sätze haben daher mehr oder minder den Charakter von Aphorismen, von abgerissenen Sentenzen. Diejenigen, welche zu einem Aufsatze zusammengefaßt sind, unterstützen sich allenfalls dadurch, daß viele derselben denselben Gedanken in anderer Form wiederholen, daß sie auf verwandte, analoge Erscheinungen hindeuten; übrigens aber sind sie so locker und lose verbunden, daß sie sich von seiten ihrer Totalität höchstens mit einer Schnur aneinander gereihter Perlen vergleichen lassen. Nicht stärker ist das Band, welches die einzelnen Aufsätze zusammenhält. Der leitende Gedanke, der sich durch sie hindurchzieht, sie gemeinschaftlich trägt, dürfte sehr schwer zu bezeichnen sein. Wir unsererseits wüßten kaum einen andern zu nennen als den, der dem oben besprochenen entspricht, d. h. welcher dem Einzelwesen, dem Individuum, ja dem einzelnen momentanen Denken, Fühlen und Wollen des Individuums die vollste Freiheit der Entfaltung, die Berechtigung einer unbeschränkten Selbstbestimmung, die entschiedenste Lossagung von dem, was Gewohnheit und Sitte als allgemein gültig festgestellt haben, eingeräumt wissen will, und lediglich im Individuum und dessen freier Selbstbethätigung den Inbegriff der Geschichte, den Mittelpunkt der Natur, das Centrum des Weltalls sucht. Er beginnt sein Buch so:

> Es ist ein Geist, der alle Menschen beseelt. Jeder Mensch steht diesem Geiste offen und allen, die desselben Geistes sind.

Kurz darauf sagt er:

> Im Menschen ist die ganze Encyklopädie aller Thatsachen enthalten. Eine Eichel genügt zur Erschaffung von Tausenden von Wäldern, und Aegypten, Griechenland, Rom, Gallien, Britannien, Amerika sind schon im ersten Menschen begründet.

Und wenig Sätze weiter fährt er fort:

> Wenn die ganze Geschichte in einem Menschen enthalten ist, so läßt sich alles aus individueller Erfahrung erklären. Die Stunden unsers Lebens stehen mit allen Jahren in Verbindung. So wie die Luft, die ich einathme, aus dem großen Repositorium der Natur genommen ist, wie das Licht auf meinem Buche von einem Gestirn kommt, das einige hundert Millionen Meilen weit von uns entfernt ist, wie das Gift in meinem Körper sich auf das Gleichgewicht der Centrifugal- und Centripetalkräfte stützt, so sollte jede Stunde von den Jahrhunderten ihre Unterweisung empfangen und die Jahrhunderte in der einzelnen Stunde ihre Erläuterung finden. Jede Revolution war zuerst nur ein Gedanke in der Seele eines Einzelnen, und sobald derselbe Gedanke sich bei einem Zweiten findet, so ist das der Schlüssel zu jener Aera. Jede Verbesserung war einst nur das stille Dafürhalten eines Menschen, und wenn es erst wieder das stille Dafürhalten aller geworden ist, so ist damit das Räthsel der Zeit gelöst.

Freilich fordert Emerson daneben, daß das Individuum zugleich Träger und Organ des Allgemeinen, des allumfassenden Geistes sei. Aber die Möglichkeit, diese Bedingung zu erfüllen, sieht er doch zuletzt immer nur darin, daß das Individuum sich selbst und seiner eigenen Natur folge. Er hält sogar dafür, daß „kein Mensch seiner Natur Gewalt anthun kann", und dennoch hält er es für nöthig, fort und fort gegen die Naturwidrigkeit der menschlichen Handlungsweise in vielen Sitten und Gebräuchen zu eifern und das Streben nach Conformität als einen Abfall von der Natur zu bezeichnen, gerade als ob in diesem Falle nicht auch dieses Streben der menschlichen Natur gemäß wäre. Statt zu sagen: Bewahre im Allgemeinen deine Eigenthümlichkeit und setze deine Eigenthümlichkeit in Harmonie mit dem Allgemeinen! und statt anzuerkennen, daß die Erfüllung der letzten Forderung eine Limitation der ersten, eine Modification des Individuellen nach dem Allgemeinen verlangt, nimmt er für das Individuum die unbeschränkte Freiheit der Selbstentfaltung in Anspruch, ohne auch nur näher zu bestimmen, was als das eigentliche Selbst des Menschen betrachtet werden müsse, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß sich im Menschen gar viele und widersprechende Triebe vereinigen und daß die Menschen gerade darin am schroffsten voneinander abweichen, daß der eine diesen, der andere jenen Trieb als sein eigentliches Selbst betrachtet und als Moderator seiner Handlungen walten läßt. Emerson meint, wenn nur die Handlungen in der Stunde, wo man sie begehe, redliche und natürliche seien, wenn sie nur aus einem und demselben Willen hervorgingen, da würden sie auch ganz von selbst immer in Harmonie miteinander stehen, wenn sie auch noch so ungleich erschienen: denn diese Verschiedenheiten verschwänden, wenn sie aus der Entfernung und aus nur einiger Höhe des Gedankens angesehen würden. Hiergegen läßt sich eigentlich nichts einwenden. Aber es fragt sich: In welchem Fall sind denn die Handlungen redliche und natürliche? In welchem gehen sie denn sämmtlich aus einem und demselben Willen hervor? Emerson muß doch, da er ein Wenn gelten läßt, auch unredliche und unnatürliche, aus zwiespältigen Willensregungen hervorgehende Handlungen für möglich halten; thut er dies aber, dann fällt eigentlich die ganze Weisheit seiner Lebensanschauung in sich zusammen, denn gerade was uns zu wissen noth thut, läßt er unerörtert. Er knüpft seine Heilsverkündigungen an Bedingungen, versäumt aber die Wege zu bezeichnen, auf denen sich diese Bedingungen erfüllen lassen.

Trotz dieser und anderer Bedenken, die es uns unmöglich machen, für Emerson mit unbedingter Bewunderung zu schwärmen und in ihm geradezu ein Vorbild zu erblicken, müssen auch wir ihn als einen ungemein reichen und bedeutenden Geist anerkennen und seine „Versuche" als eine unerschöpfliche Fundgrube anregender Gedanken, scharfer Beobachtungen und beherzigenswerther Lebensmaximen empfehlen. Der Leser findet darin mehr oder minder freie, theils philosophisch, theils poetisch, theils weltmännisch gedachte Phantasien über eine Reihe sehr interessanter und wichtiger Themata, z. B. außer denen, die wir oben schon genannt haben, Expectorationen über die höhere Seele, Verstand, Kunst, Poesie, Erfahrung, Charakter, Sitten, Natur, Politik u. s. w. Der Werth besteht bei allen mehr in den einzelnen Gedankenblitzen, die sie durchleuchten, als in der sie tragenden Grundidee,

mehr in der vortrefflichen Bearbeitung der einzelnen Bausteine, als in der architektonischen Construction des Ganzen. Es läßt sich daher kaum sagen, daß die oder die Abschnitte vor andern den Vorzug verdienen: denn die Würdigung des Einzelnen ist noch mehr als die Beurtheilung des Ganzen durch subjective Sympathien und Geschmacksrichtungen bedingt. Wir haben mit besonderm Interesse die Abschnitte „Vergeltung", „Der Dichter" und „Natur" gelesen; am wenigsten hat uns der Abschnitt über „Kunst" befriedigt; die darin niedergelegten Ideen sind uns als ziemlich parador und unklar erschienen; der Kunst wie der Kunstbetrachtung dürfte schwerlich damit gedient sein.

Wahrscheinlich durch Emerson's Arbeiten angeregt, übrigens aber nach Inhalt und Form wesentlich von denselben verschieden, sind die „Essays" (Nr. 2) von H. Grimm, der sich bereits durch seine Uebersetzung der Emerson'schen Aufsätze über Goethe und Shakspeare als einen enthusiastischen Bewunderer des amerikanischen Essayisten documentirt hat. Es kommt nicht häufig vor, daß die Leistungen des Angeregten denen des Anregenden überlegen sind; hier ist es jedoch in mehrfachem Betracht der Fall. Grimm hat sich von Emerson in gewissem Grade die Frische und Naturwüchsigkeit seiner Darstellungsweise, die Emancipation von gewissen hergebrachten Formen angeeignet, aber er hat sich hierbei nicht wie dieser ins Maßlose und Excentrische fortreißen, sondern sich durch seine deutsche Natur und Bildung, vielleicht auch durch ein von Haus aus minder verschwenderisch ausgestattetes Talent in solchen Grenzen halten lassen, welche bei aller Ungezwungenheit, bei aller Geneigtheit, pikante Einfälle des Augenblicks zu wirksamen Motiven zu benutzen, dennoch eine regelrechtere Gedankenentwickelung, eine übersichtlichere Anordnung, eine befriedigendere Abrundung gestatten. Er ist daher weniger brillant als Emerson, aber lichtvoller; nicht so reich, aber ein besserer Haushalter; nicht so an- und aufregend, aber wahrhafter und geschmackvoller. Natürlich haben seine Arbeiten bei diesen Eigenschaften auch ein weniger eigenthümliches und originelles Gepräge. Hätte er sie nicht „Essays" betitelt, wüßte man nicht von seiner Beziehung zu Emerson, so würde man vielleicht gar nicht darauf kommen, sie in diese Kategorie einzuordnen, sondern sie für Journal- und Feuilletonartikel ansehen, wie es ihrer viele gibt, und wie sie auch in Deutschland seit lange geschrieben sind. Jedenfalls verräth sich daher in der Wahl dieses Titels in gewissem Sinne der dem Deutschen allerdings tief eingewurzelte Zug, die eigenen Erzeugnisse unter fremdem Namen zu Markte zu bringen; doch soll damit nicht gesagt sein, als sei der Name für sie geradezu unpassend, vielmehr muß zugestanden werden, daß sich kaum eine deutsche Bezeichnung würde finden lassen, mit der man einen Begriff zu verbinden geneigt wäre, wie er derartigen Arbeiten entspricht und wie man ihn einmal mit dem englischen Ausdruck „Essay" zu verbinden pflegt.

Der Inhalt der in diesem Buch zusammengestellten, ursprünglich wahrscheinlich für Zeitschriften geschriebenen und bereits einzeln veröffentlichten Aufsätze ist durchweg ästhetischen und kunst- oder literarhistorischen Charakters. Uebrigens besteht zwischen ihnen kein Zusammenhang, vielmehr bewegen sie sich um sehr verschiedenartige, weit voneinander abliegende Themata, wie sie der Zufall und äußere Anregungen dem Autor in die Hände gespielt haben. Es sind ihrer im ganzen neun: „Alfieri und die Ristori"; „Die Venus von Milo"; „Lord Byron und Leigh Hunt"; „Die Erwartung des Jüngsten Gerichts von Cornelius"; „Die Bearbeitung von Shakspeare's «Sturm» durch Dryden und Davenant"; „Deutsches Theater im 16. Jahrhundert"; „Rafael und Michel Angelo"; „Friedrich der Große und Macaulay"; „Schiller und Goethe".

Fast alle diese Arbeiten haben das miteinander gemein, daß sie ihr Thema nicht allseitig und erschöpfend, sondern nur von einem bestimmten Gesichtspunkte aus behandeln. Der Leser hat daher in ihnen keine umfassende, ausreichende Belehrung über die erörterten Gegenstände, sondern nur individuelle, jedoch in objectiver Beobachtung wurzelnde, mehr oder minder zur richtigen Erkenntniß der Objecte beitragende und stets von Geist und Urtheil zeugende Ansichten über dieselben zu erwarten. So beschränkt sich der erste Aufsatz darauf, uns einige Züge aus Alfieri's Selbstbiographie, namentlich die Umstände und Erlebnisse, die ihn zum Tragödiendichter gemacht haben, ferner eine allgemeine Charakteristik des Dichters und endlich eine apologetische Betrachtung über dessen „Mirra" und die Darstellung dieser Tragödie unter Mitwirkung der Ristori mitzutheilen. Auf eine Besprechung und Würdigung der übrigen Werke des Dichters, auf die Lösung der Aufgabe, von ihm und seinen Schöpfungen ein nicht blos in allgemeinen Umrissen entworfenes und theilweise specialisirtes, sondern in allen Theilen gleichmäßig ausgeführtes Bild zu geben, läßt er sich nicht ein. Seiner Auffassung des Dichters im ganzen mag man beistimmen, wenn auch das Prädicat „Genie", das er ihm zukommen läßt, kaum auf ihn anwendbar sein möchte. Ob dagegen seine enthusiastisch-enkomiastische Apologie der „Mirra" den widerwärtigen Eindruck, den das Sujet dieser Tragödie auf jedes gesunde Gefühl bisher gemacht hat, zu verwischen und in einen echt ästhetischen und poetischen zu verwandeln im Stande sein wird, müssen wir ernstlich bezweifeln. Wir begreifen, daß eine Darstellung, wie die der Ristori, die Unnatur dessen, was Mirra will, auf Momente vergessen machen kann, wir geben zu, daß die Gründe, welche der Autor für seine Auffassung und zur Vertheidigung des Dichters anwendet, die besten sind, die sich dafür aufbringen lassen und vielleicht im Stande sind, den nüchternen Verstand auf eine Weile zufrieden zu stellen, aber das Widernatürliche und Abscheuerweckende in Mirra's Leidenschaft ist so stark und mächtig, daß es sich auf die Dauer durch keine Kunst bemänteln, durch keine Gründe wegdemonstriren läßt. Genügte es, eine so unnatürliche Leidenschaft, wie die geschlechtliche Liebe einer Tochter zu ihrem Vater, dadurch als natürlich erscheinen zu lassen,

daß sie wie eine den Menschen wider sein Wissen und Wollen überfallende Krankheit, als die unabweisbare Schickung eines tückischen Verhängnisses hingestellt wird, und würde der von einer solchen Leidenschaft Befallene dadurch zum würdigen Gegenstande eines der tragischen Poesie angemessenen Mitleids, daß er mit dieser Leidenschaft kämpft und an ihr zu Grunde geht, so könnte am Ende auch jede andere Verirrung gegen Sitte und Natur, wie Päderastie, Sodomiterei u. dgl. zum Motiv einer Tragödie benutzt werden, es würde aber damit dem rohen Naturalismus einerseits und dem routinirten Formalismus, der selbst das Häßlichste zum Schönen umgestalten kann, andererseits ein Recht eingeräumt, bei dem weder das Schöne noch das Gute in seiner Eigenartigkeit zu bestehen vermag.

Der zweite Aufsatz ist eine in feinen Zügen hingeworfene Schilderung der Empfindungen, mit welcher der Autor die Venus von Milo betrachtet. Es liegt etwas unleugbar Wahres darin, aber ganz klar, scheint es, ist sich der Interpret seiner Gefühle nicht geworden. Zu Anfang sagt er von dieser Venus, alles, was eine Frau in unsern Augen schmücke und erhebe, vereine sich ihm in diesen Zügen; dann aber fragt er:

Was ist mir diese Gestalt einer Göttin? Was nützen mir die Gedanken, die sie in mir erwachen läßt? Eine unfruchtbare Sehnsucht sind sie, fremd mir selber, indem sie zu reden beginnt.

Und weiterhin sagt er sogar:

Gewiß, sie ist schön. Bewunderung und Staunen erweckt sie, die Phantasie trägt uns mit Macht zurück zu ihren Zeiten, aber fremd bleibt sie uns dennoch, und während wir im Anschauen verloren sind, sagt uns eine leise Stimme, es sei für uns kein Herz mehr in dieser Schönheit.

Wie reimen sich diese beiden Aussprüche? Kann eine Schönheit, in der sich alles vereinigt, was eine Frau schmückt und erhebt, als herzlos gedacht werden? Kann sie uns fremd bleiben in demselben Augenblicke, wo sie uns mit Macht in ihre Zeiten zurückversetzt, uns zwingt, uns ganz in sie zu verlieren? Der Autor hat hier offenbar zwei verschiedene, wenn auch oft unmittelbar aneinander liegende Momente der ästhetischen Betrachtung, nämlich den des eigentlichen Genusses und den der kritischen Erwägung miteinander confundirt. Die Kritik wird dem, was das Schöne im Augenblicke des Genusses für uns ist, hinterher immer etwas abziehen. Dies gilt aber nicht blos von den antiken, sondern von allen Kunstwerken, weil jedes einzelne Schöne nicht das Schöne in seiner vollen Bedeutung, sondern nur eine einzelne Manifestation desselben ist. Auch das Moderne läßt uns, wenn wir es mit kritischem Auge betrachten, gar viel im Vergleich mit dem Antiken vermissen; und wie es ungerecht sein würde, das Moderne nach dem Antiken messen zu wollen, ebenso unbillig scheint es uns, die Werke der alten Kunst nach specifisch modernen Gefühlen zu beurtheilen. Im Reich des Schönen gilt es, uns über die Grenzen von Raum und Zeit hinauszuschwingen und uns von allen temporalen und lokalen Stimmungen soviel als irgend möglich zu emancipiren. Nur unter dieser Bedingung ist ein harmonisches Zusammengehen der ästhetischen und kunsthistorischen Beurtheilung zu erreichen.

Der dritte Aufsatz enthält eine Apologie Byron's den Anklagen Leigh Hunt's gegenüber, jedoch läßt er sich nicht sowol auf eine specielle Widerlegung der Hunt'schen Aussagen ein, sondern begnügt sich, überhaupt darauf aufmerksam zu machen, wie höchst mislich, unzuverlässig und ungerecht es sei, einen großen Mann statt nach seinen Geistesproducten und seinen der Welt angehörigen Thaten nach kleinen Zügen seines Privatlebens zu beurtheilen und dadurch das erhebende Bild, das uns seine Werke von ihm geschaffen, in den Staub herabzuziehen. Wir können ihm darin nur beistimmen, und empfehlen, was der Autor über die Veröffentlichung von Briefen und die Ausbeutung der nicht für die Welt, sondern nur für den Kammerdiener bedeutsamen Züge sagt, allen denjenigen unserer heutigen Literarhistoriker, welche statt des Bildes die Kehrseite eines Gemäldes zu betrachten lieben, zu wärmster Beherzigung.

Nicht in gleicher Weise befinden wir uns mit dem vierten Aufsatz im Einklang. Einerseits scheint uns der Verfasser zwischen der religiösen und ästhetischen, sowie zwischen der katholischen und protestantischen Auffassung gewisser Darstellungen eine Kluft anzunehmen, wie sie in der That kaum noch besteht; andererseits kommt es uns vor, als lege er der von ihm besprochenen Composition einen künstlerischen Werth bei, wie er ihr nicht unbedingt einzuräumen ist. Wir verkennen nicht, daß der Künstler die Aufgabe, die ihm hier gestellt war, in einer seinen Genius verrathenden Weise gelöst hat, aber in der Aufgabe selbst liegt etwas, womit sich weder die confessionelle noch die ästhetische Anschauungsweise auszusöhnen vermag. Die an die nächste prosaische Wirklichkeit erinnernden Figuren der untersten Schicht stehen mit der universalen und idealen Bedeutung der übrigen Elemente des Bildes in gar zu grellem Contrast, und so schön auch die architektonische Anordnung des Ganzen als solche ist, so entspricht sie doch eben mehr den Ansprüchen, die man an ein Werk der Baukunst, als denen, die man an ein Werk der Malerei macht. Von Herzen aber stimmen wir ihm bei, wenn er gegen den Schluß seines Aufsatzes die Ausführung der Cornelius'schen Cartons, unter denen uns „Die Erwartung des Jüngsten Gerichts" keineswegs eins von den bedeutendsten zu sein scheint, als die Sache einer unabweisbaren und möglichst bald zu erfüllenden Pflicht betrachtet wissen will.

In den beiden folgenden Abhandlungen legt der Verfasser die Resultate gelehrter und umsichtiger Untersuchungen über die ersten Quellen und verwandtschaftlichen Beziehungen verschiedener dramatischer Arbeiten aus dem 16. und 17. Jahrhundert nieder. Die erste derselben knüpft zunächst an die Bearbeitung von Shakspeare's „Sturm" durch Dryden und Davenant an, erstreckt sich sodann aber auch über mehrere andere Dramen, welche sich mit mehr oder weniger Selbständigkeit um dieselbe Fabel bewegen, namentlich über ein von Corneille benutztes Stück Calderon's („In diesem Leben ist alles

Wahrheit und alles Lüge") und Shakspeare's „Cymbeline", und leitet endlich die Urbestandtheile derselben aus einer indischen Sage ab, die durch ein Gedicht des Johannes Damascenus („Baarlam und Josaphat") und auf andern Wegen in verschiedenen Gestalten den Völkern des Abendlandes bekannt geworden sei. Die zweite dieser Abhandlungen enthält ähnliche Untersuchungen theils über das luzerner Neujahrsspiel und den Henno des Reuchlin, theils über das Theater des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig zu Wolfenbüttel, von denen die beiden erstgenannten Arbeiten mit der französischen Farce „Pathelin" in Zusammenhang gebracht und als wahrscheinlich aus einer italienischen Volkskomödie hervorgegangen bezeichnet werden, während unter den Stücken des Herzogs Heinrich Julius vorzugsweise die „Susanna" und der „Vincentius Ladislaus" besprochen und letzteres als eine der Quellen, welche Shakspeare wahrscheinlich zu seinem Lustspiel „Viel Lärm um nichts" benutzt habe, bezeichnet wird. In den Darlegungen des Verfassers liegt viel Ueberzeugendes; indeß bleibt, was er vorbringt, doch mehr oder weniger Hypothese. Hier und da beruhen seine Vermuthungen auf ziemlich leicht wiegenden Gründen, z. B. wenn er dem berner Neujahrsspiel blos darum einen italienischen Ursprung zuschreibt, weil die darin auftretenden Figuren eine gewisse Verwandtschaft mit den bekannten Masken der italienischen Volksstücke haben. Derartige Uebereinstimmungen lassen sich ebenso gut aus der allgemeinen Aehnlichkeit der menschlichen Natur und der menschlichen Verhältnisse erklären. Wenn ihnen aber wirkliche Traditionen zum Grunde liegen, scheinen dieselben mehr auf die noch in epischer Form von Volk zu Volk wandernden Sagen, als auf dramatisirte Bearbeitungen derselben bezogen werden zu müssen.

Der Aufsatz „Rafael und Michel Angelo" ist eine vergleichende Charakteristik dieser beiden Künstler, zu welcher der Autor hauptsächlich durch Guhl's Künstlerbriefe angeregt ist. Das gegenseitige Verhältniß beider Männer ist ein zu energisch sich selbst aussprechendes und zu leicht erkennbares, als daß der Verfasser wesentlich Neues hätte beibringen können; inzwischen wird die Arbeit als eine warme und gerechte Würdigung der beiden Koryphäen der italienischen Kunst, als eine wohlgewählte Zusammenstellung ihrer Erlebnisse und der sie besonders charakterisirenden Züge und als eine geistreiche, mit vielen feinen Bemerkungen ausgestattete Verarbeitung des benutzten Materials einem großen Kreise von Lesern eine ebenso belehrende wie interessante Lectüre sein.

Ein wenig fremdartig unter den übrigen Aufsätzen, sofern dieselben sämmtlich ästhetischen Charakters sind, ist der Essay über Friedrich den Großen und Macaulay, worin der Verfasser den preußischen König gegen die ungerechte Beurtheilung des englischen Historikers in Schutz nimmt. Abgesehen hiervon enthält er vieles, was gerade jetzt mit wärmerm Interesse aufgenommen werden wird als 1858, wo er geschrieben; so insbesondere dasjenige, was er als die welthistorische Aufgabe Preußens in Deutschland und Europa bezeichnet und wonach er demgemäß auch die Thaten Friedrich's des Großen aufgefaßt wissen will. Er sagt:

> Friedrich der Große war französisch gebildet, schrieb so, dichtete so, philosophirte so und sprach im Sinne der Voltaire'schen Schule über die Kirche. Nirgends aber hat er die Katholiken vertrieben oder bedrückt. Trotzdem sind seine Siege über Oesterreich und Frankreich heute nicht anders aufzufassen als die Siege des norddeutschen, protestantischen Wesens gegen das romanisch gesinnte und im romanischen Sinne beherrschte südliche Deutschland. Diese beiden Theile desselben Landes stehen sich heute noch im ganzen als Katholiken und Protestanten gegenüber.

Dies protestantische Princip gilt ihm aber auch als das eigentlich germanische, dem romanischen gegenüber, denn „von Rom aus gesehen sei ganz Deutschland protestantisch". Den Protestantismus fördern heißt ihm daher das Germanenthum fördern, das germanische Princip sei aber das zur Beherrschung der Zukunft berufene, und in diesem Sinne hätten alle germanischen Völker zusammenzuwirken, auch die Engländer und Nordamerika. Man sieht, der Verfasser berührt hier eine Idee, die eben jetzt auf das lebhafteste discutirt wird und zur Realisation drängt. Hierdurch wird der Aufsatz uns näher gerückt, als es sonst bei seiner Bezugnahme auf einen bereits 1842 geschriebenen Zeitungsartikel Macaulay's der Fall sein würde.

Der letzte Aufsatz „Schiller und Goethe" ist eine übersichtliche historische Darlegung des Entwickelungsganges, den das wechselseitige Verhältniß der beiden Dichter genommen. Wesentlich neue Gesichtspunkte bietet er nicht; aber er ist mit Wärme und Gerechtigkeit geschrieben, und verdient namentlich wegen der Unbefangenheit und Liebe, mit welcher der viel verkannte und fälschlich angefeindete Goethe darin gewürdigt wird, von vielen gelesen zu werden. Haben einige unserer bedeutendsten Literariker gegen Goethe die Anschuldigung erhoben, daß er sich nicht lebhaft genug an der nationalen Bewegung betheiligt habe, so macht dagegen Grimm die Ansicht geltend, daß die wahre Geschichte Deutschlands die Geschichte der geistigen Bewegungen im Volke sei. Er sagt:

> Seit Luther's Zeiten ist die Geschichte der Literatur die innerste Geschichte des Volks. Alles andere spiegelt sich in ihr und ordnet sich unter.

Und weiterhin heißt es:

> Wenn wir von unsern großen Dichtern sprechen, so reden wir davon wie die Franzosen von ihrer Gloire und die Engländer von ihrem Reichthum. Goethe und Schiller sind nicht blos Männer, deren Arbeiten uns ergötzen oder momentan rühren, sondern wir betrachten sie als die Schöpfer der geistigen Höhe, auf der wir uns befinden.

Er betrachtet sie daher auch als die innersten Triebe der politischen und nationalen Bewegungen. Er sagt:

> Was hat Goethe mit den Befreiungskriegen zu thun? Er kämpfte nicht mit, schrieb keine patriotischen Gesänge, keine Broschüren gegen die Franzosen oder vaterländische Tragödien. Aber man sehe die Bildung der Männer, welche damals den Kern des Volks bildeten, genauer an: lauter Schüler seiner Lehre, die sich bemühen, in seinem Geiste zu handeln. Corneille's oder Shakspeare's Leben dem Goethe's gegenüber verhalten sich wie die Schicksale einer Stadt zu dem eines ganzen Landes.

Der Autor begegnet in dieser Ansicht ganz der unserigen, und wir sind der Ueberzeugung, daß dieselbe zuletzt die allgemeine werden wird, wenn auch erst dann, wenn wir auch auf äußerm Gebiete das errungen haben werden, was wir zur Zeit immer noch erstreben.

Karl Frenzel's „Dichter und Frauen" (Nr. 3) — Studien, denen wir, wenn wir nicht irren, bereits in Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd" begegnet sind — haben mit den Grimm'schen „Essays" das gemein, daß sie sich, wie diese, größtentheils um Stoffe von ästhetischem und literarhistorischem Interesse bewegen; übrigens aber berühren sie sich in Inhalt und Darstellung nicht. Der Leser findet in ihnen im ganzen neun Aufsätze: „Dante Alighieri", „Torquato Tasso", „Luis de Camoëns", „Calderon's historische Dramen", „Bertrand de Born", „François Regnard, ein französischer Lustspieldichter", „Louise de la Vallière", „Julie Lespinasse" und endlich „Louise d'Epinay und J. Jacques Rousseau". Man sieht, diese Stoffe sind sämmtlich aus der Literatur und dem Weltleben der romanischen Nationen geschöpft, und insofern hat das Frenzel'sche Buch einen einheitlichern Charakter als das von Grimm. Abgesehen hiervon aber ist es ebenfalls nur eine Zusammenstellung von Monographien, die ohne directe Beziehung auseinander geschrieben und demgemäß auch unabhängig voneinander zu lesen sind. Besteht zwischen den sechs ersten noch insofern ein geistiges Band, daß sie sämmtlich Porträts berühmter Dichter sind, deren jeder als Repräsentant einer eigenthümlichen Richtung der romanischen Poesie gelten kann, so bilden die drei letzten eine Gruppe für sich, und nur sofern überhaupt von Dichtern und Frauen und insbesondere von einem Dichter der Liebe und des Leichtsinns zu einem Opfer der Liebe und des Leichtsinns ohne allzu kühnen Sprung zu gelangen ist, schließen sich auch die beiden Gruppen in zwangloser Weise aneinander an.

Die meisten dieser Studien fallen mehr unter die Kategorie der Biographien als unter die der Charakteristiken. Der Autor beschäftigt sich mehr mit dem Leben als den Werken der von ihm gezeichneten Persönlichkeiten, und bei der Darlegung des Lebens hält er sich mehr bei der Erzählung ihrer Lebensschicksale, als bei der Construction ihrer Individualität auf. In entschiedener Weise weicht er hiervon nur im vierten seiner Aufsätze ab, denn dieser ist, wie schon die Ueberschrift angibt, hauptsächlich den Arbeiten Calderon's gewidmet. Bei alledem darf der Leser keine eigentlichen Lebensbeschreibungen in diesen Bildern erwarten. Sie sind dazu weder objectiv und ruhig genug gehalten, noch besitzen sie die Vollständigkeit und Genauigkeit, welche allein im Stande ist, das Leben eines Menschen in seinem stetigen Zusammenhange begreifen zu lassen. Der Autor begnügt sich, aus dem Leben derer, die er uns vorführt, die bedeutendsten Erlebnisse und Entwickelungsphasen herauszugreifen und uns durch eine oft mehr rhetorische oder lyrische als historische und epische Aneinanderreihung derselben ein Bild ihrer Bestrebungen und Erfahrungen, ihrer Leiden und Freuden, ihrer Kämpfe und Leistungen zu entwerfen. Seine Auswahl darf im ganzen eine glückliche genannt werden. Könnte man auch hier und da mit ihm darüber rechten, warum er gerade diesen Zug seinem Bilde einverleibt, einen andern übergangen hat, so läßt sich doch nicht leugnen, daß seine Gemälde ihrem Gesammteindruck nach dem historischen und poetischen Charakter der von ihm gezeichneten Personen entsprechen und daß man durch sie von ihrem Leben ein wahrheitsgetreues, übersichtliches Bild erhält.

Weit weniger als der dargebotene Stoff vermag die Darstellung desselben zu befriedigen. Sie strebt nach Frische und Lebendigkeit, sie will nicht blos belehren, sondern auch bewegen und erregen, ihre Bilder nicht blos treu und wahr, sondern auch interessant, reizend, effectvoll, als Werke einer den Blick auf sich selbst lenkenden Technik erscheinen lassen. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Autor diese Absichten zum Theil erreicht; aber er weiß dabei nicht die rechten Grenzen innezuhalten, wendet nicht immer die dem reinen Geschmack entsprechenden Mittel an, oder macht von Mitteln, die, sparsam angewandt, allerdings von Wirkung sein können, einen viel zu häufigen, mehr handwerksmäßigen als künstlerischen Gebrauch. Dahin gehören z. B. die zahlreichen emphatischen Wendungen, die Exclamationen, die rhetorischen Fragen und vor allem die fast auf jeder Seite wiederkehrenden Apostrophen an die Personen, von denen er in dritter Person reden sollte, ja sogar an Oertlichkeiten, Zeitepochen und leblose Gegenstände, z. B.: „Im Vorhof der Hölle treffen wir dich wieder, feiger Vieri", „Eine hinfällige, gebrochene Gestalt, eingesunken die Augen, kahl die Stirn, wer konnte sie wieder beseelen? Nicht all deine Schätze, deine Feste und deine Schönheiten, Mantua, nicht deine Freundschaft, edler Gonzaga!" oder: „Du arme Marie du Deffant!", „Glückselige Luise!", „Armer Jean Jacques!" u. dgl. m. Durch solche und ähnliche Belebungsmittel erhält seine Schreibart etwas Manierirtes, Gewaltsames, Gequältes; seine Bilder wirken wie Gemälde mit allzu gekünstelten und allzu grellen Licht- und Schatteneffecten. Was den Eindruck erhöhen soll, dient oft nur dazu, das Verständniß zu erschweren, den Blick zu verwirren. Indem der Autor alle möglichen Schrauben ansetzt, um für die Objecte unsere Theilnahme, unser Mitgefühl zu erregen, lenkt er gerade unsere Aufmerksamkeit von den Objecten ab und auf sich und seine Erregungsversuche hin. Seine Reizmittel wirken, wie die in ihrer Absicht und Unwahrheit durchschauten Kunststücke einer Kokette; oder wie die zwar wahren, aber krankhaften Gefühlsexpectorationen einer allzu empfindsamen Seele. Dabei ist die Darstellung sprunghaft und zerrissen, nicht selten auch schwülstig und überladen.

Mehr oder weniger finden sich die hier gerügten Fehler und Auswüchse in allen Abtheilungen dieses Buchs, doch nicht überall in gleichem Maße. Am stärksten sind sie uns in den Studien über Dante, und über die drei französischen Frauen, Louise de la Vallière, Julie Lespinasse und Louise d'Epinay aufgefallen. Die erste der-

selben ist auch darum noch von unangenehmem Eindruck, weil der Verfasser die Lebensgeschichte Dante's zugleich mit einer Entwickelung seiner Poesie zu verweben gesucht hat und nicht im Stande gewesen ist, diese an sich nicht unangemessene Idee in natürlicher Weise, sondern nur durch ein gewaltsames und unklares Durcheinandermengen historischer und poetischer Elemente zur Ausführung zu bringen, z. B. wie in folgendem Passus, der als ein Beleg seiner Darstellungsweise überhaupt dienen kann:

Auf Wunsch seiner Familie verheirathete sich Dante mit Gemma von den Donatis 1291, und wie zurückgekommen aus schweren Träumen, „führte er ein bürgerliches, fleißiges und ehrsames Leben", sagt ein alter Chronist von ihm. Ehrsam und fleißig wie die andern Menschen, nicht eben glücklich, aber zufrieden mit seiner Frau und deren Verwandten; obgleich seine politischen Gegner, hat er sie nicht in die Hölle versetzt. An einem bessern, hoffnungsreichern Orte, wo im Fegefeuer — mager, ausgedörrt, mit tiefliegenden Augen die Schwelger büßen — welch ein Schatten hebt sich da vor den andern empor, mir entgegen? „Kennst du mich nicht?" ruft es. An seiner Stimme erkannte ich den Schatten, sagt der Dichter, er war's, Forese Donati, mein liebster Freund, mit dem ich oft beim Wein gescherzt und gelacht. O, wo ist deine Schwester Piccarda? „Sie triumphirt im Himmel mit ihrer Krone." Mit diesen Menschen lebte er; eingeschrieben in die „Rolle der Aerzte und Apotheker", geehrt wegen seiner Wissenschaft, ward er viel in Staatsgeschäften gebraucht, Gesandter in Neapel, wo er mit dem Königssohn Karl Martell Freundschaft schloß, in San-Giminiano und endlich, als er das gesetzliche Alter von 35 Jahren erreicht, zu einem der sechs Prioren erwählt, die Florenz regierten. Da kam jener Lanzenwurf des Freundes, der ihn im Laufe der Zeit aus der Vaterstadt hinausstieß — in das Elend oder in das Glück? Wer will's entscheiden? Denn am Ende: „Folg' deinem Stern, der Hafen soll dir dann sicher sein."

Einfacher und natürlicher, besonders ruhiger fortschreitend sind die Studien über Torquato Tasso und Camoëns; fast ins Trockene fallend die über Calderon's historische Dramen, seinem Wesen angemessener, jedoch den Forderungen eines reinen Geschmacks mehr Rechnung tragend die über Bertrand de Born und François Regnard.

Seinen ästhetischen Urtheilen darf man im allgemeinen beistimmen; weniger seinen moralischen. Wir billigen den Rigorismus nicht; aber die Nachsicht, mit der er über den Triumph aller möglichen Unsitten und Laster in Regnard's Lustspielen hinweggeht, und das überaus warme Interesse, das er an den Herzensverirrungen der von ihm gezeichneten Damen nimmt, dünkt uns denn doch in allzu laxen Principien zu wurzeln. Aufgefallen ist uns auch, daß seine Meinungen in der Regel mehr nach einer katholischen als nach einer protestantischen Weltanschauung schmecken. Ob dies in der Confession, der er angehört, oder in dem Bestreben, sich der Anschauungsweise der von ihm geschilderten Persönlichkeiten anzubequemen, seinen Grund hat, vermögen wir nicht zu entscheiden. Jedenfalls hat die Beharrlichkeit, mit welcher sich der Autor im Ideenkreise der romanischen Nationen bewegt hat, das Ihrige sowol hierzu, wie zu seiner Darstellungsweise beigetragen.

Adolf Zeising.

Federzeichnungen und Reiseskizzen.

1. Berliner Federzeichnungen von E. Kossak. I und II. Berlin, Janke. 1860. Gr. 16. à 10 Ngr.
2. Alltagsleben in London. Ein Skizzenbuch von Julius Rodenberg. Berlin, Springer. 1860. Gr. 8. 24 Ngr.
3. Reiseskizzen aus Ost- und Westpreußen. Von Max Rosenheyn. Zwei Bände. Danzig, Kasemann. 1858. 8. 24 Ngr.

Es ist nicht etwa blos die alphabetische Rangfolge, die uns Kossak voranzustellen veranlaßt. Rodenberg und Rosenheyn haben ihre Reisestudien gewiß mit löblichem Eifer betrieben, der eigentlich „Vielgereiste" und „Vielbewanderte", um in Homerischer Weise zu sprechen, ist aber doch nur der berliner Humorist Kossak.

„Federzeichnungen" (Nr. 1) betitelt Kossak schlichtweg seine zierlichen Gaben. Genrebilder und humoristische Skizzen der ausgesuchtesten Art sind es. Er nennt sie Federzeichnungen, wir möchten sie vielleicht mit ebenso gutem Rechte Reiseskizzen nennen, vielleicht auch Länderfahrten und städtische Untersuchungen. Federzeichnungen! O dieselbe kleine Feder des Humoristen zeichnet nicht nur, sie versetzt Stiche, Hiebe, Schläge, Stöße zu gleicher Zeit und mit derselben Sicherheit. Nennt der Corpsbursche seine blutigen Ausfälle gegen die Gesichter seiner Gegner bescheidenerweise Zeichnungen, warum soll der Humorist nicht auch so die Schrammen und Schmarren nennen, die er über die Physiognomien alter Gecken und Käuze zieht? Kossak geht, reitet, fährt fast nie über die Mauern Berlins hinaus, und doch sind es Weltfahrten im ausgedehntesten Maßstabe, die er in den Straßen der einen Stadt unternimmt. Ohne Verzug geht es über Triften und Auen, über Berge und Höhenzüge, über Eisflächen und trostlose Steppen. Bald steckt er in Sümpfen und Morästen, bald in den Lagunen Venedigs, bald in der Scylla und Charybdis. Jetzt treibt er um Vorgebirge dem hohen Meere zu und im nächsten Augenblicke ruht er schon wieder in den dichten Lorberhainen gesegneter Eiländer. Aber die Triften und Auen sind nur Haarfrisuren der Kellner und Pflastertreter, die Berge und Höhenzüge nur besetzte Tafeln prassender Börsenleute, die Eisfläche ist die Glatze eines armen Actuars, die trostlose Steppe das nichtssagende Gesicht eines boshaften Gläubigers. Sümpfe und Moräste sieht er in den Augen abgelebter Schlemmer, Venedigs Lagunen dünken ihn die unzähligen Tintenflecke auf dem Tische eines gelehrten Pedanten, die Scylla findet er in der Klatschwuth der Kaffeeschwestern, die Charybdis in der classischen Grobheit des Portiers. Das Vorgebirge liegt auf der Nase wohlbestallter Geheimräthe, sein hohes Meer findet er im Meere der prosaischen Alltäglichkeit und die Lorberhaine in den abgeschriebenen Federkielen eigensüchtiger Poeten. Worin liegt der eigenthümliche Reiz dieser frischen kleinen Genrebilder? Sie sind so einfach, daß man meinen sollte, sie müßten aus jeder andern Feder ebenso leicht fließen. Sie bieten ein so eigenes Gemisch von Humor, Scherz, Witz, Satire, Sarkasmus, Spott, Hohn, Malice und sind zusammengesetzt aus sehr viel Wahrheit und ganz wenig Uebertreibung, zu neun Theilen aus Natur und einem aus Caricatur. Das nachzumachen versuchten schon sehr viele, es glückte indeß kaum einigen, Kossak annähernd zu erreichen. Die Farbenmischung, mit der er seine Gebilde aufträgt, ist sein Geheimniß. Sie erlernt sich erst durch ein langes Leben der emsigsten Detailstudien auf dem Gebiete der Menschenkunde. Wie ein sich zum Virtuosen bildender Musiker dieselben Stücke wieder und immer wieder einübt, so behandelte auch Kossak wieder und immer wieder die kleinen Leiden und Alltäglichkeiten der menschlichen Gesellschaft, bis er sie mit größter Virtuosität vorzutragen erlernte.

Die vorliegenden beiden Bändchen enthalten nicht weniger als 34 der verschiedensten kleinen Skizzen. Sämmtlich standen sie schon gedruckt in irgendeiner der vielen Zeitschriften, für die

Kossak unablässig thätig ist. Natürlich können die Skizzen hintereinander gelesen nicht alle ein gleiches Interesse gewähren. Bei einigen erweist sich der Stoff als mager, bei andern der Schluß als matt. Man hat es Kossak oft vorgeworfen, daß er mit einer Dissonanz zu schließen liebe; vielen weichen Gemüthern wird daher auch der Mangel versöhnlicher Elemente in seinen Darstellungen mehr als einmal wehe thun. Nichtsdestoweniger übt die Mehrzahl dieser Genrebilder auf den Leser eine zwerchfellerschütternde Wirkung, wohlverstanden, wenn der Leser in der Lage ist, alle nur angedeuteten Beziehungen und Seitenhiebe zu verstehen. Aus dem ersten Bändchen möchten wir besonders hervorheben: „Der kleine Bediente", „Unglückshaus und Unglücksmensch" (die eigentlich komische, außerhalb Berlin nicht gewürdigte Pointe liegt darin, daß ein Haus Behrenstraße Nr. 199 gar nicht existirt), dann das glänzende Kapitel von den „Wunderkindern" und das noch drastischere „Der Reisegesellschafter". Das ist echt Kossak'sche Satire und Bosheit, ein Humor zum Sichtodtlachen, wenn er von einem edeln Berliner erzählt, er habe sich im Leipziger Hotel anstatt des Kaffees am frühen Morgen einen „sauern Hering" bestellt. Dagegen hätte Kossak die „Schachspieler" nur ungeschoren lassen sollen, sintemal sie stellenweise sehr an Langweiligkeit zu leiden pflegen.

Das zweite Bändchen dünkt uns etwas matter als das erste. Vielleicht ist's unbillig zu verlangen, daß jede Skizze zünden soll. Auch begegnen wir da den ausgezeichneten Sachen „Der Heirathsgarten", „Die Ballknaben", „Das Mädchen der Gegenwart", „Aus den Annalen des Pantoffelregiments", Skizzen, die sich mit vielen im ersten Bande messen können; ferner sind noch „Das schöne Geschlecht" und „Zur Naturgeschichte der Käthe" zu erwähnen. Nicht im gleichen Grade sprechen uns aus dem zweiten Bändchen „Selbstverkletterung" und „Von der Redefreiheit" an. Herausschneiden möchten wir indeß aus allen 34 Skizzen nur eine, nämlich „Die Gesellschaft ohne Statuten". Sie machte auf uns schon keinen befriedigenden Eindruck, als wir sie vordem in der „Schlesischen Zeitung" lasen. Die Bedeutung des Humoristen und Satirikers verliert zu viel, wenn er von sich eingesteht, höhern Blödsinn nur des höhern Blödsinns wegen getrieben zu haben. Und doch enthält gerade diese Skizze einen psychologisch höchst interessanten Zug. Bogumil Goltz, der „tiefsinnige Humorist", ist eines Abends als Gast in der Gesellschaft anwesend. Er wird von einem jungen Manne mit einer Rede insultirt, deren Bedeutung aus der Gedankenfolge: „Wenn die Polarität des Nihilismus, abstrahirt von der Duplicität des Nichtseins, aber angefächelt von der schlechten Kategorie der Antinomie" u. s. w. einleuchtet. Darauf habe sich der „tiefsinnige Humorist" Bogumil Goltz mit „düsterm, feierlichem Ernste" erhoben und einen so ungeheuerlichen philosophischen Wahnsinn gesprochen, daß der provocirende Jüngling für alle Jahrhunderte verdunkelt worden sei. Wir glauben das. Es gibt überhaupt nur ein Mittel, sich den höhern Blödsinn vom Halse zu halten. Der „tiefsinnige Humorist" wird es angewendet und die Schalkheit des höhern Blödsinns durch den freisten mephistophelischen Cynismus (vielleicht in ganz gemeinen Ausdrücken?!) überboten haben.

Häufig schon hat man gefragt, warum Kossak seine humoristischen Studien nicht in einem größern humoristischen Romane niederlege. Aber man bedenkt nicht, daß er für die Masse ein Schriftsteller nicht ist und nie sein wird. Der gewöhnliche Mann versteht Kossak nicht. Nur der Gebildete, ja der nach gewisser Seite hin literarisch Gebildete wird die Kossak'schen Studien und humoristischen Streifzüge mit Behagen, mit dem größten Behagen lesen. Kossak kennt wol seine eigene Natur am besten, wenn er sich von größern humoristischen Erzählungen fern hält. Es könnte nicht fehlen, daß uns dieselben Geheimräthe, Känze und Gecken aller Art, die uns in den kleinern Skizzen aufs äußerste ergötzen, wegen ihrer stereotypen Außenseite auf die Dauer zu langweilen anfingen. Wenn auch eine noch so geringe, eine klein wenig chargirte Haltung zeigen alle Kossak'schen Personen. Und ein humoristischer Roman, in dem sich nur chargirte Personen herumtummeln, muß die Geduld des Lesers doch etwas ermüden. Um so mehr aber wird die geistreiche Schreibweise, die eigenthümliche, aus sehr viel Wahrheit und ganz wenig Uebertreibung gemischte Kunst der Gestaltung für Skizzen wie die vorliegenden, in denen Kossak unbestritten Meister ist, weit über das flüchtige Interesse hinaus fesseln.

Das Rodenberg'sche Skizzenbuch: „Alltagsleben in London" (Nr. 2), enthält auch Federzeichnungen, doch etwas anderer Natur als die Kossak'schen. Rodenberg ersetzt das satirische Element der berliner Federzeichnungen in seinen londonern durch ein romantisches. Er will das Alltagsleben in London schildern, Dinge und Ereignisse, wie sie dem Auge des Fremden während mehrerer wechselvoller Monate in einer Weltstadt tausendfach zufallen. Alltägliche Eindrücke; nur die Stimmung, in der sie erfaßt wurden, ist nichts weniger als alltäglich, vielmehr im höchsten Grade sonn- und festtäglich. Die Stimmung des Poeten ist es, der nicht an dem kleinsten Steine vorbeigehen kann, ohne ihn in Beziehung zu einem Gedanken, zu einer eigenthümlichen Anschauung zu setzen. Sicherlich zusammengesetzt aus vielen einzelnen, zu verschiedenen Tagen und Stunden gesammelten Eindrücken, aus den unbedeutendsten Tagebuchsnotizen und Schreibmappenfragmenten entstanden, fließt dies Alltagsleben doch in einer so wohlgefälligen Form vor uns hin, daß wir den Verfasser um die leichte Gabe der Auffassung und Darstellung fast beneiden möchten. Aus den vier Jahreszeiten, aus Frühling und Sommer, aus Herbst und Winter, bei Tag und bei Nacht, von der Straße und aus dem einsamen Stübchen trägt er seine Eindrücke zusammen. Doch glaube man das Alltagsleben nicht geschildert nach einem festen Plane oder einer irgendwie erschöpfenden Weise. Wie ich es euch bringe, so muß es euch gefallen, das lesen wir aus der harmlosen Art der Darstellung überall heraus. Der Verfasser zeigt sich ganz unbekümmert um das „Wie" seiner Darstellung, er plaudert leicht vor sich hin, bald schneller bald langsamer, als ob die Worte für keines andern Menschen Ohren als nur für seine eigenen bestimmt wären. Wir thun auch, als hörten wir kaum zu; macht er aber eine Pause, so ersuchen wir ihn mit einem Kopfnicken fortzufahren; denn ob es auch nicht immer neu, was er gesehen, ob es auch nicht immer bedeutend, an das er seine Betrachtungen knüpft, wir hören es doch gern noch einmal wie die Phantasie über eine alte und lieb gewordene Melodie. Sollen wir überhaupt an einem ein klein wenig Anstoß nehmen, nun so mag es das liebe „Ich" des Schöngeistes sein, das uns wol hie und da zu ausschließlich entgegentritt.

Getheilt ist das Schriftchen in die beiden Abschnitte „Frühling und Sommer", „Herbst und Winter". In jeden der beiden webte Rodenberg eine recht alltägliche Geschichte ein; Geschichten, wie sie in jeder größern Stadt, in Berlin so gut als in London, in Wien so gut als in Paris vor sich gehen können und wirklich vor sich gehen. Sie sind alltäglich wie der Abend, der auf den Tag folgt, diese Geschichten „Minnie, sweet Minnie" und „Eine Tochter der City"; alltäglich das junge Mädchen aus der Provinz, das in die Residenz kommt und nur zu bald der Verführung erliegt; alltäglich die Liebe einer reichen Kaufmannstochter zu einem armen Menschen; alltäglich dort die Reue über das verlorene Jugendglück, alltäglich hier die ewig gleiche Hingabe an den Mann der Wahl. Und doch welche Tragik liegt in dieser Alltäglichkeit! Indeß überlassen wir beide Geschichten vorzugsweise den weichgestimmten Gemüthern; auch der weniger Empfindsame begegnet im Alltagsleben des Interessanten genug, ob er nun mit dem Verfasser eine „Frühlingsfahrt durchs Nordmeer" macht und bei der Landung in London von dem ersten besten Kofferträger geprellt wird, ob er die „Englischen Contraste" im Theater, Park oder Café studirt, ob er das Wesen des Humbugs in der „Annonce" kennen lernt, oder ob er die hohe englische Aristokratie im „Parlament" und in den „Clubs" belauscht. Das Eigenthümlichste erzählt uns wol der Verfasser in den „Weihnachtsfreuden". Es ist höchst

merkwürdig, wie sich das patriarchalische Glück der Familie beim gesammten germanischen Stamm am tiefsten und reinsten in der Feier der Weihnachtstage äußert. Wie wenig ist es doch: eine Gans und ein Pudding! Und doch, welche Freude, welche herzliche Anhänglichkeit knüpft sich nicht an den einfachsten Weihnachtsschmaus! Den Statistiker endlich machen wir besonders aufmerksam auf die letzten Seiten des „Alltagslebens". Es handelt sich da um nicht weniger als 442000 Briefe, die an einem Tage, dem 14. Februar, vom „harmlosen" londoner Postboten ausgetragen werden müssen. Wir Deutsche haben unsern 1. April, der zu Neckereien Anlaß gibt, der Londoner seinen Valentinstag; wer sonst nie einen Brief abschickt, der schickt gewiß einen am Valentinstage ab. Der Verfasser theilt einen derartigen Valentinsbrief mit, den er von einer unbekannten Valentine erhalten haben will. Wer kann's wissen, ob er nicht auch hier Wahrheit und Dichtung stark miteinander vermischt; ist der Brief aber wirklich durch die Hände eines londoner Postboten gegangen und ist er nicht von der unbekannten Valentine, die indeß der Verfasser zu kennen meint, aus einem Briefsteller abgeschrieben, nun dann ist das londoner Volksleben noch lange nicht zu der prosaischen Nüchternheit zusammengeschrumpft, als es nach dem Qualme der Essen und Fabriken, nach dem Gewichte des gelbgrauen Nebels und nach der Cravattensteifheit des Altengländers wol den Anschein hat.

Was den Werth der Auffassung und Darstellung betrifft, so können Rosenheyn's „Reiseskizzen aus Ost- und Westpreußen" (Nr. 3) den Vergleich mit den Kossak'schen und Rodenberg'schen Arbeiten nicht ganz aushalten. Indeß war es Rosenheyn um einen solchen Vergleich gewiß auch nicht zu thun. Er wollte die Dinge weder ausschließlich mit den Augen eines Humoristen noch mit denen eines Schöngeistes betrachten. Das geographische Interesse lag ihm bei seinen Schilderungen am nächsten, und er beutete es vorzugsweise aus, indem er als Führer den Leser gewissenhaft mit allen hervorragenden Punkten der bezeichneten Gegenden bekannt macht. Es kann nicht fehlen, daß wir auch durch wenig interessante Strecken wandern, ab und zu dem Führer einige Wiederholungen und Reden pro patria et domo zugute halten müssen. Der Verfasser ist nicht wenig eingenommen von seinem west- und ostpreußischen Vaterlande. Aber er hat vielleicht nicht ganz unrecht, die „lieben Landsleute in Deutschland" zu tadeln, daß sie hinsichtlich der preußischen Provinzen „stark in Vorurtheilen befangen" seien und sich beim „Anblicke des Kurischen Haffs auf der Karte" von einer gewissen „nordischen Kälte" ohne Grund „anfrösteln" lassen. Allerdings soll gerade die Stammprovinz des preußischen Staats und das Land des Deutschen Ordens von den Touristen arg vernachlässigt werden, und diese Vernachlässigung denn auch rückwirkend auf das Urtheil des großen Publikums gefallen sein. Nicht blos aus Rosenheyn's Schilderungen, sondern auch aus den Mittheilungen aller Reisenden, welche jene östlichen Gegenden durchstreiften, erinnern wir uns der Lobsprüche über das Romantische und Anziehende vieler Gegenden und Plätze.

Mit Rosenheyn wandern wir zunächst das Thal der Weichsel abwärts von Thorn über Bromberg, Kulm, Graudenz, Marienwerder nach Danzig, dem „nordischen Venedig", das von allen deutschen Städten nächst Nürnberg das „originellste" Gepräge tragen soll. Wir streifen in und um Danzig umher, besuchen Oliva und das Bad Zoppot, fühlen uns jedoch weit mehr gefesselt durch den Anblick der Weichselbrücke bei Dirschau. Das unstreitig größte culturhistorische Interesse gewährt uns die Marienburg, obenein wenn sie uns vom Führer mit einer fast rührenden Begeisterung gezeigt wird. Weiter geht es über Elbing nach Königsberg, von hier über das Haff nach Pillau. Dann gelangen wir vom samelandischen Ostseestrande durch Ermeland und Masuren an das Ende der Reise, nach Litauen. Es bliebe nur zu wünschen, der Verfasser hätte das culturhistorische Interesse nicht meistentheils im Chronikartigen und Statistischen aufgehen lassen. Wir für unsern Theil fühlen uns daher auch am meisten durch die letzten Abschnitte, durch Schilderung des Lebens in Masuren und Litauen angesprochen, da der Verfasser hier mit frischern Farben die sonstige Monotonie der Zeichnungen aufhebt. Warum sollten wir es nicht gern weiter erzählen, daß in dem abgelegenen Litauen der Menschenschlag noch die wahrsten Kennzeichen der altdeutschen Biederkeit und Sittenreinheit aufweist, daß in der Sprache der Litauer ein Wort für „Ehebruch" nicht existirt, auch nicht für „Gattin", daß der Litauer die Frau sein „Selbst", sein „Ich" nennt. Wo es auch sei, es ist immer wohlthätig in der Anschauungsweise eines Volksstammes, dem poetischen Gefühle zu begegnen; unsere moderne Cultur arbeitet ja leider nur zu geflissentlich der poetischen Anschauungsweise entgegen und schwächt das volksthümliche Bewußtsein ab. **Emil Müller-Samswegen.**

Gegen Wolfgang Menzel.

In einer in d. Bl. gelegentlich schon erwähnten Schrift, welche den Titel führt:

Dr. Wolfgang Menzel's in seiner „Deutschen Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit" gegen die Größen unserer classischen Literatur erhobene Anklagen beleuchtet von August Boden. Frankfurt a. M., Meidinger. 1860. Lex.-8. 15 Ngr.

hat deren Verfasser auf der Grundlage ernster und gewissenhafter Studien, welche der Schrift ein über ihren negativen und polemischen Inhalt weit hinausreichendes positives Interesse verleihen, es unternommen, die „altbekannte Ungründlichkeit" der Menzel'schen Schriften auch an seinem neuesten Werke nachzuweisen. Und zwar gehört diese Ungründlichkeit, wie Boden weiter versichert, „zu den Kennzeichen jenes «neuen Literatenthums», welches Menzel, wie sehr er es auch jetzt wieder zum Stichwort seines Tadels nimmt, doch mitbegründet und worin er sich bis auf diesen Tag einen so hervorragenden Platz zu sichern gewußt hat".

Allerdings bemerkte das „Magazin für die Literatur des Auslandes" auf Anlaß der Boden'schen Schrift, daß es kaum nöthig sei, „Bücher gegen Bücher zu schreiben, die das deutsche Publikum von vornherein als Makulatur betrachtet", aber dasselbe Blatt berichtigte diesen Ausspruch in einer spätern Nummer dahin, daß das neueste Menzel'sche Werk als die dritte Auflage der „Deutschen Literatur" Menzel's zu betrachten sei, und daß es schon aus diesem Grunde nicht überflüssig erscheinen könne, „daß einem Manne, welchem es weder an Geschick, noch an Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel, sich ein Publikum zu verschaffen, fehlt, eine Reihe von Irrthümern und Unwahrheiten in Beziehungen auf Männer wie Johann Heinrich Voß, Klopstock, Lessing und Goethe nachgewiesen und damit die darauf gebauten Beschuldigungen und Verleumdungen abgewiesen werden".

Das Publikum, über welches Menzel gebietet, kennt man; es besteht gegenwärtig seinen Hauptelementen nach aus den Intoleranten beider christlichen Confessionen, der protestantischen wie der katholischen, den Gegnern der Aufklärung, Toleranz und Humanität, wie sie im vorigen Jahrhundert angebahnt wurde, den Burschikosen unter den Patrioten, den sittlichen Rigoristen, von denen dasselbe gilt, was Boden von Menzel sagt, wenn er ihm vorwirft, er habe alle die Tugenden in Pacht genommen, welche er bei andern vermisse, endlich aus denen, welche ihr Vergnügen daran haben, wenn irgendein großer Geist — in diesem Falle namentlich Goethe — seiner Ehren beraubt und etwa auf das Niveau eines Julius von Voß, Vulpius, Cramer oder Spieß erniedrigt wird. Wir stellen dem stuttgarter Kritiker gewisse Verdienste nicht in Abrede; zur Popularisirung der altdeutschen Literatur und zum richtigern Verständniß der Märchenpoesie und anderer volksthümlichen Gattungen hat er manches Löbliche gethan, und in die Kritik, die in ziemlicher Stagnation begriffen war, hat er nächst Börne, sowol was Inhalt als was stilistische Form betrifft, wieder größeres Leben und frischere Bewegung gebracht, namentlich dadurch, daß er sie in

unmittelbare Beziehung zu brennenden Fragen der Gegenwart zu setzen wußte. Aber diese Beziehungen waren bei ihm immer die einseitigsten von der Welt, und sind es jetzt mehr als je. Früher erschienen seine Ansichten durch einen gewissen burschenschaftlichen Liberalismus gemäßigt, seit Jahren kommen aber seine Bestrebungen fast nur noch dem Ultramontanismus zu gute und zwar in einem Grade, daß er fast nur noch deshalb Protestant zu bleiben scheint, um im Lager des Protestantismus nur um so erfolgreicher gegen diesen zu wirken. Menzel ist ein Vorbild aller Kritiker und Recensenten, die sich zur Durchführung ihrer Tendenzzwecke wie ihrer Herrschergelüste alle Kniffe und Chicanen für erlaubt halten: wort- und sinnverdrehende Sophistik, lieblosen fanatischen Verdammungseifer gegen Andersdenkende, persönliche Verunglimpfungen und besonders ein inquisitorisches Verfahren, welches sich an einzelne Aeußerungen hängt und andere, die dem Angeklagten zu Gunsten sprechen könnten, absichtlich überhört oder dem Inculpaten im Munde verdreht. Damit verbindet sich natürlich auch ein zur Schau getragenes Bewußtsein der Infallibilität, eine verletzende Arroganz, mit einem Worte ein impertinentes Gottsched'sches Air, welches imponirend sein soll, und am Ende doch nur lächerlich ist; denn bei Lichte besehen ist der delphische Dreifuß, von dem man seine kritischen Orakel und Verdammungsurtheile in die Welt schleudert, ein ganz anderer Art Sitzgeräth und die kritische Tiara, in der man den journalistischen Papst spielt, nur eine Nachtmütze. Wem es also gelingt, Menzel selbst seinem Anhange als das erscheinen zu lassen, was er ist, hat ein nützliches Werk gethan und zugleich zur Entlarvung derjenigen mitgeholfen, die, wenn sie auch auf einer ganz andern Seite stehen, doch sich seine Unarten, seine Methode, seine Kunstgriffe zu eigen gemacht haben.

Wolfgang Menzel bedurfte schon lange gerade eines solchen Gegners, der wie August Boden jene scrupulöse Gewissenhaftigkeit besitzt, welche nach einem weitverbreiteten Mythus eine deutsche Erbtugend sein soll, aber wenigstens bei unsern Literaturgeschichtschreibern der Gegenwart im ganzen nur noch selten zu finden ist; denn einseitige Tendenzen verbunden mit persönlichen Antipathien, subjectiven Launen und Neigung zu absprechenden, möglichst auffallenden, oft paradoxen Urtheilen machen nach der einen oder der andern Seite blind und vertragen sich nicht mit den Grundsätzen strenger Gewissenhaftigkeit. Diese Gewissenhaftigkeit hat August Boden schon mehrfach bewährt, vorzugsweise aber in seiner Schrift „Zur Kenntniß und Charakteristik Deutschlands in seinen politischen, kirchlichen, literarischen und Rechtszuständen während der letzten Jahrzehnde" (Frankfurt a. M. 1856), wie namentlich auch in dem darin aus d. Bl. wieder abgedruckten Aufsatz „Ueber Goethe mit Beziehung auf einige seiner Tadler", auf den sich der Verfasser auch in vorliegender Schrift Menzel gegenüber beruft. Boden berichtigt hier nur Menzel, aber er würde vielleicht ganze Bände zu füllen haben, wenn er in derselben Weise alle in neuern Literaturgeschichten vorkommende absichtliche oder unabsichtliche Ungenauigkeiten berichtigen wollte, was aber eine ungeheuere Mühe und Arbeit erfordern würde. Wir haben hier gar nicht die mancherlei subjectiven Falsa im Raisonnement und Urtheil im Auge, denn diesen ist jeder, auch der gewissenhafteste Literaturgeschichtschreiber ausgesetzt, ja sie können als Ausflüsse eines tüchtigen Charakters oder eines scharfsinnigen Geistes sogar einen besondern Werth haben; wir meinen damit nur die feinern oder gröbern Irrthümer in Bezug auf Sachliches, namentlich aber Ungenauigkeiten und Corrumpirungen bei der Citirung von Schriftstellen.

Bei andern freilich entspringen diese Ungenauigkeiten und Verstümmelungen wol nur selten aus eigentlicher Leichtfertigkeit oder aus berechnender Absicht; bei Menzel aber sind sie so häufig, entspringen sie so oft aus der bestimmten Absicht, diesem oder jenem Schriftsteller einen Makel anzuheften und mit den Worten auch deren Sinn zu verdrehen oder zu verstümmeln, daß man über diese literarische Gewissenlosigkeit sich nicht scharf genug aussprechen kann. Citate, die etwas für oder gegen die Sittlichkeit eines Autors beweisen sollen, müssen stets wörtlich oder doch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß man sich möglicherweise im Wortlaut irren könne, angeführt sein; man muß im Stande sein, sie nöthigenfalls beschwören zu können, wie man im Stande sein muß, eine wichtige Zeugenaussage vor Gericht zu beschwören. Ein Hauptverdienst Boden's ist es nun, daß er, um die von Menzel begangenen Falsa nachzuweisen, mit großem Fleiß die Quellenschriften selbst genau durchforscht hat und daß es ihm in zahlreichen schlagenden Fällen gelungen ist, das von Menzel Misverstandene oder Misbrauchte und Corrumpirte in seiner Integrität wiederherzustellen und die falschen Schlüsse, die Menzel vermittelst dieser Corrumpirungen oder Misverständnisse zieht, in ihrer Unhaltbarkeit und Lächerlichkeit an den Tag treten zu lassen. Eins der merkwürdigsten Beispiele von der komischen Wuth, welche den stuttgarter Kritiker allemal befällt, sobald er auf Goethe zu sprechen kommt, und die ihn dann oft die ergötzlichsten Luftsprünge thun läßt, ist wol folgendes. Wolfgang Menzel bemerkt nämlich in seinem Buche: „Einer Notiz von Arndt zufolge erzählte der Großherzog von Weimar einmal öffentlich, der weichschalige Goethe habe sich eingebildet, seine eigene Persönlichkeit werde nach dem Tode «durch alle möglichen weiblichen Naturen den Durchgang machen». Das stimmt ganz mit dem «Ewig Weiblichen» am Schlusse seines «Faust». Es ist die Religion des wollüstigsten Egoismus." Um den Unsinn, der in der Beziehung der Aeußerung Karl August's auf Goethe liegt, recht deutlich zu machen, erscheint es zweckmäßig, die in Arndt's „Wanderungen mit dem Freiherrn von Stein", S. 232, enthaltene Mittheilung genauer mit Arndt's Worten anzuführen: „Der Herzog", berichtet Arndt, „erzählte eine Menge anstößlicher Geschichten von dem Dichter, welcher eine Zeit lang unter seinen Augen gelebt hatte.... Der arme dünnschälige (nicht wie Menzel drucken läßt «weichschalige») Kerl hatte sich eingebildet, er könne und müsse in einer Art körperlicher Seelenwanderung durch alle möglichen Naturen den Durchgang machen, bis er die finde, die Gott recht eigentlich für ihn geschaffen habe. Das war so seine poetische Naturreligion." Jedermann außer Menzel sieht ein, daß Karl August von seinem Rathgeber und Freunde Goethe unmöglich in diesem despectirlichen Sinne habe sprechen und ihn, der nach Arndt's in demselben Buche gethaner Aeußerung ein „schöner stattlicher" Mann war, einen dünnschäligen Kerl habe nennen können; jedermann außer Menzel sieht schon an den Worten, „welcher eine Zeit lang unter seinen Augen in Weimar gelebt hatte", daß hier von einem ganz andern als von Goethe die Rede sein müsse; denn dieser hatte im Jahre 1827, in welches Arndt Karl August's Erzählung setzt, bereits 42 Jahre in Weimar und zwar nicht „unter den Augen" des Fürsten, sondern ihm so recht eigentlich zur Seite gelebt. Wer war nun jener Dichter? Es ist in dem Arndt'schen Buche selbst gesagt, wie aus Boden's fernern Bemerkungen hervorgeht: „Passen auf ihn (Goethe) die auf derselben Seite des Arndt'schen Buchs (S. 232) unmittelbar vorhergehenden Worte des Herzogs: «Er», nämlich derselbe Dichter, welcher auch eine Zeit lang in Weimar gelebt, «hat in Wien wol beinahe zwei Jahrzehnde, ein zweiter Abraham a Sancta Clara, Furore gemacht?» Nur ein paar Zeilen früher, unten auf S. 231, wird dieser Dichter «mein Zacharias» und ein «beweglicher, gezwickter, abgelebter Kater» genannt, und der Herzog kommt auf dieser Seite ausführlich «auf den Königsberger Zacharias Werner» zu sprechen, «den damals vielgenannten Dichter der Weihe der Kraft». Die letzten fünf Worte sind bei Arndt gesperrt gedruckt, und oberhalb der Seite 231 steht in großen Buchstaben Zacharias Werner." Solcher possirlichen Misverständnisse, die man selbst bei einem Gymnasialschüler lächerlich finden würde, macht sich ein deutscher Literaturgeschichtschreiber schuldig! Es ist überhaupt unglaublich, zu welchen maßlosen Ausbrüchen Menzel durch seinen philisterhaften Haß gegen Goethe getrieben wird; er, der mit der Bezeichnung „Philister" gegen Männer wie Goethe und Voß so freigebig ist, merkt es in der That nicht, wie sehr er selbst ein Philister ist, und zwar nach Boden's Bezeichnung

„ein Philister, der, wie in Christenthum und Tugend, so auch in «feurigem Patriotismus» macht". So behauptet Menzel unter anderm, „Hermann und Dorothea" sei von Goethe gedichtet worden „**lediglich** in Rücksicht auf den großen Beifall und Ruhm, welchen Voß mit seiner «Luise» eingeerntet hat", und er fährt fort: „Es kitzelte (!) ihn, mit dem glücklichen und hochmüthigen Philister zu wetteifern." Ueber den „Tasso" sagt Menzel: „Das ganze Stück ist darauf berechnet, allen Prinzessinnen der Welt nahe zu legen, daß sie nicht mächtige Könige, Staatsmänner und Helden, sondern verliebte Dichter lieben sollten.... Wie zart diese Liebe hier auch aufgefaßt ist, so guckt doch überall aus ihr die Eitelkeit des Dichters heraus", und über die „Natürliche Tochter" sagt er: „Das Hauptinteresse lag hier für den eiteln Dichter wieder nur in der behaglichen Vorstellung einer zum Bürgersohn herabsteigenden Prinzessin." Nun, Goethe muß sich doch nicht sonderlich um die Zuneigung und Liebe von „allen Prinzessinnen der Welt" gekümmert haben, er, der sich zu einer Christiane Vulpius herabließ, ihr auf das gewissenhafteste treu blieb, Gedichte an sie richtete und zuletzt sie zu sich als seine Gattin emporhob! Dadurch allein hatte er es ja mit „allen Prinzessinnen der Welt" für immer verscherzt.

Nun, ein Vorkämpfer der Kirchlichkeit und Sittlichkeit wie Menzel mag in manchen Dichtungen Goethe's, weil er sie in seiner Philisterhaftigkeit nicht versteht, pures Heidenthum erblicken; aber um so auffallender muß man es dann finden, wenn er für Wieland, der doch auch kein sonderlicher „Christ" war und in seinen Dichtungen mit Vorliebe schlüpfrige und lascive Momente behandelt, so viele Worte der Anerkennung hat, während er wieder über Dichter von strengster Sittlichkeit und Religiosität wie Klopstock und Voß sein „Verworfen!" ausspricht. Nicht blos in Klopstock's Oden erblickt er lediglich „krampfhaften Unsinn", „hohle Exclamationen", „entsetzliche Geschmacklosigkeiten", „confuses Posaunen" u. s. w., sondern auch in dem ganzen Mann „eine eitle Prahlerei, eine Kokketterie mit seiner werthen Person, mit der deutschen Jungfräulichkeit"; Klopstock ist ihm der erste, der die „Gemüthseitelkeit in die deutsche Poesie einführte", der erste, „der mit seinem Herzen wichtig that und gerade mit dem prahlte, was das Bescheidenste sein soll". Wenn man das so liest, möchte man meinen, Menzel habe hier Klopstock mit einem spätern Dichter, etwa mit Heine verwechselt, von dem allerdings gesagt werden kann, daß er mit dem geprahlt, „was das Bescheidenste sein soll"; und warum sollte nicht auch in diesem Falle eine Verwechselung stattfinden, da Menzel, wie wir gesehen haben, Goethe mit Zacharias Werner verwechselte? Wäre übrigens Bescheidenheit eine Tugend Menzel's, so würde er nicht so unbescheiden sein, selbst Klopstock Mangel an Bescheidenheit vorzuwerfen, und wäre Consequenz seine Tugend, so würde er, der Goethe wegen angeblichen Mangels an Patriotismus herunterkanzelt, wenigstens vor der vaterländischen Gesinnung Klopstock's Ehrfurcht haben müssen, jene Ehrfurcht, die sich dann auch auf die ganze Persönlichkeit des Mannes erstreckt und ihn wenigstens vor offenbaren Insulten sicher stellt.

Wir können indeß in dieser Weise nicht fortfahren, ohne Gefahr zu laufen, dem stuttgarter Kritiker in d. Bl. doch einen größern Platz einzuräumen, als er im Verhältniß zu dem vielen Literaturstoff, den wir zu erledigen haben, verdienen möchte, insofern man nicht, und doch wol mit Recht, der Ansicht sein sollte, daß es sich bei dieser Abfertigung nicht sowol um den einen Wolfgang Menzel, sondern um eine ganze Gattung von Literaturverfälschern handelt. Aber auch dies mit Recht angenommen, müssen wir im übrigen auf August Boden's Schrift verweisen, die namentlich in dem Klopstock und Lessing betreffenden Theile die gründlichen Studien des Verfassers zu Tage treten läßt und besonders von denen, welche Lessing verehren und studiren, nicht ungelesen und unberücksichtigt bleiben sollte. Menzel und seinesgleichen sind der Ansicht, daß Duldung auf Erden nicht geduldet werden dürfe, und daß Menschlichkeit höchstens gut genug sei, von den Bestien des Waldes geübt zu werden. Daher ihre Zornwuth auch besonders gegen Lessing und namentlich dessen „Nathan". Auch hier greift Menzel zu dem unliterarischen Kniffe, Lessing's Worten einen andern Sinn unterzuschieben oder sie schon so verstümmelt anzuführen, daß dadurch ein anderer Sinn entsteht, ein Verfahren, welches Boden zu der Frage veranlaßt: „Wie würde Menzel, dem Ausdrücke wie «niederträchtig» u. dgl. m. gegen lebende Schriftsteller so geläufig sind, bei ihnen Schriftfälschungen nennen, wie er sich selbst deren frischweg erlaubt?" Eine interessante Betrachtung widmet Boden dem „Nathan". Wie Menzel versichert, hatte Lessing „in seiner Verirrung" nichts weiter im Sinn, als seinen „Leibjuden" (Moses Mendelssohn) zu rächen; darum habe er ihn als das „vollkommenste Ideal" hingestellt. Menzel findet den Grundgedanken „skandalös", einen Juden als den edelsten aller Menschen darzustellen, „gegen den alle Christen, Mohammedaner, Ritter und Priester im Schatten stehen, im tiefsten Spott aber der christliche Priester". Aber welch ein Priester! Sicherlich doch einer von der Art, gegen die das Christenthum, diese Religion der Menschenliebe und Duldung, protestiren muß, weil sie ihm zu verschiedenen Zeiten Schimpf und Schande gebracht haben, und hauptsächlich daran schuld waren, daß so viele Freunde der Humanität einen Groll gegen alle Religion faßten und sich außerhalb aller Kirchlichkeit halten zu müssen glaubten. Lessing befindet sich also in dem einzigen rein polemischen Theile seiner Dichtung ganz auf christlichem Boden. Und was hat die gegen die Juden bewiesene Intoleranz gefruchtet? Indem man sie ganz auf den Geldschacher verwies, auf den sie, ehe sie in die geistige Bewegung der modernen Völker eintraten, fast ausschließlich ihre Kräfte verwandten, sind sie mehr und mehr das eigentliche Finanzvolk der modernen Welt geworden, das von der Finanzliederlichkeit der christlichen Regierungen seinen Vortheil zu ziehen und namentlich in einer Zeit, in der wie in der unserigen das Geld mehr als je der erste Factor ist, seine Obmacht zu begründen wußte. Das war die Nemesis der Geschichte! Das war die Rache der „Kammerknechte des Heiligen römischen Reichs"! Boden bemerkt übrigens mit Recht: „Obendrein ist, was er (Menzel) über das Verhältniß der übrigen Personen des Stücks zu der Hauptperson sagt, unrichtig. Nathan selbst erscheint wol weiser, d. h. klüger, nicht aber besser als «alle Christen, Mohammedaner, Ritter und Priester», sondern um bei den Christen, die Menzel so verkürzt erblickt, stehen zu bleiben, so stehen ihm der Klosterbruder, der Tempelherr, selbst Daja an Herzensgüte und Edelmuth nicht nach." Der Sache nach beurtheilt freilich die ganze orthodoxe Partei den „Nathan" wie Menzel; Boden's Erklärung rettet ihn sowol nach dieser als der entgegengesetzten Seite hin, d. h. nach den beiden Seiten hin, welche ihn, die eine, um ihn zu loben, die andere, um ihn zu tadeln, für unchristlich erklärt.

Uebrigens möchten wir bei dieser Gelegenheit kurz der Rede gedenken, welche der Prediger der israelitischen Gemeinde zu Leipzig, Goldschmidt, bei dem am 22. Januar in Leipzig gefeierten Lessings-Fest über „Lessing's Bedeutung für die Juden Deutschlands" hielt. Der Redner führte darin aus, daß der Schwerpunkt dieses Dramas nicht in der religiösen, sondern in der socialen und humanen Frage liege. Diese Frage habe Lessing durch seinen Nathan beantworten wollen, unterstützt durch sein Verhältniß zu Mendelssohn, der darauf wol von Einfluß gewesen sein möge, ihn aber keineswegs veranlaßt habe. Nathan sei der durch die geschichtlichen unglücklichen Erfahrungen geläuterte Jude, der mit Bewußtsein resignire und in der Welt der Erkenntniß und in der Sphäre der Sittlichkeit seine Versöhnung suche und finde. Lessing, der Mann der Gedanken- und Gewissensfreiheit sei der erste Mann gewesen, um bei einem Volksstamme Sympathien zu finden, dem Religions- und Gewissensfreiheit als das höchste, unantastbarste Gut gelte; daher rühre Lessing's Einfluß auf die Juden weit über die Grenzen Deutschlands hinaus. Es gäbe in den östlichen Ländern Europas keine noch so kleine Judengemeinde von einiger Bildung, in der nicht Lessing und namentlich sein „Nathan" verehrt werde; Lessing und Schiller seien die Lieb-

Kriegsdichter der Juden. Ganz besonders mächtig sei aber Lessing's Einfluß auf die Juden Deutschlands, ihnen sei das persönliche Verhältniß Lessing's zu Mendelssohn ein Symbol für ihr Verhältniß zur deutschen Nation geworden. Seitdem verliere ihr unfreiwilliger Particularismus immer mehr an Boden, seitdem seien sie in das volle deutsche Nationalleben eingetreten. Sie arbeiten selbst an diesem großen Werke, werden von wackern deutschen Männern darin unterstützt und wie in andern Gebieten, müsse auch hier, was Lessing ahnend geschaut, seine endliche Verwirklichung finden.

Die in einem mehr sachlichen Stile geschriebene, von allem modernen Wortluxus freie Schrift August Boden's zeichnet sich durch einen edeln moralischen Unwillen aus, der um so mehr gerechtfertigt und begründet erscheinen muß, da der Verfasser ein human gesinnter gewissenhafter Mann ist, der nicht ohne begründete Veranlassung mitunter auch scharf witzig und bitter beißend wird, was sonst weniger in seiner Natur liegt. So bemerkt er einmal treffend: „Auch das Lessing'sche Bruchstück «Doctor Faust» läßt Menzel nicht unbeschnüffelt und merkt ihm schon so viel an und ab, «daß jedenfalls darin der Teufel zu kurz kommen solle». Nun, der Teufel heißt in der Bibel der Vater der Lüge, und wir können Menzel, nachdem wir die Wahrheit davon bewiesen, und wenn ihm wirklich mit diesem Lobe gedient ist, das Zeugniß nicht versagen, daß der Teufel in seinem Buche nicht zu kurz komme, und er Lessing's Unrecht gegen diesen wieder reichlich gut gemacht habe." Es ist ganz in der Ordnung, daß jedem mit dem Maße, mit dem er mißt, auch wieder gemessen werde. Nachsicht verdient auch der Irrende, nur nicht der Unduldsame, nicht der Kritiker, der erst jüngst in seinem „Literaturblatt" (Nr. 10) von dem „dicken Pastor König" sprach, „welcher, bevor er in seinem Fett erstickte, ein Heros der Lichtversammlungen war".

Angehängt ist der Schrift eine schon 1858 in dem frühern „Frankfurter Museum" abgedruckt gewesene interessante Abhandlung: „Ueber «Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde», seine Freunde und Gegner. Ein Wort zur Verständigung", auf die wir jedoch hier nur verweisen wollen, da der Inhalt von dem eigentlichen Gegenstande unsers Berichts zu weit abliegt. Von Interesse dürfte es aber unsern Lesern sein, wenn wir ihnen hiermit zur Kenntniß bringen, daß eine vor einiger Zeit in England erschienene Schrift: „Love letters of eminent persons", auch eine Anzahl der (apokryphen) Goethe'schen Briefe an Bettina enthielt. Englische Blätter ergingen sich dabei in den gewöhnlichen oft gehörten Behauptungen: Goethe sei in seinen Beziehungen zu den Frauen ein „selfish egotist" gewesen; er habe ihre Qualen und schmerzlichen Empfindungen mit derselben Kälte studirt, wie ein Anatom die Zuckungen zerrissener Muskeln; Lewes und Carlyle möchten darüber wol der Welt eine andere Meinung beibringen: „but partisans are never critics, and admiration for the most part excludes justice". Dagegen war ein Aufsatz von E. Seinguerlet: „Bettina et Goethe", in der jetzt eingegangenen pariser Zeitschrift „Le quart d'heure" (Märzheft 1859) Bettina wenig günstig; unter ihren Briefen gebe es nur ein paar (versicherte Seinguerlet), welche wahrhafte Schönheiten enthielten, nämlich die auf den heroischen Kampf der Tiroler gegen die Baiern und die auf Beethoven und die Musik bezüglichen; sonst sei ihr Werth „assez mince". Die angeblichen Briefe von Goethe seien eine „véritable déception"; in dieser „prose sèche, lourde, ennuyée" erinnere nichts an die hingehauchten Schattirungen, die seltenen Feinheiten und den aristokratischen Zug der Feder des Verfassers der „Wahlverwandtschaften". Ganz besonders verwundert sich Seinguerlet darüber, daß Bettina in diesen die Jahre 1807—32 umfassenden drei Bänden niemals sich vom hohen Olymp in die Kinderstube herablasse, daß in diesem Roman ihres Herzens von dem tiefsten und heiligsten aller Affecte, der Mutterliebe, auch nicht die kleinste Spur vorkomme.

H. M.

Zur Culturgeschichte der Schweiz.

1. Biographien zur Culturgeschichte der Schweiz von Rudolf Wolf. Erster und zweiter Cyklus. Mit den Bildnissen von Konrad von Geßner und Albrecht von Haller. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1858—59. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.
2. Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1858. Herausgegeben von G. Meyer von Knonau und S. Vögelin. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1858. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Dasselbe auf das Jahr 1859. Ebendaselbst. 1859. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

In den civilisatorischen Bemühungen Napoleon's III. mittels gezogener Kanonen und Haubajonnete ist glücklicherweise eine kleine Pause eingetreten, die es der athemlos gehetzten Culturgeschichte gestattet, sich wieder einmal auf sich selbst und frühere Zeiten zu besinnen. Benutzen wir die vielleicht nur kurze Frist, um durch Erinnerung an einige in der Schweiz erschienene Schriften Versäumtes nachzuholen, bevor mit „Hussasah!" und „Vive l'empereur!" die wilde Jagd der unbarmherzigen Civilisirung und Völkererlösung von neuem beginnt.

Der erste Cyklus der „Biographien zur Culturgeschichte der Schweiz" (Nr. 1), von R. Wolf, ist der züricher Hochschule zur Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens (29. April 1858) von „einem ihrer ersten Zöglinge" gewidmet, der selbst nun zu einem ihrer ausgezeichnetsten Lehrer geworden ist. Der zweite Cyklus — mit Bildniß und Lebensbeschreibung des schon als Wunderkind, dann als Arzt, Dichter und Naturforscher berühmten Albrecht von Haller (1708—77), mit der Biographie von J. Bernoulli (1667—1748) u. s. w. — ist der nicht ganz zwei Jahre jüngern berner Hochschule zugeeignet. Jeder Cyklus enthält 20 Hauptbiographien, denen sich aber in zahlreichen Anmerkungen viele sonstige biographische Mittheilungen und culturhistorische Notizen anreihen. Das Werk ist eine Sammlung der vom Verfasser in mehreren periodischen Schriften schon früher veröffentlichten Lebensbilder schweizerischer Mathematiker und Naturforscher, die er mit einer Reihe anderer, um dieselben Wissenschaften und um ihr Vaterland verdienter Männer vermehrt hat.

Der erste Cyklus gibt uns unter anderm das Bildniß und die Geschichte Konrad Geßner's, des „Plinius der Deutschen" (1516 — 65). Er beginnt mit Heinrich Loriti von Mollis (H. Glarean, 1488—1563) und endigt mit Daniel Huber von Basel (1768—1829). Ein vorzügliches wissenschaftliches Interesse hat die Lebensgeschichte des berühmten Jakob Bernoulli aus Basel, sowie die des Toggenburgers J. Bürgi (Byrg, Byrch) aus Lichtensteig, der in seinen „Progreß-Tabulen" gleichzeitig mit Neper (Napier), oder noch vor diesem, die Erfindung der Logarithmen gemacht hatte. Noch mögen besonders erwähnt sein die Biographien von J. J. Scheuchzer aus Zürich, von B. Micheli du Crest von Genf, und von der in die mathematischen Wissenschaften tief eingedrungenen Barbara Reinhart von Winterthur. In ansprechender Form weiß der gründlich forschende Verfasser seinen Lesern auch manches minder Bekannte mitzutheilen, was für die Bildungsgeschichte der exacten Wissenschaften von Bedeutung ist.

Der Verfasser bemerkt, daß er die von ihm Geschilderten, sowie ihre Freunde und Fachgenossen möglichst selbst sprechen lasse, und daß er solche Männer gewählt habe, die nach Zeit und Heimat möglichst die ganze Zeit und das ganze Land repräsentirten. Das konnte ihm in der Schweiz, wo sich die Kluft zwischen Wissenschaft und Praxis, zwischen Lehre und Leben nie bis zu dem Grade wie in Deutschland erweitert hat, am leichtesten gelingen. Uebrigens kennzeichnet gar manches nicht blos die besondern schweizerischen, sondern in gleichem Maße die allgemeinen europäischen Culturzustände auf der Scheide des 17. und 18. Jahrhunderts; wie z. B. das, was in der Biographie von Scheuchzer über die in Zürich von den Männern der Wissenschaft öffentlich verhandelten Fragen berichtet wird. Dahin

gehörte unter anderm: „Ob die Cometen Vorbotten göttlicher Straffen oder Weltveränderungen seyen? Ob ein zweyköpfichte Geburt zwei Seelen habe oder vor zwey Menschen sol angesehen werden? Woher die Mohren schwarz seyen? Wo die Storchen und Schwalben ihr Winterquartier haben? Ob eine Christliche Oberkeit mit gutem Gewissen könne erlauben öffentliche Comedien, Seiltänze u. s. w.? Ob und wie der Teufel mit einer Weibsperson sich fleischlich könne vermischen? Ob eine Eidgnoßschaft die Befugsam hette zu adlen, oder, wann sie je die Freyheit hat, warum solches Recht nit braucht? Ob Judas eine größere Sünd begangen, da er Christum verrathen, oder, da er sich selbst erhenkt? Warum den Erdgewächsen so großer Schaden zugefügt werde, wanns ins Thauw und speciatim ins Meyenthauw regnet? Ob der Atheismus nothwendig corruptionem morum mit sich bringe? Woher der Herr Christus nach seiner Auferständtnuß Kleider genommen? Ob Christus an der Hochzeit zu Cana daß Wasser in weissen oder rothen Wein verwandlet habe? Ob die Berge zu anfang der Welt erschaffen worden oder erst hernach in der Sündfluth oder bey andern anläsen entstanden?" u. s. w. Da hätten wir also eine lange Reihe von ganz oder beinahe „überwundenen Standpunkten"; und wer sich im Vollgenusse unsers Culturfortschritts dessen freuen will, braucht nur einen beliebigen Katalog derjenigen Vorlesungen zur Hand zu nehmen, die unsere heutigen Professoren in Zürich einem wißbegierigen Publikum allwinterlich zu halten pflegen. Aber freilich! ob nicht ein gebildetes Publikum nach anderthalbhundert Jahren über einige gelehrte Bemühungen von heutzutage ebenso lächeln werde, wie wir über frühere — das muß der Zukunft und allen Wissenschaften der Zukunft anheimgestellt bleiben.

Zu den besondern Obliegenheiten eines gelehrten Mathematikers früherer Zeit, eines J. Roslus von Biel u. a., gehörte es, die von ihnen besorgten Kalender mit den gehörigen Wetterprophezeiungen und Gesundheitsregeln zu versehen. Zu diesem populären Zwecke mußte sogar die gestrenge Mathematik, die exacteste aller exacten Wissenschaften, den Leuten durch die Finger sehen; ja sie mußte sich selbst auch herbeilassen, der Poesie Gewalt anzuthun, wie z. B. in ihrer etwas frivolen Aufforderung zu burschikoser Lebensweise im Monat Mai:

> Treib kurtzweil, tantz, spring und sing'
> In Summa sei nur guter Ding
> Greifs Weib an, und brauch Speccrey
> Ins Wildbad zeuch und Laß dabei.

Im wenigsten durfte es in jenen Kalendern an den Vorschriften fürs Schröpfen und Aderlassen, sowie am beliebten Aderlaßmännlein fehlen. Ueber diesen Aberglauben sind wir endlich hinweg, seit mehr und mehr die kleinen Aderläße durch die großen und die Aderlaßmännlein durch die Napoleoniden verdrängt worden sind.

Die beiden Jahrgänge des von G. Meyer von Knonau und S. Vögelin herausgegebenen „Zürcher Taschenbuch" (Nr. 2 u. 3) haben sich nicht einmal, wie die „Biographien", die ganze Schweiz, sondern nur Stadt und Canton Zürich zur culturgeschichtlichen Durchmusterung auserſehen; und doch ist selbst auf diesem engern Felde die Ausbeute reich genug, um damit — trotz des frühzeitigen Todes des verdienstvollen Gerold Meyer von Knonau, eines besonders fleißigen Sammlers und Forschers auf jenem Felde — noch eine Reihe von Jahrgängen speisen zu können. Im ersten Jahrgang gewinnen die „Bruchstücke aus der Chronik C. Pellican's", des gelehrten Franciscanermönchs, ein besonderes Interesse von der Zeit an, da er aus der Kutte herausgesprungen und auf die liebenswürdige Einladung Zwingli's als Professor des Hebräischen nach Zürich gekommen ist, um der Sache der Reformation, der er schon früher zugethan war, nun auch offen die von ihm selbst nur gering angeschlagenen Dienste zu leisten. Wir sind wie in einer Märchenwelt, wenn wir die aufrichtige Bescheidenheit gewahren, die noch vor drei Jahrhunderten bei den Gelehrten zu den keineswegs seltenen Eigenschaften gehörte. In dieser naiven Hingebung als dienendes Glied an ein großes Ganzes, das demselben um so wichtigere Dienste leistet, je weniger es selbstgefällige Betrachtungen über den Werth derselben anstellte, liegt etwas Großes, ein Beweis, daß Goethe's Wort „Nur die Lumpe sind bescheiden" doch nicht allezeit wahr ist. Jetzt aber haben die Männer der Wissenschaft so gründliche Reflexionen nicht blos über die Dinge außer ihnen anzustellen sondern besonders auch über ihren eigensten und persönlichen Werth, daß das rechte Wissen und die rechte That — wie Los und höchster Gewinn in einer Lotterie — nur noch zufällig zusammentreffen. Je mehr indessen die heutige gebildete Welt ihre Hamlete zu Tausenden zählt, um so tragischer sind die Verwickelungen im Drama der neuesten Weltgeschichte und um so gewaltsamer werden die Lösungen sein.

Unter Schweizern und Nichtschweizern ist es noch eine gangbare Vorstellung, daß der Apfel, den ihr Tell seinem Knaben vom Kopfe geschossen, der Apfel der politischen Erkenntniß gewesen ist, in den man nur ein für allemal einzubeißen hatte, um die Freiheit auch auf alle künftigen Geschlechter zu vererben. So war es aber nicht; denn gerade von der Freiheit gilt des Dichters Wort:

> Was du ererbt von deinen Vätern hast,
> Erwirb es, um es zu besitzen.

Wie sehr zeitweise auch in der Schweiz die Lehre vom beschränkten Unterthanenverstande in Uebung war, wie ein „gnädiger Junker", oder ein „Herr und Burger" auf das Gehudel unter ihm herabsehen durfte, davon gibt „Die Jugendgeschichte C. Meyer's von Knonau" ein anschauliches Bild. Desgleichen läßt „Die Beschießung der Stadt Zürich durch die helvetischen Truppen im September 1802" erkennen, daß es damals mit dem schweizerischen Heerwesen um kein Haar breit besser aussah, als mit der weiland deutschen Reichsarmee; also noch weit schlimmer, als mit der deutschen Bundeskriegsverfassung im Jahre 1859, welche doch nach den neuesten officiellen und glaubenswürdigsten Zeugnissen gleichfalls nichts taugen soll. Die Geschichte der „Beschießung" bildet in der Mitte des Weltkampfes der Französischen Revolution eine sanfte militärische Idylle, der nur — wie den Geßner'schen Idyllen — etwas mehr Kurzweiligkeit zu wünschen wäre. Es wurde mit viel Pulver und Eisen, ja sogar bundesbrüderlich mit glühenden Kugeln geschossen. Aber der einzige, der zum Tode getroffen wurde, war ein friedfertiger Geistlicher; im übrigen kamen Freund und Feind mit heiler Haut davon.

Im Rückblick auf das vorige Jahrhundert haben sich die jetzigen Schweizer ihrer jetzigen Staats- und Wehrverfassung zu freuen; nur mögen sie ja nicht vergessen, daß ihrem bequemern Fortschritte kein stehendes Heer im Wege stand und steht. Einen offenbaren Rückschritt läßt dagegen die Vergleichung der bestens illustrirten „Züricherischen Costüme des 18. Jahrhunderts" mit denen des 19. gewahren. Vor 150 Jahren war die Tracht der Züricherinnen eine recht zierliche; obgleich die stolzen Crinolinen der Neuzeit nur mit einigem Naserümpfen die damals noch bleistiftschlanken Gestalten ihrer schönen Urgroßmütter betrachten werden. Die Fabel vom Lande der Krummen, worin die Geraden zu den Ungeheuern zählen, wiederholt sich ja noch stündlich und in allen denkbaren Variationen. Ergötzlich genug sind die Proben der strengen Kleiderpolizei eines wohlweisen Magistrats der Stadt Zürich. Da wird unter anderm berichtet, wie in einem Schube nicht weniger als sechs Jungfern, unter denen noch dazu zwei Töchter des Herrn Oberstpfarrers, „wegen starker Entblößung um den Hals" um zwölf Pfund eine jede gebüßt werden, worunter jedoch nicht — à la Shylock — zwölf Pfund Fleisch zu verstehen sind. Mit dieser patriarchalischen Sorge für Deckung aller Blößen käme man im 19. Jahrhundert schlecht an! Eher entspräche es dem Geiste unserer Zeit, wenn man, wie hier und da die Zeitungsinserate nach Quadratzollen, so auch die richtig vermessenen und katastrirten Crinolinen nach Quadratfußen oder Quadratruthen versteuern ließe. Im schönen

Wettstreite würden die Damen auf Kosten der Männer immer größere Gaben auf den Altar des Vaterlandes niederlegen, also daß es ein Kleines wäre, damit in kurzem die sämmtlichen europäischen Staats- und Kriegsschulden zu tilgen. Und wer weiß es denn, ob nicht gar schon der staatskluge Kaiser der Franzosen diese wirksamere Gesellschaftsrettung vor Augen hatte, als er — so sagt man — durch seine hohe Gemahlin die Crinolinen in Curs bringen ließ.

Was den zweiten Cyklus der „Biographien" und den zweiten Jahrgang des „Zürcher Taschenbuch" anlangt, so wollen wir den geneigten Leser seinen eigenen Betrachtungen überlassen.

Wilhelm Schulz-Bodmer. *)

Emery Glandon. Roman von Philipp Galen. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1859. 8. 6 Thlr.

Dem erustern und aufmerksamern Beobachter der Bewegungen in unserer novellistischen Literatur begegnen gar seltsame Ueberraschungen. Ein Schriftsteller, der zeither mit ganz unbedeutenden Leistungen kaum seinen Namen bekannt zu machen vermochte, tritt plötzlich mit einem Werke voll Geist und Gedanken in schöner Form hervor, oder, was noch öfter geschieht, ein Autor, der uns bisher durch Tiefe, Lebensauffassung und innern Werth zu erfreuen wußte, erscheint plötzlich mit einer so flachen, trivialen und unkräftigen Arbeit vor uns, daß wir zu zweifeln genöthigt sind, ob die Erscheinung ernsthaft gemeint sei oder ob etwa eine Täuschung hier unterliege. Wir haben die erste Wahrnehmung früher an den nordischen Romanen Mügge's zu machen gehabt, wir machen die letzte hier an einem Autor, der uns bisher für einen bewährten Novellisten gegolten hat. Nun denn, diese Ungleichartigkeit der Arbeit ist unsers Erachtens immer ein Schatten, und ein um so tieferer, je bewährter der Mann ist, um den es sich handelt. Denn wenn wir auch wissen, daß Homer nicht immer Homer ist, und daß jeder von uns seine schwache Stunde hat, so soll doch niemand sich selbst fallen lassen.

Philipp Galen hat im „Fritz Stilling", allerdings seinem vorzüglichsten Roman, einen bedeutenden Plan geboten und ihn mit großem Talent entwickelt; es handelte sich dort darum, den wahren Gehalt des Lebens, die selbstgeschaffene innere Befriedigung des Individuums zur Geltung und dem Leser zur Anschauung zu bringen. Das Schicksal selbst erschien hier als machtlos, und darin lag das Stärkende und das Erhebende des Romans. Er konnte seinen Helden

andern zeigen
Und sagen: Das ist er, das ist sein eigen!

Und was geschieht nun hier? Das äußerlich wirkende Schicksal ist alles, die Begebenheit allein kommt zu Worte, der Held ist nichts, den Charakteren fehlt die Federkraft der Selbstbestimmung. Der ganze Roman erscheint wie ein Schattenbild des Musterromans des alten Fielding, denn unendlich viel ist aus diesem in jenen übergegangen. Sein Joseph Sohn ist ein Tom Jones, wie er leibt und lebt, Baron Halbrungen ist Sir Western, Sophia ist eben Sophie und an Allworthy und andern fehlt es auch nicht. Der Verfasser gibt uns die Geschichte eines Findlings, der unter dem Namen Joseph Sohn als das Kind eines deutschen Professors trefflich erzogen wird, hiernächst auf einer Reise in Prag ein armes Judenmädchen aus tiefstem Elend rettet und in seiner Herzensgüte, arm wie er ist, zu sich nimmt, und während er selbst eine Hauslehrerstelle in der Familie des Barons Halbrungen an der preußischen Küste bekleidet, die schöne Rahel zur Virtuosin ausbildet. Allem diesen scheint wieder eine Thatsache zum Grunde zu liegen, denn eben darin besteht die Eigenthümlichkeit der Erfindungen Galen's, daß sie stets an eine wirkliche Begebenheit, einen Lebenslauf u. s. w. anknüpfen und von ihm den Schimmer der Wahrheit entlehnen. In der Nähe jenes Halbrungen nun, eines rohen Charakters inmitten eines geistig hervorragenden Familienkreises, hat sich ein Engländer, Emery Glandon, angekauft, ein liebenswürdiger Sonderling, der, da er selbst ein leidenschaftlicher Musikfreund ist, Rahel's spätere Fortbildung über sich nimmt und sie zu Liszt, Kullack und Clara Wieck sendet, die ihr Talent bewundern, ihr aber nichts lehren können. Zugleich hat sich zwischen Rahel und Werner, dem Sohn des Barons, ebenso wie zwischen Sophie, seiner Tochter, und unserm Joseph, ein Herzensbund gebildet, den die Mutter begünstigt, der aber, vom Vater entdeckt, zur Folge hat, daß Joseph das Haus des Barons plötzlich verlassen muß. Er flieht zu seinem Gönner, dem Engländer, dem in Indien ein großes Vermögen und der Titel eines Lord Shorncliffe zugefallen ist und der ihn nun auf Reisen schickt. Hierbei gilt es, eine verlorene Tochter des Engländers aufzusuchen, was in einer die Geduld des Lesers fast erschöpfenden Weise geschieht, indem ein gewisser Morris in allen Erdtheilen gesucht wird, der dies Kind im Gewahrsam hatte. Endlich wird dieser verrätherische Freund in einem Seehospital zu Portsmouth entdeckt, zum Geständniß gebracht, und es zeigt sich nun, daß dies Kind keine Tochter, sondern ein Sohn und zwar unser Findling selbst, und dessen edle Mutter niemand anders als die sanfte Baronin Halbrungen ist. Ihr Gemahl inzwischen ist nun ganz zum Trinker und Spieler herabgesunken und hat sein ganzes Vermögen nicht blos, sondern auch Frau und Kinder an den Engländer verloren (!), worauf er am Schlage stirbt und wonächst sich die ganze Verwickelung auf das wohlgefälligste löst, indem Werner die schöne Rahel und Joseph Sohn die geliebte Sophie als Braut heimführt, Lord Shorncliffe aber der alten Geliebten, nun verwitweten Baronin, seine Hand reicht.

Dieser Erfindung, mag sie auch als neue Probe von dem leichten und beweglichen Talent des Verfassers gelten, können wir eine innere Berechtigung doch kaum zusprechen, da sie namentlich, was die Spielerkatastrophe betrifft, doch allzu abenteuerlich erscheint; jedenfalls aber ist die Art der Ausführung im hohen Grade mangelhaft, über die Gebühr gedehnt und für den Umfang der Erzählung gedankenarm und im Gewöhnlichsten verloren. In den drei starken Theilen des Romans ist dessen, was als im Leben bedeutend, charakteristisch, neu oder tief angeschaut zu bezeichnen wäre, unendlich wenig, und dagegen des Wunderlichen, Geringen und Willkürlichen unendlich viel. Ein höheres Interesse für seine Charaktere zu erwecken, will dem Verfasser hier nirgends gelingen, obwol er seinen Helden mit allerhand sonderbaren Liebhabereien, z. B. für die Thierwelt, auszustatten bemüht ist. Ja selbst der edle Lord Shorncliffe bleibt für uns doch, aller Anstrengung zur Tugend zum Trotz, ein höchst bedenklicher Charakter, theils darin, wie er seine deutsche Geliebte verläßt, theils in der Art und Weise, wie er den rohen und unzurechnungsfähigen Halbrungen um Vermögen und Familie bringt. Oder soll es etwa erlaubt und löblich sein, die schlimmen Leidenschaften unserer Nebenmenschen zu selbstischen, eigennützigen Zwecken für uns auszubeuten? Einen Trinker im Spiel zu besiegen? Ihm die Herzen der Seinigen abzuwenden? Welche Moral, ihr Herren Novellisten, erlaubt das?

Einen leitenden, grundlegenden Gedanken der Sittlichkeit oder der Lebensweisheit haben wir in dem vorliegenden Roman nicht zu entdecken vermocht. Vielleicht soll er den Sieg der Sanftmuth über die rohe Gewalt versinnlichen oder eine Verklärung der Musik darstellen und Aehnliches; wir wissen es nicht. Ebenso wenig läßt sich von einem anziehenden Conflict der Charaktere sprechen, vielmehr ist diejenige Partie des Romans, welche allein dafür gelten könnte, Joseph's Verbannung aus der Familie Halbrungen, nur äußerst matt, unsicher und flüchtig

---

*) Leider ist der wackere Wilhelm Schulz-Bodmer, zu dessen letzten literarischen Arbeiten sicherlich der oben abgedruckte Aufsatz gehört, dem Kreise unserer Mitarbeiter durch seinen in Hottingen bei Zürich am 9. Januar erfolgten Tod entrissen worden. D. Red.

gezeichnet. So bewegt sich denn alles in großer Behaglichkeit, kahler Färbung und unendlicher Redseligkeit langsam vorwärts, einschneidende Wendungen sorgsam vermeidend, als wäre der Leser ein Patient, der jede Aufregung streng vermeiden müsse. So schwach und zugleich so nachlässig im Stil und im Bau seiner Perioden sind wir den Verfasser nicht gewohnt zu finden und er wird, wie uns scheint, alle Ursache haben, sich ernstlich zusammenzufassen, wenn er seinen Ruf als schaffender und denkender Novellist nicht auf das Spiel setzen will. Ein Erzähler, welcher aufhört, nach dem Bedeutenden zu ringen, durch die Malerei anziehender Seelenzustände oder fesselnder Ereignisse, wie sie aus dem Widerstreite der Leidenschaften entspringen, zu wirken, oder Natur und Weltlauf in fertigen Bildern uns vorzuführen, wird bald das Feld räumen müssen, denn die bloße Wortfertigkeit hat selbst nicht die niedrigste Schicht der Leser zum Freunde. Wenn ein älterer deutscher Schriftsteller gesagt hat, daß der Mensch doch eigentlich eine ernsthafte Bestie sei, so hat er wol für seine Zeit recht; unsere Jugend aber liebt es zu lachen und zu spotten und ein dreibändiger Roman, in dem jede Spur von Humor fehlt, hat auf ihren Beifall nicht weiter zu rechnen. Da nun der Verfasser auch für Naturschilderung niemals besondere Anlage gezeigt hat, so ergibt sich, daß sein „Emery Glandon" nach keiner der verschiedenen Richtungen hin, durch welche eine Arbeit dieser Gattung sich hervorthun kann, auf vorzügliche Empfehung Anspruch zu machen hat.

Damit soll indeß nicht gesagt sein, daß es dem Verfasser in einzelnen Partien seines Romans nicht gelänge, eine anziehende und unterhaltende Lectüre darzubieten. Es gilt dies besonders von der Erziehungsgeschichte seines Helden, von der Künstlerlaufbahn der armen Rahel Schawai und ihres treuen Werner, in welchen allen die volle Naturwahrheit der Charaktere und der Situationen wieder angetroffen wird, die den „Fritz Stilling" auszeichnet, und die ihm den Rang gewonnen hat, den er unter den Novellisten der Gegenwart einnimmt. Einer und der andern Situation fehlt es selbst nicht an dem poetischen Hauch, der die Herzen bewegt, und namentlich ist der zweite Besuch der armen Rahel in der prager Judenstadt eine solche fesselnde und rührende Episode. Auch Joseph's Eintritt in das Haus des Barons fesselt durch viele Züge freier und gelungener Charakteristik, denn die schöne Baronin, ihre kalte, hochfahrende Schwägerin und Haldrungen selbst sind talentvolle Porträts, welche die Künstlerhand nicht verleugnen, wenn auch der uferlose Redestrom alle diese Bilder unmäßig abschwächt. Das lehrhafte und reflexive Element ist in diesem Roman sehr wenig vertreten, sodaß wir kaum eine Betrachtung über Leben und Welt, gesellschaftliche oder Culturinteressen anzuführen vermöchten, die uns der Eindruck des Neuen oder geistvoll Ausgedrückten gemacht hätte. Dagegen gelingen dem Verfasser Scenen, in welchen die Gewalt unterdrückter Gefühle sich in unwillkürlichen Zeichen und Handlungen ausspricht, vorzüglich; er hat sich hier ebenso den alten Yorick zum Muster genommen, wie in den Charakteren den Meister Fielding, und indem er so auf den besten Grundlagen der altenglischen Novellistik fußte, hier denn auch das Beste geleistet. Eine solche äußerst wirkungsvolle Scene findet sich beispielsweise im ersten Theile da, wo Joseph, ganz verarmt, sich von seinen Thieren trennen soll. „Ich rathe Ihnen dazu", fuhr der Advocat im leisern Tone fort: „ihre Unterhaltung kostet Geld und Sie werden keinen Ort finden, wo Sie sie gemächlich wie hier unterbringen können...." Joseph zuckte zusammen, er war im Innersten getroffen, denn er fühlte, daß der Mann recht hatte. „Natürlich", stammelte er, „Sie haben recht, ich muß mich trennen, ich danke Ihnen...." Er sank auf dem Stuhl zusammen, Thränen rannen aus einem zart besaiteten Herzen über seine Wangen.... Da berührte etwas seinen Arm.... Rahel stand bleich wie eine Leiche vor ihm. „Joseph", hauchte sie. — „Was willst du, mein Kind?" — „Die Thiere sollen fort?" — „Ach, du hast gehört?" — „Alles jedes Wort. Du bist arm?" — „Ja, ich bin arm, Rahel, sehr arm!" — „Und ich?" Mehr konnte sie nicht sagen, wie vernichtet sank sie in seine Arme. Joseph verstand sie. „Ruhig, Kind", sagte er. „Ich bin arm, aber nicht so sehr wie du denkst. Du bist mir ein Trost, aber keine Last." — „Ist das wahr, Joseph", schrie sie vor Entzücken auf! „Ich bin jung", sagte er, „hier ist mein Kopf, hier sind meine Hände, was wollen wir mehr." Der Verfasser versteht sich auf den Reiz solcher Sterne'schen Scenen. Nachdem wir nun Licht und Schatten an dieser Arbeit abgewogen haben, glauben wir das Urtheil begründet, welches derselben ihren Platz zwar nicht unter den gelungenern Leistungen des Verfassers anweist, immer jedoch noch ein wenn auch etwas vernachlässigtes Talent für die Erzählung anerkennt, wie es nicht täglich angetroffen wird. Es scheint uns, daß der Verfasser sich nur ernstlich zusammenzufassen, seine Grenzen enger zu ziehen, dem übermäßigen Redestrom zu wehren, dem Unbedeutenden zu entsagen und festere Zielpunkte zu wählen habe, um den Platz wieder einzunehmen, den er mit seinem „Fritz Stilling" sich muthig und verdient erobert hat. Um zu können, das zeigt er uns, wird er nur zu wollen brauchen, denn nicht Erschöpfung, sondern Mangel an Disciplin unter seinen Kräften scheint uns wesentlich die Fehler zu verschulden, die wir an der vorliegenden Arbeit zu rügen hätten.

4.

Notizen.

Die Schriftsteller als „gefährliche Menschen".

Hackländer's illustrirte Zeitschrift „Ueber Land und Meer" berichtete jüngst: „V. Bozinski in Lemberg schrieb ein einactiges Lustspiel zu dem ausgesprochenen Zwecke, die im Publikum gegen die Literatur und ihre Vertreter herrschenden Vorurtheile zu bekämpfen. Die Pièce führt den Titel: «Niebezpieczny człowiek» («Der gefährliche Mensch») und soll im nächsten Monat am warschauer Theater zur Aufführung kommen." Also auch bei den Polen bestehen diese Vorurtheile gegen den Schriftsteller, auch den Polen gilt der Literat als ein „gefährlicher Mensch"! Nun, bei den Polen, die wir, vielleicht mit Unrecht, immer noch als halbe Barbaren anzusehen gewohnt sind, mag dies nichts Auffallendes haben; aber daß eine Nation, die, wie die deutsche, sich auf ihr Schriftstellerthum so viel zugute thut und Schriftstellerfeste als Nationalfeste begeht, im Grunde ebenso denkt wie die Polen, das hat doch etwas Räthselhaftes. Oder wäre dies nicht so? Hat nicht Professor Wuttke jüngst öffentlich bei einem leipziger Schriftstellerfest sich über diese Misachtung des Schriftstellerstandes ausgesprochen? Sind nicht in Brendel's „Anregungen" ganze Aufsätze, darunter einer unter dem Titel „Deutsche Literaten und Poeten", über die Frage erschienen, warum der Schriftstellerstand jetzt in Deutschland so misachtet sei, daß nicht blos bezopfte Philister, sondern selbst Leute von Bildung, welche an den Persönlichkeiten von Malern, Bildhauern und Tonkünstlern den wärmsten Antheil nähmen, „trotzdem gern die Berührungen mit Literaten vermeiden"? Kein Wunder, da es unter den Schriftstellern selbst solche gibt, die nur von ihrer Feder leben und doch ihren Stand als den unnützesten und naturwidrigsten von der Welt, als bloßes Proletariat brandmarken, dabei aber doch nicht, wie man meinen sollte, selbst zum Spaten, zur Hacke und zur Mistgabel greifen, womit sich allerdings sehr naturgemäße Arbeiten verrichten lassen. Der Verfasser des Aufsatzes in den „Anregungen" erkennt mit Recht in der precären Lage der weitaus meisten Schriftsteller einen Hauptgrund der dem Schriftstellerstande, dessen Hülfe doch von so vielen Seiten in Anspruch genommen wird, gezeigten Misgunst, und um ihn in der öffentlichen Meinung zu heben räth er, ehrsame und achtbare Schriftsteller mehr als bisher an Bibliotheken und Archiven, an Gymnasien und Realschulen, an Theatern und Museen unterzubringen, und wir glauben, daß sich der Staat und das Gemeinwesen dadurch selbst am meisten

nutzen würden. Freilich, setzt der Verfasser hinzu, „müßte von anderer Seite ein Entgegenkommen angebahnt werden, und es müßten Leistungen auf dem Gebiete der Kunst als eine Empfehlung zu derartigen Stellungen, und nicht, wie es oft geschieht, als Hindernisse betrachtet werden". Aber die Schriftsteller sind ja „gefährliche Menschen", obschon ihre Beschäftigung an sich — denn jedes Geschäft kann misbraucht werden — so reinlich, harmlos und unschädlich ist als nur irgendeins. Wäre Karl August von Weimar von dieser Gespensterfurcht vor den Schriftstellern behaftet gewesen, so würde der Verfasser des „Werther" nicht Staatsminister und der Verfasser der „Räuber" nicht Professor geworden sein. Auch in dem kleinen Dänemark, das wir uns in so manchen Dingen zum Muster nehmen könnten, besteht diese Gespensterfurcht nicht; außer H. C. Andersen, dessen Dichterpension jetzt von 600 auf 1000 Thaler erhöht werden soll, beziehen H. Hertz, F. Paludan-Müller und Christian Winther als Schriftsteller, ohne anderweitige amtliche Stellung und ohne irgendeine Verbindlichkeit, eine Dichterpension von gleicher Höhe, während andere Dichter, z. B. Hauch und Heiberg, bequeme Aemter haben. Und zwar sind jene Pensionen, einer kopenhagener Correspondenz der „Recensionen" zufolge, nicht etwa ein königliches Gnadengeschenk, sondern eine ihnen durch specielles Einzelgesetz verliehene Nationalbelohnung, welche sie politisch völlig unabhängig läßt und die nur durch ein Gesetz mit Einwilligung der Volksrepräsentation wieder genommen werden kann. Im übrigen wollen wir nicht leugnen, wie sich auch in Deutschland die Zeichen mehren, daß der Schriftstellerstand sich im allgemeinen hebt und einzelnen sogar die Huld höchster Personen, wenn auch noch nicht die unserer Fachgelehrten, Volksvertreter u. s. w. leuchtet; doch macht man leider bei uns noch fortdauernd die Schriftverfasser für so vieles verantwortlich, woran der Geist der Zeit, die Launen der Gesellschaft, der Geschmack des Publikums und die Tendenz eines großen Theils des Buchhandels die größere Schuld haben. Ueberhaupt stößt man in den Annalen der Schriftstellerwelt auf höchst wunderliche Erscheinungen. Jean Paul wurde in Leipzig, weil er ohne Zopf und mit offener Brust über die Straße ging, verlacht und verhöhnt und erhielt anonyme Strafbriefe wegen Verletzung des öffentlichen Anstandes; später bettelten selbst hochgestellte Frauen bei ihm um eine Haarlocke!

Alexander von Humboldt.

In einem Aufsatz der „Deutschen Vierteljahrsschrift" (Nr. 89) über Alexander von Humboldt war uns unter andern richtigen oder anregenden allgemeinen Bemerkungen namentlich auch folgende interessant, weil sie mit einer von uns in der Notiz „Die Verschlechterung des deutschen Stils" (Nr. 4) gemachten in einer Weise übereinstimmt, daß die Lesewelt glauben könnte, beide rührten aus einer und derselben Feder her. Der Verfasser bemerkt, der Laie meine, daß ein solches Genie wie Alexander von Humboldt nur die Feder zu schneiden brauche, um literarisch zu erzeugen, und er fährt dann fort: „Wer jemals eine wissenschaftliche Correspondenz Humboldt's gesehen hat, ist aber im voraus gewarnt, denn selbst der Briefwechsel kostete ihm sichtliche Anstrengung. Gar viele denken, wenn sie den glatten Bau der Sprache im «Kosmos» bewundern, er sei so glatt auf das Papier gekommen. Wer aber nur etwas vom literarischen Schöpfungsgange versteht, der wird vielmehr den Fleiß und die Ausdauer des großen Mannes bewundern, denn nichts entsteht vollkommen, sondern wird es erst durch die Nachhülfe der Meisterhand. . . . Humboldt änderte und besserte beständig, ja er hielt oft wochenlang die ersten und zweiten Abzüge seiner Schriften zurück, bis sie endlich nach fortdauernder Arbeit unter seinen Augen zum Druck reif geworden waren. In Wahrheit also arbeitete und schuf er so gewaltig und mühselig, wie, wenn es ihm darauf ankam, Goethe, oder wie Heinrich Heine, dessen Urschriften der zierlichsten schmetterlingshaftesten Gedichte oft einen Graus von Correcturen und Aenderungen dargeboten haben sollen. Wir gedenken dieser Umstände so ausführlich, weil eine Mehrzahl von Menschen in dem naiven Irrthum befangen ist, als sei das Große, das Vollkommene, das Schöne ohne sauere Mühe durch eine Art innerlicher Bescherung nur den Glückskindern zu Theil geworden." Eigenthümlich ist es nur, daß es die Art so mancher berühmten deutschen Gelehrten zu sein scheint, ihre Arbeiten gewissermaßen als Rohproducte in die Druckerei wandern zu lassen und ihnen die letzte Appretur und Form erst auf den Correcturbogen zu geben. Sie verfassen Bücher, aber auf das eigentliche Buchmachen verstehen sie sich nicht so wie Franzosen und Engländer. Daher schrieb auch Arago einmal an Humboldt: „Du schreibst, ohne ein Ende zu finden, aber es wird kein Buch daraus, sondern ein Gemälde ohne Rand und Rahmen."

Wir citiren hierbei folgenden, mit der obigen Bemerkung freilich in keinem Zusammenhange stehenden Passus aus dem erwähnten Aufsatz: „Es gehört zu den chronologischen Zufallsspielen, daß im vorigen Jahrhundert im Schlußjahre dreier Jahrzehnde dem deutschen Volk Männer geboren werden sollten, die ihrem Zeitalter das Gepräge gaben: 1749 Goethe, 1759 Schiller, 1769 Alexander von Humboldt..... Eine andere chronologische Seltsamkeit war es, daß in dem nämlichen Jahre 1769 Napoleon und Wellington, Cuvier und Chateaubriand, Castlereagh und Canning, man sagt auch Metternich, ferner Soult, Ney, Lannes, Mehemed Ali und Sir Walter Scott geboren werden sollten, eine reiche Saat von Kindern der großen europäischen Revolution." Der Verfasser hätte noch anführen können, daß im Jahre 1759 auch Burns und im Jahre 1769 Arndt geboren waren. Ist das aber nur ein „chronologisches Zufallsspiel", eine „chronologische Seltsamkeit"? Würden alle diese Männer so groß geworden sein und eine so bedeutende Rolle gespielt haben, ohne daß ihnen die ganze geistige Strömung und Bewegung der Zeit und gewisse politische und gesellschaftliche Constellationen zu Hülfe gekommen wären? Gibt es nicht auch in der Welt der Geister atmosphärische Zeiteinflüsse und gewisse Wechselbeziehungen, die denen entsprechen, welche man im großen Weltganzen kosmische nennt?

Frankl's „Nach Jerusalem!" hebräisch.

Es liegt uns eine bei Knöpflmacher in Wien 1860 erschienene und von M. E. Stern in Wien verfaßte hebräische Uebersetzung des Reisewerks von L. A. Frankl „Nach Jerusalem!" vor, die man mehr nur als eine bloße Curiosität, wenn auch immerhin als ein Werk ausdauernden Fleißes betrachten müßte, wüßte man nicht, daß das Frankl'sche Werk die interessantesten Mittheilungen über die Lage und die Gesittung der jüdischen Bevölkerung im Heiligen Lande enthielte, und daß eine große Zahl der jüdischen Glaubensgenossen in Rußland, in Polen, namentlich aber im Orient die modernen Sprachen nicht versteht, wol aber die heilige Sprache der Bibel. In der „Wien, am Tage der Zerstörung Jerusalems 1859" datirten Vorrede bemerkt der Uebersetzer, daß die in Lyk erscheinende Zeitschrift „Ha-Maggid" ihm mit der Uebersetzung einiger Kapitel ins Hebräische vorangegangen, und daß das Werk außerdem bereits in zwei europäische Sprachen übersetzt sei, und zwar ins Englische unter dem Titel: „The Jews in the East", von P. Blackets (London), und ins Holländische auszugsweise in dem bei A. Belifante im Haag erscheinenden „Nederlandsch Jaarboekje". Der Uebersetzer und Vorredner versichert außerdem, daß seit des Fürsten Pückler-Muskau Reiseschilderung im Orient kaum eine gleiche deutsche so allgemein und im Lobe übereinstimmend von der fremdländischen Presse besprochen worden sei, wie die ausführlichen Kritiken im „Journal des débats", in der „Opinione" und „Armonia", in der „Times", im „Athenaeum", in dem in San-Francisco erscheinenden „Weekly gleamer" u. s. w. genügend beweisen. H. M.

Bibliographie.

Béranger's, J. P. de, Letzte Lieder. 1834—1851. Deutsch von K. Walter. Leipzig, Hunger. Gr. 16. 1 Thlr.

Boetticher, F. v., Der Dresdner Bilderraub im Jahre 1788. Ein Actenstück, als Beitrag zur Geschichte der Dresdner Gemälde-Gallerie. Riga, v. Boetticher. 1859. Gr. 8. 10 Ngr.

Brugsch, H., Geographische Inschriften altägyptischer Denkmäler gesammelt während der auf Befehl Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preussen unternommenen wissenschaftlichen Reise in Aegypten erläutert und herausgegeben. 3ter Band. — A. u. d. T.: Die Geographie der Aegypter nach den Denkmälern aus den Zeiten der Ptolemäer und Römer nebst einem Nachtrage zur Geographie der Aegypter nach den altägyptischen Denkmälern. Mit 17 Tafeln und 1 Karte. Leipzig, Hinrichs. Hoch 4. 8 Thlr. 20 Ngr.

Buckle, H. T., Geschichte der Civilisation in England. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von A. Ruge. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Deutscher Bühnen-Almanach. Herausgegeben von L. Schneider. 24ster Jahrgang. Berlin. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bürger, J. C. A., Vorgänge in und um Torgau während des 7jährigen Krieges, namentlich die Schlacht bei Süptitz am 3. November 1760. Bei Gelegenheit der 100jährigen Erinnerungstage eines für Preußen ruhmreich gewordenen Krieges geschrieben. Torgau, Wienbrack. Gr. 8. 15 Ngr.

Caballero, F., Ausgewählte Werke. Uebersetzt und eingeleitet von L. G. Lemcke. 4ter Band. Erzählungen. 1ster Band. Paderborn, Schöningh. 8. 24 Ngr.

Delaage, H., Die unsichtbare Welt oder die Geheimnisse des Magnetismus entschleiert durch den Somnambulismus. Mit einer Einleitung von Lacordaire. Nach der 4ten Auflage des französischen Originals verdeutscht von H. Gauß. Weimar, Voigt. 8. 15 Ngr.

Edda Saemundar Hins Fróda. Mit einem Anhang zum Theil bisher ungedruckter Gedichte herausgegeben von T. Möbius. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 2 Thlr.

Gossel, F. W. A., Der Sohn für den Vater. Frei nach dem Englischen. Langensalza, Schulbuchhandlung des Thüringer Lehrer-Vereins. 8. 6 Ngr.

Hagen, M. v., Die Macht der Frauen und ihr Einfluß auf Familie, Haus und Gesellschaft im Einklange mit ihren Rechten und Pflichten als Gattin, Hausfrau und Mutter. Weimar, Voigt. 8. 15 Ngr.

Hamerling, R., Sinnen und Minnen. Ein Liederbuch. Prag, Kober u. Markgraf. 16. 1 Thlr. 2 Ngr.

Haupt, J., Albungen-Lied. Ein episches Gedicht aus der deutschen Sage. In 12 Gesängen. 1stes Heft. Wien, Lechner. 1859. Gr. 8. 20 Ngr.

Die ostfriesische Insel Borkum. Hannover, Rümpler. 12. 10 Ngr.

Kokemüller, A., Zwei Bogen Gedichte. London, Williams u. Norgate. Gr. 16. 3 Ngr.

— — Ein Hundeleben. Märchen-Epos in sechs Gesängen, aus dem Deutschen. London, Williams u. Norgate. Gr. 16. 3 Ngr.

Kolping, A., Lebensbilder. Ernste und heitere Erzählungen. Mit zahlreichen Illustrationen. Cöln, Du Mont-Schauberg. 8. 18 Ngr.

Malibran, A., Louis Spohr. Sein Leben und Wirken. Nebst einem Verzeichnisse seiner Schüler vom Jahre 1805 bis 1856. Mit Porträt und Facsimile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 26 Ngr.

Märzroth, Satans Leier. Prag, Kober u. Markgraf. 16. 20 Ngr.

Pressel, P., Philipp Melanchthon. Ein evangelisches Lebensbild für Alt und Jung. Stuttgart, Belser. Gr. 8. 10 Ngr.

Reuter, F., Olle Kamellen. Zwei lustige Geschichten. Wismar, Hinstorff. 8. 1 Thlr.

Schönhardt, C., Gedichte. Stuttgart, Quack. 8. 15 Ngr.

Sudhoff, K., In der Stille. Prosaischer Theil. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wachenhusen, H., Das Buch der Reisen. Die interessantesten und neuesten Reiseabenteuer. 1ste Lieferung. Berlin, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 5 Ngr.

Wank, A., Liebes-Memoiren. Ein Roman in Liedern. Prag, Kober u. Markgraf. 16. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Bachoven von Echt, H., Ueber Laguerronière's Flugschrift. Coesfeld, Wittneven Sohn. Gr. 8. 4 Ngr.

Beseler, W., Ein Mahnruf an das deutsche Volk. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Bundesbeschluß vom 27. März 1852 in der Kurhessischen Verfassungssache ist erschlichen. Ein Wort an die Mitglieder der deutschen Bundesversammlung und aller deutschen Ständeversammlungen. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 10 Ngr.

Einiges über das zu erwartende Concordat für das Großherzogthum Baden. Aarau, Sauerländer. 1859. Gr. 8. 6 Ngr.

Gardthausen, G., Rede am Schiller-Feste. Kiel, Schröder u. Comp. 1859. Gr. 8. 5 Ngr.

Hansen, C. N. D., Die Verfassung der Dänischen Monarchie. Ein Versuch. Heide, Pauly. 1859. Gr. 8. 9 Ngr.

Die Heimsuchung in Toskana. Ein Zeitbild. Wien. 1859. 8. 8 Ngr.

Hofferichter, Th., Festrede zur Schillerfeier. Gehalten am 13. November 1859 vor der freien christlichen Gemeinde zu Schweidnitz. Mit einem Anhange: Gedicht zur Schillerfeier, vorgetragen von demselben bei dem Schillerfeste des Handwerker-Vereins in Breslau am 10. November 1859. Lauban, Baumeister. 8. 1½ Ngr.

Die Jubelfeier von Friedrich von Schiller's 100jährigem Geburtsfeste am 10. November 1859 im Stadttheater zu Plauen. Zur Erinnerung für die Festtheilnehmer herausgegeben vom Fest-Comité. Plauen, Neupert. 1859. Gr. 8. 5 Ngr.

Jungclaußen, W. T., Rede zur Säcularfeier Schillers. Gehalten 10. November 1859 in der Aula des neuen Schulgebäudes der Gelehrtenschule zu Meldorf. Heide, Pauly. 1859. Gr. 4. 6 Ngr.

Kastein, W., Schiller's Lebensbild. Zum Gedächtniß seiner Säcularfeier am 10. November 1859. Mit Illustrationen. Hannover, Lohse. 1859. 12. 12 Ngr.

Müller, M., Ueber den Charakter der Menschen und menschliche Größe. Ein kleines Nach-Schiller-Goethe-Feuer. Frankfurt a. M., Gebhard u. Körber. 1859. Gr. 8. 2 Ngr.

Das Papstthum vor der Napoleonischen und Deutschen Politik. Berlin, Springer. Gr. 8. 5 Ngr.

Pfaff, S., Rede zur Feier des Schillerfestes in Schweinfurt gehalten. Schweinfurt, Giegler. 1859. Gr. 8. 2 Ngr.

Die politische Reform in Deutschland. Stuttgart, Göpel. Gr. 8. 4½ Ngr.

Rommel, E., Poesie und Kunst. Festgedicht zur Feier des 100jährigen Geburtstages Friedrich von Schiller's. Gedicht. Hannover. 1859. Gr. 8. 3 Ngr.

Schott, S., Wo hinaus? Politische Flugschrift. Stuttgart, Göpel. Gr. 8. 6 Ngr.

— — Württemberg und der Pabst. Stuttgart, Göpel. Gr. 8. 6 Ngr.

Viedebantt, H., Ein Zeichen der Zeit, oder: Zwei Geburtstage an einem Tage (den 10. November), oder: Schiller und Luther. Vortrag, gehalten im evangelischen Verein zu Berlin. Potsdam, Riegel. 8. 4 Ngr.

Vogt, C., Mein Process gegen die Allgemeine Zeitung. Stenographischer Bericht, Dokumente und Erläuterungen. Genf. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 1. März 1860.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Varnhagen von Ense's „Denkwürdigkeiten", neunter Band.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Von K. A. Varnhagen von Ense. Neunter Band. Leipzig, Brockhaus. 1859. 12. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der vorliegende neunte Band der Varnhagen'schen „Denkwürdigkeiten", der in fortlaufender Erzählung die Erinnerungen an den Aufenthalt Varnhagen's als preußischer Legationsrath am Hofe von Karlsruhe umfaßt, steht an pikanten Porträts hervorragender oder merkwürdiger Personen hinter keinem seiner Vorgänger zurück und übertrifft die frühern Bände sogar an Bedeutung und Interesse solcher Mittheilungen, welche auf Deutschlands innere Zustände während einer hochwichtigen Periode seiner politischen Entwickelung Bezug haben. Denn die Jahre 1816—19, in welchen das hier dargestellte Geschichtsdrama spielt, sind diejenigen, in welchen das ständische Leben in Deutschland unter schmerzlichen Kämpfen in einem nur noch wenig dazu vorbereiteten Boden Wurzel zu schlagen begann; es sind die Jahre innerer trüber Gärung, der sogenannten demagogischen Umtriebe, der kleinlichen, ihres Zwecks verfehlenden politischen Verfolgungen, der Eifersüchteleien der Mittelstaaten gegen die beiden Großstaaten und jener wie dieser untereinander; es sind die Jahre, in welchen das Volk immer mehr zu dem Bewußtsein erwachte, daß die Zustände in Deutschland so nicht mehr haltbar seien und daß es für die in den Kriegen gegen die Napoleonische Gewaltherrschaft gebrachten Opfer als Entschädigung seinen Antheil am Staatsleben zu beanspruchen habe; es sind aber auch zugleich die Jahre, in denen die Höfe und Hofkreise entweder sich eigensinniger als je früher gegen die Ansprüche der Volksintelligenz stemmten, indem sie sich durch die aufs höchste entwickelte Militär- und Polizeimacht, durch büreaukratische Disciplin und diplomatische Künste hinlänglich gesichert glaubten, oder Concessionen an das Volk nur in der Absicht machten, sich in den Nimbus des Liberalismus zu hüllen und dadurch ein Uebergewicht über rivalisirende oder gefürchtete und gehaßte Höfe zu gewinnen. Der eigentliche Zweck, den man dabei im Auge hatte, imposantere Machtstellung im dynastischen Interesse oder gar territoriale Vergrößerung wurde freilich nicht erreicht; denn um in der Politik egoistische Vorsätze auszuführen ohne alle moralische Impulse, dazu gehören Persönlichkeiten von mächtigerm Charakter und größerer geistiger Begabung als meist diejenigen waren, welche damals sich herausnahmen, die Geschicke der Völker zu leiten, oder welche sich willig finden ließen, dabei als Handlanger zu dienen.

In diese Fäulniß eröffnet der vorliegende Band der Varnhagen'schen Memoiren einen ebenso tiefen als abschreckenden Blick. Zwar handelt es sich dabei zunächst nur um die diplomatischen Intriguen, die für und gegen die Integrität des Herzogthums Baden gesponnen wurden; aber mit großer Kunst hat der Verfasser um diesen scheinbar kleinen Kreis weitere Kreise zu schlagen gewußt, welche allgemein deutsche und zuletzt europäische Verhältnisse concentrisch berühren. Bekanntlich erhob Baiern in jenen Jahren Ansprüche an den Main- und Tauberkreis. Metternich, wie er sich, laut einem von Varnhagen hier mitgetheilten Actenstück, gegen Tettenborn aussprach, hielt ein Opfer von wenigstens 30000 Seelen für nöthig, obschon er offen versicherte, daß er keine Ursache habe, Baiern, welches mit Oesterreich „auf dem feindlichsten Fuße" stehe, einen Vortheil mit besonderm Eifer zu verschaffen. Aber auch dem Großherzog von Baden wollte man am österreichischen Hofe nicht wohl; es herrschte dort vielmehr, wie Varnhagen versichert, ein „widriger Sinn gegen das badische Haus, das von österreichischen Verlusten groß geworden"; Oesterreich selbst warf lüsterne Blicke auf den Breisgau. Der hessen-darmstädtische Hof

benahm sich zweideutig, weshalb man mit ihm in Karlsruhe nicht wenig unzufrieden war. Varnhagen im Bunde mit Tettenborn wirkte im geheimen unermüdlich für Baden und dieses schickte Herrn von Berstett nach Aachen, um sich bei dem Kaiser Alexander Gehör zu verschaffen, denn zur Schmach Deutschlands bildete damals Rußland, das übrigens die ganze badische Angelegenheit mit ziemlicher Vornehmheit wie eine bloße Bagatelle behandelte, die oberste Instanz für die deutschen Höfe. Man sollte es kaum denken, aber Varnhagen versichert es uns, daß Berstett während des Vortrags bitterlich zu weinen angefangen und um so lauter und stärker geweint habe, je mehr der Kaiser ihm zuredete. Zuletzt habe dieser, durch einen so seltsamen Vorgang aufs Aeußerste gebracht, seine Zusicherung ertheilt, daß er für seine Person die Erbfolgefähigkeit der Hochberge, die Verfassung, die Untheilbarkeit des Landes, kurz alles anerkenne. Darauf warf sich Berstett dem Autokraten nicht blos Rußlands, sondern in gewissem Sinne auch des damaligen Deutschland zu Füßen, küßte der russischen Majestät die Hand und floß in Ausdrücken der Dankbarkeit und Bewunderung über. Man sieht daraus, daß unter Umständen auch Diplomatenthränen von Nutzen sein können; nur gehört zu einer solchen Rührscene statt eines Napoleon ein Alexander und statt eines Talleyrand ein Herr von Berstett.

Es kam übrigens im Verlauf dieser Angelegenheit doch einmal so weit, daß sich Baden auf den Kriegsfuß setzte, und da es gegen einen innern deutschen Feind galt, eilten die Badener mit großer Kriegslust herbei und viele meldeten sich freiwillig. Zugleich erklärte der Hof von Würtemberg, bei einem Einrücken bairischer Truppen ins Badische seine Streitkräfte mit den badischen zu vereinigen, was begreiflicherweise einen die bairischen Vergrößerungsgelüste sehr abkühlenden Eindruck am Hofe von München hervorbrachte. Dies war von dem König von Würtemberg um so hübscher, da er früher einmal — gleich nach der Ankunft Varnhagen's in Karlsruhe im Jahre 1816 — aus der badischen Hauptstadt wegen eines fehlgeschlagenen Plans in einem nicht wenig gereizten Zustande abgereist war. Varnhagen erzählt hierüber:

Der König von Würtemberg, unzufrieden vom Wiener Congreß her, mistrauisch gegen die bevorstehende Gestaltung der Dinge am Bundestage, im unruhigen Selbstgefühl zum Widerstreben aufgelegt, und von seiner übermäßigen Beleibtheit selten in persönlicher Ausführung dessen, was er wollte, gehindert, hatte sich eines Morgens von Stuttgart aufgemacht, und stürzte gleich einer Bombe verwirrend in den erschrockenen Hofkreis von Karlsruhe. Nach ein paar Unterredungen mit dem Großherzog, kurzen Berathungen mit seinem und dem russischen Gesandten, kehrte er am dritten Tage unwillig und misvergnügt in sein Land zurück. Der Zweck des sonderbaren Besuchs, der sich laut für geheim ausgegeben hatte, wurde sogleich bekannt. Sein Absehen war nichts Geringeres gewesen, als innerhalb des Deutschen Bundes eine engere süddeutsche Verbindung zu stiften, und zu diesem Behufe hatte der König gleichzeitig auch in München und Darmstadt die dringendsten Eröffnungen machen lassen, in Karlsruhe war er selbst erschienen, weil er hier persönlich alles durchzusetzen und den von Wien her beängsteten Großherzog ohne Mühe fortzureißen hoffte. Der kühne Plan war: zunächst eine Schilderhebung gegen Oesterreich und Preußen sollte dem Uebergewicht dieser Großmächte im Bunde wehren, besonders aber Süddeutschland von ihrem Einflusse frei erhalten und diese Unabhängigkeit nöthigenfalls durch eine Anschließung an Frankreich befestigen, wo dergleichen Bonapartistische Rheinbundserinnerungen auch den Bourbonen ganz angenehm sein mußten.

Von Interesse in Bezug auf die badisch-bairische Streitsache ist auch ein Gespräch, welches zwischen dem mehr und mehr dem Tode zuwankenden Großherzoge Karl und dem Verfasser der „Denkwürdigkeiten" statthatte, wobei wir als eigenthümlich hervorheben wollen, daß Varnhagen ziemlich unverdient die persönliche Zuneigung und das Vertrauen des Großherzogs erworben hatte. Ein Bedienter, der im Solde des Geheimraths Betz stand, wollte nämlich bei irgendeiner Festlichkeit aus Varnhagen's Munde Aeußerungen vernommen haben, die dem Großherzoge, welchen er gegen zwei andere Gesandte vertheidigte, im hohen Grade günstig lauteten; und diese lobenden Aeußerungen, die Varnhagen aber niemals gethan, waren dem Polizeidirector von Karlsruhe hinterbracht worden, von dem aus sie ihre weitere Reise bis zum Großherzoge fortsetzten. Aus solchen Quellen schöpft man mitunter in diesen Kreisen! In dem angegebenen Falle war die falsche Aussage dem Umhorchten nur vortheilhaft, wie viel öfter mag aber das Gegentheil stattfinden! Wie oft mag ein ehrlicher Mann sich plötzlich in eine ungünstige Lage versetzt und mit Mistrauen behandelt sehen, weil man ihm irgendwelche Aeußerungen oder Absichten abgelauert haben wollte, an die er nie gedacht hatte. Denn die schlimmsten Spione sind nicht die Bedienten in Livree, die lieber Günstiges über ihren Herrn gehört zu haben fingiren, weil sie dadurch selbst sich angenehm zu machen hoffen, sondern die Bedientenseelen höhern Ranges, die andere verleumden, um sich oder einen Befreundeten an ihre Stelle zu bringen oder Rache zu üben. Von solchen Angebereien und Zuträgereien hat Varnhagen ebenfalls zu berichten, und sie waren es, die einmal den preußischen Geheimrath Jordan veranlaßten, gegen den von Küpfer in geschriebenen Geheimberichten verleumdeten Varnhagen sich in folgenden Worten zu äußern: „Ich gebe gar nichts auf dergleichen Zuträgereien, ich habe ausdrücklich erklärt, daß ich keine solchen Berichte will, daß ich sie ungelesen ins Feuer werfe, aber die zudringliche Dienstfertigkeit läßt sich nicht abweisen, immer aufs neue kommen solche Zettel." Varnhagen bemerkt bei diesem Anlaß:

In Berlin war dergleichen Unwesen glücklicherweise nicht in Gunst, noch konnte damit viel auszurichten sein, da die Freiheit der Rede dort im höchsten Grade herrschte, und die kühnsten Meinungen, die dreistesten Absichten und Urtheile laut und öffentlich ausgesprochen wurden, sodaß für die Angeberei nur der Schmerz blieb, umsonst vergeudet zu sehen, was sie theuer hätte verkaufen mögen. Diese Freimüthigkeit, um den gelindesten Ausdruck hier anzuwenden, durchdrang alle Klassen und Stände, sie stammte schon aus Friedrich's des Großen Zeit und galt als ein Erbstück der Berliner; der Krieg aber, an welchem die ganze Nation theilgenommen, hatte sie unendlich gesteigert, und die Zeitumstände ließen es ihr nicht an Nahrung fehlen. Sogar Oelsner, der so lange in Paris gelebt und dort die

heftigsten Stürme der Volksleidenschaft gesehen hatte, war fortwährend erstaunt über diese Ungebundenheit der Zungen u. s. w.

Diese Freiheit zu „raisonniren" ersetzte dem Preußen und namentlich dem Berliner ehemals die Tribune und die freie Presse, und je mehr Freiheit des Raisonnirens und Besprechens öffentlicher Dinge in einem Staate herrscht, um so weniger wird das Uebel der Angeberei und Spionirerei, eins der sittenverderblichsten Uebel, die es überhaupt gibt, sich einnisten und wuchern können. In England und Nordamerika weiß man hiervon sicherlich am wenigsten. Das Uebel der Angeberei wurzelt am verderblichsten in despotisch regierten Staaten und Oligarchien (wie in der ehemaligen Republik Venedig), zumeist aber in Duodezstaaten und an Duodezhöfen, wo Hofjunker und Hofbeamte auf kleinem Raum einander mit dem Elnbogen stoßen und bei dem Mangel an großen Zielpunkten die persönliche Intrigue dazu dienen muß, die Langeweile zu verscheuchen und in das stagnirende Antichambreleben einige Bewegung zu bringen.

In der Unterhaltung Varnhagen's mit dem Großherzog Karl, um auf diese wieder zurückzukommen, handelte es sich zunächst darum, den Großherzog zu bewegen, sich von dem berühmten Hufeland sprechen und seinen Zustand untersuchen zu lassen. Der Großherzog und seine Umgebungen glaubten fest an Vergiftung (!), und viele ließen sich dieses Märchen selbst dann nicht ausreden, als die Section seines Leichnams kein Vorhandensein von Gift in seinem Körper ergab. Der Großherzog willigte mit großer Rührung und unter Thränen ein, den fremden Arzt, der ihn freilich vom Tode nicht retten konnte, zu sehen, gab auch Varnhagen die Hand darauf, daß er dessen Rath auch wirklich befolgen werde; denn, an Sinnengenuß gewöhnt, pflegte der Großherzog die Vorschriften der Aerzte nicht sehr pünktlich zu beobachten, was ihm immer wieder Rückfälle zuzog und in Verbindung mit dem Aerger über den münchener Hof sicherlich sein Ende beschleunigte. Der Großherzog beklagte sich bei dieser Unterredung auf das bitterste über die Feindschaft des bairischen Hauses gegen das seinige; damit jenes sich vergrößere, solle dieses untergehen; wo sei da Gerechtigkeit? Man habe auf seinen frühen Tod gerechnet, der werde leider nur zu gewiß erfolgen, aber nicht so früh, das wünsche und hoffe er, als daß nicht vorher der ungeschmälerte Bestand des Landes und die Erbfolge der Hochberge in das Ganze durch den Spruch der großen Mächte bekräftigt und gesichert werden könnte. Nachgeben, betheuerte er, werde er in keinem Fall, man könne ihm Gewalt anthun, ihn berauben, er müsse es geschehen lassen, wenn auch nicht ohne Abwehr wenigstens zu versuchen. Den König von Baiern glaube er nicht so schlimm, aber der Kronprinz sei voll gehässigen Eifers, ihm seien alle Mittel recht, und Manheim und Heidelberg zu bekommen, sei bei ihm feststehender Wahn; er rufe immer aus, die Pfalz sei seine Wiege, die müsse er wiederhaben. Varnhagen erzählt weiter: „Des Großherzogs Rede, auch wenn der Sinn kräftig war, klang immer wie aus tiefer Betrübniß und Mattigkeit hervor; hier zum ersten mal erheiterte sich sein Gesicht zu einem Anflug von Lächeln, indem er hinzusetzte: «Hat man je gehört, daß ein vernünftiger großer Mensch gerade nach seiner Wiege so heftig verlangt habe?» Die bei diesem Zwiegespräch anwesende Großherzogin Stephanie erzählte dann über den Charakter des damaligen Kronprinzen von Baiern und namentlich über die nächsten Anläße zu seinem Franzosenhaß so manches, „was keine vortheilhafte Meinung zeigte", was aber auch zeigt, daß Klatsch und alle jene unlöblichen Gewohnheiten, aus denen er hervorgeht oder zu denen er führt, in jenen hohen Gesellschaftsregionen nicht weniger zu Hause sind als in den niedern.

Von den Sonderbarkeiten und Sultanslaunen des Großherzogs Karl erzählt Varnhagen so manches Merkwürdige, wovon wir hier nur Folgendes als besonders charakteristisch und zugleich unterhaltend mittheilen:

Im karlsruher Schloß war eine ganze Reihe von Zimmern, die der vorige Großherzog nach und nach hatte schließen lassen, und in welche seitdem kein menschlicher Fuß noch Blick hatte bringen dürfen. Er pflegte von frühester Zeit her alles, was er empfing, welcher Art und zu welchem Zweck es auch sein mochte, ruhig beiseite zu legen; niemand durfte die Sachen anrühren, auch er selbst nahm sie nicht wieder in die Hand, alle Versuche, ihn zu einer Verfügung darüber zu bewegen, alle oft bekümmerten Bitten um Rückgabe, scheiterten an seiner eigensinnigen Trägheit; war ein Zimmer auf diese Weise genugsam gefüllt, so nahm er den Schlüssel zu sich, und in einem andern begann dasselbe Verfahren aufs neue. Diese Zimmer waren nun eröffnet worden, und es fand sich eine Welt von Sachen hier aufgehäuft, ein Durcheinander von Kostbarkeiten und Trödelkram der mannichfachsten Art. Aus seinen Kinderjahren sah man werthvolles Spielwerk, das er nie angerührt hatte; ebenso eine Menge von Geldpäckchen, welche die Aufschrift führten: „Kapitänsgage für Se. Durchlaucht den Prinzen Karl", der wiederholte Monatssold der Hauptmannsstelle, die ihm als Knaben war verliehen worden; dann wieder Zwanzigkreuzerstücke, sorgfältig eingewickelt, aber auch wieder ganze Schubladen voll von Goldrollen, kostbaren Dosen, Ringen und andern Schmucksachen, im Betrag von mehr als 300000 Thalern, alles seit vielen Jahren ungenutzt daliegend, während er bis zuletzt oft um kleine Summen in Verlegenheit war und sie nicht anders als zu 60 Procent (?) Zinsen anzuschaffen wußte! An Büchern, Landkarten, Bittschriften, Acten, Bildern, versiegelten Briefschaften und andern Papieren fand sich ein ungeheuerer Wust, bedeckt von Staub; Depeschen, die man seit Jahren vermißt und auf unbegreifliche Weise verloren geglaubt hatte; Urkunden, die ihm eingereicht worden waren und wegen deren Mangel große Geschäfte gestockt, die Geschicke manches einzelnen schweren Nachtheil erlitten hatten. Kunstsachen, kostbare Waffen und andere werthvolle Seltenheiten, die ihm blos zur Ansicht eingesandt oder zum Kauf waren angeboten worden, wurden zwischen gestickten Hofkleidern, Maskenanzügen, Federhüten aufgefunden; von manchen Gegenständen waren die Eigenthümer nicht mehr zu ermitteln, von andern erinnerte man sich, daß Klage deshalb erhoben, und die Hofkasse für Dinge, die nie gebraucht und nie mehr gesehen worden, große Summen hatte bezahlen müssen. Ganz in derselben Weise, wie mit den erwähnten Sachen, war der Großherzog auch mit Personen verfahren, und wäre es nur allein auf ihn angekommen, so hätte mancher seiner Lieblinge ganz in seiner Nähe in engem Verschluß verhungern können. Seine Zögerungen und Verneinungen, in denen kein abschlägiger Entscheid, sondern stets nur ein Hinhalten lag, brachten seine Geschäftsleute und vertrauten Diener oft zur Verzweiflung. Offiziere, die nach Karlsruhe gekommen waren, um die Muster von neuen Uniformstücken in Empfang zu nehmen, mußten, weil er die Genehmigung noch nicht ertheilt hatte,

jahrelang verweilen. Den Bauer Vogt aus Baden, der ein Anliegen bei dem Großherzog hatte und ihm gut empfohlen war, ließ er nach Karlsruhe bescheiden und im Wirthshaus gut verpflegen, mit dem Befehl nicht von der Stelle zu gehen; das dauerte fast ein Jahr, der Bauer brachte die Zeit zwar in ungewohntem Wohlleben, aber auch in einem auferlegten Müßiggange hin, der ihn fast zur Verzweiflung brachte; die Kosten seines Unterhalts betrugen mehr als sein ganzes Anliegen werth war, und als er endlich ohne dessen Gewährung trostlos heimkehrte, fand er seine vernachlässigte Wirthschaft zu bejammern.

Unter den badischen Regenten hat es übrigens schon mehr als einen Sonderling gegeben, z. B. den Markgrafen Karl Philipp, derselbe, welcher das schön gelegene Durlach verließ und das Jagdschloß Karlsruhe zu seiner Residenz wählte, wodurch zwar die Durlacher um ihren Hof, der Markgraf und sein Hof aber um den Vortheil einer schönen Gegend und einer schon fertigen Stadt kamen, während von Karlsruhe fast nicht viel mehr als der bloße Griff des Stadtfächers, das Jagdschloß nebst Nebengebäuden stand. Von diesem grillenhaften Herrn erzählt Varnhagen, daß er eine Leibwache von 60 Mädchen gehabt,

die als rothe Husaren uniformirt und beritten ihn bei seinen Ausflügen begleiten, bei Tafel aufwarten und auf der Schloßbühne singen und tanzen mußten, zur Nacht aber in den Zellen der Oberstockwerke des Schloßthurms eingesperrt und durch Wegnahme der Treppe von jeder Verbindung nach außen abgesperrt wurden.

Das war so ein türkisches Vergnügen, wie es die damaligen Regenten liebten, mitten in Ländern, die sich christlich nannten!

Varnhagen schildert seinen Lesern die großherzogliche Familie als eine gänzlich in sich zerfallene, und das Hofleben in Karlsruhe als das kläglichste, das sich denken läßt. Der Großherzog Karl war von Haus aus nicht ohne Anlage und besaß ursprünglich einen vortrefflichen Verstand, aber er war, wie Varnhagen ihn schildert, körperlich zerrüttet und geistig versunken. Nur sinnliche Reizungen konnten ihn einen Augenblick aufstacheln, nur derbe Späße befriedigten ihn in der Unterhaltung. Seine Günstlinge waren gewissermaßen seine Hofnarren und selbst der Minister von Hacke, sein Alterego, wird von Varnhagen als eine Art Spaßmacher geschildert.*) Was die feine Französin, die Großherzogin Stephanie betrifft — die übrigens, wie wir gelegentlich durch Varnhagen erfahren, ihren Adoptivvater Napoleon als ein großes Feldherrntalent zwar gegen seine Widersacher eifrig in Schutz zu nehmen pflegte, ihn aber als Menschen nicht achtete und liebte und ihm wegen mancher Handlungen sogar grollte —, so hatte niemand bessern Willen und schöneres Talent die Geselligkeit zu beleben als sie, „allein den Raum und Stoff dazu hätte sie", wie Varnhagen weiter bemerkt, „erst erobern und schaffen müssen, und hierfür war sie weder kriegerisch noch kräftig genug. Die steifen Formen des Hofwesens konnte sie nicht durchbrechen." Varnhagen fährt dann fort:

Das Hofgesinde wollte zwar Aufwand und Gepränge, aber nur zur Befriedigung des eigenen Stolzes und Wohllebens; gleich Schauspielern, die bei jedem aufzuführenden Stücke nur fragen, was ihnen darin Vortheilhaftes sei, wollte jeder nur das gelten lassen, wobei er persönlich seine Rechnung zu finden glaubte. Eine Gesellschaft bei der Großherzogin durfte sicher sein, von dem Anhange der verwitweten Markgräfin wenig schmackhaft gefunden zu werden, ein Gleiches geschah den Gesellschaften der Markgräfin von seiten des großherzoglichen Hofes; die Markgräfin Friedrich konnte dazwischen gar nicht aufkommen, und der Hochberg'schen Familie wäre es als eine Erdreistung ausgelegt worden, hätte sie sich als Gesellschaftsmitte benehmen wollen. Unter diesen Hemmnissen von Neid und Eifersucht und wechselseitigem Aufpassen und Mäkeln war eine freie und geistige Geselligkeit unmöglich, und statt ihrer war es nun die Langeweile, welche die schönen Säle füllte und dort reichlich bewirthet wurde. So lange das Franzosenthum geherrscht hatte, waren Bürgerliche zugelassen worden, nachdem die Deutschen gesiegt, wollte man wieder recht vornehm sein, und jene wurden ausgeschlossen. Wie hübsch deutsch!

Varnhagen kommt auf dieses Kapitel mit Vorliebe wiederholt und in immer stärkern Ausdrücken zurück. So sagt er einmal:

Die verschiedenen Höfe und ihre vornehme und geringe Dienerschaft that fast nichts, als sich einander gegenseitig beobachten, über jede Handlung und Rede Gericht halten, die vermeintlichen oder wirklichen Abweichungen von der Regel tadeln, die Lächerlichkeiten hervorheben. Da keine Seite den Stoff dazu fehlen ließ, so lebte man unausgesetzt in einem kleinen Krieg, der indeß, weil er sorglichst im stillen geführt wurde, nicht einmal die Lustigkeit eines offenen Geplänkels haben konnte. Man fand überall Auflaurer, ausgestellte Netze und Fallen, kleine Listen und Tücken, denen allen zu entgehen fast nicht möglich war.

Diesen innern, gemüthlosen, das Princip aller Geselligkeit zerstörenden, alle Betheiligten beschädigenden und nicht selten zerfleischenden Minenkrieg nennt man in unserer Zeit Gesellschaftsleben. Ein andermal bemerkt Varnhagen: „Das ganze Hofleben war kümmerlich, dünkelvoll und verzagt, großthuend und gemein, verderbt und freudlos und so still, daß man die Athemzüge hören konnte." Er schildert die Feier des Karlstags (4. Februar), und fühlt sich dadurch veranlaßt zu bemerken:

All der Prunk der Säle, alle die reichen Uniformen, Damenanzüge, Ordensbänder, alle die herkömmlichen Formen der Huldigung konnten den Eindruck nicht überwinden, daß solch ein kleiner sich zum großen aufblähender Hof, größtentheils aus dem Kehricht des Adels und dem Moder frühern Geltens zusammengebracht, in unsern Zeiten doch ein abgeschmacktes Ding ist.

Natürlich läßt es Varnhagen nicht an den pikantesten Mittheilungen über Hofcreaturen und klein- wie großstaatliche Diplomaten fehlen; ja das Buch ist hieran so reich, daß wir ganze Bogen solcher anekdotenartiger Mittheilungen hier ausziehen könnten. Wir theilen hier nur folgende mit, weil sie denselben Herrn von Berstett betrifft, der nach Hacke Minister wurde und durch die Thränen, durch die er den Kaiser von Rußland zur

*) Dieser Herr von Hacke wollte auch als Schriftsteller glänzen und machte sich durch eine im Druck erschienene, überaus stümperhafte und von Schnitzern aller Art wimmelnde Uebersetzung der Rochefoucauld'schen „Maximen" lächerlich, indem sie bewies, daß er des Französischen ebenso wenig als seiner deutschen Muttersprache mächtig war. Dieser Versuch, den Leuten zu zeigen, daß er doch etwas Besseres sei, als wofür man ihn hielt, schlug somit nur zu seinem Nachtheil aus.

Verzweiflung brachte, Baden vor der drohenden Zerstückelung rettete. Professor Wilken erzählte dem Verfasser von diesem Herrn von Berstett folgenden Zug:

Berstett war bei den pariser Friedensverhandlungen im Jahre 1815 von seiten Badens betheiligt, und sollte den Professor Wilken in dessen Bemühungen unterstützen, die aus der alten heidelberger Bibliothek stammenden deutschen Handschriften, welche die Franzosen aus Rom fortgenommen, für den ursprünglichen Besitzort wiederzuerlangen; Wilken machte dem Herrn von Berstett bemerklich, die Sache würde sehr gefördert werden, wenn derselbe dem Bildhauer Canova, der als päpstlicher Abgeordneter hierbei eine entscheidende Stimme hatte, einen Besuch machte; Berstett aber, dem schon der Professor etwas zu dreist war, bog sich vornehm zurück und rief mit verachtendem Unwillen: „Was, zu dem Bildhauer soll ich gehen? Wo denken Sie hin!" Worauf dann Wilken mit verstellter Demuth erwiderte: „Freilich hat es sein Unangenehmes, denn Ew. Excellenz könnten in den Fall kommen, den Kaiser von Rußland und den König von Preußen dort zu finden, und dann stundenlang auf deren Weggang warten zu müssen."

Von manchen Hofcreaturen werden uns auch wirkliche Bübereien berichtet, so von einem gewissen Hennenhofer, wahrscheinlich derselbe, der sich als dienstbarer Geist und Handlanger auch in der Kaspar Hauser'schen Geschichte einen Namen gemacht hat, und von dem Oberschenk Baron von Ende, einem hannoverschen Edelmann, der von dem bekannten Freiherrn von Knigge erzogen worden war und sich durch vielfache Talente und schmiegsame Dienstfertigkeit dem Hofe nützlich gemacht hatte. Varnhagen sagt von ihm:

Er galt als ausgelernt in allen Ränken und Listen, als heimisch in allen Lastern und Niederträchtigkeiten. Ich darf ohne Scheu seinen Namen nennen, denn seinen damaligen Ruf hat er leider nur zu sehr thatsächlich bestätigt, indem er viele Jahre nachher, nachdem er noch viel Schlechtes verübt und höhere Würden und den Titel Excellenz erlangt, durch Richterspruch aller seiner Würden sowie des Adels entsetzt und zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt worden ist.

Uebrigens darf man bei manchen unvortheilhaften Porträts nicht vergessen, daß Varnhagen, dieses enfant terrible der Diplomatie, überhaupt mehr zu scharfen als milden Urtheilen aufgelegt war und daß auf seine Abschätzung von Personen das Urtheil seiner Gattin wol einen nur zu bestimmenden Einfluß hatte. Wir finden auch wol hier und da bemerkt, daß diese oder jene Bekanntschaft für Rahel „wenig in Betracht gekommen sei".

Varnhagen mit seiner Rahel hielt sich während dieser Jahre von Zeit zu Zeit in Manheim und noch öfter in Baden-Baden auf und fügte zu seinen Bekanntschaften in Karlsruhe noch die vielen, die er in diesen Orten und namentlich in Baden-Baden, diesem Sammelplatz des aristokratischen Schaums wie der plebejischen Hefe der Gesellschaft aus aller Herren Ländern, zu machen Gelegenheit hatte. Baden-Baden schildert er in anschaulichster Weise:

Der Krieg und die ihm gefolgten politischen Veränderungen hatten eine Menge von Leuten aus ihrer Lage gebracht und auf diesen Markt des Verkehrs geworfen; man sah aus Frankreich, aus der Schweiz und aus Deutschland selbst eine große Zahl Abenteurer, Glücksritter, Abgesetzte, Verfolgte, den letztern zur Seite geheime Aufpasser, unsichere misfällige Gestalten, und der weibliche Theil meist noch abschreckender als der männliche. Rohes Benehmen und gemeine Stimmen, sowol deutsche als französische, verleideten nicht nur die öffentlichen Säle, wo die Spielbank die höchsten Klassen und das niedrigste Gesindel vereinigte, sondern auch die Spaziergänge, die Ruheplätze im Freien; Aug' und Ohr wurden auf das widrigste beleidigt, während feinere Manieren nicht selten auch nur Arglist und Betrug verdeckten. Die Ortspolizei war grundschlecht, sie machte stets Misgriffe, wurde den ordentlichen Leuten beschwerlich und ließ die Schelme unangefochten.

Für die moralische Gesundheit des englischen Volks und die heilsamen Einflüsse des ganzen englischen Staatslebens auf die Nation spricht sicherlich der Umstand, daß unter den großen europäischen Völkern das britische zu diesem Heere von Abenteurern, Glücksrittern und Auswürflingen von jeher das verhältnißmäßig geringste Contingent stellte.

Die höchsten Häupter erschienen ab und zu an diesen Sammelpunkten des europäischen Lebens: der Kaiser von Rußland, das würtembergische und das bairische Königspaar, Großherzog Karl August, die Prinzessin von Wallis mit ihrem ganzen zweideutigen, an eine aufgeputzte Bereitertruppe erinnernden Hofstaat u. s. w.; andere, wie die Königin Friederike von Schweden mit ihren Kindern, darunter Prinz Gustav, hatten in Karlsruhe ihre Residenz aufgeschlagen. Ueber alle diese Personen weiß Varnhagen die interessantesten Dinge zu berichten. Seine ganze Bewunderung zollt er der Königin Katharina von Würtemberg. Er sagt:

Sie war durch Schönheit und Geist höchst ausgezeichnet, und man wußte, daß die Schwester des Kaisers Alexander alles nach großartigem Maßstabe beurtheilte. Sie hatte nichts Phantastisches, für Poesie und Kunst wenig Sinn, aber einen scharfen, klaren Verstand, der alles Gemeinnützige, alles auf Menschen und Verhältnisse Würtembergs Wirksame lebhaft ergriff und so leicht als richtig behandelte u. s. w.

Mit Entsetzen vernahmen vornehme Russen, als von dem wilden Wesen des Großfürsten Konstantin die Rede war, aus ihrem Munde den Ausspruch: „Ich weiß es wohl, er ist ein Thier; aber er ist doch der Beste von uns, denn er zeigt sich wie er ist." Später bei einem Besuche Stuttgarts, wo er zur königlichen Tafel gezogen wurde — man hatte ihm würtembergischerseits Anträge gemacht, die er aber abzulehnen sich bewogen fand —, lernte Varnhagen die seltenen Geisteseigenschaften dieser Fürstin noch genauer kennen. Varnhagen versichert, sie habe von Ländern und Völkern, von Staats- und Lebenseinrichtungen eine Kenntniß gehabt, die wahrhaft in Erstaunen setzte; von den Staatsmännern des wiener Cabinets, besonders vom Fürsten Metternich, sprach sie sehr wegwerfend und beharrte, trotz der von Varnhagen versuchten Einwendungen auf ihrer Ansicht, „daß die meisten dieser Berühmtheiten sehr schwache Leute seien und eine nähere Beleuchtung nicht aushielten". Als Ergebniß von allem, was Varnhagen an diesem Hofe sah und hörte, wurde ihm klar, „daß es dem König und noch mehr seiner Gemahlin eigentlich in Würtemberg zu enge sei, daß sie das Land eigentlich nur als den festen Grund betrachteten, von welchem aus zu weitern Dingen zu

gelangen". Sicherlich haben die Bemühungen dieser energischen Frau viel dazu beigetragen, den russischen Einfluß auf die innern deutschen Verhältnisse zu festigen und als Netzhaut über ganz Deutschland auszuspannen.

Interessant ist auch, was der Verfasser über die Eindrücke schreibt, welche der Kaiser Alexander bei einem Besuche des todkranken Großherzogs empfing:

Nachdem er Abschied genommen und das Krankenzimmer verlassen hatte, drückte er seine beiden Hände vor das Gesicht und rief: „O mein Gott, so denn steht es mit uns?" Er konnte sich gar nicht zufrieden geben über das Bild der völligen Erschlaffung, der Abwesenheit alles Lebensreizes, des kläglichen Hinsterbens, das er vor Augen gehabt, ein heftiges Fieber, schmerzliche Pein sogar schienen ihm diesem Jammer vorzuziehen. Ahnte ihm vielleicht, das er das Bild seines eigenen Todes vor Augen gehabt, wie dieser nach sieben Jahren, auch an der Seite einer edeln zu spät erkannten Gattin, mit grauenvoller Langsamkeit ihn überschlich?

Zu den nähern persönlichen Bekanntschaften Varnhagen's gehörten außer einigen englischen Familien besonders eine Anzahl von Bonapartisten, welche sich vor den Verfolgungen der Bourbons, die den Fehler begingen, bei anerkannter Schwäche und Mittelmäßigkeit zugleich rachsüchtig zu sein, nach Baden geflüchtet hatten, namentlich aber russische Diplomatie und Angehörige der höchsten russischen Aristokratie. Die Schilderungen der letztern sind von besonderm Interesse; denn an diesen Russen offenbart sich meist ein eiserner, auf Menschenkenntniß wie Menschenverachtung gegründeter Charakter, ein wilder und doch in allen Civilisationskünsten gewiegter Geist und ein scharfer Blick für die leicht nutzbar zu machenden Schwächen und Gebrechlichkeiten von Personen und Verhältnissen, also ein Gemisch von Eigenschaften, das aller Beachtung und tiefern Studiums würdig ist. Von hervorragendem Interesse sind Varnhagen's Mittheilungen über den Grafen Rostoptschin, aus denen wir Nachstehendes anführen:

Von Jugend auf eingeweiht in französische Bildung und wohlgeübt in allen Feinheiten und allem Witze französischer Unterhaltung fesselte er durch seine leichte, freie Mittheilungsweise, deren Reiz noch erhöht wurde, wenn man bald gewahrte, daß dieses reiche Spiel von Geisteswehen einen Hintergrund von eiserner Willenskraft und rücksichtsloser Selbstbestimmung hatte, von denen die Vorstellung halb wilder Leidenschaft und roher Gewalt kaum zu trennen war. In der That mischte sich in den Genuß, den jedermann in seiner Unterhaltung fand, oft unwillkürlich ein Schauder und ein Staunen, und man fühlte das Bedürfniß, diesem Manne gegenüber sich zu fassen und zusammenzunehmen. An Talent, an Witz und Scherz, an Unerschöpflichkeit der Laune- stand Rostoptschin dem Fürsten von Ligne nicht nach, aber unendlich verschieden war der Eindruck.... Ich glaube wirklich, daß ohne seine Rednergabe sein Wesen nur abstoßend gewesen wäre, doch diese zog unwiderstehlich an.

Damals, als Varnhagen ihn kennen lernte, war er gegen sein Vaterland, von dem er sich für seine die Vernichtung der Franzosen vorbereitenden, aber allerdings furchtbaren Maßregeln mit Undank und Kränkung belohnt glauben mußte, von ebenso tiefem Groll erfüllt, als früher gegen die Franzosen. Varnhagen erzählt:

Es war gefährlich ihn diese Vorstellungen ungestört verfolgen zu lassen, er schien sich dann kaum noch zu beherrschen, sein Gesicht bekam einen schreckenvollen Ausdruck, und um ihn her war alles in peinlicher Verstimmung. Doch glaubte ich trotz dieser Ausbrüche noch Spuren weichen Gefühls in ihm zu entdecken, und ich mußte ihm, wie früher mit Ligne, nun auch mit Wilhelm von Humboldt eine gewisse Aehnlichkeit zuschreiben, dieselbe scheinbare Kälte, unter welcher sich denn doch die Wärme der Empfindung nicht ganz verdecken kann, dieselbe scharfe Quelle des scharfen und eigenthümlichen Witzes, nämlich die Ungeduld, sich der Langeweile zu fügen, die den gewöhnlichen Gesprächen sich so leicht anheftet, und der man, wenn der fremde ausbleibt, nur durch eigenen Witz entgehen kann.

Rostoptschin nahm keinen Anstand, in der Gegenwart hochgestellter Russen zu behaupten, daß Leute von wahrhaftem Verdienst nirgends so sicher ihr Glück machten als in England, die Weiber es nirgends so gut hätten als in Frankreich, wogegen Rußland das Land der Lumpe (des gueux) heißen müsse. Was seine Betheiligung an der Einäscherung Moskaus durch die Hand der Russen selbst betrifft, so äußerte er unter anderm: „Ich habe die Gemüther der Menschen entzündet, an diesem furchtbarsten Feuer entzünden sich die Pechfackeln leicht." Das entscheidende Beispiel gab er bekanntlich selbst durch die Niederbrennung seines außerhalb Moskaus gelegenen Palastes.

Diesen harten und wenn man will heroischen Mann befielen mit Einbruch der Dunkelheit nicht selten gespenstische Schreckbilder, die ihn furchtbar aufregten. Varnhagen erzählt:

In Paris, wohin er nach diesem Aufenthalte in Baden zurückkehrte, wurden später diese düstern Stunden nur häufiger und quälender. Zu solcher Zeit drangen einmal zwei nähere Bekannte, vornehme Russen, trotz aller angstvollen Abwehr des Kammerdieners zu ihm ein, sie meinten, höchstens ein hübsches Abenteuer zu stören, aber wie erschraken sie, als sie das abgelegene Zimmer betraten. Hager und bleich saß Rostoptschin da, und als er die Kommenden erblickte, rief er grausenhaft, die Hände zur Abwehr vorhaltend: „Was wollt ihr von mir? Geht, geht, nicht ich bin es, der euch geschlagen, der euch hinabgestoßen hat." Entsetzen war in ihm und Entsetzen ging von ihm aus.

Es waren die Geister der beiden Werischalin, Vater und Sohn, die vor ihm aufstiegen; er hatte den jungen Werischalin, wahrscheinlich nur in der Absicht, um den Fanatismus der moskauer Bevölkerung gegen die Franzosen immer mehr aufzureizen, wegen einer unschuldigen Handlung der Volkswuth preisgegeben, sodaß der Unglückliche in wenig Augenblicken zerrissen war: „Seine Glieder, sein ganzer Körper verschwand völlig, ein Stück Hand mit ein paar Fingern war alles, was sich auf dem Platze noch fand, als die Menge sich endlich zerstreut hatte." An dem Beispiele Rostoptschin's zeigt es sich, daß seelenkundige Dichter, vor allen Shakspeare, die Wahrheit getroffen haben, wenn sie die Macht des bösen Gewissens in so furchtbaren Zügen darstellten. Man muß da von neuem die entsetzliche Seelenkenntniß Shakspeare's bewundern, der nicht bloße Schwächlinge, sondern gerade die gewaltigsten Menschen, einen Macbeth, Richard III. u. s. w. zuletzt dieser Gewissensangst, diesem unerbittlichen innern Richter anheimfallen läßt. Auch Rostoptschin war ein eiserner, thatkräftiger, verhärteter Mann; aber das Gewissen faßte ihn doch und verdüsterte und zermalmte seine Seele, wenn es sie auch nicht viel weicher machte.

Und derselbe Mann, in welchem überhaupt die merkwürdigsten Gegensätze hart aneinander stießen, hatte doch auch wieder Stunden, in welchen er, wie Varnhagen weiter erzählt,

mit harmloser Unbefangenheit den unschuldigsten Vergnügungen nachhing, der Betrachtung einer Blume, eines Schmetterlings, wo er mit Lächeln dem Spiele der Kinder zusah, diese vor Schaden hütete, ihre Freude durch Geschenke belebte; andere, die ihn als den zuvorkommendsten, freundlichsten Gesellschafter zeigten, voll feiner Aufmerksamkeit auch für Männer, und sich den Frauen mit zarter Aufmerksamkeit anschließend. Während er nicht verhehlte, daß die Schönheit und gesellige Anmuth einer Künstlerin aus Stuttgart, Auguste Brede, ihn angezogen, verhehlte eine lebhafte Französin nicht, daß sie von ihm eingenommen sei und daß er dies bemerken solle, sodaß es eine Spannung war, den Helden von Moskau auch noch als den eines französischen Intriguenstücks zu sehen. Aber sein guter Stern bewahrte ihn vor jeder Lächerlichkeit. Er scherzte selbst über das ihm Zugemuthete und meinte, in seinen Jahren müsse man der Freundschaft selten, aber der Liebe gar nicht mehr trauen.

Im December 1818, zwei Tage nach dem Tode des erst in einem Lebensalter von 32 Jahren verstorbenen Großherzogs Karl traf Gentz vom Aachener Congresse kommend bei Varnhagen ein. Ueber alles freute ihn der damals „gute Zustand seiner gewöhnlich trotz alles reichen Zuströmens ganz erschöpften Finanzen". Der Aachener Congreß war ihm zu einer Goldgrube geworden, ergiebiger als irgendeine californische sein kann. Außer zwei großen Orden und mehreren mit Diamanten besetzten Dosen waren ihm von Rußland, Frankreich, Preußen, England und Baden, von den Mediatisirten wie von Rothschild — denn gegen baare Bezahlung schrieb Gentz für alles, für Juden wie Nichtjuden, für die Mediatisirten wie für die Mediatisirenden — die ansehnlichsten Geldgeschenke zugeflossen, die sich in jedem einzelnen Falle immer auf Tausende beliefen. Mehr als 1800 Dukaten hatte er in Aachen baar ausgegeben, größtentheils für Ankäufe, die er in seinem vollgestopften Wagen mühsam mitschleppte. Man sieht daran, wie ungerecht der Vorwurf ist, daß die jüdischen und christlichen Großen das schriftstellerische Talent nicht zu unterstützen und zu bezahlen wüßten! Gentz hatte sehr recht, diese zwei Monate in Aachen als die „unstreitig interessantesten, befriedigendsten und ruhmvollsten" seines Lebens zu bezeichnen. Er gestand, daß Kaiser Alexander und Kapodistrias, der sich der Schwächen Alexander's geschickt zu bemächtigen gewußt, auf dem Congresse die Leitung geführt hätte; zugleich drückte er seine Bewunderung für die Haltung Wilhelm von Humboldt's aus, der in seiner Zurücksetzung die „Ueberlegenheit des Geistes, der Selbständigkeit" behauptet habe. Gentz bemerkte dann weiter über Humboldt:

Nur ganz zuletzt sah ich ihn etwas aus den Fugen, als Bernstorff ganz unerwartet den Andreasorden und den Schwarzen Adlerorden zugleich erhielt, Auszeichnungen, die sonst nur nach vielen Jahren dem entschiedensten Verdienst verliehen werden, hier aber gleich im Beginne der Laufbahn zum voraus ertheilt wurden; das war ihm zu stark, da brach etwas in seinem Innern, ich sah ihn sich verfärben und erst nach einiger Zeit seine gewöhnliche Fassung wiedergewinnen.

Eins der inhaltreichsten Kapitel dieser „Denkwürdigkeiten" ist das über die Ermordung Kotzebue's, und namentlich über die Eindrücke, welche dieses Ereigniß in den fürstlichen und diplomatischen Kreisen hervorrief. Was Kotzebue selbst betrifft, so hat Varnhagen über diesen doch wol ein allzu abfälliges Urtheil, er wirft ihm nicht blos das Bestreben, durch „schlechte Rührung und schlaffe Sittenlehre" die gemeine Leselust zu befriedigen, nicht blos „zahllose, meist für ihn schimpfliche Streitigkeiten", sondern auch „Lügen und Bübereien" vor. Wir sind nicht gemeint, Kotzebue gegen diese Beschuldigungen in Schutz zu nehmen; was aber den ihm zur Last gelegten, vollzogenen oder beabsichtigten Verrath Deutschlands an Rußland betrifft, so wollte man ihn doch nur in einem Schriftstück finden, das nicht mit der Spitze des Dolches, sondern stets nur mit der Spitze der Feder hätte widerlegt werden sollen, und leider hat es, namentlich zur Zeit der Napoleonischen Herrschaft, so viele in Deutschland gegeben, welche in viel unverschämterer und ruchloserer Weise Verrath an Deutschland übten, daß schon im Vergleich zu diesen vielen, die ungestraft ausgingen und zum Theil ihren Sündenlohn in die wiedergeborenen Zustände Deutschlands hinüberschleppten, das von Kotzebue begangene Unrecht sich in milderm Lichte darstellt, zumal da es angesichts der Verhältnisse einigermaßen verzeihlich erscheint, wenn damals einzelne Deutsche in Rußland einen erprobten und hülfbereiten Freund und nicht einen Feind Deutschlands erblickten. Vielleicht hat sich Kotzebue doch noch mehr von dieser Ueberzeugung als von der Aussicht auf gewisse weltliche Vortheile leiten lassen und sich nur in dem Gegenstande seiner Vorliebe vergriffen. Ein menschliches Ungeheuer war Kotzebue wenigstens nicht, er war z. B. ein liebevoller Gatte, ein zärtlicher Vater seiner Kinder, und wennschon, wie wir wissen, solche Privattugenden nicht allzu sehr in Anschlag gebracht werden dürfen, wo es sich um die Abschätzung öffentlicher Leistungen handelt, so thut es doch wohl, bei einem Manne, der in allgemeine Acht erklärt ist, den Punkt zu finden, wo er Mensch und als solcher untadelhaft war. Er selbst beklagt sich schon in seinen „Jüngsten Kindern meiner Laune" in einer versificirten Grabschrift auf sich selbst, daß die Welt ihn ohne Erbarmen verfolgt, daß Verleumdung sein trübes Los gewesen, daß er nur Glück in seines Weibes Armen und Ruhe in der Erde Schos gefunden, und er schließt dann:

Der Neid war immer wach, ihm Dornen hinzustreuen,
Die Liebe ließ ihm Rosen blühn;
Ihm wolle Gott und Welt verzeihen,
Er hat der Welt verziehn.

Damals ahnte er noch nicht, daß er, der Possendichter, als tragischer Held enden sollte, daß er, welcher der Welt so vielen Spaß gemacht, durch seinen Tod ganz Deutschland in eine fieberhafte Bewegung setzen sollte! Seltsame Ironie! Varnhagen erzählt:

Die Aufregung und Bestürzung über das furchtbare Ereigniß war allgemein. Wie gewöhnlich wußten die Leute im ersten Augenblicke nicht, was sie darüber denken und sagen sollten. Besonders verwirrte sie, daß der Mörder ohne alle Reue und sogar mit dem Scheine hoher Frömmigkeit sich seiner That rühmte, daß er die Kraft gehabt, nach ihrer Vollbringung sich

selber zu erstechen. Dazu kam die Nachricht, in Manheim sei fast die ganze Bevölkerung für ihn gestimmt, preise den begangenen Mord als die Heldenthat eines edeln vaterländischen Jünglings, für den die heftigste Theilnahme, die heißesten Wünsche sich kund gäben; wie ein Märtyrer wurde er gefeiert, ihm wurden Blumen und Erfrischungen gesandt, das Volk sammelte sich vor dem Hospital und rief ihm Lebehoch und Beifall, eifrige Katholiken beteten öffentlich für sein Seelenheil, besonders aber sprachen die reichen Engländer und Engländerinnen, die sich damals in Manheim befanden, vielfach ihre Bewunderung der That und des Thäters aus.

Und nicht blos in Manheim äußerte sich diese Begeisterung für Sand und seine That, sie erstreckte sich auch bis an die fernen Grenzen deutscher Sprache und Nationalität; es war als ob die Welt nur auf einen solchen Mordact gewartet habe, gleichgültig, wen er traf und ob der Getroffene dieses grauenvolle Schicksal verdient habe. Ich bin alt genug, um mich an den Eindruck zu erinnern, den die Kunde davon in meiner nahe an der posenschen Grenze gelegenen Vaterstadt machte. Lehrer und Geistliche — irre ich nicht, so benutzte einer derselben den Mord sogar auf der Kanzel zu politischen Anspielungen — namentlich aber die Gymnasialjugend und fast ohne Ausnahme das weibliche Geschlecht schwärmten für den interessanten Mörder; die Berichte über ihn im städtischen Wochenblatte wurden von jung und alt, Mann und Weib verschlungen, und Jahrmarktsbilder mit der Darstellung Sand's beim Morde, im Gefängniß, später auf der Richtstätte, mit Körner'schen Versen (z. B. „Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben" u. s. w.) fanden reißenden Absatz. Wie viel Erbitterndes, Verstimmendes und die Gemüther Verwirrendes mußte vorhergegangen sein, ehe das deutsche Volk, welches seiner ganzen Gesittung und Gemüthsart nach doch den Meuchelmord entschieden verabscheuen sollte, so weit kam, einen Meuchelmörder zu apotheosiren und nach italienischer Weise einem sicher geführten Dolchstoße Beifall zu klatschen! Das hinderte jedoch nicht, daß man im Theater fortfuhr, wie zuvor die Kotzebue'schen Späße und Zweideutigkeiten mit gleicher Begeisterung zu beklatschen und durch den bekannten Kotzebue'schen Rundgesang: „Es kann ja nicht immer so bleiben", die Freude in gemüthlichen Cirkeln zu erhöhen und bei seinen Klängen in Bruder- und Nächstenliebe hinzuschmelzen!

Doch kehren wir zu Varnhagen zurück; dieser berichtet weiter:

In Karlsruhe war diese Stimmung weniger und nur in den untern Volksklassen merkbar; in den höhern Kreisen herrschte dumpfe Betroffenheit und angstvolle Spannung; die Großen, die Hofleute, die Diplomaten sahen sich aus ihrem weltlichen Behagen gräßlich aufgeschreckt, eine heilige Feme schien neu erstanden, jeder Student konnte der Vollstrecker ihrer Urtheile sein, sie glaubten sich ihres Lebens nicht mehr sicher, einige jammerten und seufzten, andere schalten und tobten und begehrten heftig Schutz und Abwehr gegen solche Gefahr. Unter den letztern war Herr von Berstett, der vom ersten Augenblick das Ereigniß als ein solches auffaßte, das politisch auszubeuten und an welchem Ruhm und Ehre zu verdienen sei. Dies war sein Ausdruck, und dieses Verdienst war er entschlossen möglichst sich selber zuzueignen; die großen Herrscher sollten erkennen, so sagte er selbst, was sie an ihm für einen Mann hätten, welchen Eifer er einer Sache widme, die vor allem als die ihrige gelten müsse. Bei ihm hatte sich daher auch sogleich die Meinung festgesetzt, der Mörder habe nicht aus eigenem Antrieb allein, sondern auf Anstiften einer weitverzweigten Partei gehandelt, müsse durchaus Mitschuldige haben, und diese zu entdecken und sich ihrer zu versichern sei die dringendste Aufgabe.

Dieser Meinung war freilich mein österreichischer College nicht, der am ersten Abend mit andern bei mir war, und von mir gefragt, ob er an seinen Hof ebenfalls eine Stafette gesandt, mit größter Seelenruhe antwortete: „Warum nit gar! I hab's nit bericht'. Was soll i denn daran berichte? Es is a Mord, bin i dazu Diplomat, daß i jede Mord berichte soll?"

Das manheimer Ereigniß hatte doch wenigstens die gute Folge, die Feigheit gewisser Staatsmänner und ihre bisher nur im Dunkel schleichenden Absichten zu enthüllen. Nun hatte man doch Anlaß, eine allgemeine Verschwörung zu wittern und gegen Männer, die man schon längst wegen ihrer politischen Gesinnung haßte, einzuschreiten, sie wenigstens zu peinigen. „Ungeheuere Massen von Briefen und andern Papieren, zum Theil der edelsten und besten Männer der Nation, hatte die Polizei ergriffen und durchwühlt, aus den unschuldigsten, oft gänzlich misverstandenen Aeußerungen schwere Staatsverbrechen herausgekünstelt." Der mehrerwähnte Berstett meinte sogar, hier sei einer der Fälle, wo es erlaubt sein sollte, die Tortur anzuwenden, um Geständnisse wegen der Mitschuldigen herauszupressen! Für die Zwecke der Reaction wäre es sicherlich besser gewesen, hätte jeder so wenig Sache von dem Ereigniß gemacht wie der österreichische Gesandte in Karlsruhe, der den Mord mit österreichischer Gemüthlichkeit als eine bloße Bagatellsache behandelte und vielleicht meinte, daß Oesterreich sich ebenso gut gegen die Einschmuggelung politischer Mordthaten, wie gegen die Einschmuggelung verpönter Waaren und Bücher absperren könne; statt dessen aber und statt der im Verborgenen wuchernden Misstimmung die Nahrung zu entziehen, schien man bestrebt, dieser immer nur neue Nahrung zuzuführen und den Brand mit leichtentzündlichen Stoffen zu löschen, die das glimmende Feuer nur vermehrten. Diese schwächlichen, durch des Apothekerlehrlings Löning Mordanfall auf den nassauischen Präsidenten von Ibell neuerdings in Schrecken gesetzten, um ihr kostbares Leben besorgten Staatsmänner benutzten die Schwäche nicht minder außer Fassung gebrachter Fürsten, um diesen ein Schreckbild vor die verwirrten Sinne zu zaubern, an das nur ein fieberkrankes Gehirn glauben konnte. Studenten und Apothekerlehrlinge wurden die gefürchtetsten Geschöpfe. „Hätte der Kotzebue", sagte der neue Großherzog Ludwig einmal in kläglichem Tone zu Varnhagen, „doch wo anders gewohnt als im Badischen! Der Mörder wird durch unsere Gerichte zum Tode verurtheilt, darüber ist gar kein Zweifel, und ich, ich soll dann das Urtheil bestätigen, oder den Thäter begnadigen; beides ist mir entsetzlich. Begnadigen, das geht nicht, und hinrichten lassen — nicht wahr, lieber Varnhagen, wenn ich das thue, so muß ich mich darauf gefaßt machen, daß auch mir so ein Studentle nächstens Blut läßt." Als Varnhagen sich bemühte, ihm solche Befürchtungen auszureden, sah ihn der Großherzog mit mistrauischem Blicke an; er schien zu glauben,

Varnhagen wolle ihn nur sicher machen und sei am Ende gar ein Mitglied der Verschwörung. „Wer weiß", fügt Varnhagen hinzu, „welche Keime dazu bereits in sein Gemüth von übelwollenden Händen gelegt waren!" Später kam die Nachricht aus Berlin, daß Jahn verhaftet und nach Spandau gebracht, daß in Berlin Schleiermacher und Reimer, in Bonn Arndt und Welcker ihrer Papiere beraubt seien. Da sich nun Friedrich Wilhelm III. kurz vor Ausführung dieser Maßregel absichtlich oder zufällig nach Breslau begeben hatte, so äußerte der Großherzog bei anderer Gelegenheit zu Varnhagen: „Er hat sich gefürcht't! er hat sich gefürcht't!"

Einen der Gründe zu der zunehmenden Unzufriedenheit erblickt übrigens Varnhagen in dem allzu großmüthigen Nachlaß der von Frankreich zu fordernden Kriegsgelder und Privatentschädigungen, welche letztere ohnedies rechtlich anerkannt waren, wie in der Verwendung der bereits von Frankreich gezahlten Summen, und er behauptet bei dieser Gelegenheit:

Gewiß ist es, daß im Verlaufe der nächsten 30 Jahre nach dem zweiten Pariser Frieden die meisten deutschen Fürstenhäuser große Reichthümer gesammelt haben, als deren erster Stamm und Grund die Summen zu betrachten sind, welche aus den französischen Zahlungen in die Privatschatzkammern der Fürsten geleitet werden.

Inzwischen konnte man in Baden die zugestandene Verfassung nicht mehr rückgängig machen, wenn man auch gewollt hätte; auch galt es, Baiern, das ja ebenfalls eine Verfassung gegeben hatte, Concurrenz zu machen, und zwar durch eine möglichst freisinnigere Verfassung. Aber das Mistrauen dauerte fort. Die Höflinge und Aristokraten vermerkten es übel, daß vielen Abgeordneten, namentlich denen aus Lahr, auf ihrer Durchreise unterwegs die größten Ehren zu Theil wurden, daß man sie mit Geschützdonner, Triumphbogen, Blumenstreuen empfing, daß Bürgerwehr in Waffen zu ihrer Begleitung ausrückte; sie meinten, das sei doch zu viel, dergleichen komme nur dem Landesherrn zu. Das unglückliche, den Kammern gleichzeitig mit ihrer Eröffnung vorgelegte Berstett'sche Adelsedict kam hinzu, um gleich anfangs das gute Einvernehmen zwischen der Regierung und den Liberalen zu stören. Während vornehme Russen, welche das englische Parlament und die französischen Kammern kannten, z. B. Fürst Kosloffskii und Potemkin, späterer Gesandter in Rom, der maßvollen, ruhig anständigen Art, wie die badischen Kammern die Debatten und die parlamentarischen Geschäfte betrieben, bei weitem den Vorzug gaben, äußerte die Oberhofmeisterin Gräfin Walsch beim Schluß einer Sitzung im Hinausgehen zu Rahel: „Haben Sie den Unsinn gehört? Die gemeinen Leute wollen ordentlich mitsprechen! Gott, warum hat der vorige Großherzog sich zu solcher Verfassung bereden lassen? Ihr König wird doch so was nicht auch thun?" Rahel erwiderte lakonisch: „Versprochen hat er's!"

Das Buch gibt uns ferner Gelegenheit, Varnhagen auch auf einigen Reisen zu begleiten, die ihn im Jahre 1817 nach Holland und Berlin, 1818 nach Stuttgart führten. Auf der erstern lernte er Görres kennen, den er zum ersten mal und nachher nie wieder sah. Varnhagen fühlte sich von seinen großen Eigenschaften, von dem Feuer und der hinreißenden Macht seines Gesprächs durchdrungen, gesteht aber doch, daß er, als er ihn verlassen, ein geheimes Misfallen verspürt habe. „Ich wußte mir keine andere Rechenschaft zu geben", fügt Varnhagen hinzu, „als daß er auch seine literarischen Urtheile unbarmherzig nach den Gesichtspunkten zuschnitt, welche die Politik ihm leihen wollte, eine Unart, die freilich in Deutschland allgemein ist, mir aber von jeher verhaßt war, und die auch in der That mehr bedeutet als man gewöhnlich denkt." In Koblenz sah er auch den Staatsminister von Altenstein, der eben in seiner amtlichen Bereisung der Rheinlande hier eingetroffen war. Varnhagen bemerkt über ihn: „Wer ihn, nach bittern Kränkungen und harter Einbuße, noch zuletzt als gebrochenen, doch unbesiegten Greis gesehen, dem muß jenes heitere Bild des zuversichtlich und fast schwärmerisch Hoffenden als ein schneidender Abstand erscheinen, der wol vom Jüngling zum Manne nicht selten, aber innerhalb eines schon reifern Alters und einer Ministerlaufbahn ungewöhnlich ist." Als Varnhagen in Brüssel dem Prinzen von Oranien in Gesellschaft W. v. Humboldt's vorgestellt wurde, empfing er wieder eine „starke Lehre", die ihm immer unvergeßlich blieb. Varnhagen war aufs äußerste gespannt, was Humboldt, der „geistreiche, witzige, nach allen Seiten schlagbereite, in allen Gebieten einheimische Mann" bei dieser Gelegenheit sagen, erwidern, andeuten würde, und er gesteht, daß er im voraus sein Gedächtniß angestrengt habe, um von den kostbaren Worten keins zu vergessen. Dagegen war, was Humboldt dem Prinzen sagte, „durchaus kärglich, nicht den Aufwand einer nur etwas eleganten Phrase machte er, nur das Nothdürftigste in den geringsten Worten sprach er aus, und war in nichts von den gewöhnlichen Diplomaten zu unterscheiden, wie sie Europa jahraus jahrein hin- und herreisen sieht." Zuletzt mußte sich Varnhagen, der eben noch ein Neuling in der diplomatischen Carriere war, doch sagen, daß Humboldt als ein „kundiger Altmeister des Fachs" nur ganz natürlich verfahren und dabei doch in billigen Grenzen geblieben sei, die hingegen jener brasilianische Gesandte nicht mehr eingehalten habe, der, aus einer Conferenz heimkehrend, mit stolzem Selbstgefühl zu einem Freunde sagte: „Ils m'ont pris pour une bête, j'en suis enchanté." Eine der werthvollsten Bekanntschaften war ihm die des Hrn. van Gheert, der im Cultusministerium mit den katholischen Kirchensachen beschäftigt war. Gheert gehörte zu den damals verhältnißmäßig wenigen Holländern, welche ihre Landsleute mit deutscher Poesie und deutscher Wissenschaft zu befreunden bemüht waren. Er hatte in Jena studirt und sich unter den frühesten Schülern Hegel's, auf den er späterhin eine treffliche Gedächtnißrede herausgab, besonders hervorgethan; auch hatte er öffentliche Vorträge über Goethe's „Faust" gehalten, und große Stücke dieser Dichtung sehr glücklich ins Holländische übersetzt. Im allgemeinen wirft aber Varnhagen den Holländern vor:

Einst so groß in Wissenschaft und Gelehrsamkeit, besonders in Philologie und Naturforschung, hatten sie in den letzten Zeiten, indem sie stolz und behaglich auf ihren alten Ruhm blickten, nicht beachtet, daß sie zu lange stehen geblieben und andere Nationen ihnen weit vorausgeeilt; besonders wollten sie dies von den Deutschen nicht gelten lassen, gegen welche sie aus früherer Zeit eine schon damals unbillige Verachtung in unsere Tage hinübergebracht, wo diese Unbilligkeit längst als Lächerlichkeit und Schaden auf sie selbst zurückgefallen ist.

Seiner holländischen Reise war ein sehr heiterer Ausflug in den badischen Schwarzwald vorhergegangen, der ihm und seiner Gattin nur durch die während dieser Reise eingetroffene Nachricht, daß Frau von Staël zu Paris gestorben sei, verdüstert wurde. Der Doctor M. Friedländer, einer der Aerzte der Frau v. Staël während ihrer letzten Krankheit, theilte ihm diese Nachricht in einem längern, Paris den 15. Juli 1817 datirten Briefe mit, welcher hier vollständig abgedruckt ist und manches Interessante über die letzten Momente der gefeierten Schriftstellerin enthält. Der Brief schließt einen ziemlich ausführlichen Sectionsbericht mit ein: Gehirn („nie habe ich ein schöneres, gesunderes, vollkommener entwickeltes und mehr wohlerhaltenes Gehirn gesehen", schreibt Friedländer), Leber, Milz, Zwerchfell u. s. w. werden aufs deutlichste geschildert. Wer weiß, wozu künftige Literaturgeschichtschreiber diesen Sectionsbericht werden brauchen können! Wir scheinen auf dem besten Wege dahin zu sein, daß es künftig zu einer ordentlichen Literaturgeschichte gehören wird, nicht blos auf die äußere Figur und die Gesichtsbildung, sondern auch auf die innern Körpertheile der einzelnen Dichter und Autoren Rücksicht zu nehmen. Segen des modernen Materialismus!

In dem Kapitel über Berlin sind die Mittheilungen über das Reformationsfest, das mit seinen zahllosen Liedern, Reden, Lebensabrissen, Denkmünzen, Kupferstichen, Steindrücken u. s. w. so außerordentlich an das vorjährige Schiller-Jubiläum erinnert, über die patriotische Feier des 18. October bei den Rollbergen und über ein von der Gesellschaft für deutsche Sprache veranstaltetes Fest, wobei fast alles in altdeutscher Tracht erschien und Jahn und die Turner das Uebergewicht hatten, von besonderm Interesse. Bei dem letztern Feste brachte unter anderm Jahn, dem der Verfasser mehr Anerkennung zollt, als wir von dem an delicatere Gesellschaftsformen als diejenigen Jahn's waren gewöhnten Varnhagen erwarteten, einen Trinkspruch auf das Wohl derer aus, welche auf der Wartburg ein „so herrliches Beispiel" gegeben. Diese Kühnheit machte denn doch manche bestürzt. Zuletzt aber, als der Saal schon leerer geworden, rief Jahn, wie Varnhagen weiter erzählt, „die Uebriggebliebenen noch zusammen und hielt aus dem Stegreif eine Rede zu Ehren Luther's und der deutschen Sprache, so kräftig, frisch, kurz und rasch, und so zweckmäßig und unverfänglich, daß alle Hörer entzückt und auch die Schüchternen befriedigt waren, denn das ganze Fest empfing dadurch einen so harmlosen als glänzenden Schluß, zu dem sich jedermann bekennen durfte". Ueberhaupt glaubt der Verfasser, Jahn habe zumeist gewußt, was er gewollt und sein Ziel klar vor Augen gehabt. Auf der Rückreise nach Baden besuchte Varnhagen in Weimar zum ersten mal Goethe, der ihn aufs herzlichste und ohne alle jene ihm so oft vorgeworfene vornehme Zurückhaltung empfing und dem er einige begeisterte Seiten widmet.

Vergebens — schreibt Varnhagen an Stägemann — würde ich Ihnen den Gang, den Inhalt, oder auch nur die Art des alsbald lebhaften Gesprächs zu schildern suchen, es war ein Stück Leben, in tausend Wellen fließend, ein Gefühl im Ganzen wirkend, ohne die einzelnen Bezüge gesondert festhalten zu lassen; jedes Wort eine Blüte am Zweige des Baums, aus der tiefen dunkeln Wurzel her, aber selber doch nur als lustig heiteres Gebild des Augenblicks erschlossen.

Und ferner:

Wie freut' ich mich des unerschütterlichen Vertrauens, das ich trotz aller Zwischendinge stets in unsers deutschesten Dichters Vaterlandstreue gesetzt!.... Goethe kein deutscher Patriot? ein echter und wahrhafter, wie es jemals einen geben kann! In seiner Brust war alle Freiheit Germaniens früh versammelt, und wurde hier, zu unser aller nie genug erkanntem Frommen das Muster, das Beispiel, der Stamm unserer Bildung. In dem Schatten dieses Baums wandeln wir alle.

Endlich:

Uebrigens ist Goethe alt, und gerade darin jung, daß er die Wesenheit des Alters mit gleicher Frische und Wahrheit in sich aufnimmt, wie er jung die Jugend in sich aufnahm; es ist eine Freude des Lebens, im Hintergrunde der Jahre solche Alte möglich zu sehen, wie Schlabrendorf und Goethe sind.

Als Gegenstück theilen wir schließlich ein anderes literarisches Porträt, dasjenige Ludwig Börne's, mit. Varnhagen lernte ihn nach seiner Entlassung von seinem karlsruher Posten, auf der Rückreise nach Berlin begriffen, in Frankfurt persönlich kennen. Varnhagen schildert ihn:

Der kleine unansehnliche Mann von sehr jüdischem Ansehen war unbeholfen und scheu, eine beginnende Schwerhörigkeit gab ihm etwas Gespanntes und Lauerndes, was den Eindruck nicht verbesserte. Aber was er sagte war geistvoll, scharf, treffend, witzig. Begierig ergriff er den Gedanken, mit mir, Oelsner und Lindner vereint, eine politische Zeitschrift nach Art der „Minerve française" herauszugeben; wir wußten noch nicht, daß die karlsbader Beschlüsse dieses Unternehmen schon unmöglich machten. Rahel war von Börne's Geist und Ausdrucksweise sehr eingenommen, weniger von seiner Person, ihr entging nicht, daß trotz dieser unfreien, beklommenen Erscheinung eine ungeheure Eitelkeit in ihm steckte, eine solche, wie man sie bei Buckeligen so häufig findet, die das Gebrechen zum Vorzug machen möchten. Ueberhaupt flößte er mir wol politisches, aber kein menschliches Vertrauen ein; sein Urtheil war immer selbstisch befangen, von Gründen bestimmt, die mit seiner Eitelkeit zusammenhingen, er hatte keinen Sinn für fremde Persönlichkeit, sprach über solche, die wir gemeinsam kannten, die verkehrtesten Dinge. Die Art, wie er sich über seine Faulheit äußerte — er warnte, bei der beabsichtigten Zeitschrift nicht zu viel von ihm zu hoffen —, misfiel mir ebenfalls, auch hier sollte das Gebrechen lächelnd in eine Tugend gewandelt werden, und welches Gebrechen! eines, das mir an einem Manne ebenso schlimm wie Feigheit erschien! Genug, der Eindruck im ganzen war mehr nachtheilig als vortheilhaft; auch hat sein Scharfsinn es gut gemerkt, und bei aller Nachsicht und Aufmerksamkeit, die ich später dem Verfolgten, dem Bedürftigen widmete, hat er mich und meinen Schwager Robert, sowie meinen Freund Heine, dessen wachsender Ruf ihn mit bitterm Neide erfüllte, durch Misreden es entgelten lassen, die jedoch wenig verfingen.

Doch wie viele interessante Aufschlüsse und Urtheile über Verhältnisse und merkwürdige Personen finden sich

nicht in diesem Buche, das uns mit so manchen geheimen Triebfedern und Impulsen, die in jenen Jahren an den Geschicken Deutschlands mitarbeiteten, aufs anschaulichste, anziehendste und offenherzigste bekannt macht. Wir haben mit unsern Mittheilungen und Auszügen nur bezwecken wollen, von der überaus reichen Stofffülle dieses Bandes eine annähernde Vorstellung zu geben und zu seiner vollständigen Lectüre anzuregen. **Hermann Marggraff.**

Zur Geschichte der Niederlande.

Untersuchungen über die Empörung und den Abfall der Niederlande von Spanien. Von Matthias Koch. Leipzig, Voigt und Günther. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Geschichte des Abfalls der Niederlande hat seit Schiller keine umfassende und auf Quellenforschung sich stützende Behandlung in Deutschland erfahren. Der Hauptführer desselben war neben Meteren der Holländer Wagenaaer, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich ein verdientes Ansehen in der Geschichte seines Vaterlandes erworben hatte. Allein schon Kluit, noch mehr aber Bilderdijk, dieser in der heftigsten Weise, untergruben das Ansehen jenes holländischen Historiographen. In der neuesten Zeit nun hat die Geschichtsforschung, namentlich die belgische, auf dem Felde der Geschichte der Niederlande eine außerordentliche Thätigkeit entwickelt und aus den Archiven ein so reichhaltiges und wichtiges Material zu Tage gefördert, daß die frühern Auffassungen und Beurtheilungen von Thatsachen sowol als von Persönlichkeiten eine theilweise ganz andere Gestalt annehmen mußten. Eine Zusammenstellung der neuesten wissenschaftlichen Erscheinungen auf diesem Gebiete zum Theil mit kritischen Bemerkungen begleitet findet sich in von Sybel's „Historischer Zeitschrift", Jahrgang 1859. Die hervorragendsten Werke sind folgende: „Histoire de la révolution des Pays-Bas, par *Th. Juste*" (2 Bde., Brüssel 1855), das wol mehr als manches andere Werk eine Uebersetzung ins Deutsche verdiente, trotzdem daß es der gewöhnlichen Ansicht über das fragliche historische Factum nicht eben günstig ist; Prescott's auch in Deutschland sehr bekannte von Scherr 1856 ins Deutsche übersetzte „Geschichte Philipp's II.", und Motley's „The rise of the Dutch Republic. A History"; wovon 1857 eine deutsche, 1858 eine holländische Uebersetzung erschienen ist. Während nun über das letztere Werk in der von Sybel'schen Zeitschrift gesagt wird: „Motley's Verdienste sind sehr groß; nicht allein, daß der Verfasser trotz seiner Eigenschaft als Fremder (er ist Amerikaner) die Geschichte der Niederlande unparteiisch beurtheilt hat, was nicht immer der Fall ist; auch der wissenschaftliche Werth des Buchs ist groß. Die Forschungen Motley's in verschiedenen Archiven sind sehr erfolgreich gewesen"; heißt es bei Koch: „Jedes Wort über den Charakter und die Brauchbarkeit dieses Buchs besonders für das deutsche Publikum ist hier überflüssig, da die Leser meines Werks Gelegenheit haben, es im Detail kennen zu lernen. Hoffentlich trägt diese Bekanntschaft zur Begründung der Ansicht bei, daß die von mir gebotene Arbeit keine nutzlose war, und vielleicht bringt die gewonnene Anschauung auch von der etwas zu großen Vorliebe für ausländische Geschichtswerke einigermaßen zurück." Diese Aeußerung des Verfassers veranlaßt uns zu der Frage: welche Aufgabe sich derselbe mit seinem Buche gestellt habe? Sie ist offenbar eine kritisch-polemische im allgemeinen gegen die gewöhnliche Auffassung der niederländischen Revolution, insbesondere aber gegen die, welche in Motley's Werke zu Tage tritt; diese Polemik, allerdings auf Quellenschriften sich vielfach stützend, ist nicht selten herbe, einigemal sogar grob und an das Gemeine streifend. Wahrscheinlich wird der Angriff nicht ohne Abwehr bleiben. Dessenungeachtet darf des Verfassers Buch nicht unterschätzt werden: wir glauben dasselbe für einen wenn auch nicht ganz glücklichen Versuch eines Reinigungsprocesses der Geschichte des Abfalls der Niederlande und der namentlich in Deutschland darüber verbreiteten und eingewurzelten Ansichten erklären zu müssen.

Die historischen Sätze nun, welche der Verfasser seinerseits für die wahren erklärt und als solche zu erweisen sucht, sind im wesentlichen folgende: 1) Der Aufstand der Niederlande war namentlich von dem höhern Adel angefacht und ward trotz der Blutströme bis zum Abfall von Spanien getrieben; das war hauptsächlich das Werk des ebenso falschen als herrschsüchtigen Oraniers. 2) Das religiöse Element und mit ihm das Volk, ward erst später mit in den Kampf gezogen und als künstlicher Hebel gebraucht; der Oranier selbst hatte eigentlich gar keine Religion. 3) Die bekannte „Apologie ou défense du très illustre Prince Guillaume, Prince d'Orange, Comte de Nassau" (Delft 1581), wahrscheinlich vom Hofprediger des Prinzen Villiers verfaßt, ist nicht, was ihr Name sagt, eine Rechtfertigungsschrift, sondern eine verleumderische Lästerschrift, wegen welcher heutzutage und nach dem Strafrechte aller civilisirten Länder, der Verfasser, der Drucker und der Prinz von Oranien zu mehrjähriger Kerkerstrafe verurtheilt werden würden, und zwar von Rechts wegen! 4) Philipp II. und Herzog Alba hatten Recht und Gesetz auf ihrer Seite; die Erzählungen von der Grausamkeit ihres Regiments leiden infolge der Parteileidenschaft an Uebertreibungen. Ueberhaupt leuchtet die Meinung des Verfassers an verschiedenen Stellen durch, daß das geschichtliche Urtheil über Philipp II. immer noch kein völlig gerechtes sei. Es liegt auf der Hand, daß man selbst wiederum ein Buch schreiben müsse, um des Verfassers in der That inhaltschwere Sätze entweder Schritt für Schritt zu widerlegen oder doch wenigstens auf ein richtiges Maß zurückzuführen. Wir begnügen uns hier mit Folgendem.

Die Annahme eines lediglich im Interesse des Adels gegen Spanien begonnenen Aufstandes muß schon an sich für unstatthaft erklärt und entschieden verneint werden; der Freiheit und Unabhängigkeit liebende, zugleich so nüchterne Volkscharakter der Niederländer war nicht danach angethan, um dem Ehrgeize des Adels blindlings zu fröhnen oder einem wesenlosen Phantom nachzujagen. Wohl aber fühlte man schon längst und tief den schroffen Gegensatz zwischen dem spanischen und niederländischen Wesen. Und wenn der Verfasser den Reichthum hervorhebt, den die Bürger in den Städten und selbst Bauern besaßen, so verdankten sie ihn wahrlich nicht der spanischen Fürsorge, sondern den aus der Vergangenheit stammenden Verhältnissen und Institutionen. Oder waren die Empörungen, die schon unter Karl V. in den niederländischen Städten vorkamen, etwa auch von dem Adel angezettelt oder Ausbrüche der Noth der Proletarier? Ebenso muß mit Bestimmtheit gegen den Verfasser behauptet werden, daß dem Aufstande der Niederlande, der endlich zum Abfall führte, gleich anfangs eine religiöse Bewegungskraft zum mächtigen Hebel diente, wenn auch nicht in Abrede gestellt werden mag, daß hier wie in Deutschland sich dynastische Interessen einmischten. Gewiß ist nämlich: es ging im 16. Jahrhundert ein reformatischer Zug durch alle germanischen Stämme; er streifte selbst in das romanische Gebiet hinüber. Was wunder, wenn er auch bei den benachbarten und großentheils stammverwandten Niederländern einzog? Wie zeitig dies den in dem weiter unten von uns namhaft gemachten Werke von Lacroix wieder correcter abgedruckten schon geschah, das hätte der Verfasser ersehen können aus „Extraicts d'aucuns poincts compris en quelques ungs des Placcarts et ordonances publics au Pays bas, à l'endroict le faict de la Religion". Es erließ nämlich Karl V. eine Reihe von Verordnungen, Placate genannt, gegen die Ketzer in den Niederlanden: 1531, 1540, 1544, 1546, 1550; ihre Verschärfung erfolgte durch Philipp II.: 1556, 1560, 1564. Die sogenannte Ketzerei war demnach unleugbar schon in das Innere des niederländischen Volks eingedrungen und hatte dem ohnehin schon wegen Oppositionsgeist gegen die spanische Regierungsweise einen Stachel gegeben, der mit immer größerm

Nachdruck sich gegen Karl und Philipp wendete, je mehr diese von Gott und Rechts wegen sich für berufen ansahen, das neue Wesen um jeden Preis zu vernichten. Man hat daher ein Recht zu behaupten: „Der Aufstand der Niederlande gegen Philipp II. war die Folge des von seinem Vater diesem dringend ans Herz gelegten und von Rom auf das feurigste eingeschärften Politik, die Reformation in den Niederlanden in keiner Weise aufkommen zu lassen und daher deren Anhänger aufs strengste zu bestrafen."

Was endlich das wegwerfende Urtheil des Verfassers über die Apologie des Prinzen von Oranien und die gegen diesen gerichtete Beschuldigung betrifft, daß ihn Haß und Ehrgeiz schon längere Zeit an eine Vertreibung Philipp's II. aus den Niederlanden habe denken lassen, so erfordert die Wichtigkeit der Sache etwas länger dabei zu verweilen. Es erschien nämlich 1858 in Brüssel folgendes Werk: „Apologie de Guillaume de Nassau, prince d'Orange, contre l'édit de proscription publié en 1580 par Philippe II., roi d'Espagne, avec les documents à l'apui. Justification du taciturne de 1568. Correspondances, ordonnances etc., précédées d'une introduction par *A. Lacroix*." Das Urtheil der deutschen Kritik ist sehr günstig über dieses Werk ausgefallen und ganz besonders hervorgehoben worden, daß die Ehrenhaftigkeit des Oraniers dem König Philipp II. gegenüber als gerettet erscheine und daß Lacroix überhaupt durch seine gründliche Untersuchung der wichtigen Frage einen vorzüglichen Dienst geleistet habe. Und Lacroix selbst spricht sich in der Vorrede über die Apologie folgendermaßen aus: „La célèbre Apologie, monument littéraire et historique à la fois, plein de dignité, de fierté et d'audace, où l'accusé se fait l'accusateur du tyran espagnol, l'écrase par sa réponse victorieuse à d'odieuses calomnies, et nous donne une leçon de patriotique dévouement et désintéressement, de loyauté." Unser Verfasser sucht sich in einem Anhange, in welchem übrigens noch zwei andere neue in die niederländische Sache einschlagende Werke besprochen werden, die von Wauters und Blans, gegen das dort Ausgesprochene sehr kurz zu vertheidigen, ohne indeß Lacroix zu widerlegen; er überläßt die Entscheidung unparteiischen belgischen Historikern.

Gleich aber als hätte den Verfasser seine heftige und hitzige Opposition gegen die herkömmliche Ansicht über den Abfall der Niederlande gereut, so läßt er sich gegen das Ende seines Buchs, in welchem freilich die Grundansichten immer und überall noch deutlich genug hindurchleuchten, in folgender Weise vernehmen: „Vom Regierungsantritte Philipp's bis zur Sendung des Herzogs von Alba, d. i. vom Jahre 1538—67, war von seiten Spaniens kein Grund zur Empörung (?) gegeben worden, sondern selbige war allein das Werk der Adelichen und der Calvinisten, ihrer Bundesgenossen. Allein seit Alba ändert sich dieses Verhältniß. Die Repression führt nicht blos den Vorwand zum Kriege herbei, sondern sie ist Entstehungsursache desselben. Man kann mit großer Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß die Unternehmungen des Prinzen keinen Erfolg gehabt hätten, wenn Alba's Sendung unterblieben und Philipp selbst gekommen wäre oder zu seinem Stellvertreter eine andere Persönlichkeit ausersehen hätte. Indessen ist es nicht blos dieser Fehler, welcher der Revolution einen neuen Impuls und stärkern Aufschwung gab, sondern der andere ebenso große, nämlich die gewaltsame Zurückbeugung in die vor der Revolution bestandenen Zustände, womit die von den Ereignissen veränderten Anschauungen und Forderungen der öffentlichen Meinung sich nicht mehr vereinbaren ließen. Seitdem die Großen die neue Lehre begünstigten, hatte sie so tiefe Wurzel gefaßt, daß an die Stelle der von Alba neuerdings in Kraft gesetzten Inquisition und Edicte, eine Transaction mit den Sekten hätte treten müssen, um den Rückfall in die Revolution zu vermeiden und die Gemüther zu versöhnen. Da diese durch Alba's Strafverfahren und sein neues Steuersystem noch überdies heftig gereizt und erbittert wurden, so lebte der ohnehin blos momentan niedergedrückte Geist der Empörung selbst unter Alba's Schreckensherrschaft wieder auf und Reformirte und Conföderirte erhoben kühner als vorher das Haupt. Viglius, der die Zustände und den Volksgeist besser als Philipp und seine Rathgeber kannte *), versichert seinem Freund Hopper in einem Schreiben vom Jahre 1576: er sei fest überzeugt, daß der erneuerte Glaubensabfall von Alba's Proscriptionen und von seiner unmäßigen Strenge herrühre und daß es weiser gewesen wäre, sich den Umständen anzubequemen, da der Calvinismus tief in die Herzen gedrungen sei und nicht leicht mehr ausgerottet werden könne. Diese seit dem Jahre 1566 eingetretene Veränderung bemerkte Philipp nicht; sein Staatsrath aber, von Rigoristen beherrscht und er mit ihnen, hielt die gänzliche Ausrottung der Ketzerei für das wichtigste Geschäft, an deren Thunlichkeit sie nicht zweifelten. Diesen aus politischer Kurzsichtigkeit begangenen Fehler büßte Philipp mit dem Verluste der Niederlande; doch ist bei dem Abfalle derselben von Spanien nicht an den Volkswillen zu denken, sondern er ist als Werk der reformirten Parteihäupter und des Prinzen von Oranien aufzufassen."

Wir brechen hier ab, um schließlich mit dem Verfasser noch über einen Punkt zu rechten, den man wol der katholischen aber unter keiner Bedingung der protestantischen Geschichtschreibung ruhig nachsehen darf. **) Der Verfasser äußert nämlich gelegentlich offenbar zu seiner Selbstvertheidigung, daß er in der Reformation als historische Erscheinung aber nicht in ihrem Princip die Revolution finde. Denn eine welthistorische Erscheinung wie die Reformation, was ist diese anders als die Offenbarung und Verwirklichung eines Princips? Ist das Gelingen eines solchen Werks ohne die belebende und nachhaltige Kraft eines Princips denkbar? Kann infolge dessen der Geist und das Leben des Princips von seiner Erscheinung in der Wirklichkeit getrennt werden? Wer demnach das Princip billigt, muß auch den in natürlicher und gesunder Weise hieraus sich entwickelnden Thatsachen seine Billigung ertheilen. Eine Fälschung aber ist es und Sophistik, wenn der Verfasser Thatsachen und Ereignisse mit dem ursprünglichen und reinen Princip in Verbindung setzt, die mit demselben nichts gemein haben. Und um noch zum Ueberflusse hinzuzufügen, wo verlautet in den Schriften oder Worten der deutschen Reformatoren nur eine Silbe, daß sie nichts dagegen einzuwenden hätten, wenn ihr reformatorisches Princip in seiner Verwirklichung, in seinen thatsächlichen Offenbarungen zum Deckmantel der Revolution diene? Genug, die protestantische Geschichtschreibung muß der Ansicht des Verfassers, in dieser Allgemeinheit ausgesprochen, wie er es gethan hat, Thür und Thor verschließen.

Wir bemerken noch zum Schluß: des Verfassers Schrift wird in den sich entgegengesetzten Heerlagern der Geschichtswissenschaft Aufsehen erregen; sie wird dazu beitragen, daß die Spreu von dem Weizen in der historischen Erscheinung, die sie behandelt, immer mehr gesondert werde; sie wird endlich ihrerseits ebenfalls dazu beitragen, daß künftighin die historische Wahrheit immer weniger an Unterdrückung leide, ein Wunsch, den wir aufrichtig mit dem Verfasser theilen.

Karl Zimmer.

*) Viglius war Rathspräsident und in alle Verhältnisse tief eingeweiht, dabei ein sehr gemäßigter Mann; er starb 1577. Der oben erwähnte Wauters hat 1858 in Brüssel die Memoiren des Viglius und Hopperus herausgegeben; unser Verfasser polemisirt gegen ihre Autorität.

**) Geschichtskundige Leser werden wissen, wie sehr Hurter und Consorten beflissen sind, Reformation und Revolution zu identificiren.

Russische Dorfgeschichten.

Die Fischer. Ein Roman von R. Gregorowitsch. Aus dem Russischen. Nebst Einleitung von A. Herzen. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1859. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

In Rußland ist seit kurzen eben alles anders geworden, als es war. Das öffentliche Geheimniß dieser Verwandlung ist, daß man sich nicht mehr fürchtet! Man hat angefangen zu denken, statt zu gehorchen, man fühlt sich, man hat begriffen, daß man Rechte hat! Nun ist alles in Frage gestellt: Verwaltung, Justiz, Handel und Wandel, Heer, Presse, der ganze Zustand des Landes — jeder spricht, niemand hört, und nach der ungeduldigen Art der Slawen soll alles sofort fertig sein! In diesem Drängen aller, das durch die große nationale Frage der Leibeigenschaft angeregt wurde, erkennen wir, daß wir von den russischen Volkszuständen, trotz Harthausen, so gut wie nichts wissen, nicht ohne Ursache zu haben, uns dieser Unwissenheit ein wenig zu schämen. Dieser Schwäche eben kommt nun eine neue Wendung der russischen Literatur zu statten, wir meinen der russische Volksroman, die Dorfgeschichte: ein Gebiet, das nächst dem Verfasser der „Fischer" Turgeniew, Gogol, Soltikow, Herzen, Grimm und andere seit kurzem mit Glück und großem Erfolge anbauen. Für die Gattung selbst schwärmen wir eben nicht, indessen hat sie an dieser Stelle ihre volle Berechtigung, weil sie neu, stoffreich und instructiv ist. „Der Kampf", sagt Herzen in der Einleitung dieses Buchs, „hat begonnen, zwischen dem wirklichen russischen Volksthum und den Parasiten der europäischen Civilisation, welche Rußland so lange beherrschten. In den «Fischern» ist der Feind schon nicht mehr der Fremde, der Gutsherr, der Beamte, er geht schon aus der Familie selbst hervor: es ist der Bauer-Ackerbauer gegen den Bauer-Fabrikarbeiter, den wir im Kampf erblicken; es ist die Familie selbst, die wir in Sein und Wesen erkennen, die Grundlage des russischen Volksthums, seinen instinctiven, agrarischen Communismus." Diese Idee Herzen's lassen wir als seinem System zugehörig dahingestellt; was wir in den „Fischern" gefunden haben, ist ein volles und treues, eigenthümliches und anziehendes Bild des Volkslebens, eine Dorfgeschichte im besten Sinne des Worts. Der Typus von Gleb Sawinitsch, des Fischerbauern, ist ganz Nerv und Muskel, er ist der Patriarch, der Herr, der unumschränkte Herrscher in seinem Hause, der Repräsentant des Alten in seinem Bereich, im Streit gegen den Einbruch des Neuen in dasselbe. Wir lernen seine guten und seine übeln Seiten, seine Mildthätigkeit, sein Rechtsgefühl und mit einiger Ueberraschung auch die tiefe Religiosität der Familie kennen. So lange hat man uns stets gelehrt, daß die Religion in Rußland nichts als ein todtes Formenwesen sei, daß auch wir daran glaubten; hier sehen wir eine Familie vor uns, die nichts ohne Gott thut, die stets und überall sich ihrer Pflicht gegen ihn bewußt bleibt. Wir sehen ferner Gleb's wohlgeordnetes, fleißiges Hauswesen, seine Nüchternheit, seine verhältnißmäßige Wohlhabenheit vor uns: alles Dinge, die wir überall eher als auf dem russischen Bauernhofe suchten und alles dies mit competenter Feder gezeichnet, und vom Hauch werkthätiger christlicher Liebe beseelt. Wir sehen den harten Gleb den alten verlassenen Onkel, wiewol er zu nichts nutz ist, da er immer das Gegentheil von dem thut, was er gerade thun soll und z. B. einen Kukuk schnitzt, wenn er eine Wagenachse repariren soll, doch mildthätig in seine Familie aufnehmen, ja sogar seinen Knaben in Sohnesrechte einsetzen und seinen eigenen Kindern gleichstellen, obwol dieser Gregor später der ganzen Familie zum Verderben gereicht. Denn eben durch ihn bringt die Sünde (das Neue) in die alte und reine Familie ein, da Gregor sich von Zachar, einem wüsten Fabrikarbeiter aus dem Kirchdorf Komarewo, verführen läßt und zum Verbrecher wird. Dieser Zachar, der Lovelace des Dorfes, ist mit kräftigen Zügen als das böse Princip des Romans gezeichnet. Seine blonden Locken, fettglänzend, seine Adlernase, sein rosenrothes Zitzhemde, bunte Achselzwickeln und Bandsaum sind die Bewunderung aller Mädchen, der Neid aller jungen Burschen; sein Benehmen, keck, unverschämt, frech, seine Verschwendung, wie er Musikanten und Gaukler mit seinem letzten Heller bewirthet, ja seine Kleider für sie versetzt, um nur von sich sprechen zu machen, reizt alle zur Nachahmung: er ist der bewunderte Löwe des Kirchspiels, der Zerstörer seines ganzen stillen Friedens, wobei ihm ein schurkischer Gastwirth in der Rastawania redlich zur Seite steht. Durch beide geschieht es, daß die beiden ältern Söhne Gleb's sich von ihm trennen, Johann der jüngere, eine fromme stille Natur, sich zum Soldaten ausheben läßt, d. h. für die Familie stirbt, und Gleb's Liebling Gregor zum Dieb an seiner Familie wird, nachdem er Duna, des alten Fischers Konrad Tochter geehelicht und unglücklich gemacht hat. In diesem engen Personenkreise ist der ganze Roman beschlossen, was jedoch nicht hindert, daß er uns sowol als anziehendes Charaktergemälde, wie als treues Sittenbild dauernd und lebhaft beschäftigt. Denn sind auch einige Partien für den deutschen Leser vielleicht zu sehr ins Kleine gemalt, so liegt doch auch hierin ein Reiz, und Denkart wie Zustände des Volks werden uns um so deutlicher und verständlicher. So möchten wir die genaue Schilderung der Rastawania und ihres schurkischen Besitzers Gerasim nicht gern entbehren. „Von ungewöhnlich hohem Wuchs, aber mager wie ein Skelet schlugen die breiten Falten seines blutrothen Hemdes um seine Glieder wie um Stangen; an den Füßen trug er Frauenschuhe. Dies abgezehrte Wesen war die personificirte Schläfrigkeit, er sah aus, als wäre er im Kessel gesotten, in seinen rothen Augenlidern, straffem, gelbem Haar, geschwollenem Gesicht und weichen, schläfrigen Zügen. Bei alledem war dieser dürre, schläfrige Gerasim, der anscheinend nur mit Mühe die Last des Lebens trug, ein Taugenichts erster Art, der jeden betrog, ein Spitzbube erster Klasse, ein dunkler Spitzbube, wie das Volk sagt. Unter dieser todten Maske verbarg sich der gewandteste, verschmitzteste, thätigste Mensch in dem ganzen betriebsamen Komarewo. Jeder brauchte und fürchtete ihn: er lieh auf Mehl, Käse, Pelze, Leinwand" u. s. w.

Diesen Repräsentanten der Entsittlichung gegenüber fesseln uns das gerade und redliche Wesen Gleb's und die Gewissenhaftigkeit des alten Fischers Konrad, die vielgeprüfte Geduld der Frauen in Gleb's Hause, Duna's Treue und Hingebung und Johann's Opfermuth um so mehr: Züge des russischen Volkswesens, die jedem Leser unerwartet und wahrhaft erfreulich sein müssen, weil sie ihm die Hoffnung geben, daß ein im ganzen so gut geartetes Volk doch endlich den Pfad aus der politischen Verwirrung und socialen Drangsal finden muß, in der es zur Zeit noch schwer geprüft duldet. Herzen sagt: „Der gesellschaftliche Kampf, der in Rußland begonnen hat, wird nicht die Ausdehnung haben, die er in Frankreich und England einst gewonnen hat. Die ackerbauende Bevölkerung ist hier zu überwiegend, das Proletariat der Städte zu gering, um den Gemeindeverband sprengen zu können. Der Arbeiter wird diesem treu bleiben und fortfahren, Bauer zu sein: die Erbitterung, die anderwärts einen Ausweg in der «Zerstörung» suchte, wird hier nicht aufkommen. Theorie und Ideen finden hier keinen Platz, ja, indem wir dem russischen Bauer Schritt für Schritt durch die Furchen folgen, die sein Schweiß benetzt, entdecken wir eine Reihe von ökonomischen und administrativen Institutionen, die sich auf den Grundbesitz und dessen Gemeinsamkeit gründen und ihn hierbei festhalten. Es ist eine Welt zum Studiren, aber Gefahren schließt sie nicht in sich."

Diese Ansicht Herzen's verdient alle Beachtung; sie mag etwas „utopisch" erscheinen, allein sie hat etwas Wahres an sich und macht seinem Verstande Ehre. Wenn wir jedoch weiterhin die Ueberzeugung ausgesprochen finden: man sei in Rußland über die Zeit der Theorien, der Doctrinen längst hinaus, so möchten wir die Wahrheit dieses Satzes doch ernstlich bezweifeln und das eigene Beispiel Herzen's — der doch ein so vollblütiger Ideolog ist, als Mazzini und Louis Blanc nur immer sein können — bestärkt uns in diesem Zweifel. Die Erbitterung aber, welche, wie Herzen meint, in Rußland fehlt, wird sich, denken

wir, bei dem unvermeidlichen Widerstand des Alten gegen die neuen Lebensformen schon noch einfinden, drohender und gefährlicher vielleicht, als Herzen denkt.

Doch kehren wir zum Schluß noch mit einigen Worten zu unserer Dorfnovelle zurück, deren Schauplatz der Verfasser so reizend zu malen weiß. Es sind die buschigen wellenförmigen Ufer der stillen Oka, eine Scenerie voll tiefster Ruhe zwischen Wiesen, Seen und Wäldern, ein reiches Panorama, das, wie der Verfasser sagt, noch seinen Poeten erwartet. Gled ist im Kummer über den Einbruch der neuen Zeit, die seine Söhne zu Fabrikarbeitern statt zu Fischern, wie er war, machte, sanft abgeschieden, sein verführter Liebling Gregor ist ertrunken, Anna, sein geduldiges, gottvertrauendes Weib, ist gestorben, Johann der jüngste Sohn, ist vom kaukasischen Heer zurückgekehrt, wie in einer Scene voll tiefer Wehmuth berichtet wird, und so still und ruhevoll, wie die sanfte Oka zwischen ihren Laubufern dahinfließt, endet die treffliche Novelle, mancher Fremdartigkeit zum Trotz, unsers Erachtens doch ein Muster solcher Erzählungen und neben ihrem belehrenden Inhalt auch als Kunstwerk beachtenswerth. Die schöne Literatur Rußlands aber wird dabei nichts verlieren, wenn sie sich mehr und mehr von dem jetzt darin allzusehr vorherrschenden Elemente der Satire und der gallichten Ironie frei macht und dafür die deutsche Grundlage, „Gemüth und Innerlichkeit", wie sie hier vorwalten, mehr in sich aufnimmt, wie dies denn in der That auch zu geschehen scheint.

4.

Notizen.

Gespräche eines Engländers mit dem Fürsten Metternich.

Bekannt sind die interessanten Mittheilungen Varnhagen's über seine Gespräche mit dem Fürsten Metternich, die im achten Bande seiner „Denkwürdigkeiten" enthalten sind. Jetzt theilt der englische Major Noel in „Fraser's Magazine" Interessantes aus den Unterredungen mit, die er im Winter 1834 mit dem Fürsten zu halten Gelegenheit hatte. Major Noel versichert, der Fürst habe von seinem Interesse für Gall's System gehört und ihm durch eine Verwandte seiner (Noel's) Gattin den Wunsch ausdrücken lassen, ihn in seinem Palaste zu sehen. Die Unterhaltung fand deutsch statt, da der Fürst vernommen, daß Major Noel das Französische nicht geläufig, deutsch aber schon deshalb gern spreche, weil er sich darin zu vervollkommnen wünsche. An der Correctheit der in den englischen Text der „Conversations with Metternich" eingeflochtenen deutschen Phrasen erkennt man auch, daß Major Noel des Deutschen in einem bei einem Ausländer nicht gewöhnlichen Grade mächtig sein müsse. An dem Antlitz des Fürsten fiel ihm zunächst die außerordentliche Weite zwischen den Augenbrauen auf, was nach Gall's System eine besondere Entwickelung des „Sachsinns" (sens de choses, éducabilité u. s. w.) anzeige. Das Gespräch drehte sich anfangs um das Gall'sche System, und der Fürst versicherte im Verlaufe desselben, daß er durch dasselbe in seinem Glauben an das Dasein Gottes nur bestärkt worden sei, obgleich er allerdings zugestand, Gall selbst sei Materialist, dies aber auch der einzige Punkt gewesen, über den er sich mit Gall nicht habe verständigen können. Ebenso standhaft bewies sich, seiner Versicherung nach, der Fürst gegen Lalande, der ihn zum Atheismus zu bekehren eifrigst bemüht gewesen. Der Fürst erzählte ferner, Gall habe ihn eines Abends zu sich eingeladen, um der Section des Kopfes von einem jungen Mädchen beizuwohnen, das wegen Mordes am Vormittag hingerichtet worden sei. Als er gekommen, habe er den Kopf bereits mitten auf dem Tisch aufgestellt und ringsherum eine große Zahl von Gelehrten, worunter der Leibarzt des Kaisers Napoleon, versammelt gefunden. Bevor Gall zur Section und Erklärung geschritten, habe er in auffallendster Weise auf die Aehnlichkeit zwischen den Gesichtszügen des Mädchens und denen des Kaisers aufmerksam gemacht. Natürlich hätten alle dazu still geschwiegen; Gall aber wäre immer wieder auf diese Aehnlichkeit zurückgekommen, obschon er, Metternich, ihn auf den Fuß getreten und alles gethan habe, um ihn von diesem Gegenstande abzubringen. Hierauf wandte sich das Gespräch auf Irrenhäuser und Geisteskrankheiten, wobei der Fürst den interessanten Fall erzählte, daß der Irrsinn eines ausgezeichneter Mathematikers darin bestanden habe, in allen seinen Berechnungen die Zahl 5 für eine 0 anzusehen; sodann auf die deutschen philosophischen Systeme, die er als bloße Schöpfungen der Einbildungskraft, als „glänzende Schlösser, die auf Sand gebaut seien", nicht leiden mochte; weiterhin auch auf allgemeine politische Fragen, die Metternich in dem an ihm bekannten conservativen Sinne behandelte; auf Todesstrafen u. s. w. Das strenge österreichische Regiment entschuldigte er mit der Verderbniß der Menschen; man stelle, sagte er, in den Schaufenstern eines Ladens der Kärntnerstraße die schönsten Kupferstiche nach religiösen Gemälden Rafael's und anderer großen Meister, gegenüber aber obscöne Bilder, wie Paris täglich sie hervorbringt, aus, und die Masse des Volks werde sich auf dieser Seite sammeln, die andere aber leer lassen. Wenn er auf die Liberalen zu sprechen kam, so erhob sich der sonst äußerst ruhige und gleichmäßige Ton seiner Rede sogar zu einer gewissen Bitterkeit und zum Spott. Dies alles, meint Noel, habe ihm gezeigt, wie gering der Fürst von seinen Nebenmenschen gedacht, und er habe eingesehen, daß es ganz nutzlos sein würde, dem Fürsten seine Ansichten ausreden zu wollen. „Ich muß hier jedoch erwähnen", fährt Noel fort, „daß er mir bei dieser wie bei andern Gelegenheiten gestattete, eine gegentheilige Ansicht auszusprechen, und daß sein Benehmen fortdauernd dasselbe freundliche und von allen dogmatischen Prätensionen frei blieb. Ich gelangte zu der Ueberzeugung, daß seine Eigenliebe und das Bewußtsein seiner Macht über seine Nebenmenschen einerseits und seine Erziehung unter einem bigoten und absolutistischen Régime zugleich mit den Erfahrungen, die er in Bezug auf die Laster und die Feilheit der Menschen gemacht hatte, andererseits ihn dazu gebracht hatten, die Fähigkeit der Menschen für den Fortschritt in Tugend und Bildung zu unterschätzen. Zugleich gewann ich die Ueberzeugung, daß Fürst Metternich nach Grundsätzen handelte, die er für gesund hielt und daß in seinem Charakter nichts von jenen Eigenschaften war, wie man sie bei heuchlerischen oder grausamen Despoten zu finden pflegt.... Sein Geist schien mir mehr hervorragend, was die Fähigkeit Details zu beherrschen und die Verstandesschärfe sie logisch zu ordnen, als was Originalität und Tiefe des Urtheils betrifft."

Holtei's „Vierzig Jahre" in einer Volksausgabe.

Holtei's Memoiren, die unter dem Titel „Vierzig Jahre" und zwar die beiden ersten Bände bereits im Jahre 1843 erschienen, liegen jetzt in einer zweiten „überaus wohlfeilen" Auflage (6 Bände, Miniaturformat) vor uns, im Aeußern ganz im Anschluß an die so beifällig aufgenommenen Volksausgaben von Holtei's Romanen. Holtei, „der Freiwillige aus dem Befreiungskriege, der Schauspieler, Zeitungsredacteur, Theaterdirector, Schauspieldichter, der berühmte Vorleser Deutschlands", wie er in der Subscriptionseinladung genannt ist, hat dazu ein „Grätz in Steiermark, im December 1858" datirtes Vorwort geschrieben, worin er bemerkt, daß sein jetziger Verleger, Landsmann und „werkthätiger Freund", E. Trewendt in Breslau, den Besitz sämmtlicher Bände der frühern achtbändigen Auflage, die in wechselndem Verlage erschienen, an sich gekauft und den Wunsch ausgesprochen habe, es möchten die acht Bände in deren sechs zusammengezogen werden, damit er auch von diesem Werke, wie von des Verfassers Romanen, eine recht wohlfeile Ausgabe veranstalten könne. Von einer wirklichen Umarbeitung, die ihm zunächst vorgeschwebt, habe er, bemerkt Holtei weiter, absehen müssen, da dies sich leider sehr bald unausführbar gezeigt. „Sollte ich", sagt er, „in dieser schlichten Erzählung alle Irrthümer, schiefen Ansichten, kindischen Meinungen, derben oder albernen Erinnerungen, deren sich der vierzigjährige Verfasser noch schuldig machte und welche der sechzigjährige Beurtheiler jetzt tadelt, wirklich umarbeiten, so

wäre es nicht mehr das vorige Buch geblieben, denn ich hätte müssen ein anderes, neues schreiben. Mehr oder weniger gilt das von den meisten Autoren, die wieder lesen, was sie vor einer längern Reihe von Jahren geschrieben." Er habe sich schließlich damit begnügt; Langweiliges möglichst zu streichen, Verletzendes möglichst zu mildern, sinnentstellende Druckfehler, „von denen die erste Auflage wimmelt", zu beseitigen, und endlich diejenigen Aufsätze und Gedichte, welche unterdessen in neuen Auflagen seiner andern Bücher ihren Platz fanden, wegzulassen. Charakteristisch für Holtei ist noch folgende Stelle. Man habe, sagt er, ihm vorgeworfen, daß er sich selbst in seinen Memoiren nicht genug Achtung erwiesen, sich nicht geschont, sein Innerstes zu sehr enthüllt habe, und er fährt dann fort: „Lieber Himmel, so etwas liegt in den verschiedenen Eigenthümlichkeiten der verschiedenartigen Menschen. Der eine nimmt zu geringe Rücksichten auf sich, der andere wieder stellt sein werthes Ich gar zu hoch. Auf mich muß ich anwenden, was ein weit über mich erhabener Schriftsteller, was Chateaubriand von sich sagt: «Die Mehrzahl der Menschen verfällt in den Fehler, zu viel auf sich zu halten; ich habe den Fehler, darin zu wenig zu thun»", eine Bescheidenheit, in der sich übrigens gerade genug Chateaubriand'sche Anmaßlichkeit verräth.

H. M.

Bibliographie.

Aus dem Leben eines meklenburgischen Landpfarrers. Verden, Steinhöfel. Gr. 8. 3 Ngr.

Blumenlese aus Schiller's poetischen und prosaischen Schriften. Mit Porträt und Vignette, Kupferstich. Hamburg. 1859. 16. 15 Ngr.

Briefe aus Helgoland, England und Süd-Afrika. Zwickau, Verlagsbuchhandlung des Volksschriften-Vereins. 1859. 8. 6 Ngr.

Clemens, F. J., Ueber das Verhältniß der Philosophie zur Theologie. Ein Wort der Rechtfertigung gegen die Kritik des Herrn J. Kuhn. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 7½ Ngr.

Curtze L., Volksüberlieferungen aus dem Fürstenthum Waldeck. Märchen, Sagen, Volksreime, Räthsel 2c. nebst einem Idiotikon. Arolsen, Speyer. Gr. 8. 2 Thlr.

Daguerreotypen von einem ungarischen Edelmanne. London, Williams u. Norgate. Lex.-8. 10 Ngr.

Douglaß, F., Sclaverei und Freiheit. Autobiographie. Aus dem Englischen übertragen von Ottilie Assing. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Erinnerung an J. Ulrich Benker, seiner Zeit Rektor der thurgauischen Kantonsschule. Stimmen aus seiner Gedankenwelt nebst einer Skizze seines Lebens und Wirkens. Herausgegeben von einem seiner Schüler. Frauenfeld, Huber. 12. 24 Ngr.

Flathe, T., Die Vorzeit des sächsischen Volkes in Schilderungen aus den Quellenschriftstellern. Leipzig, B. Tauchnitz. Gr. 8. 24 Ngr.

Fracastoro's, G., sämmtliche poetische Werke. Aus dem Lateinischen zum ersten Male, im Versmaße des Originals, ins Deutsche übertragen von A. Channeville und Andern. Mit biographischer Einleitung und dem Bildniß des Dichters. Hamburg. 1858. 8. 1 Thlr.

Grant, J., Die Hochländer von Glen Ora. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Helfferich, A., Der Westgothische Arianismus und und die Spanische Ketzer-Geschichte. Berlin, Springer. Lex.-8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Jörg, J. E., Die neue Aera in Preußen. Regensburg, Manz. Gr. 8. 22½ Ngr.

Klein, J. L., Maria. Trauerspiel in fünf Akten. Berlin, Asher u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Leibing, F., Ninon de Lenclos. Dramatisches Charakter- und Sittengemälde in fünf Aufzügen. Berlin, Lassar. Gr. 8. 15 Ngr.

Longfellow's, H. W., kleinere Gedichte. Uebersetzt von A. Rieke. Osnabrück, Rackhorst. Gr. 16. 20 Ngr.

Mink, W., Reise durch die Pyrenäen im Jahre 1857. Crefeld. 1859. Gr. 8. 7½ Ngr.

Neumann, E., Das Testament des Onkels. Lustspiel in drei Akten. Nach dem Französischen. Berlin, Lassar. Gr. 8. 15 Ngr.

Pelz, E., Die deutsche Ansiedlung Neu-Bremen im Staate New-Jersey. Reisebericht. Bamberg, Buchner. Lex.-8. 6 Ngr.

Raumer, F. v., Historisch-politische Briefe über die geselligen Verhältnisse der Menschen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Charlotte von Schiller und ihre Freunde. 1ster Band. Mit 6 Abbildungen in Steindruck und Holzschnitt. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Bernays, M., Festspiel zur Säcularfeier von Schillers Geburtstag. Bonn, Henry u. Cohen. 8. 6 Ngr.

Beseler, W., Zur österreichischen Frage. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 6 Ngr.

Bube, A., Die Schiller-Feier in Gotha. Mit 12 Federzeichnungen von J. H. Schneider. Gotha. 1859. 4. 15 Ngr.

Dupanloup, F., Schreiben an einen Katholiken über die Broschüre „Der Papst und der Congreß." Aus dem Französischen. Mainz, Kirchheim. 8. 4 Ngr.

Fischer, H., Rede bei der Vorfeier des 100jährigen Geburtstags von Friedrich Schiller im Gymnasium Bernhardinum in Meiningen den 9. November 1859. Meiningen, Brückner u. Renner. 1859. 8. 2 Ngr.

Flugblätter des Deutschen Nationalvereins. 1. Gotha, Expedition. Gr. 8. 1 Ngr.

Germania bei der Schillerfeier. Ein Festspiel. Amsterdam, Seyffardt. Lex.-8. 5 Ngr

Gott, Papst, Kaiser. Unpolitische Gedanken einer deutschen Vernunft über einen französischen Staatsfilosofen. Zum Verständniß der französischen Broschüre: Der Papst und der Congreß. Wien, Grund. Gr. 8. 6 Ngr.

Hansen, K., Erinnerung an die Schiller-Feier in Harburg. Prolog. Harburg, Danckwerts. 1859. 4. 2½ Ngr.

Knauth, F., Philipp Melanchthon. Ein Lebensbild für Alt und Jung. Zur Erinnerung an die 3te Säcularfeier von Melanchthon's Todestage am 19. April 1860. Langensalza, Schulbuchhandlung des Thüringer Lehrer-Vereins. 8. 6 Ngr.

Kottmeier, A., Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutschlands. Ein Lebensbild, auf Veranlassung der 300jährigen Wiederkehr seines Todestages entworfen für Schule und Haus. Harburg, Danckwerts. 12. 3½ Ngr.

Kretschmer, R., Drei Prologe zur Feier des 100jährigen Geburtstags Friedrichs von Schiller am 11. November 1859 gesprochen. Löbau, Dümmler. 1859. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Rede am 100jährigen Geburtstage Friedrichs von Schiller den 10. November 1859 bei der in der Bürgerschule zu Löbau veranstalteten Schulfeierlichkeit gehalten. Löbau, Dümmler. 1859. Gr. 8. 1½ Ngr.

Meinungsäußerung eines Publicisten über die neueren Concordate. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 6 Ngr.

Methner, J., Friedrich Schiller. Am 10. November 1859 im Gymnasium zu Lissa gesprochen. Lissa, Günther. 1859. Gr. 8. 5 Ngr.

Parisis, P. L., Was ist der Papst? Sendschreiben an den Verfasser der Broschüre „Der Papst und der Congreß." Aus dem Französischen. Mainz, Kirchheim. 8. 2 Ngr.

Planck, A., Melanchthon, praeceptor Germaniae. Eine Denkschrift zur 3ten Säkularfeier seines Todes. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 21 Ngr.

Die Schiller-Feier. Gedenkblatt an die Säcularfeier von Schillers Geburtstag. 10. November 1859. Leipzig, Expedition der illustrirten Zeitung. Imp.-Fol. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt.

Jedes Heft 7½ Ngr.

Der Zweck dieses neuen populär-encyklopädischen Unternehmens (redigirt von Dr. Rudolf Arendt) erhellt deutlich aus dessen Titel: es soll die Resultate der Wissenschaften für das praktische Leben darstellen, ein treuer Rathgeber für Haus und Familie sein. Es behandelt deshalb 1) das häusliche und Familienleben (Medicin, Nahrungsmittel, Kleidung und Wohnung, Arbeiten der Hausfrau, Erziehung und Unterricht); 2) das geschäftliche und gesellschaftliche Leben (Handel und Verkehr, Gewerbe und Unterricht, Landwirthschaft, Volkswirthschaftslehre, Rechtswissenschaft); 3) die Naturwissenschaften in ihrer Bedeutung für das praktische Leben. Durch zahlreiche Abbildungen (in Holzschnitt) wird das Verständniß der Artikel wesentlich gefördert.

Das Werk erscheint in 60—80 Heften von 5 Bogen Lexikon-Octav zu dem billigen Preise von 7½ Ngr. für das Heft oder 6—8 Bänden. Jeden Monat erscheinen zwei Hefte.

Das erste Heft ist soeben erschienen und nebst einem ausführlichen Prospect in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense,

aus den Jahren 1827 bis 1858.

Nebst Auszügen aus Varnhagen's Tagebüchern, und Briefen von Varnhagen und Andern an Humboldt.

8. Geh. 3 Thlr.

Seit langem ist wol kein Werk erschienen, geeignet solches Interesse und Aufsehen zu erregen wie das vorliegende, welches den intimen Verkehr zweier so hervorragender Männer wie Alexander von Humboldt und Varnhagen von Ense, die so rasch nacheinander dem deutschen Volke entrissen wurden, offenbart. Zugleich ist es der erste und wol von allen interessanteste Briefwechsel Humboldt's, der veröffentlicht wird. Er enthält die wahren Ansichten Humboldt's über Personen und Verhältnisse und es war sein eigener Wunsch und Wille, daß derselbe nach seinem Tode der Oeffentlichkeit übergeben würde.

„Die vorliegenden Briefe Humboldt's" — so heißt es in dem Vorwort der Herausgeberin, Ludmilla Assing — „enthalten einen Beitrag von unvergleichlicher Wichtigkeit zu dem wahren, echten und unverschleierten Bilde seines Geistes und Charakters.... Nirgends hat er sich freier und aufrichtiger ausgesprochen, als in den Mittheilungen an Varnhagen, seinen vieljährigen treuen Freund, den er vor allen schätzte und liebte. Ihm schenkte er das rückhaltloseste Vertrauen, bei ihm legte er nieder, was er, der die meisten der an ihn gerichteten Briefe zu zerstören pflegte, als bedeutsam bewahrt und gerettet wünschte."

Stellen aus Varnhagen's Tagebüchern fügen zu den schriftlichen auch die mündlichen Aeußerungen Humboldt's hinzu. Die übrigen Briefe vieler anderer berühmter und ausgezeichneter Personen zeigen Humboldt in seinem ausgebreiteten Weltverkehr, in seinen mannichfaltigen Beziehungen zu Gelehrten und Schriftstellern, zu Staatsmännern und Fürsten, die sich ihm huldigend nahten. Unter diesen nennen wir nur: Metternich, König Christian VIII. von Dänemark, Guizot, Arago, Herschel, Sir Robert Peel, Prescott, Rückert, Manzoni, Thiers, Herzogin Helene von Orleans, Prinz Albert von England, Fürstin Lieven, Karl Alexander Großherzog von Weimar.

Bei J. L. Lotzbeck in Nürnberg ist folgendes für Künstler, Kunstfreunde und Sammler, Architekten, Bibliotheken und Akademien höchst interessante große Kunstwerk vollendet erschienen und durch jede Buch- und Kunsthandlung zu beziehen:

Bildwerke aus dem Mittelalter. Sammlung auserwählter Sculpturen in byzantinischem und deutschem Style. Gezeichnet und in Stahl gestochen von *J. P. Walther*, mit erläuterndem Text von Dr. *G. W. K. Lochner*. Geschlossen mit 8 Heften, à 3 Blatt in grösst Fol. 2 Fl. oder 1⅙ Thlr.

Indem beim Stiche auf strenge Wiedergabe der plastischen Formen und oft unnachahmlichen Idee besonders Rücksicht genommen wurde, war doch der Künstler bemüht, alle jene Gegenstände, welche eine sorgfältige Ausführung forderten, mit größtmöglichstem Fleiße darzustellen und in der Art zu behandeln, welche durch das Original bedingt und vorgezeichnet war, sodaß dieses Unternehmen ein echtes Nationalwerk wurde, das Künstlern und Kunstfreunden zum Studium ebenso interessant als nützlich sein wird.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 10. — 8. März 1860.

Zur Geschichte und Charakteristik der deutschen Einheitsbestrebungen.

Die deutsche Nationaleinheit in ihrer volkswirthschaftlichen, geistigen und politischen Entwickelung an der Hand der Geschichte beleuchtet von Max Wirth. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1859. Gr. 8. 2 Thlr.

Vorliegendes Werk wird sicherlich im Stande sein, jedem Patrioten über seine Stellung, seine Aufgabe, seine Vergangenheit und Zukunft Aufschluß und Rath zu ertheilen. Es erscheint doppelt willkommen in einer Zeit, wo die deutsche Frage mit solchem Ernste in den Vordergrund sich gedrängt hat, und jedem deutschen Manne die heilige Pflicht obliegt, mehr als je auf die vaterländischen Verhältnisse sein Auge zu richten, sich klar zu werden über ihre Vorzüge und Mängel, über ihre Eigenthümlichkeiten und ihr Wesen, um dann das Seinige zu thun, auf dem vorhandenen Grunde weiter zu bauen, auszubilden, theilzuhaben an dem großen Werke, das sich im Schose der Nation vorbereitet, das durch politische Zerklüftung zerrissene Vaterland zur Einheit zurückzuführen.

Max Wirth versteht vor allen andern mit seinen Arbeiten zur rechten Zeit zu kommen, sie da erscheinen zu lassen, wo irgendein Ereigniß, ein politischer Act ihnen voraussichtlich ein allgemeineres Interesse zuwendet. So erschien die „Geschichte der Handelskrisen" in der Zeit, wo jene große Krisis alle geschäftlichen Verhältnisse durchschütterte, so erscheint „Die deutsche Nationaleinheit", wo, nach den Erfahrungen des italienischen Feldzugs, der Napoleonischen Eroberungsgelüste, das Verlangen nach nationaler Kräftigung und Einigung erwachte, und noch jetzt die Gemüther erfüllt und belebt. Es wird dies den augenblicklichen Werth der Bücher gewiß nur erhöhen.

Was nun vorliegendes Werk betrifft, so ist es sehr verständig angelegt, zum großen Theil auch ausgeführt. Wirth hat es sich zur Aufgabe gemacht, das nationale Gesammtbewußtsein in dem Laufe unserer Geschichte zu verfolgen, ihm nachzugehen von seinen primitiven Anfängen an, seine verschiedenen Entwickelungen durch, bald versteckter, bald offenbarer, doch immer erkenntlich, bis zu unserer Zeit, wo es in dem Kriegsrufe gegen Napoleon, im Drängen nach einer starken Centralgewalt seinen Ausdruck findet. Zum Schlusse verläßt Wirth etwas den historischen Boden, um über die Lage der Dinge selbst zu reflectiren und Rathschläge, dem Uebel abzuhelfen, Plane über heilsame Reformen vorzulegen, die gewiß beachtenswerth sind im Munde eines Mannes, der vorher einen solchen Einblick in die Geschichte bewiesen hat. Der Stil ist glücklich getroffen, wenn auch diese Art der Geschichtschreibung eine sehr leichte ist, er ist durchsichtig, klar und lebendig, einem jeden gewiß zugänglich und faßbar, in der Masse des Stoffs das richtige Maß mit wenig Ausnahmen beibehalten, nicht zu viel nicht zu wenig gesagt, um den Abriß zu geben, den er zu seinen Nachweisen braucht. Die Sprache, wenn ihr auch das Gewichtige, Lapidare größerer historischer Werke, in deren Reihe sich die vorliegende Schrift nicht einmal stellen will, fehlt, ist correct und fließend. Doch wir wollen das einzelne etwas mehr ins Auge fassen.

Nach einer gedrängten Einleitung, gewissermaßen einem Programme der ganzen Arbeit, die die Gesetze der Völkerentwickelung kurz auseinandersetzt, an ihrer Hand, in ihrem Fortschreiten das Vorwärtsgehen des Volkslebens in Europa überhaupt, insbesondere in Deutschland aufzeigt, und den Nachweis versucht, warum der politische Gedanke bald diese bald jene Form annehmen, bald stärker, bald schwächer sich zeigen mußte, um in der Weise sich zu gestalten, wie wir ihn jetzt vor uns sehen, und wie er nach des Verfassers Meinung dereinst noch sich darstellen soll, kommt er auf die Entwickelungsgesetze, aus denen der Staat entstehen, in denen er seinen Lebensproceß vollziehen soll, als da sind, rechte Stellung der Parteien, das richtige Maß in Größe und Umfang, gleiches Sichfernhalten von Universalmonarchie wie Kleinstaaterei. Sodann geht er auf die eigentliche Geschichte ein. Ein kurzes Kapitel, über die ersten Ursprünge des germanischen Volks, ihr Verhalten in den Kämpfen mit den Römern, ihre Gruppirung in die vier großen deutschen Hauptstämme, berichtet dann einiges von

den Eigenschaften, welche die Ausbreitung des Volks bedingten, wie die Geleitszüge, in denen die jüngern Söhne des Grundbesitzes auf Länderbesitz auszogen, die Art und Weise, wie sie in den eroberten Districten die dort herrschende Nationalität spurlos verschwinden ließen. Von da geht der Verfasser zu den Franzosen, Engländern und Italienern über, um ihr Staatswesen zu charakterisiren, und ihnen dann das des deutschen Volks gegenüberzusetzen. Diese Kapitel sind kurz- und geschickt zusammengefaßt, vielleicht etwas gar zu dürftig und man begreift eigentlich nicht, wie sie hierher gehören; der obengenannte Zweck, um sie mit den Deutschen zu vergleichen, rechtfertigt sie nicht hinlänglich. Das von den Römern den Galliern überkommene Centralisationssystem, zum höchsten Grade bis auf die neueste Zeit in Frankreich ausgebildet, in Civil-, in Militär-, in Kirchenverfassung ersichtlich; das aus dem Ringen germanischer und romanischer Elemente, der Normannen und Sachsen sich erzeugende englische Staatswesen in den Gegensätzen der conservativen und fortschreitenden Richtung sich bewegend; die von des Papstes Politik getheilte, in einzelne Territorien zerspaltene Macht Italiens, seit dem Untergang der Longobarden den deutschen Königen anheimgefallen, die als Söhne der Kirche in ihrer Herrlichkeit auch dem römischen Stuhle Glanz verliehen: sie alle müssen als Folie dienen den Anfängen eines deutschen Staatswesens, das aus dem schroffsten Particularismus, aus Stammesabsonderung, aus Zerspaltung in unzählige kleine Territorien unter der Hand mächtiger Herrscher vereint, allmählich mehr und mehr die Unterscheidungen der Stämme fallen läßt, sich zum Einheitsstaate emporarbeitet.

Die Geschichte wird von den ersten Zeiten an durchgenommen, die einzelnen Kaiser betrachtet, immer in Bezug darauf, was sie für die Reichseinheit gethan; manches Schlaglicht wird da von dem Verfasser auf bisjetzt Ungekanntes und Unverstandenes geworfen, manches neue günstige oder ungünstige Urtheil über den oder jenen Herrscher aufgestellt, je nachdem er dieses großen Gedankens sich mehr oder weniger bewußt war, mehr oder weniger an seiner Vollendung gearbeitet. Karl's des Großen Reich, dessen Schilderung manchen schätzenswerthen Beitrag über die von ihm getroffenen Einrichtungen, namentlich die Markgenossenschaften und die wirthschaftlichen und Handelsverhältnisse in denselben enthält, mit dem die königliche Centralgewalt in der ungeheuern, fränkischen Universalmonarchie gegründet worden, fiel unter Ludwig „dem Frömmler" (wie der Verfasser statt „der Fromme" sagt) wieder auseinander. Die sächsischen Kaiser werden schneller durchgenommen, Heinrich I., machtvoll gegen die Territorialfürsten kämpfend, legte den ersten Grund zu den bürgerlichen Elementen der Städte. Die Ottonen, trotz manchen kräftigen und heilsamen Einschreitens in Deutschland, zu sehr mit Italien beschäftigt, ließen die territoriale Macht aufs neue emporwachsen. Der erste Kaiser aus dem Salischen Hause, Konrad II., unterdrückt die fürstlichen Souveränetätsbestrebungen wieder. Heinrich III. wird vom Verfasser mit großer Vorliebe behandelt, obschon nicht zu leugnen ist, daß durch seine Schuld die Verhältnisse in den Zustand bereits kamen, in dem wir sie unter Heinrich IV. finden. Sehr interessant ist in der Schilderung der Regierung dieses Fürsten die Hebung des Städtewesens gegenüber den geistlichen und weltlichen Herren und zwar durch den sonst so unpolitischen, exclusiven König.

Der fast schwächste Theil des ganzen Buchs ist die nun folgende Schilderung der Hohenstaufen. Wir hätten dem Verfasser diese Engherzigkeit des Urtheils, dieses principielle Opponiren gegen die längst allerorten anerkannte Herrlichkeit dieses Heldengeschlechts kaum zugetraut, und hier zeigt sich auch ein Fehler, der mehrmals in diesem Buche hervortritt; man sieht der ganzen Schreibweise, namentlich aber dem Maßstabe, den er an die einzelnen Erscheinungen legt, allzu sehr das Tendenziöse an. Nur wer für die deutsche Reichseinheit unmittelbar gearbeitet, wird vor Wirth's Richterstuhle anerkannt, alle andern Bestrebungen und Großthaten treten davor in den Hintergrund. So läßt er sich schon früher, ganz entschieden geleitet von gegenwärtigen politischen Reflexionen, namentlich von den Sympathien für Oesterreich im italienischen Kriege gegen Napoleon III., zu der Ungerechtigkeit gegen die Italiener verleiten, sie im höchsten Grade eifersüchtig auf ihre lokalen Traditionen, vom schroffsten Particular- und Stammhaß erfüllt und zerspalten, zu gleicher Zeit an Bildung und Moral so verkommen zu nennen, daß sie weder der Volksfreiheit, noch der Nationaleinheit für jetzt würdig und fähig seien: „Dieser Mangel an Charakterbildung, Moral und Opferfähigkeit für gemeinsame Nationalinteressen, diese Uneinigkeit und leidenschaftliche Eifersucht unter den verschiedenen Theilen Italiens selbst . . ., jene Entsittlichung und Feigheit, welche es nicht wagt, dem Feinde auf offenem Kampfplatz standzuhalten" u. s. w.

Der Verfasser mag die Kämpfe betrachten, welche die lombardischen Städte gegen die deutschen Kaiser geführt, er mag die Art und Weise betrachten, wie jetzt die Italiener sich vereint, gekämpft und Opfer gebracht haben, und er wird dann kaum mehr von Feigheit, von Mangel an Opferfähigkeit, von Stammhaß und lokaler Eifersucht reden können. Ebenso wie mit den Italienern macht er es hier mit den hohenstaufischen Kaisern; weil sie allerdings viel Aufmerksamkeit auf Italien gelenkt, dort oft verweilten, lange sich aufhielten, für die innere Wohlfahrt des Reichs nicht so viel thaten als Karl der Große, deshalb ist ihnen noch nicht der Lorber vom Haupte zu reißen, sind sie noch nicht unter jenen Herrscher zu stellen. Die gewaltigen Gedanken, die sie nach Italien trieben, waren keine Grille, es waren die Ideen einer germanischen Weltmonarchie, die alle Herrlichkeit der römischen Welt in sich aufnehmen sollte; und meint der Verfasser, die glänzende Stellung, die jene Männer in Italien eingenommen und angestrebt, hätten Deutschland nicht genutzt, hätten dem deutschen Namen nicht überall Ehre gemacht? Vergißt er, welche Blüte der deutschen Poesie an die Herrschaft der Hohenstaufen sich anschloß? Und das war doch gewiß ein Fac-

ter und ein mächtigerer als Handelserleichterungen und einige Verbesserungen im Zollwesen, ein einheitliches Gesammtbewußtsein der Nation zu wecken! Sind jene großen Kämpfe gegen die römische Hierarchie etwa nichts? War es nicht ein großer Act kaiserlicher Emancipation von päpstlicher Oberherrlichkeit, die Auslegung des Kaiserrechts auf den roncalischen Feldern, die Friedrich Barbarossa veranstaltet? Und was wäre aus Deutschland geworden, wenn einem so gewaltigen Hierarchen, wie Innocenz III., kein Friedrich II. entgegengestanden hätte? Dies Geschlecht, das die Sektirer von Schwäbisch-Hall allein des Gebets für würdig hielten, Friedrich II., der im Volke, nachdem er gestorben, fortlebte, von dessen einstiger Auferstehung, Deutschland vom Pfaffenjoche und von Rom zu befreien, die Sage erzählt; diese gewaltigen Männer will der Verfasser nicht segensreich für Deutschland nennen und dafür einen herrschsüchtigen Mann, wie Heinrich den Löwen, für befähigt halten, an ihrer Stelle mehr Gutes für Deutschland gethan zu haben? Wir können darin nur den Einfluß einer bestimmten Tendenz sehen, die der Verfasser bei seiner Arbeit hat und die ihn gegen die, welche unmittelbar nicht darein zu passen scheinen, ungerecht macht.

Ein zweiter Abschnitt behandelt die Zeit von dem Untergange der Hohenstaufen bis zum Baseler Concil. Er schildert die Erhebung der Fürstenmacht dem Kaiser gegenüber, durch Erblichkeit der Lehen, durch Aufkommen der Kurwürde; eine Macht, die in der Zeit der Hohenstaufen besonders sich bildete, auf den Reichstagen sich bethätigte und den Kaiser nur zum Präsidenten der territorialen Fürstenversammlungen machte, unter deren Gerichtsbarkeit er stand. Auf der andern Seite entwickelt sich das Bürgerthum mächtig durch Hebung des Städtewesens, durch Freiheit der Arbeit. Heinrich I. hatte den Grund dazu gelegt, durch Errichtung fester Plätze, in die von den Landarbeitern je der zehnte Mann sich niederlassen und von den andern erhalten werden mußte; sie waren unter Heinrich IV. schon so mächtig, um ein Heer gegen seine Feinde zu Stande zu bringen, erhielten dafür wichtige Rechte; durch die Kostbarkeiten, die sie auf Handelswegen dem Adel verschafften, bekamen sie Kapital. Das Raubritterthum trat dem Verkehr oft störend in den Weg und der Anschluß an den Kaiser gegen die Fürsten von seiten der Städte war diesen Grund, sie noch mehr zu hassen und zu beeinträchtigen. Konrad IV., der Sohn Friedrich's II., war nach Italien gezogen und dort 1254 gestorben. Mit Unrecht sagt der Verfasser, er hätte Deutschland im Stich gelassen und sich und seine Nachkommenschaft damit gewissermaßen von Deutschland losgesagt. Deutschland dachte nicht so, was die Liebe, mit der es an Konradin hing, genugsam darthut. Das Interregnum gab den kleinen Souveränen Gelegenheit, ihr Wesen zu treiben. Die Städtebündnisse erheben sich dagegen: 1254 das rheinische, nach Muster des lombardischen, doch brach es sich selbst durch Aufnahme der Fürsten die Spitze ab und mußte ihnen die Gewalt überlassen. Der Bund zerriß bald, er hatte nie höhere nationale Zwecke gehabt, als sich selbst den Fürsten gegenüber zu schützen. Rudolf von Habsburg stellte die gestörte Ordnung einigermaßen wieder her, doch vermehrte er durch Zugeständnisse die Stärke der Fürsten, und arbeitete, wie alle seine Nachfolger, für die Gründung seiner Hausmacht. Sein Hauptverdienst um die nationale Sache war der Gebrauch der deutschen Sprache auf Reichstagen, in Reichsabschieden. Auf ihn folgte Adolf von Nassau, dann Albrecht I., unter dem die schweizer Eidgenossenschaft sich losriß: der erste Act selbständigen Handelns der Völker gegenüber den Fürsten. Es werden dann Blicke auf den Hansabund, die Eroberungen der Deutschherren in Preußen geworfen, und sehr richtig der Vorschub, der durch beide der Kräftigung des Nationalsinns und Nationalstolzes geleistet wurde, hervorgehoben. Neue Bewegungen beginnen in den Städten, die untern Klassen erhoben sich gegen die Patricier. Die kleinen Fürsten schädigen die Städte auf alle Weise, so Eberhard der Greiner, wegen dessen Verherrlichung in seinem schönen Gedichte Uhland vom Verfasser die Weisung erhält, besser die deutsche Geschichte zu studiren (!).

Kaiser Karl IV. ist so klug, den Städten zu helfen, wenigstens anfangs; denn gefährlich erhoben sich Ritterbündnisse, gleich den Städtebünden. Unkluge Politik schwächt die Macht der Städte. Doch erhalten sie im Kriege durch die Erfindung des Schießpulvers eine gewisse Ausgleichung gegenüber den besser bewaffneten Rittern. Mit einer bessern Vertretung derselben auf den Reichstagen hätte der Kaiser in ihnen sich eine Macht gegen die Fürsten erschaffen können; doch dazu war die Zeit noch nicht reif; der Stammesparticularismus war noch mächtig und hinderte eine centrale Vereinigung. Die Städte fanden keine Verbündeten und waren noch zu schwach, sich selbst zur Geltung zu bringen. Der Schwäbische Städtebund wird in der Schlacht bei Döffingen geschwächt, das ständische Element siegte über das kaiserliche. Furchtbarste Zwistigkeiten zerrissen das Land. Kaiser Heinrich VII. war zu schwach, ihnen zu steuern, Ludwig der Baier, der von dem Papste lange im Bann gehalten wurde, dem römischen Stuhle nicht energisch begegnete, dem Phantome der römischen Weltherrschaft noch immer nachjagend, in Mailand sich krönen ließ, und den Papst, doch nur auf kurze Zeit, absetzte, ward durch die Städte wiederum gestützt. Er demüthigte sich später unwürdig Rom gegenüber, und ließ sich die entehrendsten Bedingungen gefallen, die die Kurfürsten durch den Verein von Rhense paralysirten.

Karl IV. wendet sich nur der Gründung seiner Hausmacht zu und bestätigt, unbekümmert um das Wohl des Reichs, in der Goldenen Bulle von 1356 die Sonderrechte der Fürsten, sowie das Wahlrecht der Kurfürsten; dadurch ward, wie der Verfasser richtig zeigt, das deutsche Reichsganze schon damals in seinen Fundamenten zerstört. Der Sondergeist nahm überhand. Die Hansa, auf dem Gipfel ihrer Macht, sonderte sich vom Kaiser ab, sie mistraute ihm und mit Recht, sie that durch ihren Verkehr, ihre Betriebsamkeit das Ihre, dem deutschen Namen Anerken-

nung zu schaffen; doch ein Nationalgeist, ein Bewußtsein von der Bedeutung der vaterländischen Interessen fehlte auch ihr. Wenzel, Karl's Nachfolger, schadete durch sein Wesen dem Kaiserthume noch mehr, auch Ruprecht von der Pfalz vermochte nichts gegen die ständischen und städtischen Forderungen.

Unter Sigismund beginnen die religiösen Reformgedanken: die Kirche war verweltlicht, Huß und Hieronymus von Prag erhoben sich, entzündet durch Wicliffe; das Konstanzer Concil stellte den Grundsatz von der Autorität des Concils über den Papst auf; die Hoffnungen für Kirchenverbesserungen waren zwar nicht erfüllt, aber das Zusammentreten des Concils war schon bedeutungsvoll genug. Die Hussitenkriege brausen durch Deutschland, eine Conjunctur hätte 1437 die deutsche Krone fast an das Haus Hohenzollern gebracht, doch verblieb sie den Habsburgern und von nun an für immer. Ein neuer Factor, die Türkenkriege, das Reich im Osten bedrohend, nimmt des Kaisers Thätigkeit daselbst in Anspruch und die Fürsten arbeiten um so glücklicher an Verfestigung ihrer territorialen Macht; von ihnen war nichts für die allgemeine Sache zu hoffen, dem Volke war es allein vorbehalten.

Im folgenden Abschnitt, bis zum Westfälischen Frieden sich erstreckend, wird der Einfluß der humanistischen Studien auf die Bildung der Nation, in deren Gefolge aber auch das Römische Recht in Deutschland eindrang, das deutsche verdrängte, und so ein Stück der nationalen Eigenthümlichkeit hinwegriß, erwähnt. Mit Recht wählt der Verfasser zur Schilderung der Zeit Aeneas Sylvius' bedeutsame Schrift „Ueber die Sitten der Deutschen“, kommt auf die Veränderung der Lehnsheere in Soldheere, die Errichtung des Reichskammergerichts und Reichshofraths zu sprechen, gegenüber denen die Reichsversammlungen, trotzdem sie häufiger wurden, ihre Stellung verloren; sodann geht er auf die degradirten Zustände der Kirche über, die ein Concil erheischten. Die ohnmächtige Stellung Friedrich's III. in den Bewegungen seiner Zeit wird dargelegt, und mit Recht Heimburg's Erwähnung gethan, der die Reformgedanken des kirchlichen Lebens mit dem Patriotismus, den bürgerlichen und nationalen Interessen so glücklich vereinte. Die Neutralität der deutschen Kirche, das Uebergewicht der Kurfürsten, die einen Verein gegen die neu hereindringenden päpstlichen Anmaßungen gebildet, welche der Kaiser seinerseits begünstigte; die List, die sie endlich sprengte, trotz des Concils dem Papste Obedienz verschaffte; die Unordnungen im Reiche, die endlich Maximilian's I. Landfriede zu Ende brachte; die verschiedenen Corporationen, die sich bildeten vom Schwäbischen Bunde bis zum elsasser Bundschuh; die Einrichtung des Reichsregiments, von den Kurfürsten, Fürsten und Grafen gebildet, das, oft mit dem Kaiser in Zwiespalt, für die Centralgewalt höchst ungünstig war; der Verfall der Hansa, besonders durch den Sturz Wullenweber's: alles wird kurz und ineinandergreifend erzählt, das Negative und Positive in den nationalen Bestrebungen darin aufgezeigt. Die kleinfürstliche Politik hatte im Verein mit Rom den Sieg davongetragen. Doch da es seinen Sieg misbraucht, anstatt an Reformen zu denken, die faulen Schäden weiter fressen läßt, so muß von da aus eine mächtige Gegenwirkung erfolgen. Luther's Reformation, zuerst zwar eine Bewegung auf religiösem Gebiete, tief innerlichst aber eine Erhebung des nationalen und des eigentlichen Volksgeistes gegen Rom, tritt ein. Eine ausführliche Schilderung der Zustände folgt, ohne im wesentlichen Neues zu bieten. Aber richtig wird hervorgehoben, was Luther, so durch seine Schriften, besonders die Bibelübersetzung, die durch ein gemeinsames Nationalschriftdenkmal ein gemeinsames Band um das ganze Land legte, für die deutsche Sache gethan, sowol in der Opposition gegen Rom wie gegen das Schwarmgeisterthum, was er ihr geschadet, in der Verachtung aller politischen Verhältnisse, im Fordern einer unbedingten Unterordnung unter die Obrigkeit u. s. w. Wie die Reformation auf dem Augsburger Religionsfrieden sanctionirt, durch die Inquisition, besonders in den Niederlanden, durch den Jesuitismus, der sich überall in Deutschland einschleicht und die Kaiser zur Bekämpfung der neuen Richtung zu bestimmen weiß, wieder angegriffen wird, bildet den Fortgang der Erzählung; der Dreißigjährige Krieg läßt beide Religionen einen Kampf voll höchster Erbitterung durchfechten. Der Kaiser ruft spanische Truppen zur Hülfe, er gibt das Signal zur außerdeutschen Intervention; die Deutschen wenden sich an Gustav Adolf von Schweden, der hauptsächlich durch die französische Politik, die mit dem habsburgischen Hause von jeher rivalisirt hatte, getragen wurde. Er gab der Sache der Protestanten eine günstige Wendung. Doch sieht der Verfasser mit Recht in dieser Intervention fremder Mächte ein Unglück, das durch viele Siege nicht aufgewogen werden konnte, das ein Beispiel war, welches in der Folgezeit nur allzu oft nachgeahmt worden ist, eine Quelle vieler Verluste, tiefster Erniedrigung für das Vaterland. Gustav Adolf stirbt. Der Verfasser deutet auf den geheimen Gedanken, denselben zum deutschen Kaiser zu machen, durch eine Verbindung mit dem Hause Brandenburg, die es bezweckt, eine protestantische Macht in Deutschland zur Herrschaft zu bringen. Nach seinem Tode macht sich die fürstliche Sonderpolitik wieder geltend; mit Unrecht und ohne Beweise werden auch Bernhard von Weimar, dem edeln Feldherrn Gustav Adolf's, solche Gedanken zugeschrieben. Der Krieg wird bis zum völligen Ruin Deutschlands geführt. Der Westfälische Frieden opfert vieles Land den Franzosen und Schweden; ausgemacht wurde die Parität der Confessionen; auf den Reichsversammlungen erhielten die Reichsstädte entscheidende Stimmen, die Fürsten in ihren Landen territoriale Oberhoheit; sie waren die einzigen, die bei diesem blutigen Kriege gewannen.

Der letzte Abschnitt bis auf unsere Zeit ist dem Verfasser am besten gelungen, sein Grundgedanke tritt hier am klarsten hervor, man fühlt: in ihm ist er am meisten zu Hause.

Er führt den Nachweis, daß das germanische Element urkräftig sein müsse, um trotz der Stürme des Dreißigjährigen Kriegs, trotz der tödlichen Erschöpfung, die ihm

folgte und alles Leben fast brach, trotz des Eindringens französischer Bureaukratie, französischer Sitten und Depravation nicht untergegangen zu sein. Frankreich war mit Schweden Garant des Westfälischen Friedens, es benutzte dies, in Deutschland sich einzumischen, seinen Absolutismus, sein Präfectenwesen einzuführen; der Adel, anstatt Schützer der nationalen Interessen zu sein, war corrumpirt und suchte nur französisches Wesen nachzuahmen, die Jesuiten suchten jedes Aufflammen geistigen Lebens sofort zu verlöschen und selbst die evangelische Kirche vermochte nicht vortheilhaft zu wirken. Die Unabhängigkeit der Bürger hörte mehr und mehr auf, der Adel hielt sich immer zu den Fürsten, an deren Höfen er lebte; jede Opposition wurde durch Gewalt unterdrückt. Frankreich wird unter Ludwig XIV. Deutschland über die maßen gefährlich: Erzherzog Leopold schließt ein Schutz- und Trutzbündniß, den ersten Rheinbund mit ihm ab und verräth so gewissermaßen das Reich. Es folgen die schmachvollen Reunionskammern, die Verwüstung der Pfalz, die Deutschland unthätig mit ansah. Aus der tiefsten Erniedrigung rettet — Preußen durch die Freiheit, die es der Presse gab. Ein Schriftthum entwickelt sich, in welchem der nationale Geist sich zusammenfand und begrüßte, und in der Sturm- und Drangperiode die Abschüttelung des Franzosenthums vorbereitete. Leibniz drang damals schon auf Reorganisation der Reichsverfassung. Das nationale Element, das Preußen vertrat, gewinnt Kraft in der Persönlichkeit Friedrich's II., der, obschon für französische Literatur begeistert, ein Volksheld wurde, um den sich die deutschen Sympathien scharten, der in großen Kriegsthaten die deutsche Waffenehre wiederherstellte, in seinen Staaten Preßfreiheit, geordnete Justiz und Verwaltungswesen einführte. Ihm eifert Joseph II. mit gleichen Reformplanen in Oesterreich nach, doch wollte er erreichen, wozu die Zeit nicht reif war, und seine Plane scheiterten. In beiden Fürsten treten die Großmächte Preußen und Oesterreich scharf einander gegenüber und absorbiren in sich die ganzen deutschen Sympathien. Die Französische Revolution fängt an zu wüthen: die idealen Gedanken derselben zünden auch in Deutschland; die Intervention der Großmächte in Frankreich zu Gunsten der königlichen Familie ist sehr unglücklich, weil sie energielos betrieben wird. Preußen von Friedrich Wilhelm II. geleitet, trat sogar zurück. Napoleon's Siege folgen, der Lüneviller Friede opfert das linke Rheinufer und sucht sich durch Mediatisirungen schadlos zu halten. Napoleon erniedrigt Deutschlands Fürsten aufs äußerste, besonders durch die Säcularisationen, wo dieselben ihn fußfällig um Erhaltung ihres Besitzes baten. Oesterreich wird gänzlich geworfen. Im Frieden von Presburg erkannte es Napoleon als König von Italien an und trat an Land an ihn ab, was er haben wollte. Preußen, durch Haugwitz vertreten, hatte bisher sich neutral gehalten, es sollte nach Verträgen mit Rußland ein energisches Ultimatum an Napoleon richten, statt dessen cedirte es gleich die Landestheile, die jener forderte. Der Rheinbund kam zu Stande, das Deutsche Reich war aufgelöst. Preußen, das sich endlich zum Kampfe entschließt, wird bei Jena und Auerstädt geschlagen und tief gedemüthigt. Was die Cabinete verdarben, macht der Volksgeist wieder gut. Das deutsche Volk, durch so viele Leiden gereizt, fängt an selbständig sich zu regen; trotz der französischen Corruption war seine Natur nicht untergegangen. Es folgt die Besiegung Napoleon's bei Aspern, die Heldenthat Schill's. Napoleon schließt den Wiener Frieden und geht nach Rußland. Der Einfluß des Freiherrn vom Stein, eines echt deutschen Mannes, macht sich geltend, den der Verfasser recht glücklich zu schildern versteht und besonders richtig hervorhebt, wie Stein das Volksbewußtsein zu heben versucht, eine Volksvertretung befürwortet, den Bauernstand von allzu großer Last befreit, den Adel zu reformiren gestrebt. Ihm zur Seite stehen in militärischer Hinsicht Scharnhorst und Gneisenau, in geistiger Beziehung der Tugendbund und Fichte mit seinen „Reden an die deutsche Nation". Der Verfasser verweilt dann bei Stein's Einheitsbestrebungen, seinen Planen zu einer einheitlichen Monarchie, entweder durch eine Theilung Deutschlands in Oesterreich und Preußen, oder durch einen Staatenbund mit Mediatisirung der kleinen Fürsten, was damals noch nicht verstanden wurde. Napoleon muß Rußland verlassen, York vereinigt sich mit dem russischen Heere, der Aufruf des Königs von Preußen an sein Volk ruft die Freiwilligen unter die Waffen; die Freiheitskämpfer werfen Napoleon für immer aus Deutschland. Doch was war das Ende all der Anstrengungen? Die Diplomaten wußten alles zu vereiteln, die einheitliche Centralgewalt wurde nicht hergestellt, ebenso wenig fielen das Elsaß und Lothringen an Deutschland zurück. Metternich's Politik führte vielmehr ein Polizeisystem ein, das alle Bewegung niederhalten sollte, ein Institut, an dem Deutschland jetzt noch krankt und das sich als conservative Politik darzustellen sucht. Eine sehr richtige Auseinandersetzung über das, was man in der That conservative Politik zu nennen berechtigt sei, folgt, wo besonders die historische Entwickelung als darin zu berücksichtigen betont wird. Aus dem Tacitus wird nachgewiesen, wie die Macht der Könige von jeher beschränkt gewesen, durch den Willen der Fürsten und vor allem des Volks sich habe bestimmen lassen müssen.

Die Volksversammlung, ein uraltes, nationales Institut, mußte erneuert, mußte weiter entwickelt werden; man ließ sie verfaulen, und die Fürsten vernichteten die centrale Reichsgewalt, vereinigten Legislative und Executive in einer Hand. Der einzige Vortheil, den die neue Staatenbildung gebracht, war, daß die 300 Territorien Deutschlands in 38 zusammengeschlagen wurden, der Stammesparticularismus in einem gewissen Grade aufgehoben wurde; dennoch war eine Gesammtvereinigung nicht möglich, weil das Volk noch nicht dazu vorbereitet war und die Rheinbundstaaten Baiern und Würtemberg ein solches Uebergewicht einer der Großmächte nicht gönnten. So blieb man beim Deutschen Bunde stehen; die territoriale Politik der Fürsten ließ ein Kaiserthum nicht zu, das Hardenberg und Humboldt in Wien für Preu-

ßen sogar abschlugen. Stein wollte nur die deutschen Provinzen der österreichischen und preußischen Monarchie in den Bund aufgenommen wissen. Vor allem drang er auf die Volksvertretung beim Bunde, dagegen Metternich dieselbe ausschloß; dieser siegt und er erringt dazu noch für den Bund das ausschließliche Präsidium Oesterreichs. Doch die Rheinbundstaaten wollten selbst den Bund nicht anerkennen, er war ihnen Beschränkung ihrer Souveränetätsrechte. Selbst Rußland sprach damals der deutschen Freiheit das Wort. Das Interesse für Wiederherstellung der bourbonischen Dynastie, das besonders die von Talleyrand geleitete kaiserliche Politik an den Tag legte, vereitelte die Rückgabe von Lothringen und dem Elsaß.

Die Reaction schritt vorwärts; die Heilige Allianz ward eine Garantie des Absolutismus, die Versprechungen, die Oesterreich und Preußen betreffs der Landesvertretung gaben, wurden nicht gehalten. Die Tendenzen des Geheimraths Schmalz fanden bei den Regierungen Anklang, die Landesvertretung ward verketzert, auf dem Karlsbader Congreß die Preßfreiheit abgeschafft, die Censur wieder eingeführt. Das Wartburgfest, die Burschenschaften, die unselige That Sand's wurde zur Unterdrückung aller geistigen Bestrebungen als Vorwand benutzt, die Regierung kam in die Hände der Diplomaten vom Metternich'schen Kaliber; tiefes Mistrauen gegen dieselbe schlich sich ein im Volke. Die Hoffnungen im Politischen etwas zu erreichen, schwanden mehr und mehr. Man wandte sich auf die geistige Arbeit, auf Wissenschaft und Kunst, und hierin erstarkte der Nationalgeist auch für die politische Sphäre. Mit Wärme und Hingebung schildert dies der Verfasser. Erfindungen, Handel, Industrie drängen sich zusammen, mit neuem Aufschwunge der Wissenschaft und Kunst, während Telegraphen und Eisenbahnen die Stammestrennungen mehr und mehr vernichteten; historische Studien, Herausgabe alter deutscher Schriftdenkmale zur Hebung des Nationalgefühls, des nationalen Bewußtseins wirkten. Vereinigungen der deutschen Stämme fanden statt, und mit bisweilen zu großem Ungestüm drängte man danach, dem deutschen Gedanken Ausdruck zu geben, der deutschen Sache ihre Stellung einzuräumen, unter dieser oder jener Form, sei es Kaiserthum, sei es Staatenbund; vor allem verlangte man Vertretung des Volks.

Der Einheitstrieb regte sich weiter und weiter; religiöse Toleranz vernichtet die Grenzen confessioneller Spaltung; wissenschaftliche Congresse, so der Oken'sche, der den Zweck hatte, in der Wissenschaft einen nationalen Vereinigungspunkt zu bieten, fanden statt. Vielfach ward er nachgeahmt. Ebenso wird die Kunst Mittelpunkt mancher Gesellschaften und Vereine, wie das Turnen und anderes mehr. Wichtiger jedoch war der von Preußen ausgehende Gedanke des Zollvereins, der die Hemmung des Handels und des industriellen Verkehrs, den die Zerspaltungen der Zollgebiete erzeugten, wenigstens für einen Theil des Landes aufhob.

Der politische Sinn spannte sich kräftiger an, aber man glaubte in einer gewissen Unselbständigkeit das französische Wesen als Paradigma der deutschen Bestrebungen annehmen zu müssen, ohne zu bedenken, daß jedes Volk seine Art hat, und derselben gemäß auch sein staatliches Leben bilden muß; diese Richtung wurde bald von gesundern, nationalen Elementen verdrängt, doch fehlte noch die rechte Einheit. Die Constitutionellen thaten nichts dafür, die Republikaner, verworrene Fanatiker oder gewöhnliche Communisten nach französischen Mustern gebildet, hatten kein Zutrauen im Volke.

In Preußen ward mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. das Verlangen nach Volksvertretung, das schon 1815 versprochen worden, wieder mächtig und 1847 der Vereinigte Landtag berufen. Im Hinblick auf Preußen gewann man wieder ein einheitlich nationales Streben. Oesterreich wurde seit der Herrschaft des Metternich'schen Systems ganz aufgegeben. Die schleswig-holsteinische Frage gab den vaterländischen Gedanken neuen Aufschwung. Störend trat die französische Februarrevolution von 1848 ein. Meisterhaft bewährte sich das Volk durch Ruhe und Ordnung, nachdem der erste Sturm, der auch in Deutschland durch die Märztage erregt worden, vorüber war. Man verlangte Volksvertretung, Abschaffung dessen, was man der deutschen Nation aufgejocht, das Verlangen war mächtig, durch keine Ungerechtigkeit getrübt.

Die Nationalversammlung kam zusammen, mit großen Hoffnungen begrüßt, die alle zu Wasser wurden, wegen Unfähigkeit ihrer Führer, braver gelehrter Männer, aber ohne politische Praxis. Lange arbeitete man an den Grundrechten und ließ das Feuer verrauchen, ehe man an die neue Reichsverfassung, deren man doch vor allem bedurfte, gedacht. Zugleich abgehaltene Landtage raubten der Versammlung jedes Ansehen, bewiesen, wie wenig sie von den territorialen Fürsten anerkannt wurde. Die Reaction wurde mächtig, die rothen Republikaner schüchterten die Gemäßigten ein mit communistischen Gedanken und dadurch aufgewiegeltes Gesindel. Principienreiterei und Pedantismus war die Klippe, an der diese Arbeit scheiterte. Die Constitutionellen (Gothaer) benahmen sich so unpolitisch, so doctrinär als möglich und lähmten so ihre Wirksamkeit, von der allein noch etwas zu hoffen war, und da die republikanische Fraction nicht praktischer war, so gewann die österreichische Partei dabei am meisten.

Unter diesen traurigen politischen Zuständen, die sich weiterhin möglicherweise noch trostloser gestalteten, deren Entwickelung wir aber hier nicht weiter verfolgen wollen, thaten sich doch, nach des Verfassers Darstellung, neue Elemente des innern Lebens auf, namentlich in Industrie, in Volkswirthschaft, die die Regierungen gern sahen und sie für unschädlich hielten. Die arbeitenden Klassen hoben sich in Preußen wie in Oesterreich, welches letztere durch sein Concordat allen Aufschwung in geistiger und politischer Hinsicht wieder lähmte. Einzig in handelspolitischer Beziehung that es etwas Nützliches durch Aufgeben des Prohibitivsystems. Die nationalen Sympathien erstarkten wieder, Oesterreich hatte sie für sich im orientalischen Kriege, trotz alles Dazwischenliegenden. Ein neuer Beweis wie der politische Gedanke mächtig ist im Volke,

und wie es gar wohl die Gefahr kennt, die ihm im Westen und Osten droht. Ein gewisses geistiges Zusammenleben mit dem germanischen England war der nationalen Entwickelung nicht minder günstig, das volkswirthschaftliche Interesse war beiden gemeinsam, Vereine dafür eröffnen sich, wie überhaupt ein Associations- und Gesellschaftswesen, um so größere Zwecke erreichen zu können, wie in dem regsamen Insellande, in Deutschland mehr und mehr aufkommt, obschon der Verfasser damit nicht recht hat, daß er meint, der kleine Arbeiter gewänne dadurch; er wird vielmehr in seiner Selbständigkeit ruinirt und unnütz gemacht. Dennoch sind diese Vereinigungen erfreuliche Zeichen, Vorbilder größerer politischer Vereinigungen, um so zu erreichen, was vereinzelt nicht geleistet wird: Deutschland wieder groß und einflußreich zu machen.

Eine Schlußbetrachtung: „Vergangenheit und Zukunft" überschrieben, hat für uns weniger Anerkennenswerthes gebracht. Eine Charakteristik Napoleon's III. hat zwar manches Interessante und zum Theil Richtige; die Bemerkung, daß er der Schlange gleiche, die ruhig dem Anscheine nach, ihrem Opfer schmeichle, dann blitzschnell auf dasselbe sich stürze, es zu vernichten, seine Feinde einlulle, zu täuschen suche, Lüge und Betrug zur Erreichung seiner Zwecke nicht scheue, ist gewiß bezeichnend genug, ebenso was über die Principlosigkeit, über den Fatalismus, über das Nachahmen seines Onkels gesagt ist. Aber wenn der Verfasser das Kriegsgeschrei der kleinen deutschen Staaten im letzten italienischen Kriege, das unbedingten Anschluß an Oesterreich, allgemeine Bewaffnung gegen den französischen Kaiser forderte, für ein Zeichen nationalen Brudersinns auffaßt, so steht er sicherlich falsch.

Als Haupterforderniß steht für das Vaterland da ein einheitlicher Brennpunkt, Vertretung des Volks, die ein heiliges historisches Recht für sich hat, so alt als die deutsche Geschichte. Der Versammlung der Nation soll von den territorialen Souveränen Achtung erwiesen, kein Landtag zu gleicher Zeit gehalten werden, um ihr Ansehen nicht zu untergraben, ihre Arbeit nicht zu vernichten. In der richtigen Theilung der Gewalt zwischen König und Volk wird sich das Staatswesen am gesundesten entwickeln. Die Reichsversammlung theile sich in ein Oberhaus, von den mediatisirten Fürsten, der Ritterschaft, den ständischen Vertretern der Universitäten, des Handels, der Gewerbe gebildet; ein Volkshaus, aus der allgemeinen Wahl der Nation hervorgegangen; die Bundesversammlung kann dabei fortbestehen und selbst ein absolutes Veto braucht ihr nicht versagt zu werden. Oesterreich soll die Politik Deutschlands nach außen, Preußen die innern nationalen Angelegenheiten vertreten. Die Nationalversammlung hat in den Fragen über Krieg und Frieden, allgemeine Reichssteuern ihre Stimme, ebenso legislative Kraft, in Bezug auf Einführung eines Civil- und Criminalgesetzbuchs, eines Handels- und Seerechts, gemeinsamen Münz-, Maß- und Gewichtwesens. Ein Bundesgericht soll die Zwiste der einzelnen Staaten unter sich und mit ihren Unterthanen entscheiden. Bis zur Einführung dieser Verfassung solle man eine Einheit in periodischen Congressen aller deutschen Landtage versuchen.

Zuletzt folgen noch einige Résumés unter dem Titel „Resultate". Aus den Prämissen eines gesunden Staatslebens entwickelt Wirth, daß Deutschland dieselben vollkommen erfülle. Die particularistische Selbständigkeit der Stämme und Einzelstaaten hat ihre Berechtigung, doch sollen sie dieselbe zum Theil opfern um einer höher berechtigten Einheit willen, die Volksvertretung hat darin ideale wie historische Rechte und die Reichseinheit wurde untergraben, als die Fürsten dem Kaiser die Executive mehr und mehr entrissen und die legislativen Befugnisse der Reichsversammlung sich anmaßten, was antinational, ungeschichtlich war; auf Wiederherstellung derselben durch nationale Volksvertretung muß deshalb vor allem hingearbeitet werden.

Damit schließt das Buch und entschieden mit einem richtigen, gewichtvollen Gedanken. In dem Betonen und Erfassen dieser nationalen Ideen liegt der Schwerpunkt des Werks, das, wenn es auch, wie gesagt, gerade nichts Neues bringt und nicht zu dem Tiefen und Bedeutungsvollen gehört, doch viel entschieden Beherzigenswerthes und Lehrreiches bietet, und uns durch sein Erscheinen immer erfreuen muß und interessiren wird, besonders in der jetzigen, für die deutschen Angelegenheiten so gewichtigen und inhaltschweren Zeit. So wird das Gebotene jedem zu empfehlen, jedem willkommen sein, der für die obschwebenden Fragen das Interesse hat, das man bei jedem Deutschen voraussetzen sollte. 44.

Aus dem Westen Amerikas.

An der Indianergrenze. Von Armand. Vier Bände. Hannover, Rümpler. 1859. 8. 6 Thlr.

Es ist immer derselbe Stoff, welchen Armand in seinen verschiedenen Büchern bearbeitet, der Kampf und der Sieg der Cultur nämlich über das Besitzrecht der Uncultur, in welchem diese nach Schicksalsspruch unterliegt; allein wie mannichfaltig, wie lebensvoll und wie gestaltenreich weiß er diesen Stoff uns vorzuführen! Indem er die drei Hauptstadien dieses menschheitlichen Kampfes festhält, ist es einmal die rohe physische Kraft des Pionniers der Civilisation gegen Bär und Büffel des Urwaldes oder gegen die Wildheit des Lepans und des Comanchen, des Besitzers dieser Wüste, gegen den Brand des Urwaldes und der Prairie, die er uns malt; dort ist es in zweiter Linie der Kampf, den er zur Gründung und zur Vertheidigung seiner neuen Ansiedelung gegen den geordneten Angriff verbündeter Feinde besteht, bei welchem ihm ein Menschenleben immer noch nicht mehr gilt, als das des Tigers und des Bären, und endlich ist es der Kampf, den er mit seinen eigenen Brüdern und Genossen um die ersten Anfänge von Recht und Gesetz zu bestehen hat, die sich aus der Verwilderung emporzuringen streben, um zu einem neuen Staatsbau den Grund zu legen. Diese dritte Periode, dieser schlimmste aller Kämpfe ist es, bei welcher der Verfasser hier, organisch fortschreitend, ange-

kommen ist und dies ist der Stoff dieser neuen, in ihrer Art wieder so lehrreichen und trefflichen Arbeit, welcher Armand vier Bände voll Unterhaltung widmet.

Im Gange der Ideen schließt sich dies Werk zuvörderst vollkommen genetisch und organisch seinem Vorgänger „Bis in die Wildniß" an, indem es aus dem zweiten in das dritte Stadium des Ansiedlerlebens überführt. Das Blockhaus ist wohlbefestigt, mit allem Nothwendigen, ja selbst mit einem Anfang von Comfort versehen, die Ernten sind gesichert und der Ansiedler genießt allgemach die Früchte seiner Mühen und Arbeiten. In meilenweiten Entfernungen haben sich Nachbarn angesiedelt, die er noch nicht kennt, Anfänge von Städten sind gegründet, wie ihm das Gerücht meldet, die Countyverfassung, Gerichtsbehörden sind hergestellt, mit welchen er trotz seiner Flucht aus der Civilisation fortan wieder zu thun haben soll. Es ist ein neuer Wendepunkt in seinem Dasein eingetreten, allein noch ist es die Gewalt, welche in demselben herrscht, wenn sie auch anfängt sich in die Formen des Rechts zu kleiden, wie sie der Frontiermann begreift. Ist dies nicht die Geschichte der gesammten menschlichen Entwickelung im Großen wie im Kleinen? Und für den Denker, wie viel ist hier zu lernen?

So eröffnet die Scene denn mit einem romantischen Liebesverhältniß Farnwald's, des Ansiedlers, mit der Tochter eines Häuptlings der Comanchen, gleichsam der letzte Schritt aus dem Urzustande in das neue Stadium der Gesittung. Mit dem Tode der Geliebten, die der Pfeilschuß der Eifersucht in seinen Armen tödtet, tritt der tiefgebeugte Farnwald in geordnetere Lebensverhältnisse ein. Er sucht Trost bei seinen Nachbarn in tageweiten Entfernungen: es ist ein natürlicher Zug des gebeugten Menschenherzens. Seine Begleiter, Roß und Hund, kennen wir schon. So lernt er die Familie Blanchard kennen, aus der er ein reizendes Wesen, die Quadrone Milly, in sein Haus nimmt. Nichts Reizvolleres ist zu finden, als dies schöne, sanfte Naturkind, das Farnwald tiefinnig, aber mit völlig hoffnungsloser Liebe liebt — denn sie ist ja eine Quadrone! Eine Reihe rührender Scenen zeigt uns das Verhältniß der Sklaven zu ihren Herren, doch in einem ganz andern Lichte, als man gewöhnlich annimmt. Folgendes Bild wird manchen unserer Leser überraschen:

Wer Tags zuvor diese Geschöpfe als Feldneger und Haussklaven, halb nackt, in zerlumpter Kleidung bei der Arbeit gesehen hatte, würde nimmermehr geglaubt haben, daß die von allen Seiten heranziehenden schwarzen Herren und Damen dieselben Personen sein könnten, welche nun auf den blank geputzten Pferden und Maulthieren ihrer Herrschaften, sauber gekleidet, die Frauen in auffallendem Putz, ringsher herbeiströmten. Die jungen Männer trugen meist einen schwarzen Frack, blendend weiße Beinkleider, Westen von den buntesten Farben, hohe Vatermörder, runden schwarzen Hut, und mancher hatte sogar weiße Handschuhe über die ungeheuern schwarzen Hände gezogen. Die fettig schwarzen Gesichter der Mädchen mit den platten Nasen und kolossalen Lippen, weißen Zähnen und funkelnden Augen glänzten höchst komisch unter einem mit Federn, Blumen und Bändern verzierten weißen Atlashut hervor, Kleider, Tücher und Shawls aber zeigten die grellsten und geschmacklosesten Farben. Eine solche Sonntagsparade ist die größte Glückseligkeit dieser Kinder Afrika's, welche sich die Mittel dazu durch nächtliche Arbeit und kleine Industrien zu erwerben wissen. Ein junger Neger mit enormem Munde ritt neben Blanchard's Negermädchen, Rosa, an Farnwald vorüber, und er hörte, wie er zierlich und galant zu ihr sagte: „Ich habe mir am letzten Sonntag die Freiheit genommen, bei Ihnen vorzusprechen, um Ihnen meine Aufwartung zu machen, Fräulein Rosa, hatte aber nicht das Glück, Sie zu sehen, Fräulein Cis sagte mir, Sie wären noch mit dem Aufwaschen der Schüsseln beschäftigt, ich habe Ihnen aber meine Karte hinterlassen." — „Die habe ich erhalten, Herr Cicero", antwortete Rosa unter ihrem Sonnenschirm hervor, „ich hoffe aber, Sie werden mich recht bald mit Ihrem persönlichen Besuch erfreuen, eine Karte nehme ich nicht von Ihnen an. Sollte ich noch beschäftigt sein, so warten Sie ein wenig hinter dem Hause."

So die Schöne, welche Farnwald noch vor kurzem in der höchst anstößigen Situation des Gepeitschtwerdens bei Jerson gesehen hatte! Klingt das nicht wie eine Parodie aller Civilisation? Doch an solchen Widersprüchen ist Amerika ja überreich, wie wir bald weiter sehen sollen.

Der Ansiedler führt uns dann in die Familie seines Nachbars Swarton ein. Hier herrscht große Noth; denn das Besitzthum der Familie ist ohne Kaufpreis überlassenes Staatsgut, das vier Jahre nach der Besitznahme bezahlt werden sollte, im Fall der ausbleibenden Zahlung aber anderweit meistbietend zu verkaufen war. Swarton hatte nun aus Nachlässigkeit die Zahlung unterlassen und den Termin versäumt, worauf der Nachbar Dorst die nun reiche Besitzung für einen Spottpreis hinter Swarton's Rücken erkauft hatte und die Familie zu exmittiren Anstalt machte. Dies bildet nun die Verwickelung der folgenden ungemein anziehenden Erzählung. Zunächst faßt Farnwald für die schwer bedrängte und liebenswürdige Familie ein solches Interesse, daß er selbst zu dem schurkischen Dorst reitet, um ihn zu mildern Bedingungen zu bewegen. Hier findet er einen Engel, Dovalice, Dorst's Tochter, die ihn bezaubert, wie ihre Schilderung denn allerdings bezaubernd ist, und ihre Mutter, eine höchst leidenschaftliche Mexicanerin aus stolzem Blut. Dorst selbst aber zeigt sich als ein selbstsüchtiger Schuft, der seinen Vortheil durchaus nicht fahren lassen will. Die Noth der Swartons steigert sich allmählich so, daß Robert, der Sohn Swarton's, endlich den Entschluß faßt, den schurkischen Dränger zu tödten und diesen Entschluß mit seinem treuen Neger, Jarry, einem Urbild der Diensttreue und Hingebung, auch ausführt. Die Folge hiervon ist seine Verhaftung, sein Proceß, dessen merkwürdige Einzelheiten uns ein meisterhaftes Bild toller Rechtspflege darstellen, und endlich seine Verurtheilung. Farnwald's riesenhafte Anstrengungen, diese zu hintertreiben, sind vereitelt; es bleibt ihm nichts als gewaltsame Befreiung Robert's übrig. Zu diesem Ende organisirt er unter den jungen Ansiedlern eine Verschwörung, der Hauptcoup muß aber doch von Kiwakia, dem Comanchenhäuptling, ausgeführt werden, dessen Bruder durch eine Medicin Farnwald's vom Tode gerettet war und der diesem daher eine Freundschaft auf Leben und Tod gewidmet hat. Das Verlangen Kiwakia's, seine Dankbarkeit zu bethätigen, gibt zu den anziehendsten Episoden Anlaß. Einmal bringt

er ihm die erste Schönheit seines Stammes zum Geschenk, und als Farnwald auch diese Gabe verschmäht, führt er ihm seine eigene Frau Zarika zu, sein Herz zu erfreuen. Es heißt hier:

Die Büffelhaut, die bisher ihren Körper verhüllte, fiel von ihr ab und eine vollendete indianische Schönheit zeigte sich seinem überraschten Blicke. Wie sie sich emporhob, fielen reiche Perlenschnüre auf ihren Busen herab, blitzende Spangen umschlossen die vollen Arme und ein reich gesticktes Lederröckchen umfing ihren schlanken Leib, indeß zierliche Mocassins die kleinen Füße schmückten. Seidenweiches schwarzes Haar fiel von der linken Seite des kleinen Kopfes mit Federn geziert bis an die Hüften herab. So stand sie, wie eine bronzene Statue, edel und anmuthig vor ihm, unbeweglich und wie sinnend, als wolle sie den Eindruck errathen, den sie mache.

Robert Swarton ist nun durch den Ueberfall der Wilden den Händen seiner Feinde entrissen und befreit; er fällt später im Kriege gegen Mexico. Farnwald's Herz aber muß für diese That büßen, denn die Mutter seiner geliebten Dovalice hat geschworen, den Mann zu verfolgen, der den Mörder ihres Gatten der Strafe entziehen würde. So bleibt ihm die Geliebte lange Zeit verloren, bis sein Freund Kiwakia auch diesen neuen Zauber löst. Denn durch ihn wird ein jüngerer Bruder Dovalice's, der als Kind von Wilden geraubt war, entdeckt und mitten aus einem fremden Stamme entführt und der Mutter zurückgegeben, welche, so versöhnt, Farnwald zum Sohne annimmt.

Das ist der gut verschlungene und wohldurchgeführte Faden dieser erfindungsreichen Erzählung, welche dem Verfasser Raum gibt, alle hervortretenden Züge des Grenzlebens, alle charakteristischen Formen der sich Bahn brechenden Cultur, alle Schwächen und alle starken Seiten der Ansiedlerbevölkerung, Gewaltliebe, Tücke, List, wunderliche Rechtsideen, treue Freundschaft, Hingebung für andere, Selbstsucht und hohe Opferfähigkeit, religiöse Verirrung, Tugend und Laster, Naturgefühl und Ueberkünstelung, neu entstehendes und absterbendes Leben dieses Landes vollauf zu entwickeln und uns verständlich zu machen. Die längst anerkannte Kunst Armand's für Entwickelung von Gemälden dieser Art aber erreicht in der vorliegenden Erzählung ihren Höhepunkt; sie bewirkt, daß wir derselben ohne Unterbrechung mit Spannung und Befriedigung folgen und daß wir in diesen vier Bänden, mit Ausnahme etwa des ersten Kapitels, das in seinem hyperromantischen Charakter nicht recht zu dem Ganzen paßt, kaum eine Seite, kaum einen Zug gern vermissen möchten. Dabei ist alles so naturwahr, so greifbar und wirklich gehalten, daß wir uns den Personen und ihren Zuständen, wie denen befreundeter Menschen nahe gebracht fühlen und Sorge, Freude und Leid mit ihnen theilen. Die Anziehungskraft dieser Lectüre äußert sich daher auch auf groß und klein und Mann und Frau, auf den Belehrung suchenden und den Unterhaltung fordernden Geist der Leser. Er bietet allen das Gewünschte; denn folgt der eine mit höchster Spannung dem Umschwunge in dem wunderlichen Processe Robert's mit seinen advocatischen Schlangenwindungen, oder den Scenen religiöser Ekstase und toller Schwärmerei, oder den mannichfachen Gestaltungen der Sklavenfrage neben politischer und socialer Ungebundenheit, so sieht der andere mit nicht geringerer Theilnahme der allmählichen Besiegung der Naturgewalt durch den Menschengeist, der Entstehung staatlicher Gesittung, dem Ableben der ursprünglichen Wildheit des Menschen, wie er aus den Händen der Natur hervorgeht, zu, und freut sich der Siege des Geistes über Roheit und Gewalt, Selbstsucht und Neid, Zerstörung und Haß. Die von Gott gewollte Verbrüderung der Menschen, als ein Endpunkt des schöpferischen Gedankens, wird ihm aus diesem Gemälde klar: er kann sich der Einsicht nicht verschließen, daß in der fortschreitenden Cultur des Geschlechts das Geheimniß der Menschenbestimmung beschlossen ist!

Der Schluß der Erzählung zeigt uns die Tugend, die Treue, die Freundschaft belohnt, das Laster bestraft. Warner und Morting, die schurkischen Genossen Dorst's, finden ein verdientes Ende; Farnwald, aus dem mexicanischen Kriege zurückgekehrt, empfängt seinen Lohn in Dovalice's treuer Liebe; die Swartons erhalten ihre Besitzung zurück und selbst die sanfte Milly wird durch den treuen Renard nach Verdienst beglückt. Gedenken wir dann noch der farbenreichen Naturgemälde aus Prairie und Urwald, welche die Feder des Verfassers uns so nahe zu bringen weiß, so kann der Werth dieses großen, farben- und stoffreichen Culturbildes dadurch nur erhöht werden, dergestalt, daß wir den Leser kaum begreifen würden, der an der Beschauung eines so reichen und trefflichen Gemäldes nicht eine aufrichtige und innige Freude fände. Der Verfasser scheint uns nun wol alle Stadien des amerikanischen Grenzlebens durchlaufen zu sein und wir sind begierig zu sehen, welche neue Richtung er darin noch zu beschreiten vermag. Indeß wir wissen, was wir an ihm besitzen, und was er daher auch bringen mag, er soll uns damit willkommen sein! Nur vor dem Krebsschaden des amerikanischen Lebens, der unseligen Sklavenfrage, möchten wir ihn hierbei warnen, weil diese Frage in der That so liegt, daß niemand daran Freude haben kann. 4.

Biographien und Charakteristiken protestantischer Theologen.

1. Schleiermacher. Ein Charakterbild von C. A. Auberlen. Basel, Bahnmeier. 1859. 8. 12 Ngr.
2. Eduard Johann Aßmuth, Pastor zu Torma-Lohhusu in Livland. Ein Lebensbild aus der livländischen Kirche, insbesondere ihres Kampfes mit Herrnhut. Von einem Freunde Aßmuth's. Gotha, F. A. Perthes. 1859. Gr. 12. 24 Ngr.

Die Zeit liegt glücklicherweise hinter uns, wo ein unnatürlich und krankhaft gesteigertes Interesse an den Vorgängen auf dem kirchlichen Gebiet unsere moderne Literatur wieder einmal in eine förmliche Barbarei zu stürzen drohte. Ich meine die Epoche der ersten vierziger Jahre, wo die Erscheinungen in dem Leben der Dissenters, der Lichtfreunde, der Deutschkatholiken, der Reformjuden u. s. w., wie es den Anschein gewann, alle andern Interessen der Nation absorbiren sollten. Man erinnere sich des täglichen Inhalts der damaligen Zeitungen, des unerquicklichen Wiederkäuens von Zänkereien und Stichworten, welche der religiösen Sphäre entnommen waren, man erinnere sich des Rückschlags, den die Bewegung auf die Gesellschaft und die Literatur ausübte, der unvermeidlichen Discussionen über religiöse

Fragen, die mitanzuhören man verurtheilt war, wohin man auch den Fuß setzen mochte, der theologischen Broschürensündflut, mit welcher wir überschüttet wurden und von der einige Kenntniß zu haben unumgängliches Erforderniß war, wollte man anders den Anspruch eines gebildeten Mannes geltend machen und in guter Gesellschaft ein Wort mitreden: nicht wahr, wenn man jener Zeit und der sie begleitenden Symptome eingedenk ist, wird man sich in der That Glück wünschen, daß sie heute als ein überwundener Standpunkt hinter uns liegt.

Wir geben unser Urtheil im vollen Bewußtsein seines Inhalts ab. Wir fällen das Urtheil, nicht sowol weil wir uns der Entwickelung des kirchlichen Lebens gegenüber indifferent verhalten oder weil wir zu denjenigen gehören, in deren Augen Kirche und Religion ein glücklich beseitigter Standpunkt überhaupt sind; keinem irgend aufgeklärten Historiker kann die hohe Bedeutung entgehen, welche dem kirchlichen Element als einem der ersten und wichtigsten Factoren in dem genetischen Culturprocesse aller Zeiten und aller Völker zukommt. Die Bedeutung dieses Factors leugnen, heißt sich ein eclatantes Armuthszeugniß an geschichtlicher Bildung und an geschichtlichem Sinn ausstellen, und wenn eine gewisse Sorte des rhetorischen Phrasenliberalismus mit der Gleichgültigkeit und Geringschätzung nicht zurückzuhalten pflegt, mit der sie auf die Erscheinungen und Bewegungen des kirchlichen Lebens herabblickt, so wird auf diese Leute von dem eben Gesagten Anwendung zu machen sein. Das Bekenntniß und die Anschauungen, die ihm zu Grunde liegen, können uns jedoch keinen Augenblick abhalten, das abfällige Urtheil über die kirchliche Bewegung, welche vor einigen Lustren dominirend in dem Centrum unserer Tage stand, mit Nachdruck zu betonen. Denn man würde sehr irren, wenn man den angeblichen und vorgeschobenen Inhalt jener Bewegung als den wirklichen und thatsächlichen Inhalt auffassen wollte. Wird etwa ein Todter zu einem Lebenden, wenn man der Leiche einen Zettel mit der Aufschrift: Lebe! auf die Brust heftet? Nicht kirchliche Momente, sondern politische und sociale bildeten den eigentlichen Inhalt jener Bewegung. Theils mit Bewußtsein, theils indem man sich darüber im Unklaren blieb, benutzte man die Religion als Aushängeschild und Deckmantel für politische Zwecke, und es vollzog sich, was infolge dessen nothwendig eintreten mußte. Nicht das kirchliche Leben der Nation gewann an frischen Anregungen und neuen Impulsen, nicht die Theologie als Wissenschaft: die letztere verseichtigte und verflachte sich zusehends, indem sie bei der liberalisirenden Tagespolitik zu Lehen ging, und jenes drohte in einem starren und mechanischen Formalismus (um nicht mehr zu sagen) unterzugehen, als nach der Reaction, die in Deutschland als eine geschichtliche Nothwendigkeit auf die Revolution des Jahres 1848 folgte, die Staatspolitik fast aller Orten ein officielles Kirchthum unter ihre Protection nahm. An die Stelle des übergroßen Interesses an Fragen kirchlichen Inhalts trat eine Erschlaffung und Gleichgültigkeit, welche auf das allerklarste bewies, wie jene Bewegung nicht sowol naturgemäß entstanden war, und sich naturgemäß entwickelt hatte, sondern daß sie im großen und ganzen nichts gewesen war, als ein künstlich gemachtes Brillantfeuerwerk. Hand in Hand mit dem Indifferentismus ging ferner alsbald eine immer entschiedener hervortretende Abneigung gegen alle Angelegenheiten der Kirche, gegen ihre Leiter und Diener: ein Gefühl, welches insofern einer relativen Berechtigung nicht entbehrte, als die einseitig exclusive Richtung, welche innerhalb der Kirche nach dem Siege der politischen Reaction die Oberhand erhalten hatte, mit der Summe der Gesammtbildung des Volks im schreiendsten Widerspruch stand. Es ist sehr zu beklagen, aber darum nicht minder wahr, daß die unmittelbare Vergangenheit für keine Wissenschaft so unfruchtbar und ergebnißlos gewesen, als für die Theologie*), daß die Experimente, welche auf dem Gebiete von denen angestellt worden sind, denen ein Monopol zu den Experimenten bewilligt war, die traurigsten und folgenschwersten Misgriffe und Verirrungen, Irrthümer und Fehler aufweisen, daß durch die ausschließliche Vorherrschaft der orthodoxen und ultramontanen Richtung höchstens ein äußerliches Werkheiligthum hier und dort begünstigt worden, daß man zwar Krankenhäuser der Barmherzigkeit einrichtete, Heidenbekehrer ausrüstete und für die Innere Mission Propaganda machte, daß hingegen das religiöse Bewußtsein im Volke nicht sowol eine Förderung als einen Rückschlag erfuhr, daß insbesondere das Interesse des gebildeten und aufgeklärten Theils der Nation sich völlig und durchaus von der Entwickelung der Kirche abwandte und, sei es laut, sei es unter beredtem Schweigen, gegen die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse protestirend, die Dinge gehen ließ, wie sie eben gehen mochten oder auch nicht gehen mochten.

*) Und Bunsen? und Karl Schwarz u. a. D. Red.

Auberlen's Monographie über Schleiermacher (Nr. 1) entstand aus Vorträgen, welche von dem Verfasser in der Aula der baseler Universität vor einem gemischten Publikum gehalten wurden. Die Natur derartiger Vorträge bringt es mit sich, daß in ihnen insgemein mehr das Wie als das Was des Gesagten accentuirt wird; der Redner hat bei dem Auditorium keine allzu großen Voraussetzungen zu machen, er will mehr anregen und unterhalten, als gründlich und erschöpfend belehren. Daß aber auch dann, wenn dieser Gesichtspunkt als der leitende festgehalten wird, wenn die sogenannten populären Vorträge sich zu Concessionen an das durchschnittliche Bildungsniveau der Masse verstehen, der Vortrag immer noch ein gehaltvoller sein kann, reich an überraschenden und tiefen Gedanken, die populären Vorträge von Männern wie Rosenkranz, Prutz, Erdmann u. a. stellen es außer Zweifel. Auberlen gehört zu den bedeutendsten unserer heutigen Theologen, nicht blos der Theologen der orthodoxen Partei; man mag mit seinen Erklärungen des Propheten Daniel und der Offenbarung Johannis nicht einverstanden sein, darum läßt sich doch nicht die Gelehrsamkeit und der Geist leugnen, welche das in wiederholter Auflage erschienene Werk documentirt. Aber die Erwartungen, welche der Name des Verfassers nach dieser Seite hin rege macht, finden in seinem Charakterbilde Schleiermacher's nicht ihre Erfüllung. Der materielle Inhalt der Schrift ist ein sehr gewöhnlicher. Dagegen gereicht es derselben zum Vortheil und Vorzug, daß sie nach einer zweiten Seite hin gleichfalls Erwartungen unbefriedigt läßt, die sich an den Namen des Verfassers knüpfen konnten. Die bestimmte Parteistellung Auberlen's hat in der Monographie nicht den scharfen und bestimmten Ausdruck, der möglicherweise zu befürchten war, wenngleich diese Parteistellung in der Beurtheilung Schleiermacher's durch den Verfasser sich wiederholt in einer Weise bemerkbar macht, von welcher wir glauben, daß sie zurückgewiesen werden muß. Mit andern Worten, Auberlen hält sich bei seiner Würdigung des großen Theologen mit ziemlicher Mäßigung und Leidenschaftslosigkeit, er ist redlich bemüht, Schleiermacher soweit gerecht zu werden, als dies nur immer bei der gänzlichen Verschiedenheit des Urtheilenden und Beurtheilten möglich ist. Auberlen geht von dem Briefwechsel Schleiermacher's aus, der vor einiger Zeit unter der Aufschrift: „Aus Schleiermacher's Leben", veröffentlicht worden und den Referent in Nr. 12 d. Bl. f. 1859 ausführlich besprochen hat. Es wird indeß in den Vorträgen nicht sowol eine Kritik jenes Buchs geliefert, auch keineswegs der gesammte Briefwechsel zu einer Charakteristik Schleiermacher's benutzt; Auberlen greift beliebige und vereinzelte Partien aus der Sammlung heraus, um sechs Abschnitte zusammenzustellen, welche „Schleiermacher's Bedeutung", „Persönlichkeit", „Familienleben", „Der Patriot", „Der Theolog", „Schleiermacher's Tod" überschrieben sind. Der Anfang macht uns einigermaßen stutzig; Auberlen räumt Schleiermacher einen so hohen Rang ein, wie wir ihn selbst dem Manne nicht eingestehen können. Auch die wärmsten Verehrer des todten Theologen werden Anstand nehmen, ihn, wie es hier geschieht, als durchaus ebenbürtig Goethe an die Seite zu setzen, dem größten Geiste, den die Geisterrepublik Europas in Jahrhunderten hervor-

gemacht. Der Wendepunkt des 18. und 19. Jahrhunderts, meint Auberlen, fand das deutsche Volk an geistigen Größen ungemein reich. Die beiden Thätigkeiten, in denen sich das menschliche ideale Leben vorzüglich ausprägt, Poesie und Philosophie, standen damals in ihrem Blütepunkt. Im politischen Leben der Nation war es tiefer Winter; aber in der Geschichte geht es anders als in der Natur: mitten in diesem Winter war ein Geisterfrühling voll frischen Blütenduftes angebrochen. Noch lebten die Väter dieser neuen Epoche, Kant, Klopstock, Wieland, Herder; die Hauptträger derselben, Schiller, Goethe und Fichte standen auf ihrer Mittagshöhe, Hegel und Schelling hatten ihren Lauf erst begonnen. Das Ideal, welches durch diese großen Geister vertreten und der deutschen Nation auf das tiefste eingeprägt wurde, war die edle Menschlichkeit, die sittlich-ernste, ästhetisch-schöne und intellectuell-umfassende Bildung, die Humanität. Das Menschliche stand im Vordergrund, das Göttliche, die Religion, trat zurück. Wol fand das Geisterthum auch in den poetischen und philosophischen Kreisen seine Freunde und Bekenner; wir erinnern außer an Klopstock nur an Claudius, Lavater, Hamann. Aber so mannichfach anregend und belebend diese Männer wirkten, es waren doch nur Geister zweiter Ordnung. Sollte das tiefbewegte Geistesleben die höchste Weihe, sollte das deutsche Volk den ewigen Halt nicht verlieren, so bedurfte es eines Mannes, welcher, an geistiger Kraft jenen Heroen ebenbürtig und auf der Höhe der Zeitbildung stehend, doch zugleich ein Priester im Heiligthum der evangelischen Kirche war.

Die Brüdergemeine, welche Gott in den Zeiten der hereinbrechenden Aufklärung zu einem „stillen Zoar" für das deutsche Glaubenswesen ersehen hatte, ist bestimmt gewesen, uns diesen Mann in Schleiermacher zu erziehen. Wir wollen über den letztern Passus mit Auberlen nicht weiter rechten; wer den Briefwechsel gelesen, weiß, wie wenig Grund ist, von dem stillen Zoar in Herrnhut zu declamiren, wenn von Schleiermacher die Rede ist; der Schleiermacher, den wir kennen, ist nicht in dem stillen Zoar erzogen worden, sich und der Welt verdankt er, was er wurde. Aber man sieht, wenn schon Auberlen's Anerkennung nicht so extravagant ist, wie die jenes Theologen, der Schleiermacher neben Luther und Paulus den größten Theologen nannte, die Anerkennung ist doch weitgehend genug. Schade, daß die weitern Urtheile sich mit dieser Anerkennung schwer oder gar nicht vereinigen lassen. So lesen wir (S. 10): „Das Christenthum erscheint bei Schleiermacher im Ganzen und im Einzelnen doch nicht als neues Leben im Vollsinn des Worts, als krönender Abschluß der Offenbarungen von oben her durch die Fleischwerdung des Worts, als Antheil an den Himmelskräften des Auferstandenen und Schöpfung einer neuen Welt der Herrlichkeit auf Grund der Sühnung der Sündenschuld, sondern nur als höchste Entfaltung der zuvor gehemmten religiösen Anlage der Menschheit, als die Weihe und Verklärung des irdischen Lebens. Es kommt daher nicht zu gehöriger Unterscheidung zwischen Bekehrung und Bildung. Die Religion ist das Innerste und Tiefste des Menschenlebens und als solches von einziger, durch nichts anderes zu ersetzender Bedeutung: das ist das Große, was Schleiermacher wieder zur Geltung gebracht hat; aber sie ist ihm doch nur das Tiefste des Erdenlebens, sie bringt den Menschen nicht in Wesensgemeinschaft mit einem persönlich lebendigen Gott und mit einer realen überirdischen Welt; der Heilige Geist ist der Inbegriff der geschichtlichen Wirkungen Jesu, der Gemeingeist der christlichen Kirche und als solcher nur wie ein Volksgeist höherer Art. Nicht blos das Denken, sondern auch die Frömmigkeit ist bei Schleiermacher noch durchzogen von dem Diesseitigkeitsgeiste (!) der Zeit"; und S. 72 heißt es: „Die Religion ist bei Schleiermacher wieder eine lebendige innere Welt, aber die ganze äußere Welt des Wissens und Handelns steht selbständig daneben. Hier schließt sich auch sein Pantheismus uns am tiefsten auf. Seine psychologische Grundanschauung steht im Zusammenhang mit seiner metaphysischen, wie sie in der Dialektik zu Tage tritt. Gott ist ebenso die Innenseite der Welt, die Indifferenz der Weltgegensätze, wie das Gefühl das Innere und Unmittelbare des Seelenlebens ist (?) gegenüber den Gegensätzen des Wissens und Thuns. Daß die Religion nicht blos neben, sondern über der Philosophie steht, weil sie nicht blos im Gefühl, sondern im Gewissen wurzelt, das über den drei einander coordinirten Seelenvermögen liegt als das Geistige, Pneumatische im Menschen, daß die Welt mit all ihrem Reichthum an Sein und Wissen doch Gotte gegenüber, um eines Mystikers Ausdruck zu gebrauchen, wie ein Schwalbennest ist gegen den Himmel, das hat Schleiermacher noch nicht erkannt. Sonst hätte er auch das Alte Testament besser zu würdigen gewußt, wo eben diese Wahrheit verkündigt wird von der Urrealität des herrlichen, heiligen und gnädigen Gottes, unter dessen Fußtritt die Berge und Felsen zerschmelzen, gegen den alle Völker sind wie der Tropfen am Eimer und das Stäublein in der Wage. Die Religion wäre ihm dann nicht blos eine innere Welt geblieben, sondern weil ein Verhältniß Gottes zur Menschheit und zur Welt außer uns, wirkliche Offenbarung Gottes an die Welt, eine Reihe göttlicher Thaten, Geschichte, ja die Geschichte im höchsten Sinn. Religion und Christenthum hätte sich nicht vor der Metaphysik in das dunkle Heiligthum des Gefühls zurückgezogen, sondern selbst als metaphysisches Princip geltend gemacht, die Religion als Erweis der Creatürlichkeit (!) des Menschen, mithin als Beweis für das Dasein des persönlich lebendigen Gottes, das Christenthum als Macht der neuen Creatur, der wirklichen Weltverklärung. Und diese Berührung des Religiösen und Weltlichen wäre ebenso auch der Weltweisheit zu statten gekommen. Schleiermacher wäre dann, nur um eins zu erwähnen, in der Physik oder Metaphysik über den Mechanismus eines starren Naturlaufs, in der Ethik über den Determinismus, der ja nichts anderes ist, als der vom natürlichen auf das sittliche Gebiet übergetragene Mechanismus, hinausgekommen. So aber hat er noch nicht erkannt, daß der Glaube die Macht ist, welche auch in diesem Sinne als Princip der Gnosis die Welt überwindet, und daß man andererseits das Denken viel zu früh aufgibt, wenn man irgendwie nur beim Kosmos stehen bleibt. Der Garten des Wissens bedarf selbst auch jener Lebensbäche, ohne deren erfrischende und befruchtende Kraft seine schönsten Pflanzen über kurz oder lang verdorren müssen."

Eine jede Wissenschaft nimmt wol das Recht einer eigenen Terminologie für sich in Anspruch, und so wollen wir es denn auch dem Theologen Auberlen nicht verdenken, wenn er in der Ausübung dieses Rechts in einem Stile spricht, an dem ein Lohenstein seine aufrichtige Freude haben könnte. Die beiden mitgetheilten Proben, däucht uns, lassen unsere Behauptung nicht als Hyperbel erscheinen.

Die geringschätzenden Aeußerungen über das Unionswerk hätte sich Auberlen sparen können. Phrasen wie S. 97: „Wir halten die Union für keine sehr große Macht. Ist man doch noch nicht einmal über Wesen und Begriff derselben im Reinen. Die Unionsleute alle sind ja gewissermaßen noch Unionisten vor der Union. Der HERR selbst wird, vielleicht früher als wir's denken und wol auf anderm Wege als wir's denken, die rechte Union machen, welcher dann alle fromme Herzen zufallen", sind eben nichts als tönende Schellen und charakterisiren sich als solche. Gewiß kennt der Verfasser, der so bibelbelesen ist, daß er den Mund nicht zu zwei Sätzen aufthun kann, ohne ein Bibelcitat auf den Lippen zu haben, auch den Spruch, nach welchem Rechenschaft zu legen ist von jedem unnütz geplauderten Wort. Und ihr sollt nicht blos Hörer und Kenner des Worts, ihr sollt auch Bekenner und Thäter des Worts sein!

Gerade was Auberlen Schleiermacher zum Vorwurf macht, rechnen wir dem Manne zum Vorzug an, eben darin liegt seine Bedeutung und Größe. Auf dem einseitigen und engherzigen theologischen Parteistandpunkt, auf welchem Auberlen selbst steht und von dem aus er Schleiermacher beurtheilt, würde der letztere niemals den Einfluß und die nachhaltige segensreiche Wirkung ausgeübt haben, die er notorisch ausgeübt hat. Nicht die Männer des sogenannten positiven Christenthums, nicht die

Orthodoxie und die Intoleranz sind es, von denen befruchtende Impulse für das kirchliche Leben jemals ausgegangen sind; diese Richtung ist für die gedeihliche Entwickelung des religiösen Bewußtseins ein nicht minderer Hemmschuh, als der vulgäre Rationalismus. Weder die willkürliche Construction eines philiströsen Vernunftglaubens, der nüchtern, poesielos und ideenleer sich der gemüthlichen Einbildung freut, die Offenbarung und alle Wunder und Mysterien an der Hand seiner platten Erfahrung und seiner dialektischen Wahrscheinlichkeitsmanipulationen ins Klare setzen zu können, noch auf der andern Seite die starre Atrocität, mit der bis zur inquisitorischen Unterdrückung jeder freiern Regung an einem verrotteten Dogmenthum festgehalten und die unbedingte Unterwürfigkeit unter dieses als die conditio sine qua non alles Heils gemacht wird, leisten ernsten und denkenden Männern, die ein religiöses Bedürfniß haben, ein Genügen. Ebendeshalb hat Schleiermacher als ein Herold der Religion unter uns gestanden, weil das Christenthum, welches er bekannte und verkündigte, nicht im schroffen Widerspruch, sondern im harmonischen Einklang mit der Bildung und Aufklärung der Zeit und der Zeitgenossen stand, weil der Kern und das Ideal dieses Christenthums auf der sittlich-ernsten und ästhetisch-schönen Basis der Humanität und Freiheit beruhte.

Der livländische Pastor Aßmuth, dessen Leben uns die zweitgenannte Schrift vorführt, ist in jeder Hinsicht ein unbedeutender Charakter, und sein Biograph gehört in die Klasse jener Biographen, welche man sich bei Lebzeiten in eine Versicherungsgesellschaft einkaufen sollte. Der Mann hat wohlgethan, seinen Namen zu verschweigen. Sein Buch scheint weniger geschrieben, uns eine anschauliche und ansprechende Darstellung von dem Lebenslauf des einstigen Pastors zu Torma-Lohhusu zu geben, als um den Beweis zu führen, daß der ungenannte Autor ein eifriges, aber bis zur Bornirtheit befangenes Rüstzeug der orthodoxen Partei ist. Die Gesinnungen, die er gleich auf den ersten Seiten vorträgt, sind so abstoßender, Art, sie documentiren eine so einseitige, verrottete Intoleranz, eine so dünkelhafte geistliche Ueberhebung, der jede urbane Humanität mangelt, daß eben nur die Recensentenpflicht der treibende Sporn sein kann, das Buch zu Ende zu lesen. Wie kann man Lesern von Bildung und Geschmack Dinge zumuthen, wie sie gleich in dem ersten Abschnitt aufgetischt werden? Da erfahren wir, daß nicht sowol des Vaters Segen, sondern des Großvaters Segen Aßmuth den Weg zur Gnade und zu Gott habe finden lassen, denn der Segen, den der Vater bei der Geburt des Knaben niederschrieb, war nichts „gegen die glaubensvolle Grundanschauung in die apostolischen Segnungen", welche der Großvater bei der Geburt seines Sohnes aufzeichnete. „Wie schön", heißt es weiter, „ist auch des Großvaters Eile mit der Taufe. Schon am dritten Tage nach der Geburt sind alle seine Kinder getauft. Der Vater hat wol nicht so mit dem Sakrament geeilt, und noch bis in unsere Zeit ist vielen Aeltern vieles andere viel wichtiger als dieses Wichtigste von allen." Bei aller Achtung vor dem Sakrament der Taufe glauben wir doch, daß es für das Seelenheil eines Neugeborenen eine höchst irrelevante Sache sei, ob drei Tage oder drei Wochen nach seiner Geburt dem Priester die Sportelgebühren für den Taufact bezahlt werden. Es ist eine erhebende Sache um eine aufrichtige Frömmigkeit, um einen gläubigen christlichen Sinn, aber täuscht man sich wirklich vor, daß dieser Sinn dadurch bethätigt oder dadurch bei andern erzeugt und gefördert wird, daß die haltlosen Anschauungen einer starren Orthodoxie lärmend auf den Markt geworfen werden? Oder ist es nicht eine Warnung unsers Messias, ein Mahnruf, der Leute, welche bei der Taufe eines Bastards sich zu den Worten verirren: „Dies ist das Kind, welches in Sünde und Schande erzeugt worden!" der solche Leute, die solches und ähnliches thun und die sich, indem sie es thun, trotzdem als die Priester des Evangeliums der Liebe anerkannt wissen wollen, abschrecken sollte, das Wort: „Wehe über die, durch welche Aergerniß in die Welt kommt!" Oder glaubt etwa unser Anonymus, er gebe kein Aergerniß, wenn er bei dem Bericht von dem mangelhaften Religionsunterricht, den Aßmuth auf der Ritterschule zu Reval erhielt, in Schmähungen gegen den Geist der alten Classiker ausbricht, in Schmähungen, an welche sich nur die Stumpfheit des Urtheils, die crasse Ignoranz und die Dreistigkeit der Behauptungen verlieren kann, die infolge ihrer Beschränkung selbst nie gewürdigt worden ist, aus dem lautern Quell alles Edeln und Schönen zu trinken, der in und aus der Antike strömt? Man gibt ein Aergerniß, denn man schlägt damit einem gebildeten Bewußtsein in das Gesicht, wenn man Behauptungen wie die folgenden aufstellt: „Daß der Religionsunterricht in Reval damals von den Strahlen der Sonne Roms und Athens verbrannt war, läßt sich nicht anders erwarten. Wenn die Religion sich auf die Gedanken reducirt, die der Menschengeist über sie hat, wenn sie zum Product desselben herabsinkt (wir sollten den Passus mit einem Fragezeichen nach dem concreten Inhalt des Gemeinplatzes begleiten), so sind Plato und Lucian, Cicero und Horaz stets größere Autoritäten als die Fischer und Zöllner aus Galiläa sammt ihrem großen Meister." Der Anonymus gibt ein Aergerniß, denn sein eigener unwissender Dünkel schlägt damit abermals dem gebildeten Bewußtsein in das Gesicht, wenn er, wie etwa die Juden nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft auf den Trümmern des Tempels, in Klagelieder über die Thatsache ausbricht, daß Aßmuth die Philosophie Kant's kennen gelernt, und wenn er sich in seinen elegischen Stoßseufzern nur des Umstandes getröstet, daß „jene Philosophie doch keine Macht in seinem Leben geworden sei".

Die Bemerkungen, mit denen wir die Bemerkungen des Anonymus begleiten, mögen herbe und bitter erscheinen, mögen herbe und bitter sein. Aber auch der Zorn hat sein Recht; trieb doch der Zorn des Messias die Wechsler aus dem Heiligthum der Tempelhallen. Nicht etwa blos eine unklare subjective Sympathie, sondern das auf einer conservativen Geschichts- und Weltanschauung beruhende Urtheil läßt uns die hohe Bedeutung der Kirche und der Religion in aller Achtung anerkennen; auch in diesem ganzen Artikel, auch bei den herben und bittern Bemerkungen sind wir dieser schuldigen Achtung durchaus eingedenk gewesen. Indeß es muß wiederholt werden, was wir bereits in unserer Recension der Biographie Semler's ausgesprochen: eine gesunde conservative Weltanschauung läßt sich nicht mit der intimen Allianz vereinigen, welche die conservative Parteipolitik an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten mit der ungesunden Orthodoxie abgeschlossen hat; es wird mit Bewußtsein und Nachdruck auf die Lösung der Allianz hinzuarbeiten sein.

Wie gesagt, Aßmuth ist keine so bedeutende Persönlichkeit, als daß wir Veranlassung haben könnten, uns eingehend mit ihr zu beschäftigen. Einer alten Predigerfamilie in den deutschen Ostseeprovinzen Rußlands entstammend, machte der Knabe eine sehr gewöhnliche Jugendgeschichte durch. Er studirte Theologie zu Dorpat und Jena, fungirte als Hauslehrer und ward, 27 Jahre alt, als Pastor angestellt. In dieser Stellung schlug er, obwol in den Grundsätzen des Rationalismus erzogen, allmählich um; er ist im Jahre 1853 als ein starrer Anhänger des positiven Kirchenglaubens gestorben. Man hat den Mann begraben und ein Anonymus hat ihm eine Biographie geschrieben — voilà tout! Thomas Carlyle schlägt einmal vor, für derartige Charaktere ein wohlassortirtes Lager von Leichensteinen mit der Aufschrift: „Natus sum, esuriebam, nunc requiesco!" allezeit vorräthig zu halten.

Als einiges Interesse gewährend dürfte aus dem Buche höchstens der Abschnitt hervorzuheben sein, in welchem von dem Verhältniß der livländischen Kirche zu Herrnhut die Rede ist.

Thaddäus Lau.

Ueber deutsche Sprache und deutschen Stil.

Der Umstand, daß jahraus jahrein so viel über deutsche Sprache, deren Reinigung und Regulirung geschrieben wird, ist doch wol ein Beweis, daß wir mit unserer Muttersprache noch nicht ganz im Reinen sind, obschon wir in ihr bereits „Classiker" creirt haben. In Bezug auf die Poesie sind allerdings, wie es wenigstens scheint, Formen und Regeln, von denen ungestraft niemand abweicht, muthmaßlich für einige Jahrhunderte festgestellt, aber die Prosa liegt noch vielfach im Argen. Jeder, der viel deutsche Bücher liest oder lesen muß und sie besonders mit Berücksichtigung ihrer stilistischen Form liest, wird dies zugestehen. Denn er wird selten auf ein belletristisches Buch in deutscher Prosa stoßen, welches nicht entweder im Ganzen oder doch stellenweise salop oder affectirt oder schwülstig geschrieben wäre, und selten auf ein wissenschaftliches, welches nicht in Bezug auf weitschweifigen Periodenbau und wüste Terminologie barbarisch oder frostig gekünstelt oder doch in der Schreibweise höchst ungleich wäre. Besonders aber leidet die neuere deutsche Prosa an der widrigsten, durch historische und politische Schriftsteller, namentlich aber durch Philosophen und Aesthetiker eingeschleppten Sprachmengerei, zumal die wissenschaftliche, die in dieser Hinsicht noch die belletristische übertrifft, zuweilen aber auch einem fast noch unerträglichern Purismus huldigt, der gangbare ausländische Worte, welche die deutsche Sprache und der deutsche Geist sich seit langem assimilirt haben, durch ungeheuerliche, den Begriff nicht einmal erschöpfende, vielleicht sogar verdrehende deutsche Worte von eigener Erfindung ersetzt. Dies ist auch die Klage aller Ausländer, die sich viel mit deutscher Literatur beschäftigen.

Diesen Punkt vorzugsweise berührt folgende Schrift:

1. Ueber den Misbrauch der Sprache. Von L. Wiese. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1859. 8. 6 Ngr.

Sie ist eigentlich die Veröffentlichung eines Vortrags, welchen der namentlich durch seine „Deutschen Briefe über englische Erziehung" bekannte Verfasser im Februar vorigen Jahres im Saale des Evangelischen Vereins zu Berlin gehalten hat. Was L. Wiese schreibt, hat immer Kern und Gehalt; er, der preußische Schulmann, ist nicht umsonst bei den Engländern in die Schule gegangen; von diesen hat er den Sinn für das praktisch Einfache gelernt. Wie treffend und wahr ist in seiner Schrift folgende Bemerkung: „Der weltförmigen Bildung ist es nicht um die Sache zu thun, sondern um geschickte Benutzung des Zeichens der Sache; sie rechnet, wie die Sophisten, mit Worten statt mit Begriffen, und gibt den Schein der Theilnahme, der Liebe, der Begeisterung, statt des Wesens. Man lebt darin und hat theil daran und mag es für ein Glück halten, daß man nur momentan den erschreckenden Eindruck empfindet, wie unwahr die Welt geworden..... Was soll die Sprache nicht alles ersetzen und ergänzen! Wo Begriffe fehlen, wo der Wille und die Kraft der Liebe fehlt, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein; es ist so leicht, das Gute zu loben, ohne es zu lieben und zu thun. So wird die Sprache innerlich leer und eitel, und wie natürliche Schönheit oft durch überladenen Putz entstellt wird, so sollen sich einfache Wahrheiten durch Redeprunk empfehlen; man traut der Einfachheit und Kürze der Rede keine Wirkung zu; Ausdrücke edeln Ursprungs und tiefer Empfindung werden bei gleichgültigen Dingen verbraucht; wo seinem Begriffe nach Ein Wort genügen würde, häuft man es drei- und vierfach, und im Loben glaubt man zu sparsam zu sein und keinen Glauben zu finden oder keinen Eindruck zu machen, wenn man nicht überschwenglich ist, sich nicht der Superlative bedient und ebenso, wenn man Freude und Betrübniß nicht in hyperbolischen Ausdrücken kund gibt." Letzteres Unwesen herrscht vielleicht nirgends in solchem Grade, als bei deutschen Schriftstellern und Gelegenheitsrednern. Der Verfasser sagt ein andermal: „Ehemals wurde ihnen (den Deutschen) Unberedtheit vorgeworfen; sie können sich jetzt einer Zungenfertigkeit rühmen, vor der kein Gebiet auch des geistigen Lebens sicher ist. Aber wenn wir den Stil sehr vieler neuern Schriftsteller, ich will gar nicht sagen mit der reinen und kräftigen Sprache Luther's, sondern mit unsern besten Prosaisten einer nähern Zeit, mit Lessing, Winckelmann, Goethe vergleichen, welch ein Unterschied! Im vorigen und noch zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde durchschnittlich ein besseres Deutsch als jetzt geschrieben. Der Respect vor der Form, die dem Wesen der Sache entspricht, die Sorge um klare Bestimmtheit und Correctheit, ist geringer geworden, größer die Ungebundenheit und das Streben nach einem schönen, geschmeidigen Ausdruck, der sich mehr als der Sache vertraut.... Der Satzbau ist im allgemeinen phrasenhafter geworden, oberflächlicher und voll Spuren eintretender Verarmung. Gewiß, die Sprache ist jetzt weniger rauh und uneben, hat aber um des Schliffs willen vom Kern eingebüßt, und mehr und mehr eine Glätte angenommen, die sich leicht jedermann aneignet, als sogenannten guten und fließenden Stil. Charakteristische Eigenart des Stils ist viel seltener geworden, als sie sonst war. Unsere schöne Sprache hat in ihrem Redebau so viel Gemüth und Tiefe, Licht und Schatten in freier Verflechtung der Sätze: wie oft begegnet man jetzt, und zwar nicht blos in der Unterhaltung und dem nächsten Verkehr dienenden Literatur, Darstellungen und Reden, die durchweg ein loses Gefüge ohne alle Gliederung enthalten, lauter kurze, kategorische, pointenartige Sätze, nirgends einen ruhigen Fortschritt der Rede."

Nachdem der Verfasser in einer Note bemerkt, daß auch die Sprache der Erbauung von dieser Verirrung sich nicht frei erhalten, fährt er fort: „Mit der eben angedeuteten Richtung hängt das Wohlgefallen an einem witzelnden, leichten Feuilletonstil zusammen, in dem auch ernste Gegenstände behandelt werden, und ebenso das Ueberhandnehmen der Ironie in unserer Art zu reden, einer andern Ironie als die ist, welche in der Kunst und Kritik ihre volle Berechtigung hat. Der ruhige, gehaltene, ehrbare Charakter deutscher Art wird dabei von französischer Leichtigkeit und Leichtfertigkeit verdrängt, und vollends bei den Belustigungen des Volks durch die Bühne und die Unterhaltungsliteratur tritt die Sprache bereitwillig in den Dienst der Frivolität. Wie gern redet auch unsere Jugend schon die Sprache der Ironie, welche die Wärme des Gefühls ertödtet und keine begeisterte Hingebung duldet: ein unersetzlicher Verlust in den empfänglichsten Jahren. In demselben Zusammenhange steht das vielfach bemerkbare Vorherrschen der Negation, die scheltende Sprache der Kritik und der Unzufriedenheit mit dem Bestehenden. Nichts ist gewöhnlicher als der Misbrauch der Sprache zum Tadel, wo es an Kraft und Liebe zu einem helfenden und bessernden Thun fehlt; als ob kräftige Irrthümer durch bloße Negation überwunden würden. Diese ironisirende und negirende Richtung der Sprache ist ein fremdes Element, nicht deutsch und nicht christlich. Durch die französische Sprache geht ein verneinender Zug, durch die deutsche ursprünglich ein positiver."

Wir haben diese Stellen hier angeführt, weil sie sicherlich sehr viel Richtiges und Beachtenswerthes enthalten. Mit Recht tadelt z. B. der Verfasser jenen den französischen Feuilletonisten und Romanschriftstellern nachgeahmten, aber der deutschen Sprache sehr wenig zusagenden manierirten Stil, der immer nur in coupirten, kurzen, gehackten Sätzen und Sätzchen wie ein kraft- und wadenloser Stutzer einhertrippelt und es niemals zu dem festen, weiten, männlichen Schritt und Ausschritt einer eigentlichen wohlconstruirten Periode bringt. Einen kaum minder tadelnswerthen Gegensatz dazu bildet jener ungeschlachte, weitschweifige und schwerfällige Periodenbau in vielen unserer gelehrten Werke, der dadurch oft unerträglich und unverständlich wird, daß sich Zwischensatz auf Zwischensatz in den Hauptsatz einkeilt und einschachtelt, bis man, zum Schlusse des Satzes gelangt, den Faden durch dieses Labyrinth vollkommen verloren hat und nun wieder von vorn anfangen muß. Leider rührt diese stil- und formlose Anhäufung von Zwischensätzen nicht immer von jener Ueberfülle an fast allzureichlich sich stoßenden und drängenden Gedanken und Vorstellungen her, über welche Alexander von Humboldt klagt, wenn er einmal in einem Schreiben an Varnhagen „ein zu großes Concentriren vielfacher Ansichten, Gefühle

in Einen Periodenbau" eins der Hauptgebrechen seines Stils nennt; viel öfter entspringt sie aus Confusion der Begriffe, aus Schwerfälligkeit des Denkens oder aus Mangel an Gefühl für Klarheit und Schönheit des Stils. Beide Extreme beweisen eben, daß es unsere Prosa noch zu keiner festen Ausprägung, zu keinem obersten künstlerischen Gesetz, zu keiner von allen Gebildeten anerkannten nationalen Norm gebracht hat, die, ohne die Individualität des Autors zu beschränken, ihm doch eine gewisse Linie vorzeichnet, welche er nicht überschreiten darf. Es gab allerdings eine kurze Zeit in Deutschland, wo sich auch die meisten Gelehrten und Denker bei uns bemühten, ein reines, verständliches, wohlgesetztes Deutsch zu schreiben, was dem Einfluß ihrer Werke auf die Nation nur zugute kam; jetzt aber kann man — außer vielleicht auf naturwissenschaftlichem Gebiete — die Fachgelehrten zählen, die ein zugleich kräftiges und anmuthiges, vollkommen reines Deutsch zu schreiben sich bemühten. Wenigstens zeigt sich in den Werken der meisten eine auffallende Ungleichmäßigkeit; wir treffen bei ihnen da und dort, wo sie aus der Fülle ihrer Anschauungen schöpfen, auf sehr schöne, beredte, zuweilen glänzende Stellen, während andere merkwürdig unbeholfen, steif und gezwungen erscheinen. Von dieser Ungleichmäßigkeit in Stil und Darstellung hat noch jüngst Jakob Grimm in seiner berühmten Schiller-Rede auffallende Proben gegeben. Wenn der Verfasser seinen Tadel auch gegen den sogenannten „fließenden" Stil richtet, so ist dagegen zu bemerken, daß dieser wol an sich keine Rüge verdient, falls er nur nicht zugleich saft-, kraft- und charakterlos ist; wir haben noch nicht gelesen, daß Ausländer sich über zu vielen Fluß in deutschen Prosawerken, aber wol daß sie sich über einen zu großen Mangel daran beklagt haben. Der Begriff des „Fließenden" setzt an sich schon Klarheit, leichte Beweglichkeit und zugleich strömende Fülle voraus, und diese Eigenschaften muß ja ein guter Stil wol haben. Auch die Bemerkungen des Verfassers über die „seltsamen Widersprüche im deutschen Volkscharakter", und über die Pflicht, schon die Jugend an eine zugleich pietätvolle und wahrhaftige, an eine keusche und ökonomische Rede und mithin auch Schreibart zu gewöhnen, verdient gelesen und beherzigt zu werden. Auf der Schule könnte in Bezug auf deutschen Stil sicherlich viel mehr gethan werden als wirklich geschieht; aber es scheint leider richtig zu sein, daß nur sehr wenige unserer philologisch gebildeten Schulmänner mustergültiges Deutsch wie L. Wiese selbst zu schreiben wissen. Mit bloßen formellen Anleitungen kommt man hierbei nicht aus; Charakter, Gesinnungsart, Geist und Temperament haben viel größern Antheil an dem Stil eines Menschen, als die meisten noch immer zu glauben scheinen. Darum dringt auch Wiese darauf, sittliche Grundlagen bei der Jugend zu legen, und es ist dies eine Aufgabe, die bei der ganzen Einrichtung und Gestaltung des modernen Lebens von der Familie immer mehr an die Schule übergegangen ist.

Mit ähnlichen Sprachdesiderien beschäftigt sich nachstehende Schrift:

Drei deutsche Sprachen. Literarisch-pädagogische Skizzen von Otto Sutermeister. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1859. 8. 12 Ngr.

deren verwunderlicher Titel sich aus den drei Kapitelüberschriften: „Die Sprache der Heimat", „Die Sprache der Nation" und „Die Sprache der Völker" genugsam erklärt. Auch diese Schrift enthält manche beherzigenswerthe Fingerzeige und Bemerkungen, auch aus andern Schriftstellern, z. B. aus Balthasar Schuppius (geb. 1610), welcher einmal sehr vernünftig bemerkt: „Wenn ich meine verlorene Zeit wieder herbeibringen und noch einmal Professor Eloquentiae auf einer Universität werden könnte, so wollte ich mich bemühen, daß die Jugend in der Wohlredenheit angeleitet würde in ihrer Muttersprache, denn in der Muttersprache könnte sie leichter zur Perfection gebracht werden als in einer frembden Sprache. Cicero hätte lange reden müssen, wenn er zu der Perfection hätte kommen sollen in der griechischen Sprache, zu welcher er in der lateinischen als seiner Muttersprache kam." Mit Bezug auf das jetzige Bestreben, den Mundarten neben dem Hochdeutschen eine selbständige literarische Stellung zu verschaffen, führt der Verfasser unter anderm folgende Bemerkung A. von Eye's an: „Denke man doch ja nicht, daß man in Mecklenburg oder Westfalen so sprechen hört, wie man in Klaus Groth es vernimmt. Man spricht wol ähnlich, aber denkt und empfindet nicht so, und das macht auch die Sprache anders."

Der Verfasser selbst bemerkt über das Wesen der Mundart, wie uns dünkt, sehr schön: „Accent und Modulation, das ganze Colorit der Mundart kann nicht geschrieben werden, und doch ist es ihr so unentbehrlich, wie das Grün dem Grashalm. Ihrem innersten Leben und Wesen nach steht sie eben in vollem Einklang mit ihrem Namen: im Munde nur lebt sie wahrhaft, auf dem Papier gehört sie zu den todten Sprachen, ja selbst derjenige, der sie spricht, mag die geschriebene nicht einmal gerne hören: sie fließt da eben schon nicht mehr warm und voll und rein aus dem Herzen durch den Mund; sie ist nicht mehr das frische baare Leben selbst, sie ist Reflexion, Kunst, sie ist Form geworden. Sie will durchaus wie das echte Volkslied nicht geschrieben sein; sie will nicht auf dem Papier, sie will auf den Lippen leben." Bei allem Eifer für Reinhaltung und Reinigung der deutschen Sprache erklärt sich der Verfasser doch gegen die Radicalreformvorschläge der jetzt wieder an allen Ecken und Enden aufschießenden Ultrapuristen, und selbst Jahn, welchem er im übrigen zugesteht, ein gründlicher Sprachkenner und Sprachbildner gewesen zu sein, „den sonst meist ein wunderbar richtiges Gefühl leitete", muß sich mit Recht den Tadel gefallen lassen, daß er in dieser Hinsicht zu weit gegangen sei. Wer, der folgende von Jahn neugebildete, in seinen „Denknissen" enthaltene Worte: „Möglichmacher", „Helling", „Prahlplatz", „Wegewirr", „Drehniß", „Läuschchen", „Wags", „Hochholz" liest, wird selbst nach längerm Nachdenken darauf fallen, daß darunter „Agent", „Liberaler", „Paradeplatz", „Desorientirung", „Travestirung", „Anekdote", „Hasard" und „Oboe" zu verstehen sind? Wer zerbricht sich nicht außer dem Kopf auch die Kinnladen über folgende Ungeheuerlichkeiten, denen man in dem mit einer deutschen Nomenclatur für die Krystallgestalten auftretenden Werke O. Volger's über Krystallographie begegnet: „Ein vierfach links-halbpfriemänderlich rechts-halbpfriemänderlich-wendelzahntäuschliger, halbsäuligständlig-dreifachkreisliger, zweckliger Quarzaberzweckling", oder: „ein plättlig-vorn und hinten halbfirstlicher, hinteustrebliger, zweifachschärflicher, kreuzliger Kupferlasurkreuzgiebling". Man sollte meinen, der Erfinder dieser unaussprechbaren und undenkbaren Wort- und Begriffsungethüme habe damit nur einen Spaß treiben und die Bestrebungen der Ultrapuristen lächerlich machen wollen; er hat es damit aber ganz ernstlich gemeint, und mit Recht wendet Sutermeister auf dergleichen Wunderlichkeiten das alte Wort des Freiherrn von Canitz an: „Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er solch Deutsch versteht."

H. M.

Ein Romancyklus von Fanny Lewald.

Neue Romane von Fanny Lewald. Vier Bände. Berlin, Janke. 1859. 8. 6 Thlr.

Die vier neuen Romane, mit denen die talentvolle Schriftstellerin die zahlreichen Freunde ihrer Muse beschenkt, sind von sehr ungleichem Werth. Zwei derselben: „Der Seehof" und „Graf Joachim", dürfen unbedenklich den bessern Erzeugnissen der Gegenwart zugezählt werden; von den beiden andern: „Schloß Tannenburg", und „Emilie", wagen wir dies nicht zu behaupten. Die beiden erstgenannten sind den beiden letztern sowol durch substantielle wie durch formelle Vorzüge überlegen. Die Personen, um deren Schicksale sich dieselben bewegen, sind in ihrer natürlichen Anlage wie in ihrer ethischen Entwickelung, einerseits gediegener und gesunder, andererseits eigenthümlicher und psychologisch interessanter; die äußern Verhältnisse, in denen

sich ihr Leben entfaltet, sind theils bedeutender, theils behaglicher und dem Gemüth zusagender, und die Conflicte, welche sie durchzumachen haben, sind nicht nur äußerlich stürmischer und hartnäckiger und darum spannender, sondern auch innerlich tiefer und bewegter und darum ergreifender. Mag nun der Stoff, aus dem diese Geschichten gewebt sind, von der Verfasserin dem Leben entlehnt oder ein Product ihrer Erfindungsgabe sein, jedenfalls verdankt sie es den eben gerühmten Eigenschaften desselben, daß sich auch ihre Darstellungsgabe an demselben weit unverkennbarer und glänzender als an den Sujets der beiden andern Erzählungen zu documentiren vermochte, dergestalt, daß sie Wahrheit mit Wärme, Einfachheit mit Wohlgefälligkeit, Kraft mit Feinheit in sich vereinigt und uns während der Lectüre durchweg in einer Gemüthsstimmung zu erhalten weiß, als hätten wir es mit wahren Erlebnissen, mit den Schicksalen nahestehender, befreundeter Personen zu thun. Außerdem ist der Verfasserin bei der glücklichen Verarbeitung jener Stoffe jedenfalls auch noch ein anderer Umstand sehr zu Hülfe gekommen, nämlich ihr glücklicher Griff bei der Wahl der Gesammtform. In beiden Romanen tritt nämlich nicht die Verfasserin selbst als Erzählerin auf, sondern legt die Erzählung einer der Hauptpersonen der Romane selbst in den Mund, sodaß die Geschichten für den Leser die Form von Memoiren oder Selbstbekenntnissen erhalten. Mag immerhin diese Form eine wer weiß wie oft angewandte und ohne jedweden Anspruch auf Originalität sein: so viel läßt sich nicht leugnen, daß sie ungemein viele und wesentliche Vortheile bietet, besonders wo es sich mehr um Entwickelung innerer als äußerer Conflicte handelt und wo es auf die feinere Zergliederung psychischer Zustände und auf die Detailmalerei engerer Lebensverhältnisse, auf eine möglichst getreue Spiegelung des Familienlebens ankommt; denn einerseits nöthigt sie den Autor, sich von vornherein und unausgesetzt inniger und lebendiger in die Denk- und Empfindungsweise der von ihm zu zeichnenden Personen hineinzuversetzen und gleichsam ihre Wandlungen und Kämpfe, ihre Leiden und Freuden während der Darstellung in sich selbst durchzumachen, was nothwendig seinem Vortrage mehr Intensität und Unmittelbarkeit verleihen muß, andererseits läßt sie es dem Leser natürlicher und gerechtfertigter erscheinen, wenn auch Dinge und Zustände zur Sprache gebracht werden, die eigentlich niemand bekannt sein können als dem, der sie selbst erlebt hat, oder wenn sich die Mittheilung auch auf scheinbar kleine und geringfügige Gegenstände erstreckt, deren Berücksichtigung und Schilderung im Munde eines Dritten leicht kleinlich erscheint, während sie im Munde dessen, für den sie eine unmittelbare Wichtigkeit haben, ganz natürlich gefunden wird. Diese Vortheile bietet die memoirenartige Einkleidung jedem Schriftsteller, ganz besonders aber den schreibenden Frauen, da sie sich, mit seltenen Ausnahmen, sämmtlich am Brief- und Tagebuchschreiben zu Schriftstellerinnen ausbilden und daher in der Gestaltung subjectiver Empfindungen und Gedanken, in der Darlegung eigener Seelenzustände entschieden die größte Fertigkeit, wie von Natur am meisten Talent besitzen. Das Bedeutendste, was Frauen in der Literatur geleistet, besteht daher in Memoiren, Briefen und sonstigen Herzensergüssen, welche die Erfahrungen ihres eigenen Lebens oder ihrer nächsten Umgebung zum Gegenstande haben; in der kunstgemäßen, gegenständlichen Behandlung äußerer Objecte sind sie ungleich schwächer. Daher zeigt es von einem richtigen Takt, wenn sich eine Schriftstellerin, welche selbständige Kunstwerke zu schaffen unternimmt, diese schwierige Aufgabe wenigstens insofern zu erleichtern sucht, daß sie dieselben in die ihrer Natur zusagendste Form einkleidet. Fanny Lewald hat beim „Seehof" und „Graf Joachim" diesen Takt besessen, und beide Arbeiten zeigen uns das Talent der Verfasserin im besten Licht und in freiester Entfaltung. In den beiden andern Romanen dagegen wählt sie die gegenständliche, in dritter Person erzählende Darstellungsweise, und trotz vieles Trefflichen, was sie enthalten, bleiben sie doch hinter jenen in ihrem Wesen und in ihrer Wirkung so auffällig zurück, daß man von Anfang bis zu Ende herausfühlt, wie das gerade für Zeichnung von Seelenzuständen besonders geeignete Talent der Dichterin fort und fort mit dem Widerstand einer ihr fremdartigen Form zu kämpfen hat.

„Der Seehof", der erste im Reigen dieser vier Romane, ist unstreitig auch der gelungenste, wenigstens der tiefste und ergreifendste. Den Mittelpunkt desselben bildet Emil, ein junger Mann, der von seiner Mutter nach den Grundsätzen des gleichnamigen Rousseau'schen Romans erzogen ist, und demzufolge zu einem so weichen, den unmittelbaren Regungen der Natur nachgebenden Gefühlsmenschen wird, daß er dabei zwar seine von Haus aus gute Natur und sittliche Reinheit behauptet, aber gleichwol mit den starren Begriffen von Sitte und Ehre, wie sie um das Ende des vorigen Jahrhunderts im deutschen Bürgerstande und insbesondere zu Hamburg seiner Vaterstadt herrschten, in heiße Conflicte geräth, die das Glück seiner geheimen Liebe und Ehe zerstören und ihn zuletzt nöthigen, Europa zu verlassen und in einem einsamen und thätigen Leben wenn auch nicht Ersatz für die erlittenen Verluste, doch die Bedingungen einer kräftigern Weltanschauung und Lebensbethätigung zu finden. Anlage und Durchführung sind sehr geschickt. Obschon die Verfasserin eigentlich mit dem Ende beginnt und dadurch auf die Erregung der gewöhnlichen Spannung verzichtet, weiß sie doch von Anfang bis zu Ende das Interesse für ihren Helden und seine Liebe wach zu erhalten, ja sie hat es verstanden, gerade durch jene Umkehrung der gewöhnlichen Anordnung die Theilnahme für die Jugendbekenntnisse desselben zu einer Höhe zu steigern, wie es durch ein anderes Mittel nicht leicht zu erreichen gewesen wäre. Der Verlauf ist im ganzen ein sehr einfacher und innerlicher, doch fehlt es ihm nicht an einem großartigen historischen Hintergrunde — der Französischen Revolution — und an wirksamen Gegensätzen. Auch für eine interessante, wechselnde Scenerie ist gesorgt. Die Hauptwirkung geht jedoch von der Darstellung aus, die unter der Außenseite resignatorischer Ruhe und Kälte einen hohen Grad von Glut und Leidenschaftlichkeit verbirgt. Sie besitzt alle Eigenschaften jenes Memoirenstils, den Leute schreiben, welche in ihrer Jugend heiße Kämpfe bestanden und schwere Verluste erlitten haben und in ihrem höhern Alter das Bedürfniß fühlen, durch schriftliche Reconstruction ihres Thuns und Leidens zu einer ruhigern und idealern Anschauung derselben zu gelangen. In manchem Betracht erinnert die hier in Anwendung gebrachte Schreibart der Verfasserin an den Stil Adalbert Stifter's, ohne jedoch von dessen Wunderlichkeiten und Sonderbarkeiten etwas aufgenommen zu haben. Der Gesammteindruck der Erzählung ist trotz der schwülen, düstern Grundstimmung derselben ein versöhnender. Nur in der Härte und Kälte, mit welcher Emil's Aeltern beharrlich ihre unnatürlichen Begriffe von Ehre festhalten und ihnen das Lebensglück ihres Sohnes opfern, liegt etwas, woran man nicht recht zu glauben, wofür man keine mildere Ansicht zu gewinnen vermag und was somit den Eindruck eines unaufgelösten Misklangs macht.

Den nächsten Platz nach dem „Seehof" nimmt der im dritten Band enthaltene „Graf Joachim" ein. An Nachhaltigkeit des Eindrucks und einheitlicher Durchführung einer bestimmten Idee kommt er jenem nicht gleich; dafür ist er von frischerm Colorit und reicher an verschiedenartigen Figuren und Wechselbeziehungen. Documentirte sich dort die Beobachtungs- und Darstellungsgabe der Verfasserin besonders in der Behandlung psychischer Zustände und innerer Conflicte, so zeigt sie sich hier mehr in einer Darlegung der realen Lebensverhältnisse und äußerlicher Reibungen. Nach dem Titel zu schließen, scheint die Verfasserin Graf Joachim, einen märkischen Aristokraten von altem Schrot und Korn, eine durchaus ehrenwerthe und tüchtige, aber von vielen Vorurtheilen und Schroffheiten beherrschte Natur, als den eigentlichen Mittelpunkt und Helden des Romans betrachtet wissen zu wollen; die Anlage und Durchführung der Erzählung unterstützt jedoch diese Annahme nicht, denn nach dieser stellt sich dem Leser ohne Frage der junge Doctor, dem die ganze Erzählung in den Mund gelegt ist, als die Hauptfigur dar, da

die Spannung, die schließliche Gestaltung seiner Herzensangelegenheiten und Lebensverhältnisse zu erfahren während der ganzen Lectüre die vorherrschende bleibt und die ihn betreffenden Zustände und Ereignisse von der Verfasserin selbst durchweg am ausführlichsten und in erster Linie behandelt sind. Zu dieser Inconvenienz kommt noch eine andere. Der Eingang des Romans ist entschieden so angelegt, als werde die Verwickelung und Entwickelung des mit glücklicher Ironie behandelten Verhältnisses zwischen dem Doctor und seiner noch im Backfischalter befindlichen schwärmerischen Cousine Lina das Hauptthema der Geschichte bilden; der Fortgang der Erzählung entspricht aber dieser Erwartung keineswegs, vielmehr tritt dafür sehr bald eine ganz neue Verwickelung ein, die mit jener nur in einem sehr lockern Zusammenhange steht und es durchaus nicht rechtfertigt, daß die, welche um ihretwillen abgebrochen wurde, so gewichtig in den Vordergrund gestellt wurde. Abgesehen hiervon und einigen Partien, in denen das sonst sehr frische Tempo der Erzählung unnöthigerweise in ein Ritardando übergeht, ist der Eindruck auch dieses Romans ein entschieden günstiger. Die darin gezeichneten Persönlichkeiten und geschilderten Situationen scheinen sämmtlich nach dem Leben gezeichnet zu sein, so wahr und anschaulich treten sie vor unsere Augen. Unter jenen ist besonders Elfriede eine recht glücklich erfundene Figur und von anmuthigster Wirkung. Mehr nach romanartigem Zuschnitt ist Eugenie und ihre Mutter; doch enthalten auch sie manche eigenthümliche und interessante Züge, welche von der Feinheit, mit welcher die Verfasserin beobachtet, Zeugniß ablegen. Unter den Schilderungen der einzelnen Situationen sind uns die des Eingangs, sodann das erste Zusammentreffen des Doctors mit Graf Joachim, ferner die Scene, in welcher der Doctor Elfriede um ihre Hand bittet, besonders aber die Ausmalung der Art und Weise, wie sich der Doctor nach der ersten Begegnung mit Eugenie und nach seiner ablehnenden Antwort auf ihren Geschäftsbrief verhält, als die gelungensten erschienen.

Die beiden andern Romane bleiben, wie schon gesagt, in sehr fühlbarer Weise hinter den beiden besprochenen zurück. „Schloß Tannenburg" leidet besonders an zwei Hauptfehlern. Einerseits weht uns aus ihm der Geist einer krankhaften Empfindsamkeit entgegen, andererseits fällt der Roman eigentlich in zwei besondere, nur lose miteinander verbundene Romane auseinander. Jener Geist der Empfindsamkeit waltet zwar nur in den dargestellten Personen, nicht in dem darüberschwebenden Geist der Verfasserin, die gerade die Uebelstände und Gefahren, welche aus solcher Art zu fühlen hervorgehen können, zu zeichnen sucht; aber nichtsdestoweniger muß man sich während der Lectüre mit ihm herumquälen, sofern uns doch zugemuthet wird, mit Personen zu sympathisiren, die sich selbst damit quälen. Einigermaßen gut gemacht wird der unangenehme Eindruck, den wir hiervon empfangen, durch die Einflechtung der jeder Sentimentalität abholden, bis zur Prosa nüchternen und derben „Cousine". Aber so interessant auch diese Figur an und für sich ist, so greift sie doch nicht activ und bestimmend genug in das Ganze ein und repräsentirt zu sehr das entgegengesetzte Extrem, als daß man sagen könnte, es sei die gesunde Lebensanschauung durch sie in ausreichender Weise vertreten. Noch mehr als dies schadet dem Roman sein Dualismus. Mit der Heirath des Barons mußte eigentlich die Geschichte, ihrer ersten Anlage nach, geschlossen werden; oder wollte man sie fortführen, so mußte man sich aus der Jugendliebe des Barons zu der ihm treulos gewordenen Selma neue Conflicte für das eheliche Leben der Verbundenen entwickeln lassen. Wenn die Verfasserin, statt es so zu machen, den Baron sterben und nur die Gattin und den Sohn desselben neue, blos auf Misverständnissen beruhende, an sich ziemlich gezwungene und nicht sehr zu Herzen gehende Conflicte durchmachen läßt, so beginnt sie damit eigentlich eine ganz neue Geschichte mit einem durchaus besondern und selbständigen Interesse; denn daß die Personen theilweise dieselben bleiben, theilweise durch die engsten Familienbande mit denen der ersten Hälfte verknüpft sind, bringt die beiden Geschichten höchstens zueinander in das Verhältniß zweier Novellen in einem Novellencyklus, wie Hippel's „Lebensläufe in aufsteigender Linie" oder Steffens' „Familie Walseth und Leith".

Fast noch mislicher steht es mit dem einheitlichen Charakter des vierten Romans aus. Allerdings ist Emilie, nach welcher er den Namen führt, diejenige Person desselben, für welche man sich durchweg am lebhaftesten, ja man kann fast sagen allein interessirt; die Rolle, die sie in demselben spielt, ist aber doch eine sehr passive und zuwartende. Sie thut und erlebt eigentlich wenig, was unmittelbar sie selbst beträfe, sondern nimmt nur mitleidend an den Erlebnissen anderer theil, die in erster Linie dadurch betroffen werden; und diesen Erlebnissen der andern ist weitaus der größere Raum des Romans gewidmet. Freilich ist Emiliens Schicksal durch das der Uebrigen mit bedingt; aber es macht doch keinen günstigen Eindruck, sich für sie größtentheils nur indirect interessiren zu dürfen, und, wenn man zu ihr gelangen will, Umwege durch die Erfahrungen von Personen machen zu müssen, die im ganzen recht wenig dazu angethan sind, unsere Theilnahme zu erwecken. Dies gilt ganz besonders von Herbert. Oder was für psychologische Eigenthümlichkeiten, was für ethische Charakterzüge besäß derselbe, welche Anspruch darauf haben, uns eine so lange Beschäftigung mit ihm zuzumuthen? Können wir uns für seine Gunstbewerbungen um die Baronin interessiren? Oder für sein Kokettiren mit Emilie? Oder gar für sein Abhängigkeitsverhältniß zu einer abenteuernden polnischen Gräfin, die ihn zu einem untergeordneten Helfershelfer eines polnischen Revolutionsversuchs und zu einem Verräther an seinem Vaterlande macht? Allerdings können derartige Figuren, wenn nicht unsere volle Theilnahme, doch wenigstens ein pathologisches Interesse erwecken; aber dies setzt eine tief eingehende psychologische Entwickelung voraus, und auch diese vermissen wir hier. Eher noch vermag man am Schicksal des Finanzraths und der Finanzräthin theilzunehmen, aber eigentlich nahe geführt sind uns auch sie nicht. Zwischen ihrem Wesen, wie es uns geschildert wird, und dem Schicksal, welches über sie kommt, besteht kein innerer Zusammenhang; weder in jenes, noch in dieses wird uns ein tieferer Einblick gestattet, und so ist es natürlich, daß sie uns doch ziemlich fremde und uns kalt lassende Erscheinungen bleiben. Fast noch gleichgültiger bleibt uns Bergfeld, dessen ganze Thätigkeit sich darauf beschränkt, daß er sich dann und wann mit Emilie unterhält, ein Majorat erbt und zuletzt Emilie heirathet. So enthält der Roman auch nicht eine einzige Figur, die uns in wirklich packender und fesselnder Weise zu interessiren vermöchte, weder durch ihre Persönlichkeit und Handlungsweise, noch durch ihre Schicksale und Erlebnisse; und unter solchen Umständen vermögen natürlich auch die mancherlei einzelnen Schönheiten der Darstellung zu keiner rechten Wirkung zu gelangen. Bei alledem läßt sich nicht verkennen, daß eine Natur, wie die Emiliens, eine recht wirksame Romanfigur hätte werden können, und wahrscheinlich würde es der Verfasserin auch gelungen sein, sie zu einer solchen zu machen, wenn sie, wie sie es bei den beiden zuerst besprochenen Romanen gethan, die Erzählung ihrer Schicksale ihr selbst in den Mund gelegt hätte. Freilich hätte da alles ganz anders angelegt, vieles auch dem Inhalte nach geändert werden müssen; aber sicherlich hätte sich das Angemessene ganz natürlich aus der Form selbst entwickelt, und selbst vieles von dem, was uns jetzt kalt läßt, würde uns aus der Auffassung Emiliens heraus eine warme Theilnahme abgewonnen haben. Es ist zwar keineswegs, wie jetzt einige crasse Formalisten behaupten wollen, einerlei, was uns in einer Dichtung geboten wird; aber so viel bleibt wahr, daß die Art und Weise, wie etwas geboten wird, doch noch ein entscheidendes Moment bei der Wirkung von Kunstwerken ist, und darum sollte ein Künstler nie eher an die Bearbeitung eines Stoffs gehen, ehe er sich nicht vollkommen darüber klar geworden ist, in was für einer Form dieser Stoff den größten Eindruck machen werde, oder welcher Form er selbst die bedeutendsten Wirkungen abzugewinnen im Stande ist.

Adolf Zeising.

Napoleon in Oszmiana.

Zur Berichtigung einer Erzählung in Toll's „Denkwürdigkeiten".

In dem Bericht über die „Denkwürdigkeiten" des Grafen Toll in Nr. 36 d. Bl. f. 1859 war eine fabelhafte Erzählung aus dem zweiten Bande des Werks mitgetheilt, die Schreiber dieser Zeilen als noch lebender Augenzeuge zu berichtigen sich gedrungen fühlt. Diese Erzählung betrifft eine angebliche Lebensgefahr, in welcher sich Napoleon, kurz nachdem er seine Hauptarmee in Rußland verlassen, in Oszmiana befunden haben soll. Gleich nach seiner Ankunft daselbst wären nämlich die sämmtlichen Grenadiercompagnien der im Orte stehenden deutschen Truppen, welche mit sieben französischen und zwei neapolitanischen Bataillonen die Division Loison ausmachten, zu einer Ehrenwache zusammengezogen und vor dem Hause, in welchem Napoleon abgestiegen war, aufgestellt worden. Da sei der Major Lapie vom 113. französischen Regiment zu den deutschen Offizieren getreten und habe gesagt: „Maintenant, Messieurs, ce serait le moment!" Wozu der Augenblick gekommen sei, wäre allen sofort klar gewesen, obgleich früher nie davon die Rede gewesen sei. Es wäre dann im leisen Hin- und Herreden beschlossen worden, der älteste Hauptmann solle mit seiner Compagnie in das Haus eindringen, den Mamelucken vor der Thür und jeden, der sich zur Wehre setzte, natürlich auch Napoleon, niederstoßen; dann sollten die deutschen Regimenter mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel zu den Russen übergehen, und das 113. Regiment (Piemontesen) würde ihnen gern gefolgt sein. Der älteste Hauptmann wäre Herr von S. in weimarischen Diensten gewesen; da aber ein Mord sich mit der Ehre eines deutschen Offiziers und Edelmanns nicht vertragen habe, so habe er die Ausführung der That dem Urheber des Anschlags, Lapie, zugeschoben. Ehe es dann zu einem Entschluß gekommen sei, wäre Caulaincourt in die Thür getreten, habe in die Hände geschlagen und ungeduldig gefragt: „Pourquoi ne partons-nous pas?" Die Wagen und Schlitten seien nun vorgefahren, Napoleon habe sich eingesetzt und der Moment sei verloren gewesen.

Diese Geschichte klingt zwar fabelhaft, indessen, da alles so genau erzählt wird und da sogar Namen genannt werden, so wird sie doch Gläubige genug finden, und deshalb wollen wir sie näher beleuchten und den Versuch machen, ihre innere Unwahrscheinlichkeit an das Licht zu ziehen.

Ein Theil der Division Loison, nämlich 4 Bataillone vom 29. französischen, 1 Bataillon vom 105. französischen und 2 vom 113. französischen Regiment, 2 Bataillone Frankfurter und 3 Bataillone des Regiments der Herzoge von Sachsen, rückte am 5. December 1812 nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr in Oszmiana ein und erhielt Befehl, sich selbst Quartier zu suchen. Für das Regiment der Herzoge von Sachsen, das zuletzt eingerückt war, war die Ausführung dieses Befehls schwierig, denn die Soldaten desselben fanden schon alle Häuser besetzt, und auch der Schreiber dieses mußte lange suchen, bis er mit noch einigen Offizieren genannten Regiments am äußersten Ende der Stadt ein dürftiges Unterkommen fand. Aber kaum hatten dieselben sich etwas häuslich eingerichtet, als einige Kanonenschüsse in unmittelbarer Nähe sich hören ließen und ihre Bursche hereinstürzten und die Ankunft der Kosacken verkündeten. Alles eilte nach dem Marktplatz, wo sich die Division rasch sammelte, und die Kosacken (es war Seslawin's Corps), als sie bemerkten, daß sie hier auf eine beträchtliche Uebermacht gestoßen waren, zogen schnell mit ihren Schlittenkanonen wieder ab und verschwanden so schnell, als sie erschienen waren. Einige Stunden darauf kam Napoleon in Oszmiana an, und wenn diese Stadt nicht von der Division Loison besetzt gewesen wäre, so würde er hier in Gefangenschaft gerathen sein, denn er hatte, als er Oszmiana erreichte, durchaus keine Bedeckung mehr bei sich. Dieses war eine große Gefahr, welche ihn in dieser Stadt bedrohte, aber jedenfalls die einzige.

Denn wenn wir zur Betrachtung des Kerns der Geschichte übergehen, so ist es zuerst dem Schreiber dieses durchaus nicht erinnerlich, daß die Grenadiere der deutschen Bataillone zu einer Ehrenwache zusammengezogen worden wären. Er hat den Abend in Oszmiana nichts davon gehört, und auch später, so oft er auch mit Offizieren der damaligen Grenadiercompagnien zusammengewesen und die Ereignisse jener Zeit besprochen hat, ja so genau er auch mit einem der damaligen Hauptleute später bekannt geworden ist, nie hat er auch nur etwas von dieser Ehrenwache, viel weniger sonst etwas gehört, was im entferntesten auf einen solchen Plan hingedeutet hätte. Aber freilich ein vorausberechneter Plan lag, nach Toll's Werke, auch gar nicht vor; die Worte des Majors Lapie: „Maintenant, Messieurs, ce serait le moment", zündeten wie ein Blitz, waren allen verständlich und fanden überall Beifall. Die Hauptleute sämmtlicher Grenadiercompagnien waren sogleich einig; man machte im Umsehen den Plan zur Ermordung Napoleon's fertig, und nur an dem feinen Ehrgefühl des weimarischen Grenadierkapitäns, des Herrn von S...., zerschellte das ganze Project. Aber schade, daß während des Jahres 1812 kein Hauptmann von S.... bei dem weimarischen Bataillon stand. Es befanden sich damals nur die Kapitäns von German, von Beulwitz und von Crayen bei demselben und die vierte Compagnie wurde von dem Oberlieutenant von Goldamer befehligt. Ob ein Bataillonscommandeur beim 113. Regiment Lapie hieß, ist uns unbekannt, der Oberst desselben hieß Martini, und war ein alter Ehrenmann, der durchaus nicht das Ansehen hatte, als ob er sein Regiment mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen zum Feinde überführen würde. Diese Absicht lag aber damals auch den deutschen Regimentern noch fern, sie kam ihnen um so weniger in den Sinn, als sie am Abend des 5. December von dem überaus traurigen Zustande der Armee noch keine Ahnung hatten, wenn sie auch durch den gänzlich unerwarteten Ueberfall der Kosacken etwas stutzig geworden waren.

Kommen wir nochmals auf den Major Lapie zurück, so können wir uns nicht genug wundern, daß dieser es wagte, eine Anzahl ihm ganz oder doch größtentheils fremder Offiziere, wenn auch mit vieldeutigen Worten, zur Ermordung seines Kaisers aufzufordern; wir können uns aber auch nicht genug wundern über den Scharfsinn der deutschen Offiziere, die sogleich erriethen, was er wollte, ob sie gleich eine derartige Eröffnung von einem französischen Stabsoffizier wol schwerlich erwarteten, und noch mehr über die Schnelligkeit, mit welcher sie den Plan entwarfen, ihn durch die Compagnie des ältesten Hauptmanns ermorden zu lassen; am meisten aber müssen wir uns wundern, daß ein so berühmter Schriftsteller und General, wie Graf Toll, es nicht verschmäht, seine „Denkwürdigkeiten" durch Erfindung oder wenigstens Aufnahme solch einer abenteuerlichen Geschichte noch pikanter zu machen, als sie schon sind. 45.

Notizen.

Mosenthal's „Düweke".

Mosenthal's in Wien nach der ersten Aufführung verbotenes, später noch auf andern Bühnen doch wie es scheint ohne durchschlagenden Erfolg aufgeführtes Trauerspiel „Düweke" liegt nun als „Drama" gedruckt vor uns. Natürlich wird es unserm gewöhnlichen Referenten über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der dramatischen Literatur überlassen bleiben müssen, auch über das Mosenthal'sche Trauerspiel ausführlichern Bericht zu erstatten; ich habe hier nur im Anschluß an die in Nr. 48 d. Bl. f. 1859 enthaltene, durch die neueste Mosenthal'sche Arbeit zunächst veranlaßte Notiz: „Die Concurrenz auf dem Gebiete der Bühnenschriftstellerei", eine vorläufige Bemerkung zu machen. Gern gestehe ich, daß Mosenthal's Trauerspiel mit meinem 1839 erschienenen Trauerspiel: „Das Täubchen von Amsterdam", keine weitere Verwandtschaft als die im geschichtlichen Stoff selbst liegende hat, gewisse Uebereinstimmungen abgerechnet, welche auf die Anregungen zurückzuführen sind, die Mosenthal und ich der schönen Novelle Leopold Schefer's: „Die Düweke", verdanken. Es scheint nicht so, als ob Mosenthal des dänischen Dichters

Hangk ausgezeichneten Roman: „Wilhelm Zabern“, dem derselbe Stoff zu Grunde gelegt ist und dem ich, aufrichtig gestanden, für mein Trauerspiel einzelne Fingerzeige und Anregungen verdankte, gekannt habe; das Trauerspiel des ältern dänischen Dichters Samsöe: „Dyveke“, und eine den gleichen Stoff behandelnde Tromlitz'sche Novelle haben uns beiden sicherlich keinerlei Handhaben geboten; denn das erstere ist gänzlich werthlos und würde jetzt auf allen deutschen Bühnen durchfallen, die letztere vollkommen trivial und charakterlos, im Stil jener hypersentimentalen Taschenbuchsromantik, die selbst den wilden Christiern in einen sogenannten „Schmachtlappen“ verwandelt. Bei weitem werthvoller und anregender, um noch eine Vorarbeit zu nennen, ist die betreffende Skizze in den „Historisch-biographischen Studien“ von E. von Münch, der dabei besonders des alten Swaningius Schrift über Christiern benutzt hat.

Wenn ich nun auch meinem jüngern Concurrenten mit Vergnügen das Zeugniß ausstelle, daß er sich von dem Plane meines Trauerspiels — für den ich mir übrigens schon längst einen etwas abweichenden ausgesonnen hatte, falls mir einmal zu einer Umarbeitung genug Zeit übrig bliebe — vollkommen unabhängig gehalten hat, so muß ich doch auf meiner frühern Ansicht bestehen bleiben, daß dramatische Dichter, mögen sie auch noch so sehr um Stoff verlegen sein, wenn irgend möglich vermeiden sollten, ein Sujet zu dramatisiren, das ein noch lebender Dichter vor noch nicht allzu langer Zeit zu einem Drama benutzt hat, welches verdient oder unverdient zu einem gewissen Renommée gekommen und mehrfach selbst aufgeführt worden ist. Ungerechnet daß der frühere Bearbeiter doch immer ein gewisses Anrecht auf sein Sujet erworben hat und daß ihm, wenn auch aus bloßen Anstandsgründen, für eine vielleicht beabsichtigte Umarbeitung immer die Vorhand gelassen werden sollte, so beweist auch die Erfahrung, daß solche spätere Bearbeitungen nur höchst selten Glück machen. Laube's „Graf Essex“, durch den der Verfasser, wie man sich erinnert, mit Werther in Berlin, der ebenfalls einen Essex dichtete, in Collision gerieth, ist vielleicht in neuester Zeit die einzige Ausnahme; aber die Geschichte des Grafen Essex ist auch eins der seltenen Sujets, die sich dramatisch vollkommen gut abrunden und für dessen Erneuerung auf der Bühne wirksame ältere Bearbeitungen vorlagen, die sich trefflich benutzen ließen. Weniger ist ersteres, wie ich jetzt einsehe, mit der Geschichte der Düweke der Fall; sie bietet zwar einzelne sicherlich dramatisch wirksame Charaktere, Situationen und Intriguen, die namentlich für einen jüngern dramatischen Dichter ihr Verführerisches haben, aber es sind eben nur Einzelheiten; ein zufriedenstellender Abschluß ist kaum zu erzielen. Dieser liegt erst in den weitern Handlungen und Schicksalen Christiern's, weshalb auch mein „Täubchen von Amsterdam“ nur der erste Theil einer dramatischen Dichtung „Christiern II.“ sein sollte, wie dies meines Wissens auch vor dem Abdruck in Willkomm's dramaturgischen Jahrbüchern, wenn auch allerdings nicht auf dem Separatabdruck ausdrücklich angegeben ist. Als Herzenstragödie hat übrigens das Sujet einen sittlichen Makel, woran allzu prüde Gemüther leicht Anstoß nehmen, und bringt man ein politisches Element hinein, so stört dieses die einheitliche Stimmung und könnte nur von der Art sein, daß dadurch dem Stücke der Zugang zu den Hofbühnen erschwert wird. Den sittlichen Makel zuzudecken ist auch Mosenthal nicht gelungen; um ihn womöglich von Düweke abzuwenden, stellt er Christiern als einen groben Verführer und Betrüger dar, was, wie es mir scheint, den Antheil an diesem Charakter von vornherein zerstören muß; er erscheint nun nicht blos leidenschaftlich wild, sondern auch gemein und schurkisch. Wir glauben daher nicht, daß Laube dem Dichter der „Düweke“ einen besondern Liebesdienst geleistet hat, indem er ihn zur Bearbeitung dieses Stoffs, „in dessen vielfach versuchter Dramatisirung er das beste Zeugniß für dessen große Wirksamkeit zu finden glaubte“, ermunterte, statt ihm davon abzurathen. Wie viel „Demetrius“ und „Agnes Bernauer“ sind nicht in letzter Zeit gedichtet und zum Theil aufgeführt worden, ohne sich auf den Bühnen einbürgern zu können; G. von Ising's „Robespierre“, der dem Griepenkerl'schen „Robespierre“ in Braunschweig Concurrenz machen sollte, ist nicht durchgedrungen, und über H. Hersch's Lustspiel: „Maria von Burgund“, worin derselbe Stoff behandelt ist wie in G. Freytag's „Brautfahrt“, hat sich die Kritik nach der Aufführung des Stücks in Breslau fast nur ungünstig ausgesprochen, ebenso über Brachvogel's in Berlin aufgeführtes Trauerspiel „Der Usurpator“, worin das nun ziemlich abgehetzte Cromwell-Thema verarbeitet ist. Es herrscht so schon allzu starke Concurrenz unter unsern Bühnendichtern, die mehr und mehr alle Erfolge illusorisch macht; wie sehr wird aber dies Uebel gesteigert durch immer neue Bearbeitungen schon behandelter Sujets! Eine solche Stoffjägerei läßt nicht auf Reichthum, sondern auf Mangel an Erfindung schließen.

Regnier's Uebersetzung der sämmtlichen Werke Schiller's.

Die „Revue Européenne“ bringt in ihrer Nummer vom 1. Januar außer einem längern Artikel: „La philosophie Hégélienne en France. Une théologie nouvelle“, von C. G. de Mancy, welchem Etienne Vacherot's zweibändiges Werk: „La métaphysique et la science, ou principes de métaphysique positive“, zu Grunde gelegt ist, eine kürzere Anzeige der „Oeuvres de Schiller, traduction nouvelle, par *A. Regnier*, membre de l'institut“. Diese dem regierenden Großherzog von Sachsen-Weimar zugeeignete Uebersetzung sämmtlicher Werke Schiller's ist auf zehn Bände berechnet, wovon vier erschienen sind. Der Verfasser der Anzeige in genannter Revue, Philibert Soupé, bemerkt: „Ausgezeichneter Hellenist und Indianist besitzt Regnier außerdem eine persönliche und gründliche Kenntniß der deutschen Sitten und Ideen, die nichts zu wünschen übrig läßt. Unterstützt wurde er von mehreren Mitgliedern der Universität, deren Antheil er in seinem Vorwort gewissenhaft hervorhebt.“ Dann geht Soupé zu einer kurzen Charakteristik Schiller's über, in der er ihn unter anderm einen „professeur par occasion et historien par boutades“ nennt, während er über ihn als dramatischen Dichter bemerkt: „Sicherlich, Schiller gehört zu den Meistern des romantischen Theaters; eifriger Schüler Shakspeare's und glänzender Rival Goethe's hat er trotz gewisser Uebertreibungen in Ansichten oder Empfindungen und trotz gewisser Schiefheiten und gewisser «teintes forcées de son style» in allen seinen Stücken mit mehr oder weniger Erfolg das menschliche Herz zu ergründen, dem Ideal nachzutrachten, in der Leidenschaft beredt oder in der Geschichte wahr zu sein verstanden.“ Die weitern Bemerkungen des Berichterstatters beziehen sich vornehmlich auf den ersten Band der Uebersetzung und die beigegebene Biographie. In Bezug auf die „Mélanges poétiques“ versichert der Berichterstatter, daß die besten deutschen Ausgaben weniger vollständig seien als die neue Uebersetzung, und er fährt dann fort: „Nicht alles ist darin von gleichem Werth; Schwulst grenzt nahe an Subtilität; hier stößt man auf Schwäche und Abspannung, dort auf Gewaltsamkeit und geschraubte Effecte. Aber lassen wir verschiedene Stücke mit politischen Ansprüchen, eine Menge Epigramme, Sinngedichte und Bagatellen, welche bei der Verpflanzung aus einer Sprache in die andere und aus dem Vers in die Prosa zu viel verlieren, endlich verschiedene erotische Sachen, in denen der erhabene und ätherische Ton mit dem Gegenstande und den Heldinnen, wie sie in Wirklichkeit waren, einen ziemlich seltsamen Contrast bilden mochte, beiseite: wie viel Stücke voll Lebhaftigkeit und Eleganz! welche reiche Schilderungen! welche frei- und edelherzige Aufwallungen einer stets erhabenen Begeisterung, einer schwunghaften und empfindungsvollen Seele, die wol fehl gehen konnte, die sich selbst verschlang und verzehrte, die sich aber niemals auf lange Zeit verirren, niemals sich entwürdigen konnte! Erwähnt man den «Ring des Polykrates», den «Taucher», «Damon und Pythias» (Pintheas, wie man eigentlich lesen muß), den «Kampf mit dem Drachen», das «Lied von der Glocke», «Kassandra», den «Graf von Habsburg», «Eberhard der Greiner», die «Götter Griechenlands», die «Künstler», so viele Balladen, in denen

sich Musik und Malerei gegenseitig durchdringen, so viele Gedichte, in denen sich philosophische Abstraction mit farbenreichen Formen bekleidet, so heißt dies eins der unbestreitbarsten Verdienste Schiller's hervorheben, obgleich in diesen Eigenschaften nicht gerade einer seiner Hauptansprüche auf Popularität bei uns (den Franzosen) zu suchen ist." Was die beigegebene Biographie betrifft, so versichert der Berichterstatter, daß diese preiswürdig sei und daß ihr Verfasser alles, was Palleske, Hoffmeister, Goedeke, Scheffer (Schaefer), Boas, Döring, Viehoff, Diezmann u. s. w. über Schiller's Leben veröffentlicht, gewissenhaft benutzt habe. Der Berichterstatter nennt hierbei Schiller den „Euripide souabe", womit dem Dichter des „Wallenstein" und „Wilhelm Tell" sicherlich nicht genug Ehre angethan ist, spricht von seinem „extérieur disgracieux", von seinen „manières gauches", von seinem „caractère un peu sauvage" — was doch höchstens nur auf Schiller's Jugendperiode paßt —, hebt seinen dunkeln Ursprung, seine Armuth hervor und wie hinderlich ihm dies alles gewesen in einem Lande und in einer Zeit, „où la richesse et le rang n'étaient pas de vains mots". Ueber alle diese ungünstigen Umstände habe Schiller vermöge seiner Ausdauer und Energie zu triumphiren gewußt. „Gewichtige Lehre", ruft der Berichterstatter aus, „die zu denken gibt in dieser Zeit der sich überstürzenden Improvisationen und der leichten Gewissen, der geborgten Berühmtheiten und der flüchtigen Glücksmacherei, in dieser Zeit, wo der Ruhm zu so wohlfeilem Preise erschachert wird und das Talent nichts weiter zu fürchten hat als die Trunkenheit der Genüsse und Ueberfütterung mit Erfolgen." H. M.

Bibliographie.

Die Aristokraten. Novellen vom Verfasser des „Schief-Levinche". Hamburg, Richter. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Beiträge zur Geschichte des Protestantismus in Ungarn. 1stes Heft. Leipzig, O. Wigand. 8. 7½ Ngr.

Berling, Lustig un Trurig, as't jeder hewn will. Eine Sammlung plattdeutscher Gedichte in Neupommerscher Mundart. 1stes Heft. Anclam, Dietze. 12. 10 Ngr.

Gedenkblätter an Johann Karl Passavant. Herausgegeben von seiner Wittwe. — A. u. d. T.: Briefe von Johann Michael Sailer, Melchior Diepenbrock und Joh. K. Passavant, nebst einigen Aufsätzen aus Passavants Nachlaß. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 20 Ngr.

Geschichte der deutschen Politik unter dem Einfluß des italienischen Kriegs. Eine Kritik. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Guericke, O. v., Geschichte der Belagerung, Eroberung und Zerstörung Magdeburg's. Aus der Handschrift zum Erstenmale veröffentlicht von F. W. Hoffmann. Magdeburg, E. Baensch. Gr. 8. 20 Ngr.

Michalowska, Angelika v., Schwarz und Weiß. Bilder aus dem Leben. Berlin, Nicolai. Gr. 16. 1 Thlr.

Prati, G., Torquato Tasso's letzte Stunden. Aus dem Italienischen von J. E. Waldfreund mit Beifügung des Originaltextes. Innsbruck. Gr. 8. 6 Ngr.

Rittweger, F., König Erich. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Frankfurt a. M., Hermann. 1859. 12. 15 Ngr.

Stein, L., Die Hasmonäer. Historisches Drama in fünf Acten. Frankfurt a. M., Auffarth. 1859. 8. 20 Ngr.

Taube, E., Ueber die Temperamente und ihren Einfluß auf die religiös-sittliche Entwicklung der Menschen. Eine Vorlesung. Barmen, Bertelsmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Theater-Diener. Organ für Ernst und Scherz, Kunst und Theater-Interessen. Herausgeber und Redacteur: A. Heinrich. 1ster Jahrgang. 1860. 52 Nummern. Berlin, Lassar. Gr. Fol. Vierteljährlich 1 Thlr. 15 Ngr.

Tosti, Don L., Geschichte des Konzilium's von Konstanz. Aus dem Italienischen übersetzt und bearbeitet von W. Arnold. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Trentepohl, K., Das Buch Hiob, übersetzt und metrisch bearbeitet. Vechta. 8. 15 Ngr.

Vor fünfzig Jahren oder der Letzte seines Hauses. Historische Novelle von F. B. Leipzig, Kollmann. 8. 25 Ngr.

Waldau, A., Böhmisches Märchenbuch. 1ste bis 4te Lieferung. Prag. Gr. 16. à 4 Ngr.

Wiseman, N., Der verborgene Edelstein. Drama in zwei Aufzügen. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt. Köln, Bachem. 12. 10 Ngr.

Ziehnert, E., Geschichten und Bilder aus dem wendischen Volksleben an der Niederelbe. 1ster Band. Zwickau, Verlagsbuchhandlung des Volksschriften-Vereins. 1859. 8. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Anti-Krabbe oder „das lutherische Bekenntniß" des Dr. Otto Krabbe gerichtet durch einen Laien. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 5 Ngr.

Deutsche Antwort auf Laguerronière's Brandschrift: Der Papst und der Congreß. Von einem aufrichtigen Protestanten. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 7½ Ngr.

Baur, G., Festrede zur Säcularfeier des Geburtsfestes Schiller's am 10. November 1859 im Namen der Ludwigs-Universität gehalten. Gießen, Ricker. 1859. Gr. 8. 5 Ngr.

Die acht preußischen katholischen Bischöfe und der Staat in Folge von Laguerronière's „Papst und der Congreß." Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 5 Ngr.

Dupanloup, F. v., Ueber die kaiserliche Zerstückelung der päpstlichen Staaten. Zweites Sendschreiben an einen Katholiken. Nebst der Encyclica des heiligen Vaters vom 19. Januar und dem Hirtenbriefe des Hochwürdigen Bischofs von Poitiers als Anhang. Aus dem Französischen. Mainz, Kirchheim. 8. 5 Ngr.

Erinnerung an die 100jährige Schiller-Feier der Buchhandlungsgehülfen in Wien am 13. November 1859. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 7 Ngr.

Der Papst. Ein Wort an die Katholiken in der Schweiz. Herausgegeben von dem Piusverein in Altdorf. Lucern, Gebr. Räber. Gr. 8. 3 Ngr.

Pinto, C. Graf, Zur Situation. Berlin, Heinicke. 1859. Gr. 8. 5 Ngr.

Preußen und Oesterreich und was ihr Gegensatz für Deutschland bedeutet. Berlin, Heinicke. 1859. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Protestantenfrage in Ungarn und die Politik Oesterreichs. Von einem ungarischen Protestanten. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 12. 10 Ngr.

Die Schiller-Feier der alten und neuen Welt. Leipzig, Lorck. Gr. Fol. 5 Ngr.

Schweizerische Rütli- und Schillerfeier am 10. November 1859. Fest-Album und patriotisches Neujahrsblatt. Aarau, Christen. 4. 16 Ngr.

Segur, v., Der Papst. Eine Tagesfrage. Aus dem Französischen. Mainz, Kirchheim. 8. 4 Ngr.

Stallo, J. B., Alexander von Humboldt. Eine Gedächtnißrede. Cincinnati, Theobald u. Theurkauf. 1859. 12. 5 Ngr.

Stein, L., Die Glanzgestirne am Lichthimmel des Geistes. Festrede zur Schiller-Feier gehalten den 12. November 1859, in der Synagoge zu Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Auffarth. 1859. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Stellung der deutschen Nation zum Freiherrn von Stein. Oder: Jetzt ist es doch wohl Zeit, daß Deutschland auch dem Freiherrn vom Stein ein Monument errichtet. Ein Aufruf an die deutsche Nation. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 5 Ngr.

Volbehr, F., Die Schillertage in Kiel. Kiel. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Weltlage im Jahre 1860 mit Rücksicht auf die Napoleonischen „Studien" vom deutschen Standpunkte aus kritisch beleuchtet. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 4 Ngr.

Wiesmann, Am Grabe Ernst Moritz Arndt's. Rede. Bonn, Henry u. Cohen. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Henry Lange's

Atlas von Sachsen.

Ein geographisch-physikalisch-statistisches Gemälde des Königreichs Sachsen.

Zwölf Karten nebst erläuterndem Texte.

In drei Lieferungen zu 4 Karten nebst Text. Folio.

Subscriptionspreis jeder Lieferung 1 Thlr. 20 Ngr.

Erste Lieferung.

Mit diesem Kartenwerke von hoher wissenschaftlicher wie praktischer Bedeutung liefert der durch seine geographischen und kartographischen Arbeiten bekannte Verfasser meist auf Grund amtlichen Materials zum ersten male eine vollständige kartographische Darstellung der staatlichen wie Bodenverhältnisse des Königreichs Sachsen. Dasselbe besteht aus folgenden Karten nebst erläuterndem Texte: 1. Hydrographische Karte. 2. Orographische Karte. 3. Höhenschichten-Karte. 4. Geologische Karte. 5. Verbreitung der Steinkohlenformation. 6. Agronomisch-geologische Karte. 7. Wald- und Strassenkarte. 8. Bevölkerungsverhältnisse. 9. Landeseintheilung. 10. Gerichtskarte. 11. Industriekarte. 12. Religionskarte. In dem Vorwort ist der Zweck und Plan des Unternehmens näher angegeben.

Für die Bedeutung des Werks spricht gewiss auch die ihm von Karl Ritter, dem es in den Entwürfen vorlag, in einem Briefe gewordene Anerkennung: „dass dieser Atlas, den Fortschritten der Wissenschaft gemäss durch den grossen Schatz geologischer, physikalischer, statistischer, industrieller und ethnographischer Ergebnisse bereichert, für die praktische Erkenntniss wie Verwaltung des Staats, mit Gewissenhaftigkeit ausgeführt, durch klare Auffassung, Anordnung und Darstellungsweise sich auszeichnet, und zu neuen lehrreichen Betrachtungen sehr förderlich erscheint".

Die erste Lieferung (die Karten 3, 5, 8 und 9 nebst Text enthaltend) ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben. Die zweite und dritte (Schluss-) Lieferung werden noch in diesem Jahre ausgegeben werden.

Um die weiteste Verbreitung des Werks zu ermöglichen, ist ein überaus billiger Subscriptionspreis festgesetzt worden, der nach Vollendung des Werks aufhören wird. Unterzeichnungen werden in allen Buchhandlungen angenommen.

Im Verlage der **Weidmannschen Buchhandlung in Berlin** erschienen soeben und sind in allen Buchhandlungen vorräthig:

Gedichte

von

Ernst Moritz Arndt.

Vollständige Sammlung.

(Geordnet von des Verfassers Hand.)

Mit einer Handschrift des Dichters aus seinem neunzigsten Jahr.

Volksausgabe. 42 Bogen. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisch-politische Briefe

über die geselligen Verhältnisse der Menschen.

Von **Friedrich von Raumer.**

8. Geh. 2 Thlr.

Dieses neueste Werk des berühmten Historikers erörtert nicht in trockener Compendienform, sondern in der für die populäre Darstellungsweise so geeigneten und in neuerer Zeit so beliebten Briefform alle auf Geschichte, Staatswissenschaft, überhaupt auf die staatlichen und geselligen Verhältnisse der Menschen sich beziehenden Gegenstände auf eine für jeden Gebildeten verständliche und interessante Weise. Uebrigens ist diese Form des Werks keine fingirte, sondern die Briefe sind im Laufe mehrerer Jahre auf Grund sehr beachtungswerther Aufforderungen wirklich geschrieben worden.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Sechs Bände. 8. Geheftet 6 Thlr. Gebunden 7 Thlr. (Auch in 12 Halbbänden zu 15 Ngr. nach und nach zu beziehen.)

Diese dritte Auflage des berühmten Werks liegt jetzt vollständig vor. Der Preis desselben ist in dieser wohlfeilen Volksausgabe gegen früher um die Hälfte ermäßigt worden, um das Werk — eins der wenigen deutschen Geschichtswerke, die in das Volk gedrungen — als eine Bereicherung jeder Haus- und Familienbibliothek immer weitern Kreisen zugänglich zu machen. Ein dazu gehöriger Atlas von Kupfern und Karten kostet 2 Thlr.

Im Verlag von **Veit & Comp.** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Redende Bilder.

Ein Traum.

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten.

Elegant in allegorischem Umschlag cartonnirt.

Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Darwin's und Hufeland's Anleitung

zur physischen und moralischen

Erziehung des weiblichen Geschlechts.

Zweite deutsche neu bearbeitete Auflage herausgegeben von **Friedrich August von Ammon.**

Wohlfeile Ausgabe. 8. Geh. 10 Ngr.

Diese treffliche, durch Wahrheit, Einfachheit und gesundes Urtheil ausgezeichnete Erziehungsschrift, das gemeinsame Werk zweier hochberühmter Aerzte, eines englischen und eines deutschen, hat schon in ihrer frühern Gestalt die allgemeinste Theilnahme in Deutschland gefunden. Von dem Geheimen Medicinalrath Dr. von Ammon in Dresden in einer zeitgemäßen Form umgearbeitet und jetzt in einer neuen überaus wohlfeilen Ausgabe vorliegend, ist sie allen Müttern und Erzieherinnen angelegentlichst zu empfehlen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 11. — 15. März 1860.

Alexander von Humboldt und Varnhagen von Ense.

Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1827—58. Nebst Auszügen aus Varnhagen's Tagebüchern und Briefen von Varnhagen und Andern an Humboldt. Leipzig, Brockhaus. 1860. 8. 3 Thlr.

Wenn in einen Haufen ruhig beiseite stehender Leute plötzlich ein aus Raketen, Fröschen, Schwärmern u. s. w. bestehendes Feuerwerk prasselnd und zischend fährt, so könnten die Bestürzung und das Entsetzen, das dadurch unter diesen Leuten angerichtet wird, nicht größer sein, als dies ohne Zweifel in gewissen Kreisen namentlich Berlins der Fall sein mag infolge des maliciösen Feuerwerks, welches Alexander von Humboldt und Varnhagen von Ense über deren Köpfen vermittelst des vorliegenden Buchs losgelassen haben.

An tadelnden Stimmen, an Ausbrüchen bitterer Entrüstung wird es allerdings nicht fehlen und hat es bereits nicht gefehlt; die einen werden sagen, diese „Impietäten", wie Varnhagen selbst sie nannte, hätten gar nicht, die andern, sie hätten erst nach Ablauf einer längern Zeitfrist, jedenfalls aber mit Weglassung der pietätlosesten Mittheilungen, erscheinen sollen; und daß letzteres auch die ursprüngliche Ansicht der Verlagshandlung gewesen, geht aus der Bemerkung der Herausgeberin, Ludmilla Assing, in der Vorrede hervor, daß sie „auf den wohlwollenden Wunsch der Verlagshandlung, solche Aenderungen zu machen", nicht eingehen gekonnt habe, ebenso wenig als sie „eigenem Wunsche und eigenen Rücksichten irgendeinen Einfluß dabei gestatten durfte"; denn wie sie fortfährt: „Hier gilt nur die eine Rücksicht: die ewige Wahrheit, die ich Humboldt, der Geschichte und der Literatur, und dem mir heiligen Willen desjenigen, der mir diesen Auftrag hinterlassen hat, schuldig bin." Ueber die Berechtigung zur Herausgabe dieser „Impietäten" kann, wie wir für ein und allemal hier bemerken, überhaupt kaum ein Zweifel bestehen, wie sich aus den der Vorrede auf einem besondern Blatte vorgedruckten Worten Alexander's von Humboldt ergibt, die er am 7. December 1841 an Varnhagen richtete:

Ihr letztes mir sehr ehrenvolles Schreiben enthielt Worte, die ich nicht misverstehen möchte. „Sie gönnen sich kaum den Besitz meiner Impietäten." Ueber solch Eigenthum mögen Sie nach meinem baldigen Hinscheiden schalten und walten. Wahrheit ist man im Leben nur denen schuldig, die man tief achtet, also Ihnen.

Humboldt kannte genau die Grundsätze, welche Varnhagen in Betreff der Frage, ob es erlaubt oder nicht erlaubt sei, nachgelassene Briefschaften zu veröffentlichen, von jeher leiteten; kein späterer Brief enthält eine Stelle, welche so gedeutet werden könnte, als habe Humboldt späterhin jene zwar diplomatisch gefaßten, aber kaum miszuverstehenden Worte bereut oder zurücknehmen wollen; vielleicht haben sogar zwischen beiden Männern in Betreff der Veröffentlichung dieser Briefe mündliche Verabredungen stattgefunden. Allerdings besteht eine letztwillige Verfügung A. von Humboldt's, gerichtet an den General von Hedemann, Schwiegersohn Wilhelm von Humboldt's, und erst jüngst in der „Allgemeinen Zeitung" (wenn auch nicht vollständig) abgedruckt, wonach er denen, in deren Hände Briefe von ihm zufällig, oder durch Kauf, oder durch Geschenk gekommen seien, das Recht diese Briefe zu veröffentlichen bestreitet. Indeß erstreckt sich diese Bestimmung schon ihrem Wortlaut nach nicht auf die an Varnhagen gerichteten, die ja nicht „zufällig" oder durch „Kauf" oder durch „Geschenk" in Varnhagen's Hände geriethen.

Ehe wir auf den Inhalt des Buchs selbst etwas näher eingehen, wollen wir uns zuvörderst mit denjenigen abzufinden suchen, welche, wie schon bemerkt, der Meinung sein sollten, daß es für das Andenken Humboldt's wie auch für das Allgemeine besser gewesen, wenn diese Briefe für jetzt, lieber aber für immer ungedruckt geblieben wären. Sie werden sagen: Der Nutzen, den solche Veröffentlichungen haben können, kommt wenig in Betracht gegen den Schaden, den sie anzustiften im Stande sind. Impietät, Indiscretion, Skandalsucht und Frivolität — glücklicherweise haben wir im Deutschen kaum Worte, welche den Sinn, den wir mit diesen ausländischen zu verbinden gewohnt sind, genau ausdrücken — gehören zu den hervorstechendsten Untugenden unserer Zeit; wenn sich nun sogar ein Humboldt dieser Untugenden schuldig macht, so heißt das, sie für ehrlich erklären und ihnen Thor und Thür zum Einbruch auch in das Aller=

drucks; ich denke mir, nicht nur der Rittersaal, sondern das ganze Schloß erzitterte, als er den gewaltigen Spruch in die Versammlung donnerte: „Die Vertretung des ganzen Volks, aller Stände und Interessen sei — das Ordensfest."

Varnhagen ruft dann aus: „O unsere evangelischen Pfaffen sind auf gutem Wege, sie versprechen den katholischen, wie sie in ihrer höchsten Pfaffenblüte waren, nichts nachzugeben!" Er nennt Eylert dafür — man lese und schaudere! — einen „Kerl", der sich etwas unterstanden habe, „worauf das Tollhaus oder Zuchthaus stehen sollte", und beklagt, daß nicht einmal ein Lied, ein Gassenhauer, ein Scherzbild solche Ungebühr bestrafe. Damals hatte der „Kladderadatsch", der sich so etwas nicht entgehen läßt, seine Schalksherrschaft noch nicht angetreten. Mit Bezug auf solche Aeußerungen, wie die des Bischofs Eylert, wozu auch diejenige gehört, nach welcher in Deutschland „auch die ausgezeichnetsten Talente als solche keine Auszeichnung verdienen", bemerkt dann Humboldt selbst in einem Billet an Rahel vom 1. Februar 1833: „Es ist kein Wunder, daß so etwas ausgesagt wird, aber was niederschlagender ist, scheint mir die Schlechtigkeit der Gesellschaft, in der man hier lebt, und die von solchen unwürdigen Aeußerungen auch nicht einmal aufgeregt wird."

Uebrigens ist es doch ein recht merkwürdiges ironisches Zufallsspiel, daß unmittelbar nach der oben erwähnten Bekehrungsepistel August Grau's und seiner Versicherung, ohne Christus seien wir doch „bei aller unserer hochgepriesenen Gelehrsamkeit höchst unglücklich", ein Brief Humboldt's vom 13. März 1853 folgt, worin er über die „Verwirrnisse" seines „öden Lebens", über die „moralisch so schmachvolle Zeit" schmerzliche Klage führt, kurz im Grunde doch gesteht, daß er sich wirklich „höchst unglücklich" in dieser Welt fühle.

Da wir einmal bei dem Kapitel von der sancta simplicitas stehen, so wollen wir gleich hier noch ein Curiosum erwähnen, das Schreiben eines Mannes aus Höfgen bei Solingen, in welchem es unter anderm heißt:

> Vor einiger Zeit habe in der Zeitung gelesen, daß einer aus Königsberg Ihnen über Naturgeheimnisse, nämlich Lichtbilder in der Finsterniß zu machen, sollte geschrieben haben, woraus ich vermuthe, daß Ew. Excellenz ein Naturforscher und mit Freunden bekannt, die auch Naturforscher sind. Da ich auch wichtige Entdeckungen in Naturgeheimnissen gemacht habe, meine jetzigen Geschäfte es mir aber nicht erlauben weitere Fortschritte darin zu machen, so wünschte ich einmal mit Ihnen deshalben sprechen zu können, vielleicht kann einer dem andern noch wol nützlich sein, ich will mir gern gefallen lassen eine Reise zu Ihnen nach Berlin zu machen u. s. w.

Solche Briefe verstimmten zwar Humboldt begreiflicherweise nicht, im Gegentheil, sie erweckten seinen guten Humor, wie auch aus einer beigefügten Anmerkung Humboldt's hervorgeht; aber sie bestärkten ihn doch in seiner Ansicht und Ueberzeugung, daß und wie viel Unwissenheit bei entsprechender Arroganz und Aufdringlichkeit trotz allem Anschein vom Gegentheil noch im deutschen Volke verbreitet sei. Hier war einer, der sogar „wichtige Entdeckungen in Naturgeheimnissen" gemacht haben wollte, und doch erst zufällig aus einer politischen Zeitung erfuhr, daß der Kammerherr Alexander von Humboldt in Berlin, diese erste europäische Autorität in naturwissenschaftlichen Sachen, zugleich auch ein weniges Naturforscher sei! Der menschliche Ruhm, sieht man, hat doch seine sehr engen Grenzen.

In Berlin selbst vermißte Humboldt den großen Wellenschlag des pariser Lebens, die Urbanität im Umgang, den freien menschlichen Verkehr, besonders aber jene Liberalität gegen Gelehrte und Autoren, auf die er immer drang, z. B. wenn er die Ansicht aussprach, daß man die beiden Grimm gewinnen müsse, obschon sie zu Bibliothekaren sehr unbrauchbar seien; auch sei es völlig gleichgültig, ob sie läsen oder nicht. Er war an größere Maßstäbe gewöhnt; hier wurde aber alles nach der kleinen Elle gemessen und oft in ungehörigster Weise geknausert. Das Jahrgeld, was er für Freiligrath auswirkte, nannte er selbst eine „elende Pension", und in der That war sie so gering, daß Freiligrath kein sehr großes und anstaunenswerthes Opfer brachte, als er ihr später entsagte. Humboldt nennt Berlin einmal im Jahre 1837 „eine kleine, unliterarische und dazu überhämische Stadt", und in einem Briefe von nur wenig späterm Datum bemerkt er: „Glücklicherweise ist man in der großen französischen Welt ganz von der kleinlichen Moquerie und Tadelsucht frei, die in Berlin und Potsdam herrscht, wo man monatelang gedankenleer an einem selbstgeschaffenen Zerrbilde matter Einbildungskraft nagt." Varnhagen erwähnt gelegentlich in seinen Tagebuchblättern einen hierher passenden Ausspruch der Rahel: „In Berlin hält sich nichts, alles kommt herunter, wird ruppig, ja wenn der Papst nach Berlin käme, so bliebe er nicht lange Papst, er würde etwas Ordinäres", nämlich, wie Rahel allerdings ziemlich witzlos und unpassend hinzufügt, „ein Bereiter etwa". Treffend ist freilich auch die Bemerkung, welche Varnhagen an dieses Wort der Rahel anknüpft: „Jene Eigenschaft Berlins aber wäre tiefer zu erforschen, sie deutet auf eine scharfe Macht unentwickelter Größe, und kann, zum Positiven entwickelt, Berlins höchsten Ruhm tragen; bleibt sie im Negativen stecken, so wird sie freilich zur Schmach! «Dort lebt ein so verwegener Menschenschlag», sagte Goethe einmal; das ist ungefähr die nämliche Bezeichnung." Der unbefangene Beobachter wird übrigens nicht leugnen können, daß, obschon gewisse alte Unarten geblieben, andere vielleicht sogar noch zu größerer Entwickelung gelangt sind, diese Voraussage Varnhagen's sich zum Theil erfüllt hat, daß seit 1840 die Pulse des berliner Lebens doch rascher und lebhafter zu schlagen angefangen haben, daß manche engherzige Schranken gefallen sind und daß die Oeffentlichkeit nicht mehr blos auf militärische Schaustellungen und auf die Theater beschränkt ist.

Im Jahre 1847 war freilich der Zustand der Art, daß Humboldt einmal halb scherzend gegen Varnhagen äußerte: ein Herr von Massow habe in den Ständen die liberale Denkart als eine Bescholtenheit angeführt, danach sei er, Humboldt also, eine bescholtene Person, doppelt sogar, denn der Minister Bodelschwingh sehe auch einen Literaten für eine solche an. Das ist jedoch noch nicht

so schlimm, als was nach Humboldt's Mittheilung der frühere König von Hannover im Jahre 1842 bei Tische, vor 40 Personen, über die Professoren geäußert: „Professoren haben gar kein Vaterland; Professoren, H.... (der Deutlichkeit wegen setzte er hinzu des putains) und Tänzerinnen kann man überall für Geld haben, sie gehen dahin, wo man ihnen einige Groschen mehr bietet." Wir verdenken den Professoren nicht, wenn sie über einen solchen Ausspruch gebührend entrüstet sind und in Humboldt's Ruf mit einstimmen: „Welch eine Schande, das einen deutschen Fürsten zu nennen!" Leider müssen wir darin eine kleine Wiedervergeltung erblicken, denn es scheint in der That unter den deutschen Professoren manche zu geben, die ziemlich so von den sogenannten „Literaten" denken und unter vier Augen sprechen, wie der verstorbene König von Hannover von den deutschen Professoren zu denken geruhte. Es ist nur ein Trost, daß sich Alexander von Humboldt selbst, weil er sich sonst in keine Kategorie unterzubringen wußte, zu den „Literaten" zählte, wie dies einigemal in den vorliegenden Briefen geschieht.

Für all dieses schofle oder kleinliche und ärmliche Wesen, das ihm auf Schritt und Tritt begegnete, rächte sich Humboldt durch den Witz, und hierin war er doch wieder echter Berliner. Witzworte und witzelnde Ausdrücke fliegen in seinen Briefen wie Funken bei einer Feuersbrunst umher. Er spricht von „berliner Weltelefanten", von den „überseeischen Besitzungen" Preußens, worunter er Neufchatel, Hohenzollern und den Jahdebusen versteht, von „erblumen" statt erschießen, von „Karthago" (Gotha, im Gegensatze zu Rom = Weimar) u. s. w. Den vorigen König von Hannover nennt er nur den „Roi des Landes", Liszt den „ungarischen Ehrenmönch" (wegen dessen Aufnahme in den Franciscanerorden), die Fürstin Lieven die „Madame de Quitzow" (wegen ihres intimen Verhältnisses mit Guizot, dessen Name etwas härter ausgesprochen an den Namen derer von Quitzow anklingt), Bunsen den „Gott in der Geschichte", oder er spricht von einem „Marquis Auguste de Schlegel" oder „Tieck Accorombonus". Sich selbst legt er zuweilen die Titel bei „Der Alte von den Bergen" oder „Der Supergreis" oder „Der edle Jugendgreis", mit ironischer Anspielung auf eine ihn sehr anmustrende gleichlautende Anrede in manchen Briefen, deren Verfasser ihm mit dieser Bezeichnung eine besondere Ehre anzuthun glaubten. Andere Briefe, wie er einmal Varnhagen erzählte, fingen blos an mit „Mein Greis" oder auch so: „Karoline und ich sind glücklich, unser Schicksal liegt in Ihren Händen." Und da wollen gewisse morose Kritiker noch versichern, unsere Zeit böte keinen Stoff für Humoristik mehr! Treffend und witzig scheint uns auch die Bezeichnung „Verstandesgletscher" für die jetzigen Frommen im Vergleich zu Zinzendorf, Lavater und Stilling. Die betreffende Stelle findet sich in einem Briefe vom 25. Januar 1846 und erscheint uns deshalb merkwürdig, weil sie beweist, daß Humboldt zwischen wahrer Frömmigkeit und modernem Frommthun wohl zu unterscheiden wußte. Hierher gehört auch folgende Mittheilung Varnhagen's:

Er hatte in einem Kasten ein lebendes Chamäleon, das er mir zeigte und von dem er sagte, es sei das einzige Thier, welches das eine seiner Augen nach oben und zugleich das andere nach unten richten könne, nur unsere Pfaffen könnten das noch, mit dem einen Auge nach dem Himmel, mit dem andern auf die Güter und Vortheile der Welt gerichtet.

Nach dem bisher von uns bereits Mitgetheilten wird man es begreiflich finden, daß Humboldt's Sarkasmus auch die Höchstgestellten nicht verschonte, und mehrere noch lebende und selbst bei den Freisinnigen in Ansehen stehende regierende Personen erhalten von ihm ihr Theil, sollte es auch nur in anekdotenartigen Ausplaudereien bestehen. Von dem einen derselben, der nach Berlin auf Besuch gekommen, erzählte Humboldt seinem Freunde: einst habe er, nachdem ein Bürgerlicher die Gesellschaft verlassen, mit großer Befriedigung das Behagen ausgedrückt, „jetzt seien wir unter uns"! Ein andermal, als man bemerkt hatte, man säße zu 13 an der Mittagstafel, erwiderte der Fürst tröstend, „es seien zwei Bürgerliche darunter, die zählten nicht"! und das sagte er zu Humboldt französisch, weil, wie er bemerkte, jene beiden das gewiß nicht verständen! Mochten diese Fürsten dem „Nestor der Wissenschaft" oder mochte ihnen die öffentliche Meinung geschmeichelt haben — das war für Humboldt kein Umstand, der ihn veranlassen konnte, sein Urtheil zu mildern oder seine „Impietäten" zurückzuhalten. Begreiflicherweise gedenkt Humboldt in seinen Briefen auch gelegentlich seines königlichen Freundes, dessen Tischgenosse er war. So schreibt er am 6. September 1844:

Ein Gefühl, und ein wehmüthiges dringt sich auf, daß ein so hochbegabter Fürst, von den wohlwollendsten Absichten geleitet, eine Frischheit des Gemüths bewahrend, die ihn rastlos antreibt, in der Richtung der Staatsbewegung, gegen seinen besten Willen getäuscht wird.

Und Humboldt fügt den geistreichen und instructiven Vergleich hinzu:

Als Parry auf dem Eise mit vielen Samojeden-Hunden nach dem Pole wollte, wurden Schlitten und Hunde immer vorwärts getrieben. Wie aber die Sonne durch den Nebel brach und die Polhöhe bestimmt werden konnte, fand man, daß, ohne es zu wissen, man um mehrere Grade rückwärts gekommen war. Eine bewegliche, gegen Süden durch die Meeresströmung fortgerissene Eisbank war der Boden, auf dem man vorwärts eilte. Die Minister sind der bewegliche, eisige Boden. Ist die Strömung die dogmatisirende Missionsphilosophie?

Die pikantesten Mittheilungen befinden sich freilich in den Varnhagen'schen Tagebuchblättern, auf die wir um so mehr hier nur verweisen wollen, da der König, der sich nicht selten durch den „Racker von Staat" genirt fühlte, darin zumeist doch nur in seinen augenblicklichen, vielfach wechselnden Stimmungen aufgefaßt ist. Nur folgende Stelle aus einer mündlichen Mittheilung, welche Humboldt im März 1843 Varnhagen machte, möge hier angeführt sein:

Er (der König) hegt Plane, als sollte er 100 Jahre alt werden, denkt an ungeheuere Bauten, Gartenanlagen, Kunstausführungen, auch an Reisen, ein Besuch in Athen ist schon zur Sprache gekommen, im Hintergrunde schlummert gewiß eine Wallfahrt nach Jerusalem! Napoleonische Friedenszüge nach London, Petersburg, in den Orient, eroberte Gelehrte und Künstler anstatt Länder! Kunst und Phantasie auf dem Throne, fanatische Gaukelei umher, und heuchlerischer Misbrauch in Spielerei! Und

Schiller werfen zu sollen scheint, als er denselben fähig erscheinen läßt, an einem Freunde, den er „mit Zärtlichkeit überhäufte", Verrath zu üben und ihn hinterrücks zu verleumden oder doch zu verkleinern. Das ist ja nun aber gerade der Fall, in welchem sich Humboldt sicherlich so manchem gegenüber befand, der ihn mit „Zärtlichkeit" überhäufte und dem er dafür in Briefen, welche zur Weiterverbreitung bestimmt waren, mit gehässigen Urtheilen dankte. Oder sollen wir diese auch nur für „augenblickliche Aufwallungen" ansehen? Würde Humboldt selbst dieses eingeräumt haben? In einem Briefe von 16. August 1849 heißt es: „Sie wissen, oder wissen vielmehr nicht, daß die Prinzessin von Preußen in die Säle, welche Goethe'n, Schiller'n und den von Schiller in den Briefen an Körner gelästerten Herder und Wieland gewidmet sind" u. s. w. Der Ausdruck „gelästert" ist hier wol sehr absichtlich gewählt; Humboldt scheint damit sagen zu wollen: wenn Schiller befreundete und hochgeachtete Männer wie Herder und Wieland „gelästert" hat, so ist es nicht zu verwundern, daß er auch mich, Humboldt, den damals noch wenig Berühmten, zuweilen hart und unbillig beurtheilte.

Was Alexander von Humboldt Ehre macht, ist der Umstand, daß er die gegen seinen Bruder Wilhelm gerichteten Angriffe mit tieferm Schmerz empfunden zu haben scheint als diejenigen, die ihm selbst zu Theil wurden. Sein Unwille gegen Gneisenau rührte daher, daß Gneisenau in einem Briefe („in Stein's geistlos redigirtem Leben, V, 262", wie Humboldt hinzufügt) seinem Bruder Mangel an Vertrauen, Achtung, Charakter und Muth vorgeworfen hatte, was Alexander als den Ausfluß eines „persönlichen Hasses" des, wie schon bemerkt, „eiteln" Gneisenau auslegt. Mit welcher Zärtlichkeit Alexander an seinem Bruder hing, das beweist auch sein Brief über Wilhelm's Tod, die Befriedigung, womit er aus dessen Jugendleben erzählt, daß dieser einst, dem Ertrinken nahe, mit „beispiellosem Stoicismus" gerufen habe: „Ich sterbe, aber es thut nichts"; dann die schönen Worte über Wilhelm's „Briefe an eine Freundin" (Charlotte Diede):

Es ist viel Wunderschönes in Sprache und Ideen darin, ein Lebensbild von der seltensten Art, eine Verachtung alles menschlichen Glücks und Unglücks, sobald es den Ideenkreis nicht verengt, viel Biblisches und dogmatisch Christliches, ein Gemisch von Stoa, Verachtung der äußern Weltangelegenheiten und doch Zartheit und Weiche u. s. w.

Freilich kann er auch hier sein Witzeln nicht lassen, wenn er z. B. sagt, daß sich in dem Manuscript vieles von der „alten Dame" ausgestrichen gefunden habe und dann hinzufügt: „Vielleicht hat des Pfarrers Tochter von Taubenheim (Charlotte Diede) einige krankhafte Anfälle von Pruderie gehabt"; er selbst, bemerkt er, habe nur sehr wenig, nur etwa den Werth von 3—4 Seiten supprimirt: „Zwieback, häusliches Detail, ein paar Ausfälle der Diede gegen Herzog Karl von Braunschweig, der sich gewiß durch Kalumnien auf ihre Tugend rächen würde."

Noch möge hier eine ihm Ehre machende herrliche Stelle über die Eindrücke, die ihm der Tod Leopold von Buch's verursachte, aus einem Schreiben vom 13. März 1853 mitgetheilt sein:

Der Tod Leopold von Buch's — ein geistreiches Gemisch des edelsten hülfreichsten Gemüths, augenblicklicher Leidenschaft, eines kleinen Despotismus der Meinungen; der wenigen Menschen einer, die eine Physiognomie haben — hat mich tief geschmerzt. Er hat seiner Wissenschaft eine neue Gestalt gegeben, er war eine der größten Illustrationen der Zeit; unsere Freundschaft hat 63 Jahre gedauert — ohne Trübung, ob wir gleich oft denselben Boden beackerten —, da ich ihn 1791 in Freiberg fand, wo er schon vor mir (obgleich fünf Jahre jünger) auf der Bergakademie war. Sein Begräbniß war mir ein Vorspiel, c'est comme cela que je serai dimanche. Und in welchem Zustande verlasse ich die Welt, der ich 1789 erlebte und mitfühlte, aber Jahrhunderte sind Secunden in dem großen Entwickelungsgange der fortschreitenden Menschheit. Die ansteigende Curve hat aber kleine Einbiegungen, und es ist gar unbequem, sich in solchem Theile des Niedergangs zu befinden.

Die Annalen der deutschen Literatur weisen von Gleim bis auf Herder, Goethe und Schiller viele, auf den Zweck gegenseitiger Belehrung und geistiger Förderung, weniger oft gemüthlicher Erbauung gerichtete Freundschaftsbündnisse auf, von denen interessante Briefwechsel als Urkunden und als literarische Denkmale zugleich vorliegen. In späterer Zeit sind sie selten geworden, unter Dichtern ganz selten. Diese scheinen sich durch Diplomaten und Staatsmänner (wir erinnern an Gentz und Adam Müller) an Treue, Freundschaftsgefühl und Hingabe übertreffen lassen zu wollen. Hier haben wir wieder einen solchen Freundschaftsbund zwischen Männern, von denen der eine berühmter Naturforscher, Entdeckungsreisender und diplomatischer Volontär, um ihn so zu nennen, der andere geistreicher Schriftsteller, zierlicher Prosaist und außer Function gesetzter Diplomat war. Die Bildung beider reichte in frühere, dem leichten und geistreichen geselligen Verkehr günstigere Tage zurück, die Humboldt's sogar in die von der unsern so gänzlich verschiedene Zeit vor der Französischen Revolution; beide schätzten vor allem die elegante anmuthige Form, beide hatten eine besondere Neigung zu politischen Plaudereien, zu Mittheilungen persönlichen und anekdotenhaften Charakters, beide besaßen eine scharfe Beobachtungsgabe, während Discretion gerade nicht zu ihren Tugenden gehörte. Die Bildung beider beruhte vorzugsweise auf der Basis französischer Geselligkeit, sie waren Verstandesmenschen, Menschen von großer Weltklugheit, ohne allen Anflug von Romantik und Ueberschwenglichkeit und Feinde jedes politischen und kirchlichen Zwangs. So mußten sich wol von dem Augenblicke an, wo Humboldt von Paris nach Berlin übersiedelte, beide in gewisser Hinsicht so nahe verwandte Männer zusammenfinden, in einer Stadt, wo ihre Art miteinander zu verkehren außer ihnen kaum noch einige Vertreter zählte. Beiden war in Berlin fast nichts und niemand recht. Hierzu kam die Verstimmung Varnhagen's, der sich nach politischer Wirksamkeit sehnte, die man ihm doch verschloß. In einem Schreiben vom 13. April 1846 beklagt Humboldt, daß man ein Talent wie das Varnhagen's, „Talent des Berathens, des Darstellens, der erprobten Weltklugheit" feiern lasse, „um", fügt er hinzu,

„bei Ihrem Tode einmal, wie bei meinem Bruder, verwundernd zu beklagen, daß man nicht früher daran gedacht Sie zu benutzen. Così va il mondo." Den Männern der Routine war, wie dies in Deutschland fast immer und überall der Fall, Varnhagen gerade wegen seines schriftstellerischen Talents unbequem; er brachte ihnen viel zu viel Geist und guten Stil in seine Depeschen; er übersah die meisten an tiefer und freier Bildung; außerdem fürchteten sie auch wol seine Indiscretion, die ihnen aber in seiner nichtamtlichen Stellung viel schädlicher geworden ist und viel mehr Aerger verursacht hat, als dies sonst wol der Fall gewesen sein würde. Die Frage zu stellen und zu untersuchen, ob Varnhagen, zu einer einflußreichen staatsmännischen Function berufen, bei seinem Geschmackseigensinn, seiner Reizbarkeit, Exclusivität und unüberwindlichen Voreingenommenheit gegen diese oder jene ihm aus bloßen Geschmacksgründen nicht zusagende Person sehr segensreich gewirkt haben würde, gehört nicht hierher. Man kann sich aber denken, daß diese Anerkennung, diese Theilnahme von seiten eines Mannes wie Humboldt ihm ein Labsal und mit diesem sich über andere lustig zu machen ein Vergnügen war. Humboldt dagegen bediente sich seiner in literarischen Angelegenheiten; er zog ihn bei der stilistischen Ausarbeitung des „Kosmos", über dessen Entstehung man bei dieser Gelegenheit viel Interessantes erfährt, bei der Vorrede zu den Sonetten seines Bruders („in denen Stoff und Form nicht immer im glücklichen Einklang stehen", wie er beiläufig hinzufügt) u. s. w. zu Rathe, bat ihn auch wol nicht selten, unleserliche Stellen in empfangenen Briefen „bei seiner alten diplomatischen Entzifferungsübung nachzuschreiben". Humboldt bedurfte eines solchen Rathgebers, denn ihm war, wie er einmal schreibt, „das Beherrschen großer, mit Sorgfalt und genauer Sachkenntniß zusammengetriebener Massen" die Hauptsache, „die Benutzung unserer herrlichen, schmiegsamen, harmonischen, darstellenden Sprache ein secundäres Streben". Humboldt's Ohr war sehr empfänglich für stilistische Feinheit. In Varnhagen verehrte er den „Meister der Wohlredenheit und des Wohlklangs", er tadelte an Hegel, daß ihm fehle, was Varnhagen besitze, „die ewige Anmuth und Jugend der Sprache", er nennt ihn im Jahre 1833 die „einzige glänzende Stütze unserer Literatur", im Jahre 1837 den einzigen in der „intellectuell verödeten" Stadt, „dem Sinn und zarte Sitte und Anmuth der Rede geblieben sind", und bei der Kunde von Varnhagen's Tode schreibt er am 12. October 1858 an Ludmilla Assing:

> Es ist nicht genug zu sagen, daß Deutschland einen großen Schriftsteller, den verlor, der die Sprache am edelsten zum Ausdruck der zartesten Empfindungen zu modeln wußte — aber was ist die Form bei so viel Scharfblick, so viel prägnanter Geistigkeit, solchem Seelenadel, so viel Weltklugheit!

Zum Dank für seine freundschaftlichen Leistungen theilte ihm Humboldt allerlei beißende Einfälle mit, von denen Varnhagen sagt: „Seine scharfen und witzigen Bemerkungen sind eine wahre Erfrischung in unserm geistesarmen Gesellschaftsleben", und nutzbar zu machende Geschichtchen —; außerdem eine Reihe von Briefen hochgestellter oder berühmter Personen, weil er wußte, daß sie Varnhagen, dem Liebhaber handschriftlicher Briefschaften, Freude machten und in seiner Hand besser aufbewahrt seien als bei ihm; denn Humboldt ging mit dergleichen sehr sorglos und liederlich um. Diese Briefe sind hier mit abgedruckt und erhöhen das Interesse und den Werth des Buchs wesentlich. Es sind Brief vom König von Preußen (vier Billets, theils französisch, theils deutsch, in meist scherzhaftem Tone), Christian VIII. von Dänemark, Leopold von Toscana (dessen Brief Humboldt selbst „recht menschlich" nennt), dem Prinzen Albert, dem Großherzog von Sachsen-Weimar, der Herzogin von Orleans, Prinz Napoleon (Sohn Jérôme's), dem Fürsten Metternich, den Fürstinnen von Canino und Lieven, Guizot, Thiers, Mignet, Victor-Hugo, Jules Janin, Arago, Balzac, Sir Robert Peel, John Herschel, Prescott, Manzoni u. a. Metternich beklagt sich in einem seiner Briefe, deren einige französisch, die spätern deutsch geschrieben sind, unterm 10. Mai 1846:

> Le monde, mon cher Baron, est fort dangereusement placé. Le corps social est en fermentation; vous me rendriez un bien grand service, si vous pourriez m'apprendre de quelle espèce est cette fermentation, si elle est spiritueuse, acide ou putride? J'ai bien peur, que le verdict ne tourne vers la dernière de ces espèces u. s. w.

Guizot beklagt in einem Schreiben aus London vom 26. August 1840 den Weggang Bülow's:

> J'envie au Baron de Bulow le plaisir de vous voir. Je regrette infiniment sa société à Londres. La conversation, la vraie conversation, nourrie et libre, est fort rare ici. La sienne me manquera beaucoup. Je voudrais bien aller quelque jour vous faire une visite chez vous, voir de près votre pays, celui de tous, où l'esprit humain joue le plus grand rôle, et son nouveau roi, digne, me dit-on, de tel pays.

Auch der Nordamerikaner Prescott rühmt die „liberal principles on which literary institutions are conducted in Prussia" und die „facilities given to men of letters, together with the known courtesy of the German character". Thiers nennt in einem Schreiben vom 14. Mai 1857 Humboldt den „savant illustre qui honore le plus notre siècle et que nous Français nous avons la vanité de considérer comme français et propre autant qu'il est allemand"; und der Prinz Napoleon beklagt in seinem Schreiben vom 13. October 1857 die Krankheit „de votre souverain et ami qui nous donne de vives inquiétudes, je dis nous, parceque les quelques jours que j'ai passés à Berlin m'ont fait apprécier les qualités éminentes du Roi et m'ont vivement attaché à lui".

Bereits sind wir in Stand gesetzt, über die ersten Eindrücke, die das Buch inzwischen an verschiedenen Orten und namentlich in Berlin hervorgebracht hat, Näheres zu berichten. Daß diese sehr lebhaft waren und mit einer Unmittelbarkeit, wie sie vielleicht unerhört ist, dem Erscheinen des

Das Glück eines Weibes. Von Julie Burow. Bromberg, Levit. 1860. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Verfasserin führt uns auf ein Gebiet, wo die höhere Möglichkeit und die alltägliche Thatsächlichkeit meistens himmelweit auseinanderliegen. Die Verfasserin hat über weiblichen Beruf und über das Glück des Weibes geschrieben. Referent darf sagen, daß Julie Burow die Anforderungen der praktischen wie die Anforderungen der theoretischen Vernunft in ihrer kleinen Schrift — Vorlesungen sind es, in Danzig und Bromberg gehalten — vollständig befriedigt; die Verfasserin schreibt christlich, insofern Christenthum die Blüte der Humanität genannt werden darf; sie schreibt philosophisch, wenn man die bons sens in diesen Fragen für Philosophie will gelten lassen; sie schreibt praktisch, insofern ihre Theorien, ihre Ansichten, ihre Rathschläge auf Erfahrung, eigene wie fremde, gegründet sind; sie schreibt ernst, sofern aus ihren Worten lebhaftes Mitgefühl für fremdes Leid und fremde Lust spricht; sie schreibt heiter, insofern die siegende Wahrheit das Dunkel verscheucht. Eine Frage wie die vorliegende, das Glück des Weibes, läßt sich gar nicht blos verstandesmäßig besprechen; Gefühl und Phantasie machen sich zunächst geltend und nach und nach wird das ganze Gemüthsleben hineingezogen. So hat die Verfasserin ganz naturgemäß sich von ihrem Gegenstande hinreißen lassen; es war ihr nicht möglich, sich in einem streng vorgezeichneten Gange zu erhalten; sie macht Abschweifungen, aber niemals verliert sie ihren hohen Gegenstand aus den Augen; selbst Entfernterliegendes weiß sie mit demselben in lebensvolle Beziehung zu setzen: wenn ihr Vortrag bisweilen ins Breite sich zu verlieren droht, so droht er auch nur; der natürliche Takt schlägt gleich wieder vor, und die Verfasserin geht über das rechte Maß nicht hinaus. Es ist wahr, dies rechte Maß zeigt sich in allen Urtheilen und Ansichten der verständigen Verfasserin. Der Leser darf nicht erwarten, in diesem kleinen Buche schwere Probleme aufgestellt und gelöst zu finden; er darf nicht erwarten, ganz ungehörte Orakelsprüche über Leben, Liebe, Ehe, Entsagung und Genuß zu hören, oder ganz pikante Phrasen, wie sie über diese Gegenstände bisweilen von einer Frau à grands sentiments oder von einer femme incomprise ausgesprochen werden: nein, es ist in dem genannten Büchelchen von Julie Burow die Wahrheit mit jener siegenden Natürlichkeit ausgesprochen, daß man gar nicht begreifen kann, wie es möglich ist, daß irgendeine Frau auf der Welt den rechten Weg zum wahren Glück verfehlt. Das ist in der That etwas Seltenes, diese Ueberzeugungskraft, die aus dem kleinen Buche wirkt; und das Geheimniß darin ist, daß die Verfasserin von ihrem Gegenstande wahrhaft erfüllt, ich möchte sagen inspirirt ist.

Wie unberechenbar groß müßte die Wirkung unserer Literatur sein, wenn es viele in diesem Sinne inspirirte Bücher gäbe! Wenn Julie Burow fortfährt, Vorlesungen wie die im obengenannten Buche gesammelten zu halten, so wird sie noch größere Erfolge erzielen, als der selige Gellert sie mit seinen moralischen Vorlesungen hatte. Gellert war in seinen Fabeln und Erzählungen und in seinen kleinen dramatischen Spielen ein Schalk, in seinen Vorlesungen ist er es niemals. Julie Burow würzt auch ihre Vorlesungen mit mancher satirischen Zuthat; und ihre Satire thut nicht weh, sie unterstützt nur ihre Beweisführung. In der demonstratio ad oculos ist unsere Verfasserin vortrefflich, so sagt sie z. B. einmal, wo über die Verschiedenheit der Berufspflichten des Mannes und der Frau die Rede ist: „Sprechen wir von den großen Thaten der Männer, von der Seelenaufregung des Kriegers, der die Mannesbrust kühn dem Feinde entgegenstellt! Ei ja! aber ehe es zu einem solchen Moment der Erhebung kommt, hat der junge Lieutenant vielleicht 20 Jahre lang Rekruten exercirt, eins — zwei — eins — zwei — von 3 Uhr nachmittags bis 6 Uhr abends, im Regen und Sonnenschein, hat die Uniformen inspicirt, die Gamaschenknöpfe gezählt — na, ist auch nicht viel interessanter und anscheinend wichtiger, als Suppe kochen, Staub wischen und Hemden nähen." Indeß ist es durchaus nicht meine Absicht einzelnes aus dem vortrefflichen Werke hier zur Schau zu stellen und gleichsam zu verrathen; ich wünsche, daß dieses Buch in seiner Totalität gelesen werde von vielen; nicht blos das Fräulein der vornehmen Familie, auch das Mädchen aus dem Volke ist berücksichtigt in dem Buche; die junge Frau, die Stiefmutter, die alte Jungfer, die Matrone, die Tante, die Hausfrau, die Künstlerin: alle finden in diesem Buch beherzigenswerthe Wahrheiten, und das Leben einer jeden ist nicht unter den ordinären, sondern unter den höhern Gesichtspunkt gestellt; ich bin überzeugt, daß kein Frauenzimmer dies Buch ohne volle Befriedigung aus der Hand legen wird. Auch der Mann, der sich für mehr als seinen Berufskreis interessirt, wird manchen Gedanken darin finden, woran er weiter bauen kann, namentlich über Erziehung, Lebensberuf, Ehe und Lebensglück. Jetzt will Referent schließen, weil er in Gefahr kommen könnte, einen wahren Panegyrikus zu schreiben; aber das Gute in unserer Literatur kann auch nicht warm genug von den Unparteiischen empfohlen werden; die Parteiischen wenden gar viele Mittel an, guten Büchern den Weg zu versperren! 10.

Zur Culturgeschichte und Humanitätsfrage.

Wir lasen mit Bedauern, daß die so vieles Treffliche enthaltende, von Johannes Müller und Johannes Falke in Nürnberg herausgegebene „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte" mit Ende des vorigen Jahres aufgehört habe zu erscheinen, weil sie nicht die zu ihrer Erhaltung nöthige Theilnahme gefunden. Nun wissen wir wol, daß die Zeitschrift nicht für die große Menge war; aber wir glaubten doch, daß culturgeschichtliche Forschungen, wie die hier gebotenen, unter den Gelehrten wie unter den Gebildeten überhaupt genug Freunde haben würden, von deren Theilnahme wenigstens Eine culturgeschichtliche Zeitschrift wie diese ihr Dasein in Deutschland fristen könne. Auch enthielt sie interessante Beiträge genug, die auch das größere Publikum zu fesseln geeignet erschienen. Wir rechnen dahin noch aus ihrer letzten Zeit die vom verstorbenen Professor Bülau mitgetheilten „Studentenbriefe aus dem 17. Jahrhundert", nämlich die Briefe, die Wolfgang Dietrich von Beichling, später sächsischer Kanzler und Millionär, derselbe, über dessen Sturz und Gefangenschaft Bülau im achten Band seines Werks: „Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen", längere Mittheilungen veröffentlichte, während seiner Universitätszeit an seinen Vater schrieb. Ueber seine Lebensordnung in Wittenberg schreibt er einmal: „In den Wochentagen von 5 — 6 Gebet und religiöse Lectüre, von 7 — 8 Collegien bei Stryk, von 8—9 Repetition, von 9—10 an vier Tagen Collegien bei Stryk und Beckmann, an zwei Tagen Fechtübung, von 10 — 11 Reinschrift der Hefte, von 11 — 12 Repetition des politischen Collegiums und Vorbereitung auf Beantwortung der von Beckmann bei Tische gestellten Fragen, von 12 — 1 Mahlzeit, von 1 — 2 Geschichte bei Beckmann, von 2 — 4 juristisches Studium, von 4 — 5 an drei Tagen Moral bei Beckmann, an zwei Tagen bei Sonnemann über die Goldene Bulle, von 5 — 7 Stilübungen und Lectüre, von 7 — 8 Abendessen, von 8 — 10 juristisches Studium." Trotz dieser überfleißigen Lebensordnung spielen doch Geldnöthe in seinen Briefen eine häufige Rolle, außerdem „Eau de Hongrie" zur Stärkung des Hauptes, „welches bisher am meisten mitgenommen worden" (infolge des vielen Studirens oder der Commerse?), und Mittel gegen das „Malum hypochondriacum und die vielen Feuchtigkeiten" u. s. w. Kurz, man möchte fast auf den Verdacht gerathen, daß Kortüm die Originale oder Abschriften dieser Briefe irgendwo aufgefunden und dem berühmten Briefe des Studiosus Hieronymus Jobs an seinen Vater zum Grunde gelegt habe. Die Studiosen der heutigen Zeit werden auch sehr erstaunen, wenn sie in Beichling's Briefen auf die Versicherung stoßen, daß er Sonntags von 5—6 gebetet, von 6—7 in Walther's „juristisch-politisch-theologischer Postille" gelesen, von 7—10 und nachmittags abermals von 1—3 die Kirche besucht,

von 3—4 collegium pietatis bei Beckmann gehört, dann in den Glaubensartikeln der Augsburgischen Confession oder in einem moralischen Schriftsteller gelesen, von 8—10 Uhr Juristik getrieben und dann nach einem Gebet als frommer Christ schlafen gegangen sei.

Zu den interessantesten Mittheilungen gehören auch die „Zur schwäbischen Sittenkunde" von Anton Birlinger. „Ich habe", sagt der Verfasser in der Einleitung, „Nachfolgendes aus gar vielen authentischen mündlichen Berichten zusammengesetzt und gleichsam noch eine Reliquie gerettet, ein Stück Volksleben, das man nach Verfluß weniger Jahre vergebens mehr so gut bekommen wird. Die Sitten sind wirklich so kräftig und ansprechend, daß gewiß jeder Kenner des Volkslebens seine Auerbach'schen Schmierereien (!) und Schwarzwald-Lügen wegwerfen und sich vom schwäbischen Volksleben hier überzeugen wird." Dieser Ausfall gegen Auerbach ist freilich etwas „stark", wenn auch weniger „ansprechend". Andere Beiträge, wie die von Huffschmid: „Zur Criminalstatistik des Odenwaldes im 16. und 17. Jahrhundert"; von J. Spel: „Zur Criminalstatistik der beiden Städte Zeitz und Naumburg während der Jahre 1549—1664", „Die peinliche Frage" von Karl Seifart u. s. w. eröffnen einen Blick in die traurigsten Zeiten nicht deutscher Gemüthlichkeit, sondern Gemüthlosigkeit, nicht der deutschen Cultur, sondern des deutschen Kannibalismus, und erwecken, so interessant sie sind, Schauder und Abscheu. Man könnte es kaum einem jetzt Lebenden verdenken, wenn er sich bei der Vorstellung beschämt fühlt, daß einer seiner Vorfahren vielleicht auch ein solcher Kannibale und Peiniger gewesen sein könnte.

Wenn man übrigens solche schwarze Gemälde aus der Vergangenheit aufrollt, nur um zu beweisen, daß wir jetzt einen Zustand vollkommener Cultur und Humanität erreicht hätten und nun mit souveräner Verachtung auf jene trüben Zeiten herabsehen dürften, so könnten wir diese Schilderungen nicht gerade empfehlen; denn sie bilden im ganzen doch eine häßliche, widerliche, die Seele mit garstigen Vorstellungen und peinlichen Empfindungen füllende Lectüre. Wenn aber diese Nachtseiten der Vergangenheit zu dem Zwecke aufgedeckt werden, um unsere Generation vor einem doch immer möglichen Rückfall — denn unsere gegenwärtigen politischen, confessionellen und socialen Streitigkeiten haben uns doch bereits von den Humanitätsbestrebungen der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts etwas weit entfernt — zu warnen und sie zu ermahnen, auf dem Wege der Humanisirung nur mit um so größerm Eifer fortzuschreiten, so werden wir sie nur willkommen heißen können. Die Inhumanität zeigt sich jetzt sicherlich nicht mehr in so rohen, aber vielleicht in um so schleichendern Formen. Man fürchte nicht, daß die Menschheit über dem Bestreben sich zu humanisiren zu sehr verweichlicht werden könnte; der wirklich humane Mensch kann stets auch nur ein starker Mensch sein, während sich Inhumanität oft mit dem schwächlichsten und feigsten Charakter verbindet. Auch der Humane wird sich, um nicht mit Haut und Haar verspeist zu werden, der erstern wehren müssen, solange nicht wenigstens ein gewisser Durchschnittszustand von Humanität erreicht ist; denn einen vollkommenen zu erreichen, dazu wird es der Staatsegoismus und der in der menschlichen Gesellschaft fortwühlende geheime Krieg wol schwerlich jemals kommen lassen. Der Mensch ist von Natur nur zu sehr geneigt, den Nebenmenschen unbillig zu beurtheilen, und solange er dies ist, wird er auch geneigt sein, ihn unbillig zu behandeln. H. M.

Zur Lebensgeschichte Shakspeare's.

Bekanntlich sind in der letzten Zeit mehrfache Versuche gemacht worden, unsern Glauben an die Existenz Shakspeare's, oder doch an seine Autorschaft der ihm zugeschriebenen Dramen zu erschüttern. Ich habe mich bereits in Nr. 12 der „Europa" f. 1856 über das Müßige dieser Versuche ausgesprochen und kann sie auch hier wieder nur als Spielereien erklären. Die über den Gegenstand erschienenen Schriften werden höchstens als literarische Curiositäten den Strom der Zeit hinabschwimmen. Indessen bleibt ihnen immerhin ein negatives Verdienst, insofern sie nämlich zu Bestrebungen in entgegengesetzter Richtung den Impuls gegeben zu haben scheinen. Es will mich nämlich bedünken, daß die jüngste Arbeit des englischen Oberrichters (jetzigen Lordkanzlers), der sich der Mühe unterzogen, alle Stellen in Shakspeare's Dramen zu sammeln, die dessen juristische Kenntnisse belegen, zugleich die Absicht gehabt habe, seine Autorschaft festzustellen und über jeden Zweifel zu erheben. Ob es ihm gelungen, den ursprünglichen Beruf des großen Dichters nachgewiesen zu haben, will ich dahingestellt sein lassen. Es kommt am Ende auch wenig darauf an, ob wir wissen, womit sich Shakspeare im Anfange seiner Laufbahn beschäftigt hat. Von größerer Wichtigkeit aber muß es bei den wenigen Thatsachen, die uns aus seinem Leben bekannt sind, für uns sein, zu erforschen, ob uns in seinen Werken selbst irgendein Beitrag zur Erweiterung unserer Bekanntschaft mit seinen Lebensverhältnissen geboten wird. Ein solches autobiographisches Fragment nun glaube ich im „Sturm" entdeckt zu haben. Bekanntlich hat man viel über die vorzeitige Geburt seines ältesten Kindes gestritten. Daß es nach sechsmonatlicher Ehe seiner Aeltern das Licht der Welt erblickte, ist ausgemacht. Hiermit schien die Sittlichkeit des Dichters in Frage gestellt. Charles Knight und nach ihm Delius übernahmen seine Vertheidigung und zwar auf Grund einer Behauptung, dahin lautend, daß in jener Zeit die Verlobung (troth-plight), nicht erst die Trauung, für die Begründung der Ehe gegolten habe. Leider aber steht dieser Behauptung die andere ebenso ausgemachte Thatsache entgegen, daß das Ehepaar am 28. November 1582 einen bischöflichen Dispens zur Trauung nach einmaligem Aufgebote erhielt (vgl. F. Kreyßig's „Vorlesungen über Shakspeare, seine Zeit und Werke", I, 99, Note 7). „Wozu dann der bischöfliche Dispens?" fragt Kreyßig mit Recht. Jene Angabe Knight's erscheint demnach wenigstens zweifelhaft. Der bischöfliche Dispens aber und die Beschleunigung der Trauung ist leicht erklärlich, wenn wir uns die Sitte des Zeitalters der Elisabeth der unserer Zeit gleich denken und im Auge behalten, daß die junge Gattin ihren Mann schon im Mai 1583 mit einem Töchterchen beschenkte. Uebrigens wissen wir, daß seine Ehe keine glückliche gewesen und er sich wenige Jahre nach der Hochzeit von seiner Frau trennte und, Haus und Hof verlassend, sich nach der Hauptstadt begab. Ich glaube nun die Erklärung dieser immerhin auffallenden Thatsache im „Sturm" gefunden zu haben. Im vierten Act, erste Scene nämlich läßt der große Dichter den Prospero folgende Warnung aussprechen:

> Then, as my gift, and thine own acquisition
> Worthily purchased, take my daughter. But
> If thou dost break her virgin knot before
> All sanctimonious ceremonies may
> With full and holy rite be minister'd,
> No sweet aspersion shall the heavens let fall
> To make this contract grow; but barren hate,
> Sour-eyed disdain and discord, shall bestrew
> The union of your bed with weeds so loathly,
> That you shall hate it both. Therefore take heed,
> As Hymen's lamp shall light you.

Ich wage nun zu behaupten, daß, so groß auch Shakspeare's Kenntniß des menschlichen Herzens in allen Ständen und Lagen, so tief auch sein Einblick ins menschliche Gemüth und so allseitig seine Bekanntschaft mit allen Verhältnissen des Lebens unstreitig gewesen ist, er doch obige Zeilen nicht geschrieben haben könnte, ohne das darin Enthaltene selbst erfahren, selbst erlebt zu haben. So weit scheint also die Streitfrage erledigt und zwar aus eigenem Munde des Dichters, der hier das „Schuldig" über sich selbst ausspricht und der Welt eine aus eigenster Erfahrung geschöpfte Lehre in diesen merkwürdigen Zeilen hinterlassen hat. Die Stelle ist aber doppelt werthvoll, wenn

wir sie in diesem Lichte betrachten; denn wir hätten dann ein autobiographisches Bruchstück gewonnen, und der Fund dürfte Shakspeare's Freunde veranlassen, die unsterblichen Werke des Dichters auch nach dieser Richtung hin zu durchforschen und manche ähnliche Schätze aus diesem ergiebigen Schacht zu Tage zu fördern. Glück auf! rufe ich ihnen zu.

David Asher.

Notizen.

Die „Bibliothèque universelle“ über die „Poésies de Schiller“.

In der vorigen Nummer haben wir auf Regnier's Uebersetzung der sämmtlichen Werke Schiller's, wovon die vier ersten Bände erschienen sind, aufmerksam gemacht; in der heutigen wollen wir kurz einer Uebersetzung der Gedichte Schiller's gedenken, welche unter dem Titel „Poésies de Schiller, traduction nouvelle et complète“ im Jahre 1858 zu Paris erschien und deren Verfasser, P. F. Müller, Professor am kaiserlichen Lyceum zu Montpellier ist. Sie scheint in Deutschland wenig Beachtung gefunden zu haben, und auch wir wurden erst durch eine Besprechung in der uns etwas verspätet zugegangenen Lieferung der genfer „Bibliothèque universelle“ vom 20. November vorigen Jahres auf ihre Existenz aufmerksam gemacht. Der Verfasser der Anzeige gehört übrigens nicht zu den unbedingten Verehrern des Dichters, wie sich dies gleich aus den einleitenden Worten seines Referats erkennen läßt: „Auf Anlaß der Uebersetzung Müller's haben wir die ganze Sammlung der lyrischen Gedichte Schiller's wieder durchgelesen und wollen uns über die Eindrücke, die wir dabei empfingen, einige Worte erlauben. Man kann diese Gedichte in philosophische Gedichte, Gedichte griechischen Charakters und Balladen eintheilen. Ist die dichterische Begeisterung Schiller's eine unmittelbare, urschöpferische? Ist sie der Erguß einer plötzlichen Seelenerregung? Nein, und jedenfalls im geringern Grade als bei seinem Rivalen und ich möchte sagen ihm Ueberlegenen (son supérieur), Goethe. Dieser ist ein Dichter von Natur, Schiller mehr durch Reflexion. Seine Muse empfängt ihre Anregungen und Inspirationen aus dem Studium, dem Nachdenken. Er ist ein erhabener Geist, der aber mit der Natur wenig, oder doch nicht in unvermittelter Weise verkehrte, weshalb auch die Werke der Schöpfung in seinen Gedichten nur eine secundäre Rolle spielen. Vorwaltend sind die Gedichte philosophischen Inhalts. Seine Seele ist vom Ideal beherrscht und trachtet nach ihm; als Denker lebt er mehr in der unsichtbaren und sittlichen als in der sinnlich erfaßbaren Welt. Man erkennt in ihm einen Mann, der die Philosophen seiner Zeit studirt hat und von ihnen wenig befriedigt worden ist, Kant ausgenommen, mit welchem er die Tiefe des sittlichen Gefühls gemein hat. Seine Hoffnung und seine Blicke richten sich nach einer reinern Welt, als die ist, in welcher er zu leben verurtheilt ist; aber man kann nicht sagen, daß sein Glaube ein sehr fester sei, es gibt unter seinen Gedichten sogar solche, welche einen peinlichen Eindruck machen, das Gedicht «Resignation» zum Beispiel.... Die lehrreichen Gedichte enthalten oft schöne und kräftige Gedanken; die satirischen Gedichte haben wenig Werth, noch geringern unsers Dafürhaltens die Liebesgedichte.“ Dagegen rühmt der Berichterstatter diejenigen Gedichte, in denen der Adel und die Würde der Frauen gepriesen werden, die Gedichte, welche dem griechischen Götter- und Heroenkreise entnommen sind, wie das „Siegesfest“, das „Eleusische Fest“, dann die Balladen und erzählenden Gedichte, in denen sich der dramatische Dichter wiedererkennen lasse; die eigentlichen Meisterwerke für ihn, den Berichterstatter, seien aber „Das Mädchen aus der Fremde“ und „Das Lied von der Glocke“. Die Uebersetzung rühmt der Berichterstatter als „fidèle, correct, réellement consciencieux“, nur sei sie nicht ebenso poetisch als treu.

Die Wallensteiner.

Ein dem Volumen wie dem Format nach in die Augen fallendes Werk: „Biographien und Autographen zu Schiller's Wallenstein. Nach geschichtlichen Quellen bearbeitet und mit Abbildung der Unterschriften versehen von Johann Eduard Heß“ (Jena, Mauke, 1859) führen wir abgesondert von der durch das Schiller-Jubiläum hervorgerufenen Literatur an, weil es zwar, nach ausdrücklicher Bemerkung auf dem Titel, zur Erinnerung an die hundertjährige Geburtstagsfeier Schiller's erschienen ist, sonst aber auf Schiller keinen weitern Bezug nimmt, außer daß an der Spitze fast jeder Biographie die Scenen citirt sind, in welchen im „Wallenstein“ die Helden der Biographien auftreten oder Erwähnung finden. Wir denken uns die Entstehung des mit dankenswerthem Fleiße ausgearbeiteten Werks so, daß der Verfasser über den Dreißigjährigen Krieg und die darin auftretenden Helden überhaupt eingehende Studien gemacht und das Schiller-Jubiläum nur benutzt hat, um für sein Werk einen zeitgemäßen Anknüpfungspunkt zu haben und es gangbarer zu machen. Es sind darin die Biographien von mehr als 70 im „Wallenstein“ handelnd auftretender oder darin erwähnter Personen enthalten, und wie der Verfasser versichert, sind sie aus den Geschichtsquellenwerken selbst zusammengetragen, daher nicht nur den Lesern und Verehrern der Schiller'schen Trilogie, sondern im allgemeinen allen Geschichtsfreunden zu empfehlen. Der Verfasser selbst bezeichnet in dem aus Zeitz datirten Vorwort sein Buch als einen Versuch, dem Wunsche derjenigen Leser entgegenzukommen, die das Verlangen danach trügen, „mit den frühern und spätern Lebensschicksalen der in Schiller's «Wallenstein» auftretenden oder darin auch nur erwähnten (historischen) Personen bekannter zu werden und hierdurch ein abgeschlossenes Gemälde der sturmbewegten Zeit ihres Daseins zu empfangen“. Das Buch dürfte den Verehrern und Verehrerinnen der Schiller'schen Dichtung ohne Zweifel auch dadurch interessant sein, weil es ihnen Gelegenheit gibt, die Abweichungen kennen zu lernen, die Schiller sich von der Geschichte erlaubte; sie werden daraus z. B., und vielleicht zu ihrer Ueberraschung erfahren, daß Octavio Piccolomini erst lange Jahre nach Wallenstein's Ermordung, nämlich 1651 sich vermählte und zwar mit Maria Benigna Franziska, sechzehnjähriger Tochter des Herzogs Julius Heinrich von Sachsen-Lüneburg, und daß er 1656 zu Wien starb ohne Kinder zu hinterlassen; ferner daß Gräfin Terzky, von welcher der Marchese di Grana in seinem Schreiben vom 3. März an den Kaiser berichtet: „Die Fraw Greffin Terzkei, so von Harachschem Geblüdt, ist gewiß gueth vnd fromb“, sich nach Wallenstein's Tode mit dem Freiherrn Hans Wilhelm von Scharffenberg verheirathete. Schiller hatte nicht den Respect vor der Geschichte wie Shakspeare; er selbst bemerkt einmal ungefähr, daß ihm die Geschichte nur ein Vorrathshaus für seine Phantasie sei; schade nur, daß die modernen dramatischen Dichter seitdem auch den letzten Respect vor der Geschichte verloren haben und mit ihr aufs unsäuberlichste verfahren, indem sie dieselbe nicht sowol zu poetischen und geschichtsphilosophischen als zu rein theatralischen Zwecken misbrauchen. Was den angeblichen Verrath Wallenstein's betrifft, so bezeichnet der Verfasser den bekannten Bericht Sesina's, dem die meisten Geschichtschreiber bisher folgten, als eine unlautere Quelle, und er bemerkt, es sei bisjetzt niemand gelungen, actenmäßig nachzuweisen, daß Wallenstein vor seiner Aechtung durch Verhandlungen mit den Feinden des Kaisers zum Verräther desselben geworden sei. Interessante Beigaben sind die Facsimiles des Namenszugs der betreffenden Persönlichkeiten: meist harte, gewaltige, tumultuarische, an eine rauhe und chaotische, mehr degen- als federgeübte Zeit mahnende Schriftzüge. Der Verfasser verdankt sie, laut dem Vorwort, außer seiner eigenen Autographensammlung der „bewährten Bereitwilligkeit“ seines Freundes T. O. Weigel in Leipzig.

H. M.

Bibliographie.

Aimard, G., Die Prairie-Piraten. Aus dem Französischen übersetzt von W. E. Drugulin. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Album von Gedichten deutscher Handwerker. Gesammelt und herausgegeben von W. Loth. 1ste Lieferung. Berlin, Th. Grieben. Gr. 16. 4 Ngr.

Altes und Neues aus den Ländern des Ostens. Von Onomander. 3ter Band: Kleinasien. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Arndt, E. M., Gedichte. Vollständige Sammlung. Mit der Handschrift des Dichters aus seinem 90sten Jahr. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Redende Bilder. Ein Traum. Leipzig, Veit u. Comp. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Brandis, C. Graf zu, Der Staat auf christlicher Grundlage. Regensburg, Manz. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bräunlich, A., und W. Gottschalg, Mädchenlieder. Unter Mitwirkung von Hoffmann von Fallersleben und F. Liszt herausgegeben. Weimar, Böhlau. 8. 2 Ngr.

Cassel, P., Ueber Johannes Stigel. Ein Sendschreiben. Berlin, Berendt. Lex.-8. 6 Ngr.

Franckenberg-Ludwigsdorff, H. v., Erinnerungen an das Schwarze Corps, welches Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels im Jahre 1809 errichtete. Aus dem Tagebuche eines Veteranen. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1859. 8. 9 Ngr.

Gagern, Freih. A. v., Militärische Studien. I. Berlin, Springer. Lex.-8. 10 Ngr.

Hasner, L. Ritter v., System der politischen Oekonomie. 1ster Band. Prag, Credner. Gr. 8. 2 Thlr.

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon. Ein Handbuch für das praktische Leben. 1stes Heft. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 7½ Ngr.

Hinze, F., Poetische Schriften. Mit einem biographischen Vorwort herausgegeben von F. Meyer von Waldeck. 2ter Theil: Humoresken und Erzählungen, nebst einem Anhange: Dramatische Kritiken. Berlin, A. Duncker. 8. 1 Thlr.

Humboldt, A. v., Briefe an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1827 bis 1858. Nebst Auszügen aus Varnhagen's Tagebüchern, und Briefen von Varnhagen und Andern an Humboldt. Erste und zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Jonas, B. T., Erzählungen und Bilder aus dem Baselbiet. Basel, Schweighauser. 8. 1 Thlr.

Koch's, E., Gedichte, aus dessen Nachlasse gesammelt und herausgegeben von einem Freunde des Verstorbenen. Luxemburg, Bück. 1859. 16. 18 Ngr.

Der Krieg in Italien im Jahre 1859. Nach der Edinburgh Review. Mit 2 Karten. Berlin, Mittler. Gr. 8. 10 Ngr.

Liebe mit Hindernissen. Lokal-Posse in „Dammschbätta Mund-Aht" und zwei Aufzügen. Allen Freunden harmlosen Scherzes gewidmet. Darmstadt, Ollweiler. 1859. 12. 7½ Ngr.

Michelet, J., Die Frau. Deutsche, autorische Ausgabe. Uebersetzt von F. Spielhagen. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rosenthal, S. H., Düweke. Drama in fünf Aufzügen. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 16. 1 Thlr.

Das Papstthum. Entstehung, Wachsthum, Blüthe und Verfall desselben. Leipzig, Hunger. Gr. 8. 10 Ngr.

Peip, A., Philosophie und innere Mission. Dresden, am Ende. Gr. 8. 7½ Ngr.

Pfeiffer, F., Ueber Walther von der Vogelweide. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Polko, Elise, Faustina Hasse. Musikalischer Roman. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 3 Thlr. 27½ Ngr.

Religion und Liebe. Roman aus dem Tagebuche eines Anonymen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 25 Ngr.

Röpe, G. R., Johan Melchior Goeze. Eine Rettung. Mit Porträt und Facsimile. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schaubach, F., Das Leben Philipp Melanchthon's. Meiningen, v. Eye. 8. 5 Ngr.

Scherfgen, P., Gedichte. Zwei Theile. Trier, Braun. 16. 20 Ngr.

Schiller-Album zur hundertjährigen Feier der Geburt des Dichters. Eine Festgabe der Freunde Schiller's in der neuen Welt. Philadelphia, Schäfer u. Koradi. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schrott, J., Dichtungen. Mit einem Vorwort von O. von Redwitz. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 1 Thlr.

Schulz, E. S. F., Melanchthon's Leben und Wirken. Mit Bezug auf den 19. April 1860, seinen 300jährigen Todestag, für Jedermann dargestellt. Berlin, Nicolai. 8. 12 Ngr.

Sitter, C., Modernes Wien. Humoristische Federzeichnungen. Illustrirt von F. Laufberger. 1ste Lieferung. Wien, von Waldheim's xylographische Anstalt. 16. 5 Ngr.

Stein, H., Der Frühling eines Buchhändlers. Skizzen aus meiner Lehrzeit in einem Leipziger Commissionsgeschäft. Leipzig, Stein. Gr. 8. 4 Ngr.

Thünen, A. G. v., Poetisches Alpha und Beta. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1858, 60. 12. 8 Ngr.

Friedrich von der Trenk. Historischer Roman von A. von L. 1ster Band. 1ste Lieferung. Celle, Schulze. 8. 10 Ngr.

Vorreiter, H., Luther's Ringen mit den antichristlichen Principien der Revolution. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Beschuldigung Wrede's durch E. M. Arndt. Ein Wort der Vertheidigung von einem bayerischen Offizier. München, Franz. Gr. 8. 9 Ngr.

Czerski, J., Der Nachlaß des sterbenden Papstthums. Schneidemühl. Gr. 8. 5 Ngr.

Gedanken eines Nicht-Theologen über einige wichtige Ehe-rechtsfragen mit Rücksicht auf das Königreich Sachsen. Leipzig u. Dresden, Naumann. Gr. 8. 6 Ngr.

Handel, F. L., Bericht über die Schiller-Feier in der Freimaurerloge „Sokrates zur Standhaftigkeit" zu Frankfurt a. M. (13. November 1859.) Mit einem Vorwort von J. G. Findel. Leipzig, Luppe. 12. 5 Ngr.

Der Kampf der Revolution gegen die Souveränität des Papstes. Von L. R. Danzig, Weber. Lex.-8. 7½ Ngr.

Kinkel, G., Festrede bei der Schillerfeier im Krystallpalast, 10. November 1859. London. Gr. 8. 10 Ngr.

Koch, M., Der Verfassungsstreit in Oesterreich und seine Lösung. Leipzig, Voigt u. Günther. Gr. 8. 6 Ngr.

Edgard Mortara. Den Israeliten des 19. Jahrhunderts, den Vätern und Müttern aller Nationen und aller Religionen gewidmet. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 4 Ngr.

Napoleon III. und die Legitimen. Schwerin, Oertzen u. Comp. 8. 6 Ngr.

Ein Neujahrsgruß zu 1860 an Louis Napoleon von einem Deutschen. Jena, Döbereiner. Gr. 8. 5 Ngr.

Paulus, P., Woher und wohin? oder das Concordat. Ein Wecker und Wegweiser in dieser Tagesfrage. Ludwigsburg, Riehm. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Revolution unserer Tage. Ein freimüthiges Wort. Regensburg, Manz. Gr. 8. 6 Ngr.

Zur Aufklärung für Katholiken und Protestanten über die zwischen Papst Pius IX. und Großherzog Friedrich von Baden abgeschlossene Vereinbarung vom 28. Juni 1859. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schiller-Galerie.

Charaktere aus Schiller's Werken.

Gezeichnet von **F. Pecht** und **A. von Ramberg.**

50 Blätter in Stahlstich mit erläuterndem Texte von **F. Pecht.**

Neue Ausgabe in 10 Lieferungen zu je 5 Blatt nebst Text.
Auf feinstem Kupferdruckpapier. 4. Erste Lieferung.
Jede Lieferung 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Verlagshandlung veranstaltet gegenwärtig von der als ein literarisch-artistisches Denkmal zu Schiller's hundertjähriger Jubelfeier ins Leben gerufenen und kurz vor derselben vollendeten «Schiller-Galerie» eine Neue Ausgabe in 10 monatlichen Lieferungen zur Erfüllung des vielfach ausgesprochenen Wunsches, Gelegenheit zur allmählichen Anschaffung des auf einmal für manche zu theuern Werks zu haben. Die «Schiller-Galerie» ist bekanntlich allgemein als ein in jeder Beziehung der deutschen Kunst zur Ehre gereichendes Prachtwerk ersten Ranges bezeichnet worden und bildet die erste zusammenhängende Illustration der Werke Schiller's.

Die soeben erschienene erste Lieferung ist nebst einem ausführlichen Prospect in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Das Werk kann übrigens fortwährend auch gleich vollständig bezogen werden und kostet geheftet (in 10 Lieferungen) 13 Thlr. 10 Ngr.; gebunden in Leinwand 15 Thlr. 10 Ngr., in Leder 16 Thlr. 20 Ngr.; in einer Prachtausgabe in Imperial-Folio 24 Thlr., gebunden 30 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Anthologie universelle.

Choix des meilleures poésies lyriques de diverses nations dans les langues originales

par

Joaquim Gomes de Souza.

In-8. Geh. 4 Thlr. Geb. 4 Thlr. 10 Ngr.

Die «**Anthologie universelle**» bietet eine Auswahl der vorzüglichsten lyrischen Poesien der verschiedenen europäischen Literaturen. Sie will die Idee einer Weltliteratur verkörpern, indem sie ohne Rücksichtnahme auf Sprache und Inhalt die schönsten und duftigsten Blüten, welche der Dichtergeist überall und zu den verschiedensten Zeiten auf der Erde getrieben hat, zu einem reichen Kranze zu vereinen strebt. Als ein lautredendes Zeugniss für das Streben der Völker nach geistiger Verbrüderung wird sich das Buch, unbekümmert um die Grenzen, welche die Länder trennen, überall da Eingang verschaffen, wo es Freunde der Dichtkunst und Pfleger sprachlicher Studien gibt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von Rotteck und Welcker.

Dritte, umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage.

Herausgegeben von **Karl Welcker.**

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Das soeben erschienene **zweiundvierzigste Heft** (Bogen 21—24 des **vierten Bandes**) enthält Folgendes:

Danton (George). Von J. W. Zinkeisen. (Schluß.) — **Dauphin.** Von Welcker. — **Decret.** Von Welcker. — Decretalen, s. Kanonisches Recht; Kanonisches Rechtsbuch. — **Deduction.** Von Welcker. — **Defension, Defensor.** Von L. Triest. — **Deficit.** Von K. G. Rau. — **Defraudation.** Von Rotteck. — **Deichwesen, Deichrecht, Deichverband.** Von W. A. Lette. — **Dei gratia** (von Gottes Gnaden). Von Welcker. — **Delegation, delegirte Gerichtsbarkeit.** Von Welcker. — **Demagog, Demagogie, Demagogische Umtriebe.** Von W. Schulz-Bodmer. — **Demokratie, Demokratisches Princip.** Von K. Biedermann. — Denkfreiheit, s. Censur und Preßfreiheit. — Denunciant, Denunciationsproceß, s. Anklage und Anzeigen. — **Deportation.** Von L. Triest. — Descendenten, s. Verwandtschaft. — **Despotie, Despotismus.** Von H. Marquardsen. — **Deutsche Stämme.** Von K. Wippermann.

Diese **dritte Auflage** des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung** der frühern bewährten Artikel und wird von **den ersten Namen der deutschen Wissenschaft** unterstützt.

In Hinblick auf die in neuester Zeit gesteigerte Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten hat sich die Verlagshandlung entschlossen, ein neues Abonnement auf das Werk zu veranstalten. Monatlich erscheinen hiervon drei Hefte vom September 1859 an.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste bis dritte Band sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Evangelium des Reichs oder Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Reiches Gottes auf Erden. Nach den neuesten Forschungen zusammengestellt und frei bearbeitet von **Christianus.** 8. Gebunden 4 Thlr.

Von competenter Seite ist folgendes Urtheil gefällt worden: „Wenn auch dies Buch vielfachen Widerspruch finden wird, so wird es doch auch bei dem großen Umfang der ihm zu Grund liegenden Forschungen, und bei der Sorgfalt, womit Christianus das so reiche Material in eine ansprechende Form zu bringen wußte, einerseits die größte Hochachtung gegen den Verfasser erwecken, und andererseits zu einem eingehenden Studium anlocken, und auf diese Weise zu einem in unserer todten und kalten Zeit höchst erwünschten Ferment werden: somit jedenfalls von reichem Segen begleitet sein."

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 22. März 1860.

Das Wesen des christlichen Socialismus.

Wo die Religion noch eine Macht ist, ein Sauerteig, der alles durchsäuert, da zeigt sie dies besonders durch die Gestalt, die sie den socialen Verhältnissen, dem Verhältniß zwischen Mann und Weib, zwischen Aeltern und Kindern, zwischen Herr und Knecht, zwischen Reichen und Armen u. s. w. gibt. Und wiederum kann man an dieser Gestalt das Wesen einer Religion kennen lernen.

Alle großen weltgeschichtlichen Religionen haben umgestaltend auf die socialen Verhältnisse eingewirkt. Als das Christenthum in die Welt trat, wie ganz anders wurden da die ehelichen und Familienverhältnisse, die Verhältnisse der Dienenden zu ihren Herren, die Verhältnisse der Besitzenden zu den Besitzlosen, als sie unter der Herrschaft des Heidenthums waren und noch jetzt da sind, wo das Christenthum mit seiner lebenumbildenden Macht nicht hingedrungen ist!

Ja, der Einfluß der Religion auf das sociale Leben geht so weit, daß selbst innerhalb einer und derselben Religion die verschiedenen Bekenntnisse Nuancen in den socialen Verhältnissen zur Folge haben. Wir brauchen z. B. nur daran zu erinnern, daß unter Katholiken, weil nach katholischem Dogma die Ehe ein Sakrament ist, die ehelichen Verhältnisse, namentlich in Bezug auf Scheidung, eine andere Gestalt gewinnen als unter Protestanten. Ja, selbst innerhalb einer und derselben Bekenntnißkirche ließen sich je nach den dogmatischen Schattirungen Modificationen in den socialen Verhältnissen nachweisen.

Eine comparative Darstellung des Einflusses, den verschiedene Religionen und innerhalb einer und derselben Religion verschiedene Bekenntnisse auf die socialen Verhältnisse gehabt, wäre von großem Interesse. Man würde daraus den Geist und das Wesen der verschiedenen Religionen und Bekenntnisse besser kennen lernen, als aus einer blos dogmatischen Nebeneinanderstellung und Vergleichung. Denn „an den Früchten erkennt man den Baum".

Eine solche vergleichende Darstellung der Religionen aus dem Gesichtspunkte ihres Einflusses auf die socialen Verhältnisse würde auch das Gute haben, daß man die Religionen gerechter beurtheilen lernte. Man würde nicht mehr eine Religion wegen ihrer Mythen und Wunder, durch die sie dem gebildeten Verstande anstößig wird und den Spott der „Freigeister" auf sich zieht, verachten, wenn sie nur sonst in Bezug auf das Leben und die socialen Verhältnisse gute, gesunde Früchte aufzuweisen hätte. Hat doch auch das Christenthum viel mythische Bestandtheile, und doch, wie segensreich, wie läuternd und veredelnd hat es auf die socialen Verhältnisse gewirkt!

Der Verfasser der vor einigen Jahren in mehreren Auflagen erschienenen „Kritik des Gottesbegriffs in den gegenwärtigen Weltansichten" (Nördlingen 1857) läßt es von entscheidendem Einflusse auf die sociale und politische Ordnung sein, ob das Dogma, zu dem man sich bekennt, ein theistisches oder pantheistisches sei. Er erklärt die Frage über das Verhältniß Gottes zur Welt als die „sociale Grundfrage", als den „Knotenpunkt der europäischen Verhältnisse und die wichtigste praktische Frage der Gegenwart"; aber seltsamerweise, während sonst der Pantheismus für den geistigen Vater des Despotismus angesehen wird, weil ja das pantheistische All-Einswesen kein anderes außer und neben sich aufkommen läßt, sondern alles verschlingt, und weil thatsächlich im Orient mit dem pantheistischen Glauben der Despotismus Hand in Hand geht, so leitete der Verfasser der „Kritik" aus dem Pantheismus die demokratische Gesinnung ab. Der Pantheismus ist ihm mit dem Fortschritt und mit der Autonomie der Menschheit verwachsen, der Theismus dagegen als Vertreter überlieferter Religion und Sitte mit der Erhaltung und mit der Autorität von oben. Der Pantheismus betrachte den Staat wie die Welt als ein in sich souveränes, aus den Einzelexistenzen als seinen Theilen bestehendes Ganzes. In seinem Staate gebe es keine andere Autorität als die Selbstbestimmung der Individuen, kein anderes Gesetz als das der Majorität, kein anderes Recht als das mensch-

liche. Dagegen trage der Theismus seine Anschauung von Gott dem Herrn und der zu seinem Dienst geschaffenen Welt auf das Verhältniß von Obrigkeit und Unterthan über. Nach theistischem Begriff stehe somit die Obrigkeit im Staate dem Volke gegenüber als von oben verordnete, in sich selbst souveräne Stellvertreterin Gottes. Die Theisten seien Monarchisten, die Pantheisten hingegen Demokraten. Weil nun der Verfasser diesen Gegensatz zwischen göttlichem und menschlichem Rechte, zwischen der Obrigkeit von Gottes Gnaden und der aus menschlicher Wahl hervorgegangenen für verderblich hielt, so machte er das zukünftige sociale Heil abhängig von der Versöhnung des Theismus und Pantheismus und wollte eine neue Religion schaffen, die beide versöhnt. Der Staat sei zwischen dem theistischen und pantheistischen Grundgedanken getheilt. Er bediene sich des erstern zum Schutz der Ordnung gegen die Radicalen, und zugleich des letztern zur Aufrechthaltung seiner Souveränetät gegen die Hierarchen und Theokraten. Er gehe mit dem Glauben, wenn der Unglaube die menschliche Ordnung, mit dem Unglauben, wenn der Glaube die menschliche Freiheit bedroht. Siegt der pantheistische Radicalismus, so wird das Band mit der bisherigen Geschichte zerschnitten und die Menschheit einer moralischen Zerrüttung und socialen Anarchie überliefert, aus der sie sich im günstigsten Falle nur durch einen unmenschlichen Despotismus retten könnte. Siegt der theistische Absolutismus, so sind alle jene Bestrebungen nach Freiheit und Mündigkeit, nach socialer und politischer Emancipation, in denen die Menschheit seit der Reformation begriffen ist, vernichtet und ihre ganze Geschichte zurückgeworfen. Dauere dagegen der Kampf fort, als eine Reihe end- und erfolgloser Zuckungen beider Extreme, so müsse uns die Schwankung als solche aufreiben.

Aber an diesem so blendenden Raisonnement ist doch nur eins wahr, der Gedanke nämlich, daß das wahre sociale Heil von der richtigen Verbindung des Autoritäts- mit dem Freiheitsprincip, von der richtigen Verbindung der Ordnung mit der Freiheit, des Gehorsams mit der Selbstbestimmung oder, wie man es auch nennen kann, des Universalismus mit dem Individualismus abhängt. Daß aber diese Verbindung und Versöhnung bedingt sei durch die Schöpfung einer neuen Religion, welche den Theismus mit dem Pantheismus versöhnt, den Irrthum dieser Behauptung habe ich schon in meinen „Briefen über natürliche Religion" (Brief 21, Leipzig 1858) nachgewiesen. Es wäre schlimm, wenn wir nicht eher zu einer ersprießlichen, von aufreibenden Kämpfen und Schwankungen freien Gestaltung der socialen Verhältnisse sollten kommen können, als bis wir mit der Kritik des Gottesbegriffs fertig sind. Nicht von dem dogmatischen, sondern von dem aus dem dogmatischen abgeleiteten moralischen Theile einer Religion hängt es ab, welche Gestalt die socialen und politischen Verhältnisse gewinnen. Die Moral kann aber im theistischen wie im pantheistischen Glauben dieselbe sein.

Es kommt nach meiner Ansicht — und ich habe diese Ansicht in meinen „Briefen über natürliche Religion" näher begründet — nicht sowol darauf an, ob wir den Kosmos theistisch als Werk Gottes, oder pantheistisch als unmittelbare Erscheinung Gottes auffassen, sondern darauf, ob wir ihn als eine sittliche Weltordnung betrachten. Mögen wir Theisten oder Pantheisten sein, sobald nur diejenige Ordnung der Dinge, die wir als gottgesetzt oder als gottdurchdrungen ansehen, frei ist von den beiden Extremen, die der Verfasser der „Kritik des Gottesbegriffs" mit Recht für verderblich erklärt, von den Extremen des die Freiheit aufhebenden Absolutismus und des die Ordnung aufhebenden Individualismus; sobald die Ordnung, die wir als göttlich anerkennen, eine organische ist, in welcher alle Glieder ebenso nach ihrer Eigenthümlichkeit frei, wie durch das Gesetz und den Zweck des Ganzen gebunden sind, so läßt sich nicht einsehen, warum wir nicht ebenso gut als Theisten wie als Pantheisten zur gedeihlichen Gestaltung der socialen und politischen Verhältnisse sollen beitragen können.

Ob wir Gott als Schöpfer oder als immanentes Urwesen der Welt auffassen, das ist ganz gleichgültig für die ersprießliche Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Aber nicht gleichgültig ist es, ob wir Gott als die Liebe, oder ob wir ihn für ein egoistisches Wesen ansehen.

Die Liebe und sonst nichts ist die Grundeigenschaft desjenigen Gottes, an den zu glauben für das sociale Heil erforderlich ist. Die Liebe wirkt nicht absolutistisch zwingend, die individuelle Freiheit aufhebend, noch auch anarchisch auflösend, die Ordnung zerstörend, sondern sie wirkt organisirend, sie macht das Individuum ebenso frei nach seiner Eigenthümlichkeit, als sie dasselbe in dem höhern Ganzen, dem es angehört, bindet. Sind nicht z. B. in der wahren, auf Liebe gegründeten Ehe Mann und Weib ebenso frei als gebunden? Sind nicht ebenso in dem wahren, von Liebe durchwehten Dienstverhältniß Herr und Knecht ebenso frei als gebunden? In der Liebe vereinigt sich Ordnung mit Freiheit, Gehorsam mit Selbstbestimmung, Universalismus mit Individualismus. Wenn wir also nur Liebe besitzen oder vielmehr von ihr besessen werden, so mögen wir im übrigen Theisten oder Pantheisten sein, das wird uns nicht hindern, einträchtig zum Aufbau des socialen Reiches Gottes auf Erden zusammenzuwirken.

Durch die Liebe auch allein ist das Christenthum die erlösende Macht von den socialen Uebeln geworden, unter denen in der vorchristlichen Zeit die Menschheit geseufzt und unter denen sie noch heute da seufzt, wo die Religion der Liebe nicht hingedrungen ist. Was in unsern europäischen socialen Verhältnissen noch vom Uebel ist, ist es nicht durch das Christenthum, sondern trotz des Christenthums, weil der Geist der Liebe, wie ihn das Evangelium predigt, die Gesellschaft noch nicht genugsam durchdrungen hat. Nicht das theistische Dogma des Christenthums ist schuld an der Lieblosigkeit, die auch heute noch in so manchen socialen Verhältnissen der europäischen Welt herrscht, sondern die aus diesem Dogma abgeleitete unchristliche Moral.

Wer sich dies vollständig zum Bewußtsein bringen will, dem empfehlen wir folgendes Büchlein:

1. Socialistische Träume von J. J. Rietmann. St.-Gallen, Huber u. Comp. 1858. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Aus diesem beherzten, kräftig redenden, die socialen Zeitgebrechen sehr gut kennzeichnenden Büchlein kann man das Wesen des christlichen Socialismus, welches in der christlichen Cardinaltugend, der Liebe, wurzelt, im Gegensatze zu allen jenen socialistischen Gebäuden kennen lernen, deren Fundament der Egoismus ist, sei es nun der absolutistisch-despotische oder der anarchisch-individualistische Egoismus.

Träume nennt der Verfasser seine Betrachtungen im Sinne von erst noch zu realisirenden Idealen.

Sie sind das Ideal christlicher Begeisterung, die Jugendhoffnung der erlösten Menschheit, wozu das alte und altkluge Geschlecht von heute bedenklich die Köpfe schüttelt, eben weil es alt geworden ist, und weil es die Gaben des Heiligen Geistes verloren und für diese sein bischen Hausverstand substituirt hat.

Der Verfasser beansprucht für seinen Socialismus das Prädicat „christlich", weil sich derselbe auf die Liebe gründet.

Glaube ohne Liebe und Wissen ohne Liebe, d. h. ohne Anerkennung und Geltenlassen des wenn auch untergeordneten Einzelnen im Ganzen einerseits, und ohne freie und liebevolle Hingabe des Einzelnen an das Ganze andererseits, werden nie ein lebendiges Ganzes, nie eine wahre Gesellschaft zu Stande bringen. Und da ist die Klippe, woran der unchristliche Socialismus zu allen Zeiten Schiffbruch gelitten.

Von diesem Gesichtspunkte aus geht der Verfasser verschiedene ältere und neuere socialistische Systeme durch und findet sie alle unchristlich, weil statt der Liebe der despotische und individualistische Egoismus ihr Grundzug ist.

Zuerst beleuchtet der Verfasser Plato's „Republik" und verwirft ihren Socialismus als unchristlich, weil in ihr das Individuum nicht zur Geltung komme, obwol dies in der griechischen Weltanschauung natürlich sei. Dann kommen zwei philosophische Thomasse an die Reihe: Thomas Morus und Tommaso Campanella. Die utopische Gesellschaft des erstern schwebt nach dem Verfasser so gut wie Plato's „Republik" in der Luft, weil sie keine Menschen enthält und weil sie sich weder auf die wahre Berechtigung und Entwickelung, noch auf die freie liebevolle Beschränkung und Entäußerung des Individuums gründet. Auch vermißt der Verfasser am Utopien des Thomas Morus wie an allem communistischen Socialismus die christliche Erkenntniß, daß das Reich Gottes nicht von außen herein mit äußern Geberden und Organisationen kommt, sondern von innen heraus aus dem Glauben, der die Liebe erzeugt. Aehnliches hat der Verfasser an dem „Sonnenstaat" (civitas solis) des Campanella, sowie an den Systemen der modernen englischen und französischen Socialisten, eines Owen, St.-Simon, Bazard, Fourier u. a. auszusetzen. Seine Hauptvorwürfe: „uniformirender Despotismus", „Alleinseligmachung des abstracten äußern Organismus", Gründung des Glücks auf die „Theorie des Genusses", wiederholen sich fast in allen Kapiteln, in denen er den unchristlichen Socialismus älterer und neuerer Socialphilosophen beleuchtet.

Doch so richtig auch der Gedanke ist, daß das Heil nicht von außen, durch äußere Organisationen, sondern von innen, aus den wiedergeborenen, durch die Liebe von allem Egoismus erlösten Individuen kommt, so scheint uns doch der Verfasser in Verachtung der äußern Organisationen etwas zu weit zu gehen, wenn er sagt (S. 34):

Ein sonderbarer, aber nichts weniger als dem Menschen schmeichelhafter Irrthum ist es, daß derselbe nur so viel oder weniger werth sein soll, als seine äußere Lage. Die Rechnung ist indessen nicht nur moralisch, sondern auch mathematisch falsch. Denn offenbar existirt doch der Baumeister früher als das Haus, das er baut, und so war und ist der Mensch früher als seine Verhältnisse. Wenn nun diese gut oder schlecht geworden, so sind sie das und werden es immer wieder durch den Menschen, aber nicht aus sich selbst; und solange der Mensch nicht anders wird, solange werden auch sie es nicht werden. Dies ist so klar und von selbst verständlich, daß man, um es zu beweisen, trivial werden muß.

Dem gegenüber müssen wir geltend machen, daß nicht blos der Mensch die Verhältnisse macht, sondern auch umgekehrt die Verhältnisse den Menschen. Ursprünglich ist es allerdings der Mensch, der die äußern Institutionen schafft, unter denen er lebt; aber die einmal bestehenden Institutionen wirken dann wieder zurück auf das Innere, auf die Gesinnung der Menschen, und der einzelne, der in einer Zeit und unter einem Volke geboren wird, dessen Institutionen unsittlich sind, saugt den unsittlichen Geist derselben frühzeitig ein und wird also durch sie corrumpirt; während der, welcher so glücklich ist, in einer Zeit und unter einem Volke zu leben, wo die Institutionen sittlich, vom Geiste christlicher Liebe durchdrungen sind, eben diesen Geist einathmet und durch ihn zu einem christlich gesinnten Individuum gebildet wird. Es scheint uns daher, von diesem Gesichtspunkte aus, keineswegs gerechtfertigt, die äußern Organisationen zu verachten. Es ist durchaus nicht gleichgültig, in welche Umgebung, in welche äußern Verhältnisse, welche sociale und politische Ordnung der einzelne eintritt. Denn der einzelne wird durch den Gesammtgeist des Ganzen getragen und gebildet. Jeder ist in diesem Sinne ein Kind seiner Zeit und der Verhältnisse. Denn nicht der einzelne ist der „Baumeister, der früher ist als das Haus", sondern nur die Gattung und die Nationen.

So wahr es daher auch ist, daß von außen allein das Heil nicht kommt, so wahr ist es doch andererseits auch, daß es nicht ohne das Aeußere kommt. Hätte das Christenthum sich nicht in ihm entsprechenden äußern Institutionen einen sichtbaren, greifbaren Leib gegeben, wäre es blos innerlich, sozusagen latent geblieben, so hätte es nicht diese umwandelnde Macht auf die Individuen geübt.

Nachdem der Verfasser die unchristlichen Socialsysteme abgethan hat, geht er zur Betrachtung des christlichen Socialismus und seiner geschichtlichen Entwickelung über. Zuerst beleuchtet er hier den Romanismus. Der theologische Socialismus des Papstthums scheiterte nach ihm

an derselben Klippe wie der philosophische, „daß er keinen Individualismus mehr gelten ließ, daß die Liebe zum starren Gesetz wurde und die Freiheit in den grausamsten geistlichen Militärdespotismus ausschlug". Für die erste christliche Kirche oder das Urchristenthum seien die beiden Grundsätze des Christenthums normativ gewesen: der erste Grundsatz nämlich ist die individuelle, subjective Erhebung zur geistigen wahren Selbständigkeit — Individualismus; der zweite die Darstellung derselben durch die Gesellschaft, respective die Verklärung des Lebens der Welt durch den gottgewordenen Menschen — Socialismus. Von diesen beiden Grundsätzen sei der hierarchische Despotismus der einseitig auf das Jenseits gerichteten, weltfeindlichen Papstkirche abgewichen. Der christliche Socialismus sei unter der Hierarchie mit ihren dualistischen Entgegensetzungen von Gott und Welt, Kirche und Staat, Priester- und Laienthum entartet. Treffend sagt der Verfasser: „Wenn die Vergöttlichung der Menschheit der Hauptzweck des Christenthums ist, wie darf sich ein Stand darin constituiren, der sich gelübdlich von der Menschheit lossagt und sie zerstört." Der Verfasser citirt neben Dante's Polemik gegen die Verderbtheit des Klerus auch Herder's Wort: „Da sollten Menschen den Himmel finden, die Bürger der Erde zu sein verschmähten und damit die schätzbarsten Gaben unsers Geschlechts, Vernunft, Sitten, Fähigkeiten, Aeltern-, Freundes-, Gatten- und Kinderliebe aufgaben." Der Verfasser citirt überhaupt gern und viel die Aeußerungen anderer, die zur Bestätigung seiner Ansichten dienen können, darunter auch Frauen, wie Rahel, Bettina.

Nach dem Romanismus kommt der christliche Socialismus innerhalb der Reformation an die Reihe. Der Verfasser urtheilt hier von seinem reformirten Standpunkte sehr streng über Luther. Er wirft dem Lutherthum seine transscendente, mystische, romantische Richtung vor. Er sagt:

Wir sind der Meinung, das Fleisch im Gegensatze zum Geiste soll keine Freiheit haben. Allein das Fleisch im Dienste des Geistes und von ihm durchdrungen, soll die Freiheit haben und erobern nach oben wie nach unten, gegen egoistische Despotie wie egoistische Anarchie; sonst ist und bleibt die Freiheit ein leerer, metaphysischer Begriff und das Gottesreich ein nie zu verwirklichendes Ideal. Das ist die neue Romantik des Lutherthums, welche die reale Welt dem Teufel überläßt und sich, wenn auch nicht durch Vermittelung eines hierarchischen Klerus, sondern nur durch das gläubige Herz, die Rechtfertigung durch den Glauben, eine eigene ideale Welt in der Brust oder über den Sternen zimmert. Das ist einseitiger Individualismus.

Das sei eine erneute, unberechtigte Trennung von Materie und Geist, und gegen die christliche Vermittelung von Welt und Himmel, gegen die christliche Versöhnung von Erscheinung und Idee. Der Verfasser bekennt offen, Luther's Romantik ebenso wenig verdauen zu können als die römische; er hält es dagegen mit Zwingli, und es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß die reformirte Kirche durch ihre republikanische Verfassung, durch ihr Presbyterialsystem, überhaupt durch ihre vorherrschend praktische Richtung die christlich-socialistische Grundlage bewahrte, während das Lutherthum in eine neue Hierarchie ausartete.

Nach der Reformation ist es der „Polizeistaat", den der Verfasser vom Standpunkte des christlichen Socialismus aus beleuchtet, und er verurtheilt natürlich die „alleinseligmachende Bureaukratie" ebenso streng wie die „alleinseligmachende Hierarchie". Er sagt:

Fluch dem bureaukratischen Staatsmechanismus, der alle freie Lebensregung controlirt; der jeden freien Athemzug unter Paßvisa stellt und jede frei ziehende Wolke durch seine Polizeischergen einfangen will; der Gedanken und Gefühle besteuert, bevogtigt oder verpönt; der nur Tabellen und Zahlen, aber keine Menschen und Herzen kennt; der seine Angehörigen zum jämmerlichsten moralischen und religiösen Cretinismus verdammt und zu leb- und willenlosen Drahtpuppen versimpelt.

Der Katholicismus habe vor diesem Polizeistaate doch wenigstens das romantische Idealisiren und Träumen, die Liebesglut und Opfer der Begeisterung voraus. Geld, Geld hingegen sei die jetzige Weltachse, die Achse des Bureaukratismus, und von ihm gelte, was Dante der Hierarchie sagt:

Kein Thier erjagt sich Beute, gleich der deinen;
Doch bleibt dein Bauch noch endlos, hohl und weit.

Der bureaukratische Staat hat den wahren Individualismus wie den wahren Socialismus zur Unmöglichkeit gemacht. Er ist, wie die römische Hierarchie, ein geschworener Feind beider.

Nicht besser kommt beim Verfasser der Materialismus fort oder der moderne Industrialismus. Ihm wirft der Verfasser vor:

Statt Organismus — Mechanismus und leblose Technik; statt der Menschen — Spindeln, Patronen und Schablonen, und Maschine überall! Maschine im Staat, Maschine im Handel, Maschine in Kunst, Maschine in Wissenschaft, doch nirgends Menschen, und Lamettrie's höhnisches: L'homme machine ist zur traurigen Wahrheit geworden.

Der Verfasser wird in diesem Kapitel beißend, indem er sagt: das erste bleibe doch immer der Mensch. Der sei aber doch wol nicht nur jenes „arme, nackte, zweizinkige Thier", von dem König Lear spricht, „das dem Wurm keine Seide, dem Thiere kein Fell, dem Schaf keine Wolle, der Katze keinen Bisam schuldig ist", und das sich zuletzt, wie die schlesischen und andere Weber, mit Kleie und Salzwasser sein elendes Dasein fristen kann. Der Mensch sei aber auch wol nicht „jenes vornehme Thier, das sich seinen Gaumen mit indischen Vogelnestern kitzelt, seine Cigarre mit Banknoten anbrennt, seinen kahlen Schädel mit Eau de mille fleurs wäscht und den Schweiß von Tausenden hingibt für den balsamischen Gifthauch, den es von den Lippen einer H . . . trinkt".

Es ist leider nur zu wahr, daß hinter der gestickten Atlasweste des reichen Handelsherrn sowol, als hinter der Bluse des Eisenbahnarbeiters in unserm materialistischen, den Mammon zu seinem Gott machenden Zeitalter sich die jämmerlichste sittliche Blöße, sich Armuth an den ewigen Gütern des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung verbirgt; es ist nur zu wahr, daß selbst das heilige Institut der Ehe von den Mammonanbetern nur zur Speculation und Krämerei erniedrigt, die Stimme des Herzens so früh als möglich zum Schweigen gebracht wird. Aber

diesem traurigen Bilde, das der Verfasser von unserer Gesellschaft entwirft, möchten wir doch entgegenhalten, daß es nur einen Theil derselben, nicht sie ganz und gar trifft. Es wäre schlimm, wenn über dem Gelde wirklich schon alle Gemüthlichkeit aufgehört haben, wenn über dem Calcul die Stimme des Herzens schon allenthalben zum Schweigen gebracht sein sollte. So schlimm ist es, glauben wir, noch nicht. Es gibt noch Menschen, die weder wie der niedere Pöbel verthiert, noch wie der höhere blasirt sind. Der Verfasser scheint uns etwas zu pessimistisch zu sehen.

Die ganze Schrift des Verfassers ist überhaupt stark polemisch. Er findet eigentlich den wahren christlichen Socialismus noch nirgends realisirt. Der Neubau soll erst beginnen, und das erste, was der Verfasser für denselben verlangt, sind: Menschen, reelle Menschen, die weder materialistisch versunken sind, noch im romantischen Himmel schwärmen. Dem centralisirenden Staat und Kapital gegenüber fordert er Decentralisation, damit der einzelne zu seinem Werth und Rechte, zu seiner Arbeit und zu seinem Genusse komme. Er ruft den freien Vereinen, den freien Gewerbsinnungen, den freien autonomischen Gemeinden, ja auch der freien Kirche, der freien Armenpflege, der freien Liebesthätigkeit auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens. Das Band, das die aus selbständigen Individuen gebildeten freien Gesellschaften verbindet, soll nicht der eiserne Ring dieser oder jener Despotie sein, sondern der elektrische Strom der christlichen Liebe, der aus allen Gesellschaften zusammen die große göttliche Föderativrepublik auf Erden bildet. „Wir wollen Phalangen, christliche Phalangen, und unser «Omniarch» ist der Geist des socialen Christenthums, ist Christus."

Es läßt sich nicht leugnen, daß der Verfasser das Wesen des christlichen Socialismus richtig erkannt hat, indem er dargethan, daß der christliche Socialismus ebenso den centralisirenden, uniformirenden Despotismus, sei es der Despotismus der Hierarchie oder der Bureaukratie, wie den die Gesellschaft zersetzenden, atomisirenden Individualismus verwirft. Das Christenthum will weder geknechtete, unter dem Joch einer geistlichen oder weltlichen Satzung seufzende, noch ungebundene, von aller Zucht und Sitte sich emancipirende, glaubens- und lieblos nebeneinander hergehende Individuen. Den beiden Extremen des Despotismus und Individualismus gegenüber will das Christenthum organische Gliederung, in welcher die Glieder ebenso frei als gebunden, nämlich in der Freiheit gebunden und in der Gebundenheit frei sind.

Aber über die Darlegung dieses Wesens des christlichen Socialismus und über die Polemik gegen die diesem Wesen widersprechenden Socialsysteme und socialen Verhältnisse der Gegenwart kommt der Verfasser in seiner ganzen Schrift nicht hinaus. Eine positive Entwickelung des bezeichneten Wesens und Einführung desselben in die bestehenden Verhältnisse gibt er nicht. Und doch wäre dieses gerade das Wichtigere. Denn das Wesen des christlichen Socialismus ist längst anerkannt, ist vor dem Verfasser auch schon von andern ausgesprochen worden. Jetzt handelt es sich aber nicht mehr darum, zu wissen, worin das Wesen des christlichen Socialismus besteht, sondern vielmehr darum, wie es anzufangen, um die Erscheinung diesem Wesen gemäß zu machen. Daß die Gesellschaft weder zu uniformiren, noch zu atomisiren ist, sondern zu organisiren, das wissen wir längst; aber wie sie, ohne mit den bestehenden Verhältnissen tabula rasa zu machen, dem Geiste christlicher Liebe gemäß zu organisiren sei, das ist jetzt die Hauptfrage. Nicht auf das Princip, sondern auf die Anwendung desselben kommt es gegenwärtig an. Größeres Verdienst, als der Verfasser, würde sich daher jeder erwerben, der uns das vollständige Bild einer christlich organisirten Gesellschaft in allen ihren Lebensverhältnissen entwürfe. Es genügt ja nicht zu wissen, daß wir in socialer Beziehung krank sind, sondern wir wollen nun, nachdem man uns dies oft genug gesagt hat, erfahren, was wir zu thun haben, um social gesund zu werden.

Während Rietmann sich hauptsächlich mit den Principien des christlichen Socialismus beschäftigt und diese gegenüber ältern und neuern Socialsystemen sowie den socialen Zuständen der Gegenwart entwickelt, so geht dagegen eine andere Schrift mehr auf die gegenwärtigen socialen Zustände ein, entwirft ein vollständiges, detaillirtes Bild derselben und predigt gegen dieselben im Tone eines modernen Abraham a Sancta Clara:

2. Modernes Leben. Sociale Kapuzinerpredigten über Ehe, Familie, Hagestolzenthum, Geselligkeit, Luxus, Mode. Von P. Domenico da St. Invention. Leipzig, Fries. 1859. 8. 22½ Ngr.

Der Verfasser hat nicht übel den Ton von Kapuzinerpredigten gewählt; denn das moderne Leben bietet in den genannten Beziehungen allerdings reichlichen Stoff zu Kapuzinaden. Aber die launige Form, mit der der Verfasser sein ernstes Thema behandelt, hindert nicht, daß der Ernst des letztern überall hindurchblickt. Es ist nur wie eine Accommodation an den modernen, mehr pikante Unterhaltung als anstrengende Studien liebenden Zeitgeist, daß der Verfasser die witzige, drollige Form gewählt hat. Diese Form selbst kann also schon als ein Zeichen des modernen socialen Lebens, das der Verfasser geiselt, betrachtet werden.

Was den Inhalt betrifft, so ist es ebenfalls, wie bei Rietmann, das Unchristliche, das Egoistische, Lieblose in den modernen socialen Verhältnissen, wogegen der Verfasser polemisirt. Er weist vornehmlich auf das atomisirende, zersetzende Element in dem modernen Leben hin. Seine immer wiederkehrende Klage ist, daß die Individuen der Jetztzeit in allen Ständen und Verhältnissen sich immer mehr von den Banden althergebrachter Zucht und Sitte lösen, sich egoistisch gegen einander absperren, ein aller Innigkeit und Gemüthstiefe ermangelndes, nur das Goldene Kalb anbetendes Leben führen. Ueberall sei statt der Liebe und Treue die Berechnung und Speculation obenauf. Genußsucht, Leichtsinn, Arbeitsscheu, Unbeständigkeit, Mangel an That- und Widerstandskraft,

Schein- und Prunksucht, das sind die Qualitäten des modernen Lebens, gegen die dieser verkappte Pater eifert. Er hält dabei überall die gute alte Zeit der verderbten neuen als Gegenbild und als Musterbild vor. Sich an Riehl anlehnend, den er einen Meister nennt, zu welchem wir in die Lehre gehen können, macht der Verfasser doch mit seiner Sehnsucht nach der entschwundenen guten alten Zeit und mit seiner Verwerfung der modernen Civilisation in Bausch und Bogen mitunter den Eindruck eines Kreuzzeitungsmannes. Seine Kapuzinaden erinnern häufig an die gegen das „skrofulöse Gesindel" gerichteten des Leo'schen „Volksblatt für Stadt und Land". Der Verfasser selbst charakterisirt sich wie folgt:

Als Kapuziner himmelweit von der einäugigen Anschauungsweise der Zionswächter der Kreuzzeitung abweichend, muß ich doch dem Leonischen Schildknappen und Sancho Pansa des treubündlerischen hohen Raths recht geben, daß er sich auf seine Rosinante schwingt und nach einem frischen fröhlichen Kriege lechzt, auf daß die Luft gesäubert werde, in welcher eine beginnende neue Cultur athmen muß.

Alsdann predigt er in folgender Weise die Umkehr:

Die Wissenschaft nicht, ihr sollt umkehren. Darum in die Flammen vorläufig den Wust alles theologischen Abkläricht s, und in die Flammen jenen Aufkläricht, der den Herrgott vom Throne stoßen und die abgetakelte, auf allen Wegen schon verlegene Buhldirne Vernunft, beflittert und beschminkt mit Sophismen, daraufsetzen will! In die Flammen den Kram, der auf euern Tischen in Golddeckeln prangt, den Kram des poetischen Gedudels und Gewinsels von Liebe, Lust und Leiden! Denn euere Sinne müssen stumpf geworden sein von dem jahrhundertlangen gereimten und ungereimten Geträtsch — denn Leiden lehrt euch besser das Leben, Liebe und Lust sollt ihr nicht lesen, sondern empfinden und bereiten, und zu beidem braucht ihr nicht davon zu lesen. Je mehr davon gedruckt, desto weniger davon ausgeübt worden. Werde es einmal umgekehrt!

In die Flammen auch wünscht unser Pater die dilettantischen Naturstudien; denn Spießbürger und Handwerker, Krämerseelen und Ellenreiter, Rechtsverdreher und Schulmeister, Rübenzuckerfabrikanten und Herrenhäusler, Hauskreuze und Crinolingestelle, Küchendragoner und Backfische habe Gott nicht auserkoren, seine Schöpfung zu erprüfen, und zur Genüge hätten wir bewiesen, wie wenig oder nichts wir aus der Natur der Welt für die Natur der Gesellschaft gelernt.

Gegen die ganze poetische, naturwissenschaftliche und journalistische Tagesliteratur eifert der Verfasser in dieser Weise. Alles dies, heiße es nun die „Grenzboten", die „Stimmen der Zeit", die „Glocke", oder „Was sich der Wald erzählt", „Waldmeister's Brautfahrt", die „Gartenlaube", die „Jahreszeiten", die „Unterhaltungen am häuslichen Herd", der Weg „Von Babylon nach Jerusalem", „Kladderadatsch", „Schalk", „Charivari", „Hermann" u. s. w.: alles dies rette uns nicht vom socialen Verderben. (Der Verfasser benutzt die genannten Titel der Tagesliteratur zu allerlei ergötzlichen Wortspielen und Antithesen.)

Was die besondern Abschnitte der Schrift betrifft, welche nacheinander die Ehe, Familie, Hagestolzenthum, Geselligkeit, Luxus und Mode abhandeln oder vielmehr abkanzeln, so läßt sich allerdings nicht leugnen, daß der Verfasser ein scharfer Beobachter der socialen Schwächen und Gebrechen der Gegenwart ist. Aber er schiebt unkritisch der Civilisation in die Schuhe, was doch nur auf Rechnung der die Fortschritte der Civilisation misbrauchenden moralischen Schlechtigkeit der Menschen zu setzen ist. Er ist in demselben Irrthume befangen wie der, welcher die Ueberladung des Magens an einer reichbesetzten Tafel dem Reichthume der aufgetragenen Speisen und Getränke schuld gab, nicht der Unmäßigkeit der Speisenden. Die moderne Civilisation ist eine reichbesetzte Tafel, sie bietet dem Leben Genüsse und Schätze, die unsere Vorfahren aus der „guten alten Zeit" nicht kannten. Aber nicht die Tafel ist schuld, daß sich so viele an ihr übernehmen und zu Grunde richten, sondern ihre Gier und Sucht zu genießen. Nicht Rousseau'sche Rückkehr in den Naturzustand, nicht Flucht aus der Cultur und Civilisation kann die Aufgabe der Gesellschaft sein, sondern Mäßigung und Selbstbeherrschung mitten in dem Reichthume der Cultur, Anwendung ihrer Gaben und Güter zu moralischen Zwecken. Kann doch der moralische Mensch, der in einer reichen Culturwelt lebt, weit Größeres wirken, als derselbe Mensch, in die Wildniß versetzt. Das sociale Verderben entspringt nicht aus den Dingen, sondern aus den Subjecten, welche die Dinge, die blos Mittel zu höhern moralischen Zwecken sind, zum Selbstzweck machen. Verkehrung des Mittels in Zweck, das ist es, was die Civilisation zur Giftpflanze macht. Alles ist dem Menschen erlaubt, Streben nach Reichthum, Streben nach Genuß, Streben nach Verschönerung und Verbequemlichung des Lebens, solange dieses Streben sich innerhalb der durch die Pflicht gezogenen Grenzen hält, solange es die erstrebten Güter nur als Mittel für den moralischen Lebenszweck betrachtet. Von dem Moment aber, wo das Verhältniß sich umkehrt, wo man das Mittel zum Zweck und den Zweck zum Mittel macht, wo man z. B., wie in der modernen Welt so häufig vorkommt und wie auch der Verfasser klagt, die Ehe zu einer Geldspeculation, einem Bereicherungsmittel macht, statt nach Geld zu streben, um eine gutbegründete Ehe schließen und alle Pflichten des ehelichen Lebens in vollem Maße erfüllen zu können — von dem Momente dieser Verkehrung an ist das sociale Unheil da.

Stellen wir uns auf einen höhern geschichtlichen Standpunkt, so werden wir das moderne Culturleben zwar mit dem Verfasser als einen Abfall von den alten einfachen Sitten und Gewohnheiten, als eine Veräußerlichung, Verflüchtigung und Zersplitterung erkennen; wir werden mit dem Verfasser zugeben müssen, daß das Leben aus dem Centrum in die Peripherie getreten, daß die alte Tiefe und Gemüthsinnigkeit verschwunden, daß der hochfliegende Idealismus einem gemeinen, breiten Realismus gewichen ist. Aber wir werden auch diesen Abfall als einen nothwendigen Durchgangspunkt zu einer höhern Stufe erkennen. Wir werden erkennen, daß die Menschheit der Faust ist, der, nachdem er nur allzu lange sich ins Uebersinnliche, Transscendente, Metaphysische verstiegen, sich mit

heftiger Gier in den Realismus des sinnlichen Lebens stürzt, vom Genuß zur Begierde und von der Begierde zum Genuß eilend, nicht aber, um in dem sinnlichen Strudel unterzugehen und zum Teufel zu fahren, sondern um sich endlich aus den Extremen des einseitigen Idealismus und des einseitigen Realismus in ein drittes höheres Leben zu retten, welches weder über das Jenseits grübelt, noch in das platte Diesseits versinkt, sondern das Diesseits mit dem Jenseits thatkräftig verbindet, indem es die reale Welt nach sittlichen, politischen und ästhetischen Ideen gestaltet, also die jenseitige Ideenwelt in die diesseitige Sinnenwelt hineinarbeitet.

Viele einzelne zwar werden in dem Durchgangspunkte, in dem wir uns dermalen befinden, in dem gemeinen Realismus des sinnlichen Genußlebens stecken bleiben, darin ersaufen und zum Teufel fahren. Aber daß auch die Menschheit im Großen und Ganzen dem Teufel verfallen sei, dies mag annehmen, wer den Faust lieber mit der Höllen- als mit der Himmelfahrt schließen läßt, weil jenes effectvoller sei. Wir können uns nicht dazu entschließen. Wir sehen in dem gegenwärtigen realistischen Drängen und Treiben die Vorstufe zu einem dritten höhern Menschheitsleben, welches mit dem Reichthum und der Fülle des äußern Daseins die Einfachheit und Tiefe des innern verbinden, welches in der Welt über der Welt stehen wird.

Mag sein, daß diese Ansicht nicht pessimistisch genug ist. Aber wer sie theilt, wird der modernen Civilisation noch etwas anderes abgewinnen als, wie der Verfasser, bloßen Stoff zu Kapuzinaden. Hätte sich unser moderner Abraham a Sancta Clara auf den höhern geschichtsphilosophischen Standpunkt gestellt, so hätte er minder günstig über die fromme alte Zeit und minder ungünstig über die gottlose neue Zeit geurtheilt. Er hätte in jener ebenso reichen Stoff zu Kapuzinaden finden können als in dieser; denn eben jedes Extrem bietet Stoff hierzu, und extrem war die fromme alte Zeit in ihrer Weise ebenso gut, wie die ungläubige neue in der ihrigen es ist.

Der Verfasser sagt: „Ihr sollt nicht die Schürze Adam's und Eva's wieder einführen, sollt euch nicht mit Heuschrecken und wildem Honig füttern, aber ihr sollt zu den einfachen Sitten euerer Voraltern zurückkehren und wie die Klephtenhäuptlinge eher das Leben hergeben denn diese." Er verweist ferner auf das Wort Jesu: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen", und er fügt hinzu: „Ich sage euch, so ihr nicht mehr werden könnet wie die Kleinstädter und Bauern jenseit der Eisenbahnen, ist für euch keine Umkehr, und ohne Umkehr kein Heil möglich." Doch mit dem Werden „wie die Kinder" und mit dem Werden „wie die Kleinstädter und Bauern jenseit der Eisenbahnen" ist es eine eigene Sache. So dumm wie diese können wir doch trotz aller Anstrengung nicht mehr werden; was wir einmal gelernt haben und wissen, das können wir nicht wieder vergessen, sowenig als wir in den Mutterleib zurückkriechen können. Der wahre Sinn jener Ermahnung, zu werden wie die Kinder und Bauern, kann also nur dieser sein: Verbindet mit euerer Klugheit und euerm Vielwissen die Arg- und Schuldlosigkeit der Kinder, die Einfachheit und Biederkeit der Bauern, mit einem Worte: Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben! Wer sieht aber nicht ein, daß, um diese entgegengesetzten Eigenschaften verbinden zu können, wir die Schlangenklugheit der modernen Civilisation uns aneignen müssen, nicht aber sie verachten und wegwerfen dürfen. Hinter uns waren gute, aber dumme Leute; wir sind — nach des Verfassers Predigten — kluge, aber schlechte Leute; wir sollen kluge und gute Leute werden. Ergo können wir doch nicht umkehren, sondern müssen fortschreiten, müssen in uns Eigenschaften, die bisher getrennt waren, verbunden darstellen, müssen auf das gute Herz einen hellen Kopf setzen, mit der Wärme des Gemüths das Licht des Geistes paaren.

Nur in diesem Sinne, aber in keinem andern, wollen wir uns den Schluß des Verfassers gefallen lassen:

> Euere civilisatorische Aufgabe ist, die gute alte Zeit modern zu machen, und alles hinauszuwerfen, was ihr Erdreich, Luft und Licht benimmt. Und umgekehrt versucht den jungdeutschen Fortschritt auf den zwar unter Schutt und Moder begrabenen, aber noch nicht völlig erstorbenen Stamm des alten kerndeutschen Wesens zu pfropfen, und euch wird ein Baum wachsen, der wie die tausendjährigen Cedern des Libanon allen Stürmen trotzt, unter dessen Schatten ihr, euere Kinder und Kindeskinder gedeihen werden.

Julius Frauenstädt.

Leopold Ranke's „Englische Geschichte".

Englische Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert, von Leopold Ranke. Erster Band. Berlin, Duncker und Humblot. 1859. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Das Zeitalter der Reformation ist außerordentlich reich an merkwürdigen Thatsachen und hervorragenden Persönlichkeiten; darum besitzt dieses Zeitalter auch eine so mächtige Anziehungskraft für den Historiker. Wir haben dies schon oft und so auch kürzlich wieder in Erfahrung gebracht. Denn kaum hatten wir die Feder aus der Hand gelegt, mit der wir unsere Ansichten über ein Werk niederschrieben, das deutsche Geschichten im Reformationszeitalter dargestellt hat, als uns das obengenannte Werk zur Besprechung vorgelegt ward. In ein anderes Reich zwar, in die Mitte eines andern Volks führt uns Ranke's „Englische Geschichte", aber vermöge der weit sich erstreckenden mächtigen Zeitströmung in vergleichbare Verhältnisse und Ereignisse. Denn war nicht auch in diesem Inselstaate die Reformation gleichsam der Sauerteig, der, einen gewaltigen Gärungsproceß erzeugend, neue Gestaltungen in der christlichen Gesellschaftsverfassung ins Leben rief und eine neue Zeit schuf, die mit ihrer Spannkraft gar bald Wirkungen entwickelte, die weit über den ursprünglichen Sitz jener Kraft hinausreichte? Führte sie nicht auch dort wie in Deutschland eine Reihe mehr oder minder thatkräftiger, in den Gang der Dinge mächtig eingreifender Charaktere auf den Platz, wo der Kampf zwischen der alten und der neuen Zeit entschieden werden sollte? Es hat aber unbestreitbar gewisse Vortheile,

wenn ein Fremder, mit der erforderlichen Begabung und den nöthigen Kenntnissen ausgerüstet, die Geschichte einer andern Nation schreibt. Denn welcher Zwiespalt der Meinungen und welche Verschiedenheit des Urtheils über Thatsachen und Persönlichkeiten ist nicht in die englische Geschichtschreibung dadurch gekommen, daß der eine der Historiker auf die Seite der Stuarts, und der andere auf die ihrer Gegner sich stellte, oder daß der eine ein Tory, der andere ein Whig war? Die Objectivität wird unstreitig dem Ausländer leichter werden oder eher gelingen als dem Nationalen. Doch hat der einheimische Autor den allerdings nicht unbedeutsamen Vortheil, wie auch Ranke bemerkt, daß er in gleicher Sprache mit den handelnden oder sprechenden Personen zu denken vermag. Wir glauben aber trotz der Richtigkeit der letztern Bemerkung dennoch, daß die Engländer Ursache haben, dankbar zu sein für ein treffliches Werk, für ein werthvolles Geschenk, das ihnen ein deutscher, anerkannt ausgezeichneter Historiker darbietet, der vollständig außerhalb des Kreises jeder nationalen Partei steht, zumal da jenes Werk auf dem Gebiete einer Zeit der englischen Geschichte sich bewegt, für welche die Sympathien und Antipathien in der Nation noch keineswegs spurlos erloschen sind.

Ein Werk von Ranke bietet nun dem Leser jedesmal theils neues historisches Material, theils neue Gesichtspunkte und infolge dessen auch neue Belehrung. Die Kunst ferner, die Einzelheiten zu einem Gesammtbilde, zu einer harmonischen Einheit zu verarbeiten, sowie durch philosophische Anschauung dieselben unter den richtigen Gesichtspunkt zu bringen, versteht Ranke meisterhaft. Die sprachliche Darstellung endlich, obschon fast immer ohne rhetorischen Schwung, ist darum doch keineswegs trocken und leblos; alle diese rühmlichen Eigenschaften finden sich auch in dem vorliegenden Werke ausgeprägt; und ein solches Werk darf sich unbedingt mit den vorzüglichsten Leistungen der englischen Historiographie messen. Uebrigens zeigt Ranke wie sonst so auch hier die größte Selbständigkeit der Forschung, der Auffassung und der Darstellung: daher fast nur urkundliche Quellen oder denselben gleichzustellende Schriftwerke benutzt und erwähnt sind.

Sehen wir jetzt in der Kürze, was der Verfasser in den vier Büchern, in welche er sein Werk eingetheilt, der wissenschaftlichen Welt vorgelegt hat: 1) „Welthistorische Momente der frühern Geschichte von England"; 2) „Versuche einer abgesonderten Consolidation des Königreichs in weltlicher und geistlicher Beziehung"; 3) „Königin Elisabeth. Verwickelung englischer und schottischer Ereignisse"; 4) „Begründung des großbritannischen Reichs. Erste Gärungen unter den Stuarts. Ein Blick auf die Literatur dieser Epoche."

Es versteht sich von selbst, daß der Verfasser die Darstellung der Geschichte Englands bis auf Heinrich VII. und VIII. aphoristisch halten mußte und deshalb Leser voraussetzte, die z. B. mit Kemble's „Die Sachsen in England", mit Weiß' oder Pauli's „Geschichte Alfred's des Großen" oder auch nur mit Macaulay's Einleitung in sein bekanntes Geschichtswerk nähere Bekanntschaft gemacht haben. Der Angelpunkt, um den sich des Verfassers geschichtliche Darstellung bewegt, ist namentlich die Zeit vom Tode Heinrich's VIII. (1547) bis in die erste Hälfte der Regierungszeit Jakob's I. (1614). Es versteht sich von selbst, daß der Verfasser der Maria Stuart und ihrer Stellung der Königin Elisabeth gegenüber eine historisch-kritische Aufmerksamkeit zugewendet hat: die Haltung der erstern gegen ihre königliche Nebenbuhlerin glaubt er mehr aus dynastischen als aus religiösen Interessen erklären zu müssen, und läßt sie überhaupt nicht ohne Vertheidigung gegen das Parlament und die Königin; doch können wir nicht sagen, daß der Verfasser die Frage über die Schuld oder Unschuld Maria's wesentlich weiter gebracht habe. Indeß ist die Sache vor dem Forum der Geschichte durch Quellenforschung namentlich seit 1839 so weit unsers Wissens gediehen, daß an eine Unschuld Maria's niemand mehr glauben kann trotz der Vertheidigung, die ihr 1852 durch Mignet zu Theil geworden ist. Denn das, was man in der „Sammlung von Briefen aus Elisabeth's Zeit" von Wright, in den biographischen Aufsätzen von Ste.-Beuve und namentlich in „Lettres, instructions et mémoires de Marie Stuart etc., par le Prince Labanoff" (7 Bde., London und Paris 1845) liest, ist trotz der Ritterlichkeit, mit der sich der russische Fürst der Angeklagten annimmt, so schwer gravirend, daß kaum ein Schatten von Maria's Schuldlosigkeit übrig bleibt. Durch den Brief derselben an Babington z. B. stellt es sich klar heraus, daß Maria nicht nur um einen Mordplan gegen Elisabeth gewußt, sondern sogar an der Spitze desselben gestanden habe. Gewiß ist: tragisch war der Ausgang der schottischen Königin, aber der Ausspruch der unparteiischen Geschichte hat sie der sittlichen Würde eines tragischen Charakters vollständig entkleidet.

Indem wir nur im allgemeinen bemerken, daß Elisabeth's Regierungssystem und politischer Charakter eine höchst treffende Schilderung durch den Verfasser erhalten hat und dem Leser gleichsam sichtlich vor die Seele tritt, wie England durch diese Königin und ihre Rathgeber zu einer Machtstellung nach außen gelangt, die es bis dahin noch niemals besessen, wollten wir etwas länger bei ihrem Nachfolger, dem Ahnherrn des englisch-stuartschen Hauses, bei Jakob I., verweilen, insbesondere aus dem Grunde, weil die deutsche Geschichtschreibung diesen König bedeutend tiefer zu stellen gewöhnt ist — Schiller's „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs" hat unstreitig einigen Antheil daran —, als es von unserm Verfasser geschehen ist. Er war in der That weder so schwach und ängstlich, als das gewöhnliche historische Bild ihn darstellt; er zeigte nicht so wenig Bewußtsein von seiner hohen Würde als König von England und Schottland und von der bedeutenden, höchst einflußreich gewordenen Stellung seines Reichs nach außen hin, als in der Regel geschrieben wird; er war endlich nicht so im Unklaren über die Mittel, die ihm seinen neuen Thron in England gegen die verschiedenen kirchlichen und politischen Parteien zu schützen und zu befestigen geeignet schienen, wie man nach der gewöhnlichen

Zeichnung seines Geistes voraussetzen möchte. Zum Nachtheile gereichte ihm: sein fremder Ursprung, seine Abneigung gegen jede Beschränkung des königlichen Willens, der öftere Mangel an Aufrichtigkeit und Festigkeit des Willens namentlich in der äußern Politik und endlich eine geheime Hinneigung zur katholischen Kirche. An Conflicten und an Misverständnissen mit dem Parlamente fehlte es zum Theil aus den soeben angegebenen Gründen nicht.

Die unmittelbare Folge war, daß er die in den auswärtigen Angelegenheiten ergriffene Haltung nicht mehr mit dem erforderlichen Nachdruck aufrecht zu erhalten vermochte. Unaufhörlich drängten ihn seine Verbündeten, ihnen Hülfe zu leisten, es stand, wenn er auch gewollt hätte, nicht mehr in seiner Macht. So war die Lage nicht, daß das Parlament, indem es mit seinen Subsidien zurückhielt, den Zweck gemisbilligt hätte, zu dem sie dienen sollten. Es beklagte sich vielmehr, daß dieser Zweck nicht ernstlich genug verfolgt werde, und wollte vor allem sein Bewilligungsrecht über das ganze Gebiet der öffentlichen Einkünfte — den Grundsätzen Jakob's über die königliche Gewalt völlig zuwider — ausdehnen. Aber der König war eben nicht geneigt, über die erforderlichen Geldleistungen mit dem Parlamente zu verhandeln: er fürchtete in die Nothwendigkeit zu gerathen, dessen Bewilligungen mit Zugeständnissen zu erwidern, welche die alten Rechte seiner Krone beschränken würden. Irgendwo aber muß der Schwerpunkt der Geschäfte sein. Schon erhob sich in England die Frage, ob er ferner in dem König und seinen Ministern oder in der parlamentarischen Macht liegen werde.

Hiermit schließt der politische Theil des vorliegenden Werks und wir müssen abwarten, ob in dem Endurtheil über Jakob I. etwas von dem Schreckbilde durchleuchten wird, welches von diesem Stuart in dem Werke entworfen wird: „The trial of the Earl of Somerset for the prisoning of Sir Thomas Overbury in tower of London etc., by Andrew Amos"; die Rache des Schicksals, meint dieser Engländer, hat Jakob's Familie getroffen.

Lenken wir jetzt die Aufmerksamkeit unserer Leser auf den „Blick auf die Literatur der Epoche". Nicht die Zeiten der großen politischen Kämpfe selbst sind für literarische und künstlerische Production die günstigsten; vielmehr sind es die, welche denselben vorangehen oder nachfolgen, in denen die Anregung fortdauert oder anfängt; eben eine solche Epoche bildeten die drei oder vier Decennien zwischen der Abwehr der Armada (1588) und dem Ausbruche parlamentarischer Unruhen, die spätern Jahre der Königin Elisabeth und die frühern Jakob's I. Es war die Epoche, in der sich die englische Nation zu allgemeiner Welteinwirkung erhob und zugleich die weitaussehenden Irrungen über die wichtigsten Fragen des innern Lebens begannen. Anders konnte es gar nicht sein, als daß sich in der Literatur der Antagonismus der Ideen darstellte, welcher die Geister überhaupt in Bewegung setzte. Aber auch andere großartige Hervorbringungen sehen wir erscheinen, welche weit über diesen Streit hinausreichen. Zuerst zieht Schottland unsere Aufmerksamkeit auf sich. In diesem Lande wurden die Studien des classischen Alterthums mit so viel Eifer getrieben, wie irgendwo sonst in Europa; jedoch nicht um die Formen desselben in dem Idiom des Landes nachzuahmen — man dachte ja auch in Deutschland damals nicht daran — sondern zum Gebrauche in den gelehrten theologischen Controversen der Zeit und zur Erhaltung des Zusammenhangs mit den Glaubensverwandten von andern Zungen. St.-Andrews ist einmal ein Mittelpunkt für die protestantische Gelehrsamkeit gewesen: Polen und Dänen, Deutsche und Franzosen haben die Universität besucht, um unter Melville zu studiren. Mit einer gewissen Virtuosität schrieb man lateinisch auch in gebundener Rede; Melville und sein Zeitgenosse, der Historiker Buchanan, gehören zu den Vorkämpfern der populären Ideen über die Verfassung der Staaten, über das Verhältniß zwischen Königthum und Volk; man spürt in ihnen den Lebensathem des Presbyterianismus. Ihnen traten die Jesuiten, der Kirchenhistoriker Spottiswood und König Jakob selbst mit royalistischen Grundsätzen entgegen; der Kampf ward lebhaft und führte selbst die Theilnahme des Volks herbei, weshalb man sich auch der Landessprache zu bedienen anfing. Und die Behauptung dürfte nicht zu kühn sein, daß in Schottland die beiden Systeme entsprungen sind, die seitdem, wenn auch in mancherlei Abwandelungen, Britannien und Europa entzweit haben. In England fanden dergleichen Ideen allerdings Eingang, doch drangen sie damals nicht durch; Camden nannte sogar in seinen Jahrbüchern der Regierung Elisabeth's die Grundsätze der Schotten „ruchlos". Ein freierer Blick und Unabhängigkeit von kirchlichen Traditionen und Lehren ward erst durch Franz Bacon in England gewonnen; doch war er immerhin einer der letzten, die noch das Heil von England in der Ausbildung der monarchischen Verfassung oder wenigstens in dem Uebergewichte der Berechtigung des Fürsten innerhalb der Verfassung sahen. Mitten unter diesen gelehrten Kämpfen hatte sich in den durch Reichthum und geselliges Leben hervorragenden Städten*) das Theaterwesen entwickelt, und unter dem wetteifernden Emporstreben der städtischen Bühnen und ihrer Productionen hat sich das Genie William Shakspeare's herangebildet. Und es lohnt sich wol der Mühe selbst nach Gervinus zu hören, was unser Verfasser über ihn urtheilt. Das Wesentliche ist Folgendes:

Shakspeare verschwand in seiner Zeit unter der Menge der Mitstrebenden, gelangte aber bei der Nachwelt von Epoche zu Epoche zu einem größern Ruhme. Was uns aber besonders nahe liegt, er brachte, wie das keineswegs ungewöhnlich war, eine Reihe von Ereignissen aus der englischen Geschichte selbst auf die Bühne. In das Lob, welches ihm freigebig gespendet worden, daß er sie mit historischer Treue wiedergegeben habe, kann man nicht so geradehin einstimmen. Oder wer wollte behaupten, daß sein König Johann und Heinrich VIII., sein Gloucester und Winchester oder gar seine Pücelle den Originalen glichen**), deren Namen sie tragen. Der Autor ergreift die großen Fragen, um die es sich handelt, indem er der Chronik so nahe wie möglich folgt und ihre charakteristischen Züge auf-

*) Ueber diese Erscheinung muß man Macaulay's Geschichtswerk lesen, um sich einen richtigen Begriff von dem merkwürdig schnellen Emporblühen der englischen Städte zu machen.

**) Der große englische Dichter gewährt unstreitig dem Culturhistoriker ein reicheres und beglaubigteres Material als dem politischen Geschichtschreiber.

nimmt, theilt er doch den Personen eine seiner besondern Auffassung besondere Rolle zu: er belebt die Handlung mit Beweggründen, welche die Geschichte nicht finden würde oder annehmen dürfte: die Charaktere, die sich in der Ueberlieferung nahe stehen und in der Wirklichkeit wahrscheinlich auch nahe standen, treten bei ihm jeder in seinem besonders ausgebildeten, in sich homogenen Dasein auseinander; natürlich menschliche Momente, die sonst nur in dem Privatleben erscheinen, durchbrechen die politische Handlung und gelangen dadurch zu verdoppelter poetischer Wirksamkeit. Aber wenn sich im einzelnen Abweichungen von dem Thatsächlichen herausstellen, so zeugt die Wahl der Ereignisse, welche auf die Bühne kommen, von hohem historischen Natursinn...... Shakspeare ist eine geistige Naturkraft, die den Schleier wegnimmt, durch welchen das Innere der Handlung und ihre Motive dem gewöhnlichen Auge verborgen werden. Seine Werke bieten eine Erweiterung des menschlichen Gesichtskreises über die geheimnißvolle Natur der Dinge und der menschlichen Seele dar, durch die sie selbst zu einer großen historischen Erscheinung werden..... Die Vorzüge oder die Mängel der Art und Kunst Shakspeare's hingen ohne Zweifel mit den Bedürfnissen, Gewohnheiten und der Sinnesweise seines Publikums zusammen; denn wo gäbe es eine stärkere Wechselwirkung zwischen Autor und Publikum, als auf einer auf freier Theilnahme beruhenden jungen Bühne? Ihre Regellosigkeit aber erleichterte sogar die sinnliche Vergegenwärtigung, durch welche hier das Großartigste und Gewaltigste in der Verflechtung großer und kleiner Dinge, die dem menschlichen Wesen eigen ist, wie in unmittelbarer Erscheinung vor die Augen gebracht wird. Der Genius ist eine unabhängige Gabe Gottes; daß er aber zur Entfaltung kommt, dazu gehört die Empfänglichkeit und der Sinn der Zeitgenossen.

Wir knüpfen hieran, veranlaßt durch die neue Shakspeare-Literatur der Engländer, schließlich noch die Bemerkung: das Urtheil der Deutschen über den genialsten englischen Dichter ist sozusagen viel gesünder als das der Engländer selbst, die auch hier etwas von ihrem eigenthümlichen Spleen verrathen; bald soll er ein gelehrter Theolog, bald ein rechtskundiger Jurist, bald ein erfahrener Arzt, bald wol gar ein tüchtiger Botaniker gewesen sein: uns ist Shakspeare, namentlich seit Lessing uns dessen Größe zum Verständniß gebracht hat, einer der genialsten Söhne der Menschheit; er tritt jedem verstandeshellen Menschen nahe und darum glaubt jeder sich als Mensch in ihm wiederzufinden und zollt ihm Bewunderung.

Karl Zimmer.

Zur Literatur über den Goethe'schen „Faust".

1. Arthur Schopenhauer als Interpret des Goethe'schen Faust. Ein Erläuterungsversuch des ersten Theils dieser Tragödie von David Asher. Leipzig, Arnold. 1859. Gr. 8. 12 Ngr.
2. Speculation und Glauben. Die Faustsage nach ihrer Entstehung, Gestaltung und dichterischen Fortbildung insbesondere durch Goethe von Karl Friedrich Rinne. Zeitz, Webel. 1859. 8. 20 Ngr.
3. Der zweite Theil des Goethe'schen Faust erläutert von Alexander Schnetger. Jena, Mauke. 1858. Gr. 8. 20 Ngr.
4. Erläuterungen zu den deutschen Classikern. Dreizehnter und vierzehnter Theil. — A. u. d. T.: Goethe's Faust. Zweiter Theil. Erläutert von Heinrich Düntzer. Wenigen-Jena, Hochhausen. 1859. 8. 16 Ngr.

Wieder vier Commentare zum Goethe'schen „Faust", und zwar innerhalb zwei Jahren! Sicherlich sind aber in derselben Zeitfrist noch manche andere Schriften erschienen, die wenn auch nicht speciell und in ihrem ganzen Umfange, doch partien- und kapitelweise der Erklärung und Deutung des Goethe'schen „Faust" gewidmet sind. Nehme man aber auch nur an, daß jährlich durchschnittlich nicht mehr als zwei Specialcommentare des „Faust" erschienen, so würde daraus, die bereits früher erschienenen hinzugerechnet, im Laufe von nur 100 Jahren eine ansehnliche aus bloßer Faustliteratur bestehende Bibliothek gebildet werden können, bei deren bloßem Anblick einen dann lebenden Faustscholaren und Faustinterpreten ein Schauder, der „Menschheit ganzer Schauder" anwandeln müßte. Schon wer auch nur die bisher theils als selbständige Schriften, theils in allgemeinen Literaturwerken, in Zeitschriften u. s. w. erschienenen Commentare zum ersten wie zum zweiten Theile der einzelnen Stellen oder Scenen beider Theile sämmtlich durchlesen und durchstudiren wollte, um sich daraus Aufklärung über alles einzelne und eine endgültige Anschauung der Totalidee zu verschaffen würde jenem Schüler im „Faust" gleichen, welchem von „alledem" so dumm wurde, als ging ihm „ein Mühlrad im Kopfe herum" ja es würde ihm noch dümmer zu Muthe sein, denn es herrscht in diesen Faustcommentaren nicht blos die greulichste Verwirrung, sondern auch die ärgsten, einander vollkommen aufhebenden Widersprüche werden dadurch veranlaßt, daß jeder seine eigene Lebens- und Weltanschauung, seine sittlichen und ästhetischen Begriffe in die Dichtung hineinträgt und letztere von diesem subjectiven Standpunkt aus reconstruirt und nicht selten gewissermaßen neu- und umdichtet. Glaubt man über die Tendenz dieser oder jener Scene, über die Substanz dieses oder jenes Charakters vollkommen im Klaren zu sein, so kommt plötzlich wieder ein Interpret, der diese gewonnene Ansicht zu erschüttern oder umzustoßen sucht, indem er sich nachzuweisen bemüht, auf welcher falschen Fährte man gewesen, ja daß der Dichter sich hier eigentlich selbst nicht verstanden und nun erst durch den Interpreten die richtige Aufklärung erhalte. Schade nur, daß der Dichter diese Commentare nicht mehr lesen kann, wodurch er freilich auch der unangenehmen Lage entgangen ist, mitunter recht Langweiliges und Absurdes lesen zu müssen. Indeß die Beleuchtungen, mögen sie auch noch so schief sein, sind doch immer Beleuchtungen, bei denen doch in den meisten Fällen irgendein dunkler Punkt, wenn nicht der Dichtung, doch der Philosophie oder der Aesthetik oder der Psychologie aufgehellt wird, und wer selbst zu denken gewohnt ist, wird durch alle diese Widersprüche und einseitigen Standpunkte hindurch den Richtweg schon finden; Einseitigkeiten können ja ohnehin nur dadurch aufgehoben werden, daß ihnen Einseitigkeiten vom entgegengesetzten Standpunkt entgegentreten. Jedenfalls wird man die Erfindungsgabe bewundern müssen, mit welcher sich der zum Auslegen, Deuten, Erläutern, zum Räthselaufgeben wie Enträthseln so aufgelegte deutsche Scharfsinn sich an dieser Dichtung abarbeitet. Aber auch welche Dichtung, diese Faustdichtung, die gewissermaßen ein Spiegel des Weltganzen, soweit der menschliche Geist es beherrscht, ein lesbarer Auszug aus dem großen und oft so unleserlichen Buche des Lebens ist. Es gibt aus christlichen Zeiten eigentlich nur drei hervorragende Dichtungen, welche zugleich Räthselbücher sind, noch einzelne nur halbgelüftete Geheimnisse enthalten und daher ein Lieblingsgegenstand der Commentatoren sind: Dante's „Göttliche Comödie", Shakspeare's „Hamlet" und Goethe's „Faust", dessen zweiter Theil sogar die problematischste und zwar absichtlich problematischste von allen ist.

Wir beginnen mit David Asher's Fausterklärung (Nr. 1), weil sie, als ein Versuch, gewisse verriegelt scheinende Pforten der Goethe'schen Faustdichtung durch den Schlüssel der Schopenhauer'schen Philosophie zu öffnen, merkwürdig und originell und zugleich einer der anregendsten und um so zu sagen unterhaltendsten Faustcommentare ist, den jedermann, der sich überhaupt um solche Dinge kümmert, mit größtem Vergnügen und ohne eine Anwandlung von Langweile durchlesen wird. Der Verfasser ist früher selbst ein abgesagter Feind aller Commentare gewesen,

bis er den seinigen schrieb, und zwar veranlaßt durch Lewes, der in seinem Buche über Goethe in Betreff einer sehr wichtigen Stelle im „Faust“ gestand, deren „Beziehung zum Ganzen“ sich nicht erklären zu können. David Asher bemerkt im Vorwort sehr offenherzig und mit einer liebenswürdigen Naivetät: „Niemand kann grundsätzlich mehr als ich selbst gegen Commentare zu Dichtern eingenommen sein, und doch bin ich fast unwillkürlich dazu gekommen, einen solchen zu schreiben. Sonderbares Verhängniß! sagte ich mir dabei oft selbst. Die Sache verhält sich also. Ich habe zwar keinen meiner Vorgänger auf diesem Felde — und es sind geachtete Namen unter ihnen — gelesen, wol aber auf der Universität zwei Publica über den Faust gehört, oder vielmehr zu hören angefangen; denn nach fünf oder sechs einleitenden Vorlesungen verlor ich beidemal die Geduld. Die Herren Docenten gingen mit einem so weit ausholenden und breit angelegten gelehrten Apparat daran, daß es mir schien, sie könnten über die Einleitungen gar nicht hinwegkommen; noch mehr aber war es das, was sie vorbrachten, waren es ihre Anschauungen, die mich bedenklich machten, ob da was Ersprießliches herauskommen könne, und so, in meinem vielleicht dummen Dünkel, gab ich den fernern Besuch der Vorlesungen auf, mich mit dem begnügend, was ich mit schlichtem Verstande aus der Dichtung würde herauslesen können.“

Ueber seinen Vermittelungsversuch zwischen Goethe und Schopenhauer bemerkt Asher ferner in der Einleitung: „Auch ich will mich nicht etwa von subjectiver Unterlage bei meiner Forschung freisprechen, obschon ich andererseits die Dichtung selbst habe ungestört auf mich einwirken lassen und mir bewußt bin, dem Dichter meine subjectiven Ansichten nicht geflissentlich untergeschoben zu haben. Ich hatte nämlich ein Experiment vor, und zu diesem Behufe mußte ich nothwendigerweise von einer Hypothese ausgehen. Nach mehrjähriger Beschäftigung mit dem Systeme Schopenhauer's wollte ich nämlich die Wahrheit seiner Lehren einer neuen Prüfung unterwerfen. Dieser Philosoph will bekanntlich die Welt nicht aus seinem Systeme heraus (also a priori) construiren, sondern aus der Erfahrung (a posteriori) erklären. Ist es ihm nun gelungen, seine Aufgabe befriedigend gelöst, den Schlüssel gefunden zu haben, der uns das Innerste der Natur erschließt, das letzte Wort gesprochen zu haben, welches uns von dem Drucke, den das große Geheimniß auf uns ausübt, befreit, so mußte diese Lösung nothwendig mit jener Dichtung übereinstimmen, die, wie fast keine andere, die Welt abspiegelt: kurz, die mit vollstem Rechte ein Mikrokosmus genannt zu werden verdient. Am «Faust» also glaubte ich einen Prüfstein zu haben, der sich zu meinen beabsichtigten Experimenten vorzüglich eignete.“

Asher ist der allerdings zu bestreitenden Ansicht, daß es jedem unbenommen sein müsse, ein ihm beliebiges System in die Dichtung hinein- oder aus ihr herauszudeuten. Der „Faust“, meint er, wäre das Kunstwerk nicht, welches er in Wahrheit sei, wäre diese Freiheit nicht gestattet; „Faust“ würde der Ausfluß eines nur beschränkten Geistes sein, wenn er nur eine Deutung zuließe oder wenn diese klar und offen auf der Oberfläche läge. Dem Geheimnißvollen, das der Dichtung anhafte, verdanke sie ja eben ihren ganzen Zauber. Andererseits aber dürfe sich auch keiner rühmen, daß er allein im Besitz des Schlüssels sei. „Die Freiheit also, die ich andern zugestehe“, fährt der Verfasser fort, „nehme ich nun auch für mich in Anspruch, und so will ich es versuchen, das großartige Drama mit dem Lichte der Schopenhauer'schen Philosophie zu beleuchten.“ Hierzu kommt, daß Schopenhauer selbst einmal Goethe's „Faust“ als Beweisführung benutzt hat. Die Stelle ist so interessant, daß wir sie hersetzen wollen. Schopenhauer spricht von der „Selbstverneinung“ des Willens, die meistens erst dann eintrete, wenn letzterer durch größtes eigenes Leiden gebrochen sei, und er fährt fort: „Dann sehen wir den Menschen, nachdem er durch alle Stufen der wachsenden Bedrängniß, unter dem heftigsten Widerstreben, zum Rande der Verzweiflung gebracht ist, plötzlich in sich gehen, sich und die Welt erkennen, sein ganzes Wesen ändern, sich über sich selbst und alles Leiden erheben und, wie durch dasselbe gereinigt und geheiligt, in unanfechtbarer Ruhe, Seligkeit und Erhabenheit willig allem entsagen, was er vorhin mit der größten Heftigkeit wollte und den Tod freudig empfangen. Es ist der aus der läuternden Flamme des Leidens plötzlich hervortretende Silberblick der Verneinung des Willens zum Leben, d. h. der Erlösung. Selbst die, welche sehr böse waren, sehen wir bisweilen durch die tiefsten Schmerzen bis zu diesem Grade geläutert: sie sind andere geworden und völlig umgewandelt. Die frühern Missethaten ängstigen daher auch ihr Gewissen nicht mehr: doch büßen sie solche gern mit dem Tode und sehen willig die Erscheinung jenes Willens enden, der ihnen jetzt fremd und zum Abscheu ist. Von dieser durch großes Unglück und die Verzweiflung an aller Rettung herbeigeführten Verneinung des Willens hat uns eine deutliche und anschauliche Darstellung, wie mir sonst keine in der Poesie bekannt ist, der große Goethe, in seinem unsterblichen Meisterwerke, dem «Faust», gegeben, an der Leidensgeschichte des Gretchen. Diese ist ein vollkommenes Musterbild des zweiten Weges, der zur Verneinung des Willens führt. ... Keine mir bekannte Darstellung bringt das Wesentliche jener Umwandelung so deutlich und rein von allem Nebenwerk vor die Augen, wie die erwähnte im «Faust».“

Wie gesagt, man lese Asher's Schrift; sie enthält viel, sehr viel Anregendes, und man lernt aus ihr gelegentlich auch mehrere Hauptsätze der Schopenhauer'schen Philosophie kennen, darunter den merkwürdigen Satz in Betreff der Geschlechtsliebe, die nach Schopenhauer deshalb in der wirklichen Welt wie in der Dichtkunst eine so wichtige Rolle spiele, weil es sich bei allen Liebeshändeln um nichts Geringeres handle, als um die „Zusammensetzung der nächsten Generation“, freilich ein Zweck, der wenigstens kein Kunstzweck ist und an den Romeo und Julia oder Faust und Gretchen zunächst wol nicht gedacht haben; die Verliebtheit sei nichts als ein „näher bestimmter, specialisirter, wol gar im strengsten Sinn individualisirter Geschlechtstrieb“, und Schopenhauer bleibt auch hier dem durch seine Philosophie hindurchgehenden pessimistischen Grundzuge getreu, wenn er weiter behauptet: „Nicht allein hat die unbefriedigte verliebte Leidenschaft bisweilen einen tragischen Ausgang, sondern auch die befriedigte führt öfter zum Unglück als zum Glück.“ Eine so merkwürdige und charakteristische Ausschwitzung unserer Zeit wie die Schopenhauer'sche Philosophie mit ihrer düster resignirten Anschauung des menschlichen Lebens, das eigentlich als ein Dasein voll „endloser Mühe, Noth und Leiden“ gar nicht werth ist gelebt zu werden, sollte allerdings allgemeiner bekannt sein, als sie ist. So düster sie aussieht, so tritt sie dem einzelnen Menschen doch menschlich näher als alle übrigen Philosophien, in denen meist kein menschliches Herz schlägt; sie führt auf der einen Seite allerdings zur Verzweiflung am Leben, auf der andern aber wieder zum Mitleid mit dem Verzweifelnden, zu jenem Mitleid, das nach Schopenhauer die Quelle der reinen echten Menschenliebe und sogar die Basis der Gerechtigkeit ist. Eine solche Philosophie mußte gerade auf den Verfasser der vorliegenden Schrift ihre Anziehungskraft äußern, der einer ähnlichen Anschauung huldigt, wie z. B. aus folgender Stelle hervorgeht: „In der nächsten Scene am Brunnen muß Gretchen mit anhören, wie man eine Gefallene verurtheilt. Sie selbst kann nicht wie früher die arme Sünderin schmähen; sie empfindet jetzt nur Mitleid mit der Schuldigen. Das ist die gute Seite der eigenen Schuld. Sie mildert unser Urtheil über andere. Sie läßt uns erkennen, daß wir «Sünder sind allzumal». Das Mitgefühl, oder richtiger das Mitleid hat Gretchen weich gestimmt und den Schmerz über ihren Fall wach gerufen und so ergießt sie ihn in frommem Gebet zur Muttergottes. Widmen wir ihrem Jammer eine stille Thräne.“ Und er fügt in einer Note hinzu: „Soll hiermit dem Verbrecher etwa das Wort geredet oder der Schuldige dem Unschuldigen vorgezogen werden? Müssen wir durch die Sünde hindurchgehen, um zur Reinheit zu gelangen? Ich weiß es nicht. So viel aber weiß ich, daß es schon bei den jüdischen Weisen heißt: «Die Reuigen (und zu diesen gehörte Gretchen in dem Augen-

blicke schon) nehmen eine höhere Stufe im Jenseits ein, als die völlig Frommen.»"

Aber mit der vielleicht irrthümlichen Ansicht, daß Gretchen ihren ersten Fehltritt, der vor den Gesetzen der Natur im Grunde gar keiner ist, sondern nur von den Menschen übereinkömmlich so angesehen wird, in tief sittlicher Erkenntniß wirklich bereut, hängt es auch zusammen, wenn Asher im Verlaufe seiner Schrift es billigt, daß, wie er höre, Frau Seebach-Riemann die Worte des Bösen Geistes selbst spreche, und er fügt hinzu: „Ein glänzender Beweis für ihre echt künstlerische Auffassung und ihr tiefes Verständniß der Dichtung." Goethe, meint er, habe die Stimme des Gewissens, die in Gretchen laut wird, jenes „jüngste — das ewig junge und sich in jedem Menschen erneuernde — Gericht", wie er hinzufügt, „nicht ganz passend" den „Bösen Geist" genannt. Goethe muß sich also hier einen leisen Tadel gefallen lassen, damit der Seebach das Lob zu Theil werde, daß sie den Dichter in diesem Falle corrigirt und rectificirt habe. Indeß hat es immer sein Bedenkliches, insofern es überhaupt erlaubt ist, wenn Schauspieler sich herausnehmen, einen Dichter und Denker wie Goethe zu berichtigen und von seiner Vorschrift abzuweichen. Wir haben schon in Nr. 49 d. Bl. f. 1859 in der Notiz „Der Böse Geist in Goethe's «Faust»" zu deuten gesucht, was Goethe mit dem „Bösen Geist" eigentlich gewollt habe; und wir glaubten in diesem „Bösen Geist" eine Personification desjenigen bösen Elements im Gewissen zu erblicken, das keine eigentliche Reue bewirkt, sondern den sich eines blossen Fehls Bewußten, um ihn zu verdecken, nun zu wirklicher Unthat treibt. Gretchen bereut auch ihren Fehltritt als solchen nicht, und hat ihn auch nicht zu bereuen; denn alles, was sie dazu trieb, „war ach so gut, war ach so lieb"; sie entsetzt sich nur vor den Folgen dieses Fehltritts, vor dem Urtheil der Welt, vor der Einbuße an Achtung, von welcher sie sich bedroht sieht. Nun erst, in ihrer Gemüthsschwäche, wird sie zur Sünderin, zur Verbrecherin; dem Theil ihres Ichs, der sich von ihr losringt, dem Wesen, das sie in Liebe empfangen, dem sie zu Liebe verpflichtet war, versagt sie jedes Mitleid, und mit unmütterlicher Hand ertränkt sie das Kind; aus selbstsüchtigen Gründen begeht sie eine Missethat, vor welcher der Böse Geist sie nicht bewahrt, sondern zu der er sie getrieben hat. Was Frau Seebach und David Asher „nicht ganz passend" finden, scheint uns vielmehr einer jener feinern psychologischen Züge zu sein, an denen Goethe's Dichtung so ungemein reich ist.

Den Mephistopheles faßt Asher in wie wir glauben ziemlich neuer Weise auf, nämlich „als die andere Seite des Faust, also den Reiz oder den Trieb, welcher dem Willen beigesellt ist, oder auch die üppige, geschäftige, uns umgaukelnde oder umgarnende Phantasie; die alte Schlange, die zuerst Eva berückte und ihre Begierde aufstachelte, wie sie noch heute im Dienste des Willens steht und ihm in Ewigkeit treu bleiben wird". Dies ist allerdings die eine Seite im Mephistopheles, die in einigen Scenen sogar stark hervortritt, und es ist zur Bezeichnung dieses wunderbaren Geschöpfs von „Dreck und Feuer" gut, daß auch diese Seite hervorgehoben wird; aber erschöpft ist damit das Wesen dieses verneinenden Geistes keineswegs; nicht die umgaukelnde üppige Phantasie, sondern die vernichtende Ironie ist sein eigentliches Element, in dem er sich behagt. Asher's allerdings wunderlich erscheinende Ansicht, daß die Hexenküche die „Allegorisirung eines verrufenen Hauses mit seinem unfehlbaren alten Weibe, der Wirthin und den ebenso unvermeidlichen Katzen mit noch übrigem Gethier" sei, hat bereits anderwärts Widerspruch erfahren. Der Verfasser meint wol damit nur, daß dem Dichter des „Faust" bei der Ausmalung der Hexenküche ein solches Haus vorgeschwebt habe, und daß dies wirklich der Fall gewesen sein könne, läßt sich mit Bestimmtheit nicht in Abrede stellen. Doch um nicht mit diesen allerdings fraglichen Ansichten zu schließen, fügen wir noch folgende Stelle bei, die an sich schön, wie für des Verfassers Lebensansicht bezeichnend ist: „Das eigentliche Schauspiel, in dem Sinne, wie man es gewöhnlich versteht, hat seine Stätte nicht sowol auf den «Bretern, welche die Welt bedeuten», als vielmehr auf der Welt, auf dem großen Schauplatze des Lebens selbst. Hier ist alles Täuschung, hier sind «alle Männer und Frauen nur Schauspieler»; das Herz ist nicht bei dem, was der Mund spricht; wir sehen Handlungen, ohne die Motive zu kennen; Blendwerk umgaukelt uns; die Maske ist auf allen Gesichtern; ein dichter Schleier verhüllt die Brust; die innersten Gedanken verrathen sich nicht; ein lachendes Antlitz verbirgt nur zu oft ein blutendes Herz, und mit der Thräne im Auge frohlockt man im Innern. Seine geheimen Schmerzen verhehlt selbst der Gatte der Gattin, und nur selten eröffnet sich der Busen ganz und rückhaltslos selbst dem Freunde. Die Wahrheit darfst du nicht laut werden lassen, oder äußerst du sie auf deine Gefahr hin, so findest du nur taube Ohren. Willst du deine Freude nicht getrübt haben, so theile sie nicht mit; beanspruchst du gar Mitgefühl für deinen Kummer, o, du Thor, dann kennst du die Welt nur schlecht. Ist dies ein treues Bild des Lebens, und im großen Ganzen ist es gewiß nicht zu schwarz gemalt, wie leicht erklärlich ist es dann, daß man gern dahin eilt, wo dies alles anders ist, wo die Wahrheit uns ungeschminkt geboten wird, wo jeder sich für das gibt, was er ist, wo die geheimsten Falten des Herzens uns zur Schau gestellt, wo die Motive jeder Handlung uns bloßgelegt werden, wo wir in deutlichen Zügen den Charakter jedes einzelnen lesen und sein Schicksal darin erkennen, wo das Tiefinnerste, das seine Brust bewegt, uns erschlossen und das Gefüge des Ganzen, das Ineinandergreifen des Räderwerks, welches die Ereignisse verkettet, das Aufeinanderwirken der Charaktere, welches die Geschicke aneinander knüpft und wodurch die endliche Lösung herbeigeführt wird, klar und offen vor uns entfaltet wird."

Auf einem ganz andern Standpunkt dem Goethe'schen „Faust" gegenüber steht Rinne in seiner Schrift „Speculation und Glauben" (Nr. 2). Die Schrift enthält zuvörderst eine sehr dankbare kritische Uebersicht der Literatur der Faustsage, unter den Kapitelüberschriften: „Kritik des Faustbuchs von Spies vom Jahre 1587"; „Faust im Klinsor des Gedichts vom Wartburgkriege"; „Klinsor-Faust im Parcival und in der Virgiliussage"; „Entstehung, Blüte und Verwelken der Faustsage"; „Gleichzeitige Faustsagen im Auslande und fernere Bearbeitungen und Gestaltung der einheimischen". Mit dem weitern Kapitel „Wiederaufblühen der Faustsage in den Kunstdichtern des 18. und 19. Jahrhunderts, insbesondere durch Göthe" (der Verfasser schreibt wie immer noch sehr viele consequent „Göthe" statt Goethe) wendet sich Rinne speciell zu Goethe's „Faust", mit dem er in seiner Totalität schon in der Vorrede und weiter in der Einleitung nicht zufrieden zu sein bekennt. Er behauptet, „daß die dichterischen Bearbeitungen des Faust im 18. und 19. Jahrhundert sämmtlich mislingen, weil die Dichter ihm willkürlich einen andern Sinn als den ihm eingeborenen unterlegen, und selbst das große Drama des großen Dichters Goethe, der jenem Sinne zwar im ersten Theile desselben noch am treuesten bleibt, dennoch (namentlich im zweiten) nicht befriedigt, weil er ihm allmählich einen andern unterschiebt". Die Sage vom Faust ist dem Verfasser nämlich die „eigenthümliche Reformationssage, die Sage, in der das Problem des richtigen Verhältnisses der Speculation zum dogmatischen Christenthum sich ausdrücken soll"; er erwartet daher von einem künftigen Genius einen „modernen" Faust, und dieser „müßte dann entweder, in speculative und sittliche Irrthümer verfallend, von aller Welt verlassen untergehen, über seinem Grabe aber, weil er das Rechte geahnt, die Sonne der höchsten Wahrheit aufgehen. Oder er müßte, über seine Feinde triumphirend, positiv diese Wahrheit an sich darstellen, in der sich Glaube und Speculation zu versöhnen vermögen." Ein solcher Faust würde aber schwerlich je populär, ein Nationalgedicht geworden sein, und wird es auch schwerlich je werden. Von dem soliden Standpunkt des Verfassers, dem manche versucht sein möchten als philiströs zu bezeichnen, zeugt neben andern auch folgende Stelle: „Gervinus

und mit ihm Fr. Vischer meinen, Faust hätte nach der Katastrophe sich dem Politischen zuwenden müssen. Ich sehe nicht ein, warum? Hätte er, wie andere Menschen auch, irgendeine ihm sonst entsprechende organische Thätigkeit innerhalb des nationalen und staatlichen Verbandes, und also auch auf dem Katheder, wohin er doch von Haus aus gehörte (!), in dem rechten Sinne geübt, so wäre politischer und allgemein menschlicher Antheil genug darin enthalten gewesen." Soll dies etwa heißen, daß Goethe seinen Faust zuletzt irgendwo als Gymnasiallehrer oder Universitätsprofessor hätte unterbringen sollen? Aber wie schwer würde es einem Mann wie Faust, welcher einen Pact mit dem Teufel geschlossen, liederliche Hexenküchen besucht, in der Walpurgisnacht mitgeschwärmt, den Valentin erstochen, mit Gretchen ein Kind gezeugt und dessen Ermordung indirect mit veranlaßt und noch andere polizeiwidrige Streiche ausgeübt hatte — wie schwer würde es einem solchen Abenteurer in wohlorganisirten Staaten geworden sein, einen Platz auf einem Katheder zu erhalten. Die vielen Rinne, die es in Deutschland gibt und immer gegeben hat, würden ihm, falls er nicht etwa Gretchen noch rechtzeitig geheirathet und die nöthigen Examina bestanden hätte, sicher den Weg zum Katheder versperrt und ihn nicht unter sich geduldet haben. Aber nicht blos dem Faust der Dichtung, sondern auch den großen Dichtern des 18. Jahrhunderts wirft der Verfasser vor, daß sie schon von Klopstock an eine Scheu vor bestimmten Aemtern gehabt; „sie übersprangen also in abstracter Weise die von Gott in die Welt und die bestehenden Verhältnisse gelegten Vermittelungen" u. s. w. Man sollte doch dem Himmel danken, daß sich seit Klopstock so viele Talente ehrlich von ihrer literarischen Arbeit ernährt haben, statt den zahllosen Predigt- und Schulamtscandidaten Concurrenz zu machen, die unterzubringen man Mühe genug hat. Im übrigen ist es doch sonderbar, daß niemand von einem Maler oder Bildhauer verlangt, sie sollten noch nebenbei ein Gewerbe betreiben oder ein öffentliches Amt bekleiden, während es doch vielleicht für ein dichterisches Talent, um zu einem großen Meister zu gedeihen, ebenso nöthig ist, sich ausschließlich und ungetheilt seiner Kunst zu widmen. Oder dieses Talent müßte denn die vielseitige Begabung und die unermeßliche Arbeitskraft, natürlich aber auch die Einkünfte und behagliche Stellung Goethe's besitzen, der die großartigsten poetischen Werke schuf und darüber doch seine ministeriellen Geschäfte in keiner Weise versäumte, vielmehr in vieler Hinsicht auch als Beamter mehr geleistet und für das weimarische Ländchen mehr gethan hat, als mancher blos auf dem Verwaltungswege gebildeter und in das Gebiet der Poesie niemals abschweifender Beamter geleistet und gethan haben würde. Der Verfasser bemerkt an einer andern Stelle: „Umgekehrt dagegen gewann sein (Goethe's) großer Freund und Nebenbuhler, Schiller, der nicht halb so viel geniale Schöpferkraft und nicht halb so viel künstlerische Bildung hatte, dennoch immer mehr seine Mitwelt und riß sie hin, weil er sie in jedem Worte, in jedem Gedanken zu sich heraufzuziehen suchte und gleichsam in ihren Armen dichtete." Soll damit etwa gesagt sein, daß Goethe seine Mitwelt herabgezogen habe? Auch ist der Verfasser der Ansicht, daß es dem Goethe'schen „Faust" gehen werde wie der Klopstock'schen „Messiade", von der er sagt, es werde bald mehr Planeten am Himmel als Menschen auf Erden geben, die sie ganz gelesen haben. Das ist auch einer jener apodiktischen Aussprüche, in denen der Deutsche, der in literarischen und überhaupt geistigen Angelegenheiten viel absprechender, umstürzlerischer und dem Wechsel geneigter ist als irgendein anderes Volk, sich so gern gefällt. Auch Schiller war mehrere Decennien lang ungerechterweise ebenso in den Hintergrund geschoben, wie jetzt ebenso ungerechterweise Goethe, und diesen Wechsel wird man im Laufe der Zeiten nach Umständen vielleicht noch öfter erleben. Wenn übrigens Rinne zu dem Faustganzen auch den zweiten Theil des „Faust" rechnet, so wollen wir zugeben, daß dieser seiner ganzen mehr symbolisch-allegorischen Natur nach, trotz glänzender Einzelheiten und allgemein gültiger Weisheitssprüche, als Ganzes nur für verhältnißmäßig wenige genießbar ist und bleiben wird; aber der erste Theil, der eigentlich wieder in die Rhapsodie „Faust" und in die Tragödie „Faust und Gretchen" zerfällt und dessen tragischen Sinn und Abschluß Schopenhauer in den weiter oben angeführten Worten so treffend hervorgehoben hat, wird wol noch auf lange ein Lieblingsgedicht der Nation bleiben; denn es gibt keins, welches deutscher und trotzdem universeller wäre und auch vom Auslande so als echter Spiegel und Ausdruck des deutschen Geistes anerkannt würde.

Bei der Eigenthümlichkeit des zweiten Theils der Dichtung, bei diesen Massen von dunkeln Allegorien, geheimnißvollen Beziehungen und unverständlichen Mysterien werden unsere Leser selbst nicht erwarten und wünschen, daß wir hier in Schnetger's und Düntzer's Commentare zum zweiten Theil (Nr. 3 u. 4), namentlich in denjenigen Düntzer's, da dieser schon früher den ersten sammt dem zweiten Theil vollständig erläutert hat, tiefer und ausführlicher eingehen sollten. Wenn sich auch stellenweise das poetische Naturkind Goethe in dieser räthselhaften Fortsetzung des „Faust" nicht verleugnet, so ist das Ganze doch wesentlich eine gelehrte Dichtung, und es möchte wirklich fast so scheinen, als ob bei dem alternden Goethe doch einige Eitelkeit mitwirkend gewesen wäre, der Nachwelt auch eine Dichtung zu hinterlassen, die wie ein heiliges Mysterium vor dem verblüfften Publikum dastände und ein gesuchter Gegenstand für den Scharfsinn gelehrter Commentatoren sein möchte. Aber eines Studiums verlohnt sich der zweite monströse Theil jedenfalls; man lernt viel dabei, aus der Dichtung, wie aus den Commentaren, für deren Abfassung man beiden Männern dankbar sein muß, so verschieden auch beider Methode ist. Was den frühern Düntzer'schen Commentar zu beiden Theilen betrifft, so erkennt selbst Schnetger gewisse Verdienste desselben an; aber er tadelt die zu große Breite, den zu großen Aufwand an Sacherklärungen u. s. w. Daß aber Düntzer gerade mit den letztern den Bedürfnissen zahlreicher Leser entgegengekommen, beweist doch wol der Umstand, daß sein Commentar zu beiden Theilen des „Faust" bereits 1857 eine zweite verbesserte und vermehrte Auflage erlebte, und es ist sehr die Frage, ob Schnetger's lebensvollere und genialere gedankenreichere Interpretationsweise dem größern Publikum dieselben Dienste leisten wird.

Schnetger bemerkt in der Vorrede, man habe, wenn man über das Gedicht nachdenke, meist nur den ersten Theil vor Augen, komme so zu Meinungen, die nur theilweise paßten, und diese Meinungen setzten sich nicht selten so fest, „daß man ja sogar bei etwaiger Bemerkung ihrer Unzulänglichkeit lieber dem großen Dichter das Unrecht zufügt, zu behaupten, der zweite Theil des Gedichts gehöre gar nicht zum ersten, als daß man sein Urtheil änderte". Nun hat aber Schnetger selbst auf S. 46 und 47 den himmelweiten Unterschied zwischen dem ersten und zweiten Theil in sehr treffender geistreicher Weise angegeben: Goethe sei hier so ganz in die symbolische und allegorische Darstellungsweise hineingerathen, daß die Figuren fast alle Lebenswärme, fast alles Fleisch und Blut verloren hätten und uns kein herzliches Mitgefühl abzugewinnen vermöchten, da sie sich außerdem noch so oft absichtlich in den dichtesten Schleier des Geheimnisses hüllten; nichts bezeichne den Unterschied beider Theile besser, als daß Faust im ersten Theile das liebeswarme (lebenswarme?) Gretchen, im zweiten Theile den blutlosen Begriff Helena umarme. Bei so gewaltigem Unterschiede, der uns nöthigt zu vergessen, daß Faust Faust, Mephistopheles Mephistopheles ist u. s. w., hilft es dann freilich nichts, wenn Schnetger weiter versichert, daß diese „blutlosen" Figuren ja nur die todten Buchstaben, die Hieroglyphen seien, mit denen der Dichter hier schreibe, daß, was er mit ihrer Hülfe hier ausgedrückt habe, meist mit voller Hand aus dem wirklichen Leben gegriffen sei. Aber Schnetger habe Erbarmen mit dem Publikum und lege es ihm nicht allzu übel aus, wenn es ein für allemal der Ansicht ist, daß mit dem zweiten Theil eine ganz neue Dichtung anfängt, die mit der Dichtung des ersten Theils nur noch an einigen kaum wahrnehmbaren Fäden, dünn wie

Spinnenfäden, ganz locker zusammenhängt. Hier eine Welt voll lebendiger Menschen, dort lauter „blutlose Figuren“, bloße Hieroglyphen! Die „Perlen“, an denen hier allerdings, wie wir dem Verfasser gern einräumen, ein unendlicher Reichthum ist, läßt sich das Publikum gern zuzählen, aber es mag darum doch nicht das ganze Todte Meer der Dichtung durchschwimmen.

Schnetger hat in einer Einleitung auch das, was ihm über den ersten Theil beizubringen nöthig schien, zusammengestellt. Gleich die ersten Worte nehmen für den Commentator und seinen Standpunkt ein: „Wie die Frage zu beantworten sei, was Goethe mit seinem Faustwerke eigentlich gewollt habe, darüber kann, meiner Ansicht nach, gar kein Zweifel obwalten. Gerade über diesen Punkt sind die uns aufbewahrten Aeußerungen des Dichters selbst so klar und so bestimmt, daß ein Misverständniß ganz unmöglich wird, und ich kann von der Meinung nicht abgehen, daß der Dichter selbst am besten gewußt haben müsse, welche Absicht seinem Werke zu Grunde liege. Jede Auslegung, die schnurstracks gegen die so bestimmten Aussprüche des Dichters geht, kann wol ein recht geistreicher, aber immer nur ein misglückter Versuch sein.“

Rinne möge nachlesen, was Schnetger über den Ausgang Faust's zum Schlusse des zweiten Theils bemerkt: „Und was ist denn das Große, das ganz Befriedigende, was er nun endlich gefunden, was ihm eben sein ganzes, langes Leben gekostet, was er bildlich mit dem Tode bezahlt? O wie erstaunlich einfach klingt doch das Wort! Das Christenthum hat es ihm zugerufen von Kindesbeinen an, aber er achtete das einfache nicht: Liebevolle, niemand wehe thuende, aber reichlich segnende That für Brüder! So hat denn der dunkle Drang jenen Faust, welcher Gott und die Liebe zu Anfang so gräßlich verfluchte, zuletzt dahin gebracht, daß er mit allen Kräften das Liebesgebot Gottes erfüllt.“

Ueberhaupt ist, was Schnetger über die drei Figuren Faust, Gretchen und Mephistopheles bemerkt, meist trefflich und sehr richtig, und man kann ihm nur danken, daß er soviel als möglich vor allen Dingen die Aussprüche des Dichters selbst über seine Figuren zu Rathe zieht. Mit Recht und mit Erfolg bestreitet er die Ansicht derjenigen Kritiker, welche in Mephistopheles den „Geist des Humors“ repräsentirt finden. Er bemerkt: „Ich kann durchaus nicht auffinden, wo dieser Humor im Charakter des Mephistopheles stecken soll. Wenn jemand keineswegs daran denkt, sich mit vorhandenen Widersprüchen «abzufinden», sondern überall ausdrücklich die Widersprüche will, wenn er keineswegs vorhandene Widersprüche «gelten lassen» will, sondern ausdrücklich seine Freude über sie hat, wenn er keineswegs mit ihnen «spielen» will, sondern wenn es ihm so bitterer Ernst mit dem Hervorrufen derselben ist, daß er knirscht, ausdrücklich rasend werden möchte, weil sie nicht tief genug fressen, wenn er mit ausgesprochen bösen Absichten über alles Bestehende, auch das Heiligste, sich lustig macht, wenn er ohne Ausnahme alles, auch das Größte und Beste, durch seine Witze zu vernichten, mit «kalter Teufelsfaust» unter seine Füße zu werfen sucht: so ist er dadurch kein Humorist, denn von diesem verlangt man wol Verstand, aber auch Gemüth (mag nun dieses Gemüth gesund oder krank sein), sondern er ist eben ganz einfach ein schurkischer Witzbold, ein schurkischer Spötter.“ Schnetger schließt diese Bemerkungen mit den treffenden Worten: „Es gibt Spott, Witz, Hohn, aber keinen Humor der Hölle.“ Dieser Mephistopheles hat auch einzelne Züge von Goethe aus den Stunden, „wo eine finstere Macht ihn nicht das Gute, sondern das Böse vollbringen ließ“, aus jenen Augenblicken, „in denen er frivol sein konnte, wo andere fromm waren, in denen er lachen konnte, wo andere weinten, in denen er da schneidend kalt war, wo andere entzückt standen“. Goethe kannte eben die Lüge und Heuchelei der Welt und traute den zur Schau getragenen Empfindungen der Menschen nicht immer.

Wenn Rinne in der Scene zwischen Mephistopheles und dem Baccalaureus (zweiter Theil, zweiter Act) nichts weiter erblicken will als die Absicht Goethe's, „seinem Spotte auf den transscendenten Idealismus der Fichte'schen Philosophie einen Ausdruck zu geben“, so belehrt uns Schnetger, und zwar mit Goethe's eigenen Worten, daß Goethe zunächst darin zeigen will, wie die liebe Jugend in allen Stücken „sich grenzenlos erdreiste“, wie hoch sie ihr liebes Ich stelle. Als nämlich Eckermann einmal an Goethe die Frage richtete, ob nicht in der Figur des Baccalaureus eine gewisse Klasse ideeller Philosophen gemeint sei, erwiderte Goethe: „Nein, es ist die Anmaßlichkeit in ihm personificirt, die besonders der Jugend eigen ist, wovon wir in den ersten Jahren nach unsern Befreiungskriegen so auffallende Beispiele hatten. Auch glaubt jeder in seiner Jugend, daß die Welt eigentlich erst mit ihm angefangen, und daß alles eigentlich um seinetwillen da sei.“ Dabei ist der Hieb auf die Philosophie des Absoluten gar nicht zu verkennen; auch fand sich jene Anmaßlichkeit, womit die Jugend selbst Greise von solcher Autorität, solcher Lebenserfahrung und solchem Umfang des Wissens wie Goethe zu belehren und zurecht zu weisen sich herausnahm, schwerlich so häufig als unter jener Philosophie studirenden Universitätsjugend, gegen die ihr Herr und Meister auf dem Katheder sich anzustellen weiß, als ob er allein von allen Menschen die absolute Wahrheit erkannt und erfaßt habe und als ob sie jungen Leuten, die meist wol sehr viel empfunden, aber noch sehr wenig erlebt und erfahren, nicht einmal soviel als der Professor von der Höhe seines Katheders, sich so semesterweise für geringes Honorar mittheilen und im Collegienheft fixiren lasse!

H. M.

Romane von George Hesekiel.

1. Ein nachgeborener Prinz. Historischer Roman von George Hesekiel. Drei Theile. Berlin, Heinicke. 1858. Gr. 8. 4 Thlr.
2. Alte Stadt. Erzählungen von George Hesekiel. Berlin, Heinicke. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Lilienbanner und Tricolore. Kleine Geschichten aus Frankreich von George Hesekiel. Leipzig, Violet. 1859. 8. 22½ Ngr.

Die Art und Weise, wie George Hesekiel seine Stoffe behandelt, ist zu einer vollständig ausgebildeten Methode geworden, die sich in den vorliegenden Büchern wiederum klar und deutlich offenbart: er stellt alles unter den Brennpunkt des legitimen Princips und webt allen alten Zuständen und Personen einen romantischen Heiligenschein um das Haupt, daß sie strahlend und verklärt einherschreiten und mitleidig in die öde, traurige Gegenwart herniederblicken. Das Alte im Königthum, im Adel im Bürgerstande, in Bauten, in Sitten und Trachten wird im verklärenden Schimmer dargestellt, das Neue, die Gegenwart in trüben, dunkeln Umrissen gehalten; das ist finster, das ist bös, da liegt die Welt im Argen, wo der Fortschritt der menschlichen Gesellschaft in den verschiedenen Theilen des Geistes sich offenbart hat. Mit allen Fasern zieht diese Darstellung rückwärts nach den Zuständen des Mittelalters oder doch wenigstens hinter die Französische Revolution zurück. Hesekiel vertritt in der Belletristik in gewissem Sinne die Tendenzen der Kreuzeitungspartei, er bringt Stimmungen zur Darstellung, die ja noch bis vor kurzem in berliner sogenannten exclusiven Kreisen höchst maßgebend waren. Hesekiel nennt zwar seine Romane historische, aber nach dem Vorausgeschickten muß man das so verstehen, daß die Geschichte gewissermaßen nur zu Parteizwecken herausgeputzt wird; was gerade paßt, nicht die Fülle der Ereignisse, nur die eine Seite wird sorgfältig hervorgewendet, geliebkost und im Triumphe auf den Thron gesetzt; dabei ist der Ton ein so treuherziger, so scheinbar argloser, die Stimmung eine oft so weichlich-schmeichlerische, daß vielleicht manches unbefangene Gemüth sich mit solchen Darstellungen einlullen läßt und den Glauben empfängt, als sei die Welt und die Geschichte vollständig aus ihren Fugen gegangen, seitdem der alte feudale Staat in Trümmer gebrochen ist.

Der Verfasser hatte schon in seinen bereits früher in d. Bl. von uns besprochenen Romanen „Von Turgot bis Ba-

dorf" und „Drei Jahre" vorzugsweise die französische Geschichte zum Gegenstande seiner Darstellung gemacht, auch in den vorliegenden Büchern kommt er wieder auf französische Zustände und verweilt daselbst mit großer Behaglichkeit; nur die „Alte Stadt" macht davon eine Ausnahme. Der nachgeborene Prinz ist ein Fürst von Scheurenschloß, er hat einen Feldzug als General des regierenden Herzogs mitgemacht und kehrt ruhmgekrönt in das Vaterland zurück. Als nächster Agnat des herzoglichen Hauses hat er die Einwilligung des Regenten zu seiner Verheirathung nöthig; er sucht dieselbe auch nach, aber sie wird ihm abgeschlagen. Prinz Karl Emil, so heißt der nachgeborene Prinz, ist aber bereits mit der Prinzessin Ludovike Sibylle versprochen und beschließt, diese ohne Einwilligung seines Fürsten zu heirathen; er vollzieht auch wirklich seinen Plan, geht aber, um vorerst die Sache noch geheim zu halten, mit seiner jungen Gemahlin und seinem Hofsecretär Baldamus, einem Dichter, in das Ausland. Wir treffen das Paar gar bald in Paris; der König von Frankreich und Navarra hält zum ersten male wieder offene Tafel seit seiner Rückkehr von Genf. Jene hundert Tage der zweiten Verbannung, von denen Ludwig XVIII. sagte, sie seien ihm länger geworden als die 20 Jahre der ersten, sind vorüber, Napoleon schwimmt dem Felsengrabe im Weltmeere zu, der weiße Pavillon vom königlichen Frankreich flattert wieder von der Plateforme der Tuilerien, und mit Lilien am Busen und Lilien im Haar drängen sich die schönen Frauen um das Königthum der Lilien, die Herren tragen weiße Bänder im Knopfloch, weiße Cocarden am Hute, Vive le roi! Da sind wir nun auf einmal auf dem Felde, wohin uns der Verfasser mit so großer Vorliebe führt; mit großer Umständlichkeit erfahren wir nun alle die Einzelheiten eines großen Couverts, wir treten ein in die glänzenden Räume der Dianengalerie, vorüber an den Huissiers mit ihren von Stickerei starrenden altmodischen Röcken, vorbei an den Schweizergardisten und haben da die königliche Tafel vor uns, dahinter den Hofstaat und die zur Cour anwesenden Personen zu beiden Seiten der Tafel. Der Verfasser führt uns dann Persönlichkeiten des Hofs und der Minister der Restauration vor, wir belauschen ihre Ansichten über die öffentlichen Zustände des Landes, und in Episoden schlingt der Verfasser mannichfache Scenen aus der Restaurationszeit in das Gewebe seiner Darstellung, nur daß dabei der nachgeborene Prinz nicht mehr zu thun hat und keinen größern Theil an der Handlung nimmt, als eben den, den der Leser auch hat, daß er der Geschichte zuschaut. Es werden da die Gesinnungen des Volks zu dem Königthum, zu dem Kaiserreich in Scene gesetzt und oft auch, wie im achten Kapitel des ersten Bandes, der Schauplatz selbst nach Avignon verlegt. Der Held unserer Erzählung bleibt, wie man zu sagen pflegt, sehr oft und sehr viel links liegen und nur hier und da, wenn die Betrachtungen über die politischen Zustände einmal Raum geben, wenn die Deputationen aus der Vendée nicht mehr zu empfangen sind, wenn Legitime, Kaiserliche, Demokraten und Aristokraten ihre Trümpfe vor unsern Augen ausgespielt haben, wenn Fouché, Talleyrand und so mancher andere Charakter jener Zeit geschildert worden ist, dann erst kommen wir wieder zu unserm Helden zurück, der allmählich anfängt, es in Paris ganz behaglich zu finden. Seinem Secretär hatte er die Hand der Hofdame seiner Frau, des Fräuleins Antonie von Kaltennordheim zugedacht, allein, obgleich sich beide verlobt hatten, passen sie dennoch nicht zusammen und das Band lockerte sich immer mehr, bis sich dasselbe löste und Antonie einen alten Obersten aus der Kaiserzeit heirathete, um ihren Wünschen und Neigungen entsprechend ein großes Haus zu machen, Einfluß in der Gesellschaft zu haben. Diese Antonie bezieht nun geheime Fonds von dem Minister, um die Plane der Parteien auszukundschaften, hält mit ihrem Kammerdiener ein vertrauliches Liebesverhältniß, bis sie endlich in ihrer Gemeinheit entdeckt, verachtet und verlassen wird. Der Hofsecretär heirathet, nachdem sein Herr nach Deutschland zurückgekehrt ist, die Braut seines Bruders, der gestorben war. Die Rückkehr war dem nachgeborenen Prinzen nämlich dadurch ermöglicht worden, daß der regierende Herzog mit Tode abgegangen war und sein Sohn die Regierung nicht eher antreten wollte, als bis er sich mit seinem Vetter darüber verständigt hatte. Es waren nämlich am Todesbette des Herzogs wunderbare Geschichten entdeckt worden, woraus sich ergab, daß der nachgeborene Prinz eigentlich der rechtmäßige Herzog sei und daß er durch Unterschiebung eines andern Knaben um sein Recht betrogen worden sei. Der nachgeborene Prinz sollte nun entscheiden, ehe der Thronfolger die Regierung wirklich antreten wolle; da er nun zu Gunsten seines Vetters entsagte, so war die Sache geordnet.

Mit besonderer Vorliebe entwirft der Verfasser im zweiten Bande eine Schilderung der Regierung des travendahler Ländchens, das dem nachgeborenen Prinzen zugefallen war; er kommt dabei auf die „gutmüthigen kleinen Tyrannen, die meist in Deutschland vorzugsweise gediehen", zu sprechen und meint, daß sie doch viel verleumdet worden seien und daß manches jetzt weit härter aussähe, als es in der That gewesen wäre, obgleich er zugefügt, daß er damit die vielfältigen und traurigen Mißstände durchaus nicht beschönigen wolle; einige Zeilen weiter aber läßt der Verfasser über die Einwohner Travendahls, welche der Vater des Prinzen früher mit der Hetzpeitsche zum Glücke angetrieben hatte, die Bemerkung fallen, „daß sie vielleicht die Hetzpeitsche des Vaters in der Hand des Sohnes vermißt hätten"! Während der Abwesenheit des Prinzen in Paris hatte die alte Prinzessin Friederike einstweilen die Regierung geführt; sie war unverheirathet, später erfahren wir aber, daß sie einst eine Tochter gehabt, und daß ihr Geliebter mit dem Tode den Frevel bezahlt habe, in das hochfürstliche Blut den Zweig bürgerlichen Stammes zu pflanzen; diese Tochter lernen wir endlich kennen als Haushälterin in dem alten Bauernhofe „Zum Brink", von da wird sie dann durch verschiedene wunderbare Wege entdeckt und ihrer Mutter zugeführt. Neben den Hauptpersonen sind noch mancherlei andere Personen in die Erzählung verwoben, und bei dem Talente, das der Verfasser für Entwerfung von Scenen und Schilderungen besitzt, kann es durchaus nicht fehlen, daß manche Kapitel das Interesse des Lesers anzuregen im Stande sind, wenn nur nicht überall zu sehr „die Absicht" vorleuchtete, durch welche man verstimmt wird.

Das Erzählungstalent des Verfassers zeigt sich besonders in „Lilienbanner und Tricolore", allein auch hier tritt, wie dies schon der Titel angibt, der Gegensatz zwischen Legitimität und Revolution wieder ganz entschieden in den Vordergrund. Diese Erzählungen, die hier und da skizzen- und genreartig gehalten sind und deren das Buch unter verschiedenen Titeln sieben enthält, von denen die siebente, das „Westfranzösische Skizzenbuch", wieder in 15 kleinere zerfällt, sind sämmtlich den französischen Zuständen entlehnt. Da ist wieder alles zu niedlich, zu lieblich, diese Geschichte mit den kleinen Schuhen, diese kleinen Plaudereien und Garnwickeleien! Wie glücklich war doch das alte Frankreich, daß es Leute hatte, wie den Edelmann Armand von Rivarolles, der sich als Schuhmachergeselle vermiethet, um nur den kleinen Füßen der Marquise einen Schuh anmessen zu dürfen! Dieser Herr von Rivarolles ist verliebt in die kleinen Füße, er strebt allen Pantoffeln nach, die solche kleinen Füße bedecken, diese kleinen Füße bestimmen ihn zur Liebe, zur Heirath; die Grille und Flirre tritt hier an die Stelle der Empfindung des Herzens, die Menschen sind reine Spielbälle; ja, so schön war es im alten Frankreich, bis „die Sündflut der Revolution" einbrach! Vorher hatte alles solche Bedeutung, der „floh- oder schnupftabakfarbige Rock" veranlaßte zu den tiefsten Gedanken und Betrachtungen, und wenn die Robe den Fuß bedeckte, so kam es dem Freiherrn von Rivarolles vor, „als ob die Sonne sich verschleiere". Und nun gar, „der königstreue Sohn der alten Bretagne hätte sterben können, daß es keine Pagen mehr gab, keine Hofdamen mehr, keine Ehrenfräulein mehr, keine Wohnungen im Versaillerschloß, keine Levers und großen Präsentationen mehr"! So sind diese Erzählungen fast alle aus einzelnen Schilderungen zurecht gemachte Kleinigkeiten, die auf Studien aus Goncourt's „Histoire de la

société française pendant la révolution" beruhen. Das „Westfranzösische Skizzenbuch" geht in den Briefstil über und enthält Reiseerinnerungen, welche mit historischen Betrachtungen und Erzählungen durchflochten sind.

Die „Alte Stadt" enthält zwei Erzählungen, die „Stadtjunker" und die „Zunftgenossen", welche in der „Berliner Revue" bereits früher abgedruckt waren. Die erste fällt in das Jahr 1290 und spielt in Ulm, die zweite in das Jahr 1368 und spielt in Augsburg. Diese Erzählungen führen wol um deswillen den Titel „Alte Stadt", weil sie Episoden aus der Entwickelung des städtischen Lebens enthalten. Auch hier ist das Geschick des Verfassers im Erzählen nicht zu verkennen, obgleich auch da wieder seine große Vorliebe für Aeußeres, für Anzüge, für das detaillirte Aufzählen der Kleidungsstücke des „kostbaren geflochtenen Panzerhemdes, des scharlachenen Unterkleides, des breiten Saumes, des ledernen Beinkleides, des offenen Sammtrocks ohne Aermel", ebenso wie sein Streben mit Seitenhieben auf die Gegenwart, mit Parallelen aus der Vergangenheit nach der Gegenwart, mit Ausfällen gegen die Demokraten entschieden in den Vordergrund tritt. Die „Stadtjunker" spielen in der Zeit, in welcher Ulm durch das Bestreben einzelner vornehmer Geschlechter an das Haus Oesterreich gebracht werden sollte, während der Stadtschreiber Roth, welcher als die Hauptperson der Handlung anzusehen ist, mit seinem Anhange das zu hintertreiben sucht und vielmehr bestrebt ist, Ulm zu einer Freien Reichsstadt zu machen; der Stadtschreiber will darum auch nichts von einer Versöhnung mit dem Landadel wissen, von dem er annimmt, daß er immer abhängiger von dem Fürsten werden würde; um seinen Zweck zu erreichen, muß er aber das Regiment der Stadt mit den Genossenschaften der Handwerker theilen. In dem Kampfe, welcher darüber in der Stadt entbrannte, waren viele der Geschlechter, welche es mit Oesterreich hielten, gefallen und viele nachher hingerichtet worden. Der Stadtschreiber Roth setzte nach dem Kampfe die Zunftmeister unter die edeln Geschlechter auf die Gemeindebank. Ulm war so keine königliche Pfalzstadt mehr, und da Albrecht von Oesterreich sich um die Kaiserkrone bewarb, so suchte er ein friedliches Abkommen mit der Stadt. Da gerade an dem Tage, wo der Stadtschreiber seine Hochzeit feierte, der Kampf ausgebrochen war, so nannte man diesen die „rothe Hochzeit".

Die zweite Erzählung schildert den Kampf der Zunftgenossen in Augsburg um die Herrschaft mit den alten adelichen Geschlechtern; er beginnt mit dem Ahnherrn der „Fugger", dem Weberzunftgenossen. Anfänglich suchten die Adelichen den Forderungen der Zünfte auszuweichen, es wurden Gesandte ausgeschickt, um sich zu erkundigen, wie es in andern Städten sei; als aber die Gesandten zurückkamen und meldeten, daß überall die Vertreter der Zünfte schon mit den Geschlechtern auf der Rathsbank säßen, mußten diese auch nachgeben. Der Verfasser hat hier und da seine Anschauungen über die Entwickelung des städtischen Lebens eingelegt, er thut dies aber nicht, ohne den Demokraten der Neuzeit einige Seitenhiebe zu versetzen, wobei es nicht an Wiederholungen desselben Gedankens fehlt. Darin thut er ihnen aber doch gewiß Unrecht, wenn er ihnen vorwirft, daß sie das Zunftregiment des Mittelalters als ein demokratisches preisen und sich nach demselben sehnten. An der Spitze der Adelspartei in Augsburg standen zur Zeit der Erzählung die Stadtpfleger Ritter Konrad Bitschlin und Heinrich Herwarth, von denen der eine nach der Schilderung des Verfassers ausgesehen habe wie „ein blitzender Strahl", der andere wie „gehämmertes Eisen". Da aber auch die Vasallen des Domkapitels sich weigerten, die Stadtjunker gegen die Zunftgenossen zu unterstützen, so blieb jenen nichts übrig als nachzugeben. Der Stadtpfleger Bitschlin verlobte seine Tochter Barbara an den Weber Lazarus Messispruner, das Haupt der Bewegung gegen das Junkerregiment. Allein Messispruner, so sehr er auch das Mädchen liebte, ging auf die gestellten Bedingungen nicht ein, dagegen mußten die Geschlechter zugestehen, daß ein Bürgermeister aus den Zünften gewählt wurde. Das neue Regiment in Augsburg war nun hergestellt, aber es begann nicht glücklich, im Innern drohten Unzufriedenheit und Zwietracht in helle Flammen auszubrechen und nach außen vermehrten sich die Schwierigkeiten von Tage zu Tage, namentlich war es Lazarus Messisprunner, der Mistrauen und Haß fortwährend säete, um die Geschlechter gänzlich von der Herrschaft zu verdrängen, weil er sich in seinem Hochmuthe von denselben tödlich gekränkt fühlte, indem Barbara an einen andern vermählt worden war. Die Geschlechter wandten sich endlich wegen der Gewalt, die ihnen der neue Bürgermeister anthat, klagend an die Feme; Hans Fugger, ein Freischöppe derselben, vertrat die Klage; 1369 sprach der Freistuhl zu Bodelschwingh über Messigspruner die Acht aus; schon nach einigen Wochen erreichte diesen die Strafe, man fand auf seinem Leichname den Dolch der heiligen Feme. Es kam nun eine bessere Zeit für Augsburg, und die Stadt stand mit vereinten Kräften muthig gegen jede Anfechtung nach außen; die Leidenschaften hatten sich beruhigt; an der Spitze der Zünftigen stand Hans Fugger, mit dessen Hochzeitstag, wobei der Verfasser die alten Sitten und Gebräuche schildert, die Erzählung abschließt.

Wir ersehen aus der kurzen Darlegung des Inhalts dieser beiden Erzählungen, daß auch hier mehr die Verhältnisse der Zeiten dargestellt werden, als die Entwickelungen der Personen; Zustände sind es vor allem, welche der Verfasser uns vorführen will, und daher kommt es, daß er mit der Behaglichkeit, mit welcher er bei denselben verweilt, in das Breite geräth und mit der Absichtlichkeit, in welcher er dieselben darstellt, in die politische und sociale Doctrin hineinkommt, und daß darüber oft das Interesse für die handelnden Personen verloren geht, indem sie eigentlich nur Staffage sind für seine Zeitbilder.*) J. Gegenbaur.

*) Ueber drei weitere Romane, die der überaus productive Verfasser von „Lilienbanner und Tricolore" neuerdings erscheinen ließ, werden wir demnächst einen Bericht aus anderer Feder bringen. D. Red.

Zur Zoologie.

Die Klassen und Ordnungen des Thierreichs, wissenschaftlich dargestellt in Wort und Bild von H. G. Bronn. Mit auf Stein gezeichneten Abbildungen. Erster Band und zweiten Bandes erste bis dritte Lieferung. Leipzig, C. F. Winter. 1859—60. Lex.-8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Wir begrüßen in diesem schönen Werke eine höchst erfreuliche Erscheinung der neuen zoologischen Literatur, ausgezeichnet durch Vielseitigkeit der Auffassung, sowie durch Gründlichkeit und Klarheit der Behandlung in einem Grade, welcher nur von einem mit den neuesten Forschungen und Gestaltungen der Zoologie so vertrauten Verfasser zu erreichen ist. Schon öfter haben wir die Ansicht ausgesprochen, daß auch die Thiere nur vermöge einer allseitigen Berücksichtigung ihrer Verhältnisse wahrhaft zu erkennen sind, wie solche von Aristoteles zu einer Zeit, in welcher die empirischen Grundlagen so schmal und schwankend waren, schon meisterhaft angewendet worden ist. Die Mehrzahl der neuern Zoologen hat dieses classische Muster in Behandlung auch der Zoologie ganz aus den Augen verloren und die Thätigkeit vieler geht entweder in Beschreibung der Species oder systematischen Schematismus auf, von welcher Dürftigkeit der Anschauung jedoch unser Verfasser weit entfernt ist. Ein Blick auf das Programm genügt, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß derselbe die Thierwelt in ihren verschiedensten Beziehungen: anatomisch, physiologisch, geographisch, paläontologisch aufzufassen die Absicht hat, und wenige Blicke in das Werk reichen hin, die gewissenhafte Ausführung des vorgesetzten Plans wahrzunehmen. Nur die Thierpsychologie vermissen wir, hoffen jedoch, daß der geehrte Verfasser wenigstens bei den höhern Kreisen, wo die Seelenerscheinungen besser untersucht sind, dieselbe nicht ganz übergehen werde. Bei der ungeheuern Ausdehnung des Gegen-

standes und bei der Kürze des Lebens ist freilich auch der Verfasser gezwungen, sich auf die umfassendern Kategorien der Kreise, Klassen und Ordnungen zu beschränken; manchmal werden auch die Sippen übersichtlich angeführt, während von den Species nur typische Formen in Abbildungen gegeben werden. Von den untersten Klassen beginnend, steigt er zu den höhern auf, was philosophisch betrachtet, der allein richtige Weg ist.

Nach einem Blick auf die Geschichte der Wissenschaft entwickelt der Verfasser sein bekanntes System des Thierreichs, welches er in die fünf Kreise der formlosen Thiere, Strahl-, Weich-, Kerb- und Wirbelthiere theilt, worauf eine sehr reiche Aufzählung der allgemeinen Literatur der Zoologie folgt, wie es überhaupt im Charakter dieses Werks liegt, überall gewissenhaft und vollständig die Quellen, aus denen geschöpft wurde, anzugeben. Unter dem Namen Amorphozoa, formlose Thiere, d. h. solche, die keine feste typische Grundform einhalten, begreift der Verfasser die Schwämme, deren Thierheit jetzt unzweifelhaft feststeht (statt Spongiae würden wir Spongiaria oder Spongiacea gesagt haben), die Gillerthierchen, Wurzelfüßer und Infusorien, welche alle mit der umsichtigsten Benutzung der neuesten Entdeckungen ebenso treu als kunstvoll geschildert werden. Zur bildlichen Erläuterung findet sich die neuere und ältere Methode zugleich angewendet, was vollkommen angemessen ist: Holzschnitte im Text und besondere Tafeln, erstere vorzüglich für Veranschaulichung einzelner Merkmale an betreffenden Stellen des Textes, letztere mehr für Darstellung der Gesammtform bestimmt. Und zwar sind die Abbildungen nach den besten Mustern sehr hübsch und in passender Größe ausgeführt. Was die Schwämme und die schwer zu untersuchenden, weil so vergänglichen Gillerthierchen betrifft, so sind sie nach den neuesten Forschungen so anschaulich und nach ihren allgemeinen Verhältnissen vollständig geschildert, wie in keinem der letzterschienenen zoologischen Handbücher. Es ist zu bedauern, daß der Verfasser bei den Infusorien keine Rücksicht auf unsere Meinung von Mittelwesen zwischen den beiden organischen Reichen genommen hat, die von uns unter dem Namen Phytozoidien aufgestellt wurden, daher wieder wie anderwärts die Zerreißung derselben und Vertheilung unter die Thiere und Pflanzen. So werden die Eugleniden zu den Thieren (Infusorien) gebracht, die Volvocinen zu den Pflanzen; aber alle Phytozoidien sind so miteinander verbunden, daß sie für den vorurtheilsfreien Beobachter keine Trennung in Thiere und Pflanzen gestatten. Wir hoffen zuversichtlich, daß diese in unserm Werke: „Zur Kenntniß kleinster Lebensformen“ (Bern 1852) entwickelte Ansicht noch ihre Anerkennung erlangen werde und die ungerechten Urtheile, die unsere Bemühungen um die Kenntniß der kleinsten Geschöpfe von Ehrenberg und Stein erfahren mußten, machen uns darin keineswegs irre. (Der letztere wirft uns, wie wir gelegentlich hier bemerken wollen, in seinem neuesten Werke die Kürze der Charakteristik und den Mangel an erschöpfender Darstellung der verschiedenen Entwickelungsformen mancher Species vor, nicht bedenkend, daß es weder in unserer Absicht lag, noch nach den Umständen vergönnt war, eine ganze Reihe von Bänden über die Infusorien zu schreiben, wie Stein es thun zu wollen scheint, da deren Erforschung nur einen der mancherlei Gegenstände unserer wissenschaftlichen Aufgaben bildet, sowie, daß uns manche Formen nur in einem oder ein paar Exemplaren zu Gesicht kamen und doch soweit möglich, festgehalten werden mußten.) Unter die Strahlenthiere mit den Klassen der Polypen, Hydern (welche nach der Meinung des Verfassers nicht anderwärts untergebracht werden können, während wir sie zu den Acalephen stellen und für eine auf einer frühern Entwickelungsstufe gleichsam stehen gebliebene Gruppe derselben ansehen), Medusen, Stachelhäuter, findet sich auch eine Anzahl besonders merkwürdiger fossiler Formen aufgenommen, da der Verfasser das Thierreich von seinem ersten Auftreten bis zur Gegenwart als ein untrennbares Ganzes auffaßt.

Zu den vorzüglichen Eigenschaften, welche vorliegendes Werk so empfehlenswerth machen, seinem Reichthum, seiner streng wissenschaftlichen und doch wieder jedem so verständlichen Behandlung, bei welcher nichts Ueberflüssiges vorkommt und nichts Wesentliches vergessen ist, seiner Schönheit in der Ausstattung ebenso sehr des Drucks als der Abbildungen kommt noch das so rasch geförderte Erscheinen desselben. In nicht einem Jahre wurde der erste Band und der größte Theil des zweiten von dem auf fünf Bände berechneten Werke beendigt, sodaß in wenigen Jahren die deutsche naturwissenschaftliche Literatur um ein Werk vermehrt sein wird, welches als eine ihrer Zierden und schätzbarsten Bereicherungen angesehen werden darf.

Maximilian Perty.

Notizen.

Das „Literatendrama“ bei den Deutschen, Griechen und Italienern.

Wiederholt hat man sich in letzter Zeit dahin ausgesprochen, daß es ein Abweg und eine Verirrung sei, Dichter und Schriftsteller auf die Bühne zu bringen, und alle Einwürfe, die sich gegen ein solches Experiment aufbringen lassen, hat erst jüngst Thaddäus Lau in Nr. 6 der „Recensionen“ unter der Ueberschrift „Literatur und Literaten auf der Bühne“ sehr geschickt zusammengefaßt, obschon er selbst gesteht, daß manche Stücke dieser Art beim Publikum beliebt seien. Es hat etwas Plausibles, wenn Lau bemerkt, die Dichter seien Apostel und Herolde, aber keine Helden. Indeß ist nicht abzusehen, warum nicht auch Dichter und Künstler (welche letztere ja ebenfalls nach dem Cabinetsbefehle der neuern Kritik von der Bühne ausgeschlossen werden sollen), Philosophen und Schriftsteller im Kampfe mit sich und der Welt, in ihrem ganzen Ringen und Trachten ein Heldenthum repräsentiren können? Carlyle erblickt sogar in dem wirklich großen Schriftsteller den höchsten Repräsentanten des Heldenthums. Freilich, wenn Lau ausschließlich Dichter, die in Cynismus und Kneipenliederlichkeit untergingen, wie Günther und Grabbe, im Sinne hat oder wenn er an Mosenthal's Verarbeitung Bürger's denkt, dann mag er recht haben. Aber wer möchte Goethe's „Torquato Tasso“ in der deutschen Literatur missen wollen, oder wer möchte nicht zugeben, daß, um auch eine Literaturkomödie zu nennen, Molière in Gutzkow's „Urbild des Tartüffe“ einen trefflichen Helden abgibt, und daß ohne ihn das ganze, an feinen satirischen Zügen und interessanten Situationen so reiche Stück gar nicht bestehen könnte? Sicherlich haben schon ganz andere Lumpen als Helden die Breter der Bühne betreten. Wir leben einmal in einer literarisch hoch entwickelten Zeit, ja wir können uns einen noch höhern Bildungszustand denken, der es möglich macht, wirklich literarische Fragen auf der Bühne zu verhandeln. Und ein solcher Bildungszustand ist sogar schon einmal dagewesen, sodaß auch in diesem Falle Ben Akiba recht behält, und zwar bei den alten Atheniensern, mit deren Bildung in ihrer besten Zeit sich die unsers Volks noch bei weitem nicht messen kann. In den „Fröschen“ des Aristophanes treten wie bekannt oder wie leider vielen nicht bekannt, Aeschylus und Euripides in Person auf, indem sie über ihre Eigenschaften, Absichten, Vorzüge und Mängel in echt literarischer Weise discutiren, wobei Euripides sich sehr arge Dinge sagen lassen muß. Der Chor aber entschuldigt und rechtfertigt diese dialogisirte Kritik und Antikritik mit folgenden den Atheniensern schmeichelhaften Worten (nach der Uebersetzung von F. G. Welcker):

> Wenn ihr aber das befürchtet, daß vielleicht Unkenntniß sei
> Unterm Publikum, sodaß es,
> Was ihr Feines sagt, nicht faßte,
> Laßt euch das mit nichten ängsten, es verhält sich nicht mehr so.
> Denn sie sind wohl eingelernt nun,
> Und ein jeder hat sein Büchlein und erlernt Geschicklichkeit.
> Trefflich sind die Naturen vorweg,
> Und durch Bildung nun geschärft auch.
> Also fürchtet gar nicht, sondern
> Fasset ihretwegen alles, da sie gute Kenner sind.

„Gute Kenner!" Man sieht, daß es sich hier um ein atheniensisches Publikum handelt. Ueberhaupt darf man wol überzeugt sein, daß wer sich nicht bemüht, das Griechenthum gründlich kennen zu lernen, in der Beurtheilung der geschichtlichen Entwickelung des menschlichen Geistes immer eine empfindliche Lücke spüren lassen wird und ohne weiteres den hyperboräischen Barbaren zugezählt werden muß.

Wenn Thaddäus Lau, um auf diesen wieder zurückzukommen, weiter behauptet, daß die sogenannten „Literatendramen" unserer Zeit der Mehrzahl nach nicht auf das edle Motiv der Pietät vor den Verdiensten großer Todten, sondern eher auf einen Mangel an Pietät, nämlich auf bloße Speculationssucht zurückzuführen seien, so geben wir ihm in diesem Punkte vollkommen recht. Die „Hetzjagd nach Stoffen", die er unsern Bühnendichtern vorwirft, haben wir selbst schon wiederholt in d. Bl. und noch jüngst in Nr. 10 beklagt. Wirkliche Dichter, die nur ihr Inneres geben, lassen die Stoffe an sich herankommen; unsere modernen Bühnendichter laufen und hetzen sich ab, um brauchbare Stoffe aufzutreiben und wühlen zu diesem Zwecke jeden Kehrichtwinkel zwei- und dreimal um.

Schließlich verdient bemerkt zu werden, daß, wie wir aus demselben wiener Blatte erfahren, die Italiener an Paolo Ferrari in Modena einen dramatischen Dichter haben, dessen bekannteste Lustspiele: „Le sedici commedie di Goldoni", „La satira e Parini", „La poltrona storica" (worin eine Anekdote aus dem Leben Alfieri's zum Vorwurf genommen ist) und „Prosa", sämmtlich literarische Stoffe behandeln und vom italienischen Publikum gern gesehen werden; ohne daß es sich durch die Bannsprüche, welche die deutsche Kritik gegen das sogenannte Literatendrama schleudert, in seinem Genusse stören läßt. Mit einem neuen, seit zwei Jahren fertigen Lustspiel, dessen Held kein anderer als Dante ist — allerdings ein kühner Versuch! — hat sich Ferrari noch nicht hervorgewagt.

Ein deutsch-belgisches Wochenblatt.

Von einer am hundertjährigen Geburtstage Schiller's in Brüssel gegründeten, zur Pflege des vlämischen Elements und zur Vermittelung zwischen Vlamen und Deutschen bestimmten Zeitschrift „Der Pan-Germane. Deutsch-belgisches Wochenblatt", sind uns einige Nummern (Brüssel, F. Claassen) zugegangen. In der ersten Jahresnummer begegnen wir unter anderm einem kleinen Aufsatz aus der Feder des Redacteurs F. Baader, in welchem gesagt wird, es sei der Redaction dieser Wochenschrift trotz ihres kurzen Bestehens eine solch warme Anerkennung sowol in Bezug auf thätige Mitwirkung als auch in Bezug auf die noch nothwendigern Abonnenten zu Theil geworden, daß es schon jetzt klar sei, „daß unsere Idee keine vereinzelte, daß wir nicht auf dürren Boden gesäet und daß unser Blatt ein gesichertes ist. Das ist viel mehr, als ein so junges Unternehmen zu erwarten das Recht hatte." Fast alle deutschen Zeitungen und ebenso die bedeutendern belgischen Blätter, französische wie vlämische, hätten dem Unternehmen wiederholte Worte des Beifalls gespendet. Nur ein pariser Journal, das sogar liberal sein wolle, könne sich nicht dareinfinden, „daß die Deutschen und Dietschen ihre angeborenen Rechte an Boden und Sprache zu beanspruchen wagten". Was weniger erklärlich, sei die abwartende Zurückhaltung Hollands, und wie man versichere, hege man dort eine geheime Furcht vor gänzlicher Absorbirung, „Verschluckung", wie man es in Holland nenne. Aber nicht von einer Verschluckung der niederdeutschen Staaten und ihrer Literatur von den Hochdeutschen könne die Rede sein, sondern nur von einer Verschluckung der erstern vom romanischen Element. Und da sei allerdings große Gefahr vorhanden. Denn bereits sei der französische Antheil von Burgund ganz verschluckt. In Lothringen gehe die Romanisirung ohne Hinderniß ihrer Vollendung entgegen; im Elsaß und noch mehr im französischen Flandern werde der Widerstand jeden Tag schwächer und schwächer, die deutsche und vlämische Sprache verschwänden dort aus der Literatur und dem Volksleben mehr und mehr. Dieser Gefahr gegenüber sei es Pflicht des hochdeutschen Elements, dem niederdeutschen ebenso wol wie dem hochdeutschen zu Hülfe zu kommen, denn beide seien Zwillinge derselben Mutter.

Von Interesse waren uns sodann in Nr. 5 die Mittheilungen über Kunst und Literatur in Belgien. Es wird darin versichert, daß im vlämischen Volke ein geistiges Regen und Leben herrsche, wie es keine andere Nation höher aufzuweisen habe; ja es wird sogar behauptet, in dieser Beziehung sei ihm nur das alte Griechenland zu vergleichen. Da sei fast kein Dorf ohne Sing-, ohne Rede-, ohne Sprach- oder dramatische Vereine, und besonders seien es letztere, in welchen das ureigene Leben der Vlamen sich am wesentlichsten bekunde. Unter anderm hätten am 15. Januar neun Schauspielvereine, von Thourout, Ypern, Brügge, Nieuport, Poperinghe, Veurne, Ostende einen dramatischen Wettkampf begonnen, der an verschiedenen Tagen des April und am 13. Mai fortgesetzt werden solle. Auch ein „wahrer Mairegen von Liedern" stürze sich befruchtend auf das Land, und es sei kein Zweifel, daß die Redactoren der vlämischen Zeitungen, deren man bereits ungefähr nicht weniger als 80 zählt, ebenso stark damit überschüttet würden, wie ihre deutschen Collegen. Dieser „Liederfrühling" möge zwar den jetzt in Deutschland gemachten Anforderungen noch nicht volle Genüge leisten; doch würden Van Beers, Franz de Corte und Hendrytsone, der erstere ein ernster declamatorischer, der zweite ein lyrischer und der dritte ein politischer Dichter, auch in Deutschland einen ehrenvollen Platz einnehmen, Nolet de Brauwere's u. a. gar nicht zu gedenken. Die in Lieferungen erscheinende „Nederlandsche Dichterhalle" von dem genter Professor Heremans enthalte bisher 150 Stücke von ungefähr 50 Dichtern. Der Roman und die Novelle dagegen seien, mit wenigen glänzenden Ausnahmen, noch sehr in der Kindheit begriffen und noch langsamer breche sich die wissenschaftliche Literatur Bahn. Auf letzterm Gebiete seien zu nennen: Die „Nederduitsche Spraekleer", von dem Dichter J. van Beers, Lehrer am Seminar zu Lier, die beste in niederdeutscher Sprache existirende Grammatik; eine treffliche vlämische Uebersetzung der Beneke'schen „Seelenlehre" von J. Blockhuys; das lieferungsweise erscheinende Werk von Piron: „Algemeene Levensbeschryving der vermaerde (berühmten) Mannen en Vrouwen van Belgie" u. s. w. Das Wichtigste für den Sprachforscher sei jedoch der soeben erschienene „Methodische, beschreyvende Kataloog" der öffentlichen Bibliothek zu Brügge, von P. J. Laude.

Möchten sich die in Deutschland existirenden patriotischen Lesevereine durch unsere Notiz aufgefordert fühlen, auf den „Pan-Germanen" zu abonniren und dadurch seine segensreiche Wirksamkeit nach Kräften zu unterstützen.

Alexander von Humboldt's Briefe an Varnhagen von Ense.

Leute, welche sich oder ihren Freunden zu Gunsten die Ansicht geltend machen, daß eine Reihe rasch nacheinander folgender Auflagen eines Buchs das vollgültigste Zeugniß für dessen Vortrefflichkeit und nationale Bedeutung seien, sollten zugleich auch so consequent sein einzuräumen, daß es kein vortrefflicheres Buch, keins von nationalerer Bedeutung geben müsse, als die „Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense"; denn kaum war die erste Auflage versandt, als auch bereits eine zweite nöthig wurde, und kaum ist die zweite erschienen, als uns schon wieder eine neue, die dritte, nebst einem neuen Vorwort der Herausgeberin vorliegt. Wie wir hören, ist auch diese sofort vergriffen worden und bereits eine vierte unter der Presse. Also vier Auflagen innerhalb vier Wochen. Man möchte sagen, die Auflagen drängten sich wie Meereswelle auf Meereswelle; kaum hat sich die erste am Ufer zerschlagen, so rollt schon die zweite heran, der ebenso unmittelbar die dritte und vierte folgt. Wir nehmen hier Notiz von dem neuen Vorwort der Herausgeberin, das sie selbst als eine „thatsächliche Antwort" auf die bekannte, von seiten des Generals von Hedemann in den Zeitun-

gen erschienene Veröffentlichung eines übrigens nur auszugsweise mitgetheilten Protestes Alexander von Humboldt's gegen unbefugte Veröffentlichung seiner Briefe bezeichnet. In seinem Protest verwahrt sich Humboldt ausdrücklich nur gegen jeden Druck von Briefen, die er nicht selbst zur Veröffentlichung bestimmt habe. Ludmilla Assing weist nun nach, daß dieser Protest und die Veröffentlichung dieser Briefe, statt sich entgegenzustehen, miteinander Hand in Hand gingen; sie sagt: „Aus dem Protest selbst ergibt sich also, daß irgendwo Briefe existiren können, ja existiren müssen, die er selbst zur Veröffentlichung bestimmt hatte. Jener Brief an Varnhagen vom 7. December 1841 zeigt ergänzend, wo diese Briefe existiren." Sie versichert ferner — wodurch eine von uns in unserm Bericht ausgesprochene Vermuthung bestätigt wird —, daß die Absicht dieser Veröffentlichung nach Humboldt's Tode zwischen beiden Männern stets festgehalten worden sei, und sie fügt hinzu: „Beide kamen, wie ich von Varnhagen auf das bestimmteste weiß, im Lauf der Jahre in mündlichen Unterredungen gelegentlich auf dies Thema ausdrücklich zurück, und hin und wieder bin ich selbst bei hierauf bezüglichen Aeußerungen gegenwärtig gewesen. Niemand hat das Recht eine solche Erklärung von mir zu bestreiten." Uebrigens enthalte der Briefwechsel selbst für jeden, der sehen wolle und zu sehen fähig sei, „die klaren Beweise, daß jederzeit Humboldt von der Voraussetzung ausging, es würden diese Briefe nach seinem Tode publicirt werden, ja, daß er sich nicht nur erlaubend hierzu verhielt, sondern selbst ein reges Interesse daran nahm und selbst wünschte, daß der lehrreiche Inhalt derselben nach seinem Tode zur Kenntniß der Mitwelt gelangen möge. Diese Intention zieht sich durch das ganze Buch hindurch." Ludmilla Assing führt nun eine Reihe von Stellen aus den abgedruckten Briefen selbst an, welche ebenso viele Beweise für diese Intention sind. Aus der weitern Darstellung führen wir schließlich noch folgende in mehr als einer Beziehung interessante Worte der Herausgeberin an: „Ein Geistesheros von so unvergleichlicher Verehrung und Anerkennung in seinem Volke, daß die bloße Thatsache seiner Ansicht über gewisse Fragen von der größten und unberechenbarsten Wirkung auf sein Volk und dessen Entwickelung sein kann, wollte er ebendeswegen, daß allem Volke der Zutritt in sein innerstes Denken eröffnet werde. Und er wußte in wie treue Hände er diesen Wunsch niederlegte, als er das Mandat meinem Onkel übertrug! Die Tageblätter meines Onkels anlangend, so sind dieselben gleichfalls durchaus nicht von ihm als müßige Stilübungen abgefaßt worden. Ebenso bestimmt als wiederholt habe ich ihm das Versprechen ihrer Publication ablegen müssen — und in wie warmer, begeisterter, mit unvergeßlicher Rede zermalmte er dann so oft, sich in Gesprächen über diesen Gegenstand ergehend, die auf Kosten der Pflicht gegen Volk und Geschichte geübte Rücksicht, die Einwürfe voraussehend, die man jetzt gegen die Veröffentlichung erhoben hat, aber auch ihre geistigen Quellen ebenso scharf als treffend bezeichnend." H. M.

Bibliographie.

Arthur, W., Der glückliche Kaufmann. Nach dem Englischen der 11ten Auflage. Cincinnati. 1857. Gr. 16. 1 Thlr.

Buchholz, E., Dramatische Dichtungen. Clausthal, Grosse. Gr. 8. 24 Ngr.

Das Büchlein von den Hottentotten und Georg Schmidt, ihrem ersten Apostel. Cincinnati. 1857. Gr. 16. 10 Ngr.

Der Cardinal und Erzbischof von Mainz Conrad I., Pfalzgraf von Scheyern-Wittelsbach. Ein Lebens- und Charakterbild. München, Palm. Gr. 8. 1 Thlr.

Emsmann, H., Die Märtyrer unter den Naturforschern. Ein Vortrag gehalten zu Stettin am 7. Februar 1860. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Hertz, W., Lanzelot und Ginevra. Ein episches Gedicht in zehn Gesängen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 1 Thlr.

Hippokrates, Aphorismen. In das Deutsche übertragen von P. M. Merbach. Dresden, Burdach. Gr. 8. 10 Ngr.

Holtzendorff-Vietmannsdorf, v., Gustav Adolph, vaterländisch-dramatisches Lebensbild mit einem lebenden Bilde. Berlin, Evangelische Buchhandlung. Gr. 8. 5 Ngr.

Menzel, W., Die letzten 120 Jahre der Weltgeschichte (1740—1860). 1ste Lieferung. Stuttgart, Krabbe. 8. 4½ Ngr.

Meyer, H. H., Kirche und Sekten. Blicke in das sektirerische Wesen, sowie in das kirchliche und geistliche Leben unserer Tage, mit besonderer Rücksicht auf die kirchlichen Zustände in Ostfriesland. Emden, Woortmann jun. 1859. Gr. 8. 1 Thlr.

Mirecourt, E. de, Napoleon III. Nach dem Leben gezeichnet. Berlin, J. Abelsdorff. 8. 10 Ngr.

Rey, E., Fall und Rettung. Ein Bild aus dem Gesellenleben. Erfurt, Otto. Br. 8. 6 Ngr.

Ritzelnadel, F. A., Philipp Melanchthon „der Lehrer Deutschlands" und Martin Luthers treuester Freund und Gehülfe bei dem gesegneten Werke der Kirchenreformation. Ein Lebensbild aus dem Reformationszeitalter zur 3. Sekulärfeier seines Todestags (19. April 1560) dem deutschen evangelischen Volke gewidmet. Saalfeld, Riese. 8. 6 Ngr.

Philippson, L., Ueber die Resultate in der Weltgeschichte. Sechs Vorlesungen. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 8. 22½ Ngr.

Philosophie des Erlösungsplanes. Ein Buch für unsere Zeit von einem amerikanischen Bürger. Für das deutsche Publikum bearbeitet nach der neuesten englischen Ausgabe, und mit analysirenden Fragen über jedes Kapitel versehen von W. Nast. Cincinnati. 1859. 8. 1 Thlr.

Schlitt, A., Die Männer der Finsterniß. Eine Enthüllung der Umtriebe geheimer Gesellschaften. Baltimore. 1859. 12. 15 Ngr.

Der verlorene Schlüssel. Aus dem Englischen übersetzt. Cincinnati. 1859. Gr. 16. 10 Ngr.

Sieg der Wahrheit über den Unglauben. Erläutert durch die merkwürdige Bekehrung von zwei großen Naturalisten. Cincinnati. 1857. Gr. 16. 10 Ngr.

Spohr's, L., Selbstbiographie. 1ster Band. 1stes Heft. Göttingen, Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Starck, C. J., Die Schlacht bei Poltawa. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. St. Petersburg. 1859. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wager, R., Ueber Volkspoesie und Umdichtung. Nebst umgedichteten Liedern. — A. u. d. T.: Umdichtungen. Nebst Abhandlung über Volkspoesie und Umdichtung. Barmen, Langewiesche. 16. 22½ Ngr.

Witzleben, A. v., Prinz Friedrich Josias von Coburg-Saalfeld, Herzog zu Sachsen, k. k. und des heiligen römischen Reiches Feldmarschall. Drei Theile. Mit dem Brustbilde des Prinzen, einer Ansicht von Chotin und 17 Karten und Plänen. Berlin, Decker. 1859. Lex.-8. 13 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Bedeutung und Feier des hundertjährigen Geburtstages von Friedrich Schiller. New-York. 1859. Gr. 8. 12 Ngr.

Hoffmann, W., Die Erdkunde im Lichte des Reiches Gottes. Zur Erinnerung an Alexander von Humboldt und Carl Ritter. Ein Vortrag. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 4 Ngr.

Die Jubel-Feier der Geburt Friedrichs von Schiller am 10. und 11. November 1859 in Hof. Hof. Gr. 8. 4 Ngr.

Kaffa, E., Der Papst und der Imperator. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lechner, F., Friedrich von Schiller als Vorläufer der religiös-humanistischen Weltanschauung vom Standpunkte der Freien Gemeinde betrachtet. Philadelphia. 1859. Gr. 8. 16 Ngr.

Pitschaft, Festrede zur Feier des 100jährigen Geburtstages Friedrich's von Schiller am 2ten Festtage, 11. November 1859. Mainz, Faber. 12. 1859. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung wird fortfahren, als **ein im wahren Sinne liberales und nach allen Seiten unabhängiges Organ**, ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz" als einzige Richtschnur ihres Wirkens zu betrachten. Die Wohlfahrt und Einigkeit des ganzen Deutschland erstrebend, wird sie nicht ermüden einestheils für Reform der Bundesverfassung, andererntheils für Verbesserungen der Zustände in allen deutschen Einzelstaaten zu wirken und zwar ebensowol in Preußen als in Oesterreich und ganz Deutschland, namentlich aber auch in Sachsen, mit dessen Zuständen sie sich vorzugsweise eingehend beschäftigt.

Um den Anforderungen des fortwährend sich vergrößernden Leserkreises der Deutschen Allgemeinen Zeitung immer mehr zu entsprechen, ist dieselbe vom neuen Jahre an durch eine Sonntags erscheinende **Beilage** vermehrt worden, indem die eine „Ergänzung zu allen Zeitungen" bildenden „Fliegenden Blätter der Gegenwart", die in der kurzen Zeit seit ihrer Begründung bereits den allgemeinsten Beifall gefunden haben, ihr beigelegt werden. Die Abonnenten der Zeitung erhalten diese Beilage zu einem wesentlich ermäßigten Preise, ohne indeß zum Bezug derselben verpflichtet zu sein. Daß diese Beilage übrigens wirklich eine Ergänzung der Zeitung bildet, die jedem Leser derselben zu empfehlen ist, erhellt daraus, daß im letzten Vierteljahre darin unter anderm Folgendes mitgetheilt wurde:

der Wortlaut der berühmten Broschüre „Der Papst und der Congreß" und des Hirtenbriefes des Cardinal Rauscher darüber; der Brief Heinrich von Gagern's über das Eisenacher Programm; die englischen Blaubücher über Italien und Savoyen; orientirende Artikel über das Seerecht, die belgische Expedition nach China, die San-Juan-Streitigkeit, das badische Concordat, die deutsche Bundeskriegsverfassung, die italienischen Fragen; Darstellungen des Processes Lemoine und des Lindner'schen Processes; Nekrologe von W. Grimm, Washington Irving, Macaulay, Schulz-Bodmer, Arndt x.

Das Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung beträgt ohne Sonntagsbeilage wie bisher vierteljährlich 1½ Thlr., mit Beilage 2 Thlr., und wird von allen Postämtern Deutschlands, Oesterreichs und des Auslandes angenommen. Mit dem 1. April beginnt ein neues Abonnement, weshalb die bisherigen und die neu eintretenden Abonnenten gebeten werden, ihre Bestellungen sofort zu machen, damit keine Verzögerung in der Uebersendung der Zeitung stattfinde. Bei der Bestellung ist zur Vermeidung von Störungen ausdrücklich zu bemerken, ob die Zeitung mit oder ohne Beilage gewünscht wird.

Inserate (die Zeile 2 Ngr.) finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

An die Besitzer von Briefen Felix Mendelssohn Bartholdy's.

Die Unterzeichneten glauben der Zustimmung Aller, denen die Erinnerung an **Felix Mendelssohn Bartholdy** werth ist, gewiß zu sein, wenn sie es unternehmen, aus der Fülle von Briefen, die er geschrieben, eine Reihenfolge der für ihn und seine Arbeiten bezeichnenden zu veröffentlichen. Schon befinden sich fast alle Briefe, an deren Empfänger sie sich deshalb direkt wenden konnten, in ihren Händen; aber von sehr vielen fehlt ihnen der Nachweis und die Spur ihres Verbleibens. — Sie erlauben sich daher die ihnen unbekannten Empfänger oder Besitzer solcher Briefe ergebenst zu bitten, dieselben entweder in Original, das nach gemachtem Gebrauche dankbar zurückgesendet werden wird, oder in zuverlässiger Abschrift, **unfrankirt**, einem von ihnen zuschicken zu wollen.

Berlin, im Februar 1860.

Joh. Gust. Droysen, Professor an der Universität, Victoria-Straße Nr. 9. E.

Paul Mendelssohn Bartholdy, Jägerstraße Nr. 51.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1827 bis 1858.

Nebst Auszügen aus Varnhagen's Tagebüchern, und Briefen von Varnhagen und Andern an Humboldt.

Dritte Auflage. 8. Geh. 3 Thlr.

Soeben ist die dritte Auflage dieses Werks erschienen, nachdem die erste und zweite binnen vierzehn Tagen vergriffen waren. Seit langem hat in Deutschland kein Buch solches Aufsehen gemacht. Die dritte Auflage ist durch ein die Veröffentlichung rechtfertigendes neues Vorwort vermehrt, welches die Besitzer der ersten beiden Auflagen von den betreffenden Buchhandlungen gratis erhalten können.

Brockhaus' Reise-Atlas:

Führer für Reisende auf der Eisenbahn von Eisenach nach Kassel und Frankfurt a. M.

Mit einer Specialkarte der Umgegend von Frankfurt a. M.

Preis 5 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 29. März 1860.

Lyrische Dichtungen.

Unter den Dichtern, deren Arbeiten uns heute zur Beurtheilung vorliegen, haben wir wieder mehrere gefunden, die hervorgehoben zu werden verdienen und deren Dichtungen wir der Aufmerksamkeit des Lesers empfehlen können. Blicken wir überhaupt auf die vielen und verschiedenen poetischen Erzeugnisse zurück, die uns während der zwei Jahre unserer Thätigkeit an d. Bl. zur Besprechung vorlagen, so können wir im Großen und Allgemeinen von den Leistungen nur befriedigt sein. Die lyrischen Dichtungen von Constant, Waldmüller, Apel, Schirmer, Sigismund, Hamerling, Schults u. a. — abgesehen von den Dichtern, deren Gedichte andern Beurtheilern zufielen, wie Hammer, Prutz, Gottschall, O. Banck u. a. —, verdienten wol beachtet zu werden und in der heutigen Besprechung finden sich Arbeiten von Meerheim, Ernst, Moritz Hartmann, Oelbermann und Siebel, die auch ein besseres Schicksal verdienten, als gleich ungezählten Meereswellen zu kommen und zu verrauschen. Wäre die poetische Weltanschauung und die poetische Stimmung des Publikums nur annähernd denen dieser Dichter gleich, so würde man ihnen mit Freuden den Dank und die Anerkennung zollen, die ihnen gebührt; das aber wenigstens beweisen sie, daß wir recht hatten, als wir die Klagen über die Herbstzeit unserer poetischen Literatur, die Behauptung, unsere Zeit könne nichts Poetisches produciren, als Phrasen bezeichneten, hinter denen sich Blasirtheit und Mangel an Verständniß versteckten (vgl. Nr. 3 d. Bl. f. 1858). In der mit Liebe und Interesse unternommenen Arbeit für d. Bl. ist es uns immer mehr klar geworden, wie auch die Erweiterung der Grenzen der Kunst und hier hauptsächlich der Poesie, trotz aller Ausschreitungen auch ihre unberechenbaren Vorzüge gehabt hat; sie hat zu einer Poesie des Geistes geführt, die zu den innern Weiten des Volks beitragen wird, aus denen sein Heil sicherer kommt als aus den Formen. In der Zerfahrenheit unserer materiellen Zeit hält sie das Ideal, das sie wesenvoller gemacht hat, hoch empor und sucht den einzelnen Menschen ruhig und reif, die Menschheit aber einig, sittlich und frei und dadurch glücklicher zu machen; in ihr lesen wir die Verkündigung, daß aus wirr verworrenen Klängen Versöhnung sich als Schlußaccord löst. Die ideelle Richtung aber, die durch die Poesie des Geistes vertreten wird, ist die, welche zum Heil führt; sie ist es, welche die Wirklichkeit durch den Geist erklärt und erweitert. Das Streben nach dieser Poesie des Geistes zeigt sich in allen Stadien unserer nachclassischen Literaturperiode; es wird das vorwiegend Didaktische der deutschen Poesie dadurch gewissermaßen zum Lehrsatz, die Darstellung der Ideen, die wir übrigens schon gegen Goethe's Billigung („Briefwechsel zwischen Goethe und Körner", IV, 74) in Schiller's Balladen und dramatischen Werken finden, ist in unserer Zeit auch Aufgabe für die lyrische Poesie geworden. Es ist bemerkenswerth, daß, während die Romantik, die Periode des Weltschmerzes, die geistige Speculation, die politische Dichtkunst und der Materialismus recht eigentlich mit den Stimmungen der Zeit Hand in Hand gingen, die Poesie des Geistes vielmehr den Versuch macht, die auseinandergehenden Bestrebungen zu versöhnen und bei den trüben Aussichten für die Zukunft die harmonische Thätigkeit aller Kräfte auf ein hohes Ziel hinzulenken; es ist ein Versuch, gewissermaßen das Geistige zu popularisiren, den Begriff der Schönheit zum Gemeingut zu machen, die getrennten Parteien zu verbinden und zu versöhnen. Dies geschieht, indem die Poesie des Geistes die verschiedenen Richtungen des geistigen Lebens, die gerade in Deutschland so bedeutend sind, zur Anschauung bringt, indem sie nachweist, daß nur aus den Bestrebungen, die durch innere Weihen verklärt sind, schöne Formen sich entwickeln können, die auch die Gewähr des Glücks geben.

---

1. Poetenwelt von Richard von Meerheim. Dresden, Meinhold und Söhne. 1859. Gr. 16. 1 Thlr.

Einen unverkennbaren Fortschritt des Dichters zeigt diese Sammlung seiner Gedichte. Eine männlich edle Gesinnung, eine Anerkennung des Wahren, Schönen und Edeln und dagegen Feindschaft gegen jede Lüge, Unnatur und Gemeinheit findet sich hier ausgesprochen mit größtentheils neuen, kräftigen und schönen Gedanken und in einer diesen Vorzügen entsprechenden Form. Ist der Grundzug dieser Gedichte eine tiefe Trauer, die sich namentlich in dem Cyklus „Eine verlorene Seele" bis zur

unbegrenzten Schwermuth steigert, so haben wir doch hier weder ein Wühlen im Schmerze noch ein Schmerzbehagen bemerkt: jene modernen Koketterien, durch welche junge Dichter sich interessant zu schminken vermeinen; es scheint, als ob der Dichter wirklich erlebte, was aus der Seele Tiefe gesungen wurde; jedenfalls ist es wahr empfunden, und so geben denn diese Gedichte ein reiches Zeugniß von der Begabung des Dichters und erscheinen wol werth, beachtet und gelesen zu werden. Sie zeigen aufs neue, daß auch die lyrische Poesie noch in unserer Zeit neue und schöne Blüten treiben kann und daß wir nur durch die Gefühlständelei übersättigt worden sind; es ist damit zugleich der Weg vorgezeichnet, den die Dichter wandeln sollen, um eine moderne Lyrik auch (und gerade) für ernste Männer genießbar zu machen. Bei all dem Vortrefflichen und Schönen, das wir in der „Poetenwelt" zu rühmen haben, wünschten wir, um des Dichters willen, nicht ein leichtes Vergessen, wohl aber ein Ueberwinden und Verklären des Schmerzes, der in den Gedichten sich ausspricht; hinsichtlich der Dichtungen selbst aber eine Beschränkung der oft zu reichen, wenn auch nie unschönen Bilder. Außerdem ist bei der Tüchtigkeit der Form, welche die „Poetenwelt" auszeichnet, ein scheinbarer Formfehler in dem Gedicht „Hand am Schwert" zu erwähnen; es ist nämlich in der ersten Strophe die vierte Verszeile, und zwar, wie der Redaction mitgetheilt wurde, durch ein Versehen des Setzers, ausgelassen und ist an dieser Stelle zu ergänzen: „Dich ängstet's nachts am Hünengrab zu beten." Dieser Irrthum erinnert uns an einen andern, dessen wir gegen Richard von Meerheim in der Beurtheilung seiner „Soldatenwelt" uns schuldig gemacht haben (vgl. Nr. 28 d. Bl. f. 1858). Der Umstand, daß die mehrfachen poetischen Arbeiten Richard von Meerheim's uns fast zu gleicher Zeit bekannt wurden, verleitete uns, dem Dichter eine Eile des Producirens vorzuwerfen, die wenigstens aus dem Erscheinen seiner Dichtungen nicht gefolgert werden kann. Wir sind zu dieser Berichtigung um so lieber bereit, da wir ebenso, wie wol jeder Mitarbeiter d. Bl., von einem Eingenommensein a priori oder von einer persönlichen Kritik weit entfernt sind. Ein Gedicht der Sammlung, das uns selbst besonders ansprach, geben wir als Probe der Denk- und Ausdrucksweise des Dichters:

Einer Niobe letztes Kind.

Daß ich verfolgt vom Elend dieser Erde,
Vom Geiselschlag des Leids gepeinigt werde,
  Nicht das, mein Gott, bekümmert mir das Herz;
Ich bin gewöhnt von meinen frühsten Tagen,
Daß Sturm und Flut mir um die Flanke schlagen,
  Mein andrer Schatten war von je der Schmerz.

O nein, es ist um ein geliebtes Leben,
Daß auf zu dir die heißen Bitten schweben:
  Der Mutter wegen möcht' ich glücklich sein!
Die, eine Niobe, auf den Ruinen
Des Glückes steht, mit heil'gen Duldermienen,
  Nur mich noch grüßt im letzten Abendschein.

O Gott, wenn ihre rothgeweinten Augen
Sich kummervoll in meine Seele saugen,
  Mich fragend: Geht's dir wohl, mein einz'ger Sohn?
Dann gib mir Kraft, mein Gott, beglückt zu scheinen,
Daß sich zu Lächeln kehrt ihr bitt'res Weinen:
  Der Mutter wegen gib mir Freudelohn!

Nur ihr zu Lieb' verscheuche die Gestalten
Der Todesahnung, die mit eisig kalten
  Umarmungen mich hin zur Tiefe ziehn.
Hat ihrer Leiden Stündlein ausgeschlagen,
Dann schick', o Herr, mir deine schärfsten Plagen:
  Ich werde, duldend, nimmer dir entfliehn!

2. Gedichte von Oskar Freiherrn von Warkotsch. Berlin, Bachmann. 1858. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Gedichte zeichnen sich durch eine wohlthuende Leichtigkeit und Frische aus. Der Dichter singt, weil er es eben nicht lassen kann, um Lohn nicht, nicht um Ehren; was die Recensenten dazu sagen, soll ihn eben nicht viel kümmern. Die Kritik ist freilich durch solchen Ausspruch in etwas entwaffnet, aber der Dichter verliert auch damit den Anspruch, von ihr besonders beachtet zu werden; dessenungeachtet lobt sie, was zu loben ist, die Nettigkeit der Lieder, die oft freilich in ihrer Einfachheit „guten" Bonbondevisen gleichen; die zahlreichen guten Gedanken, die immer naturwüchsig, ohne jede Prätension ausgesprochen werden; die sehr gefällige Art der Behandlung der Ballade (z. B. „Roland", S. 260). Unbedingt ist in diesen Gedichten eine immer anerkennungswerthe Originalität, durch welche selbst Unbedeutendes Werth erhält, ein ansprechender Humor (namentlich in den Sinngedichten), eine leichte Beherrschung der Form und eine jugendliche Frische. Gewiß hätten diese Gedichte vor 15 Jahren, ehe noch die Uebersättigung in der Lyrik eingetreten war, wohlverdienten Beifall gefunden, den die Kritik, welche nie übersättigt werden darf, mit aufrichtiger Anerkennung ausspricht. Für Componisten dürfte sich in der Sammlung manches Brauchbare finden. Ansprechend, wenn auch klein, ist der Gedanke:

Das Glück.

Es wirft zu tausend malen sich
Das Glück in deine Arme.
Es ist ein Weib, drück's fest an dich,
Daß es bei dir erwarme.

Denn läßt du es nur einmal los,
Springt's einem andern in den Schos,
Und dem Betrognen wird es klar,
Daß es ein Weib wie andre war.

3. Eine Welle im Meere. Gedichte von Philipp Henop. Berlin, Voß. 1859. 16. 22½ Ngr.

Wo wir Ernst und gutem Willen begegnen, sind wir leicht befriedigt und auch das weniger Bedeutende scheint in solchem Falle uns der Beachtung werth. Die vorliegende Sammlung nennt sich selbst eine Welle im Meere; nicht jede kann die vom Monde angezogene sein, die durch ihre Bewegung Ebbe und Flut auf dem unermeßlichen Oceane hervorzaubert; solche Bedeutung beansprucht auch die Welle nicht, mit der wir es hier zu thun haben.

Ungezählte Meereswellen werden und vergehen,
Deutsche Lieder, ungezählte, rauschen und verwehen,
Alle Wellen, die verfließen, bilden einen Ocean,
Und die Lieder, die verrauschen, steigen alle himmelan.

Mit diesem Motto führt Henop seine Gedichte ein; ihm wird nun freilich daran gelegen sein, daß seine Welle nicht verrausche und himmelan steige, da das Verdunsten doch eine gar zu wenig lockende Aussicht ist; aber nichtsdestoweniger wird man wol kaum diesen ersten Dichtungen ein günstigeres Prognostikon stellen können. Dagegen steht zu erwarten, daß bei weiterm ernstlichen Streben sich nach und nach etwas Bedeutenderes auch bei Henop von den Wassern absondern und eine dankenswerthe Schöpfung daraus entstehen werde. Dazu gibt Hoffnung der gute Geschmack, der unverkennbar aus diesen Dichtungen hervorleuchtet und den wir nur zu oft in neuern literarischen Erscheinungen vermissen. Dabei finden wir für einen jugendlichen Dichter, und einen solchen glauben wir vor uns zu haben, eine seltene Uebereinstimmung von Form und Gedanke: ein Umstand, der auf fleißiges Studium und tüchtiges Streben hindeutet. Einige Lieder sind sogar ziemlich kunstvoll, wie z. B.: „Deiner Augen Blau zu preisen"; auch der Cyklus „Erzählendes" gibt Zeugniß von Talent und Verständniß. Widerspruchsvoll dagegen ist der in der kunstvollen Form der Sestinen ausgesprochene Angriff gegen die Formenkunst, als wäre nicht Geist und Form, wie wir schon öfter wiederholt haben, eng verschwistert. Der Geist kann nur in schöner Form auf die Dauer das Herz bewegen.

4. Gedichte von Heinrich Pröhle. Leipzig, Gräbner. 1859. 16. 22½ Ngr.

Pröhle's Leistungen auf einem andern Gebiete haben von jeher unsere Aufmerksamkeit in solchem Grade erregt, daß wir auch diese poetischen Gaben mit besonderm Interesse zur Hand nahmen; nur selten waren wir dem bekannten Schriftsteller auch als Dichter begegnet, und wo das geschah, trat er mit einzelnen Leistungen hervor, daß sich seine dichterische Befähigung daraus nicht feststellen ließ. Hier nun liegen Gedichte vor, die im Laufe von zehn Jahren entstanden; sie sind gesammelt und zusammengestellt mit der Rücksicht „auf eine gewisse Gemeinsamkeit des Aufgenommenen"; bei dem Hange des Dichters zum Malerischen sollte jedes Gedicht der Sammlung „womöglich einige Farben vorführen"; endlich wurde bei der Zusammenstellung besonders „auf das Heimatliche und Vaterländische" Bedacht genommen. So viel über die Entstehung dieser Gedichte, nach der eigenen Angabe Pröhle's; denn was uns betrifft, wir hätten eine gewisse Gemeinsamkeit der Dichtungen nicht entdeckt, die Verschiedenheit der Farben wäre uns entgangen, und was dem Dichter, durch Erinnerungen, die er mit dem Schaffen der Gedichte verbindet, heimatlich anweht, wäre von uns nicht so erfaßt worden. Wir befürchten, daß der Wunsch des Dichters, seine Gedichte möchten eine Heimat finden in deutschen Herzen, unerfüllt bleiben wird; sie zeichnen sich weder durch Inhalt noch durch Form besonders aus, leiden an einer gewissen Monotonie der Behandlung, und erinnern nur zu oft an sogenannte Naturdichtungen, ohne die Naivetät derselben zu haben. Dabei ist die Phantasie Pröhle's in dieser neuesten literarischen Arbeit merkwürdig klein, ein anregender, nur bemerkenswerther Gedanke findet sich fast nirgends. Ein Gedicht wie die „Georgshöhe":

> O wie grün und helle
> Ist doch diese Stelle!
> Wanderer, entschlage
> Dich der Sorg' und sage:
> Möchtest du nicht bleiben hier
> In dem grünen Waldrevier,
> Hier als Vöglein oben
> Gott den Herrn zu loben? —

ist höchstens für das Fremdenbuch auf der besungenen Höhe geeignet und würde auch dort kaum die Beachtung eines Touristen finden; in ein gut ausgestattetes, elegant gebundenes und mit dem Namen eines geachteten Schriftstellers versehenes Buch gehört es aber ebenso wenig wie die nachfolgenden: „Auf dem Brocken", „Der Dom zu Halberstadt" u. s. w. Es ist schwer zu begreifen, wie ein Mann, der seit Jahren den Geschmack des Publikums kennt, ihm so wenig zu bieten vermag wie hier, daß selbst Erfahrungen und Reisen (z. B. in Ungarn) ihm nur so dürftige poetische Früchte einbringen konnten und daß er trotz alledem an seine dichterische Befähigung glauben konnte. Es ist das wieder der alte Fehler und eins der Grundübel, woran unsere Literatur und unsere ganze Zeit kränkelt, dies Sich-nicht-begnügen-lassen mit der angewiesenen Sphäre, das Hinübergreifen auf andere Gebiete, die dem Berufe des Betreffenden ferner liegen. Wir aber wollen die anderweitigen Verdienste Pröhle's um dieses weniger gelungenen poetischen Versuchs willen nicht vergessen.

5. Poetische Studien. Gedichte von Karl Furkert. Berlin, Plahn. 1859. 16. 10 Ngr.

Daß Furkert das freie Geschenk der Muse als „Poetische Studien" bezeichnet, ist ein Zeichen von der Geschmacklosigkeit des Dichters, der von der Wahl des Titels bis zum letzten Gedicht sich consequent bleiben wollte. Wir erfahren etwas von „verbrannten Herzen", daß „die Frieden uns aufbauen, was die Kriege zerstören", daß der Dichter an die Geliebte denkt, „in jedem Meer und Land" u. s. w. Ja, Furkert behauptet sogar, daß eine Dame, die aber später zur Erkenntniß gekommen ist, sich an „seinem Spiel und Sang über alle maßen erfreut hat", und somit darin mehr Glück gehabt hat als wir. Die philosophischen Fragmente und das Gedicht an Elisabeth erheben sich über die Mittelmäßigkeit. Eigenthümlich ist das Gegenstück zu Goethe's „Ruhe in der Geliebten":

Unruhe in der Geliebten.

> Ich habe im Zimmer nicht Ruhe noch Rast,
> Mein Herz wird voll wilder Bedrängniß erfaßt.
>
> Ich mag nicht sitzen, nicht gehen, nicht stehn;
> Ich möchte als Sturm durch die Wälder wehn.
>
> Ich möchte rasen als wilder Orkan
> Auf wasserthürmendem Ocean.
>
> Ich möchte zerschellen die ganze Welt,
> Weil das Schicksal mein Liebchen fern von mir hält.

6. Gedichte von Karl Weise, Drechslermeister. Freienwalde a. O.

Ein echter Volksdichter schien mir in unserer gebildeten Zeit kaum möglich. Hat jemand etwas Reimtalent, so beschränkt er sich nicht auf die ihm angewiesene Sphäre, sondern er treibt seinen Pegasus auf unbekannte Höhen und glaubt seinen an und für sich tüchtigen Leinwandkittel zu verbessern, wenn er, ohne Bedürfniß, ihn mit seidenen Lappen benäht, die er irgendwo aufgesammelt hat. Unverdautes Zeug mit hochtrabenden Worten in die Welt hinauszurufen, bei unverständigen Vettern und Basen durch Klingklang Erstaunen zu erregen, das ist der Verderb der Leute aus dem Volke, die etwas poetisches Talent, dabei aber nicht so viel Erkenntniß haben, um die Natur der Unnatur vorzuziehen. Da ist unser Drechslermeister vernünftiger, den uns schon das Vorwort als achtungswerthen Mann kennen lehrt und dem wir mit Freuden die Hand reichen. Erst erfüllt er die Pflichten gegen die Seinen, gegen seine Mitbürger, gegen sich selbst in steter Redlichkeit, und wenn er seine Schuldigkeit gethan hat, bleibt er daheim, statt geräuschvolle Vergnügen aufzusuchen und singt, „ohne Kunst" zwar, aber wahrlich nicht ohne Geschick. Wo wir solchen Erscheinungen begegnen, heißen wir sie freudig willkommen; wir ziehen ihre Dichtungen weit vor den Arbeiten jener eingebildeten Dilettanten, die jedes Jahr den Büchermarkt und die Lovelyliteratur beschenken mit erlogenen Schmerzen und unwahren Empfindungen und dabei verächtlich auf einen solchen Mann aus dem Volke herabsehen, weil seine Dichtungen hier einen Fuß zu wenig, dort zu viel haben. Ganz reizend ist das letzte Gedicht „Meister Rückert und sein Lehrjunge", reizender noch für uns durch die naive Auffassung des darüberstehenden Mottos von Goethe: „Gehe vom Häuslichen aus und verbreite dich so gut du kannst über alle Welt." Ehre dem Manne aus dem Volke, der Rückert's Verdienst so zu würdigen versteht! Möchte das kleine Heft Abnehmer genug finden, um wenigstens dem Verfasser die auf den Druck verwendeten Kosten wieder einzubringen.

7. Gedichte von Wilhelm Hertz. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1859. 16. 1 Thlr.

In welche Gesellschaft führt der Zufall, welche wechselnde Bilder führt vor die Seele der Griff in die hoch aufgethürmten Bücher, die der Markt uns sendet! Welch kühner Sprung von den einfachen Weisen des bescheidenen Drechslermeisters aus Freienwalde bis zu den anakreontischen, wollustathmenden Liedern von Wilhelm Hertz. Um uns mit dem letztern in etwas zu verständigen, müssen wir mit dem Epilog anfangen, der eine Widmung an die Jugend: „Die Priesterin der Schönheit", enthält. Was wird man zu den Gesängen sagen?

> Dem einen sind sie neue, wilde Klänge,
> Der andere schilt euch abgenutzten Tand,
> Und andere werden mein profanes Dichten
> Mit prudem Blick und frommen Augen richten.

Wild sind die neuen Klänge ohne jede Frage, oft erscheinend wie ein Anklang aus dem Venusberge. „Es gibt nur eine

Schönheit, und diese ist im Reiche der Dichtung Tugend und diese Schönheit heißt Genuß", das ist mit kurzen Worten die Philosophie des Dichters. Die Gedichte enthalten eine Verherrlichung der Lust der Liebe, eine oft bis zum Cynismus gesteigerte Deutlichkeit, ein offenes Heraussingen der Geheimnisse, eine Profanirung der Liebe für den, dem sie eben nicht gleichbedeutend mit dem sinnlichen Genusse ist. Man braucht wahrhaftig nicht prude zu sein, um verletzt zu werden durch Aeußerungen wie

> Und muß ich erst mit Händen fassen,
> Daß mir in lebender Gestalt,
> Der ew'ge Geist, den ich verlassen,
> Aus diesem Leib entgegenwallt? —

oder wenn der Dichter, im Kusse schwelgend, singt:

> Es blicket mich der Unsichtbare
> Aus deinen Augen grüßend an,

oder wenn er parodirend seine Geliebte, die sich ihm eben im Wonnetaumel hingegeben hat, beten läßt:

> Ach, Leib und Seele bis ans Ende
> Befehl' ich nur in deine Hände.

Die mehrsten Gedichte feiern die Schönheit, die der Dichter in der allermateriellsten Weise erfaßt, auf die sinnlichste Art; wir sagen nicht zu viel, wenn wir den Gesang des Tanhäuser bei dem Sängerkriege (nach Wagner's Text) hier weit in Glut und Ausmalung der Situationen übertroffen sehen. Sollen wir nicht bedauern, daß das große Talent des Dichters eine so kleine Welt umspannt und den Begriff der Schönheit in so enge Grenzen faßt, daß er nur schwelgt im Schose der Frau Venus und die Zeit der Jugend verträumt und verdirbt im Taumel von Begierde zu Genuß? Wäre die Gabe des Dichters nicht an und für sich so bedeutend, zeigten sich nicht sowol im Lyrischen als im Epischen Anlagen, die zu weitern und größern Erwartungen berechtigten, wäre nicht trotz all dem Gerügten ein Kern hoher Bildung und geläuterten Geschmacks zu erkennen, wir würden wahrlich, dem Dichter gegenüber, nicht die sehr undankbare Rolle des Biterolf übernehmen. Wir nehmen das Buch hin als glänzendes Zeugniß gährender Jugendkraft, die sich noch abklären und dann gefälligere Blüten und Früchte treiben kann. Möchte bei dem Dichter sich der eigene Ausspruch bewahrheiten:

> Das Streben, das du überschwenglich
> In kühner Sehnsucht nicht gefühlt,
> Bleibt deinem Leben unvergänglich,
> Es klärt sich nur, wenn es erkühlt.

8. Gedichte von Ernst. Leipzig, Engelmann. 1858. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.

Zu den unangenehmsten Pflichten des Beurtheilers gehört es jedenfalls, sich da dem Raume nach beschränken zu müssen, wo reiches vorliegendes Material eine Fülle von Anregungen gibt. In einem solchen Falle befinden wir uns diesen Dichtungen gegenüber, die sowol durch ihren Inhalt, als auch durch ihren Verfasser unser Interesse beanspruchen können. Nur eine weit getriebene Bescheidenheit konnte den Dichter singen lassen:

> Nennt man gelehrte Namen
> Wird meiner zwar genannt,
> Doch bin in deutschen Gauen
> Ich wen'gen nur bekannt.

Schleiden — er ist es, der sich hier unter dem Namen Ernst verhüllt — hat als Naturforscher, durch seine Physiologie der Pflanzen einen weitverbreiteten Ruf; als Dichter freilich begegnen wir ihm hier zum ersten male und bewundern die Harmonie der ganzen Sammlung, die tief sittliche und erhabene Anschauung, die sich fast ohne Ausnahme in jedem Gedicht ausspricht. Es liegt in ihnen ein Cultus der Schönheit, eine Verehrung für das Wahre, Gute und Schöne, das sich in Genuß und That lebendig zeigt, es sind in ihnen Anschauungen, die nicht allein gewonnen sind durch das unklare Gefühl, sondern als das Resultat wissenschaftlicher Studien erscheinen, die mit Kopf und Herz gemacht wurden. Einem Manne, dessen Leben eine Vergeistigung durch Wissenschaft und Kunst, der das Bewußtsein hat, es gestalte sich das Geistige nur im Frieden der Seele, der im Streben Maß zu halten versteht und auf ein großes Ziel seine Kräfte richtet, wird man gern lauschen, wenn er den Dichterberuf charakterisirt:

> Denk' nicht, weil dir am guten Tag des Gottes Ruf erklungen ist,
> Und dir berauscht von Lieb' und Wein ein kleines Lied gelungen ist,
> Daß du schon Dichter seist, der frei der Menschen Herz bewegen kann,
> Daß auf dem Helikon der Sitz mühlos von dir errungen ist.
> Nicht alles heißt uns Poesie, wo Zeile sich auf Zeile reimt,
> Und das nicht macht den Dichter aus, was trunknen Muths gesungen ist.
> Nur wenn dein ganzes Leben sich in süßem Rhythmus fortbewegt,
> Wenn all dein Sinn vom lautern Geist der Poesie durchdrungen ist,
> Dann wird das rohste Element verklärt durch dich zur Himmelsglut,
> Von der dann jedes Menschen Herz beseligt und bezwungen ist.

Seit langer Zeit haben uns Gedichte nicht so den Eindruck des Ursprünglichen gemacht wie diese: keine fremde Stimmung, kein unwahrer Gedanke stört den Einklang; ein Stein fügt sich zu dem andern und würde vermißt werden, wenn er in dem wohlgefälligen Bau fehlte. Es geben diese Dichtungen das Bild eines ganzen Menschen und unwillkürlich wird mit den einzelnen Liedern die Persönlichkeit uns lieb und werth. Wie wir das poetische Talent, die wahre Empfindung und den Gedankenreichthum des Dichters zu rühmen haben, ebenso müssen wir auch die kunstvolle Sprache und die oft vollendete Form lobend erwähnen; auch das scheinbar Unbedeutende, leicht Hingeworfene erhält dadurch einen bleibendern Werth. Wir können nur im allgemeinen auf den Reichthum des Gegebenen hinweisen und schließen mit der Versicherung, daß wir mit wachsendem Interesse ein Gedicht nach dem andern lesen, daß wir selbst da, wo die kritische Ader sich regte und ein Tadel sich erheben wollte, immer wieder befriedigt und erfreut wurden durch das, was der Dichter im Geiste erschaute und zum Gedichte gestaltete. Ansprechend und durch den Vergleich mit einem andern Dichter, Tschischwitz (Nr. 15), der fast dasselbe Thema behandelte, interessant ist das nachstehende:

Am Strande.

> Knaben haben
> Hier im Sande, hart am Strande,
> Ihre Spiele lang getrieben,
> Burg und Wälle sind geblieben,
> Kind'scher Lust in flücht'ger Stunde
> Heitre Kunde.
>
> Wellen schwellen,
> Ueberschlagen und benagen
> Jener Wälle schwache Dämmung,
> Ueberfluten jede Hemmung.
> Kind'scher Bau von vielen Stunden
> Ist verschwunden.
>
> Leben, streben,
> Kühne Werke, seiner Stärke
> Zeugen, baun, ist Menschen Treiben.
> Werden seine Werke bleiben?
> Sind sie mehr als jenen Jungen
> Dort gelungen?
>
> Zeiten gleiten
> Rasch von dannen. Wen'ge Spannen
> Reichen die Erinnerungen.
> Kaum gebaut und schon verschlungen
> Ist des Menschen Werk im breiten
> Strom der Zeiten.

9. **Meine Lieder.** Von Jenny Dyckhoff. Osnabrück, Meinders. 1858. Gr. 16. 12 Ngr.

Der kleine Band Gedichte von Jenny Dyckhoff enthält eigene Gedanken und Uebersetzungen. Die erstern bewegen sich nur in einem sehr kleinen Kreise und enthalten jedenfalls nichts, was nicht vorher schon besser gesagt worden wäre; auch die sehr einfache Form, in die sie gekleidet sind — meist je vier Strophen, von denen die zweite und vierte sich reimen —, gibt Zeugniß, daß uns hier nur die Arbeit einer Dilettantin vorliegt. Ist es nicht überhaupt werth zu bemerken, daß es, trotz aller Versuche, bisher kaum einer deutschen Frau gelungen ist, ein poetisches Kunstwerk zu schaffen; daß sie selbst in der Kunst, in der sie noch das Vorzüglichste leisteten, in der Malerei, nur in enger Sphäre — Blumenmalerei und hier und da Porträt — von Bedeutung sind; daß sie plastische Kunstschöpfungen nur selten versuchten und zu den musikalischen so gut wie gar nichts beigetragen haben? Im Großen und Ganzen haben die Frauen durch ihre Betheiligung an dem Schaffen in der Literatur vielleicht mehr geschadet als genutzt und auch die vorliegende Sammlung können wir unmöglich als einen Gewinn ansehen. Am gelungensten sind noch die Uebersetzungen, wenn auch vielfach willkürlich und abweichend von dem Geiste des Originals.

10. Dur- und Molltöne. Neuere Gedichte von Kathinka Zitz. Mainz, Faber. 1859.

Unter allen schriftstellernden Frauen sind uns die am unangenehmsten, die mit einem Firniß von Fortschrittsgedanken sich berufen fühlen, in das Handwerk der Männer zu pfuschen und uns statt einer leuchtenden Geistesfackel ein spärlich brennendes Nachtlicht geben. Mit dem guten Willen allein ist es nicht gethan, und wenn wir die Ueberzeugungstreue ehren bei Mann und Weib, so kann uns das allein nicht veranlassen, aus dieser hervorgegangene poetische Ergüsse anzustaunen und zu loben; im Gegentheil, wir beklagen die Frau, die in den Kampf der Männer sich mischt, doppelt aber, wenn ihr dazu jede Befähigung fehlt. Gewiß ist auch bei Kathinka Zitz alles gut gemeint, aber ihre poetische Befähigung ist so gering, daß selbst da, wo sie möglicherweise sich klar war, alles gemacht erscheint. Zunächst ist sie nicht einmal fähig, Form und Reim zu beherrschen, sie leistet darin wahrhaft Schaudererregendes; auch ihr ästhetisches Gefühl können wir nach ihrer maßlosen Derbheit nicht hoch anschlagen. Ihr politisches und religiöses Kampfgeschrei macht durch das Uebertriebene und Abgestandene den Eindruck der Donquixoterie, obgleich wir, wie gesagt, gern an die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung glauben wollen. Ihr ist Gott die Liebe, aber so weit kann sie sich doch nicht erheben, um den Frechen zu verzeihen, die ihre ehelichen Verhältnisse verleumderisch schilderten, sie schimpft sie derb aus: „Sodomsäpfel, Frauen mit geschminkten Wangen" u. s. w. Ebenso maßlos ist sie in ihrer Begeisterung; Eduard Duller lag „wie Tasso auf der Todtenbahre", er erscheint ihr als „ein Lieblingssohn der Wissenschaft". Nikolaus Lenau, den sie ansingt:

> Du hast Natur, du hast uns Lieb' gesungen,
> Und sangst noch fort, als dir das matte Haupt
> Die Windstöße der Krankheit schon umwehten
> Und dir den Stamm der Kräfte rasch entlaubt, —

vergleicht sie mit einer „Hyacinthe", weil er noch „süß an Duft verhaucht wie jene, ehe er erblich"; Sallet ist ihr „der Moses der neuen Zeit", der das Gebot der Wahrheit uns verkündet. Lafayette wird besungen:

> Vielleicht daß später Menschen, welche stoisch
> Die Freiheit lieben, sich dereinst herwisch
> Losreißen von Europas Dorngenist,
> Weil sie sich seiner lassen Trägheit schämen —
> Und dann als heil'ge Laren mit sich nehmen
> Was von Lafayettes Knochen übrig ist.

Nicht weniger poetisch ist das Lied auf Kinkel:

> Ihr Herrn es ist 'ne harte Nuß,
> Wenn ein Professor spulen muß,
> Dem Kinkel aber war's zum Heil,
> Denn er spann sich sein Freiheitsseil.

Wir glauben dem Leser mit diesen Proben die Ueberzeugung gegeben zu haben, daß wir nicht ungerecht gegen die Dichterin sind. Wenn wir danach die Urtheilskraft der Dichterin in Zweifel ziehen müssen, so dürfen wir auch ihren Mangel an Geschmack bei der Auswahl ihres Stoffs nicht unerwähnt lassen. Es genüge zu sagen, daß sie die Schwindsucht besingt:

> Du kommst nicht im Gewand der gelben Krankheitsgöttin,
> Thust deine Opfer nicht in Todesfarbe tauchen u. s. w., —

daß sie die Ermordung der Herzogin von Praslin in solcher Ausführlichkeit schildert, daß sie den Mörder sprechen läßt:

> Nicht treibet mich her mehr süß Liebesgegirr,
> Für dich ist in mir nichts mehr rege,
> Du weckest in mir nicht der Sehnsucht Begier;
> Du stehest mir hindernd im Wege.
> Und bötest du zehnfache Schönheit auch auf,
> Nicht kannst du mein Herz mehr erwerben,
> Drum mache dich schnell jetzt zum Tode bereit,
> Denn in dieser Stund' mußt du sterben.

Mangel an Urtheilskraft, Geschmacklosigkeit, Fehler der Sprache, der Form und des Reims — kann man es uns solchen Erscheinungen gegenüber verargen, wenn wir die Molltöne beiseite lassen und in der entschiedensten Durart der Verfasserin rathen, fernere poetische Versuche zu unterlassen, oder wenigstens erst die Dissonanzen zu lösen, die von Anfang bis zu Ende schreiend durch diese Dichtungen gehen! Das längere epische Gedicht: „Quaser's Blut oder der Ursprung der Dichtkunst", ist breit und unpoetisch erzählt, ohne jeden tiefern Gehalt, die Nutzanwendung wird schwerfällig gewonnen. Die Sage selbst dürfte bei geschickterer Behandlung Beifall erwerben.

11. Gedichte von Heinrich Reder. Memmingen, Besemfelder. 1859. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die Gedichte von Heinrich Reder haben verschiedenen Werth; alle haben etwas Ausmalendes, aber die Darstellung des Empfundenen gelingt dem Dichter weniger als die des Erschauten. In seinen Naturschilderungen ist Reder besonders vorzüglich; mit kurzen Worten zeichnet er uns die Staffage lebendig und anschaulich und wirkt oft durch die einfachsten Mittel, wie durch Wiederholung eines Gedankens, den er weiter erklärt und bestimmt. Die erzählenden Gedichte sind öfters ansprechend volksthümlich behandelt, einfach und natürlich, z. B. „Der Fähnrich", „Im Stegreif" u. s. w. Der Cyklus „Traumgestalten" erzählt in gefälliger Weise meist bekannte Märchen. Der Dichter weiß auf sehr geschickte Weise stets den rechten Ton zu treffen, während im allgemeinen eine gewisse Kürze und Geschlossenheit der Form und des Gedankens diese Dichtungen auszeichnet. Die volksthümliche Weise des Gesanges Reder's zeigt unter andern auch das nachstehende Gedicht:

> Wer einsam in der stillen Nacht
> Im freien Felde hält die Wacht,
> Der mag wol dran gedenken,
> Wie Gott im Himmel alles lenkt,
> Wie wenig Ständlein er ihm schenkt,
> Bis sie ins Grab ihn senken.
>
> Was liegt daran, ob's heut schon ist,
> Es kommt der Tod zu jeder Frist
> In Dorf und Stadt gegangen.
> Die siechen elend hin und matt,
> Doch wer da fällt auf freier Statt,
> Der braucht nicht lang zu bangen.
>
> Ein Stoß gerade durch das Herz,
> Eine Kugel macht noch wen'ger Schmerz,
> So einer recht getroffen.

Er sinkt dahin, die Augen zu,
Und darf im Feld in guter Ruh
Getrost den Himmel hoffen.

12. Still und bewegt. Neuere Gedichte von Ludwig Foglar. Prag, Bellmann. 1859. 8. 24 Ngr.

Liebe für das Ideal und Cultus des Schönen kämpfen in diesen Gedichten gegen den Materialismus, den Schwindel und die Nützlichkeitstheorie unserer Zeit. Die Lieder sind meistens aus weichem Gemüthe gesungen. Das höchste Glück findet der Dichter im Beglücken. Die elegische Stimmung entstand durch die Verschiedenheit der idealen Anschauung und der Wirklichkeit; sie würde sich zum Weltschmerz, nach Nikolaus Lenau's Vorbild, ausbilden, wenn Ludwig Foglar nicht, von seinem Standpunkte aus ziemlich unmotivirt, die Hoffnung hätte „die Garben bald heimtragen zu können", wenn ihm nicht Versöhnung und Erlösung als ferne, doch aber zu erreichende Sterne erschienen und winkten; „Schönheit und des Herzens Gedicht" heben ihn über die Wirklichkeit hinweg. Freilich sind seine Klagen oft ideal genug und mit der Hoffnung ist wieder der Wunsch des Dichters nicht in Einklang zu bringen, „im Rausche heißer Jugendlust früh abgeholt zu werden". Möchten doch die Dichter nicht eine nur geträumte ideale Welt ersehnen, die in Wahrheit doch niemand befriedigen würde; möchten sie doch statt dessen die Ideale emporheben und feiern, welche die Menschheit verbinden und veredeln. Alles was ist, wir wiederholen es auf die Gefahr hin Alltägliches zu sagen, hat seine Berechtigung; die Aufgabe des Dichters aber ist es, die Wirklichkeit durch Poesie zu verklären und dem Gegebenen und Werdenden die ideale Seite abzugewinnen, statt über das Schwärmen in die Ferne das Naheliegende zu vergessen. In dem Gesagten aber liegt auch zugleich die Kritik dieser Gedichte, nur muß der inneliegende Tadel beschränkt werden durch das Lob, welches wir der geistreichen und geistigen Auffassung und dem dichterischen Talente Ludwig Foglar's aufrichtig zollen müssen.

13. Rosen und Trauerweiden. Von Franz Joseph Egenter (Benedict Dalei). Ulm, Gebrüder Nübling. 1859. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Gedichte sollen einen Beitrag liefern zur Erlösung aus der schimpflichsten Sklaverei — „roheste Verthierung und unmenschliche Verfeinerung" —, in denen Geist und Gemüth der Menschheit gefesselt liegen. Sie feiern das sittliche Familienleben, in dessen Erstarkung der Verfasser das beste Heilmittel gegen jene Krebsschäden sieht. Wir sind im Princip ganz mit dem Dichter einverstanden; in der Familie ist der Punkt gegeben, von dem aus jeder einzelne für die gesammte Menschheit wirken kann; in ihr müssen Liebe, Treue, Sittlichkeit, Würde, Wahrheit und Freiheit herrschen und von ihr aus sich alle jene Tugenden verbreiten über das bürgerliche Leben. „Ich gehöre zu denjenigen", sagt der Verfasser, „die in der Verwüstung ehelicher Verhältnisse bei weitem mehr als ein bloßes Privatunglück sehen." Spiegelt sich doch nur zu deutlich in den ehelichen Verhältnissen und in der sittlichen oder unsittlichen Anschauung derselben das öffentliche Leben wieder. Da wir in der Tendenz also übereinstimmen mit dem Verfasser, hätten wir in der Behandlung eine etwas mehr begeisterte und begeisternde Stimmung gewünscht. Einem vollen, liebenden Herzen werden diese Gedichte zu kalt und zu praktisch erscheinen, während der dem Familienleben sich Abwendende sie pedantisch schelten wird; sie können demnach weder stärken noch überzeugen. Namentlich sind die Beziehungen in der Ehe und zu den Kindern mehr äußerlich als innerlich aufgefaßt; es ist mehr das praktische Verhältniß als die ideale Anschauung in ihnen dargestellt; der Braut sind z. B. unter den 36 Lebensregeln nur zwei (10 und 36) gegeben, die eine höhere Bestimmung der Frau berühren, das Herz ist vergessen. Oder glaubt der Verfasser, daß eine Ehe schon dadurch eine glückliche wird, wenn die Frau weder Kokette noch „Schlange" ist, wenn sie weder plump noch roh erscheint, wenn sie ihre Zunge bewahrt (den keifenden und schmollenden Weibern widmet der Dichter den sechsten Theil seiner Rathschläge) u. dgl. m.? Daß er es nicht meint, zeigt das „Levitenkapitel" und das schöne Gedicht: „Sei ein Weib im edeln Sinne"; in diesen beiden „hochzeitlichen Stammblättern" ist der Ton getroffen, der nicht verfehlen wird Eindruck zu machen; hier spricht sich das geläuterte Gefühl und der feine Geschmack des Dichters unverkennbar aus. Mit einem Worte, die geistige Auffassung des ehelichen Verhältnisses hätte überwiegen müssen, nicht die praktische; die letztere aber hätte poetischer behandelt werden können. Rückert, in seinem „Liebesfrühling", ist hierin ein unübertroffenes Vorbild. Im allgemeinen spricht sich in allen Gedichten des Verfassers eine durchaus sittliche, mehr gutmüthige als gemüthreiche Anschauung aus; es kommt uns vor, als habe der Dichter die letztere gewaltsam zurückgedrängt und sich mehr auf den Standpunkt eines väterlichen Freundes, als eines begeisterten Apostels des Herzens gestellt; hätte er seine poetische Stimmung etwas mehr gehoben, so würde das Büchlein gewiß in das „Herzleben der Familie bringen", wie er es selbst wünscht. Besonders gelungen sind die Wiegenlieder, von denen wir das zweite hier folgen lassen:

> Ich hab' dich geboren mit Schmerz,
> Nun bist du mein Freudenherz,
> Ein goldnes Geschenk des Herrn,
> Mein Morgen= und Abendstern.
>
> Mein eigenes Kinderglück
> Es kehrt mir in dir zurück,
> Und ruhst du am Herzen mir,
> So bin ich ein Kind mit dir.
>
> So blühe denn fröhlich fort,
> Und halte das schöne Wort,
> So wie es dein Engelgesicht
> Zur hoffenden Mutter spricht.

14. Von der Emme. Gedichte eines Ungenannten. Bern, Huber u. Comp. 1859. 24. 20 Ngr.

Der starke Band Gedichte (263 Seiten) enthält fast nichts, was der Beachtung werth erschiene. Der Ungenannte hat wenig erlebt, oder das Erlebte ist wenigstens spurlos an ihm vorübergegangen. Wir erfahren, daß er gefangen saß, aus mehreren seiner Gedichte, daß er keine Heimat hat und daß er Heimweh fühlt. Das allein hätte ein poetisches Gemüth schon vertieft, und daß es hier nicht der Fall ist, beweist eben, daß der Ungenannte keine Spur von Poesie hat. Wo ja ein Anklang daran sich zeigt, sind es nicht eigene Stimmungen, die der Dichter gibt, sondern Nachempfundenes und Reproducirtes. Das Wiedergeben geschieht oft mit seltsamer Unbefangenheit, wie z. B. in „Männerthränen", wo das bekannte Gedicht: „Mädchen sahst du jüngst mich weinen", oder in „Dahin", wo Goethe's Mignonlied copirt wird. Verwandtschaften mit andern Dichtern wären noch weiter leicht nachzuweisen, nur daß sie in den vorliegenden Gedichten immer degenerirt erscheinen.

15. Lieder eines Verbannten. Von Benno Tschischwitz. Bremen, Heyse. 1859. 16. 10 Ngr.

Tschischwitz gehört zu den Holsteinern, die der bedauerliche Ausgang des Kampfes in fremde Lande trieb. Er zeigt sich uns als eine begeisterte, tief empfindende Dichternatur, die uns „Blumen bietet, die unter starrem Eise gereift sind". Es ist die schwungvolle Begabung, durch welche dieser Dichter sich auszeichnet und zu Hoffnungen berechtigt, die freilich nur erfüllt werden können, wenn, um mit Goethe zu reden, das poetische Hervorbringen in der Art sich erweitert, daß mit ihm alle Eigenschaften thätig sind, ohne daß eine, das eigentliche Recht behauptend, hervortritt. Denn wenn uns in diesen poetischen Erscheinungen die Glut, die Begeisterung, die Ueberzeugungstreue und die Vaterlandsliebe fesseln, so dürfen wir doch durch jene

Vorzüge uns nicht so blenden lassen, um den Mangel an Maß zu übersehen. Fassen wir unser Urtheil zusammen, so können wir diese Gedichte nur loben und empfehlen; es ist in ihnen so viel Leidenschaft und Bewegung, eine solche Menge glücklicher und vorzüglicher Bilder, daß wir sie denen unserer bessern Lyriker von 1830—48 ohne jedes Bedenken an die Seite setzen. Aber wie jenen fehlt auch diesem nur zu häufig das Maß und die Harmonie, die erst mit den genannten Vorzügen vereint den „genialischen“ Geist der Poesie ausmachen. Möchte der Dichter, fortschreitend in der Entwickelung, wachsen mit seiner Zeit, möchte diese aber für ihn und sein Vaterland glücklicher und gerechter werden. Zu den gelungensten Gedichten der Sammlung rechnen wir den „Weihnachtsabend“, die Beschreibung des Festes, wie es der Dichter mit Kampfgenossen im orientalischen Kriege feierte; der Raum erlaubt nicht, es hierherzusetzen, wir wollen es uns aber nicht versagen, eine anderweitige Probe der Denk- und Anschauungsweise des Dichters hier folgen zu lassen:

Am Meere lag ich träumend ausgestreckt,
Der Westen war gehüllt in Abendgluten,
Die Düne wuschen die geschäft'gen Fluten,
Von Mövenschwärmen war das Land bedeckt.

Lang hab' ich hier dem Treiben zugeschaut
Der stets gestorbnen, stets lebend'gen Wellen,
Die ewig schäumend in sich selbst zerschellen
Mit jenem leisen, hohlen Sterbelaut.

So liegend dacht' ich, wie die Menschenleben
Zu Millionen auf wie Wellen tauchen,
Zu Millionen wieder still verhauchen
Und andre Spuren nicht als Wellen geben.

16. Zeitlosen. Gedichte von Moritz Hartmann. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1858. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

In Moritz Hartmann begrüßen wir einen alten Bekannten; seine ersten Gedichte haben ihm einen Kreis von Freunden verschafft und mit warmem Interesse nehmen sie das neue Geschenk des Dichters in die Hand, neugierig, ob in der Zeit seines politischen Lebens sein poetisches Schaffen größer und weiter geworden ist. Als Hartmann im deutschen Parlamente saß, nannte man ihn den schönsten Mann der Versammlung; wir erwähnen das, weil sich etwas davon in seinen Gedichten widerspiegelt; es ist in ihnen eine Correctheit der Formen, eine Feinheit des Colorits, etwas Freies, Reines und dabei Elegantes, das unwillkürlich anzieht und gefällt. Auch hier finden wir ausgebildeten Geschmack; es ist in den Gedichten kein Wort, kein Gedanke, keine Sentenz, die unschön wäre, und man wird dadurch in ein ästhetisches Behagen versetzt, das noch vermehrt wird durch die zarte Stimmung, die in ihnen zur Erscheinung kommt. Noch entzückt uns die weiche melodiöse Sprache, die zu dem Gesungenen im vollständigen Einklange steht. Interessant besonders sind die „Symphonien“ — Pastoralsymphonien zur Feier der Schönheit der Natur, voll Begeisterung und Schwung; auch in den „Stammbuchblättern“ finden sich gelungene Gedanken, freilich auch einige sehr gewagte und Widerspruch erregende, wie die Charakteristik der Bach'schen und „Chopin'schen“ Musik und das Urtheil über Rafael und Byron. Sehr bedeutend und bei dem lyrischen Grundzuge in Hartmann's Gedichten besonders bemerkenswerth sind die erzählenden Gedichte und das mit Frische und Lebendigkeit verfaßte epische Gedicht „Der Camao“ von ergreifendem poetischen Inhalt. Zugegeben sind freie Bearbeitungen bulgarischer Volkslieder — derb und naturwüchsig, das Gegentheil von Hartmann's eigenen Dichtungen — und mehrere Gedichte des Fray Luis Ponce de Leon (1527—91), die der Dichter im Versmaße des Originals aus dem Spanischen übersetzte; von den letztern heben wir die kurze Grabschrift auf den Infanten Don Carlos hervor:

Was von Don Carlos blieb, ist hier begraben,
Sein besser Theil wird sich bei Gott verklären.
Mit ihm entfloh der Muth; was wir noch haben,
Ist: Furcht im Herzen und im Auge Zähren.

Aus den erzählenden Gedichten lassen wir die letzten Strophen aus „Die Perle“ folgen; ein Fischer berichtet über die wunderbare Schönheit noch nie aufgefundener Perlen:

Mancher schon hat sie gesehen in dem unnahbaren Schimmer,
Doch gebannt vom Schönheitszauber, sie zu fassen wagt er nimmer;
Mancher, der sie schaute, kehrte nicht mehr heim ins Sonnenlicht,
Mancher trug seitdem der Sehnsucht ewiges Leid im Angesicht.

Einstens wird ein Auserwählter kommen zu verheißner Stunde,
Der wird die gefeiten Perlen holen aus dem Meeresgrunde;
Aber das gebenedeite Land im ganzen Erdenkreis
Arabistan wird ihn zeugen. — Also redete der Greis.

Und der Arzt des Perlenschiffes, dem ich dieses nacherzähle,
Sprach zu mir: Des Greises Worte regten seltsam meine Seele.
Perlen gibt es, die kein Taucher noch ans Tageslicht gebracht,
Seligkeiten der Erkenntniß blühn in dicht verhüllter Nacht.

Mancher sah in ihre Augen und erblindete im Lichte,
Manchem ward in ew'ger Sehnsucht alle seine Kraft zunichte;
Ahnung eines Unerreichten ist's, was jedes Volk beseelt,
Und das Höchste zu erringen glaubt sich jedes auserwählt.

17. Flamboyant. Demaskation eines weltpolitischen Carnevals. Zeitgedichte von Müller von der Werra. Leipzig, Lehmann. 1859. 8. 1 Thlr.

Wir wollen gern zugeben, es ist in unserer Zeit ziemlich schwer, durch Gedichte Aufsehen zu erregen, und wer das Bewußtsein seiner Vollkommenheit in sich trägt, den mag es Tag und Nacht quälen, sich so gar nicht anerkannt zu sehen. Aus der Selbstüberhebung entsteht das Gefühl, ein verkanntes Genie zu sein, das Gemüth wird verärgert, der Neid kommt dazu — zuletzt ist alles schlecht und man schlägt sich zu jener Klasse von Tadlern, die alles quand même schmähen und verunglimpfen. Ein solches verkanntes Genie scheint denn auch Herr Müller aus Ummerstedt zu sein, der Verfasser des Frühlingsmärchens „Amaranthos“ und eines Festgedichts auf die Geburt des jüngsten Napoleon, das ihm von dem Kaiser mit einer Tabatière gelohnt wurde. Der gute Mann vergleicht sich mit Hutten, Erasmus, Luther und Walther von der Vogelweide, obgleich er weiß, daß diese Vergleiche wie die Faust aufs Auge passen — um in seiner gebildeten Sprache zu reden. Um jeden Preis will er etwas Besonderes sein und bleibt doch dabei immer nur ein matter Abklatsch Heine'scher Manier. Ist denn keine Regierung in Deutschland, die ihm den Gefallen erweist, seine Gedichte zu verbieten, damit er singen könnte, wie er es die „Vossische Zeitung“ sagen läßt:

Heil sei dem Tag der Confiscirung,
Er ist erschienen, Dibeldumbum!

Kann denn keine Polizei ihn ausweisen und ihn zu einem „politischen Märtyrer“ machen? nimmt denn keiner Notiz von seinen Injurien und hängt ihm einen Proceß an den Hals? Es ist doch gar zu unangenehm, so vollständig ignorirt zu werden, es ist zu kränkend, wenn man singt so laut und so schlecht man kann und — der Mond geht seinen Gang. Müller hat Heine zwar nicht sein poetisches Talent, aber seine Unarten abgelernt, und er trägt nun einen Humor zur Schau, daß uns, um mit seinen Worten zu reden, „übel und weh“ wurde. Ueber seinen Humor haben die Kritiker also wenig zu sagen, die Kritiker, die er überhaupt sehr gering achtet; spottet doch der Freiheitsmann über „ihren schäbigen Frack“ und damit über das Geistesproletariat überhaupt. Vielleicht hört es Müller von mir, dem das Schicksal glücklichere Lebensverhältnisse bietet, lieber als von meinen Collegen im schäbigen Frack, daß ich in seinen Gedichten Mangel an Takt, Anstand und Geschmack gefunden habe, dagegen einen Cynismus, der mich angewidert hat. Müller sitzt zu Gericht über Heinrich von Gagern, „der das Vaterland zu Grunde gerichtet hat“, über die Kreuzzeitung „die

Schlange", über Baumgärtner „den Hochverräther der Freiheit", über Prutz wegen seiner „Neuen Gedichte". Er reist in der Welt umher, läßt sich tractiren und macht sich dann hinterher lustig über das, was im Bekanntenkreise gesprochen und gesagt wurde u. s. w. Weimar macht er besonders zum Gegenstande seines Klatsches; er kann es Dingelstedt und Hoffmann nicht vergeben, daß sie Orden tragen, und rühmt sich stolz, daß er sich mit dergleichen nicht schmücke — die kaiserliche Tabatière und den kaiserlichen Geber erwähnt er in keinem seiner „Zeitgedichte" —; er schimpft über Liszt, „der wie ein Hampelmann dirigirt", über die Zukunftsmusik u. dgl. m. In solchen Aeußerlichkeiten also begreift Müller die Zeit, mit solchen Schnurren glaubt er und Genossen Anspruch auf Anerkennung, auf Ruhm zu haben! Was haben sie gethan für ihr Vaterland? Solchen Leuten sollte von der Kritik mit aller Energie das Handwerk gelegt werden, sie sollte sich nicht scheuen, den Schmuz anzufassen und die Unbedeutendheit jener Menschen darzulegen, welche die Welt aus ihrem beschränkten Gesichtskreise ansehen. Wir finden leider nicht den rechten groben Keil, der auf solchen groben Klotz gehört, wie auf das Urtheil über die Junggermanen, deren Partei uns übrigens ebenso wenig etwas angeht als Müller:

Halt ein, Marktschreiergesindel,
Daß du die Stimme dir dämpfst!
Denn trockne erst deine Windel,
Eh' du den Pharus bekämpfst.

Wir finden auch kein Wort, das kräftig genug wäre, um unsere Verachtung auszusprechen über die Dreistigkeit, mit der Müller den schon durch das traurige über ihn verhängte Schicksal mitleidswerthen König von Preußen zu höhnen wagt.*)

18. Herzbilderbuch. Dichtungen von Hugo Oelbermann. Leipzig, Luppe. 1859. 16. 1 Thlr.

Die früher erschienenen Gedichte von Hugo Oelbermann haben durch ihre Originalität, durch die nenen Bahnen, die der Dichter mit ihnen betrat, wohlbegründete Aufmerksamkeit erregt; eine kritische Stimme fand sogar in ihnen einen gelungenen poetischen Ausdruck und Widerhall der Gefühle und Anschauungen der deutschen gebildeten jungen Welt. Das „Herzbilderbuch" zeigt, gegen diese Gedichte gehalten, einen tüchtigen Fortschritt; die Gedanken sind klarer und der Ausdruck ist dem entsprechend schärfer geworden. Es liegt in den Gedichten ein Streben nach Aussöhnung, ein Ringen, um aus der deutschen Sophistik herauszukommen und in das frische Leben einzutreten, ein Forschen nach dem Punkte, von dem aus in dem religiösen, politischen und socialen Kampfe der Welt eine Einigung erstrebt werden könnte. Die Poesie kämpft zunächst gegen die kalte Wirklichkeit, sie hat die Berechtigung des Ideals nachzuweisen in einer Zeit, die nur zu sehr der Prosa verfallen ist; wer dazu mitwirkt, wird von uns gewiß immer freudig begrüßt werden, doppelt freudig aber der, welcher mit solchem Bewußtsein wie Oelbermann in die Welt rufen kann: „Unser ist der Sieg." Freilich

Ein grau Gewölk hängt nüchtern ob der Zeiten
Und lähmt der Dichtung thatenfrohe Lust,
Durch all den Lärm, den Cult der Wirklichkeiten
Zirpt leis das Heimchen in des Volkes Brust.

Es hat das Heil gesucht auf hundert Pfaden,
An manchem Banner hoffnungsfroh es stand —
Bis es verlor der Seele rothen Faden
In dem Gewirr der Arbeit mit der Hand.

Der Dichter aber ist verpflichtet zu suchen und zu forschen, daß das Heimchen auf dem Herde des deutschen Volks fortzirpe, daß nicht der Cultus der Schönheit in ihm ersterbe. Das aber ist nach Oelbermann — und wir stimmen ihm gern bei — nicht zu erreichen, wenn „das Heil nicht aus dem Herzen kommt", wenn die Menschen sich nicht erst wieder fühlen lernen im Herzen. Danach strebt auch Oelbermann, wenn er fragt:

Gefunden im Herzen.

Du siehst dich geworfen ins treibende Leben,
Hinein in das wirre, zerfahrene Streben,
Hinein in die Wehen der kreisenden Zeit —
Und fühlst in der Seele ein mächtiges Drängen
Nach sturmflutgepeitschten Titanengesängen,
Nach rettenden Thaten der Wirklichkeit.
Wo schimmern die Bahnen, die offen dir liegen?
Wo wallen die Banner zum Sterben, zum Siegen?
Wo labet die Arbeit, die göttliche, ein?
Wo keimen der Zukunft verborgene Kerne?
Wo strahlen des Heiles hellflammende Sterne?
Wo mögen die Quellen, die ewigen, sein?

Und darauf gibt er als Antwort den Rath:

Es strebe der Gute, der Edle, der Weise,
Zu finden die Schranken der eigenen Kreise,
Zu grenzen die Felder vom Nachbar ab!
Zu säubern die Saaten des eigenen Raumes,
Zu sitzen im Schatten des eigenen Baumes —
Denn über uns selber, da liegt das Grab.

Dein Selbst zu bewahren im Rennen und Jagen,
In einsamer Nacht deine Seele zu fragen,
Was eigentlich diene zum Frieden ihr,
Und dann zu erfüllen dein innerstes Leben:
Das wird dir die Arbeit, die lohnende, geben!
Die ewigen Quellen, sie rauschen in dir!

Ja wohl, die ewigen Quellen rauschen in uns, es gehört nur Erkenntniß dazu, sie zu heben, daß sie klar und lebendig unser ganzes Leben befruchten. Einig und frei, ruhig und reif in seinem Herzen muß der einzelne Mensch werden und jeder Schritt vorwärts in seiner Veredlung trägt bei zum Fortschritt der Menschheit. Den Verkündiger solcher Gesinnungen aber, der das Heil eines Volks aus seinem innern Wirken, nicht aber allein aus den Formen erwartet, die ja doch naturgemäß aus den erstern entstehen, solchen Verkündiger empfehlen wir um so lieber dem lesenden Publikum, wenn wir zugleich seinen Dichtungen — wie hier denen Oelbermann's — Tiefe, Kraft und Originalität des Ausdrucks und geschickte Behandlung der Form nachrühmen können.

19. Gedichte von Luise Tipka. Prag, Bellmann. 1859. Br. 8. 1 Thlr.

Das vorliegende Büchlein ist, wie die Verfasserin uns erzählt, das Ergebniß von vielen dornenvollen und wenig rosigen Augenblicken ihres Lebens, die Gabe eines schwer geprüften Mädchenherzens. Einer strengen Kritik glaubt sie ihre Gedichte nicht gewachsen, „ihr Wille sei das Beste". Die Gedichte enthalten denn aber auch manches, was die Kritik verpflichtet ist hervorzuheben und zu loben; zunächst finden wir in ihnen eine durchaus sittliche und würdige Anschauung, tiefes und wahres Gefühl, eine edle Sprache und Geschick in Behandlung derselben. Ihr Vorbild scheint Castelli zu sein, dessen Vorzüge und dessen Schwächen — dies in Bezug auf seine lyrischen Gedichte gesagt — wir in vielen ihrer Dichtungen wiederfinden. An einen andern Dichter, an Seidl, erinnerte sie uns durch Gemüthlichkeit und gewinnende Herzlichkeit, während im allgemeinen auch in ihrer Lyrik die epische Breite bemerkbar ist, die öfters bei den Oesterreichern gefunden wird. Von den Gedichten haben uns besonders angesprochen: „Sei still mein Herz", „Wilde Rosen", von den kleinen Liedern das neunte, „Morgen- und Abendspruch", „Das Blumenconcert".

*) Im gewöhnlichen Verkehr ist uns Müller, der Verfasser so mancher sangbaren von den Componisten gesuchten Liedern, nur als eine gemüthvolle liebenswürdige Persönlichkeit bekannt; daß er auf einen Abweg wie auf den im „Flamboyant" betretenen gerathen ist, gehört zu den Räthseln der menschlichen, zumal der deutschen Natur. Wie oft haben wir in d. Bl. selbst vor dieser Art Literatur gewarnt, und wie es scheint vergebens! Möge er fortan seine bessere Natur walten lassen! D. Red.

20. Gedichte von Karl Siebel. Zweite vermehrte Auflage. Iserlohn, Bädeker. 1859. 16. 1 Thlr.

Gedichte, die in unserer Zeit eine zweite Auflage erleben, sind an und für sich ein Ereigniß, und es erscheint natürlich, dem Grunde nachzuforschen, dem sie diese Auszeichnung verdanken. Siebel hat sich schnell beliebt gemacht, viele seiner Lieder sind durch Anthologien weiter verbreitet, einige, wie das kurze nachstehende, haben wir vielfach in Albums verzeichnet gefunden:

Begrabe deine Todten
Tief in dein Herz hinein;
So werden sie dein Leben
Lebendige Todte sein.

So werden sie im Herzen
Stets wieder auferstehn,
Als gute, lichte Engel
Mit dir durchs Leben gehn.

Begrab' dein eigen Leben
In andrer Herz hinein;
So wirst du, und bist du ein Todter
Ein ewig Lebender sein.

In der ersten Abtheilung gibt uns Siebel tief empfundene, lebendige Bilder mit einer Wärme des Ausdrucks und einer Gefühlsinnigkeit, in so melodiöser Weise und von so objectiver Wahrheit, daß sie gewiß allgemein Freunde finden werden; er schildert in ihnen meist wirkliche Gestalten der Gegenwart, die er poetisch verklärt und deren Gefühle und Anschauungen er seelenvoll behandelt. Hierdurch, wie durch seine Verbindung nur innerlich im Zusammenhange stehender lyrischer Gedichte zu einer epischen Dichtung, hat er uns an Chamisso erinnert. Seine Stoffe findet Siebel in dem rein Menschlichen; nicht den Jubel der ersten, noch den Schmerz verschmähter Liebe singt er hauptsächlich; vielmehr jene Liebe, die durch ein ganzes Leben sich zieht und — selbst noch als Erinnerung — über alle Täuschung und Trübsal des Lebens ihren rosigen Schimmer ergießt. Nimmt so der Stoff unser Interesse in Anspruch, so nicht minder die glückliche Gestaltung desselben, die vorzügliche Ausführung, der bestimmte und klare Ausdruck der Gedanken und die prächtigen Schilderungen, die dem Dichter mit Anwendung der einfachsten Mittel glücken. Er versteht es namentlich, kurz in die Situation zu versetzen und mit wenigen Worten das Aeußerliche zu schildern, welches durch das Seelenleben seiner Gestalten geweiht wird; dahin gehört in „Haß und Liebe" die Schilderung des Hauses des Kaufherrn, des einsamen Kämmerleins in dem Gedichte gleichen Namens u. s. w. Einzelne Schilderungen, z. B. der Anfang in „Großmütterlein", erscheinen uns wie poetische Erklärungen Richter'scher oder Meierheim'scher Bilder, die ganze Tiefe deutschen Gemüths zeigt sich in ihnen. Wir können uns nicht versagen, aus dieser ersten Abtheilung ein Gedicht, das erste, hier folgen zu lassen, das besser als jede kritische Erklärung von dem Talent und dem Gemüthsreichthum des Dichters Zeugniß gibt:

Mutter und Sohn.

Als er ein Knabe war, müht' sie sich Nacht und Tag,
Daß ihrem einz'gen Sohn an keinem es gebrach.
Sie sandt zur Schule ihn; so neben andrer Noth
Besiegte sie die Noth, die um sein geistig Brot.

Wenn sie am Kübel stand, saß hinter Büchern er.
Sie sah ihm gläubig zu, verstand ihn nimmermehr.
Sie sah ihm gläubig zu, fast schien's ihr wunderbar,
Daß er bald anders wurd', als einst ihr Gatte war.

Doch als ein Mann er ward, sprach milde er zu ihr:
„Nun ruh', lieb Mütterlein, nun ist die Reih' an mir!
Laß deinen Kübel stehn und hab' ein besser Los!
Es zittert deine Hand, sie ruhe sanft im Schos!"

So sitzt die alte Frau nun stille am Kamin,
Sie denkt an eines nur, und denket nur an ihn! —
Was an der Thüre steht der eine so allein?
Schaut eine Thrän' im Aug' versteckt zu ihr herein?

„O glaubt ihr Buben nur, ich spotte euerm Hohn!
Nennt mich nur immerhin: «Der alten Waschfrau Sohn.»
Ich bin es stolz! Mit euch tauschte ich ewig nicht!
O Gott erhalte mir dies liebe Angesicht."

Er tritt zu ihr herein: „O meine Mutter du!"
Er küßt den welken Mund und lächelt still ihr zu.
Sie schaut zu ihm herauf; ein Blick — so liebeschwer!
Sie schaut zu ihm herauf; — doch er zu ihr noch mehr.

Die zweite Abtheilung: „Aus der Innenwelt", ist vorwiegend didaktisch und auch in dem Erzählenden der dritten Abtheilung, haben wir es mehr mit einer Darstellung der Ideen, als mit einer Erzählung von Begebenheiten zu thun. Es enthält der Abschnitt „Aus der Innenwelt" Lebenssprüche von treffender Wahrheit, Poesien des Geistes, die anregend wirken, Rathschläge auch für trübe Stunden, Sprüche, die ihren Beitrag liefern wollen, um die Menschen sittlicher und freier und dadurch glücklicher zu machen, wie denn überhaupt der Dichter den Beruf des Menschen sieht in dem „Sich-selbst-vollenden". Aus jedem einzelnen Gedichte hier, wie in jeder andern Abtheilung, lesen wir eine Bestätigung des Mottos:

Laß eine Hoffnung nichts verdrängen,
Halt einen Glauben fort und fort,
„Es löst aus wirrverworrnen Klängen
Versöhnung sich als Schlußaccord."

Wir haben noch der vierten Abtheilung, des „Liederbuch", zu gedenken, in der Liebes Leid und Lust, Wein und Wandern, Natur und Naturstimmung besungen und gefeiert werden. Diese vorzüglichen individuellen Stimmungen schließen die Sammlung, obgleich sie wol passender zu Anfang gestanden hätten. Zu dem allem fügen wir noch den Wunsch: möchten noch viele gleiche Freude und gleichen Genuß aus den Gedichten von Siebel schöpfen, als wir ihnen zu danken haben.

21. Liederquell. Dichtungen von Franz Eichström. Wien, Hölzl. 1859. 16. 28 Ngr.

Wer es unternimmt, aus diesem Liederquell zu schöpfen, der wird bald gewahr werden, daß er nur sehr unklares und unschmackhaftes Wasser enthält. Was Eichström seinen Rekruten singen läßt, er habe

Bei Sternennacht so ganz alleine
In Lust vertändelt Jahr um Jahr —

könnte vielleicht, nach dem Inhalte des Buchs zu schließen, ein Selbstbekenntniß enthalten; jedenfalls zeigen die Gedichte Mangel an einigen zum Schriftsteller doch nöthigen Schulkenntnissen. Wir finden da orthographische Versuche wie Hayn statt Hain, Gebeth statt Gebet; Constructionen wie:

Denn es gilt mein Vaterland,
Das die Banner ausgesandt.

Und wenn der Flinten Kugel pfeift,

ferner:

Nimm hin des Lebens Traum,
Darum muß ich dich flehen,

und in demselben Gedichte:

Denn mich zerdrückt der Leiden Heer
Zerdrückt der Seele Kraft zum Wahren —

und weiter unten:

Es dringen aus gebrochnem Herz.

Und so kosen, tändeln, scherzen
Blüt' und Nebel immer sich.

Dabei finden wir Tropen wie „wirres Schmettern der Drommeten", „Fort geht's im wilden Schwalle"; Provinzialismen

wie „der Blätter girres Plauschen". Fügen wir zu dem allen noch die Bemerkungen, daß in der ganzen Sammlung kein einziger neuer Gedanke ist, daß es dem Dichter auf einen falschen Reim, auf einen Fehler mehr oder weniger im Versmaße gar nicht ankommt, dann wird der Leser so wenig als wir zu bedauern haben, wenn der Liederquell unbemerkt im Sande verläuft.

22. Gedichte von Georg Längin. Lahr, Geiger. 1858. 16. 8 Ngr.

Die zweiundzwanzigste Gedichtsammlung, die wir heute besprechen, enthält auf ihren 22 Seiten nur Mittelmäßiges; die Qualität steht im richtigen Verhältnisse zur Quantität. Sie haben in Vergleich mit dem „Liederquell" den Vorzug der Routine, dabei aber auch gewagte Constructionen, wie das Gedicht „An mein Vaterland" zeigt:

> O Deutschland, du mein Vaterland,
> Wie gern möcht' ich dich singen,
> Dir süßes Lieb, dir schönste Braut
> Ein Lob und Preis auch bringen,
> Doch schau ich an die Schmerzgestalt,
> Dein rastlos Ringen und Sehnen,
> Zerflohn ist aller Sang alsbald,
> Die Lieder sind zu Thränen!

23. Gedichte von Sempronius. Berlin, Hasselberg. 1858. 16. 12 Ngr.

Der Dichter ist ein solcher Freund der Freiheit, daß er nicht einmal die Fesseln des Reims tragen will; nach dieser Erklärung in dem Vorworte glaubten wir einen bis an die Zähne bewaffneten Freiheitsdichter vor uns zu haben, der bei Gelegenheit alle Kreuze aus der Erde reißen würde, um sie in Schwerter zu verwandeln. Dem ist nun nicht so; allerdings singt er gegen die Jesuiten und feiert Pisacane, allerdings erfahren wir, daß er den Glauben an alles verloren hat, selbst die Hoffnung auf Unsterblichkeit; aber zumeist gibt er im bunten Wechsel Proben von der antiken Auffassung der Liebe, von der Romantik und der Schicksalstheorie. Das alles ist zu einem russischen Salat verarbeitet, dessen einzelne Zuthaten an und für sich gut, in der Verbindung doch aber etwas seltsam erscheinen. Das Bild eines ganzen Menschen gibt die Sammlung ebenso wenig als sie den Eindruck eines Kunstwerks macht; sie zeigt vielmehr von Unklarheit und Zerfahrenheit, was um so mehr zu bedauern ist, da der Dichter, entgegen seiner obigen Bemerkung, sehr wohl versteht, sich melodisch in dem sanften Gleise des Rhythmus zu bewegen und die Fesseln des Reims mit vielem Anstande trägt. Das Büchlein gibt Zeugniß von dem Ringen des Dichters; aber vorläufig tappt er noch in der Irre umher und kämpft für schattenhafte Begriffe, statt sein Talent in dem Kampfe für gedankenreiche Wahrheit einzusetzen. 3.

Zur Militärliteratur.

Militärische Biographien. I. David, Xenophon, Montluc. Von W. Rüstow. Zürich, Meyer u. Zeller. 1859. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Der Werth militärischer Biographien als Ergänzungen der Kriegsgeschichte ist anerkannt, wir begrüßen daher solche, wenn sie vom rechten Gesichtspunkte und wahrheitstreu geschrieben sind, mit Freuden. Die Zusammenstellung, welche hier geboten wird, muß allerdings befremden, der Verfasser erklärt sie aber dadurch, daß es ihm gleichgültig erschienen, mit wem da begonnen wurde, und daß diese Zusammenstellung sich zufällig durch den Umstand gemacht, daß gerade diese drei Männer zu denen gehört hätten, welchen er bei seinen neuesten Studien ein besonderes Interesse abgewonnen. Wir wissen das: Xenophon bei dem vortrefflichen Werke über das Kriegswesen der Griechen und auch bei der neuen, leider nicht fortgesetzten Herausgabe der griechischen Kriegsschriftsteller, und Montluc bei der „Geschichte der Infanterie". Eine Einleitung zu den Biographien spricht Ansichten über das Wesen der Kritik aus, logisch, consequent, scharf bestimmt, wie wir das von Rüstow gewohnt sind. In dem neu angekündigten Werke über den italienischen Krieg von 1859 werden wir sehen, daß er die Kritik selbständig zu üben weiß, und auch neben den rationellen die „moralischen Größen" berücksichtigt, die er — wir sind damit ganz einverstanden — das Gemüthsleben nennt. In der Kriegswissenschaft, die ein System ist, kann dasselbe keinen Platz finden, alles was das Gemüthsleben und dessen Einwirkung auf die Verhältnisse des Kriegs betrifft, muß der Erfahrung aufbehalten bleiben, der Erzählung des Vorgefallenen, also der Kriegsgeschichte. Aber auch hier ist es nur mit großer Sorgfalt und Mäßigung zu verwenden, sonst verfällt die Darstellung unvermeidlich in das Anekdotenhafte, der Ueberblick geht verloren, ein einzelner Augenblick, ein Zufall, ein Nichts erhält in der Erzählung eine entscheidende Kraft, die sie in Wirklichkeit nie gehabt haben. Die ganze Sache wird dramatisch, vielmehr komödienhaft arrangirt. Der Verfasser führt das aus, wie folgt:

„Eine alte Mähre, die vor Müdigkeit umfällt oder auch von einer Kugel umgeworfen wird, oder eine solche, die mit ihrem Reiter durchgeht und sonstige Capriolen macht, spielt bald die Rolle des Bösewichts im Trauerspiel, bald die Rolle des guten alten Onkels aus Amerika, der mit dem gespickten Geldbeutel heimkommt; es ist alles sehr plausibel, nur ist es nicht wahr. Sie kriegen sich in dieser Art Kriegsgeschichte ganz wie in der Komödie, und der eine kommt oben, die andere — Partei unten zu liegen, wie daß in der Komödie immer sein muß, wenn sie sich kriegen." Wir können diesem cynisch witzelnden Einschlag, der selbst die Zweideutigkeit nicht verschmäht und zu der sonst so ernsten Sprache des Werks nicht paßt, keinen Geschmack abgewinnen, gestehen aber gern, daß über den Geschmack nicht zu streiten ist. Der Verfasser will ja auch das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden und eine Lectüre gewähren, welche leicht zu verdauen ist von demjenigen, der nur lesen will, und zugleich Stoff zu eingehenden Studien bildet. Wir gehören zu der letztern Klasse der Leser und halten uns daher lediglich an den gediegenen Kern des Werks.

Das Gebiet, auf welchem die Beziehungen des Gemüthslebens zum Kriege im weitesten Umfange zu ihrem Rechte gelangen, ist jenes der militärischen Biographie, der Geschichte der Krieger. Vortrefflich ist, was der Verfasser darüber sagt: Biographie und eigentliche Kriegsgeschichte ergänzen sich. Den erstern ist womöglich eine Autobiographie zum Grunde zu legen. Diese werden freilich mit der Zeit schwer verständlich, weil der Verfasser Ereignisse und Einrichtungen, welche in seinen Tagen allgemein bekannt waren, nur flüchtig, oft gar nicht berührt, selbst Ausdrücke für manche Dinge gebraucht, welche verloren gegangen sind oder einen andern Sinn bekommen haben. Diesen Mängeln hat der spätere Biograph ergänzend nachzuhelfen und den relativen Werth der individuellen Thätigkeit und Einwirkung des Helden auf den absoluten zurückzuführen, ohne deshalb den Eindruck der Persönlichkeit zu verwischen oder ungerecht gegen diese zu werden. Diese Behandlung hat der Verfasser eingeschlagen. Zu den militärischen Biographien im weitern Sinne rechnet er auch die Truppengeschichten, welche in richtiger Behandlung eine reich fließende Quelle des Kriegswesens der neuen Zeit werden. Gewiß! Nur die Behandlung fehlt eben den meisten. Dabei kommt er auch und zwar sehr übel auf die jetzt gangbaren Soldatengeschichten zu sprechen. Wir gestehen, daß wir uns mit ihnen auch nicht so weit befreunden konnten, selbst einmal an eine solche Arbeit zu gehen, obgleich wir mit mancher andern „Geschichte" nicht unfreundlich aufgenommen worden sind. Zum Schlusse gibt der Verfasser den Gesichtspunkt an, aus welchem er die drei vorliegenden Biographien geschrieben hat, er versucht auch deren Zusammenstellung durch Analogien der betreffenden Männer als weniger unnatürlich darzustellen. Wir finden nun allerdings diese Analogien etwas gesucht und meinen, daß sich auf diese Weise wol die heterogensten Elemente

anmähern ließen, aber das ist ja gleichgültig; wir betrachten jede Biographie als eine selbständige.

Zu David's Leben wird höchst passend eine kurze Darstellung der Vorgeschichte der Juden als Einleitung gegeben. Ueber das Kriegswesen der Hebräer haben wir noch nichts Besseres gelesen; ist dessen Entwickelung auch sichtlich construirt, so wird doch jeder zugeben, daß es aus Thatsachen und dem naturgemäßen Gange der Dinge geschehen ist. Ebenso ist die Kriegsgeschichte David's und die militärische Organisation seines Königreichs dargestellt. Dagegen ist die Lebensgeschichte des Mannes, welche doch nichts als eine Paraphrase der betreffenden Bücher der Heiligen Schrift sein kann, mit einer Frivolität geschrieben, die wir — auch wenn wir David nicht als einen heiligen Mann auffassen wollen — unmöglich gutheißen können. Der Verfasser fühlt selbst, daß dieser Vorwurf ihm gemacht werden könnte. Er verwahrt sich dagegen, glaubt, wenn auch ein sehr schlechter Theologe, doch ein sehr guter Christ zu sein und jenen Vorwurf mit sehr gutem Gewissen abweisen zu dürfen. Er fordert dazu auf, seinen David kennen zu lernen, wie er ihm bei treuer Forschung erschienen ist, ohne ein Aergerniß daran zu nehmen, wenn er den historischen Menschen von dem kirchlichen Heiligen trennt. Das Aergerniß liegt aber nicht darin, sondern in der frivolen, leichtfertigen Darstellung im neufranzösischen Geschmacke, die sich mit Vorliebe unzüchtiger Schilderungen und Anspielungen befleißigt. Man lese nur die Geschichte der Bathseba, des Absalom auf dem Dache des Königsschlosses mit den Weibern seines Vaters, die letzten Jahre Davids! Thatsachen verschweigen oder vertuschen soll der Biograph nicht, ebenso wenig braucht er sich zu scheuen, Dinge beim rechten Namen zu nennen, aber einen sittlichen Ernst muß er dabei wahren. Wir sind der Meinung, daß der Hautgout, mit welchem das Geschichts- und Charakterbild David's versetzt ist, demselben eher zum Nachtheil als zur Würze gereicht.

Um so höher steht die Biographie Xenophon's. Schon die Charakteristik desselben, welche an seinen Umgang mit Sokrates anknüpft, der ihm in der Schlacht von Delion das Leben gerettet haben soll, ist scharf und treffend. Sie hebt zum Schluß hervor, daß Xenophon aus den Lehren und dem Beispiele seiner Lehrer, Gönner und Freunde mehr das Resultat herausgenommen, um diesem ohne Frage nachzuleben, als sich um die Wege bekümmert habe, auf welchen sie zu demselben gekommen waren; daher seine Neigung, sich mit den Dingen zu beschäftigen, die zu hören, zu sehen, zu greifen sind. Xenophon's Verhältnisse vor dem Zuge, der ihn unsterblich gemacht hat, sind nicht mehr genau zu ermitteln. Diesem Zuge schloß er sich als Begleiter des Proxenos an, mit welchem er während seiner Kriegsgefangenschaft in Böotien in freundschaftliche Beziehungen getreten war; derselbe hatte dem jüngern Cyrus 2000 Mann zugeführt. Die Unternehmung dieses Prinzen gegen seinen Bruder, den König Artaxerxes, wird von ihren Anfängen an geschildert. Xenophon blieb anfangs bei Proxenos, der in dem Söldnerheere eine Abtheilung befehligte, als Freund und Rathgeber; es klingt wunderlich ihn als „eine Art Stabsmajor" bezeichnet zu sehen, indessen sind wir es bei dem Verfasser schon gewohnt, daß er überall auch bei antiken Verhältnissen die der Sache entsprechenden modernen Benennungen braucht, um sie dem Verständniß der Gegenwart näher zu bringen. Wir möchten nur lieber die deutsche Bezeichnung, wo diese die volle Bedeutung wiedergibt. Nach der Schlacht von Kuaxa und der treulosen Ermordung der griechischen Obersten trat Xenophon selbständig hervor; seine Rathschläge, die er in der Versammlung der Hauptleute entwickelte, wurden befolgt und er die Seele, wenn auch nicht der oberste Befehlshaber des Heeres, das nun seinen denkwürdigen Rückzug antrat. Die Zusammensetzung und Einrichtung der Zehntausend wird ausführlich geschildert; der Verfasser bemerkt, daß sie die auffallendste Aehnlichkeit mit der der deutschen Landsknechte zu Anfang des 16. Jahrhunderts habe. Wir stimmen ihm darin vollkommen bei, es war eine freie Soldatengemeinde, zusammengebracht auf den Wunsch des Kriegsherrn, hier Kyros, durch einzelne Führer von Ruf, welche ihrerseits das Anwerben durch alte Kriegsgenossen bewirkten, die von ihnen als Hauptleute über die von ihnen aufgebrachte Mannschaft bestellt wurden. An Zahl waren sowol die großen Kriegshaufen der Obersten, als deren Unterabtheilungen der Hauptleute sehr verschieden. Erst nach der Ermordung der fünf Obersten wurde das Verhältniß ausgeglichen, und eine Wahl der Führer durch die Untergebenen trat ein. Für die Ausrüstung und Taktik des Söldnerheeres galt die lacedämonische Ordnung. Beides wird kurz geschildert; Ausführlicheres finden die Leser in der schon genannten „Geschichte des griechischen Heerwesens" von Rüstow und Köchly.

Xenophon's „Anabasis" ist der folgenden Darstellung zum Grunde gelegt, diese läßt an Klarheit und anziehender Form nichts zu wünschen übrig. Besonders ist die militärische Seite derselben zu rühmen. Die Charakteristik der Werke Xenophon's wird für den Leser, auch wenn er diese Werke schon kennt, von großem Interesse sein. Als militärisch wichtig bezeichnet der Verfasser neben der rein erzählenden „Anabasis" die „Cyropädie", und die Tractate über die Reitkunst und das Amt des Reiterobersten, alle drei didaktische Schriften. Die „Cyropädie" ist ein Tractat über die Politik in Form eines Romans und damit zugleich ein Lehrbuch der Feldherrnkunst. „Den Leuten von heute wird es fast wie ein Widerspruch vorkommen, denn sie verwundern sich halb todt, wenn ein tüchtiger General zum Gesandten ernannt wird, finden es dagegen ganz in der Ordnung, wenn diese Stelle einem Menschen anvertraut wird, der eine sogenannte diplomatische Carrière gemacht, das heißt, als Gesandtschaftsattaché oder Legationssecretär jahrelang Glacéhandschuhe getragen hat, in den verschiedenen Hauptstädten Europas auf den Strich gegangen ist (!), in den Salons auf Albernheiten gehorcht und über Albernheiten alberne Berichte abgestattet hat, oder auch einem Käsekrämer, der in legislativen Versammlungen den Verhältnissen Rechnung getragen, bei Schützenfesten schöne Reden gehalten und sich bescheiden gerühmt hat, daß er von militärischen Verhältnissen gar nichts verstehe." Der Verfasser, sehen wir, singt der modernen Diplomatie kein Loblied. Ganz einverstanden sind wir aber damit, daß der Krieg der Grundpfeiler der Politik sei, und haben uns darüber an anderm Orte ausgesprochen. Den Epilog der „Cyropädie" behandelt Rüstow, abweichend von der Ansicht neuerer Forscher, welche ihn für eine Anfügung Späterer erklären, ebenfalls als eine Arbeit Xenophon's, weil sie ganz seinem Charakter entspreche und er den Gedanken darin andeute, daß nichts leichter sei, als das wirkliche Persien, das dem aufgestellten Ideale des Romans so wenig entspreche, zu erobern: ein Gedanke, der sich ihm bei dem Zuge der Zehntausend aufgedrängt und wozu er nun in seinem Lehrgebäude den militärischen Weg angebe. Für Reiter und Pferdeliebhaber unserer Tage wird der Inhalt der beiden oben angeführten Tractate Xenophon's vielleicht eine Anregung sein, dieselben — sie sind ja vielfach übersetzt — zu lesen, sie werden darin eine sehr alte Erkenntniß des Wesentlichen finden.

Montluc's Biographie ist die dritte. Der Verfasser sagt: „Wir kennen eine Menge hochgebildeter deutscher Offiziere, denen Montluc selbst dem Namen nach unbekannt ist." Darin hat er recht, auch wir haben dieselbe Bemerkung gemacht. Gibt es ja doch manchen deutschen ältern militärischen Schriftsteller von Ruf, der sehr vielen, welche aus ihm lernen könnten, gänzlich fremd geblieben ist. Ueber militärische Studien ließe sich überhaupt viel sagen! Wir halten die vorliegende Bearbeitung für die gelungenste der Sammlung. Der Verfasser hat sich viel mit Montluc's „Commentarien" beschäftigt, die ihm zu seiner „Geschichte der Infanterie" für jene Zeit die wichtigsten Materialien geliefert und einigermaßen den Mangel spanischer Quellen, den wir bei dem trefflichen Werke auffallend gefunden, ersetzen. Wir bedauern, daß letztere dem Verfasser nicht zu Gebote gestanden, er würde die spanische Infanterie, gerade zu jener Zeit die erste der Welt, eingehender geschildert haben. Dies nur beiläufig.

Blaise de Montluc, aus einer heruntergekommenen Familie der Gascogne, wurde im Jahre 1503 geboren und trat früh-

zeitig in die Ordonnanzcompagnie des Herzogs Anton von Lothringen, des Sohnes und Nachfolgers jenes Renatus, gegen welchen Karl der Kühne von Burgund Schlacht und Leben verloren hatte. Beim Ausbruch des ersten Kriegs zwischen Kaiser Karl V. und Franz I. von Frankreich begab sich Montluc nach Italien, wo er in der Ordonnanzcompagnie des Marschalls von Foix eine Anstellung als Bogner erhielt. Diese adelichen Ordonnanzcompagnien, von Karl VII. errichtet, um sich den Adel durch gebotene Ehren und Vortheile dienstbar zu machen, bestanden jede aus 100 vollen Lanzen, die Lanze aus einem Gewaffneten (homme d'armes), einem Knappen, einem Diener und drei Bognern, lauter Edelleuten. Montluc kehrte, zum Homme d'armes befördert, mit seiner Compagnie nach Frankreich zurück, um dort gegen die Spanier zu fechten, trat aber hier zur Infanterie über, welche Truppengattung für die Franzosen damals erst nach langer Verachtung in der Neubildung begriffen und, wir fügen hinzu, in die Mode gekommen war. Viele französische Edelleute traten bei ihr ein, um Auszeichnung zu suchen. Auch Montluc fand sie, er erhielt bald selbst eine Compagnie. Da aber das Fußvolk theils entlassen, theils in die festen Plätze verlegt wurde, kehrte Montluc wieder in seine Ordonnanzcompagnie zurück und wurde in der großen Niederlage bei Pavia, wie sein königlicher Herr, gefangen. Ohne Lösegeld, weil er nichts besaß, nach dem Frieden entlassen, warb er, dazu aufgefordert, für den folgenden neapolitanischen Feldzug eine Compagnie Fußvolk. Der Verfasser schildert nach den „Commentarien" höchst lebendig die Kriegsbegebenheiten im allgemeinen, wie Montluc's Kämpfe insbesondere, wobei er denn auch manche Gelegenheit findet, an sich seltsame Dinge lasciv auszuschmücken. Montluc gelobte Unserer Frau von Loretto bei einem Sturme, wenn er glücke, so viel Frauen und Jungfrauen, als ihm möglich wäre, vor der Stupration (Nothzucht) zu retten. Der Verfasser setzt hinzu: „womit diesen Frauen und Jungfrauen vielleicht nicht einmal ein Gefallen geschah". Abgesehen von dieser unwürdigen Meinung wäre es doch von Frauen eine eigenthümliche Lust, der Brutalität und Mishandlung wüster, widerwärtiger Kriegsknechte sich zu freuen! Vor Neapel erlag der größte Theil des französischen Heeres der Pest, Montluc blieb verschont. Franz I. suchte nun, statt der Söldner, welche sein Fußvolk meist ausmachten, eine national-französische Infanterie in sogenannten Legionen nach Provinzen zu bilden. Montluc wurde dabei Lieutenant einer Compagnie oder Bande von 1000 Mann, und kämpfte bei dem Einfalle Karl's V. in Südfrankreich, warb auch später mit eigener Vollmacht zwei Compagnien in seiner Heimat, die nach dem dritten Kriege wieder entlassen wurden. Im vierten Kriege finden wir ihn thätig für die weitere Ausbildung der Infanterie, nun schon in einem erhöhten Wirkungskreise. Der Verfasser nennt ihn den Georg von Frundsberg der Franzosen, womit er ihm aber doch zu viel Ehre anthut. Die allgemeine Bedeutung in Frankreich wie der Vater der Landsknechte in Deutschland hat er nicht erlangt, wie sehr wir auch seine Verdienste um die gascognische Infanterie anerkennen. Er war es, der hier die Verbeitung der Handfeuerwaffen förderte und damit das Schützengefecht. Die Schlacht von Cerisolles, der um ihrer Wichtigkeit willen ein eigener Abschnitt gewidmet ist, bietet schon ein solches im ausgedehnten Maßstabe. Montluc wurde noch in demselben Jahre nach der Nordgrenze beordert, wo er das Patent als Mestre de camp der französischen Infanterie der Belagerungsarmee von Boulogne erhielt. Nach dem Frieden von Crespy mit dem Kaiser bereitete Franz I. eine Landung in England vor, welcher Montluc in gleicher Eigenschaft beiwohnen sollte. Damals war noch ziemlich allgemein die Ansicht verbreitet, daß ein Engländer zwei Franzosen schlage; Montluc strebte um jeden Preis, den Soldaten diese unglückliche Meinung von der Ueberlegenheit der Engländer zu benehmen. Heute, wo England wieder eine Landung der Franzosen fürchtet, scheint sich eine umgekehrte Ansicht zu verbreiten. Der Frieden mit Heinrich VIII. ließ das zweifelhafte Unternehmen nicht zur Ausführung kommen. Unter Heinrich II. diente Montluc in Piemont unter Brissac und dann als Gouverneur des festen Platzes Alba. Als Siena die Spanier vertrieben und sich unter französischen Schutz gestellt hatte, wurde Montluc hier zum Gouverneur ernannt und vertheidigte die Stadt auf das tapferste. Wir lesen dabei eine humoristische Beschreibung, wie er sich, krank und matt, in den prachtvollsten Schmuck geworfen, um der Rathsversammlung, die schon von Unterhandlung sprach, zu imponiren. Es ist zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Costüms. Montluc erschien in carmoisinrothen Hosen mit goldenem Besatz, einem eben solchen Brustlatz, einem mit rother Seide und Goldfaden gestickten Hemde, einem Büffelkoller, darüber den vergoldeten Ringkragen seiner Rüstung; dazu setzte er einen deutschen Hut von grauer Seide mit breiter silberner Schnur und mit Silber durchwirkten Reiherfedern auf und zog einen Waffenrock von grauem Sammt mit silbernen Tressen, gefüttert mit Silbertaffet über. Sein eingefallenes Gesicht rieb er mit griechischem Wein, um ihm einige Farbe zu geben, wusch sich auch die Hände damit und trat nun so vor die Versammlung, die er durch seine Rede mit neuem Muth beseelte. Aber der Hunger zwang die Stadt endlich doch zur Capitulation (eine Katze als Leckerbissen war mit 3—4 Thalern bezahlt worden), und Montluc zog mit allen Kriegsehren aus. Von 1555 — 57 diente er wieder in Italien. Im Jahre 1558 wurde er zum Obersten der gesammten Infanterie unter Guise an der Nordgrenze ernannt; nach dem Frieden von Château-Cambrésis kehrte er in seine Heimat zurück, wo er endlich die ihm längst versprochene Ordonnanzcompagnie erhielt.

So weit sind wir seiner kriegerischen Ehrenlaufbahn mit Freuden gefolgt. Nun aber trübt sich das Bild. In den bald darauf ausbrechenden Hugenottenkriegen war Montluc einer der grimmigsten und grausamsten Verfolger der Protestanten. Hier zeigt sich nun in dem Werke der Vorzug derjenigen Behandlung, welche der Verfasser gewählt hat. Er legt Montluc's ausführliche Autobiographie stets zum Grunde, hat aber von einem selbständigen Standpunkte das Leben seines Helden geschildert. Montluc wurde der Erretter und Erhalter von Guyenne genannt, er wollte seiner Wunden wegen nach dem (sogenannten lahmen) Frieden von St.-Germain-en-Laye, die Entlassung von seinen Functionen als Gouverneur fordern, aber der König hatte ihm schon, ohne dies zu erwarten, einen Nachfolger ernannt. Der Brief, welchen darauf der alte Soldat im Gefühl seiner Kränkung an den König schrieb, ist höchst lesenswerth. Damit schied Montluc aus dem militärischen und politischen Leben. Ohne ein Commando zu führen, wohnte er zwar noch, aufgefordert von Katharina von Medici, der Belagerung von Rochelle bei, wurde auch von Heinrich III. zum Marschall von Frankreich ernannt und bereitete sich vor, den Krieg noch einmal gegen die Protestanten in der Gascogne und Guyenne zu führen, aber seine geschwächten Körper- und Geisteskräfte ließen ihn zu dem Entschluß kommen, sich auf sein Gut Estillac zurückzuziehen, wo er im Juli 1577 starb.

Dies ist die Lebensgeschichte des Mannes, dessen Denkwürdigkeiten und Ansichten der Verfasser in einer besondern Abhandlung zum Schlusse seines Werks charakterisirt. Auch hier belegt er alles mit Montluc's Worten aus den „Commentarien". An das Gegebene knüpft er dann seine eigenen Ansichten, die wir über alles, was rein militärische Verhältnisse betrifft, als ein gediegenes Resultat gründlicher Kenntnisse, eigenen Urtheils und selbständiger Kritik anerkennen. Sowie er aber von dem Parteistandpunkt, den er nun einmal eingenommen hat, auf die Fürsten und den Adel zu sprechen kommt, stimmt er einen Ton an, der seinem Werke wahrlich nicht zum Schmuck gereicht. Was soll man sagen, wenn er Bayard, den Ritter ohne Furcht und Tadel, ein „ritterliches Hornvieh", die Umgebung der Fürsten „Pot-de-chambre-Träger" nennt u. s. w.! Das ganze Kapitel: „Montluc und die Ritterlichkeit", ist nur eine Verhöhnung dieses letztern Begriffs, den wir für ganz unabhängig von adelicher Geburt und sehr hoch halten. Dagegen ist das letzte Stück: „Montluc und die Wissenschaft", seinem Kerne nach vortrefflich. Wir theilen ganz die Ansicht über die Klasse von „Exercirplatzgs-

lingen", welche gegen die sogenannte Theorie, d. h. das Wissen, schimpfen und meistentheils ebenso wenig können, als sie wissen. Dieser vermeintliche Gegensatz von Wissen und Können, der keiner ist, hat leider eine Nichtachtung des Wissens erzeugt, die von der Indolenz und Impotenz mit wahrer Behaglichkeit genährt und gepflegt wird. Wenn irgendwo Derbheiten, wie Rüstow sie ungescheut überall ausspricht, an ihrem Platze sind, so ist das hier der Fall. Sie werden nur von denen, welche sie treffen sollen, nicht gelesen werden. Ueber die Mittel militärischer Ausbildung zu Montluc's Zeit, wo es noch keine Militärschulen gab, hören wir von ihm selbst berichten: neben der Erfahrung, aus welcher er sich seine Theorie abstrahiren konnte, war es das lebendige Gespräch, das Lesen und die eigene Ueberlegung vor jeder Handlung. Die Kriegserfahrung in untern Graden gesammelt war ihm wenig werth, denn man erfährt dabei von den Gründen des Siegs oder der Niederlage nichts. Wir sind damit vollkommen einverstanden. Dafür spielt das Gespräch in der Geschichte der Entwickelung der Kriegswissenschaft im 16. und 17. Jahrhundert eine wichtige Rolle. In der That ist es ja wirklich die mehrseitige Betrachtung (Theorie) der Thatsachen in ihrer natürlichen und ursprünglichsten Gestalt.

Montluc wollte durch seine Denkwürdigkeiten, die er nach dem Vorgange Julius Cäsar's, wie er selbst sagt, „Commentarien" nennt, durch die Erzählung seiner eigenen Erlebnisse mit allen Nebenumständen, mit Angabe der Gründe, die ihn bestimmten, der Hindernisse, die ihm entgegentraten, kriegerische Belehrung gewähren. Er hat diesen Zweck vollkommen erreicht. Die „Commentarien" wurden schon, ehe sie im Druck waren, vielfach abgeschrieben und mit Eifer gelesen; 1592 wurden sie zum ersten male gedruckt, seitdem noch siebenmal bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Seitdem sind sie in der militärischen Welt mehr und mehr, wie viele Schätze früherer Zeit, in Vergessenheit gerathen. König Heinrich IV. nannte sie die „Soldatenbibel", um ihren Werth zu bezeichnen. Wir danken dem Bearbeiter derselben, daß er die Aufmerksamkeit wieder auf sie gelenkt und sie durch sein Werk deutschen Militärs, welche sich das Original auch aus Bibliotheken schwer verschaffen können, zugänglich gemacht hat! Möchten sie nur benutzt werden!

Karl Gustav von Berneck.

Der literarische Sansculottismus.

Von einem Leser und Freunde d. Bl. in Bremen erhielten wir vor einigen Wochen ein Stück des „Genius der Zeit" (Novemberheft oder elftes Stück 1800), ein Stück des „Genius des 19. Jahrhunderts" (Octoberheft oder zehntes Stück 1801) und ein Heft des „Deutschen Magazin" (Februarheft 1799) in Begleitung folgender Zeilen: „Beifolgende Hefte haben vielleicht einiges Interesse für Sie; die Klage über den literarischen Sansculottismus ist, wie Sie sehen, nicht neu. Vielleicht gibt Ihnen diese Sendung aufs neue Veranlassung, die deutsche Kritik zum Anstand zu ermahnen." Die Pièçen, die uns zu diesem Zwecke von dem Einsender bezeichnet wurden, sind im „Genius der Zeit" die Aufsätze „Ueber den literarischen Sansculottismus" (1800, S. 728) und „Ueber die Ruhmsucht der Gelehrten. Aus dem Lateinischen" (1801, S. 140) und im „Deutschen Magazin" das Gedicht: „Die gelehrten Streiter" (1799, S. 219). Schlimm genug, wenn die Klage über Verletzung des literarischen Anstandes schon so alt ist, und daß alle Rügen, Mahnungen und Warnungen noch so wenig beigetragen haben, diesem Uebel ein Ende zu machen oder es auch nur wesentlich zu verringern! Es gehört ja doch zur Beobachtung des Anstandes so wenig! Die Schriftsteller brauchen sich ja nur vorzustellen, als ob sie, was sie sich schriftlich sagen wollen, mündlich in guter Gesellschaft zu sagen hätten; dann wird sich der richtige Ton schon finden, und man wird wenigstens wirklich beleidigende und persönlich kränkende Formen des Tadels zu vermeiden suchen. Leider sind aber zuweilen gerade diejenigen, welche sich im Salon als die geleckttesten, glacirtesten, in der Beobachtung der Vorschriften des Complimentirbuchs und des Modejournals pedantischsten Menschen darstellen, in der Literatur die allerschlimmsten und ungezogensten. Und man vergesse nicht, daß die Beschwerden über den literarischen Sansculottismus meist nicht sowol aus den Kreisen der professionellen Schriftsteller selbst, sondern aus den Kreisen des beobachtenden Publikums hervorgingen und hervorgehen; denn wenn es auf den Zuschauerplätzen auch manche geben mag, denen die auf dem literarischen Theater vorgehenden Schimpf- und Raufscenen Spaß und Vergnügen gewähren, so empfindet sicherlich die Mehrzahl daran nur Ekel und Widerwillen.

Auch August Hennings, der Redacteur des Journals „Der Genius der Zeit", das wie die Fortsetzung „Genius des 19. Jahrhunderts" und das „Deutsche Magazin" im Hammerich'schen Verlage zu Altona erschien, war nicht eigentlich professioneller Schriftsteller, nicht Fachliterat, sondern mehr Beobachtender und Genießender, der sich aber gedrängt fühlte, seine Beobachtungen über die Literatur und seine freisinnigen Ansichten über die Politik in Schriften und Journalen andern mitzutheilen und zur Aufklärung, Befreiung und Humanisirung der Menschen und zur Verbesserung ihrer Lage nach Kräften mitzuwirken.*) Er wird auch unter denen genannt, welche sich antikritisch gegen den Xenienskandal erhoben; denn er sah ein, daß die beiden großen Dichter damit ein böses Beispiel gaben, das um so verderblicher wirken mußte, je gewichtiger der Name und die Autorität der beiden Xenienverfasser waren und je aufgelegter die Deutschen im allgemeinen zu literarischen Klopffechtereien und zu absprechenden Urtheilen sind. Ohnehin waren diese Xenien, soweit sie persönlicher Art waren, nur bitter und sarkastisch; sie entbehrten meist jener Feinheit, Grazie und Schalkhaftigkeit des Witzes, wodurch allein solche gegen Personen gerichtete Stachelgedichte Reiz und an und für sich Werth erhalten können, und gerade weil sie eines wirklich erfinderischen Witzes entbehrten, waren sie leicht nachzuahmen und wurden auch bis in unsere Zeit unzählig oft nachgeahmt, zum Theil von Dichtern, die oft an Geist und Werth tief unter denen standen, welchen ihre giftigen Angriffe galten. Diese Dichter wollten und wollen nicht einsehen, daß ein Dichter in dem Augenblicke, wo er persönlich giftig wird, aufhört Dichter zu sein und sich zu dem Niveau eines bloßen Zänkers und Skandalmachers, eines journalistischen Kampfhahns herabwürdigt. Man hat gesagt, die Xenien hätten unter den Mittelmäßigen gründlich aufgeräumt; wie wenig dies aber der Fall war, beweist die seitdem nur fortwuchernde Mittelmäßigkeit und Seichtigkeit. Die absolute literarische Schlechtigkeit und Corruption blieb ja auch ganz außerhalb der Schußlinie der Xenien; durch diese wurden vielmehr nur meist in einer oder der andern Weise um die Literatur verdiente, oft sogar hochverdiente, sehr wackere Männer getroffen. Auch in dem uns vorliegenden Hefte des „Genius der Zeit" wird (S. 774) der Xenien wie Antixenien mehrfach, das eine mal mit den Worten gedacht: „Die Xenien veranlaßten viele Antixenien, die als solche die Höhe der Muster nicht erreichen konnten, und da sie solches nie hätten erstreben sollen, nicht hätten unternommen werden müssen. Es ist eine nicht ungewöhnliche Verirrung von Angegriffenen, desto eifriger die Waffen des Angreifers zur Vertheidigung zu ergreifen, je schmuziger diese im Angriffe sind. Man hätte glauben sollen, Xenien würden wie Gift mit Ekel vermieden werden, und es gab witzige Köpfe, welche sie wie Würze gebrauchten. Ein Wiedervergeltungsrecht mag dem Naturstande eigen sein. Die sittsamen Musen fliehen diese Roheit." Nun, wenn auch der und jener, z. B. Nicolai, in den „Xenien" mit den Prädicaten „Nickel", „grober Gesell", „Leerkopf" u. s. w.

---

*) Näheres über August Hennings, eigentlich August Adolf Friedrich von Hennings, ist in Feodor Wehl's Werke: „Hamburgs Literaturleben im 18. Jahrhundert", mitgetheilt. In unserm Bericht über dieses Werk (Nr. 17 d. Bl. f. 1856) haben wir auch einige der treffenden und wirklich beredten Worte mitgetheilt, welche Hennings im „Genius der Zeit" gegen die „Xenien" richtete.

bedient wurde, so kann man sie doch eigentlich nicht „schmuzig" nennen, und es gehörte doch wieder die ganze, mit jener Neigung zu Klopffechtereien nur scheinbar im Widerspruch stehende Reizbarkeit und Empfindlichkeit deutscher Naturen dazu, um die „Xenien" sogar „schmuzig" zu finden. Freilich, jede Kränkung wird um so tiefer empfunden und erscheint um so injuriöser, je höher derjenige steht, der sie sich gestattet. Die Briefe und Aussprüche Alexander von Humboldt's würden auch nicht so übel genommen worden sein und einen so gewaltigen Eindruck gemacht haben, wenn sie von einem Geringern herrührten.

Der obenerwähnte Aufsatz „Ueber den literarischen Sansculottismus", der in dem andern „Ueber die Ruhmsucht der Gelehrten" seine Ergänzung und Erweiterung mehr nach der gelehrten Seite hin findet, ist ein schätzbarer Beitrag zur Geschichte der Polemik und Streitschriftenliteratur. Es ist kein sehr feines Lob für Schriftsteller und Gelehrte, wenn es in dem zweiten unter anderm heißt: „Das erste, was wir in der Literatur kennen lernen, sind die Zänkereien, Verfolgungen, Angebereien, Verleumdungen, Grobheiten und Spöttereien der größten Gelehrten untereinander", oder wenn es an einer andern Stelle heißt: „Ein Mittel, sich Ruhm zu erwerben, welches zu allen Zeiten von den Gelehrten häufig zur Hand genommen worden, sind die gelehrten Streitigkeiten. Wer weiß nicht, wie sehr sich die Schriftsteller darin zu allen Zeiten hervorgethan, und wie sehr sie darin zu glänzen gesucht haben!" Besonders wird dabei auf den berüchtigten Zänker Scioppus hingewiesen als canem criticum, furiosum Alastorem, strenuum maximorum nominum calumniatorem, wie Scaliger und Casaubonus ihn nannten, zwei ebenfalls sehr namhafte gelehrte Streithengste, welche sich von jenem nur ungern an nachdrücklicher Grobheit übertroffen sahen. Die Nemesis erreichte ihn freilich, da er in Madrid auf landesherrlichen Befehl Prügel erhielt. Während übrigens bei den andern gebildeten Nationen die Polemik allmählich urbanere Formen annahm, dauerte die Gelehrtengrobheit bei den Deutschen am längsten. Der erstgenannte Aufsatz läßt ein ganzes Regiment solcher literarischen Grobiane, besonders Theologen und Philologen aufmarschiren, außer dem genannten Kaspar Scioppus noch Jakob Gronovius, Peter Burmann, Dr. Eck, Cochläus, Lipsius, selbst Luther, Erasmus, Hutten u. s. w., nur hätte der Verfasser nicht den Franciscanermönch Johann Nasus in Ingolstadt, der eine abscheuliche Schrift: „Urtheil daß alle lutherischen Weiber H . . . . sind", verfaßte, und den Magister Simon Lemnius vergessen sollen, der in seiner beispiellos schamlosen „Monopornomachia" die wittenberger Reformatoren, einen Luther, Spalatin, Jonas und ihre Frauen, auf elendes studentisches Kneipengeklatsch hin und aus Rache, der unzüchtigsten Dinge beschuldigte. Später suchten Belletristen, Kritiker und Aesthetiker (also die Lehrer der Schönheit!) in Bezug auf Grobheit und Plumpheit den Theologen und Philologen den Rang abzulaufen. Menantes (Hunold) richtete gegen Wernicke das plumpe Pasquill „Der thörichte Pritschenmeister oder der schwärmerische Poet", Triller gegen Breitinger's Kritik eine freche Antikritik in Gestalt einer Vorrede zu seinen Fabeln, die in Leipzig nicht ganz gebruckt werden durfte, die Züricher einen „Gestäupten Diogenes" gegen ein leipziger Wochenblatt, Grimm gegen die Schweizer eine Satire „Vitus Blaurockelius volleingeschenktes Tintenfäßl", halb in tiroler, halb in plattdeutscher Mundart, von Schönaich gegen die Widersacher der Gottsched'schen Schule eine ungeschlachte Satire: „Die ganze Aesthetik in einer Nuß oder Neologisches Wörterbuch von einigen Verehrern der sehraffschen Dichtkunst." Pyra wurde von den Gottschedianern in einer so persönlichen Weise angegriffen, daß er sich darüber zu Tode ärgerte. Noch schlimmer trieben es Klotz und seine Anhänger, z. B. Riedel, der Verfasser der „Bibliothek der elenden Scribenten" (1770). Bei ihnen war es, wie der Verfasser des Aufsatzes bemerkt, Grundsatz geworden, „andern eine unangenehme Stunde zu bereiten". Wie man einen solchen Grundsatz mit der gepriesenen deutschen Gemüthlichkeit zusammenreimen will, das zu versuchen, müssen wir andern überlassen. Weiter heißt es von den Klotzianern: „Es war eine schändliche Rotte. Die gedruckten Briefe von Klotz zeigen, wie niedrig er schmeichelte, um sich einen Namen und Freunde zu machen, und wie boshaft beleidigend und verleumderisch er über alle herfiel, die sich nicht zu ihm schlagen wollten oder ihm merken ließen, daß sie ihn nicht achteten. Er spielte den Beförderer seiner Waffenträger und wußte, sonderlich in Erfurt, eine Zeit lang manche derselben anzubringen. Es war kein einziger von Kopf darunter als etwa Riedel, aber auch der war verdreht. Er hielt ordentlich Spione, sonderlich in Leipzig. Die Anekdotenjägerei stieg aufs höchste. Man mußte wissen, wer des Autors Freunde waren, oder von wem eine anonyme Schrift herrührte, und dann entschied man, ob es zuträglich sei, sie zu loben oder herunterzureißen." Kurz, man sollte meinen, es sei hier nicht von Klotz, sondern von einem Cliquenchef der Gegenwart die Rede. Auch folgende Bemerkungen möchten so gut auf unsere Zeit passen als auf das Jahr 1800, in welcher der hier benutzte Aufsatz erschien: „Nie sollte man das liberaliter aus den Augen setzen, nicht blos sollte man freimüthig alles sagen wollen, sondern auch mild und freundlich; so wie unsere heutigen literarischen Fehden müßten keine sein! So sehr sie von jeher in allen Facultäten die dem Gelehrten vorzüglich nöthige Ruhe unterbrachen, so waren sie doch nie so Hobbesisch allgemein, nie so ein bellum omnium contra omnes, nie so ohne alle Schonung auf Leben und Tod als jetzt", und ferner: „So lange noch die Regel gilt:

> Rien n'est beau que le vrai, le vrai seul est aimable.
> Il doit regner partout et même dans la fable.

können wir es zugeben, daß Gelehrte sich untereinander befehden. Aber wenn sie es bis zu öffentlichen Verleumdungen treiben, wenn diese Verleumdungen über den Kreis der gelehrten Republik hinaustreten, wenn sie in das bürgerliche Leben hinübergehen, wenn sie zu persönlichen Mishandlungen führen und die traurigen Folgen haben, die uns nicht unbekannt sein können; dann muß man gestehen, daß die Zwietracht den höchsten Grad der Scheußlichkeit erreicht hat. Die letztverflossenen 10 Jahre liefern hiervon ein trauriges Gemälde, das sich nicht in den Rahmen einiger Zeilen fassen läßt, und wozu hilft es auch, die Schmerzen zu erneuern, die billige Seelen dabei empfunden haben." Aber wir glauben, daß man im Jahre 1800 noch nicht das Aergste dieser Art erlebt hatte.

Der Verfasser des Gedichts „Die gelehrten Streiter" im „Deutschen Magazin" ist eine Strafepistel, an einen „jungen Freund" (F. H. H.) gerichtet, welcher wie so mancher auch im Publikum an literarischen Skandalen seine Freude hatte. Da heißt es denn:

> Kaum wird ein Stoß von Blättern mir gesandt,
> Die man gelehrte Blätter hat genannt;
> So greifst du zu, ob sie nichts Neues melden
> Von Kriegesthaten der gelehrten Helden.
>
> Du suchst nicht oft umsonst. Kaum ist ein Blatt,
> Das nicht auch Fehden mit zum Inhalt hat.
> Oft kommen Blätter, die Schlachtfeldern gleichen;
> Erschlagne Namen liegen da, wie Leichen.
>
> Das macht dir Freude, und du staunst den an,
> Der so die Feder mördrisch führen kann!
> Du zählst die Streiche, merkst von welchen Hieben
> Der oder jener auf dem Platz geblieben.
>
> Mein junger Freund, was jetzt dir Freude macht,
> Wird, wenn Vernunft einst ganz bei dir erwacht,
> Dich schmerzen, und du wirst mit mir beklagen,
> Daß sich Gelehrte pöbelhaft betragen u. s. w.

Auf einen vielleicht charakteristischen Umstand möchten wir noch aufmerksam machen. Wenn der Franzose einen Autor citirt oder über ihn im Guten oder Schlimmen spricht, so vergißt er fast nie, seinem Namen das „Monsieur", in M. abgekürzt, vorzusetzen; der Deutsche bedient sich des „Herr" vor dem Namen

eines Autors fast immer nur dann, wenn er recht bitter sein will, verbindet also damit einen ironischen oder hämischen Nebenbegriff; wenn dagegen der Deutsche recht artig und höflich sein will, so setzt er wol dem Namen des Autors dessen vollständigen Titel oder Amtstitel vor, was in Frankreich nur äußerst selten geschieht.

Der Verfasser des Aufsatzes über den literarischen Sansculottismus bemerkt einmal: „Eine allgemeine Geschichte literarischer Fehden zu schreiben, ist kein angenehmes Geschäft, und das Unternehmen zu groß für einen Journalaufsatz; ob sie gleich wie jede Geschichte menschlicher Thorheiten oder Unthaten einen großen pragmatischen Nutzen haben würde." Die Ansicht, daß eine Geschichte der deutschen Streitschriftenliteratur und Polemik von größtem literarhistorischen Interesse, als Sittenspiegel lehrreich und als Warnungsspiegel von erheblichem Nutzen sein würde, haben wir in d. Bl. schon wiederholt ausgesprochen. Die Arbeit wäre eine sehr schwierige, weil sie ganz aus dem Rohen heraus vollbracht werden müßte, aber sie würde sich verlohnen.

H. M.

Notiz.

Archenholz' „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs" in neuer Auflage.

Von J. W. von Archenholz' berühmter „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs in Deutschland" ist soeben eine neue Auflage, die sechste seit dem ersten Erscheinen des Werks, veranstaltet worden und, mit einem in Kupfer gestochenen Porträt Friedrich's des Großen nach einem geistvollen Bilde von Pesne und einer Karte des Kriegsschauplatzes ausgestattet zu Berlin in der Haude- und Spener'schen Buchhandlung (1860) erschienen. Der Herausgeber dieser von der Verlagshandlung dem Prinz-Regenten gewidmeten sechsten Auflage, August Potthast, hat das Buch mit einem sehr brauchbaren Register sowol als mit einem Lebensabriß des Verfassers versehen, in welchem es unter anderm in Betreff dieses Buchs heißt: „Das geistvollste Werk Archenholz' aber bleibt die «Geschichte des Siebenjährigen Kriegs», welche zuerst im berliner «Historischen Taschenbuche für das Jahr 1789», dann sehr erweitert Berlin 1793 in zwei Bänden erschien. Glänzend zeigt sich darin unsers Geschichtschreibers Talent zu spannender, geschmackvoller Darstellung, die den Kundigen wie den Laien in gleicher Weise fesselt und das Werk zu einem der ausgezeichnetsten unserer Literatur erhebt. Seine Classicität fand allgemeine Bewunderung und veranlaßte die Uebersetzung in mehrere lebende Sprachen (z. B. in die französische unter dem Titel: «Histoire de la guerre de sept ans traduit de l'allemand par le baron de Bock», Metz und Paris 1780) der sich sogar eine treffliche lateinische anschloß"; letztere, wie der Herausgeber in einer Note hinzufügt, von Heinrich G. Reichard unter dem Titel „Historia belli septennis in Germania ab a. 1756 ad a. 1763 gesti" verfaßt. Diese, zuerst 1790 erschienen, erlebte sogar nur zwei Jahre später eine zweite Auflage und dürfte sicherlich aus mehrfachen Gründen der Latein treibenden Jugend zur Lectüre und zu Uebungen zu empfehlen sein. Im übrigen hat der mit der Revision betraute Herausgeber insofern die Diction des Buchs dem heutigen Geschmack angepaßt, daß er veraltete Wendungen und Ausdrücke beseitigte. Sicherlich macht man jetzt an ein historisches oder kriegsgeschichtliches Werk erweiterte oder höhere Ansprüche, auch werden ohne Zweifel manche Ansichten des Verfassers einer nähern Kritik nicht Stich halten, manche seiner Angaben mögen seitdem eine factische Berichtigung erfahren haben, aber was Reinheit des Ausdrucks, was ungekünstelte Einfachheit, Klarheit und Gefälligkeit des Stils und Anschaulichkeit der Darstellung betrifft, so kann der alte Archenholz den meisten unserer neuern Geschichtschreiber zum Muster aufgestellt werden. Seine Beschreibungen der Schlachten Friedrich's des Großen sind Schlachtgemälde, die sich vollkommen als kleine Kunstwerke abrunden und dem Gedächtniß unvergeßlich einprägen. In Bezug auf Stil und Darstellung ist überhaupt so mancher unserer ältern Schriftsteller den neuern zur Lectüre und Nachahmung zu empfehlen. J. J. Engel z. B., der gewissermaßen als der Vorläufer des modernen Realismus und Utilitarismus in der Literatur zu betrachten ist, wird sicherlich von vielen heute Lebenden an Geist und Tiefe übertroffen, aber er schrieb ein einfaches, schlichtes, correctes und unvermengtes Deutsch, und in dieser Hinsicht verdienen seine Schriften noch jetzt gelesen zu werden, unter andern auch „Lorenz Stark", sowenig auch dieser ehemals berühmte Kaufmannsroman, was Erfindung und spannende Handlung betrifft, dem jetzigen verwöhnten Geschmack Befriedigung gewähren mag.

H. M.

Bibliographie.

Aslan der Abrek. Ein Lebensbild aus den Kaukasischen Gebirgen. Von einem Deutschrussen. Mitau, Reyher. 1859. 8. 20 Ngr.

Diez, Katharina, Thoms. Aus einem Dorfleben. Zwei Erzählungen für das Volk. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 8. 12 Ngr.

Eliot, G., Adam Bede. Uebersetzt von J. Frese. Zwei Bände. Berlin, Besser. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Fabri, F., Die neuesten Erweckungen in America, Irland und anderen Ländern. Barmen, Langewiesche. Gr. 12. 7½ Ngr.

Hoefer, E., Auf deutscher Erde. Erzählungen. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 8. 2 Thlr.

Jarisch, H. A., Harmonium. Gedichte. Wien, Mayer u. Comp. 16. 21 Ngr.

Labes, E., Ernst Moritz Arndt. Ein Büchlein für das deutsche Volk. Nebst ungedruckten Briefen Arndt's und einem Gedichte „Des Alten vom Rhein Abschied und Heimkehr." Jena, Döbereiner. Gr. 16. 10 Ngr.

Leben und Wirken von Samuel Leigh, Missionar in Australien und Neu-Seeland. Cincinnati. 1859. 16. 8 Ngr.

Mahler, H. G. F., Unser Schiller. Nachklänge. Herausgegeben und mit einem einleitenden Vorwort versehen von H. Marggraff. Magdeburg, E. Baensch. 16. 20 Ngr.

Moelling, P. A., Reise-Skizzen in Poesie und Prosa. Gesammelt auf einer siebenmonatlichen Tour durch die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Illustrirte Ausgabe. Galveston. Gr. 8. 2 Thlr.

Schuricht, R., Auszug aus dem Tagebuche eines Materialisten. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 20 Ngr.

Strack, K., Missionsgeschichte von Deutschland oder wie ist Deutschland ein christliches Land geworden. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 26 Ngr.

Berner Taschenbuch auf das Jahr 1860. In Verbindung mit mehreren Freunden vaterländischer Geschichte herausgegeben von L. Lauterburg. 9ter Jahrgang. Mit 4 Abbildungen. Bern. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Tageslitteratur.

Meyer, M., Die Schiller-Feier in den Vereinigten Staaten Nord-America's. Eine Beschreibung der in New-York und anderen Städten der Union am 10. November 1859, dem 100jährigen Geburtstage Schiller's begangenen Festlichkeiten, Vorfeier und Nachfeier. New-York. 1859. Gr. 4. 12 Ngr.

Napoleon der Dritte und Europa. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 3 Ngr.

Der entlarvte Palmerston. Vom Verfasser der „Despoten als Revolutionäre." Berlin, Haude u. Spener. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Papst und der Kirchenstaat. Mit einem Anhange, enthält das Verzeichniß der Schenkungsurkunden an den heiligen Stuhl und die Gegenschrift des Bischofs von Orleans gegen die Broschüre: „Der Papst und der Congreß." Wien, Mayer u. Comp. Gr. 8. 9 Ngr.

Staib, Beiträge zur Melanchthonsfeier in Kirche und Schule. Stuttgart, Belser. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

Das soeben erschienene **achtunddreißigste Heft** (Bogen 6—9 des vierten Bandes) enthält:

Die neuesten Geschichtswerke in Frankreich. — Die Jade in ihrer handelspolitischen Bedeutung. — Die Falklandsinseln. — Rudolf Eduard Schinz, Ingenieur beim Bau der Weichselbrücken. — **Die Gebrüder Rüstow.**

Kleinere Mittheilungen: Aksakow (Sergei Timofejewitsch). — Beisler (Hermann, Ritter von). — Bromme (Karl Rudolf, genannt Brommy). — Elsasser (Julius). — Emilia, d. i. Aemilia (terra oder regio). — Napier (Sir William Francis Patrick). — Oeynhausen (Bad). — Schlayer (Johannes von).

Dieses Werk bildet ein unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon", sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus selbständigen Werth, indem es das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur, die neuen Ereignisse, Persönlichkeiten 2c. und die Fragen des Tags behandelt. Das Unternehmen wird fortwährend von der deutschen Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahres also 12 Hefte, die zusammen einen Band bilden. Der Preis jedes Heftes beträgt 6 Ngr. Der **erste bis dritte Band**, die gewissermaßen den **16.—18. Band des Conversations-Lexikon,** bilden werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) geliefert und sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Japan und seine Bewohner.

Geschichtliche Rückblicke
und
ethnographische Schilderungen
von
Land und Leuten.

Von

Wilhelm Heine.

Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 26 Ngr.

Seiner Königl. Hoheit dem Prinz-Regenten von Preußen gewidmet. Der Verfasser der „Reise nach Japan" gibt in vorstehendem Buche einen interessanten historischen und ethnographischen Commentar zu seinen frühern Schriften über Japan und sein merkwürdiges Volk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fliegende Blätter der Gegenwart.

Eine Ergänzung zu allen Zeitungen.

Diese Wochenschrift hat sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits die allgemeinste Anerkennung erworben und wird fortfahren, interessante Mittheilungen zur Zeitgeschichte zu bringen, welche die Zeitungen selbst des beschränkten Raumes wegen meist nicht geben können (namentlich auch den Wortlaut wichtiger Actenstücke), und so als eine Ergänzung zu allen Zeitungen zu dienen. Die Zeitschrift bildet trotz ihres selbständigen Charakters zugleich eine Sonntagsbeilage der **Deutschen Allgemeinen Zeitung** und ist von den Abonnenten der letztern gleichzeitig mit dieser zu bestellen.

Abonnements auf das mit dem 1. April beginnende neue Vierteljahr werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Der **Preis** beträgt vierteljährlich 26 Ngr. Die bisher erschienenen Nummern (die ihres nicht veraltenden Inhalts wegen ein bleibendes Interesse haben) sind in besondern Umschlag geheftet zu 26 Ngr. für das Vierteljahr durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Elbzölle.

Aktenstücke und Nachweise 1814—1859.

Nebst einer Einleitung über die Flussschiffahrts-Bestimmungen der Wiener Kongressakte und die Elbzollfrage.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

In dieser Schrift werden die vollständigen, bisher nur wenig oder gar nicht bekannten Materialien zur Beurtheilung der wichtigen nationalen Angelegenheit der Elbzollfrage mitgetheilt und die Gesichtspunkte erörtert, welche die baldigste Beseitigung der unerträglichen und mit dem Völkerrecht wie mit Staatsverträgen im Widerspruch stehenden Bedrückung der Schiffahrt durch die Elbzölle wünschen lassen. Die Schrift verdient deshalb in hohem Grade die Beachtung aller hierbei Betheiligten, der Regierungen wie des deutschen Kaufmannsstandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe von Alexander von Humboldt
an Varnhagen Ense.

Vierte Auflage. 8. Geh. 3 Thlr.

Soeben ist die vierte Auflage dieses Werks erschienen, nachdem die ersten drei binnen drei Wochen vergriffen waren. Seit langem hat in Deutschland kein Buch solches Aufsehen gemacht. Die dritte und vierte Auflage sind durch ein die Veröffentlichung rechtfertigendes neues Vorwort vermehrt, welches die Besitzer der ersten beiden Auflagen von den betreffenden Buchhandlungen gratis erhalten können.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 14. — 1. April 1860.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Robert Prutz als Literarhistoriker der Gegenwart.

Die deutsche Literatur der Gegenwart 1848—58. Von Robert Prutz. Zwei Bände. Leipzig, Voigt und Günther. 1859. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wenn irgendein Umstand beweist, wie sehr das literarische Fieber in Deutschland unter den Literaten selbst abgenommen hat, so ist es die geringe Theilnahme, welche das vorliegende Werk bisher in der Presse selbst gefunden zu haben scheint, während doch die soeben erschienene zweite Auflage desselben beweisen dürfte, daß es nicht immer das lärmhafte Geschrei journalistischer Ausrufer ist, welches einem Buche Leser und Käufer verschafft. Es gibt solide literarische Erscheinungen, welche ihren Weg am besten in der Stille machen, was man auch von manchen Autoren überhaupt sagen kann. Wäre aber vor nur 20 oder 15 Jahren ein ähnliches Buch erschienen, angefüllt mit Charakteristiken und zum Theil Abfertigungen noch lebender Autoren, hervorgegangen aus der Feder eines so namhaften Autors wie Robert Prutz, eines Autors, der zugleich Herausgeber eines einflußreichen Journals, so würde die gesammte belletristische und kritische Presse mit Inbegriff der Feuilletons oder literarischen Beilagen der politischen Zeitungen heißhungrig darüber hergefallen sein, um das Buch zu Auszügen zu benutzen, es zu kritisiren, literarische oder persönliche Erörterungen daranzuknüpfen, oder dagegen zu polemisiren und das Buch und seinen Verfasser zu Staub zu zermalmen. Heutzutage halten es selbst die von Prutz Getadelten für kaum der Mühe werth oder, da sie sich ohne Zweifel im stillen doch darüber ärgern, für klüger und taktvoller, zu diesem Tadel zu schweigen und das Buch möglichst zu ignoriren. Prutz selbst wird dieses durch die veränderte Richtung der Zeit aufgedrungene, halb verlegene und süßsauere Schweigen nur als eine erfreuliche Erscheinung begrüßen, wie wir aus folgender Stelle seines Buchs abnehmen zu dürfen glauben:

Die Literatur hat in den letzten zehn Jahren sehr an Werth und Ansehen verloren, darüber dürfen wir uns nicht täuschen, brauchen es aber auch nicht zu thun, weil es, recht verstanden, eine Erscheinung ist, die wiederum zu den erfreulichen gehört. Denn in demselben Maße, wie die Literatur verloren, hat das Leben an Ansehen und Bedeutung gewonnen. Das einseitige Interesse, was wir in vormärzlicher Zeit den literarischen Zuständen und Persönlichkeiten widmeten, war doch im Grunde nur ein kläglicher Nothbehelf für das mangelnde politische Interesse. Schauspieler und Schriftsteller theilten dazumal bei uns das nach den damaligen Begriffen wenig ehrenvolle Privilegium, öffentliche Personen zu sein und als solche auch dem öffentlichen Urtheil, sei es lobend, sei es tadelnd, zu unterliegen; an diejenigen, denen wir das Bad am liebsten gesegnet hätten, an die Minister und Staatsmänner durften wir nicht heran, und so ließen wir denn unsern ganzen Grimm und ganzen Durst nach Oeffentlichkeit an den armen Schauspielern und Literaten aus. Jetzt ist auch das anders geworden.

Anders sicherlich! Ob auch, bei Lichte besehen, besser oder doch viel besser? Das ist denn doch wol noch die Frage. Wer selbst im Kreuzfeuer der frühern, oft durch ebenso viele Hinterlist und Bosheit als Impertinenz und Brutalität durchwirkten literarischen Scharmützel mitgestanden hat, kann wol am wenigsten wünschen, daß das Heine-Börne'sche literarische Interregnum mit seinen zahllosen, fast immer in rohe Persönlichkeiten ausartenden Skandalen wiederkehre. Und das Schlimmste war, daß ein großer Theil des Publikums, und zwar gerade der, welcher die Schranken füllte, die handwerksmäßigen literarischen Boxer zwar verachtete, aber doch an ihren Klopffechtereien sein Vergnügen hatte, ja die Literatur sich nur unter der Form eines fortgesetzten literarischen Skandals denken konnte und z. B. bei jedem neuen literarischen Erzeugniß Heine's nicht danach fragte, ob und wie viel poetische Schönheiten, sondern ob und wie viel Injurien und Gemeinheiten es enthalten möchte. Gab es doch damals Verlagsanstalten, welche keinen andern Ehrgeiz

zu kennen schienen als den, Niederlagen solcher Skandalosa zu sein. Aber es wäre doch bedenklich, wenn die frühere nur auf Abwege gelenkte fieberische Theilnahme an der Literatur, die doch als Ausdruck des geistigen Vermögens einer Nation und als Spiegel ihres sittlichen Zustandes immer zu den höchsten Angelegenheiten eines gebildeten Volks gehören müßte, in Stumpfheit und Gleichgültigkeit gegen dieselbe übergegangen sein und die Lust am Skandal sich nur andere Kanäle gesucht haben sollte. Wir erkennen es im vollsten Maße an, wenn Prutz weiter bemerkt: „Wir haben jetzt, gleichviel unter welchen Beschränkungen, aber genug, wir haben ein öffentliches politisches Leben, wir haben nationale Interessen, die wir öffentlich erörtern“, aber es erregt uns schon Bedenken, wenn er dann weiter hinzufügt:

Wir haben auch Minister, Ministerialräthe und ähnliche Sündenböcke, auf die wir unsern Grimm ausschütten dürfen; man braucht nicht mehr, wenn man sich einen hübschen gesunden Aerger verschaffen will, die Zänkereien zweier sich bekämpfenden Schriftsteller zu lesen, sondern jede beliebige Zeitung, die wir zur Nachmittagslectüre in die Hand nehmen, bietet uns den reichlichsten und passendsten Stoff dazu.

Also wäre nur das Terrain gewechselt, aber die Neigung zu einem „hübschen gesunden Aerger“ dieselbe geblieben, und die Götter wissen es, daß die politischen Verhältnisse Deutschlands noch viel mehr dazu angethan sind, dieser Neigung zu einem „hübschen gesunden Aerger“ Vorschub zu leisten, als die literarischen. Die in diplomatischen Noten und officiösen Journalen sich fortspinnenden Streithändel zwischen den deutschen Staaten und den politischen Parteien innerhalb dieser Staaten sind ja im Grunde auch nur Klopffechtereien, wenn auch im größern Stile, aber mit denselben Chicanen geführt, wie die literarischen Katzbalgereien. Und ähnlich wie es unter den Schriftstellern so manche gab und gibt, welche sich so anzustellen wußten und wissen, als wenn sie von einem wirklichen Literaturinteresse getrieben würden, während sie doch nur rein persönliche Interessen dabei im Auge hatten, so gibt es sicherlich auch so manche Politiker, die ein vaterländisches Interesse vorschützen, während sie doch nur der Selbstsucht fröhnen, das Staatsinteresse zu ihrem Vortheil ausbeuten und nur ihre werthe Person in den Vordergrund schieben möchten. Sie gleichen jenen Schauspielern, welche, unbekümmert um das Ensemble, nur bestrebt sind, ihre Rolle zur Geltung zu bringen und, während sie von einem begeisterten Raptus ergriffen zu sein scheinen, den Zuschauerraum überblicken, um ungefähr zu überschlagen, wie viel ihnen der heutige Abend wol an Applaus, Hervorrufen, Blumenkränzen und klingendem pecuniären Gewinn eintragen möchte.

Prutz wird und könnte doch aber sein Buch nicht geschrieben haben, wenn er nicht voraussetzte, daß doch noch ein hinlängliches literarisches Interesse vorhanden sei; denn sonst hätte die Veröffentlichung seines Werks gar keinen Sinn und Zweck. Wäre man wirklich der Ueberzeugung, daß die Schriftsteller und Dichter in unserer Zeit in der That so ganz unbedeutende, nichtige Personen seien als wofür man sie wol ausgibt, so wäre es ja der ärgste Widerspruch und der offenbarste Unsinn, mit den Charakteristiken und Analysen ihrer Hervorbringungen ganze Bände zu füllen. Nun, unsere Literaturgeschichtschreiber mögen von den Literaten und Dichtern der Gegenwart so misachtend und abfällig denken wie sie wollen, so werden sie doch zugeben müssen, daß sie in ihren Darstellungen der Literatur früherer Jahrhunderte die Namen zahlloser Autoren verewigen, die auch nur Literaten und zum Theil, selbst für ihre Zeit, nicht bedeutender, zum Theil sogar noch viel unbedeutender waren als so manche jetzt Lebende und Schaffende, denen, um bei unsern gelehrten Kathederhistorikern Credit zu haben, vielleicht nichts weiter fehlt als der historische Nimbus. Heute ist der Schriftsteller noch ein misachteter „Literat“, und in 100 Jahren wird ihm auf dem Gottesacker der Literaturgeschichte vielleicht auch ein Grabstein gesetzt, auf dem sein Name unverlöschlich prangt. Dann heißt es vielleicht von ihm: „Besondere Beachtung verdient N. N., der von seinen Zeitgenossen nicht nach Gebühr geschätzt wurde“, während es vielleicht von einem andern heißt: „Dieser Dichter ist von seinen Zeitgenossen weit überschätzt worden, und der Beifall, den seine Werke fanden, beweist nur, auf welch tiefer Stufe der damalige Zeitgeschmack stand.“ Der Geschmack ist wechselnd und nirgends so wechselnd als in Deutschland; er wechselt hier oft von zehn zu zehn, ja von fünf zu fünf Jahren, was freilich mit dem Vorwurf, den man den Deutschen macht, daß sie nämlich zu sehr am Alten hingen, und mit dem ihnen ertheilten Lob der Treue sich schwer zusammenreimen läßt. Davon nur ein paar Beispiele aus älterer und neuerer Zeit, die aber zehn- und hundertfältig vermehrt werden könnten. Seinerzeit waren Lohenstein und Hoffmann von Hoffmannswaldau gefeierte Größen, beliebte und den Geschmack bestimmende Dichter, während Günther, obschon im gewissen Sinne populär, bei den tonangebenden Geistern als ein plebejiischer Dichter verachtet war. Heutzutage schätzen wir Günther und machen uns lustig über Lohenstein und Hoffmannswaldau, wie wir auch, im Widerspruch mit dem damaligen Geschmack, dem Lyriker Flemming vor Opitz den Vorzug geben. Die ehemals beliebtesten Dichtgattungen: die Fabel, das Epigramm, die Idylle, die Ode und Hymne sind jetzt so ziemlich beseitigt und antiquirt; der persönliche Gott, der für den Augenblick in der Dichtung von dem pantheistischen verdrängt ist, Christus, Unsterblichkeit, Tugend, Freundschaft und so manche Grundsätze der christlichen Moral sind nicht wie noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Hauptgegenstände der Dichtkunst mehr, man ignorirt sie oder ironisirt sie zum Theil sogar, und Klopstock's „Messiade“, ehemals so populär, so gefeiert, so epochemachend, wird von den Modernen vielleicht nur deshalb unpoetisch und ungenießbar gefunden, weil sie für das erhabene Thema der Dichtung keine Sympathie, keinen Sinn mehr haben. Unsere Zeit macht sich einen andern Christus zurecht, etwa einen nach dem Christusmodell in Victor Hugo's „Châtiments“, worin Christus ganz ungescheut als ein mit „Lumpenpack“ und mit „Dirnen“ verkehrender socia-

ischer „Vagabund" dargestellt wird. Mit den eigentlich christlichen Dichtern sind aber auch die mythologischen abgetreten, von der Aphrodite, vom Eros und den Amorinen will man nichts mehr wissen, und statt Homer und Pindar sind der Abwechselung wegen einmal die persischen und türkischen Dichter an die Reihe gekommen. Wir haben eine Zeit erlebt, in der es in „gebildeter" Gesellschaft nicht wohlanständig war, ein lebhaftes Interesse für Schiller zu äußern, und wir leben jetzt in einer Zeit, wo man sich umgekehrt sehr in Acht nehmen muß, in denselben Kreisen seine Verehrung für Goethe an den Tag zu legen. Von Tieck, der den durch Goethe's Ableben erledigten Literaturthron einzunehmen ausersehen war, ist jetzt kaum noch die Rede, vielleicht kommt man später wieder einmal auf ihn zurück. An Shakspeare's Stelle ist — welch ein Tausch! — Scribe getreten! das „Wintermärchen" fällt vor einem gebildeten deutschen Publikum durch, und das „Glas Wasser" fährt fort, ein Lieblingsstück der deutschen Nation zu sein. Nach den Befreiungskriegen schwärmten die gebildeten Commis für schmucke Edelfräulein und schlanke Ritter, für den Glanz der Turniere und die düstern Geheimnisse der Feme, für chevalereske Wegelagerer und für die Schrecknisse des Burgverließes; heutzutage sehen diese Commis sich selbst als Romanhelden gefeiert, und wenn sie auch keine Turniere halten, so halten sie doch Rauch- und Punschgesellschaften und statt des romantischen Moderdufts eines unterirdischen Burgverließes athmet der Leser die gemischten Düfte von Thran-, Sirup-, Taback- und Heringsfässern. Und welch ein noch größerer, fast schreckenerregender Riesenfortschritt ist der von Gellert's frommem Gottvertrauen, Geßner's windstiller Daphnis- und Mirtyllpoesie und Hölty's süßer Melancholie zu Byron's auch deutsche Köpfe zerrüttender weltschmerzlicher Zerrissenheit, zu Heine's frivolem Hohngelächter und Grabbe's titanischen Cynismen — ein Schritt in 100 Jahren! Wo wird man in den nächsten 100 Jahren stehen!

Wenn man diese und andere Geschmacksumwälzungen betrachtet, da kann einem freilich angst und bange werden um die Anweisungen auf Unsterblichkeit, welche mitlebende Literaturgeschichtschreiber ihren Zeitgenossen etwa ausstellen wollten. Aber auch die Gegenwart hat ihr Recht, und da es Tausende gibt, welche ihren geistigen Nahrungsstoff ausschließlich aus den Repositorien der Leihbibliotheken beziehen, so kann man es nur billigen, wenn ein verständiger und literaturerfahrener Mann wie Prutz einmal eine kritische Musterung der zur Zeit vorhandenen literarischen Streitkräfte vornimmt. Ja, in der That, die Gattung von Literatur, welche Prutz hier vorzugsweise im Auge hat, ist im hohen Grade wichtig; denn wol die Mehrzahl der Menschen behält heutzutage unter der Last der Arbeit und des Lebens nur noch zu leichter Lectüre Zeit und Stimmung übrig; es ist daher keineswegs gleichgültig, ob diese Literatur, unter der wir namentlich die Roman- und Erzählungsliteratur, nach Prutz die „eigentliche Glanzseite unserer gegenwärtigen literarischen Production" zu verstehen haben, gesunder oder ungesunder Art, eine Quelle sittlicher und ästhetischer Veredlung oder eine Quelle sittlicher Fäulniß und ästhetischer Verwilderung ist. Robert Giseke bemerkte jüngst in dem Feuilleton der „Constitutionellen Zeitung" ganz treffend:

Wir Deutschen bilden uns ein, die Geschichte unserer Literatur recht gründlich bearbeitet zu haben; und dennoch, was unsere Literaturgeschichten bieten, es ist in Wahrheit nicht viel mehr, als was die ehemaligen Aufzählungen der Regenten, Schlachten und Staatsactionen von dem eigentlichen Völkerleben, dem wahren Werden der Geschichte berichteten. Wie man entdeckt hat, daß in Stoff, Muster, Farbe, Form des Kattunrocks, den die Bauersfrau trägt, oder in Art und Güte des Brotes, das sie bäckt, mehr Culturgeschichte liegt, als in der wendungsreichsten Note des staatslenkenden Diplomaten, so muß man auch noch die Erfahrung machen, daß der vielleicht allerwichtigste Theil der Literaturgeschichte in einen Theil des geistigen Lebens fällt, von dem unsere literarisch hoffähigen, diplomatisch machinirenden Historiker keine Ahnung haben wollen, in jene gewissermaßen unterirdischen Schichten des Volkslebens, die materiell ebenso am meisten Literatur consumiren, als sie intellectuell am meisten der Leitung und Bildung durch dieselbe bedürfen.

Aehnlich bemerkt Prutz an einer Stelle seines Buchs:

Es ist eine Erfahrung, die nicht von heute stammt, daß nicht selten diejenigen Autoren, mit denen unsere Literarhistoriker sich am allermeisten zu thun machen, vom Publikum kaum dem Namen nach gekannt werden, während andererseits auch unsere hocherleuchteten Literarhistoriker zum Theil gar keine Ahnung davon haben, was die Menge eigentlich liest und welche Bücher, welche Schriftsteller also den meisten Einfluß auf ihre Zeitgenossen ausüben.

Und an einer andern Stelle:

Fragen wir die Verleger deutscher Romane oder noch besser, fragen wir die Bibliotheken (denn das sind ja doch bei uns in Deutschland die hauptsächlichsten und oft sogar die einzigen Vermittler der Unterhaltungslectüre), ja fragen wir hier und da im Publikum selbst nach, was ihm von all diesen gefeierten Namen bekannt ist; beschleichen wir die gnädige Frau in ihrem Boudoir, die Nähterin neben ihrer Arbeit, den Lieutenant auf der Wache, den Studenten auf seinem Kanapee; schlagen wir die zerlesenen Bände auf, die der Schuljunge eilig unter den Tisch steckt, wenn der Lehrer die Reihe heruntergeschritten kommt; sehen wir zu, was für Bücher das sind, die von allen diesen und unzähligen andern am meisten, am liebsten und am aufmerksamsten gelesen werden, und wir werden sagen können, wir haben einen weißen Raben gesehen, wenn wir dabei unter je 50 Fällen auf einen Namen stoßen, den unsere Literarhistoriker kennen und empfehlen.

Es könnte nach diesen Worten scheinen, als habe Prutz sich mit seinem Werke die Aufgabe gestellt, diese in den Literaturgeschichten („sogenannten" Literaturgeschichten, wie er hinzugefügt) gelassene Lücke auszufüllen; doch kehren auch bei Prutz fast nur die Namen der in den Kreisen der exclusiven Kritik als courfähig anerkannten Autoren wieder, und der unbefangene Leser dürfte doch manchen Autor vermissen, welcher, wenn auch nicht durch sein Talent, doch vielleicht durch redlichen Willen, ehrliche Gesinnung und gewissenhaften Fleiß einigen Einfluß gewonnen hat und sich wol rühmen darf, um sich her eine vielleicht nicht unansehnliche Gemeinde von Gesinnungs- und Herzensgenossen gebildet zu haben. Hielt Prutz diesen oder jenen nicht für bedeutend genug, um ihm eine Specialcharakteristik zu widmen, so hätte er

seiner literarischen Thätigkeit doch in den allgemeinen Betrachtungen gedenken können, in denen sich hinreichende Gelegenheit zu solchen Erwähnungen bot. Aber es sind bis auf zwei oder drei doch immer nur die eigentlich glänzenden Namen, mit denen sich Prutz abgibt, unter denen sich aber auch vielleicht manche befinden, die nur mit falschem Schimmer und erborgtem Lichte leuchten; es sind fast immer nur die Namen solcher, die es theils durch unzweifelhaftes, theils durch ziemlich zweifelhaftes Verdienst, theils durch Cliquenverbindung oder geschickte Benutzung von gesellschaftlichen Connexionen oder durch gewisse schlaue Manöver dahin gebracht haben, ein Partoutbillet für die ersten Ranglogen im literarischen Theater zu erhalten, von denen aus sie suffisant und geringschätzig auf ihre Collegen im Parterre hinabschauen. Er selbst zwar sagt einmal, er wisse sich insbesondere „sehr weit entfernt von dem naiven Irrthum gewisser Literarhistoriker und Kritiker vom jüngsten Datum, die einen Schriftsteller dadurch todt zu machen oder auch nur aus dem Gedächtniß des Publikums auslöschen zu können glauben, daß sie ihn in ihren Schriften mit Stillschweigen übergehen". Der Verfasser möge sich aber selbst auf sein Gewissen fragen, ob er nicht in denselben Fehler verfallen ist; ja er scheint sich desselben auch in der That bewußt zu sein, denn er sagt an einer andern Stelle:

Wenn der Verfasser vorgezogen hat, statt einer trockenen und doch niemals vollständigen Nomenclatur eine Auswahl einzelner Charakteristiken und Skizzen zu geben, so weiß er im voraus, daß er es mit dieser Auswahl bei weitem nicht allen recht gemacht haben und daß dieser und jener sich beklagen wird, warum gerade sein Lieblingsschriftsteller, oder wol gar warum er selbst übergangen ist, während doch so viele unbedeutendere Geister Zutritt gefunden haben.

Diejenigen aber — und es wird deren vielleicht nicht wenige geben —, welche sich einbilden, mit Unrecht von Prutz gänzlich übergangen worden zu sein, während doch nicht bessere als sie im Prutz'schen Buche einen ausgezeichneten Platz einnähmen, nun, diese Ausgestoßenen mögen sich mit des Verfassers eigenen Worten trösten, die gleich zwei Seiten darauf zu lesen sind. Nachdem er es nämlich gerügt, daß die Literaturgeschichte „ihr Auge geflissentlich gegen die Thatsachen verschließt und, von Parteisucht oder Eitelkeit verblendet, bald Größen schafft, die niemand kennt, bald Autoren todt zu schweigen sucht, die sich thatsächlich doch immer eines sehr respectabeln Einflusses und einer sehr wohlthuenden Anerkennung erfreuen", fügt er hinzu, daß diese zum Todtgeschwiegenwerden verurtheilten Autoren „im Besitz dieser Anerkennung, jenes geflissentliche Schweigen mit großem Gleichmuth ertragen können". Si duo faciunt idem etc. Der Verfasser rechtfertigt die Fälle, in denen er andere „todtschweigt", mit der Entschuldigung, „daß bei einem Unternehmen gleich dem vorliegenden dem subjectiven Urtheil nothwendig etwas überlassen bleiben muß, wobei er sich gern bescheidet, daß jedem subjectiven Urtheil ein anderes subjectives Urtheil mit demselben Rechte gegenübertritt". Aber ganz denselben Entschuldigungsgrund können ja diejenigen Literaturgeschichtschreiber für sich geltend machen, denen Prutz vorwirft, daß sie sich an andern durch das Manöver des absichtlichen Ignorirens versündigten, mithin ist entweder dieser Vorwurf oder jene Entschuldigung nichtig.

Und leider zugegeben, daß es schwerlich einen Kritiker gibt, der sich von gewissen literarischen Sympathien und Antipathien und von blos subjectiven Fürwahrhaltungen gänzlich freizuhalten wüßte, so muß doch auch das subjective Urtheil seine Grenzen haben, oder jede blos persönliche Willkür, jede bloße Parteilichkeit könnte mit dem Deckmantel dieser Subjectivität ihre Blöße zudecken. Nein, dieses subjective Urtheil darf nicht so weit gehen, um, was Prutz mit Recht rügt, Autoren todtzuschweigen, „die sich thatsächlich doch immer eines sehr respectabeln Einflusses und einer sehr wohlthuenden Anerkennung erfreuen". Aber wol hat der Kritiker das Recht, ja die Befugniß, von seinem subjectiven Standpunkt aus zu untersuchen, welche Eigenschaften und Leistungen es sind, denen die betreffenden Autoren diesen „sehr respectabeln Einfluß" und diese „sehr wohlthuende Anerkennung" verdanken, und ob jene Eigenschaften und Leistungen den dadurch gewonnenen „respectabeln Einfluß" rechtfertigen. Mit dieser Untersuchung tritt die subjective Kritik wieder in ihr volles Recht; aber das Recht hat sie nimmermehr, von Literaturgeschichten, die auf irgendeine Vollständigkeit und Unparteilichkeit Anspruch machen, namhafte und einflußreiche Autoren blos deshalb auszuschließen, weil es ihr so beliebt.

Allerdings erklärt sich der Wegfall von Namen anerkannter Autoren zum Theil aus dem Umstande, daß Prutz ganze Gattungen und Richtungen von seinem Buche principiell ausgeschlossen hat und vorzugsweise die Roman- und Erzählungsliteratur als jetzt gangbarste Gattung, außerdem noch die Lyrik, das lyrische Epos und das von ihm nur skizzenhaft behandelte Drama, ferner auch zunächst nur diejenigen Autoren berücksichtigt, die erst im Laufe des letzten Decenniums auf dem vielbestrittenen Kampffelde der Literatur erschienen sind, von den ältern aber zumeist nur solche, welche auch im Laufe dieser zehn Jahre noch thätig waren und durch Hervorbringungen auf den genannten Gebieten ihren Namen frisch erhielten oder ihm neuen Glanz verliehen; aber selbst in dieser Beschränkung läßt das Werk doch viele Autoren vermissen, welche mit demselben und zum Theil größerm Recht auf Berücksichtigung Anspruch zu machen hatten als manche der von Prutz in den Vordergrund gestellten. Freilich scheint das Werk zunächst aus der Beschäftigung mit nur solchen Büchern und Schriften hervorgegangen zu sein, die ihm zur Berichterstattung im „Deutschen Museum" zugingen und die er dann auch wirklich besprach. Wir wollen ihn auch keineswegs deshalb tadeln, daß er aus der Arbeit, die er als Herausgeber und Kritiker des „Deutschen Museum" hatte, noch einen weitern Nutzen zog, indem er aus dem Chaos seiner Kritiken und Literaturbetrachtungen im „Deutschen Museum" dieses Buch als eine neue organisirtere Schöpfung gestaltete, und wir wollen ihn um so weniger tadeln, da er nicht die Anmaßung hatte, diese Kritiken und Literaturbetrachtungen an einem losen Faden

zusammenzureihen und nun das nur nothdürftig Verknüpfte unter der Etikette einer wirklichen Literaturgeschichte auf den literarischen Markt zu bringen. Das Buch enthält eine Galerie einzelner Charakteristiken mit vorausgeschickten allgemeinen Betrachtungen, welche letztern der Verfasser wol eigens für das von ihm projectirte und nun uns vorliegende Werk berechnete und schrieb, aber auch zum größten Theil in seinem Blatte bereits veröffentlichte, dessen Leser mithin auch mit ihnen meist bereits bekannt sind. Wie gesagt, wir tadeln diese Art Verwerthung solcher Materialien nicht. Der innere wie äußere Lohn eines Redacteurs und Kritikers ist ohnehin ein im ganzen nur geringer, steht wenigstens in keinem sehr günstigen Verhältniß zu seiner Arbeit und Mühe. Alle strecken nach ihm die Hände aus: Mein Buch (es ist ja meist ein Freiexemplar!) muß zuerst kommen! Wichtigeres kann ja gar nicht vorliegen! Mein Buch verdient die unbedingteste und dabei allerschleunigste Empfehlung! So denken und rufen sie meist alle. Jeder will gelobt sein, wenn auch alle Uebrigen getadelt würden. Und wenn man den einen lobt, so ist dies Lob schon für manchen andern ein Herzensstoß und wird von ihm einer besondern Protection und persönlichen Motiven auf Rechnung geschrieben. Tadelt ein Mitarbeiter irgendein Buch, so muß natürlich der Redacteur dem betreffenden Recensenten die Hand dabei geführt haben oder man macht ihm zum Vorwurf, daß er aus Feindseligkeit das Buch nicht selbst besprochen — als ob er alles, Hunderte von Bänden, lesen und besprechen könnte, Bücher aller Gattungen, und zwar möglichst von heute auf morgen! Dann gibt es noch solche, welche im Heißhunger nach Lob wahrhaft unersättlich sind. Selbst wenn man eins ihrer Bücher fast über Gebühr gelobt zu haben glaubt, so hat man doch diesen oder jenen Punkt nicht nachdrücklich genug hervorgehoben, so hat man sich diesen oder jenen Ausdruck entschlüpfen lassen, an dem man in seiner Reizbarkeit und Nervenschwäche Anstoß nimmt, so hat man doch manches andere Buch auf zwei oder drei Spalten mehr besprochen u. s. w. Am schlimmsten, wenn zufällig ein auswärtiger mit der Kritik eines Buchs betrauter Mitarbeiter trotz aller Mahnungen weder Buch noch Recension, sondern immer nur Vertröstungen einschickt, wonach die Besprechung bestimmt am nächsten 1. Juli, spätestens am 1. August, allerspätestens aber am 1. September eintreffen würde, bis über diese Vertröstungen Jahre hingehen und die Redaction nun ganz auf den Bericht verzichten muß: daran kann ja natürlich nur die Bosheit des Redacteurs oder ein gegen den Verfasser des unglücklichen Buchs auf dem Redactionszimmer geschmiedetes Complot schuld sein. Doch was ließe sich nicht alles von den Drangsalen eines von so vielen Umständen abhängigen Redacteurs und Hauptkritikers eines Blattes erzählen. Nun hat es zwar allerdings sein Schönes, im Mittelpunkt so vieler literarischen Beziehungen zu stehen, die Literatur immer in ihren neuesten Erscheinungen zu genießen, zu beobachten und sich darüber öffentlich auszusprechen und sich sagen zu können, daß es unter den Schriftstellern doch auch manche, unter dem Publikum sogar viele gibt, welche für diese kritischen und redactionellen Bemühungen dankbar sind. Indeß gehört das Amt eines Kritikers und Redacteurs jedenfalls nicht zu den Stellungen in Deutschland, die vorzugsweise Behagen und Glanz über dessen Dasein verbreiten; auch werden seine einzelnen kritischen Arbeiten, die ihm so viel Mühe machten, meist ebenso schnell vergessen als sie gelesen sind. Daher ist es, wie bemerkt, einem Redacteur sicherlich zu gönnen, wenn er sich für seine mancherlei Mühen und Plagen dadurch zu entschädigen sucht, daß er seine Arbeiten in sorgfältiger Ueberarbeitung zu einem Buche zusammenfaßt und ihnen dadurch eine längere Dauer verschafft, als sie in der Form von Journalaufsätzen haben können.

Der Verfasser spricht sich im Vorwort über die Absicht, die er bei seinem Buche gehabt, dahin aus, es wolle, solle und könne keine wirkliche Literaturgeschichte sein, es wolle nur Beiträge und Vorarbeiten zu einer künftigen Literaturgeschichte unserer Gegenwart liefern, und auch dabei habe es sich, aus später im Buche angeführten Gründen, ganz bestimmte Schranken gestellt, die es weder übertreten wollte noch durfte. Prutz fährt dann fort:

> Wenn der Verfasser bei alledem hofft, nichts völlig Ueberflüssiges und Unnützes gethan zu haben, so begründet diese Hoffnung sich theils auf den äußerlichen Umstand, daß die sonst üblichen Lehr- und Handbücher unserer Literaturgeschichte gerade dieses letzte Jahrzehnd derselben entweder ganz mit Stillschweigen übergehen oder doch nur sehr beiläufig erwähnen, theils und hauptsächlich aber auf das Interesse, welches dem Gegenstande selbst innewohnt und das auch unter den augenblicklichen Verhältnissen noch immer nicht völlig erloschen sein wird.

Denn das verhehlt sich Prutz selbst keineswegs, daß der Zeitpunkt, in welchem das vorliegende Werk, „nach jahrelanger Vorbereitung", vor das Publikum träte, kein besonders glücklicher sei:

> Die politische Lage des Augenblicks mit ihren vielfachen Sorgen und Befürchtungen hält die öffentliche Aufmerksamkeit dermaßen gefangen, das Gefühl unserer nationalen Zersplitterung ist wieder einmal so lebendig, der Ruf nach endlicher Abhülfe dieses Elends so allgemein und so dringend geworden, daß alle andern Interessen, auch diejenigen der Literaturgeschichte, darüber in den Hintergrund treten.

Indeß sei es ja auch für jetzt das Erste und Dringendste, die Nation zum Bewußtsein ihrer ohnmächtigen und unwürdigen Lage zu bringen, „damit an diesem Bewußtsein sich auch die Kraft und der Wille entzünde, diesem Zustande ein Ende zu machen"; und da der Grundgedanke des vorliegenden Buchs sei „zu zeigen, wie das historische und das literarische Dasein eines Volks in der innigsten Wechselbeziehung steht und wie auch die Rose der Schönheit immer nur einem Geschlecht aufbewahrt ist, welches den Muth und die Kraft hat, auch um die Palme der Freiheit zu ringen", so möge das Werk denn „immerhin mit hingehen als ein Beitrag zu der großen praktischen Aufgabe unserer Zeit, wenn auch freilich nur als ein sehr geringfügiger". In der Literatur der Gegenwart erblickt Prutz freilich mehr nur Keime und Ansätze zu zukünftigen Entwickelungen; doch rühmt er ihr nach, daß sie nicht mehr so wie früher eine Literatur exclusiver Kreise,

sondern ihrer volksthümlichen Bestimmung bei weitem bewußter sei; wenn wir keine classischen Dichter mehr hätten, so solle man doch auch nicht vergessen, daß wir auch keine Spieß und Cramer, keine Schlenkert und Vulpius mehr hätten; nicht mehr all jenen Schund, der neben diesen classischen Dichtern nicht blos geschrieben, sondern auch gelesen, ja verschlungen worden sei. Es ist wahr, unsere Literatur hat sich von vielen unlautern Elementen gereinigt; aber diese Läuterungsperiode ist noch zu kurz, als daß wir uns viel darauf einbilden und uns vor einem jener Rückfälle in die Barbarei, deren sich gerade die deutsche Nation so oft schuldig machte, vollkommen gesichert halten könnten; bleibt es doch jedenfalls ein höchst bedenkliches Zeichen, daß diese alte Neigung zu wüster Geistes- und Gemüthsroheit gerade in der deutschen Journalistik jenseit des großen Wassers, also in einem Lande, dem die „Sonne der Freiheit“ leuchtet, so ungescheut und öffentlich ihre Orgien feiert. Darum wachet und — arbeitet, damit ihr nicht in Anfechtung fallet! Diese Selbstbewachung ist jetzt um so nöthiger, da sich die moderne Sucht zu glänzen auch der literarisch und künstlerisch schaffenden Talente bemächtigt hat. Die persönliche Eitelkeit und ein anspruchsvolles, ja anmaßendes Wesen ist ins Enorme gewachsen, und diese Eitelkeit und mit ihr der Neid wächst täglich mehr mit der täglich zunehmenden Concurrenz. Die wenigsten haben noch naive Freude an dem Schaffen anderer, kaum an dem eigenen, denn sie ist mit der Sucht zu glänzen und um jeden Preis eine Rolle zu spielen unverträglich. Keiner will sich nach der Decke seines materiellen oder geistigen Vermögens strecken, und mit den geringsten Talentmitteln will man im Literaturstaat einen glänzenden Haushalt führen. Möge nur diese persönliche Eitelkeit, dieser individuelle Egoismus nicht auch unsere hochfliegenden politisch nationalen Combinationen zu Schanden machen!

Jenes Streben, nach Kräften zur nationalen Ausprägung und Vertiefung auch der Literatur beizutragen, ist ein Grundzug der Prutz'schen Kritik, und sicherlich ist es dieser nationale Charakter, welcher bisher unserer Literatur noch gar sehr gefehlt und alle jene erstaunlichen Geschmacksumwälzungen mit veranlaßt hat, von denen wir oben sprachen; denn bei einem vollkommen und rein entwickelten nationalen Charakter unserer Literatur wären sie ganz unmöglich gewesen. Streben wir also mit Prutz nach dieser nationalen Vertiefung, ohne deshalb das aufzugeben, was den Deutschen vor allen übrigen Völkern so auszeichnet, daß man darin allerdings fast einen nationalen Zug erblicken könnte: den humanen universellen Sinn, oder wie Prutz es in einem Kernspruch zusammenfaßt: „Wir wollen Menschen bleiben, aber zugleich auch Bürger werden.“ Auch bei Prutz verbindet sich diese nationale Tendenz, die übrigens mit den Tendenzen irgendeiner politischen Sekte nichts gemein hat, mit Billigkeit des Urtheils, mit humanen Gesichtspunkten und besonders mit schuldigem Respect vor dem Schönen in Kunst und Poesie, der sonst bei Kritikern von überwiegend politischer Richtung nur zu leicht von der Tendenz absorbirt, verdunkelt und verschoben wird. Robert Prutz hat sich in seinem „Deutschen Museum“ auch immer als einen wahren Musenvater und Protector der jungen Dichter gezeigt. Dies schließt jedoch bei Prutz in einzelnen Fällen und dieser oder jener Richtung oder Persönlichkeit gegenüber Einseitigkeit oder Befangenheit des Urtheils nicht aus; und wir selbst befinden uns mit ihm nicht immer, wenn auch meistens, in Uebereinstimmung, womit übrigens nicht gesagt sein soll, daß wir dann recht hätten und Prutz unrecht. Aber das Streben nach allseitiger Abwägung eines Themas ist gerade bei ihm besonders hervortretend. Bei Fragen von allgemeinerer Bedeutung balancirt er mit großer Kunst die Pros gegen die Contras und umgekehrt, er verclausulirt seine eigene Meinung, er führt den Proceß um so zu sagen für beide Theile, und mit großem Vergnügen folgt man seinem processualischen Entwickelungen, in denen er die von ihm selbst in Anklagestand versetzten Richtungen von gewissen Seiten und in ihren zeitgeschichtlichen Motiven zu entschuldigen und zu rechtfertigen sucht, um sie doch im Hauptpunkt schuldig zu finden. So bemüht er sich, an jenem Ultrarealismus, der uns bald den Bauer zeigt, „wie er seinen Mist fährt, den Schuster, wie er seinen Pechdraht zieht, den Kaufmann, wie er seinen Kaffee und Zucker abwiegt“, das Wahre und Richtige nachzuweisen, das ihm trotz seiner Uebertreibungen zum Grunde liegt; aber er rügt an den Stimmführern dieser Richtung

dies vornehme Achselzucken, mit dem sie von der Vergangenheit unserer Literatur sprechen, diesen blutdürstigen Grimm, mit dem sie den schriftstellerischen Productionen der Gegenwart entgegentreten, diesen für den unbetheiligten Zuschauer fast komischen Eifer, mit welchem sie, im Gegensatz zu dem allgemeinen Verdammungsurtheil, das sie übrigens über die Literatur der Gegenwart fällen, gewisse einzelne Autoren und einzelne Bücher auf den Schild heben, von denen sie sich eine besondere praktische Unterstützung ihres Systems versprechen, oder richtiger zu sagen: in denen sie, zum Theil sehr ohne Grund, eine Bestätigung und Ausführung ihrer Principien erblicken.

Prutz weiß, was er der Kritik schuldig ist, und er, der Poet, ist in seinen Kritiken viel nüchterner als manche Kritiker, die nichts von einem Poeten in sich haben und sich nun dafür, daß sie es nicht sind, durch eingeflochtene Redeblumen oder ironisch elegante Pointen schadlos halten. Seine Recensionen machen überall den Eindruck eines mit dem Triebwerk des gesunden Menschenverstandes arbeitenden, durch philosophische Studien geläuterten, aber nicht zu Grunde gerichteten und durch ästhetische Studien leicht durchwärmten energischen und nach Wahrheit strebenden Geistes, der gewissermaßen immer mit sich selbst disputirt und so, indem er sich selbst über diese oder jene Zeitfrage aufzuklären sucht, zuletzt aufs bequemste auch seine Leser aufklärt. Er setzt sich nicht mit seinen Lesern von vornherein gewaltsam auf einen ein und für allemal als unumstößlich angenommenen Standpunkt fest, sondern er macht mit ihnen allmählich einen Weg durch verschiedene Standpunkte hindurch, um zuletzt bei dem nach und nach vorbereiteten richtigen Standpunkt anzulangen. Bei solchen Vorzügen mag man sich einzelne unliterarische Ausdrücke,

burschikose Ueberbleibsel aus jener schönen Zeit, wo man auf das Burschenthum anstieß, den Hieber führte und sich in etwas rüden Gesprächsformen und überkräftigen Ausdrücken gefiel, gern gefallen lassen.

Im übrigen hat auch Prutz seine feststehenden Dogmen, an denen er sich in keiner Weise rütteln läßt; er ist mithin höchstens von seinem eigenen Eigensinn, aber nicht von dem einer Clique abhängig. Wie vor 1848, und trotz der von ihm selbst zugestandenen Enttäuschungen dieses Sturmjahres hält er noch immer an dem Dogma fest, daß eine neue politische Erschütterung mit Blitz und Donner oder auch ohne diese, jedenfalls aber eine durchgreifende Neugestaltung des politischen Lebens in Deutschland kommen müsse, ehe alles das, was er in Bezug auf eine Neugestaltung der Literatur im nationalen Sinne gesagt, erfüllt werde. Es ist dies aber doch immer nur eine, wenn auch plausible Hypothese, und mit Hypothesen sollte man eigentlich in der Geschichte und Literaturgeschichte nicht rechnen, zumal da dieser Hypothese die andere nahe liegt, daß dann das gemeine politische Bedürfniß den ganzen künstlich zusammengefügten Bau von deutscher Poesie und Kunst in Trümmer zerschlagen dürfte, denn die Deutschen sind, wie es uns fast scheinen möchte, zuweilen förmlich froh, unter irgendeinem Vorwand zu ihrer alten liebgewordenen Barbarei zurückzukehren. Wir haben schon oben auf die in Nordamerika den Civilisationsfirniß durchbrechende deutsche Barbarei aufmerksam gemacht und wir könnten weiter hervorheben, daß gerade den meisten eingefleischten Politikern in Deutschland sehr wenig Empfänglichkeit für Poesie und Kunst innewohnt, und daß unsere Stände nie so sehr knausern und so schwer zur Bewilligung von Geldern zu bewegen sind, als wenn es sich um Musenzwecke handelt. Allerdings spottet Prutz gelegentlich selbst über diejenigen, welche immer Wechsel „auf eine unbegrenzte, nebelhafte Zukunft" ausstellen; das sei allerdings ein Trost, „o ja — aber doch nur für den, der daran glaubt", aber wiederholentlich und noch am Schlusse des Werks weiß er uns doch auch keinen andern Trost zu geben als den, daß es erst mit der Literatur besser werden wird, wenn endlich die „Sonne der Freiheit" aufgeht. Zu diesen feststehenden Dogmen gehört auch bei Prutz der bei jedem Buche humoristischen Charakters wiederkehrende Satz, daß unsere Zeit keinen Stoff für Humoristik mehr biete und unfähig sei, etwas Erhebliches auf humoristischem Gebiete zu leisten, was, wenn es wirklich der Fall, vielleicht zumeist gerade davon herrührt, daß die vornehme Kritik die Humoristik wie ein rechtes Stief- und Plebejerkind nur mit Verachtung behandelt. Wer an einem solchen Dogma festhält, wird natürlich von vornherein jedes Buch komischen Charakters mit ganz andern Augen lesen, als mit denen es gelesen werden muß. Wie in allen modernen Literaturgeschichten ist denn auch in diesen neuesten Beiträgen zu einer solchen das humoristische Literaturgenre ganz in den Winkel geschoben. So gut wie die von ihm angegriffenen Ultrarealisten will Prutz von der Romantik nichts wissen; er kennt eigentlich nur eine classische und eine moderne Poesie; was dazwischenliegt, ist alles wüst und leer. Nun sind auch uns die Versündigungen, die sich die Romantiker zu Schulden kommen ließen, sehr wohl bekannt; aber in ihrer Gesammtheit bilden sie doch eine glänzende Erscheinung, und was die Entfaltung naiv poetischer Kraft betrifft, so weiß ich nicht, ob die moderne Poesie sich hierin mit der romantischen messen kann. Man darf auch wol behaupten, daß gerade die Romantiker an einem in den Tiefen des deutschen Volksgemüths selbst sprudelnden lebendigen Quell geschöpft haben, wenn sie auch viel trübes Wasser beimischten. Will ich mich für meine Person in den Glauben und die Täuschung versetzen, daß noch poetischer Glanz und harmlose Fröhlichkeit über die Welt und die Menschen ausgegossen seien, so lese ich Eichendorff's köstliche Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts" immer noch lieber, als einen unserer modernen Romane, die, so viel Geist sie auch enthalten mögen, den Leser meist doch in der reflectirten, naßkalten, unbehaglichen Stimmung lassen, in der wir uns auch sonst schon befinden.

Der erste Band des vorliegenden Werks enthält zuvörderst zwei allgemeine Betrachtungen: „Die Literaturgeschichte und ihre Stellung zur Gegenwart" und „Das Jahr 1848 und die deutsche Literatur", die zu den werthvollsten Kapiteln der Sammlung gehören. Dann betrachtet der Verfasser die politische Poesie vor und nach diesem Jahre, wobei wir nur die nöthigen historischen Rückblicke auf die ältere Vaterlandspoesie vermissen, und charakterisirt dann mit gewohnter Frische einige der Hauptrepräsentanten dieser zum Theil überpathetisch-phrasenhaften, zum Theil, und zwar gerade in ihren bessern Erzeugnissen ironischen und satirischen Zeitlyrik: Hoffmann von Fallersleben, Franz Dingelstedt, Ferdinand Freiligrath, Moritz Hartmann, Alfred Meißner u. s. w. Es handelt sich auch hier nur um bekanntere Namen; die oft sehr charakteristischen politischen Lieder, die in den Jahren 1848 und 1849 in Witz-, Zeit- und Flugblättern erschienen, werden nicht in Betracht gezogen. Sodann charakterisirt der Verfasser das Epos und „Pseudo-Epos" und einzelne seiner Vertreter: Rudolf Gottschall, Wolfgang Müller von Königswinter, Franz Löher, Adolf Schults; zuletzt den „poetischen An- und Nachwuchs", darunter Bodenstedt, Paul Heyse, Otto Roquette, Julius Rodenberg, Julius Hammer, Sturm, Lingg, Gregorovius u. a. Er wendet sich sodann im zweiten Bande zu einer Betrachtung über das Junge Deutschland, von deren ältern Repräsentanten Gutzkow, Mundt und Kühne charakterisirt werden; dann betrachtet er den modernen Roman und diejenigen, die ihm als dessen hauptsächlichste Repräsentanten erscheinen; weiter verbreitet er sich über die Dorfgeschichte, über die dichtenden Frauen und über das Drama der Gegenwart. Angehängt ist eine Zeittafel der in den Jahren 1848—58 erschienenen hervorragendsten belletristischen Werke, die dem Leser und Literaturfreund als eine orientirende und seinem Gedächtniß zu Hülfe kommende chronologische Uebersicht willkommen sein wird.

Auf eine detaillirte Kritik dieser Kritiken wollen wir

verzichten; wir beschränken uns nur auf einige mehr zufällige Bemerkungen oder Gegenbemerkungen. Gegen Jungdeutschland scheint der Verfasser noch von der Zeit der „Halleschen Jahrbücher“ von einiger Animosität besessen zu sein, wie sich dies unter anderm in seiner Charakteristik Gutzkow's und noch mehr Theodor Mundt's verräth. Den letztern namentlich behandelt er mit großer Härte; man muß abwarten, ob manche von dem „An- und Nachwuchs“, auf welche der Verfasser große Hoffnungen setzt, sich so viel literarische Verdienste erwerben werden, als man sie Mundt doch jedenfalls nachrühmen kann. Im übrigen geben wir dem Verfasser vollkommen recht, wenn er bemerkt, daß man sich ein eigentliches wirkliches „Junges Deutschland“ doch ganz anders hätte denken sollen. Die Mitglieder dieser Gruppe hingen ja auch sehr lose zusammen, und sie müssen nun den ihnen gewiß sehr unbequem gewordenen Namen oder Stichnamen der Jungdeutschen ihr Leben lang mit sich schleppen, gerade wie die Anhänger der Wagner-Liszt'schen Richtung den ihnen angehängten Namen der „Zukunftsmusiker“, so sehr sie, und mit Recht, gegen diesen Namen protestiren. Auch Sternberg scheint uns der Verfasser zu unbillig zu behandeln. Wir wollen Sternberg's gelegentliche übermüthige Lascivitäten, obschon sie im Grunde doch wol nicht schlimmer als die des Boccaccio sind, auch nicht seinen politischen Charakter und seine etwas leichtfertige Productionsweise hier vertheidigen; aber wenn es gilt, eine graziöse Novelle und überhaupt einen eleganten und dabei doch ungekünstelten und natürlichen erzählenden Stil zu schreiben, so wüßten wir auch jetzt noch keinen, den man hierin Sternberg vollkommen gleichstellen könnte. In dem pikanten Artikel über Gustav Freytag ist namentlich der Nachweis interessant, daß Freytag ein geheimer Anverwandter des Jungen Deutschland sei. Ueber den Herrn von Fink in „Soll und Haben“ denkt Prutz ganz anders als diejenigen, die diesen Herrn als das eigentliche Vor- und Urbild der „chevaleresken“ deutschen Jugend mit ganz besonderm Nachdruck zur Nachahmung empfohlen haben; er sagt:

Man hat auch in Herrn von Fink einen Apostel, ich weiß nicht welcher großartigen und humanen Ideen finden wollen. Uns geht das Verständniß für diese Art von Aposteln ab; wir haben keine Sympathie für diese Wohlthäter der Menschheit, die damit anfangen, ihre Umgebung auf die Hühneraugen zu treten und sie auszulachen, wenn sie aufschreien. Dieser Herr von Fink, wie wir ihn ansehen, ist eine kleine malitiöse Personage, die sich ein Gewerbe daraus macht, alle Menschen zu necken und zu plagen und sich ungeheuer geistreich vorkommt, wenn es ihr gelingt; er ist liebenswürdig, ja, wir räumen es ein, aber doch nur in dem Sinne liebenswürdig, wie man von einer liebenswürdigen Bosheit spricht.

Bei Gelegenheit der Dorfgeschichte macht Prutz die wie es uns scheint sehr richtige Bemerkung:

Da es für den gebildeten Verstand doch kaum möglich ist, ein wirkliches ernsthaftes Interesse an dieser kleinen dürftigen Welt zu nehmen — es müßte denn aus culturgeschichtlichem Interesse geschehen, womit wir uns dann aber sofort auf einen ganz andern Boden stellen, nämlich auf den Boden der Wissenschaft —, so wird die Auffassung in den meisten Fällen eine wesentlich humoristische sein müssen, und werden daher diejenigen Dorfgeschichten der Forderung des Aesthetikers am nächsten kommen und die Eigenthümlichkeit der Gattung am richtigsten erfüllen, die sich alles tragischen Pompes am meisten entschlagen und sich mit einer einfach harmlosen, womöglich humoristisch gefärbten Schilderung der Wirklichkeit begnügen.

Man vergesse nicht, daß der deutsche Bauer eher alles andere ist als sentimental, und daß er kein Pathos der Leidenschaft besitzt; geräth er aber einmal in Leidenschaft, so wird diese sofort den Ausdruck von Roheit und Brutalität annehmen.

In dem Kapitel über die dichtenden Frauen ist uns die Behauptung aufgefallen, daß „der glänzendste poetische Lorber Europas in diesem Augenblick auf einem weiblichen Haupte ruht: George Sand, nicht blos die größte Dichterin, sondern auch der größte Dichter unserer Tage“. Wird die künftige Generation, die vielleicht von George Sand'schen Emotionen nicht viel mehr wissen wird, da sie ja jetzt schon im Verschwinden sind, dieses Urtheil unterschreiben? Bleiben wir nur bei den Franzosen stehen, so wird Béranger, dieser nur vom französischen Standpunkte vollkommen gerecht zu beurtheilende echte Volksdichter, George Sand sicherlich überleben, wahrscheinlich auch Victor Hugo, vielleicht selbst Lamartine.

Von weniger bekannten Autoren, die bisher von den Literaturgeschichtschreibern noch nicht als Ebenbürtige anerkannt waren, hat Prutz etwa nur folgende drei zu Rittern geschlagen: Franz Trautmann, Julius Grosse und Ernst Kossak. Von dem letztern behauptet er, daß er den „einigermaßen leichtfertigen“ Beruf des Feuilletonisten mit einer sittlichen Würde umkleidet habe und unter der Maske des leichten spielenden Scherzes ernsthaft sociale Zwecke verfolge, und er sagt dann zum Schluß der betreffenden Charakteristik:

Unsere Literarhistoriker, wie sie gewöhnlich sind, messen das literarische Verdienst bald nach der Elle, bald nach dem Gewicht eines überlieferten und doch oft sehr wurmstichigen Ruhms. Auch an Ernst Kossak ist die Literaturgeschichte bisher theils vornehm vorübergegangen, theils hat sie ihn mit wenigen nichtssagenden Zeilen mitleidig abgefertigt. Nun, wir unserstheils glauben, daß in diesem Autor, der bisher noch nicht viel mehr als Journalaufsätze und Tageskritiken geschrieben hat, mehr Poesie steckt und ein frischerer Keim der Zukunft, als in ganzen Bänden von Romanen und Gedichten.

Sicher, nicht blos die Literaturgeschichte, auch das Publikum, in dessen Diensten sie doch arbeiten, sind gegen die Tagesreporter, die man Feuilletonisten nennt, vielfach undankbar, obschon doch jeder, der die Verhältnisse kennt oder nicht blos an der Oberfläche auffaßt, zugeben wird, daß diese Reporter bei der ganzen Gestaltung des modernen Lebens in großen Städten ganz unentbehrliche Geschöpfe sind. Und wie viele strecken nach ihren Dienstleistungen die Hände aus, wie vielen sind sie nützlich! Hat man freilich durch sie erreicht, was man will, so geht man ihnen aus dem Wege, macht sich wol auch über sie in nur zu bekannter geist- und gemüthloser Weise lustig. Und welche Arbeit! Früh Supplikanten aller Art, die für eine Weile recht demüthig thun können, zu empfangen und abzufertigen, Briefe zu erbrechen und zu beantworten, Recensionsexemplare und Journale durchzublättern, nachmittags und abends Besuche von Kunstaus-

stellungen, von öffentlichen Volksvergnügungen, Schaubuden, Theatern, Concerten, Declamatorien, Privatgesellschaften, in denen eine junge Dilettantin, die sich aber zur Künstlerin ausbilden will, ein Klavier- oder Gesangstück oder ein angehender Bühnendichter ein Theaterstück vorträgt — und das alles verdauen, über das alles in der Nacht oder in den Frühstunden schreiben: wer eine solche Existenz, in der zuletzt auch der schönste Kunstgenuß Widerwillen erweckt, auf die Dauer mit Ehren und ohne frivol zu werden durchführen kann, der hat in der That Anspruch nicht blos auf Mitleid, sondern auch auf Bewunderung.

Hermann Marggraff.

Zeit- und sittengeschichtliche Romane.

1. Der echte Ring. Roman in sechs Büchern von F. Binnewerck. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1859. 8. 4 Thlr.
2. Vor Jena. Roman. Nach den Aufzeichnungen eines königlichen Offiziers vom Regimente Gensdarmes. Von George Hesekiel. Zwei Bände. Berlin, F. Schneider. 1859. 8. 2 Thlr.
3. Von Jena nach Königsberg. Von George Hesekiel. Drei Theile. Berlin, Janke. 1860. 8. 4 Thlr.
4. Französische Hofgeschichten. Von George Hesekiel. Berlin, Wagner. 1859. 8. 20 Ngr.
5. Des Teufels Großmutter. Sittenbild aus der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart von Bernhard Heßlein. Zwei Bände. Berlin, Verlags-Magazin. 1859. Gr. 8. 2 Thlr. 3 Ngr.

Neue Romane! Wie vielversprechend klingen nicht die Worte, und doch wie wenig pflegt gemeiniglich dahinterzustecken. Neue Romane! Oft bedeutet der Ruf nichts weiter als ein frischgemaltes Aushängeschild vor einem alten Laden, in dem die ältesten Sachen Abgang finden sollen. Neue Romane! Wir fertigen ihrer gleich fast ein halb Dutzend hintereinander ab und fragen kaum danach, ob sich die Verfasser von unserer Abfertigung befriedigt fühlen, ob nicht. Neue Romane! Wir könnten die beiden Worte noch zehnmal hintereinander halb im fragenden, halb im ausrufenden Tone wiederholen, und jedesmal würden wir eine andere Bemerkung dazufügen können, die scheinbar mit den übrigen in keiner Verbindung steht und doch mit allen in einem Grundgedanken zusammentrifft. Dieser Grundgedanke ist die Frage: was sind überhaupt heutzutage neue Bücher?

Nun ja damals, als die literarische Menschheit noch bescheiden in ihren Hoffnungen und Wünschen, mäßig in ihrer Kost war, als sie noch nicht mit der Gier der Uebersättigung von einer literarischen Erscheinung zur andern stürzte, noch nicht an allem naschend auch nicht den Widerwillen gegen das ernstliche Studium literarischer Werke zur Schau trug, damals als sie sich nicht von dem dämonischen Gelüste treiben ließ, um des blos ersehnten noch Bessern und Schönern willen das vorhandene Gute und Schöne wegwerfend gar zu leicht beiseite zu schieben: in jener guten Zeit, da noch der Katalog der leipziger Büchermesse bei allen Literaturfreunden in hohen Ehren stand, mochte der Ruf „Neue Bücher" wol etwas bedeuten, da mochte auch ein Packet neuer Romane am häuslichen Herde die wärmste Aufnahme finden.

Heutzutage hat eigentlich nur noch das „Alles schon dagewesen" Bedeutung. Das „Alles schon dagewesen" ist denn auch fast der einzige Wahlspruch, mit dem wir an die obigen Erscheinungen der Literatur herantreten. Er soll eine Klage sein, dieser Wahlspruch, die Klage über das fehlende Neue und Große. Und doch ist es uns meist mit der Sehnsucht nach epochemachendem Neuen sehr wenig Ernst. Es wäre vielleicht eine schlimme Probe, die wir wol gar nur mit Widerwillen beständen, müßten wir eine literarische Erscheinung ohne Einschränkung als epochemachend anerkennen. Das Neue soll so urneu, so originell sein, daß die hervorstechende Bedeutung desselben auch dem blödesten Auge einleuchtet, auch den überreizten Gaumen kitzelt, das ungefähr verlangen wir. Was wir mit dieser Sehnsucht eigentlich verlangen, das scheint uns gemeinhin nicht recht klar zu sein. Und doch begünstigen wir mit diesem Verlangen im Grunde nichts als nur den Verfall der Literatur.

Das Neue, das Originelle — woher soll es in jedem Jahre kommen! woher soll es selbst der begabteste Dichter fortwährend schöpfen! Es ist das sehr bald gesagt: dem wirklichen Genie fällt das Gute und Neue zu, es weiß selbst nicht wie. Wir leben in einer Zeit, die sich zu schnell verlebt, das ist das Schlimme. Wir können wol mit der Dampfgeschwindigkeit reisen, aber in unserm bürgerlichen Leben wissen wir uns noch nicht mit ihr abzufinden. Die Forderungen der Neuzeit liegen in unserm Thun und Treiben wie ein gärender Stoff. In uns und außer uns ist wenig Ruhe, wenig Stabilität. Vom Dichter aber verlangen wir sie. Woher soll er sie nehmen? Mag er als Material noch so gesunde und reine Stoffe wählen, die verbindenden Elemente, nämlich die Ideen, sind meist bis zur Zersetzung angesäuert. Wir machen ihn dafür verantwortlich, wenn sich der Zersetzungsproceß auch auf das Material erstreckt, und doch sollten wir ihn entschuldigen, dann gewiß entschuldigen, suchte er in der gärenden Masse nach den reinen und gesunden Elementen mit ernstem Streben. Neue Bücher! Kein Zweifel, daß wir ihnen am wenigsten auf den Gebieten der Dramatik und Lyrik begegnen. Die gärende Zeit ist beiden, was die Neuheit des innern Gehalts betrifft, nicht sehr günstig. Die Formen sowol des Dramas als der Lyrik sind ihr zu knapp; sie will sich eigene, bessere Kunstformen suchen und wählt zunächst diejenigen, welche nach allen Richtungen hin ihr Streben für das Incommensurable begünstigen. Sie wählt zunächst die Formen des Romans, weil diese am dehnbarsten, weit elastischer wenigstens als die des Dramas und der Lyrik sind. Freilich hat man um dieser Dehnbarkeit willen dem Romane den Anspruch auf eine eigene Kunstgattung häufig abgesprochen, überhaupt das Tendenziöse seiner Natur für unvereinbar mit dem Wesen einer wahren Kunstform erklärt. Wir wollen darum nicht rechten. Gewiß entspricht der Roman entschieden den Zeitbedürfnissen der Gegenwart, und ebenso gewiß finden wir in den „neuen Romanen", ganz abgesehen vom frischen Manuscripte, vom frischen Papiere und Drucke, des Neuen

verhältnißmäßig mehr als in den andern neuen Büchern der Dichtkunst.

Die am Eingange des Aufsatzes angeführten Romane sind sicherlich nicht mit Rücksicht auf einen bestimmten Gesichtspunkt zusammengestellt. Es sind Werke von verschiedenen Verfassern, von verschiedenem Werthe, von verschiedener dichterischer Bedeutung. In allen zeigt sich indeß das gemeinsame Element: sie wollen dem Zeitbedürfnisse in seinen culturgeschichtlichen Beziehungen dienen. Sie alle greifen mehr oder weniger hinein in die socialen, religiösen und politischen Stürme der Gegenwart oder jüngsten Vergangenheit. Machen sie sich zu thun mit Fragen, die eigentlich nur in einer theologischen Zeitschrift erörtert werden können, bieten sie politische und historische Discurse, die zweckmäßiger an der Spitze einer politischen Zeitung ständen, so werden auch wir es nicht ganz vermeiden dürfen, bei der Besprechung ab und zu einen Ton anzuschlagen, der sich besser für ein theologisches Journal oder ein politisches Flugblatt, denn für rein literarische Blätter schicken möchte.

Wenden wir unsere Blicke nunmehr dem ersten der angezeigten Romane zu. Binnewerck, der Verfasser von „Der echte Ring", nennt sich auf dem Titel zugleich Verfasser von „Narrenalbum", „Christine" u. s. w. Sicherlich fanden die genannten Werke bei einem Theile des Publikums lebhaften Anklang. Wir kennen sie nicht, machen vielmehr erst mit diesem „Echten Ringe" die nähere Bekanntschaft des Verfassers, obschon uns sein Name nicht ganz unbekannt war. Offen gestanden: die Bekanntschaft reut uns nicht. Ein Etwas in der Darstellungsweise Binnewerck's erweckt von vornherein für den Verfasser unser lebhaftes Interesse. Wie sollen wir diese Theilnahme kurz kennzeichnen? Am besten wol, indem wir den „Echten Ring" als ein gesinnungsvoll geschriebenes Buch bezeichnen. Nicht, daß wir nicht manchen schärfern oder gelindern Tadel aussprechen könnten, nicht, daß wir nicht manches Thatsächliche anzweifeln möchten, anderes in modificirter Weise dargestellt wünschten; indeß wir mögen und dürfen nicht mit dem kritischen Maßstabe allein messen, müssen uns wol hier und da sogar entschuldigend auf die Seite des Verfassers stellen, wo das strenge ästhetische Urtheil nur verwerfen möchte, eben weil das Werk, geflossen aus tüchtiger Ueberzeugung, zugleich Probe ablegt von einem ernsten Streben wie nicht minder von verhältnißmäßig glücklicher Gestaltungskraft.

Lassen wir den Leser über die Natur des Romans nicht länger in Zweifel. Soll er nur nach dem Scheine des Titels urtheilen, gewiß, er wird sich ebenso leicht wie wir einer Täuschung hingeben. „Der echte Ring": wer fürchtete nicht zunächst eine seltsame, höchst wunderliche Erzählung ohne andere Tendenz als die, den Leser um jeden Preis zu spannen und zu überraschen. Zu welchen hyperromantischen Verwickelungen kann nicht ein Ring beitragen, der vom Finger irgendeines guten Menschen gestohlen nach 20 oder 30 Jahren in die Hände des Eigenthümers zurückgelangt. Ein Ring, der vielleicht von einem Dutzend Menschen als Amulet oder Talisman heilig gehalten wird, Gegenstand romanhafter Handlung: fühlt man sich nicht bei dem Gedanken daran schauerlich angeweht von Kerkerluft und Criminalactenstaub! Nun ja, in Binnewerck's Romane wandern wir nicht gerade mit leichten Füßen in das Land der romantischen Erfindung hinein; es bedeutet schon etwas, wenn wir die beiden Kinder eines reichen protestantischen Grafen stehlen und gleich darauf auch seine katholische Gattin spurlos verschwinden sehen. Da ist zu gleicher Zeit noch ein drittes, vater- und mutterloses Kind, von dem kein Mensch weiß, von wannen es kam. Es ist nichts Geringes, durch die politischen Wirren des Jahres 1848 hindurch trotz aller Kniffe und Ränke der Jesuiten von Deutschland nach Rom und zurückzuwandern, nur um dem gräflichen Ehepaare zu seinen Kindern und dem ausgesetzten Kinde zu seinen Aeltern zu verhelfen. Und doch spielt ein leibhaftiger Ring nicht hinein in diese sehr romantischen Situationen. Gleichwol ist der echte Ring vorhanden als der Talisman, den wir alle suchen sollen, als das Amulet, an dessen Auffinden die gesammte Menschheit ihre Kraft des Forschens zu setzen verpflichtet ist. Der echte Ring Binnewerck's ist uns allen nicht fremd, wenn wir an die Fabel des Lessing'schen „Nathan" denken. Bei Lessing wie bei Binnewerck handelt es sich um die Frage nach dem wahren Glauben; nur daß jener sich bescheidet, dem Judenthum, Christenthum und Mohammedanismus zu gleicher Zeit oder anders betrachtet keinem von ihnen den echten Glauben unbedingt zuzusprechen, dieser aber den echten Ring nothwendigerweise im Bereiche des Christenthums sucht; nur daß Lessing eine allgemeine, nenne man es eine christliche Toleranz predigt, Binnewerck dagegen diese Toleranz mit einem der jetzt oder späterhin etwa maßgebenden christlichen Bekenntnisse in enge Verbindung setzen möchte. Gewiß, der Verfasser bekennt selbst: der echte Ring — eine schwere Frage. Die Lösung derselben, welch hohe und doch wol stets unmögliche Aufgabe. Denn der Gesichtspunkte für die etwaige Lösung des Problems sind übermäßig viele, das Fruchtlose aber aller Versuche zur Lösung liegt in dem Durcheinander der verschiedenen Gesichtspunkte. Nehmen wir nur die beiden, jedem ernsten Forscher zunächstliegenden. Einmal die Religion des Christenthums aufgefaßt als die Religion des Weltbürgerthums, und dann dieselbe christliche Religion in ihrer lebendigen Bethätigung nur erkennbar in einem bestimmten confessionellen Bekenntnisse: wie gesagt, diese beiden Gesichtspunkte schieben sich wider Willen des Forschers in seinen Gedanken so durcheinander, daß Nathan's Resultat: „Wir müssen es dahingestellt sein lassen", immer als das wahrste erscheint. Dem schließt sich auch Binnewerck's Resultat an, nur daß es für unsere realen Verhältnisse das praktische Bedürfniß, also die Nothwendigkeit der Kirche hauptsächlich betont. Religion und Kirche, Inhalt und Form des Christenthums werden sich nie ganz, vielleicht stets nur sehr stückweise decken, dürfen wir diesen, in manchen philosophischen Abhandlungen sehr gäng und geben Ausdruck hier anwenden.

Wir rechnen es dem Verfasser hoch an, daß er diese Erkenntniß festhält und aus ihr die Anerkennung der Kirche schöpft. Er gelangt mehr als einmal zu dem faßlichen Resultate: die Form des christlichen Bekenntnisses (wir fassen unter „die Form" irgendeine der bestehenden Confessionen auf) ist so lange in ihrem vollen Rechte, als sie dem Bedürfnisse einer Menschenmenge entspricht, umgekehrt wird mit dem Aufhören des Bedürfnisses die Form von selbst in sich zusammenfallen. Natürlich ist es thöricht, die Form irgendeines der christlichen Bekenntnisse durch Worte oder Wünsche aus der Welt gleichsam hinauszudecretiren, solange sie sich noch einem wirklichen Bedürfnisse der Menge dienstbar erweist, da mit dem Verluste der bestimmten Form das Bedürfniß nicht etwa bessere, sondern nur irrigere Wege einschlagen könnte.

Wir sehen uns den Roman im Einzelnen an. Er zerfällt in sechs Bücher, deren erstes „Humoristische Vorschule" betitelt ist. Nicht ohne Jovialität treten wir in das Haus eines alten Chemikers, der an dem Probleme arbeitet, den Menschen auf chemischem Wege zu erzeugen. Siehe da, eines Morgens werden die Herren der Wissenschaft zum Chemiker geladen, das Problem zeigt sich als gelöst, dem chemischen Kessel wird ein Knäblein entnommen. Dieser Hokuspokus ist mit vielem Humor geschildert; wir dürfen hinter den Schleier des Geheimnisses blicken und bemerken, daß der Knabe, nachmals Faustin genannt, der Sohn einer vornehmen Dame und vom Chemiker als Pflegekind angenommen ist. Zusehends wächst Faustin, ja so schnell, daß er bereits auf Seite 36 zur Universität gehen kann. Er will Theologie studiren; sein Musenstübchen liegt natürlich im vierten Stock, wie sich das bei einem Theologen von selbst versteht.

Dicht neben seinen Fenstern waren wieder welche zu derselben Etage gehörige, aus denen am ersten Morgen, da Faustin sich nach der Umgebung umschaute, eine Pfeife heraussah. Neugierig knüpfte er mit seinem Blick an den langen Pfeifenstiefel an, begegnete dann einem meißener Porzellankopfe mit gemaltem Studenten, sprang von da herüber auf ein Paar lang herabhängende Quasten, kletterte daran auf und gerieth zwischen Dampf und Nebel hindurch unmittelbar in einen Mund, der von einem Urwald von Haaren umwachsen war. „Guten Morgen", brummte ein tiefer Baß und salutirte zugleich mit einer dicken Rauchwolke.

Der Brummende „im tiefsten Baß", ein bemoostes Haupt Namens Marbeck, wird alsobald Faustin's Busenfreund: der Verfasser hat den Charakter desselben mit einer offenbaren Vorliebe entwickelt. Marbeck's unverwüstliche humoristische Natur erheitert unwillkürlich. Höre man nur, wenn er spricht:

Du (nämlich Faustin) wirst entschuldigen, ich denke am liebsten im Bette. Mir kommt's darin vor, als hätte man keinen Körper, wenn nicht gerade das Bettstroh hineinsticht..... Da ist ein einziger Stuhl, ein Angstkind, von dem ich immer fürchte, daß er zusammenbricht, wenn ich mich gedankenschwer daraufsetze; ein Tisch von einer zukünftigen Form, die irgendeinmal in einem spätern Jahrtausend Mode werden wird....

Harmoniren diese Gedanken nicht auffallend mit folgenden: „Der Mensch ist wie Kalbleder, das man darüberspannt", ob über den Leisten oder über das Leben, wird uns nicht mitgetheilt; „Lieber ein Original mit schiefen Absätzen, ein Genie, das seine Kleider mit Bindfaden zusammenhält, als so ein unglücklicher Philister, der den lieben Gott in der Kirche nur im Sonntagsrocke besucht."

Was natürlicher, als daß Marbeck einer Gesellschaft der „Rothen" angehört, als daß Faustin diesem geheimen Bunde gleichfalls beitritt. Beabsichtigen doch die „Rothen" nichts Größeres als die unfehlbare Weltverbesserung. Können sie sich doch der tiefen Ueberzeugung rühmen, daß „die Erde unvollkommen", wissen sie doch ganz genau, daß, „weil sie sich drehe, ihr nicht beizukommen sei", noch mehr, daß „bei der Geschwindigkeit der Drehung unsere besten reformatorischen Schützen, statt den Nagel auf den Kopf zu treffen, stets danebenschossen". Den „Meisterschuß", nichts weiter beabsichtigen die Rothen. Weshalb sollte er ihnen nicht gelingen, handelt es sich doch nur um die Erbauung eines wissenschaftlichen Gebäudes, aus dessen „letzter Etage man unmittelbar in den Himmel sehen und durch die Lorgnette beobachten kann, wie die Welt regiert wird". Schade nur, jammerschade, daß die Polizei plötzlich über diese „letzte Etage" etwas stutzt und sämmtlichen Rothen eines schönen Tags das consilium abeundi erwirkt. Denn inmitten der Rothen selbst lauerte der Verräther in Gestalt eines gewissen Langhennerich. Dieser edle protestantische Studiosus wird nämlich bei der Stiftung einer geheimen Gesellschaft der „Heiligen" von Marbeck und Faustin ertappt, einer Gesellschaft, die einer ganz andern Tendenz huldigt als die der Rothen. Aus dem Zwiespalt zwischen den „Rothen" und den „Heiligen" weiß sich Langhennerich nicht anders als durch Verrath zu retten. Aber auch er muß nebst Marbeck und Faustin sein Bündel schnüren, da die Gemeinde der „Heiligen" auf einen polizeiwidrigen mystischen Schwindel hinauslaufen möchte. Marbeck meint von Langhennerich, ihn treibe die Sehnsucht nach dem Jenseits von dannen. Wir finden denn auch den protestantischen Langhennerich sehr bald im „Jenseits", das heißt im Lager der Jesuiten wieder. Es ist nicht leicht, dem Verfasser in der vielfach verschlungenen Handlung der folgenden Bücher so zu folgen, daß die Fäden klar zu Tage treten. Betitelt sind sie: „Wollen, meinen, bedürfen", „Das Urtheil des Herzens", „Führe uns nicht in Versuchung", „Lebenswirren", „Dein Reich komme". So harmlos und natürlich der Verfasser das erste Buch, die „Humoristische Vorschule", anlegte und durchführte in nicht gerade sehr tiefen aber höchst glücklichen Schilderungen aus dem studentischen Leben und Treiben, so wenig läßt er uns ahnen, daß er späterhin Marbeck zum Helden des Romans erheben will. Wir sehen in diesem Marbeck anfangs nur ein Original mit „schiefen Absätzen", nur ein Genie, „das die Kleider mit Bindfaden zusammenhält"; wie sehr werden wir daher überrascht, als unter diesen mit „Bindfaden zusammengehaltenen Kleidern" eine große geistige Natur, ein durch und durch gediegener Charakter vom edelsten Willen hervortritt. Wir werden so sehr überrascht, daß wir die Zurücksetzung des anfänglichen Helden Faustin und seine vollständige Abhängigkeit von Marbeck kaum übel vermerken.

Marbeck findet sich in kurzer Zeit inmitten einer katholischen Stadt, die wir uns in Mitteldeutschland gelegen denken, von einer geheimen Gesellschaft zur Gründung einer Zeitschrift bestimmt, deren Tendenz die Erhebung des Christenthums über die confessionellen Bekenntnisse hinaus zur Weltreligion anstrebt. Marbeck redigirt unter Faustin's Mitwirkung das Blatt so lange, bis es die hohen geheimen Persönlichkeiten (es sind unter ihnen namentlich ein Graf Armtin und ein revolutionssüchtiger italienischer Prinz Lesantrino) höherer Rücksichten wegen eingehen lassen. Der Fall tritt natürlich nur zu bald ein. Denn der Orden Jesu könnte das Blatt nur dann gutheißen, wenn die Tendenz desselben der einen alleinseligmachenden Kirche rückhaltslos zugute käme. Davon kann indeß nicht die Rede sein, wenn die Weltreligion aufgefaßt wird als „eine Kirche mit dem einen Glauben an Gott, mit dem andern an die ewige Fortentwickelung und höhere, die Unsterblichkeit bedingende Berufung seiner selbst: das wäre die Kirche vom Heiligen Geiste".

Daß es übrigens mit dieser Kirche vom „Heiligen Geiste" noch lange gute Wege hat, sieht Marbeck sehr bald selbst ein; er erkennt, wie schnell selbst die edelgemeinte „Fortentwickelung der Kirche" scheitert, ja scheitern muß, einmal an dem gerade auf protestantischem Gebiete herrschenden „kirchlichen Indifferentismus", dann am Standpunkte derer, die „das Entbehrenkönnen der Kirche, den Mangel religiösen Bedürfnisses unter Reform, unter Aufklärung fassen und meinen".

Und mit einer solchen Reform, mit solcher Aufklärung, die dem kirchlichen Bedürfnisse nur die Negation des kirchlichen Bekenntnisses entgegensetzt, will Marbeck nichts gemein haben. Wir danken dem Verfasser für diesen trefflichen Charakterzug.

Wir versagen es uns, weiter in die religiösen und politischen Kämpfe einzugehen. Sie gruppiren sich katholischerseits hauptsächlich um den scharfgezeichneten Jesuiten, Pater Emmerich; um dessen Schüler, den uns schon bekannten Langhennerich (der Stifter der „Heiligen" nennt sich jetzt Pater Sebaldus); um den idealen Priester Ephraim; dann um die vortrefflich geschilderte, sanfte Barmherzige Schwester Beatrice und um die gräflichen Familien Armtin und Mansleben. Diesen gegenüber steht auf nichtkatholischer Seite außer Marbeck und Faustin des letztern Jugendgespielin Cordelia, eine edelfühlende junge Dame, die, im Begriff stehend sich aus Verehrung für den idealen Priester Ephraim der katholischen Kirche in die Arme zu werfen, von Marbeck für seine Gesinnung gewonnen und als Geliebte erobert wird. Können wir mit den Gedanken und Gefühlen aller dieser Personen sympathisiren, mit einer nur können wir es nicht, mit dem jungen Juden Robertsohn nämlich. Er spielt eine gar zu traurige Rolle, trotz oder gerade wegen seines unbesieglichen Dranges nach religiöser Erkenntniß. Der Verfasser gelangt mehrmals zu der Frage, ob sich nicht aus der Vereinigung des fortschreitenden Judenthums und des fortschreitenden Protestantismus die Gründung der wahren Kirche vom Heiligen Geiste bewerkstelligen lasse. Er mußte uns natürlich dieses fortschreitende Judenthum an einer Person vor Augen führen. Seltsamerweise aber ist der ringende Jüngling Robertsohn nur seiner Beschreibung und Erziehung nach Jude, im übrigen der gestohlene Sohn des gräflichen Ehepaars Mansleben. War es des Verfassers Absicht, aus dem Zwiespalte des als Christ geborenen und zum Juden erzogenen Robertsohn die Haltlosigkeit der Ansicht, es könne sich jemals fortschreitende protestantische Anschauung mit fortschreitender religiös-jüdischer zu einem höhern Dritten vereinigen, indirect nachzuweisen, so ist ihm nach unserm unmaßgeblichen Dafürhalten diese Absicht glänzend gelungen, weit glänzender als viele seiner romantischen und weitverzweigten Erfindungen und Situationen. Das auf die Darstellung der psychologischen Momente verwandte Talent schlagen wir nicht gering an; besonders glücklich sind viele der Blicke ins Menschenherz. Scenen wie die Vereinigung des protestantischen Grafen Armtin mit seiner katholischen Gattin, nachdem beide trotz der Liebe zueinander durch die Ränke des Pater Emmerich jahrelang wie getrennt lebten; dann das Gemüthsleben der Barmherzigen Schwester Beatrice; ferner die Wandlung in dem etwas emancipationssüchtigen Charakter Cordelia's, ihre Neigung zur katholischen Kirche und ihre darauffolgende Liebe zu Marbeck: dies und vieles andere hat der Verfasser mit ebenso wahren als einfachen Farben und Pinselstrichen wiedergegeben. Nur im letzten Theile folgen wir ihm nicht ohne einigen Unmuth. Denken wir nur an das erste Kapitel des sechsten Buchs: wie bunt wird hier Vergangenes und Gegenwärtiges durcheinander geworfen. An andern Stellen spitzt er die Thatsachen zu einer Spannung zusammen; statt aber den Leser aus der Ungewißheit der Situation zu reißen, bringt er nur den Schlußstrich des Kapitels. Wie peinlich empfinden wir das nicht z. B. am Schlusse des vierten Kapitels im fünften Buche. Die wenigen Worte: Graf Mansleben hatte seine seit Jahren verschwundene Gattin wiedergefunden, genügen die Situation zu schließen. Aber nein, der Verfasser denkt anders von der Spannung des Lesers. Erst 100 Seiten weiter erlöst er uns aus der Situation mit einer ganz nutzlosen Recapitulation des früher Dargestellten. Auch wünschten wir, er vermiede Ausdrücke wie „gegenfragte" und „hassendes Lächeln". Ganz ergebenst müssen wir ihn aber ersuchen, unsere Kanzleien nicht mit „Rentanden" zu bevölkern, sintemal das Geschlecht der „Rendanten" noch lange nicht ausgestorben ist.

Schließlich nehmen wir die Frage nach dem echten Ringe wieder auf. Wie hat sie Binnewerck gelöst? „Das Gold des Glaubens", sagt er, „gewährt das Herz: die Vernunft mag es läutern, aber die Liebe muß es formen — das allein ist der echte Ring." Schön, sehr schön ausgesprochen, nur schade, daß es sich fürs reale Leben um die Vermittelung der geistigen Forschung mit dem praktischen Bedürfnisse handelt; nur schade, daß wir als Mitglieder einer Gemeinschaft dem religiösen Inhalte unsers Denkens und Empfindens stets eine bestimmte kirchliche Form bieten müssen. Der Verfasser urtheilt viel zu

unparteiisch, als daß er dies nicht selbst zugestehen sollte. Er stimmt selbstverständlich nicht ganz in das Verdammungsurtheil gegen die katholische Kirche ein, das man so oft aus protestantischem Munde hört. Aus einzelnen Andeutungen entnehmen wir, daß er seinem Bekenntnisse nach der protestantischen Confession angehört. Ist das der Fall, so gereicht ihm die Unparteilichkeit zu um so größerer Ehre. Er schmeichelt dem Jesuitismus nicht, er erkennt aber freudig den tiefen großen Kern der katholischen Kirche an, indem er sie nicht mit protestantischen Augen, sondern mit denen eines überhaupt nur kirchlich gesinnten Mannes ansieht. Direct sagt er dem Protestantismus alles mögliche Gute nach, indirect um so weniger. Zart, sehr zart umgeht er die Beantwortung der Frage: wenn wir uns berufen fühlen gegen den Katholicismus anzukämpfen, nun, da mögen wir doch einmal sagen, was wir im kirchlichen Leben auf protestantischem Gebiete so Großes erreicht haben? In dreihundertjähriger Entwickelung — den protestantischen Orthodoxismus. Darf der auf die orthodoxe katholische Kirche verächtlich herabsehen? Doch wir erinnern uns zu rechter Zeit, daß man uns einwenden kann: nicht was wir erreicht haben, sondern was wir erreichen wollen, nur das darf auf protestantischem Gebiete gelten. Ein heikler Punkt, dieses Erreichenwollen. Wüßten wir nur erst, daß selbst das freisinnigste religiöse Bekenntniß wieder und immer wieder zu einer die Toleranz gegen Andersdenkende ausschließenden kirchlichen Form nicht führen müßte! Sehen wir uns um und fragen einmal daraufhin den Helden des Romans. Marbeck gelangt glücklich ins Ministerium. Wir verlassen ihn in behäbiger Stellung. Irren wir nicht, so können wir ihm später als Geheimrath begegnen. Wie einer, so kämpfte er im jugendlichen Feuer für die Idee der Weltreligion. Und nun? Der Verfasser schweigt über dieses „nun". Erzählen wir denn die Geschichte weiter. Den Mantel nach dem Winde hängen und feig seine religiöse Ueberzeugung ändern, nein das kann ein Marbeck nicht. Aber er modificirt sie. Auf unser Wort: Marbeck gehört jetzt sicherlich einer orthodoxen Kirche an, noch mehr, er muß ihr aus innerster Ueberzeugung angehören. Nun? Der Verfasser wird lächelnd mit einem zweideutigen Achselzucken antworten. Nun ja, der Verfasser hört das Geständniß, daß die katholische Kirche als Kirche noch immer berechtigt sei sich die triumphirende zu nennen, mit einiger Befriedigung an. Sie ist jedenfalls dazu berechtigt, wenn die Wandelung in Marbeck's Gesinnungsweise naturgemäß ist. Und diese ist naturgemäß. *)

George Hesekiel's Name ist in gewissen Kreisen nicht unbekannt; er hat sogar einen festen, wohlbegründeten Klang. Doch glauben wir auf einen Augenblick den begründeten Ruf beiseite setzen und fragen zu müssen: wer ist George Hesekiel? Es dürfte nicht ganz in der Ordnung, unter Umständen sogar unedel sein, bei der Besprechung künstlerischer Werke Bedacht zu nehmen auf den moralischen oder politischen Charakter des Autors. Wie George Hesekiel seiner Partei für gewisse Richtungen der erzählenden Literatur als ein beinahe mustergültiger Schriftsteller gilt, so wiederholt sich auch stets die Klage, daß er von seinen Gegnern aus ungerechtfertigtem Vorurtheile übersehen oder geringgeschätzt werde. Unser Eigenwille also nicht, sondern jene stets wiederholte Klage zwingt uns, den politischen Charakter des Verfassers ins Auge zu nehmen und aus seiner Praxis ein wenig gleichsam „zur Situation" vorauszuschicken.

George Hesekiel war bei der Redaction der Kreuzzeitung betheiligt, ist es wol auch noch. Mittelbar wenigstens hat er also theil an jener urwüchsigen Auffassungsweise und dem mehr als derben Stile, der den bekannten Zuschauer dieser Zeitung kennzeichnet. Wir trauen dem Zuschauer die Einsicht zu, daß die Uebertragung der eigenthümlichen Auffassungsweise in Verbindung mit dem derben Stile auf ein Kunstwerk, wie es doch ein Roman sein soll, diesem keineswegs zum Vortheile gereichen möchte. Soll nun der Leser nicht fürchten, die Eigenschaften des Zuschauers in den Werken George Hesekiel's wiederzufinden? Die Befürchtung ist gewiß gerechtfertigt, so gerechtfertigt, daß sich der Zuschauer nur bei sich selbst beklagen mag, wenn George Hesekiel's Romane von einem Theile des Publikums nur mit Mistrauen in die Hand genommen, von einem andern aus Vorurtheil gar nicht gelesen werden.

Versuchen wir es, der Begabung des Verfassers nach den uns vorliegenden Werken gemäß unserer Einsicht gerecht zu werden. Es ist wahr, der Zuschauer hat nicht unrecht, George Hesekiel ist in seinen Romanen ein anderer, als er es in den Spalten der Kreuzzeitung sein darf. Wir erwarten durchaus tendenziöse Werke und sind überrascht, diese wenigstens in der von uns vermutheten Weise nicht zu finden. Es geht uns mit George Hesekiel, wie es uns und andern mit Persönlichkeiten geht, die wir nur vom Hörensagen oder flüchtig kannten, wir rufen ihnen ein „So hatte ich Sie mir nicht vorgestellt" zu. Aus Hesekiel's Romanen sollte man nur schwer errathen, daß er der obengenannten politischen Partei zugehört. Freilich blickt man tiefer, so läßt dies doch eine gewisse Vorliebe für das ancien régime in etwas ahnen. Es sind fast immer die privilegirten Klassen der Gesellschaft, unter denen sich Hesekiel bewegt. Aber er weiß sich mit einer gewissen edelmännischen Gesinnung unter ihnen zu bewegen. Er hält durchaus den guten, nobeln Ton inne. Einem Edelmanne darf man es nicht übel anrechnen, daß er dann, wenn er sich mit Niedrigstehenden abgibt, die Unbefangenheit seiner Gesinnung nur durch den Ton der Herablassung zu kennzeichnen weiß; so wollen wir es auch nicht zu sehr hervorheben, daß in Hesekiel's Werken fast überall die Lehre vom beschränkten Unterthanenverstande zwischen den Zeilen hervortritt.

*) Binnewerck starb im Laufe des Februar d. J. zu Dresden. Man schreibt seinen Tod der freudigen Erschütterung, welche ihm die so plötzlich nicht erwartete Aussicht auf eine endliche Besserung seines sorgenvollen Lebens verursacht hatte, wie seinem durch Kümmernisse und Entbehrungen geschwächten Körperzustand zu. Binnewerck war Familienvater. D. Red.

Das ancien régime verherrlicht im Grunde niemand, ohne daß er nicht einem Offizierrocke mit blanken Knöpfen ein weit größeres Heil für die Menschheit zuspricht, denn der tiefsten Idee, die sich aus einem freisinnigen Kopfe hervorringt. Wir können uns auch über dieses ancien régime freuen, wenn es mit einem unverkennbaren und glücklichen Streben nach strenger Objectivität, wenn es im Ganzen in einem taktvollen, von allen politischen Aus- und Einfällen freien Tone dargelegt wird wie durch George Hesekiel in den vorliegenden Werken.

Der Roman „Vor Jena" (Nr. 2) beabsichtigt eine Sittenschilderung des berliner aristokratischen Lebens in der Zeit unmittelbar vor der unglücklichen Katastrophe von Jena. Er kündigt sich an als verfaßt „nach den Aufzeichnungen eines königlichen Offiziers vom Regimente Gensdarmes". Den Erfindungen des Verfassers liegen mithin viele Thatsächlichkeiten zu Grunde. Irren wir nicht, so ward „Vor Jena" früher schon kapitelweise in einer Zeitschrift veröffentlicht. Aus diesem besondern Zwecke der kapitelweisen Veröffentlichung, wie aus dem Memoirenhaften der Aufzeichnungen möchte sich das Skizzenhafte des Romans erklären lassen. Er macht nicht den Eindruck eines streng gegliederten, kunstvoll geschlossenen Ganzen. Der Roman enthält 18 Kapitel und eigentlich ebenso viele einzelne Skizzen, deren Zusammenhang und Ineinandergreifen durch den Faden der Geschichte bedingt wird.

Das Regiment königlicher Gensdarmes spielt im Romane eine Hauptrolle. Sie waren ein Elitecorps, diese königlichen Gensdarmes; nicht eigentlich der Garde angehörig, pflegten sie doch nicht selten in Berlin die Hauptrolle zu spielen. Sie waren geziert durch schöne rothe Paraderöcke, diese feinen Herren Offiziere vom Regimente königlicher Gensdarmes; und das berliner Volk hatte sich daran gewöhnt, den schmucken Herren vom Adel vielen, recht vielen Uebermuth zugute zu halten. Freilich nur so lange, als es sich um das Garnisonsleben der Herren vom Regimente der Gensdarmes handelte. Denn als die schwere Zeit der Noth kam, da konnte das Volk wol erwarten, daß gerade sie, die Herren vom Regimente der Gensdarmes, von denen man allgemein behauptete, sie hätten den König zum Kriege gegen Napoleon gedrängt, den Glanz der preußischen Armee aufrecht erhalten würden. Aber das Volk wartete vergeblich. Die Herren Gensdarmes hatten geglaubt durch persönliche Bravour zu siegen. Das eigentlich tiefere militärische Wissen mochte wol ihre schwächste Seite sein, denn das „Denken war nicht gerade die liebste Beschäftigung dieser Herren", gesteht selbst der Royalist Hesekiel ganz harmlos ein. Was wunder, daß sie auf dem Schlachtfelde von Jena eine unerwartete Lection erhielten. Ihr Regiment wurde zersplittert, es ist vom Schlachtfelde nicht heimgekehrt, noch jetzt liegt seine Geschichte um Jena begraben. Wie viel auch im preußischen Staate und in der Armee restaurirt ward, eine eigene Tragik: dies Regiment der stolzen Herren Gensdarmes ward nicht wiederhergestellt, es ist seit dem Unglückstage von Jena aus der preußischen Armee verschwunden. Und selbst das letzte Andenken an das Elite-Cavalerieregiment wollte man im Jahre 1859 tilgen, indem man den berliner Gensdarmesplatz (denn dieser ward nach dem Regimente benannt) in einen Schillerplatz zu verwandeln beabsichtigte.

Ja, vor Jena fühlen sich die Herren vom Regimente noch nicht sonderlich bedrückt vom Ernste der schweren Zeit, die doch so nahe an der Thür des preußischen Staates stand. Sie sitzen noch „am Zeughause Nr. 1" im vornehmen Gasthofe der Witwe Markgraf, genannt „Au Parlement d'Angleterre", denken wenig, sehr wenig (Politik scheint für sie gar nicht zu existiren), desto mehr sprechen sie und trinken noch unendlich mehr, „wie sich für einen Offizier vom Regimente Gensdarmes von selbst versteht", nur „Pontac". Von militärischer Thätigkeit ist keine Rede, noch weniger von militärischen Kenntnissen. Selbst der Held des Romans, der Lieutenant Hans Dinnies von Leist, Sprosse eines der ältesten Adelsgeschlechter der Monarchie und „so einer von den jungen Männern, deren Gesicht ein offener Empfehlungsbrief ist, den die ältern Damen freundlich anblicken und dabei sagen: wie glücklich ist die Mutter, die solch einen Sohn hat; vor dem die jungen Mädchen die Augen erröthend niederschlagen, weil er dem Bilde gar zu ähnlich sieht, von dem sie in stillen Stunden geträumt". Dieser unbestritten „beste Reiter des Regiments", den die ältern Männer schätzen, „weil sie viel von ihm erwarten", den ein Rittmeister seines Regiments etwas spöttisch anläßt: „Sie sind ja ein halber Schöngeist, verkehren mit der schönen Hofräthin Herz, von der Seine königliche Hoheit der Prinz Louis neulich gesagt hat, sie sei noch nie geliebt worden, wie sie geliebt zu werden verdiene"; selbst dieser liebenswürdige Edelmann vom edelsten Blute und edelsten Charakter, der in den „letzten Wochen und Monaten viel von Schiller" gelesen hat und deshalb seinen Busenfreund, den Lieutenant von Nostitz fragen darf: „Seien Sie ehrlich, Nostitz, Sie haben noch nichts von Schiller gelesen!" worauf der Gefragte erwidert: „Da haben Sie recht, jetzt verstehe ich, ich habe zwar die «Jungfrau von Orleans» gesehen und «Maria Stuart», aber ich begreife, das reicht nicht aus" — wie gesagt, dieser junge Offizier selbst thut nichts, als daß er nebst seinem Freunde Nostitz einem Duellantenpaare secundirt, als daß er seine Geliebte, Elisabeth, die reizende Tochter des Geheimen Oberfinanzraths von Reinbach, auf dem Eise meisterhaft Schlitten fährt, sie in ein Wachsfigurencabinet führt, als daß er trotz seiner merklich stillern Stimmung ab und zu die Pontacflasche „begünstigt", als daß er sich endlich mit der Geliebten verlobt und seine Elisabeth als Gattin aufs Land zum Oheim, dem alten Oberstlieutenant „mit dem Stelzfuß" von Leist, heimführt.

Es muß wol damals „in der Zeit vor Jena" in Berlin ein trostlos unthätiges Leben geführt worden sein; wenigstens zeichnet sich der eigentlich geschichtliche Gehalt des Hesekiel'schen Romans „Vor Jena" durch Stoffreichthum nicht aus. Ob uns der Verfasser auf den Kinderball bei „Massow" führt, ob er uns Au Parlement

d'Angleterre in die Gesellschaft der „Pontac begünstigenden Herren" versetzt, ob er uns theilnehmen läßt an der Tafel des Finanzraths von Reinbach, des „Schlemmers" aus der Zeit Friedrich Wilhelm's II., ob er gar mit uns auf den Stammsitz derer von Leist nach Spankow reist: immer knüpft sich das Interesse nur an episodische Thatsachen, immer an episodisch vorgeführte Personen. Aber er versteht sich darauf, gewisse Episoden trefflich zu zeichnen. Ohne die Züge seiner Bilder zu verzerren oder zu verunstalten, weiß er oft mit wenigen Strichen einen Charakterkopf humoristisch hinzuwerfen. Es ist auch fast immer ein und dieselbe Art, mit der er die Zeichnung entwirft, und doch liegt immer die Gewähr einer gewissen Porträtähnlichkeit darin. Da ist der Herr von Zabeltitz, ein „derber, stämmiger Landjunker mit rothen Backen und gesunden Zähnen", der seine beiden Cousinen zugleich hätte heirathen mögen, damit „das bischen Armuth zusammenbleibe ungetheilt", ein Prachtstück von einem nicht gerade vielerfahrenen Landedelmanne, der seine gnädigen Cousinen vom „Zuchtbullen" unterhält: wahrlich wir möchten doch beinahe den Royalisten Hesekiel lachend zur Ordnung rufen wegen der demokratischen Malice, mit der er die Einseitigkeiten des Adels persiflirt. Doch mit noch größerer Satire werden die Werkzeuge der Regierung Friedrich Wilhelm's II. charakterisirt. So namentlich der Geheime Oberfinanzrath von Reinbach und der General Bischofswerder. Kaum weiß man, was man sagen soll, wenn es fortwährend in beißendem Tone von letzterm heißt: „Dreifältig großer Baumeister, flüsterte der General und blickte nach der Decke des Zimmers", und zur nähern Erklärung dieses Blicks nach der Decke: „Seine (Bischofswerder's) Augen nahmen jenen Ausdruck an, der so viele Leute verleitet hat, den Günstling Friedrich Wilhelm's II. für einen Schwärmer zu halten."

Bedenkt denn der Royalist Hesekiel nicht: diese Männer waren doch nur treue Diener ihres königlichen Herrn! Darf die Zeit Friedrich Wilhelm's II. von ihm so gezeichnet werden, so wird er auch an die Gegenwart denselben kritischen Maßstab legen müssen. Gerade die Zeiten vor Jena und die nach Jena gehören zu unserer jüngsten Vergangenheit, sie liegen uns, vom politischen und socialen Gesichtspunkte aus betrachtet, weit näher als die zwanziger oder dreißiger Jahre. Was würde nun der Royalist Hesekiel sagen, wollte man zur Kennzeichnung der letzten zehn Jahre ein paar Criminalgeschichten anführen, in die hochstehende Persönlichkeiten verwickelt gewesen sind? Die verfängliche Amtsführung des Finanzraths von Reinbach, das elende Treiben und Thun der Finanzräthin von Reinbach, dieser ränkesüchtigen Französin, die sich von der Gouvernante bis zur Stiefmutter der Elisabeth von Reinbach emporgeschwungen, ihre Beziehungen zu dem nicht gerade schlechten aber leichtfertigen Kammerherrn von Redow, die Spiondienste, welche sie durch ihren Bruder der französischen Regierung leistet und ihre Flucht mit dem Vermögen ihres Gatten, des Finanzraths; dann die skandalöse Duellgeschichte eben des Kammerherrn von Redow mit dem sächsischen Attaché Grafen Marcolini und vieles andere: das sind Dinge, die sich in ähnlicher oder gleich schlimmer Weise in jedem Jahrzehnd, unter jeder Regierung zutragen. Der Royalist Hesekiel hat am wenigsten Grund am Schlusse des Romans zu rufen: „Das war vor Jena!" Wir lassen seiner Darstellungsweise und seinem Stile volle Gerechtigkeit widerfahren; wie der „Pontac", den die Herren vom Regimente der Gensdarmes tranken, so flüssig ist die Erzählung, wie die Gläser, so um die „Pontacflasche" herumzustehen pflegten, so reinlich und sauber der Stil. Daß er aber die Zeit vor Jena tief erfaßt hätte, das möchten wir nicht behaupten. Er sagt wol: nicht allein mit der Armee stand es schlecht, sondern das ganze Volk trug die Schuld an dem Falle Preußens. Wie gut, wenn Hesekiel nun auch etwas ernstlicher auf das „Warum" dieser Schuld eingegangen wäre, selbst auf die Gefahr hin, bei dieser Untersuchung zu liberalen Ansichten geführt zu werden. Die Schuld, sie lag nur in der stummen Rolle, die das ganze Volk der Regierung gegenüber zu spielen gezwungen war und nicht etwa allein in den Skandalgeschichten aus der Zeit Friedrich Wilhelm's II., die ja eben doch nur eine Folge jenes stummen Rollenspiels waren.

Bedeutender als das „Vor Jena" erscheint uns der nachfolgende Roman: „Von Jena nach Königsberg" (Nr. 3). Es wirkt schon belebend auf unsere Phantasie, daß wir aus der Zeit der Stagnation herauskommen. Es ist blutiges Leben, aber es ist doch Leben in der Politik wie in den bürgerlichen Verhältnissen. Der Roman schließt sich dem „Vor Jena" an und endet, nicht ohne eine abermalige Fortsetzung in Aussicht zu stellen. Wir suchten schon oben die Vorzüge wie Mängel der Hesekiel'schen Darstellungsweise kurz darzulegen, wir wollen sie nicht wiederholen; „Von Jena nach Königsberg" ist gerade so geschrieben wie „Vor Jena". Jenes Werk aber verdient vor diesem entschieden den Vorzug schon wegen des eigenthümlich elegischen Elements, das den ganzen Roman durchzieht, und ebenso sehr durch die etwas weniger skizzenhafte, dafür mehr epische Behandlung des Stoffs.

Die Schlacht bei Jena ist geschlagen; märkische Edelleute, Beamte und Privatpersonen verbinden sich, soweit es nur irgend thunlich, versprengte preußische Offiziere und Soldaten in Verstecken zu schützen und bei günstiger Zeit dem Hauptheere nach auf abgelegenen Wegen über die Oder zu befördern. Der Herr von Pletz zu Bessin am Bessiner See ist einer der thätigsten. Mitten im Bessiner See liegt eine Insel, auf ihr liegen die Ruinen des alten Schlosses. Herr von Pletz bestimmt die Räume der noch auf der Insel stehenden alten Warte zum Verstecke versprengter preußischer Offiziere; dort beherbergt er vier derselben, während er in seinem Wohnhause am Ufer des Sees ziemlich hart von französischer Einquartirung in Anspruch genommen ist. So außerordentlich seine eigenen Vorsichtsmaßregeln, so außerordentlich ist auch die Wachsamkeit der französischen Posten; es kann

nicht fehlen, daß sehr bald Verdacht auf die alte Warte gelenkt wird. Ein junger Chasseuroffizier, ein Hitzkopf und glühender Preußenfeind, sintemal er ein Elsasser, möchte den Herrn von Pletz durch die Entdeckung gern in Verlegenheit, womöglich vor ein französisches Kriegsgericht bringen; er schmeichelt sich nämlich entschieden Eindruck gemacht zu haben auf Frau von Pletz, eine Dame von musterhafter Tugend, eine „große, schöne Frau mit sanften Augen, die weiß und blond, böse Leute sagten: röthlich, in der schwarzen Kleidung noch weißer und klarer erschien". Indeß sein Oberst Pelet, ein Ehrenmann in des Wortes vollster Bedeutung, obschon auch Franzose genug, um bei der Kunde von der Schönheit der Wirthin „ein Chagrinkästchen" zu nehmen, es zu öffnen und sich mit dem „Abzeichen eines Commandeurs der Ehrenlegion, sowie mit den Kreuzen der Militärorden von Baiern und Würtemberg" zu schmücken, dieser Oberst Pelet, ein Chevalier de la Truiterie duldet es nicht, er verschmäht es selbst auf ziemlich sichere Verdachtsgründe hin, etwas vom Verstecke der preußischen Offiziere wissen zu wollen. Nachdem die Einquartierung Bessin verlassen, erlöst Herr von Pletz die preußischen Offiziere aus ihrem Schlupfwinkel. Unter ihnen finden wir den Helden des „Vor Jena", den Lieutenant Hans Dinnies von Leist. Er verließ sein Weib Elisabeth und seinen alten Onkel mit dem Stelzfuß, den Oberstlieutenant von Leist, bei dem ersten Ruf zur Fahne. Wir wissen schon, daß die stolzen königlichen Gensdarmes vor Jena zersprengt wurden. Lieutenant von Leist ward schwer verwundet, eine tiefe Narbe überzieht sein Gesicht. Sobald es indessen seine Gesundheit gestattet, macht er sich auf, dem königlichen Heere nach. Herr von Pletz gibt ihm einen Führer Namens Lehnerdt Schaller bei, einen Menschen, dessen felsenfeste Treue vielleicht noch von der Pietät übertroffen wird, womit er seines Vaters „alten Matin" über die Schultern wirft. Es ist ein zähes märkisches Blut, dieser Schaller, nicht gerade fein angelegt, aber offen und ehrlich in allem seinem Thun, er ißt „mit dem ganzen Ernste und der vollen Feierlichkeit des märkischen Landvolks, für welches das Essen noch ein Act von sozusagen religiöser Bedeutung ist, während die Städter die Ernährung des Leibes, der doch der Träger der unsterblichen Seele (?), schon längst mit frivoler Gleichgültigkeit behandeln". So weit Schaller die Wege kennt, führt er den Lieutenant sicher; jenseit der Oder aber verliert der märkische Bursche allen Halt, es drückt ihn das Heimweh nach dem märkischen Sande, er muß umkehren und bringt seiner Mutter nicht nur sich, sondern auch seines Vaters „alten Matin" glücklich zurück.

Mit den Franzosen ist die vor Jena geflohene Geheime Finanzräthin von Reinbach, die Stiefschwiegermutter des Lieutenants von Leist, nach Deutschland zurückgekehrt, nicht um ihren Gatten wiederzufinden, denn der starb infolge ihrer Flucht vor Schreck und Aufregung, sondern um sich an dem Kammerherrn von Redow zu rächen. Lieutenant von Leist hat nicht gerade Grund den Kammerherrn zu lieben, denn dieser trachtete mit ihm zugleich nach der Hand der Elisabeth von Reinbach, aber er achtet den Herrn von Redow, da sich dieser mit seiner (Leist's) Jugendgespielin, einem Fräulein Marie von Mogge, verheirathet hat. Mit Entsetzen vernimmt daher Leist, daß Redow auf Betrieb der bösen Finanzräthin ohne rechtlichen Grund von versprengten preußischen Soldaten als Verräther erschossen ist. Späterhin finden wir Leist als Rittmeister im Regimente der Gardes-du-Corps (in welches andere Regiment hätte auch wol ein Offizier vom Regimente königlicher Gensdarmes treten können!), er erwirbt sich das Kreuz pour le mérite, wird in mehreren Gefechten stark blessirt und muß schon 1807 als Invalide, indessen mit Majorsrang, den Abschied nehmen. Lange liegt er krank in Königsberg im Hause des Kaufmanns Rienäcker. Seine Gattin Elisabeth hat ihm einen Sohn geboren. Es hält sie nicht länger auf dem alten Stammsitze Spankow; das Kind bleibt zurück unter der Hut des alten Oberstlieutenants von Leist, Elisabeth aber macht sich in Gesellschaft der Kammerherrin von Redow auf nach Königsberg. Der alte Oberstlieutenant gibt den Frauen den besten Schutz mit auf den Weg, den er ihnen geben kann, er gibt ihnen seinen alten treuen Diener, einen Exdragoner, mit, einen Menschen von altem Schrot und Korn, an dem vielleicht vieles wunderlich, indessen am wunderlichsten der Name ist. Er heißt nämlich Sternkieker. „«Sternkieker», rief der Oberstlieutenant noch einmal (als die Damen schon im Wagen saßen). «Herr Oberstlieutenant!» entgegnete der Dragoner mit etwas weinerlicher Stimme. «Daß Er mir alles wieder ordentlich heimbringt, hört Er?» befahl der alte Mann barsch. «Zu Befehl, Herr Oberstlieutenant!» replicirte Sternkieker dienstmäßig."

Bis Königsberg bringt der alte Sternkieker die Damen denn auch glücklich, obschon der alten unverwüstlichen Dragonerseele ob der vom Oberstlieutenant erhaltenen Ordre etwas wunderlich zu Muthe werden mußte, als der Wagen dicht vor Königsberg von Chasseurs angehalten und dem Sternkieker-Haupte der Hut mit dem Rufe: „Chapeau bas, respect pour le grand Napoléon", abgeschlagen wurde. Indessen geht die Gefahr durch die Geistesgegenwart der Frau von Redow vorüber, der alte Sternkieker dagegen sitzt wie versteinert auf dem Bocke und weiß sich in die neue Situation nicht zu finden. So geht's dem beschränkten Unterthanenverstande, er ruft „Zu Befehl, Herr Oberstlieutenant", und verliert die Fassung, geht es nur mit einem Schritte aus dem gewohnten Gleise heraus.

Frau von Leist hat das Unglück, in Königsberg dem Kaiser zu gefallen, der sie auf der Straße flüchtig gesehen. Sie wird ohne Wissen ihres Mannes zu Napoleon beschieden; nur durch die Hochherzigkeit des Obersten, jetzt Generals Pelet de la Truiterie, der seine Ehre und sein Leben zum Pfande eingesetzt hatte, die Frau von Leist unangetastet aus dem Schlosse heimzubringen, wird sie vor der Schmach gerettet. Ihr Gatte sollte nie darum wissen. Aber die Finanzräthin von Reinbach, die dem französischen Heere als Spionin überallhin folgte und

schon in den gewöhnlichsten Kneipen zu verkehren pflegte, verräth ihm, daß seine Elisabeth dem Kaiser gefallen. Von da ab bemächtigt sich des Mannes ein tiefer Kummer, er muß ja glauben, daß seine Frau entehrt sei. Endlich faßt er sich ein Herz und spricht darüber mit seiner Jugendgespielin, der Frau von Redow. Sie betheuert ihm die völlige Unschuld seiner Gattin und Leist glaubt ihr. Ein schöner männlicher Zug!

Der Schluß des Romans befriedigt nicht. Wir sehen die Finanzräthin in einem jammervollen Zustande in Berlin sterben, von den übrigen Personen scheiden wir wie von Bekannten, die uns ein „Es ist schon spät, gute Nacht, morgen weiter" zurufen. Doch was wir im übrigen noch einwenden und hier und da mäkeln könnten, eins freut uns: das ist die maßvolle Gesinnung, mit der Hesekiel gerade die Zeit der Schmach schildert. Ja wir werden uns stets des ancien régime freuen, wenn es so gewissenhaft dargestellt wird. Ob es nun wahr, daß wie er behauptet, der preußische Staat nur am „Calculiren" und „Plusmachen", an der mangelnden „Honnetetät" (!) des Offiziers vom Hauptmann aufwärts und der „Gottlosigkeit" zu Grunde gegangen, oder wie andere Leute meinen, an dem Festhalten einer abgelebten und der Neuzeit widerstrebenden Regierungsweise, die sich zu jenen einzelnen von ihm angeführten Uebeln wie der Grund zu den Folgen verhält: jedenfalls greifen wir lieber zu einem Hesekiel'schen Romane, als zu einem Buche, in dem eine fadenscheinige Allerweltsweisheit wie etwa in Brachvogel's demnächst zu besprechenden „Benoni" zur Schau getragen wird. Oben warfen wir schon hin, daß die Zeit zu Anfang des Jahrhunderts immer noch zu unserer jüngsten Vergangenheit zähle, trotzdem dürfen wir's nicht entschuldigen, wenn sie, wie von vielen Dramatikern neuesten Schlags, in sogenannten patriotischen Stücken ohne alles Streben nach objectiver in einer geradezu unflätigen Auffassung herbeigezogen wird. Der Royalist Hesekiel gewiß wird keinen Grund haben, dem französischen Volke irgendeine Schmeichelei zu sagen, es ist ihm aber nicht in den Sinn gekommen, die Gegner dann à la Lumpengesindel und Schurken zu behandeln, wie es jetzt in den meisten dramatischen Producten zur Verherrlichung des großen deutschen Volks Mode ist. Wer es auch sei, der sich seiner befleißige, wir werden bei ihm stets das Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit rühmend anerkennen, theilen wir auch in vielem seine Meinung nicht.

Obschon es der Kategorie des Romans nicht zugehört, schließen wir an die soeben besprochenen Werke Hesekiel's ein Bändchen Erzählungen unter dem Titel: „Französische Hofgeschichten" (Nr. 4). Auch sie sprechen von der außerordentlichen Fruchtbarkeit George Hesekiel's, auch sie tragen ganz das Gepräge seiner Schreibweise, wie wir es zuvor schon zu charakterisiren versuchten. Der Hofgeschichten sind ihrer zwei; die eine, „Der Rehbock des Königs", spielt unter Ludwig XIV., die andere, „Ein Verehrer der Pompadour", gibt ein abschreckendes Bild von der Allgewalt und Willkürherrschaft dieser gefährlichen Dame Pompadour. Beide interessiren durch das geschichtliche Detail, denn der Verfasser versteht sich auf das Costüm der verschiedenen Zeiten wie selten ein anderer; wir müssen staunen über seine Kenntniß des Hofceremoniells unter Ludwig XIV. Beide Geschichten zeigen wie die Romane als Typus der Hesekiel'schen Darstellungsweise das Biographisch-Memoirenhafte, beide dürfen weniger als kunstvoll geschlossene Erzählungen, denn als geschichtliche Bilder gelten, die im gefälligsten und lesbarsten Stile zu Papier gebracht, durch die geschichtlichen Thatsachen in einem Rahmen zusammengehalten werden. Nicht ganz befriedigt können wir uns durch die Schlüsse beider Geschichten erklären; es sind Schlüsse, aber eigentlich doch nur Abschlüsse, denen Beliebiges hinzugefügt, Beliebiges genommen werden könnte. Welchen von beiden Erzählungen der Vorzug zustehen möchte, wagen wir nicht zu entscheiden. Sind doch beide in einem durchaus gleichmäßigen Stile gehalten, beide in die ansprechendste Form gehüllt; und dabei versteht sich Hesekiel so vortrefflich auf das Interessirende, daß sich erstere so gut als letztere liest. Das freilich gehört mit dazu: wir müssen vollen Respect haben vor dem Stammbaume eines adelichen Geschlechts und vor dem Costüm der verschiedenen Zeiten; sonst begegnet es uns wol ab und zu, ein wenig spöttisch zu lächeln oder etwas von „historischem Tand" zu murmeln, während der Verfasser vor uns sein geschichtliches Detail mit ernster Miene ausbreitet. Treffliche Feuilletonlectüre für eine Zeitung der nobeln Welt — als solche möchten wir die „Hofgeschichten" in ihrer Eigenthümlichkeit wol am besten charakterisirt haben. Wer ein heiteres Bild liebt, der wird den „Rehbock des Königs" vorziehen und mit uns eingestehen, daß das geistreiche und leichtfertige Maitressenthum ohne Anstößigkeit kaum mit anziehendern Farben geschildert werden kann. Wen dagegen die Leiden eines Gefangenen mehr ansprechen, der greife zur zweiten Geschichte: „Ein Verehrer der Pompadour." Freilich nicht ohne mit uns zu fragen, um welcher Tendenz willen uns die Leidensgeschichte des Heinrich Mazers von Latude mitgetheilt wird, eines Edelmanns, der seine jugendliche Verehrung für die Pompadour mit fast dreißigjährigem Kerker büßt und, obwol schuldlos, immer aufs neue eingesteckt wird, so oft er auch entflieht. Bedachte der Royalist Hesekiel wol, daß es dem Royalismus einen sehr schlechten Dienst erweisen heißt, wenn man die Ausbrüche der Willkürherrschaft erzählt! Die Kenntniß eines einzigen solchen Falls genügt, um zu begreifen, wie selbst die rechtlichsten Männer vorübergehend ihre Hände mit dem Blute der nachfolgenden Revolution beflecken konnten. Doch der Royalist Hesekiel darf und wird das nicht begreifen. Er bringt uns auf der letzten Seite einen sophistischen Schluß, gegen den wir nur ankämpfen können. Der Held der Geschichte nämlich hatte durch seine Gefangenschaft die Bastille liebgewonnen; auf seine Art, setzt Hesekiel hinzu. Als sie im Jahre 1789 zerstört ward, weinte er beim Anblicke der Trümmer, als sei ihm ein Theil seines Wesens genommen. Dieser Charakterzug ist psychologisch wahr und fein; ihn gefunden zu haben, würde jedem Dichter zur

Ehre gereichen. Um so weniger gerechtfertigt aber erweist sich die Schlußfolgerung; denn „Latude hatte unter dem Königthum und unter den Misbräuchen der Königsgewalt gelitten, wie vielleicht selten einer; dennoch war er ein treuer Royalist, die alte Energie flammte wieder auf in ihm, als die Revolution ihren Kampf gegen das Königthum begann"; hieraus eine politische Maxime zu Gunsten des Royalismus zu ziehen, scheint uns nur auf sophistischem Wege möglich. Wir wissen das Leiden unter der Willkür und die Vertheidigung eben dieser Willkürherrschaft nicht gut miteinander zu reimen, wenn wir nicht eben bedenken, daß hinter Latude im Grunde nur der Royalist Hesekiel steckt, der seiner politischen Richtung gemäß überall zwischen den Zeilen die Doctrin vom beschränkten Unterthanenverstande als höchste politische Weisheit anempfiehlt und selbst der poetischen Gerechtigkeit zuwider anempfehlen muß.

Vor uns liegt schließlich noch ein Werk der erzählenden Literatur. Wir messen es mit einem fast verzweiflungsvollen Blicke. Es nennt sich: „Des Teufels Großmutter. Originalsittenbild aus der Gegenwart von Bernhard Heßlein." Nur zwei Bände sind es, aber diese je 500 Seiten starren uns an wie die Undurchdringlichkeit eines Urwaldes. „Des Teufels Großmutter" — als ob sie durchaus nichts gemein haben wollte mit dem beliebten Classikerformat, so geflissentlich ließ sie sich in Großoctav ausgeben; als ob sie die saubere Ausstattung und den eleganten Zuschnitt der Brachvogel'schen und Hesekiel'schen Bände geringschätze, so herausfordernd dringt sie auf uns ein mit ihren vollgedruckten Lexikonformat-Blättern, an denen wir uns unfehlbar müde und todt lesen müssen. Was bedeutet das: hohe Octavseiten, kurze Kapitel, an die vierzig in jedem Bande, Kapitel mit den packendsten Ueberschriften?! Kein Zweifel, das Originalsittenbild ward seinerzeit in gäng und geber berliner Manier heft-, wol gar bogenweise durch alle Straßen colportirt. Auf das literarische Decorum hält „Des Teufels Großmutter" gar wenig. Was fragt sie danach, daß sie nicht in einer Verlagshandlung zur Welt kam; ihr ist's sogar lieb, in einem Verlagsmagazin geboren zu sein. Sie darf sich drum eben freier und kecker geben, als so ein aristokratisches Kind einer rühmlichen Verlagshandlung. Ihren Aeltern kann sie nichtsdestoweniger die ungemeinste Freude bereiten. „Ihren Aeltern?!" Nun ja dem Vater, denn den kennt man: er ist sicherlich Bernhard Heßlein. „Aber die Mutter?!" Wer kennt die Mutter! Jedenfalls wir. Sie war ein Stück Papier, buchhändlerisch Prospect genannt, dazu bestimmt, von gewandten redseligen Burschen bei hoch und niedrig durch die Thürspalten eingeschmuggelt zu werden. Die arme gute Mutter! Sie mußte sich auch die Ausstellung an allen berliner Anschlagsäulen gefallen lassen. Es griff aber dieser öffentliche Anschlag ihre löschpapierene Existenz dermaßen an, daß sie kurz darauf verschied. Nun ist der Vater außer sich über die Aehnlichkeit des Kindes mit der Mutter. Er versichert, „seinem Prospecte getreu, dem Leser ein bis zur letzten Seite spannendes, tief ergreifendes Spiegelbild unserer Zeit vorgehalten zu haben". Es ist die unbegrenzte Vaterliebe, die so spricht, müssen wir bemerken. Und diese Vaterliebe pflegt sich gern in Superlativen zu äußern. Warum soll Heßlein seine Tochter nicht auch noch weiter herausstreichen, leistet doch hierin mehr denn ein Vater das Unglaubliche. „Des Teufels Großmutter" trägt zwar einen bescheidenen blauen Umschlag; aber auf diesen hat der liebevolle Vater setzen lassen: „Aus dem reichen Inhalte des Buchs geben wir der Uebersichtlichkeit wegen folgenden Auszug." Das klingt beinahe wie ein Steckbrief, wenn wir lesen: „Unter dem Siegel des Stillschweigens", „Die unsichtbare Hand", „Der Schacher um eine Seele", „Geschrieben mit Blut", „Der Jäger und das Wild", „Der Fluch der bösen That", „Das unheimliche Zimmer", „Prinz von Armenien". Wie das reizt! wie das packt! wie man sich um „Des Teufels Großmutter" fast schlägt!

Es scheint wahrlich leichter als es ist, über ein solches Werk an dieser Stelle zu sprechen, das heißt vorurtheilsfrei zu sprechen. Man läßt sich gar zu leicht durch die Entstehungsart eines solchen Romans nicht nur zu einem Mistrauen gegen die Tendenz desselben, sondern auch vorweg zu einem absprechenden Urtheile bestimmen. Man fragt nicht nur: welchen Standpunkt man ihm gegenüber einnehmen solle, man möchte das Werk am liebsten gar nicht lesen, es höchstens durchblättern. Offen gesprochen: das Mistrauen ist vollständig berechtigt, das Mistrauen schleicht sich an uns auf den ersten 10 — 20 Seiten immer wieder heran. Und doch wie kommt es, daß man hinterdrein von dem Buche gefesselt, stark gefesselt werden kann; daß man liest und weiter, immer weiter bis ans Ende liest, sobald man die ersten 40 — 50 Seiten überwunden? Es steckt in „Des Teufels Großmutter" doch wol mehr, als der flüchtige Blick auf dieselbe verspricht. Uns wenigstens schien es so, als wir die ersten 100 Seiten hinter uns hatten; wir fühlten, daß wir ernstlich weiter lesen müßten, zumal als wir des Verfassers Absicht mit seinem schriftstellerischen Vermögen im Einklange fanden. Diese Absicht war zwar nur auf die spannende Ausführung eines getreuen Spiegelbildes gewisser hauptstädtischer Kreise gerichtet; aber wir faßten um so mehr für dies Spiegelbild ein lebhaftes Interesse, da wir über das ordinäre Maß der Spannung hinaus einer Partie von tiefgreifender poetischer Erfindung und Durchführung begegneten; freilich nur um hinterdrein zu bedauern, daß sich der Verfasser im zweiten Bande mehr und mehr zu entsetzlichen Ungeheuerlichkeiten fortreißen ließ.

Ein Sittenbild nennt sich „Des Teufels Großmutter". Sicherlich nur um damit der großen Masse des lesenden Publikums eine Concession zu machen. Denn diese wird stets lieber zu einer Sittenschilderung als zu einem Romane greifen; diese will mehr durch thatsächliche Realitäten denn durch erfundene gespannt und erschüttert sein. Der Zweck Heßlein's, die Masse des Publikums zu fesseln, leuchtet auf jeder Seite hervor. Wir für unser Theil werden dieser seiner Rücksicht auf das Spannende

und Packende jedenfalls Rechnung tragen müssen. Es wäre resultatlos, wollten wir diese „Großmutter" nur aus wissenschaftlicher Perspective beleuchten. Strecken wir deshalb unser kritisches Gewissen nach zwei Seiten hin. Fragen wir uns zunächst: was sucht und findet die Masse des Publikums in dem vorliegenden Sittenbilde. Dann, wenn wir uns mit diesem bescheidenen Standpunkte in aller Form Rechtens abgefunden, mögen wir hinterdrein auch die ausschließlich kritische Brille zur Betrachtung aufsetzen. Seien wir zuerst also Referent, dann erst Recensent.

Das eigenthümlich Fesselnde liegt unfehlbar stets in lokalen Bezügen, die wir aus irgendeiner Schilderung herausfinden. Je realer diese Bezüge, das heißt je mehr sie das rein Thatsächliche berücksichtigen, desto mehr wird sich von ihnen die große Masse hinreißen lassen. Nun denke man sich, daß in Heßlein's „Des Teufels Großmutter" auf allbekannte Thatsachen und allbekannte Persönlichkeiten nicht etwa blos angespielt, sondern das Detail dieser Thatsachen und das Mysterium dieser Persönlichkeiten haarklein dargelegt werden soll: man wird begreifen, mit welchem Heißhunger die hohen Bogen des Romans von der Masse verschlungen werden. Zunächst natürlich von der berliner, welche die lokalen Bezüge vollständig zu würdigen weiß. Aber nicht allein von dieser. Ein zweites Moment der Spannung liegt in der Allgemeinheit des Interesses, das man an eben diese Bezüge knüpfen kann. Obwol lokal sind sie doch allgemein genug durch den socialen oder ethischen Hintergrund, um auch die Bewohner der kleinsten Stadt in eine Art von Lesewuth zu versetzen. Das fühlt der Berliner richtig heraus, das sagt er sich unverhohlen und das vermehrt sein Interesse noch für die specifisch berliner Romanliteratur. Denn aus ihr schöpft er das süße Bewußtsein, Bürger einer Weltstadt zu sein. Er sagt sich mit vollem Rechte: so etwas wie es „Des Teufels Großmutter" bietet, kann sich nur in einer durchaus großen Stadt ereignen; die Thatsachen verlören fast alle Bedeutung, wären sie an die Straßen eines Stettin oder Danzig gebunden; nur die Hauptstadt, ja nur eine Weltstadt darf der abenteuerlichsten Romantik willkommene Schlupfwinkel bieten. Nun und der Verfasser, Heßlein, versteht sich darauf, das süße Bewußtsein des Berliners zu kirren. Die Handlung läßt er in ihren Hauptsachen nur in London, Paris, Petersburg — Berlin spielen; noch mehr, er verlegt die Knotenpunkte der Entwickelung fast ausschließlich nach Berlin. Was wunder, daß sich das märkische Selbstgefühl des Berliners hoch aufbläht; die Gewißheit, Berlin ebenbürtig im Bunde mit London, Paris, Petersburg, wirkt etwas berückend auf seine sonstige Nüchternheit.

Doch das sind erst die allgemeinen Eindrücke. Die besondern entspringen aus dem Detail der Thatsachen. Romane und Erzählungen, in denen Berlin eine Hauptrolle spielt, ihrer gibt es genug. Und doch nur die wenigsten werden das Interesse des echten Berliners erregen. Was „Des Teufels Großmutter" in seinen Augen auszeichnet, das ist das Criminalmäßige. Die Schilderung von Personen, Straßen und Häusern thut es nicht allein; in dem Steckbriefartigen der Lokalzeichnung liegt der Zauber der Spannung; Straßen und Häuser, die der Verfasser zu zeichnen beliebt, gewinnen unter seiner Feder das Ansehen, daß es in ihnen nicht recht geheuer sei; seine Personen nun gar, sie tragen nur die Armesündermiene und Delinquentenphysiognomie. Wie das Haus, in dem ein Mord geschehen, so suchen wir die vom Verfasser verblümt angegebenen Spelunken auf. Wir wollen uns durch Augenschein überzeugen, ob die Wirklichkeit der vom Verfasser angegebenen Realität entspricht und zürnen ihm ernstlich, wenn wir trotz unsers Suchens nicht finden, was er so sicher zeichnete. Weiter! Plötzlich gibt der Verfasser die Straßenanonymität auf. Er ruft dem Droschkenkutscher ein vernehmliches „Wilhelmsstraße 89" zu. Wilhelmsstraße 89 rufen wir verwundert! Wer hätte eine Ahnung gehabt, daß da so abenteuerliche Dinge vor sich gehen könnten. Es ist gewiß lächerlich an die Wilhelmsstraße 89 auch nur länger als eine Viertelstunde zu denken; aber eigenthümlich, am Abend sitzen wir mit vielen in einer Restauration, verlangen gleich den vielen den Wohnungsanzeiger und schlagen seltsamerweise und nur, wie von ungefähr nebst all den vielen das Haus Wilhelmsstraße 89 auf. Doch auch bei diesem Grade der Spannung dürfen wir nicht verharren. Unerwartet spielt die Handlung in unsere Straße hinein. Mit Fieberhast blättern wir weiter und immer weiter. Unfehlbar kommt jetzt auch unser Haus an die Reihe, wol gar unser hochgelegenes Stübchen. Unglaublich, in welche romantischen Situationen unser Tisch, Bett und Stuhl verwickelt gewesen sein sollen; unglaublich, was sich auf dem beblümten Kanapee zugetragen, auf dem wir jetzt unsere müden Glieder ausstrecken. Und nun gar erst das Ansehen der historischen Persönlichkeiten, denen wir in „Des Teufels Großmutter" unfehlbar begegnen. Vor allem die Gestalt des volksthümlichen Prinzen Leo von Armenien! Wenn wir ihn nicht gesehen, die Eleganz seiner Toilette nicht bewundert hätten, dann wäre er uns vielleicht so gleichgültig wie irgendeine andere der handelnden Personen. Aber wir haben ihn ja noch vor drei oder vier Jahren unter den Linden spazieren gehen sehen, diesen edeln Prinzen von Armenien, ehe er plötzlich von der berliner Polizei aufgegriffen und zu einem Vagabunden gestempelt wurde. Darin gerade liegt die aufreibende Spannung, daß uns bei der Lectüre all die kleinen realen Bezüge zu einem der Helden wieder vor die Seele treten. Wir gedenken daran, wie wir den edeln Prinzen Leo seiner Stellung als Adonis wegen grenzenlos beneideten, wie wir unsern Bart ausschließlich nach dem seinigen zu drehen, unsere Haartour nach der seinigen zu modeln, unsere Taille nach der seinigen auf ein Minimum zusammenzuzwängen suchten. Hier endlich, erst in „Des Teufels Großmutter" wird der Schleier in etwas gelüftet vom Leben des räthselhaften Mannes, dessen Name noch jetzt in jedes Kindes Munde; soll uns da nicht das Blut stürmisch durch die Adern treiben! Ja unser Herz pocht zu seinem Gunsten wieder so vernehmlich wie damals, als die Kunde

seiner Verhaftung durch ganz Berlin lief: der arme Prinz Leo von Armenien! er hatte uns ja wol noch kurz zuvor in einer Conditorei mit bezauberndster Liebenswürdigkeit um la gazette so und so gebeten! Doch glaube man ja nicht, daß wir, die Masse des Lesepublikums, uns trotz unserer gerechten Aufregung dem Verfasser des Sittenbildes gegenüber ganz kritiklos verhalten. Da würde sich der Aesthetiker und wissenschaftliche Kritiker gewaltig irren, glaubte er das. Der Verfasser führte den Prinzen von Armenien nur ein, wie eine Akrobatenbande die Schönste aus ihrer Mitte an die Kasse setzt, das heißt als Reizmittel: dies empfinden wir schmerzlich; noch schmerzlicher indeß, daß er selbst den casus criticus, die Charakterentzifferung dieser räthselhaften Person umgeht; am schmerzlichsten aber berührt uns sicherlich seine Geringschätzung der allgemeinen Volksstimme, die den berühmten Mann der jüngsten Vergangenheit noch immer für das hält, wofür er sich ausgab, auch stets dafür halten wird, wie sehr man andererseits dagegen auftreten mag. Denn warum nicht? fragen wir. Wo ist er geblieben? fragt die Masse des Volks. Als Schwindler ward er entlarvt, sagt der Verfasser apodiktisch. Ein schöner Beweis, rufen wir dagegen, wir, die Masse des Volks. Sollen wir einmal offen sprechen: ganz in der Stille entließ man ihn nach der Untersuchung, weil — weil — ja was wissen wir weshalb! Aber wiederkommen wird er, dieser räthselhafte Mann seines Jahrzehnds als derselbe Prinz Leo von Armenien, das steht fest. Dann werden auch wir wieder nach seinem Barte den unserigen drehen und einen zweiten Roman, in dem er handelnd auftritt, mit derselben Gier verschlingen wie „Des Teufels Großmutter".

Doch dies ist erst Nummer 1 der Ausstellungen. Wir haben noch eine zweite, wohl verstanden, wir, die Masse des Volks. Wir möchten den Anachronismus bemäkeln, dessen sich der Verfasser hinsichtlich der Hauptheldin, der Großmutter des Teufels, zu Schulden kommen ließ. Er will uns einreden, diese Baronin von T., sie, die mit ihrer bildschönen Tochter Florentine jahrelang das abenteuerlichste Leben, ein Leben wie eine Fürstin führte, ohne auch nur im geringsten die Mittel dazu zu besitzen: er will uns einreden, sie habe in einem englischen Irrenhause geendet, während Florentine reuevoll ihrem ersten Gatten nach Amerika gefolgt sei. Meint der Verfasser, wir glaubten das! Wir lassen uns nicht täuschen: diese Baronin von T., diese ränkevolle und aller Moralität bare Dame aus der vornehmen Welt lebt mit ihrer bildschönen Tochter noch mitten unter uns, diese bildschöne Tochter „Florentine" verdreht noch jetzt allen Männern die Köpfe, und obwol vom reinsten, tiefsten, edelsten Charakter folgt sie doch in der Ausbeutung der Männerherzen dem schändlichen und verführerischen Beispiele ihrer Mutter noch jetzt. Ueberall, allüberall, in allen Straßen der feinen Welt suchen wir nach dieser Baronin von T. und ihrer bildschönen Florentine. Wenn wir nur ausdauernd suchen, wir werden sie schon finden. Es braucht uns nur ein Mutter- und Tochterpaar aus der exclusiven Welt zu begegnen, dem die Anrüchigkeit eigentlich nicht nachgesagt werden kann, dem sie aber jeder gern ob der vielen und stets wechselnden männlichen Begleitung anhängen möchte, so erkennen wir Mutter und Tochter sofort an dem eigenthümlich leisen, katzenartig schleichenden Schritte, an dem echten Gange der beginnenden Anrüchigkeit, als die vom Verfasser geschilderte „Des Teufels Großmutter" und deren Tochter „Florentine".

Doch genug damit; am Ende gelangten wir mit der Masse des Publikums dahin, das Spannende und Packende für die besten und einzig guten Werthzeichen eines Romans auszugeben. Versprochenermaßen wollen wir an das Sittenbild auch noch einen strengern kritischen Maßstab legen. Doch wir fänden vielleicht kein Ende, wollten wir zu kritisiren wirklich beginnen. Wir heben deshalb nur noch einiges wenige hervor. Erstlich die Phantasie des Verfassers, sie kann sich dreist mit der Sue'schen messen. Gewiß wir haben Respect vor der Erfindungskraft eines Dichters; nur wenn sie, wie im zweiten Bande des vorliegenden Werks, toller und immer toller ins Ungeheuerliche und Gräßliche hineinschweift, wenn sie Schandthaten auf Schandthaten häuft, wenn sie die Menschen untereinander wie das liebe Vieh wirthschaften läßt, da empört sich denn doch das kritische Gewissen selbst des gelassensten Lesers. Was für eine grenzenlos schauderhafte Geschichte ist nicht die Geschichte der Mutter Tuck, einer Hyäne von Weib, gegen das ein Franz Moor wie ein Tugendspiegel erscheint. Wir wandern in eine russische Mörderhöhle hinein, wie sie Eugen Sue's Phantasie zu schaffen kaum im Stande sein würde. Und noch wird diese Mörderhöhle durch die Beschreibung eines Marterinstruments späterhin überboten, mit dessen Erfindung sich ein wahnwitziger Pariser brüstet. Den ästhetischen Werth dieser Erzählungen wird gewiß der Verfasser selbst auf Null anschlagen; aber wir fragen, das ist das zweite, welchen moralischen Werth mißt er ihnen bei? Glaubt er, man schrecke die Menschen durch die Mittheilung des Gräßlichen vom Bösen ab und führe sie dem Guten zu? Da irrt er gewaltig, wie alle Criminalisten irren, wenn sie durch die Veröffentlichung der Bestrafungslisten vortheilhaft auf die Sittlichkeit einzuwirken meinen. Fast sämmtliche Personen, kaum drei oder vier ausgenommen, tragen auf der Stirn und im Herzen die Kennzeichen der Nichtsnutzigkeit. Von Falschmünzern, Dieben, Gaunern, Mördern wimmelt es im Buche. Die Titelheldin selbst, die Baronin von T., die Großmutter des Teufels, hat nach preußischen Gesetzen mehr als einmal lebenslängliche Zuchthausstrafe, ja sogar das Schaffot verdient. Sie sind vom Verfasser ziemlich gut charakterisirt alle diese Schurken; der elende deutsche Reichsgraf, der noch erbärmlichere Baron Treufeld, diese Möhrings und Münsters. Aber selbst die Porträts der Hauptpersonen, vor allen die Großmutter des Teufels, leiden an dick aufgetragenen Zügen. Weil so unendlich viel des Teuflischen in dem Sittenbilde, deshalb klammern wir uns mit um so größerm Interesse an das bischen Menschliche, wo wir es finden mögen. Deshalb fesselt uns die Florentine, die bildschöne Tochter der Baronin, denn diese

Florentine besitzt doch noch einen Funken menschlichen Gefühls, obschon auch ihr ein Mord und nichts Geringeres als der Mord des Großvaters auf dem Gewissen lastet. Deshalb interessirt uns Florentine's erster Gatte Lord Lindsbury, er denkt wenigstens uneigennützig und zeigt überall den edeln Menschen. Deshalb endlich fesselt uns ganz besonders „der Blinde und seine Tochter". Auf der Sittenreinheit dieses schlichten Mädchens ruht ein so eigenthümlicher Zauber, das Verhältniß des Blinden zu seiner (angeblichen) Tochter ist so vortrefflich geschildert, daß wir uns der Episode auch noch lange freuen können, nachdem wir sie gelesen.

Zu erzählen versteht der Verfasser, das sei das letzte, was wir hervorheben. Er erzählt meist im würdevollen Tone, mit Vermeidung des Schlüpfrigen und Schmuzigen, das sei ihm gedankt. Der Humor erstreckt sich zwar nicht selten auf den Galgenhumor der Diebessprache, im ganzen aber zeigt er eine gesunde und ergötzliche komische Farbe. Nur Heßlein's Zeitrechnung scheint die herkömmliche, die Adam Riese'sche ganz verleugnen zu müssen. Wir zählten die Jahre der Handlung von dem Augenblicke nach, als Florentine in London den blassen Prinzen (Ludwig Napoleon) erblickt und meint, sie würde ihm die Hand reichen, wenn er Kaiser von Frankreich würde (der Verfasser versteht mit nachfolgenden Thatsachen zu Gunsten früherer zu spielen!); danach fällt das Ende der Erzählung ins Jahr 1877 oder 1880! Einige Unebenheiten des Dialekts verzeihen wir der Großmutter des Teufels. Wir registriren pflichtschuldigst ihre Bekanntschaft mit der edeln Diebessprache, verschlucken allen Horror vor diesem Rothwelsch und sind schon zufrieden, daß wir im übrigen mit der plebejischen berliner Grammatik verschont bleiben. Wir rechten deshalb auch nicht weiter wegen der paar echten classischen berliner Imperative: „helfe" „esse" „nehme"; hat sich doch selbst der schauspielhausfähige Brachvogel an einer Stelle seines „Benoni" zu einer Concession an den berühmten berliner Dativ verstanden, die ihm von jedem Ordinarius der Quinta oder Quarta einen dreifachen Fehler und ein doppeltes Notabene eingetragen hätte.

Emil Müller-Samswegen.

Helene, Herzogin von Orleans.

1. Anhang zu G. H. von Schubert's Erinnerungen aus dem Leben Ihrer königlichen Hoheit der Herzogin von Orleans. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1859. Gr. 8. 4 Ngr.

Das auch in d. Bl. mit Recht empfohlene Buch des ehrwürdigen Schubert über die Herzogin Helene von Orleans hat seit wenig mehr als Jahresfrist vier Auflagen erlebt, ein sprechender Beweis dafür, wie viele Leser es sich gewonnen, und wie viele Herzen sich an dem vorzüglichen Buche schon erfreut haben. Der Verfasser hat sich nun veranlaßt gesehen, aus später erlangten Notizen noch einen den Besitzern der drei ersten Auflagen gewidmeten Nachtrag zu seinem Lebensbilde zu liefern, den er in diesem „Anhange" uns vorlegt. In demselben Geiste der Pietät und der sittlichen Strenge zugleich, der in jenem Buche waltete, werden uns noch einige Lebensmomente der Verewigten mit Zügen anziehender Art beleuchtet, die unter den Ueberschriften: „Erwachsen des guten Samens" und „Reifen der Saat zur Ernte", die Jugendgeschichte, den Brautstand, das häusliche Glück und die Prüfungen in schweren Geschicken, welche die Herzogin dann zu bestehen hatte, gesammelt sind. Schon in frühester Jugend war, wie wir wissen, in dem heitern Kinde ein so tiefer Ernst lebendig, wie er selten in diesem Alter angetroffen wird; ihr Streben, jedes Gebot zu übertreffen, zeigte sich überall, und die Vorschrift: „So dich jemand nöthigt, eine Meile mit ihm zu gehen, so gehe zwei Meilen mit ihm", nahm sie so wirklich, daß sie statt der gebotenen drei Löffel einer ihr verhaßten Suppe sechs aß und dann unwohl wurde; eine Vorübung zum Kampf, die ihr später Früchte trug, als ein unwiderstehlicher Zug in ihr auf die Erfüllung ihrer innern Bestimmung drang. Früh gab sich gleichfalls ihre Vorliebe für Frankreich kund, die sie in ihrer Familie allein mit ihrem Bruder Albrecht theilte; der junge Herzog von Bordeaux besaß ihr tiefstes Mitgefühl und sie freute sich an der Locke, die sie von ihm als Kind erbeten hatte. Die Werbung des Herzogs von Orleans erschien ihr daher auch im Lichte einer Erfüllung ihrer Bestimmung. Dennoch war diese Zeit überaus ernst und schmerzensreich für sie, da die Familie dem Bunde entgegen und selbst die Mutter besorgt war und ihr sagte: „Es ist mir doch, als sollte ich dir mit den andern davon abrathen." Helene mußte diese Entscheidung daher ganz allein und unter unendlichen Schwierigkeiten hindurchführen. Denn die Trennung von ihrer Kirche schien ihr selbst unmöglich und der Eintritt in eine streng katholische Familie als eine treue Bekennerin des Evangeliums erregte auch ihr die schwersten Sorgen. Doch ihr Beichtvater segnete sie und sie war nun entschlossen. In ihrer neuen Familie ging wie ein geistiger Segen von ihr über alle Glieder derselben aus; in den Prinzessinen Luise, Königin der Belgier, und Marie, die sie früh verlor, gewann sie zwei schwesterliche Herzen, in der Königin Amalie die treueste und klügste Freundin, und in den Stimmungen, welche die politischen Ereignisse hervorbrachten und von denen sie sagte: „Sie sind nie so gut und nie so schlimm als man denkt", betete sie mit ihnen nur, daß nichts geschehe, was den Segen Gottes von uns entfernt. So war sie ruhig und glücklich, bis der schwere Schicksalsschlag sie traf, von dem ab nur noch die „Mutterfreude" ab und zu einen Lichtblick über ihre Tage verbreitete, wie die Confirmation ihres Robert, die Fortschritte der Kinder, der Segen, den ihre Sorgen um sie stifteten. „Ich kämpfe, soviel ich kann", schrieb sie noch 1858, am Ende ihrer Wanderung, „gegen den Leichtsinn des Lebens und wäre arm, wenn die Schläge, die uns getroffen haben, nicht einen bleibenden Eindruck bei mir zurückgelassen hätten. Aber meine Wünsche sterben mehr und mehr ab, sodaß ich selbst für meine Söhne nichts mehr begehre, als daß sie fromme und edle Menschen bleiben. Das Glück der Erde ist kurz und ihr Glanz noch kürzer und trügerischer." Hiermit schließen wir. Möge dieser Nachtrag allen Lesern der trefflichen „Erinnerungen" Schubert's so willkommen sein, als er es uns gewesen ist. Er schließt ein reines Leben nach Form und Inhalt rein ab und hinterläßt einen wohlthuenden, rührenden Nachklang bei dem Leser.

2. Helene Luise Elisabeth, Herzogin von Orleans, zu Eisenach, mit Erinnerungen aus ihrem Jugendleben. Von Alexander Wittich. Jena, Frommann. 1860. Gr. 8. 10 Ngr.

Auch diese Schrift kann nur als ein Nachtrag zu den ausführlichen Lebensbeschreibungen Schubert's und der Marquise von Harcourt in Betracht kommen, indem sie eine Epoche des Lebens der Herzogin, ihren Aufenthalt in Eisenach nämlich, näher beleuchtet, aus den übrigen Lebensabschnitten aber nur das schon Bekannte kurz resumirt. Jene Epoche aber ist verhältnißmäßig eine Zeit der Ruhe und entbehrt der aufregenden Begebnisse, an denen das kurze Dasein der Verewigten so reich war und die ihr die Theilnahme der Mitwelt in so hohem Grade gewonnen haben. Im ganzen genommen wiederholen diese Blätter in guter Darstellung, was wir von der Pflichttreue und dem trefflichen Gemüth der Herzogin bereits wissen: sie preisen ihre echte Frömmigkeit, ihre

Sorge um die rechte Erziehung ihrer Kinder, ihre Pflege der Armen; sie berichten von der Eintheilung ihres Tagewerks, von den Besuchen, die die Dulderin empfing, von ihren Reisen, von ihrer Herzensfreudigkeit bei einem schweren Geschick, von ihrer Verwandtenliebe, ihrer Vorliebe für den Aufenthalt in Eisenach, ihrer musikalischen Bildung, die sie beklagen ließ, daß keiner ihrer Söhne Sinn für die Musik entwickelte, wie denn den „Kindern von Frankreich" dieser Sinn stets gefehlt hat; von den Festen, die sie zuweilen zu veranstalten wußte, von ihrer großen Dankbarkeit für jedes Zeichen fremder Zuneigung u. s. w. — von allem, was in einem so stillen Kreise, wie der der Herzogin war, vorzugehen pflegt. Neue, den Charakter der Herzogin erhellende Züge oder Mittheilungen aus ihrer umfangreichen Correspondenz bringt der Verfasser nicht bei: dagegen gedenkt er der Gaben und der Wohlthaten, deren auch die katholische Gemeinde sich von ihr zu erfreuen hatte, und neu ist uns, daß schon alles zur Abreise nach Deutschland und ihrem lieben Eisenach vorbereitet war, als die Hand des Todes diese schöne Seele befreite. Ist der Leserkreis für diesen Nachtrag daher auch nur ein beschränkter, so wird er in diesem Kreise doch verdiente Theilnahme anzusprechen haben. 4.

Notiz.

Humoristik in Bild und Schrift.

Im Verlage von Veit und Comp. zu Leipzig (1860) erschien nachgenannte schalkhafte Schrift: „Redende Bilder. Ein Traum", folgenden Inhalts: Der Verfasser schläft ermüdet von Kunstgenüssen in einer Gemäldegalerie ein und belauscht ein Gespräch, welches die Gemälde der italienischen, deutschen und verschiedener anderer Schulen miteinander führen, wobei ein „Fisch- und Gemüsehändler von van Essen" das große Wort führt. Eine phantastische Erfindung von vortrefflicher Ausführung. Es geht ein Hauch des anmuthigsten Humors, ein reizendes Spiel des Witzes durch die Reden der Gemälde. Wirklichkeit und Bild verschwimmen in dem wunderbaren Halbdunkel, hundert Saiten werden angeschlagen und immer taucht eine neue Melodie auf. Was vielleicht in einem großen Werk verwirrend und betäubend, befängt uns in dem kurzen Traum gleich der

> Mondbeglänzten Zaubernacht,
> Die den Sinn gefangen hält.

In der That erinnert die kleine Schrift an einige der besten Erzeugnisse der romantischen Schule, an die Laune und Schalkhaftigkeit Ludwig Tieck's. Und heitern Scherz, etwas harmlose Lustigkeit können wir brauchen in unserer ernsten Zeit. Auch bangt uns nicht vor dem Wiederaufleben der romantischen Schrullen: dazu ist die Zeit zu bewußt und verständig geworden. Wenn aber in den Ernst unsers Lebens die heitere Muse einige Blüten aus ihrem Füllhorn schüttelte, wäre das so übel? Wenn der Verfasser in einem größern Werke denselben Humor bewähren und Ziel und Maß und Ordnung bewahren wird, dann dürfen wir hoffen, in ihm einen würdigen Nachfolger des großen Romantikers zu begrüßen, einen Nachfolger, der nicht vergißt, was wir aus Leben und Wissenschaft und Kunst seit den Zeiten Tieck's zugelernt haben. Die in den Text gedruckten Illustrationen sind gleichfalls in Ernst und Scherz höchst erfreulich. 31.

Bibliographie.

Aimard, G., Der Fährtensucher. Deutsch von W. E. Drugulin. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Doignon, W., Gedichte. Weissenburg i. N., Meyer. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Dusenschön, H., Hamborger Ammen-Mährchen. Drullige Rymels för drullige Lüüd. Altona, Verlags-Bureau. 8. 2 Ngr.

Dusenschön, H., De fidele Kruutkramer-Rummi. Hamborger Charakter-Gemälde. Altona, Verlags-Bureau. 8. 2 Ngr.

Grant, J., Arthur Blane oder Die Hundert-Kürassiere. Aus dem Englischen. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 2 Thlr.

Hammer, J., Unter dem Halbmond. Ein osmanisches Liederbuch. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Heine, W., Japan und seine Bewohner. Geschichtliche Rückblicke und ethnographische Schilderungen von Land und Leuten. Leipzig, Costenoble. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Heppe, H., Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutschlands. Ein Lebensbild dem deutschen Volke dargestellt. Marburg, Koch. 8. 15 Ngr.

Hinter den Coulissen. Historisch-politische Bilder aus der Neuzeit. 1ster Theil. Vom Oktober 1847—Mai 1848. Genf. 1859. 16. 12 Ngr.

Kummer, J. J., Testament Friedrich's des Großen oder Epistel aus Erfurt 1757 an den Marquis d'Argens. Einleitung, Urschrift und Uebersetzung. Eine Vorlesung. Erfurt. 1854. 8. 10 Ngr.

Lavater, J. C., Nachdenken über mich selbst. Neu-Ruppin, Bergemann. 12. 2 Ngr.

Mögling, T., Ein Besuch bei Garibaldi im Sommer 1859. Zürich, Schabelitz. Gr. 8. 15 Ngr.

Mundt, T., Italienische Zustände. 4ter Theil. Rom und Neapel. 2te Abtheilung. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Nibelungen. In Prosa übersetzt, eingeleitet und erläutert von J. Scherr. Leipzig, O. Wigand. Gr. 16. 15 Ngr.

Prochnow, J. D., Etwas für's Haus und für's Herz. Berlin. Gr. 8. 5 Ngr.

Raven, Mathilde, Galileo Galilei. Ein geschichtlicher Roman. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Schauenburg, C. H., Zur Sittengeschichte deutscher Hochschulen. Lahr, Schauenburg u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Schwarz, Die Musik als Gefühlssprache im Verhältniss zur Stimm- und Gesangbildung. Leipzig, Kahnt. Gr. 8. 6 Ngr.

Türcke, A., Herzog Bernhard. Ein Gedicht. Dessau, Gebr. Katz. 16. 16 Ngr.

Tyrol und der Protestantismus. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 15 Ngr.

Waitz, T., Anthropologie der Naturvölker. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Die Negervölker und ihre Verwandten. Ethnographisch und kulturhistorisch dargestellt. Mit 1 Karte und 7 Abbildungen. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der deutsche Wanderer. Eine Zeitschrift für Alle. Redigirt von T. Oelsner. 1ster Band. 15 Lieferungen. Breslau, Heymann. Gr. 4. à Lief. 5 Ngr.

Willenborg, F. A., Ueber die Orthodoxie des Marcellus von Ancyra. Münster, Theissing. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Sieben vertrauliche Briefe an Napoleon den Dritten. Geschrieben im Februar 1860. München, Lentner. Gr. 8. 3 Ngr.

Eckardt, L., und P. Volmar, Die Schillerfeier des bernischen literarischen Vereins und ihre Bedeutung für die Schweiz. Mit Illustrationen. Bern, Blom. Hoch 4. 7 1/2 Ngr.

Gräber, H. J., Ueber italienische Religiosität, oder der Kampf des Aberglaubens und Unglaubens zur Beleuchtung der gegenwärtigen Zustände in Italien. Ein Vortrag, gehalten zu Barmen den 26. Januar 1860. Elberfeld, Bädeker. 8. 5 Ngr.

Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutschlands. Zum 300-jährigen Gedächtniß seines Todes dem deutschen Volke wieder vor die Augen gestellt. Berlin. 8. 2 1/2 Ngr.

Müller, M., Offener Brief an den Papst Pius den Neunten. Darmstadt. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Entgegnung.

Die im Verlage von T. O. Weigel in Leipzig erscheinende Zeitschrift „Gersdorfs Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur" bringt unter Nr. 271 eine Beurtheilung meiner, unter dem Titel „Psychologische Aufschlüsse über Shakspeare's Hamlet von D. B. Storffrich, Bremen, J. Kühtmann und Comp. 1859" herausgegebene Schrift. Der Ref. sagt darin so merkwürdige Dinge, stellt so bunte Behauptungen auf, untermischt seine Aussprüche mit solchen Redensarten, die ich nicht passiren lassen kann; zumal diejenigen seiner Leser, denen mein Buch noch unbekannt, ein so jämmerliches Machwerk, wie ihnen hier geschildert wird, wol schwerlich zur Hand nehmen werden, von dem ihnen noch obendrein im Voraus versichert wird, daß von allen Dingen, von denen darin die Rede, bei Shakspeare auch nicht die entfernteste Spur zu finden sei.

Ich glaube nicht allein in meinem eigenen Interesse, sondern auch in einem allgemeineren zu handeln, wenn ich den mir von meinem Gegner so verächtlich hingeworfenen Handschuh aufnehme; vielleicht gelingt es mir auch einmal praktisch jene Schauspielerei zu entlarven, wo die baare Ignoranz eben in dem unbedingtesten, rücksichtslosesten Aburtheilen sich den Anstrich eines besonders tiefen Wissens zu geben sucht. Auf alle Fälle wird man einmal sehen, wie ein Blatt kritisirt, das der Ankündigung des Verlegers zufolge durch einen Kreis namhafter Gelehrter der Universität Leipzig getragen wird.

Der Behauptung meines Recensenten, die buchstäblich also lautet: „Daß nun bei Sh. an alle die Dinge, von denen in der vorliegenden Schrift gesprochen wird, nicht die entfernteste Spur zu finden, ist vollkommen selbstverständlich" — stelle ich folgende Thatsachen entgegen: Ich gehe in meinem Buche das ganze Werk Scene für Scene durch, gebe in meinen Anführungen stets die buchstäbliche Uebersetzung des englischen Textes, füge bei wichtigen Stellen diesen selbst hinzu, bemühe mich so viel wie möglich, den Dichter selbst sprechen zu lassen; ja die Strenge, mit der ich verfuhr, ist der Art, daß eine unserer anerkanntesten kritischen Autoritäten dem Urtheil, welches sie mir über meine Arbeit zugehen ließ, die Bemerkung hinzufügte, ob ein so scrupulöses Hineinspähen in ein ästhetisches Werk wie in eine praktische Aufgabe, nicht zu weit gehe.

Mein Gegner beginnt nun seinen Artikel mit dem Orakelspruch, daß überhaupt die ästhetische Betrachtung der Deutschen über Sh. ein ganz seltsames Ding sei; er verräth seinen Lesern alsdann, daß die deutschen Aesthetiker A. W. Schlegel, Horn, Ulrich, Gervinus u. s. w. nur die Aussprüche, Meinungen, Urtheile der alten englischen Herausgeber, Rowe, Theobald, Warburton, Johnson, Stevens und anderer übergenommen, ja zum Theil buchstäblich nachgeschrieben hätten, wobei diese Abschreiber aber so schlau gewesen wären, dies nicht merken zu lassen, indem sie stets versicherten, jene Alten hätten von Poesie überhaupt und von Sh.'s insbesondere nichts verstanden. Das allgemeine Mißverstehen der dramatischen Poesie überhaupt und Sh.'s insbesondere, sagt er dann, sei so arg; er könne es an jener Stelle nur nicht nachweisen; er begnüge sich mit der bloßen Anführung, daß ein größeres Mißverständniß kaum denkbar sei. Und nun, nach dieser lehrreichen Einleitung, geht der Mann auf mein Buch los. Er beginnt damit, an meiner, dem Titel der Schrift entsprechenden, Erklärung (der psychologischen Seite des Dramas meine Hauptaufmerksamkeit widmen zu wollen) seinen Polonius-Witz auszuüben; er sagt von mir: „Er will, deutlich gesprochen, hinter den Sinn der Tragödie dadurch kommen, daß er ihren Sinn ganz bei Seite legt." — Also von einer psychologischen Seite in Shakspeare's Dramen weiß er — Nichts! Unser Held greift sodann nach einigen Aussprüchen meines Buches, fälscht sie in ihrem Wesen und Wortlaut, verzerrt sie auf seine Weise zu Fratzengebilden, die er dann, wie ein kindischer alter Mann seine eigenen Puppen, in eingebildeter Tapferkeit, mit wahrer Wonne niedersäbelt. Gegen den Schluß des Artikels kommt nun die Hauptsache. Etwas Positives muß er doch sagen; seine Leser könnten doch einmal die naive Frage thun, was denn dieser heiße Kampf gegen Chimären solle; gegen Dinge, von denen in dem betreffenden Drama ja doch nicht die entfernteste Spur zu finden sei; es könnte einer so unverschämt sein, zu äußern: sage Du uns nun einmal, wie es sich denn eigentlich mit Hamlet verhält. Er legt also siegestrunken los: „Der Hamlet Shakspeare's (höre es Welt und erstaune!) ist eine an Kraft, Verwegenheit und Kühnheit gigantische Menschennatur." — „Für diesen Hamlet sind die Schrecken der Natur, der Menschheit, des Grabes und der jenseitigen Welt gar nicht vorhanden."

Damit ist also die Sache abgemacht! Einen ganz kleinen Beweis dafür, eine einzige Anführung vielleicht von Worten des Dramas gibt er (er sagt „aus leicht ersichtlichen Gründen") nicht, und nun, meint er, solle man gegen diesen gigantischen Giganten, der freilich eine Menschennatur ist, für den aber doch die Natur, die Menschheit, das Grab, die jenseitige Welt mit ihren Schrecken gar nicht vorhanden sind, den durch Hr. St. gestalteten Hamlet stellen, der über seine eigne Jämmerlichkeit verzweifelt.

Was nun die Worte meiner Schrift betrifft, welche der Rec. im Auge hat, wenn er davon spricht, daß jener Hamlet über seine eigne Jämmerlichkeit in Wuth und Verzweiflung gerathe, so beschränke ich mich hier darauf, zur Belegung derselben einfach Ausrufe zu citiren, die sich in Hamlets eignem Munde vorfinden, die ihm im Monologe, also gegen sich selbst entfahren: „O, what a rogue and peasant slave am I!" — „Yet I, a dull and muddy-mettled rascal, peak, like John a-dreams, unpregnant of my cause, and can say nothing." — „This is most brave; that I, the son of a dear father murder'd, prompted to my revenge by heaven and hell, must, like a whore, unpack my heart with words." — „Why, what an ass am I!" In diesen Worten, denen ich noch Hunderte hinzufügen würde, wenn es sich nicht um ein Werk handelte, das in Jedermanns Händen ist, liegt meiner bescheidenen Meinung nach, allerdings eine Verzweiflung Hamlets über seine eigene Schwäche. Und nun, nachdem ich auf diese Weise, dasjenige einigermaßen zu belegen gesucht habe, was mein Gegner in meinem Buche am lächerlichsten fand, fordre ich ihn hiermit auf, seine Behauptung, die in meinen Augen ein colossaler Unsinn ist, mit einer Stelle aus Shakspeare, mit einer That Hamlets, mit irgend etwas Beliebigem zu stützen, jene Behauptung: „daß Shakspeare's Hamlet eine an Kraft, Verwegenheit und Kühnheit gigantische Menschennatur ist, daß für ihn die Schrecken der Natur, der Menschheit, des Grabes und der jenseitigen Welt gar nicht vorhanden sind." Geschieht dies nicht, begnügt sich mein Gegner damit, jene Phrase, die nicht einmal in sich selbst zusammenhängt, bloß in die Welt hinauszublasen, so nehme ich und mit mir gewiß jeder denkende Mensch an, daß jene Recension in Gersdorfs Repertorium das leere Geklatsch eines, wenigstens von Shakspeare, gar nichts wissenden Mannes ist, dem voran die Einprägung jener Lehre anzurathen wäre, die Polonius, statt sich selbst, seinem Sohne gibt: „Give thy thoughts no tongue, nor any unproportion'd thought his act."

Bremen, März 1860. D. Barnstorff.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 12. April 1860.

Avé-Lallemant's Reise in Südbrasilien.

Reise durch Südbrasilien im Jahre 1858. Von Robert Avé-Lallemant. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1859. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser, welcher im Anfange des Jahres 1855 nach einer siebzehnjährigen, höchst angestrengten ärztlichen Thätigkeit in Rio de Janeiro in seine Vaterstadt Lübeck zurückgekehrt war, entschloß sich nach kurzem Aufenthalte daselbst, an der Weltumsegelungsexpedition auf der Fregatte Novara theilzunehmen, wozu ihm Alexander von Humboldt die schwer zu erlangende Erlaubniß ausgewirkt hatte. Für den Verfasser sollte indeß die Novara nichts anderes sein, als das Schiff, mit dem er von Europa nach Rio de Janeiro fuhr. Denn schon im Mittelmeer ward ihm seine Stellung am Bord unmöglich gemacht und sein Recurs an den Erzherzog Maximilian nicht beachtet. Von Laune und Willkür abhängig, schickte er deshalb von Madeira sein Dimissionsgesuch ein und blieb in Rio de Janeiro, wo er seine definitive Entlassung von Triest erhielt, nachdem die Novara längst nach dem Cap der Guten Hoffnung abgesegelt war. Obgleich sich der Verfasser in seinen Urtheilen über die Verhältnisse auf dem Schiffe einer großen Zurückhaltung befleißigt, so ist doch aus seinen Andeutungen so viel mit Bestimmtheit zu ersehen, daß bei der ganzen Expedition manche Uebelstände vorkamen und daß die oberste Leitung nicht in Händen gelegen hat, welche die Anforderungen der Disciplin mit den Ansprüchen freier wissenschaftlicher Bewegung in Einklang zu bringen wußten.

Die Novara lichtete am 30. April 1857 in der Bucht von Muggia bei San.-André am südöstlichen Ende von Triest die Anker und segelte, von der Corvette Karoline begleitet, in das Adriatische Meer hinaus, dessen Gestade der Verfasser mit lebendigen Farben schildert. Die Fregatte fuhr durch die Straße von Messina, an den Aeolischen Inseln vorüber und erreichte nach einer langweiligen Fahrt, die zu naturwissenschaftlichen Beobachtungen hinlängliche Muße gewährte, am 20. Mai Gibraltar. Läge das eigentliche Interesse des vorliegenden Reisewerks nicht wo anders, wir würden schwerlich der Versuchung widerstehen können, aus der farbenreichen und man kann wol sagen erschöpfenden Schilderung der berühmten Felsenfeste mit ihrem halb maurischen, halb spanischen, halb englischen Charakter einige Züge herauszugreifen. Doch wir müssen vorwärts eilen. Nicht als ob uns die Novara mit Sturmeseile davonführte — ganz im Gegentheil. Sie trieb vor widrigem Winde in das Mittelmeer zurück und mußte südwestlich von Malaga Anker werfen. Mit Mühe gelang es ihr, die Meerenge zu passiren; der Ocean war ihr günstiger und am 8. Juni erreichte sie die Rhede von Funchal. Der neuntägige Aufenthalt auf dem vielbeschriebenen Madeira, welchen der Verfasser zu einem Ausfluge auf den Curral das Freiras benutzte, bot vielfache Veranlassung zu interessanten Beobachtungen auf dem Gebiete des Natur- und Volkslebens und zu neuen wissenschaftlichen und statistischen Erörterungen. Das traurige Resultat derselben ist: „Die ganze Menschenrasse auf Madeira ist physisch und moralisch im Verfall."

Von Madeira bis Rio de Janeiro brauchte die Novara nicht weniger als 51 Tage. Der Verfasser wurde sogleich nach seiner Entlassung vom Bord in seine alte Thätigkeit als Arzt der Fremdenstation an der Santa-Caza da Mizericordia wieder eingesetzt. Die sich ihm aufdrängende Erinnerung an die Zeit, wo er zum ersten male in Rio de Janeiro den Boden Brasiliens betrat, veranlaßt ihn, die herrliche Bucht dieser Weltstadt in einem begeisterten Rundgemälde vor unsern Augen zu entrollen. Wir geben blos seine Schlußworte:

> Soll ich nun aber statt einzelner Situationsschilderungen aus der Gegend von Rio de Janeiro kurz das zusammenfassen, was der Landschaft den wundervollen Reiz verleiht, so ist es die frappante Reihe von Gegensätzen, die sich hier begegnen. Ein ewig bewegter Ocean und ein ewig starres Granitgestade; eine üppige Vegetation am unmittelbaren Rande der kahlsten Abhänge; um die festen Gipfel höherer Berge leicht bewegte Wolken; der blaueste Himmel und im nächsten Augenblick ein daherrasendes Gewitter; Meeresstille und glückliche Fahrt und nach wenig Stunden Schiffbruch draußen an drohender Klippe.

Eine Reise durch die vorzüglichsten Provinzen Brasiliens

war dem Verfasser längst wünschenswerth erschienen. Vielleicht konnte sie auch niemand mit so großer Leichtigkeit unternehmen, mit so unbefangener Sicherheit durchführen wie er. Vollkommen vertraut mit der Sprache und den Sitten des Landes, vollkommen acclimatisirt und trotz der nachtheiligsten Krankheitseinflüsse unangetastet von jeglichem Siechthum, indifferent gegen Genüsse eines weichlichen Lebens und abgehärtet in einer nicht zu häufig vorkommenden Weise, war er gewiß ganz besonders dazu geeignet und berufen. Es bedurfte kaum mehr als einer Darlegung seiner Wünsche und Absichten, um von der brasilianischen Regierung alle Hülfe, allen Schutz und alle Förderung bei seinem in der einfachsten Form angelegten Reiseunternehmen zugesagt zu erhalten. Er ging nach Petropolis, um sich von dem Kaiser zu verabschieden. Bei dieser Gelegenheit läßt er uns einen Blick in die wunderbar rasche Entwickelung dieses jetzt vielgenannten Ortes thun. Im Jahre 1844 hatte er als Arzt Veranlassung, dorthin zu reisen. Er erzählt:

Um 10 Uhr abends fuhren wir in einer großen Faluah, einem zweimastigen Boot mit einem Halbdach, unter welchem ein höchst bequemes Lager gemacht war, in die Bucht hinaus, während der Mond aufging und uns eine herrliche Reisenacht brachte. Schlafend fuhren wir den kleinen Fluß Inhumerim hinauf bis zum Oertchen Villa da Estrella, wo wir um 5 Uhr morgens ankamen und erwachten. Hier standen Reitthiere für uns; wir legten auf schlechten Wegen etwa drei Stunden zurück und hielten dann vor dem Hause der Mandioca, des ehemaligen Langsdorf'schen Landguts... Beim Frühstück sprach der unermüdliche Major Köhler (einer der wenigen deutschen Offiziere, die in langer Dienstzeit auf brasilianischem Boden immer ihre Pflicht gethan haben) von der Anlegung einer deutschen Colonie oben mitten in der Serra, die uns über den Köpfen hing.

Die Gesellschaft scherzte damals über den Köhlerglauben des guten Major Köhler. Sieben Jahre später wurde der Verfasser zu schnellerer Wiedergenesung vom Sonnenstich nach Petropolis geschickt.

Statt der Faluah fuhr ein gutes Dampfboot über die Bucht und den Fluß hinauf bis Porto da Estrella. Unter den Mitreisenden waren Damen und Kinder. An der Landungsbrücke hielten zahlreiche deutsche Kutscher mit vierspännigen Wagen und am Strand des brasilianischen Flusses war ein kleines germanisches Getümmel. Wenn auch der Weg in der Ebene noch vieles zu wünschen übrig ließ, so konnte man ihn doch bequem durchfahren. Am Fuß der Serra bekamen wir Vorspann; zu meinem Erstaunen sah ich einen ausgezeichneten Fahrweg, ein wahres Meisterstück der Wegbaukunst, in kühnen Bewegungen und mit der größten Sicherheit am Gebirg hinaufklettern in so gelinder Ansteigung, daß man den ganzen Weg ziemlich lebhaft traben konnte. Und als ich nun oben, in einer Höhe von 2500 Fuß, über den letzten Kamm fuhr und der Wagen gemächlich nach dem ehemaligen Corrego Secco hinabrollte, wo jetzt ein reizender Ort mit wohnlichen Häusern, einem saubern, noch im Bau begriffenen Kaiserpalast, mehreren Hotels, zwei Kirchen, Schulen u. s. w., von 2000 Einwohnern bewohnt ward, da mußte ich mit tiefer Wehmuth an den Ingenieurmajor Julius Friedrich Köhler denken..... Als ich im Februar 1858 nach Petropolis ging, also wieder sieben Jahre darauf, hatte der Ort schon ganz andere Beziehungen zu Rio und zum Binnenlande und ganz andere Proportionen in sich selbst angenommen. An der Prainha, einem Landungsplatz in der Stadt Rio, war eine große Halle zur Aufnahme und Expedition von Passagieren und Effecten errichtet worden. Ein flüchtiges Dampfboot nahm alles auf, was sich an beiden vorfand, und durchschnitt in schnellerm Lauf, als das bisher geschehen war, die Bucht. Beim Ort, wenn man jenes Ufer so nennen kann, beim Ort Mauá, nordöstlich von Inhumerim, legt es an. Dort steht schon der Eisenbahnzug fertig; man steigt ein und befindet sich schon nach einer Fahrt von 20—23 Minuten im Bahnhof am Fuß der Serra. Dem Eisenbahnzuge schließt sich die Fahrstraße mittels Wagen und Maulthieren unmittelbar und ohne Zeitverlust an. Die lange Wagenreihe zog hinauf in das Gebirge und zerstreute sich in Petropolis nach den verschiedenen Gasthöfen und Privatwohnungen. Wie lieblich war dieses Petropolis, das ehemalige waldeinsame Corrego Secco geworden! Kaum sollte man in einem Lande wie Brasilien, dessen Entwickelung, wenn sie sich auch in schönem Maßstab herausstellt, keine drastisch amerikanische ist, solche Metamorphose für möglich halten. Die Zahl sämmtlicher in Petropolis ansässigen Einwohner kann heutigen Tags auf 7000 angeschlagen werden. Auf die Deutschen kommen etwa 2700 Einwohner, etwa 3000 sind Portugiesen, der Rest vertheilt sich über Franzosen, Engländer u. s. w. Dadurch hat Petropolis freilich seinen germanischen Typus, den es früher hatte, ziemlich eingebüßt. Ja, man kann auch wol sagen, daß es seine Bestimmung als landbautreibende Colonie verfehlt hat. Der Boden ist steril, beschränkt, abschüssig; die Vegetation eher botanisch anziehend und prachtvoll, als lucrativ für Landbauer. Der Ort ist mehr industriell thätig. Allerlei kleine Geschicklichkeiten, Gewerke und Unternehmungen der verschiedensten Art haben sich entwickelt. Am meisten und lucrativsten wirkt die Nähe der Hauptstadt auf Petropolis ein aus einem ganz einfachen Grunde. Petropolis liegt im Gebirge über 2000 Fuß hoch und genießt gesundheitlich alle Vorzüge eines Gebirgsklimas. Wenn dieses Klima auch etwas launisch und unbeständig ist, wenn auch häufige Regen dort in allen Jahreszeiten fallen, so ist doch die Luft oben in den Bergen köstlich rein und stärkend und das Trinkwasser wundervoll. Diese beiden schönsten Segnungen des Himmels inmitten einer herrlichen, großartigen Bergnatur haben der Colonie ihre eigentliche Bedeutung gegeben.

Am 16. Februar 1858 fuhr der Verfasser mit dem Dampfboot von Rio nach Süden ab und kam nach sechs Tagen an der Barre von Rio Grande an. Diese Barre ist eine der gefährlichsten Einfahrten, die es gibt, und an wenigen Hafenmündungen kommen verhältnißmäßig so viel Schiffbrüche vor wie hier, obwol die Rettung von Menschenleben meistens ohne Schwierigkeiten gelingt. Von hier brachte ein anderes Dampfboot die Reisenden nach Rio Grande, wo sich der Verfasser nur wenige Stunden aufhielt, um sofort die Lagoa dos Patos hinaufzufahren. Die von Scharen zahlloser Wasservögel — Myoterien, Reihern, Schwänen, Gänsen, Enten, Möven, den großen weißen Capororocas und den gänseartigen Patos arminhos — belebte Lagoa dos Patos ist ein großer, höchst eigenthümlicher Binnensee von Salzwasser mit öden, glänzenden Flugsandufern, anfangs schmal, allmählich sich erweiternd und wie unsere Haffs durch einen langen, nur an einzelnen Stellen zwei Meilen breiten Landstreifen mit einer nicht unbedeutenden Anzahl von Estancias vom Meere geschieden. An seiner Nordspitze mündet der Guaibafluß, an dessen reizenden Ufern dort, wo sich der Gravatahy, Rio dos Sinos, Cahy und Jacuhy vereinigen, das anmuthige Porto Alegre liegt. Unter den 20000 Einwohnern der Stadt sollen an 3000 Deutsche sein, die zwar keine Kirche, aber ein Liebhabertheater haben, das der Verfasser besuchte. „Es scheint den meisten gut, selbst sehr gut zu gehen.

Fleißige Leute kommen dort zu Wohlstand und Achtung unendlich viel mehr als in Deutschland unter gleichen Verhältnissen, ja einige, und nicht einmal Leute von gerade hervorwiegender Bildung und Erziehung haben sich bedeutendes Vermögen verdient." Noch entschiedener ist das germanische Element in der deutschen Colonie San.-Leopoldo vertreten, wohin der Verfasser auf einem deutschen Dampfboote den hier ganz den Charakter eines stillen Waldstroms tragenden Rio dos Sinos hinauffuhr. Die Schilderung seiner Beobachtungen an diesem Orte gehört zu dem Lieblichsten, was das Buch bietet:

Es kommt mir vor, als ob sich bei unsern guten Landsleuten in dieser freien, südamerikanischen Natur, wo sie größern Raumverhältnissen und eigenartigen Kämpfen gegen Naturwiderstände ausgesetzt sind, auch eine viel größere Bestimmtheit im Entschluß und im Handeln entwickelte. Die Väter hatten den Urwald zu besiegen, sie mußten blutige Fehden gegen die wilden Indianer, Bugres und selbst einzelne Rebellentrupps aushalten. Unter Schwierigkeiten fingen sie an, aber sie eroberten sich den Boden, und die in Deutschland Knechte waren, sind durch das Recht der Arbeit Herren geworden. Sie fühlen sich frei, weil sie sich kennen gelernt. Als grüne Burschen steigen die Söhne aufs Pferd und durchschwärmen keck die Fläche. Sie fühlen sich frisch und frei, deswegen sind sie muthig und selbst trotzig, wenn man ihnen in den Weg kommt. Und dieses Element einer größern Bestimmtheit und Energie entwickelt sich auch bei den Mädchen schon in ihrer zarten Jugend. Ohne Mühe sind sie beritten, sie werfen ihren Sattel allein auf den Gaul und brauchen nicht einen Bruder oder Reitknecht abzuwarten, um ihr Stück Wegs zu reiten. Sie lernen nie den demüthigenden Unterschied zwischen einem Bauermädchen und einem Hoffräulein kennen. Das steht ihnen im Gesicht geschrieben, in der schlanken, festen Haltung des Körpers, im trotzigen blauen Auge.

Eine Tour zu den ferner wohnenden Colonisten zeigt uns das Bild dieses deutschen Pionnierlebens in seinen einzelsten charakteristischen Zügen. Wir durchwandern mit dem Verfasser die einzelnen „Picaden" und bewundern inmitten einer üppig reichen Waldnatur die großartige Cascade vom Rio de Cadea.

An diesen Bericht schließt der Verfasser eine Reihe der umfassendsten Notizen über die geschichtliche Entwickelung und den gegenwärtigen Zustand des Districts von San-Leopoldo, die er aus den von dem langjährigen Director der Colonie, dem verdienten Dr. med. Hildebrandt, ebenso gründlich zusammengetragenen wie geistreich verarbeiteten Materialien entnommen hat. Das interessanteste Entwickelungsmoment ist unstreitig der Kampf gegen die Bekehrungs- und Verdummungsbestrebungen des Jesuitismus, die größte Schwierigkeit für den Verkehr und die politische Geltung die Unbekanntschaft mit der Landessprache und der dadurch bedingte Mangel an Unterricht. Die Colonie producirt alles, was ein unter einem milden Himmel liegendes und mit einem fruchtbaren Boden gesegnetes Land nur hervorbringen kann. Bei einer Bevölkerung von 11336 Menschen wurden exportirt: 30000 Sack Mais, 27000 Sack schwarze Bohnen, 18000 Sack Maniocmehl und 15000 Sack Kartoffeln. Dazu kommen: Fleisch, Felle, Hörner, Lederarbeiten, alle Arten Geflügel mit Zubehör, z. B. 35000 Dutzend Eier, Honig in ungeheuerer Masse, Früchte aller Art, Bier in recht guter Qualität, Butter, Käse, Brennholz, Bauholz, Flußschiffe, eine Menge Oel (aus Arachis hypogäa, Ricinus, Kürbiskernen und Leinsaat), große Massen von Handarbeiten, wozu die Natur das Material liefert: Matten, Körbe, Decken u. s. w. Der Ausfuhrwerth mochte 600 Contos (fast 500000 Thlr.) betragen, die Einfuhr 435 Contos.

Wir übergehen den Ausflug des Verfassers den Jacuhy hinauf nach Rio Pardo trotz der herrlichen Naturschilderungen, wozu er ihm Veranlassung gibt und der neuen Seiten deutschen Coloniallebens, die der Besuch der Picade von Santa-Cruz ihm erschloß, um mit ihm seine Reise in das Innere der Provinz den Jacuhy entlang anzutreten. Vor uns zieht sich ganz im Norden eine blaue Serra hin, auf der fast alle zum Guaiba zusammenströmenden Flüsse entspringen. Von ihr südlich ist alles Land eine mit langen Hügelwällen besetzte Ebene. Zwar trifft man von Rio Pardo westlich und nordwestlich noch Waldungen von Ausdehnung, doch meistens nur solche, die mit der Serra zusammenhängen und dieselbe überziehen. Was sonst an Wäldern auf Hügeln und in manchen Gründen zwischen denselben erscheint, ist immer nur beschränktes Gehölz ohne Ausdehnung, nur ein einzelner Zug im Charakterbild des Landes. Der Hauptcharakter der ganzen, oft unabsehbaren Landschaft ist Campo, Grashügelwirthschaft, in welcher die zerstreuten Ansiedelungen verschwinden: eine zwar nicht todte, aber dennoch befangende Einöde, die um so eigenthümlicher erscheint, je mehr man sich von der sogenannten großen Landstraße entfernt, die freilich im weitern Felde ganz unkenntlich wird. Auf diesem Wege steuern wir dem Gebirge zu über Cruzalto, Cachoeira, eine echte Camposhauptstadt, die deutsche Colonie San-Angelo, wo wir alles noch in den ersten Anfängen finden, und begegnen Carretenzügen, in deren ungeheuern, fast haushohen, mit vier bis sechs Joch Ochsen bespannten Karren, deren Holzachsen sich knarrend mit den Rädern drehen, einzelne Familien mit ihrem ganzen Hausstande, Kessel und Kochgeschirr vorn am Giebel, durch die hügelige Landschaft ziehen, übernachten in einsamen Estancias, meist bei Landsleuten, treffen auch einmal auf eine einsam gelegene Venda.

Eben bei der Seltenheit solcher Krambuden für alles trifft man um Mittag allerlei Leute dort, theils fernwohnende Nachbarn (freilich eine contradictio in adjecto, aber doch für den Westen von Rio Grande ein richtiger Ausdruck), theils Reisende. Ein europäischer Reisender ist da immer für die ersten Augenblicke etwas Befremdendes; alles genirt sich vor ihm. Wenn er aber nur erst einige Worte der Landessprache geredet hat und sich unbefangen und anständig beträgt, so ist gleich alle Schwierigkeit gehoben.

Am Eingange des Gebirgs betritt man mächtige Pinhals, Araucerienwaldungen, deren riesigste Stämme bis zu 120 Fuß emporragen. Zwischen oder vielmehr unter ihnen erheben sich schlanke Palmen und in ihren Aesten brüllen und kreischen zahllose Affen und Papageien. Bald ist die Wasserscheide zwischen dem Gebiet des Jacuhy und des Uruguay erreicht. Wir befinden uns im Bezirk der

Sette Povos (Povoacãoes), der Sieben Missionen, wie man die bedeutende, mit der Provinz Rio Grande an Brasilien gefallene Fraction des ehemaligen, von den Jesuiten am Uruguay und Perena inmitten der damals ungemein zahlreichen und eine ziemlich mannichfach gegliederte Sprache redenden Guarani und anderer Indianer gegründeten Reichs nennt. In San-Miguel, einer dieser ehemaligen Missionen, von wo an man alle nur denkbaren, aus Europa, Afrika und Amerika zusammengesetzten Elemente einer dünnen Bevölkerung findet, in der das indianische Element — Reste der nach der Verjagung der Jesuiten in den Urzustand zurückgekehrten oder in einer Halbcultur fortvegetirenden Guaranis und Charruas — stark hervortritt, besuchte der Verfasser die Ruinen der alten Kirche, deren Verhältnisse ebenso großartig wie edel sind.

Ueber zum großen Theil brennende und kohlschwarze Campos, an zerstreuten Guaraniranchos vorüber erreichen wir endlich, nachdem wir mehrere beträchtliche Nebenflüsse überschritten, den Uruguay, eine halbe Meile von Santa-Borja, der südlichsten der riograndenser Missionen, wo Aimé Bonpland bis zum Jahre 1853 gewohnt hatte.

Prachtvoll fließt der Hauptstrom des Uruguay zwischen Insel und Festland hindurch in einer Breite von 800—1000 Fuß. Die nächsten Ufer sind Gebüsch und Wald. Dazu ist der Rand des Stroms entweder grauschwarze Erde, oder große, graue, mit einer ganz dünnen schwarzen Glasur überzogene Felsmasse, sodaß der ganze Strom ein dunkles, finsteres Colorit an sich trägt. Es herrscht völlige Todtenstille auf ihm. Eine so bedeutende Handelsentwickelung, daß sie mittels Flußschiffahrt gleich in die Augen fiele, hat sich bis nach Santa-Borja hinauf noch nicht herausstellen wollen, obwol sie im Kleinen vorkommt. Aber man bemerkt sie nicht auffallend. Und so kam mir der zwischen dunkeln Laubwaldungen und schwarzem Ufergestein geräuschlos dahingleitende Uruguay das erste mal, als ich an seinen nächsten Rand trat, recht wie ein Todtenfluß vor. Kein Haus entdeckte ich an seinen nächsten Ufern, kein Thierleben an seinem Strande. Kein Fisch sprang aus der Tiefe auf, kein Vogel flog über das averner Wasser im Westen von Rio Grande. Diese Todtenstille in der Natur ist nun auch auf das Menschenleben übergegangen. Während die Anwohner jener Gegenden der besten Gesundheit genießen, hält eine ewige Faulenzerei sie von aller Arbeit, allem Ackerbau ab, und es ist wirklich schmachvoll, hier Gegenden unbearbeitet liegen zu sehen, die manchen Fürstenthümern an Größe gleichkommen möchten. Welche Menge von Entschuldigungen hört man nicht, mit denen die guten Leute sich unbewußt selbst anklagen! „Das Land bringt alles hervor, es ist aber niemand, der es anbaut; es fehlen uns die Arme", das ist das ewige Einerlei, womit sich die Faulheit am Uruguay entschuldigt.

Der Verfasser wohnte in Santa-Borja bei dem Vicar Gay und machte mit diesem Ausflüge in dessen ausgedehnte Parochie. Wir übergehen indeß die mannichfachen interessanten Beobachtungen, wozu dieselben Veranlassung gaben, und begleiten den Verfasser auf seiner Fahrt den Uruguay hinab nach dem lebhaften Handelsstädtchen Uruguayana, das, obwol zu Brasilien gehörig, doch schon einen wesentlich spanischen Charakter an sich trägt. Gerade gegenüber liegt das corrientische Restauracion, von wo aus der Verfasser seinen Besuch beim alten „Don Amado" machte, unter welchem Namen Aimé Bonpland am ganzen Uruguay bekannt war. Allein mit einem wildfremden, dunkelbraunen Kerl, einer echten Pampasfigur, und ohne alle weitern Waffen als sein Taschenmesser, ritt er über die unabsehbare, nur von einem herrlichen Palmenwalde unterbrochene Pampa, auf welcher gewaltige Heerden von Rindern und Pferden ihr Wesen trieben und einzelne Hirsche, Rehe und Emas umherirrten. Endlich erblickte er vor einem grünen Baumgarten ein kleines Gehöft. Es war die Wohnung Aimé Bonpland's, welche der Verfasser seinem Werke als Titelvignette beigegeben hat. Sie bestand aus zwei großen, in einem rechten Winkel an der Eingangsseite sich treffenden Hütten, deren Lehmwände durch Bambusstäbe und geringes Balkenwerk einigen Halt hatten. Das Dach war von Stroh, auf Bambusrohr festgebunden. Neben diesen beiden großen Hütten war eine Art von bedecktem Verschlag, auf dessen Boden einige Steine zusammengelegt waren: Küche und Kochherd des berühmten Mannes. Neben dem Ganzen stand eine alte Carrete und einiges Pfahlwerk zum Trocknen von Fleisch und Anbinden von Pferden. In die beiden Hüttenhäuser führten zwei Thüren. Fenster hatte die Wohnung nicht; Licht konnte von außen durch die offenen Thüren und die vielen Abbröckelungen und Risse in den Lehmwänden hinreichend hineindringen. Die eine Hütte diente als Wohn-, Eß- und Besuchszimmer. Ein breites Bret auf zwei Fässern liegend stellte den Tisch vor; eine Bank und zwei Stühle waren zum Sitzen bestimmt; zwei Bettstellen ohne Betten dienten zum Empfang und zur Beherbergung von Gästen. Eine Menge von Sattelzeug, Häuten, Zwiebeln u. s. w. lag im dunkeln Hintergrund des Raums. Der Besuch wurde von einem jungen Mädchen empfangen, der einzigen Genossin des fünfundachtzigjährigen Gelehrten in dieser Einöde. Endlich kam der alte unermüdliche Botaniker, einfach gekleidet in Hemd und Beinkleidern aus weißem Baumwollenzeuge. Das Alter hatte tiefe Furchen in das liebe, freundliche Gesicht des Mannes gegraben, dessen Augen aber noch so rein und klar um sich schauten, wie nur immer möglich.

Herzlich und freundlich empfing er mich und entschuldigte seinen ärmlichen Hausrath, den seine Gastfreundlichkeit nur noch mehr dadurch verrieth, daß er mir Fleisch rösten ließ und kaum ein Messer und eine Gabel auf zinnernem Teller mir vorsetzen konnte. Dann geriethen wir, nachdem ich mit Hülfe meines Taschenmessers und meiner Finger meine Mahlzeit beendet hatte, in gar buntfarbige Gespräche über Botanik und Politik, Estancias und Paris, Humboldt und Santa-Borja; gar zu arg schweiften des Alten Gedanken umher in den unermeßlichen Räumen, die er durchmessen, und in der gewaltigen Zeit, die er durchlebt hatte. Aber immer noch mehr Raum wollte er, immer noch mehr Lebenszeit erwartete er mit einem gewissen Heißhunger. Wie sollte Santa-Anna, das einsame, reglose, leblose, nach einigen Jahren aussehen!

Die Regierung von Corrientes schenkte dem alten Botaniker für seine Bemühungen um ein patriotisches Museum der Republik einen großen Campo am Uruguay, dessen Werth man auf 10000 spanische Thaler anschlagen konnte. Doch hatte er für den alten Mann eigentlich gar keinen Werth, denn es fehlten ihm alle Mittel, denselben mit Vieh zu besetzen. Dennoch hatte der alte

Bonpland, in dessen Kopf es wimmelte von einer Menge von Planen, die fixe Idee, seine weite Estancia noch selbst zu bewirthschaften. Statt von der Pachtrente und seiner französischen Pension von 3000 Francs ruhig zu leben, ertrug er dieser fixen Idee zu Gefallen alle nur denkbaren Entbehrungen. Und darin ließ er sich nicht rathen und nicht helfen. Jedermann achtete und ehrte ihn, aber er wollte von niemand etwas, besonders keinen Rath, keine Hülfe, ja er vermied es deshalb fast, mit Menschen zusammenzukommen. Er litt an chronischem Blasenkatarrh, nahm aber auch von seinem Besuche die ihm angebotene ärztliche Dienstleistung nicht an. Wehmüthig nahm der Verfasser von ihm Abschied.

Mir schien Bonpland selbst bewegt zu sein, als ich seine beiden welken Hände mit meinen Händen drückte zum Abschiede. Nicht viele von denen, welchen das Glück zu Theil ward, dem großen Alexander von Humboldt in Berlin die Hand drücken zu dürfen, sind bis hinter den fernen Uruguay gegangen, um den alten Bonpland zu besuchen. Mir war es eine innere Nothwendigkeit, eine heilige Pflicht; die Estancia von Santa-Anna auf dem rechten Ufer des Uruguay war der südwestlichste Punkt meiner ganzen Reise, mein eigentlicher Wallfahrtspunkt. Und wer weiß, ob ich nicht einer der letzten Sendboten europäischen Stammes, europäischer Wissenschaft gewesen bin, der viele Meilen weit hergekommen war, um für sich selbst und im Namen der Wissenschaft dem alten Bonpland Hochachtung, Liebe und herzliche Freundschaft entgegenzubringen.

Er war der letzte; 17 Tage nach seinem Besuche, am 4. Mai 1858, verschied Bonpland. Seine Handschriften und Herbarien liegen in Corrientes, wo er Director des naturhistorischen Museums war. Aber er war seit seiner neunjährigen Gefangenschaft in Paraguay hinter der Wissenschaft zurückgeblieben.

Er war keine Gegenwart mehr; er gehörte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an, nicht der zweiten: ein melancholisches Denkmal für alle diejenigen, welche im Leben etwas Großes, Rühmliches in der Wissenschaft erjagen und nur das eine vergessen, daß jegliche Geistesblüte nur da ihren vollen Duft und Farbenschmuck hat, wo sie mit geschickter Hand sinnig in den vollen Kranz europäischer Gesittung hineingeflochten ist.

Von der an einzelnen charakteristischen Zügen ebenfalls sehr reichen Rückreise erwähnen wir nur, daß dieselbe, in mehr südlicher Richtung als die Herreise, über die deutsche Colonie San-Gabriel und den hohen marmor- und metallreichen Gebirgskamm von Caçapava zurück nach Cachoeira, Cruzalta und Rio Pardo führte. Die landschaftlichen Züge im Großen und Ganzen kennen wir bereits. Von Rio Pardo ritt der Verfasser nach Taquari, von wo er auf dem gleichnamigen Flusse am 5. Mai nach Porto Alegre zurückkehrte. An den Bericht über diesen ersten Theil seines Unternehmens schließt der Verfasser einen Rückblick auf seine Wanderung durch die Provinz San-Pedro do Rio Grande do Sul, welcher für eine ziemlich umfängliche Monographie des Gegenstandes gelten kann. Orographie, Hydrographie, Mineralogie, Botanik, Zoologie, Ethnographie, Statistik — alles ist hier, zum Theil bis ins einzelste, berücksichtigt, und namentlich findet die Auswanderungsfrage die eingehendste Erörterung. Wir unsererseits müssen uns begnügen, in dieser Beziehung auf das Werk selbst zu verweisen, um dem zweiten Theile noch einige Worte widmen zu können.

Am 22. Mai fuhr der Verfasser von Rio Grande nach der Provinz Santa-Catharina ab und lief drei Tage darauf in die liebliche, breite Lagune von Desterro ein. Die Provinz Santa-Catharina ist wundervoll von der Natur ausgestattet; besonders erscheint sie so, wenn man vom Süden aus der Stadt Rio Grande kommt. Kaum hat man Abschied genommen von dem öden Strande, auf dem Sand auf Sand sich aufhäuft, Brandung an Brandung sich bricht und eine schmuziggraue Meeresfarbe den Dahinsegelnden lange begleitet, so tauchen aus dem plötzlich klar seegrün oder tiefblau gewordenen Element in reinen, scharfen Umrissen prachtvolle Höhenketten heraus, schroff, hoch und gewaltig und dennoch bedeckt mit dem dichtesten Laubdach schattigen Urwaldes. Ein wirkliches Gebirge scheint aus dem Meere aufgestiegen zu sein, ohne ein flaches Vorland von einiger Ausdehnung zwischen sich und dem flüssigen Elemente gelassen zu haben, ein Gebirge, dessen einzelne Stränge in den dichtesten Verflechtungen ineinander gewebt sind oder nebeneinander verlaufen. Eigentlich ist die Provinz Santa-Catharina nur ein Küstenstreif, der sich in ziemlich gerader nördlicher Richtung vom 26. bis über den 29. Breitengrad hinaus erstreckt und 6—15 geographische Meilen breit ist. Hieran ist aber noch fast genau zwischen dem 27. und 28. Breitengrade ein Stück Land in der Form eines Dreiecks gehängt worden, das an seiner Südgrenze die Quellen und den ersten Verlauf des Uruguay, in seiner Mitte aber einige bedeutende Zuflüsse desselben enthält. Die Hauptinsel der südlichern von den beiden dazu gehörigen Inselgruppen ist Santa-Catharina, die der ganzen Provinz den Namen gegeben hat. Der Verfasser unternahm von der Hauptstadt Desterro aus verschiedene Ausflüge in das Innere der Insel und schildert deren landschaftliche Reize und üppige Vegetation in den begeistertsten Farben. Von hier setzt man auf einer höchst kümmerlichen Fähre auf das Ufer des Festlandes über. Nördlich von hier liegt die Handels- und Fischerstadt Laguna, die der Verfasser nach einem mühsamen Ritte längs der Sümpfe und Sanddünen des Meeresgestades erreichte. Ein Canot brachte den Reisenden von hier über die Lagune, welche der Stadt den Namen gegeben hat, an die Mündung des Tuberão, dessen Lauf er bis zu dem inmitten einer reizenden Landschaft gelegenen Oertchen Piedada verfolgte. Diese Gegend hat sowol wegen ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit als auch wegen ihrer bedeutenden, noch unangegriffenen Steinkohlenlager eine glänzende Zukunft vor sich. Von da brachte den Reisenden und seinen Begleiter ein viertägiger Marsch längs oder parallel dem Flußthale auf steilen Pfaden, die oft das Reiten auf Maulthieren unmöglich machten, durch den öden, menschenleeren Hochwald auf die Höhe der verrufenen Serra do Tuberão.

Nichts ist überraschender als der Anblick, wenn man nun oben hinaufkommt. Man befindet sich nicht mehr auf dem Rande einer schroffen Serra, sondern auf einer Hügelebene vom voll-

kommensten riograndenser Charakter; ein Cuchillo reiht sich an den andern; manche sind schroff genug, um ein kleines Gebirge zu bilden. Einige kleine Quellen rinnen hier zu einem Bächlein zusammen, welches nach einer halben Stunde Wegs schon ganz hübsch zu rauschen anfängt. Weiter nach Westen treten noch mehrere Bäche zusammen: so entsteht der Uruguay, und ich freute mich, hier auf der Hochebene einen alten Reisegefährten zu treffen.

Der Verfasser ist der erste Europäer, der diese Quellen aufgesucht hat. Die Gegend selbst heißt das Hochland von Tejucas.

Auf dem Marsche durch abwechselnde Araucerienwaldungen und Campos machen wir die Bekanntschaft der Besitzer mehrerer ausgedehnter Hochlandestancias, einfacher, kräftiger und gastfreundschaftlicher Männer, und gelangen endlich nach der „Hauptstadt" Lages, einem Neste von kaum 500 Einwohnern, das ebenso wie die Umgegend die unverkennbarsten Spuren von der Trägheit und Indifferenz des Volkscharakters an sich trägt. Die wenigen Deutschen sind nicht im Stande, der kleinen Ville irgendwelchen Thätigkeitsimpuls zu geben. Auch treten hier noch die letzten Aeußerungen einer untergehenden Brutalität den ersten Pflanzungen einer aufkeimenden Cultur nahe. Im Norden, gegen die Grenze der Provinz Paraná hin, bilden die Coroados noch heutigen Tags einzelne herumstreifende Banditenscharen; während in den Waldwinkeln der Serren und Wälder, die das Oberland von Lages vom untern Theil der Provinz Santa-Catharina trennen, noch Botocuden leben. Vor etwa fünf Jahren überfielen die letztern ein Gehöfte sieben Leguas von Lages und schlachteten Frauen und Kinder. Früher scheinen die Botocudenhorden in dieser Gegend besondere Zusammenkünfte gehalten zu haben.

Man findet im Felde, namentlich an höhern Stellen, runde Hügel mit einer ringsherum cirkelrund laufenden Arena, die wieder von einer niedriger kreisrunden Erdeinfassung umgeben ist, höchst regelmäßig eingeschlossen, sodaß man aus dem ganzen Platze nach der Mitte des Hügels hinaufblicken konnte... Mir scheinen diese Erhöhungen die Oerter gewesen zu sein, wo diese Wilden ihre Kriegsgefangenen schlachteten und auffraßen, eine Gewohnheit, die bei ihnen, ehe man ihnen warmblütige Schlachtthiere ins Land brachte, ganz allgemein gewesen zu sein scheint. Noch heute gibt es Stellen in Brasilien, wo Menschen gefressen werden. Notorisch ist es, daß z. B. am Amazonenstrom, gar nicht weit von der Provinzialhauptstadt am Rio Negro, noch im Jahre 1857 die Areraindianer einige benachbarte Indianer überfielen, fingen und auffraßen.

Nachdem der Verfasser noch den prächtigen, 50 Fuß hohen und 3—400 Fuß breiten Salto do Rio das Caveiras besucht hatte, brach er wieder von dem rohen und sittenlosen Lages auf. Ein einbrechendes Regenwetter, das bei der dortigen Verwahrlosung der Wegepolizei das Hochland zur förmlichen Insel machte, nöthigte ihn, auf einer Estancia zu bleiben, und gab ihm Gelegenheit, alle Einzelheiten des wirthschaftlichen Treibens auf einer solchen zu beobachten. Da von der Estancia gerade eine Packthierkaravane abging, so hatte der Verfasser in den nächsten Tagen nicht minder Gelegenheit, mit dem Capataz der Tropa, einem Indianer aus den Missionen, einem Mulatten und einem Negerburschen zusammen das Leben eines echten Tropeiro zu führen, in welchem die Jagd auf die Unzen und die gefährlichen Flußpassagen hervorstechende Charakterzüge bilden. Kurz vor der Militärcolonie Santa-Thereza, die bereits im Gebiet des Atlantischen Oceans liegt, trennte er sich von der Karavane, um über den schauderhaften Paß von Morro Chato wieder dem Unterlande von Santa-Catharina zuzueilen. Im Thale des Rio dos Bugres besuchte er die aufblühende deutsche Colonie Santa-Izabel, deren Bewohner er 12 Jahre vorher als elende Einwanderer in Rio de Janeiro kennen gelernt und unterstützt hatte. Auch in dem schönen Thale des Cubatão, welcher den Rio dos Bugres aufnimmt traf er viele blühende deutsche Ansiedelungen. Der Sammelpunkt der dortigen Deutschen ist das Gasthaus des „alten Adam" in San-Jozé, der sich vor vielen Jahren im Sande des Strandes ansiedelte und um dessen Haus sich seitdem ein ganzer Stadttheil, die Praya Comprida, angesetzt hat.

Zum dritten und letzten mal verließ der Verfasser am 10. Juli die Insel Santa-Catharina und fuhr in Begleitung des Professor Burkart, den katholische Intriguen aus seiner Stellung am Lyceum in Desterro vertrieben hatten, den Itajahy hinauf nach Blumenau.

Ein herrlicher, herrlicher Strom! Fast so breit wie der Uruguay bei Santa-Borja, fließt er ruhig in überreicher Wasserfülle daher und trägt sicher die aus der See einlaufenden Handelsschiffe bis weit hinauf, ja kleinere Schiffe können bis zur Colonie selbst gelangen, ein Vortheil, der für die Anbauer von unberechenbarem Nutzen ist... Der flüchtigste Blick selbst ist hinreichend, um allem Colonialtreiben am Ufer des herrlichen Stroms das glücklichste Prognostikon zu stellen.

Dessenungeachtet ist das Urtheil, welches der Verfasser über Blumenau fällt, ein entschieden ungünstiges. Er findet den Grund des unbefriedigenden Zustandes dieser Colonie darin, daß dieselbe ein Privatunternehmen ist, und spricht dies offen aus, obwol er mit dem Dr. Blumenau persönlich befreundet ist und vielleicht gerade deshalb, weil er persönlich mit ihm verkehrt und sich über seine Plane besprochen hat.

Nur keine Privatspeculanten wieder! Wie oft, ja wie ununterbrochen möchte ich das ausrufen, wenn vom Colonisiren die Rede ist. Sie sind eben alle, auch die besten, wenn sie überhaupt gut sein können, Speculanten; ich kann ihnen den Ausdruck nimmermehr ersparen, Speculanten von verdächtiger Färbung und unklarem Charakter. Wenn sich noch ferner Unternehmer zu solchen Colonialunternehmen finden sollten, so lasse man sich nicht wieder darauf ein. Wenn ihre Sache auf nur einigermaßen guten Principien beruhen will, so kommen sie nicht zu Stande und fallen auf halbem Wege zusammen, wie am Itajahy schon zwei derartige Beispiele existiren. Und statt der Auswanderungsfrage genutzt zu haben, thun sie ihr den größten Schaden. In ihrer eigenen Unzulänglichkeit discreditiren sie das Land und finden die Schuld nie in sich, sondern in der Landesregierung, und salviren sich durch eine gutgeschriebene Publication in Europa.

Von Blumenau setzten die Reisenden ihren Weg zu Pferde nach der Insel San-Francisco fort.

Die Lage von San-Francisco überraschte mich seltsam. Man sieht das offene Meer nicht, aber ein prächtiger, breiter Meeresarm, einem mächtigen Strome ähnlich, trennt die Insel vom gebirgigen Festland, dessen grüne Höhenzüge rein und klar in

den blauen Himmel hinausragen und sich fern im Westen an die Hauptserra anlehnen. So breit, so tief ist das schöne Wasserbecken, daß große Schiffe, selbst noch Fregatten, hineinsegeln können, ja bedeutende Handelsfahrzeuge bis 500 Tonnen groß, können bis ans obere Ende des Meerbusens hinaufsegeln, ein Umstand, durch welchen San-Francisco einer der besten Häfen Brasiliens wird und allen zu seinem Bereich gehörenden Anlagen und Unternehmungen eine glänzende Entwickelung und Zukunft verspricht.

Ein breites, großes Schiffsboot führte die Reisenden nach der deutschen Colonie Donna Francisca, die, erst im Jahre 1849 gegründet, in der allerkräftigsten Weise ihrer vollen Entwickelung entgegenschreitet und vom Verfasser allen andern Unternehmungen der Art als Muster hingestellt wird. Ihr Centralpunkt ist das anmuthige, aus Gartenwohnungen zusammengesetzte Städtchen Joinville, von wo aus sich die vortrefflichsten Landstraßen in verschiedenen Richtungen durch das Gebiet der Colonie ziehen. Was diese Colonie ganz besonders kennzeichnet, ist der hohe Grad von Bildung und Gesittung, der unter ihren zum guten Theil den höhern Berufsständen angehörigen Bewohnern herrscht. Zwar muß auch sie, wie gerade zur Zeit der Anwesenheit des Verfassers, die Roheit und das Elend über sich hereinbrechen sehen, wenn sie von den Auswanderungsgesellschaften mit verhungerten, verkümmerten und sittlich verwahrlosten Individuen überschwemmt wird; aber sie weiß solche Elemente bald von sich auszuscheiden. Industrie und Handel überwiegt noch den Ackerbau, welcher nicht gehörig durch Viehzucht unterstützt ist. Nichtsdestoweniger reiht sich nach dem Gebirge hin eine Ackerbaucolonie an die andere an.

Der Reisende schildert bei diesem Anlaß den für die Colonisten so wichtigen Cipó, die bewundernswürdigste Schlingpflanze, welche zur Familie der Aroideen gehört.

Während mannichfaltige Araceen in großen, kräftigen Exemplaren an feuchten Stellen wachsen und dem Anbauer als Taya und Mangariten mannichfache Nahrung bieten, klettert eine Araceenschlingpflanze, ein Philodendron am Stamme der höchsten Waldbäume aufwärts und bildet unterwegs eine Menge Blätterpartien in einzelnen Zwischenräumen. Hat es so die höchsten Aeste erreicht, so treibt es in senkrechter Richtung schnurgerade, astlos und blattlos, eine Menge Ausläufer, Stolonen, vom luftigen Revier zur Erde hinab, die ganz wie mächtige Darmsaiten nebeneinander herabgespannt sind und, wenn sie den Boden erreicht haben, in ihn hineinwurzeln. Wer zuerst solche Araceenstricke sieht, weiß wirklich nicht, was er von ihnen denken soll. Vom Umfang einer dünnen Darmsaite bis zur Dicke eines starken Daumens sind sie zu Tausenden, wie schon gesagt, schnurgerade ausgespannt, die dickern immer stark genug, um einen Menschen zu tragen, weswegen ihr Herunterreißen oft Mühe macht. Man thut wohl, sie beim Anziehen, wo sie sich elastisch ausdehnen, etwas um ihre Achse zu drehen, dann reißen sie in der Regel oben an der Pflanze ab und das schönste Seil von zehn Klafter Länge stürzt zur Erde herab. Freilich ist es nicht glatt, sondern hat eine Art von kleinen stumpfen Stacheln, die aber so kurz und stumpf sind, daß sie eben mehr dazu dienen, die zupackende Hand nicht abgleiten zu machen als sie zu verwunden. Der Strick selbst besteht aus einer mittlern holzigen Substanz und einer bastartigen äußern, sodaß man ihn fast eine ungeheuer lange und dünne Rübe nennen möchte. Dieser Aroideenstrick ist nun das Factotum im Urzustandsleben. Mit dem Cipó bindet der Fischer sein Canot fest, aus ihm macht der Küstenfahrer seine Takelagenstricke. Das Pferd des Colonisten wird mit dem Cipó gehalten, die Kuh daran nach Hause gezogen. Mit dem Cipó spannt man Befriedigungen um kleine Plätze; auf dem Cipó trocknet die Colonistenfrau ihre Wäsche und bindet ihre Reiser damit zu einem tüchtigen Besen zusammen, oder braucht auch wol ein Ende Cipó, um ihren widerspenstigen Rangen den Buckel abzuprügeln. Und mit dem Cipó der Araceen baut der Colonist vor allem sein Haus.

Noch mannichfaltiger ist der Gebrauch der Euterpe oder Kohlpalme, doch ist gerade hierüber bereits so viel geschrieben worden, daß wir nicht näher darauf eingehen. Auch hinsichtlich der übrigen interessanten Züge des brasilianischen Pionnierlebens verweisen wir einfach auf das Buch.

Der weitern Colonisationsentwickelung im Norden der Provinz Santa-Catharina, welche von Donna Francisca ausgehen muß, stellen sich jetzt noch manche Sonderinteressen entgegen. So besitzen z. B. in dieser Colonie reiche Leute in Europa Ländereien, die durch den Schweiß der um solche Ländereien sich ansiedelnden Anbauer im Preise steigen, während dadurch den Arbeitenden bedeutender Abbruch geschieht. So besitzt unter andern der Fürst von Schönburg-Waldenburg 6000 Morgen Waldland, so einzelne Kaufleute in Deutschland. Der Verfasser hat in Rio ernstlich darum gebeten, daß solcher Beeinträchtigung des Anbaues auf Kosten und zum Schaden der Anbauer gewehrt werde, und hofft es dahin zu bringen, daß jeder, der in einer Colonie Land besitzt, ohne es selbst anzubauen, jährlich für den Morgen eine gewisse Strafe gibt, die mindestens dem Vortheile entspricht, den das Land jährlich an größerer Verwerthung dadurch gewinnt, daß die Nachbarn ihr Land anbauen, wie etwas Aehnliches schon in Blumenau existirt. Erst dann kann Donna Francisca seine doppelte Bestimmung erfüllen, einmal den wenig besuchten, aber herrlichen Hafen von San-Francisco zu einem bewegten Tummelplatze von Schiffahrt und Handel umzuschaffen, und sodann nach Westen und Nordwesten hin durch Anlegung von Straßen den Weg in das Oberland von Paraná zu erschließen, dessen Hauptstadt Coritiba jetzt noch vom Verkehr mit der Küste so gut wie völlig abgeschnitten ist. Der Ingenieur der Colonie, Wunderwald, hatte bereits auf mühsamer Picadentour einen Plan zur Wegerichtung entworfen. Dies und das Seltsame der Situation, auf einer erst zu eröffnenden Picade mit dem Kompaß in der Hand durch eine wilde Gebirgsgegend durchzudringen, in der noch keine Cultur ihre Bahnen getrieben hat, und in Gegenden zu kommen, die noch nie eines Menschen Fuß betreten hatte, bewogen den Verfasser, den genannten Ingenieur auf einer neuen Picadenschlägerei durch die Serra Geral nach den Campos von Coritiba zu begleiten.

Obgleich die Beschreibung dieses seltsamen Zugs durch die Wildniß wol die anziehendste und romantischste Partie des Werks ist, so können wir doch dabei nicht verweilen. So etwas läßt sich nur in der Detailschilderung lesen und genießen. Die zwölf Picadenschläger waren auf zehn Tage mit Proviant versehen und dessenungeachtet mußte die Gesellschaft während der letzten Tage ihrer Wanderung hungern. Endlich erreichte sie den matereichen Campo do Ambrosio, einen District, auf welchem Grasfeldabtheilun-

gen mit Wäldern und Morastniederungen abwechseln. Hier verabschiedete sich der Verfasser nach einer sechzehntägigen Reise am 1. September von seinen Begleitern und setzte seinen Marsch, theilweise zu Fuße, über San-Jozé, eine hübsche Freguesia, nach Coritiba fort. In dieser Hauptstadt der erst neuerdings von San-Paulo abgesonderten, etwa 80000 Einwohner zählenden Provinz Paraná hatte der Verfasser Gelegenheit, am 7. September den Jahrestag der brasilianischen Unabhängigkeit inmitten der Haute-Volée der Provinz zu feiern: er hatte aber auch die Genugthuung, das deutsche Element hier mit dem besten Erfolge vertreten zu sehen. San-Leopoldo und Donna Francisca entsenden hierher theils zeitweilige Arbeitsgäste, theils feste Ansiedler, und gerade jetzt wird ein schöner, des besten Ackerbaues fähiger District im Nordwesten der Provinz, kaum eine Tagereise vom Hafen Antonina und Paranagua, nach einem sie durchströmenden Flusse die Araçungi oder noch kürzer die Açungi genannt, auf Veranlassung der Regierung unter Aufsicht des deutschen Ingenieurs Hauptmann von Ochiz vermessen und zur Aufnahme deutscher Einwanderer vorbereitet. Es bedarf aber auch in der Provinz Paraná mehr noch als anderswo der Einwirkung deutschen Fleißes und deutscher Gesittung. Sämmtliche Thiere der hauptsächlich auf die Viehzucht angewiesenen Provinz sind mittelmäßig und schlecht. Die Rasse ist ausgeartet und dürftig, die Behandlung des Viehes höchst unvollkommen. Im Sommer laufen die Thiere auf dem Campo umher und erhalten sich mittels des groben Grases. Im Winter aber ist alles verdorrt und vom Nachtreif zerstört und das Vieh fällt bis zu skeletartiger Magerkeit ab. Meistens verkriechen sich Rinder und Pferde in Wald und Gebüsch und leben dort von jungem Bambusrohr. Stall und Fütterung kennt man hier noch nirgends; man will sich keine Arbeit machen und läßt das Vieh lieber crepiren. Daher die sonderbare Erscheinung, daß man hier durchweg alte und selbst ranzige Butter bekommt, und zwar aus England. Milch ist zu Zeiten ein theurer Artikel; Eier sind manchmal gar nicht zu bekommen, selbst Fleisch ist theuer. Man hat von Glück zu sagen, wenn man ein Pferd miethen oder kaufen kann, und wird dann gemeiniglich schnöde übervortheilt. Dabei soll viel falsches Geld circuliren und man muß sich an allen Ecken und Enden vor Betrug hüten.

Den Rückweg nahm der Verfasser über die Serra Geral, wo man eben einen Weg anzulegen im Begriff stand, nach der Hafenville Antonina. Hier bestieg er das Dampfschiff und kehrte über Paranagua, Cananea, Iguape und Santos, die schmuzige und deshalb ungesunde Hafenstadt der Capitale San-Paulo, wohin der Verfasser einen Ausflug unternahm, nach Rio de Janeiro zurück, wo er am 2. October anlangte. Eins der interessantesten Erlebnisse auf dieser Fahrt war sein Zusammentreffen mit Joaquim Antonio de Morães Dutra, der an den äußersten Grenzen der Provinz Paraná die wilden, nackten Coroades zu Hunderten gezähmt, angesiedelt, zur Arbeit erzogen und so unter etwa 500 Wilden eine in hohem Grade originelle Halbcultur herangebildet hatte und sich jetzt in Gesellschaft eines dieser Wilden nach Rio begab, um für sein seltenes Beginnen Schutz und Hülfe auszuwirken.

Der Coroado selbst ist ein Typus eines echten Indianers, eines echten China, Zug für Zug ein Vetter des großen Tribus im Himmlischen Reiche, nur mit vollerm, fetterm Gesicht, fettem weibischen Körper, kurzen Beinen und Armen, ein echter Weibmann von oben bis unten. So hat namentlich seine Brust etwas widerlich Weibisches, der ganze Mensch war eine ebenso unangenehme als interessante Erscheinung.

Der Aufenthalt in der Provinz Paulo gibt dem Verfasser Veranlassung zu einer eingehenden Prüfung und Verurtheilung des sogenannten Parcerie- oder Halbpartsystems, welches die großen Grundbesitzer seit dem Aufhören der Negereinfuhr angenommen haben. Das ist auch die Ansicht der wahrhaft ehrlichen und aufgeklärten Brasilianer. Der Marinelieutenant Antonio Mariano de Azevedo, von der Regierung mit der Exploration des Tieté beauftragt, spricht es in seinem interessanten „Relatorio" (Rio de Janeiro 1858) rücksichtslos aus, daß die allerdings vorhandenen Schwierigkeiten nur durch den Untergang des großen Grundbesitzes zu lösen seien und die Parceriecolonisation nicht Stich halten könne, weil der tüchtige Einwanderer freies Grundeigenthum erwerben wolle. Er sagt:

Ich beziehe mich hier vorzugsweise auf die Deutschen, das einzige Volk, welches nach meinem Dafürhalten uns von den allerschlechtesten Ideen und Gewohnheiten befreien kann, welche uns die Portugiesen hinterlassen haben, sie, die Hauptursache von allem, was uns als Nation und als Individuen nur immer Schlechtes begegnen konnte.

Vorstehendes Referat soll dem Leser nur einen allgemeinen Ueberblick über den Inhalt des Werks bieten; eine vollständige Charakteristik desselben kann und soll es nicht sein. Sein Hauptwerth liegt, wie bei jeder guten Reisebeschreibung, in den concreten Beobachtungen und Erlebnissen. Diese und insbesondere die herrlichen Naturschilderungen wiederzugeben verbot uns die Eigenthümlichkeit unserer Aufgabe. Wir bemerken daher nur noch im allgemeinen, daß das Werk Avé-Lallemant's sich nach Form und Inhalt den ausgezeichnetsten seiner Gattung würdig zur Seite stellt, von ebenso hohem künstlerischen wie wissenschaftlichen Werthe ist und, abgesehen von den eigentlichen politischen Zuständen, auf welche tiefer einzugehen nicht geboten war, alle Seiten des Culturlebens berührt und theilweise erschöpfend behandelt. Das Buch hat auch insofern seine Specialität, als der Verfasser namentlich alles in die Medicinalstatistik Einschlagende mit großer Ausführlichkeit behandelt, und ist durch seine vorurtheilsfreie Erörterung der so wichtigen Einwanderungsfrage von unmittelbarster praktischer Wichtigkeit. Wir können daher die zu erwartende Schilderung der Reise des Verfassers in die nördlichen Provinzen Brasiliens sowie die von ihm in Aussicht gestellten Monographien über Rio de Janeiro und andere bereits in vorliegendem Werke berührte Oertlichkeiten und Materien nur im voraus herzlich willkommen heißen. 7.

Neuere Werke über deutsche Literatur und deren Geschichte.

Nachtrag. *)

1. Die deutsche Heldensage und ihre Heimat von August Raßmann. Zweiter Band. — A. u. d. T.: Die Sagen von den Wölsungen und Niflungen, den Wilcinen und König Thidrek von Bern in der Thidrekssaga. Hannover, Rümpler. 1858. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Der vorliegende zweite Band beschließt die gründliche und geschmackvolle Arbeit, mit deren Anfang wir die Leser schon in Nr. 11 d. Bl. f. 1858 bekannt gemacht haben. Obgleich sich an den ersten Band anschließend, kann der zweite doch auch als durchaus selbständiges Werk betrachtet werden, wie ihm denn auch der Verfasser einen besondern Titel gegeben. Aus der sehr inhaltreichen Vorrede entnehmen wir folgende Punkte, welche die Arbeit und ihre Absicht charakterisiren. Die Thidrekssaga, welche um die Mitte des 13. Jahrhunderts höchst wahrscheinlich von einem Isländer verfaßt wurde, ist, wie der ihr vorangeschickte Prologus besagt, nach der Erzählung deutscher Männer zusammengesetzt, zum Theil aber auch nach deutschen Liedern, welche schon in früher Zeit, gleich nach den Begebenheiten, die in der Sage erzählt werden, gedichtet worden waren. Die Heimat dieser deutschen Männer war, wie sich ebenfalls aus dem Prolog ergibt, Sachsen, welches zugleich der Schauplatz der berichteten Begebenheiten war. Wie verbreitet, oder vielmehr wie allgemein diese Sagen im Sachsenland waren, geht aus folgender merkwürdigen Stelle des Prologs hervor: „Und wenn du einen Mann aus jeder Burg in ganz Sachsland nimmst, so werden alle diese Sage auf dieselbe Weise erzählen; das bewirken aber ihre alten Lieder." Obgleich aus den angeführten Worten des Prologus sich ergibt, daß die ganze Sage aus sächsischen Sagen und Liedern geschöpft worden sei, so kann doch aus ihrem Inhalt unzweifelhaft nachgewiesen werden, daß der Verfasser der Thidrekssaga neben jenen Quellen auch hochdeutsche Ueberlieferungen benutzte. Die geographischen Widersprüche und Irrthümer, die sich in der Sage vorfinden, lassen sich allein dadurch erklären.

Die Vereinigung sächsischer und hochdeutscher Quellen geht schon daraus hervor, daß der Verfasser die Thidrekssaga, den hochdeutschen Gedichten folgend, Bern für das italienische Verona hält (die Fahrt dahin geht daher vom Hunnenlande oder andern nördlichen Ländern aus stets über Mundiuflall [die Alpen] oder das Gebirge); während aus einigen Stellen sich auf das deutlichste ergibt, daß unter Bern nicht Verona, sondern Bonn zu verstehen ist, welche Stadt, wie aus Urkunden, Münzen und Stadtsiegeln vom 10. bis 14. Jahrhundert mit Sicherheit hervorgeht, im Mittelalter die Namen Bern und Verona führte. Ebenso wenig ist die Wisere ein Strom Italiens, sondern die Weser; Bricten ist nicht Brixen, sondern Wreren an der Diemel.

Der Verfasser der Thidrekssaga hat zwar unser Nibelungenlied sicherlich nicht gekannt, denn er würde sonst bedeutsame Züge aus demselben bewahrt haben; allein aus verschiedenen Gründen läßt sich annehmen, daß er ein älteres, dem Nibelungenlied zu Grunde liegendes hochdeutsches Lied benutzt habe, und es ist daher wahrscheinlich, daß fast alle die mit unserm Nibelungenlied verwandten und wörtlich gleichlautenden Stellen aus jenem ältern Lied entlehnt sind. Daß das ältere Lied aber nicht einfach in das Nibelungenlied übergegangen ist, und dieses nicht blos eine Erweiterung alter Lieder ist, wie Lachmann und seine Schule behaupten, geht schon daraus hervor, daß die Gestalten der Thidrekssaga von denen in unserm Nibelungenlied wesentlich verschieden sind. In jener erscheint nämlich Attila nur als König des sächsischen Hunnenlandes, von welchem aus er seine Kriegs- und Eroberungszüge nach dem Osten unternimmt, und es findet sich nicht der geringste Zug, der an den historischen Hunnenkönig oder den Etzel unserer mittelhochdeutschen Epen erinnern könnte.

Die Haupthandschrift, in welcher die Sage überliefert worden ist, wurde im Jahre 1853 von Unger herausgegeben. Da sie aber einige Lücken darbietet, hat sie der Herausgeber aus zwei andern Manuscripten ergänzt, oder, wo diese ebenfalls lückenhaft waren, aus einer altschwedischen Bearbeitung, die er ins Altnordische zurückübersetzte. Diese Ausgabe Unger's hat Raßmann seiner Uebersetzung zum Grunde gelegt, da dieselbe aber einen gemischten Text gibt, so hat der deutsche Bearbeiter dieses genau angezeigt und zur Beurtheilung der verschiedenen Handschriften auch sämmtliche Varianten aufgenommen; soweit es möglich war, dieselben in deutscher Sprache wiederzugeben. Wie bei dem ersten Band, so ging auch in diesem sein Hauptbestreben dahin, das Original mit all seinen Eigenthümlichkeiten möglich getreu wiederzugeben. Die einzelnen Abschnitte sind von Erläuterungen begleitet, die namentlich mit Rücksicht auf die Entwickelung der Sage nichts zu wünschen übrig lassen. Ueberall hat der Verfasser, der eine ausgebreitete Kenntniß der nordischen und ältern deutschen Literatur besitzt, auf verwandte Dichtungen hingewiesen oder dieselben auch mitgetheilt, wenn sie weniger oder gar nicht bekannt waren.

Und so können wir diese kurze Anzeige mit dem Wunsche schließen, daß das treffliche Werk, durch welches die alte deutsche Heldensage zum vollsten Verständniß gebracht wird, vielseitige Anerkennung finden möge.

2. Speculum ecclesiae. Altdeutsch herausgegeben von Johann Kelle. München, Franz. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Unter diesem Titel hat der Herausgeber, der unsern Lesern durch seine vortreffliche Ausgabe des Otfriedischen Gedichts bekannt ist, eine Sammlung von altdeutschen Predigten veranstaltet, die in einer münchener Handschrift überliefert sind und aus der Mitte des 12. Jahrhunderts stammen mögen. Dieselben zeigen denselben Charakter, der sich in allen deutschen Predigten vom 8. bis zum zweiten Drittel des 13. Jahrhunderts findet, in welcher Zeit namentlich durch die Franciscaner und Dominicaner im deutschen Predigtwesen ein größerer Aufschwung eintrat. Sie tragen nämlich von dem Geiste und der eigenthümlichen Färbung der Zeit, in der sie entstanden, nichts in sich; sie sind, von den Einflüssen der Außenwelt unberührt, in der Abgeschiedenheit des Klosters entstanden und scheinen, wie viele andere, zum Muster oder Nothbehelf jüngerer oder weniger begabter Prediger geschrieben zu sein. Es sind reine Homilien von nicht allzu großer Länge und bestehen in Erläuterung oder Anwendung eines biblischen Textes. Von diesem ausgehend bildet sich der Prediger durch andere in Bereitschaft gehaltene Stellen der Heiligen Schrift die Brücke, mittels welcher er die verschiedenen Theile der Belehrung und Erbauung verbindend und erläuternd fortführt, woran sich denn gewöhnlich Ermahnungen schließen.

Als Muster dienten vorzugsweise die Predigten der Kirchenväter, welche meist mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit benutzt, stellenweise auch übersetzt wurden. Mehrere Stücke scheinen aus dem „Speculum ecclesiae" des Honorius von Autun entnommen zu sein, oder, was der Herausgeber für wahrscheinlicher findet, Honorius und der Verfasser der altdeutschen Predigten haben aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft, und wahrscheinlich ist das ganze deutsche Werk nach lateinischen Mustern mehr oder minder frei, mit größern oder geringern Auslassungen und Aenderungen bearbeitet. Zwar ist die Sprache im allgemeinen nicht so starr, unbeweglich und an Wendungen arm, wie man es von einer Uebersetzungsprosa der damaligen Zeit wol erwarten könnte; ja manchmal wird der Prediger wirklich beredt und seine Sprache erscheint dann völlig frei von allem lateinischen Einflusse; allein hierdurch ist nur bewiesen, daß der Mönch seine

*) Vgl. die Artikel unter obiger Ueberschrift in Nr. 10, 11, 40 d. Bl. f. 1858 und in Nr. 14 f. 1859. D. Red.

Muttersprache mit Geschick handhabte und im Satzbau Uebung und Gewandtheit besaß. Die Möglichkeit, daß alles nach lateinischen Quellen bearbeitet ist, wird hierdurch nicht ausgeschlossen, und wird sogar zur Wahrscheinlichkeit, wenn man sieht, wie die Latinität im einzelnen doch hier und da beengt, und wenn man nicht selten Constructionen begegnet, welche offenbar nur durch Nachahmung eines lateinischen Originals entstehen konnten. Freilich könnte man auch annehmen, daß der Verfasser zwar meist nach lateinischen Vorbildern arbeitete und dieselben sogar zum Theil sklavisch übersetzte, daß er aber auch hier und da seinen eigenen Geist walten ließ und dann auch in der Sprache freier und reiner erschien.

Der Verfasser dieser Predigten ist ebenso wenig bekannt, als der Ort, wo sie verfaßt wurden. Doch darf man wegen der großen Gleichmäßigkeit und Darstellungsweise wol annehmen, daß sie sämmtlich von einer Person herrühren. Jedenfalls wurden sie, wie die Sprache und die Schrift des Codex ausweist, am Beginn der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, vielleicht schon vorher abgefaßt und niedergeschrieben, und so gehören sie zu den ältesten Denkmälern der deutschen Prosa. Darin liegt schon die Rechtfertigung der Herausgabe derselben, und, wie die Vorrede ganz richtig bemerkt, wenn schon Predigten des Mittelalters überhaupt, da sie einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Kenntniß der Glaubens- und Sittengeschichte liefern und für die Kenntniß der Sprache bedeutenden Nutzen gewähren, eine sorgfältige Beachtung verdienen, so ist es bei diesen Predigten, Ansprachen und Formeln um so mehr der Fall, da sie an der Grenze des Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen stehen und mehr Alterthümliches bewahrt haben, als viele der bisher bekannt gewordenen.

Der Text ist mit aller Sorgfalt und Genauigkeit wiedergegeben, wie es sich von Kelle nicht anders erwarten ließ. Es sind sogar die Abkürzungen der Handschrift nachgebildet, soweit es die Typen der Druckerei erlaubten; wo dies nicht möglich war, sind sie in den Noten angemerkt. An der Schreibweise der Handschrift ist überhaupt nichts geändert, denn, wie der Herausgeber ganz richtig bemerkt, bei Denkmälern der classischen Periode des Mittelhochdeutschen sei eine auf bestimmte Regeln aufgebaute und gleichmäßige Orthographie allerdings nothwendig, bei Denkmälern aber, die der Uebergangsperiode des Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen angehören, müsse die Schreibart der Handschrift genau beibehalten werden, zumal wenn nur eine einzige, mit der Abfassung gleichzeitige Handschrift vorhanden sei.

„Die Schwankung und Vielgestaltigkeit der Laute und Formen liegen im Wesen dieser Uebergangsperiode, und die regelmäßige Durchführung einer einheitlichen Schreibart, die Anwendung gewisser, bestimmter Formen würde dem Denkmal seinen originellen Charakter benehmen, es in eine Zeit rücken, in welche es nicht gehört, und eine Regelmäßigkeit da aufstellen, wo keine vorhanden war, also etwas Gemachtes und Todtes an die Stelle des wirklich Gegebenen und Lebendigen setzen. Grammatik und Lexikon kann den urkundlich überlieferten Text für seine Zwecke benutzen, für manche aufgestellte Regel einen neuen Beleg aus diesem Denkmal entnehmen, oder auch neues Licht über die Laute und Formen der damaligen Zeit und über das allmähliche Fortschreiten des Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen verbreiten."

Sehr verdankenswerth ist das beigefügte Glossar, das nicht nur äußerst vollständig (nur wenige Wörter mögen fehlen, wie iarvasten, S. 7), sondern auch sehr verständig und zweckgemäß angelegt. So sind verschiedene und ungewöhnlich abweichende Formen des nämlichen Worts nicht blos bei der gewöhnlichen oder der Hauptform angegeben, sondern in die alphabetische Ordnung aufgenommen. Auch dadurch hat der Glossar an Werth gewonnen, daß jedem Worte, wo es möglich war, die althochdeutsche und mittelhochdeutsche Form beigefügt ist, wodurch das Verhältniß der Sprache in den vorliegenden Predigten zu der ältern und spätern Sprachform anschaulich gemacht wird.

3. Das Buch von den neun Felsen von dem strasburger Bürger Rulman Merswin. 1352. Nach des Verfassers Autograph herausgegeben von Karl Schmidt. Mit einem Facsimile von Merswin's Handschrift. Leipzig, Hirzel. 1859. Gr. 8. 25 Ngr.

Das „Buch von den neun Felsen" wurde lange dem bekannten „dichterisch mystischen Mönch" Heinrich Suso zugeschrieben, da es sich schon in den ältesten Ausgaben der Werke desselben vorfindet. Selbst der neueste Herausgeber von Suso's Schriften (Regensburg 1829), Melchior von Diepenbrock, nahm es in dieselben auf. Dagegen hatte zwar Ludwig Hofacker, der es im Jahre 1841 nach der augsburger Ausgabe von 1512 abdrucken ließ, richtig geahnt, daß es dem Seusen mit Unrecht zugeschrieben werde; allein er entfernt sich noch mehr von der Wahrheit, als er die seltsame Behauptung aufstellte, es sei von einem „schüchternen und ängstlichen Frauenzimmer" geschrieben. Den wahren Verfasser hat erst der jetzige Herausgeber entdeckt. Zwar war ihm schon im Jahre 1839 gelungen, denselben nachzuweisen, aber doch wurde es erst zur unumstößlichen Gewißheit, als er vor kurzem das Glück hatte, das lang gesuchte und lang vermißte Original in einer Bücherauction zu finden. Daß die Handschrift, die er erworben, wirklich das Original sei, wird nicht nur durch eine lateinische Notiz, sondern vorzüglich dadurch bestätigt, daß die Schriftzüge mit denen des Buchs „Von den vier Jahren" vollkommen übereinstimmen, welches unzweifelhaft von Merswin verfaßt und geschrieben ist. Die Handschrift ist zwar nicht ganz vollständig erhalten; allein es war leicht sie zu ergänzen, da die strasburger Bibliothek drei Abschriften des Buchs besitzt, von denen eine aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts nicht viel jünger ist als das Original, und wahrscheinlich unmittelbar aus diesem entnommen ist.

So interessant das Buch an sich selbst ist, so erhält es doch erst dadurch seine wahre Bedeutung, daß es von einem Laien herrührt und unter dem Einfluß des geheimen Oberhauptes der Gottesfreunde „im Oberland" entstanden ist, jener religiösen Genossenschaft, welche, ohne wie die Brüder des freien Geistes mit dem biblischen Christenthum ganz in Widerspruch zu gerathen, doch solche Ansichten entwickelten, welche sie von der Kirche entfernen mußten. Sie hielten nämlich die biblischen Geschichten für bloße Symbole, erwarteten die Gottähnlichkeit nicht von der Gnade Gottes, sondern von der innern Kraft des Menschen selbst, und suchten in der Verleugnung der Persönlichkeit zur Gemeinschaft mit Gott zu gelangen, weshalb sie sich denn der dunkeln Ueberschwenglichkeit des Gefühls hingaben und manche derselben im Gedanken an die Möglichkeit einer ewigen Vereinigung mit Gott sich so sehr überreizten, daß sie sogar in Verzückungen fielen und Visionen zu haben wähnten. Doch war dies offenbar eine Entartung, und die bedeutendsten Persönlichkeiten waren bei aller Hinneigung zum Mysticismus doch von solchen Verirrungen weit entfernt. Die Gottesfreunde gehörten mit zu den Verbreitern der Reformation. Ihr offenkundiger Zweck war, die Kirche, von der sie sich keineswegs trennen wollten, auf ihre reinste Form zurückzuführen; auch waren nur Geistliche, Priester, Mönche, Nonnen ihre Häupter.

Daß der Herausgeber sich über das Wesen und Treiben der Gottesfreunde in der Vorrede nicht verbreitet, ist begreiflich; er durfte ganz füglich auf seine dieselben betreffenden Arbeiten verweisen*), wobei er noch sein vortreffliches Werk über Tauler (Hamburg 1841) und auch Wackernagel's Aufsatz in den „Beiträgen zur vaterländischen Geschichte" von der historischen Gesellschaft zu Basel (Bd. 2) hätte anführen können. Nicht ebenso ist zu billigen, daß er keine Biographie von Merswin gegeben, sondern nur auf die von ihm in der „Revue d'Alsace" mitgetheilte verwiesen hat, die gewiß nur wenigen deutschen Lesern zugänglich ist.

*) In den „Beiträgen zu den theologischen Wissenschaften" (Jena 1854) und in „Basel im 14. Jahrhundert" (Basel 1856).

Das „Buch von den neun Felsen" ist von größter Wichtigkeit, weil es, abgesehen von seiner unverkennbaren Bedeutsamkeit für die Sprache, die Documente vervollständigt, die auf das noch so wenig bekannte Treiben des geheimen Bundes der Gottesfreunde einiges Licht fallen lassen. Es ist das Werk eines ungelehrten, aber frommen Laien, und trotz der etwas breiten, weitschweifigen Redeweise wird man sich durch den ernsten christlichen Sinn und die bilderreiche Phantasie angezogen fühlen, deren naiver Ausdruck es ist.

Das Ganze ist in der Form eines Gesprächs zwischen dem Menschen (dem Verfasser selbst) und der innern Stimme (das, was andere Mystiker die ewige Wahrheit nennen, d. h. Christus selbst). Es zerfällt in vier Theile (Reden). In dem ersten wird berichtet, wie ihn seine innere Stimme oder Gott („sein Herzelieb") zwang, das Buch zu schreiben. Elf Wochen lang suchte er aus Demuth dem Auftrage zu entgehen, und erst als ihm durch Krankheit und Leiden aller Art Gottes Willen kund geworden war, unterwarf er sich dem Gebote. Der zweite Theil berichtet von den wunderbaren Gesichten („Bilden"), die „der Mensch" durch Gottes Fügung gesehen, und die sämmtlich die Zustände der Christenheit bezeichnen. Im dritten Theil werden die Gebrechen der Christenheit dargestellt, „und wie gar betrübt es in diesen Zeiten um die Christenheit steht, und wie ganz zergangen all Ordnung in der Christenheit, beides, geistliche Ordnung und weltliche Ordnung". Dies wird an dem unheiligen und unchristlichen Leben der Päpste, Cardinäle, Bischöfe, Aebte, Lehrer, Nonnen, Pfarrer u. s. w., dann an den Weltlichen, den Kaisern und Königen, Herzogen, Edeln und Rittern, an den Bürgern und Kaufleuten, Handwerkern, Bauern, an den Weibern nachgewiesen, denen allen die bittersten Wahrheiten gesagt werden. Der vierte Theil ist zugleich der bedeutsamste, wie denn das ganze Buch nach dessen Inhalt benannt ist. Der „Mensch" wird nämlich zu einem „greulich großen, weiten, hohen Berg" geführt, und es waren an dem Berg neun große greuliche, weite Felsen, und es lagen die Felsen je einer über dem andern bis oben auf dem Berg, und es wandelten Christenmenschen auf diesem Felsen. Das Thal aber, das sich am Fuß des Bergs ausbreitete, war mit einem Netz überzogen, unter dem die Menschen gefangen waren. Das Thal bezeichnet die Erde, das Netz die Sünden, in denen die Menschen befangen sind, daß sie sich nicht auf die Felsen schwingen können. Je näher die Felsen aber dem Himmel sind, desto reiner und gottseliger sind die Menschen, die auf ihnen wandeln; aber es sind ihrer auch immer weniger; es bezeichnen also diese Felsen die verschiedenen Grade der Gottseligkeit. Vortrefflich sind namentlich die Frommen geschildert, die auf ihre Frömmigkeit stolz sind und dadurch dem Teufel in die Hände fallen; ebenso vortrefflich die Auserwählten auf dem obersten Felsen, unter welchen der Verfasser offenbar die Gottesfreunde meint.

„Du sollst wissen, sagt die innere Stimme, daß diese Menschen keine Begierde haben nach keinen Dingen, denn allein, wie die Ehre Gottes möge vollbracht werden. Ich will dir sagen, diese Menschen haben sich Gott also ganz gegeben und gelassen, was Gott mit ihnen selbst thut und mit allen Dingen, das gefällt ihnen alles wohl. Gibt Gott diesen Menschen, so lassen sie es gut sein; nimmt Gott diesen Menschen, so lassen sie es wiederum gut sein.... Du sollst wissen, daß diese Menschen also ganz zum Grunde demüthig sind, und sie haben sich selbst und alle ihre Werke, die sie je gethan haben, also gar zumal verkleinert und vernichtet, daß es sie dünket, daß sie billigerweise unter allen Creaturen sein sollten, und sie wagen es nicht, sich selbst mit keiner Creatur zu vergleichen, weder in Zeit noch in Ewigkeit."

Wie sich in den Gottesfreunden hohes Selbstbewußtsein und die vollkommenste Demuth vereinigte, geht recht deutlich aus dem Folgenden hervor. Nachdem die innere Stimme gesagt, daß ein Mensch, der auf dem neunten Felsen wohne, Gott lieber und werther und auch der Christenheit nützlicher sei, denn tausend andere Menschen auf den untern Felsen, fügt sie bald darauf hinzu, daß nicht alle auf der Höhe bleiben, sondern daß manche jähen Falls ganz hinab unter das Garn der Sünde stürzen, es seien diejenigen, die sich von dem bösen Geist des Hochmuths verführen ließen.

Im allgemeinen ist das Buch, wenn auch von mystischer Haltung, im ganzen im kirchlichen Sinne gehalten. Doch kommen auch Stellen vor, welche der kirchlichen Anschauung widerstreben. In dem Abschnitt „Von der heiligen Ehe" sagt die innere Stimme ohne Zweifel mit Bezug auf die Ehelosigkeit der Geistlichen: „Du sollst wissen, daß Gott nicht ein Zerstörer der Natur ist." Noch wichtiger ist eine andere Stelle in dem nämlichen Abschnitt, auf welche schon der Herausgeber in der Vorrede aufmerksam gemacht hat. Nachdem der Verfasser nämlich von dem lastervollen Leben der Christenheit gesprochen und gesagt, daß sie werth wäre ausgerottet zu werden, fährt „der Mensch" fort:

„Ach mein herzliches, liebliches Lieb, erbarme dich der armen Christenheit und denke (lieber) daran, daß das böse jüdische Volk und das böse heidnische Volk alle zusammen wider dich thun, und auch mit ganzer Kraft wider dich sind, und auch alle verloren werden. Die Antwort (d. h. die innere Stimme oder Christus) sprach: Ich will dir sagen, du hast recht, daß du sprichst, Gott solle sich erbarmen über die arme Christenheit; denn du sollst wissen, daß die Christenheit in viel hundert Jahren nie so arm, noch so böse war, als in diesen Zeiten. Aber ich will dir sagen, wenn du sprichst, daß das böse jüdische Volk und das böse heidnische Volk alles muß verloren gehen, das ist nicht wahr. Ich will dir sagen, Gott hat einen Theil Heiden und einen Theil Juden in diesen Zeiten viel lieber, als viele Menschen, die Christen heißen und doch wider alle christliche Ordnung leben. Der Mensch sprach: Ach Herzelieb mein, wie kommt dir diese Rede so seltsam vor! Sage mir, Herzelieb mein, was dies bedeutet. Die Antwort sprach: Das will ich dir sagen. Dies bedeutet: Wo ein Jude oder ein Heide ist, an welchen Enden der Welt er auch sein möchte, und hat der Jude oder der Heide einen guten gottesfürchtigen Grund in ihm, und ist dabei einfältig und biderb, und erkennt bei allem seinen vernünftigen Denken keinen bessern Glauben, als den Glauben, in welchem er geboren ist, und hat er auch das in seinem Grund und in seinem ganzen Willen, daß, fände er einen andern Glauben, von dem ihm zu erkennen gegeben würde, daß derselbe Gott lieber wäre, als sein Glaube, in welchem er geboren ist, er seinen Glauben aufgeben und Gott gehorsam sein wolle, sollte er auch darum Leib und Gut wagen: wo der Juden oder Heiden einer ist, der da in einem solchen großen Ernst lebt, sage mir, sollte der Eine Gott nicht viel lieber sein, als viele böse falsche Christen, welche die Taufe empfangen haben, und wol wissen, daß sie wider Gott thun und es doch thun! Ich will dir sagen, das thut der gute Jude oder der gute Heide nicht; er kennt nichts Besseres; kennte er Besseres, er würde eher den Tod leiden um Gott, daß er zu dem Bessern komme. Der Mensch sprach: Ach Herzelieb mein, diese Rede dünkt mich gar eine wunderliche, seltsame Rede. Und ich will dir sagen, wovon man in der Heiligen Schrift geschrieben findet, und es ist auch unser Christenglaube, daß niemand in das Himmelreich kommen möge, er sei denn vorher mit der heiligen Taufe getauft. Die Antwort sprach: Das ist auch wahr, und ist auch rechter Christenglaube. Ich will dir aber sagen, wenn Gott einen so ganz gerechten guten Heiden findet, oder einen so ganz gerechten guten Juden, was thut dann Gott? Ich will dir sagen, Gott kann von seiner unbeschränkten Liebe und von seinem unergründlichen Erbarmen nicht lassen, er kommt ihnen zu Hülfe. Ich will dir sagen, Gott findet manchen verborgenen Weg, daß er die gutgewillten, gottliebenden Menschen nicht verloren gehen läßt, sie mögen auch sein an welchen Enden der weiten Welt sie auch wollen. Der Mensch sprach: Sage mir Herzelieb mein, wie thust du denn, daß diese ungetauften Menschen gerettet werden? Die Antwort sprach: Das will ich dir sagen, das geschieht auf mancherlei verborgene Weise, die der Masse der Christenheit in diesen Zeiten unbekannt ist. Aber ich will dir von einer

Weise sagen, die die Christenheit wol glauben kann und die sie auch glaubt. Ich will dir sagen, wo dieser guten Heiden oder dieser guten Juden einer zu seinem Ende kommt, so kommt ihm Gott zu Hülfe und erleuchtet ihn mit Christenglauben, daß der Christenglaube ihm also bekannt wird, daß er von ganzem Herzen nach der Taufe begehrt. Mag ihm nun auch die Taufe nicht zu Theil werden, und ist doch seine Begierde vom Grund seines Herzens danach, so will ich dir sagen, was Gott dann thut. Gott geht und tauft ihn in seinem guten begehrenden Willen und in seinem verlassenen Tode. Du sollst wissen, daß dieser guten Heiden und dieser guten Juden viele sind in dem ewigen Leben, die alle auf diese Weise in dasselbe gekommen sind. Du sollst wissen, daß es mit Sanct-Paulus auch also geschah. Sanct-Paulus war ein gar biderber gottesfürchtiger Mann und war doch ein Verfolger der Christenheit. Das that er in der Meinung, daß er Gott einen großen Dienst damit zu thun wähnte. Du sollst wissen, daß gar schwerlich ein gottesfürchtiger, getreuer, gerechter, demüthiger Mensch verloren gehen mag; an welchen Enden der weiten Welt er auch wohne, Gott findet immer irgendeinen Weg, daß er gerettet werde. Denn du sollst wissen, daß der hoffärtigen ungerechten Menschen also gar viele in diesen trüben Zeiten in der Christenheit wandeln, von denen gar viele in die ewige Hölle fahren, die man doch bei ihrem Leben für ehrbare, biedere Menschen hielt.“

Diese ganze Stelle, die wir vollständig mitgetheilt haben, weil sich darin die wahrhaft christliche Gesinnung des trefflichen strasburger Bürgers kundgibt, der freilich auch vor unsern Zeloten aller Confessionen nicht bestehen würde, fehlt in der alten Ausgabe bei Suso. Eine andere, die bald darauf folgt und die sich auf die grausamen Judenverfolgungen der damaligen Zeit bezieht, ist, wie der Herausgeber ebenfalls schon bemerkt hat, in der genannten Ausgabe verändert worden. Sie lautet nämlich im Original: „Der Mensch sprach: Ach Herzelieb mein, wie erbarmet mich doch so sehr, daß die bösen Geister in diesen Zeiten so viel Gewalt haben. Die Antwort sprach: Das will ich dir sagen, die Gewalt, die sie in diesen betrübten Zeiten haben, ist von der Sünden wegen gekommen, die man in diesen Zeiten treibt. Ich will dir sagen: willst du wissen, was die Juden getödtet hat? Der Mensch sprach: Sage mir, Herzelieb mein, that das nicht die Christenheit? Die Antwort sprach: Das will ich dir sagen. Du sollst wissen, daß es *der Geiz der Christenheit that* und der Juden heimliche Sünden. Diese zwei erschlugen die Juden.“

Die gesperrt gedruckten Wörter fehlen in der alten Ausgabe, zum Zeugniß, daß man später die freiere und gerechte Anschauung des frommen strasburger Bürgers nicht mehr zu würdigen wußte.

4. Sanctgallische Handschriften. In Auszügen herausgegeben von *Gustav Scherer*. Sanctgallen, Huber u. Comp. 1859. Lex.-8. 26 Ngr.

Die sanctgaller Stiftsbibliothek ist wegen ihrer großen Schätze im Gebiete der ältern, namentlich der ältesten deutschen Literatur allgemein bekannt und berühmt. Die meisten Germanisten sind nach der ehemaligen Wildniß des heiligen Gallus gewallfahrtet, um die für Sprache und Literatur so wichtigen Denkmäler zu studiren, die wir dem Fleiße oder dem verständigen Sammlungseifer der dortigen Benedictiner verdanken. Die Bedeutsamkeit der genannten Bibliothek für die älteste Sprache und Literatur ist durch die „Denkmale des Mittelalters“ in drei Bänden, welche der überaus fleißige und genaue Hattemer herausgegeben hat, recht anschaulich geworden, und doch wird sich vielleicht mit der Zeit noch Werthvolles auffinden lassen. Auch die Handschriften von Werken aus dem 13. bis 16. Jahrhundert sind zahlreich und gehaltvoll. Viele derselben sind zwar schon mehrfach benutzt worden, doch manche nicht mit der nöthigen Genauigkeit, und andere sind beinahe oder ganz unbeachtet geblieben. Neben der Stiftsbibliothek, welche dem katholischen Cantonstheil als Erben der ehemaligen gefürsteten Abtei gehört, ist in Sanctgallen eine zweite Büchersammlung, welche Eigenthum der Stadt ist und nach deren Begründer Joachim von Watt (lateinisch Vadianus) die Vadianische Bibliothek heißt. Auch diese besitzt manchen Schatz an Handschriften und Druckwerken, obgleich sie viel jüngern Ursprungs ist als die Stiftsbibliothek, durch welche sie übrigens so sehr verdunkelt wird, daß sie, scheint es, die Aufmerksamkeit der Gelehrten nur selten auf sich gezogen hat. Es ist daher sehr dankenswerth, daß Scherer es unternommen hat, über die weniger bekannten oder benutzten Handschriften und alten Drucke beider Sammlungen zu berichten. Er hat sich dabei auf die deutschen Manuscripte und Druckwerke beschränkt und die lateinischen ausgeschlossen, weil seine Absicht war, in seiner Schrift einen Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur zu liefern. Scherer hat nicht blos über die Handschriften berichtet, sondern auch zahlreiche und sehr gut gewählte Bruchstücke aus denselben mitgetheilt, wodurch er den Werth seiner Gabe wesentlich erhöht hat. Die Proben, die er seinen Berichten beifügt, sind zum größten Theil noch ungedruckt, wenigstens aus den beschriebenen Handschriften nicht herausgegeben. Daher hat sich der Verfasser auch mit vollkommenem Recht genau an die Vorlagen gehalten, und insbesondere die Orthographie derselben unverändert gelassen; ja er hat selbst, was nur zu billigen ist, Schreibfehler abdrucken lassen. Daß er die Abkürzungen aufgelöst hat, mag wol zunächst seinen Grund in dem Mangel an den nöthigen Typen haben. Zu billigen ist ebenfalls, daß er die Satzzeichen hinzugefügt hat, was nach unserer Ansicht jeder Herausgeber älterer Handschriften thun sollte, wenn nicht überwiegende Gründe davon abrathen, was jedoch wol nur selten der Fall sein wird.

Zu den Handschriften, auf welche Scherer, wenn wir nicht irren, zum ersten male aufmerksam macht, gehört ein Gedicht von Konrad von Helmsdorf. Merkwürdig ist, daß Freiherr Laßberg, der bekanntlich in Auffindung und Erwerbung von literarischen Schätzen äußerst glücklich war, nie erfuhr, daß diese Handschrift, auf welche er durch Goldast's bekanntes Werk aufmerksam gemacht worden war und die für ihn ein besonderes Interesse hatte, weil die Helmsdorf früher Besitzer seines Gutes Eppishausen gewesen waren, sich in seiner nächsten Nähe befinde. Konrad von Helmsdorf war höchst wahrscheinlich ein Geistlicher; er lebte am Ende des 13. Jahrhunderts, wie aus einer Urkunde vom Jahre 1296 hervorgeht, in welcher er als Zeuge genannt wird (vorausgesetzt, daß es nicht noch einen andern dieses Namens gegeben habe). Sein Gedicht ist eine Bearbeitung eines der gelesensten Bücher des Mittelalters, nämlich des „Speculum humanae Salvationis“, welche ein anderer Schweizer, Heinrich von Lauffenberg, gegen ein Jahrhundert später, ebenfalls in Reime brachte. Hat aber Konrad wirklich um die angegebene Zeit gelebt, so wäre auch die Sitte, Gedichte über Bilder zu machen, älter, als man hier und da annimmt, weil sich sein „Spiegel“ ausdrücklich auf die beigefügten Federzeichnungen bezieht. Das Gedicht selbst hat, soviel sich aus den mitgetheilten Proben ermessen läßt, keinen poetischen Werth, ist aber für die Sittengeschichte nicht ohne Interesse.

Merkwürdig ist ferner ein Bruchstück von „Herr Syfrid“, welches wahrscheinlich eine eigenthümliche Auffassung der alten Sage enthält, weshalb es sehr zu bedauern ist, daß sich nur 73 Verse von demselben erhalten haben. Aus diesen läßt sich nur soviel entnehmen, daß Syfrid einer Jungfrau nacheilt, die ein schwarzer Mann entführt hat. Als dieser bemerkt, daß Syfrid ihm immer näher kommt und er ihm nicht mehr zu entfliehen vermag, zaubert er um sich und die Jungfrau einen See. Syfrid kann nicht zu ihnen gelangen; da ruft er der Jungfrau zu, ihm zu berichten, wie es sich mit ihr und dem schwarzen Mann verhalte. Sie will es wol thun, wenn es der schwarze Mann gestatte. Dieser erlaubt es ihr: „Und wären seiner noch drei, Die fürchtete ich wenig. Es mag ihn wol gereuen, Und könnt er Eisen kauen. Die Jungfrau war über die Erlaubniß froh; Herr Syfrid bat sie da.“ Mit diesen Worten endigt das Bruchstück.

Unter den in Sanctgallen aufbewahrten Handschriften des großen Egidius Tschudi sind besonders zwei Liederbücher merkwürdig, von denen das ältere mit Noten und vollständig ausgeschriebenem Text versehen ist. Es besteht dem deutschen Theil nach meist aus Minne- und Meistergesängen. Der Volkslieder sind wenige und darunter sind einige sehr triviale. Eine Vergleichung mit Görres' Meisterliedern, mit den Liederbüchern der Hätzlerin und von Ambras, sowie mit den Sammlungen von Uhland und andern ergab, daß die Handschrift viel Eigenes hat und daher einer eingehenden Benutzung werth ist.

Die kleine Schrift Scherer's bietet noch vieles Interessante dar; so sind seine Mittheilungen über Rudolf's von Ems „Weltchronik", über Konrad's von Würzburg „Trojanischen Krieg", über die in antihierarchischem Sinn verfaßte Belagerung von Acre von Ottokar von Steier, über das älteste sanctgaller Stadtbuch, dann über die Auszüge aus dem Vadianischen Briefwechsel u. s. w., in mannichfacher Beziehung sehr werthvoll, und wir schließen unsere Anzeige mit dem Wunsche, daß Scherer uns bald eine Fortsetzung seiner Forschungen geben möge. **Heinrich Kurz.**

Die Broschüren Moritz Müller's.

Eine ganz eigenthümliche schriftstellerische Thätigkeit entwickelt seit einer Reihe von Jahren Moritz Müller, ein Plänkler, der den literarischen Krieg auf eigene Faust führt und bereits eine Menge von ferntreffenden Spitzkugeln in Form von Streit- und Flugschriften verschossen hat, von denen wir die eine „Ein Goethe-Gedenkblättchen" bereits in Nr. 3 d. Bl. erwähnt haben. Moritz Müller ist Fabrikant in Pforzheim, durch seinen Wohlstand in vollkommen unabhängiger Lage, ein Selbstmensch, um ihn so zu nennen, der aber sicherlich des Lebens böse Mächte auch kennen gelernt, durch seine Energie und Umsicht sie jedoch aus dem Felde geschlagen hat. Er selbst rechnet sich in der genannten Broschüre über Goethe zu den „Männern aus dem Volke, die sich im Leben noch viel ärger als Schiller schinden und plagen mußten". Manche seiner Broschüren haben bei dem allgemein gebildeten Publikum Anklang gefunden und einige derselben mehrere Auflagen erlebt; auch ist seine ganze literarische Wirksamkeit nicht unangefochten und unbekrittelt geblieben. Dagegen hat die vornehme, gelehrte Literatenzunft ihn noch nicht anerkannt, weniger wol deshalb, weil er keine eigentlich gelehrte Appretur bestanden hat, obschon auch dieser Umstand ihm in Rechnung gebracht worden sein mag, als weil er es bisher verschmäht oder keine Muße dazu gefunden hat, mit einem voluminösen Werke aufzutreten, welches schon durch sein Embonpoint in die Augen fiele. In der That scheint es Kritiker und Recensenten zu geben, welche nach dem Umfang und Gewicht der Bücher bestimmen, ob und wie großen Anspruch sie auf Berücksichtigung, Beurtheilung und Empfehlung haben. Wir würden unserm pforzheimer Collegen rathen, seine sämmtlichen Schriften und Broschüren in einen Band zusammenbinden zu lassen und in dieser imponirenden, auf der kritischen Pfundwage schwer ins Gewicht fallenden Gestalt an die Recensiranstalten Deutschlands zu verschicken. Wenn dann ein Recensent diesen Band ergreift, so wird er fühlen, daß er etwas in der Hand hat, was über das bloße Quentchengewicht hinausgeht, bis zu jenem Gewicht, wodurch sich ein Buch Anspruch auf Berücksichtigung und Achtungsbezeugungen erwirbt.

Wir für unser Theil begrüßen in Moritz Müller von Pforzheim mit Vergnügen einen vollberechtigten Collegen im Fache der Schriftstellerei und speciell einen journalistischen Geistes- und Gesinnungsverwandten, indem wir seine Flugschriften als ebenso viele Abhandlungen journalistischen Charakters betrachten. Wie der Journalist, fühlt sich auch Moritz Müller heute veranlaßt und angeregt, über Erziehung, morgen über die kirchliche Frage, übermorgen über die politische Weltlage und überübermorgen über das Schiller-Fest oder über Goethe's Bedeutung für die deutsche Nation oder sonst einen in der Luft liegenden Zeitstoff zu schreiben. Daß nur das Bedürfniß, seine Gedanken über wichtige Zeitfragen los zu werden, sich seinen Landsleuten mitzutheilen und sie nach besten Kräften aufzuklären, unsern pforzheimer Mitstreiter zum Schriftsteller gemacht hat, sieht man seinen Publicationen deutlich an. Er hat die geistigen wie materiellen Nothstände des Volks kennen lernen, es schlägt ihm ein warmes Herz in der Brust, er sieht mit offenen Augen, mit den Augen eines Mannes von praktischem Beruf um sich und er erkennt, wie vieles noch gethan werden könnte und wie vieles in der Welt nicht recht gethan wird: da will auch er das Seinige dazu beitragen, über diese Uebelstände seinen Nebenmenschen die Augen zu öffnen und sie zum rüstigen Fortschritt nach allen Seiten anzufeuern. Es wäre ja nur zu wünschen, wenn noch mehr ungelehrte, aber durch eigenes Nachdenken wohlgebildete Männer aus praktischen Berufskreisen sich fänden, um uns Schriftstellern von Fach mit ihren mehr praktischen Kenntnissen und Einsichten zu secundiren. Aber allerdings würde hierzu auch stets der Besitz von Eigenschaften nöthig sein, wie sie dem pforzheimer Broschürier zu Gebote stehen. Denn erstlich hat er sich durch eine so gewählte Lectüre gebildet, wie man das bei Männern von seinem Berufe gewiß nur höchst selten findet. Nicht die auflösenden, verneinenden, frivol gedankenlosen, sondern die concentrirenden, bejahenden, ernst gedankenreichen Autoren sind seine Lieblinge und Lehrer: Shakspeare, Herder, Lessing, Schiller, die erhabensten Dichter und Denker aller Nationen, vor allen „unser großer und lieber" Goethe; von den Humoristen diejenigen, welche sich des Humors und Witzes nur bedienten, um Wahrheiten unter dieser heitern Maske beim Publikum einzuführen, wie Lichtenberg, Jean Paul u. s. w. Er selbst bedient sich, wie auch die Titel mancher seiner Schriften von vornherein zeigen, in seinen Broschüren gern der humoristischen und ironischen Form, in der z. B. die Schrift: „Die Wissenschaft muß umkehren oder Rede wider den Fortschritt, gehalten um Mitternacht bei Fackelschein am Wartthurm zu Pforzheim vor einer Versammlung von 100000 Menschen" (Dresden, Schäfer, 1858), fast durchweg gehalten ist. Außer dieser Gabe eines frischen, wenn auch nicht immer ganz geschmackvollen Humors besitzt er eine klare, natürliche, wenn auch mitunter zu wortreiche und nicht immer in streng logischer Entwickelung fortschreitende Schreib- und Darstellungsweise, viel gesunden Menschenverstand, Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit; er kämpft für den vernünftigen Fortschritt, für „Liebe, Gerechtigkeit, Wahrheit und Freiheit", die er als die „Grundlagen in der Constitution der geistigen und moralischen Welt" betrachtet, und so geräth er in diesem Kampfe auch wol in Conflict mit der Orthodoxie, die, nämlich die badische, wiederholentlich gegen ihn zu Felde gezogen ist.

So erschien in Karlsruhe gegen ihn ein anonymes „Offenes Sendschreiben", gegen das er sich in seiner Broschüre „Paßscherereien auf geistigem Gebiete" (Dresden, Schäfer, 1858) zur Wehre setzt. Er bemerkt darin unter anderm: „Der vernünftige Leser wird einsehen, daß ich nur gegen das Christenthum eifere, welches die Welt so oft in Dummheit stürzte und ihr so viel Jammer bereitete bis auf unsere Zeiten. Sollte Christus, wenn er wieder erschiene, wirklich die Theologie so bewundern, wie sich der Verfasser des genannten Schreibens in ihr selber bewundert? Oder sollte er nicht vielmehr sehr Vieles und Gewichtiges dagegen einzuwenden haben? Der Kern des Christenthums ist meiner Ansicht nach hauptsächlich der: Alle Menschen sind Brüder, und wenn sie in Gottesfurcht und Liebe eifrig nach Wahrheit streben, so werden sie ihre wahre Bestimmung immer besser erreichen, gotteswürdiger und glücklicher werden. Ewigen Dank dafür dem großen Reformator.", Gegen eine andere Kritik bemerkt er in dem Vorwort zu der dritten verbesserten Auflage seiner „Beobachtungen und Gedanken über verschiedene wichtige Gegenstände vom religiös-politischen Standpunkt" (Karlsruhe, Creuzbauer, 1857): „Einen Angriff auf das Christenthum im wahren Sinne des Worts beabsichtigte ich nicht. Einfachheit und Wahrheit liegen in der Religion Jesu Christi. Sie wurde herabgewürdigt zu sophistischen Fragen und Myriaden von Artikeln, Vorschriften, Träumereien und Erfindungen. Die-

sen bin ich feind, und auf solche wollte ich blos hindeuten." Er unterscheidet also die einfache Lehre Jesu Christi von der allerdings sehr verwickelten und kunstvoll construirten, mit ihren zahlreichen Nebenwissenschaften eines langjährigen Studiums bedürfenden Wissenschaft, in welche im Laufe der Zeit die Theologen diese einfache Lehre verwandelt haben. Moritz Müller erzählt bei dieser Gelegenheit, daß er auf einer Reise ein Mädchen getroffen, welches ihm mittheilte, „es wäre drei Jahre in einem Institute gewesen, wo das Lachen als Sünde verboten sei, und warum? — weil Christus nie gelacht habe!" Nun, so manche unserer modernen Erziehungsinstitute leisten in Verstößen gegen die Natur alles Mögliche, aber eine solche Vorschrift hätten wir doch nicht für möglich gehalten. Was würden in unserer Zeit auch die frömmsten Menschen zu thun und zu genießen vermeiden müssen, wenn sie alles unterlassen müßten, was auch Christus unterlassen hat. Und außerdem ist ja dadurch, daß die Evangelisten eines Lächelns Christi nicht ausdrücklich Erwähnung thun, noch durchaus nicht bewiesen, daß er nicht habe lachen können noch gelacht habe.

Einen andern Angriff zog ihm die Schrift „Eine Rose der Freiheit!" (Wiesbaden, Limbarth, 1859) zu, und zwar im pforzheimer Wochenblättchen, dem „Beobachter", seitens „mehrerer Bürger" (angeblich). Es wird ihm darin angedeutet, daß ein Mann von seiner autodidaktischen Bildung, ein „Laie" (was heißt in der großen Schriftstellerrepublik ein „Laie"?), nur als Volksschriftsteller mit Fug und Recht auftreten könne; aber während er, Müller, dem Gebildeten nichts biete und nichts bieten könne, außer einigen wenigen „geistreichen Schnurren", was der Gebildete nicht schon tausendmal besser gehabt habe, erfülle er doch auch nicht die Forderungen, die man an einen eigentlichen Volksschriftenverfasser zu stellen habe; man sehe an der Sprache der Müller'schen Schriften lediglich das Bemühen, recht gelehrt zu erscheinen, seine „oft geistreiche Ironie" passe nicht für das Volk u. s. w. Allerdings, die Sprache der Ironie paßt nicht für das eigentliche Volk, aber für dieses schreibt auch Müller nicht, er schreibt doch immer nur für die Berufskreise, denen er angehört, für alle diejenigen, welche fähig sind, auch Goethe, Herder, Schiller, Lessing, Humboldt u. s. w. zu lesen und zu verstehen, sobald sie nur ernstlich wollen, die aber nicht immer den guten Gebrauch von dieser Lectüre machen wie Müller. Gegen diesen Angriff hat sich Müller selbst in einer nur etwas zu weit ausholenden Schrift: „Ein Wort über bezahlte Federn und über rechte Bundesgenossen" (Leipzig, Hübner, 1859), vertheidigt, worin er unter anderm bemerkt, er habe gegen sich erstens den wissenschaftlich-aristokratischen Hochmuth, zweitens den Chor der Pharisäer und Heuchler, drittens die Schreiber vom Fach, viertens den Troß des Pöbels; und er fährt fort: „Nicht der echte Gelehrte ist dem Manne feind, der es wagt, die Wahrheit zu sagen, sondern nur der Gelehrtendünkel, der die Wahrheit breit tritt, aber sie nie ins Volk bringt." Mehrfach drückt sich übrigens in dieser Schrift eine gewisse Verdrießlichkeit gegen seine jetzigen Collegen, die Schriftsteller, aus, vielleicht weil ihn dieser oder jener Winkelschriftsteller, eine (von wem?) „bezahlte Feder", in einem badischen Winkelblättchen angegriffen hat. Ja, wenn man jeden sitzen gebliebenen verunglückten Predigt- oder Schulamtscandidaten, jeden aus seiner Carrière geworfenen bankrotten Kaufmann, gebildeten Handlungslehrling, oder Militär, oder Schreiber, der für eine Zeit lang an einem Wochenblatt schreibt und sich zum Lessing der Ortschaft aufpustet, dessen Ruf aber über das Weichbild des Städtchens niemals hinauskommt und zuletzt auch hier im Sande irgendeiner kleinbürgerlichen Beschäftigung zerrinnt; wenn man solche aus Noth oder Verschrobenheit oder einer unter solchen Umständen kaum glaublichen Eitelkeit ein Jahr oder auch länger Winkelblättelei treibende Individuen zu den Schriftstellern rechnen will, dann möchte allerdings jenes enorme Heer von 40000 Schriftstellern herauskommen, die man in Deutschland nach einem ungefähren Ueberschlage gezählt haben will.

Ganz besonders hat man es aber Müller zum Vorwurf gemacht, daß er so viel aus seinen Lieblingsschriftstellern citire, ein Tadel, womit man andeuten zu wollen scheint, daß er nöthig habe, andern ihre schönsten Federn auszurupfen, um seine dürftige Blöße damit zu bekleiden und auszuschmücken. Zuletzt verdenken es die Philister einem nach Bildung strebenden Manne noch gar, daß er überhaupt nur Goethe oder Lessing liest und sich durch ihren Geist befruchten läßt. Was kann man gegen Citate nur einzuwenden haben, wenn der Schriftsteller, der sich ihrer bedient, ehrlich und gewissenhaft genug ist, seine Gewährsmänner zu nennen? Müller versteht, Gott sei Dank, das literarische Handwerk noch nicht recht, und will es auch nicht verstehen. Uns sind Autoren bekannt, die sich niemals auf den Ausspruch eines andern Schriftstellers berufen, die zu stolz sind, den Namen eines Autors zu nennen, aber doch nicht zu stolz, ihm seine Gedanken zu entlehnen, die sie dann so zu appretiren und zuzurichten verstehen, daß die ursprünglichen Eigenthümer selbst kaum im Stande sein würden, ihr Anrecht daran vor der Welt bis zur Unzweifelhaftigkeit nachzuweisen. Diese schlauen Leute machen es wie jene professionellen Diebe, welche in Kirchen und bei reichen Leuten Goldsachen stibitzen und dann einschmelzen, um sie unkenntlich zu machen. Müller vertheidigt sich gegen den ihm in dieser Hinsicht gemachten Vorwurf in seinen Schriften wiederholt, was zugleich beweist, daß ihm dieser Vorwurf auch wiederholt gemacht worden ist. In dem Vorwort zu seinen „Betrachtungen und Gedanken" sagt er z. B.: „Ich gebrauche diese Citate deswegen, weil sie mir so gut aus der Seele gesprochen sind, für meinen Zweck so gut gesagt scheinen, daß ich alle Umschreibung für Pfuscherei halten würde. Ich selbst könnte mich nie so kurz und klar ausdrücken." Die guten pforzheimer Philister fertigt er mit verdienter Derbheit ab: „So unlieb auch mehreren Bürgern Citate zu sein scheinen, und so sehr es den Anschein hat, daß sie schon alles vorher wissen, so schere ich mich doch um ihre scheinbare Allwissenheit nichts", und gleich citirt er wieder eine Herder'sche Parabel. Auf dieses Thema beziehen sich auch die einleitenden Worte zu seiner Schrift: „Erziehung und Erzieher. Eine Ansprache an Aeltern und Jugendfreunde" (Dresden, Schäfer, 1859), die Worte: „Manches schon bekanntere Gute kann nicht oft genug gesagt werden, weil es immer noch nicht Eindruck genug gemacht hat. Ich bin mir meines Strebens ohne die mindeste Anmaßung bewußt und suche blos nach meinen Kräften das heilige Feuer zu unterhalten, das größere Geister angezündet haben." Solche Worte zeugen aufs unzweifelhafteste von Müller's Bescheidenheit; Autoritäten beugt sich nur der Bescheidene, dem es einzig um die Sache, nicht um seine Person zu thun ist. Von den modernen Schriftstellern gilt ihm als solche Autorität namentlich Robert Prutz; nur möchten wir bemerken, daß das von Müller einmal citirte, aus dem Schad'schen „Deutschen Musenalmanach für 1859" entlehnte und dem genannten Autor zugeschriebene Gedicht: „Wenn du, Bruder, Weisheit lehrst", nicht Robert Prutz, sondern Adolf Glaßbrenner zum Verfasser hat.

Wollten nur so manche Schriftsteller, welche in ihren Büchern blos die eigene Weisheit, aber eine unschmackhafte Weisheit, eine Weisheit ohne Salz und Schmalz ihren Gästen auftischen, sich an ihrem pforzheimer Collegen ein Beispiel nehmen und wie er nur immer recht viele gehaltvolle Stellen aus Dichtern und Denkern, welche größer sind als sie, in ihre Schriften einflechten; dann würden ihre Schriften doch etwas bieten, was für den durch die Lectüre veranlaßten Aufwand an Zeit einige Entschädigung gewährte.

Für den ungemeinen Wissensdrang wie zugleich für die Bescheidenheit Moritz Müller's zeugt auch eine Stelle in seiner ersten uns bekannt gewordenen Schrift: „Lichtbilder, aufgenommen auf einer Sommerreise nach Venedig und zurück", (zweite verbesserte Auflage, Stuttgart, Köhler, 1856). Der Besuch der Kunst- und Naturaliensammlungen in Wien — mehr jedoch der letztern als der erstern, denn die Interessen der Kunst liegen ihm aus Mangel an den nöthigen Kunststudien und Kunsterfahrungen doch ferner — veranlaßt ihn nämlich zu folgendem Geständniß:

„Mich befällt an diesen Orten immer ein tiefes, niederdrückendes Gefühl. Ich schäme mich meiner Unwissenheit, und nur der Gedanke an die Menschheit, an die Größe des menschlichen Geistes, an den gewaltigen Umfang dessen, was der Forschungslust geboten ist, an das Ziel, welches der unermüdliche Fleiß selbst noch in reifern Jahren erreichen kann, erhebt mich wieder, und der Gedanke, daß wenigstens ein kleiner Funke davon mir vom Himmel zu Theil wurde, tröstet mich einigermaßen."

Weil es ihm nun das höchste Ziel der Menschheid dünkt, die Segnungen einer auf solider Basis beruhenden Bildung auf die möglichst größte Zahl von Individuen zu verbreiten, führt er auch mit größtem und unablässigstem Eifer das Wort für die Schullehrer und die Besserung ihrer Lage. „Wer Pferde dressirt oder dressiren läßt", sagt er in seiner Schrift über Erziehung, „gilt mehr, als wer Kinder lehrt*); wer Rekruten exercirt oder auch cujonirt, ist gegen einen Lehrer ein angesehener Mann; wer eine gute Kehle hat und den Leuten durch Singkunst die Zeit zu vertreiben und sie zu amusiren weiß, ist eine Zierde jeder Gesellschaft", und er fährt fort: „Wenn und wo der Mann, der eine ägyptische Inschrift entziffert, oder eine versteckte Anspielung in einer Ode des Horaz herausspintisirt, mit ebenso viel Tausenden bezahlt wird, als der Mann, der den Kindern des Volks die wichtigsten und wunderbarsten aller Künste (Lesen und Schreiben) mit unsaglicher Mühe beibringt, Hunderte hat; wenn der Professor und der gelehrte Schulmann mit Achselzucken an dem «A-B-C-Darier» vorübergeht; wenn ein Schulrath es kein Hehl hat, „daß er sich je zuweilen zur Berührung mit den Elementargeistern herabläßt"; wenn der Pfarrer es sich anrechnet, falls er seinem Lehrer einen Stuhl setzt .... ich sage, wenn und wo solche Ansichten grassiren, solche Dinge passiren und für zweckmäßig, gut, recht und billig, vernünftig und human erachtet werden; wenn, muß ich sagen, ein Stand so geachtet, d. h. so gering geachtet und hintangestellt wird, wie der Stand, welcher unter der gesammten Jugend des Volks Religion, Sitte und Erkenntniß verbreitet und ohne dessen Wirken weder die Familie, noch die Kirche, noch der Staat bestehen kann, weil ohne seine Wirksamkeit sofort die Roheit und Barbarei hereinbrechen würden; wenn man das alles mit einem male bedenkt und überdenkt, so dürfte es doch niemand wundernehmen, wenn man bei diesem Denken vor lauter Ekel vor dem vornehmen Pöbel auseinander und zusammenbräche." Unser pforzheimer Freund weiß es, daß in unserer hochentwickelten Zeit Noth und Nahrungssorgen das Drückendste, Demüthigendste, Demoralisirendste, das eigentlich geistig und leiblich Knechtende sind; daß wenigstens eine gewisse Bemitteltheit dazu gehört, den Geist frei und aufrecht zu erhalten, den Körper zu pflegen, die Welt zu sehen, Eintritt in die Gesellschaft zu erhalten, sich die nöthigen Mittel zur Bildung und selbst nur die bescheidensten, zur Verschönerung des Daseins aber fast unentbehrlichen Genüsse zu verschaffen — und bürgerliche Achtung zu genießen. Kein Geld, keine Schweizer! aber auch leider: kein Geld, kein Respect! Das ist ebenso trivial, als es wahr ist.

Von der deutschen Gesinnung des Verfassers legt vieles in seinen Schriften Zeugniß ab. So tadelt er in der genannten Schrift, daß nicht genug darauf hingearbeitet werde, in der Jugend Liebe zum Vaterlande und Stolz auf deutsche Sprache, Geschichte und Gesinnung zu erwecken. Dies werde nur allzu häufig vernachlässigt oder ganz hintangesetzt, „theils weil die Lehrer durch zu viele Gegenstände in Betreff ihrer Zeit in Anspruch genommen sind, theils weil man dies nicht von obenher befiehlt; und was nicht befohlen wird, das thut der Deutsche im allgemeinen nicht leicht aus eigenem Antrieb. Ja man könnte hier und da fürchten, es möchte schon nach obenhin misliebig sein, wenn man den Deutschen sagt, was sie eigentlich sein könnten und sollten." Es läßt sich begreifen, daß in manchen deutschen Staaten die deutsche Kaisergeschichte mit ihren Erinnerungen an die alte deutsche Reichsmacht und Reichseinheit nicht wenig misliebig ist. Die specifisch-politischen Schriften des Verfassers, in denen diese Gesinnung hauptsächlich zu Tage kommt, z. B. „Politischer Maitrank im Jahre 1859", „Patriotische Phantasien aus dem europäischen politischen Concert" u. s. w., müssen wir an dieser Stelle übergehen.

Zu seinen neuesten Broschüren: „Ein Goethe-Gedenkblättchen" und „Ueber den Charakter des Menschen und menschliche Größe. Ein kleines Nach-Schiller-Goethe-Feuer" (Frankfurt a. M., Gebhard und Körber, 1859), wurde Moritz Müller durch das Schiller-Jubiläum angeregt. Der erstern haben wir schon früher in Nr. 3 d. Bl. etwas ausführlicher gedacht. Sie hat seitdem eine dritte verbesserte und vergrößerte Auflage erlebt. In den Anhängen zu diesen neuen Auflagen gedenkt er auch mehrerer Zuschriften, welche ihm nach dem Erscheinen der ersten zugingen, theils von Männern, welche ihm ihre Misbilligung mit den darin ausgesprochenen Ansichten, theils von Männern, welche ihm ihre Zustimmung zu erkennen geben wollten. Müller hatte in der ersten Auflage ein überschwengliches Jubilarlied auf Schiller, in welchem dieser von einem seiner Verehrer auf Kosten aller übrigen großen deutschen Dichter gefeiert wird, abgedruckt und dazu bemerkt, daß, wenn dieses „neue deutsche Nationallied" besagten und andern großen Geistern vorgesungen würde, Schiller vor Zorn ob solcher Lobhudelei roth werden müßte. Hierauf hatte ihm jemand, ein „Goethe-Feind" aber sonst ein würdiger Mann, geschrieben: „Goethe wäre freilich nicht roth geworden." Darauf bemerkt Müller: „Soll das heißen, Goethe war nicht bescheiden, so rufe ich ihm (dem Goethe-Feind) unter vielen seiner Aeußerungen die Worte ins Gedächtniß, mit denen Goethe bekennt, daß, wenn er alles sagen könnte, was er großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden sei, nicht viel übrig bleiben würde." Müller erwähnt ferner, daß ein sehr angesehener deutscher Schauspieler in Pforzheim die Glocke declamirte und um den „freigesinnten" Pforzheimern den Dichter des Liedes nicht misliebig zu machen, die Stelle:

> Wenn sich die Völker selbst befrein,
> So kann die Wohlfahrt nicht gedeihn —

weggelassen habe; in Stuttgart dagegen habe er jene Stelle im Meisterwerke Schiller's wie folgt verbessert:

> Wenn sich die Völker so befrein u. s. w.

Aus einem anerkennenden Briefe „von einem hochgeehrten Manne und gediegenen und tiefen Kenner der Goethe- und Schiller-Literatur" theilen wir hier nur folgende Stelle mit: „Merkwürdig bleibt die Schilderung der wiener Schiller-Feier, welche Sie wol im Prutz'schen «Deutschen Museum» (Nr. 49 vom 1. December 1859) gelesen haben werden. So gab es manches kleines Wien beim Schiller-Fieber. Man kann behaupten, daß Schiller begriffen ist, hingegen wenn die Rede auf Goethe kommt, so gibt sich die Schwierigkeit der Auffassung und Darstellung kund."

Die Schrift „Ueber den Charakter des Menschen" enthält theils allgemeine Bemerkungen zur Verständigung über den Begriff „Charakter", unter anderm auch eine Widerlegung der Ansicht, wonach z. B. unter den Hinterwäldlern und den Seeleuten mehr wahrhafte Charaktere zu finden sein sollen als „auf dem Markt des Lebens", der, nach Schleiden, wol Charaktere „ruiniren" aber keine „bilden" kann, theils Bemerkungen zur Abwehr der gegen Goethe's Charakter gerichteten Verdächtigungen. Schleiden hatte z. B. behauptet: „Goethe in einem reichen Leben, an einem glänzenden Hofe, war und blieb ein Talent; Schiller in beschränkten Verhältnissen, im engen Studirstübchen entwickelte sich zum großen sittlichen Charakter." Eine solche Zurücksetzung konnte Müller auf seinem „großen und lieben" Goethe (neben dem er übrigens auch einen „großen" Schiller anerkennt) nicht sitzen lassen, und diese und ähnliche bei Gelegenheit des Schiller-Jubiläums gefallene Be-

*) Aehnlich sagte schon Lichtenberg: „Es ist doch seltsam genug, daß der Mann, der die Pferde zureitet, Tausende von Thalern zur Besoldung hat, und die, die die Unterthanen zureiten, die Schulmeister, hungern müssen", was freilich zu Lichtenberg's Zeit noch häufiger der Fall war als jetzt.

hauptungen veranlaßten ihn zur Abfassung der in Rede stehenden Schrift, aus der wir nur folgende Stellen hier anführen wollen: „Goldene Sprüche, aber auch das Meer der Phrasen sind nun wieder auf einmal am hundertjährigen Geburtstags-Schillerfest an uns vorbeigerauscht. Die Anregung und Betheiligung an der Feier war großartig, möchte das Gute und Wahre dabei recht tief ins Volk bringen. Ueber einen Punkt freilich kann das Volk, das nämlich, das sich darum bekümmert, noch nicht recht klug werden. Ueber diesen Punkt hat zwar Goethe selbst gespöttelt, allein es ist dies kein Grund, daß er von Autoritäten dem Volke nicht einmal recht klar dargelegt würde, in Schriften, die auch das Volk kaufen kann. Am hundertjährigen Geburtstags-Goethefest und seitdem oft konnte das Volk hören, daß Goethe der größte Stolz der Nation sei; jetzt hört es wieder, daß Schiller auf den «Höhen der Menschheit» stand, wie keiner vor, neben und nach ihm. Es ist dies nicht so gleichgültig wie man meint. Wenn man von beliebten Schriftstellern liest: «Niemals kann Goethe den Menschen ein geliebter Freund sein», so beuten solch einfältiges Geschwätz viele aus und das Volk ehrt einen großen Geist nicht wie es soll. Goethe ist offenbar beim Volke im Nachtheil gegen Schiller. Tausende pappeln nach, daß er eben gegen Schiller kein Mann des Volks, kein «Charakter» gewesen sei. Dies ist unwürdig..... Hören wir, was Schiller selbst über den Charakter sagt: «Strenge gegen sich selbst mit Weichheit gegen andere verbunden, macht den wahrhaft vortrefflichen Charakter aus. Aber meistens wird der gegen sich weiche Mensch es auch gegen andere, und der gegen sich selbst strenge es auch gegen andere sein; weich gegen sich und streng gegen andere ist der verächtlichste Charakter.» Daß aber ein wahrhaft vortrefflicher Charakter in einzelne Schwächen verfallen kann, diesen Beweis liefert auch Schiller. Die herzlose Bitterkeit, mit der er politische Fehlgriffe geiselte, z. B. bei dem unglücklichen Forster, mußte einseitig aufgefaßt einen großen Schatten auf Schiller's Charakter werfen..... Man wirft nun Goethe vor, er sei gegen die Großen der Erde zu unterthänig gewesen. Dies war eine Schwäche, welche aber seinen Charakter nicht tiefer angreift. Das was wir als wahrhaft vortrefflichen und großen Charakter hinstellten, kann Goethe nicht abgestritten werden. Goethe's Schwächen können alle mit Schwächen Schiller's aufgewogen werden, und könnten es vielleicht noch mehr, wenn Schiller gleich in Goethe's Verhältniß gekommen wäre."

Der Verfasser führt in seiner Schrift eines jener zuweilen vorkommenden Beispiele an, wo allzu blinde Verehrer Schiller's in der Annahme, daß Goethe dies oder jenes gethan und gesagt, was doch Schiller gethan und gesagt hat, Folgerungen ziehen, welche Goethe zum Nachtheil gereichen sollen und, wenn sie überhaupt richtig sind, der Sachlage nach nur Schiller znm Nachtheil gereichen würden. Einer derselben hatte die bekannte Xenie:

Auch in der sittlichen Welt ist ein Adel. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun, schöne mit dem was sie sind —

in der Annahme, daß sie von Goethe herrühre, zu folgendem Ausfall gegen Goethe benutzt: „Der Geist, der sich durch Stand, Genie oder Vermögen über andere erhaben glaubt, erzeugt jene vollkommene Ruhe über fremdes Elend und jene Zufriedenheit mit allem Bestehenden, welche auch Goethe hernach bewies, und wie er in obigen Versen die Genies vom Handeln freispricht." Diese Xenie, deren exclusive Moral allerdings etwas sehr Bedenkliches hat, zumal da nicht blos die Genies etwas zu sein glauben, ist aber, wie Boas erforscht und nachgewiesen, nicht von Goethe, sondern von Schiller. Man muß übrigens wissen, wie viel Müller den Goethe'schen Werken, die in der That alle um Rath Verlegenen bei fast keinem Herzenserlebniß oder äußerm Vorfall im Stich lassen, für seine ästhetische und geistige Bildung, seine Gemüthsruhe, seine verständige Auffassung des Lebens verdankt, um in der Wärme, womit er gegen jede absichtliche und unbillige Zurücksetzung seines Lieblingsautors protestirt, einfach den natur- und pflichtgemäßen Ausdruck seiner Dankbarkeit zu erblicken. **H. M.**

Aus der märkischen Geschichte.

Hohenzollern. Historische Bilder von Adolf Streckfuß. — A. u. d. T.: Friedrich der Erste und die Quitzows. Zwei Bände. Berlin, Springer. 1859. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Es läßt sich dem Hohenzollern'schen Fürstenstamme wol kaum ein glänzenderes Verdienstzeugniß ausstellen, als in dieser Schrift eines bekannten Wortführers der Demokratie niedergelegt ist, ein Zeugniß, aus dem offenkundig hervorgeht, daß alles Verdienst um die Erhebung der brandenburgischen Lande zu einem Staate und um die Bildung einer gesetzlosen Masse zu einem Volk diesen Fürsten allein und ausschließlich zukommt und gebührt. Die Hohenzollern hatten dies verwahrloste Land, in das sie mit ziemlich zweifelhaftem Recht als Herren und Gesetzgeber eintraten, thatsächlich, geistig und sittlich erst zu erobern: ein Land, das nicht ihrer Person, sondern streng genommen nur ihrem Pfandrecht an dasselbe, ihrem Gelde gehuldigt hatte und das mittels einer fast hundertjährigen Verjährung dem Gewaltregiment seines Adels gewonnen war. Dieser Besitzstand, welcher in dem unzweifelhaften Fehderecht des Adels seine rechtliche Grundlage fand, vertheidigten an der Spitze des Adels die Quitzows mit ihren Verwandten, ihrem Anhang und wie es scheinen kann, nicht so ohne allen Rechtsgrund, wie man häufig dargestellt findet. Was war ihnen Friedrich der Hohenzoller? Ein Fremder, ein Eindringling, dem, weil der Kaiser sein Schuldner war, die Mark Brandenburg als Zinsgenuß übertragen war, der ihren Sitten fremd, willkürlich zum Herrn gesetzt, auf die Zuneigung des Adels nicht den mindesten Anspruch hatte und dessen persönliches Recht von dem stärkern Recht des Besitzstandes ausgeschlossen, mindestens sehr beschränkt erscheinen mußte, da die empfangene Huldigung sich doch nur auf die Rechte des Kaisers und auf sein eigenes Pfandrecht beziehen ließ. An sich war der Widerstand des Adels gegen Friedrich's Regiment daher, mindestens anfangs, gar nicht so unberechtigt und erst die Vorgänge nach der Unterwerfung, welche die Frucht eines langen Kampfes war, und nach der kaiserlichen Belehnung stellten ein klareres und unzweifelhafteres Rechtsverhältniß her. Fassen wir die Sache so auf und beseitigen wir die Irrthümer in der Auffassung Klöden's und anderer, so gewinnt der Kampf der Quitzows gegen Friedrich an moralischem Interesse für den Geschichtsfreund; er nimmt etwas von der Bedeutung des Kampfes der Germanen wider die Römer, der Urbewohner Amerikas gegen die Civilisation an, aber er endete auch wie jene Kämpfe in dem Geschichts- und Schicksalsspruch, nach welchem die Uncultur, welches auch ihr Recht sei, dem vordringenden Schritte der Cultur zu weichen habe, weil dies so der Wille der Weltregierung ist!

Die Aufgabe, die dem Verfasser gestellt ist, bewegt sich daher in den hiermit bestimmt gegebenen Schranken. Den Kämpfenden muß er nach beiden Seiten hin unsere Theilnahme erhalten, dadurch daß er ihre Anstrengungen nicht ohne weiteres als verwerflich oder rechtswidrig darstellte, dem endlichen Sieger aber dadurch, daß er den weisen Willen der Vorsehung klug und gemäßigt zu vollziehen weiß. Und diese Grenzen hält der Verfasser denn auch mit großem Geschick inne, gibt uns innerhalb derselben ein örtliches Geschichts- und Sittenbild von ungemeiner Anziehungskraft, macht uns zum Richter in dem Streite selbst und fesselt uns durch die helle Beleuchtung, in der er Sitten und Ansichten der Zeit, die er schildert, verklärt. Der Arbeit liegt ein volles Wissen vom Stoff und viel gute Form zum Grunde; sie ist nirgends unwahr, trocken oder geschraubt.

Die Scene eröffnet mit der Schilderung eines jener Bauernritter, die ohne dem Adel anzugehören, auf Abenteuer im Lande umherzogen, Kämpfe suchten und das gefährdete Recht vertheidigten. Gehrke Seeteminn (Süßlieb) ist ein namhafter Repräsentant dieser Klasse, die sich dem „Burggrafen" gegen den Adel anschloß, ein Mann, der im Rathe von Berlin gilt und der dem neuen Regiment die größten Dienste leistete. Die papistische Gaukelei des heiligen Blutes von Wilsnack führt uns denn in die Culturverhältnisse der Mark ein und eine große

Adelsversammlung, zu der jenes Wunder von Wilsnack den Anlaß gibt, stellt uns die Kämpfer und den Gegenstand des Kampfes vor Augen. Die Mark, von den Herzogen von Sachsen, von Pommern und dem Erzbischof von Magdeburg abwechselnd verwüstet, von den Gebrüdern Quitzow, Johann und Dietrich, welche nach und nach in den Besitz von 24 festen Schlössern und Städten gelangt waren, überwältigt, stellte ein Bild ärgster Verwirrung und fortwährender Beraubung dar. Dem Namen nach war Kaiser Sigismund ihr Herr: bei ihm klagten die Städte ihre Leiden, und der Kaiser that, was er konnte, er versprach ihnen, seinen Freund Friedrich als Statthalter zu senden. Zum rechten Obersten, gemeinen Verweser und Hauptmann der Mark gesetzt, gelobten die Abgeordneten der Mark Friedrich von Nürnberg Treue, indem sie sprachen: „Wir huldigen und schwören Herrn Sigismund und seinen Erben, Markgrafen zu Brandenburg eine rechte Erbhuldigung und huldigen und schwören Herrn Friedrich und seinen Erben, Burggrafen zu Nürnberg, eine rechte Huldigung zu seinem Gelde, nach Ausweisung seiner Briefe, getreu, gewärtig, gehorsam zu sein." Von einem Verkauf der Mark war hierbei nicht die Rede, vielmehr blieb Kaiser Sigismund ihr Herr und Kurfürst.

In jener Adelsversammlung sondern sich nun die Parteien; als Feinde des neuen Regiments sammeln sich um die Quitzow die Bredow, Rochow, Holzendorff, Uchtenhagen, Arnim, Alvensleben, Duba und andere; nur der junge Henning von Stechow steht für den Burggrafen und sein Recht ein. Bald darauf vermählt er sich mit der geretteten Tochter Bredow's, was dem Verfasser Gelegenheit zur Schilderung einer Hochzeitfeier von 1412 gibt, deren kostbaren Verlauf der Leser mit Vergnügen verfolgen wird. Inzwischen ist der Burggraf in Berlin eingezogen, dessen damaligen Zustand der Verfasser trefflich darstellt, und hat mit des Abtes von Lehnin, Henning's und Seeteminn's Beistand gute Aufnahme gefunden, wie sich denn die geängstigten Städte überhaupt ihm gern anschlossen. Dennoch wird stürmisch darüber berathen, ob dem Burggrafen das Oeffnungsrecht für seine Reisigen zu bewilligen sei oder nicht. Das Bild dieser Rathsversammlung zeigt Kunst und Wissen des Autors: „Da, wo jetzt die Kurfürstenbrücke steht, verband 1412 die Lange Brücke die Schwesterstädte Berlin und Cölln; sie führte den Namen mit Recht, denn sie war in der That lang genug. Damals war die Spree in zwei Arme getheilt, in deren Mitte eine sumpfige, als Viehweide benutzte Insel lag; auf dieser Insel war das gemeinschaftliche Rathhaus der Städte Berlin und Cölln erbaut. Der sumpfige Boden hatte nicht gestattet, ein massives Gebäude zu errichten, dasselbe war daher auf Pfahlwerk gestellt worden und nur das untere Stockwerk gemauert; die obern Etagen bestanden aus Holz und Sparrwerk, nichtsdestoweniger aber mit einer gewissen rohen Pracht gearbeitet. Die Balken waren kunstreich geschnitzt und verziert, wo eine freie Wand sich darbot, waren Malereien und die Wappen der Städte, wie Brandenburg, Bernau, Frankfurt, besonders hoch aber die prächtige Fahne des Hansabundes. Der Giebel ging nach der Spree hinaus, man hatte ihn weder nach Berlin noch nach Cölln richten wollen, denn obgleich innig verbunden, hegten die Städte doch eine große Eifersucht gegeneinander und keine durfte bevorzugt werden und deshalb hatte man die unparteiische Spree gewählt." Inzwischen beräth Friedrich mit seinen wenigen fränkischen Rittern, die seine ganze Macht bilden und seinen Getreuen, Henning und Seeteminn, im Hohen Hause (Lagerhaus) seiner Residenz. Der Ruf zum Kampfe gegen den feindseligen Adel erschallt; das Heer, bei Brandenburg gesammelt, von den Städten unter Anführung von Paul Blankenfelde und Johannes von Rathenow verstärkt, zieht an den kremmer Damm; der Adel, von den Pommern unterstützt, kämpft tapfer und siegt, trotz Seeteminn's Heldenthaten und Hohenlohe's, Leitersheim's und Utenhofer's mannhafter Gegenwehr, welche als Opfer ihrer Treue fallen. Der Tag war verloren und das Raubritterthum triumphirte.

Dies Ritterthum schildert der Verfasser in den folgenden Abschnitten in seinen Erscheinungen treffend und anziehend. Es gab nämlich zwei Klassen von Raubrittern, von welchen die erste insoweit noch einen Schein des Rechts wahrte, als sie den erwählten Opfern vorher durch Fehdebriefe den Frieden aufkündigte, bevor sie den Raubzug begann, die zweite aber ohne weiteres das Geschäft des Wegelagerers und Räubers übernahm. In den Gebrüdern Gorenzke auf Finsterwalde und in dem entsetzlichen Busso von Damitz stellen beide Klassen hier ihre Repräsentanten, wobei sich von selbst versteht, daß diese sich oft zu gemeinschaftlichen Unternehmungen verbanden, wenn es sich darum handelte, eine wehrlose Stadt oder ein Dorf „auszupochen", d. h. mit Feuer und Schwert zu zerstören. Die Eigenthümlichkeit aller dieser Fehden ist es nämlich, daß man nicht wie heute im Kriege den Feind zu finden und an ihn zu kommen sucht, sondern daß man ihn vielmehr möglichst vermeidet, dagegen aber seine Vasallen, Städte oder Dörfer überfällt, plündert und zerstört. So verfahren selbst die stolzen Quitzows mit Ferchland und Nauen, die Gorenzke mit Behlefanz u. s. w., während den wilden Busso ein Urtheil der Feme trifft, das den Leser mit Schrecken erfüllt.

Der Scheinfriede, welcher der Schlacht von Kremmen folgte, war von kurzer Dauer. Der Kaiser erklärte die Quitzows in die Oberacht und Friedrich rüstete sich, diese zu vollstrecken. Mit allen benachbarten Fürsten und dem Erzbischof von Magdeburg wurden Bündnisse geschlossen und von diesen Hülfsvölker zugesagt, fast alle Städte schlossen sich der Verbindung an, Friedrich borgte sich von dem Landgrafen von Thüringen seine große Donnerbüchse, die „Faule Grete" genannt, und so begann der Kampf, zu dem der Burggraf ein mächtiges Heer zusammenbrachte, mit der gleichzeitigen Einschließung aller festen Schlösser der Feinde. Vor allem galt es die Eroberung von Freisack, der durch eine tiefe Sumpflage für uneinnehmbar gehaltenen Hauptfeste der Quitzow. Die Belagerung begann am 7. Februar 1414, durch die fränkischen und märkischen Ritter und die Scharen der Städter; Hans von Bieberstein und Ritter Otto Pflug nebst Ulrich von Lindow, führten unter dem Burggrafen die einzelnen Abtheilungen; die Quitzows verfügten über eine starke Besatzung und vier Donnerbüchsen. Allein die „Faule Grete" riß Stein für Stein der gewaltigen Mauern nieder und schleuderte Fässer mit Theer und Feldsteinen in den Burghof; ein Ausfall misglückte und Dietrich von Quitzow mußte sich entschließen zu fliehen, und während die andern Schlösser, Golzow, Beuthen, das gewaltige Plaue u. s. w. fielen, entkam er zum Herzog von Pommern. Seinen Bruder Johann aber erreichte die Nemesis, als er, von Plaue entflohen, im Röhricht von Balzer Koppken, dem Schulzen von Ferchland, das er verwüstet hatte, entdeckt und gefangen genommen wurde. In der Kirche zu Plaue lag der gewaltige Mann nun im Stocke gefesselt eine ganze Nacht, dann nahm ihn ein tiefer Kerker zu Calbe auf. Auch Putlitz war gefangen, die Güter der Quitzow wurden für verfallen erklärt, vertheilt und damit jeder Widerstand gebrochen, sodaß Friedrich zu Ende 1414 dem Ruf des Kaisers nach Konstanz folgen konnte. Hier schließt der Verfasser nun die Erzählung der seltsamen Vorgänge zu Konstanz bis zu Johann Huß' Hinrichtung an, eine Episode voll Interesse, aber doch nur durch die Erscheinung unsers Freundes Seeteminn mit dem Vorhergehenden schwach und lose verknüpft. Inzwischen hat Dietrich, noch heute der böse Quitz im Lande umher genannt, die pommerschen Herzoge gegen Friedrich wieder in Waffen gebracht, überfällt mit ihnen Nauen, das er zerstört, nimmt Henning gefangen, verwüstet die Mark, muß aber vor dem heimgekehrten Friedrich nach Pommern entfliehen. Am 18. October 1415 zog Friedrich als Sieger in Berlin ein, inmitten der Bischöfe von Lebus und Brandenburg, empfing im Hohen Hause die Huldigung der Stände, als nunmehriger Markgraf und Erbherr des Landes vom Kaiser feierlich belehnt, indem auch die fürstlichen Herren von Werle sich unterwarfen, und begann nun seine gesegnete Arbeit für die Herstellung des wüsten Landes, strafte mild und gewährte Gnade. Dietrich von Quitzow starb

schon 1417 geächtet, da er Gnade verschmähte, fast als Einsiedler bei Marienborn; Johann aber lebte als geachteter Ritter auf seinen Gütern bis 1437. Seeteminn wird als Rath des Markgrafen Johann noch spät genannt und Henning genießt wohlverdienter Ehren.

Die Darstellung des Verfassers weicht in wesentlichen Punkten von der seiner Vorgänger ab. Die Erzählung jener alten Kaufgeschichte der Mark Brandenburg, auf welcher Klöden fußt, verwirft er gänzlich und schließt sich der Darstellung Riedel's an, die das Verdienst hat, die hergebrachte Auffassung des Hergangs der Sache gründlich berichtigt zu haben. Wenn ihm dies als Historiker zur völligen Rechtfertigung gereicht, so bleibt ihm als Romantiker das unbestreitbare Verdienst, die Vorgänge, die er berichtet, in einem lebendigen, farbenreichen und gut componirten Gemälde uns vor Augen gestellt, durch naturwahre, warme und sprechende Bilder der Sitte und der Zeit unser Interesse an den Stoff gefesselt und durch ansprechenden Vortrag von reiner Form uns würdig unterhalten und erfreut zu haben. Hätte der Autor ein gewisses störendes Vor- und Zurückspringen der Erzählung vermieden und die nicht hierhergehörige Episode zu Konstanz in engere Grenzen eingeschlossen, so würden wir ihm zugestehen müssen, daß er dem Vorbilde aller Darstellungen dieser Art, dem unerreichten Walter Scott, in seiner Arbeit ziemlich nahe gekommen wäre. Immerhin aber ist er der Mann dafür, „historische Bilder", wie er sie ferner verheißt, in die rechten Farben zu kleiden und zur Belehrung und Unterhaltung des Lesers ans Licht zu stellen; und wenn er, der uns den Staat Friedrich's des Großen hier in seinen ersten Keimen, gleichsam im Embryo gezeigt hat, zunächst ein ähnliches Bild der Zeit Joachim's und der Reformation verspricht und damit in gleicher Weise bis in die letzten großen Entwickelungsstadien des Reichs fortführt, so soll er uns wahrhaft willkommen sein. 4.

Notizen.

Alexander von Humboldt.

Die in Riga erscheinende „Baltische Monatsschrift" enthält in ihrem Januarheft interessante Aufzeichnungen von Jegór von Sivers über öfter wiederholte, wenn auch immer nur kurz dauernde Besuche, welche er vor beiläufig sieben Jahren bei Alexander von Humboldt in Berlin abstattete. Man kann seine Bewunderung für einen berühmten Gelehrten nicht lebhafter ausdrücken, als dies hier von Sivers geschieht; nichtsdestoweniger fühlt er sich gedrungen zu bemerken: „Als ich mit dem Gefühl tiefer Demuth, aber erfrischt und erhoben von dem für mich so denkwürdigen Begegnen mit dem berühmtesten lebenden Manne mich verabschiedete, wurde ich von einem Schwall höflicher Versicherungen, die er mit Eifer und Wärme über mich ausschüttete, noch tiefer gedemüthigt. Nur die Uebung des Hoflebens, das tägliche Begegnen mit Personen, denen die geschmeidige Form der Höflichkeit zum Bedürfniß, ja zum Lebenselement geworden ist, erklärt und entschuldigt Humboldt's Gewohnheit, alle Fremden, denen er Zutritt gestattet, nach demselben frivolen Zuschnitt zu behandeln. Wie so mancher Besuch nahm jene Redensarten, durch welche seiner Eitelkeit geschmeichelt wurde, für den aufrichtigen Ausdruck innerster Ueberzeugung und fühlte sich glücklich, von dem berühmten Gelehrten so unbegrenzte Aeußerungen anerkennenden Lobes entgegennehmen zu dürfen, ahnte aber nicht, mit welcher Geringschätzung der erfahrene Hofmann die kurzsichtige Eitelkeit, den kindischen Hochmuth bespöttelte. Jene höfische Gewohnheit, eines so großen Mannes wie Alexander von Humboldt kaum würdig, wäre geeignet gewesen, den wohlthuenden Eindruck abzuschwächen, den sein immenses Wissen, sein scharfer schöpferischer Geist machen mußte, wenn nicht bei spätern Begegnungen und Besuchen, deren ich mich erfreute, die schmeichelnde Phrasenhaftigkeit der Begrüßung und des Abschiedes, die maßlosen Lobeserhebungen einem einfachen wohlthuenden Wesen Raum gegeben hätten." Folgende Stelle, auf die wir im weitern Verlaufe des Aufsatzes stoßen, ist unter den jetzigen Umständen von besonderm Interesse: „Mit ihm lebte Varnhagen von Ense in steter Wechselbeziehung, und eine Sammlung von einigen 70 Briefen, die dieser mir in der erstern Zeit unsers Verkehrs wies, wurde wegen der Unbefangenheit, mit welcher jener große Naturforscher und Hofmann in jovialer Laune über verschiedene Dinge und Personen sich äußerte, sorgfältig verborgen gehalten und dürfte auch nach dem Ableben des Königs weitern Kreisen vorenthalten bleiben, da Humboldt in einem letzten Wunsche sich dahin ausgesprochen hat, daß Zeitgenossen das Geheimniß seiner vertrauten Briefe ehren möchten. Die Unbefangenheit seines Urtheils, welche sich Humboldt in der Nähe seines königlichen Freundes bewahrt hatte, verleiht jenen Briefen erhöhten Werth, und eine spätere Generation, welcher dieses Veto freundschaftlicher Pietät nicht mehr gilt, wird seinen großen Gelehrten auch als hellsehenden Politiker, freisinnigen Volksfreund und humanen Rathgeber kennen lernen." Aber der Nachweis, daß jene unserm livländischen Freunde bekannt gewordene und von ihm erwähnte letztwillige Bestimmung sich nicht auf Humboldt's an Varnhagen gerichtete Briefe beziehe, bildet eben den Hauptinhalt der Vorrede der Herausgeberin zur dritten Auflage. Selbst die Hengstenberg'sche „Kirchenzeitung" bezweifelt nicht die Rechtmäßigkeit der Veröffentlichung. Sie gedenkt einer Notiz der „Neuen Preußischen Zeitung", derzufolge Humboldt in einem andern Falle von der Frau eines verstorbenen Naturforschers die Vernichtung vertraulicher Briefe verlangt hätte, welchem Verlangen sie auch nachgekommen sei, bemerkt aber dann: „Der Fall liegt hier nicht vor. Varnhagen hatte die Befugniß zu schalten und zu walten. Varnhagen starb vor Humboldt und dieser forderte sie nicht zurück." Von seinem Standpunkt hält das Hengstenberg'sche Organ diese Publication sogar für „nützlich". Sehr begreiflich, da die Briefe Humboldt's Stellen enthalten, welche allerdings kaum einen Zweifel daran lassen, daß Humboldt im Herzen einer entschieden materialistisch-atheistischen Ansicht gehuldigt habe, und hiervon nimmt das genannte Blatt die ihm willkommene Veranlassung, seine Freude darüber auszudrücken, daß nun wieder ein „Götze der Literatur" und mit ihm die Wissenschaft in ihrer Gottlosigkeit enthüllt seien. Sie bedient sich dabei der Worte: „Der Wissenschaft kann es nur förderlich sein, wenn die unnöthige Larve der Vergötzung einzelner Personen fällt, die durch Geburt und glückliche Familienstellung auf eine Staffel erhoben sind, die das mühselige und nicht geringere Verdienst anderer niemals erreicht."

Uebrigens scheint das Buch auch im Auslande ein ebenso rasches als bedeutendes Aufsehen zu machen. Das londoner „Athenaeum" erkennt das „intense interest" desselben an, es sei ein Buch „full of anecdote, gossip and scandal", und „aufrichtig, rückhaltlos, nach jeder Seite selbst nach der höchsten hin Schläge austheilend", bilde es „einen schonungslosen Commentar zu dem Gebaren der reactionären Partei in Preußen, einen um so schonungslosern, da er von den schmunzelnden Lippen des Weisen kommt, der ein Vierteljahrhundert lang sich dazu hergab, mit dem Kammerherrnschlüssel einherzustolzieren". Der Buchhändler Trübner in London kündigt bereits an, daß die rechtmäßige Ausgabe einer englischen Uebersetzung der „Letters of Alexander von Humboldt to Varnhagen von Ense" unverzüglich erscheinen werde.

Zeitgenössische Urtheile über Schiller's früheste Dramen.

In einigen der letzten Hefte der „Hausblätter" theilt Arnold Schloenbach zeitgenössische Urtheile über Schiller's Erstlingswerke mit, welche durch deren erste Aufführung in Mannheim veranlaßt waren. Darunter schien uns namentlich eine längere, ziemlich gründlich in die Dichtung eingehende Kritik der „Räuber" von Professor A. Klein, im dritten Heft des „Pfälzischen Museum" für 1783 enthalten, charakteristisch zu sein. Klein, der in der ersten Zeit unsers Jahrhunderts als Geheimrath in Hei-

delberg starb, scheint, hiernach zu urtheilen, ein in seiner Art ganz geistreicher Mann gewesen zu sein, und wennschon er dem Genius des Dichters der „Räuber" nicht vollkommen gerecht wird, so ist doch über die Schwächen der Dichtung später schwerlich etwas Besseres gesagt worden, als was Klein schon gesagt hat. Ueber den Charakter des Franz bemerkte er z. B.: „Wie kann ein Mensch, der mit Kälte seinen Vater zum Tode des Hungers verdammt, der alles Gefühl der Natur verloren hat, der Greuel auf Greuel häuft, ohne eine einzige Seite zu haben, die anziehen könnte, ein vollkommener Bösewicht ohne Größe, ein Freier ohne Leidenschaft und Absicht, ein Raisonneur, der wie ein Nero mordet, und ein Atheist, den Träume wie Kinder einen Ball von der Höhe schleudern, wie kann so ein abgeschmacktes Ungeheuer eine theatralische Person sein?" Weiter heißt es über das sicherlich mehr curiose als „gräßliche" Räubervölkchen: „Was soll ich nun erst von der gräßlichen Räuberrotte sagen, die sich hier aufs Theater lagert, dem Greuel und Unflate der Menschheit? Ist es möglich, daß dies bei einer gesitteten Nation geduldet wird?... Die keuschen Musen wandten in diesen Augenblicken ihr Angesicht von unserer Schaubühne weg. Es ist zu sehr, es ist über alle maßen verabscheuungswürdig, als daß ich die Beispiele anführen mag." Ueber Karl Moor bemerkt Klein: „Der Räuber Moor ist ein Bramarbas, dem der Dichter Ansehen zu verschaffen sich bemüht; ein schwankender Kopf, der nicht weiß, was er thun soll, der bei jedem Schritte, den er thut. Reue hat, bei jeder Mordthat moralisirt; ein Prediger im Greuel der Schandthaten, ein gutherziger Mordbrenner, ein betender Atheist, ein sogenannter höherer Mensch, ein Engelteufel, ein Unding." In Bezug auf den Stil bemerkt Klein: „Die «Räuber» sind so sehr als irgendein Stück mit Metaphern und Bildern überladen. Es kommt so viel schwülstiges Zeug, einigemale wahrer Unsinn vor, daß man in den ernsthaftesten Scenen sich kaum des Lachens enthalten kann." Aber auch Klein muß anerkennen, daß das Stück immer ein außerordentliches Talent, viel Menschenkenntniß, das glühendste Gefühl verrathe und interessante Züge, große Züge, erhabene Schönheiten habe. „Es sind", fügt er hinzu, „Perlen im Gassenstaube." Außer diesen Vorzügen verdanke das Stück dem „hohen" Spiel Iffland's und Böck's, den Decorationen, der Liebe zum Flittergold der gehäuften Metapher, dem Mangel an Bildung im Publikum, dem falschen Geschmacke den Beifall, den es gefunden. Die großen Scenen des fünften Acts, in denen das Genie Schiller's, des damals noch so jungen Mannes, am gewaltigsten und hinreißendsten zur Erscheinung kommt, erregen auch Klein's volle Bewunderung; er sagt: „Man möchte wegen der einzigen ersten Scene des fünften Aufzugs dem Verfasser den Gedanken verzeihen, ein so scheußliches Ungeheuer, als Franz ist, auf die Bühne zu bringen.... Schauer durchlief die Adern der Zuschauer bei diesem Aufzuge. Die Stärke der dichterischen Darstellung und das Spiel Iffland's wirkten gleich mächtig." Wer kann wissen, ob nicht Recensionen wie diese sehr nöthig waren, um den Dichter zu vermögen, ernstlicher mit seinem Talente zu Rathe zu gehen?

Ein bisher noch ungedrucktes Gutachten Iffland's über den „Fiesco" veröffentlicht das „Deutsche Theaterarchiv". Es heißt darin: „Der Verfasser der «Räuber» hat in seinem «Fiesco» mehr als einmal Shakspeare's Fehler nachgeahmt. Das Stück hat indeß auch Schönheiten, die allerdings des Verfassers würdig sind. Allein das Stück selbst ist nicht theatralisch, und die Charaktere auch auf zu feine Schrauben gesetzt." Iffland tadelt sodann den Charakter der Gräfin Julia Imperiali als zu „gemein", indem sie sogar die Gräfin Lavagna einmal ein „armes Thier" nenne, und den Charakter Fiesco's als zu schleichend; dagegen rühmt er die Scene, wo Verrina seine Tochter entehrt findet — eine Scene übrigens, die unserm heutigen sittlichen und ästhetischen Geschmack sehr wenig zusagt — und mit größerm Recht den Charakter des Mohren u. s. w.; er erkennt es als eine „ehrenvolle Verbindlichkeit, durch jede mögliche Unterstützung den Erwartungen eines solchen Mannes zu entsprechen, der, ungeachtet seiner eigenen Verdienste, die angegebenen Fehler zu verändern sich willig erboten hat", und er schließt dann: „Die nicht glücklichen häuslichen Umstände des Verfassers verdienen von jeder Bühne für sein Werk wenigstens den Preis, welchen man mittelmäßigen Originalen oder gewöhnlichen Umarbeitungen alltäglicher Stücke aus Mangel der brauchbaren zuzuerkennen sich oft genöthigt sieht."

Bei dieser Gelegenheit möchten wir fragen, ob die von dem Verfasser des „Ardinghello" hinterlassenen Beurtheilungen der Hauptwerke Schiller's und Goethe's schon irgendwo gedruckt sind? Sömmering gedenkt ihrer in einem seiner Briefe (vgl. „Sömmering's Leben" von R. Wagner, Bd. 2) und nennt sie „sehr treffend, aber strenge, so scharf, wo nicht schärfer als Schiller's angebliche Recension von Bürger". **H. M.**

Bibliographie.

Albrecht, F., Lesefrüchte aus den hinterlassenen Werken Friedrichs des Großen, Königs von Preußen. Ulm, Gebr. Rübling. Gr. 16. 9 Ngr.

Asher, D., Der religiöse Glaube. Eine psychologische Studie. Als Beitrag zur Psychologie und Religionsphilosophie. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 18 Ngr.

Bechstein, L., Geschichte der Astrologie. Sondershausen, Neuse. Lex.-8. 7½ Ngr.

Brühl, J. A. M., Die Geheimbünde gegen Rom. Zur Genesis der italienischen Revolution. Prag, Kober u. Markgraf. 8. 14 Ngr.

Caspar, C., Begegnungen. Eine Badidylle. Cannstatt, Bosheuyer. 8. 7½ Ngr.

Czerwenka, B., Philipp Melanchthon nach seinem Leben und Wirken. Zur Feier der 300jährigen Wiederkehr seines Todestages herausgegeben. Mit Melanchthons Bildniß, nebst anderen Abbildungen und 1 Stammtafel. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 28 Ngr.

Feydeau, E., Catharina von Overmeire. Roman. Aus dem Französischen von Frau von ***. Zwei Bände. Berlin, A. Jonas. Gr. 8. 1 Thlr.

— — Katharina. Roman in vier Büchern. Aus dem Französischen. Berlin, Hasselberg. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Herbert, L., Louis Napoleon. Roman und Geschichte. 1ster Band. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Johansen, C., Die Seemannswittwe auf der Düneninsel. Ein Bild nordfriesischen Landes und Lebens. Eine Erzählung für das Volk. Kiel, Schwers. 8. 12 Ngr.

Kerker, M., John Fisher, der Bischof von Rochester und Martyrer für den katholischen Glauben. Sein Leben und Wirken. Mit einem Anhang über die englischen Karthäuser. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kuhn, J. v., Philosophie und Theologie. Eine Streitschrift. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 12 Ngr.

Lohmann, P., Ueber Robert Schumann's Faustmusik. Leipzig, Kahnt. 8. 6 Ngr.

Wiener Romane. I. II. Wien. 1858. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

IX Cardinalpunkte zu Regulirung der europäischen Staatenlage nach höheren Ordnungen auf nationalen Grundlinien. Ein Friedens-Programm beim Herannahen des Congresses nach hoher Aufforderung zusammengestellt von Athanasius. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 3 Ngr.

Das Christenthum und das Staatsleben. Hirtenschreiben Sr. Eminenz des Hochwürdigen Hrn. Kardinal Fürst-Erzbischofes von Wien vom 9. Februar 1860. Wien, Braumüller. Gr. 8. 3 Ngr.

Kooke, B., Festgabe zur Schiller-Feier. Norddeutsche poetische Blätter. 1stes Heft. Kiel, Akademische Buchhandlung. 1859 Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 19. April 1860.

Das deutsche Volk in seinen Festen und Gebräuchen.

Die deutschen Volksfeste, Volksbräuche und deutscher Volksglaube in Sagen, Märlein und Volksliedern. Ein Beitrag zur vaterländischen Sittengeschichte von Montanus. Erstes und zweites Bändchen. Iserlohn, Bädeker. 1855—58. 4. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Es ist eine oft wiederholte Klage, daß die alten Sitten und Gebräuche immer mehr vor der alles ebnenden Civilisation zurückweichen, daß mit der sich auch über die größern Kreise des Volks verbreitenden Bildung selbst die schöne Sagen- und Märchenwelt, die das Volk so viele Jahrhunderte hindurch beglückte und zur Tüchtigkeit heranzog, immer mehr aus dem Bewußtsein verschwindet, sodaß man einer nicht mehr fernen Zukunft entgegensehe, in welcher das Andenken an jene Sitten und Gebräuche, an jene Sagen und Märchen bald vollständig vernichtet sein werde. Eine Folge dieser Befürchtung, sowie freilich auch des immer kräftiger sich entfaltenden Studiums des deutschen Alterthums ist, daß man nunmehr soviel als möglich von den alten Ueberlieferungen zu retten sucht; daher seit einigen Jahren Sammlungen von Sagen, Märchen, Gebräuchen u. s. w. einander drängen und kaum ein Monat vergeht, ohne daß in irgendeinem Theile des Gesammtvaterlandes eine ähnliche Schrift erscheint. Aber dieser ungeahnte Reichthum der immer noch frisch sprudelnden Quellen beweist auch, daß jene Furcht wenigstens zum großen Theil unbegründet ist, und daß das Volk die alten Ueberlieferungen fester bewahrt als man wol glaubt. Wir freuen uns aber dieser Thätigkeit vorzüglich deshalb, weil durch dieselbe die Gebildeten dem Volke wieder näher gebracht werden und es zu hoffen steht, daß aus dieser Annäherung ein neues kräftiges Leben sich entwickeln werde. Denn so viel steht fest und wird auch selbst von denen nicht geleugnet werden, welche auf das Volk mit Hochmuth zu blicken gewöhnt sind, daß jede neue, das Ganze ergreifende Lebensregung aus ihm hervorgeht und von jeher hervorgegangen ist.

Unter den neuern Erscheinungen, welche sich mit dem Leben des Volks beschäftigen, verdient vorliegende Schrift eine ehrenvolle Erwähnung, und wir bedauern nur, daß sie noch nicht vollständig erschienen ist; es fehlt nämlich noch das dritte Bändchen, welches die Sagen, Märlein und Volkslieder enthalten soll. Der Geist, der sich in ihr beurkundet, ist beinahe durchaus erfreulich. Der Verfasser kennt und liebt das Volk, er weiß seine den Gebildeten und Gelehrten oft verborgenen trefflichen Eigenschaften zu würdigen, auch ist er von begeisterter Vaterlandsliebe erfüllt. Allein seine Begeisterung geht leider nur zu oft in Schwärmerei über; d. h. er verliert den festen Boden und baut sich Luftgespinste, weil es ihm an praktischem Sinne fehlt, sobald es sich um die höchsten Angelegenheiten des Vaterlandes handelt: eine Erscheinung, die leider nicht selten ist, vielmehr tagtäglich beobachtet werden kann, und der wir es verdanken, daß wir noch auf demselben Punkte stehen wie vor 30 Jahren. Es reicht ein Satz wie der nachfolgende hin, um uns die Verwirrung zu zeigen, in welcher der Verfasser mit so vielen Tausenden befangen ist: „Alles Streben nach der deutschen Einheit, die jetzt vom Munde zu Munde geht, ist eitel, sobald die Deutschheit verloren, oder ehe die verlorene wiedergewonnen ist." Heißt das nicht mit andern Worten: Erst müßt ihr schwimmen lernen, ehe ihr ins Wasser geht? Denn die „Deutschheit" ist mit der Einheit verloren gegangen und kann auch nur mit ihr wiedergewonnen werden; die Einheit ist allein der Boden, aus dem die „Deutschheit" mit aller Kraft und Lebensfähigkeit wieder erwachsen kann. Solche prophetisch klingende Sätze sind nicht weniger unsinnig, als wenn man z. B. sagt und zum Ekel wiederholt, die Juden müssen zuerst aufhören Juden zu sein, ehe man sie ins deutsche Bürgerrecht aufnimmt, als wenn dies nicht eben gerade das einzige Mittel wäre, sie mit der Zeit zu Deutschen zu machen. So hält der Verfasser das Franzosenthum allein für das Verderben der deutschen Nationalität; während das Eindringen des Franzosenthums eben blos deswegen möglich ist, weil es keine deutsche Nationalität gibt.

Wenn sich der Verfasser in diese abenteuerlichen und schwärmerischen Ideen nicht verliert, ist er dagegen durchaus verständig, und er faßt die Verhältnisse wahr und sicher auf. So entwickelt er die hohe Bedeutsamkeit der Volksfeste in kurzen, aber scharfen und inhaltreichen

Zügen. Mit vollem Recht erkennt er in den gemeinsamen Festen des Volks ein treffliches und sicheres Bildungsmittel, und wir stimmen durchaus mit ihm überein, wenn er sagt, daß, wo das Volk durch gemeinsame Freudengenüsse für gemeinsame Lasten entschädigt wird, die Vaterlandsliebe tief wurzeln und in allbegeisternder Kraft für Herd und Heimat flammen müsse. Nicht weniger wahr ist es, daß ihre Feier sich auch als der mächtigste Hebel des Gemeinsinns bewährt. „Schrieb selbst der mit deutscher Sitte vertraute Papst Sixtus V. (Aeneas Sylvius) dem Einflusse der Volksfeste zu, daß die deutschen Volkstugenden: Treue, Wort, Ehrenhaftigkeit, Keuschheit und Hülfsbereitwilligkeit für Unterdrückte gewahrt und erhalten würden." *) Unsere alten deutschen Volksfeste (Hochzeiten nannte man sie) haben freilich ihre würdevolle, erhebende und bildende Bedeutsamkeit verloren, und manche sind sogar ganz untergegangen. Das haben wir den frühern Regierungen zu verdanken, die, statt sich für ihre Säuberung und zeitgemäße Fortbildung zu bemühen, sie „in dumpfer, hochmüthiger Gedankenlosigkeit beschränkt, unterdrückt und abgestellt haben". Der Verfasser glaubt, daß die Unterdrückung der Volksfeste durch die Regierungen und ihre Polizei ihren Grund in einer falschen Aufklärerei hatte. Einiges mag diese dazu beigetragen haben; aber der Hauptgrund war doch jedenfalls die Furcht, welche man vor der Volkskraft und ihrer Aeußerung hatte. Oder geschah es vielleicht auch im Interesse der Aufklärung, daß der frühere König von Hannover die Schützenfeste untersagte? nein nicht untersagte, denn dies wäre am Ende noch menschlich gewesen, sondern daß er mit einem nicht näher zu bezeichnenden Hohn den Schützengilden den Befehl zugehen ließ, künftighin um den besten Schuß nicht zu schießen, sondern — zu losen?

Der Verfasser läßt keine Gelegenheit vorübergehen, den hohen sittlichen Einfluß der gemeinsamen Feste auf das Volk darzustellen; wir wollen nur eine Stelle mittheilen.

Was bei den Maifesten besonders an die Volksversammlungen und die Gerichtstage erinnert, ist die Wahl des Maikönigs, der Maikönigin und der Maigrafen. Die jungen Burschen der Landgemeinde, die jetzt die Barden und Priester, die Freien des Volks in der Mainacht vertreten, versammeln sich am Maiabend unter der Linde und heben den Maisang an, der von den Mädchen fern vom Dorf her erwidert wird. Dann werden der Maikönig gewählt und die Maigrafen, die ihm als Richter zur Seite stehen. Der König wählt darauf die Königin und ruft sie aus, worauf Jubel und Lieder. Sodann wird die Liste der Jünglinge der Gemeinde und der Jungfrauen aufs neue aufgestellt. Die im verwichenen Jahre geheirathet haben oder gestorben sind, werden gestrichen, neue aufgestellt. Dann werden die Jünglinge nach der Reihe von dem einen Maigrafen aufgerufen und die Versammlung ruft fragend: „Wer soll seine Liebste sein?" Dann ruft der andere Maigraf den Namen der Jungfrau, die ihm zugetheilt wird, und so die ganze Reihe hindurch. Burschen unsaubern Wandels fürchten dabei zu erscheinen. Ihre Schande wird ausgerufen. Mädchen unlautern Rufes werden niemand zugetheilt, sondern darüber wird der Spruch gefällt, daß man ihnen Häckel vor die Thür streue oder einen Kirschbaumzweig stecke, oder aber einen Strohmann vor dem Hause errichte. Auch wird bestimmt, welchem Mädchen der ehrende Maibaum vor die Thür gestellt werden soll. Damit wird dann sofort begonnen und eine schöne Linde oder ein Maibuchmast, der in Bereitschaft gehalten, dazu verwendet. Vergoldete, weiße und bunte Eier, Blumen und Lind (Bänder) sind noch besondere Zierde des Maibaums. Je größer der Baum, desto größere Ehre. Unter Liedern wird er gepflanzt. Am Maimorgen geht der Bursche zu dem ihm in der sogenannten Maisprache zugetheilten Mädchen, bringt Spruch und Gruß und empfängt Dank und einen frischen Maiblumenstrauß. Zur Maikönigin gehen alle miteinander mit Gesang und krönen und schmücken sie mit Blumen, bezeugend Achtung und Unterthänigkeit. Unbeschreiblich war die harmlose Freude. Alle waren Könige. Der Tag war ein Festtag, ein wahrer Volksfeiertag. Auch kirchlich wurde er früher gefeiert und die Kirche mit Blumen geschmückt. Der Küster ahmte den Kukuk mit Orgeltönen nach und passende Lieder wurden ausgewählt. Vor 50 Jahren sang man aus dem Buche „Die Tochter Zion" eine Stelle aus dem Hoheliede: „Komm, meine Freundin, meine Taube" u. s. w. Nachmittags begann der Tanz unter der Linde. Dahin gingen die Burschen, die Mädchen nicht aufs Gerathewohl, nicht stellten sie dem Zufall anheim, welche Tänzerin ein jeder finden sollte. Jeder Bursche holte sich seine Tänzerin in deren Hause ab, und die ihm zugetheilte Jungfrau an der Hand trat der Jüngling zum Maireigen, der aber nach züchtiger Sitte unserer Väter nur bis zur Abenddämmerung währte. Vor Dunkelheit mußte jeder Jüngling sein Mädchen heimgebracht haben. Das war Mairecht, und die Maigrafen sahen streng darauf. Das Mädchen aber, das dem Burschen zugetheilt war, das behielt er auch bis zum andern Maiabend und hatte es zu Kirmes- und Johannisreigen, zum Vogelschießfeste und zum Schwingtage zu führen und davon heimzugeleiten. Das Maikönigspaar hatte überall den Vortanz, und der König mit seinen Grafen entschied über alle Zwiste in Liebeshändeln, sie richteten über die Sittlichkeit und Zucht, sie leiteten auch die übrigen Volksfeste. Schon in diesem einen Brauche war dem Volke ein unschätzbares Kleinod deutscher Vorzeit überliefert, ein Hebel lauterer Freude. Aber es wurde verkannt, von oben herab als Bauernunfug verachtet, und eben dieser Verachtung der Vornehmen wegen gewöhnten sich die Landleute auch daran, es zu verachten. Dazu kamen noch tolle Verbote der landesväterlichen Durchlauchten. Am 30. Juli 1717 erschien im Herzogthum Berg ein kurfürstliches Edictum gegen die Maikönigswahl, weil der Landesherr solche grüne Potentaten aus Eifersucht nicht neben sich leiden mochte. Vor dem Dreißigjährigen Kriege wäre wol ein solches Verbot ohne Erfolg gewesen, aber der Krieg hatte das arme Volk zertreten, und es ließ sich immer mehr um seine schönsten Schätze berauben. Man braucht darum nicht weiter zu fragen wie es kam, daß das deutsche Volk von seinen Sitten, die es so groß und herrlich, die es so glücklich machten, abwich. Toller Unverstand seiner Landesväter und Afterweisheit seiner Stubengelehrten, die alles verachteten, was nicht griechisch und römisch war, brachten uns um die volkseigenen Feste, die bei einiger zeitgemäßen Umwandelung oder Fortbildung die schönsten Kleinodien unsers Volksthums hätten bleiben müssen.

Der Verfasser beschränkt sich auf die Darstellung der Volksfeste am Niederrhein, seiner Heimat, und mit Recht, da das Volk seine hauptsächliche Quelle war, die er seit 30 Jahren immer wieder befragte, ohne daß er jedoch die schriftlichen Urkunden und Ueberlieferungen vernachlässigt hätte. Allein da viele dieser niederrheinischen Feste, und zwar gerade die wichtigsten, auch bei andern Stämmen des deutschen Volks vorkommen, so konnte er sie doch mit vollem Recht als allgemeine deutsche Volksfeste bezeichnen. Wir können dem Verfasser in seiner Darstellung

*) Aeneas Sylvius ist nicht Sixtus V., wie der Verfasser öfters wiederholt, sondern Pius II.

nicht überall folgen: des Stoffes ist zu viel, als daß er sich in kurzen Zügen zusammenfassen ließe. Wir müssen es daher unsern Lesern überlassen, sich im Buche selbst über die verschiedenen Frühlings=, Sommer=, Herbst= und Winterfeste, über die Todtenfeste, die Waffenspiele, Vogelschießen, Waldfahrten und die Familienfeste zu belehren, von denen der Verfasser anschauliche, oft beredte Darstellungen gibt. Dagegen müssen wir noch eine Bemerkung über die Erklärung machen, welche von dem Ursprung der verschiedenen Feste gegeben wird. Der Verfasser glaubt nämlich, daß die meisten, wenn nicht alle, aus dem Heidenthum stammen, ja er ist sogar der Meinung, daß man den Ursprung aller kirchlichen Bräuche, für die man im Judenthum und im Neuen Testamente keine Belege habe, im deutschen Heidenthum suchen müsse. Dieses hat, sagt er, seine Verzweigungen bis in die neuesten Zeiten getrieben, und es mag so lange nicht her sein, daß sich noch einzelne altgläubige Leute in den früher heiligen Hainen zum Dienste ihrer Götter versammelt haben. Bedeutsam ist in dieser Beziehung die Aeußerung eines alten Bauern, die ihm schon als Knabe aufgefallen war.

Als nämlich über den Unsinn des Glaubens an Hexen und Gespenster gespottet wurde, erklärte jener Greis, daß er zwar auch an eine Zauberkraft der Hexen im entferntesten nicht glaube, daß es aber in den Familien, welche der Hexerei bezüchtigt seien und die unter den Landleuten noch „von Hexenart" genannt würden, eine Menge Ueberlieferungen und ihm unerklärlicher, gar nicht christlicher Bräuche gebe, die eben, weil unverstanden, leicht zu dem Rufe von Hexerei und dergleichen hätten bringen können.

Es ist nun gewiß nicht zu bestreiten, daß viele Gebräuche, abergläubische Meinungen u. s. w. aus dem deutschen Heidenthum stammen und ihre richtige Erklärung nur in der germanischen Mythologie finden. Allein viele neuere Forscher, und so auch der Verfasser der vorliegenden Schrift, wollen unbedingt und ohne Ausnahme alles aus derselben erklären, wodurch sie freilich oft zu den seltsamsten Behauptungen und Zusammenstellungen gezwungen werden. Man sollte doch nicht außer Acht lassen, daß in den tausend und mehr Jahren seit Einführung des Christenthums in Gebräuchen, Sitten und Meinungen manches Neue sich hat entwickeln können, das mit dem Heidenthum schlechterdings in keinem Zusammenhange steht. Was der Verfasser insbesondere von dem Ursprunge kirchlicher Gebräuche sagt, beruht durchaus auf Irrthum: viele von diesen Gebräuchen lassen sich weder aus dem Judenthum noch dem Neuen Testament, noch viel weniger aus dem deutschen Heidenthum erklären, sondern finden ihre Erklärung entweder in den religiösen Gebräuchen des heidnischen Rom oder sind aus dem Buddhismus entlehnt. Auch in seinen etymologischen Entdeckungen ist der Verfasser nichts weniger als glücklich, indem er hierin ebenfalls zu ausschließlich verfährt, und Wörter, die, wie Carneval u. a. m., offenbar aus der Fremde entlehnt sind, gegen alle Gesetze der Sprache und ihrer Bildung zu deutschen machen will. Doch rauben diese Mängel dem Buche seinen Werth keineswegs, der in der Sammlung eines durch glückliche jahrelange Beobachtung gewonnenen reichen Stoffs besteht.

Diesen Reichthum gewährt das zweite Bändchen ebenfalls in hohem Maße. Es handelt dasselbe in seiner ersten Abtheilung von den Volksbräuchen und dem Volksglauben und gibt in seiner zweiten eine mythologische Naturgeschichte. Um unsern Lesern wenigstens einen Begriff von dem reichen Stoff zu geben, den der Verfasser in meist lebendiger Darstellung vorführt, wollen wir eine kurze Uebersicht des Inhalts der ersten Abtheilung geben. Zuerst werden wir mit der „Tyrjagd" bekannt gemacht, einer Art von Volksjustiz (Lynch), welche gegen Ehebrecher und Ehebrecherinnen oder solche Männer gerichtet war, die ihre Frauen mishandelten; hierauf spricht der Verfasser von dem „Samenei" oder dem „Schlevertag", d. h. jener alten Sitte, die sich in den amerikanischen Wäldern erneuert hat, nach welcher die Nachbarn oder Genossen des Dorfs dem Mitbürger beim Aufbau eines Hauses behülflich waren. Der „Helhaken", der eiserne Haken, der über dem Herdfeuer zum Aufhängen der Kochtöpfe angebracht war, bezeichnete das Haus, die Familie, daher man denselben dreimal um das Hochzeitpaar schwang. Der niederrheinische „Schnuhtgang" ist dasselbe, was in den Alpen das Kiltgehen, in Tirol das Fensterlen heißt. Interessant sind die Abschnitte von den „Teufeln", welche offenbar nichts anderes waren als die alten Götter, die von den Christenbekehrern als böse Geister dargestellt wurden, von den „Hexen", der „Zauberei", den „Werwölfen" (aus dem alten vair, Mann und Wolf, also eigentlich Mannwolf), dem „Liebeszauber", den „Riesen und Zwergen", dem „Feuer und Wasser" und den abergläubischen Meinungen hinsichtlich des Mondes *), der Diebe und der Juden, sowie der Begegnung und der Vorbedeutniß, die alle durch mehr oder weniger bedeutsame Geschichten und Erzählungen belebt werden. Im Abschnitte von den Vorbedeutungen ist uns die Bemerkung aufgefallen, daß der Mittwoch am Niederrhein für den glückbringendsten Tag gehalten werde; es ist dies auffallend, da er wol sonst überall für unglückbringend gilt, was sich leichter erklären läßt. Er war nämlich im Heidenthum dem Wodan geheiligt, daher er Wodanstag (in Westfalen noch Godestag, englisch wednesday) hieß. Wie alle Götter der deutschen Mythologie wurde auch Wodan zum Teufel, der nur Böses schuf und an dem ihm geheiligten Tage daher am mächtigsten war. So kam es denn, daß man sogar den Namen zu nennen vermied und statt des alten den neuen, von den übrigen Wochentagen so sehr abstechenden Namen Mittwoch einführte. Dieser Grund ist natürlich allmählich aus dem Bewußtsein verschwunden, und weil man sich doch von der Meinung, daß der Mittwoch ein Unglückstag sei,

*) Der Einfluß des Mondes auf die Erde bis auf die kleinsten Verhältnisse herab läßt sich nicht bestreiten und wird vom Verfasser mit Unrecht in Abrede gestellt. Man könnte eine Anzahl merkwürdiger Erscheinungen zusammenstellen; wir wollen nur die erwähnen, daß das Sauerkraut im zunehmenden Monde Wasser zieht, während es im abnehmenden trocken liegt.

Rechenschaft geben wollte, so sagt man z. B. in der Lausitz, daß es daher komme, weil er ohne eigentlichen Namen und kein rechter Tag sei.

Noch größeres Interesse bietet die zweite Abtheilung, welche die „Mythologische Naturgeschichte" behandelt und sich in fünf Abschnitten über die Kräuter, die heiligen Sträucher und Bäume, die Thiere, die Vögel und die übrigen Thiere verbreitet. Unsere Vorfahren kannten die Natur und ihre Erzeugnisse besser als wir. Um zuerst von den Kräutern zu reden, so waren ihnen viele als eßbar oder als heilsam bekannt, die jetzt kaum mehr beachtet werden. Das beweisen uns die vielen Geheimmittel, die noch jetzt, namentlich auf dem Lande, bei bestimmten Familien sich vererben und deren Wirksamkeit, die nicht bestritten werden kann, oft sogar merkwürdige Heilungen hervorbringt. Der Verfasser hat daher vollkommen recht, wenn er sagt, daß die Wissenschaft auf die dem Aberglauben bekannten Pflanzen größere Aufmerksamkeit wenden sollte, weil zu vermuthen stehe, daß in ihnen irgendeine Heilkraft verborgen liege. Vielen legt der Aberglaube nicht sowol eine heilende als eine Zauberkraft bei, wie z. B. der allbekannten Alraunwurzel (Atropa mandagora) oder der Zaunrübe (Königswurzel, platt: Körscheswurzel, Bryonia alba), von der die Mädchen, die zum Tanze gingen, ein Schnittchen in die Schuhe steckten, wobei sie sprachen: „Körscheswurzel in meinem Schuh, ihr Junggesellen lauft mir zu!" Unter den Bäumen wird der Linde mit Recht die größte Aufmerksamkeit gewidmet, denn sie, und nicht die Eiche, ist der eigentliche deutsche Baum. Sie kommt fast in jedem deutschen Volksliede vor. Sie war der Baum der Liebe; in den Dörfern standen Linden, um welche das Volk zur Berathung zusammenkam, wo Gericht gehalten und Volksfeste gefeiert wurden, daher sich in Städten und Dörfern noch Plätze vorfinden, die von diesem Baum ihren Namen haben. An Linden sind eine Menge von Sagen und Legenden angeknüpft, besonders von der Muttergottes, die aber, wie die meisten Sagen, die sich auf dieselbe beziehen, von den Göttinnen des Heidenthums einfach auf sie übertragen worden waren. In Lindenbäume schnitzt man jetzt noch Nischen oder flechtet solche aus ihrem Gezweig und setzt Marienbilder hinein. Kirchen, Klöster, Gemeinden, ja sogar Städte sind erweislich aus solchen, in hohem Heiligenruf stehenden Linden entstanden und erinnern noch mit ihren heutigen Namen daran, so Marienlinden, Limburg, Lindenberg, Zurlinde, Dreilinden, Linz, Lindloh u. s. w. Merkwürdig für die Heiligkeit der Linde ist ein jetzt noch herrschender Aberglaube vieler Landleute. Wer nämlich einen Lindenstamm verunreinigt, der erhält zur Strafe eine „Warre" ans Auge, d. i. ein entzündliches, schmerzhaftes Knötchen (Gerstenkorn), wofür es kein anderes Heilmittel gibt als drei Lindenblätter, mit denen man die Geschwulst bestreicht, die dann alsogleich ihre Entzündlichkeit verliert und verschwindet. Unter den Ulmen ist die zu Pfifflingheim bei Worms die berühmteste. Die Sage erzählt, daß ein altes Weib, die Luther in Worms gehört hatte, ihren dürren Wanderstab in die Erde mit dem Vorsatz steckte, die Wahrheit der neuen Lehre so lange zu bezweifeln, bis er grünen würde. Daraus soll jene Ulme entsprossen sein, die noch die Luthersulme genannt wird.

Nicht weniger merkwürdige Mittheilungen enthält der Abschnitt von den (vierfüßigen) Thieren. Wir erwähnen jedoch nur eine Bemerkung, die der Verfasser über die Katzen macht, um ein Beispiel seiner nicht wenig gewagten, jedenfalls sehr eigenthümlichen Etymologie zu geben.

Die ältesten Ketzer im Mittelalter wären als Teufelsdiener verschrien. Die Waldenser, Albigenser, und sogar die Tempelherren sollen eine große schwarze Katze angebetet und zur Huldigung ihr den Hintern geküßt haben. Von dieser Katze haben die Glaubensabtrünnigen bis auf den heutigen Tag den Namen Kätzer, Ketzer.

Nun ist es aber sicher, daß das Wort Ketzer von dem griechischen Worte „katharos", rein, abstammt. Es nannten sich nämlich seit dem 11. Jahrhundert mehrere religiöse Sekten, welche der römischen Kirche entgegentraten, Katharer, weil sie die reine Lehre zu verkünden behaupteten. Wie nun Spottnamen mit der Zeit von den Parteien, welche mit denselben bezeichnet wurden, von diesen selbst angenommen und gleichsam zu Ehrennamen erhoben wurden (wie z. B. Geusen, von gueux, Bettler), so wurden hinwiederum auch Ehrennamen, die sich Parteien selbst gaben, bei ihren Gegnern zu Spott- und Schimpfnamen. So brauchte man das Wort Katharer, um alle von der Kirche Abtrünnigen zu bezeichnen; es setzte sich namentlich im Norden fest und erhielt bei uns die Form „Ketzer"; im Schwedischen, wo es „Kättare" lautet, hat es die ursprüngliche Form reiner bewahrt. Die Ableitung von Katze erscheint daher wenigstens als sehr abenteuerlich und willkürlich.

Merkwürdig ist ferner ein Zug der altgermanischen Mythologie, weil er sich in China seit undenklichen Zeiten wiederfindet. Wie nämlich unsere Voreltern durch Mondfinsternisse in Trauer versetzt wurden, weil sie glaubten, daß der Wolf Fenris den Mond zu verschlingen suche, so glaubten die Chinesen, daß die Sonnenfinsternisse daher kämen, daß der große Drache der Sonne nachstelle und sie zu verschlingen trachte, weshalb man, um das Unglück abzuwenden, einen entsetzlichen Lärm mit allen möglichen Musikinstrumenten erhob, in der festen Hoffnung, daß der Drache davor Furcht bekommen und von seinem Raub ablassen würde.

Nicht weniger Interesse bieten endlich die Abschnitte über die Vögel und die übrigen Thiere; doch müssen wir unsern Lesern überlassen, sich aus dem Buche selbst mit dem merkwürdigen Detail bekannt zu machen. Wir hoffen, daß es uns gelungen sein wird, die Aufmerksamkeit auf das inhaltreiche Werk zu ziehen, das zwar vorzugsweise für das größere Publikum geschrieben ist, aber auch viele Einzelheiten enthält, die selbst dem Fachgelehrten von Nutzen sein können.

2.

Bastian's Reise in das Königreich Congo.

Afrikanische Reisen. — A. u. d. T.: Ein Besuch in San-Salvador, der Hauptstadt des Königreichs Congo, von A. Bastian. Ein Beitrag zur Mythologie und Psychologie. Bremen, Strack. 1859. Gr. 8. 2 Thlr.

Am Ende einer mehrjährigen Reise, die den Verfasser durch verschiedene Theile der fünf Continente geführt hatte, bot sich ihm unerwartet im Juni 1857 am Cap der Guten Hoffnung eine Gelegenheit, durch den Besuch der portugiesischen Besitzungen an der Westküste Afrikas einen lange gehegten Wunsch zu befriedigen. Seine beschränkte Zeit und der Mangel an den nöthigen Vorbereitungen erlaubten ihm nicht, an eine größere Unternehmung zu denken, aber er wünschte selbst das einzige Feld überschaut zu haben, wohin der Fuß des furchtlosen Reiseforschers noch nicht vorgedrungen ist (obgleich gerade hier die letzten Räthsel der afrikanischen Geographie gelöst und mit den Quellen des Zaire oder Congo zugleich die des Nil aufgefunden werden dürften), um je nach den Ergebnissen dieses Versuchs sich vielleicht später für eine weitere Bearbeitung desselben zu entscheiden. Seine eigenen frühern Erfahrungen hatten die an sich einleuchtende Ueberzeugung in ihm befestigt, daß der Erfolg jeder größern Unternehmung auf dem eigenthümlichen Boden Afrikas von der weisen Benutzung einer vorläufigen Bekanntschaft mit demselben bedingt ist. Zur Erreichung dieses Zwecks schien dem Verfasser eine Reise nach dem einstmals hochberühmten Ambassee oder San-Salvador, wie es von den Portugiesen genannt wird, der geeignetste Weg. Die historische Ansicht des Verfassers war bei dieser Wahl maßgebend, d. h. nicht etwa ein antiquarisches Interesse an den verfallenen Denkmälern früherer Größe, sondern eine in seiner ganzen Weltanschauung fest wurzelnde Ueberzeugung, daß die gegenwärtigen Zustände auch der in tiefe Vergessenheit versunkenen Länder und Völker nur durch die gewissenhafte Verfolgung ihrer geschichtlichen Entwickelung verständlich gemacht werden können. Er schickt aus diesem Grunde eine historische Uebersicht voraus, deren Inhalt er im Verlaufe des Werks noch mannichfach vervollständigt.

Der Entdecker des Zaire, den die Portugiesen aus Misverständniß nach dem Königreich Congo benannten, war (1484) Diego Cam, in dessen Begleitung sich auch der nürnberger Geograph Behaim befand. Da der Fürst der Flußdistricte, der Mani Sonho, nur ein Vasall des Königs von Congo war, so sandte Cam einige Offiziere nach der Residenz des letztern und gab dadurch Veranlassung zu der vier Jahre später durch Ruy de Souza in das Innere veranstalteten Expedition. Nach einer viertägigen Reise erreichte dieser die Hauptstadt und imponirte hier dem Volke wie dem Könige so mächtig, daß dieser sich, wie bereits vorher der Mani Sonho, unter dem Namen Dom João I. taufen ließ und den Bau eines Gotteshauses befahl. Noch war dasselbe nicht vollendet, als die Nachricht von dem verheerenden Einfalle der wilden Jaga, die damals ganz Afrika in Schrecken setzten, zu raschem Handeln aufforderte. Um jene Zeit gingen im Innern des Continents mächtige Umwälzungen vor sich, deren nächste Ursachen in den Eroberungen des Sonrhaysultans Mohammed ben Abu Bekr (1492—1529), über die wir bei Besprechung der beiden letzten Bände des Barth'schen Reisewerks in Nr. 15 d. Bl. f. 1859 berichtet haben, zu suchen sein dürften; wenigstens wird berichtet, daß die Jaga von Sierra Leone aufgebrochen seien und sich auf ihrem Zuge nach Süden zunächst im Gebiete der Anziko festgesetzt hätten, von wo aus sie jedenfalls nach Congo einfielen. Durch den Widerstand, den sie hier fanden, in ihre Wüsten zurückgeworfen, wurden sie nach der Südspitze getrieben, deren widerstandsunfähige Stämme sich der Herrschaft ihrer grausamen Gesetze fügen mußten, bis sie später nach dem Cuneni abzogen und den friedlichern Hottentotten Platz machten. Im Laufe des 16. Jahrhunderts erneuerten sie vielfach ihre Versuche, nach der östlichen und westlichen Küste vorzudringen; im Westen war noch zu Ende dieses Jahrhunderts Benguela ganz in ihren Händen, und außerdem gründeten sie in den Außendistricten des congosischen Reichs viele kleine Fürstenthümer, die durch Raubfahrten ihre Nachbarn beständig in Alarm hielten. Von Benguela aus begann Gola Zinga die Eroberung Dangos oder Angolas, der südlichsten Provinz des Königreichs Congo, und setzte 1548 seinen Sohn Gola Banda als Herrscher ein. Durch den ununterbrochenen Verkehr mit Congo bildete sich hier bald ein eigner Dialekt aus, der sich im Innern bis Matiambo verbreitete, das als der letzte Ueberrest des Jagareichs betrachtet werden kann.

Die Begeisterung für die nach Souza's Abzug in San-Salvador zurückgebliebenen Missionare kühlte sich bald ab und das Verbot der Polygamie erregte einen allgemeinen Sturm. Doch gelang es den Portugiesen durch bewaffnete Unterstützung des in seinen Thronansprüchen durch einen jüngern Bruder bebrohten Kronprinzen Dom Affonso eine Art Souveränetät zu erwerben und einen Bischofssitz in San-Salvador zu errichten, welches bald den Charakter einer europäischen Stadt annahm. Das von den Kaufleuten derselben beanspruchte Monopol des Sklavenhandels führte zu einem Kriege mit Gola Banda, welcher 1559 an den Ufern des Dande geschlagen ward und sich in die innern Provinzen seines Reichs flüchten mußte. Von Portugal zurückgewiesen, rief er die stammverwandten Jaga zur Hülfe, deren wilder Tapferkeit die congosischen Heere und Festungen erlagen. Erst 1570 konnte der König Dom Alvaro mit Hülfe eines portugiesischen Söldnercorps in sein Reich zurückkehren und San-Salvador wieder in Besitz nehmen. Aber die einst blühende Stadt lag jetzt in Trümmern und der Handel hatte sich unterdeß nach Loanda (d. i. Tributinsel) gezogen, von wo aus 1575 die Stadt San-Paul de Loanda auf dem Festlande gegründet ward, welche den Beginn der portugiesischen Provinz Angola bildete. Nach langjährigen schweren Kriegen vollendete Siqueira die Eroberung von Dongo durch die Einnahme der Pedras de Pungo, von deren steiler Höhe sich der letzte Jagakönig Hary 1671 herabstürzte. Die Coanjoinseln wurden 1740 von Matiambo cedirt und die Revolution des bis auf wenige Meilen von Loanda vorgedrungenen Herrn von Quitungo oder Ambriz durch den Sieg Lacerda's am Bengo 1790 gedämpft. Drei Jahre später schlug derselbe Gouverneur die Roitelets von Zallo, Lundo, Onde und Quiná unter dem Dembo Nambuanzongo am Dande und erbaute eine Festung an den Ufern des Loge. Die Eroberung des Sovado Quiloango beschränkte 1838 das nicht so mächtige Reich von Matiambo auf engere Grenzen und 1851 wurde Cassange, um Genugthuung für die auf dem Jahrmarkte niedergemetzelten Kaufleute zu erhalten, dauernd in Besitz genommen. Dagegen hatten sich während dieser Zeit die Beziehungen mit San-Salvador so gut wie gänzlich verloren.

Um die beabsichtigte Reise auszuführen, fuhr der Verfasser zunächst von Loanda längs der Küste gegen Norden nach dem einen passendern Ausgangspunkt darbietenden Ambriz, und machte von da über den Loge, welcher sich in der Nähe seiner durch Sanddünen verstopften Mündung durch einen ausgedehnten, mit wuchernden Mengrovebäumen überdeckten Morast hindurchwindet, einen Abstecher nach Quinsembo, einem aufblühenden Handelsorte, dessen „König" der Verfasser seinen Besuch abstattete. Nach seiner Rückkehr traf er die nöthigen Vorbereitungen zu seiner Reise ins Innere. Da die hier seltenen Lastthiere zu diesem Zwecke nicht zu gebrauchen sind, so reist man in Congo in einer Tipoya oder Hängematte, die mit ihren Enden um einen Pfahl geschlungen ist, der von zwei Negern auf der Achsel getragen wird. Der Reisende bedurfte acht Träger für die Hängematte, zwölf für das Gepäck und die Geschenke, einen Koch, einen Aufwärter und außerdem einen Cabo oder Aufseher, der zugleich als Dolmetscher dienen mußte. Der Aufbruch erfolgte kurz vor Beginn der kleinen Regenzeit zu Anfang des November. Der Weg führte hinter Ambriz durch einen weiten Morast über den Loge und an diesem hinauf durch runde, von schroffen, noch in der trockenen Jahreszeit mit Wasser versehenen Schluchten durchschnittene Hügelgruppen, die nach dem Verschwinden der Aloëwaldungen nur hier und da noch mit einzelnen riesigen

Baobabbäumen bedeckt sind. Weiterhin nehmen diese Bergschluchten einen wildern Charakter an, bis man endlich nach steilem Ansteigen die von sanftgeneigten Hügeln umzogene Fläche von Shemba Shemba erreicht, das den Mittelpunkt der nach Pembo und San-Salvador ins Innere, sowie nach Ambrisette und Ambriz zur Küste führenden Straßen bildet und zwölf malerisch in Palmgruppen versteckte Dörfer unter vier sogenannten Königen umschließt, die unter sich, ähnlich wie in Loango, Kakengo und den meisten dortigen Staaten, einen regelmäßig wechselnden Oberkönig wählen. Den gewöhnlichen Weg nach San-Salvador über Pembo zu verfolgen, sah sich der Reisende durch die Feindseligkeiten verhindert, welche infolge der Besitznahme der reichen Kupferminen dieses Orts durch die Portugiesen zwischen diesen und den Bewohnern Congos ausgebrochen waren; er mußte nach Shembo zurückkehren, wo er durch einen Fieberanfall mehrere Tage festgehalten wurde, aber auch die Ehre hatte, von dem einen Theilkönig und dessen Bettelmusikanten angesungen zu werden. Der Glaube der Eingeborenen an die Macht der Fetische verhinderte ihn an dem ersehnten Genusse eines Bades, verschaffte ihm aber dafür ein gestohlenes Messer zurück. Der Verfasser schlug nun unter der Führung eines Buschmanns (wie an der Westküste alle im Innern wohnenden Stämme, die man nicht näher bezeichnet, genannt werden) von Sembo den andern unbekanntern Weg nach San-Salvador ein. Am nächsten Tage passirte er, nachdem er die Zumuthung der Eingeborenen, beim Durchzuge durch das Dorf jedesmal auszusteigen, entschieden zurückgewiesen hatte, den krokodilreichen Ambrisette und erreichte zwei Tage darauf Lumbi, wo ihn zwei von San-Salvador entgegengeschickte Beamte als Führer erwarteten. „Die Straße führte zwischen grünen Wellenhügeln hin, als sich plötzlich eine freie Aussicht auf in der Ferne aufgethürmte Bergketten öffnete und die Führer auf eine in denselben isolirte Kuppe, die über einem tiefen Einschnitte hervorschaute, deuteten, als dem Berge von Moricongo-Abungo oder San-Salvador. Das Hügelplateau, auf dem wir uns befanden, senkte sich schroff in ein weites grünes Thal, aus dem auf der andern Seite jenes Gebirgsland aufstieg."

Nachdem der Reisende eine wohlbebaute und bevölkerte Gegend durchschritten hatte, langte er tags darauf, trotz der gegentheiligen Versicherungen des ihn begleitenden Regenzauberers bis auf die Haut durchnäßt, in San-Salvador an, wo er einen Hof mit drei Hütten neben dem Gehöft der Königin miethete. Die Regierung Congos befand sich nämlich damals in den Händen einer jüngern Schwester des verstorbenen Königs, indem nach dem Tode eines Herrschers stets ein Interregnum von 12 Monaten eintritt, während welcher Zeit seine Leiche über der Erde bleiben muß. Erst nach Ablauf dieser Frist besteigt sein Nachfolger, hier wie bei vielen afrikanischen Völkerschaften der Sohn seiner ältesten Schwester, den Thron. Der Verfasser erhielt alsbald einen Besuch von zwei Söhnen des verstorbenen Königs, Don Antonio und Don Domingo, die ein sehr gebrochenes Portugiesisch sprachen und sich durch eine gewisse Politur von ihrer Umgebung vortheilhaft unterschieden. In ihrer Begleitung besuchte er die alten Kirchenruinen der Stadt, deren Lage ihn beim ersten Anblick unwillkürlich an Jerusalem erinnerte. Die ganze Fläche ist mit mannshohem, nur hier und da von reichfarbigen Blumenbeeten unterbrochenem Grase bedeckt, in dem die zerstreuten Gehöfte mit niedrigen Hütten, von Spalieren aus lebendigen Ricinushecken eingefaßt und manchmal durch dichte Laubbäume beschattet, aus denen gruppenweise die Fächerbüsche der Palmenbäume herüberragen, versteckt umherliegen; nur in der Nähe des königlichen Gehöftes lassen sich noch Spuren von Reihen regelmäßiger Straßen verfolgen. Die äußern Stadtbezirke sind in Mais- und Kornfelder ausgelegt, besonders aber durch die Production verschiedener Gemüsearten ausgezeichnet. Am folgenden Tage stattete ihm auch die Königin, eine bejahrte Frau mit grauen Haaren (eine Seltenheit in Afrika), ihren Besuch ab und nahm die ihr zugedachten Geschenke in Augenschein; die Uebergabe derselben erfolgte aber erst mehrere Tage später nach der Ankunft ihres Sohnes Dom Pedro, und zwar auf dessen ausdrücklichen Wunsch „öffentlich", damit ihm später keine Vorwürfe ungerechter Theilung gemacht werden könnten. Auch sonst hatte der Reisende ununterbrochen Besuche zu empfangen, ohne daß er dadurch die erhoffte Gelegenheit gefunden hätte, etwas über den Lauf des Zaire und die Handelswege des Innern zu erfahren, da bei dem streng monopolisirten Handelsverkehr selten ein Eingeborener über die Grenzen seines eigenen Staats hinauskommt und von den Karavanenhändlern, denen der Durchzug ausnahmsweise gestattet ist, wie namentlich den Cabendaleuten, in deren Händen der künstlicher organisirte Sklavenhandel ruht, nur alberne Fabeln zu hören sind. Wenn die Hütte für einen Augenblick von Besuchern leer war, füllte sich der Hof mit den Töchtern des Landes, da der Neger dem Weißen gegenüber keine Eifersucht kennt. Der Verfasser besuchte auch den Kronprinzen, den die Familie der gegenwärtigen Regentin durch Intriguen um die Thronfolge zu bringen suchte, der aber sehr beliebt war und treue Anhänger für seine Sicherheit wachen ließ, und nahm die bereits acht Monate alte Mumie des verstorbenen Königs in dessen unverändert gebliebenem Wohnhause in Augenschein.

Der Rückweg ward auf jede Gefahr hin über Pembe eingeschlagen; er führte anfangs durch dichte Waldungen und zeigte häufige Spuren der verheerenden Bürgerkriege, die im Lande gewüthet hatten. Der Reisende hatte es lediglich der kriegerischen Haltung seines von ihm mit Flinten bewaffneten Gefolgs zu verdanken, daß er das von den Congosen förmlich blokirte Fort von Pembe glücklich erreichte. Auch die aus 80 Soldaten und 350 Coolies bestehende Karavane, in deren Begleitung er wieder aufbrach, hatte auf ihrem Marsche wiederholte Angriffe auszuhalten. Von Shemba Shemba aus eilte der Reisende wieder nach Quinsembo und kehrte sodann mit einem Schooner nach Loanda zurück. Ein englisches Kriegsschiff nahm ihn mit nach Fernando Po, wo er im Hafen von Clarence Cove landete, nachdem er unterwegs am Cap Lopez-Gonsalvez, der Nordspitze von Niederguinea, wo sich bis vor kurzem eine vielbesuchte Station der Sklavenschiffe befand, eingelaufen war. „Eine prächtigere kleine Grottenbucht läßt sich kaum denken, besonders wenn man an einem klaren Tage von Williamspoint auf seine mit Palmen umfächerten Klippen blickt, die ringsumher durch grüne Landzungen eingezackt und vor dem Ocean geschützt werden, während sich im Hintergrunde das gewaltige Waldgebirge aufthürmt. Spaziergänge sind wegen des dicht verschlungenen Unterwuchses nicht sehr bequem und nur möglich, wenn man die engen Fußpfade der Boobies verfolgt. Oft aber gelangt man unerwartet an die Ufer eines klar und frisch zwischen dem ewigen Grün dahinmurmelnden Waldstroms, und dort unter den hochgewölbten Baumdomen die Hitze eines tropischen Mittags zu verträumen, gehört zu den Genüssen, zu denen die Erinnerung gern zurückkehrt. Außer den wenigen Weißen bestand die Ansiedelung, der der Gouverneur den Namen Isabella zu geben gedachte, aus einer Colonie von Sierra Leone eingeführter Neger und einer Ansiedelung von Krumännern, die nach einer Reihe von Jahren in ihre Heimat zurückzukehren pflegen, um neuen Ankömmlingen Platz zu machen. Früher lebten sie in vielfachen Zwistigkeiten mit den Eingeborenen der Insel, die auch unter sich häufige Kriege führten, doch wird jetzt die Ordnung kräftig durch den Gouverneur aufrecht erhalten, der oft seinen großknöpfigen Stock, ein unverletzlicher Heroldsstab, durch die Insel sendet, um den Frieden zwischen feindlichen Stämmen zu vermitteln. Mitunter wenden sich die Boobies an ihn aus eigenem Antriebe, um Processe zu entscheiden, für die der Verstand ihrer Aeltesten nicht zureicht, oder kommen um Einkäufe zu machen, in kleinen Trupps nach Clarence Cove. Sie durchschreiten in Indianfile (oder Gänsemarsch) die verschiedenen Straßen, lassen sich in den ihnen bekannten Häusern bewirthen und kehren dann in ihre unerforschten Dickichte zurück. Kapitän Beecroft war der einzige, der bis zum Gipfel des Bergs gelangt ist, und zwar nur nach mehrtägigen Anstrengungen und mit Verlust von Menschenleben. Die Boobies, die den hervorstehenden Krater

als heilig und die Heimat ihrer Vorfahren betrachten, sehen es ungern, wenn sich jemand ihm allzu verwegen nähert und erwarten den Hereinbruch verheerender Krankheiten als die Strafe solches Frevels.“ In den Wäldern kommen Kaffeebäume vor, deren Frucht ein eigenthümlich kostbares Aroma besitzt; doch beschränkt sich die Ausfuhr der Insel auf Yams. Ein Ausflug in die Insel gab dem Verfasser Gelegenheit, die Eigenthümlichkeiten und Sitten der Boobies näher zu beobachten; die anziehende Beschreibung derselben müssen wir dem Leser in dem Buche selbst zu suchen überlassen. Das Werk schließt mit der ergötzlichen Schilderung eines Besuchs bei einer Geschäftsdame, in deren Hause sie den „König“ Duke von Bimbia als Staatsgefangenen vorfanden. König Duke war nämlich bei besagter Dame tief in Schulden gerathen und hatte sich durch einige Flaschen superfeinen Rum auf ihren Schooner verlocken lassen. Seine einzige Hoffnung auf Freiheit ruhte jetzt auf dem Palmöl, das leider kaum auf den Bäumen zu knospen begonnen hatte.

So viel hielten wir nöthig anzuführen, um den räumlichen Bereich abzugrenzen, den die im vorliegenden Buche beschriebene Reise umspannt. Hiermit würde aber das Werk noch bei weitem nicht ausreichend charakterisirt sein. Wir müßten zunächst hinzufügen, daß dem Verfasser eine wahrhaft staunenswerthe Vertrautheit mit allen Gebieten der Ethnographie und Culturgeschichte zu Gebote steht, daß er diesen Wissensschatz durch längere Reisen in sämmtlichen fünf Welttheilen vermehrt und verlebendigt, daß dieser seltene Verein von theoretischen und praktischen Studien sein Verständniß für alles Eigenthümliche und Bedeutsame im Natur- und namentlich im Völkerleben, sowie seine Auffassungs- und Beobachtungsgabe bis zu einer außerordentlichen Sicherheit und Feinheit geschärft hat, daß sein Urtheil ebenso unbefangen wie seine Weltanschauung freisinnig ist, und daß alle diese Vorzüge, deren Zusammenwirken erst die wahre Begabung zum Forschungsreisenden ausmacht, sich in einer klaren, frischen und edeln Ausdrucksweise und Darstellungsform widerspiegeln. Um diesen Ausspruch, soviel er auch sagt, zu begründen, würde es genügen, die erste beste Partie des Buchs, die eine Reihe von gelegentlichen Bemerkungen absichtslos aneinander reiht, wörtlich anzuführen. Aber der Verfasser thut mehr: obgleich seine Reisebeschreibung als solche unter den vollendetsten Erzeugnissen dieser Literaturgattung eine hervorragende Stellung einnimmt, so überschreitet sie dieselbe doch bereits wesentlich und greift in das Gebiet systematischer Darstellung über, theils vorbereitend durch die Heranziehung analoger Erscheinungsformen, theils durch eine Reihe dem Gange der Erzählung selbst einverleibter Abhandlungen über bedeutsame Fragen und Erscheinungen des Culturlebens. Wir erwähnen nur die wichtigsten: über den Negerjargon und die kosmopolitische Bedeutung des Englischen; über Wort- und Schriftsprachen; über die Entwickelungsformen der politischen und sittlichen Zustände der Neger; über das Reisen im innern Afrika; über die älteste Geschichte Angolas; über die Auswanderungsfrage; über die Kruneger; über den Sklavenhandel, und vor allem die zerstreuten Aufsätze über den Fetischismus, welche jedoch erst im folgenden Bande zu ihrem Abschluß gelangen sollen. Einzelne dieser Excurse scheinen dem Gegenstande der Darstellung ziemlich fern zu liegen; aber man darf nicht vergessen, daß der Verfasser hauptsächlich anregen und überall auf tiefere wissenschaftliche Beziehungen hindeuten will; wenigstens macht das scheinbar Fernliegende nie den Eindruck des Fremdartigen. Vielleicht bringen wir die Darstellungsweise des Verfassers nach den beiden erwähnten Richtungen hin dem Verständniß des Lesers am besten nahe, indem wir eine seiner interessantesten Abhandlungen vollständig mittheilen, wobei wir leider die ideenreiche Einleitung aus Rücksicht auf den Raum weglassen müssen. Der Verfasser spricht von der früher in Congo herrschenden Sitte, nach welcher die Prinzessinnen ihren Ehemann beliebig aus den Großen des Reichs wählen konnten. Ein solcher, der sich durch mehrmonatliche Einsamkeit auf seine Erhöhung vorbereiten mußte, wurde ihr willenloser Sklave. Eine andere Frau zu sehen, würde der Tod für diese und für ihn gewesen sein, und wenn er das Haus verließ, wurde ihm deswegen stets ein Tamtam vorgetragen, damit die Frauen Zeit zum Fliehen hatten. Nur durch den Tod seiner Herrin konnte er erlöst werden, trat aber dann auch in alle Rechte eines königlichen Prinzen. Congo ist nicht das einzige Land, wo solche Paradoxen existirten, und in Ashantee war sogar der Gatte der Schwester des Königs gezwungen, ihr als Sklave in das jenseitige Leben zu folgen, sagt der Verfasser und fährt sodann nach der erwähnten Einleitung fort:

„Wenn die Kritik alle die von den alten Historikern überlieferten Erzählungen von den Amazonen trotz ihrer Wiederkehr in slawischen, amerikanischen und orientalischen Mythen geglaubt hat in das Gebiet der Fabel verweisen zu müssen, so stützt sie sich hauptsächlich auf das Unnatürliche dieser Vorstellung, auf das Widersinnige eines isolirt bestehenden oder selbst gegen die Männer kämpfenden Frauenstaats. So mag es sein von dem europäischen Gesichtspunkte aus; wer sich aber die Mühe geben will, sich in die rohen Verhältnisse der afrikanischen Völker hineinzuversetzen, wird nichts begreiflicher finden, als daß die Knechtschaft, in der die Frau dort von dem Manne gehalten wird, zu Zeiten in ihr Gegentheil umschlägt, und wird die mögliche Existenz eines hesperischen Cherrhonesos kaum bestreiten. Im allgemeinen wird das Weib in ausgebildeten Staatsverhältnissen, die eine active und ununterbrochene Thätigkeit verlangen, schon seiner Geschlechtseigenthümlichkeit wegen gegen den Mann zurücktreten, aber in einfachern Zuständen, wenn nur die unterste Stufe des umherschweifenden Jägerlebens überschritten ist, stehen beide auf ziemlich gleichem Niveau. Die Frauen der Scythen waren nach Diodor den Männern an kriegerischem Muthe gleich und gaben ihnen ihre berühmtesten Herrscher. In Cantabrien erbten die Töchter und fanden sich nach Strabo mannichfache Anzeichen einer Frauenherrschaft. Noch in spätern Zeiten spricht man von einer Mädchencolonie bei Fuente Rabbia in Biscaya. Bei den alten Galliern übernahmen, wie Ammianus Marcellinus erzählt, die Frauen es, die im Quartier liegenden Soldaten nöthigenfalls auszuprügeln, und waren mehr gefürchtet als die Männer. Die wilden Cimbern, vor denen Rom erzitterte, fielen widerstandslos unter dem Schwerte ihrer Frauen, und Aurelian zierte seinen Triumph mit gothischen Kriegerinnen, die als Abkömmlinge der Thalestris figurirten. Der Einfluß der zu gegenseitigem Schutze verbundenen Weiber im Sudan ist so mächtig, daß der in die Acht erklärte Mann oft zum Auswandern gezwungen wird. In den Dörfern der Bechuanas, von denen, sowie von dem Weiberregimente der Banyas, Dr. Livingstone spricht, haben die armen Männer sich täglich über die schlechte Behandlung, die sie erfahren, zu beklagen, und können selbst den Triumph Huckepack zu reiten nicht genießen, ohne von ihren herzlosen Tyranninnen ausgelacht zu werden. Solche Verhältnisse mögen öfter in Afrika existirt haben und schon im heroischen Zeitalter bedurfte es eines Hercules, um unter den Kämpfen der Amazonen und Gorgonen die Würde der Männer herzustellen. Hatten sie dann einmal wieder die Oberhand erhalten, so suchten sie sicherlich dieselbe durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel zu bewahren; denn die Idee der Gleichberechtigung hat sich nirgends dort entwickelt. Aus diesem Bestreben bildeten sich jene geheimen Associationen, die besonders als Purro-, Semo- und andere Egbo-Arten an der ganzen Westküste bekannt sind und deren Zweck, abgesehen von der religiösen Bedeutung ihrer cadmilleischen Wiedergeburten, besonders dahin geht, die ausgeschlossenen Frauen um so gewisser in Unterwürfigkeit zu halten. Der Ruf Oro dient in Yoruba ebenso um Zucht und Ordnung unter ihnen zu bewahren, als der Besuch des unhöflichen Mumbo-Jumbo unter den Mandingoes. Die Frau steht nicht zu dem Manne in dem Verhältniß eines Ehegatten, sondern eines Sklaven, und wie bei der Verminderung der Freien im Alterthume die Sklavenaufstände gefürchtet waren, so müssen es an der afrikanischen Küste, wo die freie Bevölkerung in manchen Dörfern oft auf wenige

Personen zusammengeschmolzen ist, zugleich die Aufstände der Frauen sein. Dieselben sind um so leichter da, wo jeder Stand, jedes Geschlecht, jede Altersklasse sich associirt, auch die Frauen gemeinsame Berathungen und Zusammenkünfte halten, in denen Klagen über geschehenes Unrecht leicht zum Entschlusse der Rache führen können. Jene Erzählungen des Alterthums, wo die zum Kriege ausgezogenen Männer bei ihrer Rückkehr von den Frauen zurückgewiesen wurden, würden sich gewiß in Afrika jedesmal wiederholen, wenn dort mehrjährige Expeditionen gemacht werden sollten. Ein umherziehender Frauenstaat könnte ebenso gut ohne Männer bestehen wie die ältern Jagas ohne Frauen, sich stets frisch rekrutirend und die mit Sklaven erzeugten Kinder aussetzend. Sie würden immer bergbewohnende Gargareer für Besuche im Frühjahr finden oder sauromatische Jünglinge in der Mittagshitze. Als sich später unter den Jagas die Anforderungen des Familienlebens geltend machen, hatten die Frauen unter ihren Königinnen auch oft das Uebergewicht. Die alten portugiesischen Geographen sprechen von den erbitterten Kämpfen welche die Amazonen in Mataman mit den Kannibalen führten, und in den einheimischen Sagen finden sich vielfach ähnlich zu deutende Anklänge. Die Königin der Fentees, die mit ihrem Gemahl um den Besitz des goldenen Stuhls streitend auswanderte, repräsentirt die Spindelhälfte der Bevölkerung. Auch an den Grenzen der Gaua wird ein Reich der Weiber erwähnt. Als die Königin Gingha, die ihren Harem beständig gefüllt hielt, in Matiambe herrschte, wurden in der That die Männer in einer Art Knechtschaft gehalten, und die Missionare erzählen manche Beispiele von den Erniedrigungen, denen ihre männlichen Begleiter ausgesetzt waren. Solche Semiramisse kehren vielfach in der Geschichte wieder, besonders in Afrika, wo die meisten Stämme ihre Myrene oder Orthyia haben. In Dahomei, wo die weiblichen Regimenter stärker und waffenkundiger als die männlichen sind und alle Berathungen nach ihren Launen entscheiden, können sie jeden Augenblick die Herrschaft an sich reißen und dann würde die langdauernde Sklaverei in vollem Maße entgolten werden. Auch bei den Ashantees ähnelt die Autorität, die die Schwester des Königs über seine weiblichen Unterthanen ausübt, in einigen Punkten einer unabhängigen Stellung. Despoten haben vielfach, wie noch jetzt der König von Siam, ihrer Leibgarde aus Frauen gebildet, da sie der Treue weiblicher Sklaven sicherer zu sein glaubten, aber das an die Führung der Waffen gewöhnte Weib wird sich später nicht mehr geduldig mishandeln lassen. Der Dienst der Aegis tragenden Pallas stammte vom Tritonischen See. An der ganzen Küste Afrikas ist die Zahl der weiblichen Bevölkerung schon wegen ihrer geringern Ausfuhr nach Amerika überwiegend; sie hat längst über ihre Erniedrigung geweint, aber allmählich, besonders seit dem vermehrten Verkehr mit Europäern, beginnt sie ihre Stärke zu fühlen. Die Männer haben die Zeichen des in der Ferne grollenden Sturms erkannt. Auf alle Weise bemühen sie sich, das Grausige ihrer Ceremonien zu erhöhen, auf das ängstlichste das Dunkel der Mysterien zu wahren. Aber unsere Zeit ist skeptisch, auch in Afrika haben die Frauen begonnen, die Gespenster zu betasten; man sagt, daß sie schon gelacht, daß sie gezweifelt, ob der Egogun kein Mensch sei. Schon hat sich der weibliche Freimaurerorden Njemba dem Nda gegenüber erhoben. Wehe euch, ihr afrikanischen Tyrannen, die Rache der Mänaden wird eine schreckliche sein! In Okollome führte mich mein Wirth, der in der Bereitung eines trefflichen Palmölsteaks excellirte, trüben Sinnes durch die verschlungenen und gekreuzten Gänge seiner Wohnung, in deren innerstem Gemache er schlief. Er hatte Grund, sich sorgsam zu verschanzen, denn 20 erbitterte Feindinnen bewohnten seinen Hof, und mit Recht mochte er die Stunde verwünschen, wo sein Reichthum ihn verführt hatte, sich damit zu umgeben."

Mit alle dem bisher Gesagten würde indeß das vorliegende Werk noch immer nicht nach seiner Eigenthümlichkeit charakterisirt sein. Was dasselbe von andern vorzüglichen Leistungen auf gleichem Gebiete unterscheidet, ist das entschiedene Bewußtsein des Verfassers über die gegenwärtige Stellung der Reiseliteratur im Gesammtorganismus der Wissenschaften und die dadurch bedingte Aufgabe derselben. Dieses Bewußtsein spricht sich eigentlich überall in dem ganzen Werke aus; seinen concentrirtesten und systematischsten Ausdruck findet es aber gegen das Ende hin, wo der Verfasser seine eigenthümliche Stellung zur Wissenschaft der Gegenwart und damit ein gutes Theil seiner Weltanschauung auseinandersetzt. Er bittet dort um Entschuldigung, daß er nicht näher auf die culturhistorische Bedeutung der Negerinstitutionen eingehen könne, sondern sich vorläufig nur mit Aufstellung der Facta begnügen müsse. Die in unserer Philosophie herrschende Begriffsverwirrung mache dies unmöglich, denn jede Philosophie, die sich nicht auf Psychologie begründe, sei ein Unding. Das Wesen der Seele aber könne nur auf historischem Wege vollständig erkannt werden, und vor allem sei es die Geschichte der Mythologien, d. h. der Erscheinungsweisen, wie sich die religiösen Bedürfnisse in den Anfängen des Bewußtseins zu verwirklichen streben, deren Inhalt die zu einem Aufbau der psychologischen Wissenschaft unentbehrlichsten Thatsachen beizubringen habe, vorausgesetzt daß man darunter nicht die abgezogenen Systeme der Schulen oder die Ausschmückungen der Poeten, sondern die eigentlichen Volksreligionen verstehe, die überall aus der tiefen Sehnsucht der Menschennatur hervorgewachsen seien. Die letztern zu erforschen sei gegenwärtig dem Reisenden auch in den entferntesten Gegenden die Möglichkeit gegeben; es sei aber hohe Zeit den günstigen Augenblick zu benutzen, da mit dem Eindringen höherer Lehren und dem Austausch der Ideen sich die Originalitäten bald verwischen müßten. Habe man auf diese Weise eine Embryologie des menschlichen Geistes hergestellt, so werde mit Hülfe unserer großen formalen philosophischen Ausbildung leicht die geistige Einheit in der Mannichfaltigkeit des Stoffs zu erkennen und die Schranken kleinlichen Schematisirens niederzuwerfen sein, das nur zu irrigen Systemen führen könne. Ganz besondere Vorsicht sei in der Mythologie anzuwenden, wo die Aehnlichkeiten gerade wegen ihrer Allgemeinheit zur Erklärung specieller Fälle durchaus werthlos seien. Hier vor allem komme es darauf an, die genetische Fortentwickelung der Idee in der Weltgeschichte zu verfolgen, eine Methode, die zwar langsam, aber sicher zum Ziele führe. „Solange eine reizbare Empfindsamkeit zurückschreckt, den Menschengeist in den widrigen Verirrungen seiner frühesten Lebensperiode anzuschauen, solange sie die von der Natur selbst gewebten Fäden, die sie mit dem rohen Fetischanbeter verknüpfen, nicht sehen will, solange sie sich nicht entschließen kann, diesen letzten zum Gegenstande ihrer Untersuchung zu wählen, werden wir des wichtigsten Mittels verlustig bleiben, eine objective Weltanschauung zu gewinnen. Nur die naturwissenschaftliche Forschungsmethode verbürgt einen sichern, jeder Anfeindung spottenden Fortschritt, nur sie kann uns über unsere höchsten Interessen aufklären, die immer Glauben bleiben müssen, solange sie noch nicht Wissen geworden sind."

Käme es nun darauf an, diesen Gedankengang einer eingehenden Kritik zu unterziehen, so würden wir nicht nur einzelne Sätze zu widerlegen, sondern auch die ganze ihm zu Grunde liegende Weltanschauung wesentlich zu modificiren haben. Wir hätten vor allem die Ehrenrettung der bisherigen Philosophie zu unternehmen, der wahrlich ein größeres Verdienst zukommt, als das, in müßigen Gedankenspielen unsere formale Denkfertigkeit ausgebildet zu haben; wir hätten dem Verfasser einzuhalten, daß der aposterioristische Fortschritt in der Wissenschaft allemal, ausdrücklich oder stillschweigend, auf Voraussetzungen beruht, die nur a priori entwickelt werden können; daß neben der genetischen Methode auch die analytische und synthetische ihre volle Berechtigung haben, und daß die von ihm empfohlene genetische Methode von der naturwissenschaftlichen, mit der er sie zu identificiren scheint, grundwesentlich verschieden ist. Erwägen wir aber, daß der Verfasser bei dieser ganzen Erörterung fortwährend seinen besondern Zweck vor Augen gehabt und seine Aufgabe als Reisender und Forscher auf dem Gebiete der Ethnographie wissenschaftlich festzustellen gesucht hat, so können wir nicht umhin, seinen Ansichten unumwunden beizupflichten. Wenn der Inhalt

einer Reisebeschreibung mehr als ein bloßer Curiositätenkram sein soll, so darf der Verfasser den historisch-genetischen Standpunkt nie aus dem Auge verlieren. Es ist das große Verdienst des Verfassers, die Wichtigkeit ethnographischer Forschungen für den Ausbau der Philosophie von diesem Standpunkte mit Entschiedenheit dargelegt zu haben. Wir selbst haben schon früher in d. Bl. nachgewiesen, wie auch die vorwiegend analytischen und die vorwiegend synthetischen Wissenschaften zur Begründung ihrer Principien der genetischen Methode nicht entrathen können und die Logik so gut wie die Physik sich dazu verstehen muß, eine innere Entwickelungsgeschichte aufzuweisen. Wir haben dabei auf die Wichtigkeit der Mythologie für die zu erstrebende Grund- und Elementarwissenschaft des Geistes aufmerksam gemacht und freuen uns der entschiedenen Zustimmung des Verfassers; nur sind wir geneigt der Erforschung der Sprache eine noch größere Wichtigkeit dabei einzuräumen als der Verfasser, der indeß dieser unmittelbarsten und lautersten Erscheinungsform des Geistes ebenfalls eine mit sinnigem Verständniß gepaarte Aufmerksamkeit zuwendet. Nur möchten wir uns hüten, diese ganze Weltanschauung mit dem Verfasser als die psychologische zu bezeichnen. Wie er diesen Ausdruck auffaßt, würde eigentlich die ganze Philosophie darin aufgehen. Handelte es sich dabei um weiter nichts, als um einen Wechsel der Terminologie oder um einen Hinweis auf die Nothwendigkeit einer tiefern Begründung der Wissenschaft vom subjectiven oder individuellen Geiste, so ließe sich am Ende nicht viel dagegen einwenden; da aber, wie das Beispiel der neuesten auf die Psychologie begründeten philosophischen Systeme in England und Frankreich, theilweise auch in Deutschland lehrt, bei einer solchen Auffassungsweise des philosophischen Problems die Philosophie so ziemlich zur Psychologie im bisher gebräuchlichen Sinne des Wortes zusammenschrumpft, so erscheint uns die Art und Weise, wie der Verfasser die Zukunftsaufgabe der Philosophie formulirt, keineswegs als unbedenklich.

Hat es mit dem, was der Verfasser über die Wichtigkeit ethnographischer Forschungen für den Ausbau der Philosophie sagt, seine vollkommene Richtigkeit, so wird man ihm auch darin unbedenklich beistimmen, daß gerade der Boden Afrikas in dieser Hinsicht die reichste Ausbeute für die Wissenschaft verspricht. „In Afrikas noch unerforschtem Innern, an seinen wenig betretenen Küsten wird uns die beste Gelegenheit gegeben sein, den Menschen in den ungestörten Verhältnissen seiner nothwendigen Entwickelung aufzufassen. Vom Naturzustande hat er auch hier sich lange entfernt; auch hier sind seit der Vorzeit Staaten entstanden und gefallen, haben Völker geblüht und gekämpft, aber ihre ganze Geschichte ist in fest umschriebenen Grenzen abgelaufen und bietet, mit dem Stempel selbständiger Entwickelung geprägt, dem Forscher ein abgeschlossenes Bild, aus dem sich interessante Vergleichungen entnehmen, wichtige Folgerungen werden ziehen lassen. Bisher war Afrika für die Weltgeschichte kaum vorhanden, aber indem sich jetzt jährlich die Kenntniß seiner Länder erweitert, wird es mehr und mehr in die ihm gebührende Stellung eintreten und eine höhere Bedeutung gewinnen."

Der Verfasser ist verhältnißmäßig nur eine kleine Strecke in das Innere eingedrungen. Er hält eine Beschiffung des Congo für möglich, würde aber für seinen Theil eine Landreise vorziehen. Zu Lande wird nach seiner Meinung ein entschlossener Reisender, der auf genügende Weise ausgerüstet ist, in Südafrika, wo keine großen Staatenverbände existiren, kaum Hindernisse finden. In Begleitung von 50 — 60 mit Gewehren bewaffneten Miethlingen der Küste, die sich für eine Kleinigkeit ausrüsten und monatelang unterhalten lassen, wird ein Europäer in bewohnten Gegenden nach seinem Belieben die für seine Zwecke vortheilhafteste Route sich auswählen können, da kein Potentat des Innern die Macht oder auch nur den Muth besitzen würde, den Durchzug zu verweigern und die gegenseitige Rechtlosigkeit der einzelnen Stämme gerade für die Treue und Tapferkeit des eigenen Gefolgs bürgt. Je weiter im Innern, desto bedeutender der moralische Eindruck eines solchen Zugs und desto geringfügiger die Widerstandsmittel der Eingeborenen. Der Verfasser beruft sich dabei auf die von Livingstone in dieser Weise erzielten Resultate; doch zweifeln wir einigermaßen, ob dieses Beispiel seine Behauptungen vollständig zu bekräftigen geeignet sei. Der Reisende hat sich soweit als möglich mit Reitthieren zu versehen, um nicht dem fortgesetzten Schütteln der Hängematte ausgesetzt zu sein, an der Küste oder in heißen Sumpfländern körperlichen Strapazen auszuweichen, die Regenzeit möglichst zu vermeiden, den Unterleib warm zu halten, spirituöse Waschungen des Rückgrats anzuwenden und Chinin als Präservativ zu gebrauchen.

Der folgende Band soll die Reisen an der Küste Guineas und auf dem Gambiaflusse begreifen und zugleich manche der begonnenen Erörterungen, besonders über die staatlichen und religiösen Verhältnisse der Neger, zum Abschlusse bringen. 7.

Fernan Caballero.

1. Ausgewählte Werke von Fernan Caballero. Uebersetzt und eingeleitet von L. G. Lemcke. Erster bis vierter Band. Paderborn, Schöningh. 1859—60. 8. Jeder Band 24 Ngr.
2. Fernan Caballero's sämmtliche Werke. Aus dem Spanischen übersetzt von August Geyder. Erster bis sechster Theil. Breslau, Max u. Comp. 1860. 8. 5 Thlr. 5 Ngr.

Das Vaterland des „Don Quixote" und der sogenannten Schelmenromane hat, nach einer langen Periode der Unfruchtbarkeit auf dem Gebiete des Romans, endlich wieder einen Romanschriftsteller hervorgebracht, welcher nicht blos in dem im allgemeinen wenig lesenden Spanien große Verbreitung gefunden, sondern auch ungewöhnlich schnell europäisches Aufsehen erregt hat, wovon der Grund theils in der Neuheit der Erscheinung, theils in dem Interesse, welches Erzählung und Stoff seiner Romane an sich bieten, theils in der lehrreichen Tendenz und der katholischen Weltanschauung ihres jedenfalls talentvollen Verfassers zu suchen ist. Es ist dies Fernan Caballero. Die Franzosen haben sich ihn bereits in Uebersetzungen angeeignet, und in Deutschland, wo dies freilich weniger zu verwundern ist, haben seine Romane fast gleichzeitig zwei Bearbeiter gefunden. Die bedeutendsten unter den spanischen Kritikern: Juan Eugenio Hartzenbusch, Antonio Aparisi y Guijarro, Antonio Cavanilles, Luis de Equiloz, José Fernandez Espino, der Marquis von Molins, Eduardo G. Pedroso, der Herzog von Rivas u. a. haben sich über seine Romane aufs allergünstigste ausgesprochen und damit nur die Ansicht der gebildeten Gesellschaft Spaniens überhaupt ausgedrückt. Unter den deutschen Kennern der spanischen Literatur war es namentlich Ferdinand Wolf, der in einer Abhandlung „Ueber den realistischen Roman bei den Spaniern, mit besonderer Rücksicht auf die Werke von Fernan Caballero" in Adolf Ebert's „Jahrbuch für romanische und englische Literatur" (Bd. 1) die Aufmerksamkeit auf Fernan Caballero leitete, und die unter diesem Namen erschienenen Romane und Sittenschilderungen als solche bezeichnete, welche in der Geschichte der spanischen Prosadichtung Epoche machten.

Aber wer ist er, der „große Unbekannte" Spaniens? Mann oder Weib? jung oder alt? von vornehmer oder geringer Familie? Autodidakt oder von gelehrter Bildung? Gelegenheitsschriftsteller oder Schriftsteller von Profession? Wenn wir der verbreitetsten und von den meisten als wahr angenommenen Hypothese folgen, so würden wir Deutsche an den Verfasser, der aber nach dieser Hypothese eine Verfasserin wäre, ein besonderes Anrecht haben. Lemcke bemerkt in dem Vorwort zu seiner Uebersetzung, es sei schon im Jahre 1849, wo Fernan Caballero zuerst im Feuilleton des „Clamor publico" mit dem Roman „Die Möve" auftrat, gemuthmaßt, daß sich unter diesem Namen, welcher ursprünglich der eines Fleckens in der Mancha ist, ein Mitglied des schönen Geschlechts verberge. „Nicht nur die Vorliebe für die Schilderung weiblicher Charaktere (fährt Lemcke fort) und die besondere Kunst darin, sondern auch Stil, Darstellung und alle sonstigen Merkmale, an welchen weibliche Federn zu erkennen sind, ließen kaum einen Zweifel übrig, Fernan

Caballero mußte eine Dame sein. Aber wer ist diese Dame? Da die Verfasserin unerschütterlich bei ihrer Pseudonymität verharrt, ist die Frage noch heute nicht mit Sicherheit zu beantworten, und wir können uns darum nur zum Echo der allgemeinen Stimme in Spanien machen, welche sämmtliche unter dem Namen Fernan Caballero erschienene Romane und Novellen der Frau Cecilia de Arrom in Sevilla zuschreibt. Die Wahrheit dieser Angabe zu untersuchen, sind wir weder befähigt noch berechtigt. Wäre sie jedoch gegründet, so hätte Deutschland einen doppelten Antheil an Fernan Caballero's Ruhm, und eine doppelte Verpflichtung, sich seine Werke zu eigen zu machen, denn Frau Cecilia de Arrom ist nicht nur väterlicherseits von deutscher Abkunft, sondern hat auch einen Theil ihrer Jugend in Deutschland zugebracht."

Cecilia de Arrom ist die Tochter des durch seine Forschungen über die spanische Literatur rühmlichst bekannten Johann Nikolas Böhl von Faber aus Hamburg, über dessen Leben und Wirken wir schon in Nr. 23 d. Bl. f. 1858 auf Anlaß des nach seinen eigenen Mittheilungen und aus seinen Briefen zusammengestellten und 1858 als Handschrift gedruckten „Versuch einer Lebensskizze von Johann Nikolas Böhl von Faber" einige Notizen mitgetheilt haben. Ihm, der ein von seinem Vater ererbtes großes Handlungshaus in Cadix leitete, wurde aus seiner Ehe mit einer Spanierin, Fresquita de Larea, auf einer Reise durch die Schweiz im Jahre 1797 seine Tochter Cecilia geboren. Da ihre Großmutter eine Irländerin gewesen, finden wir in ihr das Blut und die Bildung dreier Nationen gemischt, und wenn man mit recht feiner Sonde in das Fleisch ihrer Romane eindringen wollte, so würde man zu dem spanischen und deutschen Element auch das dritte, das irisch-englische, wol auffinden können. Ihr erstes Lebensjahr brachte sie mit ihren Aeltern, erzählt Lemcke, theils in Hamburg, theils in Braunschweig zu, an welchem letztern Orte ihr Vater, um seinem geliebten Lehrer Campe nahe zu sein, sich ganz niederzulassen gedachte, ein Plan, der nur durch die entschiedene Abneigung seiner Frau und Schwiegermutter gegen norddeutsches Leben und norddeutsche Sitte vereitelt wurde. Nach einem abermaligen, mehr als siebenjährigen Aufenthalt in Spanien, lebte Cecilia, deren Erziehung in Hamburg vollendet wurde, mit ihrem Vater wiederum in Deutschland, kehrte aber, nach Lemcke's Angabe 1813 (1815?) für immer nach Spanien zurück, wo sie noch jetzt in Sevilla in dritter (zweiter?) Ehe und in den angenehmsten Verhältnissen lebt. Diese Dame wird als Verfasserin verschiedener geistvoller Schriften genannt; es ist jedoch in Deutschland unsers Wissens nichts von ihr bekannt geworden, als eine deutsch geschriebene Novelle „Sola", die in den „Hamburger literarischen und kritischen Blättern der Börsenhalle" vom Jahre 1840 (Nr. 1864 vom 15. August) gedruckt wurde. Ob und wiefern diese oder andere Werke Veranlassung gegeben haben, Cäcilie Böhl mit Fernan Caballero zu identificiren, vermögen wir nicht zu entscheiden. Die auswärtigen Nationen sehen uns Deutsche fast immer noch mit affectirter Geringschätzung über die Achseln an, und Fernan Caballero gesteht dies selbst einmal, wenn er bemerkt, daß man mit der Bezeichnung Tudescos (wie die spanischen Zierbengel für Alemanes, d. h. Deutsche, sagen) und mit der der „Moskowiten" eine herabwürdigende Bedeutung verbände; aber trotz diesem Widerstreben „schleichen sich (wie Lemcke in seinem Vorwort bemerkt), ausländischen Vorurtheilen und ausländischem Hochmuth zum Trotz, deutsche Bildungselemente und deutsche Anschauungsweise gleich einem unsichtbaren Fluidum über die Grenzen des «geographischen Begriffs, den man Deutschland» nennt, hinaus über Rhein, Alpen, Nordsee und Pyrenäen, um dort, gleich dem Blütenstaube, den der Wind fern herweht, ihre befruchtende Kraft zu üben und demnächst in der geistigen Production der einzelnen Nationen erkennbar hervorzutreten". Der bedeutendste dramatische Dichter des neuern Spanien und vielleicht sein bedeutendster Kritiker, Juan Eugenio Hartzenbusch, ist deutscher Abstammung, und sein bedeutendster Romandichter ist das Kind eines deutschen Vaters, der selbst durch seine kritischen Forschungen und Schriften einen neuen und bessern literarischen Geist in Spanien heraufführen half.

Wenn nun aber die Annahme, daß Fernan Caballero die Tochter Böhl's von Faber sei, doch eine irrthümliche wäre? Fernan Caballero hat nämlich die angenommene Identität mit Cecilia de Arrom bisher noch keineswegs eingeräumt. Als die Buchhandlung Joseph Max und Comp. ihm das Unternehmen einer Uebersetzung seiner Romane anzeigte, erwiderte Don Caballero unter anderm: „Sie haben unrecht gethan, indem Sie den mancherlei über mich verbreiteten Nachrichten Glauben schenkten. Ich bin nicht die Person, für die Sie mich zu halten scheinen, ich bin Don Fernan Caballero — dies ist mein Name." Ferner führt August Geyder am Schluß des Vorworts zu seiner Uebersetzung folgende Stelle aus einem Briefe Don Caballero's vom 9. September an den Verleger an: „Je ne désire nullement, que chaque traducteur dise sur ma personne des absurdités sans fondement, ni s'occupe de ma personne, qui hait toute publicité; je vous prierai donc, si vous faites traduire quelque chose écrite par moi, de ne pas repeter les faussetés, qu'ont dit les traducteurs, dont je n'ai l'honneur de connaître aucun." Indeß weiß man, was solche Verwahrungen in Fällen dieser Art bedeuten. Fernan Caballero sagt nirgends ausdrücklich, daß er nicht Cecilia de Arrom sei, er sagt nur, daß er irgendeine Person nicht sei, für die man ihn halte; er will in seiner Eigenschaft als Schriftsteller ein und für allemal seinen nom de plume respectirt wissen.

Jedenfalls sind die Einflüsse deutscher Bildung und die Kenntniß deutscher Sprache und Literatur, deutschen Volks und Landes in Fernan Caballero's Romanen unverkennbar. Zwar die ohnehin seltene Anführung einzelner deutscher Wörter und selbst ganzer Phrasen (z. B. in der „Möve"), ein Citat aus dem „aristokratischen" Schriftsteller Pückler-Muskau, eine Bemerkung über den Ritter Götz von Berlichingen, die Mittheilung einer ganzen, wie Fernan Caballero versichert, „erhabenen" Stelle aus Müllner's „berühmtem" Trauerspiel „Die Schuld" und andere gelegentliche Citate kommen um so weniger in Betracht, da Don Caballero gerade unsere größten Dichter und Denker fast nirgends erwähnt, nirgends in einer Weise, die von einem tiefern Studium derselben und von einer innigern Zuneigung zu ihnen zeugte. Möglicherweise ist hieran der Umstand mitschuldig, daß gerade die größten epochemachendsten Geister unsers Volks einer Richtung angehörten, welche mit der katholischen Weltanschauung Fernan Caballero's sehr wenig im Einklang steht; aber auch selbst solcher deutschen Schriftsteller, welche, wie Friedrich Schlegel, Görres u. s. w. zuerst wieder eine tiefere Auffassung der katholischen Kirche und des Katholicismus in ihrem Princip wie in ihrer geschichtlichen Entwickelung begründeten, finden wir nirgends gedacht. Dieser Einfluß deutscher Bildung zeigt sich vielmehr am deutlichsten und unverkennbarsten in gewissen Eigenschaften dieser Romane, in einer Naturschwärmerei, wie sie bei romanischen Völkern nur selten getroffen wird, und in der Neigung zu häufigen, nur locker mit der Handlung verflochtenen Reflexionen und väterlichen oder in diesem Falle mütterlichen Belehrungen, wie sie in dieser Weise nur in deutschen Schriften gefunden werden. Zuweilen wird sogar ganz in deutscher Weise über ästhetische Gegenstände z. B. über den Stil (in dem Roman „Clementia", S. 354 fg.) discutirt. Die verständig kritische, reflectirende Natur des trotzdem später zum Katholicismus übergetretenen Vaters scheint hierauf von größtem Einfluß gewesen zu sein. Dabei aber scheint doch Fernan Caballero — immer vorausgesetzt, daß er mit Cäcilie Böhl identisch ist — keine sehr günstigen Jugendeindrücke aus Deutschland nach Spanien mit hinübergenommen zu haben, oder Mutter und Schwiegermutter, deren Naturell sich begreiflicherweise von dem norddeutschen Klima und noch mehr von dem norddeutschen, im ganzen so ungemüthlichen Umgangston angewidert fühlte, haben eine Verstimmung gegen die Landsleute ihres Vaters in ihr wach gerufen. Und es war in der That für ein aus dem südlichen Spanien nach Norddeutschland verpflanztes, in ultra-

katholischen Anschauungen erzogenes junges Mädchen sicherlich eine harte Aufgabe, in einem protestantischen Lande und zum Theil auf einem mecklenburgischen Dorfe, Görslow, dem Landgute ihres Vaters, den schönsten Theil ihrer Jugendzeit zubringen zu müssen. Zwar die Deutschen erscheinen Fernan Caballero keineswegs als grimmige unwissende Kannibalen in Wolfs- und Bärenpelzen, vielmehr schildert sie in der „Möve" einen Deutschen, Namens Fritz Stein, einen in spanische Dienste übergegangenen Feldchirurgus, als einen ebenso gutmüthigen und kenntnißreichen, als schüchternen, blöden, körperlich unscheinbaren und an Charakter und Willenskraft unbedeutenden Menschen, womit doch schon in einigem Widerspruche steht, daß Fritz Stein überhaupt nur Muth genug besaß, spanische Felddienste zu nehmen und sich den Kugeln der Gegenpartei und Strapazen und Gefahren allerlei Art auszusetzen. Solche unternehmende Menschen, selbst wenn sie Deutsche sind, pflegen doch von Haus aus nicht gerade schüchtern zu sein oder ihre Blödigkeit sehr bald abzustreifen. Der Gegensatz zwischen der ritterlichen und edeln Erscheinung des spanischen Herzogs und dem gedrückten eingebutterten Wesen des jungen Deutschen, dessen sich jener auf dem Dampfschiffe wie eines schwachsinnigen Kindes annimmt, ist dem Deutschen doch zu wenig schmeichelhaft. Freilich, Fritz Stein war „der sechste Sohn eines Lehrers in einer kleinen sächsischen Stadt, der sein ganzes Vermögen auf die Erziehung seiner Kinder verwandt hatte. Der, welchen wir soeben kennen lernen, befand sich nach Vollendung der seinigen ohne Beschäftigung und ohne Anstellung, wie es so vielen armen jungen Leuten in Deutschland geht, nachdem sie ihre Jugend trefflichen und gründlichen Studien gewidmet oder ihre Kunst bei den besten Meistern getrieben hatten." Diese Bemerkung ist nur zu richtig; der Druck der elenden kleinlichen Verhältnisse ist es, welcher so viele Tausende jährlich vom deutschen Boden hinwegscheucht, und diese Tausende, was das Schlimmere ist, vielfach in geknickter, gebrochener, gedemüthigter Gestalt, wodurch dem deutschen Namen unter den andern Völkern Unehre erwächst. Ueber diese im Auslande auf den Deutschen lastende Misachtung trösten sich die Daheimbleibenden mit der „Höhe der deutschen Wissenschaft", mit der studentischen Renommage gegen die „Philister", mit den vielen Gelegenheiten zu hochklingenden Trinksprüchen, mit dem „schönen" und „tapfern" regulären Militär und seinen Paraden und Revuen, mit dem großen Vorrath von Orden und Titeln, womit das „Verdienst" bei uns bedroht ist, mit Pinakotheken, Glyptotheken, Museen, Standbildern, Theatern u. s. w. Wenn der ins Ausland Verschlagene nur all diese Pracht in seinem Reisekoffer mit sich nehmen könnte! Zum Theil hängt diese den Deutschen im Auslande so oft gezeigte Misachtung mit der Zersplitterung Deutschlands, mit seiner Ohnmacht als eines politischen Ganzen und mit andern oft und viel beklagten Uebelständen allgemeinerer Art zusammen; aber davon abgesehen, könnten die Individuen selbst durch gegenseitige billigere und humanere Behandlung und durch rücksichtsvollere und großherzigere Begegnung mehr als bisher dahin wirken, in jedem einzelnen jene männliche Selbstachtung zu erwecken und zu nähren, die wir von hoffärtiger Großthuerei und Renommisterei wohl zu unterscheiden bitten; denn die letztere steuert direct auf die Demüthigung und Einschüchterung der Nebenmenschen los. Die Bemerkung, daß im deutschen Volke die auffallendsten Gegensätze hart aneinander liegen, ist keine vom neuesten Datum. Auch der unerfreuliche Gegensatz von aufgeblasenem Dünkel und demüthiger Blödigkeit findet sich bei uns vielleicht häufiger als bei den andern Nationen.

Den Menschen im Menschen und alles, was an ihm menschlich ist, zu achten und sich um sein privates Treiben sonst so wenig als möglich zu kümmern, bleibt die Hauptsache, und diese löbliche Eigenschaft besitzen die von des „Gedankens Blässe" noch nicht angekränkelten, noch nicht übermäßig „von der Cultur beleckten" Spanier immer noch in einem hohen Grade. Man lernt diese Eigenschaft auch aus Fernan Caballero's Romanen, besser noch als aus den Reiseberichten der Touristen, erkennen und schätzen, und es erweist sich daran die sittengeschichtliche und ethnographische Bedeutung des Romans, wenn und solange er auf nationalem Boden bleibt; der Roman gleicht hierin dem Antäus, er erstarkt, je mehr er sich dem Heimatboden nähert, er wird schwach, je mehr er sich von ihm entfernt. Es ist die ungeschminkte und dabei stets graziöse und chevallereske Aufrichtigkeit spanischer Naturen, welche Fernan Caballero an seinen Landsleuten hervorzuheben liebt. „In unserer Gesellschaft", sagt Caballero in der „Clementia", „gibt es ebenso wie überall, wo Menschen zusammenleben, Gutes und Böses. Man findet Frauen, und zwar in überwiegender Mehrzahl, die gut und offenherzig sind, die viel natürliche Anlagen besitzen, und die allen diesen Eigenschaften durch ihre Anspruchslosigkeit die Krone aufsetzen, eine Anspruchslosigkeit, die einen der zauberhaften und dabei allgemein verbreiteten Reize Spaniens bildet. Dagegen findet man auch Frauen, deren Charakter durchaus schlecht ist, und solche, die zwischen beiden die Mitte halten. Was man aber in Spanien äußerst selten antrifft, das ist jenes erkünstelte, falsche Wesen, jenes bewundernswerthe Talent, anders zu scheinen als man ist, jene Heuchelei, welche in andern Ländern die bösen Weiber ins Werk zu setzen verstehen. Bei den schlecht erzogenen oder schlecht gearteten Frauen wird man bei uns Kniffe, Ränke und sogar Lügen wahrnehmen; aber daß sie ihr eigenes Ich verbergen, das kommt, dem Himmel sei Dank, äußerst selten vor." In der „Möve" sagt der Verfasser: „Ein Spanier kann anmaßend sein, selten aber grob, denn das ist gegen seine Natur. Er lebt zwanglos und folgt seinen Eingebungen, die in der Regel richtig und taktvoll sind. Dies ist es, was dem Spanier auch bei vernachlässigter Erziehung jene feine Natürlichkeit, jene elegante Freiheit des Benehmens gibt, die seinen Umgang so angenehm machen." Gewundert hat es uns, bei Fernan Caballero über die spanische Liebe zu lesen, daß sie „minder ungestüm" sei, als bei den mehr nördlichen Völkern, daß sie dafür aber „auch nicht wankt, nicht muthlos wird und sich nicht unterdrücken läßt". Wir im Norden haben ja wol bisher immer geglaubt, daß die Liebe der Spanier ungestüm, die der nordischen anhaltender sei; doch mag die Bemerkung Fernan Caballero's ihr Richtiges haben. Einzelnes tadelt die Verfasserin auch an den Spaniern, natürlich auch ihre Neigung zu dem brutalen Vergnügen an den Stiergefechten, dann aber auch, wenigstens an den Andalusiern, die Neigung zur Erfindung von Spott- und Beinamen, womit man wegen gewisser körperlicher Eigenschaften oder auffallender Gewohnheiten sonst ganz ehrenwerthe Personen lächerlich zu machen sucht. Doch an dieser Neigung fehlt es dem Deutschen auch nicht.

Die Romane Fernan Caballero's haben nun (um uns der Worte Lemcke's zu bedienen) „die offen ausgesprochene Tendenz, ihren Landsleuten die sorgfältige Erhaltung der alten Nationalsitte, wo sie noch besteht, und die Rückkehr zu derselben, wo sie verloren gegangen, dringend ans Herz zu legen". Denn allerdings erblickt die Verfasserin auch in Spanien bereits Erscheinungen, welche, wenn sie allgemeiner werden sollten, den alten Kern des spanischen Volkscharakters mit Auflösung bedrohen, und mit scharfer Satire geiselt sie namentlich die männlichen und weiblichen Zierbengel, wie sie sich in Madrid und einzelnen großen Städten und Handelsstädten finden, die auf alles Nationale mit Geringschätzung herabsehen und alles Englische und mehr noch Französische bewundern und nachahmen; sie rügt die Manier der Modernen, die Sprache der Ironie zu reden, und die unter den Frauen sich hier und da zeigende frivole und herzlose Koketterie nach pariser Muster, namentlich aber auch die zunehmende Devotion vor dem Reichthum als solchem, der, mag er auch durch den schändlichsten Wucher (und nicht etwa durch kühne Thaten und Abenteuer, wie zur Zeit der amerikanischen Eroberer) erworben sein, heutzutage auch den gemeinsten Charakter in den Augen der Welt zu adeln pflegt. Einen solchen durch Geldgier und Geldbesitz durchschmuzten Charakter hat sie unter anderm in dem gemeinen Emporkömmling Don Roque in „Lagrimas" geschildert. Dabei schont die Verfasserin nicht, wie andere Schrift-

stellerinnen, die Gebrechen ihrer Geschlechtsgenossinnen, sondern mit spanischer Aufrichtigkeit porträtirt sie auch die weibliche moralische Häßlichkeit; sie zeigt nicht einseitig das Weib blos als Dulderin, sondern neben der engelgleichen Milde vortrefflich gearteter weiblicher Wesen zeigt sie auch die Verschrobenheit, den Leichtsinn, die Intriguensucht, die maßlose Selbstsucht, die Bösartigkeit weiblicher Naturen, die seit Mutter Eva erblichen weiblichen Verführungskünste, wodurch ganze Familien in Unglück oder selbst Verbrechen verstrickt werden. Zur Erhaltung des altspanischen Wesens scheint ihr nun auch die Erhaltung der altkatholischen Religion unerlaßlich. Wir können und wollen darüber mit der Verfasserin nicht streiten; wir sind auch weit davon entfernt, den Grundsatz der Verfasserin anzufechten, daß Aufklärung, Wissen und Genie weniger werth seien als Gutesthun, und daß letzteres die einzige Ueberlegenheit sei, welche keinen Neid errege. Es ist ja auch sehr leicht möglich, daß der altspanische Charakter, wie er ist, viel genauer mit dem Wesen des Katholicismus zusammenhängt, als manche glauben mögen, und daß die Spanier eben ein ganz anderes Volk werden würden und müßten, wenn deutsche Kritik sich bei ihnen einbürgern und die schneidenden Sätze der deutschen Philosophie die Glaubenssätze der katholischen Kirche verdrängen sollten.

Man hat die Romane von Fernan Caballero realistische genannt, und das sind sie auch; der Realismus tritt in ihnen sogar in reinerer Gestalt auf als in den modernen deutschen realistischen Romanen, bei denen es selten ohne eine idealistische Ueberzuckerung und Ueberfirnissung des Wirklichen abgeht. Ja wir erkennen sogar einen sehr materialistischen Zug in der Neigung der Verfasserin, die äußerliche Erscheinung der in ihren Romanen auftretenden Personen aufs genaueste zu beschreiben und die seelischen Eigenschaften des Menschen im Grunde doch als ein Product ihrer körperlichen Organisation und ihrer Physiognomie erscheinen zu lassen. Aber von den deutschen realistischen Romanen unterscheiden sich die Fernan Caballero's sehr wesentlich. Die erstern dienen vorzugsweise der Tendenz, die Glanzseiten des modernen Lebens, z. B. den kaufmännischen Erwerb ans Licht zu stellen und die theils wirklichen, theils angeblichen Fortschritte, die wir gemacht, zu verherrlichen; Fernan Caballero warnt dagegen vor den Auswüchsen der modernen Bildung, des modernen Handels und Wandels, und erblickt die Möglichkeit einer Rettung vor Zerfall und Untergang nur in der Rückkehr zur alten Sitte. Die Philosophie und die Resultate der Aufklärung erscheinen ihr, wie sehr sie auch einem bedächtigen Fortschritt innerhalb der Schranken der nationalen Sitte zugethan ist, nur wie Ballast, den man über Bord werfen muß, um das Schiff der Religion und der damit zusammenhängenden nationalen Bildung flott zu halten; oder vielmehr, die Religion gilt ihr nur als Rettungsboot, welches an das Schiff der nationalen Sitte angehängt ist.

Fernan Caballero versteht die Sitten des Landvolks ebenso plastisch und lebendig zu schildern, als das Treiben in den vornehmen Kreisen. Das erstere beweist sie namentlich in dem Roman „Die Familie Alvareda" und zum Theil in dem Roman „Die Möve" („Gaviota"), das zweite in den Romanen „Clementia", „Lagrimas" und zum Theil auch in der „Möve". Die Erzählung „Die Familie Alvareda" ist eine ganz ausgezeichnete andalusische Dorfgeschichte, in welcher die alte Wahrheit, daß der erste Schritt zum Bösen auf der Bahn der Sünde und des Verbrechens immer weiter führt, an ergreifenden Thatsachen und Ereignissen dargestellt wird. Fernan Caballero selbst nimmt für sich in Bezug auf diesen Roman die vollste Wahrheit in Anspruch; er sagt: „Das Haschen nach Effecten liegt uns fern, wir wollen die Eigenthümlichkeiten des Volks so, wie sie sind, schildern, wir haben uns daher auch nicht in den kleinsten Zügen von der Natur und von der Wahrheit entfernt. Die Sprache, die Ideen, die Gefühle und Gebräuche sind die des andalusischen Landvolks. Da wir uns viele Jahre ausdauernd und mit Liebe dem Studium dieser Gegenstände zugewendet haben, so können wir mit gutem Bewußtsein die Versicherung geben, daß niemand eine genauere Kenntniß derselben besitzt als wir."

In der Erzählung „Die Möve" führt Fernan Caballero, wenn wir ihn recht verstehen, die Lehre durch, daß jeder in der Stelle, die ihm von Geburt angewiesen ist, auch für immer verharren solle; aber die Verfasserin geht hierin zu weit. Die Möve ist eine Tochter aus dem Volke, die, mit einer vorzüglichen Stimme begabt, auf Veranlassung eines kunstliebenden Herzogs zur Sängerin ausgebildet wird und sich nun in den vornehmen Kreisen Sevillas zum Entzücken aller hören läßt. Gattin des schon oben genannten Fritz Stein, verliebt sie sich in einen schönen, aber wie sie innerlich rohen Stierfechter, der später vor ihren Augen von einem wüthenden Stier aufgespießt wird: eine Katastrophe, die, weil sie auf einer zu wohlfeilen Erfindung beruht und sich voraussehen läßt, sehr wenig Eindruck macht. Später sehen wir die Gaviota, in moralischem und leiblichem Schmuz verkommen, als die Gattin eines Barbiers in ihrem Heimatsort. In ihrem ganzen Auftreten zeigt sie sich so roh und gemein wie möglich. Man hat solche Fälle, daß in der Kunst hochstehende und dadurch auch mit der vornehmen Gesellschaft in Berührung gebrachte Frauen zuletzt in tiefes materielles und sittliches Elend versunken sind; aber diese Fälle kommen vielleicht gerade am seltensten vor bei Künstlerinnen, die aus niedrigem Stande hervorgegangen sind. Denn gerade diese sind gewohnt, ihre Schritte aufs vorsichtigste zu überwachen und zeigen fast ausnahmslos den brennenden Ehrgeiz, sich von ihren alten Standesgenossen ebenso fern zu halten, als sich in die vornehme Welt einzuleben, was den Frauen im allgemeinen besser gelingt als den Männern. Außerdem war die Möve (wie sie als unbändige Fischerstochter genannt wurde) eine Spanierin, und den Spanierinnen selbst aus den untersten Ständen ist von Natur ein gewisses vornehmes Wesen eigen. Wer wie die Möve spanische Granden und Herzoge zu ihren Füßen sehen kann, wird sich schon äußern Vortheils wegen (und ihren Vortheil verstehen solche Personen meist meisterhaft) nicht in einen Stierfechter verlieben und sich dadurch zu Schritten verleiten lassen, die sie aus ihrer mit Anstrengung eroberten Stellung in der vornehmen Welt in eine schmuzige Barbierstube zurückwerfen. Wir glauben, daß sich Fernan Caballero hier durch eine zu einseitig verfolgte Tendenz hat verleiten lassen, einen Verstoß ebenso sehr gegen die Wahrscheinlichkeit als gegen den ästhetischen Eindruck des Ganzen zu begehen. Die Gaviota durfte höchstens tragisch, aber nicht gemein untergehen, schon aus Gründen der Aesthetik.

Nur noch ein paar Worte über die vorliegenden deutschen Uebersetzungen. Von dem Schöningh'schen Unternehmen oder der Lemcke'schen Uebersetzung liegen uns bisher „Die Möve" (zwei Bände) und „Die Familie Alvareda", von dem Joseph Mar'schen Unternehmen außer diesen noch „Clementia" (in drei Theilen, aber einem Band) und „Lagrimas" (zwei Bände) vor. Lemcke hat manches specifisch Spanische, wofür das größere Publikum in Deutschland sich gar nicht interessiren kann und das auch, als durchaus nicht zur Sache gehörig, sehr wohl wegbleiben konnte, ferner aber und ganz besonders die in Caballero's Werken nur zu hervortretende religiöse Polemik, mochte dieselbe offen oder versteckt sein, unterdrückt, sehr wahrscheinlich, weil es ihm vorkam, als sollten die Romane Fernan Caballero's von anderer Seite halb und halb als Mittel confessioneller Parteibestrebungen gebraucht werden. Nach einem ähnlichen Grundsatze scheinen die französischen Uebersetzer verfahren zu sein, und es ist auch nicht zu leugnen, daß Fernan Caballero zuweilen ganz entsetzlich breit ist, wie denn z. B. in dem Roman „Clementia" die eigentliche Handlung und das eigentliche Interesse erst mit dem zweiten Theil, d. h. auf S. 150 der Geyder'schen Uebersetzung beginnt. Fernan Caballero selbst hat über die Verstümmelungen, welche sich die französischen Bearbeiter gestatteten, in einem Briefe an die breslauer Verlagshandlung Beschwerde geführt, und August Geyder hat diesen Wink respectirt und Don Caballero's Romane wörtlich übersetzt, ohne etwas wegzulassen. Wer also den vollständigen und unverstümmelten Fernan Caballero lesen will, der greife zu der Geyder'schen Uebersetzung, wem es

aber darum zu thun ist," die Romane Fernan Caballero's in einer gedrängtern, von allen nicht genau zur Sache gehörigen Abschweifungen befreiten, und dabei wie uns dünkt in einem bessern und fließendern Deutsch geschriebenen Ausgabe zu lesen, der greife zu der Lemcke'schen Bearbeitung.

Wer des Spanischen kundig ist, wird es freilich immer vorziehen, das Original selbst zu lesen; für die Caballero'schen Romane ist dies auch insofern wesentlich erleichtert, als eine spanische Ausgabe derselben in Deutschland selbst erscheint. Die Buchhandlung F. A. Brockhaus hat nämlich eine neue Sammlung spanischer Autoren mit den Romanen „Clemencia" und „La Gaviota" eröffnet, und wird auch die übrigen bedeutendern Werke des Verfassers nach und nach in derselben erscheinen lassen. **H. M.**

Zur musikalischen Literatur.

Es liegt uns eine Partie jener kleinen musikalischen Schriften vor, die in unsern Tagen in einer fast bedenklichen Menge ans Licht kommen; bedenklich sagen wir, da es Thatsache ist, daß unter uns ein guter Componist und zugleich ein guter Schriftsteller nur höchst ausnahmsweise in einer und derselben Person vereint waren. Da nun die Verfasser der meisten dieser kleinen Broschüren zugleich Musiker von Fach sind, so darf man sich von dem Werthe dieser Schriftchen nicht allzu viel versprechen. Wir thun unsere Pflicht, wenn wir ihnen in diesen Zeilen zu erkennen geben, daß sie nicht unbeachtet an uns vorübergegangen sind, und wenn wir das Gute oder wenigstens das Eigenthümliche, das sich hier und da fand, hervorheben, Richtiges oder Verwerfliches aber gebührend zurückweisen.

1. Das Geheimniß der neuesten Schule der Musik. Von E. Sobolewski. Leipzig, Wiedemann. 1859. 8. 7½ Ngr.

Ein Schriftchen Sr. königlichen Hoheit dem Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha gewidmet. Wir sollen darin „das Geheimniß der neuesten Schule der Musik" erfahren. Zugegeben, daß in dieser neuesten Schule nicht mehr blos Schüler, sondern auch schon Meister sitzen, so muß man in der That den Witz nicht schlecht finden, wenn in der Broschüre nach gewaltigem Ansatz, denn es wird weit ausgeholt und nicht mehr und nicht weniger als des Aristoteles: „τῇ φύσει ὁμολογουμένως ζῆν" als Basis untergebaut, zuletzt folgende Auflösung des Räthsels zu Tage kommt: „Diese neueste Schule muß mehr wissen, als diejenige, welche sich heute die ältere nennt." Dieser Satz soll doch wol nicht heißen, was er auch heißen könnte: die neueste Schule besitzt in diesem „Mehr" eben das nicht zu errathende Geheimniß, denn die Explication folgt sogleich in den dürren Worten: „Wir verlangen von ihr die weiteste Kenntniß der Harmonik, Modulation, des Rhythmus, die größte Gewandtheit in allen contrapunktischen Arbeiten, größte Kenntniß der Instrumente, der Stimmen und der Sprachen, die sie in ihrer Vocalmusik verwendet." Man beachte den obligaten Superlativ. Somit liegt der Unterschied zwischen der ältern und der neuesten Schule nur in einem geschicktern Gebrauch aller der bisher auch schon von der Musik verwendeten Mittel. Wir geben gern zu, daß der neuesten Schule dieser Vorsatz, geschickter sein zu wollen wie die alte, zur Ehre gereicht, aber ein Geheimniß sehen wir in diesem Streben nicht aufgedeckt, ebenso wenig als wir das Räthsel eines tüchtigen gemeinen Soldaten darin würden gelöst finden, daß er danach ränge General zu werden. Wenn das des Pudels Kern ist, so macht der Casus lachen. Uebrigens scheint das Witzwort eines unter uns bekannten, der alten Schule angehörenden Meisters über die neueste Schule, der ihre Leistungen „akustische Uebungen" genannt hat, unbeabsichtigt diese Broschüre hervorgerufen zu haben.

2. Das Paradies und die Peri. Dichtung aus „Lalla Rookh" von Th. Moore. In Musik gesetzt von Robert Schumann. Erläutert von F. P. Graf Laurencin. Leipzig, Matthes. 1859. 4. 12 Ngr.

Eine begeistert, um nicht zu sagen berauscht geschriebene Huldigung an Schumann's „Peri". Diese geistvolle Composition Schumann's ist einer anerkennenden Kritik nicht entgangen und es muß wunder nehmen, daß der bekannte österreichische Kritiker so spät erst über dieses Werk seine hierophantische Stimme abgibt. Der Verfasser theilt natürlich das Urtheil nicht, das bisjetzt dahin lautet, daß die erste Abtheilung der „Peri" am meisten ein Ganzes genannt werden könne, daß aber durch die drei Abtheilungen hindurch keine ebenmäßige Steigerung weder dem Text noch der Musik nach stattfinde. Einzelne eigenthümliche Schönheiten leuchten wol noch hervor, aber es fehlt die zusammenfassende Kraft, die den Hörer zur Spannung bis ans Ende zwingt. Wir möchten in dieser Beziehung behaupten, daß es in der gesammten musikalischen Literatur überhaupt kein Werk gibt, das bei der Ausdehnung eines Oratoriums oder einer Oper diese Aufgabe bei dem Hörer leistete. Wir haben die Bezeichnung solcher Werke, als „eines geschlossenen Ganzen" immer nur mit dem Bedauern angehört, daß es uns trotz frühester Gewöhnung an gute Musik nie gelungen ist, einen solchen Totaleindruck zu empfinden. Der Verfasser vorliegender Apotheose der „Peri" ist übrigens, abgesehen von seinem panegyrischen Rausch, ein Musiker, dem die Kunst eines Componisten wie Schumann nach ihrer technischen Seite nicht verborgen bleibt und hierfür enthält dieser Artikel manches gut gewählte Beispiel.

3. Musikalische Pflichten von Hans von Bronsart. Leipzig, Matthes. 1858. Lex.-8. 7½ Ngr.

Wir empfehlen diese scharf und bitter, aber mit Geschick geschriebene Antwort eines Schülers von Liszt. Gegen einen groben Klotz, dem die augsburger „Allgemeine Zeitung" (1857, Nr. 353, 354 und 355) bei sich Raum gegeben hatte, ohne vorliegende Antwort dagegen auch zu bringen, werden hier ebenso grobe aber vortreffliche Keile getrieben. Wer sich für die Anhänger des „Classicismusschwindels" und die der neuesten Romantik, „der sogenannten" Zukunftsmusik, interessirt, der wird die Entgegnung des Herrn von Bronsart sicher mit Vergnügen lesen. Wir kennen den Angriff eines Herrn von W. in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" unter dem Namen „Musikalische Leiden" nicht, doch gilt es, „die Ehrlichkeit, Uneigennützigkeit und Hoheit des angefochtenen Triumvirats" (ein Ausdruck des Herrn von W.) Berlioz, Liszt und Wagner, gegen Böswilligkeit, Unredlichkeit und Verleumdung zu vertheidigen. Die ganze Broschüre im Dienste der Musik ist eine schrillende Dissonanz ohne Auflösung.

4. Ideen und Betrachtungen über die Eigenschaften der Musik. Hannover, Helwing. 1858. 12. 10 Ngr.

Der Verfasser hat sich nicht genannt, der volle Erlös des Büchleins ist aber für das Ernst-August-Denkmal bestimmt. Diese Zeilen sind uns als Dankopfer einer Seele erschienen, auf welche die Musik „ihren lindernden, heilenden Balsam geträufelt hat". Es heißt darin: „Oft habe ich Menschen bemerkt, denen der Kummer und die Sorgen den Nacken niederbeugten, der Schmerz das Herz zerriß. Murrend gegen das Geschick, in tiefes Nachsinnen versunken, nach einem Auswege, einer Hoffnung vergebens forschend, wanderten sie umher. Aber das Uebermaß ihrer innern Leiden bedurfte einer Erleichterung, das Herz bahnte sich einen Ausweg, die tiefgeholten Seufzer der beklommenen Brust verwandelten sich unwillkürlich in einzelne Töne der Trauer und diese unbewußte Ergießung schuf ihnen Beruhigung, Erleichterung und muthig-stille Hingebung." Dieser Stimmung verdankt das Büchlein seine Entstehung. Einer Kritik enthalten wir uns. **14.**

Notizen.

Goethe.

Die genfer „Bibliothèque universelle" bringt in Nr. 26 einen ersten Artikel über Lewes' „Leben Goethe's" aus der Feder Auguste Béranger's, der den Erfolg des Werks als einen ebenso großen als außergewöhnlichen bezeichnet, und dann fort-

fährt: „Ungewöhnlich in der That, wenn man erwägt, daß es sich um Goethe, das größte poetische Genie des neuern Deutschland handelt und daß das Studium seines Lebens, seines Charakters, seiner Werke auf deutschem Boden selbst bereits eine Menge Schriften in verschiedenstem Sinne hervorgebracht hat. Und doch sollte einem Engländer das letzte Wort vorbehalten bleiben.“ In dem Factum, daß die Deutschen einem Ausländer das letzte Wort über Goethe vergönnten erblickt A. Béranger ein „exemple frappant de ce caractère cosmopolite de l'esprit allemand, qui fait à la fois sa force et sa faiblesse“. Ob nun Lewes wirklich das „letzte Wort“ über Goethe gesprochen, bleibe dahingestellt. Zwar was die Auffassung Goethe's als Menschen betrifft, so wird sich künftig wol kaum etwas Vernünftigeres sagen lassen, als was Lewes gesagt hat; aber was die Analyse und Kritik der Goethe'schen Werke betrifft, so ist diese, wenn auch immer interessant, doch in manchen Punkten ziemlich schwach, mangelhaft und vom Standpunkte der deutschen Kritik anzufechten, und über manche Schwierigkeiten namentlich in der Erklärung des „Faust“ hilft sich Lewes doch gar zu bequem hinweg, indem er sie einfach fallen läßt. Aber das wird niemand bestreiten können, daß Lewes das für das große gebildete Publikum lesbarste und ansprechendste Buch über Goethe geschrieben hat, und das ist auch etwas werth. Namentlich verdanken wir dem Briten die gründliche und für uns Deutsche einigermaßen beschämende Zurückweisung der Angriffe, die gegen Goethe als Menschen von seinen Landsleuten selbst gerichtet worden sind, und den Nachweis, daß ein Dichter, der so viele von höchstem Gemüthsadel zeugende Werke schuf, unmöglich ein Mensch von inhumanem und frivolem Charakter gewesen sein könne. A. Béranger meint, Lewes würde sein Werk nicht so zu Stande gebracht haben, wenn er sich nicht selbst ein wenig zu einem Deutschen gemacht hätte; er kenne das Vaterland Goethe's sehr gut; er habe während eines langen Aufenthalts in Weimar alle Erinnerungen an den Dichter, deren er habhaft werden konnte, gesammelt, und seine Schilderungen verriethen die Augenzeugenschaft. Außerdem sei er ein Schüler Carlyle's, dieses „éminent penseur“, und wie dieser von deutschen Ideen befruchtet. Zu diesen Wechselwirkungen zwischen Deutschland und England bilde das Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich zur Zeit noch einen Contrast. Wenn diese voneinander sprächen, so geschähe es in einem ziemlich gereizten Tone. Schlegel versichere, daß Molière zwar ein ziemlich erfindungsreicher Schriftsteller sei, daß man aber kein Wort bei ihm fände, über das man lachen könne, während die Franzosen den „Faust“ ein extravagantes und unverständliches Werk nännten, höchstens gut genug, um daraus einen Operntext zu machen. Diese gegenseitige Antipathie habe den Versuch der Staël, beide Völker einander näher zu rücken, überdauert. Doch sei zu hoffen, daß dies nicht immer so sein werde; hoffen dürfe man, und mehr als hoffen. Der Verfasser weist dabei auf die „Revue germanique“ hin, die bereits nach kurzem Bestehen dazu gelangt sei, unter den periodischen Publicationen der pariser Presse einen ausgezeichneten Platz einzunehmen. Sicher ist, daß neben der imperialistischen literarischen Depravation in Frankreich auch eine ernstere Literatur nebenhergeht, die hauptsächlich aus dem Borne deutschen Wissens und Denkens schöpft. Aus dem weitern Verlaufe des Aufsatzes möchten wir nur noch die Hinweisung auf die Verdienste erwähnen, die sich Herder dadurch um die Poesie erwarb, daß er die „poésie populaire et spontanée“ als die einzig wahre der entarteten Hof- und Salonpoesie gegenüberstellte. Diesem Verdienste Herder's wird die Nachwelt hoffentlich größere Gerechtigkeit widerfahren lassen als die Gegenwart, die sich darin gefällt, ihn zu Gunsten Schiller's oder Goethe's oder beider zurückzusetzen. Daß Béranger die nationale Bedeutung Schiller's neben derjenigen Goethe's nicht unterschätzt, beweist ein in derselben Lieferung enthaltener Rückblick auf das Schiller-Fest, worin es unter anderm heißt: Schiller sei nicht blos der Dichter der Menschheit, sondern auch ein wesentlich nationaler Dichter gewesen; er habe die Begeisterung seines Volks in so hohem Grade hervorgerufen, weil sich in seinem Wesen die Züge des deutschen Geistes so treu widerspiegelten: „Daher seine große Popularität, die viel größer ist als diejenige Goethe's, obschon ihm dieser, was das Genie betrifft, gewachsen, wenn nicht überlegen war.“

Matthias Claudius in England.

Ein Anonymus hat die 1857 zu Gotha erschienene Schrift von W. Herbst „Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote“: unter dem Titel: „Life of Matthias Claudius; or the messenger of Wandsbeck, and his message“, ins Englische übersetzt und zu London bei Ward und Comp. erscheinen lassen. Die „Literary gazette“ bringt über diese Uebersetzung einen längern Bericht mit vielen Auszügen, in welchem es unter anderm heißt: „Daß Matthias Claudius ein origineller Mann war, kann nicht in Abrede gestellt werden, und wir bedauern mit dem anonymen Uebersetzer des Herbst'schen Werks, daß sein deutscher Biograph sich nicht in den Stand gesetzt sah, einen detaillirtern und minder fragmentarischen Einblick in sein Leben zu gewähren. Ernst, Wahrheit und Fleiß sind drei der schönsten Eigenschaften der menschlichen Natur, und daß diese die hervortretendsten Eigenschaften bei dem Wandsbecker Boten waren, wird jeder Leser des vorliegenden Werks zugestehen. Die wenigen Aufklärungen, die wir, abgesehen von dem Theologen, Journalisten und Dichter, über ihn als Menschen erhalten, sind so rührend in ihrer Einfachheit; aber ach! sie werden verdüstert und umnachtet durch die alte, alte Geschichte von den Leiden und Kämpfen eines Schriftstellerlebens: das Herz so voll und die Hand so leer; das Streben so hoch und die Hoffnungen so zerknittert; so viel guter Wille zu handeln und zu tragen, während die magere Faust der Armuth der eisernen Anstrengung und dem standfesten Entschluß immer feindselig sich entgegenstreckt. Matthias Paulsen machte von der allgemeinen Regel keine Ausnahme, aber er kämpfte den guten Kampf bis zuletzt, stark in einer Kraft, die von oben kam, und starb tapfer in der Rüstung seines Glaubens, wie es einem Christussoldaten geziemte.“ Weiter heißt es noch: „Als ein gesellschaftlicher Märtyrer für seine religiösen Grundsätze hat er auf unsere Achtung Anspruch, während sich durch sein ganzes Leben eine kindliche Einfalt, ein nie wankender Glaube und eine liebliche Innigkeit hindurchziehen, welche uns zur Sympathie nöthigen.“ Wir zweifeln nicht, daß der gute Asmus, dessen Gedächtniß durch diese Biographie erneuert ist, sich in England einer größern Sympathie erfreuen wird, als dies gegenwärtig in Deutschland gehofft werden kann; denn in der That haben die Engländer noch viel von jener alten germanischen Einfachheit, Natürlichkeit, Glaubenskraft und Treuherzigkeit bewahrt, von der die Deutschen selbst leider in weiten Kreisen, und namentlich auch in gelehrten und schriftstellerischen, mehr und mehr abgefallen sind.

H. M.

Indische Thiernovellen.

Die Sammlung von Märchen, deren Text Silvestre de Sacy im Jahre 1816 unter dem Titel „Calila et Dimna ou Fables de Bidpai“ herausgab, ist bekanntlich die arabische von Abd allah Ibn al-Mukaffa herrührende Uebersetzung der unter Khosru Nuschirvan von einem persischen Arzt, Namens Barzuje, unternommenen Pehlewibearbeitung einer ältern indischen Märchensammlung, deren Sanskrittext uns bereits seit einiger Zeit gedruckt vorliegt. Was sich für die Geschichte dieses interessanten Buchs beibringen läßt, hat Benfey in seiner Bearbeitung des „Pantschatantra“ in so vollständiger und erschöpfender Weise gesammelt und kritisch gesichtet, daß wir diejenigen, welche sich darüber noch näher unterrichten wollen, nur auf dieses gelehrte Werk Benfey's und auf die Besprechung desselben in Nr. 52 d. Bl. f. 1859 zu verweisen nöthig haben.

Ohne auf eine besondere wissenschaftliche Bedeutung Anspruch zu machen, tritt in der unter dem Titel „Aus dem Morgenlande. Thiernovellen nach Bidpai. Von Heinrich Jaede“

bei Voigt und Günther in Leipzig (1860) erschienenen Schrift eine abgekürzte deutsche, für ein jüngeres Lesepublikum berechnete und dem Geschmacke desselben angepaßte Bearbeitung desselben Märchenstoffs auf, welche, wenn man nun einmal Märchen als eine für jüngere und jüngste Leser passende Lectüre empfehlen will, sicher recht gut ihren pädagogischen Zweck erfüllen und ein einigermaßen treues Bild von der Art gewähren wird, in welcher morgenländische Schriftsteller derartige Stoffe bearbeiten. Auf das nähere Verhältniß zwischen dieser abgekürzten Bearbeitung und dem arabischen Original hier näher einzugehen, können wir deshalb um so füglicher unterlassen, als dieselbe sichtbar keinen Anspruch auf strenge Wissenschaftlichkeit macht und allem Anschein nach aus der Wolff'schen Uebersetzung der Fabeln des Bidpai erst geflossen ist. Das Werkchen zerfällt in fünf größere Abschnitte: 1) „Kalilah und Dimnah", 2) „Das Freundschaftsbündniß", 3) „Der Rachekrieg", 4) „Der junge Leopard" und 5) „Zum guten Ende, oder: Land- und Wasservögel", deren letzter auch der Müller'schen Uebersetzung des Hitopadesa entlehnte Erzählungen enthält. Stil und Ausdrucksweise sind leicht und gefällig. 41.

Bibliographie.

Dursch, G. M., Der symbolische Charakter der christlichen Religion und Kunst. Eine Einleitung in die specielle Symbolik der christlichen Kunst, und einem Beitrag zur Begründung einer christlichen Aesthetik. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Eckert, E. E., Die geheimen oder Mysterien-Gesellschaften der alten Heidenkirche bis zu der, im Bunde der Manichäer oder der alten Kinder der Wittwe, zum Zweck der geheimen Erhaltung und einstigen Wiederherstellung der alten Heidenkirche, geschehenen Umgestaltung; treu dargestellt und erklärt in ihren Wesen, Organismen, Statuten 2c., zum Behuf: einerseits sie in ihrer Wahrheit zu zeigen, andererseits zur endlichen vollständigsten Enthüllung des heutigen Bundes der Kinder der Wittwe oder des sogenannten Freimaurer-Ordens mit seiner Schwesterschaft. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Einsiedel, J., Spaziergänge durch Christen-, Türken- und Heidenwelt, vornehmlich in Sachen der Religion und Mission, Civilisation, Aufklärung und mannichfaltiger Zeitgeisterei. Mitgetheilt für's Volk. Schaffhausen, Hurter. 8. 27 Ngr.

Feydeau, E., Catharina von Overmeire. Studie. Zwei Theile. Berlin, Bieler u. Comp. 16. 15 Ngr.

Glaube und Unglaube in Betreff der Bibel und ihres Inhalts. In Briefform. Bern. 1859. Gr. 8. 10 Ngr.

Hartmann, M., Erzählungen meiner Freunde und Novellen. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 2 Thlr.

Heine, W., Eine Sommerreise nach Tripolis. Berlin, Hertz. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hensler, H., Jugendbilder. Novellen, Erzählungen und Sagen. Leipzig, Schlicke. 8. 24 Ngr.

Hertz, M., Helius Eoban Hesse. Ein Lehrer- und Dichterleben aus der Reformationszeit. Ein Vortrag. Berlin, Hertz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Justi, K., Die ästhetischen Elemente in der Platonischen Philosophie. Ein historisch-philosophischer Versuch. Marbach, Elwert. Gr. 12. 16 Ngr.

Kreisler, H., Phantasien im Lübecker Rathskeller. Eine Sylvester-Vision. Mit einer Widmung an den verstorbenen Dr. Wilh. Hauff. Lübeck, Dittmer. 8. 9 Ngr.

Lasaulx, E. v., Philosophie der schönen Künste, Architektur, Sculptur, Malerei, Musik, Poesie, Prosa. München, Literarisch-artistische Anstalt. Lex.-8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Liebusch, G., Sagen und Bilder aus Muskau und dem Parke. Muskau. 8. 20 Ngr.

Melena, Elpis, Hundert und ein Tag auf meinem Pferde und ein Ausflug nach der Insel Maddalena. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pavisis, L., Die Unmöglichkeiten oder die Freidenker widerlegt vermittelst des gesunden Menschenverstandes. Aus dem Französischen übersetzt von J. Pircher. Herausgegeben von der Marianischen Gesellschaft zur Verbreitung guter Schriften. Innsbruck. 1859. 12. 12 Ngr.

Pichler, Louise, Vergangene und vergessene Tage. Ein vaterländischer Roman aus den französischen Raubkriegen des 17. Jahrhunderts. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pohl, L., Das Licht, der materielle Urgrund aller Dinge, oder die Bausteine des Weltalls. Ein Vortrag. Oppeln, Clar. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schmid, L., Grundzüge der Einleitung in die Philosophie, mit einer Beleuchtung der durch K. Ph. Fischer, Sengler und Fortlage ermöglichten Philosophie der That. Giessen, Ferber. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Voigt, F., Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates. 1ste Lieferung. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Bagge, D., Ein Ostergruß an die Gemeine in neuen fünf und neunzig Sätzen wider die großen und kleinen Schwarmgeister. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 Ngr.

Henke, E. L. Th., Papst Pius VIII. Eine Vorlesung. Marburg, Elwert. Gr. 12. 4 Ngr.

Kootz, L., Oeffentlicher Absagebrief an den Herrn Consistorialrath Prof. Dr. Krabbe in Rostock. Friedland. Gr. 8. 4 Ngr.

Lamey, A., Vertheidigungsschrift für Se. Excellenz den Herrn Erzbischof zu Freiburg. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 3 Ngr.

Lübker, F., Festworte bei der Schiller-Feier im Hörsale des Friedrich-Franz-Gymnasiums zu Parchim am 10. November 1859 gesprochen. Parchim. 1859. Gr. 8. 2½ Ngr.

Petermann, K. G., Philipp Melanchthon. Eine Denkschrift zur Erinnerung an seinen 300jährigen Todestag, den 19. April 1860, für Schule und Haus. Dresden, Adler u. Dietze. 8. 2 Ngr.

Der Prozeß gegen Dr. Wilhelm Bruno Lindner vormaligem außerordentlichen Professor der Theologie an der Universität Leipzig wegen Diebstahls. Nach den Ergebnissen der vor dem königlichen Bezirksgericht zu Leipzig vom 27. bis 29. Februar 1860 stattgefundenen öffentlichen Hauptverhandlung zusammengestellt. Nebst den vollständigen Reden der Königlichen Staatsanwaltschaft und der Vertheidigung nach stenographischer Aufzeichnung. Leipzig. Gr. 8. 5 Ngr.

Redepenning, E. R., Wissen und Glauben, ihr Zwiespalt zu unserer Zeit und der Weg ihrer Aussöhnung. Ein Vortrag, im wissenschaftlichen Verein zu Nordhausen gehalten am 8. Februar 1860. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 3 Ngr.

Rundschreiben des Papstes Pius IX. vom 19. Januar 1860 und zwei Hirtenbriefe des Bischofs Ignatius von Regensburg über den Primat und den weltlichen Landesbesitz des heiligen Stuhles. Regensburg. Gr. 8. 1⅓ Ngr.

Savoyen, Nizza und der Rhein. Vom Verfasser von „Po und Rhein." Berlin, Falckenberg. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schröder, F. W. J., Aus vierzehn Tagen in Rom. II. Septicollis. (Rom und Jerusalem in Parallele.) Vorlesung, dem Barmer Gustav-Adolphs-Verein gehalten. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 3 Ngr.

Der Staat. Eine Kritik der jetzigen Zeitverhältnisse. Ratibor, Wichura. 12. 6 Ngr.

Verzeichniß der zur hundertjährigen Geburtsfeier Friedrich von Schiller's erschienenen Bücher, Kunstblätter, Kunstwerke, Musikalien, Denkmünzen 2c. mit Angabe des Formates und Verlagsortes, der Verleger und Preise derselben. Ein Beitrag zur Schiller-Litteratur. Herausgegeben von A. Büchting. Nebst einem Sach-Register über die Bücher. Nordhausen, Büchting. 16. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 26. April 1860.

Revue der Festreden und Festschriften zu Schiller's Säcularfeier.

Zweiter Artikel.*)

Wir haben unsere Leser mit dem zweiten Bericht über die durch Schiller's Säcularfeier veranlaßten Festreden und Festschriften etwas lange, vom 2. Februar (Nr. 5) bis heute warten lassen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil uns bisjetzt noch jede Woche Säcularschriften, meist Festreden, Festgedichte und Festbeschreibungen, in fast ununterbrochenem Strome zugeflossen sind. Die weltberühmte deutsche Rede-, Schreib- und Druckseligkeit hat sich, wer wollte es leugnen? auch bei dieser Gelegenheit wie immer gar herrlich offenbart, und wir wollen nur wünschen, daß ihr eine gleiche Kauf- und Leselust entgegenkomme, was jedoch sehr bezweifelt werden muß, da sich wol der Absatz der bei weitem überwiegenden Mehrzahl dieser Publicationen zunächst nur auf den kleinen Kreis persönlicher Freunde des betreffenden Festredners und einzelner Hörer seines Vortrags beschränken dürfte. Indeß man hat gedichtet und gesprochen, gut oder schlecht, man sieht sich gedruckt, auf feinem oder grobem Papier: damit ist der Deutsche schon zufrieden. Ob freilich die Festredner und Festdichter mit uns als ihrem Reporter zufrieden sein werden, wissen wir nicht; denn wir erklären uns ganz außer Stande, alle einzelnen Schriften in so ausführlicher Weise wie bisher zu besprechen, aus Rücksicht auf den keineswegs unendlichen Raum d. Bl. und auf die Geduld unserer Leser, denen es allmählich doch zu viel werden könnte, so viel über Schiller und die ihn betreffenden Schriften lesen zu müssen, selbst wenn diese, wie doch oft, von geistreichen Männern herrühren sollten. Möchten nur die Herren Festschriftenverfasser so billig sein, sich an unsere Stelle zu versetzen, um die Schwierigkeit, in der wir uns ihnen allen gegenüber befinden, zu begreifen, und dieselbe Toleranz gegen uns walten lassen, die sie bei uns voraussetzten, indem sie die Lectüre und Prüfung einer solchen Masse von Schriften von uns erwarteten. Der vergleichende Kritiker ist in einer ganz andern Lage, als die Autoren, von denen jeder in bester Meinung sich einbilden mag, das Treffendste und Beste, was überhaupt bei dieser Gelegenheit gesprochen und geschrieben worden ist, gesprochen und geschrieben und daher den Anspruch auf ganz besondere Beachtung und Berücksichtigung sich errungen zu haben. Es ist wirklich ein hochnothpeinliches Halsgericht, mit dem wir uns belastet sehen. Ohnehin ist es nicht einmal möglich, alle hierhergehörigen Erscheinungen in einem einzigen Artikel zu erledigen; die poetischen Arbeiten, die Dramen von Theodor Apel und Ludwig Eckardt, in denen Schiller selbst als dramatischer Held auftritt, die in Romanform gefaßte Biographie Schiller's von H. Schwerdt: „Schiller's Geburtstag", die lyrisch-epischen Dichtungen, die Heinrich Mahler unter dem Titel „Unser Schiller" erscheinen ließ und mehrere der hervorragendern Festspiele, zum Theil allegorischer Art, Festgedichte u. s. w. müssen wir einem besondern Artikel vorbehalten, in welchem wir Schiller als Held der Dichtung und — der Mythe betrachten werden. Und selbst auf dem Gebiete der Festreden und Festbeschreibungen werden wir wahrscheinlich noch eine Nachlese zu halten genöthigt sein, da manche Publication dieser Art, die an sich oder vielleicht infolge irgendeines äußern charakteristischen Umstandes einen besondern Anspruch auf Erwähnung hat, uns noch nicht zugegangen ist.

Wenn wir eine nur kleine und unscheinbare Schrift hier voranstellen und ihr ein paar Worte mehr widmen, als wir mit Rücksicht auf das viele noch zu Erledigende eigentlich thun sollten, so geschieht dies, weil das Thema der Schrift sinnreich gewählt und mit einer für die Menschheit wichtigsten Frage, der Erziehungsfrage, in Zusammenhang gebracht ist. Goethe's Erziehung war bekanntlich eine fast ausschließlich häusliche, da er nur während der kurzen Zeit eines im väterlichen Hause stattfindenden Umbaues eine öffentliche Schule besuchte; Schiller dagegen wurde

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 5 d. Bl. D. Red.

in der Zucht einer streng disciplinirten militärischen Akademie gebildet. Hiervon hat der Director der höhern Bürgerschule zu St.-Johann in Danzig, Gotthilf Löschin, Veranlassung genommen, in einer Schrift: „Mittheilungen aus der Bildungsgeschichte Goethe's und Schiller's zur Beantwortung der Frage: Haus oder Schule? oder Haus und Schule" (Danzig, Bertling, 1859), in vergleichender Weise zu beleuchten, welche eigentlichen Einflüsse diese verschiedene Erziehungsmethode auf den Charakter beider Dichter und welche Nachtheile oder doch Erschwerungen sie für ihren geistigen Entwickelungsgang zur Folge gehabt. Was Goethe betrifft, so ist dieser allerdings weicherer, oder wie manche versichern, weichlicherer Gemüthsart geblieben als Schiller; da wir jedoch selbst schon und zwar auf Veranlassung der Oldenberg'schen Schrift: „Goethe's Pädagogik", das, was wir in Bezug auf den Einfluß dieser mehr häuslichen Erziehung auf Goethe's Charakter und Bildung zu bemerken hatten, in Nr. 22 d. Bl. f. 1858 mitgetheilt haben, verzichten wir darauf, auf diesen Punkt ausführlicher zurückzukommen. Ohne Zweifel ist auch die größere Naivetät und Unmittelbarkeit, die unbefangenere Schaffenslust, die sich in Goethe's Dichtungen ausspricht, zum Theil auf diese Erziehungsweise im Schose der Familie zurückzuführen. So viel die Schule auch gibt, so greift sie doch auch vielfach störend in das Gemüthsleben solcher Zöglinge ein, die, selbst weich und reizbar geschaffen, sich von den mancherlei Ungebührlichkeiten, welche sich die stärkern Schüler gegen die schwächern zu erlauben pflegen, empfindlich berührt finden, ja selbst oft der Gegenstand dieser Ungebührlichkeiten sind, auch nur zu häufig Gelegenheit haben, schon allzu früh die Beobachtung zu machen, daß Protection und Bevorzugung nicht immer durch die höhern sittlichen und geistigen Vorzüge eines Zöglings bedingt sind. Auch Schiller hat auf der Militärakademie diese Erfahrung schon früh machen müssen, und aus dieser Erfahrung schreibt sich ohne Zweifel zum großen Theil der Titanentrotz her, dem wir in seinen Jugenddichtungen begegnen. Er sah, wie Lehrer, die nach oben schmeichelten, gerade diejenigen Zöglinge begünstigten, die, mit Anwendung verwerflicher Heuchlerkünste und Liebedienereien, wieder ihnen schmeichelten; er sah, wie pedantische Lehrer nicht die vorzugsweise mit genialen Anlagen ausgestatteten Zöglinge förderten, sondern diejenigen, welche sich der eigensinnigen Schuldisciplin und dem vorgeschriebenen Formalismus und Mechanismus im Denken und Lernen, ja selbst im Beten am pedantischsten zu fügen wußten. Mit Recht hebt Löschin das Verderbliche hervor, welches in jenem auf der Militärakademie eingeführten System des Spähens und Aushorchens lag; letzteres ging sogar so weit,

daß selbst ein Schüler über den andern Charakteristiken und Gutachten einreichen mußte, bei denen dann wol nicht selten einerseits Freundschaft und Vorliebe und andererseits Rachsucht und Misgunst die Feder geführt haben werden. Ja sogar über sich selbst mußte ein jeder vor dem alles wissen wollenden Gebieter zu Zeiten eine schriftliche Beichte ablegen.

Noch gefährlicher erscheint aber unserm Verfasser eine feinere Art der Lüge und des Trugs, zu welcher die Akademie ihren Zöglingen Aufforderung und Anleitung gab. Es war dieses das Heucheln und Schmeicheln, womit man den despotischen Gebieter bei jeder feierlichen Gelegenheit lobpreisen, bewundern und in den Himmel erheben mußte. Der Verfasser bemerkt:

Und nicht nur ihm, sondern auch seiner (nachmals von ihm zur rechtmäßigen Gattin erhobenen) Favoritin, der Gräfin Franziska von Hohenheim, hatte man diesen Tribut der Verehrung in pomphaften Lobreden darzubringen. Auch Schiller mußte sich dazu hergeben, und wer kann ohne Indignation in den noch vorhandenen Proben seiner derartigen Festreden die pomphaften, bis zur Kriecherei herabsinkenden Schmeichelworte lesen: „Karl feiert das Fest von Franziska! Wer ist größer, der so die Tugend ausübt, oder der sie belohnt? Beides Gott nachgeahmt! Ich schweige, zu klein, Karl zu loben! Ich verhülle mich! schweige! Aber ich sehe schon die Söhne der kommenden Jahre. Sie weinen, weinen um Karl! Würtembergs trefflichen Karl!" Und diesen trefflichen Karl nennt der Dichter selbst, als er 14 Jahre später (1793) seinem Freunde Körner den Tod des Gewalthabers anzeigt, den „alten Herodes".

Löschin hebt dann hervor, in welchem grellen Widerspruch mit dieser Kriecherei die spätere Aufforderung des Dichters stehe: „Männerstolz vor Königsthronen!" Jene erzwungene Schmeichelei rächte sich, wie die ganze militärische Disciplin, für deren Zwang sich Schiller bekanntlich später in Stuttgart und Manheim durch mancherlei bei einem feurigen Temperament wie das seine übrigens sehr entschuldbare Extravaganzen zu entschädigen suchte. Auf diesen Druck in der Militärakademie führt Löschin auch den Glauben Schiller's an ein ihn verfolgendes Schicksal zurück, wenn dieser z. B. 1783 schreibt: „Ein kindsköpfischer Teufel wirft mich, wie seinen Ball, in dieser sublunarischen Welt herum. Ich bin nicht, was ich hätte werden können. Ich hätte vielleicht groß werden können, aber das Schicksal stritt zu früh gegen mich." Und noch viel später schreibt er einmal, sein Geschick erscheine ihm in einem Lichte, „als wäre dasselbe von der Vorsehung schon längst zu bestimmter Absicht berechnet worden". Dieses fatalistische Element tritt auch, wie Löschin weiter bemerkt, in Schiller's dramatischen Schöpfungen mehr oder minder deutlich gestaltet hervor, so im „Wallenstein", in der „Jungfrau", in der „Braut von Messina". Ganz frei von diesem Fatalismus hat sich der Dichter vielleicht erst im „Wilhelm Tell" gemacht, wo wir die Menschen, ja ein ganzes Volk ihr Schicksal in die Hand nehmen und nach eigener Selbstbestimmung regeln sehen. Andererseits kann man nicht leugnen, daß die Militärakademie auch gewisse Vorzüge hatte, wie die ungewöhnlich große Zahl von tüchtigen und bedeutenden Männern beweist, die aus ihr hervorgingen. Aber die Ansprüche des Herzens und Gemüths und die milden Sätze einer christlich-humanen Ethik, die überhaupt wol auf Schulen so lange werden vernachlässigt werden, als sich der Staatszweck mit einer wirklich humanen Durchbildung der Unterthanen nicht verträgt, wurden nirgends so wenig berücksichtigt als auf der würtembergischen Militärakademie. Wie konnte es auch einem Herzog Karl darum zu thun sein, seine Unterthanen in den Grundsätzen echter Humanität erziehen zu lassen!

Löschin's Schrift liefert den Nachweis, daß die Methode des Unterrichts und der Erziehung, die man in der Jugend genießt, wie überhaupt alle Verhältnisse, von denen der jugendliche Mensch umgeben ist und unter denen er aufwächst, selbst auf genial begabte Menschen wie Schiller und Goethe nicht ohne die tiefgreifendsten Einflüsse bleiben, und sicherlich würden sowol Schiller als Goethe große Modificationen erlitten und, soweit es die Individualität eines jeden gestattete, ihre Naturen vielleicht bis zu einem gewissen Grade ausgetauscht haben, wenn Schiller im Goethe'schen Hause und Goethe umgekehrt auf der Militärakademie unterrichtet und gebildet worden wäre; zugleich liefert aber seine Schrift indirect den ebenso unumstößlichen Beweis, daß das Genie von jeder Lage seines Lebens, in die es sich versetzt sieht, seinen Vortheil zu ziehen weiß. Und doch, wer kann genau wissen und sagen, ob Schiller als Sohn des kaiserlichen Raths Johann Kaspar Goethe seinen Ehrgeiz, der seinem Temperament einmal im ungewöhnlichen Grade eigen war, nicht auf ganz anderm Wege als auf dem der dichterischen Production zu befriedigen gesucht haben würde? Ob sich Goethe, wenn er unter dem Druck der Militärakademie aufgewachsen wäre, bei seinem weichern, geringern Widerstandes fähigen Gemüthe nicht vielleicht zuletzt, aufgerieben und gebrochen, einer Staatscarrière in die Arme geworfen und zu einem Kunst und Poesie blos genießenden oder darin nur gelegentlich dilettirenden, kalten und illusionslosen Weltmanne, oder wie ein anderer Karlsschüler, Cuvier, zu einem bedeutenden Naturforscher ausgebildet haben würde? Doch das sind, wie wir wissen, müßige Hypothesen, über die man sich aber wie über alle Möglichkeiten der Wenn und Aber gern einmal seine Gedanken macht. Gewiß dagegen ist, daß Schiller im Innern gegen den militärisch-pädagogischen Zwang der Karlsschule, empört war und daß selbst für Goethe die nur kurze Zeit, in welcher er an dem Unterricht in einer öffentlichen Schule theilnahm, hinreichte, ihm die Schule zu verleiden, weil er und seine Schwester unter dieser Masse von jungen Geschöpfen „vom Gemeinen, Schlechten, ja Niederträchtigen ganz unerwartet alles zu leiden" gehabt, ohne sich dagegen schützen zu können.

Dem Verfasser vorliegender Schrift kommt es übrigens weniger darauf an, Goethe und Schiller in ihrer Jugenderscheinung zu charakterisiren, als an dem Beispiele beider großen Dichter nachzuweisen, daß nicht Haus und Schule allein, sondern Haus und Schule vereint das Werk der Jugenderziehung betreiben und einander in die Hände arbeiten sollen. Bekanntlich stehen, wie in unserer Zeit fast alle ursprünglich auf Gegenseitigkeit angewiesenen Mächte, auch Schule und Familie einander fremd, isolirt, ja feindselig gegenüber; diese macht es jener, und jene dieser nicht recht; die Schule klagt, daß die Familie verderbe, was sie, die Schule, gut mache, und umgekehrt; aber die eigentlichen Kenner und die wahrhaften Menschenfreunde scheinen geneigt zu sein, für die Uebel, an denen das Erziehungswesen leidet, zumeist die nach ihrer Ansicht in Auflösung und Zerrüttung begriffene Familie verantwortlich zu machen. Sie verkennen jedoch, daß sich zwischen Schule und Familie ein großes Drittes befindet: die Gesellschaft, die Welt, oder wie man sonst diese gewaltige Zwischenmacht nennen will; diese ist es, welche heutzutage die Jugend, ja selbst die ältern Menschen noch weit mehr erzieht, als die Schule und das Haus, die sich ihrerseits den Einflüssen dieser despotischen Macht nicht entziehen können. Was würde es z. B. dem Haupt einer Familie helfen, in seinem Hause ein streng auf den Grundsätzen altchristlicher Moral basirtes patriarchalisches Regiment einführen zu wollen, wenn damit der ganze Geist der Zeit, ja der in den Schulen selbst herrschende Geist im Widerspruch steht? Im übrigen wollen wir nicht untersuchen, ob die Schule der Erziehung der Jugend sich in so ausschließlichem Grade zu bemächtigen gewußt hat, weil die Familie in Auflösung gerathen ist, oder ob die Familie sich ihrer erziehenden Kraft zu begeben genöthigt ist, weil die Schule das Erziehungsmonopol an sich gerissen hat. Man wird nicht leugnen können, daß das jugendliche Individuum, besonders das männliche, heutzutage in seinen für die Bildung wichtigsten Jahren mehr der Schule, den sogenannten Instituten, und nebenbei den Schwimm-, Turn-, Fecht- und Privatlehrern aller Art angehört als der Familie; daß der Knabe und der Jüngling im eigenen Hause eigentlich nur ein Fremdling, zuletzt vielleicht sogar ein auf der äußersten Linken sitzendes Oppositionsmitglied ist, welches im Gefühle seiner Unfehlbarkeit und seines Allesbesserwissens gegen alle älterlichen Ansichten und Beschlüsse von vornherein sein unbedingtes Veto einlegt. Dabei verkennen wir nicht, daß das Verhältniß zwischen einem gutgearteten Schüler und einem ihm durch Vernunft und Kenntnisse imponirenden Lehrer im Grunde das einzige reine, auf freiwillige Unterwerfung gegründete Autoritätsverhältniß ist, welches aus den Trümmern der Vergangenheit noch als stützende Säule übrig geblieben.

Löschin hat den sinnreichen Einfall gehabt, die oft zwischen Schiller und Goethe gezogene Parallele auch an ihre Jugenderziehung anzuknüpfen. Das nähere persönliche Verhältniß zwischen Goethe und Schiller behandelt J. G. Rönnefahrt in einer besondern Schrift: „Schiller und Goethe oder: der 13. Juni 1794 ein Segenstag der deutschen Nation" (Leipzig, Dyk, 1859). Der Verfasser, der schon früher die Schriften „Goethe's Faust und Schiller's Wilhelm Tell nach ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung und wechselseitigen Ergänzung" und „Schillers dramatisches Gedicht «Wallenstein» aus seinem Inhalt erklärt" in demselben Verlage herausgab, drückt im Vorwort den Wunsch aus:

> Möge überhaupt das Bestreben, die Werke unserer großen Dichter immer mehr in thatsächliche Beziehung zum lebendigen Leben zu rücken und den Kreis ihres Einwirkens auf Menschenbildung zu erweitern, nicht fruchtlos sein, damit die Poesie als ein vollberechtigtes Mitglied der Gewalten, welche, aus dem Lebensganzen entsprungen, für die Gestaltung und Weiterbildung desselben von Gott uranfänglich bestimmt sind, nicht blos mehr und mehr anerkannt, sondern auch in praktische Anwendung

gebracht werde. Möge auch der gegenwärtige Versuch, unsere beiden größten Dichter, Goethe und Schiller, einer größern Summe deutscher Männer und Frauen, sowie der reifern deutschen Jugend näher ans Herz zu führen, nicht ohne Erfolg bleiben!

In der Einleitung berichtet der Verfasser zuvörderst über jenes berühmt gewordene merkwürdige Gespräch, welches beide Männer an einem schönen Juniabend des Jahres 1794, nachdem sie eben einer naturwissenschaftlichen Vorlesung des Professors Batsch beigewohnt, im Nachhausegehen auf der Straße anknüpften und dann in Schiller's Wohnung fortsetzten. An diesem Abend endlich fielen die Schranken zwischen beiden, an denen sie sich gegenseitig scharf beobachtend, aber entfremdet, ja fast von Haß oder doch Abneigung erfüllt, einander gegenübergestanden hatten. Wenige Tage darauf ersuchte Schiller in einem Briefe, der mit aller jener weltklugen Beobachtung der conventionellen Höflichkeitsformen geschrieben war, wie sie Schiller nie aus den Augen ließ, seinen Rivalen und neu erworbenen Freund um seinen Beitritt zu den von ihm beabsichtigten „Horen", und noch an demselben Tage — ein Beweis, wie sehr es Goethe darauf ankam, sich Schiller gefällig zu beweisen und sein Wohlwollen sich zu erhalten — antwortete Goethe, daß er „mit Freuden und mit ganzem Herzen von der Gesellschaft" sein werde. Diese Briefe wurden am 13. Juni gewechselt, an dem Tage, welcher auf dem Titel der vorliegenden Schrift als ein „Segenstag der deutschen Nation" bezeichnet ist. In dem nun folgenden ersten Abschnitt gibt der Verfasser die „Ursachen der vorherigen Uneinigkeit zwischen Goethe und Schiller" an, die sehr mannichfaltiger Art waren. Es gibt vielleicht kein zweites Beispiel, daß sich zwei Dichter, die einander später so nahe treten sollten, vorher so glühend haßten, und einander so vorsichtig zu vermeiden suchten wie diese beiden. Selbst nachdem Goethe Schiller's Freund geworden, konnte er der Abneigung, die ihn früher gegen Schiller beherrschte, nicht unrecht geben, fand sie vielmehr sehr wohl motivirt; er schreibt z. B. in den „Annalen":

> Ich vermied Schillern, der, in Weimar sich aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte. Alle Anknüpfungspunkte von Personen, die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab, und so lebten wir eine Zeit lang nebeneinander fort. An keine Vereinigung war zu denken. Selbst das milde Zureden eines Dalberg, der Schillern nach Verdienst zu ehren verstand, blieb fruchtlos. Ja, meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegensetzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwischen zwei solchen Geistesantipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidung mache u. s. w.

Noch schärfer sprach sich bekanntlich Schiller, seinem Temperament gemäß, über Goethe aus, so namentlich in einem Briefe an Körner vom Februar 1789:

> Oefter um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen.... Dieser Mensch ist mir einmal im Wege. Er erinnert mich so oft daran, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. (Abermals das Schicksal!) Wie leicht wurde sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute kämpfen.

Karoline von Wolzogen selbst versichert, Schiller sei zu der Zeit, als er die Professur in Jena erhielt, „bis zum Haß" gegen Goethe verstimmt gewesen. Schiller war nämlich an einer Professur, die, wie er wußte, sich sehr schlecht mit der Dichterei verträgt, sehr wenig gelegen; er nahm sie nur auf Abschlag an, um es mit den Mächtigen in Weimar nicht zu verderben, um sich überhaupt nur festzusetzen und sich eine solide, auch für seine Verheirathung nöthige Stellung in der bürgerlichen Welt zu verschaffen. Was der Verfasser unserer Schrift einmal bemerkt, der gepriesenste Dichter sei und bleibe dem Deutschen ein armer Literat, wenn er eben weiter nichts sei als ein Dichter, die Poesie ohne weiteres sei dem Deutschen in Betreff des Poeten die brodlose Kunst u. s. w., das sagte sich auch schon Schiller, und darum nahm er, trotz seines Freundes Körner beredter Einwürfe, die ihm sonst wenig zusagende jenenser Professur an. Gegen Goethe aber nährte er, reizbar wie er war, den sicherlich unbegründeten Verdacht, daß er ihn nur von Weimar habe entfernen, vielleicht gar der Poesie habe untreu machen wollen. Doch wir können nicht fortfahren, uns so in die Details zu verlieren; wir bemerken nur noch, daß der Verfasser in einem zweiten Abschnitt: „Die Vereinigung Goethe's mit Schiller", und in einem dritten die „Ergebnisse" dieser Vereinigung behandelt. Der Verfasser entwickelt in seiner mit warmer Empfindung geschriebenen Schrift viele treffende, manches Dunkle aufhellende Ansichten. Auch die Betrachtungen über Schiller's Dramen im dritten Abschnitt enthalten viele geistreiche Winke; zuweilen aber hat er in diesen Dramen auch Zeitbeziehungen gesucht, die uns sehr gezwungen erscheinen und an die Schiller sicherlich nicht gedacht hat. Gegen seinen Intimus Körner, gegen welchen Schiller noch mehr als gegen Goethe sein Inneres erschloß, hat er solcher Geheimtendenzen, die seinen Dramen zu Grunde lägen, nie gedacht, und auch Körner hat sie nicht herausgefunden. Der Kritiker wenigstens darf sich auf solche Deutungen nur mit äußerster Vorsicht einlassen. Eine Analyse des Goethe'schen „Faust" ist eigenthümlich geistreich, gehört aber in diesem Umfang doch nicht eigentlich in diese Schrift und enthält, wie uns scheint, doch auch manche mehr gewagte als haltbare Deutungen. In Betreff der „Xenien" gedenkt der Verfasser eines Geständnisses von Franz Horn, der davon sagte: „Ich erinnere mich jener Zeit noch sehr genau und darf der völligen Wahrheit gemäß erzählen, daß von November 1796 bis etwa Ostern 1797 das Interesse für die «Xenien» auf eine Weise herrschte, die alles andere Literarische überwältigte und verschlang." Eine sonderbare Erscheinung, von der wir kaum wissen, ob wir sie eine erfreuliche nennen dürfen! Wenn übrigens Rönnefahrt versichert, die Xenienverfasser hätten über alles „Schlechte, Mittelmäßige, Verschrobene, Engherzige, Einseitige und Gemeine" in der Tagesliteratur ein unerbittliches Gericht geübt, so möchten wir dagegen doch wiederholt bemerken, daß in diesem Blutbade nicht die eigentlichen geschmacks- und sittenverderblichen, die wirklich schmuzigen Autoren Fußtritte und Todesstreiche empfingen, sondern zumeist Männer von wirklich literarhistorischem Verdienst, das man einem Matthias Claudius, Gleim, dem Sänger der preußischen Kriegs-

lieder, dem wackern Patrioten, dem Schützer und Wohlthäter so vieler jüngerer Talente, ferner einem Campe, Baggesen, der außerdem die Schiller zu Theil gewordene holsteinische Unterstützung hauptsächlich betrieben hatte, Jacobs, Forster, Manso, Nicolai u. s. w. nicht wird in Abrede stellen können. Die unangenehme Manier, womit man in Deutschland so oft das Gesammtwirken von Männern, die neben ihren Schwächen auch ihre Verdienste haben, mit einer Hand voll suffisanter Worte abzufertigen liebt, datirt besonders seit dem Erscheinen der „Xenien". Und dabei verdachte man es den Angegriffenen noch, daß sie sich, wenn auch mit schwachen Kräften, gegen die Attaken so mächtiger Gegner ihrer Haut wehrten.

Theodor Perschmann macht in einer Schrift: „Der Entwickelungsgang Schiller's in den Jahren 1785—95" (Nordhausen, Haacke, 1859), den nicht übel gerathenen Versuch, den Bildungsgang Schiller's in seiner zweiten Periode zu verfolgen und dabei darzulegen, daß seine in diese Zeit fallenden philosophischen Studien im innigsten Zusammenhange mit der poetischen Ausbildung des Dichters standen, daß aus ihnen erst seine classische Meisterschaft hervorging. Merkwürdig erscheint es, daß Schiller nach dem „Don Carlos" plötzlich in der dramatischen Production innehielt und daß mehr als zehn Jahre vergingen, ehe er wieder mit einer großen dramatischen Schöpfung auftrat. Der halbe Erfolg, den „Don Carlos" bei den ersten Aufführungen gehabt, scheint hieran einen besondern Antheil gehabt zu haben. Das Publikum war für die Ideen, welche Schiller im „Don Carlos" niedergelegt hatte, zur Zeit seines Erscheinens noch nicht reif; das Ohr war an die iambische Sprache noch nicht gewöhnt; man fand die Handlung zu verworren und nicht interessant genug; das Stück ermüdete durch seine Länge. Wie aus einer von Schloenbach mitgetheilten Recension im „Tagebuch der manheimer Schaubühne" vom 6. April 1788 über die erste Aufführung in Manheim hervorgeht, wurde das Getöse unter den Zuschauern zuletzt so stark und sogar durch „unzeitiges Gelächter" so verstärkt, daß viele der schönsten Stellen gar nicht gehört wurden. Man hatte von dem Verfasser der „Räuber" und von „Kabale und Liebe" etwas Drastischeres und Effectvolleres erwartet. Auch an andern Orten fand „Don Carlos" eine nur kalte Bewunderung, die an Befremdung grenzte. Diese Erfahrung mußte den Dichter wol stutzig machen. Aber da zeigte sich auch Schiller's nach immer höherer Vollendung ringende Natur in einer Größe, die wahrhaft Bewunderung verdient. Ihm war dieser zweifelhafte Erfolg, den sein „Don Carlos" wenigstens auf der Bühne hatte, nicht eine Aufforderung zu seiner frühern populären Manier zurückzukehren, sondern die Aufforderung, den mit dem „Don Carlos" wenn auch noch unsicher betretenen Weg, der ihn allein zu dem ihm vorschwebenden Ziele führen konnte, nur um so beharrlicher zu verfolgen. Sich und das Publikum durch fortgesetzte historische und ästhetisch-philosophische Studien zu läutern, war nun sein eifrigstes Trachten, und so hatte er nach Ablauf von mehr als zehn Jahren die Genugthuung, in seinem „Wallenstein" dem Publikum ein vollkommen reifes Product entgegenzubringen, dem seinerseits das durch Schiller's, Goethe's, A. W. Schlegel's und anderer Bemühungen inzwischen ästhetisch geschulte Publikum ein feineres Verständniß entgegenbrachte.

Eine sehr dankenswerthe, auf tüchtigen Studien beruhende Arbeit über Schiller oder vielmehr sein Wirken in Jena lieferte K. H. Scheidler im vierten Heft seiner „Jenaischen Blätter für Geschichte und Reform des deutschen Universitätswesens" (Jena, Mauke), das auch den Specialtitel trägt: „Akademisches Schiller- und Fichte-Buch. Erste und zweite Abtheilung. Schiller und Jena. Nebst Analekten und Miscellen." Wir verweisen hier nur darauf, indem wir uns vorbehalten, auf die anderweitige, das deutsche Universitätswesen betreffende Tendenz der „Jenaischen Blätter" später zurückzukommen. Einen populären Zweck verfolgen die kleinen Schriften „Friedrich von Schiller. Gedenkbuch zur hundertjährigen Geburtstagsfeier des Dichters" (Leipzig, Wengler, 1859) und „Das Büchlein von Schiller und Goethe" (Stuttgart, Fischhaber), welches letztere Nachrichten von den Lebensumständen, dem Bildungsgange und den Werken der beiden Dichter enthält. Diese Schrift scheint von E. Ortlepp verfaßt zu sein, der unter anderm auch eines Besuchs gedenkt, welchen er dem bereits in den achtziger Jahren stehenden Goethe abzustatten das Glück hatte. Veranlassung hierzu war ein das erfolgte Ableben Karl August's betreffendes Gedicht des Verfassers. Goethe befand sich damals in einem leidenden Zustande und man machte dem Verfasser wenig Hoffnung ihn zu sehen. Doch erhielt er sogleich Audienz; eine Seitenthür öffnete sich,

> und es trat mir (erzählt der Verfasser) in feierlich schwarzem Anzuge mit energischem Schritt und stracker, fester Haltung ernst, doch zugleich freundlich ein Mann entgegen, dessen bloßer Anblick mir schon überwältigend zur Seele drang. Aus seinen Augen leuchtete das Feuer eines Jünglings; sein Haupt war das eines olympischen Jupiter. Die Rede kam auf das lyrische Gedicht, auf das er wenig Werth zu legen schien, ja er ging sogar so weit, zu behaupten, daß ein Gedicht eigentlich ein Nichts sei u. s. w.

Man vergesse hierbei nicht, daß Goethe von jungen Dichtern, die, ohne eine Vergangenheit, wegen einiges lyrischen Gezirps sich schon einbilden, eine vollständige Frühlingslerche zu sein, überlaufen wurde, und daß er sich, um sie in ihre Schranken zurückzuweisen und sie ihre Unbedeutendheit im Verhältniß zu ihren Ansprüchen fühlen zu lassen, sich des ironischen Mittels bedienen mochte, alle Dichterei als etwas Nichtiges darzustellen. Und wer so viel geleistet hatte wie Goethe, dem mochte am Rande des Grabes bei dem Rückblick auf ein so reichhaltiges Leben ein einzelnes lyrisches Gedicht in der That als etwas kaum Nennenswerthes erscheinen. Von beiden, die bekannten Thatsachen und zwar die interessantesten geschickt gruppirenden Biographien ist übrigens die von Goethe, welcher der Verfasser das schöne, mit Unrecht vergessene

Gedicht Tieck's auf Goethe's Tod angehängt hat, die gehaltreichere. In Bezug auf die Biographie Schiller's möchten wir nur bemerken, daß die über das Fräulein von Arnim in Umlauf gesetzten Gerüchte durch Palleske Berichtigungen erfahren haben, welche diese Dame in weniger ungünstigem Lichte erscheinen lassen, mindestens doch ihrem Porträt einige lichte Züge beimischen.

Die Berufung Schiller's nach Berlin betreffend, erwähnt der Verfasser ganz richtig, daß dem Dichter im Fall der Annahme ein Jahrgehalt von 3000 Thalern zugesichert worden sei. Palleske versichert in seiner Biographie Schiller's, daß Schiller vergeblich bis zu seinem Tode auf eine Lösung der angeknüpften Unterhandlungen gerechnet habe, wogegen der Verfasser eines Aufsatzes „Ueber Schiller's Aufenthalt in Berlin" in Nr. 44 des „Deutschen Theaterarchiv" für 1859 bemerkte: „Dies dürfte nicht ganz richtig sein, da Beyme selbst in der Staatszeitung, ein Vierteljahrhundert nach Schiller's Tode, das Gegentheil veröffentlicht hat. Auch Iffland's Verhältniß zu Schiller wird bei Palleske eigenthümlich dargestellt." Die erwähnte Berichtigung des Geheimraths von Beyme, welche ursprünglich im Intelligenzblatt Nr. 29, S. 233 der „Halleschen Allgemeinen Literaturzeitung" vom April 1830 erschienen war, bezieht sich in der Hauptsache darauf, daß Friedrich Wilhelm III. dem Dichter,

als dieser den Wunsch geäußert hatte, sich in Berlin niederzulassen und deshalb nach Potsdam gekommen war, aus Allerhöchsteigener Bewegung ein Gnadengehalt von jährlich 3000 Thalern nebst freiem Gebrauch einer Hofequipage zugesichert hatte. Nur dessen nachher erfolgte Krankheit und frühzeitiger Tod (fährt Beyme fort) haben den großmüthigen Monarchen und unser eigenes Vaterland um den Vorzug gebracht, in Schiller einen ausgezeichneten Preußen mehr zu zählen.

Friedrich Wilhelm III. befahl, dem Geheimrath von Beyme für diese Veröffentlichung ausdrücklich seinen Dank auszusprechen. Auch sonst enthält der genannte Aufsatz im Theaterarchiv interessante Mittheilungen über Schiller's Aufenthalt in Berlin. Bei der Aufführung der „Braut von Messina" (4. Mai 1804), welcher der Dichter in Person beiwohnte, wiederholten sich fast die Scenen, welche in Leipzig nach der Aufführung der „Jungfrau von Orleans" stattfanden:

Als Schiller in einer der Bühne zunächst gelegenen Loge des ersten Ranges erschien, brach ein tosender Beifallssturm der dichtgedrängten Zuhörerschaft los, und der Jubel- und Freudenruf wollte gar kein Ende nehmen; nur die beginnende Musik konnte dem Beifallssturm ein Ziel setzen. Der Dichter verneigte sich wiederholt und zog sich tiefbewegt in seine Loge zurück.... Nach beendeter Vorstellung wurden dem Dichter auf dem Heimwege noch jauchzende Zurufe der begeisterten Menge zu Theil.

Es hat überhaupt sicherlich keinen deutschen Dichter gegeben, dem schon bei Lebzeiten so viele freiwillige öffentliche Ovationen dargebracht wurden als Schiller. Uebrigens wurde der Dichter („merkwürdigerweise", fügt der Verfasser des Aufsatzes hinzu) dem Königspaare nicht vorgestellt, obwol der König ihn hoch schätzte und die Königin Luise für seine Dichtungen und idealen Tendenzen schwärmte. Dagegen lud ihn der geniale Prinz Louis Ferdinand zur Tafel, wobei er die Aufmerksamkeit hatte, dem Dichter dessen Lieblingswein (Montrachet, welcher Burgunder) vorzusetzen. Iffland gab dem Dichter in seinem Hause, dem jetzigen Gerson'schen, in der Thiergartenstraße Nr. 29, ein glänzendes Fest, dem sich andere ähnliche Festivitäten anreihten. Nein, Schiller, durch seine Verheirathung mit einem Edelfräulein und sein Adelsdiplom ohnehin der Aristokratie einverleibt, hat wenigstens während seiner letzten Lebensjahre nicht das Dasein eines verlassenen und verachteten armen deutschen Musterpoeten geführt, wie etwa der „Volksdichter" Bürger, über den auch Schiller selbst den Stab Wehe geschwungen hatte. Nun, die vornehme Kritik hat es in Deutschland immer geliebt, Unglücklichen in ihren Trunk Wasser statt süßen Weins Wermuth zu mischen. Schiller im berliner Theater, in der glänzenden Gesellschaft bei Iffland, an der Tafel eines königlichen Prinzen, und der Dichter der „Lenore" unter seiner rohen Umgebung zu Altengleichen und dann in seiner Elendskammer zu Göttingen, verlassen und einsam hinsiechend, den Stachel der Schiller'schen Kritik immer noch im Herzen — welch ein Gegensatz!

Einer von Karl Badewitz verfaßten Schrift: „Die drei Friedriche. Deutsche Größe in Land und Mannen. Zwei Sendschreiben an das deutsche Volk. Zugleich eine Erinnerung im Jubeljahre Friedrich's von Schiller" (Berlin, Ehle, 1859) wollen wir hier nur gedenken. Sie enthält, außer einer Betrachtung „Deutsches Land. Ueber die Grenzen des deutschen Einflusses", die Charakteristiken der „Drei Friedriche des deutschen Volks", nämlich Friedrich Barbarossa's, Friedrich's II. von Preußen und Friedrich Schiller's. Der Verfasser ist Turnlehrer, und so versteht sich die patriotische Tendenz und die enthusiastische Schreibart der Schrift im Grunde von selbst.

Gehen wir nun zu den Festbeschreibungen und Fest-
reden über, so begegnen wir zuvörderst einem interessan-
ten Sammelwerke, welches dazu bestimmt ist, die Fest-
reden fast aller deutschen Hochschulen, Akademien u. s. w.
wie vor allem solche, welche öffentlich zu dem versamme-
ten Volke gesprochen wurden, Festspiele, Prologe, G-
dichte, Urkunden, kurz, den „gesammten reichen geistig-
Inhalt des Schiller-Jubelfestes" dem deutschen Volke a-
ein Nationaldenkmal aufzubewahren. Es ist das v-
Karl Tropus mit Fleiß und Umsicht redigirte „Schill-
Denkmal" (Berlin, Riegel, 1860), dessen erste Lieferu-
wir bereits in Nr. 5 besprochen haben, und von welch-
uns jetzt die zweite und dritte Lieferung vorliegen.
etwa zwölf Lieferungen hoffen Herausgeber und Verla-
handlung den reichen Stoff so zu erschöpfen, daß
Käufer des Werks das Beste beisammen haben wird,
überhaupt in den Tagen des Jubelfestes gesprochen
gesungen worden ist. Den berliner Festreden und F-
gedichten in der ersten Lieferung schließen sich in der z-
ten Lieferung noch weitere berliner Festlieder an, von
Förster, Scherenberg, Fontane, Märcker, Karl Fre-
C. F. August u. s. w. Der Herausgeber selbst führ-
einem „Weihelied" den Gedanken aus, daß es mit
Freiheit allein nicht gethan sei, wenn die Wahrheit f-

und daß verbannt sein solle, wer dem Scheine huldige. Das Gedicht schließt mit folgenden Strophen, die wir als Gesinnungsprobe des Herausgebers mittheilen:

Dem Gott in uns allen,
Dem geistigen Sein,
Soll dieses Lied erschallen,
Volltönig, wahr und rein.

So reicht euch andächtig
Zum Bunde die Hand,
Der Geist sei in uns mächtig,
Durch Gott fürs Vaterland! *)

Hieran reihen sich Festoden, Festreden und Festlieder aus andern märkischen Städten, aus Potsdam, Brandenburg, Neustadt-Eberswalde, Angermünde, Seehausen in der Altmark (Festrede des Rathsmanns Stopje), Königsberg in der Neumark, Frankfurt a. d. Oder (Festgedicht von Heinrich Mahler, im Stadttheater gesprochen). Sodann folgen Sachsen und Anhalt, zuvörderst Leipzig: Wuttke's Reden in der Aula und der Centralhalle, v. Wächter's Trinkspruch im Hôtel de Pologne, Zille's Freimaurerrede in der Loge Apollo, worin der Gedanke ausgeführt ist, daß, wenn Schiller auch kein Freimaurer gewesen, doch seine Lieder echte Freimaurerlieder, seine Dichtungen freimaurerische Dichtwerke seien; Gottschall's schon früher charakterisirte Festrede im Gewandhause, ferner die verschiedenen Prologe, Jubelgesänge, Tafellieder. **) Dann kommen Zeitz, Wollmirstedt, Quedlinburg, Magdeburg mit Festreden und Festgedichten; hierauf Dresden mit den Ansprachen des Bürgermeisters Neubert und Berthold Auerbach's bei der Einweihung der Schiller-Straße, der Rede des Rectors Klee auf dem Altmarkt, den bedeutsamen Festreden von Auerbach, Gutzkow, v. Beust beim Festbanket am 9. November, dem Weihegruß Siegel's beim Festmahl am 10. November, dem schönen Prolog von Julius Pabst, gesprochen von Frau Bayer-Bürck am 10. November im Hoftheater, den Festgedichten von Julius Hübner, Pfeilschmidt, Weller u. s. w. Loschwitz, Meißen, Frankenberg, Chemnitz, Radeberg, Halle, Dessau und Köthen bilden den Schluß dieser Lieferung. Die beiden letztgenannten Städte sind durch Festreden von Karl Elze und Karl Schmidt vertreten.

Wir würden hier am natürlichsten eine bei Fleischmann in München lieferungsweise erscheinende Sammlung der vorzüglichsten Festdichtungen anschließen können, wenn wir nicht wegen allzu reichlicher Stofffülle genöthigt wären, die hervorragendern poetischen Festgaben einem besondern Artikel vorzubehalten.

*) Karl Tropus hat gegen unsere in Nr. 5 d. Bl. enthaltene, übrigens im wohlwollenden Sinne gemachte Angabe, daß er nach Constituirung des von ihm zuerst angeregten leipziger Schiller-Festes bald „beiseite geschoben worden sei", schriftliche Verwahrung eingelegt. Dies sei schon aus dem Grunde nicht richtig, weil er (mit Karl Beck, Kaufmann u. s. w.) die in der ersten Versammlung erfolgte Wahl zum Comitémitgliede sofort und nochmals in der zweiten Versammlung abgelehnt habe, eine Verzichtleistung aber von einer „Beiseiteschiebung" doch ersichtlich verschieden sei.

**) Wir verweisen hierbei auf die Schrift: „Das Schiller-Jubiläum in Leipzig. Ein Gedenkbuch, herausgegeben im Auftrage des Festcomités" (Leipzig, Hinrichs, 1859).

Eine fleißig zusammengestellte, knapp aber übersichtlich gehaltene Ueberschau der Festlichkeiten, womit die Säcularfeier in Deutschland und außerhalb gefeiert wurde, bot eine am 7. Januar ausgegebene Extranummer der „Europa", die unter dem Specialtitel „Die Schiller-Feier in der Alten und Neuen Welt" erschien. Von außerdeutschen Ländern finden wir darin vertreten: die Schweiz, die skandinavischen Länder (in Kopenhagen sahen die sich gedrückt fühlenden Deutschen von einer öffentlichen Feier ab), Holland und Belgien (Amsterdam, Rotterdam, Brüssel, Lüttich, Antwerpen); England (London, Liverpool, Manchester, Bradford, Edinburgh); Frankreich (Paris, Lyon, Marseille, Havre, selbst Algier, während merkwürdig und charakteristisch genug von den elsassischen Städten nur Mühlhausen das „Allerdeutschenfest" mitfeierte); Portugal (Lissabon, Oporto); Spanien (Malaga); Italien (Turin, wo sich unter andern auch Mamiani und Lorenzo Valerio, der Uebersetzer Uhland's, am Fest betheiligten und im Theater Alfieri ein Schiller'sches Stück aufgeführt wurde, Mailand, wo zugleich die Subscriptionen für die Schiller-Stiftung sehr reichlich ausfielen, Rom, Neapel, Malta, wo sich sämmtliche Mitglieder der dortigen deutschen Colonie, freilich nur 16, versammelten); Rußland und Polen (Petersburg, Moskau, Odessa, Riga, wo für den Schiller-Tag ausnahmsweise eine Aufführung des „Wilhelm Tell", aber unter dem Titel „Geßler's Tod" gestattet wurde, Reval, Libau, Helsingfors, Astrachan, wo unter anderm auch Shukowskij's treffliche Uebersetzungen Schiller'scher Balladen theils declamirt, theils gesungen wurden, Warschau, wo Kraszewski polnisch über die Bedeutung Schiller's für die Literatur aller Nationen sprach); Griechenland und der Orient (Athen, Konstantinopel, Bukarescht, Belgrad, Smyrna, während in Jassy nur ein Mann und zwar ein Rumäne, der greise Assaki, dem Schiller-Tage seine Ehre angedeihen ließ, und zwar durch ein von ihm in einer Prachtedition herausgegebenes Festgedicht mit dem Titel: „Zum Andenken an den 10. November 1859, den ersten hundertjährigen Geburtstag Friedrich Schiller's, des ehrbaren Sängers der Tugend und Vaterlandsliebe, als Tribut der Bewunderung dargebracht im Namen der rumänischen Jugend von einem Veteranen"; endlich Nordamerika und Oceanien; denn selbst Honolulu und die andern Städte Australiens, wo sich deutsche Colonien befinden, hatten ihre Schiller-Feier. In mehreren Städten Nordamerikas traten auch englische Redner auf, so in Neuyork der treffliche Dichter Bryant und der Richter Daly, in Saint-Louis Reynolds, in Belle-Ville der Richter Riley und außerdem als Festdichter der Franzose Lefebre, der in seiner Muttersprache des deutschen Dichters Verdienste pries; in Philadelphia Furneß. Es ist nicht zu übersehen, daß sich jede Nation Schiller als Vaterlandsdichter aneignet, weil er, ganz abgesehen von seinen übrigen idealistischen und allgemein menschlichen Anschauungen, den Patriotismus durchaus nicht und nirgends vom specifisch deutschen, sondern vom kosmopolitischen Standpunkt und als eine jedem Volk angemessene Tugend verherrlichte und damit den Begriff

einer ebenfalls mehr abstracten als concreten Freiheit verband.

Die Säcularfestlichkeiten im Lande Würtemberg schildert ausführlich die von Otto Elben herausgegebene Schrift: „Das Schiller-Fest in Schiller's Heimat in Stuttgart, Ludwigsburg und Marbach den 9., 10. und 11. November 1859" (Stuttgart, Schaber, 1859), deren Ertrag für die deutsche Schiller-Stiftung bestimmt ist. Im Eingange der Schrift wird hervorgehoben, daß in Stuttgart, auf Anregung Albert Schott's, das erste Schiller-Fest gefeiert wurde und zwar am Todestage des Dichters, 9. Mai 1825 im Garten des Königsbades daselbst. Gustav Schwab sprach damals einen Prolog, Albert Schott die erste Festrede. Seitdem wurde das Fest alljährlich wiederholt. Die Schrift Elben's enthält viele interessante Mittheilungen, z. B. über die verschiedenen Schillerbilder, über die Reliquien im Schiller-Hause zu Marbach, über die Zuschriften berühmter Männer, die zur Säcularfeier geladen waren, aber nicht erscheinen konnten, z. B. Gervinus, Rückert, Anastasius Grün, Dingelstedt, Berthold Auerbach, Klaus Groth, Adolf und August Stöber, über die auch an andern Orten stattgehabten Festlichkeiten, ferner die verschiedenen Festreden von J. G. Fischer, Uhland, v. Köstlin, Elben, Scholl, Graf Taubenheim, Grunert, Feodor Löwe, Seeger u. a. Doch können wir unmöglich hier auf diese auch durch die Blätter meist genugsam bekannt gewordenen Ansprachen, Festreden, Trinksprüche ausführlicher eingehen; wir beschränken uns nur auf die anerkennende Bemerkung, daß sie meist knapp und gedrungen sind, was wir für solche Gelegenheiten überaus zweckmäßig und höchst nachahmungswürdig finden. Der Schwabe liebt nicht viele Worte zu machen oder von andern zu hören, und von bloßen Phrasen und Floskeln ist er kein Freund. Angehängt sind mehrere Festgedichte: „Festgruß" von Julius Mosen (aus Oldenburg eingesandt), „Nachruf an Schiller" von G. Pfizer, Prolog von Feodor Löwe, Cantate von J. G. Fischer (mit Musik von Kücken), und „Sein Bild" von demselben, „Gruß zum Schiller-Feste aus der Schweiz" von J. Sprüngli, „An Schiller" von K. Grunert, „Friedrich Schiller und die deutsche Einheit" von Albert Schott u. a., und ein Gedicht in vlämischer Sprache von Prudens van Duyse, Stifter und Vorsitzer des vlämisch-deutschen Sängerbundes, zweiter Vorsitzer der königlichen Gesellschaft für schöne Künste und Wissenschaften zu Gent. Das Gedicht trägt die Ueberschrift: „By het vieren des 100jarigen Geboortedags Fredrik Schiller's" und beginnt mit den Worten:

Een schone Siel in schoonen Vormen,
Dit, Schiller, is dyne Poesie.

Die drei letzten Strophen lauten in der beigefügten Uebertragung von E. Zoller:

Soll da allein der Niederländer schweigen,
Wenn heut' an deinem Jubelfest,
Beseelt von dichterischem Geiste
Deutschland sein Lied erklingen läßt?

Rein, Bat und Belg (Bataver und Belgier) sind seine Brüder,
Deß zeugt das Herz, das nimmer lügt;
Einst hat Germania, die Mutter,
Die drei auf ihrem Schild gewiegt.

In Schiller grüßen wir mit Jubel
Den Dichter und den deutschen Mann,
Deß Name nur mit unsrer Liebe
Zur Freiheit untergehen kann.

Ueber die großartige Feier in Hamburg berichtet die Schrift: „Die hamburger Schiller-Feier, ein deutsches Volksfest. Zur Erinnerung an den 11., 12. und 13. November 1859" (Hamburg, Richter, 1860). Den Ton in der Einleitung finden wir, offen gestanden, etwas zu überschwenglich; z. B. wenn es darin heißt:

Ja wir haben allen Grund, stolzer als je das Haupt zu heben, denn nie hat der gesunde, allem in Wahrheit Guten und Schönen zugewandte Sinn unserer Bevölkerung sich glänzender offenbart, nie sind die althergebrachten Vorwürfe, als ob bei uns jedes edlere Gefühl im crassen Materialismus erstickt sei, schlagender widerlegt worden als jetzt. Hamburg hat manches große Fest in seinen Mauern gesehen, es hat illuminirt zur fünfundzwanzigjährigen Feier der Befreiung vom Feinde, zur Huldigung des Reichsverwesers, beim dreihundertjährigen Bestehen der Oberalten und bei andern Gelegenheiten, aber eine ähnliche Einmüthigkeit, ein ähnliches Anspannen aller Kräfte, um der Bedeutung des Tags die möglichste äußere Würde zu geben, war bis dahin nicht erhört.

Weiter wird das hamburger Schiller-Fest eine „jede Huldigung des In- und Auslandes in ihrer Großartigkeit überragende Feier", eine „Hamburgs Novembertage ewig verherrlichende geschichtliche That" genannt. Allerdings verdienen die meist den Kreisen der Gelehrten, Künstler und Handwerker angehörenden Männer, welche, um eine so großartige Feier zu Stande zu bringen, „Tage und Nächte gearbeitet", um so mehr Anerkennung, da, wie es weiter heißt, „der Kaufmannsstand, als der in Hamburg am zahlreichsten vertretene und seiner Stellung nach der einflußreichste, sich trotz vielfacher Aufforderungen während der Vorbereitungen zum Feste gänzlich passiv verhielt". Während dieser Feier fand bekanntlich im Bildungsverein für Arbeiter jene erhebende Scene statt, wo die Mitglieder desselben, auf die Aufforderung des Präses G. A. Uler, die rechte Hand erhoben und schwuren: im Geiste Schiller's zu leben, sich sittlich zu vervollkommnen, alles Gute und Schöne zu pflegen, für Recht, Wahrheit und Freiheit zu kämpfen. Wegen der zahllosen in dieser Schrift vorkommenden Namen derjenigen, die bei den verschiedenen Feierlichkeiten und namentlich an den Festzügen sich betheiligten, hat die Schrift übrigens eine mehr nur lokale Bedeutung. Statt dieser Hunderte von Namen, die für Nichthamburger nicht das geringste Interesse haben, und statt der Anführung der oft merkwürdig vulgären und geschmacklosen Inschriften, die bei der Illumination vorkamen, würde aufrichtigen auswärtigen Verehrern Schiller's die vollständige Mittheilung der Reden Riesser's (auf die wir noch unten zurückkommen, da sie uns als Einzelschrift gedruckt vorliegt), Eduard Meyer's, Lehrers der Literaturgeschichte am Johanneum, Buek's, Schleiden's, Endrulat's, wie der

als sehr schön gerühmten Prologe des letztern u. s. w. willkommener gewesen sein. Freilich wird im Vorwort bemerkt, daß nur der wahrhaft volksthümliche Theil der hamburger Schiller-Feier in Betracht gezogen werden solle, „also mit Ausschluß aller derjenigen Solennitäten, wie z. B. der dramatischen, der Festmahle und literarischen Vorträge, die, so zweckentsprechend und gelungen sie auch, von ihrem Standpunkt genommen, ausgefallen sind, ihrem Wesen nach nur den höher gebildeten und besitzenden Klassen der Gesellschaft zugute kommen konnten". Indeß Festzüge wollen gesehen, nicht beschrieben sein, um einen zugleich feierlichen und lebendigen Eindruck zu machen; auch möchten wir besorgen, daß bei der Anführung so vieler Namen doch auch etwas auf die liebe menschliche Eitelkeit gerechnet ist.

Ueber die Festlichkeiten in andern deutschen Städten liegen uns keine Specialschriften vor. Im Zusammenhange berichteten jedoch einzelne Journale, z. B. über die Schiller-Feier in Wien, bei der unter andern Fürst Konstantin und Fürst Georg Czartoryiski, Heinrich Laube, von Schmerling u. a. zum Theil bedeutsame Worte sprachen, das wiener dramaturgische Blatt „Recensionen" in Nr. 46 für 1858. Schuselka's Rede, die derselbe bei der von dem Journalistenverein Concordia in dem Theater an der Wien am 7. November veranstalteten „Akademie" hielt, wird übrigens von dem Berichterstatter eine „berüchtigte" genannt und gegen die Tendenz des am 10. November im Hofburgtheater aufgeführten Festspiels von Friedrich Halm „Vor hundert Jahren" der Einwand geltend gemacht: „Man vergißt, daß Schiller kein Tendenzpoet gewesen, daß er, wie es dem echten Künstler, namentlich dem Dramatiker, geziemt, in der «Jungfrau» französisch dachte, in der «Stuart» englisch, im «Demetrius» polnisch und russisch, im «Tell» schweizerisch und entschieden antiösterreichisch" u. s. w. Es wird ferner hervorgehoben, daß man im Hofburgtheater nicht ein deutsches, sondern ein österreichisches, d. h. ein gemischtes Publikum vor sich habe, „welches wol dem Dichter, nicht aber der Germania seine unbedingte Sympathie entgegenbringt." Ueber die münchener Schiller-Feier berichtete das „Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitung" in Nr. 271 und 272. Die Festreden hielten M. Carriere und von Sybel, eine humoristische M. Schleich. Die Rede eines im Bericht nicht Genannten, welche halb satirischen Charakters und mit Anekdoten reich gewürzt war und in der man versuchte, „Schiller's Verdienste namentlich als Politiker und zwar auf Kosten Goethe's emporzuheben", rief entschiedene Einreden hervor. Kertbeny brachte als Ungar gleichsam im Namen aller übrigen Nationen dem Dichter wie dem deutschen Geiste ein Lebehoch. Besonders lebhaft betheiligte sich der münchener Musenhof an der münchener Feier, doch müssen wir die lyrischen Festgaben von E. Geibel, P. Heyse, F. Bodenstedt, J. Grosse u. a. einer spätern Inbetrachtziehung vorbehalten. Der bremer Schiller-Feier ist fast die ganze Nr. 46 des „Bremer Sonntagsblattes" (vom 13. November 1859) gewidmet und die von W. Hertzberg im Künstlerverein gehaltene Rede vollständig darin mitgetheilt. Der Redner nennt Schiller den „größten Mann, den jemals unsere Nation aus sich geboren". Wenn dies auch die Ueberzeugung des Festredners ist, so scheint es uns doch nicht zweckmäßig, mit solchen Behauptungen in so unbedingter Form hervorzutreten. Gibt es denn überhaupt in dem so mannichfaltigen Reich der Geister ein absolut Größtes?

Auch von der werthvollen illustrirten Monatsschrift des bernischen literarischen Vereins „Die Schweiz" ist eine ganze Nummer, die deshalb auch den Specialtitel „Schiller-Nummer" trägt, mit der Beschreibung der von dem genannten Verein veranstalteten Feier gewidmet. Die Hauptfestrede hielt Ludwig Eckardt, der die Deutschen unter anderm die „unglücklichen Brüder" der Schweizer nennt und kurzweg behauptet:

> Das deutsche Schiller-Fest trägt — und wir begreifen, ja wir loben es — einen wesentlich politischen Charakter. Es ist eine großartige Demonstration zu Gunsten der nationalen Einheit, die Deutschland bisjetzt in seiner Kunst, in seiner Wissenschaft, in seinem Goethe und Schiller besitzt..... Der zahmste Redner, der heute auf deutscher Erde spricht, spricht — wider Willen — revolutionär, spricht schwarzrothgolden.

Zwar verkennt Eckardt nicht, daß es der Schweiz allerdings nicht an politischer Freiheit, aber wol an geistiger innerer Freiheit gebreche, daß es auch dort geistigen Despotismus und im Gegensatz dazu Kriecherei gebe, und daß, während Deutschland alle Ursache dazu habe, das Fest als ein politisches Fest zu feiern, die Schweiz dagegen sich veranlaßt fühlen müsse, es in ein Fest der Kunst zu verwandeln. Jene Staatsmänner, „die vielleicht infolge ihrer eigenen rohen Bildung die Kunst als einen bloßen Luxus betrachten", erinnert er in beredten Worten daran, daß Schiller unter derselben Ansicht gelitten habe, derselbe Mann, den heute die Welt preise und der doch nichts als ein Dichter gewesen. „Staatsmänner und ihre papierenen Werke vergingen (ruft der Festredner aus), Feldherren sänken unter Kanonendonner in das Grab, und über ihre Schlachtfelder geht seither längst der fruchtbare Pflug.... nur der Denker, der Dichter, der Künstler lebt fort und reicht mit seinem Streben weit über seine Zeit hinaus." Im übrigen können wir es doch nicht gutheißen, wenn Eckardt, um seinen Schiller recht hoch zu stellen, eine andere Größe erniedrigt; er sagt: „Mit ihm verglichen ist Shakspeare nur ein Chronikschreiber." Der Dichter des „Hamlet" nur ein „Chronikschreiber"? Pfarrer Howald aus Sigeswil machte in einer Rede über die Bedeutung des „Wilhelm Tell" die interessante Mittheilung, daß Schiller's „Wilhelm Tell" anfangs in der Schweiz sehr kalt aufgenommen worden sei. Der Redner fuhr fort:

> Schiller's „Wilhelm Tell" wurde sogar in demjenigen Canton, der sich's am ersten hätte zur Ehre rechnen sollen, denselben in der Mitwelt wieder in so edler Gestalt erstanden zu sehen, persiflirt, parodirt und travestirt. Ein erbärmliches Machwerk „Der travestirte Tell", Schauspiel in drei Acten, erschien zu Altorf, gedruckt 1805.

In einer Note wird ferner erwähnt, daß er, der Festredner, einen von Bern datirten anonymen Brief

erhalten, um ihn abwendig zu machen, der vom literarischen Verein in Bern an ihn ergangenen Einladung Folge zu leisten. Es war in diesem anonymen Briefe unter andern folgende Stelle aus einem Briefe Schiller's an Körner citirt: „Eine Predigt ist für den gemeinen Mann. Der Mann von Geist, der ihr das Wort spricht, ist entweder ein beschränkter Kopf, ein Phantast oder ein Heuchler." Unser schweizer Pfarrer meint, Schiller müsse diese „oberflächliche Bemerkung" doch in einem gereizten Zustande hingeworfen haben, was deutlich in seinen eigenen Worten liege; denn wie könne der „Mann von Geist" zugleich ein „beschränkter Kopf" sein?

Die Beschreibung der in den verschiedenen nordamerikanischen Städten stattgehabten Schiller-Festlichkeiten und die wörtliche oder auszügliche Mittheilung der dabei gehaltenen Reden und andern Notizen nehmen fast eine ganze Nummer der im größten Format erscheinenden „Neuyorker Staatszeitung", ein, die Nummer vom 11. November (oder Nr. 239). In Neuyork selbst wurde das Fest in ziemlich großartiger Weise begangen, obschon der radicale Redacteur des „Pionier", Karl Heinzen, gegen die Feier des Schiller-Festes geltend gemacht hatte, daß Goethe als der universellere, freiere Geist viel mehr als Schiller verdiene, solche nationale Huldigungen zu empfangen. Ja, wenn man den in einem unerträglich schwülstigen Stile geschriebenen einleitenden Worten der Zeitung Glauben beimessen dürfte, so müßte ganz Neuyork im förmlichen Aufruhr gewesen sein; denn es heißt darin unter anderm: „Alles, was sich da gern herumtummelt in den sieben Farben des Lichts, welches das Ideale ausstrahlt (!), war gestern und ehegestern geschäftig; jeder kam gelaufen und brachte seinen Opferpfennig, habe derselbe in einem stolzen Kunstwerke oder in der stillen Thräne des freudig bewegten Gemüths bestanden." Doch wir kennen schon von Lohenstein her diese Manier unserer Landsleute, in aufgedunsenen Worten zu sprechen, deren sich doch der wahrhaft Empfindende niemals bedient und wir wissen daher, was wir davon zu halten haben. Ein neuyorker Correspondent der „Allgemeinen Zeitung" versichert denn auch:

Die herbe Thatsache steht fest, daß der Saal kaum zur Hälfte gefüllt war, zu nicht geringer Befremdung des Hrn. Bryant, der in Gemeinschaft mit vielen an der deutschen Literatur Antheil nehmenden Ausländern (wol auch in Gemeinschaft mit vielen gebildeten Deutschen) sich gern der Täuschung hingibt, daß das Niveau der deutschen Literatur mit dem durchschnittlichen Bildungsniveau der Masse des Volks — einschließlich des profanen vulgus — gleichbedeutend sei. Selbsttäuschungen dieser Art mögen sehr unangenehm sein, aber Täuschungen sind sie immerhin.

In Deutschland ist eben die Zahl der ästhetisch gebildeten Leute viel größer, und dann wirkten noch ganz andere in den innern Verhältnissen Deutschlands liegende Factoren zu der allgemeinern dem Feste gezeigten Theilnahme mit. Klagt doch das neuyorker Blatt in derselben Nummer: „Hier (in Nordamerika) ist der wirkliche Maßstab allein der Dollar und nicht das Ideal. Den Dollar kennen alle, das Ideal aber haben alle vergessen, sobald sie diesen Boden betreten." Und bei dieser Ueberzeugung doch jene schwülstigen Phrasen! Die deutschen Festreden hielten Löwe, Schramm und Wiesner, die englischen der schon genannte Lyriker W. C. Bryant und der Richter Daly. Die Rede Bryant's ist aus deutschen Blättern schon hinlänglich bekannt; er hielt es für angemessen, den wüsten Freiheitsbegriffen und schwülstigen Rodomontaden der deutschen Redner eine andere Freiheit entgegenzuhalten, weshalb er namentlich die Stelle aus den „Piccolomini" von den „alten ewigen Ordnungen" betonte, also jene Ansicht Schiller's, welche genau besehen auch den ganzen „Wilhelm Tell" durchzieht; denn was diese schweizer Bauern und Hirten vertheidigen, das sind nur ihre alten Rechte und Gerechtsame, und weiter nichts. Ebenso hob, wol nicht ohne Absicht, der Redner Daly an Schiller besonders lobend hervor: seine Dichtungen seien englisch, weil sie keine schwülstige Sentimentalität athmen, und englisch in Klarheit des Verständnisses. Was mögen diese beiden Nordamerikaner bei den groß- und strohblumigen Phrasen der deutschen Festredner empfunden und gedacht haben! Es folgen dann die Beschreibungen der Schiller-Feste in Hoboken, Brooklyn und Williamsburg, Philadelphia, Washington, Baltimore, Cincinnati, Boston, Milwaukee, Buffalo, Albany, Richmond, Charleston, St.-Louis, Detroit u. s. w. Die vernünftigste unter den deutschen Festreden scheint uns die eines Herrn Feldner in Hoboken gewesen zu sein, nur ist sie unverantwortlich lang. Er sagt darin unter anderm: „Man hat Schiller nicht selten einen Dichter der Freiheit genannt, und diese Bezeichnung ist gewiß nicht unwichtig, wenn wir weniger an die politische Freiheit denken, als an die Freiheit des Geistes von den Mächten der Natur und Umgebung." Unter den in englischer Sprache gehaltenen Reden möchte die des Rev. F. W. Furneß in Philadelphia besondere Beachtung verdienen. Er machte den Deutschen das Zugeständniß, daß sie jeden Gegenstand mit mehr Tiefe auffaßten als die Nordamerikaner, während diese rastlos vorwärts strebten; er schilderte den Einfluß Schiller's auf die öffentliche Meinung, wies auf des Dichters Charakteristik von Everett hin, stellte einen beredten Vergleich zwischen Schiller und Luther an, bemerkte, daß ein Genius gleich dem unsers Dichters jede specielle Nationalität ausschließe und daß wir alle Bürger einer Welt der Intelligenz seien, und daß, wenn Shakspeare auch der erste aller Dichter sei, Schiller doch sonst keinem nachstehe. Auch die in englischer Sprache geschriebenen Blätter brachten an diesem Tage „Schiller-Artikel"; die „Tribune" sagte bei dieser Gelegenheit unter anderm:

Wo immer Deutsche, dieses wanderlustige Volk, sich niedergelassen haben, haben sie die Verse Luther's und Schiller's mit sich genommen. Es ist sehr möglich, daß der amerikanische Leser, insbesondere der literarisch gebildete, mehr von Goethe gehört und es für eine ausgemachte Sache gehalten hat, daß dieser der größte deutsche Dichter sei; aber, wer je einen Blick in das Herz des Volks gethan, hat gefunden, daß Schiller der Lieblingsdichter des letztern ist.

Wir gehen nun zu einer Anzahl von uns vorliegenden Festreden über, welche als Specialschriften gedruckt

erschienen sind. L. Döderlein's „Festrede, gehalten am 10. November 1859 im Auftrag des königlichen akademischen Senats" (Erlangen, Bläsing, 1859) hat sogar die königliche Approbation erhalten, indem König Ludwig von Baiern sie öffentlich als die beste aller Schiller-Reden bezeichnet hat. Jedenfalls verleiht ihr der Umstand einen besondern Werth, daß Döderlein sich rühmen kann, als zehnjähriger Knabe den Dichter, den „leutseligen Freund seines väterlichen Hauses" noch von Angesicht geschaut und seine Gunst genossen zu haben. Er erinnert sich noch an den hochgewachsenen, etwas hagern Mann, wie er, mit Döderleins sprechend, an der Fensterbrüstung lehnte, immer mit auffallend gesenktem Haupte, sowie ihn die Mehrzahl seiner berühmtesten Bildnisse darstellt und wie, fügen wir hinzu, auch Thorwaldsen in seiner mit größtem Unverstande deshalb getadelten Schiller-Statue ihn zur Erscheinung gebracht hat; denn der Künstler hat doch wol die Aufgabe, an der dargestellten Persönlichkeit gerade das hervorzuheben, was für sie besonders charakteristisch war. In jener Neigung des Hauptes kündigt sich das Sinnende und Denkende, das Insichhineinleben an, die Wucht der Gedanken, die das Haupt niederzieht. Döderlein bemerkt dann weiter, daß in Schiller's Wesen eine „edle Schüchternheit" gelegen und daß er nach schwäbischer Art trotz seiner Mittheilungsgabe in Gesellschaft doch mehr schweigsam als redselig gewesen.

Besondere Beachtung als der rhetorische Erguß eines so bedeutenden Aesthetikers verdient auch die „Rede, in der St.-Peterskirche zu Zürich gehalten" von Fr. Vischer (Zürich, Orell, Füßli und Comp., 1859). Vischer ist der Ueberzeugung, Schiller werde von Jahrhundert zu Jahrhundert gefeiert werden, endlich aber würde eine Feier kommen, „wo die Menschen rufen: Seht hin, er hat recht gehabt mit seinem hohen Bilde der Freiheit und schönen Menschlichkeit!" Nicht als ob Schiller der Thor gewesen, zu meinen, es sei eine Welt ohne Gebrechen möglich; als Mensch habe er nüchtern in die Welt gesehen; er habe sie besser gekannt als mancher, der ihn Schwärmer schelte. Aber er senke uns ein strahlendes Bild in den Busen und überlasse uns zu urtheilen, wie viel wir dann Schritt um Schritt in die Wirklichkeit übertragen können; nur immer warm und unbeirrt sollen wir im Innern den heiligen Schatz bewahren. Indeß verschweigt sich Vischer nicht, daß der Schicksalsbegriff in der „Braut von Messina" und der Weltbürgersinn Schiller's dem eigentlichen nationalen Bewußtsein zu wenig Raum lasse; doch komme im „Tell" endlich auch das Volksbewußtsein zu seinen Rechten.

In seiner durch gehobenen Ton und begeisterte Stimmung sich auszeichnenden, zu Leipzig gehaltenen und unter dem Titel: „Schiller als deutscher Nationaldichter" (Leipzig, Weber, 1859), weist Paul Möbius auf Grund der Charakteristik unsers deutschen Volks nach, daß Schiller in jeder Beziehung den geistigen Bedürfnissen der Nation Genüge gethan habe und ebendeshalb zum Nationaldichter geworden sei; er sei es geworden, weil dieser Dichter,

> wenn ihm auch der Name des größten streitig gemacht wird, wenn er auch weniger als mancher andere von deutschem Ruhm und deutscher Herrlichkeit gesungen hat; weil dieser Dichter, wie kein anderer vor ihm und nach ihm, es verstand, mit klaren begeisternden Worten auszusprechen, was die tiefinnersten Lebensregungen des deutschen Volks waren, seine erhabensten Gedanken und Gefühle, sein tiefster Schmerz und seine höchste Lust, sein süßestes Sehnen und seine freudigste Hoffnung!

Der ähnliche Gedanke, wenn auch nicht in derselben systematischen Durchführung der Parallele zwischen dem deutschen Volke und seinem Lieblingsdichter, aber doch der Gedanke, daß Schiller der eigentliche Nationaldichter sei, kehrt begreiflicherweise auch in andern Reden wieder, sowie schon der Titel erkennen läßt, in des Gymnasialdirectors W. B. Mönnich im Gymnasium zu Heilbronn gehaltener Rede: „Schiller als Dichter nach dem Herzen der Nation" (Heilbronn, Scheurlen, 1859); in der von dem Professor W. Assmann zu Braunschweig gehaltenen Rede, die unter dem Titel: „Schiller's nationale Bedeutung" (Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1859) erschienen und zugleich mit einer sehr brauchbaren Zeittafel zu Friedrich von Schiller's Leben versehen ist; in der durch zweckmäßige Kürze sich empfehlenden, auf dem Markt zu Bremen gehaltenen und zum Besten der deutschen Schiller-Stiftung in Druck gegebenen „Festrede" von J. W. Schaefer (Bremen, Schünemann, 1859), in der nachdrücklich darauf hingewiesen wird, daß Schiller durch sein deutsches Gemüth wie durch seine deutsche Gesinnung der Dichter des Vaterlandes geworden sei. So sagt auch Rudolf Gottschall (dessen im leipziger Gewandhaus gehaltene Festrede durch die mahnende und strafende Gegenüberstellung der idealen Begeisterung für Schiller und des unsere Zeit doch sonst verunstaltenden Materialismus übrigens bedeutender war) in seiner im Schießwerder zu Breslau gehaltenen „Festrede" (Breslau, Trewendt) unter anderm:

> Doch nicht nur, weil sein Sinn offen war für jedes Wirken, ist er ein Dichter des Volks; er ist's, weil er sein höchstes Streben erfaßt und widergespiegelt, das Streben und Ringen des deutschen Volks, welches ein englischer Dichter ein Volk von „Denkern und Dichtern" genannt hat.

Adolf Helfferich in seiner „Schiller-Rede" (Berlin, Springer, 1859) sagt: „Wer das deutsche Vaterland lieb hat, der kann es getrost in Schiller und um Schiller's willen lieben", und weiter: „So lange Schiller unser Trost, die Leuchte unserer Augen ist, bleibt die Zukunft für uns unverloren"; er drückt die Hoffnung aus, „daß früher oder später ein Deutschland erstehen werde, das vor dem Schatten Schiller's weder zu erröthen noch zu erzittern braucht". Wenn übrigens Helfferich behauptet, Schiller sei der erste Dichter gewesen, „der in die unergründliche Meerestiefe des Frauenherzens niederstieg und die ewige Perle echter Weiblichkeit heraufholte", so werden zu einer solchen Behauptung gewiß manche den Kopf schütteln. An echter psychologischer Kenntniß und Naturwahrheit übertreffen sicherlich die weiblichen Schöpfungen Shakspeare's und Goethe's doch weit die Frauengestalten Schiller's. Unbefangene und geistvolle Frauen selbst, scharfe Beobachterinnen ihres Geschlechts, wie Rahel, haben dies offen eingestanden.

Alexander Jung bemerkt in seiner in der königlichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg gehaltenen Festrede, die unter dem Titel „Friedrich Schiller, der Dichter der deutschen Nation" (Königsberg, Gebr. Bornträger, 1859) erschien, gleichfalls:

In Schiller concentriren sich vorzugsweise alle Blüten der deutschen Nation, alle Früchte der Zukunft, die solcher Frühling schon ansetzt, so zwar (fügt er sehr treffend hinzu), daß durch Schiller's Gegenwart das profane Volk der Pfahlbürger, deren Geschlecht in Deutschland ebenfalls wuchert, ein für allemal ausgeschlossen wird.

Wer denkt nicht hierbei an Schiller's „Gevatter Schneider und Handschuhmacher" und an des „Philisters Gaul"? Jung's Rede enthält übrigens viel Geistreiches, so namentlich über den diametralen Gegensatz zwischen Heine, der „die ganze Poesie travestirt, die Literatur mehrfach mit der Travestie inficirt", und dem hochfliegenden, die jugendlichen Schlacken immer mehr bis zur Goldreinheit abstreifenden Schiller. Wie in der Rede des Tübinger E. Meier (vgl. Nr. 5 d. Bl.) finden wir auch in der von Jung der Anlage Schiller's zum Komischen gedacht, welche Grimm bekanntlich in der seinen dem Dichter völlig absprach. Jung bemerkt: „Schiller lebte und webte im Erhabenen, sodaß er ebendeshalb auch das Schöne beherrschte und eine sehr tiefe Anempfindung für das Komische hatte", denn das komisch Erhabene ist nur die andere Seite des tragisch Erhabenen. Dann und wann ist Jung zu rhetorisch und hyperbolisch; mit Aussprüchen z. B. wie: „Schärfer, weitreichender, klarer in seinem Blick als Columbus — bei dem es sich nur um einen äußern Continent handelte — erkannte Schiller" u. s. w., ist dem Dichter kein Gefallen erzeigt.

Der Institutsvorsteher Friedrich Dörr auf St.-Pauli hebt in seiner „Festrede" (Hamburg, Meißner, 1859), in der er zuletzt in recht eindringlichen Worten daran mahnt, über Schiller auch die übrigen Heroen des deutschen Geistes nicht zu vergessen, besonders Schiller's Bedeutung für die Jugend hervor. Auch J. Methner verherrlicht in seiner im Gymnasium zu Lissa gehaltenen Rede „Friedrich Schiller" (Lissa, Günther, 1859), die übrigens auch Goethe in gerechter Anerkennung als denjenigen feiert, der mit Schiller in den Herzen der Deutschen das Gefühl geistiger Zusammengehörigkeit wieder hervorgerufen, Schiller als den Liebling der Jugend, und der Studiendirector G. C. Mezger ließ eine Schulrede unter dem Titel „Schiller als Dichter der Jugend" erscheinen. Moritz Carriere bezeichnet in seiner überall den philosophisch durchgebildeten Aesthetiker bekundeten „Festrede" (München 1859) die selbstbewußte Arbeit, die geschichtliche That, den Manneskarakter als Schiller's eigentliches Gebiet und weist schließlich ebenfalls darauf hin, daß uns in Schiller und seiner Kunst bei aller Verschiedenheit ein allgemeiner deutscher, vaterländischer Einheitspunkt gewonnen sei. G. Riesser hebt in seiner bereits in zweiter Auflage erschienenen „Festrede" (Hamburg, Meißner, 1859) unter anderm hervor, daß Schiller mit seinen Schöpfungen viel tiefer in die Nation eingedrungen als viele, die geglaubt haben, sich zum Verständniß der Menge herablassen zu müssen; denn wie das Auge des Volks das festliche Gepränge liebe, mit dem mächtige Herrscher sich umgeben, so liebe seine Seele den Glanz und die Pracht der Schiller'schen Sprache; er habe in uns allen die Liebe zu unserm Volke erhöht, dessen Organe der Einheit, dessen lebendig verknüpfendes Band die Sprache sei. Hermann Masius stellt in seiner „Rede zur Schiller-Feier in Halberstadt" (Glogau, Flemming, 1859) den Satz in den Vordergrund, daß keiner unter allen unsern Dichtern so wie Schiller ein Führer und Erzieher der Nation geworden, und er beantwortet die Frage, woher denn solche Macht dem Dichter gekommen, damit, „daß sich Dichter und Mensch in ihm zu großartig-schönster Einheit zusammengeschlossen". W. A. Passow bemerkt in seiner im Rathhaussaale zu Thorn gehaltenen „Festrede" (Thorn 1859), wie Schiller auch darin ein ganzes und volles Menschendasein durchlebt habe, daß er unserm ursprünglichen Erbe von Schwäche und Irrthum seinen Zoll abgetragen. Nur Schritt für Schritt, aber aus sich selbst habe er gelernt, der Kraft ihr Maß, der Größe die Anmuth hinzuzufügen; und wo er irre, da sei dieser Irrthum selbst die Quelle und der Bürge ihres künftigen Gelingens. An Mannichfaltigkeit und Würde der Form, an Wohllaut und Pracht der Sprache, an Reichthum und Tiefe der Gedanken könnten sich nur wenige, aber — es könnten sich andere Dichter mit Schiller messen. Was den Dichter auszeichne, sei jener wunderbare Zauber, der auf allem ruhe, was Schiller der Dichter uns hinterlassen und den er, der Festredner, „Verklärung" nennen möchte. Ludwig Walesrode versichert in seiner Festrede, die er im großen Saale des Bürgervereins zu Altona hielt und unter dem Titel „Friedrich Schiller und sein Volk" (Altona, Wendeborn, 1859) erscheinen ließ, es sei nicht das Genie Schiller's und nur dies, dem das deutsche Volk zujubele; „denn zu hoch in kalter, luftiger Höhe, von wenigen Bevorzugten verstanden und bewundert, thront das Genie über dem Alltagstreiben der Menschheit"; auch wäre es Uebertreibung, in Friedrich Schiller das größte Dichtergenie erblicken zu wollen; neben ihm ständen Homer, Dante, Shakspeare, Goethe, „dessen Faustdichtung in ihrer kühnen Gedankentiefe unvergleichlich bleiben wird in der Geschichte unserer deutschen Literatur, ja, wir dürfen sagen, der Weltliteratur". Nein, nicht das Genie des Geistes sei es gewesen, wodurch Friedrich Schiller der unsterbliche Lieblingsdichter seines Volks geworden, sondern das Genie seines Herzens; dagegen lebe Goethe nicht im Herzen seines Volks, „weil er nicht des Volks gewesen", vielleicht aber sagt man treffender: weil das Volk nicht Goethe's gewesen! Friedrich Zimmermann gibt in seinem „Vortrag über Schiller" (Darmstadt 1859), den er in der Aula des darmstädter Gymnasiums hielt, eine vollständig biographisch-literarische Abhandlung über die Entwickelung und die Leistungen Schiller's, von dem er bemerkt, die Studien des Denkens verriethen uns, wo der Dichter am stärksten sei; was z. B. die Lyrik betreffe, so habe Schiller nur bisweilen den Ton des Liedes und dann glücklich genug angeschlagen:

jedenfalls komme aber sein Lied gegen das Goethe'sche „gar nicht in Betracht". Sonst läßt es der Redner an den enthusiastischsten Ausdrücken der Bewunderung für Schiller nicht fehlen; wenn er aber neben den mancherlei großen Charaktereigenschaften, welche den Dichter in der That auszeichneten, vorzugsweise auch seine Neidlosigkeit, seine „ungetrübte Freude an fremder Größe, die sich selbst über Gebühr demüthigen konnte", hervorhebt, so läßt sich doch fragen: wo hat sich der ehrgeizige Schiller je „über Gebühr" gedemüthigt? Er hörte Goethe erst zu hassen auf, als er sich sagen konnte, daß ihm die Nation nicht unter, sondern neben und zum Theil über Goethe seinen Platz anweise, und Wieland und Herder „lästerte" er, nach Alexander von Humboldt's Ausdruck.

Wie Zimmermann's und so manche andere der obenerwähnten Reden aus den Grenzen eines bloßen Festvortrags hinausgeht und sich zu einer Abhandlung ausbreitet, so thut dies auch die Festrede, welche Karl Nagel im Spiegelsaale des Schlosses Friedenstein zu Gotha hielt und die er mit einer am Säcularfeste Goethe's 1849 im großen Hörsaale des gothaischen Gymnasiums gehaltenen Festrede zu einer Schrift: „Goethe und Schiller. Zwei Festreden" (Gotha, Müller, 1859), zusammengestellt hat. Von beiden Reden möchten wir übrigens der über Goethe den Vorzug geben, weil sie einfacher geschrieben ist. Gefreut hat uns in der über Schiller die warme, herzliche und gerechte Anerkennung, die er den nicht hoch genug zu schätzenden Verdiensten des wackern Christian Gottfried Körner um Schiller zollt. Eine Schrift: „Erinnerung an die Schiller-Feier in der höhern Handelslehranstalt in Prag" (Prag 1859), enthält einen von J. P. Grohmann, Lehrer der deutschen Sprache und Literatur an der Anstalt, bei dieser Gelegenheit gehaltenen Vortrag, worin die Feier als ein „Fest deutscher Größe, ein Fest der Freiheit und der Humanität" charakterisirt wird. Durch etwas zeichnet sich diese Rede übrigens vor allen andern aus, nämlich durch die Hervorhebung des Einflusses, den Schiller auf das Ausland geübt hat, wie durch die Anführung der Reproductionen Schiller'scher Werke namentlich bei den Italienern und Slawen. Vernünftig und instructiv erörtert P. W. Forchhammer in seiner „Schiller-Feier. Festrede gehalten am 10. November 1859 in der akademischen Aula zu Kiel" (Kiel, Schwers, 1860) den so vielfach misverstandenen Schiller'schen Freiheitsbegriff, geht dann zu den Erscheinungen unserer Zeit über, welche jenem Freiheitsbegriff theils widersprechen, theils sich ihm mehr als zu Schiller's Zeit annähern, klagt unter anderm über Zunahme des Brotstudiums auf Kosten der universellen Bildung unter den Studirenden und über Abnahme des Studiums innerhalb einzelner Brotstudien, freut sich dagegen im Hinblick auf andere Stände darüber, daß Schiller's Vorwurf, der moderne Mensch sei nur ein Ausdruck seines Geschäfts, jetzt nicht mehr dieselbe Anwendung zulasse, und benutzt das in Hellebeck 1791 gefeierte Schiller-Fest und die Schimmelmann-Augustenburg'sche Schenkung dazu, zur Versöhnung zwischen Deutschen und Dänen zu reden, die bei der jetzigen Weltlage vielleicht zu wünschen ist; denn, sagt er, Baggesen habe zuerst zu jener Schenkung angeregt und Baggesen sei ein Däne gewesen. Schließlich spricht er die Hoffnung aus, der Tag sei nahe, „da ohne Gefährde für irgendwen gesprochen und geschrieben wird mit derselben Freiheit diesseit der Belte und der Königsau, wie jenseit, mit derselben Freiheit und mit mehr Wahrheit. Das walte Gott!" Eine der bemerkenswerthesten Reden scheint uns die zu sein, welche J. W. Loebell zu Bonn gehalten hat. Sie ist unter der Ueberschrift: „War Schiller ein politischer Dichter?" in Nr. 318 f. 1859 der „Kölnischen Zeitung" abgedruckt, und an dieser Stelle vielleicht mehr gelesen worden, als wenn sie nur in Form einer Specialschrift erschienen wäre. Hier können wir auf sie nur verweisen.

In eine ganz andere Sphäre versetzen uns die „Zwei Predigten mit Beziehungen auf Schiller. Zur Berichtigung falscher Auffassungen auf Verlangen dem Druck überlassen vom Prälat Dr. Kapff in Stuttgart" (Stuttgart, Steinkopf, 1859). Der Prälat Kapff hatte in zwei zu Stuttgart gehaltenen Predigten Schiller und den ihm gewidmeten Cultus in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen. Er hatte unter anderm gesagt, man müsse der Jugend sagen,

daß sie zwar viel von Schiller lernen könne, aber die eine große Hauptsache, das Christenthum, nicht bei ihm lerne, weil er das Christenthum nicht kannte, das er in der damaligen Kirche bei seinen Verhältnissen in allzu dürftiger Gestalt sah, während er, wenn er jetzt lebte, gewiß anders dächte, ja wir hoffen dürften, daß er ein lebendiger Christ wäre und uns noch viel köstlichere Erzeugnisse seiner Dichtkunst gäbe, als wir sie von ihm haben.

Er hatte ein andermal gesagt: „Die Tugend faßt er als etwas so Göttliches, als ob der Mensch zu ihr keine höhere Hülfe und außer ihr nichts weiter bedürfe" u. s. w. Es ist eben der Standpunkt eines Geistlichen. Ein öffentliches Blatt hatte nun seine Worte dahin entstellt, Kapff habe Schiller den „Antichrist" genannt und die Jugend vor ihm gewarnt. Dieser Entstellung zu begegnen, hat Kapff seine Predigten nun veröffentlicht. Bitter beklagt er sich im Vorwort, es sei doch merkwürdig, wie gerade die am meisten von Freiheit Redenden eine Tyrannei üben gegen Prediger, die ihnen nun einmal zuwider sind und denen sie jedes Wort verübeln und verdrehen, das gegen den Strom ihrer Ansichten und Absichten geht. Er sucht sein gutes Recht nachzuweisen, das er gehabt, vor der Ansicht zu warnen, als sei Schiller so hoch zu achten als Christus und als seien seine Werke sogar der Bibel vorzuziehen. Selbst sehr eifrige Verehrer des Dichter könnten ihre Misbilligung dieser zu weit gehenden Schiller-Vergötterung nicht zurückhalten; dagegen habe ein Katholik jüngst seine Freude darüber ausgedrückt, daß ja die Protestanten nun auch einen „Heiligen" hätten. Hierbei möchten wir als eine Art Curiosum erwähnen, daß „nach einer erst neuerdings aufgefundenen Ueberlieferung" (was ist nicht von dem mythischen Schiller alles überliefert worden?) Schiller während seines Aufenthalts in Bauerbach den Gedanken gehabt habe, dort ein Drama zu schreiben und von dem

Ertrage den Bauerbachern eine Kirche zu bauen. Hat Schiller wirklich einmal so etwas geäußert, so hat er es sicherlich nur scherzhaft gemeint. Schiller brauchte gerade damals Geld nöthiger als je; seine Finanzen waren gänzlich zerrüttet, und als rechtlicher Mann mußte er zuvörderst an die Tilgung seiner Schulden statt an die Erbauung einer Kirche denken, selbst kirchliche Gedanken damals bei ihm vorausgesetzt. Und welch ein chimärischer Plan, von dem Ertrage eines Dramas eine Kirche erbauen zu wollen! Weiß man denn, was ein Drama im besten Falle einbringt, auch heutzutage? Weiß man nicht, wie erbärmlich die Honorare waren, welche Schiller von den Aufführungen seiner ersten Dramen bezog? Schiller selbst wußte es leider am besten!

Unser obiger Bericht ist bei weitem kein vollständiger und kann es auch nicht sein; man bedenke nur, daß das von dem Buchhändler **Adolf Büchting** mit sorgfältigstem Fleiß zusammengestellte, alles Dankes werthe Verzeichniß der Jubiläumsliteratur, das freilich auch die Kunstblätter, Musikalien, Denkmünzen u. s. w. umfaßt, nebst dem Sachregister mehr als 84 Seiten einnimmt.*) Es ist, wie man sieht, unendlich viel auf Anlaß der Säcularfeier gesprochen und gedruckt worden, viel Ueberschwengliches, viel Schiefes, viel Seichtes, aber auch viel Gutes, Treffliches und Geistreiches. Man hat Schiller hauptsächlich als Freiheitsdichter, als Vaterlandsdichter, als Dichter der Jugend und der Frauen gepriesen. Schiller selbst würde gegen alle solche einseitige Auffassungen protestiren; er würde seine Lebensaufgabe verfehlt gehalten haben, wenn man ihm bei seinen Lebzeiten unter den Volks- und Jugenddichtern, etwa neben Bürger und Gellert, seinen Platz angewiesen hätte. Nein, Schiller ist kein Dichter für das Volk, wenn auch einzelne seiner frühesten Dramen, wie die „Räuber" und „Kabale und Liebe", von großer volksthümlicher Wirkung sind und in die Herzen des Volks einschlagen würden, selbst wenn sie in einer Scheune von den mittelmäßigsten Schauspielern dargestellt würden; aber Schiller selbst hat später diesen volksthümlichen Elementen den Abschied gegeben, und er würde auf seinem spätern Standpunkt vielleicht gern die „Räuber" vertilgt und im Gedächtniß der Menschen ausgelöscht haben, wenn dies möglich gewesen wäre. Im allgemeinen ist er aber nur ein Dichter für die Gebildeten; viele seiner philosophischen Dichtungen sind sogar nur den Höchstgebildeten verständlich und auch diesen nur mit Mühe, und daß er auch von den literarisch Gebildeten nicht immer verstanden wird, das beweisen die mancherlei schiefen und falschen Auffassungen, durch die man sein Wesen und Streben entstellt. Er war den Deutschen nicht, was Béranger, dem er doch als Culturdichter unendlich überlegen, als Volksdichter den Franzosen war; auch können wir Deutsche bei der großen Kluft, die sich zwischen den Massen und den gebildeten Klassen aufthut, einen Volksdichter von der Art Béranger's gar nicht besitzen. Kein Zweifel, daß Schiller's reinste und reifste Dichtungen — wir wissen dies ja aus eigener Erfahrung — ebenso erhebend als befeuernd auf die Herzen und vielleicht noch mehr auf die Köpfe der Jugend wirken, und der Prälat Kapff selbst versichert, daß er seinen Confirmanden zu sagen pflege, sie möchten vom funfzehnten bis sechzehnten Jahre an Schiller lesen,

aber mit Verstand und im Licht der christlichen Wahrheit; ja (fügt er hinzu) ich wäre froh, wenn die vielen Geschäfts- und Genußmenschen, die gegen alles Höhere und Edlere stumpf, nur für Bacchus- und Venus- und Mammonsfreuden Sinn haben, statt ihrer schlechten Bücher die von Schiller läsen und so eine mehr ideale und moralische Richtung, die freilich die Bibel ihnen viel wahrer und besser gäbe, bekämen.

Es geht aber mit Schiller wie mit der Bibel; letztere enthält in den historischen Schriften des Alten Testaments so manches, was vor den Blicken und den Ohren der Jugend unentschleiert und ungenannt bleiben sollte. Manche, unter andern eine Dame, Ernestine Vater, in einem Aufsatze „Erinnerung an Schiller", thun in der That so, als ob Schiller nie eine Zeile geschrieben, bei der ein junges Mädchen roth werden müßte; wir verweisen aber auf die vielen geschmackswidrigen Roheiten und Cynismen in Schiller's Jugendgedichten, namentlich in den Gedichten der Anthologie, in den „Räubern" und in „Kabale und Liebe", in deren ersten Scenen, namentlich in den frühesten Ausgaben, der Musikus Miller wahrhafte Unflätereien von den Lippen sprudelt. Kein Vater wird sehr davon erbaut sein, wenn sein funfzehnjähriger Sohn sich Karl Moor zum Muster nimmt, oder wenn sich seine vierzehnjährige Tochter die Exaltationen Luisens in den Kopf setzt, und mancher Lehrer und Erzieher mag es schon bitter empfunden haben, daß seine Zöglinge von der Lectüre der „Räuber" in die Lectionsstunden kamen. Und was soll man erst dazu sagen, wenn einer der Redner sogar behauptete, keiner sei so geeignet als Schiller, das Kindesherz zu fesseln? Sicherlich soll die Kritik Schiller gegenüber sich nicht auf den Jungfern- und Gouvernantenstandpunkt setzen; wir sagen dies alles nur zur Feststellung der Wahrheit und weil diejenigen, die in diesem Tone von Schiller sprechen, in der Regel die Absicht damit verbinden, Goethe im Gegensatz zu Schiller als einen Pfuhl von Unsittlichkeit darzustellen.

Die wie ein elektrischer Schlag sich über alle fünf Welttheile erstreckende Schiller-Feier war sicherlich eine erhebende, in ihrer Art einzige, so noch nie dagewesene Erscheinung, und als solche imponirte sie auch dem Auslande. Doch fanden sich auch gereizte Gegenstimmen, und zwar besonders in dem „stammverwandten" England. Freilich, wenn der „Punch" sich über diesen Enthusiasmus der Deutschen für Schiller verwunderte, da die Deutschen doch sonst nur das Bier in Entzücken zu versetzen pflegte, so ist dies eben Freund „Punch"; aber auch ernsthafte Blätter erlaubten sich die schnödesten Aus-

*) Der vollständige Titel desselben ist: „Verzeichniß der zur hundertjährigen Geburtsfeier Friedrich von Schiller's erschienenen Bücher, Kunstblätter, Kunstwerke, Musikalien, Denkmünzen u. s. w. mit Angabe des Formats und Verlagsortes, der Verleger und Preise derselben. Ein Beitrag zur Schiller-Literatur. Herausgegeben von **Adolf Büchting**. Nebst einem Sachregister über die Bücher." Nordhausen, Büchting. 1860. 16. 7½ Ngr.

fälle; so behauptete der „Critic“ in einem lächerlichen Artikel, Schiller und Goethe ständen als Menschen tief unter der Mittelmäßigkeit, als Schriftsteller nur wenig darüber, und Schiller sei „weder ein guter Geschichtschreiber, noch ein guter Philosoph, noch ein guter Dramatiker, noch ein guter Kritiker“ gewesen. Solche Absurditäten, die eigentlich zu komisch sind, um sich darüber zu ärgern, gestattete sich kein Franzose. Das Urtheil Albert Lefaivre's in der „Revue contemporaine“ hat man in Deutschland wol zu gereizt aufgenommen. Lefaivre sagte ausdrücklich, daß das Schiller-Fest den Deutschen zur Ehre gereiche, es sei eine der Poesie, den segensreichsten Fähigkeiten des menschlichen Geistes dargebrachte Huldigung gewesen, man glaube sich in eine heitere Region, unter eine ideale Gesellschaft versetzt, und wenn dies auch ein Traum sei, so verdiene das Volk, welches ihn auch nur für einen Augenblick realisirt habe, den Dank des ganzen Universums. Aber freilich sprach Lefaivre die Ansicht aus, daß, wie es ihm scheine, Schiller von dieser „Idolatrie“ keinen großen Nutzen haben werde, und wenn man von gewisser Seite dem Fest einen politischen Charakter habe aufdrücken wollen, so stehe dieser im Widerspruch mit den Tendenzen Schiller's, denn dieser sei kein Politiker gewesen; er habe einen ausländischen König, Gustav Adolf, als Retter des Protestantismus gefeiert; nichts sei ihm der deutsche Kaiser, nichts die deutsche Einheit gewesen u. s. w. Das sind eben Ansichten, über die sich streiten läßt, die sich aber nicht durch einen Machtspruch als gänzlich unwahr bezeichnen lassen. Wir verweisen hierbei übrigens auch auf die Artikel „Die Schiller-Feier in Wien“ in Nr. 49 und „Wir und sie“ in Nr. 51 des „Deutschen Museum“. In dem erstern waren die mancherlei Misgriffe aufgedeckt, welche man sich bei der wiener Schiller-Feier zu Schulden kommen ließ, und es verdient beachtet zu werden, daß der Berichterstatter die Toaste zweier Nichtdeutschen, die der beiden Fürsten Czartoryiski als die einzig vernünftigen und schlichtesten hervorhob. Der andere, aus Schlesiens Hauptstadt datirt, geiselt mit beißender Schärfe jenes bornirte Philisterthum, welches immer den Namen Schiller's misbräuchlich im Munde führt, ohne von ihm etwas zu wissen und sich auch nur annähernd zu seinem hohen Standpunkt zu erheben.

Wir wünschen nur, daß der dem Schiller-Jubiläum entgegengebrachte Enthusiasmus keine bloße augenblickliche Aufwallung gewesen sein möge. Wahrscheinlich stehen Deutschland Jahre schwerer, vielleicht blutiger Prüfung bevor. Dann wird sich zeigen, ob der Geist der Einheit, mit dem man Parade machte, wirklich in alle Schichten des Volks, in alle deutschen Gauen gedrungen ist, ob wir vor Europa mit Ehren bestehen werden, wenn es sich um wirkliche Thaten handelt. Schließlich rufen wir allen Schiller-Verehrern des Dichters herrliche Worte zu:

Der freiesten Mutter freie Söhne,
Schwingt euch mit festem Angesicht
Zum Strahlensitz der höchsten Schöne!
Um andre Kronen buhlet nicht!
Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euern Zeitenlauf!
Fern dämmre schon in euerm Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf!

Man frage sich auf sein Gewissen, ob unsere in dem eigenen materialistischen Schleim sich fortbewegende, am Boden des Egoismus klebende Schneckengeneration sich auch wirklich rühmen darf, dieser erhabenen Aufforderung des Dichters durch die That statt durch den bloßen Munddienst zu entsprechen. **Hermann Marggraff.**

Zur Streitfrage zwischen den Materialisten und Spiritualisten.

Geist und Körper in ihren Wechselbeziehungen, mit Versuchen naturwissenschaftlicher Erklärung. Von Karl Reclam. Leipzig, C. F. Winter. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

„Vom Leben selber wissen wir nichts; wir erkennen nur die Aeußerungen des animalischen Lebens.“
Wolf, „Ideen über Lebenskraft“. 1806.

Vorliegendes sehr gediegenes, durchweg interessantes Werk können wir unsern Lesern als eine ganz vortreffliche literarische Frucht empfehlen. In ihm steckt eine kerngesunde Nahrung für jeden unbefangenen Denker, und den an Befangenheit kranken Gemüthern gewährt dasselbe ein heilsames Mittel zur Wiedergenesung. Denn die neuesten Forschungen auf dem Gesammtgebiete der Physiologie, welche so viel Hader und Aergerniß ins Leben gerufen haben, werden hier mit einer würdevollen Ruhe zur klaren Anschauung gebracht. Alles wird anziehend und leichtfaßlich behandelt. Nirgends wird dem Leser ein vorgefaßtes Urtheil aufgezwungen, sondern er behält überall seine geistige Freiheit, kann selbst prüfen und entscheiden. Ueberall bilden epochemachende Thatsachen die sichere Grundlage des Denkens. Wir besitzen sehr viele populäre Schriften, in denen ein ganz ähnliches Thema bearbeitet ist, aber es befindet sich darunter kein einziges, welches in einem so engen Rahmen alle Hauptmomente der Wissenschaft so entschieden und so scharf ausgeprägt, so bedeutungsvoll anregend zur Darstellung gebracht hätte. Der Verfasser ist durch mehrere andere literarische Arbeiten schon allgemein als ein gründlich durchgebildeter Mann von Fach gekannt und geschätzt; mit dieser Frucht seiner Feder wird sich der Kreis seiner Freunde noch um ein Bedeutendes erweitern.

Das Buch nimmt in dem schon lange mit sehr einseitiger Auffassung geführten leidenschaftlichen Kampfe zwischen den Physiologen, Psychologen und Theologen einen vorurtheilsfrei erwägenden Standpunkt wissenschaftlicher Gründlichkeit ein. Autoritäten gelten dem Verfasser gar nichts, wenn sie in dem soliden Aufbau der Wissenschaft keine Bedeutung haben; überhaupt hält er sich frei von jedem persönlichen Einflusse. So macht er sich frei und unabhängig von jeder nicht zur Sache selbst gehörenden Rücksicht. Dabei nimmt er allerdings ganz entschieden Partei für den verständigen Materialismus unserer heutigen Naturwissenschaften, ist aber doch nicht parteiisch blind nur für diese Richtung und so eingenommen, als führe sie zu dem alleinseligmachenden Ziele, als hinge davon allein das ganze Lebensglück, die ganze Lebensbestimmung des Menschen ab. Alles stützt sich bei ihm auf Erfahrung, auf Beobachtung und Versuche. Diese Empirie wurzelt aber edel in der Freiheit und Freimüthigkeit eines wissenschaftlich gründlich gebildeten Geistes. Die reine Wahrheit und Wirklichkeit der Natur steht dem Verfasser als Mann der Wissenschaft am höchsten: alles Poetisiren, Speculiren, Philosophiren, Moralisiren über die empirisch gefundenen Naturgesetze liegt außerhalb der Sphäre seines Standpunktes. Er unterschätzt diese spirituelle Geistesthätigkeit nicht; im Gegentheil blickt er darauf mit Hochachtung und Anerkennung, so oft dieselbe nur innerhalb

ihres berechtigten Kreises bleibt; aber er kann sie nur nicht mit in das Bereich einer streng wissenschaftlichen Erfahrungsnaturlehre ziehen. Und umgekehrt gibt er auch den Materialisten gar kein Gehör, welche unberechtigt ihre Schranken überschreiten und da ihre Weisheit auskramen wollen, wo man dafür weder Sinn noch Hochachtung haben kann. Auf diese Weise steht er ebenso kampfgerüstet den vorwitzigen Materialisten wie den empfindlichen Idealisten gegenüber. Jenen zeigt der Verfasser mit klaren Worten, daß sie sich zu Folgerungen haben verleiten lassen, wozu sie gar nicht berufen und berechtigt waren, und welche daher die Würde ihrer Wissenschaft entehrten; und den andern macht er begreiflich, daß das beschauende Denken und Empfinden, Glauben und Verehren des Geistes in der Natur und des Geistes über der Natur etwas sehr Erhabenes, Schönes, ja Nothwendiges sei; daß es aber auch wieder gar nicht recht sei, wenn sie dies für eine Naturwissenschaft ausgeben wollten. Darin steckt nun der Kern zur Polemik des Ganzen. Das Buch enthält ganz vortreffliche Grundsätze, indeß sie beruhen bei Lichte besehen doch immer wieder auf Ansichten, und über Ansichten läßt sich ewig streiten. Es scheut aber auch den Kampf nicht, obgleich es denselben gern vermieden hätte. In einigen Punkten hat es sogar schon angefangen zu kämpfen, wobei sich aber sogleich erkennen läßt, daß es sich frei erhalten will von jeder leidenschaftlichen Rechthaberei, von jeder Persönlichkeit. Dies Beispiel ist vortrefflich; es wäre zu wünschen, daß der noch lange nicht ausgefochtene Streit auf eine so würdige Weise fortgesetzt würde.

Außer der Einleitung, welche sich über die Veranlassung und den Zweck des Buchs ausspricht, enthält dasselbe noch sieben Aufsätze. In dem ersten wird hingewiesen auf die Herrschaft der Nerven über den Stoff und auf ihre Abhängigkeit davon; der zweite zeigt die Abhängigkeit des Geistes vom Körper und seine Macht über denselben; der dritte ist eine Abwehr eines Angriffs gegen die physiologische Wissenschaft; der vierte beantwortet die Frage, welcher Unterschied zwischen der Summe und dem Ganzen besteht, sobald es sich um das Erforschen und Begreifen der Naturgesetze handelt; der fünfte sucht deutlich zu machen, was dabei wesentlich verschieden ist; der sechste bezeichnet den Standpunkt der Naturwissenschaft und die gegen denselben erhobenen Vorwürfe; der siebente bestimmt die Grenzen des Instinctes und der Intelligenz bei Thieren. Der erste Ueberblick dieses Inhalts läßt vermuthen, daß man es hier mit wichtigen Einzelheiten zu thun habe, die aber in keinem systematischen Zusammenhange ständen; sobald man indeß tiefer in die Sache eingeht, stellt sich sogleich heraus, daß alles ein innig zusammengehöriges Ganzes ausmache.

Wir beschränken uns diesmal vorzugsweise nur auf die Besprechung des letzten Abschnitts, weil derselbe sich gerade auf das bezieht, was ganz allgemein interessirt und vom Verfasser mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit behandelt worden ist.

Ueber den Instinct der Thiere ist schon seit Jahrtausenden viel gedacht und geschrieben. Aristoteles legte den Thieren eine sinnliche Seele bei, deren Vermögen sich auf Empfinden und auf Gedächtniß beschränke. Descartes und Buffon suchten alles auf einen angeborenen mechanischen Trieb zurückzuführen. Reimarus und Bonnet schlossen sich dem Aristoteles wieder an und waren sogar der Ansicht, daß in dem Instincte der Thiere auch noch die Einbildungskraft, ja sogar Urtheil und Wille enthalten sei. Jetzt versteht man ziemlich allgemein darunter eine aus unbekannten Ursachen entstandene Nöthigung eines Thiers zu zweckmäßigem Handeln, wobei aber die Erkenntniß des Zwecks fehle. Der Verfasser ist dieser Ansicht nicht gerade entgegen, macht aber zunächst darauf aufmerksam, daß ein Sichten nothwendig sei, da man gar vieles noch zum Instincte zähle, was gar nicht dazu gehöre. So bewunderte man früher den Instinct des Küchleins, daß dasselbe gerade am einundzwanzigsten Tage der Brütung das Ei durchbreche; eigentlich ist dabei aber nur zu bewundern, daß das Thierchen zu dieser Arbeit ein scharfes gezahntes Knochenstück auf dem Schnabel habe, womit es die Eischale durchsägen kann. „Nach wiederholt von mir angestellten Beobachtungen", sagt der Verfasser, „ist der Vorgang auf folgende Weise zu erklären. Das Hühnchen wird im Ei mit gekrümmtem Halse, den Kopf gewöhnlich unter einen der Flügel verborgen, gebildet und beginnt schon 24 — 36 Stunden vor dem Auskriechen im Ei zu athmen. Während dieser Zeit hat es mehr athembare Luft verbraucht, als durch die poröse Kalkschale des Eies hindurch sich wieder ersetzen konnte und geräth dadurch in Erstickungsgefahr. Diese Athemnoth ruft durch den vorher erwähnten Mechanismus des Nervenreflexes heftige Bewegungen des Einathmens hervor, bei welchen der Körper des Thierchens sich streckt und der Schnabel mit seiner nashornartigen, nach oben gerichteten Spitze an die innere Fläche der Kalkschale des Eies angedrückt wird. Durch diese convulsivischen Athembewegungen also wird jenes Zersägen der Eischale hervorgebracht, in welchem man bisjetzt einen Instinct erblicken zu müssen glaubte." Schwieriger sei es, meint der Verfasser, das Stoßen der jungen Ziegenböcke, bevor ihnen die Hörner gewachsen sind, das Wedeln der Hunde mit dem Schwanze, das Erröthen der Menschen von dem Instincte zu trennen, weil uns dafür noch jede befriedigende Erklärung fehle. Die Auswahl der zweckmäßigen Nahrung rechnet der Verfasser ebenfalls nicht ganz in das Bereich des Instincts, weil sich das meiste auf ein Handeln durch Erfahrung beziehe und erklären lasse. Auch müßten alle Handlungen der Thiere von dem Instincte ausgeschlossen werden, wobei sich eine bewußte Empfindung des Thieres oder Gedächtniß, Wille und Urtheil desselben nachweisen lasse. Dies gibt Gelegenheit zu den interessantesten Mittheilungen aus dem Seelenleben der Thiere. Zu dem Instinct der Thiere werden dann alle Handlungen derselben gerechnet, welche ohne Erkenntniß des Zwecks ausgeführt werden. Der Biber baut sein Haus, der Vogel sein Nest auch in vereinzelter Gefangenschaft, wo sie weder für sich noch für ihre Nachkommenschaft dazu genöthigt werden; der Hamster hamstert auch dann, wenn seine Nahrung ihm Tag für Tag mit gewohnter Regelmäßigkeit gegeben wird. In der Auswahl der Nahrungsmittel komme vieles vor, was dem Instincte zuzuschreiben sei, indeß sei dies doch nicht so bestimmt, daß nicht auch Irrthümer und Ausnahmen möglich wären. „Kaninchen, welche ich mir in Frankreich zu physiologischen Versuchen in größerer Anzahl hielt, nagten einen vorgeworfenen Knochen gleich den Hunden ab, obwol sie an Kohl und angefeuchteter Kleie niemals Mangel hatten." Das Wandern der Thiere bringt der Verfasser mit dem Aufsuchen der Nahrung in einen naturgemäßen Zusammenhang, obgleich auch hierbei manches vorkomme, was dem Instincte zuzuschreiben sei; wie sollte es sonst kommen, daß die von einem Huhne ausgebrütete kleine Ente nach dem Wasser eilte. „So wandert das einzeln lebende träge Faulthier und die große Schar der muntern Affen in den südlichen Wäldern von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch, um neue Nahrung zu suchen, nachdem sie alles Eßbare aufgezehrt haben. Von den Vögeln ist es bekannt, daß sie der Cultur und dem Anbau der für sie passenden Nahrung folgen. So ist der Kreuzschnabel dem Apfelbaum nach England gefolgt, vor dessen Anbau er nie in jenen Gegenden zu treffen war. So kannte Glencoe in den schottischen Hochlanden keine Rebhühner, bis man den Kornbau daselbst angefangen hatte. Nach Sibirien kamen erst Sperlinge, als die Russen diese Wüste urbar gemacht hatten, und seit Anbau der Reispflanzungen in den Carolinas wandert der Reisläufer von Cuba jährlich dahin aus und zieht seiner Nahrung nach, während er früher solche Wanderungen nicht unternahm. Die Wanderungen, welche Heringe, Lachse, Krabben, Heuschrecken und in Kamtschatka die Erdmäuse unternehmen, mögen wol ähnlichen Zweck haben, wenn auch bei einigen dieser Thiere die Sorge für die Nachkommenschaft als zweites Resultat der Wanderung ersichtbar ist. Für die Störche hatte sich wenigstens im Jahre 1846 beweisen lassen, daß ihr Wegzug nicht allein vom Ausbruch der kältern Jahreszeit herrührt, sondern auch vom Nahrungsmangel, welchem sie in südlichern Gegenden weniger ausgesetzt sind als im Norden; denn im genannten Jahre wanderten sie

aus der Wesergegend schon am 2. August, also vier Wochen früher als gewöhnlich aus, weil eine frühe Ernte und Austrocknung aller Gräben, Pfützen und Sümpfe infolge des heißen Sommers ihre Ernährung erschwerte und ihnen einen fühlbaren Mangel an Nahrungsmaterial auferlegt hatte."

Der Verfasser unterläßt aber nicht, darauf aufmerksam zu machen, daß dabei auch noch andere uns bisjetzt noch gänzlich unbekannte Ursachen mitwirken müssen; wie sollten sonst die Brieftauben ihren oft mehr als Meilen entfernten Wohnort wiederfinden können, oder die Zugvögel nicht blos die Jahreszeit sondern auch die Richtung so bestimmt können, in denen sie ihre Wanderung anzutreten haben. Sehr oft sei es schwer, bemerkt der Verfasser, zu bestimmen, wie weit die Grenze der sogenannten Intelligenz der Thiere gehe und wo der Instinct seinen Anfang nähme. „Ich besaß einst zu physiologischen Zwecken mehrere Tauben. Die Thiere waren ziemlich zahm und eine nach der andern wurde getödtet, ohne daß die überlebenden dadurch bange geworden wären. Die letzte der Tauben, das älteste Thier, war von mir zu einem Beweismittel für den Bau der Athmungsorgane auersehen worden, welche sich bekanntlich bei allen Vögeln bis in die Knochen mit ihren Anhängen erstrecken. Um das Thier hierzu für meine Vorlesungen benutzen zu können, war ich genöthigt, ihm einen Flügel zu amputiren. Ich that dies, nachdem ich vorher der Taube mit doppeltem seidenen Bande die Augen verbunden und durch Heftpflaster das Band an ihren Körper befestigt hatte, und ließ sie in dieser vorübergehenden Blindheit mehrere Tage hindurch, um größere Ruhe des Thiers und hierdurch schnelleres Heilen der Wunde zu bewirken. Während dieser Zeit saß der Vogel frei auf einer Stange und wurde von mir regelmäßig und reichlich gefüttert. Als ich ihm nun die Binde abnahm, war er infolge dieser Fütterung sehr zutraulich geworden, hatte sich an meine Stimme gewöhnt und nahm auch jetzt das Futter gern aus meiner Hand. So vergingen mehrere Wochen, bis ich eines Tags zufällig den amputirten Flügel der Taube zur Hand bekam, welcher bis dahin in einem Kasten mit seltener gebrauchtem Geräth gelegen hatte und vertrocknet war. Ich nahm den Flügel und hielt ihn der Taube vor, begierig, ob sie ihn wiedererkennen würde. Dies war augenscheinlich der Fall. Ihr Gefieder sträubte sich, ihre Augen nahmen einen bösen Ausdruck an und sie hackte nach meiner Hand, was sie sonst nie that. Von nun an hatte sich das Benehmen des Thiers vollständig geändert. Die Taube war böse geworden und biß zornig um sich, sobald man ihr nahe kam, verschmähte das Futter, welches man ihr aus der Hand reichte, wenn sie nicht sehr hungrig war. Bemerkenswerth war aber hierbei, daß sie ihren Zorn nicht allein auf mich übertragen hatte, der ich ihr den abgeschnittenen Flügel zeigte, sondern überhaupt auf jeden zornig war, welcher ihr nahe kam."

Der Verfasser kommt in seinem Forschen zu der Ueberzeugung, daß der Begriff des Instincts ein sehr unbestimmter sei und daß man eigentlich am besten thue, ihn ganz fallen zu lassen. Die geistige Thätigkeit der Thiere könne in den meisten Fällen mit denen der Menschen verglichen werden, weil es dabei nicht an einer übereinstimmenden Basis fehle, und daß der alleinige Unterschied nur in der verschiedenen Größe und Höhe bestehe. „Man muß entweder die geistige Thätigkeit des Thiers für ähnlich und vergleichbar mit der der Menschen annehmen, oder man muß umgekehrt auch dem Menschen Instinct zuerkennen, da auch er in vielen Fällen unbewußt, das heißt ohne bewußte Ueberlegung und bewußte Absicht zweckmäßig handelt, welche Eigenschaften man im gewöhnlichen Leben mit dem Ausdruck Takt zu bezeichnen pflegt, während sie ein Gelehrter nicht unpassend als «physische Reflex-Action» bezeichnet hat."

So liefert das ganze Buch einen Beweis für das ehrliche Streben des Verfassers, den objectiven Standpunkt bei dem Erforschen der Wahrheit in der Natur festzuhalten. Wir können nur wünschen, daß dasselbe recht viel gelesen und aufrichtig beherzigt werden möge.

Heinrich Birnbaum.

Die Symbolik und Mythologie der Natur. Von J. B. Friedreich. Würzburg, Stahel. 1859. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wenn in unserm modernen Culturleben vorzugsweise die realistische Naturanschauung das Uebergewicht erlangt hat und diese auf das materielle Wohl und Wehe des Menschen den unbedingtesten Einfluß übt, so läßt sich doch auch nicht leugnen, daß neben dieser sich noch eine zweite bemerklich macht, welche, vom sogenannten „idealen" Standpunkt her, andern Ursprungs ist, andere Tendenzen verfolgt als jene. Während jene reale Anschauung ihre Wurzeln theils in den Naturwissenschaften, theils aber auch im praktischen Leben des Menschen selbst hat und diesem Leben seine Richtung und ganze Zukunft vorschreibt, entspringt die ideale Naturbetrachtung denjenigen Kreisen, welche ihre geistige Bildung größtentheils dem classischen Alterthum verdanken, dadurch aber auch von der Betrachtung des modernen Geisteslebens abgezogen wurden und nun das Bedürfniß fühlen, sich auch von ihrem Standpunkt aus der modernen Richtung anzuschließen. Mit einem Worte: unsere belletristische sowol, wie unsere philosophische Literatur, welche lange Zeit nur der idealistischen Richtung ergeben waren, suchen gegenwärtig nach einem realen Inhalt, der ihrem Forschen und ihrer Thätigkeit einen größern Halt, eine mächtigere Stütze geben soll, als der Idealismus sie zu geben vermag. Da nun der Realismus seine unversiegbaren Quellen in der unmittelbaren Naturbetrachtung hat, von dieser überall ausgeht, diese nie aus den Augen verliert und nicht verlieren darf, wenn er nicht auf Abwege gerathen will, so ist klar, daß die ideale Naturbetrachtung, welche sich zugleich ihre ideale Seite bewahren will, mit sich selbst und mit dem Realismus zugleich in vielfache Collisionen kommt, weil der moderne reale Inhalt seiner Natur nach der idealistischen Behandlung, wie sie das klassische Alterthum gibt und lehrt, widerstrebt. Dennoch erscheinen jährlich eine Menge von Schriften, welche die Behandlung von Naturgegenständen zum Zweck haben und sich zugleich das Ansehen geben, die Naturwissenschaften durch Anbahnung verschönerter Wege und bequemerer Förderungsmittel ohne große Mühe und Anstrengung jedermann zugänglich zu machen. Diese Schriften gehen meist von Lehrern und solchen Männern aus, deren wissenschaftliche Bildung vorzugsweise antik-philologisch ist, welche dabei aber doch das Bedürfniß fühlen, ihr Geistesleben mit dem der Neuzeit in Einklang zu bringen. Dies Bedürfniß zeigt sich bei vielen jedoch meist erst nach der Universitätszeit und nach Ablegung der vorgeschriebenen Staatsprüfungen. Der Betheiligte ist auch schon in ein gewisses Alter gerückt, welches ein specielles Eingehen in die Elemente des Realismus, namentlich desjenigen, der in den Naturwissenschaften wurzelt, glaubt vermeiden zu können und sucht für sich hauptsächlich das heraus, wovon er für seinen geistigen Standpunkt Gewinn zu hoffen vermeint, ohne gerade so viel Zeit darauf verwenden zu müssen, wie die streng naturwissenschaftliche Methode verlangt. So tritt er nun an die Natur nicht mit objectiven — wie die Naturforschung — sondern mit subjectiven Beweggründen heran, wie auch andere Menschen im Alltagsleben, nur mit dem Unterschiede, daß er seinen Betrachtungen mehr geistige Würze zu geben vermag und so leicht die nach geistiger Würze mehr als nach objectiver Wahrheit strebenden Massen, wie sie das belletristische Publikum zum Ueberfluß darbietet, anzieht. Es ist das die leichte Art und Weise, wie man selbst dazu gekommen, auch das Publikum ohne große Anstrengung geistig in die leibliche Natur einzuführen und so auch für dieses Anschauungen und Genüsse zu schaffen, mit denen es bekannt zu werden verdient und wonach es sich sogar selbst häufig in gewissen Musestunden sehnt. Die Frage, ob diese Betrachtungsweise ihre Berechtigung hat, möchte ziemlich überflüssig sein; genug, daß sie da ist und daß sie hat da sein können. Nur das könnte man bedenklich finden, daß unsere Lehranstalten theilweise Gefahr laufen, von solchen Anschauungen inficirt und so die Volksbildung gehemmt, anstatt in objectiver Weise gefördert zu werden.

Aber der Geistesrichtungen sind viele, und während die einen in der Naturbetrachtung sich abmühen, genau die wissenschaftliche Methode innezuhalten, und nach gründlicher Erforschung objectiver Wahrheit streben, begnügen sich die andern damit, dieser objectiven Betrachtung nur die oberflächlichste Theilnahme zu widmen, dagegen ihr ganzes inneres Seelenleben mit seinem Wohl und Wehe in die Naturanschauung hineinzutragen und so die Natur mit ihrem ganzen sittlichen und physischen Leben zu verknüpfen. Diese Anschauungen sind die ältesten und allgemeinsten im Menschengeschlechte, und sie werden es sein und bleiben, solange dasselbe noch menschlich fühlt und menschlich irrt. Welchen Umfang daher auch die naturwissenschaftliche Naturbetrachtung in neuer Zeit gewonnen und wie verbreitet auch objective Naturwahrheiten in allen Schichten der Gesellschaft sein mögen, es bleibt immer noch ein großer Rest solcher übrig, deren eigenthümliche Geistesrichtung sich nicht mit der jetzt herrschenden, objectiven Naturanschauung in Einklang bringen läßt. Der Gefühlsmensch wird sich nicht von objectiven Wahrheiten bestimmen lassen, wol aber durch Sympathien und Antipathien. Er sieht daher auch in der Natur nur Angenehmes und Unangenehmes, Freundschaft und Feindschaft; und so sucht er die Naturdinge seinen Erlebnissen anzupassen, indem er ihnen eine zum Theil ganz willkürliche Deutung gibt und dadurch zwar eigenthümliche, aber auch abergläubische Vorstellungen schafft und verbreitet. Daß die Cultur des Menschengeschlechts auf diese Weise nicht gefördert wird, liegt auf der Hand; aber so sehr die Kinderstube die Märchenwelt liebt und kein Vater und keine Mutter der Kindesseele die angenehmen Täuschungen entziehen wird, so sehr liebt auch ein gewisses Publikum, das vorzugsweise Kurzweil und Unterhaltung sucht, die symbolischen Betrachtungen der Natur und ist so in diese versunken, daß keine andern für dasselbe existiren, auch die Existenz anderer nicht für möglich gehalten wird. Dieses Publikum kann daher auch in der Literatur der neuern Naturwissenschaften keine Befriedigung finden und fühlt das Bedürfniß sich seine eigene Literatur zu schaffen. So sind eine Menge populärer naturwissenschaftlicher Schriften entstanden, die sämmtlich die Tendenz haben die strenge wissenschaftliche Form sowol, wie auch die oft mühsame objective Anschauungsweise bei der Naturbetrachtung zu umgehen und dafür eine leichte, gefällige und anmuthige Form der Darstellung zu bieten. Es ist nicht zu leugnen, daß mancher Leser dadurch gefesselt wird, aber es wird auch auf diese leichte Manier entsetzlich viel Unsinn und moderner abergläubischer oder symbolischer Wust verbreitet, der durch seinen werthlosen Inhalt das Publikum geradezu betrügt, deshalb betrügt, weil derselbe oft als Naturwissenschaft angeboten und ausgegeben wird.

Von solchen Büchern sind diejenigen verschieden, deren Verfasser sich ihres symbolischen und mythologischen Standpunktes bewußt sind und bei der Bearbeitung derselben nicht die Absicht haben, naturwissenschaftliche Wahrheiten, sondern vielmehr Naturanschauungen zu geben, wie sie bei diesem und jenem Volke zum Vorschein kommen. Und solche Arbeiten lassen sich dadurch rechtfertigen, als die Kunst häufig bei ihnen anknüpft und ihren Anschauungen oft eine bestimmtere Gestalt zu geben vermag.

Wenn wir nun die vorstehende „Symbolik und Mythologie der Natur" zur Anzeige bringen, so sehen wir sogleich aus dem Titel, daß wir es mit einem Buche der letzten Art zu thun haben. Mag hierdurch auch nicht gerade einem wissenschaftlichen Bedürfnisse — soweit dasselbe auf Fortbildung unserer Culturzustände Bezug hat — abgeholfen werden, so ist dasselbe doch gewiß eine der reichhaltigsten Sammlungen symbolischer und mythologischer Naturanschauungen, sowol in Rücksicht auf alle nur möglichen bekannten Völkerschaften der verschiedensten Zeiten, als auch einer großen Anzahl von Naturgegenständen. Kurz der Verfasser hat mit großem Fleiß und einer seltenen Ausdauer aus einer sehr ausgedehnten und sehr verschiedenartigen Literatur das Hierhergehörige zusammengetragen, seine Quellen gewissenhaft genannt, den ungemein reichen Stoff systematisch geordnet und in einfacher Rede dargestellt. Das Buch hat aber noch einen besondern künstlerischen Werth insofern, als es bei der mythologischen Behandlung der Gegenstände ganz besonders Rücksicht auf vorhandene, sowol antike als moderne, Kunstgegenstände nimmt.

Um dem Leser nur einigermaßen den reichen Inhalt anschaulich zu machen, wollen wir einiges aus dem §. 1 „Wasser" mittheilen. Nachdem der Verfasser das Wasser zuerst als Urstoff und Grundbedingung bei der Schöpfung, dann als Sinnbild des Lebens, ferner als Sinnbild der Erhaltung, der Begeisterung und Weissagung behandelt hat, geht er zu dem Cultus über, der mit demselben in Verbindung steht. Hier behandelt er nun die Wassergottheiten bei den alten Römern, Griechen, Phöniziern, Indiern, Aegyptern und kommt endlich zu den heutigen Völkern. Da diese mannichfaches Interesse bieten und unsern Lesern auch am wenigsten bekannt sein dürften, so möge hier einiges aus dem Buche Platz finden: „Bei den Slawen werden auch dem Wasser Gottheiten zugeschrieben: ihr Wassergott Makos, Mokos, Makosla, ist von Fischmensch-Gestalt und deutet die Entstehung des Alls aus dem Wasser an; er wird zur Zeit der Dürre um Regen angefleht. Bei den Letten finden wir den Namen Jurasmahte, d. h. Meermutter, Meergöttin, und die karpatischen Slowakinnen verehrten Flußgöttinnen unter dem Namen Rusalken. Die Russen, bei denen vorzüglich der Dnjepr und der Wolkow heilige Landesströme waren, sahen die Gewässer als von wohlthätigen Wesen bewohnt an, und warfen dankend Geldstücke hinein, und auch die heidnischen Böhmen und Polen opferten den Seen und Brunnen. Die Neugriechen grüßen dreimal, bevor sie Wasser schöpfen, um den Brunnengeist zu ehren. Die lettische Braut mußte, wenn sie zur Trauung fuhr, in jeden Teich, Bach oder Fluß, den sie sah, eine Münze als Opfer für den Wassergeist werfen. Bei den Esthen, welche bei Wessenberg und auf der Insel Oesel heilige Bäche hatten, wirft die neue Ehefrau ein Geschenk in den Brunnen des Hauses. Kelpie ist ein Wassergeist im schwedischen Volksglauben, von dem gesagt wird, daß er den Untergang der Menschen, die in seinem Gebiet ihr Leben verlieren, durch ein auffallendes Geräusch und Licht zu erkennen gebe, daß er auch zuweilen Menschen zu sich hinabziehe und öfters in vielerlei Gestalten, besonders als Pferd, erscheine. Die Schweden haben auch zwei große Seen, den Wänersee und den Wettersee, von deren Verehrung noch Spuren vorhanden sind. In Norwegen erhält noch jetzt am Christtage der Flußgeist Hulbra einen Kuchen von den Uferbewohnern zum Opfer. In den Liedern der Finnen finden wir einen König und eine Herrscherin des Wassers; die Fischer riefen den Wassergott Wedenkuningas und die Wassermutter Meergöttin Atho (Alla) an, welche gewöhnlich die Meerenge bewohnt und häufig auf einem Felsen sitzend erblickt wird, wie sie ihr Haar kämmt, und fällt eins davon ins Wasser, so wird eine Seeschlange daraus. Die Göttin Holle der alten Germanen liebt den Aufenthalt in See und Brunnen, und zur Mittagsstunde sieht man sie oft in der Flut sich baden. Besonders wurde von den Deutschen der Ort verehrt, wo das Wasser aus dem Schose der Erde hervorkommt, also die Quelle: oft wird das erste Hervortreten der Quelle einer göttlichen Einwirkung oder einem Wunder beigemessen, und weit ist der Glaube verbreitet, daß das Wasser heiliger Bäche und Ströme von Göttern oder höhern Wesen aus Schalen oder Urnen ausgegossen werde.

„Die in alter und neuerer Zeit vorkommenden Wasserfeste, wo man Brunnen, Flüsse mit Kränzen und dergleichen zierte, sich mit Wasser begoß u. s. w., stehen ohne Zweifel mit dem Wassercultus in Verbindung, oder sind noch Ueberbleibsel desselben. In Indien und Persien wird zu Ostern das allgemeine Wasserfest theils durch Bespritzung theils durch Baden gefeiert; auf ähnliche Weise ist dieses Sitte bei den slawischen Nationen, worauf folgende Stelle in einem slawischen Liede deutet: «Wann kommt endlich Ostern, und welcher meiner Lieben kommt, um mich zu begießen.» In Böhmen wurde das Maifest als das Fest der Quellen gefeiert. Woher der am Faschingstage in München stattfindende sogenannte Metzgersprung, wo die Metzger

in einen Brunnen springen und alles mit Wässer bespritzen, seinen Ursprung hat, und welches die Bedeutung desselben ist, ist mir zwar nicht hinreichend bekannt, doch möchte ich ihn als Ueberrest eines Wassercultus betrachten."

Aus diesem Wenigen, was wir hier mittheilten, möge der Leser auf das Ganze schließen, in welchem das Wasser allein 38 große Octavseiten einnimmt. Es sind überhaupt 336 Gegenstände — Meer, Schnee, Regen, Feuer, Luft, Meteore, Erdbeben, Vulkane, Berge, Steine, Metalle, 168 Pflanzen, 119 Thiere, und noch anhangsweise verschiedene Producte des Pflanzen- und Thierreichs — auf 704 Seiten abgehandelt. Ein vollständiges Register erleichtert das Aufsuchen und Nachschlagen sehr. 46.

Notiz.

Englische Literatur in Deutschland.

Von der über die ganze Welt, so weit englisch gesprochen oder gelesen wird, verbreiteten „Collection of British authors" erschien vor kurzem der fünfhundertste Band, mit einer englisch geschriebenen Einleitung des Herausgebers und Verlegers, Bernhard Tauchnitz, datirt Leipzig, 1. Februar 1860. Derselbe bemerkt darin, er habe, als er vor 18 Jahren am 1. September 1841 das Unternehmen mit Bulwer's „Pelham" eröffnet, sich nicht mit der Hoffnung schmeicheln können, daß es einen so großen Erfolg haben werde. Die begeisterte Liebe, die er immer für die englische Literatur gehegt, habe ihn bewogen, das Werk ins Leben zu rufen zu dem Zwecke, die Kenntniß der englischen Literatur so weit als möglich über die Grenzen des britischen Reichs zu verbreiten. Er freue sich sagen zu dürfen, daß diese die Werke der „classical aristocracy of English literature" in wohlfeilen, correcten und eleganten Ausgaben enthaltende Sammlung sich nicht blos über Deutschland, nicht blos über Europa, sondern über die ganze civilisirte Welt verbreitet habe. Dabei sei ihm das Glück zu Theil geworden, daß die hervorragendsten unter den lebenden britischen Autoren ihm in den freundlichsten Worten ihre Zustimmung ausgesprochen und ihn autorisirt hätten, ihre Werke dieser Sammlung einzuverleiben. Der eine derselben, „celebrated alike as novelist and statesman", bemerkte in seiner Zuschrift, worin er den Herausgeber zur Mitaufnahme seiner Werke ermächtigte, unter anderm sehr richtig: „Die Sympathie eines großen Volks ist der köstlichste Lohn der Autoren, und eine uns durch ein fremdes Volk gewordene Anerkennung hat etwas von dem Charakter und Werth, welchen wir dem fiat der Nachwelt beimessen." Ja, in der That, eine einzige freiwillig anerkennende Stimme des Auslandes scheint uns 10 und 20 misgünstige oder verleumdende Stimmen aus den Kreisen der eigenen Landsleute mehr als aufzuwiegen. In einer Note wird dann noch bemerkt, daß auch die nordamerikanischen Autoren in einem beträchtlichen Grade in dieser Sammlung vertreten seien. Was den vorliegenden Jubilarband oder den fünfhundertsten der Sammlung betrifft, so trägt derselbe den Specialtitel: „Five centuries of the English language and literature", und enthält solche Proben und Musterstücke von John Wycliffe bis Thomas Gray, welche geeignet sind, den Entwickelungsgang der englischen Sprache während der letzten fünf Jahrhunderte zur Anschauung zu bringen. Enthalten sind darin: von John Wycliffe (1324—84): „St. John's Gospel"; von Geoffrey Chaucer (1328—1400): „The story of patient Grisilde" (aus den „Canterbury tales"); von Stephen Hawes (15. Jahrhundert): „The pastime of plesure", Kapitel 1 und 2; von Sir Thomas More (1480—1535): „The descripcion of Richard III"; von Edmund Spenser (1553—99) mehrere Gesänge aus der berühmten Dichtung „The faieree Queene"; von Ben Jonson (1554—1637) die Komödie „The alchemist"; von John Locke (1632—1704): „Some thoughts concerning education", und von Thomas Gray (1716—71) Oden und vermischte Gedichte, darunter natürlich auch die berühmte Kirchhofselegie, aus der Matthisson, Salis und andere deutsche Dichter vorzugsweise ihre melancholischen Anregungen schöpften.

Fast gleichzeitig mit dem fünfhundertsten Bande der Tauchnitz'schen „Collection of British authors" ist von der Buchhandlung F. A. Brockhaus der erste Theil eines verwandten Unternehmens ausgegeben worden, welches ebenfalls die Verbreitung der englischen Literatur zum Zwecke hat, sich im Gegensatze zur Tauchnitz'schen Sammlung aber zunächst auf die poetische Literatur beschränken soll. Dem Prospecte zufolge wird diese unter dem Gesammttitel „Library of British poets" erscheinende Collection vorerst eine abgeschlossene Reihe englischer Dichter umfassen, und zwar die vollständigen poetischen Werke von Shakspeare, Wordsworth, Coleridge, Campbell, Milton, Southey, Shelley, Byron, Burns, Scott, und eine von dem bekannten Goethe-Biographen G. H. Lewes veranstaltete Auswahl aus den neuern Dramatikern: Bulwer, Sheridan Knowles, Douglas Jerrold u. a. Die poetische Literatur der Engländer ist notorisch außerhalb Englands noch zum großen Theil bei weitem nicht so gekannt und gewürdigt, als die Prosaliteratur, was gewiß dem Umstande mit zuzuschreiben sein mag, daß sie bisher nicht so leicht und zu wohlfeilem Preise zugänglich war als diese, und das neue Unternehmen, das nach dieser Seite hin gewissermaßen eine Ergänzung der ältern Sammlung bilden will, darf deshalb wol bei den Freunden der englischen Literatur auf eine ähnliche Theilnahme rechnen, wie sie die „Collection of British authors" schon lange gefunden hat. H. M.

Bibliographie.

Almanach der deutschen Bühnen in Amerika. Herausgegeben von H. Schmidt. 1ster Jahrgang 1860. Mit dem Bildniß der Frau Elise Hoym-Hehl. New-York. 16. 22½ Ngr.

Betrachtungen über die jüngsten Ereignisse in Italien mit Bezug auf Oesterreichs Zukunft! Vom Verfasser der „Skizze der Ereignisse an der unteren Donau in den Jahren 1848/49 rc." Leipzig, Schrag. Gr. 8. 10 Ngr.

Biffart, M., Die Kämpfe in Europa in den letzten zwölf Jahren (1848—1859), ein Cyklus von Gefechtsbildern und biographischen Skizzen. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Büttner, H., Erinnerung an Kahle, Superintendent und Pfarrer am Altroßgarten zu Königsberg. Charakterbild aus dem Leben eines Evangelischen Geistlichen. Elbing, Neumann-Hartmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Acht Capitel über das Pfaffenthum. Ein Wort an das deutsche Volk aus den Papieren eines Verstorbenen. Herausgegeben von A. Klinge. Rudolstadt, Scheitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Dapples, E., Die Schweiz und Savoyen. Aus dem Französischen übersetzt von A. Roth. Solothurn, Jent u. Gaßmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Krüger, J., Neue Solo-Lustspiele. Altona, Verlagsbureau. 16. 12 Ngr.

Lübke, W., Grundriss der Kunstgeschichte. 1ste Lieferung. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 28 Ngr.

Holsteinisches Portfolio. I. Harburg, Elkan. Gr. 8. 20 Ngr.

Rasch, G., Frei bis zur Adria. Oesterreichische Regierungsgeschichte in Italien. Berlin, Bosselmann. Br. 8. 25 Ngr.

Rußland unter Alexander II. Nikolajewitsch zur innern Geschichte und äußern Politik vom Thronwechsel bis auf die Gegenwart. 1855—1860. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Schwartz, F. L. W., Der Ursprung der Mythologie dargelegt an griechischer und deutscher Sage. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Schweitzer, L. W., Aus dem Orient. Basel. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Sejour, die Kartenschlägerin. Drama in fünf Aufzügen. Nebst einem Vorspiel: Der Kindesraub. Von C. Homburg. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, O. Wigand. 8. 24 Ngr.

Streubel, Ueber den Mangel an genialen Feldherren in der Gegenwart. Dresden, Kuntze. 8. 20 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der «Neue Pitaval» in zweiter wohlfeiler Auflage.

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben vom Criminaldirector Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Zweite Folge. Zweite Auflage.

Erster und zweiter Theil. 12. Geh. Jeder Theil 1 Thlr.

Die Verlagshandlung veranstaltet gegenwärtig eine **zweite wohlfeile Auflage** der Zweiten Folge des „Neuen Pitaval" im Anschluß an die der Ersten Folge und hat deren Preis gleichfalls gegen früher **um die Hälfte ermäßigt**, damit diese Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit, die sich unausgesetzt in seltenem Maße der Theilnahme des deutschen Publikums erfreut, in immer weitere Kreise eindringen und namentlich mehr in den Privatbesitz übergehen kann.

Von den 12 Theilen, aus welchen die Zweite Folge besteht, wird alle zwei Monate einer erscheinen. Die beiden ersten Theile sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Die gleichfalls aus 12 Theilen bestehende Erste Folge des «Neuen Pitaval» ist in der zweiten wohlfeilen Auflage zu 1 Thlr. für den Theil fortwährend vollständig auf einmal oder allmählich durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Soeben erschien:

Die zweite Auflage

von

Die Deutsche

Literatur der Gegenwart.

1848—1858.

Von

Robert Prutz.

2 Bände. 8. Elegant geh. Preis 3 Thlr. 10 Ngr.

und ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Leipzig. **Voigt & Günther.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Galileo Galilei.

Ein geschichtlicher Roman von **Mathilde Raven.**

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Ein neuer Roman der beliebten Schriftstellerin, der sowol wegen seines Gegenstandes als wegen der spannenden Behandlung desselben die allgemeinste Beachtung verdient. In dem Rahmen eines Romans wird dem größern Publikum zum ersten male das wahre Bild des großen Naturforschers und Märtyrers seiner Ueberzeugung vorgeführt.

Werthvolle Bücher zu wohlfeilen Preisen.

Von **F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium** in Leipzig, sowie durch jede andere Buchhandlung sind folgende wichtige Werke aus dem Gebiete deutscher Sprachkunde und Literatur gegen Baarzahlung zu beziehen:

Benecke, G. F., Beyträge zur Kenntniss der altdeutschen Sprache u. Literatur. — A. u. d. T.: Minnelieder. Ergänzung der Sammlung von Minnesingern. 2 Hälften. 8. Götting., 1810—32. (2½ Thlr.) 1 Thlr. 10 Ngr.

—— Wörterbuch zu Hartmannes Iwein. 8. Ebd., 1833. (2⅓ Thlr.) 1 Thlr.

Gedichte, Lateinische, des X. u. XI. Jahrh. Hersgeg. von J. Grimm u. A. Schmeller. 8. Götting., 1838. (2 Thlr.) 1 Thlr.

Grimm, J., Ueber den altdeutschen Meistergesang. 8. Götting., 1811. Schreibp. (26 Ngr.) 15 Ngr.

—— **W.**, Konrads von Würzburg Silvester. (1 Thlr.) 15 Ngr. — Der Rosengarten. (1 Thlr.) 15 Ngr. — Graf Rudolf. 2. Ausg. (1 Thlr.) 15 Ngr. — Ueber deutsche Runen. Mit 11 Kpfrn. (1 Thlr. 29 Ngr.) 1 Thlr. — Ruolandes Liet. Mit Facs. u. Bildern. (2⅔ Thlr.) 1 Thlr. — Vridankes Bescheidenheit. (2½ Thlr.) 20 Ngr. — Wernher vom Niederrhein. (20 Ngr.) 12 Ngr.

Kehrein, J., Grammatik d. deutschen Sprache des 15. bis 17. Jahrh. 3 Thle. 8. Leipz., 1854—56. (5 Thlr.) 1 Thlr. 10 Ngr.

Richthofen, K. Freih. v., Altfriesisches Wörterbuch. 4. Götting., 1840. (4½ Thlr.) 2 Thlr.

Talvj. Versuch einer geschichtl. Charakteristik der Volkslieder german. Nationen. 8. Leipz., 1840. (3½ Thlr.) 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte des Jenaischen Studentenlebens

von der Gründung der Universität bis zur Gegenwart (1548—1858).

Eine Festgabe zum 300jährigen Jubiläum der Universität Jena.

Von **Dr. Richard Keil** und **Dr. Robert Keil.**

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieses Werk ist allgemein für ein treffliches erklärt worden und wird namentlich allen jetzigen und ehemaligen Studenten den mannichfachsten Genuß gewähren.

Soeben erschien bei **H. J. Zeh** in **Dresden**:

Satyros.

1. Satyros als Prolog. 2. Gestern und heute. Elysische Scenen.

Zwei Bogen. Brosch. 5 Ngr.

Der Verfasser hofft, daß die, welche an seine kleine Dichtung ein halbes Stündchen wagen wollen, darin **manches** Heitere und manches Beherzigenswerthe finden werden.

Brockhaus' Reise-Atlas:

Braunschweig.

Plan der Stadt nebst einem Führer für Fremde.

(Mit 4 Abbildungen.) **Preis 5 Sgr.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 1. Mai 1860.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Karl Gutzkow's „Zauberer von Rom".

Dritter Artikel.*)

Fünfter und sechster Band.

Je weiter uns Karl Gutzkow in den Fortgang seiner großen Romandichtung einführt, je mehr wir den architektonischen Grundriß der umfassenden Schöpfung zu durchschauen anfangen: mit desto größerm Behagen verweilen wir bei den glänzenden Detailschilderungen, mit desto mehr Spannung sehen wir der Lösung der zahlreichen Räthsel entgegen. Mit jedem Bande treten neue Charaktere auf und greifen in die Handlung ein; Namen, die bisher nur hier und dort bei dieser oder jener Verwickelung auftauchten, verwandeln sich in Gestalten von Fleisch und Blut; Gestalten, die nur in dämmernden Umrissen, nur von fern her in unsern Roman hineinblickten, und eine künftige Bedeutsamkeit ahnen ließen, entrollen vor uns ein Bild ihres ganzen reichen Lebens. Nach Art der dissolving-views, welche erst allmählich aus einem traumhaften Nebel und ahnungsvollen Farbenspiele hervortauchend feste Umrisse und klare Gestaltung gewinnen, entfaltet sich ein Bild der großen Dichtung nach dem andern, und keins derselben ist gleichgültig in Beziehung auf ihren Grundgedanken, die Darstellung der katholischen Welt aus ihrem geistigen Mittelpunkte heraus. Ja es scheint, als ob der Dichter selbst von Band zu Band sich mit wachsender Liebe in seine eigene Schöpfung versenkte und mit größerer Wärme und Leichtigkeit eine Gestaltenwelt beherrschte, die immerfort an Zahl zunimmt und sich in immer weiter reichenden Zusammenhängen verzweigt. Die anfangs drohende Klippe, daß diese Gestaltenwelt sich in eine Schattenwelt verwandle, welche vom Leser fortwährend neues Besinnen und ein mithridatisches Gedächtniß verlangt, scheint der Verfasser von Band zu Band glücklicher zu umschiffen. Denn je lebensvoller die Charakterbilder vor uns hintreten, desto mehr können wir der Regeln der Mnemotechnik entbehren, um sie uns einzuprägen.

Mit Vergnügen bemerken wir auch, daß das novellistische Element, eine bunte Fülle von spannenden Abenteuern und Ereignissen, welche die Phantasie beschäftigt, mehr als früher in den Vordergrund tritt. Die Lebensgeschichte der neu auftretenden Persönlichkeiten gibt die willkommene Veranlassung zu diesen novellistischen Ausläufern, sowie bei dem Mönch Hubertus, Terschka u. a. Alle diese bunten Bilder sind auf den Goldgrund des katholischen Lebens gezeichnet. Es sind moderne Legenden, denn wenn auch das Wunder fehlt, so wiederholen sich doch, in den verschiedensten Jahrhunderten, auf dem unwandelbaren Boden der Kirche ähnliche Erscheinungen, und mancher berühmte Heilige und Kirchenvater hat dieselbe Entwickelung durchgemacht, wie der modernste Sohn der Kirche.

Doch dafür, daß sich das Werk nicht in einen Rattenkönig von Biographien und Skizzen verwandle, die nur mit den Schwänzen zusammenhängen, dafür, daß wir nicht einen katholischen „Phantasus" erhalten, in welchem an den Faden eines geistvollen Dialogs mannichfache Geschichten sich anreihen, nur zufällig durch einen gemeinsamen Hintergrund verbunden: dafür bürgt und sorgt der Kunstverstand des Autors, der in der Mitte des Ganzen sitzend seine Fäden webt. Wir wollen nicht in die Symbolik unsers Philosophen Püttmeyer von Eschede verfallen, wenn wir das echte Kunstwerk für einen Kreis erklären, dessen Peripherie in einem nothwendigen Verhältniß zum Mittelpunkte steht, dessen Gedankendurchmesser sich stets gleichbleiben muß, so verschieden auch die Sectoren sein mögen, welche von den Radien gebildet werden, so mannichfach das freie Spiel der Sehnen und der streifenden und fliehenden Tangenten sein mag.

Gutzkow aber versteht, geistig zu concentriren und wird den harmonischen Kreis seines Kunstwerks zu keiner Ellipse verschieben. Und doch verlangt ein Werk von

*) Vgl. die Besprechung über den ersten und zweiten Band in Nr. 51 d. Bl. f. 1858; über den dritten und vierten Band in Nr. 37 f. 1859. D. Red.

solcher Tiefe eine doppelte Einheit. Nicht blos die Charaktere und ihre Schicksale müssen im innigsten Zusammenhange stehen und alle diese herüber- und hinüberschießenden Fäden am Weberschifflein des Romans ein klares und schönes Gewebe bilden, sondern alles, was den Helden begegnet, muß wieder eine tiefere Beziehung haben zur Grundidee; ihr Leben muß aufgehen im Leben der Kirche, ihr persönliches Interesse im allgemeinen; in jedem muß eine andere Strahlenbrechung des geistigen Lichts stattfinden, in jedem eine andere Verklärung, ein anderer Kampf, ein anderer Schmerz, ein anderer Sieg oder Untergang! Wie die menschlichen Leidenschaften hineinspielen in diesen Zauberkreis der Jahrtausende alten Kirche, wie das Register ihrer Cardinaltugenden durch sie durchlöchert wird, wie sie selbst sich ihrer bedient und durch sie herrscht; wie ihr Cölibat, ihr Protest gegen Ehescheidung und Mischehen mit dem menschlichen Empfinden in Kampf geräth; wie gegen den Bann ihrer Macht, welche die Geister zu beherrschen strebt, die vielgestaltige Ketzerei des freien geistigen Strebens auftritt, wie immer ein Lucifer nach dem andern, dämonisch die wilden, rebellisch selbst die sanften Geister, von ihr abfällt und ihrem Banne preisgegeben wird, wie ihr Heiligenschein bald um das Haupt der Madonna, bald um das der Magdalene fließt, wie sie im Wett- und Weltkampf ringt mit der nebenbuhlerischen Gewalt des Staats und seinem weltlichen Schwert; wer erschrickt nicht vor der Größe dieser Aufgabe, das alles und noch mehr in innerm Zusammenhang, in lebendigen Bildern uns vor Augen zu führen, die uns nicht nur ein großes geschichtliches Räthsel lösen, die Vergangenheit in der Gegenwart spiegeln, einen vielgliederigen Organismus in allen seinen Theilen klar vor uns ausbreiten und die tiefsten geistigen Aufgaben, mit denen die Menschheit sich 2000 Jahre lang abgequält, zur Anschauung bringen, nein, die uns gleichzeitig auch angenehm beschäftigen, fesseln, spannen, in menschlicher Weise ergreifen und rühren sollen!

Da ist es leicht, ein: Steiniget ihn! zu rufen, wenn den Dichter die Last seiner Aufgabe hier und dort fast überwältigt, sein Gesicht hin und wieder eine etwas sauere Miene annimmt, seine Stirn sich ernst in Falten legt und er nicht immer im leichten graziösen Tänzerschritt an uns vorüberwandelt. Das „Soll und Haben" der Kirche ist nicht so leicht verzeichnet, wie das Soll und Haben irgendeiner alten soliden Firma! Anmuthige Naivetät kann ein Werk durchdringen, welches sich zwischen den Lehnsesseln eines Comptoirs, den Pulten der Geldwechsler, den Kesseln einer Zuckersiederei, den Raufen der Schafställe hin- und herbewegt, und höchstens drohende Piken und Krawalle schildert; mit köstlichem Humor läßt sich ein Backfischball darstellen: aber diese Tonart reicht nicht aus, wo es innere geistige Bewegungen und Erschütterungen, tiefgreifende Kämpfe des Gedankens und der Leidenschaft zu schildern gilt! Da muß sich der Verfasser oft an das ernste Nachdenken des Lesers wenden, an seine nachhaltige und ausdauernde Theilnahme, die ihm nur nach dem Abschlusse des Ganzen den Kranz reicht.

Daß man hin und wieder einem so umfangreichen Werke den Dunst der Nachtlampe anmerkt, daß hier und dort eine Sprödigkeit der Darstellung stört, die nicht ganz in freien Guß gekommen, daß bei der Menge und Mannichfaltigkeit der Seiten, welche der Stoff darbietet, die eine dem Dichter und seiner Begabung näher oder ferner liegt als die andere: das ist wol erklärlich und darf kein kritisches Naserümpfen verursachen; denn quandoque dormitat Homerus! Doch zeichnen sich gerade der fünfte und sechste Band durch eine größere Leichtigkeit der Darstellung aus; die Novellen, die Lebensläufe einzelner Helden sind spannend erzählt; die humoristischen Charakter- und Genrebilder von großer Frische; die Hauptscenen reich an dramatischem Leben, wie einzelne Schilderungen an poetischem Reiz.

Gleich der Anfang des fünften Bandes zeichnet uns, in der Beleuchtung einer Winterlandschaft, die ganze Bühne, auf welcher sich die Handlung der zwei vorliegenden Bände abspielt; die rothe westfälische Erde mit ihren „Kamps" und gesonderten Wohnungen der Menschen:

Gegen Osten hin ragen einige alte Thürme auf, wie wenn sich eine Citadelle dort erhöbe. Das ist Schloß Westerhof. Gegen Süden zu zeigt ein ganz buckelig geschnörkelter, mit Schiefer belegter Thurm (was man heraussehen kann, da der Schnee nicht von allen Seiten an den Rundungen festhielt) das Stift Heiligenkreuz. Und inmitten dieser großen Rundsicht, welche Berge, Wälder, Seen, die Witobach, an der das thurmreiche Witoborn liegt, mehr ahnen als deutlich unterscheiden läßt, liegt dann am Fuße einer kleinen Anhöhe die alte, einst byzantinisch angelegte, jetzt höchst zopfig überbaute Kirche von grünlichem Sandstein Sanct-Libori.

Hier, wo Bonaventura das Hochamt hält, macht uns der Verfasser zunächst mit einem Geistlichen bekannt, der noch zelotischer und derber ist, als Beda Hunnius. Dieser Norbert Müllenhoff mit der gewölbten Brust und der Löwenstimme wird uns als ein echtes Kraftgenie des eifrigsten Katholicismus geschildert, der gegen die Niedertracht der Sentimentalität, gegen das Weibsvolk, den vornehmen Kirchenpöbel, die „kniesteifen Heiden" gewaltig losdonnert, einen Jünglings- und Jungfrauenbund stiftet und mit den vornehmen Frauen, hinter deren Rücken er freilich auf ihre breiweiche Sentimentalität, „Andachtspinselei" und „Lawendelchristenthum" schimpft, fromme „Exercitien" ausführt. Die Bauern aber müssen sich alle verpflichten, nicht zu fluchen, nicht zu trinken, nicht zu tanzen und besonders das Hauptwirthshaus, den Finkenhof, nicht mehr zu besuchen. Dieser fanatische Sittenbesserer, der Mann des Kirchenconvents und Rügengerichts, wird uns in einer köstlichen Unterredung mit den Mitgliedern dieser beiden Institutionen vorgeführt, wie er sie anfangs mit göttlicher Grobheit anfährt und später gemüthlich ihnen die nöthigen Zugeständnisse unter „mildernden Umständen" abhandelt. Gegen unsern Eiferer hat sich indeß eine Verschwörung der „Lebenslustigen" gebildet, an ihrer Spitze die fromme Landhebamme, Frau Schmeling, und er findet einen verdächtigen Korb mit rothem Schirmdach auf dem Hausflur stehen, und darin ein Kind von Wachs, ein allerliebstes, niedliches Püppchen.

Mit nicht minderer Wichtigkeit tritt uns alsbald der Philosoph Püttmeyer entgegen, mit dem Wesen eines großen alten Katers, er, den die heitere Armgart wie eine verschüttete pompejanische Ruine entdeckt hatte, der Mann der mystischen Dreiecke, Kubusse und Konoiden, der sein philosophisch-mathematisches System durch Ombres chinoises, d. h. Transparentfiguren, in einem dunkeln, weihrauchgefüllten Zimmer erklärt. Seine Auseinandersetzungen über die Kugel, den Kreis und das Kreuz sind eine treffliche Satire auf die mystische Philosophie und auf die Beweisführungen, wie sie selbst der geistreichste Mystiker der Neuzeit, Franz Xaver von Baader, liebte. Später sehen wir den Denker mit den katergrauen, etwas gesprenkelten Augen, dem vornehm spitzen Kinn, das sich in einer ungeheuern weißen Halsbinde versteckt, in vollster Thätigkeit vor dem eleganten Damenpublikum seine mystischen Zeichen „transparent" zum Harmonicaklang erläutern, bis sie einen flammenden Triangel für die Dreieinigkeit, ein dunkelglühendes Kreuz für die Offenbarung der Liebe nehmen und die Offenbarung des Alls im Atom erblicken.

Ein drittes treffliches Charakterbild ist das des Onkels Levinus im Jagdcostüm, im Bär und Zobel, mit seinen zwei Brillengläsern, die er mit auf die Jagd nimmt, während er bei seinen Fabrikationen von Berliner Blau, Stärkemehl, Pottasche und künstlichen Düngererden nie die Brille nöthig hat. Ein menschlich gemodelter Thierkopf mit massiver Stirn, Backenknochen, Nase und scheuen, guten, treuherzigen Augen, wie die der großen Bullbeggen im Hof! Dieser Mann der wohlwollenden Intelligenz, ein Stück Chemiker, ein Stück Philosoph, ist im Getümmel der verschiedenen Interessen und Meinungsdifferenzen eine wohlthuende Erscheinung.

Am meisten treten im fünften Bande zwei Erscheinungen hervor: die somnambule Paula und der Jesuit Wenzel von Terschka. Die erste schildert uns der Dichter bei einer winterlichen Fahrt:

Aus ihrem weiten schweren Sammtpelzmantel und dem schwarzen Sammthute heraus ist jetzt nur das längliche edle Gesicht Paula's ersichtlich. Es besitzt den schärfsten Ausdruck aller Schönheitslinien. Die Nase ist geschwungen, die Augen sind dunkelblau, hochgewölbt, beschattet von vollen Brauen und Wimpern, die im Gegensatz zum goldgelben Haar des Hauptes schwarz wie mit Kohle gezeichnet sind. Die Stirn ist klar und frei, das Kinn ist oval, der Mund lächelnd und die Lippe sonst rosig, heute nur von der Kälte der Kirche etwas erblaßt und auch das Antlitz bleich. In Paula's Art, das sehen wir auch jetzt aus den eigenthümlich langgesponnenen Fäden ihres Blicks, lag etwas von den Geisterjungfrauen, die zwischen Tag und Nacht im Nebel über die Erde schreiten. Sie würde nicht selbst gesucht haben, eine Velleda zu sein und im heiligen Hain des Irminsul zu opfern; aber die Völker ringsum hatten sie an den Altar geführt und ihr Iphigeniens Opfermesser in die Hand gedrückt. Wenn sie ihr Auge mit den seltsam schwarzen langen Wimpern aufschlug, da zog es jede Weltlichkeit empor, und wiederum blieb das Geistigste, das sie anregte, doch nicht ohne einen Reiz für die Sinne. Kaum gibt es Bestrickenderes, als allein schon der Blick auf dies Naturspiel: goldblondes Haar und auf den Augenbrauen und Wimpern ein dunkelstes Schwarz.

Paula's Sinn war so mild, so gütig. Und immer nahe stand der Armen jener Traumgott mit dem Mohnblumenkranz, der nur sanft, sanft die Hand über ihre Augen zu streifen brauchte und sie entschlief mit räthselhaften Organen, mit denen wir andern nicht schlafen. Dann sprach sie in verworrenen Worten, sah Entferntes mit geschlossenem Auge, hörte selbst das Ticken einer Uhr in entlegensten Räumen.

Und so poetisch duftig, wie das Porträt, das der Dichter von dieser Heldin entwirft, ist auch die Schilderung der Scenen, in denen sie die Hauptrolle spielt. Paula ist eine jener hohen Frauengestalten, wie Jean Paul sie liebt, wie seine Clotilde im „Hesperus", wie seine Liane im „Titan", nur nicht von so verzehrender Krankheit befallen wie die letztere, sondern nur mit krankhaft schwärmerischem Anflug. In ihrem Anfalle verkündet sie, was sich gleichzeitig bei dem Begräbniß des Kronsyndicus begibt: eine Scene, die recht lebendig erzählt ist, indem besonders der Eindruck, den diese Erzählung je nach ihren verschiedenen Charakteren auf die Umstehenden macht, anschaulich gezeichnet ist.

Noch bedeutsamer ist die Scene zwischen dem Priester Bonaventura und der ihn liebenden Paula. Ein Helldunkel der Empfindung schwebt über ihr, wie von Correggio's Pinsel! Und sie ist deshalb so meisterhaft, weil sich ohne alle Absichtlichkeit in dem Gefühl dieser edeln Naturen der Protest der Menschheit gegen die starre Satzung Roms ausprägt. Wie schön ist der Gegensatz zwischen dem Gleichgültigen, was Bonaventura zu sprechen wagt und zwischen dem Leidenschaftlichen, was ihm die unsichtbaren Stimmen zuflüstern! Man kommt in Versuchung, diese Scene als Gegenbild gegen die Scene zwischen Klingsohr und Lucinde mitzutheilen, mit deren Abdruck eine feindliche Kritik ihr Verdammungsurtheil des ganzen Werks motivirte, um so mehr, als die Darstellung hier durchaus von tadelloser Vortrefflichkeit, seelisch bewegt und anschaulich zugleich ist.

Armer Priester!... diese Stunde schenkte dir wirklich der Himmel! Er gab sie in ganzer, seligster Fülle. Er rief auch an diesem Nachmittage Paula nicht in die Sterne zurück, ließ sie nicht wachend träumen, nicht mit geschlossenen Augen sehen... Sie blieb auf der Erde, in deiner Nähe, im lebendigsten, wärmsten Anhauch deines Athems, und du erstauntest sogar, daß Paula nicht entschlummerte, obgleich deine Hand an ihrem seidenen Kleide hinfuhr, oft auch — zufällig? — wirklich sie selbst berührte — du dürftest dir sagen: dir, dir ist sie beschieden! Du würdest sie durch die Liebe erlösen können von den magischen Banden, die sie gefesselt halten! Gott wollte die Ehe und gerade die deine mit ihr! Alles, alles traf zu... Auch bis zur Abenddämmerung, bis in die erste Stunde nächtigen Dunkels hinein hattet ihr das volle selige Glück des Alleinseins!... Und dennoch, du armer Levit! Was dürftest du wagen, was zu gewinnen hoffen?... Gingst du am Flügel vorüber und lehntest die Epheuranken zurück, die den goldberahmten Spiegel beschatteten, so sahst du deinen langen Priesterrock!... Sahst du in die geöffnete Kupferstichmappe und prüftest das Zeichen des alten Meisters, das unter dieser Radirung, unter jenem Holzschnitt versteckt und unleserlich stand, so mußte dir erinnerlich werden, daß Paula an deinem vorgebeugten Haupte bemerkte, wie die Schere dir die Mitte deines schönen Haars geraubt! Dein Schicksal konntest du sprechen: Des reinen Herzens Natur ist es, nicht alles zu wollen und entbehren zu können; aber auch zu grausam nimmst du, o Verhängniß, uns beim Wort und gewährst uns wirklich nichts!... Paula's Wesen mußte Bona-

ventura ohnehin zu entweihen glauben durch eine zu stürmische Werbung. So unterblieb alles… Situation und Wille, Charakter und — die Liebe selbst schmiegte sich unter die Tyrannei des Gelübdes.

Und doch allein, allein — zwei Seelen, die sich lieben!… Wie bestrickend schon, wenn sich Paula selbst beurtheilte über das, was die Welt an ihr so voll Andacht bewunderte! Sie hätte eine Heuchlerin sein können und sie war es nicht. Sie hätte eine Despotin sein können, und sie war es nicht! Sie war willenlos, eine durch sich selbst und andere Gefangene! Und so galt ihre Liebe Bonaventura auch nur, wie ein Priester sich lieben lassen darf — in Andacht, in geistiger Schwärmerei!… Sie hatte — wie diese Erziehung ist, die von Schiller und Goethe nichts weiß — nicht viel gelesen, nicht viel gesehen. Sie konnte über ihren Kreis hinaus an schwierigen geistigen Dingen nicht lange theilnehmen; sie stand bescheiden zurück, allem Höhern im Zustand jungfräulicher Ueberraschung zugewandt. Aber diese Weise stand ihr hoheitsvoll. Zu ihren Füßen sproßten Lilien, ihr Haupt trug eine Himmelskrone, ihre Schultern bedeckte ein langer himmelblauer Mantel mit goldenen Sternen. Sie wußte nur das alles nicht von sich selbst. Sie konnte lachen und weinen mit Armgart, sie konnte furchtsam sein wie Tante Benigna, sie konnte mit dem Onkel Levinus an die Möglichkeit Gold zu machen glauben. So lebte sie hin… Nun aber mit Bonaventura's Nähe wuchs ihre Kraft. Sie fing an, sich über sich selbst Rede zu stehen. Seit seiner Ankunft trat sie in allem und jedem mit festerm Willen auf. Das zu wissen beglückt ein zagendes Herz ohnehin und gibt ihm den Muth, sich über das Geheimste wahr zu sein.… O wie die Liebe so stark macht! Paula fühlte es mächtig.… Sie hätte heute vielleicht zu ihrer Absicht, ins Kloster zu gehen, gedankenlos nein! und sogar — ja! sagen können. Sie konnte alles, konnte selbst ein Gelübde ablegen und vielleicht es — betrügen, wenn nur Bonaventura sie an sich gezogen und mit einem Kuß ihr den Muth — seines, seines Lebens gegeben hätte. In diesem stillen Zimmer, durch dessen Scheiben eben das Abendgold floß, unter diesen Epheuranken, deren grüne und welke Blätter den Priester an einen andern Abschied, von Lucinden, erinnern mußten, über die Saiten eines geöffneten Flügels hin, dessen Resonanz von jedem, durch die Zimmerwärme noch am Leben erhaltenen Insekt leise erbebte, standen sich zwei Menschen gegenüber, die die Natur zum gegenseitigen Besitz bestimmt hatte. Gregor VII. hielt den Arm dazwischen.

Wie zart ist der Fortgang des Gesprächs! Beide sehen in der Mappe einen Holzschnitt der alten Schule.… Beim Umschlagen der Blätter ruht ihre Hand dicht an der seinen.… Er fühlte die elektrischen Tropfen, von denen Paula im Schlafe behauptete, sie glitten ihr aus den Fingern und verlöschten auf dem Boden. Ihm verlöschten sie im Blut seines Herzens. Und als das Gespräch auf jene Urkunde kommt, welche in unserm Roman eine ähnliche bedeutende Rolle spielt, wie der Schrein Dankmar's in den „Rittern vom Geiste“ und um welche sich die Hauptintriguen des Romans drehen, eine Urkunde, die Paula in ihrem Hochschlaf entdecken und die auch für ihr eigenes Schicksal Entscheidung bringen soll, da fragt Bonaventura: „Ihr Schicksal? Paula! Welche Zukunft fürchten — fürchten, hoffen Sie?“ Und der Dichter fährt in der Schilderung der bewegtern Scene fort:

Nichts, nichts mehr hielt er zurück von der Saat seiner Thränen, die aufgegangen war seit Jahren in den einsamen Stunden der Nacht und Verzweiflung.… Seine Augen leuchteten… seine Arme hoben sich.… Ein Frühling des reinsten göttlichsten Menschenthums schien um ihn her zu blühen und zu sprießen.… Er bebte.. schwankte.…

Und auch Paula zitterte… Eben noch waren ihre tiefblauen Augen aufgeschlagen und blickten gen Himmel, den Augen einer Seherin gleich.… Jetzt senkten sich die langen schwarzen Wimpern …

Aber ach! und Katharina von Siena war es, die Heilige, die vor Bonaventura stand.… Sein zages nazarenisches Herz erinnerte sich schon wieder: dieser Blick gilt dem Himmel, dem Kloster! Er gilt deinem Stande!…

Doch nur einen Augenblick beherrschte er sich so.… Bald fühlte er neubelebende Wonne… eine Wonne seltsamster Glut, seltsamster Gedanken, seltsamster — Verirrungen sogar! Franz von Sales, der Heilige, stand vor ihm, vor dem ja auch einst eine Frau von Chantal kniete.… Eine Gattin, eine Mutter verließ ihre weltlichen Lebensbeziehungen, um dem Heiland zu dienen, dessen einziger Apostel ihr dieser Bischof von Genf erschien! Und auch dieser nannte sie seine Philothea! Wo ist die Grenze der göttlichen Andacht und der Anfang menschlicher Liebe in den Briefen, die sie sich geschrieben haben? Ihr Gebet ging vielleicht wirklich empor zu Gott, doch sie beteten zusammen! Sie stiftete ein Kloster, er hütete es.… Sie starb, Franz von Sales segnete den Sarg… sein Inhalt verweste nicht… nach 100 Jahren öffnete man ihn… da war alles Asche… nur das Herz war unversehrt geblieben.… Dies Herz… kann es geirrt haben in jenem Irrthum?… Gelogen in jener Lüge? Paula, Paula — meine Sinne schwinden — solltest du mir wirklich vielleicht gehören können, gerade — durch den geistlichen Stand? Das war ein furchtbarer, frevelnder, romgeborener Gedanke… ein Gedanke der Sünde, der Lüge gegen Natur und Gelübde… Aber dieser Gedanke — und sollten die Donner um ihn herrollen und Blitze zucken — durchzitterte ihn doch.… Seine Pulse flogen, seine Lippen bebten… schon wagte er das bedenklichste aller Worte, das er in solcher Stimmung nur sprechen konnte:

Paula — wenn sich — die Urkunde — fände — wenn Sie dann, wie man allgemein glaubt — sich entschließen müßten — wirklich ihre Hand — einem Manne zu geben — der doch nur — aus Standesrücksichten —

Paula hatte diese Worte eben abwehren wollen.… Sie wollte sie abwehren fast wie verkörperte Wesen, die schon eine Handbewegung zurückstoßen konnte.… Sie hielt, am geöffneten Flügel sich mit der Rechten haltend, die Linke dem Sprecher, dessen Athem schon ihren Mund berührte, bebend entgegen… ein Moment noch und der Bund der Herzen war geschlossen… ein Abgrund geöffnet, der Vorhang seines Allerheiligsten zerrissen, der Bau der Kirche zertrümmert.… Da trat eine Störung ein.… Draußen gingen lebhaft aufgerissene Thüren…

Wir haben diese Schilderung so ausführlich mitgetheilt, weil sie als Probe der Gutzkow'schen Darstellungsweise in den gleichsam im italienischen Stil gehaltenen Partien des Romans dienen kann. Die realistische Schule, die sich jetzt auf unserm Parnaß so breit macht, vermag wol ansprechende Niederländerei zu Tage zu fördern, niemals aber Bilder von solcher Beleuchtung und Stimmung, Bilder, in denen sich zarter Hauch der Empfindung und heißglühende Leidenschaft mit einem so pikanten geistigen Arom, wir möchten sagen, mit einer so tiefen historischen Bedeutung vereinigen, denn der einseitige Realismus copirt nur die Wirklichkeit, die Dinge, wie wir über sie stolpern, wie sie gerade zufällig sind, nicht aber, wie sie mit Nothwendigkeit geworden sind. Der Realismus ist seinem ganzen Wesen nach unhistorisch und geistlos; denn er schildert die Dinge ohne die Signatur, welche das Leben der Menschheit ihnen aufgedrückt. Was

wir unter dem Gegensatz verstehen, das wird die Scene zwischen Bonaventura und Paula, in der sich von selbst, ohne alle Gewaltsamkeit, ein großes Stück Weltgeschichte spiegelt, jedem Billigdenkenden klar machen!

Bisjetzt vermißten wir in dem großen Gemälde des Katholicismus noch eine der bedeutendsten und für den Romandichter am meisten verlockende Gestalt: den Jesuiten! Im fünften Band wird uns nun Wenzel von Terschka, der päpstliche Rittmeister, der glatte, immer lächelnde, verweltlichte Diener der Kirche, als solch ein Schüler des Ignaz von Loyola vorgeführt. Wir wollen nicht alle Geheimnisse seiner abenteuerlichen Kindheit- und Jugendgeschichte ausplaudern, die in spannender Weise erzählt wird und das Interesse einer selbständigen Novelle für sich in Anspruch nehmen würde, wenn sie nicht mit der Haupthandlung und mit dem Geschick der andern Charaktere durch mannichfache Fäden zusammenhinge. Wir erwähnen besonders die Beziehungen Terschka's zum Riesenmönch Hubertus, dem Mönch mit dem Todtenkopf, und zur Herzogin von Amarillas, welche sich als die frühere Gattin des Kronsyndikus, als die Mutter Benno's und jener Kunstreiterin Angiolina erweist, welche den jungen Grafen Hugo von Salem-Camphausen fesselt. Es handelt sich bei diesen Enthüllungen des sechsten Bandes, welche Loeb Seligmann belauscht, nicht blos um die beliebten Verwickelungen der Kindschaft und ihren romanhaften Reiz, sondern es kommt dem Dichter darauf an, die Ehe wieder von einer andern Seite der katholischen Auffassung her zu beleuchten. Es war nur die Farce einer Trauung, die Freiherr von Wittekind mit der spätern Herzogin, damaligen Sängerin Fulvia Maldachini durch einen in Meßgewänder gesteckten jüdischen Gelehrten, Leo Perl, vollziehen ließ. Hierbei kamen nun die Subtilitäten ins Spiel, mit denen die kirchliche Lehre das Sakrament der Ehe auffaßt, welches sich durch die Verbundenen selbst vollzieht und nicht im mindesten durch den bei allen andern Sakramenten als die Hauptsache vorwaltenden Priester, sodaß auch die von einem Juden in Priesterkleidern gesprochene einfache Segnung sich als wirksam erweist. Daran knüpft sich dann das Verbrechen der Bigamie, dessen sich die so gesegnete Freifrau von Wittekind durch ihre spätere Verheirathung mit dem Herzog von Amarillas schuldig gemacht hätte!

Wir sehen, unser Autor hat seinen Sanchez nicht umsonst studirt und selbst ein werdender Doctor des kanonischen Rechts könnte aus unserm Roman diese oder jene These für seine Promotion schöpfen! Dies ist kein Tadel, sondern ein Lob, sobald es nur dem Dichter gelingt, die todte Formel mit Fleisch und Blut zu bekleiden und aus einer Frage der scholastischen Gelehrsamkeit, welche einmal mit zum Wesen des Katholicismus gehört und gleichsam auf seinem Gemälde erst die feinsten geistigen Schattirungen und Farbennuancen anbringt, zu einer Frage des Lebens zu machen, welche unsere warme Theilnahme erweckt. Gerade darin besteht die Originalität unsers Romans, daß er an die Stelle verbrauchter Motive und Verwickelungen wesentlich neue setzt, die sich noch dazu durch ihre gemeinsame Beziehung zum Grundgedanken vollständig legitimiren können.

Der Welt- und Lebemann Terschka hat sich nach einem bunten Leben dem Orden der Jesuiten geweiht. Die Vorbereitungen und Prüfungen, denen er sich unterwerfen muß, werden uns anschaulich geschildert. Die große, seinen weltlichen Neigungen entsprechende Aufgabe, die ihm der Orden aufträgt, ist die Bekehrung des Grafen Hugo von Salem-Camphausen aus der jüngern, zum Protestantismus übergegangenen Linie. Zum Zwecke dieser Bekehrung wird er des Grafen Freund und Genosse all seiner weltlichen Freuden, und darf sorglos auf alles eingehen, was zu dessen Lebensverhältnissen gehörte. Er war sein Vertrauter in Bezug auf seine Liebe zur schönen Angiolina. Selbst aber empfindet er Neigung für jene silberlockige Monika, und diese Neigung treibt ihn nach Westfalen, zu einer Zeit, wo das Auffinden der Urkunde bei dem Brand in Westerhof auch für die Hauptaufgabe seines Lebens von Bedeutung ist.

Wie das Leichenbegängniß des Kronsyndikus mit der Störung durch den blinden Geiger und den Stephan Langenich, der dort im dunkeln schneeverschütteten Grunde an dem hohlen blitzerschlagenen Eichbaume, wo einst der Deichgraf Klingsohr gefallen, den grünen Tuchfetzen in die Höhe haltend, dem Todten eine unerwartete Leichenrede hält, im fünften Bande lebendig geschildert wird und gleichsam einen Knotenpunkt in der Entwickelung jener Intriguen bildet, in deren Mitte Klingsohr, Lucinde und der alte Kronsyndikus standen; so ist der Brand in Westerhof, den der Dichter im sechsten Bande mit größter Anschaulichkeit darstellt, ein solcher Knotenpunkt für die Beziehungen von Paula, Bonaventura und dem noch in der Ferne stehenden Grafen Hugo und für die mannichfachen, zum Theil verbrecherischen Intriguen, die sich an dieselben knüpfen. Bei dem Brande kommt die Urkunde zum Vorschein, nach welcher die jüngere Linie nicht erben soll, wenn sie nicht in den Schos der alleinseligmachenden Kirche zurückgetreten. Dadurch wird nun Paula, freilich bis zu Hugo's Bekehrung, uneingeschränkte Herrin, wenn auch von allen Seiten bedrängt, durch Familienconvenienz, dem Grafen Hugo ihre Hand zu geben, um die jüngere Linie von ihrem tiefen Verfall emporzubringen.

Doch wir sind mit im Beichtgeheimniß und ahnen, daß die Urkunde, die sich nach dem Brande bei dem Räumen des Archivs fand, falsch ist und das Feuer angelegt worden, um sie dorthin zu bringen. Wir kennen die subalternen Charaktere, wie den scharf und keck gezeichneten Dionysius Schneid und die andern Lenker dieser von Köln her spielenden Maschinerie. Eine dritte Gruppe, die im Verlaufe des Romans unser Interesse festhält, wird von der muntern Armgart, ihren Verehrern Benno und Thiebold und ihren Aeltern gebildet. In diese Gruppe tritt der Jesuit Terschka, dessen Beziehungen zu Mutter und Tochter, sowie Armgart's „Liebesopfer", das sie der Versöhnung der Aeltern bringen will, und diese Versöhnung selbst in der zweiten Hälfte des sechsten Bandes in den Vordergrund der Handlung treten. Armgart mit

ihrem muntern und doch so entschlossenen Trotzköpfchen, mit ihrem so liebe- und opferfähigen Herzen, mit ihren abenteuerlichen Fahrten und Wanderungen und ihrer unfreiwilligen Haft im Mühlenthurm von Witoborn, bildet einen sehr anmuthigen Contrast mit der hohen Paula, und man begreift, daß sie Terschka eine Liebe einflößt, welche alle Grundlagen seines Lebens zu erschüttern vermag. Und als die Gefangene in der Mühle ihre versöhnten Aeltern eintreten sieht, die sich wiedergefunden für immer — es ist ein Schauer echt menschlicher Rührung, der uns da zugleich mit der Tochter erfaßt, und der Dichter hat in der Schilderung dieser Scene jene Accorde der Empfindung getroffen, die uns wie Harmonicaklänge der Jean Paul'schen Muse anmuthen.

Die Heldin des ersten Bandes, die Luciferstochter Lucinde, vor welcher sich die „Grenzboten" mit so großem moralischen Ekel bekreuzigt, tritt ebenso wie ihr wüst-genialer Liebhaber Klingsohr in diesen Bänden ganz in den Hintergrund und räumt den Platz den edlern weiblichen Gestalten. Als Gesellschafterin einer Frau von Sicking, der Meisterin der kirchlichen „Exercitien", erscheint sie nur den Helden und Heldinnen wie ein Gespenst der Vergangenheit und erschreckt die liebliche Armgart durch ihre skeptischen Lebens- und Liebesansichten. Klingsohr aber, den Mönch Sebastus, hören wir nur von fern mit gellendem Schrei in der Strafzelle des Klosters Himmelpfort wie ein wildes Thier toben: eine sehr geschickte Darstellungsweise, indem das Grauen, welches diese Erscheinung verbreitet, dadurch vermehrt wird, daß der Dichter sie unsichtbar für uns, wie für den theilnehmenden Bonaventura bleiben läßt.

Es ist unmöglich, auch nur auszugsweise den Reichthum an Gestalten und Begebenheiten wiederzugeben, welche die beiden vorliegenden Bände enthalten. Wir haben uns bisjetzt gleichsam nur auf den Höhen des Romans umgesehen und seine vom Licht der Ideen erhellten Gruppen ins Auge gefaßt, wie lebendig sind aber auch die dei minorum gentium, die dienenden Geister, die untergeordneten Maschinisten der Handlung geschildert!

Da finden wir manche kecke, bizarre Skizzen! Scenen, wie die im Finkenhof, wo der buckelige Geiger und Dionysius Schneid die Hauptrolle spielen, erinnern mehr an Rembrandt als an Teniers und Ostade. Ebenso keck skizzirt ist die Jagdscene, wo der verrückt gewordene Landrath von Enckefuß um sich schießt, bis ihn zuletzt der Mönch Hubertus mit der Riesengestalt und dem Todtenkopfe bändigt. Die Geschichte dieses Mönchs Hubertus, die uns wieder mit einem Schlage ungeahnte Zusammenhänge aufweist oder neue ahnen läßt, die Geschichte der Verführung der Tochter des Geigers durch den Kronsyndikus, bei welcher die liebenswürdige Frau von Gülpen eine so schändliche Rolle spielt: das sind jene kleinen novellistischen Kreise voll pikanter Spannung, welche der Dichter in den großen Kreis seines Romans eingelegt hat. Lebendig ist auch die Darstellung der Scenen zwischen dem Pfleger Hubertus und dem verletzten Schneid bei der Landhebamme; überall die Anschaulichkeit, wie sie unsern besten realistischen Schriftstellern eigen, und doch überall ein feines geistiges Arom und über das Nächste hinausreichende Beziehungen!

Wol möchten wir wünschen, daß der Dichter in die Composition eines Werks von so bewundernswerthem Reichthum an Gruppen, Charakteren, Verwickelungen und Ideen hin und wieder mehr Ruhe und Behagen gebracht hätte, indem das Durchkreuzen all dieser Gestalten und Intriguen, wenn auch keine Verwirrung, doch eine allzu oft abspringende Unruhe hervorruft und ehe eine Saite voll und rein ausgetönt ist, wieder eine andere angeschlagen wird. Das sind die Schattenseiten eines aus der Vogelperspective angeschauten „Nebeneinander", bei welchem die schärfste Sonderung nöthig ist, damit es sich nicht in ein „Durcheinander" verwandle! Doch für den, das Ganze überschauenden Blick gliedern sich die einzelnen Theile des Romans mit vollständiger Klarheit; man sieht ihre Verzweigungen bis in das feinste Geäder, man sieht ihre Schlag- und Hauptadern und wie sie zum Herzen strömen! Ist auch eine eingehende Würdigung des Romans erst nach seiner Vollendung möglich, so genügen doch die erschienenen sechs Bände, die Behauptung zu rechtfertigen, daß wir eins der bedeutsamsten und gehaltvollsten Werke unserer neuern Literatur vor uns haben.

Rudolf Gottschall.

Das Zeitalter der Entdeckungen.

Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen von Oskar Peschel. Stuttgart, Cotta. 1858. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Vorliegendes Werk ist unsers Wissens das bedeutendste, welches seit Alexander von Humboldt's „Kritischen Untersuchungen" u. s. w. auf diesem Felde der deutschen Literatur erschienen ist: auf Alexander von Humboldt's Schultern stehend, hat der Verfasser die neuesten literarischen Erscheinungen und Forschungen und besonders das auf dem Gebiete der portugiesischen, spanischen, italienischen und deutschen Literatur vorfindliche Material in einem Umfange und mit einer Sachkenntniß benutzt, daß er dadurch sein Werk auf den gegenwärtigen Höhepunkt der Wissenschaft gehoben hat; die Darstellung ist lichtvoll und die Anwendung des Stoffs als gelungen zu betrachten. Der Verfasser hat denselben in vier Bücher mit folgenden Ueberschriften, die auf die Chronologie der Haupterscheinungen gegründet sind, vertheilt: 1) „Das Reisen der großen Entdeckungen"; 2) „Die Entschleierung der atlantischen Küsten Amerikas"; 3) „Das Vordringen zum Stillen Meere"; 4) „Die beiden Seewege nach dem Morgenlande."

Das Zeitalter, auf dessen Gebiete das Werk des Verfassers sich bewegt und so trefflich zur richtigen Würdigung desselben beizutragen geeignet ist, gehört unbestreitbar zu den inhaltreichsten und bewegtesten Epochen, welche die Menschheit durchlebt hat. Das 15. und 16. Jahrhundert verwirklichte den Bruch mit dem Mittelalter: es herrscht ein Gären und Ringen der Geister, die ungezügelt von der Vergangenheit sich losreißen und einer un-

bekannten Zukunft entgegenstürzen, Abenteurer, Propheten, Märtyrer des neuen Lebens; während aber der germanische Geist sich in die religiöse Frage vertiefte und um seine Freiheit mit dem herrschenden Despotismus rang, stürmten die pyrenäischen Romanen, denen sich bald das abenteuerlich gestimmte normannisch-englische Geschlecht anschloß, von unwiderstehlicher und längst schon geweckter Sehnsucht getrieben in die weite oceanische Welt hinaus. Doch man höre hierüber Alexander von Humboldt *):

Das Ende des 15. und der Anfang des 16. Jahrhunderts bezeichnet ein wundersames Zusammentreffen großer Ereignisse in dem politischen und sittlichen Leben der Völker Europas. In demselben Monat, in welchem Hernan Cortez nach der Schlacht von Otumba gegen Mexico anzog, um es zu belagern, verbrannte Martin Luther die päpstliche Bulle zu Wittenberg und begründete die Reform, welche dem Geiste Freiheit und Fortschritte auf fast unversuchten Bahnen verhieß. Früher noch traten wie aus ihren Gräbern die herrlichsten Gebilde der alten hellenischen Kunst hervor: der Laokoon, der Torso, der Apoll von Belvedere und die Mediceische Venus. Es blühten Michel Angelo, Leonardo da Vinci, Titian und Rafael, in unserm deutschen Vaterlande Holbein und Albrecht Dürer. Die Weltordnung war von Kopernicus aufgefunden, wenn auch nicht öffentlich verkündigt, in dem Todesjahre von Christoph Columbus, 14 Jahre nach der Entdeckung des neuen Continents. Die Wichtigkeit dieser Entdeckung und der ersten Ansiedelung der Europäer gehört jenen intellectuellen und moralischen Wirkungen an, welche die plötzliche Vergrößerung der Gesammtmasse der Ideen auf die Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes ausgeübt hat. Wir erinnern daran, wie seit jenem großen Zeitpunkte ein neues, regsameres Leben des Geistes und der Gefühle, wie muthige Wünsche und schwer enttäuschte Hoffnungen allmählich sämmtliche Klassen der bürgerlichen Gesellschaft durchdrungen haben; wie die geringe Bevölkerung einer Hälfte der Erdkugel, besonders an den Europa gegenüberliegenden Küsten, die Niederlassung von Colonien begünstigen konnte, welche ihre Ausdehnung und ihre Lage zu unabhängigen, in der Wahl ihrer freien Religionsform unbeschränkten Staaten umwandelte; wie endlich die religiöse Reform, ein Vorspiel großer politischer Umwälzungen, die verschiedenen Phasen ihrer Entwickelung unter einem Himmelsstriche durchlaufen mußte, welche der Zufluchtsort aller Glaubensmeinungen und der verschiedenartigsten Ansichten von göttlichen Dingen geworden war. Die Kühnheit des genuesischen Seefahrers ist das erste Glied in der unermeßlichen Kette dieser verhängnißvollen Begebenheiten. Durch Handelsverkehr und Vervollkommnung der Schiffahrt seit einem halben Jahrhunderte näher gebracht, hat der neue Welttheil einen wichtigen Einfluß auf die politischen Institutionen, auf die Ideen und Neigungen der Völker ausgeübt, welche im Osten das scheinbar immer enger werdende Thal des Atlantischen Oceans begrenzen.

Diese trefflichen, wir möchten sagen plastisch zeichnenden Worte Humboldt's, die jedem Historiker des in Rede stehenden Zeitgebiets immer lebendig vor der Seele stehen sollten, schienen uns ganz besonders geeignet, den Werth und die Bedeutung von so gründlichen und umfassenden Studien zu kennzeichnen, wie sie in dem vorliegenden Werke zu Tage treten. Heben wir jetzt aus dem reichen Inhalte desselben im Interesse unserer Leser einige Stellen hervor.

Wer hat den Kompaß erfunden und seit welcher Zeit war er notorisch in Gebrauch bei der Schiffahrt? Diese Frage hat bis auf die neueste Zeit bekanntlich die verschiedenste Beantwortung erfahren. Unser Verfasser sagt darüber Folgendes:

Ihrem Verkehr mit dem Morgenlande verdankte die europäische Schiffahrt wahrscheinlich die Kenntniß von der Polweisung der Magnetnadel. Der Erfindung dieses Instruments rühmen sich die Chinesen schon im 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Anfangs bediente man sich der Nadel nur bei Landreisen, aber unter der Tsin-Dynastie (265—416 n. Chr.) war sie auch bei der Schiffahrt eingeführt worden. Die älteste Urkunde, welche eine Kenntniß des Abendlandes mit der Boussole verräth, findet sich in einem satirischen Gedicht des Guyot von Provins vom Jahre 1190, wo dem apostolischen Vater zugerufen wird, er möge dem Polarstern gleichen, nach welchem die Magnetnadel zeige. Der Cardinal Jacques de Vitry, der 1218 schrieb, fand in der Levante die Magnetnadel bei der Schiffahrt schon im Gebrauch. Die älteste Stelle über die Kenntniß der Araber von der Boussole, die man hat auffinden können, gedenkt des Instruments erst im Jahre 1242. Man darf daher zweifeln, ob die Araber uns mit der wichtigen Erfindung bekannt gemacht haben. Im 9. Jahrhundert war die Magnetnadel in den indischen Gewässern wahrscheinlich nicht im Gebrauch, und daß sie es vom 13. Jahrhundert bis zum Erscheinen der Portugiesen nicht gewesen, versichert uns die Mehrzahl der Zeitgenossen. Wenn man es demnach für wahrscheinlich halten darf, daß durch die Araber die Boussole aus China nach dem Abendlande gebracht worden sei, so gründet sich diese Vermuthung auf den arabischen Ursprung der Benennungen zohron und aphron *) für den Süd- und Nordpunkt der Boussole. Das Instrument war übrigens noch großer Vervollkommnung bedürftig; denn im Anfang ließ man die Nadel, die man in Kreuzesform durch ein Stückchen Rohr gesteckt oder die sich in einem hohlen Metallfischchen befand, in einem Gefäß mit Wasser schwimmen, woher der ältere Name calamita stammt; während erst später, nachdem man die Nadel in einer Kapsel zum Schweben brachte, von diesem Gefäß ihr der Name Boussole geblieben ist. So nützlich nun dieses Instrument für die Schiffahrt und die damalige darstellende Erdkunde wurde, so hat man doch den Einfluß der Magnetnadel auf die Entdeckungen weit überschätzt, indem man behauptete, daß seitdem erst die Schiffe die Küste aus den Augen zu verlieren wagten. Die Normänner segelten drei Jahrhunderte vor Guyot de Provins nach Island ohne Boussole, während die portugiesischen Schiffe bis zum Jahre 1434 sich nicht so weit von der Küste hinwegwagten, um die Untiefen vor Cap Bojador zu umsegeln.

Wir fügen diesen Bemerkungen des Verfassers Folgendes bei. In Eduard's III. Zeit (1327—77) wird in der englischen Marine bereits der Kompaß erwähnt, jedoch nicht unter dem Namen coadstone, sondern sailstone oder adamante, worunter man aber nur die Magnetnadel verstand, während der ganze Kompaß sailing needles and dial hieß, auch sailing piere wird er 1345 genannt. Bei dem Dichter Chaucer kommt übrigens der Name compas wirklich vor.

Eine gewöhnliche, in unsern Geschichtsbüchern vielfach zu lesende Erzählung ist es, daß Columbus auf seiner Entdeckungsfahrt von einer Meuterei seiner Schiffsleute tödlich bedroht worden sei. Diese Erzählung ist nach den Untersuchungen des Verfassers unhistorisch. Am 22. September 1492 sprang der Wind nach Südwesten um und man kreuzte Westnordwest.

Einen solchen Gegenwind, schreibt Columbus in sein Tagebuch, entbehrte ich bisher sehr ungern; denn mein Schiffs-

*) „Kosmos", II, 338 fg.

*) Die Araber haben diese Ausdrücke dem Hebräischen entlehnt.

volk beängstigte sich bei dem Gedanken, es wehten auf jenen Meeren nie Winde zur Rückkehr nach Spanien. Am 23. September bei glatter beruhigter See begann das Schiffsvolk furchtsam sich zuzuflüstern, da man keine hochgehenden Wogen erblicke, so werde nie ein Wind zur Rückkehr nach Spanien sich einstellen. Bald darauf aber, als die See rauh wurde, ohne daß ein Wind wehte, fühlten sie sich aufs neue betroffen.

Dies und eine spätere Bemerkung sind die einzigen Stellen des Schiffsbuchs, wo sich Columbus über den Kleinmuth der Mannschaft beklagt. Der Sohn des Entdeckers, der zu einer Zeit schrieb, wo es galt, an die halb vergessenen, halb verdunkelten Verdienste seines Vaters zu erinnern, hat die Ueberfahrt mit einer Verschwörung der Schiffsmannschaft gefärbt. Einige Meuterer, sagt derselbe, wollten Columbus über Bord werfen und dann angeben, er sei bei seinen astronomischen Beobachtungen zufällig ins Meer gestürzt. In allen Schriften aber, welche der Entdecker hinterlassen und wo er keine Gelegenheit versäumt, an seine wirklichen und eingebildeten Verdienste zu mahnen, findet sich nicht eine einzige Anspielung auf jene angeblichen Gefahren. Alles beschränkt sich daher auf die bescheidene Bemerkung des Pfarrers von los Palacios, Bernaldez, eines Gastfreundes des Entdeckers: „Las opiniones de los Marineros eran muchas que de ellos decian que ya no era razon de andar mas que iban sin remedio perdidos e que seria maravilla acertar a volver, e de esta opinion eran los mas, e Colon e los otros Capitanes con dulces palabras los convencieron que anduviesen mas.“ Eine Ermordung des Columbus hätte schwerlich zum Ziele geführt; denn die Pinzonen waren entschlossen genug, um allein die Reise fortzusetzen. In der ältesten gedruckten Urkunde der „Epistola Colom cui actas nostra etc.“ (Rom 1494), ebenso in Peter Martyr's Briefen und Decaden sucht man vergebens nach Beglaubigung der angeblichen Meuterei, von der zuerst Antonio Gallo („De navigatione Columbi“, bei Muratori, „Scriptores“, XXIII, 302) und Senarega („De Rebus Genuensibus“, ebendaselbst, XXIV, 535) gesprochen haben. Erst der Mailänder Benzoni, der im Jahre 1541 die Neue Welt besuchte, hörte dort unter andern Entstellungen, welche die Geschichte gewöhnlich vom zweiten Geschlechte zu erdulden hat, auch die armselige Fabel von dem Uebereinkommen zwischen dem Entdecker und der meuterischen Mannschaft, daß man umkehren wolle, wenn sich binnen drei Tagen nicht Land zeige. Diese Sage hat er vielleicht dem unkritischen Gonzalez de Oviedo in seiner „Historia general“, lib. II, c. 5, nachgeschrieben, der sie jedoch auch als eine Tradition bezeichnet. Denn, setzt er hinzu, nach einer andern Version hätte Columbus zuerst den Muth verloren und wäre sicherlich umgekehrt, wenn ihn die Pinzonen nicht durch größere Ausdauer beschämt hätten. Ueberhaupt aber ist es eine nur zu gewöhnliche Erscheinung in der Geschichte, daß sich um hervorragende oder staunenerregende Persönlichkeiten und Thatsachen fabelhafte Erzählungen zur Verherrlichung entweder, oder auch zum Zwecke phantastischer Ausschmückung gruppiren, welche die Wurfschaufel der historischen Kritik theils spät erst entdeckt, theils nach langer Zeit erst zu entfernen vermag. Und es ist kein geringes Verdienst unsers Verfassers, daß es ihm durch gründliche Forschung in den Quellen und durch Vergleichung derselben untereinander gelungen ist, an mehr als einer Stelle einen Reinigungsproceß durchzuführen.

Eine interessante, aber historisch vielfach verschwimmende, bald als Betrüger, bald als verdienstvolle Persönlichkeit bezeichnete Erscheinung ist der Florentiner Amerigo Vespucci. Der Verfasser ist ihr fast Schritt vor Schritt nachgegangen theils in dem vorliegenden Werke, theils in einem Aufsatze des „Auslandes“, überschrieben: „Neuere Schriften über Amerigo Vespucci“ (in Nr. 32 f. 1858). Amerigo Vespucci, von dem bekanntlich der neuentdeckte Continent unerwarteterweise seinen Namen erhalten sollte, gehörte einer Familie an, die, von Peretola im 13. Jahrhundert nach Florenz eingewandert, bald zu bürgerlichen Ehren in der Republik gelangte und um die Mitte des 15. Jahrhunderts schon zu den 35 Rittern mit goldenen Sporen zählte. Ihr Palast gehörte zu den Bauwerken, auf welche Florenz stolz war. Die höchsten politischen Aemter der Republik gelangten wiederholt an diese Familie, und am Ende des 15. Jahrhunderts finden wir nicht blos in Florenz, sondern auch in Neapel Vespucci, die sich als Diplomaten, Juristen, Admirale, Gelehrte und Künstler auszeichneten. Der Seefahrer Amerigo Vespucci war der dritte Sohn des Anastagio Vespucci, 9. März 1451 in Florenz geboren. Seinen Jugendunterricht empfing er zugleich mit Pietro Soderini dem spätern demokratischen Oberhaupte der Republik, von seines Vaters Bruder Antonio, einem Geistlichen von untadeliger Frömmigkeit. Handelsbeziehungen führten Amerigo Vespucci 1493 nach Cadiz. Er war in der That kein gewöhnlicher Mann. Obgleich er nie ein Schiffscommando unter castilischer Flagge führte und nur eine einzige, seine letzte Fahrt als Kapitän eines kleinen Fahrzeugs (Caravele) unter einem portugiesischen Befehlshaber unternahm, also streng genommen nicht zu den Entdeckern gezählt werden darf, so besaß er doch sehr brauchbare Kenntnisse in der mathematischen Geographie und wußte mit den damaligen astronomischen Instrumenten, wie sich aus seinen Beobachtungen ergibt, weit sicherer umzugehen als der Admiral und Entdecker Columbus. Ist Amerigo in seinen Schriften nicht immer wahrheitsliebend und zudringlich mit Ueberschätzungen des eigenen Werthes, so entschädigt er uns dafür durch die Empfindungen echter Entdeckungsfreude und durch seine Empfänglichkeit für Naturschönheiten. Ein Jahr nachdem der Entdecker des neuen Continents die Augen geschlossen hatte, wurde in einer Flugschrift vorgeschlagen, die Neue Welt Amerika zu nennen. Es erschien nämlich in St.-Dié in Lothringen die berüchtigte Sammlung von Vespucci's Briefen an den schon oben erwähnten Florentiner Pietro Soderini angeblich aus dem Französischen ins Lateinische übersetzt unter dem Titel der „Vier Schiffahrten des Vespucci“. Aus diesem Texte erfahren wir zum ersten male, daß Amerigo auf spanischen Schiffen zwei Fahrten unternommen und auf seiner sogenannten ersten Reise das Festland

von Amerika ein Jahr vor des Columbus dritter Fahrt entdeckt haben will. Was nun in dem Briefe an Lorenzo Medici vom 18. Juli 1500 als Erlebnisse einer einzigen und zwar der ersten Reise Vespucci's nach Amerika erzählt wird, das vertheilen die „Vier Schiffahrten" auf eine frühere und eine spätere Unternehmung. Eine literarische Fälschung ist also jedenfalls begangen worden, aber noch ist es fraglich, ob sie von Vespucci beabsichtigt wurde oder nur den nachlässigen Herausgebern der Briefe zur Last fällt. Es ist nämlich nicht möglich, daß Vespucci eine Reise nach der Neuen Welt in der Zeit vom 10. oder 20. Mai 1497 bis Mitte October 1498 oder 1499 unternommen habe, weil er vom 12. Jan. 1496 bis zum November 1498 sich in Sevilla aufhielt. Eine absichtliche chronologische Fälschung von seiten Vespucci's wird deshalb sehr unwahrscheinlich, weil ein Betrüger gewiß für Reinigung der Texte von den groben Widersprüchen gesorgt hätte, auf die man überall stößt, und Amerigo auch keinen Entdeckerruhm sich erschleichen konnte, da er selbst offen gesteht, auf den Fahrten unter spanischer Flagge nie ein Schiff befehligt zu haben. Ueberdies sprechen Zeitgenossen nur Vortheilhaftes und der Sohn des Entdeckers nichts Nachtheiliges über Amerigo aus. Der älteste Herausgeber der „Vier Schiffahrten des Vespucci", Hylacomilus (Waldseemüller), Professor zu St.-Dié in Lothringen, wagte es nun, in einer kleinen lateinischen Abhandlung über mathematische Geographie, die er seiner lateinischen Ausgabe des genannten Werks vorangehen ließ, beiläufig vorzuschlagen, die von dem Florentiner geschilderten Länder Ameriga zu nennen, während Vespucci selbst in seinen Schriften wiederholt bemerkt, jenen Entdeckungen gebühre der Name der Neuen Welt. „Den vierten Erdtheil", meint Hylacomilus, „darf man wol füglich Ameriga oder Amerika, gleichsam das Land des Amerigo heißen, weil es von ihm entdeckt worden ist." Aber erst nach Vespucci's Tode wird der Ausdruck Amerika in Deutschland namentlich von schweizerischen und österreichischen Gelehrten anerkannt, wie es z. B. in den Briefen des Vadianus (1514—18) geschieht, die mit einer Ausgabe des Pomponius Mela in Wien gedruckt wurden. Doch hat erst der große Atlas des Ortelius, des namhaftesten und verdienstvollsten Geographen seines Zeitalters, des ausgehenden 16. Jahrhunderts, also mehr als 60 Jahre nach Vespucci's Tode, den geographischen Sprachgebrauch unauslöschlich befestigt. Es waren also deutsche Gelehrte in den Vogesen, die aus übertriebener Liebhaberei für den Verfasser der „Vier Schiffahrten" den Weltnamen erdachten, und diese frühe Sünde der Presse verbreitete sich bei der Popularität der Schilderungen Amerigo's — selbst die vielen schlüpfrigen Stellen über die Lebensweise der Eingeborenen der Neuen Welt trugen zu ihrer weiten Verbreitung bei — mit dem Erfolge eines ansteckenden Uebels. Nie aber hätte der Name so unverwüstlich der bessern Einsicht widerstehen können, wenn er nicht zugleich dem Gehör gefällig gewesen wäre und eine geheime oder verführerische Lautsymmetrie zu den Namen der andern Welttheile besessen hätte.

Die forschungsreichen „Antiquitates Americanae" von Rafn, zu deren Verabfassung Alexander von Humboldt den Impuls gab, haben es bekanntlich zuerst außer Zweifel gestellt, daß Columbus 1477 auf Island war. Dort, vermuthet man nun, habe der große Seefahrer durch lateinisch redende Geistliche über die frühern normännischen Entdeckungen des Festlandes von Nordamerika Kunde erhalten. Unser Verfasser äußert sich über diesen Punkt in folgender Weise:

Konnte Columbus im Jahre 1477, wenn er damals schon über seine westliche Fahrt nachsann, auf Island sehr genau über die Weinlandsfahrten der Normänner sich unterrichten, so läßt sich davon nicht nur in seinen Schriften keine Spur entdecken, sondern es geht auch aus seinem spätern Betragen klar hervor, daß er nichts von einem Continent im Südwesten Islands wußte. Die Kunde von jenen Entdeckungen hätte ihn vielmehr bei seinen spätern Anschlägen beunruhigen müssen: denn nicht nach dem guten aber öden Weinland, sondern nach den regsamen Culturländern Ostasiens, nach den bewimpelten indischen Meeren, nach südlichen Breiten trug ihn sein sehnsüchtiges Schauen.

Und gewiß ist auch: Columbus ist mit der Ueberzeugung gestorben, daß er in Asien, nicht in den Regionen eines neuen Continents gelandet sei.

Möge des Verfassers Werk, das ein so treffliches Zeugniß von deutschem Fleiß und deutscher Gründlichkeit ablegt, die verdiente Anerkennung und Benutzung finden!

Karl Zimmer.

Zur Charakteristik des deutschen Stammes.

Die sittlichen Begriffe oder das Wesen des deutschen Stammes. Ein Beitrag zur Bildungsgeschichte von Nagler. Speier, Lang. 1859. Gr. 8. 24 Ngr.

Es ist gewiß recht gut und anerkennenswerth, wenn man sich bemüht, die Erfahrungen, die man macht, die Thatsachen, die in bunter Fülle uns umgeben, auf wenige große Principien zurückzuführen. Der Zusammenhang, den wir in unserm Wissen herstellen, gibt diesem erst seinen wahren Werth, und wie alles schließlich einem großen Systeme sich einordnet, so soll alles was wir erlebt, was wir in uns aufgenommen, sich zum System gestalten. Das hat denn auch der Verfasser des vorliegenden Buchs redlich versucht, und dies wird kein Billigdenkender verkennen. Der reiche Kreis von einzelnen Zweigen geistigen Lebens, den er umfaßt, zeugt von Allseitigkeit und Strebsamkeit, und der Versuch, in kurzer, präciser Form seine Betrachtungen niederzulegen, verdient entschiedenes Lob. Doch gegen die Art, wie er dabei zu Werke gegangen, gegen die Resultate, auf die er gekommen, lassen sich sehr begründete Einwände erheben. Nagler ist an der Klippe gescheitert, an der jenes sonst so gerechtfertigte Streben nach Systematik sehr leicht Schiffbruch leidet, weil er mit entschiedener Tendenz seine Arbeit unternommen hat. Ein warmer Patriotismus, der sehr wohlthätig das Ganze durchdringt, macht ihn zum eifrigen Vertheidiger der Vorzüge des Vaterländischen; er möchte seine Nation an den Platz unter den andern stellen, der ihr gebührt; er möchte die tief innerliche Vortrefflichkeit, die sie vor andern so bedeutungsvoll hervorhebt und ihr einen so hohen Vorrang gibt, ans Tageslicht bringen und vor aller Augen darthun.

So hat er sich bemüht, eine Formel zu finden, die ihm Basis wird, diese seine Absicht zu realisiren, aus der er das, was er zeigen will, recht evident beweise, als aus ewigen Principien von selbst sich ergebend. Aber man sieht, daß das Ziel schon da war, ehe der Ausgangspunkt gefunden. Ein solches Systematisiren ist grundfalsch und macht die Logik zum bloßen

Mittel, zur Sklavin eines fremden Zwecks, läßt das Denken nicht seine eigenen Bahnen gehen, sondern zwingt es in die Pfade, die man schon im voraus ihm gezeichnet. Diesen Fehler begeht Nagler. Man sehe selbst. Eine Art von Trias ist es, die metaphysisch begründet in jeder Erscheinung der wirklichen Welt sich bethätigt und kund gibt, damit beginnt das Werk: „Das Wesen jeder Gattung besteht in der Wechselwirkung zweier Gegensätze, wozu sich ein dritter mehr gegensatzlos verhält." Dieser etwas schwankend ausgedrückte Satz ist Grundlage seiner ganzen Betrachtung. Die Dreitheilung, die darin allem Sein vorgeschrieben ist, wird nun in den einzelnen Erscheinungen erläutert und alles Dasein in dies Schema hineingepreßt. In der Natur tritt diese Trias auf in Thier-, Pflanzen- und Steinreich; in der Familie, in Mann, Frau, Kind; am Himmel, in Sonne, Mond und Sterne; in den die Erde umgebenden Stoffen, Licht, Luft, Wasser; in der geistigen Welt, Vernunft, Verstand und Sinnenvermögen, wovon dieses letztere wieder in drei Bestandtheile, Gedächtniß, Einbildungskraft und Sinnlichkeit zerfällt. Vernunft ist ihm das sittliche Bewußtsein im Menschen; Verstand die Fähigkeit zu unterscheiden, auf Grund des Sinnenvermögens; die Vernunft als Höchstes schließt das andere in sich ein.

Diese drei Geisteskräfte werden in der Geschichte durch drei Volksstämme repräsentirt, die Söhne Noahs. Japhet, als Repräsentant der Vernunft, nach Wahrheit und Sittlichkeit, Sem als Repräsentant des Verstandes, mehr nach Einfluß, Macht, Reichthum, Genuß strebend, Ham als Repräsentant des Sinnenvermögens. Die „Rassen" theilt er so ein, wie es allgemein hergebracht; zu den Hamiten jedoch rechnet er nur den schwarzen Stamm, der, wie er bemerkt, fast nur wie eine Abart erscheint, die durch einen erhöhten Wärmegrad der Erdrinde erzeugt, gleichsam verbrannt aus der Pfanne der Schöpfung gekommen sei. Dies ungefähr das allgemeine Schema; es wird in den einzelnen Phasen der Geschichte des Nähern ausgeführt. Grausam wird hier der historischen Entwickelung zu Gunsten jenes Princips Gewalt angethan.

Zuerst kommt der Verfasser zu den Griechen, unter denen die Athener, von den alten Pelasgern, die Lacedämonier, von den alten Hellenen herstammend, zwei ganz verschiedene Volksstämme vertreten. Gewaltige Umwandelungen geschahen durch Hinzutritt von Barbaren. Wer sind diese? Der Zusammenhang von Barbar mit Bart bringt Nagler auf germanische Ursprünge, da die Germanen Bart und Haar lang stehen ließen; darauf führen die Darstellung der Götter als blond, die griechische Gesichtsbildung, die Religion, als Religion der Vernunft, im Gegensatz zu der semitischen, die mehr den Verstandescharakter trägt. Die Lacedämonier, die aber einen von den Athenern grundverschiedenen Charakter und, wie der Verfasser scharfsinnig nachweist, gewisse staatliche Aehnlichkeit mit den Juden haben, müssen deshalb semitischen Ursprungs sein. Diesen Grundtypus will der Verfasser bis ins Kleinste wiedererkennen; so in der angeführten Vergleichung der Juden mit den Spartanern weist er auf die Erlaubniß des Diebstahls unter beiden Völkern hin; doch sehr falsch glaubt er, er sei aus denselben Motiven bei beiden Völkern entsprungen. Die Spartaner ließen ihre Knaben stehlen, ihre Geschicklichkeit zu üben, die Juden stahlen um des Vortheils willen; und dann betrachte man nur die große Uebereinstimmung, die trotz aller Verschiedenheiten in den griechischen Völkern herrscht, die große Verschiedenheit von den Juden, die in die Augen springt, wenn man die Lacedämonier in ihrem geschichtlichen Leben betrachtet, um Nagler's Ansicht als unbegründet abzuweisen. Wie natürlich haben nun beide Völkerstämme die Grundtypen Japhet's und Sem's aufgeprägt, bei den einen die Vernunft, bei den andern der Verstand. Jene, die Athener in ihrer germanischen Natur, sind die Schöpfer großer Geisteswerke, die Vertreter sittlicher Auffassung, diese, ihrem semitischen Charakter getreu, durch Staatsverfassung und Heldenmuth berühmt und bedeutungsvoll, als wenn nicht die Athener in staatlichen Einrichtungen ebenso bedeutend dagestanden hätten als die Spartaner, und auch in Heldenmuth und herrlichen Bezeugungen desselben niemand zu weichen brauchten!

In der römischen Welt wird in derselben Weise ein Verstandes- und ein Vernunftelement unterschieden, was natürlich auch seinen Grund in verschiedenen Abstammungen findet. Durch einige entfernte Analogien, die der Raub der Sabinerinnen mit dem der Io durch die Phönizier hat, wird ein semitischer Ursprung des Volks hergestellt, wenigstens der eigentlichen Quiriten, der Patricier, denen in den Plebejern ein germanisch-griechisches Element entgegentritt, die letztern die sittlichen Anschauungen, die erstern die kalte Verstandes- und Begriffsabstraction vertretend; sie sind es, die Rom beherrschen, während jene erstern in Hellas die Oberhand behielten.

Es folgt ein Abschnitt, „Das Christenthum" überschrieben, der aber nur eine Rechtfertigung des Xenophon enthält, ihm zuspricht, die Ideen des Sokrates und Plato, dessen Staat nur Anwendung des spartanischen Staatsbegriffs auf die Verfassung von Athen sei, praktisch gemacht zu haben, sodann ein Hinweis auf das Vordrängen sittlicher und religiöser Ideen, die durch Alexander, der wieder ein Semit sein soll, zur Weltherrschaft erhoben worden seien; er sei der Vorläufer des Christenthums gewesen. Dies ist wieder ein gänzliches Verkennen der Principien. Das Christenthum hat eine ganz andere Basis als die griechische Sittlichkeitsidee; die Anschauung, die dasselbe von Persönlichkeit hat, ähnelt der griechischen gar nicht, sie ist unendlich freier und größer; bei großer Verwandtschaft hat man hier in orientalischen Religionsanschauungen die Wurzeln des Christenthums ebenso zu suchen als in griechischen: das hat Nagler gänzlich verabsäumt. Er kommt nun zur germanischen Welt selbst. Dasselbe gezwungene Schematisiren herrscht auch hier; der Gegensatz von Vernunft und Verstand, des Japhetismus und Semitismus tritt als Germanismus und Romanismus auf, der erste auf die Völkerwanderung basirt, sich gipfelnd im deutsch-römischen Kaiserthume, das durch eine Strömung von Süden aus in seiner Stärke gebrochen wird, dem Romanismus, welcher die Absicht hat, alle germanischen Elemente zu unterdrücken und an ihre Stelle ein romanisches Weltreich zu erheben; sein Glaubensbekenntniß sind Machiavelli's Staatsideen. Der Romanismus hat auch in Italien seinen Gegensatz in germanischen Anschauungen, die mehr aus griechischen Vorbildern als aus dem Geiste des alten Rom hervorgegangen sind.

In seinen einzelnen Momenten wird dies germanische Wesen charakterisirt; Kunst, Wissenschaft, Staatseinrichtung, Sprache, sittliche Eigenthümlichkeiten werden betrachtet. Doch ist weder Plan noch Ordnung im Ganzen; abenteuerliche Gedankencombinationen, abgehaspelt nach dem vorgefaßten Schema, Vernunft und Verstand, große Einseitigkeit und Oberflächlichkeit sind zu tadeln. Ein Abschnitt über Musik stellt als Repräsentanten der deutschen Tonkunst Mozart's „Don Juan" hin, der die Liebe in freiester Weise, nicht gebunden in der pflichtmäßigen Form der Ehe, feiere, die deshalb in den lockern Abenteuern des Helden sich so vortrefflich darstellen lasse. Es ist höchst unglücklich, in Mozart's Musik, die gerade an italienischen Mustern sich herangebildet, im „Don Juan", der italienisch gedichtet, auch italienisch vom Componisten empfunden wurde und durch und durch den leichten, liebenswürdigen, südländischen Geist athmet, den reinsten Ausdruck deutscher Musik zu sehen; Männer wie Bach, den Schöpfer der protestantischen Kirchenmusik, wie Beethoven zu vergessen, der zudem die Liebe in der pflichtmäßigen Form der Ehe in seinem „Fidelio" ebenso unsterblich gemacht hat, als Mozart die freie ungebundene Liebe in seinem „Don Juan". Wenn man über Musik schreibt, muß man mehr davon wissen, als Nagler zu wissen scheint.

Die Dichtkunst wird sehr mager behandelt. Goethe und Schiller, als Vertreter der innerlichen germanisch-sittlichen Richtung auf das Gemüth der Menschen, überragen den realistischen Shakspeare, dem man doch wahrhaftig nicht Eindringen in das menschliche Gemüth absprechen kann, sowie die französische Tragödie.

In der Malerei ist es denn auch wieder Vernunft und Verstand, nach denen Nagler die verschiedenen Richtungen charakterisirt, die von der Kunstlehre aufgefaßt werden als Individualisirung, Charakterisirung und Idealisirung. Das Höchste, was der Maler erreichen soll, ist der Vernunftausdruck; keineswegs die höchste Schönheit; eine doch etwas originale Tendenz. Die Individualisirung, als Darstellung des Seelenausdrucks in der sittlichen Persönlichkeit, vertritt Rafael; die Charakterisirung, als Vorherrschen des Verstandesausdrucks, Murillo; die Idealisirung, Erhebung des Sinnenausdrucks zum höchsten Glanze äußerer Erscheinung, Albrecht Dürer; deshalb steht letzterer am höchsten. Eine Charakteristik eines Christus am Kreuze in Nürnberg soll seine Ansicht veranschaulichen. Er hebt das gänzliche Vernachlässigen körperlicher Schönheit und körperlichen Ebenmaßes, um nur die sittliche Vernunftidee zum reinen Ausdruck kommen zu lassen, hervor. Niemand wird ihm wol beistimmen, wenn er dies Gemälde über Rafael's Sixtina setzt. Nicht blos was wir anstreben, sondern wie wir es erreichen, gilt in der Kunst. Einige zum Theil nicht unrichtige Bemerkungen über den Realismus Rubens' sind ziemlich unmotivirt eingestreut, ebenso eine Auslassung über äußerliche Verstandesrichtung in Malerei überhaupt, wo aber die angeführten Beispiele (S. 53) gar nichts beweisen, da diese nicht aus einer Verstandesrichtung, sondern aus der Symbolik in der Kunst genommen sind, z. B. daß die nackten Füße eines Kindes die Unschuld bedeuten sollen u. s. w.

In der Baukunst fehlt das Schematisiren ebenfalls nicht: von den drei Stilen, dem gothischen, dem byzantinischen und dem romanischen, steht letzterer am höchsten, der die Erhebung zum Unendlichen, die Abwendung von außen, die Versenkung in Gott am vollendetsten ausspricht und ein Product des germanischen Geistes in Italien ist. Bei einzelner Beschreibung des Stils werden nun diese Eigenthümlichkeiten näher nachgewiesen, besonders in der Rundform, der Form der Unendlichkeit, in welcher Nagler die germanische Religiosität wiedererkennt. Das Thema des Rundbogens nennt er hier in Melodien aufgelöst und die Galerien mit Säulen und Rundbogenfenstern das Recitativ des Eindrucks. Diese der Musik entlehnten Ausdrücke sind hier schwerlich passend und machen des Verfassers Ansicht nicht im mindesten klar.

Die nun folgenden Abschnitte über Gesetzgebung, wo ein Vergleich zwischen französischer und deutscher Gesetzgebung vorgeführt, jene praktischer und zweckmäßiger, diese auf sittlicher Grundlage basirt, schwerfälliger und unbeholfener, aber weil sie dem sittlichen Gefühl mehr Spielraum läßt, besser genannt, die deutsche Proceßsucht als Hang zum Grübeln entschuldigt wird; über Verwaltung und Rechtspflege, wo Feuerbach's lobend gedacht wird; über Volkswirthschaft, wo Adam Smith als der einzige, der dieselbe philosophisch behandelt, gepriesen wird; über Staatswirthschaft, wo einige Grundsätze sammt den Maximen französischer und deutscher Staatsökonomie erwähnt werden; über Gallikanische Kirche, die gar nicht hierher zu gehören scheint und nur bezweckt, die klaffende Scheidung des religiösen und staatlichen Lebens in Frankreich darzuthun, sind sehr wenig erschöpfend und berühren den Kern der Sache fast gar nicht. Der Verfasser scheint einzelne Beobachtungen zusammengestellt zu haben, ohne seinen Grundgedanken dabei im Auge zu behalten. Er kommt dann auf Erziehung, auf Unterricht in höhern Bildungsanstalten, wo er uns entschieden nicht mit Unrecht auf ein tieferes Studium des Deutschen aufmerksam macht und dasselbe der überwiegenden Beschäftigung mit dem classischen Alterthume gegenüber zur Nothwendigkeit macht, da sonst der Romanismus allzu sehr den Germanismus überfluten würde. Zugleich räth er Vereinfachung aller Studien, den Geist nicht allzu sehr anzustrengen. Ein folgender Abschnitt über die deutsche Denkweisheit, der oberflächlichste und unverständlichste von allen, verwirft Hegel und Schelling, deren ersterer als Philosoph des französischen Verstandesbegriffs, letzterer als Philosoph der Einbildungskraft bezeichnet wird, und welche als solche die deutsche Vernunft unter dem Spiegel französischen Geistes ansehen; er weist auf Kant hin, als den Vater der Philosophie, der innerhalb der Vernunft selbst stehend die Denkgelehrsamkeit wieder zur Denkkunst umgestalten werde.

Die deutsche Sprache, die im folgenden Abschnitt besprochen wird, ist den romanischen gegenüber, als den abgeleiteten, diejenige, die den reinen Gefühlsausdruck darzustellen vermag, während die romanische, wie jetzt die französische, mehr zum Ausdruck des Verstandes tauge, die italienische wol Empfindungen, aber nicht das höhere Gefühl auszusprechen vermöge. Zugleich richtet sich Nagler gegen die Misachtung, welche die Vernunftvölker, die Deutschen, vor ihnen schon die Griechen, gegen ihre Sprache darthun und dieselbe mit Fremdwörtern untermischen, während die Verstandesvölker, Römer und später Franzosen, ihre Sprache sehr in Ehren hielten und sie ihren Feinden aufdrängen, als sicherste Basis ihrer Eroberungen. Beispiele sollen es beweisen, die zum Theil nicht beweisend sind.

Ein Abschnitt über Civilisation, mehr den romanischen, und Gesittung, mehr den germanischen Völkern angehörig, begnügt sich, einen Artikel aus der „Revue des deux mondes" anzuführen, wo die Unwahrheit der Franzosen der Wahrhaftigkeit der Engländer gegenüber als höhere geistige Begabung angesehen wird, die diesen zugestandene Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit als Reste barbarischer Herkunft bezeichnet werden, während die Lüge der Franzosen und neben ihnen der slawischen Völker eine größere poetische Begabung verrathe. Mit Recht tadelt Nagler, daß dabei alle Begriffe zum bloßen Schein umgewandelt würden und hierin die romanische Civilisation ihren grellsten Widerspruch zur germanischen Gesittung fände.

Ueber den deutschen Muth meint der Verfasser gegen Frau von Staël, daß derselbe mehr in Ausdauer und Standhaftigkeit bestände, als in Aufwallung und Ungestüm, die leicht verfliegen, wie sie leicht erregbar sind. Ueber den deutschen Charakter äußert er sich, derselbe habe nicht das Princip, seine Würde nur in der Anständigkeit, in dem festen Auftreten andern gegenüber zu suchen. Cicero, der sittlichste Charakter Roms, dem man fälschlich Charakterlosigkeit vorgeworfen, wird als Muster citirt, indem er, nach demselben sittlichen Ziele strebend, die Wege änderte, wenn der Lauf der Dinge ein anderer wurde, und nicht eigensinnig auf seinen Gedanken verharrte. Charakter in dem Sinne, den sonst die Menschheit diesem Worte unterlege, existire bei den Deutschen nicht, dieselben hätten dafür annähernde Begriffe in Beständigkeit, Zuverlässigkeit u. s. w.

Ein neuer Abschnitt behandelt die deutsche Geschichtschreibung. Drei Arten der Geschichtschreibung werden angeführt: die politische, im Alterthum durch Livius vertreten, mit der Aufgabe, das Recht des Stärkern zu verherrlichen, so basire auch Machiavelli seine Ansichten auf Livius; die moralische, schon höher stehend, auf einen höhern Verstandeszweck bezogen, auf ernste Auffassung des Staatslebens begründet und in Tacitus repräsentirt; endlich die sittliche, durch Herodot und Thucydides angebaut, dem deutschen Geiste vor allem verwandt und von ihm deshalb vor allen zu behandeln; eine Idee, die Goethe schon mit dem Namen Weltschriftthum bezeichnet hat und damit nicht todte Gelehrsamkeit, sondern die höchste sittliche Darstellung des Geistes der Geschichte in seiner Vollkommenheit gemeint habe. Der deutsche Geist werde dereinst, als Geist der Vernunft, höher als der des Verstandes, wenn er zum Bewußtsein seiner Bedeutung gekommen, die wahre Geschichte des menschlichen Geistes in die ewigen Bücher der Weltgeschichte schreiben. Mit dieser Phrase endet dies Werkchen. Eine kurze politische Betrachtung belehrt die Deutschen noch in den Gegensätzen des Katholicismus und Protestantismus nur heilsame Fortschritte und Bedingungen ihrer Entwickelung zu sehen und in inniger Verbrüderung, im Bewußtsein der weltgeschichtlichen Zukunft des Germanismus die Fahne der deutschen Gesittung hoch zu tragen. Das deutsche Volk sei das Volk der Vernunft, die aller Dinge Anfang und Ende sei.

Dies die Arbeit Nagler's kurz dargestellt. Wol in manchem Einzelnen hat er Richtiges bemerkt, doch fehlt dem Buche zu

sehr alles das, was es zum Buche machen sollte, Anordnung, Studium im Einzelnen und fleißige Zusammenarbeitung. Ein Aneinanderheften von aphoristischen Betrachtungen ist noch kein Buch, und besonders wenn alles so wild durcheinander geworfen wird wie hier. Zudem sind die philosophischen Begriffe durchgängig nicht klar und fest bestimmt, und trotz des gezwungenen, kalten Schematismus fehlt das eigentliche System, das zu solchen Arbeiten, sollen sie Werth haben, vor allem nöthig ist. Wir verkennen Nagler's Streben nicht, aber er hat es sich zu leicht gemacht; solche schwache Vertheidigungen nützen dem Vaterlande nichts, eher schaden sie. 44.

Das wiener „Schiller-Buch".

So viel Material in einem einzigen Bande und zugleich so viel typographische Pracht ist wol noch keinem Dichter gewidmet worden als Schiller in folgendem Werke:

Das Schiller-Buch. Von Constant Wurzbach von Tannenberg. Festgabe zur ersten Säcularfeier von Schiller's Geburt 1859. Mit 40 Tafeln Abbildungen und Photo-Autographen. Wien. 1859. Imp. 4. 13 Thlr. 10 Ngr.

Bei aller unserer Bewunderung der Pracht, die sich hier vor uns entfaltet, möchten wir fast nur das eine bedauern, daß dieses Werk infolge seiner ganzen aristokratischen Erscheinung und seines Preises gerade in die Hände derjenigen, denen es um Kenntniß des hier aufgespeicherten so reichhaltigen Materials am meisten zu thun sein dürfte, am wenigsten gelangen wird; es ist ein Buch nicht für das Bücherbret in der bescheidenen Klause eines Literators, sondern für den Auslegetisch in einem vornehmen Salon, ein Buch, das man nur mit glacirten Handschuhen berühren und am liebsten mit andern Luxusgegenständen in einem Glasschrank verwahren möchte, um es vor jedem Fleckchen und jedem Stäubchen zu hüten. Wenn man bei der Volksausgabe der Scherr'schen Biographie Schiller's etwa an den Schiller erinnert wird, welcher froh war, in den ärmlichen Stübchen zu Oggersheim oder Gohlis eine Unterkunft zu finden, und in dessen Wohnzimmer zu Stuttgart oder Manheim es etwas pauvre und sogar schmuzig und liederlich aussah, so wird man bei dem Erblicken des vorliegenden Prachtwerks an den Schiller erinnert, der inzwischen ein adeliches Fräulein geheirathet hat, selbst in den Adelstand erhoben worden ist, bei einem preußischen Prinzen zur Tafel sitzt und sich in der Lage befindet, gar sehr zu überlegen, ob er in Weimar bleiben oder die Stellung in Berlin mit 3000 Thalern Gehalt nebst Benutzung einer königlichen Hofequipage annehmen solle.

Wenden wir uns zuvörderst zur typographischen Ausstattung des Werks, so ist zu bemerken, daß der Leiter der unter dem Namen k. k. Hof- und Staatsdruckerei berühmten typographischen Anstalt in Wien, Regierungsrath Auer, dem Werke die besten Kräfte derselben zur Verfügung stellte und die Ausführung des Ganzen selbst überwachte. Auf die äußere Ausstattung des Werks, welche begreiflicherweise der genannten Anstalt alle Ehre macht, können wir uns, als der Tendenz d. Bl. ferner liegend, nicht weiter einlassen; wir bemerken nur, daß die 40 Tafeln Abbildungen theils Kupferstiche, theils Holzschnitte, theils Lithographien, theils Photolithographien, und was die Gegenstände betrifft theils Porträts, theils Abbildungen der verschiedenen Schiller-Stätten von Weimar bis zur Fürstengruft oder der von den berühmtesten Bildhauern gelieferten Darstellungen Schiller's sind, welcher außerdem hier in acht verschiedenen Abbildungen aus seiner Lebenszeit vor den Beschauer tritt. Außer diesen enthält das Werk noch die Porträts der Aeltern, der Geschwister, der Kinder, der Enkel und der Gattin Schiller's, der Herzogin Amalie und des Großherzogs Karl August wie des jetzt regierenden großherzoglichen Paars. Von besonderm Interesse sind die beiden Bildnisse Christian Gottfried Körner's (nach einem im Besitze von Schiller's Enkel sich befindenden Pastellgemälde von Dora Stock) und Streicher's, des vielgenannten Jugendfreundes unsers Dichters, von dem bisher noch kein Bildniß in die Oeffentlichkeit gelangt war. Von den Kunstbeilagen sagt der Verfasser in der Vorrede: „Die Kunstbeilagen ergänzen den Organismus des Werks, denn es sind neben zahlreichen Originalien auch Reproductionen schon selten gewordener Ansichten der verschiedenen Art; sie bilden eine möglichst vollständige Sammlung von Darstellungen, welche das Andenken des großen Dichters verherrlichen."

Was den Text anlangt, so sieht man es seiner ungemeinen Reichhaltigkeit an, daß des Verfassers gelegentliche Versicherung, seit 20 Jahren alles, was Schiller betrifft, gesammelt zu haben, auf Wahrheit beruhen muß. Einen solchen Fleiß hätten wol die wenigsten gerade von einem Dichter erwartet; indeß ist der Verfasser nicht blos Dichter, sondern, wie er sich auf dem Titelblatt bezeichnet, auch „k. k. Ministerialsecretär, Bibliothekar und Vorstand der administrativen Bibliothek im kaiserlichen Ministerium des Innern", übrigens ein neuer Beweis, daß die weit verbreitete Ansicht, ein Dichter sei schlechterdings zu jeglicher Geschäfts- und Amtsthätigkeit unbrauchbar und ihm allein komme nicht mit dem Amte der Verstand, auf einem bloßen Vorurtheil beruht, das einer dem andern gedankenlos nachzuplaudern pflegt. Gibt es doch ganz andere Leidenschaften und Nebenbeschäftigungen, die viel störender und nachtheiliger in eine geordnete amtliche Thätigkeit einzugreifen drohen, als diese harmlose Neigung zur Poesie, die als das Zartere viel öfter vom Amt als dieses von jener mit Zerstörung bedroht ist. Ueberhaupt scheint uns das weitverzweigte vertrackte Geschlecht der Vorurtheile ein so interessanter Gegenstand der Beobachtung und Untersuchung zu sein, daß es uns fast wundern möchte, daß, soviel wir wissen, noch kein geistreicher Kopf es unternommen hat, diese Species menschlicher Thorheit nebst ihren Seitenfamilien und Unterarten in einem besondern Buche darzustellen und dieses in seiner Form oft ebenso lächerliche als in seinen Folgen schädliche Uebel bis in seine geheimsten Schlupfwinkel zu verfolgen und seine Wirkungen auf das Leben selbst zu enthüllen und zu kennzeichnen. Leider scheint gerade das Hängen an Vorurtheilen das am allerschwersten zu bekämpfende und auszurottende Uebel zu sein und oft in eine fixe Idee und in Wahnsinn auszuarten, und wenn man gegen alles in der Welt ein Vorurtheil haben darf, so darf man doch gegen das gerade grassirende Vorurtheil keins haben.

Doch kehren wir von dieser nicht nothwendigen, aber auch keineswegs unnöthigen Abschweifung zu unserm Werke zurück. Sein Inhalt besteht aus nicht weniger als 2979 verschiedenen Angaben und Anführungen über Schiller, welche (außer dem sehr ausführlichen Register) 304 Seiten in Großquart oder 608 Spalten füllen. Zur bessern Orientirung befinden sich an den Seiten der Spalten des Textes die Marginalien und deren Nummern; die Seitenzahlen sind dagegen am Fuße jeder Columne zu finden. Bei einem Werke wie diesem ist dergleichen nicht überflüssig zu bemerken. Das „Schiller-Buch" theilt sich in drei Abtheilungen, von denen die erste „Schiller's Werke" behandelt. Sie beginnt mit den Gesammtausgaben, denen dann die einzelnen Werke und Schriften folgen, und zwar 1) die lyrischen, 2) die dramatischen Dichtungen, 3) die prosaischen Schriften, 4) was unter Schiller's Redaction erschien, 5) was Beiträge von ihm enthält, 6) Schiller's Briefe, sowol die in selbständigen Sammlungen enthaltenen als die in Werken hier und da zerstreuten, 7) die Reliquien, d. i. alles ihm Zugeschriebene, in die Ausgaben seiner Werke nicht Aufgenommene, in den von ihm redigirten Journalen oder in andern Werken Gedruckte. Was die Werke betrifft, so werden die Ausgaben erst chronologisch angeführt; dann folgt alles, was zur Kritik und Geschichte eines dieser Werke gehört; hieran folgen die Uebersetzungen in fremde Sprachen, die Bearbeitungen und Forsetzungen von anderer Hand, die Illustrationen und musikalischen Compositionen zu jedem Werke u. s. w. Daß der Verfasser auch die verschiedenen Parodien und Travestien ange-

führt hat, wofür er sich in der Vorrede entschuldigen zu müssen glaubt, können wir nur gutheißen.

Die zweite Abtheilung mit der Ueberschrift „Zu Schiller's Leben und geistigem Schaffen" behandelt die Literatur zu Schiller's Leben, alles ihn und seine Persönlichkeit Betreffende, Schiller in Beziehung zur Welt im allgemeinen und zum Einzelnen insbesondere. Eröffnet wird diese Abtheilung durch die selbständigen Biographien, welche sein ganzes Leben umfassen, denen sich die kleinern, welche in Sammelwerken, Encyklopädien, Literaturgeschichten u. s. w. zerstreut sind, insofern sie durch den Verfasser oder seinen Standpunkt beachtenswerth geworden, anschließen. Daran reiht sich die reiche Literatur über Schiller's einzelne Lebensperioden, chronologisch geordnet, und an diese eine sehr interessante Auswahl charakteristischer Urtheile und Aussprüche namhafter sowol deutscher als auswärtiger Autoren über Schiller den Dichter und Menschen. Hierauf folgen die Kapitel Schiller und Goethe, Schiller und Karl August, Schiller und Bürger, Schiller und Hölderlin, Schiller und die Frauen, und zwar: Schiller und Lotte, Luise Vischer, Margarethe Schwan, Henriette von Arnim (welche, einer hier erwähnten Mittheilung zufolge, später bei ihren Untergebenen und bei allen, die sie näher kannten, in hoher Achtung stand), Charlotte von Kalb, Karoline von Wolzogen. Dieser Abschnitt schließt mit der Literatur über Schiller und seine Familie, über Schiller's Adelserhebung, über seinen Tod und sein Begräbniß.

Der dritte Abschnitt betitelt sich „Schiller's Apotheose" und betrifft die ihn darstellenden oder seinem Andenken geweihten Denkmäler (Standbilder, Statuetten, Büsten, Denkmünzen, Porträts); die Schiller-Stätten; die Schiller-Feste; die Schiller-Vereine und Schiller-Stiftungen; die Verarbeitung des Lebens oder einzelner Lebensepisoden Schiller's in Romanen, Novellen, Dramen; die „Literatur der Schiller-Literatur"; worauf Vermischtes, Anekdotenartiges, Ueberliefertes u. s. w. unter dem bequemen Titel „Schilleriana" das Ganze schließt. Nur ein Blumenstrauß von Gedichten auf Schiller hätte ohne Schaden für den Werth des Werks wegbleiben können, da auf diesem Gebiete eine auch nur annähernde Vollständigkeit doch nicht zu erreichen war, der Zusammensteller des Buchs auch vorzugsweise nur österreichische Dichter dabei berücksichtigt hat.

Es bietet sich hier vielleicht Gelegenheit zu der vorläufigen Mittheilung, daß von der bereits mehrfach erwähnten neuen Schiller-Ausgabe, welche von dem um die Reinigung des Schiller-Textes so hochverdienten nürnberger Professor Joachim Meyer revidirt wurde, bereits zwei Bände erschienen sind. Diese Edition ist jedoch nicht die große mit Anmerkungen versehene Ausgabe; denn diese kann erst nach einiger Zeit erscheinen, weil, wie man uns schreibt, „sehr umfangreiche, wiederholte Ueberarbeitungen für dieselbe durch neue Funde nöthig wurden". Ferner hoffen wir, ja wir glauben vielmehr als gewiß anzeigen zu dürfen, daß wir demnächst, vermuthlich noch im Laufe dieses Jahres, abermaligen interessanten Veröffentlichungen aus der reichen Hinterlassenschaft Schiller'scher Briefe, sowie Nachträgen zu frühern Publicationen dieser Art entgegenzusehen haben. Wir selbst haben Gelegenheit gehabt, in die betreffenden Briefe Einsicht zu erhalten und dabei von neuem die Ueberzeugung gewonnen, daß Energie des Wollens, Selbstbeherrschung, Klarheit und Raschheit in der Auffassung aller Verhältnisse, auch der kleinlichsten pecuniären, überlegener Verstand, selbst Weltverstand und logische Bestimmtheit des Denkens zu den hervortretendsten Eigenschaften Schiller's gehörten. Alles rein Geschäftliche kurz und bündig gefaßt, nirgends eine Phrase, nirgends eine weichliche Berufung an das bloße Gefühl, nirgends eine Unbestimmtheit im Ausdruck oder auch nur eine Unsicherheit in den immer klaren und mächtigen Schriftzügen und fast nie oder doch im höchsten Grade selten ein ausgestrichenes Wort, selbst in solchen Briefen, die ersichtlich unter den dringendsten Lebenssorgen oder Arbeiten nur im Fluge hingeworfen wurden.

Wir sind der Meinung, daß erst durch das auf Anlaß des Schiller-Jubiläums angehäufte Material die Grundlage für eine künftige erschöpfende und unparteiische Biographie und Charakteristik Schiller's gewonnen ist; nur wäre aus verschiedenen Gründen zu wünschen, daß eine solche nicht vor dem Ablauf einiger Jahre geschrieben würde. **H. M.**

Die Vagantenpoesie des Mittelalters.

Ueber einige Reste der Vagantenpoesie in Oesterreich, von Max Büdinger. Wien. 1854. Lex.-8. 5 Ngr.

Die Fahrenden Schüler, Vaganten oder Geliarden sind eine merkwürdige Erscheinung des Mittelalters, die wol noch nicht gebührend genug gewürdigt worden ist, obgleich schon manche tüchtige Arbeit über dieselbe vorliegt. Daß dieser Orden, diese Gesellschaft oder wie man sie benennen mag, weit verbreitet war, erfahren wir aus den alten Erzählungen, welche sehr häufig von ihnen sprechen; daß sie noch zur Reformationszeit erscheint, wissen wir aus der Lebensgeschichte des Walliser Thomas Platter. Das Beste, was in neuerer Zeit über sie gesagt worden ist, findet sich in dem Aufsatze „Ueber die Vaganten oder Geliarden und ihre Lieder", welche Giesebrecht in der „Allgemeinen Monatsschrift" (1853) bekannt gemacht hat. Er wies darin nach, wie die rein weltliche lateinische Dichtung der Schulen in Frankreich entstand, wie die Poesie der Troubadours hierauf die französischen Gelehrten ergriff und zum Wetteifer in ihrem, dem lateinischen Idiom entflammte. Infolge dessen hat sich, heißt es weiter, die Schulpoesie zu hohem Schwung erhoben und es haben sich sogar einige der ausgezeichnetsten Männer an ihr betheiligt. Die Gärung und Unruhe der Gemüther zu Ende des 11. und im ganzen Verlaufe des 12. Jahrhunderts, die in den Kreuzzügen, in den wichtigsten Eroberungen, in der Blüte mittelalterlicher Dichtkunst und Philosophie bei allen germanischen und romanischen Völkern ihren Ausdruck gefunden, hat sich auch der in Frankreich eben entstehenden Universitäten bemächtigt, und es haben sich Scharen von Fahrenden Schülern gebildet, die ihre Lieder weithin, vor allem nach England und Deutschland verbreiteten. Sie haben vornehmlich an den Höfen der geistlichen Fürsten gesungen, denn ihre Poesie blieb wegen der lateinischen Sprache den Laien unverständlich. Kein Gebrechen der Zeit, vor allem kein Gebrechen ihres eigenen, des geistlichen Standes ist ihrer Satire entgangen, keine der mächtigen Ideen ihrer Zeit ließen sie unbesungen, aber vor allem pflegten sie die heitere Gattung und in ihren Wein- und Liebesliedern lebt eine unvergängliche Kraft und Frische, die sich oft mit dem keckſten jugendlichen Uebermuthe verbindet. Aber noch im Laufe des 13. Jahrhunderts sah man sich genöthigt, gegen ihr wildes Treiben einzuschreiten; Synoden- und Concilienbeschlüsse machten demselben in Frankreich schon um die Mitte, dann in Deutschland gegen den Schluß desselben ein Ende; in England begegnet man ihnen in alter Weise noch am längsten, bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. Völlig entartet, dem lateinischen Gesang entsagend, trifft man sie freilich, wie schon oben angedeutet wurde, in Deutschland in noch viel späterer Zeit. Ueber ihr wüstes Treiben gibt ein Salzburger Concil vom Jahre 1291 hinlängliche Auskunft, welches der Verfasser der vorliegenden Schrift anführt. „Alle bisherigen Verfügungen gegen die Fahrenden Schüler", heißt es da, „die sich zur Schande des geistlichen Standes Geistliche nennen, sind von keinem oder geringem Erfolg gewesen; sie gehen öffentlich nackt umher, liegen auf den Oefen, gehen dem Spiel und den Dirnen nach, erwerben sich ihren Unterhalt mit ihren Sünden, verlassen verhärtet ihre Sekte nicht, sodaß für ihre Besserung keine Hoffnung bleibt."

Ein Hauptdichter dieser Richtung war Walther von Lille, der sich auch in England aufhielt und wahrscheinlich auch in Deutschland war. Die lateinischen Gedichte von Vaganten, welche sich, freilich blos fragmentarisch, in Handschriften österreichischer Bibliotheken vorfinden, weisen meist auf französische Verfasser hin, doch sind einige ohne Zweifel von deutschen

Vaganten gedichtet. Ueber diese Fragmente verbreitet sich der Verfasser in ebenso gründlicher als ausführlicher Weise; weil es aber eben nur Fragmente sind, über die er berichtet, und das eine durch das andere erklärt wird, ist es nicht möglich, in die Sache näher einzugehen. Doch dürfen wir den Schluß seiner Schrift nicht unerwähnt lassen. Er weist nämlich aus den lateinischen Gedichten eines gewissen Adolfus, der im Jahre 1315 dichtete, nach, daß um diese Zeit eine sehr bedeutende Schule in Wien (bei Sanct-Stephan) war, in der die Alten fleißig gelesen wurden, zu der man von weit her kam und an deren Spitze ein Gelehrter Namens Ulrich stand, den ein zahlreicher Klerus, der von den verschiedenen Weltgegenden zusammengekommen sei, aufgesucht habe, wie ein Hirsch die Wasserquelle. „So hätten wir", schließt der Verfasser, „eine jener ohne Zweifel zahlreichen Anstalten Oesterreichs kennen gelernt, auf welchen im 13. Jahrhundert gelehrte Studien gepflegt wurden und auf denen eine unruhige, fröhliche, kecke Jugend das von Frankreich überkommene Treiben der Vaganten ausbildete. Wie kümmerlich die Reste auch sind, welche wir von ihrer dichterischen Thätigkeit besitzen, sie genügen, um sich eine Vorstellung von den unzügelten Kräften und der frischen Lust zu machen, welche die Jünger der Wissenschaft auch in diesen Gegenden in jenen frühen Zeiten kennzeichneten." 2.

Notizen.

Heinrich Heine und die deutsche Literatur.

Die in Basel erscheinende „Schweizerische Illustrirte Zeitung" enthält durch eine Reihe von Nummern ein buntes Durcheinander von literarischen Beobachtungen, Erinnerungen und Abfertigungen unter der Ueberschrift: „Requiescat in pace. Ein Roman in Briefen. Von einem Verstorbenen", und aus Paris 183... datirt, woraus wir hier einige der interessantern Bemerkungen mittheilen wollen, da das genannte schweizer Blatt in Deutschland schwerlich viel gelesen wird. Der Verfasser schildert unter anderm einen Besuch bei Heinrich Heine, von dem er bemerkt, daß er unter vier Augen in traulichem Zwiegespräch nicht unangenehm, ja sogar nicht ohne Gemüthlichkeit gewesen, nur habe sich kein dritter hinzugesellen dürfen, denn dann habe ihn die Eitelkeit getrieben, „Dinge von sich zu geben, die nicht gerade geeignet gewesen, sehr für ihn einzunehmen". Heine's Unterhaltung schildert der Verfasser als „nicht sehr lebendig, auch nicht übersprudelnd von Geist und Witz", vielmehr habe sie etwas von einer „angejahrten Tante, die sitzen geblieben ist", gehabt. Besonders gern habe er geklagt über „jungdeutsches Cliquenwesen" und über die „kleinen Journalhunde, die ihn von allen Seiten mit frecher Insolenz anbellten". So bewies sich auch an Heine, daß gerade diejenigen, die sich gegen andere alles herauszunehmen gewohnt sind, doch am wenigsten von andern vertragen können. Später kam Alfred de Musset dazu, der sich unter anderm über den Ungeschmack seiner Landsleute beklagte und an Heine die Frage richtete, ob es jenseit des Rhein mehr Leute von gutem Geschmack gäbe, worauf dieser über das Junge Deutschland zu spötteln anfing und bemerkte, sie hätten ihn zu ihrem Chef erkoren; er aber habe sich diese hohe Ehre verbeten und sie seinen Freunden Gutzkow, Laube, Kühne und einigen andern Buschmännern überlassen, die der deutschen Wälder kundiger seien als er und auch besser zu brummen wüßten. Im übrigen beschäftige er sich nur noch mit seinem eigenen Geschmack, und er könne versichern, daß er nie ein Verächter von Trüffelpasteten und guten Bordeauxweinen gewesen, auch der Johannisberger mit geräucherten pommerschen Gänsebrüsten habe ihm am Rhein nicht übel gemundet. In Betreff dieser Dinge wisse er, was Geschmack sei; aber in Betreff des Schönen hätten ihn alle deutschen Kunstrichter von Gottsched an bis auf den heiligen Gervinus herab nicht aufzuklären vermocht. Der deutsche Freund hielt es nun für angemessen, mit Plato's Begriff vom Schönen ins Feld zu rücken, worauf Heine erklärte, damit locke man keinen Hund vom Ofen, der Instinct sei alles. Dann gerieth man auf den Unterschied zwischen classischer und romantischer Dichtung; Musset behauptete: „Die Romantik ist die neue Kunst, der Classicismus die alte", und Heine entwickelte Ansichten, aus denen hervorging, daß er alle andern deutschen Romantiker verwarf und nur seine Romantik für die wahre hielt. Eine Bemerkung unsers Gewährsmanns veranlaßte ihn weiter zu den Worten: „Sie sind sehr naiv, daß Sie noch an Freunde und an Freundschaft glauben, ich denke darüber wie Aristipp, der die Freundschaft verwarf" u. s. w., worauf jener beißend bemerkte: „Sie haben also auch an sich genug? Es freut mich, daß es noch Leute gibt, die bescheiden genug sind, sich mit recht wenigem zu begnügen", was Heine etwas stutzen machte, Musset aber zum Lachen brachte.

Aus dem weitern Verlaufe dieses „Romans in Briefen" führen wir nur noch folgende durch ihren absprechenden Ton auffallende Parallele zwischen den modernen französischen und den modernen deutschen Schriftstellern an: „Béranger, Victor Hugo, A. Lamartine, Balzac, Eugène Sue, George Sand, J. Sandeau, A. Musset, A. Dumas, de Vigny und die Historiker A. Thierry, Mignet, A. Thiers, Barante, Michelet und der steifste aller Schullehrer, F. Guizot, sind doch trotz ihrer Mängel und ihres ausschließlich nationalen Charakters ganz andere Leute als unsere Gutzkow, G. Kühne, H. Laube, Ranke, Raumer, Hurter und selbst Schlosser, obgleich ich dem letztern kein geringes Verdienst einräume. Unsere Romanschriftsteller haben allerdings weniger Fieberhitze als die französischen, aber auch nur schwache Begriffe vom wirklichen Leben, und erinnern mich in ihren Charakterzeichnungen unwillkürlich an eine Stelle im zweiten Theile des Goethe'schen «Faust», die da heißt: «Hier wird ein Mensch gemacht»; es ist keine Natur, keine Wahrheit in diesem Zeuge — die Menschen sind aus Lehm geknetet, aus Pappendeckel zusammengestoppelt und entbehren des prometheischen Lichtfunkens." Die genannten Mitglieder des alten Jungdeutschland mögen die Artigkeiten, die der Deutschpariser ihrem persönlichen oder literarischen Charakter weiter sagt, in Nr. 12 des schweizer Blattes selbst nachlesen, wobei übrigens nicht zu vergessen ist, daß diese Mittheilungen noch aus den dreißiger Jahren stammen. Was die deutschen Historiker betrifft, so wirft er ihnen vor, daß sie es bei all ihrer Gelahrtheit nicht zu folgerichtigen Schlüssen und zu praktischer Lebensauffassung zu bringen wüßten; dabei sei ihre Darstellung breit, trocken und ohne allen höhern Kunstsinn. Die Schuld daran liege freilich zumeist am Publikum; auch behauptet der Verstorbene von den Deutschen insgesammt: „Wir sind das schreibseligste Volk auf der Erde, und dennoch hat keins, außer den Hottentotten etwa, weniger Talent und Beruf zum Schreiben als wir." Da muß man freilich fragen, warum der Verstorbene, der aber ohne Zweifel noch am Leben ist, bei einer solchen hottentottenmäßigen Ueberzeugung es doch über sich gewinnen kann, auch nur einen Buchstaben in deutscher Sprache niederzuschreiben.

Bettina von Arnim.

Wir haben jüngst der Erinnerungen Jegór von Sivers' an einen Besuch bei Alexander von Humboldt gedacht. Derselbe Aufsatz enthält auch eine kurze pikante Mittheilung über Bettina von Arnim, und da die „Baltischen Blätter" wol nicht in vielen Exemplaren nach Deutschland gelangen, so wollen wir auch diese hersetzen; sie lautet: „Als ich vor etwa sieben Jahren eines Tags bei Varnhagen von Ense eintrat, stellte er mir Frau von Arnim vor, eine kleine, wohlgepolsterte, ältliche Frau von pedantischer Haltung und doch vernachlässigtem Aeußern, in der Goethe wol kaum das Kind wiedererkannt hätte, das ihn einst mit muntern Tändeleien ergötzt. Bettina fand es auffallend, daß ich aus dem Lande der Freiheit par excellence ins geknechtete fade Europa zurückgekehrt sei. Mit der Vorbemerkung, daß die vielbelobte amerikanische Freiheit nur eine Zusammenwürfelung von «Freiheiten» sei, die sich jeder herausnähme, um die persönliche Freiheit des Nächsten zu fesseln, die geistigen Kämpfe Europas aber

eine Thatsache und kein leeres Wort seien, deutete ich darauf hin, daß in Amerika, nach den Genüssen einer herrlichen Natur und neben den Versuchen wissenschaftlicher Forschungen mich gelüstet hätte, an dem räumlich allzu fernen europäischen Geistesleben wieder theilzunehmen. Ich hätte mich jenseit der «großen Pfütze» vergeblich nach geistigen Potenzen umgesehen. Bettina gefiel es gar wohl, als ich bemerkte, wie Europa deren noch mehrere aufweisen könne und rief zu Varnhagen gewendet mit der ihr innewohnenden kindlichen Naivetät: «Wahr ist es, ganz verlassen findet sich Deutschland noch nicht, aber wir sind unserer nur noch wenige: Humboldt, Schelling, Tieck, Sie und ich. Der Kreis verengt sich von Jahr zu Jahr.» Varnhagen zog seinen Kopf mit halb diplomatischem, halb moquantem Lachen aus der Schlinge. Ich dachte mein Theil; denn in der That gehört eine nicht geringe Dosis Naivetät dazu, wenn auch im Scherze, die Verfasserin der «Briefe eines Kindes» und der «Ambrosia» so ohne weiteres auf eine Staffel mit Humboldt, Schelling und Tieck zu stellen. Was wir vollen Ernstes nicht zu behaupten wagen, kitzelt uns durch die Blume des Scherzes anzudeuten." Wenn Bettina von Arnim eine so große Vorliebe für das „freie" Amerika hatte, so konnte sie, der es dazu sicherlich nicht an Mitteln fehlte, ja selbst dahin auswandern, um Amerika mit einer europäischen Größe zu beschenken; aber freilich wußte sie, daß die deutsche Sofaromantik in Amerika sehr niedrig im Preise steht. Warum hat sie nicht Alexander von Humboldt denselben Vorwurf gemacht, den sie gegen Jegór von Sivers richtete, welcher in seine doch auch ziemlich urzuständliche deutsch-russische Heimat zurückging? Denn allerdings hat es etwas Auffallendes, daß Humboldt, der so lange mit der wilden ungezügelten Natur verkehrte, den Rest seines Daseins als Kammerherr unter den wenigstens äußerlich gezähmten Hofgeschöpfen zubrachte, ganz unähnlich seinem Reisegefährten Bonpland, der freilich in seiner Wildniß keinen „Kosmos" zu Stande brachte, andererseits aber auch nicht den Aerger hatte, welchem Humboldt im „gossip" und in spitzigen Billeten Luft machte.

H. M.

Bibliographie.

Alpina. Maurerisches Taschenbuch auf das Jahr 1860. Herausgegeben von J. Schauberg. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Baader's, F. v., Sämmtliche Werke. Systematisch geordnete, durch reiche Erläuterungen von der Hand des Verfassers bedeutend vermehrte, vollständige Ausgabe der gedruckten Schriften sammt dem Nachlasse, der Biographie und dem Briefwechsel. Herausgegeben durch einen Verein von Freunden des Verewigten: F. Hoffmann, J. Hamberger, A. Lutterbeck, Baron F. v. Osten und C. Schlüter. 12ter Band: Nachgelassene Werke. 2ter Band. — A. u. d. T.: Erläuterungen zu sämmtlichen Schriften Louis Claude de Saint Martin's. Herausgegeben und mit einer Einleitung begleitet von Baron F. von Osten-Sacken. Leipzig, Literarisches Institut. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Biedermann, K., Der Geschichtsunterricht in der Schule, seine Mängel und ein Vorschlag zu seiner Reform. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Ehrwürdige Pater Chable und die deutsche Mission in Paris. Mit dem Bildniß des P. Chable. Paris, Haar u. Steinert. 8. 8 Ngr.

Classen, J., Ueber die Beziehungen Melanchthons zu Frankfurt a. M. Nebst einem Nachtrag von G. E. Steitz. Zur Erinnerung an den 300jährigen Todestag Melanchthons den 19. April 1860. Frankfurt a. M.. Brönner. 4. 10 Ngr.

Colbe, C. v., Gedichte. Berlin, Haude u. Spener. 16. 15 Ngr.

Guischard, Wilhelmine, Black Douglas. Ein australischer Roman. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Pfeiffer, F., Altnordisches Lesebuch. Text. Grammatik. Wörterbuch. Leipzig, T. O. Weigel. Lex.-8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Pindar's Siegesgesänge. Deutsch in den Versmaßen der Urschrift von J. J. C. Donner. Leipzig, C. F. Winter. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Ferdinand von Schill. Ein militärisch-politisches Charakterbild. Nebst Beilagen, enthaltend die wichtigsten officiellen Actenstücke aus dem Jahre 1809. Potsdam, Riegel. 16. 15 Ngr.

Schulze, C., Die biblischen sprichwörter der deutschen sprache. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr.

Tibull's Elegien und Lieder in's Deutsche übertragen von F. Frölich. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 25 Ngr.

Uhlmann, E. A., Luther. Geschichte im Gedichte. Berlin, W. Schultze. 16. 1 Thlr.

Volbeding J. E., Philipp Melanthon, wie er leibte und lebte. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Reformation für Leser aus allen Ständen. Nebst zwei Anhängen: Erläuterungen und Zusätzen zu dem Charakterbilde und einem ausführlichen Berichte über die letzten Lebenstage, den Tod und das Begräbniß Melanthons. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 12½ Ngr.

Winterfeld, A. v., Humoristische Soldaten-Novellen für Sopha und Wachtstube. I. Berlin, Behr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Berling, Vier Osterlieder. Allen deutschen Männern gewidmet. Anclam, Dietze. 8. 2½ Ngr.

Bernhardi, T. v., Die Reform der Heeresverfassung. Eine Denkschrift. Leipzig, Hirzel. Lex.-8. 10 Ngr.

Deutschland und die Annexion Savoyens. Leipzig, Sturm u. Koppe. Gr. 8. 5 Ngr.

Das wilde Heer in Deutschland. Wie Kaiser Napoleon III. die unvereinigten Staaten von Deutschland mit Fuchsfallen, Fischangeln, Jagdgarnen ꝛc. fangen, schlachten, abhäuten ꝛc. wollte und was der deutsche Michel trieb, daß ihm der Schnabel sauer blieb. Ein humoristisch-satirischer Vexirspiegel in Blumauer's Manier, für Alle, die hineinschauen. Von Dr. Mephisto. Freysing, Datterer. 8. 5 Ngr.

Hettinger, F., Das Recht und die Freiheit der Kirche. Ein Vortrag zur Beleuchtung der Römischen Frage. Würzburg, Stahel. Lex.-8. 7 Ngr.

Kellgren, J. H., Die Feinde des Lichtes, ein Weihnachts-Märchen uralt und ewig neu. Aus dem Schwedischen. Allen Licht-Freunden und Feinden gewidmet zu Weihnacht 1859. Danzig, Devrient Nachfolger. Gr. 8. 2½ Ngr.

Der dritte März des Jahres 1460. Die Feststellung des Schleswig-Holsteinischen Staatsrechts bei der Wahl Christians I. vor vierhundert Jahren und der Zustand rechtloser Willkür im Jahre 1860. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 9 Ngr.

Merle d'Aubigné, Die Erweckung der Kirche unsrer Zeit und die Einwürfe dagegen. Rede gehalten bei der Eröffnungsfeierlichkeit der theologischen Schule zu Genf den 8. October 1859. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 4 Ngr.

Schiller-Album vom 10. November 1859. Geordnete Zusammenstellung aller mir zugesendeten Programms vieler Bühnen und Vereine. Herausgegeben von O. A. Seyffert. Leipzig. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Hamburger Schillerfeier, ein deutsches Volksfest. Zur Erinnerung an den 11., 12. und 13. November 1859. Hamburg, Richter. 1859. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Vereinbarung zwischen der Krone Baden und dem heiligen Stuhle, vom rechtlichen Standpunkte beurtheilt. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 4 Ngr.

Völter, L., Was geht uns das Concordat an? Zur Belehrung des evangelischen Volks im Auftrag eines Vereins von Geistlichen verfaßt. Stuttgart. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirtes
Haus- und Familien-Lexikon.
Ein Handbuch für das praktische Leben.
Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt.

Jedes Heft 7½ Ngr.

Der Zweck dieses neuen populär-encyklopädischen Unternehmens (redigirt von Dr. Rudolf Arendt) erhellt deutlich aus dessen Titel: es soll die Resultate der Wissenschaften für das praktische Leben darstellen, ein treuer Rathgeber für Haus und Familie sein. Es behandelt deshalb 1) das häusliche und Familienleben (Medicin, Nahrungsmittel, Kleidung und Wohnung, Arbeiten der Hausfrau, Erziehung und Unterricht); 2) das geschäftliche und gesellschaftliche Leben (Handel und Verkehr, Gewerbe und Unterricht, Landwirthschaft, Volkswirthschaftslehre, Rechtswissenschaft); 3) die Naturwissenschaften in ihrer Bedeutung für das praktische Leben. Durch zahlreiche Abbildungen (in Holzschnitt) wird das Verständniß der Artikel wesentlich gefördert.

Das Werk erscheint in 60—80 Heften von 5 Bogen Lexikon-Octav zu dem billigen Preise von 7½ Ngr. für das Heft oder 6—8 Bänden. Jeden Monat werden zwei Hefte ausgegeben.

Soeben ist das zweite Heft erschienen und gleich dem ersten sowie einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Evangelium des Reichs
oder
Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft
des
Reiches Gottes auf Erden.

Nach den neuesten Forschungen zusammengestellt und frei bearbeitet von

Christianus.

8. Gebunden 4 Thlr.

Die Resultate neuester Forschungen, insofern der Verfasser mit ihnen einverstanden oder für sie verantwortlich ist, sind hier zu einem einheitlichen Bilde vereinigt, welches als eine neue Darstellung der Heilsgeschichte bezeichnet werden darf. Das neue Resultat, welches die ganze Darstellung beherrscht, ist der aus der Schrift geschöpfte Beweis, daß der irdische Messias als eine von dem erhöhten Menschen- und Gottes-Sohne Jesus Christus, dem himmlischen Messias, verschiedene und noch zukünftige Person von den Propheten geschaut worden, und identisch sei mit dem von Christus verheißenen Paraklet, dem andern Tröster. Der Anhang enthält die Begründung einer neuen Hypothese, wonach Christus erst in seinem funfzigsten Lebensjahre gestorben und funfzehn Jahre vor unserer Zeitrechnung geboren ist. Dieses Resultat ist auf die als Jubeljahre erklärten siebzig Jahrwochen Daniel's angewandt, und es wird aus den Parallelen der Heilsgeschichte und dem prophetischen Worte dargethan, daß die Rückkehr Israels und die Aufrichtung des Reiches in Zion in der funfzigsten Jubelperiode, also in der Jubelwoche stattfinden müsse: ein funfzigjähriger Zeitraum, in dessen Mitte wir uns gegenwärtig befinden, und nach dessen Verlauf die noch übrigen zwanzig Jubelperioden Daniel's beginnen, welche identisch sind mit dem tausendjährigen Reich der Apokalypse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Philipp Melanchthon's Werke
in einer auf den allgemeinen Gebrauch berechneten Auswahl.

Herausgegeben von Dr. **Friedrich August Koethe.**

Sechs Theile. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Eine schon vor längerer Zeit erschienene Auswahl des Besten aus Melanchthon's Schriften für das größere Publikum, dem die vollständigen Sammlungen seiner Werke nicht zugänglich sind, begleitet von einer Biographie des großen Reformators. Bei der Feier seines dreihundertjährigen Todestages (19. April 1560) ist es gewiß vielen erwünscht, auf diese (außerdem sehr wohlfeile) Ausgabe seiner Werke aufmerksam gemacht zu werden.

Luther in Worms.
Ein Tag aus Philipp Melanchthon's Leben.

Zwei Lebensbilder, für das Volk und die reifere Jugend aufgestellt von **M. J. E. Volbeding.**

8. 12 Ngr.

Zwei Erzählungen aus dem Leben der beiden Reformatoren, als treffliche Volks- und Jugendschriften zu empfehlen.

Verlag von Julius Springer in Berlin.

Soeben erscheint:

Gustav Freytag
und
die deutsche Dichtkunst der Gegenwart
von

Dr. Constantin Rößler,

außerordentlicher Professor an der Universität zu Jena.

Brosch. Preis 15 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 10. Mai 1860.

General von Steuben.

Leben des amerikanischen Generals Friedrich Wilhelm von Steuben von Friedrich Kapp. Mit Steuben's Porträt. Berlin, Duncker und Humblot. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Unter den mannichfachen Vorwürfen, welche man gegen Republiken zu erheben pflegt, ist wol der Vorwurf der Undankbarkeit einer der häufigsten. Mehr als irgendjemand war es gerade dem Verfasser des soeben angezeigten Werks nahe gelegt, sich über die allgemeine oder nur ausnahmsweise Berechtigung desselben auszusprechen. Es würde ihm wol zu verzeihen gewesen sein, wenn er, das Beispiel seines eigenen Helden vor Augen, sich im erstern Sinne entschieden und in das allgemeine Verdammungsurtheil mit eingestimmt hätte; allein er bleibt hier unbefangen genug, um den Grund dieser Erscheinung zu begreifen und jenes Urtheil auf sein richtiges Maß zurückzuführen. „Die in Einer Person concentrirte souveräne Macht", bemerkt er ganz richtig, „hat mehr persönliches Interesse, den Vollstreckern ihres Willens ihre Dankbarkeit zu beweisen, als eine Regierung, die in der Regel aus mehreren besteht und blos zeitweise das Volk repräsentirt." Je entschiedener sich innerhalb einer sittlichen Sphäre die Individualität zur Geltung zu bringen vermag, desto mehr Spielraum ist für die Tugend der Dankbarkeit, desto verletzender erscheint aber auch das Laster der Undankbarkeit. Diese beiden Kategorien sind von so wesentlich subjectiver Natur, daß sie dem speculativen Ethiker nicht geringe Schwierigkeit verursachen und in einem abstracten Moralsystem eigentlich gar nicht unterzubringen sind. In demselben Verhältnisse, wie die objective Macht der Dinge bestimmend hervortritt, entschwindet auch der Boden für die Bethätigung jener Tugend und jenes Lasters, deren Stelle nunmehr die objectivern Kategorien der Gerechtigkeit und der Ungerechtigkeit einnehmen. Auch der absolute Herrscher ist als der Repräsentant der objectiven Interessen seines Staats oft genug von diesen so vollständig beherrscht und bestimmt, daß er seine individuellen Neigungen unterdrücken und den Vorwurf der Undankbarkeit auf sich laden muß. Die Dankbarkeit ist mit einem Worte überhaupt keine politische Tugend. Und wenn sie gleichwol auf dem Boden der Monarchie immer noch mehr und schönere Blüten treibt als auf dem der Republik, so ist der Hauptgrund dieser Erscheinung wol in der größern Stetigkeit des monarchischen Staatslebens zu suchen, welches den Wechsel der herrschenden Parteien ausschließt und weniger mannichfaltige Formen der Wirksamkeit für das öffentliche Wohl zu gestatten scheint als das republikanische, wo auch der beste und verdienstvollste Bürger, wenigstens eine Zeit lang, nur im Lichte eines Parteimannes erscheint und seine Anerkennung von dem schwankenden Schicksale seiner Partei abhängig bleibt.

Wie dem aber auch sei, jeden falls handelt es sich bei diesem Vergleiche nur um ein Mehr oder Weniger, und auch einem republikanischen Volke bietet seine Geschichte hinlängliche Veranlassung dar, die Tugend der Dankbarkeit auszuüben. Solche Gelegenheiten pflegen alsdann, je seltener sie sich verhältnißmäßig zeigen, um so gebieterischer die Erfüllung dieser Pflicht zu fordern und deren Vernachlässigung im Lichte des schwärzesten Undanks erscheinen zu lassen. Und da läßt es sich denn kaum in Abrede stellen, daß die Geschichte der Vereinigten Staaten, wie in vielen andern Beziehungen, so auch in dieser, wesentlich dazu beigetragen hat, die republikanische Staatsform überhaupt in Miscredit zu bringen. Es gibt nicht leicht ein schmachvolleres Beispiel von Undank, als das von den Vereinigten Staaten bei Gelegenheit der Anerkennung ihrer Unabhängigkeit gegebene. Obwol sie ohne die bewunderungswürdige Ausdauer ihres Heeres und die zum Theil wirklich uneigennützige Hülfe Frankreichs diese Anerkennung nimmer errungen haben würden, so lohnten sie doch beiden durch eine Handlungsweise, die sich nicht blos als Vergeßlichkeit empfangener Wohlthaten, sondern geradezu als offenbaren Treubruch charakterisirt. Es ist schwer zu entscheiden, welches von beiden der größere Schandfleck in der Geschichte der Vereinigten Staaten ist, ob das vertragswidrige Benehmen ihrer Bevollmächtigten bei den versailler Friedensunterhandlungen oder das jämmerliche Feilschen des Congresses um die den Offizieren des Revolutionsheeres schuldige Abfindungssumme. Und man wähne nicht etwa, daß

die Söhne und Enkel wieder gut gemacht hätten, was die Väter verschuldeten. Wir wissen zwar nicht, ob, wie der Verfasser uns versichert, selbst das Grab des edeln Nathanael Greene unbekannt ist; aber wir glauben es gern, nachdem wir in verschiedenen Reisebeschreibungen gelesen haben, welchem traurigen Zustande des Verfalls und der Verödung sogar das Nationalheiligthum Mount-Vernon, die Heimat und Grabstätte des unsterblichen Washington, entgegengeht!

Unter diesen Umständen darf es nicht wunder nehmen, wenn der Name Steuben's in letzter Zeit jenseit des Oceans so gut wie verschollen war. Wir meinen verschollen im Munde der großen Masse des Volks, ohne so weit wie der Verfasser gehen und behaupten zu wollen, daß er absichtlich vergraben worden sei. Steuben war allerdings ein Fremder, und was noch schlimmer ist, ein Deutscher; das, was er für Amerika geleistet und geschaffen hat, war trotz seiner unzweifelhaften Wichtigkeit und seiner nachhaltigen Wirkungen am allerwenigsten geeignet, das Auge des oberflächlichen Betrachters auf sich zu ziehen; endlich waren die Erlebnisse dieses Mannes auf amerikanischem Boden in mehrfacher Hinsicht keineswegs dazu angethan, dem amerikanischen Selbstgefühl zu schmeicheln. Alle diese Umstände mögen dazu beigetragen haben, daß Steuben bisher noch nicht unter den Amerikanern einen seiner würdigen Biographen gefunden hat; aber den Grund davon einzig und allein in nationaler Bornirtheit zu suchen, das erscheint uns denn doch voreilig und ungerecht. Einem Volke, das Geschichtschreiber wie Prescott, Bancroft und Motley hervorgebracht hat, sollte man sicherlich derartige Vorwürfe nicht unterschiedslos machen und das um so weniger, je entschiedener der einzige wahrhaft volksthümliche Historiker der Revolution, W. Irving in seiner Biographie Washington's, durch Geist und Inhalt seiner Darstellung dieselben thatsächlich widerlegt hat. W. Irving hat freilich vom specifischen Amerikanismus so wenig als nur möglich an sich; aber er ist und bleibt doch in der Literatur einer der Hauptrepräsentanten seines Volks und sein Werk ist in Hunderttausenden von Bänden über die ganze Union verbreitet. Dieses überhaupt mit einer seltenen Vorurtheilslosigkeit und Unparteilichkeit geschriebene Buch läßt nun auch namentlich den Verdiensten Steuben's überall die unumwundenste Anerkennung zu Theil werden, wenn es auch selbstverständlich nicht in das Detail seiner Thätigkeit eingehen kann; ja wir thun dem Verfasser der vorliegenden Biographie nicht unrecht, wenn wir behaupten, daß es ihm in einzelnen Punkten noch immer als Muster von Gerechtigkeit und Leidenschaftslosigkeit hätte dienen können. Man kann also keineswegs sagen, daß der Name Steuben's dem amerikanischen Volke von competenter Stelle bisher vorenthalten worden sei. Daß aber der deutsche General bis dahin noch keinen seiner würdigen Biographen gefunden hatte, davon liegt der eigentliche Grund wol in den eigenthümlichen Lebensumständen desselben. Es fehlt der amerikanischen Literatur keineswegs, wie der Verfasser anzudeuten scheint, an reichhaltigen Memoiren und Biographien der im Revolutionskriege hervorragenden Männer. Diese sind aber meistens von Söhnen oder Enkeln, überhaupt von jüngern Verwandten und Freunden derselben herausgegeben oder verfaßt worden. Daß Steuben keine Denkwürdigkeiten hinterlassen hat, das ist wol seine eigene Schuld, da es ihm weder an Zeit noch an Geschick hierzu fehlte. Verwandte hatte er nicht in Amerika, und von den beiden einzigen jüngern Freunden, welche ihm hinreichend nahe standen, seinen ehemaligen Adjutanten Benjamin Walker und William North, hat der letztere wirklich eine für die damalige Zeit genügende „Biographical sketch of Baron Steuben by General William North" verfaßt. Genauere Nachforschungen über seine frühern Lebensschicksale anzustellen, war wol ohnehin ein Deutscher weit eher befähigt und daher auch verpflichtet, als ein Amerikaner. Daß Steuben's Verdienste aber von der großen Masse des amerikanischen Volks nicht gekannt und gewürdigt werden, darf kaum überraschen: diese veranschaulicht und verlebendigt sich die den großen geschichtlichen Ereignissen zu Grunde liegende Idee überall nur an einer oder einigen wenigen Persönlichkeiten, und da ist es denn durchaus nicht zu verwundern, wenn das amerikanische Volk seine Verehrung fast ausschließlich auf Washington und Lafayette als die nationalen und kosmopolitischen Vertreter der im Revolutionskriege verfochtenen Grundsätze concentrirt. Auch die große Masse des deutschen Volks denkt, wenn von dessen Befreiungskriege die Rede ist, hauptsächlich nur an die plastische Gestalt Blücher's, und es ist noch gar nicht so lange her, daß die Namen Scharnhorst und Gneisenau, York und Bülow, ja selbst der Name Stein den Gebildetern unsers Volks vollkommen nahe getreten sind. Ganz unbillig scheint uns aber der Verfasser da zu urtheilen, wo er verlangt, daß das Volk bei der Feier irgendeiner einzelnen Großthat nicht blos des eigentlichen Helden, der sie vollbracht, sondern auch ihrer mittelbaren Urheber zu gedenken habe. Es ist allerdings ebenso wahrscheinlich, daß General Wayne Stony-Point nicht erobert haben würde, wenn Steuben nicht vorher das amerikanische Heer disciplinirt, die leichte Infanterie desselben geschaffen und ihr den Gebrauch des Bajonnets gelehrt hätte, wie es gewiß ist, daß Blücher seine welthistorischen Siege nicht erkämpft haben würde, wenn nicht Scharnhorst vorher die preußische Armee reorganisirt hätte. Aber wir finden es gleichwol in der Ordnung, wenn das deutsche Volk bei der Schlacht an der Katzbach zunächst nur an den alten Marschall Vorwärts denkt, und wir finden es nicht minder in der Ordnung, wenn das amerikanische Volk bei der Feier der nächtlichen Erstürmung von Stony-Point dem „tollen Anthony" seine Hurrahs bringt und die Verdienste des Generalinspectors Steuben darüber vergißt.

Das vorliegende Buch ist offenbar aus einer gewissen Verstimmung des Verfassers hervorgegangen. Wir sind weit entfernt die Berechtigung derselben zu verkennen. Der Verfasser, dessen Name vielleicht manchem unserer Leser nicht ganz unbekannt ist, hat vor 10 Jahren seinen

unfreiwilligen Aufenthalt in Amerika genommen und während dieser Zeit „mit besonderer Vorliebe in der Geschichte dieses Landes die directen und indirecten Einwirkungen Europas auf die Gestaltung der Republik studirt". Er sagt:

Die nativistische Bewegung, die vor einigen Jahren mit ungezogenerer Heftigkeit als früher sich wieder an die Oberfläche des öffentlichen Lebens drängte, führte mich unwillkürlich zu jenen Fremden, welche die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten begründen halfen und durch ihre uneigennützigen Thaten den Nachkommen jener Unabhängiggewordenen einen beschämenden Spiegel vorhalten.

Dies brachte ihn zu dem Entschlusse, eine Biographie Steuben's zu schreiben und er hofft dadurch, daß er seinen Landsleuten das tüchtige und erfolgreiche Streben seines Helden unter den schwierigsten Verhältnissen als aufmunterndes Beispiel vorhält, zur Hebung des deutschen Nationalgefühls beizutragen, dessen kosmopolitische Verschwommenheit er beklagt und dem er einen kräftigen Zusatz von gesundem Egoismus wünscht. Der Verfasser sagt am Schlusse dieser Herzensergießung (und wir nehmen bereitwillig von dieser Versicherung Act):

Ich weiß, daß, was ich hier sage, keineswegs neu ist, allein es ist vielleicht für die deutschen Leser von Interesse, daß diese durch zehnjährigen Aufenthalt im Auslande täglich mehr befestigte Ansicht zugleich die Ueberzeugung eines großen Theils der gebildeten Deutschen in Amerika ist.

Wir zweifeln auch nicht im mindesten, daß gerade dieser entschieden nationale Standpunkt dem Buche diesseit des Oceans eine günstige Aufnahme sichern wird. Auch in Deutschland herrscht jetzt allgemein die Ansicht, daß unser Nationalgefühl füglich eine recht starke Dosis von Egoismus vertragen könne, daß eine gewaltsame Anspannung unsers Selbstbewußtseins, wenn überhaupt ein Fehler, jedenfalls ein Fehler nach der rechten Seite hin sei, und daß man nationale Achtung und Geltung im Nothfalle selbst durch ein Unrecht gegen andere nicht zu theuer erkaufe. Sich jetzt nicht rundweg für diese Ansicht erklären heißt gegen den Strom schwimmen; wir wollen jedoch um deswillen unsere Bedenken nicht zurückhalten. Wir geben gern zu, daß ein gewisser bornirter, rücksichtslos egoistischer Patriotismus für die äußere Machtstellung eines Volks eine heilsame Entwickelungsphase bezeichnen könne; allein dann muß dieser Egoismus ein unmittelbarer, naiver sein, wie bei den Franzosen und Engländern. Nachdem dieser naive Egoismus den Deutschen einmal, wenn auch viel zu frühzeitig abhanden gekommen ist, wäre es nicht nur ein vergebliches, sondern sogar ein verderbliches Unterfangen, an seine Stelle einen bewußten oder reflectirten Egoismus setzen zu wollen. Der Verfasser tadelt es mit Recht, daß wir Engländer und Franzosen copirt, d. h. wol, daß wir ihnen einzelne Formen und Einrichtungen abgesehen und diese nicht aus uns selbst heraus entwickelt haben; aber die allerärgste Copie wäre es doch, wenn wir den französischen und englischen Patriotismus gleich fix und fertig unserm deutschen Nationalcharakter einimpfen wollten. Dieser unbefangene, rücksichtslose Egoismus ist für uns unwiderbringlich verloren; der wohlverstandene nationale Egoismus aber fällt zusammen mit der Gerechtigkeit, d. h. in diesem Falle mit der Achtung vor den Gesetzen des Völkerrechts. Das deutsche Nationalbewußtsein wird sich nie mit Erfolg über die beiden einfachen Grundsätze erheben, nie das geringste Unrecht zu leiden, aber auch nie das geringste Unrecht zu thun. Ehe dieses einfache Ziel erreicht wird, ist es an den vereinten Anstrengungen aller deutschen Patrioten von jeder Schattirung nicht zu viel, und es könnte daher den Anschein gewinnen, als ob jeder Kampf gegen eine etwaige spätere Ueberhebung unsers Nationalstolzes jetzt noch lange nicht an der Zeit sei. Wenn man aber die Wahrnehmung machen muß, daß unter Umständen das deutsche Volk zu gleicher Zeit auf der einen Seite Unrecht thut und auf der andern Seite Unrecht leidet, und wenn man bei einiger Ueberlegung die Einsicht gewinnt, daß diese beiden widersprechenden Erscheinungen sich wechselseitig bedingen, so erscheint es weder voreilig noch unnütz, jede im Namen des Patriotismus begangene Ungerechtigkeit zurückzuweisen.

Die Ungerechtigkeiten, welche sich der Verfasser hier und da zu Schulden kommen läßt, haben indeß ihren Grund nicht sowol in einem zu schroffen Nationalbewußtsein, als vielmehr in dem bekannten Biographenfieber (tabes Boswelliana). Es ist reinweg unbegreiflich, inwiefern die Schilderung des von Steuben Erstrebten und Geleisteten zur Hebung des deutschen Nationalgefühls beitragen soll. Steuben war ein Ehrenmann und mancher Deutsche wird aus der Beschreibung seines Lebens sich nützliche Lehren und wirksame Anregungen holen können. Aber solche Ehrenmänner hat jede Nation, und die deutsche besitzt deren Gott sei Dank eine gute Zahl. Allerorten preist man namentlich die Tüchtigkeit der deutschen Einwanderer, in Rußland wie in Brasilien, in den Vereinigten Staaten wie in Chile. Allein liegt hierin ein Grund zur Hebung des deutschen Nationalgefühls? Gerade das Gegentheil. Leute von Steuben's Geistes- und Charakterkraft sollen im Vaterlande bleiben, um dem Vaterlande zu dienen, aber sie sollen ihm nicht den Rücken zukehren und auf Abenteuer ausgehen. Das ist ein hartes Wort, aber wir haben ein Recht es auszusprechen. Die vollgültige Entschuldigung, welche so viele seiner Mitstreiter auf amerikanischem Boden für sich anführen können, jener kosmopolitische Drang, jene jugendlich feurige Begeisterung für die in Amerika zuerst verkündigten Grundsätze der Freiheit, die Menschenrechte, kommt ihm nicht zugute. Wenn wir uns des schonendsten Ausdrucks bedienen wollen, so war es militärischer Thatendrang, der ihn nach Amerika trieb. Es würde höchst unbillig sein, an Steuben's Verfahren den heutigen Maßstab anlegen zu wollen; aber man muthe uns nur nicht zu, daß wir dasselbe für mustergültig ansehen oder gar unsern Patriotismus daran erbauen sollen. Am allerwenigsten suche man den unerquicklichen Eindruck jenes Verfahrens, dem man sich nicht verschließen kann, dadurch zu schwächen, daß man die reinern und edlern Beweggründe anderer herabzieht. Daß die Reaction gegen den rohen Knownothingismus unsere Landsleute in Amerika

zu heftigern Patrioten gemacht hat, daran ist wenig oder nichts auszusetzen; wenn sie aber in ihren fortwährenden Reibungen mit dem dort grassirenden Materialismus nicht blos, was ganz vortrefflich wäre, eine größere praktische Tüchtigkeit erlangt, sondern auch, wie es scheint, ein gutes Theil ihres frischen, vollberechtigten Idealismus eingebüßt haben, so können wir weder ihnen noch uns zu dieser Veränderung Glück wünschen. Es ist ein sehr wohlfeiles Mittel, die damalige Begeisterung der jungen französischen Edelleute für Amerika lächerlich zu machen, daß man sie als einen unbestimmten Drang nach neuern Emotionen oder als ein Gemisch von nebelhaftem Idealismus und militärischem Ehrgeiz charakterisirt. So naiv und unreif uns heute nach fast einem Jahrhunderte ihre Ideen und Bestrebungen auch erscheinen mögen, jedenfalls war diese Begeisterung nach ihren Gründen wie nach ihren Kundgebungen eine echte und erhebende, und wenn Steuben der Gefahr jener Lächerlichkeit weniger ausgesetzt sein sollte, so kommt dies wahrhaftig nicht daher, daß er eine richtigere Ansicht vom Stande der Dinge gehabt hätte, sondern ganz einfach daher, daß ihn überhaupt keine Begeisterung für ein ideales Ziel nach Amerika trieb. Vielleicht hätte indeß wenigstens der edelste und aufopferndste Repräsentant jener begeisterten Jugend, Lafayette, vor den Augen des Verfassers einige Gnade gefunden, wenn nicht das Schicksal es unglücklicherweise so gefügt hätte, daß er bei Gelegenheit des Feldzugs in Virginien mit seinem Helden in einen, obwol geringfügigen, persönlichen Conflict kam. Lafayette's Beschwerden über Steuben mochten ungerechtfertigt sein; aber über die größere Feldherrnkunst des einen oder andern, ja über die strategische Begabung der amerikanischen Generale überhaupt zu urtheilen, dazu gehört mehr militärische Einsicht, als der Biograph Steuben's und wir selbst besitzen. Der von der frühern militärischen Erfahrung Steuben's hergenommene Grund ist im vorliegenden Falle nicht stichhaltig; diese befähigte ihn zu einem tüchtigen Organisator, und seine Verdienste als solcher um das amerikanische Heer sind ebenso unbestreitbar wie unbestritten, aber über seine strategische Tüchtigkeit ist damit nichts entschieden. Die lokalen und vor allen die politischen Bedingungen, unter denen die amerikanischen Heerführer ihr Talent zu entwickeln hatten, waren von den gewohnten europäischen himmelweit verschieden. Ob Washington an der Spitze der preußischen Armee die schlesischen Kriege glücklich hinausgeführt hätte, mag zweifelhaft sein; daß Friedrichs des Großen Feldherrngenie an der Spitze des amerikanischen Heeres zu Schanden geworden wäre, ist gewiß. Lee und Gates waren auch geschulte und gediente Offiziere; und doch wurde Lee wegen seines Benehmens in der Schlacht bei Monmouth Courthouse kriegsgerichtlich verurtheilt und nicht viel besser als cum infamia entlassen, und Gates hätte später als Commandant der Südarmee beinahe sein Schicksal getheilt. Dagegen waren gerade die tüchtigsten und glücklichsten amerikanischen Generale, wie Greene, Arnold, Knox, ja wie eigentlich Washington selbst, unmittelbar vom Pfluge oder aus der Werkstatt hinweggenommen — echte Cincinnati. Ihre Schule war das Lager und das Schlachtfeld. Und diese Schule hatte Lafayette, den Washington sehr häufig mit selbständigen Commandos betraut, lange genug durchgemacht, um als General auf amerikanischem Boden nicht ganz ohne Glück zu operiren. Damit soll weder über seine, noch über Steuben's strategische Befähigung etwas entschieden sein, und auch der Biograph des letztern scheint die Unzulässigkeit eines auf so ungenügende Prämissen gegründeten Schlusses zu ahnen, indem er es für nöthig hält, Lafayette's politische und militärische Unfähigkeit aus dessen ganzer Lebensgeschichte nachzuweisen. Wir gestehen, daß wir nichts weniger als für Lafayette enthusiasmirt sind: seine Eitelkeit, sein Haschen nach Popularität, seine Unentschlossenheit und Charakterschwäche lassen ihn im ganzen genommen eine ziemlich klägliche Rolle in der Geschichte spielen; allein es würde höchst ungerecht sein zu verkennen, daß sich durch sein ganzes Leben ein Strom echter Begeisterung hindurchzieht und daß seine unwandelbare Treue besserer Erfolge werth gewesen wäre. Am allerwenigsten können wir uns in der Charakteristik Lafayette's dem Verfasser anschließen, rücksichtlich deren wir uns zu beweisen getrauen, daß sie fast in jedem Satze eine Verdrehung der geschichtlichen Thatsachen enthält. Seinem Helden hat der Biograph damit sicherlich nicht gedient; solch absichtliches Carikiren eines überdies im Grunde genommen gewaltsam herbeigezogenen Gegenbildes erregt gegen seine eigene Schilderung Verdacht. Dazu kommt noch, daß Steuben einer solchen Folie nicht einmal bedarf. Er war ein Mann von wesentlich anderer Charakteranlage als Lafayette, aber in seiner Art nicht minder tüchtig. Obgleich er in den Hauptperipetien seines Lebensdramas nicht eben beneidenswerth oder nachahmungswürdig erscheint, so hat er doch jede der von ihm eingenommenen Lebensstellungen mit Ehren ausgefüllt und sich namentlich durch seine Wirksamkeit im nordamerikanischen Revolutionskriege einen dauernden und ruhmvollen Platz in der Geschichte seines neuen Vaterlandes, wie in der Weltgeschichte überhaupt gesichert. Welches Motiv ihn auch nach Amerika geführt haben und wie wenig er auch den dortigen Zuständen sich innerlich verwandt gefühlt haben mag, er beurkundete in der von ihm eingeschlagenen Laufbahn eine Ehrenhaftigkeit, Rechtschaffenheit, Berufstreue und Ausdauer, an der es ihm wenige von den eingeborenen Amerikanern und wenige von den begeistertsten Anhängern der amerikanischen Sache gleichgethan haben. Das ist kein gewöhnlicher Ruhm, und ein Mann von Steuben's Werthe und Bedeutung verdiente recht wohl ein mit so liebevoller Feder gezeichnetes Charakterbild, wie die vorliegende Biographie Kapp's.

Der erste und hauptsächlichste Vorzug dieser Biographie liegt in der fleißigen Sammlung und gewissenhaften Anordnung eines überaus reichen, bisher zum größten Theile unbekannten oder doch unbenutzten Materials. Für die Lebensgeschichte Steuben's vor seiner Abreise nach Amerika war trotz der eifrigsten, von dem Verfasser veranlaßten Nachforschungen in den hechinger, sigmaringer

und karlsruher Archiven außer einem interessanten, aber jedenfalls ein wenig zu stark ins Rosenrothe malenden Briefe Steuben's an den hechinger Kanzler von Frank und einer Notiz in einem alten badischen Hofkalender nicht die geringste Ausbeute zu gewinnen. Das Uebrige mußte aus bereits vorhandenen, aber theilweise erst aus Europa zu beschaffenden Quellen und Documenten zusammengestellt werden. Desto werthvollere Schätze barg die Bibliothek der Historischen Gesellschaft zu Neuyork: 16 Bände Manuscripte Steuben's verbreiten sich, obschon hier und da mit erheblichen Lücken, über dessen ganzes Leben, insbesondere aber über das Jahr 1778 und den Feldzug in Virginien; andere Manuscripte von Gates enthalten einen großen Theil der Correspondenz Steuben's mit Lafayette im Jahre 1781 und einige andere werthvolle Briefe von Gates, Armstrong u. a. Prof. George Wash. Greene, der Enkel des berühmten Generals, besaß in seiner Handschriftensammlung 62 Briefe, die Greene und Steuben zur Zeit des Kriegs im Süden gewechselt hatten. John W. Mulligan, Steuben's letzter Secretär und Gesellschafter, jetzt 85 Jahre alt, theilte dem Verfasser mit bewundernswürdiger Frische alle jene kleinen Züge und Anekdoten aus Steuben's Leben mit, welche dem Bilde seines Helden mehr Abrundung, Wärme und individuelle Färbung verliehen haben. Durch die Güte von Jared Sparks, dem berühmten amerikanischen Geschichtsorakel, und die Vermittelung des Dr. Langdon Elcoyn in Philadelphia wurde ihm die Benutzung sämmtlicher Papiere Duponceau's, des ersten Secretärs von Steuben, gestattet. Auch dem Dr. Spragur in Albany verdankte er einige der werthvollsten Documente. Die reichste Ausbeute fand er jedoch in Utica bei Chas A. Mann, wo er unter den Geschäftspapieren des verstorbenen Oberst Walker einen wahren Schatz von handschriftlichen Quellen, Gutachten, Musterrollen, Armeelisten, vollständige Berichte, Armee- und Parolebefehle, Briefe u. s. w. entdeckte. Indem der Verfasser das volle Vertrauen rühmt, womit ihm die genannten und andere Männer freundlich entgegenkamen, fügt er hinzu:

> Der einzige Ort, wo ich schnöde abgewiesen wurde, war Washington. Ich wollte dort die im Staatsarchive aufbewahrten und vortrefflich geordneten Revolutionspapiere für meinen Zweck benutzen, wurde aber, angeblich weil ich für meine Absichten die Erlaubniß des Congresses nicht vorzeigen konnte, in Wahrheit aber, trotzdem daß ich die besten Empfehlungsschreiben hatte, nicht zugelassen, weil ich kein Amerikaner, sondern ein „Foreigner" war. Ich weiß aus eigener Anschauung, daß jedem anständig empfohlenen Amerikaner die Staatsarchive stets aufs bereitwilligste geöffnet werden. Amerikanische Geschichtschreiber rühmen mit Recht die Gefälligkeit und Aufmerksamkeit, mit der sie in europäischen Bibliotheken aufgenommen, zu europäischen Archiven zugelassen sind. Man ist in keiner europäischen Hauptstadt so engherzig, an die wissenschaftlichen Bestrebungen den bornirten Nationalitätsmaßstab zu legen; dazu sind die Bibliothekare, Minister und ihre Unterbeamten in ganz Europa von Petersburg bis Madrid zu gebildet; sie betrachten darum auch die Benutzung der ihnen anvertrauten Schätze nicht als eine Gunst, sondern als ein jedem vortheilhaft eingeführten und gebildeten Manne zustehendes Recht.

Uebrigens konnte sich der Verfasser durch Vermittelung eines andern überzeugen, daß die washingtoner Sammlungen nichts Neues für seinen Zweck enthielten.

Der Verfasser hatte anfangs nur die Absicht, eine kritisch und chronologisch geordnete und gesichtete Auswahl der Steuben'schen Papiere zu geben; allein die Lückenhaftigkeit des Materials veranlaßte ihn, mit Zuhülfenahme der allgemeinen Quellen die abgerundete Form fortlaufender Darstellung zu wählen. Die Art, wie ihm dies gelungen, befriedigt alle billigen Ansprüche, und die von Washington Irving so glücklich angewandte Methode, die Erzählung wesentlich an dem Faden authentischer Documente verlaufen zu lassen, ist hier um so sachgemäßer, je mehr Steuben infolge seiner eigenthümlichen militärischen Stellung auch im Feldlager vorzugsweise als Mann von der Feder erscheint. Die Darstellung wirkt daher auch im allgemeinen weder lebhaft erregend noch spannend, und da auch das Anekdotische nur einen verhältnißmäßig geringen Raum einnimmt, so gehört schon eine ziemlich genaue Kenntniß der amerikanischen Revolutionsgeschichte dazu, wenn das Interesse des Lesers an diesem Detail nicht hier und da erlahmen soll. Alles in allem genommen kann aber, abgesehen von dem unbestreitbaren wissenschaftlichen Werthe des Buchs als historische Monographie, die Lectüre desselben auch dem weitern Leserkreise als eine zugleich belehrende und anziehende Unterhaltung empfohlen werden. Wie viel die Darstellung unter den Händen eines militärischen Fachmannes gewonnen haben würde, müssen wir wegen unserer eigenen Incompetenz auf diesem Gebiete dahingestellt sein lassen; ein solcher hätte vermuthlich z. B. porter les armes nicht mit „das Gewehr tragen" und Field-officer nicht mit „Feldoffizier", sondern mit „Stabsoffizier" wiedergegeben; im allgemeinen hat aber sowol der Historiker als auch das größere Publikum hinreichenden Grund zur Zufriedenheit mit den Leistungen des Verfassers. Dieselben enthalten eine wesentliche Bereicherung unserer historischen Erkenntniß, und wir würden unserer Aufgabe als Berichterstatter nicht gerecht werden, wenn wir nicht den Versuch machen wollten, den Inhalt der vorliegenden Biographie wenigstens in kurzen Umrissen zu skizziren.

Friedrich Wilhelm von Steuben wurde geboren am 15. November 1730 in der Festung Magdeburg, wo sein Vater damals als Ingenieurhauptmann garnisonirte. Die Familie war von altem Adel, aber frühzeitig verarmt; den Freiherrntitel hat dieselbe nie geführt, obwol Steuben selbst in Amerika davon Gebrauch machte und Hunderte von kleinen Yankees und Hinterwäldlern ihm zu Ehren auf den Namen „Baron Steuben" getauft worden sind. Der Vater nahm das Kind bald nach seiner Geburt mit nach Polen, in die Krim und nach Kronstadt, wo er in russischem Militärdienste thätig war. Nach seiner Rückkehr (1740) genoß der junge Steuben in den verschiedenen Garnisonstädten seines Vaters Schulunterricht; namentlich wurde er in Neiße und Breslau von den Jesuiten erzogen und, besonders in der Mathematik, vortrefflich unterrichtet. Kaum 14 Jahre alt, machte er als Freiwilliger unter seinem Vater den

Feldzug von 1744 mit und wohnte der langwierigen Belagerung von Prag bei. Von ungewöhnlichem Wissensdurste und Thatendrange beseelt, trat er 1747 als Fahnenjunker in ein preußisches Infanterieregiment und wurde 1749 zum Fähnrich, 1753 zum Lieutenant und 1755 zum Premierlieutenant befördert. Erst der Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs bot ihm die ersehnte Gelegenheit zur Auszeichnung. Sein Regiment, das 31., gehörte anfangs zur Armee des Feldmarschalls Schwerin und that sich bei jeder Gelegenheit rühmlichst hervor. Steuben ward in der blutigen Schlacht bei Prag verwundet. Während der Schlacht bei Roßbach stand das Regiment in der Avantgarde des preußischen Heeres und hatte einen wesentlichen Antheil an dem Ruhme dieses Siegs. Zu Anfang des Jahres 1758 trat Steuben unter Vorbehalt seines Avancements ins Regiment als Freiwilliger in das Freibataillon des als Parteigänger berühmten Generals von Mayr ein, der ihn zu seinem Generaladjutanten erhob. Hier lernte er nicht nur durch tägliche Praxis die Führung und Verwendung der leichten Infanterie und der Plänkler kennen, sondern fand auch Gelegenheit, sich Geistesgegenwart, Entschlossenheit, Selbstvertrauen und Scharfblick anzueignen. Nach Mayr's Tode (1759) trat Steuben wieder in das reguläre Heer ein und wurde zum Generaladjutanten des Generals von Hülsen ernannt, welcher damals zum Corps des Prinzen Heinrich in Sachsen gehörte, aber bald darauf mit einer Abtheilung dieses Corps zum General von Dohna bei Frankfurt stieß. Der Verlust des Treffens bei Kay hatte die noch blutigere Niederlage bei Kunersdorf zur Folge, wo auch Steuben verwundet ward. Von da wird Steuben nicht eher wieder erwähnt als im September 1761, wo er als Adjutant des Generals von Knobloch mit dem Platen'schen Corps an einem erfolgreichen Streifzuge im Rücken der Russen theilnahm. Minder glücklich waren die Operationen seiner Brigade in Pommern, wohin dieselbe zur Deckung des bedrohten Kolberg befehligt war. General Knobloch ward in dem offenen Treptow an der Rega eingeschlossen und mußte sich nach tapferm Widerstande endlich auf ehrenvolle Bedingungen den Russen ergeben. Infolge dieser Capitulation wurde Steuben als Kriegsgefangener nach Petersburg gebracht, jedoch nach der Thronbesteigung Peter's III., der ihn vergeblich für den russischen Dienst zu gewinnen suchte, im April 1762 wieder entlassen. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Stabskapitän und Flügeladjutanten ernannt und machte im Gefolge des Königs die berühmte Belagerung von Schweidnitz bis zu dessen Uebergabe mit. Er hatte im Winter das Commando des Regiments von Salmuth und zog die Aufmerksamkeit des Königs in so hohem Grade auf sich, daß ihm derselbe beim Ende des Kriegs ein Kanonikat mit ein paarhundert Thalern jährlicher Einkünfte beim Domkapitel in Havelberg verlieh.

Nichtsdestoweniger verließ er schon im Jahre 1764, es ist nicht recht klar aus welchem Grunde, die preußische Armee und trat auf Empfehlung des Prinzen Heinrich als Hofmarschall in die Dienste des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen. In dieser Stellung blieb er etwa 10 Jahre und erwarb sich die Liebe und Hochachtung aller, die mit ihm in Berührung kamen. Für sein späteres Leben von größter Wichtigkeit wurde für ihn eine mehrjährige Reise mit seinem Fürsten in Frankreich, wo er die Bekanntschaft einer Reihe ausgezeichneter Minister und Generale machte. Eine ehrenvolle Aufforderung zum Eintritt in das kaiserliche Heer lehnte er ab, und er würde wahrscheinlich den Rest seines Lebens in anspruchsloser Zurückgezogenheit verbracht haben, wenn ihn nicht die Kabalen einiger katholischen Geistlichen und Hofleute zur Niederlegung seines Amtes bestimmt hätten. Er wandte sich nach Karlsruhe zum Markgrafen Karl Friedrich von Baden, der ihm bereits 1769 seinen Hausorden de la fidélité verliehen hatte. Daß ihn dieser Fürst auch zum General mit einem Gehalt von 2000 Fl. ernannt habe, wie Steuben in einer an den Congreß gerichteten Eingabe bemerkt, ist nicht recht wahrscheinlich; wohl aber steht fest, daß er Oberst der Reichstruppen des Schwäbischen Kreises war. Der ihm aufgezwungenen Unthätigkeit müde, sehnte er sich nach dem Wiedereintritt in den activen Dienst; allein seine Unterhandlungen mit Oesterreich scheiterten an der Höhe seiner Ansprüche. Er war eben auf einer Reise zum Besuch mehrerer befreundeter Engländer von hohem Adel begriffen, als ihm während seines Aufenthalts in Paris der Kriegsminister St.-Germain (Mai 1777) den Vorschlag machte, den Vereinigten Staaten seine Dienste anzubieten. Beaumarchais führte ihn bei Deane und Franklin ein; aber die beiden amerikanischen Agenten wollten von einem Ersatze der Reisekosten nichts wissen, und Steuben würde, durch Franklin's Benehmen verletzt, den ganzen ihm gleich von Anfang liebgewordenen Plan sofort völlig aufgegeben haben, wenn ihn nicht die dringenden Vorstellungen, welche ihm St.-Germain und der Prinz Montbarey in Gegenwart des Grafen Aranda machten, bewogen hätten, die Sache nach seiner Rückkehr ins Badische nochmals zu überlegen. Beaumarchais' schriftliche Anerbietungen und die Zustimmung des Prinzen Ludwig Wilhelm von Baden, der als Generallieutenant in holländischen Diensten stand, wirkten entscheidend auf Steuben's Entschluß. Er ordnete rasch seine Angelegenheiten, reiste nach Paris, besprach sich hier mit St.-Germain, Montbarey und Vergennes über das einzuschlagende Verfahren, nahm von Beaumarchais die Reisekosten als persönliches Darlehn in Empfang und schiffte sich, mit Empfehlungsschreiben von dem letztern und von Franklin an den Congreß und mehrere hervorragende Männer versehen, in Begleitung seines Secretärs Duponceau, dreier Adjutanten und des Neffen Beaumarchais', de Francy, am 26. September 1777 auf dem bewaffneten und mit Kriegsmaterial beladenen Schiffe „Le Flamand" nach Amerika ein.

Nach einer stürmischen Reise von 66 Tagen, während welcher das Schiff dreimal in Feuersgefahr schwebte und einmal die 14 Offiziere und Passagiere eine Meuterei unter dem sechsmal so starken Schiffsvolke mit bewaffneter Hand unterdrücken mußten, kam der Flamand

(1. December 1777) im Hafen von Portsmouth an, wo Steuben auf das ehrenvollste empfangen ward. Von hier aus richtete er ein Schreiben an den Congreß, worin er sich den in Paris getroffenen Verabredungen gemäß als Freiwilliger ohne allen Anspruch auf Titel oder Gehalt anbot, sowie einen Brief an Washington — den einzigen Feldherrn, wie er sich darin ausdrückt, unter dem er seinen Beruf als Krieger weiter zu verfolgen wünsche, nachdem er unter Friedrich dem Großen die Kriegskunst erlernt habe —, und reiste sodann weiter nach Boston, wo er fünf Wochen zu verweilen hatte und die Bekanntschaft der dortigen Berühmtheiten machte. Die Weiterreise durch Massachusetts, Connecticut, Neuyork und Pennsylvanien nach York, wo der Congreß damals tagte, nahm nicht weniger als drei Wochen in Anspruch. Nach seiner Ankunft (am 5. Februar) wiederholte er vor einem Ausschusse des Congresses sein früheres Anerbieten, indem er dasselbe näher dahin bestimmte, daß er fürs erste nur die Erstattung seiner nothwendigen Ausgaben und Patente für die seiner Person attachirten Offiziere beanspruche, bei einem glücklichen Ausgange des Kriegs aber nicht blos eine volle Entschädigung für die von ihm durch Aufgabe seiner Aemter und Einnahmen in Europa gebrachten Opfer, sondern auch solche Beweise von Liberalität erwarte, wie sie den Vereinigten Staaten ihr eigener Gerechtigkeitssinn vorschreiben werde. Der Congreß ging bereitwillig auf diese leider blos mündlichen Vorschläge ein und ersuchte ihn, baldmöglichst ins Hauptquartier nach Valley Forge abzureisen. Steuben schreibt:

> Bei meiner Ankunft im Lager wurde ich ebenfalls mit mehr Ehrenbezeigungen empfangen, als ich erwartete. General Washington kam mir auf etliche Meilen weit entgegen und begleitete mich nach meinem Quartier, woselbst ich einen Offizier und 25 Mann zur Wache fand; und als ich mir solche verbat, mit dem Beisatze, daß ich blos als Volontär anzusehen wäre, erwiderte er auf die höflichste Art, daß die ganze Armee mit Vergnügen solche Volontäre bewachen wollte ... Denselben Tag wurde mein Name der Armee zum Losungswort gegeben und den folgenden Tag rückte dieselbe aus, und General Washington begleitete mich, um die Truppen zu sehen.

Der Zustand, in welchem Steuben das Continentalheer antraf, war der traurigste während des ganzen Kriegs. Kälte, Entblößung, Krankheit, selbst Hunger brachten die zweimal geschlagene Armee an den Rand völliger Zerrüttung und Auflösung. Das Commissariat war schlecht eingerichtet und trotz der ungeheuern Summen, die es verschleuderte, wirkungslos; die Mannszucht konnte nur mit größter Mühe aufrecht erhalten werden. Es spricht in der That für die Festigkeit von Steuben's Entschlusse, „daß er nicht gleich beim ersten Anblicke der Truppen seinen Plan aufgab". Aber er ging muthig ans Werk. Er entwarf ein Memorandum, worin er auf die Zweckmäßigkeit des Contractsystems in der militärischen Verwaltung hinwies. Sodann übernahm er auf Washington's Antrag die Geschäfte des Generalinspectors und begann Anfang März mit dem Discipliniren und Einexerciren der Truppen. Vom General Greene und den Obersten Laurens und Hamilton unterstützt, entwarf er einen den Umständen angepaßten Plan für die Errichtung einer Inspection, der von Washington genehmigt und dem Congreß übersandt ward. Zugleich begann er seine praktische Thätigkeit damit, daß er 120 Mann aussuchte und zur militärischen Schule der ganzen Armee machte. Er exercirte sie selbst zweimal des Tags in Gegenwart der Unterinspectoren und richtete sein Augenmerk dabei weit weniger auf die Gewehrübungen als auf das Manövriren. Bald war er im Stande den Maßstab seiner Operationen zu vergrößern und in weniger als drei Wochen schon mit einer ganzen Division einzelne Manöver vor dem Obergeneral auszuführen. Die Disciplin der Truppen machte täglich größere Fortschritte. Steuben genoß das Vertrauen der Offiziere und Soldaten im höchsten Grade und der Oberbefehlshaber bot in freudiger Anerkennung seiner Verdienste alles auf, um das von ihm erstrebte Ziel zu fördern. Auf seinen Vorschlag ernannte der Congreß Steuben zum Generalinspector mit dem Range und Gehalte eines Generalmajors, indem er zugleich den ihm vorgelegten Plan guthieß.

Allein diese Beförderung ward das Signal zu einer Intrigue, an deren Spitze beinahe alle übersprungenen Brigadiers und sogar drei Generalmajore, Lee, Lafayette und Mifflin, standen. Washington mußte dieser allgemeinen, selbst von persönlichen Freunden Steuben's, wie Hamilton, getheilten Eifersucht Rechnung tragen und die Befugnisse des Generalinspectors wesentlich einschränken, was dem Fortschritt der Disciplin im höchsten Grade verderblich war. Steuben ermüdete aber deshalb in seinem Eifer nicht und die heilsamen Resultate seiner rastlosen Thätigkeit traten bald unverkennbar zu Tage. Als der Feind Philadelphia räumte, um sich durch Neujersey nach Neuyork zurückzuziehen, besaß er hinlängliches Vertrauen in die erhöhte Kriegstüchtigkeit der Truppen, um die Offensive zu empfehlen. Washington beauftragte ihn mit der Recognoscirung der feindlichen Bewegungen und traf auf seinen Bericht hin die Disposition zu dem denkwürdigen Treffen bei Monmouth Courthouse, welches durch Lee's voreiligen Rückzug zum Verderben der Amerikaner auszuschlagen drohte, aber durch Steuben's Entschlossenheit und Kälte, sowie durch die musterhafte Präcision und Sicherheit der von ihm herangebildeten Truppen zu ihrem Vortheil wiederhergestellt ward. Nach der Schlacht übertrug ihm Washington auch die Führung der Lee'schen Division nach dem Hudson, mußte dieselbe aber nach der Ankunft in Whiteplains unter sein eigenes Commando stellen, weil sämmtliche Brigadiers in ihrer Erbitterung darüber, daß sie auf dem ganzen Marsche in Jersey nur von fremden Generalen befehligt worden seien, andernfalls ihre Entlassung zu nehmen drohten. Washington scheint damals ebenfalls die herrschende Verstimmung gegen die „Fremden" getheilt zu haben, wenn er auch jedenfalls seine guten Gründe hatte, die Bewerbung Steuben's um ein actives Commando beim Congresse zu hintertreiben. Dagegen setzte er es durch, daß Oberst Neuville, der als Inspector der Südarmee sich der Autorität Steuben's als Generalinspector nicht unterordnen

wollte, seinen Posten aufgab, und unterstützte überhaupt die Bemühungen Steuben's, den Congreß zu einer definitiven gesetzlichen Einrichtung des Inspectionswesens nach dem von ihm entworfenen Plane zu bewegen. Vielleicht war es thatsächlich der Wunsch, sich der dringlich betriebenen Entscheidung über diesen Gegenstand zu entziehen, welcher den Congreß bei der Nachricht von der bedenklichen Lage Sullivan's auf Rhode-Island bestimmte, Steuben zu dessen Unterstützung mit Rath und That dorthin zu beordern. Da aber inzwischen die Nachricht von Sullivan's glücklichem Rückzuge eingetroffen war, so blieb Steuben in Whiteplains und nahm hier wie später in den Winterquartieren in den Hochlanden seine frühere organisatorische und disciplinatorische Thätigkeit wieder auf. Zuletzt trieb ihn die Ungeduld wieder nach Philadelphia und nach monatelangen Bemühungen hatte er die Genugthuung, daß der Congreß den von ihm entworfenen Plan am 18. Februar 1779 adoptirte. Gleich entschiedene Billigung fanden die von ihm während dieser Zeit nach den Grundzügen des preußischen Reglements, aber mit Weglassung alles Ueberflüssigen und Pedantischen ausgearbeiteten „Regulative für die Ordnung und Disciplin der Truppen der Vereinigten Staaten", die in 25 Kapiteln zunächst den Dienst der Infanterie im Felde behandelten. Nach Ueberwindung unsaglicher Schwierigkeiten wurden 3000 Exemplare davon gedruckt und unter die Offiziere vertheilt. Das „Blaue Buch", wie man es nannte, ward eifrig studirt und „zunächst der Bibel in der höchsten Achtung gehalten".

Steuben zögerte nicht, seine Theorie in die Praxis einzuführen. Sehr genau nahm er es insbesondere mit der Bildung der Bataillone aus den an Zahl sehr verschiedenen Regimentern. Neben diesen schuf er acht leichte Infanteriecompagnien, deren Tüchtigkeit sich bald darauf bei der Erstürmung von Stony-Point (16. Juli 1779) glänzend bewährte.

Am folgenden Tage begleitete Steuben den Obergeneral nach Stony-Point. Als sie ankamen, wurde Steuben sogleich von allen seinen jungen Soldaten umringt und empfing die einhellige Versicherung, daß sie in Zukunft ihre Bajonnete besser in Acht nehmen und keine Beefsteaks mehr an denselben braten wollten, wie sie dies bisher gethan hätten. Steuben benutzte diesen Moment des Enthusiasmus für das Bajonnet und erwirkte vom Obergeneral eine Ordre, wonach hinfort die Bajonnete stets aufgepflanzt sein sollten. Dadurch erzielte er nicht allein eine an sich beträchtliche Ersparung für Koppeln und Scheiden, sondern rettete auch jährlich 4000 Bajonnete für eine Armee von 12000 Mann.

Einige Monate später fand er Gelegenheit, bei der Ankunft des französischen Gesandten de la Luzerne im Hauptquartier seine alten Erfahrungen als Hofmarschall zu verwerthen. Er entledigte sich seiner Aufgabe so befriedigend, daß er später bei allen Gelegenheiten den Ceremonienmeister zu spielen berufen ward. Je unblutiger übrigens dieser Feldzug verlief, desto nachhaltiger war die Wirkung von Steuben's organisatorischer Thätigkeit, deren Ergebnisse jedoch leider durch den ewigen Wechsel im Bestande des Heeres theilweise vereitelt wurden.

Um diesen Uebelstand für den neuen Feldzug zu beseitigen, ging Steuben gegen Ende Januar 1780 auf Washington's Befehl nach Philadelphia und erwirkte beim Congreß nach langen Unterhandlungen die Erwählung eines Ausschusses, der sich ins Hauptquartier begeben und nach vorgängiger Berathung mit dem Kriegsrath und Steuben in Gemeinschaft mit dem Oberbefehlshaber alle erforderlichen Reformen in der Armee vornehmen sollte. Die bisher auf die Infanterie beschränkt gewesene Inspection wurde durch Ausdehnung auf die übrigen Truppengattungen und Einverleibung des Musterungsdepartements erweitert und gekräftigt, und schließlich auch der von Steuben vorgeschlagene Plan zur Reorganisation des Heeres vom Congreß in seinen wesentlichen Zügen angenommen. Steuben's Thätigkeit beschränkte sich übrigens auch in diesem Jahre keineswegs auf seinen speciellen Berufskreis. Er nahm, wie es scheint, als Generalstabschef, an der Affaire bei Connecticut-Farms und Springfield theil, wurde sodann, als Clinton einen Angriff auf das wichtige Westpoint beabsichtigte, dem Commandanten Howe zur Unterstützung beigegeben, saß später mit in dem über Major André abgehaltenen Kriegsgerichte und entwickelte in Washington's Generalstabe, namentlich bei der Entwerfung und Beurtheilung von Feldzugsplänen, eine entscheidende, wo nicht die entscheidendste Thätigkeit.

Allein gerade in dem Augenblicke, als sein System in der ganzen Armee festen Fuß zu fassen anfing und als seine Gegenwart infolge der Umgestaltung derselben doppelt nöthig war, bestimmte den Obergeneral eine dringendere Nothwendigkeit, ihm eine noch schwierigere Aufgabe zuzutheilen. Steuben ward zur Südarmee beordert, deren Oberbefehl sein Freund Greene nach Gates' Niederlage bei Camden (16. August) übernahm. Da aber der Erfolg im Süden vom Stande der Dinge in Virginien abhing, so ließ Greene Steuben als Commandirenden in Virginien mit der Weisung zurück, ihm Verstärkungen und Zufuhren jeder Art nachzusenden. Steuben that alles, was er nur konnte, um Greene's Wünsche zu erfüllen; aber die öffentlichen Zustände Virginiens waren so traurig und der Geist eines großen Theils der Bevölkerung so schlecht, daß er nur wenig erreichen konnte, und über dieses wenige mit der Regierung und Legislative des Staats bei seinem heftigen Charakter in offene Zerwürfnisse gerieth. Wir müssen uns bescheiden, auf die interessanten aber unerquicklichen Details seiner Verhandlungen und Maßregeln näher einzugehen. Als Arnold im Jahre 1781 seinen berüchtigten Plünderungszug den James River hinauf unternahm, konnte ihm Steuben mit seiner geringen Streitmacht und bei gänzlichem Mangel an Cavalerie wenig Widerstand leisten; aber der Gouverneur Jefferson stellt seiner Wachsamkeit und Geschicklichkeit das glänzendste Zeugniß aus. Nachdem sich Arnold nach Portsmouth zurückgezogen hatte, ließ er denselben durch den General Mühlenberg von der Landseite einschließen und bot seine ganze Energie zur Unterstützung des Generals Greene auf, konnte aber trotz aller Bemühungen unter den steigenden Schwierigkeiten nur zwei

kleine Corps unter den Obersten Greene und Campbell zur Südarmee absenden. Steuben's Plan, dem von ihm grimmig gehaßten Verräther Arnold mit Hülfe zweier an der Mündung des James River angekommener französischer Kriegsschiffe den Rückzug abzuschneiden und ihn zur Uebergabe zu zwingen, scheiterte an der Unentschlossenheit des französischen Befehlshabers. Inzwischen hatte sich Washington zu demselben Zwecke mit dem französischen Admiral Destouches und dem General Rochambeau verständigt und den Marquis de Lafayette mit 1200 Mann nach Virginien entsandt. So unangenehm es für Steuben nun auch war, diesem als dem nunmehrigen Oberbefehlshaber in Virginien den Ruhm des von ihm angebahnten Erfolgs zu überlassen, so traf er doch eifrig alle Vorbereitungen zu dem beabsichtigten Schlage, dessen Erfolg jedoch, wie bekannt, eine für die Franzosen nachtheilige Seeschlacht zwischen Destouches und Arbuthnot vereitelte. Lafayette kehrte wieder um, während Arnold durch General Phillips mit 2000 Mann verstärkt wurde. Ein kühner Plan Steuben's, durch eine Vereinigung seiner ganzen Streitmacht mit Greene's Armee Lord Cornwallis zu erdrücken und die Engländer aus Virginien hinwegzuziehen, fand nicht die Zustimmung und Unterstützung der engherzigen Regierung des Staats.

Die drohende Vereinigung des Generals Phillips mit Cornwallis veranlaßte Washington, Lafayette nach dem Süden zurückzubeordern. Greene ernannte ihn zum Befehlshaber in Virginien. Noch vor seiner Ankunft (29. April) hatte Steuben die nöthigen Anordnungen getroffen, um dem (am 16. April) von Portsmouth aus den James River hinaufdringenden Feinde möglichsten Widerstand zu leisten und namentlich die vorhandenen Vorräthe sicher zu stellen. Es gelang ihm auch bis zur Ankunft Lafayette's Richmond zu decken; als sich aber Lord Cornwallis durch einen kühnen Marsch mit der Armee des Generals Phillips vereinigt hatte, mußte sich der Marquis ins Innere des Landes zurückziehen. Steuben, der bisher unter Lafayette die Miliz commandirt und die amerikanische Nachhut formirt hatte, verwandte nunmehr seine Zeit ausschließlich darauf, die Aushebung der Rekruten für die Südarmee zu beschleunigen, die Vorräthe zu schützen und die Vertheilung derselben zu regeln. Nach Ueberwindung unglaublicher Schwierigkeiten mit Freuden im Begriff, dem Rufe Greene's nach Süden Folge zu leisten, erfuhr er den unerwarteten Anmarsch des von Cornwallis gegen ihn detachirten Obersten Simcoe mit 500 Mann, der es auf die am Fork des James River angesammelten Kriegsvorräthe abgesehen hatte. Steuben gab sofort Befehl zur Wegschaffung der Bagage auf die andere Seite des Flusses und leistete den Staatsoffizieren bei Fortschaffung der Vorräthe allen möglichen Beistand. Dieses Geschäft wurde aber schlecht ausgeführt, und da er Grund zu haben glaubte, Simcoe's Truppen nur für die Avantgarde von Cornwallis zu halten, da er ferner bereits vorher direct nach Nordcarolina zu marschiren beschlossen hatte und sich auf seine schwache Streitmacht nicht verlassen konnte, so beschleunigte er seinen Rückzug und mußte einen Theil der nicht transportabeln Magazine in die Hände des Feindes fallen lassen. Wegen dieses Rückzugs wurde er ganz ungerechterweise auf das maßloseste angegriffen und namentlich von der virginischen Regierung verleumdet; als er aber später auf eine Untersuchung seines Benehmens drang, wagte dieselbe wohlweislich nicht mit ihrer Anklage hervorzutreten. Während Steuben auf seinem Zuge nach Süden einige Tage halt machte, um die nöthigen Anordnungen zum Schutze jenes Landestheils zu treffen und Nachricht von Greene abzuwarten, theilte ihm General Sumner mit, daß er von letzterm Befehl habe, mit der Linie von Nordcarolina nach Virginien zu rücken und zu ihm zu stoßen. Er beschloß daher, in richtigem Verständniß der Absichten Greene's und Lafayette's, nach dem James River zurückzukehren und zu dem letztern zu stoßen, der, von Cornwallis bis an die Nordgrenze Virginiens verfolgt, den General Wayne an sich gezogen hatte und wieder vorgedrungen war. Steuben bewerkstelligte nach mehreren anstrengenden Eilmärschen seine Vereinigung mit Lafayette 25 Meilen nordwestlich von Richmond und nöthigte dadurch Cornwallis, diese Stadt zu räumen und sich nach dem Küstenlande zurückzuziehen, wo er sich zu Yorktown befestigte. Wenige Tage nach der Vereinigung wurde Steuben, durch Klima, Anstrengungen und Aerger angegriffen, von einem heftigen Gichtanfall niedergeworfen, der ihn verhinderte, Greene's Wunsche nachzukommen, daß er sobald wie möglich, „selbst ohne einen einzigen Mann mitzubringen", zu ihm eilen möge. Als er endlich sich kräftig genug fühlte, dieser Aufforderung nachzukommen, erhielt er die Nachricht von der Ankunft der französischen Flotte und verfügte sich auf Lafayette's Bitte zu diesem ins Hauptquartier. Wenige Tage nach seiner Ankunft daselbst begann (25. September) die berühmte Belagerung von Yorktown, bei der er durch seine Erfahrung unschätzbare Dienste leistete. Speciell wird von ihm berichtet, daß er mit seiner Division am 11. October die zweite Parallele eröffnete und am andern Morgen vollendete, wobei ihm, wie bei allen andern Angelegenheiten, Wayne energisch zur Seite stand. Auch hatte er gerade in den Laufgräben das Commando, als Cornwallis die ersten Capitulationseröffnungen machte.

Zur Ablösungszeit am nächsten Morgen erschien, wie North berichtet, der Marquis de Lafayette mit seiner Division; Steuben wies aber die Ablösung zurück und gab als Grund für seine Weigerung die in Europa herrschende Etikette an, wonach der Offizier, während dessen Commandos die Capitulation angeboten werde, die Ehre habe, mit seinen Truppen so lange in den Laufgräben zu bleiben, bis entweder die Bedingungen der Uebergabe festgesetzt oder die Feindseligkeiten wieder erneuert seien. Steuben betrachtete es deshalb als einen Ehrenpunkt, nicht von der Stelle zu weichen. Lafayette dagegen hätte gern den Ruhm für sich gewonnen und ausgebeutet, daß der stolze Cornwallis gerade ihm sich übergab. Er brachte daher den Streit vor Washington, welcher indessen Steuben recht gab. Dieser hatte somit die Genugthuung, daß er auf seinem Posten bleiben konnte, bis die englische Flagge gestrichen und damit für die amerikanisch-französischen Waffen der stolzeste und entscheidendste Act des ganzen Kriegs geschlossen war.

Steuben kehrte mit der Hauptarmee nach dem Norden

zurück und war fortan ausschließlich mit der Vervollkommnung ihrer Disciplin beschäftigt, wobei er zunächst eine Vereinfachung seines Systems für nothwendig hielt. Er setzte seinen Stolz darein, den jetzt im Hauptquartier anwesenden französischen Offizieren die große militärische Disciplin und Gewandtheit zu zeigen, welche die amerikanischen Truppen unter seiner Leitung erlangt hatten. Bekanntlich verlief der Krieg ohne weitere erhebliche militärische Operationen, was bei der grenzenlosen Vernachlässigung der Armee, die sich der Congreß in der sichern Erwartung des Friedens zu Schulden kommen ließ, nur als ein Glücksumstand angesehen werden konnte. Auch Steuben gerieth nachgerade in solche Bedrängniß, daß er am Ende des Jahres 1782 nach Erschöpfung aller seiner Privatmittel sich zum ersten male genöthigt sah, den Congreß um Berücksichtigung seiner Ansprüche zu ersuchen, worauf eine unbedeutende Abschlagszahlung erfolgte. Bis zur Entlassung des Heeres, die dem Wunsche Steuben's zuwider ohne Controle, ohne Würde und ohne jede Feierlichkeit stattfand, beschäftigte er sich hauptsächlich mit Plänen für die Einrichtung des Heeres im Frieden und für die Errichtung einer Militärakademie und Militärwerkstatt. Eine besonders hervorragende Rolle spielte er bei der Stiftung des Cincinnatusordens (über dessen Geschichte bis auf die neueste Zeit herab der Verfasser dankenswerthe Notizen mittheilt) und hing bis an sein Lebensende mit inniger Liebe an diesem Bunde, dessen Präsidentschaft in der Provinz Neuyork er von 1786—90 bekleidete. Der letzte Dienst, welchen er den Vereinigten Staaten leistete, war eine Reise nach Canada behufs der Uebernahme der noch vom Feinde besetzten Grenzposten, die jedoch vor erfolgter Ratification des Friedens erfolglos bleiben mußte. Sein unermüdeter Eifer fand die schönste Belohnung in einem Briefe, „dem letzten im Dienste seines Vaterlandes geschriebenen“, welchen der große Washington in der letzten Stunde vor jenem ergreifenden Acte der Niederlegung des Oberbefehls in dankbarer Anerkennung seiner Fähigkeiten und Verdienste an ihn richtete. Dagegen kränkte es ihn tief, daß der Congreß ihn nicht zum Kriegsminister wählte, „weil er ein Ausländer sei“. Er reichte im März 1784 seine Resignation ein, die angenommen ward. Um seine Erbitterung zu besänftigen, versprach der Congreß seinen Ansprüchen an die Vereinigten Staaten baldigst gerecht zu werden und beschloß, ihm zum Zeichen des Dankes und der Anerkennung für seinen Charakter und seine Dienste einen goldenen Ehrendegen zu schenken. Es vergingen aber volle sechs Jahre, zum Theil Jahre bitterer Noth für Steuben, ehe der Congreß jenes Versprechen erfüllte. Nach langen peinlichen Unterhandlungen, während welcher eine Partei des Congresses durch rohe Rücksichtslosigkeit und schmuzige Knauserei Steuben's empfindliches Ehrgefühl tief kränkte, setzte es endlich im Jahre 1790 Alexander Hamilton, damals Finanzminister, durch, daß seine gerechten Ansprüche theilweise anerkannt wurden, indem man ihm eine lebenslängliche Rente von jährlich 2500 Dollars bewilligte. Ganz im Gegensatz zu dieser Langsamkeit, womit die Vereinigten Staaten seinen Forderungen Gerechtigkeit widerfahren ließen, steht die Liberalität der Einzelstaaten, welche seine Verdienste zu belohnen eilten. So hatte ihn Pennsylvanien noch vor dem Friedensschlusse zum Ehrenbürger des Staats gemacht und mit dieser Auszeichnung eine Landschenkung von 2000 Acker im Bezirke Westmoreland verbunden. Virginien hatte ihm als Zeichen der hohen Anerkennung für seine großen Verdienste und Anstrengungen 15000 Acker zwischen dem Muskingum und Großen Miami im heutigen Ohio geschenkt. Neujersey hatte ihm die lebenslängliche Nutzung der confiscirten Besitzung eines Tory übertragen, welche aber auf Steuben's edelmüthige Verwendung ihrem frühern Herrn zurückerstattet wurde. Die Städte Albany und Neuyork verliehen ihm ihr Ehrenbürgerrecht und der Staat Neuyork schenkte ihm ungefähr 16000 Acker in den kurz zuvor den Oneidaindianern abgekauften Ländereien. Als Steuben sich dort niederließ, wurden sie zu einer besondern Section erhoben und nach ihm benannt.

Nachdem Steuben seinen Abschied genommen, bezog er ein in der Mitte der Insel Neuyork gelegenes Landhaus, das er den „Louvre“ nannte. Er stand mit seinen alten Freunden in regelmäßigem Briefwechsel, betheiligte sich an der Tagespolitik und schrieb Abhandlungen über Militärangelegenheiten und über die Milizen der Vereinigten Staaten. Noth und Armuth zwangen ihn bald, der Einladung seines alten Freundes und Adjutanten Walker zu folgen und dessen Haus zu beziehen; als dieser sich veränderte, mußte er sich mit einem gemietheten Zimmer begnügen. Dessenungeachtet bewegte er sich fortwährend in geselligen Kreisen und war, obschon aus Grundsatz ein hartnäckiger Hagestolz, ein großer Günstling der Damen. Wie er früher trotz seiner Strenge neben Lafayette unter den Soldaten am beliebtesten gewesen war, so genoß er auch jetzt unter allen Volksklassen eine große Popularität und wurde allgemein nur „der Baron“ genannt. Eine besonders hervorragende Stellung nahm er unter den Deutschen ein und bekleidete während seiner neun letzten Lebensjahre den Posten eines Präsidenten der deutschen Gesellschaft, welche den wohlthätigen Zweck hatte, arme Deutsche und deren Nachkommen zu unterstützen. In seinen politischen Ansichten war er entschiedener Föderalist und Anhänger der politischen Schule Alexander Hamilton's und wurde als solcher bei Gelegenheit von den Tageblättern der Gegenpartei heftig angefeindet. Die Legislatur von Neuyork ernannte ihn zu dem Ehrenposten eines Regenten der Staatsuniversität. Als sich im Jahre 1788 seine pecuniären Verhältnisse sehr trübe gestalteten, beschäftigte er sich mit dem Plane, innerhalb der Besitzungen des Königs von Spanien eine militärisch organisirte Ackerbaucolonie mit freien amerikanischen Institutionen zu gründen, und überreichte denselben dem spanischen Minister in Philadelphia. Dieser Entwurf ist in mehrfacher Beziehung höchst interessant, hatte aber natürlich keinen Erfolg. Als sich seine Aussichten besserten, widmete er seine ganze

Aufmerksamkeit der Urbarmachung und dem Ackerbau seiner eigenen Ländereien in Oneida County, wo er von nun an alljährlich mehrere Sommermonate unter ländlicher Beschäftigung und Plänen für die Zukunft im Kreise seiner Nachbarn und Pächter und in Gesellschaft seines Secretärs Mulligan verbrachte. Als im Jahre 1793 der Wiederausbruch der Feindseligkeiten mit England drohte, stellte er eine genaue Vermessung des der Stadt Neuyork benachbarten Gebiets an und entwarf einen Fortificationsplan, der 14 Jahre später zu seinem ursprünglichen Zwecke benutzt ward. Zu Anfang des folgenden Jahres wurde er an die Spitze eines neugewählten Vertheidigungsausschusses berufen, in welcher Eigenschaft er das ganze westliche Staatsgebiet bis Fort Oswego und Stanwix untersuchte. Diese Inspectionsreise war der letzte Dienst, welchen Steuben seinem Adoptivvaterlande leistete. Am 26. November desselben Jahres traf ihn plötzlich am frühen Morgen der Schlag, obwol er noch am Abend vorher sich vollkommen wohl gefühlt hatte und in der besten Laune gewesen war. Er erholte sich nicht wieder, sondern verschied ruhig am Mittag des 28. November. Zwei Tage darauf wurde er ohne allen Pomp, nur in seinen Soldatenmantel gehüllt, von North und Mulligan an einem von ihm angedeuteten Platze in der Nähe seiner Wohnung beerdigt. Als später die Bewohner der Umgegend rücksichtslos eine Landstraße über seine Grabstätte hinwegführten, ließ Walker die Gebeine seines alten Freundes an einen passendern Ruheplatz bringen, dessen Unverletzlichkeit inmitten eines Stücks schönen Urwaldes bis heute durch eine bedingte Schenkung an eine benachbarte Baptistengemeinde gesichert ist. Vor zwei Jahren erschien in einer deutschen Zeitung in Missouri ein Aufruf an die Deutschen in den Vereinigten Staaten zur Errichtung eines Denkmals für Steuben. Die Sache fand allgemeinen Anklang und es steht zu erwarten, daß diese Pflicht der Pietät gegen einen der würdigsten Mitbegründer der nordamerikanischen Unabhängigkeit nicht lange mehr unerfüllt bleiben wird.

Vorstehende Skizze enthält nur diejenigen Thatsachen, welche mit der Person Steuben's in unmittelbarstem Zusammenhange stehen; ja selbst unter diesen hat des reichen Inhalts seiner organisatorischen Thätigkeit kaum mit einigen andeutenden Worten gedacht werden können. Die der allgemeinen Geschichte des amerikanischen Revolutionskriegs entlehnten Verbindungsglieder jener Thatsachen, welche der Biographie ihre künstlerische Einheit verleihen, mußten ebenso mit Stillschweigen übergangen werden, wie die mannichfaltigen anekdotischen Züge, welche dem ganzen Lebensbilde sein lebendiges Colorit geben. Müßten wir nicht zum Schlusse eilen, so würden wir mindestens die am Ende des Buchs enthaltene Charakterschilderung in ihren Hauptlinien wiederzugeben versuchen. Da der Raum dies nicht gestattet, so begnügen wir uns damit, diese sowie den ganzen übrigen Inhalt des vortrefflichen und höchst verdienstvollen Buchs dem Leser auf das angelegentlichste zu empfehlen und nur noch zwei unserer Ansicht nach vom Biographen nicht sattsam hervorgehobene Beobachtungen hinzuzufügen. Die erste ist die, daß Steuben sich auch durch seine freisinnige religiöse Anschauungsweise als ein echtes Kind der Aufklärungsperiode documentirt und hierin jedenfalls eine größere Wahlverwandtschaft mit seinem frühern Kriegsherrn als seinem spätern Oberbefehlshaber zeigt. Was die andere betrifft, so können wir nach dem lebhaften Genusse, welchen wir aus der Lectüre einiger der im Anhange mitgetheilten Briefe Steuben's geschöpft haben, nicht umhin zu bedauern, daß Steuben nicht selbst zur Feder gegriffen hat, um die Denkwürdigkeiten seines Lebens aufzuzeichnen. Abgesehen von dem historischen Werthe eines solchen Werks als Quellenschrift würde dasselbe, soweit Liebenswürdigkeit, Witz und die Gabe leichter Causerie in Frage kommen, eine wirkliche Bereicherung der schönen Literatur gewesen sein. 7.

Brachvogel als Romandichter.

Benoni. Ein Roman von A. E. Brachvogel. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1860. 8. 4 Thlr. 27 Ngr.

Wir zählen keineswegs zu den unbedingten Gegnern der Brachvogel'schen Muse; im Gegentheil, wir stoßen in allen Werken Brachvogel's nicht selten auf Stellen, die sympathisch in unser Herz greifen; und doch werden wir auch bei jeder seiner Dichtungen zur schärfsten Kritik herausgefordert. Das macht: Brachvogel's Dichtweise tritt nicht ganz anspruchslos auf. Was sagen wir nicht ganz anspruchslos, wir müssen sagen: seine dichterische Natur ist durch und durch anspruchsvoll, in einem Grade anspruchsvoll, daß sich der Widerspruch gegen die Tendenz der Werke wie gegen die Art der Ausführung eigentlich von selbst ergibt.

Da stehen wir vor diesem „Benoni", schlagen den Anfang auf und sehen uns nach dem Ende um. Dort finden wir einen Prolog, hier einen Epilog, den einen in Versen, den andern in Prosa. Wer ist's, der an so ungeeigneten Stellen zu reden sich gedrungen fühlt? Ist's der Held des Romans? Ist's eine ehrenwerthe Person, wie sie weiland in Dramen aufzutreten pflegte, eine Person, die kommt und geht, das hochgeehrte Publikum auf das Folgende vorzubereiten und ihm für die bewiesene Theilnahme zu danken? Will uns eine der Musen selbst in gehobene Stimmung versetzen? Nichts von alledem. Der da kommt, das ist der Dichter selbst; er tritt vor mit schmerzlich erregtem Gesicht, macht eine tiefe Verbeugung und schreitet wieder ab. Da müssen wir denn zunächst fragen: warum diese Prologe, diese Epiloge? Findet nicht das in ihnen Gesagte vollständig Platz in der Dichtung selbst? Das wohl. Aber über der Dichtung könnten wir den Dichter vergessen. Und das wäre traurig. Wir werden uns schon gedulden müssen; dieser Benoni ist ein Wesen, das wir nicht verstehen möchten, führte es uns der Dichter nicht zuerst an der Hand vor. Er nennt ihn, den Benoni, „Abglanz unserer Zeiten", „Sohn der Schmerzen, Träume und Ideen", bestimmt zum „Wallfahrtsgange empor zur Wahrheit".

Was er ist, das wissen wir jetzt: Benoni — ein Sohn der Schmerzen. Aber wie, sind wir denn nicht alle Söhne der Schmerzen; alle, wir die wir jetzt leben, alle die vor uns lebten, alle die nach uns leben werden! Ein „neu Jerusalem" verheißt uns der Dichter! Werden in dem neuen Jerusalem die Menschen nicht auch wieder Söhne der Schmerzen sein! Und wenn dem so, ist's nicht verwegen, sich vorzugsweise in die Stellung eines Sohnes der Schmerzen hineinzukokettiren? Der Dichter fordert uns auf, seinem Robinson vom „heutigen Schlage" zu folgen, vielleicht sähen wir von „allerletzten Höhen" das „neue Jerusalem", „wo alle Kämpfer finden ihre Kronen, und alle Kinder eines Vaters wohnen". Wir thäten es mit dem freudigsten Willen, auch mit der Hoffnung auf Erfolg, spielte der Dichter die im Prologe eingenommene Rolle nicht auch in der Dichtung fort. Da ist fast kein Kapitel, an dessen Anfang er sich nicht mit uns ein Weilchen zu schaffen machte. Immer er, Herr Brachvogel, er als Benoni: der Dichter des „Narciß" als Abglanz unserer Zeiten, der Dichter des „Benoni" als Sohn der Schmerzen. Nun wissen wir zwar, daß jedweder Dichter von tiefer, unwandelbarer Ueberzeugung getragen sein muß. Er soll seiner Zeit den Spiegel vorhalten: so soll er auch seine Meinung unumwunden laut werden lassen. Und wir wissen noch mehr: es gehört Muth dazu, einen Stoff frisch aus der Gegenwart herauszugreifen, nichts Leichtes ist es, einen selbstgeschaffenen Stoff würdig zu gestalten, ohne daß nicht hundertfache und aberhundertfache Einwendungen erhoben werden könnten; wir wissen, daß viele nur deshalb auf den Dichter eines selbstgeschaffenen Stoffs herabsehen, weil sie die Schwierigkeit der Gestaltung an sich nie empfunden haben; wir wissen, daß die wirklich künstlerische Gestaltung eines der Gegenwart entnommenen Materials durch die Zerfahrenheit unsers socialen Lebens mehr und mehr leidet; wir wissen endlich, wie schwer die psychologische Entwickelung der Charaktere, wie aufreibend die dialektische Bewältigung des Stoffes und wie leicht sich der Dichter bei dem dialektischen Streben zu Uebertreibungen und Absonderlichkeiten fortreißen lassen kann. Dies alles wissen wir, dies alles machen wir entschuldigend für den Verfasser geltend. Noch mehr: wir freuen uns vieler glänzender Stellen seiner Dichtung, wir lassen seiner Phantasie Gerechtigkeit widerfahren, wir wollen öfter als einmal gerührt, erschüttert, hingerissen sein: und doch werden wir gegen die Dichtung im ganzen wie einzelnen unser großes Bedenken erheben. Das erste betrifft die Form. Der Verfasser hielt es nicht angemessen, seinem Stoffe in strenger objectiver Weise gerecht zu werden. Sehr oft macht er mitten in der Erzählung halt, beginnt ein neues Kapitel und haranguirt uns mit einem Vortrage über die politischen Verhältnisse. Die Handlung seines Romans spielt freilich unmittelbar hinein in die jüngste Vergangenheit; allein wir wollen die historischen Thatsachen sich entwickeln sehen und sie nicht im Feuilletonstile vorgetragen hören. Die Form der Dichtung leidet offenbar von des Dichters Docentenmiene so, daß wir durch die Zwiespältigkeit der Form höchst unangenehm berührt werden. Aber ein weit größeres Bedenken erheben wir gegen den Standpunkt, welchen der Verfasser allem Thatsächlichen gegenüber einnimmt. Vom Dichter des „Narciß" wird man nicht gerade Respect vor dem Thatsächlichen erwarten; wir glaubten denn aber doch, daß Brachvogel das gesammte politische und sociale Ringen der Gegenwart nicht mit dem souveränen Selbstbewußtsein eines Narciß würde betrachten können. Wir haben uns darin sehr geirrt. Orleanisten und Bourbonisten, Republikaner und Bonapartisten, die Schwärmer für mittelalterliches deutsches Kaiserthum und die achtundvierziger Radicalen, Demagogen und Jungdeutsche, Orthodoxe und Lichtfreunde: sie alle werden je nachdem abgekanzelt. Die Europamüden sind vornehmlich ein Dorn im Auge des Dichters. Er hätte nur pflichtmäßig weiter gehen und vom 7. März des Jahres 1856 erzählen sollen, von jenem Tage, an dem ein gewisses Drama „Narciß" die Berliner zum ersten male in Ekstase versetzte. Wenn er seine Verachtung vor einem Publikum ausspräche, das einer durchaus krankhaften Dichtung zujubelte, wenn er das thäte, dann würde er auch darlegen können, wie seit dem 7. März 1856 an Stelle des jungdeutschen Weltschmerzes und der Europamüdigkeit die weit gefährlichere der Planetenmüdigkeit getreten ist. Statt diesen Standpunkt des Nihilismus, diesen Standpunkt der geistigen Ohnmacht anzugreifen, betrachtet er unsere politischen Verhältnisse recht absichtlich von der hohen Warte der Planetenmüdigkeit.

Planetenmüde, was heißt das? Das heißt: ein Sohn der Schmerzen sein wie Narciß; das heißt: sich dieser selbstverschuldeten Schmerzen rühmen oder sich in das Schmerzbewußtsein hineinlügen; das heißt: nichts thun, damit es besser werde auf unserm Planeten, sondern nur die Thätigkeit der andern bekritteln; das heißt: nicht werth sein einer bessern thatkräftigen Zeit und trotzdem gleißnerisch von ewiger Sehnsucht nach dem Bessern reden. Planetenmüde sind sie alle, die als Narcisse mit unsern realen Verhältnissen, mit dem Thatsächlichen wie mit einer Pagode spielen und dann in ihrer Ohnmacht ans Fenster treten, um ihr namenloses Weh an die ewigen Sterne zu adressiren. Die ewigen Sterne! Wären es noch Planeten. Aber o nein, das Weh ist so unergründlich, die Sehnsucht so ewig, daß sie sich nur auf dem Sirius oder einem noch einige Meilen weitern Weltkörper erfüllen läßt. Da, inmitten einer Centralsonne möchten wir sitzen, unser Licht an Stelle des der Centralsonne setzen und so herableuchten auf den gebrechlichen Planeten, der sich Erde nennt.

Es klingt das vielleicht scherzhaft, und doch meinen wir es im vollen Ernste. Der Verfasser kann einmal nicht anders, als die politischen Verhältnisse vom Standpunkte des Nihilismus anzusehen. Die Kreuz und die Quer fallen Hiebe auf historische Persönlichkeiten. An einer Stelle freilich sagt er von seinem Helden: „Wie hoch herab hatte er oft über die Fragen der Menschheit, über den gewaltigen Ringkampf der Völker und Parteien, über die Wehen der Zeit geurtheilt und wie lückenhaft, wie thöricht war sein eigenes menschliches Wesen." Nun, der

Dichter hätte sich die Erkenntniß des Benoni in etwas zu Nutze machen sollen. Wir würden dann gewiß nicht Phrasen begegnen wie folgenden: „Die französische Republik pathetisch sterbend zu den Füßen eines Charlatans." „Seht", ruft er anderswo aus, „jenes arroganteste der Völker, das sich allein als die Menschheit nehmen möchte" (Brachvogel spricht von den Franzosen), und an einer andern Stelle will er unser „geliebtes deutsches Volk" mit ganz derselben arroganten Stellung beglücken. Wir enthalten uns jeder Randbemerkung darüber, daß Thiers schlechtweg „der Jämmerliche", Napolon III. „Archimimus des ersten Napoleon", Girardin „der Stänker" heißt; der Standpunkt des Nihilismus erfordert nun einmal ein derartiges tabula-rasa-machen. Umsehen nur wollen wir uns in den politischen Ansichten Brachvogel's für unser „geliebtes deutsches Volk" nach dem „neuen Jerusalem", das im Prologe verheißen ist. Wir glauben ein Licht schimmern zu sehen, das nur aus dem neuen Jerusalem stammen kann. Das sechste Kapitel des ersten Bandes beginnt mit dem bekannten Briefe der Königin Luise, in dem das Eingeschlafensein auf den Lorbern Friedrich's des Großen hervorgehoben wird; darauf heißt es:

> Was den ahnungsvollen Geist dieser erhabenen Frau durchzitterte, war der Flügelschlag des Zeitgeistes.... Unter den Isisschleiern ihrer düstern Gegenwart entdeckte Luisens Mutterangst mit scharfem Auge die lange Kette von Kämpfen, das Gewirr wilder, reibender, zersetzender und bauender Ideen, deren erste versöhnende Lösung sich 48 Jahre nach ihrem Tode erst langsam in jugendlicher Herrlichkeit verwirklichen sollte.

Jugendliche Herrlichkeit, rufen wir verwundert! Was denn für 48 Jahre? Wir müssen einmal rechnen. Königin Luise starb im Jahre 18..! Dazu 48 Jahre. Wir kommen wol beim Jahre 1858 an, wol gar beim November 1858, wol gar bei einem bekannten Ministerwechsel im November des Jahres 1858?! Es ist nur gut, daß Brachvogel diese „jugendliche Herrlichkeit" so genau kennt, sonst könnte jemand auf den Einfall kommen, ihm zu beweisen, daß die „jugendliche Herrlichkeit", wenn man sich über sie nicht heillosen Täuschungen hingibt, nicht als das Einschlagen eines bestimmten Princips, sondern nur als die vorübergehende Aeußerung eines souveränen Willensactes zu deuten ist.

Doch vergessen wir nicht: wir suchten das „neue Jerusalem" bisher nur aus den politischen Fanfaren des Verfassers zu gewinnen. Es fragt sich, ob die Idee der Dichtung nicht besser aus dem Lebensgange und den Handlungen des Helden hervorleuchte. Ja, handelte der Held nur wirklich, wäre Benoni nur nicht einer der einseitigsten Menschen, wäre seine Einseitigkeit nur nicht gleichbedeutend mit entsetzlichster Eigenliebe. Unklar über die Bedeutung unsers Lebens sein, vordringen wollen bis zu den äußersten Grenzen der Erkenntniß und doch wie feige Materialisten vor den letzten Consequenzen zurückbeben: das ist das Wesen Benoni's. In die Selbstgerechtigkeit, in die namenloseste Selbstüberschätzung hüllt sich der „Sohn der Schmerzen" ein. Das ist denn auch ein schöner „Abglanz unserer Zeiten", daß einer der Unserigen erst wie Robinson auf eine menschenleere Insel verschlagen werden muß, damit er ein wenig Demuth lerne. Unendlich weise dünkt sich Benoni, sein Ringen und Streben scheint ihm Titanenarbeit, seine Individualität gilt ihm als so festgefügtes Ganzes, daß er davon auch nicht ein Titelchen glaubt opfern zu dürfen. Und dieser selbe Benoni sinkt haltlos in sich zusammen, oder wie Brachvogel den Zustand mit einem neumodigen Ausdrucke mehr als einmal bezeichnet, er „erschauert in sich", als er auf der Insel Zeuge eines Erdbebens und vulkanischen Ausbruchs sein muß. Nicht früher, hier erst begreift unser Robinson vom neuesten Schlage, daß der Mensch mit all seiner Herrlichkeit doch nur einen geringen Bruchtheil des Weltalls ausmacht. Ein schönes Lob für uns, die edeln Kinder der Gegenwart: nur durch das furchtbarste Naturereigniß können wir in etwas zur Aufgabe unsers Eigendünkels bestimmt werden. Da es noch bescheidenere Zeiten und bescheidenere Erdenkinder gab, da genügte das geheimnißvolle Rauschen des Waldes, die hehre Stille der Nacht, der feierliche Klang der Glocken, den Menschen über sich selbst zu erheben und mit heiligem Schauer vor dem Ewigen und Unendlichen zu erfüllen. Uns Söhnen der Schmerzen müssen erst Lavaströme hart an die Knochen rücken, auf uns muß ein vulkanischer Aschenregen herabfallen: erst dann werden wir allenfalls unserer menschlichen Schwäche inne. Die gewaltige Sprache der Natur, die aus dem Krater hervordringt in Donnertönen — und daneben der beklommene Ruf des „in sich erschauernden" Abglanzes unserer Zeiten: fürwahr ein Gegensatz so grundlos, wie grundlos sind die Haufen von Gedankenstrichen, die wir fast in jedem Kapitel des Buchs mehrmals als Lückenbüßer hinnehmen müssen.

Sowenig sich die zerflossene Darstellungsweise in dieser Dichtung überhaupt rechtfertigen läßt, sowenig sich auch die drei Hauptpersonen zu concreten Figuren gestalten wollen, so vortrefflich springen einzelne der Nebenfiguren hervor, so reizend und glänzend sind einzelne Situationen ausgemalt. Was das Lebendige und Frische der Farben betrifft, stehen die Scenen voran, in denen der Maler Dagobert sein heiteres Blut und die Französin Nini ihr noch heitereres pulsiren läßt. In einigen andern Scenen, namentlich den in Breslau spielenden, streift der Ton zu sehr an den der Klatschgeschichte. Auch der Eingang des Romans könnte etwas von der Weitschweifigkeit entbehren. Doch freuen wir uns des wackern Herrn von Biebersdorf, der den Schäferknaben Gottlieb Trautmann neben seiner einzigen Tochter Dorothea erziehen läßt. Dorothea freilich, das Kind des Edelmanns, spottet anfangs und spottet nur des armen Knaben. Aber mit der aufblühenden Jungfrau bricht auch die Liebe zum jungen Theologen Gottlieb Trautmann hervor. Der alte Biebersdorf redet kein unnützes Wort, als er von der Krankheit seiner Tochter und als Ursache die Liebe zu Trautmann nennen hört, ruhig geht er hin und legt die Hand seiner Tochter in die des ehemaligen Schäferknaben. Die Ehe indessen währt nicht lange. Dorothea stirbt im Wochenbette; „der Sohn der Schmerzen", Benoni, hat ihr's angethan; ebenso sehr aber auch der Schreck über

die Kugel, welche ihr Gatte im Duell von einem übermüthigen Studenten in den Leib erhalten. Ergreifend, tief und wahr, wie im Roman wol keine andere, gestaltet sich die Scene, als Trautmann heimkommt: sein Weib ist nicht mehr am Leben; es ist eine Scene, die besser als ein ganzer Roman beweist, daß Brachvogel trotz alledem und alledem ein reichbegabtes Talent genannt werden darf.

Begreifen läßt sich Trautmann's Haß gegen den Studenten und nachherigen Dr. Turner, er kann sich's ja nicht anders denken, als daß dieser schuld ist am Tode seiner Dorothea; ebenso begreifen läßt sich die Liebe Benoni's zu Turner's Tochter Magda, weniger dagegen das dämonische Element ihres Bruders Franz, und noch weniger begreiflich erscheint die Altklugheit der drei Hauptpersonen Benoni, Magda und Franz. Magda spielt die Emancipirte, nach der Versicherung des Verfassers indessen nur in Gedanken, in der That soll sie nicht abirren vom Wege der echten Weiblichkeit. Sie könnte Benoni vielleicht wiederlieben, allein sie will, er soll denken wie sie denkt; Benoni dagegen will, sie soll denken wie er denkt: kurz und gut, die beiden streiten hin und her ohne einander zu verstehen, legen sich selbst Hindernisse für ihre Liebe in den Weg (natürlich nur in Gedanken und mit Worten) und verbergen ihren Unverstand unter der Maske philosophischen Raisonnements. „Lerne warten", ruft Trautmann seinem Sohne Benoni zu, nachdem er sich in die unvermeidliche Liebe seines Sohnes zur Tochter seines Gegners gefunden hat. Den beiden Liebenden bleibt nichts übrig als „warten zu lernen", bis sie einander verstehen. Darüber freilich vergeht manches Jahr, darüber müssen die Hauptpersonen die Schauder der pariser Februarrevolution durchmachen; Magda muß die letzte Stütze in ihrer Mutter verlieren, sich als Erzieherin durchs Leben helfen und erst dann als reuige Sünderin zu Benoni's Vater zurückkehren, als Benoni, an einer wissenschaftlichen Seefahrt theilnehmend, auf eine menschenleere Insel verschlagen worden. Die Wunder auf dieser menschenleeren Insel setzen nicht nur unsern Robinson vom neuesten Schlage in gerechtes Erstaunen, nein, sie würden selbst den echten Robinson vom alten Schlage, den Crusoe des Vater Campe sowol mit Wonne wie Grausen erfüllt haben. Denn Brachvogel entwirft von der menschenleeren Insel ein bezauberndes Bild, doch wahrscheinlich nur deshalb so großartig, weil er selbst nie eine sah, weil er selbst ein Erdbeben in nächster Nähe nicht erlebte. Die Phantasie des Dichters überfliegt Jahrtausende, das ist sicher. Kein Wunder also, daß auf der menschenleeren Insel ein vorsündflutliches Thier, ein Riesenvogel von wenigstens 20 Fuß Höhe haust. Man denke sich die Angst des Sohnes der Schmerzen, als er dieses Ungethüm erblickt, und begreife hinterdrein seine namenlose Freude, da er es mit Hülfe seines Leidensgefährten Jvrach erlegt. Die Haut soll mit nächster Gelegenheit nach Europa wandern. Welches Aufsehen wird die Entdeckung machen, welche Orden und Titel werden ihr folgen!

Wir erwähnten eben den Leidensgefährten Benoni's. Der Robinson vom alten Schlage wird es etwas unbillig finden, daß der Dichter seinen Sohn der Schmerzen in Gesellschaft eines andern auf die Insel verschlagen werden läßt; er wird sauer dreinsehen und meinen, ob das noch ein Robinson sei, der einen zweiten Robinson neben sich habe. Nun der Dichter glaubte es mit dem namenlos leidenden Benoni milde machen zu müssen; was wäre denn auch der Sohn der Schmerzen, hätte er nicht eine Seele neben sich, der er sein Leid anheimgeben könnte.

Nach drei langen Jahren schlägt für Benoni die Erlösungsstunde. Er kehrt als berühmter Naturforscher heim, findet seinen Vater, findet seine Magda noch am Leben; seinen Todfeind aber, den Bruder der Magda, findet er nicht wieder, der fiel in Paris auf der Barrikade. Dieser Franz Turner stand seiner Schwester fast wie ein Cäsar Borgia zur Seite. Er liebte sie und haßte deshalb den Benoni als Nebenbuhler. Uns widert der dämonische Zug der widernatürlichen Liebe an, bis wir hinter das Geheimniß kommen: Franz ward als Sohn von Frau Turner untergeschoben (welch eine edle Frau diese Frau Turner!), er steht zu Magda in keinem verwandtschaftlichen Verhältnisse.

Jetzt, da den Liebenden kein Hinderniß mehr entgegensteht, da sie sich selbst keine Hindernisse mehr in den Weg legen wollen, bittet Benoni: „Schenk mir das letzte, was du hast — dich selbst. — Magda sah ihn mit großen Augen an und wurde leichenblaß .... und sank laut weinend vor übergroßer Seligkeit ihm an die pochende Brust."

So schließt der Roman. Wir denken natürlich nicht anders, als daß die Vereinigung der beiden Folge des „Klügerwerdens mit den Jahren" ist. Das dünkt uns eine leidlich praktische Moral. Der Dichter meint es anders. Ehe wir uns dessen versehen, stürzt er uns im Epilog kopfüber in ein Labyrinth von Widersprüchen. Ein Folioband ließe sich über die vier Seiten langen Phantasien des Epilogs schreiben. Möglich, daß sich auf dem Sirius die Widersprüche dieser Phantasien lösen lassen; auf unserm bescheidenen Planeten schwerlich.

Magda und Benoni sind nicht klarer in ihren Ideen geworden, sondern „an ihnen hat sich der Ringkampf zwischen Subjectivem und Objectivem, zwischen Allsinn (Allsein?) und Sondergeist, Abhängigkeit und Freiheit, Herz und Hirn zu einem reinen Glücke versöhnt". So soll sich auch die jetzige Zeit, unser Jahrhundert, seine Geschlechter und Völker, so unser „holdes liebes deutsches Vaterland" zum irdischen Begriffe wahrer Freiheit erheben.

Es ist uns, als hätten wir diese und andere Expectorationen schon irgendwo aus anderm Munde vernommen. Gewiß, wir irren nicht. Wir hörten sie von einem Manne, der in der Absicht, die Menschheit besser zu machen, par force besser zu machen, in Deutschland herumzog, die Hand auf die Häupter seiner Zuhörer legte und ihnen die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aus der Schädelgestalt und den Gesichtszügen erschloß. Aber

so maßlos und so widerspruchsvoll als Brachvogel griff er denn doch nicht in die Luft hinein. Er blieb seinem Wahlspruche: „Die Menschheit größer und besser durch die Liebe", in jedem Momente getreu. Er trat nicht auf und declamirte: „Das Morgenroth der neuen Zeit ist da" (bisher witterte man nur bescheiden das Morgenroth); „schau nieder, lichter Geist der königlichen Dulderin (Luise), jetzt macht dein Volk dem alten Friedrich Ehre." (Mit Erlaubniß zu bemerken: das ward geschrieben zur Zeit, da die Kanonen von Magenta und Solferino brüllten.) Welches ist denn das Ziel unserer Ehre? „Eine Wunderpalme des freien Volksglücks, ein Tempel der Zukunft, in dem alle friedlich beieinander wohnen." Friedlich beieinander wohnen kann man auch in einer polnischen Wirthschaft, wenn man sich nur genügen läßt. Läßt man sich aber nicht genügen, so hört man aus des Dichters Worten nur ein „tabula rasa" heraus, während seine Lippen von Friede, Freude, Einigkeit überströmen.

Was heißt das: „Die Raben schreien! Die tausend Frienjahre sind bald vorbei, schon knirscht's und rollt's im Schose des Kyffhäuser?" Es heißt nichts, wenn man nichts dabei denkt; es heißt „tabula rasa", wenn man wie ein Radicaler denkt. Das ist ja der Wahn des „lieben holden deutschen Volks", und muß als solcher überall, wo es auch sei, als ein ceterum censeo ausgesprochen werden: es wähnt, ein großes einiges deutsches Vaterland sei auf friedlichem Wege möglich, wir könnten alle von der Eider bis zum Adriatischen Meere auf gesetzmäßigem Wege unter einen Hut gebracht werden. „Lerne warten", ruft Trautmann seinem Benoni zu. Statt der Epilogphantasien hätte Brachvogel seinem Volke auch ein „Lerne warten" zurufen sollen. „Lerne warten", das heißt: entschlag dich vorläufig aller übertriebenen Gedanken von der zukünftigen Größe des deutschen Volks.

Mit der letzten Seite des Epilogs erklimmen wir die „allerletzten Höhen", von denen uns versprochenermaßen das „neue Jerusalem entgegenglänzt".

Der alte, halbverlachte, halbvergessene Jugendtraum Germaniens wird wahr, der Traum von jenem großen einigen Lande — so lautet der letzte Abschnitt —, dem Paradies der Eichenhaine, in dessen Schos nur eine Liebe zum Vaterlande, ein Haß, der alte deutsche Hermannshaß gemeinsam loht und dessen Söhne fortan im Denken und Empfinden ein starkes Volk von Brüdern!

Das also die Aussicht auf das „neue Jerusalem"! Der Hermannshaß in Verbindung mit der einen Liebe zum Vaterlande! Er gilt uns als der Rassenkampf, in dem das deutsche Volk jedenfalls unterliegt. Und nun dieser Rassenkampf ausgehend von einem im Denken und Empfinden starken Volke von Brüdern?! Es ist kaum glaublich, daß so widerspruchsvolle Worte niedergeschrieben werden können. Aber freilich wir Deutsche wollen ein großes und zugleich ein gutes Volk sein. Bisjetzt hat kein Volk diesen Widerspruch gelöst. Bisjetzt waren alle großen Völker eigenmächtig nach außen wie nach innen. Möglich, daß wir Deutsche das Problem lösen, daß wir dereinst groß und zugleich gut sein werden. Aber glaube man die Lösung nur nicht schon in der Hand zu halten. Vielleicht kann darüber der alte Barbarossa noch ein Jahrtausend ruhig schlafen. Vergessen wir nicht, daß wir bisjetzt aus dem Widerspruche des menschlich Großen und Guten nur ein juste milieu in der thatlosen Thätigkeit oder thätigen Thatlosigkeit während des Jahres 1859 gefunden haben. Wenn wir das bedenken, dann werden wir auch wol Brachvogel's „neues Jerusalem" für das halten, was es ist: ein Trugbild.

Emil Müller-Samswegen.

Der Feydeauismus in Frankreich und Deutschland.

1. Katharina. Roman in vier Büchern von Ernst Feydeau. Aus dem Französischen. Berlin, Hasselberg. 1860. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
2. Katharina von Overmeire. Studie von Ernst Feydeau. Zwei Theile. Berlin, Bieler u. Comp. 1860. 16. 15 Ngr.
3. Helene. Eine Warnungstafel vor der modernen Welt. Aus den Papieren eines Verstorbenen. Berlin, Plahn. 1859. 8. 22½ Ngr.

Wir haben es hier mit einer nicht wenig traurigen Erscheinung in der Literatur zu thun, einer um so traurigern für Deutschland, da sie für dieses nicht eigentlich original, sondern aus jener Nachahmungswuth hervorgegangen ist, welche auch die verderblichsten pariser Giftbildungen sofort auf deutschen Boden verpflanzt, in der, wie es leider scheint, richtigen Speculation, daß diese Auswüchse auch auf deutschem Boden und zunächst dem berliner Wurzel fassen werden. Wir nennen diese Krankheitserscheinung der Kürze wegen den „Feydeauismus". Es handelt sich hierbei um Ernst Feydeau's Romane, ihre Uebersetzungen und Nachahmungen. Wir haben Feydeau's frühere Producte „Fanny" und „Daniel" schon in Nr. 27 d. Bl. f. 1859 zu charakterisiren versucht. Das Original der erstern hat in Paris nicht weniger als vierzehn, die im Hasselberg'schen Verlage erschienene deutsche Uebersetzung vier, die Uebersetzung des „Daniel" zwei Auflagen erlebt, ungerechnet die andern Uebersetzungen, die von beiden erschienen sind. Die Hasselberg'sche Verlagshandlung fährt fort, beide Romane namentlich wegen ihres stimulirenden Inhalts zu empfehlen. Von der „Fanny" heißt es in der Buchhändleranzeige: „Selten ist die romantische Anschauungsweise der Liebe mit all ihrer Sinnlichkeit so wahr in einem Roman aufgetreten", und vom „Daniel" heißt es: „Gleichwie die übrigen Romane des so rasch zu Ruhm gelangten Autors ist auch dieser reich an pikanten, sinnlich aufregenden, effectvollen Scenen, und erfüllt in hohem Grade die Erwartung, die der Leser an den Namen des Autors der «Fanny» knüpft" — nämlich die Erwartung, daß es darin an Lascivitäten und Nuditäten oder doch schlüpfrigen, die sinnliche Begier aufstachelnden Scenen nicht fehlen werde. Ist nicht eine öffentliche Bücheranzeige, die sich ungescheut auf ein solches Motiv stützt und es in den Vordergrund stellt, für unsere Sittenzustände höchst charakteristisch? Unter einem recht patriarchalischen Regiment, in Neapel etwa, wo z. B. solche Bilder, welche unbekleidete Göttinnen u. dgl. darstellen, aus den dem allgemeinen Besuche geöffneten Räumen des Museums in ein Geheimcabinet verwiesen sind, würde eine solche Annonce freilich nicht geduldet werden; anders in Preußen, in dessen Metropole und zwar am besuchtesten Punkte der Stadt die Standbilder unbekleideter Männer aufgestellt wurden, gewissermaßen als Musterbilder, nach denen sich die berliner Mütter bei der Hervorbringung ihrer Knaben künftig zu richten haben. Auch ist ja ohnehin den Reinen alles rein und den Nackten alles nackt, auch wenn es Kleider trägt. Als Freund der Oeffentlichkeit, dieses wenn auch allmählich, zuletzt aber doch gründlich wirkenden Universalmittels haben wir übrigens für unsere Person nichts dagegen, daß solche Anzeigen veröffentlicht

werden, wir bedauern nur, daß sie veröffentlicht werden *können*, daß sie sich nicht von selbst verbieten. Wir glauben nicht, daß bei dem gegenwärtigen Sittenzustande in England jemand ein Buch öffentlich in dieser Weise zu empfehlen wagen oder es dadurch besonders empfohlen zu haben glauben würde. Im übrigen ist jene Offenheit doch immer noch der verblümten Redensart vorzuziehen, womit früher französische Verleger irgendeins ihrer zweideutigen Verlagswerke zu empfehlen wußten, nämlich der Redensart: „Züchtige Frauen werden vor diesem Buche gewarnt!"

Es hat, man weiß es, bei allen Völkern und zwar gerade zur Zeit ihrer höchsten geistigen Entwickelung und Kunstbildung, eine frivole, lüsterne und lascive Literatur gegeben; aber sie war in frühern Zeiten mehr ein Separatvergnügen der exclusiv vornehmen Klassen und drang weniger ins Volk, wie dies auch in dem hauptsächlich auf Feydeau bezüglichen Aufsatz „Unsittliche Literatur der Franzosen" in Nr. 17 des „Magazin für die Literatur des Auslandes" bereits treffend hervorgehoben ist. Die Bücher waren theurer; es bestanden noch keine Leihbibliotheken; man las überhaupt weniger. Heutzutage verschlingt das Nähmädchen ihren Feydeau ebenso gut wie die Gräfin, was übrigens wieder zur demokratischen Nivellirung der Stände bei den modernen civilisirten Völkern wesentlich beiträgt; denn zuletzt besteht der Unterschied doch in nicht viel mehr als in gewissen Aeußerlichkeiten, im Grade, nicht im Wesen der Bildung, da durch die Lectüre dieselbe Empfindungs- und Anschauungsweise unter den verschiedenen Ständen verbreitet wird. Eine Baronesse kann sich jetzt kaum noch rühmen, in der Liebe exclusiver und aristokratischer zu fühlen, als irgendein Bürgermädchen, eine Tochter aus dem Volke, bis zum „Nähkäthchen" und zur Stubenmamsell herab. Wer jetzt Jürge oder Töffel statt Bruno oder Oskar heißt, wird schon deshalb allein heutzutage Mühe genug haben, unter den bürgerlichen Minonas oder Theodoras eine zu finden, welche sich so weit herabläßt, einem jungen Manne mit so plebejischem Namen die Hand zu reichen. Das feine und sublimirte Gift in den Romanen, wie diejenigen Feydeau's, bringt sogar tiefer und verderblicher in das Herz eines weiblichen Geschöpfs aus niederm Stande, weil dieses Herz unbewachter ist und sich den Eindrücken leichter gefangen gibt. Dafür aber, daß dieses Gift recht allgemein verbreitet werde, ist schon durch die wohlfeilen Uebersetzungen dieser ohnehin wenig umfangreichen Bücher mit liederlichem Druck auf grauem Papier hinreichend gesorgt, und bekanntlich schämen sich auch unsere Aristokratinnen nicht, so ärmlich ausgestattete Bücher in die Hand zu nehmen. Alles was sie am Körper tragen, alle noch so unnützen Tändeleien mögen so theuer sein als sie wollen; nur die Bücher müssen sie so wohlfeil als möglich haben. Am liebsten aber schicken sie bekanntlich zum Leihbibliothekar statt zum Buchhändler, selbst auf die Gefahr, an einem Einbande, den kurz vorher eine Krämerfrau betastet, sich die feinen aristokratischen Händchen zu beschmutzen. Andere Damen vornehmen Standes beschränken sich sogar nur auf die Lectüre derjenigen Bücher, die ihnen von Zeit zu Zeit von ihren Anbetern als Geschenke verehrt werden, und der größere oder geringere Umfang ihrer Lectüre wird sich dann nach der größern oder geringern Zahl ihrer Anbeter und Verehrer richten. Nun diese Damen werden, wenn sie überhaupt den Feydeau lesen wollen, doch in die Leihbibliothek schicken müssen; denn es läßt sich doch kaum denken, daß ein Courmacher so dreist sein sollte, seiner Angebeteten einen Feydeau'schen Roman zu schenken, es sei denn im französischen Original; denn in französischer Sprache liest sich dergleichen ganz anders, was man auch in der That bei der Beurtheilung der Feydeau'schen Romane in Anschlag bringen muß. Jede Nation und jede Sprache hat eben ihren eigenen Sittencoder, gegen den man selbst in seinen eigenartigsten Bestimmungen doch immer etwas Respect und Nachsicht üben muß. Daß über einen seit Jahrhunderten schlüpfrigen Boden wie Paris von Zeit zu Zeit auch ein schlüpfriger Roman hinweggleitet, kann nicht wunder nehmen. Wirklich würden wir auch über die Feydeau'schen Romane minder rigoristisch urtheilen, wenn sie blos in französischen Ausgaben ausschließlich für die französisch Gebildeten beständen, wenn man sie nicht in unser ehrliches und gröberes Deutsch übertragen und dem großen deutschen Publikum zugänglich gemacht hätte. Ueber einen schlüpfrigen chinesischen Roman würden wir uns nicht zu erzürnen brauchen, solange er im Kreise der Chinesischkenner bliebe, ja er würde uns sogar von sittengeschichtlichem und ethnographischem Interesse sein; wollte man ihn aber in deutschen Volksausgaben verbreiten und dabei so dreist sein, ihn gerade wegen seines schlüpfrigen Inhalts dem deutschen Publikum zu empfehlen, so würde man gegen eine solche Speculation mit Recht Verwahrung einlegen, auch wenn sie zu nichts hälfe.

Gestehen müssen wir übrigens, daß der neueste Roman Feydeau's: „Katharina", dessen bei Hasselberg erschienene deutsche Uebersetzung sehr bald die zweite Auflage erlebt hat, nicht so stark in das eigentlich Schlüpfrige hinüberspielt wie namentlich „Fanny". Leserinnen dürfte er jedoch gefährlicher sein als Lesern, da darin mehr die sinnliche Begier des Mannes als die des Weibes zur Darstellung kommt; denn schon aus Neugier läßt sich jedes der beiden Geschlechter lieber in die sinnlichen Triebe und die Verführungskünste des andern einweihen, als in die des eigenen. Auch „Katharina" behandelt eine Verführungs- und noch dazu Ehebruchsgeschichte, ja; aber der Verführer des Mädchens erscheint wenigstens dem Manne in der abschreckenden Gestalt eines so durchaus gemeinen, herzlosen und schurkischen Roué, daß der Leser, der ihm trotzdem zu seinem Erfolge bei Katharina Glück wünschen und namentlich seine spätere Handlungsweise sehr in der Ordnung finden sollte, gerade ein ebenso grundverderbtes Subject sein müßte, wie dieser Graf Goyk. Es ist kein Zweifel, daß in Feydeau auch etwas Edleres lebt, und es ist sogar sehr möglich, daß er sich wirklich nach französischem Moralbegriff einbildet, zugleich auch einen sittlichen Zweck zu verfolgen. Jetzt möchte er vielleicht auch gern seine allzu schlüpfrige Manier mit einer minder lasciven vertauschen; denn seine beiden neuesten Romane, die außerdem auch andere als das bloße Geschlechtsverhältniß behandeln, sind an verführerischen, mit raffinirt lüsternem Pinsel gemalten Scenen und an verderblicher zweideutiger Sophistik der Leidenschaft keineswegs so reich als „Fanny". Die Leidenschaft ist in der „Katharina" viel mehr ins Grobe gemalt, und wenn mancher junge Mann von lebhafter Phantasie bei der Lectüre des Feydeau'schen Erstlingsproducts sich es als ein reizendes Glück ausmalen könnte, von einem Weibe wie Fanny umstrickt und umsponnen zu werden, so wird doch kein junger Mann von Herz und Gemüth Gefallen an der Lage und dem Glück dieses belgischen Grafen finden, welcher sich seines jungen unerfahrenen Opfers halb durch Beschwatzung halb durch Gewalt bemächtigt, welcher Katharina verschweigt, daß er verheirathet und Familienvater sei, welcher ihr die Ehe verspricht, welcher sie fast mit Gewalt in einem seiner Schlösser festhält und ihre Sinne durch ein elendes Mittel aufzuregen weiß, welcher, nachdem er seinen Zweck erreicht, unter den infamsten Lügen seinen Umgang mit ihr verleugnet, sein Kind verleugnet, ja sich vor Gericht weigert, etwas für sein Kind zu thun, weil, wie ihm sein Advocat zuflüstert, „dies einen Präcedenzfall gegen ihn bilden würde".

Die Art, wie der Graf Goyk sein armes Opfer nach Mephistopheles' Worten „zurichtet", d. h. verführt, ist merkwürdig genug und echt Feydeauisch, weshalb wir die betreffende Stelle, übrigens die einzige der Art im Buche, das daher die Erwartungen mancher Unersättlichen sehr täuschen dürfte, zur Kennzeichnung seiner Manier hierhersetzen. Katharina, aus einem langweiligen Mädcheninstitut bei Brüssel von dem Grafen während einer längern Reise seiner Gattin entführt, zeigt sich gegen ihn aufs äußerste kalt und spröde; sie fühlt sich von seinem ganzen Wesen abgestoßen, und der Graf sieht nun kein anderes Mittel, als — man höre! — „zur Literatur seine Zuflucht zu nehmen". Der Verfasser fährt fort: „Katharina war überzeugt, daß alles Gedruckte wahr ist, und der Graf, der in den Classikern wohl erfahren war, überlegte erst lange Zeit, welches Buch

er zweckentsprechend wählen solle. Endlich fand er ein kleines, ganz kleines, ein Meisterwerk von Anmuth, köstlich von wollüstiger Glut durchtränkt und von den vergiftenden Blüten ganz griechischen Geistes durchduftet. Es war das Schäfergedicht des guten Longus vom braven Amyot übersetzt. Bei fast jeder Stelle hielt Katharina inne, um Erklärungen zu verlangen, denn ihre Kenntnisse von der Mythologie waren äußerst nonnenhaft. Dieser Amyot — sagte der Graf arglistig — war ein Bischof, und was er geschrieben hat, dem muß man Glauben schenken. Aber Katharina hörte das kaum. Sie saß am Fenster, sodaß die Sonne ihr den Rücken beschien, sie mit einem Gewölk von Licht umgab und ihr Gesicht in Halbschatten setzte, der ihr Erröthen barg. In der weißen Hand hielt sie zitternd vor Aufregung ein in gelbem Maroquin gebundenes Buch mit Goldschnitt und Verzierungen, und wenn sie mit dem Finger eine Seite umdrehte, schaute sie nach allen Seiten hin, als ob sie sich ängstige. Endlich wurde sie unwillig und schickte den Grafen auf sein Zimmer. Aber am Abende ... hatte der Graf nichts mehr zu wünschen."

Es war sehr unverschämt vom Grafen, zu diesem Mittel seine Zuflucht zu nehmen, aber noch unverschämter ist es gerade von Feydeau, die Literatur als eins der unter dem Namen Aphrodisiaca bekannten erotischen Mittel figuriren zu lassen, da er doch selbst auf diesem Gebiete so Erkleckliches geleistet und den „guten" Longus und den „braven" Amyot darin wahrscheinlich übertroffen hat. Warum sagte Feydeau nicht: „Endlich fand er ein kleines, ganz kleines Buch, ein Meisterstück von Anmuth, köstlich von wollüstiger Glut durchtränkt und von den vergiftenden Blüten ganz parisischen Geistes durchduftet. Es war die «Fanny» des guten Feydeau von einem braven Anonymus ins Deutsche übersetzt."

Es heißt nun im Roman weiter: „Am andern Morgen beging er die Abscheulichkeit, scherzend zu ihr zu sagen: Jetzt können Sie sich als verheirathet betrachten. Aber Katharina verstand nicht den hinter diesen Worten versteckten Spott, sondern schämte sich und war betrübt. Nun, mein Gott, sagte der Graf wie kann man sich um solche Kleinigkeiten Kummer machen? Bist du etwa von den andern Frauen verschieden? Alle haben das durchmachen müssen, meine Liebe. Es muß dich trösten, daß du jemand glücklich gemacht hast." Nicht wahr? ein Ausbund von Gemeinheit, dieser Graf Goyk! Doch dies will noch alles nichts gegen die Nichtswürdigkeiten sagen, deren er sich später schuldig macht und deren wir andeutend schon oben gedacht haben.

Katharina, von ihrem Verführer, dem ehebrecherischen Grafen im Stich gelassen, von ihrer Mutter als illegitimes Kind und wegen anderer Umstände von Geburt an gehaßt, für ihren Vater, der plötzlich wieder in Brüssel erschienen ist und als Dominicaner und Bußprediger eine große Rolle spielt, ein Gegenstand ewigen Vorwurfs, ist doch zu gesund und natürlich, um sich der Verzweiflung zu überlassen. Sie ernährt ihr Kind und zuletzt eine alte, sie zärtlich liebende Großmutter, freilich unter den härtesten Entbehrungen, durch ihrer Hände Arbeit. Aber Feydeau hat bei allen Fehlern doch das Herz eines Franzosen, das unter Umständen weicher und generöser sein kann als das eines Deutschen; er läßt seine Katharina nicht untergehen. Neben ihr wohnt ein Maler aus Paris, Marcel, dessen Bilder in Frankreich sehr gesucht sind und der Brügge zu seinem Aufenthalt gewählt hat, weil er die Flamänder für das einzige künstlerische Volk hält, das jetzt noch existirt. Er sagt hierüber: „In dem ganzen Lande, das Meer und die Schelde entlang, vom Süden bis zum äußersten Norden Hollands, vom Hennegau und Brabant bis an die Grenzen des Deutschen Bundes versteht sich jeder Mann auf Malerei, hat Achtung vor ihr und das ist es, was mich erquickt. In Antwerpen stehen nur zwei Statuen auf den öffentlichen Plätzen, dies sind aber nicht, wie überall anderwärts, Bildsäulen von Eroberern, sondern von Malern. Antwerpen, diese Stadt von Kaufleuten, hat Rubens und van Dyck fürstliche Ehren angedeihen lassen. Während der übrige Theil von Europa kauft, verkauft, fabricirt, Landbau treibt, speculirt, Geld anhäuft, Tollheiten macht, revolutionirt und sich gegenseitig todt schießt, bewahrt man hier die Gemälde großer Meister, kauft sie in Familien auf, empfindet sie, weidet sich an ihnen, liebt sie. Und welche Bilder! Jedermann, sogar die Weiber, weiß ihren Werth zu schätzen, der kleinste Fischhändler weiß, wer Teniers und Quintin Messis war. Die unwissendste Nonne hebt die Nase empor, sobald man in ihrer Gegenwart den Namen von Hans Memling ausspricht. Und dann findet man hier zu Lande noch ehrwürdige Denkmäler, ja sogar ganze Städte, die eine Welt von Kunst enthalten. Sehen Sie nur Brügge an, die letzte wirkliche gothische Stadt, es ist ein wahrer Diamant, und ich wünsche nur, daß man an ihr nicht frevelhafte Neuerungen versuche."

Marcel, der von ihren Schicksalen unterrichtet ist, beobachtet die fleißige Katharina, die nur für ihr Kind lebt; er bietet ihr an, ihm täglich vier Stunden Modell zu stehen, wofür sie monatlich 200 Francs beziehen soll. „Sie sollen", fügte Marcel hinzu, „Ihre Schultern kaum so entblößen als die Herzoginnen in meinem Vaterlande, wenn sie zu Balle gehen. Auch soll Ihre Großmutter stets zugegen sein." Als später der Advocat des durch traurige Familienereignisse schwer gebeugten Grafen bei Katharina erscheint und ihr erklärt, die Frau Gräfin, durch den Dominicaner, ihren Beichtvater, von allem unterrichtet, wolle das Unrecht ihres Gemahls wieder gut machen, Katharina solle ihrem Kinde auf ewig und Nimmerwiedersehen entsagen, dafür werde das Knäbchen des Grafen Namen und Titel tragen und sein ganzes Vermögen erben; und als sich Katharina dessen aufs entschiedenste weigert, und als nun der Advocat impertinent wird und droht, der Herr Graf werde seine Rechte an dieses Kind, dessen Vater er sei, geltend machen: da tritt Marcel aus dem Hintergrunde hervor und erklärt: „«Dieses Kind, welches der Graf Goyk kaufen will, ist nicht von ihm, das hat er selber vor der Behörde erklärt und Ihnen kann das nicht unbekannt sein, denn Sie waren sein Zeuge und Rathgeber. Dieses Kind ist mein und ist kein Bastard, wie Sie frecherweise zu sagen belieben, oder vielmehr, es wird aufhören es zu sein, denn in vierzehn Tagen heirathe ich Fräulein Obermeier und legitimire so unser Kind.» Es wurde Katharinen sonnig im Herzen, stürmisch warf sie sich in Marcel's Arme und während sie weinte, kam die Gräfin Meetkerke, auf ihren Stock gestützt, trippelnd hinzu" u. s. w. Der Advocat ist anfangs sehr verdutzt, aber ein Mann wie er weiß sich stets sehr bald zu fassen; er hilft sich mit einer Bosheit und sagt höhnisch zu Marcel: „«Sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie anderer Leute Kinder mit Ihrer Namensunterschrift versehen.» «Es ist immer noch besser, als die seinigen verleugnen», antwortete der Maler, «ehrenwerther jedenfalls! Aber jetzt fort mit Ihnen, denn der Anblick einer solchen Brut, wie Sie sind, beleidigt das Auge eines Mannes.»"

Man hat diesen Schluß in Deutschland unzulässig gefunden; man hat gesagt, Katharina komme so um die ihr nöthige Buße. Ist sie aber für ihren leichtsinnigen Jugendfehler nicht genug gestraft worden durch die brutale Behandlung seiten ihres Verführers, durch die Folterqualen, die ihr die peinlichen Verhandlungen vor Gericht bereiteten, durch Noth und Entbehrung, Arbeit und Mühsal, durch Selbstvorwürfe und die Misachtung der Welt, die so leicht verdammt und so schwer verzeiht? Welche weitere Buße will man noch von Katharina? Untergang im moralischen und materiellen Elend? Zuchthaus? Ausstellung am Pranger? Selbstmord? Man hat sich hierbei auf die Schwere des christlichen Sittengesetzes berufen; aber Christus war nicht nur das Urbild der Sittenstrenge, sondern auch der Sittenmilde; er kannte die Gebrechlichkeit und Hülfsbedürftigkeit der menschlichen Creatur; er verzieh sogar der Ehebrecherin, über welche die heuchlerischen Pharisäer ihr Zeter riefen; er wußte, daß wir, der eine in dieser, der andere in jener Art, allzumal Sünder sind und daß im Himmel über einen Sünder, der Buße gethan, mehr Freude sein werde als über hundert Gerechte. Wahrlich, Vorgänge auf Vorgänge beweisen, daß die Gesellschaft bis in die höchsten Kreise hinauf und bis in die tiefsten Schichten hinab

voll von Sünden steckt, von denen vielleicht die schlimmsten, von mächtiger Hand geschützt, gar nicht zu Tage kommen, bis sie sich etwa an nicht mehr zu verwischenden Blutspuren mehr ahnen als erkennen lassen, und man will, daß gerade an einem so armen, betrogenen, mehr bemitleidenswerthen als sündhaften Geschöpf wie Katharina ein recht in die Augen fallender Strafact, wenn auch nur in effigie eines Romans vollzogen werde, damit, nachdem dies geschehen, tausend andere um so gemächlicher fortsündigen und namentlich alle Grafen Goyk ungestraft ausgehen.

So viel wird man Feydeau zugestehen, daß er Talent besitzt, welches er uns in diesem Roman zum Theil besser angewandt zu haben scheint als in dem durchweg wüsten „Daniel" und in der durchweg fein lüsternen „Fanny". Zwar enthält „Katharina" manche durch ihre Roheit empörenden Scenen, die aber stets mit großer Kraft und Plastik geschildert sind und unwiderstehlich fesseln, wie gern man sich auch von ihnen abwenden möchte. Reizend und gemüthlich dagegen ist die ganze Atelieridylle zum Schluß; der Dominicaner, der zur Buße mahnt und selbst der Buße am meisten bedarf, ist ein eigenthümlich gezeichneter, umwölkter Charakter von bedeutender Wirkung und manche Schilderungen aus der alten Stadt Brügge und dem Interieur ihrer Häuser und Kirchen erinnern durch die sorgfältige malerische Ausführung der Details an die Architekturstücke und Interieurs der altniederländischen Maler. Das Ganze hat Fluß, Leben und leichte Bewegung und was das natürliche Feuer der Conception betrifft, so könnte Feydeau damit ein Dutzend namhafter deutscher Romanschriftsteller versorgen. Schade um die Richtung, die sein Talent eingeschlagen! Denn ewig nur Verführungsgeschichten schreiben ist doch ein trauriges Geschäft; leider ist dies aber seine „Specialität", welche sein Publikum immer wieder von ihm verlangen wird, ebenso wie das römische von Ovid immer einige lascive Liebesgeschichten und das deutsche von Wieland einige lüsterne Situationen und von Heine cynische Skandalosa erwartete und verlangte.

Wie in Deutschland alles, was im Auslande einiges Aufsehen erregt, seine Nachahmung findet, so hat auch Feydeau's „Fanny" in Berlin eine Copie erlebt, die obengenannte Erzählung „Helene". Manier, Composition und Handlung sind fast ganz dieselben, soweit sich eben ein Copist die Eigenschaften seines Originals anzueignen vermag. Es fehlt fast nur die lüsterne Scene, welche dem Helden in dem französischen Roman Anlaß gibt, sich in den Kopf zu setzen, daß er auf den Ehemann seiner Geliebten eifersüchtig zu sein und seine Geliebte eines Treubruchs zu zeihen Grund habe. Die deutsche Fanny ist übrigens mehr bloße Kokette und Buhlerin, die mit dem schwachsinnigen Oskar nur ihr vorübergehendes Spiel treibt; er muß ihre Gunst nicht blos mit ihrem Gatten, sondern noch mit andern Liebhabern theilen. Dadurch wird das Ganze roher, vielleicht auch ehrlicher. Der anonyme Verfasser nimmt für sich eine moralische Tendenz in Anspruch; er versichert im Vorwort, das Buch beruhe auf Wahrheit, und er fährt dann fort: „Es ist kein Roman, es ist die Aufdeckung eines socialen Schadens. Es ist ein Spiegel gewisser Kreise der modernen Gesellschaft. Die Frauen höherer Stände, die durch die Gunst der Verhältnisse der Mühsal häuslicher Arbeit überhoben sind, machen von der Gelegenheit und dem schönen Vorrecht, welches ihnen die fortgeschrittene Cultur und Humanität eingeräumt, von dem Vorrecht, dem Manne immer ähnlicher zu werden und ihren Geist desto reicher auszubilden, je weniger körperlichen Anstrengungen sie unterworfen sind, einen schlechten Gebrauch. Freilich thun Geld- und Convenienzheirathen das Ihre, Misbehagen, Langeweile und Gleichgültigkeit gegen Veredelung echt menschlicher Triebe zu erzeugen. Welch herrliches Mittel ist «das Wohlthun» gegen Müßiggang! Da wird das Herz in Anspruch genommen und der Geist dazu. Beide kehren durch den Anblick fremder Noth in sich, lernen fühlen und denken und sich erheben zu dem einzigen Adel, dessen Wappen ewiger als die Sonne glänzt. Wem fehlt, zumal in einer volkreichen Stadt, die Gelegenheit, wohlzuthun? Er braucht sie gar nicht mit Strapazen aufzusuchen, wenn er nur die Spur des Elends weiter verfolgt, welches auf Straßen und Gassen zu ihm emporfleht oder demüthig an seine Thür klopft! Aber reiche Häuser halten Portiers, die der Armuth das Schild am Portal zeigen: «Bettlern, Hausirern u. s. w. ist der Eintritt verboten», und reiche Leute gehen sehr selten aus, sie fahren meist, und die sehnsüchtigen Blicke Hülfsbedürftiger halten rollende Räder nicht auf."

Schon nach dieser Stelle zu urtheilen, gehört der Verfasser schwerlich zu den ungeübten Neulingen, wie auch aus mancher andern Stelle des Buchs hervorzugehen scheint. Der Held oder Nichtheld des Romans, Oskar, ist nämlich auch ein angehender, überspannter Dichter ins Blaue hinein, bietet seine Gedichte einem Verleger an, erhält sie aber mit einem Begleitschreiben des Buchhändlers zurück, worin die Schwächen und Gebrechen seines Manuscripts so verständig, klar und eingehend aufgezählt waren, „daß (gesteht Oskar) alle Eitelkeit zurücktreten und ich dem Mann beipflichten mußte: er hat Recht. So bornirt war ich denn doch noch nicht, zu glauben: man fürchtet mich und will mich nicht aufkommen lassen — ein Gedanke, den viele Gecken der Literatur sich und andern gern in den Kopf setzen." In einem solchen Tone spricht in der Regel nur ein Autor, dem ein längeres schriftstellerisches Wirken Gelegenheit gab, an solchen „Gecken der Literatur" eigenthümliche Erfahrungen zu machen.

H. M.

Notizen.

Literarisches aus der „guten alten Zeit".

In Nr. 4 d. Bl. war in der Notiz „Leipzig und die deutschen Dichter" darauf aufmerksam gemacht worden, daß die Bevölkerung von Leipzig wol für die Musik und die Musikmeister bestens, aber für die Dichter, die in seine Mauern verschlagen wurden, von jeher um so schlechter gesorgt habe. Es gibt jedoch eine merkwürdige Ausnahme; von einem Dichter wird nämlich erzählt, daß er das Glück, das er in Leipzig gemacht, gerade seiner Dichterei verdankt habe. Dieser Dichter war Christian Friedrich Henrici, pseudonym Picander (geb. 1700 zu Stolpen, gest. 1764 zu Leipzig), der in Leipzig Oberpostcommissarius war und 1740 noch die Kreis-Landsteuer- und die Tranksteuereinnahme zu Leipzig nebst der Weininspection erhielt. Jördens bemerkt: „Zu allen diesen Aemtern war ihm die Dichtkunst behülflich." Dieser Umstand beweist, wie erbärmlich es mit dem Geschmacke der Leipziger in dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts, ja bis 1750 gestanden haben muß; denn Henrici's aus fünf Bänden bestehende Sammlung von Gedichten („Picanders bis anhero herausgegebene ernst-scherzhafte und satirische Gedichte" u. s. w.) erlebten noch in den Jahren 1748—51 eine vierte Auflage. Man braucht blos einige Gedichtüberschriften zu nennen, um Jördens' Behauptung: „Durch geschmacklosen Witz und grobe unsittliche Scherze suchte er die rohern Seelen zu vergnügen, und dies gelang ihm trefflich", für nicht zu übertrieben zu halten. Da finden sich die Ueberschriften: „Die neue Taxordnung der Liebe"; „Neuverfaßte Postordnung der Liebe"; „Die Kunst ein Frauenzimmer verliebt zu machen"; „Das L'Hombrespiel der Liebe"; „Die Kunst zu küssen nebst einem Unterricht von allen dabei vorfallenden Umständen" u. s. w. Sein „Der Frauenzimmer Taschenkalender auf das Jahr 1731" enthält unter andern folgende in Kupfer gestochene unsaubere Allegorien nebst Unterschriften: „Augustus. Ein Frauenzimmer im Hemde suchet Flöhe, die ein Satir auf dem Ambos todtschlägt: Amare lues inimica puellis"; „October. Drei Jungfern schlagen sich um ein paar Junggesellenhosen: Tanquam pro aris et focis"; „November. Ein Frauenzimmer kniet nackt vor dem Bette und verrichtet das Andreasgebet: Nil nostri miserere" u. s. w. Dieser wahrhaft scheußliche, eine tiefe Sittenverderbniß bekundende Geschmack war besonders in den Hof- und Adelskreisen herrschend und verbreitete sich von hier aus weiter auf

die reiche genußsüchtige Bourgeoisie in den Residenz- und Handelsstädten. Der wärmste sächsische Patriot wird nicht leugnen können, daß zur Zeit der drei August Dresden und Leipzig die Hauptsitze dieser Frivolität und Geschmacklosigkeit waren; auch scheint hier der sittliche Kern selbst der untern Volksklassen von dieser Frivolität viel mehr ergriffen worden zu sein, als an andern Orten Deutschlands, wo die alte Sitte und der alte, wenn auch immerhin etwas beschränkte christliche Sinn diesem Einfluß der verderbten Hofsitte größern Widerstand leisteten als in dem wohlhabendern und daher dem Genußleben zugänglichern „galanten" Kursachsen. An den Höfen war aber sehr bald nach dem unglückseligen Dreißigjährigen Kriege und nach dem Vorgange des üppigen pariser und versailler Hofs diese Sitten- und Zuchtlosigkeit fast allgemein, und wo dies nicht der Fall war, wie z. B. am berliner unter Friedrich Wilhelm I., da stieß wieder der rohe und plumpe Unteroffiziersgeschmack ab, der mehr an die Kaserne als an einen königlichen Hof erinnerte. Der „Hoffeldtrompeter und Musikus des Prinzen von Dänemark", Gabriel Voigtländer, durfte seine 1664 zu Ratzeburg gedruckten und von M. Volcken in Lübeck verlegten „Oden und Lieder", die mit wenigen Ausnahmen die abscheulichsten Zoten und Cynismen enthalten, dem Könige von Dänemark Christian IV. zu widmen wagen, ein Beweis, daß man an dergleichen Lascivitäten und Nuditäten auch am dänischen Hofe Geschmack fand. Man nannte das damals „galante Dichtkunst". Servilität und widrige Schmeichelei gingen mit dieser obscönen Richtung Hand in Hand, wie dies auch die Gedichte beweisen, welche der genannte Henrici auf die Krönung Friedrich August's III. verfertigte und 1734 zu Leipzig erscheinen ließ.

Wittenberg zur Zeit der Franzosennoth.

Es liegen uns zwei die Zustände der Stadt Wittenberg zur Zeit der Kriegsnoth im Jahre 1813—14 betreffenden Broschüren vor. Die eine derselben ist ein von dem jetzigen Propst C. J. Nitzsch zu Berlin im Evangelischen Verein gehaltener Vortrag „Ein Stück wittenberger Geschichte aus den Jahren 1813 (Mai) bis 1814 (Januar)" (Berlin, Wiegandt und Grieben, 1859). Nitzsch war zu jener Zeit evangelischer Geistlicher in Wittenberg, wo damals Noth und Trübsal groß waren. Bei der wiederholten Beschießung der Stadt zeigte sich auch Nitzsch die oft bewährte Erscheinung, daß die Gewöhnung an einen solchen Zustand im ganzen nicht furchtsamer, sondern muthiger mache, was man damals in vielen Beispielen erfahren habe. Auch die alte Erfahrung, daß Noth beten lehre, bestätigte sich hier. Die gottesdienstlichen Versammlungen füllten sich mehr als sonst, die Communionen waren zahlreicher als je und die Trübsal wirkte „bei den kirchlich Gesinnten eine ganz eigenthümliche Erleuchtung der Seele". Nitzsch versichert, daß er nie andächtigere Versammlungen gesehen habe, und der Küster bemerkte einmal: „Jetzt kommen auch die Atheisten zum Gottesdienste." Dieser Gottesdienst fand in einigen akademischen Hörsälen bei der Superintendentur statt, da alle öffentlichen Gebäude, und natürlich auch die Kirchen, von den Franzosen zu militärischen Zwecken in Beschlag genommen waren. Von den Franzosen bemerkt Nitzsch: „Ausgenommen zwei bourbonistisch gesinnten Franzosen (es gab solche und sie verhehlten ihre Gesinnung gegen Deutsche eben nicht ängstlich) habe ich keinen gekannt, der auf christlichen Glauben und religiöse Uebung etwas gegeben hätte." Unter den Gefangenen wurden von den Franzosen die preußischen am übelsten behandelt, namentlich 40 und einige preußische Offiziere, die sich geweigert, auf den Kriegsdienst gegen Frankreich zu verzichten. Ihre Mitgefangenen, Schweden und besonders Russen, wurden dagegen französischerseits mit Freundlichkeit überhäuft. „Was thut's mit diesem ganzen Kriege?" äußerte ein Franzose zu Nitzsch, „künftig werden beide, der Kaiser der Franzosen und der Kaiser aller Reußen von Paris und Petersburg bis an den Rhein herrschen."

Eine Bemerkung von Nitzsch, „daß jeder, der noch aus eigener Anschauung von jenen denkwürdigen Zeiten zu reden wisse, dies zu thun habe und zwar bald, bevor sein Mund sich schließe", scheint besonders Veranlassung zur Herausgabe folgenden Schriftchens gewesen zu sein: „Die Rettung der wittenberger Universitätsbibliothek durch deren ersten Custos Gottlob Wilhelm Gerlach. Zur Geschichte des Jahres 1813" (Halle, Fricke, 1860). Gerlach, gegenwärtig bekanntlich ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität Halle, darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, die wittenberger Universitätsbibliothek und die mit ihr verbundene von Ponikau'sche Bibliothek, „die namentlich für die Geschichte Sachsens von unberechenbarem Werthe ist", unter mancherlei Fährlichkeiten und Abenteuern, mitten zwischen den kriegführenden Parteien hindurch, in den letzten Tagen des August 1813 auf zwei Elbkähnen gen Dresden aufwärts gerettet zu haben. Denn der französische Gouverneur der Festung, Oberst de la Poype, hatte den Befehl ertheilt, daß die Säle der Bibliothek binnen 24 Stunden geräumt werden müßten, und daß, wenn mit der Räumung gezögert würde man die Bücher werde auf die Straße werfen lassen. Das Nähere mag man in der kleinen Schrift selbst nachlesen. Im übrigen versichert der Verfasser im Vorwort, daß die Details hier nur so aufgezeichnet seien, wie Gerlach sie im Freundeskreise erzählt habe, daß sie mithin „fast verbotenerweise ans Tageslicht treten". Hiernach zu urtheilen hat es Gerlach in seinen mündlichen Mittheilungen wenigstens an Umständlichkeit und Genauigkeit nicht fehlen lassen.

H. M.

Bibliographie.

Fahne von Roland, A., Die Herren und Freiherren von Hövel, nebst Genealogie der Familien, aus denen sie ihre Frauen genommen. 1ster Band. Zwei Abtheilungen: Geschichte der verschiedenen Herren von Hövel und von 100 Rheinischen, Westphälischen, Niederländischen und andern hervorragenden Geschlechtern. Köln, Heberle. Fol. 12 Thlr.

Ferry, G., Die Squatter oder Erlebnisse eines jungen Auswanderers in Virginien und Californien. Zwei Theile. Sondershausen, Neuse. 16. 20 Ngr.

Giseke, R., Moritz von Sachsen. Vaterländisches Trauerspiel in fünf Akten. Leipzig, Keil. 16. 18 Ngr.

Helvetia. Musen-Almanach auf das Jahr 1860. Herausgegeben vom schweizerischen literarischen Vereine. Glarus. Gr. 16. 20 Ngr.

Kretzschmar, A., Geschichte Ludwig Napoleon's des Dritten, Kaisers der Franzosen. Dem deutschen Volke erzählt. 1ster Band. Von der Geburt bis zur Flucht von Ham. (1808—1846.) Salzkotten, von Sobbe. Gr. 16. 25 Ngr.

Kulke, M., Gnadenführungen Gottes in dem Leben des Schulvorstehers Friedrich Samuel Dreger. Zugleich ein Blick in das kirchliche Leben und die kirchlichen Verhältnisse Berlins am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts. Berlin, Berendt. Gr. 8. 20 Ngr.

Lenburg, A., Faust. Ein dramatisches Gedicht. Berlin, Haude u. Spener. Br. 8. 20 Ngr.

Eines Dichters Liebe. Roman in Versen. (Von F. Wendeborn.) Göttingen. 1859. Gr. 8. 1 Thlr.

Majláth, G. Graf, Fünf Bücher vom Staate. Ein Beitrag zur Organisirung der österreichischen Monarchie. Mit besonderem Rückblick auf Ungarn. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 21 Ngr.

Nohl, L., W. A. Mozart. Ein Beitrag zur Aesthetik der Tonkunst. Heidelberg, Bangel u. Schmitt. Gr. 8. 12 Ngr.

Rößler, C., Gustav Freytag und die deutsche Dichtung der Gegenwart. Berlin, Springer. 8. 15 Ngr.

Schaller, J., Psychologie. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Das Seelenleben des Menschen. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 2 Thlr.

Scherr, J., Die Gekreuzigte oder das Passionsspiel von Wildisbuch. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 17. Mai 1860.

Franz Arago.

Franz Arago's sämmtliche Werke. Mit einer Einleitung von Alexander von Humboldt. Deutsche Originalausgabe. Herausgegeben von W. G. Hankel. Erster bis vierzehnter Band. Leipzig, O. Wigand. 1854—60. Gr. 8. 26 Thlr. 5 Ngr.

Dieses bis auf die beiden Schlußbände, deren Erscheinen wol nicht lange auf sich warten lassen wird, uns vollständig vorliegende Werk macht eine imponirende Wirkung, und dies nicht sowol durch seinen Umfang, als durch seinen gediegenen Inhalt und durch die elegante Behandlung des Stoffs. Man kann nicht anders als den großen Mann bewundern, der sich zum Herrn einer solchen Fülle von gründlichem Wissen machen konnte, der nicht blos zu den höchsten Spitzen der Wissenschaften emporgestiegen ist, sondern dieselben auch schöpferisch weiter gefördert hat, der in der schweren Kunst, das gebildete große Publikum zu den höchsten Sphären der Gelehrsamkeit emporzuziehen, um ihm hier eine an begeisternden Anregungen reiche Heimat des Denkens und Begreifens zu gewähren, als ein einzig dastehender vollendeter Meister erscheint.

Gleich bei dem Erscheinen des ersten Bandes der deutschen Originalausgabe machten wir auf die hohe Bedeutung des begonnenen Werks aufmerksam und versprachen zugleich, später noch einmal auf dasselbe zu zurückzukommen (vgl. Nr. 51 d. Bl. f. 1854). Dieser Zeitpunkt scheint uns nun, wo sich das Werk ziemlich ganz übersehen läßt, gekommen und wir erfüllen unser Versprechen mit großer Freude.

Jeder neue Band dieser deutschen Ausgabe hat unser Interesse höher gesteigert und uns zu der Ueberzeugung geführt, daß dieselbe dem Original nicht blos nicht nachstehe, sondern in einzelnen Punkten dasselbe sogar noch übertreffe. Hankel und die von ihm erwählten Mitarbeiter waren ihrer Aufgabe ganz gewachsen und sie haben dieselbe wie echt deutsche Männer der Wissenschaft mit treuem Fleiße und einsichtsvoller Gründlichkeit zur Zufriedenheit aller Sachverständigen gelöst. Ueberall sind Anmerkungen, Berichtigungen und Aufklärungen beigefügt, welche ausgezeichnet sind und ungemein viel dazu beitragen, das Ganze richtig aufzufassen und zu würdigen. Ueberall sind Hinweisungen auf verwandte und zusammengehörige Materien angebracht, wodurch das Werk eine Abrundung erhalten hat, welche ihm in seiner ursprünglichen Anlage fast gänzlich fehlte. Auf dies Lob legen wir heute um so mehr Gewicht, als ganz zu Anfang nicht gerade viel Hoffnung dazu vorhanden war. Unsere Ansicht über diese deutsche Originalausgabe ist also eine durchweg günstige, und wir haben die Absicht, unsere Leser für sie zu gewinnen, welches nicht schwer zu erreichen sein dürfte, da das Werk an sich vortrefflich ist und in seiner Verpflanzung nach Deutschland jetzt Eigenschaften angenommen hat, welche sowol von den Fachgelehrten als von allen Gebildeten und Denkfähigen unter dem großen Publikum mit Freude und Dank begrüßt werden können.

Der Inhalt schließt nun in drei Bänden die Gedächtnißreden und Biographien berühmter Männer in sich, enthält fünf Bände wissenschaftlicher Abhandlungen über verschiedene Gegenstände, vier Bände einer in sich abgeschlossenen populären Astronomie, einen Band Instructionen, Berichte und Aufsätze über die auf wissenschaftlichen Reisen zu lösenden Fragen, zwei Bände wissenschaftlicher Memoiren und einen Band gemischten Stoffes, von welchen letztern drei Bänden noch zwei zu erwarten sind.

Wir lenken die Aufmerksamkeit der Leser zunächst wieder auf die Gedächtnißreden und Biographien. Da fesselt uns zuvörderst die Rede über Ampère. Sie war bisher noch nicht veröffentlicht und nur im Auszuge am 21. August 1839 in der Akademie der Wissenschaften vorgetragen. Arago macht darauf aufmerksam, daß die statuarisch festgestellte Sitte, den dahingeschiedenen Akademikern einen öffentlichen biographischen Rückblick zu gewähren, in ihrem fast zweihundertjährigen Bestehen nicht blos großem Wechsel, sondern auch großer Willkür unterworfen gewesen sei. Ursprünglich habe der betreffende Secretär nur ein kurzes Charakterbild von dem Leben und Wirken des Verstorbenen gegeben und auch nur geben können, weil dasselbe für alle Mitglieder der versammelten Akademie habe faßlich und interessant eingerichtet werden müssen und weil die Wissenschaften selbst damals noch sehr voneinander gesondert aufgetreten wären. Dadurch hätten die Gedächtnißreden oft einen gar gedrängten Zuschnitt bekommen.

So habe der geistreiche Fontenelle im vorigen Jahrhundert bei der Gedächtnißrede auf den großen Newton nur so wenig in die eigentliche Entwickelung der wissenschaftlichen Verdienste dieses genialen Geistes einzugehen gewagt, daß die ganze Rede noch nicht einen Bogen Umfang erhalten hätte. Später sei dieser Rahmen der biographischen Gedächtnißbilder immer mehr und mehr erweitert und in immer würdigerer Weise den gerechten Anforderungen einer geschichtlichen Begründung der Wissenschaften angepaßt worden. Er mache hiervon Gebrauch. Sollte er aber dadurch in den entgegengesetzten Fehler der zu großen Ausführlichkeit gerathen sein, so möchte man den Entschuldigungsgrund in seiner persönlichen innigen Freundschaft suchen, welche nicht weniger denn 30 Jahre ohne die leiseste Trübung auf das herzlichste bestanden habe, und er wolle sich mit dem Ausspruche eines großen Dichters trösten, welcher von der wahren Freundschaft sage, sie sei das „Seul mouvement de l'âme, où l'excès soit permis!"

Darauf wird ein anmuthiges Lebensbild von Ampère entwickelt, welches ebenso reich ist an denkwürdigen Großthaten der Wissenschaft, als interessant an psychologischen Eigenthümlichkeiten. André Marie Ampère war am 22. Januar 1775 zu Lyon geboren und starb den 10. August 1836 zu Marseille, wohin er von Paris aus in Geschäften der Regierung gereist war. Das geräuschlose Stilleben dieses berühmten Gelehrten wurde nur einmal, nämlich zur Zeit der ersten französischen Revolution gestört. Im Jahre 1793 wurde Ampère's Vater, der sich mit seiner Familie nach Lyon geflüchtet hatte, weil derselbe in Polemieux, seinem damaligen Wohnsitze, als warmer Anhänger des unglücklichen Königshauses einer lebensgefährlichen Verfolgung ausgesetzt gewesen war, ein Opfer der unmenschlichen Repressalien, welche Collot d'Herbois und Fouché nach der Eroberung dieser Stadt nahmen. Der Unglückliche wurde zum Tode verurtheilt. Am Tage der Hinrichtung schrieb er seiner trostlosen Gattin einen letzten Brief, der uns einen Blick thun läßt in das große Vertrauen des Vaters zum Sohne und in die rücksichtsvolle Schonung seiner viel jüngern Tochter. „Verschweige Josephinen", schrieb er, „das Unglück ihres Vaters; sorge, daß sie es nicht erfährt. Was meinen Sohn anbelangt, so darf ich von ihm alles erwarten." Der Sohn besaß aber nicht die Seelenstärke, welche der Vater ihm zugetraut hatte. Der schmachvolle Tod des Vaters wirkte so erschütternd auf das Gemüth des achtzehnjährigen Jünglings, daß derselbe schwermüthig ward und nahe daran war, den Verstand zu verlieren. Später richtete ihn das begeisterte Andenken an seinen geliebten Vater wieder empor und er schrieb alle seine Leistungen für die Wissenschaft gerade dieser Begeisterung zu, welche ihm immer zur Seite gestanden habe, so oft er im Begriff gewesen wäre, Großes zu erringen. Er lehrte zu Lyon, zu Bourg mit Erfolg Mathematik, Physik, Chemie und Naturgeschichte und zeichnete sich dabei so rühmlich aus, daß er nach Paris an die Polytechnische Schule gerufen ward, wo er bis ans Ende seines Lebens ehrenvoll wirkte. Er hat große Verdienste um die wissenschaftliche Begründung der Wahrscheinlichkeitsrechnung und um die Fortschritte unserer gegenwärtigen Analysis; aber unsterblich ist sein Ruhm in der Elektrodynamik. Da ist er ein wichtiges Glied zum Schaffen, Begründen und Fördern des Ganzen.

Das Leben Condorcet's ist ein sehr bewegtes und hat sogar Theil an der Weltgeschichte Frankreichs. Arago liefert davon ein anziehendes, farbenreiches Gemälde. Johann Anton Nicolas Caritat Marquis von Condorcet, ehemaliger beständiger Secretär der Akademie der Wissenschaften, wurde am 17. September 1743 zu Ribemont in der Picardie geboren. Sein Vater war der Rittmeister Caritat, ein geringerer Bruder des vielgenannten Prälaten, der seit 1741 als Bischof in Gap, Auxerre, Lisieux lebte; auch war er ein naher Verwandter des Cardinals Bernis, des berühmten Erzbischofs d'Yse de Saléon, der vielgenannte Freund der Jesuiten auf dem Concil zu Embrun. Unser Condorcet verlor seinen Vater schon früh. Die Mutter, eine an sich fromme Frau, lieh den Rathschlägen ihrer hochwürdigen Verwandten ein gar geneigtes Ohr und war daher bald entschlossen, ihren Sohn für die heilige Mutter Kirche zu erziehen. Um ihn recht lange und innig an sich zu fesseln und ihn fern zu halten von den bösen Einflüsterungen der gottvergessenen Welt, gerieth sie auf den sonderbaren Gedanken, ihren Sohn in Mädchenkleider zu stecken und vor den Augen anderer als eine Tochter zu erziehen und zu behandeln. Diese Verkleidung dauerte bis zum zehnten Lebensjahre. Darauf ward Condorcet den eifrigen Händen der frommen Väter der Gesellschaft Jesu zu Rheims übergeben. Hier zeigte sich in dem begabten Knaben gar bald eine sehr entschiedene Vorliebe für Mathematik. Er erregte Aufsehen und ward in seinem funfzehnten Jahre nach Paris in das Collége de Navarre geschickt, wo er so rasche und so glänzende Fortschritte machte, daß seine Examinatoren Clairaut, d'Alembert und Fontaine ihn schon nach zehn Monaten als ihren künftigen Collegen begrüßten. Die Liebe zur Mathematik beherrschte zuletzt den ganzen Menschen, die Laufbahn zur Kirche ward aufgegeben, allerdings nicht ohne heftigen Kampf mit den hohen Würdenträgern der Familie. Sein einflußreichster Lehrer war Giraud von Keroudou, zu dem er eine große Liebe hatte und wie ein Sohn zum Vater in innigster Beziehung stand. In seinem zweiundzwanzigsten Jahre versuchte er sich zuerst auf dem Felde der Literatur. Er lieferte über Integralrechnung ein so ausgezeichnetes Werk, daß dasselbe sogar von der Akademie der Wissenschaften ehrenvoll veröffentlicht ward. Lagrange und d'Alembert widmeten diesem aufblühenden Talent besondere Aufmerksamkeit, sodaß der junge Condorcet schon in seinem sechsundzwanzigsten Jahre zum Mitgliede der Akademie gemacht wurde. Im Jahre 1778 gewann Condorcet mit Tempelhof gemeinschaftlich einen von der Akademie zu Berlin ausgeschriebenen Preis über eine analytische Theorie der Kometen. Später erweiterte sich die Bildungssphäre Condorcet's nach allen Seiten hin, sodaß er zuletzt fast in allen Wissenschaften zu Hause war und

für einen großen Denker galt. Es ist bekannt, daß besonders Voltaire viel Gewicht auf Condorcet's Urtheil legte. Wir wollen nicht ausführlich über die Beziehung dieser beiden großen Männer reden, können es uns aber dennoch nicht versagen, wenigstens einen Brief Voltaire's an Condorcet hier mitzutheilen. Condorcet hatte seinem Freunde abgerathen, die Tragödie „Irene“ in Paris aufführen zu lassen. Da antwortete Voltaire:

Ihre klare Einsicht, mein allgelehrter Philosoph, setzt mich in Erstaunen, und von Tag zu Tag wird mir Ihre Freundschaft werthvoller. Traurig und beschämt macht es mich, daß ich über den letzten Versuch eines vierundachtzigjährigen Greises anderer Meinung war als Sie. Weil ich sah, daß Leute Thränen vergossen, die zu lesen verstehen und die leidenschaftlich empfinden, ohne die Leidenschaft zu suchen, so gab ich mich dem Glauben hin, daß, wenn mein Entwurf mit der Zeit gut ausgeführt würde und treffende Färbung erhielte, er zu Paris einen günstigen Erfolg haben möchte. Unglücklicherweise habe ich mich aber getäuscht. Ich gebe gern zu, daß die Wahrheiten, welche Sie mir so gütig mitgetheilt haben, großentheils begründet sind, und manche andere sage ich mir jetzt selbst. Ich war damit beschäftigt, aus diesem Entwurfe ein Gemälde zu machen, als Ihre freundschaftlichen und vernünftigen Urtheile meine Zweifel vermehren halfen. In den Künsten, die auf Einbildungskraft und Geschmack beruhen, leistet man nichts Gutes ohne die Beihülfe eines verständigen Freundes.

Plötzlich brachte aber die Revolution eine gewaltige Aufregung in den stillen Gang der Gelehrtenentwickelung des berühmten Condorcet. Er ward Staatsmann. Man erwählte ihn zum Mitgliede des pariser Stadtrathes, zum Commissar des Nationalschatzes, Mitgliede der gesetzgebenden Versammlung und des Convents. Ja, er gehörte auch mit zu den Richtern Ludwig's XVI. Dies alles handelt Arago wie ein tief eingeweihter Geschichtsforscher mit nationaler Begeisterung, aber auch zugleich mit ungetrübter Wahrheitstreue und einem ehrlichen Streben nach Unparteilichkeit. Er läßt seine Leser einen raschen, lichtvollen Blick in das vielräderige Getriebe der furchtbaren Revolutionsmaschine thun. Der Verfassungsentwurf vom Jahre II bestimmte das traurige Schicksal Condorcet's. Diese Arbeit fand nicht die verdiente Anerkennung. Condorcet, der Liebling des revolutionären und republikanischen pariser Volks, hatte allmählich Neider und Feinde bekommen, welche ihn in der Gunst der Nation zu stürzen trachteten. Man verwarf Condorcet's Verfassung und ersetzte es durch ein sehr oberflächliches Machwerk von Herault de Sechelles. Condorcet war darüber sehr entrüstet und hatte sogar den Muth, sich öffentlich darüber auszusprechen. Hören wir seine Erklärung an die Wähler.

Die Vollständigkeit der Volksvertretung ist soeben durch die Einkerkerung von 27 girondistischen Mitgliedern vernichtet, und die Berathung hat nicht frei stattgefunden. Die peinlichste Censur, die Beschlagnahme in den Druckereien und die Verletzung des Briefgeheimnisses muß man als unübersteigliche Hindernisse für eine freie Kundgebung der öffentlichen Meinung betrachten. Die neue Verfassung spricht nicht von Schadloshaltung der Deportirten, und gibt dadurch der Vermuthung Raum, daß man die Nationalvertretung stets aus Reichen zusammenzusetzen beabsichtigt, oder aus solchen, die glückliche Anlagen haben, reich zu werden. Die allzu große Zersplitterung der Wahl gewährt der Intrigue und der Mittelmäßigkeit zu großen Vortheil. Es ist eine Verleumdung gegen das Volk, wenn man es guter, directer Wahlen für unfähig hält. Die vollziehende Macht, aus 24 Mitgliedern zusammengesetzt, heißt alles zu einem unheilbaren Stillstande verdammen. Eine Verfassung, welche der bürgerlichen Freiheit keine Garantien bietet, ist von Grund aus mangelhaft. Einige Einrichtungen derselben lassen den ersten Schritt zum Föderalismus, zum Aufgeben der Einheit Frankreichs erkennen. Aber der größte Fehler besteht darin, daß man die Mittel zur allmählichen Verbesserung der Verfassung illusorisch gemacht hat.

Dies Schreiben brachte im Volke gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor, als man hätte erwarten sollen. Chabot, der Exkapuziner, brachte dasselbe vor den Convent. Dieser war entrüstet und beschloß ohne weiteres die Verhaftung Condorcet's und die Versiegelung aller seiner Papiere. Das war für die damalige Schreckensherrschaft zugleich ein Todesurtheil. Condorcet rettete sich durch die Flucht. Er fand in dem Hause der Madame Vernet auf einige Zeit einen sichern Versteck. Hier lebte der Geächtete volle neun Monate den Blicken der Welt und den mordgierigen Krallen seiner Feinde entzogen. Arago theilt das Tagebuch Condorcet's aus dieser Zeit im Auszuge mit. Eines Tags erschien ein Unbekannter im Hause der Wirthin, der sich anfangs den Schein gab, als suche er eine Wohnung bei Frau Vernet, bald darauf aber deutlich merken ließ, er wisse darum, daß im Hause ein zum Tode verurtheilter Flüchtling versteckt gehalten werde, dessen Leben augenblicklich in der größten Gefahr schwebe. Man suche jetzt in allen Häusern nach Salpeter und finde unter diesem Vorwande viel Futter für die Guillotine; Madame Vernet möchte sich dies merken und verständig danach handeln. Condorcet hatte diese Unterredung heimlich mit angehört und war sogleich entschlossen, das Haus zu verlassen, besonders aus Rücksicht für seine Wohlthäterin. Dies konnte aber nur ganz im Verstohlenen geschehen, da Madame Vernet ihrem Flüchtling Schutz angedeihen lassen wollte, und sollte dies auch nicht anders als mit Gefahr ihres eigenen Lebens durchzuführen sein. Die edle Frau erkannte ganz klar, daß es um Condorcet geschehen sei, sobald er ihr Haus verlasse. Sie hatte recht, denn die Flucht aus diesem Asyl war zugleich der Weg zum Tode.

Um 10 Uhr (5. April 1794) verließ er seine Zelle, bekleidet mit einer Weste, einer großen wollenen Mütze auf dem Kopfe; er stieg in ein kleines parterre gelegenes Zimmer hinab und begann eine Unterhaltung mit einem andern Miether im Hause der Frau Vernet. Umsonst hatte Condorcet einen uninteressanten Gegenstand gewählt, der anscheinend zu sehr langen Entwickelungen führen sollte; umsonst mischte er in die Unterhaltung viel lateinische Ausdrücke, Frau Vernet blieb unabänderlich anwesend. Schon verzweifelte der Geächtete, sich der Bewachung entziehen zu können, als er plötzlich, ich weiß nicht, ob absichtlich oder zufällig bedauerte, seine Dose vergessen zu haben. Stets gefällig und eilig erhob sich Frau Vernet und ging die Treppe hinauf, um die Dose zu holen. Diesen Augenblick benutzte Condorcet und stürzte auf die Straße. Ein lauter Schrei der Portiersfrau benachrichtigte Frau Vernet, daß sie soeben die Frucht einer neunmonatlichen beispiellosen Aufopferung verloren hatte. Ohnmächtig fiel die arme Frau nieder. Auf der Straße traf er zuerst mit Sarret, einem Vetter der Frau Vernet, zusammen, der ihn darauf aufmerksam machte, daß er nicht unkenntlich genug verkleidet sei und des Wegs nicht kundig. „Ihnen allein“, sagte dieser edle Menschenfreund, „wird es bestimmt

nicht gelingen, die thätige Wachsamkeit der Spione zu überlisten, welche die Commune an allen Thoren von Paris unterhält. Ich bin deshalb entschlossen, Sie nicht zu verlassen." Es war 10 Uhr morgens bei vollem Sonnenschein in einer sehr belebten Straße, vor der Thür sogar jener fürchterlichen Gefängnisse des luxemburger Palastes und des Karmeliterklosters, jener Thür, aus welcher man nur heraustrat, um das Schaffot zu besteigen. Vor sich erblickten die beiden Männer jene düstern Anschläge, die in großen Buchstaben jeden mit Tode bedrohten, der einem Geächteten Beistand leisten würde.

So zeigte sich den beiden Fliehenden überall Lebensgefahr. Aber dennoch erreichten sie glücklich das Freie. Um 3 Uhr langten sie vor der Thür eines Landhauses an, dessen Besitzer mit Condorcet genau befreundet war. Sarret kehrte zurück und Condorcet trat ein. Hier fand er aber nicht den Beistand, welchen er erwartet hatte. Verstoßen und verfolgt suchte er sich eine von Menschen ganz ferne Ruhestätte in den schauerlichen Steinbrüchen von Clamart. Er war seines Lebens satt. Arago sagt:

> Niemals wird man die Pein und die Leiden erfahren, die er am Tage des 6. April erlitten hat. Am 7. gegen Abend sehen wir unsern Collegen am Beine verletzt und vom Hunger getrieben in eine Schenke von Clamart eintreten und einen Eierkuchen fordern. Aber dem Mann, dem fast alles bekannt war, wußte nicht, nicht einmal ungefähr die Anzahl Eier, die ein Arbeiter zur Mahlzeit genießt. Auf die Frage des Wirthes antwortete er: ein Dutzend.

Das erweckte Verdacht. Man fordert die Papiere, und als er diese nicht aufweisen kann, so soll er über seinen Namen und sein Geschäft Aufschluß geben. Er gibt sich für einen Zimmermann aus, aber ein Blick der Verfolger auf seine feinen Hände zeigt die Unwahrheit der Angabe. Er wird verhaftet und nach Bourg la Reine geführt. Ein braver Winzer begegnet unterwegs der Gruppe; er sieht den bedauernswürdigen Zustand des unglücklichen Condorcet, der mit seinem schwer verletzten Fuße und seinem kraftlosen Körper kaum folgen kann, hat Erbarmen und bietet dem Hülfsbedürftigen sein Pferd an. Arago ruft voll Theilnahme aus:

> Ich durfte das letzte Zeichen von Mitgefühl nicht übergehen, das unserm unglücklichen Collegen zu Theil wurde. Als am 8. April morgens der Gefangenwärter zu Bourg la Reine die Thür des Gefängnisses öffnete, um den noch unbekannten Gefangenen den Gensdarmen zu übergeben, die ihn nach Paris führen sollten, so fand er nur noch einen Leichnam!

Condorcet hatte den Tod durch Gift dem durch Henkershand vorgezogen. Er trug das Gift schon jahrelang in einem Ringe bei sich. Es war von Cabanis bereitet und soll von derselben Art gewesen sein, womit Napoleon I. sich zu Fontainebleau zu tödten versucht hat, man kennt aber den Namen und die Natur desselben noch jetzt nicht.

Bailly's Leben fällt auch in die Zeit der Revolutionsstürme Frankreichs, und er findet darin ein noch schrecklicheres Ende. Er wurde 1736 zu Paris geboren und starb daselbst 1793 unter Henkershand den politischen Märtyrertod. Als Astronom und als Secretär der Akademie hat er Großes geleistet, aber ganz besonders hat er sich durch seine Geschichte der Astronomie einen unsterblichen Namen erworben. Zur Zeit der Versammlung der Notabeln wählte man Bailly zum ersten Deputirten von Paris. Seine allgemein gekannte und bewunderte geistige Ueberlegenheit, sowie seine moralische Zuverlässigkeit erhoben ihn im Volkstriumphe zum ersten Präsidenten der Nationalversammlung und zum ersten Maire von Paris. Unter allen Helden der Französischen Revolution ist wol keiner so rasch und so hoch gestiegen und so gewaltig gefeiert als Bailly. Aber jedes Glück der pariser Volksgunst hat immer den Keim zu einem noch größern Unglücke in sich getragen. Marat hatte auf Bailly einen blutdürstigen Haß geworfen und dieser Tiger ruhte nicht eher, als bis er sein Opfer enthauptet vom Blutgerüste schleppen sah. Marat war ein ärztlicher Charlatan, kam zur Zeit des Umsturzes von Neufchatel nach Paris, machte viel von sich reden und wollte als Mann der Wissenschaft eine Rolle spielen. Er schrieb eine „Philosophie der Arzneikunde" in drei Bänden. Diese sollte über das Wesen und die Beziehung der Seele zum Körper Aufschluß geben, enthielt aber nur schmuzigen Materialismus und platten Atheismus mit allerlei hohlen Redensarten verziert. Die Hoffnung, daß diese Schrift auf Voltaire einen günstigen Einfluß ausüben sollte, schlug gänzlich fehl. Voltaire war auch Freigeist, aber still innerlich und mit einer Fülle von feinem Geist. Er behandelte das Marat'sche Machwerk sehr verächtlich und schrieb öffentlich darüber: „Man darf nicht verschwenderisch alle andern mit Verachtung behandeln und sich selbst in einer jedem Leser aufdringenden Weise Hochachtung zollen. Ueberall erkennt man den Arlequin, der zur Belustigung des Parterre seine Sprünge macht." Da wagte Marat sogar einen Angriff auf Newton's große Hypothese der allgemeinen Gravitation, wofür er natürlich noch gründlicher zu Hause geleuchtet wurde. Alle diese Vorgänge waren die Veranlassung, daß Marat's Bewerbung um die Mitgliedschaft der Akademie gänzlich scheiterte. Das war eine der Eitelkeit Marat's geschlagene Wunde, die nie vernarbte. So ward er der bitterste Feind aller Akademiker. Er lag mit tückischer Mordgier heimlich auf der Lauer. Da kam die Revolution, welche ihm überall Gelegenheit und gleichgesinnte Helfershelfer brachte, seinen furchtbaren Haß zur That reifen zu lassen. Es ist bekannt genug, wie viele Opfer auf Betrieb dieses Bösewichts gefallen sind. Auch unser Bailly sollte dazu gehören. Dieser war Akademiker, also sein Feind. Er fing damit an, den Maire von Paris zu belächeln, dann zu verdächtigen und zuletzt öffentlich anzuklagen. Als das empörte Weibervolk zu Paris die königliche Familie von Versailles einholen wollte, so war Bailly in Verbindung mit Lafayette diesem verhängnißvollen Weiberzuge energisch entgegengetreten. Das benutzte Marat, um Bailly's Volksgunst zu untergraben. Und als der unglückliche König eingebracht wurde, war es wieder Bailly gewesen, der als Oberbürgermeister von Paris mit ihm geredet hatte. Marat verfälschte und verdrehte diese Worte und schleuderte sie höhnisch unter den wüthenden Haufen. Bailly hatte damals im Namen und im Auftrage des Municipalraths die Königin in den Tuilerien zu bewillkommnen und zu beruhigen. Auch

hieraus sog Marat und seine Sippschaft Gift fürs Volk. So war das Maß der Anschuldigungen bald gefüllt. Bailly legte sein Maireamt nieder und zog sich nach Chaillot zurück. Hier wollte er wieder ganz der Wissenschaft leben. Dies war am Ende des Jahres 1791. In Paris trat nun eine sehr unheimliche Schreckenszeit ein. Bailly fühlte sich in der Nähe dieser Stadt nicht mehr sicher; er reiste daher zu mehreren seiner Freunde in den Departements, fand hier aber die Ruhe nicht, welche er suchte. Der Gemeinderath von Paris hatte zum Beschluß erhoben, daß Bailly für die als Maire bewohnten Gebäude 6000 Livres nachträglich noch bezahlen sollte. Bailly fügte sich dem Beschlusse und konnte nur durch den Verkauf seiner geliebten Bibliothek Rath schaffen. Aber auch hiermit waren seine Feinde noch nicht zufrieden. Ein Schreiben von Roland, dem Minister des Innern, verkündete Bailly kurz und kalt, daß ihm die Wohnung im Louvre, welche er seit einem Vierteljahrhundert bewohnt und zur Sternwarte eingerichtet hatte, entzogen sei. Jetzt stellte man ihn auch unter polizeiliche Aufsicht. Bailly fügte sich in alles, um nur mit dem Leben aus dieser Zeit des Schreckens zu kommen. Er reiste nach Melun, um bei seinem alten Freunde Laplace Erholung und Trost zu finden. Er fand aber auch hier keine willkommene Aufnahme. Die Revolutionsarmee rückte zu Melun ein, nahm Bailly gefangen und schleppte ihn zurück nach Paris. Er sollte in dem Processe gegen die Königin als Zeuge auftreten. Die Acten dieses Processes bilden einen Schandfleck in der Geschichte der Civilisation. Bailly sollte gegen die Königin zeugen oder zugleich mit ihr untergehen, das wollte das Blutgericht. Der Präsident fragte Bailly, ob er die Angeklagte kenne. „Gewiß kenne ich sie!“ rief er aus und verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor Marie Antoinette. Dann sprach er seine Entrüstung gegen die erlogenen Beschuldigungen aus, welche die Anklageacte dem jugendlichen Sohne des Königs in den Mund legte. Das nahm der Gerichtshof übel. Bailly war jetzt nicht mehr Zeuge, sondern Mitschuldiger der Angeklagten. Ein schauerlicher Proceß, aus dem aber klar hervorgeht, daß Bailly sich nie biederer, muthiger gezeigt hat, als in dieser peinlichen Lage. Bailly ward beschuldigt, um die beabsichtigte Flucht des Königs gewußt zu haben; er habe das Blut des Volks auf dem Marsfelde mit Uebermuth vergossen. Der Proceß war kurz und lautete auf den Tod Bailly's; er starb den 12. November 1793 unter dem Beil der Guillotine. Wir geben hier Arago das Wort:

Bailly war zeitig aufgestanden; nachdem er wie gewöhnlich den Schlaf des Gerechten genossen, trank er Chocolade und unterhielt sich längere Zeit mit seinem Neffen. Dieser junge Mann war in Verzweiflung, aber der edle Gefangene bewahrte die ganze Heiterkeit seiner Seele. Als der Verurtheilte am vorhergehenden Tage aus dem Gericht zurückkehrte, bemerkte er mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit, aber mit einer gewissen Unruhe, „man hat die Zuschauer bei der Proceßverhandlung sehr feindselig gegen mich gestimmt. Ich fürchte, daß ihnen die bloße Vollstreckung des Urtheils nicht mehr genügen wird, und das würde durch seine Folgen gefährlich sein. Aber vielleicht wird es die Polizei behindern.“ Am 12. schien dieser Gedanke ihn noch einmal zu durchzucken. Er forderte und trank schnell hintereinander zwei Tassen schwarzen Kaffee. Diese Vorsicht deutete Schlimmes. „Beruhigt euch“, sprach unser tugendhafter Amtsgenosse zu denjenigen, welche ihn in diesem Augenblicke schluchzend umgaben, „ich muß eine recht schwere Reise antreten und mistraue meiner Gemüthsstimmung. Aber Kaffee erregt und belebt, und ich hoffe nun, wie sich's gehört mein Ziel zu erreichen.“ Es war Mittag. Bailly sagte seinen Mitgefangenen ein letztes zärtliches Lebewohl, wünschte ihnen ein besseres Los, folgte dem Henker ohne Schwäche und ohne Prahlerei und bestieg, die Hände auf den Rücken gebunden, den verhängnißvollen Karren. Unser College pflegte zu äußern: „Wer in der Todesstunde nicht einen Blick rückwärts thun kann, der gibt eine geringe Meinung von sich.“ Bailly's letzter Blick war auf seine Gattin gerichtet. Einer von den begleitenden Gensdarmen vernahm gerührt die letzten Worte des Schlachtopfers und überbrachte sie treu seiner Witwe. Der Zug erreichte den Eingang in das Marsfeld von der Flußseite her; ein Viertel nach eins hatte man nach dem Wortlaut des Urtheilspruchs das Schaffot errichtet. Die verblendete Menge, die dort versammelt stand, rief wüthend, der geheiligte Boden dürfe nicht entheiligt werden durch das Blut eines Mannes, den sie einen großen Verbrecher nannte. Auf ihr Verlangen — fast hätte ich gesagt, auf ihren Befehl — wurde die Hinrichtungsmaschine auseinander genommen, Stück für Stück in einen der Gräben getragen und wieder aufgebaut. Unerschüttert betrachtete Bailly die schrecklichen Zurüstungen und vernahm das teuflische Geschrei. Er ließ nicht eine einzige Klage hören. Ein kalter Regen fiel seit dem Morgen und überströmte den Körper, besonders das entblößte Haupt des Greises. Als ein Elender bemerkte, daß Bailly schauderte, so rief er: „Bailly, du zitterst!“ — „Lieber, mich friert“, erwiderte das Schlachtopfer sanftmüthig. Dies waren seine letzten Worte. Bailly stieg den Graben hinab, wo der Henker vor ihm die rothe Fahne vom 17. Juli verbrannte. Festen Schrittes bestieg er hierauf das Schaffot. Man muß sich überwinden, es offen zu gestehen, daß im Augenblick, wo der Kopf unsers ehrwürdigen Collegen fiel, die erkauften Zuschauer, welche die schauerliche Hinrichtung auf das Marsfeld gezogen hatte, schändliche Beifallsrufe ertönen ließen.

Arago erwähnt dann noch, daß der Akademiker Cousin alles aufgeboten habe, um der unglücklichen Witwe Bailly's Obdach und Mittel zum Leben zu verschaffen. Sie lebte bis 1799 in sehr kümmerlichen Verhältnissen. Da verkündete eines Tags der öffentliche Ausrufer, daß General Bonaparte Consul geworden sei und Laplace Minister des Innern. Der neue Minister begann sein Amt mit der edeln That, daß er für die Witwe Bailly's einen Jahrgehalt von 2000 Francs auswirkte. Madame Laplace überbrachte die schöne Botschaft persönlich ihrer unglücklichen vielgeprüften Freundin. Frau Bailly dankte voll Rührung, fügte aber zugleich hinzu: „Ich hörte gestern den öffentlichen Ausrufer und mußte Sie erwarten.“

Diese Biographien haben ungemein viel Anziehendes, wir können uns gar nicht gut davon trennen und glauben gewiß im Sinne unserer Leser zu handeln, wenn wir noch etwas aus dieser Partie des Werks mittheilen und zwar aus der Biographie von Caspar Monge. Das Leben dieses großen Gelehrten ist auch sehr reich an welthistorischen Momenten, wie das der vorhergehenden Akademiker, nur ist das Ende — Gott sei Dank — weniger tragisch. Monge, der Erfinder der beschreibenden Geometrie, war der erste Begründer der weltberühmten Polytechnischen Schule zu Paris; er war der vertrauteste Freund und Lebensgefährte

des großen Napoleon bei seinem Zuge nach Aegypten, bei seiner kaiserlichen Thronbesteigung und bei seiner Rückkehr von Elba. Monge wurde durch sich selbst so bedeutend. Von Geburt war er einer sehr bescheidenen Sphäre der menschlichen Gesellschaft zugewiesen; sein Vater war ein umherziehender Krämer. Er wurde 1746 zu Beaune geboren. Seine Neigung war ursprünglich irgendeinem Bauhandwerk zugewandt, daher schickten die Aeltern den herangewachsenen Knaben nach Mézières in die mit dem berühmten adelichen Ingenieurinstitute verbundene sogenannte Gipsschule, welche eine niedere Gewerbschule gewesen zu sein scheint. Hier brach sich das hervorragende Talent des jungen Monge sogleich Bahn, er zeichnete sich vor allen seinen Mitschülern so entschieden aus, daß man ihn zum Hülfslehrer der hohen Ingenieurschule erhob. Die Hauptlehrer machten sich ein Vergnügen daraus, dem Wissensdrang des genialen Jünglings immer mehr Nahrung und Befriedigung zu geben, und in demselben Maße erweiterte sich auch sein Wirkungskreis. Hier war es denn auch, wo er den ersten Grund zur Erfindung seiner weltberühmten descriptiven Geometrie legte, wovon die später reif gewordenen Früchte in den Jahren 1770—73 von der turiner Akademie veröffentlicht wurden. Bei allen Sachverständigen erregten diese Mittheilungen ungemeines Aufsehen. Schon vorher in seinem zweiundzwanzigsten Jahre hatte man ihm an Bossut's Stelle die Professur des Geniewesens anvertraut und drei Jahre später überwies man ihm die durch den Tod des Abtes Nollet erledigte Stelle eines Hauptlehrers der Mathematik und Physik zu Mézières. In diese Zeit fällt ein Lebensereigniß des jungen Gelehrten, welches uns zugleich einen Blick in seinen Charakter thun läßt und daher nicht wol übergangen werden darf:

In einer Gesellschaft zu Mézières erzählte ein gewisser Jemand, voll von lächerlichem Dünkel über seine Verdienste und seine Glücksumstände, als eine kaum glaubhafte Sache, daß die schöne Madame Horbon aus Rocroy ihn nicht zum Gemahl habe nehmen mögen. „Uebrigens", setzte er hinzu, indem er zur Erheiterung seiner Zuhörer zu lachen sich bestrebte, „habe ich meine Rache genommen: Geschichten von meiner Erfindung sind in der Stadt und der ganzen Gegend im Umlaufe und haben die spröde Witwe bereits verhindert, eine andere Ehe einzugehen." Monge kannte Madame Horbon nicht. Nichtsdestoweniger bahnte er sich mit Händen und Armen ungestüm einen Weg durch die Menge, die jederzeit mit bereitwilligem Ohr die Lästerzungen umsteht, ging gerade auf den abgewiesenen Freier zu und richtete in gebietendem Tone, der keinen Verzug in der Antwort zuließ, die Frage an ihn: „Ist es wahr, mein Herr, — ich wünsche, daß Sie es noch einmal aussprechen, — ist es wahr, daß, um einer schwachen Frau zu schaden, Sie Anekdoten in Umlauf gesetzt haben, deren Falschheit Ihnen bekannt war? — „Das ist wahr, aber was geht das Sie an?" — „Ich erkläre Sie hiermit für einen ehrlosen Menschen!" rief Monge mit weit vernehmbarer Stimme. Und rasch wie der Blitz begleitete die That seinen Ausruf, sodaß die Zuschauer den Verlauf eines Streites sahen, wie in der schönen Tragödie Corneille's die Scene zwischen Diego und dem Vater der Ximene....

Dieselbe Madame Horbon, eine liebenswürdige, unbescholtene junge Witwe von 20 Jahren wurde bald nach jenem Ereigniß (1777) Monge's Gemahlin, die ihr ganzes Leben hindurch alles aufbot, um ihren Ehrenritter vollkommen glücklich zu machen. Im Jahre 1780 wurde Monge Mitglied der Akademie zu Paris durch die ehrenvollste Fürsprache von d'Alembert und Condorcet; man rief ihn nach Paris, um hier als Professor der Hydraulik thätig zu sein. Auch diesen Platz füllte er mit Ehren aus. Man rühmte Monge's Lehrtalent; seine Zuhörer waren begeistert von der ungemeinen Faßlichkeit und Klarheit des Vortrags; die Akademie bewunderte die Fülle von praktisch wichtigen Ideen, womit der geistreiche Monge fortwährend die Wissenschaft bereicherte. Da kam die Revolution. Sie machte einen sehr tiefen Eindruck auf Monge. Vor allem waren es die edeln Grundprincipien der Humanität, wofür sein Herz entbrannte und sein Geist schwärmte. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit unter allen Menschen auf Erden! O, wie begeisterte ihn der Ausruf dieser drei Grundpfeiler der Menschenrechte! Die unnatürliche Kluft der Stände war ihm tief innerlich zuwider, er hielt sie für eine Versündigung an dem Menschen selbst, für einen unchristlichen Frevel an Gottes erhabenster Schöpfung. Mit einem Worte, er war ein Schwärmer, aber einer von hoher Bedeutung, wie unser Klopstock, der in den Volksrechten den Anfang der Verwirklichung seiner Messiade begrüßte, wie unser Herder, dessen große Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit dadurch Nahrung und Aufschwung erhielten. Monge hatte das adeliche Ingenieurinstitut zu Mézières in Gedanken, welches ihm in seiner nach Ausbildung schmachtenden Jugend die Lehrsäle versperrte, weil er keine Geburt hatte. Aus dem ersten Ausbruch dieser Schwärmerei ward später eine begeisterte patriotische Wärme, von dem ruhigen besonnenen Verstande gezügelt und geleitet. Monge's Name erhielt rasch auch eine politische Berühmtheit. Er ward in der Akademie zu der Commission gewählt, welche die Vorurtheile im Volke gegen Einführung des Decimalsystems besiegen sollte. Als die gesetzgebende Versammlung die königliche Autorität suspendirt und einen selbständigen executiven Rath dafür an den Platz gesetzt hatte, so übertrug man unserm Monge das Ministerium der Marine. Da brach über Frankreich eine schwere Zeit der Prüfung ein. Das ganze Land war von Feinden umringt. Das Vaterland war in Gefahr. Es fehlte an Mitteln zur Rettung. Man hatte nicht einmal Salpeter zur Fabrikation des Schießpulvers. Da rief Monge mit patriotischer Begeisterung: „Man gebe uns salpeterhaltige Erde und drei Tage später werden wir die Kanonen damit laden!" Das war ein Wort zu seiner Zeit. Man bereitete Salpeter, verfertigte Schießpulver nach Monge's Vorschlag. Aus den Glocken der Kirchen goß man auf Monge's Rath Kanonen. So wurden auch Säbel, Degen, Bajonnete, Lanzenspitzen und Flintenschlösser aus französischem Stahl gearbeitet, den man bis dahin kaum dem Namen nach kannte. Das war eine Zeit der gewaltigsten Rührigkeit, ein Wachwerden des Patriotismus, ein Praktischwerden der ganzen Nation, und Monge war dabei das belebende Princip. Doch alle

diese Verdienste und Thaten waren vergessen, als der „9. Thermidor“ ins Land rückte. Monge wurde in Anklagestand versetzt. Das Revolutionstribunal würde ihn geopfert haben, wie es mehrere seiner Collegen und Zeitgenossen geopfert hat, wenn er sich nicht durch die Flucht gerettet hätte. Monge's edle Natur konnte neben dem höllischen Genie eines Robespierre nicht leben. Arago sucht diese Flucht zu rechtfertigen und zugleich Monge von der Beschuldigung zu reinigen, als habe er den Tod Ludwig's XVI. votirt. Arago sagt:

Zwei Worte reichen hin, und es bleibt keine Spur übrig. Monge hat nie in einer unserer politischen Versammlungen gesessen. Kurze Zeit vor dem ägyptischen Feldzuge hatte ihn die Stadt Marseille zu ihrem Vertreter im Rathe der Fünfhundert gewählt, aber die Abreise der Expedition hinderte ihn, seinen Sitz einzunehmen.

Als die Schreckensherrschaft Robespierre's vorüber war, kehrte auch Monge zurück und ward der Begründer der Polytechnischen Schule, wozu er von der Republik beauftragt war. Auch sandte ihn das Directorium zweimal nach Italien, um in Verbindung mit sachverständigen Künstlern die Gemälde und Statuen auszuwählen und in Empfang zu nehmen, welche die siegreiche französische Armee als erobertes Eigenthum ansah. Bei dieser Gelegenheit trat Monge zum ersten male mit Napoleon in genauern persönlichen Verkehr. Der Oberbefehlshaber der italienischen Armee sprach zu Monge:

Erlauben Sie mir, Ihnen meinen Dank für den wohlwollenden Empfang auszudrücken, den ein junger unbekannter und nicht gerade günstig angeschriebener Artillerieoffizier im Jahre 1792 beim Marineminister erfuhr. Er hat die Erinnerung daran sorgfältig aufbewahrt. Sie sehen in diesem Offizier den gegenwärtigen Anführer der italienischen Armee. Derselbe ist glücklich, Ihnen die Hand eines dankbaren Freundes zu reichen.

Das Schicksal dieser beiden großen Geister blieb nun von diesem Augenblicke an mehrere Jahre innig aneinander gekettet. Napoleon nahm Monge mit nach Aegypten und kehrte auch mit ihm nach Frankreich zurück. Diese Rückkehr war ein sehr gefahrvolles Unternehmen; hören wir einiges davon. Eines Tags sagte der General Bonaparte:

Wißt, daß ich mich zwischen zwei einander sehr unähnlichen Situationen befinde. Angenommen, ich lande unversehrt und wohlbehalten in Frankreich, so werde ich die Parteien besiegen, das Commando der Armeen übernehmen, die Fremden schlagen und die Segenswünsche unserer Mitbürger ernten. Setzen wir im Gegentheil den Fall, ich werde von den Engländern gefangen genommen, so sperrt man mich in einen Ponton und für Frankreich bin ich ein gemeiner Deserteur, ein General, der seine Armee ohne Autorisation verlassen hat. Deshalb gilt es, bald seinen Entschluß zu fassen. Ich werde nie einwilligen, mich einem englischen Schiffe zu ergeben. Wenn wir von der Uebermacht angegriffen werden, so schlagen wir uns bis aufs äußerste. Meine Flagge werde ich niemals senken. Im Augenblick, wo die feindlichen Matrosen das Schiff entern, muß die Fregatte in die Luft fliegen.

Die Umstehenden hörten diese Rede mit sichtbarer Ueberraschung. Monge begriff das Ganze sehr klar und war mit dem Schluß ganz einverstanden. Zwei Tage später zeigte sich am Horizont ein Segel, welches man anfänglich für ein englisches Fahrzeug hielt. Alles war sogleich in Kampfbereitschaft. Doch bald ergab sich, daß das Fahrzeug kein feindliches sei. „Wo ist Monge?“ fragte der General. Man suchte nach ihm und fand ihn mit der angezündeten Laterne vor der Pulverkammer. Er war also nach Napoleon's Wunsch auf seinem Posten. Nach der glücklichen Rückkehr und Napoleon's Wahl zum Ersten Consul ward Monge mit zum Senator der Republik ernannt.

Napoleon's Sturz wirkte sehr niederschmetternd auf Monge's Gemüth. Als nun aber bald nachher sein kaiserlicher Freund wieder heimkehrte von Elba, so war niemand glücklicher als er. Die nun folgenden Hundert Tage erweckten wieder den ganzen Feuereifer; der alte Mann war wie verjüngt. Er zeigte eine patriotische Begeisterung, wie in den ersten Tagen der gerechten Erhebung der Nation. Er stand auch nicht allein in dieser Regsamkeit, man hat das Ganze nur vergessen, weil es zu keinem glücklichen Ausgang geführt hat. Das Schicksal haben alle Großthaten der Männer und Nationen: ohne glücklichen Ausgang sind sie Zeichen der Schwärmerei, Ueberspanntheit, welche am liebsten vergessen werden. Hören wir Arago:

Der Besiegte von Waterloo bewohnte das Elysée. In einer seiner vertrauten Unterhaltungen mit Monge entwickelte Napoleon die Plane, welche er im Auge hatte. Amerika war damals der Punkt, auf den er seine Aufmerksamkeit richtete. Er glaubte sich ohne Schwierigkeit, ohne Hindernisse dahin begeben und ungestört leben zu können. „Der Mangel an Beschäftigung“, sagte er, „würde für mich die größte aller Folterqualen sein. Wenn ich verdammt bin, nicht mehr Armeen zu commandiren, so sehe ich nur noch die Wissenschaften, welche sich meiner Seele und meines Geistes kräftig bemächtigen können. Zu lernen, was die andern gemacht haben, kann mir nicht genügen. Ich will auf dieser neuen Bahn arbeiten und Entdeckungen hinterlassen, die meiner würdig sind. Ich bedarf dabei eines Gefährten, der mich zunächst so rasch als möglich mit dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaften bekannt macht. Hierauf wollen wir von Canada bis Cap Horn den neuen Continent durchstreifen und auf dieser ungeheuern Reise alle die großen Phänomene der Physik unsers Erdballs studiren, über welche die gelehrte Welt noch keinen Aufschluß gefunden hat. Von Enthusiasmus hingerissen rief Monge aus: „Sire, Ihr Mitarbeiter ist gefunden. Ich begleite Sie!“ Napoleon dankte seinem Freunde mit Innigkeit und machte ihm nicht ohne Mühe begreiflich, daß ein Mann von 70 Jahren sich nicht wol in ein so mühevolles und anstrengendes Unternehmen stürzen könne.

Man erkennt hieraus die rückhaltslose unbedingte Ergebenheit Monge's an seinen Kaiser, aber auch zugleich die gefahrvolle Lage des großen Gelehrten bei der zweiten Restauration, die ihn um Amt und Würde brachte. Er suchte und fand eine Zufluchtsstätte bei Madame Ybert in der Rue St.-Jacques. Man saß über ihn zu Gericht, aber nicht mit dem Schwert der Gerechtigkeit, sondern mit dem moralischen Dolche der Entehrung und Entsetzung. Man strich ihn aus der Liste der Akademiker, man hob die von ihm geschaffene Polytechnische Schule auf, wofür der große Napoleon so hoch begeistert war. Das war zu viel für den Greis. Er verfiel in Schwermuth, die bald in eine geistige Theilnahmlosigkeit ausartete, aus der er durch nichts zu erwecken war. Die am Krankenbette weilenden betrübten Freunde kannten die

gewaltige Wirkung, welche die patriotischen Jubelklänge der Marseillaise immer auf Monge's Gemüth gemacht hatten. Sie ließen diese Kriegshymne spielen, aber Monge's schlummernder Geist ward nicht davon aufgeweckt. Das war ein schlimmes Zeichen. Die Krankheit machte auch rasche Fortschritte, und am 18. Juli 1818 starb der große Monge.

Sobald dies traurige Ereigniß bekannt wurde, suchten die Zöglinge der Polytechnischen Schule mit Einstimmigkeit und wie um eine ganz vorzügliche Gunst um die Erlaubniß nach, die leblosen Ueberreste des großen Mannes, welchen Frankreich verloren hatte, zu ihrer Ruhestätte geleiten zu dürfen. Die Behörde wies diese Bitte auf verletzende Art zurück und beharrte dabei, in einem Schritte, der für eine vorurtheilsfreie Betrachtung in Wirklichkeit nichts anderes bot, als die ehrenwerthe Kundgebung eines Gefühls der Pietät, eine politische Demonstration zu erblicken.

Ganz kurz machen wir nur noch auf die Biographie Poisson's aufmerksam. Sie ist 1850 gehalten und gehört mit zu den letzten Arbeiten Arago's. Poisson ist der Sohn eines armen Soldaten; was er also in der Gelehrtenwelt Großes geworden ist, verdankt er einzig nur dem ihm angeborenen Reichthum seines Geistes und den glücklichen Fügungen, womit sein Lebenslauf vom gütigen Himmel gesegnet war. Die Polytechnische Schule hatte ihn gebildet und er wurde später einer ihrer ausgezeichnetsten Lehrer. Seine höhere reine Mechanik, seine Wahrscheinlichkeitsrechnung, seine Forschungen über Physik der Erde und des Himmels sind Geistesfrüchte, welche seinen Namen unsterblich gemacht haben. Ihm waren Laplace, Lagrange, Legendre und Monge Lehrer, welche mit ehrenvollem Stolze auf einen solchen Schüler blickten. Besonders aber war es der geniale Laplace, der unsterbliche Verfasser der „Mechanik des Himmels", welcher früh das eminente mathematische Talent des jungen Poisson erspähte und rasch zu entwickeln wußte. Von ihm rührt die später so sprichwörtlich gewordene Redensart her:

Petit Poisson deviendra grand,
Pourvu que Dieu lui prête la vie.

Es sind die Anfangsverse einer Fabel Lafontaine's. Laplace rief sie mit Entzücken aus, als er den jungen Poisson zuerst geprüft und gefunden hatte, wie hoch derselbe gerade für Mathematik begabt sei. Poisson lebte nur für seine Wissenschaft. Er meinte, das Leben sei ihm nur zu zwei Dingen nütze, nämlich zum Treiben der Mathematik und zum Lehren derselben. Damit waren ihm die großen nationalen Umwälzungen seines Vaterlandes todte Buchstaben, zu denen er in gar keiner Beziehung stände. Nur zweimal in seinem Leben machte er von dieser Indifferenz eine entschiedene Ausnahme. Im Jahre 1789 war seine ganze Kindesseele in begeisterte Schwärmerei aufgelöst durch das Wiedererwachen und Freiwerden seines geknechteten Vaterlandes. Dann war er aber auch mit unversöhnlichem Haß gegen Napoleon erfüllt, als dieser aus der französischen Republik einen Kaiserstaat machte. Es ist aber weder jene Begeisterung noch dieser Haß irgendwie an die Oeffentlichkeit getreten. Er war 1781 geboren und starb 1840.

Damit müssen wir nun aber unsere Mittheilung aus den biographischen Bänden des Werks schließen. Wir gestehen, daß uns dies keine kleine Ueberwindung kostet, denn es steckt gerade hierin ungemein viel Anziehendes. Aus der Hand eines so begabten Meisters haben die Lebensbilder der großen Geister wie Laplace, Gay-Lussac, Watt, Malus, Fermat, Molière, Cuvier u. a. einen gewaltigen Reiz und eine hohe bildende Kraft. Dies ist aber auch in unserm Vaterlande nicht unbeachtet geblieben. Es hat Eduard Köhler unter dem Titel: „Choix d'esquisses biographiques de François Arago", eine Auswahl für die obern Klassen der deutschen höhern Bürgerschulen herauszugeben begonnen, welche ganz dazu geeignet ist, das Studium der französischen Sprache sowol in formeller als sachlicher Hinsicht zu beleben und fruchtbar zu machen. Das war ein glücklicher Gedanke, der sicher seine guten Früchte tragen wird.*) Durch Arago lernt unsere Jugend die Männer kennen, welche unser Jahrhundert so hoch, so bewundernswürdig hoch emporgehoben haben, daß es glänzen wird wie eine Geistessonne über alle kommenden Jahrhunderte. Durch Arago lernt unsere Jugend erst eigentlich, worin der Franzose wirklich groß gewesen ist, durch seinen besonnenen aber feurigen Patriotismus wird auch ihr Nationalgefühl erwärmt und richtig geleitet. Durch seine scharf und klar ins Licht gestellten Charakterzüge wird auch ihre Charakterbildung an Kraft und Festigkeit gewinnen. Durch seine Freiheitsliebe, durch seine Begeisterung für alles wahrhaft Edle, Schöne und Große im Menschen wird unsere Jugend frohlockend aufathmen und fühlen lernen, daß sie auch ein warm und feurig schlagendes Herz habe für das Freie, Edle, Schöne und Große in der Menschenbrust. Diese Gefühle müssen in unserer deutschen Jugend wach werden und wach erhalten werden, aber es muß auch mit der männlichen, durch Erfahrung und Wissen gereiften Ruhe geschehen, wie es Arago gethan hat. Uebrigens ist das Ganze nur von dem Standpunkte aus zu nehmen, daß die Schule praktisch eingeführt werde in die wissenschaftliche französische Rhetorik, in das, was Buffon „la vérité du style" genannt hat.

Die vier Bände, welche die populäre Astronomie enthalten, zeichnen sich ganz vorzugsweise durch eine leicht faßliche Entwickelung selbst der schwierigsten Lehren der Sternkunde aus. Sie sind die gereiftesten Früchte der berühmten Vorlesungen, welche der große Mann 18 Jahre lang auf der pariser Sternwarte vor einem allgemein gebildeten Publikum mit großem Beifall gehalten hat. Wir besitzen schon eine ähnliche Schrift von ihm, welche aber nur Auszüge aus dem „Annuaire du bureau des longitudes" in sich faßt, also nur Unvollständiges, das ohnehin dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft nicht mehr ganz entspricht. Was die deutsche Bearbeitung betrifft, so ist an ihr noch ganz besonders rühmend zu erwähnen, daß sie mit Zusätzen und Vervollständigungen versehen ward, welche selbst für die Männer von Fach eine

*) Leider ist Eduard Köhler, der noch bis zuletzt, namentlich auch als Mitarbeiter des „Magazin für die Literatur des Auslandes" literarisch thätig war, inzwischen zu Leipzig verstorben. D. Red.

hohe Bedeutung haben. Ueberhaupt muß man es für ein Glück achten, daß die Bearbeitung dieser Partie der Hand d'Arrest's anvertraut worden ist, von dem man weiß, wie gründlich er das Gesammtgebiet der Astronomie beherrscht und mit welcher Sorgfalt und Einsicht er in seinem Fache arbeitet. Wir haben sehr viele und sehr ausgezeichnete ähnliche Originalwerke, aber dies Werk Arago's in der Bearbeitung von d'Arrest überflügelt alle. Es ist bekannt, wie Arago selbst seine populäre Astronomie zum hervorragendsten Liebling aller seiner Gelehrtenwerke erhoben hat, daß er daran verbessert hat bis zum letzten Augenblick seines Lebens. In Rührung erweckender Weise bemerkt er in der Vorrede:

Was mich betrifft bei dem Zustande der Gesundheit, in welchem ich mich gegenwärtig befinde, wo ich des Augenlichts beraubt diese Zeilen dictire und nur noch wenige Tage zu leben habe, bleibt mir nur übrig, den Händen thätiger und ergebener Freunde ein Werk anzuvertrauen, dessen Herausgabe zu überwachen mir nicht vergönnt sein wird.

Das Vertrauen, welches Arago in dieser Hinsicht J. A. Barrel geschenkt hat, ist jetzt durch die That glänzend gerechtfertigt.

Alle übrigen Bände enthalten bald größere bald kleinere wissenschaftliche Aufsätze von sehr mannichfaltigem Inhalt. Aber alles ist durchweg interessant gehalten und deutet auf ein sehr umfassendes Wissen und einen eminenten Geist des großen Verstorbenen. Ueberall bewundert man die ungemeine Fülle von Gelehrsamkeit, die Lebendigkeit in der Darstellung und das Ueberzeugende in der Begründung. Und bei aller Gelehrsamkeit fehlt doch nirgends die praktische Grundlage und Anwendung. Arago war ebenso zu Hause in den höchsten Sphären der Wissenschaften, wie in den rein praktischen Kreisen des Geschäftslebens, und er hat es meisterhaft verstanden beide miteinander zu verbinden. So untersucht er die allerfeinsten Phänomene des Lichts und führt damit das ganze Gebiet der Optik zu neuen und höhern Stoffen empor. Dann vertieft er sich in das Wesen und die praktische Bedeutung der Dampfmaschinen, der Eisenbahnen, der elektrischen Telegraphen, der Schiffahrt, der Leuchtthürme, der Festungen, der artesischen Brunnen, der Daguerreotypen, der Gewitter, redet über die Systeme des Schutzes und der Handelsfreiheit, über die Patente auf Erfindungen, über das Wasserheben aus Bergwerken, gibt eine Beschreibung von sehr vielen öffentlichen Lehranstalten und Instituten in Paris, weiß selbst ein klares Licht zu verbreiten über die Finanzen und Steuern der Stadt Paris u. s. w. Das ist eine große Mannichfaltigkeit! Aber wohin der Verfasser seine Leser auch führen mag, immer weiß er sie belehrend zu fesseln, immer trifft er gerade die Punkte, wofür sich alle am lebhaftesten interessiren. Um in dieser Beziehung unsern Lesern eine kleine Probe von der geistreichen Art der Behandlung zu geben, wählen wir den achten Band, der vorzugsweise der Meteorologie gewidmet ist. Hier weiß er zunächst das Unhaltbare aller Wetterprophezeiung und besonders den Einfluß des Mondes auf die Vorgänge des Wetters als in nichts begründet darzustellen. Dann wendet er sich an die Widerlegung tausendfachen Aberglaubens. So heißt es schon in der ältesten Zeit, daß Krebse, Austern und andere Schalthiere während des zunehmenden Mondes größer sind als während des abnehmenden. Arago sagt:

Die Bemerkung ist sehr alt, man findet sie schon im Dichter Lucilius, im Aulus Gellius u. s. w. Ich weiß nicht, ob die Mitglieder der Akademie del cimento sich experimentell damit beschäftigt hatten. Mindestens scheinen sie geneigt, die Thatsache bezüglich der Krebse und Krabben anzunehmen, da sie eine Erklärung davon geben. Der Mond soll nach ihnen keine andere Rolle hierbei spielen, als diesen Thieren bei ihrer nächtlichen Jagd mehr oder weniger zu leuchten. Diese Erklärung beruht auf einem falschen Princip, würde aber leicht Anwendung auf die Volksregel finden können, wenn unsere Fischer sich folgende abgerundete Fassung derselben gefallen ließen: „Die Krebse sind während des Vollmondes größer als während des Neumondes". Denn sonst sieht jeder leicht ein, daß unser Satellit von der Conjunction bis zur Opposition, und von der Opposition bis zur Conjunction auf der Erde gleich viel Licht verbreiten muß. Im übrigen versicherte Rohault, daß die Thatsache nicht richtig ist, und daß er bei aufmerksamer Untersuchung der in den verschiedensten Epochen des Mondmonats gefangenen Krebse niemals eine constante Verschiedenheit zu Gunsten irgendeiner Phase gefunden habe.

Jetzt, nachdem das Werk bis auf zwei noch zu erwartende Bände uns fast vollständig in deutscher Uebersetzung vorliegt, erkennt man auch die ganze und hohe Bedeutung der Einleitung unsers nun auch schon verewigten großen Alexander von Humboldt. Man erkennt es klar, daß der Hauptcharakterzug Arago's nicht blos in der genialen schöpferischen und befruchtenden Geisteskraft, nicht blos in der seltenen Klarheit seines Vortrags liege, sondern hauptsächlich auch noch in der Begeisterung, welche er in seinen Lesern zu erwecken weiß, so oft es sich um etwas Großes, Schönes und Wahres in der Wissenschaft und ihrer Anwendung handelt. Arago und Humboldt werden noch recht oft mit hoher Bewunderung zusammengenannt werden. Sie sind beide gleich groß, nur auf verschiedene Weise. Jeder erinnert an den andern und spiegelt den Geist des Jahrhunderts zurück, in dem sie lebten, wirkten und groß geworden sind.

Heinrich Birnbaum.

Zur christlichen Kunst und Poesie.

Von einer von Ludwig Giesebrecht ins Leben gerufenen Zeitschrift „Damaris" liegt uns das erste Heft (Stettin, Rahmer, 1860) vor, in Begleitung eines Vorworts, worin der Herausgeber bemerkt, daß er damit „über das Wesen der christlichen Kunst und Wissenschaft hier und da Licht zu verbreiten hoffe, wäre es auch nur das Streiflicht eines flüchtigen Morgenroths". Dieses erste Heft enthält nachstehende Aufsätze: „Vom Schweigen", „Philipp Champagne und Stephan Murillo", „Die Poesie und die Sprache", „Ueber die Gitanilla des Cervantes", „Rafael's Darstellungen aus der Leidensgeschichte des Herrn", sämmtlich von geistreicher Auffassung und vieles Instructive enthaltend.

In dem erstgenannten Aufsatz kommt der Verfasser auch auf den Traum zu sprechen, und erwähnt dabei, der berühmte Philologe F. A. Wolf habe einmal seiner Tochter, die ihm einen ihrer Träume erzählt, kurzweg befohlen: „Du sollst nicht träumen! Von heute an wird nie wieder geträumt!" Man habe versichert, das Kind habe seitdem wirklich nicht mehr geträumt, was Giesebrecht wol mit Recht für eine Fabel hält. Rosenkranz legt, wie der Verfasser anführt, den Träumen keinen Werth bei;

jedenfalls hat Rosenkranz recht, wenn er behauptet, daß man sich wegen eines Traums, wäre er auch noch so entsetzlich, keine eigentlichen Gewissensbisse zu machen brauche; denn im Traum ist der Mensch ohne Zweifel unzurechnungsfähig, obschon das eigentlich Dämonische im Menschen gerade im Traum am ungebundensten sich regen und entfalten mag. Dabei wird man aber doch auch nicht leugnen können, daß freundliche Träume ihre erheiternde Wirkung auch auf den wachenden Zustand eines Menschen ausdehnen, düstere und grausige dagegen einen längern Schatten nach sich ziehen. Lessing will nie geträumt, wenigstens sich nie eines Traums erinnert haben; damit aber fehlte ihm doch sicherlich etwas zur vollständigen Erkenntniß der menschlichen Natur. Wer viel träumt lebt doppelt und blickt in Tiefen, von denen der Nichtträumende oder der sich seiner Träume nicht Erinnernde keine Ahnung hat. Im Traume besitzt und entwickelt der Mensch eine Einbildungs- und Vorstellungskraft von ganz wunderbarer Art: er sieht die prächtigsten Gegenden und zwar in den reizendsten überirdischen Farbenspielen, ganz anders und schöner als er sie je in der Wirklichkeit sah, er wandert durch die Straßen phantastisch gebauter Städte, nie geschaute Menschenantlitze von bester Bildung treten vor sein inneres Auge, darunter freilich auch nicht selten die abscheulichsten und spukhaftesten Fratzen und Zerrbilder, die Gestalten und Gesichtszüge längst verstorbener Personen, an deren Aeußeres er sich im Wachen gänzlich nicht mehr erinnern kann, erscheinen vor ihm ganz wie sie leibten und lebten, mit allen den Gesten und Bewegungen, die für sie besonders charakteristisch waren, ja selbst ihre Stimme klingt mit den alten Lauten in das innere Ohr des Schlafenden; öfters ist zwar der Traum ein zusammenhangloses, barockes, tolles, beängstigendes und namentlich das Gewissen erregendes und folterndes Durcheinander; zuweilen aber spinnen sich auch vollkommen dramatische Handlungen ab mit ganz richtiger Aufeinanderfolge der Scenen, man macht weite, in ihren Ereignissen zusammenhängende Reisen, über die man ein Reisejournal schreiben könnte, und obschon die Traumkomik meist bizarr, ungeheuerlich und mehr beängstigend als erheiternd ist, so finden sich mitunter doch auch Situationen und Einfälle, die wirklich witziger und belustigender Art sind. Namentlich scheinen gesunden Kindern von heiterm Temperamente im Traum oft die heitersten Bilder vorzuschweben, denn man hört sie im Schlaf nicht selten aufs herzlichste lachen. Peinigende Träume dagegen erzeugen, wie man weiß, ängstliches Stöhnen und Seufzen, und so ist auch der Traum ein wenn auch verzerrtes Bild des Lebens in seinen verschiedenen Gegensätzen. Wer mag ergründen, ob nicht doch im Traum vermittelst der „Traumgesichte" eine Art Schauen, Vorausschauen oder Vorausahnen stattfinden kann? Diejenigen wenigstens, welchen die Gabe lebhaft zu träumen überhaupt versagt ist, haben hierüber kein Urtheil, obschon es richtig ist, daß die Träume sich meist auf Erlebtes zurückbeziehen.

Die Fürstin Galyzin behauptete, sie habe in der Erkenntniß ihres Ich weit größere Fortschritte während des Schlafs als im Wachen gemacht, und Hemsterhuys ging sogar so weit, zu behaupten: träumend ist der Mensch, was er wirklich ist. Das ist jedenfalls zu viel behauptet; aber richtig mag sein, daß der Traum ein Supplement des Lebens ist, und daß er dadurch, daß er so oft an Vorfälle erinnert, deren sich der Mensch zu schämen, die er zu bereuen hat, auch ein Mittel zur ernster Selbstbetrachtung und somit zur Besserung sein kann. Auch der Traum ist Arbeit, und wer ohne Träume schläft, ist während der Schlafenszeit ein bloßer Faulenzer und Nichtsthuer, der vom Schlafen eben weiter keinen Gewinn hat als die bloße körperliche Erholung. Die eigentlichen Phantasiemenschen, die Dichter, haben auch meist einen großen Werth auf Träume gelegt, Shakspeare läßt seinen Hamlet sich namentlich vor den Träumen fürchten, die im Schlaf (Todesschlaf) kommen mögen, Calderon schrieb sein „Das Leben ein Traum", Grillparzer das Gegenstück: „Der Traum ein Leben", selbst Lessing spielt in einer Stelle der „Emilie Galotti" auf die Traumsymbolik wenigstens an, und der philosophische Schiller läßt in den „Räubern" und im „Wallenstein" den Traum eine große Macht über seine dramatischen Helden ausüben. Das verhärtete Gewissen Franz Moor's erwacht erst nach, wie das des Shakspeare'schen Richard III. mitten in einem fürchterlichen Traume. Die Annalen der Rechtspflege sprechen nicht selten von Fällen, wo die schlimmsten Verbrecher durch einen bösen Traum zu Geständnissen bewogen wurden. Shakspeare, der gründliche Menschenkenner, wußte auch dies.

Die Grundtendenz aller in diesem Heft vereinten Aufsätze richtet sich auf Verinnerlichung und Verchristlichung alles Denkens und Seins; der Verfasser will, daß die religiöse Andacht sich zur Kunst und die Kunst zur religiösen Andacht erhebe. Er beklagt, daß unsere dramatische Poesie, bei allem hohen dichterischen Werth und gedankenschweren Inhalt, doch häretisch genannt werden müsse; es sei die Aufgabe, „Tragödien zu schaffen und darzustellen so aus den Tiefen des Christenthums heraus, wie vor alters aus dem griechischen Heidenthum das leuchtende Gestirn des Sophokles aufging"; er heißt es gut, daß schon jetzt Stimmen laut würden „für die Möglichkeit, für die Nothwendigkeit einer evangelischen Messe" und er meint, daß unsere Kunst und Wissenschaft, unsere Philosophie und Poesie absterben würden und müßten, wenn sie außerhalb der christlichen Bewegung stehen blieben.

Aber noch Schlimmeres befürchtet Giesebrecht von dem Aufkommen eines traurigen, alle höhere Bildung als unchristlich abstoßenden Puritanismus. Er findet die unermüdete, treue, aber „unruhige" Geschäftigkeit, womit die Innere Mission an allen Enden Rettungshäuser, Gesellenhäuser, Mägdeherbergen, Enthaltsamkeitsvereine stiftet, Tractate ausstreut u. s. w. an sich löblich, aber bedenklich erscheint es ihm, daß dieselben Männer nichts von Kunst und Poesie wissen wollen und denjenigen für unchristlich halten, welcher der Meinung sei, es gebe außerdem auch noch anderes zu schaffen, was gleichen Werth und gleiche Berechtigung habe. Nun, sie sind eben auch Barbaren, befangen in den Banden des Realismus und Materialismus unserer Zeit, als bloße Verstandesmenschen und Statistiker nur der Nothdurft huldigend und ohne Empfänglichkeit für das höhere göttliche Licht, das auch in der Kunst waltet. Sie scheinen nicht zu wissen, daß es noch nie eine Religion von einiger Inbrünstigkeit und symbolischer Tiefe gegeben hat, die sich nicht zugleich auch in einer aus ihrem Schose hervorgegangenen Kunst und Poesie offenbart und dadurch wirklich schöpferisch und bildnerisch gezeigt hätte.

Besondern Dank verdienen im vorliegenden Heft die Nachrichten über die Maler Champagne und Murillo, da über beide dem größern Publikum nicht viel bekannt ist. Giesebrecht hebt hervor, wie beide Künstler in den Epigonentagen der Malerei lebten und macht dabei auf die eigenthümlichen Schwierigkeiten aufmerksam, welche in solchen meist sehr weltlich gesinnten Zeiten den schaffensfähigen und schaffenslustigen Talenten entgegenzutreten pflegen. Champagne sowol als Murillo waren erst Nachahmer und in der Wahl der Gegenstände ohne festen Plan, und Giesebrecht weist nun an ihrem weitern Entwickelungsgang sein Kunstdogma nach: „Nicht durch äußerliches Heranziehen neuer Stoffe erneut, verjüngt sich die Kunst, welche von ihnen es sei, sondern durch Vertiefung des Künstlers in sich und vor allem in Gott. Der Glaube ist es, der in der Seele des Glaubenden einen Reichthum fruchtbarer Gedanken und, ist ihm die Naturgabe der Phantasie verliehen, eine Fülle neuer Gestalten und Gruppirungen weckt, dergleichen auch die größte Mannichfaltigkeit äußerer Anschauungen dem Künstler nicht zuführen kann." Champagne's Meisterwerk ist das unter dem Namen „Die Nonnen" bekannte Bild im Louvre. Das Gelungenste oder doch Eigenartigste, was ein Künstler oder Dichter leistet, wird immer das sein, wozu er nicht äußerlich angeregt, sondern innerlich gedrängt war, was er, um so zu sagen, wie einen tiefen Seufzer aus seiner Brust zog. So verhält es sich auch mit Champagne's Bild „Die Nonnen". Nach dem Tode seiner Gattin und zweier Kinder war ihm noch eine Tochter Susanne übrig geblieben, der er sein durch den Pinsel erworbenes Vermögen zu hinter-

lassen dachte. Susanne aber, einer frommen Richtung ergeben, sprach den Wunsch aus, den Schleier zu nehmen, und der Vater gab, nachdem ihm der innere Beruf seiner Tochter zum klösterlichen Leben gewiß geworden, wenn auch zögernd nach. Aber Susanne erkrankte, 14 Monate litt sie an einem schleichenden Fieber, das ihre Kräfte verzehrte; die Aerzte gaben sie auf: da wandte sie sich zum Gebet, Mutter Agnes, die Aebtissin, mit ihr, und die Kranke genas. „Der Ausgang traf Champagne's christliches Gemüth so tief als sein Vaterherz", erzählt Giesebrecht weiter, „er trug ihn auch, nach der Aussage kundiger Zeugen, auf die Höhe seiner Kunst. Denn nun, in seinem sechzigsten Lebensjahre, malte er jenes Bild, das im Louvre unter dem Namen «Die Nonnen» bekannt ist und als sein Meisterwerk angesehen wird." Champagne starb im Jahre 1674, lebte also nach Vollendung jenes Bildes noch 12 Jahre; doch hat Giesebrecht nirgends eine Angabe darüber gefunden, ob und was er in dieser Zeit gemalt oder ob er vielleicht den Pinsel ganz niedergelegt hat. Sein Vermögen verwandte er fortan zu Almosen und frommen Stiftungen; unter anderm schenkte er dem Kloster im Port-Royal, in welchem sich seine Tochter als Nonne befand, verschiedene Gemälde frommen Inhalts und vermachte ihm 6000 Livres Bußen. Damals begann bereits das Zeitalter der gottentfremdeten Weltlichkeit, aber Beispiele eines entsagenden, ascetischen Lebens waren darum noch keineswegs selten.

Auch die spätern Lebenstage des berühmten und höher begabten Murillo beweisen dies. Giesebrecht erzählt: „So vergingen 36 Jahre, seit er aus Madrid (nach Sevilla) zurückgekehrt war. Er hatte für den Hochalter der Kapuzinerkirche in Cadiz ein Gemälde übernommen, das Verlöbniß der heiligen Katharina. Das Werk auszuführen begab er sich selbst an Ort und Stelle. Er hatte das Unglück, von einem Gerüst herabzustürzen, durch den Fall zog er sich einen Bruch zu. Uebermäßiges Schamgefühl hinderte ihn, sein Uebel irgendjemand zu entdecken. Unter den heftigsten Schmerzen reiste er nach Sevilla zurück, theilte sich aber auch hier keinem mit, sondern verlebte seine übrigen Tage in verschwiegenem Leiden und im Gebet. Als es mit ihm allmählich zu Ende ging, ließ er sich täglich in die Kirche zum heiligen Kreuz führen; da pflegte er vor der berühmten Abnahme vom Kreuz des Pedro Campana seine Andacht zu haben" u. s. w. In unsern Tagen der vorgeschrittensten philosophischen, übrigens mehr weltklugen als weltweisen Bildung würde selbst ein Heiligenmaler kaum wagen, in dieser Weise Trost für seine Leiden zu suchen; die Verdächtigungslust und Spottsucht der Welt würde ihm den Trost, der in solchen Andachtsübungen für ihn etwa liegen könnte, möglichst verkümmern und verbittern. Trotz dieser Tyrannei, welche die öffentliche Meinung über das Thun und Lassen des einzelnen ausübt, sind wir aber doch sehr human und liberal, wenigstens jeder gegen sich selbst. Ueber das Zeitalter Philipp's III. und Philipp's IV. denkt Giesebrecht übrigens nicht so ungünstig, als dies sonst wol der Fall ist. Nachdem er bemerkt, daß Murillo's schöpferische Fruchtbarkeit nicht hinter der seiner Zeitgenossen, der unerschöpflichen Dichter Lope de Vega und Calderon zurückgestanden, fährt er fort: „Eine so wunderbar reiche, duftige Blüte der redenden und der bildenden Kunst, dazu ihr wesentlich christlicher, katholischer Charakter geben, meine ich, ein gewichtiges Zeugniß, daß die spanische Nation unter der Regierung der Könige Philipp III. und Philipp IV. doch wol nicht so verdumpft und geistig gebunden war, wie neuere Geschichtschreiber berichten."

Man vergesse nicht, daß auch Cervantes nur zwei Jahre früher (1616) starb, als Murillo geboren wurde; und auch Cervantes war, bei aller Spaßigkeit seines „Don Quixote", nach Giesebrecht's Versicherung ein „ernster katholischer Christ". Aber es waltet in den Spaniern überhaupt ein realistisch-humoristischer Grundzug, der sich ebenso gut in Murillo, welcher zerlumpte Bettelknaben mit derselben Vortrefflichkeit darzustellen wußte wie überirdische Madonnen, als in den neuesten Romanen von Fernan Caballero offenbart. Frivolität dagegen ist dem Spanier durchaus fremd; sein Charakter ist ehrbarer als der irgendeiner andern Nation; er kennt weder die deutsche Pedanterie noch die englische Prüderie, aber auch nicht den Heine'schen Cynismus (trotz dem „spanischen Heine", wie man wol den Dichter Antonio de Trueba wegen seines „Buch der Lieder" oder des „Libro de los cantares" genannt hat) und die Byron'sche Zerrissenheit; darum, glauben wir, steht den Spaniern auch auf literarischem Gebiete noch eine schöne Zukunft bevor. In der Vorrede zu seinen Novellen bemerkte Cervantes: „Eins nehme ich mir heraus, dir zu sagen: wenn es irgendwie dahin käme, daß durch das Lesen dieser Erzählungen der, welcher sie lesen wird, zu einem bösen Gelüste oder Gedanken könnte verleidet werden, so würde ich mir eher die Hand abhauen, mit der ich sie schrieb, als sie veröffentlichen. Mein Alter ist nicht mehr zum Spaßen mit dem andern Leben; denn über die 55 Jahre hinaus habe ich schon neun und darüber." Ob Feydeau oder irgendein anderer, der auf seinen Wegen wandelt, je diese Stelle gelesen hat, oder, wenn er sie läse, nicht schamroth werden sollte? Indeß zum Schamrothwerden gehört eben moralische Kraft, die solche Leute nicht besitzen. Als ein Dominicaner, der sich Avallaneda nannte, dessen wahrer Name aber niemals bekannt geworden ist, den Dichter des „Don Quixote" in unwürdiger Weise angriff, tröstete er sich mit den Worten: „Es lebe mir der Vierundzwanziger, mein Herr, und Christus über alle; es lebe der große Graf von Lemos, dessen christlicher Sinn und wohlbekannte Freigebigkeit mich aufrecht hält gegen die Schläge meines Misgeschicks, und es lebe mir das hohe Wohlwollen des erlauchten Bischofs von Toledo Don Bernardo de Sandoval y Rojas." Cervantes gehört übrigens zu den keineswegs seltenen Ausnahmen unter den Schaffenden, welche durch die That die weitverbreitete Ansicht widerlegen, daß das höhere Alter unfähig sei, Großes hervorzubringen: den ersten Theil seines „Don Quixote" veröffentlichte er, als er bereits 58 Jahre alt war, und erst kurz vor seinem Tode, zehn Jahre später, beendete er ihn.

Man mag den Bestrebungen Giesebrecht's den besten Erfolg wünschen, aber man darf kaum sich der Hoffnung hingeben, daß sie ihn auch haben werden. Indeß schreibt man ja so manches ohne Hoffnung auf Erfolg, blos weil man es für recht und gut hält und in dem Wahne, daß ein günstiger Wind doch einmal das Samenkorn von dem steinichten Acker hinweg auf einen fruchtbaren trage. Durch gewisse Symptome läßt sich der Verfasser über den Grad der Vertiefung, den das religiöse Leben in unserer Zeit gewonnen haben soll, vielleicht irre führen. Die von ihm gerühmte religiöse Bewegung scheint bisher eine mehr künstlich geleitete als natürlich strömende zu sein. Selbst Alexander von Humboldt wußte die Frömmigkeit eines Zinzendorf oder Jung-Stilling zu schätzen, aber von den modernen Frommen behauptete er, daß sie nach oben mit dem Himmel und nach unten mit der Welt kokettirten, daß sie mit einem Worte vereiste „Verstandesgletscher" seien; daher auch ihr Widerwille gegen Kunst und Poesie, den sie vollkommen mit den zahllosen realistisch und materialistisch Gesinnten und namentlich den politischen Rechnern unserer Zeit theilen. Es fehlt ihnen die nöthige Wärme des Herzens und der erforderliche Schwung der Phantasie, um sich für Kunst und Poesie unmittelbar zu begeistern. Sie werden sich auch von Giesebrecht's wohlgemeinten Blättern, deren christlichste Ergüsse manche von ihnen zum Theil sogar für Einflüsterungen des Satans halten werden, abwenden, obschon es gerade ihnen sehr nützlich sein würde, sie zu lesen und ihren dürren berechnenden Verstand von den darin entwickelten Ideen befruchten zu lassen. Wir fürchten namentlich, daß es um so schwerer fallen möchte, in weitern Kreisen Sympathie für die christliche Kunst zu erwecken, da selbst für die höhern Gebilde der weltlichen Kunst in Deutschland bei nur verhältnißmäßig wenigen richtiges Verständniß und wahre Empfänglichkeit angetroffen wird. Leider werden auf unsern Schulen Literatur-, Kunst- und Culturgeschichte über den trockenen Daten der blos politischen Geschichte zu sehr zurückgesetzt und die Lectüre der Schrift- und Dichtwerke

der Alten meist in einer Weise getrieben, daß davon leider wenig Ertrag in dieser Richtung für die Zöglinge abfällt.

Indeß haben wir nicht eine christliche Poesie? Haben wir nicht einen specifisch christlichen Roman? Hat nicht der 1853 anonym erschienene dreibändige Roman „Eritis sicut Deus" sogar eine zweite Auflage erlebt? Wir werden an diesen Roman soeben durch eine Schrift aus der Feder des Verfassers oder vielmehr, wie sich aus der in dieser Hinsicht nur andeutenden Schrift zu ergeben scheint, der Verfasserin erinnert, worin über die Genesis des Buchs Rechenschaft abgelegt wird.*) Die Verfasserin selbst gesteht in dieser Schrift, daß ja der Roman verschollen und solche Nachweisungen nur noch für den „Forscher" (!) von Interesse seien, — von eigentlichem Interesse zunächst aber wol nur für die anonyme Verfasserin, die es an der Zeit halten mochte, die Aufmerksamkeit des Publikums wieder einmal auf diesen verschollenen Roman zu lenken. Sie gibt unter anderm einige der Ursachen an, die sie dazu getrieben haben, den Roman zu verfassen, z. B. das Erscheinen des berühmten Buchs von Strauß: „Das Leben Jesu", obschon sie, wie sie aufrichtig und ehrlich genug ist zu gestehen, es niemals gelesen hat; aber sein Resultat sei ihr nicht verborgen geblieben, sie habe in eine Kluft geschaut, vor der sie zurückgebebt sei; sodann die allerdings ebenso unziemliche als possirliche Art eines Professors, sich über die alten Gottesvorstellungen lustig zu machen, indem er in einer für Damen bestimmten Vorlesung sich öfters des Ausdrucks bedient habe: „Der Mann, den man Gott nennt". Die Verfasserin erzählt nun weiter: „Als ich dieses las — mir ist unvergeßlich, wie alles längstgefühlte Entsagen sich in mir zusammendrängte; es wurde zu einer Art Ingrimm und im Kämmerlein (ich weiß die Stelle noch, wo ich stand) rief ich: «O daß euch doch einmal jemand einen ganz klaren Spiegel vorhielte, wohin das führen kann!» Da — wie ein Blitz schoß es in mich hinein: «Das sollst du thun!» Kein Mensch war um mich, und das Wort kam nicht aus mir, ich empfand es als gehört, obgleich, wie ich glaube, nicht mit dem äußern Ohr. Ich war in der Seele ganz durchschauert, wie einem leiblich sein muß, dem ein leuchtender Blitz und Donnerschlag auf den Leib gekommen. Wenn irgendwie es Wahrheit hat, daß der Herr gesprochen hat und sprechen kann, so war es hier der Fall. Ich bin von diesem Augenblick an ein Zeuge von der Wahrhaftigkeit des Schriftworts, wenn es heißt: «Und der Herr sprach zu mir.»"

Der Roman „Eritis sicut Deus" ist also einfach eine Offenbarung Gottes, so gut wie dies von den geheiligten Büchern der Bibel angenommen wird; alle Caricaturen darin, auch die boshaftesten, sind der Verfasserin von oben eingegeben worden, und diese Schrift soll nun dazu dienen, das an vielen wunderbaren Umständen nachzuweisen. Aber leider: „Der Meister von oben, der so streng befohlen hatte", ließ die Verfasserin bei der Ausführung oft auf längere oder kürzere Zeit „stecken". Aber sie hat einen Bruder, der ihr dann ermunternd zurief: „Es ist vom Herrn, da darfst du nicht widerstreben!" und der ihr dann weiter half, wenn Gott sie „stecken" ließ. Ob auch dieser Bruder bei seiner Nachhülfe von oben inspirirt gewesen, wird nicht gesagt; vielleicht war er der Mephistopheles, der die vielen boshaften Bezüge in dieses Werk göttlicher Offenbarung hineinbrachte. Uebrigens läßt uns die Verfasserin doch nicht ganz ohne Hoffnung, daß wir einmal ihren Namen erfahren; denn sie sagt auf S. 87: „Sollte von einer richterlichen Behörde, bei der eine Klage eingegangen wäre, Auskunft verlangt werden, so ermächtige ich hiermit das Rauhe Haus in Hamburg, meinen Namen derselben zu nennen, und die weltlichen Gerichte mögen dann den Maßstab ihrer Gesetze an das Buch und diesen Aufschluß halten. Ich bin mit diesen weltlichen Gesetzen ganz unbekannt und kümmere mich auch nicht um dieselben, das ewige Gesetz in der tiefsten Brust und mein Befehl hat mir allein befohlen und diesem habe ich genügt. Dennoch werde ich — zwar nicht vor öffentliche Schwurgerichte mich stellen, aber doch, wenn die menschlichen Gesetze diesem ewigen Gesetz widersprechen sollten, die Strafen, die sie etwa über mich verhängen könnten, tragen. Sie werden's aber wol bleiben lassen, gegen den Lebendigen anzurennen, das Schicksal, in Jesaias 56, V. 16 angekündigt, wär' ihnen gewiß."

Kurz, das Ganze macht in seiner salbungsvollen, demüthighochmüthigen Haltung einen recht widrigen Eindruck und kann uns nur als ein neues Zeugniß für die Unreinheit oder Ungesundheit einer gewissen frommen Richtung unserer Tage dienen. Statt die Gebrechen und Bosheiten des Buchs damit zu entschuldigen, daß das Buch ein bloßes Menschenwerk sei, will uns die Verfasserin gar noch nöthigen, an sie als göttliche Offenbarungen zu glauben! Wir würden in der That geneigt sein, diese Schrift nur für eine gegen das Buch gerichtete, die Manier einer gewissen Gattung unserer „Frommen" verspottende boshafte Satire zu halten, wenn wir im Ernste glauben könnten, daß noch jemand außer dem Verfasser (oder der Verfasserin) Zeit und Lust haben würde, sich so gründlich und eingehend mit einem Buche zu beschäftigen, das nach der Verfasserin eigenem Geständniß verschollen ist bis etwa auf den ominösen Titel.

Mit einem andern „christlichen" Dichter, Emanuel Geibel, beschäftigt sich eine Schrift von Seibert.*) Im allgemeinen fragt sich bei Schriften, die einem noch mitlebenden Dichter, dessen Entwickelung noch nicht abgeschlossen, gewidmet und in einem zu panegyrischen Tone gehalten sind, das Publikum unwillkürlich: ob die Motive, aus der eine solche Schrift hervorgegangen, vollkommen rein seien? ob der Verfasser sich in gänzlicher Unabhängigkeit von dem persönlichen Einfluß des gefeierten Dichters befinde? u. s. w. Indeß wollen wir uns gern der Hoffnung hingeben, daß mit dieser Schrift, in der ein vom Verfasser im März 1859 zum Besten des barmer Gustav-Adolf-Vereins in der Concordia zu Barmen gehaltener Vortrag veröffentlicht ist, nicht blos dem Dichter, sondern auch der Sache der christlichen Poesie eine Wohlthat erzeigt sein soll, obschon wir auch dann den allzu panegyrischen Ton nicht sehr billigen möchten. Wie es in solchen ausschließlich der Verherrlichung eines einzelnen gewidmeten Schriften zu geschehen pflegt, so werden auch hier zuvörderst alle Dichter, welche mit Geibel etwa concurriren könnten, abgeschlachtet: Rückert und Uhland leben, „aber im Angesicht des nahenden Todes (?) vermag sich ihr Herz nicht mehr zu Gesang und Lied zu begeistern" (weiß dies der Verfasser so genau?); Anastasius Grün, Nikolaus Lenau, Hoffmann von Fallersleben, Gottfried Kinkel, Ferdinand Freiligrath und andere müssen aber insofern bedauert werden, als „die jüngste, nicht sehr ruhmvolle Geschichte unsers Volks das Blut dieser Dichter also in Galle verwandelt, ihre poetische Kraft also auf verkehrte Bahnen getrieben und endlich ihren Dichtermund ganz (?) geschlossen hat". Ganz anders Geibel, der nun natürlich als der einzige „große Dichter", wie ihn der Verfasser selbst nennt, übrig bleibt: „Ein Goethe ging am Christenthum kalt und vornehm vorüber; für alles Hohe und Schöne hatte er Sinn, für die Hoheit und Schöne Christi hatte er keinen. Daher klingt bald leiser, bald lauter ein Miston durch seine Dichtungen.... Ist dieses nun so, so müssen wir uns doppelt und dreifach eines Dichters freuen, der mit den höchsten Gaben ausgerüstet, mit inniger Verehrung zu dem Herrn emporblickt und ihm seine Gaben zu weihen anfängt" u. s. w. Auch ausschließlich den blos christlichen Standpunkt festhaltend und auf die Tendenzen des Verfassers vorliegender Schrift eingehend, werden wir doch sagen müssen, daß Geibel sich zur Zeit nur noch im Vorhofe statt in dem Allerheiligsten des Christenthums befindet, daß ihn die Sehnsucht, aber noch nicht die Erfüllung durchdringt, ähnlich wie er es selbst in dem allerdings

*) Aufschlüsse über „Eritis sicut Deus". (Anonymer Roman, Hamburg 1853.) Bremen, Müller. 1860. 8. 15 Ngr.

*) Ueber ein charakteristisches Element in der Lyrik Emanuel Geibel's. Ein Vortrag von C. G. Seibert. Marburg, Elwert. 1860. 5 Ngr.

schönen Gedicht „Die Sehnsucht des Weltweisen“ schildert, worin unter anderm die sicherlich inbrünstigen Strophen vorkommen:

O du, den ich zu nennen zage,
Du ew'ger Geist, deß reines Licht
Noch durch den Dunst der Göttersage
In tausend Farben spielend bricht;
Den sie in tausend Bildern ehren,
Und dem doch nie ein Bildniß glich,
Du, den ich nimmer kann entbehren,
Du Einziger, wie fass' ich dich!

Im Weltall sucht' ich ohn' Ermatten
Dich zu ergründen voll und ganz,
Doch nachts verhüllst du dich im Schatten
Und birgst am Tage dich in Glanz.
Und wenn das Morgenroth mich weckte,
Und überglüht aus meinem Traum
Die Hand ich tastend danach streckte:
Es war nur deines Kleides Saum.

Doch hat sich Geibel zu einem so inbrünstigen Tone auch in seinen christlichsten Gedichten nur selten erhoben; er haftet meist in der Reflexion, in der bloßen Abweisung des Unchristlichen und Antichristlichen; er legt die Bibel aus und den neutestamentlichen Erzählungen, wie z. B. in dem Gedichte „Judas Ischarioth“, andere Motive unter, die rein moderner Art sind; es fehlt die unbedingte Hingabe an das göttliche Wort, der volle Ton der ganz in Gott versunkenen Andacht, der naive Ton der Demuth und der auf alle Selbstgerechtheit verzichtenden Selbstzerknirschung und Bußfertigkeit, dann auch wieder der Ton der protestantischen Kriegsbereitschaft und des Siegesbewußtseins, wodurch sich die bessern unter unsern ältern Kirchengesängen auszeichnen. Die Fähigkeit, daß Geibel diese Stufe christlicher Gottinnigkeit im Laufe der Zeit erreichen könne, wollen und können wir ihm keineswegs absprechen; aber zur Zeit hat er sie noch nicht inne. Bei seiner christlichen Gesinnung, die immer auch die davon bedingte und dazu nöthige Demuth voraussetzen läßt, kann ein solcher Panegyrikus dem Dichter schwerlich ganz angenehm sein.

H. M.

Italienische Touristenliteratur.

1. Ein Winterfrühling in Nizza. Von A. E. Wiesner. Leipzig, Lorck. 1859. 8. 10 Ngr.
2. Zwei Monate in Italien. Reiseerinnerungen eines Kunstfreundes. Von F. Esser. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1859. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Als wir vor einiger Zeit in diesen Blättern eine Reihe von Berichten über Italien in einem längern Artikel besprachen, meinten wir vorerst mit diesen Erscheinungen abgefunden zu sein. Diese Erwartung hat uns getäuscht; denn schon wieder werden wir aufgerufen, nachtragsweise über die eben angezogenen Arbeiten zu referiren, die, wenn auch nicht gerade charaktervoll und erheblich, doch einer flüchtigen Erwähnung immerhin nicht unwerth sein werden. Zwar hat sich der Verfasser von „Ein Winterfrühling in Nizza“, A. E. Wiesner (Nr. 1) kaum eine höhere Aufgabe gestellt, als die eines gewöhnlichen Fremdenführers ist, allein er kennt mindestens seinen Gegenstand gut und zeigt sich voll offenen Sinnes für den hohen Reiz jenes unvergleichlichen Thalrandes zwischen den Wasseralpen und dem Meere, das man die Küste oder die Riviera di Ponente nennt, welche von Savona bis Antibas eine der zauberischsten Landschaften Hesperiens bildet, ja, die in ganz Italien an Großartigkeit der Naturscenen kaum ihresgleichen und in den Küstenstrichen von Neapel und Salerno, und von Taormina bis Syrakus allein ihre Nebenbuhler hat. Referent selbst gesteht, hier unter diesen herrlichen Scenen, in diesem zauberischen Durcheinander von Berg, Meer und Vegetation die tiefsten Eindrücke der Schönheit empfangen zu haben, welche die Natur ihm jemals gewährt hat, unvergeßliche, das Leben überdauernde Eindrücke, die ihm unerklärlich machen, warum nicht jeder, der Italien zu sehen das Glück hat, sie aufsucht, um sich an ihnen zu erheben und zu verjüngen.

Was man am Landschaftsbilde reizend und malerisch nennt, hier kann es der Reisende erfahren, wenn er von Turbia und Mentone aus über Ventimiglio, durch den Palmenwald von Bordighera, San-Remo und Porto Maurizio, Riva und San-Stefano, durch Oneglia und Alassio, Albenga, Finale und Noli, lauter Edelsteine der Natur im Grün einer tropischen Vegetation, neben dem Wogenspiele des Meeres dahinwandert. Und doch möchten wir behaupten, daß der Verfasser, so groß sein Entzücken auch ist, nur die Hälfte des dargebotenen Genusses gekostet habe und daß eben diese Reise noch ungleich größere Eindrücke gewährt, wenn sie, nicht im Sommer, sondern im Frühling, nicht zu Wagen, sondern zu Fuß oder zu Pferde, und nicht in dieser, sondern in der umgekehrten Richtung, von Savona nach Nizza, d. h. von dem Schönen zu dem immer Schönern zurückgelegt wird. Denn zu den Palmen zu reisen, ist ein anderes, als von den Palmen abwärts zu Olivenhainen und Karubenwäldern. Ueber Nizza selbst, Klima, Umgebung und Lebensverhältnisse, ist der Verfasser völlig ausführlich, ebenso beschreibt er auch einen Ausflug nach Antibes und die Insel Marguerite, dem Cayenne der Beduinen, wo er die armen arabischen Staatsgefangenen, Scheikhs und Mollahs in ihrer Verkommenheit besucht, gut und anziehend und bringt ihnen würdige Gaben. Nizza selbst ist seit unserer Zeit aus einem Städtchen eine große Stadt geworden, die über 40000 Einwohner zählt, welche, auf den Fremdenbesuch angewiesen, viel von ihrem alten heitern Naturell verloren haben und fast zu Franzosen geworden sind, wenn sie sich auch jetzt dagegen sträuben möchten. Der nationale Zug der Indolenz und des Haschens nach kleinem Gewinn herrscht auch hier vor, und die moralischen Zustände sind nicht besser und nicht schlechter, als in andern Theilen Italiens. Was uns der Verfasser von der Geschichte Nizzas und den Alterthümern von Cimiez sagt, nehmen wir gern hin; auch über Sprache, Theater und Volkspoesie bringt er Gefälliges bei; vorzüglichen Werth aber haben seine praktischen Notizen über Wohnung, Kost und Klima, von dem er das Beste sagt. Nie sinkt das Thermometer hier im Winter unter — 2 Grad und dies nur auf einige Stunden, während die Mittagstemperatur in der Regel + 12 Grad ist und das absolute Maximum im Sommer 26½ Grad nicht übersteigt. Den Schluß des Berichts macht ein Besuch Genuas, das dem Verfasser minder gefällt und eine ausführliche Schilderung der Villa Pallavicini in Pegli, die allerdings vielleicht die reichste und schönste Gartenanlage in Europa darbietet und in ihren kostbaren Treibhäusern Pflanzen enthält, welche das Stück mit 10000 Francs bezahlt sein sollen!

Die „Zwei Monate in Italien“ von F. Esser (Nr. 2) können gleichfalls einen höhern Werth nicht beanspruchen, als den ein guter und das Neueste darbringender Fremdenführer haben mag. Der Verfasser, ein Schwabe, verhält sich durchaus realistisch; ein tieferes Eindringen in die geistigen und sittlichen Zustände des Landes ist sowenig seine Sache, als Vertiefung in die historischen oder kunstgeschichtlichen Geheimnisse Italiens oder in die Mysterien des italienischen Volksgeistes. Ein eigenes Urtheil über die Kunstobjecte, die er gewissenhaft aufzählt, haben wir nur selten angetroffen und dem Charakter des Landes und der Leute widmet er nur gewöhnliche und meist herkömmliche Betrachtungen. Hin und wieder nur macht er auf eine besonders schöne Naturscene, ein vorzügliches, aber vernachlässigtes Kunstwerk aufmerksam, oder berichtet über ein anziehenderes persönliches Begegniß. So erzählt er in der Reihenfolge von Briefdaten ohne andere Abschnitte, was er in Italien von Chiavenna bis Pompeji gesehen, genossen und erlebt hat, ohne daß wir eine namhafte und besondere Förderung unsers Wissens von Italien aus den 400 Seiten seines Berichts mit hinwegnähmen. Am 6. September ist er in Chiavenna, am 14. in Neapel, am 25. in Rom, von wo er am 11. October nach

Florenz abreist. Es ist fast unmöglich, daß der Tourist in dieser kurzen Zeit alles das selbst gesehen habe, was in seiner Beschreibung Roms zu lesen ist und Vasi wird dann wol die Lücken ausgefüllt haben; indeß berichtet er doch über die Thätigkeit der deutschen Künstler in Rom ziemlich ausführlich und gibt hierin vielleicht die besten Seiten seines Buchs, nächst den geologischen Nachrichten über die Umgebung von Rom, welche in dieser Beziehung noch immer nur sehr dürftig bekannt ist. Auf dem Wege von Rom nach Florenz gibt ihm Perugia zu einer belebtern Schilderung Anlaß. Hier sagt er, daß man, wenn man die Straßen dieser ehrwürdigen Bergstadt durchwandert oder die beherrschende Lage derselben über großartigen und lieblichen Naturbildern überschaut, ihre stärkende Bergluft einathmet und die Liebe zur Kunst betrachtet, die aus ihren Kirchen und öffentlichen Denkmalen zu uns spricht, man begreift, wie der Jüngling von Urbino hier an Leib und Seele gedeihen, wie er ein Rafael werden konnte! In Arezzo besucht er das Wohnhaus Vasari's (Casa Montanti), noch von Fresken seiner Hand geziert. Mit gleicher Pietät schildert er in Florenz die Wohnung Michel Angelo's, noch heute im Besitz des letzten männlichen Sprossen der Familie, des Cavaliere Buonarotti, der in einem großen Saale die Reliquien des großen Vorfahren, seine Farbentöpfe und Pinsel, die schönen Majoliken, die er in Gebrauch hatte, seine Krücken, seinen Rosenkranz und sein mächtiges Schwert, außer diesen aber auch Bildnisse und Kunstwerke seiner Hand bewahrt. Im übrigen behandelt der Verfasser Florenz, dem er einen zwölftägigen Aufenthalt widmet, während dessen noch Pisa und Livorno besucht werden, ebenso ausführlich, wie Rom, natürlich nicht ohne vielfach aus fremden Anschauungen zu schöpfen, wenngleich er allerdings ein Muster von Rührigkeit und hierin das Vorbild eines Touristen zu sein scheint. Bologna wird dann in drei Tagen kunsthistorisch durchwandert, Padua und am 28. October Venedig erreicht, wo wir wiederum eine Fülle von Kunstnachrichten über Kirchen, Paläste und Museen erhalten, die allerdings auf einen frühern Besuch des Verfassers zurückzuführen sein werden. Die alterthümliche Pracht venetianischer Paläste zergliedert er sorgfältig und zeigt hier die Kenntnisse eines Mannes von Fach und eines kunstgebildeten Geistes, sodaß wir ihm bei solchen Darstellungen sehr gern folgen; indeß ist gerade Venedig in jüngerer Zeit so vorzugsweise der Gegenstand tief eingehender Kunstberichte gewesen, daß es in der That schwer fällt, hier noch zu wirklich neuen Entdeckungen zu gelangen. San-Marco und der Dogenpalast sind jedoch nicht ohne einzelne neue Notizen gezeichnet, das Verhältniß der venetianischen Malerschule zu den Römern und zu sich selbst indeß nur oberflächlich gewürdigt. So verständliche und scharfgezeichnete Charaktere, wie Michel Angelo, Rafael und Tizian sind, durchdringt und zeichnet der Verfasser gut und befriedigend; allein für die Palma und Paul Veronese, die Tintoretto, Bellini, Sansovino und Palladio fehlt ihm doch der tiefere Blick und die specielle Wissenschaft Schlüter's und anderer Berichterstatter über das große Kunstmuseum, das Venedig noch immer darstellt, und das in der That, ginge auch ganz Italien zu Grunde, für die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts bei der Nachwelt immer noch gerechtes Staunen und Bewunderung erregen würde. Am 1. November verläßt der Verfasser Venedig, um dann durch Tirol in die Heimat zurückzukehren, in der That und wie schon erwähnt das Vorbild eines unermüdlichen Touristen, der zugleich genügend gebildet, bescheiden in seinen Urtheilen, immer zufrieden und gut aufgelegt, wie im Fluge alle die Genüsse erhascht, die eine flüchtige Reise durch Italien nur immer gewähren kann. Auf Natur- und Sittengemälde läßt der Verfasser sich, wie gesagt, wenig oder gar nicht ein und erreichte daher sein Ziel, für die Sehenswürdigkeiten der größern Städte ein allerneuester Führer zu sein, um so besser. Wir entlassen ihn daher auch mit dem Dank, der einem solchen gebührt, und empfehlen ihn in der achtbaren Eigenschaft eines wohlunterrichteten Cicerone. 4.

Notiz.

Friedrich Gentz.

Eduard Schmidt-Weißenfels, dessen biographische Schriften wegen ihrer Allgemeinlesbarkeit und frischen Darstellung in neuester Zeit Glück zu machen scheinen, hat das Leben von Gentz in einem zweibändigen Werke unter dem Titel „Friedrich Gentz. Eine Biographie" (Prag, Kober und Markgraf, 1859) beschrieben, welches mit zwei interessanten Bildnissen des Geschilderten, das eine nach einer Originalzeichnung vom Jahre 1786, das andere nach einem Originalgemälde vom Jahre 1824 und einem autographirten Briefe Gentz' ausgestattet ist. Der Verfasser bemerkt im Vorwort, daß es ihm besonders darauf angekommen sei, durch die „einfache und unverfälschte Sprache der Thatsachen" das „vielfach vom Schlamm der Parteileidenschaft getrübte" Bild von Gentz wieder treu und wahr zurückzugeben. Er hebt ferner hervor, daß ihm zu diesem Zwecke vielfache mündliche und schriftliche Mittheilungen aus den besten Quellen zugeflossen seien, durch deren Benutzung er sich in Stand gesetzt sah, manche wesentliche Lücke befriedigend auszufüllen. Seit dem Werk von Gustav Schlesier sind überdies manche wichtige Materialien, unter denen wir besonders die Gentz'schen Briefe an Garve und den noch wichtigern Briefwechsel zwischen Gentz und Adam Müller nennen, ans Licht gezogen worden, die dem neuesten Biographen gute Dienste leisteten. Wir haben uns bei Gelegenheit der genannten Briefwechsel in einem in Nr. 51 d. Bl. f. 1857 enthaltenen und auch von Schmidt-Weißenfels citirten Aufsatz von unserm Standpunkt so ausführlich über Gentz ausgesprochen, daß wir, um uns nicht zu wiederholen, auf eine detaillirte Besprechung des vorliegenden, in mehr als einer Beziehung lesenswerthen Buchs verzichten wollen. Es macht dem Verfasser selbst Ehre, zur Ehrenrettung eines vielfach verleumdeten Mannes wie Gentz das Seinige beizutragen und namentlich die maßlosen Verunglimpfungen zurückzuweisen, welche sich die bei aller theoretischen Schrankenlosigkeit doch in concreten Fällen oft einen sehr engherzigen und einseitigen Standpunkt einnehmenden weiland „Halleschen Jahrbücher" gegen Gentz gestatteten, indem sie ihn in einigen sehr namhaft gewordenen Aufsätzen geradezu mit dem „Princip der Genußsucht" identificirten und ihn von diesem einseitigen Standpunkt auffaßten und behandelten. Nein, es lebte ursprünglich auch etwas Edleres in Gentz; das beweist seine wahrhaft kindliche Pietät gegen Garve, seine durch nichts zu erschütternde Freundschaft mit Adam Müller, die unbeugsame Consequenz, womit er den Bonapartismus bekämpfte. Nicht die ihm gebotenen äußern Vortheile allein waren es, welche ihn zum Dienstmann Oesterreichs machten, ihn, den von Haus aus eine ungeheuchelte Bewunderung für die politischen Institutionen Englands beseelte. Im Horazischen Sinne „integer vitae" zu sein, ist für einen deutschen Staatsmann bei den ganz eigenthümlichen Verhältnissen Deutschlands ohnehin schwieriger als etwa für einen englischen. Und nun gar die damalige, fast nur in der Liederlichkeit grundsätzliche, vornehme Gesellschaft in Wien, Dresden, Berlin! Wenn man aus dieser Gesellschaft den einen Gentz herausgreift, um an ihm ein Exempel zu vollziehen, so ist das doch nur die bekannte schulmeisterliche Methode, womit man aus einer Rotte wilder Buben den ersten besten, vielleicht gerade den unschuldigsten herausgreift, um ihn zum Schrecken der andern abzustrafen. Indeß geht Schmidt-Weißenfels doch wol in dem Bestreben, Gentz von dem Vorwurf der Käuflichkeit zu reinigen und seine Genußsucht, wie seine in diesem Grade in Deutschland höchst selten zu findende Verschwendungssucht zu rechtfertigen, viel zu weit; er geht zu weit, wenn er versichert, daß Gentz in den von ihm (als Ehemann!) mit berliner Roués und Favoritinnen gefeierten Orgien „nichts von der Höhe seines Geistes ertränkt" habe. Es ist wahr, die Verschwendungssucht verhält sich zum Geiz wie eine bloße Leidenschaft zum Laster, wie dissolute Poesie zu schmuziger Prosa; aber an wen verschwendete Gentz, dessen Einkünfte zu Wien in manchen seiner spätern Jahre auf 20000 Dukaten angeschlagen

wurden? An die Genossen seiner Lüste, an Favoritinnen, an seine Schmeichler! Wäre aber ein fleißiger, redlicher Familienvater, ein junger Gelehrter, ein unterstützungsbedürftiges Talent zu ihm gekommen, so würden sie sein Herz und seine Hand wahrscheinlich verschlossen gefunden haben. Wenigstens ist nicht bekannt geworden, daß sich Wissenschaft und Kunst seiner besondern Protection erfreut hätten; er genoß und verschwendete wie etwa ein polnischer Edelmann oder ein walachischer Großer. Ueberhaupt suche man bei dieser ganzen Diplomatenschule keine tiefere Sympathie für Poesie, Kunst und Wissenschaft. Lebhafter interessirten sie sich meist nur für irgendeine Wissenschaft, die mehr eine bloße Curiosität und Spielart ist, für die frivole Kunst und Literatur und für die Poesie der Demoralisation. Metternich z. B. interessirte sich namentlich für Gall's Schädellehre und Gentz' Lieblingsdichter war in seinen spätern Jahren Heinrich Heine. Was Goethe betrifft, so äußerte Gentz einmal in einem Briefe an Rahel, er habe Goethe „zu hoch" genommen, indem er ihn früher „mit Widerwillen" betrachtet. Goethe durchschaute diese Diplomaten, deren edelste Eigenschaften selbst den Anblick zweifelhafter Verwüstung darboten; er trat ihnen als kalter Mephistopheles gegenüber; und weil sie sich von ihm durchschaut und in allen höhern menschlichen Eigenschaften überragt wußten, darum haßten sie ihn.

Dem Buche von Schmidt-Weißenfels mag übrigens auch zur Empfehlung gereichen, was Varnhagen in seinen jüngst erschienenen „Briefen an eine Freundin" im allgemeinen über Gentz bemerkt: Gentz sei doch stets ein Gegenstand aufmerksamer Beachtung und oft großer Bewunderung gewesen, man kenne ihn noch nicht genugsam. H. M.

Bibliographie.

Abba, C., Der Karbonari- oder Köhler-Glaube des Dr. J. A. R. Brühl, nebst einer Probe Durey'scher Logik. Münster. Gr. 8. 6 Ngr.

Album plattdeutscher Gedichte. Herausgegeben von H. Eschenhagen. Berlin, Schotte u. Comp. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Arnold, A., Das Leben des Horaz und sein philosophischer, sittlicher und dichterischer Charakter. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 24 Ngr.

Berghaus, H., Deutschland und seine Bewohner. Ein Lehrbuch zur Selbstbelehrung für die Gebildeten aller Stände. Zwei Theile. Berlin, Hasselberg. Lex.-8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Blätter der Erinnerung an Alexander von Humboldt. Gesammelt von ***. Berlin, Hasselberg. 16. 24 Ngr.

Bodenstedt, F., König Authari's Brautfahrt. Dramatisches Gedicht in drei Aufzügen. Berlin, Decker. Gr. 16. 18 Ngr.

Bolanden, C. v., Königin Bertha. Historischer Roman aus dem 11. Jahrhundert. Regensburg, Pustet. 8. 21 Ngr.

Buser, J. J., Der Fels meines Heils. Basel, Fischer u. Comp. 16. 1 Thlr. 2 Ngr.

Courbière, R. de l'Homme de, Die Armee und die Zeit. Ein militärisches Blatt. In Verbindung mit Mehreren herausgegeben. Berlin, Wagner. Gr. 8. 5 Ngr.

Daumer, G. F., Aus der Mansarde. Streitschriften, Kritiken, Studien und Gedichte. Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften. 1stes Heft. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 20 Ngr.

Diavoletto. Prag und Böhmen in humoristischen Federzeichnungen. 1stes Bändchen. Prag, Schaiba. 16. 6 Ngr.

Ernesti, Louise, Geld und Talent. Ein Roman. Drei Theile. Leipzig, Costenoble. 8. 4 Thlr.

Falloux, Graf, Sophie Swetschin. Geschichte ihres Lebens. Aus dem Französischen von F. X. Hahn. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Gerstäcker, F., Inselwelt. Gesammelte Erzählungen. Zwei Bände. Leipzig, Arnold. 8. 3 Thlr.

Graus, Agnese, Aus der kleinen Welt des Herzens. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 25 Ngr.

Hesekiel, G., Ein Graf von Königsmarck. Drei Theile. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Jordan, C., Gedichte. Karlsbad. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Klencke, H., Swammerdam oder die Offenbarung der Natur. Ein kulturhistorischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Köstlin, K., Goethe's Faust, seine Kritiker und Ausleger. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 27 Ngr.

Kurs, Auguste, Ein Ausflug nach Thüringen. Berlin, Hayn. 16. 5 Ngr.

Margarethe. Ein christlicher Roman von Frauenhand. Herausgegeben von L. Grote. Halle, Fricke. 8. 24 Ngr.

Meier, E., Uebersetzung und Erklärung des Debora-Liedes. Tübingen. 1859. Gr. 4. 17 Ngr.

Marsh, Mistreß, Die Rose von Ashurst. Ein Roman. Deutsch von E. Susemihl. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 2 Thlr.

Monod's, A., ausgewählte Schriften. Aus dem Französischen. 1ster bis 3ter Theil. Bielefeld, Belhagen u. Klasing. 8. à 8 Ngr.

Morell, C., Struensee. Trauerspiel in fünf Aufzügen. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 8. 24 Ngr.

Narrhalla. Illustrirtes Witzblatt der „Saxonia." Redacteur: J. Schanz. 1ster Jahrgang. März 1860 — Februar 1861. 52 Nummern. Dresden. Fol. Vierteljährlich 10 Ngr.

Pertz, G., Verwandte Klänge. Eine Auswahl englischer und amerikanischer Gedichte. Mit dem Porträt von Felicia Hemans. Leipzig, C. F. Winter. 16. 1 Thlr.

Schärer, E., John Locke. Seine Verstandestheorie und seine Lehren über Religion, Staat und Erziehung. Psychologisch-historisch dargestellt. Leipzig, Weber. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Uhlemann, M., Der Letzte der Ramessiden oder vor drei Jahrtausenden. Ein culturhistorischer Roman. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wilkens, C. A., Tilemann Heßhusius, ein Streittheolog der Lutherkirche. Vornehmlich nach handschriftlichen Quellen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Wolff, P. H., Dramatische Werke. Zwei Theile. Berlin, Lassar. Gr. 8. à 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Militärische Aphorismen aus Oesterreich. Von einem österreichischen Soldaten. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 12 Ngr.

Der 19. April 1560. Ein Gedächtnißblatt an den an jenem Tage vor 300 Jahren erfolgten Tod Phil. Melanthons. Für die Kirchen und Schulen des protestantischen Deutschlands. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1½ Ngr.

Deutsche Federn in Oesterreichs Doppeladler. Vom Verfasser der „Despoten als Revolutionäre". Berlin, Haude u. Spener. Gr. 8. 5 Ngr.

Fischer, F., Preußens und Bayerns Union. Breslau, E. Trewendt. Gr. 8. 10 Ngr.

Frege, L., Philipp Melanchthon. In seinem Wirken dargestellt nach dem Urtheil seiner Zeitgenossen. Ein Vortrag. Berlin, Hayn. Gr. 8. 5 Ngr.

Herrendörfer, E., Die religiöse Reform. Eine Gastpredigt. Königsberg, Theile. Gr. 8. 4 Ngr.

Müller, M., Der liebe Gott und Napoleon III. Eine Betrachtung über Gottes unmittelbare Einwirkung auf die Menschheit. Karlsruhe, Bielefeld. Gr. 8. 3 Ngr.

Wächter, O., Württemberg und Rom vor 300 Jahren. Ein Zeugniß gegen das Konkordat. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 9 Ngr.

Das Zustimmungsrecht der Landstände zu staatsrechtlichen Verträgen. Nach der einstimmigen Lehre der deutschen Publicisten dargestellt. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 24. Mai 1860.

Schiller als Held der Dichtung und Mythe.

Von der reichen und überreichen, durch das Schiller-Jubiläum hervorgerufenen Literatur ist uns noch eine Partie poetischer Arbeiten über Schiller, Festgedichte, Prologe u. s. w. übrig, die wir unserm in Nr. 17 d. Bl. gegebenen Versprechen gemäß in einer besondern Betrachtung erledigen wollen. Es handelt sich hierbei um Schiller, wie er sich als Held im Drama, als der in Sang und Lied gefeierte Lieblingsdichter der Nation, ja selbst als Gegenstand mythischer Verklärung darstellt. Denn in der That hat sich um Schiller ein Kreis mythischer Mittheilungen und Auffassungen gebildet, den zu durchbrechen und so zu des Dichters wahrem Kern und Wesen zu gelangen, um so weniger leicht ist, da man bei einer solchen kritischen Sichtung von selbst in die Lage kommt, manche liebgewordenen Vorstellungen und Fictionen zu beseitigen, in denen sich niemand gern gestört sieht. Es bestätigt sich hierbei der von einem unserer Mitarbeiter, Karl Zimmer, jüngst aufgestellte, auf richtiger Wahrnehmung beruhende Satz:

> Ueberhaupt ist es eine nur zu gewöhnliche Erscheinung in der Geschichte, daß sich um hervorragende oder staunenerregende Persönlichkeiten und Thatsachen fabelhafte Erzählungen zur Verherrlichung entweder, oder auch zum Zwecke phantastischer Ausschmückung gruppiren, welche die Wurfschaufel der historischen Kritik theils spät erst entdeckt, theils nach langer Zeit erst zu entfernen vermag.

Aber der alte bekannte Spruch: „Amicus Plato, magis amica veritas", besteht für den Kritiker, dem sein hartes Amt strenge Gerechtigkeitspflege und Erforschung und Feststellung des wahren Thatbestandes auferlegt, noch heutzutage zu Recht, wie in den Zeiten des Galenus.

Und sicherlich war Schiller von so überragender Größe, daß es wenige gibt, die eine unbefangene und unparteiische Beurtheilung so wenig zu scheuen haben, und dabei von so scharf kritischer Strenge gegen sich und andere, daß man nur in seinem Geiste handelt und gewissermaßen ein von ihm hinterlassenes Mandat erfüllt, wenn man, statt in einem blos enkomiastischen Stile von ihm zu sprechen, den er selbst verwarf, dieselbe Strenge der Kritik gegen ihn in Anwendung bringt, die er gegen sich und andere walten ließ. Aber gerade die Eigenschaften, durch die er sich vor andern auszeichnete: eben jene strenge unerbittliche Selbstprüfung, seinen erstaunenswerthen Fleiß, den er dem Genie gleichsetzte, seine Willenskraft, womit er seinem siechen Körper die unerhörtesten Anstrengungen abnöthigte, ja möchte man sagen dem Tode seine Beute jahrelang streitig machte, seine Energie, womit er sich durch alle Hindernisse Bahn brach, und sein ungemeiner Weltverstand, seine Geschäftspraxis, seine kluge Beurtheilung und, wo es nöthig war, Benutzung der Menschen, seine Bescheidenheit und Schmiegsamkeit, wie seine Selbstbewußtheit und sein entschiedenes Auftreten, beides immer zu rechter Zeit — diese Eigenschaften, die keine Mythe sind, hat man an Schiller immer noch zu wenig hervorgehoben, während man im Uebermaß seine gemüthlichen Seiten, seine bürgerliche Sittlichkeit und seine idealistischen Tendenzen gefeiert hat. Man fährt fort, ihn als Inbegriff aller menschlichen Vortrefflichkeiten und, sehr oft auf Kosten anderer, als einen Menschen, der von jeder Schwäche frei war, kurz als einen Uebermenschen und Ueberirdischen darzustellen. Selbst der gute Holtei thut dies in einem gemüthlichen Gedicht, welches bei der grazer Schiller-Feier nach der Melodie „Ein freies Leben führen wir" gesungen wurde. Es heißt darin:

> Was hat der große Goethe nicht
> Für Anfechtung erduldet!
> Bald waren's Weiber, bald der Wein,
> Er konnte nie sich ganz befrein,
> Er trug, was er verschuldet.
>
> Der geist'ge Riese Lessing ist
> Dem Kobold „Spiel" erlegen:
> Man sah die allgewalt'ge Hand,
> Wenn sie der Feder sich entwand,
> Oft schnöde Karten regen.

Dagegen Schiller:

> Ja, Schiller war ein freier Mann,
> Er blieb es bis zum Tode.
> Dem Höchsten zugewandt allein,
> Vom Staube ird'schen Makels rein,
> Und nie ein Sklav der Mode.
>
> — — — — — — — —

Drum steht er da, ein Ideal,
Ein Vorbild zum Belehren.
Wir wissen's wohl, stets unerreicht
Bleibt Er, dem nie ein zweiter gleicht u. s. w.

Nun, Schiller war gegen die Reize der Frauen keineswegs gleichgültig, und was den Wein betrifft, so hat er ihn in gesunden Tagen sicherlich in nicht geringern Quantitäten getrunken als Goethe, der auch kein Säufer war. Den frühern Liebeleien Goethe's lassen sich die frühern Liebeleien Schiller's, wenn man einmal auf dergleichen vorübergehende Liebeshändel mehr Werth legen will, als sie verdienen, vollkommen zur Seite stellen, und was man auch von Goethe's früherm Verhältniß zur Vulpius denken mag, so ist doch so viel gewiß, daß er ihr Treue bewahrt und ein sehr geordnetes häusliches Leben geführt hat. Vollkommen absurd ist aber der gegen Lessing gerichtete Vorwurf, daß er ein Spieler gewesen, da er unsers Wissens nur in seiner Stellung bei dem General Tauenzien aus gesellschaftlichen Rücksichten vorübergehend dem Kartenspiel gehuldigt hat. Wir wissen wol, daß Holtei es mit diesem Vorwurf nicht eben schlimm gemeint hat, aber in einem dem Andenken Schiller's gewidmeten Gesellschaftsliede sind solche ohne Noth herbeigezogene Parallelen immer ein Misklang. Im übrigen war ja Schiller bekanntlich ein sehr eifriger Pfleger und Verehrer des L'Hombrespiels, weshalb er auch einige verwunderte Winke sowol von Goethe als Körner hinnehmen mußte, die beide nicht einsahen, daß ein so denkender und grübelnder, dabei kränklicher Mann, wie Schiller, dieser Zerstreuung und Ableitung vielleicht sehr nöthig bedurfte. Der Dekan Goritz, Schiller's Landsmann und Tischgenosse, erzählt einmal in seinen bekannt gewordenen, nicht sehr discreten Mittheilungen:

Schiller schien mir oft ein zu strenger, unbilliger Richter der Handlungen seiner Frau zu sein. Sie tanzte nicht, war aber einmal mit einigen ihrer Freundinnen auf einem Balle im akademischen Saale in Jena. Es konnten Jahre vergehen, ehe sich etwas der Art wiederholte. Gros und ich hatten uns abends nach Tisch mit Schiller in seinem Hause zum Spiel gesetzt und spielten fort, bis sie kam. Es war morgens um 3 Uhr. Ich vergesse die Kälte und den misbilligenden Ton, mit dem er sie empfing, in meinem Leben nicht. Sie hätte mit großem Rechte antworten können: „Und du, dessen Gesundheit so sehr geschwächt ist, spielst die ganze Nacht fort und zerstörst sie vollends?“ Sie nahm den Verweis über ihr spätes Nachhausekommen sehr sanft auf, und als ihre freundlichen Entschuldigungen nichts halfen, schwieg sie ganz.

Wir für unsere Person lieben dergleichen Hausklatsch über kleine Zwiste, wie sie vorübergehend in jedem Hauswesen unter Ehegatten oder Geschwistern vorkommen, durchaus nicht; da er indeß gedruckt ist, so darf man ihn wol berücksichtigen. Ja wir sind sogar sehr geneigt, Schiller in diesem Falle zu entschuldigen; er wird ganz gewiß nicht oft so tief in die Nacht hineingespielt haben; er that es diesmal nur, um seine Frau wachend zu erwarten, und jeder weiß, wie peinlich bei ermüdetem Körper ein solches Warten von Viertelstunde zu Viertelstunde ist, namentlich für einen kränklich reizbaren Mann wie Schiller. Aber was aus dieser Mittheilung aufs unwiderleglichste hervorgeht, ist, daß Schiller so gut wie Lessing das Kartenspiel gekannt und eifrig getrieben hat. Auch seine Besucher trafen ihn nicht selten mitten in dieser Beschäftigung. Der erste Band der Schrift: „Berühmte Schriftsteller der Deutschen“ (Berlin, 1853) enthält unter anderm Mittheilungen „aus dem Tagebuche eines jungen Theologen (1792)“, deren Verfasser (wie wir vermuthen, Lütkemüller, welcher später fast zehn Jahre lang in Weimar als literarischer Famulus Wieland's lebte) unter anderm auch Schiller besuchte, für den ihn „Don Carlos“ mit „hoher Verehrung“ erfüllt hatte. „In meiner Seele schwebte“, erzählt der Verfasser, „eine Vorstellung seiner äußerlichen Gestalt, nach dem Geiste seiner Poesie gebildet. Hohe Würde in einer edel-schönen Mannsgestalt, das war der Inhalt meiner Vorstellung. Nicht Freundlichkeit erwartete ich von Schiller, aber doch Herablassung voll Güte.“ Diesem Phantasiebilde entsprach der wirkliche Schiller nun freilich nicht, wie überhaupt die äußere Erscheinung eines Dichters, Schriftstellers oder Künstlers der Vorstellung, die wir uns von ihm nach seinen Werken gebildet haben, wol nur in äußerst seltenen Fällen entspricht. Der junge Theolog gelangte über einen „gemeinen“ Wirthschaftshof und einen „alten schlechten“ Corridor nach Schiller's Wohnung, die sich damals in einem Hinterhause befand. Die Thüre, nachdem er angeklopft, öffnend, erblickte er drei Herren an einem Tischchen, „die Hand voll Karten“. Auf seine höfliche Anfrage, ob „Herr Hofrath“ Schiller hier wohne, wies einer der Herren auf seinen Mitspieler ihm gegenüber, und ging mit dem andern Herrn hinweg in ein Seitenzimmer. Schiller's Anblick brachte unsern Theologen fast in Verwirrung: „Alles an Schiller widersprach dem, was ich mir über seine äußerliche Gestalt und ihren Ausdruck eingebildet hatte.“ Nun folgt eine keineswegs sehr reizende Beschreibung der Aeußerlichkeit Schiller's, mit der wir unsere Leser verschonen wollen. Schiller drehte immer nur, wie zerstreut, an einem Schnupftuch, und brachte dann mit leiser Stimme die unbedeutende Frage hervor: „Sie machen also eine Reise?“ worauf der Theolog, um Verzeihung bittend, daß er zur Unzeit gekommen, sich schleunigst empfahl. Vielleicht ist übrigens diese Manier, möglichst unbedeutend zu erscheinen, das beste Mittel, solche zudringliche Besuche möglichst bald loszuwerden.

Zu diesen mythischen Traditionen gehören denn auch namentlich die bei vielen noch fortbestehenden übertriebenen Ansichten von der dürftigen Lage Schiller's, die zwar nur zu sehr auf eine frühere Lebensperiode des Dichters ihre Anwendung finden mögen, aber nicht auf seine letzten, vielleicht zehn letzten Lebensjahre, indem während derselben seine Existenz sich immer freundlicher und sicherer gestaltete; zu den mythischen Auffassungen die, daß Schiller ein Demokrat, ein echter „Volksmann“ gewesen. Wir sind überzeugt, daß Schiller, wenn es ihm darauf ankam, ein vollständiger Hofmann sein konnte, wenn auch nicht immer in seinen Manieren, doch in der Wahl seiner Worte, in vorsichtiger Ausdrucksweise. Ohne dieses Geschick, eine feine Lebensart und eine aristokratische

haltung zu beobachten, würde er auch schwerlich so vielen adlichen Kreisen, den Wolzogen, Lengefeld, Kalb, Beulwitz u. s. w. nahe getreten sein, obschon damals, in der Humanitäts- und Genialitätsperiode, unter den wirklich gebildeten Adelichen und den wirklich gebildeten Bürgerlichen überhaupt ein freierer und leichterer Verkehr stattfand als später. Goethe wußte das eigentlich Volksthümliche viel mehr zu schätzen. Als Goethe eine anerkennende Recension über den nürnberger Volksdichter Grübel an Cotta's neue politische Zeitung eingeschickt hatte, tadelte Schiller es als eine Unschicklichkeit, „auf einen Mann wie Grübel an so öffentlicher Stelle die Aufmerksamkeit zu ziehen“. Daher auch Goethe's Versicherung, daß Schiller ein viel aristokratischerer Geist gewesen als er. *) Ueberhaupt finden sich so manche auffallende Widersprüche in Schiller's Charakter: Prediger der Humanität, wo es auf weiter nichts als auf die Kleinigkeit ankommt, gleich „Millionen“ zu umschlingen, erlaubt er sich doch in seinen Briefen an Körner, Lotte von Lengefeld, Goethe u. s. w. die absprechendsten, herbsten, selbst inhumansten Urtheile über viele der ehrenwerthesten, verdientesten, ihm selbst befreundeten Männer, auf welche „Lästerungen“ (nach A. von Humboldt's Ausdruck) wir übrigens hier nicht weiter zurückkommen wollen, und Verherrlicher großer Thaten in seinen Dramen drückt er doch in einem seiner Briefe an Lottchen sein Misfallen an Arnold von Winkelried's Opfertod aus, indem er hinzufügt: „Ich danke dem Himmel, daß ich unter Menschen lebe, die einer so großen Handlung, wie die That des Winkelried ist, nicht fähig sind.“ Denn, meint er, solche Thaten seien doch nur im Zustande der Uncultur und der Barbarei möglich: eine Behauptung, die ihm von seiten Lottchen's eine verdiente Zurechtweisung zuzieht. Allerdings haben sich die Ansichten Schiller's im Laufe der Zeit wesentlich geändert und geläutert, aber es ist eben Sache einer echten und wahrhaften Kritik, diese von Schiller selbst später überwundenen Standpunkte und ausgeglichenen Widersprüche nachzuweisen, statt sie, wie dies meistens geschieht, zu ignoriren oder sich über sie durch irgendeine Phrase hinwegzuhelfen. Aber nicht blos in mythische Auffassungen, sondern auch in mythische Erzählungen hat man Schiller's Leben gehüllt, wie schon Oehme in seinem bekannten Lügenbuch, und auch in vielen der poetischen Arbeiten, die wir hier zu betrachten haben, fanden wir mehrere dieser Fictionen benutzt, obschon die historische Kritik längst ihre Unhaltbarkeit nachgewiesen hat. Noch bei Gelegenheit der Säcularfeier sind über das, was Schiller gethan oder auch nur gewollt oder beabsichtigt haben soll, Angaben aufgetaucht, die sicherlich in das Gebiet der mythischen Ueberlieferungen gehören.

Ja, man denke sich, daß alle wirklich kritischen Arbeiten über Schiller und alle seine Briefe durch einen Zufall verloren gingen und nur diese dichterischen Verherrlichungen des Gefeierten übrig blieben, und es wollte sie ein späterer Literaturgeschichtschreiber zu einer biographisch-kritischen Darstellung Schiller's benutzen — in welch einem idealistisch verzerrten Bilde würde Schiller dann vor der Nachwelt stehen! Ein Götterbild, dessen Umrisse in den dichten Weihrauchwolken sich seinen Gläubigen in mystischer Vergrößerung und Verschleierung darstellen würden! Denn in den Dichtungen, deren Verfasser ihn als handelnde Person auftreten lassen, spricht Schiller meist in den fieberhaft exaltirten Redensarten eines Karl Moor oder Ferdinand, nicht wie jener besonnene Schiller, in dessen Briefen, namentlich in denen an Körner, der ruhige Verstand, die kritische Schärfe und die vernünftige Abwägung in der Beobachtung und Beurtheilung der Verhältnisse und Personen zunächst in die Augen fällt. Es ist da schwer auch nur eine extravagante Redensart, eine hyperenthusiastische Phrase zu finden, und wir glauben, daß Schiller's Ausdrucksweise in seinen Briefen an Körner seiner Sprechweise noch am nächsten kommen möchte. Noch willkürlicher werden natürlich die verschiedenen Lebensereignisse und die mit Schiller in Conflict gerathenden Personen behandelt. Das Meiste daran ist nicht sowol gedichtet als erdichtet, wie wir dies bei der Besprechung der einzelnen Schriften mehrfach nachzuweisen Gelegenheit haben werden.

Zu dieser Detailbesprechung übergehend, wenden wir uns zunächst zu zwei Dramen, in denen entscheidende Momente aus dem Leben Schiller's behandelt sind:

1. Friedrich Schiller. Drama in fünf Aufzügen von Ludwig Eckardt. Wenigen-Jena, Hochhausen. 1859. 8. 24 Ngr.
2. Dichters Liebe und Heimat. Festspiel in fünf Aufzügen zur Jubelfeier 1859. Von Theodor Apel. Leipzig. 1859. 8.

Schiller ist schon früher zu dramatischen Dichtungen als Held benutzt worden, sogar von einem Franzosen, J. N. Fontaine, der vor einigen Jahren ein dreiactiges Drama „Schiller“ in Paris erscheinen ließ. Laube's „Karlsschüler“ haben auf deutschen Bühnen Glück gemacht, theils wegen des verehrten Dichters, der darin die Hauptrolle spielt, theils wegen der geschickten theatralisch-wirksamen Behandlung, theils wegen mancher einschlagenden tendenziösen und „zeitgemäßen“ Redensarten. Wir haben das Stück seinerzeit gelesen, aufführen sehen und sogar im „Morgenblatt“ in empfehlendem Sinne ausführlicher besprochen; doch müssen wir offen gestehen, daß uns, außer der bedeutsamen Unterredung zwischen Schiller und dem Herzog von Würtemberg, nicht viel davon im Gedächtniß zurückgeblieben ist. Den neuern dramatischen Dichtern

---

*) Es ist sehr zu beklagen, daß, während man Schiller in jeder Weise erhebt und verherrlicht, gegenwärtig jede Gelegenheit benutzt wird, Goethe zu verkleinern und zu verdächtigen. Ein berühmter deutscher Tendenzhistoriker der Gegenwart behauptet einmal in Bezug auf die „Wilhelmine“ Thümmel's: Thümmel fasse die Sache, welche Schiller empöre, als Hofmann und als Edelmann, wie sie Goethe auch fassen würde. Nein, nimmermehr würde Goethe sie so fassen wie Thümmel; der Dichter von „Hermann und Dorothea“ hätte sich niemals dazu herabwürdigen können, die „Sache“, d. h. den in der „Wilhelmine“ behandelten Stoff mit der Frivolität aufzufassen, wie dies von Thümmel geschehen ist. Goethe überhaupt nur mit Thümmel in eine Parallele zu bringen, zeigt entweder von Verblendung oder Leichtfertigkeit oder gänzlicher Urtheilslosigkeit in literarischen Dingen.

gelingt es eben im hohen Grade selten, typische Gestalten zu schaffen, die durch die Plastik oder die Originalität ihrer Umrisse sich dem Gedächtnisse unauslöschlich einprägten. Jedenfalls war der Einfall Laube's, Schiller auf die Bühne zu bringen, ein kecker und glücklicher und um so mehr von Erfolg gekrönt, da der Verfasser aus den Lebensereignissen Schiller's dasjenige herausgriff, welches sich dramatischer Bearbeitung am besten fügt und am meisten geeignet ist, die Theilnahme deutscher Zuschauer zu erregen. Die Bedenken freilich, die man überhaupt gegen die Vorführung solcher historischen Persönlichkeiten und namentlich auch Dichter geltend machen kann, deren Leben und Wirken unserer Zeit so nahe liegen, wie das Leben und Wirken Schiller's, lassen sich auch den „Karlsschülern" gegenüber nicht zum Schweigen bringen. Es ist schon ein bedenkliches Zeichen, daß die ältern Meister, welche in allem einen so gesunden Takt bewiesen, es verschmähten, neuere noch mit einem Fuße in der Gegenwart wurzelnde Notabilitäten der Kunst und Poesie zu dramatischen Helden zu wählen; „Clavigo" ist eine Ausnahme, gehört aber auch keineswegs zu den glücklichsten Hervorbringungen der Goethe'schen Muse; auch ist „Clavigo" mehr nur eine dramatisirte Anekdote, in welcher der literarische Charakter der dramatischen Helden nicht sehr in den Vordergrund tritt. Eins muß man überhaupt bei allen Dramen dieser Art vergessen, den Umstand nämlich, daß Dichter und Künstler nie und nirgendwo in der Weise, wie es in solchen Stücken geschieht, der ausschließliche Mittelpunkt und Hauptgegenstand der Intrigue oder Aufmerksamkeit eines weitern Kreises von Individuen gewesen sind. Man hat sie neben sich geduldet, obschon man sie zuweilen wahrscheinlich auch sehr unbequem fand, man hat ihnen, wenn man direct dazu aufgefordert wurde, gelegentlich auch wol durch Rath und That beigestanden, aber daß man sich für sie und ihr Schicksal in eine wirkliche Mitleidenschaft, die kein anderes Interesse daneben aufkommen ließ, versetzt hätte, das, glauben wir, ist noch nicht und an keinem Orte vorgekommen. Die Menschen interessiren sich mit wirklicher Leidenschaft zumeist nur für diejenigen, von denen sie für ihr eigenes Schicksal etwas zu hoffen oder zu befürchten haben, nicht für diejenigen, die ihnen für ihr Schicksal nichts gewähren können, vielleicht Herrscher im Reiche der Geister, aber Nullen im wirklichen Leben sind. Schon deshalb gehört der Schiller, wie er in unsern Schiller-Dramen auftritt, mehr der Mythe als der Geschichte an.

Während der Verfasser des zweitgenannten Festspiels, Theodor Apel, gerade die dresdener Episode im Leben Schiller's hervorgehoben und dramatisirt hat, hat Ludwig Eckardt in seinem Drama, das wir deshalb auch vorwegnehmen, gleich acht Jahre aus dem Leben Schiller's, nämlich die Jahre 1782—90 dramatisch zugerichtet, aber gerade mit Ausschluß der dresdener Episode, sodaß sich Apel's Festspiel gewissermaßen von selbst in eine von Eckardt gelassene fühlbare Lücke als Supplement einpaßt. Der erste Aufzug des Dramas „Friedrich Schiller" spielt in Manheim, der zweite in Bauerbach, der dritte wieder in Manheim, der vierte in Rudolstadt, der fünfte in Weimar. Schon aus dieser Anlage geht hervor, daß der Verfasser beabsichtigte, den gesammten Entwickelungsgang Schiller's bis zu seinem Gipfel- und Endpunkte in Weimar zur Anschauung zu bringen; aber außer der Flucht Schiller's, dieser, wie schon bemerkt, dramatischsten Peripetie in des Dichters Leben, gibt es gar kein bedeutsameres, für Schiller's Entwickelung als Dichter und Mensch wichtigeres Ereigniß als seinen Eintritt in den Körner'schen Freundeskreis. Zwischen dem dritten und vierten Act des Eckardt'schen Dramas ist daher auch eine Kluft, welche der Verfasser zu überbrücken verabsäumt hat, auch wol verabsäumen mußte, wenn er nicht noch mindestens einen ganzen Act einfügen wollte. Die Anlage des Dramas ist somit theils zu weit, theils zu eng, letzteres, indem wir aus Eckardt's Drama nicht in Erfahrung bringen, wie sich Schiller im Verkehr mit dem edeln Körner und seiner Familie allmählich abklärte und seiner Wallensteinperiode entgegenreifte, ersteres, weil sich acht Jahre aus dem so innerlich wie äußerlich bewegten Leben Schiller's wol literarhistorisch und kritisch-biographisch, aber nicht im Rahmen eines Dramas ohne die fühlbarsten Lücken und Brüche abhandeln lassen. Eckardt hat nicht weniger als vier Liebesgeschichten Schiller's hineingeflochten, sein Verhältniß zu Margaretha Schwan, oder, wie es hier dargestellt ist, vielmehr das Margarethens zu Schiller, das zu Charlotte von Wolzogen, das zu Charlotte von Kalb, endlich das zu Charlotte von Lengefeld, seiner spätern Frau. Ein witzelnder Journalist zur Zeit der Blüte Jungdeutschlands würde vielleicht das Wortspiel gemacht haben, es sei durch diese vielen Lotten etwas zu Lottriges in das Drama gekommen. Aber so geschmacklos und läppisch dieses Wortspiel auch erscheint, so trifft es doch das Richtige: das Drama erhält durch diese vielen Liebesgeschichten etwas Unstetes, Zerfasertes, um nicht zu sagen Zerliedertes, nicht in moralischer, sondern in compositioneller Beziehung. Die Personen können nicht hinlänglich charakterisirt, die Situationen nicht genugsam motivirt und ausgeführt werden, und es macht in der That einen höchst überraschenden und wenig wohlthätigen Eindruck, wenn zum Schluß derselben Scene, in welcher sich Friedrich Schiller und Lottchen Lengefeld zum ersten mal und noch dazu nur zufällig sehen, Lottchen ohne weiteres dem Dichter ihre Hand anbietet, worauf Kuß und Verlöbniß alsbald folgen. Allerdings kann der Dichter für sich geltend machen, daß sich durch diese Zersplitterung der Leidenschaft Schiller's an drei weibliche Personen doch eine gewisse geistige Einheit hindurchzieht, daß Schiller, nach des Verfassers Anlage Lotte von Lengefeld lieben muß, weil sie das concentrirte Ideal seiner Seele ist, dessen Eigenschaften ihn an der Majorin von Kalb und Lotte von Wolzogen zerstreut anzogen. Aber die an sich richtigste Idee nimmt sich in dramatischer Verkörperung nicht selten höchst unpassend und unmöglich aus, und nur ungern erblicken wir einen verehrten Dichter immerfort in solchen Situationen; die begeistertsten Redensarten von Dichterliebe

Dichterberuf und Dichterweihe können uns über das Unpassende derselben nicht hinweghelfen.

Es thut uns leid, gegen einen Aesthetiker und Dichter, den wir sonst wegen seines tüchtigen und begeisterten Strebens und seiner mancherlei vorzüglichen Gaben aufrichtig schätzen, diesen Tadel erheben zu müssen; aber wir können nicht leugnen — und gerade durch die Achtung, die wir dem Verfasser zollen, fühlen wir uns zu diesem offenen Geständniß verpflichtet —, daß uns manche in diesem Drama aufstoßenden Misgriffe nicht wenig überrascht haben. Es thut uns dies um so mehr leid, da dem Leser dadurch der Genuß des vielen Schönen und Geistreichen, was das Stück andererseits bietet, wesentlich geschmälert wird. Zum Troste können wir dem Verfasser allerdings sagen, daß so manche dieser Verstöße gegen Wahrheit und Geschmack, gegen psychologische oder conventionelle Möglichkeit nicht in der Ohnmacht oder Armuth seines dramatischen Talents zu suchen sind, denn dieses zeigt sich in Einzelheiten wirklich hervorragend, und zwar ebenso wol hier und da in den pathetischen, als namentlich auch in den komischen Partien, wennschon sich dort nicht selten ein Hyperidealismus, wie in diesen ein an Caricatur streifender Hyperrealismus offenbart. Die Fehler des Stücks rühren zum Theil aus der schon oben gerügten allzu breiten Anlage her, theils sind sie der so gewöhnlichen Annahme oder Fiction, als habe Schiller immer nur im übertriebensten Pathos gesprochen, theils der jetzt weit verbreiteten falschen Theorie auf Rechnung zu schreiben, wonach zu Gunsten bald des theatralischen Effects bald einer durchzuführenden interessanten Idee der geschichtlichen Wahrheit Arme und Beine gebrochen werden dürfen. Die in Eckardt's Dramen auftretenden Personen tragen von den gleichnamigen geschichtlichen meist eben nur den Namen, sie sind reine Fictionen und Phantasieschöpfungen des Verfassers, bei denen man von aller geschichtlichen Wahrheit absehen muß. Wir haben uns gegen diese Manier, welche die Geschichte herabwürdigt, verunstaltet und zu einem Spielzeug subjectiver Willkür macht, in d. Bl. schon oft genug ausgesprochen und Eckardt wird nicht verlangen, daß wir an ihm gutheißen, was wir an andern gerügt haben. Eine gewisse Freiheit wird sich der Dichter, der historische Stoffe dramatisch behandelt, immer gestatten dürfen und müssen; aber diese Licenz darf nicht in Willkür ausarten; es dürfen allerdings Personen, die nie gelebt haben, Facta, die nie geschehen sind, zur Rundung der Composition und zur Verbindung und Motivirung der Situationen wol hineingedichtet, aber geschichtliche Personen und Facta dürfen nicht in ihr Gegentheil verwandelt oder auch nur so dargestellt werden, daß sie mit der geschichtlichen Wahrheit auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mehr haben. Man hat in Deutschland mit Recht geeifert gegen die frivole Art, womit sich Scribe in seinen politischen Intriguenstücken an der geschichtlichen Wahrheit vergriff; aber die modernen deutschen Dramatiker haben sich in dieser Hinsicht noch viel ärgere Ungebührlichkeiten erlaubt, die darum nicht lobenswerther, vielmehr nur tadelnswerther erscheinen, daß man sie mit dem Ueberguß eines oft falschen Pathos versah, und wir haben die Schmach erleben müssen, daß französische Kritiker, z. B. auf Anlaß des Brachvogel'schen „Narciß", über diesen frivolen Misbrauch der Geschichte ihre Verwunderung und ihre Entrüstung aussprachen. Es muß in der That weit gekommen sein in Deutschland, wenn wir uns sogar von den Franzosen der Frivolität und Gewissenlosigkeit bezichtigen lassen müssen, und in der That darf man behaupten, daß in das deutsche Theater und die deutsche Theaterpoesie ein Geist der Leichtfertigkeit und Grundsatzlosigkeit eingezogen ist, wie er sich in diesem Grade bei keinem andern Volke findet. Die frivolen pariser Stücke aus der Sphäre der Zwitterwelt haben es doch nur mit zweideutigen socialen Positionen zu thun, aber sie versündigen sich wenigstens nicht an dem Ernst und der Heiligkeit der Geschichte. Das pariser Parterre würde einen Theaterdichter auszischen, der, wie Brachvogel, eine Pompadour zu einer tragischen Heroine erheben wollte.

Eckardt's Stück beginnt mit einer Theaterprobe der „Räuber" zu Manheim, bei der wir nach und nach Schiller, Iffland, Beck, Margaretha Schwan, die Schauspielerin Karoline Ziegler, Streicher, Dalberg u. s. w. versammelt sehen. Margaretha Schwan, die doch unsers Wissens nie Schauspielerin war, soll die Amalia darstellen; sie liebt Schiller, wird aber von diesem nicht wiedergeliebt, aber wol von Streicher. Iffland, der allen Berichten nach immer auf ein gravitätisches Wesen hielt, ist als ein ziemlich spaßiger und lustiger Bursche dargestellt. Als Schiller erscheint, streckt ihm der Souffleur aus seinem Kasten die Hände entgegen und ruft: „Hurrah, der göttliche Schwabe ist da!" Ueberhaupt ist alles, was hier vorgeht, ein einziger Verstoß gegen die strengen Theatergesetze, was wir jedoch nur nebenbei bemerken, ohne großen Werth darauf zu legen. Schiller, oder vielmehr Eckardt, sagt einmal in einem Zwiegespräch mit Streicher:

> Deutschland ist zu lange schon in die Schule Frankreichs gegangen, als daß wir nicht Lessing und Goethe nacheilen und eine deutsche Poesie erkämpfen sollten. Möge ein Friedrich der Große uns immerhin seinen Schutz versagen, das Volk trägt uns empor. Deutscher Geist, ich rolle deine Fahne auf; Vaterland und Freiheit, Deutschlands Größe und eine deutsche nationale Bühne stehen auf dem flatternden Tuche. Nie wird Frieden sein zwischen germanischem und romanischem Geiste, zwischen Licht und Finsterniß. Hamlet erwache! Deutscher Geist, erwache und erfülle deine weltgeschichtliche Sendung, deine Väter zu rächen und frei, selbstherrlich dazustehen. Nichts von Frankreich; Frankreich ist Deutschlands Fluch, England ist unser Bruder! Fort mit Racine, hoch Shakspeare und Goethe!
>
> Streicher. Hm! So steht's? Er politisirt? Phantasirt da von Deutschlands Größe? Er ist ein Würtemberger. Für das Deutsche Reich lasse Er den Kaiser sorgen.
>
> Schiller. Ja ich bin ein Schwabe; aber noch höher gilt mir der Gedanke: Ich bin ein Deutscher. Wozu zehn deutsche Kreise? Laßt uns Ein Kreis sein, ein Kreis von Brüdern, Fürsten und Völker, von den Alpen bis zur Nordspitze des Dänen, von der Weichsel bis zum strasburger Dom — und unser ist die Weltgeschichte.

Das sind die sicherlich sehr gut und ehrlich gemeinten Gedanken Eckardt's; aber Schiller hat nimmermehr so

gesprochen; es sind ihm hier deutschthümelnde Worte in den Mund gelegt, zu denen sich in seinen Dichtungen, prosaischen Schriften und Briefen nirgends eine analoge Stelle finden läßt; wenigstens erinnern wir uns einer solchen nicht und es sollte uns lieb sein, wenn uns der Verfasser bei Schiller eine derartige nachweisen könnte. Politisiren und zwar ins Blaue einer weiten Zukunft hinein, war überhaupt Schiller's Sache nicht. England scheint bei Schiller in keiner sehr großen Gunst gestanden zu haben; in der „Jungfrau von Orleans" und im Grunde auch in „Maria Stuart" stand er gegen England. Wir erinnern uns keiner Stelle in Schiller's Schriften oder Briefen, in der er sich für England und namentlich für seine Verfassung sehr begeistert ausgesprochen hätte. Shakspeare hat wol großen Einfluß auf ihn gehabt, und doch waren beide in sehr wesentlichen Beziehungen voneinander durch eine unermeßliche Kluft getrennt. „Fort mit Racine!" Hat nicht aber Schiller Racine's „Phädra" übersetzt? nicht sogar zwei französische Lustspiele, von denen das eine ziemlich leichte pariser Waare ist? Auch wird damals Schiller nicht sehr in der Stimmung gewesen sein, Goethe hochleben zu lassen und zwar neben Shakspeare; oder wäre es nöthig, an gewisse Urtheile Schiller's über Goethe in den Briefen an seine Braut und an seinen Freund Körner zu erinnern? Man sieht, Eckardt macht sich einen populären Schiller zurecht, wie man ihn im Jahre 1860 haben möchte, oder mit andern Worten: auch Eckardt trägt in der besten Absicht, seinen Dichter in Licht und Glanz zu hüllen, dazu bei, die vielen über Schiller in Umlauf gesetzten falschen Vorstellungen zu nähren und zu verstärken.

Dieser erste Act schließt mit einem Zwiegespräch zwischen Schiller und dem Theaterintendanten Dalberg, das über die schnöde Behandlung, wie sie so häufig der deutsche Bühnendichter von Theaterdirectionen und Intendanzen erfährt, sehr viel Treffendes enthält. Wir führen daraus folgende Stelle an:

Schiller. Hier ist mein „Fiesco". Ich will keine Wohlthat. Ich biete dem Director der manheimer Bühne ein neues Kassenstück. Lassen Sie das Herz aus dem Spiele. Verzeihen Sie, daß ich einen Augenblick an dasselbe appellirte. Behandeln wir die Sache rein als Geschäft.

Dalberg. Als Geschäft? Mit kurzen Worten, Sie wünschen einen Vorschuß auf... wie heißt Ihr Stück?

Schiller. Wie es heißt? (Erstaunt.) Haben Sie es nicht gelesen?

Dalberg. Himmel, in meiner Stellung... Jeder Lump von Versemacher glaubt ja ein Recht auf die Geduld und die Börse der Directoren zu haben. Es ist wahr, Ihr erster Versuch machte ein paar volle Häuser; die Neugierde zog die Leute herbei. Leider nahm die Ausstattung das Beste der Einnahme wieder hinweg, dazu das Reisegeld für Sie... Ich dachte: Je nun, man muß einen Anfänger ermuntern. Das Stück war freilich sehr, sehr regelwidrig, oft sogar geschmacklos.

Schiller. Die Ohnmacht hat die Regel für sich, aber die Kraft den Erfolg.

Dalberg. Was nun Ihren zweiten Versuch betrifft... Jetzt bei Ihrer Flucht ist erstens an gar keine Aufführung zu denken — es sähe wie eine Demonstration aus.... Aber auch abgesehen davon, Ihr „Fiesco" —

Schiller. Sie wissen doch den Namen?

Dalberg. — ist ein offenbarer Rückschritt.

Schiller. Sie urtheilen, ohne ihn ganz gelesen zu haben?

Dalberg. Nicht nöthig. Unsereiner braucht nur Titel, Personenverzeichniß und ein paar Blätter einzusehen. Das Stück ist nicht aufführbar. Theils ist es zu lang, — das Publikum will vor dem Thorschluß heimkommen; theils ist es politisch und sogar re — republikanisch, überhaupt phrasenhaft, überspannt, unwahr — mit einem Worte nicht aufführbar. Sie können die Handschrift in der Theaterkanzlei abholen.

Schiller. Nicht aufführbar! Das wollen Sie besser wissen als der Dichter selbst, der die Gestalten so lebendig vor sich sieht? Und politisch? Irre ich nicht, so hat Herr von Dalberg stets nach dem Rufe eines aufgeklärten Staatsmannes getrachtet....

Dalberg. Ja... ja wohl... Ich bin für die Aufklärung... aber —

Schiller. — sie darf nirgends anstoßen, und der Arsie zu befördern, muß wohlfeil zu erlangen sein?

Dalberg (ablenkend). Der Sinn des hiesigen Publikums ist nun einmal nicht für historische Stücke. Oder sollen wir vor leeren Bänken spielen? Wissen Sie, welches das wichtigste Buch für die Bühne ist?

Schiller. Shakspeare —? —

Dalberg. Das Kassenbuch, mein Freund. Wenn es nach dem Kopfe von euch jungen Dichtern ginge, wir könnten in einem Monat unsere Bude schließen.

Freilich werden wir, um die Scene vollkommen wahr zu finden, für die Person Dalberg's wol irgendeinen andern Theaterdirector substituiren müssen, der mit niedriger Denkungsart auch das plumpe Benehmen eines gewöhnlichen Handelsjuden verbindet. Wir können uns nicht denken, daß Dalberg, der bei alledem doch auch Edelmann war und sicherlich unter allen Umständen die äußern Dehors beobachtete, sich so taktlos benommen haben sollte, wie er hier zuweilen gegen Schiller auftritt. Und wenn es schon wahr ist, daß Dalberg sich bei weitem generöser und edelmännischer gegen Schiller hätte benehmen sollen, als dies wirklich der Fall war, und daß die Weigerung, dem in der größten Noth sich befindenden Dichter auf das Manuscript des „Fiesco" einen Vorschuß von 200 Gulden zu leisten, ein trauriges Denkmal für ihn ist, so hat er sich doch auch unbestreitbare Verdienste um Schiller erworben; man würde gegenwärtig unter allen Theaterdirectoren vergebens nach einem suchen, der es wagen würde, ein Stück wie die „Räuber" zur Aufführung zu bringen.

Der zweite Act spielt in Bauerbach, und hier begegnen wir gleich anfangs der wie uns scheint sehr glücklich angelegten Figur des Bauerburschen Peter, der sich den Karl Moor in den Kopf gesetzt hat und unter andern ausruft:

O Karl Moor, du großer verkannter Mensch! Wer ein Karl Moor sein dürfte! Ha, ich fühle eine Armee in meiner Brust!... Ha ha! Keine Helden, keine Ritter, keine Räuber mehr! Keine Räuber mehr? Peter, wenn dies eine höhere Stimme wäre? Ja, wenn mich nicht die Liebe fesselte, dieses Hemmniß aller großen Geister! —

und dann parodirend und declamirend hinzufügt:

Lebt wohl, ihr Vaterlandsthäler! Einst saht ihr den Knaben Peter, und der Knabe Peter war ein glücklicher Knabe. Jetzt seht ihr den Mann, und er ist in Verzweiflung. Die Gestalten derer, die ich erdrosselte" u. s. w.

Schiller fühlt sich mit Recht von dem Anblick und der Ausdrucksweise des durch seine „Räuber" halb um

seinen Verstand gebrachten Menschen erschüttert, und wehmüthig ruft er aus: „Da geht mein Spiegelbild — ein Thor! Friedrich, ist es so weit mit dir gekommen, daß ein Bauernlasse dich durchschaut. Bald wird man ein Spottlied auf dich machen und auf den Jahrmärkten ausbieten!" Später macht Schiller der Tochter des Hauses, Charlotte von Wolzogen, von der er sich geliebt wähnt, das Geständniß seiner Liebe, er fragt sie: „Willst du meine Gattin werden?" und Lotte, die sich selbst ein „einfältiges ungezogenes Kind" nennt, erwidert: „Ich? Haha! Ach, das ist hübsch. Noch nicht 18 Jahre alt und schon der zweite Antrag. Sie wollen mich heirathen? Sind Sie denn adelich? Mich heirathen? Also müßte auch ich Sie heirathen? Folglich auch lieben?" u. s. w. Später ruft sie jedoch: „Friedrich, bleibe mir Bruder!" und liegt in seinen Armen; da erscheint ihr wirklicher Verlobter, Hugo von Lilienstern, und reißt sie aus Schiller's Armen mit dem Rufe: „Zurück von diesem Bettelpoeten! Ist das der Dank, daß ich Ihn Tollhäusler in Manheim laufen ließ, anstatt ihn aufzugreifen!" Und dann weiter: „Wäre Er Versemacher ein Edelmann, so schlüge ich mich mit Ihm. So aber drehe ich Ihm den Rücken und lasse Ihn mit dem Pöbel laufen!" Trotzdem bemerkt Schiller wenige Seiten nachher: „Lilienstern ist mein Gegner; aber er ist ein braver Mann. Und wenn sein geringes Vermögen ein Hinderniß ist, dann will ich an der Aussteuer meiner — Schwester mitarbeiten dürfen und dichte jedes Jahr ein Trauerspiel mehr und schreibe darauf: «Trauerspiel für Lotte.»" Streicher, der sich auch einfindet, fordert den in sich gebrochenen Dichter, der sich die Demüthigung, die er soeben erduldet, doch einzig und allein durch seinen unglücklichen Heirathsantrag selbst zugezogen hat, dazu auf, zur Kunst zurückzukehren und seine neue Dichtung „Kabale und Liebe" dem deutschen Adel ins Gesicht zu schleudern. Schiller meint selbst, Streicher werde ungerecht, Lotte's Mutter sei eine Ausnahme. Aber zu diesen Ausnahmen gehörten auch die Familie Lengefeld, gehörten der Herzog von Augustenburg und der Graf Schimmelmann, welche dem Dichter eine so ansehnliche Schenkung in Begleitung eines Briefs voll der edelsten und humansten Grundsätze zuwandten, gehörten überhaupt sehr viele deutsche Adeliche der damaligen Zeit, welche am Aufbau der Humanität und Menschenverbrüderung mitwirkten, ernstlich um die Beseitigung zu übertriebener Standesvorurtheile bemüht waren, und von deren Verdiensten zum Theil die Jahrbücher der Literaturgeschichte berichten. Gab es auch damals wie heute genug Mitglieder des adelichen Standes, denen man wenig Gutes nachsagen kann, so verdienen im Gegensatz dazu die verhältnißmäßig nicht wenigen, welche die Mission des Adels im höhern Sinne auffaßten, um so größere Anerkennung.

Im dritten Act erblicken wir zuvörderst Margaretha Schwan wahnsinnig, und zwar wahnsinnig um Schiller's willen. Sodann sehen und hören wir den Dichter, wie er in einer Gesellschaft bei Frau von Kalb vor dem Herzog Karl August von Weimar den „Don Carlos" vorliest. Charlotte von Kalb will ihm einen Lorberkranz aufsetzen; Schiller aber weist ihn zurück, er will ihn Goethe, dem „größten deutschen Dichter", übergeben, und ruft: „Der Dichter des «Götz von Berlichingen» — hoch!" worauf Karl August bemerkt: „Schiller, Sie sind mehr als ein großer Dichter. Ich habe es heute empfunden, Sie sind ein großer Mensch!" Und Charlotte von Kalb, diesen Gedanken auffassend, ruft: „O, wie beglückt mich dieser Ausspruch. Es ist wahr, wie der Himmel selbst. Ein großer Geist wandelt unter uns!" Am besten gefiel uns in dieser Scene die Art und Weise, wie der Verfasser die Hofdamen sprechen läßt; die eine derselben richtet z. B. ihre Hauptaufmerksamkeit auf die Schweißtropfen, die während des Vorlesens von des Dichters Stirn fielen, eine andere auf die schöne Brieftasche, aus welcher der Dichter das Manuscript zog und von welcher sie sich ein Muster ausbittet; es ist dies nämlich die berühmte Brieftasche, welche ihm Körner und seine Braut verehrten. Sodann folgt ein Zwiegespräch zwischen Karl August und dem Dichter, in welchem der erstere sehr noble und treffliche Gedanken über die Stellung und Aufgabe der Fürsten ausspricht; nur muß man dabei nicht vergessen, daß sich in der Weise, wie hier Schiller mit Karl August spricht, schwerlich je mit regierenden Fürsten sprechen läßt. In dieser Scene ernennt der Herzog den Dichter auch zu seinem Rathe, und als dieser die Titelverleihung ohne alle Umstände annimmt, bemerkt er: „Ich danke Ihnen, daß Sie meine Gabe nicht verschmäht. (Lächelnd.) Ich fürchtete es fast von Ihrem Freiheitssinne." Dann ist Schiller allein, gesteht sich seine schwärmerische Liebe zur Frau von Kalb — denn Lottchen von Wolzogen hat er bereits gänzlich vergessen — und declamirt eine lange Stelle aus dem merkwürdigen Gedicht: „Freigeisterei der Leidenschaft", jene Stelle, worin er, den Emancipationsideen der neuern Zeit vorgreifend, das Recht der Leidenschaft als das alleingültige proclamirt und die Ehe, insofern sie nur auf dem kalten Pflichtgefühl beruht, als einen „Meineid" bezeichnet, als einen „Bund, den die erröthende Natur bereut". Also auch in dieser Beziehung ist Schiller ein Dichter unserer Zeit. Es folgt sodann eine Scene vor dem Theater, worin der Verfasser die hasenfüßige Renommisterei von „Gevatter und Schneider" persiflirt, und wie es uns scheint recht glücklich. Der eine Bürger bemerkt: „Ja, wenn nur die Polizei nicht wäre, wir hätten schon Muth!" dann des Gerüchts gedenkt, daß Dalberg den Dichter, wenn er schreiben solle, immer auf acht Tage bei Wasser und Brot einsperren lasse, und hierauf, sein Bäuchlein mit Behagen streichend, ausruft: „Der Hunger soll so gute Gedanken geben!" Ein anderer Bürger gesteht, daß er nun begreife, warum Schiller immer so auf die hohen Herren schimpfe: „Aus dem leeren Magen stammen alle Revolutionen!" Wir treffen auch hier wieder unsern alten Freund Peter aus Bauerbach, der sich den Leuten als Schiller's Freund zu erkennen gibt und renommirt:

Wir haben in Bauerbach zusammen studirt, haben Eine Haushaltung gehabt, ich habe nämlich für seine Nahrung und Kleidung gesorgt, sind zusammen hierhergekommen und schreiben

jetzt zusammen Stücke, das heißt, er kleckst sie so hin, und ich schreibe sie ins Reine. Versteht ihr, ich gebe den Stücken erst die Form, in der sie sich sehen lassen dürfen.

Später treffen, immer vor dem manheimer Theatergebäude, Schiller und Dalberg wieder zusammen. Der letztere ist hier noch viel mehr carikirt als in der frühern Scene und muß sich von Schiller, der sich gegen Höhere immer sehr klug und vorsichtig benahm, weidlich abkanzeln lassen. Schiller zerreißt den mit Dalberg abgeschlossenen Vertrag und wirft — auf der Straße! — das Papier mit den Worten: „Hier liegt Ihr Theaterdichter. Leben Sie wohl!" Dalberg vor die Füße. Dalberg möchte gern böse werden, da aber Streicher hinzutritt und der weimarischen Titelverleihung gedenkt, ruft Dalberg aus: „Rath? — O ich Dummk— Herr Schiller, meinen aufrichtigsten Glückwunsch! Einer Ihrer frühesten Freunde darf sich wol mit Ihnen freuen. Sie zürnen doch nicht wegen ... und der Vertrag ... (hebt die Papierstücke auf). Wann wollen wir wegen der Erneuerung sprechen, morgen?" So taktlos wird sich sicherlich kein Theaterdirector benehmen, selbst wenn er nicht die weltmännische Bildung eines Dalberg genossen hätte. Die letzten Scenen dieses Acts spielen in einer Theaterloge während der ersten Aufführung von „Kabale und Liebe". Frau von Kalb nennt Dalberg einen „Mann des Erbarmens", was sich dieser ruhig gefallen läßt, und beschießt dann Schiller's Herz mit den Granaten und Kartätschen ihrer stürmischen Liebe, bis dieser ausruft: „So nehm' uns denn der Abgrund auf. Ich will mit dir sinken!" Charlotte, ihn umfassend, ruft: „Mit mir! O welche Seligkeit! Und müßte ich diesen Augenblick mit einer ganzen Ewigkeit der Gewissensqual erkaufen!" Da stürzt die wahnsinnige Margaretha, mit „flatternden Haaren", in die Theaterloge und ruft: „Fiesco, tödte mich ... mit diesem Dolche ... aber bleibe groß als Mensch, groß wie der Dichter!" Während sie zusammensinkt, äußert Schiller: „Streicher, du sandtest deinen Engel!" und Frau von Kalb: „Jetzt ist er mir verloren ... o ich Elende!" Schiller aber tritt an die Oeffnung der Loge und ruft: „Deutschland, nimm deinen Dichter hin!" Das Volk antwortet: „Hoch, hoch!" und auch die wahnsinnige Margaretha und die soeben von Schiller verworfene Frau von Kalb stimmen, mit ihren Tüchern wehend, ein.

Der vierte Act beginnt mit einer jener satirischen Scenen, in denen uns Eckardt besonderes Glück zu haben scheint. Schiller trifft zufällig mit dem Buchhändler Weygand aus Leipzig zusammen, der Reitgerte und Sporen trägt und die Pferde mehr liebt als die Dichter, der seine Pferde besser verpflegt und weniger strapazirt als die Autoren. Weygand nennt zwar die „Räuber" ein „Spectakelstück", drückt auch seine Erbitterung über das Räuberlied aus, welches jetzt auf allen Hochschulen bis in die Nacht hinein gebrüllt werde, „daß ein ehrlicher Bürger ein Sklavenleben führt", hat aber vor dieser Tragödie doch einigen Respect, weil sie gut gegangen und nachgedruckt worden. Schiller bietet ihm „Don Carlos" zum Verlage an und nun entspinnt sich folgendes Zwiegespräch:

Weygand. In Commission, meinen Sie? Gegen funfzig Procente? Vielleicht aus Gefälligkeit für Sie; billiger geht es nicht. Sonst müßte ich zu Fuße gehen. Denken Sie eine so große Familie, wie ich habe: drei Weiber, von denen die dritte noch lebt, fünf Kinder und sechs unerzogene Pferde ...

Schiller. Ich sprach auch nur vom Verlage.

Weygand. Verlag? Ich? Das ist köstlich, hören Sie, das ist köstlich! Theater in Verlag nehmen? Nu, Sie haben wenig Praxis.

Schiller. Sie scheinen nach Ihren Begriffen sehr praktisch zu sein.

Weygand. Praxis, mein Freund, das ist die Blüte des Lebens. Das habe ich im Stalle gelernt.

Schiller. Warum sind Sie nicht Stallmeister geworden?

Weygand. Schicksal, junger Mann, Verkennung, die Tragik des Lebens. An einem kalten Morgen erwache ich und — bin Buchhändler. Das haben mir die Götter auch nicht an meiner Wiege gesungen.

Schiller. Hatten Sie denn die nöthigen Studien?

Weygand. Was Studien? „Der Buchhändler braucht nur Praxis", sagte mein Großvater, der mir das Geschäft vererbte, „den geheimen Instinct dessen, was gehen kann, und eine gewisse Anlage, jungen Poeten das Versemachen zu verleiden."

Schiller. Ein schöner Beruf!

Weygand. Mag sein, aber doch kein Stallmeisteramt.

Schiller. Herr Weygand, wir wollen kurz sein. Mein Trauerspiel, ich darf es sagen, ist gut und wird einiges Aufsehen machen.

Weygand. Vielleicht unter den Literaten, unter dem Publikum der Freiexemplare.

Schiller. Ich stelle bescheidene Bedingungen.

Weygand. Bescheiden? Was nennen Sie bescheiden?

Schiller. Einen Louisdor für den Bogen ...

Weygand. Einen ... Sind Sie von Sinnen?

Schiller. Leben Sie wohl! (Will ab.)

Weygand. Gemach. Wollen Sie nicht lieber eine runde Summe? Fünf ...

Schiller. Nein, bogenweise.

Weygand. Was nutzt es Ihnen. Wenn ich es auch eingehe, ich brauche ja den Bogen nur enger zu drucken. Doch will ich Ihnen einen Vorschlag machen. Ich zahle Ihnen das Doppelte; aber Sie schreiben auf den Titel: „Aus dem Französischen übersetzt." Wollen Sie? Das zieht, das macht die deutschen Mäuler wässerig.

Schiller. O Sie Mann der Praxis! Wehe der deutschen Poesie, solange der deutsche Buchhandel noch solche Exemplare in seinen Reihen duldet.

Weygand. Sie wollen nicht? Gut. Glückliche Reise! (Kommt nochmals zurück.) Sie brauchen Geld, wie ich sehe. Ich weiß noch einen Ausweg. Schreiben Sie mir drei Dutzend Räuberstücke, das halbe Dutzend zu ...

Schiller. Sie sind ein Narr!

Dann setzt sich Schiller in eine Laube und Lottchen von Lengenfeld, ein Buch in der Hand, erscheint und erblickt den ihr unbekannten jungen Mann. Sie unterhält sich mit ihm über literarische Gegenstände, kommt auch auf „Don Carlos" und „Das Lied an die Freude" u. s. w. zu sprechen, und Schiller, der bereits auch wieder die Frau von Kalb vergaß, wie er Lotte von Wolzogen und die seinetwegen wahnsinnig gewordene Margaretha vergessen hatte, ruft begeistert aus: „Eine große Seele lebt in Ihnen, Fräulein!" Sie aber sagt im weitern Verlauf des Gesprächs:

Lotte. Der Herr verzeihe mir, ich kann nicht anders. Ich bin ein unbedeutend Mädchen nur; aber ich würde, wenn ich den Dichter träfe, zu ihm treten und sprechen: (ihre Hand entgegenhaltend) Friedrich Schiller, hier ist meine Hand!

Schiller. Mädchen, sprichst du wahr? Nein, ich träume... Es kann nicht sein... Es darf nicht sein... Auf meinem Haupte ruht ein Fluch... Wer mich liebt, wird unglücklich.

Lotte. Friedrich Schiller, du selbst bist es; das Herz verrieth mir längstens deinen Namen. Friedrich, ich wage es mit diesem Fluche. Misdeute meine Bitte nicht! Dein ist meine Seele, wenn du sie nicht verschmähst. Deinen Geist begleiten auf seinem Fluge zum Höchsten, welche Seligkeit! Dich trösten, mit dir leiden, mit dir darben dürfen, welch Verdienst um die Zukunft meines Vaterlandes!

Schiller zieht Lotte an sich, das Verlöbniß ist mit einer beispiellosen Geschwindigkeit geschlossen, und Schiller nach einer abermaligen Umarmung „eilt ab". Nun kommt aber die Mutter, die über dies Verlöbniß natürlich höchst verwundert ist und absolut will, daß Lottchen den Freiherrn von Wurm heirathe:

Frau von Lengefeld. O Freiherr von Wurm ist von höchst legitimer Abkunft. Uraltes Haus! Schon im Teutoburger Walde gab es Würmer! Du hast nun die Wahl. Une dame de la cour ou une Baronesse de Ver?

Lotte. Eine Würmin? O pfui!

Frau von Lengefeld. Tu es la contreboutique de son amour.

Lotte. Ich? boutique? Eine Boutique seiner Liebe?

Frau von Lengefeld. Comment boutique; je disais contreboutique.

Lotte. Ich verstehe Sie nicht.

Frau von Lengefeld. Je voulais dire Gegen — stand de son amour. Wozu warst du in der Pension, wenn du nie französisch lernst? Willst du, daß ich die Verlobung poussire und arrangire?

Lottchen aber gesteht, daß sie sich mit Schiller verlobt habe und sagt: „Nicht wahr, Mütterchen, Sie wollen meinen Tod nicht? und Ihre kleine Lotte würde sterben, wenn sie die neue Puppe nicht bekäme, ganz sterben." Frau von Lengefeld bedauert, daß Schiller nicht von Geburt sei, nicht einmal linker Hand, daß er ein Mann sei „sans aucune position, sans titre", und Lottchen, ganz im gewöhnlichen Soubrettenstile, schäkert: „O wir haben Titel! Wir sind weimarischer Rath und wir werden noch Professor der Geschichte!" Zuletzt aber, nachdem noch mit möglichster Schnelligkeit ein Brief Schiller's an seine theure „Braut" eingelaufen, sieht sie doch ein, daß sie ihren Schiller erst erkämpfen müsse: „Ihn erkämpfen, heißt ihn verdienen!" womit der Act schließt.

Der fünfte Act führt uns Goethe vor, monologisirend und manche gute Gedanken aussprechend. Er gedenkt seiner italienischen Reise und sagt:

O Rom! Ein neuer Mensch ward ich, da ich
Durch deine Thore schritt. Die schöne Ruhe,
Die aus der griech'schen Dichtung uns zuweht.
Die um die Statuen des Alterthumes
Gleichwie ein duft'ger Schleier sich verbreitet,
Die schöne Ruhe senkte sich auf mich
Auch nieder, den von Leidenschaft bewegten,
Den staubgebornen Dichter aus dem Norden.
Was mich gequält, als Trug der Erde sank
Es in die Tiefe der Vergessenheit,
Und jene heitere Götterstille,
Die auf der Stirne thront des Zeus, schloß sich
Mir auf als das Geheimniß wahren Lebens.
Eins mit mir selbst, eins, wie die Griechen waren,
Stieg ich vom Capitol herab und kehrte heim.
Und diesem Römerzug dankt der Barbar —
Barbaren sind wir alle hoch im Norden —
Die heilige Entdeckung, daß das Schöne
Des Lebens einzig wahrer Inhalt ist,
Und daß es werth sei, alles wegzuwerfen,
Womit man sich auf langer Fahrt belastet,
Um nichts zu sein als Künstler und als Dichter.

Goethe klagt dann, daß ihm die Muse nicht mehr so hold sei, wie in der Jugend, tritt zum Büchertisch, ergreift einen Band und fährt dann weiter fort:

Da braust es noch... In diesem Buche tummeln
Sich Geister, die ich auch gekannt, doch bald
Mit starker Hand gebändigt... Schiller's „Räuber"!
Hier sein „Don Carlos". 's ist der gleiche Geist,
Wenn er sich auch mit Jamben hat drapirt.
Und diesem Geist, der hinter mir jetzt liegt,
Dem „Sturm und Drang", den ich mit heißer Stirne
Zu überwinden mich bemüht, den ich
Besiegt schon glaubte auf ital'scher Flur,
Dem jubelt zu das deutsche Volk noch heute.
Erstaunend sah ichs, von den Alpen steigend.
(Setzt sich mit dem „Don Carlos-Buche".)
Ich soll dem Geiste heute noch begegnen...
Ein eigner Mann! Er stößt mich ab... Es legt
Sich mehr als eine Kluft hin zwischen uns...
Und doch will ich ihm wieder wohl. Dem Ernste
Des Strebens, der den jungen Mann beseelt,
Dem Ernste zollte ich noch immer Achtung.
Ich dulde zuletzt alles, wenn es nur
Aus eigner Kraft sich tummelt.

Sein Diener Stadelmann tritt ein und meldet mehrere Besuche an, einen Engländer, eine Schauspielerin aus Berlin, den „berühmten Touristen Kieselack" u. s. w. Goethe will sie alle nicht sehen, diese „demüthigen bescheidenen Gesichter", wogegen zu bemerken wäre, daß solche Leute, die sich berühmten Männern aufzudrängen pflegen, sich meist eben nicht durch Demuth und Bescheidenheit auszeichnen, und er fügt dann seine bekannten Worte hinzu: „Nur die Lumpe sind bescheiden", also jenen vielfach misdeuteten Ausspruch, den so manche dahin verstehen und anwenden, daß man, um kein Lump zu sein, nichts weiter nöthig habe, als nur recht unbescheiden zu sein. Goethe geräth nun auf den possirlichen Einfall, seine Besucher durch Stadelmann als untergeschobenen Goethe empfangen zu lassen, worauf Stadelmann entzückt ausruft: „Ich und Goethe? Geheimerath? Achtbändiger Dichter? O welche Seligkeit! Doch auf eine Viertelstunde ein großer Mann! O ein solcher Augenblick ist eines Lebens werth!" Es entwickelt sich nun eine Reihe von Scenen, die zwar an sich möglichst unglaublich sind und mehr in eine burleske Posse gehören, denen aber im ganzen bei aller Carikirung doch echte derb komische Wirkung nicht in Abrede gestellt werden kann. Als Probe setzen wir Stadelmann's Unterredung mit dem Engländer hierher:

Engländer. Excellence!

Stadelmann. Lord!

(Stadelmann ladet ihn zum Sitzen ein. Der Engländer sieht den vermeintlichen Goethe scharf an; Stadelmann rutscht verlegen auf seinem Stuhle.)

Engländer. Goethe?

Stadelmann. Yes yes, Mylady! (Pause.

Engländer (eine Lithographie Goethe's hervorziehend und sie mit Stadelmann vergleichend). Hm! Hm! Siektes Porträt! Hm!

Stadelmann. Hm! Hm! (Pause.)

Engländer (auf die Büste zeigend). Shakspeare! Ah!

Stadelmann. Schakespehari! Oh!

Engländer (schmerzlich). Todt! Uh!

Stadelmann (heulend). Maustodt! U! U!

Engländer. Gespräk, sehr interessant!

Stadelmann. O bitte! Gerne geschehen!

Engländer (sich erhebend). Muß... gehen... aller...

Stadelmann (beiseite). Donnerwetter, jetzt weiß ich das Rechte. (Laut.) Good save the Queen!

Engländer (entzückt). Oh!

Stadelmann (beiseite). Er geht. Jetzt — zu! (Laut.) Goddam!

Engländer. Oh! Sie sprefen Englisch Sprak?

Stadelmann. Voui!

Engländer. Ein groß Mann! Fare well!

Stadelmann. Nu, ja. Fahren Sie nur!

Engländer (bricht rasch den Fuß eines Stuhls aus). Un petit souvenir... Pardon! (Wickelt ihn sorgfältig in Papier und geht feierlich ab. Stadelmann ist ganz bestürzt.)

Darauf kommen die berliner Schauspielerin und der Tourist, letzterer mit einem Notizenbuche. Die Berlinerin fragt: „Thun Sie der Herr Jethe sind?" und Stadelmann antwortet: „Sie wünschen die größte deutsche Feder zu sehen? die bin ich!" worauf der Tourist notirt: „Sehr eitel und etwas bornirt. Die berühmte hohe Stirn ist im Abnehmen." Die Berlinerin gesteht: „Als ich Seene Versche jelesen habe, Herr Jeheimerath, da habe ich Sie mich janz anders vorgestellt", und als Stadelmann fragt, ob sie seine Meisterwerke denn wirklich gelesen, stellt sie sich in die Mitte des Saals und declamirt pathetisch: „Festjemauert in der Erden, steht die Form, as Lehm jebrannt." Da Stadelmann dies ruhig hinnimmt, ruft der Tourist: „Soll ich meinen Ohren trauen? Goethe schreibt sich ein Gedicht von Schiller zu!" und notirt: „Plagiator" u. s. w. Zuletzt vergleicht der Tourist seine Notizen mit Stadelmann: „Eitel — grob — Plagiator — anmaßend —! Das Porträt ist fertig. «Goethe als Mensch.» Das Buch muß zehn Auflagen erleben. Ich empfehle mich." An diese burlesken Scenen reiht sich ein Auftritt ganz anderer Art, eine Unterredung zwischen Goethe und Schiller, welche wol die glänzendste Partie des Dramas ist, obschon sie allerdings dem so bedeutungsvoll gewordenen Zwiegespräch zwischen Schiller und Goethe nach der Vorlesung des Professors Batsch sehr wenig entsprechen mag. Aber schon der Gedanke, Goethe und Schiller auf der Bühne einander gegenüberzustellen — freilich in etwas anderer Weise und zu andern Zwecken als sich dies Aristophanes mit Aeschylus und Euripides gestattete — verdient Anerkennung wegen der Kühnheit, die dazu gehörte. Beiden Dichtern sind oft schöne und treffende Worte in den Mund gelegt, z. B.:

Goethe. Ich bin auch stolz — der Masse gegenüber, die mir durch ihre Mehrheit imponiren will, während ich doch jeden einzelnen als einen Einfaltspinsel kenne. Allem Großen huldige ich hingegen mit offener Seele und liebe es, mag die Welt darüber denken, wie sie will. Wie kann man mit seiner Liebe zurückhalten und knickern aus Furcht, man gebe mehr, als der andere verlangt? Wenn ich dich liebe, was geht es dich an? Mein Herz hat nie gerechnet.

Schiller. Ich beneide Sie um diese schönen Gefühle wie um vieles. Was uns die strenge Pflicht, ein kaltes Soll gebietet, erscheint bei Ihnen als angeborene Neigung, als das Wiegenangebinde einer schönen Seele. Ich muß mich tapfer mühen und drehen, um die Welt, so gut es gehen mag, zu begreifen. Ihrer ist die Welt; von früh an haben Sie sie ergriffen, mit starker Hand und offenem Auge zu Ihrem Eigenthume gemacht. Wer auch der Tiefere sei, Sie sind der Reichere. Die ganze Welt zerfällt mir in tausend Antithesen, in Misklänge zwischen Recht und Gewalt, Verdienst und Lohn, Tugend und Glück. Ein Zwiespalt zerreißt mir wie ein greller Blitz ewig das Universum; das Dort ist niemals hier. Und Sie? Für Sie, den Freund der Götter, ist die Welt nur Harmonie, nur der Zusammenklang ewig verwandter Accorde! — Meine Seele sucht Kampf und ist Kampf; die Ihre ist Friede und daher überall von Friede umrauscht; denn die Welt antwortet uns in der Sprache, die wir reden. — Ihr Auge wendet sich dem Leben zu und haftet freudig an den tausend Einzeldingen; was sind sie mir? Nichts als Träger der Begriffe. Sie stören mich, bis ich sie zusammengefaßt, in ein todtes Wort gebannt. Todt ist es; doch ich kann nicht anders. — Todt? Nein! Sterblich ist nur das Einzelding; die Idee lebt ewig. Selbst mit der Welt geht ihr Begriff nicht unter.

Goethe. Was soll mir der Begriff der Welt, wenn sie dahin? Was ist das Ganze ohne das Einzelne? Nichts! Ein leeres Gedankending. Erst im Einzelnen liegt das Ganze.

Einzelne Anachronismen oder allzu willkürliche oder zu äußerliche Züge stören uns freilich auch in diesem sonst mit Geist durchgeführten Gespräch. Goethe überreicht z. B. seinem neuen Freunde das Diplom eines Professors der Geschichte, worauf Schiller erwidert: „Herr Geheimerath, welche Aussichten öffnen Sie mir, welchen Wirkungskreis!" während es doch bekannt ist, daß Schiller von diesen „Aussichten", diesem „Wirkungskreis" keineswegs sehr erbaut war, und diese Verpflanzung von Weimar nach Jena sehr mit Unrecht als eine Intrigue Goethe's und als eine „Uebertölpelung" betrachtete. Daß ferner gerade Goethe dem Dichter des „Don Carlos" im Verlaufe des Gesprächs mit einiger Feierlichkeit noch ein anderes Diplom, den Bürgerbrief der französischen Republik überreicht, scheint uns nicht gut angebracht. Wenn in spätern Tagen einmal irgendein literarischer Fabrikant die Biographie Schiller's mit Zugrundelegung des Eckardt'schen Dramas schreiben sollte, so wird er vielleicht berichten: Goethe habe in derselben Unterredung, in welcher er Schiller die Ernennung zum Professor mitgetheilt, ihm auch den Bürgerbrief der französischen Republik überreicht, der „an den Großherzog" (!) adressirt gewesen; zum Schlusse habe Goethe eine Deputation der jenenser Studenten mit schwarzrothgoldener Fahne (im Jahre 1790!) ins Zimmer gelassen, habe dann von Shakspeare's Büste einen Kranz, welchen Schiller früher dem Dichter des „Faust" zugesandt, hinweggenommen und ihn Schiller überreicht mit den Worten: „Im Namen deutschen Volks, deutscher Jugend!" und zuletzt habe Karl August das Wort ergriffen, um mit Hinweisung auf den eben geschlossenen Dichterbund an die Anwesenden eine feurige Ansprache zur Beförderung deutscher Einheit zu richten. Denn also geschieht es zum Schlusse des Stücks. Wie gesagt, Geist, Gedankenfülle und Originalität kann man dem deutschgesinnten Verfasser nicht

in Abrede stellen, auch nicht dramatisches Talent, namentlich auch für das Komische; aber den mancherlei Vorzügen gesellen sich auch manche Fehler und Misgriffe, die eine besonnene Kritik dem Verfasser wie dem Publikum nicht verschweigen durfte. Hier und da sind eigene Aussprüche Schiller's meist aus seinen Jugendwerken eingeflochten, und meist wenn auch nicht immer mit Glück.

Eckardt's Drama ist in mehreren Städten, mit dem verhältnißmäßig größten Beifall wie es scheint in Hamburg aufgeführt worden, und zwar so viel wir wissen, im Laufe von acht Tagen gleich viermal. Wir begreifen, daß einzelne Scenen überall durchschlagen müssen; über die Mängel der Composition hilft dann die Begeisterung für Schiller hinweg. Eckardt hatte schon vor einer Reihe von Jahren die Absicht, in einer Trilogie die Hauptmomente aus Schiller's Leben zu behandeln: die Flucht, die Wanderschaft, ein Bild aus seiner Meisterzeit. Die beiden ersten Stücke sind sogar schon vor 1848 vollendet worden. Inzwischen war plötzlich Laube mit seinen „Karlsschülern" aufgetreten. Um mit diesen nicht zu concurriren hat Eckardt bei der Wiederaufnahme des Themas im Jahre 1859 sich nur auf Schiller's Wanderjahre bis zu seinem Eintritt in Weimar beschränkt. Von der ersten Anlage blieb wenig. *)

Theodor Apel's Lustspiel „Dichters Liebe und Heimat", in Leipzig, Königsberg u. s. w. an einem der drei Jubeltage aufgeführt, ist zwar an originellen Einzelheiten weniger reich als das Eckardt'sche, aber es macht im ganzen einen harmonischern, wohlthuendern Eindruck; es zersplittert sich nicht in einzelne Tableaux; es basirt auf einer in sich geschlossenen, planvoll angelegten, wenn auch nicht sehr effectreichen oder die Neugier sehr spannenden und dabei etwas künstlich motivirten Handlung; die Sprache ist einfach edel und wennschon die Ausdrucksweise des Apel'schen Schiller selbst im ganzen eine gehobenere ist, als die der übrigen Personen des Stücks, so sind ihm doch nirgends extravagante, überpathetische Phrasen in den Mund gelegt.

Wir haben schon oben erwähnt, daß Theodor Apel in seinem Stück die dresdener Lebensepisode unsers Dichters zu Grunde gelegt. Wir wissen gerade über diese verhältnißmäßig weniger als über jede andere; der Dichter scheint in Dresden, solange Körner's Abwesenheit in Leipzig dauerte, und dann auf einem Abstecher in Tharandt sich gerade nicht sehr behaglich und productionslustig gefühlt zu haben, und mag in dieser Stimmung wol auch manche nutzlose Zerstreuungen aufgesucht haben. Am 20. December 1786 schreibt er z. B. an Körner in Leipzig, bisjetzt sei seine Existenz höchst prosaisch gewesen, und fährt dann fort: „Die Abende sind mir erstaunlich zur Last, denken mag ich nicht, auch schäme ich mich zu schlafen." An einem solchen Abend, der ihm zur Last war, wo er nicht denken mochte, und sich zu schlafen schämte, machte er die Bekanntschaft des Fräuleins von Arnim: „Ein treffend Bild von diesem Leben, ein Maskenball hat dich zur Freundin mir gegeben." Je weniger man also über diese dresdener Episode etwas Vollständiges weiß, um so mehr hatte Theodor Apel die Erlaubniß und die Befugniß, das Dunkle zu deuten, die Lücken auszufüllen, das unmotivirt Scheinende zu motiviren.

Theodor Apel hat sich nun in seinem Festspiel zur Aufgabe gemacht, an einer dramatisch verlaufenden Handlung nachzuweisen, wie es kam, daß Schiller so plötzlich Dresden verließ und nach Weimar ging. Geistige Verstimmung und das nagende Gefühl einer ungesicherten äußern Lage rücken, wie der Verfasser des Stücks es darstellt, dem Dichter des „Don Carlos" den Entschluß immer näher, sich wieder der Arzneiwissenschaft zu widmen, oder wie eine der Hauptpersonen des Dramas, Graf Kuhnheim, bemerkt:

> Seine Gedichte, seine Dramen lassen einen in Begeisterung übersprudelnden Feuerkopf in ihm erwarten, sein unermüdliches Ankämpfen gegen die vorhandenen Schranken bekunden die ungewöhnliche Kraft, aber ein unseliges Geschick verlockt ihn in ein Gewirr philosophischer Zweifel. Der Aerger über Theaterintriguen hat ihn verbittert und die schwer lastenden Quälereien der tausend Kleinigkeiten, die nun einmal den deutschen Dichter wespenartig verfolgen, haben seine Heiterkeit vergällt, die Furcht vor Mangel läßt ihn seine Kunst verlassen und treibt ihn der Brotwissenschaft in die Arme.

Henriette Elisabeth von Arnim, wie sie in Wirklichkeit hieß, oder Julie von Arnim, wie sie im Apel'schen Drama heißt, ist dem Grafen Kuhnheim erst halb, später ganz verlobt, hat aber, wie Kuhnheim wahrnimmt, durch ihre ganze imponirende und liebenswürdige Erscheinung einen mächtigen Eindruck auf des Dichters Herz gemacht. Hierauf gründet Graf Kuhnheim seinen Plan. Schiller soll Julien näher treten, Julie soll seine Muse sein, soll in ihm die Gefühle und Leidenschaften wecken, die geeignet sind, ihn der Poesie wieder in die Arme zu führen. Der Plan gelingt auch insofern, als wieder poetische Gestalten vor des Dichters Blick, Entwürfe zu neuen dichterischen Schöpfungen in seinem Geiste auftauchen. Der durch diese Intriguen nothwendig bedingte Augenblick der Enttäuschung und Verzweiflung Schiller's wird zwar von Kuhnheim selbst vorausgesehen, aber den Einwürfen, welche die Schauspielerin Sophie Albrecht gegen seinen allerdings gewagten Plan erhebt, indem sie ihn in echt weiblicher Weise fragt: „Was hat Friedrich gethan, daß Sie sich vorsetzen, ihm das Herz zu brechen?" begegnet er mit den Worten:

> Ist das gebrochen, als er seine Laura verließ? Oder in Bauerbach um Charlotten? Hat ihn in Leipzig der Korb vernichtet, den ihm Margaretha's Schweigen in Manheim geflochten? Nein, nein, theure Freundin, wäre hier von einer ersten Liebe die Rede, würde ich mich vielleicht bedenken!.... Der Krieger wagt sein Leben, wenn es gilt, den blutigen Lorber zu erkämpfen — auch den Dichter krönt sein Volk mit dem Lorberkranze —, darf er ein von unglücklicher Liebe blutendes Herz fürchten, wenn es gilt, eine Gestaltung für seine Kunst zu erobern?

Aber nicht nur in dieser um so zu sagen theoretischen Weise zeigt sich Graf Kuhnheim um Schiller bemüht,

*) Wir bedauern aus mehrfachen Gründen, daß uns Eckardt's bereits am 18. März 1859 in Bern gehaltene und später in Wenigen-Jena ans Licht getretene Rede auf Schiller infolge eines unglücklichen Zufalls uns erst, nachdem wir das Obige geschrieben, zugegangen ist. Doch denken wir auf diese jedenfalls bedeutungsvolle Rede, die gewissermaßen einen literarhistorischen Commentar, eine ästhetische Einleitung zu seinem Drama bildet, später in einem Nachtrage zurückzukommen.

er war, auf Einladung des Herzogs selbst, in Weimar, und erscheint gegen den Schluß des Stücks wieder in Dresden mit dem Auftrage des Herzogs oder vielmehr der Anfrage, ob Schiller nicht geneigt sei, „die Zahl der deutschen Dichter am Musenhofe Weimars durch seinen Eintritt in diesen schönen Kreis zu vermehren“? Die Freude über die sich dem Dichter so unerwartet eröffnende Aussicht auf eine Heimat, die er bisher vergebens suchte, drängt die schmerzlichen Gefühle über den Ausgang seines Liebesverhältnisses in den Hintergrund und fröhlich ruft er aus: „Jetzt, Freunde, steht mir bei! Die Vorbereitungen zur Uebersiedelung eines deutschen Dichters sind bald getroffen. Wenig Gepäck und ein fröhliches Herz, so ziehe ich hinaus in die Heimat, in die Heimat!“ In der letzten Scene sehen wir dann noch Schiller's Freunde in einer Elbgegend, welche die Aussicht auf Körner's Weinberg in Loschwitz bietet, versammelt, um von dem scheidenden Dichter Abschied zu nehmen. Julie, die ihn dereinst mit dem Lorber gekrönt, rühmt sich des Glücks, dem deutschen Vaterlande seinen edelsten Dichter erhalten zu haben; Schiller ruft: „Julie, ich scheide — ein Ideal in der Brust“ . . . „Und eine Heimat im Herzen deines Volks!“ fällt Julie ein.

Wenn man sich über das Unwahrscheinliche oder doch zu Naive der Intrigue, das übrigens der Verfasser selbst herausgefühlt und, wie wir gesehen haben, im Stücke selbst zu rechtfertigen gesucht hat, hinwegzusetzen weiß, so wird man zugestehen müssen, daß sie mit dramatischem Verstande angelegt und durchgeführt ist. Ein anderer Vorwurf, den man dem Verfasser machen könnte, daß er nämlich den Charakter des Fräuleins von Arnim zu sehr idealisirt habe, läßt sich leichter hinwegräumen. Man weiß, welche schlimmen Gerüchte über das Fräulein von Arnim in Umlauf gesetzt worden sind; aber um bloße Gerüchte hat sich der dramatische Dichter nicht zu kümmern, und um so weniger, da die Welt mit einem sittlichen Rigorismus, dem aber nur zu oft bloße Leichtfertigkeit des Urtheils zu Grunde liegt, nur zu geneigt ist, auf oberflächliche Indicien hin zu verdammen. Das Hauptverbrechen des Fräuleins war vielleicht nur, daß sie arm war und sich, wie man wenigstens versichert, von ihrer Mutter dazu verleiten ließ, die Generosität ihrer Verehrer zu benutzen. Daß sie sich nicht entblödete, auch von einem genialen und dabei mittellosen Dichter Geschenke anzunehmen und ihn um die Früchte seines Fleißes und Talents zu bringen, ist freilich schlimm; aber es gibt auch sonst Leute genug, für die der Dichter und Schriftsteller im Grunde mehr arbeitet als für sich selbst. Im übrigen meint Palleske, daß die Trennung von Schiller dem Fräulein viele Thränen gekostet, und daß sie wahrscheinlich gegen andere ihrer Verehrer geheuchelt habe, um gegen Schiller wahr sein zu können; auch sei sie, die als spätere Gräfin Kuhnheim die Liebe und Achtung aller Untergebenen genossen, dem Dichter immer in ihrer Weise treu und anhänglich geblieben, und bis zu ihrem Tode habe sie Schiller's Bildniß über ihrem Bette hängen gehabt. Es liegt hier einer jener Fälle vor, wo man die frivole Begier nach Aufdeckung aller Privatverhältnisse und jene sträfliche Neugier, welche Wißbegier zu sein heuchelt, fast bedauern möchte; denn was hat das Fräulein der Welt Böses gethan, daß man sie an den Pranger stellt und daß ihre Bekanntschaft mit einem verliebten Dichter ihrem Andenken zu ewigem Fluch gereichen soll? Ohnehin verdankte Schiller diesem flüchtigen Verhältniß sicherlich manche Augenblicke der Beseligung und manche poetische Anregungen, die ihm während seiner wie es scheint sonst ziemlich verödeten Existenz in Dresden doppelt wohlthun mußten; denn Naturschönheiten füllten seine Seele nicht aus und die Gebilde der Kunst ließen ihn gleichgültig; der Meisterwerke der dresdener Gemäldegalerie gedenkt er in seinen Briefen nirgends, er nannte sie vielmehr gegen den damaligen Galerieinspector „Plunder“; er hielt sich dafür an die Menschen, und da diese ihm wenig Ausbeute und geistige Nahrung gewährten, so gab er sich, um doch eine poetische Anregung zu haben, dem Gaukelbild der Schönheit und dem Phantom einer eingebildeten Liebe gefangen und bezahlte dafür wie billig die nöthigen Schmerzensgelder.*) Wir also können es nur gutheißen, wenn der Verfasser des Dramas sich an die üble Nachrede, mit der man des Fräuleins Andenken infamirt hat, gar nicht kehrte, sondern ein ideales Wesen aus ihr gestaltete, das dem wirklichen Fräulein von Arnim allerdings nur in sehr unwesentlichen Punkten ähnlich sein mag. Sie als eine Courtisane oder als eine Gauklerin, welche ihren Verehrern die Taschen leert, darzustellen, würde in die Anlage des Stücks nicht gepaßt und in ein Festspiel wie dieses einen störenden Mißklang gebracht haben; auch läge eine solche Auffassung ganz außer der zartfühlenden Denkungsweise des Verfassers.

Dagegen hätten wir gewünscht, daß es dem Verfasser gefallen haben möchte, dem Appellationsrath Körner, seiner Gattin und Schwägerin hervortretendere Rollen im Stück anzuweisen; denn Körner läuft neben dem Grafen Kuhnheim, neben Hutzler und dem Recensenten Dr. Faßler eigentlich nur so nebenher. Und doch würde namentlich Körner's Schwägerin, die mit keckem, sarkastischem Witz begabte Dora Stock sich zu einer originellen Charakterzeichnung sehr wohl geeignet haben. Vielleicht hätte der Verfasser am besten gethan, den Plan, zu dessen Träger er den Grafen Kuhnheim macht, geradeswegs dem Appellationsrath Körner unterzuschieben. Dies widerspräche zwar der Stellung, welche Körner in Wirklichkeit zu dem Schiller'schen Liebeshandel einnahm, wie auch vielleicht seiner immer vorsichtigen, besonnenen Art und Weise; aber natürlicher erschiene es doch immer, daß ein dem Fräulein gänzlich Fernstehender, als daß ihr eigener Liebhaber und Verlobter auf einen so gewagten Plan verfällt; denn wenn das Fräulein auch einmal bemerkt, Schiller's Werke gefielen ihr besser als seine Person, so ist es doch sicher mehr als einmal vorgekommen, daß sich

*) Seine Liebe zu dem Fräulein läßt Apel den Dichter einmal mit den schönen Worten bezeichnen, sie sei „ein neues Gefühl, neu entstanden mit diesem einzigen Wesen und für dieses einzige Wesen nur möglich“.

die Liebe zu den Schöpfungen eines Dichters zuletzt auf seine Person übertragen hat. Die Satire gegen das Recensententhum in der Figur des Dr. Faßler hat man mehrfach übel genommen und übel gedeutet, und dann mit Recht, wenn der Verfasser die Absicht gehabt hätte, die Kritik überhaupt ins Lächerliche zu ziehen. Schiller selbst hielt bekanntlich große Stücke auf die Kritik, und er verdankt den mancherlei scharfen Recensionen, die über seine Erstlingswerke erschienen, für seine Weiterentwickelung vielleicht mehr, als man gemeinhin zu glauben scheint, indem sie ihn nöthigten, vor seinem eigenen Genie still zu stehen und, wenn man so sagen darf, zu erschrecken. Apel hat jedoch in seinem Dr. Faßler, der ohnehin auch seine guten Seiten hat, nur diejenige Sorte von Recensenten verstanden, welche Schiller selbst in seiner derben Weise „Schmierer“ nannte, sogar wenn sie ihn lobten, dies aber in taktloser übertriebener Weise thaten. Außerdem schwebte, soviel wir wissen, dem Verfasser bei seinem Dr. Faßler der Kritiker F. A. Böttiger vor, der zwar ein sehr kenntnißreicher Mann, dabei aber auch ein boshafter Schwätzer, Klatscher, Herumträger und Schmarotzer war.

Manche haben in Apel's Drama patriotische und liberale Phrasen vermißt; aber wir können den Verfasser nicht tadeln, daß er dieses so wohlfeile Mittel, Applaus zu erzielen, mit anerkennenswerther Selbstentsagung verschmäht hat, denn Schiller hielt sich gerade in jener Zeit von aller politischen Beschäftigung und Lectüre gänzlich fern, so sehr, daß ihm Körner einmal am 2. Mai 1787 schreibt: „Noch ein paar politische Neuigkeiten, da du keine Zeitungen liest.“ Dagegen beschäftigte ihn damals die Sorge um seine eigene Existenz um so ernstlicher, und wir werden die Worte, die ihm Apel über die Lage der deutschen Dichter im allgemeinen in den Mund legt, sehr berechtigt und durch die Stimmung, in der sich Schiller damals befand, sehr motivirt finden. So äußert einmal Schiller zu dem kühlen Dr. Faßler:

> Nun denn, so ruft es hinaus in alle Welt, gönnt in euern Blättern ein paar Spalten dem Fluche eurer Dichter! Sagt es dem deutschen Volke: jeder Handwerker treibt mit Ehren sein Fach und erhält sein Brot von ihm. Der Kaufmann, der Gelehrte, Maler und Bildhauer, Baumeister und Tonkünstler üben ihr Gewerbe, ihre Kunst, und man gönnt ihnen den Gewinn, der sie und die Ihrigen ernährt, und man ehrt und schätzt ihre Stellung im Staate. Nur der Dichter allein ist verurtheilt, neben seiner Kunst noch einen Broterwerb zu suchen, damit er nicht verhungere, und er muß noch Gott danken, wenn ihm nicht ein boshafter Kritiker entgegentritt und ihm hämisch den Beweis in das Gesicht schleudert, daß derselbe Mann, dem sein Volk in jubelnder Begeisterung seinen Dank zurief, durch die Kunst unfähig wird, sich und den Seinen die Heimat und das liebe tägliche Brot zu erwerben!

Eine Schrift:

3. Schiller's Geburtstag oder: „Ich habe gelebt und geliebet.“ Biographische Erzählung von H. Schwerdt. Leipzig, Mendelssohn. 1859. 8. 22½ Ngr.

ist kein eigentlicher Roman, wie Hermann Kurtz' „Schiller's Heimatjahre“ und Scherr's dreibändiger culturhistorischer Roman „Schiller“, aber in der ganzen Darstellungsart nähert sie sich der Romanform, indem die ganze Draperie, das Arrangement etwas Romantisches hat, die Kapitel sehr oft mit landschaftlichen Schilderungen beginnen, dem Dichter selbst Monologe in den Mund gelegt, Briefstellen zu Dialogen, auch manche halbmythische Ueberlieferungen vielfach benutzt sind. Das Genrehafte, Idyllische in Schiller's Leben, seine gemüthlichen Bezüge zu seinen Aeltern und Geschwistern, zu seinen Freunden, zu den weiblichen Personen, denen er seine Gunst zuwendete, sein Charakter als Haus- und Familienvater sind darin besonders hervorgehoben. In dieser freilich sehr engen Grenze ist die Schrift, zu der die als Vignetten eingedruckten Abbildungen der „Schillerhäuser“ eine willkommene Zuthat bilden, ganz zweckmäßig geschrieben und angenehm zu lesen, am angenehmsten vielleicht für jüngere Personen und Frauenzimmer. Literarhistorische Gesichtspunkte, irgendeine neue Auffassung, eine kritische Sichtung des Materials und eine von der Kritik beherrschte Schreib- und Darstellungsweise wird man in dieser anspruchslosen Schrift vergebens suchen und auch nicht suchen wollen.

Hermann Marggraff.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Religiöse Belletristik.

1. Der Fürst aus David's Hause oder drei Jahre in der Heiligen Stadt. Eine Sammlung von Briefen, welche Adina, eine Jüdin aus Alexandrien, während ihres Aufenthalts in Jerusalem zur Zeit des Herodes an ihren Vater, einen reichen Juden in Aegypten, schrieb, und in denen sie als Augenzeugin alle Begebenheiten und wunderbaren Vorfälle aus dem Leben Jesus' von Nazareth von seiner Taufe im Jordan bis zu seiner Kreuzigung auf Golgatha berichtet. Herausgegeben von J. H. Ingraham. Aus dem Englischen übersetzt von A. Henze. Braunschweig, Schulbuchhandlung. 1858. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Ankunft zu Hause. Von der Verfasserin von „Eine Falle um einen Sonnenstrahl einzufangen“. Aus dem Englischen. Berlin, F. Schulze. 1859. 16. 10 Ngr.
3. Sammlung unterhaltender Schriften der neuern englischen Literatur für gebildete katholische Leser. Sechster Band: Margaret Danvers oder die Bajadere. Novelle von M. Thompson. Köln, Bachem. 1859. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.
4. Bilder aus dem Volksleben für Jung und Alt. Erstes Bändchen: Die Lampe des Heiligthums. Von Seiner Eminenz N. Cardinal Wisemann. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen. Köln, Bachem. 1859. 18. 5 Ngr.

Das erste der uns hier zur Besprechung vorliegenden Werke: „Der Fürst aus David's Hause u. s. w.“, von J. H. Ingraham, führt uns in die ersten Anfänge des Christenthums zurück. Es erscheint in novellistischer Einkleidung und zeugt von einer gründlichen Kenntniß der Zustände der Zeit, von der es ein lebensvolles Gemälde aufrollte. Eine novellistische Einkleidung der heiligen Geschichte indeß hat an sich schon mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Man kann ihr leicht eine Profanation zur Last legen, und wenn dies nicht, so hat sie zwischen den beiden Klippen einer nüchternen Zerstörung des heiligen Nimbus, der die dargebotenen Thatsachen umkleidet, und einer gleich gefährlichen Verhüllung desselben durch übertriebene Häufung des Wunderbaren hindurchzuschiffen. Ingraham's Schrift streift an die letztere Klippe an, indem sie von den Urkunden der Heiligen Schrift hier und da abweicht, nicht um das Wesen festzuhalten und nur rein Aeußerlichem eine erweiterte Form zu geben, sondern um sie mit traditionellen oder fingirten Zusätzen, die sich zumeist ans Wunderbare halten und den Schein von Thatsachen annehmen, auszuschmücken.

Der ausführliche Titel des Ingraham'schen Werks erspart uns die Inhaltsangabe. Uebrigens enthält derselbe in Verbindung mit der Schlußbemerkung, welche wörtlich so lautet: „Vorstehende Abschrift der Originalbriefe der Adina wird beglaubigt durch den römisch-jüdischen Schriftgelehrten Elias Ben Esra", eine Mystification, deren Motive wir uns um so weniger erklären können, als der Verfasser in seinem Vorwort unumwunden ausspricht, daß die Briefe in der Absicht geschrieben worden seien, das Erscheinen Christi von einer vielleicht neuen Seite und von einem neuen Gesichtspunkte darzustellen. Die Briefe sind also Fiction und einkleidende Form. Wozu dann der eigenthümliche Titel und Schluß, Inhalts deren sie uns als wirkliche von einer Zeitgenossin Jesu herrührende Urkunden über sein Leben und seinen Tod vorgeführt werden? Lassen wir indeß diese sonderbare Introduction des Werks, ohne uns über die dabei zu Grunde liegenden Absichten in Vermuthungen zu verlieren, dahingestellt, und gehen wir auf den Inhalt selbst über. Er soll nach dem Vorwort „sämmtliche Begebenheiten in Jesus' Leben während der letzten vier Jahre seines Verweilens auf Erden, wie sie uns die Evangelien berichten", darstellen. Allein wir finden für eine Lebensgeschichte Jesu in den Briefen der Adina auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig. Während wir nämlich von einzelnen, selbst den wichtigsten Momenten im Leben Jesu, z. B. von der Unterredung mit dem samaritischen Weibe am Jakobsbrunnen, von der Einsetzung des heiligen Abendmahls, der Fußwaschung, den Gleichnißreden und der Bergpredigt nichts zu hören bekommen, begegnen wir auf der andern Seite einer großen Menge zusätzlicher Thatsachen, die dem Gebiete der Fiction und Tradition angehören. Hierhin sind außer manchen neu eingeführten Charakteren zu rechnen: die Erzählungen von einem dreiwöchentlichen Aufenthalte Jesu in Bethanien vor seiner Taufe durch Johannes; von Barnabas, als einem berüchtigten Räuberhäuptling; von Maria Magdalena, als der Gattin des römischen Präfecten Aemilius Lepidus, die, obschon legitim vermählt, doch durch die Flucht mit einem heidnischen Gatten der öffentlichen Achtung bei ihren jüdischen Stammesgenossen verlustig geworden; von des Apostel Johannes Bekanntschaft mit Jesu vor dessen öffentlichem Auftreten und einem Besuche, den ersterer bei letzterm in der Wüste gemacht; vom Zeugniß des Pinehas über die drei Könige und des Hauptmanns Jeremias über die anbefohlene und ausgeführte Ermordung der Kinder zu Bethlehem; von der Rettung Jesu aus den Händen des aufrührerischen Volks durch Aemilius und vom Meuchelmörder Gazeel, der, von den Priestern gedungen, mit bluttriefendem Opfermesser hinter einer Säule des Tempels hervor auf Jesum eindringt, aber durch einen Blick Jesu gleich einer steinernen Bildsäule mit erhobener Hand festgebannt wird; von einem ähnlichen Banne bei der Gefangennehmung in Gethsemane, der die ganze Schar der Angreifer minutenlang bewegungslos niederwirft, sowie von dem darauf folgenden Kampfe der Apostel mit den Häschern. Haben schon derartige Zusätze zu den wesentlichen Momenten der Lebensgeschichte Jesu ihr großes Bedenken, so wird der Werth des Unternehmens noch problematischer, wenn Erweiterungen und Paraphrasen in die Reden Jesu selbst, wie solche in den Evangelien enthalten sind, hineingeschoben, und wenn namentlich die auf die Wunderwerke Jesu bezüglichen evangelischen Darstellungen in einer stark sinnlichen, auf recht kräftige Hervorhebung des Wunders berechneten Weise ausgeschmückt werden. Diese Weise zieht sich durch das ganze Werk hindurch, von der Taufe Jesu im Jordan bis zur Himmelfahrt. So berichtet, um einige Beispiele, die sich in der Kürze wiedergeben lassen, anzuführen, der Apostel Johannes von der Speisung: „So oft wir zurückkehrten, um mehr zu holen, fanden wir die Brote unverringert, und mit Verwunderung sah ich, daß, so oft er ein Stück von einem Fisch oder Brot abbrach, dieser Theil sogleich wieder daran erneut wurde, als wäre er nie davon getrennt gewesen" Eli, der Gichtbrüchige, dessen „bis auf den Knochen abgezehrten" Arm Jesus heilt, „streckte denselben seiner ganzen Länge nach aus; sogleich rundete sich der Arm mit Fleisch und Muskeln, der Puls füllte sich und schlug von warmem Lebensblute und der Arm wurde so gesund als der andere war. Beim Tode Jesu wird ein flammendes Schwert über dem Tempel sichtbar, das sich später in die Gestalt eines feurigen Kreuzes verwandelt; bei der Gefangennehmung in Gethsemane hörte man, als die Priester Jesum banden, „in der Luft das Rauschen von Tausenden und Abertausenden von Flügeln und den Ton einer Posaune, der am Himmel hinrollte, wie wenn eine zahllose Masse unsichtbarer Wesen, Heer auf Heer, in der Mitte des Himmels sich fortbewegte"; kurz, kein Wunder bleibt ohne Amplification, und hier und da wird auch, wie in dem letztgedachten Beispiele, eine neue wunderbare Erscheinung hinzugefügt. Mögen nun diese Erweiterungen und Ausschmückungen auf einem Motiv beruhen, auf welchem sie wollen, so können sie doch in unsern Augen um so weniger einen fördernden Gesammteindruck machen, je weniger der Ton, in welchem das Ganze gehalten ist, eine andere Anschauung als die, daß der Verfasser seine Angaben gleichsam als einen historisch wahrheitsgetreuen Bericht über die Ereignisse habe hinstellen wollen, zuläßt. Wie nun dies einerseits alle poetischen Illusionen ausschließt, so tritt auf der andern durch den Gegensatz zwischen den mit dem Schein der Wahrheit hingestellten fingirten und den wirklich evangelischen Thatsachen eine Verstimmung ein, die sich besonders bei allen denjenigen geltend machen wird, welchen es ein Anstoß ist, wenn die evangelischen Wahrheiten in ihrer völligen Reinheit irgendwie beeinträchtigt werden. Uebrigens ließe sich, auch wenn man die betreffenden Passagen, trotz jenes Chronistenstils, nur vom ästhetischen Standpunkte aus, als Werk der Fiction betrachten wollte, selbst in dieser Beziehung manches dagegen einwenden.

Daß die Schrift neben den von uns hervorgehobenen und noch zu berührenden Mängeln bedeutende Vorzüge besitzt, verkennen wir nicht und bezeichnen als solche insbesondere die trefflichen Schilderungen der landschaftlichen Scenerie, sowie der Sitten und Gebräuche der Zeit, und die treue und lebendige Zeichnung der morgenländischen Charaktere. Sehr anziehend ist die Erweckung des Jünglings zu Nain in die Erzählung verwebt; man liest sie mit erhöhtem Interesse, weil Mutter und Sohn und ihre nächsten Umgebungen schon vorher durch einfache, aber ansprechende Situationen und Charakteristiken uns näher gebracht worden waren und eine individuelle Gestaltung in unsern Augen gewonnen hatten. Hauptsächlich aber gilt dieses Lob dem ersten Abschnitte der Episode, in welchem die Thatsache der Wiederbelebung einigen fern vom Schauplatz zurückgebliebenen Gliedern der Familie in dramatisch belebter Weise zur Kenntniß gebracht, und der Eindruck, den das Wunder gemacht hat, geschildert wird. Der zweite Abschnitt, der den nähern Bericht über das Wunder selbst am Orte der Handlung enthält, verliert, so sehr sich auch hier der Verfasser vor weitläufigen Umschreibungen gehütet hat, doch immer wieder gegen die großartige Einfachheit der biblischen Darstellung. Er würde viel besser gethan und das Ganze würde einen weit erhabenern Eindruck gemacht haben, wenn er sich bei der Darstellung der Momente, wo Jesus selbst sprechend und handelnd auftritt, wörtlich an das Evangelium gehalten und auch von den wenigen Zusätzen und Abänderungen, die er sich erlaubt hat, abgesehen hätte. Völlig verfehlt aber scheinen uns die zuletzt sich anknüpfenden, mit thatsächlichen Motiven unterstützten Reflexionen über das Wunder, wo wir lesen, daß der Jüngling an der Pest gestorben sei, daß sein Körper einen abscheuerweckenden Anblick dargeboten, daß er nach seinem Wiedereingange in das Leben ohne äußere Zeichen der alles in Fäulniß zersetzenden Krankheit dagesessen u. s. w. Es gilt hiervon das, was wir bereits im allgemeinen angedeutet haben. Der Ungläubige wird durch diese realistischen Expositionen nimmermehr zum Glauben gebracht werden, wie der Verfasser nach der Einleitung zu hoffen scheint; für den strengen Bibelgläubigen sind sie unnöthig, ja als Zusätze zu dem Worte Gottes vielleicht wol gar ein Abscheu; und für denjenigen, den die hinter der realen Thatsache verborgene Idee mehr fesselt als

die reale Thatsache selbst, sind die biblischen Darstellungen als diejenigen Formen, in denen die Ideen auf die einfachste und erhabenste Weise einen realen Ausdruck gewonnen haben, ebenfalls wieder Gemälde, die er nur in ihrer ersten und ursprünglichen Reinheit anerkennt, und die er ebenso wenig mit neuen Zügen übermalt zu sehen wünschen kann, sowenig er einen Commentator zur Madonna Sistina auf das Meisterstück des Künstlers mit Farben aufgetragen sehen möchte, selbst wenn der trefflichste Künstler den Pinsel führte, geschweige denn, wenn sich grob realistische Züge dem ideellen Gemälde zugesellen wollten.

Einen andern Mangel finden wir in den zu häufigen Wiederholungen, die sich insbesondere in Beziehung auf die Frage, inwiefern Christus den alttestamentlichen Messiasprophezeiungen entspreche oder nicht, bemerkbar machen. Diese Frage ist an sich schon mit einer für den Zweck der Schrift zu umfassenden Breite behandelt; die Wiederholungen ermüden daher doppelt, und ganz insbesondere äußern dieselben bei Darstellung der Zweifel, die der Tod Jesu in den Herzen der Seinen hervorrief, eine bis zum Ueberdruß peinliche Wirkung. In allen Briefen der betreffenden Periode lesen wir, daß Jesus ein Betrüger gewesen, wie z. B. S. 359, 370, 371, 389, 434, 439, 455, 456, 460, 463, 465 und noch an mehreren andern Stellen. Die Freunde Jesu, die Jünger, selbst Johannes, bedienen sich constant jener Bezeichnung, und auch Maria, die Mutter Jesu, ruft aus: „O, daß er mich so hat betrügen können!“ Das ist denn doch des Guten oder vielmehr des Nichtguten zu viel; und wenn durch die vorangegangenen Zweifel der infolge der Auferstehung neu aufflammende Messiasglaube nur um so glänzender hervorgehoben werden sollte, so konnte der Zweck ohne jene schroffe Uebertreibung besser, weil innerlich wahrer und mit den evangelischen Berichten übereinstimmender, erreicht werden. Der Verfasser besitzt das Talent, sich auf dem erhabenen Gebiete, das er sich zur Bearbeitung erwählte, theilweise mit bestem Erfolge zu bewegen; nur hätte er sich bei allen wesentlichen Momenten streng an die evangelischen Gemälde halten und eigene Zuthaten auf die Nebencharaktere, die Scenerie und die sonstige Einkleidung beschränken sollen.

Von jenem großen Schauplatze, auf welchem eine Weltreligion begründet wurde, treten wir in dem folgenden Werkchen: „Die Ankunft zu Hause“ (Nr. 2), in die enge Sphäre des Familienkreises ein. Die Novelle schildert ein junges Ehepaar im angehenden Hausstande, der äußerlich alle Grundlagen zu einem glücklichen, häuslichen Leben ebenso darbietet, wie das Paar selbst den innern Kern dazu in vollem Maße besitzt; nur daß der Hausstand ein kleinerer und einfacherer ist, als derjenige war, den die junge Frau im väterlichen Hause kennen gelernt hatte. Ein seichtes Weltkind, das zum Besuche kommt, weiß die Unterschiede zwischen sonst und jetzt in gehässigem Lichte erscheinen zu lassen und stiftet, halb ohne es zu wollen, Unfrieden, der sich aber bald wieder auf dem rechten Grunde der wahren Liebe in Frieden auflöst. Die Erzählung erfaßt das wirkliche Leben einfach und wahr und legt manche Klippen, die trotz ihrer anscheinenden Geringfügigkeit doch mächtig genug sind, um ein beginnendes eheliches Glück scheitern zu lassen, in klaren Umrissen den Blicken dar. Es kann daher jungen Ehepaaren, auf die das Buch ganz besonders berechnet ist, ebenso wie manchem eiteln schönen Kinde, das mit hoffärtiger Zunge Schaden anstiftet, zur Lehre dienen. Nur hätten wir hier und da ein paar Züge, in denen englische vorgefaßte Begriffe von dem, was zum wahren Lebensglück gehöre, noch zu stark hervortreten, und die mit der trefflichen Grundidee des Ganzen nicht völlig im Einklange stehen, aus dem Gemälde hinweggewünscht.

Die beiden letzten zu besprechenden Werke gehören einem Verlage an, der sich die Verbreitung guter katholischer Werke der englischen Literatur in deutschen Bearbeitungen in einer sehr beachtenswerthen Weise angelegen sein läßt. Die Tendenz von „Margaret Danvers“ (Nr. 3) von Thompson geht dahin, schwankende Gemüther zu Gott zu führen; sie macht sich nirgends in einer ermüdenden, ihrem Zwecke und dem Gange der Erzählung nachtheiligen Breite bemerkbar und ist von einem echt religiösen, praktisch christlichen Geiste getragen. Die Schilderung der Charaktere und Situationen ist lebendig, wahr und harmonisch, der Stil gewandt und geschmackvoll. An der Erfindung ließe sich aussetzen, daß die Hauptverwickelung auf zu häufig benutzten Motiven beruhe; indeß wird dieser Fehler durch das Spannende der übrigen Fabel und die geschickte Lösung des Knotens ausgeglichen. Der katholische Standpunkt des Verfassers geht weniger aus den im Werke entwickelten religiösen Ansichten als aus der Gruppirung der Charaktere hervor, bei welcher fast alles Licht auf die katholische und fast aller Schatten auf die protestantische Seite fällt. Hierin besteht der Hauptvorwurf, den man dem Werke machen muß. Mit Ausnahme einer einzigen Stelle, wo von einem Gebote zu der Muttergottes die Rede ist, macht sich in dem ganzen Werke keine unterscheidende katholische Lehre bemerkbar. Im Gegentheil wird der Heldin bei ihrer Bekehrung — wir können nicht sowol sagen zum Katholicismus, als zum Christenthume — die Wahrheit eingeprägt: „Halte dich nicht für ein unabhängiges Geschöpf, dessen Gott vielleicht sich erbarmt oder auch nicht, nach Maßgabe der Verdienste, die es sich erwerben mag. Nein, unser Heil entspringt allein aus seiner liebevollen Barmherzigkeit, nicht daraus, daß wir würdig wären, geliebt zu werden.“ Und hierin liegt eher eine antikatholische als eine katholische Anschauung. Es gewinnt daher, da im wesentlichen ein Grund, die verschiedenen Charaktere als zu verschiedenen Confessionen gehörig zu bezeichnen, nicht vorlag, den Anschein, als ob das Prädicat des Katholicismus, das die uns durch ihren Edelmuth besonders fesselnden Charaktere der Erzählung an sich tragen, denselben nur deshalb beigelegt sei, um durch sie, gegenüber den dunkeln Charakteren, die dem Protestantismus zugetheilt sind, einen Nimbus auf die katholische Kirche zu werfen; auch legen in der That die Katholiken unsers Romans jenes echte Christenthum, welches, wo immer es vorkommen möge, ein Gemeingut aller Confessionen ist, an den Tag, und nehmen somit das, was aller Erbtheil ist, für sich allein in Anspruch. Diese Art verschleierter Polemik ist ebenso wenig zu billigen, wie die offene. Indeß ist der Verfasser dabei mit ziemlicher Feinheit zu Werke gegangen, indem er in das allgemeine Dunkel auf der protestantischen Seite wenigstens einen Lichtstrahl in dem ehrenwerthen Charakter der alten Dame Rumford hat hineinfallen lassen. Diese ist Protestantin. Sie begründet schließlich des katholischen Heldenpaares äußeres Glück und erwidert auf Margaret's Einwendung, daß sie und ihr Verlobter der katholischen Kirche angehörten, in toleranter Weise: „Nun, liebes Kind, ich denke zwar, daß Sie beide im Irrthum sind, aber ich glaube auch, daß, gleichviel zu welcher Kirche Sie sich bekennen mögen, Sie es aus vollem und aufrichtigem Herzen thun. Ich habe zu viele Menschen gesehen, deren Religion nur Schein war und die keine andere Richtschnur kannten, als ihre Selbstsucht, als daß ich nicht jeden achten sollte, der seine Pflichten gegen Gott und die Menschen nach bestem Wissen zu erfüllen strebt.“ Abgesehen von dem ungünstigen Seitenblick, der hier auf die protestantische Welt insofern, als diese die Umgebung der Frau Rumford bildete, geworfen wird, ist es charakteristisch und anerkennenswerth, daß die Toleranz eben durch eine Protestantin vertreten wird, und wir möchten darin fast einen Vorwurf erblicken, mit dem sich der Verfasser gegen das eigene Lager wendet. Die Bestrebungen, den Katholicismus mit dem Urchristenthume zu identificiren, die schroffen unterscheidenden Dogmen in den Hintergrund treten zu lassen oder anderes, wie wir in der Wiseman'schen Schrift sehen werden, durch Symbolik zu verklären, würden in gleicher Weise wie das Aufstecken des Paniers der Toleranz zu den erfreulichern Zeichen der Zeit auf dem Gebiete des Katholicismus gehören, wenn sie auf Reformen im Innern hindeuteten; aber freilich ist mit einer bloßen Verschleierung ohne Umgestaltung nichts gebessert, und das Princip der Toleranz und einer alleinseligmachenden

Kirche sind logisch nicht vereinbar. Unser Verfasser hat sich die Frage dieses Gegensatzes nicht zur Beantwortung gestellt. Wir können daher nichts thun als wiederholen, daß wir der Toleranz, wenn sie wie hier klar und unumwunden verkündigt wird, von jedem confessionellen Standpunkt aus gern das Wort reden hören.

Während in „Margareth Danvers" das katholische Princip fast nur in der äußern Anordnung und Vertheilung der Rollen hervortrat, finden wir in der „Lampe des Heiligthums" (Nr. 4), von Wiseman, zwei charakteristische Züge aus dem katholisch-kirchlichen Leben, und zwar aus dem äußern den Cultus des Lichts, aus dem innern das Gelübde, geistvoll verherrlicht. Der Gedanke, die Lampe des Heiligthums zugleich zur Leuchte für den nächtlichen Wanderer durch die gefahrvollen Abgründe der Pyrenäen zu machen, ist schön; und wenn der Cultus des Lichts nach seinen ganzen, vollen Consequenzen hin, geistig wie irdisch, für die Gemeinde fruchtbar gemacht würde, so möchten wir die katholische Kirche darum beneiden und ihn bei allen Confessionen eingeführt wünschen. Indeß wir wissen, daß der Begriff Licht sehr verschieden aufgefaßt wird. Hören wir eine Schilderung der Lampe. „Mitten in der Luft schwebend, erschien sie wie eine silberne Quelle milden Lichts, welches nicht in Strahlen hervordrang, nicht in feurigen Funken umhersprühte, nicht in unstetem, wechselndem Glanze flackerte, sondern sanft und gleichmäßig sich nach allen Seiten ergoß, den Mittelpunkt des heiligen Orts mit einem hellen, reinen Lichtkreise erleuchtete und von da in einem gedämpftern und mildern Strome in die entferntern Theile bis zum Gewölbe und bis zu den Wänden drang. Es war ein Licht, welches einen beruhigenden, stillenden Einfluß auf die Natur auszuüben schien; Lärm und Geräusch schien mit ihm unvereinbar zu sein; ein Lachen, ein lautes Wort, ein heftiges Murren hätte wie Gotteslästerung geklungen unter seinem Scheine. Es schien der Luft eine eigene Temperatur mitzutheilen, durch seinen stillen Glanz ihr eine angenehme Wärme zu geben, sodaß es niemand frösteln konnte in dieser lieblichen Atmosphäre. Es verlieh den gewöhnlichsten Gegenständen eine eigenthümlich milde Schönheit; an den kunstlosen Erinnerungszeichen empfangener Gnaden, welche ringsum hingen, an den einfachen Malereien, welche die obern Theile der Wände schmückten, treten die Unvollkommenheiten zurück, während die hervorstechenden Züge in einem gedämpften Tone so hervortraten, daß sie wie Meisterwerke der Kunst aussahen, und die Gesichtszüge, die bei Tage hart und herbe erschienen, erhielten in dieser matten Beleuchtung einen matten und gewinnenden Ausdruck. Den wohlthätigsten Einfluß aber übte dieses Licht auf die innere Stimmung. Es war, als ob es in der Brust ein ihm selbst entsprechendes heiliges Licht entzündete, welches heiter und ruhig die aufgeregten Gefühle überstrahlte, Stolz und Hochmuth dämpfte, den Zorn beschwichtigte, die Härte des Herzens erweichte und die Falten böser Gedanken glättete. Die Seele wurde unter seinem Einflusse milde und weich und für zarte und innige Regungen empfänglich gemacht."

Einige Seiten später sehen wir Marie, die Vouée au blanc, in der Abenddämmerung unter dem Einfluß der Heiligen Lampe. „Die Glut der Abendsonne, der helle Glanz eines Sommertags war in ihren Augen minder schön als das bescheidene Strahlen der Lampe. Es schien ihr ein so reines und keusches Licht rings um sich zu verbreiten, daß darin nur heilige und engelgleiche Gedanken auftauchen und nur die innigsten und zartesten Worte gesprochen werden könnten; himmlische Geister schienen sich darin zu sonnen und Cherubim auf den lichten Wolken zu schweben, welche die Flamme umhüllten. Und nicht ihren Augen blos erschien dieses geheimnißvolle und bedeutungsreiche Licht so schön: bei seinem Strahle glaubte ihr Ohr liebliche Klänge zu vernehmen, Stimmen, die Gebete flüsterten gleich den ihrigen, gedämpfte und zarte Töne, als ob Geister sanft in goldene Harfen griffen. Ja, es war, als ob dieses Licht auch einen lieblichen Duft verbreitete, wie ein Balsam und Weihrauch von geistiger und überirdischer Art. Kurz, kein Platz schien ihr dem Himmel so nahe zu sein, und an keinem Orte fühlte sie sich so sanft auf den Schwingen heiliger Sehnsucht von der Erde emporgetragen, als in diesem einsamen Heiligthume, wenn es nur von seinem Sterne erhellt wurde."

Auch an andern Stellen ist die spirituelle Wirksamkeit der Heiligen Lampe theils unter Festhaltung derselben, theils unter Heranziehung neuer Gesichtspunkte mit lebendigen Farben geschildert, und der Einbildungskraft ist dabei ein großer, wir möchten sagen — wie sich auch aus unsern Citaten ergibt — ein fast zu großer Spielraum eingeräumt. Wir betrachten es für einen beachtenswerthen Fortschritt, wenn sich, wie in dem vorliegenden Werkchen, die Tendenz geltend macht, aus dem rein Sinnlichen auf das sinnbildlich durch dasselbe dargestellte Geistige hinüberzuleiten, nur darf dem Sinnlichen kein zu großer Werth beigelegt, und es darf in formeller Hinsicht dem Sinnbilde keine Beziehung entlehnt werden, die seinen Eigenschaften nach an sich nicht darin liegt, wie z. B. in obiger Stelle, wo der Strahl der Lampe zugleich die Vorstellung lieblicher Klänge, flüsternder Stimmen, gedämpfter zarter Töne, als ob Geister sanft in goldene Harfen griffen, hervorrufen soll. Auch scheint es uns, wenn wir vom Symbol auf das, was dahinterliegt, eingehen, bedenklich, daß der helle Glanz eines Sommertags minder schön erscheint als das bescheidene Strahlen der Lampe, und wir können uns mit dem allzu sehr „gedämpften" Lichte nicht befreunden.

Bemerkenswerth ist die Art und Weise, wie der Verfasser sein zweites Thema, das Gelübde, behandelt. Marie, die Heldin der Erzählung, gelobt zuerst, die weißen Kleider, die sie als Kind nach dem Gelübde der Aeltern „zum Zeichen, daß sie der reinsten der Jungfrauen in Andacht und Liebe geweiht sei", sieben Jahre tragen sollte, nie abzulegen, um sich weniger den Gefahren und Versuchungen der Welt auszusetzen; und sie bietet ferner, nachdem ihr Vater auf Irrwege gerathen, ihr Leben Gott als Opfer an, um des Vaters Rückkehr zur Gnade und Tugend zu erwirken. Die Mutter verwarnt die Tochter, als diese ihr von dem Gelübde Mittheilung macht, mit den Worten: „Hüte dich, mein Kind, den Himmel zu versuchen! Möge Gott die Gebete für deinen unglücklichen Vater erhören, aber nicht unter jener Bedingung!" Der Vater beabsichtigt kurz darauf die Kapelle zu berauben und löscht die Heilige Lampe aus. Die Tochter, die zu derselben Zeit auf gefährlichem Felsenpfade der Kapelle naht, stürzt, durch das Verlöschen der Lampe getäuscht, in den Abgrund. Der Angstschrei wird in der Kapelle gehört. Der Vater läßt, durch denselben erschüttert, von dem begonnenen Verbrechen ab und wird durch den ungesuchten Tod der Tochter der Tugend zurückgegeben. Die Idee, zwischen der Aufopferung der Tochter und der Rettung des Vaters einen directen Causalnexus herzustellen, hat etwas Ansprechendes, und wenn durch die Auffassung, welche in der vorliegenden Erzählung dem Gelübde zu Theil geworden, etwa auf die unfruchtbaren ascetischen Gelübde, welche mit dem Gegenstande, um dessentwillen sie gethan werden, auf keinerlei Weise in Wechselwirkung stehen, ein leiser Schatten geworfen werden soll, so würden wir auch hierin einen Fortschritt zu sehen haben, der um so größere Bedeutung gewinnen würde, je höher der Standpunkt ist, den der Verfasser in seiner Kirche einnimmt. 18.

Carlyle über Friedrich den Großen.

Geschichte Friedrich's II. von Preußen, genannt Friedrich der Große von Thomas Carlyle. Deutsch von J. Neuberg. Erster und zweiter Band. Berlin, Decker. 1858—60. Gr. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Wenn Deutschland noch immer keine Geschichte Friedrich's des Großen, würdig ihres Gegenstandes, besitzt und vor der Hand auch gar keine Aussicht vorhanden ist, daß ein deutscher Geschichtschreiber den massenhaft angehäuften Stoff zu einem historischen Kunstwerk gestalte, so muß es Aufsehen erregen, daß ein fremder Schriftsteller sich an diese Arbeit wagt. Carlyle ist der ausgezeichnetste Kenner deutscher Literatur und Zustände, er b

sich als Historiker einen berühmten Namen erworben, und was vor allem zu schätzen ist, er strebt redlich und vorurtheilsfrei nach der Wahrheit. Aber seine Behandlung der Geschichte, mag sie noch so viel Geist, Witz und Humor bekunden, wird deutsche Leser, die nicht blos unterhalten und ergötzt sein wollen, niemals ganz befriedigen; diese ironisirende Darstellung, diese Capriccios, diese grotesken Schilderungen mögen englische Leser an ihre „Standard-Humoristen" erinnern und sie ansprechen, uns ist diese zur Manier gewordene Eigenthümlichkeit Carlyle's zu fremdartig und an das Burleske streifend, um sich mit unserm Ideal der Geschichtschreibung vereinigen zu lassen. Wir geben den Eindruck, den uns das Werk, soweit es vorliegt, gemacht hat, hier gleich im allgemeinen an, um uns mit den großen Vorzügen, welche es sonst bietet, ungestört beschäftigen zu können. Ein sicheres Urtheil wird freilich erst abzugeben sein, wenn das Ganze vollendet ist, da es aber auf einen sehr bedeutenden Umfang berechnet scheint — die beiden vorliegenden Bände der Uebersetzung enthalten nur die Zeit bis zum Regierungsantritt Friedrich's II. —, so wird es unsern Lesern vielleicht erwünscht sein, den Anfang, der als Vorgeschichte einen Abschluß hat, vorläufig zu betrachten.

Das Werk beginnt mit folgender Schilderung: „Vor etwa 80 Jahren pflegte man auf den Terrassen von Sanssouci gewöhnlich am Nachmittag einen alten Mann eine kurze Weile umherspazieren zu sehen oder man mochte ihn zu einer frühern Stunde auch anderswo treffen, zu Pferde oder zu Wagen in rascher Geschäftsweise auf der Landstraße oder in den lichten Gehölzen und den Alleen jener verflochtenen amphibischen Umgegend von Potsdam: einen höchst anziehenden, magern, kleinen alten Mann von behender, wenn auch ein wenig gebückter Gestalt, dessen Name unter Fremden König Friedrich II. oder Friedrich der Große von Preußen war und daheim unter dem Volke, das ihn innig liebte und verehrte, Vater Fritz. Er ist jeder Zoll ein König, wenn auch ohne Königsschmuck, zeigt sich in einer spartanischen Schlichtheit der Tracht: keine Krone außer einem alten dreieckigen Militärhut — gewöhnlich einem alten oder zu absoluter Weichheit getrampelten und gekneteten, wenn neu —; kein Scepter außer einem gleich Agamemnon's, ein im Walde geschnittener Spazierstock, der zugleich zum Reitstock dient (womit er seinen Gaul zwischen die Ohren haut, wird gemeldet) und zum Königsmantel ein gewöhnlicher Soldatenrock, blau mit rothen Aufschlägen, welcher Rock wahrscheinlich alt und sicher vorn mit Spaniol gepudert ist; übriger Anzug matt, unauffallend in Farbe oder Schnitt, endigend in hohen über die Knie gehenden Militärstiefeln, die gebürstet (und hoffentlich mit einem verstohlenen Tropfen Oel weich gehalten) aber nicht geschwärzt oder gewichst werden dürfen; der Rußtopf ist aufs strengste verboten."

Nachdem der Verfasser weiter noch die Physiognomie des Königs geschildert, spricht er von der Bedeutung desselben für seine Zeit und für die Zukunft Preußens. Für die jetzige politische Weltlage ist es interessant, was er von dem „langen Wege" sagt, den Preußen gethan und noch ferner thun werde in einem Grade, „wovon sich britische Redacteure in unserer Zeit wenig träumen lassen, deren Prophezeiungen über Preußen und Einsicht über preußische Dinge wahrlich wenig sagen wollen, im Verhältniß zu dem Lärm, den sie damit machen!" Hören wir weiter: „Friedrich hinterließ die Welt, man darf sagen, gänzlich bankrott, in bodenlose Abgründe der Zerstörung gefallen; er selbst noch in zahlungsfähigem Stande und mit festem Boden unter sich, ihn und das Seinige zu tragen. Seltsam genug, einer von Friedrich's letzten Besuchern war Gabriel Honoré Riquetti, Graf von Mirabeau. Der letzte der alten Götter und der erste der neuen Titanen! Auch das ist eine der Eigenthümlichkeiten Friedrich's, daß er bisher der letzte der Könige ist, daß er die Französische Revolution einführt und eine Epoche der Weltgeschichte abschließt, das Königshandwerk auf immer endigend, glauben manche, die in tiefer Finsterniß befangen sind über Königthum und über ihn." In diesen letzten Worten liegen des Verfassers Anschauungen für den aufmerksamen Leser ausgesprochen; wir haben diese Stelle gegeben, um zu zeigen, wie vortrefflich Carlyle auch in ernster Behandlung zu charakterisiren weiß. Und die Parallele mit Napoleon als Feldherr! „Austerlitz und Wagram verschossen mehr Pulver — Pulver wahrscheinlich im Verhältniß von 10 oder 100:1 —, brachten aber alle beide dem Feinde nicht das Zehntel von der Niederlage bei, wie jene von Roßbach, bewerkstelligt durch strategische Kunst, menschliche Genialität und Herzhaftigkeit und die Einbuße von 478 Mann. Ebenso Leuthen, die Schlacht von Leuthen (wie wenige englische Leser davon gehört haben) darf sich ganz gut sehen lassen neben jedem Napoleonischen Siege. Denn die feindliche Ueberlegenheit war wenig unter drei gegen eins, die Güte der Truppen war nicht sehr ungleich und nur der General war von vollendeter Ueberlegenheit und die Niederlage eine Vernichtung. Napoleon freilich mit einem unerhörten Aufwand von Menschen und Schießpulver überzog Europa auf eine Weile; aber niemals vertheidigte Napoleon, vermöge wirthschaftlicher Handhabung und weisen Verwendens seiner Leute und seines Pulvers, ein kleines Preußen gegen das gesammte Europa, jahraus jahrein, sieben Jahre lang, bis Europa es satt war und das Unternehmen aufgab, als ein unausführbares." Vergleiche man mit dieser gerechten Anerkennung das unwürdige Machwerk, zu welchem Macaulay seinen großen Namen gemisbraucht hat!

Was Carlyle über das 18. Jahrhundert in sittlichem Ernst, der seinen Humor durchleuchtet, was er über englische Voreingenommenheiten äußert, ist treffend und scharf. Dann schildert er König Friedrich Wilhelm I. in seiner Jugend als Kronprinz, weiter zurückgehend seine Mutter Sophie Charlotte und König Friedrich I. — „der hohe Geist eines Hohenzollern, wirkend in schwachen Nerven und einem verdrehten Rückgrat!" Die Erwerbung der Königskrone wird hier freilich wiederum wie eine Farce dargestellt. Im zweiten Buche ist hierauf die ältere Geschichte Brandenburgs und der Hohenzollern von 928 — 1417, im dritten die der Hohenzollern in Brandenburg von 1412 — 1713 vorgetragen. Die deutsche Geschichtsforschung hat darin so viel geleistet, daß wir uns mit dieser Angabe begnügen können; die Darstellung ist immer dieselbe, sie hat aber das Doppelgesicht des Humors und weiß zuweilen auch tiefe und ernste Chorden anzuschlagen. Die Charakteristik des Hohenzollern'schen Geschlechts ist ganz vorzüglich gelungen. Dagegen verfährt der Verfasser mit andern Persönlichkeiten übel genug. Hören wir den Tod Friedrich's I., womit das dritte Buch schließt: „Diese dritte Ehe, die ihm so vielen Kummer gebracht, gab zuletzt dem alten Mann seinen Tod. Denn eines Morgens in den frostigen Februartagen des Jahres 1713 saß er, schwach von Nerven, wie gewöhnlich, aber nichts besonders Schlimmes ahnend, in seinem Gemach, als plötzlich mit schrecklichem Gerassel (!) die Glasthür seines Zimmers zu Stücken splitterte und hereinstürzte — blutig und mit aufgelösten Haaren, die schicksalsvolle Weiße Frau, die nach uralter Sage im Schloß zu Berlin umgeht und den königlichen Bewohnern ihren Tod ansagt. Die Majestät wird ohnmächtig: «Weiße Frau? Nicht doch, Ew. Majestät!» Nicht die, aber etwas Schlimmeres beinahe. Die wahnsinnige Königin, in ihren Gemächern, halb oder viertel angekleidet, war jenen Tag von ungewöhnlicher Orthodoxie oder ungewöhnlicher Eifersucht besessen worden. Ihre Gelegenheit ablauernd, war sie im äußersten Négligé auf den Gang geschlüpft und wie ein wildes Reh nach Seiner Majestät Gemächern, wie eine Katapulte durch Seiner Majestät Glasthür geschossen und erschien da, wie wir sie sahen — im Unterrock und Hemd, mit strömenden Haaren, funkelnden Augen, blutigen Armen und was sonst noch dazu gehört. O Himmel, wer könnte lachen? Königen wie allen Menschen sind wir Thränen schuldig. Der arme alte König ward zu Bett gebracht und er ist niemals wieder aufgestanden, er starb wenige Tage darauf."

Das vierte Buch ist betitelt: „Friedrich's Lehrjahre, erste Stufe. 1713—23." Unter den Quellen für diese Zeit werden die Me-

moiren der Markgräfin Wilhelmine von Baireuth als die einzig praktische hervorgehoben: es sei ein wahrhaftiges Buch, mit Herz, Auge und Verständniß geschrieben, voller Irrthümer freilich auch und entsetzlich übertrieben, auf gellende (!) weibliche Weise, aber es sei erhaben über die Absicht, hinter das Licht zu führen, und wenn man den nöthigen Subtrahend — 25 oder in äußersten Fällen 75 Procent — abziehe, so erhalte man ein Bild glaubhafter Wirklichkeiten.

An dieser Hand schildert der Verfasser Friedrich's Kindheit und sein zwiefaches Erziehungselement, zuerst das französische, die „Edict-von-Nantes-Umgebung“, welche ihn auch im französischen Dialekt denken lehrte; dann das deutsche, dessen Mittelpunkt der Vater ist: „ein kurz angebundener, peremptorischer junger König, deutsch bis auf die Knochen“. Die Charakteristik des Dessauers ist höchst originell, ganz besonders empfehlen wir die des Königs Friedrich Wilhelm. „Er war ein sehr willkürlicher König. Dagegen war aber viel von seiner Willkür oder seinem souveränen Willen zugleich auch der des ewigen Himmels, und es geziemte sich höchlich, daß er geschehe, wenn die Erde gedeihen sollte. Was ein ganz unermeßlicher Erwägungspunkt in Betreff seines souveränen Willens und seiner ist.“ Dieser Ernst sittlicher Anschauung thut in unserer Zeit, wo selbst die Souveränetät des Allerhöchsten in Frage gestellt wird, sehr wohl. Wie sehr contrastirt aber dagegen gleich darauf die cynische Darstellung des Gebarens Peter's des Großen bei seinem Besuch in Preußen: diese Anstößigkeiten hätte der Verfasser seinen Lesern ersparen können. Wir folgen dann weiter durch die Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelm's und die ersten Anfänge der geistigen Entwickelung Friedrich's, welche mit psychologischem Scharfblicke aufgefaßt sind.

Im fünften Buche lesen wir von dem Doppelheirathsproject und in welches Element es gerathen. Die Titel der Abschnitte gemahnen nun freilich mehr an einen sogenannten komischen Roman als an ein Geschichtswerk, z. B.: „II. Ein Kaiser, der nach Schatten jagt“; „III. Die sieben Krisen oder europäischen Geburtswehen“; „VI. Feldzeugmeister Seckendorf geht über den Schloßplatz“. Diese Abschnitte mit Arneth's patriotischem Werke (s. Nr. 1 d. Bl. f. 1854) zu vergleichen, lohnt der Mühe!

Der zweite Band umfaßt die Geschichte der letzten 14 Regierungsjahre Friedrich Wilhelm's in fünf Büchern; für den Kronprinzen die verhängnißvollste Zeit. Der Tod Georg's I. von England wird mit einem schauerlichen Humor erzählt, wie er, gefolgt von seiner „Hopfenstange von Maitresse“, auf der Fahrt nach Osnabrück vom Schlaganfall getroffen worden. Dann heißt es: „Die andere oder fette Maitresse, Katarakt flüssigen Talgs, Gräfin Darlington, saß kummervoll zu Isleworth und pflegte viele Jahre lang einen schwarzen Raben, der ihr zugeflogen war und welchen sie irgendwie für die Seele oder verwandt mit der Seele Seiner hochseligen Majestät hielt. Du Himmel, welche fette flüssig-talgige Dummheit und schmuzige Unwissenheit wohnt unter Menschen und befindet sich gelegentlich auf die höchsten Höhen erhoben wie zum Muster!“ Der Besuch in Dresden mit seinen erotischen Mysterien ist anschaulich genug dargestellt, obgleich der Verfasser sagt, daß die menschliche Sprache der Geschichte solcher Dinge nicht gewachsen sei. Wir verweisen ferner auf das, was er über König August, Rutowsky, Moritz von Sachsen und die Kaiserin Anna sagt — echt britischen Freimuth, um es nicht ärger zu nennen, wird der Leser nicht vermissen. Daß nach alledem die Scenen, welche zu Berlin in der königlichen Familie vorgefallen sind (zum Theil mit den Worten der Markgräfin Wilhelmine), erzählt werden, ist nicht anders zu erwarten. Ansprechender ist der Abschnitt: „Drohende Fehde oder Zweikampf zwischen den britannischen und preußischen Majestäten“, obgleich wir den Geschmack unserer Leser richten lassen über Stellen wie: „Ich vermuthe, der kleine Georg muß einige prismatische Gesichtsfarben gezeigt haben. Der insultirte Bär schwingt einen gewaltigen Prügel über das kleine frisirte, bebänderte hohe Herrchen, das in seinen Jagdgehegen dort herumstolzirt!“ Für die Geschichte des Doppelheirathsprojects mit England hat der Verfasser das Staatsarchiv, die Berichte des britischen Gesandten und die Chiffrecorrespondenz zwischen Grumbkow und Reichenbach, die er ein paar verrätherische Bedienten, das Ganze aber einen Kehrichtkasten, ein Krähengeniste nennt, mit scharfer Kritik benutzt. Das verhängnißvolle Jahr 1730 mit dem sächsischen Lustlager von Mühlberg und der tragischen Katastrophe für Friedrich ist in ausführlicher Darstellung behandelt, reich an jenen einzelnen Charakterstrichen, in denen Carlyle meisterhaft ist, die aber das Gefühl, wir wiederholen es, bei solchem Gegenstande vielfach verletzen. Die entsetzliche Scene bei der Rückkehr des Königs läßt er die Prinzessin Wilhelmine selbst erzählen; auch Dickens, des englischen Abgeordneten, Depeschen führt er an; wo er aber das Wort wieder nimmt, da geschieht es auch über diese erschütternden Begebenheiten in der alten ironischen Manier, und doch sagt er selbst: es sei nicht sowol lächerlich als tragisch! Nur Katte's Tod wird ergreifend und würdig vorgetragen.

Im achten Buch ist die Sühne und Friedrich's Leben in Küstrin geschildert, auch die Wendung, welche Wilhelminens Geschick genommen, indem sie dem Erbprinzen von Baireuth verlobt wurde. Bei einer Revue geschah die erste Vorstellung, bei der Vermählung gab der König bekanntlich seinen Sohn der Familie zurück.

Das folgende Buch ist benannt: „Letzte Stufe der Lehrjahre Friedrich's“, und enthält die Zeit von 1732—36, besonders sein Leben in Ruppin, wo er die Stelle eines Obersten und Commandeurs im Regiment Goltz bekleidete und seine Pflicht als solcher zu des Vaters voller Zufriedenheit that, freilich auch mancher übermüthigen Unbesonnenheit sich überließ, wie uns hier erzählt wird und in neuester Zeit auch anderweit aus dem alten Büsching wieder aufgewärmt worden ist. In dies Buch ist ferner die Geschichte der Salzburger eingereiht, die, um ihres Glaubens willen verfolgt, von Friedrich Wilhelm aufgenommen wurden; der Verfasser als treuer Protestant verweilt mit Vorliebe dabei und schildert trefflich. Wir entsinnen uns in unserer Kindheit ein Kunstwerk von Miniaturbildern, welche diese Geschichte in ihrem ganzen Verlaufe darstellten, bei einem Verwandten gesehen zu haben, alle in Medaillonform von der Größe eines Guldens etwa, durch Streifchen verbunden, sodaß sie zusammengelegt in einer silbernen Kapsel von gleicher Form Platz hatten, entfaltet aber ein stammbaumartiges Tableau bildeten, sehr fein und gut gemalt. Dann lesen wir des Königs Reise nach Böhmen zu einer Zusammenkunft mit dem Kaiser, welche, wie Friedrich der Große später in seinen Memoiren sagt, die Freundschaft auslöschte, die zwischen den beiden Höfen bestanden hatte. Der Wind, sagt der Verfasser, hatte sich nach dem wiener Vertrage gedreht, und es galt, die Doppelheirath mit England, welche Seckendorf erst verhindert, nun doch wieder aufzunehmen. Das neue Project, das nur Oesterreichs Interesse für die Pragmatische Sanction geboren hatte, scheiterte aber an der Festigkeit des Königs und der Kronprinz vermählte sich mit der Prinzessin von Braunschweig-Bevern, die ihm schon längst verlobt war. Noch in der letzten Stunde, am Morgen der Vermählung, wagte Seckendorf dem Könige ein abmahnendes Schreiben des Prinzen Eugen vorzulegen; wir verweisen unsere Leser zu einem Vergleiche wiederum auf Arneth's Werk. Die Schilderung der jungen Kronprinzessin ist aus Wilhelminens Feder nicht eben schmeichelhaft. Nicht lange nachher brach der polnische Successionskrieg aus, den der Verfasser in kurzer Uebersicht darstellt, um zu berichten, was Friedrich in dem Feldzuge am Rhein unter dem Prinzen Eugen, „mit 80 Reichsfürsten“, gesehen und erfahren hat. Die Summa des Feldzugs war die Belagerung von Philippsburg, Arneth hat sich freimüthig darüber ausgesprochen. Wie wichtig aber die Eindrücke, welche Friedrich dort gewonnen, für spätere Zeiten geworden sind, ist bekannt. Am zweiten Feldzuge — weil eben nichts dort zu hoffen — durfte er nicht theilnehmen, sondern wurde zu einer Inspectionsreise nach Preußen geschickt, wo er sich die Zufriedenheit des Königs im hohen Grade erwarb. Die Verhältnisse mit dem

neuer Hofe klärten sich mehr und mehr auf, sie sind auch in unsern Tagen wieder zu Argumenten gebraucht worden. Möchte es nur endlich anders werden!

Das zehnte Buch ist: „Rheinsberg 1736—40." Schloß und Oertlichkeit sind ziemlich treu geschildert, die Persönlichkeiten, welche des Kronprinzen Umgebung bildeten, in Umrissen und Zügen. „Aeußerlich sowol als innerlich sei keine Geschichte, oder fast keine, von dieser rheinsbergischen Periode zu haben." Nur Voltaire, mit welchem der Kronprinz schon in briefliche Verbindung getreten, wird schärfer betrachtet. Der Tod Friedrich Wilhelm's beschließt den zweiten Band.

Wir wiederholen es, das Werk wird durch die Art seiner Behandlung in Deutschland manchen Anstoß erregen, aber es nimmt ein hohes Interesse in Anspruch und hat auch als Sittengeschichte Werth. Einzelne Irrthümer finden sich wol, aber sie sind nicht so erheblich, als hier und da gerügt worden. In Betreff der Uebersetzung bemerken wir, daß sie treu, oft nur zu wörtlich treu ist. **Karl Gustav von Berneck.**

Notiz.

Deutsche Literatur in England.

Von Friedrich Schlegel's literarhistorischen Vorlesungen erschien eine englische Uebersetzung unter dem Titel: „Lectures on the history of literature", von der die „Literary gazette" vor einiger Zeit bemerkte: „Das ist die erste vollständige Uebersetzung der 16 Vorlesungen Friedrich Schlegel's über die Geschichte der Literatur, die bisher in England erschien. Besondere Umstände, die wir weiter nicht zu nennen brauchen, haben veranlaßt, daß gegenwärtige Uebertragung erst nach einer ganz ungewöhnlich sorgfältigen Durchsicht ans Licht getreten ist. Mit bestem Gewissen können wir das Buch als einen sehr unverfälschten Werthmesser der reichen und schönen Sprache Friedrich Schlegel's dem englischen Leser empfehlen. Treue ist ja eine unerlaßliche Bedingung für ein Werk wie dieses, in welchem die innern Empfindungen und tiefern Anschauungen des Verfassers den Hauptreiz seines Werks bilden." Früher bestand schon ein Auszug aus dem Schlegel'schen Werke, welchen man allgemein als eine Arbeit des verstorbenen Lockhart betrachtet. Ferner fanden wir angezeigt: eine Uebersetzung der W. von Humboldt'schen Briefe: „William von Humboldt's letters to a female friend. A complete edition. By *Catherine M. A. Cooper*"; eine Uebersetzung Heine'scher Gedichte von John S. Smith unter dem Titel: „Poems by Heinrich Heine" (nicht zu verwechseln mit der vollständigen Uebersetzung sämmtlicher Dichtungen Heine's von Edgar Bowring); eine Uebersetzung der nürnberger Kunstnovellen von August Hagen unter dem Titel: „Norica; or, tales of Nürnberg from the olden time"; eine Uebersetzung einer Kunstnovelle von L. Schefer unter dem Titel: „The artists married life; being that of Albert Dürer. Translated from the German of L. Schefer by *Mrs. Stodart*; eine Uebersetzung der Auerbach'schen Gellert-Novelle und anderer Auerbach'schen Erzählungen unter dem Titel: „Christian Gellert, and other sketches, by B. Auerbach, author of «The barefooted maiden». Translated from the German by arrangement with the author"; und die Uebersetzungen mehrerer theologischen Werke von Hengstenberg, Ullmann, Baumgarten u. s. w. Die Uebersetzung der Gedichte Goethe's („Poems and ballads of Goethe") von W. Edmondstoune Aytoun und Theodor Martin hat, wie die Bulwer'sche Uebersetzung der Gedichte Schiller's, eine zweite Auflage erlebt, ebenso die englische Uebersetzung deutscher Kirchenlieder, die unter dem Titel „Lyra germanica" in zwei Bänden erschien und deren Verfasserin, Katharine Winckworth, noch einen Auszug daraus unter dem Titel: „Hymns from Lyra Germanica", veranstaltet hat. Dieselbe Uebersetzerin hat soeben auch das „Leben der Amalie Sieveking" ins Englische übertragen und scheint durch den Erfolg ihrer „Lyra germanica" Richard Massie ermuthigt zu haben, eine „Lyra domestica". From the „Psaltery and harp" of C. J. P. Spitta (uniform with „Lyra germanica") herauszugeben. Gustav Solling gab heraus: „A review of the literary history of Germany from the earliest period to the beginning of the nineteenth century." Die „Literary gazette" rühmt das kleine Buch sehr als „highly interesting and instructive" und kommt dabei auch auf das Lied von den Nibelungen zu sprechen, in Betreff dessen das Blatt bemerkt: „Es ist seltsam, wie so wenig diese wunderbare Dichtung in England bekannt ist." In einem zweiten demnächst zu erwartenden Bande gedenkt Solling unter anderm auch ausführlicher auf Goethe's und Schiller's Werke einzugehen. Als besonders interessant führen wir an, daß H. Noel Humphreys Goethe's Aufenthalt in Strasburg dramatisch-novellistisch unter dem Titel: „Goethe in Strasburg: a dramatic novellette" behandelt hat. Etwas Politisches, wo nicht gar Schwarzrothgoldenes verspricht der Titel folgender Gedichtsammlung: „A vision of Barbarossa in the mountains of Saltzburg, and other poems. By *William Stigant*"; schreckenregend ist dagegen die Ueberschrift eines Artikel in der von W. H. Allan herausgegebenen „Universal review", welcher lautet: „German rogues and vagabonds." Der betreffenden Nummer selbst konnten wir bisher nicht habhaft werden. Welche liebenswürdige Sorte von Landsleuten mag wol unter diesen „deutschen Gaudieben und Landstreichern" gemeint sein? **H. M.**

Bibliographie.

Bloemer, F., Zur Geschichte der Bestrebungen der Preußischen Regierung für eine politische Reform Deutschlands, vom Mai 1849 bis Anfang November 1850. Mit beigefügten Anlagen. Berlin, Mittler. Gr. 8. 28 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Usurpator. Dramatisches Gedicht in fünf Akten. Leipzig, Costenoble. 16. 27 Ngr.

Buch der Zeit. Vaterländische Gedichte, Lieder und Gesänge aus den letzten dreißig Jahren vom Verfasser der Bellona Orientalis. Heidelberg, J. C. B. Mohr. 8. 15 Ngr.

Weimarische Didaskalien. 1stes Heft. (Von O. Schade.) Jena. Gr. 8. 12½ Ngr.

Elsaß und Lothringen deutsch. Berlin, Springer. Gr. 8. 15 Ngr.

Erstenberg, E. Baron, Leonidas. Ein Trauerspiel in fünf Abtheilungen. Leipzig, Weber. 8. 20 Ngr.

Freund, J., Biblische Gedichte. Breslau, Schletter. 12. 10 Ngr.

Piper, F., Goethe's nationale Stellung und die Errichtung seiner Statue in Berlin. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 12 Ngr.

Prinzhausen, F., Françoise von Foix. Historische Tragödie in fünf Akten. Berlin, Reymann. 16. 15 Ngr.

Des Edlen Rache, oder ein katholischer Pfarrer. Erzählung. Aachen, Cremer. Gr. 12. 12½ Ngr.

Satyros. Satyros als Prolog. Gestern und Heute. Elysische Scenen. Dresden, Zeh. Gr. 8. 5 Ngr.

Stein, L., Lehrbuch der Finanzwissenschaft. Als Grundlage zu Vorlesungen und zum Selbststudium. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Coalition. Uebertragung des französischen Originals: La coalition. Berlin, J. Abelsdorff. Gr. 8. 5 Ngr.

Jacoby, J., Kant und Lessing. Eine Parallele. Rede zu Kant's Geburtstags-Feier. Königsberg, Theile. 1859. Gr. 8. 5 Ngr.

Römische Rache. Die Excommunication. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 4 Ngr.

Rüstow, W., Die Wahrheit über den Preußischen Wehrgesetzentwurf. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 22. — 31. Mai 1860.

Schiller als Held der Dichtung und Mythe.

(Beschluß aus Nr. 21.)

Den Geist, der Tausende durch sich ersetzt,
Erkennt nachhinkend langsam das Jahrhundert:
Was du gewesen, faßt die Erd' erst jetzt,
Sie fürchtet, wenn sie Lebende bewundert.

So heißt eine Strophe in einem schönen Gedicht, womit Adolf Böttger seinen Tribut der Huldigung zu Schiller's Säcularfeier darbrachte und das in der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" am 10. November veröffentlicht wurde. Nun, an Bewunderung für Schiller hat es auch seine Mitwelt nicht fehlen lassen; aber es war doch nur eine Elite Höchstgebildeter, welche ihn richtiger zu würdigen wußte, während die Uebrigen und namentlich das Theaterpublikum, sich hauptsächlich durch das Sentenzenreiche, Sentimentale und Rhetorische in seinen Dichtungen bestechen ließen. Für seine Größe auch als Denker und Aesthetiker, für die Totalität seiner Erscheinung, für seine in die Zukunft reichende Bedeutung als Schöpfer der Ideale, für die großartige Consequenz und die hohen Zielpunkte seines Strebens, für die innern Motive, die ihn leiteten, für seine bewundernswerthe Willenskraft, mit der er sich durch alle erst später ganz bekannt gewordenen Hemmnisse Bahn brach und seinen kränklichen Körper den Befehlen seines Geistes unterwarf, für die Macht seines Geistes, die er auf alle ausübte, welche ihm näher traten; für alles dies hatte man damals noch nicht die richtige Erkenntniß und konnte sie nicht haben. Vor allem stand der ihm zu Theil gewordene äußerliche Lohn, wenn er sich auch im Lauf der Jahre nicht wenig mehrte, doch immer in gar keinem Verhältniß zu der Größe seiner Leistungen und zu seiner riesenmäßigen Arbeit, bei der sein Geist wuchs, die aber seinen Körper vor der Zeit zerstörte. Ihm, wenn irgendeinem Dichter, hätte eine Nationalbelohnung gebührt, eine Nationalbelohnung im großen Stile, die ihn vor jeder der gewöhnlichen peinigenden Lebenschicanen sicher stellte, oder doch ein Nationalstipendium zu einer Erholungsreise nach dem Süden, nach der Schweiz, nach Italien, wiewol Schiller zu weitern Ausflügen schwer zu bewegen war; denn das Reisen, wie er gegen Körner gesteht, zerstreue ihn, nur in seiner Häuslichkeit befinde sich sein Geist in der Ruhe, die ihm nöthig sei. Jedenfalls wird man aber zugeben, daß eine Nation, für welche ein Dichter so viel gethan wie Schiller, für diesen Dichter sehr wenig that, wenn die Verehrer des Dichters sich darauf beschränkten, ihre paar Kreuzer für ein Exemplar seiner Schriften, womöglich für wohlfeile Nachdrücke, oder an der Theaterkasse für die Aufführung eines seiner Stücke zu opfern, sonst aber den Dichter dem Zufall oder den Gnadenacten „hoher Herrschaften" überließen. Goethe sowol als Schiller verachteten daher auch das Publikum, dieses als Masse genommen, so gründlich als möglich, wovon die unzweideutigsten Beweise in ihren Briefen vorliegen; sie würden es heutzutage, wo man den Vertretern des Idealismus Statuen errichtet und Säcularfeste feiert, in Wahrheit aber sich dem Materialismus immer schamloser zuwendet, wahrscheinlich noch gründlicher verachten als damals, wo es wenigstens eine kleine Gemeinde von Auserwählten gab, die es mit diesem Idealismus wirklich ehrlich meinte, wie etwa die ersten kleinen Christengemeinden mit einer Religion, welche später so sehr als bloßer Deckmantel roher und egoistischer Triebe gemisbraucht werden sollte. Indeß man hat doch wenigstens den guten Willen gezeigt, sich mit Schiller abzufinden und der Aufforderung Goethe's zu entsprechen, daß, was die Mitwelt dem gefeierten Dichter nur halb ertheilt, ganz die Nachwelt geben solle; und es ist immer schon etwas werth, wenn eine Nation fähig ist, sich im Laufe eines Jahrhunderts auch nur drei Tage lang aus ihrem Alltagsphlegma aufzuraffen, dem Idealismus und der Poesie zu huldigen und mit dieser Huldigungsfeier zugleich den Aufschrei des gepreßten Volksherzens zu verbinden.

Auch unsere Dichter und namentlich unsere Lyriker haben sich beeilt, das, was sie selbst einem Schiller, wenn er noch lebte, nur halb ertheilen würden, jetzt, nachdem er todt ist, ganz zu geben. Da für den einzelnen, wo Hunderte mitsingen und mitsprechen, durch ein Festgedicht, ein Festspiel, einen Prolog, einen Epilog, ein Tafellied u. s. w. nicht eben viel Ruhm zu erwerben ist, so kann

man im allgemeinen doch nur annehmen, daß sie gerade als Dichter es für ihre Pflicht hielten, auch ihr Scherflein beizutragen, ähnlich wie bei Subscriptionen zu gemeinnützigen Zwecken jeder nach Kräften beisteuert, um wenigstens seinen guten Willen zu zeigen. Im Grunde haben gerade die Festdichter, besonders die namhaftern, dadurch, daß sie Schiller verherrlichen halfen, eine Probe ihrer Uneigennützigkeit und Selbstentsagung gegeben; denn wenn auch das Fest im ganzen als eine der Poesie dargebrachte Huldigungsfeier zu betrachten ist, so galt diese Huldigung doch der Poesie einer hinter uns liegenden Periode; ja sie hatte zum Theil eine gegen die Poesie der Gegenwart gerichtete polemische Tendenz, denn hundertmal konnte man während der Novembertage hören und lesen, daß mit Schiller die deutsche Poesie ebenso wol ihre Vollendung als ihr Ende erreicht habe, und selbst directe Ausfälle auf den Unwerth der Poesie der Gegenwart waren gar nicht selten. Viele Mitfeiernden schwelgten förmlich in dem sie beseligenden Gedanken, daß es sich bei dieser Säcularfeier Schiller's gewissermaßen zugleich um eine Todtenfeier der deutschen Poesie handle (wie freilich vielleicht auch leider um die Geburtsfeier mancher dadurch zum Dichten angeregten künftigen Schillerchen), daß die deutsche Nation fortan unfähig sei, einen Dichter wie Schiller hervorzubringen, und wir glauben nicht zu viel zu behaupten, wenn wir sagen, daß diese triste Vorstellung und die Befriedigung des Gelüstes, die mitlebenden Dichter ihre Ohnmacht und Nichtigkeit fühlen zu lassen, hier und da zu dem Glanze der Feier auch einiges mit beigetragen haben. Und die armen Festdichter stimmten jubelnd in den Leichensermon mit ein und halfen für Schiller Kränze mitflechten, die für sie die Bedeutung von Todtenkränzen hatten!

Es ist aber eine Beleidigung nicht für den einzelnen, sondern für die Nation selbst, zu behaupten, daß die deutsche Poesie mit Schiller zu Grabe getragen sei; man erklärte damit daß das deutsche Volk selbst bildungsunfähig und aufs tiefste herabgekommen sei und seinen Dichtern keinen Stoff, keine Befruchtung mehr gewähre; daß das deutsche Phantasie-, Gedanken- und Gemüthsleben sein Ende erreicht und die deutsche Sprache all ihre Entwickelungsfähigkeit verloren habe. Man opponirt dadurch Schiller selbst, der einmal in einem Briefe an Körner den Gedanken ausspricht, daß es gerade in der modernen Poesie keinen Stillstand geben könne, daß sie nur in einem ewigen Weiterschreiten ihr Heil finde, und daß die Deutschen nur zu leicht darin fehl gingen, diesen oder jenen Dichter eine Zeit lang als alleiniges Muster aufzustellen, neben dem man kein anderes gelten lassen dürfe.*)

Nun ist es allerdings richtig, daß von den Festpoesien wie von der Schiller-Festliteratur im allgemeinen gilt, was wir einmal in einem deutschen Blatte, irren wir nicht in Hackländer's Zeitschrift „Ueber Land und Meer" lasen:

> Die Schiller-Festliteratur wächst in ganz unheimlicher Weise an; wir werden eine Masse Makulatur drucken sehen. Würde sich jeder, der etwas über Schiller zu Tage fördert, fragen: ist es auch etwas Neues, was dem Publikum geboten wird, ist es eine Ehre für Schiller und die Literatur, so bliebe eine große, vielleicht die größere Masse der Schiller-Literatur ungedruckt; so aber, wie die Dinge jetzt stehen, müssen wir unsere Last tragen und lesen; —

d. h. wir Recensenten müssen sie lesen, das Publikum kann sich's damit bequem machen, und das thut es auch. Indeß befinden sich unter den Festgedichten neben manchen schwachen und gewöhnlichen doch auch viele wirklich recht treffliche und beachtenswerthe. Man erkennt daran, daß heutzutage die Gabe, gute, noble und treffende wenn auch nicht immer neue Gedanken in schöner Sprache und wohlgebauten klangvollen Versen auszudrücken viel allgemeiner geworden ist, als sie es in den Tagen Schiller's selbst war. Hätte man um 1790 Gelegenheit gehabt, ein ähnliches Säcularfest zu begehen, so würden unter den dazu gespendeten Festgedichten sich schwerlich mehr als ein Halbdutzend, etwa gerade die von den größten Meistern, befunden haben, welche die heutige Kritik bestehen würden, während man unter den uns gedruckt vorliegenden Festgedichten zu Schiller's Säcularfeier die wirklich lesbaren, ansprechenden und kunstgerechten Gedichte zu ganzen Dutzenden zählen kann.

Wir wenden uns zunächst zu folgender Sammlung von Poesien, die erst nach dem Säcularfest ins Leben getreten ist:

Unser Schiller. Nachklänge von Heinrich G. F. Mahler. Herausgegeben und mit einem einleitenden Vorwort versehen von Hermann Marggraff. Magdeburg, E. Baensch. 1860. 16. 20 Ngr.

Der Verfasser ist ein jüngerer „specieller" Landsmann von uns (denn bekanntlich sind die Deutschen einmal allgemeine, sodann aber noch specielle Landsleute, was in gewissen Fällen einen nicht unwesentlichen Unterschied macht); er ist ein Neumärker oder um noch specieller zu reden, ein Züllichauer, aus jener schönen Gegend, wo man, unter dem so und so vielten Grade nördlicher Breite, nicht nur Schiller, sondern sogar noch Wein liest, der gekeltert wie jeder Wein seine Eindrücke macht und bacchische Begeisterung hervorruft. Man wundere sich daher nicht, wenn auch von dorther dann und wann Dithyramben ins deutsche Vaterland hinausklingen. Unser „specieller" Landsmann hat uns nun der Ehre gewürdigt, sein poetisches Werkchen, welches dem Herzoge Ernst von

---

*) Zu welchen halbtollen Behauptungen im Gegensatz zu den obigen Schiller's es einzelne Deutsche in ihrer grillenhaften Verblendung und Absprechungswuth bringen, davon lieferte neuerdings wieder W. Menzel einen Beweis, indem er in einer Anzeige des Goltz'schen Buchs „Die Deutschen" jüngst versicherte: „Unsere classischen Dichter vertreten nicht die deutsche Volksnatur, sondern höchstens Auswüchse und Entstellungen, Verkünstelungen und Vermengelungen derselben, obgleich ohne ihre Schuld als Kinder des vorigen Jahrhunderts, jener fluchbeladenen (!) Zeit, die man lügnerisch für ein goldenes Zeitalter classischer Dichter und Denker ausgibt, während sie in Wahrheit die Zeit unsers ärgsten Verfalls, unserer tiefsten Schande war. Die Literatur des vorigen Jahrhunderts verdient wegen der formellen Classicität bei ihrem größtentheils irreligiösen, unsittlichen und völlig undeutschen Charakter keine bessere Anerkennung als die gegenwärtige"; denn diese ist natürlich nach Menzel und Goltz „sehr schlecht", und das Publikum, das sie sich gefallen läßt, verdient keine Achtung.

Sachsen-Koburg-Gotha, „dem Förderer und Schützer deutscher Kunst und Wissenschaft“ gewidmet ist, herauszugeben und mit einem einleitenden Vorwort zu versehen. Da wir nun augenblicklich nichts Besseres über die Sammlung zu sagen wissen, als was wir schon in unserm Vorwort gesagt haben, so erlauben wir uns, daraus folgende Stelle hierherzusetzen:

Gern entspreche ich hiermit dem an mich gerichteten Wunsche, den Gedichten meines jüngern Landsmannes, durch die er sich zuerst bei dem größern deutschen Publikum einführt, einige Worte auf den Weg mitzugeben und als Herausgeber gewissermaßen Pathenstelle bei ihnen zu vertreten. Es würde nicht sehr geziemend sein, wenn ich in diesem Vorwort an den Gedichten meines Landmannes und jüngern Freundes diejenigen Eigenschaften, die mir zugleich ihre Vorzüge zu sein scheinen, hervorheben wollte: die Richtigkeit und Klarheit der Gedanken, die Correctheit und Wärme der Empfindung, die Einfachheit des Ausdrucks und die Reinheit der Sprache. . . . Es ist ja Schiller, unser Schiller, um den es sich in diesen Gedichten handelt, und wie der Mensch mit seinen größern Zwecken wächst, so wächst der Dichter mit seinem größern Gegenstande. Sicherlich ist es für einen debutirenden Dichter ein gutes Zeichen und Vorzeichen, wenn er Schwung und uneigennützige Begeisterung genug besitzt, mit den Blüten seines Talents einen Genius wie Schiller, statt sein Ich zu bekränzen oder dieses Talent im Dienste der frivolen Neigungen unserer Zeit und zur Verherrlichung falscher Götzen zu verwenden. Wie der Dichter ringen, trachten, streben, arbeiten und sich sittlich vervollkommnen soll, dafür gibt es ja gar kein erhabeneres Vorbild als unsern Schiller. Von den Schlacken, die auch seinem edeln Metallgehalt anhafteten, hat sich Schiller in wahrhaft riesiger Arbeit und Selbstläuterung zu reinigen gewußt. Diesen Proceß darzustellen erscheint als eine große, würdige Aufgabe der Poesie, und diese Aufgabe hat Heinrich Mahler zu lösen redlich gestrebt. Er hat die Leidensstationen Schiller's von der Wiege bis zum Grabe alle der Reihe nach geschildert, die stürmischen Kämpfe, die er mit sich und mit der Außenwelt bestanden, seine Heimatlosigkeit hienieden, die ihn auf ein Jenseits verwies, aber auch den endlichen Triumph, den Sieg seines guten Wesens, der ihm, dem „Dichter des Gewissens“, wie ihn Frau von Staël nannte, namentlich durch seine innigen Verhältnisse mit Körner und Goethe und durch seine strenge gewissenhafte Selbstkritik möglich wurde. Mit lebhaftestem Interesse und nicht ohne Nutzen für das eigene Leben wird man den Lebenslauf des großen Dichters an der Hand eines nachgeborenen Dichters verfolgen, und zwar mit um so größerm Interesse, da der Epigone, wie wir wissen, auch seine innern Kämpfe und Gärungsprocesse bestanden hat. Schildern kann im Grunde nur der Dichter des Dichters Leiden und Kämpfe, aber mitempfinden kann sie jeder.

Der Gedanke, die Hauptmomente in dem Leben und Entwickelungsgange Schiller's in einem lyrisch-epischen Nebeneinander zu bearbeiten, scheint so nahe zu liegen, daß es fast wunder nehmen möchte, daß unsers Wissens Heinrich Mahler der erste und einzige war, welcher zur Zeit der Säcularfeier ihn zur Ausführung brachte. Der Verfasser nimmt von Schiller's Geburtshaus seinen Ausflug, begleitet den Dichter sodann durch die Jahre seiner Jugend, durch „Sturm und Drang“, auf seiner Flucht, weiter nach Oggersheim, Bauerbach, nach Gohlis und Loschwitz zu seinem Körner, schildert dann des Dichters Aufenthalt in Volkstädt und Rudolstadt, in Jena und Weimar, seinen Freundschaftsbund mit Goethe, seinen Tod und begleitet ihn endlich zur „Letzten Ruhe“. Als Probe der Dichtweise Mahler's theilen wir zunächst folgende Probe aus dem Gedicht „Auf der Flucht“ mit. Mahler schildert den bekannten Moment, wo Schiller mitten in einem Walde zur Seite seines Freundes Streicher ermattet hinsinkt und entschlummert:

Geheimnißvolles Bäumerauschen
Empfängt die Wandrer süß und traut;
Sie bleiben leise stehn und lauschen,
Viel Geisterstimmchen singen laut:
„Hülflos und krank
Kommt er gezogen
Des Apollo würdigster Sohn.
Rüttelten schwank
Des Schicksals Wogen
Ihn in blühender Jugend schon,
Mag er sich retten,
Mag er sich betten
In unsrer Wälder schwellendes Moos.
Liebliche Träume
Rauscht ihm, ihr Bäume,
Führt ihn in gastliche Geisterräume
Aus der Erde wirrem Getos.

„Der Schleier zerstiebe,
Zeigt seinen Namen
In der Unsterblichkeit grünem Kranz,
Des Volkes Liebe
Bilde den Rahmen,
Gebe dem Bilde schöneren Glanz.
Zephyr, o fächle ihm,
Heiterkeit, lächle ihm
In unsrer Wälder schwellendem Moos.
Liebliche Träume
Rauscht ihm, ihr Bäume,
Führt ihn in gastliche Geisterräume
Aus der Erde wirrem Getos!“

Aus dem Gedichte „Schiller und Körner“ theilen wir die drei Schlußstrophen mit:

Oft, wenn der müde Tag zur Ruh gegangen,
Indeß der Mond begonnen seine Bahn,
Mit ihm vereint der Sterne goldig Prangen,
Trug dich und ihn der Elbe leichter Kahn.
Das waren sel'ge Stunden, und es schwangen
Sich eure Seelen freudig himmelan
Ins Götterreich der himmlischen Camönen,
Das stets geöffnet seinen treuen Söhnen.

Und kundig in Euterpes Wunderreichen
Gabst du des Freundes Liedern Melodien
Und ließest diese wundersüßen, weichen,
Auf zu dem Licht der trauten Sterne ziehn.
Dem Freunde war das Wort als Himmelszeichen
Und dir der seelenvolle Klang verliehn,
Daß mit dem Worte sich der Klang vermähle
Als schönste Schöpfung aus der Menschenseele.

Die Nachwelt weiß, was du dem Mann gewesen,
Auf den wir stolz und mit Verehrung sehn.
Dir dankt sie, daß sein großes Herz genesen
Und lauter aus der Prüfung durfte gehn.
Nimm hin als Dank das Lied, das ich erlesen,
Und sollte es im Sturm der Zeit verwehn,
So strahlt, wenn längst vergessen meine Lieder,
Dein Name doch in hellem Glanzgefieder.

Der Verfasser kann sich nicht enthalten, die neuern Dichter in Anklagestand zu versetzen und sie des Abfalls vom Ideal zu bezichtigen; er sagt in dem Gedichte „Des Mannes Wirken“:

Wir sehn dich hoch ob unsern Häupten stehn,
Sehn dich in wunderbarer Klarheit schweben
Und können, die wir tief im Thale gehn,

Verlangend nur den Blick zu dir erheben.
Der Wille fehlt uns nicht, uns fehlt die Kraft
Die aufgeschlossne Bahn dir nachzustreben.

Wohl drückt uns schwer des Geistes enge Haft, —
Doch was die Mitwelt nimmer kann erklimmen,
Das ferne Ziel, es wird vielleicht errafft,

Wenn unsre Lebenslichter schon verglimmen,
Von einem spätern würdigern Geschlecht
Mit Feuerherzen und gewalt'gen Stimmen.

Was ist es aber, ihr Poeten, sprecht,
Das euch das schöne Ziel nicht läßt erreichen?
Der Eidbruch ist es, der sich selber rächt,

Indem er euch der Ohnmacht Kainszeichen,
Wie ihr auch knirschet, auf die Stirne drückt;
Der Eidbruch, da ihr treulos konntet weichen

Von jenem, was das Leben hold erst schmückt:
Vom edeln Streben nach dem Ideale,
Das nun in unsichtbare Höhn entrückt.

So watet ihr im Sumpf, im tiefen Thale,
Und tragt der Zeit erbärmlich Narrenbild,
Die für den Kern stets nimmt die bunte Schale.

Sehr richtig, nur hätten wir gewünscht, daß der Dichter seine beredte Klage an dieser Stelle mehr gegen den Geist der Zeit überhaupt als gegen die Poeten gerichtet hätte. Der Dichter kann sich zwar bis zu einem gewissen, nicht unbeträchtlichen Grade über das Niveau seiner Zeit erheben; aber doch bleibt er im wesentlichen immer ein Kind, wenn freilich leider auch öfters ein Unglücks- als ein Glückskind seiner Zeit; es werden sich in ihm wie in einem Spiegel die Vorzüge wie die Gebrechen seiner Zeit reflectiren, obschon es schlimm ist, wenn dieser Spiegel, was freilich häufig genug der Fall, von sich selbst zu viel Risse und Brüche hat oder mit Staub und Schmuz bedeckt ist, sodaß er die Zeitfratzen noch verzerrter oder unreiner wiedergibt, als sie in Wirklichkeit sind.

Der Verfasser, der einen so anmuthigen Kranz von lyrisch-epischen Dichtungen zu Schiller's Füßen niedergelegt hat, ist, wie wir wissen, gegenwärtig im Auftrage einer berliner Buchhandlung mit einer Festgabe und Dichtung „Universitas" zur bevorstehenden goldenen Jubelfeier der berliner Hochschule beschäftigt; auch befindet sich von ihm ein „Militärisches Bilderbuch", eine Sammlung von Genrebildern aus der Soldatenwelt, wie er sie „schaudernd selbst erlebt", unter der Presse.

Eine Anzahl jüngerer österreichischer Dichter hat das von so vielen Seiten zu verschiedenen Zwecken ausgebeutete Schiller-Jubiläum als Anlaß benutzt, eine Auswahl ihrer Gedichte unter dem Titel herauszugeben:

Album zur Schiller-Feier. Von Studirenden der wiener Universität. Zum Besten der Schiller-Stiftung. Wien, Manz und Comp. 1859. Ler.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Titel könnte leicht zu der Annahme verleiten, die hier vereinigten Gedichte seien der Verherrlichung Schiller's gewidmet; dies ist aber keineswegs der Fall; es befindet sich in der ganzen Sammlung nur ein einziges speciell an Schiller gerichtetes Gedicht, das von einem siebenbürger Sachsen verfaßt ist und nur aus zwei Strophen besteht, deren zweite lautet:

Auch fern in Oestreichs Osten,
Im Siebenbürgerland,
Da wird sein hoher Name
Mit Ehrfurcht viel genannt.
Und wenn auch der Karpaten
Gebirgskranz uns umzieht,
Wir sind voll deutschen Geistes
Und singen das deutsche Lied.

Man darf die Angabe auf dem Titel „Von Studirenden der wiener Universität" sicherlich nicht so verstehen, als ob die Verfasser noch gegenwärtig bei der wiener Universität inscribirt seien; A. Pernhoffer z. B., ein Lieblingsschüler der Professoren Hahn und Pfeiffer, hatte bereits den philosophischen Doctorgrad erworben und wollte sich eben zu Grimm nach Berlin begeben, als er (am 4. März 1859) starb, ein anderer, Karl Stögmann, der, mit den Vorarbeiten zu einem größern historischen Werke beschäftigt, am 16. November 1857 starb, war bereits zum „Conceptsofficial" am Hof- und Staatsarchiv ernannt. Von dem letztern ist ein ganzes einactiges dramatisches Stück: „Gustav Adolf's erste Liebe", mitgetheilt, welches im Jahre 1855, mit Marie Seebach als Christine, im Theater an der Wien zur Aufführung gekommen ist. Jedenfalls sind aber sämmtliche Dichter, unter denen wir auch einigen ursprünglich nicht deutschen Namen wie Gustav Ipavic und Zdenko Graf Kolowrat begegnen, noch jüngere Männer, und da wir weder den einen durch vorzeitigen Tadel einschüchtern, noch den andern durch vorzeitiges Lob zu übertriebenen, sich oft durch bittere Enttäuschungen strafenden Erwartungen von der Kraft und Zukunft seines poetischen Talents veranlassen möchten, verzichten wir am besten auf eine in die Details der Sammlung eingehende Kritik und beschränken uns auf die Bemerkung, daß diese Gedichte im allgemeinen den Eindruck einer edeln Gesinnung und eines ehrenwerthen Strebens machen. Wenn wir nur einen dieser neuösterreichischen Dichter hier hervorheben, so geschieht dies, weil sein Talent bereits auch außerhalb Oesterreichs Anerkennung gefunden hat, und zugleich, weil er ein erklärter Anhänger jenes Evangeliums der Schönheit ist, das auch Schiller verkündete. Es ist dies Robert Hamerling, bereits durch seine Dichtung „Venus im Exil" in weitern Kreisen bekannt, der sich zum Jünger der Schönheit in dem schwungvollen Dithyrambus „Hymnus im Süden" bekennt, von welchem der Anfang lautet:

Träume, mein Herz, den Traum der Schönheit!
Den fast verschollnen im wüsten Tagwerk,
Hier träum' ihn,
Selig einsam,
Unter Cypressen und Lorbern,
Wo am sonnigen Strand
Die Rebe grünt, vom Perlenschaum
Des Südmeers golden bethaut.

Im Norden hört' ich
Verklingen das Lied

Im Tagslärm.
Andere Melodien will dort die Zeit
Als die der Schönheit.
Der Tagesfehde Heroldsruf begehrt sie,
Nicht reiner Schönheit Sabbatglockenklang!
Hier aber klingen
Die Lüfte von Rhythmen,
Hier tönt noch,
Weltunbekümmert,
Anmuthiger Herzempfindung
Klangfrohe Musik!
Stimm' ein, o Lied, und wälze
Schönheittrunken
Aus Seelentiefen
Die süße Tonwoge des Rhythmenstroms!

Blüht Herrlicheres auf irdischen Aun,
Erhabneres in himmlischen Höhn
Als Schönheit?

Der Schluß des Gedichts lautet:

Mir hat sie die Seele berauscht,
Das Herz mir umstrickt mit golddichtem Netz!
Ihr Sklave bin ich.
Zukunftspropheten,
Weltheilsapostel,
Scheltet mich nicht!
Zeihet mich nicht der Thatlosigkeit!
Der Schönheit Evangelium ist eins
Mit dem der Zukunft.

Nur freilich ist die Schönheit eine verführerische Frau Venus, die ihre Anbeter auch zu vielem Uebeln verlocken oder wenigstens von manchem Guten weglocken kann, weshalb man sich hüten muß, sich wie Hamerling zu ihrem Sklaven zu erklären; man muß vielmehr, wie Schiller selbst, ihr Meister und Herr zu sein und ihre oft übermüthigen Launen und Ansprüche zu zügeln wissen. Hamerling ist, wie dies Schiller in unsern Tagen sicherlich auch sein würde, ein entschiedener Opponent gegen den Maschinencharakter unserer Zeit, wie dies das eigenthümliche Gedicht „Eine Todtenstadt" beweist. Es handelt sich darin nicht um das versunkene Vineta des Mittelalters, sondern um irgendein Vineta der Gegenwart, das von den Wellen des Meeres bedeckt worden. Der Dichter sieht die Stadt wenigstens so in seiner Phantasie und schildert ihren Anblick in folgenden schönen Strophen:

Eine Stadt erblickt' ich, düster, wie ein todtes Steingefild:
Nirgends sah ich Herd noch Altar, nirgendwo ein Götterbild;
Nirgends meinem Blick erschienen Thurm und Säul' und Tempelthor,
Rauchgeschwärzt, einförmig ragten Esse nur und Schlot empor.

Und zu Hauf, wohin ich blickte, sah ich liegen, wirr und wüst,
Werkgeräthe, winzig, riesig, tausendnamiges Gerüst;
Sah, was in Bedarfes Dienste förderte der Geist ans Licht,
Aber seine Gottgeschenke, Lyra, Griffel, sah ich nicht.

Ueber nacktem Steingerölle sah ich trüb' die Sonne glühn,
Und so weit ich sehnend blickte, sah ich keine Rose blühn;
Die Natur, die gottgeborne, einst des Lenzes freie Braut,
Dem Despoten des Erwerbes schien sie alternd angetraut.

Wie mit frost'gem Hauche weht' es bis ans tiefste Herz mich an,
Und gespenstig schien der Ort mir wie ein öder Kirchhofsplan;
Fahl und trüb' sah ich das Leben, fahl und trübe wie noch nie,
Als ein welker Kranz erschien es auf dem Sarg der Poesie.

Indem wir nun zu den poetischen Festgaben übergehen, welche in der Form von Prologen, Tafelliedern, Festgesängen u. s. w. direct zur Verherrlichung der Säcularfeier bestimmt und nur durch sie hervorgerufen waren, müssen wir von vornherein bekennen, daß wir durch die Masse des Gebotenen nicht wenig in Verlegenheit gesetzt sind. Es tritt auch hier wie bei den Festreden der Fall ein, daß sicherlich ziemlich ohne Ausnahme jeder einzelne etwas besonders Gutes geleistet und dadurch den Anspruch auf specielle Berücksichtigung erworben zu haben glaubt; wie soll sich nun ein Berichterstatter diesen Ansprüchen gegenüber verhalten, wie ihnen allen Genüge thun? Wenn in einer Schlacht ein ganzes Bataillon, mit Ausnahme einzelner seine Pflicht thut, die Hälfte vielleicht in ausgezeichneter Weise, kann da jeder einzelne verlangen, daß ihn der Bataillonscommandeur besonders belobe? Das Bataillon wird zufrieden sein, wenn der Commandeur zu ihm sagt: „Bursche, ihr habt euch brav gehalten!" und dann vielleicht diesem oder jenem, der hinter seinen Erwartungen zurückblieb, das ertheilt, was man auf gut soldatisch einen „Rüffel" nennt.

Wir wenden uns zuvörderst zu dem Anhang von Gedichten, welcher der schon in Nr. 17 d. Bl. besprochenen Schrift Otto Elben's über die Schillerfeier in Würtemberg beigegeben ist, und zwar darum, weil sich darunter poetische Festgaben von zwei Dichtern befinden, die vielleicht vor allen andern berufen waren, Schiller bei diesem Anlaß zu besingen: Julius Mosen und Gustav Pfizer, die beide vielleicht unter den neuern Dichtern sich als die treuesten Großsiegelbewahrer der Schiller'schen Idealistik bewährt haben, der erstere namentlich in seinen im Schiller'schen Prachtstile geschriebenen Dramen, der letztere in seinen Gedichten hymnischen und allegorisch-philosophischen Charakters. Julius Mosen hatte von seinem Krankenstuhle, an den er leider fortdauernd gefesselt ist, nach Stuttgart einen „Festgruß" eingesendet, dessen erste Hälfte lautet:

Wir begrüßen dich, König der Geister,
Dich, den Schirmherrn deutscher Nation,
Dich, des Gesanges gewaltigen Meister,
Dich, des Volkes geliebtesten Sohn!
Wir begrüßen dich an dem Tage,
Wo das Herz voll Jubel schlägt,
Wo empor im Flügelschlage
Dich ein neu Jahrhundert trägt!

Auseinander theil' die Wolke
Und erscheine deinem Volke:

Wie ein Gott mit Speer und Schild
Steht vor uns dein Flammenbild,
Wie ein Gott in seiner Kraft
Stehst du vor uns riesenhaft!

Ende deines Volkes Irrung,
Der Gemüther Angst und Noth,
In den Aengsten der Verwirrung
Laß' uns hören dein Gebot!

Gustav Pfizer vergleicht in einem längern „Nachruf an Schiller" den Gefeierten mit Herakles:

Arbeiten zwölf hat ihm gesendet
Der harten Schicksalsmächte Groll;
Eh du der Mannheit Bahn vollendet,
War dir die gleiche Zahl schon voll;

Zwar hast du nicht den Speer geschwungen
Und nicht geführt den Keulenschlag;
Doch Nächte durch hast du gerungen,
Und kämpfend fand dich jeder Tag.

In dieser Weise wird die Parallele zwischen Schiller und dem Sohne der Alkmene geistreich und tiefsinnig weitergeführt. Die übrigen Gedichte haben wir bereits mit diesem in Nr. 17 kurz erwähnt, auch einige Strophen aus dem in vlämischer Mundart verfaßten Gedicht des Genter Prudens van Duyse auf Schiller angeführt.

Von einer soviel wir wissen von Kertbeny veranstalteten „Sammlung der vorzüglichsten Dichtungen, Prologe, Vorträge und Sprüche zur Schiller-Feier" (München, Fleischmann) liegen uns bisjetzt nur die beiden ersten Hefte vor, welche Prologe und Festgedichte von Georg Herwegh, Freiligrath, Geibel, Bodenstedt, Lingg, Hermann Schmid, Melchior Meyr, Paul Heyse, Christian Schad, dem Herausgeber des „Deutschen Musenalmanach", Friedrich Halm, Brachvogel, Dingelstedt, Ludwig Pfau, Julius Große, A. Becker, Holtei, K. E. Ebert u. a. enthalten. Das von Ludwig Pfau für die Arbeiter in Paris gedichtete und von Meyerbeer in Musik gesetzte „Schiller-Lied" hat der Sammler als ein „wundervolles" vorangestellt. Es ist schön, sicherlich eins der schönsten, einfach beredtesten unter den zur Schiller-Feier gedichteten, ob aber gerade das allerschönste, das werden wenigstens diejenigen bezweifeln, welche auch Festgedichte verfaßt haben. Wir führen daraus die drei letzten Strophen an:

Nie hat der Dichtung Flamme
Ein edler Haupt geschmückt;
Du hast dem ganzen Stamme
Dein Siegel aufgedrückt.
Wie weite Lande lichter
Im Abendfeuer stehn —
So darf dein Volk, o Dichter,
In deinem Purpur gehn.

Wir stehen, deine Erben,
Getrennt, doch ungebeugt:
Das Volk kann nicht verderben,
Das solche Männer zeugt.
Den du gestreut, der Same,
Er schießt in Aehren schon —
Gesegnet sei dein Name,
O Deutschlands liebster Sohn!

Ihr Völker, nah und ferne,
Jauchzt unterm Himmelszelt:
Die Denker und die Sterne,
Sie leuchten aller Welt.
Sprich, Genius, dein Werde!
Bis jede Schranke fiel —
Die Menschheit und die Erde:
Ein Volk, ein Land, ein Ziel!

Brachvogel echauffirt sich in seinem bei der Festvorstellung auf dem Kroll'schen Theater, auf dem sonst Schiller'scher Geist gerade nicht sehr einheimisch zu sein scheint, gesprochenen Prologe für Schiller fast zu sehr:

Hat größern Genius die Welt gesehen?

Und weiter:

Wer will dir folgen, strahlender Prophet!
Wer mag nach dir sich aus dem Staub erheben?

Oder:

Wie Schiller kam, wird doch kein andrer kommen!

Nun, der Dichter des „Narciß" scheint seinen Abstand vom Dichter des „Wallenstein" wol zu fühlen, und daß er dies fühlt, mag immerhin ehrenwerth sein; aber wenn er künftigen Generationen sogar die Möglichkeit abspricht, daß sich jemand nach Schiller noch „aus dem Staube" erheben könne, so ist dies doch etwas hart und scheint auf der Annahme zu beruhen, daß das deutsche Volk oder die Menschheit überhaupt künftig nur noch aus lauter Narciß Rameaus bestehen werde. Dabei ist aber später doch davon die Rede, daß jene „erhabensten Gefühle", deren Schatz Schiller uns hinterlassen, uns mahnen:

Daß sich unsre Seele wende
Zum Ewigschönen auch im schweren Leide.

Das Gedicht verliert sich überhaupt zuletzt in Phrasen, bei denen einem gewöhnlichen Menschenverstande vollkommen wirbelig werden muß:

Ja, Freude leuchte um den Rosentag,
Wo wir zurück auf Schiller's Wiege schauen,
Und ein Bewußtsein, wie ein Wetterschlag,
Elektrisch zuckt durch alle Heimatauen!
O Volk, mein Volk! Laß dieser Freude Flammen
In einer Riesenloh' zusammenschlagen,
Die Geister, so von Schiller's Geiste stammen,
Zum Himmel auf als heil'gen Dank uns tragen!

Wir sollen also, wenn wir die wirre Phrase recht zu construiren wissen, die Geister, „so von Schiller's Geiste stammen", als heiligen Dank auf zum Himmel tragen! Welche Geister? Die Geister des Kroll'schen Theaters in Berlin etwa?

Ueberhaupt müssen wir sagen, daß die Gaben einiger Festdichter berühmtesten Namens, wie Herwegh, Freiligrath, Friedrich Halm und Lingg uns hinter denen bisher weniger genannter Dichter wie Julius Pabst (dessen im dresdener Theater am 9. November von Frau Bayer-Bürck gesprochener schöner Prolog auch einzeln gedruckt ist), Pfau, A. Becker, J. Große u. s. w. weit zurückzustehen scheinen. Soviel wir uns erinnern, rief Herwegh einmal in seinen Gedichten aus: „Was sollen uns noch Goethe und was Schiller?" oder wie die Phrase lautete; denn es sind etwa 20 Jahre her, daß wir sie, und seitdem nicht wieder gelesen haben. Jetzt aber wirft er in Bezug auf Schiller die Frage auf:

O sprecht von allen, welche Schätz' um Schätze
Thurmhoch auf dieser Erde aufgespeichert —
Hat einer so wie Er die Welt bereichert?

Schiller sei „zu groß für unser Lob", bemerkt der Dichter an einer andern Stelle; nun ja, in der Weise wie man ihn lobt, mag allerdings Schiller oft unverhältnißmäßig größer sein als dieses Lob.

Freilich hat Herwegh bei dem allen wol mehr an die demokratischen Gedanken, die man Schiller unterlegt, als an Schiller selbst gedacht; er sagt:

Ihr habt an Ihm auch Euren Witz geübt,
Auch Seines Wortes klarsten Sinn getrübt,
Des Volkes Augen aber werden hell;
Es ruft: Ich bin Johanna, ich bin Tell!

Hätte Schiller alle Phrasen, zu denen er die unschuldige Ursache war, voraussehen können, so würden manche seiner schlaflosen Nächte wol noch schlafloser gewesen sein. Herwegh's Festgedicht — ein Prolog, den er selbst im züricher Theater am 10. November gesprochen hat und der auch einzeln unter dem Titel: „Die Schiller-Feier in Zürich" (Zürich, Meyer und Zeller, 1859) erschienen ist — enthält einzelne glänzende, virtuos versificirte und des Verfassers der „Gedichte eines Lebendigen" würdige Partien, wie z. B. die Stelle:

Erhebt euch nicht vor einem Meister,
Der vor sein Volk in Purpur tritt:
Erhebt vor einem Fürsten euch der Geister,
Der nur für Menschenwürde stritt u. s. w. —

aber im ganzen erscheint er uns gezwungen und gemacht, pomphaft hohl, allzu breit reflectirend und zu wortreich: ein großer phosphorescirender Dunstkreis um einen sehr kleinen Gedankenkern. Auch Freiligrath's von manchen gepriesenes „Festlied der Deutschen in Amerika", scheint uns auf eine gewisse geistige Ermattung (die übrigens in seinem schönen Nachruf an Johanna Kinkel nicht zu verspüren war) und damit zusammenhängende forcirte Anstrengung hinzudeuten und nicht einfach genug zu sein. Doch um Schiller zu feiern, dazu gehören eben Ideen, und in diesen war Freiligrath nie besonders stark; seine Kraft beruht im Schildernden und Malenden, im brennenden Colorit. Jedenfalls hat sein Festgedicht vor dem Herwegh'schen den Vorzug größerer Kürze voraus. Auch Hermann Lingg, der ebenfalls mehr im Ausmalen groß ist, scheint uns hier nicht in seinem Fahrwasser gewesen zu sein; sein „Festgruß", der außerdem auch an manchen sprachlichen Härten leidet, besteht fast durchweg in ziemlich matter Reimerei, wie in folgenden Strophen:

Was rief ihn von den Himmeln ab
Zur Stätte von Geburt und Grab?
Warum verließ er dich, Virgil?
Zog ihn zur dunklen Erde wieder
Zum Los der Sterblichen hernieder
Von jenseits noch ein Mitgefühl?

Sah zürnend ein zu brechend Joch
Sein Genius? Erglüht nicht noch
Der Schmerz in tausend Herzen bang,
Und bluten nicht noch tausend Wunden,
Für die der Trost in schweren Stunden
Allein sein göttlicher Gesang?

Ein Leitstern seinem Volk zu sein
Glänz' Schiller's Ruhm stets sonnenrein!
So hoher Kraft und Würde voll
Hat keine Muse noch gesungen;
Hat reichrer Wohllaut je geklungen
Als seinem Saitengold entquoll?

Wenigstens von einem Hermann Lingg hat man Originelleres und sprachlich und rhythmisch Vollendeteres zu fordern. Schön dagegen und durchweg von künstlerischer Hand gestaltet ist Emanuel Geibel's Gedicht: „Am Schiller-Tage", welches beim Festessen am 12. November im Hotel zu den vier Jahreszeiten in München vorgetragen wurde. Von Holtei finden wir gleich vier Beiträge, eine zu Graz gesprochene Festrede, kurz, einfach und zweckgemäß, das schon früher erwähnte Festlied auf Schiller, nach der Melodie „Ein freies Leben führen wir" und in einem etwas burlesken Tone gehalten, ein an Friedrich den Großen anknüpfendes gutes Gedicht „1759" und „Prolog für die vom wiener Verein Concordia veranstaltete Schiller-Feier", der auch einige treffende polemische Worte gegen diejenigen enthält, welche im „Wortgepräng allein die Größe sehen". Unwillkürlich drängt sich uns hier der Gedanke an den himmelweiten Gegensatz zwischen Schiller's Idealismus und Holtei's Realismus auf; Schiller würde Holtei's „Vagabunden", wäre dieser Roman zu seiner Zeit geschrieben worden, als zu ordinär sicherlich weit von sich geschleudert haben; war ihm doch selbst Jean Paul nicht viel mehr als ein wunderlicher Spaßmacher, höchstens gut genug, um sich damit ein paar schlaflose Nachtstunden zu vertreiben; und auch über Holtei's „Schlesische Gedichte" würde Schiller schwerlich ein günstigeres Urtheil gehabt haben als über diejenigen Grübel's. François Sabatier-Ungher mahnt in einem Sonett an Schiller, welches ursprünglich seiner französischen Uebersetzung des „Wilhelm Tell"*) als Dedication vorangestellt war, die beiden Nachbarvölker daran, daß Schiller's Ideen das Band der Verbrüderung für beide Nachbarvölker abgeben sollen, und er schließt:

Le monde est assez grand pour tous, peuples ou fleurs.
Chacune a son parfum, ses fruits et ses couleurs,
Chacune a sa beauté. — Se font-elles la guerre?

Elles vivent en paix. Faisons mieux: aimons-nous.
Et quand l'ambition nous crie: égorgez-vous!
Répondons: du Germain le Franc est toujours frère.

Im ersten Heft befindet sich ferner eine treffliche Uebersetzung des schönen Sonetts von C. Maffei auf Schiller, von Robert Hamerling, und im zweiten eine Uebersetzung der von dem prager Professor Wenzel Tomek am 10. November auf dem Waldsteinplatz zu Prag in böhmischer Sprache gehaltenen Festrede, worin namentlich, wie dies überhaupt von den meisten ausländischen Festrednern geschah, die kosmopolitische Gesinnung Schiller's hervorgehoben ist, die ihm die Herzen aller Nationen erobert habe. Die ausländischen Verehrer Schiller's begreifen es überhaupt sammt und sonders nicht, wie wir Deutschen dazu kommen, gerade in Schiller den Hauptrepräsentanten der deutschen Einheitsidee zu erblicken, da diese vielmehr mit seinen universellen, kosmopolitischen Tendenzen im geraden Widerspruch stände. Tomek bemerkt weiterhin: „Solange wahrhaftig die unschätzbaren Pergamentblätter von Königinhof nicht entdeckt waren, war kaum jemand mehr als Schiller das Muster und die Richtschnur für die junge böhmische Dichterwelt."

Daß auch die von Karl Tropus veranstaltete Sammlung von Festgaben „Schiller-Denkmal" außer den Festreden auch die bessern und charakteristischern Festgedichte

*) Wilhelm Tell. Poëme dramatique de Schiller, traduit dans le mètre de l'original par *François Sabatier-Ungher* (Königsberg 1859).

bringt, haben wir schon bei der Besprechung dieser Sammlung erwähnt, auch die Namen der im „Schiller-Denkmal" vertretenen namhaftern Festdichter genannt. Folgenden plastisch geformten und schon wegen seiner zweckmäßigen Kürze sich vorzugsweise zum Abdruck eignenden Trinkspruch, von Th. Fontane im Literarischen Verein zu Berlin am 8. November gesprochen, theilen wir hier vollständig mit:

Es sprach Apoll: „Ich bin der Lieder müde,
Zu Ehren all der Damons und Damöte,
Ich mag nicht mehr, was unwahr und was prüde."

Und siehe da, anbrach die Morgenröthe
Der deutschen Kunst, vom Berge stieg zu Thale
Die hehre Doppelsonne Klopstock-Goethe.

Geboren war die Welt der Ideale;
Hell schien das Licht; nur für die nächt'gen Zeiten
Gebrach uns noch das Feuer der Fanale;

Gebrach uns noch das Feuer, das von Weiten
Zu Waffen ruft, von hohem Bergeskamme,
Wenn's gilt für Sitte, Land und Thron zu streiten;

Gebrach uns noch die hohe, heil'ge Flamme,
Die unsern Sinn von Kleinheit, Sehnsucht reinigt
Und uns zusammenschweißt zu einem Stamme;

Und Schiller kam — und Deutschland war geeinigt.

In Scherenberg's in demselben Verein gesprochenen Festgedicht gefiel uns am besten, was der Verfasser — es sind nur zwei Zeilen, aber sie sind bedeutsam — den Dichter zum deutschen Volke sprechen läßt:

Ich bracht' zusammen dich, das war das Meine,
Nun bleib' zusammen auch, das ist das Deine!

Moritz Zille hatte den glücklichen Einfall, für den literarischen Monotheismus, der bei der Festfeier das Andenken der andern großen deutschen Dichter zu sehr beeinträchtigte, den literarischen Polytheismus zur Geltung zu bringen, und zwar in einem Tafelliede, welches am 10. November in der Centralhalle zu Leipzig gesungen wurde. Er ließ Schiller leben:

Wein des Geistes schenkt er, so feurig und rein;
Wirth soll er beim Festmahl der Geister sein.

Goethe:

Tief und klar ist ein See er auf deutscher Flur,
Drin spiegelt sich Menschheit und Welt und Natur.

Klopstock:

Der mit mächtig tönender Sprache Klang
Das Heiligste, Höchste so herrlich besang.

Lessing:

Wer nicht thut, was Nathan der Weise lehrt,
Der ist nicht des Lichtes der Neuzeit werth.

Herder:

Unter Palmen er wandelt, der Menschheit Prophet,
Vom Lebenshauche der Gottheit umweht.

In ähnlicher Weise, immer in zwei Reimzeilen, charakterisirte der Festdichter weiter Wieland, Jean Paul, Körner, Seume, und zuletzt wurde auch noch der hervorragendsten mitlebenden Dichter gedacht. Mit tiefem Antheil lesen wir in einem Gedicht A. Traeger's die an Deutschland gerichtete Mahnung:

Genug der Boten sind entsendet,
Genug der Zeichen sind gesehn,
Zu viel der Worte schon verschwendet,
Nun müssen Thaten auch geschehn;

Läßt zürnend du von dir ihn weichen
Den Gott der Zukunft und des Lichts,
Wird er aus seinem Buch dich streichen,
Und du versinkst in ew'ges Nichts!

In der Form von Einzelschriften oder bloßen Flugblättern liegen uns nachstehende Säculardichtungen vor: „Prolog zur Feier des hundertjährigen Geburtstags Friedrich Schiller's von Moritz Rappaport. Gesprochen bei der Festvorstellung im gräflich Skarbek'schen Theater in Lemberg, vom Director Wilhelm Schmidts" (Lemberg 1859); „Prolog zur Schiller-Feier in der Aula der Universität Berlin gehalten von W. Wegener" (Brandenburg 1859); „Schiller-Feier des Künstlervereins zu Hannover. Poesie und Kunst. Festgedicht zur Feier des hundertjährigen Geburtstags Friedrich von Schiller's. Gedicht von E. Rommel. Am 11. November 1859 im königlichen Hoftheater gesprochen vom Verfasser (Hannover 1860); „Vorfeier. Von Emil Edel" (Hannover, am 18. October 1859), achtzeilige Stanzen, jede mit den Goethe'schen Worten: „Denn er war unser! mag das stolze Wort den lauten Schmerz gewaltig übertönen!" als Refrain schließend, bittere Klagen über das jetzige kleine Geschlecht, und über das entzweite Vaterland; „Freie Glossen bei Schiller's Jubelfeier in Königsberg, gesprochen von G. H. F. Nesselmann (Königsberg 1859); „Aus der Schweiz. Zur Schiller-Feier auf den 10. November 1859. Von Edward Dorer-Eglof" (Baden), Sinngedichte, Parabeln, Distichen enthaltend; „Schiller-Blüten. Eine Gabe zur Erinnerung an das heidelberger Schiller-Fest am 10. November 1859. Den Bewohnern Heidelbergs dargebracht von Emil Otto" (Heidelberg, Groos, 1859); „Nacht und Morgen der Deutschen. Ein Morgenlied am Schiller-Tage" (Teschen 1859), eine poetische Rhapsodie, zum Theil wunderlich, namentlich in der Rechtschreibung, aber in der That ganz geistvolle Charakteristiken der Koryphäen unserer classischen Literatur und Betrachtungen über die allmähliche Erhebung und Reinigung unserer Literatur zu nationaler Bedeutung enthaltend. Leider können wir bei dem, wir möchten sagen im Verlaufe unserer Betrachtung sich immer mehr um uns verengenden Raum gegenwärtiger Journalnummer auf alle diese poetischen Flugblätter nicht tiefer mehr eingehen. Eine von Julin-Fabricius zum Vortheil der hamburger Lehrerwitwenkasse herausgegebene Schrift: „Erinnerung an die Säcularfeier des Schiller-Festes", enthält außer andern poetischen Festgaben eine preiswürdige Dichtung unter der Ueberschrift: „Declamatorische Begleitung zu Louis Lee's Musik zur «Jungfrau von Orleans»", von Heinrich Zeise, der auch das altonaer Schiller-Fest mit einer in der dortigen allgemeinen Liedertafel am 10. November vorgetragenen und in Nr. 91 des „Altonaer Wochenblatt" abgedruckten Dichtung verherrlichte. In derselben Schrift begegnen wir auch einigen Mittheilungen in Prosa, darunter eine „Erinnerung an Schiller" von Ernestine Mater, die unter anderm bemerkt:

Selten, sehr selten ist es mir vorgekommen, daß Schiller nicht passend zum Lesen für die Jugend erklärt wurde, und wenn es geschah, war ich stets geneigt, ein solches, Schiller

herunterseßensollendes Urtheil mehr der Vorliebe für den Fürsten unserer Literatur, den großen Goethe zuzuschreiben — den man durch eine Herabsetzung seines idealen Zeitgenossen noch höher zu stellen wähnte, als er schon steht —, als der Ueberzeugung, daß Schiller wirklich Werke geschrieben, die der Jugend gefährlich werden könnten.

Nun es hieße doch in der That der Wahrheit absichtlich ins Gesicht schlagen und das Verhältniß geradezu umkehren, wenn man jetzt noch so dreist wäre zu behaupten, Schiller müßte um Goethe's willen sich „Herabsetzung" gefallen lassen. Shakspeare und Goethe werden zu Staub zermalmt, um Schiller — dem man allerdings unendlich viel verdankt, nur nicht die Fähigkeit, seine Ideale, wenn auch nur in den kleinsten Lebenskreisen zu verwirklichen — als den ersten und einzigen Dichter zu proclamiren; Homer und Dante läßt man neben ihm gewissermaßen nur als Raritäten bestehen; und selbst die Entdeckung der Neuen Welt durch Columbus hat man in allem Ernste behauptet, komme gar nicht in Betracht gegen das, was Schiller alles entdeckt hat. Der Versicherung gegenüber, daß Schiller nie eine Zeile geschrieben, die das Zartgefühl der Jugend und besonders der weiblichen verletzen könne, haben wir schon früher auf so manche unzweideutige Zweideutigkeiten, Roheiten und Cynismen in Schiller's poetischen Jugendarbeiten hingewiesen. Eins der in der That gar nicht so zahlreichen Gedichte Schiller's, welche auch unter den niedern Volksschichten außer dem Räuberliede wirklich populär geworden, ist die „Kindesmörderin", aber gerade dieses Gedicht hat, wie wir überzeugt sind, in den Köpfen und Herzen des weiblichen Geschlechts arges Unheil angestiftet, ungerechnet, daß, wie Criminalisten wissen, unter hundert Kindesmörderinnen kaum eine dem Ideal entspricht, welches hier Schiller von einer solchen aufgestellt hat. In derselben Sammelschrift ist auch die bekannte, an die Entstehung des „Liedes an die Freude" sich anknüpfende Sage noch einmal abgedruckt, obschon sie durch nichts beglaubigt ist und gänzlich dem Kreise der Schiller-Mythe angehört. Auch Schwerdt in seiner biographischen Erzählung: „Ich habe gelebt und geliebet", gedenkt ihrer wie einer verbürgten Thatsache. *)

Es bleibt uns noch eine Anzahl allegorischer Festspiele übrig, darunter: „Erdenwallen und Apotheose. Allegorisches Festspiel zur Säcularfeier Schiller's von Rudolf Gottschall" (Breslau, Trewendt, 1859). Man erblickt zuvörderst Schiller, in seinem Studirzimmer dichtend und denkend, heimgesucht von den drei „grauen Schwestern" Sorge, Mangel und Noth, die sich im zweiten Auftritt in nachstehender liebevoller Weise aussprechen:

Sorge.

Von der Wiege bis zum Grabe folg' ich dir, ein Kind der Nacht —
Und von jedem Freudentage pflück' ich schönster Blüten Pracht.
Vor dem Morgen sollst du zittern, wenn das Heute! dich entzückt —
Hinter jedem Glücke laur' ich — und du bist nur halb beglückt.
Keine Schicksalswetter schleudr' ich, doch mein Tropfen höhlt den Stein —
Auf die bleiche Wange zaubr' ich einen fieberrothen Schein.
In des Dichters holden Wahnsinn flüstr' ich mein geheimes Wort,
Und des Geistes Blütenfülle ist entblättert und verdorrt.
Monumente mag die Zukunft deinem Angedenken weihn,
Doch die Gegenwart verwandelt mein Medusenhaupt in Stein.
Ob mich einst sein Namen banne, der ein großes Werk beschützt —
Heut' noch steh' ich vor dem Dichter, auf mein altes Recht gestützt.
Mit dem Geist der Mitternächte wachsen meine Geister groß —
Was er schafft, gehört dem Volke — mir gehört sein Erdenlos!

Mangel.

Wie die Schlange durchs Gestrüppe kriech' ich durch sein Leben hin —
Eine ewig ungewünschte, häßliche Begleiterin!
Hat er doch genug des Goldes in des Geistes tiefem Schacht —
Daß kein irdisch Gold ihn lohne, steh' ich sorgsam auf der Wacht!
Meine kargen Heller zähl' ich ihm verdrießlich in die Hand —
Nie von seiner Schwelle weich' ich — und so will's sein Vaterland.

Noth.

Ein geschmähter Schatten bin ich, doch verständ'gen Dankes werth.
Ja, ich bin des Dichters Muse; er besingt, was er entbehrt.

Dann kommen die Kritik, der Zelot, der Hofmann, der Philister und der Schauspieler, um jeder in seiner Weise etwas an Schiller auszusetzen. Dame Kritik spricht nicht etwa in beulenschlagenden Knittelversen, sondern in sehr zierlichen wohlgebauten Anapästen:

Dich begrüßt die Kritik, mein wackrer Poet, die älteste aller Sibyllen —
Sie beschaut dein Werk mit prüfendem Blick sorgsam durch die saubersten Brillen.
Sie zergliedert es scharf mit chemischer Kunst und verdampft es in ihren Retorten
Und findet zuletzt nur ein hohles Gebräu von schwülstig pathetischen Worten.
Kein wahres Gefühl, das zum Herzen uns dringt und nichts natürlich und innig,
Wortschwall, der berauscht und selten ein Vers, der einfach, lieblich und sinnig.

Nachdem sie alle Stücke Schiller's durchgehechelt, schließt sie:

So hab' ich dich jetzt ganz aufgelöst und des Volks Irrthümer berichtigt,
Und was du erschufst, den schillernden Glanz, in Dunst und Nebel verflüchtigt,
Verschwinde denn rasch! Du bist und bleibst ein Nichts, das die Nichtigen preisen,
Ein Dichterphantom, das die Menge besticht — dixi! das war zu beweisen!

Die Strafpredigt des Philisters lautet:

*) Der Prorector des Gymnasiums zu Guben, Sauße, bemerkt in seiner aus dem „Neuen Lausitzischen Magazin" separat abgedruckten, sehr verständigen Schiller-Rede in Betreff solcher Mittheilungen: „Mehrere dergleichen Erzählungen, denen Thatsachen zu Grunde liegen können, erwecken die Vermuthung, mancher Verehrer Schiller's habe sich denselben so gedacht, wie er ihn zu haben wünschte. Sie sind also weniger Schiller's, als hinsichtlich der Verehrer desselben bildungsgeschichtlich merkwürdig, gerade so wie das, was in «Wallenstein's Lager» die Soldaten über den von ihnen bewunderten Feldherrn aussagen." Hat man doch sogar einigen Werth auf die Tradition gelegt, wonach Schiller einmal an einer einsamen Waldstelle von dem Gefühl ergriffen worden sei, daß hier ein Todter begraben liege. Wenige Augenblicke nachher habe jemand erzählt, daß wirklich vor Jahren an dieser Stelle ein reisender Fuhrmann ermordet worden und daß dessen Leichnam hier eingescharrt sei. Bei Schiller, dem man gern übermenschliche Eigenschaften beilegen möchte, hält man eben alles für möglich, was man sonst in das Gebiet des Aberglaubens verweisen würde.

Was die Glocke betrifft, die gefällt mir wohl — da sind' ich das eigene Erlebniß!
Geburt, Hochzeit und Feuersgefahr und auch ein ehrlich Begräbniß.
Doch ich und mein Weib, wir können nicht für deine Tragödien schwärmen —
Halb schläft man ein, dann wacht man auf von ihrem betäubenden Lärmen.
Ungern läßt mein schwachnerviges Weib vom tragischen Fieber sich schütteln;
Den Iffland lobt sie, den Kotzebue — die wirken mit sanfteren Mitteln.
Hysterisch ist sie, mein Freund, allein historisch nicht im geringsten.
Historie bleibt langweilig stets schon in der Schule dem Jüngsten.
Was Ideal: Wir wollen uns sehn, wie wir natürlich gewachsen.
Drum laß, mein Freund, in künftiger Zeit all deine romantischen Faxen
Und setze nur mich, wie du mich siehst, mit Weib und Kindern in Scene —
Einträglicher ist ein solches Stück und viel solider als jene.

Schiller wird alsdann ins Elysium hinübergeführt, und es erfolgt nun die Apotheose, indem Germania, Frauen, Krieger, Bürger und Künstler ihm ihre Huldigung darbringen. Das Ganze hat, wie sich von Gottschall im Grunde von selbst versteht, Geist und Schwung und in der Verherrlichung Schiller's waltet das richtige Maß. Eigenthümlich erscheint es, daß, was Versbau und Sprache betrifft, die meiste Sorgfalt auf die Reden der Peiniger und Tadler Schiller's verwandt ist.

Ein im Auftrage der darmstädter Hofbühne verfaßtes und für die Aufführung am 10. November bestimmtes Festspiel erschien unter dem Titel: „Ein Dichtertraum. Phantasiefestspiel zur ersten Jahrhundertfeier von Schiller's Geburt. Mit freier Benutzung Schiller'scher Dichtungen von Emil Pirazzi" (Offenbach 1859). Mit einer heutzutage selten gewordenen Bescheidenheit spricht sich der Verfasser im Vorwort über die Idee aus, die ihn bei Abfassung seines Festspiels leitete:

Nach meiner tief begründeten Ueberzeugung dürften nur wenige unter den Poeten des jetzigen Deutschland berufen sein, den Schiller'schen Genius würdig zu feiern; und mich selbst zu diesen wenigen zu rechnen, der ich gar nicht einmal auf den Namen eines Dichters Anspruch machen darf, konnte mir natürlich nicht im Traume einfallen. Und doch wagte ich den Versuch? Ja — ich hab's gewagt! Aber Schiller's eigene Muse hat zur Verherrlichung ihres Dichters das Meiste dabei selbst gethan!

Mir kam nämlich eine eigenthümliche Idee. Der Versuch, den hohen didaktischen, ethisch-philosophischen Gehalt von Schiller's Gedichten zu einer Perlenschnur in Gesprächsform aneinander zu reihen, zu einer vielleicht nicht ganz kunstlosen Mosaik dialogisch zusammenzusetzen, und damit für die Bühne nutzbar zu machen — schien mir neu und unternehmenswerth.

Es ist hundertmal gesagt worden, Schiller sei der Dichter der Idealität wie kein anderer, gleichsam „par excellence" gewesen. Das ideale Moment muß also bei jeder Schiller-Feier entschieden in den Vordergrund treten. Wie klein, wie armselig, ja wie gefährlich muß aber jeder ideale Flug im Stile Schiller's sich bei dem Sohne der Epigonenzeit ausnehmen, wie sehr an den unglücklichen des Dädalus erinnern, wie ähnlich — mit einem Sturz in das Wasser des leeren Bombastes — wird er voraussichtlich enden! Die eigenen Fittiche tragen uns Kinder einer realistischern Zeit nur noch in seltenen Augenblicken ins alte poetische Land — und es ist vielleicht auch so ganz gut!

Da gedachte ich der Fabel vom Adler und Zaunkönig, und beschloß, mich vom Dichteraar unter die starken Schwingen nehmen und mich von ihm selbst auf die Sonnenhöhe seiner Ideale tragen zu lassen, in deren lichtem, reinem Aether unsere heutigen schwerfälligen Lungen auf die Dauer kaum noch zu athmen vermögen.

Uebrigens findet auch die romantische Poesie in diesem Festspiel ihren Vertreter an Ludwig Tieck, dessen „Der Aufzug der Romanze" betiteltem Prolog zum „Kaiser Octavianus" mehrere Stellen entlehnt sind. Der Verfasser hält es für gerathen zu bemerken, er sei der romantischen Poesie „lange nicht so abhold, als es wol scheinen möchte".

Zum Besten der Schiller-Stiftung erschien: „Die Weihe des Genius. Ein Festspiel den Manen Schiller's dargebracht zum 10. November 1859 von Philipp Heinrich Wolff" (Berlin, Hasselberg, 1859). Das Feststück spielt auf dem Marktplatz in Marbach, mit dem Schiller-Haus im Hintergrunde. Es ist Sonnenaufgang. Hellas und Germania plaudern miteinander, Hellas in Distichen, Germania in gereimten Versen. Letztere fordert die erstere zu dem gemeinsamen Werke auf, die Lücke des Germanenthums mit hellenischem Geiste zu ergänzen und die Kinder der Germania einig und frei zu machen und dadurch auch die Welt zu befreien. Da verschwindet die Decke am Schiller-Hause, und man erblickt „ein einfaches Zimmer, in welchem eine Wiege mit einem Kinde; über demselben zwei schwebende Genien, die einen Lorberkranz halten". Das ist der kleine Friedrich Schiller! Und Hellas ruft aus:

Zeus, was erblick' ich! Fürwahr seit Homeros, Sophokles, Plato
Sah ich kein sterbliches Haupt, das so die Götter geweiht!
Wahrlich dieser vollbringt es! u. s. w.

Ein für das Stadttheater in Magdeburg gedichtetes, doch so viel wir wissen nicht zur Aufführung gelangtes Festspiel, dessen Ertrag für das berliner Schiller-Denkmal bestimmt ist, erschien unter dem Titel: „Rückblick auf die hundertjährige Schiller-Feier. Geisterstimmen. Festspiel in einem Aufzuge von Ernst Roth" (Berlin 1859). Dieses Festdrama spielt in einer „großen Stadt" und zwar am 10. November 1859 abends. Die unglückliche Hauptfigur des Festspiels ist ein Literat Schroff, der sich herausgenommen, an Schiller zu mäkeln; dafür erscheinen ihm nach und nach die Hauptgestalten aus den Dramen Schiller's und kanzeln ihn weidlich ab, selbst der edle und sentimentale Wütherich, Mörder, Räuber und Mordbrenner Karl Moor, der sich „ewig würdig" nennt, „euch Modernen aufzurütteln". Der Literat Schroff ist nicht so schlimm, als er sich geberdet; er wird weicher und weicher und gibt sich endlich dem Schiller'schen Genius gefangen. Nachdem Schroff so zum Schillerianer bekehrt worden, erscheint sein Freund, der Literat Innig, und es folgt nun nachstehendes fideles Zwiegespräch:

Innig.

Bravo, Menschenfeind!
Wir wollen uns sogleich vereint
Zu lust'gen Leutchen hinbegeben,
Und lassen Schiller heut' noch leben.
So komm —

Schroff (ihn unter den Arm nehmend).
Ich geh' fidel mit dir —
Diogenes spricht aus der Tonne!

Beide (im Abgehen singend):
Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne! u. s. w.

Angehängt sind mehrere Gedichte auf Schiller, darunter ein „Trinklied", worin Schiller's Poesie als „vergeistigtes Burschenthum" gefeiert wird, weil er mit schwarzer Tinte, mit des „Herzbluts tiefstem Roth" und mit des Herzens „reinstem Gold" geschrieben habe.

Von demselben Verfasser erschien eine lyrische Dichtung: „Erinnerungstage an Schiller und Goethe" (Berlin 1859). Der Verfasser schildert darin die literarische Entwickelung eines „Bürgerschulgenossen", der in seiner Jugend, wie dies ganz natürlich ist, ausschließlich für Schiller schwärmte, später aber, als er mehr das Leben und den „Abstand zwischen holdem Trug und Sein" kennen lernte, sich Goethe in einer Weise zuwandte, daß er „das Glühn für Schiller beinah — Schaugepräng'" nannte, und erst zum Schluß die großen Eigenschaften beider Dichter gerecht gegeneinander abwägen lernt. Insofern ist die Tendenz der Dichtung eine löbliche zu nennen. Das poetische Werkchen ist mit einigen gefühlvollen Strophen dem „geliebten kranken" Dichter Julius Mosen gewidmet.

Die Säcularfeier Schiller's war unleugbar im ganzen eine großartige Erscheinung, die freilich sehr an Werth und Bedeutung verlieren würde, wenn sie eine nur flüchtige, vorübergehende geblieben sein sollte, ohne dauernde Nachwirkung auf die sittliche Erhebung und die nationale Willenskraft des deutschen Volks. Doch sind davon auch einige üble Nachklänge zurückgeblieben, deren einen jüngst Robert Heller im Feuilleton der „Hamburger Nachrichten" unter der Ueberschrift „Ein übler Nachklang des Schillerfestes" beleuchtet hat. Heller's Aufsatz bezieht sich auf eine soeben von Bernhard Endrulat herausgegebene, mit Illustrationen nach Zeichnungen von Otto Speckter ausgestattete Schrift: „Die Schiller-Feier in Hamburg", der er vorwirft, daß sie zu polemisch, zu kleinlich klatschhaft, zu stark von dem Selbstbewußtsein ihres Verfassers gefärbt sei, und daß durch die ganze unhistorische Schilderung, durch den ganzen „Wust höchstens ein paar politische Phrasen mit Gepolter durchbrechen". Nun an solchem politischen „Gepolter" haben es auch unsere Festdichter nicht fehlen lassen, wennschon wir keineswegs in Abrede stellen wollen, daß in einem Festhymnus oder einem Prologe das politische Pathos viel mehr an der Stelle ist, als in einer bloßen Festbeschreibung. Gewiß ist es aber, daß überhaupt sehr vieles gethan, gedichtet und gesprochen worden ist, was den Spottgeist herausforderte und sicherlich ist sehr viele Satire im stillen im Gange gewesen, aber verbissen und verschluckt worden. Angesichts mancher Erscheinungen und Erfahrungen will es uns überhaupt in manchen Augenblicken bedünken, als ob nicht das ideale Pathos, sondern die ärgerliche, bissige, witzige, mephistophelische Satire und Kaustik ohne humoristische Verklärung dasjenige Lebenselement sei, in welchem sich unsere Generation am wohlsten befinde. Der Witz findet wenigstens mehr Gläubige als das Pathos, das in der That nicht in unsern Zuständen begründet zu sein und der Durchschnittsbildung unserer Zeit wirklich zu hoch zu liegen scheint; daher auch das Uebergewicht der Posse, und zwar gerade wegen der nach allen Seiten hin Geiselhiebe austheilenden Couplets, über die Tragödie und das ernste Drama. Doch hat unsers Wissens unter allen unsern Dichtern nur Eduard Bauernfeld, ein wesentlich moderner Geist, den Muth gehabt, offen mit einem Spottgedicht gegen die an das Schiller-Jubiläum sich anhängenden komischen Momente aufzutreten, und zwar in dem in Nr. 4 des „Deutschen Museum" veröffentlichten Gedicht: „Schiller-Feier. Ein nachträgliches Festgedicht." Da wir es in unserer vorstehenden Betrachtung so viel mit dem hohen Pathos zu thun hatten, so wollen wir nun zum Schluß auch dem heitern Gott Komus sein Recht widerfahren lassen. Bauernfeld singt und schäkert:

Die Männer, die Greise waren wie toll,
Die Mädchen und die Frauen;
Es regte sich ein eigener Geist
In „allen deutschen Gauen".

Am Rhein ist's herrlich wie am Main,
Am Neckar und an der Wesel,
Doch wer von „deutschen Gauen" spricht,
Der ist gewiß ein Esel.

Einst tagte die Gemeind' im Gau
Frei unter Buchen und Birken;
Die Gaue sind umgewandelt längst
Zu Polizeibezirken.

Es wird nun geschildert, wie die Polizei über diese Bewegung in Schrecken gerathen sei, wie dagegen es die Regierungen für angemessen gehalten hätten, dem Feste keinerlei Hindernisse in den Weg zu legen, wie sie vielmehr gesagt hätten:

Wir wollen, daß man das Comité
Nach Kräften unterstütze,
Wir selber stellen uns dabei
An der Bewegung Spitze.

Und tausend Thaler wollen wir
Zur „Stiftung" subscribiren,
Im Hoftheater soll man heut'
Den „Wilhelm Tell" agiren.

Als man dies im Regierungsblatt gelesen:

Da pries man die Regierung laut
In Preußen wie in Sachsen,
Und jedes Comitémitglied
War um einen Zoll gewachsen.

Nun habe man „Was ist des Deutschen Vaterland?" gesungen, schwarzrothgoldene Fahnen aufgesteckt und viel Tausende von Thalern in Oel und Lampen verthan:

Das liebe Geld! Das schöne Geld!
Das muß nun verduften, verrauchen!
Der arme Schiller! als er noch lebt',
In Weimar konnt' er es brauchen.

Und auf die Ehren hätte er gern
In seinem Leben verzichtet,
Ließ frei man walten und ungestört,
Was er gedacht und gedichtet.

Doch lebt' er jetzt und schrieb' er heut',
Es ging' ihm wie's gegangen,
Ja schlimmer noch! Denn wir sind nicht mehr
So naiv und unbefangen.

Schrieb' einer nur den „Fiesco", den „Tell",
„Kabale und Lieb'" und so weiter —
Wie brächt' es auf die Breter je
Ein jetziger Bühnenleiter!

Der Dichter aber, der solches heut'
Sich unterstände zu schreiben,
Den würde man bald einmüthiglich
Aus deutschen Gauen vertreiben.

Der Spötter schließt:

So ward mit Fackelzug und Banket
Der todte Schiller gefeiert,
Auch hat dabei eine ganze Schar
Von schlechten Poeten geleiert.

Ein großes Album liegt bereit,
Um nächstens herauszukommen;
Ich steuerte bei dies Festgedicht —
Sie haben's nicht angenommen.

Nun, unsere Lyriker haben ihre Pflicht redlich gethan; war das Jubelfest Schiller's doch auch ein Jubelfest der Poesie; wie hätten sie und gerade sie fehlen dürfen? Nur leider ist dem Respect für die Poesie dadurch kein Zuwachs zu Theil geworden; das Publikum hat sich vielmehr davon überzeugt, wie wohlfeil man heutzutage Gedichte und selbst oft gute haben kann, und daß es nicht gerade immer die berühmtesten Dichter waren, welche das Beste lieferten. Wenn in einem Jahre viel Korn und Wein wächst, so ist dies zwar sehr schön, aber Korn und Wein sinken im Preise und in der Werthschätzung des Publikums, und die Gutsbesitzer fangen an über „schlechte Zeiten" zu klagen. So geht es auch mit der Poesie, wenn sie sich allzu fruchtbar zeigt; man fängt an, sie für eine ziemlich gewöhnliche leichthandliche Kunst zu halten, zu deren Ausübung es gerade keiner besondern Mühe und keiner besondern Geschicklichkeit bedarf.

Hermann Marggraff.

Ein Roman aus dem Leben Mohammed's.

Die Mädchen von Chaibar. Roman aus dem Leben Mohammed's von Orientalis. Stuttgart, Metzler. 1859. Gr. 16. 2 Thlr.

Ein Roman aus dem Leben Mohammed's! Dieser Gegenstand kann locken, das Thema ist wenn auch nicht ganz neu, so doch wenigstens nicht ganz so verbraucht, wie andere Themen geschichtlicher Natur. Was für interessante Episoden bietet das thatenreiche Leben dieses Propheten von Mekka, dessen Wirken für die ganze Entwickelung des geistigen Lebens der Völker im vorderasiatischen und afrikanischen Orient von so tiefgreifendem und nachhaltigem Einfluß gewesen, was für verschiedenartige Situationen, die zum großen Theil bisjetzt nur in skizzenhaften Umrissen gezeichnet worden sind. Ein Mann von so seltener Thatkraft, von so origineller geistiger Begabung, wie Mohammed es war, wäre allerdings ein würdiger Gegenstand für einen historischen Roman, vorausgesetzt, daß der Dichter sich nicht blos an die Schwächen, welche in seinem Leben unleugbar hervortreten, sondern mehr und lieber an die geistige Bedeutung desselben halten wollte. Allem Anschein nach beabsichtigte aber unser pseudonymer Verfasser in keiner Weise eine Charakteristik Mohammed's, wenigstens wollen wir dies nicht voraussetzen. Sollte dies aber doch der Fall sein, so müßten wir den eigentlichen Zweck des Romans für verfehlt halten, da der Kern desselben eine nichts weniger als platonische Neigung des Propheten zu Sawda bildet, die mit den religiösen Ideen, als deren Träger Mohammed nun einmal angesehen werden muß, in keiner Weise etwas gemein hat. Ueberhaupt ist diese sinnliche und, wir dürfen wol mit Recht sagen, Schattenseite im Leben desselben diejenige, welche der Verfasser in dem Charakter Mohammed's besonders hervorhebt, während der in einer edeln, sittlichen Weiblichkeit gehaltene Charakter Sawda's alle Sympathien erregt.

Doch vergegenwärtigen wir uns zunächst den historischen Boden, auf dem der Roman sich bewegt. Die wiederholt vorgefallenen Streitigkeiten der Moslim mit den jüdischen Stämmen Arabiens hatten schon seit geraumer Zeit in Mohammed den Entschluß zur Reife gebracht, gegen die bedeutendsten derselben einen Vernichtungskrieg zu unternehmen. Seine Predigt von Allah und der Prophetenschaft Mohammed's konnte keine eifrigern und hartnäckigern Gegner finden, als die Juden es waren, welche stolz auf den Glauben ihrer Väter und sich als das auserwählte Volk Jehova's ansehend, diesen Neuling des Monotheismus verachteten und mit allen Waffen ihn und seine Anhänger bekämpften.

In dem ersten Monat des siebenten Jahres der Hedschra (Mai 628 n. Chr.) unternahm es endlich Mohammed, seinen längst gefaßten Entschluß auszuführen. Mit 1400 Mann, unter denen 200 Reiter, zog er gegen die Juden von Chaibar, welche in diesem Gebiete mehrere befestigte Schlösser, Naim, Kulla, Ubeij, Sab, Bara und Kamus, inne hatten. Mit siegreicher Macht erstürmten die Moslim diese Schlösser, machten reiche Beute und zogen nach kurzer Rast ab. Noch während seines Aufenthalts in dem eroberten Schlosse al-Kamus wählte Mohammed die in demselben mit erbeutete Jüdin Safija für sich als Beuteantheil und heirathete sie während der Rückkehr, nachdem sie sich zum Islam bekannt. Eine andere Jüdin aber, Namens Zeinab, die Nichte des jüdischen Anführers Marhab, der im Zweikampfe mit Ali oder Mohammed ben Maslama fiel, reichte, um den Tod der Ihrigen zu rächen, Mohammed, der sich von ihr bewirthen ließ, einen vergifteten Lammsbraten. Ein Zufall rettete den Propheten, welcher den ersten Bissen davon wieder ausspie. Ob er Zeinab begnadigte oder nicht, darüber sind die Geschichtschreiber selbst nicht einig.

Vergleichen wir damit den wesentlichen Inhalt der hier gebotenen Erzählung. In den spärlich erleuchteten Hallen des dem Fürsten der Juden von Chaibar gehörenden Schlosses al-Kamus treffen wir die Tapfern dieses Gebiets zu ernster Berathung versammelt. Unter Vorsitz ihres Nasi, Hareth Ibn-alrabi verhandeln sie über die Frage, ob sie dem mit seinem Heere ihren Grenzen sich nähernden Propheten Frieden antragen oder ob sie sich zu muthiger Vertheidigung und Abwehr rüsten sollen. Kenana Ibn Hakik, der geizige Schwiegersohn des reichen, am Rande des Grabes stehenden Nasi fürchtet den Verlust aller Schätze, wenn der Prophet triumphirend in al-Kamus einziehen sollte und räth deshalb zum friedlichen Vergleich; ihm gegenüber steht eine andere nach dem Krieg sich sehnende Partei und an ihrer Spitze der muthige Marhab, welcher in von Kampfbegier glühenden Worten darthut, wie nothwendig es sei an Abwehr und Vertheidigung zu denken, wie dringend dies die Pflicht gegen den alten Glauben der Väter erheische und wie wenig würdig es zugleich sei, durch die drohende Gefahr sich einschüchtern zu lassen. Sein Rath dringt durch: an der Spitze seiner Truppen zieht er den Moslim entgegen, muß aber nach lange zweifelhaftem Kampfe der Uebermacht weichen und Mohammed zieht als Sieger in das Schloß al-Kamus ein. Der greise Nasi ist während des Kampfes gestorben und sein Schwiegersohn Kenana ihm gefolgt, welcher vor allem darauf bedacht ist, dem stolzen Sieger sich geneigt zu machen. Ein böser Genius räth ihm, seine schöne Stieftochter Sawda dem Propheten als Sklavin anzubieten: sie wird diesem vorgeführt und erregt so sehr des Propheten sinnliche Neigung, daß er sich entschließt

ihr seine Hand anzubieten. Die stolze Sawda aber liebt Ali, mit dem sie ein Zufall zusammengeführt hat, und widersteht den Antrăgen des ihr verhaßten Propheten. Endlich aber ergibt sie sich scheinbar in den Gedanken, Mohammed's Gattin zu werden, fordert ihn auf, für den nächsten Abend alles zur Hochzeit vorzubereiten und entläßt nun den von sinnlicher Begierde glühenden Propheten mit dieser frohen Aussicht. Am bestimmten Abend schickt Sawda diesem das von ihr zubereitete Hochzeitsmahl in sein Zelt, wo er mit seinem Freunde Khaled Ibn Wail sehnsüchtig die Braut und die Zeugen erwartet. Hunger überwältigt beide und sie beginnen von dem vor ihnen stehenden Lammsbraten zu essen — da plötzlich stürzt Sawda todtenbleich in das Zelt. Sie hat mittlerweile erfahren, daß sie Zeinab, die für todt gehaltene Tochter des Propheten sei, dem sie vergiftete Speisen vorgesetzt. Die Hoffnung, einem Vatermorde vorbeugen zu können, beflügelt ihre Schritte. Noch wird Mohammed gerettet und — verheirathet seine Tochter Sawda mit Ali.

Dies ist die rasch hingeworfene Skizze des unleugbar viel Interessantes enthaltenden Romans, der aber doch von der beglaubigten Geschichte zu sehr abweicht, als daß man ihn einen historischen nennen könnte. Ist schon das Verhältniß zwischen Sawda oder Zeinab und Mohammed historisch in keiner Weise begründet, denn Sawda, eine Witwe, wurde von Mohammed lange vor dem Treffen von Chaibar geheirathet, so ist es ebenso wenig das von Sawda zu Ali, welcher die Fatime, Mohammed's Tochter heirathete. Eine so starke Verkehrung aller historischen Verhältnisse, namentlich wenn sie dazu beiträgt, einen in der Weltgeschichte immerhin bedeutend dastehenden Mann, wie Mohammed, zu verkleinern und ihm Thaten unterzuschieben, welche auf seinen Charakter ein entschieden falsches und gehässiges Licht werfen, verstößt denn doch zu arg gegen das Gerechtigkeitsgefühl, das auch dem Romanschreiber nicht abgehen darf. Will Orientalis seine Leser nur unterhalten, nun so hat er seinen Zweck so ziemlich erreicht, denn sein Roman ist nicht langweilig; verfolgt er aber höhere Zwecke, beabsichtigt er eine treue Charakterschilderung historischer Persönlichkeiten, so rathen wir ihm für die Zukunft, sich mit den Quellen etwas nachhaltiger zu beschäftigen. Daß er Talent hat, einen Charakter richtig aufzufassen und darzustellen, das beweist seine Schilderung Ali's. Sollte dieser pseudonyme Orientalis etwa ein verkappter Schiit sein? 41.

Die Legende von den zehn Märtyrern.

Midrasch ele Eskera; die Sage von den zehn Märtyrern, metrisch übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Paul Möbius. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Verfolgungen, welche die Juden unter den römischen Kaisern zu erdulden hatten, waren nicht weniger schrecklich als die Christenverfolgungen; ja sie waren dem Umfang nach noch bedeutender, weil die Tyrannen bei den Juden ein ganzes Volk, also eine compacte Masse vor sich hatten, während es sich bei den Christen nur um eine Sekte handelte, deren Mitglieder an den verschiedensten Orten zerstreut lebten. Am schrecklichsten wüthete der Kaiser Publius Aelius Hadrianus (117—138 n. Chr.), der durch seinen Feldherrn Julius Severus Palästina gänzlich verwüsten (135 n. Chr.) und an der Stelle des zerstörten Jerusalem eine neue Stadt, Aelia Capitolina, erbauen ließ. Die wilde Grausamkeit, mit der er gegen das unglückliche Volk wüthete, ist haarsträubend und kann in der Weltgeschichte, die doch an solchen Scenen keineswegs arm ist, höchstens mit der des blutdürstigen Tamerlan verglichen werden.*) Funfzig stark befestigte Städte und 985 offene Ortschaften wurden auf seinen Befehl zerstört und die Zahl derer, die binnen drei Jahren ermordet wurden, soll 580,000 betragen haben. Eine fast ebenso große Menge wurde durch Krankheit und besonders durch Hunger vernichtet; denn um dem drohenden, oft qualvollen Tode zu entgehen, mußten sich die unglücklichen Juden in die unzugänglichen Gebirge flüchten, wo sie an allen Lebensmitteln Mangel hatten, sodaß sie sich endlich von den Leichnamen ihrer Todten ernähren mußten. Die Sicherheit, die sie in ihren Verstecken gefunden hatten, reizte die Wuth der Verfolger nur noch mehr; man suchte sie aus denselben zu locken. Es wurde bekannt gemacht, daß man denen, die sich freiwillig stellen würden, Gnade würde widerfahren lassen. Viele ließen sich dadurch bethören, aber man schleppte sie auf einen großen Platz, und mit einem die Grausamkeit noch steigernden Hohn ertheilte der römische Feldherr den Befehl, sämmtliche Gefangene niederzumetzeln, ehe er noch seinen Hühnerschenkel verzehrt haben würde. Andere Gefangene wurden zu Tausenden auf den Märkten unter den Preisen der Lastthiere verkauft.

„Unter den Erzählungen, die die Grausamkeit Hadrian's schildern, ist folgende vorzugsweise bezeichnend. Ein armer Israelit grüßte einst den Kaiser voll Demuth und Ehrfurcht. Wer bist du? fragte der Kaiser. — Ein armer Jude. — Wie kannst du, elender Jude, so unverschämt sein, den Kaiser zu grüßen? versetzte der Kaiser, und ließ den Juden enthaupten.

„Ein anderer Jude, der dies gehört, hielt es für das Beste, den Kaiser bei der Begegnung gar nicht zu beachten. Doch Hadrian fragte: Wer bist du? — Ein unglücklicher Jude. — Und ein verächtlicher Jude hat die Frechheit, bei dem Kaiser vorüberzugehen, ohne ihn zu grüßen? — Und sogleich befahl er, ihm das Haupt abzuschlagen.

„Als einer der Hofleute sich eine Vorstellung dagegen erlaubte, rief ihm der Tyrann zu: Schweig! Hadrian hat nicht erst zu lernen nöthig, wie er seine Feinde verderben soll!"

Hadrian wußte wol, daß er die Juden nur dann wirklich unterwerfen könne, wenn er ihre Religion vernichte, in welcher sie stets neue Kraft fanden, den Kampf gegen die Römer wieder zu beginnen. Daher ließ er an die Stelle des Tempels einen dem capitolinischen Jupiter gewidmeten Tempel errichten; er ließ an einem Thore der neuerbauten Stadt einen Schweinskopf anbringen; er ließ an allen den Juden heiligen Stätten Götzenbilder anbringen, er ließ endlich sogar das Studium des Gesetzes, die Beschneidung und den Sabbat und außerdem fast alle übrigen Gesetzeshandlungen unter den furchtbarsten Strafen verbieten, sowie er auch den Lehrern auf das strengste verbot, Schüler um sich zu versammeln.

An das letzte Verbot schließt sich die Legende an, von welcher uns eine Uebersetzung vorliegt. Sie ist in metrischer Form (in fünffüßigen reimlosen Jamben) abgefaßt, obgleich das Original in Prosa geschrieben ist; wir glauben mit dem Uebersetzer, daß er hierdurch trotz des scheinbaren Widerspruchs das Original in der That mit größerer Treue wiedergegeben hat, als es durch eine Uebersetzung in ungebundener Rede hätte geschehen können. Daß der einfach und doch orientalisch gefärbte Geist des Textes mit seiner religiösen Kraft und Ueberzeugungstreue bewahrt worden ist, läßt sich aus der Haltung der Uebersetzung annehmen, auch ohne daß man sie mit dem Original vergleicht.

Dies beginnt in echt morgenländischer Weise mit einem Gleichniß:

> Als einst die Bäume Gott erschaffen hatte,
> Sahn sie mit Stolz auf ihrer Wipfel Höhn,
> Und blähten stolz sich, eitler Hoffart voll;
> Doch als von ihm erschaffen war das Eisen,
> Da beugte sich ihr stolzer Sinn, und: „Wehe,
> Ach wehe!" riefen sie, „daß Gott erschuf,
> Was uns Verderben bringen wird und Tod!" *)

*) Der deutsche Reitersmann Schiltberger aus München, der längere Zeit als Gefangener den Zügen Tamerlan's folgte, erzählt in der neuerlich von Neumann herausgegebenen Beschreibung seiner dreißigjährigen Gefangenschaft manche entsetzliche Einzelheit von den Grausamkeiten dieses entmenschten Wüthrichs.

*) Zu dieser Stelle macht der Uebersetzer die Bemerkung, daß der Hochmuth der Bäume und ihre Furcht vor der Ueberlegenheit auch

So auch, nachdem der Tempel war zerstört,
Erhoben übermüthig ihre Stimme
Die frechen Spötter jener Zeit zu sprechen:
„Was schaden uns des Tempels öde Trümmer?
Seht doch, noch leben uns der Weisen Schüler,
Sie, die nach dem Gesetz und den Geboten
Die Welt hinweisen auf den rechten Weg.“

Da gab Gott dem Kaiser (Hadrian) ein, das Gesetz des Moses zu lesen, und als dieser zu der Stelle kam: „Wer einen Menschen stiehlt und verkaufet, daß man ihn bei ihm findet, der soll des Todes sterben“ (2 Moses 21, 16), ließ er zehn der Weisen Israels rufen und frug sie, welches Urtheil der von den Söhnen Israels zu gewärtigen habe, der seinen Bruder stehle und ihn als Sklaven verkaufe. Und da sie ihm antworteten, er solle des Todes sein, versetzte der Kaiser:

„Wenn dem so ist, seid ihr des Todes schuldig!“ —
„Sag' an, warum?“ — „Um Joseph's willen ist's,
Der einst von seinen Brüdern ward verkauft!
Traun! wären sie noch lebend unter uns,
Sie träfe dann mein Urtheil und Gericht.
Doch da sie längst des Todes Beute sind,
Sollt ihr die Sünde eurer Väter tragen!“

Die Weisen erhalten vom Kaiser auf ihre Bitten drei Tage Frist, um nachzuforschen, ob etwas sie der Schuld entheben könnte. Der Hohepriester Ismael sprach, nachdem er sich durch Bad und fromme Weihen gereinigt hatte, den Namen Gottes aus, und alsobald ergriff ihn der Sturm und trug ihn bis zum sechsten Himmel, wo ihm der Engel Gabriel verkündigte, es sei Gottes Beschluß, daß die zehn für die Sünde der Brüder Joseph's büßen müßten. Seit die Stammväter ihren Bruder verkauft, habe der Herr auch nicht in einem einzigen Geschlecht zehn Gerechte gefunden, deshalb er von den Weisen die Sühnung jener That fordere. Mit diesem Bericht kam Ismael wieder auf die Erde herab; er verfügte sich mit den neun andern zu dem Kaiser, der sie alle nacheinander tödten ließ. Die Legende erzählt die Qualen ausführlich, welche sie zu erdulden hatten, und hebt die Freudigkeit hervor, mit welcher sie zum Tode gingen, und wie sie selbst unter den fürchterlichsten Martern Gottes Güte und Allmacht priesen und ihre Freudigkeit bezeugten, daß er sie auserwählt habe, für die Sünde ihrer Stammältern zu büßen. Es ist ihr Tod, wie der Uebersetzer ganz richtig bemerkt, nicht ein gewöhnliches Märtyrerthum, denn obgleich sie allerdings auch für ihren Glauben sterben, so ist derselbe doch nicht der unmittelbare Grund; vielmehr müssen sie sterben, obgleich unschuldig, fromm, gerecht, vor Gott und Menschen beliebt, weil Gott seit Jahrhunderten beschlossen hatte, daß die Sünde der Stammväter durch zehn Gerechte gebüßt werden solle. Diese Unterwerfung unter den nach menschlichen Begriffen ungerechten Beschluß Gottes zeichnet den Charakter des jüdischen Volks auf das trefflichste; sie erklärt die Zähigkeit, mit welcher es seit Jahrtausenden die fürchterlichsten Verfolgungen, die ein Volk treffen kann, erdulden konnte, ohne sich selbst zu verlieren, ohne die Lebenskraft zu verlieren, die immer wieder neu hervorsprudelt, wenn er sich freier bewegen kann. Dies war der Fall namentlich während der Herrschaft der Araber in Spanien, dann auch später in andern europäischen Reichen, wo neben den in Zwischenräumen eintretenden Verfolgungen jüdische Gelehrte in den Fürsten (Kaiser Friedrich II., Alfons der Weise, Robert von Anjou u. a.) Beschützer und Gönner fanden. Die jüdische Poesie ging damals überall der Landespoesie voran, nahm aber auch an derselben Theil, z. B. in Deutschland durch den Minnesänger Süßkind von Trimberg. Von der neuesten Zeit haben wir nicht nöthig zu sprechen, da die Theilnahme der Juden an Wissenschaft und Poesie, namentlich in Deutschland, jedermann bekannt ist. 2.

in andern ältern hebräischen Schriften erwähnt werde, und führt eine von Engel in den „Proben rabbinischer Weisheit“ mitgetheilte Erzählung oder vielmehr Parabel an, die wir wegen ihres trefflichen Sinnes hier wiedergeben: „Mit neuen Aexten beladen fuhr ein Wagen aus der Schmiede durch den neuen Wald. Indem die Sonne auf das Eisen ihre Strahlen warf, fürchteten sich die Bäume vor dem, was sie sahen, und sprachen: «Weh uns! wer wird ihnen widerstehen? sie bringen uns allen Verderben.» Nur eine alte Eiche rief ihnen zu:

«Seid ohne Furcht!
Solang ihr nicht zum Eisen gebt den Schaft,
Trifft euch kein Leid, bezwingt euch keine Kraft!»“

Notiz.

Eine Antikritik Karl Heinzen's.

Unser vielgeliebter College jenseit der „großen Pfütze“, Karl Heinzen, hat sich in Nr. 15 seines „Pionier“ in edeln und anmuthigen Worten, wie von ihm nicht anders zu erwarten war, gegen unsern Bericht über seine „Lustspiele“ in Nr. 6 d. Bl. erhoben, wozu er sich um so mehr berechtigt halten mochte, da sein Freund A. Douai in einem im „Neuyorker Demokrat“ veröffentlichten Auffatz „Die deutsche Bühne in der Union“ den Heinzen'schen Lustspielen eine edle Sprache und einen ungesuchten und natürlichen Witz, „Vorzüge, die dem Heinzen'schen Stil eigen sind“ (was man fast für Ironie zu halten geneigt sein könnte), nachgerühmt hat, Heinzen selbst aber, wie er mit liebenswürdiger Naivetät versichert, vollkommen überzeugt ist, sein „Professor Irrwisch“ sei „eins der besten Lustspiele, welche die deutsche Literatur aufzuweisen hat“. Obschon er auch von unserer frühern Anzeige seiner „Gedichte“ Kenntniß erhalten hat, da er bemerkt, daß wir schon früher „bedenkliche Symptome“ gezeigt, indem wir an seinen Gedichten neben den „scheußlichsten poetischen und sittlichen Uebelthaten“ doch eine „gewisse Originalität“ entdeckt hätten, so will er von unserm Bericht über die Lustspiele doch erst durch einen Auszug Kunde erhalten haben, welchen ein Herr Ruppius im „Anzeiger des Westen“ daraus mitgetheilt hatte. Die einleitenden Worte, womit Ruppius seinen Auszug beim Publikum einführte, sind charakteristisch genug; sie lauten: „Der Pionier-Heinzen, welcher, um in Heinzen'scher Sprache zu reden, «statt der Feder einen in Mistjauche getauchten Knittel» zum Ausdrucke seiner Gedanken gebraucht, hat bekanntlich auch Lustspiele geschrieben. In Deutschland weiß man nun nicht, daß der Mann mit seinen Unflätereien hier nur als geduldeter Pickelhering unter der deutsch-amerikanischen Presse existirt und es ist belustigend zu sehen, wie die dortige Kritik die Hände über die Schreibweise des Menschen zusammenschlägt; — eine ernste Seite erhält die Sache aber dadurch, daß von ihm auf die ganze hiesige deutsche Presse und von seinen Lustspielen auf die hiesigen Theaterzustände geschlossen wird. Wir lassen hier einen Auszug aus den «Blättern für literarische Unterhaltung» folgen, der vollkommen charakteristisch für die Weise ist, in welcher das Heinzen'sche Knotenthum in Deutschland wirkt.“ Nun folgen die Gegenbemerkungen Karl Heinzen's, die begreiflicherweise von dem Thau deutsch-amerikanischen Gemüths und Anstandsgefühls förmlich triefen. „Wer schreibt“, sagt er, „diese geistreiche «literarische Streiferei»? werden die Leser fragen. Auf alle Fälle ein großer Mann. Er heißt Ruppius, diente früher für ein unerträglich bescheidenes Trinkgeld als Handlanger im Engros-Geschäft der Menschenhändler und fungirt jetzt, nachdem sogar die «Neuyorker Staatszeitung» und der «demokratische» Pöbel von Milwaukee ihn satt bekommen, mit einer Gehaltzulage von einem Seidel Bier täglich als belletristischer Hausknecht in der journalistischen Prostitutionsanstalt, die sich «Anzeiger des Westen» nennt“ u. s. w.

In diesem Tone bekämpfen sich die Vertreter der deutsch-amerikanischen Presse; die Kannibalen der Südsee würden, wenn sie überhaupt schreiben könnten, anständiger schreiben. Und doch sind es Leute, die ihren Goethe und Schiller gelesen haben, vom Gymnasium, wo sie es bis zum grammatischen Studium des Horaz und Sophokles, nur nicht zu einem eleganten deut-

schen Stil oder zu einer humanen und ethischen Durchbildung brachten, vielleicht mit einem glänzenden Zeugniß entlassen und dann an dem weisheitsgeschwellten Busen irgendeiner deutschen alma mater mit den erhabenen Resultaten deutscher Wissenschaft und Philosophie aufgefüttert worden sind. Zu größerer persönlicher Gemüthsergötzung gereichte uns folgende Stelle: „Wir machen uns mitunter den Spaß, die anstößigsten Producte unserer anstößigen Feder denjenigen literarischen Größen in Deutschland zu übersenden, die sich voraussichtlich am meisten daran erbauen. Ob sie sie erhalten und was sie damit machen, erfahren wir selten, da uns ihre Blätter nicht zu Gesicht kommen. Wir lauern nur immer auf die Nachricht, dieser oder jener große Mann der deutschen Eunuchenpresse habe beim Lesen eines Heinzen'schen Products einen Schlaganfall bekommen, oder sei durch Convulsionen in den Verdacht revolutionärer Anwandelungen gerathen. So erwarteten wir auch mit jedem Dampfschiff die Kunde, der Censor Markgraf, der in Leipzig die «Blätter für literarische Unterhaltung» redigirt, habe beim Lesen der «Lustspiele von K. Heinzen» einen epileptischen Satz über das Brockhaus'sche Etablissement gemacht." Das uns hierdurch verursachte Vergnügen steigerte sich womöglich noch bei nachstehender gleichfalls sehr humoristischer Stelle: „Man betrachte sich diese Leute, diesen Markgraf, diesen Prutz, diesen Jul. Schmidt u. s. w. Jeder Zoll ein Kapaun, jeder Gedanke eine Legitimation bei der Polizei, jeder Ausdruck eine Loyalitätserklärung, jeder Federstrich ein Bückling, jede Wendung eine Feigheit, jedes Urtheil eine Lüge."

Nun, so wäre es ja auch eine Lüge, wenn wir dem Redacteur des „Pionier" wenigstens eine gewisse Originalität, einen gewissen Mutterwitz und eine gewisse richtige Beobachtungsgabe zugestanden; und wenn wir deutschen Kritiker, wir „suffisanten Eunuchen", einmal verblendet genug sein sollten, Heinzen einzuräumen, daß er, wie er selbstbewußt von sich sagt, in den Reihen des Exils für deutsche Bildung schaffe und „in einer geistigen Wildniß der Cultur der Zukunft vorarbeite", wenn wir uns je gemüßigt finden sollten, einem Heinzen'schen Product unbedingtes Lob zu zollen, so wäre dieses unbedingte Lob auch eine unbedingte Lüge. **H. M.**

Bibliographie.

Aufschlüsse über „Eritis sicut Deus." (Anonymer Roman: Hamburg 1855.) Bremen, Müller. 8. 15 Ngr.

Berg, E. Freih. v., Aus dem Osten der österreichischen Monarchie. Ein Lebensbild von Land und Leuten. Dresden, Schönfeld. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Carneri, B., Das moderne Faustrecht. Ein Aufruf. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 8 Ngr.

Denhard, B., Die Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm, ihr Leben und Wirken. Ein Vortrag. Hanau, König. Gr. 8. 6 Ngr.

Erlebnisse eines Veteranen der großen Armee während des Feldzuges in Rußland 1812, herausgegeben von dessen Sohne A. von Meerheim. Dresden, Meinhold u. Söhne. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Geschichte der christlichen Missionen auf den Fidschi-Inseln. Bremen. Gr. 8. 1 Thlr.

Hackländer, F. W., Der Tannhäuser. Eine Künstlergeschichte. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Jean Charles (Braun von Braunthal), Napoleon II. Historischer Roman. Zwei Theile. Prag, Kober u. Markgraf. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Julius, Spaziergänge auf dem Gebiete der Kirchenlehre. Populär-philosophische Betrachtungen. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 10 Ngr.

Lau, T., Das Leben des Syrakusaners Dion. Gekrönte Preisschrift. Prag, Kober u. Markgraf. 8. 20 Ngr.

Lindemann, G., Dichtungen. 1ster Band. Enthaltend Gedichte. Celle, Capaun-Karlowa. Gr. 8. 1 Thlr.

Mützelburg, A., Der Engel des Friedens oder das Schwert Deutschlands. Historischer Roman. 1stes bis 10tes Heft Berlin, Röhring. Gr. 8. à 4 Ngr.

— — Mazeppa. Ein historischer Roman. Zwei Bände. Berlin, Röhring. Gr. 16. 1 Thlr.

— — Graf Werner oder die Kinder des Elends. Ein Sittengemälde der Gegenwart. Vier Bände. Berlin, Röhring. Gr. 16. 2 Thlr.

Neubert, H. M., Melanchthon und die Stadt Dresden. Localgeschichtliche Skizze. Leipzig, Bock. Gr. 8. 12 Ngr.

Reicke, R., Kantiana. Beiträge zu Imman. Kants Leben und Schriften. Königsberg, Theile. Gr. 8. 12 Ngr.

Roquette, O., Leben und Dichten Joh. Christ. Günther's. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Sempronius, Nena Sahib. Eine indische Geschichte und vermischte Poesieen. Berlin, Hasselberg. Gr. 16. 12 Ngr.

Springer, A., Rafaels Disputa. Bonn, Marcus. 12. 10 Ngr.

Stern, S., Habsburg und Hohenzollern. Oestreich und Preußen in ihrem Verhältniß zu Deutschland und zu den Interessen der deutschen Nation. Berlin, Springer. Gr. 8. 20 Ngr.

Sybel, H. v., Die Erhebung Europas gegen Napoleon I. Drei Vorlesungen, gehalten zu München am 24., 27. und 30. März 1860. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 15 Ngr.

Varnhagen von Ense, Briefe an eine Freundin. Aus den Jahren 1844—1853. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Villermont, Graf v., Tilly oder der 30jährige Krieg von 1618—1632. Aus dem Französischen übersetzt. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 3 Thlr.

Waldmüller, R., Dorf-Idyllen. Stuttgart, Cotta. 16. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Duarchie oder Trias? Deutschland und Oesterreich oder Norddeutschland, Südwestdeutschland und Oesterreich? Ein Beitrag zur Lösung der deutschen Frage. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 6 Ngr.

Geffcken, J., Die Gnade Gottes an seinem treuen Diener Melanchthon. Predigt über Hebräer 13, 7—8, bei der in Hamburg am 19. April 1860 begangenen Gedächtnißfeier gehalten. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 3 Ngr.

Kahnis, K. F. A., Rede zum Gedächtniß Melanchthon's gehalten am 19. April 1860 in der Aula der Universität Leipzig. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 5 Ngr.

Leistner, F., Gedicht zu Schiller's 100jähriger Gedächtnißfeier am 11. November 1859. Nebst einem Anhang: Des Schwabenlandes Ehre. Nordhausen. 16. 2 Ngr.

Nordlicht und Wahrheit. Sendschreiben eines Alt-Bayern an seine Landsleute worin über alle großen Herren vom Napoleon herab bis zum unbekannten Verfasser des Nordlicht-Kalenders (sammt seinem „Sybel") auf gut Deutsch die Wahrheit gesagt wird. Mit vielen zum Theil neuen Geschichten nützlich und unterhaltlich. München, Finsterlin. Gr. 8. 4 Ngr.

Raspe, G. C. H., Zum Gedächtnisse M. Philipp Melanchthons. Rede, gehalten im Hörsaale der Domschule zu Güstrow am 19. April 1860. Güstrow, Opitz u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Thomas, G. M., Ueber einen Staatsbrief des Dogen Leonardo Loredano von Venedig an den Bürgermeister und Rath von Ulm vom 16. Juli 1509. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Bürgerthums jener Zeit. München, Giel. Gr. 8. 6 Ngr.

Venedey, J., Pro domo und pro patria gegen Karl Vogt. Hannover, Brecke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Schriften von Heinrich Koenig.

Erster bis dreizehnter Band. 8. Geh. 17 Thlr.

I. **Regina.** Eine Novelle. Zweite, verbesserte Auflage. 1 Thlr.

II.—IV. **König Jerôme's Carneval.** Geschichtlicher Roman. Drei Theile. 5 Thlr.

V. VI. **Hedwig, die Waldenserin.** Eine Novelle. Zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenser". Zwei Theile. 2 Thlr. 15 Ngr.

VII.—IX. **Die Clubisten in Mainz.** Ein Roman. Zweite, Auflage. Drei Theile. 3 Thlr.

X. XI. **Georg Forster's Leben in Haus und Welt.** Zweite, sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 3 Thlr. 15 Ngr.

XII. XIII. **William Shakspeare.** Ein Roman. Dritte Auflage. Zwei Theile. 2 Thlr.

Heinrich Koenig, einer unserer ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftsteller, hat die Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften" mit der zweiten verbesserten Auflage der Novelle „Regina" beginnen lassen, einer durch künstlerische Rundung und in ihrer Einfachheit das Gefühl tief ergreifenden Darstellung ausgezeichneten Herzensgeschichte, die unter anderm Varnhagen von Ense (wie im „Vorwort" mitgetheilt) zur wärmsten Anerkennung veranlaßte.

Dieser folgte zunächst ein neuer Roman: „König Jerôme's Carneval", der im Rahmen der schmachvollsten Zeit Deutschlands ein farben- und beziehungsreiches Gemälde des Hof- und Residenzlebens unter König Jerôme in Kassel bietet: geschichtliche Wirklichkeit, jedoch mehr mit poetischer als in gemeiner Wahrheit und ohne jede andere Tendenz aufgefaßt, als die in der Bedeutung des Stoffs liegt.

Hierauf erschien die Novelle „Hedwig, die Waldenserin", als zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenser". Ohne Nebenabsichten geschrieben, bietet sie in verengtem Rahmen nicht weniger einen Spiegel für die Zeitbestrebungen, als ein treues Gemälde früherer Zeitverirrung dar, und die Leser erhalten in spannender, lebhaft bewegter Erzählung einen Gedankengehalt von augenblicklicher Bezüglichkeit, wie von bleibender Anregung.

Der in zweiter Auflage erschienene Roman: „Die Clubisten in Mainz", ist wol Koenig's bedeutendstes Werk und wegen seines poetischen Reichthums und tiefen Gehalts einer der besten deutschen Romane: ein modernes geschichtliches Epos, das die ganze Gärung und Bewegung einer der Gegenwart naheliegenden und verwandten Zeit (1792) in treuer Objectivität wiedergibt.

„Georg Forster's Leben in Haus und Welt", in zweiter Auflage vorliegend, führt uns einen der bedeutendsten und interessantesten Männer des vorigen Jahrhunderts in seinen äußern und innern Lebenswandlungen, in seinen Kämpfen und Leiden, Bestrebungen und Täuschungen vor, und bildet in ihrer durchgreifenden Grundanschauung einen ebenso tragischen als bedeutsamen Lebensroman.

Der soeben in dritter Auflage erschienene Roman: „William Shakspeare", hat anerkanntermaßen mehr als manches gelehrte und wissenschaftliche Werk zur richtigen Auffassung Shakspeare's, seiner Dichtungen und seines ganzen Zeitalters beigetragen. Diese dritte Auflage ist durch einen Brief von Gervinus an den Verfasser bereichert.

Die übrigen Romane Heinrich Koenig's erschienen früher in demselben Verlage. „Veronika. Eine Zeitgeschichte" (2 Theile, 3 Thlr.) bildet ein würdiges Seitenstück zu „Regina". Ebenso die Novelle „Spiel und Liebe" (1 Thlr. 18 Ngr.). Sein erster Roman „Die hohe Braut" (zweite Auflage, 3 Theile, 5 Thlr.) hat das Hereinbrechen der Französischen Revolution in die Kreise des savoyer Lebens zum geschichtlichen Hintergrunde. Koenig's Werk: „Auch eine Jugend" (1 Thlr. 22 Ngr.), enthält in anziehendster Weise die Schilderung seiner eigenen Jugend und der damaligen Zeit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus'
REISE-BIBLIOTHEK
für Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Eine Sammlung belehrender und unterhaltender Schriften, durch Inhalt und Form zur Reiselectüre besonders geeignet, gleichzeitig aber von solchem literarischen Werthe, um auch ein späteres Aufbewahren zu verdienen.

Bereits erschienen:

Die Thüringische Eisenbahn. (Leipzig-Eisenach.) Von **Adolf Beck.**
Das hessische Land und Volk. (Eisenach-Frankfurt a. M.) V. **E. Müller.**
Von Frankfurt a. M. nach Basel. Von **Aurelio Buddeus.**
Der Rhein von Mainz bis Köln. Von **Nikolaus Hocker.**
Das Moselthal von Nancy bis Koblenz. Von **Nikolaus Hocker.**
Von Minden nach Köln. Von **Levin Schücking.**
Eine Eisenbahnfahrt von Köln nach Brüssel. Von **Nikolaus Hocker.**
Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Von **Levin Schücking.**
Von Berlin nach Hamburg. Von **Ernst Willkomm.**
Breslau und die Schlesischen Eisenbahnen. Von **Max Kurnik.**
Das Schlesische Gebirge. Von **Rudolf Gottschall.**
Prag. Böhmisch, Deutsch und Czechisch. Von **F. Gustav Kühne.**
Die Böhmischen Bäder. Von **Siegfried Kapper.**
Wien in alter und neuer Zeit. Von **F. Gustav Kühne.**
Die Donau von Ulm bis Wien. Von **Adolf Schmidl.**
Die Donau von Wien bis zur Mündung. Von **Adolf Schmidl.**
Münchener Skizzenbuch. Von **Wolfgang Müller von Königswinter.**
Brüssel. Von **J. E. Horn.**
Die Schlachten bei Leipzig. Kriegsgemälde von **Karl Gustav von Berneck.**
Schweizerfahrten. Von **Ernst Kossak.**
Harzbilder. Von **Heinrich Pröhle.**
Schillerhäuser. Von **Josef Rank.**
Briefe aus Südrussland. Von **Marie Förster.**
Poetisches Reise-Album. Herausgegeben von **Josef Rank.**
Reise-Pitaval. Auserlesene Criminalgeschichten, erzählt von **Willibald Alexis.**
Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. V. **F. Gerstäcker.** Zweite Aufl.
Casanova's Flucht aus den Bleikammern in Venedig.

☞ Preis des Bändchens 10 Sgr. ☜

In allen Buchhandlungen zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 23. — 7. Juni 1860.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Süditalienische Zustände.

Italienische Zustände. Dritter und vierter Theil. — A. u. d. T.: Rom und Neapel. Von Theodor Mundt. Berlin, Janke. 1859—60. 8. 3 Thlr.

Wie vorauszusehen war, hat Mundt seinen Mittheilungen über Piemont, Rom und Pius IX. noch zwei Theile von Skizzen aus Rom und Neapel folgen lassen, um hiermit seine social-politischen Beobachtungen über Italien zum Abschluß zu bringen. Diese neuen Mittheilungen bewahren denselben Reiz leichter und gefälliger Darstellung, denselben eigenthümlichen Charakter innerlicher Durchdringung des Modernen mit dem Antiken, dieselbe Sättigung mit dem Historischen der Halbinsel, welche den frühern Gaben Mundt's einen so großen Leserkreis verschafft haben. Und in der That, man muß zugeben, daß trotz mancher leicht hingeworfenen Bemerkung, mancher Einseitigkeit und Ungenauigkeit, ja trotz manchen offenbaren Irrthums, ein scharfes Auge für politische Charaktere, Zustände und Gebrechen, ein im ganzen gesundes Urtheil und eine fesselnde Darstellung des Beobachteten, von vielem geschichtlichen Wissen unterstützt und von einer ätzenden Schreibweise getragen, dem Verfasser zu Gebote steht. Seine Feder läßt nicht mit sich scherzen, und wo er Laster, Unrecht und Verderben wittert, ist sie schonungslos und in ihrer Kaustik furchtbar und vernichtend. Mundt's eigenthümliche Kunst besteht in der glücklichsten Synthese dessen, was sich gegenseitig beleuchtet und ergänzt und hierbei kommen ihm große Belesenheit und reiche Welterfahrung zu statten; er erinnert damit an Voltaire oder an die „Briefe des Verstorbenen" und er erlangt damit, daß seine Mittheilungen den Reiz geistvoller Salongespräche, im besten französischen Sinne, entfalten, während er seine Vorbilder an gutem deutschen Wissen und an encyklischer Bildung weit übertrifft. Was ihm dagegen ganz abzugehen scheint, ist die Kunst der Analyse, und hierin hat es seinen Grund, daß er die Erscheinungen oft sehr ungenügend, und nicht selten ganz falsch erklärt oder über ihre Ursachen und Motive in Irrthum verfällt, wie wir weiterhin wol zu zeigen Gelegenheit finden werden. Bei alledem bleibt auch den vorliegenden beiden Theilen ihr sprachlicher Reiz und die Befriedigung ihrer Leser gesichert, wenn es auch hin und wieder an guter Begründung fehlen möchte.

„Rom und Neapel" beginnt nun mit einer Darstellung des Capitols und des Colosseums im Lichte der modernen Zeit. Der Hintergrund ist antik, die Erscheinungen darauf sind die des heutigen Tags: das gibt ein vortreffliches, belebtes, farbenreiches Bild. Wir sehen die ehrwürdige Reiterstatue Marc Aurel's, die unter Cola Rienzi dem Volke Wein aus den Nüstern des Pferdes spenden mußte, jetzt als Fahnenträger der rothen Demokratie, die Götterburg Jupiter's als Banketsaal Mazzini's, das Colosseum als Exercirplatz Garibaldi'scher Freicorps und Hörsaal des fanatischen Polen Mickiewitz u. s. w. in einem Bilde, das uns durch die wunderbarsten Zusammenstellungen fortwährend überrascht. Wir betreten das Haus der Napoleoniden am Venetianischen Platz und hören die alte Sibylle, „Madame Mare", sterbend die merkwürdige Weissagung verkünden, daß das Ende ihres Hauses noch nicht gekommen sei, und daß ein Sproß desselben alle seine Schicksale ruhmvoll rächen werde: ein Spruch, der das eigentliche Vermächtniß Napoleon's III. geworden ist, und erfahren von dem jungen, schönen und frommen Prinzen Canino, dem künftigen Papst und Liebling Napoleon's, gar merkwürdige Dinge.

Im folgenden Kapitel: „Mazzini und Garibaldi", werden uns zwei vorzügliche Charakterbilder gegeben, welche zusammen mit den freiheitschnaubenden Phrasen des Präsidenten Ludwig Napoleon die heutige Situation Italiens hell beleuchten und vollkommen erklären. Es ist schwer aus diesem charaktervollen Doppelbilde etwas aus seinem Zusammenhange loszulösen oder den schlangenhäutigen Dämon der Revolution, Mazzini, von seinem Werkzeuge, dem verwegenen Freischarenführer Garibaldi zu trennen, die

wie Gedanke und That aneinander gewachsen schienen, bis der letzte Kampf sie trennte. Es heißt hier:

Wer ist dies seltsame gefeite Individuum, der geheimnißvolle Ueberall und Nirgends der Revolution, der in jeder Schlucht, in jeder Herberge, auf jedem Bauerhofe zu Hause ist und der, Philosoph, Mönch, Bandit und Schauspieler zugleich, gegen jede Polizei gefeit, von keinem Häscher ergriffen werden kann, der in der Volksschenke und unter den Hafenknechten ebenso gewandt und mit derselben Anziehung alle Gemüther bewegt, als in dem Salon und in den Schlössern der englischen Aristokratie? Wer ist Mazzini, der seit 30 Jahren bald als Abbé, bald als Köhler, bald als englischer Kaufmann Europa durchwandert, überall elektrische Spuren, aufzischende Flammen zurückläßt und wohin er kommt, Volksaufstände aus dem Aermel schüttelt, die Regierungen zittern macht, alle täuscht, und indem er mit einem andern Rock, einer andern Perrüke zugleich sein ganzes Wesen zu wechseln scheint, unkenntlich und unangreifbar durch alle hindurchschreitet? Dieser providentielle Mensch, Sohn eines Arztes und einer schönen, republikanisch denkenden Mutter zu Genua 1809 geboren, Schwärmer und Liedersänger als Jüngling, dann Jurist und Philosoph, hält sich überzeugt, daß wir in einer Zeit leben, die jeden Augenblick eine Revolution gebären kann: sie ist ihm eine Frau, die jeder Ueberrumpelung erliegt und die sich am meisten über das freut, was ihr gegen ihren Willen geschieht. In diesem Sinne stiftete er seine meisterhafte Organisation des Jungen Italien, und in diesem Netze hält er Italien gefangen. Nun, da Napoleon sie als den Vorspann für seinen neuen Triumphzug benutzt, hält er sich im Hintergrund, sicher jedoch rächend und organisirend hervorzutreten, wenn es sich darum handeln wird, den Löwenantheil der Revolution im nationalen Interesse Italiens zu reclamiren.

Mit dieser Ansicht schreibt der Verfasser seinem Mazzini eine gewisse Berechtigung zu, wir dagegen möchten ihn eher für einen Geschäftsmacher in Revolution halten, der gegen jeden ist, der ihm darin Concurrenz oder seinem Trafik ein Ende zu machen droht. Als viele ihn verließen, während er in England nur mit Goethe und Werner beschäftigt schien, hielt Orsini bei ihm aus, der hierauf mit der interessanten Gattin Herwegh's und auf dessen Paß im Jahre 1857 Piemont durchreiste. Die neue Religion und das neue Papstthum, mit dem er sich jetzt beschäftigt, ist ein Gemisch neuerstandener deutscher Speculation mit den Idées Napoléoniennes, das er als Gott und Volk, Concilio und Costituente bei seinen Lesern an den Mann zu bringen sucht.

Das dritte Kapitel: „Priester und Räuber im heutigen Rom", ist voll des eigenthümlichsten Inhalts. Die unmöglichen Reformen des gläubigsten und frömmsten Papstes, der den Stuhl Petri jemals besessen, nehmen den Vorgrund ein; der Widersinn, der darin gipfelt, die päpstliche Unfehlbarkeit mit der Abstimmung nach Majoritäten und Kammervoten zu verschmelzen, liegt zu Tage; Napoleon durchschaut diesen Widersinn und darum eben fordert er die Reform von dem Papst, der vor seinen zerbrochenen Idealen auf den Knien liegt. Dies ist es, was die Priestertyrannei unverbesserlich und straflos, was den Priester verweltlicht und ihn zum Genossen und Pfleger aller Sünden der Gesellschaft, zum Beschützer der Räuber und der Prostitution macht. In der Schilderung dessen, was der Priestermantel an Entsittlichung in der Familie verdeckt, geht der Verfasser vielleicht zu weit; erschütternd aber sind seine Berichte über geistliche Verbrechen, und das, was er von einem Vorgange in Velletri erzählt, hält uns ein Bild von Entsittlichung vor, das fast an das Unglaubliche streift. Hier hatten Räuber das kostbare Bild der Madonna aus der Kathedrale gestohlen, zum Schrecken und Entsetzen der ganzen Bevölkerung. Man beschuldigte die Jesuiten des Raubes und der Weihbischof selbst will die Kanzel besteigen, um das tobende Volk zu beruhigen, aber ein Mensch verdrängt ihn, besteigt die Kanzel, schwingt den Dolch über seinem Haupt und erklärt sich vor versammelter Menge für den Räuber der Madonna. Dann stellt er ruhig seine Bedingungen für die Herausgabe des Raubes, ruft „Abbiate pazienza" und steigt ruhig und unangefochten unter die Menge herab, die in ihm den großen Räuber bewundert und respectirt. Das Bild erschien wieder und der Räuber ist nun „Staatspensionär"! Ueberhaupt ist der Räuber, je kühner er ist, desto mehr, da er gewöhnlich auch fromm ist, ein Mann des Volks; er ist der Opponent gegen die Regierung, den man liebt, wie das Beispiel des gefeierten Galafredo in Civita-Vecchia zeigt, und er steht sich gut mit dem Priester, der ihn als Porträt für unbekannte Heilige empfiehlt, wie der Fall des jüngst heilig gesprochenen Sureander beweist, für dessen Rangerhöhung der Erzbischof von Olmütz 200000 Thaler erlegte.

Das Eindringen des Geistlichen in das Weltliche und das Zusammenfassen beider Sphären zu einer einzigen ungetheilten Macht, dieser Grundcharakter des päpstlichen Regiments, hat das Verbrechen erzeugt und den Staat zugleich unfähig gemacht, das Verbrechen wieder auszustoßen, es zu rächen und zu heilen. Ein solcher Staatskörper kann sich nicht mehr reformiren, ohne zuvor zu Grunde zu gehen. Dies weist der Verfasser im vierten Kapitel: „Die römischen Reformen", überzeugend nach; er zeigt es uns an dem Mann, in dem dies Regiment zugleich wurzelt und gipfelt, in dem Cardinal Antonelli, den er als den bösen Geist des frommen, schwachen und überaus inconsequenten Pius IX. zeichnet. Dieser Mann, aus einer Räuberfamilie von Sonnino hervorgegangen, durch Arglist zum Herrn des Papstes, der ihn nicht liebt, und des Landes, das ihn verabscheut, emporgewachsen, ist für den Verfasser der Sündenbock aller Frevel, die er von Rom zu berichten hat. Es gibt kaum ein Laster, das er diesem schwarzen Giacomo Antonelli, dem Holzhauersohn und Neffen eines Gehängten, der immer noch seine Verbindungen mit seinen alten Berufsgenossen pflegen soll und der die Praxis seiner alten Hohlwege in die Hierarchie verpflanzte, beimessen möchte. Der hohe, schlankgewachsene Mensch mit dem Mohrenteint, der kühnen Adlernase und den Feueraugen, kam durch seinen Genossen, den Barbier Moroni, bei Gregor XVI., dem es bekanntlich an aller Bildung fehlte, zu der Zeit in Gunst, als dieser selbst mit Reformideen umging. Er bewies ihm ihre Unmöglichkeit. Nun bestieg Pius den Thron und Antonelli sah, daß es Zeit war, die Fahne zu wechseln. Er hetzte den schwachen Mann in die liberalen Ideen hinein und trieb ihn weiter und weiter, bis er ihn endlich und gründlich zu verlei

den; so ward er sein Dämon und sein Herzensvertrauter und blieb, als die vorausgesehene Umkehr eintrat, sein Herr und sein Meister. Der Papst, im Grunde seines Herzens französisch gesinnt, gehorcht seiner reactionären und österreichisch gesinnten Tyrannei widerwillig aber völlig gebunden, und muß das diabolische Gebräu von Recht und Unrecht, das Antonelli in seiner geistlich-weltlichen Organisation des Kirchenstaats zur Herrschaft gebracht hat, mit seiner Unfehlbarkeit besiegeln. Dies ungefähr ist das Bild, das der Verfasser uns von dem Regimente Antonelli's entwirft, und dessen Scheußlichkeiten im einzelnen, in Schule, Erziehung, Rechtspflege und Verwaltung wir dem Leser zu studiren überlassen können. Da Antonelli zugleich Generalschatzmeister des Staats war, so kann man leicht denken, auf welche Höhe er die „Geldmacherei in rothen Strümpfen" gebracht haben wird, und in der That sind alle seine Verwandten und die Angehörigen des alten Räuberidylls von Sonnino steinreiche Leute geworden. Und so schließt Mundt dies entsetzliche Kapitel mit dem Satze: „Das einzige Heilmittel für die römischen Zustände heißt: Säcularisation!"

Daß in dieser Darstellung manche Uebertreibung mit unterläuft, ist uns keinen Augenblick zweifelhaft geblieben; im ganzen aber ist das Bild, wenn auch mit bewußter Kaustik gezeichnet, doch von unbestreitbarer Wahrheit, die Schmach und die Unhaltbarkeit der geschilderten Zustände erwiesen und die völlige Nichtigkeit des päpstlichen Willens dargethan.

Wir wenden uns nach Neapel, etwa mit demselben Gefühl, wie wir aus einem der Verdammtenkreise Dante's uns zu dem andern, noch tiefern und schlimmern wenden! Dieser wundervolle Golf von Neapel, diese neue Welt, in märchenhaftem Glanze der Farben und Lichter, dieses zauberische Halbrund, in dem ein ewiger Festtag begangen zu werden scheint, unter Pracht, Duft und Gesang: welche entsetzenvolle Greuel birgt er nicht, wie tückisch ist sein Grund, wie diabolisch die Scenerie, die Staffage, die ihn belebt! Der Verfasser wenigstens übt die Kunst seiner Feder daran, diese Gegensätze aufs grellste nebeneinander zu stellen, wobei es denn an einiger Uebertreibung und einiger Willkür freilich nicht zu fehlen scheint. Allerdings bietet der Charakter des Volks ein seltsames Gemisch von Kindlichkeit und Teufelei dar, und ein verschmitzter und fratzenhafter Gesell, im hohen Grade unzuverlässig, ist der Neapolitaner allerdings; indessen halten wir doch das dämonische Bild, das Mundt von ihm entwirft, für nicht ganz wahrheitsgetreu. Die niedrige Pfiffigkeit und die überwiegende Fratzenhaftigkeit in allem, was er thut, lassen wir gelten; allein die bewußte Tücke und der Grimm und Hohn gegen alles, was ihm in den Weg tritt, bestreiten wir. Der Neapolitaner ist ein Gauner und ein Possenreißer, allein für einen Teufel ist er doch zu kindlich! Wenn der Verfasser ihn dazu stempelt, so geschieht dies auch nur, um einen Gegensatz gegen den großartigen, „stolz in sich selbst ruhenden Römer" zu haben, notabene den Römer, welchen er soeben erst in Grund und Boden verdorben dargestellt hat! Aber so ergeht es uns mit den gesuchten Gegensätzen. Zuvörderst malt er uns dann das Reich der Lazzaroni und die Regierung in den allererschreckendsten Farben, und es ist Wahrheit in dem Bilde, wenn auch mit Absicht grell zusammengestellte Wahrheit. Daß eine Tyrannei, wie die Ferdinand's II. war und wie nach einer kurzen Wandelung zum Bessern die Franz' II. heute leider wieder geworden zu sein scheint, sich eigentlich nur auf den Pöbel stützen kann, wollen wir ihm glauben; wir wollen mit ihm beklagen, daß die Königin, nachdem sie ihren in völliger Unkenntniß der Welt erzogenen Sohn abermals durch die Herren Troja, Monsignore Gallo, General Pianelli und Latour unter ihre Herrschaft gebracht, das schöne Land der wildesten Revolution entgegenführt; allein wir wollen doch auch nicht vergessen, daß die neapolitanische Aristokratie nicht blos die materiell-mächtigste, sondern auch die wissenschaftlich gebildetste von ganz Italien, freisinnig, wenn auch eingeschüchtert, und culturfähig im politischen Sinne weit mehr als die des übrigen Italien ist, und endlich, daß das Volk, verdorben und schlecht, aber auch muthig, treu und monarchisch gesinnt ist, wie kein anderer Stamm in Italien. Mit einem Wort: uns ist um Neapel nicht bange; eine kurze Explosion ist möglich; aber der Volksgeist wird sich schnell davon erholen und zurecht finden. Was uns zu dieser Hoffnung berechtigt, ist der Umstand, daß man bei dem neapolitanischen Volke überhaupt doch noch von einer Gesinnung sprechen kann, während diese im übrigen Italien unter dem Einfluß des französischen Constitutionalismus und seiner Phrasen längst zu Grunde gegangen zu sein scheint. Weicht nun auch unsere Ansicht von den Zuständen des Landes sehr wesentlich von der des Autors ab, der in diesen Zuständen allerdings nur einen wahren Höllenspuk erblickt, so lassen wir doch seiner Schilderung unter ästhetischem Gesichtspunkt alle Gerechtigkeit widerfahren; sie ist mindestens äußerst wirkungsvoll. Dabei versteht es der Verfasser vortrefflich, aus nichts etwas zu machen, wie sich in dem Kapitel über den Posilipp zeigt, wo die Mienen der Portiers in den Gesandtschaftshotels der Chiaja und ihre wechselnden Grüße zu politischen Combinationen ausgedeutet und die Capricen in der Villa des Duca Rocca Romana zu einer fesselnden Lectüre umgearbeitet werden, der Zauber von Nisida und Procida aber mit dem Schauergemälde der ferdinandinischen Kerker, in welchen die Kunst der Grausamkeit studirt werden kann, abgeschlossen wird. Hier heißt es:

> Unter einem solchen Regiment kann nur jedes Stück Erde befremden, das nicht ein Kerker ist, aber dennoch überwächst hier die mächtigste Blütenfülle jede dareingehüllte Pein mit strahlender Pracht und die Lüfte spielen und gaukeln so lind und unschuldig, als ob sie nur die Seufzer glücklicher und freier Menschen in sich aufgenommen hätten.

Gut! Aber spürt der Leser in diesem und ähnlichem nicht etwas Phrasenthum und etwas Uebertreibung? Ein langes Kapitel — wol etwas zu lang — beschäftigt sich hierauf mit dem Wunder des heiligen Januarius. Die unsinnige und mit wahren Arlequinstreichen verknüpfte Ceremonie ist schon oft beschrieben worden, und wir übergehen ihre Darstellung, wie pikant sie auch sei, gänzlich;

zweierlei dagegen scheint uns hierbei doch bemerkenswerth, einmal der große Unterschied in dem Verhalten des Römers und Neapolitaners zu seinen Heiligen und den Priestern, die der letztere mishandelt und die er verflucht, wenn sie ihm nicht zu Willen sind, indeß der Römer immer der gehorsame Sohn der Kirche bleibt, und zweitens der Umstand, daß dies hundertmal erklärte Wunder des heiligen Januarius doch eigentlich immer noch unerklärt geblieben ist. Eine chemische Untersuchung der bekannten Masse ist natürlich nicht gestattet; allein mag dieselbe, wie Hr. von Rehfues behauptet, gemeines neapolitanisches rothes Fruchteis sein, oder mag sie gefärbtes Walrath, Spermaceti oder eine Salbe sein, oder endlich, wie Ehrenberg weitläufigst dargethan hat, von dem Infusorium der Purpurmonade dargestellt werden, wie die sonst oft in der Legendengeschichte vorkommenden Blutflecken — Gewisses ist darüber nicht vorhanden; das Wunder nachzumachen, gelingt auch nicht, und das viel bespöttelte Wunder bleibt daher immer noch zu lösen.

In dem nächsten Kapitel „Kirche und Priester" behauptet der Verfasser, daß man in Neapel viel katholischer sei als in Rom. Dies ist ein offenbarer Irrthum, bei dem Mundt die äußere Erscheinung für die That nimmt. Der Neapolitaner ist seiner Natur nach ein lebhaftes Kind mit stark hervortretendem Spieltrieb, der Römer ist ruhiger und ernster. Als spielendes Kind faßt er die religiösen Gebräuche lebhaft auf, läßt dabei etwas daraufgehen und unterhält sich damit vortrefflich. Seinen Geist aber erhält er dabei frei, verkehrt mit den Heiligen wie mit seinesgleichen und stellt dem Priester und seinem Worte die gediegenste Gleichgültigkeit entgegen da, wo der Römer zerknirscht ist. Kann man nun von einem solchen Spaßmacher sagen, daß er katholischer ist als der andere? Der Neapolitaner schließt mit seinen Heiligen förmliche Verträge ab, ernennt die Jungfrau zur „Generalissima" seines Heeres, oder nimmt sie als Kaufmann mit in seine Firma auf, wie jener Marchetti, der seinen Handelsfreunden anzeigte: „Ich habe mich mit der heiligen Jungfrau unter der Firma Maria Marchetti associirt, zeichne jedoch allein", und treibt andere Possen dieser Art; allein den verdummenden Einflüssen des Priesterthums ist er unserer Ueberzeugung nach weniger unterlegen als andere italienische Stämme. Im Gegentheil, die Allerweltsfigur des Prete, die in Rom so stolzirt und sich die Hand küssen läßt, hat in Neapel selbst zur niedrigsten Volksschicht herabsteigen müssen, guter Brudek und Kamerad des Lazzaroni, um nur überhaupt existiren zu können. Dies letztere muß der Verfasser selbst zugeben und wir glauben daher zur Widerlegung seines Irrthums genug gesagt zu haben. Aber freilich ist es wahr, daß diesem so verwilderten Klerus, der fast in nichts über dem „Facchino" steht, vier Fünftel dieses herrlichen Reichs als Eigenthum gehören, auf welchem er seine Schafe schert, und fast noch mehr, seitdem die neapolitanische Kirche von Rom unabhängig geworden und der König den Lehnsnexus mit einem Gratial an Fasanen für die Cardinäle abgelöst hat. In diesem Punkte war der geistesfinstere König Ferdinand II., der so viel auf den Knien rutschte, daß er beständig ein Pflaster an diesem Körpertheile tragen mußte, unberechenbar: er verbannte die Jesuiten aus dem Reiche, ehe jemand eine Ahnung davon hatte, und unterdrückte und verbot ihr bekanntes Organ, die „Civiltà cattolica", im ganzen Lande. Die Mönche selbst, die Porci del Signor Iddio, wie der Neapolitaner sie nennt, gelten überall wenig und selbst ihr Costüm wird oft als Schalksnarrenkleid benutzt: alles Dinge, die da beweisen, daß der Geist des Volks sich ihnen gegenüber viel mehr Freiheit erhalten hat, als in Rom der Fall ist. Und so sind z. B. die Benedictiner entschieden freisinnige und gescheidte Leute und die verschiedenen Brüderschaften höchst achtbare Institute, während wir für den hohen Adel in Neapel bereits den Vorzug der Bildung und Weltkenntniß vindicirt haben. Das düstere Schauergemälde, das unser Autor von den Dingen in Neapel entwirft, wird nach diesem allen doch von manchem Lichtstrahl durchbrochen, und rechnet man hier das Vorhandensein einer tüchtigen und gutgeschulten Armee und dasjenige hinzu, was wir oben von der Gesinnung sagten, einem Volksschatze, an dem in Italien Neapel allein noch Antheil hat, so dürfen uns die Zustände in Neapel doch nicht ganz so hoffnungslos erscheinen, als sie der Verfasser darzustellen sich bewogen gefunden hat. Ja er scheint dies auch selbst einzuräumen, indem er das folgende Kapitel mit dem Satze eröffnet, daß Neapel den andern Staaten Italiens in der höhern gesellschaftlichen Entwickelung, in den Staatseinrichtungen und in einer gewissen Pflege der Geistescultur stets vorausgegangen sei, und daß hier gerade alle fruchtbaren Keime zu einem großen und mächtigen Italien im Boden ruhen, die nur eine blöde Tyrannei zerstören konnte. Das ist richtig und das Jahr 1820 hat es bewiesen: die Cortes von Neapel wurden der wahre Typus eines würdigen Nationalconvents. Seitdem haben Leichtsinn und maßlose Genußsucht einerseits, Dummheit und Tyrannei andererseits mit den Volkselementen arg und bis zu völliger Verwilderung gewirthschaftet, ja selbst in Geistern, wie dem des edeln Poerio, jede Spur von Adel und Würde ausgerottet. Aber dennoch gewährt Neapel immer noch den Beweis, daß Cultur und Geistesfreiheit sich immer noch viel eher in einem tyrannisch regierten als in einem von Priestergewalt beherrschten Staate zu entwickeln vermögen, und daß Begeisterung, Charakter und Sinn für Schönheit und Bildung nirgends mehr gefährdet sind, als wo der Priester das Heft in den Händen hat. Jeder Familienkreis, jedes Kaffeehaus, jede Bibliothek, ja jeder Bücherkram beweisen, daß in Neapel viel mehr ernste Studien betrieben werden als in Rom; alle Unterrichtsanstalten bieten einen ungleich weiter greifenden Plan dar als im Kirchenstaate; man erkennt ein geistiges Bedürfniß und das Streben, ihm gerecht zu werden, indeß in Rom alles, was Idee heißt, systematisch beseitigt wird. Allerdings gesellt sich den trefflichen Geistesanlagen dieses Volks bei dem diabolische und idyllische, stürmische und zarte poetische und thierisch rohe Elemente bunt durcheinander lagern, ein maßloser Aberglaube; aber selbst dieser, z. B.

die so gefürchtete Jettatura und das Malocchio, der Zauberblick, verleugnen doch den unverwüstlichen Humor des Volksgeistes nicht, der seine bekannten Teufelshörner herausstreckt und dann vor jedem bösen Zauber gesichert ist.

Das nächste Kapitel ist der Königsfamilie und ihrer Politik gewidmet, und hier fehlt es denn freilich an schauerlichen Einzelheiten nicht. Wir meinen jedoch, daß der Verfasser auch hier zu weit geht. Daß Ferdinand II., unwissend und bigot wie er war, sein Volk gehaßt habe, wie er behauptet, glauben wir ihm nicht; er wurde nur an der „Furcht“ vor ihm gegängelt und von Fehler zu Fehler geführt. Schlimmer noch ist die Vernachlässigung, in die er unter dem Einflusse der Königin und ihres Trifoliums seinen Sohn und Nachfolger verfallen ließ. Franz II., jetzt 23 Jahre alt und König, ist in einer Vereinsamung ohnegleichen erwachsen, jeder andere Umgang als der mit seinem achtzigjährigen Lehrer war ihm versagt; der Stiefsohn der Königin erfuhr nichts von der Welt, aber er liebte seinen alten Lehrer leidenschaftlich. Sein Herz soll gut und seine Gaben nicht gering sein. Als sein Lehrer plötzlich starb und der Thron ihm denn doch zufiel, war er für Reformen gestimmt und neigte sich den französischen Einflüssen zu. Dies endete plötzlich nach dem Frieden von Villafranca, und Franz steht, wie sein Vater, nun ganz unter dem Regiment seiner Stiefmutter und deren österreichischer Camarilla. Oberst Latour bramarbasirt gegen Frankreich fort, Monsignor Gallo dictirt Bußübungen und Hr. Troja regiert das Land mit Spionen und polizeilichen Razzias. So ist es wieder dahin gekommen, daß nach Mundt die Sicherheit des Lebens, der Freiheit, des Eigenthums in Neapel nie geringer war als heute, daß keine namhafte Familie vorhanden ist, die nicht ihren Spion in ihrem Schose hätte, daß die Regierung systematisch darauf ausgeht, den Fremden den Aufenthalt in Neapel unangenehm zu machen, daß niemand davor sicher ist, über Nacht zu verschwinden und in einem unterirdischen oder unterseeischen Kerker zu vermodern; daß keiner dem andern traut und daß der „Schrecken“ herrscht. Dabei ist die Königin jedenfalls eine bedeutende Persönlichkeit, deren Zauber trotz ihrer 41 Jahre ihre Umgebung mit ritterlicher Huldigung zu erfüllen weiß und die einen gewollten Eindruck nie verfehlt. Besonders ist ihr die Armee ergeben, welche freilich nach allerhand Fehlgriffen dahin gebracht ist, sich in ihren verschiedenen Bestandtheilen: Schweizer, Garde und Sicilier, gegenseitig gründlich zu hassen, so tüchtig sie sonst auch ist. Obwol nun Mundt dafür hält, daß das Reich der Lazzaroni in einer Art von Auflösung begriffen sei, so achtet er doch die unter ihnen noch fortlebenden muratistischen Erinnerungen für ein nicht unwichtiges Moment. Joachim Murat war zu seiner Zeit der Liebling der Lazzaroni; er war der echte Maccaronikönig, von Napoleon mit großem Takt für dies Volk von Bajazzos und Pulcinellen erwählt, ein schöner Mann, dabei tapfer und wie sein Volk stets lachend, wenn er nicht weinte, was ihm bei jedem ärgerlichen Anlaß sogleich geschah. Unter ihm verdiente der Neapolitaner einen Piaster, wo er jetzt 25 Gran verdient — und dies ist unvergessen geblieben. Nun, den Enkel dieses halbtollen Königs, den düstern Prinzen Joachim Murat, hält der Neffe des Onkels völlig bereit, gelegentlich als Brandfackel zwischen die gärenden Volksmassen geworfen zu werden, obwol der junge Diplomat wenig Lust (?) zu dieser Rolle bezeugen soll. Wie dem nun auch sei, das künftige Schicksal dieses Landes ist dunkel, und wie eine echt nationale Bewegung schon einmal von ihm ausging, kann es leicht geschehen, daß auch in der jetzt herrschenden Verwirrung Italiens das letzte Wort von Neapel gesprochen wird, wozu denn Kraft, Gesinnung und wahre Vaterlandsliebe es auch vor allen befähigen!

Als die Hüter dieses echten Patriotismus bezeichnet der Verfasser in einem trefflichen Schlußkapitel die Frauen, die Neapolitanerinnen, welche minder stolz und schön als die römischen Schwestern, aber fein, intriguant und gesellschaftlich gebildeter als jene, Haus und Welt regieren, das Vestafeuer der Vaterlandsliebe nähren und den Priestern gewachsen sind im Eifer, in Muth und in Thätigkeit gegen ein barbarisches Regiment. Der Verfasser sagt:

> Es wird eine Zeit kommen, wo die Italienerin, in deren herrlichem Naturell die wahre Zukunft der Nation sich forterhält, auch an der Nationalbildung ihren Antheil sich einfordern wird. Wie sie die Freiheit und Unabhängigkeit der Nation in ihren Händen gepflegt hat, so wird sie selbst auch in der neuen Zeit, die auf der Apenninischen Halbinsel vor der Thür ist, bei weitem glänzender als jemals ihre wunderherrlichen Naturgaben entwickeln. Die Römerin und die Neapolitanerin, sie werden die höchsten Zierden dieses ausgezeichneten Geschlechts sein, und von ihren Priestern erlöst, werden sie dem Vaterlande eine neue unverfälschte Generation freier und würdiger Männer wie in alter schöner Zeit geben.

Ein Satz, den wir nicht gerade mit dem Prädicat einer „sanguinischen Hoffnung“ abfertigen möchten.

Dies ungefähr bildet nun den Inhalt der Darstellung, welche Mundt in den vorliegenden zwei Theilen von den süditalienischen Zuständen entwirft. Unstreitig ist es ein anziehender, instructiver und mit aller Virtuosität seines Stils geschriebener Bericht, wie denn aber andererseits auch nicht zu leugnen ist, daß es an starker Färbung, Uebertreibung und Leichtgläubigkeit für Parteiberichte, an Voreingenommenheit und tendenziöser Zu- und Abneigung darin nicht fehlt. Wie dem jedoch sei, so viel ist gewiß, daß in allen Dingen Licht und Schatten in Italien greller als irgendwo sonst nebeneinander stehen, und daß der politische Parteihaß hier wilder und grausamer auftritt als in andern Regionen. Dem Verfasser ist aber nach dem, was er von dem päpstlichen und dem neapolitanischen Regimente Schauerliches und Entsetzliches berichtet hat, nicht mehr zuzumuthen, sich demnächst selbst an Ort und Stelle zu begeben, um einigermaßen verkannte Verhältnisse genauer zu studiren, sanguinische Erwartungen zu mäßigen und Irrthümer zu berichtigen; er würde dabei wol etwas mehr riskiren, als mit seinem Paß höflich zurückgewiesen zu werden! Wir nehmen daher auch an, daß mit diesen Bänden seine Mittheilungen aus Italien „nach eigener Anschauung“ wenn nicht für immer,

doch für lange Zeit ihre Endschaft erreicht haben werden, was wir schließlich aufrichtig bedauern, aber in seinem Interesse doch nur gerathen finden können. 4.

General Aster's Zeitbetrachtungen.

Betrachtungen und Urtheile des Generals der Infanterie E. L. von Aster über die politischen, kirchlichen und pädagogischen Parteibestrebungen unsers Jahrhunderts. Mitgetheilt von G. Eilers. Zwei Theile. Saarbrücken, Neumann. 1858—59. 8. 3 Thlr. 4 Ngr.

Wer jemals unter zusagenden Umständen das schöne Rheinland sah, dem wird die Lage von Koblenz und Ehrenbreitstein unvergeßlich sein. Kaum gibt es in deutschen Landen einen Punkt, welcher in geschichtlicher sowie in malerischer Bedeutung es mit dem riesigen Felsen aufnähme, der gegenüber der Mündung der Mosel, „der lotharingischen Jungfrau", weithin die reiche Thalwindung beherrschend, von den königlichen Zinnen des Stolzenfels bis zu den grauen Thürmen des uralten Andernach fest und sicher dasteht als Wächter des heiligen Stroms und Hüter deutscher Ehren. Von Römertagen an bis zu den Stürmen der letzten Kriege unerobert, von Napoleon I. gesprengt (1801), nach den Freiheitskriegen (1816—26) größer und stärker hergestellt, gehört diese Festung zu den ersten der Welt. Sie wird ihren Wahlspruch: „Fest wie des Nordens Stern steht Preußens Ehre", auch fernerhin behaupten, was immer in der Zeiten Schose schlummern möge. Und solange diese Burg der Ehren dauert, wird auch der Name des Erbauers derselben, des Generals Aster, fortleben. Wer in den zwanziger oder dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts in Koblenz verweilte, dem wird, wenn er in jene herrliche Umgebung sich zurückdenkt, das gelbliche lange Gebäude hart am Fuße des südlichen Abhangs des Ehrenbreitstein erinnerlich sein, hinter welchem terrassirte Gartenanlagen mit reichem Grün sich hinaufziehen bis zu den untersten der vorspringenden Thürme der Festung. Hier wohnte eine lange Reihe von Jahren hindurch, umgeben von seiner blühenden Familie, in edelster patriarchalischer Häuslichkeit der Mann, aus dessen tiefem, reichem Geiste der Plan und die Ausführung der von allen bewunderten Feste entsprungen war; er hütete mit Ernst und Treue sein Werk als Oberbefehlshaber; es war sein innigster Wunsch, da die Aussichten zu Anfange der dreißiger Jahre sich trübten, es mannhaft und siegreich zu vertheidigen gegen den Erbfeind Deutschlands. Hierzu bot sich nun damals keine Gelegenheit. Aber ein Kämpfer und zwar ein ritterlicher, rastloser Kämpfer blieb der alte Feldherr doch sein Leben lang. Er warf unermüdlich das helle, muntere Auge umher. Auf allen Seiten, in jeder Art des geistigen und sittlichen Strebens der Zeit gewahrte er Blößen und Mängel, welche Widerstand und schleunige Abhülfe forderten. Gleichgültig oder unbedeutend war ihm, dem Manne des Schwerts, nichts unter demjenigen, was die Zeit bewegte, und wer je ihm unter die Augen trat, dem wird sein ernstes Wort, sein hoher Unwille bei so mancher Frage der Wissenschaft, der Politik, der Religion und Pädagogik, die ihm immerfort am Herzen lagen, unvergeßlich sein. Und er besaß Kenntnisse, gediegenes, reiches Wissen, ja Gelehrsamkeit auch in solchen Fächern, die mit dem seinigen nur in entfernter oder in gar keiner Beziehung standen, und war bei seiner zurückgezogenen Lebensweise rastlos bemüht, diesen Schatz zu vermehren und seine Ideen zusammenzustellen. So entstand im Laufe der Jahre eine Anzahl von philosophischen, pädagogischen und theologischen Abhandlungen, welche durchweg den Stempel frischer Ursprünglichkeit trugen, weil deren Verfasser sich keinerlei Zwang anthat. Für das Publikum waren sie nicht bestimmt. Er selbst sprach dies gelegentlich wol aus. In den Händen des Referenten befindet sich ein Brief Aster's an einen Freund, der eine solche pädagogische Expectoration begleitete. Darin heißt es:

Hier, mein verehrter Freund, sende ich Ihnen das längst besprochene und versprochene Manuscript. Es ist ein erster Versuch der Art, und ich hoffe, daß die Mängel Gnade vor Ihren Augen finden sollen. Wollen Sie N. N. mitlesen lassen, so habe ich nichts dagegen. Ich rechne auf seine Discretion wie auf die Ihrige; denn da es nur für mich selbst bestimmt war, so habe ich meinen Gedanken keinen Zügel angelegt. Es ist übrigens nur der erste oder historische Theil; der zweite oder didaktische ist die Aufgabe des herannahenden Winters; der dritte oder praktische wird wol niemals geschrieben werden, ich müßte denn zu einem Großreformator vom Schicksal bestimmt sein, was ich mir selbst nicht wünsche.

Das Manuscript war überschrieben: „Gedanken über Erziehung und Unterricht, mit besonderer Rücksicht auf Militärunterricht (1836)." Noch jetzt erinnert sich Referent der stillen Bewunderung, mit welcher die Geistesflüge des genialen Sechziger damals ihn erfüllten. Ob der zweite und dritte Theil jener Abhandlung zu Stande kamen, vermögen wir nicht zu sagen, obgleich bekannt ist, daß der 1838 als Chef des gesammten Ingenieurwesens nach Berlin berufene General auch dort bis zu seinem Tode (1855) seine erfolgreiche Thätigkeit auf den ihm liebgewordenen geistigen Gebieten treulich fortsetzte. So hat er dem Vernehmen nach denn auch manches Handschriftliche dieser Art hinterlassen. Nach der obigen Briefstelle jedoch, sowie nach vielerlei mündlichen Aeußerungen des verehrten Mannes sowol in Koblenz als in Berlin hegt Referent starken Zweifel, daß er eine Veröffentlichung dieser Ergüsse genehmigen würde. Ist somit Ernst Ludwig von Aster nicht gleich seinem vielgenannten Bruder, dem königlich sächsischen Obersten Karl Heinrich Aster, den historischen Schriftstellern beizuzählen, so gehört doch sein Leben der Geschichte an, und wir dürfen die Erwartung aussprechen, daß eine des Mannes würdige Biographie in nicht zu langer Frist aufgestellt werde. Eine solche wird alsdann auch seiner geistigen Rührigkeit und Thatkraft bis ins hohe Alter zu gedenken haben, und dabei von dem schriftlichen Nachlaß „mit Discretion", um uns seines Ausdrucks zu bedienen, Gebrauch machen. Vor der Hand jedoch ist mit Dank aufzunehmen, was von anderer Seite zur Kenntniß dieses ausgezeichneten Feldherrn und Kriegsbaumeisters uns geboten wird.

Zu diesen Beiträgen gehören ohne Frage vorliegende „Betrachtungen und Urtheile", mit welchen Gerd Eilers die

Mittheilungen des dritten und vierten Theils von „Meine Wanderung durchs Leben" (vgl. die Besprechung des dritten Theils in Nr. 41 d. Bl. f. 1858) erfreulich vervollständigt. Insofern ist richtig, was der Verfasser in der dem zweiten Theile der „Betrachtungen" vorausgeschickten Vorrede zu beiden Theilen sagt, daß nämlich in diesen scheinbar blos Aster's Ansichten enthaltenden Mittheilungen sehr vieles andere, was meistentheils oder ganz und gar Eilers angehört, vorkommt. Wir sind jedoch weit entfernt, dem fleißigen und gewissenhaften Manne daraus einen Vorwurf zu machen, daß er eifrig bemüht ist, den Leser überall erst in den Zeitereignissen und Zeitansichten der Vergangenheit zu orientiren, bevor er Aster reden läßt. Allerdings ist dadurch das Buch gelegentlich zu einem Abriß der kirchlichen und politischen Zustände von 1830—48 geworden, und bringt den ältern Zeitgenossen nur zu vieles, „was sie schaudernd selbst erlebt", was unendlich lieber vergessen wird als behalten. Aber die Geschichte, die Lehrerin des Lebens, gewinnt dabei unverkennbar, und da, wie der alte Thucydides schon bemerkt, was da gewesen ist, immer in irgendeiner Weise wiederkehren kann, so ist ein solcher Rückblick auch niemals ohne Frucht. Nutzen wir denn nach Kräften die hier aufgeschütteten Garben. Wenn irgend, ist gewiß, daß kein leeres Stroh gedroschen wird, wo mit Ernst, mit Besonnenheit, mit Wissen und Erfahrung die Rede ist von Staat und Kirche in Preußen und im ganzen Deutschland. Wer solche Ansprache überhört, mag sich selbst die Schuld geben, wenn ihm später Urtheil und Erfolg im eigenen Thun versagen. Behalten denn diese Mittheilungen über Aster, jedenfalls einen anerkannten Werth, wenn auch des Biographischen, nach Eilers' eigenem Bekenntniß, darin nur wenig ist, ja wenn auch sein persönliches Verhältniß zu Aster bei der großen Verschiedenheit ihres Lebenswegs, Bildungsgangs und Alters, auch der Grundansichten Aster's, welche Eilers (II, IX) selbst als wesentlich mathematisch-anthropologische bezeichnet, von den seinigen, gerade kein sehr genaues gewesen sein sollte. Es genügt, daß ihm vergönnt war, über höchst belangreiche Gegenstände den General ohne Rückhalt reden zu hören und mit ihm Ansichten auszutauschen. Aus diesem Grunde möchten wir wünschen, daß Eilers auch die II, XV erwähnten politischen Gespräche über wichtige Erscheinungen der Jahre 1848—49 der Zeitgeschichte nicht entzöge. Das Bild dieser verworrenen Epoche, unter deren Einfluß unsere Gegenwart bekanntlich fortwährend steht, läßt sich nur dann mit einigem Erfolge aufstellen, wenn das Für und Wider reiflich erwogen wird. Denn aus dem Aufeinanderprallen des nicht Erwogenen, nicht Vermittelten erwuchs der ganze Unsegen jener Zeit.

Die ersten Abschnitte des ersten Theils enthalten Umrisse zu einem Gemälde der Zeit, insofern sie von dem Geschichtschreiber zu erfassen ist, was nach des Verfasser richtiger Ansicht durch wahrhafte Darstellung des Persönlichen vorzugsweise geschieht. In dem leider täglich mehr sich kundgebenden Hunger nach romanhaften Schilderungen großer Männer, wie Friedrich's II. u. a., liegt für die ernste Geschichte ein Wink, was sie zu leisten habe, um wieder für die Welt ein wirklicher „Besitz für immer", mit dem großen Darsteller des Peloponnesischen Kriegs zu reden, zu werden. Eilers hat recht, Ludwig Häusser's „Deutsche Geschichte" zu diesen Büchern zu zählen. Wir möchten den Wunsch hinzufügen, daß doch alle, deren Pflicht und Beruf es ist, die Geschicke Deutschlands in dieser bedenklichen Lage der Welt, zwischen diesen Stürmen und Wirbeln diesseit und jenseit der Alpen, zu lenken, sei es im Cabinet, sei es von der Tribüne herab, niemals an ihr Werk gingen, ohne mindestens ein Dutzend Seiten in Häusser's Werke gelesen zu haben. Vielleicht würden uns alsdann trauervolle Anklänge und Parallelen noch erspart, die jetzt drohend am Horizonte schweben. Doch wir kehren zu Eilers zurück! Er berichtet zunächst über Aster's Verhältnisse zu Schleiermacher, welchem er Verehrung, jedoch keine blinde, zollte, wie ein Auszug aus dessen „Entwurf zu einem System der Kriegslehre" zeigt, und kommt dann auf seine eigenen persönlichen Verhältnisse zu Aster, welche durch einen Schüler Schleiermacher's und Schwager Aster's, den Consistorialrath Groos in Koblenz, vermittelt wurden. Gleich hier offenbarte Aster bei leidenschaftlichen Aeußerungen preußischer Offiziere über die geringen oder schädlichen Erfolge des Wiener Congresses, über die verfehlte Constitution Deutschlands und die gefahrvolle Stellung Preußens jene ruhige Gerechtigkeit des Urtheils, die ihn so sehr auszeichnete. Aster sagt:

> Bei alledem sind wir wohl auf den Plan, es mag kommen, was da will. Die Stimmung der Provinz, und wenn ich nicht sehr irre, auch die Stimmung eines großen Theils von Deutschland ist für uns und wird immer mehr für uns sein, je muthiger und kampflustiger wir, im Rücken gedeckt durch unsere unüberwindlichen Festungen, ins französische Land hineinschauen. Ob unsere Epigonen Männer sein werden, welche die Schmach der Nation, die nicht in einzelnen Vorgängen, sondern in ihrer ganzen Vergangenheit liegt, zu rächen, d. h. die Trennungen zur Einheit zu führen, im Stande sein werden, wird zunächst von der Aufrechterhaltung unserer straffen militärischen Haltung abhängen, und da diese durch Volkskraft und Volksgeist bedingt ist, von einer kräftigen Volkserziehung und Bildung.

Hieran schließt sich der vierte und fünfte Abschnitt, Gedanken Aster's über Erziehung und Unterricht im allgemeinen und über die preußischen Abiturientenreglements enthaltend. Hierbei haben die Abhandlungen, deren oben gedacht ist, und Aehnliches vorgelegen, das jedoch von Eilers nicht immer wörtlich ausgezogen wurde. Von Aster's Grundansicht, die auf Erkenntniß der Seelenvermögen ruht, hinsichtlich seiner „Erziehung zur Liebe, zum Wissen und zur Thätigkeit", kann man nur anerkennend mit Eilers sagen:

> Es ist in der That zum Erstaunen, mit welchem Scharfblicke dieser „alte Soldat", wie er sich selbst nannte, nicht nur die gegenwärtigen Zustände des Schul- und Erziehungswesens durchschaute, sondern auch die Geschichte der Erziehungskunst von den ältesten Zeiten an zu erforschen gesucht hatte, nicht mit einer äußern Geschichte der Schulmänner und Schulpläne sich begnügend, sondern in das Wesen eindringend. Mir scheinen die Ergebnisse seiner Studien und Betrachtungen für die praktische Pädagogik höchst bedeutend, bedeutender als die der meisten Männer vom Fach. Ich möchte selbst Schleiermacher nicht ausnehmen.

Hoffen wir denn, daß recht viele der Fachmänner, die auch noch heutzutage so oft zwischen Theorie und Wirklichkeit nicht den rechten Pfad mehr kennen, den Worten Aster's, die aus dem Urborn der Natur und Vernunft stammen, lauschen. Wir enthalten uns ungern weiterer Auszüge, so groß auch die Versuchung dazu ist, in der Erwartung, diejenigen, die es betrifft, werden sich diese Auseinandersetzungen des Feldherrn mit dem praktischen Schulmanne auf keinen Fall entgehen lassen.

Der sechste Abschnitt: „Aster's Urtheile über Presse und Preßgesetzgebung", gibt Veranlassung, jenes bedenkliche Treiben der preußenfeindlichen politisch-religiösen Parteien am Rhein vor 30 und mehr Jahren näher zu beleuchten, von welchen schon in Eilers' „Meine Wanderung durchs Leben" die Rede war. Das kölner Ereigniß gab diesem gefährlichen Elemente neue Nahrung; in Berlin verkannte man die Gefahr. Bodelschwingh, damals Oberpräsident zu Koblenz, und Aster sahen, daß alles auf dem Spiele stand, und veranlaßten Eilers, historische Thatsachen dagegen in den „Deutschen Blättern für Protestanten und Katholiken" bekannt zu machen, die freilich nur theilweise Gehör fanden. Das Hauptübel lag in der Presse. Aber wie demselben abhelfen? Selbst Friedrich II. ging von der anfangs gewährten Censurfreiheit der berliner Zeitungsschreiber schon nach zwei Jahren zu strengen Maßregeln gegen „gottlose und ärgerliche Bücher" über und empfahl nur, vernünftige Leute, „die nicht alle Kleinigkeiten und bagatelles relevirten und aufmutzten", zu Censoren zu machen. Doch auch damit kam der König nicht zum Ziele, und so hat es seit 1740 bis auf den heutigen Tag nicht gelingen wollen, die rechte Mitte zwischen dem Zuviel und Zuwenig aufzufinden, und auch Aster wußte hierzu keinen andern Weg, als „die zarteste Schonung des allgemeinen Rechtsgefühls und freie und unabhängige Censurbehörden": eine Idee, deren Unmöglichkeit Eilers in Berlin bald genug einsehen lernte.

Besonders umfangreich und wichtig ist der siebente Abschnitt: „Der Kampf des Grafen Karl von Giech gegen den Kniebeugungszwang in Baiern und das Urtheil des Generals von Aster über die militärische und politische Bedeutung dieses Angriffs auf die evangelische Kirche." Diese Sache spielt im Jahre 1838, da der bairische Kriegsminister an alle Militärbehörden, insbesondere auch an die Landwehr den gemessenen Befehl erließ: „Se. Majestät der König haben allergnädigst zu beschließen geruht, daß bei katholischen Militärgottesdiensten während der Wandelung und beim Segen niedergekniet werden solle." Da nun etwa der dritte Theil der bairischen Militärmacht aus Protestanten besteht, so konnte es nicht fehlen, daß diese vielleicht von Wien aus eingeleitete Erneuerung einer alten Verordnung von 1698 sehr lebhaften Anstoß erregte. Eilers' Darstellung des ärgerlichen Handels, welcher damals den größten Widerspruch hervorrief, zu derselben Zeit, da Preußen in den kölner Wirren leidvoll befangen lag, ist geschichtlich genau aus berliner, münchener und nürnberger Acten gemacht und darum von Werth für die Geschichte jener Zeiten, um so mehr, da außerdem die Quellen gerade hierüber äußerst spärlich fließen. Wir verweisen denn hiermit die Forscher auf Eilers, welcher jetzt zum ersten male weiter ausholt, um Aster's Urtheil am Schlusse folgen zu lassen. Von größter Wichtigkeit ist der hier zum ersten mal (soviel bekannt) gedruckte Aufsatz des Präsidenten der königlich bairischen Regierung von Mittelfranken, des lutherischen Grafen Karl von Giech: „Darlegung der Motive meines Austritts aus dem Staatsdienste, Sr. Majestät dem Könige am 12. September 1840 zu Nürnberg in tiefster Ehrerbietung übergeben." Sie wirft auf das gesammte Verwaltungs- und Schulwesen und besonders auf die Handhabung der religiösen Freiheit in Baiern nicht eben erfreuliche Streiflichter, und verdient auch mit Rücksicht auf Ereignisse der letzten Jahre dort und in Oesterreich gar sehr gelesen zu werden.

Was nun Aster's Ansicht betrifft, so ist dieser vermöge seines christlichen und menschlichen Standpunktes durchaus für die paritätische Stellung der drei christlichen Bekenntnisse in allen deutschen Bundesstaaten und hält sie für „die kostbarste aller Errungenschaften der fortgeschrittenen philosophischen, religiösen und politischen Bildung der neuern Zeit". Er sagt:

> Wenn die Politik durch solche Erfahrungen des Unheils nicht klug geworden sei, dann werde sie nimmer klug werden und sich abermals Verderben bereiten.

Nach beiden Seiten empfahl Aster Gerechtigkeit und Duldung. Er sagt:

> Ich bin der Meinung, man müsse der katholischen Kirche und ihren Lehrern die Reinigung von falschen Einschiebungen selbst überlassen, und die evangelischen Christen hätten sich, nachdem ihnen gleiche kirchliche und politische Rechte mit den katholischen in allen Staaten zugestanden worden, weiter nicht hineinzumischen, ja sie könnten sehr wohl und müßten sogar den religiösen Empfindungen ihrer katholischen Mitbürger alle Achtung erweisen, statt dieselben in gehässigem Sinne zu bekritteln.

Goldene Worte, an die man auch zu unserer Zeit bei den Fragen, ob für oder wider die Concordate u. s. w., immer von neuem denken muß. Es ist eben wie der alte Dichter singt: innerhalb und außerhalb der Mauern Trojas wird gesündigt. In Deutschland aber sollte die furchtbare Noth des Dreißigjährigen Kriegs für ewige Zeiten zur Warnung dienen gegen alle religiöse Erbitterung, welche unsere alte Hoheit zum Gespötte gemacht hat vor den Augen unserer Feinde und Nachbarn, und rettungslos uns ins Verderben stürzen würde, wenn sie jemals wieder die Oberhand erlangte.

Wir übergehen, was im achten Abschnitt über die Schweiz und ihre religiösen Zustände gesagt wird, auf welche Aster fortwährend blickte und zu deren genauerer Erkenntniß Eilers sich in jenem Lande selbst umsah, obgleich auch darunter manches beherzigenswerthe Wort sich findet, z. B. daß der Minister Eichhorn Preußen nach seiner gegenwärtigen Zusammensetzung der Bekenntnisse nicht für berechtigt hielt, mit dem Schwerte in der Hand in Deutschland die Stellung einer protestantischen Schutzmacht einzunehmen, als welche es sogar nicht einmal von den übrigen protestantischen

finden anerkannt werden würde: eine Wahrheit, die, sollte man glauben, jeder Tag deutlicher lehrt.

Der zweite Theil bringt zuvörderst Aster's Ansichten über die Stellung und Aufgabe des preußischen Königthums und eine nähere Entwickelung der Zustände beim Regierungsantritte König Friedrich Wilhelm's IV., beides von bedeutender Anziehungskraft, ja meistens auch von geschichtlichem Belange. So ist das schöne Wort über das Bleibende in Justus Möser's Schriften nicht zu übersehen, daß ihm Gottesfurcht und Vaterlandsliebe als die Wurzeln aller Tugenden klar geworden, gegenüber der von Tag zu Tag bedenklicher Raum gewinnenden Herrschaft des Geldes, dem Parteiwesen, der traurigen Zerrissenheit Deutschlands, als dessen geehrte und gefürchtete Schutzmacht aufzutreten Preußen berufen ist. Alle diese Fragen wurden brennend mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV., von welchem man eine Constitution erwartete, während andere, auch Aster, die Schwächung der Regierungskraft, ja die Gefährdung der Stellung Preußens in Europa dadurch befürchteten. Aber freilich lautete Aster's Ausspruch zuletzt:

> Ja, es wird sich durchbohren, wenn unsere Staatsmänner nicht auf eine Verfassung Bedacht nehmen, die ohne wesentliche Schmälerung der königlichen Machtvollkommenheit allen Parteien und Interessen gleiche Gerechtigkeit sichert; denn die materiellen Interessen stehen im Bunde mit den politischen Ideen der Vertreter deutscher Einheit.

Sehr wichtig ist der hier S. 54—65 mitgetheilte Zeitungsartikel vom 21. October 1841, der allem Anscheine nach von König Friedrich Wilhelm IV. selbst herrührt, da derselbe, indem er innigen Anschluß an Deutschland empfiehlt, doch die Constitution entschieden abweist. Der dritte Abschnitt hebt die Hauptmomente des heftigen Kampfs hervor, den das Eichhorn'sche Ministerium mit der bis dahin herrschenden Schule Hegel's zu bestehen hatte. Hinzugefügt ist eine 1841 in Königsberg hervortretende „Stimme aus den Königsgräbern", in welcher die altpreußische monarchisch-conservative Politik im Gegensatze zu der neupreußischen philosophischen und liberalen Partei sich auf das entschiedenste kund gibt. Daß ihr mit der Verfassung vom 31. Januar 1850 nicht gedient sein konnte, liegt am Tage. Doch auch ruhig erwägende Beobachter, wie Aster, hegten über die unverkennbare Schwächung des monarchischen Princips durch dieselbe gegründete Bedenken. Von vorzüglicher Wichtigkeit ist die authentische Geschichte der Protesterklärungen des Jahres 1845 in dem vierten Abschnitte, deren Gesammteindruck freilich ein überaus demüthigender und betrübender ist. Man erkennt den gefährlichen Bund der rationalistischen und freigemeindlichen Thätigkeit mit dem alles zersetzenden Hegelthum und die in immer stärkern Wogen tobenden Brandungen, in welchen das Schifflein der Kirche hin- und hergeschleudert wurde. Aster rieth dagegen zu Ruhe und Festigkeit. Er sagt:

> Verbieten, was alle wollen, und zugleich gebieten, was alle nicht wollen, läßt sich kaum bei Völkern durchführen, die der Sklaverei gewöhnt sind, geschweige denn in Preußen, wo der Freiheitsgeist durch die Ereignisse der letzten 40 Jahre und durch das Bewußtsein, die Freiheit mit eigenem Blute errungen zu haben, aufs höchste gesteigert ist. Mit dem politischen Freiheitssinne geht aber der religiöse stets Hand in Hand. Man kann das in unserer Geschichte genau verfolgen. Ein festes Ziel ins Auge fassen und schweigen bei gutem Gewissen, das ist echte Staatsweisheit.

Aster empfiehlt auch, sich an Goethe zu halten:

> Wer 's Recht hat und Geduld,
> Für den kommt auch die Zeit.

Auch der fünfte Abschnitt: „Ueber die politischen und kirchlichen Gesinnungen in der Provinz Preußen", und der sechste: „Ueber die politische Bedeutung des Freimaurerthums und der evangelischen Allianz", bieten manches Beachtenswerthe, namentlich über die Spannung zwischen Oesterreich, als Schutzmacht der katholischen Kirche, und Preußen als der frühern Schutzmacht des Protestantismus, welche Stellung jetzt allerdings aufgegeben sei. Es heißt (S. 176):

> Was würde wol aus Deutschland werden, wenn österreichischer Haß und österreichische Liebe, und wie man gegensätzlich wol sagen kann, preußischer Haß und preußische Liebe aufeinander platzten? Solange Oesterreich und Preußen einig sind, hat Deutschland nicht zu fürchten, daß es abermals ein Raub fremder Völker werde. Diese im höchsten Interesse des deutschen Volks so sehr zu wünschende Einigkeit erfordert aber von beiden Seiten das Opfer von Parteivorurtheilen und Sonderinteressen, mit denen gleiche Wohlfahrt und gleiche Gerechtigkeit nimmer bestehen können.

Wer möchte diesem ernsten Worte nicht beistimmen, namentlich im Angesichte der allerneuesten Weltlage vor und nach dem Frieden von Villafranca und den Annexionen in Italien! Ruft doch selbst die sonst so wenig deutschgesinnte Mahnstimme der englischen Presse („Times") neuerdings uns dasselbe zu: Frieden und Verständniß zwischen Oesterreich und Preußen, oder ihr seid verloren! Soll denn das Heiligste, die Religion, noch einmal zum Verderben der Welt misbraucht werden? Das verhüte der Lenker unserer Geschicke!

Sehr belangreich ist der Inhalt des siebenten und achten Abschnitts, welche über Bunsen's „Verfassung der Kirche der Zukunft" und über den Gustav-Adolf-Verein und die damit in Verbindung stehenden Parteikämpfe eine Fülle von Belehrung bieten, deren Summe freilich selten erfreulich ist. Aster's Urtheile schließen sich hier blos gelegentlich an, da er von Bunsen's Idealismus durch eine durchaus auf das Wirkliche gewandte Denkungsart sich unterschied, und namentlich das Papstthum und die Hierarchie noch lange nicht für entbehrlich hielt. Ueber das Gemeinsame der blos aus dem Gegensatze gegen das Papstthum entsprungenen neuen evangelischen Vereine, ohne symbolische Ausgleichung, und die damit zusammenhängenden Kämpfe gegen die Freien Gemeinden und Lichtfreunde findet sich hier reiche und actenmäßige Auskunft. Es war dahin gekommen, daß eigentlich niemand mehr wußte, wer zur evangelischen Kirche noch gehöre und wer nicht, sofern der Widerspruch gegen die katholische Kirche außer Betrachtung blieb, bis im September 1847 zu Darmstadt eine Art Concordienformel aufgestellt wurde, welche dann wieder unter preußischen Schutz trat. Diesen Stürmen gegenüber hielt Aster immerfort die politische

Einheit Deutschlands und deren Nothwendigkeit empor und hoffte viel, ja alles von dem immer steigenden Nationalbewußtsein, dem auch der täglich zunehmende Eisenbahnverkehr in die Hände arbeite. In diesem Verlaufe treten namentlich über Stahl und seine Ansichten vom christlichen Staate folgenschwere Betrachtungen uns entgegen, an welche die allerneuersten Parteiregungen in Berlin wiederum erinnern.

Besondern Antheil widmete Aster auch den im neunten Abschnitt besprochenen Bewegungen in der englischen Kirche, namentlich der großen Versammlung der verschiedensten protestantischen Bekenntnisse zu Liverpool im October 1845 und deren Zusammenhang mit jenen in Deutschland. Gewiß ist dies ein höchst merkwürdiges Stück neuerer Kirchengeschichte, auch nach Aster's Ansicht, obgleich er der Meinung war, es sei uns heutzutage weniger durch Symbole geholfen, als durch vernunftgemäße Uebereinstimmung zwischen dem, was man weiß und dem, was man glaubt. Damit ist denn auch Aster's theologischer Standpunkt einigermaßen angedeutet, welchen der zehnte Abschnitt nach schriftlichen Ausarbeitungen des Generals näher beleuchtet. In dem elften folgt alsdann die Idee König Friedrich Wilhelm's IV. bei der Errichtung des Bisthums zu Jerusalem in ihrer Ursprünglichkeit, nach mündlichen Besprechungen des Ministers Eichhorn mit dem Könige. Der zwölfte Abschnitt endlich: „Aster's sächsische Sympathie", bringt mehrere Hauptgefahren deutscher Macht und Einheit, gegenüber dem Auslande, in eindringlicher Weise zur Sprache. Bei der tiefsten Anhänglichkeit an sein sächsisches Heimatland und dessen Herrscher trug der durch das Leben und die Geschichte belehrte Mann doch die Ueberzeugung in sich, daß Preußen fortan der Hort aller theuersten Interessen des gesammten Deutschland, also auch Sachsens sei. Er sprach:

> Preußen ist nun einmal durch ein wunderbares Zusammentreffen großer geschichtlicher Ereignisse als die Schutzwehr Deutschlands gegen äußere Feinde sowol als gegen innere thatsächlich hingestellt, und darum müssen alle echten Vaterlandsfreunde auf seiner Seite stehen, wenn es sich um Abwehr solcher Feinde handelt.

Bei Gelegenheit eines Gesprächs über das Verhältniß Preußens zu Oesterreich sagte er einmal:

> Wenn Sie genau zusehen, so werden Sie finden, daß die Regenten unserer kleinen und größern Staaten, denen das Wort „Deutsches Volk" ein Greuel ist, eine Abneigung gegen Preußen und eine Hinneigung zu Oesterreich haben.

Auch dieser Ausspruch, obgleich schon über 20 Jahre alt, bestätigt sich noch heute alle Tage vor unsern Augen in der traurigsten Weise. „Hie Welf, hie Waiblingen!" erschallt unaufhörlich der Ruf der Parteien in der Presse und überall, und an den Grenzen im Osten und Westen, im Norden und Süden schwillt höher und höher die Sturmflut heran, Abwehr, und zwar schnelle, gemeinsame, einträchtige Abwehr fordernd. Wer wird, wer kann da helfen? Verstand und Noth: das sind die letzten Richter und Entscheider im Rathe der Völker. Wer dem erstern nicht gehorchen will, verfällt rettungslos dem andern. Hoffen wir denn, daß der rechte Rath noch erscheine, bevor es zu spät ist!

Mit diesem ernsten Gedanken scheiden wir von dem inhaltreichen Buche, welches zu den bisjetzt erschienenen vier Theilen von des Verfassers „Meine Wanderung durchs Leben" im engsten Verhältnisse steht und zugleich als eine namhafte Bereicherung der Geschichte der letzten 20 Jahre anzusehen ist. 27.

In Sachen der Schiller-Stiftung.

Die „Grenzboten" enthalten in Nr. 24 einige Bemerkungen über die Schiller-Stiftung, die, wir freuen uns es aussprechen zu können, zur Genüge beweisen, daß die Redaction allmählich eine vortheilhaftere Meinung von dieser Stiftung gewonnen hat. Allerdings wird der Stiftung auch jetzt von den „Grenzboten" vorgeworfen, daß sie aus einem dunkeln Drang hervorgegangen, nicht frei von unreinen Elementen und in ihren Zwecken schwer zu übersehen sei; aber es wird dann weiter zugegeben, daß sich das Unternehmen doch „an eine gute und sehr berechtigte Seite des deutschen Gemüths" gewendet habe; „ja", wird weiter versichert, „es bezog sich auf ein Bedürfniß, das, wenn auch nicht in dem angegebenen Maße, doch wirklich vorhanden war. Es hat gegenwärtig einen Umfang gewonnen, den die ersten Anreger wol selbst nicht geahnt haben." Nur die Bezugnahme auf das deutsche „Gemüth" müssen wir beanstanden. Es handelt sich unserer Ansicht nach bei der Schiller-Stiftung nicht im entferntesten um eine bloße Gemüthssache oder gar um eine specifisch deutsche Gemüthssache, so zwar, als ob wir Deutsche das Gemüth ausschließlich gepachtet hätten; es handelt sich dabei einfach um eine praktische, durch die Verhältnisse nothwendig gebotene Einrichtung, höchstens noch um eine nationale Ehrensache. Man vergesse nicht, daß die vorzugsweise praktischen Nationen, die Engländer, Franzosen und Holländer schon längst, am längsten aber die Engländer Institute dieser Art besitzen. Nachdem die „Grenzboten" den bekannten, [illegible] sächlichen und ein wenig professorlichen Ausfall Jakob Grimm's gegen die Schiller-Stiftung angeführt, bemerken sie treffend: „In der Hauptsache ist das richtig, aber eins scheint Grimm übersehen zu haben. Es handelt sich nicht sowol um die Unterstützung «aufkeimender Talente», sondern um die Unterstützung von Dichtern, die bereits etwas geleistet haben und arbeitsunfähig geworden sind, sei es durch Krankheit, durch Alter oder auch — durch den Tod. Wol werden fühlende Herzen immer (?) bereit sein, hier einzugreifen; aber es gibt noch etwas anderes: diesen Dichtern gegenüber hat die Nation eine Ehrenschuld. Verdienst und Bedürfniß gehörig zu constatiren, wird immer sehr schwierig sein; hier und dort ein Misbrauch kaum zu vermeiden; aber damit ist die Idee selbst noch nicht widerlegt. Und was schadet am Ende ein gelegentlicher Misbrauch, wenn er den richtigen Gebrauch nicht ausschließt?"

Mit Recht erheben die „Grenzboten" schließlich ihre Stimme gegen das bei der Schiller-Stiftung trotz aller Einreden eingeführte Geheimsystem, wonach die Namen der von der Stiftung betheiligten Dichter und Schriftsteller vor dem Publikum verschwiegen bleiben sollen; sie rufen: „Oeffentlichkeit, volle, unbedingte Oeffentlichkeit! Die Oeffentlichkeit schließt nicht jeden Misbrauch aus, sie verhindert aber den periodischen Skandal und die Corruption. [illegible] Almosen zu empfangen, auch wenn man in bedrängter unverschuldeter Lage sich befindet, ist dem Edeln immer peinlich, [illegible] einen Ehrensold anzunehmen, im Namen der Nation ertheilt, von der allgemeinen Stimme der Nation gebilligt, wir dächten, das könnte man sich wenigstens ebenso gut gefallen lassen, [illegible] das Jahrgehalt eines Fürsten. Nur sorge man dafür, daß [illegible] wirklich eine Nationalangelegenheit werde, nicht eine lich[illegible] Einwirkung von Coterien: das erste — freilich noch nicht [illegible] letzte — was dazu gehört, ist unbedingte Oeffentlichkeit."

Man hat sich auf England berufen, wo auch die Namen der Empfänger nicht genannt werden; aber in England bestehen auch nicht so viele literarische Cliquen und Gevatterschaften, so viel literarischer Nepotismus, dieses deutsche Erbübel, worüber sich englische Blätter schon wiederholt lustig gemacht haben; in England verschwinden vor dem wirklichen Verdienst und der wirklichen Bedürftigkeit alle persönlichen und gevatterlichen Rücksichten, alle Vornehmheit, alle Animositäten; auch haben wir in mehreren Fällen die Namen der Empfänger, welche aus englischen Wohlthätigkeitsfonds Dotationen empfingen, allerdings genannt gefunden, besonders bei der Unterstützung von Witwen und Waisen verdienter Schriftsteller. Was scheint man mit dieser systematischen Geheimthuerei anders sagen zu wollen, als daß es im Grunde doch mehr zur Unehre als zur Ehre gereiche, aus dem Fonds der Schiller-Stiftung Jahrgelder zu empfangen? Gerade von einer noch so jungen Stiftung hat das deutsche Publikum, haben die, welche bisher beitrugen oder noch beitragen, das Recht zu verlangen, daß die Namen der Unterstützten genannt werden, damit sie wissen, daß nur das wirkliche Verdienst Berücksichtigung findet. Wer es sich zur Unehre anrechnet, genannt zu werden, nun, der sollte es sich noch mehr zur Unehre anrechnen, um Unterstützung nachzusuchen oder solche zu empfangen. Dabei leugnen wir nicht, daß ganz besondere Fälle vorkommen können, wo es gerathen ist, den Namen zu verschweigen; zu diesen Ausnahmen, die dann vor dem Publikum als Ausnahmen zu motiviren sind, können aber wirkliche Ehrendotationen, Jahrgehalte, Alterspensionen, Stipendien für Erholungs- und Badereisen, Entschädigungen für Verluste bei buchhändlerischen Bankrotten und ähnlichen Unglücksfällen, Unterstützungen bei längern Krankheiten, bei plötzlichen, durch kein bürgerliches Vergehen motivirten Ausweisungen, für Witwen und Waisen u. s. w. unmöglich gehören.

Wir freuen uns, zu gleicher Zeit berichten zu können, daß nun auch der Börsenverein der deutschen Buchhändler in seiner am 6. Mai d. J. abgehaltenen Versammlung beschlossen hat, der Stiftung eine Schenkung zuzuwenden, und zwar für das laufende Jahr im Betrage von 300 Thalern, nicht als ein einmaliges Geschenk, aber auch nicht mit der Verpflichtung, jedes Jahr diesen Beitrag zu wiederholen, da keine Generalversammlung die folgende in dieser Beziehung zu binden befugt ist. Bei dieser Gelegenheit, also eben nur so gelegentlich, erfuhr man auch etwas Näheres und Interessantes über den gegenwärtigen Stand der Schiller-Stiftung und zwar aus einem in der Versammlung vorgelesenen Schreiben Dingelstedt's als Vorsitzenden des Verwaltungsraths der Stiftung an den Vorsitzenden des Börsenvereins, datirt Weimar 16. April. Wir theilen daraus das Wesentlichste, dieses aber wörtlich mit, weil darin blos Thatsächliches knapp zusammengefaßt ist.

„Constituirt in der dresdener Generalversammlung, steht sich die Deutsche Schiller-Stiftung gegenwärtig im Besitz eines Vermögens von ungefähr 70000 Thalern preuß. Courant und zählt bisjetzt 19 Zweigstiftungen, die sich zu vermehren versprechen (Berlin, Breslau, Danzig, Darmstadt, Dresden, Frankfurt a. M., Graz, Hamburg, Koburg, Köln, Laibach, Leipzig, München, Nienburg, Nürnberg, Offenbach, Stuttgart, Weimar, Wien). Durch die großherzoglich sächsische Regierung ist die Anerkennung der Stiftung als einer moralischen Person unterm 30. November vorigen Jahres, durch die königlich bairische unterm 5. Januar dieses Jahres schon erfolgt; aller übrigen Orten suchen die Zweigstiftungsvorstände um diese Anerkennung satzungsgemäß und zweifelsohne nicht erfolglos nach. Auch die Wirkungen der Stiftung haben begonnen; es sind in dem abgelaufenen Halbjahr (October 1859 bis März 1860) an Unterstützungen verwilligt und größtentheils ausgezahlt worden: eine Jahrespension von 400 Thalern, eine desgleichen von 250 Thalern, eine desgleichen von 400 Gulden österr. W., vom Verwaltungsrath; eine Unterstützung von 150 Thalern, eine desgleichen von 50 Thalern, eine desgleichen von 30 Thalern, eine desgleichen von 100 Gulden österr. W., eine desgleichen von 30 Gulden österr. W., aus Zweigstiftungskassen; woran vom 1. Juli dieses Jahres eine lebenslängliche Pension von 300 Thalern jährlich sich anschließt. Mancherlei Vorurtheile, welche die Stiftung im Publikum empfangen haben, sind schon durch die bisjetzt gewonnenen Resultate widerlegt worden; hochverdiente und berühmte Schriftsteller haben bei ihr Hülfe in der Stunde der Noth gefunden, und von vielen der Unterstützung ebenso würdigen als bedürftigen Schriftstellern gehen vertrauensvolle Wünsche und Bitten um solche Hülfe fortwährend ein. Um diesen Gesuchen, wenn auch nur annähernd und mit Auswahl, zu entsprechen, um den Segen der Stiftung möglichst auszudehnen und dauernd zu machen, fehlt es ihr, namentlich im ersten Stadium ihres Bestandes, an Mitteln. Ihre Verwaltungskosten sind nicht unbeträchtlich; die Umfänglichkeit des Geschäftsbetriebes und die Ausgaben für erste Organisation erklären dies zur Genüge. Freilich hat ein hochherziger deutscher Souverän, Se. königl. Hoheit der Großherzog von Sachsen, der Protector der weimarischen Zweigstiftung, zu den Verwaltungskosten einen Beitrag von jährlich 250 Thalern aus seiner Chatoulle, auf so lange, als nicht anders verfügt worden, zu verwilligen geruht; allein dieser Beitrag dürfte, in den ersten Jahren namentlich, kaum ausreichen. Die Zinsen von dem Vermögen der Zweigstiftungen fließen noch keineswegs reichlich, nicht einmal regelmäßig, da die meisten Kapitalien erst um Neujahr 1860, und zwar der Sicherheit wegen zu einem geringen Zinsfuß, angelegt worden, da außerdem die kleinern Stiftungen ihre Mittel zur eigenen Consolidirung zurückhalten müssen, da endlich allen die Kapitalisirung eines Theils ihrer Einkünfte satzungsgemäß obliegt. Unter solchen Umständen ist, was der Stiftung zunächst noth thut: Vermehrung ihrer zu Unterstützungen disponibeln Mittel! . . .“

Dingelstedt bemerkt weiter in seinem Schreiben: „Tritt einmal die gesammte Corporation des deutschen Buchhandels öffentlich für die Stiftung auf, so wird dieser Schritt von unberechenbar gutem Einflusse für deren Interessen sein und aus demselben namentlich für den Schriftstellerstand die unabweisbare Nothwendigkeit und Ehrenpflicht erwachsen, nun auch seinerseits, soweit solches noch nicht geschehen, sich für das Wohl seiner nothleidenden Mitglieder ausgiebig und nachhaltig zu besteuern.“

Nur wollen wir wünschen und rathen, daß bei dieser Selbstbesteuerung der Schriftsteller keinerlei moralischer Zwang in Anwendung zu bringen versucht und so nicht etwa unter den Mitgliedern ihres Standes Animosität gegen die Stiftung hervorgerufen werde. Wer in der Lage ist, beizusteuern, der möge es thun; es wird ihm Lob und Dank einbringen; aber die Verpflichtung zu fortlaufenden Beiträgen, so gering sie auch scheinen mögen, ist für denjenigen, der in precären Verhältnissen und aus der Hand in den Mund, von heute zu morgen lebt, stets eine drückende. Man erinnere sich, daß Schiller, nach eigenem Geständniß, einmal in seiner schlimmsten Zeit kaum so viel auftreiben konnte, um das Porto für einen Brief zu bezahlen, und uns selbst war ein vor mehreren Jahren verstorbener Dichter bekannt, der seine traurige Existenz davon ableitete, daß er mehrmals wichtige Briefe, von deren schneller Beförderung eine günstige Wendung seines Schicksals abgehangen habe, wegen Unfähigkeit, das Porto zu bezahlen, nicht rechtzeitig habe abschicken können. Ohnehin wird man die Schriftsteller, welche sich nicht „poetischer Formen“ bedienen, nicht wol in Contribution setzen können, da, wie es scheint (denn bei dem eingeführten Schweigsystem erfährt man eben nichts Sicheres), für jetzt nur Autoren, welche sich „poetischer Formen“ bedienen, berücksichtigt werden. Und wer bürgt dem beitragenden Schriftsteller dafür, daß seine Beiträge nicht gerade einem Dichter zugute kommen, der faulenzt, träumt und spazieren geht und nur in Feststunden, wenn ihn der „Genius“ besucht, einmal zur Feder greift, während er, der Beitragende, nicht nur in täglichen, sondern auch nächtlichen Arbeiten unermüdet seine geistigen wie körperlichen Kräfte anstrengt und vielleicht vor der Zeit zu Grunde richtet? Mit moralischer Unterstützung, mit Verzichtleistung auf brotneidische Intrigue, auf boshaften Klatsch,

auf Hetzerei und Zwischenträgerei u. s. w. wäre viel mehr ausgerichtet, als mit dieser angedrohten Besteuerung des Schriftstellerstandes, die ohnehin nur Tropfen ins Meer liefern kann. Jedenfalls erwarten wir, daß man den beisteuernden Schriftstellern das Recht zugestehen wird, die von ihnen eingeschossenen Beiträge sammt Zinsen zurückzufordern, falls sie selbst ins Gedränge kommen sollten, kurz daß in Bezug auf die beitragenden Schriftsteller eine Art Sparkassensystem in Anwendung komme.

Nr. 114 der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" enthält im Feuilleton einen Bericht über eine Conferenz, welche in der „der Erinnerung an Schiller's fünfundfünfzigjährigen Todestag" gewidmeten Maiwoche der Verwaltungsrath der Schiller-Stiftung zu Weimar als dem gegenwärtigen Vorort gehalten hat. Auf die Details der Berathung, soweit sie bisher zur Kenntniß des Publikums gelangt sind, wollen wir hier nicht weiter eingehen; wir bemerken nur, daß in vollkommener Einigkeit die „Geschäftsordnung" der Stiftung auf dieser Conferenz festgestellt wurde, daß unter anderm auch die Bestimmung getroffen wurde, bei etwaigen unmittelbar an den Vorort abgehenden Spenden könne ausdrücklich auch der Wunsch ausgesprochen werden, daß die Gabe nicht für das am Vorort befindliche Lokalfilial, sondern für die Generalkasse der allgemeinen Deutschen Schiller-Stiftung bestimmt sei, und mit Genugthuung erfuhren wir ferner aus dieser Mittheilung von dem warmen Antheil, den der regierende Großherzog an dem Gedeihen der Stiftung nimmt. An Schiller's Todestage zog derselbe die Mitglieder der Conferenz zur großherzoglichen Tafel, wobei der Fürst selbst sich erhob und dem glücklichen Fortgange der Stiftung ein warmes und beredtes Hoch ausbrachte. Etwas Mysteriöses und Peinliches hatte für uns nachstehende, in dieser Correspondenz enthaltene Notiz: „Leider droht der Schiller-Stiftung eine aus vormärzlichem Geist entstandene Gefahr. Die einzelnen Filiale sind bei ihren Behörden für ihren Privatbesitz um das Recht der «moralischen Körperschaft» eingekommen, und erst die großherzoglich weimarische und die königlich bairische Regierung haben ihren Lokalfilialen diese Eigenschaft bereitwillig ertheilt. Auch die kaiserlich österreichische Regierung war bereits im Begriff, dem reichsten aller Filiale, dem mit beinahe 20000 Thalern dotirten wiener, diese Anerkennung zu verleihen, als plötzlich eine «Intervention» dazwischentrat, die von einer andern Regierung ausging, die doch auf ihrem Gebiet die Schiller-Stiftung in den Händen der geachtetsten und besonnensten Männer sieht. Statt eine Organisation unserer zerfahrenen Literatur, die durch das von den Satzungen so scharf betonte Kennzeichen der «Würdigkeit» eine Art moralischer Selbstaufsicht und Selbsterziehung in ästhetischer und sittlicher Hinsicht innerhalb der Literatur anbahnt, freudigst zu begrüßen, soll sich eine Besorgniß vor Erstarkung des Schriftstellerstandes, möglicher Begünstigung destructiver Richtungen u. s. w. geltend machen wollen in Art und Weise jener Bundestagsprotokolle, die über Presse und Literatur einst aus der Feder der Metternich, Nagler und Blittersdorff flossen! In einem Augenblick, wo Deutschland für äußere und innere Gefahr die Macht der Presse, die Beihülfe eines gesinnungsvollen öffentlichen Geistes mehr denn je bedarf, hemmt ein unbegründetes Mistrauen die Entwickelung einer Nationalstiftung, die in ihren, aller Welt offen liegenden Satzungen nur das Talent als solches unterstützen will, fern von jeder tendenziösen Kundgebung desselben."

Welche Regierung sollte es sein, die der Schiller-Stiftung diese Schwierigkeiten bereitet? Etwa die Regierung des Landes, welches der buchhändlerischen Production und mithin der schriftstellerischen Arbeit nicht blos einen großen Theil seines Weltrufs, sondern selbst seiner materiellen Wohlfahrt verdankt? Und gibt sie darin nur jener moralisch verwerflichen und zugleich unpraktischen, beiden dabei interessirten Theilen nur zum Schaden gereichenden Ansicht gewisser Privatpersonen nach, zu deren Geschäftsgrundsätzen — der Himmel verzeih's ihnen! — es zu gehören scheint, den Autor möglichst knapp und leibeigen zu erhalten und ihn womöglich nicht einmal zu dem Gefühl jenes Wohlseins gelangen zu lassen, dessen sich in reichen Häusern selbst das Gesinde erfreut? Nun, auch diese Regierung — welche es auch sein möge — wird früher oder später zu sowol praktisch wie moralisch correctern Ansichten auch in dieser Beziehung kommen; aber es gehört einmal zu den Kennzeichen deutschen Geistes und deutscher Verhältnisse, daß Schwierigkeiten, wo keine sind, künstlich hervorgerufen, und Umwege, wo der geradeste Weg vor Augen liegt, künstlich eingeschlagen werden.

Auf dieser Conferenz wurden, wie es in einer Correspondenz der augsburger „Allgemeinen Zeitung" aus Weimar hieß, von den Einnahmen sechs nicht unansehnliche Ehrengaben nach den Vorschriften des §. 1 der Satzungen ausgesprochen. Der Correspondent meint, „die Namen der Empfänger würden, wenn die Satzungen sie zu nennen gestatteten, dem Verwaltungsrath Lob, der Stiftung vermehrtes Vertrauen eintragen und die immer im stillen fortwuchernde Besorgniß beseitigen helfen, es handle sich bei der Schiller-Stiftung um Unterstützung des literarischen Proletariats". Hiermit ist ja aber so deutlich als möglich eingestanden, daß das Princip größter Oeffentlichkeit und der Namensnennung der Stiftung selbst von größtem Vortheil sein würde, ja für das moralische Ansehen derselben fast unbedingt nöthig erscheint.

Wir schließen mit einer kurzen historischen Bemerkung. In frühern Zeiten ersetzte das Mäcenatenthum theils solcher, welche an der Literatur nur als Genießende theilnahmen, theils solcher, welche wie Gleim, selbst literarisch thätig und poetisch productiv waren, bis zu einem gewissen Grade die Zwecke der Schiller-Stiftung. *) Aber seit Schiller kam dieses Mäcenatenthum immer mehr in Abnahme; denn Schiller war eigentlich der letzte, der sich seiner Segnungen im ausgebreitetsten Maße zu erfreuen hatte; wir dürfen nur an Frau von Wolzogen, an die Herzoge von Weimar und Augustenburg, an den Grafen von Schimmelmann, an den Appellationsrath Körner erinnern. In der nachclassischen Zeit kam der moderne Lebensgrundsatz: „Hilf dir selbst und Gott (oder vielleicht besser: der Teufel!) wird dir helfen!" immer mehr auch auf das Schriftstellerthum in Anwendung. Aber die Schriftsteller hatten sich im Grunde nicht über das Publikum zu beklagen; sie selbst waren an diesem heillosen Zustande zunächst und zumeist schuld. Jeder glaubte seinen Vortheil am besten zu erreichen, wenn dies auf Kosten und zur Benachtheiligung seines Nebenmanns geschähe; aber indem der eine den andern zu discreditiren suchte, discreditirte er auch den ganzen Stand, und unter dem Princip der Vereinzelung litt am Ende auch jeder einzelne; namentlich im höhern Alter war wol kaum je ein neuerer deutscher Dichter oder Schriftsteller von dem drückenden Gefühl der Isolirung und des Verlassenseins gänzlich frei. Gerade Schriftsteller, welche sich selbst für Genies hielten und sich für ein freudenloses gequältes Dasein mit der höchst zweifelhaften Aussicht auf die Unsterblichkeit ihres Namens und auf Verherrlichung nach dem Tode zu trösten suchten, brachten das kindische Dogma auf, daß Druck, Armuth, Verfolgung, Heimatlosigkeit und bürgerliche Misachtung ein Kennzeichen und Ehrenzeichen des Genie seien, daß diese Noth und Misachtung ihm sehr nützlich und nöthig sei, und daß es für die Mishandlungen und Fußtritte, die es im Leben zu erdulden gehabt, durch die himmlische Glorie, in die sein Name nach seinem Tode gehüllt werde, hundertfache Entschädigung erhielte. Man glaubt

*) Einen weniger bekannt gewordenen Beweis collegialischer Gesinnung gab unter anderm der Schriftsteller Johann Konrad von Einem, der im Jahre 1799 (gerade seinem Todesjahr) zu Gotha eine Schrift: „Witz und Gutmüthigkeit Friedrich's des Einzigen in poetischem Gewande", erscheinen ließ, deren Ertrag er „zur Unterstützung des unglücklichen Wezel in Sondershausen, und vorzüglich zu einer mit ihm anzustellenden Cur" bestimmte. Der Dichter und Romanschriftsteller Wezel war bekanntlich um jene Zeit in eine Geisteskrankheit verfallen, die ihn zuletzt dahin brachte, sich für Gott zu halten und auf seine Manuscripte zu schreiben: „Opera Dei Wezelii."

gar nicht, wie weitverbreitet und festgewurzelt auch im Publikum dieses Dogma lange Jahre vor. Erst in der neuesten Zeit ist dieses Dogma, durch die unermüdlichen Bestrebungen einzelner, welche die Lächerlichkeit desselben nachwiesen, zum Wanken gebracht worden. Das deutsche Publikum läßt sich durch declamatorische Phrasen zwar für eine Zeit lang leicht auf eine falsche Fährte bringen, aber ebenso rasch auch durch den gesunden Menschenverstand auf den richtigen Weg zurückweisen. Das Zustandekommen der Schiller-Stiftung beweist dies am besten, und wahrscheinlich würde sie schon früher ins Leben getreten und anfangs nicht auf so viele Schwierigkeiten und Vorurtheile gestoßen sein, wenn nicht ein sehr ansehnlicher Theil der Schriftsteller selbst verblendet genug gewesen wäre, aus Hochmuth oder Eigensinn oder Frivolität und Unkenntniß gegen den Plan zu sprechen und zu schreiben und ihn, was freilich kaum glaublich erscheint, als der Ehre oder den Interessen des Standes nachtheilig darzustellen. Erst der Vorangang einiger angesehenen Privatpersonen, Geschäftsmänner und Literaturfreunde und Literaturfreundinnen und der Rausch des Schiller-Festes mußten hinzukommen, um die bei vielen Schriftstellern selbst bestehenden Vorurtheile zum Schweigen zu bringen und der Stiftung beim Publikum eine Theilnahme zu erwecken, gegen welche selbst die Gegenstimme einer Autorität wie Jakob Grimm nicht mehr aufzukommen vermag. H. M.

Die französische Literatur während der Revolution.

Geschichte der französischen Revolutionsliteratur 1789—95. Von E. Schmidt-Weißenfels. Prag, Kober und Markgraf. 1859. Gr. 8. 3 Thlr.

Wie man als den wesentlichsten Ausdruck und hauptsächlichsten Repräsentanten des geistigen Lebens einer größern Stadt die Lokalpresse derselben anzusehen pflegt, so findet weiter das geistige Leben einer ganzen Zeitperiode seinen Ausdruck in der Literatur überhaupt. Die politischen und die literarischen Erscheinungen einer Epoche stehen in dem intimsten Conner; die Wahlverwandtschaft auf beiden Gebieten ist eine entschiedene. Die politische Situation übt mit zwingender Gewalt ihren Rückschlag auf den literarischen Turf. Gilt dieses Verhältniß schon in gewöhnlichen, friedlichen Zeitläufen, so läßt sich seine Existenz und Einwirkung noch deutlicher und schlagender in Perioden einer außergewöhnlichen Bewegung nachweisen. Man blicke auf die unmittelbar hinter uns liegende Vergangenheit. Der Kriegslärm jenseit der Alpen spiegelte sich nicht etwa blos in der Tagespresse, in Zeitungen und Journalen wider; die italienische Frage und was mit ihr zusammenhängt bestimmte mehr oder weniger den Charakter und die Physiognomie der gesammten Literatur. Wie überschwemmte die Sündflut der Broschüren den Büchermarkt; wie regneten die Karten und Illustrationen zur Erklärung des Kriegstheaters! Mußte nicht so manches Fahrzeug wegen des Sturms der politischen Constellationen seine Flagge streichen, und zögerte nicht so mancher Rheder, bei diesem Sturm sein Gut den Wellen anzuvertrauen, d. h. ohne Bild, ist nicht manches Unternehmen eingegangen, das sich bei größerer Gunst der Verhältnisse wol gehalten hätte, und ist nicht die Geburt von manchem andern unterblieben, weil die Verleger wegen des Absatzes der nicht zeitgemäßen Production in Besorgniß waren? Haben andere Verleger sich nicht genöthigt oder bemüßigt gesehen, auf den bezeichneten Anlaß hin ihre üblichen Honorarsätze beträchtlich herunterzusetzen? Oder man greife etwas weiter zurück. Man erinnere sich an die Zustände und Verhältnisse unserer Literatur in dem turbulenten Bewegungsjahre 1848, an die Zustände und Verhältnisse der literarischen Welt in der Zeit, die jenem Ausbruche kurz voranging. Wie häuften sich damals in massigen Ballen die Schriften theologischen Inhalts, wie folgten dann die politischen und socialen Flugschriften und Broschüren, Placate, Satiren, Caricaturen, Clubbeschlüsse, Manifeste, Aufrufe, Ansprachen, Erklärungen, Sturmpetitionen! Daß jemand den unbezahlbaren Einfall gehabt hätte, jene Druckerzeugnisse möglichst vollständig zu sammeln! Welch ein hochwillkommener Stoff wäre das heute!

Doch wozu Worte über eine an sich klare Sache? Die Thatsache trägt in sich ihre natürliche Begründung und springt mit Evidenz in das Auge, daß die Politik und die Literatur in engster Wechselwirkung mitsammen stehen. Die Arbeit, über welche wir heute zu berichten gedenken, hat diese Bemerkungen veranlaßt. Schmidt-Weißenfels bietet uns eine Geschichte der französischen Revolutionsliteratur in den Jahren 1789—95, ein glänzend und geistvoll geschriebenes Buch, für welches wir trotz einzelner Ausstellungen, die zu erheben sein werden, dem Verfasser in dankbarer Anerkennung verbunden sind.

Der Werth der Anerkennung wird steigen und das Gericht des Tadels, den wir hier und dort auszusprechen haben, sich abschwächen, wenn wir uns über Inhalt und Umfang der Aufgabe, welche sich Schmidt-Weißenfels gestellt, über die mannichfachen Hindernisse und eigenthümlichen Schwierigkeiten orientiren, welche sich aus der Natur der Aufgabe ihrer Lösung entgegenstemmten. Die Aufgabe selbst ist ein Fragment, ein Torso, und dem entsprechend mußte nothwendig auch die Lösung ausfallen. Die Chronologie läßt sich zwar durch Jahre begrenzen, nicht aber die Geschichte der geistigen Entwickelung, nicht ein geistiger Inhalt. Schmidt hatte für seine Aufgabe weder einen festen und bestimmten Ausgangspunkt, noch einen rechten Abschluß. Daß dieses gegebene Verhältniß auf die Composition einwirken mußte, liegt auf der Hand. Die einheitliche Rundung des Stoffs zu einem wohlorganisirten, in sich vollendeten Ganzen war schwer zu erlangen. Dazu kommt zweitens der Umstand, daß bei einer so engen und vielfachen Vermischung der specifisch literarischen mit den socialen und politischen Momenten, wie sie das Zeitalter der Französischen Revolution aufweist, auch Schmidt-Weißenfels genöthigt war, Elemente aus der politischen Geschichte in seine literarhistorische Darstellung aufzunehmen, und zwar so oft und wiederholt, daß trotz aller Bemühung und Anstrengung nach dieser Seite hin, welche der Verfasser unleugbar eingesetzt hat, der eigentlich literarische Charakter des Werks nicht immer hat festgehalten werden können. Drittens ferner war bei aller Kunst, bei allem Erzählungstalent eine gewisse ermüdende Eintönigkeit unvermeidlich, indem der Vorwurf für die einzelnen Kapitel mit wenigen Ausnahmen stets der nämliche bleibt; die Tagespresse, die Club- und Placatenliteratur und die dramatische Poesie sind die stets wiederkehrenden Gegenstände der Behandlung. Die Monographie zeigt, wie die Haltung dieser Literatur beim Ausbruch der Revolution noch ein gewisses Maß bewahrte, wie sie dann im weitern Verlauf der Ereignisse immer wilder und schrankenloser ausartete; wir wiederholen, es war für eine Erörterung, welche auf die speciellen Details des Themas eingeht, unmöglich, hier über eine theilweise Monotonie hinauszukommen. Viertens will es beachtet sein, daß die Literatur dieser Epoche nicht sowol große und gediegene Werke von bleibendem Werth erzeugt hat; die heftigen Leidenschaften des Tags sprachen sich in heftigen und leidenschaftlichen Erzeugnissen aus, die eben nur der Tag für den Tag gebar; die Presse und die politische Parteiliteratur der Revolutionsepoche, welche einen so großen Abschnitt der Darstellung beanspruchte, erlaubte es nicht wegen ihres Charakters, mit der Aesthetik oder dem Kunstgefühl den kritischen Maßstab an sie zu legen. Man sieht, der Stoff selbst brachte es mit sich, daß wir oft nicht die streng wissenschaftliche Kritik erhalten, an die wir nun einmal gewöhnt sind, und mit dieser Beschaffenheit des Stoffs harmonirt allerdings die Darstellungsweise und die stilistische Manier, welche Schmidt-Weißenfels eigenthümlich ist. Sein Aufenthalt in Frankreich scheint diesem Schriftsteller viel von dem gegeben zu haben, was wir als das Charakteristische der pariser gens de lettres bezeichnen; seine Darstellung liebt durchaus das Feuilletonistische, das rhetorische Pathos und die Declamation. Er schildert mit Verve und Esprit, das Colorit in seinen Bildern schillert und schimmert auf das glänzendste, er hat nicht selten die sinnigsten, geistvollsten Aperçus und Skiz-

Art oft in überraschender Weise durch schlagende Stichwörter, Bonmots und Knallbonbons mit entsprechender Devise. Seine Darstellung ist durchgehends weniger Deduction als Causerie, funkelnd und mit allem Conversationsschmuck wohl ausgestattet. Nun sind wir zwar von dem pruden, schaufelhütigen Puritanerthum jener guten Leute weit entfernt, welche bei jedem Fremdwort in krampfhafte Zuckungen gerathen und die sich vor jeder Periode bekreuzen, die nicht nach Winkelmaß und Richtschnur gebaut; aber zurückhalten mögen wir darum doch nicht mit dem Geständniß, daß unsere Sympathien ungleich mehr englischen Essays gehören, wie sie Macaulay oder Carlyle schreiben, und deutschen Abhandlungen, wie wir sie etwa von Rosenkranz oder Prutz besitzen, als den französischen Feuilletons.

Wir wenden uns zu dem reichen Inhalte des Buchs.

Von den 15 Kapiteln, aus dem das ganze Werk besteht, fallen sieben auf die erste Abtheilung. In dem ersten Kapitel, welches sich als „Einleitung" gibt, sucht Schmidt-Weißenfels einen Ausgangspunkt zu gewinnen. Wir sind mit dieser Einleitung ganz einverstanden, zugleich aber auch der Ansicht, daß der Verfasser sich eines Vorworts nicht hätte enthalten sollen, in welchem er sich insbesondere über die benutzten Quellen und über sein Verhältniß zu den einschlagenden Vorarbeiten auslassen mußte. Die Französische Revolution sargte nach Schmidt-Weißenfels den Staatenbegriff ein, um an seine Stelle den Gesellschaftsbegriff zu setzen; durch sie trat das Princip der Idee gegen das der Tradition in das Leben. Der riesige Kampf der neuen Idee mit dem alten Geiste spiegelt sich in der betreffenden Literatur wider. Die letztere war damals ein durch den Felsen gebrochener, wildschäumender, reißender Strom, der keinen Zügel kannte, als den endlicher Ermattung. Dabei bietet ihr Charakter nichts von Kunst dar, alles ist Improvisation gewesen, Entpuppung ein und derselben Idee zu hundert Schmetterlingsarten. Weder plötzlich noch zufällig brach die Revolution über Frankreich herein; bereits lange vor ihrem thatsächlichen Ausbruch war die französische Literatur durch und durch revolutionär. Deutliche Spuren davon finden sich schon in Fénélon's „Telemach", der 1717 erschien. Vornehmlich aber dienten die Philosophen unter Ludwig XV. als Beförderer der Revolutionsidee, zunächst Montesquieu mit dem „Esprit des lois", dann Diderot, d'Alembert, Condillac, Holbach, Condorcet und die übrigen Encyklopädisten. Es hätte sich vielleicht mehr empfohlen, wenn Schmidt-Weißenfels lieber eine gedrängte Charakteristik der gesammten Encyklopädie gegeben, statt daß er bei den einzelnen Mitgliedern verweilt. Für seine Beurtheilung Diderot's wären ihm die Studien von Rosenkranz über diesen eminenten Geist von Vortheil gewesen. Auf Voltaire und Rousseau übergehend, liefert der Verfasser glänzende Genrebilder beider Männer. Zu dem letztern ziehen ihn individuelle Sympathien; gegen Voltaire scheint er nicht immer gerecht: „Witz war sein eigentliches Talent, aber Oberflächlichkeit in allem sein Charakter. Stets hatte er die Ironie an seiner Seite, wie die Marquis der damaligen Zeit ihren Degen. Diese Ironie war fein und brillant; sie glänzte und gleißte, aber sie tödtete auch. Der Witz machte ihn zum Beherrscher der lüstern-sinnlichen Zeit Ludwig's XV., aber er rechtfertigt es niemals, daß man Voltaire für einen Geist gehalten hat, der durch außerordentliche Fähigkeiten über alle andern Schriftsteller seiner Zeit emporgeragt habe. So Vielseitiges Voltaire auch leistete, der Literatur hat er überwiegend nur verderbliche Folgen gebracht. Man fühlt, wenn man ihn liest, daß er der Schriftsteller eines entnervten und blasirten Zeitalters ist. Er bezaubert zuweilen, aber er erwärmt nie; er blendet, aber er überzeugt nicht; er schmeichelt wol seinen Zeitgenossen, aber niemals hat er sie geleitet." Das letztere Urtheil zumal ist entschieden unrichtig; nie wieder hat ein Schriftsteller seine Zeitgenossen in dem Grade beeinflußt und geleitet, als gerade Voltaire, selbst nicht Goethe. Auch widerspricht sich Schmidt-Weißenfels selbst, denn er muß sehr bald eingestehen, daß der Philosoph von Ferney, als „der vielseitigste von allen Geistern seiner Zeit", den vielseitigsten Einfluß auf die Zeitgenossen ausgeübt, daß seine Thätigkeit von leitendem und bestimmendem Einfluß auf diese gewesen. Noch auf der nämlichen Seite 13, auf welcher sich das Urtheil vorträgt, Voltaire habe „die Zeitgenossen niemals geleitet", heißt es: „Voltaire hat die Geister nicht wenig ermuntert, Anstalten zu der systematischen Wirkung der Revolution zu treffen", und „auch einen positiven Einfluß hat er geübt, und zwar auf diejenigen Schriftsteller, welche der Revolution wie Sturmmöven vorausflatterten". Auf S. 14 lesen wir, daß „Voltaire mit der «Pucelle d'Orléans» die Zote zur schriftstellerischen Würde erhoben", daß er „der Vater der Pamphletliteratur", und vollends auf S. 15 läßt ihn der Verfasser „als einen Gott der Schriftsteller und des Volks" am 30. Mai 1778 verscheiden. Wie kann, fragen wir, ein Autor, der niemals einen leitenden Einfluß auf die Zeitgenossen angeblich geübt hat, wie kann ein solcher Autor als Gott der Schriftsteller und des Volks sterben? Der Widerspruch steht nicht etwa als ein vereinzelter da, in dem Falle hätten wir nicht so lange bei ihm verweilt; Aehnliches wiederholt sich mehrfach in dem Buche, weil Schmidt-Weißenfels sich zu leicht der Macht der Phrase gefangen gibt und sich mitunter zu weit von ihr fortreißen läßt.

Außer den philosophischen Schriften standen damals politische und nationalökonomische Schriften an der Tagesordnung. Wie hektische Personen mit krankhaftem Eifer medicinische Werke lesen, so griff das seine Zersetzung ahnende Frankreich nach politischer Lectüre. Der wissenschaftlichen Literatur, die von Buffon, St.-Pierre, Mably, Raynal vertreten wurde, fehlte es nicht an zersetzenden Elementen. Die kühnste und vielleicht wirksamste Herausforderung der alten Zeit und des alten Regierungssystems war Beaumarchais' „Figaro". In dem Stücke wagte man zum ersten male eine bestimmte und kühne politische Idee personificirt darzustellen; der Diener Almaviva's war der dritte Stand, der so zuerst hinter den Lampen und auf den Bretern, welche die Welt bedeuten, die Aristokratie vernichtete und die Spur der Ehrfurcht, welche die alten Institutionen noch besaßen, unter allgemeinem Gelächter zu Grabe trug. Ein Blick auf das Pamphlet- und Broschürengestöber, welches um 1788 Frankreich zu überschwemmen anfing, und auf den Club Duport, dem ersten, in dem sich die Vorkämpfer des nach Anerkennung ringenden dritten Standes zusammenfanden, schließt das Kapitel.

Das zweite, unter der Aufschrift „Der dritte Stand", eröffnet ein Porträt des Abbé Sieyès, das manchen wohlgelungenen Zug enthält: „Er liebte, wie ein echter, nicht genügend honorirter Bourgeois, eine kleine Revolution, um seine Macht noch weiter als bisher ausdehnen zu können, zweifelte auch gar nicht daran, daß ein Mann wie er als der einzige für alles von allen angesehen werden müßte." Seine oft überschätzte Broschüre: „Qu'est-ce que le tiers état?" von der man gesagt, daß sie die Revolution gemacht, wird wie die übrigen Arbeiten des Mannes auf das gebührende Maß der Bedeutung zurückgeführt: „Sieyès glich einem tüchtigen Offizier, der auf dem Punkte, auf dem er sich einmal befand, eine gute und feste Stellung einzunehmen verstand, ohne jedoch die höhere Befähigung eines Feldherrn zu besitzen, welcher im Bewußtsein des Ziels, das er anzustreben hat, jede Bewegung in diesem Sinne richtet und leitet." Weiter beschäftigt sich das Kapitel mit Necker und dessen Salon, mit dem Herzog von Orleans und dem Palais-Royal, mit dem Bretonischen Club und dem Club der Cordeliers, mit Mirabeau, Camille Desmoulins und Danton. Die gewaltige Natur des erstern imponirt Schmidt-Weißenfels, aber seine Schilderung reicht doch nicht an den genialen Essai, den Carlyle über Honoré Gabriel Riquetti geschrieben hat. Die dämonischen Leidenschaften, welche diese ungebändigte, reiche Natur durchstürmten, erscheinen bei unserm Autor zu abgeblaßt; er will die psychologischen Räthsel dieses seltsamen Charakters auf eine so natürliche, so rationalistisch-nüchterne Weise erklären. „Mirabeau", heißt es z. B. (S. 58), „hat auf seinem Lebenswege nur zwei Wesen gefunden, die ihn gut behandelten und liebten, zwei ungesetzmäßige und gegen die bestehende Ordnung empörte Dinge, nämlich eine Maitresse und eine Revolution, und Mirabeau erwies

sich beiden dankbar dafür. Für die Maitresse zerriß er alle häuslichen Bande, für die Revolution alle staatsgesellschaftlichen Fesseln.“ Eine besondere Beachtung verdient noch in dem Kapitel die eingehende Darstellung von der völlig veränderten Macht der Presse vor und nach dem Bastillesturm; freilich wäre auch hier manches auszuscheiden, was wir ein Hereinziehen von historischen und rhetorischen Elementen genannt haben. Man nehme z. B. die folgende Stelle (S. 67): „Das erste Blut floß. Man sagte dem König: Sire, das ist eine Revolution! Und die Revolution hatte doch ihren ersten Akt schon geschlossen. Vernichtet wurde das ganze stolze Gebäude der königlichen Macht von Frankreich, als die Quadersteine der Bastille unter den Aexten des Volks zusammenstürzten; der königliche Purpur erbleichte vor dem Purpur, mit dem das Volk sich durch das Blut seiner ersten Opfer bekleidet hatte; die weißen Lilien von Bourbon knickten entzwei vor den drei strahlenden Farben der Tricolore, und das alte göttliche Königthum sank herab zu einem bloßen Menscheninstitut, dessen Zauber dahin war, als man ihm das Gold und den Flitter, die Diamanten und Rubinen, die Krone und den Hermelin herabgerissen. Da stand es nun wie ein ungeliebter Schatten, wie ein Gespenst, das keine Furcht mehr einflößte, wol aber scheu erbebte vor dem Klirren seiner eigenen Gebeine, dem Klappern seiner eigenen Knochen..... Auf dem Schutthaufen der Bastille stand das Königthum wie auf einem Krater, dessen Schlund sich unwiderruflich öffnen mußte, und furchtbar traurig war es, daß an seinem offenen Grabe ein König wie Ludwig XVI. von Frankreich, mit zerschlagenem Scepter, mit entweihter Krone, mit gebrochenen Lilien, Diademen und Herrlichkeiten, weinen und beten mußte, weinen um die Sünden seiner Ahnen, beten für sein mitleidloses Volk!“

Wir können in einer Recension nicht den Raum beanspruchen, ästhetische Untersuchungen auszuführen; so bescheiden wir uns, Schmidt-Weißenfels' Behauptung auf S. 70, „Volkslieder entstehen über Nacht“ (er bezieht sich dabei auf die Carmagnole) als nicht begründet zurückzuweisen. Das dritte Kapitel: „Der erste Kampf der revolutionären Idee“, zeigt das weitere Vordringen der Demagogie nach dem Bastillesturm, verweilt bei den Octobertagen von 1789 und faßt vornehmlich das Treiben der anarchischen Presse in das Auge. Wer das Treiben der ultraradicalen wie der ultrareactionären Presse in den Jahren 1848—49 beobachtet oder mitteninne zwischen den Kämpfenden gestanden hat, der wird sich lebhaft die Heftigkeit der Polemik und die Frechheit des Tons vergegenwärtigen können, in denen sich Blätter wie die „Discours de la lanterne“, „Les révolutions de France et de Brabant“, „Les révolutions de Paris“ und Marat's „Ami du peuple“ gefielen. Insbesondere richtete sich die Zügellosigkeit der Presse gegen den Klerus. Außerdem werden in dem Abschnitt einige hervorragende Flug- und Gelegenheitsgeschichten nach ihrem Inhalt und ihrer Bedeutung erwähnt, wie Siéyès' „Observations sur les biens du clergé“, „Le triomphe des Parisiens“, „Sauvez-nous ou sauvez-vous!“ „Catéchisme du genre humain“ und andere; Marat's Stellung in der Epoche und das Preßgesetz von Siéyes werden besprochen, endlich die Einwirkung der Revolution auf die Bühne erörtert. Das erste Hallali der Revolution auf dramatischem Gebiet, das Ueberlaufen der Poesie mit klingendem Spiel ins Feldlager der revolutionären Leidenschaften war das Trauerspiel „Karl IX.“ von Chénier. Schmidt-Weißenfels analysirt das bedeutungsvolle Stück, indem er gleichzeitig die übrigen Poesien des Dichters in den Bereich seiner Kritik zieht. Dieses Drama, welches eine Poesie der Revolution schuf, machte übrigens zuerst auf Talma aufmerksam. Bis dahin hatte man des letztern Namen kaum gekannt; als keiner der gut königlich gesinnten Schauspieler des „Théâtre français“ eine so entsetzliche Misgeburt des Throns darstellen wollte, wie den Zögling der Katharina von Medici, forderte Talma die Rolle, ahnend, daß sie von ihm mit einer künstlerischen Entsetzlichkeit dargestellt werden würde, die seinen innersten Gesinnungen entsprach. „Sein blasses Gesicht hatte eine großartige Aehnlichkeit mit dem bekannten Porträt Karl's IX., und die wilde Beredtsamkeit, die ihm sein republikanischer Geist, sein Haß gegen das Königthum einflößte, die Kraft seiner Sprache und die grauenvolle Poesie der Tyrannei, welche er darstellte, machten, besonders in der Schlußscene, wo Karl vor dem ihm fluchenden Hôpital zurückschlottert, einen tiefen und furchtbaren Eindruck. Mit dieser Rolle war er der große Talma geworden, der von seinen Collegen beneidete und gehaßte Schauspieler, der Freund Joseph Chénier's, der ergänzende revolutionäre Ausdruck von dessen wildloderiger Poesie.“

Das vierte Kapitel überschreibt sich „Die Parteikämpfe“ und beschäftigt sich mit den leidenschaftlichen Acten der Parteiverbitterung bis zum Tode Mirabeau's am 2. April 1792. Die Entwickelung der Clubs und ihrer Presse kommt hier vor allem in Betracht. Die royalistischen Journale hätten vielleicht mehr berücksichtigt werden können; sie waren, meint der Verfasser, ohnmächtig wie das Königthum selbst und ihre Zügellosigkeit ebenso verdammungswerth, als die der revolutionären Presse. Die bedeutendsten sind Royou's „Ami du roi“ und die „Actes des apôtres“.

Das fünfte Kapitel: „Die Philosophen während der Revolution und die Bühne um 1790“, würfelt zwei sehr heterogene Gegenstände zusammen. Marmontel, Morellet, Volney, Condorcet, Fauchet, Raynal, Vilette erfahren in ihrer schriftstellerischen Wirksamkeit und in ihrem Verhältniß zu der Revolution eine Würdigung; der „Cercle social“, das Journal „La bouche de fer“, Raynal's Brief an die Nationalversammlung und andere philosophische Demonstrationen werden beleuchtet. In dem Excurs über die Bühne wird die letztere noch einmal als Reflex der öffentlichen Meinung hervorgehoben, und sodann gezeigt, wie dieselbe immer mehr von einem Kunstinstitut in ein politisches Werkzeug sich umwandelte. Collot d'Herbois und seine Stücke bewirkten den Uebergang. Auch die innere Verfassung der Theater erfuhr eine Umwandelung. Die Nationalversammlung beschloß, daß jeder Bürger ohne irgendeine andere Formalität als eine vorhergehende Anzeige beim Stadtrath ein Theater errichten dürfe, ein Gesetz, welches zwar die Privilegien vernichtete, aber auch viele schlechte Nachwirkungen zur Folge hatte, indem sofort eine Menge kleinerer Bühnen entstanden, auf denen zuweilen die politische Leidenschaft, oft auch die sinnliche Roheit der Begierden ihre lärmenden Triumphe feierte.

Mit erhöhtem Interesse liest man das sechste Kapitel, das an den immer heftiger entbrennenden Kampf der Parteien sowol in als außerhalb der Nationalversammlung anknüpft. Vielleicht ist der Ausdruck Kampf nicht gerecht, denn die Revolution fand fast durchgehends nur einen passiven Widerstand, der weder Achtung noch Ehre einzubringen vermag. Alles, was von der Revolution angegriffen wurde, schien sich mit dem Rücken gegen den Rest der Mauer des alten Staats zu lehnen und ergab sich darein, mit dieser Mauer begraben zu werden. Einen solchen Charakter boten der Adel und die privilegirten Stände überhaupt dar, als die Revolution den vernichtenden Schlag nach ihnen führte; die Geistlichkeit war die letzte, noch wirklich mächtige Kaste, gegen welche die Flut der Revolution andrang. Dieser Kampf der Revolution mit der Kirche bildet eine der heftigsten Epochen der revolutionären Literatur. Fast die ganze Literatur von 1791 dreht sich um den Klerus, um seine Eidweigerung und Widersprüche. In dem Bilde, das Schmidt-Weißenfels entwirft, vermißten wir eine Thatsache, die der Verfasser mit Unrecht übersieht: bis zu dem Zusammenstoß der Revolution mit der Kirche beschränkte sich die erstere im großen und ganzen doch nur auf Paris, erst durch diesen Conflict ward die Revolution in die Provinzen getragen. Für die Ausdehnung der Revolution und für ihren siegreichen Verlauf ist der Bruch der Nationalversammlung mit dem Klerus von der entscheidendsten Wichtigkeit gewesen. Mit dem größten Eifer wurden Druckschriften in den Provinzen verbreitet, um das Landvolk gegen die eidweigernden Priester aufzustacheln. Vor allen Dingen verbot man den Bauern, Messe bei solchen Geistlichen

zu hören. Die Bischöfe dagegen und die Royalisten forderten die Bauern in nicht minder fanatischen Schriften auf, fest an den alten Pfarrern zu halten, und charakteristisch für die Moral der Geistlichkeit jener Zeit ist es, daß man in diesem Falle die illegitimen Kinder für legitime, die dagegen in einer von einem abtrünnigen Priester geschlossenen Ehe erzeugten Kinder für Bastarde erklärte. Die Folgen dieser Literatur hat die Geschichte verzeichnet. Religiöse Kämpfe entstanden überall und zerrissen mit ihrer blinden Leidenschaft die vertrautesten Kreise, die heiligsten Bande, die Familien und die langbewährtesten Freunde; blutige Fanale des grausamsten aller Kriege, des Religionskriegs, leuchteten von den rauhen Bergen der Bretagne und aus den romantisch wilden Thälern der Vendée, der Bruder suchte den Bruder mit der Waffe und dem Haß im Auge auf, der Vater verfluchte den Sohn, der Sohn floh seine Mutter, und die Partei der Chouans fing an das von tausend Dolchstichen verwundete Frankreich noch mehr zu zerreißen und kriegerische, aber sonst still lebende Gemeinden für eine Reihe von Jahren als blutgierigste Feinde einander gegenüberzustellen.

Hatten übrigens die Danton, Desmoulins, Fréron, Marat, welche hauptsächlich die Angriffe auf den Klerus leiteten, mit richtigem Instinct begriffen, daß die furchtbarsten Waffen gegen die Kirche Ironie und Satire bildeten, so bedienten sie sich mit gleichem Erfolge der gleichen Waffen in den gleichzeitigen Angriffen, welche in der Collectivliteratur der Clubs und der Parteien gegen das Königthum unterhalten wurde. Seit der vereitelten Flucht des Königs schrieb nicht mehr das Individuum, sondern die Partei fing an zu schreiben; die Journalartikel und die Broschüren waren nicht mehr allein von einzelnen Schriftstellern verfaßt, sondern von den Decreten und Sitzungen der Clubs; nicht Marat, nicht Desmoulins, nicht Gorsas, Carra, Fréron, nicht Royou, Prudhomme polemisirten mehr; damit war es aus, wie mit der Bedeutung des Individuums überhaupt; von nun an sprach sich stets ein Parteiprincip in einem Organ der Presse aus, ebenso wie von nun an nur noch Parteien sich an Parteien rieben und der Einzelkampf eingestellt wurde. Die Revolutionsliteratur war in das Stadium der Parteipresse, der Collectivpolemik, der Clubliteratur getreten. Die gemäßigtere Partei concentrirte sich in dem Club der Feuillants unter Barnave, verlor aber immer mehr Terrain an den Club der Cordeliers, mit dem damals noch der Jakobinerclub meistens harmonirte. Die leitenden Geister des letztern, Robespierre, Danton, Marat, charakterisirt der Verfasser als „die Dreieinigkeit von Neid, Kraft und Blutgier". Von dem übrigen Inhalt des Abschnitts wollen wir noch die Auslassungen über die Emigration und ihre Literatur hervorheben, müssen jedoch hinzufügen, daß eine unparteiische historische Forschung die Auffassung unsers Autors keineswegs bestätigt, der den Adel Frankreichs aus Feigheit fliehen und den Thron in einem Augenblicke verlassen läßt, wo er sich um den König als Paladinwache scharen mußte. Man kann dem alten Adel Frankreichs Mangel an politischer Einsicht und viele andere Fehler vorwerfen, der Vorwurf der Feigheit aber ist ein höchst ungerechter.

Das siebente Kapitel unternimmt es, uns in das Heiligthum der Revolutionsliteratur, in die Poesie einzuführen. Der Abschnitt unterscheidet sich insofern bemerkenswerth von den vorausgegangenen, als er der historisch-politischen Digressionen entbehrt und ein reines Stück Literaturgeschichte enthält. „Je großartiger und inniger", sagt Schmidt-Weißenfels, „die Empfindungen sind, welche in der Brust einer Nation leben, um so bedeutungsvoller werden auch ihre Schöpfungen der Poesie sein; die großen Epochen der Nationen sind immer diejenigen, wo große Gedanken mit erhabenen Empfindungen zusammen an den Denkmalen bauen." Verstehen wir die Worte recht, so befindet sich der Verfasser in einem Irrthum. Die Blüte der Poesie fällt keineswegs mit der politischen Blüte einer Nation zusammen; man denke an die Epoche von Weimar und die damaligen politischen und nationalen Zustände von Deutschland. Auch die wilde Leidenschaftlichkeit der französischen Aera der Revolution hat für die Literatur keine Früchte, kaum ein paar vereinzelte Blüten gebracht. Die Sterilität der Dichtkunst im Revolutionszeitalter muß vom Verfasser selbst zugestanden, es muß von ihm selbst zugegeben werden, daß außer der Marseillaise und der duftenden Oase „Paul und Virginie" die damalige Poesie Frankreichs nichts Großes aufzuweisen hat. Saint-Lambert, Delille, Roucher, Fontanes, Bitaubé, Lebrun und die beiden Chénier sind die Dichter, denen die Kritik des Abschnitts gilt. Die Bemerkungen über Rouget de l'Isle's kriegerische Hymne tragen sich recht schwungvoll vor, dürften denn aber doch an einer Abundanz des Pathos leiden.

Mit dem achten Kapitel hebt die zweite Abtheilung an, für deren Sonderung von der ersten wir keine Gründe innerer Nöthigung aufzufinden vermögen. Für unsere Zwecke lassen sich das achte, neunte und zehnte Kapitel gleich zusammenfassen. Dieselben erzählen die Geschichte der Girondisten. Bei den trefflichen Arbeiten, die über den Gegenstand existiren, wäre mehr Beschränkung am Orte gewesen. Sonst ist die tragische Episode sehr geschickt behandelt; die Darstellung fesselt durch die Lebhaftigkeit und den Schwung, den sie athmet. Es wird zusammengefaßt, was die Gironde zur Beraubung der königlichen Macht, namentlich durch die gegen die Königin gerichteten Libelle zusammengesündigt, die von diesem Kreise ausgingen; wir verkehren in dem Salon der Madame Roland, machen Bekanntschaft mit Louvet de Couvray und mit „La Sentinelle", dem Journal der Partei, sehen die Royalistenpresse ihre letzten Thorheiten begehen, bis die Sturmliteratur der Sansculotten mit dem 10. August 1792 unaufhaltsam vordrängt. Die Herrschaft der Jakobiner und ihrer Literatur beginnt; die Jakobiner und die girondistische Presse rüsten sich zum Kampfe auf Tod und Leben. Aus dem neunten Kapitel, das diesem Kampfe, der sich erst spät aus der Presse nach dem Convent verlegt, bis in detaillirte Einzelheiten folgt, heben sich die Charakterbilder von Marat und Robespierre als glänzend colorite Porträts vortheilhaft ab; über den letztern heißt es unter anderm (S. 238): „Die Zeit mit ihrem heißen Athem mochte ihn mehr denn viele andere geküßt haben. Alle die revolutionären Atome, mit denen die Epoche angefüllt war, fanden in seinem Gemüthe eine Stätte, wo sie sich absetzten und theils ihr Gift zurückließen, theils wie kleine Schimmelpilze eine Decke erzeugten. Robespierre war keine gemeine Natur, sondern ein Geist, der gern, wie auch nur im stillen seine Blitze mit den Strahlen gewaltiger Dinge (!) austauschte. Sein Charakter liebte den Kampf, wie andere den Frieden lieben; aber dieser Kampf mußte langsam gehen können, mit einem gewissen behaglichen System und ohne jede Störung durch rohe Gewalt. So löste er sich mehr und mehr in diesem verzehrenden Durst seines Geistes auf; er wurde vollständig Sklave seiner Neigung, mit dem Höchsten sich in Kampf einzulassen und, stets schwankend zwischen Gutem und Bösem, verfolgte er immer die Richtung, welche über Abgründe führte. Robespierre war die Philosophie der Anarchie, eine große Seite der neuen geistigen Bewegung, der Revers der Medaille, welche die Revolution schlug. Was er that, war verdammenswerth; was er verübte, war grausam; was er dachte, war Vernichtung; was er fühlte, war Neid; was er liebte, war nichts; was er fürchtete, war alles. . . . . Es gibt Genies, welche die Menschheit verehrt, und solche, denen sie fluchen muß; aber beide sind gleichwol Genies; das eine ist eine Wohlthat, das andere eine Geisel, zwei Mächte, die ewig die Menschheit, wie Frieden und Krieg die Menschheit beherrschen werden. Man verdammt Robespierre, wie man die Anarchie verflucht, deren Haupt er war, deren Lenker, Leiter, Regierer er bildete; aber die Revolution hatte ein Genie zum Anfange, sie mußte ein Genie am Ende haben, um abschließen zu können. Mirabeau war die Angel, in welcher die Revolution sich drehte; Robespierre war die Macht, welche sie schloß; Bonaparte der Riegel, der sie verrammelte. Alle drei waren Instrumente ihrer Zeit, alle drei standen auf der Höhe derselben: wer kann dafür, daß sich die Zeit von drei zu drei Jahren so furchtbar veränderte, und 1790 ein Mirabeau, 1793 ein Robespierre, 1796 ein Bonaparte ihr Herr war?"

Den letzten Stunden der Gironde widmet sich das zehnte Kapitel; wir sehen den Kampf der beiden Parteien in ihrer Presse unter Gorsas und Brissot noch einmal mit aller Heftigkeit entbrennen, Hébert tritt mit dem „Père Duchesne“ auf den Kampfplatz, die Schlacht der Entscheidung wird auf der Tribüne im Convent geschlagen, Hébert, verhaftet und mit Gewalt befreit, schreibt im „Père Duchesne“ vom 30. Mai 1793: „Ich habe meine Pflicht gethan, thut nun die eure. Ihr habt nur einen halben Sieg, denn alle Schufte leben noch“; vergebens sucht Vergniaud, der glänzendste Redner der Gironde, am nächsten Tage durch einen Appell an die Vaterlandsliebe seine Partei vor dem Untergang zu retten, die Häupter der 21 sind verwirkt, ihre Köpfe fallen unter dem Blutbeil, während durch den blutlechzenden Pöbel die Klänge der Marseillaise brausend ertönen: „Allons enfants de la patrie!“

Das Theater von 1791—92 bildet den Vorwurf für das elfte, das Theater von 1792—95 den Vorwurf für das zwölfte Kapitel. Was von den Weibern gilt, daß sie durch den Zorn entstellt und häßlicher werden, das nämliche gilt auch von den Musen. Die dramatische Muse zumal ist ein Theil des momentanen Denkens und Melpomene steht mehr denn alle andern Musen auf realem Boden; ihre Schwestern träumen, sie aber muß sehen, und was sie sieht, fühlt sie sich gedrungen zu besiegen; deshalb wird die dramatische Literatur nicht allein stets den feinsten und gültigsten Maßstab für die Bildung eines Volks abgeben, sondern auch zum Verständniß der Gesellschaftsumwandelungen nothwendig sein. Ebendeshalb zeigt auch die französische Bühne conform und entsprechend den politischen Umwälzungen Strömungen gegen die Geistlichkeit, gegen die Ausgewanderten und endlich gegen das Königthum. Schmidt-Weißenfels vermittelt uns die Kenntniß der hervorragenden Stücke einer jeden Gattung. Er bespricht Langlé's „Corisandre“; Louvet's „Lama Sipsi“, „Le mariage du Pape“, Fontanelle's „La Vestale“, Laharpe's „Melanie“, Mouvel's „Victimes cloitrées“, sämmtlich gegen den Klerus gerichtet; ferner die Stücke gegen die Emigranten: „Grande revue des armées noires“, Ronsin's „La ligue des tyrans“ und andere, endlich die gegen das Königthum gewandten Stücke, wie Chénier's „Henri VIII“ und „Gracchus“, Arnault's „Marius“, Ducis' „Jean-sans-terre“ und andere. Er schildert die Parteikämpfe innerhalb der Theater, bis mit dem Sturz des Königthums die Gewalt der Jakobiner die gemäßigtere Partei von den Stätten der Kunst verdrängte: „Das Blut und der Schrecken, welche dann ihr Scepter führten, hatten auch die revolutionäre Muse erbleichen lassen; was noch Begeisterung für die Idee der Revolution gefühlt hatte, das wandte sich mit Entsetzen von ihr ab, da jede Sprache des Herzens verfemt und die Tragödien der Poesie nichts mehr gegen die der Guillotine waren.... Was Sitten, Moral und Seele hatte, flüchte den Männern des Schreckens: wie hätte inmitten des Bluts und der Greuel auch nur die schwächste Blume einer Poesie gedeihen können? Wenn auch der negative und zerstörende Geist austrasen und bis zur Ermattung sich abwüthen mußte, die Poesie konnte an diesem Henkergeschäft keinen Theil nehmen, und mußte, wie wild sie bisher auch der neuen Idee zugejauchzt hatte, voller Entsetzen schweigen.“ Die Bühne ward sansculottisirt; der Convent decretirte mit derselben Würde wie das Dasein des höchsten Wesens die Gründung einer Nationalbühne, setzte die Zahl der Vorstellungen auf drei in einer Decade fest, beauftragte den öffentlichen Wohlfahrtsausschuß mit der Censur aller dramatischen Werke, befahl in jedem Departement mindestens eine Nationalbühne zu errichten und nur diejenigen zu den Vorstellungen zuzulassen, die mit Bürgerzeugnissen versehen seien. Diese Aera der dramatischen Conventsliteratur bezeichnete sich durch Aufforderungen zu Plünderungen, zu Mord und zu allen Verbrechen von der Bühne herab, in welche die Zuschauer in roher Lust einstimmten, oder denen gegenüber sie nicht wagten, ihren Unwillen auszusprechen. Militärstücke, Bombardements und dramatisirte Tiraden auf die Machthaber Robespierre und Hébert bildeten den beliebtesten Stoff für die neuen Dramaturgen; die Zoten und Gemeinheiten in diesen Stücken überstiegen oft jede Grenze und wurden noch durch den Cynismus der auftretenden Schauspieler erhöht; die Gemeinheit der Gesten ging so weit, daß selbst das Beaufsichtigungscomité Warnungen an die Schauspieler erlassen mußte. Ferner ließ der Wohlfahrtsausschuß, um bei der Aufführung der altclassischen Werke den auf jede Weise eingeimpften Patriotismus der französischen Bürger in seiner Entwickelung nicht zu hemmen, oder gar die republikanischen Tugenden Gefahren und Verführungen auszusetzen, alle zur Aufführung kommenden Stücke des classischen Repertoires von seinen eingesetzten Censoren und Kunstintendanten sansculottisiren. Alle irgend anstößigen oder verdächtigen Stellen wurden auf das sorgfältigste purificirt. Die beliebten Veränderungen waren oft von der lächerlichsten Art; die einschlagenden Mittheilungen, welche unser Autor macht, sind zahlreich und kennzeichnen die Situation in schlagender Weise. In diese Zeit fällt auch der Versuch, Schiller'sche Stücke auf die französische Bühne zu bringen. Wir lesen darüber in unserer Schrift S. 312 das Folgende: „Schiller's «Räuber» wurden schon 1785 von Friedel übersetzt und im Nouveau Théâtre allemand zur Aufführung gebracht, aber ohne Erfolg. Im Jahre 1792, und zwar am 27. März zuerst, spielte man dasselbe Stück auf dem Théâtre du Marais unter dem Titel «Robert, chef de brigands», nach einer Bearbeitung des edeln und sinnvollen Lachabaussière, und zwar mit ganz besonderm Glücke, obgleich ein großer Theil der Kritik bei dieser Gelegenheit instinctartig sich gegen die Uebersetzungen aus dem Deutschen aussprach. Trotzdem gab man 1793 auf demselben Theater Schiller's «Räuber» von neuem nach einer Bearbeitung von La Matellière, und eine andere Bearbeitung im republikanischen Schnitt von demselben Verfasser als «Le tribunal redoutable», worin freilich Schiller seinen Karl Moor nicht wiedererkannt hätte. Im Jahre 1795 lieferte Auguste Creuzé wiederum eine neue Uebersetzung, während La Matellière und Barante „Don Carlos“, „Fiesco“ und „Kabale und Liebe“ für die französische Bühne bearbeiteten; ja die Achtung vor dem germanischen Elemente stieg so weit, daß man selbst ein Théâtre de Schiller errichtete, wie einst ein Théâtre Molière und neuerdings Beaumarchais.“

Mehr politische als Literaturgeschichte findet sich im dreizehnten Kapitel, „Der Terrorismus“, welches das Wüthen Robespierre's als der letzten Phase der fortschreitenden Revolution behandelt. Die Literatur war in der Epoche eigentlich todt; die Freiheit der Presse wurde aufgehoben, alles gewaltsam unterdrückt, was sich nicht dem Gewalthaber willig unterordnete. Der Abschnitt schildert den Kampf der Dantonisten gegen die Hébertisten, die Vernichtung beider durch Robespierre, und schließt mit der Verschwörung der Thermidoristen unter Tallien wider Robespierre.

Das vierzehnte Kapitel, „Die Thermidoristen“, bildet eigentlich den Schluß des Werks. Mit dem Sturze Robespierre's begann die Revolution ihre rückläufige Bewegung. Kaum war das Reich der Schreckensherrschaft zu Ende, als ein allgemeiner Ruf nach der Wiederbefreiung der Presse erscholl. Die thermidoristische Publicität unter Tallien und Fréron entwickelte sich; auch thermidoristische Pamphlete gegen die Reste der Jakobiner waren an der Tagesordnung. Die royalistische Partei erhob wieder ihr Haupt und mit richtigem Takt concentrirte sie ihre Macht in einer beträchtlichen Anzahl royalistischer Journale, unter denen „La Quotidienne“, „L'Éclais“, „Le Véredique“, „Le Postillon“, „Le Messager“, „La Feuille du jour“ und „Paris pendant l'année 1795“ die bedeutendsten waren. Die demokratische Jakobinerpartei war dagegen bei weitem geringer durch Journale vertreten, und diese wenigen selbst erfreuten sich nur einer geringen Anzahl von Lesern; auch betheiligten sich bei diesen einer einmal miscreditirten Partei dienenden Organen keine hervorragendern Talente, mit Ausnahme Babeuf's, der den „Tribun du peuple“ herausgab, ein Blatt, welches gegen die übrigen derselben Farbe, wie „L'Ami du peuple“, „L'Eclaireur du peuple“, „L'Orateur plébéien“, „Le Journal des hommes libres“, die hervorragendste Stellung einnahm. Die Ueberreizung des Volks und seine Ueberfütung mit jakobinischen

Theorien begünstigte die royalistischen Preßorgane, das royalistische Element überhaupt. Dasselbe fing an, sich wieder auch in dem socialen Leben von Paris geltend zu machen, welches letztere während der Schreckensherrschaft gänzlich in Verfall gekommen war. Tallien und Fréron bildeten die Gesellschaft der Muscadins, auch jeunesse dorée genannt, welche zum großen Theil aus jungen Leuten bestand, die niemals Sympathien für die Revolution gehegt, sondern nichts gelernt und nichts vergessen hatten, die das ancien régime und die talons rouges über alles stellten, die frivolen Vergnügungen, die Epigramme, die Damen und Bonmots, die Spielhäuser und Galanteriedegen für das Erhabenste ihres Daseins erklärten, und die gute Miene dazu machten, daß ihre Macht sich durch alte Militärs, abtrünnige Republikaner, Commis, Advocaten und Literaten vergrößerte. Die griechische Kleidertracht der Damen kam als contrerevolutionäre Demonstration gegen die von den Republikanern gefeierten römischen Helden auf; Fréron arrangirte die sogenannten Opferbälle, wo die Muscadins zu Ehren der Hingerichteten tanzten; Madame Tallien und Madame Fréron eröffneten wiederum die Salons, die seit Madame Roland verödet gewesen waren: „So nahm Paris seine Herrschaft über die Mode und den Geschmack wieder auf und der wilde Taumel der Revolution fand unter schönen geistvollen Frauen seinen versöhnenden Abschluß. Auch die sogenannten salons dorées des alten Adels öffneten sich wieder nach vierjährigem Schluß; der Calembourg hinkte wieder herbei, der Witz nahm seinen Platz wieder ein, die alte Frivolität und Liebenswürdigkeit kamen wieder in Aufnahme, und die Galanterie, noch halb mit republikanischem Charakter begabt, heiligte wieder die Damen, die zu ihrem Puder und zu ihren Ohnmachten, zu ihren Flacons und Fächern griffen: Attribute einer Frau von Stande, welche während der nervenstarken Revolution und auf die groben Schreckensmänner leider keine Reize geübt hatten."

Das Schlußkapitel endlich, das funfzehnte, handelt, indem es Babeuf und dessen System zum Mittelpunkt der Darstellung macht, über den Communismus als Nachwirkung des revolutionären Geistes. Während sich mit dem Auftreten Bonaparte's und mit dem 18. Brumaire das eigentliche Drama der Revolution abschließt, ist als Ausfluß jener allerdings noch in dem Gemälde zu dessen Vervollständigung der Communismus Babeuf's zu betrachten. Schmidt-Weißenfels sieht sehr richtig, wenn er in Babeuf nur den Repräsentanten einer geistigen Richtung erkennt, die erst 30 Jahre später ihre wirkliche Bedeutung erhielt. Auf die Mittheilungen aus der Biographie des Mannes werde hier Verzicht geleistet, und ebenso auf ein Eingehen in die Kritik, welche der Verfasser über sein System fällt. Die Gesichtspunkte welche der Verfasser hervorhebt, treffen durchweg den Kern der Sache: „Man muß den Babeufismus ohne Zweifel als ein Resultat der Revolution betrachten, welches ohne bedeutenden Einfluß blieb, da der Gesellschaftsbegriff erst im Werden war, welches aber eine neue und heftige Schwingung hervorrief, als die Gesellschaft so groß geworden, daß sie schon Laster und Misbräuche wie einst das Staatenleben an sich trug. Die Frage der Gesellschaft ist heute bei weitem größer als die des Staats; auch sie wird deshalb ihre Lösung finden, wie die des Staats sie durch die Revolution erhalten hat. Es gibt für die Menschheit ewige Sphinxe, die in den Abgrund gestürzt werden müssen, sollen sie nicht ihre unheilvolle Existenz weiter führen. Die Französische Revolution brachte Resultate von größtentheils negativer Bedeutung hervor: doch entbehren sie alle nicht ganz des Positiven. Wie einst Pisistratus die Solonische Gesetzgebung, so sollte Napoleon dieses Positive dem Charakter der Nation einbilden; weder konnte Solon seine Gesetze, noch die Republik die ihrigen geltend machen; damit dieses geschehe, war in Athen ein Tyrann, in Frankreich ein Dictator nothwendig. Bonaparte bildete den neuen Staat, damit zugleich aber formte sich auch die Gesellschaft. Was jedoch, wie die Lehre Babeuf's, der Aufgabe einer andern Zeit vorgriff, das nahm seinen Weg durch die unterirdischen Gänge der Geschichte, um auf das Signal der es erwartenden neuen Epoche ans Licht zu treten, gewaffnet und gerüstet, während man es doch längst für todt gehalten hatte."

Es wird nicht nöthig sein, nach dieser Analyse des Schmidt-Weißenfels'schen Werks, an welche sich die Kritik geschlossen, die Vorzüge und Mängel der Arbeit wie einzelne Posten einer Rechnung zu summiren. Die Vorzüge liegen hauptsächlich in der anregenden und lebensfrischen, in der geschmackvollen und pointirten Darstellung, die Mängel dagegen hauptsächlich in dem Umstande, daß eine Materie sich in einer Reihe von Feuilletons vorträgt, welche eigentlich eine streng wissenschaftliche und systematische Behandlung erheischte.

Thaddäus Lau.

Notizen.

Ein literarischer Verleumdungsfall.

Die von einer Exdirectrice eines Sommertheaters, die aber als eine „Baronin von Gravenreuth, geborene Gräfin Hirschberg" mit dem ganzen Vollbewußtsein ihrer adelichen Abstammung allen nicht Hochwohlgeborenen gegenübertritt, gegen Gutzkow erhobene Beschuldigung einer an ihren Memoiren angeblich begangenen Veruntreuung beabsichtigten wir anfangs in d. Bl. gar nicht zu erwähnen. Denn es handelt sich hier um kein eigentlich literarisches Ereigniß, sondern um einen bloßen Skandal, der durch die gräfliche Geburt und die freiherrliche Verheirathung der Baronin um nichts geadelt, vielmehr nur in ein um so traurigeres Licht gerückt wird. Denn auch angenommen, daß Gutzkow ein und das andere Factum — zu dessen Kenntniß er übrigens auch auf anderm Wege gelangt sein kann — aus ihrem Manuscript benutzt habe (und um weiter handelt es sich ja nicht), so hat Gutzkow dadurch, daß die Exdirectrice ihm ihr Manuscript gewissermaßen zur freien Verfügung stellte und sogar sich herbeiließ, ein Geldgeschenk von ihm anzunehmen, wie durch den Zeitverlust, den ihm die Durchsicht ihres sicherlich sehr massenhaften und im ganzen unbrauchbaren Manuscripts verursachte, ein vollkommenes Anrecht an eine solche Benutzung eines bloßen Factums erworben. Daß ein Gutzkow nicht nöthig hat, geistige oder sprachliche Anleihen bei einer Gravenreuth zu machen, muß man nur denen gegenüber ausdrücklich bemerken, welche als Schildknappen der geistigen Barbarei und nicht als Ritter des Geistes vor geistiger Arbeit und geistigen Arbeitern überhaupt keinen Respect haben und die daher kein Bedenken tragen, ein herumziehendes skandalsüchtiges Individuum mit einem Autor von dem Range eines Gutzkow auf gleiche Linie zu stellen. Wenn man aber gesagt hat, Gutzkow hätte die einfältige Beschuldigung der Gravenreuth ganz ohne Antwort lassen sollen, so können wir hiermit nicht übereinstimmen. Auch Laube und Münch-Bellinghausen, auf deren Streitsache mit Bacherl man sich bei dieser Gelegenheit zurückbezogen hat, konnten die für Bacherl, aber wohlbemerkt nicht von ihm, sondern von ehrenwerthen Männern geltend gemachten Ansprüche nicht ohne Antwort lassen; nur hätten sie, statt sich mit Bacherl's literarischem Anwalt in lange Auseinandersetzungen, Berichtigungen und sogar gelehrte Untersuchungen einzulassen, einfach und in den kürzesten Worten erklären sollen: an der ganzen Geschichte ist nichts; Friedrich Halm hat niemals von dem Manuscript Bacherl's Kenntniß und Einsicht gehabt; gerade aber dieser Hauptpunkt, auf den es einzig und allein ankam, ist umgangen worden. Gutzkow dagegen konnte der ganzen Sachlage nach mit seiner Anklägerin nicht so kurz und bündig fertig werden, wenn er seinen vielen Neidern und Widersachern nicht einen Anhalt für Verdachtsgründe übrig lassen wollte. Zugleich galt es, im Dienste öffentlicher Moral ein Verfahren zu enthüllen und zu brandmarken, das mit Drohungen verbunden zugleich eine Handlung persönlicher Rachsucht, wie der beabsichtigten Erpressung und sogar der literarischen Speculation und der Eitelkeit gewesen zu sein scheint. Von sich und ihren Memoiren um jeden Preis sprechen zu machen, war vielleicht die Hauptabsicht der Gravenreuth. Danken wir Gutzkow für seine allerdings etwas

ausführliche Darlegung. Das Publikum mußte wissen, wie weit die Unverschämtheit in Deutschland geht, wenn sich selbst die Directrice einer verlorenen Sommerbühne erdreisten konnte, an die Schiller-Stiftung Ansprüche zu erheben! Ihre Lage mag zwar sehr bemitleidenswerth sein, dann mag sie aber bei den hohen Damen, deren Milchschwester sie zu sein sich rühmt, Hülfe suchen, nicht bei Schriftstellern und Schriftstellerkassen. Im „Deutschen Museum" wurde auf Anlaß dieser literarischen Lärmsache neuerdings über die frivole Lust des Publikums an Klatsch und Skandal Beschwerde geführt. Woher aber entspringt diese nicht abzuleugnende Skandalsucht? Zum Theil wenigstens doch daher, daß man es heutzutage allerdings in allen Kreisen, und auch in literarischen, mit der Gewissenhaftigkeit nicht allzu ängstlich nimmt, daß das öffentliche Vertrauen erschüttert ist und daß infolge so zahlreicher Corruptionsfälle jeder, der seinen Nebenmenschen der Unlauterkeit beschuldigt, im ersten Augenblicke auf Zustimmung zu rechnen hat. Bei einem solchen Zustande sieht sich leider auch der Redliche nicht selten der Gefahr ausgesetzt, daß eine geschickt oder auch ungeschickt gegen ihn zusammengeflickte Verleumdung bei den Leichtgläubigen oder Böswilligen für einen Augenblick Glauben findet.

Aus dem Gleim-Herder'schen Briefwechsel.

Zu den ältern Dichtern, denen sich die literarhistorische Forschung gegenwärtig mit großem Eifer zugewandt hat, gehört unter andern auch Gleim, der in der That als der Mittelpunkt einer Menge der bedeutsamsten literarischen und persönlichen Beziehungen, wie besonders durch die uneigennützige Unterstützung und Förderung, welche er strebsamen Talenten angedeihen ließ, diese Aufmerksamkeit auch in hohem Maße verdient. Haben sich doch Dichter und Schriftsteller wie Bürger, Ramler, der Frühlingsdichter Kleist, die Karschin, Michaelis, J. G. Jacobi, Heinse, Voß, Seume, Jean Paul u. s. w. der Unterstützung und zum Theil sehr ansehnlicher pecuniärer Geschenke Gleim's zu erfreuen gehabt, durch die einige derselben aus größter Bedrängniß und vielleicht vom Verderben gerettet wurden. Zur Wiederaufnahme eingehender Studien über Gleim hat namentlich Heinrich Pröhle, wenn auch nicht den Anstoß gegeben, doch wesentlich beigetragen. Wie wir hören, ist Heinrich Düntzer, dieser unermüdliche Forscher in den Archiven brieflicher Nachlassenschaften, soeben mit der auszüglichen Bearbeitung des Briefwechsels zwischen Gleim und Herder beschäftigt, der ein höchst anziehendes Bild der betreffenden Literaturperiode gewähren soll. Besonders soll darin Herder's Stellung in Weimar namentlich seit seinem Zerfall mit Goethe lebhaft hervortreten, aber zugleich auch die Thatsache, daß Gleim allein es war, der den von Geschäften edrückten, mit den Verhältnissen kämpfenden Mann aufrecht hielt. Als einen Ertrag dieser Beschäftigung mit dem Herder-Gleim'schen Briefwechsel kann man wol Düntzer's soeben im „Morgenblatt" veröffentlichten Aufsatz „Gleim und Goethe" ansehen. Eine Anführung war uns darin von besonderm Interesse. Im April 1793 meldete Herder seinem halberstädter Freunde, Goethe habe die „erste und größte Epopöe aller Nationen seit dem Homer" sehr glücklich versificirt. Als Gleim, begierig darauf, welche Epopöe dies sein könne, von Herder erfahren, es sei dies der „Reineke Fuchs", nennt auch er ihn das „alte herrliche Gedicht". Während Herder, dadurch zugleich die Freiheit seines durch theologische und gelehrte Rücksichten unbeengten und unbeirrten Urtheils bekundend, dem an treffendster schalkhafter Satire so reichen echt typischen Thierepos eine so hohe Stelle anwies, während Goethe es seiner Bearbeitung für würdig hielt, während noch in jüngster Zeit Kaulbach die ganze Fülle seines Humors an die Illustrirung des Epos verwandte und ein Engländer, Th. J. Arnold es erst jüngst wieder in seine Muttersprache übertrug, fahren doch unsere gravitätischen Literaturgeschichtschreiber mit einem gewissen Behagen fort, kurzweg zu versichern, daß wir Deutsche den Leistungen der andern Völker im Gebiete der komischen Literatur keine irgend ebenbürtige zur Seite zu stellen hätten! Höchstens betrachtet und benutzt es der eine und der andere als Gegenstand gelehrt trockener, kritisch-historischer Untersuchungen, um dabei seinen Scharfsinn an den Tag zu legen.

H. M.

Bibliographie.

Bamme, J., Marie Stuart oder die Reformation in Schottland. Drama in fünf Acten. Halle, Anton. 8. 1 Thlr.

Begleiter auf dem schmalen Wege. Herzensklänge in Lob und Dank, in Schmerz und Leid. Barmen, Bertelsmann. 12. 5 Ngr.

Brachvogel, A., Gedichte. Wien, Gerold's Sohn. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Brandes, H., Cajus Gracchus. Trauerspiel in fünf Akten. Braunschweig, G. C. E. Meier sen. Gr. 8. 20 Ngr.

Libussa. Jahrbuch für 1860. Herausgegeben von P. A. Klar. 19ter Jahrgang. Mit 2 gestochenen Porträts und 1 gestochenen Kunstblatt. Prag, Ehrlich. Gr. 16. 2 Thlr.

Lorenz, O., Leopold III. und die Schweizer Bünde. Ein Vortrag gehalten im Ständehause am 21. März 1860. Beigefügt sind Excurse und eine Beilage mit Acten. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Ost- und westpreußischer Musen-Almanach für 1858. Im Namen des Altpreußischen Dichtervereins herausgegeben von A. Lehmann. 3ter Jahrgang. Königsberg, Nürnberger. 1858. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Derselbe für 1859. 4ter Jahrgang. Marienwerder, Jacoby. 1859. Gr. 16. 1 Thlr.

Rick, A. F., Biographische Skizzen, Anekdoten und Schwänke aus dem Leben des Barons F. W. von Kyau, königl. Poln. und churfürstl. sächs. General-Lieutenants der Infanterie und Commandanten der Festung Königstein. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. Reutlingen, Enßlin u. Laiblin. 12. 15 Ngr.

Schreiber, F. A. W., Geschichte des bayerischen Herzogs Wilhelm V. des Frommen nach Quellen und Urkunden dargestellt. Ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte. München, Lentner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schubert, G. H. v., Christian Friedrich Schwartz der Sendbote des Evangeliums in Indien. Erlangen, Palm u. Enke. Gr. 8. 12 Ngr.

Wachenhusen, H., Halbmond und Doppeladler. Soldatenbilder aus zwei Feldlagern. Berlin, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wiedwillt, C., Da ward aus einem Saulus ein Paulus. Lebensgang eines Theologen in den letzten Jahren seit 1848. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 3 Thlr.

Tagesliteratur.

Pirazzi, E., Gedenk-Rede auf Friedrich Schiller zur ersten Jahrhundert-Feier seiner Geburt. Mit einer Einleitung: Offenbachs Schillerfeier und 1 lithographirten Abbildung des dasigen Festlokals. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Pröhle, H., Philipp Melanchthon. Rede, zu Melanchthons 300jähriger Todtenfeier am 19. April 1860 in der Louisenstädtischen Realschule zu Berlin gehalten. Berlin, Vogel u. Comp. 8. 5 Ngr.

Zur Enthüllungsfeier des Erzherzog Carl-Monumentes am 22. Mai 1860. Von einem Veteranen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 10 Ngr.

Zur ungarischen Frage. Eine Denkschrift. Von einem ungarischen Patrioten. Leipzig, Steinacker. 1859. Lex.-8. 12 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 24. — 14. Juni 1860.

Biographien und Charakteristiken berühmter Tonkünstler.

Die Biographie hat sich in unsern Tagen mit besonderer Vorliebe den Lebensläufen bedeutender Musiker zugewendet; es haben Gluck, Haydn, Beethoven, Mozart, Händel, Bach u. a. ihre Lebensbeschreiber gefunden. Freilich muß man eingestehen, daß mit wenigen Ausnahmen die Biographen nicht die Leute waren, die eine solche Aufgabe hätten unternehmen sollen, da es schon von der ältesten Zeit her eine ausgemachte Sache ist, daß dieser Zweig specieller Geschichtschreibung einen Meister verlangt und zwar einen Meister in mehr als einer Beziehung. Wir haben allerdings unter den Biographen unserer Tage ausgezeichnete Forscher, und es ist nicht nöthig ihre Namen hier besonders aufzuführen; andererseits möchten wir aber den schönen Geistern, Männern wie Frauen, die sich in ihren historischen Romanen, denen sie heutzutage öfter auch Musikerleben unterzubreiten pflegen, alles Ernstes zurufen, sich durch eine so willkürliche Verwendung eines Lebensganges, als den sie sich gestatten, nicht mehr so unverantwortlich an ihren Lesern und an den Opfern ihrer unhistorischen Federn zu versündigen, die, je bedeutender sie sind, eine um so strengere und gewissenhaftere Darstellung erfahren müßten. Uns erscheint die Wirkung solcher biographischen Belustigungen mindestens zweifelhaft, wenn sie nicht unmoralisch genannt werden soll. Wir haben soeben Extreme berührt und können versichern, daß von den vier folgenden Arbeiten keine eins derselben erreicht; ihre Besprechung wird leicht gewahr werden lassen, auf welcher Stufe des Werthes sie stehen.

1. Friedrich Schneider als Mensch und Künstler. Ein Lebensbild nach Originalmittheilungen, Originalbriefen und Urtheilen namhafter Kunstrichter bearbeitet von Friedrich Kempe. Mit Schneider's Porträt in Stahlstich, zwei Lithographien, Facsimile, Autographie und vielen Musikbeilagen. Dessau, Neubürger. 1859. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Biograph eines Genie hat eine schwierige Aufgabe, allein die Größe seines Gegenstandes, verbunden mit der allgemeinen Theilnahme, die demselben zukommt, machen seine Arbeit ebenso lohnend als mühevoll. Schwieriger wird die Aufgabe, wenn es sich um die getreue Darstellung eines bloßen Talents handelt, das aber immer noch Ueberraschendes genug darbieten kann, um dem Biographen auch in diesem Falle einen guten Erfolg zu sichern; bedenklicher ist die Aufgabe aber, weil sie von seiten des Darstellenden die Kunst der Enthaltsamkeit verlangt, seinen Gegenstand in keinem höhern Lichte erscheinen zu lassen, als es der Glanz seiner Gaben erlaubt. Staunende Bewunderung mag wol auf Augenblicke den überkommen, der von der klar erfaßten Größe einer genialen Natur übermannt wird, dem Biographen einer solchen dürften wir es nicht verargen, wenn er mitunter die Sprache des Enthusiasmus führte. Es gibt aber neben einer solchen berechtigten Bewunderung, die auf Erkenntniß ihres Gegenstandes beruht, auch noch einen andern Enthusiasmus, der sich allzu leicht da einstellt, wo klares Auffassen mangelt und der gefärbt durch blinkendes schöngeistiges Wortgepränge, dem nüchternen Betrachter gegenüber, lächerlich, wenn nicht widerlich werden muß. Die schwierigste biographische Aufgabe scheint uns aber unstreitig die zu sein, welche das Lebensbild einer Natur entwerfen will, der die Tugenden beharrlichen Fleißes und eines auf das Edle gerichteten Strebens nicht abzusprechen sind, der es aber trotz einer großen Reihe gründlicher Arbeiten nicht gelungen ist, sich irgendwo auf eine bleibende Höhe zu schwingen. Wenn sich der Biograph bei der Wiedergabe einer solchen, tüchtig gebildeten, gut geschulten, höchst ehrenwerthen Natur zu jenem oben berührten Enthusiasmus hinreißen läßt, weil ihm sein Gegenstand, an den ihn Freundschaft und Pietät fesseln mögen, in einer Glorie erscheint, die er thatsächlich nicht nur nicht mehr besitzt, sondern nie besessen hat, so fühlt jedermann das Unangemessene eines solchen Verfahrens. Dieser Vorwurf trifft den Lebensbeschreiber Friedrich Schneider's, dessen Arbeit wir vor uns haben. Der als dessauischer Kapellmeister und trefflicher Lehrer seiner Kunst rühmlich bekannte Friedrich Schneider ist 67 Jahre alt geworden; der von ihm selbst geführte Katalog seiner Compositionen vom Jahre 1799—1852, sowie ein Verzeichniß aller seiner Werke vom Verfasser dieses Lebens-

bildes dem Buche beigegeben, legt Zeugniß ab, wie thätig Schneider in seiner Kunst gewesen ist; noch aus dem Jahre 1851 steht sein dreizehnter Psalm, der hunderteinundzwanzigste, verzeichnet, also componirt in seinem fünfundsechzigsten Lebensjahre; aus dem Jahre 1848 finden wir eine Festouvertüre, einen Hymnus und drei Psalmen notirt; aus dem Jahre 1847 unter andern zwei Symphonien im Juli und August, die zweiundzwanzigste und dreiundzwanzigste, auch das Lied, mit dem der greise Componist dem früh geschiedenen Mendelssohn-Bartholdy bei seinem Conduct nach Berlin die letzte Ehre erwies. Im ganzen nimmt freilich die schöpferische Kraft gegen Ende seines Lebens ab, was ganz naturgemäß ist, immer bleibt aber eine Thätigkeit übrig, die alle Anerkennung verdient. Um gleich hier einen ungefähren Ueberblick über die Schneider'schen Compositionen zu geben, die aber bei weitem nicht alle im Druck erschienen sind, möge die Notiz genügen, daß von 246 Arbeiten (unter denen Oratorien und dahin Einschlagendes 16, aber nur 8 gedruckt; 14 Missen; 25 Cantaten; 13 Psalmen; 8 Motetten; 7 Opern; 23 Symphonien; 22 Ouvertüren; 60 Sonaten u. s. w.), ungerechnet „eine Anzahl Kleinigkeiten", Concerte für Clarinette, Fagott und für beide zugleich; Variationen für verschiedene Instrumente; 400 mehrstimmige Männerlieder; gegen 200 Lieder für eine Stimme und Klavier — daß von allen diesen so zahlreichen größern Arbeiten nur 122 gedruckt worden sind; davon gegen 100 mit Opuszahlen. Wer wollte einem solchen Fleiße seine Anerkennung versagen, noch dazu wenn er mit so gründlichem musikalischen Wissen gepaart war wie bei Friedrich Schneider? Diese Anerkennung ist aber auch nicht ausgeblieben. Des Componisten Ruhm hat jedoch seinen Höhepunkt erreicht mit dem Erscheinen seines „Weltgericht". Es wurde im März 1820 im Gewandhause zu Leipzig zum ersten male aufgeführt. Noch in demselben Jahre erhielt Schneider seine Berufung nach Dessau, wohin er 1821 zog, um diese Stadt nie wieder mit einem andern Wohnorte zu vertauschen, also schon in seinem fünfunddreißigsten Lebensjahre.

Da der Verfasser die Kritiken von F. Rochlitz den Arbeiten beigegeben hat, so entlehnen wir einiges aus denselben, um des Verfassers übertriebenen Enthusiasmus gegen Rochlitz' gemäßigtes Lob contrastiren zu lassen. Wir bleiben beim „Weltgericht", der berühmtesten Arbeit Schneider's. Rochlitz nennt den Componisten in dem Bericht über die erste Aufführung (die Solopartien waren in den Händen der Frau Neumann-Sessi, Fräulein Böhler, der Herren Klengel, Kittan und Adv. Schmidt) „einen werthen verdienten Mann und trefflichen Künstler! Der Beifall war einstimmig und eben von der Art, die bei Werken dieser Gattung am meisten ehrt." Rochlitz rühmt „das bescheidenste und gelassenste Benehmen des Urhebers". Er wünscht, „daß ein langes Leben dem Componisten gestatten möge, sowol die angeborenen als die erworbenen ausgezeichneten Gaben und Fähigkeiten für den edeln Kunstzweck zu verwenden, für den der Componist am meisten geeignet scheine". Rochlitz meinte damit die geistliche Musik. Wir geben hier für dieses und das folgende Jahr die Städte an, in denen und zwar in einigen gleich öfter hintereinander das „Weltgericht" zur Aufführung kam: Berlin, Quedlinburg (auf der Reise zu dieser Aufführung verunglückte der dessauische Musikdirector L. Reinicke, dessen Nachfolger sogleich Schneider wurde und geblieben ist), Prag, Dessau, Altenburg, Magdeburg, Leipzig, Frankfurt a. M., Wien, Görlitz, Stuttgart, Köln, Dresden, Braunschweig, Bremen, Elbing, Nürnberg. Man darf somit nicht behaupten, daß Schneider's Verdienste nicht anerkannt worden wären. Bei allem Lobe, das Rochlitz der Schneider'schen Muse zollt, trifft man doch öfter auf Stellen, in denen Rochlitz schon damals durchfühlt, daß das Geschick zu formen größer als der geistige Gehalt gewesen sei. Bei Gelegenheit einer Missa aus derselben Zeit, mit welcher Schneider in Wien debutiren wollte, heißt es: „Ich rathe Ihnen nicht dazu, man würde sagen: Wenig zu tadeln, mehr zu loben, aber im ganzen etwas gewöhnlich." Die Zeit hat dieses Urtheil hinlänglich bestätigt. Schneider hält sich in den durch Mozart und Haydn vorgeschriebenen Formen, auch was das Opernhafte in der geistlichen Musik anlangt. Er hat während seines Lebens Mozart, Haydn, Beethoven, Schubert, Mendelssohn-Bartholdy und Schumann aus dem Leben scheiden sehen und dennoch hat er nicht vermocht, die durch Beethoven angebahnten Wege zu verfolgen.

Nun einige Proben von des Verfassers Uebertreibung. Er parallelisirt ohne weiteres seinen Liebling mit den größten Genien. Nach Anführung von Bach's „Passion", Händel's „Messias", Haydn's „Schöpfung", heißt es (S. 92): „Das Höchste auf diesem Gebiete hat uns Schneider im «Weltgericht» dargebracht." Komisch genug fügt der Verfasser sein Lob verringernd hinzu: „und zwar deshalb, weil der Stoff das menschlich-denkbar Erhabenste behandelt". Also hat der Stoff den Componisten mitgenommen! Beim Hall der Todesposaune im ersten Theil des Oratoriums bemerkt Rochlitz, das Unisono von vier Posaunen sei ein Zug wahrhaft Händel's würdig; der Verfasser aber corrigirt: „Wir nennen es einen Zug, wahrhaft Schneider's werth! Der denkende Leser versteht mich." Als Schneider nach Dessau berufen wurde, schreibt der Verfasser: „Er war für Dessau und Dessau für ihn gewonnen. Die Folge wird zeigen, daß der Gewinn für beide von weitreichendsten Erfolgen gekrönt sich herausstellte." Wir zweifeln nicht an der Wahrheit dieses Satzes, aber auch nicht an dem geringen Antheil, den die kleine Residenz auf unsere musikalischen Zustände ausgeübt hat. Der Verfasser zergliedert nun unter obligater Begleitung des Enthusiasmus diese bedeutendste Arbeit Schneider's, sowie andere mehr oder weniger ausführlich, weder der Sache noch dem Manne, dessen Lebensbild er zeichnen wollte, einen Dienst erweisend. Uebrigens sei hier noch bemerkt, wie rasch Schneider arbeitete, da das große dreitheilige Oratorium in seinem Katalog, als vom 6. Januar bis 21. Februar geschrieben, eingezeichnet steht. Wir glauben gern, daß für so blinde Verehrer der Schmerz nicht gering gewesen

sein muß, durch ein so eminentes Talent, wie das Mendelssohn-Bartholdy's war, ihren Liebling in den Hintergrund gedrückt zu sehen, wir erklären uns aus diesem Umstande das übertriebene Lob; für kleinlich und der Manen Schneider's unwürdig, müssen wir aber Anekdoten halten, wie die ist, die zu Ungunsten Mendelssohn-Bartholdy's und zu Gunsten Schneider's von der Leipziger Liedertafel, deren Stifter im Verein mit Limburger bekanntlich Schneider war, berichtet wird. Dergleichen Stückchen schlechtester biographischer Kunst, sowie die nievergessene Aufzählung von Schnupftabacksdosen, Brillantnadeln, kostbaren Ringen und dergleichen gewichtlosen Momenten eines Künstlerlebens hätten wir lieber nie gelesen. Wir verzichten darauf ferner nachzuweisen, wie wenig der Verfasser auch zum Biographen sich eignet und geben dafür lieber Schneider's Leben im Umriß an.

Friedrich Schneider's Aeltern stammen aus Zittau, wo wenigstens der Vater, obgleich zum Schullehrer ausgebildet, anfänglich noch das Handwerk des Großvaters, die Weberei, trieb. Später wurde er Schullehrer in Neugersdorf und hier ward Friedrich Schneider 1786 geboren. Der Vater bemerkte und pflegte früh schon die Anlage seines Sohnes; zwei jüngere Brüder haben sich später auch den Ruf tüchtiger Musiker und firmer Orgelspieler erworben. Zeitig schon vertrat der Knabe seinen Vater an der Orgel, und seine helle Discantstimme bewog den Vater, ihn bei seiner Confirmation am Altar ein Gebet absingen zu lassen. Zu gründlicherer Ausbildung neben der unverkennbaren Befähigung zur Musik bezog Schneider von 1798—1805 das zittauer Gymnasium; die musikalische Bildung, die er dahin mitbrachte verdankte er allein seinem Vater, der selbst früher, körperlich zu schwach zur Weberei, Musik lernte und bei einem Organisten Zittaus, einem Schüler Sebastian Bach's, Namens Trier, Unterricht hatte. Seine ersten Sonaten gab Schneider noch als Primaner 1804 heraus. Von 1805—19 wurde Leipzig seine Wohnstätte, er studirte Humaniora, war aber mit ganzer Seele Musiker, lehrte schon damals seine Kunst, wurde Organist an St.-Pauli, sowie er als ausübender wie schaffender Künstler damals oft auf den Programmen der leipziger Gewandhausconcerte erscheint. Nach kurzer Musikdirectorschaft bei der Seconda'schen Operngesellschaft, die halbjährig in Leipzig und Dresden spielte, wurde er Organist an St.-Thomas, aus welcher Stelle ihn sein „Weltgericht" nach kurzer Zeit schon abrief; Pohlenz wurde sein Nachfolger. Von 1821 an lebte Schneider, wie schon bemerkt, in Dessau, als Bildner vieler geschickter Musiker, allein im Verborgenen, außerhalb der gewaltigen Strömung, die seit der genannten Zeit die Musik bei uns eingeschlagen hat.

2. Der Chevalier Sarti oder musikalische Zustände Venedigs im 18. Jahrhundert. Ein Roman von P. Scudo. Aus dem Französischen übersetzt und mit musikalischen Anmerkungen begleitet von Otto Kade. Dresden, Kuntze. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Name des Uebersetzers gereicht diesem französischen Kunstromane zur Empfehlung. Gewidmet ist derselbe, zum Zeichen großer Liebe und Bewunderung, „dem verehrtesten Meister, G. Meyerbeer", dessen „tiefe und originelle Schöpfungen", die Früchte eines außerordentlichen Genie, vielleicht „später von derselben geschickten Hand des Verfassers eine Schilderung erfahren werden. Es ist dieser Roman ein Stück Kunstgeschichte aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, wie der Titel sagt eine Schilderung musikalischer Zustände in Venedig um die genannte Zeit. Wenn auch dem Gange des Romans kein besonderes Interesse abgewonnen werden kann, vielleicht nicht ohne Grund überhaupt gegen diese Verkleidung der Kunstgeschichte durch das Gespinst eines Romans Protest erhoben werden müßte, so hat das vorliegende Buch doch seine Vorzüge in den Schilderungen oberitalienischer Gegenden und Zustände, namentlich Venedigs, die treu und wahr genannt werden müssen; ebenso wie in der Charakterzeichnung des Abbé Zamaria, eines Mannes, der in der musikalischen Welt allgemein bekannt ist. So wenigstens der Uebersetzer in der Vorrede. An geeigneten Stellen werden nun Excurse eingeschoben, die wol dem stoffbegierigen Leser nicht gerade willkommen sein dürften. So zieht die Cis-moll-Sonate von Beethoven, die gleich zu Anfang besprochen wird, eine kurze Biographie Beethoven's nach sich; S. 380 steht ein Lebensabriß Palestrina's. Man erinnert sich bei dergleichen Abschweifungen an die wißbegierigen Kinder des alten Campe, wenn er, gefragt von ihnen, zur Betrübniß anderer junger Leser sich in Abschweife von Robinson einläßt. Diese Excurse bekunden aber im vorliegenden Buche eine große Kenntniß der musikalischen Literatur, namentlich der deutschen, und geben Zeugniß, daß deutscher Fleiß auch auf diesem Gebiete den Franzosen nicht unbekannt geblieben ist. Die einzelnen Ueberschriften der zehn Kapitel des Romans lassen schon errathen, worauf es abgesehen ist. Das vierte z. B. trägt den Namen: „Farinelli und die Sopranisten"; das siebente: „Die Musik Venedigs", in welchem unter andern ein Stück der alten italienischen Komödie: „Lesbina o la Principessa inamorata", das Werk eines Nachahmers von Gozzi, geschildert wird. Im fünften Kapitel wird in der Fahrt nach Murano das bekannte Lagunenfest mit dem Bucentauro beschrieben. Der Verfasser selbst meint, daß Liebe, Kunst und Poesie sich in seinen Schilderungen unaufhörlich durchkreuzen und sich miteinander vermengen sollten. Das führt uns zu einer kurzen Angabe des Ganges, welchen der Roman nimmt. Bei einem Weihnachtsfest, das die Bewohner des kleinen Ortes La Rosà im venetianischen Gebiete feierten, zog der junge Sarti, der Sohn einer Witwe, beim Vortrag eines zur Ceremonie gehörenden Weihnachtsliedes von Lotti, die Aufmerksamkeit einer venetianischen Patricierfamilie auf sich. Die Tochter Marco Zeno's, eines hochangesehenen Senators von Venedig, die schöne Beata war es, auf deren Verwendung der junge Sarti nach Cadolce, das eine Stunde von La Rosà auf der schönen Straße von Padua nach Bassano lag, kam. Dort verbrachte der Senator auf seiner reizenden Villa die Sommerzeit und sein Haus war ein Tempel der Kunst und

der Bildung. Sein Secretär, der Abbé Zamaria, wird der Führer und Lehrer Sarti's. Obschon Beata älter als Sarti ist, so entspinnt sich doch eine Liebe zwischen beiden, begründet namentlich auf das Band, das die Musik um beide flocht, denn der junge Sarti zeichnete sich bald durch sein Talent in dieser Kunst aus. Obschon der alte Zeno seinen Schützling liebte, so kam es ihm doch keineswegs in den Sinn, dem armen Bauernsohn die einzige Tochter zu geben. Beata wird im Gegentheil einem jungen Patricier verlobt. Dieses Misgeschick treibt den jungen Sarti der Partei zu, die, vom Freiheitsschwindel der Französischen Revolution erfaßt, in Venedig rasch ersteht. Er wird als Gegner des alten vermorschten Patricierwesens sogar gefangen, durch Beata's Verwendung aber befreit, die endlich am gebrochenen Herzen, aber versöhnt mit Sarti, gerade zu der Zeit stirbt, als die Ankunft der französischen Armee im Jahre 1797 der alten Republik Venedig ein Ende macht. Sarti liebt außer der Beata auch eine junge Sängerin vom Theater San-Benedetto, die Vicentina hieß und benutzt wird, um die nöthigen Verbindungen mit damals renommirten Musikern herbeizuführen. Sie war hervorgegangen aus der Schule der Mendicanti. Von Seite 166 an kann man die interessante Beschreibung dieser Erziehungsanstalt verlassener Mädchen nachlesen. Das Buch verdient trotz seiner romanhaften Fassung nicht übersehen zu werden; ein Index würde seine Brauchbarkeit vermehren.

In Gerber's „Tonkünstler-Lexikon" heißt Sarti mit dem Vornamen Giuseppe, im Roman Lorenzo. Bei Gerber fällt seine Geburt zu Faenza um 1730; in den achtziger Jahren traf ihn Mozart in Wien und nannte ihn einen biedern, rechtschaffenen Mann, dem er viel vorgespielt habe (Jahn, III, 403). Sein Ruf als Operncomponist war groß. Er starb 1802 in Berlin, nachdem er 18 Jahr in russischem Dienste gestanden hatte. Diese Zeitverhältnisse wollen nicht ganz zum Roman passen. Im Jahre 1784 ging Sarti nach Rußland und 1782 war er schon der gefeiertste Componist Italiens.

3. Ludwig van Beethoven, Leben und Schaffen. Von Adolf Bernhard Marx. Zwei Theile, mit Beilagen und Bemerkungen über den Vortrag Beethoven'scher Werke. Berlin, Janke. 1859. Gr. 8. 4 Thlr.

Eine Biographie Beethoven's besitzen wir noch nicht, so stark auch der Wunsch seiner zahlreichen Verehrer danach drängen mag und auch das vorliegende Buch erfüllt diesen Wunsch nicht. Der Name des Verfassers ist hinlänglich bekannt; niemand wird ihm den Ruf eines Kenners unserer großen modernen Musikepoche streitig machen können, er hat sich als solchen vielfach bewährt, und auch diese Arbeit über Beethoven wird nur dazu beitragen, diesen guten Klang seines Namens zu verstärken. Ein langjähriges, getreues Studium der Werke Beethoven's hat ihm eine Bekanntschaft mit dem Verfahren des großen Mannes verschafft, für deren Veröffentlichung das Publikum sicher nicht gleichgültig bleiben konnte und auch nicht gleichgültig geblieben ist; das Buch des Verfassers gehört zu den interessanten Neuigkeiten unserer musikalischen Literatur. Auf dem Titel steht „Leben und Schaffen Beethoven's", es scheint aber, als ob von diesen zwei Seiten nur eine das Hauptaugenmerk des Verfassers gewesen sei, indem die Darstellung des Lebensgangs Beethoven's hinter der gebotenen Zergliederung seiner Werke zurückbleibt. Was diese letztere betrifft, so bekundet sie in allen, die Technik des Meisters angehenden Auseinandersetzungen den trefflichen Musiker und genauen Forscher; allein wo es darauf ankam, die Entwickelung des Jünglings, der sich noch an Muster lehnt, zum selbständigen Manne unter Einwirkung eines traurigen Schicksals, das ihn auf der Schwelle ins Mannesalter schon ereilte, sozusagen an der veränderten Physiognomie seiner Werke nachzuweisen, folgt man vorsichtiger den Anschauungen des Verfassers, die nur allzu sehr durch eine phantastische Schreibweise und durch vielseitiges Wissen ihres Vertreters blenden können. Von dem Mozart-Haydn'schen Standpunkt Beethoven's heißt es wol, daß er ein „anmuthiges Spiel", aber ohne tiefere Bedeutung sei, eine „bestimmende Idee", wüßte man nicht nachzuweisen. Vom spätern, reifern Standpunkt muß man hören, jetzt schwebe Beethoven stets eine bestimmte Idee vor, weshalb (I, 275) neben der Ueberschrift „Eroica" noch das Wort „Idealmusik" erscheint. Von jetzt an beginnt die traurige Manie, auslegen zu wollen, heutzutage eine Mode- und Lieblingsbeschäftigung solcher Musiker, denen der Quell eigener Schöpferkraft nur schwach fließt oder versiegt ist. Von diesem Irrthum befangen findet auch streng genommen zwischen dem Verfasser und andern Auslegern kein eigentlicher Unterschied, sondern nur nach dem Maße der Bildung und Geistreichigkeit ein gradweiser Unterschied statt. Sie verfallen alle mehr oder weniger offenbaren Thorheiten; der Geist der Musik straft sie, indem er ihrem musikwidrigen Unternehmen das Schlimmste, was es gibt, ein Gelächter zum Lohne werden läßt. Das ganze Unheil erwächst aus der Vorstellung von einem Inhalt der Musik außer ihrem rein musikalischen Gehalte, zu welchem Irrthum hingeworfene Aeußerungen Beethoven's selbst mögen Veranlassung gegeben haben. Wir glauben nicht, daß die Augenblicke, in denen Beethoven post festum Enthüllungen über das Verfahren in der geheimen Werkstätte seiner Phantasie versuchte, zu den maßgebenden Orakeln weder für ihn noch für andere werden dürfen. Diese Bestrebungen stehen zu einsam und unangebaut da; aus der Idee, seinen Sonaten eine Art Commentar beigeben zu wollen, ist nichts geworden, es war ein hingeworfener, nicht zur Reife gediehener Gedanke, der seine Erklärung leicht in dem Wunsche Beethoven's findet, seinen Zeitgenossen auch noch in anderer Weise als in Tönen die jedesmalige Stimmung, die beim Schaffen herrschte, die Anschauungen und Erfahrungen, unter deren Einfluß er schuf — und Beethoven besaß ein hohes Selbstgefühl — zugleich mitzutheilen. Gewiß nicht in der irrthümlichen Voraussetzung, diese Stimmungen, Anschauungen und Erfahrungen, deren starre Daguerreotype in Tönen schon niedergelegt waren, noch

einmal im Wort hinzuzufügen; denn die wenigsten unter ihnen und sicher nicht die bedeutsamsten unter ihnen mögen rein musikalischer Natur gewesen sein. Freilich heutzutage ist es möglich geworden, alles durch Musik zu verdolmetschen. Ob Beethoven wol die noch zu seiner Zeit erschienene Composition gekannt hat, die eine Feuersbrunst in Wien darstellte? Die Töne bemühten sich vor allem viel Qualm, dann die Noth der Brennenden, den Muth der Rettenden, das Ankommen der einzelnen Spritzen und zum Schluß den Erzherzog zu malen, der eigenhändig eine Spritze dirigirte und den Brand löschte. Idealmusik! Nur ein Beispiel. Die Unbeugsamkeit in Beethoven's Natur, seine vereinsamte Existenz, unterstützt durch das Wesen der Musik selbst, die vor allen Künsten ihre Jünger zur Freiheit erzieht, nährte in Beethoven republikanischen Sinn; Napoleon schien ihm ein Verkünder dieser echten Freiheit; daß er auch an ihn in der „Eroica" gedacht hat, sagt Beethoven selbst, auch daß er sich über ihn getäuscht hat. So weit und nicht einen Schritt weiter ist man berechtigt zu gehen. Der erste Satz und der Trauermarsch sind unverkennbar unter dem Einfluß dieser Stimmung geschrieben, das Scherzo und der letzte Satz erinnern nicht mehr an diese Idee, obschon wir annehmen müssen, daß sie in derselben Zeit entstanden sind. Wer, frage ich, wäre aber kühn genug, sich an die Deutung im einzelnen zu wagen, die Beethoven am wenigsten würde zugegeben haben?

Den Unterschied der Jünglingszeit Beethoven's und seiner Mannesperiode könnte man im Sinne des Verfassers und so manches andern etwa mit dem bezeichnen, was der Mathematiker reine und angewandte Mathematik oder der Arithmetiker das Rechnen mit unbenannten und benannten Zahlen nennen würde. Man könnte vielleicht die Werke beider Epochen mit dem Namen bedeutungsloser und bedeutender Musik belegen. Welcher Musiker möchte aber eine solche Bezeichnung jemals zugeben! Offen gestanden, wissen wir weder was in den heitern Werken des Jünglings Beethoven, noch was in den ernsten Werken des Mannes verborgen liegt. Es ist eben das Leben einer musikalischen, hochbegabten Seele, die sich in Tönen ausspricht; die Tiefe ihrer Empfindung macht, daß sie so vielen von Bedeutung werden konnte und ein guter Psycholog würde den Jüngling und den Mann Beethoven im Charakter seiner Werke, nach den Grundzügen, die beiden Lebensabschnitten eigen zu sein pflegen, immer wiedererkennen, gesetzt dies wäre bei dem Musiker von besonderm Interesse. Ja, besäßen wir durch Beethoven selbst jeden Fortschritt, jeden Wendepunkt seines innern Lebens, jeden epochemachenden Eindruck aufs genaueste aufgezeichnet und lief daneben ein Verzeichniß seiner Compositionen, die unter der Herrschaft jener Eindrücke von ihm hervorgebracht wurden — was nicht heißt, durch jene Eindrücke hervorgebracht — so wären wir auf derselben Stelle, auf der wir jetzt stehen; wer nämlich getraute sich die Nothwendigkeit des musikalischen Ausdrucks für die Stimmung nachzuweisen? Dazu fehlt uns jede Handhabe; aber nur in diesem einzigen Falle könnten Deutungsversuche der Art, wie sie der Verfasser und andere vielfach unternommen haben, Anspruch auf Wahrheit machen; nur unter dem Nachweis, daß die Idee und ihr Ausdruck oder Abdruck in Tönen in einem nothwendigen Zusammenhange stehen, wäre es möglich, den Ideen des Mannes Beethoven in seinen Werken nachzugehen; ja wir müssen die Möglichkeit und Thunlichkeit selbst bei Angabe des ungefähren Inhalts von seiten des Componisten, wie bei der „Eroica", „Pastorale" und andern bestreiten. Die einzige Idee, die wir dem Musiker zugestehen und nach der er arbeitet, ist die Idee, die er von seinem eigenen Dasein hat; die Gefühle, die in ihm lebendig werden, wenn er sich selbst empfindet, sind seine Sonaten und Symphonien; es ist eben „Wahrheit und Dichtung", aber wohl zu merken auf einem Gebiete, auf welchem mit ausgesonnenen Philosophemen nichts ausgerichtet wird, weder vor dem Schaffen noch nachher.

4. Beethoven, seine Kritiker und seine Ausleger. Von A. Ulibischeff. Aus dem Französischen übersetzt von L. Bischoff. Leipzig, Brockhaus. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Auch eine Verirrung kann interessant sein, dies beweist die andauernde Theilnahme, die sich Ulibischeff's Arbeit über Beethoven, sowol in französischer wie in deutscher Sprache erhalten hat. Der Verfasser ist seit dem Erscheinen dieser seiner zweiten berühmten Arbeit heimgegangen und es ist somit unmöglich geworden, ihn durch Darlegung seiner Irrthümer zu einer angemessenern Beurtheilung Beethoven's zu veranlassen, was wünschenswerth gewesen wäre, da ihm die Gabe feiner Beobachtung verliehen gewesen ist. Allein ein Fingerzeig für deutsche Leser scheint nicht unangemessen. So wie jetzt die Sachen liegen, sieht man, daß gewisse vorgefaßte Meinungen den Verfasser verhinderten, in den Geist der spätern Beethoven'schen Werke einzudringen; ja gerade das, was jenen Werken ein so eigenthümliches Gepräge gibt, gerade das ist es, welches ihm, unter der vorgefaßten Meinung, der taube Beethoven sei nicht mehr zurechnungsfähig gewesen, den Genuß und das Verständniß derselben erschwert oder geradezu unmöglich macht. Unleugbare Härten, die auch schon frühere Werke sporadisch zeigen, empfindet er nur als solche, z. B. den Themaeintritt im ersten Satz der „Eroica", oder den Uebergang aus dem dritten Satz der C-moll-Symphonie in deren letzten Satz; für derartige Wendungen, die echt Beethovensch bleiben werden, steht ihm nur der Ausdruck Chimäre oder „Vorbereitung eines Effects" zu Gebote. Die Beurtheilung des zweiten und letzten Satzes der C-moll-Symphonie (des letztern unter Berlioz' Vorgang) ist zu schief und dem thatsächlichen Eindruck zu widersprechend, als daß sie einer Widerlegung werth wäre. Es ist ärgerlich, daß Beethoven fast mit jedem reifern Werke öfter der „Chimäre", der Grimasse verfällt. In der Pastoralsymphonie liegt dieses Unding im Anfang des Finale, wo der nach unserm Dafürhalten eine weit ausgebreitete, selige Ruhe nach dem Gewitter schildernde C-dur-Accord, mit untergebreitetem Baß-F, dem Ver-

fasser die bedauerlichste Erscheinung ist. Dergleichen „furchtbare Mistöne“ hat auch das Andante der Pastoralsymphonie. In der A-dur-Symphonie, die von ihrer ersten Schwester 13, von der sechsten 5 Jahre, also ziemlich weit von den frühern entfernt liegt, wächst diese Chimäre so stark, daß sie nicht mehr ausnahmsweise auftritt. Die harmonischen und rhythmischen Freiheiten sind jetzt schon erstaunlich, das soll heißen entsetzlich. Der zerbrochene (verhauchende) Rhythmus des Schlusses vom zweiten Satz, Andante aus A-moll, „macht ihn weinen vor Bedauern“. Welche Verkehrtheit! Wir Deutsche empfinden gerade in Beethoven's Kunst, den Schluß zu bauen, eine Gewalt, die vielleicht nur noch an eine ähnliche Kraft in Shakspeare erinnert, aber nichts von Chimäre. Der dritte Satz wirkt wie „Nadelstiche“ auf seine Ohren, durch seine antiharmonischen Accorde des ersten Theils. Gewisse Stellen des letzten Satzes der A-dur-Symphonie auf Cis-moll berechnet „schinden“ die Ohren. Wenn diese Ausdrücke nicht den Respect zu stark verletzten, der einem Genie wie dem Beethoven's gebührt, so könnten sie vielleicht Heiterkeit erwecken. Dergleichen Würze macht aber dieses russische Gericht pikant. In der achten (humoristischen) Symphonie gibt es „eine italienische Opernmelodie ohne Cadenz“, auch sonst noch Chimären, aber „maskirte Chimären“, die er gut kennt. Die schließende „Bettelcadenz“ des zweiten Satzes und anderes mehr bringt ihn auf den Gedanken, Beethoven habe Rossini parodiren wollen!! Das Cis im achtzehnten Takt des letzten Satzes ist eine „Schreckensnote, eines Verrückten nicht unwürdig.“ Es ist begreiflich, daß Ulibischeff am ungünstigsten von den letzten Werken Beethoven's spricht, doch lehnt er sich hierbei stärker als sonst an Berlioz und Fétis, in dem dunkeln Gefühle, einer so gigantischen Erscheinung gegenüber der David nicht zu sein, der den tödlichen Stein in die Stirn des Gegners schleudern könne.

Wir schließen unsere Anzeige mit der Bemerkung, daß des Irrthümlichen in der Arbeit Ulibischeff's zu viel vorhanden ist, um an den richtigen Beobachtungen über Beethoven eine ungetrübte Freude zu haben. Wir haben als Beispiel, wie der Verfasser mit Beethoven'schen Werken verfährt, nur einiges in Betreff der Symphonien herausgehoben, das ganze Buch ist aber voll von exegetischen Thorheiten; daneben zieht sich eine fortlaufende Polemik gegen die Schrift von Lenz: „Beethoven et ses trois styles.“ Beide Herrn sind Antipoden, Lenz ist begeisterter Lobredner Beethoven's und Ulibischeff ein respectloser Tadler. Im Anhang des Buchs kehrt sich Ulibischeff noch ganz besonders gegen die „Adepten“, d. h. wol gegen die übertriebensten Verehrer Beethoven's unter uns, die aus jeder Note Gold machen wollen; ferner gegen seine „Ausleger“, die, so scheint es, ihm eine etwas besonnenere Gattung Beethovenfreunde, aber immer noch verblendet genug sind. Hierbei bemerken wir, daß Ulibischeff selbst das komischste Beispiel sogenannten Auslegens der Musik gibt; man vergleiche nur seinen Commentar zur „Eroica“, die er immer noch mit Wärme behandelt. Endlich zollt er der kühlen Kritik, die in den Briefen des „Wohlbekannten“ herrscht, sowie dessen „Fliegenden Blättern über Musik“ seinen Beifall. Die Uebersetzung ist vortrefflich und schwerlich merkt man den französischen Text noch durch. 14.

Biedermann's Wissenschaftslehre.

Die Wissenschaft des Geistes von Gustav Biedermann. Der Wissenschaftslehre zweiter Theil. — A. u. d. T.: Die Lehre des Geistes. Leipzig, Teubner. 1858. Gr. 8. 3 Thlr.

Als wir den ersten Theil des soeben angezeigten Werks, welcher „Die Lehre vom Bewußtsein“ enthält, in Nr. 36 d. Bl. f. 1857 besprachen, konnten wir dem Inhalte desselben aus äußerlichen Gründen keine tiefer eingehende Prüfung zu Theil werden lassen. Auch wollte es uns damals bedünken, als ob die mannichfachen und nicht unwichtigen Eigenthümlichkeiten des darin verfolgten Entwickelungsgangs es nicht nur thunlich, sondern auch räthlich erscheinen ließen, fürs erste von einer speciellern Kritik Umgang zu nehmen: thunlich, insofern die Auseinandersetzung des Bewußtseins im ganzen und großen unverkennbar auf die Ergebnisse der Hegel'schen Philosophie gegründet war; räthlich aber, insofern wir Bedenken tragen mußten, aus zerstreuten Andeutungen auf die ganze Tragweite des kühnen wissenschaftlichen Unternehmens zu schließen, dessen Resultate in dem uns gegenwärtig beschäftigenden zweiten Theile des Werks niedergelegt sind.

Bei der großen Masse des von uns zu bewältigenden Stoffs müssen wir jetzt von der Beantwortung der sich zunächst aufdrängenden Frage absehen, inwiefern die von uns dort ausgesprochene Erwartung, daß in dem Plane des Verfassers nicht weniger als eine völlige Reconstruction des philosophischen Idealismus liege, bisher in Erfüllung gegangen ist. Wir glauben unsere Aufgabe richtiger aufzufassen, wenn wir uns vorerst auf eine gedrängte Inhaltsangabe des Werks beschränken und den Leser dadurch zu einem selbständigen Urtheile in den Stand setzen. Steht uns dann noch einiger Raum zu Gebote, so werden wir nicht verfehlen kurz darauf hinzudeuten, welche Verdienste sich der Verfasser um den Ausbau der philosophischen Wissenschaft erworben hat, und welche Bedenken uns gegen die Begründung der von ihm erzielten Resultate beigehen. Nur die zum Verständniß des Nachfolgenden unumgängliche Bemerkung wollen wir noch vorausschicken, daß die vom Verfasser in Anwendung gebrachten Kategorien, insbesondere die der Erinnerung, Vorstellung, Erkenntniß, Gewißheit, des Bewußtseins und Gedächtnisses, des Begriffs, Urtheils und Schlusses, der Idee, des Wissens und des Ichs, des Verstandes, der Vernunft und des Geistes, nicht im Sinne des allgemeinen Sprachgebrauchs oder im Sinne der gemeinen Logik und Metaphysik, sondern theilweise in dem des Hegel'schen Systems, zumeist aber in einem eigenthümlichen, durch den Zusammenhang der Entwickelung bestimmten Verstande zu nehmen sind.

Es war das Bewußtsein, ausgehend von dem Gegensatz der Sinne und Dinge, zunächst als Empfindung aufgetreten und hatte sich, durch die Wahrnehmung vermittelt, in der Erfahrung als sinnliches Bewußtsein zum Abschlusse gebracht. Vollkommen parallel mit diesen Begriffen gingen nun auf dem Gebiete der Uebersinnlichkeit die Begriffe der Erinnerung, der Vorstellung und der Erkenntniß, indem dort der Gegenstand, hier das Bild, das Zeichen und der Name den besondern Inhalt des Bewußtseins ausmachte. Sinnlichkeit und Uebersinnlichkeit vermittelten sich hierauf, und zwar durch Bethätigung bereits stattgehabter Thätigkeit, in den Entwickelungsstufen des Gefühls, der Besinnung und der Gewißheit zum Bewußtsein, welches, seine Unterschiede mittels des Gefühls und der Besinnung in eine schließliche Begriffseinheit zusammennehmend, als Selbstbewußtsein erschien.

Da das Bewußtsein nicht über sich hinauskann, so muß das Denken seinen Ausgangspunkt rückwärts hinter den Dingen und Sinnen in dem Begriffe des Etwas suchen und dieses im

Unterschiede des Nichts als das Dasein bestimmen, aus welchem fernerhin durch die Vermittelungsbegriffe des Bestehens einerseits und des Vergehens und Entstehens andererseits der Begriff des Werdens herausgesetzt wird. Dasein und Werden vermitteln sich wieder ihrerseits im Begriffe des Seins, welches in der Wirklichkeit und im Schein auseinandergesetzt und durch diese zum Wesen, als dem nicht Scheinenden und doch Seienden, abgeschlossen wird. Bezieht man nun die so gewonnenen Kategorien des Seins und Wesens auf die Begriffe des Bewußtseins und des Denkens, so erscheint das letztere als das Wesen des erstern und das erstere als der Grund des letztern, mithin dieses als Thätigsein, jenes als Bethätigung: das Denken ist die vom Selbstbewußtsein sich losreißende und als dessen Selbst sich bethätigende Eigenthümlichkeit. Es geht aber dasselbe aus dem Bewußtsein hervor, indem es mehr an Namen als an Vorstellungen sich hält, und als den Inhalt des Bewußtseins namentlich in sich enthaltend heißt es Gedächtniß. Insofern diese Namen aber nicht mehr einzeln und in zufälliger Aufeinanderfolge auftreten, sondern in wechselseitiger Beziehung aufeinander ihrem Inhalte nach auseinandergesetzt werden, erscheinen sie als Gedanken. Und da dem Gedanken nicht nur das Gedächtniß für seinen Inhalt bleibt, sondern derselbe auch vermittelter Inhalt des Gedächtnisses geworden, gedacht worden ist, so hat sich das Denken schließlich noch als der gedachte Gedanke bethätigt.

Allein wie das Bewußtsein, so bleibt auch das Denken schließlich nur unmittelbar, weil es sich so wenig wie dieses über das von ihm gebrauchte Hülfsmittel, die Sprache, Rechenschaft gegeben hat. Erst mit dem Begriffe, welcher den durch das Denken auseinandergesetzten Inhalt von Vorstellungen in Namen zusammenfaßt, wird jene Unmittelbarkeit überwunden, damit aber auch der Bereich des Denkens schon überschritten. Diese Zusammenfassung ist jedoch zunächst blos eine äußerliche: hinsichtlich des auseinandergesetzten Gedankeninhalts erscheint der Begriff nur als Inbegriff und hinsichtlich seines Mangels an eigenthümlichem Gehalte als bloßer Begriff. Wahrhaft selbstständig wird derselbe erst dadurch, daß er ursprünglichen Gedankeninhalt als seinen eigenen mittheilt, also im Urtheile, d. h. genauer bestimmt, in derjenigen Begriffstheilung, welche die beiden Grundbestandtheile eines jeden Begriffs, sowol den mittelbar vom Bewußtsein, als auch den mittelbar vom Denken herstammenden, jeden für sich als Begriff heraussetzt. Wie aber früherhin der Begriff dem Gedankeninhalte gegenüber bethätigt wurde, so wird nun auch das Urtheil seine Begriffe auf dem Wege der Unterscheidung und Vergleichung durch den Schluß in einem dritten Begriffe vermitteln. Solange indeß die Begriffe einander nur unmittelbar gegenübergestellt werden, solange kann der dadurch erzielte Schluß des Begriffs noch nicht für einen vollgültigen Schluß angesehen werden; erst wenn, ähnlich der Entstehungsweise des ursprünglichen Begriffs, jeder der Begriffe des Urtheils in einem eigenthümlichen Urtheile auseinandergesetzt, jedes dieser Urtheile sodann in einem besondern Begriffe abgeschlossen, diese Begriffe als Theile eines weitern Urtheils nachgewiesen und zuletzt wieder durch einen Begriff abgeschlossen werden, entspricht dieser Schluß, als Schluß des Urtheils, einigermaßen der Bedeutung des Schlusses. Vollkommen entsprechen wird er derselben nicht eher, als bis der abschließende Begriff, als Schlußbegriff, die letzte noch übrige Unmittelbarkeit innerhalb des Schlusses beseitigend, auch noch die zwei Urtheile, das ursprüngliche und das erweiterte, unterscheidend und vergleichend zusammenschließt und sich selbst diesem Inhalte gemäß in einem besondern Urtheile ausspricht. Innerhalb dieser wesentlichen und unabänderlichen Schlußform kann dann, sowol dem Inhalte als auch dem Ausdrucke nach, der Schluß, sowie auch schon das Urtheil, mannichfaltig unterschieden werden.

Aber auch in den umfassendsten und vermitteltsten Schlußbegriff muß der Beginn irgendeines andern hineingereicht haben, wenn ein Abschluß überhaupt möglich sein soll. Nur der durch sich zweckerfüllte Inbegriff alles Wissensinhalts, welchem mehr oder weniger die Idee entspricht, hätte als der alleinige bethätigt werden können. Die Idee, eine andere Entwickelungsstufe desselben Wissens als der Begriff, unterscheidet sich von diesem nicht blos durch einen größern Umfang des Inhalts, sondern hauptsächlich durch das ihr eigenthümliche Bewußtsein von der Unendlichkeit des Inhalts oder doch der Möglichkeit unendlicher Vermittelungsweise eines begrenzten Gehalts, und durch den Trieb, diese Unfertigkeit zu überwinden. Die Idee ist ihrem Umfange nach ein Gattungsbegriff, ihrem Inhalte nach aber eine unendliche Gliederung von Artbegriffen, welche alle nach einem Begriffe, als nach ihrem Brennpunkte, hinstreben.

Da dem Begriffe kein Inhalt näher gelegen hat als die eigene Ausdrucksweise, so kann die Idee zunächst gar nicht anders bestimmt werden, denn als Begriff des Satzes, dessen Inhalt nicht blos die Entwickelung des Satzes, die Satzbildung, sondern auch die ursprünglichste Geltung desselben innerhalb des Denkens, die Denkgesetze, und die dem Begriffe entsprechende Anwendung des Satzes, die begriffsgemäße Auseinandersetzung, ausmachen. Was nun zunächst die Satzbildung anbelangt, so beginnt diese durch Heraussetzen von Wörtern aus Namen. Nachdem zuerst der Eindruck der Dinge auf die Sinne durch Empfindungslaute bezeichnet worden war, entstanden der Wahrnehmung zufolge andere den Gegenständen abgelauschte Laute, die, schon beweglicher und gegliederter, zum Theil nur den Beweggrund anderweitiger Wortbildung ausgemacht haben. Die Namen sind somit vor allen andern als Gegenstandswörter, und erst nach Beobachtung der Bewegung an diesen als Zeitwörter bestimmt worden, und jedes von beiden wird nunmehr zu einem besondern Anhaltungspunkte für die weitere Entwickelung der Wortbildung. Indem zuvörderst eine erkenntnißvolle Wahrnehmung die nähere Beschaffenheit des Gegenstandes unterscheidet, entsteht aus dem Hauptworte das Beiwort. Indem weiterhin die besondern Bilder der Erinnerung als allgemein eingebildet und sodann diese als Zeichen vorgestellt werden, schafft auch die Sprache einfache, zusammenfassende Wortzeichen, die Fürwörter, wodurch zugleich die Person dem Gegenstande gegenüber wie zum Worte, so auch zum Namen kommt. Der gleiche Zweck der Vereinfachung und größern Beweglichkeit führt endlich auch zur Bildung des Zahlworts, welches sowol dem Gegenstande als auch der Person gegenüber das letzte Wort bleiben wird, da ja innerhalb desselben alle Unterschiede jener getilgt sind. In analoger Weise gründen sich auf das Zeitwort drei andere, allerdings bei weitem nicht in so nahem, ausschließlichem Zusammenhange damit stehende Wortklassen: das Nebenwort, entsprechend dem Beiworte; das Vorwort, welches, ähnlich dem Fürworte, ganz allein das Zeitwort zu bedeuten und zu ersetzen vermag; endlich das Bindewort, welches nicht nur weitläufigsten, zusammengesetztesten Inhalt verbindet, sondern denselben auch als in Theile unterschieden auseinander hält. Darin, daß weder Laut- noch Wortbildung trotz der mannichfaltigsten Beziehung jedes einzelnen Lautes und Wortes es zu einem allumfassenden Ausdrucke bringt, ist neben der unbegrenzten Entwickelungsfähigkeit des Begriffs auch die für alle Zeiten unüberwindlich bleibende Unfertigkeit desselben angedeutet.

Der nächste sprachliche Fortschritt mochte der sein, daß man aufeinander bezügliche Gegenstände zur bestimmtern Unterscheidung von ähnlichen in der Benennung zusammenbrachte, indem man Gegenstandswörter mit andern Wörtern zusammengesetzte. Werden nun solche zusammengesetzte Wörter wieder zerlegt, so bleibt den einzelnen Wörtern ihre inhaltliche Vermittelung, welche auf die Möglichkeit einer weitern Auseinandersetzung zusammengehöriger Worte hinweist. Die wahre Auseinandersetzung des inhaltsvollen Wortes konnte aber erst geschehen, als das Vorstellen zum Denken geworden war. Da nämlich das Denken an den Gegenständen das Dasein von dem Werden, die bleibende Wirklichkeit von dem beweglichen Scheine unterscheidet, so bestimmt es auch im Ausdrucke den Namen als ein Setzendes, das wieder ein Anderes, und zwar sein wesentlich Anderes, aus sich herausgesetzt hat. In dieser Auseinandersetzung von Worten zu einem Gedanken besteht nun der Begriff des Satzes, der somit nothwendig zwei, durch Gegen-

stands- und Zeitwort ausgedrückte Hauptbestandtheile aufzuweisen hat. Der Begriff des Satzes kommt aber gleich dem Begriffe der Sprache; der Satz ist die höchste Entwickelungsstufe der Sprache und das letzte Mittel des Sprechens und Denkens.

Wiefern aber der Gedanke im Satze seinen Inhalt auseinandersetzt, diese Frage muß erst durch die die Urtheilsentwickelung des Begriffs begründenden Denkgesetze gelöst werden. Der Satz der Gleichheit, A ist A, bildet den Ausdruck des im Begriffe stecken gebliebenen Urtheils, der nichts anderes zu sagen weiß, als daß etwas ist, und ist was es ist, obgleich damit stillschweigend ausgedrückt wird, daß ein anderes etwas anderes ist. Deshalb erscheint es denn auch geradezu denkwidrig, den Satz des Unterschieds oder Widerspruchs unter der Formel A ist nicht A auszudrücken: derselbe lautet vielmehr A ist nicht B und nähert das Setzende, dessen Sichselbstgleichheit gewissermaßen mit beweisend, unmittelbar seinem Begriffe. Allein in der Unendlichkeit des möglichen Widerspruchs liegt der Hinweis, von solchem äußerlichen Unterscheiden abzusehen und sich dem Aufsuchen von Unterschieden in sich selbst zuzuwenden. Dies geschieht im Satze der vermittelnden Einheit: A ist a und z, wo der Begriff in seine Theile aufgelöst ist, deren jeder im wechselseitigen Unterschiede und Vergleiche anderer als ein besonderer Begriff besteht, und diese ihm eigenthümlich gewordenen Begriffe als unmittelbar mit ausgesprochen oder durch weitere Vermittelung angedeutet in sich aufgehoben hat. Er ist das wissenschaftlich gewordene Gesetz, entgegengesetzteste Begriffe dennoch auseinander bezogen, Begriffe von gleicher Geltung dennoch als unterschieden, jeden Begriff seinem Inhalte nach als unterschiedenen, andererseits aber auch als aus ähnlichen Theilen bestehend zu wissen und auszusprechen.

Wie durch die Denkgesetze die Urtheilsfällung, so wird durch die begriffsgemäße Auseinandersetzung das nicht mehr in einzelnen Sätzen, sondern in der Verbindung solcher vollzogene Schlußverfahren bethätigt und begriffen. Indem nämlich das Denken, welches das Vorhandensein der Dinge bisher ohne weiteres auf das Zeugniß des Bewußtseins hin angenommen hatte, sich von dem bedingungsweisen Verhalten derselben überzeugt, spricht es diese gegenseitige Abhängigkeit je zweier Gedanken in der Voraussetzung (Hypothese) aus: wenn B ist, so ist auch C. Da aber das Denken nicht in endlosen Bedingungen verlaufen kann, so stellt es das ursprünglich Vorausgesetzte als das aus einem andern Folgende hin, und zwar thut es dies im Grundsatze (Axiom): B ist, weil A ist. Das solchergestalt Vorausgesetzte und Begründete endlich vermittelnd in sich zusammenzunehmen ist Aufgabe des Schlußsatzes (Definition): folglich ist auch C, und B und C ist, weil A ist; eines Satzes, der freilich jedesmal schon die Keime einer neuen Begriffsentwickelung in sich trägt. Mit der begriffsgemäßen Auseinandersetzung kommt erst der eigentliche Abschluß des Denkens durch das Wissen zu Stande, indem der Begriff des Denkens sich als begriffsgemäßes Denken erweist. Zugleich ist der Begriff als gesetzt und abgeschlossen ein anderer geworden: ist der auseinandergesetzte, in Sätzen ausgesprochene Begriff, welcher, als Hauptbegriff den andern zu Grunde liegend, schon als Idee erscheint.

Zunächst freilich nur dem Ausdrucke nach; wird sie nunmehr ihrem Inhalte nach, d. h. nach dem, was sie Eigenthümliches begriffsgemäß gedacht hat, in Betracht gezogen, so kommt sie als der Begriff des Wissens zum Vorschein, durch dessen Bethätigung erst das unmittelbare Verhältniß des Begriffs und der Idee gelöst wird. Nunmehr stellt es sich nämlich heraus, daß das Denken gar nicht anders als durch den stillen Einfluß des Wissens zum Begriffe gelangen konnte. Der Begriff ist somit der allererste Anfang des Wissens; er ist aber auch im Urtheile und Schlusse das Entwickelungsmittel und, im Unterschiede des in ihm unbefangen thätigen Wissens, zugleich von vornherein Zweck desselben, und muß aus allen diesen Gründen als Grund und Wesen (Princip) des Wissens bestimmt werden. Die Art und Weise (Methode) des Wissens aber, aus dem Begriffe mittels des Urtheils zum Schlusse zu kommen, aus welcher die Denkgesetze abgezogen werden, beruht ganz einfach auf deren Uebereinstimmung mit dem Naturgesetze, daß das Eine, auf sich selbst beruhend, ins Unendliche sich scheide, die Geschiedenen aber immer wieder in sich zusammennehme, nur daß hier das Ganze neben seinen Theilen nicht fortbesteht und das aus diesen etwa neu entstandene Ganze frühere Bestandtheile nicht nur auseinander fallen, sondern auch geradezu herausfallen läßt, während das Wissen in jedem neu gewonnenen Begriffe, zufolge erweiterter Auseinandersetzung und gesteigerter Vermittelung, alle frühern Entwickelungsbestandtheile zusammenhält und von jeder unmittelbaren Aufnahme fern bleibt. Daher kommt es denn, daß zwar auch der Wissenschaft die in der Natur geltende Zweitheiligkeit zu Grunde liegt, daß aber die Dreitheiligkeit die maßgebende Eintheilung ist, welche sich bei selbständiger Heraussetzung des Schlußbegriffs wieder als Viergetheiltheit zu bethätigen vermag. Da aber diese Gesetze im einzelnen eine mannichfaltige Beziehungs- und Auslegungsweise zulassen, so ist das Wissen um so weniger sklavisch daran gebunden, als es gerade in bewußtloser Gesetzbefolgung das letzte Beweismittel hat, vom Gesetze durchdrungen zu sein. Wenn das Wissen aber, wozu es nicht nur berechtigt, sondern auch genöthigt ist, innerhalb besonderer Entwickelungstheile Voraussetzungen macht, oder sich mit einem unvollständigen Abschluß begnügt, so hat es vor allem darauf zu sehen, daß die Sprache dem Wissen gleichkomme und das ergänzt Gedachte nicht geradezu ausschließe. Was daher der Deutsche weiß, das — und vorab der Begriff — vermag er gewissenhaft nur in seiner Muttersprache auszudrücken. Wie die Sprache überhaupt das untrüglichste Kennzeichen der wissenschaftlichen Entwickelungsstufe eines Volks ausmacht, so hat namentlich die deutsche Wissenschaft an dem tief gewurzelten, beziehungsreichen Sinne ihrer Sprachlaute den Urquell ihres Wissens, sowie an der eigenthümlichen Zweischneidigkeit des Ausdrucks den ursprünglichsten Beweggrund ihrer trennenden und vermittelt einigenden Wissensweise. Das Ziel und der letzte Zweck des Wissens endlich, die Idee, in welcher alle Begriffsentwickelung zum Abschlusse kommt und von welcher aus das Wissen nach allen Seiten begrenzt wird, gestaltet sich als die das Wissen umfassende Idee zur Wissenschaft, die somit als das System des Wissens bezeichnet werden kann.

Wie schon der Ausdruck andeutet, findet hier der eigenthümliche Fortschritt im Begriffe des Wissens statt, daß dieses, dem Begriffe seiner bereits erfolgten Bethätigung gemäß, mit der eigenen Thätigkeit sich auseinandersetzend, diese als Schaffen bestimmt und sich zugleich als den Nachweis dieses Schaffens begreift. Streng genommen werden daher auch solche Wissenschaften, die zwar Wissen sind und Wissen schaffen, jedoch das Schaffen weder unmittelbar noch mittelbar zu lehren wissen, wie die Erfahrungs- oder sogenannten exacten Wissenschaften, nur im Unterschiede der eigentlichen Wissenschaft als Wissenschaften gelten können. Als solche noch unvollkommene Wissenschaft erscheint das Wissen von der Idee des ursprünglich Geschaffenen, ungeboren Vorhandenen und ewig Gebärenden in der Naturwissenschaft. Vollkommen ihrem Begriffe entspricht sie erst da, wo es ihr hauptsächlich um die Eigenthümlichkeit des Schaffens selbst, um das Schaffende zu thun ist, in der Wissenschaft des Geistes. Der Begriff nun, welcher die Begriffe der Natur und des Geistes zusammenschließt, ist der Begriff des Lebens: die Natur ist lebensvoll und der Geist ist lebendig, ist im Leben bethätigter Geist, und das Leben ist Natur und Geist in jeder Stufe seiner Entwickelung. Da aber die Wissenschaft nicht nur Wissen um das Leben ist, sondern auch ihr Wissen, gleichsam als sich auslebend, zu beweisen hat, so wird die Wissenschaft damit zur Weisheit geworden und es wird die innerhalb des Lebensbegriffs bethätigte Wissenschaft als Lebensweisheit zu bezeichnen sein. Wenn nun diese, als Weltweisheit begründet und als Gottesweisheit auf ihrem Höhepunkte, dem Wissen und Glauben gemäß zu leben lehrt, so ist damit der Zweck der Wissenschaft erfüllt und diese zu Ende. Da aber die Naturwissenschaft das Schöpferische des Wissens nicht bethätigen kann, wenn dieses nicht bereits Gegenstand des Wissens geworden ist, so muß ihr die Wissenschaft des Geistes voraus-

gehen, welche, indem sie lehrt, was wie sie selbst, so auch die Naturwissenschaft zu benutzen hat, als Wissenschaftslehre zum Begriff gebracht ist. Der Anfang aller Wissenschaft bleibt sonach die Wissenschaftslehre, welche zunächst als Lehre vom Bewußtsein die Naturlehre voraussetzt und, mit dieser in begriffsgemäßer Beziehung, der Seelenlehre zu Grunde liegt, welche als praktischer Theil der Wissenschaft des Geistes bestimmt werden kann.

Nachdem das Wissen in Beziehung auf das Bewußtsein und Denken und sodann als Begriff und Idee, mithin in Beziehung auf ein Anderes und sodann als sein Anderssein sich nachgewiesen hat, bleibt demselben nur noch übrig, sich mit sich selbst zu thun zu machen. Diesen Nachweis seiner selbst beginnt es damit, daß es jetzt das Bewußtsein und Denken, abgesehen von aller sonstigen Eigenthümlichkeit derselben, nur in Beziehung auf sich zum Begriff bringt. Zu diesem Behufe thut es zunächst durch den Begriff, die begriffsgemäße Entwickelung und den Zweck des Bewußtseins dessen Wissenschaftlichkeit dar und betrachtet sodann in gleicher Absicht das bewußtvolle und vom Bewußtsein unabhängig gewußte Denken nach seiner Voraussetzung, seiner Auseinandersetzung mit dem Bewußtsein und nach seinem selbständigen Verhalten. Dieser von neuem beginnende Entwickelungsgang des Wissens ist durchaus keine bloße Wiederholung oder etwa nur der Nachtrag eines früher vergessenen Inhalts, sondern begründet vielmehr die Eigenthümlichkeit desselben, sich beweisen zu können, und macht es ihm erst möglich, sich in seinen bereits entwickelten Theilen gegenständlich zu werden, und damit seine Selbständigkeit zu bethätigen. Ebendeshalb muß es sich auch noch in seinem Anderssein als Begriff und Idee bethätigen, um innerhalb dieser sich selbst beweisen zu können. Erst wenn es sich im Unterschiede des unmittelbar gewußten Bewußtseins und Denkens als Wissen an sich und im Unterschiede des unmittelbar wissenden Begriffs und der vermittelt wissenden Idee als Wissen für sich bestimmt hat, kann es sich als Wissendes an sich selbst als dem Gewußten zum Begriffe bringen, und wird dadurch zum Wissen an und für sich, welches, aus sich, in sich und durch sich, d. h. aus dem Begriffe, innerhalb der Idee und durch sich selbst erwiesen, als dieses Sichselbstwissen Ansichselbst und Selbstfürsich, mit einem Worte Ich ist. Dieses Ich, das den Grund der Wissenschaftlichkeit des Bewußtseins ausmacht, sodann das Denken als vom Bewußtsein unabhängig gewußt hat und am Ende zum Wissen seiner selbst geworden ist, kann im Unterschiede des Begriffs und der Idee als Kategorie, als der alles Wissen eigentlich erst aussagende Begriff bestimmt werden. Das Ich wird durch das Nichtwissen begrenzt, aber auch nur durch dieses, und weiß sich unbegrenzt innerhalb seiner Schranke, der Unendlichkeit: es vermag weder ein anderes, noch sich selbst vollständig zu wissen, bleibt aber der Annäherung an die unendliche Vollkommenheit des Wissens gewiß. Und während es solchergestalt den Abschluß des Wissens bildet, und damit zugleich dem unbewußten Abschlusse des Bewußtseins und dem undenkbar gebliebenen Abschlusse des Denkens zu Grunde liegt, gibt es sich der Entwickelungsweise des Wissens zufolge auch als dessen ursprünglichster Grund und eigenthümlichstes Wesen kund.

Das Wissen muß ein Ziel und als nächstes Ergebniß des erreichten Ziels einen Zweck haben, es muß sich bewähren. Das Wissen aber sich bewährend, und unmittelbar schon bewährt, ist die Wahrheit, welche freilich erst als zur Geltung gebrachte Wahrheit die letzte Bethätigung des Wissens heißen kann. Da nun das Ich, und somit das Wissen, jederzeit doch nur als ein besonderes sich geltend macht, so muß es an der vergangenen Entwickelung der Wissenschaft nicht nur seinen Ursprung, sondern auch seine Vermittelung gehabt haben. Indem es sich daher dieser seiner geschichtlichen Begründung zuwendet, wird es die Geschichte der Wissenschaft seinem Wesen gemäß zu begreifen, damit die Geschichte der Wissenschaft als wissenschaftlich und sich als dadurch bewährt zu erweisen trachten. Es legt deshalb seine Ideen der Bezeichnung der geschichtlich-wissenschaftlichen Zeitabschnitte zu Grunde und bestimmt demgemäß, an den unbefangenen Sprachgebrauch sich anlehnend: 1) die geschichtliche Bewährung des Bewußtseins als Wissenschaft des Verstandes; 2) die geschichtliche Bewährung des Denkens als Wissenschaft der Vernunft; und 3) die geschichtliche Bewährung des Wissens als Wissenschaft des Geistes.

Wenn nun der Begriff des Verstandes den wissenschaftlichen Gesichtskreis der Griechen kennzeichnet, so wird sich die griechische Wissenschaft zunächst als die Bewährung des sinnlichen, sodann als die des übersinnlichen, und zuletzt als die des Selbstbewußtseins ergeben müssen. Die erstere ist das Resultat der Periode von Thales bis Sokrates. Die Wahrnehmung der vorhandenen Dinge, die Betrachtung ihres mannichfaltigen Daseins (bei den Ioniern, Pythagoräern und Eleaten) und die Beobachtung ihres ununterbrochenen Werdens (bei Heraklit, den Atomistikern und Anaxagoras), sind gleichsam der Grund und Boden, aus dem die Vermittelung dieser unterschiedenen und doch auch einander nahe stehenden Begriffe hervorwächst, welche sodann durch die unmittelbare Bethätigung des Bewußtseins, dem sein eigenes Sein und die eigene Thätigkeit nachgewiesen wird (bei den Sophisten), ihre Bestätigung erhält.

Die Bewährung des übersinnlichen Bewußtseins ist die Aufgabe, deren Lösung den drei größten griechischen Weisen anheimgefallen ist. Mit der Philosophie des Sokrates erwacht die sich bewußte Erkenntniß, die vermöge ihrer Allgemeingültigkeit als das Maß aller Dinge ausgesprochen wird; die frühere Unbefangenheit des Erkennens tritt zurück und jeder Schritt des Bewußtseins ist von der Besinnung seiner Eigenthümlichkeit begleitet. Worin freilich das Wesen übersinnlicher Erkenntniß besteht, erscheint sowol bei Sokrates als bei seiner Schule kaum angedeutet. Diesem unmittelbaren Bewußtsein der Erkenntniß gegenüber vertritt Plato die Uebersinnlichkeit im Gegensatze zur Sinnlichkeit nicht nur als das innerhalb der Erkenntnißlehre sowie bezüglich einzelner Lebensbestimmungen Gültige, sondern auch als die ursprüngliche und schließliche Eigenthümlichkeit aller Erkenntniß, welche hier wirklich zuerst in der Form eines abgeschlossenen Ganzen auftritt, ohne in begriffsgemäßer Auseinandersetzung bethätigt zu sein. Grund und Wesen der Platonischen Philosophie ist der Begriff der Vorstellung (Idee), als die Hauptbestimmung übersinnlicher Erkenntniß; die Art und Weise derselben ein erkenntnißgemäßes Zusammenfassen und unbefangenes Auseinandersetzen der vorgebrachten Bestimmungen; und Ziel und Umfang die Idee des höchsten Gutes, welche theils mittelbar, theils unmittelbar, innerhalb der Dialektik, Physik und Ethik zur Darstellung kommt. Die Vermittelung der Sinnlichkeit und der Uebersinnlichkeit, d. h. der Nachweis vermittelten Hervorgehens aller Erkenntniß aus der Erfahrung, die Begründung jener durch diese, sowie der Fortschritt zu einer für jede besondere Gegenständlichkeit allgemein gültigen Erkenntnißweise, überhaupt die Zurückweisung unvermittelter Uebersinnlichkeit und die Bethätigung der Vermittelung des Seins und des Wesens in einem dritten als in irgendeiner Lebensstufe: dieser ergänzende Schritt der Erkenntnißlehre ist das große Verdienst des reifsten und durchgreifendsten Geistes der griechischen Welt, des Aristoteles. Aristoteles erhebt sich über den Begriff der Vorstellung, welchen er seinem Inhalte nach ganz richtig bestimmt; aber der Begriff bleibt als Grund und Wesen der Dinge in diesen stecken und wird, ebenso wenig wie der Gedanke, für sich Gegenstand der logischen Erkenntniß. Der Schwerpunkt der Erkenntnißlehre fällt überhaupt in die Lehre vom Schlusse als der eigentlichen Ausdrucksweise der Erkenntniß; von einer begriffsgemäßen Auseinandersetzung, vom eigentlichen Urtheile ist ebenso wenig die Rede als vom Begriffe selbst.

Von Aristoteles an geht die Erkenntniß wol in die Breite, aber nicht in die Tiefe; doch fehlt es auch diesem Abschnitte der Wissenschaft nicht an der leitenden Idee. Die Aufgabe derselben ist die, das Selbstbewußtsein, welches in dem Bewußtsein bezüglicher Erkenntnißweise der Dinge aufgeht, in seiner eigenthümlichsten Thätigkeit nachzuweisen, dem Bewußtsein überhaupt zum Begriffe, und dem menschlichen im Unterschiede des göttlichen

für sich zur Geltung zu verhelfen. Während der fortschreitende Entwickelungsgang der Erkenntnißlehre ins Stocken geräth, kommt eine mannichfach selbständige Vermittelung und Bethätigung früherer Entwickelungsstufen, theils für sich, theils innerhalb vorgeschrittener Welt- und Gotteserkenntniß zum Bewußtsein, und damit dieses unmittelbar zum Begriffe seiner selbst. Zunächst tritt der bestimmtere Inhalt des Begriffs des Bewußtseins mit dem Drange, die Quelle alles übersinnlichen Inhalts in sich selbst zu finden, immer mehr hervor: dem Bewußtsein ist es um sich selbst zu thun, um seine Gefühle, um die Bestimmung seiner unabhängigen Thätigkeit, um die Gewißheit seiner selbst, bei sonstiger Ungewißheit alles andern. Es sind die sich ergänzenden Stoiker und Epikuräer einerseits, und die Skeptiker andererseits, welche Richtung und Ziel des Bewußtseins diesen Bestimmungen entsprechend verfolgen. Diesem Streben innerlicher Zurückgezogenheit auf sich selbst gegenüber spricht sich in dem an die genannten Schulen und insbesondere an den Skepticismus sich anlehnenden Eklekticismus das in sich geschiedene Bewußtsein aus, welches zwar keineswegs seine Selbständigkeit, wol aber seine frühere Einheit und Abgeschlossenheit aufgegeben hat.

Unfähig sich über diese seine unmittelbare Zersplitterung hinaus in sich vermittelt zusammenzunehmen, mußte es dem außer sich gekommenen, aber das Bedürfniß nach Einheit und innerm Zusammenhang fühlenden Bewußtsein genügen, die schließliche Ausgleichung seines Inhalts in einem unerkannten dritten, in Gott zu suchen. Durch göttliche Offenbarung zur Erkenntniß zu kommen und dadurch der Glückseligkeit theilhaftig zu werden, bleibt das Ziel des Synkretismus. Indem das Bewußtsein sich ausschließlich dem Jenseits zuzuwenden strebt, beginnt es sich von sich selbst abzukehren und so unmittelbar aus sich selbst als eine höhere Bildungsstufe hervorzugehen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Aus Varnhagen's Briefnachlaß.

Briefe an eine Freundin. Aus den Jahren 1843—53. Von Varnhagen von Ense. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dem Titel nach bietet sich hier zu Wilhelm von Humboldt's berühmten „Briefen an eine Freundin" ein Seitenstück, das aber dem Wesen nach eher als ein Gegenstück zu betrachten ist. Dort geht die Contemplation rein nach innen, hier nach außen: Wilhelm von Humboldt ist eine Art moderner Mönch, der sich von der Außenwelt möglichst abschließt und den Mittelpunkt aller menschenwürdigen Existenz in sich selbst, in der Selbstbeschaulichkeit sucht; Varnhagen dagegen der mismuthige, über den Gang der Weltangelegenheiten zürnende Politiker und Gesellschaftsmensch, der die Bedeutung und Aufgabe eines Individuums in seine Thätigkeit nach außen, in seine peripherische Wirksamkeit setzt. Varnhagen selbst spricht sich in den vorliegenden Briefen, von denen schon früher eine gute Partie im „Morgenblatt" zu lesen war, an seine Freundin über die Briefe Wilhelm von Humboldt's an seine Freundin wiederholt in einer Weise aus, die den Gegensatz zwischen beiden Männern deutlich genug bezeichnet. „Hier wird das Buch", schreibt er einmal aus Berlin im Jahre 1847, „von vielen guten Seelen als ein Erbauungsbuch genossen, und es enthält in der That viel Schönes, doch ist es mir zu mönchisch, zu ascetisch, und bei den besten Stellen läßt mich das Wissen, wie Humboldt bis zuletzt auf ganz entgegengesetzte sinnliche Richtungen hingegeben war, zu keiner Erbauung kommen; aber der Mann, der so Widerstreitendes in sich mit gleicher Wahrheit hegte, ist mir nur um so merkwürdiger"; und noch bezeichnender schreibt er im Februar 1848: „Mir ist die Art von Ergebung, die in den Briefen herrscht, unheimlich und graulich, und ich will neben dem Leben in Ideen ein heiteres, kräftiges Irdische, einen sonnenhellen, thaterfüllten Tag. Mir wurde beim Lesen der Briefe — ich hatte sie vor dem Druck genau durchzusehen — ganz matt und krank zu Muthe, dieses Mönchische, Ascetische wirkte abschreckend auf mich; dies hindert indeß nicht, daß ich den Geist, der mir dies anthat, als einen außerordentlichen anerkenne, und die Fähigkeit, dies alles so auszudrücken, nach Gebühr würdige."

Wie die beiden „Freunde" verschieden sind, so sind es auch die beiden „Freundinnen". Charlotte Diede lebte im tiefsten Incognito; sie bedurfte des Trostes und der Erbauung, man möchte sagen des geistlichen Zuspruchs vielleicht sehr nöthig, und es ist nur merkwürdig, daß ihr dieser geistliche Zuspruch von einem ehemaligen Diplomaten und Minister kommen mußte, der außerdem wegen seines schneidenden Witzes gefürchtet war; sie war, wie sich aus ihren nach Wilhelm von Humboldt's Tode geschriebenen Briefen (die an ihn gerichteten hat er bekanntlich vernichtet) nach deren zu hoffender Veröffentlichung erkennen lassen wird, eine geistbegabte Frau, die aber von ihren Gaben öffentlichen Gebrauch zu machen verschmähte; die Heloise von Kassel kannte keinen höhern Ehrgeiz, als sich durch den Abälard von Tegel über das, was dem Menschen zu seinem innern Wohlbehagen frommt oder nicht frommt, auf dem Wege der Post unterrichten zu lassen, und kein größeres Glück, als ihrem Abälard ihre Herzensbedrängnisse vor die Füße zu schütten, — auf so viele Meilen Entfernung ein tugendsames Verhältniß seltenster Art! Von ganz anderm Gepräge ist die Freundin Varnhagen's. Sie ist Schriftstellerin und hat sogar etwas von einem „fahrenden Literaten", womit wir übrigens keinen übeln Nebenbegriff verbinden, denn das „Fahrende" gehört zu dem Wesen der meisten modernen Existenzen. Sie scheut die Oeffentlichkeit nicht, sie sucht sie sogar als Schriftstellerin auf; sie tummelt sich in der freien Gotteswelt umher; sie sucht Erfahrungen zu sammeln, Anschauungen zu gewinnen und persönliche Verbindungen anzuknüpfen, und hiernach richten sich auch die Mittheilungen Varnhagen's. Auch dieser erscheint hier als der männliche Rathgeber, aber weniger für das innere Gemüthsleben, für die Gewinnung von geistigen und sittlichen Mitteln, um nach einem Leben, das der Diede vielleicht auch manchen Anlaß zur Reue bot, zur tiefsten Seelenruhe zu gelangen, als für die Orientirung in der Außenwelt, in der Gesellschaft, in politischen und literarischen Kreisen. Es ist ein öffentliches Geheimniß, daß diese Freundin Varnhagen's die rühmlich bekannte Schriftstellerin Amely Bölte ist.

Kurz, es ist dies eine Schrift, die keinesfalls als Erbauungsbuch dienen kann; eher hat dieses nicht sehr umfangreiche Buch etwas Stachelndes und Aufregendes. Es besteht aus Aphorismen über Politik, Literatur und Geselligkeit, an denen auch die stilistische Form beachtenswerth ist; denn Varnhagen schrieb auch seine Briefe, wenn nicht in der bestimmten Voraussetzung, daß sie dereinst gedruckt werden würden, doch so, daß sie gedruckt werden konnten. Ueber die eigentlich literarischen und literarisch gebildeten Kreise wird diese Schrift auch schwerlich viel hinausgelangen. Doch fehlt es ihr keineswegs an allerlei Beobachtungen und Bemerkungen, die von allgemeinerm Interesse sind. Wie aus den meist bittern, in die Alexander von Humboldt'sche Correspondenz eingeflochtenen Tagebuchblättern Varnhagen's erkennt man auch aus diesen Briefen, und zwar aus ihnen fast noch mehr, welcher tiefe Groll gegen alles Bestehende sich unter der glatten Außenseite des Verstorbenen angesammelt hatte. Wie in den pariser Salons zur Zeit Diderot's und Holbach's war auch in den berliner die Revolution schon längst vorbereitet. Die Medisance, die Neigung, seine geistige Ueberlegenheit dadurch zu zeigen, daß man sich mit allem unzufrieden zeigt und über alles in scharfem Tone abspricht, ist ja wol eins der Kennzeichen und der Hauptelemente des Salongeplauders. Diese Salonplauderer gleichen den Bohrkäfern, die zuletzt auch das stattlichste Schiff, vorausgesetzt daß es in fauler Ruhe daliegt, statt in gesunder Bewegung zu sein, zerfressen und dem Untergange entgegenführen. An Stoff, welcher dieser Medisance fortdauernd Nahrung gab, fehlte es denn auch leider nicht. Man erstaunt, hier Varnhagen, den feinen vornehmen Mann, welcher jeder Berührung mit dem Volke vorsichtig aus dem Wege ging,

zuweilen mit dem Radicalen Karl Heinzen auf demselben Boden und in derselben Stimmung und Ideenrichtung zu finden. Zwar verliert er dabei die äußere gesellschaftliche Politur und stilistische Contenance nur selten, indeß finden sich doch hier und da Ausdrücke, die nicht zu den feinsten gehören und wenn man sie in Karl Heinzen's „Pionier" fände, nichts Auffallendes haben würden; so wenn Varnhagen am 12. April 1850 schreibt: „Dieses Mittelgut in Deutschland, diese kernlosen Phrasenbälge, in der Politik Gagern-Gothaer Troß und constitutionelles Knechtsvolk, sind ein Unkraut unserer Literatur wie unserer öffentlichen Zustände." Ludwig Philipp nennt er in einem Schreiben vom 16. März 1848 „erzdumm" und Guizot „nichtswürdig". Nun, das ist gerade der Ton, in welchem auch Karl Heinzen von europäischen Staatsmännern und Regenten zu sprechen pflegt. Schade nur, daß der „erzdumme" Ludwig Philipp und der „nichtswürdige" Guizot andern das Feld geräumt haben, die uns jetzt erst recht die Hölle heiß machen und nicht gerade als Tugendmuster gelten! Er geht sogar so weit, in der berliner Demokratie die Blüte des preußischen Volks zu erkennen; denn im März desselben Jahres schreibt er: „Unsere Zustände trüben sich mehr und mehr. Mit aller Heeres- und Geldmacht sind die Regierungen doch nur verlegen, schwach und furchtsam und unfähig, etwas hervorzubringen; sie leben vom Tage, unter Schrecken und Angst, die sie durch Jubel und Uebermuth betäuben möchten. Von Erfurt erwartet kein vernünftiger Mensch etwas, außer neue Zwangsanstalten, zu denen Erfurt nicht nöthig wäre. Die Haltung der Demokratie ist dagegen vortrefflich, sie verstärkt und veredelt sich mit jedem Tage, und ist der bei weitem gesündere Theil der Nation, die wahren Aristen, die es unfehlbar auch zur Kratie bringen." Es mußte weit mit den allgemeinen Zuständen gekommen sein, wenn selbst ein Varnhagen sich zu dieser Anerkennung der Demokratie hinreißen lassen konnte! Dabei verkennt er aber nicht, daß die Franzosen auch im Revolutioniren „mehr Grazie" vor den Deutschen voraushätten, obschon doch auch die Franzosen ihre Revolutionen wahrlich nicht nach den Regeln des Complimentirbuchs zu machen pflegen, und an den deutschen Flüchtlingen bedauert er einmal, daß sie „so gerne mit einer Roheit renommiren, die als Kraft gelten soll"; doch liege diese Untugend sehr tief und werde dem einzelnen weniger zur Schuld, und wenn die Franzosen in dieser Hinsicht ganz anders erschienen, so habe auch der einzelne weniger das Verdienst davon.

Für die Barbarei, die wir aus frühern Jahrhunderten erblich übernommen und nur künstlich mit dem Tapetenwerk einer oberflächlichen Cultur verdeckt haben, zeigt Varnhagen einen scharfen Blick; er deckt ihre schadhaften Stellen, freilich hier nur unter vier Augen, ungeheuchelt auf, ja man fühlt sich sogar versucht, ihn hierbei einiger Uebertreibung zu zeihen, die aus persönlicher Verstimmung hervorgegangen sein mag. So schreibt er im März 1849: „Die Geselligkeit ist hier ganz zerstört, besonders in den obern Klassen, denen bei der scharfen politischen Reibung der Firniß, den man als Bildung gelten ließ, schmählich abfällt, und die nun in merkwürdiger Roheit dastehen, recht im Gegensatze des untern Volks, das mit Erfolg in Sitte und Ehrhaftigkeit emporstrebt. In den höhern Kreisen herrscht eine Wuth und Erbitterung, ein Grimm der Leidenschaft, wie man den Nordländern nicht zutrauen sollte." Er beklagt ein andermal die „Uebermenge von Unredlichkeit, Bosheit und Verrath, zu denen unsere bisherigen Gesellschaftsverhältnisse die ergiebigsten Pflanzschulen sein mußten und immerfort sein werden, bis sie von Grund aus verwandelt sind". Daher überraschen ihn auch die Ereignisse der Sturmjahre 1848 und 1849 nicht: „Ich habe alles vorausgesehen", schreibt er, „es ist das Erwartete eingetreten, und noch lange nicht alles." Im März 1850 schreibt er: „Diese große Welt hat das bischen Maske abgelegt, unter der sie noch etwas Reiz hatte, und zeigt ein scheußliches Gesicht; die größte Roheit und Gemeinheit hat dort ihr offenes Lager aufgeschlagen, und Ministerfrauen zeigen sich nicht edler und feiner als Marketenderinnen. Daß auf diesem schlechten Boden wieder etwas Gutes wachse oder der Schein des Guten wieder bis zur Täuschung sich verdichte, kann ich nicht abwarten und begehr' es nicht."

Eine andere Stelle, die im „Morgenblatt" abgedruckt war, der wir aber in der vorliegenden Briefsammlung uns nicht erinnern begegnet zu sein, die mithin von der Herausgeberin beanstandet und unterdrückt worden zu sein scheint, lautete: „Wissenschaft und Kunst, von denen wir ein so großes Wesen machten, liegen danieder, und ihre Pfleger, die deutschen Gelehrten und Künstler haben sich in den letztern Zeiten — mit wenigen Ausnahmen — als eine tief verächtliche Klasse gezeigt." Man wird dabei an den Ausspruch von Leibniz erinnert: „Ein Ekel vor der Wissenschaft und eine verhängnißvolle Verzweiflung wird mit der Zeit die Menschen der Barbarei in die Arme führen." Schrieb doch selbst die Gattin Schiller's einige Jahre nach dessen Tode: „Ich fange an, die rohe Natur immer mehr zu ehren; zur Roheit kommen die Menschen doch immer wieder zurück, sobald sie sich ihren Leidenschaften preisgeben", Worte, die aus der Feder der Gattin eines Dichters, welcher dieser Roheit zwar in seinen Jugendproducten den reichlichsten Tribut abtrug, später aber die ästhetische Durchbildung und Abklärung des menschlichen Geschlechts sich zur Lebensaufgabe machte, doppelt bedeutungsvoll sind. Dieser Standpunkt der Verzweiflung an aller Cultur, an Literatur und Kunst, wie man ihm jetzt so häufig, z. B. bei W. Menzel, Bogumil Goltz u. a. begegnet und der auch sonst in dichterischen Erzeugnissen, namentlich im Roman und in der Erzählung sich nur zu häufig geltend macht, ist sehr beklagenswerth, weist aber auf einen Grundfehler unserer ganzen Bildung hin, der noch beklagenswerther ist als jene Verzweiflung.

Dabei aber gehört Varnhagen nicht zu den verbohrten Politikern und Socialisten, welche der Kunst tödlichen Haß geschworen haben; er sagt z. B.: „Daß die schönen Künste geringer wären als die Wissenschaften, oder eine von jenen geringer als die andere, erkenne ich nicht an." Wieland wies bekanntlich den Künsten und speciell der Poesie sogar einen noch höhern Rang an als der Wissenschaft. Humanität ist Varnhagen immer das Höchste. Er tadelt es aufs entschiedenste an Carlyle, daß dieser in seinem Pamphlet über die Gefängnisse die Härte predige, und er fährt dann fort: „Als ob man das nöthig hätte, als ob nicht immer das Gegentheil dringend nöthig wäre, um die Wildheit und Grausamkeit des Menschenthiers zu mäßigen", was mit einer Ansicht Friedrich's des Großen übereinstimmt, der im Menschen auch nur ein verborgenes Thier erblickte, das man mit allen Mitteln in Schranken halten müsse, damit es nicht ausbreche. Nur verwechselte Varnhagen vielleicht die Urbanität mit der Humanität, obschon die letztere die erstere im Grunde bedingt; der freie, ungezwungene Gesellschaftston der Franzosen stand ihm höher als die gezwungenern, aber innerlich solidern Gesellschaftsformen der Engländer, die ihm steif und heuchlerisch zu sein schienen, während sie doch größere Aufrichtigkeit und Treue zur Grundlage haben, als die allerdings leichtern und gefälligern der Franzosen. „Für uns Deutsche", sagt er einmal, „sind die englischen Einflüsse sehr zweifelhafter Natur, im allgemeinen gewiß die französischen heilsamer", eine Ansicht, die sich doch sehr bestreiten läßt. Ueberhaupt dringt er auf die engste Intimität mit Frankreich: „Ein Krieg gegen Frankreich wäre das unglücklichste Ereigniß und das vergeblichste Auskunftsmittel. Für die Franzosen ist mir nicht bange." Varnhagen hatte freilich, als er dies schrieb, noch nicht so das bonapartisirte Frankreich vor Augen, wie wir es jetzt vor Augen haben, jenes ukasirte, gemaßregelte, durch systematische Annexationspolitik über den Verlust der Freiheit getröstete Frankreich, gegen dessen Legionen ja Varnhagen selbst unter österreichischem Banner früher das Schwert ergriffen hatte. Sein humaner Sinn und sein Billigkeitsgefühl veranlassen ihn, es den Deutschen zum Vorwurf zu machen, daß sie in ihrer Deutschheit so oft anmaßlich und ungerecht seien, daß sie sich namentlich über die Slawen überheben und ihnen das Recht der Freiheit und Selbständigkeit in „dünkelhafter

Verblendung" absprechen. Mit diesen absprechenden Urtheilen sollte man in der That vorsichtig sein. Wie oft haben die österreichisch Gesinnten in Deutschland den Italienern die Fähigkeit abgesprochen, sich zu einer politischen Einheit zusammenzuschließen, und welch ein preiswürdiges Beispiel geben sie uns jetzt wenigstens insofern, als sie alle Lokaleifersüchteleien und alle politischen Parteifragen dem einen großen Zweck, dem Einigungswerke, unterzuordnen wissen. Wir Deutschen sagen wol, die Slawen und speciell die Polen hätten ihr Schicksal verdient, aber nicht mit Unrecht fragt Varnhagen: „Wie steht es denn mit den Deutschen? Sind wir unserer Dinge schon so gewiß? Werden wir zu den Kläglichkeiten einer langen Vergangenheit nicht noch neue der Gegenwart häufen?"

Als Verkünder der reinen Humanität gilt ihm namentlich Goethe. Er schreibt an seine Freundin: „Sie lieben Goethe nicht — diese frevelhaften Worte habe ich von Ihnen gehört! Ich aber glaube, daß nichts Ihnen nöthiger und fruchtbarer wäre, als diesen Lehrer und Freund auf sich wirken zu lassen. Doch läßt sich darin kaum rathen, noch weniger vorschreiben, und das Schicksal ist härter als der Kriegsdienst, es nimmt keine Stellvertreter an, sondern will jeden seine Kämpfe selber führen sehen." Als seine Freundin später sich mehr in Goethe's Werken zurecht findet, mahnt er sie (am 8. Juli 1849): „Fahren Sie fort, fahren Sie fort, und vertrauen Sie sich der Leitung Goethe's, er ist ein Freund und Lehrer, wie ich keinen mehr weiß — für einen Deutschen unsers Deutschland, das ja auch immer noch das seinige ist." Auch an directer Warnung vor allzu großer Schärfe läßt es Varnhagen nicht fehlen, obschon es ihm selbst, wenigstens in seinen brieflichen Urtheilen, keineswegs an Schärfe gebricht. Er spendet den in Zeitschriften veröffentlichten Aufsätzen seiner Freundin großes Lob, aber er fügt hinzu: „Was aber den Ton betrifft, so möchte ich Sie auffordern, der Schärfe bisweilen mehr Milde zur Begleitung zu geben, und nach Abweisen des Schlechten die Keime des Guten mit der warmen Neigung, die Sie dafür hegen, anerkennend aufzuzeigen. Dies ist nicht nur literarisch gemeint, es hat auch, dünkt mich, in gesellschaftlichem, ja in bürgerlichem Betreff seine Geltung." Die Tagesschriftsteller nennt er, mit Bezug auf einen Artikel von Lewes über Fanny Lewald im „Leader", eine der „grausamsten Menschenklassen", und er fährt fort: „Sie opfern alles, was andere betrifft, unbedenklich dem kleinsten Vortheil des eigenen Erscheinens; wo sie nicht schlachten wollen, ritzen sie wenigstens, sie wollen zeigen, daß sie Blut vergießen können"; auch das Verfahren eines deutschen Kritikers gibt ihm Anlaß zu der Bemerkung: „Unbedacht und Taktlosigkeit sind in den Kreisen deutscher Kritik und Tagesschriftstellerei ganz zu Hause." Wir für unsern Theil wollen dies keineswegs in Abrede stellen, müssen aber doch bemerken, daß Varnhagen, so schneidend und theilweise vernichtend sein Urtheil unter vier Augen sein konnte, doch der öffentlichen Kritik überhaupt sehr enge Grenzen steckte. Seine eigenen Recensionen sind allerdings stilistische Muster, von denen man in Bezug auf urbane Haltung und auf anmuthige, gefällige Redewendungen viel lernen kann, die man aber doch kaum für eigentliche Kritiken wird gelten lassen können; denn nur zu häufig nehmen sie den Ton bloßer Recommandationen an, und wir sind überzeugt, daß er über viele Schriften, welche er dem Publikum als etwas Besonderes empfahl, im stillen ganz anders gedacht und sich auch in der Conversation ganz anders darüber ausgesprochen haben wird. Mit viel größerm und unbestreitbarem Recht dagegen tadelt er eine in Deutschland sehr gewöhnliche Unart, wenn er am 2. Juni 1850 an seine Freundin schreibt: „Ein v. L. (Lepel?) hat in der «Deutschen Reform» — einem wenig geachteten ministeriellen Blatt — eine Plutarchische Parallele zwischen ihr*) und Sternberg gezogen, die beide Theile vereinigen könnte gegen den gemeinschaftlichen Feind, wenn nicht jeder Theil etwa vorzieht, sich an den Pfeilen zu erfreuen, die den andern treffen! Sollte wirklich Herr von Lepel der Verfasser sein, so wäre es nur gewohnte deutsche Art, zwei frühere Freunde ohne Noth und Anlaß in aller Gemüthsruhe dafür zu strafen, daß sie der Bekanntschaft so harmlos zugänglich waren."

*) Fanny Lewald.

Seltsam, daß ein Mann, der in seinen bei Lebzeiten veröffentlichten Recensionen so überaus gelind war, in seinen Briefen doch häufig sehr absprechend sein konnte, während er doch wol darauf rechnen durfte, daß seine Briefe nach seinem Tode gedruckt werden würden, ja sie vielleicht nicht ohne Hinblick auf künftige Veröffentlichung schrieb und einrichtete. Erfordert es die gesellschaftliche Decenz und Convenienz, seine eigentliche Herzensmeinung über Personen und Zustände zurückzuhalten, solange man lebt, während man doch überzeugt ist, daß sie fast unmittelbar nach dem Tode ans Licht gefördert werden wird? Oder steht dies einem alten Diplomaten allerdings angemessene Verfahren mit den Vorwürfen, die Varnhagen sonst der modernen Gesellschaft wegen ihrer Feigheit und Heuchelei macht, nicht doch in einigem Widerspruch? Soll man fortan nur noch aus dem Grabe, und zwar aus einem fast noch frischen Grabe heraus die Wahrheit reden dürfen? Was wird dadurch gebessert? Ist das Urtheil wirklich ein treffendes, so kommt es dann ja vielleicht schon viel zu spät, um noch Nutzen stiften zu können; höchstens ist der Verstorbene dadurch der Unannehmlichkeit entgangen, Repliken und tadelnde Urtheile noch bei Lebzeiten über sich lesen zu müssen; er hat vielleicht äußerlich Freundschaft erheuchelt, wo schon längst innere Abneigung bestand. Wir setzen nämlich voraus, daß die Herausgeberin von dem Verstorbenen die Erlaubniß hatte, seine Briefe nach seinem Tode veröffentlichen zu dürfen, eine Erlaubniß übrigens, welche sich bei Varnhagen's bekannten Grundsätzen in Betreff des Briefgeheimnisses eigentlich von selbst versteht. Daß Ranke und Bunsen in diesen Briefen nicht sehr freundlich wegkommen, ließ sich erwarten; aber auffallender waren uns gewisse Urtheile über Bettina, mit welcher man Varnhagen doch in einer gewissen Intimität begriffen glauben durfte. So schreibt er über sie: „Das Benehmen Bettina's misfällt mir sehr; dies augenblickliche Gewinnenwollen ist zu absichtlich und plump"; ferner (am 15. März 1848): „Während ich Ihnen schreibe, war Frau von Arnim über eine Stunde bei mir und hat mich grausam gestört. Sie that als wäre sie gestern dagewesen, schalt mich über meine Kälte und las mir lange Briefe vor, die mich nichts angingen. Ich fühlte großes Bedauern; sie lebt in großen Strebungen, die stets erfolglos bleiben, und sie ist durch und durch unglücklich im Innern" u. s. w. Nun, in den Kreisen, denen Varnhagen angehört, scheint überhaupt das innere Glück gerade nicht seinen Ursitz gehabt zu haben. Auffallend ist besonders die wegwerfende und verächtliche Art, womit sich Varnhagen über das ihm ehemals so eng liirte Junge Deutschland, und in diesen Briefen namentlich über ein Mitglied desselben ausspricht, wenn man bedenkt, mit welchem Eifer gerade das Junge Deutschland ehedem für die Anerkennung Varnhagen's gewirkt hat, den es fast mit Goethe auf gleiche Linie zu stellen sich geneigt zeigte. Nur Gutzkow scheint sich in seiner Gunst gehalten zu haben; Varnhagen bemerkt über ihn unter anderm: „Des letztern «Ritter vom Geiste» fangen endlich an im Publikum durchzudringen; in England oder Frankreich würde ein solches Werk dem Verfasser nicht nur die Fülle literarischen Ruhms eintragen, sondern auch das weltliche Gedeihen weithinaus sicher stellen"; und er setzt wol nur zu richtig hinzu: „Ein deutscher Autor hat alle Gebrechen seiner Nation zu tragen."

Aber auch im allgemeinen dachte Varnhagen über die zeitgenössische Literatur gar nicht so günstig, als viele glauben mögen, die nur seine öffentlichen Bücheranzeigen lasen oder denen er einige persönliche Complimente machte. Schon im November 1846 schreibt er: „Unsere ganze Literatur ist in einer Art Verwilderung; die politische Unruhe hat alles aufgeregt und treibt alles in dieselbe Einseitigkeit der Tagesgeltung. Wie in der vornehmen Gesellschaft die Menschen, haben in der Lesewelt auch die Bücher nur von dem Reize, den sie der Unterhaltung

gewähren, von dem Aergerniß und sogar von dem Schmuze, der an ihnen haftet, ihren augenblicklichen, schnell vergänglichen Werth"; und noch verstimmter schreibt er im März 1850: „Von der Literatur hab' ich auch keine Freude, nur Verdruß und Last mehr als man denkt. Mich dürstet nach neuen edeln Büchern, nach Schriftstellern, die ich bewundern könnte; statt deren hab' ich nur solche, denen ich forthelfen soll, und deren Bücher mir misfallen." Manche werden diese Stelle nicht mit geringer Enttäuschung und Ueberraschung lesen. Seine Verstimmung erstreckte sich auch zuletzt auf die Dorfnovellistik. „Das neue Buch von Auerbach", schreibt er am 11. Januar 1852, „ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. Ich bin aber der Dorfgeschichten nun schon ziemlich satt, sowie der Märchenduselei, was sich der Wald erzählt, und anderes dergleichen." Nichtsdestoweniger lobt er doch hier und da ein Buch, welches doch auch nur einen „augenblicklichen, schnell vergänglichen Werth" hatte; es sind die Bücher ihm näher befreundeter, namentlich weiblicher Personen. Ueberhaupt war die Kenntniß Varnhagen's von der Literatur bei seiner Gewohnheit, meist nur das zu lesen, was man ihm in die Hände zu spielen wußte oder was ihm von seinen nächsten persönlichen Freunden und besonders Freundinnen dringendst empfohlen war, nur eine äußerst unvollständige und zufällige, wie wir schon bei früherer Gelegenheit hervorhoben.

Die „Wiener Zeitung" bemerkte jüngst: „Die Jagd nach Persönlichkeiten ist der geistige Cancan unserer Zeit." Nun, wer sich etwa Rechnung darauf macht, daß diese Jagd in vorliegenden Briefen eine sehr ergiebige sein werde, dürfte sich doch getäuscht sehen, und was sich an solchen Mittheilungen rein persönlicher Art etwa vorfindet, betrifft nur literarische Berühmtheiten oder Genanntheiten. **H. M.**

Zur Romanliteratur.

1. Der Pedlar. Roman aus dem amerikanischen Leben von Otto Ruppius. Berlin, Besser. 1859. Gr. 16. 12 Ngr.

Die deutsche Dichtung und insonderheit der deutsche Roman hat durch Sealsfield und Gerstäcker eine ganz neue Domäne erobert, deren sorgfältigster Anbau vielfältigen Gewinn verspricht. Wie lange haben wir die großartigen und seltsamen Verhältnisse der Neuen Welt, die unsere deutschen Reisenden wissenschaftlich längst mit gewohnter Gründlichkeit erforscht hatten, zur poetischen Bearbeitung und Ausbeute den Amerikanern und Engländern überlassen!

Vielleicht könnte es als ein Widerspruch mit meinen sonst in d. Bl. usque ad nauseam verfochtenen Ansichten von dem, was unserer deutschen Dichtung noth thue, erscheinen, wenn ich jetzt das Behandeln amerikanischer Stoffe als eine erfreuliche Erweiterung des Stoffgebiets bezeichne, nachdem ich so oft die Nothwendigkeit der Rückkehr zu nationalem Inhalt empfohlen. Allein wirklich scheinen mir die amerikanischen Verhältnisse, die Verhältnisse eines Landes und Volkes, welches seinen besten Bestandtheilen nach germanischen Blutes noch jährlich in der deutschen Einwanderung neue Ströme deutscher Kraft und deutschen Wesens aufnimmt, zu den nationalen Interessen in der innigsten Verbindung zu stehen. Was geht uns die verrottete pariser Gesellschaft, was Monde und Demi-Monde an, Regionen, in die unsere Romanschreiber noch bis vor kurzem mit Vorliebe ihre Historien verlegten? Die deutsche Nation hat Gott sei Dank in ihrer großen und sittlich gesundesten Mehrheit keinen Berührungspunkt mit diesen Zuständen. Aber mit den amerikanischen, wir mögen sie billigen oder beklagen, verknüpfen uns tausend Bande des privaten und öffentlichen Interesses. Daher kann auch von dem nationalen Standpunkt aus, den ich bei meinen Beurtheilungen schönwissenschaftlicher Schriften vorzugsweise vor andern auch berechtigten Standpunkten als den berechtigtsten vertrete, gegen derlei Stoffe der Vorwurf der Ausländerei nicht erhoben werden, vorausgesetzt daß der Schriftsteller sich nicht selbst entnationalisirt. Diese Voraussetzung gilt ja aber für alle Stoffe.

Das vorliegende Buch von Ruppius ist eine der hervorragenden Erscheinungen auf diesem Gebiet. Die Erzählung der Schicksale eines jungen Deutschen in Amerika, einfach und ganz alltäglich beginnend, verschlingt sich durch sonderbares aber ganz natürliches, vollkommen motivirtes Zusammentreffen der Umstände dergestalt, daß wir selbst, die wir ihn doch auf seinem Wege begleitet haben und seine Unschuld an der ihm vorgeworfenen Mordthat kennen, einen Ausweg aus dem Labyrinth der Anklage nicht zu sehen meinen. Und doch findet er sich, auch dieser, einfach, natürlich und gerade darum von höchster Wirkung.

Freilich kann der Effect als solcher kein Maßstab für ästhetische Wirkung sein: wir alle kennen Effectkünstler, in deren Werken Knalleffect auf Knalleffect folgt und dem athemlosen Leser kaum Zeit zum Besinnen und zum Erholen von einem zum andern gelassen wird. Quibus auxiliis? Nun einfach dadurch, daß man den Effect nimmt, wo man ihn bekommen kann; will ihn jemand motivirt haben, so mag er das selbst besorgen, der Autor hat mehr zu thun.

Diese Sorte von Effect ist natürlich ohne allen ästhetischen Werth, so sehr er auch das Nervensystem naiver Leser erschüttern mag. Dagegen ist die durch sorgfältige Motivirung berechtigte Wirkung, die uns von der vorausgegangenen ebenfalls sich immer mehr steigernden Spannung befreit, jedenfalls ein Beweis von dem Talent des Schriftstellers für Gruppirung und Abschluß. Und dieses Talent besitzt wie gesagt Ruppius in hohem Grade. Dazu kommt, daß er auch in der Schilderung amerikanischer Zustände ein scharfes Auge und eine sichere Hand zeigt. Freilich sind die Zustände, die er uns zeichnet, theilweise faul oder angefressen: aber die Anschauung des Verfassers, die sich durch das Ganze hindurchzieht, ohne irgendwo die Person desselben hervortreten zu lassen, hat sich auch weder durch die Großartigkeit noch durch die Neuheit des Erlebten und nun zu Schildernden verblüffen lassen. Vielmehr finden wir überall ein gesundes sittliches Urtheil hervorleuchten, obgleich es selten oder nie wie die Moral einer Fabel disertis verbis ausgesprochen wird: ein sittliches Urtheil, dem man das deutsch fühlende Herz, die Schule deutschen Denkens und Empfindens anhört.

Und so erfüllt das Buch auch jene Grundbedingung, unter welcher wir den amerikanischen Stoffen unsere Zustimmung gaben: es ist durchweg von deutscher Gesinnung durchzogen und man freut sich zu sehen, wie es dem Verfasser am Herzen liegt, das deutsche Element zu heben, wie die deutschen Charaktere bei vollkommener Wahrheit doch offenbar seinem Herzen nahe stehen. Solches Auftreten ist ganz gemacht, auch bei den Amerikanern selbst dem deutschen Namen Achtung zu verschaffen, während jene jammervolle, hoffentlich im Absterben begriffene Bande, die durch Verleugnung ihrer Nationalität sich zu Natives zu stempeln und damit das Höchste erreicht zu haben glaubt, sich selbst und dem deutschen Namen gründliche Verachtung zuzieht.

So begrüßen wir das Buch des Verfassers als eine sehr erfreuliche Erscheinung an sich und als den vielverheißenden Anfang eines noch viel Schönes in Aussicht stellenden Talents und Strebens.

Nachdem ich die voranstehenden Bemerkungen über den „Pedlar" schon niedergeschrieben, erhalte ich eine Fortsetzung des Romans, die der Verfasser unter dem Titel:

2. Das Vermächtniß des Pedlars. Roman aus dem amerikanischen Leben von Otto Ruppius. Berlin, Besser. 1859. 8. 12 Ngr.

hat folgen lassen. Es ist sehr selten, daß derartige Fortführungen eines einmal abgeschlossenen Werks dem Anfang entsprechen. Um so erfreulicher ist es, hier einmal eine Ausnahme machen zu dürfen. Die Erzählung ist spannend, die Gesinnung gesund (nur die Ehescheidung geht doch etwas amerikanisch rasch von statten) und die Betonung des deutschen Elements legt auch hier von den Fortschritten günstiges Zeugniß ab, welche nationales Denken und Fühlen in der Nation selbst und damit natürlich auch in der Welt der Literatur gemacht haben. Möge der

deutsche Geist nie die Fähigkeit verlieren, in kosmopolitischer Allseitigkeit die geistigen Errungenschaften aller Völker mit Verständniß zu durchdringen und sich zu eigen zu machen und das Terenzische humani nihil a me alienum puto im edelsten Sinne des Worts zu verwirklichen; es ist das eine Eigenschaft, die uns vor allen Nationen auszeichnet. Das Herz aber, die Gesinnung und der Wille mögen ausschließlich deutsch verbleiben oder, wo sie es noch nicht sind, es werden: denn auch jene Universalität des Geistes werden wir nur so lange unser eigen nennen, als wir unsere nationale Eigenthümlichkeit bewahren.

3. Bunte Kiesel. Erzählungen von Uffo Horn. Prag, Kober und Markgraf. 1859. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die vorliegenden Erzählungen des leider vor kurzem zu Trautnau in Böhmen verstorbenen Verfassers haben wahrscheinlich zuerst in Zeitschriften gestanden und sind nun zu einem Buche vereinigt worden.

Die erste „Gellert im Karlsbade" ist ein hübsches Genrebild aus dem vorigen Jahrhundert, das durch Einfachheit und Wahrheit einen erfreulichen und theilweise rührenden Eindruck macht. Die Gestalt des guten Gellert, des unbedingt volksthümlichsten Dichters unserer vorclassischen Periode; Gellert's, dem die Kinderwelt seine Fabeln, die Kirche aus dem Leben gegriffene, praktische Frömmigkeit athmende Lieder, das ganze Publikum seine wohlgebauten Lustspiele und den ersten deutschen lesbaren Roman verdankte; Gellert, hochgefeiert als Schriftsteller, aber fast noch mehr wegen seiner edeln selbstsuchtlosen Persönlichkeit wie ein protestantischer Heiliger verehrt und von allen Orten und Enden mit Anfragen und Bitten in Gewissens- und andern Angelegenheiten des Lebens als Rathgeber und Helfer bestürmt — wir haben kaum ein zweites derartiges Bild aufzuweisen. Wenn wir nun auch heutzutage von der Bewunderung des Dichters Gellert manches nachlassen müssen, ohne ihn deshalb so tief zu stellen, als es in der neuern Aesthetik Sitte geworden ist, so verweilen wir mit um so größerer Theilnahme bei Gellert's humaner Thätigkeit, liebevoller Aufopferung, echt menschlicher Hingabe und bei dem allgemeinen Vertrauen, welches ihn dafür lohnte. Eine ähnliche Stellung scheint in der kältern und ewig reflectirenden Gegenwart nicht mehr möglich: oder wo wäre das Beispiel eines Rufs und einer Thätigkeit als allgemeiner Rathgeber ganz Deutschlands in der Neuzeit zu finden? Diese Thätigkeit Gellert's ist es auch, die Horn in seiner Erzählung neben dem schriftstellerischen Ruhm seines Helden mit Glück gezeichnet hat.

Der zweiten Erzählung „Johannisbrunn" liegt wahrscheinlich eine Sage zu Grunde, die der Verfasser indessen humoristisch in der Manier von Musäus behandelt und zwar recht hübsch behandelt hat. Man ist neuerer Zeit geneigt gewesen, dieser ganzen Behandlung der Sage die Berechtigung abzusprechen, aber, wie mir scheint, mit großem Unrecht. Es ist wahr, man wußte zu Musäus' Zeit und auch zu Zeiten der Romantiker die Volkssage in ihrem eigenthümlichen Werth und ihrer eigenthümlichen Bedeutung nicht ganz zu schätzen, sondern behandelte sie nur als das ziemlich gleichgültige Object, als die Folie für den eigenen Witz. Aber wenn wir nun durch die unsterblichen Verdienste der Gebrüder Grimm gelernt haben, dem individuellen Wohllaut und verborgenen Tiefsinn der deutschen Sage zu lauschen, sollte deshalb ein talentvoller Dichter diesen Stoff, der in seiner Ursprünglichkeit und Naivetät den Witz herauszufordern scheint, nicht auch einmal von der Seite humoristischer Reflexion fassen dürfen? Ich dächte, wir wären und unsere Dichter mit uns ein hinlänglich ernsthaftes Geschlecht, und dürften uns freuen, wenn einer oder der andere in harmlosem oder satirischem Scherz uns die Falten von den altklugen Gesichtern zu scherzen versuchte! Und warum sollte er als Stoff nicht die Sage benutzen dürfen, jetzt wo keine Gefahr mehr ist, daß durch poetische Bearbeitung die Volkssage selbst auch für die wissenschaftliche Kenntniß entstellt werden könnte?

Die dritte Erzählung „Mühltraud" handelt von einem Müllermädchen, seiner Liebe zu Kaiser Joseph und seiner Tapferkeit, als es gilt, des Kaisers Land zu vertheidigen. Gut erzählt ist auch diese Geschichte, aber dem Stoff nach etwas unbedeutend. Dagegen ist „Die schöne Insel" wieder spannend und nur die Exposition über die Vergehen Tempesta's (d. h. des bekannten Malers Peter Molyn, geb. 1637, gest. 1701) bleibt zu sehr im Allgemeinen und Unbestimmten: geschichtlich ist, soviel ich weiß, daß ihm der Proceß gemacht wurde wegen Mords seiner Frau. Uebrigens ist es interessant, in dieser Erzählung den Boden wieder zu betreten, den Jean Paul in seinem „Titan" verherrlicht hat — Isola bella im Lago-Maggiore. Die letzte Erzählung „Auch noch heute?" soll, indem sie im allgemeinen die laudatores temporis acti zur Ruhe verweist, erläutern, daß allerdings einzelne Ausnahmen nicht in Abrede zu stellen seien, indem „es wirklich Leute gebe, die in der guten alten Zeit auf eine Weise zu etwas kamen, die heute nicht füglich wieder anzuwenden wäre". Diesen also sei das Klagen nicht zu verdenken. Die zur Demonstration verwandte Geschichte ist unbedeutend.

4. Ein Sohn des Südens. Roman von Sophie Verena. Zwei Bände. Leipzig, Costenoble. 1859. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Die zwei Bände sind erfüllt von der Geschichte einer unglücklichen Liebe. In dieser Inhaltsangabe, die gewiß eine weibliche Autorschaft rücksichtlich des Romans errathen ließe, wenn dies auch nicht ausdrücklich angegeben wäre, liegt zugleich, was ich an dem Buche zu mäkeln habe. Es ist, scheint es mir, für den heutigen Leser zu viel, sich durch zwei Bände mit den Liebesleiden und -Freuden einer Heldin zu beschäftigen. Doch ist das nur meine subjective Empfindung, die gewiß von einer großen Mehrzahl nicht getheilt wird. Und wenn ich von diesem principiellen Vorwurf absehe, dann muß ich bekennen, daß diese Liebe so lebendig als möglich geschildert, daß die Charaktere gut gezeichnet und die Empfindungen, Gefühle und Gedanken der handelnden Personen poetisch wahr dargestellt sind. Und noch zweierlei anderes habe ich an dem Buch zu loben. Erstens ist dasselbe in einer höchst eleganten Sprache geschrieben und macht durch die ganze Darstellung den Eindruck, welchen Maß und Bildung hervorzubringen pflegen. Diesen Vorzug der gewandten, gebildeten, angemessenen Darstellung schlage ich um so höher an, je öfter wir in der gegenwärtigen Literatur entweder einer liederlichen aus Unwissenheit oder sein sollender Genialität entspringenden Sprache begegnen oder durch Geziertheit und Affectation uns zurückgestoßen fühlen. Zweitens muß anerkannt werden, daß die Verfasserin den Helden des Romans, dem nach langem Liebesunglück endlich die Geliebte stirbt, nicht in fruchtlosem Jammer sich verzehren läßt. Es ist noch nicht lange die Zeit vorbei, wo es für unumgänglich gegolten haben würde, daß der Liebesschmerz denselben entweder tödte oder doch für immer dem thätigen Leben entziehe. Verena dagegen läßt ihn, nachdem der erste Sturm des Grams sich gesänftigt, mit männlicher Entschlossenheit dem träumerischen Hinbrüten sich entreißen und in ernstem Streben für das Wohl seines Landes und seiner Familie den Trost eines starken Herzens suchen, wobei die sanfte Erinnerung an die hingeschiedene Geliebte den Tempel seiner ersten Liebe mit unvergänglicher Verehrung umgibt. Diese echt sittliche Wendung ist nur jenen Seelen anstößig, die ein Versenken und Schwelgen in dem Schmerz einem thatkräftigen Handeln, würdig des Gegenstandes, welcher das Herz des Helden mit Trauer erfüllt, aus Bequemlichkeit vorziehen.

Wer ist die Verfasserin? Der auf dem Titel genannte Name ist jedenfalls pseudonym. Aber der Name thut auch nichts zur Sache. Erfreuliche Bildung, Darstellungstalent und eine gesunde sittliche Anschauung der Dinge nöthigen uns auch der Unbekannten gegenüber Achtung ab und lassen noch recht Tüchtiges erwarten.

August Henneberger.

Notiz.

Die englische Uebersetzung der Briefe Alexander von Humboldt's.

Die autorisirte englische Uebersetzung der Briefe Alexander von Humboldt's ist soeben in der Trübner'schen Buchhandlung zu London erschienen unter dem Titel: „Letters of Alexander von Humboldt, written between the years 1827 and 1858; to Varnhagen von Ense. Together with extracts from Varnhagen's diaries, and letters from Varnhagen and others to Humboldt." Vorangestellt ist, außer den Vorreden der Herausgeberin zur ersten und dritten Auflage, ein kurzes zweckmäßiges „advertisement", worin im wesentlichen hervorgehoben ist, das Buch verdanke das ungeheuere Aufsehen, welches es von einem Ende Deutschlands bis zum andern erregt habe, nicht sowol den in ihm enthaltenen „delicious bits of scandal" (angeführte Worte, wahrscheinlich aus einem englischen Journal), als der sich daraus ergebenden Ueberzeugung, „daß liberale Grundsätze und ein Kraftgefühl deutscher Nationalität und Einheit längst begonnen hätten, selbst unter den höchsten Klassen der preußischen Gesellschaft festen Boden zu gewinnen". Das englische Publikum erwartet und verlangt mit Recht bei Büchern dieser Art ein möglichst vollständiges Sach- und Namenregister, das auch hier nicht fehlt und in welchem wir einen Vorzug dieser englischen Uebersetzung vor dem deutschen Original erblicken. Außerdem sind erklärende Noten unter dem Text beigegeben, die in einer für das englische Publikum bestimmten Ausgabe nicht fehlen durften, unter denen es aber auch manche gibt, die wir in eine künftige neue Auflage des deutschen Originals aufzunehmen rathen würden. So diejenige, welche die Stelle betrifft, in der dem Herzog von Koburg das Gelüst, „König von Ostfalen" zu werden, angedichtet wird. In der Note wird versichert, Humboldt habe in diesem Falle einen Scherz, wie er zwischen dem König von Preußen und dem Herzog üblich war, misverständlich als eine ernsthafte Staatsangelegenheit genommen. Dieser Scherz beziehe sich vielmehr auf ein Memoire Bunsen's aus dem Beginn des Krimkriegs, worin der Vorschlag gemacht war, das Königreich Polen solle unter der Herrschaft des sächsischen Königshauses wiederhergestellt, alles thüringische Land aber unter der Regierung des Herzogs von Koburg in ein Königreich Ostfalen zusammengeschmolzen werden. Der König und der Herzog hätten nun über dieses Memoire und die darin enthaltenen abenteuerlichen Pläne herzlich gelacht. Diese aus „authentischer Quelle" gegebene Berichtigung läßt sich bei der bekannten deutschen Gesinnung des Herzogs in keiner Weise anfechten, nur scheint daraus hervorzugehen, daß regierende Herren doch in etwas eigener Weise scherzen müssen, wenn selbst einem Humboldt die eigentliche Pointe entgehen konnte. Eine andere Berichtigung, ebenfalls aus der authentischsten Quelle, betrifft den Dichter Freiligrath. Humboldt hat nämlich die Mittheilung, daß er dem Dichter eine Pension von 300 Thalern ausgewirkt, die Bemerkung hinzugefügt, Freiligrath befinde sich gänzlich ohne Subsistenzmittel. In einer Note zu dieser Stelle wird von dem englischen Uebersetzer (Freiligrath?) bemerkt, Humboldt scheine von der Lage Freiligrath's um jene Zeit nur unvollständig unterrichtet gewesen zu sein; der Dichter habe allerdings von seinen literarischen Arbeiten gelebt, aber ohne Subsistenzmittel sei er nicht gewesen; er habe das ihm ausgesetzte, zwei Jahre später von ihm abgelehnte Jahrgeld nur als ein „encouragement to his talent" angenommen, aber das habe er sich nicht vorstellen können, daß es sich dabei, wie aus den betreffenden Briefen Humboldt's hervorzugehen scheine, um ein bloßes Almosen handelte. „Man vergesse nicht (heißt es weiter), daß Humboldt sich für Freiligrath interessirte nicht auf das Ansuchen Freiligrath's selbst, sondern auf den Wunsch des Kanzlers Müller in Weimar, welcher Humboldt bat, seinen Einfluß zu des Dichters Gunsten geltend zu machen." Daß der Großherzog von Weimar zu einer ihn betreffenden Mittheilung die Worte „Das ist eine Lüge!" an den Rand geschrieben und das Exemplar sodann der Bibliothek in Weimar geschenkt habe, wird auch hier in einer Note erwähnt. Einige Anmerkungen bedürfen selbst einer kleinen Berichtigung: Theodor Mundt z. B. war nicht, wie hier erzählt wird, an der königlichen Bibliothek, sondern an der Universitätsbibliothek in Berlin als Bibliothekar angestellt, und hat diese Function schon seit längerer Zeit niedergelegt. Humboldt bemerkt einmal scherzend: „Des Pfarrers Tochter von Taubenheim (Charlotte Diede) hat vielleicht einige krankhafte Anfälle von Pruderie gehabt." Hierzu wird in einer Note bemerkt: „The title of a well known ballad of Burger's which has passed into a designation of girlish timidity and prudery." In diesem Sinne ist des Pfarrers Tochter von Taubenhain (nicht Taubenheim) wol nicht sprichwörtlich, noch hier von Humboldt so aufgefaßt worden; wenn Humboldt die Freundin seines Bruders des „Pfarrers Tochter von Taubenheim" nennt und darüber spöttelt, daß sie in ihrem Alter „Anfälle von Pruderie" gehabt, so geht die Pointe auf ganz etwas anderes als auf „girlish timidity and prudery". **H. M.**

Bibliographie.

Nitzsch, F., Das System des Boethius und die ihm zugeschriebenen theologischen Schriften. Eine kritische Untersuchung. Berlin, Wiegandt und Grieben. Gr. 8. 1 Thlr.

Scheve, G., Phrenologie und Religion. Zur Lehre von der Offenbarung Gottes im Menschengeiste. Ein Beitrag zur Lösung der religiösen Wirren unserer Zeit. München, Franz. Gr. 8. 5 Ngr.

Schkopp, Adele v., Innere Wege. Berlin, Evangelische Buchhandlung. 8. 1 Thlr.

Senn, N., Werdenberger Chronik. Ein Beitrag zur Geschichte der Kantone St. Gallen und Glarus. Chur, Hitz. 8. 24 Ngr.

Stay, J. B., Der Seelen-Telegraph oder die Kraft, seinen Willen auf andere Personen, sowohl in der Nähe als auch in der größten Ferne ohne sichtbare Hülfsmittel zu übertragen. Eine Anweisung beliebig in Verkehr mit Personen zu treten und Jedermann für seine Wünsche, Neigungen und Meinungen zu bestimmen. Naumburg, Regel. 16. 7½ Ngr.

Stern, A., Vier Titularkönige im achtzehnten Jahrhundert. Dresden, Höckner. Br. 8. 26 Ngr.

Thöldt, J. C. v., Die politischen Phasen und Eklipsen des Türken-Mondes, nach einer chronologischen Ordnung historisch dargestellt. Allen Freunden der Politik und der Geschichte gewidmet. Wien. Gr. 8. 10 Ngr.

Wie sind die Seelenstörungen in ihrem Beginne zu behandeln? Eine von der „deutschen Gesellschaft für Psychiatrie und gerichtliche Psychologie" mit dem vollen Preise gekrönte Abhandlung. Herausgegeben von dem ersten Secretär der Gesellschaft A. Erlenmeyer. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

About, E., Die neue Karte von Europa. Aus dem Französischen. Berlin, Hasselberg. Lex.-8. 5 Ngr.

— — Die neue Karte Europa's. Berlin, J. Abelsdorff. Br. 8. 5 Ngr.

Zwei Briefe aus dem Herzogthum Schleswig. Aus dem „Volksblatt für Stadt und Land". Hamburg. Gr. 8. 2 Ngr.

Der Kampf in Kurhessen um die Verfassung vom 5. Januar 1831. Mannheim, Bassermann. Gr. 8. 12 Ngr.

Kuhlmey, G., Philipp Melanchthon. Gedächtnißrede zur 3ten Säcularfeier seines Todes, vor den Zöglingen des Cölner Real-Gymnasiums am 19. April 1860 gehalten. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 5 Ngr.

Martius, C. F. P. v., Denkrede auf Alexander von Humboldt. Gelesen in der öffentlichen Sitzung der Königl. Bayerschen Akademie der Wissenschaften am 28. März 1860. München. Gr. 4. 12 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Lieferungs-Ausgaben von Brockhaus' grossem und kleinerm Conversations-Lexikon.

Die Verlagshandlung hat von diesen beiden **vollständig** vorliegenden Werken, **die allen ihren directen und indirecten Nachbildungen gegenüber anerkanntermassen den Vorrang behaupten,** zur Erleichterung der Anschaffung

neue Ausgaben in 80 Heften

veranstaltet, die vom October 1858 an in **monatlich drei Heften** erscheinen. Jedes Heft des grossen Conversations-Lexikon kostet 7½ Ngr., des kleinern 2½ Ngr. Uebrigens können beide Werke fortwährend auch in beliebigen andern Terminen oder vollständig (geheftet und gebunden) bezogen werden.

Das bisher Erschienene der neuen Ausgaben beider Werke ist nebst Prospecten darüber in allen Buchhandlungen vorräthig, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Taschenbücher zu wohlfeilen Preisen

aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Urania. Taschenbuch auf die Jahre 1839—48. 10 Jahrgänge. Mit Bildnissen. 8.
(18 Thlr. 20 Ngr.) **Ermässigter Preis 2 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge, soweit der Vorrath reicht, **8 Ngr.**
Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von: Wilibald Alexis. — B. Auerbach. — Franz Berthold. — E. von Bülow. — F. Dingelstedt. — J. v. Eichendorff. — F. Gerstäcker. — K. Gutzkow. — A. Hagen. — F. v. Heyden. — Fanny Lewald. — O. Ludwig. — Wilhelm Martell. — J. Mosen. — T. Mügge. — L. Rellstab. — L. Schefer. — L. Schücking. — Therese. — L. Tieck.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von *F. v. Raumer*. 30 Jahrgänge. 1830—59. 12. (68 Thlr. 5 Ngr.) **25 Thlr.**
I.—X. Jahrgang (1830—39) . . . . **10 Thlr.**
XI.—XX. Jahrgang (Neue Folge I—X., 1840—49) **10 Thlr.**
XXI.—XXX. Jahrgang (Dritte Folge I—X., 1850—59) **10 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge . . **1 Thlr. 10 Ngr.**
Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von: W. A. Arendt. — F. W. Barthold. — K. Biedermann. — A. Böckh. — P. Bopp. — K. W. Böttiger. — K. H. Brandes. — K. Buchner. — M. Carriere. — K. G. Carus. — H. Düntzer. — H. Escher. — F. Förster. — E. Gans. — E. Gervais. — G. E. Guhrauer. — K. Hagen. — K. G. Helbig. — A. Helfferich. — E. Herrmann. — K. Hopf. — K. G. Jacob. — G. W. Kessler. — K. L. Klose. — E. Kolloff. — A. Kurtzel. — H. Leo. — M. H. K. Lichtenstein. — J. W. Loebell. — F. Lorentz. — E. H. J. Münch. — K. F. Neumann. — L. K. F. Passow. — R. E. Prutz. — F. v. Raumer. — A. v. Reumont. — H. Ritter. — R. Roeppell. — A. F. H. Schaumann. — H. Scherer. — A. Schmidt. — F. W. Schubert. — W. G. Soldan. — J. D. F. Sotzmann. — C. L. Stieglitz d. A. — Talvj. — M. Töppen. — K. A. Varnhagen von Ense. — J. Voigt. — G. F. Waagen. — G. F. L. Wachler. — E. W. G. Wachsmuth. — G. Weber. — F. Wilken. — A. Witt. — J. W. Zinkeisen.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von *J. Franck*. 4 Jahrgänge. 1837—42. Mit Kupfern. 8.
(10 Thlr. 10 Ngr.) **24 Ngr.**
Einzelne Jahrgänge **8 Ngr.**
Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von: K. Albini. — E. Bauernfeld. — J. F. Castelli. — J. Franck. — A. Hagen. — F. Halm. — F. v. Holbein. — K. L. Immermann. — N. N. v. Lagusius. — G. H. Liebenau. — G. A. v. Maltitz. — A. Pannasch. — K. Weichselbaumer. — J. B. v. Zahlhas.

Ein Prospect mit specieller Angabe des Inhalts ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der Englischen Sprache.

Nach Ahn's Methode. Von **Karl Graeser.**

Erster Cursus. Dritte Auflage. 8. Geh. 8 Ngr.

Zweiter Cursus. 8. Geh. 12 Ngr.

Graeser's englischer Lehrgang hat in kurzer Zeit große Verbreitung gefunden, wie das baldige Erscheinen einer dritten Auflage beweist. Derselbe ist jetzt durch einen zweiten Cursus vermehrt worden, der eine Mittelstufe zwischen dem ersten Cursus und der „Praktischen Schulgrammatik der Englischen Sprache" von demselben Verfasser (16 Ngr.) bildet. Ein anderes treffliches Hülfsmittel zur Vervollkommnung in der englischen Sprache bildet Graeser's „Englisches Vocabelbuch. 4000 der gebräuchlichsten englischen Wörter" (5 Ngr.).

☞ **Lehrer erhalten von der Verlagshandlung gern ein Gratisexemplar behufs der Einführung in Schulen.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 25. — 21. Juni 1860.

Ernst Moritz Arndt.

Nach einem reichen Leben, reich an Thaten und Leiden, an Lob und Tadel, an Glück und Misgeschick ist der alte Arndt heimgegangen, begleitet von den Segenswünschen und dem Dank seines Volks.

Ein Rückblick auf dieses Leben, auf das Gethane, Erlebte und Erlittene dieses Mannes, in welchem das deutsche Volk die edelsten Züge des deutschen Volkscharakters verehrte und liebte, ist eine Forderung der Pietät. Auch für d. Bl., welche es sich zum Ruhme rechnen Buch zu führen über die Entwickelung jener hervorragenden Lebensäußerung im nationalen Wesen, die wir deutsche Poesie nennen, liegt die Nothwendigkeit vor, mit einer so bedeutenden Erscheinung, wie Arndt in unserer Dichtung gewesen ist, abzurechnen und abzuschließen.

Auch äußerlich ist dazu dadurch Anlaß geboten, daß Arndt selbst noch vor seinem Tode eine Sammlung seiner Lieder besorgt und „seinem Volke als ein letztes Vermächtniß", wie er selbst sagt, hat hinterlassen wollen. „Mit diesen Liedern", so schließt er die aus dem December 1859 datirte Vorrede, „sagt der alte Sänger und Schreiber allen seinen Freunden gleichsam ein letztes Lebewohl."

Der Titel dieser Sammlung lautet:

1. Gedichte von Ernst Moritz Arndt. Vollständigste Sammlung. Mit der Handschrift des Dichters aus seinem neunzigsten Jahre. Berlin, Weidmann. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Aber Arndt's Dichtung läßt sich nicht betrachten ohne sein Leben in den Kreis der Erörterung aufzunehmen; denn seine Dichtung ist ein Spiegelbild seines Lebens und Strebens in und trotz der Welt. Für diese biographische Seite meiner Aufgabe folge ich einem warm, lebendig und patriotisch geschriebenen Büchlein, welches sich außer auf die bekannten Quellen auf Mittheilungen von Freunden Arndt's stützt. Diese Schrift, welcher eine recht ausgedehnte Verbreitung zu wünschen ist, wie wir sie denn auch den Lesern d. Bl. empfehlen, heißt:

2. Ernst Moritz Arndt. Ein Büchlein für das deutsche Volk von Eugen Labes. Nebst ungedruckten Briefen Arndt's und einem Gedichte „Des Alten vom Rhein Abschied und Heimkehr". Jena, Döbereiner. 1860. Gr. 8. 16 Ngr.

Beginnen wir mit dem äußern Leben Arndt's, um uns dann zu seiner Poesie zu wenden. Ich werde zu zeigen versuchen, daß auch als Poet Arndt einen hervorragenden Platz auf dem deutschen Parnaß wegen seiner gesammten Leistungen, nicht einzig wegen seiner patriotischen Poesie einnimmt. Und aus dem Ganzen wird sich hoffentlich ergeben, wie sehr begründet die rührende Anhänglichkeit ist, die Deutschland seinem alten Arndt noch in dessen letzten Lebenstagen bezeigt hat, wie der Alte ein ganzer Mann und ein ganzer Dichter gewesen und nur gedichtet hat, was er im Leben geliebt und geübt. Ein deutscher Dichter, ein deutscher Mann, das ist die Unterschrift, die seinem Bilde gebührt.

Am 26. December 1769 wurde Ernst Moritz Arndt zu Schoritz auf Rügen geboren, wo sein Vater Gutsinspector des Grafen von Putbus war. Merkwürdig, daß der deutscheste Deutsche außerhalb Deutschlands geboren wurde; denn noch gehörte die Insel der Krone Schweden. Unter der Leitung eines verständigen Vaters, einer frommen Mutter verlebte er die ersten Jahre seines Lebens in seinem Geburtsort, bis 1775 oder 1776 sein Vater als Pachter des Grafen nach einem benachbarten Hofe übersiedelte, wo er bis zum Jahre 1780 verblieb. Eine Schule war nicht vorhanden und so war es hauptsächlich der Unterricht der Aeltern, auf den sich die Kinder hingewiesen sahen. Daneben legte Moritz in der Landwirthschaft mit Hand an, weidete die Heerden seines Vaters und plünderte gelegentlich die Obstbäume. Im Jahre 1780 übernahm der Vater zwei neue Güter und siedelte mit seiner Familie nach dem nordwestlichen Theile der Insel über, wo nun auch die regelmäßige Schule begann. Gottlob Müller, bis an den Hals studirt, Soldat im Siebenjährigen Krieg, „mehr guter Lutheraner als guter Lateiner", und Dankwardt, nicht eben ein Polyhistor, aber guter Mensch, dessen Arndt noch später freundlich gedenkt, waren des jungen Ernst Moritz Lehrer.

Auch sonst muß man sich die Umgebung Arndt's nicht unliterarisch denken: Shakspeare, Lessing, Claudius und Stolberg verirrten sich auch in diese ultima Thule und wurden mit Jubel begrüßt. Dabei durchstreifte unser Moritz mit seinem Onkel Heinrich Arndt in Putbus, einem „poetischen und romantischen Mann“, die Insel und lernte die Heimat mit ihren Alterthümern und Eigenthümlichkeiten lieben. Im Jahre 1787 bezog er das Gymnasium in Stralsund und bewährte gleich hier geistige und körperliche Kraft, indem er die Neckereien seiner Mitschüler über seinen ländlichen grünen Rock oder einen detto grauen, der aus einem alten Rock seines Vaters metamorphosirt war, mit Witz oder nach Befinden mit der Faust zurückwies. Aber auch den Verlockungen der damals sehr üppigen stralsunder Gesellschaft gegenüber zeigte er sich tapfer, ohne darum zum Philister zu werden; er studirte fleißig und schwärmte auch wieder im jugendlichen Frohsinn.

Als unserm Ernst Moritz noch ein Jahr Besuch des Gymnasiums übrig war, verschwindet er plötzlich in die weite Welt, ohne Plan, aus lauter urgermanischer Wanderlust, läßt sich aber, da bald die Besinnung zurückkehrt und das im deutschen Herzen so wunderbar mit jener Wanderlust sich mischende Heimweh sich regt, gern von Onkel und Bruder in die Heimat zurückführen, wo er nun seine Studien ohne auf das Gymnasium zurückzukehren fortsetzt, bis er endlich die Universität Greifswald bezieht, um sich der Theologie zu widmen.

In Greifswald müssen damals noch Hauptoriginale von Professoren existirt haben, wie ja die deutschen Universitäten überhaupt für den humoristischen Menschenfreund der einzige erfreuliche Ruhepunkt sind, wenn er seine Augen über die Allerweltsphysiognomie unsers alle Unebenheiten nivellirenden und alle hervorstehenden Ecken abschleifenden Geschlechts hat hoffnungslos hinstreifen lassen, ohne irgendeine ausdrucksvolle Eigenthümlichkeit und Absonderlichkeit irgendwo entdecken zu können. Ueberall sind die Gestalten und Individualitäten verblaßt, aber auf den deutschen Universitäten gibt es noch Originale, ebenso tüchtig als sonderbar. Professor Muhrbeck, bei dem Arndt Philosophie hörte und den er als scharfen Denker rühmt, pflegte seine Polemik gegen Kant in seinem gebrochenen Schwedisch-Deutsch mit den Worten zu schließen: „Und nun? Was willst du nu, Kant, vir juvenis?“ Da jedoch mehrere Fächer nicht genügend besetzt waren, siedelte Arndt 1793 nach Jena über, wo er in wissenschaftlicher und geselliger Hinsicht sich so wohl fühlte, daß er dieser Stadt und ganz Thüringen bis in sein höchstes Alter die rührendste Anhänglichkeit bewahrte.

Nachdem er die Universität verlassen, suchte er zunächst auf Reisen vieler Menschen Städte zu sehen und ihren Sinn zu erkennen. Nachdem er dann in Privatstudien sein Wissen geordnet, als Hauslehrer gewirkt und „mit Schall und Beifall“ gepredigt, entsagte er der Theologie, wol in unbestimmter Ahnung seines eigentlichen Berufs, und wiederum trug er seinen Wanderstab durch die Länder. Oesterreich, Ungarn, Italien, Frankreich, die Niederlande und Deutschland durchreist er und sammelt — an seiner Ueberzeugung. Nach seiner Rückkehr vermählte er sich mit Marie Charlotte Quistorp aus Greifswald, habilitirte sich als Privatdocent der Geschichte daselbst und las vor zahlreichen Zuhörern.

„Mit Politik hatte Arndt sich bisjetzt nur mehr gelegentlich beschäftigt“, sagt Labes. Seine Gesinnung, seine Sympathie war wol mit dem Lande gewesen, welchem seine Geburtsinsel angehörte, mit Schweden. Aber ein geheimer Zug deutschen Wesens hatte ihn immer an Deutschland gefesselt, und als nun das Unglück hereinbrach über Deutschland, da fühlte Arndt zuerst mit Entschiedenheit, daß er dem deutschen Volke angehöre für immer. Und er hat ihm angehört in Freud und Leid.

Bezeichnend genug für den Apostel der Freiheitskriege ist seine erste Schrift ein Zeugniß seiner Gesinnung gewesen. Der Sohn eines Freigelassenen schrieb er: „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen“, und gab durch sein mänliches Wort den Anstoß zu ihrer Aufhebung. Im Jahre 1805 erschien von ihm der erste Band des „Geist der Zeit“, ein Buch, welches in tausend und abertausend Herzen die Flamme patriotischer Begeisterung entzündet und gegen Arndt selbst später als Anklage gedient hat, als in der unglücklichen Restaurationszeit die patriotische Begeisterung unbequem geworden war.

Im Jahre 1806 schlug er sich mit einem schwedischen Offizier, der sich über die Deutschen herabwürdigend geäußert. Nach der Schlacht von Jena mußte er nach Schweden flüchten, da er als Franzosenfeind alles zu fürchten hatte; aber als 1809 Bernadotte zur Regierung berufen wurde, war auch hier Arndt nicht mehr an seinem Platze, sondern zog sich auf eine Zeit lang zu seinen Geschwistern und seinem eigenen achtjährigen Sohn (seine Frau war schon 1801 gestorben) zurück und begab sich von hier 1809 als Sprachmeister Allmann nach Berlin. Nochmals trat er sodann, während er seine häuslichen Angelegenheiten zu ordnen suchte, in Greifswald als Docent auf, legte aber bald seine Stelle nieder und ging über Breslau, wo er Blücher kennen lernte und Scharnhorst sah, nach Prag, wo er die Einladung Stein's erhielt, zu ihm nach Rußland zu kommen.

Stein empfing Arndt in Petersburg herzlich und beide arbeiteten nun, jeder an seiner Stelle, an der Wiedererhebung Deutschlands. „Die Dörnberg, Clausewitz, Boyen, Adolf Lützow waren es, mit denen er jeden Tag bis spät des Nachts im engern Kreise weilte.“ Als nach dem moskauer Brand der große Rückzug der Franzosen begann und auch Kaiser Alexander nach Preußen abzureisen im Begriff stand, eilten ihm Stein und Arndt voraus.

Und mit dieser Zeit der Erhebung beginnt auch Arndt's Glanzperiode. Ueber Lyck und Gumbinnen gelangten die beiden nach Königsberg. Das war die Zeit, wo die Dohna und Clausewitz, Scharnhorst's Lieblingsschüler, die preußische Landwehr heranbildeten. Arndt schrieb erläuternd, anfeuernd, begeisternd: „Was bedeutet Landwehr und

Landsturm", den „Deutschen Soldatenkatechismus" und „Was ist des Deutschen Vaterland?" Von Königsberg über Breslau nach Dresden, wo er bei Körner mit Goethe zusammentraf. Hier that dieser den berühmten Ausspruch: „Schüttelt nur eure Ketten, ihr werdet sie nicht zerbrechen, der Mann ist euch zu groß", und bestätigte damit für jedes unbefangene Urtheil seinen Quintismus, den die Goethomanen weder wegsophistisiren noch vornehm weglächeln werden.

Im Jahre 1808 war der zweite Band vom „Geist der Zeit" erschienen, in Dresden wurde der dritte Band überarbeitet, dessen erster Theil die „Geschichte des Feldzugs in Rußland", der zweite und dritte den Befreiungskrieg und des Vaterlandes Wiederherstellung zum Gegenstand haben.

Selig sind die Herrscher, welche Gott fürchten und die Völker ehren...! Zittert nicht vor leeren Revolutionsgespenstern, damit ihr keine Revolutionen machet, sondern stellet Ehre, Freiheit und Seelenhoheit voran, erfüllet die ewigen Pflichten der Gerechtigkeit und Ehre und überlasset damit das Uebrige Gott. Er wird es wohl machen.

Scharnhorst's Tod begeisterte Arndt zu einem schönen Lied, wie dieses nationale Unglück ja auch Schenkendorf zu einem seiner tüchtigsten Lieder Stoff gab. Von Reichenbach in Schlesien aus zog Arndt den verbündeten Heeren nach und traf mit Stein in Leipzig zusammen, wo sie sich des herrlichen leipziger Siegs und der glücklichen Aussichten erfreuten. Aber auch Arndt kämpfte mit seiner edeln patriotischen Feder: „Der Rhein, Deutschlands Strom aber nicht Deutschlands Grenze" ist ein wichtigstes Product seiner nationalen Gesinnung, welche in kräftiger Vaterlandsgesinnung Liebe zur Heimat predigt und jenem flachen Kosmopolitismus, an dem auch heute noch so viele kranken, entgegentritt. In einer andern Schrift: „Das preußische Volk und Heer im Jahr 1813", spricht er es aus, daß Preußen nur dadurch den Sieg errungen, daß „es den Geist freigelassen und das Volk kriegsgeübt gemacht". „Ich sage, Deutschland hat keinen andern Jacobiner und Umkehrer, als die zerbrochenen Seelen, die vor jedem kühnen Gedanken und jeder hohen That zittern."

Nach mannichfachem Hin- und Herziehen, wobei er unter anderm auch in Gesellschaft Stein's in Köln wieder mit Goethe zusammentraf und sich über die bürgerliche Blödigkeit, die der weimarische Jupiter jungen Adelichen gegenüber zeigte, ein Ziemliches ärgerte, verheirathete er sich mit Nanna Maria, Schleiermacher's Schwester, die ihm eine treue Lebensgefährtin wurde, ein treues und tapferes Weib, wie er sie selbst nannte, und wurde 1818 durch Hardenberg, um ihn „auf eine ehrenvolle Art im Angesicht des Vaterlandes zu belohnen", Professor der neuern Geschichte in Bonn. Nach den gewaltigen Stürmen, die er durchgemacht, schien jetzt eine freundliche Stille sein Leben erheitern zu sollen und so versenkte er sich in den „Märchen und Jugenderinnerungen" sinnig in das Stillleben seiner glücklichen Jugend. Aber auch jetzt wandte sich sein Auge von der wahren Aufgabe seines Lebens nicht ab, wovon der vierte Band seines „Geist der Zeit" Zeugniß ablegt: ein Zeugniß, welches freilich in dem berliner Cabinet keinen Widerhall fand, da in ihm Anklänge an die gefürchteten demagogischen Träume sich finden sollten. Und bald genug rückte dem Vertreter deutscher Gesinnung die Reaction näher. Arndt wurde demagogischer Umtriebe halber am 18. November 1820 suspendirt, und obgleich auch nicht das Mindeste sich gegen ihn ergab, und obgleich er selbst in seinem „Abgenöthigten Wort" und andere Ehrenmänner seine Sache vor dem Forum der Nation glänzend obsiegend vertheidigten, so wurde er doch in seine Stelle nicht wieder eingesetzt, sondern lebte in unfreiwilliger Muße literarischen Arbeiten, von denen wir noch die „Erinnerungen aus dem äußern Leben" erwähnen.

Es bleibt ein rühmliches Blatt in der Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelm's IV. (dessen großen Sinn und edelstes Wollen man überhaupt über der zehnjährigen Misregierung der Manteuffel und Westphalen zu sehr vergißt), daß er es eine seiner ersten Regierungshandlungen sein ließ, dem edeln Arndt Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Universität Bonn ehrte sich selbst, indem sie ihn für 1840/41 zum Rector magnificus wählte. Nun lebte der Alte von neuem auf: „Versuch in vergleichenden Völkergeschichten", „Schriften für und an seine lieben Deutschen", „Pro populo germanico", „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn vom Stein" sind die wichtigsten von ihm noch zu erwähnenden Schriften, in denen er seine Grundsätze über nationale Einheit und Freiheit in einer oder der andern Form vertritt.

Im Jahre 1848 wurde er in das Parlament gewählt. In der ersten sehr stürmischen Sitzung vom 18. Mai hatte er von der Rednerbühne abtreten müssen ohne zum Wort zu gelangen. Als in der nächsten Sitzung Jakob Venedey der Versammlung mittheilte, daß Arndt es gewesen, den man, weil man ihn nicht kannte, durch den Ruf zur Abstimmung von der Tribüne verdrängt hatte, wurde der Alte unter allgemeinem Zuruf zum Auftreten bewogen. Was er sprach, ist so wahr und charakteristisch, daß wir es dem Büchlein von Laube wörtlich entnehmen:

Geschmeichelt fühle ich mich nicht, aber gerührt durch diese Anerkennung der Vertreter und Darsteller eines großen und ehrwürdigen Volks, in dessen Gefühle und Gedächtnisse ich wenigstens von Jugend auf gelebt und gewirkt habe. Was der einzelne verdient und gewirkt, ist eine Kleinigkeit, er geht in der Million der Gedanken und der Gefühle, in der geistigen Entwickelung eines großen Volks so mit wie ein kleines Tröpfchen im Ocean. Daß ich hier stehe, ein Greis, jenseit der Grenze, wo man wirken kann, war das Gefühl als ich erschien — gleichsam wie ein gutes altes deutsches Gewissen, dessen ich mir bewußt bin (unermeßlicher Beifall), daß ich erscheinen durfte unter vielen Männern, unter manchen Jünglingen, die ich das Glück gehabt habe zu kennen; auch das ist ein gutes altes deutsches Gewissen, wer an die Ewigkeit seines Volks glaubt.

Auf den Antrag von Jahn und Soiron wurde ihm der Dank der Nation für seine Wirksamkeit für das gesammte Vaterland votirt.

Arndt gehörte der Gagern'schen Partei an und schied mit ihr aus dem Parlament, und auch jetzt verzweifelte er nicht an dem Vaterland, weil er eben an die Ewigkeit seines Volks glaubte.

Mögen Tausende gelehrter, geistreicher, hochfliegender sein, als ein ehrlicher Mann habe ich meines Weges fortzuschlendern gestrebt und hoffe mit der Achtung und Liebe meines Volks mein bischen Uebriges zu vollenden.

Und wahrlich, an Achtung und Liebe seines Volks hat es ihm bis zu seinem Ende nicht gefehlt! „Der alte Arndt" ist der Liebling des deutschen Volks gewesen, wie einst der alte Blücher. Noch zu seinem neunzigsten Geburtstag hat sich die liebende Verehrung, die der Alte durch ganz Deutschland genoß, in freundlichen Ueberraschungen, Grüßen und Huldigungen aus allen Gauen herrlich offenbart. Und so ist er denn dahingegangen, verehrt und beklagt von der Nation, deren treuer Vorkämpfer er sein Leben lang gewesen, ein Vorbild dem heranwachsenden Geschlecht, ein edelster Vertreter deutschen Wesens und deutscher Tüchtigkeit. Ernst Moritz Arndt starb den 29. Januar 1860 zu Bonn am Rhein.

Wenden wir uns nun von der äußern Geschichte zu den Dichtungen Arndt's. Es ist mir wunderbar, daß ein so scharfsinniger Kritiker wie Julian Schmidt in den „Grenzboten" gelegentlich dieser Gesammtausgabe sein Urtheil dahin hat abgeben können, man sehe deutlich, daß über die bekanntesten Kriegs- und politischen Lieder Arndt's hinaus das Talent desselben überhaupt nicht gereicht habe; der Rest sei unbedeutend. Ich finde im Gegentheil, daß gerade dieser Rest den Beweis für das ursprüngliche poetische Talent des Dichters liefert. Denn von der großen Zeit könnte am Ende auch eine nicht gerade besonders dichterisch organisirte Natur, wenn ihr nur ein Herz für die Ehre und das Wohl des Vaterlandes innewohnt, zu einzelnen Leistungen begeistert werden, die durch das gehobene Gefühl nicht nur wirksam, sondern auch poetisch erschienen. Aber Arndt hat zu allen Zeiten gedichtet, und zwar vortreffliche Sachen gedichtet, auch vor und nach der Zeit, in der der allgemeine nationale Enthusiasmus ihn trug. Nicht der Patriot in ihm hat Arndt zum Dichter gemacht, sondern der Dichter in ihm hat bewirkt, daß auch der Patriot wahrhafte Poesie schuf.

Ich glaube den reichen Inhalt der vorliegenden Sammlung, die beinahe 700 enggedruckte Seiten hält, naturgemäß in mehrere Abtheilungen zerlegen und nach diesen besprechen zu sollen. Ich dehne den ersten Abschnitt aus bis in das Jahr 1812 und nenne ihn „Des Dichters Jugend".

Von 1769—1812 des Dichters Jugend? Freilich hatte den Lebensjahren nach Arndt längst das männliche Alter erreicht, aber erst mit der Reise zu Stein nach Petersburg ist seinem Leben für immer der bestimmte Stempel aufgedrückt, an welchen jeder denkt, wenn man den Namen des alten Arndt nennt. Vor allem aber ist diese Zeit der erste entschiedene Wendepunkt für seine Dichtung; in diese Zeit fällt die Blüte seiner politischen Poesie, die zwar keineswegs das allein Werthvolle, wie J. Schmidt behauptet, aber allerdings das Charakteristische dieser dichterischen Individualität ausmacht. Und bis dahin, welche Richtung verfolgte seine Dichtung? Am richtigsten wird es sein, sie als Ringen und Streben, als Werden und Bilden zu bezeichnen. Denn nach allen Seiten prüft der Dichter seine poetischen Schwingen, in allen Tonarten versucht er sein Lied.

Bald glauben wir die berauschenden und berauschten Laura-Lieder, die excentrischen Dithyramben der Sturm- und Drangperiode Schiller's zu hören. Pomphafte Worte, hyperbolische Gedanken, Titanengelüste oder süße Melancholie und Schwärmerei. Von der letzten Art nur einen Vers aus „Nachruf" (1803):

> Nein, du hörst mich bei den stillen Manen,
> Denkst mit Sehnsucht an das Erdenlicht;
> Schwölle Lethe auf zu Oceanen,
> Unter ging in ihr die Liebe nicht.

Wenn in dieser sanften Elegie die Hyperbel des dritten Verses einen beinahe komischen Eindruck macht, so stimmen in dem Gedicht „An Psychidion" (1807) himmelstürmende Gedanken und Worte eher zu einem Ganzen zusammen. Ich erlaube mir nur die ersten sechs Strophen mitzutheilen:

> Zittre nicht, mein Liebling, vor den Flammen,
> Die in deinem Busen selig glühn.
> Darf der Himmel neidisch das verdammen,
> Wodurch Sonnen sich zu Sonnen ziehn?
>
> Was des Hymnus Jubel Morgenröthen, (?)
> Hohen Einklang allen Sternen lehrt,
> Und wodurch die Irre der Kometen
> Regellos die höchste Regel ehrt?
>
> Wodurch Blumen sich zu Blumen neigen?
> Tropfe brünstig zu dem Weltmeer jagt?
> Wodurch Philomele in den Zweigen
> Und der Schwan auf Frühlingswellen klagt?
>
> Darf der Himmel sein Gesetz verdammen,
> Dann verdamme deine Liebe auch,
> Stürze mit dem Wellenschmuck (?) zusammen,
> Stirb mit Sonnen dann in Einem Hauch.
>
> Und auf fürchterlich erloschnen Trümmern
> Traure einsam der erhabne Geist,
> Welchen nimmer Sonnen mehr umschimmern,
> Nimmer wieder Menschenwonne preist!
>
> Nein, hinweg der Bonzen schwarze Schrecken!
> Hoffnung auf das Engelangesicht!
> Wenn auch Donnerwolken ihn bedecken,
> Ist sein täglich Kleid doch Lieb' und Licht.

Wenn das auch glücklicherweise unser ästhetischer Geschmack nicht mehr ist, so müssen wir doch anerkennen, daß das Gedicht in seiner Art von Talent zeugt.

Aber diesem titanischen Genre hat sich der gesunde Sinn unsers Dichters im ganzen nicht oft zu- und sehr bald wieder abgewandt. Er, der mit heiterer Kraft und gesundem Wollen sich dem Leben hingab, konnte an diesen forcirten Uebertreibungen niemals ernstlich Gefallen finden. Viel eher war seiner Natur das heitere Lied munterer Gesellen bei Becherklang angeeignet und solcher Lieder finden sich denn auch in dieser Periode eine ganze Anzahl, besonders auch aus der greifswalder Studentenzeit, Lieder, die noch von uns allen, wie eine gute Zahl aus der folgenden Periode, und von unsern Nachfolgern auf deutschen Hochschulen gesungen worden sind und gesungen werden. Nichts ist wohlthuender, als jetzt, wo

in unserer Erinnerung nur „der alte Vater Arndt" lebt, diese Lieder sich wieder ins Gedächtniß zurückzurufen, die er in seiner frischen stürmenden Jugendzeit gesungen, und dabei sich zum Bewußtsein zu bringen, wie die gesunde Naturwüchsigkeit, mit der der Jüngling das Leben erfaßte, ohne vor den ernsten Seiten desselben zurückzuschrecken, es gewesen ist, welche ihm jene ewige Jugend bewahren half, die wir an ihm bewundert haben. Es steckte ein Stück von unserm Luther in Arndt: „Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang", hätte auch der Alte als Wahlspruch nicht verworfen*), und diese heitere Weltauffassung hat dem idealen Wirken beider Männer, dem Kampf für die Ideen der evangelischen und der nationalen Freiheit wahrlich keinen Abbruch gethan. Auch hiervon, von der Gattung studentisch-geselliger Lieder eine Probe in „Die fünf Gläser" (1803) zum Beleg (S. 78):

Mein erstes Glas, mein bestes Glas
Auf des Gelags Genossen,
Für die viel tausendmal das Faß
Sich lustig leer geflossen,
Die vor dem Zapfenloch so gern
Gejubelt und gesündigt
Und denen oft der Morgenstern
Beim Wein den Tag verkündigt.

Mein zweites Glas, mein schönstes Glas
Für Bacchus und Cytheren!
Wer je als Held beim Trunke saß,
Der hält sie hoch in Ehren:
Kein Herz ist fest vor Hieb und Stich,
Das Bacchus Kraft bezwungen,
Doch haben sie beim Wasser sich
Nie hohes Lob errungen.

Der Freundschaft dieses dritte Glas
Zur Heiligung des Festes!
Durch sie bezwang der Hölle Haß
Mit Pylades Orestes,
Durch sie ist manche Männerbrust
Zur Götterheimat worden,
Und sie versammelte zur Lust
Auch diesen Sängerorden.

Mein viertes Glas, ein heil'ges Glas
Soll hellen Klangs erschallen
Für die, so im Tyrannenhaß
Fürs Vaterland gefallen,
Für die auch, so im Sorgenhaß
Den Wein auf Fässer faßten
Und jubelnd bei dem vollen Glas
Hinsanken und erblaßten.

Mein fünftes Glas, mein letztes Glas,
Die heil'ge Fünfe lebe!
Es grün' und blüh' ohn' Unterlaß
Der süße Strauch der Rebe!
Es blühen Rosen, Mädchen jung,
Mir noch bei grauem Haare!
Und Becherklang und Sang und Trunk
Begleiten mir die Bahre!

Einen bei weitem größern Raum aber, als die beiden bis hierher geschilderten Richtungen, nehmen in der Sammlung diejenigen Lieder ein, welche reflectirend-didaktisch über Sinn und Bedeutung des menschlichen Lebens sich aussprechen. Niemand wird nach dem Grund dieser Erscheinung fragen. Ist doch das Gedankenleben, das Sichversenken in sich selbst, die Freude an der Speculation über die Räthsel des Daseins und die Natur der menschlichen Dinge ein allgemein deutscher Zug, der einerseits in der Ausbildung und Entwickelung der philosophischen Fragen, die bei uns wie bei keinem andern Volke aufregen und zünden, andererseits in einer oft tiefsinnigen, oft auch unklaren, mit Vorliebe aber immer reflectirenden Lyrik seinen Ausdruck gefunden hat. Wenn ein französischer Dichter tiefere Fragen anregt und behandelt, so geschieht das gewissermaßen contra naturam sui generis, wie die Juristen sagen. Ein deutscher Dichter ist als solcher vor allem didaktisch: nicht um den flüchtigen Schaum oberflächlich sprudelnder Poesie, um Ideen und deren Verwerthung handelt es sich bei uns. Die didaktischen Gedichte Arndt's tragen durchweg diesen deutschen Zug des idealen Denkens und Strebens an sich; sie sind theilweise schwer zu verstehen, weil der Gedanke noch nicht immer das rechte Wort findet, in das er sich kleiden könne. Aber im ganzen ist es eine gesunde Moral, die uns klar und deutlich an das Herz gelegt wird. Die Form ist, abgesehen von jenen einzelnen Stellen, vortrefflich und theilweise mit einer Leichtigkeit, die an Wieland erinnert oder an das schöne Formtalent Gellert's in seinen Erzählungen, gehandhabt. So ist gleich der poetische Brief „An Johann Jakob Grümbke aus Florenz", noch aus dem Jahre 1799, außerordentlich einschmeichelnd. Ich erwähne der „Epistel an Ernst Ludwig von Gagern", aus demselben Jahre, die wie die erste durch humoristische Anklänge den Ernst der Gedanken erheitert. „Lehre an den Menschen" ist in der Form etwas übertrieben, theilweise unklar und bildet eigentlich eine Art von Uebergang oder Mittelglied zwischen den lyrischen Ergüssen in Schiller's Erstlingsmethode und der gesänftigten Didaktik, aber der Gedanke ist auch hier kräftig und gesund. Wie zart und freundlich, wie verständig dabei ist das Bild der Hoffnung, welches uns in dem zweiten Fragment der „Epistel an meinen Vater" (1799) entgegentritt (S. 31):

Von allen guten, allen holden Gaben
Der Horen, die an unsrer Wiege stehn,
Ist nichts so lieblich und so schön,
Selbst jene nicht, um welche lächelnde Knaben
Mit Eros und der Charis stehn,
Als jenes freundliche Himmelsmädchen,
Die Hoffnung, Kronion's zartestes Kind,
Die in das Garn der Parzen Rosenfädchen
Und reine Goldesschimmer spinnt.
Sie gab der Vater uns zum Spielen
Als ewig lächelnde Genossin zu,
Als Pflegerin den zartesten Gefühlen,
Als Schatten dem schwülen Tag, als Traum der süßen Ruh.
Sie pflegt die Blume ewiger Jugend
Selbst in des wintrigen Alters Brust,
Verknüpft die Freude mit der Tugend
Und reicht dem Gram den Kelch der Lust;
Sie zeigt für einen glücklichen Lauf
Dem abgetakelten Schiff sein Thule,
Und windet die abgelaufene Spule
Der Parzen schöner wieder auf;

*) Durch ein Gedicht gefeiert hat er ihn S. 522.

Spinnt ihren goldgewobenen Faden
In die Unendlichkeit hinaus,
Lösche, funkelnder Arktur, dich aus,
Um schöner dein Flammenhaar im Südpolmeer zu baden.

O selig dreimal, wer zum Spielen,
Zum Spielen nur die Spielende empfängt
Und nicht mit stürmischen Gefühlen
Sich zu der zarten Huldin drängt!
Wer leichter, als mit bebender Schwinge,
An Frühlingsblumen Schmetterlinge,
An ihre Rosenflügel sich hängt!
Doch wehe! wer in ihrem süßen Schaum
Sich wie im Kelch der Wirklichkeit berauschet!
Denn weinen wird er, wenn der Traum,
Der spielend kam, auch spielend ihm entrauschet.

Und neben der Didaktik, neben der gedankenschweren Reflexion zeigt sich in Arndt, besonders seit den ersten Jahren dieses Jahrhunderts, ein romantischer Zug. Das ist ja eben die wunderbare Eigenthümlichkeit des deutschen Geistes, daß neben der Lust an strengster begrifflicher Arbeit immer die Neigung zu dem Unfaßbaren, Unbestimmten, zu dem geheimnißvollen Dunkel, zu mondbeglänzter Zaubernacht und Waldeinsamkeit, zu alten Märchen und süßer Schwärmerei in voller Kraft steht. Der Franzose findet dergleichen höchstens als Stoff zu einem Bonmot geeignet; wie er unsere Ideologie verwunderlich findet, so lächelt er vollends über unsere mystisch=romantischen Liebhabereien, weil er eben für beides kein Verständniß hat, was sich wol nirgends schlagender herausstellt, als in dem, was die Franzosen ihre Romantik nennen, verglichen mit dem blauäugigen jungfräulichen Bild deutscher Romantik. Doch zurück zu unserm Arndt als Romantiker. Die dem deutschen Gemüth eigenthümliche Saite konnte in unsers Dichters deutschem Herzen nicht unangeschlagen bleiben. So hat auch Arndt, der mit seinem politischen Streben, mit seinem festen Eingreifen in das Leben, mit seiner Thatkraft dem romantischen Verschwimmen, der romantischen Zurückgezogenheit von der Gemeinheit des praktischen Lebens so schroff entgegensteht, der Romantik in der Poesie seinen reichlichen Tribut dargebracht. Wenn nun eine so starke thatenlustige Natur sich auf Zeiten der romantischen Schwärmerei in die Arme warf, so muß diese ja wol ein fast nothwendiges integrirendes Moment in dem Ganzen der deutschen Individualität bilden. In dieser Richtung liegen z. B. die Lieder „Die Rose und die Jungfrau" aus 1804, „Fröhlichkeit in Treue", „Liebeswehmuth", „Marienwürmchen" u. s. w. aus 1808 und die ganz vortreffliche Sagenbearbeitung „Der Stromgeiger auf Starkoddur's Grabe" aus dem Jahre 1811. Keineswegs erschöpfen, wie schon angedeutet, diese angeführten Lieder den romantischen Cyklus der Sammlung, der vielmehr ein ausgedehnterer ist; sie sollen nur verschiedene Nuancen dieser romantischen Richtung in Arndt kennzeichnen. Zur Probe nur ein kurzes Lied aus 1808, „Frühlingslied von der Frau Nachtigall" (S. 131):

Frau Nachtigall, Frau Nachtigall!
Laß klingen nun den frohen Schall!
Auf, Fink und Amsel, singet laut!
Die Erde steht mit dem Frühling Braut.
Musikanten und Schalmeien
Spielen auf zu ihrem Reihen,
Im Himmel spielt Cäcilia.
Willkommen, Frau Nachtigall, bist du da?
Willkommen, süße Frau Nachtigall!

Frau Nachtigall, Frau Nachtigall!
Laß klingen nun den frohen Schall!
Die Bäume grün, die Blumen süß,
All's Frühlingslust und Paradies —
Alle Knaben schlingen Tänze,
Alle Mädchen winden Kränze,
Im Himmel spielt Cäcilia.
Willkommen, Frau Nachtigall, bist du da?
Willkommen, süße Frau Nachtigall!

Frau Nachtigall, Frau Nachtigall!
Laß klingen nun den frohen Schall!
Cäcilia kommt auch ins Grün,
Wann Vögel singen und Bäume blühn;
Frommen Kindern lehrt sie Lieder,
Kehret dann zum Himmel wieder,
Im Himmel spielt Cäcilia.
Willkommen, Frau Nachtigall, bist du da?
Willkommen, süße Frau Nachtigall!

Könnte das Gedicht nicht nach Inhalt und Form in Tieck's „Kaiser Octavianus" mit Ehren seinen Platz behaupten? Was die Form betrifft, die hier so überaus leicht, anmuthig, heiter spielend ist, so benutze ich diese Gelegenheit zu der allgemeinen Anmerkung über die Formbehandlung in Arndt's Gedichten, daß neben einer gewissen Massenhaftigkeit, Gedrungenheit, Derbheit auch oft eine recht graziöse Beweglichkeit erscheint, so jedoch, daß allerdings jene volltönende Härte, die den starken Ausdruck, das Kraftwort mehr liebt als süßen Wohlklang, vorherrschend bleibt.

Und nun endlich — es würde seltsam sein, wenn es anders wäre — tritt natürlich auch der Begriff des Vaterlandes und der Freiheit als Factor, wie später als Centrum der Arndt'schen Poesie schon in dieser ihrer ersten Periode auf. Zunächst finden sich Gedichte in der Weise Klopstock's. So ist gleich das erste Gedicht der Sammlung „Hermann's Siegeslied" (1787) mit seiner altdeutschen Mythologie von Klopstock'scher Färbung und im Geiste der Bardieten; auch die antike Form mancher Lieder deutet auf Berührungspunkte der Arndt'schen Dichtung mit der Ode Klopstock's. Aber was nun die politische Poesie, um bei dieser stehen zu bleiben und die nationale und freiheitliche dichterische Wirksamkeit in diesem Worte Arndt's zusammenzufassen, betrifft, so hält sie sich dann in den Klopstock'schen Formen, wo sie ganz allgemein bleibt, wo sich in ihr nur das allgemeine Pathos des Freiheits= und Vaterlandsgefühls ausspricht. Und nicht einmal so. Vielmehr sind selbst von diesen allgemein gehaltenen Gedichten im ganzen nur die allerwenigsten im antiken Metrum geschrieben, wie etwa noch „An den General Grafen Philipp Schwerin" (1811). Die Unbestimmtheit aber und Allgemeinheit des Pathos in diesen Liedern, ohne bestimmteste Ziele und Gegner, hat sehr lange gedauert, auch in modernen Formen. Wie hätte es anders sein können? Entwickelte sich doch der Dichter selbst langsam von nordischen Sympathien oder einem nicht näher begrenzten Unabhängigkeitstriebe zu dem

Hort deutscher Nationalität und Vorkämpfer äußerer und innerer Freiheit, als welchen wir ihn jetzt verehren. Noch 1803 bleibt das an sich schöne „Lied der Freien“ ganz in der Abstraction haften, obgleich schon 1801 in „Klage um Liebe und Freiheit“ die letzten Strophen eine specifisch deutsche Färbung getragen hatten. Aber erst allmählich wird dieser deutsche Patriotismus, die deutsche Freiheit der Grundton dieser Poesie. Als Anfangspunkt, soweit sich eben überhaupt in geistigen Entwickelungen Anfänge mit Zahlen belegen lassen, dieser speciell deutsch-patriotischen Poesie möchte ich ungefähr das eben angeführte Gedicht aus dem Jahre 1801 bezeichnen. Daß diese Richtung aber mit dem ersten Einschlagen noch nicht bis zur Exclusivität entschieden war, sahen wir schon; ich füge hinzu, daß überhaupt bis gegen das Jahr 1811 die politischen Gedichte sehr einzeln gesäet sind und erst von 1811 an häufiger werden, bis 1812 ihre eigentliche Blüte beginnt. Und dies führt uns nun zu der zweiten Periode Arndt's, welche hauptsächlich von seiner politischen Poesie bezeichnet wird. Bevor wir uns zu dieser wenden, nur noch eine Bemerkung. Ist das Ringen und Streben, welches wir in des Dichters erster Periode fanden, das Anklingen seiner Poesie an Schiller, an Klopstock, an die Romantiker ein Beweis, daß es ihm überhaupt an dichterischer Eigenthümlichkeit gefehlt? Gewiß nicht. Sondern in allen diesen einzelnen Richtungen hat sich das reiche Ganze der deutschen Poesie, ja des deutschen Gemüths entfaltet, und wie der einzelne, der auch nicht Dichter ist, alle jene Stimmungen des Titanenthums, des Pathos, der unbestimmten romantischen Sehnsucht durchmacht, sei es in der Jugend, sei es im Alter, sei es in dieser oder jener Aufeinanderfolge, wollen wir es des Dichters leichter erreglichem Gemüth zum Vorwurf machen, wenn auch er abwechselnd von jenen Stimmungen berührt wird und denselben in seinen Gedichten Ausdruck gibt? Das erniedrigt ihn nicht zum unselbständigen Nachahmer, wenn er zumal in seinen Anfängen, den Impulsen seines Herzens folgend, seine Lieder von dem klingen läßt, was auch andere vor ihm schon gesungen; nicht Fremdes eignet er sich an, sondern er bemächtigt sich eben nur der gesammten Schätze, welche im deutschen Gemüth, in deutscher Poesie liegen, der ganzen Nation gehörig, und jedes Wünschelruthe offen, der sie zu heben weiß.

Die zweite Periode von Arndt's Poesie rechne ich von 1812—20. In dieser herrscht, wenn auch vielleicht quantitativ nicht sehr, doch um so mehr der Bedeutung nach das politische Lied vor und bildet die eigentliche Blütezeit unsers Dichters. Ziel und Zweck stehen ihm klar vor Augen und von den verschiedensten Seiten kommt er jetzt immer wieder auf das eine zurück, was der Mittelpunkt seines Lebens geworden war. Befreiung des Vaterlandes und nationale Größe sind die Pulse, die in allen diesen Liedern schlagen. Daß dabei die Franzosen nicht geschont oder gar verherrlicht werden, kann nur abgeschmacktem Kosmopolitismus oder verbissenem Welschthum ein Anstoß sein.

Aber wie mannichfaltig variirt der Dichter sein Thema. In „Die alten und die neuen Deutschen“ (1812) beginnt der Hauptreihen mit einem sehr ernsten Schelten auf die ausgearteten Deutschen, die wie Tanzbären mit Ringen in der Nase von den Franzen sich zum Tanze bringen lassen. Aber gleich darauf folgt die herrliche Mahnung des Vaterlandsliedes: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte.“ Dann haben wir eine ganze Reihe historischer Lieder, die von Schill singen, von Gneisenau, von Dörnberg, Schenkendorf, Scharnhorst („Der Waffenschmied der deutschen Freiheit“, 1813), Blücher, vom Prinzen von Neuwied*) und vom König von Preußen. Ja sogar ein Wiegenlied auf Scharnhorst's Enkel stimmt in diesen Ton. Einzelne von diesen historischen Liedern sind vielleicht zu rhetorisch, wie „Das Lied vom Stein“ (1814) auf den Freiherrn vom Stein und „Meine Helden“ (Boyen, Grolmann u. s. w., 1816). Aber weitaus die allermeisten sind durch Frische und Lebendigkeit, durch eine Art dramatischer Gegenständlichkeit oder auch durch glücklich getroffene volksmäßige Form ausgezeichnet. Ganz besonders vortrefflich, außer den bekanntern und oft gesungenen erscheinen mir „Das Lied vom Chasot“ (1813), „Klage um drei junge Helden“ (1814) und „Der tapfere König von Preußen“ (1813). Das letzte, welches sich durch seine volksmäßige Darstellung auszeichnet, stehe zur Probe hier (S. 277):

Der König von Preußen zieht reisig aus
Mit dreimalhunderttausend Mann.
Sie sehen so lustig und freudig aus,
Daß er die Welt wol bezwingen kann;
Und wie zu dem Zuge die Trommel klingt
Und wie in dem Winde die Fahne wallt,
Einem jeden das Herz in dem Leibe springt,
Einem jeden der Mund nur von Freuden schallt!
Heididei! Dideldei! Dideldei! Dideldei!
Einem jeden der Mund nur von Freuden schallt.

Bei Lützen sie hielten die erste Schlacht,
Da blühten die Maiblumen blutig roth,
Da schläft wol mancher, der nie erwacht,
Ein fauler Langschläfer ist der Tod.
Doch schliefen die Burschen gar lustig ein,
Ein jeder nahm drei Franzosen mit —
Sie schlugen wie Donner und Wetter drein
Mit Sturmeswuth und im Sturmesschritt:
Heididei! Dideldei! Dideldei! Dideldei!
Mit Sturmeswuth und im Sturmesschritt.

An der Katzbach auch hatt' es gar heißen Strauß,
Da jagte der Blücher den Macdonald,
Da rissen die Welschen wie Hasen aus,
Weil der alte Herr so gewaltig knallt;
Da deckten Zehntausend den grünen Plan
Und Zwanzigtausend streckten's Gewehr,
Viele Tausende schwammen die nasse Bahn
Des Stromes als Leichen hinab zum Meer:
Heididei! Dideldei! Dideldei! Dideldei!
Des Stromes als Leichen hinab zum Meer.

---

*) Dieses Lied ist in unserer Ausgabe ins Jahr 1817 gesetzt. Es ist aber schon einige Jahre früher infolge der Lectüre der Schrift: „Schattenbild eines für sein Vaterland als Opfer ritterlich gefallenen deutschen Prinzen“ (Frankfurt a. M. 1814), entstanden, wie ich aus der Vorrede eines in meinem Besitz befindlichen Einzeldrucks beweisen kann.

In Böhmen bei Kulm in den Bergeshöhn —
Hei Vivat, mein König! mein Siegesheld —
Da hast du den giftigen Ratten schön
Die mordliche Falle gar fein gestellt.
Sie liefen mit gierigem Stolze hinein,
Der Rattenkönig Vandamme voran,
Bald klang's dir lustig von groß und klein:
Er hat sie gefangen mit Maus und Mann!
Heidibei! Dibeldei! Dibeldei! Dibeldei!
Er hat sie gefangen mit Maus und Mann.

Auch thaten's deine Preußen bei Dennewitz,
Heidibei! Dibeldei! Dibeldei! Dibeldei!
Da mißte der Marschall Ney den Witz
Und lief wie ein Toller Berlin vorbei.
„Herr Marschall, Herr Marschall, wo wollt Ihr hin?
Gen Süden liegt nimmer die Königsstadt,
Gen Norden zu reiset Ihr nach Berlin“:
Doch er hört nicht und läuft wie ein Wagenrad.
Heidibei! Dibeldei! Dibeldei! Dibeldei!
Doch er hört nicht und läuft wie ein Wagenrad.

Bei Leipzig sie hielten den letzten Tanz,
Der Franzosenkehraus der sollt' es sein.
Drei Tage ward getanzt, sie verspielten's ganz,
Achtzigtausend nur flohen lebendig zum Rhein,
Achtzigtausend von dreihunderttausend Mann,
Die Uebrigen todt und gefangen all'.
Alle Welt lobt den König, den tapfern Mann,
Und der alte Blücher ward Feldmarschall:
Heidibei! Dibeldei! Dibeldei! Dibeldei!
Und der alte Blücher ward Feldmarschall.

Drum Vivat der König von Preußen, der Held!
Drum Vivat der Blücher, der Feldmarschall!
Sie säeten Kugeln wie Erbsen ins Feld
Und spielten zum Tanz mit Kanonenknall.
Auch Vivat der Bursche, der flink hinterdrein
Frisch folgte dem König, dem Feldmarschall.
Bald singen wir Heidibeldei! am Rhein
Und treiben nach Frankreich die Jagd mit Schall:
Heidibei! Dibeldei! Dibeldei! Dibeldei!
Und treiben nach Frankreich die Jagd mit Schall.

Auch in den nicht erzählenden, sondern lyrischen Gedichten weiß Arndt oft eine wahrhaft dramatische Spannung hervorzurufen, wie in dem berühmtesten „Was ist des Deutschen Vaterland?“. Die rein reflectirenden können dann freilich mit diesen nicht concurriren, um so mehr, da besonders auch in ihnen (und dies gilt auch von den nichtpolitischen Reflexionsgedichten) jene bekannte Besonderheit der Arndt'schen Ausdrucksweise manches unklar erscheinen läßt. Aber der Eindruck der vortrefflichen überwiegt bei weitem das weniger Gelungene und läßt erkennen: Arndt ist ein politischer Lyriker ersten Ranges.

Wie in der frühern Periode die politische Poesie nicht ganz fehlte, so finden sich in dieser sogar viele Gedichte nichtpolitischen Inhalts, besonders etwa von 1816 an, und alle die früher versuchten Tonarten beinahe werden auch jetzt noch in einem oder dem andern Lied angeschlagen. Da haben wir Liebeslieder (1813), eine Ballade „Harald Schönhaar“, romantisirende „Klinglieder“ (Sonette) u. s. w. In Reichenbach, wohin er von Berlin aus zu Stein geeilt war, 6. Juli 1813, mußte er bei der Ueberfüllung des Städtchens sein Quartier in einem auf die Stadtmauer gekleckten Nachtwächterhäuschen suchen und dichtete dort sein „Lug ins Leben“, eine freundlich anmuthende Selbstbiographie, die er durch einen „Lebenstraum“, was Jean Paul einen „zukünftigen Lebenslauf“ genannt haben würde, ergänzte; zugleich verbindet der politische Schluß dieses letztern diese Gedichte mit den Zeitgedichten. Endlich möchte ich noch aus dem Jahre 1816 „Klang der Sehnsucht“ als ein Gedicht hervorheben, welches sich dem Besten, was die Romantiker gegeben haben, würdig an die Seite stellt, und „Christophorus“ (1815), als eine vortreffliche Romanze.

Aber so beachtenswerth auch diese Lieder sind, die politischen Lieder sind gewiß für diese zweite Periode die eigentliche Signatur. Und warum schließe ich die Periode mit 1820? Weil dieses Jahr, in welchem die Reaction der Restaurationszeit über den alten Freiheitsmann hereinbrach, in welchem die Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe gegen ihn begann, einen zu entscheidenden Abschnitt in seinem Leben bildet, als daß es nicht auch einen solchen in seiner Poesie gebildet haben sollte. Und in der That, wenn wir in unserer Sammlung bemerken, daß im ganzen fünf Lieder die Brücke bilden zwischen 1820 und 1835, fünf Lieder in 15 Jahren von einem so sangesfrohen Mund, dann werden wir den Schluß der Periode mit 1820 und das Setzen eines Marksteins in dieses Jahr hinlänglich gerechtfertigt finden.

Und nun endlich die dritte und letzte Periode dieser dichterischen Entwickelung, von 1820 bis zu Arndt's Tod 1860. Ein langer Zeitraum, ein reichliches halbes Menschenleben und doch für unsern Dichter die Zeit des Auslebens, des Verhallens und Ausklingens der Saiten seiner Harfe und — seines Herzens. Denn wenn er in den großen Jahren der Befreiung des Vaterlandes den Gipfel, die Blüte erreicht, so schweigt der Schlag von 1820 den edeln Dichter auf lange Zeit, und als die Lieder wieder häufiger werden, etwa seit 1835, als endlich ein edler königlicher Sinn das begangene Unrecht der Vergangenheit in Gerechtigkeit sühnen konnte, da war Arndt ein Greis. Ein Greis freilich voll jugendlichen Feuers, der die Ideale, für die er geglüht, gearbeitet und gelitten nicht mit der Jugend, nicht mit dem Leiden aufgegeben; er hat fortgeglaubt und fortgearbeitet für sein Volk bis an sein Ende. Aber doch ist es natürlich, daß eine gewisse Beschaulichkeit durch diese Poesie des Alters sich hindurchzieht, nicht jene Beschaulichkeit, die die Hände in den Schos legt und in diesem egoistischen Quietismus das Herannbrechen der bessern Zeit abwarten will, ohne etwas dafür zu thun, daß sie herankomme: Arndt hat nie sein Tagewerk für geschlossen erachtet, sondern wacker mitgeholfen. Aber milder, resignirter, stiller, wenn ich so sagen darf, ist seine Poesie gegen das Ende je länger je mehr geworden, von jener wohlthätigen, in sich befriedigten Stille, welche die Folge und das Zeichen eines guten Gewissens und eines festen Herzens ist. Der Hinblick auf sein baldiges Ende, sein sicherer Glaube an ein besseres Leben zeichnen die Lieder seines Alters großentheils mit einem freundlich wehmüthigen, aber zugleich erhebenden Stempel. Eine ganze Anzahl geistlicher Lieder, von denen ich nicht weiß, warum sie nicht lieber in

den besondern Abschnitt „Geistliche Lieder“ aufgenommen, sondern unter die andern verstreut sind, findet sich in dieser Periode. Ich verspare mir ein Wort über diese Richtung der Arndt'schen Dichtung auf die Besprechung jenes Abschnitts und bemerke einstweilen nur, daß der Alte neben der innigsten Frömmigkeit sich einen freien Blick in die Welt und heitere Auffassung des Lebens vollständig bewahrt hat. Oder vielmehr: Arndt's Frömmigkeit, aus einem fröhlichen Herzen quellend, hat erst seine Lebens- und Weltanschauung zu jener durchsichtigen Helle und frischen Jugendlichkeit begeistert, die uns an ihm erfreut. Seine Stellung einer engherzigen unchristlichen Weltflucht und ascetischen Verknöcherung gegenüber spricht sich am frappantesten in dem „Frühlingslied an die Frömmler“ (1843) und in der Gegenüberstellung der beiden Gedichte aus dem Jahre 1855, „Abschiedslied“ und „Frühlingsruf an den Greis“ aus. Ich verspare mir, wie gesagt, die nähere Charakteristik von Arndt's religiöser Poesie und weise einstweilen nur auf den „Weihnachtsgruß“ (1836), hin, ein Lied, welches an das Beste von Novalis anklingt.

Andere Gedichte freilich sind ziemlich ungefüge in der Form oder wenigstens von jener eigenthümlichen Arndt'schen Ausdrucksweise, die das Verständniß nicht leicht macht. „Beiling's Tod“ z. B., aus dem Jahre 1830, gehört unter diese Lieder.

Vortrefflich dagegen ist wieder das Gedicht auf „Das Grab“ (1835), welches seinen eigenen Ruheplatz schildert und alle seine Freunde mit freundlicher Wehmuth erfüllen muß. Wie zart sind die Klagelieder um seinen geliebten Sohn Wilibald (1835), den ihm der Rhein entrissen, ein Schmerz, der auch nachher noch öfter in rührendster Weise durchklingt. Kräftig tönt das „Warum ruf ich?“ (1837), in welchem er sich rechtfertigt, daß er immer und ewig Vaterland und Freiheit predige. Denn das thut er in der That. Als Thiers die Franzosen aufstachelt, als bornirte Freiheitsapostel und kosmopolitische Narren mit Frankreich liebäugeln, da ist es wieder der alte Wächter, der seinen Lärmruf laut von der Zinne erschallen läßt. Immer steht er in seiner Zeit und keinem Drang des Tags verschließt er sich, ohne doch sich aus seinem Stand drängen zu lassen. Er wendet sich an die Jugend, ihren Ungestüm zu mäßigen und wiederum verweist er die frostige egoistische Gegenwart auf den Enthusiasmus und die Erfolge der großen Zeit, die er durchlebt („Erinnerungsbilder“, 1856). Immer aber bleibt er gutes Muths, „er glaubt an die Ewigkeit seines Volks“. Davon zeugt seine ganze Dichtung, zeugen insbesondere Lieder wie „Antwort des Wächters auf den Zinnen“ (1857) und „Aus Frankfurt weg!“ (Mai 1849). Von tragischem Eindruck ist der Schmerz des Greises über das Scheitern der nationalen Hoffnungen und wie erhebend sein felsenfester Glaube.

> Hinweg! die besten Streiter matt,
> Die stärksten Arme todeswund.
> Hinweg! satt ist und übersatt
> Gelebt — es kommt die Sterbestund'.
>
> Weg! keinen Augenblick gesäumt!
> Sonst stirbst du wie ein feiger Hund.
> Du hast vom Kaiserstolz geträumt,
> Vergrab' einstweilen deinen Fund.
>
> Die Besten wissen, wo er liegt,
> Einst heben sie ihn ans Sonnenlicht.
> Wir sind geschlagen, nicht besiegt,
> In solcher Schlacht erliegt man nicht.

Das deutsche Volk ist noch nicht zum Untergange reif, sondern von hoffnungsvollster Zukunft, solange es den Glauben an sich selbst und den Blick auf die nationale Größe, die ihm gebührt, sich bewahrt, wie der alte Vater Arndt sie gepredigt, geglaubt und bewährt hat.

Endlich stehe hier zum Schluß das obenerwähnte vortreffliche Lied, welches Arndt schon 1835 auf sein eigenes Grab gedichtet hat:

> Steh hier still, hier wächst der Baum
> Schon mit Blättern grün und voll,
> Der des letzten Schlummers Traum
> Freundlich dir umschatten soll.
> Schau ihn an, er ist so grün,
> Nickt so lustig in die Welt,
> Rothe Rosen ihn umblühn,
> Von der Maienluft geschwellt.
>
> Welch ein Schimmer! Welch ein Duft!
> Horche, wie der Morgen klingt,
> Wie der Kukuk unten ruft!
> Wie die Lerche oben singt!
> Und dies Leben rosenroth,
> Diese Wonne liederreich
> Wäre graulich, und der Tod
> Hätte hier sein düstres Reich?
>
> Nein, ihr Rosen, nein, du Baum,
> Der mich einst umsäuseln wird,
> Nein, du Vöglein, das den Traum
> Dieses Schlafes einst umschwirrt,
> Nein, ihr Maienlüftchen süß,
> Die ihr mit den Blumen kost,
> Hier blüht wieder Paradies,
> Das nicht Sturm noch Flut umtost.
>
> Wachse denn, du grüner Baum,
> Wachset, Rosen, zum Gebüsch,
> Mit dem vollen Frühlingstraum
> Duftet um mein Bette frisch;
> Liebe, hüte dieses Grab,
> Hoffnung, winde drum dein Grün,
> Und so laßt mich bald hinab
> In die sel'ge Stille fliehn.

Wenden wir uns nun zu zwei Abschnitten unsers Buchs, welche aus dem chronologischen Zusammenhang, in welchem die übrigen Gedichte einander folgen, herausgelöst sind, weil für die einzelnen Lieder derselben das Jahr der Entstehung nicht mehr zu bestimmen war.

Zuerst also die „geistlichen Lieder“, welche von Arndt selbst als „meist zwischen 1807 und 1840“ fallend bezeichnet werden. Ich habe schon oben auf ein vortreffliches Gedicht geistlichen Inhalts hingewiesen. Auch in dem eigens diesem Stoff zugewiesenen Abschnitt finden sich mehrere Lieder von hervorragendem Werth. So singt das „Morgengebet“ echt fromme Gefühle im Ton des Volksliedes oder des alten treuherzigen Kirchenliedes. In demselben Tone etwa Paul Gerhard's oder G. Neumark's

ist das Grablied gehalten, voll rührender Einfalt und tiefsten Gefühls. Mehr betrachtend, aber poetisch empfunden ist die „Ermunterung“, welche zwei Eigenschaften zu vereinigen bekanntlich die Klippe für sehr viele Kirchenliederdichter geworden ist.

Das Eigenthümliche der Arndt'schen geistlichen Poesie dürfte hauptsächlich darin bestehen, daß sie, wie freilich der bei weitem größte Theil seiner übrigen Poesie auch, in hervorragender Weise den Eindruck des Individuellen, des Erlebten macht oder mit andern Worten, daß diese Lieder in jenem bedeutenden Sinn Gelegenheitsgedichte sind, in welchem Goethe alle Lyrik als Gelegenheitspoesie bezeichnete. Das ist natürlich kein Tadel, sondern ein Lob. Diese Lieder tragen nicht den Stempel des Gemachten, sondern man sieht, sie sind das Product äußerer und innerer Lebenserfahrung. Freilich bekommen dieselben dadurch etwas Subjectives, was wol unsere Hymnologen abgehalten haben mag, dieselben in der Ausdehnung, wie sie es verdienten, für die Gesangbücher zu benutzen. Gewiß mit Unrecht; denn wenn dies Princip durchgeführt werden sollte, wie man dies neuerdings verlangt hat, wenn auch der gläubigsten und frömmsten Subjectivität in der gottesdienstlichen Lyrik das Wort versagt und nur der Kirche als objectiver Anstalt die Rede gestattet werden soll, dann müßten wir auf eine ganze Reihe der schönsten Lieder für den kirchlichen Gebrauch verzichten; dann müßte nicht nur Novalis' herrliches „Was wär' ich ohne dich gewesen“ gestrichen werden, auch „Jerusalem, du heil'ge Gottesstadt“ des alten Meyfart würde seinen Platz räumen müssen. Ueberhaupt aber ist ja diese ganze Unterscheidung unwichtig. Wird denn nicht das subjective Gefühl des Dichters, sofern dasselbe nur überhaupt auf kirchlichem Grunde ruht, eben dadurch, daß die Gemeinde im gemeinsamen Gesang dieses Gefühl in sich aufnimmt, zum vollkommen berechtigten Ausdruck der allgemeinen Andacht? Wird die subjective Empfindung des frommen Gemüths auf etwas anderm als auf dem objectiven Glaubensgrund beruhen und wird nicht dieser gerade erst durch jene lebendig?

Einen rührenden Eindruck macht die Resignation oder richtiger gesprochen die Weltverachtung des Dichters. Wenn wir bei einem andern Manne als Arndt vielleicht über die Weltflucht, die oben von uns geleugnet, in diesem Abschnitt wirklich hervortritt, bedenklich werden müßten, so erblicken wir bei Arndt in diesen Liedern nur die Wünsche eines redlichen Kämpfers, der nach hartem Streit und sauerm Tagewerk Ruhe ersehnt: „Ich wollte, es wäre Abend“, sagte der englische Feldherr bei Waterloo. Daß er überzeugt von der Welt Schlechtigkeit und Gebrechlichkeit und seines himmlischen Erbes gewiß sich Frieden ersehnte, wer wollte es dem tapfern Streiter verdenken? Hat er doch nie die Hände in den Schos gelegt und in beschaulicher Unthätigkeit der Zukunft entgegengesehen; hat doch die Sehnsucht nach dem Himmel ihn nicht unbrauchbar für die Erde, sondern fest, frei und gerecht gemacht in allen irdischen Kämpfen. Zur Probe auch aus diesem Abschnitt das obenerwähnte „Morgengebet“:

Die Nacht ist nun vergangen,
Der Morgen steht so herrlich da,
Und alle Blumen prangen,
Und alle Bäume fern und nah;
Auf Feldern und auf Wiesen,
In Wald und Berg und Thal
Wird Gottes Lust gepriesen
Von Stimmen ohne Zahl.

Die frommen Nachtigallen,
Sie klingen hellen Freudenklang,
Die Lerchen höchst vor allen
Zum Himmel tragen sie Gesang,
Der Kukuk auf den Zweigen
Und auch das Zeisiglein
Sie wollen sich dankbar zeigen,
'S will keiner hinten sein.

Und ich? ich sollte schweigen,
Ich, Gottes reiches Ebenbild?
Durch das mit Liebesneigen
Der Feuerstrom der Gottheit quillt,
Dem er die Sternenlichter
Zur Brüderschar geweiht
Und Engelangesichter
Verklärt in Herrlichkeit?

Das Wild im grünen Walde,
Der Vogel auf dem grünen Baum,
Sie preisen also balde
Den Vater überm Sternenraum!
Es sumsete die Imme,
Das Würmchen seine Lust,
Und ich hätt' keine Stimme
Des Lobes in der Brust?

Mein Vater aller Güte,
Du meiner Seele Freudenlicht,
Wie gern will mein Gemüthe!
Doch meine Worte können nicht.
Wer mag dich würdig preisen,
Durch den die Welten sind,
Vor dem die tiefsten Weisen
Kaum lallen wie ein Kind.

O Herr, laß mich auch heute
In deiner Liebe wandeln treu,
Daß ich der Sünden Beute,
Der Eitelkeiten Spiel nicht sei,
Laß mich nach deinem Bilde
Den Weg der Tugend gehn,
So wird der Tag mir milde,
So kommt die Nacht mir schön.

Und endlich die „Fliegenden Erinnerungsblätter“, welche die Sammlung schließen, enthalten eine Reihe tre[illegible]voller Denksprüche, fruchtbarer Maximen, ernster Mahnungen in prägnanter Kürze und Arndt'scher Eigenthümlichkeit.

Wo's viel mit blanken Worten himmelt,
Als trät' es schon in Sternenspur,
Wenn's da von Lug und Trug nicht wimmelt,
Wo bliebe dann dein Ton, Natur?

„Von links und rechts wirst du todt geschlagen.“
Hört, Freunde, einmal stirbt man nur.
Mit Gott frisch drein! Wir wollen's wagen:
Gott lebt und göttliche Natur.

Hiermit schließe ich meinen Versuch Arndt's Poesie im großen und ganzen wie im einzelnen zu charakterisiren und sie in den ihr gebührenden Platz der Literaturgeschichte

einzusetzen. Vielleicht darf ich hoffen gezeigt zu haben, daß nicht nur die bekannten politischen und Vaterlandslieder Arndt's Erwähnung verdienen, daß vielmehr Arndt durch und durch Dichter ist von Gottes Gnaden, der seinen Gesang in allen Tonarten und nach allen Seiten hat ertönen lassen. Neben jener politischen Poesie sind es vorzüglich Lieder romantischer Färbung, welche mit dem duftigen Hauch innigsten deutschesten Fühlens übergossen, dem Dichter einen hervorragenden Platz unter den deutschen Lyrikern anweisen. Und was ihn besonders auszeichnet: Dichter und Mensch sind bei ihm nicht zwei getrennte Persönlichkeiten, sondern ein untrennbares in sich geschlossenes Ganzes; er dichtet, was und wie er lebt und er lebt seine Dichtung.

So steht Arndt als Patriot und Poet gleich einer Denksäule aufrecht in dem Pantheon deutscher nationaler Größe, den Alten eine erhebende Erinnerung, dem jungen Geschlecht ein weckender und ermuthigender Mahner, an das Vaterland zu glauben und für dasselbe zu leben, ein Bürge für die Zukunft des deutschen Volks, in dessen Herzen er fortlebt, solange es ein deutsches Volk geben wird.

August Henneberger.

Biedermann's Wissenschaftslehre.

(Beschluß aus Nr. 24.)

Mehr als ein Jahrtausend hindurch erscheint nunmehr der Begriff des Denkens als die innerste Triebfeder der Wissenschaft. Aber das Denken hat einen weiten Weg zu machen, bevor es sich selbst zum Gegenstande wird: es muß sich zuerst am Glauben und sodann innerhalb der Erkenntniß bewähren, ehe es sich urch sich selbst bewähren kann. Der Glaube an Gott, als an en über alle Natürlichkeit erhabenen Geist, erscheint als die unmittelbare Bethätigung eines Denkens, welches, indem es diesen einen, wie der Offenbarung eines übernatürlichen Bewußtseins ntsprungenen, Inhaltstheil sich gegenständlich macht, unmittelbar amit zum Begriffe seiner selbst zu kommen den Anlauf nimmt. Die patristische Philosophie kommt allerdings insofern über den nbefangenen Standpunkt des Glaubens hinaus, als sie die Wahrheit des menschlichen Geistes in Gott und wieder den Beriff des göttlichen Geistes im menschlichen Bewußtsein entstanden ennt; daß sie aber im vollen Gange der Vermittelung das Denn dem Glauben unbedingt gefangen gibt und auf das Wissen erzichtet, dies sowie ihr ausschließlich theologisches Gepräge eichnet die Schranke ihrer wissenschaftlichen Bildung. Auch e arabische Philosophie kam trotz der ihr von der griechischen hilosophie und den Naturwissenschaften gewordenen Anregung am über diese Schranke hinaus. Innerhalb der scholastischen hilosophie endlich erschien zwar die Unabhängigkeit des Denkens züglich der Entwickelung der Erkenntnißbegriffe nichts weniger s beeinträchtigt, wie der Streit der Realisten und Nominaln beweist; da aber die Theologie nicht blos den Grund und oden, sondern auch das Vermittelungs- und das in ihren Ernissen ein für allemal festgestellte Endglied der Wissenschaft det, so ist es nicht zu verwundern, wenn die Vertiefung und tfaltung eines selbständigen Denkens verhindert wurde und s um so entschiedener hervortretende Streben nach schulgerech Darstellungsweise zuletzt in leeren Wortkram ausartete.

Nachdem sich das Denken, unvermittelt wie es war, am Glau ausgelebt, ja überlebt hatte, mußte die Philosophie selbstän ihren Weg gehen. Sie griff begierig nach der allmählich sich wickelnden Aufklärung und suchte zunächst mittels eines tiefern ngehens in die Wissenschaft und den Geist der Sprache aufs e in das Verständniß der griechischen Philosophie einzubringen und von dieser Grundlage aus die Wissenschaft wie im Einzelnen, so auch im Ganzen umzugestalten. Insbesondere aber wurde die Denklehre, statt mit der Erkenntnißlehre, mit der Sprachlehre in Verbindung, eben dadurch aber auch um jede anderweitige wissenschaftliche Vermittelung gebracht (Laurentius Valla, Agricola, Vives, Marius Nizolius, Petrus Ramus, Melanchthon). Auch das erneuerte Eingehen auf die Naturwissenschaft konnte nicht wol über die Unmittelbarkeit der Erkenntniß hinauskommen; aber, abgesehen von der hier viel stärkern Anregung, nicht blos der Entwickelung der Erkenntnißlehre, sondern allen Richtungen der Wissenschaft zu folgen, wurde das Bedürfniß einer höhern Erkenntnißstufe im ganzen hinlänglich dadurch bethätigt, daß auf die Feststellung eines sichern Ausgangspunktes der Erkenntniß und auf einen gesetzlichen Entwickelungsgang derselben gedrungen, sowie daß einer sich bewußten Beschränkung und einem durch diese möglich gewordenen Abschlusse der Wissenschaft das Wort geredet ward (Cusanus, Telesius, die Platoniker Patritius und Giordano Bruno, die Peripatetiker Cäsalpinus, Zabarella, Campanella; vermischt in den Theosophen des 16. Jahrhunderts). Nunmehr konnte die Wissenschaft auch den naturwissenschaftlichen Theil der Wissenschaftslehre als den eigentlichen Hebel ihrer vorgeschrittenen Entwickelungsstufe begreifen. Der bisherige Standpunkt, das Denken innerhalb bereits herausgearbeiteter Erkenntnißkreise, welche damit erweitert und berichtigt werden, zu bewähren, wurde eingehender begründet, Erfahrung und mit dieser der Versuch und die Beobachtung, überhaupt das sinnliche Bewußtsein als die ursprüngliche Grundlage aller Erkenntniß eingeschärft (Baco, Hobbes, Gassendi, Locke; auch Berkeley und Hume). Als die Erkenntnißlehre dieser Erfahrungswissenschaft sich gegen sich selbst zu wenden und den sinnlich vermittelten Inhalt von dem übersinnlich zu Stande gebrachten schärfer abzutrennen begann, mußte sie allmählich die Bethätigung einer Erkenntnißstufe gelten lassen, welche der Bestimmung des Denkens sehr nahe kam.

Den hierdurch angedeuteten Schritt gethan und dem Denken, der Erfahrung und Erkenntniß gegenüber, den Rang einer besondern Entwickelungsstufe des Geistes angewiesen zu haben, ist das Verdienst Descartes', obgleich derselbe, da ihm der Begriff des vermittelnden Ichs, überhaupt des Wissens fehlt, im Grunde nicht über den unmittelbaren Ausdruck desselben hinauskommt. Der Erbe seiner Philosophie, Spinoza, hat dadurch, daß er das Denken über die Grenzen menschlicher Bethätigung hinausführt, daß er es als ein Thun des göttlichen Geistes, sowie unentwickelt als einen Inhaltsantheil des ganzen Weltlebens bestimmt, überhaupt nicht blos dem Geiste, sondern gewissermaßen auch der Natur Denken zuschreibt, den Gesichtskreis seines Vorgängers wesentlich erweitert. Aber diese Vermittelung des Denkens bleibt immer nur eine äußerliche: für die Begründung des ursprünglichen Standpunktes, für die wissenschaftliche Entwickelung des eigenthümlichen Inhalts des Denkbegriffs ist nichts geschehen. Einen weitern Schritt that Leibniz, einmal indem er mit Beziehung auf die Substanz, den Vermittelungsbegriff des Geistes und der Materie, innerhalb dessen das Denken als sein Wesen enthalten ist, die Monade als den Gedanken erscheinen läßt, dessen Einheit an der in sich enthaltenen Vielheit von Vorstellungen ihren Inhalt hat, und sodann, indem er es ausdrücklich ausspricht, daß die Vernunft den Sinnen und Dingen erst mitgetheilt werden müsse. Allein er ist nicht im Stande die weitere Vermittelung des Denkens und des Bewußtseins durchzuführen und verfährt überhaupt bei der Auseinandersetzung der Erkenntniß- und Denklehre im einzelnen ziemlich begriffslos.

Das Denken, nach langem Mühen endlich zu sich selbst gekommen, hat sich in raschem Verlauf zum Abschlusse gebracht, soweit es überhaupt, ohne an und für sich zu sein, mit sich selbst fertig werden kann. Zunächst in zweifelloser Selbstgewißheit als die letzte, höchste Entwickelungsstufe des Geistes behauptet und im unvermittelten Gedanken ausgesprochen, hat es sich mit bereits herausgesetztem, im Grunde durchdachten Inhalte auseinandergesetzt und ist sich schließlich innerhalb eigenthümlicher Ent-

wickelung zwar nicht in seinem Thun, aber doch als Gedanke gegenständlich geworden. Mehr vermag es nicht.

Bringt es nun das Denken dahin, sich mit vollem Bewußtsein sich selbst zuzuwenden, so ist es damit in der That ein Anderes, es ist Wissen geworden, und seine Bewährung ist die Wissenschaft des Geistes. Mit dem Wissen kommt die Wissenschaft überhaupt erst zum Begriff, d. h. zur durchgreifenden Auseinandersetzung ihres mannichfaltigen Inhalts, welcher dem jeweiligen Ausdrucke vollkommen zu entsprechen und mit diesem ein selbständiges Ganzes auszumachen hat. Zunächst bezeugt das Wissen seine Thätigkeit freilich nur unmittelbar, indem es sich mit dem Inhalte des Bewußtseins und Denkens auseinanderzusetzen strebt; allein es ist ihm dabei im Grunde doch um sich selbst zu thun, da es über dem Vernunftinhalte zu stehen gewiß ist. Der Gründer der begriffsgemäßen Wissenschaft sowie der erste Vertreter des Wissens ist Kant, und die „Kritik der reinen Vernunft" ist das Evangelium dieser Wissenschaft. Kant löst den Gedankeninhalt von dem Inhalte der Vorstellung ab, verkündet die Unabhängigkeit des Denkens von aller Erfahrung und Erkenntniß, in Betreff der Gegenständlichkeit desselben einem dritten gegenüber, und spricht damit schon die Forderung einer bezüglich des Denkens transscendentalen Entwickelungsstufe des menschlichen Geistes aus. Die Kritik der reinen Vernunft ist die Kritik des Denkens durch das Wissen; um das reine Denken ist es wesentlich zu thun. Dabei wird nun zwar nicht jeder Zusammenhang des Denkens und des Bewußtseins geleugnet, vielmehr ausdrücklich erklärt, daß alle unsere Erkenntniß mit der Erfahrung anfange; aber, schroff wie jede neue Richtung, hat doch die Kritik der reinen Vernunft die Apriorität des Denkens auf Unkosten seiner Aposteriorität, seines Zusammenhangs mit dem Inhalte des Bewußtseins, geltend gemacht. Gerade deshalb aber ist es ihr nicht möglich geworden, sich dem Denken gegenüber zum Begriffe zu bringen, und hat sie sich gezwungen gesehen, die durch sie unmittelbar bethätigte Möglichkeit der Ueberschreitung des Denkens begrifflich zu leugnen. Dazu kommt, daß Kant trotz der Schärfe seiner Begriffsauseinandersetzungen und Vermittelungen die Unwissenschaftlichkeit des Denkens und Sprechens keineswegs zur Genüge überwunden hat. Nichtsdestoweniger wird sowol das Ziel als auch der Weg zu demselben der Wissenschaft wol auf Jahrhunderte hinaus durch Kant's Meisterwerk vorgezeichnet bleiben — das Ziel: sich selbst in allen ihren Theilen zum Begriffe zu bringen, und so bewährt zu bethätigen; der Weg: die begriffsgemäße Art und Weise ihrer Entwickelung einzuhalten.

Zunächst tritt die Feststellung des Ziels als Aufgabe in den Vordergrund. Das Bewußtsein dem Sein sowie auch dem daraus hervorgegangenen Denken entgegenzusetzen, und das Ich, welches unmittelbar mit allem Bewußtsein und Denken verknüpft ist, sodann aber auch, als für sich, über denselben steht, geradezu für das Bewußtsein und Denken als unumgänglich nothwendig zu bethätigen und im allgemeinen als Wissen zu bestimmen, ist die That Fichte's. Insofern aber das über dem Denken stehende Ich den Standpunkt des Bewußtseins, wenn auch eines gedankenvollen und unbefangen wissenschaftlich gebildeten Selbstbewußtseins, zu dem seinigen macht und es demselben im Grunde nur noch um einzelne Bethätigungen des Bewußtseins und Denkens zu thun ist, liegt darin ein Rückschritt gegen Kant. Mit Fichte wesentlich auf gleichem Boden steht Schelling, bei dem das Ich sich selbst gegenständlich wird, aber nicht als Wissen. Sein bleibendes Verdienst ist, die Vernunftgemäßheit und geistige Gesetzmäßigkeit der Natur in Beziehung auf die Entwickelungsstufe des menschlichen Geistes geltend gemacht und auf die Möglichkeit einer wissenschaftlich begründeten Erkenntniß Gottes hingewiesen zu haben, wogegen er in Betreff einer streng wissenschaftlichen Begriffsentwickelung so gut wie nichts geleistet hat. Dieser Ueberhebung der Wissenschaft gegenüber, welche die von Kant schüchtern zugegebene Möglichkeit eines rein geistigen Standpunktes zu ihrem unbedingten Ausgangs- und Vermittelungspunkte machte, legt Herbart mit Recht auf die aposteriorische Vermittelung des Kant'schen Standpunktes Gewicht; daß er aber andererseits die von aller unmittelbaren Beziehung auf die Aposteriorität gereinigte Apriorität desselben aufzugeben willens ist, macht seine Philosophie bezüglich der Kant'schen zu einem Anachronismus.

Waren diese Bestrebungen hauptsächlich auf das Ziel des Wissens gerichtet, so ist es das Verdienst Hegel's, die Wissenschaft in Zucht und Zügel genommen und derselben dadurch eine neue Gestalt gegeben zu haben. Der Kernpunkt seiner Philosophie liegt in der eigenthümlichen Art und Weise des Denkens, um zum Wissen zu gelangen, nämlich in dem Gesetze der den Unterschied überschreitenden Identität, demzufolge es sich nicht mehr um bleibend auseinandergesetzte Arten und Gattungen der Dinge und um eine Reihe nebeneinander liegender Kategorien, sondern um das allen Dingen und allen Theilen jedes Dinges gleichgeltende Wesen derselben, welches das Ding erst zu einem Dinge macht, und vor allem um eine dergestalt, daß jede höhere Wissensstufe die tiefere in sich aufgehoben enthält, fortschreitende Begriffsentwickelung und Begriffsbestimmung handelt. Es war aber für die Hegel'sche Philosophie verhängnißvoll, daß dieselbe dem Fichte-Schelling'schen Standpunkte sich angeschlossen hatte, ohne auf die durch die „Kritik der reinen Vernunft" dargelegte Begründung und Vermittelung dieses Standpunktes mit aller Schärfe eingegangen zu sein. Hegel überwindet zwar die vermeintlich unbedingte Unmittelbarkeit des Ichs, aber es ist ihm doch nicht vollkommen gegönnt, das voreilige Hereindringen des seiner vollen wissenschaftlichen Bildung nach sich unmittelbar bewußten Ichs von den eben erst zum Begriffe kommenden Entwickelungsstufen desselben abzuhalten und so dem jeweiligen Ich der besondern Wissensbethätigung das Wort zu lassen. Eben darin liegt auch das Hauptbedenken gegen die unbedingte Anerkennung seines Denkgesetzes begründet. Hegel hebt neben der allerdings wesentlichen Gleichheit der Theile untereinander und des Ganzen den ebenso wesentlichen Unterschied derselben nicht hinreichend hervor. Daß seine Philosophie wissenschaftlich bestimmt nur aus zwei Theilen besteht, aus der Naturphilosophie und aus der den Inhalt der Logik in sich schließenden Philosophie des Geistes; daß wol das Bewußtsein und Denken, nicht aber das Wissen diesen gegenüber begriffsgemäß ausgesprochen wird; daß das Bewußtsein nicht zum eigentlichen Inhalte des Selbstbewußtseins und das Denken wol zur Entwickelung innerhalb der Begriffe des Seins und des Wesens, nicht aber zur Auseinandersetzung seiner selbst kommt; daß der Begriff unmittelbar, das Urtheil einseitig und der Schluß ohne eigenthümlichen Inhalt, das Wissen überhaupt ohne durchgreifende Begründung und Vermittelung, sowie schließlich ohne den Begriff der Wahrheit ist: diese Mängel sind eben nur eine Folge der mangelhaft bestimmten Art und Weise zu denken. Auch darf man wol verlangen, daß die Philosophie den gesunden Menschenverstand nicht geradezu vor den Kopf stoße, sondern seinem Gesichtspunkte annäherungsweise zugänglich bleibe. Hegel dachte aber überhaupt von der Sprache nicht gut genug, um dem Begriffe gemäß sprechen zu können. Bei alledem ist in Hegel mehr Gehalt als in allen seinen Zeitgenossen und Nachfolgern zusammengenommen, sowie er auch neben Kant die einzige wahrhaft geschichtliche Gestalt ist.

„Auf diesem Standpunkte war die Wissenschaft angekommen und von diesem Standpunkte aus war dieselbe weiter zu führen.

„Zunächst mußte die von Kant über das Bewußtsein und das Denken gestellte, jedoch unmittelbar bethätigte Kritik als der Grund und das Wesen einer neuen Entwickelungsstufe der Wissenschaft zum Begriffe gebracht, mußte, als was dieselbe in der That sich erwiesen hat, als Wissen bestimmt werden. Allein der Begriff des Wissens ist nicht zu erreichen gewesen, ohne daß nicht sowol der Begriff des man kann sagen seit Aristoteles vernachlässigten Bewußtseins, als auch der Begriff des im Unterschiede des Bewußtseins bethätigten Denkens auseinandergesetzt, ohne daß nicht überhaupt der Begriff im Unterschiede der Vorstellung und des Gedankens, daß nicht der Begriff seinem vollen Inhalte nach herausgesetzt worden ist.

„Sodann war die Hegel'sche Art und Weise im Wissen vorzuschreiten als die einzig begriffsgemäße zu ergänzen. Denn unzweifelhaft ist weder blos am Unterschiede noch am Vergleich allein festzuhalten, und ebenso wenig an einer Vereinigung, welche als das gleichgültige Uebergehen und Zusammennehmen der Unterschiedenen in eine Einheit sich erweisen soll; vielmehr wird sowol die Unterscheidung als die Gleichsetzung innerhalb der Vermittelung zur Geltung gebracht werden müssen.

„Schließlich erübrigte, Ziel und Umfang der Wissenschaft begriffsgemäß zu bestimmen. Zwar das letzte Ziel der Wissenschaft, Gott und Welt zu begreifen, ist ewig eins und dasselbe; allein das nächste Ziel der Wissenschaft, das Ziel des Wissens, der Begriff der Wahrheit schien so gut wie noch inhaltlos zu sein. Ebenso mußte der Umfang der Wissenschaft erweitert werden, da die bereits herausgesetzten Begriffe der Naturwissenschaft des Geistes den ganzen Inhalt der Wissenschaft in der That nicht zu fassen vermochten."

Es ist aber das aus dem bewußtvollen Denken hervorgegangene Wissen als in Wahrheit bethätigt der Geist, welcher, eingedenk seines Ursprungs, auf die weitere Bethätigung, auf sein äußerlich zu bewährendes Thun hinweist. Der Begriff des Geistes ist ein unfertiger, der Begriff der Wahrheit ein für alle Zeiten offener Begriff, und die volle Wahrheit kann nur als der jeweiligen Stufe der Wissenschaft entsprechend gewußt werden.

Dies in gedrängter Kürze der Inhalt des 531 Seiten umfassenden Buchs. Wenn unser Bericht gleichwol zu umfänglich ausgefallen ist, um noch eine eingehende Kritik desselben zu gestatten, so glauben wir uns dessenungeachtet bei dem von uns eingeschlagenen Verfahren als dem zweckentsprechendsten beruhigen zu können. Wie auch das Endurtheil über die Leistungen des Verfassers im Ganzen und im Einzelnen sich gestalten mögen, die Großartigkeit und Kühnheit seines Unternehmens verdient eine um so entschiedenere Anerkennung, je mehr dessen ganze Richtung dem Strome aller unserer herrschenden wissenschaftlichen und geistigen Strebungen zuwiderzulaufen scheint. Ein liebevolles gewissenhaftes Eingehen auf den Inhalt des Werks däuchte uns nicht nur die beste Würdigung seiner Verdienste, sondern unter den obwaltenden Umständen auch die angemessenste Kritik seiner Mängel zu sein, welche in einer knappen, aber völlig objectiv gehaltenen Darstellung nur um so markirter hervortreten und den Leser zur eigenen Kritik herausfordern. Wollten wir unsererseits eine solche Prüfung an diesem Orte selbst vollziehen, so müßten wir fürchten, daß bei den zahlreichen Bedenken, welche uns gegen die Entwickelungs- und Darstellungsweise des Verfassers im Einzelnen beigehen, unser Urtheil den Charakter eines laufenden Commentars annehmen würde.

Im ganzen und großen leuchtet der philosophische Standpunkt des Verfassers aus der historischen Begründung desselben zur Genüge ein: es handelt sich bei ihm um eine Vermittelung Hegel's mit Kant. Der Verfasser ist nicht der erste, welcher sich dieses Postulat zum Bewußtsein gebracht hat. Das Bedürfniß ist im ganzen Verlaufe der neuesten wissenschaftlichen Entwickelung zu tief begründet, ist zu fühlbar, als daß nicht die jüngern Philosophen dasselbe zum Ausgangspunkt ihrer Speculation machen, ja sogar Hegel's eigene Anhänger mehr oder minder bewußt diesem Zuge nachgeben sollten. Ob aber die Aufgabe in dieser Fassung vollkommen richtig formulirt sei, glauben wir bezweifeln zu dürfen. Daß der Philosoph, gleichviel von welchem der gegenwärtig herrschenden Systeme er zunächst ausgehen möge, sich vor allen Dingen an Kant zu orientiren, die tiefere Begründung der von Kant erzielten Resultate zum Gegenstande seiner Denkarbeit zu machen habe, damit hat es seine vollkommene Richtigkeit. Was aber die Kant'sche Philosophie so vortrefflich zum Orientirungsmittel und Ausgangspunkte geeignet macht, gerade das macht sie zum Vermittelungsgliede ungeeignet. Ihr zum Theil unbefangener, zum Theil bewußter Dualismus bildet keinen vermittelungsfähigen Gegensatz zu dem monistischen Idealismus Hegel's. Weit richtiger wäre es, diesen Gegensatz in dem Systeme Herbart's zu suchen, welcher ebenfalls von Kant ausgegangen, aber das von dem Idealismus vernachlässigte Moment jenes Dualismus zu einer tiefern, aber nicht minder einseitigen Geltung gebracht hat. Wenn der Verfasser das Herbart'sche System in Beziehung auf Kant als einen Anachronismus bezeichnet, so sollte er füglich jene Stimmen nicht überhören, welche mit ebenso viel und ebenso wenig Recht die Systeme des nachkantischen Idealismus als einen Rückfall in den von Kant überwundenen Dogmatismus bezeichnen. Der Gedanke, durch eine Vermittelung Hegel's mit Herbart den Fortbau der Philosophie zu fördern, lag übrigens viel zu nahe, als daß nicht begabte Philosophen, wie z. B. Chalybäus in seiner „Ethik", diesen Versuch mit Entschiedenheit gemacht hätten. Wenn derselbe gleichwol nicht über einen gewissen Synkretismus hinausgekommen ist, so lag der Grund dieses Mislingens wol darin, daß die Herbart'sche Philosophie, obgleich an systematischer Geschlossenheit mit dem Idealismus kaum vergleichbar, noch viel zu viel System an sich hatte, um einen reinen Gegensatz zur Hegel'schen Philosophie zu bilden. Die eigentliche Vermittelungsarbeit konnte erst beginnen, als der Empirismus sich durch die zerfahrenen wissenschaftlichen Bestrebungen unserer Tage in seiner ganzen nackten, ideenlosen Breite an den Tag legte. Insofern sich nun der Verfasser dieser philosophischen Aufgabe der Gegenwart im wesentlichen vollkommen bewußt geworden ist, insofern ist seine Arbeit eine zeitgemäße; insofern er aber die Gegensätze noch nicht in ihrer vollen Schärfe formulirt hat, insofern wird auch keine durchgreifende Wirkung von derselben zu erwarten sein. Die an vielen Punkten ungenügende Ausführung und der Mangel an Darstellungsgabe sind natürlich nicht geeignet, diese Wirkung zu erhöhen.

Es ist unter allen Umständen leichter, eine Aufgabe stellen, als eine Aufgabe lösen. Der Verfasser ist fest überzeugt seine Aufgabe gelöst zu haben; wir unsererseits können ihm nicht mehr zugeben, als daß er manches Wichtige und Werthvolle zu deren zukünftiger Lösung beigetragen hat. Was zunächst die Gliederung des Ganzen anbelangt, so erscheint es zwar mislich, aus den in der „Wissenschaftslehre" enthaltenen Andeutungen auf ein noch gar nicht in seiner Totalität vorliegendes System schließen zu wollen. Hält man sich aber bis auf weiteres an diese, so wird man unangenehm überrascht werden, wenn man die höchst äußerlichen Gründe der Gliederung in Naturwissenschaft, Wissenschaft des Geistes und Lebensweisheit mit der trotz aller Willkür im einzelnen großartigen Gesetzmäßigkeit und Geschlossenheit des Hegel'schen Systems vergleicht. Faßt man zunächst blos die „Wissenschaft des Geistes" ins Auge, so weiß man ungeachtet der ermüdend breiten Auseinandersetzung des Verfassers nicht recht, ob sie oder ob die Naturwissenschaft im System vorauszugehen habe. Die beiden ersten Theile derselben sollen dem dritten, der „Seelenlehre", gegenüber wieder ein selbständiges Ganzes unter dem Namen der „Wissenschaftslehre" bilden, welche einzelnen Aeußerungen zufolge wol auch die Stelle einer formalen Logik ausfüllen soll. Bei der fast peinlichen Gewissenhaftigkeit, mit welcher der Verfasser durchgängig das Gesetz der Dreitheilung einhält — denn mit der ebenfalls zugestandenen Zwei- und Viertheilung hat es soviel wie nichts auf sich —, wäre diese Zusammenstellung nicht recht zu begreifen, wenn nicht der gelegentliche Hinweis auf einzelne Reihen von Kategorien, wie Vorstellung, Gedanke und Begriff, oder Bewußtsein, Denken und Wissen, oder hinwiederum Bewußtsein, Geist und Seele, uns darüber belehrte, daß wir es hier mit einem zwar wesentlich verschiedenen, aber immerhin analogen Vermittelungsprocesse zu thun haben wie bei den herkömmlichen und durch des Verfassers Dialektik sicherlich nicht außer Curs gesetzten Begriffsverknüpfungen von Seele, Denken und Geist, oder von Vorstellung, Gedanke und Begriff, letztere ebenfalls in ihrem wohlerprobten herkömmlichen Sinne genommen. Aber abgesehen davon, daß der im dritten Theile des Werks auszuführende Begriff der Seele dann immer wieder unvermittelt bliebe, was sollen wir mit dem Begriffe der Wahrheit anfangen, welcher die dialektische Vermittelung des Geistes beim Verfasser abschließt? Wir können uns freilich damit trösten — wenn dies anders für jemand

ein Trost sein sollte —, daß mit diesem Begriffe in diesem Zusammenhange überhaupt nichts anzufangen ist. Denken, Wissen und Wahrheit, womit der Verfasser die drei Hauptabtheilungen des vorliegenden Theils bezeichnet, können nun und nimmermehr die Momente eines dialektischen Processes sein, weder in der Sprache der „übertägigen Menschen“, noch in der Sprache der Götter, falls die Götter unter diesen Begriffen dasselbe verstehen sollten wie der Verfasser, was wir fast bezweifeln möchten. Der Begriff des Denkens wird von ihm mit auffallender Stiefväterlichkeit behandelt und seines langverjährten Besitzrechts nach zwei Seiten hin beraubt: das ganze Gebiet der Vorstellung (im Sinne Hegel's) muß er dem Bewußtsein und das des speculativen Denkens dem Wissen überlassen; er wird fast inhaltsleer und nimmt äußerlich nicht mehr als etwa den sechzehnten Theil des gegenwärtigen Theils ein. Mit desto größerer Ausführlichkeit wird der Begriff des Wissens abgehandelt, in welchem überhaupt der Kernpunkt der eigenthümlichen Darstellungsweise und, nach des Verfassers Meinung, der von ihm zum ersten male richtig fixirte Höhepunkt der Wissenschaftslehre zu suchen ist. Daß er unter diesem Begriffe etwas ganz anderes versteht, als was der bisherige allgemeine und wissenschaftliche Sprachgebrauch darunter verstanden hat, liegt auf der Hand; schwieriger ist es, seinen Inhalt an diesem Sprachgebrauche positiv zu bestimmen. Ein gewisser Parallelismus der in diesem Theile entwickelten Begriffe mit denen des ersten Theils berechtigt uns vielleicht, denselben mit dem Ausdrucke speculatives Bewußtsein zu bezeichnen. Unsere Augen sind indeß, offen gestanden, zu blöde, um den vermeintlich hierdurch begründeten Fortschritt über Hegel's „Unmittelbarkeit“ hinaus zu erkennen. Sie sind aber nicht blöde genug, um nicht zu erkennen, daß am Schlusse des Inhaltsverzeichnisses im Sinne des Verfassers dem Gesetze der Dreitheilung zufolge unter der Rubrik: „Die Bewährung des Begriffs des Wissens“, den beiden vorhandenen geschichtlichen Entwickelungsstufen: „α. Grund und Wesen des Wissens. Kant“, „β. Art und Weise des Wissens. Hegel“, die abschließende dritte: „γ. Ziel und Umfang des Wissens. Biedermann“, hinzuzufügen wäre. Bei der sonst überall zu Tage tretenden aufrichtigen und liebenswürdigen Anspruchslosigkeit des Verfassers erklären wir uns diese Prätension lediglich aus seinem äußerst lebhaften Sinne für wissenschaftliche Architektonik, können sie aber gerade in diesem Punkte am allerwenigsten gelten lassen, da wir nicht so ohne weiteres den absoluten Werth des Wahrheitsbegriffs seinen geschichtlichen Erscheinungsformen aufzuopfern geneigt sind. Dagegen erblicken wir in dem betreffenden Abschnitte des Werks eine in der Hauptsache wohlgelungene Entwickelung der geschichtlichen Voraussetzungen des vom Verfasser eingenommenen philosophischen Standpunktes, und wir können es ihm nur Dank wissen, daß er, im Unterschiede von Hegel's „Phänomenologie“, die systematische und die historische Begründungsweise reinlich auseinandergehalten hat. Nicht zu übersehen ist dabei freilich, daß Hegel alle Erscheinungsformen des bei ihm ungleich inhaltreichern Begriffs des Geistes berücksichtigt und auch die ethischen Momente desselben theilweise zu ihrem Rechte kommen läßt, während der Verfasser, sicherlich nicht zum Vortheile seiner Darstellung, jedwede Beziehung darauf mit scrupulöser Genauigkeit fern hält.

Aus dem bisher Gesagten erhellt zur Genüge, wie rücksichtslos der Verfasser mit dem geläufigen Inhalte der Begriffe schaltet. Gegen ein solches Verfahren müssen wir nicht nur im Namen des gesunden Menschenverstandes, sondern auch im Namen einer stetigen Entwickelung der philosophischen Wissenschaft entschiedenen Protest einlegen. Wie die im allgemeinen und im bisherigen wissenschaftlichen Sprachgebrauche gegebenen Begriffe zu hantiren sind, ehe sie sich einer zwingenden Dialektik fügen, darüber hätte der Reactionär Herbart dem Verfasser die beherzigenswerthesten Fingerzeige geben können. Da er diese vorläufige Analyse nicht für nothwendig befunden hat, so ist es kein Wunder, daß auch seine ganz richtige Einsicht in die Mängel der Hegel'schen Methode im ganzen ziemlich fruchtlos geblieben ist. Der Verfasser hat zwar die bekannte Weise Hegel's, das philosophirende Subject ganz aus dem Gesichtskreise des Lesers zu verbannen und die Begriffe für sich selbst denken zu lassen, in der Form auf eine Spitze getrieben, welche dem Leser hier und da unwillkürlich ein Lächeln entlockt; allein dieser Götzendienst mit seinen eigenen Geschöpfen, denen nicht nur alle möglichen intellectuellen, sondern auch moralischen Tugenden beigelegt, die in vollem Ernste wegen ihres Benehmens gelobt oder gescholten werden, ist fürs erste um so harmloser, je deutlicher man überall den Pferdefuß hervorgucken sieht. Auch kommt es dem Verfasser durchaus nicht darauf an, die Illusion des Zuschauers bei diesem wunderbaren Spiele dialektischer Kunst bis ans Ende aufrecht zu erhalten; im Gegentheil, er läßt denselben von Zeit zu Zeit bereitwillig einen Blick hinter die Coulissen werfen. Die Stationen und Wendepunkte der mannichfach geschlungenen Rennbahn sind im voraus abgesteckt, ehe der Wettlauf beginnt. Wenn der Begriff, das nahe Ziel fortwährend im Auge, dennoch strauchelt, woran sonst kann die Schuld liegen als daran, daß die Absteckpfähle den Blick mehr verwirren als orientiren? So kommt es, daß die trotz breitester Auseinandersetzung immer noch undeutlich und vieldeutig bleibende Theorie von Begriff, Urtheil und Schluß durch das praktische Verfahren des Verfassers nicht die wünschenswerthe Erläuterung und Veranschaulichung enthält, obgleich derselbe seltsam genug die Wissenschaftlichkeit des Verfahrens hinterher nochmals ausdrücklich durch Gründe, welche nur selten zwingend, oft nicht einmal plausibel genannt werden können, zu rechtfertigen sucht und zu diesem Behufe die ganze vorausgegangene Entwickelung in einem ziemlich umfänglichen Auszuge an der betreffenden Stelle des Systems einschachtelt.

Es könnte hiernach den Anschein gewinnen, als ob der Verfasser bei Bestimmung der Begriffe mit souveräner Willkür zu Werke gegangen sei. Wohl ihm, wenn er es wäre! Kein Zweifel, daß er in diesem Falle manchen glücklichen Griff gethan und viel unumstößlichere, dauerndere Resultate erzielt haben würde. Statt dessen hat er sich freiwillig die Fesseln eines Gesetzes angelegt, dessen Ungültigkeit und Unanwendbarkeit dem unbefangenen Blicke auf der Stelle einleuchtet. Statt sich durch eine sauber ausgeführte Analyse des lebendigen Inhalts der gegenwärtig herrschenden Redeweise zu bemächtigen und an diesem seine Dialektik zu erproben, hält sich der Verfasser ohne weiteres an die äußere Wortform, an die todten Niederschläge früherer Sprachniedersetzungen, und identificirt unbedenklich die geschichtliche Entwickelung der Sprache mit der ihres Gedankeninhalts. Der lexikalische Zusammenhang zweier Wörter wird im Handumdrehen zum dialektischen, und die Vereinigung zweier vielleicht ganz heterogenen Bedeutungen in derselben Form zum untrüglichen Kennzeichen ihrer wesentlichen logischen Identität. Wir haben schon bei der Besprechung des ersten Theils auf die durchaus irrthümliche Anschauung hingewiesen, welche diesem Verfahren unausgesprochen zu Grunde liegt. Es hat allerdings in der Geschichte der Menschheitsentwickelung einen Zeitpunkt gegeben, wo der Geist sich in ungespaltener Einheit seiner Bethätigung an der Sprache zum Bewußtsein brachte, wo nicht allein der wissenschaftliche, sondern auch der künstlerische und religiöse Trieb sich in der Sprachschöpfung vollständig befriedigte, und Inhalt und Ausdruck einander vollkommen deckten. Nun kann zwar diese dem Geiste wesentliche Bethätigungsweise nur mit dem Geiste selbst völlig erlöschen; allein je mehr im Laufe der Geschichte jene Richtungen auseinandertretend sich verselbständigen, je vermittelter überhaupt die Culturentwickelung wird, desto mehr sinkt auch die Sprache von der Stufe der Zweckhaftigkeit auf die der Mittelhaftigkeit herab. Von der einen oder andern dieser verschiedenartigen und einseitigen Richtungen für specifischen Zweck verschiedenartig und einseitig entwickelt, erwies sie sich für andere Zwecke als ein ungefüges Mittel. Kein Wunder, daß sie dem in die bis dahin unergründeten Tiefen der Speculation sich versenkenden Hegel als ein solches erschien, obgleich ihn dieser Umstand nicht berechtigte sie zu tyrannisiren. Kein Wunder auch, daß sie in den Händen des Verfassers, welcher den ihr

wesentlichen Charakter der Mittelhaftigkeit und ihre selbständige Entwickelung verkennt, zum zweischneidigen Schwerte wird — nur in einem ganz andern Sinne, als derselbe meint. Auf die sprachliche Form und Verwandtschaft der Wörter unbesehen den dialektischen Zusammenhang der Begriffe zu stützen, muß für die Wissenschaftslehre ebenso verhängnißvoll werden, wie z. B. für die Ethik. Und verhängnißvoll ist dieses Verfahren in der That für Biedermann's „Wissenschaftslehre" geworden.

Allerdings hat der Verfasser sein Princip bis zu einer Consequenz verfolgt, die alles, was die Hegel'sche Schule in dieser Beziehung geleistet hat, weit hinter sich zurückläßt. Man traut seinen Augen kaum, wenn man z. B. folgenden Satz liest: „Und wieder tritt die Sprache als nächste Vermittlerin des Fortschritts der Wissenschaft ein, indem dieselbe, wissenschaftlich begründet wie sie überhaupt ist, der inhaltlichen Vermittelung hier dadurch förderlich wird, daß sie, der Bezeichnung der Sinne zunächst, auf den ähnlich lautenden Ausdruck «Dinge» hinweist, und damit das Bewußtsein auf die Beziehung, auf die Gleichheit und Verschiedenheit dieser Begriffe merksam macht." Und wohlgemerkt, es handelt sich hier um die Begründung des Ausgangspunktes der ganzen Wissenschaftslehre! Aehnliche Stellen könnten wir noch viele beibringen, doch wir bescheiden uns, auf den folgenschwersten Irrthum hinzuweisen. Dieser liegt in der Verwechselung des Substantivverbums mit der Copula. In dem Worte Bewußtsein ist der letztere Theil augenscheinlich nichts anderes als die Copula. Biedermann sieht darin das Substantivverbum, findet in dem Worte eine ahnungsvolle Vermittelung des Wissens und Seins und erhebt darauf hin das Bewußtsein zum herrschenden Begriffe des ganzen ersten Theils seiner „Wissenschaft des Geistes"! Man begreift nun auch, warum das Bewußtsein nicht „über sich hinaus" kann. Ueber sich hinaus kann natürlich nur ein inhaltvoller Begriff, ein bloßer Name nie. Daher nun die gähnende Kluft zwischen den beiden ersten Theilen, welche durch die auf weitem Umwege herbeigeholten, mittels einer die Hegel'schen Kategorien geradezu auf den Kopf stellenden Dialektik entwickelten metaphysischen Hülfsbegriffe des Seins und Wesens auf eine doppeldeutige und deshalb unklare Weise nur höchst unvollkommen überbrückt wird. Daher die trotz gelegentlicher Vermittelungsversuche rettungslose Geschiedenheit der dem Bewußtsein anheimgefallenen Vorstellung und des dem Wissen zuertheilten Begriffs, d. h. in mundgerechter Ausdrucksweise die radicale Geschiedenheit des sinnlichen und übersinnlichen, des concreten und abstracten Begriffs: eine Geschiedenheit, die um so mehr wunder nehmen muß, als der Verfasser gelegentlich des scholastischen Realismus und Idealismus mit Recht bemerkt, daß dieser Streit, der Streit um den Unterschied von Vorstellung und Begriff, noch heutzutage ohne endgültige Vermittelung fortbestehe, und als die übereinstimmende sprachliche Form beider gerade ihn vorzugsweise auf ihre wesentliche Identität hätte hinweisen sollen. Daher nun in weiterer Folge die wahrhaft verwirrende, die naturgemäße Entwickelung umkehrende Vermengung der dem einen und dem andern wesentlich anhaftenden Formen des Denkgesetzes, der gemeinen und der speculativen Logik. Daher endlich der Mangel an jeder Erwähnung, ja an jeder Rücksichtnahme auf den für die Wissenschaftslehre so erheblichen Unterschied zwischen der synthetischen, der analytischen und der genetisch-dialektischen Methode.

Dieselbe Verwechselung des Substantivverbums mit der Copula hat auch im einzelnen, und zwar natürlich jedesmal an vitalen Punkten, schweres Unheil angerichtet. Um nicht misverstanden zu werden, sei uns der Gebrauch der altväterischen Ausdrucksweise gestattet. In dem Satze der Identität, A ist A, stellt das „ist" offenbar wiederum nur die Copula vor. Der Verfasser ist anderer Meinung: ihm zufolge bedeutet der Satz: A „ist" und ist „A". Aber er weiß mit diesem vermeintlichen Doppelgewinne nichts anzufangen; die Hartnäckigkeit, womit er an der unmöglichen erstern Deutung festhält, läßt ihn die Wichtigkeit der letztern völlig übersehen, ja sie nöthigt ihn folgerichtig zu der Behauptung, daß der Satz des Widerspruchs unter der Form „A ist nicht A" geradezu denkwidrig sei. Diese Behauptung scheint bei einem Philosophen, welcher die dialektische Methode nicht nur durchgängig anwendet, sondern sogar „begriffsgemäß auseinandersetzt", reinweg unerklärlich; was sind denn jene beiden Sätze, A ist A und nicht A, anderes als die einfachste Formel dieser Methode? Aber auch auf dem Standpunkte des gemeinen Denkens behält der Satz des Widerspruchs seinen Werth, indem nur durch ihn angeregt der Satz der Identität zum Vorschein kommt und wahrhaften Inhalt gewinnt: er ist, wie auch seine historische Entstehung beweist, der unentbehrliche Vermittler des Uebergangs von der Vorstellung zum (sinnlichen) Begriffe. Nicht minder bringt sich der Verfasser durch jene erstere Deutung um die Vermittelung des Urtheils mit dem Schlusse. Eben weil der Satz der Identität wie jedes ursprüngliche Urtheil an sich nur einen hypothetischen Sinn hat (wenn etwas A ist, so ist es A), ebendeshalb treibt er zum Schlusse fort. Daß übrigens der Untersatz des Schlusses in seiner wesentlichen, ursprünglichen Form „B ist, weil A ist" zu lauten habe, diese Behauptung würde uns ebenfalls unerklärlich sein, wenn nicht auch hier die Zweideutigkeit des von ihm gewählten Ausdrucks „Grundsatz" (als begründender Satz und begründeter Satz) augenblicklich das Räthsel löste. Diese Wortspielerei und Silbenklauberei geht überhaupt ins Kolossale.

Da der Verfasser sich, zur Zeit und zur Unzeit, so viel mit der Sprache zu schaffen macht, so hofften wir an der Stelle seines Werks, welche von der Satzbildung handelt, den Versuch einer tiefern philosophischen Begründung der Redetheile oder des Satzbaues zu finden. Wir haben uns aber überzeugt, daß er nicht einmal auf der Höhe der von der empirischen Sprachwissenschaft gewonnenen Resultate steht. Wir begegnen wieder dem räthselhaften „Namen", der weder Fisch noch Vogel, weder Substantivum noch Verbum ist, und den wir recht gern als die Keimstelle beider gelten lassen wollten, wenn er nicht zugleich den sprachlichen Ausdruck der Vorstellung abgeben sollte. Die vom Verfasser mit sehr schwachen Gründen unterstützte Ansicht, daß das Substantiv sich vor dem Verbum entwickelt habe, darf wol jetzt für antiquirt gelten. Die Grammatik weist a posteriori nach, daß unmittelbar nach den Interjectionen die Imperativformen der starken Verba entstanden sind: dafür spricht der Mangel aller Bildungssilben, die Einsilbigkeit des Stammes, der ungebrochene und unumgelautete Vocal, endlich die auf die primitivsten Bedürfnisse und Zuständlichkeiten sich beziehende Bedeutung. Und eine unbefangene Psychologie zeigt a priori, daß die Empfindung in ihrer ursprünglichsten Reaction gegen die Außenwelt sich als einfache Willensäußerung kund gibt. Ebenso wird weiter dargethan, daß der Imperativ sich durch den Vocativ ergänzt. Doch wir können auf diesen wichtigen Gegenstand hier nicht näher eingehen. Der gewaltsame Parallelismus der übrigen Redetheile in der weitern Auseinandersetzung des Verfassers wird dem Leser oben von selbst in die Augen gesprungen sein. So soll das Zahlwort der Conjunction entsprechen! obwol jetzt fast jede Schulgrammatik naturgemäß Präpositionen und Conjunctionen unter der gemeinsamen Bezeichnung der Verhältnißwörter zusammenfaßt.

Nach allen diesen Erörterungen, welche wir noch weit herausspinnen könnten, dürfte es nicht mehr allzu gewagt erscheinen, wenn wir Biedermann's Deutschthümelei in der Sprache einfach für eine Marotte erklären. Wenn noch mehr Philosophen sich zu der Ansicht bekennen sollten, daß unsere deutsche Sprache wegen ihrer „Zweischneidigkeit" das vom Weltgeist auserlesene Werkzeug der Philosophie sei, so würden wir uns augenblicklich auf Schopenhauer's Seite schlagen und ihnen zurufen: Ums Himmels willen, spielt nicht mit diesem gefährlichen Instrumente, sondern schreibt wieder lateinisch, trotzdem daß Collega Biedermann versichert, das lateinische mens müsse für Verstand, Vernunft und Geist zugleich herhalten! Indeß glauben wir nicht, daß die Philosophie ihr Interesse und ihre Bestimmung so verkennen wird, um sich in nationale Schranken einpferchen zu lassen und dieser Grille ihre ältesten, unzweideutigsten und aus eben diesem Grunde

tauglichsten Allgemeinbegriffe aufzuopfern, und würden wir auch eine solche Besorgniß gar nicht haben laut werden lassen, wenn nicht Rosenkranz bei Gelegenheit einer Besprechung des ersten Theils der Biedermann'schen „Wissenschaftslehre" im „Deutschen Museum" gerade die von uns so herb getadelte und für den Verfasser augenscheinlich so verhängnißvoll gewordene Eigenthümlichkeit als ganz besonders beachtungswerth bezeichnet hätte. Doch Rosenkranz' Sympathien sind auch in Nebenpunkten die eines Hegelianers. Kommt es einmal auf Autoritäten an, so sind wir wohl fundirt. Jakob Grimm's vaterländische Gesinnung ist sicherlich über jeden Zweifel erhaben. Wenn nun Grimm in einer wesentlichen nationalen Wissenschaft wie die deutsche Grammatik auf Beibehaltung der hergebrachten fremden technischen Ausdrücke dringt und Terminologien wie etwa Biedermann's Hauptwort, Beiwort, Nebenwort, Zeitwort als unpassend und unbrauchbar zurückweist, so werden wir gewiß dem Nationalbewußtsein nichts vergeben, wenn wir in der universalistischsten und kosmopolitischsten aller Wissenschaften fort und fort von Princip und Methode, von Analyse und Synthese, von Dialektik, Moment und Kategorie, von Rationalismus und Empirismus, von Idealismus und Realismus u. s. w. sprechen. Der „Idee" hat sich übrigens auch der Verfasser nicht zu erwehren vermocht.

Stil und Darstellungsweise sind auch in diesem Theile noch weit davon entfernt mustergültig zu sein. Die letztere ist außerordentlich breit, ohne deshalb klarer, außerordentlich schwerfällig, ohne deshalb markiger zu sein. Der erstere zeigt gar mancherlei wunderliche Eigenheiten. Zu diesen gehört z. B. der häufige Gebrauch des Flickwortes „als", welcher der Ausdrucksweise eine gewisse schulphilosophische Färbung gibt. „So nun verhält es sich auch, als im Uebergange des Bewußtseins zum Denken." Sonderbar, aber leicht zu erklären ist es, daß im ganzen Werke kaum ein einziges mal vom „begreifen" oder „begriffen werden", sondern durchgängig vom „zum Begriffe bringen" und „zum Begriffe kommen" die Rede ist. Die Präposition „ohne", welche im ersten Theile consequent mit dem Dativ verbunden wurde, bequemt sich allmählich zum Accusativ; doch haben sich dafür Formen eingefunden, welche weder das eine noch das andere sind und doch auch keine Druckfehler sein können. Constructionen wie: „ohne allen Wesen", „ohne vorhergehenden Denken", „ohne allen Bewußtsein", sollen vielleicht die endliche unbestrittene Herrschaft des Accusativs im dritten Theile „vermitteln". Manche Satzfügungen machen den Eindruck einer unbewußten Selbstironisirung der Sprachreinigungstendenzen des Verfassers. „Daß es ein Gesetz begriffsgemäßer Entwickelung ist, Begriffe ursprünglich einer durch den andern hervorgebracht zu sein", solche und ähnliche Nominativa oder Accusativa cum infinitivo sind ganz gutes Latein, deutsch aber sind sie gewiß nicht. Auch Participialfügungen mit eigenem Subjecte kommen vor, die sich Wort für Wort in den lateinischen Ablativi absoluti übertragen ließen.

Doch genug des Tadels. Fassen wir unser Urtheil nochmals kurz zusammen, so haben wir es hier mit einem Werke zu thun, das einen weitumfassenden Blick, eine kühne Intention und ein tief eingehendes Verständniß für das philosophische Problem der Gegenwart und nächsten Zukunft verräth; mit einem Werke, dessen Ausführung allerdings weit hinter dem vorgesteckten Ziele zurückbleibt, in der Hauptanlage verfehlt erscheint und infolge eines verderblichen, überall durchschlagenden Grundirrthums in der Methode häufig durch eine schiefe, gewaltsame oder verworrene Entwickelung der einzelnen Begriffe die Kritik herausfordert, das aber dessenungeachtet von einem tiefen wissenschaftlichen Ernste, von achtungswerthen Kenntnissen, von Originalität und Selbständigkeit, zugleich aber auch trotz seiner mannichfaltigen Selbsttäuschungen von Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit, sowie von wohlthuender Bescheidenheit und Pietät gegen die Heroen der Wissenschaft rühmliches Zeugniß ablegt; mit einem Werke endlich, daß auch in seinen Irrthümern anregend und belehrend wirkt und in jedem Falle studirt und durchdacht zu werden verdient. Wir freuen uns darauf, dem Verfasser bald wieder zu begegnen; welche Besorgnisse wir auch im voraus hegen zu dürfen glauben, wir brauchen wenigstens nicht zu befürchten, ihn auf ausgetretenen Pfaden wandeln zu sehen.

Das Buch ist für ein Werk von so abstrusem Inhalte äußerlich vortrefflich ausgestattet: feines weißes Papier und schöner Druck in lateinischen Lettern, aber, aber — das Griechische ist auf eine so grauenhafte Weise maltrātirt worden, daß einem Choleriker die Haare zu Berge stehen und einem Sanguiniker das Zwerchfell zerreißen möchte. Der Corrector verdiente, daß er zur Strafe Platonis et Aristotelis opera quae supersunt omnia, in Schweinsleder gebunden, ohne das Beneficium des Zweifels an der Echtheit, auf einem Sitze zum Frühstück verzehren müßte! 7.

Zur Literatur der Sprichwörter.

1. Latium oder das alte Rom in seinen Sprüchwörtern. Eine Sammlung der beliebtesten lateinischen Sprüchwörter in alphabetischer Folge, mit Angabe der Quellen, wo sie zu finden sind, sowie mit Anführung der gleichlautenden oder ähnlichen deutschen Sprüchwörter. Herausgegeben von August Faselius. Weimar, Voigt. 1859. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Altes Gold. Deutsche Sprichwörter und Redensarten nebst einem Anhange. Gesammelt und herausgegeben von W. Lohrengel. Clausthal, Grosse. 1860. Gr. 16. 7½ Ngr.
3. So spricht das Volk. Volksthümliche Redensarten. Gesammelt von Franz Sandvoß. Berlin, Schotte und Comp. 1860. Gr. 16. 12 Ngr.

Man hat mit Hinblick auf das Volkslied gesagt: der größte Dichter sei das Volk selbst; ebenso gut könnte man mit Hinblick auf die Sprichwörter, diese „Weisheit auf der Gasse", sagen: das Volk sei nicht blos der größte Dichter, sondern auch der größte Philosoph. Indeß könnte diese Behauptung, so gefaßt, leicht zu dem Misverständnisse Anlaß geben, als solle damit gesagt sein: das Collectivum Volk dichte oder zeichne sich durch Witz und Weisheit aus. Die Dichter der sogenannten Volkslieder, wenigstens der wirklich guten, waren sicherlich Männer, welche, wie durch poetische Begabung, so auch durch eine gewisse Bildung und Kenntniß der poetischen Literatur über ihresgleichen hervorragten. Ebenso hat sie nicht das Volk in Musik gesetzt, sondern sicherlich Leute, die in der Tonkunst bis zu einem gewissen Grade unterrichtet waren, Musikanten, herumziehende Spielleute, später vielleicht auch Cantoren, worauf der solide, gemessene, zuweilen fast choralartig feierliche Charakter mancher Volksweisen schließen läßt. Die niedern Stände, unter denen man doch vorzugsweise wenn auch nicht immer mit Recht, die Dichter der Volkslieder und die Erfinder der Sprichwörter zu suchen pflegt, sind ferner keineswegs vorzugsweise witzig und geistreich; wenn der sogenannte „gemeine Mann" einmal witzig wird, so ist sein Witz in der Regel grob und schmuzig, was die Sprichwörter doch nur sehr ausnahmsweise sind; vielmehr zeichnen sich diese der Mehrzahl nach durch sinnreiche, oft sogar überraschend feinwitzige Fassung aus. Daher glauben wir auch, daß gerade die geistreichsten und feinsten Sprichwörter von Männern herrühren, welche durch Bildung und Stellung über die Masse hinausreichten. Aber ihre Einfälle gefielen durch ihre witzige und dabei populäre Fassung, pflanzten sich von Mund zu Mund fort, indem man sie in gleichen oder ähnlichen Fällen anwendete und wurden auf diesem Wege Volksbesitz. Gibt es unter ihnen sogar doch manche, die sich auf fremden Ursprung, z. B. lateinischen zurückführen lassen. Allerdings trifft man auch unter dem eigentlichen Volke einzelne Männer an von ganz besonderm Mutterwitz, welche niemals um treffende Bemerkungen und Antworten verlegen sind und durch ihre drolligen Einfälle in ihren Kreisen eine gewisse Berühmtheit erlangen, wodurch sich wieder aufs klarste beweist, daß der Witz keineswegs eine sehr allgemeine Begabung ist und daß, wer sich dadurch auszeichnet, als ein vor vielen bevorzugter, feiner Kopf bewundert wird; und es fehlt keineswegs an derbwitzigen Sprichwörtern und sprichwörtlichen Re-

densarten, welche diesen um so zu sagen plebejischen Ursprung deutlich verrathen. Mögen sie nun von solchen Volksnarren und Volksphilosophen herrühren oder aus dem Munde höher Gebildeter in den Volksmund übergegangen sein, so sind sie für des Volkes Art und Weise, für seine Gewohnheiten und Bildungs- und Sittenzustände doch immer sehr charakteristisch, ganz abgesehen von dem wirklich oft sehr hervorstechenden Werth, den sie als epigrammatisch zugespitzte Kernsprüche, als gesunde Urtheile über Lebensverhältnisse mannichfaltigster Art, als satirische Einfälle, als Erfahrungssätze oder als Lebens- und Sittenvorschriften haben. Daher nannte sie auch W. O. von Horn mit Recht „altes Gold“, eine Bezeichnung, welche Lohrengel für seine obengenannte Sammlung als Titel gewählt hat.

Faselius hat mit seiner Sammlung altrömischer Sprichwörter: „Latium oder das alte Rom in seinen Sprichwörtern“ (Nr. 1), eine gewiß vielen willkommene Gabe geboten. Freilich konnte sich diese Sammlung eigentlich nur auf diejenigen Sprichwörter beschränken, die in den römischen Schriftstellern hier und da citirt sind und sich nicht auf eine sehr große Zahl erstrecken. Der Verfasser bemerkt: „Daß außerdem im Munde des Volks eine Menge Sprichwörter gäng und gebe gewesen sind, die für uns — da wir keine von einem römischen Schriftsteller herrührende Sammlung besitzen — leider verloren gingen, unterliegt keinem Zweifel“; und er fährt dann fort: „Aber auch die wenigen uns aufbewahrten Sprichwörter genügen, um uns mit dem Geiste des römischen Volks, seinen Sitten, Gewohnheiten und seiner Sprache und namentlich mit den Wendungen und der Ausdrucksweise dieser letztern vertrauter zu machen, als es außerdem der Fall wäre.“ Die meiste Ausbeute gewährte ihm Plautus in dessen Komödien, „indem dieser etwas darin zu suchen scheint, soviel wie möglich Sprichwörter zu citiren“, sodann Terenz, der ebenfalls viele Sprichwörter anführt; von den Prosaikern Cicero, die beiden Seneca, die beiden Plinius, Varro, Sallust, Quintilian und aus späterer Zeit Tertullian und Macrobius. Bei Cäsar, Livius und Tacitus finden sich Sprichwörter wenig oder gar nicht. Manche der angeführten Redensarten tragen ganz den Charakter eines Sprichworts und verrathen volksthümlichen Ursprung, z. B. „Gallus in suo sterquilinio plurimum potest“ („Der Hahn vermag am meisten auf seinem Miste“), das bekannte „Hannibal ante portas“, das namentlich uns Deutschen angesichts des pariser Hannibal nicht aus dem Gedächtniß kommen sollte, „Homo homini Deus“ oder im Gegensatze auch „Homo homini lupus“, wodurch wahrscheinlich Seneca zu seiner herrlichen, eines humanern Zeitalters würdigen Sentenz: „Homo sacra res homini“, angeregt wurde. „Ein Mensch muß dem andern heilig sein!“ ja, wenn dieser Grundsatz allgemein angenommen wäre und allgemein befolgt würde, dann hätten wir das goldene Zeitalter. Merkwürdig nur, daß solche humane, man möchte sagen überhumane Grundsätze meistens gerade in den inhumansten und verderbtesten Zeiten von einsamen Denkern aufgestellt werden. Die Sammlung von Faselius ist übrigens zu einem ziemlich starken Bändchen angeschwollen, theils durch weitläufige und nicht immer nöthige Erklärungen, theils durch die Aufnahme zahlreicher dichterischer Sentenzen aus Virgil, Ovid, Horaz u. s. w. Horazische Verse wie „Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto!“ oder „Vis consilii expers mole ruit sua“, oder gar „Nunc est bibendum, nunc pede libero pulsanda tellus“ und viele andere gehören doch hierher ebenso wenig, als gewisse Schiller'sche Sentenzen, die allerdings häufig gebraucht werden, wie: „Das ist das Los des Schönen auf der Erde“, oder „O daß sie ewig grünen bliebe“ u. s. w. in eine Sammlung deutscher Sprichwörter gehören würden. Zwar rechtfertigt der Herausgeber ihre Aufnahme damit, daß sie in den Mund des Volks übergegangen seien, aber doch wol nicht in den Mund des Volks, sondern nur in den Mund der classisch Gebildeten, die sich gern solcher Citate aus Dichtern, oft freilich nur in ironischem oder scherzhaftem Sinne bedienen. Dank verdient es, daß der Verfasser sich bemühte, den lateinischen Sprichwörtern entsprechende deutsche gegenüberzustellen. Die Lateiner sagen: „Non tam ovo ovum simile“ oder „Non tam lac lacti simile“, die Deutschen: „Sie sehen sich so ähnlich wie ein Strohhalm dem andern“; die Lateiner: „Hic haeret aqua“, die Deutschen derber: „Da steht der Ochse am Berge“; die Lateiner: „Homo longus raro sapiens“, die Deutschen: „Hohe Häuser sind gewöhnlich unter dem Dache leer“; die Lateiner: „Fratrum inter se irae acerbissimae“, die Deutschen: „Bruderzorn, Höllenzorn“. Man darf dabei wol in den seltensten Fällen an eine Aneignung und Nach- oder Umbildung des lateinischen Sprichworts denken; die menschlichen Grundleidenschaften und Thorheiten kehren in allen Zeiten und unter allen Völkern nur wenig modificirt wieder, und diese ähnlichen Erscheinungen erzeugen denn auch ähnliche Sprichwörter, die mehr in der Form als im Inhalt voneinander abweichen.

Wir erwähnen noch, daß der Verfasser in seiner Schrift, der Grimm'schen Schreibart „Sprichwort“ entgegen, durchgehends die Schreibart „Sprüchwort“ festgehalten hat; denn, meint er, und vielleicht nicht mit Unrecht, ein „Sprechwort“ sei am Ende jedes Wort; hier handle es sich um ein Spruchwort, um ein Wort, das einen Spruch bildet, d. h. einen vollen Gedanken ausdrückt.

Die beiden Sammlungen deutscher Sprichwörter und sprichwörtlicher Redensarten von Lohrengel und Sandvoß: „Altes Gold“ (Nr. 2) und „So spricht das Volk“ (Nr. 3), enthalten zahlreiche Beweise von der vorzüglichen, auf gesundem Menschenverstand beruhenden Begabung des deutschen Volks für schalkhaften, schelmischen Witz, für sinnreiche Wendungen gnomischer Weisheit, für scharfe Auffassung menschlicher Thorheiten, wie überhaupt der eigenthümlichen unterscheidenden Charakterzüge, welche den verschiedenen Standes- und Lebensverhältnissen eigen sind. Freilich wird in diesen Sprichwörtern nicht selten auch eine sehr hausbackene Moral und eine ziemlich herzlose egoistische Lebenspraktik gepredigt; Lebensklugheit und selbst Pfiffigkeit treten zumeist in den Vordergrund, nicht hohe moralische oder gemüthliche Gesichts- und Zielpunkte; was man zu thun und was zu meiden, und wie man mit den Menschen umzugehen, ja sie zu benutzen hat, um sein äußeres Wohl zu fördern, sich im Kampfe gegen die Welt zu behaupten und namentlich sein Geld und Gut zusammenzuhalten oder zu vermehren, das wird — obschon andererseits Reichthum, Habsucht und Geldstolz keineswegs geschont werden — in unzähligen dieser Sprichwörter gezeigt und gelehrt in allgemein faßlichen und oft doch sehr sinnreichen Worten. Zuweilen wird dann zu diesem Zweck sogar an sich Verwerfliches anempfohlen, wie in dem bekannten derben Sprichwort: „Ein blöder Hund wird selten fett“, oder es wird vor der Freigebigkeit gewarnt, wie in dem Sprichwort: „Schenk ist gestorben, Gebhard verdorben“, oder es wird gerathen, sein Eigeninteresse jedem andern voranzustellen wie in dem Sprichwort: „Das Hemd ist mir näher als der Rock.“ In diesem und andern Sprichwörtern (z. B. „Liebe thut viel, Geld thut mehr“) handelt es sich nicht um jenen edlern Egoismus, der seinen eigenen Vortheil mit dem des Nebenmenschen zu vereinbaren sucht und versteht, sondern um den rohen und rücksichtslosen, der kein anderes Interesse neben sich gelten läßt. Vor Frauen, die schlechten Rath ertheilen oder ihr Hauswesen nicht in Ordnung zu erhalten wissen, wird häufig gewarnt (z. B. „Frauenrath und Rübensaat gedeiht alle sieben Jahre“; „Eine Frau kann mit der Schürze mehr aus dem Hause tragen, als der Mann mit dem Erntewagen hineinfährt“); noch häufiger vor Processen und Advocaten („Ein guter Advocat ist ein böser Nachbar“, heißt es z. B.), vor Völlerei (z. B. „Im Wein und Bier ertrinken mehr als im Meer“), und vor Großprahlerei und äußerm Luxus (z. B. „Großprahlen ist mein Reichthum, 18 Pfennige mein Vermögen“; „Platz für zehn Mann, es kommt eine Mücke“; „Sammt am Kragen, Kleien im Magen“; „Stolz auf der Gasse, kein Heller in der Tasche“; „Große Worte und Federn gehen viele auf ein Pfund“). Den

deutschen Lokalegoismus bezeichnet sehr glücklich das Sprichwort: „Was fragen die von Köln danach, wenn die von Frankfurt kein Brot haben?“ den Standpunkt eines echten deutschen Philisters das Wort: „Ein guter Künstler, ein schlechter Handwerker“, aber wieder die ganze deutsche Sorglosigkeit einer Musikanten- und Dichternatur der Spruch: „Aus voller Kehle singt der Mann, der keinen Kreuzer wechseln kann“, und die höchste Achtung vor der Kunst oder doch dem Kunsthandwerk drückt sich wieder in den schönen, eine vielfache Anwendung zulassenden Sprichwörtern aus: „Je schwerer die Kunst, je mehr Pfuscherei“, und „Kunst hat nur den zum Feind, der sie nicht kennt“. Ueberhaupt wird derselbe Gegenstand zuweilen von ganz entgegengesetzten Seiten aufgefaßt; es heißt zwar: „Armuth ist keine Schande“, aber auch: „Armuth ist ein schneidendes Schwert“, und dem „Ein bischen zu spät, viel zu spät“ steht das „Besser spät als gar nicht“ gegenüber. Dann und wann stößt man auf die größten Drolligkeiten, z. B. „Drei Weiber und eine Gans machen einen Markt“. Am possirlichsten sind die plattdeutschen, z. B. „Spaß mot sin, säh de Ulenspiegel, da priekelte sine Großmoder mit de Meßgawel“, oder: „De Bar mag noch su grimmig sein, su letter sich doch kratzen“. Derbheiten wie „Der faulsten Sau der dickste Dreck“ wechseln mit Zartheiten, wie folgende: „Mutterschos ist arm aber warm“, oder: „Wenn Gott einen erhöhen will, so legen alle Heiligen die Hände an die Leiter“; doch muß man gestehen, daß Sprichwörter mit diesem poetischen Anflug äußerst selten sind, fast ebenso selten wie die Sprichwörter von eigentlich humaner Tendenz, wie „Vergeben ist die beste Rache“.

Zu den sinnreichsten gehören wol folgende, weniger gangbare: „Mancher, der nie ein Pferd beschritt, singt doch ein Reiterlied“; „Die Eifersucht verschließt eine Thür und öffnet zwei“; „Es sind noch nicht alle zu Bett, die eine böse Nacht haben werden“; „Hundert Jahre Unrecht ist keine Stunde Recht“; „Es müssen starke Beine sein, die gute Tage ertragen können“; „Die Augen glauben sich selbst, die Ohren andern Leuten“; „Der ist des Dinges wol unwerth, der's Herz nicht hat, daß er's begehrt“; „Jeder meint, sein Kukuk sänge wie eine Nachtigall“; „Man kann wol lesen, was man gewesen, aber nicht schreiben, was man wird bleiben“; „Ein Vater kann leichter zehn Kinder ernähren, als zehn Kinder einen Vater“; „Mancher geht nach Wolle aus, und kommt geschoren wieder“; „Reichthum ist wie der Schnupfen, er befällt die schwächsten Theile“; „Wenn einer einmal fällt, so treten gleich alle auf ihn“; „Mit silbernen Büchsen wird am besten geschossen“ (oder auch: „Wenn mit den Thalern geläutet wird, so gehen alle Thüren auf“); „Uebel kommt geritten und geht weg mit Schritten“; „Setz einen Frosch auf goldnen Stuhl, er hüpft doch wieder in den Pfuhl“; „Neidhard ärgert sich, daß die Sonne ins Wasser scheint“; „Wer selbst ein gläsernes Dach hat, muß anderer Leute Fenster nicht einwerfen“; „Wer sich nicht ums Ganze wehrt, muß ums Halbe fechten“ (Mahnung an das jetzige Deutschland!); „Wenn sich die Pfaffen zanken, so lacht der Teufel“ (die beißendste Persiflage auf theologische Streitigkeiten!) u. s. w. Diese aus tiefster und richtigster Lebensbeobachtung und Menschenkenntniß hervorgegangenen Sprichwörter — und wir konnten noch zehnmal mehr von gleichem Werthe anführen — sind so treffend ausgedrückt, daß man demjenigen einen Preis aussetzen könnte, dem es gelingt, in der Sprichwörterliteratur anderer Völker eine gleich große Anzahl gleich sinnreicher Sprüche aufzufinden. Selbst Lichtenberg und Hippel, die unter den neuern Repräsentanten des Witzes noch am meisten von dieser Spruchweisheit besaßen, hätten die betreffenden Gedanken nicht in bezeichnendere Worte kleiden können.

Meist entstanden diese Sprichwörter wol bei bestimmten Anlässen und sind Impromptus des Augenblicks. Ein Witzbold hat vielleicht einen alten Mann gefragt, wie es ihm gehe; der alte Mann klagte über die Beschwerden seines Alters, und der Witzbold bemerkte: „Wer nicht alt werden will, muß sich jung hängen lassen.“ Oder ein junger Taugenichts war in die Welt hinausgezogen, kehrte aber bald zurück, um im Vaterhause sein altes Faulenzerleben wieder fortzusetzen. Da bemerkte ein Witzbold: „Wo das Häslein geheckt ist, da ist es gern.“ Diese witzigen Aeußerungen gefielen, verbreiteten sich weiter und wurden zu Sprichwörtern, die in ähnlichen Fällen gebraucht wurden.

Eine Ab- oder Unterart des Sprichworts sind die sprichwörtlichen Redensarten, von denen Franz Sandvoß seine ganze Sammlung „So spricht das Volk“ zusammengesetzt und auch Lohrengel in einem Anhange eine bedeutende Anzahl mitgetheilt hat. Sie werden sogar häufiger angewendet als das eigentliche Sprichwort, und es wird selten ein Tag vergehen, wo wir im Gespräche nicht die eine oder die andere dieser Redensarten angewendet hören oder unwillkürlich selbst anwenden; auch vermehrt sich ihr Vorrath von Jahr zu Jahr, was man nicht ebenso von den Sprichwörtern sagen kann. Sandvoß bemerkt über sie in der Vorrede: „Auch in den zahllosen landläufigen Redensarten, deren wir uns in täglicher Rede bedienen, pulsirt ein reges Volksbewußtsein, ein kräftiger, gesunder Witz, sinniger Humor, schöpferische Sprachbehandlung. Sie verdienen wie die Sprichwörter, die Höfer zusammenstellte, die Aufmerksamkeit des Sammlers, obwol sie nicht so schnell verschwinden wie jene. Doch gibt es manche, die wie Pilze aufschießen — man kann das bei dem Berliner recht deutlich wahrnehmen —, eine Zeit lang fast in jedes Munde sind und dann vergehen. Andere sind uralt und werden dauern wie die Sprache.“

Zu den sinnreichsten oder drolligsten gehören wol folgende: „Er schwört dem Teufel ein Ohr ab“; „Er findet den Dr— beim Mondschein“; „Mit dem Laternenpfahl (oder Zaunpfahl) winken“; „Er redet ein Loch durch einen Brief“; „Er kann nicht dafür, daß die Frösche keine Haare haben“; „Das kommt wie bei alten Weibern die Milch“; „Er ist zehn Meilen hinter dem Mondschein zu Hause“; „Das kommt gleich nach dem Pferdestehlen“; „Einen Floh husten hören“; „Das (oder der) kann uns gestohlen werden“ (für eine Sache oder Person, die man für so gering hält, verachtet oder haßt, daß man froh sein würde, wenn sie einem gestohlen würde); „Es geht ihm ein Seifensieder auf“; „Hamburg, hast du Geld, so kriegst du Waare!“ „Was macht der Deutsche nicht fürs Geld“; „Er geht wie ein Storch durch den Salat“; „Er sucht den gestrigen Tag“; „Man kann ihm ein Vaterunser durch die Backen pusten“; „Er lügt wie ein Pferd läuft“; „Er ist der beste Mensch, wenn er schläft“; „Er lebt in Bausch und Bogen“; „Die Ochsen hinter den Pflug spannen“; „Im Stande der geflickten Hosen leben“; „Sich geberden wie der Teufel im Weihwasser“; „Willkommen sein wie die Sau im Judenhause“ u. s. w. Zum Theil sind diese Redensarten schmuziger als die Sprichwörter, was unserer Zeit nicht gerade zur Ehre gereicht, da die ekelhaftesten darunter offenbar modernen Ursprungs, zumeist aber wol auf Wachtstuben oder bei den Zechgelagen renommistischer Corpsstudenten ausgeheckt sind. Denn unter den Studenten, die doch eigentlich allen als Muster der Humanität, Urbanität und des anständigen gesitteten Frohmuths voranleuchten sollten, gibt es nur zu viele, welche in der Anwendung oder Erfindung cynischer Redensarten eine Art Heldenthum suchen. H. M.

Notiz.

Ausländische Stimmen über die neuere deutsche Schauspielkunst.

Während wir in Deutschland fortdauernd über den Verfall der deutschen Schauspielkunst klagen, wendet ihr das Ausland immer größere Aufmerksamkeit zu; denn gerade für das höhere Drama fehlt es jetzt in England wie in Frankreich an den genügenden darstellenden Kräften; England hat keinen Garrick und Kemble, keine Siddons, und Frankreich keinen Talma und keine Rachel mehr; die englische Schauspielkunst zeigt sich nur noch in der echt englischen Burleske und die französische im Conversationsdrama bedeutend. Die „Revue contemporaine“ charakterisirte, allerdings schon vor einiger Zeit, das Spiel einiger

unserer hervorragendsten „Mimen“ und verstieg sich dabei sogar zu der Behauptung, daß man nach Deutschland gehen müsse, um ein zugleich natürliches und kunstgerechtes Spiel zu sehen; E. Seinguerlet schilderte und analysirte in mehreren französischen Blättern die Darstellungsweise Döring's, Dawison's und Emil Devrient's, und über Dawison brachte „Bentley's Magazine“ seinerzeit einen vollständigen Artikel, in welchem gesagt wurde, daß zwar auch in Deutschland dieselben Klagen über den Verfall der Schauspielkunst gehört würden wie in England, daß man aber bei den Deutschen, unter denen die Liebe für das Theater überhaupt viel größer sei als unter den Briten, ein besseres Zusammenspiel finde als zur Zeit in England, eins oder zwei der kleinen londoner Theater ausgenommen. Der Verfasser des Aufsatzes fährt dann fort: „Unter den Deutschen gibt es sehr scharfe Kritiker, welche die vergangenen Tage auf Kosten der Gegenwart herausstreichen, und ein Schauspieler muß erst eine gewaltige kritische Feuertaufe bestanden haben, ehe man ihn als eine Celebrität allgemein anerkennt. Vor mehreren Jahren spielte eine deutsche Gesellschaft in London und fand wegen der Vollendung ihrer Darstellungen und wegen der Vortrefflichkeit des Zusammenspiels gerechte Bewunderung, und doch befand sich unter der Truppe nur ein einziges Mitglied, welches es zu einer wirklichen festländischen Celebrität gebracht hatte — Emil Devrient. Wenn wir nun lesen, daß ein neuerer Künstler, Bogumil Dawison, ganz Deutschland mit sich fortgerissen hat und als der beste Spieler, den das Jahrhundert (!) hervorgebracht, allgemein anerkannt wird, so ist es für uns Engländer hohe Zeit, etwas Näheres über ihn zu erfahren“ u. s. w. Auch in einer dresdener Correspondenz der „Revue germanique“ wurde jüngst Dawison's gedacht, dabei aber im allgemeinen an den deutschen Schauspielern getadelt, daß sie in ihren Bewegungen die nöthige Eleganz und Elasticität vermissen ließen (vielleicht infolge des Sinns für Häuslichkeit, welchen der heidelberger Correspondent, E. Seinguerlet, in derselben Nummer der Revue den Deutschen im Gegensatz zu den Franzosen nachrühmt), daß sie nicht wüßten, was sie mit ihren Händen anfangen sollen, und daß sie auf der Scene „mit schleppenden Beinen erscheinen und ihr Auftreten mit Gesten begleiten, welche häufig an die linkischen Bewegungen eines Holzhauers (!) erinnern“. Selbst Dawison sei von diesem Fehler nicht ganz frei: „Sein Gang ermangelt zuweilen der Grazie und seine Gesten, bewundernswürdig in den großen Bewegungen der Leidenschaft, nehmen in den Darstellungen aus dem gewöhnlichen Leben einen eckigen und hastigen Ausdruck an.“ Wo Ruhe geboten sei, spiele er viel zu viel mit den Händen, weil er nicht wisse, wo er sie lassen solle; bald ziehe er seine Uhr auf oder spiele mit der Uhrkette u. s. w. Diese Bewegungen hätten einen doppelten Nachtheil; einmal seien sie an sich unschön, sodann machten sie den Zuschauer über die Bedeutung des betreffenden Charakters und des dargestellten Moments irre. Der Correspondent gibt zu, daß Dawison z. B. den Mohr im „Fiesco“ im ganzen bewundernswürdig spiele, wie dies vielleicht keinem andern möglich sein würde; aber er tadelt auch hier das Zuviel der Gesten und namentlich des Händespiels. Doch glauben wir, daß dieser Fehler, wenn er in diesem Falle einer ist, nicht, wie der Correspondent der „Revue germanique“ behauptet, aus Verlegenheitsursachen hervorgeht, sondern in der in Deutschland besonders seit Seydelmann traditionell gewordenen Auffassung dieser Rolle beruht, wonach der Mohr nicht beweglich und quecksilberartig genug gegeben werden kann. Der Correspondent fügt dann hinzu: „Seit ich in Deutschland bin, habe ich nur einen einzigen Schauspieler gesehen, der mit der Leichtigkeit auch den Anstand der unsern verbindet; es ist dies Emil Devrient; und vielleicht verdankt er seine Beliebtheit gerade diesen Eigenschaften.“ Der Correspondent scheint Fichtner in Wien nicht gesehen zu haben. Ueberhaupt war die ältere Schauspielergeneration gemessener und gehaltener in ihren Bewegungen; die neuere sucht den Effect allerdings in hastigem, heftigem Spiel; namentlich übertreiben jetzt die Komiker fast alle; das trockene Phlegma, wodurch die ältere deutsche Komik wirkte, macht einer gewaltsamen und übertreibenden immer mehr Platz. Zum Theil hängt dies mit dem Ueberwuchern der statt komische Charaktere bloße rohe Caricaturen schaffenden sogenannten Volksposse, zum Theil mit dem leider überhaupt mehr und mehr in Barbarei ausartenden Zeitgeschmack zusammen. **H. M.**

Bibliographie.

Auerbach, L., Vellrem von Weißenstein. Romantische Sage. Pforzheim, Flammer. 16. 5 Ngr.

Die Aufgaben Oesterreichs. (Von Baron Bruck.) Leipzig, O. Wigand. 8. 16 Ngr.

Badenfeld, E. Freih. v., Alpenbilder aus Tirol. Leobschütz, Hensel. Gr. 8. 15 Ngr.

Meine Beruhigung. Gott. Welt. Unsterblichkeit. Christus. Gegen Materialismus und Pantheismus. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 10 Ngr.

Bungener, F., Was der Weihnachtsbaum sagt. Aus dem Französischen von C. H. Clauß. Freiberg, Craz u. Gerlach. Gr. 16. 4 Ngr.

Drumann, W., Die Arbeiter und Communisten in Griechenland und Rom. Nach den Quellen. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Dufferin, Lord, Briefe aus hohen Breitegraden. Bericht über eine Reise der Yacht-Schooners „Foam“ nach Island, Jan Mayen und Spitzbergen im Jahre 1856. Mit in den Text gedruckten Holzstöcken. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Dukes, L., Salomo ben Gabirol aus Malaga und die ethischen Werke desselben. Mit einer Uebersicht der meisten ethischen Werke der Araber. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte der Araber und Juden des Mittelalters. 1stes Heft. Hannover. Gr. 8. 20 Ngr.

Fischer, J., Germania's Klage und das Brudervolk am Meer. Dramatisches Gedicht in zwei Scenen. (Vorspiel eines zukünftigen Schauspiels.) Für das deutsche Volk. Frankfurt a. M., Gebhard u. Körber. 8. 4 Ngr.

La Fontaine, H. v., Schelmereien Amor's. Schwänke und Märchen. Dem Französischen nachgedichtet. Zwei Bände. Berlin, Rücker u. Püchler. Gr. 16. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Ansprache eines Italieners an Deutschland. Berlin, Wagner. Gr. 8. 3 Ngr.

Betrachtungen und Vorahnungen eines alten preußischen Soldaten. Jena, Frommann. Gr. 8. 3 Ngr.

Endrulat, B., Das Schillerfest in Hamburg am 11., 12. und 13. November 1859. Mit 12 Illustrationen von O. Speckter. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 1 Thlr.

Frankreich vor dem Richterstuhle Europa's oder die Frage der Gränzen. Trier, Lintz. Gr. 8. 9 Ngr.

Gotthard, P., Deutsche Klag- und Wecklieder. I. Der italienische Krieg. Leipzig, Lehmann. 16. 5 Ngr.

Linden, E. Baron v., „Die Weltlage 1860“ und die Augsburger Allgemeine Zeitung. Augsburg, Schmid. 8. 4 Ngr.

Rothe, R., Rede zur 300jährigen Todesfeier Phil. Melanchthons gehalten am 19. April 1860 in der Aula der Universität Heidelberg. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 4. 4 Ngr.

Schenkel, D., Die 300jährige Todesfeier Phil. Melanchthons eine dreifache Mahnung an die deutsche evangelische Kirche. Predigt gehalten im Universitätsgottesdienste zu Heidelberg den 22. April 1860. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 4. 3 Ngr.

Schorch, F. E., Predigt bei der 3ten Säcularfeier des Todestages Melanchthons gehalten. Schleiz, Hübscher. Gr. 8. 2 Ngr.

Offenes Wort an den Hrn. von Borries und seine Standesgenossen von einem Standesgenossen. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 26. — 28. Juni 1860.

Hettner's Geschichte der französischen Literatur während der Aufklärungsepoche.

Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Hermann Hettner. Zweiter Theil: Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Es ist im hohen Grade selten, daß wir ein deutsches wissenschaftliches Buch nach allen Seiten hin, sowol was den Gegenstand, als was die Anordnung, die Unparteilichkeit des Urtheils und die stilistische Behandlung betrifft, mit so wenig Einschränkungen loben können als das vorliegende. Namentlich können wir die Vorzüge einer klaren, geschmackvollen Methode und Anordnung und eines reinen, präcisen, künstlerisch gebildeten Stils nicht nachdrücklich genug hervorheben, da sich gerade diese Eigenschaften in deutschen wissenschaftlichen Werken zur Zeit nur selten finden. In dieser Hinsicht, wie auch in Bezug auf Sicherheit und Unparteilichkeit des Urtheils scheint uns der vorliegende zweite Theil den in Nr. 17 d. Bl. f. 1856 besprochenen ersten noch zu übertreffen.

Der Verfasser hat sich in seinem Werke eine große Aufgabe gesetzt: er will die Geschichte der Aufklärung oder die Geschichte der Aufklärungsliteratur, die wesentlich mit jener zusammenfällt, kurz „eine die Wirkungen und Gegenwirkungen aller abendländischen Völker in gleicher Weise umfassende Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" schreiben. Denn die Literatur der Aufklärung fällt nicht ausschließlich diesem oder jenem Volke zu, sondern den gebildeten Nationen überhaupt, unter denen allerdings die englische, französische und deutsche in dieser Hinsicht den ersten Rang einnehmen, und zwar so, daß die Engländer den Grund zu dem ganzen Gebäude legten, die Franzosen dann die Wände errichteten und die Deutschen das Dach und den Giebel daraufsetzten, d. h. das Werk krönten. Die französischen Aufklärungsschriftsteller sind zwar unter ihnen aus verschiedenen Gründen am populärsten und einflußreichsten geworden, aber doch hat man die ersten selbständigen Aeußerungen des neuen Geistes in dem Aufblühen der Naturwissenschaften, der Erfahrungsphilosophie und des Deismus in England zu suchen, ungerechnet, daß auch die freien staatlichen Einrichtungen Englands, namentlich auch in legislatorischer Hinsicht, die Arbeiten der englischen Nationalökonomen, das vermittelst der Preßfreiheit so entwickelte englische Zeitungswesen den französischen Aufklärern theils zum Muster dienten, theils sie zur Nacheiferung anspornten. Diese Segnungen auch ihrem Vaterlande zuzuwenden, war ein Hauptaugenmerk der französischen Aufklärer, Nationalökonomen und Encyklopädisten, und in der That, man denke sich England aus dem Rathe der europäischen Völker fort, und ganz Europa, ja die Welt würde schwerlich etwas anderes sein als eine einzige bürgerliche und militärische Zwangsanstalt, in der höchstens hier und da der an einen einzelnen wohlgesinnten Monarchen gebundene sogenannte „aufgeklärte Despotismus" einen lichtern Punkt bilden würde. Andererseits gehört, um uns hier der Worte Hettner's selbst zu bedienen,

> der Ruhm lebendiger und schöpferischer Fortbildung und Vertiefung den Deutschen. Sie treten die gemeinsame Erbschaft der englischen und französischen Aufklärung an und entwickeln aus dem Grundstock derselben die große Philosophie Kant's und die classisch schöne Dichtung Goethe's und Schiller's, welche als die Summe und der letzte Abschluß aller dieser gewaltigen Aufklärungskämpfe zu betrachten sind.

Der Verfasser hätte vielleicht auch gleich hier schon den deutschen Universalismus und Kosmopolitismus und die deutsche, alle confessionellen und nationalen Unterschiede aufhebende Humanitätsphilosophie eines Lessing, Herder u. s. w. mitnennen sollen; denn das unterscheidet die deutschen Vorkämpfer der Aufklärung so wesentlich von denen Englands und Frankreichs, daß das Menschenthum an sich die Grundlage war, von dem ihre Bestrebungen ausgingen und zu dem sie wieder zurückführten. Indem die Aufklärung diese Bewegung in aufsteigender Linie bis zu ihrem deutschen Gipfelpunkte nahm, ist es ganz folgerichtig, daß Hettner im ersten Theile seines Werks die Geschichte der Aufklärungsperiode in England und im vorliegenden zweiten Theile die der Aufklärungsperiode in Frankreich behandelte, während der dritte Theil die deutsche Literatur in ihrer Wechselwirkung mit der französischen und englischen darstellen soll. Doch glauben wir kaum, daß der Verfasser bei der Behandlung des

noch ausstehenden so reichlichen Literaturstoffs, in der er übrigens schon beträchtlich vorgerückt zu sein versichert, mit einem einzigen Theile auskommen wird.

Betrachten wir nun den Inhalt des vorliegenden, die französische Aufklärungsliteratur behandelnden Theils etwas näher. Der Verfasser bemerkt in der Vorrede:

Tiefgreifende Lebensschicksale, vielfache amtliche Abhaltungen und vor allem die schwer zu bewältigende Massenhaftigkeit des Stoffs selbst haben die Vollendung dieses zweiten Bandes sehr verzögert. Als die Handschrift endlich abgeschlossen vorlag, wurde der Druck durch die italienischen Kriegswirren gehemmt. Es ist keine glänzende Literaturepoche, welche ich hier schildere; aber eine höchst merkwürdige und wichtige. Weder die Charaktere noch die Ideen gestatten volle Hingebung und Bewunderung; aber ihr Einfluß ist so breit und mächtig, daß er bis auf den heutigen Tag fortwirkt. Seines Fleißes kann sich jedermann rühmen. Ich habe redlich nach den Quellen gearbeitet. Man nennt diese Schriftsteller viel, aber man kennt sie wenig.

Und in der That, diejenigen möchten zu zählen sein, welche heutzutage in Deutschland noch die Abhandlungen und Dichtungen selbst der berühmtesten Schriftsteller dieser Epoche, eines Voltaire, Diderot, Rousseau u. s. w., so viel auch aus ihnen zu lernen sein mag, oder gar die vielen dicken Bände des „Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers", der berühmten „Encyclopédie" lesen. Das, was in diesem Werke noch für unsere Zeit brauchbar ist, ist schon längst in andere Werke übergegangen, von Werk zu Werk, von Mund zu Mund, und hat sich in unendlich vielen kleinern Kanälen über das ganze Geistes- und Literaturgebiet vertheilt, und die Producte jener Männer, namentlich ihre poetischen, sind besonders in Deutschland selbst von andern überflügelt worden, welche unserm nationalen Denken und Fühlen und den seitdem höher entwickelten Kunstprincipien und gewonnenen Denkresultaten, wie auch dem deutschen Sitten- und Gesellschaftszustande besser entsprechen. Um so lieber, sollte man meinen, wird man nach einem Buche greifen, welches wie dieses den Kern und Inhalt dieser Schriften und Dichtwerke und überhaupt die Bedeutung jener und anderer Männer für ihre und damit auch für unsere Zeit in so klarer, anschaulicher und nach jeder Seite hin vorurtheilsloser Weise zur Sprache bringt und zum deutlichen Bilde gestaltet vor die Augen rückt. Gerade auf die Vorurtheilslosigkeit des Verfassers, die auch nur von einem Deutschen zu erwarten war, ist um so mehr Gewicht zu legen, da die französischen Darstellungen dieser so überaus merkwürdigen und wichtigen Literaturperiode jetzt wieder mehr als je nur einseitige Parteidarstellungen sind.

Gerade bei einem Werk wie das vorliegende wird der Berichterstatter vorzugsweise auf eine wenn auch noch so skizzirte Inhaltsangabe des Werks bedacht sein müssen, um den Literaturfreunden eine ungefähre Vorstellung von den darin behandelten Materien, ihrer Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit, wie ihrer Anordnung zu geben. Der Verfasser eröffnet seine Darstellung mit einem geistvollen Gemälde der Kunst-, Literatur- und Sittenzustände Frankreichs während der letzten Jahre Ludwig's XIV., er schildert uns dieses Monarchen Größe und Verfall, spürt den Anfängen der Oppositionsliteratur nach, charakterisirt Fénelon, Vauban, Boisguillebert, St.-Evremont, Fontenelle, Bayle und Leclerc, und schildert sodann den Verfall des Classicismus und das beginnende Uebergewicht der Satire in der Dichtung, wobei vorzugsweise Crébillon der Aeltere und Regnard, Labruyère und Lesage in Betracht kommen. Wie sich das Werk Hettner's von andern literargeschichtlichen Werken besonders auch dadurch auszeichnet, daß darin die Wechselwirkungen zwischen der Poesie und den andern Künsten und die Einflüsse des gesammten Bildungszustandes auf Kunst und Poesie und deren Vertreter in Betracht gezogen werden, kurz dem Gefäß der Literaturgeschichte ein culturgeschichtlicher Boden eingesetzt wird, so zeichnet sich dieser erste Abschnitt vor den übrigen Partien in dieser Hinsicht noch besonders aus. Später, wie wir gleich hier bemerken, treten, je größer der Andrang des literarischen Materials, die Beziehungen auf die bildenden Künste, die an Bedeutung seit Ludwig XIV. allerdings immer mehr verloren, um erst später wieder zu einem neuen Leben zu erwachen, bemerkbar zurück, namentlich fast zu sehr die Musik, die während der Aufklärungsperiode eine größere Rolle spielte als die bildenden Künste und mancherlei merkwürdige Phasen durchmachte. Indeß schwächt dieser Mangel, wenn er einer ist, den Werth und die Bedeutung des Werks nicht sehr wesentlich; denn der eigentliche Ideenproceß bewerkstelligte und vollendete sich doch in der Literatur, und wenn man nur die Alternative hätte, mehr über die Musik und die ohnehin entarteten bildenden Künste, dafür aber weniger über die Literatur und die Entwickelung der in ihr in reichster Fülle aufkeimenden philosophischen, politischen und socialen Ideen zu lesen, so würde die Wahl nicht zweifelhaft sein können.

Wir können uns nicht enthalten, aus dem glänzenden Einleitungskapitel des Ganzen, vielleicht dem glänzendsten: „Ludwig XIV., seine Größe und sein Verfall", einige Proben mitzutheilen, welche beweisen werden, daß was wir über die geistreiche, treffende, unbefangene Auffassung Hettner's und über seinen Stil lobend bemerkten, nicht zu viel gesagt war. Die eine entlehnen wir der trefflichen Parallele des Verfassers zwischen Corneille und Racine. Der Verfasser bemerkt darin über letztern:

Auf Corneille folgt Racine. Er ist milder, innerlicher, weiblicher, auch in der Sprache feinfühliger und musikali[illegible]. Das gärende Staatswesen hat sich inzwischen geklärt, die [illegible] den Stürme sind beschwichtigt. Racine hat daher nicht jenen begeisterten Hang nach dem öffentlichen Leben; er vers[illegible] sich lieber in die Widersprüche und Verstrickungen des von P[illegible] und Neigung, des von Ehre, Liebe und Eifersucht erregten [illegible] zens. In den Gemüthskämpfen der Andromache, Elektra [illegible] Phädra liegt seine Seele, und in den biblischen Dramen, [illegible] „Esther" und besonders der „Athalie", erreicht er einen Schw[illegible] der oft an die Erhabenheit seiner psalmodischen Vorbilder [illegible]. Es ist Zeit, daß wir endlich diesen gewaltigen Dichtungen [illegible] neille's und Racine's wieder gerecht werden. Nicht blos [illegible] Inhalt ist bedeutend, auch in der Form liegt gar manches, [illegible] den wegwerfenden Ton nicht verdient, mit welchem wir D[illegible] schen gewöhnlich von ihr sprechen. Der stete Hinblick auf [illegible] griechische und römische Tragik, durch das Beispiel der Itali[illegible]

und Spanier und die Anfänge der eigenen französischen Vorgänger zur bindenden Grundlage gemacht, sichert diesen Dichtern eine so klare und scharfe Zuspitzung der kämpfenden Gegensätze, eine so reine und übersichtliche Charakterzeichnung, eine so durchaus alles Nebensächliche fernhaltende Ruhe und Stetigkeit der Handlung, daß selbst Goethe und Schiller gegen die einbrechende Verwilderung der neuern Bühne Corneille und Racine, wenn auch nicht als „Muster“, so doch als „Führer zum Bessern“ empfahlen, theilweise übersetzten und in Einzelheiten sogar nachahmten. Warum also haben wir trotz alledem kein volles Herz für Corneille und Racine, sondern verhalten uns nach dem ruhmreichen Vorkampfe Lessing's noch immer ablehnend? Niemand kann über seinen Schatten springen. Hier offenbart sich und rächt sich, daß das Königthum dieser Zeit nicht blos die feste und geschlossene Staatseinheit ist, sondern als ausschließlicher Selbstzweck sich einseitig über Volk und Staat stellt. Das schreckliche „Der Staat ist der König“ zeigt sich als das noch schrecklichere „Der König und sein Hof ist die Menschheit“. „Etudiez la cour, connaissez la ville“, mahnt Boileau, welchen man prahlerisch den Gesetzgeber des Parnaß genannt hat und welcher doch in Wahrheit nur ein sehr kleinlicher Oberceremonienmeister war. Nicht das rein Menschliche, nicht die Tiefe der Leidenschaft, nicht das Hohe und Große ist das dichterische Ideal, sondern mehr noch das blos äußerlich Glänzende, die Willkür und Gespreiztheit der Etikette oder, wie Schiller sich in einem Gedicht ausdrückt, des falschen Anstands prunkende Geberde. Man nennt diese Kunstrichtung Classicismus, aber es ist der Classicismus der Unfreiheit.

Weiter die Beschreibung des Königsschlosses zu Versailles:

Noch fester an den Hof gekettet war die bildende Kunst. Am deutlichsten zeigt sich dies in Versailles, in jenem glänzenden Königssitz, welcher das Wesen Ludwig's XIV. mit epigrammatischer Schärfe verkörpert. Jules Hardouin Mansart hat diesen Palast erbaut. Der König hatte keine Freude am Louvre; dieser liegt mitten in der Stadt und rings um ihn lärmt und wogt das Volk, von welchem sich der Selbstherrscher in stolzer Unnahbarkeit abtrennt. In sandiger und wasserloser Gegend errichtet der König sein Schloß; es ist, als habe er allen eindringlich sagen wollen, daß selbst der Eigensinn der Natur sich beugen müsse vor der Uebermacht königlicher Laune. Vorn am Eingang des Schlosses die mächtige Statue des Königs, dann weite Vorhöfe, zuletzt das Schloß selbst mit seiner gewaltigen Westfaçade, die das eigentliche Versailles ist. Welche gebieterische Großartigkeit der Massen! Der langhingestreckte Bau nimmt einen Raum von beinahe 2000 Fuß ein. Das in der Mitte weit vorspringende Hauptgebäude kündigt sich sogleich als der Sitz und Schauplatz des königlichen Herrn an; jeder Stein predigt, daß hier die Majestät wohnt; die beiden Seitenflügel weichen ehrerbietig bescheiden zurück. Treten wir in das Innere des Palastes selbst ein, in diese hohen, prächtigen, unermeßlichen Räume, so erzählen die farben- und gestaltenreichen Deckengemälde Lebrun's mit pomphafter Ruhmredigkeit von allen Großthaten, welche in den zahllosen Kriegszügen den Ruhm des Königs verherrlichten und ihn zum mächtigsten aller Könige machten. Der ganze Olymp wirft sich ihm zu Füßen; die Mythologie ist nichts als eine großartige Allegorie auf die Macht und Weisheit des Königs. Deutschland, Spanien, Holland, selbst Rom beugen demüthig ihre Knie. Nirgends aber erscheint die Personification Frankreichs, denn Frankreich ist der König selbst, sowie auch auf den großen Schlachtenbildern nicht das Heer, sondern nur der König und an seiner Seite höchstens der große Condé erscheint, denn dem König, nicht dem Heer gehört der Ruhm. Und an das Schloß schließt sich der weite und breite Park, die große Schöpfung Lenotre's. Aus den Fenstern seines Schlosses sieht der König nur sich selbst; der Park ist so weit als der Horizont, dem Auge jede fremdartige Umgebung entrückt. Die langen, geradlinigen, sandbestreuten Wege, die hohen, scharfgeschnittenen, abgecirkelten Laubwände und winkelrechten Wiesenteppiche, die gekünstelten Grotten und Verstecknisse, die reichen Wasserkünste, die zahllosen Statuen, die wieder nur die allegorische Verherrlichung seiner Liebe und Laune sind, bringen auf jedem Schritt und Tritt zu eindringlicher Anschauung, wie selbst die trotzige Ungebundenheit der Natur, Zucht und Regel annehmend, die freudige Selbstbescheidung und Unterwerfung als unverbrüchliches Gesetz weiß. Noch heute, wenn wir in diesen Baumgängen auf- und abwandeln, umschwebt uns fortwährend die unabweisliche Erinnerung des mächtigen Königs. Es ist, als sähen wir ihn mitten in seiner herausfordernden Pracht und Herrlichkeit, wie ihn Berenice im Trauerspiel Racine's schildert, wenn sie von ihrem geliebten Titus spricht. Aber auch hier zeigt sich inmitten alles Glanzes das Gemachte und Gekünstelte, die innere Leere. Jene gewaltigen Massen des Palastes, welche bei dem ersten Anblick überraschten, wie kahl und ermüdend sind sie bei längerer Betrachtung! Dieser Baustil hat weder die geharnischte burgartige Gedrungenheit des florentiner Palaststils, denn die Majestät, welche hier wohnt, bedarf im sichern Besitz ihrer Macht fortan keiner schützenden Bollwerke, noch hat dieser Baustil die schönheitsvolle Heiterkeit der römischen Paläste, denn hier wohnt nicht die reine und freie Menschlichkeit, welche die beste Zeit der italienischen Renaissance auszeichnet; er hat nur prunkende Kolossalität ohne tiefere gedankenvolle Gliederung, denn hier wohnt nur die steife und kalte Vornehmheit, die prunkende Macht, welche sich die Alongeperrüke aufsetzt, um durch die langwallenden Locken jupiterähnlich zu werden, und welche in dieser lügnerischen Hoheit alle gemüthvollen Regungen unter die tödtende Gleichförmigkeit der Etikette zwängt. Dieser unerquickliche Eindruck wird gesteigert durch die Unnatur des Parks, der nur wie ein grüner Salon erscheint und, aristokratisch durch und durch, uns keinen Augenblick die beengende Nähe des Königs vergessen läßt.

Es ist bedeutsam und macht den Franzosen trotz ihrer damaligen Versunkenheit Ehre, daß es gerade ein Kriegsmann, der Marschall Vauban war, der in diesem Zeitalter des Despotismus für die Rechte der gedrückten Volksklassen das Wort ergriff. Unter den deutschen Haudegen dieser und späterer Zeit wird man wol vergebens nach einem Menschenfreunde suchen, als welchen sich Vauban in seiner Schrift „Projet d'une dîme royale“ darstellt. Er, der Schöpfer der französischen Statistik, der 33 neue Festungen angelegt und 300 alte neu umgestaltet, 53 Belagerungen geleitet und in 140 Schlachten mitgefochten hatte, sagt in dieser Schrift unter anderm:

Durch alle Forschungen, welche ich angestellt, habe ich erfahren, daß fast der zehnte Theil des Volks am Bettelstabe ist und in der That bettelt, daß von den andern neun Theilen nur fünf im Stande sind, jenen ein Almosen zu geben, daß von den übrigen vier wieder drei ganz und gar von Schulden und Processen erdrückt werden, und daß der zehnte Theil, unter welchen ich einzelne Männer des Heeres, des Gerichts und der Geistlichkeit, den Adel, Beamte, gute Kaufleute und wohlhabende Bürger stelle, höchstens auf 100000 Familien zu rechnen ist.

Die tiefste Grundursache dieses Elends erkannte er darin, daß die „partie basse“, die man doch sowol wegen ihrer Anzahl wie wegen ihrer wirklichen Leistungen als den Grundpfeiler des Staats betrachten müsse, verachtet und überlastet sei, und mit edelster Herzenswärme führt Vauban den Satz aus, daß alle Unterthanen ohne Unterschied des Standes in gleicher Weise die natürliche Verpflichtung hätten, nach Verhältniß ihres Einkommens und ihrer Erträgnisse zur Deckung der Staatsbedürfnisse mit beizutragen, und daß jedes Vorrecht, welches von dieser

Verpflichtung befreie, eine Ungerechtigkeit und ein Misbrauch sei. So hatte schon Vauban, sonst ein treuer Diener seines Herrn und „Kriegsherrn", die Wunden an dem französischen Staats- und Gesellschaftskörper berührt, zu deren endlicher Heilung so viele Jahre später das Radicalmittel der Revolution angewendet wurde, weil die Privilegirten in ihrem Uebermuth und ihrem verblendeten Egoismus der Wunden spotteten, bis sie in tödlichen Brand übergingen.

Vauban war durch seine Stellung und Verdienste geschützt; im allgemeinen war aber wol sehr richtig, was Labruyère, der Verfasser des seinerzeit berühmten Buchs: „Les charactères de Théophraste", einmal bemerkt: „Un homme né chrétien et Français se trouve contraint dans la satire; les grands sujets lui sont défendus" u. s. w. Die satirischen Schriftsteller sind die verwegenen Plänkler, die Vor- und Nebenposten, welche den nachrückenden Sturmcolonnen Fronte und Flanke decken und dem Feinde seine schwachen Seiten ablauern, ihn fortdauernd beschäftigen und durch ihre Neckereien seine Aufmerksamkeit von dem Hauptangriff ableiten. Die Angegriffenen selbst lesen solche lustige satirische Büchlein zur Unterhaltung und merken nicht, daß diese sprühenden Witzfunken, die ihnen so viel Spaß machen, elektrische Entladungen sind, welche aus einer schweren Wetterwolke kommen. So verhält es sich auch mit Lesage's komischen Romanen, dem „Diable boiteux" und dem „Gil Blas". Von diesem bemerkt Hettner:

„Gil Blas" ist eine sehr entscheidende Wendung. Bisher war die französische Dichtung nur die Verherrlichung des bestehenden Staats gewesen; hier ist dessen satirische Geiselung. Bisher war der Bürgerliche nur zugelassen worden, um verlacht zu werden; hier ist er der siegende Held. Bisher war die dichterische Charakterzeichnung in bestimmte, feste, der idealen Großheit der Antike nachgeäffte Begriffsallgemeinheiten eingezwängt; hier ist der Weg nach dem Wirklichen und Naturwahren eingeschlagen. Im Inhalt ist Lesage der erste oppositionelle, in der Form der erste realistische Dichter. Als Boileau eines Tags seinen Diener mit dem „Hinkenden Teufel" in der Hand traf, bedrohte er ihn sofort mit Entlassung. Dieser Zug, sei er wahr oder erfunden, bezeichnet den Gegensatz zweier Weltalter. An die Stelle der höfischen Literatur ist eine Literatur getreten, in welcher ein frischer, freier, volksthümlicher Hauch weht. „Gil Blas" ist der Vorläufer „Figaros".

Der Verfasser schildert sodann die Zustände unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans und dem Ministerium des Cardinals Fleury. Die Regentschaft war eine einzige Orgie. Gegen die Abendstunden schloß sich Philipp von Orleans mit seinen „Galgenvögeln" (Roués), d. h. mit seinen Maitressen, mit Sängerinnen und Tänzerinnen und zehn bis zwölf seiner Vertrauten in seine Gemächer, wo die abscheulichsten Zoten und Gotteslästerungen widerklangen und die zuchtlosesten Dinge gesagt und verübt wurden, bis regelmäßig die allgemeinste Trunkenheit Mann und Weib in einen Brei zusammenrührte. Nicht genug, daß die Paläste der vornehmsten adelichen Familien die allgemein bekannten Freistätten der Spieler und Bankhalter waren; es wurden sogar im Jahre 1722 acht Académies de jeux (öffentliche Spielhäuser) errichtet. Der Chevalier von Bouillon erhielt blos für den sublimen Gedanken, die Theater zugleich als Ballsäle zu benutzen, eine Pension von 6000 Francs, und Oper und Ballet wurden die wichtigsten Tagesfragen, wie sie es sogar noch später, selbst nach der Französischen Revolution, dann und wann in fürstlichen Residenzen gewesen sind. Eheliche Treue galt als spießbürgerlich und war ein Gegenstand des Spottes, der Mann lebte mit den freudespendenden Töchtern der Oper und des Ballets, die Frau mit vertrauten Hausfreunden. Die Weiber überboten fast die Männer noch an zügelloser Genuß- und Vergnügungssucht, und es gibt Heirathsverträge aus jener Zeit, in welchen die Frau den ständigen Winteraufenthalt in Paris zur ausdrücklichen Bedingung machte. Außer in solchen allgemeinen Zügen charakterisirt der Verfasser dieses verlorene Zeitalter auch noch durch die Schilderung der üblichen Costüme des Toilettenluxus, der innern Einrichtungen der Gemächer:

Man liebt nicht mehr die starren glänzenden Prachtsäle; man lebt, liebt, plaudert und genießt in kleinen Salons und Boudoirs. Wie der Thee und Kaffee, so kommt jetzt auch das morgenländische Sofa, das weiche und gepolsterte, mit seinen zu jedweder Anordnung leicht verschiebbaren Kissen, zu allgemeiner Beliebtheit. Mit dem Sofa erscheint der bequeme, ebenfalls schwellend gepolsterte Armstuhl, der Fauteuil, die mittelalterlichen hohen und geradlinigen Lehnstühle verdrängend. Farbige, schwerseidene Fenstervorhänge, das Licht wollüstig zu dämpfen; an den Wänden üppige Bilder und große goldumrahmte Spiegel; am marmornen Kamin, auf Tischen und Consolen abgeschmackte Niedlichkeiten von Nippes, Porzellanvasen, reichverzierten Stutzuhren. Die Möbel weit ausgeschwungen und verschnörkelt. Im ganzen Zimmer wollustathmende Parfüms, welche jeden gesunden und natürlichen Lufthauch verflüchtigen.

Wer es haben konnte, schmückte diese üppigen Gemächer mit den niedlichen Genrebildern Wateau's, dieses Meisters der „amusements champêtres", mit den sinnlichen und oft gemeinen Darstellungen eines Lancret oder Pater (der sich z. B. durch das Bild einer jungen Dame, welche „pour tenter le destin" sich von einem jungen Herrn einen Floh haschen läßt, beliebt machte), mit den üppigen Toilettenbildern Vanloo's oder gar den Schlüpfrigkeiten François Boucher's. So wollte es Gott Rococo, dem ja auch in unserer Zeit noch Altäre errichtet wurden, wie denn auch Hettner bemerkt:

Sammler von Bildern, Kupferstichen und Handzeichnungen wissen leider davon zu erzählen, wie gesucht und kostspielig noch immer diese Bilder und Blätter Boucher's und der Wateau'schen Schule sind. Die vornehme Blasirtheit hat keinen Sinn für die schlichte und große Natur echter Kunstübung.

Die Dichtungen, welche in diesen Boudoirs gelesen wurden, standen im Einklang mit diesem Schmuck der Wände wie mit der ganzen wollusthauchenden Einrichtung: es waren derbstoffliche Romane, namentlich die lüsternen, ja wegen ihrer Schlüpfrigkeit sprichwörtlich gewordenen von dem jüngern Crébillon, anmuthige Plaudereien, wie Gresset's „Ver-Vert" oder etwa noch die „poésies fugitives", die „petits vers" von Lafare, Chaulieu, Voltaire u. a. Man erkennt hieraus, daß in einem Zeitalter alle Erscheinungen des Lebens, wie alle Pro-

ducte der Kunst und Literatur in einem innigen Zusammenhang stehen und mehr oder weniger denselben Geist widerspiegeln und ausdrücken. Daß die Kunst ausschließlich durch die Künstler sinke — eine Ausflucht, womit sich so gern die Faulheit des Publikums entschuldigt —, ist nur zum Theil wahr; es können in eine Nation in irgendeinem Zeitabschnitt durch ein Zusammentreffen ungünstiger Umstände allerdings so viele verdorbene Säfte einströmen, daß das Talent schon durch die frühesten Jugendeindrücke und durch die ganze inficirte Zeitatmosphäre für das Edle und Große vollkommen abgestumpft ist oder daß es seinem bessern Kunstgeschmack bei aller Anstrengung doch Eingang zu verschaffen außer Stande ist, sodaß die Anfänge zu einer echten Kunstübung, bei denen es nothgedrungen stehen bleiben mußte, vielleicht erst lange Jahre nach seinem Tode Verständniß und Würdigung finden. Wenn sich dann aber ein Genie durch hohe und ernste Gebilde plötzlich riesenhaft über sein Zeitalter zu erheben scheint, und zwar mit solchem Erfolge, daß es dieses mit sich fortzureißen scheint, so kann man auch sicher darauf rechnen, daß inzwischen durch besondere Umstände bei dem erwähltern Theile der Nation alles für die begeisterte Aufnahme reinerer und höherer Kunstschöpfungen vorbereitet ist.

Auch während dieser Regentschaftsperiode, in welcher die Entartung des Geschmacks und der Gesinnung ihren höchsten Gipfel erreicht zu haben schien und nur noch von Geschmackswidrigkeit, nicht von bloßer Geschmacklosigkeit, nur von dem Gegentheil der Tugend, nicht von bloßem Tugendmangel die Rede sein konnte: auch während dieser wüsten Zeit fehlte es nicht an Keimen des Bessern, welche einer spätern Zeit zugute kommen sollten. Die verfaulten Stoffe des Adels gaben gewissermaßen den Dünger ab, wodurch der Ackerboden des Bürgerthums fruchtbar gemacht wurde. Der Adel und überhaupt die privilegirten Klassen verloren in diesem Treiben ebenso wol ihre moralische als physische Kraft und Gesundheit, sie kamen ebenso wol sittlich als materiell in Zerrüttung; ihr Uebermuth reichte nicht hin, ihnen den Respect wiederzuverschaffen, um den sie sich einmal unwiderbringlich gebracht hatten. Dadurch erstarkte das Bürgerthum, bei dem der Adel finanzielle wie geistige Anleihen zu machen genöthigt war, und welcher diesem durch alle Hülfsquellen größerer Sittlichkeit Terrain abzugewinnen trachtete. Hierzu kamen die immer mächtiger hervortretenden politischen wie literarischen Einflüsse Englands, wo der Bürgerstand schon längst eine Macht geworden war. Das französische Bürgerthum, im geheimen erstarkend, wollte nun auch seine Literatur haben so gut wie die aristokratischen Klassen und wandte sich jener in England auflebenden Literatur der moralischen Wochenschriften, der bürgerlichen Romane und Theaterstücke zu, die vielfach übersetzt und nachgeahmt wurden. Der Verfasser bemerkt:

> Die englischen Anregungen sind überall sichtbar; nur werden sie nach dem französischen Naturell und nach den fortwirkenden Grundlagen und Bedingungen der herrschenden Anschauungs- und Behandlungsweise des französischen Classicismus eigenthümlich umgemodelt.

So entstanden schon damals die tugendhaften Romane und Stücke von Marivaux und die dramatischen Familiengemälde von Destouches und Nivelle de la Chaussée, „mit dem scharf bewußten Zwecke moralischer Rührung und Besserung“.

Der Verfasser geht sodann im zweiten Buche zu einer Betrachtung der französischen Literatur unter Ludwig XV. über. Es war dies die eigentliche Brutzeit der Aufklärungsliteratur, und diese sicherlich eine sehr merkwürdige Erscheinung in einem despotisch regierten und dabei, natürlich nur formell und äußerlich, bigot katholischen Lande. Jeder den aristokratischen Kreisen Angehörende wollte ein „esprit fort“ sein, und es gehörte zu den Attributen eines „esprit fort“ vor allem, Gott und Unsterblichkeit u. s. w. zu leugnen; denn „dies Völkchen merkt den Teufel nie, und wenn er sie beim Kragen hätte“. Voltaire indeß, dem der Verfasser ein umfangreiches, höchst lesenswerthes Kapitel widmet, das als eine vollständige Monographie gelten kann, gehörte in diesem Punkte nicht zu den „starken Geistern“. Es ist ein Irrthum und beruht auf Unkenntniß, wenn man, wie dies so häufig geschieht, Voltaire des Atheismus beschuldigt. Voltaire war entschiedener Deist, und er beantwortet die berühmte Frage Bayle's, ob es einen Staat von Atheisten geben könne, spöttisch dahin, daß, wenn Bayle nur 5—600 Bauern zu regieren gehabt hätte, er unfehlbar die Lehre von einem vergeltenden Gott predigen würde. In diesem Sinne schrieb er auch einmal an den Prinzen von Preußen das bekannte Wort: „Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer; mais toute la nature nous crie, qu'il existe.“ Sein ganzes philosophisches System gipfelt in der Annahme eines höchsten vernünftigen Wesens, Schöpfers alles Sichtbaren; denn die Materie hat nach seiner Ansicht keine Vernunft und kann daher auch durch bloße zufällige Mischungen und Gärungen nichts Vernünftiges hervorbringen. Hettner ist keineswegs blind gegen die Inconsequenzen, Schwächen und Gebrechen, welche Voltaire als Schriftsteller und Menschen anhafteten, aber er stellt auch seine unermeßlichen Verdienste aufs überzeugendste ans Licht. In erster Reihe steht sein heroischer Kampf für alle ungerecht Verfolgten, Unterdrückten und Verurtheilten, wie er dies in der durch ihn berühmten Angelegenheit des unglücklichen Jean Calas, in der Geschichte de la Barre's, in derjenigen Montbailli's und bei dem Justizmord des Generals Lally bewies. Durch diese Thaten allein wird Voltaire's Andenken fortleben, selbst wenn niemand mehr seine Schriften lesen sollte. „Kein anderer als Voltaire“, sagt Hettner, „ist in Frankreich Urheber und Verkünder des in der französischen Revolution so wichtig gewordenen Wahlspruchs „Liberté et égalité“. Es gereicht der französischen Nation trotz ihres damaligen Verfalls zu hohem Ruhm, daß sie sich ihm, und zwar noch bei Lebzeiten, nicht wie dies in Deutschland meist geschieht, nach dem Tode, dankbar bewies. Die nationalen Huldigungen, die man seiner Person auf seiner Reise von Ferney nach Paris im Februar 1778 und dann in Paris selbst wie einem Triumphator dar-

brachte und unter denen er förmlich erstickte (Voltaire starb infolge der Aufregung wenige Monate später), zeigen am besten, wie die französische Nation, welcher es an generösen Aufwallungen niemals gefehlt hat, diejenigen auszuzeichnen und zu belohnen weiß, die sich um sie verdient gemacht haben. Da ließen sich keine Dichter, Declamatoren, Redner und Toastsprecher hören, welche sonst wol solche Gelegenheiten benutzen, um ihre eigene Person in den Vordergrund zu stellen und Applaus einzustreichen, sondern alles war nur darauf berechnet, dem Gefeierten allein die Ehre zu geben. Und zwar fand diese Huldigungsfeier unter den Augen jenes Hofs und Klerus statt, die Voltaire in seinen satirischen Schriften, z. B. auch in seiner in anderer Hinsicht nur verdammenswerthen „Pucelle" oft mit so unerhörter Dreistigkeit verhöhnt und verspottet hatte. Mischte sich auch, wie bei den Franzosen fast immer, etwas Theatralisches ein, so war das ganze Schauspiel doch ein hinreißendes, aufrichtigen, alle vom Niedrigsten bis zum Höchsten beseelenden Enthusiasmus und den echten französischen élan bekundendes. Mit diesem élan werden die Franzosen immer fähig sein, große Dinge auszurichten und die Welt von Zeit zu Zeit immer wieder in Erstaunen zu setzen. Im ganzen wird man dem „Weisen von Ferney", bei dem sich alle den „aufgeklärten Despotismus" vertretende Potentaten Raths zu erholen pflegten, trotz seiner mancherlei Schwächen das Verdienst nicht in Abrede stellen können, ein treuer und unermüdlicher Vorkämpfer der Humanität und Humanisirung gewesen zu sein und somit die schönste Aufgabe erfüllt zu haben, die dem Schriftsteller zugewiesen ist.

Hettner unterzieht hierauf Montesquieu und die Kunstlehren von Dubos und Batteur seiner Betrachtung; ja er vergißt selbst die Oekonomisten oder die später von Adam Smith gestürzten Physiokraten nicht. Diese stellten bekanntlich den Satz auf, daß nur die Landwirthe, welche den Boden bebauen, und die Grundeigenthümer, welche die Grundrente beziehen, die productiven Klassen der Gesellschaft seien. Man wird den Werth und Nutzen dieser Doctrin nicht verkennen, wenn man sich erinnert, daß bisher der Landmann fast ausschließlich alle Lasten und Opfer, alle Bedrückungen und Entbehrungen zu tragen gehabt hatte. Aber diese Physiokraten gingen in ihrer Einseitigkeit so weit, alle übrigen Klassen als „unproductiv" zu bezeichnen, indem von ihnen, den „besoldeten Dienern des Ackerbaus", keine Vermehrung des Gesammtkapitals ausgehe. Nun, unsere neuern Nationalökonomen lassen den Industriellen, Kaufleuten, Handwerkern u. s. w. wol vollauf ihr Recht widerfahren; aber meines Wissens verkennen sie noch immer, wie sehr auch die geistige Arbeit, unter anderm die Arbeit des Künstlers und Schriftstellers, die tausend und abertausend von Händen in Bewegung setzt, zur Vermehrung des Nationalreichthums beiträgt. Hätten wir keine einheimische Kunst, die den Bedarf unserer Kunstliebhaber bis zu einem sehr beträchtlichen Grade deckte, keine Nationalliteratur, keine Zeitungs- und Journalliteratur, keine der Nachfrage entsprechende wissenschaftliche Production, so würden für Bilder und andere Kunstwerke, für Zeitungen, Zeitschriften und Bücher noch ungleich beträchtlichere Summen als gegenwärtig ins Ausland wandern und weniger aus diesem zurückfließen. Man muß in unserer Zeit leider diese materielle Seite der geistigen Arbeit vorzugsweise betonen, denjenigen gegenüber, welche immer nur fragen, was hat die Staatskasse, was das „Gesammtkapital" davon?

Mit Diderot und den Encyklopädisten treten wir in die zweite Epoche der französischen Aufklärungsphilosophie. Denn sehr lichtvoll unterscheidet Hettner in ihr drei Epochen: zuvörderst die Epoche des aus England überkommenen Deismus, als deren Hauptträger und Begründer Voltaire zu betrachten ist. Die zweite ist die des entschlossenen und offenen Materialismus, hauptsächlich durch Diderot und die Encyklopädisten vertreten und ohne deren Schuld später entartet. Die dritte Epoche ist, um genau mit Hettner's Worten zu sprechen,

die Auflehnung der durch jene materialistischen Lehren unbefriedigten Gemüthsinnerlichkeit, der Idealismus des Herzens, welcher seine Rechte gegen die beschränkende Oberherrschaft des Verstandes nicht lassen will, die Rückkehr zu Gott und Unsterblichkeit, wenn auch nicht auf Grund der Offenbarung und des Kirchenglaubens, so doch auf Grund des dem Menschen innewohnenden Gefühlslebens. Diese Epoche wird durch Rousseau bezeichnet.

Hettner hebt hervor, daß sich diese drei Richtungen und Epochen nicht selten mit der leidenschaftlichsten Feindschaft bekämpft, aber der herrschenden Kirche gegenüber dieselben gemeinsamen Ziele verfolgt, denselben Vernichtungskrieg geführt hätten. Dies sei der Grund, „daß trotz der tiefgreifenden Unterschiede ihre Beurtheiler sie meist unterschiedslos zusammenwerfen und sie mit demselben Maßstab zu messen pflegen".

Nie haben die Salons eine bedeutendere Rolle gespielt als zur Zeit der Encyklopädisten: es sind dies die Salons der Madame Tencin, der Madame Geoffrin, der Madame Dudeffand, der Julie l'Espinasse, der Madame Necker, welche 1765 ihren Salon eröffnete, der Madame d'Epinay, der Gräfin d'Houdetot, der Mlle. Quinault, des deutschen Barons Holbach, des Philosophen Helvetius. Der Verfasser erkennt an, daß diese Salons, in denen die Freigeisterei Modesache war, wesentlich dazu beigetragen haben, die neue Denkart auszubreiten, doch setzt er hinzu, „sie auch zu verflachen", da nur das Geistreiche und Witzige, nie aber das Gründliche und Sachliche in diesen Salons Raum finde. Hettner fährt fort:

Jenes flackernde Springteufelchen, welches die Franzosen Esprit nennen, ist Herr und Meister; alles wird zugespitzt. Die wichtigsten Fragen werden mit einem blendenden Wort abgethan. Die Philosophie wird Sophistik. Nur einige wenige Auserlesene wissen aus dieser entnervenden Salonwelt ein ernsteres Streben zu retten. Machen wir der französischen Aufklärung, im Gegensatz zur englischen und deutschen, mit Recht den Vorwurf der Frivolität, so ist sicherlich diesem Salonleben ein großer Theil der Schuld zuzuschreiben.

Das Schlimmste war, daß unter den Einflüssen dieser Freigeisterei, dieser materialistischen Philosophie auch die Frauen, bei aller äußern Tournure, innerlich vergröbert und materialisirt wurden, daß sie darüber alle idealen und idealreligiösen Anschauungen einbüßten, durch die

allein sie wahrhaft veredelnd und erhebend auf den Mann wirken können, kurz, daß sie allen Madonnenschimmer verloren und zuletzt nichts waren als bloße Ausschnitte aus dem letzten Modejournal. Das sind sie freilich unter den sogenannten gebildeten Nationen auch meist heutzutage noch, weshalb auch die Erscheinung einer echten Matrone immer seltener wird, gerade wie unter den Männern die Erscheinung eines würdigen Greises.

Eins der anziehendsten Kapitel des Hettner'schen Buchs ist das längere über Diderot, den er zuvörderst in seinem Leben und seiner Persönlichkeit, sodann als Philosophen und endlich als Dichter und Kritiker betrachtet. Die großen Verdienste Diderot's werden gebührend hervorgehoben, aber auch die Einseitigkeiten und Beschränktheiten seines philosophischen und kritischen Standpunktes nachgewiesen. Nach einem kürzern Kapitel über d'Alembert läßt der Verfasser eine längere Analyse und Inhaltsangabe des berühmten Buchs von Holbach: „Système de la nature", folgen, wofür die Leser ihm dankbar sein werden, da das Holbach'sche Buch gegenwärtig ebenso oft genannt als wenig gelesen wird. Aus des Verfassers Darstellung geht so überzeugend als möglich hervor, daß der moderne Materialismus nicht einmal das Verdienst der Neuheit hat, sondern höchstens nur eine weitere Ausführung dieses ältern, mit Hinzuziehung und Benutzung der neuern Entdeckungen auf dem Gebiete der Anatomie und der Naturwissenschaft, namentlich der Chemie ist. So viel ist es schon jetzt klar, daß die rein stoffliche Lehre, indem sie alle idealen Anschauungen und alle poetischen Illusionen vernichtet und allem freien Schaffen der Phantasie von vornherein einen tödlichen Druck auflegt, unter dem sie nicht aufzuathmen vermag, niemals im Stande sein wird, höhere und harmonische Gebilde der Poesie und Kunst oder eine sittliche oder philosophische Doctrin zu schaffen, an der sich das zartere, höhern Trostes und idealerer Anschauungen bedürftige Menschenherz genügen lassen kann. Ob die Humanität, wie die Vorkämpfer dieser Richtung versichern, dabei gewinnen wird, müssen wir erst abwarten; die heftige, zuweilen verletzende und selbst gröbliche Art, womit einige derselben ihre Gegner zu bekämpfen gewohnt sind, läßt wenigstens an einer durchgreifenden Humanisirung des menschlichen Geschlechts vermittelst des Materialismus zweifeln. Die Verkünder des Materialismus scheinen nicht zu bedenken (wofür sie übrigens nach ihrer eigenen Doctrin nichts können, sodaß man sich hier in einem ewigen Cirkeltanz bewegt), daß die Ideen und Vorstellungen der Antimaterialisten ja auch nichts weiter sind als bloße nothwendige Gehirnsecretionen, mit denen man höchstens Mitleid haben, über die man sich aber vom Standpunkt der Materialisten selbst nicht ereifern und in Zorn gerathen darf. Ein Materialist von echtem Schrot und Korn muß im Stande sein, sich die größte Beleidigung gefallen zu lassen, ohne auch nur eine Miene zu verziehen; denn wenn er, der Materialist, in seinem Gehirn gesund ist (was freilich immer noch zu beweisen wäre), so muß sein Gegner nothwendig krank oder wahnsinnig sein.

Im übrigen würde es von uns unbillig sein, wenn wir verschweigen wollten, daß sich bei Diderot der Materialismus mit der größten Menschenliebe verband und daß er in dieser Hinsicht so manchem Idealisten und Spiritualisten, manchem Verkünder des göttlichen Worts zum Muster aufgestellt werden kann. Unzähligen Schriftstellern ging er mit hülfreicher That zur Hand, und mit Kraft, Zeit und Geld war Diderot uneigennützig bis zur Schwäche. Er konnte niemand etwas abschlagen, er schrieb sogar die an den frommen Herzog von Orleans gerichtete Widmung einer Schmähschrift gegen sich selbst und verschaffte dadurch dem hungernden Pasquillanten einen Ertrag von 25 Goldstücken. Vier Jahre lang unterstützte er einen Menschen, um schließlich zu entdecken, daß derselbe ein Polizeispion war. Herzensgüte wird eben immer und überall gemisbraucht. Auch von Holbach wird gerühmt, daß er durchaus edel und hochherzig, seinen Freunden ein treuer Freund, den Armen und Gedrückten ein hülfreicher Retter war. Indeß war Holbach durch seine gesellschaftliche Bildung und durch seine Freude an Genuß und Mitgenuß, Diderot durch seinen Kunstsinn und durch sein angeborenes Zartgefühl von den gröbern Einwirkungen ihres Materialismus, der ohnehin bei Diderot ein gemäßigter war, sicher gestellt; auch ließe sich nicht unschwer nachweisen, daß in Diderot doch ein gewisser Idealismus steckte; wenigstens waren diejenigen, die seine Güte misbrauchten, die echten Materialisten, und er, indem er sich misbrauchen ließ, der eigentliche Idealist. Dann gehörte auch der Sinn für gemeinsamen Genuß, das Bedürfniß sich und andern das Leben angenehm zu machen, ein tiefes Gefühl für Freundschaft und daraus hervorgehende Hülfsbereitschaft (wer dächte nicht hierbei auch an „Vater Gleim"?) zu den charakteristischsten Eigenschaften jener Zeit. Schrieb doch selbst Voltaire im Jahre 1763 an d'Argenson: „J'en reviens toujours à Candide; il faut finir par cultiver son jardin; tout le reste, *excepté l'amitié*, est bien peu de chose."

Freilich die Entartungen, zu denen der Materialismus führt, sollten nicht ausbleiben; sie zeigten sich in dem berüchtigten Buche „L'homme machine" von dem frechen Wüstling Lamettrie, wie in der Schrift „Sur l'esprit", durch welche deren Verfasser, Helvetius, ein bei allem Gemüthsadel und allem Wohlthätigkeitssinn doch sehr eitler Mann, sich endlich einen Namen erringen wollte und auch errang, nachdem er sich zu diesem Zwecke in mancherlei verlorenen Versuchen vergebens abgemüht hatte. Dieses Buch wurde 1759 auf Parlamentsbefehl öffentlich verbrannt, und damit hatte Helvetius seinen Zweck, um jeden Preis ein berühmter Mann zu werden, so vollständig als möglich erreicht. Schade, daß die Methode, anrüchige Bücher durch Henkershand öffentlich zu verbrennen und dadurch ein Mittel, sich einen großen Namen zu verschaffen, abgekommen ist! Hettner beklagt, daß dieses Buch, „das doch nur eine alberne Uebertreibung und Verzerrung der französischen Aufklärungsphilosophie ist", auch jetzt noch immer als der wahrste und urkundlichste Ausdruck derselben gelte, und daß namentlich fast alle

deutschen Geschichtschreiber der Philosophie in diesen Irrthum verfielen. Indeß können wir auf die Charakteristiken der beiden genannten Männer, auf die d'Alembert's, Buffon's, Condillac's, Cabanis', Destutt-de-Tracy's, St.-Lambert's, Volney's u. s. w. hier nicht ausführlicher eingehen, weil wir den Raum d. Bl. nicht mit zu langer Elle messen dürfen. Der letzte aus diesem Kreise ist der Deutsche F. M. Grimm, der Verfasser oder Geheimschreiber der „Correspondance littéraire", über die man hier manches Interessante erfährt. Von ihm sagte Friedrich der Große:

Wenige kennen die Menschen so gut wie Grimm, und man wird selten jemand finden, der so wie er das Talent besitzt, mit den Großen zu leben und ihnen gefällig zu werden, ohne jemals den Freisinn und die Unabhängigkeit des Charakters zu verleugnen.

Man hat wol öfter behauptet, der deutsche Bär sei nicht auf gut parisisch abzurichten; aber Grimm, der sogar seine Toilette mit geckenhafter Wichtigkeit betrieb, wie Holbach, verdankten ihr pariser Renommée fast noch mehr ihren angenehmen Manieren im Umgang und ihrer gesellschaftlichen Tournure, als ihren literarischen Leistungen. Ueberhaupt ist der Deutsche so disciplinirbar, daß sich unter Umständen alles aus ihm machen läßt — ein Geck so gut wie ein roher Haudegen.

Der Rückschlag gegen die zu weit getriebenen Consequenzen des Materialismus konnten nicht ausbleiben; denn ein Extrem ruft das andere hervor, und der Idealismus ist dem menschlichen Geschlecht gerade ebenso nothwendig als der Realismus und Materialismus. Den Gegensatz gegen den letztern vertrat Rousseau. Von den von ihm ausgehenden Anregungen bemerkt Hettner:

Die weichliche und unklare Gemüthsseligkeit der sogenannten Gefühlsphilosophie und der dichterischen Romantik hat hier ihre Wurzel; doch vergessen wir nicht, daß nicht minder auch die Verinnerlichung und Vertiefung des kahlen flachen Rationalismus, welcher alle Poesie zertrümmerte, hier ihren wesentlichsten Anstoß und Nerv fand. Der volle und ganze Mensch erstand wieder; der Mensch, welcher nicht blos denkend sondern auch empfindend ist.

Die Rückwirkungen Rousseau's auf Deutschland in früherer Zeit, sogar auf Goethe und Schiller sind bekannt; aber sie haben noch keineswegs aufgehört. Alle diejenigen, welche über die complicirte und ungesunde Künstlichkeit unserer Zustände eifern, welche unserer ganzen Civilisation den Krieg bis aufs Messer erklärt haben, welchen Kunst, Theater und Literatur als krankhafte und schädliche Auswüchse gelten, welche alle Künstler, Schriftgelehrten und Dichter zum Tempel hinausjagen möchten und alle Bücher, die von ihnen selbst verfaßten natürlich ausgenommen, am liebsten verbrannt zu sehen wünschten: sie alle wiederholen, und zwar oft unter komischen Uebertreibungen, nur, was Rousseau meist schon besser oder doch einfacher und überzeugender gesagt hat. Denn Rousseau's Ansicht war es, daß die Menschheit vermittelst der Bildung von Natur und Wahrheit abgefallen sei, daß die Wissenschaft das Gefühl der Freiheit erstickt und den Charakter der Menschen verschlechtert habe, daß die Wissenschaften eitel in ihren Gegenständen und noch gefährlicher in ihren Wirkungen seien. Dies behauptet er schon in seiner um 1750 verfaßten Schrift: „Si le rétablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les moeurs", und er fährt dann fort:

Die nichtigen Redekünstler kommen von allen Seiten und untergraben den Grund des Glaubens und zerstören die Tugend, und ebenso begünstigen sie den Luxus, welcher doch der Ruin aller Staaten ist. Wissenschaft und Kunst sind einzig schuld, daß das Talent über die Tugend gesetzt wird. Man fragt nicht mehr, ob ein Mensch Tugend, sondern ob er Geist hat; nicht mehr, ob ein Buch nützlich, sondern ob es gut geschrieben sei. Der Schöngeist wird reich belohnt, der ehrliche Mann geht leer aus. Es gibt tausend Preise für schöne Reden, keinen einzigen für schöne Handlungen u. s. w.

Die Uebertreibung, die darin liegt, daß Rousseau für die Uebel der Civilisation das Wissen und die Wissenschaft an sich verantwortlich machte, fällt in die Augen; nichtsdestoweniger enthält Rousseau's ganze gegen die damalige Cultur gerichtete Anklageacte unleugbar auch sehr viel Wahres, und er entsprach damit einem tiefgefühlten Bedürfniß der Zeit. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so würde die Akademie zu Dijon die Schrift nicht gekrönt haben; denn sie war es, welche die Preisfrage gestellt hatte. Die Sitten waren ja unleugbar verschlechtert und verwildert, zügellose Genußsucht, Feilheit und Verderbniß herrschten gerade in den gebildeten Kreisen, adeliche Gesinnung fand sich nicht unter dem Adel und Bürgertugend nicht unter den Bürgern, und die untern Klassen seufzten unter Bedrückung aller Art und führten ein rein vegetatives Leben. Dabei aber blühten Wissen und Wissenschaften, auch trotz ihrer Entartung und Veräußerlichung in einem gewissen Grade die Künste, und Esprit und Witz waren aufs höchste entwickelt. Auch glaube man nicht, daß die Uebel, gegen welche Rousseau ankämpft, jetzt gänzlich beseitigt seien: wahrhafte Bürgertugend findet sich auch jetzt selten genug; die Wissenschaften haben ihre Aufgabe, die Menschheit nicht blos aufzuklären, sondern auch zu veredeln und zu humanisiren, im ganzen schlecht genug erfüllt; schöne Reden finden auch jetzt meist größere Anerkennung als schöne Handlungen, und die Doctrin, daß wer Geist hat, weiter keine Tugend zu haben brauche, ist auch jetzt verbreitet genug. Aber Rousseau's Fehler war, daß er nicht gegen die entartete Kunst und Wissenschaft, sondern gegen Kunst und Wissenschaft an sich, daß er z. B. nicht gegen die falsche Sophistik, womit auf der Bühne so oft unedle Leidenschaften und Motive gerechtfertigt und verherrlicht werden, sondern gegen die Bühne selbst eiferte, daß er unter dem Vorwande, die Menschheit einem naturgemäßen Zustande entgegenzuführen, sie der Barbarei in die Arme zu führen drohte. Es ist zwar richtig, daß der vornehme und niedere Pöbel unserer großen Städte sich häufig anstandloser, frecher und gemeiner benimmt als die Wilden; daß bei diesen Recht und Gerechtigkeit einfacher und besser geübt wurden als damals in Frankreich; daß sie, wenn auch grausam gegen die Gefangenen eines fremden Stammes, doch gegen die eigenen Stammgenossen keine Tortur in Anwendung bringen, um ihnen Geständnisse und vielleicht noch etwas an-

deres zu erpressen, daß sie den Kriegern Tapferkeit und Disciplin nicht durch Fuchtel und andere empörende Züchtigungen beizubringen suchen, wie dies unter den sogenannten civilisirten Völkern damals Brauch war. Und doch was ist der Wilde, auch der verständigste und edelste, gegen einen wahrhaft gebildeten, sittlich und geistig veredelten Europäer? Und hat sich nicht unsere Civilisation in erfreulichem Grade vervollkommnungsfähig gezeigt? Denn wenn auch von den ältern Uebeln manche geblieben, andere sogar hinzugetreten sind, so sind doch die schreiendsten Misbräuche glücklicherweise beseitigt, und wenn wir Wissenschaft, Poesie und Kunst, statt sie zu verbannen, nur vor Entartung zu schützen und ihnen immer mehr die Richtung auf edle humane Zwecke zu geben wissen, so werden gerade sie ein Hauptmittel sein, die moderne Bildung einer immer höhern Stufe zuzuführen und sie von den ältern barbarischen Stoffen, die ihr noch anhaften, immer mehr zu säubern.

Freilich zur Zeit Rousseau's wußten sich alle diejenigen, welche an seiner Hand die Uebel der verzwickten europäischen Civilisation erkannten, keinen andern Rath, als das wahre Glück und die wahre Tugend unter den einfachen Kindern der Natur zu suchen. So besonders Bernardin de St.-Pierre, der seine beliebte Erzählung „Paul und Virginie" zunächst in der Absicht schrieb, um, wie Goethe sich ausdrückt, „alle schmerzlichen Misverhältnisse zur Sprache zu bringen, welche in den neuesten Staaten zwischen Natur und Gesetz, Gefühl und Herkommen, Bestreben und Vorurtheil so bang und beängstigend sind"; und in der „Chaumière indienne" lehrt ein von aller Gesellschaft ausgestoßener verachteter Paria dem Europäer, daß Anfang und Ende aller Glückseligkeit ein reines und einfältiges Herz sei. Viel zu dieser Auffassung hatte, außer dem in verderbten Zeiten überhaupt hervortretenden Hang nach idyllischen Zuständen, Georg Forster's übertrieben reizende Schilderung der Südseeinseln beigetragen. Wenn er zehn Jahre lang auf Otaheiti als Mitglied der dortigen Insulanergesellschaft hätte leben sollen, so würde sein Urtheil wol etwas anders gelautet haben. Zu jener idyllischen Richtung bildet Beaumarchais, der eine ganz eigenthümliche Stellung einnimmt, als erklärter Feind aller träumerischen Gefühlsseligkeit und alles beschränkten Glücks stiller Zurückgezogenheit den entschiedensten Gegensatz. Seine Lustspiele, namentlich „Figaro's Hochzeit", haben eine entschieden revolutionäre Bedeutung, und man traut seinen Augen kaum, wenn man liest, daß, als das Lustspiel am 19. August 1785 in Klein-Trianon aufgeführt wurde, die Königin die Rosine und der Graf von Artois den Figaro gab. Man drückte damals die Todespfeile des Witzes ganz unbesorgt in seine Brust, wenn sie nur recht bunt befiedert waren. Hettner stellt Beaumarchais' Lustspiele sehr hoch; er sei bisher noch nicht wieder erreicht worden; Scribe habe von ihm nur gelernt, was eben zu erlernen war, das äußere Machwerk, aber ihm fehle die fröhliche Luft und Ausgelassenheit, die kecke und verwegene Laune. Um wieder ein großes, politisches, auf das öffentliche Leben gerichtetes Lustspiel zu gewinnen, dürfe man sich nicht an die auf ganz andern Grundlagen ruhende aristophanische Komik halten; die besten Muster hierfür seien „Tartufe" und „Figaro".

In dem dritten und letzten Buche des vorliegenden Theils erörtert der Verfasser den Grundgedanken der französischen Aufklärung; er meint, man thue diesen Schriftstellern unrecht, wenn man bei der Beurtheilung derselben immer nur den wissenschaftlichen und künstlerischen Maßstab anlege. Es werde von den Geschichtschreibern der Wissenschaft nicht hinlänglich gewürdigt, daß die wissenschaftliche und culturgeschichtliche Bedeutung nicht immer in gleichem Verhältniß ständen. Der Alltagsverkehr stütze sich vorwiegend auf den Kleinhandel. Weit mehr als Plato hätten die unausgebildetern sokratischen Schulen mit ihren allgemein faßlichen und in frischer That verwendbaren Sätzen auf die allgemeine Denkart der Menschheit eingewirkt. Solche allgemein faßliche und unmittelbar in das Leben eingreifende Popularphilosophen seien die französischen Aufklärer. Sie seien sich mit leidenschaftlichem Eifer des höhern Berufs bewußt gewesen, unmittelbar volksbildend zu wirken und Sitte und Gesellschaft nach den von ihnen festgestellten Begriffen umzugestalten. Zwar hätten sie nicht genug Sinn und Achtung für die Vergangenheit und die geschichtliche Entwickelung gehabt; aber mit heldenmüthiger und wahrhaft bewundernswerther Energie und Kühnheit, mit der edelsten Selbstverleugnung und Begeisterung hätten sie unter dem elendesten Druck die Freiheit und Würde der Menschennatur behauptet, seien sie auf Denk- und Glaubensfreiheit, auf Liebe und Duldung, auf Besserung der Verwaltung, auf Umgestaltung der Verfassung u. s. w. gedrungen. „Durch alle Besten der Zeit", fügt Hettner hinzu, „geht eine warme und thatkräftige Menschenliebe, eine jugendfrische Begeisterung und Opferfreudigkeit für die Sache der Menschheit." Drangen doch, wie wir in dem Kapitel „Die Literatur des Auslandes" weiter lesen, von dem Lichtherde französischer Aufklärung Strahlen nach Italien, wo P. Verri, Beccaria, Filangieri, Goldoni und Alfieri im Anschluß an die französischen Aufklärer schrieben, wirkten oder dichteten, und nach Spanien, wo Campomanes und seine Schule in diesem Sinne thätig waren. Ebenso wirkte die französische Aufklärungsphilosophie auf England wieder zurück, auf Hume, Robertson, Gibbon, Priestley u. s. w., wie dies alles in dem Hettner'schen Buche weiter nachzulesen ist. Schließlich können wir nicht umhin, des Verfassers weise einem Geschichtschreiber stets geziemende Enthaltsamkeit anzuerkennen, womit er sich, bis auf wenige kurze Andeutungen, alle hier so nahe liegenden Parallelen mit der Gegenwart versagt, es dem Leser oder uns Journalisten überlassend, solche Vergleiche anzustellen.

Hermann Marggraff.

Zur neuesten Erzählungsliteratur.

1. Die Stiefmutter. Roman von August Schrader. Zwei Bände. Leipzig, Lukas. 1859. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Drei Christabende. Roman aus der Zeit der Befreiungskriege von Paul Stein. Leipzig, Herbig. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Aus dem Leben eines Hagestolzen. Ein Roman von Karoline von Reder. Zwei Bände. Nordhausen, Büchting. 1860. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
4. Agnes und Marie. Roman aus dem englischen Leben von Marie Norden. Drei Bände. Nordhausen, Büchting. 1860. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Jedes der vier hier genannten Werke ist in seiner Art ein interessantes. Zunächst sprechen wir über die Bücher von August Schrader und Paul Stein. Stein stellt sich mit diesem Buche zu den Romantikern, Schrader mit dem seinigen zu den Realisten. Realistische Romane haben das Eigenthümliche, daß sie in ihrer Exposition wie in ihrer Entwickelung das Gemüth des Lesers bedrücken; manchmal lasten sie alpartig auf der Seele; selbst wenn der Abschluß eines realistischen Romans ein, wie man es zu nennen pflegt, befriedigender ist, so erhebt er doch das Gemüth nicht, man freut sich, daß man eine Last los ist, aber man fühlt sich nicht gekräftigt, nicht gehoben. Und das Kunstwerk als solches soll erheben, es soll befreien, es soll uns begeisterungsvoll stimmen, soll uns feuriger machen zum Dienst der Schönheit, kräftiger zum Verfechter der Wahrheit, frömmer zum Dienst des Heiligen. Wie gesagt, realistische Darstellungen haben eine solche Gewalt nicht und darum sind sie auch nicht Kunstwerke im höhern Sinne des Worts.

Nichtsdestoweniger hat der erstgenannte der uns vorliegenden Romane, „Die Stiefmutter“ (Nr. 1) von August Schrader, Eigenschaften des Kunstwerks oder zeugt vom Kunstverstand des Verfassers. In dieser Beziehung weise ich namentlich auf das Maß hin, welches der Autor zu halten versteht; maßvoll zeigt er sich in Benutzung seiner eigenen Kraft; er überschätzt sein Talent nicht; er versucht sich nicht in Darstellung von Seelenzuständen und Gemüthsverfassungen oder von Ereignissen, für die feine künstlerische Begabung nicht gewachsen wäre; maßvoll ist das Ganze der Erzählung, sowol in intensiver als in extensiver Beziehung; nirgends schweift der Verfasser — und das ist für den realistischen Roman jedenfalls ein Lob — über das bürgerlich Gegebene, über das bürgerlich Mögliche und Wahrscheinliche hinaus; maßvoll gehalten ist endlich die Zeichnung der einzelnen Charaktere. Nur muß ich bemerken, daß die Darstellung sich der Wirklichkeit unsers Decenniums jedenfalls allzu nahe hält; der gediegenen probehaltigen Charaktere sind in dem Romane zu wenige; selbst die bürgerlich nicht unehrenhaften Personen sind so tief in Intrigue, in Lüge, in die Irrwege der dominirenden Verhältnisse verstrickt, daß man am Schluß des Buchs für die Zukunft dieser Personen durchaus keine Garantie und nur wenig Hoffnung hat. Ferner muß Referent erwähnen, daß das ganze Werk von ungewöhnlichem Talent der Erfindung zeugt. Dasjenige, was man „erfunden“ nennt, ist allezeit etwas Naheliegendes, etwas aus dem Vordersatze oder aus dem Borereigniß ganz natürlich und unabweisbar sich Ergebendes; das Erfundene ist nicht etwas Zusammengesuchtes, nicht etwas aus disparaten Elementen künstlich Verknüpftes; im Gegentheil, das Erfundene ist allemal etwas ganz Einfaches, ganz Natur- und Sachgemäßes, die Erfindung erweckt den Schein, als könnte ein jeder dieselbe gemacht haben, und doch ist sie Erfindung, weil nur einer sie machte. Die schwache Seite unserer deutschen Romanschriftsteller war von jeher die Erfindung; die Zahl der erfindenden Romandichter ist sehr klein, man legt überall in Deutschland auf die Erfindung des Autors geringen Werth, man gibt sich nicht mit Interesse der Erfindung vaterländischer Autoren hin, man glaubt nicht recht an sie, man erfreut sich mehr an Copirtem und Entlehntem, man ist ungenügsam, indem man die eigene Erfindung eines deutschen Autors — oftmals vorschnell — entweder unbedeutend oder fade oder barock nennt, während man ausländischen Autoren das Unbedeutende, das Fade, die nackte Nullität noch gar als geistreiche Leistung notirt. Die Versuche, Factisches und Selbsterfundenes miteinander zu verbinden in den sogenannten historischen und biographischen Romanen, sind mir allezeit als ein Zeichen echt deutscher Kleinmüthigkeit erschienen; wir wollen sehen, was Heribert Rau mit „Alexander von Humboldt“ anfängt, den er jetzt schreibt und von dem zwei Theile schon erschienen sind. Wir guten Deutschen als übermäßige Bewunderer alles Ausländischen haben zu wenig den Muth, wir selbst zu sein; so haben auch unsere deutschen Autoren meistens zu wenig Muth, selbst zu erfinden; Leichtigkeit, Natürlichkeit, Ungezwungenheit in der Erfindung sind vorherrschend Eigenschaften französischer Autoren. „Die Stiefmutter“ steht nun, was die Leichtigkeit, Natürlichkeit und Ungezwungenheit der Erfindung betrifft, den Franzosen nahe; Schrader scheint französische Muster nicht ohne Nutzen studirt zu haben, wenn man die ganze Art der Behandlung seiner Materie betrachtet. Schrader wird sich vermuthlich bald eine hervorragende Stellung unter den modernen Romanschriftstellern erringen.

Ich komme jetzt zu den „Drei Christabenden“ (Nr. 2) von Paul Stein. Stein hat seinem Buche eine sehr interessante Epoche deutscher Geschichte zum Hintergrunde gegeben, diejenige, welche man herkömmlich die Befreiungskriege nennt. Unsere Großmütter, die damals jung waren, werden sich, wenn sie dies Buch lesen, gleich uns namentlich an der Gestalt einer Jungfrau erfreuen, in welcher Vaterlandsgefühl, Liebe, ideale Freundschaft, deutsche Mädchenhaftigkeit und häuslicher Sinn zu einem schönen harmonischen Ganzen vereinigt sind: eine Gemüthsverfassung, welche trotz aller Fahnenstickerei, aller deutschen oder preußischen Flottensammlung, aller Schiller-Lotterie unter den Frauen von heute nur in ganz seltenen Fällen zu finden ist. Nach Beendigung jener sogenannten Befreiungskriege ist französische Lebensansicht in Deutschland eigentlich erst recht herrschend geworden, in intensiver und extensiver Beziehung; vor jener Zeit war sie es nicht in solcher Ausdehnung und Tiefe; man darf sagen, im Jahre 1860 ist ein deutsches Mädchen wenn auch nicht eine Unmöglichkeit, doch eine wahre Seltenheit. Solch ein deutsches Mädchen hat Stein in dem obengenannten Buch unübertrefflich schön geschildert, mit allen jenen kleinen Extravaganzen, mit allen jenen hyperbolischen Formen, die uns aus Großmutters Erzählungen noch erinnerlich sind. Stein versteht es, ei[…] deutsches Mädchen und eine deutsche Liebe zu schildern; [ab…] auch für die Darstellung der Liebe einer jungen Französin fe[…] es ihm nicht an Begabung. Mit dieser Parallelzeichnung erh[…] das Buch einen mehr als gewöhnlichen Reiz und Werth. I[…] habe oben gesagt, daß der Verfasser mehr zu den Romantikern a[…] zu den Realisten gehört; Stein läßt nämlich eine Vorgeschich[…] welche außerhalb der Naturgrenze unsers Romans liegt, [i…] denselben hineinspielen, und indem er uns auf dem Gebiete d[…] Wirklichkeit fesselt, eröffnet er uns zugleich das Gebiet der [A…] nung. Dazu weiß der Verfasser die Motive Schreck und Ang[…] in seiner Darstellung so geschickt zu benutzen, daß die Absi[…] des Autors vollständig erreicht wird, und zwar deshalb vol[…] ständig erreicht wird, weil der Verfasser auch auf dem Gebie[…] des phantastisch Zulässigen sich das strengste Maß auflegt, [e…] Maß, welches dadurch zu einem wahrhaft künstlerischen wird, [d…] das Phantastische nur als ein Theil des Realen auftritt und […] realen Grunde des Romans sich leicht und natürlich anschli[…] Referent muß noch hinzufügen, daß die Erzählung durchweg d[…] Eindruck dramatischer Gegenwärtigkeit macht; mit dem Tale[…] eines tüchtigen Regisseurs ist das Arrangement gemacht [u…] das ist, neben den obengenannten Vorzügen erwähnt, nicht [u…] wichtig für das Ganze.

Ich wende mich jetzt zu dem Romane von Karoline v[…] Reder (Nr. 3) „Aus dem Leben eines Hagestolzen“. Dieses B[…] darf von vornherein als ein werthvolles bezeichnet werden; die T[…]

denz ist durchweg eine edle; der Inhalt weit über die Trivialität dessen, was heutzutage bei gewöhnlichen Romanlesern beliebt ist, erhaben. Es bildet dieser Roman ein schön abgerundetes Ganzes, ein ernstes Ganzes; aber der Ernst wird durch das humoristische Talent der Verfasserin gemildert. Wenn ich das Ganze als schön abgerundet bezeichnete, so ist implicite gesagt, daß die einzelnen Theile im richtigen Verhältniß zueinander stehen; nirgends hat die Verfasserin Unwesentliches in den Bereich ihrer Darstellung aufgenommen; fast alle Einzelheiten sind bedeutsam.

Wenn wir specieller auf einzelnes eingehen wollen, so erwähne ich zuerst die schöne Mannichfaltigkeit, welche die Verfasserin in der Schilderung männlicher und weiblicher Charaktere uns bietet: der Hagestolz selbst, der Legationsrath, der Gutsbesitzer, aus welchem ein Rittergutsbesitzer wird: welche Verschiedenheit der Charaktere! Dann namentlich unter den Frauen, wie verschieden bei aller Gleichartigkeit sind die Mutter des Hagestolzen, die Cousine des Hagestolzen und die Tochter derselben; in der That, wenn die Lectüre beendet ist, gedenkt der Leser mit Freuden wieder bald des schönen harmonischen Ganzen, bald der einzelnen so schön angelegten und so geistreich durchgeführten Charaktere. Man hat oftmals gesagt, Schriftstellerinnen verstehen nicht Männercharaktere zu schildern, nicht einmal den Charakter dessen, den sie liebten, könnten sie schildern; Karoline von Reder macht in dieser Beziehung eine Ausnahme, sie versteht männliche Charaktere und versteht deshalb auch männliche Charaktere zu schildern. Mehr Grund scheint mir die gleichfalls oftmals ausgesprochene Behauptung zu haben, daß Frauen selten männliche Charaktere ins Schönere zeichnen, sondern daß sie viel eher das Gegentheil thun. Allein wir dürfen nicht vergessen, daß Frauen oft einen viel schärfern Blick als wir Männer für die Fehler und Schwachheiten des männlichen Geschlechts haben, und daher mag es kommen, daß Darstellungen aus der Feder einer Frau die Mängel in dem Charakter des Mannes schärfer markiren, als wir Männer es thun würden, die wir als Männer freilich besser wissen müssen, wo unsere Tugenden mit unsern Fehlern grenzen. Karoline von Reder hat in ihrem Hagestolzen das Bild eines Schwachen gezeichnet; mit unerbittlicher Consequenz verfolgt die Verfasserin die Darstellung dieser Willensschwäche; aber nirgends wird sie ungerecht, weil sie nirgends übertreibt; immer hält die Verfasserin ihre Darstellung auf jener Höhe, wo der Leser die Schwäche noch bedauern, beklagen, vielleicht als Grundursache mehr als eines zerstörten Lebensglücks beweinen kann; aber nirgends läßt sie ihren Helden zu jener ordinären Schwäche hinuntersinken, welche, weil sie die vollste Negation der Mannheit ist, kein Mitleid, kein Bedauern, sondern höchstens Verachtung einflößt. Die Schwachheit unsers Hagestolzen hängt mit seiner Liebe zusammen; es findet sich oftmals im Leben, daß Männer, die sonst nicht schwach sind, der Liebe sich derartig gefangen geben, daß es unmöglich ist, die Simsons-Energie, welche für andere Gegenstände in ihnen schlummerte, zu erkennen. Einen schönen Contrast zu dieser Seite des Charakters unsers Hagestolzen bildete seine erste Liebe, ein Weib, welches die volle Willensselbständigkeit schon als Mädchen sich errungen hat und bis zu ihrem letzten Athemzuge, ebenso fest wie die Liebe zu ihrem schwachen Freunde, bewahrt.

Weniger ausführlich als der Hagestolz sind einige andere Männercharaktere geschildert; vielleicht ist es ein Witz der geistreichen Verfasserin, daß sie den Legationsrath, den Mann der höhern Diplomatie, zu einem, wie man es zu nennen pflegt, unverstandenen Charakter machte; in dieser Ansicht hat sich Referent gefallen und dieselbe im Verlauf der Lectüre unwiderlegbar gefunden. Nicht mehr ins Breite ist gezeichnet der nach landwirthschaftlichen Thaten unersättlich durstende Gutsbesitzer, aus dem ein Rittergutsbesitzer wird; solche Figuren sind köstlich für den Autor und für den Leser zumal; da braucht der Autor blos hier und dort eine Linie, einen Strich, eine Contour anzudeuten, flugs hat ihn der Leser verstanden, und Schriftverfasser und Leser arbeiten beide nun an dem Porträt des köstlichen Menschen um die Wette.

Ich komme jetzt zu der schönen Galerie weiblicher Charaktere, welche die Verfasserin in dem obengenannten Buche gibt. Ich erwähne zuerst die Mutter des Hagestolzen, eine Heroine jener so seltenen Art, daß der gewöhnliche Blick sie nur auf eine ganz gewöhnlich gute Frau taxirt. Ich muß gestehen, ich habe selten eine so schöne Darstellung des Lebensendes gelesen, wie in diesem Buche (I, 243), wo der Hagestolze an das Sterbelager seiner Mutter tritt. Drei mit großem Geschick angelegte und mit glücklichem Geist durchgeführte weibliche Charaktere sind die Legationsräthin, des Hagestolzen Cousine, ferner Diana, deren Tochter, endlich Camilla, zuerst Braut des Hagestolzen, nachher Gattin des Gutsbesitzers. Der Punkt oder die Punkte, wo jede dieser drei Frauen dem Charakter des Hagestolzen nahe verwandt erscheint, oder wo jede von ihnen das derzeitige Denken, Fühlen, Wünschen und Streben des Hagestolzen gleichsam ergänzt und potenzirt, sind mit großem Geschick und mit voller Wahrheit angedeutet und hervorgehoben. Wenn den Jüngling Prosper — so ist sein Name —, dessen Leben damals mehr auf das Praktische gerichtet war — er kam aus dem Kriege und wollte Landwirth werden —, die lebensfrische Camilla, welche gleichfalls der Wirklichkeit und dem Praktischen mit vollem Angesicht zugewendet war, lebhaft ansprach, so findet der Psycholog dieses ebenso natürlich als den bald darauf erfolgenden Bruch zwischen den zwei Liebenden, weil es sich herausstellt, daß der aus dem Kriege zurückgekehrte Jüngling doch viel mehr Gefühlsmensch, Ideolog, idealisirender Schwärmer als thatkräftiger Mann war. Darauf, als der Jüngling die Absicht Landwirth zu werden aufgegeben und der Wissenschaft sich wieder, wie vor dem Feldzuge, gewidmet hat, lernt er die Legationsräthin, seine Cousine, kennen, eine Frau von großem Verstande, welche, wie nicht selten geschieht, sich die große Aufgabe gestellt hat, auf rationellem Wege glücklich zu werden. Es ist ein schönes Arrangement der Verfasserin, daß der Jüngling die Legationsräthin kennen lernt in jener Periode, wo die Trauer um Camilla's Verlust noch nicht ganz aus seiner Seele geschwunden war. Die Legationsräthin fesselt nicht sein Herz, sie fesselt nur seinen Verstand; das Verhältniß der jungen Frau zu ihrem wenig liebenswürdigen Gemahl vermehrt das Interesse des Jünglings, aber zur Liebe steigert sich dies Verhältniß durchaus nicht, und was die Legationsräthin anfangs als junge Frau, was sie dann später als Witwe denkt und fühlt, das bleibt dem Cousin sowie dem Leser ein Geheimniß, welches nur sehr unsichere Anhaltepunkte zur Enträthselung bietet. Als endlich die Legationsräthin mit kühner Hand einen Theil des Schleiers, der über ihrem Geheimniß liegt, zu lüften versucht, da wird durch diesen Versuch die Katastrophe herbeigeführt, indem der Cousin sich als Geliebten ihrer Tochter und als wiedergeliebt offenbart. In dem Theil der Erzählung, welcher dieser Katastrophe folgt, sollte die Verfasserin eigentlich die höchste Sympathie für ihren Helden zu erregen versuchen; aber die Verfasserin erweckt für ihren Hagestolzen nur Bedauern, höchstens Mitleid; des Helden eigener Charakter kann, eben weil Schwäche das Vorschlagende darin ist, unmöglich kräftige Gefühle der Theilnahme erwecken. Ich will nicht sagen, daß ich hier einen Fehler an dem Werke unserer Verfasserin zu finden meine; sie wollte ohne Zweifel diejenige Stimmung hervorrufen, die sie erweckt hat; sie hatte ein vollständiges Recht dazu und ihre Absicht ist vollständig erreicht. Das Verhältniß, in welchem der damals schon nicht mehr junge Mann, der inzwischen Professor geworden war und schon resignirt hatte, zu der jugendlichen Tochter seiner Cousine stand, tritt in der Erzählung in voller Berechtigung hervor; der Mann, der niemals an einem Weibe die volle Blüte des Gemüthslebens sah, worin seine eigene Existenz wurzelte, der konnte wol den Unterschied der Jahre vergessen, wenn die Geliebte selbst denselben für nichtig erklärte. Die Verfasserin hat dieses Liebesverhältniß in einer solchen Naturwahrheit und Reinheit geschildert, die Gradationen der Leidenschaft ergeben sich so ganz von selbst, es ist so gar nichts Gemachtes in dem Ganzen, alles ist so gelebt, daß jeder sich von dieser Darstellung vollständig hingenommen fühlt. Indeß, nachdem die Verfasserin die volle Glut ihres Gefühls und ihrer Begeisterung über die Hauptmomente ihrer Erzählung

ausgegossen hat, so scheint es ihr weniger wichtig, in den allerletzten Partien ihres Werks noch ausführlich darzustellen und zu motiviren, wie dann die Tochter der Legationsräthin, als sie den Adoptivsohn ihres Geliebten wiedersieht, die Liebe für den Vater so plötzlich auf dessen Sohn übertragen kann. Wie gesagt, die Verfasserin wollte dies nicht ausführlich darstellen und motiviren, vielleicht würde das ebenmäßige Verhältniß des Ganzen dadurch gestört worden sein. Demjenigen, der diesen Mangel an Ausführlichkeit für einen Fehler erklären wollte, dem würde ich entgegenhalten, daß die Liebe ihre Inspirationen hat und daß Inspirationen plötzlich kommen. Als ich in dem obengenannten Romane von Karoline von Reder die Scene las, wo Diana beim Anblick des jungen Prosper, des Adoptivsohns ihres Geliebten, plötzlich zum vollen Bewußtsein dessen, was Lieben heißt, kommt, fiel mir die Scene in „Die Weihe der Kraft" von Zacharias Werner ein, wo Katharina von Bora, als sie Luther erblickt, mit der ganzen Fülle weiblicher Begeisterung ausruft: „Mein Urbild!"

Am Ende dieser Auseinandersetzungen über den „Hagestolzen" hätte ich noch eins zu erwähnen. Die Verfasserin dieses Buchs ist reich an Gedanken; Gedankenreichthum ist in der That ein seltener Artikel. In Karoline von Reder's Geist wird der Gedanke nicht nackt geboren, sondern in Hüllen, in Bildern, in Gleichnissen; selten sogar wird ihr ein Gedanke einzeln geboren; der einzelne Gedanke erscheint fast immer mehrgliederig, oftmals schließt sich Kette an Kette. Dies hat begreiflicherweise einen Einfluß auf die Darstellung und zwar zunächst wird dadurch bewirkt, daß der Periodenbau langgliederig erscheint; ein langgliederiger Periodenbau thut aber oftmals dem Fortschritt der Handlung, der Leichtigkeit der Schilderung und dadurch der Unmittelbarkeit des Genusses großen Nachtheil. Was man die epische Breite nennt, dazu wird keineswegs ein langgliederiger Periodenbau erfordert; Ermüdung ist die unabweisbare Wirkung der genannten Satzfügung. Wenn nun gar in einer derartigen Periode Bilder, Reflexionen, Allusionen, Observationen in unverhältnißmäßig großer Zahl — mögen dieselben auch so geistreich sein wie bei Karoline von Reder — aufgenommen werden, so stören sie den Genuß des Kunstwerks. Namentlich im Anfange des Buchs ist mir die erwähnte Eigenthümlichkeit hemmend entgegengetreten; ich mußte meinen Vorleser schweigen lassen und selbst lesen und doch wurde es mir noch schwer, mich durch die ersten Bogen hindurchzuarbeiten. Vielleicht hatte die Verfasserin im Beginn ihres Werks schwer mit der Form zu ringen; im Verlauf des Schaffens handhabt sie dann das Formelle mit jener Leichtigkeit, die dem Künstler eigenthümlich ist.

Ich schließe mit der Bemerkung, mit welcher ich begonnen habe: daß unsere deutsche Unterhaltungsliteratur durch den „Hagestolzen" von Karoline von Reder um ein werthvolles Werk reicher geworden ist; das läßt sich nicht von allen den Büchern behaupten, die in Zeitungen und Journalen als genial, geistreich, zeitgemäß u. s. w. ausgerufen werden.

Auch „Agnes und Marie, ein Roman aus dem englischen Leben" (Nr. 4), von Marie Norden, darf in gewisser Beziehung ein interessantes genannt werden, obwol es unter den vier oben verzeichneten Werken ganz offenbar die schwächste Leistung ist. Die Verfasserin ist ohne Zweifel eine talentvolle Frau; sie hat die schwierige Aufgabe, sich vollständig in eine fremde Nationalität hineinzuleben und einen Roman zu schreiben, der in England und im englischen Leben spielt, geschickt gelöst, und ihr Buch ist mehr als simple Copie. Aber Referent hat auch bei dieser Lectüre bedauert, daß, wie ich schon oben sagte, wir guten Deutschen so wenig den Muth haben, wir selbst zu sein. Gewiß würde die Verfasserin dieses Romans in viel höherm Grade sich selbst genügt haben, wenn sie als Deutsche ihrem Deutschland sich nicht entfremdet hätte. Wenn man das vorliegende Werk genauer ansieht, so findet man, daß es ein Versuch ist, ein interessanter zwar, aber immer nur ein Versuch. Die Verfasserin hat Talent, aber es ist noch nicht völlig durchgebildet; ihre Erzählung ist mehr eine Reihenfolge von Thatsachen, als daß sie eine genetische Darstellung der Ereignisse und Charaktere böte. Der gewöhnliche Leser wird diesen Mangel vielleicht weniger spüren; aber der Kritiker darf ihn, zum Vortheil der Verfasserin, nicht unerwähnt lassen. Außerdem scheint die Verfasserin ihre Kraft nicht ganz richtig taxirt zu haben; die Intrigue in diesem Roman ist nicht selten, auch für den gewöhnlichen Leser, zu leicht zu durchschauen; diejenigen Momente, welche Hauptereignisse bedingen, treten nicht immer in schicksalsartiger Nothwendigkeit heraus; die streitenden Parteien entwickeln nicht so viel Scharfsinn, daß nicht ein gescheidter Leser die schwachen Seiten der Plane und Gegenplane leicht heraussähe. Referent ist der Ansicht, daß ein Intriguenroman eher Aufgabe für eine männliche Feder sei.

Außerdem möchte ich erwähnen, daß die Verfasserin in ihrem Buche den Prinzen Albert und die Königin Victoria von England als mithandelnde oder vielmehr entscheidende Personen auftreten läßt. Man hat mehrfach darüber gestritten, ob es überhaupt zulässig sei, lebende Personen in Romanen auftreten zu lassen; meiner Ansicht nach ist es nicht absolut unzulässig, wenn es in so verständiger Weise geschieht, wie in der vorliegenden Erzählung, wo die Königin von England als höchste Inhaberin und Spenderin der Gnade — welches Recht ihr nach der englischen Verfassung zusteht — erscheint, da ist es vollkommen motivirt. Die Verfasserin hat in den Scenen mit der Königin ein vortreffliches Bild gemalt. Victoria ist, ihrem Charakter gemäß, gütig und verständig zugleich, zugleich fraulich und königlich denkend und sprechend geschildert; auch die Rolle eines Nebengeordneten, des Prinzen Albert, der allezeit gegen die Königin im halben Schritt zurücksteht, wenn es sich nicht um ganz unwichtige und ganz personelle Sachen handelt, ist naturgetreu; ich rechne diese Scenen zu den gelungensten des ganzen Buchs.

Noch hätte ich zu sagen, daß das obengenannte Werk manche sehr instructive Mittheilungen enthält über englisches Leben, englische Gewohnheiten und Sitten, englisches Gerichtsverfahren, englische Heiraths- und Testamentsangelegenheiten; ferner sehr ausführliche Beschreibungen, z. B. die des Glaspalastes in Sydenham, des Themsetunnels, des Schlosses zu Windsor u. dgl. m., Partien, die so anziehend geschrieben sind, daß der Leser leicht vergißt, daß diese Beschreibungen, wenn sie auch mit der Erzählung in Verbindung stehen, doch eigentlich in dieser Ausführlichkeit nicht dahin gehörten und viel eher als bekannt vorausgesetzt werden müßten, und daß dieselben eine von jenen Unzuträglichkeiten sind, die dadurch veranlaßt werden, daß die Verfasserin ihren Roman in einem uns Deutschen fremden Lande spielen läßt.

Schließlich muß Referent noch bemerken, daß die Darstellung solcher Monstrositäten wie die des Zeitungsträgers Samuel Solter und Mistreß Faßmore uns Deutschen nimmer gefallen, wenn sie auch in französischen und nach dem Muster der französischen gemachten englischen Schauderromanen nicht selten erscheinen. Auch das Wohlgefallen an Horribilitäten wird Marie Norden von selbst fallen lassen, sobald sie deutsche Bücher deutsch schreiben wird. Darum „Ans Vaterland, ans theure, schließ dich an!" 10.

Der Prinz-Regent von Preußen, Friedrich Wilhelm Ludwig und seine Zeit. Ein Buch für das preußische Volk von Julius Lasker. Berlin, Sacco. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Es ist eine schwierige, kaum lösbare Aufgabe, die Geschichte eines Zeitgenossen zu schreiben. Entweder wird Polemik die Feder dirigiren und die ganze Person in ihren Eigenschaften, guten wie schlimmen, im gehässigen Lichte darstellen, oder es wird eine solche Biographie zum Lobliede ihres Gegenstandes, und der Zweck, denselben herauszustreichen und zu erheben, wird sie über Fehler und Mängel hinwegsehen, der historischen Un-

parteilichkeit ebenso fern stehen lassen, wie die andere. Einen Mann historisch beurtheilen zu können, muß er uns in einige Ferne gerückt, jede Möglichkeit benommen sein, mit ihm selbst dadurch auf einen feindlichen oder freundlichen Fuß zu gerathen. Das vorliegende Werk von Lasker neigt zur letztern Art, es hat entschieden die Absicht, sich mit dem Gegenstande seiner Behandlung auf einen sehr freundlichen Fuß zu setzen. Es ist ein Panegyrikus, und ein so dickleibiger, wie wol selten geschrieben wurde. Loyalität hat das Werk dictirt, Loyalität spricht aus jeder Zeile, und die Loyalität mag denn auch im Mangel anderer Vorzüge an geeigneter Stelle Anerkennung finden.

„Dank und Verehrung leiten die Feder, welche die folgenden Blätter niederschreibt", beginnt Lasker; er hätte es nicht nöthig gehabt zu erwähnen, man sieht es seinem ganzen Buche an. Aber Dank und Verehrung sollen nicht die Feder des Historikers allein leiten, sondern Wahrheit und nochmals Wahrheit.

Lasker fängt ab ovo an; nachdem er über die Bezeichnung „von Gottes Gnaden" sich ausgebreitet, meint er, die höchste Gnade, die Gott der Welt habe angedeihen lassen, sei die gewesen, da er das Schöpfungswort aussprach: „Es werde Licht", und nun folgt: „Friedrich Wilhelm Ludwig hat diese göttliche Mission des Regenten verstanden. Als er zum Regieren berufen wurde, sprach er aus: «Es werde Licht!» und in Preußen ging eine neue Sonne auf, der Aufklärung, der freien Forschung, der Duldsamkeit, der ungezügelten Meinungsäußerung. Man klage nicht ferner, unser Jahrhundert sei nicht geeignet große Männer hervorzurufen! Im Verlaufe weniger Jahre haben zwei benachbarte Staaten Regenten erhalten, welche groß sind in der tiefsinnigsten Bedeutung des Worts. In Rußland brach Alexander II. die Leibeigenschaft der Bauern, in Preußen machte Friedrich Wilhelm Ludwig die Arbeit des Geistes frei."

In diesem hochtrabenden Tone fährt der Verfasser fort Dinge zu preisen, die zum Theil erst noch errungen werden müssen, Männer zu rühmen, die zwar Hoffnungen erregt, dieselben aber noch zu bewähren haben. Es geschieht zwar in einer leichten, flüssigen Sprache, keineswegs aber in systematischer Ordnung. In der Anordnung seines Werks hat Lasker wenig Gewandtheit bewiesen, denn alles fließt regellos durcheinander. Nach den einleitenden Worten kommt er sogleich auf die Taufe des Enkels des Prinzen und gibt ein Gedicht zum besten, das er selbst zu der Gelegenheit verfaßt, worin er viel von Aufklärung, Licht, Wahrheit, Denken und Forschen redet, zugleich aber mit extremer Orthodoxie an dem Dogma von der Teufelaustreibung festhält: „Der Böse weicht. Das Kind ist sündenrein." Darauf folgt ein anderes Gedicht zum preußischen Wahltage verfaßt, das viele gute Wünsche in einer sehr wenig vollendeten Form enthält, indeß als Denkmal des damals sich regenden Geistes nicht ohne Interesse ist. Dann erst beginnt die Geschichte. Das Familienleben König Friedrich Wilhelm's III., einige Mittheilungen über Königin Luise lesen sich recht angenehm, da sie etwas kürzer geschrieben sind.

Mit dem Auftreten des Prinzen wird aber das Buch furchtbar breit und ermüdend. Aus Zeitungen werden ganze Seiten angeführt, häufige Referate aus Droysen's „Geschichte der preußischen Politik" fehlen ebenso wenig, Memoiren wie die des Generals von Reiche und andere mehr schwellen das Werk, ohne Wesentliches zu bringen, blos den Hintergrund abzugeben, auf dem die Knaben- und Jünglingsjahre des Prinzen sich entwickeln. Mit minutiöser Genauigkeit wird jede Uniform erwähnt und beschrieben die der Prinz getragen, jedes Corps in das er eingetreten, jeder Orden den er bekommen, jedes Avancement das ihm zu Theil geworden. Aber wo ist der Nachweis des großen Geistes, den Lasker von Anfang herein so gepriesen? In Waffenlärm in Krieg und Frieden, Paraden, Revuen, Manövern spinnen sich die Tage des ritterlich und ehrlich, aber sonst durchaus nicht als hervorragend geschilderten Prinzen dahin. Mitunter fällt es dem Verfasser wol ein, daß er seinen Helden doch etwas kräftiger malen müsse, und da er ihn nicht thätig eingreifen lassen kann, so müssen als deus ex machina die Gedanken der Vorrede in anderer, gespreizter Form wieder eintreten und in Ermangelung factischer Beweise als Loblied seiner Vortrefflichkeit dienen, so auf S. 58, der zugleich als Stilprobe hier gegeben werden soll. Nachdem der Verfasser behauptet, zur Charakteristik des Prinzen von Preußen sei eine doppelte Malerei erforderlich, nämlich die der Zeit vor seiner Regentschaft und die der Zeit während derselben, fängt er an: „Da gleicht die Zeit vorher einem künstlich verwilderten Walde, der Bäume Gipfel sind zu dichtem Laubdache verflochten, damit es darunter recht finster sei. Waldwächter lauern in Schluchten und hohlen Stämmen, sie machen mit Scharren und Pfeifen einen widerlichen Lärm, damit das freie Zwitschern der Vögel in den Aesten, ja das Rauschen der Eichen und anderer urwüchsiger und mit frischem Blättergrün belaubter Bäume überkreischt werde. Vogelscheuchen weisen die wunderbarsten Sänger aus. Die wilden Waldblumen dürfen nicht zu üppig duften, sonst köpft man ihre Blüten. Nur den Sümpfen widmet man eine gedeihliche Pflege. Man scheint an dem Gequak der Frösche und an der mystischen Unverständlichkeit der Unken ein besonderes Wohlgefallen zu haben. Da tritt plötzlich die Gestalt des Prinz-Regenten hervor. Der Wald lichtet sich. Die Sonne vergoldet die Wipfel der Bäume. Die Blätter rauschen. Die Vögel stimmen einen Wettgesang an. Die Sümpfe verwandeln sich in grüne Wiesen. Die Wächter sind verschwunden. Statt ihrer wimmelt es im Walde und auf den jungen Wiesen von Menschen aller Stände, die sich freundlich einander grüßen und plaudern und singen frei von der Seele, leicht aus der Kehle!"

Man glaubt wirklich in der Mythologie die Beschreibung des Elysiums oder in einer Jugendschrift die Beschreibung eines amerikanischen Urwaldes zu lesen, und das hält Lasker für historische Schilderung! Ist bisjetzt wirklich alles eingetroffen, was er in so bunt aufgetragenen Farben anpreist? Ebenso drastisch malt Lasker auf S. 134, und diesmal ist es ein sehr wenig erhabener Gegenstand, den sein Pinsel verherrlicht — die Tinte. Es ist von den Angriffen des Geheimraths Schmalz auf die Verfassung die Rede, und die Erwiderungen, die seine reactionären Operationen fanden. Da heißt es: „Es wurde viel Staub aufgewirbelt; hohe Wellen von Tinte brausten auf und zischten und erzeugten eine kochende Brandung; dagegen erhoben sich Wind und Wetterhosen von Streusand, den man ja in Berlin und in der Mark Brandenburg nicht weit herholen durfte" u. s. w. Es wird die deutsche Geschichte weiter durchgenommen, die unselige Reaction in Preußen nach den Freiheitskriegen, das Hervortreten des russischen Einflusses in Wittgenstein und Stourdza, und dann immer wieder zum Prinzen zurückgekehrt, ein neues Avancement, die Uebernahme eines neuen Commandos, den Empfang eines neuen Ordens zu melden. „Der Soldatenfreund" und andere Blätter liefern den Stoff. Daneben folgt die weitschweifige Schilderung von Reisen, die der Prinz gemacht, von Festlichkeiten des Hofs und ihren Einzelheiten, von Jubelfeiern, wobei Ehrendegen, Ehrenhelme, Ehrenschilde und neue Commandos, neue Orden, mit Adressen und inhaltlosen Anreden, in gerührtem Tone erwidert, aus Feuilletons und Zeitungsberichten gewissenhaft zusammengetragen, eine genaue Beschreibung der Einweihungsfeierlichkeiten bei Gelegenheit der Verleihung des Bathordens an den Prinzen nicht fehlen. Ebenso wird jede Armeeconferenz, der der Prinz-Regent beigewohnt, erwähnt, derselbe überhaupt als Schöpfer des preußischen Militärgeistes hingestellt und durch das Ganze die Erzählung von neuen Paraden und neuen Kriegsübungen gleichsam als Arabeske geschlungen. Die Ereignisse von 1848, die dem Prinz-Regenten die höchste Ehre machen, bieten in diesen langweiligen Auszügen auf einen Augenblick einiges Interesse und sind auch mit Geschick geschrieben, aber aufs neue versinkt dann die Schilderung in den vorigen Berichterstatterton. Die Deputationen nach der Rückkehr des Prinzen aus England nach den achtundvierziger Märztagen füllen aufs neue eine beträchtliche Seitenzahl. Des Prinz-Regenten Antwort auf die frankfurter Vorschläge einer Militärverfassung ist nicht uninteressant, doch dürfte es manchen befremden, im Munde des frei- und

hochgesinnten Regenten das Junkerthum, die brutalen Excesse, die anmaßende Exclusivität der preußischen Garde ziemlich nur als lustige Streiche lebensfroher, junger Männer aufgefaßt zu sehen, die in ihrer Vereinzelung gerade ein günstiges Zeugniß für den sittlichen Geist der Armee lieferten.

Der badische Aufstand, die Thaten des Prinz-Regenten, am Schlusse neue Orden bilden den Fortgang. Dann kommt die Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der Princeß-Royal Victoria von England, die alles, was die Zeitungen an Details und Weitschweifigkeiten gebracht, compilirt und überbietet. Die weißen Kasimirbeinkleider und der Waffenrock des Bräutigams, das mit Myrten und Orangenblüten verzierte Kleid der Braut, ihre neun Fuß lange Schleppe, das in ihrer Hand zitternde Spitzentaschentuch sind ebenso wenig vergessen, als das silberdurchwirkte Atlaskleid und die Moiré-antique-Schleppe der Prinzessin von Preußen. Lasker stellt ein wahres Modejournal auf.

Ein Besuch der Königin Victoria von England, die Orte, die sie besucht, die Zimmer, die sie in Babelsberg bewohnt, und wieder die, in welche die Herrschaften, um ihr Platz zu machen, sich umquartiert, ferner die Personen, die ihr vorgestellt, gewähren dem loyalen Forschungstrieb des Verfassers ein ungemeines Interesse.

Endlich kommt er auf die neueste Zeit, die Uebernahme der Regentschaft von seiten des Prinzen. Neues gibt er nicht, wir erfahren nur, was wir aus Blättern und öffentlichen Organen schon wußten: den Ministerwechsel, die neue Kammerwahl, die Reden des Prinz-Regenten vor den Ministern zur Eröffnung des Landtags, die Antwortsadressen der Häuser u. s. w. Mehr als Curiosum führt Lasker das politische A-B-C an, das den Kammern gegenüber die Hoffnungen des Volks in gutgemeinten, aber schlechtgebauten Reimversen auseinandersetzt. So heißt es unter E auf die Ehe bezüglich:

> Christlicher Sinn in voller Liebesfreiheit
> Vereint die Zweiheit am Altar der Dreiheit.

Unter F gegen die unwissenschaftliche Richtung des vorigen Ministeriums:

> Forschung, frei von hellen Köpfen,
> Nicht beschränkt von Muckertröpfen.

Unter Y, wo er kein Wort findet, das mit diesem Buchstaben anfängt:

> Ypsilon! Paßt kein Wort? Zwang will ich ihm nicht geben;
> Strebt also, jeden Zwang und was nicht paßt zu heben.

Die Anwesenheit des Prinz-Regenten bei der Einweihung der Rheinbrücke bei Köln wird mit gewohnter Breite erzählt; nicht minder die Zusammenkunft des Prinzen mit dem Kaiser von Rußland, wo die politische Seite allerdings nicht berührt, wol aber erwähnt wird, daß die Soubrette Fräulein Goßmann, Fräulein Nadejda Bagdanow, Solotänzerin aus Petersburg, Fräulein Marie Taglioni, Herr Charles Müller und 12 Damen vom Corps de Ballet aus Berlin beschieden worden waren, die Augen der Monarchen in angemessener Weise zu erlustigen, daß der Kaiser in der ersten Vorstellung ernst ausgesehen habe, ebenso auch an den geistreichen Augen des Großherzogs von Weimar die äußern Erscheinungen eindruckslos vorübergegangen seien, da er augenscheinlich mit Wichtigerm beschäftigt war, hingegen der Großherzog Wilhelm von Mecklenburg aufmerksam zugesehen, der Prinz-Regent heiter ausgesehen habe u. s. w.

Dann kommt Lasker auf das Schiller-Fest und citirt dabei mit bescheidenem Stolze einen sehr holperigen Prolog, den er für das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater gedichtet und in welchem die Zahl 9 in mannichfachen chronologischen Verschlingungen öfters vorkommt und nachgewiesen wird, daß

> Die Neun gab viel des Großen und des Schönen,
> Es ist die Neun die Zahl auch der Camönen.

Ebenso enthält er einige Fragmente seines Festspiels: „Schiller für alle, alle für Schiller", mit magern Gedanken, und eine Parodie der „Drei Worte des Glaubens" von Schiller.

Dann kommen die übrigen Festlichkeiten, die in Berlin stattfanden, zur Sprache, und hier zeigt sich der Verfasser nicht als zuverlässiger Historiker. Wer am 10. November des vorigen Jahres in Berlin war, der wird, wenn er von den schönen Schiller-Festen in Hamburg, Wien, Leipzig, Frankfurt a. M. u. s. w. hört, nur mit tiefer Erbitterung es angesehen haben, daß diese Feier aus beklagenswerther Zaghaftigkeit in der Stadt, die sich die Metropole, den Hort des freiesten Denkens nennt, so kläglich bekappt und beschnitten, von seiten engherziger Polizeiwirthschaft zusammengedrückt wurde. Er wird, angesichts der neuerdings noch in den Kammern erörterten Fragen über das Verhalten der Polizei bei jenen Excessen, die auf dem Gensdarmenmarkte vorfielen, erkennen müssen, daß in dem Verhalten der Polizei Absicht war, daß sie diesen Muthwillen, der sehr leicht mit 12 Mann zu hindern war, wachsen ließ; die Leute, die den Tag einmal zum Feiertag gemacht hatten und nun natürlich, wie sie es gewohnt waren, sich betranken, getrost sich betrinken ließen, um für ihre zaghaften Prohibitivmaßregeln einen Vorwand zu haben, da sie keine politischen Demonstrationen ahnden konnten, schließlich gegen Gassenjungen, welche den Herren die Hüte eintrieben, den Frauen die Crinolinen abtraten und sonst allerhand Unfug trieben, mit blanker Waffe zu Felde zu ziehen. Wenn Lasker deshalb, weil der Prinz-Regent einen Preis von 1000 Thalern für das beste Drama, das im Zeitraum von je drei Jahren erschiene, am Tage des Schiller-Festes aussetzte, diese verunglückte Feier preist und sagt: „Fürstlicher und geistig aristokratischer konnte das Andenken an Schiller und an die Säcularfeier desselben nicht geehrt werden", über die in der Nichtbetheiligung aller öffentlichen Gebäude zugleich Wehmuth und Schmerz erregende, elende Illumination leichtfertig und fast frivol hinwegschlüpft, sie eine vollständige nennt, „durch ein großes Centrallicht, durch den Vollmond, der am reinem Himmel gestanden", so muß es ihm an Urtheil fehlen, das Traurige einer solchen Unterdrückung reinster und bester Gefühle einzusehen, oder er muß Zwecke mit seiner Geschichte verbinden, die keineswegs unsere Ehrfurcht erwecken. Die Episode vom Schiller-Fest richtet das ganze Buch in unsern Augen, trotz des frommen Wunsches, der den Schluß bildet. Hier ist keine Wahrheit, hier ist Tendenz, und Tendenz ist unter jeder Bedingung, beim Geschichtschreiber am meisten zu verdammen.

Das Volk, für welches das Buch bestimmt, das Zeit und Personen kennt, von denen es handelt, wird sicherlich nicht anders denken. Mit Redensarten und Phrasen, Beschönigungen und Vertuschungen wird es sich die Augen nicht blenden lassen, erreicht zu glauben, was erst erreicht werden muß, für gut zu halten, was es selbst, was alle Einsichtsvollen schon gerichtet, und der edle Prinz von Preußen wird solcher Apologien und Verherrlichungen nicht bedürfen, sich im Volke zu stützen, er wird sie auch nicht verlangen. Er weiß, Thaten sprechen mehr als Worte, und unberufene Freunde schaden mehr als ehrliche Gegner. 44.

Notiz.

Deutsche Literatur in Italien.

Wenn man Neapel gemeinhin bei uns als ein geistig ganz verlorenes und namentlich den Einflüssen deutscher Wissenschaft und Philosophie gänzlich verschlossenes Land zu betrachten gewohnt ist, so scheint dies nicht ganz richtig zu sein. Der Berichterstatter über Mundt's Werk: „Italienische Zustände", in Nr. 23 d. Bl., ein Kenner italienischen Volks und Landes, behauptet geradezu, die neapolitanische Aristokratie sei „nicht blos die materiell mächtigste, sondern auch die wissenschaftlich gebildetste von ganz Italien". Mundt selbst erzählt gelegentlich, er habe in der deutschen Buchhandlung Hrn. Albert Detken's, der ein

sehr schwungvolles Geschäft mit deutscher Literatur auf dem Largo reale treibt, sehr viele Werke deutscher Wissenschaft vorräthig gefunden, die in Neapel nicht nur ganz ungehindert verkauft würden, sondern auch einen beträchtlichen Absatz finden sollen. Von den Werken Kant's, in der Ausgabe von Rosenkranz, verkaufte Detken binnen kurzem acht Exemplare und von Hegel's gesammelten Werken sechs, nicht an Fremde, sondern an einheimisches Publikum. Das Ansehen, welches Kant von jeher in Neapel besaß, grenze, versichert Mundt, ans Wunderbare; immer wieder werde er mit neuen Commentaren versehen, unter denen der des Professors Baron Pasquale Galuppi von Tropea, der vorzugsweise für einen Kantischen Philosophen gilt, noch immer eine gewisse Berühmtheit behaupte. Wir haben schon früher einmal über R. Marselli's in demselben Verlage erschienenes Werk: „La raggione della musica moderna", wovon uns ein Exemplar zugesandt worden, in d. Bl. berichtet, und dabei besonders hervorgehoben, daß der Verfasser eine sehr genaue Kenntniß der deutschen Poesie und noch mehr der deutschen Philosophie verrathe und unter anderm ganze Stellen aus Hegel deutsch anführe. Man darf keine Angst haben um ein Land, das, wenn auch zuvörderst nur in den höchsten Spitzen seiner Intelligenz, bereits von dem Lichte der deutschen philosophischen Speculation angestrahlt ist und in dessen Hauptstadt eine deutsche Buchhandlung mit deutscher wie auf Deutschland bezüglicher Literatur gute Geschäfte macht. Ueberhaupt ist der deutsche Buchhandel immer mehr ein bedeutsamer Mitfactor an der Verbreitung deutscher Literatur im Auslande geworden, wofür man ihm nur Dank zu sagen hat.

Ein anderer Centralpunkt für Verbreitung deutscher Literatur befindet sich in Turin, wo viele Federn mit der Uebertragung werthvoller deutscher Werke beschäftigt sind. Mehrere dieser Uebertragungen bilden Bestandtheile der sehr wohlfeilen „Nuova biblioteca popolare", darunter Uebersetzungen des „Dreißigjährigen Krieg" von Schiller (die erste starke Auflage ist bereits vergriffen) wie der „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande", die treffliche Bearbeitung der Duller'schen „Geschichte des deutschen Volks" von Sandrini (deren zwei Bände nur 19 Ngr. kosten), die Uebersetzung der Klopstock'schen „Messiade" von Ceresoto, von der bereits die zweite Auflage nöthig geworden ist, ein Beweis, daß den Italienern christliche Sujets und speciell das Klopstock'sche Epos gar nicht so langweilig vorkommen als den Deutschen. Das „Magazin für die Literatur des Auslandes", dem wir diese Notiz verdanken, theilt ferner mit, daß Gustavo Strafforello, ein genauer Kenner der deutschen Literatur, in einer Sammlung: „L'Italia nei canti dei poeti stranieri contemporanei", eine Auswahl englischer und deutscher Dichtungen zusammengestellt hat, in denen Italien verherrlicht wird. Die deutschen Dichter, unter denen hier König Ludwig von Baiern, Platen, Wessenberg, L. Schefer, Kinkel, Schücking, Kopisch, Hebbel u. s. w. durch Dichtungen nebst Biographien vertreten sind, überwiegen an Zahl. Der Uebersetzer bemerkt in der Vorrede, es sei seine Absicht gewesen, seinen Landsleuten zu zeigen, daß die gebildeten Deutschen und ihre edelsten Herzen Italien lieben; er habe seinen Landsleuten Gelegenheit geben wollen, zu erkennen, daß die Deutschen von den „Kroaten", welche sich für „deutsche Soldaten" ausgeben, wohl zu unterscheiden seien. Man darf nicht in Zweifel sein, daß Italien, seinerzeit das erste Culturland Europas, ohne das wir Hyperboräer namentlich vom Kunstschönen nur die dürftigsten oder verschrobensten Begriffe haben würden, bei freierer politischer Entwickelung, vermöge der ausgezeichneten Anlagen seiner Bewohner, seine hohe Stelle in Kunst und Wissenschaft früher oder später wieder einnehmen wird, und um so früher, je consequenter es fortfährt, den Geist der inzwischen mehr vorgeschrittenen Völker auf sich wirken zu lassen.

H. M.

Bibliographie.

Elfried von Taura, Aus Heimath und Fremde. Novellen und Erzählungen. Zwei Bände. Leipzig, Hübner. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fischer, K., Kant's Leben und die Grundlagen seiner Lehre. Drei Vorträge. Mannheim, Bassermann. Gr. 8. 24 Ngr.

Frey, F. H., Gedichte. München, Franz. Gr. 16. 26 Ngr.

Frick, Ida, Novellen. Zwei Bände. Leipzig, Hübner. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gerstäcker, F., Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1861. 8. 4 Thlr. 7½ Ngr.

Gmür, L., Aesthetik oder die Wissenschaft des Schönen. Bearbeitet zunächst für den Gebrauch bei seinen Vorlesungen am philosophischen Kurse in St. Gallen. 1ster Theil. St. Gallen, Köppel. 1859. Gr. 8. 18 Ngr.

Knoblich, A., Lebensgeschichte der Heil. Hedwig, Herzogin und Landespatronin von Schlesien. 1174—1243. Festtag den 15. October. Nach den besten ältesten und neuesten Quellenschriften zum ersten Male ausführlich nebst kurzen Lebensumrissen der übrigen Glaubenshelden der Diöcese Breslau, chronologisch bearbeitet. Mit 2 Bildern der Heiligen. Breslau, Schletter. Gr. 4. 6 Thlr.

Nach Westen! Brittische und Amerikanische Gedichte übersetzt von K. Elze. Dessau, Aue. Gr. 16. 15 Ngr.

Ochs, C., Die Kaste in Ostindien und die Geschichte derselben in der alten lutherischen Mission. Rostock, Leopold. Gr. 8. 8 Ngr.

Schmid aus Schwarzenberg, X., Nicolaus Taurellus. Aus den Quellen dargestellt. Erlangen, Blaesing. Lex.-8. 20 Ngr.

Schüren, N., Zur Lösung der socialen Frage. Eine volkswirthschaftliche Studie. Leipzig, Wengler. Gr. 8. 1 Thlr.

Solitaire, M., Erzählungen bei Licht. Novellen. Leipzig, Hübner. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Trendelenburg, A., Naturrecht auf dem Grunde der Ethik. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 3 Thlr.

Willkomm, E., Mosaik. Ausgewählte Erzählungen. Zwei Bände. Leipzig, Hübner. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Der Genius Preußens mit Hinblick auf die Machtreform. Ein Mahnruf an die Staatsmänner, die Abgeordneten und alle deutschen Männer von Leo Dall... Berlin, Wagner. Gr. 8. 6 Ngr.

Genthe, F. W., Rede zur 300jährigen Gedächtnissfeier des Todestages Philipp Melanchthons in der Aula des Königl. Gymnasiums zu Eisleben am 19. April 1860 gehalten. Eisleben, Reichardt. 8. 6 Ngr.

Holtzmann, J., Zur 300jährigen Gedächtnißfeier Phil. Melanchthons. Predigt am 22. April 1860 in der Kirche zum heiligen Geist in Heidelberg gehalten. Heidelberg, E. Mohr. Gr. 8. 2 Ngr.

In der zwölften Stunde. An die Angehörigen des deutschen Bundes. Von dem Verfasser des „Skalden". Schaffhausen, Brodtmann. Gr. 16. 5 Ngr.

Preußen und die deutschen Fragen. Von einem Freunde der geschichtlichen Aufgabe Preußens. Jena, Doebereiner. Gr. 8. 3 Ngr.

Richter, F., Zum Frieden Europa's. Erledigung dreier General-Fragen mit Vorwort an den Kaiser der Franzosen. Hamburg, Richter. 12. 12 Ngr.

Ueber die Centralgewalt in Deutschland. Hannover. Gr. 8. 2 Ngr.

Wolters, A., Ernst Moritz Arndt, ein Zeuge für den evangelischen Glauben. Elberfeld, Bädeker. 8. 5 Ngr.

Zur Erinnerung an die Säcular-Feier des Geburtstages Friedrich Schiller's, gehalten zu Mannheim vom 8.—11 November 1859. Mannheim. 1859. Gr. 8. 18 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Thatsächliche Berichtigung.

In der bei Lorck in Leipzig erschienenen Sammlung moderner Biographien findet sich auch ein Lebensabriß des Unterzeichneten, worin demselben Aeußerungen über gewisse Dichter der Neuzeit (namentlich Geibel und Herwegh) in den Mund gelegt werden, die er nie gedacht, noch jemals mündlich oder schriftlich gesagt hat. So viel zur Verneinung dieser völlig aus der Luft gegriffenen Sache, um andere Unrichtigkeiten, die den Unterzeichneten allein betreffen, nicht zu erwähnen.

Kuno Fischer.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1860.

Zweiter Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1860.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1860.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 27. — 1. Juli 1860.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Das geistliche Schauspiel.

1. Das geistliche Schauspiel. Geschichtliche Uebersicht von Karl Hase. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungarn, geschildert und mitgetheilt von Karl Julius Schröer. Mit Unterstützung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gedruckt. Wien. 1858. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Herodes. Ein deutsches Weihnachtsspiel aus Siebenbürgen, mit einleitenden Bemerkungen über Festbräuche der Sachsen in Siebenbürgen von Johann Karl Schuller. Sylvestergabe für Gönner und Freunde. Hermannstadt, Steinhaußen. 1859. Gr. 8. 6 Ngr.

Wenn auch das Drama der Gegenwart mittelbar aus der Tragödie der Griechen erwachsen und unmittelbar durch den Einfluß der griechischen Kunst ausgebildet ist, so ist es doch etwas wesentlich anderes geworden. Freilich, wenn wir die Werke der griechischen Tragiker lesen und mit den Dramen unserer Dichter vergleichen, so scheinen uns beide übereinstimmend: wir finden hier wie dort eine bedeutungsvolle Begebenheit durch Handlung dargestellt, sodaß der Zuschauer mit eigenen Augen und Ohren Zeuge des Dargestellten wird. Nur die Gesänge des Chors in der griechischen Tragödie finden wir in den Dramen der Gegenwart nicht, und von dem Standpunkte unsers Dramas aus sind sie auch sehr überflüssig und deshalb ganz mit Recht beseitigt. Betrachten wir aber den Ursprung und Zweck der griechischen Tragödie, so finden wir, daß gerade umgekehrt die Gesänge des Chors das Wesentliche und die vor und zwischen den Gesängen sich abspinnende Handlung die Nebensache war, welche aber freilich schon bei den Griechen die Hauptsache mehr und mehr überwucherte. Aus der Zusammenstellung aller Nachrichten über den Ursprung der Tragödie ergibt sich als im wesentlichen sicherstehend Folgendes:

An den Dionysosfesten wurden mit Tanzbewegungen Lieder zu Ehren des Gottes gesungen, welche Dithyramben hießen. Auf dem Lande wurden diese von Leuten aufgeführt, die in Bocksgestalt vermummt Satyrn darstellten, und hießen deshalb Tragödien (Bocksgesänge). Ein Vorsänger hielt, wie es scheint, vor dem Beginne des Gesangs eine Anrede an die Zuhörer, leitete durch Erzählungen aus der Lebensgeschichte des Gottes den Dithyrambus ein und füllte auf ähnliche Weise auch die Pausen zwischen den einzelnen Gesängen aus. Nun kam zur Zeit Solon's Thespis aus dem Flecken Ikaria in der Nähe Athens auf den folgenreichen Gedanken, selbst als Gott Bakchos verkleidet aufzutreten und an die Stelle der einfachen Erzählungen theils Monologe des Gottes zu setzen, theils Unterredungen mit dem Chor, der ja die Begleiter des Gottes, Satyrn, darstellte. Bald ging er einen Schritt weiter, wechselte während des Chorgesangs Costüm und Maske und trat nun bald als diese, bald als jene Person auf, wodurch schon dramatische Darstellung einer zusammenhängenden Begebenheit möglich wurde, wenn auch die handelnden Personen nicht nebeneinander, sondern nur nacheinander auftraten und, was ihnen widerfahren war, nur erzählen konnten. Thespis dichtete auf diese Weise mehrere Stücke, welche er allein spielte, und da seine Neuerung großen Beifall fand, behandelte er in diesen auch andere Stoffe, als die Geschichte des Dionysos, was dahin führte, daß auch der Chor nicht mehr Satyrn darstellen konnte, sondern jedesmal in einem Costüm auftrat, wie es für den Stoff passend war. Auch andere Dichter eiferten dem Thespis nach, dessen Kunst bald auch in der Stadt Athen Aufnahme fand und Gegenstand des Wettstreits der Dichter wurde, die an den Dionysosfesten ihre Tragödien — so hießen sie noch immer — aufführten. Den großartigsten Aufschwung nahm die neue Kunst durch Aeschylus, der 525 v. Chr. geboren war. Dieser erst führte einen zweiten Schauspieler ein, und seine Stücke wurden schon in einem neuen steinernen Theater aufgeführt, das 30000 Zuschauer fassen konnte und mit Decorationen und einem reichen scenischen Apparat versehen war.

Schon durch ihn trat die Handlung als die Hauptsache hervor und die Chorgesänge wurden abgekürzt, und durch Sophokles, der den dritten Schauspieler einführte, und noch mehr durch Euripides nahm die Bedeutung des Chors in demselben Maße ab, in welchem die der Handlung zunahm. Aber immer blieb die Aufführung der Tragödien noch auf die Feste des Dionysos beschränkt und bildete einen Theil der Festfeier. Deshalb war der Inhalt der Tragödien ein religiöser, sie behandelten die nationalen Sagen, sie sprachen die höchsten Gedanken und die tiefsten Empfindungen ihrer Zeit aus, und dies in Gegenwart einer unermeßlichen Menschenmenge, des ganzen eigentlichen Volks, das die Feststimmung mitbrachte in das Theater, das in der Tragödie den Gipfel der Festfreude sah und von ihr mächtig ergriffen zu werden verlangte. Unter solchen Umständen war es natürlich, daß die Tragödie der Griechen den Charakter des Großartigen in einer Weise zeigte, von der wir keine Vorstellung haben; denn es ist ein Unterschied, ob Dichter und Schauspieler die Aufgabe haben, in engem Raume eine größere oder kleinere Zahl von Menschen während zweier Abendstunden möglichst angenehm zu unterhalten, oder wie zur Zeit der Griechen die Aufgabe, die Festempfindung der Bürger einer Stadt auf ihren Gipfel zu heben. Nun könnte wol jemand einwenden: Wie sollten wir keine Vorstellung haben von der Großartigkeit der griechischen Tragödie, da uns ja so viele griechische Tragödien erhalten sind? Wohl, wollen wir uns einmal vorstellen, es gelangten auf ein späteres Jahrtausend eine Anzahl von Texten unserer Opern, unter andern vielleicht das Textbuch von Meyerbeer's „Prophet". Stellen wir uns weiter vor, man hätte dann auch noch einige Kunde von der Einrichtung unserer Bühne, man wüßte auch, daß alles, was in dem Textbuche steht, gesungen wurde, daß Tänze im Stücke vorkamen, ein gelehrter Scholiast hätte sogar die unschätzbare Notiz überliefert, daß im Stücke ein Tanz auf Schlittschuhen ausgeführt wurde; aber man hätte keinen Begriff mehr von unserer Musik, von unsern musikalischen Instrumenten, von unserm Ballet, man wüßte sonst überhaupt nichts von der Art der Darstellung, als was man aus dem Textbuch errathen könnte: würde dann jenes spätere Jahrtausend eine Vorstellung von Meyerbeer's „Prophet" haben? Ebenso wenig aber haben wir eine Vorstellung von der griechischen Tragödie. Wir haben eben auch nur einige Textbücher — doch verwahren wir uns feierlich gegen die Annahme, als wollten wir die Textbücher unserer Opern den griechischen Tragödien gleichstellen —, aber wir haben keine Vorstellung von der griechischen Musik und wissen nur, daß sie ganz anders war als die unsere; wir haben keine Vorstellung von den Chortänzen der Griechen, über die wir einige dürftige Nachrichten haben, die wir aber nicht recht begreifen können und aus denen nur das hervorgeht, daß die Orchestik der Griechen etwas ganz anderes war, als was wir Tanz nennen, auch etwas ganz anderes, als unser Ballet; wir kennen zwar im allgemeinen die Einrichtung der griechischen Bühne, aber nicht die Inscenirung des einzelnen Stücks; und wenn wir das alles wüßten, wenn Mendelssohn-Bartholdy wirklich die alte Musik zur „Antigone" aufgefunden hätte und dieselben Instrumente, welche die Gesänge im Theater zu Athen begleiteten, und wenn der Chor dieselben Reigen zum Gesange aufführte, und wenn die Scene des griechischen Theaters genau in unserm Theater copirt wäre, ja wenn die „Antigone" des Sophokles in einem restaurirten altgriechischen Theater vor ebenso großer Zuschauermenge mit allen Einzelheiten der ersten Darstellung in Athen, selbst mit den Masken und Körpervergrößerungsmitteln, deren sich die griechischen Schauspieler bedienten, aufgeführt würde: wir hätten doch nicht die wahre Vorstellung von der griechischen Tragödie, denn wir würden sie nicht mit den Empfindungen des Griechen sehen, es fehlt uns der griechische Glaube, die griechische Lebensanschauung, der griechische Geschmack, wir sehen sie nicht in der erhobenen Stimmung der Dionysosfeste, sie würden uns fremdartig sein, und was den Griechen ergriff, würde uns unschön und grotesk erscheinen. Wir haben auch in der Gegenwart nichts, was uns die Art und Weise der Wirksamkeit des griechischen Dramas versinnlichen könnte; wir haben keine Kunstform, die in ebenso wirksamer Weise die höchsten und hehrsten Stoffe, die höchsten religiösen und sittlichen Gedanken zur Anschauung zu bringen und auf diese Weise ein Theil des Cultus zu werden vermöchte als die Tragödie der Griechen: nicht unser Schauspiel, nicht unsere Oper, nicht unser Oratorium, obgleich jede dieser Kunstformen einen Theil dessen in sich enthält, was in der griechischen Tragödie vereint wirkte.

Aber wir haben einst etwas gehabt, was der griechischen Tragödie entsprach, wenn es auch niemals zu solcher Vollendung gedieh, ja es gibt Gegenden, die, vom Weltverkehr entfernt, noch heute, wenn auch in unvollkommener Weise, wirkliche Tragödien, Tragödien in griechischem Sinne, aber mit christlichem Inhalt, aufführen. Wir meinen das geistliche Schauspiel, die Mysterien des Mittelalters, die in Deutschland, in England, in Frankreich, in Spanien, in Italien an den kirchlichen Festen zur Erbauung der Gläubigen aufgeführt wurden, bis sie vom weltlichen Schauspiel und der Oper mehr und mehr zurückgedrängt wurden, und die in der Gegenwart in die Oratorien übergegangen sind und nur an einzelnen Orten noch in alter Weise aufgeführt werden.

In einer Zeit, wo das Streben nach Erkenntniß des äußern und innern Werdens der Völker namentlich auch in Deutschland so lebendig geworden ist wie jetzt; in einer Zeit, wo man die Reste des ehemals Volksthümlichen so emsig aufsucht, konnte es nicht fehlen, daß man auch dieser merkwürdigen Erscheinung des Volkslebens Beachtung zuwandte, und so sind seit etwa drei Jahrzehnden in Deutschland, in Frankreich, in England eine Menge alter geistlicher Schauspiele des Mittelalters der Vergessenheit entrissen worden. Ueber das, was auf diese Weise gefunden und veröffentlicht wurde, einen

Ueberblick zu geben, ist die Aufgabe des Buchs von Karl Hase: „Das geistliche Schauspiel“ (Nr. 1), das derselbe der Universität Jena im Jubeljahre ihres dreihundertjährigen Bestehens gewidmet hat. Das Buch ist aus einer Reihe von Vorlesungen entstanden, die der Verfasser theils in Jena, theils in Weimar gehalten hat, und zerfällt in sechs Abschnitte oder Abende. Der erste behandelt die „Mysterien des Mittelalters“. An der Spitze steht der Satz: „Unsere Poesie und Kunst ist mit nur leisen Erinnerungen an die Herrlichkeit des classischen Alterthums aus der Kirche des Mittelalters neu geboren worden“; auch das Drama. Aber die Kirche begünstigte das Schauspiel durchaus nicht, das Theater erschien ihr als eine Stätte des Teufelsdienstes und die berühmtesten Kirchenlehrer eiferten gegen dasselbe. Die Kirche konnte sich aber nach ihrem Siege über die griechischen Götter der griechischen Bildung nicht mehr erwehren, und schon in der Zeit Julian's wurde der Versuch gemacht, christlichen Inhalt in die Form der griechischen Tragödie zu gießen, wie der ehemals dem heiligen Gregor von Nazianz zugeschriebene „Leidende Christus“ beweist, dessen Verse zu einem Drittel aus Euripides entlehnt sind. Die römischen Theater verfielen zwar seit dem 5. Jahrhundert, aber die Schauspieler starben nicht aus, und Schauspiele dauerten fort, wie ein Synodalgesetz unter Ludwig dem Frommen beweist, welches Geistlichen verbietet, Schauspielen auf der Bühne oder bei Hochzeiten beizuwohnen. Schon zur Zeit Karl's des Großen soll der Abt Angilbert Dramen in friesischer Sprache geschrieben haben; im 10. Jahrhundert dichtete Roswitha, die Nonne von Gandersheim, lateinische Komödien mit christlichem Inhalt, um den Terenz zu verdrängen. Das volksthümliche Schauspiel aber ist mitten in der Kirche aus der Liturgie entstanden. In der römischen Kirche wurde vor alters während der heiligen Woche die Passion nach Johannes mit vertheilten Rollen gesungen; bei den Processionen in den Städten gab es von je allerlei Maskenlust, in Quedlinburg ritt am Palmsonntag der Bischof von Halberstadt statt des Heilandes ein, indem Priester, Kinder und Volk Hosiannah riefen und ihm Zweige auf den Weg streuten; an den Adventsabenden zog Knecht Ruprecht, St.-Nikolaus, Maria und Christus die Kinder schreckend, ermahnend und beschenkend umher — alles Anfänge dramatischer Darstellung. Das Osterspiel namentlich aber entstand unmittelbar in der Kirche, wo am Charfreitag ein Crucifix in eine Art Grab unter dem Altar gelegt und am Ostermorgen unter feierlichem Gesange aus demselben erhoben wurde. Hier und da stellten hierbei Priester die drei Marien dar, und allmählich wurde die symbolische Handlung immer mehr zum Drama. Auf ähnliche Weise entstanden die Weihnachtsspiele. Zur Christmette ward in der Kirche eine Krippe aufgerichtet, in Flandern brachten die Hirten dem Christkinde Käse und Eier, an Höfen brachte die fürstliche Familie in der Gestalt der Heiligen drei Könige ihre Gaben, auf dem Concilium zu Kostnitz führten englische Bischöfe vor Kaiser Sigismund ein Weihnachtsspiel auf, und die Weihnachtsspiele erweiterten sich ebenso wie die Osterspiele immer mehr und mehr.

Der Verfasser spricht weiterhin ausführlicher über die ältesten uns erhaltenen geistlichen Schauspiele und über die Art ihrer Aufführung. Die ältesten aus dem 11. und 12. Jahrhundert sind noch lateinisch, so das Osterspiel vom Aufgange und Untergange des Antichrist aus dem Kloster Tegernsee; doch beginnt schon früh die Volkssprache einzudringen, wie in dem französischen Schauspiel „Die weisen und die thörichten Jungfrauen“, wo alles Liturgische lateinisch gesungen wird, Christus aber seine Worte in provenzalischer Sprache wiederholt und die Jungfrauen nur in der Volkssprache sprechen. Als aber das geistliche Schauspiel aus den Kirchen verwiesen wurde, ging es ganz in die Volkssprache über, nur die alten Hymnen und einzelne Bibelstellen wurden noch lateinisch gesungen. Es bildeten sich nun Brüderschaften für die Aufführung der geistlichen Dramen, in Antwerpen die Brüderschaft des heiligen Lucas, in Paris die Confrèrie de la passion, in Rom die Brüderschaft del Gonfalone, in York stellte zur Fronleichnamsprocession jedes Gewerk eine Scene aus der Heiligen Schrift, und die Procession ging unmittelbar in das Schauspiel über, bis seit 1426 die dramatische Aufführung auf den Tag vorher verlegt wurde.

Wir können dem Verfasser nicht in alle ausführlichern Schilderungen der erhaltenen Festspiele folgen, so viel des Anziehenden und culturhistorisch Merkwürdigen auch eine besondere Erwähnung verdiente, und begnügen uns deshalb mit einigen andeutenden Notizen, denn es ist schwer, von einer Uebersicht wieder nur eine Uebersicht zu geben.

Nachdem das geistliche Schauspiel sich von der Kirche getrennt hatte und in die Hände des Volks gekommen war, drängte sich auch das komische Element in die ernsten Dramen ein; anfangs tritt der Teufel als komische Person auf, gibt aber später diese Rolle an den Narren ab, bis im 15. Jahrhundert die Farce und das Fastnachtsspiel sich vom Mysterium selbständig ablöste, ebenso wie sich das Satyrspiel der Griechen von der Tragödie ablöste, als diese ernst geworden war und keinen Raum mehr für die Satyrscherze darbot. So streng aber hat sich im Mittelalter die Trennung nicht vollzogen, und der komischen Stellen gibt es in den geistlichen Schauspielen noch genug. In der Folgezeit tritt das weltliche Element immer entschiedener in den Dramen hervor, theils in nationaler, theils in romantischer Gestalt, wie in den französischen Mysterien „Die Taufe Chlodwig's“ und „Die Tochter des Königs von Ungarn“, welches letztere dem Roman eines Troubadours entlehnt ist.

Der zweite Abend führt den Titel „Kampfspiele und Nachklänge“ und zeigt uns das Drama im Dienste der Reformation, die Angriffe dramatischer Dichter auf das Papstthum und die entartete Kirche, die schon im Anfange des 13. Jahrhunderts beginnen, wo der Troubadour Anselm Faidit aus Avignon in seinem Drama „Die Ketzerei der Väter“ zu zeigen versuchte, daß die Kirchenväter die wahren Ketzer, die Ketzer aber die wahre Kirche seien.

Im Jahre 1334 ließ Philipp der Schöne von Frankreich nach dem Mysterium darstellen, wie der Fuchs als Priester den Gänsen Messe liest und zuletzt als Papst die Küchlein sammt ihren Müttern verspeist. Aehnliche Angriffe werden aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts aus Frankreich und sogar aus Portugal berichtet. Ernster aber werden sie im Beginne der Reformation, wo der Maler Manuel in Bern 1522 im „Todtenfresser" das habsüchtige und hochmüthige Pfaffenthum geiselt und zuletzt das reine Evangelium verkündet, und acht Tage darauf ein ähnliches Stück spielen läßt, das den Gegensatz zwischen Papstthum und Christenthum zeigt, wodurch „ein großes Volk bewegt worden, christliche Freiheit und päpstliche Knechtschaft zu unterscheiden". Auch Burkard Waldis in seinem „Verlornen Sohn", Dedekind im „Christlichen Ritter", Agricola im „Johannes Huß", Kielmann in seiner „Tetzelocramia" traten als Kämpfer für Luther's Lehre in die Schranken. Auch vor Franz I. von Frankreich soll 1524 eine ähnliche Komödie aufgeführt worden sein, und selbst vor Kaiser Karl V. spielten angeblich 1530 Unbekannte ein stummes symbolisches Spiel gleicher Tendenz.

Auch die katholische Partei bediente sich, wenn auch seltener, der dramatischen Darstellung als Waffe gegen die Reformation. So wurde vor Heinrich VIII. von England in einer Komödie Luther geschmäht; der Magister Simon Lemnius griff diesen in Wittenberg selbst in einer unsaubern satirischen Komödie „Monachopornomachia" an und mußte deshalb aus Wittenberg fliehen, wo er cum infamia relegirt wurde; noch 1682 wurde bei der Fronleichnamsprocession in Uerdingen am Unterrhein ein armseliges Machwerk gegen die Protestanten aufgeführt.

Auch die innern Streitigkeiten der evangelischen Kirche wurden in Dramen behandelt; „Der calvinische Postreiter" des Jörg Nigrinus und Nikodemus Frischlin's „Phasma" wenden sich gegen Calvinisten und Baptisten, und noch 1676 traten die wittenberger Studenten mit einem zu Ehren des Rectors Deutschmann aufgeführten Stücke für das wittenbergische Lutherthum gegen Calixtus in die Schranken.

Aber diese Kampfspiele verdrängten die alten Mysterien nicht ganz. Im Jahre 1589 spielten im Schlosse zu Berlin die Kinder des Kurfürsten ein wahrscheinlich von Georg Pondo, Domküster zu Cölln an der Spree, verfaßtes Neujahrsspiel, „Die Geburt unsers Herrn", wobei der anderthalbjährige Markgraf Friedrich das Christkind und Elisabeth von Mansfeld, „eine wunderholdselige Jungfrau", die Madonna spielte. Auch als öffentliche Volksspiele sind noch in der Folgezeit geistliche Dramen aufgeführt worden, vorwiegend aber wurde das geistliche Drama in den gelehrten Schulen Deutschlands gepflegt, wo lateinische und deutsche Stücke gegeben wurden. Die Stoffe sind meist aus dem Alten Testamente genommen, und namentlich beliebt war die keusche Susanna, von der funfzehn Bearbeitungen namhaft gemacht werden, die zum Theil sogar in der Kirche aufgeführt wurden. Aus dem Neuen Testamente wurden namentlich Gleichnisse aufgeführt, doch dichtete Hugo Grotius auch einen „Leidenden Christus". Volksthümlicher als diese Schulkomödien war „Die heilige Christfahrt", ein Umzug Christi mit seinen Engeln und Knechten in der Weihnachtszeit, die hauptsächlich von Schülern ausgeführt wurde, wahrscheinlich noch aus dem Heidenthume stammend, obgleich Wuotan Hruod-peraht, der Ruhmesprächtige, bei diesen Umzügen zur Nebenrolle des Knecht Ruprecht herabgesunken ist. Diese Umzüge waren zum Theil wirkliche Komödien mit Dialog und Gesang, die aber nicht auf einer Bühne, sondern in den Häusern, wo der Zug am Abend vorsprach, vor den erschreckten Kindern aufgeführt wurden, namentlich in Thüringen. Wegen vorkommender Misbräuche schritt die Geistlichkeit „wider diesen heidnischen Christgreuel ein", und so ist die Sitte durch Verbote allmählich abgekommen.

Die biblischen Dramen wurden auf den Schulen allmählich beseitigt, die weltliche Schulkomödie hat sich bis tief in das 18. Jahrhundert erhalten. Auf der Schule zu Arnstadt, die lange ein Hauptsitz geistlicher Spiele gewesen war, wurde 1705 eine Operette aufgeführt, „Die Klugheit der Obrigkeit in Anordnung des Bierbrauens", welche wol von Johann Sebastian Bach, der damals als Organist in Arnstadt lebte, componirt war. Glänzender waren die geistlichen Schauspiele in den Erziehungshäusern der Jesuiten, die in lateinischer Sprache von ihren Schülern, in Wien nicht selten vor dem kaiserlichen Hofe, aufgeführt wurden.

Die sogenannten englischen Komödianten, welche schon im Anfange des 17. Jahrhunderts nach Deutschland kamen, führten neben weltlichen Stücken und Haupt- und Staatsactionen auch noch geistliche Stücke auf; aber mit der Bildung eines eigenen Schauspielerstandes löste sich das Theater immer mehr von der Kirche, und nur in der Oper und im Puppentheater behielten biblische Stoffe noch theilweise eine heimische Stätte. Erst Klopstock hat ohne Erfolg und Zacharias Werner in den „Söhnen des Thales" und in der „Weihe der Kraft" mit mehr als zweifelhaftem Erfolg wieder Stoffe mehr oder weniger religiösen Charakters dramatisch behandelt.

Aber in den einsamen deutschen Gebirgsthälern der östlichen Alpen hat sich unter einer katholischen Bevölkerung das religiöse Schauspiel bis auf diese Stunde in all seiner naiven Gläubigkeit erhalten. In Tirol sind solche Spiele schon im 15. Jahrhundert aufgeführt worden, doch seit 1791 begannen weltliche und geistliche Behörden gegen sie mit Verboten einzuschreiten; das Volk aber ließ sie sich nicht nehmen, bis 1816 der Bischof von Brixen ihre Unterdrückung durchsetzte. Nur 1848 und 1849 sind sie an einigen Orten versuchsweise wieder aufgetaucht. Erhalten hat sich das geistliche Drama in Oberammergau im bairischen Hochlande. Hier hatten die Bauern 1633 bei einer Seuche gelobt, alle zehn Jahre die Passion darzustellen, und 1634 spielten sie dieselbe zum ersten male. Auch sie hatten mit Unterdrückung zu kämpfen, bis König Max ihnen unter der Bedingung einer zeitgemäßen Umarbeitung ihres Stücks 1811 die

Aufführung wieder gestattete. Die Aufführungen von 1830, 1840 und 1850 fanden, wie dies sicher auch bei der diesjährigen der Fall sein wird, unter großem Zulauf aus der Fremde zu nicht geringem Nutzen des Dorfs statt. Die ausführlichere Schilderung dieses Passionsspiels, das der Verfasser sehr eingehend behandelt, unterlassen wir, da es in neuerer Zeit viel besprochen und geschildert worden ist.

Das Beispiel der Oberammergauer hat schon gewirkt; in der Charwoche 1852 wurde auch zu Liesing in Kärnten nach langer Unterbrechung wieder das alte Passionsspiel aufgeführt, und so ist auch an andern Orten wieder neues Leben erwacht, aber „es scheint nur das letzte Aufflackern einer vergessenen heiligen Lampe".

Der dritte Abend behandelt die „Wiedergeburt des geistlichen Dramas in Spanien", und namentlich werden die geistlichen Dramen Lope de Vega's und Calderon's ausführlicher besprochen. Das Thema des vierten Abends ist die „Geistliche Diaspora im classischen Drama der Franzosen", und hier finden wir namentlich Corneille, Racine und Voltaire berücksichtigt, auch Molière's „Tartufe" nicht vergessen. Am fünften Abend wendet sich dann das Buch nach Deutschland zurück, zu Hans Sachs und Lessing, die beide auf Grenzscheiden der deutschen Literatur stehen, „einer versinkenden Vergangenheit noch angehörig und eine neue Zeit anhebend".

Von der großen Zahl geistlicher Stoffe, die Hans Sachs behandelt, bespricht der Verfasser merkwürdigerweise, und zwar sehr ausführlich mittheilend, nur die Komödie: „Von den ungleichen Kindern Evä", und die zweite Bearbeitung desselben Stoffs in dem Spiel: „Wie Gott der Herr Adam und Eva ihre Kinder segnet", und von den Fastnachtsspielen nur: „Wie Sanct Peter sich letzt mit seinen Freunden." Nach Hans Sachs bespricht er noch den „Eislebischen christlichen Ritter" des Martin Rinckart, ein protestantisches Streitdrama, das vor dem Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs von den Schülern zu Eisleben aufgeführt wurde. Dies hätte wol seinen Platz besser im zweiten Abschnitte gefunden und bildet nur sehr äußerlich den Uebergang zu Lessing's „Nathan", weil Rinckart wie Lessing seinen Stoff aus Novellen des Mittelalters geschöpft hat. Ueber Lessing und seinen „Nathan" spricht der Verfasser nun mit vieler Wärme. Er legt kurz Lessing's Stellung zur Orthodoxie seiner Zeit dar und erwähnt seine Streitigkeiten mit dem hamburger Hauptpastor Götze, die Veranlassung zur Dichtung des „Nathan" wurden. Für diese Dichtung hat der Verfasser hohe Anerkennung, obgleich er den Mangel an fortschreitender Handlung und an einem befriedigenden Abschluß tadelt und Poesie und Geschichte von etwas frostigem Hauche durchweht findet. Dieses Drama habe das Herz des Volks getroffen, sagt er, „weil es von dem damaligen Streben nach Befreiung der Geister das Edelste aussprach, die Milde gegen Andersgläubige und die Religion der Humanität". Gegen den Vorwurf, daß Lessing im „Nathan" parteiisch gegen das Christenthum sei, weil der Islam und das Judenthum durch Saladin und Nathan, die hoch über der Religion ihres Volks stehen, das Christenthum durch Personen vertreten sei, die tief unter dem Christenthum stehen, vertheidigt ihn der Verfasser mit dem christlichen Standpunkte des Dramas, den er S. 263 fg. ausführlicher darlegt. Auch wendet sich der Verfasser gegen Wilhelm Wackernagel, der die Harmlosigkeit unsers Volks bewundert, „aus einem Buche, das von dem schneidendsten Mißton einer unduldsamen Gehässigkeit durchzogen sei, gerade die Duldung, diese Pflicht der christlichen Liebe, herauszulesen", und die von Lessing gepredigte Duldung theistische Gleichgültigkeit gegen jede Religion nennt, die nur der Duldung ähnlich sehe, in der That aber in ihrem schwankenden Verstandesurtheile über ein mögliches Irren des eigenen und ein mögliches Rechthaben des fremden Glaubens die allerunduldsamste sei. Dagegen meint der Verfasser: nur dem Dogma der Ausschließlichkeit, jener heiligen Wuth, die, weil alle Andersgläubigen verloren seien, sie mit Gewalt zu bekehren sucht und den Leib verbrennt, um die Seele zu retten, nur dieser habe sich Nathan entgegengestellt, „auch dem widerlichen Treiben, welches um des verschiedenen christlichen Bekenntnisses willen die Bande der Herzen zerreißt, den Frieden der Familien zerstört, selbst die Todten nicht mehr friedlich nebeneinander ruhen lassen will".

Das ganze Buch, in welchem freilich auch manches ferner Liegende in das Bereich des geistlichen Schauspiels etwas gewaltsam hineingezwängt ist, ist so inhaltreich, daß wir uns, abweichende Ansichten unterdückend, nur referirend verhalten können. Dies gilt namentlich auch vom sechsten Abend, der das Verhältniß von „Theater und Kirche" behandelt. Der Verfasser bespricht da zuerst die Bedenken der Kirche gegen das Theater überhaupt, die geistliche Verfolgung der Schauspieler, denen das heilige Abendmahl und ein ehrliches Begräbniß verweigert wurde, den literarischen Streit zwischen Rousseau und d'Alembert über die Zulassung des Theaters in Genf, die Unterdrückung des Theaters in Spanien von 1644—49 und die spätere Beschränkung auf Lebensläufe der Heiligen und edle Thaten der Geschichte, den Haß der Puritaner in England gegen das Theater gerade in der Zeit, in der Shakspeare dichtete, die Histrionengeisel des Rechtsgelehrten William Prynne, der in einem Quartband von 1006 Seiten selbst in dramatischer Form alle Zeugen der Vorzeit gegen das Theater vor die Schranken ruft und das Urtheil ewiger Verdammniß gegen Schauspieler und Schauspielergenossen ausspricht, aber nach Wiederherstellung des Königthums und des Theaters in England mit dem Verluste seiner Ohren, seiner akademischen Würden, Ausstellung am Pranger und lebenslänglichem Gefängniß büßen und seine Schriften durch den Henker verbrennen lassen mußte.

In Deutschland wurde das Theater durch Luther und Melanchthon begünstigt, die Pietisten aber traten in Bitt- und Druckschriften gegen dasselbe auf; die Orthodoxen dagegen in ihrem Groll gegen die Pietisten vertheidigten das geistliche Schauspiel und die Oper, und die theologischen Facultäten zu Rostock und zu Wittenberg billigten wenigstens Opern biblischen Inhalts. Ein zweiter ham=

burger Theaterstreit erhob sich, als bekannt wurde, daß der Pfarrer Schlosser als Student und Candidat einige Lustspiele geschrieben hatte, die durch fremde Hand 1768 in Druck gegeben worden waren. Der Hauptpastor Götze, schwer erzürnt ob solchen Aergernisses, wendete sich an die theologische Facultät zu Göttingen, welche zwar dem jugendlichen Leichtsinn Nachsicht ertheilte, aber doch verlangte, daß der Geistliche, der solches Aergerniß gegeben, sein Misfallen darüber vor seiner Gemeinde oder in einer Druckschrift an den Tag lege.

Schiller verkündete die Schaubühne als moralische Anstalt, wenn auch das damalige deutsche Theater seinem Ideal keineswegs entsprach. Joseph II. gab seinem Nationaltheater zu Wien die Bestimmung zur Verbreitung guten Geschmacks und zur Veredlung der Sitten. Iffland verlangte, daß der rechte Schauspieler sich als Volkslehrer fühle. Friedrich Wilhelm III. von Preußen erklärte das Theater für ein angenehmes Mittel zur sittlichen Veredlung und wies es 1808 (nur vorübergehend) dem Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts zu.*)

Dräseke erkennt in seiner Schrift „Ueber die Darstellung des Heiligen auf der Bühne" dem Theater das Recht zu, das Heilige darzustellen, nur habe die dramatische Kunst gleich jeder andern ihre Grenze, und wie es Naturerscheinungen gebe, für deren Darstellung das Theater zu beschränkt sei, so gebe es auch ein moralisch zu Großes für die Bühne, wie z. B. eine Gesetzgebung auf dem Sinai, eine Oelbergsscene, eine Kreuzigung, eine Auferstehung, eine Himmelfahrt. An diese Anschauungen anknüpfend spricht nun der Verfasser am Schlusse seines Buchs seine eigenen Ansichten über die Darstellung des Religiösen auf der Bühne aus, welche kurz in Folgendem zusammengefaßt werden mögen.

Das Christenthum ist vereinbar mit der höchsten menschlichen Bildung und stellt sich dem Theater nicht feindlich entgegen. Dramen von echter Poesie und hoher sittlicher Tendenz können beitragen, den Charakter eines Volks zu kräftigen und zu erheben, aber religiöse Bekehrung ist nicht das Geschäft der Bühne, wennschon der Geist Gottes, der durch mancherlei Mittel zu den Menschen redet, auch einmal durch das Wort eines Komödianten ein starres Herz durchbrechen kann. Die dramatische Form ist ein kräftiges Mittel, Gedanken und Gefühle unter das Volk zu bringen, und Lessing hat mit seinem „Nathan" für die Milde gegen Andersgläubige eine größere Wirkung geübt, als irgendeine Predigt für das Gegentheil.

Der Geistliche ist nicht vom Besuche des Theaters ausgeschlossen, auch die Darstellung des Geistlichen auf dem Theater ist unbedenklich; aber die Darstellung heiliger Geschichten durch Schauspieler würde für uns immer etwas Verletzendes haben, schon deshalb, weil der Schauspieler, der heute den Herrn Christus spielte, morgen vielleicht einen Schächer oder Schalk zu spielen hätte. Solche heilige Spiele dürften also nur durch Liebhaber zu Festzeiten aufgeführt werden, und selbst unter diesen Bedingungen möchte die Wirkung zweifelhaft sein. Selbst in Oberammergau wird man es schwerlich einen Augenblick vergessen, daß dieser Herr Christus der Herrgottsschnitzer ist, diese Madonna des Küsters Tochter. Diese Bedenken werden sich mindern, wo das Spiel noch auf altväterliche Sitte gegründet ist und unter einem einfachen katholischen Volksstamm. Aber bei uns dürften die religiös Gleichgültigen wie die religiös Innigen gleichermaßen gegen das geistliche Schauspiel sein.

Auch Paulus, auch Luther dürften an dieser geschichtlichen Unverletzbarkeit theilnehmen. Dagegen ist die Darstellung alttestamentlicher Stoffe unbedenklich. Auch darf die Bühne nicht auf das Religiöse überhaupt verzichten, denn es ist ein allgemein Menschliches, ja die Blüte alles Menschlichen. So hat das Faustspiel, im Puppentheater wie in Marlow's und Goethe's Dramen, einen unverwüstlich religiösen Sinn. Auch das Gebet kann nicht von der Tragödie ausgeschlossen werden, nur soll man nicht auf dem Theater das Vaterunser beten, es müßte denn gerade dadurch eine bestimmte Katastrophe bedingt sein. So soll auch die Spendung des Heiligen Mahles vermieden werden, während die Beichte der Maria Stuart ergreifend wirkt und Trauungs-, Begräbniß- und Krönungszüge keinen Anstoß geben. Ein eigentlich christliches Drama aber wird schwerlich je wieder das Herz unsers Volks gewinnen, denn Kirche und Theater sind einander entfremdet, weil sich das Theater im Sinne seiner eigenen höhern Entwickelung von der Kirche emancipirt hat. Noch am ersten mag das kirchliche Christenthum in der allgemeinen Sprache der Musik das Theater betreten, wie z. B. in Meyerbeer's „Hugenotten" die Melodie des reformatorischen Kampf- und Siegesliedes „Eine feste Burg" mit ergreifender Wirkung benutzt ist; die Verwendung des Liedes selbst aber würde verletzend wirken. Die zeitgemäße Wiedergeburt der Mysterien ist das Oratorium, wie Bach's „Matthäuspassion", Händel's „Messias", Haydn's „Schöpfung", Mendelssohn-Bartholdy's „Paulus", die mit gutem Rechte in ihre alte Stätte, die Kirche, zurückgekehrt sind.

Einer unserer tiefsinnigsten Theologen (Richard Rothe, „Die Anfänge der christlichen Kirche", Wittenberg 1837) hat aus der Auffassung des Staats als sittlicher Gemeinschaft alles Menschlichen, in welcher, als im christlichen Staate, aufzugehen die Kirche ihrem Untergange entgegengehe, auch die einst künftige Einheit des christlichen Cultus und der Schaubühne gefolgert.

Der Verfasser vermag nicht für eine Zeit hoher Geistesbildung sich eine Vorstellung von solcher Einheit zu machen. Das Menschenleben hat sich in Staat und Kirche gegliedert, die beiden Grundformen menschlicher Gemeinschaft, jede auf eigenthümlichen historischen Grundlagen; so wird auch der christliche Cultus die Kunst nur um sich versammeln, soweit sie unmittelbar, ein Ausdruck des religiösen Geistes, auf Gott gerichtet ist. Das Theater bedarf nicht der Kirche, die Kirche noch weniger des Theaters.

Wir sehen, daß der Verfasser weder als Reformator

*) Bekanntlich hat Rudolf Gottschall diese Unterordnung des Theaters unter das Cultusministerium neuerdings in Vorschlag gebracht.
D. Red.

noch als Prophet einer Reformation des Theaters auftritt; er hat das Theater im Auge, wie es heute ist; er weist ihm die Stellung der Kirche gegenüber an, die es schon lange innehat; er erlaubt ihm, vom Religiösen das darzustellen, was es sich selbst schon lange darzustellen erlaubt hat, und manches erlaubt er ihm eben blos deswegen, weil durch das Gelingen der Beweis geliefert ist, daß es möglich, wirkungsvoll und unanstößig ist. Schwerlich würde der Verfasser zugestimmt haben, wenn Meyerbeer ihn gefragt hätte, ob er es für räthlich halte, in den „Hugenotten" die Luther-Melodie zu verwenden. Wir glauben, so würde der Verfasser wol auch noch manches andere nachträglich gutheißen, was er jetzt verwirft, wenn es als vollendete Thatsache, vom Gelingen gekrönt, vor ihn träte. Darin aber müssen wir unbedingt beistimmen, daß das Theater, wie es jetzt ist, nicht geeignet ist, die höchsten Ideen und Thatsachen des Christenthums zur Erscheinung zu bringen und dieselbe Stellung einzunehmen, die in seiner höchsten Zeit unter Aeschylus das griechische Theater als Cultusanstalt, oder die, wenn auch in sehr unvollkommener Weise, in einer rohern Zeit das Mysterium behauptete. Aber ist denn neben dem jetzigen Theater, das wesentlich der angenehmen und bildenden Unterhaltung gewidmet ist, nicht auch noch etwas anderes möglich? Ist es nicht möglich, daß die dramatische Dichtkunst, der auch der Verfasser eine großartige Wirkung zugesteht, sich auch einmal der höchsten Stoffe, der religiösen Thatsachen und Ideen bemächtigt und für die Darstellung derselben eine neue, würdige Form findet? Ja, es ist möglich, der Beweis ist schon geliefert, wenn auch noch in unvollkommener Weise und wenn auch nicht bei uns. Wir meinen das Passionsschauspiel in Oberammergau.

Freilich was bei katholischen Bauern möglich ist, findet der Verfasser bei gebildeten Protestanten nicht möglich. Aber warum soll gerade im Protestantismus, der den Grundsatz vom allgemeinen Priesterthum zur Geltung gebracht hat, ein für die Religion begeisterter Dichter, ein glaubenswarmer Laie nicht in der dramatischen Form, die so mächtig wirkt, mitwirken dürfen zur Erbauung, zur Erweckung religiöser Begeisterung? Ist es etwa nicht möglich, daß Dichter, daß zur dramatischen Darstellung geschickte Laien zugleich begeisterte Christen sind? Nur ist freilich dabei nicht an das gegenwärtige Theater zu denken. Der Verfasser selbst findet eine zeitgemäße Wiedergeburt der Mysterien im heutigen Oratorium. Bekanntlich bleibt nun aber nichts auf der Welt immer in seiner alten Form; auch das Oratorium wird sich einmal fortbilden. Setzen wir den Fall, es überzeugte sich endlich ein Oratoriendichter, der zugleich Componist wäre, davon, daß das heutige Oratorium außerordentlich unwirksam ist und am wenigsten zur religiösen Erhebung und Erbauung dient, und sänne auf Abhülfe. Er beseitigte vor allem das Opernartige der heutigen Oratorienmusik, auch die Fugen und andern Unfug, beseitigte ferner die langweiligen Recitative, setzte an deren Stelle Dialog und Handlung, und errichtete zu diesem Zwecke hinter den Sängern eine Bühne. Da hätte er dasselbe gethan, was einst Thespis that, indem er der Schöpfer der griechischen Tragödie wurde. Er würde auch wol angefeindet werden, wie ja Thespis selbst Solon's Zorn erregte, aber am Ende würde die Neuerung auch siegen, und es würde sich für diese Art von Oratorien mit Handlung, die zur Aufführung an kirchlichen Festen bestimmt wären, schließlich auch ein Schauplatz finden, da allerdings weder Theater noch Kirche für diese Spiele geeignet wären. Es käme auf einen Versuch an, und der vollendeten Thatsache, wenn sie sich bewährt hätte, würde am Ende auch die nachträgliche Erlaubniß zur Existenz nicht fehlen.

Doch das alles liegt nur im Bereiche der Möglichkeit; kehren wir auf den Boden der Thatsachen zurück.

Daß das geistliche Schauspiel noch nicht ganz ausgestorben ist, beweist uns nächst den oberammergauer und liesinger Passionsspielen und nächst Karl Weinhold, der aus Süddeutschland und Schlesien geistliche Volksschauspiele mittheilte, auch Karl Julius Schröer in den „Deutschen Weihnachtsspielen aus Ungarn" (Nr. 2), in welcher Schrift er uns die Art ihrer Aufführung schildert.

Auf einer Vorinsel zur Insel Schütt liegt nahe bei Presburg, wo der Verfasser lebt, das Dörfchen Oberufer mit gemischten katholischen und protestantischen Bewohnern, welche keine eigene Kirche haben, sondern in Presburg eingepfarrt sind. Sie gehören zum Stamme der Haidbauern, welche im 16. oder 17. Jahrhundert aus der Gegend am Bodensee eingewandert und noch 1659 ganz protestantisch gewesen sein sollen. Hier werden nun dann und wann in der Weihnachtszeit alte Volksschauspiele aufgeführt, und zwar ein Weihnachtsspiel, ein Paradiesspiel und zuletzt ein Fastnachtsspiel. Im Jahre 1853 nun geschah dies nach zwölfjähriger Unterbrechung zum ersten male wieder, und der Verfasser versäumte nicht, dieser Aufführung wie einer spätern 1856 beizuwohnen und erstattet nun sehr eingehenden Bericht.

Der „Lehrmaister" der Spiele, David Malatitsch, hat diese Würde von seinem Vater geerbt. Wenn nun Lust und geeignete Personen vorhanden sind, so werden im Spätherbste die Stücke eingeübt. Wer mitspielen will, darf nicht zu den Dirnen gehen, darf in der heiligen Zeit keine Schelmenlieder singen, muß ein ehrsames Leben führen und dem Lehrmeister gehorchen. Musik wird in der Zeit der Vorbereitung auf die Spiele nicht im Dorfe gelitten. Wer gegen einen dieser Punkte sündigt oder einen Gedächtnißfehler im Spiele macht, wird um Geld gestraft. In der Zeit vom ersten Advent bis zum heiligen Dreikönigstage wird alle Sonntage und Feiertage im Dorfe gespielt, an den übrigen Tagen spielen sie auf andern Dörfern. Gewöhnlich beginnt die Aufführung um 3 Uhr nachmittags und dauert zwei Stunden, wenn aber noch Leute vorhanden sind, die für zwei Kreuzer zuhören wollen, so fangen sie wieder von vorn an.

Der ersten Aufführung geht ein feierlicher Auszug der Spieler (Singer) aus dem Hause des Lehrmeisters voran.

Da wird an der Spitze der Baum des Paradieses, mit Bändern und Aepfeln geschmückt, und der Stern an langer Stange getragen; die Spieler folgen in bestimmter Reihe mit Gesang. Vor dem Gasthause wird dann ein alterthümliches Lied, „Das Sterngsang", angestimmt, und hierauf zieht die Kumpanei mit dem Liede „Unsern Eingang segne Gott" in den Spielsaal. Während sich die Spieler ankleiden, geht der Teufel in seinem schwarzen Costüm mit Schwanz und Hörnern im Dorfe herum und ladet durch Tuten mit dem Kuhhorn und allerlei Muthwillen zum Spiele ein. Die Zuschauer sitzen auf den Bänken an drei Seiten des Saals, an der vierten Seite ist der Eingang nebst dem Ankleideraum, die Mitte des Saals dient als Bühne; von einer Decoration ist nicht die Rede.

Das Christigeburtspiel beginnt mit einem Umzuge der Compagnie durch den Saal, wobei ein Vers aus einem alten Liede gesungen wird. Der Singer, welcher die Maria darstellt, bleibt nach dem Umzug im Saale zurück und es folgt die Verkündigungsscene und so fort die ganze Geschichte der Geburt Christi bis zum Kindermord und bis der Teufel den Herodes holt. Zwischen den einzelnen Scenen hält immer die Compagnie einen Umzug mit Gesang von Kirchenliedern. Auch Maria und der Engel singen ihre Rollen.

Unmittelbar darauf folgt, von denselben Personen gespielt, das Paradiesspiel, wobei das Paradies durch nichts als den geschmückten „Kranewit" (Wacholderbaum) angedeutet wird. Adam legt vor seiner Schöpfung den Kopf in Gottes Schos; Eva, welche von demselben Singer, der vorher die Maria dargestellt hat, in derselben weißen Nonnentracht gespielt wird, verbirgt sich hinter den Baum, solange sie noch nicht geschaffen ist; der Teufel kommt auf dem Bauche hereingekrochen, um die Schlange anzudeuten, und so geht alles außerordentlich einfach zu; einige symbolische Andeutungen ersetzen Decoration und alles Mögliche.

Am ersten Adventsonntage werden nach dem Paradiesspiele geistliche Lieder gesungen, solange die Zuschauer anwesend sind, an den übrigen Spieltagen folgt ein Fastnachtsspiel, „Schuster und Schneider"; die heiligen Personen spielen hierbei nicht mit, der Hauptmann des Herodes aber agirt nach altem Herkommen die schöne Schneiderin, Herodes den Schuster, der Teufel macht auch hier seine Späße.

Die beiden ernsten Spiele werden mit diplomatischer Treue mitgetheilt, der Herausgeber konnte aber nur mit Mühe die Erlaubniß erhalten, sie abdrucken zu lassen, und in einer Vorbemerkung ist ausdrücklich gesagt, daß durch Ankauf dieses Abdrucks das Recht der Aufführung nicht erworben werde, indem dieses Recht der gegenwärtige Lehrmeister sich und seinen Erben vorbehalte. Das ist sehr komisch, denn so formlos wie die Aufführung sind die ganzen Spiele, und die Verse, mit Ausnahme der eingelegten Lieder, sind fast durchweg höchst holperige Knittelverse. Diesem Charakter der Stücke entspricht auch der Vortrag. Zum Sprechen machen die Spieler Schritte, die den Votshebungen entsprechen. „Es wird da in Versen, in denen die Senkungen gehäuft sind, gewaltsam über Stock und Stein ein anapästischer oder daktylischer Rhythmus erzwungen, der allen Gesetzen der Prosodie Hohn spricht", z. B.:

> Bit eúch seit nun disfalls an álle sorgén.
> Das Géld manglt án allen órtn und endén.

Oder:

> Ándre mittel sind nicht zu findén,
> láss uns das ŏchslein zugleich anbintén.

Aber halt! der Herausgeber weiß eine Erklärung dafür, die gerade diesen Umstand sehr bedeutungsvoll macht: es ist eine Entartung des Gesetzes der absteigenden Betonung, das ursprünglich in dem Spiele noch beachtet ward, obwol es in der Kunstdichtung schon im 12. Jahrhundert auszusterben anfing. Von dieser Voraussetzung geleitet, fand der Herausgeber, daß sich besonders in den Reden (vielmehr Gesängen) der Maria Versreihen erhalten haben, 1) in denen ein zweisilbiges Wort mit stummer Endsilbe als einsilbige Hebung gebraucht wird, 2) in denen die Senkungen zwischen zwei Hebungen fehlen, an einigen Stellen alle, 3) in denen ein zweisilbiges Wort mit tieftoniger oder tonloser Endsilbe zwei Hebungen erhält. Was aber den ersten Punkt betrifft, so sollte man doch meinen, daß es in der Nähe Oesterreichs, wo man „Vogel" einsilbig „Vogl" schreibt und spricht, nicht wunderbar vorkommen könnte, wenn sich „jagen" einsilbig auf „nahn" reimen soll, und noch dazu in Versen, wo eben alles möglich ist, und an der andern Stelle, wo sich „verzagn" und „wagn" reimt, ist das wol auch nur provinzielle Eigenthümlichkeit der Aussprache. Das Fehlen der Senkungen kommt namentlich in den gesungenen Stellen vor, das Fehlen aller Senkungen namentlich in den Worten Maria's: „O Joseph mein", in denen jede Silbe eine Hebung erhält, was aber in einem Liede gewiß nicht auffallen kann, da bekanntlich in der Musik auch heute noch wie vor alters eine halbe Note zwei Viertelnoten an Zeitwerth gleich ist. Der Herausgeber mag nur beispielsweise die siebente und achte Verszeile in den Liedern, die nach der Melodie „Wie schön leuchtet der Morgenstern" gesungen werden, betrachten. Außerdem ist in Knittelversen und überhaupt in nicht streng regelmäßig gebauten Versen das Fehlen der Senkungen auch heute noch gar nicht ungewöhnlich; sagt ja selbst Schiller:

> Als hätte der allmächtige Gott
> Das Chiragra, könnte nicht dreinschlagen. —

und der „Handschuh" von Schiller ist reich an solchen Stellen:

> Sáß König Fránz. —
> Eín Löwe tritt,
> Dér blickt sich stúmm
> Ringsúm u. s. w.

Dasselbe findet sich in Goethe's „Faust" an vielen Stellen. Die zwei Hebungen endlich auf zweisilbigen Worten mit tonloser Endung, was nur am Versende vorkommt, erklären sich in den gesprochenen Stellen daraus, daß die

Spieler zu ihren Reden Schritte machen müssen; es ist ja kaum möglich, Verse mit mehrsilbiger Senkung, die mit tonloser Silbe schließen, während der nächste mit Auftakt, noch dazu mit mehrsilbigem, beginnt, anders zu sprechen, als daß man auf die letzte tonlose Silbe einen Schritt macht und also einen Accent legt. Der Verfasser mag nur Verse wie:

> Aber ich will mich an meinem Herrn König rächen
> Und will mich mit diesem Schwert erstechen,

zu sprechen versuchen, indem er dazu vier Schritte macht, und es wird von selbst der letzte Schritt und also die Vershebung auf die tonlose Endsilbe fallen. Aber auch correctere Verse als die oberuferschen, die anapästische, daktylische und iambische Versfüße mit der Senkung schließen, verführen zu dieser Art der Betonung, wenn man den Takt dazu tritt. Man versuche es mit Versen wie:

> In dem Walde die Hörner erklingén,
> Und die Jäger, die fröhlichen, singén.
>
> Lobet den Herren, den mächtigen König der Éhrén u. s. w.
> In allen meinen Thätén u. s. w.

Aehnlich verhält es sich mit den gesungenen Stellen, wie:

> Die Lieb ist eingedrúngén,
> Dass wir hab'n gewúnnén etc.

Im Gesang ist es sehr gewöhnlich und in gewissen Fällen unumgänglich nöthig, daß eine schließende tonlose Silbe noch eine Hebung erhält. Man singe nur Verse wie: „Wer nur den lieben Gott läßt walten", oder: „O Haupt voll Blut und Wunden" u. a. m., um sich davon zu überzeugen, und man wird es nicht mehr so bedeutungsvoll finden, daß man in Oberufer singt:

> Wie kűel scheint úns der mórgén etc.

und am allerwenigsten daraus Folgerungen ziehen wie der Verfasser.

In der Art der Aufführung ist allerdings manches bemerkenswerth. So z. B., daß die Spieler ihre Verse mit Schritten begleiten und bei der vierten Hebung sich umdrehen, wobei der Verfasser an das lateinische Wort versus erinnert. Auch das Sprechen geschieht nach einer bestimmten Tonfolge; Joseph spricht die vier Hebungen in der Tonfolge c, e, f, c, die andern Personen sprechen gewöhnlich e, f, f, f. Auch die symbolische Andeutung dessen, was ohne Bühne und Decoration nicht darstellbar ist, wie des Scenenwechsels, der Reise nach Bethlehem, der Geburt Christi, der Schöpfung Adam's und Eva's verdient Erwähnung. Namentlich ist die Ausführung der Hirtenscene sehr gut erfunden und leistet in symbolischer Andeutung alles Mögliche.

Das Fastnachtsspiel konnte der Herausgeber nicht mittheilen, weil der Text, den er erst später erlangen konnte, im höchsten Grade verdorben ist.*) Auch „ist es so verworren, daß man daraus nicht recht klug wird, so groß auch die Lust ist, mit der die Zuschauer es ansehen und bewundern". Dafür wird ein „Salzburger Paradeisspiel" mitgetheilt, eigentlich nur ein Lied, das mit vertheilten Versen gesprochen oder gesungen und vom Refrain des Chors: „Wir loben Gott schon im höchsten Thron", durchzogen wird und in ein Danklied an die Zuschauer übergeht. Der Anhang gibt noch eine Anzahl von Dreikönigs- und Weihnachtsliedern aus Presburg, Krikehai, Käsmark und Oberschützen.

Daran schließt sich eine Abhandlung über das Verhältniß Hans Sachs' zu den Weihnachtsspielen, in welcher Hans Sachs' „Kindheit Jesu" und „Adam und Eva" fortlaufend mit den Spielen von Oberufer, Presburg, Vordernberg, Kremnitz, auch mit den Weihnachtsspielen Edelpöck's und Pondo's (?) verglichen werden. An nicht wenig Stellen stimmen nun die Stücke Hans Sachs' wörtlich mit den Volksspielen überein, namentlich das Paradiesspiel, während sie sonst meist weit auseinander gehen und gegenseitig voneinander abweichen. Der Herausgeber ist geneigt, ältere Volksschauspiele als die gemeinsame Quelle zu betrachten, aus der auch Hans Sachs geschöpft habe. Uns scheint der Vorgang der Entstehung der Volksspiele ganz einfach folgender zu sein. Es ließ sich in einem Orte, z. B. in Oberufer, ein Mann nieder, der an andern Orten Hans Sachs' Stücke mitgespielt und wieder an andern Orten auch andere Spiele kennen gelernt hatte. Der setzte sich nun hin und stoppelte aus seiner Erinnerung ein Stück zusammen, das wörtlich enthielt, was er genau wußte, das Uebrige ungefähr wiedergab oder mit eigenen Reimen ergänzte, so gut es eben ging; in dieses Stück wurden beliebte Kirchenlieder eingelegt, und das Weihnachtsspiel war fertig. Auf gleiche Weise wurde nun dieses Stück von andern benutzt, und daraus erklärt sich ganz natürlich die Uebereinstimmung der Stücke mit-, und ihre Abweichung voneinander. Vielleicht waren auch in einem Orte schon ältere, noch rohere Spiele vorhanden; einer, der gewandert war und in andern Gegenden in den Weihnachtsspielen mit agirt hatte, behielt seine Worte in den entsprechenden Scenen, die er nun in der neuen Heimat spielte, bei und reformirte auf diese Weise das Stück. Daß ein solches Herüber und Hinüber in diesen Spielen stattfand, geht ja aus allem unwidersprechlich hervor. In nahe aneinander gelegenen Orten wird die Abweichung

*) Der Verfasser vermuthet, daß dieses Fastnachtsspiel von Hans Sachs sei, obwol er es in der Folioausgabe vom Jahre 1560 nicht finden kann. Uns stand nun eine Handschrift der Dichtungen Hans Sachs' zu Gebote, die ursprünglich 34 starke Foliobände füllte, von denen aber nur noch zwölf auf dem Rathhause zu Zwickau vorhanden sind. Sechs davon enthalten Meistergesänge, sechs Sprüche, d. h. Tragödien, Komödien u. s. w., kurz solche Dichtungen, die nicht Meistergesänge sind. Ein dreizehnter Band enthält nun ein Register aller Meistergesänge, die Hans Sachs von 1513—60 gedichtet, nach den Tönen geordnet, dann ein Register „der 14 puecher all meiner gepunden gedicht allerlei Art", ebenfalls 1560 entworfen. In diesem Register, das nach Hans Sachs' Angabe alles bis 1560 Gedichtete enthalten soll, mit Ausnahme dessen, „so etwan kurz und unansehenlich gewest", war nun kein Stück zu entdecken, dessen Titel auf den Inhalt des „Schuster- und Schneiderspiels" passen würde. Was aber merkwürdig ist, auch das Paradiesspiel konnten wir im Register weder in den Tragödien noch sonstwo finden. Sollte er gerade das Stück, das in der Folioausgabe von 1560 das erste ist, in dem im selben Jahre entworfenen Register vergessen haben?

in der Regel geringer gewesen sein, wie es in der That mit den presburger Weihnachtsspielen der Fall ist, die der Herausgeber in einem zweiten Nachtrage näher bespricht, den er dem Buche beifügte, nachdem er die Handschrift erlangt hatte. Die Spiele sind mit den oberuferschen fast ganz übereinstimmend und weichen nur im Wortlaute vielfach von diesen ab; nur an einigen Stellen sind beide selbständig. Die Handschrift, 1792 und in den folgenden Jahren geschrieben, enthält außer dem Geburts- und dem Paradiesspiel auch Kirchenlieder, Bibelstellen u. dgl., unter anderm auch das Fastnachtsspiel „Schuster und Schneider", und wird dies ebenso eingehend besprochen, als wäre es eine Handschrift der Evangelien aus dem ersten christlichen Jahrhundert. Von dem sehr verderbten Fastnachtsspiel wird nur eine Inhaltsangabe mitgetheilt. An dieses Spiel sind nun aber in der Handschrift die Fragen zu dem Sternabsingen angehängt.

Mit diesen Fragen hatte es folgende Bewandtniß. In der Zeit, wo es noch allenthalben solche Christspielergesellschaften gab, spielten diese, wie die oberufersche es noch thut, auch an andern Orten als in ihrem Dorfe. An solchen Orten aber, wo schon eine Schar ihre Heimat hatte, fühlte diese sich durch die fremden Spieler verkürzt, und wenn die Kunde von dem Herannahen einer solchen Schar erscholl, so zog der Lehrmeister der Spiele mit seiner Kumpanei ihnen entgegen und legte ihnen singend Fragen aus der Heiligen Schrift vor; wußten die Fremden die Antworten darauf, so durften sie im Orte spielen, sonst mußten sie umkehren; es war aber dafür gesorgt, daß sie diese nicht wissen konnten, denn Fragen wie Antworten wurden sorgfältig geheim gehalten. Die oberuferschen Fragen durfte der Herausgeber deshalb nicht mittheilen, aber wol die presburger, da hier nicht mehr gespielt wird. Es sind ihrer 29 mit ihren Antworten.

Man muß vor allem lobend anerkennen, daß der Herausgeber mit ungemeiner Sorgfalt und viel Gelehrsamkeit seine Aufgabe gelöst hat, ja man könnte die allzu große Sorgfalt tadelnswerth finden, mit der er den Text eines so rohen Bauernspiels bearbeitet und mit Noten versehen hat, welche die zahllosen und theilweise lächerlichen Abweichungen seiner Handschriften gewissenhaft anführen, mit der er ferner die Parallelstellen der Bibel, mehrerer Gesangbücher u. s. w. anführt, Worte und Ausdrücke erklärt: kurz, man könnte sagen, der Herausgeber nähme es mit diesen Spielen gar zu ernst. Das Buch würde übersichtlicher geworden sein, wenn sich der Herausgeber begnügt hätte, einfach den Text der Spiele zu geben, bei jeder Scene über die Art der Darstellung Bemerkenswerthes beizufügen und in den Noten kurz zu bemerken, was mit Hans Sachs und andern ähnlichen Spielen übereinstimmt. Ein weit größeres Verdienst aber als durch die Herausgabe des gegenwärtigen Buchs könnte sich Schröer, den wir auch als Dichter kennen, durch etwas anderes erwerben. Es ist nämlich sehr werthvoll, wenn in einer Gegend noch Volksschauspiele vorhanden sind und mit Liebe und Eifer aufgeführt werden; aber es ist doch gar zu arg, wenn noch heute dieser Eifer und diese Lust an gar so rohe Machwerke wie die vorliegenden Spiele verschwendet werden. Da könnte nun ein Dichter, der in solcher Gegend lebt und mit den Spielern in so nahe Beziehung getreten ist, wie der Herausgeber dieses Buchs, sich ein großes Verdienst erwerben und eine That thun, die sehr folgenreich werden könnte, wenn er mit thunlichster Benutzung des Vorhandenen und mit möglichster Beibehaltung der alten Weise der Aufführung die alten Stücke in schlichter, aber doch poetischer Weise neu dichtete, die Aufführung auf eine einfache Bühne verlegte, dem Chor aber einen festen Platz vor oder zu beiden Seiten der Bühne anwiese, doch vielleicht so, daß ihm auch freie Bewegung zu Umzügen gestattet wäre. Es braucht deshalb nicht gelehrtes Machwerk zu werden, gegen das der Herausgeber so großen Grimm verräth, es kann ein echtes Volksschauspiel werden, wenn nur der Dichter das Zeug dazu hat. Aber freilich, der Verfasser mit seinen aus Lachmann's Schule hervorgegangenen Ansichten von Volkspoesie im Gegensatz zur Kunstpoesie — ein Gegensatz, den es nie gegeben hat, denn alle Volkspoesie ist nur im Volke fortlebende Kunstpoesie, und es gibt eben keine Poesie, die nicht Kunst wäre, und im Volke, dieses als ganz bildungslose Masse gedacht, ist nie ein Dichter aufgestanden, denn wenn er Dichter war, gehörte er eben nicht zur bildungslosen Masse — wird Bedenken tragen, etwas nachzuthun, was der Pfarrer Weiß in Oberammergau früher gethan hat, denn jede Einmischung der Intelligenz in das volksmäßige Schauspiel ist ihm ein Greuel. Unsere Schlußmeinung geht aber dahin: es ist gut, daß die Spiele von Oberufer veröffentlicht sind, damit sie in der Gegenwart mit anregen und in der Zukunft noch zeigen können, wie das deutsche Volksschauspiel im 19. Jahrhundert noch beschaffen war; wenn sie aber jetzt durch würdigere geistliche Spiele verdrängt würden, die nicht mehr, wie die jetzigen, nach des Herausgebers eigenen Worten mit Verachtung und Spott, sondern mit Erbauung angesehen würden, so wäre das ein großer Gewinn für die Volksbildung, vielleicht ein Gewinn für das Christenthum, und könnte dazu beitragen, der dramatischen Kunst eine neue Bahn zu brechen.

Anknüpfungspunkte gibt es noch genug; namentlich die Weihnachtsspiele sind in vielen Gegenden Deutschlands noch außerordentlich beliebt im Volke, selbst der Polizei zum Trotz, die sie nicht dulden will. Im sächsischen Erzgebirge haben wir in verhältnißmäßig kurzer Zeit, in der wir nachforschten, und auf kleinem Raume an mehr als 30 Orten noch so lebendige Erinnerungen an die Weihnachtsspiele gefunden, daß wir die meisten der dort aufgeführten Stücke aus dem Munde derer, die sie aufführten, zum Theil mit den volksmäßigen Melodien der Gesänge, aufzeichnen konnten; ja es hat noch vor zwei Jahren an mehreren Orten die „Engelschar" oder die „Königsschar" das ortsübliche Weihnachtsspiel

aufgeführt, und die Behörden werden noch immer vor Weihnachten, wiewol vergeblich, um die Erlaubniß zur Aufführung bestürmt. In Böhmen gibt es noch allenthalben, wenigstens in der Nähe des Erzgebirgs, Christspielergesellschaften, die bisweilen auch nach Sachsen herüberkommen, und daß auch in Siebenbürgen die Erinnerungen an die Weihnachtsspiele noch nicht erloschen sind, beweist uns Schuller's kleines Büchlein „Herodes" (Nr. 3), das uns zum Schluß noch zu besprechen obliegt. In Siebenbürgen, wo mehrere junge Gelehrte, wie Haltrich, Müller, Schuster mit anerkennenswerthem Eifer alles Volksthümliche zu sammeln sich befleißigen, scheint für die Sammlung der ohne Zweifel noch dort gebräuchlich gewesenen geistlichen Volksschauspiele auch gar nichts geschehen zu sein. Um so dankenswerther ist diese kleine literarische Gabe, welche ein Weihnachtsspiel mittheilt, das schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Großschenk in Siebenbürgen bekannt war und auch in diesem Jahrhundert daselbst wiederholt aufgeführt worden ist.

Der Verfasser, welcher von großer Liebe für alles Volksthümliche erfüllt ist und namentlich die Schullehrer auffordert, alles zu sammeln, was von Sang, Sitte und Sage noch zu sammeln ist, gibt zunächst ungefähr in derselben Weise wie dies Weinhold in seinem Werke „Weihnachtspiele und -Lieder aus Süddeutschland und Schlesien" gethan hat, nur mit besonderer Beziehung auf Siebenbürgen und die dort noch vorkommenden Gebräuche, einen Nachweis über den Zusammenhang des christlichen Weihnachtsfestes mit dem heidnischen Feste der Wintersonnenwende, ehe er sich zu den Weihnachtsspielen wendet, deren Entstehung aus dem Cultus er übereinstimmend mit Weinhold kurz nachweist. Das darauf vollständig mitgetheilte Weihnachtsspiel aus Großschenk gehört in die Klasse derjenigen Weihnachtsspiele, welche im sächsischen Erzgebirge die „Königsschar" aufführt. Diese stellt nämlich die ganze Geschichte von der Geburt Christi bis zum bethlehemitischen Kindermord dar und hat ihren Namen von den Heiligen drei Königen, die in ihr mit auftreten, während die „Engelschar" die eigentliche Geburtsgeschichte Christi schon mit der Anbetung der Hirten im Stalle schließt, außerdem aber in höchst eigenthümlicher Weise Christus selbst in Mannesgestalt, den heiligen Martin, oft auch Petrus und Nikolaus, endlich den Knecht Ruprecht auftreten läßt, welche die in der Familie, wo die Engelschar einsprach, vorhandenen Kinder examinirten, ermahnten, straften und beschenkten. Das hier mitgetheilte Weihnachtsspiel stimmt im Gange der Begebenheiten ganz mit unsern Königsscharen überein, nur tritt hier schon im Anfange, noch vor der Verkündigung auf dem Felde, Herodes auf, woraus sich auch der Name des Stücks erklärt. Es ist aber viel kürzer gefaßt und sowol im Dialog als in den Gesängen viel dürftiger, als die entsprechenden sächsischen Spiele, von denen es auch der Umstand unterscheidet, daß zwischen den Scenen der Chor singend erzählt, was sich bei der Aufführung nicht darstellen ließ. Nach der Anbetung des Neugeborenen durch die Hirten singt z. B. der Chor:

> Die Hirten aber wandten sich
> Zu ihrem Vieh aufs Feld,
> Und priesen Gott sehr wunderlich:
> Uns ist das Heil der Welt.

Und nach dem Gespräche der drei Weisen mit Herodes singt der Chor wieder:

> Sie saßen auf und ritten dahin,
> Da kam der Stern bald wieder zu ihn'n
> Und führte sie auf die rechte Straß'
> Nach Bethlehem in David's Stadt;
> Maria bei dem Kindlein saß.

Denn so ist der Vers herzustellen, den der Verfasser, wie es scheint, in kein Metrum zu bringen gewußt hat, denn er schreibt die drei mittelsten Zeilen wie Prosa, was er merkwürdigerweise sehr oft thut, wo es ganz leicht ist, den ursprünglichen Vers herzustellen.

Das Costüm wurde in Großschenk weniger verständig gewählt als bei unsern erzgebirgischen Weihnachtsspielen. Herodes trug einen schwarzen Frack und weiße Pantalons mit Strümpfen und Schuhen, Orden an der Brust, auf dem Kopfe eine mit Perlen und Juwelen besetzte Krone; die Weisen aus dem Morgenlande trugen weiße Hosen, weiße Talare und weiße Schlafmützen; Maria ging in großschenker Frauentracht mit Spitzenhaube. Die Engel blieben hinter den durch weiße Leintücher gebildeten Coulissen verborgen; im sächsischen Erzgebirge sind das aber gerade durch den Glanz ihrer Erscheinung, durch ihre ellenhohen goldpapiernen Kronen, in deren Innerm Lichter brannten, durch welche in der Krone angebrachte transparente Sterne und Engelsgestalten erleuchtet wurden, die imponirendsten Gestalten. Sonst ist das Stück würdig gehalten; es scheint aber vor nicht zu langer Zeit eine Umarbeitung erfahren zu haben, denn die jetzige Gestalt verräth kein hohes Alter. Der Humor, der in unsern sächsischen wie in allen Weihnachtsspielen manchmal ziemlich derb ist, fehlt hier ganz. Der Verfasser theilt mehrere Proben von Volkshumor, wie er in solchen Spielen sich zeigte, aus Weinhold's Sammlung mit. Zum Schluß erwähnt der Verfasser noch die „theilweise überraschende Aehnlichkeit" des Stücks mit der von Weinhold mitgetheilten „Magorum adoratio", die aus dem 9. bis 11. Jahrhundert stammt; wir müssen aber gestehen, keine andere Aehnlichkeit finden zu können, als die unvermeidlich ist, wo zwei im strengen Anschluß an dieselbe Quelle, das ist doch hier die Bibel, dieselbe Geschichte behandeln. Ebenso große Aehnlichkeit und noch größere könnte man mit allen andern Weihnachtsspielen finden, auch mit unsern sächsischen, die gleichwol gar keine Verwandtschaft mit dem eben besprochenen haben, obwol einige seltsamerweise mit einem ebenfalls von Weinhold mitgetheilten, aber schon sehr verkümmerten Weihnachtsspiel aus Reichenbach in Schlesien in manchen Stellen wörtlich übereinstimmen.

Es wäre wünschenswerth, daß jemand auch in Siebenbürgen nach Weihnachtsspielen eine genauere Nachfor-

schung anstellte; vielleicht würde die Ausbeute ebenso bedeutend sein wie in Sachsen, wo diese Volksschauspiele, trotzdem daß sie so üppig wucherten, in weitern Kreisen ganz unbekannt waren und noch sind.

Gustav Mosen.

Reisen nach Westasien.

1. Reise nach Mosul und durch Kurdistan nach Urumia. Unternommen im Auftrage der Church Missionary Society in London, 1850. In brieflichen Mittheilungen von C. Sandreczki. Vier Theile. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1857. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Der Verfasser dieser Reisebeschreibung ist ein Deutscher und ein Laie, der aus Liebe zur Sache in den Dienst eines der vielen Missionsvereine Englands getreten ist und in dessen Auftrage und Interesse eine Reise durch Kleinasien bis zum Urumiasee unternommen hat. Diese eigenthümliche Stellung des Verfassers ist auf Inhalt und Ton seines Werks von entschiedenem Einflusse gewesen. Das Hauptaugenmerk des Verfassers während seiner ganzen Reise galt den Erfolgen der bisherigen und den Aussichten der künftigen protestantischen Missionsbestrebungen unter den verschiedenen christlichen Kirchengemeinschaften, theilweise auch unter den Mohammedanern des innern und östlichen Kleinasien. Zwar fehlt es daneben nicht an interessanten Beobachtungen auf dem antiquarischen, ethnographischen und andern wissenschaftlichen Gebieten, wie dies bei einem Manne von der allgemeinen literarischen Durchbildung des Verfassers nicht anders zu erwarten stand; allein da derselbe keines speciellen wissenschaftlichen Gebiets hinreichend mächtig ist, um als eigentlicher Forscher oder Entdecker auftreten zu können, so treten die allgemein interessanten Ergebnisse seiner Reise gegen die Mittheilungen aus dem Bereiche der Missionsthätigkeit so sehr zurück, daß die erstern an und für sich das Erscheinen eines so bändereichen Werks nicht gerechtfertigt haben würden. Es liegt etwas Wahres in der Bemerkung des Vorworts, daß ein solches Tagebuch sich wol für Mittheilung an Freunde und für Unterhaltung en famille eigne, aber einem weitern, zu strengern Anforderungen berechtigten Leserkreise füglich vorenthalten werden könne.

Indessen darf die Kritik in dieser Beziehung nicht zu difficil sein, und sie darf dies um so weniger, je weniger ein gewisser gar nicht zu verachtender Leserkreis in Bezug auf die Literaturgattung der Reisebeschreibungen difficil zu sein pflegt. Diese Literaturgattung hat, wo nicht vor allen, so doch vor den meisten übrigen einen unbestreitbaren Vorzug: sie kann inhaltlos, geschmacklos, interesselos, sie kann aber nicht leicht positiv schädlich sein. Wenn daher der Reiseschriftsteller seine Erlebnisse und Beobachtungen in einer leidlich anregenden, lebendigen, geschmackvollen Weise darzustellen versteht, so kann er auf ein sicheres Publikum rechnen, welches es mit dem schließlichen Reingewinn aus der Lectüre nicht allzu genau nimmt, und man kann ihm dieses Publikum recht wohl gönnen. An diesem bescheidenen Maßstabe gemessen, verdient auch das vorliegende Werk alle Anerkennung, und es verdient diese Anerkennung um so mehr, je seltener man in der eigentlichen Missionsreiseliteratur Geschmack und Lebhaftigkeit der Darstellung zu finden gewohnt ist. Es ist dies vielleicht zum großen Theile eben dem Umstande zu danken, daß der Verfasser ein Deutscher und daß er ein Laie ist. Ein solcher Mann kann bei einiger allgemein wissenschaftlicher, humaner Bildung kirchlich beschränkt, aber er kann nicht der unduldsame und sklavische Anbeter starrer kirchlicher Formen und Satzungen sein; er mag die Objecte seiner Beobachtung durch die Brille des Missionars gefärbt, aber er wird sie wenigstens nicht verzerrt anschauen. Wir unterlassen es füglich, dem Verfasser seine Vorurtheile und Beschränktheiten nachzuweisen oder die bei den Missionaren gewöhnlichen überschwenglichen Ansichten und Erwartungen von der Wirksamkeit des kirchlichen Christenthums und, was insbesondere die protestantischen Missionare anbelangt, von der freigebigen Vertheilung des Bibelworts herabzustimmen. Aber wir rechnen es ihm zum Ruhme an, daß er, obwol in den Diensten einer hochkirchlichen Missionsgesellschaft stehend, nichtsdestoweniger die hohen Verdienste der von den unabhängigen amerikanischen Kirchengemeinschaften ausgesandten Glaubensboten freudig und unumwunden anerkennt, und zwar anerkennt trotz der ihm innewohnenden, sicherlich in mancher Hinsicht wohlgegründeten Ueberzeugung, daß gerade die bischöfliche Kirchenverfassung, indem sie sich am leichtesten den bestehenden Formen und Zuständen der orientalischen Kirchen anbequemt, am geeignetsten ist, dieselben im ganzen und großen ohne zerrüttende innere Kämpfe nach und nach für den Protestantismus zu gewinnen.

Der Verfasser brach am 29. März 1850 von seinem bisherigen Stationsorte, dem Dorfe Budscha bei Smyrna, auf und segelte nach Konstantinopel. Sein dasiger Aufenthalt gibt ihm zu mehreren allgemeinen Betrachtungen Veranlassung. Ueber die Aussichten des Protestantismus bemerkt er unter anderm: „Es hat sich jetzt ein Häuflein von Griechen um ihn (den griechischen Dolmetscher der amerikanischen Gesandtschaft) gesammelt, die des Geist und Wahrheit ertödtenden Wesens ihrer orthodoxen Kirche müde, nun nach beidem forschen und von ihm Belehrung empfangen. Einige haben sich der neuen armeno-protestantischen Kirchengemeinde hier angeschlossen, die nun durch kaiserlichen Ferman anerkannt und in allen Rechten einer Kirche, als von der Jurisdiction des armenischen Patriarchen völlig getrennt, bestätigt ist. Das unermüdliche Streben der amerikanischen Missionare und Sir Stratford's Schutz haben diesen folgenreichen Schritt trotz aller Gegenbemühungen des Patriarchen und seines Anhangs, unter dem wir sonderbarerweise auch einen Bischof der englisch-amerikanischen Kirche finden, von der türkischen Regierung erwirkt.“ Beherzigenswerth für uns Deutsche ist auch folgende Notiz: „Ich muß dir noch ein paar Worte über unsere deutschen Landsleute hier schreiben. Es sollen deren an 500, ohne die Kinder, hier sich aufhalten, und bei weitem die meisten gehören dem Handwerkerstande an.... Man glaubt nicht, wie viele Verkommenheit sich gewöhnlich in diesen Ländern unter unsern deutschen Landsleuten, oft in Gestalt abschreckender Liederlichkeit, oft aber auch unverschuldeter Armuth offenbart. Nur Deutschland schickt wander-, aber nicht immer arbeitslustige Handwerksburschen aus; aber die wenigen, oft von unbesoldeten, der deutschen Sprache unkundigen Eingeborenen verwalteten deutschen Consulate thun fast nichts, um dem Unfuge oder der Thorheit, die so viel Schande und Elend bringen, zu steuern. Zu Hause sollte eben vorgebaut werden. Wann wird man einmal in Deutschland sich dieses Unwesens gründlich zu schämen anfangen? Ach, wenn ihr nur wüßtet, wie wir uns oft schämen! Wir fühlen es tief, daß wir nicht die «Cives romani» der Jetztzeit sind.“ Zu ähnlichen Betrachtungen fand der Verfasser wieder sogleich nach seiner Landung an der kleinasiatischen Küste, in Samsun, dem alten Amisos, Veranlassung. Auch hier bemerkt er, daß nur ein tüchtiges und wahrhaft deutschvereinliches Consulat hier abhelfen könne.

Der beschränkte Raum, über den wir zu verfügen haben, gestattet uns nicht, dem Verfasser auf seiner Reise durch Kleinasien zu folgen und auf die vielen interessanten geographischen, ethnographischen und historischen Bemerkungen, zu welchen ihm derselben Veranlassung gibt, im einzelnen aufmerksam zu machen. Wir müssen uns begnügen, einige Augenblicke mit dem Verfasser an den Ruhepunkten, welche zugleich die charakteristischen Zielpunkte seiner Reise sind, zu verweilen. Der Weg führt über Amasea und Tokat durch das 4000 Fuß über die Meeresfläche sich erhebende Hochthal des Kysyl Irmak, des alten Halys, über Siwas in das Thal des Euphrat, der auf einer höchst urzuständlichen Fähre überschritten wurde, sodann über Mesoreh und Kharput in das Tigristhal, wo der Aufenthalt in Diarbekr dem Verfasser zu einer interessanten Statistik der verschiedenen orientalischen Kirchen Veranlassung gibt. Bei dieser Musterung stellt derselbe in Uebereinstimmung mit dem Urtheile anderer beachtenswerther Autoritäten der armenischen Kirche das be

Prognostikon, zwar nicht um ihrer selbst willen, da sie so gut wie die übrigen orientalischen Kirchen nach Lehre und Verfassung entartet ist, wol aber wegen ihres Verwachsenseins mit dem armenischen, verhältnißmäßig die meisten Keime zu einer gedeihlichen Entwickelung bergenden Volkscharakter. In Diarbekr bestieg der Reisende ein Floß und fuhr auf diesem den Tigris hinab nach Mosul, das er zum Ausgangspunkte seiner nächsten Unternehmungen machte.

Von nun an knüpft sich das Hauptinteresse des Werks an die Trümmer des alten Ninive und an die Person Layard's. Zuerst besuchte der Verfasser Kujundschik, wo er von Scheikh Ali, dem Haupte und Aufseher der Araber seines Stammes, die hier in Layard's Diensten standen und mit ihren Familien ein ziemlich ausgebreitetes Zeltdorf um die Ausgrabungen her bewohnten, empfangen wurde und unter dessen Führung den unterirdischen Königspalast besuchte. Des Verfassers Schilderungen von dem hier Gesehenen beschränken sich auf allgemeine Eindrücke, denen jetzt, wo die großartigen Schilderungen eines Layard und Rawlinson für allgemein bekannt gelten können, kaum ein selbständiger Werth beizumessen ist. Dasselbe gilt von den Bemerkungen des Verfassers über die Ausgrabungen von Nimrud, wo Layard eben sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Später siedelte der Verfasser förmlich von Mosul nach Kujundschik über, von wo aus er das durch die Erinnerung an Abulfaradsch berühmte Kloster Mar Matta besuchte.

Des Verfassers Skizze von Layard's Leben, seine Schilderung von Mosul, seine geschichtlichen Bemerkungen über Ninive und seine Notizen über kirchliche Zustände übergehen wir, um uns sofort seiner Reise von Mosul nach Urumia durch das kurdische Hochland zuzuwenden. Die Grenzen des eigentlichen Kurdistan, des Landes der alten Gordyäer oder Karduchen, sind nach dem Verfasser die Ebenen von Diarbekr, das assyrische Flachland, die Ebenen von Urumia und Salmes und der Wansee; was außerdem, den Zagros ausgenommen, mit dem Namen Kurdistan belegt wird, enthält blos zerstreute kurdische Bestandtheile. Den Mittelpunkt des Alpenlandes nehmen in auffallender Weise die Bergnestorianer ein, deren Bezirke der obere Zab in östliche und westliche scheidet. Die Schilderung des Charakters dieser beiden Völkerschaften bildet von nun an das Hauptinteresse des Werks. Ueber die Verhältnisse der Kurden bemerkt der Reisende zusammenfassend Folgendes: „Seit ich den Zab überschritten und weiter ins Gebirge vorgedrungen, ist mir der Einfluß, den die Lage und Beschaffenheit des Landes: schwer zugängliche, leicht zu vertheidigende Thäler und Schluchten, eingekeilt zwischen zwei nebenbuhlerische Mächte — Türkei und Persien — auf Leben, Sitte und Gemeinwesen der Bewohner nach innen und außen ausüben mußte, recht einleuchtend geworden. Spaltung in Stämme; unvermeidliche Reibungen und Fehden zwischen denselben; zeitweilige Verbindungen gegen oder für den einen oder andern der eifersüchtigen großen Nachbarn, welche Bündnisse dann auch wieder dem Ehrgeize des einen oder andern Häuptlings zur Verfolgung seiner Sonderzwecke innerhalb der Berge dienen mußten und von Zeit zu Zeit eine Art vorortlicher Uebermacht begründeten oder eine Vereinigung der Stärkern gegen den Schwächern, der jedem gleich verhaßt, jedem einzelnen aber auch gleich gewachsen war, wie die der großen Häuptlinge der Bohtan- und Hakkari-Kurden gegen die Nestorianer im Tijari- und Tihoma-Bezirke (der Bohtanhäuptling, Bedr Khan Bej, strebte dabei nach Alleinherrschaft über ganz Kurdistan und Unabhängigkeit von Türkei und Persien); Lehenswesen und Adelthum, Faustrecht mit Wildheit und List in der Kriegführung, da weder die geringe Bevölkerung noch die Bodenbeschaffenheit offenem Hervortreten von Feind gegen Feind das Wort redeten; Handel und Wissenschaft unbrauchbare Dinge; ein der Finsterniß und der Unwissenheit entsprechender blinder Religionseifer und Aberglauben, und Mistrauen gegen alles Fremde: das waren die Ergebnisse; und die gegenwärtige Oberherrschaft der Türken, die, selbst wenn sie eine völlige Unterwerfung des Landes und seiner Häuptlinge genannt werden könnte — sie ist aber blos ein betäubender Schlag auf einige der Hauptköpfe dieser Berghydra —, würde eine wesentliche Aenderung dieser Zustände nicht hervorbringen. Die Schwäche der türkischen Regierung können die Erfolge des Mohammed Pascha von Mosul nur auf kurze Zeit bemänteln. Man legt den Häuptlingen Tribut auf, treibt in den Grenzbezirken einige Rekruten ein und hält dazu einen oder zwei Plätze — wie Pasch Kalah und Dschulamerk und ich glaube auch Amadia — mit Truppen besetzt. Inzwischen warten die Häuptlinge im Innern, wo sie wie vorher unbekümmert um den Sultan und seinen Tanfimat schalten und walten, und ihrem Aerger durch Bedrückung der doppelt unterjochten Nestorianer Luft machen, die Zeit ab, da günstigere Umstände, etwa ein Angriff auf die Türkei von Rußland oder Persien her und das Auftreten eines Begabtern aus ihrer Mitte das leichte Joch abzuschütteln erlauben mögen. Den Haß gegen die Türken hat der letztern zeitweiliger Erfolg nur noch vermehrt, und fanatische Einsiedler, Scheikhs, die hoch verehrt werden, nähren denselben nach Kräften. Die Kurden sind im allgemeinen ein feinknochiger magerer Menschenschlag, bei welchem hoher Wuchs, breite Schultern und Wohlbeleibtheit Ausnahme ist."

Am 30. Juli verließ der Reisende das nestorianische Dorf Holaneh, das jedoch nicht zum Gebiete der weiland unabhängigen Bergnestorianer gehört, und betrat den aus diesem 6000 Fuß über dem Mittelmeere gelegenen Hochthale nach Persien führenden Paß. Die Grenze läuft an dem Flüßchen Berandus hin, das sich in den Urumiasee ergießt. Die Schilderung des Verfassers bestätigt die vortheilhaften Berichte, welche uns die Alten von der Gesundheit und Fruchtbarkeit des medischen Landes, der heutigen Provinz Adherbidschan, geben. „Die Aussicht auf die weite Hochebene mit ihren Gartenwäldern und auf bedeutende Strecken des glitzernden Sees war prachtvoll, obwol durch eine dazwischenliegende Höhe noch beschränkt, und meine lieben Gefährten rühmten das liebliche Klima und seine herrlichen Früchte, die im allgemeinen gesunde Luft und das köstliche Wasser; denn an Quellen und Flüssen, die in den Vorhügeln entquellen oder aus dem Hochgebirge hervorbrechen, mangelt es nicht." In dem am Ausgange des Passes gelegenen Dorfe Seïr befindet sich eine amerikanische Missionsstation, wo der Verfasser seinen einstweiligen Aufenthalt nahm. Von hier gibt er als Anhang zum zweiten Theile seines Werks den Bericht des Missionars Marsh über eine 1851 auf derselben Strecke durch das kurdische Hochland begonnene, aber durch die Angriffe mörderischer Kurdenhäuptlinge vereitelte Reise nach Urumia.

Die Einleitung des dritten Theils enthält einen ausführlichen Ueberblick über die Geschichte der Mission unter den Nestorianern der Ebene und des Gebirgs nach den Berichten der amerikanischen Missionare, unter denen sich namentlich der 1844 dort verstorbene edle Dr. Grant unsterbliche Verdienste erworben hat. So wichtig diese historischen Notizen für das Verständniß des gegenwärtigen Zustandes der Nestorianer sind, so müssen wir doch darüber hinwegeilen, um noch kurz eines Ausflugs zu gedenken, den der Verfasser in Gesellschaft des nestorianischen Bischofs Mar Johannan nach dem Urumiasee unternahm. Schon eine halbe Stunde vom See zeigten sich Spuren von Salzniederschlag und die Luft war von dem starken Geruche erfüllt, der am Meere nur in großer Nähe an seichten Uferstellen vorkommt. Granit- und Sandsteinmassen am Ufer waren vom Salze stark zerfressen. Der Verfasser, welcher in dem See badete, hatte dafür mit heftigem, langdauerndem Schmerze in den Augen zu büßen, der sich mit dem wenigen Aetzen des Meerwassers gar nicht vergleichen läßt. Außerdem fand er, daß man darin, wie im Todten Meere, gar nicht untersinken konnte. Auch soll es im ganzen See keine Fische oder andere Wasserthiere geben. Dagegen halten sich wilde Enten und Flamingos in Unzahl am See auf. Die Länge des Sees gibt Dr. Perkins zu 80 englischen Meilen an, die Breite zu 20—30. Außer der großen bewohnten Halbinsel Schahi, die bei hohem Wasserstande ganz zur Insel wird, befinden sich in dem See viele kleinere unbewohnte Felseninseln. Auf einer der letztern baute Hulefu seine Schatzhäuser. Maragha

auf der Ostseite war seine Hauptstadt und dort zeigt man noch sein Grabmal. Der Zufluß, den der See von allen Seiten erhält, ist bedeutend und gleicht sich durch eine außerordentlich starke Verdunstung aus. In den verschlammten Boden des Ufers sind flache, seichte Vertiefungen gegraben, in welchen beim Zurücktreten des Sees das Wasser zurückbleibt und wo sich unter dem Einflusse der Sonnenwärme bald die Salzkrusten in dichten Schichten bilden, die dann zu Stücken geschlagen und aufgehäuft werden. Stellenweise sieht diese einfache und doch großartige Salzsiederei wie von Schnee bedeckt aus. Die Regierung verpachtet dieses ihr Regal und der Handel mit diesem Salz ist bedeutend.

Die Rückreise nach Mosul machte der Verfasser durch das Land der Bergnestorianer und besuchte bei dieser Gelegenheit den nestorianischen Patriarchen Mar Schimun in dessen Sitze, dem Dorfe Kotschhannes. Unter den interessanten Zügen dieser Reise heben wir nur den Besuch des großen Jesidiheiligthums, des Tempels und Grabmals Scheikh Adi's, hervor. Die Religion der Jesidi hält der Verfasser für ein Gemisch von Religionen oder von Ueberbleibseln von Religionen von der Zeit Zoroaster's herab bis auf Manes und den Islam, oder noch eher von religiösen Traditionen aus dunkler Vergangenheit mit dem Zusatze nicht- oder misverstandener Gebräuche aus Judenthum, Christenthum und Islam. An die Lehre Zoroaster's erinnert der Glaube an einen gewissen Dualismus und an die sieben Erzengel, sowie viele einzelne auf den Feuer- und Sonnendienst hindeutende Gebräuche, insbesondere auch ihre große Liebe zur Reinlichkeit. Christum, in Bezug auf welchen sie im allgemeinen die Ueberlieferungen des Koran annehmen, nennen sie einen großen Engel. Sie glauben auch an einen bösen Engel — Melek Taus — als dessen Symbol der heilige Leuchter gilt, welcher bei dem Oberhaupte aufbewahrt wird. Mohammed und die Erzväter gelten ihnen als Propheten. Dennoch hassen sie die Mohammedaner bitter, was indessen der Verachtung und Verfolgung, die sie von denselben von jeher als buchloses Volk zu erleiden gehabt haben, zugeschrieben werden kann. Ehe Layard und Sir Stratford Canning sich ihrer annahmen, waren sie als Vogelfreie betrachtet. Was den Scheikh Adi, den großen Propheten, Mittler oder Heiligen der Jesidi, betrifft, so nimmt Grant, der, auf das Zeugniß altsyrischer Autoren und eigene Erfahrung unter Jesidis und Nestorianern sowie viele Gebräuche derselben, namentlich die Beschneidung und das dem Passah entsprechende Jahresopferfest gestützt, auch die Jesidi für Abkömmlinge der zehn Stämme hält, an, daß sie gewissermaßen Ein Volk mit den Nestorianern wie diese Christen geworden, dann aber dem Manichäismus zugefallen seien, sodaß ihr Adi oder Adde wol eins mit Adde, einem Schüler des Manes, sein könnte, worauf auch ihre Zeitrechnung hinzudeuten scheint. Sowol Layard als Grant haben sich überzeugt, daß die Jesidi ein „heiliges Buch" besitzen, das wahrscheinlich über ihre Lehren, Gebräuche, vielleicht auch Geschichte Aufschluß geben könnte, aber vor jedem fremden Auge aufs sorgfältigste verborgen wird. Noch mehr wird dieses Geheimniß dadurch gewahrt, daß nur in einer oder zwei Familien das Lesenlernen gesetzlich erlaubt ist. Sie haben eine förmliche Hierarchie und hängen an ihrem Glauben mit einer solchen Zähigkeit, daß sie lieber den Tod erleiden als davon abfallen. Uebrigens bemerken wir noch, daß der Verfasser seine eigenen Beobachtungen über diese merkwürdige Sekte dadurch vervollständigt, daß er in einem Anhange zum dritten Theile seines Werks einen Auszug aus dem hierauf bezüglichen Berichte Layard's beibringt.

Der Raum gestattet uns nicht, genauer auf die interessanten Einzelheiten des vierten Theils einzugehen. Derselbe enthält die Rückreise des Verfassers von Mosul durch das Gebiet des Dschebl Tor nach Diarbekr und von da über Orfa und Aintab nach Skanderun, wo er am 11. November anlangte. Der letzte Theil der Reise war nicht ganz ungefährlich, weil eben damals der berüchtigte Aufstand der Mohammedaner gegen die Christen in Aleppo ausgebrochen war und sich fast überall in Kleinasien eine große Aufregung, die das Schlimmste befürchten ließ, unter den Bekennern des Islam kund gab. Der Verfasser erreichte indeß, wie erwähnt, das Ziel seiner interessanten, aber auch mühevollen Reise zwar mit einer durch häufige Anfälle des kalten Fiebers ziemlich geschwächten Gesundheit, im übrigen aber mit vollkommen heiler Haut.

Hier nehmen wir mit herzlicher Anerkennung für seine wohlgemeinten Bemühungen im Dienste der Humanität und der Wissenschaft von ihm Abschied, um in dem uns noch zur Besprechung vorliegenden Werke:

2. Jerusalem. Beschreibung meiner Reise nach dem heiligen Lande im Jahre 1858. Von F. R. Lorenzen. Mit einer Karte. Kiel, Schröder und Comp. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

die Bekanntschaft mit ihm in der Heiligen Stadt, wo er jetzt als protestantischer Missionar wirkt, zu erneuern.

Wir werden uns bei unserm Berichte über dieses ziemlich umfängliche Werk kurz fassen können. Der Verfasser ist ein einfacher, gemüthlicher, protestantischer Geistlicher, dessen ganzer Beruf zum Reiseschriftsteller eigentlich in dem alten Sprichworte ausgedrückt ist: „Wenn einer eine Reise thut, so kann er was erzählen." Da ihm die wesentlichen Eigenschaften eines Reisenden und Reiseschriftstellers so gut wie gänzlich abgehen, so sind seine rein persönlichen Erlebnisse dasjenige, was seinem Buche einen selbständigen Charakter und in den Augen desjenigen, der für eine gewisse kindliche Naivetät der Anschauung und Darstellung Empfänglichkeit besitzt, vielleicht auch eine Art von originellem Werth verleiht. Dieser Werth ist indeß in jedem Falle höchst zweideutiger Natur und die Reiseliteratur würde schwerlich etwas eingebüßt haben, wenn dieses Buch das Licht der Welt gar nicht erblickt hätte. Der Verfasser erzählt das vor ihm tausendmal Gesehene und hundertmal Beschriebene mit einer so behäbigen Breite und unbewußten Selbstgefälligkeit, als ob vor ihm noch niemand in Palästina gewesen wäre oder von dem, was heutzutage im Heiligen Lande zu sehen ist, etwas gehört hätte. Da es indeß noch ein ziemlich zahlreiches Publikum gibt, bei welchem diese Voraussetzung beinahe eintrifft, so könnte auch das vorliegende Buch das Seinige wirken und nutzen, wenn es sich unter diesem Publikum einen Leserkreis zu gewinnen vermöchte. Der Verfasser hat vielleicht bei seiner Veröffentlichung an die Mehrzahl seiner Gemeindemitglieder und an Leser von gleicher Bildungsstufe gedacht. In den Händen eines solchen Leserkreises würde das Buch seinen unzweifelhaften Nutzen stiften, da es unstreitig einige Eigenschaften eines guten Volksbuchs hat, obgleich wir dasselbe keineswegs als das Muster eines solchen zu empfehlen gemeint sind.

Der Verfasser, den seine Sehnsucht längst nach dem heiligen Lande gezogen hatte, sah sich endlich dadurch, daß er das Harmssche Stipendium für Theologen erhielt, in den Stand gesetzt, diese Sehnsucht zu stillen. Er reiste am 21. Februar 1858 ab, fuhr mit einem österreichischen Lloyddampfer auf der obligaten Tour bis Jaffa, verbrachte fünf Wochen um die Osterzeit in Jerusalem, unternahm von hier aus die gewöhnlichen Ausflüge nach dem Todten Meere, nach Bethlehem und Mar Saba und besuchte sodann Samaria und Galiläa auf der gewöhnlichen Route. Auf der Heimreise sah er den Libanon, den Antilibanon und Damascus und kehrte sodann über Alexandria nach Europa zurück, wo er am 4. Juli in der Heimat wieder ankam. Auf den speciellen Inhalt des Buchs einzugehen kann sich die Kritik füglich ersparen, da derselbe unsere Kenntniß von Palästina kaum in irgendeinem Punkte bereichert. Doch wollen wir nicht unterlassen zu bemerken, daß das Buch für denjenigen, welcher mit wenigen hundert Thalern in der Tasche eine Reise nach Palästina beabsichtigt, wie das ja heutzutage nicht zu den Seltenheiten gehört, manchen beachtenswerthen praktischen Wink enthält. Wir erinnern uns z. B. noch nirgends so haarklein beschrieben gefunden zu haben, wie und zu welchen Preisen man in Jerusalem ißt, trinkt und logirt.

Das Buch ist ein charakteristischer Pendant zu der von uns in Nr. 40 d. Bl. f. 1859 besprochenen Schrift „Erinnerungen aus Jerusalem und Palästina" von dem katholischen Geistlichen Meyer. Da beide Verfasser Männer von wohlwollendem Charakter sind, welche man lieb gewinnt, so ist der Unterschied beider Bücher in Auffassung und Darstellung, obwol ihre Verfasser das mittlere Niveau ihrer Standesbildung um nichts überragen, so recht geeignet, den Einfluß protestantischer Bildung und Anschauung in ihrem vortheilhaftesten Lichte erscheinen zu lassen. So oft uns auch die Urtheile des protestantischen Diakonus ein Lächeln entlockt haben, ist es uns doch bei der Vergleichung seines Buchs mit dem seines katholischen Collegen so recht deutlich bewußt geworden, was die Wissenschaft und Kunst bis zu ihren anspruchslosesten Aeußerungsformen herab und was insbesondere auch die Volksbildung dem Einflusse des Protestantismus verdankt. Solch eine Erinnerung von Zeit zu Zeit wirkt wohlthuend und wir danken es dem anspruchslosen protestantischen Geistlichen herzlich, daß er diese Erinnerung in uns aufgefrischt hat. Da wir sein Werk nicht als eine beachtenswerthe Erscheinung der Literatur haben bezeichnen können, so wollen wir ihm wenigstens für sein Buch ebenso viel aufmerksame Leser wünschen, als seine Predigten, nach den in vorliegender Reisebeschreibung ersichtlichen Proben zu urtheilen, sich ohne Zweifel aufmerksamer Zuhörer erfreuen. 7.

Frauenromane.

1. Neue Skizzen aus dem Alltagsleben. Vater und Tochter. Eine Schilderung aus dem wirklichen Leben von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. Mit einer Musikbeilage. Leipzig, Brockhaus. 1859. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Verfasserin entsagt in dem Vorworte der alten Weise von den Seufzern, Hoffnungen, Schmerzen, Zwisten, Versöhnungen, Entzückungen und Seligkeiten oder von der Verzweiflung der Liebenden zu schreiben; sie ist zur Einsicht gekommen, daß, so schön auch „diese strahlende Passionsblume der Liebe" sei, ihr höchstes Leben nur wenige Stunden des menschlichen Lebens dauere, daß sie in dem Leben der meisten Menschen die Hauptrolle nicht spiele, und daß das, was zuletzt über das Wohl und Wehe der Menschen bestimmt, nicht allein von ihr ausgehe. Die Verfasserin wendet sich darum „auf tiefere, ursprünglichere Quellen", sie will die Liebe eines Vaters zu seinem Kinde und umgekehrt schildern. Die Idee zu diesem Buche hat sie mit auf die Reise genommen und die meisten Charaktere und Verhältnisse sind dem wirklichen Leben entnommen; sie hat die Heldin des Romans nach der Schweizerin Rosa Naville und der Italienerin Rosa Ferucci gebildet, sodann hat noch ein schwedisches Mädchen als Vorbild gesessen, das uns jedoch die Verfasserin nicht nennt, dem sie jedoch von Rom aus dieses Buch gewidmet hat.

Rosa Norrby ist die Tochter des gelehrten Lectors der hohen Schule zu Wisby auf Gothland, Severin Norrby, welcher seiner Tochter eine sehr gelehrte Bildung gegeben hat, denn wir treffen sie im ersten Kapitel, wo sie ihrem Vater aus Cicero „De senectute" vorliest. Rosa ist eben 21 Jahre alt; nach den schwedischen Gesetzen hatte ihr Vater beantragt, sie für volljährig zu erklären, wonach sie selbständig verfügen konnte über ein Vermögen, was ihr theils als mütterliches Erbtheil zugehörte, theils von ihrem Vater für sie zurückgelegt war. Der Vater hat große Sorgfalt auf die Erziehung verwendet, sie soll nun frei und selbständig ihre Kräfte gebrauchen lernen. Bei einer Landpartie, welche durch die Figur der Muhme, Frau Propstin Karin Carlander, der Haushälterin des Lectors, welcher seine Frau früh verloren hat, humoristisch belebt wird, können wir einen weitern Blick in das innere Leben der beiden Hauptpersonen des Romans, Vater und Tochter, thun. Der Vater bereitet sein Kind vor, selbständig in die Welt zu treten, und zwar soll sie zuerst zu einer Tante, der Freiherrin Norrby gebracht werden, welche mit dem Bruder ihres Vaters in die Residenz gezogen war. Zum Abschiede liest der Vater aus Seneca über die Seelenruhe einige Stellen vor und wir treffen nun Rosa in der Residenz, wo sie ihr Cousin, der Baron Axel Norrby, ziemlich gleichgültig behandelt. Sie lernt das Alltagsleben in der Hauptstadt kennen; die musikalischen Abendunterhaltungen waren es vorzugsweise, welche das Interesse Rosa's fesselten und bei welchen sie sich besonders durch gutes Vorlesen von Gedichten auszeichnete. Als Rosa gerade Plane zu einer größern Reise mit Genehmigung ihres Vaters gemacht hatte, kam die Nachricht von der bedenklichen Erkrankung desselben an; Rosa gab sofort ihre Reise auf, um zu ihrem Vater zu eilen. In dem Verhältnisse zwischen Rosa und Axel war mittlerweile eine gänzliche Umänderung eingetreten, und Rosa gesteht, daß sie ihren Vetter liebe, aber ihren Vater noch mehr. Als sie bei ihrem Vater ankam, fand sie denselben fast erblindet und entschlossen, um einem langen Dahinsiechen zu entgehen, keine Nahrung mehr zu sich zu nehmen; nur durch den festen Entschluß, daß sie dasselbe thun würde, um so mit ihrem Vater zu sterben, brachte sie diesen von dem finstern Gedanken wieder ab und ihr ganzes Dasein war nun der Genesung ihres Vaters gewidmet. Sie nahm ihn mit sich auf Reisen, und als nach der Rückkehr die Gestalt ihres Vaters allmählich sich aufrichtete, die Farbe seines Antlitzes frischer wurde, da fühlte Rosa jedes dieser Symptome wie eine Frühlingsblume im Herzen erblühen und fragte nicht danach, ob dieses Herz etwa andere Wünsche hege. Sie war darum auch entschlossen, ihrer Liebe zu Axel zu entsagen, weil dieser nicht bei ihr auf dem Lande leben und sie ihren Vater nicht nach der Hauptstadt zu gehen bewegen konnte und mochte. Sie brachte dies Opfer. Axel ließ sich dadurch nicht abwenden, er brachte jedes Jahr einen Theil seiner freien Zeit auf dem Gute Norrby's zu, aber immer wurde er ernster gegen Rosa; denn vorzugsweise zog eine der Cousinen Rosa's, die schüchterne Cora, seine Aufmerksamkeit auf sich. Diese sang ihm kleine Lieder im gothländischen Volksdialekt, darunter auch das eine: „An den Abwesenden": Käme er, käme er wieder!" welches als Musikbeilage, componirt von Svedbom, dem zweiten Theile angefügt ist. Die Gewißheit von der Liebe Axel's zu Cora, welche Rosa endlich empfing, kostete ihr einen schweren Kampf, aber sie überwand; als Axel nach dem Tode seiner Mutter wieder mit Rosa einzulenken suchte, blieb diese ihrem Vorsatze treu, und nachdem sie auf der Heimfahrt eine große Gefahr überstanden hatte, kehrte sie zu ihrem Vater zurück und blieb seine Pflegerin bis an seinen Tod. Zu der verhältnißmäßig für die ganze Anlage des Buchs sehr weit ausgedehnten Schilderung der Gefahr, welche Rosa bei der Ueberfahrt von dem Festlande nach der Insel zu bestehen hatte, hat die Verfasserin eine Schilderung eines wirklichen Vorfalls aus dem Jahre 1855 der gothländischen Zeitung entlehnt. Rosa's Leben nach dem Tode ihres Vaters war ein vielseitiges Liebesleben im Geiste und im Handeln, und ihr Vetter Axel führte Cora als seine Braut heim.

Man hat nicht nöthig, bei diesen novellistischen Schilderungen nach einem andern Maßstabe zur Beurtheilung zu suchen als dem, welchen die Verfasserin bei der Bearbeitung selbst zu Grunde legt. Sie liefert Skizzen aus dem gewöhnlichen Leben, da wird man nicht auf große Tiefe der Empfindung, auf feste unerschütterliche Willenskraft, auf große Ideale des Lebens stoßen; es wickelt sich alles ruhig und gelassen ab; wir sind auf gebahnten Wegen: rings laufen in regelmäßiger Reihe und Ordnung die Bäume, der Himmel ist blau, das Land ist grün, und wenn trübe Witterung ist, dann ist der Eindruck ein entsprechender; hier und da ist die Landschaft nicht ohne einen eigenen wehmüthigen Hauch, der aus derselben uns entgegenweht und der uns wie das Fallen der Blätter im Herbste an die Vergänglichkeit des Lebens mahnt. Die Verfasserin liebt es besonders noch, ihre Scenen mit mannichfachen Betrachtungen über das Leben und seinen Inhalt zu begleiten; oft verlieren sich die

Scenen förmlich in diesen Gedanken und Reflexionen, von denen die Handlungen wie von Blütenarabesken umschlungen werden.

2. Aus böser Zeit. Vaterländischer Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege von Luise Pichler. Drei Bände. Leipzig, Herbig. 1859. 8. 3 Thlr.

Die Verfasserin eröffnet diesen Roman mit der Schilderung der Vorbereitungen zu der Schlacht von Nördlingen; wir kommen da in die Nähe des commandirenden Feldherrn Bernhard von Weimar und sämmtlicher Oberbefehlshaber des schwedischen oder vielmehr verbündeten Heers und lernen seinen Adjutanten Starrschädel kennen, der der eigentliche Träger der Einheit des Romans ist. Die Verfasserin hat mannichfache Studien zu diesem Buche gemacht und legt uns in der Vorrede dieselben vor; unter diesen Bearbeitungen des Dreißigjährigen Kriegs, welche die Verfasserin benutzt hat, befinden sich sehr widersprechende Anschauungen und Auffassungen, daher auch hier und da in den verschiedenen Stimmungen der handelnden Personen dieselben hindurchklingen. Der Adjutant Starrschädel formulirt die Aufgabe des Kriegs anfangs gleich als so lange andauernd, bis kein Jesuit und kein Spanier mehr in Deutschland weilt, bis die Macht Oesterreichs gebrochen und die deutsche Freiheit gesichert ist, und später finden sich, wesentlich an Barthold's „Chronik des großen deutschen Kriegs" und an Müller's „Kurfürst Johann Georg" sich anlehnend, andere Ansichten vertreten. Doch es wäre auch hier gar nicht der Ort, über die verschiedenen Anschauungen bei Beurtheilung jenes großen verhängnißvollen Kriegs zu streiten, wenn auch noch mehr und stärkere Abweichungen sich ergeben sollten. Vom Schlachtfelde weg führt uns die Verfasserin landeinwärts nach Göppingen, dorthin war Eberhard III. geflohen; wir lernen hier Marie, die Nichte des Rathsherrn Oerlin, kennen, um deren Liebe der Secretarius des Herzogs vergeblich warb. Die Schweden auf der Flucht durchzogen Göppingen; Starrschädel, der schon einmal früher in dem Hause Oerlin's gewohnt hatte, kam von neuem dorthin und warb um die Hand Mariens. Es geht dies zwar etwas überraschend vor sich, allein der Krieg wird das wol entschuldigen, zumal wir gleich darauf in den tumultuarischen Kriegsrath der Verbündeten geführt werden. Starrschädel rettet darauf die Geliebte aus den Händen schwedischer Soldaten, Marie wird seine Braut, und alsbald betreten sie die Kirche; der Diakonus, schnell herzugerufen, verliest die bedeutungsvollen Worte der Liturgie, die Verlobten geben das Ja und der Geistliche spricht den Segen. Gleich darauf erhält Starrschädel den Befehl zum Abmarsch; er vertraut sein junges Weib der Obhut der Frau seines Obersten. Es beginnt nun ein buntes Wanderleben des jungen Ehepaars, wir ziehen mit ihnen dem Rhein zu, dann nach dem Hundsrück und nach Lothringen bis hinein nach Metz; am Grabe des Herzogs Bernhard von Weimar legt der Rittmeister Starrschädel sein Schwert ab, er will weder mit den Franzosen noch mit den Schweden kämpfen; er kehrt mit seiner Gattin, die mittlerweile ihm zwei Knaben geboren hat, nach Hause, um ein friedliches Haus sich zu errichten.

Die Erzählung hängt nur an dem schwachen Faden des Rittmeisters Starrschädel und seiner Frau Marie, und deren Geschicke sind mehr von den Ereignissen des Kriegs abhängig, als daß sie als selbständige Handlungen aufträten; das Paar wird mit fortgerissen, wohin die Armee zieht; sie haben so für sich keine selbständige Bedeutung, sie tauchen auf und verschwinden wie die vielen Tausende mit ihnen, unter denen sicher noch größere Persönlichkeiten waren als die des Rittmeisters Starrschädel. Da dieser für die Hauptentwickelung der Handlung immer nur eine höchst untergeordnete Rolle spielt und auch durch seine Persönlichkeit ein größeres Interesse nicht in Anspruch zu nehmen vermag, so ist der Leser fortwährend auf den Gang der Weltereignisse hingewiesen, wenn er nicht ermüden soll, und auch diese sind wieder in dieser fragmentarischen Darstellung nicht dazu angethan, ihn dafür schadlos zu halten, daß die Erzählung keine bedeutenden Personen zu Trägern hat, die das Interesse für dieselben wach rufen.

Der zweite Band des Romans führt uns an den sächsischen Hof des Kurfürsten Georg; die Verfasserin ist hier vorzugsweise den Studien Müller's gefolgt, sie entwirft danach eine Zeichnung des Hoflebens jenes Kurfürsten, aber gar manchen charakteristischen Zug der Zeit und jenes Mannes läßt sie dabei unbeachtet.

Der dritte Band eröffnet mit einer sehr gedehnten Schilderung einer Audienz bei Ferdinand II. und sodann geht es an den Hof des Landgrafen Wilhelm von Hessen, den die Verfasserin übrigens in einem andern Lichte betrachtet, als dies z. B. Barthold thut. Außerdem kommen noch Kriegsräthe, Verhandlungen der Stände, Hofintriguen und mancherlei Staatsactionen vor, welche aber so massenhaft die Person unsers Haupthelden überragen, daß derselbe unendlich klein erscheint. Ein braver Mann ist er, ebenso wie seine Frau ein gutes Weib, aber wie unendlich unbedeutend müssen solche Persönlichkeiten auf einem so großen Theater mit so unendlich tiefem Hintergrunde erscheinen! Es fehlen diesem Romane die Träger, der Knochenbau eines Helden, die Muskulatur einer großen, bedeutenden Kraft, welche die todten Massen belebt und aus dem Chaos des Kriegs- und Völkerlebens ein großes einheitliches Bild gestaltet. Würde darum die Verfasserin einen wohlmeinenden Rath des Referenten aufnehmen, so möge sie sich hüten, den Rahmen ihrer Entwürfe zu weit zu spannen; sie möge sich dagegen bestreben, eine Person zu finden, die wirklicher und wahrer Träger der Handlung ist und nicht nebenhergeht oder nur rapportirt; möge die Verfasserin schließlich beherzigen, daß zu solchen Stoffen und deren Bearbeitung eine bedeutende dichterisch-schöpferische Kraft gehört, die aus der Masse künstlerisch Individuen loszumachen versteht, um deren Dasein das Interesse sich gruppirt und die der Mittelpunkt des herrschenden Zeitgeistes sind oder wenigstens durch die Kunst des Dichters es zu sein scheinen.

Aus den hochgehenden Fluten des Kriegslebens führt uns

3. Unterwegs. Reisenovellen und Reiseskizzen von Luise Ernesti. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1859. 8. 3 Thlr.

in das stillere, friedlichere Leben der Gegenwart. Es ist eine leichte, angenehme Lectüre, namentlich in den Novellen, wo die handelnden Personen nicht blos Staffage der Reiseskizze sind; einzelne der Skizzen sind bloße Reisebeschreibungen, das Landschaftliche, die Schilderung sind in ihnen die Hauptsache, wie z. B. „Die Reise nach Böhmen" und im zweiten Bande „Der Gutskauf in Schlesien". Im allgemeinen weht auch in diesen Schilderungen ein frischer, wohlthuender Geist; mit leisem humoristischen Anfluge ist „Die Reise unter Schutz" gehalten; auch die „Geschicht eder vier Fähnriche" ist nicht ohne Interesse, obgleich das Ganze gar zu sehr an ein Tagebuch erinnert, dem die wichtigsten Momente entlehnt sind und das nach allen Theilen der Erde, in welchen in den letzten Jahren irgendein historisches Ereigniß stattfand, mit dem Leser wandelt. Es ist in diesen Novellen und Skizzen alles klar, verständig und dennoch nicht unpoetisch; wir versetzen uns gern in jenes Stillleben, aus welchem eine Welt, wenn auch eine kleine, in lieblichen Umrissen uns entgegenschaut. Der Stoff, den die Verfasserin verarbeitet, sind die Regungen des Herzens, die Neigungen der Menschen: Eifersucht, Liebe, Haß und Freundschaft; alles in kleinen netten Rahmen. Da ist nichts, was über dieselben hinausragte, es schmiegt sich der Stoff weich und bildsam unter den Händen der Verfasserin zu kleinen zierlichen Bildern; die Spitzen der Leidenschaft sind abgestumpft, die Ecken der schroffen Individualitäten geschliffen; der praktische Verstand, das weiche Herz, das gute Gemüth, die Nachgiebigkeit, die Zufriedenheit sind Haupteigenschaften der Charaktere. Sehr verlegen um Uebergänge in den Handlungen, um Motivirungen der letztern ist die Verfasserin just nicht; will sich das nicht von selbst machen, nun so biegt sie so lange, bis sich's macht, oder sie macht es doch. Nehme man einmal Beispiels halber die Novelle des zweiten Bandes: „Aquarium."

Der Held der Erzählung, Rudolf Bodenberg, ist eben im Begriff, an Gabriele eine Liebeserklärung zu richten, da wird die Sache durch einen in smaragdgrüner Farbe schimmernden Salamander, sowie durch einen dunkeln, langen Molch, welche aus dem Aquarium entwichen waren, unterbrochen; gleich eine Stunde nachher erklärt derselbe Mann an Enna Landy seine Liebe und wirbt um ihre Hand, nachdem er freilich auch gehört hat, daß diese Enna bedeutende Ansprüche auf das Vermögen Gabrielens hat. Die Verfasserin mag auch wol das Misliche, was diese Entwickelung darbietet, gefühlt haben; sie hat vorher schon so mancherlei Winke und Andeutungen gegeben, sie hat so etwas eingefädelt, ohne daß es jedoch bei dem Leser darüber zum Bewußtsein kommt, im Gegentheil ist derselbe vollkommen der Meinung, daß Rudolf und Gabriele vollständig einig seien. Ueberhaupt hat gerade diese Erzählung, welche von der einfachen Methode der Verfasserin abweicht, oder gerade, weil sie abweicht, durch die überspringende, spannende Verwickelung gar manchen Punkt, über welchen der Leser eine befriedigende Auskunft nicht erhält. Wie seltsam überraschend ist nicht die Scene, wo Gabriele den Geliebten aus dem Gesellschaftszimmer in ihr Boudoir führt und die Thür zuriegelt! Wie abenteuerlich ist die Scene im Garten zwischen Gabriele und dem Räuber aus Rio-de-Janeiro! Was wußte ferner Enna von der Person dieses Mannes; warum hielt sie ihren Advocaten ab, den Proceß fortzusetzen? Wie kam sie in den Garten und in welchem Verhältnisse stand sie zu dieser Scene? — Der zweite Band enthält außer der Erzählung „Aquarium" und dem „Gutskauf in Schlesien" noch vier Novellen: „Zu spät!" „Die Schwestern", „Die Convenienzheirath" und „Muth und Vertrauen"; der erste außer den bereits erwähnten „Die Reise unter Schutz", „Ein Ausflug nach Böhmen", „Jugendträume", noch die Novellen „Ein Tag in der Residenz" und „Ein Tag im Dorfe".

4. König Wilhelm der Dritte und seine Zeit. Historischer Roman von Marie Norden. Drei Theile. Dresden, Schaefer. 1859. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Roman eröffnet mit einem Gespräche zwischen Wilhelm von Oranien, dem Erbstatthalter der Niederlande, und seinem Freunde, Kammerherrn Wilhelm von Bentinck auf Schloß Oraniensaal. Am Schlusse dieses Kapitels bemerkt in einer Note die Verfasserin, daß alle diese Erzählungen und Schilderungen, sowie auch die der folgenden Kapitel bis auf die genauesten Einzelheiten den historischen Berichten entnommen seien. Wir haben da das Erbtheil der Frau Mühlbach; wer erinnert sich nicht, wie vielmal sie in ihrem Roman „Kaiser Joseph und sein Hof", mit welchem sie einen verlockenden Erfolg gehabt hat, unter dem Texte ihre Citate anbringt, daß es eigene Worte seien, daß die Scene genau historisch sei und woher sie diese Notiz entnommen habe. Es mag nach diesem Vorgange für den Schriftsteller wie für den Verleger etwas Verlockendes haben, ein ähnliches Feld zu bearbeiten, zumal da sich noch andere große Männer genug in der Geschichte darbieten, und dahin rechnen wir denn auch Wilhelm III. Aber es wird gar nicht lange dauern, so wird die Kritik siegreich diese als novellistisches Ragoût zubereitete Geschichte verurtheilt haben; hat doch schon jetzt ein großer Theil der Gebildeten dem „Kaiser Joseph" bei allen seinen Vorzügen, die er in der That hat, keinen rechten Geschmack abgewinnen können. Außerdem sollten die großen Schwierigkeiten, die selbst einem begabten Schriftsteller ein historisches Thema bietet, wenn dasselbe als historischer Roman den Ansprüchen einer klaren Kunstkritik genügen soll, minder Begabte schon ohnehin abschrecken, nicht nach dem großen Rüstzeug der Weltgeschichte zu greifen, sondern sie lieber bestimmen, aus kleinern Kreisen die Stoffe zu wählen und daraus etwas Befriedigendes zu gestalten; doch das Nächste liegt oft unerreichbar fern!

Der erste Theil ist zum Theil ein Auszug aus der Regierungszeit Jakob's II. Wohin müßte es mit dem Roman kommen, wenn diese Methode, die Geschichte zu verarbeiten, weiter um sich greifen sollte? Im zweiten Theile wird das Regierungssystem Jakob's II. noch weiter erörtert; da sind es überall nur Sachen, Streitigkeiten, Principien, Verhältnisse, welche uns geschildert werden; die Personen, die da handeln, sind im Hintergrunde, oder treten doch wenigstens nicht so hervor, daß der Leser sich an sie als Individuen halten könnte; da sind ganze Kapitel lang bloße Auszüge aus der Geschichte gemacht; erweitert werden diese durch die Memoirenliteratur, aus welcher kritiklos entnommen wird, was man eben für passend hält. In der Geschichte verletzt die Darstellung der Roheit und nackten Wirklichkeit nicht, wol aber hat der Roman bei Darstellung solcher Scenen wesentlich seine künstlerische Aufgabe zu erfüllen. Wenn wir z. B. die Tochter über ihren Vater sich aussprechen hören, wie dies II, 370 fg. geschieht, so kommt uns dies widerwärtig vor. Es hat bei einer solchen Bearbeitung des historischen Materials auch kein Act statt, der uns erinnerte, daß ein dichterischer Geist den Stoff belebe, lebendig mache und gestalte. Man findet da nicht einmal die Spur, daß es sich wirklich darum handle, die Handlungen auf psychologische Motive zurückzuführen, sie aus den Charakteren zu begründen, es läuft da alles am Faden der Historie zu Ende: was ist, das ist. Im ersten Theile schildert die Verfasserin ohne alles Bedenken das Hoffräulein Villiers, welche „mit einer solchen dreisten Unverschämtheit" der Gemahlin ihres Herrn antwortet, daß man das wol auffallend finden kann. Dieses Hoffräulein rühmt sich sodann mit Stolz des Vorzugs, den ihr der Statthalter gab, und ist unedel genug, diesen sogar in Gegenwart ihrer Gebieterin geltend zu machen; ja die Königstochter von England sagt selbst, daß ihr Gemahl die Villiers mehr liebe als sie. Aber das ist alles mit einer Naivetät behandelt und dargestellt, daß man dabei gar nichts findet, darum wollen wir auch die Sache auf sich beruhen lassen. Es fehlt diesem Buche nun auch nicht an Episoden, woran ja die Geschichte reich ist. So beschreibt uns die Verfasserin die Geschichte des Herzogs von Monmouth und zwar in allen ihren Details historisch treu; sie entschuldigt sich damit, daß sie um dieser Treue willen es unterlassen habe, die letzte Lebenszeit des Herzogs in ein verschönerndes Licht zu setzen, auf die Gefahr hin, das Interesse des Lesers an ihm zu schwächen. Wir erfahren buchstäblich alle Vorbereitungen zur Landung Wilhelm's in England, wir marschiren mit ihm nach London und flüchten mit Jakob II. an den Hof Ludwig's XIV.; hier wird nun die Hofetikette weitläufig abgehandelt, die Geschichte der Frau von Maintenon eingeflochten, Unterhaltungen und Verhandlungen werden mitgetheilt, als ob nun plötzlich der Schwerpunkt der Erzählung nach Frankreich verlegt sei. Das Buch schließt mit dem Mislingen der Versuche Jakob's II. in Irland, seiner zweiten Flucht nach Frankreich und dem Siege Wilhelm's über Irland. Man sieht nicht ein, warum die Verfasserin nicht ebenso gut noch einen oder zwei Theile hätte schreiben können!

5. Onkel Martin von Katharina Diez. Stuttgart, Gebrüder Scheitlin. 1859. 8. 22½ Ngr.

Mit einem anspruchsloseren Thema ist wol selten noch eine Schriftstellerin aufgetreten. Die Verfasserin thut dies übrigens mit entschiedenem Bewußtsein, sie will nicht das Große zum Gegenstande ihrer Darstellung machen; es verdrießt sie, daß der geistreiche und geniale Mensch mehr gilt als der gute; sie will in das Leben der Menschen hineinschauen, welche man auf Erden die Kleinen und Armen nennt, in ähnlicher Weise, wie der Naturforscher nicht ermüdet, durch seine Lupe die feinsten Aederchen der geringsten Pflanze zu betrachten, weil er darin oft unendliche Schönheiten entdeckt. „So viel ist gewiß", sagt die Verfasserin, „der Onkel Martin war kein bedeutender Mensch, und hätte mancher, der dieses liest, ihn gekannt, er würde vielleicht die Achseln zucken bei der Ueberschrift, die seinen Namen trägt. Der Onkel Martin war so ein Factotum, ein Allerweltsonkel; man sah ihn bald in der Küche, wo er die Kartoffeln schälte und das Feuer schürte, bald im Garten, wo er Blumen und Gemüse pflanzte, bald saß er am Nähtisch und schneiderte Hosen für die Jungen und Röcklein für die Mädchen;

bald hackte er das Holz im Hofe und bald deckte, flickte, hämmerte er um Hause und im Stalle herum. An Festtagen schmückte Onkel Martin den Tisch; wenn jemand krank war, so pflegte er ihn wie ein barmherziger Bruder." Das sind gewiß alles sehr gute Eigenschaften für einen Famulus; aber freilich in früher Jugend, da war es auch nicht immer so gewesen, da war Martin Schneidergeselle, und ein Schneidergeselle muß sich auch verlieben und dann und wann einen Roman lesen; da war unserm Martin Shakspeare, übersetzt von Wieland und Eschenburg, in die Hand gefallen; er studirte ununterbrochen, er wollte auch den andern vorlesen, die wollten aber nichts davon wissen. Der Pastor gab ihm dafür des Thomas a Kempis „Von der Nachfolge Christi", worin er studirte, sodaß es nun immer mehr Stille und Ordnung in seinem Leben gab. Da sein Bruder, der Rentmeister geworden war, die Geliebte Martin's geheirathet hatte, so fügte er sich, wenn auch mit schwerem Herzen, in sein Schicksal. Sein Bruder aber griff in die Kasse, wurde gefänglich eingezogen und seine Frau starb an dem Tage, wo ihr Gatte seine Strafe abgebüßt hatte. Onkel Martin nahm sich stets derselben und ihrer neun Kinder an, bis er einstmals fiel und nun ahnte, daß sein Tod bald da sei; er starb. Wir haben dieser kurzen Inhaltsangabe durchaus nichts weiter zuzufügen; sie mag durch sich selbst reden.

6. Ein Zeitspiegel in der Familie. Roman von Mathilde Gräfin von Reichenbach. Zwei Bände. Leipzig, Matthes. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Auf dem bescheidenen Boden eines stillen Familienlebens baut die Verfasserin ihre Erzählung auf; sie vermeidet allen Schmuck, still und ruhig läuft die Erzählung dahin, nur will sich dadurch das Ganze auch nicht recht von der Scholle loslösen. Wir stehen auf des Handwerks goldenem Boden, bleiben auf demselben, ohne daß wir aber so recht eigentlich gewahren, daß der Boden golden ist. Es erhebt sich die ganze Darstellung wenig über das flache Leben, und auch die beiden Conflicte, welche die Verfasserin auf den Boden des Familienlebens verpflanzt: die Verschiedenheit der Religion und der politischen Anschauungen, greifen nicht tief genug, sie erscheinen mehr äußerlich und darum ist auch weder ein Unterliegen noch ein eigentliches Siegen der einen oder andern Idee dargestellt. Die Ausgleichung ist matt, und mit dem Nonnewerden der Warbeck und dem Selbstmorde des Polen ist zwar der Faden äußerlich abgerissen, aber die Gegensätze sind nicht versöhnt. Der Klempnermeister Warbeck lebt mit seiner katholischen Frau sehr vergnügt; er hat einen alten Hagestolz beerbt; die beiden Eheleute haben sich einfach und schön eingerichtet; ihre Ehe ist mit einem Sohne gesegnet; die Ausdehnung des Geschäfts und Gründung des häuslichen Wohlstandes ist die Hauptsorge des Paars. Die Verfasserin geht hierbei auch ins einzelne; wir erfahren, wie der Klempner einen hinter seinem Hause gelegenen wüsten Flecken, auf den die Vieler ihren Schutt abfuhren, erwirbt, ebnet und zu einem Gärtchen einrichtet; wir erfahren auch, welche Arbeiten der Klempner besonders gut verfertigt. Es ist in der ersten Zeit alles Liebes und Gutes, kein Wölkchen trübt das Glück des häuslichen Himmels; mit seinen Freunden, darunter ein Advocat und ein Antiquar, verträgt er sich trefflich; da ist guter Schwindelmeyer rechts, lieber Rübenkraut links; alles geht gut, sie unterhalten sich „gemüthlich", werden hier und da geschwätzig, aber sie verirren sich nicht weit von der Bahn des Gewöhnlichen. Da erscheint ein polnischer Flüchtling, den Warbeck als Hauslehrer für seinen Sohn nimmt; die Frau des guten Schwindelmeyer will nun ihren Mann eifersüchtig machen, indem sie mit der Frau des Warbeck katholische Andachtsübungen hält und dazu den Polen ziehen will, um dann bei der Heimkehr von der Liebenswürdigkeit des Polen zu erzählen. Der Pole erweckt seinerseits in dem Herzen der Gattin Warbeck's Sympathien für die katholische Religion und erregt auf diese Weise das Bedenken des protestantischen Ehegatten; aber nichtsdestoweniger läßt er ihn als Erzieher seines Sohnes so lange, bis der Pole, durch die politischen Verhältnisse der Emigration bestimmt, an einem Putsche derselben theilnimmt und sich so selbst entfernt. Nachdem die Sache schief gegangen ist, geräth der Pole in Noth; er verkauft einen ihm anvertrauten kostbaren Familienring, und als der Eigenthümer desselben sich zeigt, erschießt sich der Pole. Die Warbeck, von dem Polen vorher schon mit Gewissensbissen erfüllt, erhielt der Erzählung nach von ihrem Beichtvater die Aufgabe, ihren Mann zu verlassen; sie ging in ein Kloster und blieb daselbst, bis 1839 die Klöster im Canton Aarau aufgehoben wurden, da kehrte sie zu den Ihrigen zurück und trat zur protestantischen Kirche über. Nicht minder äußerlich gestalten sich jene Motive, welche aus dem politischen Leben entnommen sind; diese Anschauungen heben sich über die gewöhnliche Kannegießerei nicht hinaus, wodurch der Roman in seinem Interesse für den Leser sehr verliert und zu einem Gemälde verblaßt, in welchem stark grau in grau gemischt ist.

J. Gegenbaur.

Zur Geschichte des polnischen Feldzugs von 1831.

Feldherrnstimmen aus und über den polnischen Krieg vom Jahre 1831. Herausgegeben von Friedrich von Smitt. Leipzig, Winter. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Man hat dies Werk bei seinem Erscheinen, wie manches andere, eine Tendenzschrift genannt, welche dazu bestimmt sei, für Rußland in der öffentlichen Meinung Propaganda zu machen, die Abneigung gegen seine Politik, das Mistrauen gegen seine Absichten, sein Verhalten in Europa zu besiegen. Wir finden dazu in dem Werke selbst keinen Grund. Es ist geschrieben als eine Ergänzung der größern ausgezeichneten Darstellung des polnischen Kriegs, welche die Militärliteratur dem Verfasser verdankt. Als demselben später die volle freie Benutzung des petersburger Kriegsarchivs zugestanden ward, erkannte er, daß er aus Nichtkenntniß der vertraulichen Correspondenz des Feldmarschalls Diebitsch diesem bisweilen Unrecht gethan. Er fühlte den Drang, seinen unfreiwilligen Fehler wieder gut zu machen, und dem edeln, nachmals so viel verleumdeten, aus Schmeichelei gegen seinen glücklichern Nebenbuhler tief herabgesetzten Feldherrn die Rechtfertigung zukommen zu lassen, die ihm gebührte. Er entschloß sich daher zur Herausgabe der vorliegenden Arbeit, welche die eigenen vertraulichen Worte aller Häupter des polnischen Kriegs beider Parteien über die wichtigsten Verhältnisse desselben berichtet. Dadurch glaubte er seinen Zweck am besten zu erreichen. Gewiß geben wenige Blätter eigener besonders vertraulicher Rede eines Mannes einen bessern Begriff von ihm, als die längsten Schilderungen, sie sind aber auch von leitenden Persönlichkeiten ausgegangen, die werthvollsten Documente für die Kriegsgeschichte, denn sie zeigen, wie der Gedanke, der später zur Handlung geworden, entstanden und durch die Verhältnisse beeinflußt worden ist, sie geben die Gründe an, welche die Handlung bestimmten und erklären somit vieles, was sonst dunkel bleiben würde. „Feldherrnstimmen" hat der Verfasser daher sein Werk mit Recht genannt. Es enthält acht Aufsätze.

Im ersten schildert Chrzanowski die Geschichte des Aufstandes hauptsächlich mit Bezug auf seine Betheiligung daran, einfach und leidenschaftslos, daher seine Arbeit, wie der Herausgeber anerkennt, eine gute Uebersicht des Feldzugs vom polnischen Standpunkte gibt. Dieser Aufsatz wurde von ihm auf Verlangen der russischen Regierung bald nach Beendigung des Kriegs geschrieben. Wir setzen die Geschichte desselben im allgemeinen als bekannt voraus. Chrzanowski gibt uns einen guten Einblick in die polnischen Verhältnisse, viel ehrlicher als die bekannten polnischen Werke über den Krieg. Er führt als einen Beweis, wie sehr die Mannszucht im Heere bald erschlaffte, den Zug an, daß ihm selbst, als er einmal abgesessen war, um von den Gefangenen Auskunft einzuziehen, sein Pferd mit dem am Sattel befestigten Fernrohr von einem der eigenen Soldaten gestohlen wurde. „Man empfand das Unangenehme dieses Mangels an Mannszucht in allen unsern Bewegungen, ebenso in

den Mangel an Routine von seiten der Anführer, die, sobald sie nicht von ihrem heißen Blute getrieben wurden, gemeiniglich es an einem kräftigen Handeln fehlen ließen, indem sie sozusagen die Vorahnung oder selbst die Ueberzeugung hatten, daß alle ihre Anstrengungen am Ende vergebens sein würden." Das ist der Fall bei allen Aufständischen, setzen wir hinzu. Gehorsam und Treue gegen den rechtmäßigen Obern aufgekündigt, werden auch von den sich dazu aufwerfenden oder den gewählten Führern, welche die Masse doch nicht für voll ansieht, nur gehalten, solange es leidlich geht, und wiederum die Häupter, meist aus untern Stellungen emporgehoben, verstehen nichts von der Truppenführung im großen. In Polen wirkte bekanntlich noch unendlich viel lähmend ein. Von den begangenen Fehlern und Irrthümern nimmt Chrzanowski ehrlich seinen Theil auf sich. Ueber seine Ansicht der ganzen Lage äußert er sich: „Seit dem Anfange der Revolution wiegte ich mich nicht einen Augenblick mit Täuschungen und betrachtete unsere Sache durchaus als verzweifelt; deshalb schlug ich auch nur verwegene Mittel vor, da ich überzeugt war, nur ein großer Erfolg könne uns aus der Sache ziehen. Allein da ich weiterhin die Möglichkeit einer gütlichen Ausgleichung sah, wenn wir nur von unserer Seite dahin kämen, uns einen Begriff über unsere Lage zu machen, so suchte ich nicht blos jede Hauptschlacht zu verhindern, sondern selbst jeden kleinern Kampf, der unsere wirkliche Schwäche hätte offenbaren können. Ich hoffte, daß mit der Zeit selbst die Ueberspanntesten vernünftig werden würden, aber die Erfahrung hat gezeigt, daß ich mich irrte." Darum war er, wie der Herausgeber bemerkt, jenen auch immer ein Dorn im Auge. Die Schilderung des Kriegsraths, in welchen sich auch die Subalternen in Menge unbefugt drängten, gibt uns ein echt polnisches Bild alter Tage. „Es war ein wahrer Skandal", sagt Chrzanowski, „und die Subordination erhielt hier ihren Gnadenstoß." Daß Chrzanowski als Vaterlandsverräther angesehen wurde, kann bei seiner gemäßigten Gesinnung nicht befremden. Man legte ihm nach dem Kriege zur Last, daß er sich Rußland wieder unterworfen. Er lebte dann im Auslande, die englische Regierung bediente sich seiner mehrmals im Orient; im Jahre 1849 stellte ihn Karl Albert von Sardinien an die Spitze seines Heeres, wo er bei Novara geschlagen wurde. Sein jetziger Aufenthalt ist dem Herausgeber — auch uns — unbekannt.

Der zweite Aufsatz enthält Bemerkungen von Prondzynski zu dem Werke von Smitt. Er wurde dem letztern durch Vermittelung des Ministers Turkull zugesandt, um bei einer neuen Auflage danach einige nöthige Berichtigungen anzubringen. Da eine neue Ausgabe nicht sobald bevorsteht, gibt der Verfasser sie unverändert, ohne Zusätze, und überläßt dem Leser, sich das Nöthige herauszunehmen. Es sind nur „persönliche Bemerkungen", persönlich im eigentlichsten Sinne des Worts. Der Verfasser nennt Prondzynski den hervorragendsten Geist, moralisch wie physisch den größten Kopf, der sich damals unter den Polen gezeigt. Ueber den letzten Punkt erzählt Prondzynski selbst, um den Einfluß oft der geringfügigsten Dinge auf die Ereignisse des Kriegs zu zeigen, daß er in der Nacht nach dem Gefechte von Kryuli bei einem Wirrwarr die Kopfbedeckung verloren und, da sein Kopf sehr groß, in der Unmöglichkeit, sich eine andere zu verschaffen, den ganzen folgenden Tag — den Tag des Gefechts von Miendzyrzec — zu Pferd mit bloßem Haupte zugebracht, dann aber, nachdem er Romarino angewiesen, sofort zur Verfolgung der Russen aufzubrechen, nach der Stadt geritten sei, um etliche Stunden auszuruhen und — sich eine Mütze machen zu lassen. Sobald diese fertig gewesen, sei er zurückgeritten, habe jedoch zu seinem größten Erstaunen die Truppen noch im Lager gefunden. Dadurch sei es unmöglich geworden, Rosen noch einzuholen. „Alle diese Bemerkungen", schließt der Aufsatz, „können für die Geschichte von einer geringen Wichtigkeit erscheinen, sie sind es aber nicht für Prondzynski, weil die Gerüchte, Unrichtigkeiten und Irrthümer zusammengenommen die Wirkung hervorbringen können, seinen persönlichen Charakter herabzuwürdigen. Dies ist nun auch bei vielen der absichtliche Zweck gewesen; denn Parteigeist und politischer Haß sind die natürlichen Folgen einer zu Grunde gegangenen Sache." Den letztern zog sich Prondzynski dadurch besonders zu, daß er nach der Katastrophe im Lande blieb.

Notizen eines russischen Generals über den polnischen Insurrectionskrieg, nebst Anmerkungen des General-Quartiermeisters Neidhardt bringt der dritte Artikel. In einer kurzen Einleitung nennt er den Müßiggang und die Langeweile, endlich die Unzufriedenheit mit der eigenen Lage, die bald zu der mit den bestehenden Zuständen führt, Hauptursachen politischer Aufstände und wendet das auf den polnischen an. Zu diesen habe am wirksamsten die Fähnrichsschule beigetragen. Und warum? Weil die jungen Leute aus Mangel an Vacanzen oft sieben bis acht Jahre darin verbleiben mußten, ehe sie Offiziere wurden, weil dabei alle geistigen Beschäftigungen verpönt waren und man sie fast nichts anderes gelehrt, als Exerciren und Marschiren, wodurch sich eine Geistes- und Gemüthsleere, mit ihr jene Langeweile erzeugt habe, die sie, nächst der Unzufriedenheit mit ihren schlechten Aussichten allen gefährlichen Einflüsterungen zugänglich gemacht. Der Aufsatz gibt eine gut zusammengestellte kurze Uebersicht des Feldzugs unter Diebitsch, und die eingefügten Bemerkungen Neidhardt's erläutern besonders die Motive der Operationen. So lesen wir, daß Diebitsch schon mit den ersten verfügbaren Truppen den Feldzug eröffnen wollte, daß ihm aber der Kaiser empfahl, die Grenadiere abzuwarten, welche nicht eher als Ende Januar 1831 eintreffen konnten. Dadurch hatte die Revolution Zeit gewonnen, sich zu stärken; Diebitsch eröffnete also den Feldzug mitten im Winter, und zwar, gegen Toll's Vorschlag, der die Polen am rechten Ende ihrer Aufstellung fassen wollte, mit einem Vormarsch in den Winkel zwischen Bug und Narew zu einem strategischen Durchbrechen. Das Thauwetter durchkreuzte aber alle Berechnungen, die ohnehin auf falschen Voraussetzungen über die feindliche Stellung beruht hatten. Bei der Schlacht von Grochow bemerkt Neidhardt in Bezug auf die Hauptanstrengungen gegen das Erlenwäldchen, daß es geschehen, weil die Schlacht sich so plötzlich entzündete, daß man an keine allgemeine Disposition mehr denken konnte und nicht einmal irgendeine allgemeine Idee festhielt, welche zur Leitung und Richtung des Kampfes hätte dienen können. Wem fallen hierbei nicht die Schlachten unserer Tage am Tessin und Mincio ein! Der ungesäumte Sturm auf Praga, den Toll dringend vorschlug, wurde abgelehnt und dadurch der Krieg in die Länge gezogen. Ueber den im März erfolgenden Anmarsch der Garden lesen wir, daß man ungewiß gewesen, welche Richtung man ihnen zu geben hätte, da sie nicht activ verwendet werden sollten! Also nur zu einem moralischen Drucke! Der Aufstand entzündete sich nun überall im Rücken der Armee und die Verpflegung hatte die größten Schwierigkeiten; zum Ueberfluß brach die Cholera im Heere aus. Alles das hatte auf den folgenden Operationsplan und dessen Ausführung den größten Einfluß. Nach dem Siege von Ostrolenka trafen Diebitsch große Vorwürfe wegen Nichtverfolgung des Feindes. Der Aufsatz nimmt ihn gegen dieselben in Schutz. Niemals war die Armee wegen der Lebensmittel in einer schlimmern Lage gewesen, welcher Noth nur dadurch abgeholfen wurde, daß der Feldherr den Truppen befahl, statt des Requisitionssystems alles baar zu bezahlen; dies half denn. Die Einwohner schafften nun willig herbei, was sie besaßen. Und als endlich die Hindernisse, welche ein widriges Geschick dem Feldherrn so lange in den Weg gelegt hatte, beseitigt waren, als sich die Aussichten kaum geklärt hatten, raffte ihn der Tod hinweg und ein Glücklicherer erntete, was er gesäet!

Von ihm, von Diebitsch selbst, finden wir im folgenden Artikel vertrauliche Berichte über seinen Feldzug. Sie bilden das Hauptstück des Werks. Wir sind einverstanden mit dem Herausgeber, wenn er sagt: diese Briefe zeigen, in welchem erschwerten Element der Feldherr handelte, wie das Glück ihm in allem entgegen war, wie seine schönsten Entwürfe eben durch die Ungunst des Glücks ihm vereitelt wurden, wie er oft, wenn

er seinen Gegner zu packen glaubte, durch widrige Umstände gezwungen wurde, von ihm abzulassen; vornehmlich aber rechtfertigen sie die ihm so oft vorgeworfene Unthätigkeit in der spätern Zeit. Ob sie aber die vollständige Rechtfertigung des Feldmarschalls enthalten, erscheint uns noch immer zweifelhaft. Der Herausgeber eröffnet die Sammlung mit einer gelungenen Charakteristik des Helden und hebt dabei hervor, daß ihm stets einer der wichtigsten Factoren im Kriege, dessen Beistand auch mittelmäßigen Köpfen Glorie verleiht, gefehlt habe: das Glück; weiter, daß er hier das trefflichste Heer und den genialsten Strategiker (Prondzynski) gegen sich gehabt. Ueber seine geistigen Eigenschaften spricht sich das Werk mit Recht in höchster Anerkennung aus. Seine persönliche Erscheinung, von der hier nicht die Rede ist, war keineswegs imposant. Wir haben ihn kurz vor dem Ausbruche der Revolution bei Gelegenheit einer Parade gesehen, welche im September 1830 zu Potsdam stattfand. Als infolge der damaligen Ereignisse die preußischen Truppen in den Rheinprovinzen durch ein nachrückendes Corps verstärkt wurden und wiederum dessen Dislocation (in der Provinz Sachsen) das brandenburgische Armeecorps einnehmen sollte, hatten Theile desselben beim Durchmarsch in Potsdam vor dem König eine Parade. Der Feldmarschall Diebitsch wohnte ihr bei. Wir entsinnen uns seiner sehr genau. Er war ein kleiner, starker Herr mit einem lebhaft gefärbten Gesicht; das Absitzen von dem großen Pferde, das er ritt, schien ihm etwas sauer zu werden. Wir alle betrachteten den Helden vom Balkan, der uns nach damaligen Soldatenhoffnungen vielleicht bald russische Bundesgenossen zuführen sollte, mit großem Antheil. Mit den Berichten aus dem polnischen Kriege, die er wenige Monate später begann, hatte es folgende Bewandtniß. Anfangs folgte er dem gewöhnlichen Brauch officieller Mittheilungen, bald aber fühlte er die Nothwendigkeit, die geistige Hälfte seiner Rapporte von der materiellen zu trennen. So entstanden die vorliegenden vertraulichen Berichte an den Kaiser; sie geben den eigentlichen Gedanken des Feldherrn, sie zeigen, was er gewollt und wie viel er davon vollbracht; sie bezeichnen mit einem Wort das Ziel, das Streben und den Erfolg. Angefügt sind ihm die vertraulichen Berichte seines Generalstab-Chefs, des Grafen Toll, bis zur Ankunft des Feldmarschalls Paskiewitsch, sowie eine Beleuchtung des Tadels, welcher in dem bekannten Werke des Generals von Willisen über Diebitsch ausgesprochen worden ist, und die von diesem und Toll festgestellten taktischen Vorschriften für die Armee, welche für militärische Leser gewiß Interesse haben werden, wenn sie auch nur auf allgemein angenommenen Grundsätzen fußen.

Der folgende Aufsatz des Generalintendanten Pogodin über die Verpflegung beim Heere unter Graf Paskiewitsch ist, wie wir mit dem Herausgeber anerkennen, lehrreich über diesen wichtigen Theil der Heeresverwaltung, aber nicht von allgemeinem Interesse. Um so mehr nimmt dies in Anspruch das Tagebuch des Grafen Toll, welches derselbe dem Herausgeber selbst eingehändigt hat. Auf die Frage, ob es wol bei veränderten Umständen gedruckt werden dürfte, hat Toll seine volle Einwilligung gegeben. Doch auch ungedruckt circulirte der Aufsatz in zahlreichen Abschriften sehr häufig in Petersburg und kam selbst dem Feldmarschall Paskiewitsch zu Händen. Aus Furcht vor dem mächtigen und rachsüchtigen Generalissimus wurde nur mit großer Vorsicht davon gesprochen. Solange Toll lebte, schwieg Paskiewitsch, erst nach dessen Tode trat er mit einer Gegenschrift hervor, welche hier ebenfalls mitgetheilt wird. Jedenfalls sind es die beiden wichtigsten Aufsätze der Sammlung. Toll beleuchtet mit unerbittlicher Schärfe die ganze Kriegführung des neuen Oberfeldherrn und das innere Treiben des Hauptquartiers — wir kennen seine Weise aus den „Denkwürdigkeiten", welche seinen Namen tragen (vgl. Nr. 36 d. Bl. f. 1859). Dies Tagebuch wird einst ein bleibendes Stück der Geschichte bilden, sagt der Herausgeber. Wir werden es bei dem letzten Bande von Toll's „Denkwürdigkeiten", der freilich erst zu erwarten steht, mit andern werthvollen Documenten verarbeitet sehen. Allerdings mag Toll's getäuschte Erwartung, den Feldherrnstab selbst zu erhalten, zu seinem gespannten Verhältniß mit Paskiewitsch beigetragen haben, indessen war er doch eine zu edle Natur, um sich dadurch in seiner Kritik zu offenbarer Ungerechtigkeit hinreißen zu lassen. Beider Charaktere stießen sich ab, ihre militärischen Ansichten noch mehr. Toll, ein echter Schüler Suwarow's, wollte rasches, entschiedenes Handeln; Paskiewitsch, unentschlossen, bedenklich, voll Mistrauen gegen seine Umgebung und Truppen, dabei eigensinnig, hatte das Princip, die Armee zusammenzuhalten, abzuwarten und die Dinge an sich kommen zu lassen. Aber ihn begünstigte das Glück, das seinem Vorgänger abhold war, er fand die Kraft der polnischen Armee schon gebrochen, die Verpflegung geordnet, die Bahn zum Siege geebnet, den er nun, ein zweiter Pompejus, mühelos pflückte. Bei alledem, wie auch hier eingestanden wird, thut Toll in seinem Unmuth dem Feldherrn bisweilen zu viel und der Herausgeber berichtigt manchen unbegründeten Vorwurf durch Anmerkungen. Das Urtheil Toll's ist freilich hart: „Alle Handlungen des Feldmarschalls bestärkten mich in der Ueberzeugung, daß er nicht nur ein unentschlossener Mann ist, der seinen Feind fürchtet, sondern daß er auch nicht die geringste Idee von einer Zeitberechnung hat, nach welcher doch ein jeder General seine Anordnungen bestimmt. ..... Ich muß gestehen, je mehr ich mit dem Feldmarschall zu thun habe, desto mehr überzeuge ich mich von seiner völligen Unfähigkeit." Er erzählt dazu viele Geschichten, die ein eigenthümliches Licht auf den Feldherrn werfen. Audiatur et altera pars! Der in so scharfer Weise angegriffene Paskiewitsch hat nach dem Tode des Grafen Toll „Umrisse des Feldzugs in Polen" anonym erscheinen lassen, wol nicht selbst geschrieben, da ihm die Gabe der Schrift so wenig wie die der Rede sonderlich eigen war, aber doch gewiß seinem Secretär in die Feder gesagt. Hier werden freilich die Zustände, in welchen Paskiewitsch das Heer übernahm, abscheulich genannt, und Toll's Entwürfe, sowie überhaupt sein Wirken, so dargestellt, daß Paskiewitsch allein die Sache vor gänzlichem Untergange gerettet habe. Die ganze Schrift ist schwach und steht nicht auf dem festen Grunde der Wahrheit. Schon im Jahre 1849, bald nach ihrem Erscheinen, schrieb daher Smitt, im Unwillen über die entstellte Geschichte, Bemerkungen dazu, welche Punkt für Punkt die Behauptungen, die er für unwahr erkannte, widerlegten. Dieser Aufsatz durfte damals nur wenigen mitgetheilt werden. Nun, wo in Rußland, wie er sagt, „Tacitus' Worte vom Trajan gelten und die glückliche Zeit gekommen ist, wo man denken darf was man will, und sagen was man denkt", hat er kein weiteres Bedenken getragen, auch diese Bemerkungen als einen Beitrag zur Kenntniß der nächstvergangenen Zeiten und Menschen mit den übrigen Aufsätzen der Oeffentlichkeit zu übergeben. Sie sind sehr scharf. Bei einer zweiten Ausgabe seines größern Werks über den polnischen Krieg, welche doch zu hoffen steht, werden alle die Materialien, die uns hier zur eigenen Verständigung geboten werden, ihre kritische Vermittelung finden und dann die Acten über jene denkwürdige Zeit wol geschlossen sein.

Karl Gustav von Berneck.

Lyrische Anthologien.

Mit je größerm Eifer man seit einigen Jahren gegen die Anthologien, diese „Sammelsurien" gepredigt und kritische Bannsprüche geschleudert hat, um so lustiger und zahlreicher scheinen diese bunten Pilze aus dem so überaus und übermäßig productiven Boden des deutschen Buchhandels emporzuschießen; ja, es ist, wie wir weiter unten sehen werden, der Fall vorgekommen, daß einer dieser Eiferer selbst es nicht verschmäht hat, ein „Blumenleser" zu werden und eine lyrische Anthologie zu seinem und anderer Nutzen und Vergnügen zusammenzustellen. Es beweist sich hieran alle Ohnmacht des bloßen Raisonnirens, wenn ihm ein wirklich vorhandenes Bedürfniß gegenübersteht. Und dieses Bedürfniß erwächst zu einem großen Theile aus der lyrischen Ueberproduction. Die wenigsten sind im Stande, sämmtlich

lyrische Hervorbringungen auch nur der genanntern Dichter sich anzuschaffen, und die wenigsten haben Zeit, die lyrischen Gedichtsammlungen sämmtlicher guten deutschen Lyriker von Paul Fleming bis zu den Lyrikern der Gegenwart zu lesen; aber um so mehr ist das Bedürfniß vorhanden, ihre Art und Weise wenigstens aus einzelnen charakteristischen Proben kennen zu lernen. Und wollen wir ehrlich sein, so werden wir sagen müssen, daß, ein Halbdutzend der größten Dichter ausgenommen, die Stücke von classischem dauernden Werth und allgemein menschlichem Inhalt sich in allen Gedichtsammlungen auf eine verhältnißmäßig doch immer nur kleine Anzahl beschränken, und daß es manche Dichter gibt, die sich nur Glück dazu wünschen können, wenn sich ein ganzes oder auch nur ein halbes Dutzend ihrer Gedichte vermittelst der Anthologien von Generation zu Generation fortpflanzt und auf diesem Wege Eigenthum der Nation wird. Sicherlich schützen diese Anthologien manchen Dichter vor dem Schicksal, mit der Zeit gänzlicher Vergessenheit anheimzufallen. Vergessen wir auch nicht, daß die Männer, präoccupirt von den Aufgaben der strengen Wissenschaft, von der Kritik, von politischen Fragen oder praktischen Interessen sich leider von der Theilnahme an der poetischen Literatur wie überhaupt von allen Gegenständen rein gemüthlicher Art immer mehr zurückzuziehen scheinen und daß — was auf die Gestaltung der Poesie natürlich nicht ohne Einfluß bleiben kann — das weibliche Geschlecht und die Jugend gegenwärtig die Hauptconsumenten für diesen Zweig der literarischen Production sind. Und es ist namentlich die Art des weiblichen Geschechts, statt umfangreiche botanische Studien zu betreiben, sich an dem Anblick eines geschmackvoll zusammengestellten Blumenstraußes oder einiger schönen Topfgewächse genügen zu lassen.

Zum Theil und vorzugsweise scheint die Polemik gegen Anthologien von einzelnen Dichtern selbst ausgegangen zu sein, welche sich von den „Blumenleslern" ungerecht behandelt und gegen andere Dichter zurückgesetzt halten mochten. Sie waren es zunächst, welche die Meinung aufbrachten, daß durch das Ausrupfen und vielleicht nicht immer der schönsten Federn dem Publikum eine ganz falsche oder doch ungenügende Vorstellung von dem Gefieder des ganzen Vogels beigebracht und durch solche Anthologien die Aufmerksamkeit von den selbständigen und vollständigen Gedichtsammlungen der einzelnen Dichter abgelenkt, ihr Absatz geschmälert würde. Hierüber können wir kein sicheres Urtheil haben. Es ist möglich, daß von diesem oder jenem Gedichtbuch eines neuern Lyrikers ein paar Exemplare mehr abgesetzt werden würden, wenn sich nicht mancher Freund der Poesie mit dem Besitz einer oder auch mehrerer Anthologien und der daraus zu schöpfenden Kenntniß der modernen Lyrik begnügte; aber ebenso oft und vielleicht noch öfter mag es auch geschehen, daß durch die in einer Anthologie enthaltenen ansprechenden Proben aus der lyrischen Sammlung eines modernen Dichters dieser Sammlung selbst Aufmerksamkeit und Kauflust in erhöhtem Maße zugewandt werden. Natürlich verwerfen auch wir unbedingt alle plan- und gedankenlos aus zufälliger Lectüre oder gar aus den schon vorhandenen Anthologien zusammengeschleppten lyrischen Blumenlesen, in denen sich gewisse in solchen Sammelbüchern stehend gewordene „Musterstücke" wie eine erbliche Krankheit von der Großmutter auf die Enkelinnen fortpflanzen; indeß zu diesen kritiklos zusammengestoppelten Anthologien, bei denen der Abschreiber im Grunde die größte Arbeit und das größte Verdienst zu haben pflegt, gehören wol folgende nicht:

1. Deutsche Dichter der Gegenwart. Ein lyrisches Album herausgegeben von Robert Prutz. Prag, Kober und Markgraf. 1859. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Gesanges-Album. Texte beliebter Lieder mit Pianofortebegleitung und Angabe ihrer Componisten. Erster Band. Leipzig, Wengler. 1860. 16. 15 Ngr.

Bei der erstgenannten Sammlung fiel uns ein altes deutsches Sprüchlein ein: „Einem jeden dünkt gut, was er am liebsten thut"; oder wie wir in weiterer Ausführung sagen möchten: Der Mensch ist nur zu geneigt, etwas so lange für unrecht zu halten, als er nicht in die Lage kam, es selbst zu thun. Prutz geberdete sich ehedem als ein entschiedener Gegner der Anthologien, und nun ist er selber unter die Blumenlesler gegangen. Der Herausgeber hat diese Inconsequenz, wenn sie eine ist, auch selbst gefühlt. Eine Selbstanzeige seiner Sammlung in Nr. 52 seines „Deutschen Museum" für 1859 begann er mit den Worten: „Et tu, mi Brute?! Das «Deutsche Museum» hat die Unmasse von poetischen Blumenlesen und Mustersammlungen, mit denen unser Büchermarkt seit Jahren überschwemmt wird, jederzeit mit solcher Entschiedenheit bekämpft und sie so unverhohlen als ein Schmarotzergewächs am Baum unserer Literatur bezeichnet, daß es mit Recht das Erstaunen der Leser erregen muß, wenn nun, wie sie aus obiger Ueberschrift ersehen, der Herausgeber selbst mit einer ähnlichen Sammlung hervortritt."

Der Herausgeber sucht nun sein Unternehmen zu rechtfertigen und führt zu dem Zwecke zuvörderst Folgendes an: „Zuerst nämlich beschränkt die obengenannte Sammlung sich auf einen ganz bestimmten Zeitraum von verhältnißmäßig geringem Umfang; sämmtliche Gedichte, die wir den Lesern darin vorführen, sind innerhalb der letzten zehn Jahre entstanden, also in einem Zeitraum, an dem die Mehrzahl der übrigen Anthologien bisjetzt noch vornehm vorübergeht, und der überdies in der Literatur sowol wie im öffentlichen Leben seinen eigenthümlichen, sehr bestimmt ausgesprochenen Charakter hat. Die einzelnen Gedichte sind ferner nicht, wie unsere Blumenlesler es sonst wol zu machen pflegen, von den verschiedensten Gegenden hier und da zusammengerafft, sondern sie sind sämmtlich zuerst und ausschließlich an einem und demselben Orte, durch ein und dasselbe Organ veröffentlicht worden. Sämmtliche in dem Album mitgetheilte Gedichte standen ursprünglich in dieser Zeitschrift."

Wir haben hier also die lyrische Auslese aus den bisherigen Jahrgängen des „Deutschen Museum" beisammen, und es läßt sich daher denken, daß, wie Prutz weiter bemerkt, hier nur ein Geschmack, und zwar ein männlicher, und eine Richtung waltet. Zugleich erkennt man daraus, welch eine Musenherberge das „Deutsche Museum" von jeher war und noch ist, und zwar gerade auch für den jüngern, bis dahin zum Theil selbst dem Namen nach kaum bekannten Zuwachs. In letzterer Hinsicht bemerkt Prutz: „Die in Rede stehende Sammlung unterscheidet sich ferner dadurch, daß bei Zusammenstellung derselben auf die sogenannten berühmten Namen, mit denen unsere Blumenlesen sonst zu prunken pflegen, nicht der mindeste Werth gelegt ist. Wenn nichtsdestoweniger kaum einer von der bekanntern Namen des Tags darin fehlt, so hat der Herausgeber das nur der freundlichen Theilnahme zu danken, welche die Dichter und Schriftsteller der Gegenwart dem von ihm geleiteten Blatte schenken. Im übrigen rechnet er es wiederum zu denjenigen Eigenthümlichkeiten der vorliegenden Sammlung, durch welche das Erscheinen derselben überhaupt gerechtfertigt wird, daß es umgekehrt zum guten Theil sonst unbekannte und namenlose Dichter sind, welche dem Leser hier vorgeführt werden. Ja in dieser Hinsicht blieb es der gegenwärtigen Sammlung allerdings vorbehalten, eine gewisse Lücke in unserer Literatur auszufüllen. Des Misbrauchs, den die Mehrzahl unserer Anthologien mit der unaufhörlichen und endlosen Wiederholung gewisser als classisch anerkannter Gedichte treibt, haben wir bereits gedacht; die Höhen unserer classischen Dichtung sind so abgeweidet und so zurecht gemacht für den Geschmack des großen Publikums, daß es kaum noch möglich ist, da etwas Neues und Geeignetes aufzufinden. Dagegen existiren in den Gründen und Niederungen unserer Literatur, auf den langen öden Flächen unserer Tagesblätter, auf den sonnenverbrannten Steppen unserer Almanache und Taschenbücher, alles Gegenden, an denen die Mehrzahl unserer Blumenlesler gleichgültig vorübergeht, — es existiren hier, sage ich, noch eine Menge, zwar nicht von Dichtern, aber doch von einzelnen Gedichten, die es wol verdienen, der Vergessenheit entrissen und den Freunden der Poesie zu dauerndem Genusse zugänglich gemacht zu werden."

Mit Recht sagt er dann weiter: „Wie verschieden man über die einzelnen Stücke der Sammlung urtheilen und wie oft man die Wahl des Herausgebers misbilligen möge, eins wenigstens glaubt er behaupten zu dürfen: es ist in der ganzen Sammlung nichts Krankes, nichts Gemachtes, nichts süßlich Verschrobenes und Verzwicktes, sondern überall weht der gesunde Athem der Jugend!"

Und in der That, in den Tagen der Jugendfrische, der Gesundheit, der unumwölkten heitern Stimmung sollte man diese Sammlung lesen; für die Tage des Leides, des Grams, der Verdüsterung und Verstimmung, die bei keinem für immer ausbleiben, werden sich freilich die meisten Gemüther anderswo Trost suchen müssen.

Die Sammlung „Gesanges-Album" verfolgt einen speciellen Zweck, der sie von allen bisherigen Anthologien wesentlich unterscheidet. Es sollen darin nach und nach die Texte der beliebtesten Lieder mit Angabe ihrer Componisten zum Abdruck kommen, d. h. nur solche, deren Compositionen beliebt waren oder noch sind. Jedem Bande wird ein dreifaches Register beigegeben, nämlich über die Autoren, Componisten und Verleger. Der Herausgeber bemerkt im Vorwort sehr richtig: „Wir hoffen, daß die Gebildeten unserer Nation das Werk freudig begrüßen werden, denn sie empfangen damit eine Reihe von Dichtungen, über deren Werth hervorragende Componisten entschieden haben, oder auch, welche eigens und nur zum Zweck der Composition für die Componisten geschaffen wurden und deshalb auch noch in keiner der vielen vorhandenen Sammlungen gedruckt veröffentlicht gewesen sind. Aus diesem letzten Grunde werden im «Gesanges-Album» manche Dichter erscheinen, die als lyrische Dichter bisher unbekannt waren und deren Namen noch in der Literaturgeschichte nicht verzeichnet stehen, die aber dennoch und trotzdem, wenn auch nur vorübergehend, manchen schönen Text zu musikalischen Compositionen lieferten."

Uns war diese fleißig zusammengestellte Sammlung, die gewiß unter dem musik- wie dem poesiefreundlichen Publikum viele Freunde und Freundinnen finden wird und zu finden verdient, besonders deshalb von Interesse, weil sie uns zugleich einen Einblick in den Geschmack der Liedercomponisten wie in das Wesen und die Grenzen der Tonkunst gewährt. In der Mehrzahl der hier vereinigten Lieder spricht sich die unmittelbarste Empfindung, namentlich Liebesempfindung, Sehnsucht, Schmerz, Trauer u. s. w. aus, unterbrochen von Liedern heitern, jovialen, zuweilen bis zum Uebermuth fröhlichen Charakters. Dagegen stoßen wir auf Lieder philosophischen, betrachtenden, didaktischen oder schildernden Charakters fast gar nicht. Das liegt im Wesen der Musik und des Gesangs. Goethe, Uhland und Heine liefern dem Liedercomponisten mehr Stoff als z. B. Schiller, Platen und Rückert. Am beliebtesten hat sich bei den modernen Liedercomponisten wol Heine gemacht. Von Heine's „Du bist wie eine Blume" finden wir in dieser Sammlung neun, von seinem Liedchen „Und wüßten's die Blumen, die kleinen" und von seiner „Lorelei" je acht Compositionen angezeigt u. s. w. Diese Vorliebe der Liedercomponisten für Heine hing freilich mit einem allgemeinen bereits wieder in den Hintergrund zurücktretenden Zeitgeschmack zusammen, trug aber auch wesentlich dazu bei, seine Lieder in Umlauf zu bringen und besonders bei dem weiblichen Geschlecht beliebt zu machen. Es ist für einen Dichter viel werth, viele und gute Componisten zu finden und sich vermittelst ihrer Compositionen ins Volk einzusingen.

Hieran fügen wir folgende Sammlung:

3. Kompaß auf dem Meer des Lebens. Herausgegeben von Karl Stelter. Elberfeld, Bädeker. 1860. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese Sammlung ist nicht eigentlich eine Anthologie, sondern eine Sammlung von Sentenzen, von „Weisheitsblüten, die das Herz in der Dichtung Reich gepflückt"; indeß da der Verfasser, selbst ein begabter Lyriker, nur solche in gebundener Sprache aufgenommen hat und bei der Auswahl sich nicht blos durch den gedanklichen Gehalt, sondern auch durch die Rücksicht auf die sprachliche Schönheit und die künstlerische Form leiten und bestimmen ließ, so mag sie hier mit Recht ihre Stelle finden. Der Herausgeber hat neben der classischen Periode und unserer oder der sogenannten Epigonenzeit (die aber, wie wir aus dieser Sammlung ersehen, in Bezug auf Sentenzenreichthum und auf Spruchweisheit sich vor der classischen durchaus nicht zu schämen hat) auch die vorclassische berücksichtigt und auch von einzelnen großen Dichtern des Auslandes Sprüche aufgenommen. Seine Sammlung zeugt von Geschmack, Umsicht, großer Belesenheit und einer Unparteilichkeit gegenüber den Dichtern, die jetzt selten zu finden ist. Unter den Sammlungen ähnlicher Art darf diese Stelter'sche, in der auch der Unglückliche und Leidende Trost und Beruhigung finden wird, sicherlich auf einen hervorragenden Platz Anspruch machen. Der Natur der Sache nach nimmt der von unsern Componisten so bevorzugte Heinrich Heine im Verhältniß zu Dichtern wie Julius Hammer, Leopold Schefer und namentlich Rückert eine ärmliche Stelle ein; er, wie auch Hermann Lingg, ist nur mit einem und dazu nicht einmal bedeutenden Spruche vertreten, Rückert dagegen mit etwa anderthalbhundert Sprüchen. Aus diesem Verhältniß allein schon läßt sich auf die Grundverschiedenheit beider Dichter schließen.

H. M.

Notiz.

Wie Hr. Dr. Menzel zu lesen fortfährt.

Es ist in Nr. 8 d. Bl. bei Gelegenheit des Buchs von Boden von neuem darauf aufmerksam gemacht worden, wie sorgfältig die Angaben des Hrn. Wolfgang Menzel über die Heroen unserer Literatur sind. Natürlich hat ein einfacher Gelehrter noch viel weniger Anspruch darauf, daß Hr. Menzel seine Schriften, die er in den Kreis seiner Besprechung zu ziehen Veranlassung nimmt, auch wirklich gelesen habe. Davon habe ich denn jüngst folgenden Beweis gehabt in einer Anzeige meines Vortrags über „Eoban Hesse" (Berlin 1860), die namenlos im Menzel'schen „Literaturblatt" erschienen ist und offenbar von Menzel selbst herrührt:

Menzel's „Literaturblatt".	Mein Vortrag, S. 16:
„Der Herausgeber vergleicht dessen (Hesse's) Manier mit der des Virgil.*) Das ist aber irrig. Hessus nahm sich nicht den Virgil, sondern vielmehr den Ovid zum Muster. Das vorzüglichste Werk des Hessus, welches Herr Hertz nicht einmal namhaft macht, ist eine platte Nachahmung der Heldenbriefe des Ovid, auf eine sehr frivole Weise angewandt auf biblische Personen. Gott selbst schreibt einen verliebten Brief an die Jungfrau Maria: sie soll sich doch nicht fürchten, sie werde große Freude haben 2c. Maria Magdalena schreibt einen noch viel verliebtern Brief an den Heiland, Lydia einen ähnlichen an den Apostel Paulus 2c."	„....Und hier vornehmlich verfaßte er die meisten seiner christlichen Heroiden, Briefe, fast sämmtlich von christlichen Glaubensheldinnen an ihre Auserwählten gerichtet. Nach Ovid's Muster gedacht und genannt trugen sie ihm auch den Namen eines christlichen Ovid ein. Später befreite er sie von manchem jugendlichen Auswuchse; wie konnte es ihnen jetzt daran fehlen, da er sie meist zu Roß in des Bischofs Geleit, auf der Jagd oder auf Reisen entworfen und ausgeführt hatte? Daneben aber offenbarte sich in ihnen zuerst die ganze Gewandtheit und Leichtigkeit seiner Dichtungen, die ihm mehr Anspruch auf den Namen eines Ovid geben als dies christliche Zerrbild seiner Liebesepisteln, in welchem man nicht ohne Schauder einen Brief Gottes des Herrn an die Jungfrau Maria nebst ihrer Antwort darauf und einen andern der Maria Magdalena an den Heiland finden wird."

Martin Hertz.

*) Allerdings S. 14 in Bezug auf seine Idyllen, die sich für jeden Kundigen sichtlich an Virgil's Bukolika als Muster anlehnen.

Bibliographie.

Avé-Lallemant, R., Reise durch Nord-Brasilien im Jahre 1859. 1ster Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Bader, C., Die katholische Kirche im Großherzogthum Baden. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bagge, S., Gedanken und Ansichten über Musik und Musikzustände in einer Reihe gesammelter Aufsätze. Wien, Wessely u. Büsing. Gr. 8. 18 Ngr.

Balaguer, V., Monserrat. Sagen, Legenden und Geschichten. Aus dem Spanischen übersetzt von D. A. Rosenthal. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr.

Birkmeyer, J. M., Ernst und Scherz aus der Mappe eines Arztes. Für Aerzte herausgegeben. Mit 1 Zinkographie. Nürnberg, Stein. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Burow, Julie, Walter Kühne. Roman. Bromberg, Levit. Gr. 16. 25 Ngr.

Cappilleri, W., Blüten und Blätter. Dichtungen. Wien, Benedikt. Br. 8. 1 Thlr.

Corrodi, A., De Herr Dokter. Herbstidyll usem Züripiet. Winterthur, Steiner. 16. 1 Thlr. 2 Ngr.

Dittmer, G. W., Der Lübeckische Bischof Burchard von Serken und seine Zeit, vom Jahre 1276 bis zum Jahre 1317. Ein Beitrag zur Lübeckischen Staats- und Kirchen-Geschichte. Lübeck, Dittmer. Lex.-8. 9 Ngr.

Dranmor, Poetische Fragmente. Leipzig, Brockhaus. 8. [illegible] Ngr.

Drobisch, M., Die Genesis des Bewußtseins nach atomistischen Principien. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. [illegible] Ngr.

Du Bois-Reymond, E., Gedächtnissrede auf Johannes Müller. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 1 Thlr. 18 Ngr.

Frenzel, K., Melusine. Roman. Breslau, E. Trewendt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Friedhoff, F., Ueber die Kraft der menschlichen Vernunft. Regensburg, Manz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Für Deutschland! 1stes Heft. Hamburg, Ackermann u. Wulff. Gr. 8. 18 Ngr.

Geiger, H., Leander und Hermigild oder die Wiedergeburt Spaniens. Eine Erzählung aus der Geschichte der Westgothen. Zwei Theile. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Geschichte des deutschen Rechts in sechs Bänden. Bearbeitet von G. Beseler, H. Hälschner, J. W. Planck, A. L. Richter und O. Stobbe. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 3 Thlr.

Gubitz, F. W., Wirklichkeit und Phantasie. Gesammelte Erzählungen. 1ster Band. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hahn, W., Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen. Ein Buch für Schule und Haus. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gustav vom See, Erzählungen eines alten Herrn. Breslau, E. Trewendt. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

J. P. Hebel. Festgabe zu seinem 100sten Geburtstage. Briefe Hebels an Freund und Freundin; dichterische Grüße an sein Andenken; über die Basler Mundart; Basler Sagen. Herausgegeben von F. Becker. Basel, Schweighauser. Lex.-8. 2 Thlr.

Hübner, J., Finsterniß und Licht. Schilderungen und Erzählungen aus der Heidenwelt. 1ster Band. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Johannes. Ein Gedicht in sechs Gesängen. Bromberg, Levit. 18. 10 Ngr.

Kalckstein, M. v., Rom und die Campagna. Eine Skizze. Berlin, F. Schneider. 8. 15 Ngr.

Kette, H., König Saul. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Berlin, Schindler. 16. 20 Ngr.

Kiene, T. A., Stefan Linköln. Wahrheit und Dichtung. Aus den Papieren eines Deutschen in Westindien. Braunschweig, Grüneberg. 1858. 12. 1 Thlr.

Kurz, H., Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 28 Ngr.

Lamey, A., Gedichte. Strassburg. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lange, F., Gedichte. Regensburg, Manz. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Meißner, A., Zur Ehre Gottes. Eine Jesuiten-Geschichte. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der letzte Mönch. Eine Schwarzwaldsage vom Verfasser des „Eckmann". Tübingen, Riecker. 16. 7½ Ngr.

Mügge, T., Illustrirte Kriegsgeschichte von 1859. Mit Plänen, Karten und Portraits. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Müller, F. D., Der Kampf um die Autorität auf dem Conzil zu Constanz. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 10 Ngr.

Platens Tagebuch. 1796—1825. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Polska na parnasie. — Ausgewählte Gedichte der Polen. In's Deutsche übersetzt von H. Nitschmann. Mit beigefügtem Originaltexte. Danzig, Bertling. Gr. 16. 20 Ngr.

Pressel, P., Franz von Sickingen. Ein erzählendes Gedicht aus dem Reformationszeitalter. Leipzig, Engelmann. 8. 1 Thlr.

Pressel, W., Hexen und Hexenmeister. Oder vollständige und getreue Schilderung und Beurtheilung des Hexenwesens. Stuttgart, Belser. 8. 6 Ngr.

Scherenberg, E., Aus tiefstem Herzen. Gedichte. Berlin, Schindler. 16. 20 Ngr.

Thaler, K. v., Sturmvögel. Ein Sonettenkranz. Mannheim, Löffler. 16. 9 Ngr.

Thomas, Union, Lutherische Kirche und F. J. Stahl. Ein Wort für das gute Recht. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Waldmüller, R., Novellen. Berlin, Springer. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Tagesliteratur.

Betrachtungen eines Engländers über die österreichischen Zustände. Stuttgart, Göpel. Gr. 8. 15 Ngr.

Drechsler, A., Die Organisation der naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis in ihrer allmäligen Entwickelung. Bei der Festfeier ihres 25jährigen Bestehens und der gleichzeitigen Jubelfeier ihres Vorstandes vorgetragen. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 2½ Ngr.

Das Erdenleben als Vorläufer und weissagendes Vorbild des außerirdischen Daseins betrachtet. Breslau, Dülfer. Gr. 8. 2 Ngr.

Deutsche Fragen von einem Deutschen. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 6 Ngr.

Neue Hanhecheln. Nr. 1. Philadelphia, Flugschriften-Verlag. Gr. 12. 5 Ngr.

Kahle, E., Züge aus dem Leben und Ende des Superintendenten und Pfarrer der Altroßgärtischen Gemeinde zu Königsberg i. Pr. Ernst Gottfried Kahle. Neu-Ruppin. 8. 4 Ngr.

Klein, K., Die Bedeutung der Humanitätsstudien für den Fortschritt. Eine Rede. Mainz, Le Roux. 1858. Gr. 8. 2 Ngr.

Lichtenstein, E., Für Europa's Fürsten und Völker, für Deutschland zumal. Berlin, Wagner. Gr. 8. 6 Ngr.

Reubig, A., Offenes Sendschreiben an Hrn. Prof. Dr. M. J. Schleiden über Raum und Zeit. Nürnberg, Zeh. Gr. 8. 5 Ngr.

Sztanojovich, L., Der heilige Stuhl und der Napoleonismus. Wien. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 28. — 12. Juli 1860.

Zur Culturgeschichte.

1. Deutsches Leben. Eine Sammlung abgeschlossener Schilderungen aus der deutschen Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichten und der Beziehungen zur Gegenwart. Erster Band: Die deutsche Trachten- und Modenwelt. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. Von Jakob Falke. Zwei Theile. Leipzig, G. Mayer. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Erfurter Bilder und Bräuche. Ein akademisches Programm von Paulus Cassel. Erfurt, Villaret. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.
3. Böhmische Nationaltänze. Culturstudie. Von Alfred Waldau. Zwei Bändchen. Prag, Dominicus. 1859—60. 16. 22 Ngr.
4. Culturstudien aus drei Jahrhunderten von W. H. Riehl. Stuttgart, Cotta. 1859. Gr. 8. 2 Thlr.

Die vier vorgenannten Werke sind insgesammt Griffe aus dem Volksleben und haben deshalb auf dem culturhistorischen Gebiet den Grund und Boden ihrer Verwandtschaft; sie liegen jedoch weit auseinander, wenn man, abgesehen von ihrer Genesis, ihre Zielpunkte und Mittel, die größere oder geringere Dringlichkeit ihrer Gegenstände und die Logik und den Herzschlag ihrer Darstellung beachtet. Danach muß auch die Wirkung, welche dieselben auf uns äußern, oder ihr Werthaustrag für die Wissenschaft und für das Leben verschieden sein. In Bezug auf den letztern Punkt, welchem als dem Allgemeinen und Ewigen sich das Einzelne und Momentane zu fügen und dienend unterzuordnen hat, werden wir gern nach solchen Werken greifen, die mit vollem Ernste des Geistes entweder den ganzen Faden irgendeiner Entwickelungsseite der Völker als einen mit innerm und äußerm Zwange sich fortbildenden Proceß darthun oder die irgendein einzelnes Bildungsmoment einer bestimmten Zeit, doch dies in der Weise uns schildern, daß sein Verhältniß zu der gesammten gleichzeitigen Weltentwickelung und somit sein Antheil und seine Mitleidenheit an der großen Wechselwirkung von Kräften und Interessen zur Anschauung gebracht wird. In beiden Fällen gewinnen wir ein Ganzes und in dem Ganzen eine helle, gesättigte Belehrung und Kräftigung. Sollte schon um dieses Zieles und Ergebnisses willen kein culturhistorischer Gegenstand anders behandelt werden als in der einen oder andern bezeichneten Weise, so verlangt dies aber auch die historische Entwickelung seines Wesens, indem keine Culturnation und in ihr keine einzelne Seite des Lebens und kein Individuum so abgeschlossen ist, daß nicht in ihrem Werden und Fortbilden die Wechselwirkung zwischen den innern und äußern oder den eigenen und fremden Lebenskräften als der gestaltende Trieb jedes Daseins nachweisbar sei. Sehen wir nach, wie sich zu diesen gerechten Forderungen die uns zur Beurtheilung vorliegenden vier Schriften verhalten, so finden wir, daß Falke und Cassel ihre culturhistorischen Gemälde die ganze historische Zeit durchschreiten lassen, Riehl und Waldau dagegen vorzugsweise nur die neueste Zeit zur Unterlage ihrer Arbeiten nehmen; dabei haben Falke und Riehl am stärksten das Verständniß und die Kunst an den Tag gelegt, ihren Gegenstand in steter Beziehung auf das gesammte Leben zu fassen; weniger ist dies bei Cassel, am wenigsten bei Waldau geschehen. Dies im allgemeinen; wir wenden uns nun zu den einzelnen Werken.

Falke's Werk: „Die deutsche Trachten- und Modenwelt" (Nr. 1), ist eine höchst verdienstliche Arbeit, verdienstlich nicht allein darum, daß sie einen culturhistorischen Zug deutschen Lebens im festen Zusammenhang durch die ganze deutsche Geschichte hindurchführt und ihn wie ein redendes Gemälde den Augen und Zwecken der heutigen und der kommenden Welt zum Genusse und zur Benutzung übergibt, sondern auch, daß sie auf einer tüchtigen Gründlichkeit und Zuverlässigkeit beruht und vom wärmsten Ausdruck getragen wird, dem man durch und durch das begeisterte Hineinleben in den Gegenstand nachfühlt. Wenn wir deshalb mit Freuden aussprechen können, daß sie einem in der deutschen Literatur lebhaft gefühlten Bedürfniß abgeholfen hat, so müssen wir aber auch bekennen, daß sie nirgends besser ausgeführt werden konnte als in den Hallen des jungen Nationalmuseums zu Nürnberg, wo der Verfasser vor seiner Versetzung nach Wien als Conservator und Secretär der Abtheilung für Kunstsammlung thätig war. Denn hier hatte der Verfasser nicht blos

eine solche Sammlung von Costümbildern aus früherer und späterer Zeit zur Hand, wie sich eine gleiche auf keinem zweiten Punkte Deutschlands wiederfindet, sondern es standen ihm auch einzelne, dem Germanischen Museum zugesendete Aufsätze über Trachten zu Diensten, welche das Interesse an der Sache erhöhen und die Einsicht in sie vertiefen mußten; zudem bot das Museum ihm einen einschlägigen seltenen literarischen Apparat, dessen bequem gemachte Benutzung um so willkommener zu erachten war, als erst dadurch die Arbeit wie zur Gründlichkeit so zur Vollständigkeit erhoben werden konnte. Zu dieser amtlichen und lokalen Begünstigung brachte der Verfasser ebenso viel Sinn, Liebe und Ausdauer als Geschicklichkeit, das reiche künstlerische und literarische Material für seine Zwecke zu verarbeiten.

Wenn nun das Werk selbst, wie der Verfasser bekennt, einerseits für die nürnberger Kunstsammlung gleichsam als ihr historischer Cicerone, andererseits nur für solche abgefaßt ist, welche das Buch blos lesen, und nicht oder doch erst in zweiter Linie für solche, welche dasselbe etwa brauchen wollen, so hat er damit für seine amtliche Stellung einen innern und äußern Zweck vor Augen gehabt; von diesen beiden Zwecken ist indeß, offen gestanden, der letztere durch den erstern nach einer wichtigen Seite hin verkürzt und verkümmert worden. Es fehlt nämlich zu unserm Leidwesen dem trefflichen Werke die Beilage entsprechender Abbildungen.. Der Verfasser gesteht selbst:

> Ich mußte zweien Dingen entsagen: einmal der Mittheilung des gelehrten Apparats, der ohnehin in seinem schriftlichen Theile unschwer zugänglich sein wird, und zweitens der Beigabe entsprechender Abbildungen. Ich verhehle mir das Misliche des letztern Punktes nicht, indeß dürfte für den, der weiteres Interesse an der Sache nimmt, das eine oder andere der Costümwerke leicht zur Hand sein.

Dem müssen wir jedoch entgegenhalten, daß die Zahl guter Costümwerke äußerst gering ist und daß man, weil keins derselben die ganze deutsche Trachtengeschichte vollständig abspiegelt, mehrere zugleich besitzen muß, wenn man dem Werke des Verfassers folgen will. Wie wenige von den Lesern sind daher in der glücklichen Lage, solche seltsame, überdies meist kostbare Costümwerke auslänglich zu besitzen oder sich zur Hand zu schaffen! Und will der Verfasser sich und uns damit beruhigen, daß nicht die blanken Leser, sondern die praktischen Verwerther seines Werks Costümabbildungen nöthig hätten, so können wir ihm durchaus nicht einräumen, daß man wissenschaftliche Werke zum bloßen Lesen schreibt; wir müssen vielmehr die Wahrheit aufrecht halten, daß gerade die geistige Verwerthung solcher Bücher die Hauptsache ist oder daß die Verwerthung derselben in erster Linie in der Erregung geistiger Anschauungen und Gestaltungen, in zweiter in äußern praktischen Nachbildungen besteht. Nun hat zwar der Verfasser seine Schilderungen vielfach zu wirklichen plastischen Gemälden ausgeprägt und dadurch die Nachbildung der Trachten sehr ermöglicht, der volle veranschaulichende Eindruck jedoch, welchen die künstlerischen Costümbilder mit ihrer lebendigen Unmittelbarkeit bewirken, ist nicht erreicht und kann auch von keiner noch so farbenreichen Wortdarstellung erreicht werden und ebendeshalb bleibt unsere Klage, daß dem Falke'schen Werke die nöthige Series von Bildern fehlt, eine gerechtfertigte. Es wäre uns lieb, den Verfasser nach dieser Seite ebenso in Schutz nehmen zu können als nach zwei andern Seiten, einmal daß er den gelehrten Notenapparat weggelassen, zum andern, daß er den Bezug der Trachtenstoffe im allgemeinen nicht berücksichtigt hat. Jenes würde dem Werke den Charakter eines Buchs für die bürgerliche Gesellschaft entzogen, dieses ihm eine ungeeignete Ausführung gegeben haben, eine ungeeignete insofern, als sie bei all ihrer culturhistorischen Wichtigkeit doch mehr oder ausschließlicher der Handelsgeschichte als der Costümgeschichte gehört.

Die Geschichte der Trachten fällt nach der Anordnung des Verfassers mit den Hauptperioden der Cultur- und politischen Geschichte zusammen. Den Grund hierfür findet derselbe in dem Zusammenhang zwischen den Wandelungen der äußern menschlichen Erscheinungen und des innern Culturlebens. Man muß diesem Grundgedanken, der den Verfasser durch seine ganze Arbeit hindurch leitete, seine historische Berechtigung zugestehen. Denn wie eine jede Nation einen Nationalcharakter mit Recht für sich in Anspruch nimmt, der sie als ein einheitliches, einziges Ganzes gleichsam mit einer Seele empfinden und handeln läßt, so ist auch in der Geschichte der Civilisation oder des Bildungsganges des einzelnen Volks wie der ganzen Menschheit, soweit sie im Strom der Cultur vorwärtsschreitet, einer jeden Stufe ein solcher Gesammtcharakter, ein zur Einheit gewordener Complex bewegender und leitender Ideen zuzuschreiben. Diese Seele der Zeiten krystallisirt alle ihre Lebensäußerungen in ihre eigenthümlichen und darum nothwendigen Formen, an denen ein geübtes Auge bald erkennen muß, weß Geistes Kinder sie sind. In diesem Sinne ist auch das Costüm allemal ein Kind seiner Zeit, eine Form, welche die Züge des herrschenden Gesammtcharakters erkennbar an sich trägt. Wie der einzelne Mensch in Kleidung, Haltung und Gang sein inneres Wesen äußerlich offenbart und abdrückt, sodaß wir aus jenem auf dieses nicht blos schließen können, sondern auch schließen dürfen, so ist es bei jeder Nation und so auch bei einer jeden Geschichtsperiode in der ganzen äußern Erscheinung. Und umgekehrt wie die Gesinnung von innen heraus den Ausdruck der Kleidung und Toilette bestimmt und regelt, so wirkt auch wieder die Tracht auf die innere Welt der Individuen und Völker zurück. Unser Verfasser nimmt indessen nur jene Wirkung, keineswegs auch diese als wirkliche Erscheinung des Culturlebens an, weshalb er nicht allein das Wort des bekannten Logau:

> Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen,
> Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen,

sondern auch den landläufigen Sinnspruch „Kleider machen Leute" ins Gegentheil umgekehrt wissen will, um ihnen in seinen Augen Wahrheit einzuräumen. Wäre freilich dies andem, so hätte man viele andere derartige Aus-

sprüche der alten und neuen Zeit umzudrehen, ja man hätte selbst einerseits allen frühern, vom Jahr 808 bis in das 18. Jahrhundert fortlaufenden Kleiderordnungen und Luxusgesetzen, die bei all ihrer Erfolglosigkeit doch von dem Gedanken getragen wurden, daß Kleider ebenso sehr das Leben vertheuernde als das Herz bestimmende Formen sind und sein können, andererseits der vom Verfasser selbst nachgewiesenen Erfahrung, daß die Trachten und Moden der obern Stände sich nach und nach zu den untern Volksschichten herabsenken und hier als Eroberer ihren Einfluß durch kürzere und längere Perioden ausüben, Wahrheit und Sinn abzusprechen. Weil nun aber der Verfasser die Berechtigung zu einer solchen Umdrehung sammt ihren Consequenzen schlechthin blos nennt und nicht beweist, so halten wir mit vollem Rechte an der vollen Wechselwirkung zwischen dem Innern und Aeußern und dem Aeußern und Innern fest, darum fest, weil ihre Gründe auf Psychologie und reicher Erfahrung beruhen und schwer anzutasten und wegzuleugnen sind. Die Macht, welche das neue Kleidchen auf das Kind, die Toilette auf das Weib, der Stern und Orden auf den Staatsmann, die Livree auf den Bedienten, die Uniform auf den Soldaten und der lange schwarze Rock auf den Priester ausübt, können wir täglich in der stillen Familie, in den Salons und im öffentlichen bürgerlichen Leben greifen und müssen selbst sie hier oft schmerzlich empfinden. Nicht anders als die Gegenwart zeigt die ganze lange Geschichte der Trachten vom ungegerbten Fell der alten Germanen bis zur Crinoline der heutigen Damenwelt, daß wie Sinn und Verstand sich entsprechende Kleider zuschnitt, so auch octroyirte Trachten sich die Gemüthswelt unterthänig gemacht und gestimmt haben. Man denke unter vielem andern nur an die Geschichte der Perrüke. Nicht allein, daß diese anfangs von den Geistlichen als ein für sie unwürdiger Kopfschmuck zurückgewiesen wurde, auch in den Kirchenbehörden und selbst im Papst fand sie harte Gegner, und doch siegte sie und fing die geistlichen Herzen ein, ja zuletzt hielt man sie für einen echt priesterlichen Schmuck, sodaß die kirchlichen Häupter sie am längsten getragen und ebenso unwillig abgelegt, als sie dieselbe unwillig angethan haben. Mag immerhin bei dem einen Volke die eine oder andere Tracht aus dessen Wesen hervorgegangen sein, so wird sie nothwendig bei jedem andern Volke, dem sie zugeführt worden ist, von außen nach innen wirken, und man wird sicher nicht leugnen können, daß ein leichtfertiges Volk, welches eine für den Sinnenkitzel berechnete Tracht von der Fremde herübernimmt, noch mehr versinnlicht und sittlich welk werden muß. Leider hat der Verfasser seiner Anschauung gemäß diese, von fremden Trachten nicht minder als von fremden Sitten und Zungen auf das deutsche Volk ausgeübten, bedeutsam äußern Einflüsse als solche aufgehoben, indem er ihre causalen Verhältnisse verkehrte und sie zu dem Ende als Erscheinungen faßte, welche die Volksseele gleichsam aus sich erzeugte, indem sie ihnen mit schon vorbereiteter wahlverwandter Stimmung und entsprechender Temperatur entgegenkam. Daß dies jedoch nicht die volle historische Entwickelung der Sache ist und sein kann, haben wir bereits angedeutet, und haben darum hier nur noch unser Bedauern auszusprechen, daß die uns vorliegende Schrift sich der anderseitigen und somit allseitigen Behandlung der Trachten entzogen hat, da gerade ihr Verfasser, wenn anders seine Auffassung der Sache mit der unsern in Einklang gestanden, vorzugsweise geeignet war, die von außen nach innen wirkenden Modeneinflüsse ebenso nach Inhalt und Form befriedigend zu schildern, als dies mit der Wirkung von innen nach außen geschehen ist. Auch würde dann selbst diese Seite vielfach eine andere Beleuchtung erhalten haben, wenn die Darstellung jene andere Seite statt sie zu absorbiren zu ihrem Recht hätte kommen lassen. Ueberdies würde auch der Verfasser sicherlich nicht an der interessanten Untersuchung vorübergegangen sein, ob eine aus der eigenen krankhaften Stimmung einer Nation gleichsam herausgewachsene unnatürliche Tracht größern sittlichen und nationalen Schaden erzeuge als eine widrige Mode, welche man von der Grenze und Fremde her über ein Volk ausbreitet und in dessen Seele hineinwirken läßt. Wenn sich dort bei aller Verschrobenheit der Kleidung doch noch eine nationale Selbstthätigkeit, sogar oft in den wildesten Costümauswüchsen eine Befreiung der innern Krankheit annehmen läßt; so wird hier eine Nation in das Leidende und Unfreie, in das Vergessen und Verdrängen alles dessen, was sie heiligt, hineingezwängt und dadurch an den Schwingen ihres Genius beschnitten. Denn das hätschelnde Schönthun mit octroyirten Puppen und farbigen Lumpen macht den Menschen nicht zum Mann, sondern zum kindischen Kinde.

Dies die principielle Differenz, welche zwischen dem Verfasser und uns besteht und welche wir, eben weil sie eine principielle ist, an den Tag legen mußten, bevor wir uns zu dem Faden der Darstellung wenden konnten. Nehmen wir nun diesen von demjenigen Standpunkte auf, den der Verfasser innehat und den auch wir zum guten Theil als den unsern anerkennen, so haben wir bereits oben auf die darauf bezügliche Vortrefflichkeit des Werks hingewiesen. Trotz der erstaunlichen Stofffülle, welche in die beiden Theile niedergelegt ist, ist doch das Ganze so rund ausgeprägt, so warm und lichtvoll behandelt und mit dem Charakter des Zuverläßlichen so durchwebt, daß die Lectüre des Buchs vom Anfang bis zu Ende in gleicher Stärke fesselt als belehrt. Wenn dies durch Einschuß der Quellenreferate, so ist jenes durch eine gesunde Anordnung erreicht worden, welche sich nicht allein darin äußert, daß jede Periode scharf charakterisirt und in ihren Bezügen auf das gesammte Volksleben gefaßt ist, und nicht allein darin, daß jeder periodische Beginn die volle Berechtigung nachweist, mit der die bezügliche Periode zum Dasein gelangt, und jeder periodische Schluß Rückblicke enthält, die die Lichtstrahlen des Zeitabschnitts gleichsam in einen hellen Brennpunkt zusammendrängen, sondern auch dadurch, daß neben dem allgemeinen Trachtencharakter jede einzelne Toilettenstelle des menschlichen Körpers, auf welcher die Mode ihre jedesmalige Art kund gibt, wohin Kopf, Hals, Brust, Knie und Fuß vor-

zugsweise gehören, ihre besondere Trachtengeschichte erhalten hat, die statt das Ganze zu stören, dasselbe vielmehr belebt.

Derjenige aber behandelt vor allem die Geschichte recht und wahr, der in dem Zug und Strome derselben aufdeckt, was in der menschlichen Natur zufällig und vorübergehend und was wesentlich und unabänderlich ist. Jenes wird von den wechselnden Stimmungen, dieses von den ewigen Forderungen der innern und äußern Natur bestimmt. Der Verfasser setzt mit vollem Recht diese Forderungen, die er als Maßstab an den Wechsel der Trachten heranbringt, in eine natürliche, d. i. die freie und leichte Bewegung der Glieder nicht beschränkende, eine klimatische und eine ästhetische Kleidung. Die natürliche und klimatische Berücksichtigung macht das Kleid zum zweckmäßigen, die klimatische und ästhetische zum nationalen und die ästhetische zum anmuthigen. Die möglichen Arten der desfallsigen Abweichungen oder die Wechselungen, nach denen sich die Tracht erweitert oder verengert, frei oder züchtig, phantastisch oder schlicht, maßlos oder zusammengeschrumpft, natürlich oder unnatürlich, buntfarbig oder mönchsdüster wird, bilden die Scala der Moden, die bald die eine oder andere oder alle Forderungen zusammen verletzen und im letztern Falle selbst die Tollheit bis zur Unnatur treiben, wo sich der Mann ins Weib verkehrt, wo das Vermögen vernichtet und selbst das Leben gefährdet wird. Das Werk von Falke zeigt, in wie viel Tollheiten und unnatürliche Ausschreitungen die Völker rücksichtlich der Trachten gerathen können, vor allen aber das deutsche Volk, das, wenn es einmal für eine Mode trunken ist, derselben selbst die größten Interessen und die heiligsten Personen sammt den Sitten eines reinen Herzens opfert. Man lese nur, um sich davon zu überzeugen, den Abschnitt über die Schellentracht und den über die Schnabelschuhe. Nach dem Maße der Schnabeln maß man den bürgerlichen Stand, und auch Gott, Christus und die Maria wurden zur Mode herangezogen und mußten Schnabelschuhe à la mode tragen. Es gab Zeiten, wo auf die Männer die Locken, die Pommade, die Perlenhalsbänder, die offene Brust und der Frauenrock übergingen; Zeiten, wo ein Anzug 1000 Eichenstämme und 100 Ochsen kostete und wo ein Modenarr ein ganzes Landgut auf seinen Rippen trug; Zeiten, wo man der Gesundheit zu Trotz des Jahres zwei- bis dreimal zur Ader ließ, um eine weiße Haut zu gewinnen oder wo man sich eine enge Modetaille durch widernatürlich zusammenpressende Schnürbrüste erzwang; und wieder Zeiten, wo man durchsichtige Florkleider anlegte, um den Körper in all seinen Theilen durchscheinen zu lassen, ja wo bei Festen nackte Jungfrauen die Hauptrollen zu spielen hatten.

Wir können selbstverständlich hier einerseits weder die Galerie dieser und anderer Zeiten mit gleich starken Verwilderungen im Costüm, noch die Reihe von Wunderlichkeiten und Schwächen, unter denen auch die berüchtigten Perrüken und Zöpfe florirten, andererseits weder die Oppositionen, welche sich gegen die wilden und wunderlichen Auswüchse der Trachten erhoben, noch die Perioden mit zweckmäßigen und schönen Kleiderformen bis ins einzelne verfolgen, wol aber halten wir es für nothwendig, den Entwickelungsgang der deutschen Trachten, wie ihn das Werk von Falke zur Anschauung bringt, in gedrängter Skizze anzudeuten, um dem Leser eine allgemeine Uebersicht über dasselbe zu verschaffen. Die Hauptzüge sind folgende.

So einfach, selbst dürftig auch die ursprünglich germanische Kleidung war, so entsprach sie doch den gesunden Bedürfnissen des Volks in Rücksicht auf Klima, Natürlichkeit und Anstand. Sie bestand aus zwei Hauptstücken, einem engern und einem weitern; jenes, das über den Kopf angezogen wurde, bildete beim Manne den Rock, beim Weibe das Kleid; dieses den Mantel, beiden Geschlechtern gemein. Dazu gesellte sich noch Pelzwerk und Schmuck. Mit der Völkerwanderung begann ein vielhundertjähriger Kampf zwischen dem römischen Costüm und der alten nationalen Tracht der Deutschen, ein Kampf, der beim Anheben des neuen Jahrtausends mehr zu Gunsten der römischen Kleidung entschieden war. Der kurze enge deutsche Männerrock wich sammt dem Frauenkleid der langen, weiten, faltig gegürteten Tunica, der Mantel dem Pallium, die lange Locke dem gekürzten Haare. In der Zeit der Ottonen erreicht der Ausdruck dieser Tracht seine Blüte.

Indeß unmittelbar darauf schießt aus der infolge der Kreuzzüge bewirkten innigern Verschmelzung der germanischen, antikchristlichen und orientalischen Elemente ein neues selbsteigenes Leben der mittelalterlichen Welt in jugendlicher, frischer und originaler Schönheit empor. Es ist die Zeit der Minnepoesie und des Frauencultus. Wie vor allem die Poesie und die Baukunst von einem neuen Geiste mit neuen Formen getragen werden, so gewinnt die Tracht, indem sie den Charakter der Steifheit und Düsterheit ablegt, die harte Leinwand gegen geschmeidige Wolle austauscht, das Kurzhaar in Lockenwellen umwandelt und der menschlichen Gestalt Kleider mit edelfließendem Faltenwurfe anlegt, einen plastisch künstlerischen Charakter. Die Periode dieser edeln und einfachen Kleidungsweise fällt in die Zeit von 1100—1300. Von diesem Höhepunkt der Grazie schreitet die Tracht im 14. Jahrhundert ihrem Gegentheil mit derselben Nothwendigkeit zu, als der Geist des Mittelalters der immer stärkern Entartung in Gesinnung und Denkart zugetrieben wurde. Was faltenreich und lang war, wird verkürzt, steif und eng; das Einfache springt ins bunte Tolle über; das Züchtige weicht dem Schamlosen. Gegen die Tollheiten in getheilter Tracht, in Zatteln, Schleppen, Hauben, Schellen, Schnabelschuhen, Hängeärmeln, Farbenallegorien, Jacken und Miedern erhebt sich mehrfache Opposition, doch die Strömung in Luxus und Entartung geht unaufhaltsam vorwärts, und als das 15. Jahrhundert zu Ende ging, war die Tracht zum Zerrbild und zum schandbaren Costüm geworden.

Was that nun noth? In die zerfahrene Welt der Trachten und Moden mußte Zucht und Vernunft, in

ihre lästigen Beengungen Freiheit, in ihre Widersinnigkeit Charakter eintreten, gerade wie auf allen übrigen Gebieten des Lebens die abendländische Welt eine ähnliche Regeneration bedurfte; denn hier wie dort war mit dem Aussterben oder Erstarren des mittelalterlichen Geistes aller Boden wankend gemacht und besudelt worden. Mit unabweisbarer Nothwendigkeit und durch das Zusammenwirken vieler Gewalten und Momente verstärkt, kam der Sturm, welcher, alle Lebensverhältnisse und alle Thätigkeiten und Gedanken der Menschen erschütternd, die Reformation an Haupt und Gliedern anbahnte und dadurch die neue Zeit gebar. In diesem ersten reformatorischen Sturm und Drang, wo die erregten Geister Schlag auf Schlag von großen Begebenheiten überrascht und getroffen wurden, mußte die alte Leichtfertigkeit und Eitelkeit der Welt mit ihrer narrenhaft lustigen Kleidung vor den ernsten Dingen schwinden, welche an das menschliche Herz schlugen und es in sich kehrten; es mußte die Kleidung einerseits zu klaren und zuchtvollen, andererseits zu freien, nicht belästigenden Formen übergehen. Doch daß sehr bald die Entwickelung der jugendlichen Reformation verdrückt und zwar durch die Politik zu dynastischen Zwecken und durch innere protestantische Parteiungen zur Erstarrung in der Doctrin und im Leben benutzt wurde, dies brach und lähmte die im Volke liegende Triebkraft zur Trachtenbildung und unterwarf sie dem Gebot, den Einflüssen von außen oder von oben zu folgen. Seitdem hörten nothwendig die das Mittelalter hindurch bestandenen gesonderten nationalen Trachtenunterschiede auf, dagegen setzte sich für die folgenden Jahrhunderte eine universalistische und eine particularistische Kleidung fest: eine universalistische, indem die Bildung einen universellen Charakter und die ganze gebildete Welt eine gleiche Kleidung annimmt, und eine particularistische, indem durch Schwächung des Reichsoberhauptes die größern und kleinern Herrschaften ihre selbständige Besonderheit erringen und in ihrer gegenseitigen Absperrung einen spießbürgerlichen Geist und mit ihm die landsmännischen Trachten ausprägen. Wenn von nun an dort das Reich der wechselnden Moden oder die Fahrstraße à la mode erbaut ist, so drängt hier in den Gebieten der vom großen Leib abgelösten Theile alles zur Erstarrung und zum Festklammern an das Altväterliche oder zur unorganischen Aufnahme der Abfälle vom modischen Reich.

Dieser Zwiespalt, der wie in das Religiöse und Politische so in das Costüm des deutschen Volkslebens infolge der verkümmerten reformatorischen Gärung geschleudert und zum Grundton der folgenden Jahrhunderte gemacht wurde, überlieferte allen fremden Gelüsten und Einflüssen die Brücken und Thore ins deutsche Volksherz. Eben daraus erklärt sich, daß seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, nachdem das katholische Spanien seinen Grundsätzen in Politik, Religion und Sitte die Herrschaft in Deutschland errungen hatte, in das soeben aufgeblühte reformatorische Leben ein kalter Hauch eindringt, der die Gemüther erschreckt und erstarrt, der den Bürgerstand um sein nationales Bewußtsein und sein motorisches Heft bringt, der die gesammte Gesellschaft in scharf geschiedene Klassen und Rangordnungen auseinander reißt, ihre buntschöne Tracht entfärbt und sie des leichten freien Schmucks entkleidet. Den spanischen Gedanken entspricht wie angegossen die spanische Tracht. Ihren absolutistischen, klösterlich-düstern Ausdruck veranschaulichen der Spitzhut, die breite Halskrause, das Wams, die Polsterhose, der Strumpf, der gespitzte Schuh, der Reifrock, der kurze seidene Mantel sammt Brillen, Fächern, Handschuhen und Schnupftüchern, sammt Parfüm und schwerem Schmuck. Dies spanische Costüm legt sich von 1550—1600 breit und tief in das deutsche Leben, welches steif und starr wurde und sich gleich einer Raupe in die harte, finstere Schale verpuppte, des befreienden Frühlings harrend.

Es kam dieser Frühling mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts. In dem sich verknöchernden spanischen Absolutismus lag nicht allein die Nothwendigkeit, daß Spanien die Kraft und die Ehre verlor, die erste Rolle im Occident zu spielen, sondern auch einerseits die Herausforderung zum Dreißigjährigen Krieg, andererseits das Hindrängen der protestantischen Fürsten an Frankreich. War der Dreißigjährige Krieg ein politisch protestantischer Gegenstoß gegen die katholische spanische Gewalt, so war er auch zugleich eine Entfesselung vom spanischen Costüm und zwar auf dem Wege eines neuen Naturalismus. Anfänglich verfolgte diese Richtung nichts als Freiheit der Trachten, ohne noch in das Maßlose überzuspringen, weshalb die Formen, welche sie schuf, namentlich ihr langes Haupthaar, ihr Spitzkragen, breitrandiger Hut und langer weiter Mantel, ihre freien Kniehosen, ihre kurzen wulstlosen Jacken mit den darüberliegenden Ledercollets, ihre Strümpfe und breitstumpfen Schuhe, wenn auch nicht im einzelnen, doch im ganzen erträglich waren; bald indeß steigerte sich dieselbe unter der wilden Soldateska des Dreißigjährigen Kriegs bis zur Unnatur, bis zum phantastischen Stutzerthum und à la mode-Cavaliertbum, das auf der Straße mit dem Sarras klapperte, die Sporen und die Metallstifte klingen ließ und mit den Stulpen und anderm überflüssigen schlotternden Stoffe einherrauschte. Ebendeshalb wurde beim Ausgang des Kriegs in dem abgehetzten todesmüden Volke das Bedürfniß nach ruhigen festen Formen wach; und diesem kam Frankreich entgegen, welches bereits die protestantischen Fürsten an sich gefesselt hatte und nun auch zugleich mit jenen die katholischen Höfe und Völker auf lange Zeit in sein Schlepptau nahm. Infolge dieser dauernden Herrschaft Frankreichs, dem sich das ganze deutsche Culturleben der höhern und mittlern Schichten unterwirft, geht das Costüm einen völlig einheitlichen Gang. Von Paris strömen die allmächtigen Töne und Noten wie für Sitte, Umgang, Denk- und Sprechart, so für die Trachten aus, und wer sich auf der Höhe der Zeit erhalten will, muß das eigene Nationale begraben und der pariser Mode folgen. Dem gegenüber schnüren sich zwar ihrerseits die bäuerlichen und die niedern bürgerlichen Kreise um so fester zusammen; aber weil ihnen die innere Lebenskraft gebrochen ist, werden sie bei aller Sprödigkeit die treuen Hüter der

Trachtenabfälle vom Toilettentisch der wechselvollen Moderegion.

Das erste Symbol, womit Frankreich seine Herrschaft über alle Köpfe der gebildeten Welt ausbreitet, ist die Staatsperrüke, dieser plastische, charakteristische Ausdruck der Toilette, Gesinnung und Beschaffenheit der Zeit. Grotesk in ihrer Unform, großartig im Umfang, ein Zeichen der Eitelkeit und Aufgeblasenheit, ein Hohn für alles Maß, ist sie doch dabei beschränkend, die freie Bewegung hemmend und den Kopf zu steifer Haltung zwingend; zwar gibt ihre leuchtende Lockenmasse dem menschlichen Haupte den Ton und Ausdruck einer imperialen Hoheit und löwenartigen Ruhe und Feierlichkeit, und doch ist dies alles nichts als affectirtes Pathos und hohle Selbstgefälligkeit, auf durch und durch falschem und unnatürlichem Wesen ruhend. Wie sie die äußere Grazie und die innere Verkommenheit repräsentirt, so athmet in ihrer Herrscherperiode jede Aeußerung und jedes Ding der Gesellschaft diesen Zwiespalt, aber in einer so kecken vornehmen Ungeheuerlichkeit und einem so sinnlosen Schwulst und übertriebenen Prunk, daß das Leben naturgemäß ebenso sehr der Abschwächung und Zusammenschrumpfung als der Nüchternheit und dem todten Schematismus zugetrieben werden mußte. Darum wird nun im Verlauf des 18. Jahrhunderts der Weltsinn und die Weltform enger, kleiner, prunkloser, nüchterner und regelrechter, zugleich aber auch steifer und pedantischer. Es geht die großlockige grandiose Staatsperrüke in die gepuderte, im übrigen nackte Quarré-, Beutel- und Zopfperrüke und in den dünnen Zopf über, der Rock wird zum Frack, das Wams zur Weste, der Hut wandert in die Hand, dazu die Tabatière und der Stock. Mit dem Zopfe, dem prägnantesten Symbol der Kleinigkeitskrämerei dieser Zeit, schoß die bureaukratische Gleichmacherei und der soldatische Gamaschendienst als engverschwisterte Macht auf, welche alle Köpfe über einen Kamm schor. Dieser männlichen Erscheinung gegenüber kennzeichnet sich das Weib mit Schnürbrust und Reifrock, dort die möglichste Verengung nach oben, hier die ungeheuerlichste Ausdehnung nach unten, dort männliche Nüchternheit und Knappheit, hier weibliche Aufgeblasenheit zur Schau tragend; mit dem Reifrock setzt sich die Ausdehnung der Kopffrisur in umgekehrte Correspondenz.

Und diese pedantische Zopftracht dringt tief in die Volksschichten ein, erweckt aber mit ihrem peinlichen verknöchernden Wesen erst sanfte oppositionelle Wehmuth, dann lauten Drang und Schrei nach freien Formen, die auch in und mit der Französischen Revolution zum Durchbruch kommen. Je nach den verschiedenen Zuckungen und Aeußerungen des revolutionären Geistes wechseln die Trachten, doch bei dem allen werden auch mit der Freiheit Formen errungen, welche ebenso natürlich als anmuthig sind und deshalb in die Gegenwart hereinreichen. Mit der Revolution wichen nämlich die alten Elegants den cynischen Sansculotten, diese den wildfreien Incroyables, wieder diese dem imperialistischen Zuschnitt Napoleon's I. und dieser dem unerbittlichen Stoße der neuen freien Ideen; oder mit andern Worten, es fielen zuerst wie Zunder die venerirten Hauptstücke des 18. Jahrhunderts, Zopf, Puder, Pommade, Schnürbrust, Reifrock, die hohe Haube und die lange Taille, dann nach kurzer Blüte ebenso wol der wild emporgetriebene Sansculottismus sammt der phrygischen Mütze und sammt allem Knotigen, als auch die griechischen, römischen Formen sammt dem Tituskopfe; doch auch die vom Kaiser Napoleon I. octroyirte Rococotracht mit Schnallenschuhen, seidenen Strümpfen, Salondegen, Hüten unterm Arm und mit reichbestickten Bedienten mußte, so sehr sie an den Höfen beliebt wurde, als eine nur todte, von Hofdecreten abhängige und gestützte Existenz das Völkercostüm den lebensfrischen Errungenschaften der Revolution überlassen, und diese Errungenschaften, bei dem Manne der einfache Frack und Rock, der Cylinderhut, die Pantalons und Stiefel, bei dem Weibe das frei fließende Kleid und die antikisirende Kopftracht mit Hut und Haube, gingen vom revolutionären Frankreich, nachdem es seine Nuditäten und Griechenheiten vorausgesendet hatte, nach dem zopfzähen Deutschland über. Wenn hier die männlichen Moden einen heftigern Widerstand erfuhren als die weiblichen, so erklärt sich dies daraus, daß derselbe dort von höfischer, hier von kirchlicher Seite ausging. Indeß trotzdem daß unter andern der Kurfürst von Hessen-Kassel 1799 seine Zuchthäusler mit Rundhüten, mit Fracks, Pantalons, Halstüchern und Schnabelschuhen herausputzte und zur Schau stellte, und trotzdem daß die Geistlichen für die Schnürbrust und für die Reifröcke eiferten, gegen die allgemeine Strömung waren alle Mittel erfolglos. In den schweren Kriegen, welche Deutschland für seine politische Freiheit zu führen hatte, ist Land und Volk vom Zopfe erlöst worden und hat, indem es die gesunden Errungenschaften der Französischen Revolution einbürgerte, eine Basis für die Gestaltung des gegenwärtigen Costüms gewonnen. Da jedoch dasselbe nicht hinreichend abgeschlossen ist, um als historisches Ganzes gefaßt zu werden, so schließt selbstverständlich das vor uns liegende Trachtenbuch mit dem Beginn dieser neuesten Periode.

Dies der verjüngte Faden des Werks von Falke über die deutschen Trachten. Wir glauben annehmen zu dürfen, es werde die von uns vorgelegte Skizze auslänglich durchblicken lassen, wie interessant und höchst bedeutsam dasselbe sei. Wenn in ihm dem Psychologen ein Zug von wichtigen Erscheinungen aus dem Seelenleben der Völker, ganz besonders aus dem Gemüth des deutschen Volks geboten wird, so findet der Culturhistoriker ein bisher wenig beachtetes, hier aber ebenso stofftüchtig als schön bearbeitetes Gebiet, durch dessen Benutzung das historische Bild und Verständniß des deutschen Volkslebens wahrhaftiger, tiefer und farbenreicher dargestellt werden kann. Ebendarum verdient der Verfasser sicher den vollen Dank der deutschen Nation.

Der Verfasser der oben unter Nr. 2 genannten Schrift, Paulus Cassel, hat zu Anfang dieses Jahres seine bekannte Thätigkeit von Erfurt, wo er sich seit 1851

aufhielt und seit 1855 Secretär der dasigen Akademie war, nach Berlin verlegt. Bei seinem Wegzuge von Erfurt drängte es ihn, eine Abhandlung als Symbolum seines Abschieds zu schreiben und diese ist eben das uns vorliegende Schriftchen: „Erfurter Bilder und Bräuche“, das er als akademisches Programm zum Gedächtniß der Niederlegung seines Secretariats, außerdem zum dankbaren Vermächtniß für Erfurt und zu seiner eigenen dauernden Erinnerung an diese alte thüringische Metropole, wo ihm Haus und Platz, Thurm und Garten so bekannt und lieb geworden und wo er sich beim Forschen und Schreiben die Liebe für sie ins Herz getrieben, durch den Druck dem Publikum übergab. Man kann nur loben, daß der Scheidende nicht die süße Bahn der Zweckessen wandelte und nicht in Carrossen umherfuhr, um Abschiedskarten auszustreuen, sondern daß er, zumal ihm hierzu das Zeug der Potenzen zu Gebote stand, einen bleibenden literarischen Schmaus und Umgang in Erfurt stiftete. In der ursprünglichen Absicht des Verfassers lag es eigentlich, zu diesem Behufe einen Abriß alter erfurter Culturgeschichte zu geben, indeß er fand vor und bei seinem Weggang nicht die hinlängliche Muße, ein solches Werk auszuführen. Wir bedauern, daß dies nicht geschehen ist, denn einerseits war der Verfasser ebenso wol wegen der Liebe und Dankbarkeit, die er gegen Erfurt im Busen trägt, als auch wegen der speciellen Kenntnisse, die, wie seine bereits veröffentlichten mehrfachen Aufsätze über Erfurt an den Tag legen, für ein solches Unternehmen der rechte Mann; andererseits hat Erfurt vornehmlich unter den thüringischen Städten ein höchst reiches, nach innen durch seine alte bürgerliche, kirchliche und literarische Entwickelung, nach außen durch seine Beziehung zum Reich und zum Erzbisthum Mainz, zu den Ländern Thüringen und Sachsen, zu den thüringischen Dynasten, adelichen Geschlechtern, Städten, Burgen und Klöstern bedeutsames historisches Leben, dessen gründliche Aufhellung Licht in politischer und culturhistorischer Hinsicht in die Nähe und Ferne verbreiten muß. Was bisjetzt darauf bezüglich geschehen ist, genügt nicht, vielmehr muß in dem hierhergehörigen monumentalen und schriftlichen Material noch viel mit liebendem Fleiße geforscht und mit kritischem Auge gesichtet und das in solcher Weise Errungene mit künstlerischem Sinn und Ausdruck zusammengefaßt werden, um eine vollständige, wahre und lebendige Geschichte dieser wichtigen Stadt zu schaffen. Leider ist nach des Verfassers Bekenntniß, in das als ein offen ausgesprochenes wir wol keinen Zweifel setzen dürfen, gegenwärtig die Zahl derer, welche unter den Einwohnern Erfurts ein anhaltendes wissenschaftliches Interesse für Studien der erfurter Geschichte haben, äußerst gering, und selbst unter diesen wenigen Tüchtigen hat mancher nicht die Muße, größere historische Publicationen zu beschleunigen. Ebendeshalb muß, wo so wenige bauen und bauen können, jeder Beitrag für Erfurts geschichtliches Gebäude willkommen sein. Dies gilt denn auch von der Abhandlung des Paulus Cassel und zwar selbst in ihrer an Noten äußerst reichen Form. Da diese der Verfasser entschuldigt, so hat die Kritik kein Recht, sie anzutasten.

Der Inhalt der Abhandlung umfaßt folgende Gliederung: 1) Sprache und Bild im allgemeinen und insbesondere das germanische Bild und dessen Zusammenhang mit der Bildung des Volks; 2) die Hausbilder und deren Verhältniß zum Wappen und zur Hausmarke; dann die Entwickelung des städtischen Gemeinwesens und das Alter der erfurter Hausbilder; 3) die Entlehnung dieser Bilder aus dem Bereich des städtischen Lebens, aus der Thierwelt, dem Pflanzenreich, der Geschichte Erfurts, der Volkssage und aus dem Christenthum und endlich Gasthofsschilder. Dem Ganzen sind noch neun bezüglich historische Urkunden beigegeben.

Indem der Verfasser mit der Ausführung dieser Punkte den Blick der Vergangenheit Erfurts zuzuwenden verspricht und unternimmt, so thut er in der That mehr, sicherlich dies wie zu unserer so zur Freude der Erfurter. Er durchschreitet nämlich mit seinem besondern historischen Gegenstand die Geschichte Erfurts von der alten Zeit bis zur Gegenwart und umspinnt zugleich seinen Faden mit mehrfachen interessanten Beziehungen auf nähere und weitere Verhältnisse deutschen Lebens. In dieser Hinsicht stimmt er mit Falke überein, nur daß dieser sich auf einem ungleich weitern Gebiet bewegt und überdies seine Zeitbeziehungen gleichsam als einen historischen Organismus behandelt, während Paulus Cassel sie auf seinem beschränktern historischen Boden nicht über den Charakter von Zufälligkeiten erhebt. Einen weitern Unterschied gibt uns auch die Ausführung des thematischen Satzes „Bilder und Bräuche“ an die Hand. An und für sich bietet dies Thema einen reichen Inhalt, namentlich wenn man die Bräuche, wie sich diese im Laufe der vielen Jahrhunderte in dem allzeit lebensfrischen Erfurt gestaltet haben, ins Auge faßt; indeß der Verfasser hat vorzugsweise nur die erfurter Bilder verfolgt und auf diese Weise, was Falke nicht gethan, sein schönes historisches Vorhaben verkürzt und verkümmert. Wir werden ihm dies darum zugute schreiben müssen, daß ihn sein Abzug von Erfurt zur Eile drängte.

Sehen wir uns nun näher an, wie der Verfasser die erfurter Bilder oder bestimmter die erfurter Hausbilder in ihrer Entstehung, Ausbreitung und allmählichen Verdrängung nachweist, so treffen wir ihn hier in seinem rechten Fahrwasser; dies nicht nur darum, daß er einen Gegenstand behandelt, der in den jüngsten Tagen das Interesse der historischen Vereine und somit auch das der erfurter Akademie erregt hat, und nicht nur daß Erfurt nach dieser Seite hin mehr zu forschen und zu finden bietet als viele andere Städte, die nicht wie Erfurt das Glück hatten, trotz mehrfacher zertrümmernder Stöße der Zeit viel Alterthümliches zu retten, sondern daß er auch während seiner sieben erfurter Lebensjahre sich in die Geschichte und in die Lokalitäten dieser Stadt tief eingesponnen hat. Ebendeshalb konnte er einen werthvollen Schatz von historischen Erörterungen über die erfurter Hausbilder geben und hat ihn auch gegeben. Wenn der Ver-

fasser einleitenderweise das symbolische Bild und insbesondere das germanische Wappenbild bespricht, so geschieht dies, um die Hausbilder auf ihren rechten Grund und Quell zurückzuführen. Denn wie mit den Wappen, so stehe es mit den Hausbildern; wie jene nach germanischer Anschauung und germanischem Rechte die Besonderheit oder die Freiheit des Individuums, so bezeichneten diese das Haus nicht als ein abstractes, sondern als eine rechtliche Besonderheit. Was übrigens hier über Wappenbilder und Wappenschmuck gesagt wird, geht nicht über das Wahrscheinliche hinaus. Mehr oder Sichereres kann freilich auch die historische Forschung nicht erreichen. Festern Boden gewinnt sofort die Abhandlung, wo sie zu den erfurter Hausbildern selbst übergeht. Um hier die Entwickelung nachzuweisen, welche neben den alten Ritterwappen, die den adelichen Patricierhäusern als Hausbilder imprimirt waren, allmählich auch den rein bürgerlichen Häusern die Wappen zuführte, rollt der Verfasser vor uns den Zug der Ereignisse auf, welche im Mittelalter die erstarkten Innungen zur Theilnahme an den Rechten der städtischen Verfassung und Verwaltung hindrängten. Seitdem entstanden zahlreiche bürgerliche Hausbilder, aus dem Kreise des Gewerbes und Handels hergenommen, zum Zeugniß des neuen strebsamen Bürgergeistes; zugleich nahm der sich fühlende Bürger, wie es die Ritter gethan, auch Hausbilder aus den Naturreichen, aus der Geschichte und aus dem Christenthum, um damit sein errungenes Recht anzudeuten und dem des Patriciers gegenüberzustellen. Diese Hausbildergalerie nun, welche der Verfasser theils aus bereits bekannten, theils aus eigenen neuen Forschungen nachgewiesen und überdies mit mancherlei lokalgeschichtlichen Notizen bereichert hat, muß, weil sie die Trophäen des im Mittelalter siegreich ringenden Bürgergeistes enthält, die Bewohner Erfurts mit Liebe für ihre Stadt erfüllen und sie von der modernen Verallgemeinerung, welche selbst die alten Wirthshausschilder, die letzten Reste alter Hausbilder, weggrasen will, zu dem Festhalten dessen führen, was die Ehre des bürgerlichen Geistes bezeugt. Die Hausnummern sind zwar kurz und praktisch, aber auch abstract und blaß; sie beleben und bezeugen nichts und singen keinen Hymnus von den Thaten der frühern bürgerlichen Hausbesitzer. Anders die Wappen, Bilder und Namen der Häuser. Im übrigen ist der Weg und die Weise, wie vom Verfasser aus dem Vorhandenen auf das Frühere zurückgeschlossen wird, wenn wir gleich so manche Schlüsse gewagt nennen müssen, doch im ganzen ein guter Fingerzeig für gleiche Forschungen in andern Städten, um zu finden und zu erkennen, daß auch hier nicht alles tabula rasa ist.

G. Brückner.

(Der Beschluß folgt in der nächstfolgenden Lieferung.)

Nachzügler der Literatur zu Schiller's Säcularfeier.

Noch in den letzten Wochen haben sich mehrere Nachzügler der durch Schiller's Säcularfeier hervorgerufenen Literatur auf unserm Büchertische eingefunden, und da wir uns einmal dem mühevollen Geschäft unterzogen haben, eine möglichst vollständige Ueberschau über diese ins Ungeheuere angeschwollenen Literatur, soweit wir deren habhaft werden konnten, in d. Bl. zu geben, so wollen wir auch diesen Nachzüglern einige Berücksichtigung angedeihen lassen.

Die erste der uns vorliegenden Schriften gehört allerdings nicht eigentlich zu diesen „Nachzüglern“, konnte aber doch in unserm letzten Schiller-Artikel: „Schiller als Held der Dichtung und Mythe“ (in Nr. 21 u. 22 d. Bl.), keinen Platz angewiesen erhalten; es ist die Schrift: „Friedrich Schiller und seine Stellung zu unserer Gegenwart und Zukunft in ästhetischer, politischer und religiöser Beziehung. Zur Säcularfeier des Dichters. Von Ludwig Eckardt“ (Wenigen-Jena, Hochhausen, 1859).

Ludwig Eckardt's Rede ist wol die früheste auf die Säcularfeier Schiller's bezügliche; denn sie wurde als öffentlicher akademischer Vortrag bereits am 18. März 1859 im Rathhaussaale zu Bern gehalten; sie ist mithin recht eigentlich eine Vorrede zu Schiller's Säcularfeier zu nennen. Gewidmet ist sie „als Festgruß aus der Schweiz“ zehn „deutschen Männern“, unter denen wir auch uns selbst genannt fanden. Dieses Freundschaftszeichen hat uns an einer strengen Beurtheilung des Eckardt'schen Dramas „Friedrich Schiller“ (vgl. Nr. 21 d. Bl.) natürlich nicht hindern können, obschon unser Tadel mehr den compositionellen Gebrechen des Stücks galt, während wir das darin sich in Einzelheiten, sowol pathetischen als komischen, kundgebende dramatische Talent bereitwillig anerkannten. Zu manchen gewagt scheinenden Auffassungen im Charakter Schiller's, denen wir im Eckardt'schen Drama begegneten, bietet übrigens diese Rede den Schlüssel, und wenn wir auch nicht mit allen in Eckardt's Rede enthaltenen Behauptungen oder ästhetischen Ansichten unbedingt einverstanden sind, so dürfen wir doch sagen, daß keine Rede so viel Literaturstoff und ästhetisches Material bietet als diese Eckardt'sche. Sie ist auch keine eigentliche Rede, sondern eine Abhandlung, zu der sie wahrscheinlich erst für den Druck erweitert wurde; denn ein Buch von 72 enggedruckten Seiten trägt man doch schwerlich der akademischen Jugend in einem Athem vor. Eckardt sagt in dieser Beziehung im Vorwort: „Den folgenden Blättern liegt ein freier Vortrag zu Grunde, der erst später aufgezeichnet wurde; manches kann daher hier gedrängter, manches erweiterter vorliegen, als seine ursprüngliche Fassung war; im wesentlichen ist der Gedankengang und selbst, soweit es möglich, der Ausdruck festgehalten worden.“ Das Grundthema seiner Rede, das er an den einzelnen Dichtungen Schiller's durchführt, ist der Satz: „Schiller führte die Idee der Freiheit, der politischen, in die Literatur ein. Dies ist seine weltgeschichtliche That.“ Daher erscheinen ihm wir Mitlebenden nicht als „Epigonen, die da zehren vom Erbe der Vergangenheit“, sondern „Schiller als Fahne sind wir Progonen, Bahnbrecher einer neuen Zeit“, denn „an Schiller knüpft sich nicht nur der Staat der Zukunft, sondern auch die Aesthetik der Zukunft“.

Nachdem er dies nachgewiesen, wirft Eckardt in der zweiten Hälfte seiner Rede 12 der wichtigsten ästhetischen Fragen auf, die er zu beantworten sucht. Auf alle diese Fragen können wir hier nicht eingehen; wir heben nur drei hervor, die auch in d. Bl. schon wiederholt behandelt wurden. Zuvörderst die Frage, ob die Erneuerung der deutschen Bühne eher von der bürgerlichen oder von der geschichtlichen Tragödie ausgehen könne? Bekanntlich entschied sich Lessing zur Zeit, als er „Miß Sarah Sampson“ schrieb, für die bürgerliche Tragödie. „Die Namen der Fürsten und Helden“, schrieb er damals, „können einem Stücke wol Pomp und Majestät geben, aber zur Rührung tragen sie nichts bei. Das Unglück derjenigen, deren Umstände den unserigen am näch

ten kommen, muß natürlich am tiefsten in unsere Seelen dringen, und wenn wir mit Königen Mitleid haben, so haben wir es mit ihnen als mit Menschen und nicht als mit Königen." Wie man von Goethe und Schiller behauptet, sie seien im Grunde die letzten großen deutschen Dichter gewesen, so behauptet man auch wol von Lessing, er sei der letzte große deutsche Kritiker gewesen; aber wenn er in unserer Zeit mit einem solchen Satz wie der eben angeführte aufträte, so würde er mit ihm, wie auch mit mancher andern seiner Behauptungen, auf scharfen Widerspruch stoßen und für viele sofort aufhören die Autorität zu sein, als welche man ihn zu betrachten gewohnt ist. Im übrigen erkannte Lessing wol mit Recht, daß unser Theaterpublikum zum größten Theil aus Menschen besteht, deren geistiger Horizont äußerst beschränkt ist, die keinen Geschichtssinn haben und die auch in ihrer Theilnahme für Politik, wenn sie eine solche wirklich an den Tag legen, meist von ihrem persönlichen Interesse ausgehen, und sehr bald alle Politik zum Henker wünschen, wenn sie dadurch in ihren Geschäften und Vergnügungen gestört werden und statt Vortheil zu haben noch Opfer bringen müssen. Wir für unser Theil stellen die geschichtliche Tragödie als die höhere Gattung unbedingt über die bürgerliche, müssen aber doch bedauern, daß das bürgerliche Trauerspiel gegenwärtig so gänzlich daniederliegt, daß von ihm kaum noch die Rede sein kann. Was das bürgerliche Drama zu leisten vermag, hat Lessing durch „Minna von Barnhelm" im Gebiete des Lustspiels, und Schiller durch „Kabale und Liebe", bei allen Uebertriebenheiten und theilweisen Geschmackswidrigkeiten und psychologischen Widersinnigkeiten, im Gebiete des Trauerspiels glänzend bewiesen.

Eine andere von Eckardt aufgeworfene Frage ist die, wie weit der Dichter in der Behandlung geschichtlicher Stoffe gehen dürfe? Wir stimmen mit Eckardt überein, wenn er sagt, daß es dem Dichter ewig unbenommen bleiben müsse, „geschichtliche Stoffe willkürlich aufzufassen, wenn er nur innere Wahrheit zu erzielen vermag"; aber doch können wir es nicht gutheißen, wenn dieser „innern Wahrheit" zu Liebe, die doch sehr oft nur auf der willkürlichsten und einseitigsten subjectiven Auffassung beruht, die äußere geschichtliche Wahrheit ganz über den Haufen geworfen und der Charakter der handelnden Personen in sein gerades Gegentheil verwandelt wird. Schon Goethe (im „Egmont") und Schiller sind hierin vielfach zu weit gegangen; was aber neuere Bühnendichter nur zu theatralischen Zwecken und, ohne diese Willkür durch die großen Eigenschaften jener Dichter bis zu einem gewissen Grade wieder gut zu machen, in willkürlicher Behandlung geschichtlicher Stoffe und Persönlichkeiten leisten, ist oft wahrhaft frevelhaft. Wenn sie uns etwa mit der Frage kommen: wie ist es ohne diese Willkür überhaupt nur möglich, geschichtliche Stoffe zu modernen Bühnenstücken zu verwenden? so fragen wir einfach zurück: Ist die Geschichte nur dazu da, von euch mishandelt zu werden? Man vergesse nicht, daß die Entartung der athenienfischen Bühne, ja des Volks selbst mit dem Augenblicke begann, wo Euripides sich herausnahm, die Helden und Heldinnen der alten Mythe zu corrumpiren und im neuathenienfischen Geschmacke zu modernisiren. Und doch war auch Euripides ein ungemein großes dramatisches Talent!

In der Beantwortung der Frage, welche Zukunft des Lustspiels und des komischen Talents harre, erkennt Eckardt, wie wir mit Vergnügen lesen, dem Humor und der Komik ihre große Berechtigung zu. Er meint, daß unsere zukünftige Dramatik auch darin zu dem Schiller der ersten Periode zurückzugehen habe, daß sie das komische Element wieder in seine Rechte einsetzt. Der echte Humor ist ihm die höchste Weltanschauung, und nur aus dieser, welche menschliche Größe und Nichtigkeit umfasse, könne und solle, meint er, die weltgeschichtliche Tragödie der Zukunft hervorgehen. Daß der Verfasser selbst entschiedenes Talent für das Lustspiel besitzt, hat er in mehreren keck-humoristischen Partien seines Dramas „Friedrich Schiller" bewiesen. Bei dieser Anschauung muß Eckardt natürlich auch Shakspeare hochstellen, und wenn er, was wir seinerzeit rügten, ein andermal von Shakspeare versicherte, er sei im Verhältniß zu Schiller nur ein Chronikenschreiber, so hat er sich dabei sicherlich nur auf die historischen Stücke des großen Briten bezogen. Doch auch in Bezug auf diese können wir die Bezeichnung Shakspeare's als eines bloßen Chronikenschreibers nicht ruhig hinnehmen; von einem Chronikenschreiber unterscheiden ihn doch immer seine stets großartige Geschichtsauffassung, seine dramatische Gestaltungskraft, seine gewaltige Charakteristik, sein Humor und die tiefe Ausprägung psychischer Zustände und mächtiger Leidenschaften.

An einer Stelle spricht Eckardt von dem „Sinken des weiblichen Geschlechts in unsern Tagen"; er will damit wol sagen, daß auch das weibliche Geschlecht in den allgemeinen Bankrott des Idealismus mit verwickelt und in die materialistische Strömung unserer Tage mit hineingerissen worden sei. Die Schiller'sche Idealistik hat sich also nach dieser Seite hin wie auch nach mancher andern durchaus ohnmächtig erwiesen. Einem Irrthum, den wir auch auch in Johann Jacoby's Schiller-Rede fanden und bei der Besprechung derselben rügten, begegnen wir auch bei Eckardt. Als Beweis, daß Schiller ein deutscher Patriot gewesen, führt auch dieser aus einem Briefe Schiller's an Körner vom Jahre 1793 die Worte an: „Die Liebe zum Vaterlande ist sehr lebhaft in mir geworden", er vergißt aber, daß diesem Ausspruch die Worte folgen: „und der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt sich mächtig". Schiller spricht hier also von seinem schwäbischen Vaterlande, wohin er eine Reise vorhatte, im Gegensatz zu Thüringen, welches das Land nicht sei, „worin man Schwaben vergessen kann". Der Brief ist vom 17. Juli 1793 und im dritten Bande des Schiller-Körner'schen Briefwechsels S. 129—131 nachzulesen. Dieser aus einer Charakteristik Schiller's in die andere übergehende Irrthum ist bezeichnend für die Art, wie man Schiller liest.

Die aus dem siebenunddreißigsten Bande des „Neuen Lausitzischen Magazin" separat abgedruckte „Rede beim Schiller-Feste des Gymnasiums in Guben" von dem Prorector Sauße, einem durch deutsche Tüchtigkeit und geistige Regsamkeit hervorragenden Schulmanne, hat, wie der Redner sehr richtig bemerkt, eine eigenthümliche Färbung dadurch erhalten, daß der Verfasser so glücklich war, in seiner Jugend, also vor länger als 20 Jahren, „von Schiller Männer bisweilen erzählen zu hören, welche theils mit ihm zu Jena in amtlichen und geselligen Beziehungen gestanden hatten, theils dort von 1790—1800 Studenten gewesen waren". Was er damals erzählen hörte, zeichnete er in seinem Tagebuche auf. Sauße bemerkt unter anderm: „Die Gelehrten redeten zwar nicht sonderlich erbaut von Schiller's Kenntnissen und Gelehrsamkeit, und meinten, derselbe habe als Universitätsprofessor den ihm durch des Herzogs Gnade angewiesenen Platz nicht recht auszufüllen vermocht; die ehemaligen Studenten brachten, wie dies so zu gehen pflegt, aber der schuldigen Achtung gegen den Professor nicht gerade schadet, allerlei studentische Witze und Schnurren vor, deren manche vielleicht nicht streng der Wahrheit gemäß, wenigstens was die Einkleidung betrifft, gar nicht übel erfunden waren; allein kein einziger jener Männer sprach von Schiller's sittlichem Gepräge, wie es sich in fast allen Verhältnissen zu Menschen bewahrheitet, anders als mit der größten Hochachtung. Dieselbe Erfahrung habe ich in Weimar gemacht." Von den Witzen der Studenten über Schiller führt Sauße denn auch im Verlaufe seiner Rede mehrere an.*) Er erzählt z. B., daß die Studenten, als sich der Dichter auf den Rath der Aerzte ein Reitpferd zugelegt, den Ausdruck „schillerisch reiten" aufgebracht hätten, da ein Pferd nach dem andern, von Schiller gezügelt, bald hartmäulig geworden sei. „Thüringische Rosse sind nicht Götterpferde; auf solchen allein ver-

*) In Betreff dieser spottlustigen Jugend schrieb der Appellationsrath Körner am 19. August 1791 an Schiller: „Studiosa iuventus ist es wahrlich nicht werth, was sie dir an Zeit, und noch weniger, was sie dir an Lunge kostet."

steht unser lieber Schiller vortrefflich zu reiten", hätten die Studenten gesagt. Als man gehört, daß Schiller — der in allen Rechnungsangelegenheiten, wie auch aus den Briefen an Körner und an seinen Verleger hervorgeht, sehr geschäftsmäßig und durchaus nicht Idealist und Schwärmer war — über Einnahmen und Ausgaben streng Buch und Rechnung geführt, entstand in studentischen Kreisen Streit über die Frage: ob Schiller wirklich für ein Genie gehalten werden dürfte oder nicht? „Man kann sich leicht vorstellen", setzt Sauße hinzu, „wer die Frage zu verneinen sattsame Gründe in sich selbst gehabt hat."

Der Mittheilung, daß Schiller an einzelnen gesunden Tagen 15 Stunden gearbeitet, aber nicht hintereinander fort längere Zeit, fügt Sauße in einer Note folgende wol zu erwägende Beobachtung hinzu: „Nach Versuchen, die ich, der ich mir ein Beträchtliches bieten kann, schulwissenschaftlicher Fragen wegen an mir selbst in jüngern Jahren wiederholt angestellt habe, erträgt, ohne zu erkranken, ein gesunder kräftiger Mann täglich 17stündige Arbeit des Geistes nur sechs Tage hintereinander, 16stündige 12—15 Tage, 15stündige höchstens zwei Monate, 14stündige mit zweckmäßigen Unterbrechungen viele Jahre, 12stündige auch noch im höhern Lebensalter unausgesetzt. Aber bei weitem die meisten Arbeiter auf dem Gebiete des Geistes und der Wissenschaft sind weder kräftig genug, noch so ausdauernd gesund, daß sie sich ohne empfindliche Nachtheile für ihre Gesundheit mehrere Monate oder Jahre hintereinander länger als acht bis zehn Stunden täglich geistiger Arbeit unterziehen dürfen. Sieben Stunden scheinen durchschnittlich das gerechte Maß zu sein" — und auch dies glauben wir ohne Schaden für körperliche Gesundheit, Geistesfrische und Arbeitskraft nur dann, wenn keine drückenden Nahrungssorgen hinzutreten. Auch die Art der geistigen Arbeit bedingt einen Unterschied. Wenn man z. B. mit einer poetischen Arbeit, einem Drama, einem Roman u. s. w. beschäftigt und einmal im Zuge und in guter Stimmung ist, so kann man, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, viel länger ohne Erschöpfung am Arbeitstische zubringen, als bei einer kritischen oder jeder streng literarischen Arbeit. Auch Schiller würde früher erlegen sein oder nicht so viel haben produciren können, wenn er nicht während seiner letzten Lebensjahre sich fast ausschließlich mit poetischen und nur sehr ausnahmsweise mit kritischen Arbeiten beschäftigt hätte. In einer Zeit, wo er mehr mit eigentlich literarischen, für einen Poeten doppelt drückenden Notharbeiten beschäftigt war, schrieb Schiller selbst einmal an Körner, man solle nicht wähnen, daß schriftstellerische Arbeit eine Erholung sei.

In den Noten finden sich auch sonst noch einige originelle Bemerkungen. Der Verfasser spricht einmal von den unterscheidenden Eigenschaften der „Urkraft" (oder des Genies) und der bloßen „Begabung" (Talents) und versichert dabei, die Urkraft oder der Genius erscheine Erfahrungen zufolge so äußerst selten, „daß während der letzten 800 Jahre auf das kräftige Menschenalter von 30 Jahren und etwa fünf Millionen Deutschen kaum eine gerechnet werden darf". Das ist freilich demüthigend für die vielen, die sich bisher für Genies hielten oder noch halten. Uebrigens verlaufen sich doch „Urkraft" oder Genie und „Begabung" oder Talent nicht selten so ineinander, daß sie schwer voneinander zu unterscheiden sind; denn auch die Begabung kann einen ungewöhnlich hohen Grad erreichen, ohne doch ganz das zu sein, was wenigstens Sauße unter Urkraft versteht, und es kann jemand in irgendeiner Richtung so viel eigenthümlichen Geist entwickeln, daß man ihm wenigstens nach dieser Richtung hin eine geniale oder urkräftige Begabung wird zusprechen müssen. Leider wird in keinem Lande, worüber sich schon Lessing zu beschweren Ursache hatte, mit dem Geniecultus, wie mit der Unterordnung des Talents unter dasselbe so viel Misbrauch getrieben, als in Deutschland, und es ist klar, daß, je wegwerfender man von dem Talent im Gegensatz zum Genie zu sprechen pflegt, auch um so mehr begabte Individuen, statt ihr Talent seiner Natur gemäß still zu entfalten und wirken zu lassen, sich zu naturwidrigen Ungeheuerlichkeiten gewaltsam aufschrauben werden. Das Erstaunen, welches sie durch ihre Verrenkungen und Kraftanstrengungen, bei denen ihr Talent in allen Gliedern knackt, dem Publikum für eine Zeit lang abnöthigen, gilt ihnen dann als jene Bewunderung, die man sonst nur dem Genie zu zollen pflegt. In unserer Zeit liebt man es aber einmal, vorzugsweise dem Glänzenden, Imponirenden und Ungewöhnlichen, daher auch dem Genie oder dem zu brillanter Virtuosität ausgebildeten Talent zu huldigen, während man die bescheidenere, aber dafür oft um so segensreichere Thätigkeit des gewissenhaften Fleißes, des ernsten Strebens, der redlichen Gesinnung, des schlichten aber tüchtigen Menschenverstandes, der, wenn auch nichts Glänzendes, dafür um so Solideres hervorbringt, unbeachtet läßt. Allerdings mag Sauße unter seiner „Urkraft" doch immer etwas anderes verstehen, als die Welt gemeinhin unter Genie versteht, und er meint, wenn jetzt so manche Urkraft thatsächlich nur als hohe Begabung erscheine, so sei dies dem Irrthum der Philologen zuzuschreiben, welche in dem altclassischen Schriftenthum „nicht blos eine Gattung, die es wirklich ist, sondern das schlechthinnige Mustergültige der Sprachkunst, das es nicht ist, erblicken"; dadurch habe man „der naturgeschichtlichen volksmäßigen Ausbildung und dem rechten Aufschwunge des Schriftenthums sicherlich mehr geschadet als genützt".

Der Gymnasiallehrer Otto Vilmar gab seine im Saale des Gymnasiums zu Hanau gehaltene Festrede unter dem Titel heraus: „Der Charakter Philipp II. in Schiller's Don Carlos als ein Wendepunkt in Schiller's Entwickelung dargestellt" (Hanau, König, 1860). Der Verfasser ist nicht der Ansicht, daß Schiller's Gedichte ins Volk gedrungen seien. Wäre dem so, dann müßten gerade die Ungebildeten, wie man sie zu bezeichnen nicht umhin könne, Schiller's Lieder singen; Schiller's gewaltige Dichterkraft habe den Riß zwischen den gebildeten und nicht gebildeten Kreisen, der einmal durch unser Volk gehe, nicht heilen können; das Volksleben gehe immer mehr unter und werde gerade von der neuern, leider allzu wenig volksmäßigen Poesie aufgezehrt. Aber doch habe jenes Wort eine gewisse Wahrheit, sobald man es in seinen rechten Schranken auffasse: in die Schule sei kein Dichter so gedrungen wie Schiller, keine Dichterpersönlichkeit werde bereits auf der Schule in solchem Umfange erkannt und gefaßt, wie dies bei Schiller der Fall sei. Dies ist richtig, und Schiller verdankt dies nicht blos gewissen geistigen Eigenschaften und Tendenzen, die vorzugsweise zum Herzen der gebildeten Jugend sprechen, sondern auch seinem declamatorischen Pathos. Unter Schiller's Gedichten und namentlich Balladen befinden sich eine Menge solcher, die sich bei den feierlichen Schulactus u. s. w. declamiren lassen, unter den Gedichten und Balladen Goethe's z. B. nur eine höchst geringe Anzahl. O. Vilmar ist aber zugleich der Ansicht, es sei leider nicht der ganze Schiller, von dem unsere Jugend lernen könne, nicht alle seine Werke seien der Art, daß sie eine gesunde poetische Kost für unsere Jugend sein könnten. Der Festredner fährt fort: „Mit der Begeisterung für Schiller in Bausch und Bogen, die alle Unklarheiten und Phrasen seiner ersten Zeit mitbewundert, freilich meist in sehr bestimmter Absicht, darf die Schule, wenn sie sich ihres Berufs nur einigermaßen bewußt ist, nichts zu schaffen haben; sie muß ihre Zöglinge von der Ungeheuerlichkeit der ersten und der Eiseskälte der zweiten Periode der dichterischen Entwickelung Schiller's weg auf die Dichtungen verweisen, welche den unabänderlichen Maßstäben altclassischer Dichtung entsprechen und mustergültig sind." Der Redner geht nun zu einer Betrachtung über den „Don Carlos", der von allen Perioden Schiller'scher Dichtung Spuren an sich trage, und zu einer viel Geistreiches enthaltenden Analyse des Charakters Philipp's II. über; denn nur in der Ausführung dieses Charakters erblickt Vilmar einen wirklichen Fortschritt Schiller's gegen früher; alle übrigen Personen des Stücks erscheinen ihm ebenso wol vom historischen als psychologischen Standpunkt verzeichnet. Aber im Charakter des Königs Philipp sehen wir „den idealen Zug, der Schiller's gesammte Schöpfungen auszeichnet und die rem-

eine historische Wahrheit vereinigt. Es ist die erste Schöpfung Schiller's, in der uns dieses Kennzeichen seiner schönsten Dichtungen entgegentritt."

Ueber einige weitere Festschriften und Festreden wollen wir uns kürzer fassen. Adolf Peters, Verfasser der bisher nicht genugsam gewürdigten Gedichtsammlung „Natur und Gottheit", feiert in seiner in der königlichen Landesschule St.-Afra gehaltenen und unter dem Titel: „Schiller der classische Dichter der Ideale" (Meißen, Klinkicht und Sohn) erschienenen Festrede in begeisterten Worten Schiller als den hervorragendsten Dichter der Ideale, nämlich der Ideale der Liebe und Jugendherrlichkeit, der Ideale der Freiheit und Heldengröße und der Ideale der schönen Menschlichkeit und Göttlichkeit. Der Verfasser versichert: „Schiller war fromm in innerster Seele" und „der tiefste Gehalt Schiller's ist ein christlicher, dem die Antike die Form gab". Um dieses christlichen Gehalts willen hat ihn übrigens die Mehrzahl bei dem Säcularfest nicht gefeiert. Wir bemerken, daß Peters in seinem schönen Gedicht „Die Götter der Hellenen" thatsächlich gegen Schiller's Gedicht „Die Götter Griechenlands" aufgetreten ist, wiewol keineswegs geleugnet werden kann, daß Schiller selbst in diesem berühmten Gedicht der materialistischen und mechanischen Welt- und Gottesanschauung unserer Tage den Krieg erklärt hat, was auch Peters keineswegs verkennt.

Der Director des Gymnasiums zu Greifswald, Robert Heinrich Hiecke, hat seine Schul- und Festrede unter dem Titel „Schiller's Größe in den Dichtungen seiner reifern Jahre" drucken lassen. Der Festredner hebt in oft beredten Worten namentlich an den Dramen Schiller's hervor, was zur Verherrlichung des Dichters dienen mag. Hiecke findet unter anderm die Schuld, worauf der Umschlag in der „Jungfrau von Orleans" beruht und wodurch der Dichter den tragischen Untergang der Jungfrau motivirt, gerechtfertigt und vollkommen ausreichend. Hiermit können wir nicht übereinstimmen. Die Jungfrau fällt, weil sie, „die lebendig Fühlende", bei dem Anblick des entwaffneten Lionel „der leichte Raub des mächtigen Augenblicks" wird. Hätte sie den Entwaffneten tödten sollen, um den Zorn der „Himmelskönigin" nicht auf sich zu ziehen? Was aber wäre unweiblicher gewesen? Es handelt sich hierbei nicht um eine ästhetische, sondern um eine ethische Frage. Einen Wehrlosen niederstoßen ist schon für den Mann unmännlich, für das Weib, zumal das liebende, aber mystisch. Hiecke deutet an, daß die „Jungfrau von Orleans" in Theodor Körner jene Begeisterung geweckt, womit er sich in die „Wonne des Todes" gestürzt habe; und doch war es gerade Theodor Körner, der es in einem Briefe an seinen Vater entschieden tadelte, daß Schiller die Jungfrau das Schwert brauchen und Blut vergießen lasse, was nach F. Schlegel's Untersuchungen im pariser Archiv noch dazu vollkommen unhistorisch sei. Willkürliche Abweichungen des Dichters von der Geschichte bestrafen sich, wie man auch an diesem Beispiel sieht, fast immer.

Außerdem liegen uns noch folgende Festberichte vor: „Die Jubelfeier von Friedrich von Schiller's hundertjährigem Geburtsfeste am 10. November 1859 im Stadttheater zu Plauen" (Plauen, Neupert, 1860), vom Festcomité herausgegeben und unter anderm die Festrede von Gustav Heubner enthaltend; „Die Schiller-Feier in Hameln. Bericht von Ferdinand Naumann" (Hannover 1860); und „Zur Erinnerung an die Säcularfeier des Geburtstags Friedrich Schiller's, gehalten zu Manheim vom 9. bis 11. November 1859" (Manheim 1859), eine Schrift, deren Reineinnahme dem Schiller-Denkmale in Manheim gewidmet ist, und welche eine ausführliche Beschreibung der Festvorgänge und aller dabei gesprochenen Festreden und gesungenen Festgedichte enthält. Die jüngst erschienene Schrift von Bernhard Endrulat über das Schiller-Fest zu Hamburg liegt uns noch nicht vor; wir bemerken nur vorläufig, daß, wie Robert Heller in den „Hamburger Nachrichten", so auch Jürgen Bona Meyer in Nr. 19 des „Hamburger Wochenblatt" gegen den angeblich zu persönlichen und zu polemischen Charakter der Schrift Protest einlegt, während Robert Prutz im „Deutschen Museum" gerade hierin ein Hauptverdienst der Endrulat'schen Schrift erblickt. So verschieden sind die Ansichten und Standpunkte!

Von der von K. M. Kertbeny veranstalteten „Sammlung der vorzüglichsten Dichtungen, Prologe, Vorträge und Sprüche zur Schiller-Feier" (München, Fleischmann), deren beide erste Hefte wir bereits in Nr. 22 zur Anzeige gebracht haben, liegen uns weitere vier Hefte vor. Es sollen von diesem Sammelwerke nur noch drei bis vier Hefte erscheinen, obschon, wie der Herausgeber versichert, die Sammlung auf Hunderte von Heften anschwellen würde, wenn er sämmtliche ihm aus allen Weltgegenden zuströmenden Beiträge unverkürzt aufnehmen wollte. Unter den Festgedichten befindet sich unter andern auch das „Festlied der Deutschen in London" von Freiligrath, welches das von demselben Dichter für die Deutschen in Nordamerika verfaßte, in dem ersten Hefte des vorliegenden Werks mitgetheilte Festlied, wie uns dünkt, an Schwung und wirklicher Poesie bei weitem übertrifft. Mit Glück ist darin an Burns, der in demselben Jahre mit Schiller geboren wurde, und an Händel, der in demselben Jahre starb, angeknüpft.

Von den hier abgedruckten Festreden nennen wir die von Laube in Wien (in der, beiläufig bemerkt, Schiller's Freund Körner beharrlich Karl statt Christian Gottfried genannt wird), Wuttke in Leipzig, Carriere in München, Gottschall in Breslau, Charles Rühl in San-Francisco, Ludwig Kalisch in Paris u. a. Ein Dr. D. Winternitz betrachtet Schiller als Arzt — ein Thema, welches früher schon Dr. Karl Reclam bei der leipziger Schiller-Feier im Jahre 1849 behandelt hat — und ein Dr. Fürnrohr spricht in einem Vortrag, welchen er am 9. November 1859 in einem Kreise naturwissenschaftlicher Freunde zu Regensburg hielt, über Schiller's Verhältniß zur Naturforschung überhaupt und zur Pflanzenkunde insbesondere, bei welcher Gelegenheit wir erfahren, daß zwei Pflanzengattungen der wärmern Zone Schiller's Namen tragen; Reichenbach legte nämlich einer Gattung aus der Familie der Büttneriaceen den Namen Schillera und Kunth eine Gattung der Piperaceen den Namen Schilleria bei. Wir bemerken noch, daß das zugleich gefällig ausgestattete Kertbeny'sche Sammelwerk, gefälliger namentlich im Format als das gleichfalls verdienstliche Concurrenzunternehmen von Karl Tropus in Berlin, großen Anklang zu finden scheint; denn von dem ersten Heft ist bereits die zweite Auflage (einer Angabe auf dem Titel zufolge „drittes bis sechstes Tausend") gedruckt und versandt worden.

Eine Gedichtsammlung: „Schillerkranz, geflochten aus frischen Blüten von E. F. August" (Berlin 1860), gehört nur durch ihren Titel und ihrem kleinsten Theile nach hierher. Sie ist wesentlich ein Musenalmanach, über dessen Fortsetzung die Aufnahme, die er finden wird, entscheiden soll. „Der Gedanke", sagt der Herausgeber im Vorwort, „alljährlich in dieser Weise eine Blumenlese aus frischen Geistesblüten zu sammeln und dem Andenken des großen Dichters zu weihen, hat weithin Anklang gefunden, und dem Sammler sind reichlich Beiträge von allen Seiten zugeflossen." Der Herausgeber darf hierin durchaus keine besondere Begünstigung erblicken: man kündige einen Musenalmanach, unter welchem Titel und in welcher Gestalt es auch sei, in Deutschland an, und unsere jungen Dichter werden scharenweise sich daran festhängen wie Fliegen an einer Leimruthe. Etwa ein Dutzend Gedichte, welche unter dem Titel „Weihen" vorangestellt sind, beziehen sich auf Schiller und die Schiller-Feier; interessant war uns darunter namentlich eine Ode des jungen Grafen A. Lunzi aus Zante auf Schiller (πρὸς Σχίλληρον), in griechischer Sprache und alcäischem Versmaß, welcher eine freie gereimte Uebertragung von dem Herausgeber gegenübergestellt

ist. Den übrigen Gedichten können wir keine ausführlichere Besprechung widmen. Es finden sich nur wenige hervorragende Dichternamen von allgemein deutschem Klange vertreten; doch findet man Kleinigkeiten von C. Scherenberg und H. Kletke, Gedichte von Maßmann, F. Förster u. s. w. Eins der hübschesten Gedichte scheint uns „Spinnunterricht“ zu sein, ein Genrebildchen etwa im Béranger'schen Geschmack von Agnes le Grave, einer Dichterin, welche in den „Weihen“ Schiller in sapphischen Strophen verherrlicht hat. Wir erinnern uns nicht, bisher aus weiblicher Hand deutsche Strophen in antiken Maßen gelesen zu haben, die so wohlgebaut gewesen wären wie diese. Karl Geisheim beschreibt die „Schiller-Vögel“:

> Sind's auch nicht lauter Reiher,
> Sind's Geier doch und Schreier,
> Auch Meisen, Spatz und Staar,
> Kukuke wunderbar.
>
> Die Gimpel und Rothkehlchen
> Stieglitze, liebe Seelchen,
> Und schöne Geisterchen,
> Traun, lauter Meisterchen!

Doch ein Flamingo wie Schiller, meint Geisheim weiter, befindet sich unter diesen Schiller-Vögeln nicht; wol aber haben sie sich mit den Federn, die ihm während seines Wolkenflugs aus seinem Prachtgefieder fielen, geschmückt und jubeln nun:

> Wir zeigen auch die Farben,
> Die wir von ihm erwarben:
> Seht, schwebend zu den Höhn,
> Wie wir noch schillern schön!
>
> Ja Schiller-Vögel sind wir u. s. w.

Das sieht ja fast wie bittere Ironie auf die unter den Flügeln der Bruthenne C. F. August zusammengescharten Dichterküchlein selbst aus!

Wir fügen noch folgende ebenfalls nur durch ihren kleinsten Theil, die Erinnerungen an die classische Zeit Weimars und speciell an Schiller, hierhergehörende Sammlung vermischter Producte hier ein: „Der Letzte aus Altweimar. Erinnerungen und Dichtungen von Karl Sondershausen“ (3 Thle., Weimar 1859). Der Verfasser ist ein Veteran, der sich selbst als den letzten Vertreter Altweimars betrachtet; daher der Titel. Er war, wie er sagt, der Kämmerling des berühmten Schauspielers Graff: „Mit dem Korbe seiner Kleinodien stolzirte ich für ihn nach den Bretern hin, die seine Welt bedeuteten, und empfing die goldene Messingkette, wenn die unverwüstliche dort einmal wieder symbolisch entzwei gesprungen war. Sie war mir ein Talisman schwärmerischen Glücks. Später wurde es gar Pflicht des Chorschülers, in Ermangelung eines Theaterchors, als Sänger, Statist und Acteur dieser lebendigen, reizend frischen Classicität auf der Bühne und ihren Schöpfern, Goethe und Schiller, fast täglich ins Auge zu schauen. Wir gaben ihnen den begeistertsten Vorzug vor den todten Classikern. Die Lehrstunden des Gymnasiums traten vor dieser blühenden Offenbarung auf der Bühne zurück, wie die fahle Rückseite einer glänzenden Tapete.“ An Schiller erinnern die zwei Mittheilungen „Schiller's zwei rothe Federn“ und „Schiller und J. Graff“. In der erstern finden wir erwähnt, daß Schiller zu Graff in der Costümprobe zum „Wallenstein“ gesagt: „Sie müssen als Auszeichnung zwei rothe Federn unter den weißen auf Ihrem Hute haben. So war die Sitte der österreichischen Feldmarschalle. Federtracht deutet überhaupt auf schwungvolles Streben, und so dürfte die rothe bei unserm Helden am Platze sein.“ In der andern Mittheilung bemerkt der Verfasser: „Es gäb' eine schöne Vignette zu meinen Erinnerungen, Schiller, die lange, hagere Gestalt, in den Proben mit untergeschlagenen Armen an eine Couliffe des Prosceniums gelehnt, der Recitation und dem Spiele ernst-ruhig folgend, oder, beide Hände auf die Schultern des Acteurs gelegt, mit ihm im Gespräch, ein Genius, dem der Künstler lauscht, in ehrfurchtsvoll gruppirtem Kreise der andern Mimen umher. Ganz anders war Goethe, wenn er die Proben leitete oder bei der Vorstellung zugegen war. Aus einer Parterreloge, unter der herrschaftlichen, sandte er den Donner seiner Unzufriedenheit mit dem Hin- und Hergehen und dem Geräusch. «Das ist ja wie ein Taubenschlag!» hört' ich ihn bei solcher Gelegenheit einmal rufen. Oder er gab bei der Vorstellung mit weit herausgestreckten Händen dem Publikum das schallende Zeichen zum Beifall.“

Die neuere Generation hat von dem Wallenstein, wie ihn Schiller gespielt haben wollte, keine Vorstellung mehr, weil sie Graff nicht gesehen, der den Wallenstein unter Schiller's Leitung und seinen Intentionen gemäß spielte. „Sein Wallenstein war der Schiller'sche poetisch idealisirte“, sagt der Verfasser, „Graff mit homogenstem Organ und specifisch declamatorischem Vortrage versinnlichte vorzugsweise den Herzog Friedland, obschon auch der Feldherr zur Sprache kam.“ Im Gegensatz zu diesem idealisirten Wallenstein Graff's nennt der Verfasser den Wallenstein Eßlair's den „historisch-kritischen“. Wahrscheinlich sind die Wallenstein, die man heutzutage dann und wann, wenn auch nur noch sehr selten, auf der Bühne sieht, noch „kritischer“ — ob auch historischer? — als der Wallenstein Eßlair's, der uns übrigens, wenigstens in seinem höhern Alter, seinen Helden nicht gerade historisch aufzufassen, sondern mehr in die bürgerlich-Iffland'sche Sphäre herabzuziehen schien, indem er mehr das Gemüthliche, Hausväterliche an ihm hervorhob. Sondershausen läßt übrigens Schiller auch einmal als dramatischen Helden auftreten, freilich nur als eine „Erscheinung“ aus dem Elysium zugleich mit dem Schatten Goethe's, Herder's und Wieland's. Es geschieht das in dem Phantasiespiel „Alt- und Neuweimar“. Eine Bemerkung Schiller's über das Fortleben der Begeisterung im Kuß gibt hier zu folgendem Zwiegespräch Anlaß:

Wieland.

> Die Aussicht ist so schön, im Kusse fortzuleben!
> Eins dünkt mich schöner noch: die Küsse selbst zu geben,
> Die Schönen aller Zeit persönlich zu beseelen
> Und Aug' in Auge sich der Nachwelt zu vermählen.

Goethe.

> Recht, schön und künstlerisch. Die Weiblichkeit zu malen,
> Bedarf es Studium, entfernt vom Idealen.
> Ja, selbst das Ideal verlangt Realität.
> Vergleichung en detail, wie bei Apell ihr seht.
> Bedurft' er nicht dazu der reichsten Gliederschau?
> Nur dem Eklektiker gelang die schönste Frau.

Schiller.

> Nein, ohne Scherz, ihr Herrn! die Frucht der Saat zu sehn,
> Wie mit dem Bruderblick die freien Völker gehn,
> Das wär' Unsterblichkeit und Seligkeit zugleich! —
> O Sterbliche nach mir, ach, wie beneid' ich euch!
> Wenn Marquis Posa einst nicht blos Idee mehr ist,
> Der Mensch in jedem Stand den Menschen Bruder grüßt,
> Wenn, was jetzt ideal, einst steht in seinen Reihn:
> Dann möcht' ich Name nicht, nein, Zeitgenosse sein!

Herder.

> Ich auch! Ich auch!

Goethe.

> Ich nicht. Wo bleibt das Fabuliren,
> Wenn all' die Phantasien sich dann realisiren?
> Die Marquis Posas, die Don Carls auf allen Gassen
> Mit edeln Sentiments sich sehn und hören lassen;
> Die Philippe bekehrt, die Albas nicht mehr sind,
> Kein Tribunal mehr noth, weil jedes Menschenkind
> Ein Gott nun ist. Nein, nein! ich lobe Licht und Schatten
> Im menschlichen Verkehr, wie hier auf grünen Matten.

Auch begegnen wir in dieser Sammlung einer poetischen

Beisteuer zu Schiller's Hundertjahrsfeier unter der Ueberschrift „Der Liebesblick. Tableaux zu Schiller's «Taucher»“ mit dem Schluß:

Und doch, wenn Kampf und Sieg und Ruhm euch deutsch erheben,
Wer gab die Waff' euch? Er! Er hat den Geist gegeben.

Der übrige Inhalt des Buchs liegt allerdings von dem Thema unserer Betrachtung weit ab; doch wollen wir, um auf das Buch nicht weiter ein andermal zurückkommen zu dürfen, uns gleich hier mit ihm abfinden. Der Verfasser gehört einer frühern Generation an, welche fähiger war als die heutige sich großen Geistern ohne Bedingung und ohne Nebentendenz unterzuordnen und für sie zu schwärmen; er schwelgt förmlich in den Erinnerungen an Goethe, Schiller, Herder, Wieland, an die Glanzzeit Weimars und namentlich des weimarischen Theaters. Das beweist namentlich die erste Abtheilung „Erzählendes“, welche außer Theateranekdoten, Theaternovelletten, Lokalreminiscenzen und den erwähnten Erinnerungen an Schiller mehrere zum Theil nicht uninteressante Mittheilungen über Goethe enthält, z. B. „Ein Blatt aus Goethe's Lorber“, „Heute hat Goethe im Theater gesungen“, „Goethe feiert seinen Geburtstag voraus“, „Goethe und die heilige Cäcilie“. Unter den „Ausgewählten Gedichten“, welche die zweite Abtheilung bilden, befinden sich gleichfalls Anekdoten aus Weimars Glanzzeit, nur versificirt, z. B. „Wieland macht den Mozart möglich“, „Wieland's «Potz!»“ u. s. w. Einfache Gemüthlichkeit, soliden Sinn, Gottvertrauen, christliche und vaterländische Gesinnung (wie in den Gedichten „Nach Schleswig-Holstein“, „Charpielied“, „Aus Schleswig-Holstein“) wird man dem einer ältern Richtung angehörenden Verfasser jedenfalls zugestehen müssen, selbst wenn man der Ansicht sein sollte, daß der Verfasser in dieser wie in den andern Abtheilungen des Buchs eine noch sorgfältigere Auswahl hätte treffen können und sollen. Unter den balladenartigen Gedichten scheint uns der Ton der Ballade am besten in dem Gedichte „Des Schreiners Tochter“ getroffen. Die dritte Abtheilung bringt Dramatisches: das schon erwähnte Phantasiespiel, das Festspiel „Peterhof“, ein in Jamben geschriebenes Drama „Schirin“, ein den Verfasser des Don-Juan-Textes in Person vorführendes Nachtstück aus dem Künstlerleben „Da Ponte“, dramatische Bilder unter dem Titel „Pegasus im Joche“ (wozu die Tableaux nach dem bekannten Gedichte Schiller's oder nach den Retz'schen Umrissen zu demselben zu gruppiren sind), u. s. w.

Eine sich als „Festgabe zur hundertjährigen Schiller-Feier“ ankündigende Schrift von J. Schwenda, seit einiger Zeit Mitglied des Redactionscomité der wiener „Recensionen“; über den Gegensatz zwischen Schiller und Uhland fällt so weit außerhalb des Kreises unserer Betrachtung, bietet aber zugleich so viel Interessantes, selbst Ueberraschendes in Betreff der sprachlichen und stilistischen Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten beider Dichter, daß wir uns eine besondere Besprechung derselben vorbehalten.

Hermann Marggraff.

Reiseliteratur.

Reisefragmente aus Nord und Süd, gesammelt in Spanien, Portugal und Schweden, durch L. v. H. Breslau, Gosohorsky. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bücher, so von Gelehrsamkeit strotzend, wie das vorliegende Reisewerk, gehören in unsern Tagen, welche die Ausprägung des Wissens in kleiner Münze lieben, zu den größten Seltenheiten. In dieser Hinsicht ist der unbekannte Verfasser, der uns in der That einen „Kosmos“ im kleinen darbringt, ebenso bewundernswürdig, wie er vermöge seines beispiellosen, unerhörten und halsbrecherischen Stils, der eher einem Schulmeister von 1720, als einem heutigen Gelehrten anzugehören scheint, wirklich zu den Merkwürdigkeiten des Jahres 1859 zu rechnen ist. Die Gelehrsamkeit des Verfassers der „Reisefragmente“ umfaßt in der That alles: er schildert uns mit derselben Fachkenntniß die Vertheidigungsfähigkeit einer Festung, wie er die Verdienste eines Bildes von Murillo oder Cano analysirt oder den Baustil der Araber in Werth und Bedeutung zerlegt; mit demselben sichern Wissen spricht er von den Isothermen dieses oder jenes Orts, erklärt uns die Structur eines Gebirgszugs oder beleuchtet die Fauna und Flora einer Gegend, wie er von alter und neuer Literatur, von der Poesie, von den wissenschaftlichen Anstalten der Länder spricht oder alte und neue Sitten derselben malt. Nichts ist ihm unbekannt, für jede schöne Naturscene, die er schildert, gibt er die Gründe an, warum sie schön sei, motivirt das Landschaftsbild und hat einen Vergleich mit ähnlichen Scenerien in Kairo, Damascus oder im Libanon zur Hand. Bergbau, Klimatologie, Botanik, Mineralogie, Mechanik, Geologisches und Astronomisches, Chemie und physikalische Erdkunde stehen ihm auf gleiche Weise zu Gebote, kurz, es gibt keine Fachwissenschaft von der Theologie bis zur Agronomie und Lehre vom Dünger herab, die ihm fremd wäre. Von seinen persönlichen Reiseerlebnissen erfahren wir dagegen nichts; der Autor ist so ganz und völlig in den Zweck, den Leser zu belehren, vertieft, daß er sich selbst vergißt. Und diese Belehrung gibt er so umfänglich, redlich, wahr und gründlich, daß wir ein ähnliches Compendium des Wissenswerthen über die von ihm geschilderten Länder nicht anzuführen wüßten.

Aber in welcher Sprache thut er dies? Denn auch in dieser Beziehung steht der Verfasser einzig da, allein, ohne Beispiel! Wenn er z. B. von dem Sittenverfall in Sevilla spricht und sagt: „Dürften die beleidigten Ehemänner oder Aeltern, wie von dem steinernen Gast geschehen, solche professionirte Seducteurs und Admissarien noch mit einem Souper marinirter Vipern und grillirter Skorpionen regaliren, auch dabei eine Mischung von Galle und Essig credenzen, der verbotene Appetit nach jungem Weiberfleisch würde bei diesen Lüstlingen wol ein geringerer werden, mindestens mehr als Duelle und gerichtliche Klagen helfen... Es darf und kann indeß die graziöse Körperhaltung nicht völlig übergangen werden... und der in Deutschland recipirte Moralkanon oder die britische Pruderie, welche Tugend ohne Versuchung statuirt, schon überall kosmopolitisch, am wenigsten aber hier zur Anwendung gebracht werden, wo der Sittencodex des Südens ein anderer und den Damen manche Licenzen gestattet, auch über verfängliche Themata zu reden erlaubt, welche einer puritanischen Miß oder einem wohlgeschulten Modefräulein obligates Erröthen verursachen dürfte, wenn die Schminke solches gestattete.“ Oder wenn er von den Aerolithen in Schweden berichtend unter anderm sagt: „Denn solche beweisen ad oculos vermöge ihrer gleichartigen Fossilien die stoffliche Uebereinstimmung der Erde mit allen andern Himmelskörpern, mindestens unsers Sonnensystems, ferner, daß ungeachtet einer immanenten Centripetalkraft der Weltkörper, deren bestrittene Verbindung untereinander nicht allein möglich ist, sondern wirklich statthat, endlich im allgemeinen die constante Materialität von Gottes Schöpfung, obgleich diese Körperlichkeit schon a posteriori aus der Schwere evident hervorgeht; auf solche unverwerfliche Postulata gestützt, ergibt eine andere Argumentation, daß die persönliche Fortdauer des Homunculus nach diesem Erdenleben nur in der Versetzung nach einem dieser Asterismen bestehen kann, wie jene Transmigration bereits in alten und neuen Zeiten, wenn schon nicht theologisch, doch vernunftgemäß aufgefaßt ist, ferner weil erwiesen im Makrokosmos nichts anderes als Materialität vorhanden, während das durch die Theologie geoffenbarte Himmelreich in den transscendentalen Regionen des Unendlichen nirgends aufgefunden wird, daher nur als bloßes Phantasma besteht und unerachtet aller kirchlichen Autorität von selbst in sich zusammenfällt“ — so wird dem Leser hieran wol genügen, obgleich wir die komische Wirkung solcher Stellen noch durch viele curiose Citate verstärken könnten. Wir fragen erstaunt, welcher Zeit und welchem deutschen Sprachstamme der Verfasser, der doch ein schlesisches Kind zu sein scheint, denn eigentlich angehört und wie es ihm möglich geworden, die Prosa der Opitz und Lohenstein so vollkommen nachzuahmen, wie er

thut! Indessen, von diesem unerhörten Stil abgesehen, ist der Verfasser ein Reisebeschreiber von größtem Verdienst; er ist ein Maler, der uns nicht blos das Was und Wie der Erscheinung lebendig vorführt, sondern zugleich ein Denker, der überall zu den Wirkungen die Ursachen aufdeckt und gleich Winckelmann nicht blos die Schönheit des Torso zeigt, sondern auch die Gründe, warum er ewig für schön gehalten werden müsse, darlegt. In diesem Streben nach Begründung dessen, was er gibt, liegt denn auch wol die einzige Erklärung eines Stils, der sich unablässig zwischen Wenn und So und zwischen dem Einerseits und dem Andererseits hin- und herschiebt. Dieser Haupteigenthümlichkeit seines Buchs, der aller Oberflächlichkeit entgegengesetzten Gründlichkeit, verdankt der Leser desselben jedoch viel. Systematisch, wie er ist, beginnt der Verfasser seine Schilderung stets mit einer allgemeinen Einleitung, in der er die physikalische Beschaffenheit, Handel, Industrie, Ackerbau, Verwaltung, Rechtspflege, Klerus, Unterricht, Poesie, Literatur und Kunst, die Bewohner, Hauswesen, Vergnügungen, Reiseverhältnisse der Gegend, mit aller der Gelehrsamkeit, die wir an ihm kennen, abhandelt; sodann schildert er die Hauptstädte gründlich, macht von ihnen aus seine Streifzüge in die Umgegend und endet mit den entsprechenden Episoden und Schlußbetrachtungen, in allem diesen von der gewöhnlichen Touristenmanier sehr abweichend.

So eröffnet das Buch mit der Ansicht der Pyrenäen und ihrer Transversalthäler und Flußmündungen, die auf der Reise von der Grenze Spaniens bis Barcelona überschritten werden. In dem Gemälde dieser Landschaft ist, was er von dem Kunstfleiß und der Industrie Cataloniens sagt, hervorstechend: die Blüte des Landes ist nach ihm besonders den Beschränkungen zu danken, welche die geistliche Macht seit 1835 hier erfahren hat. Vorher bestand der Klerus Spaniens noch aus 256000 Köpfen und ihm gehörte ein Drittheil des gesammten Areals des Landes; 1855 zählte derselbe noch 172000 Köpfe und wurden die eingezogenen geistlichen Güter zum Theil auch verschleudert, so kam dem Nationalvermögen doch viel davon zugute. „Der alte Zelotismus", sagt er, „ist verschwunden, aber das gottesdienstliche Ritual gelangt mit einem Pomp zur Ausführung, der dem in Italien nicht nachsteht, gehoben von prächtigen Kirchenräumen, würdevoller Haltung der Geistlichen in Mienen und Gesang, welche, nie in das Theatralische verfallend und von der feierlichen Ruhe der Andächtigen unterstützt, den spanischen Gottesdienst zur höchsten Vollkommenheit erhoben haben und zeigen, daß in Spanien die Religion eine tiefe Gefühlssache ist, die mit dem frivolen Betragen der Welschen in der Kirche nichts gemein hat." Auf seiner weitern Reise in Südspanien können wir nun dem Verfasser nur in weiten Abständen folgen; für die Schönheit von Gebirg und Meer hat er offenen und hohen Sinn und malt sie begeistert und wahr, vor allem aber auf einer wissenschaftlichen Grundlage, wie sie bei den „Touristen" nicht anzutreffen ist. Am höchsten entzücken ihn die Ansichten von Almeria, von dem unvergleichlichen Granada und von Xeres, Gemälde, die der Leser nicht ohne an seinem Entzücken theilzunehmen betrachten kann. Valencia selbst sagt ihm weniger zu; zwar ist das Land ein Paradies, aber „habitado por demonios", wie der Spanier sagt. Das weitere Sprichwort: „Los hombres son mugeres, los mugeres nada", findet er jedoch nicht richtig, da er die Frauen reizend findet, nur daß die westgothische Erbschaft hier geringer, die maurische Heredität dagegen größer ausgefallen ist als anderswo; wobei wir jedoch nicht verschweigen wollen, daß er gegen die sinnliche Erregtheit der Geschlechter überall mehr als nöthig wäre sich ereifert, und mit diesem Eifer uns oft ein unwillkürliches Lächeln abnöthigt. Die berühmten Thäler von Elche und Orihuela mit ihren Palmenhainen malt er mit allem Feuer, dessen er fähig ist; die Palme trägt hier reife Früchte, was in Sicilien und Griechenland nicht der Fall ist; der Anblick ist herrlich, „nur muß man", sagt er, „nicht vorher die Palmenwälder von Memphis und Damascus mit ihren über 100 Fuß hohen, majestätisch schwankenden Fächerkronen gesehen haben, wie diese Fürsten der Pflanzenwelt auf riesigen Säulenstämmen ein grünes Blättergewölbe tragen, oder im Schatten solcher immensen hypostilen Naturtempel gewandelt sein". Cartagena, Almeria folgen; von dem großartigen Anblick der Sierra Nevada, als dem Hintergrunde von Almeria, heißt es: „Selbst die Alpen vermögen, weil überall vom Meere entfernt, einen so erhabenen Anblick nicht zu gewähren, als der über 7000 Fuß hohe, über die Vorberge sich erhebende Gebirgszug des Mulahacen, der Veleta und Almirez, da sie nirgends in voller absoluter Höhe erscheinen. Aber ein mit ewigem Schnee bedecktes Gebirge verursacht, unter einer afrikanischen Sonnenglut und zwischen einer tropischen Pflanzenwelt angeschaut, auch noch einen ganz andern, durch den Contrast gehobenen Eindruck als die Alpen, umgeben von einer Landschaft, die den größten Theil des Jahres hindurch mit dem Winter kämpft; zugleich treten nämlich auch aus der stets dunstfreien Athmosphäre des 37. Breitengrades jene Gipfel in ganz anderer Klarheit und auf dem tiefblauen Himmel viel glanzvoller und in einem Farbenspiel hervor, welches nicht zu malen, viel weniger zu beschreiben ist." Auch die Lage von Malaga, wo die Hitze selten über 24 Grad steigt, die Winterkälte niemals unter 10 Grad sinkt und das mithin das „vortrefflichste Klima" in Europa darbietet, entzückt ihn. Von dem enormen Ueberfluß an Wein gibt es eine Vorstellung, wenn er anführt, daß die Bota desselben etwa 60 Thlr., das Quart mithin etwa 4 Sgr. kostet. Der Bai von Malaga fehlt die seelandschaftliche Einrahmung, um mit Neapel wetteifern zu können, sie ist wie die Bucht von Salerno und Lakonien zu weit geöffnet. Das Sprichwort: „Verliebt wie eine Malagarin", und der Tanz der Malagueña, der die Tarantella auf Procida an Lascivität überbietet, gibt dann wieder zu einem heftigen Ausfall gegen die „Libertinage" Anlaß. Den ungeheuern „Fruchtgarten" von Malaga verläßt der Verfasser um Gibraltar zu besuchen, von dem er uns sachkundig zeigt, daß es die „Meerstraße" zu sperren gänz und gar nicht im Stande sei, da diese Straße zwei Meilen breit ist, der Hafen aber eine Flotte, welche hierzu nöthig wäre, nicht zu beherbergen vermag. Es ist dies also auch nur, wie so manches, was allgemein geplaudert wird, eine Redensart! Von Gibraltar geht die beschwerliche Reise durch das Rondagebirge, Antequera, die Campinna, stromaufwärts am Xenil nach Granada. Hier heißt es am Schluß des Landschaftsbildes der Vega: „Allein diese äußern Contouren sind nur der Rahmen eines Gemäldes, in das die Natur alles eingetragen hat, was sie an Farbenschmuck, Beleuchtung, Zauber des Klimas und Reiz der Vegetation nur zu verschenken hat, um die menschlichen Anlagen zu heben und zu verschönern, um Granada zur Stadt der Orangenlauben, der Rosen und der springenden Gewässer zu machen, zur «Corona de rosas, salpicadas de rocio», wie das Sprichwort sagt." In gleicher Weise ist die Schilderung Granadas als Hauptsitz der maurischen Kunst, vortrefflich und bekundet ein vollständigeres Wissen von der Sache, als irgendeiner der neuern Touristen, Hackländer, Wachenhusen, Wolzogen und andere darboten. Der Totaleindruck dieser Darstellung ist daher auch von dem jener Reiseberichte sehr verschieden. „Das Ganze", heißt es hier, „zeigt sich hier in der Farbenpracht einer Beleuchtung, wie man weder in Unteritalien noch in Griechenland antrifft, und nur im hohen Kaschmirthale unter ähnlicher Coloration wiederfindet, harmonisch zu einem Ganzen verwebt, welches nicht nur überaus wohlthuend auf das Auge, sondern auch höchst befriedigend auf die Sensitivität einwirkt...." Hiernächst nun wird die Sierra Nevada erstiegen, auf dem Cumbre des Mulahacen (14360 Fuß hoch), der dritten Höhe in Europa, Beobachtungen über den Sch angestellt und über Porugos und Orgiva der Weg nach Cordova mühevoll zurückgelegt. Die Schilderung dieses Orts, des spanischen Rom, ist wiederum hervorstechend durch mächtige Malerei und Wissen. Minder befriedigt ist der Autor von Sevilla, dessen Reiz ihm im ganzen von untergeordneter Art zu sein scheint, obgleich das Leben in den reizenden Pateos (Höfen)

und ihm zusagt. Man zeigt ihm hier das baufällige Wohnhaus des Columbus, das Haus des Murillo und die Wohnung jenes famosen Don Juan de Maranna-Tenorio, des Schreckens aller Ehemänner, der sich selbst bei König Ferdinand III. mit den Worten einführte: „Yo soy noble caballero, cabeza de los Tenorios antiguos, favorito de los damas de Sevilla.“ Welchen Eindruck die 5000 jungen Mädchen „mit entblößten Hüften“ in der berühmten Tabackfabrik auf unsern sittenreinen Autor hervorbrachten, und wie er nach Rettung in dieser furchtbaren Gefahr sucht, dies „Curiosum“ müssen wir dem Leser selbst aufzusuchen überlassen, da wir zum Schluß eilen müssen. Im ganzen genommen gefällt ihm der Andalusier, dessen „Corpus“ ebenso tadellos proportionirt, als spannkräftig gebaut ist, das Klima und das Land, das in der Regel das fünfundzwanzigfache Korn trägt und seit kurzem durch die Cochenillenzucht (900000 Pfund jährlich) sehr an Wohlstand gewonnen hat. Er wendet sich dann dem über alles reizenden Littorale, Xeres, Isla de Leon und Cadiz zu, durch dessen Schilderung er jede deutsche Brust mit Sehnsucht und Verlangen füllt, namentlich gilt dies von seiner Beschreibung der Stadt und der Lage von Cadiz, dessen Isothermen + 16° (Schlesien 5½°) und dessen Isocheimalen sogar die von Kairo sind. Hier scheidet er, wie er sagt, von dem schönsten Lande und zugleich von einem edeln Volke, um sich nach Portugal zu wenden.

Nachdem er auch hier zuvörderst eine allgemeine Darstellung des Landes, der Verfassung, der Bevölkerung und ihrer Cultur- und Sittenzustände vorausgeschickt, malt er uns Lissabon, dessen allerdings bewunderswerthe Lage ihm doch weniger pittoresk erscheint als z. B. die von Cadiz. Es fehlt der imposante Rahmen des Gemäldes, und die lange Linie wellenförmig auf- und absteigender gelber Häusermassen ohne Thürme hat etwas Monotones. Stambul ist malerischer und Rio-de-Janeiro großartiger. Das Volksleben reicht nicht an die Lebendigkeit und den graziösen Reiz des spanischen, selbst die Sprache ist nicht angenehm. Die Umgegend und besonders Cintra werden von ihm ziemlich unbefriedigend geschildert: die Serra umher ist ein Gesteingeschiebe, wie um Adersbach und die Heuscheuer, nur noch chaotischer, und die zahllosen Villen und Quintas sind keine Paläste, wie um Rom, sondern meist bescheidene Cottages wie in Altengland. Die Reise zum Cap Roca aber bietet eine Naturscene, wie um Amalfi und Salerno. Kloster Mafra bezeichnet er als das größte Bauwerk der Erde nächst dem Vatican und bedeutend umfangreicher als sein Antitechnus, der Escurial; diese Prachtwohnung der Bettelmönche, 760 Fuß lang und 670 Fuß breit mit 866 Säulen und Zimmern, ist bekanntlich dem Verfall nahe. Nach einer trefflichen Schilderung Oportos durchwandert der Verfasser die glanzvolle Küste von Vigo, den großartigsten Golf von Europa durch sein Meer und seine Felseneinrahmung, welche in die höchsten Cimas Galiciens endet, unvergleichbar.

In diesem doppelten Seebecken beschließt er seine spanische Reise, um uns sofort mit dem wirkungsvollsten Contraste nach — Schweden zu führen. Und hier zeigt uns denn der Verfasser, daß er nicht minder offenen Sinnes ist für den Reiz der nordischen Natur wie für den des Südens, daß er aber auch dem größern sittlichen Ernst und der höhern Intelligenz des Nordens volle Rechnung zu tragen weiß. Ebenso ist er voll wohlbegründeter Anerkennung für die vielen trefflichen Staatseinrichtungen, welche Schweden besitzt, und preist namentlich die Entwickelung des Volksunterrichts, in dem, obwol er allerdings mehr auf dem Familienleben als auf öffentliche Anstalten begründet ist, Schweden dem ganzen übrigen Europa voraus ist, was sich schon darin zeigt, daß es in der That schwer ist, einen Schweden zu finden, der nicht mindestens des Lesens kundig wäre. Dagegen rügt er mit Recht die ungebührliche Gewalt und die Intoleranz der Geistlichkeit, die hier so gut wie in Rom die Schwäche der andern Stände misbraucht und fast auf alle Lebensverhältnisse lähmend einwirkt. Dennoch ist der allgemeine Sittenzustand wenig erfreulich, da auf 49 Seelen der Bevölkerung durchschnittlich ein Verbrechen zu rechnen ist, meistens durch die schwedischen Nationalfehler, Eitelkeit und Trunksucht, veranlaßt, an welchen auch die Frauen leiden.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen über die öffentlichen und die gesellschaftlichen Zustände Schwedens und nachdem er die Natur des Landes in seiner Dreitheilung, Götharika, Svearika und Norrland, ausführlich geschildert, malt er uns das Wesen und das Leben der Hauptstadt, von deren herrlicher Lage er sagt: daß es für dieselbe zwar an einem universellen Uebersichtspunkte fehlt, daß aber auch die beschränkten Ansichten von Mosebacken und der Sternwarte „zu den großartigsten Momenten des peripatetischen Lebens gehörend, für immer unvertilgbar bleiben“. Hierauf werden die bekannten, reizenden Umgebungen, der Mälar, Upsala und die Kanalreise nach Gothenburg in der eigenthümlichen und alles beregenden Weise des Verfassers geschildert, Danemora, Falun, Dalekarlien durchstreift und endlich die Reise durch Norrland über Umeå, Torneå und die Tundrawüste bis Kautokeino und an die Küste des Eismeers fortgesetzt und Lappen und Finnen besucht. Hier wird denn auch der Polarsonnenberg Awasaka bestiegen, welcher 14 Tage lang im Sommersolstitium das seltsame Schauspiel der mitternächtlichen Sonne darbietet. Das völlig Fremde und Eigenthümliche dieses Anblicks verfehlt nicht, einen erstaunlichen Totaleindruck hervorzubringen, den der Verfasser mit der ihm eigenen Macht schildert. Zu den astronomischen Wirkungen des tiefen Sonnenstandes, sagt er, treten nun noch die physischen und psychischen jenes Halblichts, letztere durch Aufregung des Nervensystems und durch die eingetretene constante Temperatur von 16—18° Wärme, Tag wie Nacht, bei der zugleich alle Winde völlig schweigen. So liegt denn eine apathische Ruhe über der gesammten Natur, welche nicht „allein auf die organische Schöpfung lethargisch einwirkt, sondern auch durch jene äußerste Monotonie einen abspannenden Druck auf die Vitalität des Menschen ausübt“. Doch, wie viel Interessantes der Verfasser auch selbst aus dieser Wüste noch darbringt, wir müssen hier mit unsern Bruchstücken und diesen Fragmenten einer Wanderung von Gibraltar zur Küste des Eismeers schließen, was denn mit dem Bekenntniß geschehen mag, daß der Verfasser in diesen Blättern ein sehr merkwürdiges, durch Fülle der Beobachtungen, erstaunliche Kenntnisse und höchst eigenthümliche Denk- und Darstellungsweise hervorragendes Buch geliefert hat, der Beachtung aller Naturfreunde in hohem Grade würdig. 4.

Zur Unterhaltungsliteratur.

Unsere Erzählungsliteratur nimmt von Jahr zu Jahr immer mehr an Breite zu, ohne leider an Tiefe zu gewinnen. Wir haben das vom kritischen Standpunkte aus zu bedauern; denn wenn es die Aufgabe aller wahren Kritik ist, an jede Erscheinung auf dem weiten Felde der Literatur und Kunst immer nur den höchsten Maßstab anzulegen, so wird der unparteiische Kritiker sich häufig in die für ihn selbst unangenehme Lage versetzt sehen, ein strenges Urtheil zu fällen über die höchst verwildert auftretenden Sprößlinge einer liederlich gewordenen Muse. Das Amt des Richters aber, der oft verurtheilen muß, selten nur freisprechen kann, ist ein sehr unerquickliches.

Die Ansichten über das Wesen einer guten Erzählung sind von jeher verschieden gewesen, und wahrscheinlich wird es nie anders werden. Der Mann von Geist verlangt, daß auch der kleinsten Erzählung immer eine Idee, ein Gedanke zum Grunde liegen soll; der gewöhnliche Leser dagegen beansprucht gerade das Gegentheil. Er will, nimmt er überhaupt ein Buch in die Hand, nur zerstreut, nur oberflächlich unterhalten sein. Ihm sind fast immer diejenigen Bücher die liebsten, die sich — wie man das häufig genug hören kann -- allein lesen, d. h. also solche, bei dem man nichts zu denken braucht oder bei deren Lectüre man seinen Gedanken freien Lauf lassen kann. Es gibt Leser, und ihre Zahl ist nicht gering, die, wenn sie ein Buch gelesen haben, kaum den Titel desselben wissen. Wie der Autor heißt, ob dieser männlichen oder weiblichen Geschlechts ist, kümmert

sie nicht im geringsten. Ja uns sind gar oft schon Leute, die sich selbst unter die Gebildeten zählen, sehr elegant wohnen, vortrefflich speisen, feine Gesinnungsgenossen bei sich sehen und überhaupt im übrigen von gutem Tone sind, vorgekommen, welche zwischen Autor und Verleger keinen Unterschied zu machen wissen! Wir übertreiben durchaus nicht; wir könnten, hätte dies einen Zweck, sogar Namen nennen, um für unsere Behauptung schlagende Beweise zu liefern. Wie nun, fragen wir, soll das sogenannte literarische Bedürfniß dieser Fraction des Lesepublikums befriedigt werden? Bücher voll gedanklichen Inhalts, literarische Erzeugnisse, die nicht die nackte Bestellung ins Leben gerufen hat, sondern die eine Frucht innern bewegten Lebens und geistiger Schöpferkraft, sind, existiren für Menschen solchen Schlags nicht. Wer sie ihnen empfiehlt, versündigt sich an Autor und Leser, weil er erstern prostituirt und letzterm etwas zumuthet, wofür diesem jedes Organ fehlt.

Soll es dennoch eine Branche der Literatur geben, an welche die große Menge der Leser, wie wir sie in Vorstehendem flüchtig zu charakterisiren versuchten, zu weisen ist, so wird dieselbe von jeder höhern Aufgabe, von jeglichem idealen Gehalt zu abstrahiren haben. Der Erzähler für diese Menge thut schon viel, wenn er Stoffe zu wählen versteht, die sich durch gesunde Realität auszeichnen, und wenn er das Talent besitzt, diese Stoffe gefällig zu drapiren. Die äußere Gewandung des an sich unbedeutenden Stoffs wird hier den eigentlichen Werth des Gebotenen ausmachen, und auf diese geschickte, gefällige und geschmackvolle Um- und Einkleidung des in sich Unbedeutenden oder stofflich Rohen wird auch die Kritik zu achten haben, will sie nicht ein ungerechtes Urtheil fällen.

Zu diesen Betrachtungen wurden wir durch die Lectüre nachstehend verzeichneter Werke zweier Schriftsteller veranlaßt, die, jeder in seiner Art, einen bedeutenden Leserkreis beherrschen und sehr viele Bewunderer zählen.

1. Krieg und Frieden. Erzählungen und Bilder von F. W. Hackländer. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 1859. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
2. Marinebilder. Neue Seegeschichten von Heinrich Smidt. Berlin, Janke. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Beide Genannte, Hackländer besonders, gehören zu den Lieblingen der deutschen Lesewelt und entschieden zu denjenigen Autoren, welche mit ihren literarischen Productionen Glück gemacht haben und immer von neuem machen werden. Alles, was sie schreiben, hat eine gewisse Anziehungskraft durch das reale Leben, das darin pulsirt. Entweder sind es wirkliche Erlebnisse in die Form ansprechender Erzählungen eingekleidet oder es knüpft das Erzählte an etwas Reales an. Von Ideen, von neuen Gedanken, die fesseln und zu bedeutenden Anregungen Anlaß geben könnten, finden wir bei beiden kaum leise Spuren. Man fühlt es den meisten ihrer Productionen an, daß es das eigene Behagen an dem Erzählten ist, was sie zur Feder greifen läßt. Wenigstens machen die uns vorliegenden Erzählungen diesen Eindruck. Nehmen wir aber Abstand von einem tiefern Gehalt, den wir allerdings der classischen Erzählung vindiciren müssen, so erfüllen sowol die Mittheilungen Hackländer's wie die Seegeschichten Smidt's ihren Zweck und mögen immerhin Anspruch machen auf den Werth, den man blos unterhaltenden literarischen Producten beilegt. Hackländer's gewandtes und fast immer glücklich zu nennendes Erzählertalent ist nie um Stoffe verlegen, an denen es sich erproben kann. Die vielen und ziemlich weiten Reisen des glücklich situirten, in guten Verhältnissen lebenden Verfassers, die zahlreichen gesellschaftlichen Berührungen, in die ihn seine amtliche Stellung mit Hohen und Niedern brachte, seine scharfe Beobachtungsgabe, die sich auch oft auf minutiöse Gegenstände richtet, führen ihm stets Stoff in Menge zu. Dabei fehlt es ihm nicht an einer beweglichen Phantasie, die indeß niemals ausschweifend wird, und da ihm ein gewisser leichter Humor auch noch angeboren ist, so hat er über eine Menge Eigenschaften zu gebieten, die bei harmonischem Zusammenwirken einen glücklichen Erzähler ganz von selbst ergeben. Die vorliegenden zwei Bände liefern denn auch den Beweis, daß Hackländer seines Stoffs immer vollkommen mächtig ist und daß er den Geschmack des deutschen Lesepublikums besser als mancher seiner Collegen kennt. Diese 14 Erzählungen und Bilder lesen sich flink weg, ohne irgendjemand Herzklopfen zu machen. Sie füllen eine Stunde angenehm aus, hinterlassen aber keinen weitern Eindruck; die größern davon, wie „Die Dame von Rittwitz“, künstlerisch betrachtet eine der vorzüglichern Erzählungen in der ganzen Sammlung, „Feuerwerker Wortmann“ und „Geschichten einer Wetterfahne“ sind etwas breit gerathen, was Hackländer überhaupt leicht passirt. An Worten und langathmigen Dialogen läßt er es nicht fehlen, wenn er einmal in Fluß kommt. Es plaudert sich auch gar so angenehm, wenn man im voraus eines dankbaren Publikums sicher ist. Wir persönlich würden die kleinen, knapp zusammengefaßten Genrebilder, deren jeder Band einige in munterster Laune geschriebene enthält, den gar zu weit ausgesponnenen größern Erzählungen entschieden vorziehen. In solchen kleinen Bildern, die sich gleichsam auf der Netzhaut des Auges in einem glücklichen Momente bilden und sofort zu einem fertigen Ganzen sich abrunden, thun es Hackländer gar wenig deutsche Erzähler zuvor. Die Muse der meisten unserer Novellisten ist zu ernst gestimmt, um das Sinnige oft nur fassen zu können, das sich auch in Unbedeutendes legen läßt. Wollte der so gern gelesene Autor im Entwerfen und Schaffen solcher niedlichen Genrebilder die Grazien bitten, ihm stets Gesellschaft zu leisten, und legte er zugleich etwas mehr Gewicht auf einen tadellosen Stil; so würde er nicht selten mit Boccaccio um den Kranz ringen können.

Heinrich Smidt, der ehemalige Seemann, tritt ungleich derber auf als Hackländer, was die Wahl seiner Stoffe nicht blos rechtfertigt, sondern auch bedingt. Wer mit Theerjacken umgeht oder mit Schlafbaasen, der würde unnatürlich und geziert erscheinen, ließ er diese naturwüchsigen Persönlichkeiten sprechen wie Gardelieutenants auf dem Balle im Hause eines reichen Bankiers. Der Verfasser hat uns schon so oft von der See und von Seeabenteuern unterhalten, daß wir auch dieses Product gern in die Hand nehmen. Wenn er nicht zu stark aufträgt, wozu er dann und wann Neigung zeigt, so hören wir ihm mit Behagen zu. Heimisch in allem, was das Leben eines Seemanns auf dem Meere wie am Lande anziehend macht, vertraut mit den Neigungen der Seeleute, mit ihrer Art zu sein und mit ihrer Sprechweise, braucht er nur aus seiner Erinnerung beliebige Themata oder Erlebnisse herauszugreifen, um eine Geschichte daranzuknüpfen. Wer aber Smidt den deutschen Marryat nennt, erweist ihm mit diesem Vergleiche gewiß keinen Gefallen. Deutschland wird so lange ein Marryat fehlen, als wir vergebens nach einer deutschen Flotte seufzen. Aber der Verfasser der „Marinebilder“ versteht es, Gestalten voll Mark und Originalität zu zeichnen, wie sie in großen Seestädten häufig genug vorkommen. Was er in diesen Bildern gibt, sind Porträts, die uns mit stark ausgeprägter Familienähnlichkeit noch jeden Tag begegnen können. Gerade darin aber liegt der Reiz und Werth dieser Skizzen und Geschichten. Erfinden läßt sich das wenigstens nur dann, wenn man Aehnliches gesehen oder selbst mit durchgemacht hat. Von den 14 Geschichten, welche die „Marinebilder“ enthalten, sind begreiflicherweise nicht alle von gleichem Werth. Es gibt einige müßige und wenig anziehende darunter. Als die gelungensten bezeichnen wir „Ein Schlafbaas“, „Anmunstern und Abmunstern“, „Das Schiffer-Armenhaus“, „Zwei Stelzfüße“, „Ein Jollenführer“, „Keller, Haus und Gesellschaft“. Alles, was Smidt in diesen Geschichten erzählt, ist dem Leben entnommen, und da er es ungeschminkt vorträgt und im Ton des Erzählers nie aus der Rolle fällt, so macht es den besten Eindruck. Nur wäre zu wünschen, daß der Verfasser etwas weniger häufig Seemannsausdrücke gebrauchte. Unmittelbar nöthig ist das nicht, um seinen Lesern sich verständlich zu machen, wir glauben sogar, daß eine Beschränkung in dieser Hinsicht dem größern Theile derselben weit angenehmer

und selbst zum Verständniß des Erzählten dienlicher sein würde. Seeleute von Fach lesen Bücher wie das Smidt'sche gewiß nur ausnahmsweise, das Publikum aber, für welches derartige Geschichten berechnet sind, begnügt sich mit einem viel geringern Aufwande nautischer Gelehrsamkeit. Für Leute im Binnenlande sind diese vielen seemännischen Bezeichnungen sogar ein Buch mit sieben Siegeln, und der Autor hätte, um von allen verstanden zu werden, sich eigentlich die Mühe nehmen müssen, unter dem Texte die nöthigen Erklärungen anzubringen. 47.

Der oberste Gerichtshof in Oesterreich und die Kritik der Königinhofer Handschrift.

In Nr. 43 d. Bl. f. 1859 theilten wir aus Prag einen ausführlichen Bericht über die Verhandlungen des prager Gerichtshofs in der zwischen Kuh und Hanka entstandenen Proceßsache mit. Aus Wien kam uns nun folgende Mittheilung zu, deren Aufnahme sich durch ihren Inhalt von selbst erklären und rechtfertigen wird.

Nicht minderes Aufsehen als das Ende des Processes Brunner contra Kuranda macht das gleichzeitige Ende des Preßprocesses Hanka gegen Kuh in der vielfach besprochenen Angelegenheit der Königinhofer Handschrift. Ist es durch den erstern klar ausgesprochen worden, daß das geistliche Kleid, in welchem der Kläger erscheint, keinen Einfluß auf das Urtheil eines Gerichtshofs nehmen könne, ist durch diesen Proceß die „Judenfresserei" endlich auch in Oesterreich an den Pranger gestellt worden und ein oft genanntes Organ entlarvt und seines Nimbus auch bei seinen Freunden für immer beraubt worden, und hat sich zugleich das wiener Landesgericht durch die Sprache, die bei dem Processe von seiten seiner Spitzen geführt worden, und durch die Sprache, die es dem Angeklagten bei seiner Vertheidigung gestattete, sowie endlich durch sein Urtheil und die es begleitenden Entscheidungsgründe das glänzendste Zeugniß völliger Vorurtheilslosigkeit ausgestellt und damit dem Fortschritte der Erleuchtung der niedern Klassen einen großen dankenswerthen Dienst geleistet, so hat der k. k. oberste Gerichtshof durch die völlige Schuldlossprechung Kuh's einen nicht minder wichtigen Schritt gethan. Wir lassen hier die Politik und die Nationalitätenfrage, die von gewissen Seiten in diesem Proceß gewaltsam hineingezogen worden, aus dem Spiele und betonen nur, daß die höchste juristische Instanz, die es in Oesterreich gibt — der oberste Gerichtshof — die Freiheit der Kritik als Princip ausgesprochen. Das ist etwas, wofür jeder Oesterreicher, gewiß aber jeder österreichische Schriftsteller dem hohen Gerichtshofe und auch Hrn. Kuh, der den directen Anlaß zu diesem Ausspruche gegeben und sich in der Verfolgung dieses seines Ziels durch zwei Verurtheilungen nicht abschrecken ließ, Dank sagen muß. Welches Strafausmaß Hrn. Kuh nach dem Urtheile des prager Landesgerichts hätte zu Theil werden sollen, ist hinlänglich durch die Blätter bekannt und von denselben besprochen. Die zweite Instanz, das Oberlandesgericht zu Prag, bestätigte, nachdem zuvor Kuh die Berufung an dasselbe eingeleitet, das Urtheil des Untergerichts. Kuh nahm infolge dessen eine Audienz beim Kaiser und trug dem Monarchen die beiden Urtheile vor, worauf, da eine Berufung an eine dritte Instanz in Preßprocessen nicht statthaft, der Kaiser eine außerordentliche Revision des Processes anordnete und dem obersten Gerichtshofe das außerordentliche Entscheidungsrecht einräumte. Von diesem machte der oberste Gerichtshof Gebrauch und erkannte in seinem Urtheile, nachdem er fast alle von den Untergerichten verworfenen Vertheidigungsgründe, welche Kuh bereits vor dem Landesgerichte vorbrachte, anerkannt, daß wol Kuh infolge einer kritischen Artikel über die böhmischen Handschriften des Vergehens gegen die Sicherheit der Ehre, begangen durch die Presse, angeschuldigt worden sei, erklärt aber in seinem Urtheile wörtlich: „Da der Inhalt der fünf Artikel des «Tagesboten» den Thatbestand dieses Vergehens nicht begründet, so stellen sich die beiden untergerichtlichen Urtheile als offenbar ungerecht dar, weshalb vom k. k. obersten Gerichtshofe der Angeklagte von dem ihm angeschuldigten Vergehen losgesprochen, für schuldlos erkannt und vom Ersatze der Kosten des Strafverfahrens losgezählt werden muß." Ueber die Freiheit der Kritik spricht sich der oberste Gerichtshof — ich wiederhole es die höchste juristische Instanz Oesterreichs, zusammengesetzt aus den höchsten juristischen und auch sonst einflußreichsten Capacitäten — in seinen Entscheidungsgründen, die es dem Urtheile vorangehen läßt, folgendermaßen wörtlich aus: „Die Haupttendenz der in dem «Tagesboten» enthaltenen fünf Artikel geht offenbar dahin, eine Kritik gegen die angeführten Manuscripte und gegen deren mittelalterlichen Ursprung aufzustellen. Eine Kritik ist durch kein Gesetz verboten; sie kann auch nicht wol allgemein verboten werden, denn sie führt meist zur nähern Erörterung der Wahrheit und dient auch oft selbst dazu, um indirect den Beweis darüber zu verstärken und zu ergänzen, daß das Bestrittene wirkliche Wahrheit sei. Soll nun die Kritik ihren Zweck erreichen, so muß ihr auch freistehen, alle obwaltenden Bedenken und Zweifel darzustellen." Dies die eigenen Worte des obersten Gerichtshofs! Daß dieses Urtheil in allen Kreisen ungeheueres Aufsehen macht, und um so größeres, für je gerechtfertigter man von andern Seiten die untergerichtlichen Verurtheilungen Kuh's hielt, bedarf wol kaum einer Versicherung. Man fragt nun von allen Seiten, ob sich die Wächter der Königinhofer Handschrift, nachdem der eigenthümliche Beweis ihrer Echtheit durch die Verurtheilung ihres Anzweiflers infolge dessen Freisprechung wieder umgestoßen worden, jetzt zu dem einzig möglichen und zur Wahrheit führenden Beweise durch chemische Untersuchung entschließen werden. Wir wollen es im Interesse der czechischen Literatur und ihrer Anhänger hoffen! 40.

Notizen.

Die Familiennamen.

In den gesammelten Erzählungen „Hell und Dunkel" berührt Gerstäcker einen überaus wunden Punkt manches Familienlebens. Das ist die Unaussprechlichkeit vieler Familiennamen. Er betitelt seine Erzählung „Ein Name" und gedenkt darin zunächst der tausendfältig wiederkehrenden, in Witzblättern über Gebühr lächerlich gemachten Namen. Dann sondert er sie nach jüdischem und christlichem Ursprunge. Schließlich aber knüpft er ein ergötzliches novellistisches Stück an einen jener „unaussprechlichen", den er selbst nicht einmal niederschreiben mag. Ein Name, was ist im Grunde an einem Namen gelegen, sagt jeder, der keinen „unaussprechlichen" führt. Doch aber lachen ihrer hundert oder tausend verständige Menschen laut auf, wenn ihnen ein Herr Rindfleisch oder ein Fräulein Kalbfleisch vorgestellt wird. Die alte gute Zeit! O man möchte sie eine alte läppische Zeit heißen, wenn man sich nur die Mühe geben und alle unschönen Namen zusammensuchen wollte! Eine gute Schar Eulenspiegel muß unter unsern Altvordern gesteckt haben, sonst ist es unbegreiflich, wie so viele krähwinkler Bürgermeisternamen gäng und gebe werden konnten! Die deutsche Nation gilt für eine grämliche Nation. Ja, aber auf der andern Seite weiß sie sich gar nicht genug mit Farcen, Scurrilitäten, Hanswurstiaden und Bocksbeuteleien zugute zu thun. Nun und was ist es anders als eine Bocksbeutelei, eine Familie für jetzt und ewige Zeiten „Rindfleisch" zu nennen, weil vielleicht einer da war, der einmal recht viel Rindfleisch zu vertilgen pflegte. Wie viele gute Bürger gibt es, die an ihrem Namen schwerer tragen als an einem Verbrechen, die sich lieber mit einem körperlichen Fehler behaftet, denn mit ihrem Namen gerufen wissen wollen. Die blos lächerlichen sind allenfalls noch zu tragen, aber die „unaussprechlichen"! Und deren gibt es in der That genug, mehr als man glaubt! Sollte es nicht im Interesse des Staats liegen, hier Ab-

hülfe zu schaffen und selbst mit gutem Beispiele voranzugehen, das heißt ganz in der Stille ohne viel Aufsehen die Namen umzuändern. Man thut doch sonst so viel für Auge und Ohr, man will überall auf Straßen und Plätzen den Schönheitssinn begünstigen, man entfernt jedes unsittliche Bild, man bestraft jeden anstandswidrigen Ausdruck. Ach und wie viele Namen klingen so obscön, daß gewiß alle Damen in einer Gesellschaft erröthen, werden sie zu laut ausgesprochen. Bekanntlich machte Goethe mit einer Schauspielerin Petersilie kurzen Proceß. Er verwandelte sie in ein Fräulein Silie, es war das, beiläufig bemerkt, auch noch nicht gerade eine Meisteränderung. Aber sie war doch genügend. Ein Name, was ist an ihm gelegen! O nein, er ist ein so delicater Punkt, daß sich die allermeisten Menschen schämen würden, der Regierung nur mit dem Ansinnen zu kommen, ihren Namen auf zweckdienliche Weise ändern zu dürfen.

Es gibt nichts Schrecklicheres in der Welt, als sich einer Zufälligkeit wegen fort und fort dem Gelächter preisgegeben zu sehen. Die menschliche Natur erträgt das nun einmal nicht. Man halte die Menschen nicht für lächerlich eitel, wenn sie ihre eigenen Namen nicht aussprechen mögen. Wem selbst jemals ein unaussprechlicher Name vorgekommen, der verdenkt es den unglücklichen Trägern eines solchen nicht, wenn sie vor ihm zittern wie Peter Schlemihl vor seinem abhandenen Schatten.

Gerstäcker's höchst joviale Angaben könnte gewiß jeder aus eigener Erfahrung bestätigen. Wir speciell kennen einen „Mehlhose", der schon als Gymnasiast an seinem Namen herumzuschneiden begann, um ihn weniger lächerlich zu machen. Bald warf er hinten das e weg, bald ein h heraus; das wird ihm aber alles nichts nützen, wenn er sich nicht zuvor auf legalem Wege mit der Regierung verständigt. Nun denke man sich, ein solcher „Mehlhose", oder unsertwegen „Rindfleisch", „Knochenmuß" wird an einem kleinen Orte aufgeboten, wo man den Namen nie gehört hat! Die Zuhörer lachen. Wir selbst waren dabei, als in einer Dorfkirche beim Aufgebote eines „Wahnschaffe" die größte Unruhe entstand. Und „Wahnschaffe", selbst als „Wahnschaaf" ausgesprochen, zählt denn doch noch nicht einmal zu den eigentlich lächerlichen Namen.

Der Dichter, so viel steht fest, wird einen lächerlichen Namen nur dann zulassen, wenn er mit ihm einen komischen Effect erzielen will. Er hütet sich ängstlich, Helden in einer gemessenen Dichtung durch den Namen bloßzustellen. Nun und dasselbe Recht, nicht bloßgestellt zu werden, darf wol jeder Mensch im Leben beanspruchen. Interessant ist gewiß die Frage, wo man den eigentlich plebejischen und lächerlichen Namen mehr begegnet, ob im Adel- oder im Bürgerstande?! Und eine zweite: darf sich wol eine andere Nation als die deutsche so vieler wunderlicher Familiennamen rühmen?! Wir entscheiden das nicht, wir fragen nur. Das sind die Familiennamen! Nun sehe man sich die Vornamen an! Es gibt kaum ein halb Dutzend, die man eo ipso lächerlich finden könnte. Lächerlich werden sie meist nur dann, wenn in dieser prosaischen Zeit höchst prosaische Aeltern ihre noch prosaischern Kinder vielleicht Kleopatra oder Penelope, Sempronius oder Diomedes nennen. Es gerathen die Aeltern zuweilen bei der Wahl der Vornamen auf höchst wundersame Gedanken. Das Eigenthümlichste aus unserer Erfahrung ist jedenfalls der Vorname eines preußischen Regierungsraths, ein Vorname, der wol einzig sein möchte. Der Herr heißt nämlich: „Friede-wollt'-er". 48.

Israelitische Festdichtungen.

Es liegen uns zwei Druckschriften vor, Festgedichte enthaltend, welche bei der am 9. Juni zu Prag begangenen Geburtstagsfeier des prager Oberrabbiners Salomo L. Rapoport vorgetragen wurden. Ihre Titel sind: „Festgruß der lemberger israelitischen Gemeinde an den hochwürdigen Herrn Salomo L. Rapoport, Oberrabbiner zu Prag, bei Gelegenheit der Feier seines siebzigjährigen Geburtstags gedichtet von Moritz Rappaport" (Leipzig 1860), und: „Die drei Salomonen. Festgedicht zur siebzigjährigen Geburtstagsfeier des hochwürdigen Herrn Salomo L. Rapoport, Oberrabbiner zu Prag. 19. Sivan 5620 = 9. Juni 1860. Gedichtet von Arnold Bodek" (Leipzig 1860). Wir gedenken hier nur des letztern, von einem jungen leipziger Israeliten herrührenden; denn wenn es wahr ist, was man uns sagt — und wir haben nicht den geringsten Grund, daran zu zweifeln —, daß der Dichter erst im funfzehnten Lebensjahre steht und seine Dichtung ganz aus sich selbst geschaffen hat, so haben wir es hier mit einer frühzeitigen Talententwickelung seltenster Art zu thun. Da begegnet man fast nirgends einer jugendlichen Unbehülflichkeit und Unsicherheit, einem müßigen Flickwort oder einer kindischen Phrase. Man lese z. B. folgende Strophen:

> An jenem Berge ist's jetzt still und traurig,
> Kein Lied, kein Ton klingt an des Pilgers Ohr,
> Zuweilen nur rauscht's durch die Bäume schaurig,
> Wie Schwanensang und dumpfer Geisterchor.
> Des Himmels Aug' ist feucht und schwer von Thränen,
> Die Klagen der Natur durchziehn die Luft:
> „Herr, warum schufst du deinen treusten Söhnen
> Ihr heil'ges Land zur Wüste um, zur Gruft?!"
>
> Doch da erdonnern ringsum alle Höhen,
> Das Firmament umgibt ein Flammenmeer,
> In heller Glut scheint rings der Berg zu stehen,
> Und aus den Wolken tönt es schwer und hehr:
> „Volk Israel hat eine größre Sendung,
> Das Erdenrund ist Judas Heimatland,
> Und zu der Menschheit Ausbau und Vollendung
> Hab' ich's in alle Welten ausgesandt!
>
> „Mein Volk soll nicht nach Erdengütern ringen,
> Sein Ziel ist Wahrheit, seine Losung Licht,
> Stets soll es hoch des Geistes Fahne schwingen,
> Die Freiheit ist's, für die mein Juda ficht!
> Und seine Helden schmückt die Doppelkrone,
> Ein großer Geist, ein großes, edles Herz!
> Mit ihnen schwingt sich's auf zum Völkerthrone,
> Erhebt, ein mächt'ger Aar, sich himmelwärts!"
>
> So lebt denn Juda ewig, für Aeonen,
> Und ewig strahlt sein geistiges Panier,
> Und ewig strahlen seiner Helden Kronen
> Und ihre goldne Dreizahl für und für.
> Drei Moses schuf vor allen Nationen
> Des Ew'gen kleine, aber mächt'ge Schar,
> Und Juda war es, das drei Salomonen
> Der Welt zum Heil und sich zum Ruhm gebar!

Diese drei Salomone sind Salomo, der Tempelerbauer und Liederdichter, Salomon Gabirol und der neuere Salomo in Prag, der Oberrabbiner Salomo Rapoport. Wir wollen nicht untersuchen, ob die Parallele zwischen den drei Salomonen überall stichhaltig ist, aber sie ist mit Geist ausgeführt. Schön ist auch die Strophe, in welcher der Dichter schildert, wie Juda, die „verlassene Waise", ihre „große Weltenreise" antritt:

> Das Land verlor's — den Himmel nahm es mit!

Zu den vielen Zeichen, welche zu beweisen scheinen, daß Juda selbst den Börne-Heine-Saphir'schen Standpunkt glücklich überwunden hat, mag auch wol diese Dichtung so gut wie das andere Festgedicht von dem lemberger Rappaport zu rechnen sein.

H. M.

Bibliographie.

Aguilar, Grace, Die Jüdin. Nach der 5ten Original-Auflage. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 24 Ngr.

Ernst Moritz Arndt. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 6 Ngr.

Aus Hebel's Briefwechsel. Zur Erinnerung an den 10. Mai 1860. Freiburg im Br., Wagner. Gr. 8. 16 Ngr.

Bähr, J. K., Der dynamische Kreis. Die natürliche Reihenfolge der Elemente und zusammengesetzten Körper als Resultat der Beobachtung ihrer dynamischen Wirksamkeit. 1ste Lieferung. Dresden, Türk. Imp.-4. 3 Thlr. 15 Ngr.

Beyschlag, W., Philipp Melanchthon. Eine kirchengeschichtliche Skizze. Karlsruhe, Gutsch. Gr. 8. 10 Ngr.

Biedermann, G., Die Wissenschaft des Geistes. 3ter Theil. — A. u. d. T.: Die Seelenlehre. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Brandes, H. K., Ausflug von Memel nach Muskau im Sommer 1859. Lemgo, Meyer. Gr. 8. 10 Ngr.

Clericus, L., Berliner Fremden-Bilder. 1stes und 2tes Bändchen. Berlin, Schlingmann. Gr. 16. 17½ Ngr.

Compaß auf dem Meer des Lebens. Weisheitblüthen, die das Herz in der Dichtung Reich gepflückt. Herausgegeben von K. Stelter. Elberfeld, Bädeker. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dillenius, F. L. J., Weinsberg, vormals freie Reichs-, jetzt württembergische Oberamtsstadt. Chronik derselben. Stuttgart, Nitzschke. Lex.-8. 1 Thlr.

Drärler-Manfred, C., Sibyllinische Blätter. Selbstschau und Weltbetrachtung. Frankfurt a. M., Sauerländer. 16. 20 Ngr.

Dreher, H., Theodor Körner. Melodrama in einem Act. Musik mit Beibehaltung von Melodien zu Körnerschen Liedern. Ouverture von R. Genée. Wiesbaden, Limbarth. 8. 7½ Ngr.

Feierabend, M. A., Die Entführung. Ein schweizerisches Nationallustspiel in vier Aufzügen. Festgabe auf die 100jährige Stiftungsfeier der helvetischen Gesellschaft. Luzern, Kaiser. 8. 15 Ngr.

Fontane, T., Jenseit des Tweed. Bilder und Briefe aus Schottland. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Geschichte der Familie Schenk von Nydeggen insbesondere des Kriegsobristen Martin Schenk von Nydeggen. Mit geschichtlichen Nachrichten über Afferden, Blyenbeck, Hillenrath etc. Nach archivalischen und andern authentischen Quellen bearbeitet. Köln, Schwann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Wiener Gesellschaft 1860. Charakterisirt von einer Dame. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 8 Ngr.

Grahl, G. de, Kaiser Albrecht der Erste. Historisches Trauerspiel in fünf Akten. Altona, Mentzel. Gr. 16. 15 Ngr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Maria Regina. Eine Erzählung aus der Gegenwart. Zwei Bände. Mainz, Kirchheim. 8. Thlr.

Haltaus, C., Marie oder durch Leiden zu Freuden. Eine Hamburger Stadtgeschichte, dem deutschen Volke jeglichen Standes erzählt. Leipzig, Violet. 8. 25 Ngr.

Heinemann, O. v., Markgraf Gero. Eine historische Monographie. Nebst Stammtafel und Karte. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 24 Ngr.

Herrmann, F., Aus Feld und Werkstätte. Gedichte. Trier, Lintz. 16. 22½ Ngr.

Holl, J., Gedanken. Köln, Bachem. Gr. 16. 1 Thlr.

Hornay, A. v. Humboldt. Sein Leben und Wollen für Volk und Wissenschaft. Nach Originalien. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 15 Ngr.

Huberinus, C., J. Spangenberg und Harms, Erbauliches in hoch- und plattdeutscher Sprache. Betrachtungen und Predigten. Halle, Petersen. 8. 6 Ngr.

Johanna oder der Lebensweg einer Verlassenen. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 2 Thlr.

Kerschbaumer, A., Eligius. Lebensbilder aus dem niederösterreichischen Gebirge. Freiburg im Br., Herder. 8. 25 Ngr.

Landsteiner, K., Aus dem Leben eines Unbekannten. Freiburg im Br., Herder. 8. 1 Thlr.

Lazarus, M., Ueber den Ursprung der Sitten. Antrittsvorlesung, gehalten am 23. März 1860 in der Aula der Hochschule zu Bern. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 8 Ngr.

Liegel, T. A., Wahrheit, Freiheit, Liebe. Fünfzig christliche Vorträge gehalten in der Hofkirche in Coburg. Coburg. 8. 1 Thlr.

Guy Livingstone oder Ein Mann. Aus dem Englischen. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lütolf, A., Leben und Bekenntnisse des Joseph Laurenz Schiffmann, Pfarrers, Decans und Domherrn die Diöcese Basel. Ein Beitrag zur Charakteristik J. M. Sailers und seiner Schule in der Schweiz. Luzern, Gebr. Räber. Gr. 8. 27 Ngr.

Lützow, K. v., Aphorismen philosophisch-politischen Inhalts. Schwerin, Bärensprung. Gr. 8. 10 Ngr.

Malortie, C. E. v., Beiträge zur Geschichte des Braunschweig-Lüneburgischen Hauses und Hofes. 1stes und 2tes Heft. Hannover, Hahn. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Oppermann, H. A., Zur Geschichte des Königreichs Hannover von 1832 bis 1860. 1ster Band: 1832—1848. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ott, J. C., Hans des Berner Milizen Erinnerungen aus dem lombardisch-sardinischen Feldzuge von 1848. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 Thlr.

Pfnor, L., Die Union im Großherzogthum Hessen. Ein Beitrag zur Beantwortung der Fragen: „Union oder Conföderation, evangelische Freiheit oder bindendere Verpflichtung auf die alten Bekenntnißschriften der Kirche?" Darmstadt, Diehl. 8. 10 Ngr.

Plessing, W., Carl Georg Curtius, Dr. der Rechte, Syndicus der freien und Hansestadt Lübeck. Darstellung seines Lebens und Wirkens. Lübeck, Aschenfeldt. Lex.-8. 12 Ngr.

Simon, H., Dichtungen. Vier Bändchen. Leipzig, Arnold. Gr. 16. à 20 Ngr.

Steger, F., 1792—1813 Deutschlands Erniedrigung durch Napoleon Bonaparte. Ein Spiegelbild für die Gegenwart. Leipzig, O. Wigand. 16. 10 Ngr.

Stellwagen, F. G., Das Hohe Lied Salomo's, ein Lied für Fürst und Volk. Leer, Bock. 8. 6 Ngr.

Volquardsen, C. R., Platon's Idee des persönlichen Geistes und seine Lehre über Erziehung, Unterricht und wissenschaftliche Bildung. Berlin, Hertz. Gr. 8. 20 Ngr.

Von Herzen. Lieder vom Verfasser des Hölty. Augsburg, von Jenisch u. Stage. 16. 9 Ngr.

Zirndorf, H., Gedichte. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Der Borries Trachten und Dräu'n der deutschen Sache Gedeih'n. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 4 Ngr.

Die gemischten Ehen, ein katholisches Bedenken. Von einem katholischen Geistlichen des Kanton Luzern. Luzern, Gebr. Räber. Gr. 8. 5 Ngr.

Festreden zur Erinnerung an den 300jährigen Todestag Phil. Melanchthons und bei der Grundsteinlegung zu dessen ehernen Denkmale am 18., 19. und 20. April 1860 zu Wittenberg. Mit einem Vorworte herausgegeben von K. H. E. Lommatzsch. Wittenberg, Herrosé. Gr. 8. 10 Ngr.

Die christliche Gemeinde des 19. Jahrhunderts. Ein Wort der Vereinigung an gebildete Christen aller Confessionen. Berlin, Geelhaar. Gr. 8. 3 Ngr.

Der Oberprediger Melcher und sein Ankläger. Freienwalde a. O. 8. 2 Ngr.

Schauspielkunst und Vorurtheil. Von ***. Dresden, Zeh. 8. 1½ Ngr.

Schumacher, E., Characteristik Melanchthons in vier Zeichnungen. Anclam, Dietze. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 29. — 19. Juli 1860.

Kant'sche Philosophie.

1. Kant's Leben und die Grundlagen seiner Lehre. Drei Vorträge von Kuno Fischer. Manheim, Bassermann. 1860. Gr. 8. 24 Ngr.

Es gibt Hervorbringungen des Geistes, welche zu tief und zu groß sind, um mit ihrem erstmaligen Hervortreten sogleich in ihrem ganzen Umfange gefaßt und erkannt zu werden, und daher im Großen nur erst einen Eindruck des Respects oder auch des Erstaunens bewirken. Um eine Annäherung an das allgemeine Bewußtsein möglich zu machen, entstehen dann zunächst einstweilige Uebergangsproducte, welche die Kluft zwischen der neuen Idee und dem Zeitbewußtsein überbrücken und das Zeitalter zum wirklichen Empfangen des für dasselbe bestimmten Schatzes vorbereiten.

Auf diese Art ging es der Kant'schen Philosophie, und auf diese Art hat dieselbe gewirkt. Sie hat in der auf sie gefolgten und bereits im Abwelken begriffenen Blüte von Systemen eine Fülle solcher Uebergangsglieder zwischen ihrer eigenen Tiefe und der Oberflächlichkeit des Zeitgeistes geschaffen, und das gegenwärtige Abwelken der letztern ist eben das Zeichen, daß der deutsche Geist herangereift genug ist, die Tiefe der Sache selbst auf eine ernstere und unmittelbarere Art zu empfangen, als sie ihm weder von den frühern Kant'schen Schulen, noch von der nächsten Folgezeit geboten werden konnte.

Nicht klarer kann diese Tiefe der Sache für das allgemeinste Verständniß aufgedeckt werden, als es diese drei Vorträge Kuno Fischer's thun, welche in ihrer Sorgfalt und Präcision eine Vorprobe von dem geben, was die in kurzer Zeit zu erwartende große und erschöpfende Darstellung der Kant'schen Philosophie durch denselben Verfasser zu leisten die Absicht hat.

Unsere Philosophie muß aufs neue zu Kant zurück, wenn sie fortschreiten und nicht stehen bleiben will, ähnlich wie ein zu spannender Bogen nur durch Zurückziehung seiner Sehne neue Kraft gewinnt. Fischer bemerkt hierüber (S. 2):

In der Geschichte der Philosophie scheint es nöthig zu sein, daß sich in gewissen Zeitpunkten die Geister wieder einmal umwenden zu frühern fest begründeten Vorbildern, um sie gleichsam von neuem zu entdecken und für den sichern Fortschritt einen sichern und gemeinschaftlichen Ausgangspunkt zu gewinnen. Unter den neuern Denkern vor Kant gibt es kaum einen, der nicht in dieser Weise philosophische Bestrebungen unserer Gegenwart an sich gezogen hätte. Vielleicht ist die Zeit gekommen für eine neue Vertiefung in die kritische Philosophie, die bis heute nur die wenigsten erst durchdrungen haben.

Der erste dieser Vorträge enthält die Lebensbeschreibung Kant's nebst einer Charakterzeichnung dieses Philosophen, in welcher die durch sein Leben selbst dargestellten Principien seiner praktischen Philosophie sich deutlich abspiegeln. Die beiden andern behandeln die Grundlage seiner Kritik der theoretischen Vernunft. Der Verfasser dachte sich die Frage gestellt: Wer war Kant und was heißt kritische Philosophie? und will durch die vorliegende Schrift auf diese Frage die zureichende und kürzeste Antwort geben für jedermann, welchem eine klare Vorstellung von dem Urheber und der Bedeutung der kritischen Philosophie willkommen ist. Uebrigens sind diese Vorträge wirklich gehalten worden, und zwar vor dem weimarischen Hofe zufolge der schönen dort noch fortwährend herrschenden Sitte, Lehrer der jenaischen Universität mitunter zu solchen wissenschaftlichen Mittheilungen zu veranlassen.

Diesem Zwecke gemäß tritt nun die Lebensbeschreibung in den Vordergrund. Sie ist nach den besten Quellen sauber entworfen, die ihr beigefügte Charakteristik mit psychologischer Gründlichkeit, mit Zartheit und Anmuth behandelt, und zwar so, daß dieses Leben mit den größten Ereignissen und Weltlagen seiner Zeit in eine bedeutungsvolle Beziehung tritt. Aber dieses Leben kann in seinem Wesen nicht begriffen werden, ohne daß über die von ihm gelöste Grundaufgabe der Philosophie und über die Mittel, wodurch deren Lösung gelang, wenigstens in kurzen Umrissen ein deutlicher Begriff mitgetheilt wird. Dieser Zweck wird durch die beiden andern Vorträge erreicht. Sie lösen die schwierige Aufgabe, einen deutlichen und für jeden Gebildeten leicht faßlichen Begriff dieser Sache aufzustellen, ohne alle Popularität, d. h. ohne daß von der äußersten, ja peinlichen Strenge der kritischen Beweisführung hierbei irgendetwas nach-

gelassen wird. Diese Aufgabe ist gelöst durch das Mittel einer bis aufs äußerste gesteigerten Durchsichtigkeit und Einfachheit in der Darstellung, wodurch auch der in solchen Gegenständen minder Geübte sicher ist, den Faden des Zusammenhangs niemals aus den Händen zu verlieren.

Die Eigenthümlichkeit der Kant'schen Vernunftkritik besteht darin, daß er zum ersten male das Problem der Erkenntniß in seiner richtigen Fassung aufstellte. Erst diese richtige Fassung machte eine richtige Lösung desselben möglich, indem er nun erst die Bedingungen der Erkenntniß an der richtigen Stelle aufsuchen konnte. Unter den Mitteln der Lösung steht die Enthüllung der Natur von Raum und Zeit obenan, welche Kant zuerst gelang. Daher behandelt der erste Vortrag das Problem der Erkenntniß, der zweite die Lehre von Raum und Zeit.

Beim Problem der Erkenntniß lautet die erste Frage: Was ist Erkenntniß? und die Antwort erklärt, daß sie nicht im Erfassen eines außerhalb der Erkenntniß liegenden Gegenstandes, sondern in synthetischen Urtheilen a priori besteht, worauf denn nachgewiesen wird, daß Erkenntniß in diesem Sinne in Beziehung auf Mathematik, Physik und Metaphysik wirkliche Thatsache ist. Die ältere Kant'sche Schule, welche am Buchstaben klebte, ohne den Geist der Kritik zu erfassen, drang zu diesem durchschlagenden und alles entscheidenden Gesichtspunkte der Kritik noch nicht vor. Die Folge war ihre innere Haltungslosigkeit, worin sie frischern Ideentrieben das Feld räumen mußte, ohne ihre eigene Aufgabe erfüllt zu haben.

Raum und Zeit als die ersten Bedingungen der menschlichen Erkenntniß scheinen ihren Ursprung aus den sinnlichen Eindrücken zu haben, aber sie sind entschieden früher als diese gegeben. Sie sind nicht Begriffe, sondern Anschauungen, aber sie sind reine Anschauungen, und dürfen, insofern sie die Bedingung oder Möglichkeit alles Anschauens enthalten, auch als Anschauungsvermögen oder anschauende Vernunft bezeichnet werden. Diese Grundlage der ganzen theoretischen Kritik ist zwar selten misverstanden, dagegen desto häufiger von spätern Systemen gegen unwichtigere Kapitel der Metaphysik in den Schatten gestellt worden, sodaß die neue, feste und entschiedene Hinweisung auf diese schlechterdings unveränderliche Grundlage aller Metaphysik wol der neuen Entdeckung einer alten Sache gleichkommt.

Endlich müssen sie doch noch Allgemeingut werden, die großen Wahrheiten, welche bisher, obwol am hellen Tage, immer noch für die meisten als Geheimnisse verdeckt gelegen haben. Aber es gehört ein Meister der Auffassung, des Verständnisses und der Darstellung dazu, dieses möglich zu machen. Als einen solchen bewährt sich hier Fischer aufs neue, sodaß nur zu wünschen ist, daß niemand unter allen Gebildeten deutscher Nation diese drei Vorträge ungelesen lasse. Der Kundige wird von ihnen den Genuß haben, das Bekannte und Gewohnte, aber mühsamer Errungene in eine ganz überraschende Klarheit gesetzt zu finden; der Unkundige wird die Freude haben, etwas ihm bisher vielleicht trotz seines besten Willens verschlossen Gebliebenes sich mit einem male geöffnet zu sehen, weil hier in der That die Leichtigkeit des Verständnisses auf eine bisher nicht dagewesene Art hergestellt ist.

Wir bedürfen überhaupt gar sehr dergleichen mit classischer Vollendung ausgeprägter Darstellungen des Erprobten und Bewährten. Sie dienen ihm zum würdigen Monument für die ganze Folgezeit. Den Zeitgenossen aber dienen sie zu einer Fahne, zu welcher man sich aus dem Strudel alltäglicher Mittelmäßigkeiten flüchten, und an welcher man das Gefühl der Sicherheit und Unerschütterlichkeit der großen Errungenschaften unserer philosophischen Bildung immer aufs neue stärken kann.

Wie groß noch immer die Kluft blieb zwischen der Kant'schen Philosophie und dem Zeitalter, selbst nachdem sie schon gezündet hatte und der durch sie angeregte Gärungsproceß der Geister im vollen Gange war; wie langsam die blinden Vorurtheile und Besorgnisse sanken, welche es selbst hochbegabten und für die Speculation interessirten Männern so schwer machten, sich geduldig und mit Hingabe in sie hineinzudenken und hineinzugewöhnen, davon ist uns vor kurzem ein neues interessantes Document vor Augen gestellt worden in der Schrift:

2. Jens Baggesen's philosophischer Nachlaß. Herausgegeben von K. A. R. Baggesen. Erster Band. Zürich, Schultheß. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Dieser Nachlaß versetzt uns in die schöne Zeit unserer werdenden und wachsenden Philosophie zu Ende des ersten Decenniums dieses Jahrhunderts, an deren Schicksalen Baggesen als ein Freund und Mitphilosophirender Leonhard Reinhold's den lebhaftesten Antheil nahm. Es war ein gärender, begeisterter, hoffnungsreicher Zustand. Wir dürfen ihn nicht zurückwünschen, aber wir dürfen uns immer aufs neue an seinen Erinnerungen und Denkmalen erfrischen. Jede Zeit hat ihre eigene Aufgabe zu erfüllen. Die Aufgabe jener Zeit war, die neue von Kant in die Welt gebrachte Idee dem Leben und der Erfahrung anzunähern, und dadurch wenigstens vorläufig auf allen Gebieten des Wissens und Lebens anwendbar und fruchtbar zu zeigen. Dieses mußte durchaus geschehen, wenn die große Wirkung der großen Sache keine Hinderung erleiden sollte. Die Sonderung der Spreu vom Weizen war auf zukünftige Zeiten zu verschieben. Der Vorgang war ein schwieriger. Nicht nur die Gegner der Sache, sondern noch weit mehr die Apostel der ältern Kant'schen Schule selbst hinderten vielfach dadurch, daß sie sich in unwichtige Nebendinge und Zufälligkeiten verbissen und darüber die wesentlichen Gesichtspunkte ganz übersahen oder vergaßen. Baggesen, mehr Dichter als Philosoph und mehr religiöser Enthusiast als Metaphysiker, fühlte anfangs zwar richtig heraus, daß in der Kant'schen Idee eine Anregung für Vertiefung des religiösen Lebens und Schmelzung starr gewordener Glaubensformeln enthalten liege, wurde aber bald durch die verwirrenden Schulstreitigkeiten der damaligen Zeit dermaßen an der ganzen Sache irre, daß er, um vor den

Beunruhigungen der Vernunftkritik zu flüchten, sich ähnlich vielen andern seiner Zeitgenossen einer methodelosen, abenteuernden, zum Theil theosophischen Speculationsweise in die Arme warf, welche er seine Symbolik nannte, und worin er den Gedanken faßte: alle Dinge aus verschiedenartigen Abspiegelungen eines unendlich vollkommenen Urgeistes zu erklären. Das eigentliche Werk, zu welchem er in diesem Sinne eine Menge rhapsodischer und ziemlich flüchtiger Entwürfe machte, ist er der Welt schuldig geblieben. An den hier mitgetheilten Entwürfen und Vorarbeiten kann man aber desto genauer den innern Entwickelungsgang eines edel strebenden, jedoch dabei auch im hohen Grade wissenschaftlich desorientirten Geistes beobachten. Sein Denken hatte mit der richtigen Zuversicht angefangen, daß die Vernunftkritik die vollständigen Mittel in ihrem Schose trage, für den Abbruch, den die allgewohnte Dogmatik durch sie erlitt, die Entschädigung zu geben. Später ging ihm aber diese Zuversicht so sehr verloren, daß er sich mitunter zu Anklagen hinreißen läßt, welche, wenn man in ihnen billigerweise auch nichts weiter als die Ergüsse vereinzelter mismuthiger Stimmungen erblicken darf, doch immer charakteristisch genug sind, indem die Vernunftkritik zuletzt seinem durch das wilde Speculiren jener Tage überreizten Gehirn als eine Ausgeburt frevelhafter Ueberhebung und dämonischen Trotzes erschien (S. 232—233):

Kritik des Universums wäre ein bescheidener Titel gegen den der reinen Vernunft; jener kündigt höchstens eine Anmaßung an, die ganze Welt aufzudecken, auseinander zu legen und zu beurtheilen, dieser aber eine Vermessenheit, den Urheber der Welt zu entschleiern, zu zergliedern und nöthigenfalls zu corrigiren. Die Auflösung der Frage: wie sind synthetische Urtheile a priori möglich? ist eine Auflösung der Frage: wie ist Denken möglich? Es läßt sich keine größere Vermessenheit eines denkenden Wesens denken, als das Unternehmen dieser Auflösung. Was aber bei diesem vermessenen Geschäft Gott und Freiheit zu kritisiren in der Kritik der reinen und praktischen Vernunft herauskommt — die Entscheidung — übertrifft die Vermessenheit der unternommenen Prüfung selbst, und die Auflösung der verwegenen Frage ist blasphemischer als die Frage selbst u. s. w."

Wie ungerecht und verkehrt dieses geredet war, indem hierbei die Correctur gewisser Dogmen und Satzungen über das unendliche Wesen mit einer Correctur dieses Wesens selbst verwechselt wurde, braucht wol nicht erinnert zu werden. Uebrigens beruhen diese Worte, abgesehen von ihren logischen Schnitzern, auf denselben leeren religiösen Befürchtungen, wie sie schon früher gegen Kant und Fichte durch Hamann, Jacobi, Herder, Franz von Baader geltend gemacht worden waren; Befürchtungen, welche der Schelling'schen Naturphilosophie sammt allen sich daranhängenden trüben und mystischen Abenteuerlichkeiten eine so rasche Gunst beim deutschen Volke erwarben, denen dann auch die theosophische Symbolik von Baggesen sich würde angereiht haben, wenn dieselbe überhaupt erschienen wäre. Man lese diese Ergüsse eines krampfgepreßten Herzens, welches aus Scheu, durch das Gift der Kritiken seinen Gott, seine Seele, seine Unsterblichkeit, sein Alles zu verlieren, lieber zu wilden Träumen einer theosophischen Symbolik, zu excentrischen Phantasiespielen einer unmethodischen Speculation seine Zuflucht nahm, um an dieser frischen Probe aufs neue zu begreifen, wie man damals sehr leicht dazu kam, aus Scheu vor dem kritischen Ich sich in Mysticismus, Gnosticismus, Sufismus und alle Arten von Schwindelreligion zu tauchen, damit man nur die synthetischen Urtheile a priori und den kategorischen Imperativ los würde.

Diese Zeit gleicht schon einem weit hinter uns liegenden, in Nebeln begrabenen romantischen Lande. Vergessen wir jedoch nicht dabei, daß Hegel, welchem wir die wohlthätige Ernüchterung von jenem Angstrausche verdanken, bei allen seinen Verdiensten sich immer noch nicht völlig von der verderblichen Polemik jener Romantiker gegen die Kant'schen Kritiken zu befreien wußte. Das gar zu häufig wiederkehrende Bild von dem Manne, welcher nicht eher ins Wasser gehen wollte, als bis er schwimmen gelernt hätte, wird jedem, welcher einst dem großen Meister zu Füßen gesessen, noch wol in der Erinnerung sein. Er hat diesen etwas faden Scherz, der seiner nicht recht würdig war, vollkommen zu Tode gejagt.

Faßt man dieses in gehörige Erwägung, so wird die Wahrheit der Behauptung einleuchten, daß wirklich erst heute der Zeitpunkt eingetreten ist, wo sich der Nation die theils leichtsinnig verschütteten, theils behutsam verdeckten Brunnen der drei Kritiken zu vollständigem Gebrauche öffnen können. Doch ist es auch jetzt an der Zeit, daß dieses geschehe, wenn nicht die Nation durch zu lange Entbehrung des ihr geschenkten Schatzes, nachdem sie seiner noch kaum jemals recht froh geworden, ihm auch schon wieder entfremdet werden soll. Die interimistischen Systeme halten nicht für die Dauer aus. Sie waren Palliativmittel für Zustände, welche die Radicalcur der Kritiken noch nicht ertrugen. Je mehr man aber nachgerade der abgeleiteten Lehmgräben müde wird, desto mehr steigt ganz von selbst das richtige Verlangen nach dem Urquell. Kant, welcher bisher mit einer gewissen Befremdung als ein der Vergangenheit angehöriger Charakter angeblickt wurde, fängt an, der Gegenwart aufs neue in eine vertrauliche Nähe zu treten. Ehedem wurde sein Name selten genannt ohne gewisse abwehrende Epitheta. Einige nannten ihn den „alten" Kant, gleichsam den veralteten, andere nannten ihn den „ehrlichen" Kant, um zuzugestehen, daß der „Zermalmer" doch im Grunde ein ehrliches Herz gehabt habe. Diese Ornamente, womit man ihn zu behängen pflegte, kommen jetzt aus der Mode. Das Feuer, das von seinem für alle Zeiten gegründeten Werke ausströmt, verzehrt sie. Kant ist nicht alt, Kant ist jünger als irgendeiner von uns.

Noch machen wir auf folgende kleine Schriften aufmerksam, welche ihr Scherflein mit dazu beitragen, auf den großen Philosophen fortwährend aufmerksam zu machen und zur Beschäftigung mit ihm aufzufordern.

3. Kantiana. Beiträge zu Immanuel Kant's Leben und Schriften. Herausgegeben von Rudolf Reicke. Königsberg, Theile. 1860. Gr. 8. 12 Ngr.

Zwei Monate nach Kant's Tode, an seinem Geburts- und Namenstage den 22. April 1804 wurde vom königsberger akademischen Senat ihm zu Ehren ein Traueractus im großen Hörsaal gefeiert, wobei der Consistorialrath Wald als Professor eloquentiae die Gedächtnißrede auf Kant hielt. Das Concept dieser Rede, auf der Bibliothek in Königsberg befindlich, erscheint hier zum ersten mal im Druck, begleitet von Anmerkungen mehrerer Collegen Wald's. Dieser wandte sich nämlich, an die Ausführung des ihm gewordenen Auftrags gehend, brieflich an Männer, die dem Verewigten nahe gestanden, an Borowski, Reusch, Joh. Schultz, Wannowski, Heilsberg, Kraus, Wasianski und Gensichen mit Fragen mancherlei Art über Kant's Lebensumstände, die sie ihm schriftlich beantworteten. Diese Antworten heftete Wald hernach dem Concepte seiner Rede mit bei. Auch ließ er, ehe er die Rede hielt, das Concept derselben unter den Senatsmitgliedern circuliren, wobei Kraus (damals Dekan der philosophischen Facultät) und Gräf (Professor der Theologie) ihre Ausstellungen und Verbesserungen am Rande mit Bleistift bemerkten. Da diese vielerlei Notizen, obwol im wesentlichen übereinstimmend, einander in Nebendingen doch häufig widersprechen, so sind sie den Biographen Kant's als nachträgliches Material zur Vergleichung zu empfehlen.

Als Anhang folgen einige kleine Nachträge zu Kant's Schriften, nämlich eine Recension der Schrift von Moscati über den „Unterschied der Structur der Thiere und Menschen", einige Urtheile über das Basedow'sche Philanthropin in Dessau, und zwei kleine Vorreden. Interessant ist die warme Theilnahme Kant's an jenem Philanthropin, worüber er (S. 74) in den „Königsbergischen Gelehrten und Politischen Zeitungen" vom 27. März 1777 schrieb:

> Eine solche Erziehungsanstalt ist nun nicht mehr blos eine schöne Idee, sondern zeigt sich mit sichtbaren Beweisen der Thunlichkeit dessen, was längst gewünscht worden. Gewiß eine Erscheinung unserer Zeit, die, obzwar von gemeinen Augen übersehen, jedem verständigen und an dem Wohl der Menschheit theilnehmenden Zuschauer viel wichtiger sein muß, als das glänzende Nichts auf dem jederzeit veränderlichen Schauplatze der großen Welt, wodurch das Beste des menschlichen Geschlechts wo nicht zurückgesetzt, doch nicht um ein Haar breit weiter gebracht wird.

4. Immanuel Kant's Leben. Ein zum Besten der Innern Mission zu Wittenberg gehaltener Vortrag von Hermann Schmidt. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1858. Gr. 8. 7½ Ngr.

Eine gute und sorgfältig gemachte Arbeit. Da sie vom entgegengesetzten Standpunkte, nämlich dem der kirchlichen Orthodoxie aus verfaßt ist, so ist dabei außerdem noch die achtungswerthe Gerechtigkeitsliebe hervorzuheben, mit welcher sie die Verdienste des großen Philosophen um Fortentwickelung des religiösen Bewußtseins zu würdigen versteht. Besonders finden wir dieselben in folgender Stelle so trefflich auf einen bestimmten Ausdruck gebracht, daß es schwer sein möchte, über diesen Punkt besser zu schreiben, als es hier geschehen ist (S. 35):

> Der Verstand war durch Kant von dem Throne, auf dem er sich lange genug die Herrschaft über den Glauben angemaßt hatte, herabgestoßen. Jetzt trat der Wille an seine Stelle. Die Richtung dazu lag in der ganzen aufgeregten, auf allen Gebieten nach größerer Selbständigkeit strebenden Zeit, und Kant, diese geistig und sittlich so gediegene Persönlichkeit, war dazu berufen, diesem dunkeln Streben Klarheit und gemessenen Ausdruck zu geben. Während die Religiösen der damaligen Zeit theils an dem todten Buchstaben des Dogma hingen, theils sich mit Herabsetzung des historischen Christenthums eine Art Naturreligion bildeten, theils endlich im mystischen Dunkel einer gewissen Gefühlsseligkeit schwelgten, warf Kant wie einen zündenden Blitz die Idee einer sittlichen Begeisterung in die Herzen hinein und lehrte die Offenbarung von diesem Gesichtspunkte aus ansehen und würdigen.

Diese große und gewaltige Thatsache verdient besonders heute wieder stark hervorgehoben zu werden, wo ein von der Hegel'schen Schule zum Materialismus abgefallener Bestandtheil seine Schmach damit zu decken sucht, Kant's Namen für eine ihm ganz fremde Sache zu misbrauchen, gleich als habe Kant, anstatt die moralische Freiheit zu lehren, dieselbe geleugnet, und als habe er, anstatt die Materie zum Range einer Erscheinung herabzusetzen, dieselbe zum Dinge an sich erhoben.

5. Kant und Hamann. Eine Parallele, als Vortrag an Kant's Geburtstage, 22. April 1858, mit Bezug auf Gildemeister's Schrift: „Hamann's Leben und Schriften." Von Karl Rosenkranz. In den „Preußischen Provinzialblättern", dritte Folge, Band 2, Heft 1.

Kant und Hamann repräsentirten zu ihrer Zeit hauptsächlich den literarischen Geist Königsbergs. Im Mittelpunkte des damaligen Bücherverkehrs, dem Kanter'schen Buchladen, neben welchem Kant eine Reihe von Jahren seine Wohnung nahm, um alle literarischen Neuigkeiten frisch an der Quelle zu haben, fand man die Büsten Kant's und Hamann's aufgestellt. Beide befreundete Männer theilten trotz der sonstigen gänzlichen Verschiedenheit ihres Charakters das Bedürfniß nach unermeßlicher, immer frischer Lectüre. Aber während bei Kant alles in stiller Zurückgezogenheit systematisch verarbeitet wurde, ging Hamann ganz in äußerlichen Verbindungen, Freundschaften und zufälligen Beschäftigungen auf, wurde aber dadurch der gesellige Anreger im literarischen Leben der Stadt. Kam ein berühmter Fremder dorthin, so suchte er vor allen Hamann auf, wie Mendelssohn, Kaufmann, Merck, Friedrich von Stolberg u. a. thaten. Er führte einen lebhaften Briefwechsel nach Berlin und der Schweiz. So kommt es, daß die brieflichen Nachrichten dieses originellen Mannes über seine Begegnungen und Erlebnisse mit Kant sehr zu einer genauen Charakteristik des letztern beitragen.

6. Schiller und Kant, von Karl Tomaschek. Erste Abhandlung. Wien, Tendler und Comp. 1857. Gr. 8. 10 Ngr.

Wie Schiller sich die Kant'schen Ideen aus der „Kritik der Urtheilskraft" aneignete und dieselben zu einem eigenthümlichen Systeme der Aesthetik weiter ausspann und umbildete, ist hier an der Hand sowol der Schiller'schen Aufsätze selbst, als auch vorzüglich seines Briefwechsels mit

Körner genau verfolgt. Als eine interessante Beigabe erscheinen anmerkungsweise Blätter aus dem Stammbuche des Baron Franz Paul von Herbert aus Klagenfurt, eines Mannes, welcher 1791, bereits in den Vierzigen stehend, Weib und Kind und eine große Fabrik verließ, um in Jena vier Monate bei Reinhold Kant'sche Philosophie zu studiren, und welchem Reinhold sein in Jena 1791 erschienenes Werk „Ueber das Fundament des philosophischen Wissens" widmete „zum Andenken an die seligen Tage, die wir gemeinschaftlich im Streben nach Wahrheit verlebten". Die Einzeichnung des Dichters Novalis in dieses Stammbuch lautet:

Zart ist der Faden der Freundschaft, doch unzerbrechlich, wie jene
Kette, die Himmel und Meer und die Gestirne umschlingt,
Aber auch dehnbar wie Gold, er windet in lieblichen Knoten
Selbst um die Freunde sich leicht, welche das Schicksal getrennt.

7. Immanuel Kant. Ueber den Charakter seiner Philosophie und das Verhältniß derselben zur Gegenwart. Von Julius Rupp. Königsberg, Koch. 1857. 8. 15 Ngr.

Rupp ist insbesondere beflissen, Kant gegen den Vorwurf Schopenhauer's zu vertheidigen, als habe derselbe die bekannten Modificationen in den verschiedenen Auflagen seiner „Kritik der reinen Vernunft" aus Furcht vor den Theologen vorgenommen. Er gebraucht dafür den triftigen Grund, daß sie vorgenommen wurden, ehe das Ministerium Wöllner noch seinen reactionären Charakter entfaltet hatte, und daß umgekehrt, als 1793 dieser Fall bereits eingetreten war, Kant durch seine „Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft" bewies, wie wenig eine solche Furcht in ihm walte. Aber diese Accommodationen nebst den in ihnen liegenden Inconsequenzen auf Unkosten des Kant'schen Verstandes zu setzen, wie der Verfasser Lust zu haben scheint, wird jedem, der in die Schärfe der Kant'schen Grundgedanken eingedrungen ist, ebenso unmöglich fallen. Es bleibt nur die Annahme, daß Kant es wol empfand, wie durch die Accommodationen die so schwer verständliche Kritik dem gemeinen Menschenverstande und seiner Fassungsgabe näher trat. Kant erleichterte durch sie seinen Zeitgenossen das Eingewöhnen in die Kritik ebenso sehr, als er für die Zukunft dadurch seiner Schule den Entwickelungsproceß erschwerte, weil fortan jeder, welcher sich an den bloßen Buchstaben der Kritik festhielt, eben dadurch sicher war, nicht bis in ihre Tiefe zu gelangen, und jeder, welcher wirklich bis in diese Tiefe gelangte, ebendadurch genöthigt wurde, von ihrem Buchstaben in allem, was die Accommodationen betraf, abzuweichen.

8. Der Schlußsatz in Kant's Schrift „Zum ewigen Frieden": „Der ewige Friede ist keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die nach und nach aufgelöst ihrem Ziele beständig näher kommt", anderweit erörtert nebst einigen Vorbemerkungen in Betreff der von Kant der Wissenschaft als dauernd gegebenen Grundlagen. Von F. L. Fülleborn. Berlin, Wagner. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Kant hatte völlig recht, den ewigen Frieden keine leere Idee, sondern eine wirkliche Aufgabe zu nennen. Denn nothwendig ist das keine leere Idee, was die Menschheit vollkommen zu Wege bringen kann in dem Zeitpunkte, wo in ihr die Einsicht und der Wille zu dieser Ausführung gereift ist. Fülleborn beleuchtet die mögliche dereinstige Ausführung etwas näher. Zu ihr ist nöthig, daß die Staaten, anstatt Sonderbündnisse miteinander zu schließen, sich zusammen in einen einzigen großen Staatenbund vereinigen, welcher die Menschheit umfasse und dessen Schiedsgericht an die Stelle der bisherigen Völkerkriege trete. Er sagt (S. 38):

Das sociale Verhältniß erheischt diese Unterwerfung der einzelnen Staaten unter den richterlichen Ausspruch bei Eingehung des Gesellschaftsvertrags in gleicher Art, wie bei der Bildung einer einzelnen Staatsverbindung. Deshalb ist auch eine solche Unterwerfung keine Beschränkung der Freiheit, sondern gerade eine Bekundung des richtig herausgebildeten freien Willens, welcher sein Bestimmen nach dem unabweislich gegebenen socialen Verhältnisse beschränkt, und nicht der Wirklichkeit entgegen das Unausführbare durchsetzen will. Ueberdem mindert sich das Unangenehme, was die Unterwerfung unter einen Richterspruch für einzelne Staaten vielleicht haben dürfte, dadurch noch bedeutend, daß sie bei Abschließung des Gesellschaftsvertrages ja Mitwirkende sind, sie alle Bestimmungen, durch welche sich die Staaten des allgemeinen Wohls wegen beschränken, ja mittreffen, der gemeinschaftliche Wille aller Staaten die gedachte Einrichtung festsetzt.

Daß nun eine solche heilsame Einrichtung dereinst ins Leben treten könne, dazu gehört vor allen Dingen, daß die öffentliche Meinung über diesen Punkt unablässig aufgeklärt werde. Dann aber auch, daß sie, sobald die Ueberzeugung erlangt ist, auch Charakter genug entwickele, um dieselbe auf die richtige Art geltend zu machen. Zwar müssen wir, wie der Verfasser auf S. 37 mit Recht bemerkt, es für tadelnswerth erachten, im allgemeinen die Neigung der Staatsgewalten, zum Wohle der Menschheit ein solches Opfer zu bringen, bezweifeln zu wollen. Aber andererseits würde auf die Menschheit und deren Repräsentanten doch auch ein harter Tadel fallen, wollte sie diese wichtige Angelegenheit in alle Ewigkeit hin der bloßen gutherzigen Neigung, also einer blos zufälligen Triebfeder im Laufe der Menschheitsgeschicke anheimstellen. Es ist Pflicht der Menschheit, daß sie, sobald ihr Einsicht und Kräfte dazu gegeben sein werden, auch zu irgendeiner Zeit und an irgendeinem Orte diesen ihren moralischen Zweck realisire. **Karl Fortlage.**

Der Theaterrecensent.

Im Laufe der letzten Jahre ist die Lage der deutschen Schriftsteller von mir wie von andern vielfach beleuchtet worden in der bestimmten Absicht, Gemeingeist, Selbsterkenntniß und Selbstschätzung unter ihnen hervorzurufen und zugleich auch zur Verbesserung ihres äußern Loses beizutragen. Eine wenn auch nur indirecte Folge dieser Bestrebungen war die Begründung der Schiller-Stiftung oder doch die fast über Erwarten große Theilnahme, welche sich ihr zuwandte. Das Publikum sah endlich ein, daß es die Verpflichtung und Ehrenverpflichtung habe, etwas für diejenigen zu thun, die ausschließlich in seinem Dienste arbeiten und zu seiner Unterhaltung und Belehrung schaffen und schreiben; es sah ein, daß es sie ebenso wenig im Stiche lassen dürfe, als der Staat diejenigen im Stiche läßt, die ihm redlich und treu gedient haben; es sah ein, daß es einem Volke, wel-

rechnet, jährlich oft mehr Tausende, als dieser Hunderte. Und doch sind Theaterreferenten nothwendig, und darum sind sie da; denn zu jedem nicht zu entbehrenden Geschäft finden sich zuletzt Zuläufer, sogar zur Arsenikbereitung und selbst, was fast noch mehr sagen will, zur Theaterkritik, bei der die Gefahr der Selbstvergiftung doch so nahe liegt. Leider ist man in Deutschland nur zu geneigt, immer nur zu schmählen und zu raisonniren und die Ungunst der Verhältnisse ausschließlich den davon betroffenen Individuen zur Last zu legen, statt zur Abhülfe die Hände zu rühren. An Vorschlägen zur sittlichen Besserung des Theaters fehlt es allerdings nicht, und erst jüngst begegneten wir in einem Blatte der Bemerkung: „Wenn etwas in unserm Theaterwesen einer Besserung fähig ist, welche von außen versucht werden kann, so ist es die Presse. Hier wäre, da die Regierungen doch helfen sollen, ein Feld für ihre Hülfe.“ Es solle nämlich, hieß es dann weiter, von seiten des Staats für eine kenntnißvolle, verständige, von allen unabhängige unparteiische Kritik gesorgt werden. Auch die vielen reichen Theaterfreunde könnten, statt über Directionen und Theaterrecensenten immer nur loszuziehen, ohne große Opfer für den einzelnen so manches thun, ehrlich strebenden Theaterkritikern ein unabhängiges Los zu bereiten und sie vor allen Anfechtungen sicher zu stellen; aber was würde es helfen, wenn wir zu diesem Zweck Vorschläge an dieser Stelle machen wollten?

Da kommen die Theaterprinzessinnen, oder, wie man sie wol nennt, diese „Priesterinnen der Kunst“, welche die klingenden Opferpfennige der Gläubigen in der That mit priesterlichem Anstand einzustreichen wissen, reich beladen mit Schmuck, in ihren prächtigen, schwer atlassenen Crinolinen herangerauscht, für welche die Treppen, die zu der Wohnung des Theaterrecensenten führen, und die Thüren seines Wohnzimmers viel zu schmal sind, wie mögen sie sich, wenn sie die bescheidene Stube betreten, im Gefühl der Tausende, die sie auf ihren Gastreisen zurückgelegt, erhaben fühlen über diesen Mann, der von der Hand in den Mund und vielleicht von der Nichtbezahlung seiner Gläubiger lebt und dessen unscheinbare Feder ihnen doch so ungeheuere Furcht einflößt! Zu Lessing's Zeiten war es freilich anders; da verdiente der Schauspieler, auch der größte, selbst ein Eckhof, nicht mehr als der Schriftsteller; da standen sie auf gleichem Fuß; da waren sie Kameraden und Genossen, Söhne des gleichen Elends, aber auch gleichbegeistert, Lehre empfangend und gebend. Heutzutage treten die berühmten Schauspieler und Schauspielerinnen, und auch schon die nicht so ganz berühmten, im Bewußtsein ihres Vollgewichts wie Fürsten und Fürstinnen auf, während der Schriftsteller, wenigstens der Theaterkritiker, noch so ziemlich derselbe Proletarier geblieben ist, der er ehemals war. Aber, o Ironie des Schicksals! Diese vornehmen Herren, diese in atlassene Luftballons gehüllten Damen müssen sich doch herbeilassen, die Angenehmen und Liebenswürdigen zu spielen. Das können sie, wenn sie wollen; denn die Gebildeten unter den Schauspielern und Schauspielerinnen gehören doch in der That zu den verhältnißmäßig wenigen in Deutschland, mit denen sich durchaus leicht und angenehm verkehren läßt, weil, wenn man nichts Tieferes sucht, eine gewisse künstlerische Genialität und Freiheit, selbst Frivolität und einige zierliche Schauspielerei, die wenigstens Herzlichkeit und Zutraulichkeit erkünstelt, zum bequemen Umgangston erforderlich sein mag. Ja, sie müssen sich sogar herbeilassen, sich ihrem Recensenten, so schwer es ihnen ankommt, unterzuordnen, seine Autorität, das Gewicht seines Einflusses anzuerkennen, zu gestehen, wie viel ihnen auf sein öffentliches Wort ankomme, ja sich sogar anzustellen, als ob es ihnen wirklich um seinen Rath und um Belehrung zu thun sei, kurz eine Rolle, die ihnen sicherlich meist sehr lästig fällt, mit möglichstem Anstand und bei aller erkünstelten Bescheidenheit auch mit möglichst imponirender Würde durchzuführen — liegt in dieser Situation nicht eine schneidende Ironie? **H. M.**

Zur Journalbelletristik.

1. Hell und Dunkel. Gesammelte Erzählungen von F. Gerstäcker. Zwei Bände. Leipzig, Arnold. 1859. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Durch Leid zu Freud. Erzählungen von Isabella Braun. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 1860. 8. 15 Ngr.
3. Thoms. Aus einem Dorfleben. Von Katharina Diez. Zwei Erzählungen für das Volk. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 1860. 8. 12 Ngr.
4. Wo ist der Himmel? Eine Erzählung von der Verfasserin der Schriften „Ein Jahr in Chalonnes“ und „Durch Nacht zum Licht“. Erfurt, Villaret. 1859. 8. 24 Ngr.
5. Dunkle Wege. Erzählungen und Geschichten von Franz von Elling. Erster Band. Stuttgart, K. Müller. 1858. 12. 1 Thlr.
6. Erzählungen und Novellen von H. Hensler. Erstes Bändchen: „Das Fräulein von Kersay.“ Geschichtliche Erzählung aus der Zeit des Königreichs Westfalen. Stuttgart, K. Müller. 1857. 8. 20 Ngr.

Es ließe sich fragen, weshalb wir die angezeigten Bücher unter der Bezeichnung „Zur Journalbelletristik“ zusammenfassen? Wir meinen, die Antwort sei nicht allzu schwer zu finden. Wolle man nur bedenken, welche Ausdehnung in der Gegenwart die schönwissenschaftlichen Zeitschriften gewonnen haben, wie sie da und dort noch allvierteljährlich im Wachsen begriffen, eine bedeutende Masse belletristischen Stoffs jahraus jahrein verbrauchen. Dieses „verbrauchen“ ist gewiß kein sonderliches Lob für die Zeitschriften. Es fragt sich aber, ob es überhaupt anders sein und bei dem massenweisen Bedarf der Werth der Erzählungen und Novellen auf durchaus anständiger Höhe fixirt werden könnte? Es gab eine Zeit, und so gar weit liegt sie noch nicht hinter uns, da glaubte man die Journalbelletristik über die Achsel ansehen zu dürfen, da meinte man wol die Ehre der erzählenden Literatur vollauf gewahrt zu haben, wenn man den Inhalt der „Abendzeitung“ als einen Steckbrief für etwas anrüchige belletristische Waare ausgab. Man bedachte meist nicht, daß, wenn man der erzählenden Literatur in Zeitschriften einmal das Bürgerrecht zuertheilt, es ein unbilliges Verlangen wäre, sie solle sich allein poetischen und ästhetischen Rücksichten unterordnen. Die „Abendzeitung“ ist zwar entschlafen, der Spott über sie dauert aber noch fort; nun wie viele Abendzeitungen sind wol seitdem geboren?! Müssen nicht unter den Dutzenden von belletristischen Zeitschriften ihrer recht viele in mehr als einem Punkte der seligen „Abendzeitung“ gleichen? Und noch eine andere Frage: Gereicht es der Belletristik im großen und ganzen zum Nutzen, daß es die bewährtesten Autoren keineswegs mehr verschmähen, ihre Erzählungen und Novellen in Zeitschriften zuerst niederzulegen? Das ist wahr, unsere Belletristen lernen durch Journalarbeiten schneller und besser einen gewissen Umgangston, sie wissen wie sie einen Stoff anzugreifen, wie sie ihn zu modeln haben, damit er unterhaltend wirke. Ob sie aber nicht immer zuvor etwas von ihrer dichterischen Eigenartigkeit aufopfern müssen, und dann um so sicherer, je gesuchter ihre Arbeiten in den Zeitschriften sind? Wir möchten sagen, sie müssen zuvor Haare lassen wie der Rekrut; und ob er das schönste Haar trüge, beschnitten wird es ihm reglementmäßig.

Gewiß also, daß wir auch bei einzelnen Bändchen und Bänden der erzählenden Literatur von Journalbelletristik reden dürfen. Wer heutzutage mit einem größern Werke selbständig hervortreten will, der dehnt es gewiß gleich zu einem Roman von mehr denn Bandstärke aus. Bleibt er unter diesem Minimalsatze, so versteht es sich fast von selbst, daß er mit seiner Erzählung oder Novelle zuerst in irgendeiner Zeitschrift auftritt, unter zehn malen wenigstens sechs oder sieben male. Nach den Kennzeichen der Journalbelletristik brauchen wir nicht lange zu suchen. Der Autor muß zunächst die Masse des gebildeten

Publikums berücksichtigen. Er muß mit dem Stoffe seiner Novelle interessiren, er muß einen ziemlich flüssigen Dialog schreiben, er muß nicht zu sehr nach originellen Motivirungen suchen, nicht zu viel pointiren, dafür aber das Ganze befriedigend abschließen. Weiß er so zu schreiben, dann erläßt man ihm gern das tiefere poetische Vermögen.

Das sei das Allgemeine, das wir den nachfolgenden Büchern voraufschicken. Daß die darin enthaltenen Erzählungen und Novellen sämmtlich zuvor in Journalen veröffentlicht oder für sie bestimmt gewesen seien, das wollen wir nicht gerade behaupten; sie hätten aber in verschiedenen Zeitschriften ihr Unterkommen finden können, das dünkt uns das Charakteristische.

Wir greifen zu zwei Bänden Gerstäcker'scher Erzählungen (Nr. 1). Brauchen wir hier lange zu fragen, ob wir es mit Journalbelletristik zu thun haben? Oder sollen wir uns des Nähern darüber auslassen, wie der länderkundige Verfasser zu schreiben pflegt? Wenn dieses „pflegt" zweideutig klingen sollte, nun ist denn Gerstäcker gerade der einzige, der hier und da einmal die Gewohnheit des Schreibens über die Pflege ausschließlich künstlerischer Interessen den Sieg davontragen läßt? Er hat es gar zu bequem, dieser Gerstäcker. Er braucht nur etwas aus den massenhaften Eindrücken seiner See- und Landfahrten herauszugreifen, das gibt gewiß immer eine Geschichte, die angenehm zu lesen ist. Für ihn, was den Stoff betrifft, ein großer Vortheil: man glaubt, Gerstäcker könne für das Materielle seiner Erzählungen über unerschöpfliche Fundgruben verfügen. Freilich, wem es so bequem in die Feder fällt, der läßt es nun wol zuweilen auch etwas nachlässig aufs Papier gleiten. Das bemerken wir weniger, solange er uns von fernen Welttheilen, fremden Sitten und Gebräuchen unterhält; mehr, wenn er über heimatlichen Boden schreitet; am meisten, wenn der Stoff auf psychologische Darlegungen und innere, die Willkür ausschließende Motivirungen hindrängt.

„Hell und Dunkel" benennen sich die vorliegenden Bände. Ein Theil mag den heiter gestimmten, der andere den schwermüthigen Lesern gewidmet sein, der eine mag die Lichtseiten, der andere die Nachtseiten des menschlichen Lebens berühren. Nur daß Gerstäcker das Häuflein Unterhaltungslectüre mit dem Begriffe Erzählungen zusammenfaßt, das möchten wir einigermaßen rügen. Denn von dem Dutzend der mitgetheilten Stücke sind weder „Ein Name" noch „Die Stiefmutter", weder „Californischer Miethszwang" noch „Die neue Geisterwelt", weder „Die Flucht über die Cordilleren" noch „Der todte Zimmermann", weder „Der Bekehrte" noch „John Wells" regelrechte Erzählungen. Als solche möchten wir nur die vier übrigen: „Herr Hobelmann", „Die Puppe", „Der Wilddieb" und „Werner", gelten lassen. Wir wollen übrigens noch nach einem andern Gesichtspunkte theilen, wir wollen die Stoffe nach ihrer inländischen und fremdländischen Natur betrachten. Insofern das Fremdländische für uns wenig heimatliche Bezüge bietet, insofern sind John Wells und der Held von „Californischer Miethszwang" ein paar ganz unwirthliche Menschen. Wer mit eigenen Füßen nicht wenigstens das Pflaster von Neuyork betreten hat, kann es kaum glauben, daß es Männer so spleeniger Natur als diesen John Wells und Peter MacCarty geben sollte. Besonders John Wells, eine für deutsche Begriffe kaum faßbare Größe, der sich einer Schrulle zu Liebe auf den Weg nach Texas macht, seine Frau und Kinder mit dem Versprechen innerhalb eines halben Jahres wiederzukehren verläßt, sich dann drei Jahre in Texas herumtreibt, zurückkommt, sein Weib mit einem andern verheirathet findet, wieder gehen will, aber schließlich ruhig daheimbleibt, da ihm der andere das Feld räumt: unsere liebe deutsche Einfalt kann das kaum wiedererzählen, ohne nicht mehrmals unwillig dreinzumurmeln. Höchst eigenthümlich ist auch die Geschichte „Der Bekehrte". Man höre nur. Ein junger Irländer, Namens Patrick, liebt ein junges Mädchen; er ist Protestant, sie Katholikin, also kann vorläufig aus einer Verbindung nichts werden. Patrick geht als Matrose nach Chile, dort verliebt er sich abermals in eine Katholikin. Er läßt sich bekehren und tritt über zur alleinseligmachenden Kirche. Aber seine neue Geliebte wird die Frau eines andern. Darauf kehrt er nach Irland zurück. Er findet seine Judith wieder; sie ist, damit jedes Hinderniß zu einer Verbindung mit ihm schwinde, unterdeß zur protestantischen Kirche übergetreten. Patrick, der Bekehrte, sagt nichts von seinem Confessionswechsel, er heirathet auf gut Glück.

Fast eben solch leichtes Spiel mit dem Ernste des Lebens erlaubt sich Gerstäcker in einer andern Erzählung „Herr Hobelmann". Es handelt sich darin um einen jener sterilen Scherze, die mit einer Verhandlung vor dem Schwurgericht enden könnten. Wenn sie nicht so enden, trägt die Schuld nur der Dichter, der seine Helden mit billigen Redensarten weißbrennt. Jemand, wie es hier geschieht, in eine Gesellschaft Vernünftiger zu führen und ihm einzureden, er habe es mit Wahnsinnigen zu thun: ist das Scherz? oder frevler Uebermuth? Gewiß das letztere. Nun, dieser Uebermuth rächt sich schließlich an dem Dichter selbst, er muß seinen Helden mit Schamröthe auf den Wangen abziehen lassen. Was die innere Motivirung betrifft, so zeigt sich diese in „Herr Hobelmann" gewiß nicht stichhaltig, doch aber kaum so schwach als in dem Stücke „Die Puppe". Wir haben nichts dagegen, wenn sich mit dieser Puppe nicht der Mann, sondern nur der Jüngling Gerstäcker befaßt hat, und „Die Stiefmutter" könnte ebenso gut aus der Feder eines Fräulein Gerstäcker als aus der eines Herrn Gerstäcker geflossen sein, in so echt weiblicher Weise ward das Thema behandelt. Gut, recht gut liest sich „Die Flucht über die Cordilleren"; sind die spannenden Momente auch etwas bunt durcheinander gewürfelt, so darf man es, wo Flintenläufe und Dolche die eigentlichen Triebfedern der Erzählung sind, mit der Stufenfolge der Effecte nicht zu genau nehmen. Wäre in „Der todte Zimmermann" nur etwas mehr Effect, etwas saftigerer Humor, wir würden den schwachen Spuk aus der Gespensterwelt mit größerm Interesse lesen. Da lassen wir uns weit eher „Ein Name" gefallen, das ist ein Feuilletonstück, an dem alle Müller, Schulze, Schneider, Lehmann, Meier, Schmidt u. s. w. mit innigem Wohlgefallen halten, erfahren sie doch zu ihrer größten Befriedigung, daß es auf dieser Welt noch weit verpöntere Familiennamen als die ihrigen gibt. „Die neue Geisterwelt" hingegen hätten wir Herrn Gerstäcker gern erlassen; er versucht sich zwar nach Kräften in „Was sich die Stube erzählt", aber Hr. zu Putlitz braucht sich vor dieser seiner Concurrenz nicht zu fürchten.

Damit hätten wir Gerstäcker's Erzählungen bis auf zwei erledigt, die mit größern Ansprüchen an die Kritik herantreten. Die eine von diesen: „Der Wilddieb", obschon etwas zu breit angelegt, entwickelt sich weiter und weiter um so fesselnder und fesselnder. Der Verfasser zeigt hier, daß er psychologische Zustände, wenn auch nicht erschöpfend behandeln, doch mit ziemlicher Schärfe dem Auge des Lesers bloßlegen kann. Außerdem zeichnet sich „Der Wilddieb" durch eine Anzahl plastischer Figuren aus, wie wir sie in den übrigen Geschichten vermissen. Am interessantesten indeß möchte sich die zweite der beiden Geschichten geben. Sie ist einfach „Werner" nach dem Helden betitelt. Gerstäcker's ansprechender, flüssiger Stil reizt schon an und für sich, hier aber kommt ein geheimnißvolles Element hinzu, das den Leser kaum zu Athem kommen läßt. Die Erzählung soll nur den Sonntagskindern verständlich sein, es handelt sich demgemäß in ihr um das Geistersehen. Bekanntlich, was wir eigentlich nicht zu betonen brauchen, stehen die Sonntagskinder in dem Rufe eines feinern geistigen Gesichts. Als ob es die geehrte Redaction d. Bl. mit dem Verfasser recht gut habe machen wollen, theilte sie gerade uns diese Erzählung zur Besprechung zu. Wir schmeicheln uns nämlich der großen Ehre, ein Sonntagskind zu sein. Was sagen nun wir zu der Geschichte? Verstehen wir sie? Ja ja, nein nein! Wir wünschten vor allen Dingen, eine solche Geschichte selbst mit eigenen Augen zu erleben, dann würden wir an unsere Kraft, Geister zu sehen, ein wenig besser glauben. Bis dahin rathen wir dem

Verfasser, daß er sich, wenn es einmal sein muß, nun auch mit beiden Füßen auf das Feld der Romantik stellt und den romantischen Vorgängern gleich, am Schlusse einer solchen Erzählung ausruft: „Recht schön, aber das Ganze — war ein Traum."

Wir hätten den nachfolgenden beiden Damen den Vorrang vor Gerstäcker einräumen sollen. Die kleine Unzartheit hoffen wir durch die Versicherung wieder gut zu machen, daß wir über sie nicht allzu viel kritische Bemerkungen zu machen gedenken.

Die beiden Bücher, die Erzählungen von Isabella Braun und die Erzählungen von Katharina Diez, gleichen schon im Aeußern zweien wohlerzogenen Töchtern einer Mutter. Die Aehnlichkeit verstärkt sich aber noch bedeutend durch einen wahlverwandten innern Zug. Sie treten anspruchslos auf und wollen nur in einem verhältnißmäßig kleinen Kreise bekannt werden. Lassen wir es uns nicht anfechten, daß mit dieser Anspruchslosigkeit ein gewisses Gefallen an den Kleinigkeiten des Lebens verschwistert ist, daß aus ihr die Beschränktheit der Anschauungen folgt, welche nur eine thränenreiche Stimmung als die poetische gelten lassen mag.

Isabella Braun gibt dieser Stimmung schon im Titel „Durch Leid zu Freud" (Nr. 2) Ausdruck. Sie glaubt sich etwas unsicher auf diesem Wege der Belletristik. Sie bittet im Vorworte um Nachsicht; sie ist zwar im Kinderkreise hinlänglich bekannt, tritt aber mit diesem Buche zum ersten male vor die Aeltern und Erwachsenen. „Sei nun das Leid", sagt sie, „eine natürliche Folge der eigenen Verschuldung, oder sei es ein von Gott gesandtes Mittel zur Kräftigung des innern Menschen: immer wird es zur Freude führen, wenn wir daraus Selbsterkenntniß lernen und uns an die göttliche Gnade halten." Vergessen wir demgemäß nicht, daß wir über eine empfindungsselige Dame reden. Wie gern rühmen Damen nicht von sich, daß sie unendlich viele Lebenserfahrungen gewonnen, unendlich viel gelitten haben, unendlich oft gekränkt sind. Wie es möglich sei, aus dem dürftigsten Stoffe ein Geschichtchen zu liefern, das sehen wir zu unserm Staunen an den beiden: „Arm und Reich" und „Im Frühlinge". Auch der stoffliche Gehalt des „Aus dem Friedhofe" bietet kaum einigen Reiz. Aber die Anschauungen und Empfindungen der geehrten Verfasserin mögen hier auf verwandte Gemüther um so stärker wirken, je ungewöhnlicher an einigen wenigen Stellen der Ausdruck, je öfter Isabella Braun eine bildliche Redensart wie „Thränen spritzen statt Weihwasser aufs Grab" wiederholt. Zum Schlusse des Bändchens erhalten wir zwei Stücke „Aus den Papieren meines Onkels". An individuellen Zügen etwas reicher, sind sie doch hinsichtlich des Stoffs nur um ein Geringes ergibiger als die vorhergehenden. „Ein guter Sohn" weidet sich etwas selbstgefällig auf den thränenfeuchten Auen der sentimentalen Ueberschwenglichkeit; „Der Schreiber" dagegen dürfte sich zu einem drastischen Genrebilde verwenden lassen, wenn die Verfasserin auf dem Gebiete des Humors so heimisch wäre als auf dem der süßseligen Empfindung.

Dieselbe Grundstimmung ließe sich auch in den beiden Erzählungen von Katharina Diez (Nr. 3) nachweisen. Es sind zwei Dorfgeschichten. Aber mit welchen Augen wird der Verkehr der Dorfbewohner angesehen! Was wird alles hineingetragen in die Gefühle der schlichten Menschen! Was sollen sie denken, was empfinden! Die erste der beiden Geschichten kann die Verfasserin noch mit einem besondern Namen „Thoms" belegen, die zweite aber nur mit dem unbestimmten „Aus einem Dorfleben". Nicht als ob sich die Vorfälle nicht so ereignen könnten, aber es ist ein eigen Ding um die liebe Rückerinnerung, die das Vergangene in die lichtesten Farben kleidet. „Mit besonderer Freude und Rührung", beginnt die zweite Geschichte, „blicke ich auf einige Jahre meiner Jugend, die ich in einem kleinen Dorfe des blühenden Westfalen verlebte." Ein Anfang, der zur Genüge beweist, wie sehr die Verfasserin das Landleben nicht in seiner drastischen Realität, sondern vom Standpunkte einer gemachten Anschauungsweise zu schildern bemüht war. „Thoms" behandelt die Geschichte eines Säufers, der an dem Tage ertrinkt, an dem er den Trunk heilig abgeschworen; der Inhalt der Erzählung „Aus einem Dorfleben" dagegen läßt sich kaum mit wenigen Worten angeben, wenn wir nicht sagen wollen, die Geschichte lehrt, wie ein Ehegatte vor lauter Sanftmuth und Liebe dahinschmachtet und sich auflöst.

Wie die Bücher dieser beiden Damen anspruchslos auftreten, so fesselt uns auch ein gewisses, wir möchten sagen katholisches Etwas, eine Wärme und Innigkeit, eine Selbstbefriedigung und seelische Ruhe, gegen die das entschieden protestantische Element der nachfolgenden Erzählung: „Wo ist der Himmel?" (Nr. 4) beinahe als das minder glückselige und minder wünschenswerthe erscheint. Gewiß sann die anonym gebliebene Verfasserin lange, wie sie die Bruchstücke aus ihrem Leben zu einem erbaulichen Buche zusammenfassen sollte. Als ihr beifiel, die Erlebnisse möchten zu dürftig sein, um den Namen einer Erzählung zu rechtfertigen, drückte sie dem Ganzen mit dem Titel „Wo ist der Himmel?" eine nach ihrer Meinung empfehlenswerthe Signatur auf. Wer sich auf gewisse Anzeichen versteht, oder viel im Büreau der Erbauungsschriften aus- und eingegangen ist, nimmt diese Erzählung in die Hand, betrachtet den Umschlag, wohlverstanden nur den Umschlag, schaut erst auf die Vorderseite, dann auf die Rückseite, wendet das Buch ein paarmal von rechts nach links und von links nach rechts und legt es mit dem Seufzer „Innere Mission" wieder zu den übrigen. Die Verfasserin scheint sich ängstlich an den Titel „Wo ist der Himmel?" zu klammern. Warum?! Ein anderer könnte die Erzählung benennen „Das neue Jerusalem", ein dritter vielleicht „Wachet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet", ein vierter „So geht's im Leben", ein fünfter „Jedes Ding hat seine zwei Seiten", ein sechster endlich hätte die Erzählung ganz ungeschrieben gelassen. Nun gewiß, es ist eine eigene Sache um ein derartiges Buch. Der beurtheilt es eo ipso mit voller wegwerfender Strenge und jener lobt es eo ipso, weil es einem kirchlichen Zwecke dient. Wir stehen mitten inne und sollen unbeirrt von allen Sondergelüsten ein Urtheil abgeben. Wir gedenken der Verfasserin die leidliche Erzählungsgabe nicht zu bestreiten, wir haben ihr Buch stellenweise wol mit Interesse gelesen, nur erbaut haben wir uns nicht gerade dabei. Denn das fortwährende Reden über christliches Thun und christlichen Wandel ermüdet mehr, als daß es anregt. Geben wir den Inhalt kurz an: eine sich für gläubig und christlich haltende Bauernfamilie verfeindet sich mit dem jungen zelotischen Geistlichen, weil ihr dieser einzelner Umstände wegen die Frömmigkeit abspricht. Wir wissen nicht, wie oft in dem Buche von gehaltenen Morgen- und Abendandachten die Rede ist. Das wissen wir aber, daß die Verfasserin das Christlichscheinen sehr oft mit dem Christlichsein verwechselt. Haben wir schon oft gezweifelt, ob die protestantische Kirche Innere Mission treibe dürfe, so erhalten wir hier einen neuen Beleg für unsern Zweifel. Auch nicht einen Funken wahren Gemüths locken wir aus dem Raisonnement des ganzen Buchs heraus. Wir überlassen dies denen, welche sich an der Erzählung erbauen können.

Wenn es vielleicht der Journale nicht viele gibt, die „Wo ist der Himmel?" ohne all und jedes Bedenken aufnehmen möchten, so befürchten wir das von Franz von Elling's Erzählungen „Dunkle Wege" (Nr. 5) nicht. In einer Ankündigung heißt es: „Der Verfasser der Werke hat binnen kurzem durch seine Schöpfungen, die bisjetzt größtentheils nur in verschiedenen Journalen zerstreut abgedruckt waren, die Aufmerksamkeit der Lesewelt und der Kritik in ungewöhnlichem Grade auf sich gezogen." Wir glauben das schon, wenn wir auch nicht ganz in den Beifall mit einstimmen. Weiter heißt es: „Kraft und Kühnheit der Gestaltungsgabe, Frische und Lebendigkeit der Schilderung, Sinnigkeit, Gemüthstiefe und echte Empfindung sind die unbestreitbarsten Vorzüge dieser poetischen Schöpfungen." Ist es denn gerade nothwendig, daß sich die „Dunkeln Wege" an Gestalt und Vollendung „mit den besten Leistungen deutscher

Erzähler" messen müssen?. Warum denn gleich so hoch hinaus! Franz von Elling kann ja ein frisches, anmuthiges Talent besitzen, ohne daß er prima vista mit den besten Erzählern zu concurriren braucht. Gehen wir in das einzelne, so möchten wir von der ersten Erzählung des vorliegenden Bandes sogar behaupten, sie sei nicht gut, wenigstens nicht so gut als die beiden andern erzählt und das hauptsächlich einer gewissen Breite in der Exposition wegen. Wir wissen sehr wohl, wie peinlich in kleinern, namentlich Residenzstädten der Familienehrenpunkt betont wird, allein die Beweggründe für das elende Leben der „Verstoßenen", so nennt sich die erste Geschichte, dünken uns etwas unklar, vom Verfasser vielleicht richtig gefühlt, aber nicht stichhaltig genug dargelegt. Auch heißt es der Willkür zu viel Spielraum bieten, wenn man eine Schwester die andere nicht wiedererkennen läßt, nur damit die Geschichte nicht vor der Zeit ende. Auch an der magnetischen Behandlung der Verstoßenen durch ihren Gatten möchten wir ein wenig mäkeln, da sie sich gerade in der spannendsten Situation als ein Gaukelspiel erweist. Doch bedenken wir, daß Elling's Geschichten vorzugsweise auf den Lesetischen der Frauen und Töchter gebildeter Stände heimisch sein wollen. Wir dürfen es schon darum mit der poetischen Logik nicht zu streng nehmen. Sollen wir uns über die zweite seiner Erzählungen ungehalten zeigen, so wäre es des Titels wegen: „Die Schule des Lebens"; ja nach dem Maßstabe dessen, was er uns da erzählt, müssen wir alle, so unbedeutend und des Erzählens unwerth auch unsere Schicksale scheinen mögen, oft eine weit schwerere Schule des Lebens durchmachen als seine Heldin. Was läßt sich darüber urtheilen: ein junges Mädchen ist durch die Unglücksfälle des Vaters auf die Gnade der Verwandten angewiesen. Erst verlebt Florentine einige Monate bei der einen Tante, dann muß sie es sich einige weitere Monate bei einer andern gefallen lassen und auch das Leben bei einer dritten ertragen lernen. Erst verliebt sie sich sterblich in einen nicht mehr jungen Rittergutsbesitzer, späterhin reicht sie einem noch ältern Rentier die Hand. Ihr Gatte stirbt natürlich bald, wie könnte auch in einer spannenden Novelle der ältere Gatte einer jungen Frau lange leben! Sie sieht sich im Besitze eines unermeßlichen Vermögens und schlägt jetzt die Hand des ersten Geliebten aus, weil — ja gefühlt hat der Verfasser das Motiv wieder sehr gut, aber nur wieder etwas haltlos dargelegt — er sie nach ihrer Meinung früher hat sitzen lassen. Bald findet sich für sie auch der Rechte, es ist ein Herr Pfarrer; sie wird Frau Pfarrerin und damit ist die Schule des Lebens geschlossen. Nicht wahr? wird das flüssig und angenehm erzählt, so liest es sich in einer Mußestunde glatt weg! Doch behalten wir uns etwas Anerkennung für die dritte Erzählung „Der Oekonomierath" übrig! Sie ist ein Stückchen aus der vielgerühmten deutschen Hundertländer-Wirthschaft, ein Stückchen zur Kennzeichnung der lieben deutschen Beamtenpraxis, der Untergebeneneinfalt und Berufsnoth. Wer dergleichen nicht mit eigenen Augen gesehen, der glaubt an den Beamtenschlendrian einer fürstlichen Rentenkammer nicht; daß aber die Zustände, ohne in das Bereich der Caricatur zu fallen, im ganzen höchst maßvoll geschildert sind rechnen wir dem Verfasser als besonderes Verdienst an. Einzelne Willkürlichkeiten lassen wir hingehen, nur das geheimnißvolle Bild spielt für den Erfolg, den es erzielt, eine viel zu große Rolle, und dann: der Verfasser hätte am Schlusse für einen bessern Postillon sorgen sollen, damit sich das Ende der Erzählung nicht aus dem umgeworfenen Wagen urplötzlich zu entwickeln brauchte.

Da liegt endlich noch ein Bändchen vor uns, eine historische Novelle von Heinrich Hensler: „Das Fräulein von Kersay" (Nr. 6). Es ist, wie bei Elling's Buch, als das erste gesammelter Erzählungen angezeigt, ohne daß, wie es scheint, die Fortsetzung der Bände bisjetzt erfolgt wäre. Beide Bücher, das Elling'sche und das Hensler'sche, gingen aus demselben Verlage hervor. Dem Stile nach zu urtheilen, möchten wir sie geradezu für die Werke desselben Verfassers halten, und auch der Corrector sorgte dafür, daß wir in beiden denselben eigenthümlichen Wendungen: „Allem aufbieten", Imperativen wie „vergesse", „treffe" und der Kanzleischreibweise „seye", begegnen. Die Erzählung liest sich mit Interesse, wenn auch die Bezeichnung „geschichtliche Erzählung" mehr andeutet als hält, wenn auch die ersten Abschnitte zusammenhangelos neben einander stehen und die Exposition des Ganzen einen größern Rahmen aufstellt, als das nachfolgende Bild auszufüllen vermag. Der geschichtliche Hintergrund, die Befreiungsversuche im Kasselschen werden nur zu bald von einem „schlechten Kerl", einem ganz gewöhnlichen Betrüger, vollständig in der Zeichnung verwischt, und der Verfasser glaubt es sich, seiner Kunst wie seinen Leserinnen schuldig zu sein, diesen schlechten Kerl so lange scharwerken und um die Hand einer reichen Witwe werben lassen zu müssen, bis jedes weichherzige Gemüth angstvoll nach dem Criminalcommissarius ruft. Eine liebliche Erscheinung nennen wir das Fräulein von Kersay, eine älternlose Waise, die den Geliebten findet, verliert, wiederfindet, mit einer Zwillingsschwester verwechselt wird und schließlich als Gattin davonschreitet, wenn wir das Bändchen befriedigt zuschlagen. Was braucht man heutzutage zu einer Journalnovelle eben mehr als die Ingredienzien, welche Hensler dazu verwendet! Wir halten dafür, daß wir ihm noch oft begegnen werden, denn seine Schreibweise läßt auf ziemliche Fruchtbarkeit schließen. Wohl uns beiden, wenn wir uns dann immer so gelassen als diesmal voneinander trennen können.

Emil Müller-Samswegen.

Kriegsgeschichtliche Erinnerungen eines Veteranen.

Rückblicke auf meine Militärlaufbahn in den Jahren 1805—49 im königlich preußischen Heere, im Corps des Herzogs von Braunschweig-Oels, im königlich großbritannischen und im königlich hannoverschen Dienst von H. Dehnel. Hannover, Helwing. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es ist ein wahres Bild, das die Vorrede von dem „Geschick" (so möchten wir es aber nicht nennen!) alter Soldaten gibt, wenn sie aus dem gewohnten Leben der Thätigkeit in den Zustand der Ruhe und Geschäftslosigkeit treten. Auch wir kennen Beispiele dieser Art genug. „Auf das anfangs wohlthuende Gefühl der Unabhängigkeit folgt bald Verstimmung über den Verlust alles Einflusses und das Aufsteigen früherer Untergebener, endlich (aber nach unsern Erfahrungen nicht immer!) ein beinahe fieberhaftes Haschen nach Thätigkeit irgendwelcher Art." So ist es dem Verfasser der vorliegenden Blätter ergangen und hat ihn, wie er offen gesteht, zu deren Herausgabe veranlaßt. Er hat in einer großen Zeit gelebt, und wir heißen alle Beiträge willkommen, welche die leider mehr und mehr verblassende Erinnerung an dieselbe wieder auffrischen; die Lectüre der persönlichen Erlebnisse des geachteten Veteranen wird aber auch an sich vielen von Interesse sein.

Dehnel, zu Patschkau in Schlesien geboren, wollte eigentlich seine kriegerische Laufbahn in der Cavalerie suchen, die damaligen Verhältnisse führten ihn aber zur Artillerie, in welche er 1805 eintrat. Mit lebhaften Farben schildert er die militärischen Details jener Zeit, besonders das Leben eines damaligen Bombardiers; vergleiche man damit, was Reiche und Knesebeck von ihrer Jugend als Offizieraspiranten berichten und wende dann den Blick auf unser heutiges Geschlecht! Freilich das ganze Leben der gebildeten Klassen hat einen andern Zuschnitt gewonnen. Bald sollte der junge Bombardier die Feuertaufe erhalten; er wurde einem Detachement zugetheilt, das beim Anrücken der Franzosen nach den Unglücksschlachten von 1806 die Artilleriegarnison von Glogau verstärkte. Die erste Erscheinung des Feindes vor der Festung — angekündigt durch fliehende Einwohner der Gegend und eine heranbrausende, vom Recognosciren zurückkehrende Patrouille — ist mit lebendigen Zügen dargestellt: wie von mehreren Seiten auf umliegenden Höhen fremde Cavalerietrupps aufgetaucht, deren glänzende Kopfbedeckung im Sonnenlichte geblitzt; es waren bairische Chevauxlegers. Der Verfasser sagt,

daß zwischen jenem Novembertage und heute zwar ein funfzigjähriger Abschnitt liege, die Erinnerung daran aber trotz jüngerer Reminiscenzen aus einem bewegten Leben stets unverblichen in seinem Innern fortleben werde. Welcher ältere Mann hat nicht ähnliche Erfahrungen gemacht! Als die Festung capitulirte, wurde die Besatzung kriegsgefangen, Dehnel mit ihr. Fieberkrank blieb er bei dem Transport in Crossen zurück, wo es ihm gelang, sich der Gefangenschaft zu entziehen und beim Götze'schen Corps in Schlesien wieder einzutreten. Der Friede von Tilsit trübte aber alle Aussichten und veranlaßte ihn, wie mehrere im Jahre 1809 aus Glatz, wo er in Garnison gestanden, heimlich auszutreten und über die Grenze zu gehen, um sich dem Corps des Herzogs von Braunschweig anzuschließen. Die Gefahren, welche er dabei bestanden, sind anziehend geschildert. In Nachod wurde er dem Herzog vorgestellt, dessen allbekanntes Heldenbild uns in dieser persönlichen Begegnung frisch und lebendig entgegentritt. Wir erinnern uns aus unsern Knabenjahren der Zeit, wo des Herzogs Bild in hundert schlechten Zeichnungen überall zu sehen war, wohin das Auge Französischgesinnter nicht drang, wo selbst in Sachsen, dessen Truppen dem edeln Welfen feindlich gegenübergestanden, lange nachher sein Kriegszug mit Enthusiasmus erzählt wurde. Das vom Verfasser genau dargestellte Gefecht bei Berneck, welches durch ein Gewitter von furchtbarer Heftigkeit beendigt wurde, stand uns lebhaft vor der Seele, als wir uns auf demselben Terrain kürzlich ebenfalls von einem Orkan und Wolkenbruch überrascht sahen. Die Markgräfin Wilhelmine, die sich einst mit ihrem Bruder Friedrich dem Großen in Berneck ein Rendezvous gab, erzählt daselbst auch von einem Ungewitter, wie sie es noch nie erlebt — die Gegend scheint damit gesegnet zu sein. Nach abgeschlossenem Waffenstillstande zwischen Oesterreich und Frankreich trat der Herzog seinen denkwürdigen Zug an, den wir hier, von einem Theilnehmer geschildert, mit reger Theilnahme gelesen haben; bei der Erstürmung von Halberstadt berichtigt der Verfasser einige falsche Angaben über die Artillerie des Corps, die sich in andern Werken finden. Auf einem der Schiffe, welche die glücklich an die Küste gelangten Truppen nach England überführten, entstand kurz vor der Landung eine Meuterei: es hatte sich nämlich das Gerücht verbreitet, die Engländer wollten die Offiziere von der Mannschaft trennen, um letztere nach Westindien oder Afrika zu senden; die Leute verweigerten deshalb die Abfahrt nach dem Lande und wurden erst durch die geöffneten Schießklappen eines ganz in der Nähe geankerten Kriegsschiffs zur Unterwerfung gebracht.

Der Verfasser hat diesen Vorfall, der in keinem Geschichtswerke über das Corps zu finden ist, nach bester Erinnerung und den Ergebnissen einer deshalb mit englischen Behörden gepflogenen Correspondenz erzählt. Seine eigenen Schicksale auf der Insel Wight, wo er bei der Reduction des Corps mit andern auf Wartegeld gesetzt wurde, ferner auf Guernsey, wo er mit ältern Offizieren des Corps viel verkehrte (wir lesen hier die bekannten Namen der Gebrüder von Hirschfeld, von Steinmann, von Decker), dann in Irland werden anspruchslos berichtet. Erst im Jahre 1812 erhielt er wieder eine Anstellung und zwar als Cornet im zweiten Dragonerregiment der Deutschen Legion, hatte aber das Unglück, ein kaum gekauftes gutes Pferd zu verlieren, und wurde dadurch bei seiner Mittellosigkeit genöthigt, zur Infanterie überzutreten; das dritte Bataillon, bei dem er angestellt war, befand sich noch in Sicilien, sollte aber binnen kurzem nach Spanien abgehen. Dehnel wurde also einstweilen dem Depot zu Berhill zugetheilt. Auch hier lesen wir wieder viel Personalien, unter anderm auch von dem französischen Gerneral Philippon, dessen Name ganz kürzlich wieder aufgetaucht ist, um durch ein Zeugniß, das er dem hessischen Regiment seiner Besatzung von Badajoz ausgestellt, diese tapfern Truppen gegen die lügenhaften Beschuldigungen von Thiers bei Ehren zu halten. Philippon war als Kriegsgefangener nach England gebracht worden, aber trotz seines gegebenen Ehrenwortes entwichen.

Im April 1813 ging Dehnel mit einem combinirten Detachement der Legion nach Deutschland ab, wo dasselbe bei der nach der Einnahme Hamburgs eingeleiteten Organisation der hannoverschen Truppen mitwirken sollte. Bei Curhaven gelandet, kam es am 29. April nach Hamburg, wo es von Tettenborn gemustert und dann zur Besetzung der wichtigen Punkte in der Gegend verwendet wurde. Nach dem ersten Gefecht gegen Vandamme's Truppen mußte Dehnel bei Bergedorf einige Feldwerke aufwerfen, wozu die nächsten Ortschaften Arbeiter stellten: es überraschte ihn nicht wenig, daß die Hälfte davon — hübsche Vierlanderinnen waren, die in ihrer kleidsamen Tracht eine anziehende Erscheinung boten. Wir glauben ihm, wenn er versichert, daß dieser Schanzenbau das amusanteste Commando gewesen, das ihm jemals zu Theil geworden, auch versichert er, daß trotz der anhaltenden Bewunderung der tadellos vollen Waden und Busen dennoch das Schanzen bei heiterm Wortspiel ganz regelmäßig und rasch von statten gegangen sei. Das Gefecht auf dem Ochsenwerder am 29. Mai, wo er auch mit Meutern zu kämpfen hatte, deren einen er niederhieb, gab ihm Gelegenheit, sich auszuzeichnen; darauf wurde ihm angeboten, zu der neu zu formirenden hannoverschen Fußbatterie mit einem Premierlieutenantspatent überzutreten, was er annahm. Diese Batterie, während des Waffenstillstandes ausgebildet, wurde dem Wallmoden'schen Corps zugetheilt, nachdem sie von dem britischen Commissar, Sir Hudson Lowe (dem spätern Hüter Napoleon's), gemustert worden war. Der einzige Trompeter, der zugleich als Vorderreiter die erste Haubitze fuhr, erregte dabei Heiterkeit. Sie nahm ruhmvollen Theil an dem Gefecht bei der Göhrde, wo ein Geschützzug derselben auf 60 Schritt ein französisches Quarré mit Kartätschen förmlich zerschmetterte. Gleichwol verlor die Batterie nur ein verwundetes Pferd. Heute wird auch die Artillerie ihre Lorbern theuerer erkaufen müssen, ihre gezogenen Geschütze nur, weil sie auf weiteste Entfernungen feuern, sind gegen die neuen Waffen der Infanterie gesichert. Davoust's Unthätigkeit gestattete dem Wallmoden'schen Corps später eine lange Waffenpause, die nur durch Recognoscirungen gelegentlich unterbrochen wurde. Erst nach der Schlacht von Leipzig, als der Kronprinz von Schweden sich gegen die Dänen wandte, kam das Corps wieder in Thätigkeit; Dehnel wohnte aber der Schlacht von Sehestädt, wo die Batterie zwei Geschütze verlor, nicht bei, weil er einem Detachement zugetheilt war, das die Festung Rendsburg alarmiren sollte; der Angriff unterblieb jedoch. Wegen einer auf Misverständniß beruhenden dienstlichen Kränkung suchte er seine Rückversetzung zur Infanterie der Legion nach, und wurde dann zur Werbung für dieselbe nach Lübeck geschickt, wo er bis Mitte Juni 1814 blieb. Im Sommer erhielt er dann Urlaub nach Schlesien. Zum Glück hatte ihm die Verwendung Wallmoden's schon die Begnadigung des Königs für seinen Austritt von 1809 ausgewirkt. In Breslau aber, wo er in der rothen, glänzend ausstaffirten Uniform der Legion stolzirte, wurde er vom Straßenpublikum für einen Kunstreiter angesehen und sehr belästigt, sodaß er vorzog, in bürgerlicher Kleidung zu gehen. Zu seinem Bataillon Mitte December 1814 zurückgekehrt kam er zur Schützencompagnie.

Napoleon's Rückkehr von Elba veranlaßte die Aufstellung des englisch-hannoversch-niederländischen Heeres, zu dessen zweiter Division, Clinton, die zweite Legionsbrigade stieß, bei welcher Dehnel stand. Am 16. Juni wurde dieselbe vom Exercierplatz in Marsch gesetzt, der ferne Kanonendonner von Ligny und Quatre-Bras verkündigte den Beginn der Feindseligkeiten, die Wege waren aber so grundlos, daß die Colonne erst in der Nacht um 1 Uhr einen Bivouak hinter dem Walde von Soignies beziehen konnte. Am andern Morgen auf dem Marsch traf man Wagen und Schwärme von Verwundeten, und Dehnel erfuhr zu seinem größten Schmerz den Tod seines frühern Kriegsherrn, des Herzogs von Braunschweig, der bei Quatre-Bras gefallen war. Für die nun folgende Schlacht von Waterloo wurden die vier Schützencompagnien der Brigade in ein provisorisches Bataillon vereinigt und nahmen ihre Aufstellung mit im zweiten Treffen. Die Schlacht wird uns in ihrem allgemeinen Verlaufe mit Benutzung der bekann

ten Werke, auch des neuesten von Charras, geschildert, nächstdem aber genau an den Punkten, wo der Verfasser durch eigenen Augenschein und eigene Theilnahme berufen ist, Einzelheiten darzustellen. Wir folgen ihm nach der Schlacht auf französisches Gebiet, wo freilich mancher Exceß vorfiel, und nach Paris in das Lager, welches ein großer Theil der Armee im Bois de Boulogne bezog. Diese Lagerzeit vom 7. Juli bis zu Anfang November rechnet der Verfasser zu den unterhaltendsten Abschnitten seines Lebens. Der Rückmarsch nach Deutschland aber, der die baldige Auflösung des Corps bringen sollte, versetzte die Offiziere mehr und mehr in gedrückte Stimmung. Ihnen war zwar für den Fall der Entlassung britischer Halbsold zugesichert worden, den sie auch im hannoverschen Dienste fortbeziehen sollten. Aber die Aussicht auf Anstellung in demselben war für die Legionäre sehr beschränkt. „Am 24. Februar 1816 war der bittere Kelch geleert." Die Legion wurde entlassen, aus ihren Bataillonen hannoversche Truppen gebildet und nur sehr wenige Offiziere konnten dabei angestellt werden, natürlich vorzugsweise geborene Hannoveraner. Auch Dehnel gehörte zu den Entlassenen, doch gelang es ihm, bei der Reorganisation der hannoverschen Artillerie, da er früher in dieser Waffe gedient, wieder eine Anstellung zu erhalten, freilich mit zurückdatirtem Patent. Die Betrachtungen, die er daran knüpft, wenn auch mehr von persönlichem Interesse, finden wir ganz gerechtfertigt.

Was aus Friedensjahren sich erzählen läßt, füllt die folgenden Blätter; den Empfehlungen des Generals Hartmann (vgl. Nr. 46 d. Bl. f. 1858) hatte es Dehnel zu verdanken, daß er zur reitenden Artillerie versetzt wurde. Endlich nach achtundzwanzigjähriger Dienstzeit avancirte er zum Compagniechef. Das Jahr 1848 führte ihn mit der mobilen hannoverschen Brigade nach Altenburg. Es ist ein ganz interessanter Beitrag zur Geschichte jener traurigen Tage, welche uns hier die Feder eines ehrlichen Soldaten liefert: wir wollen sie unsern Lesern empfehlen. Die Stimmung gegen die verthierte Soldateska, anfangs geschürt durch die gehässigsten Mittel von bekannter Seite, schlug jedoch auch hier bald wieder in ihr Gegentheil um. Im Jahre 1849 marschirte Dehnel mit der mobilen Brigade, die zum Corps des Generals von Prittwitz stoßen sollte, nach Schleswig. Es war ein kurzer Feldzug, den er im Sundewitt beiwohnte; was der Verfasser davon zu erzählen hat, ist aus frischer Erinnerung militärisch klar geschildert und wirft gelegentlich auch ein Streiflicht auf die Führung jenes Kriegs. Eins hat es immerhin genutzt: die deutschen Truppen wieder einmal seit den großen Kriegen in Gemeinschaft gegen den Feind zu bringen, und wir meinen, auch die kleinern Contingente haben hier ihre Tüchtigkeit bewiesen. Sehen wir also mit Vertrauen in die Zukunft!

Der Verfasser unsers Werks wurde durch eine Krankheit, in welche er verfiel, genöthigt, die Armee zu verlassen; eine Kränkung, die er durch Bevorzugung eines Hintermannes im Commando erfuhr, steigerte seinen schlimmen Zustand. Er mußte nach Hannover zurückkehren und nahm bald darauf seinen Abschied. Jener Hintermann, Oberstlieutenant von Wissel, als Militärschriftsteller bekannt, trat später unbegreiflicherweise aus hannoverschem in schleswig-holsteinischen Dienst, als die Sache eigentlich nicht mehr zu retten war. Wir wissen es von guter Hand, daß König Ernst August, der ihm sehr gewogen war, persönlich versucht hat, ihn von diesem Schritte, den er ihm nicht geradezu verbieten wollte, abzuhalten. Wissel würde einst unfehlbar Commandeur der gesammten hannoverschen Artillerie geworden sein, er zog es vor, die holsteinische zu commandiren, kehrte nach der Katastrophe als Generalmajor in sein Vaterland zurück und — nahm eine Subalternstelle in der Steuerverwaltung an, in welcher er 1850 gestorben ist.

Der Verfasser schließt sein Werk mit dem Ausdrucke einer zufriedenen Stimmung. Wir haben dasselbe mit Interesse gelesen und zweifeln nicht, daß es ein solches bei allen erwecken wird, welche die Veteranen aus einer großen Zeit gern erzählen hören. Auch an heitern Soldatengeschichten, selbst an Amoresken fehlt es nicht, wobei der Verfasser jedoch stets ehrbar bleibt. Jedem Kapitel ist ein dichterisches Motto vorgesetzt, wie auch im Text am geeigneten Orte zahlreiche poetische Bruchstücke, besonders aus Zeitgedichten der geschilderten Ereignisse, eingestreut sind. Wir finden darin eine Neigung, der sich alle Soldaten nicht immer zuwenden: möge sie den Lebensabend des Verfassers erheitern.

Karl Gustav von Berneck.

Aus der Geschichte Oberfrankens.

Christian, Markgraf zu Brandenburg und seiner beiden löblichen Städte Bayreuth und Culmbach Freud und Leid, 1603—1655. Darinnen zu finden, was sonderbare Schicksale sothane Städte in Läuften des Dreißigjährigen Krieges bestanden, item was Herr Christian, Markgraf zu Brandenburg und sein fürstlich Haus Tugendsames gestifft und erlebet, ingleichen draus gar gute Kenntniß von vielen Adelichen, Bürgern und anderer jeweiligem Thun zu schöpfen. Auf den Grund der vorhandenen und neuen Quellen bearbeitet und seinen Zeitgenossen erzählt von Hartwig Peetz. Baireuth, Gießel. 1859. Gr. 8. 1 Thlr.

Dieses Buch ist eine eigenthümliche Erscheinung auf dem Gebiete der geschichtlichen Literatur. An sich ist es ein mit anerkennenswerthem Fleiß aus Archivalien und Specialdruckschriften geschöpftes Buch, das abermals, sozusagen, nicht nur ein Blatt in die Annalen des entsetzlichen Dreißigjährigen Kriegs einlegt, sondern auch einen Beitrag zur Charakteristik fürstlichen Regiments und Lebens, sowie bürgerlicher Sitte im 17. Jahrhundert naturgetreu liefert. Der Ton der Darstellung aber ist ein von der gegenwärtigen Geschichtswissenschaft gänzlich abweichender, erinnert lebhaft an Simplicius Simplicissimus oder Philander von Sittewald und an die Treuherzigkeit der Quellen, welche der Verfasser vor sich hatte. Aber weit entfernt, daß man dem Verfasser deshalb zu zürnen sich geneigt fühlen sollte, weil er der Klio eine so ungewohnte Sprache in den Mund legt, muß man ihm vielmehr eine gewisse Anerkennung zu Theil werden lassen, indem er jenen Ton theils sehr gut getroffen, theils durchgängig festzuhalten verstanden hat. Ja wir glauben, daß er seinem Buche eine in gewisser Beziehung recht glückliche Mitgift gegeben habe; er hat einen Leserkreis für seine geschichtliche Monographie gewonnen, der sich sonst nur zu wenig selbst um die vaterländische Geschichte bekümmert. Und daß er einen derartigen Zweck im Auge gehabt habe, leuchtet aus der Vorrede hervor, in welcher sich der Verfasser als einen sehr eifrigen und zugleich patriotischen Geschichtsfreund zu erkennen gibt und dabei sehr treffend bemerkt: „Keine Vaterlandsliebe ohne Geschichtspflege."

Um nun unsern Lesern theils einen Einblick in das Ganze des vorliegenden Buchs zu gewähren, theils um ihnen ein Bild von der eigenthümlichen Darstellungsweise des Verfassers zu geben, halten wir es für das Einfachste und Kürzeste, das Inhaltsverzeichniß der 17 Kapitel, in welche das ganze Buch getheilt ist, hier niederzulegen, weil dasselbe getreu den Ton angibt, den der Verfasser in seiner Erzählung festgehalten hat:

„Kapitel 1 beginnt mit den Erbhuldigungsacten, so bei dem Regierungsantritt des Markgrafen Christian von Brandenburg vorgenommen worden. 1603. — Kapitel 2, darinnen von den Kirchen der Stadt Baireuth, insbesondere von der Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit die erweckte Kunde anhebt. 1614. — Kapitel 3, handelt vom alten Rathhause zu Baireuth, dabei sich zeigt, wie es damals mit des hiesigen Rathes Sach und Ordnung beschaffen war. 1617. — Kapitel 4, worin viel von frummer Hausfrauen Gebahren zu Tag kommt, bis Schreckbares genug über Baireuth hereingebrochen. 1621. — Kapitel 5, was im Wirthshause an einem Tage reif wird und was sich vor der Münze in Baireuth zugetragen. 1622. — Kapitel 6, allwo genaue Relation zu finden, was die Stadt Baireuth ein vielprächtig Festschießen zu geben vermocht und welche fürnehme und andere Gäste sie aufgenommen. 1628. — Kapitel 7, handelt von

mehrfach besorglichen Sorgen so Markgraf Christian zu bestehen, zu besprechen und amtlicher Relation sich zu versehen hatte. 1630. — Kapitel 8, darin zu Tage kommt, was überraschende Greuel an der fürstlichen Gruft zu Heilsbronn geschehen, wie Kaiser Matthias in Nürnberg Einzug gehalten, und wie sich die Getreuen um Markgrafen Christian sammeln. 1630. — Kapitel 9, dreier hochwürdigen Herren Pastoren schreckhafte Relationen von wegen fürgefallener Kriegstroublen. 1632. — Kapitel 10, Wallenstein's Belagerung der fürstlichen Feste Plassenburg (September 1632); darinnen auch Kunde geschieht, was die Muffelischen *) Compagnien vor Kronach bestanden. — Kapitel 11, Marchese de Grona besetzt und plündert **) die Stadt Baireuth mit vielem Jammer im Gefolge, am 20. September 1632. — Kapitel 12, in diesem Kapitel sucht männiglich Freude vergebens, weil drin des Leidens nur zu viel kund wird. 1633. 1634. Einer sonderbar wichtigen Gesandtschaft aus Eger ist am Schlusse gedacht. ***) — Kapitel 13, darin noch mehr Herzeleid sich anhäufet und sich zeiget in welch schwerer Bedrängniß Markgraf Christian gekommen. 1634. 1635. — Kapitel 14, von zweier jungen Fräulein Vermählung und wie es davor und dabei zugegangen. 1639. — Kapitel 15, von der zween Prinzen Hirschjagd, dabei sich zeiget, wohin es führt, so sich Geschwister nicht bei Zeiten in Liebe begegnen. — Kapitel 16, Ueberblick über die Verwaltung und das Regiment unter dem Markgrafen Christian, dabei offenbar wird, was dieser edle Fürst für des Landes Wohl fürgesorget. 1650. — Kapitel 17, von der fürstlichen Familie, insonders von des geliebten Markgrafen Abscheiden, und was sich in der Hofkanzlei zuletzt für die Sepultur berechnen mochte. 1655."

Der Schlußabschnitt ist namentlich dadurch bemerkenswerth, daß er in höchst charakteristischer Weise nachweist, wie zahlreiche Personen, Körperschaften und Anstalten theils nach der Sitte, theils nach verbrieften Rechten bei einem fürstlichen Begräbnisse mit Geldansprüchen hervortraten. Der Verfasser hat ein aus den Acten gezogenes Verzeichniß aller Begräbnißkosten, sowie das Ceremoniell bei der Leichenfeier des Markgrafen Christian beigegeben. An hinterlassenen Schulden fehlte es natürlich auch in dieser kleinen markgräflichen Staats- und Hofwirthschaft nicht, theils infolge der unglücklichen Kriegszeiten, theils der damals allgemeinen Mangelhaftigkeit der Finanzwirthschaft im Staate und in den Hofhaltungen. 49.

Notizen.

Zur Kenntniß der Sittenzustände unter den ältern deutschen Gelehrten.

Auf die gutgeschriebene und anziehende Schrift „Helius Eoban Hesse. Ein Lehrer- und Dichterleben aus der Reformationszeit" (Berlin 1860) sind die Leser d. Bl. bereits durch eine gegen W. Menzel gerichtete Erklärung ihres Verfassers, Martin Hertz, in Nr. 27 d. Bl. einigermaßen aufmerksam gemacht worden. Hier heben wir aus dieser Schrift nur noch einen des Hessus Lebensweise betreffenden charakteristischen Zug hervor. Der von Luther, Melanchthon und Erasmus wegen seines Geistes und seiner Kenntnisse hochgehaltene, in Italien bewunderte, in England als der größte Dichter unter den Zeitgenossen gepriesene Eoban Hesse war, wie viele deutsche Gelehrte älterer Zeit, auch ein gewaltiger Trinker. Hertz erzählt von ihm: „Als er sich einmal im Rausche die Nase an der Hausthür zerstoßen hatte und man ihn fragte, ob er nun durch Schaden klug werden würde, antwortete er ruhig, von seinen guten Freunden müsse man sich zuweilen etwas gefallen lassen. Seinen Arzt und Hausfreund Sturz bittet er bald um etwas Wermuthwein, wenn ihm der Kopf vom gestrigen Rausche schwer ist, bald um eine Salbe gegen seine rothe Nase: ist aber Mäßigkeit von nöthen, sie zu ändern, dann zieht er doch die rothe Farbe der weißen vor. So ist es denn bezeichnend für ihn, wenn ihm nach vollendeter Uebersetzung eines jeden Psalms Sturz einen Krug Weins vorsetzt, wenn die Universität Marburg ihn gleich mit einem Geschenk an Wein empfängt, wenn Landgraf Philipp ihn zwar verwarnt, aber ihn doch nicht nur mit einem Becher beschenkt, sondern ihm auch eine Dechanei in St.-Goar verleiht, deren Haupteinkünfte in zwei Fudern guten Weins bestehen. Mehr als einmal nimmt er Ansätze zur Nüchternheit, aber er kann einmal nicht vom Bechern lassen; immer aufgelegt, immer auffordernd zum Zechen ist er dabei ein vortrefflicher Kumpan: hier und da haut er wol etwas über die Schnur, aber im ganzen entfaltet sich hier auch die ganze Fröhlichkeit und Liebenswürdigkeit seines Charakters; da wird allerlei poetisches Spiel und sonstige Kurzweil getrieben: so wird für den Uneingeweihten scheinbar in fremder Zunge die Unterhaltung ganz fließend in Worten mit umgekehrter Buchstabenfolge geführt, oder es werden mit unglaublicher Leichtigkeit die wohlklingendsten Verse improvisirt, deren Inhalt vollständig unsinnig ist, oder es wird ein scherzhaftes Lied gesungen. Hier ließ er auch ein deutsches Lied erklingen, sonst aber — höchst charakteristisch für die Anschauungen der Gelehrten jener Zeit — misfiel unserm Hesse Dichtung wie gelehrte Schriftstellerei in deutscher Sprache, worin er ein Zeichen des Verfalls der Bildung und der Studien beklagte." Wir gedenken hierbei des bekannten Witzbolds und Gelehrten Friedrich Taubmann, der sich einmal im Zecherkreise sächsischer Hofleute so übernahm, daß er den Wein wieder von sich geben mußte. Da sagte er: „Ihr Herren! wenn euer bestialisch Saufen eine Ehre ist, so ist mein unhöfliches Speien keine Schande!" Dergleichen gereichte bei dem damaligen Sittenzustande nicht zur Unehre; war doch derselbe Taubmann während seiner achtundzwanzigjährigen Amtsthätigkeit dreimal Dekan der philosophischen Facultät an der Universität zu Wittenberg und einmal sogar Rector Magnificus. Heutzutage befleißigen sich unsere Gelehrten der Nüchternheit, und selbst unter den Künstlern, Dichtern und Literaten nimmt die Solidität in so erfreulicher Weise zu, daß Zechlustige unter ihnen nur noch zu den Ausnahmen gehören; gleichzeitig ist unter ihnen freilich auch eine merkliche Abnahme an eigenthümlichen, lebenslustigen, immer zu Scherz, Humor und witzigen Einfällen aufgelegten Individuen zu spüren. Die originellen Käuze, „die es doch auch geben muß", werden immer seltener.

Deutsche Literatur in Frankreich.

N. Martin hat von seiner Anthologie „Poëtes contemporains en Allemagne", von der im Jahre 1846 der erste Band herauskam, soeben einen zweiten Band erscheinen lassen. Das Werk enthält französische Uebertragungen deutscher Gedichte, nebst kritischen Einleitungen und den Biographien der betreffenden Dichter. Ein Berichterstatter in der „Illustration" bemerkt darüber mit Bezug auf die „Chants populaires de la Grèce moderne" des Grafen Marcellus, die er kurz vorher besprochen hatte: „Es handelt sich hier nicht um volksthümliche Poesien; alle diese Kinder haben einen Vater, daher das Beiwort «naturel» auf sie viel weniger paßt als auf jene. Aber glücklicherweise findet man in ihnen andere noch schätzbarere Eigenschaften, wie dies

*) Hans Christoph von Muffel war Befehlshaber der Besatzung von Kulmbach im Dienste des Markgrafen Christian.

**) Ein echter kaiserlicher General der damaligen Zeit: sie raubten und brandschatzten, um ihren Raub in der Bank zu Venedig niederzulegen. Die Schweden machten es freilich nach ihres Königs Tode nicht viel besser. So schreibt Wrangel's Vater an seinen Sohn, den bekannten General: „Bleib bei der Armee und bring wie auch die andern thun soviel du kannst zusammen; denn wer was nimmt, der hat auch was."

***) Der Abgesandte war Eberhard zur Elz, der von Wallenstein beauftragt war, den Markgrafen, den er als einen tüchtigen Fürsten kannte, auf seine Seite zu bringen. Die Antwort, welche Eberhard empfing, lautete: „Mein getreuer Oberst von Muffel wird in Eger an unserer Statt mit Herzog Bernhard eintreffen und zum guten Zweck allzeit die Hand bieten." Christian traute dem Wallenstein noch keineswegs.

das Buch des Hrn. Martin beweist. Es wäre auch ungerecht, Naivetät und Unschuld und alle jene anmuthigen Eigenschaften des Jugendalters eines Volks von einer Nation zu erwarten, welche den Eindruck einer ungeheuern Universität macht und deren Künstler sogar Professoren sind."

Inzwischen fährt die „Revue germanique" mit anerkennenswerthem Geschick und Eifer fort, die Franzosen und überhaupt das Ausland durch kritische Abhandlungen, Correspondenzen aus deutschen Städten, Uebersetzungen u. s. w. von dem Stande der deutschen Literaten und den Resultaten der deutschen wissenschaftlichen Forschung zu unterrichten. Die ersten Lieferungen von diesem Jahre, soweit sie uns vorliegen (Januar bis April), enthalten unter anderm Aufsätze über Lessing und Goethe von C. Dollfus, über Richard Wagner von L. Lacomb, Auszüge aus dem Alexander von Humboldt'schen Briefwechsel mit eingestreuten Bemerkungen, aus G. Freytag's Werke „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", aus den theologischen Schriften von Schwarz, aus Varnhagen's „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften" (die interessanten Mittheilungen über die Sand-Kotzebue'sche Affaire), Uebersetzung der Lisbeth-Idylle aus Immermann's „Münchhausen", des „Uriel Acosta" von Karl Gutzkow (in einer Vorbemerkung wird das Stück als „oeuvre dramatique la plus caractéristique et la plus complète de l'auteur" und zugleich als „une des plus nobles productions du théâtre allemand" gefeiert), rhythmische Uebertragungen deutscher Gedichte von Sabatier, J. Duesberg, Louis Ratisbonne und Auguste Béranger, und mehrerer Schiller'scher, wie „Die Theilung der Erde", „Der Taucher", „Resignation" u. s. w. von E. Littré. Eine berühmte Strophe im „Taucher" lautet hier:

L'onde écume et se brise, et tournoie, et bouillonne,
Comme si la gonflait un brasier souterrain;
De sourds gémissements le rivage résonne,
Et les flots sur les flots s'amoncellent sans fin.
L'écume rejaillit jusqu'aux plus hautes cimes,
Et c'est une autre mer qu'enfantent les abimes.

Ch. Martins schließt einen Artikel über Karl Vogt mit der an diesen gerichteten Bitte, die Wissenschaft und nicht die Politik zur Hauptaufgabe seines Lebens zu machen; „denn", bemerkt Martins, „es wird niemals an Leuten fehlen, welche sich mit Recht oder Unrecht für sehr fähig halten, eine politische Rolle zu spielen; aber um zu dem Fortschritt der positiven Wissenschaften beizutragen, dazu bedarf es erlesener Kenntnisse und eines Beobachtungstalents, wie sie nur wenigen zu Gebote stehen. Welcher Gelehrte hätte nicht die Zeit bedauert, welche Cuvier, Arago, Gay-Lussac, Dumas u. s. w. der Verwaltung und der Politik geopfert haben?" E. S. (Eugène Seinguerlet?) theilt im Aprilheft eine Uebersetzung der Riehl'schen Studie über Konradin Kreutzer aus dessen „Musikalischen Charakterköpfen" mit, und nennt in einer Vorbemerkung Riehl einen „réactionnaire d'une étrange trempe", einen „romantique bourgeois", einen „divin philistin"; dieser Ausdruck „göttlicher Philister" rührt ja von Riehl selbst her. **H. M.**

Bibliographie.

Andersen, H. C., Aus Herz und Welt. Deutsche, vom Verfasser besorgte Original-Ausgabe. Leipzig, Wiedemann. 8. 1 Thlr.

Aubineau, L., Die Diener Gottes. Aus dem Französischen übersetzt. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 24 Ngr.

Biographie des General-Lieutenant Reichs-Freiherrn Friedrich Caspar von Geismar, General der Cavallerie, General-Adjutant Sr. Maj. des Kaisers von Rußland ꝛc. Münster, Theissing. Gr. 8. 7½ Ngr.

Boz, Sämmtliche Werke. 24ster Band. — A. u. d. T.: Zwei Städte. Aus dem Englischen von J. Seybt. Leipzig, Wiedemann. 8. 1 Thlr.

Clarus, L., Leben des heiligen Franz von Sales, Stifters des Ordens von der Heimsuchung Mariens, der heiligen Johanna Franziska von Chantal und ihrer ersten Ordensschwestern. 1ster Band. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Csanády, S., Medicinische Philosophie und Mesmerismus. Leipzig, Wagner. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ennemoser, J., Das Horoskop in der Weltgeschichte. München, Franz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Erfahrungen eines alten Arztes, gesammelt in einer 40jährigen Praxis. Von der Krankheit, eine Denkschrift in drei Theilen. Königsberg, Richter. Gr. 8. 3 Thlr.

Mill, J. S., Ueber die Freiheit. Aus dem Englischen von E. Pickford. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr.

Müller, M., Wahrheiten, Einbildungen und Träume. Lichtfreundlichst dargestellt. Mit dem Bildniß des Verfassers. Carlsruhe, Bielefeld. Gr. 8. 4 Ngr.

Neumann, W., Die Weissagungen des Sakharjah. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Pilgram-Diehl, Margarethe, Gedichte. Frankfurt a. M., Sauerländer. 16. 1 Thlr.

Puchta, H., Gedichte. In einer Auswahl herausgegeben von A. Knapp. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 16. 1 Thlr.

Rasch, G., Hochlandsfahrten. Berlin, Janke. 1861. Gr. 16. 20 Ngr.

Scharpff, F. A., Die Entstehung des Kirchenstaates. Geschichtlich-pragmatisch dargestellt. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 12 Ngr.

Schillerkranz geflochten aus frischen Blüthen. 1stes Heft. Berlin, Gaertner. 8. 15 Ngr.

Schlichtkrull, Aline v., Laterna magica. Original-Novellen. Berlin, Vogel u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Steinheil, Gott Alles in Allen. Ein Briefwechsel über den Umfang der Erlösung. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 9 Ngr.

Der lustige Theater-Diener. Humoristischer Bühnen-Almanach. Herausgegeben von Terpentin. Illustrirt von J. Raymond de Baur. 1ster Jahrgang. Berlin, Lassar. Gr. 16. 10 Ngr.

Tyburn und die Martyrer, die dort starben. Eine Erzählung aus den Tagen der Königin Elisabeth. Nach dem Englischen. Köln, Bachem. 12. 18 Ngr.

Weiler, W., Der Hausknecht als Millionär oder der Freier aus Amerika. Mainzer Local-Posse mit Gesang, Tanz und Ballet in drei Aufzügen. Carnevals-Preisstück. Mainz. 12. 7½ Ngr.

Wittgenstein, Prinz Emil von, Hadschi-Jurt. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Henhöfer, Die christliche Kirche und die Concordate. Karlsruhe, Gutsch. Gr. 8. 9 Ngr.

Das Konkordat und die k. k. Germanisirung in Ungarn. Zwei Briefe aus und über Ungarn. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.

Narhalla-Lieder. I. Dresden, Zeh. 8. 1½ Ngr.

Rohrer, F., Papst und Bann. Ein Wort zur Verständigung. Luzern, Gebr. Räber. Gr. 8. 4½ Ngr.

Sack, K. H., Predigt zum Gedächtniß des Todestags Melanchthon's den 19. April 1860, gehalten im Dom zu Magdeburg. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 3 Ngr.

Scholz, J. C., Louise, Königin von Preußen. Ein Lebensbild zur 50jährigen Todesfeier, für Schule und Familie. Erfurt, Körner. 16. 3 Ngr.

Wildauer, T., Festrede zu Schillers 100jährigem Geburtstag bei der von der k. k. Universität zu Innsbruck veranstalteten Feier in der Aula am 10. November 1859 gehalten. Innsbruck, Wagner. 1859. Gr. 4. 10 Ngr.

Zur Emancipationsfrage des russischen Volkes. Die Zustände des freien Bauernstandes in Kurland. Von einem Patrioten. Leipzig, Gerhard. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunsen's Bibelwerk.

Soeben ist der **zehnte Halbband** dieses wichtigen Werks erschienen und nebst dem bisher Erschienenen und einem **Prospect** in allen Buchhandlungen zu erhalten. Mit demselben liegt der **fünfte Band** vollständig vor.

Mit dem neunten Halbband hat die Veröffentlichung der **zweiten Abtheilung** des Werks (Bibelurkunden: Geschichte der biblischen Bücher) neben der ersten begonnen. Derselbe enthält ausführliche Erörterungen über den Inhalt der fünf Bücher Mosis, die namentlich auch für die nichttheologischen Leser von hohem Interesse sein werden, z. B. über die Schöpfungsgeschichte, die Genesis im Verhältniß zur Geologie und Physiologie, das Paradies, den Thurmbau, ein Leben des Moses ꝛc. Der zehnte Halbband enthält die Urkunden der vormosaischen und mosaischen Geschichten, sowie Erörterungen über die Bücher Josua, Richter, Samuel und Könige. Zunächst wird ein **Bibelatlas** folgen, der bereits fast ganz vollendet ist.

Bunsen's Bibelwerk ist eine vollständige neue Uebersetzung und Erklärung der Bibel für die weitesten Kreise des deutschen Volks. Die Wichtigkeit des Werks erhellt ebenso aus den dasselbe auf das freudigste bewillkommnenden Stimmen der Vertreter einer freien kirchlichen Richtung wie aus den lebhaften Angriffen und Warnungen der Gegner derselben. Es hat auch bereits in der kurzen Zeit seit seinem Beginn einen überraschend großen Kreis von Abnehmern gefunden.

Subscriptionspreis 1½ Ngr. für den Bogen. Erster Halbband 1 Thlr. 10 Ngr., zweiter 1 Thlr., dritter 1 Thlr., vierter (erste Hälfte) 16 Ngr., neunter 1 Thlr., zehnter 1 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Uppström's Codex Argenteus.

Eine Nachschrift zu der Ausgabe des **Ulfilas** von

H. C. von der Gabelentz und **J. Löbe.**

4. Geh. Druckpapier 15 Ngr. Velinpapier 20 Ngr.

Die vorliegende Schrift soll nicht nur den Besitzern der Ausgabe des Ulfilas von Gabelentz und Löbe nachweisen, in welchen Punkten und an welchen Stellen dieselbe durch Uppström's neue Ausgabe berichtigt oder nicht berichtigt ist, sondern auch im allgemeinen darlegen, was oder überhaupt ob etwas Wesentliches für den Evangelientext des Ulfilas und infolge davon für die gothische Sprache und die neutestamentliche Kritik durch Uppström's Arbeit gewonnen worden sei.

Das Hauptwerk erschien in demselben Verlage unter folgendem Titel:

Ulfilas. Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt **H. C. de Gabelentz** et **J. Loebe.** Zwei Bände. (Mit drei Steindrucktafeln.) 4. Druckpapier 16 Thlr. Velinpapier 19 Thlr.

Die zweite Abtheilung des zweiten Bandes enthält eine **Grammatik der gothischen Sprache** und wird zu dem Preise von 6 Thlr. auch einzeln erlassen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von Rotteck und Welcker.

Dritte, umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage.

Herausgegeben von **Karl Welcker.**

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Das soeben erschienene **siebenundvierzigste Heft** (Bogen 41—44 des **vierten Bandes**) enthält Folgendes:

Ebenbürtigkeit, Misheirathen, morganatische Ehe. Von L. A. Warnkönig. (Schluß.) — **Edict.** Von Ph. Bopp. — **Edictalien, Edictalladungen.** Von Ph. Bopp. — **Ehe, Ehebruch, Ehescheidung.** Von G. F. Kolb und L. A. Warnkönig. — **Eherecht.** Von L. A. Warnkönig. — **Ehelosigkeit.** Von L. A. Warnkönig. — **Ehre, Ehrlosigkeit, Ehrenstrafen.** Von Welcker.

Diese **dritte Auflage** des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung** der frühern bewährten Artikel und wird von **den ersten Namen der deutschen Wissenschaft** unterstützt.

In Hinblick auf die in neuester Zeit gesteigerte Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten hat sich die Verlagshandlung entschlossen, ein **neues Abonnement** auf das Werk zu veranstalten. **Monatlich** erscheinen hiervon drei Hefte vom September 1859 an.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste bis dritte Band sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Soeben erschien bei Franz Broix in Neuß:

Das Axiom der Philosophie und die 70 Kennzeichen desselben

von

Dr. William Wingerath.

112 Seiten. 8. Preis 15 Sgr.

Der Zweck dieser für die wissenschaftliche Welt höchst interessanten Schrift ist die Feststellung eines durch die Philosophie unumstößlichen Grundprincips der Wissenschaft und **des Axioms der Philosophie,** der wichtigsten aber ohne ihr Axiom wandelbarsten aller menschlichen Wissenschaften, sowie die Feststellung von 70 Kennzeichen, welche das wahre Axiom der Philosophie in sich vereinigt. Diese Schrift ist mit Klarheit geschrieben und empfiehlt sich aus dem Gesagten von selbst den Herren Professoren und Studiosen aller Facultäten, allen Freunden und Vertretern der wahren Wissenschaft, sowie allen Denkern der gebildeten Welt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 30. — 26. Juli 1860.

Zur Culturgeschichte.

(Beschluß aus Nr. 28.)

Alfred Waldau erwirbt sich durch seine Bestrebungen, das czechische nationale Leben zum Verständniß zu bringen, ein Verdienst, welches ebenso sehr die Böhmen als alle diejenigen Völker anerkennen müssen, denen die Erkenntniß und Hebung des Volkslebens kein Aerger und keine Thorheit, sondern sittliche Freude und heilige Aufgabe der Völkererziehung ist. Vor kurzem hat der Genannte unter dem Titel „Böhmische Granaten“ eine Sammlung czechischer Volkslieder herausgegeben und jetzt macht uns derselbe in der oben aufgeführten Schrift: „Böhmische Nationaltänze“ (Nr. 3), mit diesem Theile des Volkslebens der Böhmen bekannt. Genau genommen, mußte er von dem einen Thema zu dem andern übergehen, weil nationale Lieder und Tänze zusammengehören. Dies einmal nach ihrer Natur. Denn wie das Volkslied, das aus den Empfindungen des Herzens lebensfrisch herausblüht, die Wellen seines Rhythmus durch den Körper schwingt und ihn somit zum Tanze reizt, um den Geist des Liedes plastisch auszudrücken, so liegt der Tanz mit seinem innersten Wesen weit über die bloße, in diätetischer Hinsicht sehr anzuempfehlende, frei und fröhlich machende Körperstärkungsmethode hinaus, er ist vielmehr ein ästhetischer Ausdruck der lieblichsten Seelenstimmungen und der tiefsten Gefühle, nicht in Worten, sondern in rhythmischen Bewegungen des Körpers. Zum andern nach dem besondern nationalen Charakter der Böhmen. Es ist eine anerkannte Thatsache, daß die slawische Nation dem Vergnügen des Tanzes mit einer seltenen glühenden Vorliebe huldigt und daß wieder in eben dieser Nation die Böhmen und Polen, von denen sich jene der meisten, diese der schönsten Tänze rühmen können, in den Vordergrund treten. Der Verfasser sagt:

Ueberall, wo die Böhmen gesellschaftlich zusammenkommen, muß gesungen, gejubelt und getanzt werden. Keine Hochzeit, keine Kindtaufe, kein Erntefest, keine Kirchweihe, selbst kein Begräbniß eines Junggesellen oder einer Jungfrau kann vorübergehen, ohne mit Gesang und Tanz gefeiert zu werden; sogar der Lein kann dem Volksglauben nach nicht gut gerathen, wenn die Säerin nicht ihren Reigen in der Fastnachtswoche oder am Kirmestage tanzte.

All ihre Tänze aber haben die Böhmen von Anfang an mit Gesang begleitet und wenn später der Dudelsack und das Hackbret und in der neuen Zeit entweder der Leierkasten und die Harfe oder Orchestermusiken die Begleitung bildeten, so konnte doch der Gesang nicht ganz vom Tanzboden verdrängt werden, weshalb auch das böhmische Volk eine große Reihe alter und neuer Tanzlieder besitzt, von denen wir viele in der vorliegenden Schrift den entsprechenden Tänzen beigefügt finden. So viel zur Erklärung dessen, daß beide Werke des Verfassers, die Nationallieder und die Nationaltänze der Böhmen, einander bedingen, indem in beiden der charakteristische Zug dieses Volks, wonach es zugleich ebenso sehr gesang- als tanzlustig ist, zu seinem vollen Rechte kommt.

Der allgemeinen Tanzliebe der Böhmen entspricht nun nicht allein die große Zahl, sondern auch die große, bald mehr einen sinnlich üppigen und drolligen, bald mehr einen anmuthigen und ernsten Charakter darstellende Verschiedenheit ihrer Tänze; zugleich liegt in derselben Liebe die Bürgschaft, daß die Triebkraft der Böhmen, neue Nationaltänze zu schaffen, nicht verkümmert werden kann, auch wenn manche fremde Tänze sich in ihr Land einbürgern. Mit der Zahl und der Verschiedenheit der böhmischen Tänze macht uns der Verfasser in der Weise bekannt, daß er zuerst eine Nomenclatur und dann eine specielle Schilderung derselben gibt. Was die letztere, die Hauptsache des Werks, betrifft, so ordnet er im allgemeinen die Reihenfolge der volksthümlichen Tänze in einfache Rundtänze, bei denen die Rhythmik und die Idee des Tanzes von jeder einzelnen Person für sich, und in Gruppentänze, bei denen entweder komische oder spöttische Absichten die Seele der Gruppirung und Bewegung bilden oder ein rein ästhetischer Charakter des Tanzes durch die Verbindung von mehreren Tanzenden in malerischen Verschlingungen der Arme und in einem Wechsel von schönen Stellungen und Bewegungen dargestellt wird. An diese zwei Hauptkapitel werden noch anhangsweise einige fremdländische Tänze, welche in Böhmen eine große

Verbreitung gefunden, darauf die Hauptzeiten, an denen sich das Volk sozusagen auszutanzen pflegt und endlich die Melodien und Musiken der Tänze zur Besprechung angereiht.

Den ersten Rang unter allen böhmischen Tänzen räumt der Verfasser der Polka ein, welche von Elbteinitz aus, wo sie in den dreißiger Jahren ein junges Bauernmädchen erdacht hatte, in kurzer Zeit die ganze civilisirte Tanzwelt eroberte. Im übrigen ist die Polka nicht der erste und einzige böhmische Nationaltanz, der die Weltrunde gemacht hat. Schon vor ihr und zum Theil gleichzeitig mit ihr hatte der Rejdovak die Aufnahme in den Salons zu Paris erworben und in neuester Zeit gelang es der Muse des böhmischen Tanzes, den Trasák, eine Abart der Polka, salonbeliebt zu machen. Von großem culturhistorischen Interesse erscheinen uns auch einerseits die vom Verfasser namhaft gemachten Reste und Spuren alter religiöser Tänze, bei denen, wie wir vermuthen, Heidnisches in Christliches übergeleitet worden ist, andererseits die mannichfachen Hochzeitstänze, welche sich theils durch ihren dramatischen Charakter, theils durch ihre Zwischensänge auszeichnen. Ein weiteres Eingehen in die einzelnen Tänze des Werks kann von unserm kritischen Referat nicht gefordert werden, dagegen haben wir in der Summe aller zu bemerken, daß ihre Schilderung ebenso belehrend als unterhaltend ist, was man namentlich der glücklichen Verbindung der Tänze mit ihren Gesängen zuzuschreiben hat, indem wir dadurch die jedesmaligen Empfindungen der Tanzenden mitempfinden und mithin die Seele des Tanzes lebendiger erfassen können.

Dessenungeachtet hat uns Waldau's Culturstudie nicht vollständig befriedigt, und zwar aus folgenden Gründen. Die mehr oder minder scharfe Rhythmik der Tänze ist im Völkerleben nichts Zufälliges und Beliebiges, es hängt vielmehr das Tempo mit den Stimmungen wie Ursache und Wirkung fest zusammen. Die Umsprünge der friedlichen und langsamen Tempos in den Füßen zu den rapidern sind Umsprünge in Anschauung, Sitte und Stimmung des Volkslebens. Dies Gesetz muß sich selbstverständlich gerade bei den tanzlustigsten Völkern am schärfsten erkennen und nachweisen lassen, weshalb es auch die besondere Aufgabe des Culturhistorikers ist, bei denselben die verschiedenen Perioden zu beleuchten, wo der Tanz blüht und wo er sammt der Triebkraft zu Tanzschöpfungen welk wird, je nachdem eben Ruhe und Behagen das sociale Leben durchdringt oder Druck und Sturm dasselbe beschwert und durchtobt. Unser Verfasser hat zwar bei einzelnen Tänzen die Bemerkung fallen lassen, daß dieselben alt wären, auch hat er nicht unterlassen, die Mehrzahl der Tänze nach ihrem heftigern und ihrem ruhigern Charakter zu bezeichnen, indeß wir halten dies darum für unzulänglich, weil die Tänze weder nach ihrer Rhythmik noch nach ihrer Genesis auf die rechten entsprechenden Stimmungen und Perioden des Volkslebens zurückgeführt worden sind. Wäre solches geschehen, so würden wir eine culturhistorische Entwickelung der böhmischen Nationaltänze erhalten haben, welche uns dieselben in fester Correspondenz mit den nationalen Stimmungswandelungen nachweisen und ebendadurch ein helles Verständniß des Volkslebens verschaffen müßte, während eine bloße Galerie und Schilderung der gegenwärtigen Tänze, wie sie der Verfasser gegeben hat, nichts von dem allen gewähren kann. Eine derartige Geschichte würde uns nicht allein über die Frage, ob und warum die Böhmen keine Schwerter-, Fackel- und Innungstänze gehabt, als auch über die Haupttänze der verschiedenen Zeiten, über die flüchtige oder zähe Lebensdauer der einen oder andern Tänze und über die größere und geringere Einbürgerung fremdländischer Tänze in den verschiedenen Perioden aufklären. In Betreff des letztern Punktes hat zwar der Verfasser am Schlusse seiner Schrift die in Böhmen gegenwärtig aufgenommenen fremdländischen Tänze namhaft gemacht, indeß auf die schon in früherer Zeit aus der Fremde eingebürgerten Tänze hat er keine Rücksicht genommen, obschon ihn seine eigene Nomenclatur darauf hinwies, indem man in Namen wie Baboracka (die Baierin), Baborák (der Baier), Kozacka (die Kosakin), Sasák (der Sachse), Talián (der Italiener) sicherlich ausländische Tänze anerkennen muß. Endlich vermissen wir auch eine scharfe Bezugnahme auf die Lokalität. Ob ein Tanz einem einzigen Orte oder einem bestimmten District oder dem ganzen Lande angehört, eine solche Angabe ist von culturhistorischer Bedeutung, indem dies nicht minder die Eigenthümlichkeit des Tanzes als die Besonderheit des von ihm umspannten Volks charakterisirt. In Waldau's Schrift lesen wir einmal im allgemeinen, „jedes Dorf in Böhmen habe seine Tänze", und dann wird bei einigen Tänzen bemerkt, daß sie über diese oder jene Gegend verbreitet wären, indessen dies alles ist nur vereinzelt, eine systematische Lokalisirung der Tänze ist nicht versucht und ausgeführt.

Unsere Forderung, daß der Verfasser bei der Darstellung der böhmischen Nationaltänze auf die verschiedenen Zeiten, Stimmungen und Lokalitäten Bezug nehmen mußte, hat ihre Berechtigung an und für sich in der größern Vertiefung und Fruchtbarkeit, welche ihre Erfüllung der Behandlung volksthümlicher Gegenstände zu geben vermag; sie ist aber auch hier deshalb ganz besonders an ihrem Orte, weil der Verfasser seine Arbeit eine Culturstudie nennt, welche ihren Gegenstand durch Zeit und Raum zu entwickeln hat, wenn anders sie eine wahre Bezeichnung sein soll. Daß jedoch eine solche Entwickelung der Sache hier nicht gegeben ist, bildet den Mißton, den die Lectüre der Schrift von Waldau in uns hervorgerufen hat; wäre sie aber geschehen, so würde die Verdienstlichkeit des Werkchens um so größer geworden sein.

Riehl bietet uns in seinen „Culturstudien aus drei Jahrhunderten" (Nr. 4), wenn man die Verschiedenheit des Inhalts ins Auge faßt, 13 Aufsätze, welche er unter drei Bücher oder drei Hauptthemen, nämlich „Historisches Stilleben", „Volkskunde der Gegenwart" und „Aesthetische Culturpolitik" vertheilt; nimmt man aber blos auf die Zahl der Aufsätze Rücksicht, so sind es deren im ganzen 29, von denen jedes der drei Bücher fast die

gleiche Menge (9, 9, 11) zugewiesen erhalten hat. Man kann sie ihrem Umfange nach unter die Kurzwaaren, ihrer Genesis nach unter die Gelegenheitsschriften, ihrem klein und fein ausmalenden Stile nach unter die Genremalereien rechnen. Den letzten Ausdruck will der Verfasser, wie er selbst bemerkt, sich gern gefallen lassen. Wir meinen, dies mit Recht; denn im großen historischen Stil sind sie keineswegs geschrieben, sie verrathen vielmehr, daß sie meist ihre ursprüngliche Ablagerung in Zeitungen oder in Privatkreisen gefunden haben. So verschieden sie nun auch nach diesen Bezugnahmen und selbst so verschieden sie nach ihrem Inhalt sind, so leben sie doch in Eintracht dadurch beisammen, daß sie mit ihrer Detailschilderung in Diensten des culturhistorischen Lebens stehen, oder ihre Eintracht ist nach Riehl's eigener Angabe durch die Art des Stoffs und der Arbeit bedingt: durch die Art des Stoffs, insofern das Kleinleben der Periode in seinen heimlichen Schlupfwinkeln und auf einsamen Waldpfaden, nicht auf dem großen Heerweg belauscht wurde, und durch die Art der Arbeit, insofern ein derartiger Stoff den Genrestil gebot. In eben dieser Art der Arbeit und des kleinlebigen Stoffs, bei dem die Menge der Erscheinungen und die Schwierigkeit der gründlichen Erfassung ihrer Individualitäten und ihrer natürlichen und ethischen Gesetze um so mehr wächst, je tiefer man in dieselben hinabsteigt, liegt freilich auch die Versuchung nahe, da Geist zu setzen, wo keiner ist, oder einen andern Geist anzunehmen, als ihn die Wirklichkeit hat. Daß sich der Verfasser von dieser Versuchung nicht ganz fern gehalten hat, liegt in der Art, wie er selbst an dies Kleinleben herantritt.

Zuvörderst fragt es sich, ob alle die einzelnen Studien, welche wir in dem Werke des Verfassers vorfinden, nach Art des Stoffs zu denjenigen zu rechnen sind, welche fern vom großen Heerwege gepflegt und gepflückt werden. Wir vermögen dies nicht für alle Studien zu unterschreiben, wenigstens nicht für das zweite Buch mit seinen drei Abhandlungen über Volkskunde, über den Zusammenhang zwischen Geldpreis und Sitte und über Augsburg. Wenn wir schon den Geldpreis und seinen Einfluß auf die Sitte in Deutschland nicht minder dem größern und mittlern als dem niedern und kleinen Verkehrsleben unterbreiten und wenn wir ebenso Augsburg mit seinen vier Flüssen und mit seinem Stadtplan als einen seit Jahrhunderten höchst bedeutenden, recht offenkundigen Punkt mit gleichviel großen als kleinen Zügen ansehen müssen, so sind wir noch weniger im Stande, den Vortrag über Volkskunde, welchen der Verfasser im Jahre 1858 in der Akademie zu München gehalten und nun in seinen „Culturstudien" dem größern Publikum übergeben hat, ins Gebiet des Kleinlebens einzuschließen, indem in ihm eine Studie und Wissenschaft vorliegt, welche einerseits auf den Ideen und Mühen großer Männer und andererseits auf sehr wichtigen Zweigen des menschlichen Seins und Strebens beruht. Nun finden wir auch, daß der Verfasser wie in seinen „Land und Leuten", so in seinen „Culturstudien" in der That von der Volkskunde groß denkt, indem er in ihr zwar eine der neuesten, aber eine der wichtigsten Wissenschaften anerkennt; ja er selbst hat sich von einseitigen volkskundlichen, namentlich von culturhistorischen Studien zur wahren Volkskunde hinaufgearbeitet und hat hier seine Heimat gefunden, wie ihm denn wirklich, zu unserer Freude und zum Triumph der Wissenschaft, in seiner Professur der Culturgeschichte zu München Wohnung und Wirksamkeit zu Theil geworden ist. Sonach gehört die Volkskunde nicht blos nach ihrem Umfange, wonach sie alle gesellschaftlichen Schichten des Volkslebens, von den größten und höchsten bis zu den kleinsten und niedersten herab, zu ihrem Gegenstande hat, sondern auch nach ihrem Wesen zu etwas mehr als zum bloßen Kleinleben. Wir sind mit dem Verfasser über das Wesen der Volkskunde einig, darüber nämlich einig, daß sie den äußern, national materiellen Bestand und die innern logischen und ideellen Bewegungen und Gestaltungen des Volkslebens umfaßt oder daß sie als Wissenschaft nicht allein einen statistisch berichtenden, sondern auch einen philosophischen Inhalt haben soll, wonach jener die Thatsachen, dieser die Gesetze oder die historischen, logischen und sittlichen Motive des Volkslebens zur Anschauung bringt und dabei jene als das Besondere unter diese als das Allgemeine stellt, um seinen Gesammtorganismus erkennen und gewinnen zu lassen; wir sind auch mit ihm über die Wirksamkeit einig, welche eine in solcher Weise erfaßte und gestaltete Volkskunde auf das Staatsleben ausüben muß; in der Art aber, wie er an das Gebiet herangetreten ist, um es zu fassen und zu rechtem Ausdruck zu bringen, können wir ihm nicht überall unsere Zustimmung zugestehen.

Aus dem Wesen der Volkskunde folgt es, daß ganz besonders die Weise, wie sie aufgebaut wird, von Wichtigkeit ist. Hier liegt der Kreuzweg der Entscheidung, ob die Gesetze aus dem Wesen der Thatsachen mit Nothwendigkeit abgeleitet oder ob die Stoffe von einer stark dichterischen Reflexion eingefangen und denselben Axiomata zugemuthet werden, welche ihnen fremd sind. In jenem Falle haben wir die naturwahre Abspiegelung des wirklichen Lebens mit dem sichern und frischen jugendlichen Ausdruck, der Zeugniß davon ablegt, daß alles der unmittelbaren, lebendig pulsirenden Gegenwart entnommen ist; in diesem Falle eine Darstellung mit warmen Purpurtönen, empfindungsreichen Melodien und schmucker Rhetorik; aber es sind nur Strahlen geliebter Theorien und forcirter Ueberredungen, welche die Wirklichkeit nicht decken und nicht aufdecken, weil sie nicht aus ihr gekeimt, sondern wie Tapeten über dieselbe gebreitet sind. Unverkennbar hat Riehl einen Reichthum von Gedanken, einen Zauber der Phantasie, eine Kraft des Witzes, dazu eine Fülle von Beobachtungen und Kenntnissen und die große Kunst des lebendigen und leichten Ausdrucks, sodaß seine Arbeiten durch Anschaulichkeit, Originalität, pikante Züge und glückliche reiche Blicke ins Volksleben und in Kunstgebiete überraschen und fesseln. Indeß hiermit und dabei bekommen wir auch Bilder und Stimmungen, welche mehr seiner Seele als der Wirklichkeit entsprechen und inwohnen.

Wo er die Situationen der Thatsachen beherrscht, sei es, daß er sie unmittelbar vor Augen hat, oder sei es, daß er sich schon früher in die Wesenheiten und Aeußerungen einzelner Volksstämme, Persönlichkeiten und Lokalitäten mit Liebe und Fleiß eingesenkt hat, bis er zu demjenigen Grundkern gelangte, der bei allem Wandel permanentes Wesen und Gesetz bleibt, da ist er tüchtig. So in seinen kunsthistorischen und in seinen augsburger Studien. Anders aber in all denjenigen Studien, wo der Stoff nicht in seiner ganzen Besonderheit ergriffen ist. In diesem Falle wird die Sphäre der äußern Welt der Sphäre seiner Absichten und Ansichten geopfert; es legen sich dann seine Stimmungen und Empfindungen in die Wirklichkeit hinein, Töne und Farben werden aufgetragen und Gegensätze überraschend zusammengestellt, um Effect zu machen, und Witz und lebendige Einbildungskraft bilden den Kitt, um lockere und ungeeignete Bausteine dem Bau einzufügen.

Es liegt uns nun vor allem ob, unsere Behauptung zu begründen, daß die Volksverhältnisse vom Verfasser nicht überall und durchaus hinreichend gründlich durchdrungen und daß daher weder seine daraus abgeleiteten Sätze richtig sind, noch seine hineingetragenen Ansichten der Wirklichkeit entsprechen. Von den zwei zur Erreichung dieses Endzwecks einzuschlagenden Wegen, entweder Streifzüge durch die lange Reihe der Aufsätze zu unternehmen oder einen einzelnen Aufsatz einer eingehenden ausführlichern Kritik zu unterstellen, halten wir den letztern für instructiver und zweckmäßiger, weshalb wir ihn hiermit betreten. Wir wählen zu dem Ende aus des Verfassers „Culturstudien" denjenigen Abschnitt, welcher über die Volkskalender im 18. Jahrhundert handelt.

In dem Volkskalenderwesen, diesem wenig betretenen Grenzwinkel der Literatur, sei er, versichert der Verfasser, ganz heimisch und zwar dies dadurch geworden, daß er nicht allein sich in seiner Jugend und später mit dem betreffenden Artikel beschäftigt habe, sondern daß er auch so glücklich sei, eine aus mehreren starken Quartbänden bestehende Sammlung von verschiedenen Kalendern des 18. Jahrhunderts, somit ein Material zu besitzen, wie es selten eine Bibliothek oder ein Antiquar aufweisen könnte. Dem gegenüber sieht sich Referent, um seine Vertrautheit mit demselben Gegenstande zu legitimiren, zu dem Geständniß genöthigt, daß ihm gleichfalls eine reiche Sammlung von Kalendern aus den drei letzten Jahrhunderten vorliegt, ja, daß er in seiner Nähe eine Kirche mit einer vollständigen, von 1680 anhebenden Sammlung von Kalendern hat und daß ihm statistische Angaben darüber zu Gebote stehen, wie viel Kalender von einzelnen mitteldeutschen Buchhandlungen im vorigen Jahrhundert an Bürger und Bauern abgesetzt wurden und gegenwärtig abgesetzt werden. Wenn nun Referent seine aus diesen Vorlagen gewonnenen Anschauungen und Belehrungen mit denen des Verfassers vergleicht, so muß er gestehen, daß er bei ihm Wahrheit und Dichtung in künstlichem Schmelz verbunden sieht. Es sind namentlich vier Punkte, die hier ins Auge gefaßt werden müssen, weil sie dem Aufsatze die Hauptfärbung geben. Zuerst behauptet der Verfasser, was das Verhältniß des Volkskalenders zur Zeit und zu seinem Bearbeiter betrifft, es sei der Kalender des 18. Jahrhunderts ein Spiegel der Phantasiestücke und Ueberlieferungen des damaligen Volks gewesen, der des 19. Jahrhunderts sei zum Werkzeug der Volksbildung geworden, welche sich von außen bei den Kleinbürgern und Bauern einzuschleichen suche; ebendeshalb zeige der heutige Volkskalender, was die gebildete Welt aus dem Volke machen wolle, dagegen der des 18. Jahrhunderts, was das Volk damals gewesen sei, indem der echten Rococo- und Zopfzeit nichts daran gelegen habe, ob dem gemeinen Mann noch außerhalb der Kirche und Schule Bildungsstoffe zugeführt würden oder nicht. Dem entspreche auch die Thatsache, daß den Volkskalender im 18. Jahrhundert die Hefe des Volks geschrieben und producirt habe, während der unsers Jahrhunderts von den Regierungen, von aristokratischen Literaten, von politischen und kirchlichen Parteien und von landwirthschaftlichen und statistischen Vereinen ausgehe.

Abgesehen davon, daß der eigentliche Volkskalender, mit dem wir es hier zu thun haben, etwas anderes ist, als die mancherlei Tendenzschriften, welche die neueste Journalistik und Literatur mit dem bequemen Namen Kalender belegt, so sind die Urtheile, welche der Verfasser über das 18. Jahrhundert in Betreff der Volkskalender fällt, wenn nicht ganz, doch sicher zum guten Theil unrichtig. Wahr ist, daß unsere Periode auf einer breitern Fläche und mit potenzirtern Mitteln Volksbildung treibt, als dies im 18. Jahrhundert geschah, aber ebenso wahr ist, daß das vorige Jahrhundert die seinen Kräften, Maßen und Bedürfnissen entsprechenden Anstrengungen für die Cultur des gesellschaftlichen Körpers machte und daß namentlich die Kalender dieser Zeit einen bedeutenden Bildungsstoff ins Volk zu verpflanzen suchten. Uns liegen zahlreiche Kalender vor, welche dies bezeugen und offenbar machen. So druckte man unter andern in Meiningen in der Mitte des 18. Jahrhunderts alljährlich drei Kalender und zwar einen neuen und alten verbesserten Hauswirthschaftskalender, einen neuen und alten verbesserten Grundbeschreibungskalender und einen verbesserten neuen und alten Historienkalender. Gewiß der Zahl nach viel für eine Stadt, die damals nur circa 400 Seelen in sich schloß; aber auch viel hinsichtlich des Stoffs. In allen drei Kalendern wurden Lehren über Oekonomie, Berichte über Ortskunde, fortlaufende Chroniken von Meiningen und der Umgegend und die neuesten politischen Ereignisse in die Häuser des Volks verbreitet. Ebenso bietet uns der weißenfelser Volkskalender aus dem Ende des 17. und dem Anfange des 18. Jahrhunderts interessante Beschreibungen von Weißenfels, Querfurt und andern thüringischen Orten „nach ihrem Ursprung, Herkommen, ihrer Geschichte und andern Denkwürdigkeiten aus vielen alten Schriften, Chroniken, Büchern, Epitaphien und andern monumentalen Denkmalen zu jedermanns Nutzen und Gebrauch, absonderlich den thüringischen Städten und dem umliegenden Land zum Aufnehmen und Ehren aufs fleißigste zusammengestellt".

Dies ist in der That keine Prahlerei und kein „Hokuspokus“, sondern volle Wahrheit, wie wir denn behaupten können, daß manche solcher Ortsbeschreibungen Untersuchungen enthalten, an denen die heutige geschichtliche Forschung nicht vorübergehen kann. Unzweifelhaft aber liegt hier wie dort, in den weißenfelser und meininger Kalendern des 18. Jahrhunderts die offenkundigste, directeste Tendenz vor, das Volk aufzuklären. Und selbst wenn ein solches Aufklärungsbestreben nicht stattgefunden hätte, so müßten wir doch die höchst rühmlichen Leistungen anerkennen, welche das vorige Jahrhundert auf einem Gebiet vollbrachte, das die festeste Grundlage eines tüchtigen Volkslebens bildet. Die Zerstörungen, welche der Dreißigjährige Krieg auf die Familien des deutschen Volks ausgeübt hat, waren in materieller Hinsicht groß, ungleich größer jedoch auf sittlichem Grund und Boden, und hier galt es vor allem, Hülfe zu schaffen, um so mehr, da der nach jenem Krieg über Deutschland sich ausbreitende französische Geist alle Reste der Gesittung und nationalen Gesinnung zu zersetzen drohte. Was einzelne Männer in der Höhe des Ranges und der Wissenschaft durch Einrichtungen und Doctrinen zur Erweckung und Erhaltung eines sittlichen Volksgeistes gewirkt, ist durch die Annalen der Geschichte bekannt; weniger indeß die obgleich stille, doch große Arbeit der niedern geistigen Arbeiter, welche durch Schrift und Beispiel die Gemeinden von überkommenen Verwilderungen zu befreien und vor neuen zu behüten suchten. Zu keiner Zeit sind daher, um nur eines Punktes zu gedenken, mehr Erbauungs- und Gebetbücher in die Bauern- und Bürgerhäuser eingezogen als zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts, und sicherlich gehören diese Schriften nicht zu den kleinsten Mitteln, welche die deutsche Familie zwar nicht höfisch gebildet und aus dem Spießbürgerthum herausgehoben, wol aber sittlich und bieder gemacht haben. Was fruchteten überdies auch alle Aufklärungen, wenn nicht eine sittliche Unterlage vorhanden war, und doch hat das vorige Jahrhundert es auch an jenen nicht fehlen lassen, nur daß es mit Recht die sittliche Befestigung in erste und die Aufklärung in zweite Linie seiner Wirksamkeit setzte.

Was nun die Ansicht des Verfassers über die Fabrikanten der Volkskalender betrifft, so fragen wir: konnten wol fortlaufende Chroniken und Ortsbeschreibungen, die nicht allein auf dem gesammten traditionellen gelehrten Apparat der damaligen Zeit, sondern selbst auf Forschungen in Urkunden und Monumenten beruhten, konnten Geschichten alter und neuer Zeit und ökonomische Vorschläge von Männern ausgehen, die zur Hefe des Volks gehörten? Von dieser Klasse Menschen sind wenigstens die in unsern Händen befindlichen Kalender bezüglich ihres instructiven Theils nicht gearbeitet worden, sondern von Historikern, Rechtskundigen, gekrönten Dichtern, von Aerzten und Pfarrern. Doch halt, selbst die Aerzte und Pfarrer des 18. Jahrhunderts rechnet der Verfasser zwar nicht zur Hefe des Volks, welche Kalender erzeugte, doch aber zu denen, welche zum Kalendermachen geeignet waren, freilich dies nicht auf Grund ihrer ehrlichen Gelehrsamkeit, sondern wegen ihrer Hokuspokus oder wegen ihrer Kunst, dem Volke die Maske des Magus vorzuhalten. Wir glauben nicht, daß jemand eine solche allgemeine Beschuldigung gutheißen kann, wenigstens müssen wir gestehen, daß wir dieselbe, soweit sie die Geistlichen betrifft, deren Verhältnisse uns bekannter sind als die der Aerzte, mit der Geschichte nicht vereinigen können. In Mitteldeutschland ist uns eine derartige Maskengeistlichkeit im vorigen Jahrhundert nicht bekannt, im Gegentheil die meisten Pfarrer wirkten damals im lautern Geiste Spener's so wohlthätig in die bürgerlichen und bäuerlichen Familien hinein, daß wir es ihnen zum großen Theil zu verdanken haben, wenn in diesen Familienwinkeln ein Damm gegen die französische Frivolität getroffen wurde. Und hat der Verfasser bei seinem Ausspruche wol an die herrlichen Väter eines Lessing und Gellert oder an Geistliche wie Francke, Rambach, Cramer, Schlegel, Jerusalem, Sack, Spalding, Zollikofer, Reinhard und Herder gedacht? Zweitens wird an drei bis vier verschiedenen Stellen des Aufsatzes ausdrücklich bemerkt und betont, daß der Volkskalender im 18. Jahrhundert mehr für den Bürger als für den Bauer bestimmt gewesen sei. Indeß auch dieser Annahme kann Referent, soweit er die bezüglichen Verhältnisse Deutschlands im 18. Jahrhundert kennt, keineswegs unbedingt beitreten. Wennschon wir voraussetzen dürfen und müssen, daß das Bedürfniß, von Jahrmärkten, Festen, atmosphärischen Vorgängen und von Tagwählerei Umgang zu nehmen, für den damaligen Bauer kein geringeres war als für den Bürger, wenn zudem Kalender des 18. Jahrhunderts, wie solches bei dem weißenfelser der Fall ist, ausdrücklich bezeugen, daß sie für Stadt und Land geschrieben sind, so thun aufs entschiedenste die uns vorliegenden statistischen Notizen dar, daß für die privilegirten Druckereien, wie sie in Mitteldeutschland bestanden, der Absatz ihrer Kalender auf das platte Land im vorigen Jahrhundert ein ebenso gesicherter und starker als ein des Erwerbs wegen nothwendiger war. In der Regel gingen jährlich schon im November die Kalendermänner von den Druckorten auf das Land und setzten hier von Haus zu Haus ihre Kalender wie die Gaubäcker ihre Semmeln ab. Denn ohne Kalender konnte der Bauer im 18. Jahrhundert ebenso wenig bleiben als ohne Bibel, Gesang- und Gebetbuch, wozu noch, wenn man die ganze geistige Atmosphäre des damaligen Bauern zusammenfassen will, seine gemalten Himmelbetten, Schränke, Läden und Teller mit ihren Sprüchen und Witzen, die singenden Bettler, die erzählungslustigen wandernden Handwerksburschen, die klang- und sagenreichen Spinnstuben und die feierabendlichen Zusammenkünfte der bejahrten Männer mit ihren Anekdoten und Erzählungen hinzugenommen werden müssen. Mag der heutige Bauer auch manche andere Bildungsquellen haben als der frühere, die sogenannten illustrirten Kalender hat er bis zur Stunde nicht unter sein Dach gelassen, sondern hier herrscht der wahre Volkskalender mit derselben Nothwendigkeit, wie dies beim Bauer im 18. Jahrhundert stattfand. Drittens nach dem Ver-

fasser ist der Kalender des 18. Jahrhunderts mit seinem Aderlaßmännlein, seiner Astrologie, seiner Wahrsagerkunst und Tagewählerei und mit all seinen sonstigen Maguskünsten ein rechtes Charakteristikum seiner Periode oder ein getreuer Ausdruck der Rococo- und Zopfzeit. Dem steht freilich die einfache historische Thatsache entgegen, daß der Kalender des 16. und 17. Jahrhunderts, also lange, sehr lange vor der Zopfzeit, dieselben Geschichten, dieselben Praktika und Prognostika, die Aderlaßmännlein und die Gewitter, die Conjecturen über die Gestirne, die Gesundheiten, Krankheiten und Arzneien, selbst dies alles noch in größerer Ausführlichkeit, in festerer Ordnung und mit bessern Bildern enthielt, als der des 18. Jahrhunderts. Sonach ist es doch unfehlbar natürlicher und richtiger, den Aderlaßkalender mit denjenigen Perioden, in denen derselbe geboren und ausgebildet worden ist, als mit dem Zopfjahrhundert, in welches er gleichsam ausgewachsen eintrat, in Wahlverwandtschaft oder ursächlichen Zusammenhang zu setzen. Endlich viertens sollen nach dem Verfasser die Volkskalender im 18. Jahrhundert erst mit der Französischen Revolution den bunten Kram von Erzählungen und Anekdoten, Gedichten und Räthseln, Verbrecher- und Räubergeschichten aufgenommen haben. Auch dies vermögen wir nicht unbedingt zu unterschreiben, indem wir schon in den Jahren von 1730 und 1740 an in mehreren Kalendern Fabeln, belehrende Erzählungen, Reisebeschreibungen, Mördergeschichten und selbst Gedichte antreffen. Namentlich zeichnen sich hier vor allem der „Eilfertige Götterboth" und der holsteinische Kalender aus, von denen jeder alljährlich allerlei Amusantes zur Unterhaltung und Belehrung des Volks auftischte.

Schließlich mag noch bemerkt werden, daß Riehl wie durch den Aufsatz über die Volkskalender, so fast durch alle übrigen Studien seines Werks eine Klage über die großen Mistöne durchklingen läßt, welche die Gegenwart theils wegen ihrer Verdrückung aus dem alten guten Geleise, theils wegen des unvollendeten Ausbaus ihrer Neubruchsfelder offenbare. So natürlich auch dieser Schmerzenslaut ist, so hat er doch an und für sich keinen Werth, weil er jeder Zeit der Geschichte zukommt und jeder Zeit erhoben werden müßte, indem der Entwickelungsgang des großen gesellschaftlichen Lebens, im Ganzen seiner Fadenlänge betrachtet, aus fortlaufenden Zersetzungen und Neugestaltungen, in den einzelnen Fadenstücken aber aus unvollendeten Auflösungen und unfertigen Anfängen besteht. Deshalb scheint auch die Klage des Verfassers ihre Spitze weniger in dieser eintönigen Erfahrung zu haben als vielmehr in den aus seiner besondern Weltansicht abgeleiteten Wünschen, die atomistische Zerfahrenheit und Zersetzung des modernen Lebens mit ehemals erprobten Natürlichkeiten zu einem organischen Bau überzuführen. Wir ehren nun jeden prophetischen Zorn über offenbar verkehrte Zeitrichtungen, ehren jeden echt reformatorischen Vorschlag in solchen stark bewegten Gestaltungszeiten, wie die heutige ist, und somit auch den des Verfassers, soweit er den wahren Bedürfnissen der Tage entspricht, wie uns ganz besonders wohlthut, daß der Verfasser allüberall zum deutschen Ernst, zur sittlichen Zucht und zur Einfalt, zum Ebenmaß und zur Beschränkung, kurz zum deutschen Genius hindrängt, um das Rechte zu finden; aber wir müssen dabei wol erwägen und festhalten, daß die in Bewegung und Gärung gerathenen Kräfte und Säfte des Volkslebens nicht unter die sieben alten Siegel zurückgedrückt werden dürfen, sondern daß sie, die Durchschnittstriebe des Volksgeistes, höher liegen als die Stimmungen des einzelnen und daß sie vor allem Ruhe und Freiheit verlangen, um mit ihren sämmtlichen Gegensätzen auszugären. Erst dadurch sind sie im Stande, aus dem fetten Humusboden des Vergangenen unter freiem Himmel neue lebensfrische Triebe zu erzielen.

Dies mag genügen, um unser oben ausgesprochenes Urtheil zu begründen. Die Sache der Volkskunde im Auge, glaubten wir ihr am meisten zu nützen, wenn wir dem Verfasser, der seine ganze Kraft und Freude in ihren Dienst gegeben hat und in ihren hellen und dunkeln Hallen ein nicht minder unermüdlicher als verdienstvoller Arbeiter ist, offen vorlegen würden, wo und warum wir mit ihm nicht im Einklange stehen können. Wir thaten dies um so lieber, als er selbst die Ueberzeugung, daß Bauten der Wissenschaften durch begründete sachgemäße Opposition gefördert werden, wie früher so jetzt hoch über confessionelle, dogmatische und territoriale Schranken festhält. Sein Bekenntniß: „Der Teufel bekehrt mehr Menschen zur Tugend als alle Heiligen", hat uns gefreut, und wenn sich die hessischen Teufelsverehrer dessen freuen, so haben sie unrecht, denn Riehl's Teufel ist die humane Opposition, welche zündet und weckt, jener Hessenteufel ist die düstere Autorität, welche tödtet.

G. Brückner.

Galilei als Held eines Romans.

Galileo Galilei. Ein geschichtlicher Roman von Mathilde Raven. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1860. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Von heute an können wir, sollte uns die veraltete Behauptung, daß Frauen keine gelehrten Bücher schreiben dürfen, je wieder entgegentreten, das vorliegende Werk als einen vollgültigen Beweis vom Gegentheil citiren. Und in der That, nicht blos der Satz an sich wird durch diese bemerkenswerthe Leistung widerlegt, sondern zugleich auch dargethan, daß ein beinahe ausschließlich in Wissenschaft und Gelehrsamkeit wurzelnder Stoff sich, wenn man die Gabe dafür besitzt, zu einer durchweg anziehenden und gewinnenden Unterhaltungslectüre sehr wohl verarbeiten läßt und daß dies Kunststück auch der Feder einer Frau gar wol gelingen kann. Die Verfasserin sagt uns, sie habe einen Roman „Galilei" schreiben wollen, allein dabei sei ihr die Weltgeschichte zuvorgekommen; sie habe ihren Galilei daher nicht erfinden, sondern nur entdecken können. Ihrer Phantasie habe ein ernster, vom Alter und vom Denken gebeugter Mann vorgeschwebt, wie er von Zirkeln, Quadranten und Globen umgeben mit Ingrimm über die Forderungen der Inquisition an ihn

grübelte; da habe sie plötzlich aus seinen 1376 Briefen entdeckt, daß dieser Mann ein heiterer, liebenswürdiger, von Geist und Humor sprudelnder, in allen schönen Künsten bewanderter Weltmann gewesen, bei dem es sich gar nicht um die Behauptung eines einzelnen gelehrten Theorems, sondern um den Kampf der Vernunft gegen die Autorität, um den Fortschritt der Wissenschaft überhaupt gegen das Stillstandsgebot des biblischen Wortglaubens gehandelt habe. Und dieser Kampf, fährt sie fort, sei noch gar nicht beendet; das Drama „Stillstand oder Bewegung“ spiele vielmehr noch immer fort und die Nachkommen der Inquisition kämpften noch immer mit denselben Waffen, wie zu Papst Urban's VIII. Zeiten, daher sich denn ihre Erzählung auch den allerneuesten Entwickelungen des menschlichen Geistes anschließe und den modernen Satz: „Die Wissenschaft muß umkehren“, beleuchte. Für ihren Gegenstand aber sei ihr klar geworden, daß die vollständigste Wahrheit hier viel besser sei, als die beste Erfindung, wie Sonnenlicht besser sei als Kerzenschein, und sie habe daher allem Wirken der Phantasie entsagt und in diesem Culturbilde ausschließlich nur Worte und Gedanken der Wirklichkeit wiedergegeben. Das sei denn freilich etwas mühsamer gewesen, als spielende Dichtung; allein sie habe dafür auch den Trost, gezeigt zu haben, daß es zu jeder Zeit Thorheit sei, an dem endlichen Sieg des Lichts und der Wahrheit zu verzweifeln.

Nun, alles dies ist achtbar und wohlgemeint; es würde der Verfasserin jedoch wenig oder nichts fruchten, wenn sie ein langweiliges Buch geschrieben hätte. Dagegen aber müssen wir sie verwahren! Galilei und Luther sind oft miteinander verglichen worden und zwar mit vollem Recht; denn beide kämpften unter ziemlich gleichen Verhältnissen mit ihren Ueberzeugungen gegen Autoritätsglauben und Verdummung durch äußere Gewalt. In zwei Punkten zeigt sich jedoch ein wesentlicher Unterschied zwischen diesen beiden Kämpfern für die Wahrheit. Galilei war von vornherein von der Richtigkeit seiner Ueberzeugungen aufs vollkommenste durchdrungen und stritt für sie, aus sicherm Asyl, mit jeder Waffe, während Luther selbst lange Zeit und in großer Bangigkeit an der Zuverlässigkeit seiner Ueberzeugungen zweifelte, ja sie zeitweise selbst für Eingebungen des Erbfeindes hielt und sie in sich selbst bekämpfte. Dagegen aber, als dieser Kampf einmal entschieden war, streifte er nun auch jede Fessel der Autorität vollständig von sich ab als todesmuthiger Kämpfer für die volle erkannte Wahrheit, während Galilei immer noch ein guter Sohn der Kirche zu bleiben strebte und zwischen ihr und seinen Ueberzeugungen bis ans Ende nach einem „Compromiß“ suchte, das Autorität und Wissenschaft miteinander versöhnen könnte. Diese beiden Umstände geben den Kämpfen beider Wahrheitshelden denn doch eine verschiedene Farbe und Gestalt; denn Galilei war es darum zu thun, von der Kirche und ihrer Autorität den Skandal einer widersinnigen Lehre abzuwenden, indeß Luther eben jene Autorität als solche in ihrer bindenden Gewalt bestritt. Das Resultat dieser verschiedenen Ausgangspunkte des Kampfes war denn auch, daß Luther in seinem Bereich einen vollständigen Triumph errang, indeß Galilei's Sieg so unvollständig blieb, daß noch bis zum Jahre 1821 die Irrlehre: „Die Erde stehe still“, in der römischen Kirche officiell bestand und als Satzung galt.

Doch wenden wir uns nun zu unserer nächsten Aufgabe zurück. In lebhaften und farbenreichen Bildern zeichnet uns die Verfasserin zuvörderst Leben und Umgebung ihres Helden, der als Professor der Mathematik zu Padua, unter dem kräftigen Schutz der Republik Venedig, ein Mann in mittlern Jahren, bewundert von seinen Schülern und des unwiderstehlichen Zaubers seines Umgangs wegen berühmt, in seiner Villa heitere Gastfreundschaft an geliebten Schülern, Gelehrten und Staatsmännern übend, frohgelaunt in humoristischen Controversen den tiefen Denker mit dem Weltmann vereinend, den Kreis seiner Zuhörer bald durch Musik, bald durch sokratische Weisheit entzückend, seine neue Lehre von der Bewegung der Erde, von den Sonnenflecken und den Jupiterstrabanten, die ihm sein neuerfundenes Fernrohr gezeigt hat, ernst oder scherzend darlegt und vertheidigt. Hierbei sind die verschiedenen Richtungen der Wissenschaft, wie sie sich eben von dem Aristotelischen Wortglauben losringt, an verschiedene, scharfgezeichnete Charaktere vertheilt und es entsteht so, nach Weise des Sokrates, ein Dialog, in dem die Nichtberechtigung der Theologie und der Philosophie über Fragen der Naturforschung zu entscheiden das Hauptthema bildet. Diese Gespräche sind voll Reiz, sie lassen uns nur bedauern, daß so viel Geist und so viel Wissen zu jener Zeit aufgewendet werden mußte, um völlig kindischen Einwürfen, wie sie die Aristotelische Schule damals stets zur Hand hatte, zu begegnen, wie beispielsweise den Einwurf, daß der Mond glatt sei, die Erde aber rauh und daher von anderer Natur sein müsse als diese. Das überragende Genie und der glückliche Humor Galilei's, mit dem er seine Gegner stets ad absurdum führt, siegt jedoch überall und so, geliebt, verehrt, bewundert, überhört er leicht die leisen Warnungen der Vertrauten in Rom, Paris und in Deutschland, welche die Machinationen seiner Feinde, die schon den Boden unter ihm aushöhlen, verkünden und zur Vorsicht mahnen. Der Freundschaft vertrauend, die die regierenden Männer des Staats, die ersten kirchlichen Würdenträger, Cardinäle und Hausgenossen des Papstes, und die vor allen ihm Cosmos von Medici bekundet, nimmt er den Ruf des letztern in seine Vaterstadt an, verläßt das sichere Asyl in Padua und geht als Mathematikus des Großherzogs und Professor zu Pisa, mit 1000 Scudi Gehalt berufen, nach Florenz, wo er als Freund des Großherzogs und Lehrer der fürstlichen Kinder, mit Gunst und Ehren überhäuft, in seiner Villa Bellosguardo glückliche Tage lebt. Aber im stillen arbeitet das Verderben. Die Jesuiten, Pater Grassi und Pater Scheiner, gewinnen Feld in Rom; die Lehre des Kopernicus ist in Gefahr, von einem Verbot der römischen Curie betroffen zu werden; wird dies erreicht, so ist der Angriff auf Galilei selbst nur noch eine Sache der Form. Dieser Kampf bildet das dramatische Interesse der größern Hälfte

der Erzählung. Auf seine seltsamen Einzelheiten, Wandelungen und Katastrophen einzugehen, verbietet uns der Raum, wir können nur Zielpunkt und Resultat bezeichnen. Während der Zweck der Jesuiten darauf gerichtet ist, ein päpstliches Verbot der Bücher des Kopernicus zu erwirken und Galilei's Lehre als mit jenen identisch darzustellen, ist Galilei bemüht, dies Verbot zu hindern und seine Lehre als nicht identisch mit Kopernicus, obwol er dessen Annahmen mit allen Gründen der Wissenschaft unterstützt, darzulegen, dabei aber freilich den Vordersatz festzuhalten, daß die Theologie in der Naturlehre zu entscheiden nicht befähigt sei. Das war nun ein schwerer Kampf und die Sache schien in Rom verloren, als Galilei, den nun nichts zurückzuhalten vermochte, gestützt auf die Freundschaft seines Fürsten und so mächtiger Gönner, wie Bellarmin, Cardinal Borghese, Barberini, Orsino u. a. waren, auf den Kampfplatz eilte. Er machte die Reise in großherzoglicher Equipage und wohnte, auf Kosten seines Herrn, in dessen Palazzo Madama. Die Eminenzen drängten sich um ihn, Papst Paul V. selbst empfing ihn aufs wohlwollendste. Umsonst! Die Traditionen der römischen Autokratie siegten über alle Hindernisse! Vergeblich rief Galilei die mathematische Wahrheit an; die Theologie beweist nicht, entgegnete man ihm, sie behauptet! Umsonst bekannte er sich in Glaubenssachen der Kirche unterworfen; man erwiderte ihm, ob er denn die Macht des Papstes bezweifle, die Lehre des Kopernicus zu verdammen? Selbst der wohlwollende Bellarmin rieth, von zwei Wahrheiten diejenige aufzugeben, welche die Kirche misbillige. Genug, der Sieg seiner Feinde war entschieden. Galilei empfing zwar für jetzt ein Zeugniß der Rechtgläubigkeit, allein die Lehre des Kopernicus wurde suspendirt „donec corrigatur", der Großherzog rief Galilei nach Florenz zurück und traurig und gebrochen folgte dieser dem Rufe seines Herrn. Gunst und Ehren, die ihn in seiner Heimat umgaben und alles sonstige Glück des Familienkreises waren keine Entschädigung für seinen verwundeten Geist. Die Jünger aller Musen versammelten sich um ihn in Bellosguardo, Fürsten und Gelehrte ließen sich von dem zauberischen Reiz seines Umgangs fesseln, man nannte ihn Plato und Ariosto in einer Person; aber in seinen einsamen Stunden waren es nur die Mittel, jenes Verbot widerrufen zu lassen, die ihn beschäftigten und seinen Schmerz milderten.

Da bestieg sein Freund Barberini selbst als Urban VIII. den päpstlichen Stuhl und der Augenblick schien gekommen, das ersehnte Ziel zu erreichen. Neue Hoffnung — neue und schwere Täuschung! Urban VIII. Barberini, von dem die Verfasserin eine so treffliche Charakteristik entwirft, war ein seltsamer Mann. Hellen Geistes, aber launenhaft und von einer maßlosen Selbstüberhebung, welche jeden ohne Ausnahme zu übersehen gewiß war, politischer Enthusiast mehr als Theolog, dabei jeder Meinung, ja jedem Gedanken, der nicht von ihm kam, feindselig, immer docirend und niemand zu hören geneigt, regierte er wie der unumschränkteste Fürst. Diesem launenhaften Autokraten, in Kriegsplanen und Festungsbauten vertieft, war schwer beizukommen; dennoch war Galilei entschlossen, in erneutem Kampf die Approbation seiner neuen Schriften, seiner „Dialoghi", in Rom selbst zu erstreiten. Indeß war auch das Gebot an ihn gelangt, sich gegen die Anklagen seiner Feinde vor der heiligen Congregation zu verantworten, und so ging er, krank und mitten im Winter, in sechsundzwanzigtägiger Reise nach Rom. Hier fand er seine Gegner schon im Besitz des Feldes. Urban, derselbe Mann, der ihm vor Jahren Freundschaft bis in den Tod geschworen hatte, war vollständig in der Hand der Jesuiten; ja, eben die Unwiderleglichkeit der Beweise Galilei's hatte ihn dergestalt gereizt, daß er keiner Fürsprache mehr Gehör schenkte und alle Argumente mit dem Worte niederschlug: Gott ist allmächtig und wenn er das ist, wie kann man ihn der Nothwendigkeit unterwerfen, wie Galilei thut? So rechnete er ihm schon zu hoher Gunst an, während seines Processes in Villa Madama und nicht im Inquisitionsgefängniß bleiben zu dürfen. Unter diesen Umständen riethen alle Freunde und auch Nicolini, der Gesandte des Großherzogs, von jeder Vertheidigung ab; nur die That, die Herausgabe seines Buchs, solle Galilei vertheidigen, die Frage vom Recht der Wissenschaft und den Grenzen des Glaubens aber ganz aus dem Spiele lassen. So begann der Proceß vor der Congregation und deren Commissarien Maccolani und Sincero, dem Procurator fisci. Galilei bewies, daß er die Gründe des Kopernicus theils vertheidigt, theils aber auch bestritten habe, daß ihm für seine „Dialoghi" vor 17 Jahren vom Cardinal Bellarmin selbst die Druckerlaubniß ertheilt sei und die Sache schien somit, da Maccolani ihr günstig war, den besten Ausgang zu nehmen.

Da trat ein seltsamer Zwischenfall ein. Es kam zur Sprache, daß Urban selbst die Approbation des Buch[illegible] befohlen haben sollte. Als dem Papst diese Behauptun[illegible] zu Ohren kam, ergriff ihn der heftigste Zorn und e[illegible] gebot nun, Galilei, dessen Proceß beendet schien, darau[illegible] zu inquiriren, ob er die Umdrehung der Erde für richti[illegible] halte oder nicht? Als dies geschah, antwortete Galile[illegible] er habe diese Frage für unentschieden gehalten, solang[illegible] seine Obern nicht gesprochen, nachdem dies aber geschehen[illegible] sie eine nicht zu bezweifelnde genannt. Durch diese An[illegible] wort glaubte Urban sich verhöhnt, drohte mit der Folt[illegible] und nannte ihn einen Ketzer! Ob die Ereignisse dies[illegible] Nacht (des 21. Juni 1633) wirklich dazu führten, da[illegible] der größte Gelehrte seiner Zeit, der makellose Greis Ga[illegible] lilei, in die Folterkammer des geistlichen Gerichts gefüh[illegible] wurde, darüber findet sich kein Beweis vor; aber d[illegible] Satz in der Sentenz des heiligen Officiums: „so erach[illegible] teten wir für nothwendig, mit dem Examen rigorosum gegen dich vorzuschreiten, in welchem du als guter Ka[illegible] tholik antwortetest" u. s. w., beweist, daß ihm mindesten[illegible] der Anblick der Märter nicht erspart wurde und zw[illegible] von Richtern, die sämmtlich von der Wahrheit sein[illegible] Lehre überzeugt waren! Am nächsten Morgen wurde de[illegible] siebzigjährigen Galilei im Kloster alla Minerva das Ur[illegible] theil der Inquisition verkündet, das hier vollständig mit[illegible] getheilt wird und das mit den Worten endet: „Und dam[illegible]

diese deine Uebertretung nicht ganz unbestraft bleibe u. s. w., verordnen wir, daß durch öffentliches Edict das Buch „Dialoghi" verboten werde und verdammen wir dich zum Kerker dieses heiligen Officiums auf so lange, wie es uns belieben wird, und legen als heilsame Büßung dir auf, daß du während dreier Jahre wöchentlich einmal die sieben Bußpsalmen hersagest." Die diesem Urtheil angehängte Abschwörung unterschrieb der Greis. Die Sage erzählt, er habe, als er die Feder niederlegte, gerufen: „Und doch bewegt sie sich!" Er hatte nicht nöthig dies zu sagen; seine Richter waren davon ebenso sehr überzeugt, als er selbst.

Mit diesem Erfolge war Urban befriedigt; er entließ Galilei nach der Villa Medici und einige Tage später nach Siena zur Haft im Palast des Erzbischofs, wo er gütige Gastfreundschaft fand, und als der Hof nach Siena kam, in seine florentinische Heimat zurückkehren durfte. Hier schrieb er nun seine „Nuovi Dialoghi", bis fünf Jahre später seine volle Begnadigung erfolgte, nachdem der Verlust seiner geliebten Tochter Giulia, die als Nonne starb, und Blindheit den fünfundsiebzigjährigen Märtyrer betroffen. Vier Jahre darauf starb er, von der großherzoglichen Familie wie ein Bruder gepflegt und für Kunst und Wissenschaft bis zum letzten Hauche thätig, in den Armen Viviani's und Torricelli's. Seine letzte Arbeit war ein Excurs über Tasso und Ariosto. Ein Stein ohne Inschrift in Sta.-Croce deckte sein Grab, bis 1841 ihm zu Ehren die prachtvolle Tribuna di Galilei errichtet wurde.

So weit sind wir der Erzählung der Verfasserin möglichst treu gefolgt. Ein langes Verzeichniß der Werke, Briefsammlungen und Biographien, aus welchen alle diese Thatsachen entnommen wurden, begleitet diese Erzählung; nicht lobend genug aber ist die Kunst anzuerkennen, mit der die Verfasserin diese verschiedenen Thatsachen — und nicht die historischen allein, sondern selbst die wissenschaftlichen — in lebhaften Bildern und fesselnden Gruppen uns vorzuführen versteht. Das treffliche Gespräch, in dem der Inhalt der „Dialoghi" gleichsam in Scene gesetzt erscheint und in welchem die Autorität des Aristoteles zum ersten mal durch den Satz Galilei's: „Also laßt uns untersuchen!" erschüttert wird, ist eine glänzende Probe dieser Kunst; es ist ein Todesstoß gegen die ganze damals geltende Weise zu philosophiren, die sich von diesem Angriff nicht wieder erholt hat. Die „Dialoghi" erhielten die Druckerlaubniß zwar erst, nachdem der Titel geändert und eine Vorrede und ein Schlußwort hinzugefügt waren, in welchen ihr Lehrinhalt ausdrücklich als hypothetisch und der Kirchendoctrin unterworfen, ja als eine bloße Uebung der menschlichen Geisteskräfte und daher werthlos bezeichnet wurde; allein ihre tiefgreifende Wirkung blieb dieselbe. Die Verfasserin sagt:

Sie treten, wie Simson unter die Philister, wie ein geharnischter Ritter einer Welt in Waffen entgegen... sie waren es, die in der Wissenschaft die Partei, welche Autorität statt Wahrheit auf ihre Fahne schreibt, besiegten und aller Bedeutung beraubten, jene Partei, welche damals alle Kanzeln und alle Lehrstühle im Besitz hatte und der alle Macht und aller Einfluß im Staate zu Gebote stand. Daher das unermeßliche Aufsehen, das Galilei mit dieser schärfsten Waffe, die Witz und treffender Spott erfinden konnte, hervorrief, daher der Jubel der Freunde, der Grimm der Feinde, die sie erregten.

Neben dieser wissenschaftlichen Aufgabe und parallel mit ihr ist es der Verfasserin nicht minder geglückt, das Biographische und Lebensgeschichtliche ihres Helden, sein Familienleben, seine Angehörigen, ja, die Sittengeschichte seiner Zeit, hell und treffend zu beleuchten. Wie anmuthig und rührend ist in dieser Beziehung das Verhältniß seiner Tochter Giulia dargestellt, die schön und talentvoll, von vielen umworben, bis zum Tode treu dem Vater anhängt und selbst noch aus dem Kloster kindlich für ihn sorgt und ihre Pflege ihm widmet? Wie charakteristisch, ja wie einzig ist das Verhältniß des Großherzogs und seiner Familie zu seinem theuern Lehrer und Freund uns gezeichnet, des Fürsten, der ihn nicht allein gegen seine Feinde, die Jesuiten, sondern auch gegen seine allzu muthigen Freunde, ja zeitweise selbst gegen seine eigene Gemahlin und Schwester zu vertheidigen und zu schirmen hat, wenn die Kirche tobt und jene werthen Frauen einem leisen Verdacht der Ketzerei Raum zu geben anfangen. Wie erhebend endlich ist die Treue und der Opfermuth der Freunde Galilei's, der Picchena, Cioli und Ciampoli, ihr Eifer und ihre Rastlosigkeit für seine Sache geschildert, und wie wirkungsvoll die Wandelbarkeit eines Bellarmin und Barberini, die mit ihren Ueberzeugungen ankämpften gegen die unbeugsame Kirchendoctrin und ihre weltliche Macht!

In der That, alles dies zusammen stellt ein Bild von mannichfaltigstem Reiz und hoher Anziehungskraft dar, von dem wir nicht zu sagen wissen, ob die Kunst der Behandlung oder der darin verbreitete Lehrstoff uns größere Theilnahme abgewinnen, und von dem nur anzuerkennen bleibt, daß die Verfasserin damit eine ebenso seltene als befriedigende und überraschende Begabung bekundet hat. Jeder Sieg der Wissenschaft aber ist eine Wohlthat für Sieger und Besiegte. Wo ihr Banner triumphirt, da wandelt sich die Wüste zum Fruchtfeld, der Sumpf zum blühenden Garten, da schwinden die Knechtschaft und die Armuth, da sprießt der Wohlstand und die Gesittung empor. Sie hat dem Bannstrahl seine Kraft genommen, sie zerstört die Kerker, Folter und Scheiterhaufen, die Nacht wird zum Tage, wohin die Wissenschaft dringt. Und sie dringt vor, unaufhaltsam, weiter und weiter mit ihrer Fahne, auf der die Worte stehen: „Provare e riprovare!"

Mit diesem Satze der Verfasserin entlassen wir ihre merkwürdige Arbeit, den Freunden der Wissenschaft, wie den Freunden geschmackvoller und ertragreicher Lectüre dieselbe dringend empfehlend. 4.

Biographien älterer Theologen.

1. Johannes Gerson, Professor der Theologie und Kanzler der Universität Paris. Eine Monographie von J. B. Schwab. Würzburg, Stahel. 1859. Lex.-8. 3 Thlr. 24 Ngr.
2. Matthias Flacius Illyricus und seine Zeit, von Wilhelm Preger. Erste Hälfte. Erlangen, Bläsing. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
3. Tilemann Heßhus, zuletzt Doctor und erster Professor der Theologie zu Helmstädt, und seine sieben Exilia. Ein Stück Leben aus den kirchlichen Bewegungen der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, aus Briefen jener Zeit zusammengestellt von Karl von Helmolt. Leipzig, Dörffling und Franke. 1859. Gr. 8. 16 Ngr.

Man sagt, die Bücher hätten ihre Schicksale: habent fata sua libelli. Im ähnlichen Sinne wird Aehnliches von Menschen, Städten, Völkern, Zeiten gelten. Diesem Menschen und jenem Ort, diesem Volke und jener Zeit wendet sich eine erhöhte Theilnahme und Aufmerksamkeit zu, man verfolgt die einschlagenden Begebenheiten und Erscheinungen mit einem steten und lebhaften Interesse, man kann sich nicht genugthun im Interesse; andere Menschen, Zeiten, Völker erfreuen sich nicht des gleichen Vorzugs, man bescheidet sich mit einer oberflächlichen Kenntniß von ihnen, falls man sie nicht völlig vernachlässigt. Wie viel Federn z. B. sind unablässig und unausgesetzt bemüht, Tag um Tag, Jahr für Jahr das Babel an der Seine und sein Leben abzuschildern! Die Geschichte von Paris, Skizzen über seine Physiognomie sind zahllos oft geschrieben worden, und es läßt sich nicht absehen, daß die Literatur über Paris in der nächsten Zukunft eine Minderung erfahren wird. Dagegen ist die Geschichte anderer Städte, und zwar solcher, deren geschichtliche Bedeutsamkeit unleugbar, und obschon eine solche Geschichte sehr willkommen wäre, noch immer ungeschrieben; es sei unter anderm an Königsberg erinnert.

Johann Gerson, der Held der ersten der drei Biographien, mit denen sich dieser Artikel beschäftigen will, gehört in die Kategorie jener Männer, deren an sich bedeutende Persönlichkeit längst eine eingehende Bearbeitung verdient hätte. Der Grund, daß bisher eine solche Darstellung ausgeblieben, mag theilweise in dem Mangel an Interesse liegen, mit dem die Periode des abendländischen Schismas insgemein betrachtet und behandelt worden ist; die ermüdende Breite und Monotonie, wie der vorherrschend rhetorische Charakter, welchen die meisten hierhergehörenden Urkunden an sich tragen, hat selbst fleißige Arbeiter abgeschreckt, sich in den Inhalt näher einzulassen, sodaß sich, wenn man von den Mittheilungen Baluze's über den Beginn des Schismas und von der Vorrede des siebenten Bandes der „Collectio scriptorum" von Martène und Durand absieht, keine auch nur einigermaßen erschöpfende actenmäßige Darstellung des folgenschweren Ereignisses findet. Ist nun schon die ganze Epoche mehr oder minder vernachlässigt worden, so begreift sich vollkommen, daß auch ein einzelner in ihr, daß Gerson nicht die Beachtung erfahren, die er wol beanspruchen darf. Die allgemeine Ansicht über die Richtung Gerson's bot auch nichts Verlockendes zu einer Bearbeitung seines Lebens. Die Reformation des 16. Jahrhunderts war über die kirchlichen Reformversuche des 15. principiell hinausgeschritten; diese erschienen nur als vereinzelte, ungenügende Schritte, deren eigentlichen Zweck man weit vollkommener im 16. Jahrhundert erreicht habe, und indem man aus dem Besitze der Gegenwart heraus die Vergangenheit beurtheilte, glaubten die Theologen des Protestantismus Gerson hoch zu stellen, wenn sie ihn als Vorläufer der Reformation gelten ließen, während die katholischen Theologen entweder diese Auffassung als eine gegebene hinnahmen oder Bedenken trugen, das Andenken eines Mannes von unkirchlichen Grundsätzen zu erneuern. Es ist demnach Schwab im vollen Recht, wenn er in der Erkenntniß, die vorhandenen Vorarbeiten über Gerson unzureichend und ungenügend seien, sich zu einer neuen durchaus quellenmäßigen Darstellung entschloß.

Sehen wir zu, was die Arbeit bietet und welchen Rang sie beanspruchen darf.

Der stattliche Octavband, der an voluminösem Umfange einem mächtigen Folianten nichts nachgibt, zerfällt in 18 Kapitel, von denen das erste, S. 1—54 reichend, die Einleitung zu dem Werke enthält. Ihre Bekanntschaft lehrt uns sofort kennen, was wir in den übrigen Kapiteln zu erwarten haben. Wir erhalten eine überaus umfangreiche, überaus gewissenhafte, in Bezug auf die massige Zusammenhäufung des untergeordnetsten und entlegensten Materials überaus sorgfältige Darstellung, die aber infolge ihrer weitschichtigen Anlage, durch die wüste und reizlose Monotonie, in der sich die Schilderung durchgehends hält, die Lectüre zu einer ungleich mühevollern als genußreichen macht. Das ist der Charakter des Buchs. Die Anerkennung eines sehr extensiven Fleißes ist dem Autor weder vorzuenthalten, noch zu verkürzen; er ist in einem Grade gelehrt, fleißig, gründlich und gewissenhaft, wie es nur immer verlangt werden kann. Aber dieser hochachtbare Fleiß wird leider nicht durch diejenigen andern geistigen Eigenschaften unterstützt, die nun einmal bei einem Historiker nothwendig sind, dessen Leistung sich über das gewöhnliche Durchschnittsniveau erheben soll.

Die Einleitung bezweckt eine Darlegung der kirchlichen Verhältnisse, wie sich dieselben seit der Uebersiedelung der Päpste von Rom nach Avignon entwickelt hatten. Zu dem Ende wird die detaillirte Lebens- und Regierungsgeschichte eines jeden dieser Päpste ausführlich erzählt. Besser und angemessener wäre es gewesen, Schwab hätte versucht, jene Zeiten und Männer durch einige große Züge und Umrisse zu zeichnen; jetzt muß man sich aus der Summe seiner Einzelheiten erst ein Bild zusammenstellen. Allenthalben sehen wir damals das kirchliche Ansehen erschüttert, in der mannichfaltigsten Weise das Unbefriedigtsein mit den bestehenden Zuständen des kirchlichen Lebens, wie das Ringen um eine Neugestaltung kund gegeben. Auch sind es gerade die treuesten Söhne der Kirche, welche über deren Hauptgebrechen durchaus einverstanden sind. Alvarus Pelagius stellt die Frage, wie es doch komme, daß die Kirche, im Besitz so großer zeitlicher Macht, so wenig Gehorsam finde. Er gibt dafür einen zwiefachen Grund an: einmal weil die Prälaten, nur auf ihre Rechte sich stützend, das Ihrige suchen, daher auch die gewichtigen Gebote Gottes verschlingen und vernachlässigen, aber mit Sorgfalt sich der Beachtung kleinlicher und werthloser Uebungen der Religion befleißigen; dann ruht dieses aber auch in dem Unglauben der Untergebenen. Denn diese beachten weniger die Autorität und das Recht des Prälaten, als sein Leben; da sie aber dieses der Gerechtigkeit nicht gemäß finden, erscheinen ihnen auch seine Rechte und Ansprüche als ungerecht. Also im ganzen das Sichstützen auf das bloße Recht und der davon untrennbar gesetzliche Zwang, wie die Veräußerlichung des gläubigen Sinnes haben wir als Grundzüge jener verweltlichenden Richtung zu betrachten, die das kirchliche Leben der Epoche nach innen und außen zersetzt und im Schisma ihren vollen Ausdruck gewinnt. Unverkennbar, aber für die Kirche lange auf das verderblichste nachwirkend war eine andere Folge der Wanderung der Curie nach Frankreich: die fleischliche Sicherheit, das ungestörte, eigenmächtige, vielfach nur dem persönlichen und Familieninteresse dienende Verfahren, in dem sich die meisten Päpste zu Avignon gefielen, wie der seitdem gelockerte Verband der einzelnen entfernten kirchlichen Provinzen mit dem päpstlichen Stuhl. Mit Recht wird dagegen in dem Abschnitt das Uebertriebene der vulgären Ansicht zurückgewiesen, als wären die Päpste zu Avignon bis zur Unfreiheit von dem französischen Hofe abhängig und beeinflußt gewesen; die Abhängigkeit und die Beeinflussung waren allerdings vorhanden, keineswegs aber in diesem Grade.

Im zweiten Kapitel erfahren wir ziemlich dürftige und oberflächliche Mittheilungen über Gerson's gesammtes Leben bis zu seiner Ernennung zum Kanzler der Universität Paris. Gerson wurde im letzten Regierungsjahre des durch seine Niederlage bei Poitiers und seine Gefangenschaft in England bekannten

Königs Johann — während Frankreich noch an all den Uebeln litt, wie sie verheerende Kriege, räuberische Söldnerhaufen, Bauernaufruhr, pestartige Krankheiten und der Druck einer schlechten Regierung über ein Volk bringen können — am 14. December 1363 zu Gerson einem nicht unbemittelten Landmanne, Arnoulf Charlier, geboren. Als Grundlage einer guten Erziehung betrachteten die Aeltern eine innige Frömmigkeit, weshalb sie unsern Jean, ihren ältesten Sohn, der Kirche zu widmen beschlossen. Den ersten vorbereitenden Unterricht in der Grammatik erhielt der Knabe in Rheims, aber bereits 1377, also im vierzehnten Lebensjahre, kam er als Artist in das Collegium von Navarra nach Paris. Im ersten Jahre ist er als Johannes Charlerii eingezeichnet, im zweiten aber als Johannes de Gersono, nach damaliger Sitte, den Namen der Heimat zu führen, und er behielt den Namen Gerson um so lieber bei, als er darin eine stete Aufforderung sah, sich hier auf Erden als Fremdling zu betrachten und nach dem Vaterlande wahrer Freiheit zu streben. Ueber den Gang der philosophischen Studien Gerson's bringt der Verfasser wenig bei, am meisten noch über sein Studium der Alten. Ein sehr einseitiger und beschränkter Standpunkt kennzeichnet die damalige Behandlung der Antike, und diese beschränkte Einseitigkeit finden wir selbst bei dem Manne, der in dieser Zeit als der würdigste Repräsentant classischer Bildung in Frankreich galt, bei Nikolaus de Clemanges. Er kann es dem Petrarca nicht verzeihen, daß er geäußert, außer Italien müsse man weder Dichter noch Redner suchen, und nennt ihn deshalb einen Donatisten, der der Wirksamkeit des heiligen Geistes lokale Schranken ziehe; er rühmt sich, daß er die classischen Studien und die Beredsamkeit wieder ins Leben gerufen, sodaß Frankreich auch in dieser Ehre andern nicht nachstehe; allein die ganze alte Welt mit allem Wissen ist ihm nur ein Aegypten, in dem der Geist nur vorübergehend weilen soll; in den alten Heroen sieht er nur Dämonen, selbst in der dichterischen Anrufung des Apollo oder der Musen nur sacrilegische Superstition; er bedauert, seine Jugendjahre mit dem Studium der Alten verloren zu haben, da der Apostel so ernst mahne, profane und eitle Reden zu meiden, und fürchtet, dafür wie Hieronymus gezüchtigt zu werden. Von diesem Standpunkte aus war auch die Lectüre Gerson's geleitet. Im Jahre 1382 trat er in die theologische Abtheilung über, in welcher Pierre Ailly Vorstand war, und verharrte zehn volle Jahre in dem theologischen Studium. Schwab hält es nach seiner weitschichtigen Manier für nothwendig, eine förmliche Lebensgeschichte Ailly's einzuflechten. Als der letztere infolge seiner Ernennung zum Bischof von Puy seine Stelle als Kanzler der Universität niederlegte, wußte er diese und seine theologische Lehrerstelle seinem Freunde und Schüler Gerson zu verschaffen.

Man sieht, die Mittheilungen über den weitaus größten Lebensabschnitt Gerson's fallen bei Schwab ungemein kärglich aus; den wesentlichsten Inhalt des Kapitels bilden die Mittheilungen über den damaligen Stand und die Organisation der Universität Paris. Dieselbe stand damals auf dem Höhepunkte ihres Einflusses und Ruhms. Wiewol aus dem wissenschaftlichen Bedürfniß und Drange des 12. Jahrhunderts hervorgegangen, hatte die Sage sie nicht blos für eine Gründung Karl's des Großen erklärt und ihre Entstehung an vier der bedeutendsten Namen jener Zeit, an Alcuin, Claudius, Rhabanus und Johannes Scotus geknüpft, sondern ihr auch eine geschichtliche Bedeutung gegeben, die sie dem deutschen Kaiserthum, ja dem römischen Primate ganz gleich stellte und als das einzige Organ der kirchlichen Wissenschaft erscheinen ließ. Allein nicht dieser der Vergangenheit entlehnte Ruhm, sondern die unmittelbare Macht ausgezeichneter, als Lehrer wirkender Persönlichkeiten und seit dem 14. Jahrhundert der eigenthümliche Reiz des pariser Lebens — für den die Pariserinnen nicht den geringsten Beitrag von damals boten, sodaß manche die nicht zu Paris verlebte Zeit als verloren betrachteten —, zogen aus dem gesammten Abendlande die Blüte der männlichen Jugend dahin. Ihrer Bedeutsamkeit für die Kirche, mit der ihre gesammte Organisation im engsten Zusammenhange stand, war die Universität sich vollkommen bewußt und sprach dies vor Fürsten und Päpsten mit großem Selbstgefühl nicht nur selbst aus, sondern fand sich auch durch ihre Glieder in diesem Sinne bei jeder Gelegenheit in That und Wort vertreten. Durch ihre Stellung zur Kirche gelangte sie aber auch, namentlich seit Philipp IV., zu Einfluß am französischen Hofe. Die Könige schützten sie als ihre Tochter bei ihren Rechten, selbst mit Preisgebung solcher Beamten, die im Interesse des Reichs gegen die Universität eingeschritten waren, traten bisweilen, um ihre Ansprüche zu mäßigen, in Unterhandlung mit ihr, und ließen es geschehen, daß sie als förmliche Vermittlerin zwischen Regierung und Volk auftrat. Dieser politische Einfluß war auf das innigste mit ihrer Organisation verwebt. Die Universität Paris hatte ihre corporative Basis an ihren Lehrern. Um Mitglied einer Facultät zu werden, mußte man in der artistischen Facultät den Grad eines Magisters, in den übrigen Facultäten den eines Doctors haben. Da nun alle Baccalaureen der übrigen Facultäten magistri artium waren, so ergab sich die Eigenthümlichkeit, daß sie alle auf so lange der Artistenfacultät angehörten, an ihren Wahlen und Berathungen theilnahmen, bis sie durch das Doctorat zu derjenigen Facultät Zutritt erhielten, der sie anzugehören wünschten. Die vier Nationen der Artistenfacultät und die drei übrigen Facultäten standen daher ganz selbständig nebeneinander, sodaß die Bezeichnung der Universität als einer Föderativrepublik für ihre Verfassung ganz entsprechend ist. Mit besonderer Zähigkeit hielt die Universität allezeit auf ungeschmälerte Wahrung ihrer Privilegien, deren wichtigstes die Befreiung ihrer Angehörigen von der weltlichen Gerichtsbarkeit und von Abgaben, selbst kirchlichen, war. Für die Vertheidigung der Privilegien hatte ihr Gregor IX. die Vollmacht zu einer dem kirchlichen Interdicte ähnlichen Maßregel verliehen, nämlich die Befugniß, ihre Vorlesungen, Disputationen, Predigten auf so lange zu sistiren, bis sie ihr Recht erlangt habe. Wie das Interdict verfehlte auch diese cessatio nicht, großen Eindruck zu machen, allein der rücksichtslose Gebrauch stumpfte hier wie dort die Waffe ab. Uebrigens ließen die sittlichen Zustände der Universität ihre Freiheit oft in einem sehr zweifelhaften Werthe erscheinen. Das Streben nach möglichster Ungebundenheit, der gleiche Fuß, auf den in der artistischen Facultät sich Lehrer und Schüler stellten, die massenhafte Concurrenz junger Lehrer und Pädagogen, die geistig und sittlich selbst zu tief standen und durch oberflächlichen Unterricht und gewinnsüchtiges Accommodiren an die Neigung der Zöglinge diese in ihrem wüsten und kecken Treiben bestärkten, führten in dem an Genüssen, Zerstreuungen und Unruhen jeder Art reichen Paris Zustände bei den Studirenden herbei, die alle Disciplin und statuarischen Bestimmungen illusorisch machten, da niemand den Muth und die Kraft hatte, sie aufrecht zu erhalten. Selbst während der Predigten kam der Uebermuth in frechem, störendem Verhalten zum Ausbruch. Jede Rüge, auch der Bessern, wurde als ehrenwidrige Beleidigung aufgenommen. Nach einer Schilderung des Cardinals Jakob von Vitry waren die Engländer Trunkenbolde, die Franzosen stolz und weichlich, die deutschen Studenten wüthend und obscön, die Normannen hochmüthig und eitel, die Burgunder brutale Narren, die Bretonen leicht und unbeständig, die Lombarden habsüchtig, boshaft und feig, die Römer zu Aufruhr und Gewaltthat geneigt, die Sicilier grausam und tyrannisch, die Brabanter Diebe, die Flamländer Wüstlinge. Im Hinblick auf diese Zustände nennt Nikolaus de Clemanges Paris ein Babylon, in welchem keiner lange verweile, ohne an Verstand und Gefühl verdorben zu werden. Daß unter solchen Verhältnissen das wissenschaftliche Streben an der Universität nicht verkam, sondern sie auch in den schlimmsten Tagen das Bewußtsein ihrer Aufgabe behielt, dafür wirkten zwei Umstände zusammen. Einmal die Theilnahme der Mönchsorden an der Universität und die damit verbundene Eifersucht zwischen den regularen und säcularen Gliedern der Facultäten, dann die Gründung von Collegien zu dem Zwecke, durch gemeinsames, unter Aufsicht stehendes Leben die Jugend der sitt-

lichen und literarischen Zuchtlosigkeit zu entreißen und für den kirchlichen Dienst in geeigneter Weise vorzubereiten. Indem Schwab die Verfassung des Collegs von Navarra, in welchem Gerson seine philosophische und theologische Bildung erhielt, näher beschreibt, gibt er damit zugleich ein Bild von der Organisation der bessern dieser Häuser; wir fühlen uns im Raume zu beengt, um aus dem weitern Inhalt des Kapitels das eine oder das andere hervorzuheben, und wäre es auch selbst nur in der gewaltsamen Contraction, deren wir uns in diesem Absatz beflissen haben.

Das Schisma an sich und zumal auch Gerson's Stellung zu demselben ist von einer solchen Wichtigkeit, daß wir es dem Verfasser gerade nicht verargen wollen, wenn er ein besonderes Kapitel, das dritte, für die Erzählung von dessen Entstehung verbraucht. Seit dem Aufenthalt der Päpste in Frankreich war der gesammte Wohlstand Roms tief gesunken, die Kirchen standen theilweise verfallen und verödet, ihr Vermögen war verschleudert, ihre Kostbarkeiten, selbst Reliquien großentheils verschwunden. Auch die politische Bedeutung Roms war verloren gegangen; durch die Kämpfe um republikanische Verfassung, wie durch die Fehden der mächtigen Adelsgeschlechter zerrissen und geschwächt, konnte es nicht entfernt den Einflüssen von Mailand, Venedig, Florenz und Neapel auf die italienischen Verhältnisse und deren Gestaltung sich gleichstellen. Die Erfahrung von 70 Jahren hatte gelehrt, daß im Nothfall die Päpste Roms, aber Rom nicht der Päpste entrathen könne. Es erschien daher nach dem Tode Gregor's XI., am 27. März 1378, als eine Lebensfrage für Rom, ob der neue Papst hier oder in Avignon seinen Sitz nehmen werde. Alle Einflüsse, auch wol illegale, wurden in Bewegung gesetzt, um das Conclave zur Wahl eines Italieners, nicht eines Franzosen zu bestimmen. Urban VI., Erzbischof von Bari, wurde zum Papste proclamirt. Die Strenge, mit der er auftrat, brachte ihn in Conflict mit den Cardinälen; viele von diesen flüchteten nach Avignon, erklärten Urban's Wahl als ungültig, weil vom römischen Volke erzwungen, und proclamirten den Cardinal Robert von Genf als Clemens VII. zum Gegenpapst. Das Schisma war vollendet.

Unsere Besprechung hat auf den Charakter d. Bl. Rücksicht zu nehmen. Schrieben wir für eine Kirchenzeitung, welche sich die Vertretung der Interessen der Kirchengeschichte zu ihrer Aufgabe gemacht, dann könnten wir allerdings auf die folgenden 14 Kapitel näher eingehen; aber eine Kritik der „Blätter für literarische Unterhaltung" muß darauf verzichten, mit Schwab der Thätigkeit Gerson's auf den Concilien zu Pisa und Konstanz zu folgen, wir können uns nicht an die sehr verzwickten Untersuchungen über den theologischen Standpunkt Gerson's, über seine Mystik, die sich im großen und ganzen an Thomas von Aquino anlehnt, verlieren; wir bescheiden uns, dem Verfasser zu bescheinigen, daß er überall mit einer Gründlichkeit zu Werke gegangen, die nichts zu wünschen übrig läßt. Von Wichtigkeit ist der Nachweis, daß die Schrift „De modis uniendi ecclesiam", die bisher allgemein Gerson zugeschrieben worden, den letztern keineswegs zum Verfasser hat. Die Schritte Gerson's gegen Huß mochten es Schwab zur Pflicht machen, auch die Geschichte dieses Theologen und seines Vorbildes Wicliffe in Untersuchung zu ziehen; daß dazu aber zwei lange, umfangreiche Kapitel verbraucht werden, dürfte denn doch des Guten wirklich zu viel gethan sein. In dem letzten, dem achtzehnten Kapitel handelt die Biographie über die letzten Jahre Gerson's, über seinen Charakter und seine Schriften. Als Gerson im Mai 1418 das Concil von Konstanz verließ, durfte er nicht wagen, bei der damaligen Macht des ihm feindlichen Herzogs von Burgund nach Frankreich zurückzukehren. Er begab sich nach Baiern und erhielt einen Ruf an die Universität Wien, den er jedoch ablehnet. Die Ermordung des Herzogs von Burgund öffnete ihm wieder das Vaterland; er kehrte heim, aber seine Kräfte waren gebrochen. Die wenigen Jahre, die er noch zu leben hatte, verliefen in frommen Uebungen und Betrachtungen. Er starb zu Lyon, und bei der dortigen Bevölkerung genoß der Todte noch lange die Verehrung eines Seligen. „Blicken wir auf das Leben und Wirken Gerson's zurück", schließt der Verfasser, „so finden wir wie bei allen bedeutenden Persönlichkeiten dieses ebenso durch die gegebenen geschichtlichen Verhältnisse als durch seine Individualität bestimmt. Die Zeit Gerson's ist eine Zeit des Uebergangs, des Ringens und Tastens nach neuen Grundlagen der zersetzten bürgerlichen und kirchlichen Ordnung. Das kirchliche Schisma hat die allgemeine Zerfahrenheit nur fühlbarer gemacht. In Frankreich ist die Monarchie ein Einheitspunkt für die Nation, wiewol sie noch ringt um ihren Bestand mit äußern Feinden und mit den Folgen eines schlechten Haushalts und die unglückliche Regierung Karl's VI. laut genug spricht, daß die Monarchie noch anderer Rechtsgrundlagen bedarf, als des guten Willens des Volks und des Fürsten. Die Gallikanische Kirche hat ein Organ der Einheit an der Universität Paris; ihr Einfluß ist zunächst ein kirchlicher, wird aber durch den engen Verband, in dem in Frankreich Kirche und Staat stehen, auch ein politischer; in der Zeit des Schisma erreicht dieser Einfluß bei dem gesunkenen Ansehen des Primats und dem traurigen Zustand der Monarchie seinen Höhepunkt. Den innern Verfall des kirchlichen Lebens theilt zwar auch die Universität; neben äußerm Anschlusse an das Dogma ein sehr verweltlichter Sinn, neben sorgfältiger Pflege des scholastischen Elements eine große Gleichgültigkeit gegen die sittliche und geistige Verkommenheit des Volks; die Theologie hat sich dem Leben entfremdet, die Philosophie sich einem in Subtilitäten gefallenden Formalismus ergeben, das kanonische Recht sich in den Buchstaben seiner Satzungen verloren; aber durch ihre eigenthümliche Organisation vermag sie auch jedem Gedanken des Bessern, der sonst unter dem Drucke der Verhältnisse verstummt geblieben, zum lauten Worte vor ganz Frankreich zu verhelfen. In diese Verhältnisse trat Gerson, ein klarer scharfer Verstand und dabei mit einem starken, leicht erregbaren Gefühle begabt, festen, ausdauernden Willens, und doch wieder ängstlich und umstimmbar, gegen Ruhm und Ehre bei richtiger Würdigung menschlichen Urtheils nichts weniger als gleichgültig, selbst wo er sie abzulehnen scheint, aber auch eine Sehnsucht nach stiller Beschaulichkeit und Weltflucht nährend, ein unbefleckter, reiner Sinn, der bei seltener Milde und Schonung gegen fremde Gebrechen nur gegen sich keine Nachgiebigkeit kannte. Der Grundton und bestimmende Zug dieses Charakters aber war Frömmigkeit im edelsten Sinne des Worts, getragen durch einen bis zur letzten Lebensstunde unerschütterten Glauben an die geoffenbarte göttliche Wahrheit, wie durch die lebendige Sehnsucht seines Gemüths. Diese Frömmigkeit läßt ihn mitten in den Kämpfen und Wirren der Zeit den Blick auf das richten, was göttlicher Ordnung gemäß sei; denn diese Ordnung will er aufrecht erhalten und herstellen, in der Kirche und selbst im Staate, da ja das Naturrecht mit dieser göttlichen Ordnung in Einklang steht. Wie darum sein politisches Wirken auf Einheit und Frieden Frankreichs gerichtet ist und zwar auf der Grundlage eines Rechtszustandes, der, aller Willkür der Gewalt Schranken setzend, ihren Bestand auch für die Zukunft sichere, so nimmt er auch im Schisma eine Stellung über beiden sich gegenseitig abstoßenden Parteien, er setzt alles an Herstellung der Einheit, aber er will sie nicht auf einem Wege verwirklicht, der die hierarchische Ordnung, zunächst den Bestand des Primats gefährde, so wie er auch wieder im Interesse der Kirche den Primat in die nach seiner Anschauung von Gott gesetzten Schranken weist. Noch selten ist diese eigenthümliche Stellung Gerson's in der kirchlichen Verfassungsfrage richtig gewürdigt worden; ältere Theologen urtheilen zum Theil noch besonnen; neuere aber sehen in ihm nur den kirchlichen Revolutionär, den Vorläufer Luther's, allerdings auf der Grundlage der ihm nicht angehörigen Schrift: «De modis uniendi ecclesiam», was als Entschuldigung dienen kann."

In eine Kritik der Kritik einzutreten, die Schwab über die Schriften Gerson's fällt, ist ohne Kenntniß dieser Schriften selbst unmöglich. Fast alle Schriften Gerson's sind unter dem Drang-

äußerer Verhältnisse und mit steter Beziehung auf specielle Zustände und Bedürfnisse niedergeschrieben worden, ein Umstand, der mindestens auf die Vollendung der Form nachtheilig eingewirkt haben muß; es will uns bedünken, daß angesichts dieser Thatsache die Anerkennung, welche Schwab für die literarische Wirksamkeit Gerson's hat, eine zu lebhafte und enthusiastische sei.

Mit Rücksicht auf den Charakter und die Aufgabe d. Bl. haben wir auf den eigentlichen Kern der Arbeit von Schwab nicht eingehen können. Hätte der Verfasser die literarischen und historischen Momente in der Thätigkeit Gerson's zum Mittel- und Schwerpunkte seiner Darstellung gemacht, das Eingehen wäre möglich gewesen; da er aber vorzugsweise, ja fast ausschließlich die theologischen, scholastischen, mystischen Elemente betont, da er bei diesen Partien mit einer Breite verweilt, die kaum noch für den gelehrten Fachtheologen erträglich, so sind wir zu der lakonischen Kürze und Enthaltsamkeit gezwungen gewesen. Nach der einen Stelle, die wir schließlich wörtlich angeführt, kann man sich eine Vorstellung von jener sattsam unerquicklichen Weitschichtigkeit der Redensarten und Wortfügungen machen. Und doch enthält das Citat eine gedrängte Zusammenfassung, ein Résumé; wo Schwab detaillirt, wo er specielle Einzelheiten auseinandersetzt, wird er vollends ungenießbar. Der Leser empfängt dann den Eindruck, als säße er, den sengenden Strahlen der Mittagssonne ausgesetzt, auf einem offenen Karren, den ein abgetriebener Gaul durch eine endlose, unabsehbare Sandwüste Schritt um Schritt keuchend fortschleppt. Man kann Seiten, ja Bogen herunterlesen, und der Gedankeninhalt, den man aus der bis zur höchsten Potenz gesteigerten Wortmacherei herausschält, reducirt sich auf ein winziges Nichts. Eine irgend künstlerische Composition der Biographie macht sich in keiner Weise bemerkbar; nicht die geschmackvolle Gruppirung und Vertheilung, nur das hamsterartige Zusammentragen und Anhäufen des Materials, Schicht auf Schicht und Haufen auf Haufen, war die Sorge des Verfassers; nur die Sorge scheint ihm am Herzen zu liegen, wie er immer wieder aus dem Hundertsten in das Tausendste gerathen kann. Wenn die historische Kunst in dem Anlegen von Magazinen und Vorrathskammern, von Schuppen und Scheunen und Speichern bestände, dann wäre Schwab der Preis eines Geschichtschreibers nicht vorzuenthalten. Was er geliefert, ist keine Lebensgeschichte Gerson's, sondern höchstens eine umfangreiche Materialiensammlung, aus der ein künftiger Biograph des Kanzlers schöpfen kann.

Thaddäus Lau.

(Der Beschluß folgt in der nächstfolgenden Lieferung.)

F. W. Gubitz als Lyriker.

Gedichte von F. W. Gubitz. Zwei Bände. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1860. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wie jedes Kriegsheer, so hat auch das Heer der Schriftsteller seine Veteranen. Zu diesen gehört auch Friedrich Wilhelm Gubitz, bekannt als Künstler in Form- und Holzschnitt, dem er zuerst wieder in Deutschland zu Ehren und zu allgemeinerm Gebrauch verhalf, als Begründer der Vereinsbuchhandlung und der illustrirten Volkskalenderliteratur, als Journalist (er war lange Jahre Redacteur des „Gesellschafter"), als dramatischer Dichter, als Theaterkritiker (unsers Wissens noch jetzt in der „Voß'schen Zeitung") und als Erzähler. Wie alle Veteranen hat er manche Feldzüge mitgemacht, manche Wunden, aber auch manche Decorationen empfangen. Manche jüngere Kameraden, die seitdem den Wechsel der literarischen Kriegsgeschicke genugsam erfuhren und zu denen ich mich selbst zählen darf, sind von ihm, durch Mittheilung ihrer Jugenderzeugnisse im „Gesellschafter" zuerst beim Publikum eingeführt worden. Jetzt ist Gubitz ein Siebziger oder genauer gerechnet 74 Jahre alt. Zu so hohen Jahren zu gelangen mag für einen Künstler und Schriftsteller ein Unglück sein, wenn er ganz in Vergessenheit geräth, in Stumpfheit, Unthätigkeit und Lethargie versinkt und die Fähigkeit verliert, seine Zeit zu verstehen und sich ihr mitzutheilen. Aber für einen Mann, der wie Gubitz, kräftig und munter geblieben, noch immer mit offenen Augen in die Welt schaut und trotz aller schlimmen Erfahrungen das Vertrauen zur Menschheit und zum Himmel nicht verloren hat und nicht der Ansicht eines großen Dichters ist, wonach mit dem funfzigsten Lebensjahre nothwendig für jeden, der die Menschen wirklich geliebt habe, die Zeit des Menschenhasses und der Menschenverachtung gekommen sei — für einen solchen unverwüstlichen Dauermenschen, um ihn so zu nennen, ist ein hohes Alter kein Unglück, sondern an sich ein glückliches Lebensresultat, das er seinen übrigen Erfolgen als keinen der geringsten beizählen kann. Für Gubitz ist die Zeit der literarischen Ernte eigentlich erst jetzt gekommen; er läßt Band auf Band als Ausbeute aus seinem reichen Vorrath an Manuscripten und aus dem „Gesellschafter" erscheinen, und in den vorliegenden zwei Bänden gibt er eine freilich etwas stark gerathene Auslese aus seinen lyrischen Hervorbringungen.

Gubitz hat nicht gedichtet, um als großer Dichter gelten zu wollen; er hat nur gedichtet, um sich sein Herz zu erleichtern, um gesellige Kreise zu erheitern und wohlthuend anzuregen, um sich die Fragen der Zeit klar zu machen, um sich mit der Welt und seinem eigenen Innern auseinanderzusetzen und für innere und äußere Bedrängnisse in musischen Ergüssen Trost und Beruhigung zu finden. Die vorliegenden zwei Bände sind das Jahr- und Tagebuch seines langen Lebens. Er ist ein Gelegenheitsdichter im guten Sinne des Worts, indem er die Stoffe, die er behandelt, nicht gewaltsam zu sich heranzwang, sondern die augenblicklichen Eindrücke, welche die Welt auf sein Inneres machte, auf frischer That in Verse kleidete. In großer Zahl finden sich auch in dieser Sammlung bei bestimmten Anlässen entstandene Gelegenheits- und Festgedichte, und gerade bei diesen hätte der Verfasser vielleicht eine strengere Auswahl treffen sollen. Indeß sagt er selbst in einem Vorgedicht in bescheidener Weise:

> Nicht mangeln ließ ich Prüfung wol und Sichten,
> Doch glückt's oft nicht, sich selber zu erkennen,
> Drum werd' auf Groll mit denen ich verzichten,
> Die mir's verweigern, Dichter mich zu nennen.
>
> Gesammelt haben viele; sie zu mehren
> Versagt' ich mir nun durch ein halb Jahrhundert;
> Jetzt könnt' auch harter Spruch mich kaum beschweren,
> Ein Siebziger ist nicht gar leicht verwundert.

Wenn man eine Gedichtsammlung zur Anzeige zu bringen hat, so hat man zunächst und zumeist diejenigen Eigenschaften zu nennen, welche für den Verfasser derselben besonders charakteristisch sind. Energische Gestaltungskraft, Schwung der Phantasie, hervorstechende Originalität in Gedanken und Ausdruck, Glanz und Pracht der Verstechnik und Reimarchitektur wird man nun zwar bei Gubitz weniger finden; aber um so mehr tüchtige und gesunde Lebensweisheit, Verstandesklarheit, geraden freien Mannessinn und Gottvertrauen, daher auch Haß gegen allen heuchlerischen Pietismus, wie überhaupt gegen alle Heuchelei und alles Lügenhafte und blos Phrasenhafte, gegen allen Hochmuth, der sich auf den Besitz der Güter, die nur von dieser Welt sind, und irdischer Ehren stützt, Haß gegen den Dämon unserer Zeit, den im Schlamme nach Gold grabenden Materialismus, dafür aber Liebe zum Vaterlande wie zur Menschheit, die er bei allen ihren Verirrungen in hohen Ehren hält, dabei frischen Frohmuth, heitern Humor und einen entschiedenen Geselligkeitstrieb. Das etwa sind die charakteristischen Haupteigenschaften, die wir der Gubitz'schen Muse zuerkennen müssen. In den leichten, gefälligen, zuweilen etwas bequemen Formen verräth sich besonders der Einfluß des Altmeisters Goethe, das Schiller'sche Pathos liegt ihm gänzlich fern, wie es überhaupt unserer Zeit fern zu liegen scheint; denn so sehr man es auch bei der Säcularfeier gepriesen und verherrlicht hat, so läßt es sich doch in den Dichtwerken der Gegenwart nur wenig spüren. Gewiß sind die Eigenschaften, die wir oben genannt haben, aller Aner-

kennung werth und sehr geeignet, dem Manne, der sie besitzt, unsere Achtung zu sichern. An Gefühl und Empfindung fehlt es Gubitz nicht, ja er besitzt sie in vielleicht größerer Fülle als mancher, der sie als Virtuose des Verses nur erkünstelt oder in weichlicher entnervender Sentimentalität förmlich zu schwelgen scheint; aber das betrachtende Element ist bei Gubitz überwiegend. Nenne man diese Art Poesie immerhin Reflexionspoesie; auch die Reflexion schließt ja Gefühl und poetische Fassung nicht aus, und dann ist sie ja ohnehin in unserer Zeit so vorwaltend, daß fast nur noch die Jugend und die Frauen — aber wer weiß wie lange noch? — an den von der Reflexion losgelösten Gebilden der dichterischen Phantasie ihre Freude haben, während man jetzt unter hundert erwachsenen Männern vielleicht noch nicht einen trifft, der diese Freude zu theilen oder zu begreifen fähig wäre. Dieses Factum steht fest, mag man auch diese Richtung auf das blos Praktische, wenn zuletzt auch die bereits hinlänglich blasirte Jugend und die bereits auch nicht sehr idealistisch gestimmte Frauenwelt gänzlich in sie hineingerissen werden sollten, von Herzen bedauern; denn auch die Phantasie und die poetische Gestaltungskraft, mit denen wieder Religion und Künste innig zusammenhängen, gehören doch auch zu den höhern, das Menschengeschlecht adelnden Facultäten des menschlichen Geistes, und wehe dem Volke, dem sie gänzlich abhanden kommen. Der Sand der Wüste, durch die es nach Erwerb und Handel rennt, wird dann nicht nur des Volkes Kunstdenkmale, sondern zuletzt es selber begraben und alle Brunnen zuschütten, um die eine Oase grünte.

Wir werden daher in unserer Zeit vielleicht gerade solche Poeten willkommen heißen müssen, welche die Gemüther durch die Reflexion mit der Poesie vermitteln und etwas volksthümlich, nicht exclusiv Lehrreiches haben; denn gerade dieser Mangel an allgemeinfaßlicher Didaktik ist vielleicht schuld gewesen, daß die moderne Poesie dem eigentlichen Volke schon seit langem unverständlich und gleichgültig geworden ist; das Volk will allerdings doch auch immer etwas fürs Leben haben. Am passendsten werden wir übrigens vielleicht Gubitz einen Dichter der Gesinnung, nämlich der frischen, kräftigen, auf Unabhängigkeit des Denkens und Handelns haltenden, aber auch durchweg humanen Mannesgesinnung nennen können. Einige Proben, die wir zunächst der Abtheilung „Lebenskämpfe und Lebensgetriebe" im ersten Bande entlehnen, werden dies am besten darthun:

Mahnung.

Nie vom kurzen Leben laß
Stunden unnütz sterben,
Darum laß von andern dir
Keine je verderben.
Willst du bei dir selber sein,
Hegen innre Gäste,
Wirf die Welt zur Thür hinaus,
Das ist's Allerbeste!

Selbstbetrachtung.

Wenn ich wahrhaft bin, so will
Niemand recht mich leiden;
Täusch' ich, muß ich scheu den Blick
In mein Herz vermeiden.

Soll ich nun um Gunst der Welt
Schlaue Lüg' erlernen,
Und von Einigkeit mit mir
Stets mich mehr entfernen?

Nein! — was geht die Gunst mich an!
Wahrhaft will ich bleiben,
Und die Welt mag, wenn sie grollt,
Mehr zu mir mich treiben.

Ich will, frei vom Ränkespiel,
Mich mir selber geben; —
Denn ich kann doch nun einmal
Ohne mich nicht leben!

In dem Gedichte „Geldherrschaft" geißelt er kräftig das Hauptlaster der Zeit; da heißt es denn:

Die Welt hat keine Männer jetzt,
Hat nichts als feile Krämer;
Das Edle wird am Lohn zerfetzt,
Nur Nehmer gibt's, nicht Schämer.

Verpfuschte Kerle konnten sie
Nur Geld in Kasten sperren,
Dann sind selbst Lump und Compagnie
Gar hochverehrte Herren u. s. w.

Dies ist freilich mehr wahr und derb als poetisch gesagt. Auch in dem zweiten, übrigens gehaltvollern Bande protestirt er gegen den materialistischen Zug unserer Zeit, und zwar in dem Gedichte „Realismus, Materialismus, Idealismus", dessen drei letzte Strophen lauten:

Idealismus — Gottheitsanverwandter,
Gedankenheimat für das Urbildsame,
Wo rettest du, durch Troßgewalt Verbannter,
Dich hin aus all dem Modeplunderkrame!

Vertrau' auf Gott! — Im Geldpapiergewirre
Und stetem Qualme von Maschinendämpfen
Verläuft der Realismus sich in Irre,
Stirbt mit Materialismus dort in Krämpfen!

Vertrau' auf Gott! — Der ew'ge Weltumfasser
Läßt ungestraft das Edle nicht verkümmern;
Sein Geist, der einst den Erdball hob aus Wasser,
Erhebt das Ideal — und wär's auf Trümmern!

Es ist in der That hohe Zeit, daß sich solche Proteste gerade von seiten unserer Dichter erheben und in die stärksten Ausdrücke gefaßt werden; denn wenn irgendwer dazu berufen ist, die noch etwa vorhandenen Reste des Idealismus zu pflegen und den heuschreckenartigen Verheerungen auf diesem Gebiete von seiten des Materialismus nach Kräften Einhalt zu thun, so sind es die Poeten. Und die Dichter sind keine zu verachtenden Kämpfer, denn ihre Sentenzen, wenn sie überhaupt gut gedacht und schlagkräftig pointirt sind, prägen sich durch Gleichniß, Witz oder Schwung, Rhythmus, Reim, Parallelismus u. s. w. leicht dem Ohr und dauerhaft dem Gedächtniß ein. Dieser Mercantilismus will ja schon in unsern großen Handelsstädten möglichst wenig grüne Plätze und Baumpflanzungen, die dem Auge, der Stimmung und der Gesundheit gleich zuträglich sind, sondern recht viele und möglichst ausgedehnte brandige Sandflecke, förmliche kleine Saharas, weil sie der Aufstellung von Buden den weitesten Spielraum gewähren und mithin das materielle Gedeihen der Bevölkerung fördern; und es könnte früher oder später die Zeit kommen, wo man alle jene herrlichen Stadtpromenaden, diese „Lungen der Städte", welche das Werk unserer poetisch gestimmtern Vorfahren waren, unbarmherzig parcelliren und in Markt- und Meßplätze verwandeln oder von Häuserspeculanten bebauen lassen wird, unter dem Vorgeben, daß Promenaden ja unproductiv seien und für die zunehmende Bevölkerung und den zunehmenden Verkehr nothwendig Raum geschafft werden müsse. Man wird diese Verwandlung frischer Rasenplätze und Baumgruppen in Marktplätze und Baustellen zuletzt ebenso nothwendig finden, als es nach des Engländers Buckle statistischer Mercantilphilosophie nothwendig und nach unverbrüchlichen Gesetzen angeordnet ist, daß jährlich so und so viel Individuen sich das Leben nehmen oder im Trunk und materiellen Elend untergehen oder stehlen und betrügen und dafür ins Zuchthaus gebracht werden. Schöne Zeit, wo selbst die Geschichtsphilosophie dem „Egoismus der Interessen" huldigt, von den Nachweisungen der statistischen Tabellen ihren Ausgang nimmt und in den Säckel der manchesterer und birminghamer Baumwollenlords mündet.

Eine Abtheilung im zweiten Bande unter dem Titel „Literarisch" ist, um so zu sagen, so recht Wasser auf unsere Mühle. Um Ton und Geist dieser Gedichte zu bezeichnen, theilen wir folgende zwei vollständig mit:

Lied für Schriftsteller.

Das Fremde übersetzen,
Je nun, das geht schon an!
Doch Fremdes überschätzen,
Das thut kein echter Mann.
Vor allem scheint es rühmlich,
Wird jeder eigenthümlich —
Versteht sich, wenn er's kann!

Im Eignen stark sich fühlen,
Je nun, das geht schon an!
Doch Neid durch Bosheit kühlen,
Das thut kein echter Mann.
Drum fort mit niederm Schelten,
Ein jeder mag was gelten —
Versteht sich, wenn er's kann!

Sind Dichter manchmal herrisch,
Je nun, das geht schon an!
Doch eitel sein und närrisch,
Das thut kein echter Mann.
Wo Fante grob sich zeigen,
Hat jeder Grund zu schweigen —
Versteht sich, wenn er's kann!

Zum Rechten sich verbünden,
Je nun, das geht schon an!
Doch Rechtem Krieg verkünden,
Das thut kein echter Mann.
Apoll führt keinen Prügel,
Und jeder halt' am Zügel —
Versteht sich, wenn er's kann!

Will einer alle fressen,
Je nun, das geht nicht an!
Und mit dem Lump sich messen,
Das thut kein echter Mann.
Im Dichten und im Trachten
Muß jeder selbst sich achten —
Versteht sich, wenn er's kann!

Cliquen.

Jetzt bilden sich der Cliquen
In Deutschland weit und breit,
Sie loben, was zu tadeln,
Und loben nie gescheidt.

Sie tadeln, was zu loben,
Und loben sich allein;
Sie müssen frech sich zeigen,
Um rings bemerkt zu sein.

Ward einer erst ihr Götze,
Macht alles er scharmant,
Da wird zu Meisterwerken
Sein Irrthum und sein Tand.

Und wird ihr Götz' erbärmlich,
Sie preisen ihn als stark,
Und werfen Ruhmeskränze
Auf unfruchtbarsten Quark.

Sie schauen, gibt's was Rechtes,
Sich nach dem Götzen um,
Verzieht der nur die Miene,
Gilt Rechtes gleich für dumm.

Die „Iten" und die „Aner"
Belacht der echte Mann,
Doch wer sie feilschen möchte,
Der frage bei mir an,

Ich will sie alle nennen
Trotz ihrer Larvenlist;
Nur bitt' ich, bald zu fragen,
Weil schnell man sie vergißt!

Ein anderes Spottgedicht „Kritische Miethlinge" richtet sich gegen die Inhaber kleiner Theaterblätter, welche den gastirenden Schauspielern die Pistole auf die Brust setzen und rufen:

Du, Gast, sei schnell Pränumerant,
Dann dien' ich dir mit Glimpfe;
Doch pochest du auf dein Talent,
So poch' auch ich und schimpfe!

Willst stürmisch applaudirt du sein,
Pränumerire doppelt;
Dann wird die klatschende Partei
Geworben und gekoppelt.

Hervorruf wird dir auch geschafft,
Pränumerirst du dreifach u. s. w.

Der Angriff richtet sich also namentlich gegen jene Theaterrecensenten, welche zugleich Entrepreneure des Claquengeschäfts sind. Aber Gubitz verkennt auch nicht, daß dieses „lungernde Diebsgesindel" nicht da sein würde, wenn nicht auch anderes „Gesindel" da wäre, welches sie besoldet; es sind jene Schauspieler und Schauspielerinnen, also ziemlich alle, welche die Theaterkritik nur als Mittel betrachten, ihnen volle Häuser, Applaus, Hervorruf, Blumenspenden u. s. w. zu verschaffen, und solche Dienste und Handleistungen müssen wie billig bezahlt werden. Gentz wäre auch ein sehr unbestechlicher Mann gewesen und geblieben, wenn sich nicht Regierungen und hohe Personen gefunden hätten, die gar kein Arges darin fanden, ihn für seine Dienste mit Summen zu bezahlen, gegen welche freilich die Zahlungen unserer dramatischen Künstler an solche Theaterrecensenten sicherlich wahrhafte Bettelsummen sind. Gubitz schließt sein Spottlied mit der Strophe:

O fraget nicht verwundert nun:
Wer zahlt für solchen Schwindel? —
Denn leider wirbt zum Fluch der Kunst
Um sie auch viel Gesindel!

Wir haben zufällig gerade dieses Thema bereits in der vorigen Nummer ausführlicher besprochen; doch möchten wir bei diesem Anlaß nachträglich noch hervorheben, daß es auch feinere Bestechungen gibt, die nicht so ordinären Charakters, aber in ihren Folgen kaum minder bedenklich sind. Ein Theaterdichter ist z. B., wie dies häufig der Fall, zugleich Theaterkritiker, Journalist und Correspondent; er hat ein neues Stück fertig, und es sind ihm von namhaften Acteuren und Actricen Versprechungen gemacht worden, das Stück auf die Bühne zu bringen und die Hauptrollen darin zu geben. Diese Versprechungen zerrinnen zwar zuletzt sehr oft in Luft, aber ihre Wirkung läßt sich darin spüren, daß plötzlich in einer Anzahl von Journalen die betreffenden Schauspieler und Schauspielerinnen als diejenigen gepriesen werden, welche über alle übrigen hervorragen, während derselbe Dichter und Kritiker früher vielleicht ganz andere Koryphäen der Bühnenkunst feierte. Das Stück kommt vielleicht nicht zur Aufführung — wofür dann die Schuld auf den bösen Willen der betreffenden Intendanz oder Direction u. s. w. geschoben wird —, aber der Schauspieler hat seinen Zweck erreicht; seine Verherrlichung ist eine Zeit lang an der Tagesordnung gewesen, und das genügt. Natürlich hat auch Gubitz an diesem etwas flatterhaften und, solange man ihrer Eitelkeit nicht in den Weg tritt, sogar meist ganz liebenswürdigen Völkchen als Theaterreferent seine schlimmen Erfahrungen gemacht, wie in der Abtheilung „Reimspitzen und Stachelreime" folgendes Epigramm beweist:

Der Komödiant über Kritiker.

„Der Kritiker hat Geist — er sagt's ihm prächtig!"
So klingt's, wenn's einem andern gilt;
Doch trifft's ihn selber, spricht er wild:
„Der Kerl ist ohne Hirn und niederträchtig!"

Sein Vertrauen zu den Schauspielern hat Gubitz freilich verloren, aber nicht zu Gott, wie in diesem zweiten Bande die

gesammte erste Abtheilung „Andacht und Glaube“ darthut, aus der wir jedoch nur nachstehende zwei kleine Proben mittheilen:

Alles in Gott!

Wenn Gott im Herzen lieb du hast,
So trägt er mit dir jede Last,
Er trägt, traust du ihm inniglich,
Zuletzt die Last wol ganz für dich,
Und bist du völlig ihm ergeben,
Wird er zugleich dich mit erheben.

Stärkung.

Sei du nur treu dem Himmel,
Der Himmel ist dir treu!
Drum hab' im Erdenwallen
Vor dem, was droht, nicht Scheu.

Wenn Neid und Haß dich kränken,
Thu' dennoch keinem Leid;
Uns gibt das kurze Leben
Ja kaum zur Liebe Zeit!

Und stürmt zerstörend Wüthen
In deiner Jahre Bau,
So denk': auch alle Stürme
Umfaßt des Himmels Blau.

Sein schutzgetreuer Bogen
Beschirmt dich täglich neu:
Sei du nur treu dem Himmel,
Der Himmel ist dir treu!

An der Herrlichkeit der christlichen Liebe, die er mit Zugrundelegung des ersten Paulinischen Briefs an die Korinther auf S. 22 feiert, hat ihn auch die Erfahrung nicht irre machen können, daß das Wesen christlicher Staaten bisher leider eher auf alles andere gebaut war, als auf die Grundsätze christlicher Liebe.

Unter den Gedichten erzählender Gattung hat uns namentlich die Legende „Der Bau des Münsters“ gefallen; es ist die Geschichte von einem Könige, welcher einen Münster baute mehr zu seiner als zu Gottes Ehre, und am Portal mit goldenen Zügen die Inschrift anbringen ließ, daß er allein den Münster gebaut. Schon am nächsten Morgen war die Inschrift fort und durch eine andere ersetzt, welche auf eine arme Spinnerin lautete. Zweimal wurde die Inschrift geändert, und immer wieder war die auf die arme Frau bezügliche Inschrift da. Nun erkannte der König hierin ein Gottesgericht, und es ergab sich, daß die gute Frau täglich für die Pferde, die das Gebälk und die Steine herbeigezogen und die man hungern ließ, für ihre paar Pfennige Heu gekauft und es den ermatteten Thieren hingestreut habe. Da sagte der König:

Klar seh' ich's nun ein:
Des Himmels Gnad' erwirbt Demuth allein;
Hinweg denn mit diesen Worten voll Prangen,
Durch die ich an Gott mich so frevelnd vergangen! —
Nur danach, wie einer die Gabe beschert
Dem Ewigen, bestimmt er ihren Werth;
Ob viel ich gewandt an Säulen und Bogen:
Der Heller des Weibs hat schwerer gewogen!

Wir zweifeln nicht, daß Gubitz nicht von uns gehen wird, ohne uns auch seine Memoiren zu geben. Er hat noch als junger Mensch Schiller persönlich gekannt, und Goethe, dem er dafür auch ewig dankbar blieb, war es vornehmlich, der seinem früh entwickelten Talente als Holzschneider seine Aufmerksamkeit zuwandte und ihm in aller Weise förderlich war. Namentlich würde er aber über die literarischen und politischen Zustände Berlins, in dessen Verhältnisse er vollkommen eingeweiht ist, viel Interessantes mitzutheilen haben. **H. M.**

Musikalische Literatur.

Von den hier zusammengestellten Schriftchen dürften die beiden letztern eine weitere Verbreitung als die erste finden, was zu gleichen Theilen seinen Grund sowol in der Wahl des Stoffs, als auch in der Art seiner Behandlung haben möchte. Es erscheinen hier nämlich ein Philosoph wider Willen oder besser gesagt ein Musiker im Philosophenmantel; ferner ein rüstiges, junges Blut, dem der Mund überläuft, deß das Herz voll ist, und sein Herz sitzt auf der rechten Stelle; und endlich ein Praktikus, der nicht ohne Sarkasmus den Finger aufhebt und von seinem gewonnenen Standpunkt aus die Resultate reiferer Jahre vorlegt und warnend auf seine eigene Jugend zurückweist.

1. Das Musikalisch-Schöne. Ein Beitrag zur Aesthetik der Tonkunst von A. Kullak. Leipzig, Matthes. 1858. 8. 25 Ngr.

Zwischen der ästhetischen Schönheit der Musik und der Philosophie besteht eine unversöhnliche Gegnerschaft. Bisher hat noch jede Philosophie, die sich an das Wesen der Musik gewagt hat, sich die Finger verbrannt; trotzdem daß das Wesen der Musik, in Vergleich zu dem anderer Künste, nicht mit Unrecht ein metaphysisches, also zur Philosophie einladendes genannt werden darf, entzieht es sich doch jeder nähern Verschwisterung mit derselben. Das Schriftchen heißt freilich nur ein Beitrag zur Aesthetik der Tonkunst, steht aber nichtsdestoweniger mit dem Anspruch da, eine philosophische Schrift sein zu wollen; von einer solchen verlangen wir aber vor allem einen gedrängten und geschlossenen Gedankengang, den wir durchweg vermissen. Referent hält den Verfasser aber für einen viel zu guten und aufrichtigen Musiker, als daß er zugleich ein guter und strenger Philosoph sein könnte. Schaffende Musiker bewegen sich mit dem Kern ihres Daseins viel zu überwiegend, viel zu innig auf einem uns immer noch räthselhaften Gebiete, als daß der gute Musiker auf dem der Reflexion zugleich Bedeutendes leisten könnte. Herbart war ein guter und strenger Philosoph, allein mehr als die formale Seite der Musik hat er wol nicht in sich aufgenommen, und was thue ich mit Hanslick's „Formengeist“? ist der nicht der helle Widerspruch gegen das erste beste Andante Beethoven's? Mozart hingegen war ein ganzer Musiker, aber nie hat es ihn getrieben, in längern Reflexionen über seine Kunst sich zu ergehen, und wo er ansetzt, da greift er zu einem Gleichnisse. Wir müssen die Resultate, welche die Philosophie der Musik und ihrer Bedeutsamkeit gebracht hat, für sehr gering anschlagen, vielleicht eben deshalb, weil sie sich dem Vergleich mit andern sinnlichen Erfahrungen entzieht; sie verträgt eigentlich gar keinen Vergleich mit einer der andern Künste, so oft der Vergleich und auch „geistreich“ gemacht worden ist. Ehe die Wissenschaft nicht eine Psychologie besitzt, die diesem hohen Namen vollständiger entspricht, als das was bisher so genannt worden ist — und seit den neuesten Forschungen auf dem Gebiet der Physiologie sind wir weiter als je vom Ziele —, eher darf man sich auch nicht schmeicheln, die Räthsel dessen, was wir Gefühl, Empfindung u. s. w. nennen, lösen zu können. Um nur einen Punkt aus der Arbeit des Verfassers näher zu bezeichnen, der diese Behauptung erhärtet, so entlehnen wir aus dem Kapitel „Die höhern inhaltlichen Momente“ folgende Aeußerung: „Der bloße Accord oder seine Verbindung mit nur wenigen Elementen erweckt eine Bewegung des Gefühls; ja legt sogar in diese Bewegung den andern Factor, den Inhalt, so nahe, daß es wunderbar erscheint. Die Ursache läßt sich kaum mehr nachweisen. Es ist ein räthselhafter Reiz in den Tonverbindungen, eine seltsame Sympathie mit den Urvermögen des Gefühls.“ Wenn als Grund dieser räthselvollen Vermittelung zuletzt Nervenschwingungen herbeigezogen werden, so fühlt wol jeder, daß man aus einem Nebel in einen andern versetzt wird, ohne daß man klaren Himmel zu sehen bekommt. Da gefällt mir der Ausspruch eines frühern Philosophen über die Phantasiethätigkeit des Künstlers, daß sie in einem dunkeln Hintergrund, ich las wol auch „Ungrund“, der Seele ihren Ur-

sprung habe, immer noch besser, dann damit begab sich jener große Denker ohne weiteres einer Erklärung. Wenn man auch den Begriff eines Urvermögen zugeben wollte, eine Mehrheit zuzugestehen wäre schon bedenklicher; allein was soll man sagen, wenn man liest: „Die dem Menschen von Haus aus nicht eigene (also gegen seine gesunde Natur laufende), unendliche Zurückgezogenheit in sich selbst (?) hat diese (famösen) Urvermögen durch die Einwirkung der Tonreize in so unendlich verfeinerte Unterschiede aufgelöst, daß das Gefühl (an und für sich selbst inhaltslos) sich selbst als den Inbegriff seiner eigenen, großen, seltsamen und räthselhaften Welt gewinnt.“ Man könnte getrost für den ganzen Satz das Synonymon schreiben: „Ich weiß nicht was ich sagen soll.“ Es klänge in der That ungewöhnlich und schon deshalb des Beifalls der Menge nicht unwerth, wenn man Beethoven's Symphonien Ergüsse krankhafter Gefühlsüberreizungen nennen wollte. Mozart war fein besaitet, aber gefühlskrank war er nie. Fort mit diesen Gefühlssünden, die wol mancher impotenten Musik unserer Tage zu Grunde liegen mögen. Wenn ich auch so unglücklich sein sollte, daß mir weder mein Verstand, noch der eines andern Menschen sagen sollte, auf welche Weise der musikalische Inhalt (die sogenannten „höhern inhaltlichen Momente“) in meine Seele im Augenblick des Schaffens geräth, das weiß ich unzweideutig, daß ich frisch und gesund an Gefühl und Empfindung dabei gewesen bin und noch bin; dieses Bewußtsein soll kein Philosoph mir rauben. Dagegen muß ich als heilsames Verfahren der Natur dankbar anerkennen, daß sie die Augenblicke des Schaffens überall in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt hat; sie will in diesen Augenblicken nicht beobachtet sein.

2. Briefe über Musik an eine Freundin. Von L. Ehlert. Berlin, Guttentag. 1859. 8. 27 Ngr.

Mehr oder weniger gehen dem Referenten bei der Lectüre philosophirender Schriften, wenn sie keinen wissenschaftlich begründeten Standpunkt vertreten, die Verse Goethe's durch den Kopf, von dem Kerl, der auf dürrer Heide speculirt, während um ihn grüne Weide liegt. Des Hin- und Herredens gibt es in solchen Schriften kein Ende; hier und da ein gesperrt gedrucktes Wort leuchtet wie ein Höhenpunkt hervor, zu dem der schwimmende Leser auf Augenblicke kurzen Verschnaufens sich rettet, um sogleich die undenkbare Mühe ziellosen Weitersteuerns fortzusetzen. Ansätze zu einem gewissen logischen Geschick, das dann und wann in solchen Schriften vorbricht, lassen bedauern, daß dem Schreiber eine gründliche Schule fehlt. Das Beste bleibt immer noch das, was der außerphilosophische gesunde Mutterwitz in die Feder gibt. Mit dieser geheimen Vorrede macht Referent auf das obige Schriftchen aufmerksam, aber nur um hinzuzufügen, daß diese musikalischen Briefe von allen jenen Mängeln eine Ausnahme machen. Obgleich an eine Dame gerichtet, hat der Verfasser Leichtigkeit der Darstellung mit gutem Gehalt zu verbinden gewußt; die Briefe, welche die interessantesten Erscheinungen der modernen Musik behandeln, wird jeder Musikfreund mit Vergnügen lesen. Mitunter streift der Enthusiasmus des Verfassers an bloße Geistreichigkeit, aber selten und nicht weiter störend; die neunte Symphonie Beethoven's dürfte mit dem Frühling wol kaum vergleichbar sein, zugegeben, daß man überhaupt hier vergleichen darf, ohne blos geistreich zu erscheinen. Das Büchlein bietet 20 liebenswürdig geschriebene Briefe, die nacheinander Beethoven, Mozart, Mendelssohn, Schumann (namentlich letztern), Wagner, Schubert, Berlioz, Chopin und Meyerbeer in ihren wichtigsten Werken unparteiisch vorführen.

3. Aus dem Leben eines Musikers von J. C. Lobe. Leipzig, Weber. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vierzehn kleine nicht ohne Humor geschriebene musikalische Aufsätze, die mancherlei guten Rath für junge Künstler enthalten oder wenigstens nach des Verfassers Absicht enthalten sollen. Gerade die Erfahrungen aber, vor deren Bitterkeit der Verfasser jüngere Kunstgenossen schützen will, scheinen dem Referent der Art zu sein, daß sie niemand auf dem Wege einer Künstlerlaufbahn erspart werden können, da dieselben leider nur zu sehr mit der Entwickelung des musikalischen Talents selbst zusammenhängen. Wenn man der Jugend noch so eindringlich Besonnenheit und Enthaltsamkeit vorpredigt, man wird sie nie vor der Bitterkeit wahren können, die ein Ueberschreiten dieser Gesetze mit sich bringt: es ist eben Jugend. So bleibt für diese Blätter aber immer noch das Interesse, das jeder Leidensgefährte, der meine Wege geht, für mich haben muß, und da ein gewisser trockener Humor sich um die Dornen und Disteln schlingt, so ist die Lectüre ganz angenehm. Der Verfasser ist Weimaraner, und seine Berichte über Goethe, den er als Intendanten des Theaters zu beobachten Gelegenheit hatte, sowie Unterredungen mit dem großen Dichter sind natürlich von besonderm Interesse, nur schade, daß Goethe in Sachen der Musik stets ein incompetenter Richter geblieben ist. Der Verfasser hat sie unsers Wissens schon früher anderwärts mitgetheilt, und es ist auf sie seinerzeit auch in d. Bl. aufmerksam gemacht worden. Die Besprechungen musikalischer Meisterwerke bekunden den sachverständigen, gründlichen Musiker, als welcher der Verfasser schon längst dem deutschen Publikum bekannt ist. 14.

Notizen.

Originalerfindung und Bearbeitung.

Feodor Wehl hat mit seiner „Deutschen Schaubühne“ ein Unternehmen ins Leben gerufen, das nicht nur Anklang beim Publikum zu finden scheint, sondern auch regenerirend auf die Bühnenzustände wirken möchte. Sagen wir mit dem Worte „regenerirend“ nicht vielleicht zu viel? Der Herausgeber beansprucht wol nur eine vermittelnde Stellung. Dem sei wie ihm wolle, das Unternehmen ist eingeleitet, wünschen wir nur, daß es von Bestand sei und nicht schon nach kurzer Frist in eine schiefe Lage zum Publikum einerseits, wie zu Directoren und Dramatikern andererseits gerathe. Die schiefe Stellung! Wir fragen: da die deutsche Schaubühne vornehmlich praktisch einwirken will, weiß sich der Herausgeber sicher, daß er nicht über kurz oder lang in das Fahrwasser eines nutzlosen Schematismus einlenken muß?! Ueber Theater und Dramatik zu schreiben ist nachgerade ein sehr billiges Vergnügen geworden; die Theaterphraseologie ist so gäng und gebe, daß es kaum noch nöthig ist, Doctoren und Professoren zu Berichterstattern über die dramatischen Leistungen zu bestellen; jeder Schauspielfreund von nur einiger literarischer Bildung, wenn er ein Jahr lang fleißig Theaterzeitungen studirt hat und sich einigermaßen für die Sache interessirt, dazu einen charmanten Stil schreibt, macht das im Grunde ebenso gut wie der tiefsinnigste Kopf. Das ist das Klägliche unserer Bühnenzustände: kein noch so bedeutender Dramaturg kann der Sache nach, sobald es sich um das Praktische und das Bühnenbedürfniß handelt, viel weiser sprechen als es der erste beste Theaterjüngling vermag, ganz in demselben Maße, wie man nicht unsere bedeutenden dramatischen Dichter, einen Gutzkow, Gottschall, Freytag u. s. w., als feststehende Beherrscher des Bühnenrepertoires, sondern die Bearbeiter von Stücken dort eingebürgert findet. Das Geschäft bringt es nun einmal mit sich, es muß um jeden Preis Geld gemacht werden, vor dieser Nothwendigkeit weichen alle bessern Rücksichten. Nach unserm Dafürhalten würde auch Lessing, wenn er heute schriebe, mit aller seiner dramaturgischen Kunst weit hinter den Erwartungen zurückbleiben. Nun er ließe sich vielleicht auch gar nicht auf eigentlich dramaturgische Fragen ein, dafür schriebe er aber eine fulminante Abhandlung über „die Freiheit des geistigen Eigenthums“. Er belehrte uns, daß das, was wir Freiheit in literarischen Dingen nennen, meist nur die Freiheit der Riffpiraten, das heißt die Misachtung aller gesetzlichen Form ist. Wo wäre dieser Zustand unerquicklicher als gerade in Sachen der Bühne.

Wehl mag es sehr gut meinen, wenn er angehenden Dramatikern Bearbeiter zugesellt. Nur sei er dann consequent. Er

sage, daß die geistige Individualität nichts mehr, alles dagegen der handwerksmäßige Zuschnitt gilt. Er täusche sich nicht mit der von ihm beliebten vermittelnden Rolle. Entweder — oder. Entweder haben die recht, die da sagen, nur wer es den Directoren, den Schauspielern und dem Publikum ganz mundgerecht machen kann, verdient Anerkennung und Belohnung; oder es liegt die Zukunft in der Hand derer, die die geistige Individualität in ihrer ganzen Thätigkeit als ein unantastbares Etwas betrachten, von der man erst dann ein Sichschicken und Sichhineinfinden in die Bühnenpraxis verlangen könne, wenn ihr von Directoren, Schauspielern und Publikum die Achtung wirklich garantirt wird.

Im Probehefte bietet Wehl einen Schwank: „Ein modernes Verhängniß.“ Er gesteht es selbst ein, er habe die Idee aus einem neuen Lustspiele eines jungen Dramatikers, Georg Horn. Das Lustspiel heißt die „Neue Welt“, und ist nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Kaiser'schen Volksstücke. Eine wirklich köstliche Lustspielidee, daß jemand seines nichtssagenden Namens wegen zum Unglück gleichsam prädestinirt ist. Wenn nun Georg Horn dadurch, daß er diese Idee oder Pointe zuerst durchführte, nicht auch zugleich die Idee als Eigenthum erwarb, warum wartete denn Wehl so lange, bis es ihm Georg Horn vormachte. Nicht darum handelt es sich, daß zwei Autoren einmal dieselbe Idee haben können, sondern um die geflissentliche Ausbeute, um das absichtliche Nehmen. Zur Entschuldigung führt man fort und fort an: die Idee ist an und für sich vogelfrei, nur wer sie am besten ausbeuten kann, hat Anspruch auf sie. Ei freilich, es sagen die Riffpiraten auch von allen körperlichen Gegenständen, daß sie vogelfrei seien. Schließlich entschiede also in geistigen Dingen nur das Recht des Gewandtern oder Stärkern. Dann können wir es getrost abwarten, wie bald ein junger Dramatiker wie Georg Horn um allen Credit gebracht ist. Wo wäre wol Mosenthal geblieben, hätte ein bekannterer Autor zur Zeit des Erscheinens der „Deborah“ die Schlußpointe mit dem Kinde schnell auf seine Weise ausgebeutet! Die „Deborah“ wäre an vielen Bühnen geradezu unmöglich gewesen; denn auf dieser Schlußpointe ruht für die Masse des Publikums der Gesammterfolg der „Deborah“. Wenn man die Priorität eines geistigen Eigenthums nicht zugesteht: ist es denn so etwas Großes, bei der Anschauung eines fremden Werks auch einmal eine Idee zu haben? Wem fielen z. B. bei Schröder's „Stille Wasser sind tief“ nicht drei oder vier Wendungen ein, wie sich der Stoff im allgemeinen modeln, sich die und jene Pointe in eine andere Situation einflechten ließe.*) Da nehme man Hackländer's „Geheimer Agent“. Das ist auch so eine Idee, die man dem Autor augenblicklich misgönnt. Wäre Hackländer ein angehender Dramatiker, wie leicht ließe sich zu ihm sagen: sieh einmal, die Idee ist ganz nett, aber sie ist von dir noch nicht so ausgebeutet, daß sie auf der Bühne Erfolg erzielte. Wie leicht hätte er da um seinen „Geheimen Agent“ kommen können. Der Beispiele möchten wir noch zu Dutzenden anführen und wahrlich der Hinweis auf Schiller's „Räuber“ wäre nicht der letzten eines. Ob der große Schiller wol jemals der „Große“ geworden wäre, hätte es schon damals geheißen, der Bearbeiter eines Stücks gilt fast so viel als der Dichter selbst.

Wir wünschen der „Deutschen Schaubühne“ ein gutes Gedeihen, doch besser, Wehl hätte es nicht gerade mit einem „Modernen Verhängniß“ eingeleitet. Die Compagniegeschäfte, das ist sicher, werden der Bühne nach wie vor wenig Nutzen bringen.**)

48.

Zur Goethe- und Schiller-Literatur.

In Weimar steht das Doppelstandbild Goethe's und Schiller's und in Berlin will man beiden auf demselben öffentlichen Platze Statuen errichten. Auch in der Literatur sind ihnen in der jüngsten Zeit, wenn man so sagen darf, Doppelstandbilder errichtet worden. Dazu gehört die Schrift: „Goethe und Schiller. Von Karl Goedeke“ (zweite durchgesehene Auflage; Hannover, Ehlermann, 1859). Diese Schrift ist eigentlich nur ein besonderer Abdruck der beide Dichter betreffenden monographischen Arbeiten in Goedeke's „Grundriß zur Geschichte der deutschen Literatur“, den man aber sehr willkommen heißen muß, weil beide Monographien zu den schätzbarsten, unparteiischsten, gewissenhaftesten und dabei, trotz des darin verarbeiteten sehr reichhaltigen Materials, gedrängtesten Arbeiten über beide Dichter gehören. Dies ist allgemein anerkannt, mehrfach aber auch und seinerzeit auch in d. Bl. hervorgehoben worden, daß beide Arbeiten in einem „Grundriß“ das seien, was die Franzosen ein „hors d'oeuvre“ nennen, und daß sie durch ihre Ausführlichkeit mit den übrigen Partien des „Grundriß“ im Misverhältniß ständen. Als Separatschrift, wie beide Arbeiten nun zusammengestellt sind, erfüllen sie ihren Zweck vollkommen, und die Verehrer beider Dichter werden wohlthun, sich vorliegenden Separatabdruck anzuschaffen und zu lesen; es wird ihnen dadurch die Lectüre und das Studium mancher viel weitschichtigerer Werke erspart werden, ohne daß sie etwas Wesentliches vermissen dürften. Der Verfasser bemerkt im Vorwort, daß er beide Arbeiten zum Zweck der Einzelherausgabe durchgesehen und hier und da verbessert, doch nicht wesentlich verändert habe, „wozu bei der Kürze der Zeit und der anhaltenden Beschäftigung mit dem dritten Bande des «Grundriß» keine Gelegenheit und bei dem Zwecke der Arbeit auch kaum ein innerer oder äußerer Grund gegeben war“. Aus Schiller's Biographie ist die Zusammenstellung seiner Aeußerungen über seine Kunsttheorie, die den Zusammenhang der Darstellung zu stark zu unterbrechen schien, weggelassen. Was sich auf Grundlage derselben über Schiller's dichterische Schöpfungen und über die Wechselwirkungen zwischen diesen und unserer Zeit hätte sagen lassen, behält sich der Verfasser einer umfassenden Darstellung der deutschen Literaturgeschichte vor. Das Buch ist den beiden Dichtern Geibel und Heyse als „Erinnerung schöner Sommertage in München“ gewidmet.

Die im Arnold'schen Verlage zu Dresden erschienene Schrift: „Aus Weimars goldenen Tagen. Bibliographische Jubelfestausgabe zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Friedrich von Schiller's“, von dem königlich sächsischen Regierungsrathe a. D. Karl Gustav Wenzel, ist die Frucht eines wahrhaft erstaunenswerthen, unverdrossenen, mühsamen Fleißes. In einem Bande von mehr als viertehalbhundert Seiten hat der Verfasser die auf Goethe und Schiller bezügliche Literatur zusammengetragen. Zuerst werden, was z. B. Goethe betrifft, dessen einzelne Werke angeführt, chronologisch geordnet, nebst den Commentaren und Kritiken zu diesen Werken, den Nachahmungen, Uebersetzungen, Illustrationen, Travestien, Gegenschriften, musikalischen Bearbeitungen, dann die von Goethe herausgegebenen und bevorworteten Werke, die aus seinen Werken zusammengestellten Anthologien, die Kupfersammlungen zu seinen Werken, die Briefliteratur, die Schriften und Aufsätze, die über Goethe's Leben oder über einzelne Perioden desselben handeln oder in denen Goethe als Lyriker, Dramatiker, Künstler und Kunst-

---

*) Uebrigens ist das Schröder'sche Lustspiel kein Originalstück, sondern wie bekannt selbst eine freie Bearbeitung des Lustspiels „Rule a wife and have a wife“ von Beaumont und Fletcher. D. Red.

**) Von Feodor Wehl's Theaterorgan „Die deutsche Schaubühne“ (Hamburg 1860), dessen Probeheft einem unserer Mitarbeiter Veranlassung zu der obigen Betrachtung wurde, liegt uns ein viertes Heft vor, welches unter anderm dramaturgische Aufsätze von H. Th. Rötscher, H. von Bequignolles, A. E. Brachvogel, Emil Kuetschke u. s. w. enthält. Dankenswerth sind namentlich die jeder Lieferung angehängten monatlichen Uebersichten über die Leistungen der deutschen Theater, und anerkennenswerth überhaupt der sittlich-vaterländische Standpunkt des Herausgebers, der den deutschen Bühnenlenkern vorwirft, daß sie im allgemeinen „wenig Empfindung für deutsche Ehre und Tugend“ in sich haben, daß sie kein Bedenken tragen, „die französische Depravation von den Bretern aus durch Uebersetzungen bestmöglichst zu verbreiten“ und so mit dazu helfen, „daß der deutsche Geist kaum Kraft haben wird, die Rettung der gesitteten Welt zum zweiten male auf seine Schultern zu nehmen“. D. Red.

sammler, Naturforscher, Kritiker oder in seiner Stellung zu den Frauen, zu Religion, Philosophie, Politik, Kunst, Pädagogik u. s. w. charakterisirt wird, dann die seine hundertjährige Geburtstagsfeier betreffenden Schriften und Aufsätze, die Bildnisse Goethe's u. s. w. Aehnlich bis auf die durch die Eigenthümlichkeiten Schiller's als Schriftsteller wie durch seine eigenthümlichen Lebensverhältnisse nothwendig bedingten Abweichungen, ist die Anordnung in der zweiten die Schiller-Literatur behandelnden Abtheilung. Die Arbeit ist eine sehr brauchbare und alles Dankes werthe, obschon sie bei aller Reichhaltigkeit nicht auf absolute Vollständigkeit Anspruch machen kann und will. Namentlich was die Aufführung von Journalaufsätzen betrifft — auf welchem Gebiete Vollständigkeit zu erreichen auch kaum möglich ist —, ließen sich dem Verfasser manche empfindliche Lücken unschwer nachweisen. Wenn der Verfasser auch die ausländischen Anthologien, welche einzelne Gedichte von Schiller und Goethe übersetzt enthalten, z. B. G. Flügel's „Flowers of German poetry", Baskerville's „Poetry of Germany" u. s. w. anführt, so hätte er neben ihnen auch Gérard de Nerval's „Choix de ballades de Goethe, Schiller, Bürger etc.", G. E. Swayne's „Specimens from Schiller and Uhland", die in d. Bl. mehr erwähnten „Specimens of the choicest lyrical productions of the most celebrated German poets" von der Miß M. A. Burt (die jetzt aus Zürich nach Paris übergesiedelt ist), John Macray's „The golden lyre" und „Stray leaves" u. s. w. nicht vergessen sollen.

H. M.

Bibliographie.

Alpenburg, J. N. Ritter v., Ehrendom, das ist: Hervorragende Waffenthaten der Mannschaft des Tiroler Kaiserjäger-Regiments im italienischen Feldzuge 1859. Innsbruck, F. Rauch. Gr. 8. 9 Ngr.

Alvensleben, L. v., Die Wunder der Pflanzen- und Thierwelt. Beobachtungen über Liebe, Ehe, Eifersucht und Untreue der Blumen und Früchte und deren Verwandtschaft mit der Thierwelt. Mit Beiträgen von A. B. Reichenbach u. A. Leipzig, Hunger. Gr. 16. 12 Ngr.

Barth, H., Das Becken des Mittelmeeres in natürlicher und kulturhistorischer Beziehung. Vorlesung gehalten im Athenäum in Hamburg. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 6 Ngr.

Dodt, B., Der Reitknecht. Roman aus dem nördlichen Seeland. Deutsch von C. Uterhart. Zwei Bände. Leipzig, Wiedemann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Fornsögur. Vatnsdælasaga, Hallfredarsaga, Flóamannasaga. Herausgegeben von Gudbrandr Vigfússon und T. Möbius. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Grimm, W., Bruchstücke aus einem unbekannten gedicht vom Rosengarten. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 8 Ngr.

Grüll, F. J., Feldzug der k. k. österreichischen Armee in Italien im Jahre 1848. Nach k. k. Feld-Akten und andern meist offiziellen Quellen. Mit dem Porträt des Feldmarschalls Grafen Radetzky. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hartmann, O. E., Zum römischen Kalender. Eine Entgegnung auf T. Mommsen's Angriffe. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 5 Ngr.

Heppe, H., Das Schulwesen des Mittelalters und dessen Reform im 16. Jahrhundert. Mit einem Abdruck von Bugenhagen's Schulordnung der Stadt Lübeck. Marburg, Elwert. Gr. 8. 15 Ngr.

Lesser's, F. C., historische Nachrichten von der ehemals kaiserlichen und des heiligen römischen Reichs freien Stadt Nordhausen gedruckt daselbst im Jahre 1740, umgearbeitet und fortgesetzt von E. G. Förstemann. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben vom Magistrate zu Nordhausen. Nordhausen. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Oelckers, T., Aus dem Gefängnißleben. Zwei Theile. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 Thlr.

Pauli, R., Bilder aus Alt-England. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Schacht, H., Seemann's Liedertafel. Hamburg, Schultheiß. 32. 6 Ngr.

Schmeling, C., Wallenstein und der Spion oder: Die Belagerung von Stralsund im Jahre 1626. Historischer Roman. Vier Theile. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 3 Thlr.

Sternberg, A. v., Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Ein biographischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1861. 8. 4 Thlr. 27 Ngr.

Teipel, F., Wittekind, Bruno, Egbert, oder Sieg des Kreuzes in Sachsen. Münster, Theissing. 8. 25 Ngr.

Victor, R., Diana und Endymion. Ein Roman. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vormbaum, R., Joachim Neander's Leben und Lieder. Elberfeld, Bädeker. 16. 12 Ngr.

Wiebke, J. H. L., Die ersten Jahre des nordamerikanischen Freiheitskrieges. Ein Spiegelbild für die Gegenwart. Mit Plänen und 1 Karte. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Weisse, C. H., Philosophische Dogmatik oder Philosophie des Christenthums. 2ter Band. — A. u. d. T.: Die Welt- und Menschenschöpfung. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 3 Thlr.

Wiese, S., Die Seleuciden und die Hasmonäer. Ein Trauerspiel in fünf Acten. Berlin, Janke. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

About, E., Preußen und Louis Napoleon im Jahre 1860. Nach dem Französischen. Berlin, Wagner. Gr. 8. 5 Ngr.

— — Preußen im Jahre 1860. Aus dem Französischen übersetzt. Elberfeld, Bädecker. Gr. 8. 5 Ngr.

Betrachtungen eines evangelischen Christen über das Eindringen der Freimaurer in den hohen Rath der Kirche in Preußen. Hamburg, O. Meißner. 8. 2 Ngr.

Der Bonapartismus sein Wesen und seine Gefahren. Berlin, Heinicke. Gr. 8. 6 Ngr.

Deutschlands Lage und Zukunft. Ein freies Wort an Deutschlands Fürsten und Volksstämme. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 4 Ngr.

Schwäbische Flugblätter über deutsche Fragen. 1. Herr von Vincke und der würtembergische Staatsanzeiger. 2. In der elften Stunde. Tübingen, Buchhandlung Zu Guttenberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Garibaldi der Held und Befreier Italiens, dessen Lebensbeschreibung und Bildniß. Reutlingen. Gr. 16. 2 Ngr.

Grotefend, G. A., Deutsche Einheit und Fürsten-Souverainetät. Eine historische Reflexion zu politischen Bestrebungen der Gegenwart. Cassel, Fischer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Henke, E. L. T., Das Verhältniß Luthers und Melanchthons zu einander. Festrede am 19. April 1860 in der Aula zu Marburg. Marburg, Elwert. Gr. 12. 3 Ngr.

Gallischer Judaskuß. Antwort auf E. Abouts Schrift „Preußen im Jahre 1860". Berlin, Haude u. Spener. Lex.-8. 2½ Ngr.

Der Krieg und die Todsünden Deutschlands. München, Lentner. Gr. 8. 1 Ngr.

Manecke-Duggenkoppel, Die Nothwendigkeit einer Prüfung der Vereins-Acte des Mecklenburgischen Adels vom Jahre 1795. Berlin, Springer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Münch, F., Die Zukunft von Nordamerika und Blicke aus der neuen Welt in die alte. Bremen, Strack. Gr. 8. 5 Ngr.

Ruge, A., Die drei Völker und die Legitimität oder die Italiener, die Ungarn und die Deutschen beim Sturze Oestreichs. Brighton. Gr. 8. 5 Ngr.

Thielau, F. v., Die deutsche Frage. Berlin, Springer. Gr. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Anthropologie.

Die Lehre von der menschlichen Seele.

Neubegründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt.

Von **Immanuel Hermann Fichte.**

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

8. Geh. 3 Thlr.

Fichte's „Anthropologie" erscheint nach wenigen Jahren bereits in zweiter Auflage, ein bei derartigen Werken gewiss seltener Fall. Sie ist weder ein „Lehrbuch" noch eine „speculative" Theorie, sondern eine naturwissenschaftliche Untersuchung über das menschliche Seelenwesen. Der Verfasser sucht in einfacher allgemein verständlicher Weise, ohne sich der philosophischen Kunstsprache zu bedienen, seine Ansichten zu entwickeln.

Aus den zahlreichen anerkennenden Besprechungen des Werks theilen wir folgende Stelle aus der „Deutschen Vierteljahrsschrift" mit: „Eine wissenschaftliche Leistung von einem der namhaftesten Forscher der Gegenwart, die allen Anspruch hat, als eins der hervorragendsten Werke der neuesten Zeit die Aufmerksamkeit weiterer Kreise zu fesseln. Der Titel schon zeigt, dass diese Schrift ihrem Stoffe nach die bedeutendsten wissenschaftlichen Fragen der Gegenwart zu ihrem Vorwurfe hat. Die erste Abtheilung, eine kritische Geschichte der Seelenlehre, ist unzweifelhaft das Beste und Durchsichtigste, was die moderne Literatur nach dieser Seite aufzuweisen hat."

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Zur Seelenfrage. Eine philosophische Confession. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Diese Schrift des bekannten Philosophen ist zunächst allen Lesern seiner „Anthropologie" zu empfehlen, da sie die dort behandelten wichtigen Fragen in weniger methodischer Weise und verschiedenen Einwendungen gegenüber, namentlich von Lotze, weiter erörtert. Allein sie hat zugleich auch einen selbständigen Werth als ein neuer wichtiger Beitrag zu der noch keineswegs als gelöst zu betrachtenden „Seelenfrage". Ein „Anhang" enthält drei interessante Aufsätze über die Schöpfungsgeschichte in ihrem Verhältnisse zum Theismus, über das Nervensystem nach Rudolf Wagner und über Traum, Ahnung, Vision ꝛc.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrgang zur Erlernung der italienischen Sprache für deutsche Schulen.

Von **Heinrich Wild.**

8. Geh. 16 Ngr.

Ein auf die Ahn'sche Methode basirtes, aber dieselbe mannichfach vervollkommnendes neues Lehrbuch der italienischen Sprache von einem durch ähnliche in mehreren Auflagen erschienenen Schriften für Italiener bereits rühmlichst bekannten, in Mailand wirkenden Schulmann.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Meine Wanderung durchs Leben.

Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von

Dr. **Gerd Eilers,**

königl. preuß. Geheimen Regierungsrathe a. D.

Fünfter Theil. 8. Geh. 1 Thlr. 25 Ngr.

(Der erste bis vierte Theil kosten 6 Thlr. 25 Ngr.)

Soeben ist der fünfte Theil dieses Werks erschienen, das in den literarischen und politischen Kreisen so viel Aufmerksamkeit erregt hat. Es sind interessante und werthvolle Memoiren zur Zeitgeschichte, Schilderungen des geistigen und politischen Zustandes Deutschlands seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, angeschlossen an eigene Erlebnisse und Berührungen mit hervorragenden Persönlichkeiten, besonders dadurch sich auszeichnend, daß der Verfasser überall die volle Wahrheit geben kann und sie ohne Scheu und Verhüllung wirklich gibt. Der das Werk abschließende sechste Theil wird bald nachfolgen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

El Cancionero de Juan Alfonso de Baena.

Publicado por **Francisque Michel.**

Con las notas y los indices de la edicion de Madrid del año 1851. 2 tomos. 8. 3 Thlr.

Die Freunde der spanischen Sprache und Literatur erhalten in diesem Werke einen neuen Abdruck des ältesten bekannten castilischen Liederbuchs, bereichert mit den Noten und Indices der ältern Ochoa'schen Ausgabe. Der Name des Herausgebers ist Bürge für den innern Werth dieses Neudrucks, und sein billigerer Preis sichert ihm auch sonst den Vorzug vor der ältern madrider Ausgabe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Jobsiade.

Ein grotesk-komisches Heldengedicht in drei Theilen

von **Dr. C. A. Kortum.**

Neunte Auflage. 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Classisch in ihrer Art und echtdeutsch in ihrem Gepräge, ist die „Jobsiade" das einzige komische Heldengedicht neuerer Zeit in Deutschland, welches diesen Namen verdient und auf die Dauer populär geworden ist, wie das jetzige Erscheinen einer neunten Auflage beweist, obwol es bereits 1784 entstand. Immer wieder kehren die Liebhaber einer naiv-humoristischen Lectüre aus den Wirren des Tags zu der „Jobsiade" zurück.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 2. August 1860.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Charakterstudien über die Deutschen in Deutschland und Nordamerika.

1. Die Deutschen. Ethnographische Studie von Bogumil Goltz. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1860. 8. 2 Thlr.
2. Zur Physiognomie und Charakteristik des Volks. Von Bogumil Goltz. Berlin, Janke. 1859. 8. 1 Thlr.
3. Deutschland, sein Volk und seine Sitten. In geographisch-ethnographischen Charakterbildern von M. Biffart. Mit vielen Abbildungen. Stuttgart, Nitzschke. 1860. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.
4. Die Deutschen und die Amerikaner. Von K. Heinzen. Boston, Selbstverlag des Verfassers. 1860.

Wenn ein Kritiker ein deutsches Buch, welches Thema es auch behandle, nur ein Vierteljahr unbesprochen läßt, so kann er sich darauf gefaßt machen, daß in dieser Zeit ein ganzer Stoß von Schriften, welche dasselbe Thema behandeln, auf seinem Büchertische sich aufgestapelt haben wird, ungerechnet die inzwischen erschienenen Journalaufsätze über denselben Gegenstand. Denn die Schreibewuth ist auch eins der Kennzeichen, durch welches sich der Deutsche von den andern Nationen unterscheidet. Und zwar hat kein Volk über sich selbst so viel geschrieben als das deutsche, und keins fährt fort so viel über sich zu schreiben. Auch das deutsche Individuum hat die unvertilgbare Neigung, über sich und in sich hineinzubrüten und sich zum Object seines Subjects zu machen, darüber zu reflectiren, was es war, was es ist und was es etwa noch werden könnte. Daher führt auch kein Volk so gewissenhaft Buch über sich als das deutsche. Ob darin gerade ein Hauptvorzug unsers Volks zu suchen ist, möchte doch zweifelhaft sein; wenigstens sind Völker wie Individuen, welche über sich zu reflectiren gewohnt sind, leicht der Gefahr ausgesetzt, darüber die Energie zum Handeln nach außen und zu kräftigen Entschlüssen zu verlieren. Indeß hat diese Neigung zur Selbstbeobachtung und Selbstcontrole auch ihre löblichen Seiten.

Erst in Nr. 18 d. Bl. besprach eine andere Feder das Buch Nagler's: „Die sittlichen Begriffe oder das Wesen des deutschen Stammes", und schon liegen wieder vier Schriften über die Deutschen vor uns, dazu mehrere Journalaufsätze, worunter einer „Ueber den deutschen Stammcharakter" im Februarheft des „Teut" von A. Peetz, der schon im Jahrgang 1856 des „Deutschen Museum" höchst instructive Untersuchungen über den deutschen Menschenschlag veröffentlichte. Die zwei erstgenannten Schriften sind von einem und demselben Verfasser, Bogumil Goltz, der schon in seinen frühern Schriften ethnographischen Charakters sich vielfach mit den modernen Deutschen beschäftigt hat. Und daß diese ein ganz anderes Volk als die Deutschen des Armin sind, ist wol klar. Ein Cherusker aus Augustus' Zeit würde, wenn er aus seinem Grabe hervorkommen könnte, uns schwerlich als seine Landsleute anerkennen, er würde kaum ein Wort von unserer Sprache verstehen und selbst unsere Turnübungen, durch welche wir uns den alten Deutschen wieder zu nähern glauben, würden ihn höchlichst in Verwunderung setzen. Theils hat uns, wie alle europäischen Völker, die Cultur „beleckt", theils haben wir uns, als das europäische Centralvolk, wie kaum eine andere Nation mit andern Völkerschaften gemischt, zumeist auf den weitesten Strecken mit Slawen, dann aber auch infolge von langjährigen Kriegen, von Einwanderungen vertriebener Andersgläubiger und von Handelsverbindungen mit Franzosen, Wallonen, Niederländern, Schweden, Italienern, Romanen. Erblickt man doch in manchen Handelsstädten fast ebenso viel Firmen mit slawischen, niederländischen, romanischen, italienischen und französischen Namen als mit deutschen, von den jüdischen gar nicht zu sprechen. Daß gewisse Grundeigenschaften des deutschen Charakters geblieben sind und sich auch dem andern Mischmasch mitgetheilt haben, soll damit nicht geleugnet werden. Den Eigenwillen z. B., das Streben nach eigener Ueberzeugung, die daraus hervorgehende Uneinigkeit, die Grundsätze der Genossenschaft und des freien Bündnisses (der Föderation) und andere verwandte Eigenschaften, welche,

wie Peetz hervorhebt, den alten Deutschen eigenthümlich waren, findet man bei uns auch heutzutage noch. Aber ein äußerliches Merkmal der fortschreitenden Aenderung ist sicherlich die sehr wahrnehmbare Abnahme der körperlichen Größe (die z. B. bei den alten Burgundern meist sieben Fuß betrug), der breiten Schultern und des altdeutschen blonden Haars. Nur das Blau der Augen scheint sich noch am meisten gehalten zu haben, obschon Augen von anderer Farbe sicherlich jetzt viel häufiger sind als noch zur Zeit Otto's des Großen und Barbarossa's, und auch die blauen Augen haben meist das „Wilde“ verloren, das nach Tacitus die Augen der alten Deutschen so furchtbar machte. Die Deutschen sind im ganzen körperlich wie geistig ein viel windigeres Geschlecht geworden, als sie vor alters waren.

Kommen wir auf Bogumil Goltz zurück. In dem „Teut“ wird von dem erstgenannten Werke „Die Deutschen“ gesagt:

Nur ein Charakter, der durch alle Nöthen des deutschen Lebens sich gebildet und alle Vorzüge des deutschen Geistes in sich aufgenommen, konnte über die Deutschen schreiben, was hier vorliegt. Er tritt — wird weiter versichert — in dem genannten kleinen Buche unserm Volke insbesondere als gottgesandter Prophet und Tröster gegenüber, denn er gibt uns damit — in dem Elend dieser Zeiten — ein Kleinod, einen Talisman, dessen Würdigung als Maßstab dafür gelten wird, wie weit wir aus jenem errettet zu werden werth sind.

Wenn hier behauptet wird, der Verfasser trete dem deutschen Volke als „gottgesandter Prophet“ gegenüber, so steht dies freilich in einigem Widerspruch mit Goltz' eigenem Ausspruch: „Es ist das Elend der Literatur, aber das Glück und die Kraft der Geschichten, daß die Charaktermenschen, die Helden und Propheten nicht schreiben.“ Da Goltz schreibt, kann er folglich auch kein „Prophet“ sein. Dieser Schluß ist so folgerichtig wie möglich.

Hören wir, wie dieser Prophet unser Volk schildert. Er entwirft von den Deutschen folgendes anmuthige Familienbild:

Es fällt einem Deutschen, der sein Vaterland liebt, sicherlich sehr schwer zu sagen, daß es in allen deutschen Staaten und in allen Ständen eine Masse verkümmerter, an Leib und Seele verkommener, wurmstichiger, miserabel lebender, miserabel handelnder und so denkender Subjecte gibt; aber es ist leider andem. In den kleinen deutschen Fürstenthümern finden wir ganze Schichten, die nicht nur etwas entschieden Timides, Gedrücktes und Abgerackertes, sondern, falls es ihnen auch nicht schlecht geht, etwas unbeschreiblich Kleinstädtisches, Kleinstaatliches, etwas Naturdürftiges in ihrem körperlichen wie geistigen Habitus verrathen. An einzelnen Personnagen dieser zerkrümelten Staaten und pulverisirten Corporationen weset eine Krepire um den schlaffen dünnlippigen Mund herum, die an Kameel und Schaf gemahnt. Wer auf deutschen Eisenbahnen dritter und vierter Klasse fährt, dem dringen sich trostlose Studien auf; einmal Gesichter und Gestalten, die an den Cichorienkaffee erinnern, den sie zu allen Mahlzeiten trinken; dann wieder Braunbier- und Schnapsphysiognomien, endlich wohlgenährte vierschrötige Gesellen mit der Brutalität und Courage eines Stiers.

In Betreff der deutschen Pedanterie bemerkt er:

Ein Pedant gilt bei allen Nationen als Kleinigkeitskrämer und ein förmlicher Mensch; aber ein deutscher Pedant ist ein Vollblut-Pedant. . . . . Der genialste und liebenswürdigste Mensch ist dem echten Deutschen ein unbequemes, verdächtiges und curioses Subject, sobald derselbe nicht förmlich und regulär in seinen Gesichtskreis getreten, ihm so vorgeführt und legitimirt worden ist; sobald er kein förmliches Examen ausgehalten, keine förmliche Anstellung erlangt hat u. s. w.

Noch mehr ins Zeug geht er in der Stelle:

Nicht die Kleinstaaterei hat die Deutschen kleinstädtisch und philiströs gemacht, sondern die angeborene Philisterei, d. h. die Mikrologie, die Kleinmeisterei, die Kleinigkeitskrämerei, die Mikroskopie, die Winkelpoesie, die Behaglichkeit in der kleinsten Sphäre, die Absonderungssucht, das Sonderlingswesen, die Originalität im kleinsten Stil, der angeborene Partikularismus, der Individualismus, in Summa die Qualitäten und Talente, welche der Deutsche mit der jüdischen Rasse gemein hat, haben die kleinsten Staaten und die Kleinstädtereien großgeheckt; haben dem Deutschen die Winkelstaaten, die Winkelwirthschaften, die Winkelpolitik, die Winkelreligion, die Winkelphilosophie, das Winkelrecht, die Winkelsitten und Winkelkritik, die Winkelpoeten, die Winkelpropheten und Autoritäten so lieb gemacht, daß man sie ihm schwerlich abwendig machen kann, ohne ihm das Eingeweide im Leibe herumzuwenden.

Ueber das deutsche, namentlich das norddeutsche Phlegma ereifert er sich mit den Worten:

Es gibt nur ein Ungeheuer, das ebenso unbezwinglich und ökonomisch als die Dummheit, so conservativ und naturwüchsig als sie, aber für den Menschen von Geist und Herz viel unerträglicher ist, weil es auch den Genius mit Ueberlegenheit und Hohn tractiren darf. Dies Scheusal, welches bei flüchtiger Bekanntschaft wie ein sehr verständiges, wohlproportionirtes Menschenkind aussieht, ist zwar auf der ganzen Erde gut acclimatisirt, als Vollblutrasse aber nur unter den Norddeutschen in seinem angestammten Element. Der allbekannte Name des doppelköpfigen Monstrums, dem kein Gott nachhaltig imponiren, das kein Dialektiker zu widerlegen, kein Prophet zu informiren, kein Dichter und keine Niobe zu rühren, dem kein Held und kein Genie standzuhalten vermag, das kein romantischer Drache bei sich behalten könnte, wenn er es zufällig verschluckt hätte, und welches nur zwei Mächte, nämlich Form und Gewohnheit, respectirt, heißt „Phegma und Mittelmäßigkeit“!

Weiter schildert er den Deutschen als Lästerer und Verklatscher:

Der Deutsche aber macht aus giftigen Bemerkungen und Zwischenträgereien sehr oft eine witzlose und langweilige Lebensart, eine permanente Herzenserleichterung, die so sehr zur andern Natur wird, daß er sie um ihrer selbst willen, wie den Genuß starker Getränke, wie irgendeine Hausmedicin brauchen muß, wenn er nicht die letzten Springfedern seiner geistigen Regsamkeit und seine Lebenslust verlieren soll. Man kann ihm leichter Schnupf- und Rauchtaback verbieten. Er verleumdet zu gründlich, zu scharfsinnig, ruhig, ernst und überlegt, um ein bloßer Klätscher, Plauderer oder so einer zu sein, der für eine ihm widerfahrene Unbill augenblickliche Revange nehmen muß. Es handelt sich bei der deutschen Lästerung um eine tief eingewurzelte chronische Lebensart, um ein Lebensbedürfniß, eine Gesundheitsmaßregel, Diät, Berauschung, um ein Opiat.

Ueber den bei den Deutschen hervortretenden Mangel an Natur- wie an Culturgrazie beklagt sich Goltz häufig: er sagt z. B. in seiner immer drastischen Weise:

Bei keinem Volke latschen die gemeinen Leute mit so krummen Knien, mit so unschön vom Leibe abgewendeten Elnbogen, mit so vorgebeugten Köpfen, so packeselmäßig, wie bei den Deutschen einher; der tristen Geberden nicht zu gedenken, die etwas von einem melancholisch-verdrießlichen Wüstenkameel verrathen, besonders um den Mund herum, zu welchem sich bei gewissen deutschen Volksstämmen eine langgestreckte, geschnäbelte, schmale und scharflinige Nase hinneigt.

All diese und viele andere ästhetische Ausstellungen haben

ihre Richtigkeit; z. B. Glotzaugen, Buttermilchsaugen mit Brauen, die buschiger als der Backenbart sind. Bäckerbeine und vertrocknete Waden finden sich unter den deutschen Stämmen häufiger als unter slawischen und romanischen Nationen, aber die Betonungen dieser Thatsachen, die Folgerungen, die Nutzanwendungen sind falsch. Nicht nur das gebildete Publikum, sondern selbst die Gelehrten, die professionirten Aesthetiker und Moralphilosophen wissen nicht mit den Schattenseiten der schönen Leiber, der Grazie, des feinen Geschmacks und der oberflächlichen Liebenswürdigkeit gründlich Bescheid.

Nichtsdestoweniger stellt er doch den Deutschen als Menschen über alle andern Nationen, er sagt z. B.: „Der Deutsche allein ist am meisten Mensch", und: „Der Deutsche darf ein Mensch im bevorzugten Sinne genannt werden, weil er vorzugsweise ein Organ des Weltgeistes, der Natur und der Menschheit, weil er der Träger aller sublimsten Culturgeschichten ist." Aber wenn es mit den von Goltz angeführten Fehlern des Deutschen seine Richtigkeit hat, so mangelt doch dem Deutschen mindestens eine ganze Hälfte aller jener Eigenschaften, die zu einem vollkommenen Menschen gehören. Selbst die Tugend der Gemüthlichkeit, die sich der Deutsche vorzugsweise beilegt und mit der er nur zu sehr kokettirt, muß angefochten werden, wenn es wahr ist, was der Verfasser und wol nicht mit Unrecht versichert, daß der Deutsche ein passionirter Krakehler und Lästerer sei; denn beide Eigenschaften vertragen sich ihrem Wesen nach nicht miteinander. In der That müssen sich die Deutschen beschämt fühlen, wenn sie in einer neuern Schilderung der Italiener von E. Heusinger lesen müssen:

Die Italiener erkundigen sich niemals des Langen und Breiten nach Herkommen, Stand und Würde eines Menschen, fragen nicht nach seinen Tugenden und Fehlern. Sie kennen nicht moralische Kleinlichkeit und Engherzigkeit in Beurtheilung anderer, weshalb sie selten Verleumder und kleinliche Krittler sind. Sie schimpfen und verwünschen zwar die, welche ihnen misfallen, vor aller Welt, aber sie benagen und begeifern sie nicht heimlich, sowie sie zwar rauben, aber nicht stehlen.

Dieses Lob der Italiener schließt einen Tadel für die Deutschen ein, wie dies auch Heusinger beabsichtigt hat. Man braucht nicht bis in die Zeiten des Faustrechts, der Folterungen, der Hexenverbrennungen, der Judenverfolgungen, der blutigen Criminalpflege, des Bauernkriegs zurückzugehen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die Deutschen zu Zeiten so roh, gewaltthätig und gemüthlos gewesen sind, wie nur je ein Volk; man darf nur an das vorige Jahrhundert zurückdenken, wo in allen Verhältnissen die gemüth- und gesetzloseste Willkür herrschte, wo deutsche Fürsten mit dem Krückstock die Rücken ehrlicher Bürger, die ihnen misfielen, auf offener Straße bearbeiteten oder unliebsame Personen ohne Urtel und Recht im Gefängniß verschmachten lassen durften und fluchende Junker ihre Lust daran hatten, um jeder Kleinigkeit willen ihre Soldaten, selbst alte kampfbewährte Schnauzbärte erbarmungslos zusammenzufuchteln. Dank den Bestrebungen herrlicher Menschen während der jetzt von vielen als gottlos gescholtenen Aufklärungsperiode haben die Verhältnisse seitdem allerdings eine menschlichere Gestalt gewonnen; aber die humanen Gesichtspunkte, welche während der sogenannten Aufklärungsperiode oder besser der Humanitätsperiode im Vordergrunde standen, fangen schon jetzt an in den Hintergrund zu treten; zu der literarischen Zänkerei und Klopffechterei, die in Deutschland von jeher die anstandloseste und unritterlichste von der Welt war, ist die politische und confessionelle getreten; die moderne Philosophie ist bei aller ihrer Großartigkeit im Grunde die gemüthloseste, welche der menschliche Geist jemals hervorgebracht; die deutsche Wissenschaft hat sich immer mehr von den humanen Fragen auf sich selbst zurückgezogen, und fast täglich kann man in deutschen Schriften und Zeitschriften auf Grundsätze so liebloser, absprechender und inhumaner Art stoßen, daß man darüber erschrecken könnte.*) Dabei geben wir gern zu, daß der deutsche Geist eine ganz besondere Fähigkeit besitzt, die auffallendsten Widersprüche und Gegensätze in sich aufzunehmen, zu verarbeiten und zuletzt zu versöhnen und auszugleichen.

Goltz selbst ist ein abgesagter Gegner der modernen Literatur, nur weicht ihm in diesem Punkte der humane Boden gänzlich unter den Füßen, und in deutscher Weise häuft er auf die „Literaten" die ungemessensten Lästerungen. Dies geschieht an mehreren Stellen seines Buchs, namentlich aber in dem Kapitel: „Die Literatur, eine Krankheit der Deutschen." Goltz ist der Ansicht, daß, wenn sich das Leben eines Volks in der Literatur, in den Künsten und Wissenschaften erschöpfe, ihm kein Impuls und keine Bildkraft für die Geschichte übrig bliebe, und er behauptet: „Eine encyklopädisch und populär gewordene Literatur richtet nicht nur die Zeugungskraft und Divination des Volks, sondern sich selbst zu Grunde." Ein Zeitungs- und Leitartikelschreiber, ein Feuilletonist gilt ihm nur als ein „Subject", als ein „aus Literaturgas und Culturschaum zusammengefahrener Homunculus". Er behauptet: „Unsere Ideen sind von Haus aus gelogen und gemacht"; ferner: „Unsere Literatur vernarrt und verdirbt das Volk in den Grund", und weiter: „Uns könnten nur ungeheuere Geschicke retten; die Lüge, die von der Literatur radical ausgeht, stinkt zum Himmel." Dies alles, versichert er, seien nur „schwache Andeutungen, blasse Farben, verzweifelte Schattenrisse gegenüber der Wirklichkeit", er wirft den Schriftstellern „Gewissenlosigkeit, Seelenlosigkeit, Charakterunmacht, eingeweideloses, herzloses, profanes Treiben und Leben, hartgesottenen Egoismus, Schamlosigkeit" und ich weiß nicht

*) Ein französischer Gelehrter und Philosoph, der Professor Damiron, Mitglied des Instituts, führt, wie wir jüngst im „Magazin für die Literatur des Auslandes" lasen, in seiner 1859 unter dem Titel „Souvenirs de vingt ans d'enseignement à la faculté des lettres de Paris" erschienenen moralphilosophischen Vorlesungen seine Philosophie auf die Unterweisung seiner Großmutter zurück, von der er sagt: „Wenn mir etwas die Idee des Weisen ohne Wissenschaft geben könnte, so war es diese Seele, die so wenig wußte (wenigstens aus Büchern) und doch im Gemüthe so viel wußte, welche fast keine andere Aufklärung besaß, als die des Gewissens" u. s. w. Ein deutscher Professor, Mitglied irgendeiner deutschen Akademie, würde glauben etwas seiner Würde zu vergeben, wenn er sich zu einem solchen gemüthlichen, rein menschlichen Bekenntniß herabließe. Trotz diesem und anderm eignen wir uns aber doch das Privilegium zu, im Alleinbesitz des Gemüths zu sein.

was alles vor, denn in der Häufung solcher Schmähprädicate ist Goltz, einmal im Zuge, wahrhaft unerschöpflich und unersättlich. Fast scheint einige persönliche Gereiztheit gegen bestimmte Individuen hindurchzublicken; denn um in recht deutscher persönlicher Weise wehe zu thun, ruft er aus: „Ich kenne die Entgegnung der gebildeten Versöhnlinge und Beschwichtiger, ich sehe ihre selbstgefälligen, sichern Mienen, ihre empörten Nasenflügel, die Wachsfigurenaugen mit den pfeffergroßen Pupillen, die abstract verkniffenen Mundwinkel." Nun, die Entdeckung, daß Literatur und Kunst es einzig und allein gewesen, welche die Menschheit verderbt hätten, hat Rousseau schon vor mehr als 100 Jahren, schon in seiner bekannten, von der Akademie zu Dijon im Jahre 1750 gekrönten Preisschrift gemacht; das ist also nichts Neues; nur wußte sich Rousseau edler, maßvoller, unpersönlicher, ruhiger und deshalb überzeugender auszudrücken. Wenn ich so gering wie Goltz von meinen Collegen dächte, so würde ich meinem Verleger aufs bestimmteste untersagen, je einem derselben ein von mir verfaßtes Buch zur Besprechung zuzusenden; wer wäre auch in unserer Zeit würdig, die Schrift eines „Propheten" zu ermessen? Ich bin sicherlich nicht blind gegen die Gebrechen und Auswüchse der modernen Literatur; aber mit solchen Schmähungen in Bausch und Bogen ist ein für allemal nichts ausgerichtet. Die Literatur und das Zeitungswesen bestehen einmal, so gut wie die Eisenbahnen (über welche, wie der Verfasser bemerkt, „die altmodigen Heimats- und Vaterlandsgefühle flöten gehen"); man kann sie nicht ungeschehen machen, auch nicht das Zeitungswesen, das ein nothwendiges Product moderner Verhältnisse ist. Was hilft es auf Eisenbahnen, Literatur und Zeitungen schmähen, wenn man sich doch mit Vergnügen der Eisenbahnen bei seinen Reisen bedient und Bücher und Zeitungen nicht entbehren kann? Der Verfasser hätte untersuchen sollen, ob die Literatur ein Ausfluß der Gesellschaft oder die Gesellschaft ein Ausfluß der Literatur sei, ob diese jene oder jene diese verderbe. Hierbei hätte der Verfasser freilich die Einflüsse gewisser Kreise, die er sichtlich schont, zur Sprache bringen müssen. Statt dessen schlägt er auf die armen Literaten los. Ausfälle auf diese werden freilich in jenen Kreisen gern gesehen; auch muß der Deutsche immer einen Gegenstand haben, an dem er sein Müthchen kühlt, und nicht blos für den Verfasser, sondern für viele andere noch sind dies heutzutage die Literaten und Zeitungsschreiber, unter welchen letztern sich übrigens auch Staatsbeamte, selbst Staatsminister in und außer Diensten befinden. Vielleicht schlägt den Verfasser hier jedoch nur jene deutsche, alles Irreguläre und nicht Normale geringschätzende und zu würdigen unfähige Pedanterie in den Nacken, die er oben so ergötzlich geschildert hat.

Wir rügen es nur, daß Goltz so ohne Einschränkung, ohne Ausnahmen, deren es sicherlich doch nicht wenig zahlreiche gibt, das moderne Schriftstellerthum der tiefsten Depravation, der Schamlosigkeit u. s. w. bezichtigt; denn durch solche Anklagen, wenn sie sich bald von dieser bald von jener Seite vernehmen lassen, können zuletzt auch diejenigen, und zwar gerade diese und nur diese eingeschüchtert werden, welche sich bewußt sind, Besseres wenigstens zu erstreben. Es gibt allerdings neben der guten, gesunden, redlichen Literatur auch eine schlechte, frivole, perfide; aber Goltz weiß sicher so gut als wir, in welchen Kreisen diese am meisten gepflegt wurde oder noch wird; von diesen Kreisen, die z. B. auf dem Theater die abscheulichsten offenen und versteckten Attentate gegen Sittlichkeit und Decenz nicht nur duldeten, sondern auch bejubelten, hat sich dann der Geschmack daran auch auf die mittlern und selbst untern Schichten verbreitet. Auf die letztern hat schließlich namentlich die sogenannte Wühlerpresse, die ultrareactionäre wie die ultrademokratische verderblich gewirkt, indem sie ihr Gemüth verwüstete und ihr Gewissen zu Grunde richtete. Aber die Verderbniß senkt sich immer aus den obern Luftschichten auf die untern herab; „wie der Herr, so der Knecht", sagt ein bekanntes Sprichwort. Wir erinnern an Varnhagen's Klage vom Jahre 1849, daß den obern Klassen bei der scharfen politischen Reibung der Firniß, den man als Bildung gelten ließ, schmählich abfalle und daß sie nun in merkwürdiger Roheit daständen, und der im Jahre 1850 schrieb: „Diese große Welt hat das bischen Maske abgelegt, unter der sie noch etwas Reiz hatte, und zeigt ein scheußliches Gesicht; die größte Roheit und Gemeinheit hat dort ihr Lager aufgeschlagen" u. s. w. Die Deutschen waren im vorigen Jahrhundert bereits auf besserm Wege. Es hat ungeheure Anstrengungen gekostet, sie von dem Fluch der alten deutschen Gemüthsbarbarei zu erlösen, sie zu Menschen zu bilden und zu civilisiren; aber es scheint so, als ob der Deutsche dieser Bildung bereits wieder überdrüßig sei und nicht genug Eile habe, sich wieder in den alleinseligmachenden Schos der alten Barbarei zurückzustürzen. Auch solche Beschimpfungen der gesammten Literatur wie die obigen unsers Verfassers hätten in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht vorkommen können, ohne allgemeine Entrüstung zu erregen.

In einem Kapitel „Zur Charakteristik der Männer von deutschem Genie und deutscher Art" schildert der Verfasser in seiner Weise Luther, Jakob Böhme, Friedrich den Großen (im Gegensatz zu Napoleon), Herder, Lessing, Goethe, Schiller, Hippel und Jean Paul. Bogumil Goltz ist ohne Zweifel ein geistreicher und origineller Schriftsteller, der zwar einseitig übertreibend und widerspruchsvoll, aber nicht wol mittelmäßig sein kann; und so trifft man auch in diesen Charakteristiken auf viele anregende, selbst tiefe Gedanken. Zuweilen wird hier Goltz selbst zum Poeten, wie in der Betrachtung Goethe's als Lyriker; doch begegnet man auch in dieser Partie schroffen Behauptungen und Gegenüberstellungen; er nennt zwar z. B. Goethe als Liederdichter einen „Halbgott", aber als Dichter von Dramen und Romanen, wenn man den ersten Theil des „Faust" ausnähme, ist er nur „ein höchst talentvoller Mensch, mit Schwächen und Literaturnarrheiten wie andere Poeten auch". In der Betrachtung Schiller's protestirt und polemisirt der Verfasser

gegen die Ansicht der „Grenzboten", wonach Schiller im Grunde ein entschiedenerer Realist sei als Goethe, und in dem Kapitel über Jean Paul begegnen wir der bis zu einem gewissen Grade plausibeln Bemerkung: an Jean Paul wie an Hamann könne man ersehen, „daß eine Literaturgeschichte der Deutschen unmöglich ist, weil ein einziger Schriftsteller ein lebenslängliches Studium in Anspruch nimmt". Von Formenschönheit will Goltz nicht viel wissen; er erblickt z. B. in Platen nur den Repräsentanten eines Formalismus, „der statt eine Ineinsbildung von Natur und Geist, von Ideal und Wirklichkeit zu sein, nur eine verstandesimpotente Abschwächung der Phantasie und des Mutterwitzes ist". Die deutsche Romantik nimmt Goltz in einem besondern Kapitel gegen ihre Ankläger in Schutz, und es ist wol nicht zu leugnen, daß diese vielfach zu weit gegangen sind; auch wir glauben, daß die Romantik dem Deutschen bis zum Spießbürger herab eingeboren, sein einziger poetischer Trost in einem überwiegend philisterhaften Dasein und zugleich das einzige bewährte Schutzmittel gegen eine zu weit greifende Verödung durch den bloßen Werkeltagsverstand und den modernen Materialismus ist.

Die zweite Schrift desselben Verfassers: „Zur Physiognomie und Charakteristik des Volks", beschäftigt sich mit den Eigenthümlichkeiten der untern Stände in kleinen Städten, namentlich aber auf dem platten Lande. Der Verfasser bewegt sich hier allerdings auf einem nur beschränkten Rayon, in Ost- und Westpreußen, seinem heimatlichen Boden, und da wenigstens in Westpreußen neben den Deutschen auch Polen wohnen, so werden neben den erstern auch die letztern berücksichtigt. Dieses Buch können wir, ohne deshalb mit den Aufstellungen und Schlußfolgerungen des Verfassers immer einverstanden zu sein, fast nur loben, nicht etwa, weil wir wünschen, von dem Verfasser zu den „Versöhnlingen und Beschwichtigern" mit den „Wachsfigurenaugen" gerechnet zu werden, sondern weil wir das Buch wirklich loben können, da sich der Verfasser hier fast ausschließlich auf einem Gebiete bewegt, auf dem sein ungewöhnlich drastisches Darstellungstalent seiner exacten Beobachtungsgabe und lebendigen, oft humoristischen Auffassung zu Hülfe kommt und vorzugsweise am Platze ist. Für die Behandlung literarischer und verwandter Fragen ziehe ich für meine Person einen besonnenen, ökonomischen, klaren und dabei doch muskulösen Stil, z. B. den Lessing'schen, dem stürmischen, luxuriösen, ein wenig schwammigen, wenn auch zuweilen recht malerischen Goltz'schen Stile unbedingt vor; aber für Genrebilder aus dem dörflichen und kleinstädtischen Leben, und diese überwiegen in vorliegender Schrift, ist seine natürliche, naiv-kräftige, zuweilen derbe, dabei aber pittoreske Schreib- und Darstellungsweise ausgezeichnet geeignet. Man lese nur die vielen eingestreuten Schnurren und Anekdoten aus dem Volksleben, die Skizzen: „Ein ostpreußischer Schirrknecht", „Die Kindermädchen", „Ein Naturell-Kuhjunge", „Kleinstädter und die Grundzüge zu ihrem Porträt" (worin er z. B. gewisse Spießbürger charakteristisch genug „Infusorienmenschen" nennt, „die nur aus einem Darm bestehen" und deren Kopf, wenn sie einen haben, „nur um der Mütze willen vorhanden zu sein scheint"), „Originale auf dem Dorfe und in kleinen Städten" u. s. w. Das sind keine Genrebilder mit düsseldorfer Salongestalten, Salonsituationen und Salonfarben, sondern Genregemälde im echten Geschmack der Altniederländer, eines Ostade oder Brauwer. Ueberfirnißt sind diese Bilder außerdem nicht. Goltz verkennt die Vorzüge und Tugenden des niedern Volks durchaus nicht, aber er schont sie auch nicht. Er sagt z. B.:

> An dem merkwürdig wahrhaftigen Buche „Leonhard und Gertrud" von Pestalozzi kann man ersehen, wie verlogen, schamlos, spitzbübisch, neidisch, meineidig, widerspenstig, gewaltthätig, brutal und feig Bauernvolk sein und was es für ein niederträchtiges Leben auf dem Dorfe geben kann. Wie es Pestalozzi aufgefaßt hat, so ist es in der Wirklichkeit.

Am schlimmsten erscheint ihm freilich die Bevölkerung eines Stadtdorfes, „wo sich die Grundsuppe vorstädtischer Verderbtheit und dörflicher Brutalität mischen". Weiter wirft er der dörflichen Bevölkerung im Norden „Tölpelhaftigkeit, Geschmacklosigkeit, Soff und Brutalität" vor, ohne jedoch wie W. Menzel einen Erklärungsgrund dafür zu finden; denn dieser sagte bei der Anzeige des Goltz'schen Buchs kurzweg: „Der Deutsche ist erst ein Tölpel geworden, seitdem er in die Schule geht."*) Sein tiefes Mitgefühl für das Volk bekundet sich vielfach; er bedauert namentlich die Menschen in den untern Volksschichten, welche das Unglück haben, alt zu werden. Er sagt:

> Die Gebildeten haben Gemächlichkeit, Bücher, Bildung, Verwandte, Anhang; der alte Mensch im Volk ist von allen Menschen verlassen. Sein Herz, welches nicht die Zerstreuungen und den Trost des gebildeten Geistes kennt, brütet über dem Schmerz, bis es von ihm aufgezehrt wird.

Solange nicht für diese Unglücklichen Fürsorge getroffen werde, hält er alle Luxusausgaben für Künste und Prachtgebäude für „Skandal und Culturbarbarei". Ganz Goltzisch ist die Stelle:

> Ein träumender, märchenerzählender und märchenglaubender Irländer mit Kartoffeln im Magen und am Torffeuer einer Hütte aus Feldsteinen und Rasen gebaut, ist ein unendlich menschlicherer Mensch als eine oppositionsfreche, ewig raisonnirende, nichtsglaubende, erzprofane, gefühllose, prosaische, zu jeder Gewaltthat, zu jeder Missethat disponirte, aber polizeifreie und pumpsatt gefressene (!) Menschenbestie in dem gelobten Lande der Volksfreiheiten und Volksrechte, in Nordamerika.

Aber wo hat es mehr „Gewalthat" und „Missethat", wo mehr agrarische Frevel und Meuchelmorde gegeben als in Irland, solange es sich nicht „pumpsatt" essen konnte. Auf welcher Seite der Verfasser als Politiker steht, wird sich übrigens aus dieser einen Stelle hinlänglich erkennen lassen. Von besonderm Werthe dagegen war uns die Schutzrede des Verfassers auf die geistige

*) Gewundert und einigermaßen gefreut hat es uns dagegen, daß W. Menzel in derselben Recension die Unparteilichkeit hatte zu bemerken: „Bei den Romanen ist ebenso viel Wahrheit und Gemüthlichkeit zu finden, wie bei den Deutschen, und ihre größten Geister stehen mit den deutschen ohne Zweifel auf gleicher Stufe."

Arbeit, auf die Arbeit des Dichters und Denkers, gegenüber gewissen modernen Romanschriftstellern, welche, den materialistischen, finanziellen und nationalökonomischen Tendenzen unserer Zeit „Rechnung tragend", sich so anstellen, als ob sie nur im Erwerb und Handel, im Heringsverkauf und in der Ausbeutung des Düngers zu agronomischen Zwecken das gegenwärtige und zukünftige Heil der Menschheit erblickten. Der Verfasser sagt:

Diese moderne Apologie und versuchte Verklärung der ordinären Handarbeit und Geschäftigkeit ist unwahr und affectirt.... Nicht nur in der Arbeit fühlt der Mensch sein Leben, nicht nur im handwerksmäßigen Schaffen, sondern im Dichten und Denken, im künstlerischen Schaffen, im geistigen Reproduciren der Natur, im Abstrahiren der Lebensgesetze, im Resumiren der Geschichten um uns her. Der letzte Zweck der Natur- und Weltgeschichte kann nur der sein, daß sie im Menschengeiste zur Selbstanschauung kommen, und dies geschieht im Dichter, im Denker, im großen Künstler; es kann aber unmöglich in gemeiner Handarbeit und Packeselei, in ordinärer Geschäftssorge und einförmiger Alltagsgeschäftigkeit geschehen, denn sie macht den Menschen stupid und gemein.

Aber wie beim Deutschen überhaupt, so vertragen sich auch bei Goltz die wunderbarsten Gegensätze. Er erzählt z. B.:

Ein Gassenjunge warf einmal in meinem Beisein eine Hand voll Straßenschmuz in eine Journalière mit geputzten Damen und Herren; meine beste Freundin bekam die Portion gerade ins Gesicht. Ich mußte aber über den Contrast des Putzes mit der Brutalität des Jungen, über den Schreck und die Empörung der armen Getroffenen troz Theilnahme und Aerger lachen.

Der conservativ-religiöse Verfasser findet „etwas Kostbares" in dem Naturalismus eines solchen Jungen, von dem er weiter bemerkt:

Er höhnt nicht nur ungestraft mit seinen Naturell-Humoren eine Welt von Delicatesse und Aesthetik, sondern läßt noch in dem Gewissen der Leute das Gefühl zurück, daß seine barbarische Kritik mehr Satisfaction und Naturrecht in sich schließt, als all die Pruderie mit feinstem Ton und Geschmack. Für den Augenblick ist er Sieger, also de facto im Recht. Wer bei solchen Gelegenheiten in Emphase und Indignation ausbrechen kann, dem ist seine eigene Jugend nicht gegenwärtig oder heilig genug; der ist ein richtiger Pedant.

Das fehlte noch, daß man, um nicht als Pedant zu gelten, auch solche heimtückische Bubenstreiche in die heiligen Erinnerungen seiner Jugend einschließen müßte!

Ganz anderer Art als die raisonnirenden Schriften von Goltz ist die Schrift von M. Biffart: „Deutschland, sein Volk und seine Sitte" (Nr. 3). Des Verfassers Absicht war, alle die vorhandenen zahlreichen und schönen Specialschilderungen von deutschen Gegenden und Völkerschaften zu benutzen und zu einem Bande vereinigt vor dem Auge des Lesers zu entrollen. Dabei hat der Verfasser möglichst die Trockenheit des Lehrbuchs zu vermeiden gesucht, vielmehr in der Form der Darstellung ein System eingehalten, welches das Buch einerseits als Lehrbuch gebrauchen läßt, während es sich andererseits zur Unterhaltungslectüre eignen sollte. Was das Arrangement betrifft, so ist bei jedem einzelnen deutschen Bundesstaat ein kurzer Abriß der Geschichte des Landes und insbesondere seiner territorialen Entwickelung vorangestellt; dann sind in dem Abschnitte „Allgemeines" die staatlichen Verhältnisse des Landes, die Regenten, die Orden, Wappen, Landesfarben, die Finanzverhältnisse, die Armee, die Festungen, Militäretablissements, Bildungsanstalten, Straßen, Eisenbahnen u. s. w. aufgeführt. Diesen Abschnitten, die, wie der Verfasser im Vorwort bemerkt, „im Interesse der Vollständigkeit beigegeben wurden", folgen alsdann die Schilderungen des Landes mit seinen klimatischen Verhältnissen, dann des Volks, seiner Trachten, Feste, Sitten, Gebräuche und Beschäftigung, endlich die Beschreibung der größern Orte des Landes. Das Buch scheint dem ihm gestellten doppelten Zweck, sowol zur Belehrung und zum Unterricht zu dienen, wol zu entsprechen, entzieht sich aber einer ausführlichern Beurtheilung in d. Bl., da es nur eine Compilation ist und nicht auf eigenen gründlichen Forschungen und wol nur in den seltensten Fällen auf Autopsie und an Ort und Stelle angestellten Beobachtungen beruht.

Karl Heinzen's Broschüre: „Die Deutschen und die Amerikaner" (Nr. 4), bewies uns neuerdings, wie viel Verstand und Unverstand, Geist und Ungeist (was wir nicht mit Geistlosigkeit zu verwechseln bitten), Wahres und Falsches, Gerades und Schiefes, Scharfes und Stumpfes der Schädel eines Deutschen in den Gehirnhöhlen zu beherbergen vermag. Die vorliegende Schrift wenigstens enthält zum größten Theil sehr vernünftige und beherzigenswerthe Gedanken. Freilich an Schrullen fehlt es auch nicht. Heinzen kommt auf die unterscheidenden Schädel- und Gesichtsformen bei den Engländern, Amerikanern und Deutschen zu sprechen, behauptet, daß man in einer Gesellschaft von Amerikanern durchschnittlich — was ohne Zweifel richtig sein mag — mehr charakteristische Köpfe und scharfgeschnittene Physiognomien beobachten könne als in einer gleich zahlreichen Gesellschaft von Deutschen; daß die Amerikaner ein kräftiges vorstehendes Kinn hätten, die Deutschen dafür durch einen umfassender gewölbten Vorderkopf entschädigt würden. Dieser sei der Sitz der Idealität, das Kinn dagegen liefere den Charakter der Bestimmtheit, der Festigkeit, der Positivität, der aggressiven Thatkraft. Er fährt dann fort: „Das Kinn aller Kinne hatte Napoleon, der Meister der kühnen Aggression und geschworene Feind der Ideologie. Ohne sein Gehirn hätte er freilich durch das Kinn es nicht zum Corporal gebracht; aber ohne das Kinn wäre er kein Welteroberer geworden, trotz seinem Gehirn." So behauptet er auch: „Ohne das Kinn hätten die Amerikaner dies Land der materiellen Cultur nicht unterworfen." Da nun aber so viel und alles vom Kinn abhängt, so erscheint es vollkommen unlogisch (insofern dies nicht auch etwa mit der Gestalt des Heinzen'schen Kinns zusammenhängt), wenn Heinzen seine Widersacher in seinem „Pionier" immer auf die liebloseste und inhumanste Weise zu behandeln pflegt; denn wenn sie seine Meinung nicht theilen können, so liegt dies vielleicht einzig und allein darin, daß ihr Kinn anders gebaut ist als das seine.

Darin stimmen wir aber namens unserer Landsleute jenseit des Oceans mit Heinzen vollkommen überein, wenn er später sagt:

Seien wir Deutsche ohne Teutonismus, aber auch Amerikaner ohne Amerikanismus, seien wir einfach amerikanische Bürger mit deutscher Natur und suchen wir das Amerikanisiren in der freien Entwickelung des wahrhaft Menschlichen nach der Anleitung der Unabhängigkeitserklärung.... Nicht im Sinne nationaler Exclusivität sollen wir unsere Eigenthümlichkeit bewahren, sondern um unserer eigentlichen Natur treu zu bleiben, ohne die wir eben nichts sein würden, als verwischte Lettern im Buche des Lebens.

Er fährt dann fort:

Ja, lieber eine vollblütige, echte Rothhaut des Urwalds, als jenes deutsche Affenthum und Zwitterthum, das sich vom Amerikanerthum die rohesten Seiten aneignet, um damit dem Pöbel zu imponiren, und eine Sprache zusammen-„mirt" und zusammen-„firt", vor welcher die deutsche Grammatik aus dem Einband fahren möchte. Solche „gemirte" Deutsche sind beinahe so unausstehlich wie jene gewichsten, die sich von ihren Landsleuten hochmüthig als Aristokrätler abwenden, um bei den Amerikanern desto demüthiger den Bedienten zu spielen.

Nach Heinzen sind es namentlich zwei nationale Eigenschaften, welche den Deutschen so leicht scheitern lassen, „wo es auf die That, die handelnde Initiative, den kühnen Angriff, die praktische Gestaltung und die ausdauernde Durchführung ankommt": die Kritik und die Bummelei. Von jener bemerkt er:

Die unzeitige deutsche Kritik, die nie beruhigte und nie befriedigte, die schwätzt wo sie handeln und raisonnirt wo sie schweigen soll, die in ihrer Ausartung ebenso wol zur Klatschsucht wie zur Haarspalterei, zur Verkleinerungssucht wie zur Sophistik führt, ist bisjetzt noch überall die Feindin der deutschen That und Einigkeit gewesen und selbst die Noth war nicht immer im Stande, sie zum Schweigen zu bringen. Den Deutschen genügt kein Plan und kein Führer, der an ihren Verstand appellirt; sie verzichten höchstens dann auf die störende Kritik, wenn man bescheiden genug ist, unter derselben zu bleiben. Dann sind sie im Stande, der größten Dummheit als Verdienst anzurechnen, was sie dem größten Verstande nie verzeihen würden.

Die deutsche Bummelei charakterisirt Heinzen mit folgenden Worten:

Sie ist, wie ihre Schwester, die Gemüthlichkeit, etwas so eigenthümlich Deutsches, daß andere Völker nicht einmal einen Ausdruck für sie haben. Es gibt verschiedene Arten, Grade und Richtungen der Bummelei. Unsere edelsten Geister waren zeitweise so gut Bummler wie unsere ordinärsten Eckensteher. Die Quelle der Bummelei ist eigentlich ein im leeren Bette der Thatkraft rinnender Ueberfluß an Gemüth und Phantasie, welcher sich ableitet in zielloses Träumen, phantastisches Schwärmen, ideales Schwelgen. Ist dieses Träumen, Schwärmen und Schwelgen einmal zur Gewohnheit geworden, was ihm in Deutschland sogar durch den Schutz der Polizei garantirt ist, so flieht es naturgemäß alles Handeln, wodurch es in Contact mit der störenden Wirklichkeit gebracht wird, und wirft sich höchstens auf das sogenannte „Genießen". Je nach der Art und Bildungsstufe des Individuums wandelt es an der Hand des Gemüths und der Phantasie ebenso wol ins Bierhaus, wo es im Schaum des Gerstensafts und im Qualm der Pfeife die unbequemen Störungen des wirklichen Lebens zergehen sieht, wie auf die Höhen des Parnaß, wo es sich inmitten eines Weltkampfs eine phantastische Welt über der wirklichen aufbaut. So führt den Deutschen die Bummelei ebenso gut in die Regionen des edelsten Geisteslebens wie in die Tiefen der gemeinsten Verkommenheit; sie macht ihn ebenso gut zum schaffenden Künstler wie zum arbeitscheuen Strolch.

Die leitende Idee der deutschen Massen liege, meint Heinzen, mehr im Magen als im Kopfe, und ihre Sparpfennige verwandelten sich immer eher in Bier und Wurst, als in Zeitungen und Bücher, was im allgemeinen wol leider nur zu richtig ist; die überwiegend große Mehrzahl der Bevölkerung unserer Städte, selbst der größern beschränkt ihre Lectüre fast ausschließlich auf das städtische Tageblatt oder sonst ein Lokalblatt, und auch in diesem erregen zumeist nur die Inserate und Lokalnachrichten ihre Aufmerksamkeit. Heinzen vergleicht dann den Deutschen mit dem Amerikaner:

Selbst wo ihn Unlust und Arbeitsscheu auf den Weg der Bummelei führen, da muß sie sich mehr oder weniger thätlich verhalten, und was als Deutscher ein Träumer wird, das wird als Amerikaner ein Loafer; was als Deutscher ein Eckensteher wird, das wird als Amerikaner ein Rowdy; was als Deutscher ein Vagabunde wird, das wird als Amerikaner ein Flibustier.

Und weiter:

Wo der Deutsche eine Phantasie hat, da hat der Amerikaner eine Speculation; wo jener eine Idee hat, da hat dieser eine Zahl; wo jener ein Princip hat, da hat dieser ein Geschäft; wo jener die Wissenschaft cultivirt, da cultivirt dieser die Empirik; wo jener die Kunst liebt, da liebt dieser den Zeitvertreib; wo jener nach Geschmack handelt, da handelt dieser nach Profit; wo jener die Aesthetik studirt, da studirt dieser das Rechenbuch.

In einer Hinsicht findet Heinzen den Amerikaner sehr dem Deutschen untergeordnet: der Amerikaner hält nämlich noch etwas auf Kirchlichkeit, er renommirt nicht mit Unglauben und Atheismus, kurz, ihm fehlt der deutsche Radicalismus, oder wie Heinzen diesen Radicalismus mit dem ganzen Selbstbewußtsein eines deutschen Theoretikers euphemistisch umschreibt:

Sie haben bei all ihrem Talent und all ihrer freien Gesinnung keinen Begriff von dem, was wir Deutschen unter Radicalismus verstehen, von jener selbstherrlichen Stellung des menschlichen Geistes in der Natur, von jener kosmischen Allseitigkeit, von jener stolzen Rücksichtslosigkeit bei der Bloßlegung der Wurzeln aller Erkenntniß und jener umfassenden Uebersicht und Consequenz, welche alle Gesetze der Entwickelung im Zusammenhang zu erfassen und dadurch die Entwickelung selbst in Harmonie zu bringen sucht.

Größter der Sterblichen, wenn es dir wirklich gelungen sein sollte, bis zur „Bloßlegung der Wurzeln aller Erkenntniß" durchzudringen! Die Einbildung, daß es ihm wirklich gelungen sei, ist Heinzen schon zuzutrauen, aber was hilft ihm und uns diese „kosmische Allseitigkeit", diese geistige „Selbstherrlichkeit", wenn wir damit uns keine geachtetere Stellung im Rath der Völker erringen können als bisher? Heinzen kommt auch auf die Literatur und besonders die schöne Literatur der Amerikaner zu sprechen, und da hat es uns gewundert, den radicalen Heinzen conservativer, romantischer und altgläubiger zu finden als Goethe. Heinzen sagt nämlich:

Wenn Goethe Amerika gratulirt hat, daß es keine Vergangenheit und keine „Basalte" habe wie „Europa das alte", so hat er ihm damit keinen Vorzug in literarischer Beziehung zuerkannt. Der Baum der geistigen Entwickelung eines Volks muß Zeit haben, über die Region seiner häuslichen Einrichtung

hinauszuwachsen, ehe er die vollen Blüten einer gediegenen Literatur hervortreiben kann. Hundert Jahre mögen genügen, einen Continent zu entwildern und mit Häusern zu besäen, aber sie genügen nicht, den nothwendigen geschichtlichen Bodensatz zur Hervorbringung einer nationalen Culturblüte zu bilden. Die geistige Blüte erfordert einen tiefern Humus und längere Bearbeitung des Bodens, als die vegetabilische. Die amerikanische Literatur schmeckt noch, wie der amerikanische Wein, nach der Erde. Was Europa producirt hat, konnte erst als das Resultat einer Jahrtausende alten Cultur zu Stande kommen. Amerika kann ihm nicht eine neue Art Cultur ex abrupto vormachen wollen, es kann keine Geschichtsentwickelung improvisiren, es muß die Schätze der europäischen übernehmen, verarbeiten und einbürgern.

Weiter bemerkt er:

Der Roman und die lyrische Poesie, wo finden sie ihren interessantesten Stoff? Im Urwald, bei den trostlosen, finstern, uncivilisirbaren Indianern. Der rohe Urwald, der Aufenthalt der Bären und der Rothhäute, bildet für die Amerikaner den geschichtlichen Hintergrund der Poesie, und weil sie selbst keine Vergangenheit haben, nehmen sie die Romantik der Indianer zu Hülfe. Es begegnet ihnen dabei das Unglück, daß sie sich begeistern für die Schönheiten und Tugenden von Menschen, die sie überall wegen des Gegentheils mit Eifer aus der Welt zu schaffen suchen. Es ist, als wollten sie dieselben möglichst bald vollständig historisch machen, um ihren Kirchhof mit Ruhe als Blumenbeet ihrer Poesie benutzen zu können, und als wollten sie ihre Personen blos vernichten, um ungestörte Erben des Zieraths ihrer wildklingenden Namen zu werden. Schlagen wir die ruchlosen, gemeinen Indianer todt, damit wir die tugendhaften, edeln Erschlagenen besingen können!

Von den deutschen Frauen im Vergleich zu den amerikanischen bemerkt Heinzen:

Die deutschen Frauen sind ihrer ganzen Vergangenheit und Erziehung nach unselbständig, abhängig, der öffentlichen Verstandesthätigkeit entfremdet, kurz, auf den häuslichen Kreis und die eheliche Aufgabe verwiesen, wodurch ihre gemüthliche Seite vorwiegend cultivirt ist, aber ihre Ansichten häufig philisterhaft beschränkt und ihre Neigungen auf das Kleinliche gerichtet werden. Daher grassirt auch jene widerwärtige Seelenkrankheit, welche die Weiber mehr entstellt als jede körperliche, nämlich die Klatschsucht — die Preßfreiheit der Nähstube —, im allgemeinen stärker unter unsern Landsmänninnen als unter den Amerikanerinnen, obschon sie auch diesen an manchen Orten ebenso wenig fremd ist wie leere Putzsucht, unschöne Naschsucht und die Passion für den geistreichen Rocking Chair. Deutsche Frauen kümmern sich weniger um den Abolitionismus, um die Weiberrechte, um öffentliches Auftreten, um den Geist der Presse, um den Aufschwung der Literatur, um öffentliche Vorträge, um den Fortschritt der öffentlichen Meinung; aber sie wissen in der Regel genau, wie viel Kleider ihre Nachbarin besitzt, was sie kocht, wo sie zum Besuch gewesen ist und welcher Mann mit ihr gesprochen hat. Sie leiden gar zu häufig an der Passion, sich um die Fehler, die sie andern zuschreiben, mehr zu kümmern, als um die Tugenden, die sie selbst nicht besitzen.

Auch haben die Amerikanerinnen ganz im Gegensatz zu den deutschen Frauen die Sitte eingeführt, daß der Mann, wenn er einer Dame auf der Straße begegnet, erst ihren Gruß abwarten muß; begrüßt er sie zuerst, so hat sie das Recht, dies als eine Beleidigung aufzunehmen. *)

Schließlich ergreifen wir das Wort zu einer mehr persönlichen Bemerkung. Ein Kritiker, namentlich ein deutscher, ist hierzu bisweilen genöthigt, weil man ihm nicht selten die Worte im Munde oder in der Feder verdreht, oder sich an irgendeine Einzelheit, eine isolirte Aeußerung hängt. Man hat uns nämlich von einer gewissen Seite her den Vorwurf gemacht, daß wir gegen unsere Landsleute, also gegen unser eigen Fleisch und Blut eingenommen und ungerecht seien, daß wir unserm Volke die Ehre nicht gäben, die es verdiene, daß wir unser Volk zu sehr herabzusetzen schienen. Das ist einfach eine Unwahrheit. Nie haben wir die wirklich großen Eigenschaften unserer Nation verkannt, und wie wäre das auch möglich? Wir behaupteten stets, daß das deutsche Volk an Tiefe, Umfang und Schärfe des Geistes, der etwas anderes ist als der französische esprit, alle übrigen Völker übertreffe und daß dieser Geist, trotz alles Widerstandes, nach und nach die ganze Welt durchdringen und unterwerfen werde, freilich in heilsamer Weise modificirt und rectificirt durch die Verschmelzung mit dem praktischen Instinct, der Thatkraft, den Geistes- und Gemüthseigenschaften der andern Völker. Die Leser d. Bl. wissen am besten, wie emsig wir stets bemüht waren und sind, den Einwirkungen des deutschen Geistes, der deutschen Sitte, Wissenschaft und Literatur auf die andern Nationen nachzuspüren. Es ist dies ja eine der Hauptaufgaben, die wir uns gestellt haben, und ohne ruhmredig zu sein glauben wir sagen zu dürfen, daß, vielleicht den Redacteur des „Magazin für die Literatur des Auslandes“ ausgenommen, kein anderer unserer journalistischen Collegen in dieser Richtung mehr gesammelt, gespäht und gearbeitet hat als wir. Wir können versichern, daß jede Anerkennung, welche den Verdiensten der Deutschen im Auslande gezollt wird, uns ebenso innig erfreut, als jeder Tadel, insofern er ein verdienter ist — und er ist dies allerdings leider nur zu oft —, uns betrübt, insofern er ein unverdienter ist, uns empört. Aber wie bei dem Individuum, so ist auch bei den Völkern Selbstprüfung und Selbsterkenntniß das Hauptmittel der Besserung und des Fortschritts. Schmeichler sind zwar überall gern gesehen und machen ihr Glück; aber sie sind schädliche Wesen und am wenigsten sollte ein Volk auf ihr thörichtes Gefasel hören und Werth legen.

Was hilft es, wenn wir uns daheim einreden wollten, das erste aller Völker und der Inbegriff aller Vollkommenheiten zu sein, wenn man im Auslande dieses von uns selbst auf uns selbst ausgestellte Zeugniß Nr. I nicht respectirt? Im Gegentheil, infolge von Zuständen, für die meine Wenigkeit doch wahrlich nichts kann, ist der Deutsche als Deutscher, wenn ihm nicht seine Stellung und seine Connexionen einen besondern Rückhalt gewähren, im Auslande sehr wenig geachtet. Wie oft muß man von solchen, die sich längere Zeit im Auslande auf-

*) Der unter dem Titel „Die Gesammtheit der deutschen Nation“ erschienene erste Band der „Geschichte deutscher Nationalität“, von dem leipziger Geschichtsprofessor W. Wachsmuth, enthält vortreffliche, stoffreiche Untersuchungen über den Charakter des deutschen Volks und seine geschichtliche Entwickelung, namentlich auch über den deutschen Volkshumor, muß aber, als einer ganz andern Gattung als die oben besprochenen Schriften angehörend, einer besondern Besprechung vorbehalten bleiben.

gehalten haben, die Klage vernehmen, daß man sich vor Ausländern fast schämen müsse, sich einen Deutschen zu nennen. In hundert Reiseschriften kann man Aehnliches lesen. C. Sandreczki jammert in seiner „Reise nach Mosul" darüber, daß sich unter den Deutschen in Konstantinopel und überhaupt im Orient oft die abschreckendste Liederlichkeit, die tiefste moralische Verkommenheit, nebenbei auch unverschuldetes größtes materielles Elend offenbare, daß von seiten der deutschen Regierungen und der von ihnen autorisirten Consulate nichts geschehe, um dieser Schande, diesem Elend Abhülfe zu bringen, und er ruft dann aus: „Ach, wenn ihr nur wüßtet, wie wir uns oft schämen! Wir fühlen tief, daß wir nicht die Cives romani der Jetztzeit sind." Daher spielen auch in ausländischen Romanen Deutsche so oft eine höchst klägliche Rolle, wie in Fernan Caballero's Roman „Die Möve" Fritz Stein, dieser gedrückte Zögling deutscher Schul- und Familienmisère. In der jüngst erschienenen Schrift „Aus dem schwäbischen Pfarrhaus nach Amerika" von Luise Weil, der Tochter eines würtembergischen Predigers, kann man, wie O. Banck in der „Novellenzeitung" bemerkt, „nicht ohne sittliches und patriotisches Schamgefühl lesen, wie deutsche Auswanderer durch Agenturen in deutschen Staaten (in vorliegendem Fall im constitutionellen Königreiche Würtemberg) förmlich verkauft, beutelschneiderisch ausgepreßt, an ihrer Ehre und an ihrem Leben geschädigt und dem finstersten Schicksal preisgegeben werden". Die Folgen einer solchen Behandlung selbst gebildeter Auswandererinnen, wie sie in diesem Buche erzählt wird, einer Behandlung, die auf einen Mangel nicht blos an menschlichem Mitgefühl, sondern an allem nationalen Ehrgefühl in den maßgebenden Kreisen schließen läßt, können natürlich nicht ausbleiben. Bogumil Goltz versichert:

> Der Deutsche wird in Amerika nicht nur wegen seiner Demüthigkeit und Weichmüthigkeit, wegen seines Mangels an Nationalgefühl und männlicher Entschiedenheit, sondern auch wegen seines Mangels an äußerlichem Anstand, an gebildeten Formen, wegen seiner schlichten Art und schlechten Kleidung verachtet.

J. Kruger versichert ähnlich in einem Aufsatz über die Deutschen in Nordamerika im „Teut":

> Während der Amerikaner seinen eigenen überwiegend irischen Ursprung vergessen hat, sieht er nur mit Verachtung auf die Deutschen herab, welche ihm als paupers gelten.

Hierzu kommt dann noch das Treiben der deutschen Sonntagsvergnüglinge, welche sich den Sitten der Nordamerikaner nicht zu fügen wissen, die Anhänger der Sonntagsgesetze „Wassersimpel" nennen, in den Blättern es offen aussprechen, man habe zwar Sommertheater und Sommergärten, „aber noch lange nicht genug", und die kirchlich gesinnten Nordamerikaner fortdauernd beleidigen, indem sie dieselben der Heuchelei und des Aberglaubens beschuldigen. Wir freuen uns zu hören, daß die Nordamerikaner an den Genüssen, welche ihnen die deutschen Liedervereine bieten, immer mehr Geschmack finden; aber die Ruhmredigkeit der deutschen Zechbrüder, welche in der Ausbreitung des Lagerbiers einen Sieg des deutschen Geistes und der deutschen Nationalität über das nordamerikanische Element erblicken wollen, wird den Angloamerikanern sicherlich höchst albern und lächerlich vorkommen. Das „Journal de commerce" erkannte an, daß man die Deutschen ihres Fleißes und ihrer Freiheitsliebe wegen rühme, daß die elfte und siebzehnte nebst noch einigen Wards von Neuyork bereits mehr Deutsche enthielten als die meisten größern deutschen Städte selbst, daß es schon deshalb immer wichtiger werde, die unter ihnen herrschenden Ansichten kennen zu lernen und daß sicherlich die Eingeborenen manches von ihnen lernen könnten. Dann aber fuhr das angloamerikanische Blatt fort:

> Andererseits können wir ihnen aber auch einige wichtige Lehren geben. So viel ist gewiß, daß ein gedrängt volles Lagerbier-Theater in der Bowery oder Vierten Straße allen andern unreinen, schlecht gelüfteten, die Gesundheit verderbenden Orten in der Welt den Rang abläuft.

Selbst da, wo die Deutschen die herrschende Nation sind oder sein könnten, wie in den italienischen Provinzen Oesterreichs, in Ungarn, in Galizien, im Großherzogthum Posen, in Schleswig — nirgends wissen sie sich recht geachtet und beliebt zu machen, wenn man auch ihrer Bildung, ihrer Solidität, ihrem Fleiß und Ordnungssinn, ihrer Intelligenz, ihrem erfinderischen Geist, ihrem großen Organisationstalent die schuldige Anerkennung nicht versagen kann. Aber ein gewisser gespreizter, der Grazie entbehrender Eigendünkel, zu welchem der im Unglück nur zu demüthige und wehmüthige Deutsche im Glück nur zu geneigt ist, eine für Vornehmheit gelten sollende Aufgeblasenheit, die er von seiner Amtswürde für unzertrennlich hält, schulmeisterliche, immer krittelige, zänkische Rechthaberei, polizeilich inquisitorisches, ängstlich pedantisches, mit kindischem Eigensinn auf die Erfüllung von bloßen Formalitäten haltendes, im Handel und Wandel zwar solides aber übermäßig knauseriges Wesen — das sind Eigenschaften, die schon dem daran doch gewöhnten und dagegen gerüsteten Deutschen selbst häufig im eigenen Lande lästig werden, die aber dem an freiere, ungezwungenere und zum Theil ritterlichere Formen gewöhnten Romanen, Magyaren und Slawen abscheulich vorkommen müssen. Wie sehr der Russe dem Deutschen innerlich abgeneigt ist — und nicht blos deshalb, weil die sich in so unverhältnißmäßiger Minderheit befindende deutsche Bevölkerung und Einwanderung die Russen in fast allen Stücken übersieht und überholt —, das kann man von allen erfahren, welche sich längere Zeit in Petersburg aufhielten, das kann man in A. Herzen's Schriften lesen. Sicherlich haben die Deutschen diese Eigenschaften in alten Zeiten nicht in gleichem Grade besessen, aber ohne Anlage dazu sind sie gewiß auch nicht gewesen; diese wurde dann an ihnen kunstmäßig ausgebildet, in ähnlicher Weise, wie das an sich sehr wenig kriegerische, grundgutmüthige russische Volk zu einem erobernden Militärstaat disciplinirt worden ist. Einige jener Eigenschaften, die pedantische Umständlichkeit, das kleinliche Formelwesen, die Silbenstecherei und Haarspalterei u. s. w. hängen mit einer an sich sehr löblichen Eigenschaft des Deutschen, seiner Gewissenhaftigkeit zusammen; aber nie sollte man eine Tugend so weit treiben, daß sie andern lästig oder gar schädlich wird und dadurch aufhört, Tugend zu sein.

An erfinderischen, schöpferischen, die Welt des Gedan-

kens umgestaltenden, den Fortschritt der Menschheit fördernden großen Geistern ist das deutsche Volk so fruchtbar gewesen wie nur irgendeins; aber man möchte fast sagen, es habe sie wider Willen hervorgebracht, wie Mütter nach geschehener Empfängniß Kinder gebären müssen, sie mögen wollen oder nicht. Geboren hat die deutsche Nation diese Kinder, aber sie meist wenig gehegt und gepflegt, oft wie eine Stiefmutter rauh und hart behandelt, zuweilen sie ausgesetzt und dem Zufall überlassen. In keinem andern Lande gab es so viele hervorragende Geister, welche vom Familientisch der Nation ausgeschlossen wurden, welche ihr so überreichliche geistige Nahrung spendeten und so wenig leibliche zurückerhielten, welche so im Centrum der Nation zu sitzen schienen und in der That so isolirt blieben. Was unsere Forschungsreisenden von Seetzen und Alexander von Humboldt an bis auf Leichardt, Barth, Overweg, Vogel und die Schlagintweit herab geleistet, ist um so mehr des höchsten Ruhms werth, je mehr sie als Deutsche mit Schwierigkeiten eigenthümlicher Art zu kämpfen hatten, die für den französischen und englischen Entdecker nicht bestehen. In seinem Aufruf zu einer deutschen Expedition für die Aufsuchung Vogel's bemerkt Otto Ule mit Recht:

> Wenn es gilt, Männer für die Lösung einer wissenschaftlichen Aufgabe zu finden, und wäre sie mit noch so schweren Opfern verknüpft, dann ist Deutschland nicht arm. Es besitzt Forscher wie keine andere Nation, umsichtig, muthvoll, ausdauernd und durch wissenschaftliche Befähigung alle überragend.

Aber mit gleichem Recht fügt er hinzu:

> Es ist seltsam, daß ich daran erinnern muß, daß es unter allen civilisirten Nationen vielleicht die deutsche ist, die in ihrer Gesammtheit am wenigsten Opfer für wissenschaftliche Zwecke zu bringen gewohnt ist.

Man möchte die Deutschen fast in Verdacht haben, daß es ihnen bisher ein gewisses Vergnügen gewährt habe, wenn sie ihre großen Männer sich recht abringen und auch wol sich erschöpfen sahen. Es gibt sicherlich keinen Schuhflicker in Deutschland, der nicht vollkommen überzeugt wäre, daß der geistige Arbeiter in Bezug auf seine Existenz auch nicht den geringsten Anspruch vor ihm voraus habe; aber auch unter den sogenannten Gebildeten gibt es Leute genug, die von der Arbeit eines Dichters und Schriftstellers die wunderlichste Vorstellung haben. Von Kepler bis auf die Gegenwart herab, welch eine Reihe von genialen Männern, die zugleich Märtyrer waren! Welch ein Gegensatz zwischen der Existenz eines Dürer und derjenigen eines Tizian, Rubens oder vanDyck! Hatte man einen solchen tüchtigen Menschen in das Grab hineingeärgert, dann stimmte man wol im vollen Chor Loblieder auf ihn an und weihte dem Märtyrer Thränen, Kränze, Trankopfer, Oelflammen, statt die dadurch verursachten Kosten vielleicht besser für einen Lebenden anzulegen. Für Ballettänzerinnen, Hofopernsängerinnen, Hofmarschälle, Hofbereiter, Hofceremonienmeister u. s. w. hatte man immer Geld vollauf; mit den Gelehrten, Forschern, Erfindern, Dichtern und Künstlern knauserte man aufs genaueste, wie dies seinerzeit auch die „Westminster Review“ in einem Artikel „Weimar and its celebrities“ nachdrücklichst hervorgehoben hat. Herder, den sein Genie zu etwas ganz anderm berief, mußte sonntäglich einen jener kirchlichen Vorträge halten, von denen Schiller sagte, daß sie nur für den „gemeinen Mann“ seien, und wand sich mismuthig unter der Last consistorialräthlicher Arbeiten und Aergernisse; Lessing, dessen eigentlicher Platz in einem der Centralsitze deutscher Literatur und Bühnenkunst gewesen wäre, schleppte seine letzten Lebensjahre in dem kleinen abgelegenen Wolfenbüttel freudlos hin; Jean Paul verphilisterte im Häuschen der Frau Rollwenzel bei Baireuth; Bürger verhungerte in einer Dachstube; Schubart büßte das Beste seiner Lebenskraft im Gefängnißthurm ein; Schiller und dem „Magus des Nordens“, Hamann, kamen nicht regierende Herren, nicht die Nation als solche, sondern ein paar gesinnungsverwandte Privatpersonen zu Hülfe; auch mußte Schiller nacheinander weimarischer Rath, meiningischer Hofrath, Professor und in den Adelstand erhoben werden, um seinen Erfolgen als Schriftsteller den nöthigen Nachdruck zu geben. Mozart und Beethoven, dessen Geschick dem Franzosen Esquirol zu dem Vorwurfe Anlaß gab, „die Deutschen seien kalt wie ihr Himmel“, hatten fortdauernd mit des Lebens Nothdurft zu ringen und sammelten statt Schätze nur trübe Lebenserfahrungen, geringerer aber beliebter Componisten wie Konradin Kreutzer und Lortzing nicht zu gedenken. Für einen ausländischen Componisten wie Spontini hatte man Ehren und Gold in Ueberfluß, aber man frage, was Weber mit seinen Opern, welche den Musikalienverlegern und Theatern Hunderttausende einbrachten, erworben hat?*) Carstens blieb blutarm, Winckelmann flüchtete sich nach Rom, wie in jetziger Zeit auch Cornelius und Overbeck, weil Künstler, die nicht für den Geschmack der Menge und der Höfe schaffen, in Deutschland sich vereinsamt und unbehaglich fühlen; in Rom haben sie wenigstens ein europäisches, nicht ein unverständiges deutsches Lokalpublikum. Platen verbannte sich selbst aus Deutschland, dem Lande der Formlosigkeit, nach Syrakus, wie Heine, Börne u. s. w. nach Paris. Hölderlin, Nikolaus Lenau, Simrock, Robert Schumann, der Maler Rethel u. a. verfielen in Irrsinn, Heinrich von Kleist, dieser erst nach seinem Tode gewürdigte Dichter, Friedrich List, der wahrhaft patriotische Nationalökonom, der Einführer der Eisenbahnen in Deutschland, dem man nur

*) Ein pariser Correspondent des „Morgenblatt“ gedachte jüngst abermals der edeln Handlung Carvalho's, Directors des Théâtre lyrique, der dem in Mailand lebenden, seitdem verstorbenen Sohne Mozart's aus freien Stücken als Tantième für die Aufführung von „Figaro's Hochzeit“ 10000 Francs geschickt hatte. „Dieser Sohn Mozart's“, fügte der Correspondent hinzu, „hat wahrscheinlich von diesem einen pariser Theater mehr bezogen, als sein Vater für alle seine Werke von allen deutschen Theatern zusammengenommen. Nie ist es einer deutschen Operndirection in den Sinn gekommen, den Erben Grétry's, Méhul's, d'Alayrac's, Cherubini's u. s. w. Unterstützung oder Geschenke anzubieten, obgleich sie recht gut aus ihren Kassebüchern sehen können, was ihnen die Opern dieser Meister eingetragen. Allein sie können allerdings mit Grund erwidern, daß man in Frankreich die Componisten so gut honorirt, daß die Erben keiner ausländischen Unterstützung bedürfen, worauf ich denn freilich nichts zu erwidern habe.“

ein Denkmal setzt, u. a. endeten durch Selbstmord. Doch wer wollte diese Trauerliste bis zu Ende führen? Schmachten doch noch jetzt talentvolle Deutsche genug im Exil, die zum Theil ganz andere Männer sind, als die der Selbstherrscher aller Franzosen nach Cayenne geschickt hat. Und wie stand es mit denjenigen, die sich in der Gunst der Fürsten zu sonnen schienen, denen nichts mangelte, die man mit Ehren überhäufte? War Goethe glücklich? Nein! wenigstens nicht im Kreise der Hofleute, von deren beleidigend faden Complimenten er sich empört abwandte, sodaß man ihn einmal bei solcher Gelegenheit aus Unwillen in seinem großen Auge eine Thräne zerdrücken sah; mußte er doch gerade deshalb die schnödesten Verdächtigungen erdulden, weil es ihm ausnahmsweise im gewöhnlichen Sinne wohl ging und er als geborener Bürgerlicher und Dichter die Dreistigkeit hatte, Minister und Excellenz zu sein. Und Humboldt? Seine bekannten Epigramme in Form von Briefen an Varnhagen beweisen, wie ihm in der berliner Atmosphäre zu Muthe war, wie einsam, wie unverstanden, wie unglücklich er sich in all diesem trügerischen Glanz fühlte, und in unsern Augen ist es gerade dieser Umstand, der seinen Briefen und Bekenntnissen vielleicht die größte Bedeutung verleiht.

Wem nicht gegenüber einer solchen Reihe von Beispielen die Augen auf- und übergehen, wem sie nicht das Geständniß abnöthigen, daß doch ein tiefer Riß durch das Herz der deutschen Nation mitten hindurchgehen müsse, wer sich aus persönlichen Gründen, vielleicht weil er im Rohre sitzend seine Pfeifen schneiden kann, inmitten dieser schon von Hölderlin im „Hyperion" ebenso wahr als ergreifend geschilderten deutschen Zerrissenheit dauernd behaglich fühlt und das alles ganz in der Ordnung findet — nun, mit dem ist überhaupt über diesen Punkt gar nicht zu reden.

Hoffentlich stehen wir an der Schwelle einer bessern Zeit. In dem Grade, wie das Bedürfniß nach nationaler Einigung zunimmt, wird auch das nationale Ehrgefühl, der Gemeinsinn zu-, wie der Kleinigkeitsgeist, die selbstsüchtige Beschränktheit, die Zerrissenheit und das Wühlen in persönlichen Animositäten abnehmen; das Genie der Nation wird dann in vollen und nicht mehr wie bisjetzt in nur gebrochenen Farben und Lichtstrahlen spielen; neben der Kraft zu denken, zu dichten, zu erfinden und zu bilden, wird sich auch eine größere Kraft, Würde und Freiheit des Charakters entwickeln.

Hermann Marggraff.

Aus den Donaufürstenthümern.

Land und Leute der Moldau und Walachei. Von W. Derblich. Prag, Kober und Markgraf. 1859. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stil und Behandlung in diesem Buche verkünden unzweifelhaft den Oesterreicher, und zwar den österreichischen Beamten vom reinsten Blut. Der Verfasser ist fern davon, ein Gemälde zu liefern, wie es phantasievolle Touristen etwa von Spanien oder Irland zu geben pflegen, er gibt nur Thatsachen und oft von geringem Belang; aber er ist ein wohlunterrichteter Mann, der uns seinen Gegenstand in allen seinen Erscheinungen kennen lehrt, ohne Zorn und ohne Absicht, wie es scheint. In den Donaufürstenthümern hat sich seit 1852 viel geändert: er stellt das „Sonst und Jetzt" geschickt zusammen und gibt seiner Darstellung, obwol meist thatsächlich, doch da, wo sie sich dazu eignet, wenigstens den Reiz kunstvoller Gruppirung. So ist seine Gabe denn, trotz ihrer Stilmängel, doch als ein zuverlässiges Culturbild des vielgenannten und doch ziemlich unbekannten Landes willkommen und unserer nähern Betrachtung wol würdig. Indem der Verfasser den Reiz der alten moldauwalachischen Zustände gerade in jene dissolute Mischung des Orientalischen mit dem Neueuropäischen, in den Uebergang aus dem Ungebundenen und Willkürlichen in die moderne Zwangscivilisation setzt, beklagt er gewissermaßen das Absterbende und neigt sich dazu, das Neueintretende für keinen vollen Ersatz des erstern zu halten. Die schöne Kokoana (Edeldame), sagt er, züchtigt zwar nicht mehr ihre Diener mit eigener Hand, der Bojar mishandelt seine Zigeuner nur selten noch; aber dafür artet diese Klasse auf beispiellose Art aus. Die Stelle der einfachen Bordehs (Erdhütten) nehmen monotone Fabriken ein, die originellen Hans (Gasthöfe) weichen langweiligen Hotels, die gemüthlichen Divans kasernenmäßigen Betten, der berühmte Morast, die heulenden Hunde, die nackten Zigeunerkinder verschwinden, die armseligen Bazars verfallen: aber dafür ist auch die rumänische Gastfreundschaft, der duftende Tschibuk und die leckere Delesazza nun verschwunden. Die Schulen und die Kirchen vermehren sich; aber die Corruption nimmt in kläglicher Art überhand, die alte Pietät verschwindet und die Diebe mehren sich trotz der neuen Sicherheitsorgane u. s. w. Trotz diesem allen findet der Verfasser des Anziehenden und Interessanten noch viel in der Moldau und Walachei und viele weitverbreitete Irrthümer über diese Länder zu berichtigen.

Er beginnt seine Schilderung mit der alten Residenz der walachischen Fürsten (Doamni), dem Flecken Kurtea de Argisch, vier Stationen von Hermannstadt, wo Rudolf der Schwarze, um 1200, die erste katholische Kirche gründete, die Neagoe 1517 erneuerte. Das dazu gehörige Kloster ist der merkwürdigste Rest altwalachischer Baukunst, an dem der Volkssage nach 900 Meister gearbeitet haben, den aber Manoli, ein Italiener oder Spanier, ausführte, und den Neagoe mit Inschriften, Bildnissen und charakteristischen Beiwerken zierte. Zu diesem allerdings merkwürdigen Kloster gehören nicht weniger als 500 Pfarreien, jetzt befindet sich hier ein Seminar, dessen 60 Schüler jedoch förmlich gepreßt werden müssen; die ungeheuern Einkünfte des Klosters waren von den fanariotischen Fürsten der Hohen Pforte cedirt, seit 1828 sind die Aebte jedoch zurückgekehrt und der Igumen zahlt jetzt 340000 Piaster jährlich dem Staate. Ein Krebsschaden der Walachei ist die zahllose Schar der „steuerfreien" Popen; oft besteht die halbe Dorfbevölkerung aus Popen, und als Fürst Stirbey eines Sonntags in einem Dorfe auf seiner Durchreise die Messe hören wollte, fand er, daß Pope Dimitraki krank, Pope Nikola verreist, Pope Petraki mit der Weinpresse, Monolaki mit dem Kosten des Weins, Janko mit einer kranken Kuh, Stefani mit seiner Frau beschäftigt sei, und nicht Messe lesen könne. Dies Unwesen beschädigt die Steuerkraft des Landes natürlich schwer. Die Schilderung eines walachischen Postzugs, der Nationaltänze Hora und Djok de brau, der eine gelassen und ruhig, der andere wild und unbändig; Tracht und Haltung des so kräftigen und doch unglaublich mäßigen Landvolks; die große Vernachlässigung der Ackerwirthschaft, der der erste Anfang rationaler Behandlung noch fehlt, der Reichthum des Landes an werthvollen Erzeugnissen aller Art, Schiffahrt, Handel, Forstcultur: alle diese Dinge müssen in den nächsten Kapiteln vom Leser selbst aufgesucht werden. In dieser segensreichen Natur, was vermöchte hier deutscher Fleiß und deutsche Kenntniß, ruft der Verfasser aus! Aber Nacheiferung ist freilich nicht die Sache des Walachen, und er haßt den deutschen Ansiedler.

Wir gelangen endlich nach Bukarest, der Freudenstadt, die auf zwei Wegen erreichbar, überall ein imposantes und reizendes Bild, eine Stadt in Gärten, darbietet. Die Stadt wächst bedeutend an, die Hauptstraße Podumogoschoja ist fast eine Stunde Wegs

lang; man zählt 180000 Einwohner, 18000 Wagen und 70000 Pferde in ihren fünf Vierteln, meist einstöckige Häuser, aber auch die palastartigen Hotels der Fillipesco, Lentsch, Stefanesco, Bellio, Cortesco, Török, Ghika u. a. m., Hotels, Kaffeehäuser in Menge, und in ihrem fünfmeiligen Umfange die lieblichsten Promenaden und Gärten, in welchen der Schmuz und der unharmonische Lärm des Orients der reizendsten Stille Platz macht, und ein wahres „Rus in urbe" sich darstellt. Die übrigen Sehenswürdigkeiten der „Freudenstadt" sind bald aufgezählt, selbst die Metropolie-Kathedrale enthält deren wenige, außer ihren vielen Thürmen.

Vor allem zieht uns die Schilderung der „Menschen" an, der Frauen, der Bojaren, der Zigeuner. Bukarest heißt — von bucari, sich freuen — die heitere, die fröhliche, die blühende, das Florenz des Ostens, und in der That gleitet das Leben hier leicht und heiter dahin. Ueberall winken Cafés und Gasthäuser, überall tönt Musik und Tanz, und die Frauen sind schön und gefällig, selbst Hamburg ist ein wahres Sparta mit Bukarest verglichen. Die Rumänin verwendet viel Zeit auf den Schmuck ihres Leibes, sie verschmilzt alle Moden, klebt sich fertige schwarze Augenbrauen und Wimpern auf, wäscht sich mit Milch, legt nachts Kalbfleisch auf die Wangen, und treibt sie auch keinen Luxus mit reiner Wäsche, so schmückt sie sich dafür desto reicher mit Spangen und Brochen. Ihre Bildung ist nicht weit her, aber dafür spielt sie sicher Klavier, singt zur Laute und kennt — die Tanzliste! Eine Hausfrau ist sie nicht, dafür ist Gott Mars ihr Liebling und Amor ihr Spielgenosse, dem sie das Kapitel von der Treue zur Auslegung überläßt. „Bojar" heißt Kriegsmann, allein man findet Bojaren in allen Klassen der Gesellschaft. Der Rumäne sagt im Sprichwort: „Parola bojarasca, parola mintsinvasa", Bojarenwort — Lügenwort! Die Bojarie ist jetzt ein Titel, der gewissen Aemtern anklebt und nur von Walachen erworben werden kann. An der Spitze steht die Großbojarenklasse, sieben oder acht hohe Aemter, die die Crême der Gesellschaft bilden, im ganzen etwa sechzig Familien, zum Theil mit 30000 Dukaten an Einkünften, die Vibesco, Golesco, Fillipesco, Stirbey, Floresco u. s. w., Aristokraten, Kunstbeschützer, und meist im Auslande gebildet. Die zweite Klasse bildet der Nachwuchs, verschuldete Lebemänner, Militärs, Spieler, kleine Gutsbesitzer, die Licht und Wärme dem armen Bauer für Geld verhandeln. Die dritte Klasse umfaßt den Pithar oder kleinen Beamten, Aerzte, Advocaten, Kaufleute, Winkelschreiber u. s. w. Die Kaufleute arrangiren sich hier durch Bankrotte, die Handwerker sind meist Deutsche, die dienende Klasse fast durchweg Zigeuner, die sich selbst Romani nennen. „Zigeunerland", sagt der Verfasser launig, „grenzt im Norden an Hoffnung, Luxus und Frohsinn, im Süden an Muth und Elend, westlich an Leichtsinn und Laster, östlich an Faulheit und Zuchthaus. Hier braucht man kein Talent und kein Gewissen, kein Vermögen und keinen Paß." Es gibt vornehme Zigeuner, die in ihren Kreisen den Ton angeben, Glücksritter, die von nichts adelich leben und an jeder Tafel den „Vierzehnten" machen, und dessen Frau ein Modegeschäft etablirt; Zwitterzigeuner, ambulante Kleinhändler, Hausverwalter, Klavierstimmer u. dgl. und wahre Zigeuner, Maurer, Pferdediebe, Schuhflicker, Bärenführer, Schmiede und Cantari oder Musikanten, welche beständig singen:

> Denn nur eines kann ich loben,
> Liebend sich im Tanze drehn,
> Kann ich das nicht mehr dort oben,
> Wünsch' ich mir kein Wiedersehn —

Köche, Kammerdiener, Wursthändler und Gauner aller Art, ein Volk dunkelster Abkunft, die Nomaden der gebildeten Welt.

Nach dieser Schilderung der Gesellschaftsklassen beleuchtet der Verfasser die politische Verfassung der Fürstenthümer. Er hält die Convention vom 19. Aug. 1858, welche die Verfassung feststellt, für einen zu raschen Umsturz des Bestehenden, als daß davon zunächst ein besonderes Heil für das Volk zu erwarten sei. Das Volk tritt hier, sagt er, an die Stelle des Ertrunkenen, den man auf den Kopf stellt, um ih ns Leben zurückzubringen — es kann nicht lange in dieser Stellung verharren, ohne unterzugehen. Von den Bemühungen für Schulunterricht und Bildung ist zur Zeit ein besonderer Erfolg noch nicht zu sehen. Das Collegium von St.-Sava wurde umgestaltet, reich dotirt und mit „französischen" Lehrern versorgt, aber noch ist Bibliothek und Nationalmuseum in einer — Kaserne untergebracht und die höhern Schulen, mit Ausnahme der von Krajowa, sind im elendesten Zustande, Volksschulen aber selten. Hier wäre nun wol der Ort gewesen, uns über die rumänische Sprache und ihre Verbreitung unter den verschiedenen Volksklassen Wissenswerthes mitzutheilen und im Dunkel Liegendes aufzuhellen; dies aber versäumt der Verfasser auffallenderweise gänzlich und erwähnt selbst bei Mittheilung einiger anziehender Volkslieder nicht einmal, welchem Sprachstamme sie angehören. Er begnügt sich damit zu beklagen, daß das Ueberwuchern des Französischen die Rumänen von der Kenntniß der deutschen Literaturschätze wie des Alterthums mehr und mehr ausschließe und daß noch keine rumänische Bildungsanstalt einen brauchbaren Juristen, Ingenieur oder Lehrer geliefert habe. Hiermit müssen wir schließen. Die Arbeit des Verfassers ist dankenswerth, wenn auch lange nicht erschöpfend. 4.

Soldatengeschichten.

Wenn ein Landwirth eine neue Art einführt, der Mutter Erde ihre Gaben abzuzwingen, und diese Art findet Anklang, so vergeht keine übermäßig große Zeit und sie hat auch Nachahmung erfahren; d. h. wohlverstanden, die Art und Weise nur hat ihre Nachahmer, denn das Resultat hängt doch immer von der Beschaffenheit des Bodens ab. Ein ähnlicher Fall tritt bei uns Landwirthen des Geistes ein. Wir bebauen unsere Felder mit den Kräften und Werkzeugen, die uns die gütige Natur verliehen hat, und entdeckt ein strebsamer Nachbar eine neue Art — man erlaube uns die Benutzung dieses Wortes —, so braucht der liebe Nachbar nicht allzu lange auf geehrte Nachahmer zu warten. Und das ist keine Schande, wenn die Nachahmung sich eben nur auf die Art bezieht, es müßte denn eine Schande sein, nach Goethe einen „Torquato Tasso" zu schreiben, oder Goethe und Schiller müßten sich noch im Sarge schämen, den fünffüßigen Jambus in ihren Dramen angewendet zu haben, da ihn Lessing schon vor ihnen in die deutsche Literatur einführte. Eine neue Erfindung aufzunehmen schändet nicht, wenn man selbständig in der neuen Bahn weiter fortschreitet

Diese Betrachtung sind wir genöthigt aus mehr als einem Grunde der nachfolgenden Besprechung einiger Bände Soldatenliteratur voranzuschicken.

Hackländer that einen guten Griff, als er mit Karste und Pflug zuerst ein neues Feld für den heitern Roman, das harmlose Genrebild, beackerte, indem er sein „Soldatenleben im Frieden", seine „Wachtstubenabenteuer" u. s. w. schrieb. Und siehe, es fand sich so mancher Nachbar und Gesinnungsgenosse, der ein Gleiches versuchte, theils mit Glück und selbständig, theils unselbständig nachbildend, und dann natürlich, wie es jede formlose ungewandte Nachtreterei mit sich bringt, ohne die erwarteten Kränze. Man wolle deshalb nicht bei jedem neuen Roman aus der Soldatenwelt, jedem heitern militärischen Genrebilde mit Indignation ausrufen: Welche Hackländerei! sondern hübsch selbst prüfen, ehe man verdammt oder anerkennt.

Wir mußten das sagen, da uns die alte deutsche spießbürgerliche Sitte des Vorherverdammens bei neuen Erscheinungen leider gar zu wohl bekannt ist, wenn diese neuen Geburten einer deutschen bescheidenen Muse nicht das so schön klingende „Nach dem Französischen oder Englischen des Soundso" an der Stirn trugen. Aber wir mußten das um so mehr sagen, da wir heute den Kritiker über Soldatenliteratur abgeben, während doch von uns selbst ein „Militärisches Bilderbuch" unter der Presse ist, das die harmlos heitern Abenteuer erzählen soll, die wir in preußischen Artilleriediensten dereinst theils selbst erlebten, theils

dem Leben anpassend erfunden haben. Wie leicht kann es sich nun ereignen, daß wir heute Fehler rügen, die wir selbst möglicherweise auch gemacht haben und die uns dann mit Bitterkeit und vielleicht hämischem Bezug auf unsern heutigen Artikel vorgeworfen werden. Da kommen wir uns fast vor wie ein Schachspieler, der beim Zusehen dieses edeln Spiels sehr viele Züge zu tadeln und die Gründe hierfür auch richtig zu motiviren weiß; heißt es aber hic Rhodus, hic salta, so verfällt er, beim besten Willen, vielleicht in dieselben Fehler. Und nicht immer ist die Welt so nachsichtig zu sagen: jam voluisse sat est. Besonders die literarische Welt darf es nicht einmal sein und ihre Bürger haben auch ihre Pflichten, die sie wol kennen, und, Gott sei Dank, die meisten haben auch ein Gewissen.

Wir wenden uns nach diesen Vorbemerkungen zu den uns vorliegenden Büchern. Leider können wir dabei nicht vergleichend verfahren, da die drei Werkchen auch drei verschiedenen Richtungen angehören: dem jovialem Genrebilde, dem Romane und der Geschichte (so heißt es wenigstens auf dem Titel des letztern). Wenn wir diese Reihenfolge beibehalten, so haben wir zunächst zu betrachten.

1. Humoristische Soldatennovellen für Sofa und Wachtstube von A. von Winterfeld. Erster Band. Berlin, Behr. 1860. Gr. 16. 15 Ngr.

Der Verfasser so vieler niedlicher Lustspiele, der poetischen „Garnisongeschichten" und des „Spazierritt nach Jütland" tritt uns hier als humor- und geistreicher Prosaist entgegen. Man freut sich ordentlich, zu sehen, wie weit es ein preußischer Kürassierlieutenant a. D. gebracht hat. Sein Büchlein, das kurze Zeit nach dem Erscheinen eine zweite Auflage erlebte, enthält drei freiweg erzählte Geschichtlein aus dem friedlichen Leben der Krieger: „Ein Fähurich mit einem Fehler", „Eine Spukgeschichte", „Die alte Schabracke".

Die erste Erzählung trägt als Motto das Wort des verewigten Hamlet: „Geh' in ein Kloster!" Seltsamerweise wird der Held, noch dazu ein Fähnrich, mit diesem trüben aber ironischen Worte angeredet, und warum? weil er einen Fehler hat, den die Generation der Jetztjeit und besonders die Töchter der Eva nie verzeihen können und werden. Und für einen einzigen Fehler diesen düstern Rath? Ja wohl und mit Recht: denn wie kann man jung, wie kann man ein Fähnrich sein, und nicht tanzen! Der Fähnrich fühlt es tief und schmerzlich und bedauert zum X+1sten male, nicht standhaft schon als Cadett die ihn beherrschende Idiosynkrasie gegen jegliche Drehung oder Schwenkung nach taktvoller Musik bekämpft zu haben. Jetzt, ach! aber zu spät sieht er ein, daß er keinerlei Hoffnung auf Avancement hat, da er nicht tanzen kann, und was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Geschickt hat er bisjetzt seine edle Unkenntniß der schönen Kunst, die schon David vor der Bundeslade übte, zu verbergen gewußt. Er hat Hosen und Röcke zerrissen, blos um einen Grund zu haben, Einladungen zu Bällen und Tanzkränzchen auszuschlagen; aber endlich ereilt ihn das Fatum, der Oberst gibt einen Ball, seine Entschuldigungen gelten nichts, er soll in Commißuniform erscheinen. Man denke einen Fähnrich der Cavalerie in Commißuniform auf einem Balle beim Regimentscommandeur, und dabei das Bewußtsein seiner Schuld im Herzen. In gräßlicher Verzweiflung werden zu Hause, ja selbst auf dem Corridor vor dem Ballokal noch einige flüchtige Studien gemacht und leise Hoffnung zieht in das gequälte Fähnrichsherz. Und das Glück ist ihm günstig, der Tanzfeind findet eine ältliche Dame mit schöngewesenen Zügen, die gutmüthig genug ist mit ihm alle Tänze zu tanzen. Man kommt in den Takt und wieder heraus, tritt sich gegenseitig auf die Hühneraugen und amusirt sich den Umständen nach gut. Der Fähnrich ist gerettet und da ihn bald darauf die Offiziersepauletten erfreuen, so meint er sich ausgesöhnt mit dem Schicksal und nicht mehr zur Ausübung der heillosen Tanzkunst verpflichtet. Aber man hat seine Schwächen bemerkt und sich gemerkt. Die Töchter des Oberst wollen ihr Müthchen an dem unglückseligen Fähnrich kühlen; es wird wieder ein Ball gegeben und der jetzige Lieutenant — doch das mögen unsere Leser in dem amusanten Büchlein selbst nachlesen. Der Lieutenant quittirt schließlich den Dienst, zieht in eine große Stadt und um für immer den Unannehmlichkeiten des Tanzsaals zu entgehen, läßt er sich „unter einem Stiefel einen höhern Hacken machen, und so hinkte er der Welt bis an sein sanftseliges Ende eine Lüge vor; aber er hatte sich wenigstens die Ruhe seiner Seele erkämpft: er brauchte nicht mehr zu tanzen".

Die zweite Erzählung, betitelt „Eine Spukgeschichte", hat uns am wenigsten angesprochen. Das Sujet, einen Spuk zu träumen und dann in Schweiß gebadet mit einem Dankgebet, daß alles nur ein Traum gewesen, zu erwachen, ist eigentlich schon zu oft benutzt, um noch einmal aufgefrischt zu werden. Winterfeld erzählt allerdings wieder so liebenswürdig, daß wir glauben, auch diese auf nur schwachen Füßen stehende Erzählung werde sich ihre Freunde zu erwerben wissen. Am wenigsten will es uns behagen, daß sich der Verfasser selbst handelnd als Reiteroffizier einführt, der sich vor dem Spuk, von dem ihm ein ausgelassenes Mädchen erzählte, nicht etwa fürchtet, Gott bewahre, aber schließlich — doch fürchtet. Winterfeld behandelt sich selbst zwar mit feiner Ironie, aber er hat sich einmal gefürchtet und vor einem Phantom nach der Pistole gegriffen. Den Höhepunkt der Katastrophe wollen wir ihn selbst erzählen lassen: „Ich fühlte, wie sich langsam jedes Haar auf meinem Haupte emporrichtete, und machte eben einen energischen Versuch meine Frage zu wiederholen und das Pistol in eine gefahrdrohende Richtung zu bringen, als ich eine sanfte Stimme vernahm, die ungefähr in folgenden Worten zu mir redete: «Wo hast du denn eigentlich den Stiefelknecht gelassen? Ich suche ihn schon seit fünf Minuten.»" Der Sprecher ist ein Kamerad des Erzählers, welch letzterer sich zeitgemäß über die entwickelte Furcht ärgert, trotzdem aber nicht schlafen kann. Zum Ueberfluß wird der Geisterseher noch genöthigt, das Abenteuer seinem gütigen Wirth und dessen ausgelassenem Töchterlein am andern Morgen zu erzählen.

Der Glanzpunkt des ganzen Büchleins ist aber die letzte Geschichte: „Die alte Schabracke." In origineller Weise und mit bewältigendem Humor sehen wir eine Reitschabracke das Eheprocuratorat spielen. Der Brigadecommandeur und General läßt nämlich die Cavaleriegarnison einer Stadt behufs der Besichtigung alarmiren, wobei unglücklicherweise der Bursche des Lieutenant von Hecht dem Offizierpferde die alte, statt der neuen Schabracke auflegt. Der Lieutenant bemerkt es zu spät (der Oberst hat es schon gesehen), doch kann das crimen laesi ordinis noch durch den verzweifelten Coup gut gemacht werden, daß von dem Reservepferde des Oberst die neue Schabracke entfernt und mit der alten des Offiziers vertauscht wird. Das kühne Manöver gelingt, der General hat nichts Vorschriftswidriges gefunden. Der Oberst jedoch, in der Meinung, das Offizierpferd sei mit dem alten Ungethüm von Schabracke noch belastet, sprengt wüthend und in einer Weise, die jedem auffallen muß, nach beendeter Besichtigung auf das vermeintliche Opfer von Offizier los. Wie behert parirt er sein Pferd, als er eine funkelneue Decke sieht. „Nun sag' mir eins, man soll keine Wunder glauben." Was bleibt nach so auffälligem Gebaren nun anders übrig, als den Lieutenant zu Tisch einzuladen. Der geehrte Leser kann sich nun aber denken, zu welch witzelndem Gerede es Anlaß geben kann, wenn ein unbedeutender Offizier an dem feierlichen Tage einer Parade bei seinem töchterreichen Oberst zu Tisch gebeten wird. Und der anwesende General, sowie der mit Citaten um sich werfende Major denken ebenso wie der Leser, während Lieutenant Hecht wieder denkt, man habe alles so verabredet, um ihn zum Schwiegersohn zu pressen. Der Oberst aber denkt an nichts anderes viele viele Tage lang, als an die schöne Schabracke, und hofft vergeblich auf den Wiederempfang. Lieutenant von Hecht hat sich endlich so ins Denken verloren, daß er nachdenklich geworden ist, und wenn er an des Obersten jüngstes Töchterlein gedenkt, die feurige Blondine mit dem schneeigen Busen, die sich jetzt verzehrt in schwärmerischer Sehnsucht nach ihm, da fühlt

er erst Mitleiden und dann verliebt er sich sterblich durch Imagination. Kostbar ist die Scene, als der Lieutenant sich endlich ein Herz faßt und den Oberst selbst um die Hand seines weiblichen Sprößlings zu bitten geht. Natürlich ist darüber ein ziemlicher Zeitraum verstrichen und der Oberst freut sich, nun endlich seine Schabracke wiederzuerhalten. Hecht macht aber gar keine Anstalten dazu, sondern thut dem Chef, immer in allgemeinen Ausdrücken, kund, daß er gekommen sei, „sich etwas zu holen zu erbitten". Da geht dem Oberst ein Licht auf: natürlich kommt der Lieutenant, um die schwarzbraune Stute, die Palmyre, zu kaufen. „Gut, die sollen sie haben, aber unter 80 Friedrichsdor geht sie nicht weg." Entsetzt prallt der Lieutenant zurück und es kommt nun zu Erklärungen, die sich befriedigend lösen. Froh erregt verläßt Hecht das Zimmer: „Und er ging hinauf und meldete sich bei der Mutter und ließ sich die Tochter übergeben, die ihm hold erröthend in die Arme sank, nachdem er seinen Helm auf den Tisch gestellt hatte. Und sie blickten sich in die Augen und küßten sich die Lippen und drückten sich die Hände und betheuerten sich ihre Liebe und schwammen in Seligkeit. Und das alles, weil Tobias seinem Herrn eine schlechte Schabracke aufgelegt hatte."

So hätten wir den Inhalt des Buchs skizzirt angegeben und überlassen es unsern Lesern, das Weitere selbst nachzulesen.

Das zweite uns vorliegende Buch ist, wie schon gesagt, ein Roman aus der Soldatenwelt und trägt den Titel:

2. Cantonnirungsbilder von Robert Byr. Zwei Bände. Prag, Bellmann. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schon der Titel erinnert in etwas an die „Wachtstubenabenteuer" Hackländer's und eine gewisse Uebereinstimmung thut sich bei der Lectüre des Buchs auch ferner kund. Die „Wachtstubenabenteuer" spielen in allerlei Wachtstuben, in Polizei-, Kranken-, Stallwachtlokalen u. s. w.; Byr's „Cantonnirungsbilder" spielen in vielen verschiedenen Ortschaften, die nacheinander das Vergnügen haben, den Vertheidigern des Vaterlandes Wohnung, Trank und Nahrung darzureichen. Eine Eigenthümlichkeit hat der Roman noch insofern, als er in ziemlich flüchtigem Stile beginnt — fast möchten wir schwülstig sagen — und dann später in eine immer hübschere und lesbarere Schreibweise übergeht. Wir geben wörtlich die ersten Sätze des Buchs: „Es ist im November, — so fängt mein unbekannter, geistreicher Freund Julius Ebersberg in seinen «Militärischen Licht- und Nebelbildern aus der Friedenszeit» an. Da man in der Regel zumeist um den Anfang verlegen ist, und wenn dieser einmal gemacht, das Récit gewöhnlich recht leidlich von statten geht, so eigne ich mir diesen classischen Anfang par le droit du — ich weiß eigentlich nicht, wie ich dieses Recht anders, als das des Diebstahls nennen soll — recht und schlecht zu, und beginne meine «Cantonnirungsbilder», Bilder aus dem Reiterleben, mit denselben gerade passenden Worten."

Der Hinweis beim Anfang eines Buchs, daß man eigentlich nicht recht wisse, wie man anfangen soll, däucht uns weder schön noch überhaupt neu. Der vierte Satz, um noch ein Curiosum anzuführen, nimmt bei sehr compressem Druck nicht weniger als 20 Zeilen ein und enthält 130 Worte! Später ändert sich das wie gesagt und man söhnt sich mit dem Verfasser aus, der eben nicht wußte, wie er anfangen sollte. Der Roman ist meist recht heiter geschrieben und hält auch die rechte Mitte zwischen Scherz und Ernst.

Als vorläufiger Held wird uns ein Lieutenant Malten vorgeführt, der auf das Gut eines Barons Lauenfeld ins Quartier kommt, Besitzers einer Frau (erst recht hölzern und aristokratisch, später als sehr liebenswürdige Frau und Mutter geschildert) und zweier Töchter, einer schwärmerisch sanften Brünette und einer feurigen koketten Blondine, beide natürlich sehr schön. Es ist uns hier, wie bei so manchem neuern Romane, aufgefallen, daß die Brünetten so engelsanft und die Blondinen so rothglühendheiß geschildert werden. Wir haben bisher das Gegentheil geglaubt und gehört, jedoch es mag das Erfahrungssache der Herren Autoren sein. Lieutenant Malten verliebt sich in die schöne Blondine, was wir sehr natürlich finden, Fräulein Mathilde ist aber kokett und Malten muß seinem Freunde, dem Lieutenant Gollin, weichen. Das ist sehr schade, denn dem ec. Malten schien es Ernst mit der Liebelei zu sein, während Gollin, der nunmehrige Held, sehr viel von einem Roué und sehr wenig von einem regelrechten Bräutigam hat. Gollin gibt dann das Verhältniß auch auf und bringt es, da er als gewissenhafter wenn auch etwas zahmer Don Juan die Königinnen seines Herzens numerirt und registrirt, am Schlusse des Romans auf Nr. 141. Ueber hundert hatten schon vor Mathilden über dieses leicht besiegbare Herz geherrscht. Schließlich heirathet dann das blonde Fräulein einen plötzlich auftauchenden Dragonerofffizier. Dazwischen ist natürlich noch ein Duell zwischen Malten und Gollin vorgekommen, das den Umständen nach gut, d. h. mit einer leichten Verwundung Malten's endigt, worauf ein ewiger Freundschaftsbund zwischen den beiden Duellanten folgt. Es treten noch viele andere Offiziere auf, von denen wir nur noch den düstern Oberlieutenant Ringberg nennen. Die schwärmerische Brünette, Marie, liebt ihn, und er sucht seine Liebe zu ihr männlich zu unterdrücken, denn er ist düstern Charakters, weil er arm ist. Da stirbt ihm — deus ex machina — ein reicher Onkel, Ringberg erbt viel Geld und wird noch zeitig genug Rittmeister, um mit diesem Titel verabschiedet zu werden. Jetzt freit er sein Mädchen und macht mit seiner Gattin große Reisen, sodaß zum Schluß des Buchs aus Amerika die freudige Nachricht eintrifft, daß die Welt um einen kleinen Ringberg reicher geworden sei.

Was der Verfasser aus der Soldatenwelt selbst zeichnet, ist keck und frisch entworfen. Die Marschmühseligkeiten und Quartiercalamitäten sind so recht nach dem Leben erzählt und werden manchem alten Offizier Freude machen, der dabei mit schuldiger Wehmuth an die entrauschten Tage der Jugend denken kann. Speciell war uns die Lectüre des Buchs auch deshalb interessant, da wir Gelegenheit hatten das Leben der österreichischen Offiziere auf so angenehme und, wie es den Anschein hat, richtige Weise kennen zu lernen. Wie froh kann da mancher von unsern (preußischen) Offizieren sein, da ihm nicht, wie den Kameraden im Oesterreichischen, vor der Fronte gesagt werden darf: „Melden Sie sich beim Profoß!"

Der Verfasser, der die eben besprochenen Bilder aus dem Husarenleben schrieb, scheint uns selbst ein Soldat zu sein, mindestens ein gewesener, und wir freuen uns durch seine „Cantonnirungsbilder" Gelegenheit gehabt zu haben, seine Bekanntschaft zu machen.

Wir richten unser Augenmerk jetzt auf die

3. Husarengeschichten aus der Geschichte des Blücher-Husarenregiments von K. F. R. Schneider. Stolp, Stein. 1859. Gr. 8. 25 Ngr.

Dieser Großoctavband von 136 Seiten enthält 138 Anekdoten aus den Traditionen des berühmten Regiments und man muß dem Herausgeber das Verdienst zuerkennen, diese Geschichtlein mit Bienenfleiß gesammelt zu haben. Er schickt der Sammlung eine Vorrede voraus, aus der wir entnehmen, daß seine Schrift eine nachträgliche Jubelgabe für das vor zwei Jahren stattgefundene hundertjährige Jubiläum des Regiments ist. Darin beginnt der Verfasser mit der Entstehung der Husaren in Preußen (unter Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1730) und geht dann stufenweise, nach Gründung der jetzigen Blücher-Husaren, die Thaten des Regiments bis zum letzten Feldzuge gegen die Polen durch. Wir finden manchen lustigen und manchen kühnen und kecken Reiterstreich verzeichnet; wie aber unter Nr. 114 plötzlich das Husarenlied vom Vater Arndt unter die Anekdoten geräth, ist uns vor der Hand noch unklar. Der Verfasser konnte ja dann überhaupt einen Anhang von Husarenliedern geben.

Was das Buch selbst anbetrifft, so ist es populär und mit vielem specifisch preußischen Patriotismus geschrieben, was ihm gewiß zu einem Ehrenplatze in der Bibliothek alter Reiteroffiziere

sowie in der von Elementar- und Bürgerschulen verhilft. Die Schrift ist dem Grafen von Nostiz gewidmet, der bekanntlich ein Adjutant Blücher's war und als solcher in der Schlacht bei Ligny den greisen Feldmarschall von der Gefangenschaft rettete.

Heinrich Mahler.

Notiz.

Kant und Lessing.

Mit den Namen der beiden Männer Kant und Lessing haben wir diejenigen Heroen des Geistes genannt, an die wie an zwei stützende Säulen sich anzulehnen wankenden Gemüthern in unsern chaotischen Tagen besonders zu rathen ist. Zwei Schriftchen haben uns dies neuerdings wieder zu recht deutlichem Bewußtsein gebracht: „Kant und Lessing. Eine Parallele. Rede zu Kant's Geburtstagsfeier, gehalten von Johann Jacoby" (Königsberg 1859) und „Die erste Lessing-Feier in Leipzig. Zum Besten eines auf der Geburtsstätte Lessing's zu errichtenden Denkmals herausgegeben vom Schiller-Verein" (Leipzig, Lehmann, 1860). Auffallend ist, daß, wie Jacoby anführt, in Lessing's Schriften und Briefwechsel nirgends Kant's Name vorkommt, was freilich zum Theil daraus erklärlich ist, „daß Kant's eigentliche Glanzperiode erst mit der Herausgabe der Vernunftkritik im Jahre 1781 — dem Todesjahre Lessings — beginnt". Kant seinerseits gedenkt Lessing's nur in einer einzigen seiner Abhandlungen, und zwar in derjenigen „Ueber den Gemeinspruch: das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht in der Praxis", wo der Hypothese Lessing's von der „göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts Beifall gezollt wird". Aber daß er auf Lessing große Stücke hielt, geht aus einem Briefe Kant's an Marcus Herz hervor. Dieser hatte Kant mit Lessing verglichen, und Kant schreibt darauf (am 24. November 1776): „Der mir in Parallele mit Lessing ertheilte Lobspruch beunruhigt mich. Denn in der That, ich besitze noch kein Verdienst, was desselben würdig wäre" u. s. w. Uebrigens hätte wenig gefehlt, und ein äußerer Umstand hätte beide Männer in Königsberg zusammengeführt. Als nämlich 1763 die königsberger „Professur der Eloquenz" erledigt war, wurde diese Stelle zuerst Kant und dann Lessing angetragen. Beide lehnten ab und zwar aus einem und demselben Grunde: weil der „professor poeseos" alljährlich einen Panegyrikus zu halten verpflichtet sei. Als Hauptresultat der vergleichenden Betrachtung Jacoby's ergibt sich Folgendes: „Es ist Ein Ziel, das Kant und Lessing im Auge haben, es ist ein und dasselbe Mittel, dessen sich beide bedienen. Und wie im allgemeinen Endziel und Mittel, so treffen im einzelnen auch die Ergebnisse des beiderseitigen Forschens zusammen, so sehr immer ihre speculative Grundanschauung auseinander zu gehen scheint." Bei Kant machte sich nämlich mehr die analytische, bei Lessing mehr die synthetische Denkrichtung geltend; ihr Ziel aber war das auf Selbsterkenntniß und Erleuchtung ruhende freie Menschenthum.

Die zweite Schrift bringt zuvörderst einen ziemlich ausführlichen Bericht über das am 22. Januar zu Leipzig gefeierte, vom Schiller-Verein veranstaltete und angeordnete schöne Fest, dessen Ertrag zum Besten des auf Lessing's Geburtsstätte zu Kamenz zu errichtenden Denkmals bestimmt war. Die zweite Abtheilung der Schrift enthält vorerst die treffliche, mit größtem Beifall aufgenommene Rede Heinrich Wuttke's, worin unter anderm gesagt ist: „Unser ängstliches, eingeschüchtertes, halbschüriges Geschlecht sollte eigentlich einen so offenherzigen Kämpfer, der jede Maske dem Gegner herunterriß, der schonungslos und furchtlos die Wahrheit heraussagte, unter dessen Schlägen die alte Welt in Trümmer ging, nur mit Selbstvorwürfen betrachten." Zum Schluß werden wir alle aufgefordert, gleich jenem Lessing als wahrhaftige Männer, als furchtlos kühne Kämpfer zu handeln, „damit wir Deutschen, was wir gewesen wieder werden: eine große Nation". Ja wohl, handeln wir als „wahrhaftige Männer, als furchtlos kühne Kämpfer" wie Lessing, aber handeln wir zugleich auch als wahrhaft human gesinnte, in wahrhaft christlichem Sinne tolerante Männer wie Lessing, was, wie er bewies, nebeneinander bestehen kann. Der in anderer Hinsicht interessanten Rede von dem Prediger der israelitischen Gemeinde zu Leipzig, A. M. Goldschmidt, haben wir schon in Nr. 8 d. Bl. auf Anlaß der gegen W. Menzel gerichteten Schrift von A. Boden ausführlicher gedacht, wenigstens ihres Hauptkerns, der darin bestand, Lessing's Bedeutung für die Juden, namentlich die deutschen, nachzuweisen. Erst seit Lessing seien sie, behauptete der Redner, aus ihrer particulären Stellung heraus und in das deutsche Nationalleben eingetreten. Begreiflicherweise verbreitete sich der Redner mit besonderer Liebe und Ausführlichkeit über „Nathan den Weisen", den er „ein historisches Ereigniß, eine geschichtliche That" nennt. Rühmt doch selbst Wolfgang Menzel, der Mann des kurzen Gedächtnisses, noch im Jahre 1836 in der zweiten Auflage seines Werks „Die deutsche Literatur" den „Nathan" als den „Lichtpunkt der im 18. Jahrhundert herrschend gewordenen Humanität", als ein „unsterbliches Gedicht der mildesten, ja, ich möchte sagen süßesten Weisheit" u. s. w., während er es freilich jetzt den „skandalösen Grundgedanken" des Stücks nennt, daß Lessing darin (angeblich) seinen „Leibjuden" Moses Mendelssohn (in welchem Menzel noch 1836 „einen der feinsten und weisesten Moralphilosophen und Erziehungsseelenlehrer" erkannte) als „vollkommenstes Ideal" hingestellt habe! Diesen psychologisch merkwürdigen Umschwung im Gehirn eines Kritikers beleuchtet gründlicher August Boden in einer lesenswerthen Anzeige des Röpe'schen Buchs über Goeze in Nr. 24 der „Heidelberger Jahrbücher".

H. M.

Bibliographie.

Dumas, A., Memoiren Joseph Garibaldi's. Aus dem Französischen übertragen von S. Graf Grabowski. 1stes Heft. Berlin, Sacco. Gr. 8. 3 Ngr.

Elze, K., Eine Frühlingsfahrt nach Edinburg. Dessau, Aue. Br. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Fischer, A., Aus meinem Amtsleben. Augsburg. Gr. 8. 1 Thlr.

Furkert, E., Friedrich und Katte. Roman-Epos. Berlin, Plahn. 16. 15 Ngr.

Gabelentz, H. C. v. d., und J. Löbe, Uppström's Codex argenteus. Eine Nachschrift zu der Ausgabe des Ulfilas. Leipzig, Brockhaus. Gr. 4. 15 Ngr.

Galen, P., Der Sohn der Gärtners. Roman. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 1861. 8. 6 Thlr.

Ein Gedenkblatt für Alexander von Humboldt. (Von H. Trautschold.) Moskau. 1859. Gr. 8. 5 Ngr.

Klänge von Nah und Fern. Stenographen-Lieder. Herausgegeben von J. Esch und G. Levinstein. Berlin. 32. 7½ Ngr.

Leonhardi, G., Das Veltlin nebst einer Beschreibung der Bäder von Bormio. Ein Beitrag zur Kenntniss der Lombardei. Zugleich als Wegweiser für Wanderungen vom Stilfser Joch bis zum Splügen. Mit 1 Karte des Veltlin. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 24 Ngr.

Méron, L., Marie Antoinette, Schauspiel in fünf Akten. Berlin, Rahn. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Kollberg, J. B. v., Die Weissagungen Hermanns von Lehnin über die Geschicke Preußens. Rücksichtlich der Vergangenheit als geschichtlich erfüllt nachgewiesen und rücksichtlich der Zukunft durch andere Weissagungen und politische Betrachtungen beleuchtet. Tuttlingen, Kling. 8. 4 Ngr.

Preßproceß Sebastian Brunner contra Ignaz Kuranda. Oeffentliche Verhandlung vor dem Landesgerichte in Wien am 10. Mai. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 8 Ngr.

Eine neue Wehrverfassung. Tübingen, Buchhandlung Zu-Guttenberg. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fromme Lieder von Julius Sturm.

Vierte Auflage. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Julius Sturm hat sich durch Innigkeit des Gefühls, Klarheit und Frische der Gedanken, verbunden mit einer seltenen Meisterschaft der Form, schon so viel Freunde erworben, daß von seinen Dichtungen rasch neue Auflagen nöthig wurden. „Diese Lieder — sagt ein Kritiker zur Charakterisirung von Sturm's Lyrik —, eine Korallenschnur echter schöner Lieder, die aus der reinen Empfindung quellen, tragen keine Schmerzen zur Schau, sondern im Gegentheil ein in sich selbst vollberuhigtes Sein, ein Dasein, das mit ganzer Seele an der schönen Erde hängt, aber dem der Aufblick zu dem Himmel, der über ihr, keinen Augenblick mangelt. Dieser Dichter versteht es, seine Welt durch seinen Himmel zu verklären."

Von Julius Sturm erschienen ferner in demselben Verlage:

Neue fromme Lieder und Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Gedichte. Zweite Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Neue Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zwei Rosen oder Das Hohe Lied der Liebe. Miniatur-Ausgabe. Geh. 12 Ngr. Geb. 16 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Xenia Orchidacea.

Beiträge zur Kenntniss der Orchideen

von

Heinrich Gustav Reichenbach fil.

Erster Band.

Enthaltend 100 Tafeln (50 colorirte und 50 schwarze) nebst 31 Bogen Text.

4. Gebunden 30 Thlr.

(In zehn Heften mit 50 halbcolorirten und 50 schwarzen Tafeln nebst Text 26 Thlr. 20 Ngr.)

Der erste Band dieses für alle Botaniker und Freunde der Pflanzenkunde sowie für Bibliotheken höchst wichtigen Werks liegt nunmehr vollständig vor. In den gebundenen Exemplaren sind die früher nur halbcolorirten 50 Tafeln in vollem Colorit ausgeführt.

Ein Prospect, der unter anderm sehr günstige Besprechungen des Werks aus der Feder Prof. Lindley's, des berühmten englischen Botanikers und Kenners der Orchideen, mittheilt, ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Im Verlage von **Pfeffer** in **Halle** erschien soeben:

Der Paschastreit

der alten Kirche nach seiner Bedeutung für die Kirchengeschichte und für die Evangelienforschung urkundlich dargestellt vom Prof. Dr. **Hilgenfeld.**

Preis $1\frac{4}{5}$ Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Black Douglas.

Ein australischer Roman von **Wilhelmine Guischard.**

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Dieses zweite Werk der Verfasserin wird gewiß dieselbe freundliche Aufnahme finden wie ihr erstes „Die Hunyady. Ein historischer Roman" (5 Thlr.), welches das interessante und dem größern Publikum bisher nicht vorgeführte Schicksal des berühmten Matthias Corvinus von Ungarn und seiner Familie in ebenso geschmackvoller als sich an die historischen Forschungen mit Geschick anlehnender Weise behandelte.

Die „Kölnische Zeitung" bemerkt über das neue Werk: „Diese Studie trägt ein so durchaus australisches Gepräge, daß wir, die wir dieses Leben und Treiben vom ersten Berichte über die Goldentdeckungen bis zur jetzigen Phase mit besonderer Vorliebe beachtet haben, oft wahrhaft überrascht waren. In den «Sträflingen» schildert bekanntlich Gerstäcker mit Meisterhand und unter Benutzung eigener Anschauungen das Abenteuerleben in Australien. «Black Douglas» reiht sich dem Gerstäcker'schen Romane würdig an. Mit großer Lebensfrische sind die Scenen in den Goldminen skizzirt, und «die beiden Schwestern des berüchtigten Black Douglas», namentlich aber Emily und Edward — eine köstliche Figur — werden dem Leser unvergeßlich bleiben."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Palästina.

Von **Karl von Raumer.**

Mit einer Karte von Palästina.

Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Geh. 2 Thlr.

Bereits die vierte Auflage dieses berühmten Werks, das mit Benutzung der neuesten Forschungen vielfach umgearbeitet und vermehrt worden ist.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Dritte vermehrte Auflage. Mit sechs Kupfertafeln. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Fünfte verbesserte Auflage. 8. 6 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Poetische Fragmente

von **Draumor.**

8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Eine dem Weltreisenden J. J. v. Tschudi gewidmete kleine Gedichtsammlung eines, wie das Vorwort sagt, „in des Lebens Wirrwar hinausgeworfenen" Mannes, die nicht verfehlen wird, Aufmerksamkeit zu erregen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 9. August 1860.

Neue epische Dichtungen.

1. Bellona Orientalis. Zwölf politische Hymnen. Nebst einem Schlußhymnus Bellona Occidentalis. Von Friedrich Karl Meyer. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.
2. Buch der Zeit. Vaterländische Gedichte, Lieder und Gesänge aus den letzten 30 Jahren vom Verfasser der „Bellona Orientalis". Heidelberg, J. C. B. Mohr. 1860. 8. 15 Ngr.
3. Die Hohenstaufen. Ein Epos in sechs Gesängen. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1859. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
4. Lanzelot und Ginevra. Ein episches Gedicht in zehn Gesängen von Wilhelm Hertz. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1860. 16. 1 Thlr.
5. Reinhart. Von Max Jähns. Berlin, A. Duncker. 1859. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.
6. Don Gonzalvo von Cordova. Epos in 25 Gesängen. Nach dem Französischen metrisch bearbeitet von A. von Rode. Berlin, Peters. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Allen Respect vor Lanzelot vom See und Don Gonzalvo von Cordova, aber infolge unserer Vorliebe für moderne Stoffe, die man immerhin für eine ästhetische Grille halten mag, lassen wir die Helden der Sage vorläufig etwas antichambriren und ertheilen der „Bellona Orientalis", von F. K. Meyer (Nr. 1), die erste Audienz, da sich dieselbe trotz ihres mythologischen Costüms doch als eine ganz moderne Erscheinung, als eine Amazone aus den Schlachtreihen der politischen Poesie legitimirt.

Freilich scheinen auf den ersten Anblick politische Hymnen nicht zu den epischen Dichtungen zu gehören; doch man braucht sich blos an den epischen Grundzug in Pindar's Epinikien zu erinnern, um über diese kleine Licenz der Kritik ein Auge zuzudrücken, da dieser epische Grundzug auch in der „Bellona Orientalis" nicht zu verkennen ist.

In der That regen diese politischen Hymnen eine Reihe von Gedanken in Bezug auf das Wesen moderner Poesie und das Verhältniß des Publikums zu derselben an. Wir haben es oft genug ausgesprochen, daß unsere moderne Lyrik erst dann zu vollständiger Entfaltung gekommen sein wird, wenn sie auch die Gattung des höhern Gedankenschwungs, Ode und Hymne, angebaut und in modernen Formen volksthümlich gemacht hat; wir haben in unserer „Poetik" und sonst mehrfach die Einseitigkeit verdammt, welche alle Lyrik auf die Form des Liedes beschränkt und schon gegen die Elegie, unter der wir, auf die altgriechische Bezeichnung zurückgehend, alle Reflexionspoesie mitbegreifen, misgestimmt ist. Gerade die Ode und Hymne läßt erst den Vollklang dichterischer Begeisterung ertönen; denn wie nach dem Ausspruche Schiller's der Mensch mit seinen großen Zwecken wächst, so wächst auch die Poesie mit ihren großen Gegenständen. Die modernen Dichter anderer Nationen, Victor Hugo, Byron, Petöfi, Leopardi sind uns hierin vorangegangen, nur in Deutschland soll die Lyrik liederartig sein, und was nicht wie ein Gesang aus „Des Knaben Wunderhorn" ertönt, darüber schüttelt unsere Aesthetik den Kopf. Was aber unser Publikum betrifft, so scheint sich, besonders im letzten Jahrzehnd, immer mehr die Ansicht Bahn zu brechen, als sei die Dichtkunst Sache der Frauen, eine Ansicht, welche nicht nur unsere großen Talente entmuthigen, sondern auch unsere Nationalliteratur mit der Zeit ruiniren müßte. Nur einmal in der Sturm- und Drangepoche der sogenannten politischen Lyrik des vierten Jahrzehnds in unserm Jahrhundert wandte sich auch die Männerwelt mit Begeisterung der Lyrik zu, und wie man auch über den Inhalt und die Form jener politischen Gedichte denken mag, diese Thatsache allein genügt, ihre Bedeutung für die Literaturgeschichte unsers Volks festzustellen. Seitdem fehlt es aber nicht an Symptomen, als sollte unsere ganze Poesie auf den Standpunkt visirt werden, den etwa die Bildung höherer Töchterschulen behauptet. Wir erinnern nur an die Herrschaft der Blumen- und Miniaturlyrik, an die zahllosen Auflagen der Duodezpoesie, der Anthologien von Damenhand, der Spruchsammlungen und Albumblätter und auf der andern Seite an die verhältnißmäßige Theilnahmlosigkeit, welcher alle ernsten Dichtungen des höhern Stils auf epischem und lyrischem Gebiete begegnen. Diese Theilnahmlosigkeit geht so weit, daß selbst die Lieblingsdichter

des Boudoirs Gefahr laufen, ihre Beliebtheit zu verscherzen, sobald sie sich einmal auf jenes verfemte Gebiet hinauswagen. Hierzu kommt die unleugbare Erfahrung, daß selbst Schau- und Trauerspiele sich auf der Bühne nur durch ein Ueberwiegen des weiblichen Elements, durch das Interesse, das sie der Frauenwelt einflößen, behaupten, und Shakspeare und Schiller mögen es ihrem classischen Nimbus danken, wenn viele ihrer Tragödien, trotz ihrer historischen Würde, vor diesem Tribunal Gnade finden. Auch die großen Erfolge der Frau Birch lassen sich wesentlich daraus erklären, daß sie von „Pfefferrösel" und der „Marquise von Villette" bis zu „Jane Eyre" und zur „Grille" stets Heldinnen und niemals Helden für das Theater zurecht gemacht hat. Alle diese Symptome sind aber höchst bedenklicher Art; denn wenn das ewig weibliche Princip in der Literatur alleinige Geltung gewinnt, so ist von dieser Verweiblichung auch eine Verweichlichung die nothwendige Folge, und die ernsten und großen Gattungen der Poesie werden bald einer untergegangenen Epoche angehören und als eine Art von „fossiler Flora" nur auf den Gelehrtenschulen erläutert werden.

Deshalb verdient eine männliche Poesie stets von der Kritik besonders beachtet und empfohlen zu werden, damit sich um ihr Banner auch wieder ein Kern männlichen Publikums sammle, das sich allmählich sehr verdünnt und zerstreut und durch die Inspirationen der Hausgöttinnen am Theetisch zum Theil in die Blaustrumpfregionen verirrt hat.

Die „Bellona Orientalis" gehört nun ganz dieser männlichen Poesie an, für welche wir ein Publikum werben. Es sind Hymnen, die ihren Stoff der Zeitgeschichte entnehmen. Die orientalische Frage und der Krimkrieg bilden das Grundthema, an welches sich diese Hymnen knüpfen, die in begeisterten Anreden Preußen, Oesterreich, England zur Erfüllung ihrer echten historischen Sendung aufrufen, die Revolution und Reaction personificiren und darstellen, Napoleon ansingen und die taurische Diana, das Kriegsschauspiel von Sewastopol und die Schlacht bei Inkerman schildern lassen.

„Versificirtes Zeitungsgeschwätz", rufen die Aesthetiker der stricten Observanz! Favete linguis, ihr Herren! Seid so billig einzuräumen, daß auch Horaz, wenn er den von seinen Feldzügen heimkehrenden Augustus feiert, nach unsern modernen Begriffen ein Zeitungsgedicht verfaßt hat, und daß Pindar, wenn er in seinen Hymnen die Chronik hellenischer Familien kündet und die Sieger der Wettrennen feiert, nach unsern Begriffen oft nur als poetischer Lokalreferent auftritt, sodaß, wenn unser Turf volksthümlicher wäre und die Herren von Strudelwitz und Prudelwitz sich mehr um das Vaterland verdient gemacht hätten, ein Gelegenheitsdichter, der die im Handicape-Rennen siegenden Pferde dieser Barone und dabei ihre Familien feierte, hierin ganz auf dem Standpunkte Pindar's stände. Seid so billig, einzuräumen, daß Dante in seine „Hölle" die berühmtesten Zeitgenossen eingesperrt, in seine „Divina commedia" ein großes Stück politischer Poesie mit hineingedichtet und nicht anders verfahren ist, wie ein Dichter, der heute zum Aerger der Zopfästhetik einen Ludwig Napoleon, Cavour, Garibaldi, Saint-Arnaud, Palmerston, Nikolaus in einen poetischen Himmel oder in eine poetische Hölle sperrte!

Das ist freilich jetzt alles glücklich von Spinneweben der Zeit überzogen, ehrwürdig grau, und bedarf des Commentars! Die sicilischen Könige zu Pindar's Zeit müssen ebenso mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit wieder entdeckt werden, wie Corso Donati, Ugolino und die andern Helden des Dante'schen „Inferno". Dichter werden erst wie die Weine durch das Alter gut, darum tröstet euch, ihr modernen Poeten, mit Horaz, Pindar und Dante! Kommen wird einst die Zeit, wo Ludwig Napoleon ebenso einem grauen Alterthum angehört, wie jetzt Dionys von Syrakus, wo die Belagerung von Sewastopol ebenso fern liegen wird, wie die von Ilion und Numantia, wo das, was jetzt jedem Börsenmann und Zeitungsleser klar ist, so glücklich sein wird, eine dunkle Stelle zu bilden, welche keine telegraphischen Depeschen mehr erläutern, sondern nur kritische Gelehrsamkeit, wo man sich durch einen Commentar zu euern Dichtungen wird habilitiren und Mitglied einer Akademie werden können!

Freilich muß man auf der andern Seite zugeben, daß diese modernen Stoffe spröde sind und noch kein durchgreifender Stil für ihre Behandlung gefunden ist. Nach unserer Ansicht müssen sie ihre eigene Poesie entbinden, und wenn in der „Bellona Orientalis" nicht nur die griechisch-römische, sondern auch die germanische Mythologie dazu dienen muß, poetische Gestaltung und Bewegung hervorzubringen, so halten wir diese unmoderne Behandlung moderner Stoffe für einen Misgriff, abgesehen von der mangelnden Einheit des Colorits. Der Verfasser geht darin so weit, daß er um die Stirn der Norne, welcher Opfer aus Freyja's Volke leuchten, Ate und Pallas Nike wechseln läßt. Dagegen ist es keineswegs unmodern und ganz poetisch, wenn er des Napoleon Schatten heraufbeschwört, nur müßte wiederum nicht Bellona geiergleich über seinem Haupte schweben. Ebenso entspricht die poetische Personification der Revolution und Reaction den Ansprüchen, die man etwa an eine moderne Maschinerie im Epos stellen würde, ohne dabei zu einer leeren Allegorie zu werden. Die Revolution schildert der Dichter wie folgt:

An Jerseys Strande
jäh' über Bänk' und Felsenriffe
vom Stoß der Flut geschleudert, berstend,
die Segel all' im nächtig wüthigen
Nachtgleichensturm, schießt hoch empor
und schmetternd, sieh, am Vorgebirge
zerschellt ein Boot. Wer ist die drohende
Gestalt, die, mit gewalt'gem Sprunge
den sichern Tod verhöhnend, lauernd schon
wild in die Nacht späht, blutig leuchtend
in rother Kapp' und Kutte, wie
ein ries'ges Irrlicht? Lodern läßt sie
die Fackel jetzt und, wie den brüllenden
Büffel ein Luchs, zerreißt mit gellendem
Pfiff sie den ries'gen Sturm. Da rühren,

des Winks gewärtig rings aus allen
Höhlen zusammenschleichend, sich
ihre Getreun.

Was nun den Gedankeninhalt und politischen Standpunkt des Dichters betrifft, so ist im ganzen eine große historische Auffassung unverkennbar. Der Dichter schwärmt besonders für britische Zustände und faßt die Aufgabe Britanniens im edelsten Sinn. Auch die Ziele, die er in der Donauhymne Oesterreich steckt, sind bei weitem andere, als sie die Tagespresse in ihren Leitartikeln bezeichnet. Die Verherrlichung des alten Napoleonischen Imperiums geht auf die höchsten geschichtlichen Aufgaben:

Und wie
an zweier Zeiten Thor, Columbus
die Neue Welt entdeckte, legte,
wieder entdeckend, auf die Alte
Welt ich den Finger. Asiens ahnender
Columbus ich: doch, vom Verhängniß
gehemmt wie er, nicht der Entdeckung
mächt'gen Genuß, meines Gedankens
Victoria nicht erfaßt' ich. Fruchtlos
hier in Europas Heckenland
brach ich die Kraft, gebor'n in Asiens
ewigem Steppenmeer gigantische
Reiche zu baun. Hätt' ich am Ganges
geschlagen mein Marengo, in
Sina mein Austerlitz, wohl ständen
noch unerschüttert heut' die eisernen
Säul'n meiner Herrschaft.

Mit einem Worte, der Dichter läßt nirgends die Weltweite der Anschauung vermissen, ohne welche freilich diese Poesie Gefahr laufen würde, nur der politischen Tagesdebatte ein dichterisches Gewand zu leihen.

Was die Form der „Bellona" betrifft, so ist sie durchaus originell, wie überhaupt das Streben, in diesen höhern Gattungen schöpferisch zu sein, auch neue Formen schaffen muß, da die alten sich ungenügend erweisen. Die „Bellona" enthält die bedeutendsten „Odenstudien" der letzten Zeit; wir sagen ausdrücklich Studien, weil diese Dichtung das Gepräge des harten, schweren Ringens an der Stirn trägt, nennen sie aber bedeutend, weil sie nicht nur im ganzen den Charakter des Odenstils richtig erfaßt, sondern auch an einzelnen Stellen schlagend ausgedrückt hat.

Das Metrum gründet sich, nach Angabe des Verfassers, welcher die von Tellkampf aufgestellte Notenmetrik acceptirt, auf die Einheit eines zweivierteltaktigen (trochäischen) Rhythmus, der sich paarweise zu einer Zeile verbindet. Es sind, für die gewöhnliche metrische Anschauung, Verse mit vier Hebungen und Senkungen, die aber weit mehr den Eindruck vierfüßiger, von Daktylen und Spondeen unterbrochener Jamben machen, als den von Trochäen. Diese Zeilen verbinden sich dann wieder in kleinerer oder größerer Anzahl zu einer fortlaufenden Reihe von Doppelsätzen (Satz und Gegensatz, Strophe und Antistrophe) und zwar so, daß der rhythmische Satz immer zugleich mit dem grammatischen abschließt, aber, um den Zusammenhang des Ganzen nicht zu unterbrechen, niemals am Ende der Zeile während des Gesangs. Die Länge der Sätze ist beliebig; der Gegensatz aber ist stets ebenso lang wie der Satz und darf nur eine Verstärkung, Ergänzung und Abrundung des Gedankenganges enthalten, ihn aber niemals weiter führen. Es ist keine Frage, daß durch diese Art von Parallelismus und seine unvermeidliche Regelmäßigkeit der Verfasser den Schwung seiner Gedanken lähmt und sich selbst oft zu matten Umschreibungen und Wiederholungen verurtheilt, wo ein energischer Fortgang angemessener gewesen wäre. Für eine kleinere Ode habe ich in der „Poetik" selbst als eine der anzuwendenden Formen die der Strophe und Antistrophe empfohlen, welche aber freilich erst in einer Epistrophe zum vollkommenen Abschluß kommt; für ein größeres Gedicht hat diese Form etwas Schleppendes.

Wir theilen zur Probe zwei Doppelsätze mit. Ein Punkt scheidet die Strophe von der Antistrophe; ein kleiner Zwischenraum den Doppelsatz vom Doppelsatz:

Ein eh'rner Sturmruf wühlt Europas
schlummernde Stickluft auf, der schmetternde
Sturmruf Bellona's. Auf des Eurus
wilder Harpyie reitend, schwingt sie
Schwert, Fackelbrand und Tuba. Krieg,
Krieg, Krieg! erwacht, Walkyrien, zäumet
die schwarzen Todesross' und reitet
das Leben anfzujagen! Jubelt,
versiegte Himmelsbäche, die
der üpp'ge Feuerwolkensturz
zu schwellen kommt!

Die Kühnheit des Odenstils hat sich der Dichter vollkommen zu eigen gemacht, und auch das ist ein Verdienst, gegenüber der zimperlichen Alltagslyrik und ihrer verblaßten Bildlichkeit. Am wenigsten billigen wir freilich die grammatischen und syntaktischen Inversionen und Unklarheiten, die der Verfasser von unsern frühern Odendichtern mit überkommen hat und die vielfachen Härten, welche durch eine ungerechtfertigte Apostrophirung hervorgerufen werden. Auch ist nicht zu leugnen, daß die Zusammensetzung einzelner Doppelwörter und die Zusammenhäufung der Adjectiva sich oft unnatürlich und gesucht ausnimmt, sowie daß einzelne Bilder allzu kühn sind und in Schwulst und Bombast ausarten. Dagegen ist oft der grandiose Fugenstil der Ode treffend ausgeprägt und die Lapidarschrift des Gedankens erinnert bisweilen an die größten Muster dieser Gattung. Die Hymne „Napoleon" enthält Partien von großer Schönheit. Napoleon sagt zu Bellona:

Voll
genossen hier auf Erden hab' ich
Fortuna's goldnen Trunk und auch
mit Rosen ihn bekränzet. Aber
geliebt, mit ewig unzertrennlichem
Austausch von Leib und Seele hab' ich
nur dich, Bellona! Nur bei deiner
Gewehre Blitzen fühlt' ich mir
das Blut die Wangen färben: nur
bei deiner Schlünde Donnern hört' ich
mein Herz im Busen schlagen. So
dich liebt' ich, wie für mich begeistert
die Krieger sterben gingen: wie
noch aus zerschoss'ner Brust ihr jubelndes
Vive l'Empereur! mich grüßte. Alle
Fernen des Erdballs von Aethiopien

bis nach Kimmerien, bis zur Sonne
um Mitternacht, hab' ich erobert
zu Ehren dir, Bellona! Habe,
dir zum Triumph; Moskaus krystallne
Eisfelder, des Osiris üppige
Nil-Frühlinge zu deinen Füßen
als Teppich ausgebreitet. Bebend
vor deinem Göttertritt, aus tiefem
Schlummer erweckt' ich hier die Mumien
ägypt'scher Vorzeit, dort des Nordens
noch ungeborne Zukunft. Magisch
auftönend sang die Säule Memnons
von des Sesostris Siegen; sang
von meinen Siegen, morgendämmernd,
Peter's granitne Säule. Herrlich
mit frischgepflückten Thaten kränzt' ich,
Bellona, all deiner gewaltigen
Lieblinge, Hannibal's und Cäsar's
und Friedrich's, Heldenspuren. Von
Kyros bis Karl, von Alexander
bis Attila, ließ alle Glorien
der Welterob'rung ich noch einmal
an dir vorüberrauschen.

Die letzte Hymne: „Bellona und Germania", sowie das Fragment „Bellona Occidentalis" zeigen uns, wie der Dichter sein Metrum auch mit dem Reime verknüpft, wobei freilich das Ende des Doppelsatzes mitten in der Zeile den durch den Reim ebenso gegebenen wie verlangten harmonischen Abschluß störend unterbricht.

Die unter Nr. 2 angeführte Gedichtsammlung desselben Verfassers: „Buch der Zeit", beweist freilich, daß ihm für das Lied Schmelz, Leichtigkeit und Grazie fehlen, wenn sich auch in diesen meist politischen Gedichten weder der Ernst patriotischer Gesinnung, noch die Kühnheit des Ausdrucks verleugnet.

Das Epos in sechs Gesängen: „Die Hohenstaufen" (Nr. 3), hat bereits viel von sich sprechen machen. Als Dichter desselben hat sich der strebsame Arnold Schloenbach bekannt, der hier zum ersten male sein Talent zu einer größern Schöpfung concentrirt hat.

Das Epos enthält sechs Gesänge, jeder Gesang mehrere Lieder. Der erste Gesang behandelt: „Kaiser Heinrich IV. und Friedrich, der erste Hohenstaufe"; der zweite: „Heinrich V. und die Söhne Friedrich's"; der dritte: „Friedrich Barbarossa"; der vierte: „Heinrich VI. und die Zwischenkaiser"; der fünfte: „Friedrich II."; der sechste: „Die letzten Hohenstaufen". Wir sehen, Schloenbach geht auf epischem Gebiete so gründlich zu Werke, wie Raupach auf dramatischem zu Werke gegangen ist und schenkt uns keinen der ehrwürdigen Kaiser und Zwischenkaiser. Die Dichtung kann daher nicht als ein Epos charakterisirt werden, wenn auch der epische Stil in ihr vorwiegt. Dazu fehlt es ihr an den künstlerischen Grundbedingungen; denn auch das Epos bedarf eines Haupthelden und eines einheitlichen, wenngleich in die Breite gehenden Kampfes. Ein Epos kann uns nicht, wie der Zauberspiegel der Hexen im „Macbeth", eine Reihe von Königsgestalten mit Scepter und Krone nacheinander vorüberführen. Das ist das Verfahren der cyklischen Dichter, welche mit dem Ei der Leda begannen. Homer verfuhr anders. Der Streit des Agamemnon und Achilleus ist nur eine Episode in der Belagerungsgeschichte Ilions; aber diese Episode hat Homer durch seine echt epische Behandlungsweise nicht nur zu einem fesselnden Gemälde der ganzen Belagerung, sondern zu einem Culturgemälde der ganzen Epoche erweitert. Eine Episode aus dem Leben Friedrich's I. oder Friedrich's II. würde zu einem nicht minder umfangreichen Epos, als es die Dichtung Schloenbach's ist, genügenden Stoff gegeben und innerhalb dieses beschränkten Kreises noch Raum genug zu einem Culturgemälde jener großen Zeit gewährt haben. Die Schloenbach'sche Dichtung ist daher nicht als Epos, sondern als eine Reimchronik zu betrachten. Wir werden gleichsam durch den historischen Ahnensaal der Hohenstaufen hindurchgeführt und zu jedem Gemälde gibt der Dichter eine poetische Unterschrift. Diese Behandlungsweise macht es ihm möglich, den ganzen Reichthum interessanter Begebenheiten und Thaten zu erschöpfen, gestattet aber in ihrer geradlinigen Fortbewegung nirgends die harmonische Abrundung des epischen Kreises, der sich um einen Mittelpunkt bewegt. Ebensowenig gönnt sie dem Dichter die Zeit, den einzelnen Charakter in den verschiedensten Lebenslagen mit jenem Behagen auszumalen, aus welchem erst das epische Interesse entspringt. Der Epiker muß zum Augenblicke sagen: „Verweile doch, du bist so schön"; uns aber nirgends an die Chronologie erinnern und an jenes Unbehagen, welches wir auf der Schulbank empfanden, wenn wir eine Reihe zwischen zwei Daten eingesperrter Könige herbeten mußten.

Dennoch begrüßen wir in den „Hohenstaufen" nicht nur ernste Studien eines epischen Stils, der sich seiner Natur nach vom lyrischen und dramatischen wesentlich unterscheidet und auch eine gediegenere und mehr künstlerische Durchbildung verlangt, als sie die moderne breite Romanprosa gewährt, sondern auch Spuren eines beachtenswerthen Talents. Die Einführung der Hohenstaufen im ersten Gesang, einzelne Schlachtbilder der italienischen Kriege und der Kreuzzüge, besonders aber die elegisch austönenden Lieder des letzten Gesangs, welche einen Enzio, Manfred und Konradin feiern, sprechen für die Begabung des Dichters. Als Probe für den epischen Stil und die zehnzeilige Stanzenform, welche der Dichter gewählt hat, mögen die Verse dienen, mit denen die Dichtung beginnt:

Der Hauch der Nacht hielt noch das Thal umfangen;
Im Sommer war's, zu frühster Morgenzeit,
Dicht war der Staufen mit Gewölk umhangen,
Weit um die Wälder lag ihr Nebelkleid,
Da sah zwei Wand'rer man schon aufwärts steigen;
Der eine steigt in Alters ruh'gem Schritt,
Das greise Haupt beugt sich mit leisem Neigen,
Der andre keck, mit rüst'ger Jugend Tritt;
Doch haben beide nicht ein Wort gesprochen,
Nur ihre Herzen hört der Morgen pochen.

Der Alte, sieht man, zählt zum Ritterstand,
An seiner Seite blinkt ein wucht'ges Schwert;
Es trägt der Jüngling nur ein Jagdgewand
Und für ein Weidwerk ist sein Arm bewehrt.

Die breite Stirn des Alten ist zerhaun,
Sein Auge glüht, umweht von weißen Haaren;
Sein Antlitz spricht aus narbenvollen Braun
Von großen Dingen, die er tief erfahren,
Wenn er das Antlitz hellen Blicks erhebt,
Sieht man den Mann, der niemals hat gebebt.

Auf saft'gem Waldgrund eine junge Eiche,
In allen Fasern frisch und kerngesund,
So ist der Jüngling, und das blonde, reiche
Gelockte Haar weht um den trotz'gen Mund;
Das kühne, treue, blaue Auge fliegt
Dem Berghaupt zu, das sie nun bald erstiegen;
Auf seiner Stirne hohem Glanz sich wiegt
Der Aar des Ruhms und träumt von künft'gen Siegen.
Es ist der Sohn des Vaters neues Leben;
Auch er ein Mann. Auch er wird niemals beben.

Das Wesen einer „Reimchronik" bringt es mit sich, daß die so weit ausgedehnte Schilderung mancher Uebergänge und Vermittelungen bedarf, denen man ihren prosaischen Zweck anmerkt, und ferner, daß vieles nur flüchtig im Stil gereimter Weltgeschichte erzählt und ohne scharf ausgeprägte Anschaulichkeit ist. An prosaischen Wendungen fehlt es in den „Hohenstaufen" nicht:

Und staunender betrachten wir die Werke
Der einzigen, der ungeheuern Hand,
Je weniger an Willen, Geist und Stärke
Geschlecht und Zeit zu ihren Diensten stand,
Je mehr Gewalten sich entgegenthürmten u. s. w.

Oder:

Und wenn auch Friedrich seine Thaten säte
Auf einen harten und durchhöhlten Boden u. s. w.

Das ist der Stil nüchternster Reflexion, der aus aller Poesie herausfällt.

Ebenso fehlt einigen Lieblingsbeiwörtern des Dichters, wie „furchtbar", „fürchterlich", alle darstellende Kraft. Sie schildern den Eindruck, statt die Sache zu schildern und durch diese Schilderung jenen Eindruck hervorzurufen. Vom belagerten Mailand heißt es:

Und fürchterlicher wird die Todesnoth
Und fürchterlicher jede Leidenschaft....

Ein andermal:

Doch grade hier faßt ihn das Schicksal an
Mit seiner kalten, fürchterlichen Hand....
Und so geschah der schreckliche Verrath....
Durch's ganze Heer mit fürchterlichem Morden
Sieht man den Wahnsinn und den Hunger wandern....
Sie wurden bald des armen Landes Tiger
Und nährten neues, fürchterliches Hassen u. s. w.

Dagegen finden sich freilich auch wieder Schilderungen von tüchtiger Zeichnung und lebenswarmem Colorit, wie überhaupt die ganze Dichtung nicht nur von dem Ernst historischen Sinnes, sondern auch von einer echt patriotischen Begeisterung durchweht ist.

„Lanzelot und Ginevra" von **Wilhelm Hertz** (Nr. 4) führt uns in den Sagenkreis des Königs Artus und seiner Tafelrunde. Ritter Lanzelot vom See liebt die Königin Ginevra, Artus' Gemahlin, und entführt sie auf sein Schloß. Während der König Lanzelot in Benwic in der Bretagne belagert, wirft sich der wilde, leidenschaftliche Mordred zum König auf und verfolgt Ginevra mit glühender Liebe. Artus zieht gegen Mordred; es kommt zur Schlacht; Artus wird von Mordred erschlagen und von Lanzelot an dem Mörder gerächt, der vorher auch Ginevra umgebracht.

Es ist in dieser Sage, die sich, beiläufig, für einen Richard Wagner'schen Operntext gut eignen würde, Leben und Bewegung. Die Liebe des alten Artus, des edeln, ritterlichen Lanzelot und des dämonischen Mordred zu Ginevra gibt die verschiedensten Grundtöne für die Scala der Leidenschaften an, und es ist nicht zu leugnen, daß Hertz seine Dichtung mit vielen psychologischen Feinheiten ausgestattet hat. Trotz einzelner nachgeahmter Wendungen und Anklänge an die alten Ritterdichtungen ist sie im ganzen im modernen Stil gehalten; die Verse sind durchweg rein und fließend, die Naturschilderungen anmuthig, die Liebesscenen voll sinnlicher Glut. Freilich bedürfen diese Gedichte eigentlich eines naiven, treuherzigen Stils, und die moderne Reflexion schwächt ihre Wirkung ab. Besonders darf diese Reflexion nicht in ganz andern Zeiten umherschweifen und so die Einheit des Colorits und der Stimmung unterbrechen. Dies thut aber unser Dichter an mehreren Stellen, am auffällendsten da, wo ihm das Bild der vor den Richtern stehenden schönen Ginevra die Traumgestalt der Thespinia heraufbeschwört:

Ich hörte einst aus fernen Tagen
Von einem Griechenweibe sagen,
Die schön war, wie seit Helena
Der Himmel Ioniens keine sah.
Ihr kennt sie wol, die Lust der Musen,
Um deren weißen Götterbusen
Den Arm in sel'gem Schöpfungsdrang
Praxiteles, der Meister, schlang.
Entzückt verstummten alle Gäste,
Als sie bei Poseidon's Feste —
Nackt wie Anadyomene —
Emporstieg aus der heil'gen See.
Dereinst, so lautet der Bericht,
Stand schwerverklagt sie vor Gericht;
Umsonst sprach mit gerührtem Tone
Hyperides, der Redner Krone.
Schon schwebte auf des Richters Munde
Des Todesurtheils blut'ge Kunde,
Da plötzlich streift des Redners Hand
Von ihrer Schulter das Gewand u. s. w. —

eine Schilderung, die der Dichter mit folgender Reflexion abschließt:

Ginevra sank in gleiche Noth —
Doch längst sind jene Richter todt,
Und die sich Arthur auserkoren,
Hat kein olympisch Land geboren.

Hier fühlt wol jeder heraus, daß dies weit ausgeführte Bild uns in eine ganz andere Welt versetzt, als diejenige, in der uns das Gedicht heimisch machen will. Vortrefflich ist die Charakteristik Mordred's, der bisher die Leidenschaft nicht kannte und plötzlich von ihrem wildesten Fieber geschüttelt wird:

Er wanderte hinaus ins Land,
Schon war verglüht der Sonne Brand
Und auf den Thälern, auf den Matten
Lag breitgezackt der Berge Schatten.
Er drängte ruhlos fort und fort,
Und murmelte manch wildes Wort.
Der Kampf, den er im Busen stritt,
Trieb schnell und schneller seinen Schritt,

Er kam, als schon Nachtfalter flogen,
An einen Fluß mit mächt'gen Wogen,
Er sprang ins kühle Wellenbad
Und schwamm zum anderen Gestad.
Fort unaufhaltsam schritt er dann
Den Steig empor zum Felsentann
Und drang beim letzten Abendschein
Ins Dickicht des Gebirges ein.
Kein Menschenlaut war rings zu hören,
Nur Wipfelschlag uralter Föhren,
Verschlung'ner Aeste Knattern
Und träger Uhu Flattern.
Es pfiff der Wind vom Meeresstrand
Durch Mordred's triefendes Gewand.
Ihm aber war's ein wild Behagen
Mit Unlust seinen Leib zu plagen.
Da raschelt es im Dunkeln,
Zwei graue Augen funkeln,
Es schleppt an einer todten Eule
Ein Wolf mit murrendem Geheule;
Nun wittert er den kühnen Mann
Und schnaubt in Wuth auf ihn heran.
Da jauchzt in Grimm des Helden Seele,
Er packt das Unthier an der Kehle
Und würgt es in die Dornen nieder,
Bald reckt verendend es die Glieder.
Er aber klettert ohne Ruh
Dem Kamm des Waldgebirges zu,
Dort setzt er sich im Mondenschein
Auf flutgewaschnes Moosgestein
Und ruft, wie durchs Getös der Schlacht,
Fluchworte in die wilde Nacht:
Du Wetterwind in Wolkenhöhn,
Wo ziehst du hin mit Sturmgetön?
Dein graues, sausendes Gewand
Erfüllt mit Schrecken Meer und Land.
Voraus dem Zug Nachtvögel krächzen,
Es heult die See, die Wälder ächzen,
So stürmst du dunkeln Fernen zu,
Mein Geist rast herrenlos wie du! —
Weh, weh, wie das gefallne Weib
Mit ihrem sündig schönen Leib
Mich zwischen Leben hält und Sterben
Und jagt ins ewige Verderben!
Mein ganzes Fühlen ist Begier,
Mein ganzes Denken hängt an ihr,
Und mein Gewissen, mein Gebet,
Ein Rauch ist's, der in nichts verweht.
Ich fühl's, vergebens, ach vergebens
War alle Arbeit meines Lebens,
Und feig verkriecht sich meine Kraft
Beim Kampfruf blinder Leidenschaft.
O risse sich vom Wolkenschos
Ein Racheblitz des Himmels los,
Und löschte meines Herzens Schwüle
Der Grabeserde ew'ge Kühle! —
Doch aus dem Dunkel lockt mich mild
Ins Leben ihr geliebtes Bild,
Und führt mich hold aus Grimm und Leid
In Wonnen und in Herrlichkeit.

Es ist der Fluß echter Dichterbegabung, der aus sehr vielen Schilderungen des vorliegenden Gedichts spricht. Möchte der Dichter bald sein Talent an einem modernen Stoff erproben, der seiner Weltanschauung und Behandlungsweise näher zu liegen scheint!

„Reinhart" von Jähns (Nr. 5) ist eine sehr umfangreiche Dichtung, ein großes Märchenepos, an dessen Helden in wunderbar phantastischen Krystallen die ganze altdeutsche Märchenfülle anschießt. Die Märchen von Schneewittchen, vom Dornröschen, Fisch, Adler und Bär und mehrere andere von Drachentödtern und Spinnerinnen sind hier an den Faden einer einzigen Handlung gereiht, welche den innern Entwickelungsgang des Helden spiegeln soll. Von Haus aus ist ihm Dornröschen von den Feen bestimmt, doch vorher liebt er Schneewittchen und Regina. Wir haben gegen dies poetische Märchenkaleidoskop und trotz einzelner reizender und anmuthiger Schilderungen unsere Bedenken. Der Zauber des Märchens besteht in seiner Naivetät; frisch, schlicht, einfach sind diese Kinder der Volksphantasie, alle Absichtlichkeit liegt ihnen fern. Die einzelnen Märchen zu einer größern künstlerischen Composition zusammenzuschweißen, ist schon insofern bedenklich, als sie dadurch ihre Naivetät verlieren und schon durch die gegenseitigen Beziehungen, in die sie gebracht werden, eine andere Beleuchtung auf sie fällt. Ist hier für die Märchenwelt zu wenig Naivetät, so ist auf der andern Seite wieder zu viel für eine reflectirende Betrachtung, zu der wir durch die Behandlungsweise herausgefordert werden. Schneewittchen ist nicht für Reinhart bestimmt, wol aber Dornröschen. Dies feenhafte Verhängniß verrückt den Märchenstandpunkt; denn die Märchen von Schneewittchen und Dornröschen haben ihren selbständigen Reiz, ihre Verknüpfung aber ist ganz willkürlich. Das ist zu wenig naiv. Dann aber fragen wir, warum paßt Dornröschen besser als Schneewittchen für den Helden? Der Dichter bleibt uns darauf die Antwort schuldig. Das ist zu naiv. Hiermit hängen unsere Bedenken gegen die Behandlungsweise zusammen. Sie ist zu anspruchsvoll, zu glänzend, zu pretiös. Der Stil Ariosto's paßt nicht für das simple deutsche Märchen und seine anheimelnde Gemüthlichkeit. Dieser phantastische Glanz ist nur jenen Partien des Werks angemessen, welche der freien Erfindung des Dichters angehören. Das Märchen ist ganz Kern, ist echtes, keusches Gold der Tiefe und verliert seinen Glanz, wenn es zu weitgedehnten Fäden dichterischer Erfindung ausgesponnen wird. Schneewittchen und Dornröschen im goldbrocatenen Gewand der Poesie sind nicht mehr seine kindlichen Diminutivheldinnen. Wenn man indeß von dieser allzu modernen, reflectirten und glänzenden Behandlungsweise absieht, so ist nicht zu verkennen, daß die Dichtung viele echt poetische Schilderungen, glückliche Naturbilder u. s. w. in leichter fließender Sprache und Versform enthält:

Reinhart schaut auf zum Berge,
da glühn im Westlicht prächtig
Gewalt'ge Dornenhecken
thurmhoch und mauermächtig;
Und über die höchsten Wipfel,
getaucht in Purpurduft,
Erheben sich schlanke Thürme
in blaue Juniluft.

„Dornröschen", flüstert Reinhart —
wie drängt und treibt sein Sinn
Bei diesem süßen Namen
ihn zu den Thürmen hin!

Zu jenem sonnigen Räthsel,
das ihm entgegenglüht,
Entfaltet sich freud'ges Vertrauen
erfrischend im Gemüth.

Er springt vom Roß. Die Wellen
beginnen sich leise zu regen,
Die lauen Lüfte schwellen
ihm sanftbewegt entgegen.
Der letzte Mißton schwindet
aus freiem Geiste fort,
Der reingestimmt empfindet,
hier schlummre ein heiliger Hort.

Er klimmt bergan. Den Hecken
naht er sich ohne Graus;
Doch keine Aeste strecken
sich mörd'risch nach ihm aus.
Nein! Hell und heiter steigen
viel hunderttausend Rosen
Thauperlend aus den Zweigen,
darin die Winde kosen.

Er tritt heran; es regt sich
in blauer Luft ein Klingen,
Der Rosenflor bewegt sich
und Sommervögel singen
Aus grünem Laube fröhlich
Willkommen ihm entgegen;
In sein Gemüth strömt selig
des höchsten Friedens Segen.

Und wie sich Knospenhüllen
vor warmen Frühlingsküssen
Halb spröde, halb mit Willen
aufblühend öffnen müssen,
So muß sich ohne Ringen
die Dornwand ihm erschließen,
So muß es ihm gelingen
Dornröschen's Schloß zu grüßen.

Die weitere Schilderung der Entzauberung, wie vorher die Darstellung der orientalischen Wüstenscenen, die Schlachtbilder u. s. w. zeugen für die reiche Phantasie des Verfassers.

„Don Gonzalvo von Cordova", ein Epos in 25 Gesängen, nach dem Französischen metrisch bearbeitet von A. von Rode (Nr. 6), führt uns in die Zeit der untergehenden maurischen Herrschaft in Spanien. Die Eroberung Granadas, welche die geschichtliche Katastrophe dieses Epos bildet, ist in einem deutschen dramatisch-epischen Gedicht von den größten Dimensionen, der „Alhambra" von Auffenberg bereits behandelt worden. Trotz der maßlosen Ausdehnung der „Alhambra" und der unzähligen Geschmacklosigkeiten, die sie enthält, steht sie doch an Energie, Schwung und glänzenden Einzelheiten über dem vorliegenden Epos, welches die durch Geschichte und Sage gegebenen Abenteuer des Helden in vierfüßigen, tadellosen Trochäen, doch ohne alle hervorragenden Züge dichterischer Begabung erzählt. Die Leser, welche heutzutage Geduld genug haben, sich durch 25 Gesänge durchzuarbeiten, werden Stellen genug finden, welche ihre Phantasie angenehm beschäftigen: den Kampf der Zegris und Abencerragen, Gonzalvo's Liebe zur schönen Zuima, die Gestalt des schwarzen Aethiopen Alemar, die Eroberung Granadas u. a. Denn der bewegte Hintergrund jener Epoche ist farbenreich und interessant genug, und wer träumte nicht gern im Löwenhof jenes westöstlichen Zauberschlosses, über dem Paradiese, das der Xenil durchströmt, gegenüber Spaniens höchsten Gebirgen, der Sierra Nevada schneebedeckten Kuppen, von maurischer und altspanischer Herrlichkeit und von dem großen Glaubensturnier zwischen Ost und West, das sich zum Schauplatze dies Eden gewählt? Doch der officielle Romanzenstil der vorliegenden Dichtung, die Trochäen mit ihrer Breite und ihren oft matten Wiederholungen, scheint uns nicht fähig die Fülle von Poesie zu erschöpfen, die in diesem Stoffe liegt, sowenig sich auch gegen die Correctheit der Form und die Motivirung der einzelnen Abenteuer einwenden läßt. **Rudolf Gottschall.**

Ein Vermittelungsversuch zwischen Religion und Wissenschaft.

Der geistige Kosmos. Eine Weltanschauung der Versöhnung. Von Karl Sederholm. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1859. Gr. 8. 3 Thlr.

Das vorliegende Werk bezeichnet der Verfasser selbst als eine durchgängige, um das dreifache vermehrte Umarbeitung des 1845 erschienenen Buchs: „Die ewigen Thatsachen. Grundzüge einer durchgeführten Einigung des Christenthums und der Philosophie", zu der noch als letzter Theil der Anhang: „Zur christlichen Politik", neu hinzugekommen sei, während der erste Theil jenes Buchs: „Die Noetik", in einer 1850 erschienenen Schrift eine besondere Behandlung erfahren habe. Den neuen Titel habe er gewählt, weil er allein genau angebe, um was es sich in dem Werke handle. Wie er denselben aufgefaßt wissen will, erfährt man aus einem dem Buch als Motto vorangestellten Ausspruch Wessenberg's, welcher lautet: „Unlängst hat der tiefsinnige und umfassende Forschergeist Alexander von Humboldt's in seinem «Kosmos» den Bestand und Zusammenhang aller Dinge in der ganzen materiellen Welt, soweit die wissenschaftlichen Bestrebungen sie bisher aufgedeckt haben, vor uns aufgerollt. Gewiß ist es ebenfalls der Mühe werth, die Aufstellung eines ähnlichen Bildnisses der geistigen und sittlichen Welt zu versuchen. Auch ein noch ungenügender Versuch dürfte schon deswegen der Beachtung nicht unwerth sein, weil er einen vollkommenen veranlassen kann." Ein solcher Versuch soll nun diese Schrift sein. Daß sie dieser Aufgabe entspreche, kann jedoch nur in sehr bedingtem Sinne eingeräumt werden; denn umfaßt sie auch sehr weite Gebiete des geistigen Lebens, so hat sie doch auch manchen von sehr hervorragender Bedeutung, z. B. der Kunst, der Culturgeschichte u. s. w., gar keine Berücksichtigung geschenkt, und auch rücksichtlich der Behandlung stellt sie sich keineswegs als ein Pendant zu dem Humboldt'schen Werke dar, da sie nicht sowol eine Zusammenfassung bisheriger Forschungen, als vielmehr ein zu den frühern Philosophemen neu hinzukommendes Philosophem ist. Fast möchten wir daher sagen, daß der ursprüngliche Titel den Inhalt und Charakter des Buchs richtiger bezeichnet als der gegenwärtige, wenigstens deutet er klarer und bestimmter auf die das ganze Buch durchdringende Grundtendenz, die gegebenen Glaubenswahrheiten des Christenthums und die Ergebnisse der philosophischen Speculation in ihrer Harmonie und Uebereinstimmung nachzuweisen, und auf seine vorherrschend metaphysische und religionsphilosophische Bedeutung, sowie auf die ihm zum Grunde liegende philosophisch-theologische Weltanschauung hin.

Daß dem so ist, ergibt sich ohne weiteres aus einem Ueberblick des Inhalts. Das Ganze desselben zerfällt nämlich in drei Bücher, von denen das erste als „Metaphysik", das zweite als „Religionsphilosophie" und das dritte als ein bloßer „Anhang" zu den beiden ersten mit dem Zusatze: „Zur christlichen Politik",

bezeichnet ist. Nun umfassen zwar Metaphysik und Religionsphilosophie das gesammte Reich des Uebersinnlichen, aber doch jede von beiden in einer besondern Art und Weise, indem sich die Metaphysik nur an die tiefsten und ursprünglichsten Grundbedingungen des Seins, an die höchsten und allgemeinsten Begriffe hält, ohne das geistige Leben in seine unendlich mannichfaltige Bethätigung auf den Gebieten des Wahren, Guten und Schönen zu verfolgen, die Religionsphilosophie aber nur diejenigen Formen des Seelenlebens in Betrachtung zieht, in denen sich das Einzelwesen in seiner unauflöslichen Abhängigkeit von Gott empfindet. Beide Wissenschaften enthüllen uns also die Welt des Geistes keineswegs in ihrer vollen Universalität und Totalität, und die Darlegung ihres Inhalts kann daher auch nicht für eine Reconstruction des geistigen Kosmos gelten.

So viel zur Orientirung für den Leser, damit sich derselbe nicht durch den Titel den Buchs verführen lasse, in ihm mehr zu suchen, als es bietet. Was nun die wirkliche Tendenz desselben betrifft, so werden nicht wenige sein, die darin von vornherein ein verkehrtes Bestreben zu erblicken geneigt sind: denn die Kluft zwischen der wissenschaftlichen und religiösen Weltanschauung ist jetzt eine so tiefe und schroffe, daß man auf beiden Seiten an einem Wiederzusammenfinden zweifelt. Wer nun in der Form des Wissens die Wahrheit erfassen zu können glaubt, verachtet die Ueberlieferungen des Glaubens, und wer sich bei diesen beruhigt, hält jede Bemühung, sie durch wissenschaftliche Gründe stützen zu wollen, für überflüssig, ja für eine frevelhafte Anmaßung. Jeder von beiden verlangt vom andern vollständige und unbedingte Ergebung, und wer beide zu versöhnen sucht, wird von beiden verleugnet.

Neben der großen Masse derer, die also denken, bildet die Anzahl jener, die wie der Verfasser unsers Buchs eine Vermittelung für nothwendig halten, nur ein kleines Häuflein, und merkwürdigerweise besteht dasselbe vorzugsweise aus solchen, die ursprünglich gerade die äußersten Gegner der dogmatischen Partei bildeten, nämlich aus Philosophen, während in die früher von ihnen eingenommene Stellung die Pfleger der Naturwissenschaften eingerückt sind. Was früher äußerste Linke war, ist jetzt zum Centrum geworden, und von diesem Centrum will vor der Hand weder die Linke noch die Rechte etwas wissen. Schwerlich dürfte sich daher das Buch Sederholm's in den Kreisen der jetzt dominirenden Parteien einer freundlichen Aufnahme zu erfreuen haben. Die Vertreter der exacten Wissenschaften werden für dasselbe schlechterdings kein Organ, kein Verständniß besitzen, ja die Materialisten unter ihnen nur ein Product des höhern Blödsinns darin erblicken; und kaum günstiger möchten die Gläubigen von Profession, die Orthodoxen von Gottes Gnaden darüber urtheilen, und des Verfassers offenes Sendschreiben an die evangelischen Prediger Deutschlands, welches er ihnen als ihr moskowitischer Amtsbruder aus der Ferne zugesandt und seinem Buche beigefügt hat, dürfte ziemlich spurlos wie eine Stimme aus der Wüste verhallen.

Um so mehr verdient der Muth und die Beharrlichkeit Anerkennung, womit der Verfasser trotzdem die Darlegung und Ausbreitung dessen, was seiner Ueberzeugung als Wahrheit gilt, sich angelegen sein läßt. Die herrschende Meinung pflegt allerdings denjenigen als den Muthigern zu betrachten, der für irgendeine extreme Richtung kämpft, und in den Bestrebungen der Vermittler nur Versuche der Unentschlossenheit und Schwäche zu sehen. Diese Ansicht trifft aber selbst auf politischem Gebiet nicht immer, noch weit seltener aber auf wissenschaftlichem Felde das Richtige. Praktische Zwecke lassen sich oft nur durch Anwendung extremer Mittel erreichen, und wer sich im Fall der Noth hierzu nicht zu entschließen vermag, gilt mit Recht als zaghaft und unzureichend. Im Bereich der Wissenschaft aber ist das anders. Hier ist das Ziel, das erreicht werden soll, zu allen Zeiten und unter allen Umständen dasselbe, nämlich die Wahrheit. Die Wahrheit aber kann nur eine sein. Wenn daher zwei Ansichten einander gegenüberstehen, die sich in dem, was sie für wahr halten, absolut widersprechen, so kann die Wahrheit, welche jede derselben für sich geltend zu machen vermag, noch nicht die echte und rechte, wenigstens noch nicht die ganze und volle Wahrheit sein; es muß daher eine noch im Verborgenen liegende, noch unerfaßte Erkenntniß geben, die über jenen widersprechenden Ansichten liegt und als solche im Stande ist, den zwischen ihnen bestehenden Widerspruch aufzuheben. Wer also Klarheit des Geistes genug besitzt, dieses einzusehen, und Willenskraft genug zeigt, dem noch unerreichten Ziel nachzuringen, der verdient um so mehr als muthig und entschlossen zu gelten, als gerade zwei einander widersprechende Ansichten dominiren, von denen jede bereits trotz ihrer Einseitigkeit im Besitz der vollen Wahrheit zu sein glaubt. Und in diesem Fall befindet sich gegenwärtig mit mehr oder minder Selbstbewußtheit die gesammte Philosophie, indem sie einerseits der craß-materialistischen Weltanschauung gegenüber die Berechtigung des denkenden, fühlenden und wollenden Geistes, andererseits dem aller Erfahrung widersprechenden Spiritualismus und Dogmatismus gegenüber die Rechte der gegebenen Wirklichkeit zur Geltung zu bringen sucht. Dieselbe Tendenz durchdringt aber auch das vorliegende Werk, und in diesem Betracht verdient es daher von jedem, der noch ein Bedürfniß fühlt, über den Widerspruch der einerseits durch äußere Beobachtung, andererseits durch reine Geistesthätigkeit gewonnenen Wahrheiten hinauszukommen, warme und volle Anerkennung.

Allerdings geht des Verfassers Bestreben nicht unmittelbar dahin, die beiden Extreme, ich meine die Ergebnisse der Naturforschung mit den Ueberlieferungen der Offenbarung zu vermitteln, sondern er beschränkt sich zunächst darauf, eine solche Anschauung zu gewinnen, durch welche die Widersprüche zwischen der christlichen Offenbarung und der Philosophie gehoben werden. Aber indem er an die Philosophie selbst den Anspruch stellt, daß sie mit den Resultaten der Erfahrung nicht in Widerspruch stehen dürfe und sich mit Entschiedenheit gegen den falschen philosophischen Hochmuth ausspricht, der sich für fähig gehalten habe, das, was sich nur durch Erfahrung finden läßt, rein aus einer Dialektik der Begriffe herauszusaugen, so erstrebt er wenigstens indirect auch eine Versöhnung der Philosophie mit den Naturwissenschaften, und gegen die eigentliche Grundrichtung des Werks läßt sich daher auch in dieser Beziehung nichts sagen.

Eine andere Frage ist nun freilich, inwieweit der Verfasser das von ihm Erstrebte auch erreicht habe, und auf diese vermögen wir allerdings nicht gleich zustimmend zu antworten. Daß der Autor ein System aufgefunden haben sollte, welches in allem und jedem Betracht seine Aufgabe löste, läßt sich natürlich von vornherein gar nicht erwarten. Es ist schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und daß den Denkern der Nachwelt auch noch Nüsse zu knacken übrig bleiben. Wir dürfen daher billigerweise nur fragen, ob der Verfasser einerseits ein wissenschaftliches Princip, andererseits eine wissenschaftliche Methode gefunden, welche Hoffnung gewähren, daß sich mit ihrer Hülfe nach und nach das vorschwebende Ziel erringen lasse, und diese Frage vermögen wir leider nicht zu bejahen.

Am wenigsten vermögen wir seine Methode gutzuheißen. Wir meinen damit nicht die Popularität und Einfachheit seiner Darstellungsweise; im Gegentheil geben wir ihm vollkommen recht, wenn er sagt, daß eine große Künstlichkeit nicht immer ein Zeichen der Tiefe sei und daß man sich möglichste Klarheit zum ersten Gesetz machen müsse. Aber was der Darstellung des Verfassers fehlt, ist eine strenge und unbefangene Kritik seiner eigenen und fremder Ansichten. Wenn es gilt, entgegengesetzte Ansichten zu versöhnen, ist es vor allen Dingen nöthig, diese allseitig zu prüfen, das Unzulängliche oder Widersprechende derselben einerseits, das Haltbare und Befriedigende andererseits zum Bewußtsein zu bringen, sodann mit größter Bestimmtheit festzustellen, worauf es eigentlich ankommt und endlich von der eigenen Ansicht mit gleichem Skepticismus nachzuweisen, daß sie dem, was noth thut, entspricht. Statt dieses kritischen Verfahrens finden wir aber bei dem Verfasser eine mehr oder minder

dogmatische Methode. Er untersucht nicht, sondern er construirt; er gelangt zu dem, was er bietet, nicht auf dem Wege der Induction oder Deduction, sondern durch ein mehr dem unmittelbaren Takt als logischen Gesetzen folgendes Denken. Daher liegt in der Art und Weise, wie er seine Gedanken aneinander reiht, nur eine geringe überzeugende Kraft. Man stimmt ihm bei, wo man ohnehin mit ihm im Einklange ist; aber man wird nicht durch ihn bekehrt, wo man anders denkt oder sich wenigstens noch im Zweifel befindet. Seine Philosophie ist daher mehr eine Gefühls- als eine Gedankenphilosophie. Sie hat in dieser Beziehung eine gewisse Aehnlichkeit mit den theosophischen Systemen des Mittelalters und der Offenbarungsphilosophie Schelling's, wie sie denn zu dieser auch rücksichtlich ihres Gedankengehalts in nächster Beziehung steht. Nun steht aber gerade keine philosophische Methode mit demjenigen Verfahren, welches gegenwärtig als wissenschaftlich anerkannt wird, so wenig im Einklang, wie die Schelling'sche, und so ist es natürlich, daß das Sederholm'sche Buch im allgemeinen nur wenig Aussicht hat, durch die Art und Weise, wie es seine Weltansicht vorträgt, Andersdenkende zu gewinnen.

Weit eher vermag man sich mit dem zu befreunden, was der Verfasser gibt. Er hat im allgemeinen recht, wenn er von seinen Resultaten sagt, daß sie lauter tröstliche und erfreuliche seien: denn daß es erfreulich ist, die Ergebnisse irgendeines wissenschaftlichen Forschens mit den religiösen Bedürfnissen des Herzens, mit den geheiligten Ueberlieferungen des Christenthums und mit den uns tragenden und umfassenden Institutionen des Staats, der Kirche und der Gesellschaft in Einklang zu sehen, wird zuletzt der entschiedenste Gegner solcher Vermittelungsversuche zugeben müssen. Auch das muß zugestanden werden, daß nicht wenige dieser erfreulichen Resultate so beschaffen sind, daß sie auch vor einer schärfern Kritik, als der sie der Autor selbst unterworfen hat, die Probe bestehen würden. Daneben aber befinden sich auch viel solcher Ansichten, deren Begründung dem, was der wissenschaftliche Standpunkt verlangt, nun und nimmermehr zu entsprechen vermögen. Vergleicht man z. B. die Art und Weise, wie er die biblische Lehre vom Sündenfall deutet, mit dem, was er über die Menschwerdung sagt, so wird man zwar dort inmitten einer theologisirenden Einkleidung einen wissenschaftlichen Kern nicht verkennen können, hier dagegen nichts finden, was den zu erklärenden Gegenstand dem wissenschaftlichen Bewußtsein wirklich näher brächte. Ueber die Tradition vom Sündenfall sagt er ausdrücklich, daß sie die Speculation ohne alle Autoritätsrücksichten und nur insofern anzunehmen habe, als die Wahrheit derselben sie zwinge, sie als solche anzuerkennen; auch erkennt er an, daß die Speculation sie neu formuliren müsse, wenn sie als ein organisches Glied in ihre Gesammtanschauung hineinpassen solle, und daß hierbei von der Schlange und dem Apfelbiß, oder von einer Sünde, welche wie eine schlimme Krankheit durch die physische Zeugung fortgepflanzt werde, keine Rede sein dürfe, sondern daß die Lehre vom Fall, speculativ aufgefaßt, vielmehr so lauten müsse: „Der Mensch ist aus Gott, Geist aus seinem Geist, also konnte er nicht als ein bloßes Thier ins Dasein treten, sondern seine göttliche Mitgift mußte von Anfang an seine Erscheinung zu einer höhern und edlern als die des Thiers machen. Aber der Mensch war frei, er sollte daher selbst sich in das rechte Verhältniß zur Natur und zu seinesgleichen setzen. Und er war so ausgestattet, daß er es konnte. Als frei konnte er es aber auch verfehlen, und die Wage dieser beiden Möglichkeiten stand ursprünglich so, daß keine der beiden Schalen derselben vorwog. Da irrte er sich in der Schätzung der Dinge. Dieser Irrthum erzeugte nach innen Verstimmung, Uebergewicht des sinnlichen Strebens, Selbstentzweiung, nach außen aber Hemmungen, Collisionen, Uebel. Die Verstimmung erzeugte Verkehrtheit und die Verkehrtheit ging bis zur objectiv bösen That und diese endlich bis zu einem bewußt gewollten Bösen fort. Dieses Uebel und Böse setzte sich in den menschlichen Zuständen so fest, daß es nun, ebenso unwiderstehlich als die Naturkräfte, dem einzelnen hemmend und störend in den Weg trat, und erzeugte fortwuchernd immer neue Verkehrtheiten und Collisionen, bis daß es zuletzt so weit kam, daß alle menschlichen Zustände und Verhältnisse davon ergriffen wurden, daß alle diejenigen Individuen, aus welchen damals das menschliche Geschlecht bestand, verkehrt geworden waren und daß das Böse sich in ihrem Herzen festgesetzt hatte; daß daher auch das Leben aller sich von Gott abgekehrt hatte, daß mit dem Aufhören des Lebens in Gott auch die Erkenntniß dessen, was Gott ist und mit dem Menschen beabsichtigt, sich in dem Grade verdunkelt hatte, daß die Menschen den von der Vorsehung ihnen bestimmten Weg nicht mehr finden und auf denselben zurückführen konnten. Dieser Zeitpunkt, wo es mit unserm Geschlecht so weit gekommen war, war der der Vollendung des Falls. Und wie es keine größere Sünde gibt als die, ohne Gott sein wollen, so gibt es auch keine größere Strafe als die, ohne Gott sein müssen."

Kann diese Erklärung der Entstehung und Fortpflanzung des Bösen in der Welt auch keineswegs als eine speculative und und das schwierige Problem wissenschaftlich lösende gelten, so genügt sie doch dem scientifischen Bedürfniß jedenfalls insofern, als sie dem Denken nichts zumuthet, was ihm principiell widerstreitet. Von der Ansicht aber, die der Verfasser über die Menschwerdung geltend zu machen sucht, läßt sich dies keineswegs behaupten. Um nämlich dieses Dogma der Wissenschaft zugänglich zu machen, sucht er zu beweisen, daß die Menschwerdung kein Wunder sei. Zwar gibt er vorher zu, daß sie als ein Abbrechen der bisherigen Causalität der Natur und der Geschichte ein Wunder zu sein scheine, und er bemerkt dazu, daß selbst dann, wenn sie wirklich ein solches wäre, die Speculation kein Recht habe, sie blos darum zu leugnen. Sodann aber hält er doch für nöthig zu demonstriren, daß sie nicht unter den Begriff des Wunders falle. Wie aber thut er dies? „Wir haben", sagt er, „schon früher auseinandergesetzt, daß die Schöpfung als der erste Anfang eines neuen Lebens kein Wunder zu nennen sei, indem vor derselben keine Naturgesetze da waren, welche durch sie in ihrem geregelten Lauf unterbrochen worden wären. Wenden wir nun dieses auf die Menschwerdung als das Mittel zum Zwecke der Erlösung an, so muß dadurch schon die Wundernatur der Menschwerdung in Abrede gestellt werden. Denn wo der Fall (Sündenfall) eingetreten ist, da ist schon das ganze auf Gott gerichtete Leben der Welt untergegangen und todt und erscheint die durch die Menschwerdung bedingte Erlösung als eine ganz neue Schöpfung, als die Hervorrufung eines gar nicht mehr vorhandenen neuen geistigen Lebens. Noch mehr: der Hauptzweck der ersten Schöpfung lag nicht in dem Dasein der Weltkörper, in dem Chemismus, in der Pflanzen- und Thierwelt auf denselben; denn es mußte den Ewigen an sich gleichgültig lassen, ob dieses alles da war oder nicht, indem er doch nicht an demselben sein innerstes Wesen offenbaren konnte, sondern in der Welt endlicher gottbewußter Geister, an denen er sich als die ewige Liebe offenbaren wollte und konnte. Dieser höchste Weltzweck des Schöpfers war aber auf der Erde durch den Fall vernichtet, es war eine ganze Welt da, wo derselbe an denen, um deren willen die Erde da war, nicht erfüllt wurde. Daher kann die Erlösung, durch welche die vereitelte Absicht Gottes erfüllt werden sollte, mit vollem Recht ebenso gut als die erste Schöpfung, d. h. die erste Verwirklichung des Weltzwecks eine neue Schöpfung genannt werden. War sie aber das, so ist von einem Abbrechen einer frühern Ordnung keine Rede mehr, und also ist sie, folglich auch die Menschwerdung, durch welche sie erst zu Stande kommen sollte, kein Wunder mehr. Endlich gehört die Willkür so sehr zur Natur des Wunders, daß es aufhört ein Wunder zu sein, sobald seine Willkürlichkeit beseitigt und seine Nothwendigkeit nachgewiesen wird. Die Erlösung, mithin die Menschwerdung, war aber die nothwendige Folge, die der Fall bei einem Gott, der die Liebe ist, hervorbringen mußte, wie denn überhaupt die Erlösung so vollkommen das Gegentheil des Falls ist, daß dort positiv gesetzt werden muß, was hier negativ gesetzt ist. Wo kein Fall ist, da ist auch keine Erlösung, folglich auch

keine Menschwerdung nöthig, die Erlösung war keine Umkehrung der göttlichen Ordnung, das war vielmehr der Fall, als die Verneinung des göttlichen Weltgedankens, die Erlösung aber die Umkehrung der Umkehrung, die Zurückführung des Verrückten auf die rechte Bahn" u. s. w.

Ob Gründe wie diese ausreichen, vielleicht die Zweifel eines rationalistischen Theologen zu beschwichtigen, lassen wir dahingestellt; daß sie aber die wirklich wissenschaftlichen Bedenken nicht zu heben vermögen, liegt so sehr auf der Hand, daß es keiner weitern Auseinandersetzung bedarf. Nach unserm Dafürhalten hat sich die Philosophie als solche mit dieser Frage gar nicht zu befassen, weil die welthistorische Bedeutung Christi und des Christenthums ganz dieselbe bleibt, gleichviel ob das Dogma von der Menschwerdung in seiner theologischen Fassung vor der historischen und naturwissenschaftlichen Kritik besteht oder nicht. Die Philosophie hat es nur mit der innern Wahrheit dieses Dogmas, mit seinem geistigen Gehalt, der ihm zu Grunde liegenden Idee zu thun. In diesem Betracht aber fällt es so sehr mit den unbestrittensten Fundamentalsätzen der speculativen Anthropologie und Theologie zusammen, daß der Versuch, es zu leugnen, noch stets dazu genöthigt hat, es in anderer Form wiederherzustellen.

Uebrigens machen wir dem Verfasser daraus, daß er in so heikeln Fragen den Anforderungen der strengen Wissenschaft nicht völlig Genüge leistet, keinen weitern Vorwurf, auch tadeln wir ihn nicht, daß er sich auf ihre Erörterung eingelassen, denn wir begreifen es wol, wie sehr ein denkender evangelischer Prediger hierzu das Bedürfniß empfinden muß, und wissen es ehrend anzuerkennen, daß er sich lieber der Gefahr einer ungenügenden Lösung ausgesetzt, als der Schmach sich schuldig gemacht hat, die Widersprüche zwischen der Kirchenlehre und der Speculation ignorirend und leisetretend zu umgehen.

Wichtiger ist für uns die Frage, ob die Arbeit des Verfassers, wenn auch nicht in allen einzelnen Theilen der Ausführung, doch in ihrem Princip, in ihrer metaphysischen Unterlage den wissenschaftlichen wie den dogmatischen Bedürfnissen zu genügen vermag, und im allgemeinen haben wir oben auch auf sie in verneinendem Sinne antworten müssen. Gleichwol muß anerkannt werden, daß sie im einzelnen von sehr erfreulichen Lichtblicken durchzuckt ist und in wesentlichen Punkten vor den metaphysischen Grundgedanken des Hegel'schen Systems den Vorzug verdient. So gereicht es ihr namentlich zum Lobe, daß sie von vornherein dem Gegensatz und mit ihm der realen Welt eine höhere und bleibendere Bedeutung als Hegel einräumt und ihn nicht als etwas fort und fort der Aufhebung und Vernichtung Preisgegebenes, sondern als etwas sich immerdar Erhaltendes und Vervielfältigendes gegenüber der göttlichen Einheit und trotz dem ihm zum Grunde liegenden Ureinen gedacht wissen will. Aber mit dieser Stärke des Systems steht die Schwäche desselben im nächsten Zusammenhange. Sinkt bei Hegel der Gegensatz zu einem bloßen Spiel subjectiver Dialektik herab, so zerfließt bei ihm die Einheit des Ureinen, das sich in den Gegensatz von Gott und Welt dirimiren soll, zu einem schlechthin überflüssigen und wesenlosen Schattenbilde. Zwar will der Autor dieses Ureine, eben weil es sich in Gott und Welt dirimire und dieses sein Wesen sei, als ein Thätiges gedacht wissen. Denkt man es aber so, gibt man ihm wirklich eine solche thatkräftige Existenz, was wird alsdann aus Gott? Offenbar muß dann Gott, sofern er nur die eine Hälfte des Products ist, welches aus der Selbstbethätigung des Ureinen hervorgeht (denn die Welt bildet ja die andere Hälfte), weniger als das Ureine sein, damit aber hört er auf Gott zu sein, denn das ist die erste und schlechthin unerlaßliche Bedeutung des speculativen Gottesbegriffs, daß Gott selbst das absolut Höchste sei. Legt man nun aber, wie der Verfasser thut, wieder die ganze Fülle und Potenz, die streng genommen nur dem Ureinen beizulegen ist, dem die Welt sich gegenüberhabenden Gotte bei, so schrumpft damit das Ureine, aus dessen Selbstdirimirung doch Gott und die Welt hervorgegangen sein soll, zu einem bloßen Nichts, zu einem schlechthin leeren, neben Gott überflüssigen Begriff zusammen, oder es erscheint gleichsam wie eine Mutter, die an der Geburt eines Zwillingspaars zu Grunde gegangen ist. Ja, genau betrachtet, löst sich neben dem wirklich als Gott gedachten Gott auch die ihm gegenüberstehende Welt in nichts auf oder Gott erscheint in dem Augenblicke, wo er als wahrer und voller Gott aus dem Schos des Ureinen mit der Welt hervorgeht, nicht blos als Mutter-, sondern auch als Geschwistermörder. Selbstverständlich will der Verfasser von solchen Consequenzen nichts wissen, er verlangt vielmehr, daß man sich zugleich das Ureine als das eigentliche Absolute, Gott als vollkommenen Gott und die Welt als etwas zwar nicht unabhängig, aber doch frei außer und neben Gott Bestehendes denken soll; aber er hat dabei nicht in Erwägung gezogen, ob sich denn auch diese drei so, wie er will, denken lassen, oder ob nicht vielmehr das Denken des einen das Denken der beiden andern unmöglich macht.

Wir können diese Frage hier nicht weiter verfolgen, müssen aber darauf aufmerksam machen, in wie schroffen Widersprüchen sich die Wissenschaft bei der Bestimmung dieser höchsten Begriffe noch bewegt: denn man würde irren, wenn man meinte, nur der Verfasser des vorliegenden Buchs sei mit dieser Bestimmung nicht zu Stande gekommen. In der That kann man die ganze Geschichte der Philosophie durchlaufen und man wird finden, daß sich bisjetzt noch jedes System bei der Feststellung des Gottes- und Weltbegriffs, sowie der übrigen höchsten Begriffe, die wir Kategorien zu nennen pflegen, in mehr oder minder fühlbare Widersprüche verwickelt hat, sodaß man zuletzt auf die Ansicht verfiel, es gehöre das Widerspruchsvolle, Antinomische zum Wesen dieser Begriffe hinzu. Erst in allerneuester Zeit beginnt sich in der Philosophie die Bildung eines Gottesbegriffs vorzubereiten, der ebenso sehr im Einklang mit sich wie mit den übrigen Begriffen ist; jedoch entbehrt auch er noch einer streng wissenschaftlichen und eingehenden Darlegung, ist bisjetzt mehr postulirt und skizzirt, als in seinen einzelnen Momenten und im Zusammenhange mit den übrigen Begriffen nachgewiesen. Die Ausfüllung dieser Lücke wird daher die Aufgabe sein, deren Lösung sich die Philosophie in nächster Zeit am eifrigsten wird angelegen sein lassen müssen, und zwar wird sie sich dabei auf den unbefangensten kritischen Standpunkt zu stellen und nicht nur von allen dogmatischen, sondern auch von allen in der Philosophie hergebrachten Voraussetzungen freizumachen haben. Eine Arbeit dieser Art thut nicht blos im philosophischen und theologischen Interesse Noth, sondern auch im Interesse der Naturwissenschaften; denn die metaphysischen Begriffe Substanz und Qualität, Kraft und Stoff, Subjectivität und Objectivität, Ursache und Wirkung, Grund und Folge, Mittel und Zweck u. s. w. sind dem Physiker und Chemiker ebenso unentbehrlich wie dem Metaphysiker und Logiker, und man vermag sie nicht vollkommen richtig und ohne sich dabei in Widersprüche zu verwickeln anzuwenden, ehe nicht ihr gegenseitiges Verhältniß scharf und genau festgestellt ist. Manche berücksichtigungswerthe Elemente finden sich auch in dem metaphysischen Theil des hier besprochenen Buchs. Doch vermögen sie in der Form, wie sie geboten sind, weniger der Wissenschaft als dem sich mit der Wissenschaft auszusöhnen verlangenden religiösen Gefühl zu genügen. Allen „denkenden Gläubigen" darf sie daher als Uebergang zu strengern Untersuchungen bestens empfohlen werden.

Adolf Zeising.

Biographien älterer Theologen.

(Beschluß aus Nr. 30.)

Nr. 2. Matthias Flacius Illyricus und seine Zeit, von Wilhelm Preger. — Kein Ereigniß kam Kaiser Karl V. in seiner langen Regierung ungelegener und störender, als der Eintritt der Reformation. Der Zwiespalt im Innern lähmte seinen Arm gegen die Feinde des Reichs und der Christenheit, gegen Frankreich und die Türken, und vereitelte einen seiner Lieblingswünsche.

den einer Wiederherstellung der oberstherrlichen Gewalt des Kaisers in den äußern Angelegenheiten der Kirche. Karl V. lebte dem Gedanken, und lange Jahre ist seine Politik auf dessen Realisirung gerichtet, die kaiserliche Gewalt in einer Weise herzustellen, wie sie Karl der Große in den Angelegenheiten der Kirche gehandhabt hatte. Die Reformation zog einen Querstrich durch seine Plane. Bei den römisch gesinnten Ständen des Reichs konnte der Kaiser für seine Zwecke keine Unterstützung finden, wenn er die Evangelischen begünstigte, und umgekehrt entbehrte er des sichern Stützpunktes an den letztern, solange er wider dieselben auftrat. Man begreift einer solchen schwierigen Lage gegenüber vollkommen und leicht das Verhalten des Kaisers. Mit allen Mitteln diplomatischer List und Klugheit suchte sich Karl über den Parteien zu halten, die eine wider die andere und beide für sich zu benutzen; auf der kirchlichen Einheit beruhte die Stärke seiner politischen Machtstellung, und deshalb die wiederholten Versuche des Kaisers, die angestrengten Bemühungen, den Riß zu schließen und beide Parteien zu einigen. Niemals stand der Kaiser der Verwirklichung seiner Plane näher, niemals schienen die Aussichten seiner Unionsversuche günstiger, als nach der Annahme des augsburger Interims. Nie war die Reformation Luther's so gefährdet gewesen, als damals. Bisher hatte eine große Anzahl von Fürsten und Städten sie geschirmt und gefördert; jetzt war der mächtigste ihrer weltlichen Schirmherrn, der entthronte Kurfürst Johann Friedrich, in der Gewalt des Kaisers, und die meisten übrigen Gewalten zitterten und beugten sich nach der Auflösung des Schmalkaldischen Bundes vor dem Sieger. Sicherer Frieden und zeitliche Vortheile standen jetzt für die Abtrünnigen in Aussicht; die Treuen und Standhaften bedrohte Verfolgung und Elend. Als die Städte Süddeutschlands sich dem Kaiser beugten, mußten die meisten Prediger ihre Stellen verlassen, wo den Glauben der gebesserten Lehre zu bekennen ihnen nicht mehr gestattet war. So zogen Wolfgang Musculus von Augsburg, Ambrosius Blaurer aus Kostnitz, Matthäus Alberus aus Reutlingen, Andreas Osiander aus Nürnberg. So entließen Ulrich von Würtemberg und Wilhelm von Nassau ihre treuen Lehrer; der greise Erhard Schnepf mußte aus Tübingen und Erasmus Sarcerius aus Nassau weichen. Von Ulm führte der Kaiser Martin Frecht und andere Pfarrer als Gefangene fort. Vor den ausgesandten Spaniern flüchteten aus Schwäbisch-Hall der würdige Johann Brenz, und selbst sein schwer krankes Weib mußte mit ihren sechs Kindern die Stadt verlassen und starb bald nachher, unbekannt mit dem Schicksal ihres Mannes. Bei 400 Prediger wurden in Süddeutschland vertrieben, allenthalben die Messe wieder aufgerichtet. Viele Fürsten und Städte schwankten, von Furcht bewegt, im Streite der Interessen, die Widersprechenden einschüchternd, durch halbe Zugeständnisse dem Kaiser entgegenkommend. Die Durchsetzung des Interims ward mit allen Mitteln betrieben und schien gesichert; nur schwacher und vereinzelter Widerspruch regte sich. Unter diesen Streitenden wider das Interim und seine Folgen ist es der Mann, dessen Lebensgeschichte neu zu schreiben Wilhelm Preger sich entschlossen hat, ist Matthias Flacius, der bald als der bedeutendste sich hervorthut.

Flacius war slawischen Ursprungs. Die kleine Stadt Albona in Istrien ist sein Geburtsort. Der Vater, dem er am 3. März 1520 geboren wurde, hieß Andreas Vlacich. Von dem gelehrten Mailänder Franciscus Ascerius vorgebildet, war der Knabe bald so weit unterrichtet, daß man ihn zum Studium der humanistischen Wissenschaft nach Venedig schicken konnte. Auch dort machte er schnelle Fortschritte. Von frommer Begeisterung erfüllt, wollte er Mönch werden. Mit diesem Entschlusse kam er zu einem Verwandten, dem Provinzial Baldus Lupetinus, der jedoch ein geheimer Anhänger Luther's war. Dieser erklärte dem Verwandten, die rechte Lehre des Evangeliums werde in Deutschland verkündigt. Der neunzehnjährige Flacius war rasch entschlossen. Schon nach wenigen Wochen ist er auf dem Wege über die Alpen. In Augsburg, der Stadt, wo die Anhänger Luther's ihr großes, öffentliches Bekenntniß abgelegt hatten, finden wir den Fremdling zuerst. Dort weist ihn Bonifacius Wolfhardt, genannt Lykosthenes, ein Anhänger Zwingli's, nach Basel. In der letztern Stadt, wo damals Oswald Myconius an Oekolampadius' Stelle der bedeutendste Lehrer war, fand Flacius einen der Brennpunkte, in welchem sich die humanistische Richtung und die Ideen des schweizerischen Reformators auf das innigste durchdrangen. Basel war seit dem Anfang des Jahrhunderts ein Sitz der bedeutendsten Humanisten gewesen. Dort hatten Thomas Wyttenbach und Wolfgang Fabricius Capito gewirkt; dann hatte sich Erasmus daselbst niedergelassen; jetzt entfalteten dort dessen Schüler Oswald Myconius und Simon Grynäus den Reichthum ihrer Kenntnisse. In des zweiten Hause fand Flacius die liebevollste Aufnahme. Das Studium der Sprachen, welche den Schlüssel zum Verständniß der heiligen Schriften bilden, war die Hauptaufgabe, welche er sich in Basel setzte, und das Band, welches ihn mit Männern wie Grynäus und Myconius verband. Auch in den nächstfolgenden Jahren blieb die Zeit diesem Studium vorzugsweise gewidmet. Aber er mochte Basel doch nur als Zwischenstation ansehen. Sein Verlangen stand nach Wittenberg. Dort lebten noch die großen Lehrer, deren Ruf die Welt durchdrungen hatte. Von dort hoffte er nicht blos Bereicherung der Kenntnisse, sondern auch Heilung für seinen tiefgestörten Seelenzustand. Seine Ideale waren in Basel zusammengesunken. Die Repräsentanten des reformirten Bekenntnisses in Basel, die Myconius, Grynäus, Carlstadt, Oporinus mochten seinen hochgehenden Erwartungen nicht entsprechen: „Er fühlte sich einsam, losgelöst von der Welt um sich her, als ein verwaister, mittelloser Fremdling, im schmerzlichsten Kampfe mit sich selbst. Die fromme Empfindung, die Freude im Heiligen Geist, das Glück seiner frühern Jahre, waren aus seiner Seele entschwunden. Seine Gebete waren leer und kraftlos. Tiefe Seelenangst ergriff ihn, als er dies inne wurde. Er rang mit sich selbst ohne Erfolg. Da erfaßten ihn finstere Gedanken der Versuchung, Gedanken gegen Gott, vor denen seine Seele erschrak. Die ganze Verworfenheit der argen Gedanken des Menschenherzens schäumte sich aus und riß ihn dann wieder in Verzweiflung vor dem Zorne Gottes, den sein Gewissen ihm verkündigte. Er fühlte sich von Gott verlassen und verstoßen." In einem solchen Zustande verließ er Basel nach einjährigem Aufenthalt. Aber erst zur Zeit des Religionsgesprächs in Regensburg erschien er zu Wittenberg; vorher hatte er in Tübingen verweilt, wo Joachim Camerarius ihn mit Empfehlungen an Melanchthon ausstattete. Dieser empfing den Empfohlenen mit vieler Huld. Bald war für Flacius' Unterkommen gesorgt. Aus seinem eigenen Vermögen reichte Melanchthon ihm dar, dann verschaffte er ihm Schüler, die er im Hebräischen und Griechischen unterrichten konnte. Sein niedergedrückter Geist schien neue Schwungkraft erhalten zu sollen; mit begierigem Eifer hörte er die Lehren, die von Luther's und Melanchthon's Munde flossen. Doch schnell war auch dieser Reiz des Neuen und Ungewöhnlichen dahin und er versank wieder in die haltungslose und zerrissene Stimmung, die ihn in Basel gequält hatte. Bugenhagen und Luther, denen er sich entdeckte, gelang es endlich, ihn aus der Stimmung herauszureißen. Mit der Sicherheit im Herzen kehrte Sicherheit und rascher Fortschritt im Studium wieder, sodaß die Lust und die Ueberzeugung in ihm reifte, er könne der Kirche als Lehrer der Hochschule dienen. Er wurde Magister der freien Künste und in einem Alter von erst 24 Jahren Professor der hebräischen Sprache an der philosophischen Facultät. Es bezeichnet den Höhepunkt seines Glücks nicht nur dieser Zeit, sondern seines ganzen Lebens, als er bald nachher in die Ehe trat; niemals kehrten ihm so ruhige Tage und Jahre zurück. Es waren die Jahre, in welchen er auf dem Felde der theologischen und philologischen Wissenschaft ungestört sich ausbreiten konnte und selbständig Fuß zu fassen suchte. Mit dem Interim sollte diese Zeit der Ruhe und des Friedens ihm für immer verloren gehen, und wenn er in einer frühern Lebensepoche harte innere Kämpfe durchzumachen gehabt hatte, so sollte er fortan den ganzen übri-

gen Rest seines Lebens hindurch mit nicht minder schweren äußern Kämpfen zu ringen haben.

Dem Kaiser war es sehr natürlich hauptsächlich darum zu thun, daß in Sachsen, der Wiege der Reformation, das Interim möglichst bald eingeführt werden möchte. In diesem Sinne bedrängte er den Kurfürsten Moritz. Die einschlagende Darstellung bei Preger ist falsch und durchaus unhistorisch; die geschichtliche Größe dieses Kurfürsten wird von ihm völlig verkannt, dem Verfasser ist Moritz von Sachsen die dem Kaiser ergebene Creatur, die sich um jeden Preis den Kurhut erhalten will und die deshalb auch nicht zurückschreckt, die gebesserte Lehre aufzuopfern. Das Nachgeben und Fügen von Moritz in die Wünsche des Kaisers hinsichtlich des Interims war lediglich ein scheinbares; er that, als thue er das Mögliche, um seine Stände zur Annahme des augsburger Interims zu bestimmen; er verhandelte mit den berühmtesten Theologen des Kurfürstenthums über die eventuelle Annahme des Interims, vereinbarte mit diesen das sogenannte leipziger Interim, eine abgeschwächte Auflage des augsburger, und schrieb dann dem Kaiser, alles sei auf dem besten Wege. In der That fiel es aber Moritz nicht im entferntesten bei, für die Beobachtung der Mandate zu sorgen, mit denen er die Durchführung des leipziger Interims befohlen hatte; das leipziger Interim war ihm eine Komödie, die er mit dem Kaiser spielte; solange seine Plane wider denselben noch nicht zur Reife gediehen waren. Preger verkennt diese Verhältnisse gänzlich. Die strengern Anhänger der Lehre Luther's hatten sich durch die Concessionen, zu denen sich namentlich Melanchthon bei der Vereinbarung des leipziger Interims hergegeben, kopfscheu machen lassen; Flacius gehörte zu ihnen. Von dieser Seite her, die ein Verständniß für die tief angelegte Politik des Kurfürsten nicht haben konnte, regte sich alsbald ein lauter Widerspruch gegen die getroffene Vereinbarung; Flacius bestürmte in Briefen sowol als in anonymen öffentlichen Schriften insbesondere Melanchthon, die dem Interim gemachten Concessionen zurückzunehmen. Mit einer dieser Schriften, dem „Azarias", that er einen entscheidenden Schritt. Sie war derartig gehalten, daß, als ihr Verfasser bekannt wurde, dessen fernere Stellung in Wittenberg unhaltbar wurde. Um Ostern 1549 legte er seine Professur nieder, und nach kurzem Aufenthalt in Lüneburg und Hamburg siedelt er sich in Magdeburg an, der geächteten Freistätte des evangelischen Glaubens. Der Widerstand dieser Stadt gegen die Willkür des Kaisers bildet ein erhebendes Moment in diesen umdüsterten Tagen; es ist hier ein mit voller Ueberzeugung aufgenommener Kampf einer freien Bürgerschaft gegen die willkürlichen Machtgriffe der obersten Staatsgewalt in die religiöse und bürgerliche Freiheit. Zwei Gründe sind es, nach der Aussage der Magdeburger selbst, weshalb man ihre Stadt nicht zum Frieden und Vertrage kommen lassen wolle: „erstlich daß wir unsern lieben Gott und sein heiliges Wort nicht verlassen und uns wieder unter die Greuel des Papstes begeben können; zweitens daß wir unsere alte Freiheit nicht schändlich vergessen und fallen lassen wollen, damit weiland der erste große Kaiser Otto uns und unsere Vorfahren reichlich versehen hat." Mit großer Energie und Zähigkeit wurde von Magdeburg aus der Kampf wider das Interim fortgesetzt; der Schriften, die aus den dortigen Druckereien den Weg in die Welt fanden, ist eine übergroße Zahl. Auch Bilder und Münzen mußten dazu dienen, das kaiserliche Interim der Verachtung und Verspottung preiszugeben. Die eigentlichen Leiter und Vorkämpfer in dieser hartnäckigen Opposition sind Flacius, Amsdorf und Gallus, und unter den dreien der bedeutendste, wenngleich der jüngste, ist Flacius. Die wittenberger Theologen nennen die ihnen gegenüberstehende Partei geradezu nach seinem Namen; ihm galten ihre heftigsten Schriften. In der That verband er mit dem größten Eifer auch die schärfsten Gründe und mit der Fülle des Wissens auch eine Sprache, die durch ihr Feuer und ihre Klarheit unter allen am meisten fesselte und mit sich fortriß. Eine Unmasse von Streitsätzen und Streitschriften wider das augsburger und das leipziger Interim wurde von ihm in die Welt geschleudert. Mit dem passauer Vertrage ging dieser Streit, in welchem, wie der Verfasser meint, „Flacius' Thätigkeit der Kirche von Segen war", im wesentlichen zu Ende, da die nächste Ursache mit der den Evangelischen gewährten Freiheit hinweggefallen war. Aber der Schriftenwechsel dauerte noch lange Jahre fort, der Streit bewegt sich zwischen Anklage und Entschuldigung, geht immer mehr in das Persönliche über und vermischt sich mit andern Streitigkeiten. Flacius ist überall als Vorkämpfer betheiligt.

Zuletzt geräth er in eine leidenschaftliche und erbitterte Polemik mit Osiander.

Andreas Hosemann oder Osiander hatte 26 Jahre in Nürnberg in kirchlichen Dingen einen überwiegenden Einfluß ausgeübt, bis das kaiserliche Interim ihn veranlaßte, sich zu seinem hochgestellten Freunde Albrecht von Preußen nach Königsberg zu begeben, der ihm an der dortigen Universität die Stelle eines ersten Professors der Theologie übertrug. In dieser Stellung setzte er zuerst Königsberg und Preußen, dann das gesammte evangelische Deutschland durch seine Lehre von der Rechtfertigung in Aufregung. Flacius war es, der diese Lehre auf das nachdrucksvollste bekämpfte, obwol Osiander gehofft hatte, Flacius werde sich, weil er auch mit den wittenberger Theologen verfeindet war, für ihn erklären. Die gegenseitige Polemik war eine sehr gewuchtige; Flacius bewährte sich aufs neue in dem Rufe eines furchtbaren Gegners, den ihm der Interimsstreit eingetragen hatte, und Osiander schien an seine Abstammung, als Sohn eines Grobschmieds, erinnern zu wollen. Der schroffe und hochmüthige Geist und die grobe, täppisch zufahrende Manier dieses Mannes erhellt unter anderm in sehr bezeichnender Weise aus einem Briefe, den er an Joachim Mörlin schrieb, als dieser ihm auf das maßvollste und bescheidenste Bedenken gegen die Rechtfertigungslehre vorgelegt hatte. Der Brief lautete: „Du hast mir heute durch deine Predigt eine herbe und verbrecherische Wunde geschlagen. Dazu kommt nun noch dein Brief und ich weiß nicht, was ich in Rücksicht auf diesen größer nennen soll, deine Unwissenheit oder deine Wuth. Auf daß du aber inne werdest, welchen Schrecken du mir eingejagt hast, so höre. Ich gratulire mir von ganzem Herzen, daß du mir nun statt eines ungewissen Freundes ein offenbarer Feind geworden bist. Ich würde anders mit dir handeln, wenn mir dein Brief noch eine Hoffnung ließe auf Freundschaft und Eintracht oder auf die Wiederkehr deiner Vernunft. Darum werde ich dir antworten, nicht wie und welcherlei Weise du willst, sondern wann und wie es mir bequem scheinen wird. Und mit Gottes Hülfe im Angesicht der Kirche von ganz Europa will ich dir zeigen, was für ein Unterschied sei zwischen einem gelehrten Manne und einem wittenberger Doctor, der des Sohnes Gottes vergessend, den Eid gethan hat, von der Augsburgischen Confession nicht weichen zu wollen, da doch alle Menschen Lügner sind, selbst Philippus nicht ausgenommen. Daran denke!"

Auf den Streit mit Osiander folgten andere, weitere Händel mit Kaspar Schwenckfeld, mit Georg Major und mit Menius. Jener Same der Zwietracht, der vor Luther's Tode noch im geheimen innerhalb der Mauern Wittenbergs und seiner nächsten Umgebung wucherte, war nach des Reformators Tode reich emporgewachsen und hatte nach allen Seiten um sich gegriffen. Flacius trägt mit die wesentlichste Schuld, daß in die Mitleidenschaft dieser unerquicklichen Händel das ganze evangelische Deutschland gezogen wurde. Auf ihn entluden sich daher auch die Anklagen und Beschuldigungen in Menge, und vor allem sind es die wittenberger Theologen, die ihn verfolgen. Die Motive gerade dieser erbitterten Feindschaft sind von Preger auf S. 420 gut dargelegt worden: „Um einen Begriff zu erhalten, wie sehr die Wittenberger durch Flacius und seiner Freunde Angriffe sich zur Erbitterung versucht fühlen konnten, so muß man sich die Stellung, welche Melanchthon und die wittenberger Professoren bisher in Deutschland behauptet hatten und die untergeordnete Stellung, welche ihre Gegner bisher eingenommen

hatten, vergegenwärtigen. So gewohnt waren es die Wittenberger von Luther's Zeiten her, sich als eine fast unbestrittene Autorität im evangelischen Deutschland anerkannt zu sehen, so ausschließlich waren bisher ihre Gutachten und Vorschläge maßgebend für alle Lehr- und Verfassungsfragen gewesen, so unverhohlen hatten die evangelischen Fürsten sie als ihre obersten Rathgeber in Kirchensachen überall anerkannt und so ausschließlich war bisher die Leitung der Lehrverhandlungen mit den Gegnern der evangelischen Lehre in ihre Hand gelegt gewesen, daß sie der Gedanke, sich nun als eine ketzerische Schule bei einem Haupttheil der evangelischen Kirche um ihr Ansehen gebracht, beiseite oder gar ganz hinausgestoßen zu sehen, auf das empfindlichste reizen mußte. Und dieser Reiz zum Hasse wurde noch verstärkt, wenn sie den Gegner betrachteten, der es vor allem dahin gebracht hatte, daß sie in eine solche Stellung gekommen waren. Ein junger Mann von 28—30 Jahren, vor ein paar Jahren erst nach Wittenberg gekommen, ein Fremder, ein Slawe, bisher in einer sehr untergeordneten Stellung, hatte es gewagt, die höchsten Autoritäten des evangelischen Deutschland auf das heftigste anzutasten, und einen Erfolg gehabt, der sie auf das empfindlichste demüthigen mußte und ihn selbst an die Spitze einer großen mächtigen Partei stellte. Das war allerdings viel, aber nimmermehr so viel, daß es die persönlichen Angriffe rechtfertigen konnte, die man nun ungescheut ohne Maß und Ziel in blinder und wilder Leidenschaft sich gegen ihn erlauben zu dürfen glaubte."

Die vorliegende „erste Hälfte" der Biographie schließt mit der Erzählung dieser persönlichen Angriffe, welche von seiten der wittenberger Professoren, den edeln Melanchthon ausgenommen, gegen Flacius gerichtet wurden.

Man kann es Preger Dank wissen, daß er das Andenken eines Mannes erneuert hat, der für die Geschichte der Kirche und ihre Wissenschaft von unleugbarer Bedeutung gewesen ist, der aber das Schicksal gehabt hat, mehr gelästert als verstanden, mehr gehaßt als geachtet oder geliebt zu werden. Als eins der Häupter der strengern lutherischen Richtung hat seine Persönlichkeit nicht nur, sondern auch die Summe seiner Arbeiten und Leistungen unter derjenigen Kritik zu leiden gehabt, welche dem positiven kirchlichen Bekenntniß abhold ist. Salig und Planck zumal haben ihn sehr übel behandelt, und auch die ältere Biographie von Ritter wird ihm wenig gerecht. Wir sind daher vollständig damit einverstanden, daß Preger eine neue gründliche Untersuchung über das Leben dieses Mannes angestellt hat, und wenn er bei der Arbeit von dem Bestreben ausgegangen ist, er mildern Auffassung über Flacius, wie derselben zuerst der erliner Professor Twesten Bahn gebrochen hat, eine ausführliche, kritische und quellenmäßige Begründung zu geben. Allein s läßt sich nicht verhehlen, Preger's Kritik ist zu nachsichtig nd parteiisch; in dem Bestreben, Flacius ganz und vollständig u restauriren, geht der Verfasser zu weit. Im großen und anzen sind es allerdings lautere und reine Motive, welche Flaius leiten, aber nicht nur bei seinen wittenberger Gegnern komen die persönlichen Motive mit ins Spiel, wie dies von Preger scharf hervorgehoben wird, sie beeinflussen auch die Polemik on Flacius. Man mag der Zeit und ihren Sitten Rechnung ugen, aber selbst dann wird es sich nicht in Abrede stellen ssen, daß die Streitschriften des Flacius an gehässigen Invectiven und an leidenschaftlicher Maßlosigkeit alles weit hinter h lassen, was in dem Genre von den Zeitgenossen geleistet urde. Wir können nicht mit dem Verfasser zu dem Resultate langen, daß Flacius' Thätigkeit in dem leipziger Interimsreite für die Kirche von Segen gewesen. Wäre der Verfasser niger Theolog und mehr Historiker, er hätte von diesem Streite d von dem Einfluß, den Flacius in demselben ausgeübt, kein verkehrtes Bild gegeben. Denn die Auflehnung des Kurrsten Moritz wider den Kaiser und die Folgen der That, den ssauer Vertrag, auf den Einfluß zurückzuführen, den acius durch seine Schriften auf die öffentliche Meinung ausübt, das heißt denn doch unsers Bedünkens der Geschichte in einer Weise Gewalt anthun, wie dies etwa in der Scribe'schen Dramenfabrikation geschieht. Auf den materiellen Inhalt der theologischen Streitfragen zwischen Flacius und seinen Gegnern haben wir vermieden uns einzulassen; der Inhalt ist ein zu unerquicklicher, im Grunde nichts anderes als ein modificirtes Ragout der scholastischen Stänkereien der Theologen des Mittelalters.

Nr. 3. Tilemann Heßhus, zuletzt Doctor und erster Professor der Theologie zu Helmstädt, und seine sieben Exilia ꝛc. Von Karl von Helmolt. — Wie Preger mit seiner Monographie Flacius in der öffentlichen Meinung restituiren will, so bezweckt auch Helmolt mit seiner Schrift das Nämliche für Tilemann Heßhus. Die rationalistische Auffassung, die in der Kirchengeschichte namentlich durch Planck vertreten wird, faßt Heßhus als einen aufgeblasenen Priester und herrschsüchtigen Pfaffen, dem es blos um seinen Bann zu thun war, und der deshalb mit Recht aus Stadt und Land gejagt ward. Eine solche Charakteristik nennt Helmolt „die Mishandlung eines treuen lutherischen Zeugen". Sein Buch ist durchweg eine Apologie des Heßhus. Am 3. November 1527 zu Wesel geboren, ermöglichte das Vermögen seiner Aeltern, eines reichen Patriciergeschlechts, Tilemann Heßhus die sorgfältigste Erziehung zu geben; er unternahm vieljährige Reisen und Studien auf den Universitäten Deutschlands, Frankreichs, Englands und Dänemarks. Der Vielgereiste wird im Jahre 1550 Magister der Philosophie zu Wittenberg, in der damals wegen ihrer Rechtgläubigkeit noch nicht angefochtenen Metropole des Lutherthums; unmittelbar hernach kommt an den jungen Docenten ein Ruf aus der kaiserlichen Stadt Goslar zum Pastor primarius und Superintendenten, den er annimmt. Ein Jahr später holt er sich auf Kosten des dortigen Raths das rothe Baret eines Doctors der Theologie aus Wittenberg. Aber das gute Einvernehmen zwischen Pastor und Rath dauerte nicht lange; es entstand zwischen ihnen Streit über die Verwaltung und Verwendung des Vermögens der Stifter und Klöster, die der Stadt gehörten. Außerdem mengte sich der Pastor, „der das Strafamt als unablöslich vom Predigtamte ansah", in das Privatleben der Bürger; unter anderm belegte er die beiden Söhne des regierenden Bürgermeisters mit öffentlichen Rügen, deren ruchlose Kleiderpracht und Uebermuth ihm ein schweres Aergerniß bereitet hatten. Es kam zum Bruch. Heßhus wandte sich nach Magdeburg und dann nach Rostock; man machte ein Distichon auf ihn:

> Quaeritur, Heshusius, quare sit pulsus ab urbe?
> In promptu causa est, seditiosus erat.

Der Verfasser, der für seinen Helden jederzeit und unbedingt einsteht, macht dazu die Bemerkung: „Es hat zu allen Zeiten Stichwörter gegeben, womit man sich geholfen hat, wenn man jemand verderben wollte, ohne einen rechtlichen Grund zur Beschuldigung zu haben; im Mittelalter waren es durch die ganze christliche Welt Zauberei und Hexerei, in den Städten Beschuldigung eines Einverständnisses mit den benachbarten Fürsten, um ihnen die Stadt in die Hände zu spielen; im 16. Jahrhundert, wo Unruhen und Aufstände in den Städten an der Tagesordnung waren, mußte auch Heßhus Nachreden über sich ergehen lassen." Das ist allerdings eine sehr bequeme Manier einer objectiven kritischen Untersuchung, deren Ergebnisse möglicherweise, um nicht zu sagen wahrscheinlich, mit dem vorgefaßten Plan nicht übereinstimmen könnten, aus dem Wege zu gehen. Uebrigens war bei Heßhus seines Bleibens in Rostock, wo er als Prediger und Universitätsprofessor fungirte, nicht lange. Er bekam wieder Händel mit dem Rath, weil er sich unter anderm über „sonntägliche Hochzeiten und Wirthschaften" auf der Kanzel aussprach, wie es, meint der Verfasser, „damaliger Brauch war". Auch hatte er sich erlaubt, von der Kanzel herab einen Rathsherrn in den Bann zu thun, weil dieser Heßhus und seine Freunde einmal eine pharisäische Sekte gescholten, d. h. nach Helmolt „Heßhus that, was ihm zustand". Er trat sein zweites Exil an, verbrachte einige Zeit in Witten-

berg und ward durch Vermittelung Melanchthon's im Anfang des Jahres 1557 Generalsuperintendent und Consistorialpräsident zu Heidelberg, in welcher Stellung er bis zum Herbste 1559 verblieb. Ein Unzahl von Händeln und Streitigkeiten, die er anfachte oder in die er, wie sein Biograph will, ganz unschuldig verwickelt wurde, trieben ihn in das dritte Exil, welches seine Berufung als Pastor nach Magdeburg um Michaelis 1560 beendigte. Aber auch hier konnte der theologische Kampfhahn nicht Frieden halten; nach dem Verfasser that er natürlich ganz recht, sich gegen die obrigkeitlichen Verbote aufzulehnen, welche das Schmähen der Calvinisten (das „sogenannte" Schmähen, sagt Helmolt) untersagten. Schon im Herbst des Jahres 1562 hat er sich das wohlfeile Märtyrerthum eines vierten Exils erworben; ein Aufruhr der Bürger wider den streitsüchtigen Pastor entstand, sie überfielen nachts sein Haus und jagten ihn zur Stadt hinaus: eine That, deren Gewaltsamkeit der Verfasser mit der Vergewaltigung vergleicht, welche die preußische Staatsregierung begangen haben soll, als sie den widerspenstigen Erzbischof von Köln auf eine Festung abführen ließ. Bis zum Juni 1569 lebte Heßhus in Wesel, Frankfurt, Neuburg, überall Unruhe stiftend und seine Stellungen verlierend; um den genannten Termin zog ihn Herzog Johann Wilhelm von Sachsen als Professor der Theologie nach Jena. Als solcher machte er sich durch eine heftige Polemik mit Flacius Illyricus bemerkbar. Im März 1573 ist er wieder ausgewiesen. Er bat den Rath von Braunschweig um Aufnahme, die ihm unter der Bedingung gewährt wurde, „daß er weder publice noch privatim schreiben sollte, daraus einem ehrbaren Rath und gemeiner Bürgerschaft Schade oder Nachtheil entstehen möchte." Man sieht, in welchem Rufe der Mann stand. Der Biograph weiß die gestellte Bedingung in seinem Sinne jesuitisch zu interpretiren: „Die Stadt Braunschweig wollte nicht sein, was in den Tagen des Interims Magdeburg gewesen war." Von 1573 bis in die Mitte des Jahres 1577 wirkt Heßhus als Bischof von Samland in Königsberg; abermalige Streitigkeiten und abermalige Amtsentsetzung kennzeichnen und beschließen seinen dortigen Aufenthalt. Der Exilirte wurde noch einmal als Professor nach Helmstedt berufen; dort starb der ewige Störenfried am 25. September 1588.

Der ultraorthodoxe Standpunkt des Verfassers und die Kritiklosigkeit, mit der er seinem Helden Hymnen singt, lassen die Monographie lediglich als eine Parteischrift ohne wissenschaftlichen Werth erscheinen. Die Anerkennung wollen wir Helmolt nicht vorenthalten, daß er sein Buch ungleich frischer und lebhafter geschrieben, als die Arbeiten seiner Parteigenossen insgemein gehalten zu sein pflegen, daß er eine gewisse geistige Gewandtheit documentirt und daß man einzelne Partien bei ihm mit Vergnügen liest. In künstlerischer Hinsicht ist die Eigenthümlichkeit des Verfassers, auf die verschiedenartigsten Episoden und Digressionen mitten in der Darstellung rein thatsächlicher Ereignisse abzuspringen, allerdings ein Fehler (auch die häufigen Ausfälle auf Rationalisten, preußische Unionsmänner u. s. w. dürften hierher gehören), aber zur Hebung des Colorits trägt die Manier unleugbar das Ihrige bei. Wir geben schließlich eine solche Stelle. Auf S. 12 wird von den Reisen des Studenten Heßhus erzählt. Aber anstatt auf diese einzugehen, meint der Verfasser, man würde einen voreiligen Schluß machen, wenn man annähme, die Reisen hätten viel Geld gekostet: „Zu Reisen und Studien bedurfte man damals keiner großen Fonds; das Leben in den mittlern Schichten des Volks, namentlich das akademische Leben, hatte mit den gegenwärtigen amerikanischen Zuständen, mit dem Wechsel in dem Treiben der Yankees viel Verwandtes. Wenn jenseit des Oceans der Kaufmann sein Geld verspeculirt hat oder über Nacht durch eine betrügerische Bank um Hab und Gut gekommen ist, so hängt er am andern Morgen geduldig den Karren um den Hals und arbeitet an der Eisenbahn oder geht unter die Goldsucher nach San-Francisco, liegt des Nachts über in einem Zelte, stillt am Tage seinen Hunger mit Speck und Maisbrot und wühlt dazu im Sande und platscht im Wasser. Der bekannte, in seinem spätern Leben gefeierte und reiche stralsunder Rathsherr Bartholomäus Sastrow war zuerst der feinste Student in der Burse zu Greifswald, wohin ihn sein Vater eingethan, trug die feinste Toledoklinge an der Seite und einen mit Pelzwerk gefütterten und verbrämten Rock um die Schulter; als aber sein Vater durch einen unglücklichen Proceß um alle Mittel gebracht ward, seinen Sohn fortstudiren lassen zu können, dieser aber sein Studium nicht aufgeben wollte, stand er nicht an, in derselben Burse Famulus zu werden, wo er früher geherrscht hatte, trug Speisen auf und räumte die Tische ab, während seine frühern Genossen schmausten, und nahm des Abends geduldig die Laterne in die Hand, um dem Vorsteher der Burse durch die dunkeln Gassen der Stadt in eine Abendgesellschaft zu leuchten oder auch daraus nach Hause zu holen" u. s. w. Thaddäus Lau.

Stimmen des Auslandes über Alexander von Humboldt's Briefe.

Das eigentliche „europäische Ereigniß" auf dem Gebiete der Literatur bildet noch immer die Veröffentlichung der Briefe Alexander von Humboldt's an Varnhagen und seiner in den Varnhagen'schen Tagebuchblättern enthaltenen mündlichen Mittheilungen. Kein Heldengedicht, und wäre es bedeutender als die Epen Homer's, kein Drama, und ließe es die Shakspeare'schen weit hinter sich, könnte jetzt neben einer Erscheinung wie dieser Stich halten, und dieses Factum allein schon beweist, einen wie schweren Stand in unserer Zeit namentlich die Dichter und Künstler haben. Man wird auch gestehen müssen, daß, wenn Humboldt sich auch für zwei oder drei jüngere Dichter verwändte, der Inhalt dieser in anderer Hinsicht so bedeutungsvollen Briefe und Tagebuchblätter mit nichts so wenig zu schaffen hat als mit Kunst und Poesie. Das famöse Buch ist, wie wir schon früher mittheilten, in London englisch und soeben auch mit einem interessanten Bildniß Humboldt's geschmückt, in englischer Uebersetzung von Friedrich Kapp in Neuyork erschienen; französisch erschien das Buch zu Brüssel und, von C. F. Girard in Basel übersetzt und eingeleitet, als „édition francaise autorisée" bei Held in Genf (nebst schönem Porträt); der belgische „Pangermane" nannte das Buch ein „Ereigniß" und theilte längere Auszüge daraus mit; ganz besonders hat sich aber mit ihrer Breitseite die französische Journalpresse an das Buch gelegt. Natürlich müssen über ein Buch, das so rücksichtslos aus der Schule plaudert und den einen ebenso ungelegen als den andern gelegen kommt, die Urtheile und Meinungen sehr verschieden lauten.

Schärfer z. B. können die Urtheile über die Humboldt'schen Briefe nicht auseinander gehen als dasjenige, welches H. Lang, evangelischer Pfarrer zu Wartau im Canton Sanct-Gallen, in seiner gut geschriebenen, liberal-religiösen, alle 14 Tage in Winterthur erscheinenden Zeitschrift „Zeitstimmen aus der reformirten Kirche der Schweiz" in einem durch drei Nummern gehenden Aufsatz „Humboldt und seine Zeit" abgegeben hat, und dasjenige, welches sich St.-René Taillandier in der ersten Julilieferung der „Revue des deux mondes" zu fällen gestattet. Lang, der in seinem Blatte aufs entschiedenste gegen allen Formalismus, Pharisäismus und blos theologischen Dogmatismus in der Religion ankämpft, begrüßt mit wahrer Begeisterung in Humboldt's Bekenntnissen einen Hauptschlag für die politisch-kirchliche Reaction. In Betreff der Briefe selbst bemerkt er: „Geistreiche, interessante Briefe von Gelehrten an Gelehrte oder von geistvollen Männern an hochgebildete Frauen hat die neuere Literatur in großer Zahl, aber sie sind nicht immer der ungesuchte Ausdruck des Herzens; man läßt sich da selten gehen wie in vertraulichen, tendenzlosen Briefen, die nur aus dem Bedürfniß des Augenblicks geboren sind; man schraubt sich gern in eine ideale Höhe, in ein gewisses Raffinement des Gefühls, und die Tendenz, geistreich zu sein, verstimmt den Leser. Dagegen die einfachen Briefe Humboldt's ohne alle Affectation

des Geistes, nur das Bedürfniß des Augenblicks aussprechend, den Gelehrten im schlichten Hausrock darstellend, zeigen uns den Menschen in der ungeschminkten Wahrheit seines Charakters und seiner Gesinnung. Die Einfachheit ist das Siegel der Wahrheit. Einfach und klar, wie alles Wahre und Große, leuchtet Humboldt's Charakter aus diesen zwanglosen Briefen hervor.“

Lang vertheidigt Humboldt auch gegen den ihm gemachten Vorwurf der Irreligiosität und weist zu diesem Zwecke unter andern auf die anerkennenden Urtheile über Zinzendorf, Lavater und Stilling hin, die Humboldt den jetzigen Frommen, den „eiskalten Verstandesgletschern“ gegenüberstellt, ferner auf die schöne Stelle über Angelus Silesius, über welchen Humboldt bemerkt: „Es ist eine Frömmigkeit, die einen wie eine milde Frühlingsluft anweht.“ So habe jedes echte Menschengefühl in Humboldt's Seele einen Widerhall gefunden; jeder Hauch „wahrer undoctrinärer Herzensfrömmigkeit“ sei auch ihm wohlthuend und erfrischend gewesen, und nur „das ganze engherzige und frömmelnde Gezücht der Gegenwart, das auf dem Boden der Reaction so üppig emporgeschossen“, habe er unbarmherzig gegeißelt. Gleichwol kann doch auch der Pfarrer Lang nicht alle Aussprüche Humboldt's über die Religion unbedingt gutheißen. Wenn z. B. Humboldt einmal äußert, alle positiven Religionen enthielten drei unterschiedene Stücke: eine Sittenlehre, überall gleich und sehr rein, einen geologischen Traum und einen Mythus oder einen kleinen historischen Roman, so bemerkt Lang dagegen: die in alle Religionssysteme hineinverwobenen Phantasien über die Entstehung der Erde und des Weltalls oder der „geologische Traum“ seien für die Geologie vielleicht gleich werthlos, aber von sehr verschiedenem Werthe für die religiöse Wahrheit, für die Auffassung des Verhältnisses zwischen Gott und Welt, welche diesen Phantasien zu Grunde liege, wie es auch für den Werth einer Religion sehr viel darauf ankomme, welcher Art das wirklich Historische sei, das dem Mythus zu Grunde liege; und was die Sittenlehre betreffe, so könne keineswegs zugegeben werden, daß sie, wie Humboldt behaupte, bei allen positiven Religionen die gleiche und die gleich reine sei. „Eine Religion wie das Christenthum (bemerkt Lang weiter), welches die Freiheit, die Liebe, die Gotteskindschaft zu den obersten sittlichen Begriffen macht, wird die Sittlichkeit viel tiefer und reiner begründen als z. B. die Gesetzesreligion eines Moses oder Mohammed, wenn sie auch in den einzelnen Moralvorschriften ziemlich übereinstimmen.“ In den beiden Fortsetzungen seines Aufsatzes (Nr. 13 und 14 der „Zeitstimmen“) beschäftigt sich Lang, an Humboldt's einzelne gelegentliche Aeußerungen anknüpfend, überhaupt vorzugsweise mit der religiösen Frage. Auf dieses Gebiet können wir ihm hier nicht weiter folgen; lieber theilen wir noch folgende Bemerkungen über Humboldt's Charakter im allgemeinen mit: „Man sieht: Humboldt hat auf seinen Weltreisen nicht blos Steine und Pflanzen untersucht, er hat überall den höchsten Aufgaben des Menschenlebens ein warmes Herz, einen freien Geist und einen frischen Eifer entgegengebracht. Humboldt war ein Mann der Freiheit, aber die Freiheit war ihm keine politische Parteisache.... Wie es einem solchen Manne mit diesem jugendlich frischen Herzen, mit dieser reinen hohen Sittlichkeit zu Muthe sein mußte in unserer Zeit, der Atmosphäre der Corruption, Gesinnungslosigkeit und Feigheit, welche die politisch-kirchliche Reaction der letzten Jahrzehnde mit sich brachte, das ließe sich vorstellen, wenn er auch nicht selbst die kostbarsten Zeugnisse dafür uns in die Hände gegeben hätte.“ Ferner: „So hat Humboldt gedacht, gefühlt, gesprochen; so hat er die so seltene vierte Lebensstufe, das Jubelgreisenthum oder die zweite Kindheit erreicht und beschlossen und die Zahl der wenigen Glücklichen, welche in ungebrochener Geistesfrische diese Zeit durchleben durften, um einen vermehrt, der an Reichthum des Wissens wie an Seelenadel hinter keinem zurücksteht.“ Schon vorher hatte Lang bemerkt, daß man an Umfang des Wissens wie an Gunst der Großen nur zwei Männer Humboldt einigermaßen an die Seite stellen könne: Aristoteles und Leibniz; „aber“, hatte er hinzugefügt, „wie verschwinden beide vor dem Glanze dieses Charakters!“

Dagegen wirft St.-René Taillandier dem Verfasser des „Kosmos“ in seinem „Lettres intimes et entretiens familiers de M. A. de Humboldt“ überschriebenen Aufsatz sogar „timidité d'esprit“, ja „duplicité“ vor, weil, wo er hätte sprechen sollen, er vorsichtig geschwiegen und gegen dieselben Personen, über die er sich hinterrücks in seinen Briefen lustig mache, den Hofmann gespielt habe. Zwar sei Humboldt ein entschiedener Unchrist gewesen, weshalb auch ihm wie allen, welche für Jesus Christus kein Verständniß gehabt, wie nach Sainte-Beuve den „größten modernen Unchristen“, Friedrich dem Großen, Laplace und Goethe, etwas im Geiste oder Herzen gefehlt habe. *) Trotzdem habe Alexander von Humboldt gegen einen französischen Schriftsteller, der ihm eine von ihm verfaßte Schrift über dessen Bruder Wilhelm vor dem Druck zur Ansicht zugeschickt, den Wunsch ausgesprochen, daß eine Stelle gemildert werde, in welcher behauptet wurde: Wilhelm von Humboldt habe in einer gewissen Epoche seines Lebens einem Stoicismus gehuldigt, welcher zwar sehr rein, sehr edel, aber ohne Beimischung christlicher Ideen gewesen sei. Humboldt habe das Ansinnen blos deshalb gestellt, weil er befürchtet, daß die Stelle bei Hofe Anstoß geben könne, und der französische Autor habe sich dann auch wirklich dem Wunsche Humboldt's gefügt, sei aber damit nur der „timidité d'un courtisan“ zu Hülfe gekommen. Taillandier findet außerdem den Witz Humboldt's ebenso anspruchsvoll als schwerfällig und gedrechselt; der Verfasser des „Kosmos“, namentlich des zweiten Theils mit seinen „notes si vives, si lumineuses, où se déploie avec tant d'aisance l'érudition littéraire la

*) Wären Friedrich II., Laplace und Goethe wirkliche „Unchristen“ gewesen, so würde sich Merle d'Aubigné's Behauptung (in seiner Biographie Cromwell's) bestätigen: „Es ist selten, daß ein großer Mann ein guter Christ ist.“ In Bezug auf Goethe können wir aber den Vorwurf unzweifelhafter Unchristlichkeit nicht gelten lassen. Allerdings machte Goethe so gut wie Schiller die seltsame Grille oder Mode der vornehmen Cirkel seiner Zeit mit, Jesus Christus, der doch eine so ungeheuere Mission erfüllte, zu ignoriren, während man die Namen anderer Religionsstifter ungescheut nennen durfte; allerdings finden sich bei ihm Aussprüche, welche nicht blos auf unkirchlichen Sinn, den ihm auch gewiß die meisten sehr gern nachsehen werden, sondern allerdings auf eine gewisse Abneigung gegen christliches Wesen überhaupt schließen lassen. Aber es finden sich, auch außer den „Bekenntnissen einer schönen Seele“, Stellen genug bei Goethe, namentlich in seinen vertraulichen Gesprächen mit Eckermann, in welchen der tiefe Gehalt und die weltgeschichtliche Mission des Christenthums aufs wärmste anerkannt werden; hatte doch Goethe, der z. B. das Neue Testament gründlich kannte, in seiner Jugend sogar eine Neigung zum Verkehr mit Mystikern und der Mystik. Eine Dichtung wie „Faust“ — in welcher sich in der Osternacht Faust beklagt, daß er wol die Mahnung höre, daß ihm aber der Glaube fehle, was gewissermaßen im Namen Goethe's selbst gesagt ist und, genau besehen, den eigentlichen Schlüssel zu Faust's Unzufriedenheit und Zerrissenheit bildet —, „Hermann und Dorothea“, selbst die hellenisirende „Iphigenia“ hätte Goethe, ohne innerlich Christ zu sein, gar nicht dichten können; ja sogar das die Gottheit so trotzig herausfordernde Gedicht „Prometheus“ konnte nur jemand dichten, der in der Jugend viel und inbrünstig, vielleicht aber vergebens um Frieden und Erleuchtung gefleht hat. Bezeichnend für Goethe's Stellung zur Religion ist sein Spruch:

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion;
Wer jene beiden nicht besitzt,
Der *habe* Religion.

Goethe will damit wol sagen, daß jeder doch etwas haben müsse, was seine Seele ausfülle und ihn über die Materie auf etwas Höheres hinweise; für die Massen, welcher Wissenschaft und Kunst immer unzugänglich bleiben werden oder höchstens in ihren Abfällen zugute kommen, könne diesen Dienst nur die Religion verrichten.

plus riche, où brille un si vif sentiment de l'antique poésie", lasse sich in diesen „vulgaires épigrammes si peniblement contournées" schwer wiedererkennen. Der Verfasser glaubt nicht, daß mit der Herausgabe der Briefe dem Andenken des großen Gelehrten ein Dienst geschehen; auch stellt er die Berechtigung der Herausgabe zur Veröffentlichung derselben, was man dafür auch in Deutschland an Gründen aufgebracht haben möge, entschieden in Abrede; schriftstellerische Eitelkeit habe die Herausgeberin dazu getrieben, die Papiere zu veröffentlichen und diese Veröffentlichung so sehr zu beschleunigen. Ueberhaupt zieht er bei dieser Gelegenheit gegen die moderne Untugend der Indiscretion und den literarischen Sansculottismus heftig los. Bei dem allen darf man nicht vergessen, daß Humboldt in einem seiner Briefe auch der „Revue des deux mondes" selbst einen kleinen Hieb versetzt hat. Rühmlich ist die Wärme, womit der Franzose Bunsen („l'un des plus grands esprits de notre époque, âme aussi ardemment libérale que profondement religieuse"), dessen Arbeiten auf dem Gebiete der Theologie er denen Humboldt's im Gebiete der Naturwissenschaften zur Seite stellt, Schleiermacher, „cette âme pieuse et profonde", Stein, „un des héros du patriotisme allemand", Gneisenau, „vénéré de toute l'Allemagne pour l'élévation de ses idées et la constance de son âme", Moritz Arndt, „le vétéran de la poésie nationale" und andere gegen Humboldt's An- und Ausfälle in Schutz nimmt. Der Franzose führt auch in Uebersetzung die bekannte Stelle aus Schiller's Brief an Körner vom 6. August 1797 (Briefwechsel, IV, 45) an, worin sich Schiller aufs abfälligste über A. von Humboldt ausläßt und ihm unter anderm die Fähigkeit, je etwas Großes in seiner Wissenschaft zu leisten, abstreitet; in dieser letztern Voraussage habe sich zwar Schiller gröblich getäuscht; aber, fragt Taillandier, „qui oserait affirmer pourtant aujourd'hui que la première impression du poète fut absolument fausse?" Wir bemerken hierbei, daß einige der schärfsten Ausdrücke Schiller's über Humboldt, die sich, wie wir durch Autopsie wissen, in der Handschrift befinden, in der Ausgabe weggelassen worden sind. Uebrigens spiegelt dieser Brief nicht den ersten Eindruck wider; denn ganz im Widerspruch damit schrieb Schiller am 12. September 1794 über A. von Humboldt (Briefwechsel, III, 196): „Er ist jetzt in Deutschland gewiß der erste in diesem Fache (der Naturwissenschaft) und übertrifft an Kopf vielleicht noch seinen Bruder, der gewiß sehr vorzüglich ist." Der Widerspruch zwischen beiden Urtheilen ist so schroff wie möglich und schwer zu erklären.

Wie St.-René Taillandier ist auch Philarète Chasles in einem Journalartikel, der uns zur Zeit gerade nicht vorliegt, gegen Humboldt's Briefe und zwar in sehr bissiger Weise aufgetreten, offenbar gereizt durch einen Humboldt'schen Ausfall gegen ihn, den er davon ableitet, daß er in seinen Mittheilungen aus Berlin Humboldt nicht die gewünschte Beachtung geschenkt habe. Wir können uns nicht denken, daß Humboldt durch ein so kleinliches Motiv dazu bestimmt worden sei, müssen aber im Interesse der Sache jenen Ausfall und namentlich das ziemlich fade Wortspiel mit „Chasles" und „Schall" nur bedauern. Dergleichen Fadaisen kann man sich wol im mündlichen Gespräch entschlüpfen lassen, aber man schreibt sie nicht nieder, selbst nicht in einem vielleicht gar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten vertrauten Billet. Was man auch über Philarète Chasles' Gründlichkeit oder Ungründlichkeit denken mag, so hat er doch für die Anerkennung deutscher Literatur in Frankreich so viel gethan und dem deutschen Geiste und der deutschen Sprache so viele Huldigungen dargebracht, daß ihn, sollten wir meinen, seine Bestrebungen in dieser Richtung vor solchem Unglimpf hätten sicher stellen sollen. Man sollte es kaum für möglich halten, daß ein Humboldt, daß der Verfasser des „Kosmos" sich im Gebiete der Tagesliteratur und Tagespolitik, wie dies doch häufig geschah, durch Details, die im Weltganzen gar nichts bedeuten, so sehr irritiren und sich dadurch den Blick für das Allgemeine trüben lassen konnte. Wenn sich Ausländer für ihre Verdienste um die Anerkennung und gerechtere Würdigung der deutschen Literatur so von den Deutschen selbst, von einem Humboldt sogar mit Undank belohnt sehen, welcher Fremde könnte dann noch Muth und Lust genug haben, sich mit einem so undankbaren und, sagen wir es offen heraus, frivolen Volke ernstlich zu beschäftigen? Denn wahrlich, mit dem deutschen Tief- und Schwersinn geht auch ein sich in oberflächlicher Absprecherei und Witzelei gefallender Leichtsinn in merkwürdiger Weise Hand in Hand.

Indeß solche kleine Flecke können die große Bedeutung des Buchs nicht aufheben, und wir waren einigermaßen überrascht, diese Bedeutung gerade in der „Revue contemporaine" von Edouard Simon vollkommen gewürdigt zu sehen. Diese Revue gilt als ein literarisches Organ der gegenwärtigen Kaiserregierung, und man weiß, welche fast unaussprechlichen Dinge Humboldt zwar nicht in seinen Briefen, aber in seinen mündlichen Mittheilungen über gewisse Personen und den Staatsstreich vom 2. December, der aber doch kein Schwabenstreich war, ausgesagt hat. Aber allerdings gibt es auch Offenherzigkeiten und politische Geständnisse in diesem „livre incendiaire", in diesem „terrible volume" (wie Simon das Buch nennt), welche dem Bonapartismus sehr willkommen sein mußten und von dem Verfasser des Aufsatzes in der „Revue contemporaine" auch besonders ans Licht gestellt werden mit jener bekannten Parteitaktik, womit man Liebsames citirt und Unliebsames verschweigt. Zuvörderst erwähnen wir, daß E. Simon die Herausgabe des Buchs für vollkommen gerechtfertigt hält und dies nachzuweisen sucht; habe doch Humboldt die Mehrzahl der Briefe, die ihm zugegangen und die nach Tausenden zählten, verbrannt, nur diejenigen, die er veröffentlicht zu sehen gewünscht, habe er seinem Freunde Varnhagen überlassen. Man habe zwar nach dem Erscheinen des Buchs gedacht oder gerufen: „Alexandre de Humboldt fauteur de scandale! Varnhagen complice d'une pareille profanation! Une femme instrument de cet affreux complot!" Doch nein! sagt E. Simon: „Die Liebhaber von Skandal brauchen das Buch nicht zu öffnen; sie würden sich sehr getäuscht finden. Die ernsten Geister dagegen, alle, welche für den unsterblichen Naturforscher, für den seltenen politischen Geist, für den großen Freund der Humanität — und wer möchte ihre Menge zählen? — Ehrfurcht fühlen, werden darin über das Genie und den Charakter Humboldt's kostbare Aufschlüsse finden. Aus diesen vertraulichen Mittheilungen tritt uns das wahrhafte Bild des Gelehrten, des Philosophen, des mit allen Hohen und Großen der Erde verkehrenden Mannes entgegen; man sieht ihn darin ganz lebendig werden und seine Gestalt geht daraus nur frischer und kräftiger hervor. Nicht etwa als ob sich nicht zuweilen die Malice diesen vertraulichen Offenherzigkeiten gesellte und daß nicht jeder darin auf irgend einen Ausspruch stieße, der sein Feingefühl verletzte; indeß das ist nur ein Abenteuer, wie man es immer mit den unabhängigen und aufrichtigen Geistern zu bestehen hat." Zum größten Theile besteht übrigens der Aufsatz aus anziehenden Auszügen mit eingeflochtenen, zum Theil pikanten Bemerkungen, wie die über das Verhältniß zwischen Humboldt und seinem in mancher Hinsicht doch wol nur zu sehr verkannten königlichen Freunde: „Alle beide besaßen jenen Humor, der selbst über ernstere Angelegenheiten eine gewisse Heiterkeit verbreitet und den Geist zugleich ergötzt und fesselt." Bei aller dem Buche im reichsten Maße gespendeten Anerkennung spricht E. Simon doch das eine Bedenken aus: „Es wäre zu bedauern, wenn die hinterlassenen Offenherzigkeiten Humboldt's die Fürsten veranlassen sollten, gegen die Gelehrten und Literaten, die sie ihrer Freundschaft würdigen, größere Vorsicht zu beobachten. Und in der That, wer könnte ihnen das verargen? Das ist die gefährliche Seite dieser Veröffentlichung."

Aehnlich wie der Pfarrer Lang in einer oben mitgetheilten Stelle bemerkte schon in der Märzlieferung der „Revue germanique" A. Nefftzer, der zahlreiche Auszüge aus dem Buch in genannter Zeitschrift veröffentlichte: „Herr von Humboldt gehörte nicht zu jenen Gelehrten, welche sich ausschließlich mit

den Steinen oder Fossilien zu thun machen und die Bestimmung des Menschen ihrer Betrachtung und ihrer Theilnahme für unwürdig erachten..... Er wurzelte in seiner Zeit, er liebte die Menschen, er hatte seine Leidenschaften und Abneigungen"; kurz: „Ce grand génie a été en même temps un grand coeur." Was das Recht zur Veröffentlichung gerade dieser Humboldt'schen Briefe betrifft, so will Neffzer dies keineswegs in Frage stellen; er meint jedoch, die Herausgeberin hätte sich damit nicht so beeilen sollen, obschon er doch auch wieder die von ihr angeführten Gründe für die Veröffentlichung gerade im gegenwärtigen Augenblicke gelten läßt. Dagegen kann er es nicht gutheißen, daß in dem Buche auch die Briefe noch lebender Personen veröffentlicht seien: „Im Princip scheint es uns nicht zulässig, daß vertraute Briefe veröffentlicht werden, während ihre Verfasser noch leben und ohne daß man zuvor ihre Einwilligung eingeholt hat." Es ist hohe Zeit, daß sich das Gewissen der Zeit, wenn sie ein solches noch hat, über eine Frage von dieser Wichtigkeit entscheidend und grundsätzlich ausspreche, und dies würde am besten geschehen, wenn jeder einzelne, sei er ein öffentlicher oder ein privater Charakter (denn dies kann doch bei einer Frage, die eigentlich eine Rechtsfrage ist, keinen Unterschied machen), ernstlich sich befrüge, was er dazu sagen würde, wenn er plötzlich vertraute Briefe von sich ohne seine Zustimmung abgedruckt sähe.

Aus einer genfer Correspondenz des „Morgenblatt" bringen wir, was wir zum Schluß noch anführen wollen, in Erfahrung, daß soeben der genfer Literator G. Revilliod eine Auswahl Humboldt'scher Briefe in vortrefflicher französischer Uebersetzung herausgegeben hat, in Begleitung eines Danksagungsschreibens, welches Humboldt nach Uebersendung der von Revilliod herausgegebenen sogenannten Froment'schen Chronik oder der „Actes et gestes merveilleux de la cité de Genève" an den Herausgeber richtete. Der Correspondent schließt seine Mittheilung mit den Worten: „Die wenigen Zeilen beweisen, welche Theilnahme Humboldt der merkwürdigen Geschichte der kleinen Republik am Leman, dem Vaterland der Saussure, Pictet, Decandolle u. s. w. bewahrt hatte, welches er nach diesem Briefe im Jahre 1795 zum ersten mal besuchte. Allumfassend war das Interesse Humboldt's für das geistige Leben der Völker, der größten wie der kleinsten, und wenn je so galt von ihm das «homo sum, nihil humani a me alienum puto» in seiner höchsten und weitesten Bedeutung." H. M.

Schiller als Tageskritiker.

Es ist manchen Lesern d. Bl. vielleicht erwünscht, gelegentlich auch einmal einige Proben von der Art der Tageskritik zu lesen, die Schiller des lieben Geldes wegen für die „Jenaische Literaturzeitung" schrieb. Er erwähnt ihrer selbst in einem Briefe an Körner (I, 310 der ersten Ausgabe) wo nur der Titel der Schrift (Nr. 5) „Historische Nachrichten und Lebensjahre Friedrich's II. von Herzberg" zu berichtigen ist in: „Historische Nachricht von dem letzten Lebensjahre Friedrich's II." Die recensirten Bücher sind heute bis auf den Roman „Dya-Na-Sore" verschollen, aber interessant ist immer, auch in diesen Kleinigkeiten den Geist Schiller's wiederzufinden. Die chronologische Ordnung wäre 2. 1. 4. 3. 5. Ich habe eine genaue Abschrift von diesen Recensionen genommen, die ich hier folgen lasse:

1. (Jenaische Literaturzeitung, 1788, 30. April, Nr. 104ᵃ, S. 212.)

Weimar, b. Hoffmann: Friedrich der Grosse, Versuch eines historischen Gemäldes. IItes u. IIItes Heft. 1787. 144 S. 8. (9 gr.)

Eine schöne und anschauliche Auseinandersetzung des vorbereitenden Verdienstes, welches Friedrich Wilhelm um die Stärke und den Glanz des preussischen Staates unter seinem Nachfolger gehabt hat, zeichnet diesen Versuch unter dem grossen Haufen der Brochuren und Werke, die denselben Gegenstand behandeln, sehr zu seinem Vortheile aus. Bis die gehörige Menge der Materialien zu einer vollständigen Geschichte Friedrichs II. und seiner Zeit herbeigeschafft sein, und die Concurrenz aller übrigen Erfordernisse einen grossen Kopf genug begünstigt haben wird, dem grössten mann seines Jahrhunderts ein würdiges denkmal zu stiften, ist kein Versuch ohne Nutzen, der nur eine neue Thatsache liefert, oder eine schon vorhandene besser motiviret, anwendet oder ordnet; und der gegenwärtige hat vor den mehresten noch das Verdienst einer sehr lebhaften und gefälligen Schreibart voraus. Das zweite Heft endigt mit dem Breslauer, das dritte mit dem Dresdner Frieden.

2. (1788, 29. April, Nr. 103, S. 204, 205.)

Wien und Leipzig, bei Stahel: Dya-Na-Sore oder: die Wanderer. Eine Geschichte aus dem Sam-skritt übersetzt. 1787. 414 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) *)

Oder vielmehr nicht aus dem Sam-skritt übersetzt; denn, einige Namen abgeändert, lässt sich die Geschichte eben so gut nach Aegypten oder nach China als nach Indien verlegen. Wofür also diese Einkleidung, die nicht nur durch nichts unterstützt, sondern der beinahe auf jedem Blatt durch die gröbsten Versündigungen gegen die Sitten und das Costüme von Indien widersprochen wird? Vier Söhne verlassen ihren Vater und ihre Heimath um eine Wanderung zum Heiligthum der Urzeit anzutreten, das Land der Wahrheit und Glückseligkeit zu suchen. Der Weg dahin ist eine beschwerliche und gefahrvolle Reise durch menschenleere Wüsten, Abgründe, über steile Gebirge und reissende Ströme; dieses giebt dem V. Gelegenheit, ein schreckliches Naturgemälde auf das andere zu häuffen, deren Monotonie unendlich ermüdend ist, obgleich die Beschreibungen selbst Dichtergeist verrathen. Die Reise wird, wie man leicht denken kann, den armen Wanderern höchst sauer gemacht. Bald hilft ihnen eine kaum leserliche Innschrift, die sie von ungefähr finden, bald ein Eremit, der sich ihnen in den Weg stellt; ein Greis schickt sie zum andern (weil das Herumschicken einmal Gebrauch ist) und so treten in dem Buch vier oder fünf solche Greise auf, die alle einander wie aus den Augen geschnitten sind, und auch so ziemlich das nehmliche sagen. Die ganze, äusserst einförmige und schlecht gehaltene Fabel dient einer reinen und schönen Sittenlehre zur Hülle, die ihr aber oft so gezwungen und oft so lose angepasst wird, dass sie weniger aufklärt als verdunkelt. Nichts beleidiget indessen mehr als die barbarische Durcheinandermengung des Abstracten mit dem Symbolischen, oder der Allegorie mit den philosophischen Begriffen, die sie bezeichnen soll; in eben dem Augenblick, da uns der Weg zur Wahrheit als eine Wanderung vorgestellt wird, hören wir darüber von dem Wanderer, als über eine abstracte Materie, sprechen. Es fällt in die Augen, dass es dem Verfasser überhaupt nur um ein Vehikel für seine Philosophie zu thun war; ob es passte oder nicht, galt ihm gleich; und so entstand denn dieser Zwitter von Abhandlung und Erzählung, der durch eine fast durchaus metrische Prose wo möglich noch ermüdender wird.

3. (1788, 30. April, Nr. 104ᵇ, S. 219.)

Presburg, b. Mahler: Historisch-kritische Encyklopädie über verschiedene Gegenstände, Begebenheiten und Charaktere berühmter Menschen — v. H. G. Hoff. I. Th. 368 S. II. Th. 398 S. III. Th. 414 S. IV. Th. 462 S. 1787. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Ohne sich der beregten „Nebenabsichten" gegen den Herausgeber bewusst zu sein, gesteht Rec., dass er

*) Der Roman erschien noch 1840 in dritter Auflage wieder. Verfasser ist der 1829 zu Frankfurt gestorbene österreichische Hauptmann Friedrich Wilhelm Meyern. Die zweite Auflage erschien 1800 zu Leipzig.

nicht unter die „wenigen Edeln" gehört, denen dieses Buch gefällt. So ist ihm auch beim Aufschlagen desselben kein „süsser Stich in die Reizbarkeit seiner Lebensnerven" gesprungen (s. Th. I. S. 363. Artik. Bücher). So schlecht bei dieser Sammlung die Wahl der Anekdoten ausgefallen ist, indem neben dem seichtesten und abgedroschensten aus diesem Fache auch die längst verrufenen Mährchen von der Vergiftung Pabst Alexanders VI. u. s. f. wieder aufgewärmt werden, so ist doch dasjenige, was Hr. H. von seinem eigenen hinzuthat, noch bei weitem schlechter; die philosophischen Artikel, wie Freundschaft, Liebe, sind schlechterdings ungeniessbar. Ein Beispiel von der Beurtheilungskraft des Vf. mag die Parallele abgeben, die zwischen dem Grafen Brühl und Richelieu angestellt wird (S. 358): Brühl beherrscht seinen König; auch Rich. beherrscht ihn — B. erwirbt sich ein grosses Vermögen, auch R. — Brühls Leibwache ist besser bezahlt als die königliche, auch Richelieus u. s. f. der Unterschied zwischen beiden: Richelieu stirbt vor, Brühl nach seinem König u. d. mehr. Diese vier Bände gehen nur bis zum L., wir werden also noch mit vier andern bedroht.

4. (1788, 30. April, Nr. 104ª, S. 216.)

Minchen, b. Lentner: Beiträge und Sammlungen zur Sittenlehre für alle Menschen vom Hofr. v. Eckartshausen. 1787. 376 S. 8. (20 gr.)

Unter diesem Titel verkauft uns Hr. v. E. wieder einige herbe Früchte eines guten Willens und eines dürftigen Geistes. Zwei Proben mögen genug sein. S. 123 sagt er uns von dem Stadtleben: „Da muss ich Hüte, unbrauchbar zum Bedecken, in meinen Händen tragen und wie ein Papagey sprechen: Guten Morgen, gute Nacht, wie befinden Sie Sich? Ohne Empfindung antwortet mir der Gefragte: Recht wohl, und Ihre Gesundheit?" Wohl verstanden, das soll Poesie sein! S. 128 heisst es von einer Dame: „Endlich entzieht sie den dünstenden Fuss der seidnen Decke."

5. (1788, 8. Mai, Nr. 111, S. 277.)

Kleine Histor. Schrift. Ohne Druckort: Historische Nachricht von dem letzten Lebensjahre Königs Friedrichs II. von Preussen, mit der Einleitung zu der von ihm selbst geschriebenen Geschichte seiner Zeit. Vorgelesen in der öffentlichen Versammlung der Academie den 26. Jänner 1787, durch den Hrn. Grafen von Herzberg aus dem Französischen übersetzt. 44 S. 8. (3 gr.)

Die Leser mit einer Schrift, die von dem Namen ihres Verfassers einen so grossen Werth empfängt, bekannt machen zu wollen, würde sehr überflüssig, und jetzt auch zu spät sein, da sich das Original schon in den meisten Händen befindet. Die Zusammenstellung der 2 verschiedenen Vorreden, welche der König in zwei ganz verschiedenen Perioden seines Lebens im Jahr 1746 und 1775 zu der Geschichte seiner Zeit verfasste, ist äusserst interessant, und kann zu der Geschichte seines Geistes einen merkwürdigen Beytrag geben. Die Uebersetzung ist hart und schwerfällig: z. B. S. 25 heisst es — „eine sehr wichtige Verzichtleistung, die ich so, wie die Ansprüche auf den Danziger Hafen, zu der Zeit in Vorschlag brachte, da ich den Theilungs- und Abtretungsvertrag mitten in einer sehr kritischen Krankheit, an der ich damals daniederlag, entwarf." Wie viele ich nach einander und welche harte, unbiegsame Periode!

Was würde Schiller erst zu unserm heutigen Zeitungsstil, der leider nicht auf Zeitungen beschränkt bleibt, sondern bis in die Tragödie drang, sagen! **Franz Sandvoß.**

Notiz.

Deutsche Literaturgeschichten für Schule und Haus.

Zu den im Verlage von J. J. Weber erscheinenden „Illustrirten Katechismen" gehört auch der soeben in zweiter umgeänderter Auflage herausgekommene „Katechismus der deutschen Literaturgeschichte", von Paul Möbius, ord. Collegen zu St.-Thomä und Director der Buchhänder-Lehranstalt zu Leipzig. Das bei seinem ersten Erscheinen (1856) in d. Bl. unerwähnt gebliebene Büchlein kann in seiner jetzigen Gestalt als eine wesentlich neue Erscheinung gelten, und zwar bezieht sich die wichtigste Aenderung, wie der Verfasser selbst in dem kurzen anspruchslosen Vorwort zu dieser zweiten Auflage bemerkt, auf die Form, indem die katechetische aufgegeben und die Fragen im Texte selbst in kürzere Ueberschriften der verschiedenen Abschnitte verwandelt wurden; doch sind die „Fragen zum Katechismus der deutschen Literaturgeschichte" in einem besondern Anhange am Schluß des Büchleins wieder aufgeführt. Infolge dieser Aenderung ist die Schrift noch lesbarer und für die Selbstunterweisung brauchbarer geworden, während ihr der Vortheil, den die erste Auflage für den privaten oder öffentlichen Unterricht bot, durch den Anhang gewahrt blieb. Aber auch innerlich hat sich die Schrift wesentlich vervollkommnet und vervollständigt; namentlich ist die Partie, welche die Literatur der Gegenwart betrifft, bei weitem ausführlicher als in der ersten Auflage behandelt und dadurch mit den die ältern Perioden der deutschen Literatur betreffenden Theile in ein richtigeres Verhältniß gebracht worden. Das Büchlein hat sich dadurch um zwei volle Druckbogen vermehrt, was bei einer mit dem katechetischen Anhange und dem Register nur 198 Seiten starken Schrift schon etwas ausmacht. Der Verfasser hat neben der eigentlich productiven Literatur auch die Geschichtschreibung, die Biographik, die Kanzelberedsamkeit, die Philosophie und Religionsphilosophie, die Naturforschung u. s. w. in den Kreis seiner Betrachtung gezogen. Die Schrift ist die Frucht gewissenhafter Studien und aufrichtiger Liebe zum Gegenstande; es soll mit ihr, wie es in der 1856 zur ersten Auflage geschriebenen Vorrede heißt, ein Stein herbeigetragen sein „zu dem Altar, auf welchem die Herzen des Volks in inniger Liebe zu dem deutschen Vaterlande und dem erglühen sollen, was ja der schönste Schmuck dieses Vaterlandes ist: deutscher Geist und deutsches Herz". Die Urtheile, die zur Charakteristik der verschiedenen Autoren nöthig waren, sind kurz, bündig und unbefangen. Seine praktische Brauchbarkeit hat dieser sehr übersichtlich angeordnete Literaturkatechismus, der auch als Nachschlagebuch in Bezug auf Namen, Jahreszahlen, Schrifttitel u. s. w. sehr wohl zu gebrauchen ist, bereits in erster Auflage bewährt und wird ihn zuversichtlich in dieser zweiten noch mehr bewähren.

Als ein „Buch für Schule und Haus" bezeichnet sich die soeben in Berlin bei Hertz erschienene bei weitem umfangreichere wennschon die Literatur seit 1840 ausschließende „Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen", von Werner Hahn. Der Verfasser hat durchweg als Princip innegehalten, „daß im allgemeinen kein Werk genannt wurde, dessen Inhalt nicht durch eine charakterisirende Analyse, durch ein charakterisirendes Citat oder wenigstens durch Hinweisung auf ein ähnliches Werk näher vorgeführt werden konnte". Der Verfasser selbst erhebt den Anspruch, daß sich das Buch hierdurch besonders von den sonst in Schulen gebräuchlichen Werken unterscheide. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß es in dieser Hinsicht seine Verdienste haben und brauchbar sein könne; doch können wir es nicht gut heißen, wenn der Verfasser sogar durch den Ton der Inhaltsangabe solche Dichtungen, die ihm durch Form, Tendenz oder Inhalt misfallen, ins Lächerliche zieht, was uns namentlich bei den Dichtungen Tieck's aufgefallen ist. Von Tieck spricht er überhaupt, wie man von einem so bedeutenden Literator nicht sprechen sollte: „Eine schnell gezeitigte Natur, die ohne von dem Ernst und der Tiefe des Lebens erfaßt zu sein, Phantasie und Witz genug besaß, um von der Schriftstellerei ein Geschäft zu machen" u. s. w. Daß der Verfasser in einem besondern

Abschnitt den „Gegensatz im Charakter Goethe's und Schiller's" hervorhebt, können wir in einem hauptsächlich doch für die lernende Jugend bestimmten Buche nicht gutheißen. Der Verfasser sagt darin unter anderm von Goethe: „Objectiv und real ist alles bei ihm", und von Schiller: „Bei ihm ist alles ideal und subjectiv." Wir gehören nicht zu denen, welche Schiller plötzlich in einen vorzugsweise realistischen und Goethe in einen vorzugsweise idealistischen Dichter verwandeln möchten, aber allerdings gibt es bei Schiller Stellen, in denen er weit unter den Realismus Goethe's herabsinkt, und bei Goethe Stellen, in denen er sich weit über den Idealismus Schiller's erhebt. Die humoristische Literatur ist sehr stiefmütterlich behandelt. Bei Gryphius z. B. fanden wir die jüngst von Palm herausgegebene „Geliebte Dornrose", die erste dramatisirte deutsche Dorfgeschichte, bei Klinger die „Falschen Spieler", eins der charaktervollsten deutschen Lustspiele, nicht genannt; nach Abraham a Sancta Clara, einem unserer genialsten Humoristen, suchten wir vergebens, Claudius und der vortreffliche, erst jüngst in Frankreich gewürdigte Lichtenberg u. a. sind auffallend kurz abgehandelt. Bürger gilt ihm noch immer als muthmaßlicher Verfasser der „Abenteuer des Barons Münchhausen", während Ellissen ziemlich bis zur Evidenz festgestellt hat, daß Raspe das Lügenbüchlein zuerst und zwar englisch verfaßte; es ist noch nicht einmal bewiesen, daß die erste deutsche Uebersetzung wirklich von Bürger herrührt. Werner Hahn zeigt sich ferner der Ansicht geneigt, wonach Baumann den „Reineke Fuchs" verfaßt hat; diese Ansicht stammt aber noch aus der Zeit, wo man nur die von Baumann 1522 besorgte Ausgabe kannte, den ältern Druck von 1498 aber noch nicht aufgefunden hatte. Wahrscheinlich ist das Gedicht in seiner plattdeutschen Gestalt von Hermann Barkhusen, Buchdrucker und Stadtschreiber zu Rostock. **H. M.**

Bibliographie.

Bacher, J., Gesammelte Novellen. Drei Bände. Berlin, Vogel u. Comp. 8. 5 Thlr.

Bade, T., Luise, Königin von Preußen. Ein Lebensbild. Berlin, H. Müller. Gr. 16. 12½ Ngr.

Bagge, O., Hie Schwert des Herrn und Gideon. Ein Buch wider den modernen Afterprotestantismus. 1ster Band. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Balneologia poetica, d. i. ein kurzweiliges Repetitorium der langweiligen Bäderlehre für Cursisten und Solche, die es werden wollen und gewesen sind. In zwanglose Reime gebracht von F. **Montanus**. Berlin, A. Hirschwald. 8. 10 Ngr.

Baur, W., Das Leben des Freiherrn vom Stein. Nach Pertz erzählt. Gotha, Besser. 8. 12 Ngr.

Beck, F., Zeitklänge. Gedichte aus den Jahren 1845—1860. München, Rohsold. Gr. 16. 9 Ngr.

Beogradaz, J., Der Krieg. Eine Uebersetzung aus dem Serbischen. Neusatz, Hintz. Gr. 8. 8 Ngr.

Berkholz, C. A., Die sieben Jahrhunderte Livlands, von 1159—1859. Ein Rückblick aus der Gegenwart. 1ste Hälfte. Die vier Jahrhunderte 1159—1559. Riga, Götschel. Gr. 8. 8 Ngr.

Besser, R., Ein großer Gewinn. Halle, Fricke. 8. 5 Ngr.

Bierzeitungs-Poesien. Herausgegeben von Albertus Bal. Breslau, Maruschke u. Berendt. 16. 12 Ngr.

Bodemann, F. W., Denkwürdigkeiten der Elbinsel Finkenwerder, sowie der benachbarten Eilande und Ortschaften. Mit Karte der Elbgegend bei Hamburg. Harburg, Danckwerts. 12. Ngr.

Breier, E., Josef Kaiser. Historischer Roman aus den Zeiten Kaiser Josef's. Zwei Theile. Berlin, Janke. 1861. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Briefwechsel zwischen C. F. Gauss und H. C. Schumacher. Herausgegeben von C. A. F. **Peters**. 1ster Band. Altona. Gr. 8. 4 Thlr.

Burg, J., Unsere nächste Zukunft oder Deutschland und Polens Hoffnung nach des hochseligen Hrn. Prof. J. J. von Görres Grundlage, und mit besonderer Bezugnahme auf die Zeichen der Zeit, aus der Vernunft und Geschichte beleuchtet. Bonn, Wittmann. 8. 15 Ngr.

Eleonore. Ein Lebensbild. Vevey, Schweighauser. 16. 12 Ngr.

Fick, H., Das Lutherlied. Ein Epos. St. Louis, Mo. 1858. 8. 15 Ngr.

Friedmann, J., Charakterbilder aus der jüdischen Geschichte von der Erbauung des zweiten Tempels bis auf die neueste Zeit. 1ste Lieferung. Pest, Lampel. Br. 8. 10 Ngr.

Gossel, A., Kaiser Joseph II. der Menschenfreund. Spiegelbilder, der Jetztzeit vorgehalten. Langensalza, Schulbuchhandlung des Thüringischen Lehrer-Vereins. 8. 7½ Ngr.

Kossuth, F. W., Mein Kerker und mein Exil. Ein Beitrag zur österreichischen Justiz. Elberfeld, Hassel. 8. 7½ Ngr.

Krummacher, F. W., Immanuel Friedrich Sander. Eine Prophetengestalt aus der Gegenwart. Mit 1 Titelkupfer. Elberfeld, Hassel. Gr. 12. 28 Ngr.

Der Mensch. Von der Herausgeberin des „Album einer Frau". Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Otto, G. E., Grundzüge einer philosophischen Kosmologie. Mit 3 lithographirten Tafeln. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Saint-Martin, L. C. de, nommé le philosophe inconnu, Poésies. Leipzig, Literarisches Institut. 8. 15 Ngr.

Schlenker, C., Novellen. Halle, Fricke. 8. 24 Ngr.

Schreiber, H., Die Schlachten der Deutschen. 1ster Theil. Langensalza, Schulbuchhandlung des Thüringischen Lehrer-Vereins. 8. 15 Ngr.

Die Schriftsteller. Das französische Schriftstellerleben. Sittengemälde und Bilder aus unserer Zeit. Deutsch von C. Homburg. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schücking, L., Bilder aus Westfalen. Elberfeld, Friderichs. Gr. Lex.-8. 15 Ngr.

Schultz, F. H., Geschichte des Friedens von Oliva vom 3. Mai 1660. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Gr. 8. 10 Ngr.

Stahr, A., Herbstmonate in Italien. Supplement zu des Verfassers „Ein Jahr in Italien". Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Taillandier, Saint-René, Die ungarische Poesie im 19. Jahrhunderte. Sondershausen, Neuse. Lex.-8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Böhm, C. J. T., Das Zeichen unserer Zeit, oder: Antwort auf die Frage: Was sind die sogenannten Irvingianer für Leute? Berlin, Uthemann. Gr. 8. 4 Ngr.

Offener Brief an Hrn. von Bennigsen. Hannover, Meyer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Congreß in Baden-Baden und seine nächsten Folgen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 6 Ngr.

Deutschland, seine Vergangenheit und seine Zukunft. Ein Ruf an's deutsche Volk. Bremen. 8. 6 Ngr.

Dorn, L. F., Festrede bei der 100. Geburtstagsfeier Joh. Pet. Hebels, am 10. Mai 1860 gehalten in dessen Heimat Hausen im Wiesenthal. Basel, Schweighauser. Lex.-8. 4 Ngr.

Field, W. B., Der Ultramontanismus in Frankreich und Oesterreich. Ein kirchlich-politischer Tractat. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 15 Ngr.

Michels Versucher. Eine kleine aristophanische Zeitcomödie vom Dichter der „Sturmvögel". München, Lentner. Lex.-8. 4 Ngr.

Otto, E., Schillerblüthen. Eine Gabe zur Erinnerung an das Heidelberger Schillerfest am 10. November 1859. Heidelberg, J. Groos. 1859. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Situation Kurhessens gegenüber der rechtsungültigen Verfassung vom 30. Mai 1860. Heidelberg, C. Mohr. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 33. — 16. August 1860.

Inhalt: Luther. — Forschungen über das Menschengeschlecht. Von Maximilian Perty. — Sophie von Laroche und ihre Freunde. — Zur deutschen Specialgeschichte. — Notizen. (Zur Schiller-Stiftung; Aus dem gräflich Schulenburg'schen Familienarchiv.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Luther.

Luther und seine Zeit. Culturhistorischer Roman in vier Bänden. Von Theodor König. Leipzig, O. Wigand. 1859. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Das protestantische Deutschland, oder besser, das ganze deutsche Land muß dem Verfasser dafür dankbar sein, daß er, wie es scheint, veranlaßt durch die schmachvollen Angriffe, welche aus einer süddeutschen Presse in jüngster Zeit gegen die Reformatoren des 16. Jahrhunderts und deren politische Freunde hervorgegangen sind, es unternommen hat, die Ehre der Wahrheit zu retten, die gefälschte und verrenkte Geschichte einiger der größten Geister unsers Volks wiederherzustellen und so die Verunglimpfungen zurückzuweisen und zu strafen, welche absichtlicher Misverstand und böser Wille in wirklich unerhörter Weise gegen sie geschleudert hatte. Es ist ein Unternehmen der vollsten Anerkennung und warmen Dankes werth, dem deutschen Volke zu zeigen, daß jene gewaltige Lüge in ihm nicht Wurzel geschlagen hat und daß die geistig mündige, die gebildete Welt jene schmachvollen Angriffe mit Entrüstung zurückweist und ihre Urheber als Verirrte betrachtet, die wir bemitleiden dürfen, obwol wir ihre Zielpunkte erkennen. Es gibt nichts Undeutscheres, nichts Unpatriotischeres als jene Zielpunkte, die, anstatt dem Geiste der Versöhnung, der dem deutschen Volke nach seiner ewig beklagenswerthen kirchlichen Spaltung so sehr noth thut, das Wort zu reden und ihn zu hegen und zu fördern, wo es nur möglich ist, Feuer und Schwert zwischen die getrennten Glieder des Brudervolks werfen, dem Hasse und der Verachtung immer neue Nahrung zuführen und eine Befeindung verewigen möchte, die — der Weltgeist wird es wollen! — doch dereinst noch dem Geiste des Friedens, der Gerechtigkeit und der Duldung weichen wird.

Gegen diese Zielpunkte, glauben wir, ist dies Buch König's besonders gerichtet. Es bedurfte, um seinen Zweck zu erreichen, nichts weiter, als der Berufung an die Geschichte der Wiederherstellung derselben von ihrer Verfälschung. Mit diesem Gedanken war auch der äußere Rahmen, war Form und Inhalt dieses Buchs von selbst gegeben. Es durfte nichts dargestellt werden, was nicht geschichtlich nachweisbar, historisch begründet, gewissermaßen actenmäßig festgestellt war. Die Wirkungen poetischer Erfindung, ja selbst die poetische Illustration der Thatsachen waren ausgeschlossen; es war Geschichte und nur Geschichte zu geben. Dennoch schien eine eingeschränkte, knappe biographische Gestalt dem Zwecke nicht zu genügen, denn es galt den Gegner mit gleichen Waffen zu bekämpfen, und hierzu bedurfte es der poetischen Gruppirung und Beleuchtung der historischen Thatsachen, die feindlicherseits so arg gemisbraucht waren. Diese Aufgabe hat der Verfasser nun dadurch gelöst, daß er — eine einzige Ausnahme abgerechnet — nur Unbezweifelbares, historisch Beglaubigtes, Feststehendes in den Rahmen seines Gemäldes aufnahm, das Bild selbst aber nach dem ästhetischen Bedürfniß gruppirte und in das wirksamste Licht stellte. So entstand dies Lebensbild Luther's und seiner Zeitgenossen. Die einzige Ausnahme, um gleich hier auch dies zu erledigen, die der Verfasser sich, abweichend von diesem Grundbau des Ganzen, gestattete, ist die Gestalt Faust's, der, halb Zauberer, halb Philosoph und Beförderer der Kirchenreform, zwei verschiedene historische Gestalten in sich verschmilzt und damit zu einer poetischen Figur ohne rechten Halt in der Geschichte, ohne Wahrheit und ohne Wahrscheinlichkeit geworden ist, in diesem Bilde daher ziemlich fremdartig erscheint und den wir deshalb, obwol wir ihn nicht missen möchten, in dieser Umgebung für verfehlt, wenigstens für ein hors d'oeuvre halten, das vielleicht nur deshalb hier aufgenommen ist, weil der Gegner auch diese Gestalt misbraucht, indem er aus ihr einen ganz abscheulichen Heiden und Gottesleugner macht.

Die Reformation war allerdings ebenso sehr auf eine Verbesserung des Kirchensystems, auf ihre Erhebung aus der bloßen Werkheiligkeit in die Sphäre der christlichen Gesinnung, als auf die Befreiung Deutschlands aus der unwürdigen und demüthigenden Knechtschaft Roms gerichtet und hatte daher von vornherein und parallel mit der Kirchenreform auch eine politische Tendenz. Dieser nothwendige und untheilbare Zusammenhang ist von dem

Gegner dazu benutzt worden, die Freunde der Reformatoren als Empörer gegen das Reich darzustellen, gegen das Reich, das sie gerade von dem sklavischen Joche Roms zu befreien trachteten! So ist ihm Franz von Sickingen ein heilloser Empörer gegen Gott, den Kaiser und das Deutsche Reich geworden. Der Verfasser mußte somit, seiner Aufgabe gemäß, dem Feinde auch auf diesem Gebiete entgegentreten, und er hat es gründlich und mit nicht geringerm Erfolg gethan, wie auf dem andern. Hierbei war nun aber nöthig, der Reichsverhältnisse und des edeln Maximilian, der unter ihrem Drucke so schwer litt, seiner Rathgeber, an ihrer Spitze Matthäus Lang, des Bischofs von Gurk, eingehend zu gedenken, sich so einen politischen Vorgrund zu schaffen und diesen Theil seines großen Culturgemäldes mit den Thaten Franz von Sickingen's abzuschließen, des gewaltigen Mannes, der zeitweise und an der Spitze eines selbstgeworbenen Heeres von 20000 Mann mächtiger und reicher war, als der Kaiser selbst, wenn auch sein im Grunde edles und patriotisches Streben nicht immer ganz klar und rein geblieben ist — ein Mann, dessen Geschichte eigentlich noch zu schreiben ist. Wir finden somit in diesem Bilde einerseits Luther und seine theologischen Freunde, Anhänger und Gegner, Melanchthon, Erasmus, Reuchlin, Eoban, Bucer, Zwingli, den elenden Eck, Tetzel und den Legaten Cajetan u. a., andererseits den Kaiser Max und seinen Rath, seinen Erben Karl V., die Kurfürsten Friedrich von Sachsen und Joachim von Brandenburg, Franz von Sickingen und seinen Freund Ulrich von Hutten, sowie seine Gegner, die Fürsten von Würtemberg und von der Pfalz — zahlreicher Nebengestalten nicht zu gedenken — in Action. Hiermit haben wir das rechte Wort gebraucht, denn alles in dieser Darstellung ist in Handlung, in Fluß, in unmittelbarer Lebenswirkung aufgefaßt, und hierin eben beruht denn auch der Reiz, mit dem dieser Vortrag uns fesselt und den eine knappe biographische Gestaltung zu entwickeln gar nicht im Stande war.

Diese Vorbetrachtungen schienen uns nöthig, um das Unternehmen des Verfassers in seinem Grunde und seiner Bedeutung zu würdigen. Sein Ziel ist das beste, sehen wir nun, wie er demselben nachstrebt. Wir bemerken zunächst, daß der Autor sich fast eine eigene Sprache geschaffen hat. Sie soll der Denk- und Ausdrucksweise der Zeit entsprechen und sie war ihm schon deshalb nöthig, um bei der wörtlichen Anführung historischer Worte und Aeußerungen nicht allzu grell gegen die heutige Redeweise abzustechen. Der Versuch war nicht ohne Bedenken; er ist jedoch mit gutem Takt durchgeführt und, wie Proben zeigen werden, fast immer gelungen. Der erste Band umfaßt nur die Jugend und die Entfaltung, d. h. die Lehrzeit Luther's in Mansfeld, Magdeburg, Eisenach und Erfurt. Wir sehen im Eingange den armen Bauer Hans Luther mit seiner Ehefrau aus dem einsamen Dorfe Möhra an der Werra nach Eisleben zum Jahrmarkt wandern; in der Herberge dieses Orts wird Luther am 10. November 1483, 11 Uhr nachts geboren und folgenden Tags nach dem Kalenderheiligen Martinus getauft. Dieser in Dunkel und Niedrigkeit geborene Knabe ward der providentielle Mann, der den Priesterstaat stürzen und die alt gewordene Zeit verjüngen sollte! „Nicht der Verstand, sondern die Leidenschaft macht die Geschichte", sagt der Verfasser, und schildert dann in kurzen, scharfen Zügen den Kampf, der damals zwischen der Kirche und der Wissenschaft entbrannt war, welche Rom als gleichbedeutend mit Ketzerei verfolgte. Maximilian's vergebliches Ringen für Deutschlands Größe und Einheit, das in Gefangenschaft endet, erfüllt das nächste Kapitel, worauf wir der Jugendgeschichte Luther's, die so freudlos und voll Noth war, und seinen Lehrjahren in Mansfeld und Magdeburg näher treten. Haus und Schule waren unmäßig streng gegen den schüchternen Knaben, Liebe ward ihm nirgends geboten und so zog er sich früh in sich selbst zurück, fleißig in seiner Ausbildung und seine Kraft in sich sammelnd. Indessen hatten sich die Verhältnisse seiner Aeltern gebessert, der Vater gelangte als Schmelzhüttenbesitzer zu Wohlstand und Ehren, er trat den gebildeten Kreisen näher und wünschte nun seinem Sohn eine gelehrte Bildung zu geben, er sollte die Rechte studiren und ward nun nach Magdeburg zu den Franciscaner-Nollbrüdern zur Vorbereitung gebracht. Harte Behandlung und erlittenes Unrecht trieben ihn jedoch zu den Aeltern zurück, worauf ihn der Vater nach Eisenach brachte, wo er Verwandte und Schutz fand.

In dem nächsten Abschnitt entrollt sich uns dann das farbenreiche Bild des wormser Reichstags von 1495, wo das Reichskammergericht gegründet ward und Max, der ritterliche Kaiser, den Ritter de Barre im Zweikampf besiegte, als niemand diesem Ritter zu begegnen wagte. Inzwischen versank Martin immer tiefer in Schwermuth und Welthaß, bis die freundliche Begegnung der Frau Cotta, Musik und Sprachstudien ihn zu neuem Streben erweckten, und sein Vater, der jetzt ein angesehener Mann und Rathsmitglied war, den achtzehnjährigen Jüngling nach Erfurt führte, wo er die Rechtsstudien verfolgen sollte. Die Geschichte Savonarola's aber erschütterte seine Seele tief, ein Gefühl, als sei er bestimmt, das angefangene Werk dieses Mannes fortzusetzen, verließ ihn seitdem nicht mehr. Mit diesem Gefühl zugleich aber erwachten die Zweifel in seiner Seele. War es nicht Hochmuth, unerlaubter Stolz; war es nicht das Werk des Versuchers, das ihn so empfinden ließ? Diese Zweifel an seiner Berechtigung und an seiner Befähigung waren bekanntlich 12 Jahre lang die Qual seines Lebens. Luther kämpfte diesen Kampf bis zur Erschöpfung seiner Lebenskraft, bis zu vollständiger Hinfälligkeit seines Körpers durch; ja selbst, noch nachdem die großen und entscheidenden Schritte schon gethan waren, verließen die quälenden Zweifel ihn nicht gänzlich. Die Gegner haben diesen Seelenzustand Luther's aufs äußerste verhöhnt und gebrandmarkt, und in der berüchtigten „Brautfahrt" ist dieser Teufelsglaube und Teufelsverkehr ein Gegenstand endloser Verzerrung und Verspottung geworden. Was beweist dies? Nichts anderes, als daß eben diese Gegner

von dem heiligen Ernst und der Wahrheitstreue eines Gemüths, wie das Luther's war, gar keine Vorstellung in sich aufbieten können. Wer nicht zu Zeiten an sich selbst zu zweifeln vermag, hat auch nicht den rechten Besitz irgendeiner Wahrheit gewonnen.

Der Reichstag zu Augsburg, 1500, zeigt uns den Kaiser Max in seinem Hause, zwischen seiner klugen Gemahlin und ihrer Nebenbuhlerin; Matthäus Lang, den feinen Rathgeber des Kaisers in seiner Herrschaft über ihn; Georg von Frundsberg, aus dessen Munde wir den Verlauf des Kriegs in Italien (die Schlacht von Novara) vernehmen; und endlich den Schwarzkünstler Faust, der dem Kaiser unsichtbar zuruft: „Dein Haus, Max, ist groß geworden, aber eine höhere Bestimmung ruht auf dir. Du sollst Deutschland aus den Fesseln Roms, von der Willkür der Fürsten befreien! Reiße also die Selbstsucht aus deiner Seele, vereine dich mit Berthold von Mainz." Gegen eine solche Einführung eines überromantischen Elements in das thatsächliche Culturbild haben wir uns bereits oben erklärt; wir wiederholen daher nur unsere Protestation gegen diese und andere Erscheinungen Faust's, in welchen der Verfasser einen falschen und ganz überflüssigen Reiz sucht. In Erfurt hat Martin indeß Alexis als Freund gewonnen. Versuchungen des Lebensgenusses treten ihn an; er kämpft sie nieder und kräftigt seine Seele im Reich der Töne, die Flöte wird sein Freund. Im zweiundzwanzigsten Lebensjahre war der schwächliche junge Mann ein Gegenstand der Bewunderung: er ist Magister und hält Verträge über Aristoteles. Da, vor dem Leichnam des von Mörderhand getödteten Alexis, zuckt ein jäher Blitzstrahl vom Himmel, und erschüttert ruft Martin: „Ich gelobe dir, zürnender Gott, der Welt zu entsagen um deines Dienstes willen." Dann trat er, seinen Virgil im Arm, in das Kloster der Augustiner-Eremiten. Die Welt verlor ihn, um ihn desto stärker wiederzuempfangen.

Im nächsten Abschnitt, dem Reichstag von Köln, 1505, sehen wir Reuchlin, den Lehrer des jungen Franz von Sickingen, dessen Vater Scheikard enthauptet war, mit Pirkheimer die Lage Deutschlands und ihre Hoffnung auf Maximilian erörtern, den Matthäus Lang mit schlimmen Nachrichten aus Ungarn ungeduldig macht. Luther indeß bestand auch im Kloster harte Prüfungen, sein Vater ermahnte ihn, von der Möncherei zu lassen, und die Klosterordnung versagte ihm selbst die Bibel. Er duldete und trug den Bettelsack so eifrig, daß Staupitz, der Provinzial der Augustiner, ihm wieder Muße zu seinen Studien verschaffte. Ringend nach klösterlicher Vollkommenheit, den Geist noch umnachtet von den Distinctionen und Terminologien der Scholastiker, wuchs sein Eifer; es war, als wolle der leidenschaftliche Geist sich mit Gewalt den Weg zum Himmel bahnen! Nach einem Jahre war sein Körper gebrochen und fast sterbend schloß er sein Noviziat, 24 Jahre alt. Am Ende seiner Kämpfe aber stand er nicht. „Tiefe Gemüther halten beunruhigende Gedanken mit Zähigkeit fest, die Angst, die so oft sein Haupt umnebelt, war auch durch die Priesterweihe nicht von Luther genommen. Noch fehlte ihm die Gewißheit der göttlichen Gnade und allmählich erst befreite er sich von der Idee einer nur durch rauhe Buße zu versöhnenden Gerechtigkeit." Staupitz aber richtete ihn auf und Luther versprach seinen Willen zu thun. So und mit der Ligue von Cambrai, die Max rasch, kühn und veränderlich und nur hartnäckig und unerschütterlich, wo sein wunderlicher Begriff von Ehre es forderte, trotz seinem Kanzler schloß, endet der erste Band.

Es liegt, wie Ranke sagt, in den Gesetzen unsers Geistes, daß ein wahres Bedürfniß der gottsuchenden Seele dann auch wieder durch eine Fülle der Ueberzeugung für ihre Kämpfe belohnt wird. Dies war der Fall Luther's, und wie er zu diesem Siege gelangte, stellt uns der zweite Band dieses Culturromans dar, welcher „Wittenberg" oder Zweifel und Erleuchtung des ringenden Geistes umfaßt. Natürlich können wir dem Entwickelungsgange dieser allmählichen Erleuchtung hier nicht folgen, und nacherzählen, wie Luther, an die römische Lehre von der Sündenvergebung anknüpfend, eine Fessel seines voreingenommenen Geistes nach der andern von sich abstreifte, indem er das unverfälschte Wort Gottes zum Leitfaden nahm, oder zeigen, wie der freie Gedanke aus dem Wust scholastischer Satzungen allmählich sich bei ihm losrang. Wir können und wir mögen dies um so weniger, als nach unserer Ueberzeugung Luther selbst damit ja niemals zum vollen Abschluß kam, und als wir glauben, daß in dieser Beziehung das Werk der Reformatoren ohne Unterbrechung bis zum heutigen Tage sich fortsetzt, ja, wie dasselbe seiner innersten Natur nach gar nicht abgeschlossen werden kann, vielmehr durch alle Zeitlichkeit und ohne Ende zu immer hellerm Licht fortzusetzen ist und in der That auch in immer neuen Evolutionen fortgesetzt wird. Nur einigen Hauptstadien wollen wir daher an der Hand des Verfassers folgen. Seinem in Erfurt erlangten Grade nach gehörte Luther zu der philosophischen Facultät und erhielt in Wittenberg daher auch den Lehrstuhl der Physik und Ethik; erst 1509, als er das Baccalaureat in bibliis erworben, trat er zur theologischen Facultät über, docirte nun über Theile der Bibel und gewann in reißender Schnelligkeit einen weitverbreiteten Ruf, während er arm und besitzlos in seiner Mönchszelle blieb, bis Staupitz ihn auch zum Predigen ermuthigte, was er mit solchem Erfolge unternahm, daß ihn bald darauf der Magistrat zu Wittenberg zum Stadtpfarrer berief. So endlich war die Mission angetreten, zu der dieser ringende Geist berufen war. Ein Jahr darauf ward die Reise nach Rom — in Geschäften des Dominicanerordens — angetreten, zu welcher der Orden das Geld hergab, nebst zehn Dukaten zur Gewinnung eines Fürsprechers, und in welcher Luther eine Gnade des Herrn erkannte. Währenddessen sehen wir den armen Hutten in der Nähe von Greifswald bis auf das Hemd ausgeplündert, im tiefsten menschlichen Elend, aber muthig die Sache der Wissenschaft und ihr neues Licht gegen die kölner Finsterlinge verfechtend, als er in Rostock ein Obdach fand. Inzwischen hat Luther, fast

sterbend vor Erschöpfung, Rom mit Hülfe seines getreuen Johannes erreicht; es ist bekannt, was er hier fand und daß er daher sagte: „Ich wollte nicht 100000 Gülden nehmen, daß ich Rom nicht gesehen hätte." Zu gleicher Zeit fand Papst Julius an dem Concil in Pisa selbst einen entschlossenen Gegner, der es mit der Kirchenverbesserung ehrlich meinte, den sein unbeugsamer Muth aber besiegte. So gern wir nun auch bei dem farbenreichen Bilde, das der Verfasser von diesem Concil oder von dem Reichstage zu Augsburg (1510) entwirft, verweilten, oder so gern wir ihm nach Innsbruck folgten, wo Franz von Sickingen sich mit dem Kaiser aussöhnt, oder dem Vermählungsfeste Ungarns mit Oesterreich in Wien beiwohnten, so drängen uns die Ereignisse doch nach Wittenberg zurück, wo Tetzel (Dietzel) aus Leipzig als päpstlicher Ablaßvogt seinen Kram eröffnet hat, und neben den drei Agenten des Papstes, des Bischofs und Fugger's stehend, das Sündengeld in den Kasten lockt. Hier ein Zug aus diesem Gemälde. Tetzel schrie:

Halt, nicht so eilig; jeder nach Vermögen! Wie sind deine Verhältnisse? Und deine? Deine? Der Ablaß wird unwirksam sein und ewige Verdammniß dich treffen, wenn du mich belügst! Daniel Senft: Zauberei! kostet zwei Dukaten! Adam Rodt: Kirchenraub, kostet viel, kostet acht Dukaten! Siehe da, eine junge Nonne! Hast dem Teufel nicht widerstehen können? Richtig, nun sei getrost, zahle zehn Dukaten und magst Aebtissin werden! Halt! Ein Mord! Zahlst acht Dukaten und weder Bann noch Strafe soll dich treffen!

Und so füllte er mit unglaublicher Schnelligkeit die gedruckten Briefe aus, tarirte nach Ansehen, Kleidung, Sprache und rief:

Immer heran, ihr armen Leut', sollt's billig haben, weil der Markt zu Ende geht, einen Gulden, einen halben, den werd't ihr doch haben zum Heil eurer Seele! u. s. w.

Am Vorabend Allerheiligen (31. October 1517) aber schlug Martin Luther seine 95 Thesen gegen diesen Unsinn an die Pforten der Schloßkirche zu Wittenberg an; sein großer Gönner, Kurfürst Friedrich der Weise, träumte in derselben Nacht, so sagt man, diesen Act seines Günstlings im Schloß zu Schweidnitz. Als die „Theses" deutsch erschienen (Februar 1518), gerieth ganz Deutschland in Bewegung: der Kampf war offen angesagt; Schrift auf Schrift folgte, das Vaterunser, die Zehn Gebote u. s. w.; Freunde fanden sich zu ihm, er selbst schien seine Thätigkeit zu verzehnfachen. Im August 1518 gelangte da aus Rom ein Breve an den Kurfürsten, in dem es hieß:

Wir hören und gelangt zu unserer Kenntniß, daß einer, Br. Martinus Luther, Eremitenordens St.-Augustin, als ein Kind der Bosheit, Gottes Verächter, seines Habits und Ordens vergessen, in der Kirchen Gottes sich rühme, daß er, als durch deiner Hoheit Schutz und Schirm versichert, keines Menschen Autorität noch Strafe fürchtet. Dies glaube ich nun zwar nicht von dir, ersuche dich aber, zur Bewährung deines Gehorsams gegen den römischen Stuhl, dem Cardinallegaten Thomas Cajetanus, des Titels St.-Sexti, den ketzerischen Mönch zu überantworten, welchem bereits angezeigt ist, wie er mit dem genannten Mönch verfahren soll.

Selbst Staupitz räth nun zum Nachgeben; Luther aber lächelt dazu. „So willst du denn die Qualen des Feuers erproben?" sagte Staupitz. „Mit Nesseln ging's wol hin", antwortet Luther, „mit Feuer freilich würd's zu heiß sein!" Und er blieb dabei, sich dem Legaten zu stellen.

„Kampf und Einsamkeit" oder „Worms und die Wartburg", wie sich der dritte Band bezeichnet, zeigt uns nun den Streiter im Verhör vor Cajetan in Augsburg, wo der Mann Gottes den Stolz des Römers bis zur Schmeichelei und zum Bestechungsversuche herabbeugte. Aber Luther blieb unbewegt. Widerrufen konnte er nicht; um der Freunde willen entzog er sich jedoch der schon befohlenen Verhaftung durch die Flucht, die Staupitz vorbereitet, und gelangte glücklich nach Wittenberg zurück. Während er hier immer entschlossener den begonnenen Kampf fortsetzte — denn er hatte nun die ganze Stärke seiner Sache und die ganze Schwäche Roms erkannt —, brachen in Deutschland allerorten die Umsturzbewegungen aus, die ihn so tief bekümmerten und ihn zu dem Entschluß brachten, ihnen in seinen Lehren ein Bollwerk entgegenzustellen. „Solch Abfallen", sagt er selbst, „war bereits im Schwange, ehe meine Lehre kam, und war zu besorgen, daß, wo sie nicht dreinkäme, ein jämmerlich Verderben in deutschen Landen entstünde." In demselben Sinne schrieb er an den sterbenden Tetzel einen liebevollen Trostbrief, welchen wir dem Verfasser der „Brautfahrt" und des „Sickingen" doch zu einiger Erwägung empfehlen möchten. Als die leipziger Disputation mit Eck seiner Sache neue Triumphe verschafft, erfolgte auf Eck's Betrieb endlich der Bannstrahl von Rom und in dessen Folge Luther's offene Kriegserklärung gegen den Papst, die Melanchthon nicht zurückzuhalten vermochte. Der Bann blieb ohne Wirkung, besonders weil die mit seiner Verkündigung beauftragten Männer, Eck und Oleander, allgemein verachtet waren. Die Universität Wittenberg publicirte ihn gar nicht und Luther selbst nahm an der Sitzung theil, wo dieser Beschluß gefaßt wurde. Aber der Bauernaufstand, der Bundschuh, wuchs und sein edler Herr, Kurfürst Friedrich, ward täglich mehr und mehr bedrängt, sodaß Luther ihn in einem herrlichen Briefe bat, ihn seinen Feinden zu überlassen. So erfolgte die Citation nach Worms und der wormser Tag. Unter dem Schein des bekannten kaiserlichen Geleitsbriefs, den Luther so fein und höflich fand, und der ihn mit „Ehrsamer, Lieber, Andächtiger" anredete, zog er am 2. April 1521, die Angst des Irdischen hinter sich lassend, von Wittenberg gen Worms, „dem Behemot in die Zähne zu treten", wie er sagte. Er saß in der Mönchskutte auf einem Rollwagen, den ihm der Magistrat zu Wittenberg besorgt hatte, die Flöte in der einen, die Bibel in der andern Hand, Caspar Sturm, der kaiserliche Herold, Nikolaus Amsdorff, sein Amtsgenosse, Peter von Suaven, ein junger pommerscher Edelmann, und Dr. Hieronymus Scharff, sein Rechtsbeistand, saßen neben ihm. So ging der Triumphzug — denn ein solcher war es in der That — nach Worms hin, wo der gefeierte Mann am 16. April mittags unter feierlichem Geleit einzog. Folgenden Tags um 4 Uhr nachmittags holte ihn der Reichsmarschall Pappenheim in die Pfalz des Kaisers — an deren Stelle jetzt die neue evangelische Kirche steht —, von vielen Fürsten und

Standesherren begleitet, ab. Und da stand nun der Sohn des Bauern, der Schüler der trübsinnigen Rollbrüder, der schwermüthige Mönch, bleich, bewegt, sinnend, vor einer Versammlung, die aus dem Kaiser und seinem Bruder, dem König, aus 6 Kurfürsten, 24 Herzogen, 8 Markgrafen, 77 Deputirten, 7 Gesandten und 30 Erzbischöfen und Prälaten und zahllosen Fürsten und Grafen bestand. Luther, der doch ein wenig erschüttert war, bat auf die captiöse Frage des Kanzlers Eck: ob er „etwas" von seinen Büchern zu widerrufen gesonnen sei, bekanntlich um Bedenkzeit; in der Versammlung am folgenden Tage, den 18. April, gab er, nun völlig gesammelt, die bestimmte Erklärung mit dem denkwürdigen Schluß: „Hier steh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!" ab, und die Versuche der folgenden Tage, ihn zu beugen, scheiterten. Am 26. April verließ er Worms, vom kaiserlichen Herold bis Friedberg begleitet. Von nun an war er gegen alles gerüstet; das wormser Edict erschien, er war in Sicherheit auf der Wartburg, wohin Vermummte, die ihn bei Altenstein überfielen, ihn entführt hatten und wo er als Junker Görg, heiter und froh und wohlgenährt, an seiner Bibel fortarbeitete, seine schwache Gesundheit stählte und stark wurde. Der innere Kampf war beendet, nur der äußere dauerte noch fort. Am 7. März des folgenden Jahres zog er wieder in Wittenberg ein, dem Sturm zu wehren, der Deutschland jetzt zu verheeren drohte.

Der vierte Band, „Kampf, Sieg und Tod des Helden", beschäftigt sich besonders mit den Bildern dieses Sturms. Der Ritterconvent zu Landau, der Reichstag zu Nürnberg, Sickingen's letzter Kampf und Fall, Hutten's Tod, Thomas Münzer und der Bauernkrieg bilden die Hauptabschnitte dieses Gemäldes; man weiß, mit welcher übermenschlichen Anstrengung Luther dem hereinbrechenden Chaos wehrte, das eine neue Welt gebar, und wie dieser Sieg ihm fast schwerere Kämpfe kostete, als der über Rom selbst. Kaiser und Reich ließen ihn hierbei fast völlig im Stich; Karl, von andern Sorgen abgerufen, und sein dem Ketzer bewahrtes Wort bereuend, schwankte und das neue Reichsregiment zu Nürnberg erwies sich machtlos. Diese ergreifenden Bilder finden ihr sanfteres Widerspiel in der glücklichen Häuslichkeit, welche Luther sich um die Zeit der marburger Conferenz gründete. Zacharias Werner hat uns bekanntlich von dieser Verbindung ein höchst phantastisches dramatisches Gemälde hinterlassen; in der Wirklichkeit ging die Sache freilich ganz anders und sehr viel ruhiger her. Katharina von Bora hatte nach Auflösung ihres Klosters zu Nimptschen ine Zuflucht im Hause des Bürgermeisters Reichenbach n Wittenberg gefunden, wo Luther sie sah; er wünschte e mit seinem Freunde Dr. Glatz zu vermählen, allein Katharina wollte nur Amsdorff oder ihn zum Manne nehmen. Sie war 26 Jahre alt, groß und schlank, von nicht schönen aber edeln Zügen. Lange schwankte unser Held; der Widerspruch seiner Gegner entschied ihn. „Es geschieht", sagte er, „damit ich meine Lehre mit meinem Exempel bestätige." Am 13. Juni war die Trauung, die Bugenhagen verrichtete, am 27. Juni das Hochzeitmahl im Reichenbach'schen Hause. „Ich werde in großen Abfall und Verachtung kommen durch diese Heirath, aber ich hoffe, daß sich die Engel darüber freuen und die Teufel weinen sollen", schrieb er. Die Gründung der evangelischen Landeskirchen war von nun an seine Hauptaufgabe bis zum augsburger Reichstage, dem die von Melanchthon ausgearbeitete „Confession" übergeben wurde, die so mild gehalten war, daß strenge Geister behaupteten, sie widerspreche der römischen Kirche eigentlich nicht, da das göttliche Recht des Papstes darin mit Stillschweigen übergangen war. Karl wünschte ihre Vorlesung in lateinischer Sprache, hiergegen aber protestirten die deutschen Fürsten und hießen von nun an die Protestanten. Der schweigsame, bleiche, junge Kaiser, in dessen Reichen die Sonne nicht unterging, erschrak hier zuerst vor dem protestantischen Geiste, und als Markgraf Georg mit erhobener Stimme rief: „Lieber, ehe er von Gottes Wort ablasse, wolle er auf der Stelle niederknien und sich den Kopf abhauen lassen", rief der Kaiser angstvoll in seinem niederländischen Deutsch: „Ne, ne, löwe Fürst, nix Kopp ab, nix Kopp ab." Eine Art von Fastnachtspiel wider den Papst beschloß den Reichstag und Karl schrieb dem Papst: „Nun wäre es die Gewalt, was die meiste Frucht bringen würde." Sie brachte sie nicht, aber Luther war doch etwas gebeugt und kränkelte. Der Nürnberger Religionsfriede selbst erweckte die alte Heiterkeit seines Geistes nicht wieder. Im Januar 1546 reiste er nach Eisleben, um gewisse Zwistigkeiten in der gräflichen Familie durch sein Ansehen zu schlichten. Schon unterwegs erkrankte er, gelangte jedoch, freilich mit dem Vorgefühl nahen Todes, nach Eisleben. Am 17. Februar um Mitternacht hauchte er hier, an demselben Orte, wo der Zufall ihn hatte das Licht der Welt erblicken lassen, seinen hohen Geist aus. „Ueber Deutschland kamen schwere Tage, über den Helden aber hohe Ehre!"

Wir haben uns bestrebt, bei der flüchtigen Durchsicht der 55 Kapitel dieses großen Culturgemäldes dem Leser meist nur minder bekannte Züge der Zeit vorzuführen, und ihm überlassen, sich an der trefflichen Beleuchtung und Gruppirung des historischen Hauptbildes durch eigene Ansicht zu erheben und zu erfreuen. Die Wirkung des Ganzen ist eine ungewöhnliche und in Ton, Farbe und Zeichnung eine solche, daß sie dem Talent des Verfassers zu großer Ehre gereicht, indem der echt historische Geist, die still waltende Begeisterung und die Kunst in ihrer Beherrschung von Anfang bis zu Ende sich vollkommen gleich bleiben. Zum Schluß gelangt, macht der Verfasser noch darauf aufmerksam, daß unsere Zeit in zwei Hauptzügen der Zeit, die er schildert, ungemein ähnlich sei, in dem Vordringen der Wissenschaft über die Tradition und in dem Ringen nach politischer Einheit und Macht. In diesem Streben aber, sagt er, stehe unserer Zeit ein mächtiger Factor helfend zur Seite, der der Vorzeit gefehlt habe — die Intelligenz! Ob er auch hierin, wie in dem Vordersatze, recht habe, der Himmel weiß es. Möge es so sein! Wir aber meinen, daß

niemals, soweit die Geschichte des Menschengeschlechts reicht, die Intelligenz das Besitzthum eines ganzen Volks gewesen sei. Möge nun für Deutschland das Niegeschehene geschehen! Wie es aber auch immer mit der Intelligenz im deutschen Volke bestellt sei, es wird ihm ersprießlich sein, an die Geistesthaten eines solchen Mannes so lebhaft, als hier geschieht, einmal wieder erinnert zu werden.

4.

Forschungen über das Menschengeschlecht.

Anthropologie der Naturvölker. Von Th. Waitz. Erster Theil. — A. u. d. T.: Ueber die Einheit des Menschengeschlechts und den Naturzustand des Menschen. Leipzig, F. Fleischer. 1859. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Unter den Wissenschaften aus der großen Reihe derer, welche die Erforschung des Geschaffenen zum Zwecke haben, findet merkwürdigerweise die Anthropologie die wenigsten Bearbeiter und Verehrer. Man muß dieses theils auf Rechnung der Schwierigkeit ihrer Aufgabe, theils auf Rechnung des Ernstes und der Größe des Gegenstandes setzen, der die Unzahl derjenigen zurückhält, welche in den Naturwissenschaften mehr eine Quelle der Unterhaltung, wie sie z. B. die Botanik, Entomologie u. s. w. gewährt, als die Erkenntniß großer Wahrheiten suchen. Auch glauben viele eben den schwersten und vielseitigsten Gegenstand, den Menschen, schon genügend zu verstehen und befriedigen sich in ethnographischer Rücksicht mit dem, was ihnen gelegentlich die Zeitschriften zuführen. Desto erhebender ist es, wenn auch in Deutschland, wo der ethnographische Theil der Anthropologie bisjetzt besonders vernachlässigt wurde, Schriftsteller erstehen, welche seiner Beobachtung sich so gewachsen zeigen, wie der Verfasser des vorstehenden Werks, und Verleger, welche den Muth haben, zum Besten der edelsten Wissenschaft auch weiter hinaussehende Arbeiten auf diesem Gebiete zu übernehmen.

Deutscher Geist und deutscher Fleiß treten uns in demselben überall entgegen; dem erstern ist es eigenthümlich, durch die Außenwerke nicht befriedigt, überall zu den Principien, zu den höchsten Fragen vorzudringen, und letzterer macht durch die mühsamste und erschöpfendste Arbeit es möglich, die vorgesetzten Ziele zu erreichen oder sich ihnen doch bedeutend zu nähern, und jedenfalls eine Fülle werthvollen Materials für künftige Unternehmungen zu Tage zu fördern. Dem Verfasser ist die Anthropologie vor allem Erfahrungswissenschaft und er verlangt demgemäß für sie dieselbe Methode und Behandlung, wie für die übrigen Naturwissenschaften; speciell hat sie die Aufgabe, die Vermittelung des naturgeschichtlichen und historischen Theils des Wissens vom Menschen anzubahnen; ihr Interesse ruht auf den Hauptzügen und Unterschieden der Gestaltungen des Menschenlebens und ihr kommt zu, die Naturgrundlage der Geschichte zu erörtern. Die Culturgeschichte eines jeden Volks entsteht ihm aus dem Zusammenwirken und Ineinandergreifen von vier großen Ursachengruppen: der physischen Beschaffenheit, der geistigen Art und Weise, der Naturumgebung, den socialen Verhältnissen. Der Mensch kann nicht als Einzelwesen verstanden werden, sowenig als eine gesellig lebende Thierart aus einem Individuum, z. B. die Biene; Anatomie und Physiologie selbst mit der Psychologie vereinigt vermögen dieses Verständniß, zu welchem die Betrachtung der gesammten Menschheit kommen muß, nicht zu geben: eine Ansicht, die sehr mit jener übereinstimmt, welche in unsern „Grundzügen der Ethnographie", S. 89 und anderwärts angedeutet worden ist. Der Mensch darf aber nicht allein als naturhistorisches Object betrachtet und blos nach seiner Aeußerlichkeit in Rassen oder gar in Arten abgetheilt werden, wie dieses von manchen geschehen ist, denn die tiefsten Unterschiede der Individuen wie der Völker liegen auf dem Gebiete des Geistes. Die Untersuchung über die Arteinheit des Menschengeschlechts zerfällt für den Verfasser demnach in eine den Leib und eine die Psyche behandelnde Hälfte. Derselbe geht vorerst in eine sehr gründliche Betrachtung des Artbegriffs ein; er tritt Prichard entgegen, welcher denselben so beschränken will, daß er unter ihm nur Individuen zusammenfaßt, die unzweifelhaft Abkömmlinge eines Stammes sind, während der Verfasser solche Beziehung auf gemeinsame Abstammung fern halten will. Aus erwiesener Stammeseinheit folge zwar die Einheit der Art, aber umgekehrt sei gesonderte Abstammung noch kein Beweis für Artverschiedenheit. Morton und andere Amerikaner haben diese Definition der Art, welche Stammeseinheit fordert, nur zurecht gemacht, um damit zu dem von ihnen beabsichtigten Resultat einer Vielheit von Menschenarten zu gelangen, während doch nur die Ansicht der Abstammung aller Menschen von einem Paar oder einem Stamm unhaltbar ist. Der Verfasser weist zugleich diejenigen zurück, welche entgegen der früher behaupteten Unfruchtbarkeit der Bastarde in der Natur eine mehr oder minder unbeschränkte Fruchtbarkeit derselben behaupten, indem sie darin eine weitere Stütze für ihre Annahme mehrerer Menschenarten finden; unbeschränkte Fruchtbarkeit kommt nur den Individuen derselben Species zu. Bestehen auch Typen jahrtausendelang unverändert fort, wie z. B. der Negertypus in Nordostafrika, so kann dieses seinen Grund wesentlich in der Unveränderlichkeit der äußerlichen Lebensverhältnisse haben und berechtigt nicht, solche Typen als verschiedene Species anzusehen. Auch zeigen sich, wie schon Blumenbach nachgewiesen hat, an Thieren derselben Species in Farbe, Haar, Größe, Schädel und sonstiger Bildung, bedeutendere durch Klima, Nahrung, Lebensweise u. s. w. bewirkte Verschiedenheiten als irgendwo beim Menschen, wobei andererseits wieder die Frage entsteht, ob das Ziehen einer solchen Parallele zwischen Thier und Mensch für die Entscheidung der Controverse über Arteinheit oder Verschiedenheit überhaupt zulässig sei, da überhaupt jede Art der organischen Wesen ihre bestimmten Gesetze der Variation und der nach ihren eigenen Abänderungskreis zu haben scheint.

Der Verfasser untersucht auf das gründlichste und mit Benutzung der alten wie der neuesten Quellen, welche Einflüsse das Klima, dann die Nahrungs- und Lebensweise auf die physische sowol als die geistige Beschaffen-

heit des Menschen ausüben; er glaubt, daß die äußern Eigenthümlichkeiten eines Volks sich zugleich nach seiner Culturentwickelung modificiren, wie z. B. alle rohern Völker sich durch einen großen Mund und dickere Lippen von den civilisirtern unterscheiden, die Cultur fast ebenso sehr als die Vermischung mit edlern Völkern die Körper- und Gesichtsbildung verschönert, wobei durch die Cultur auch die Kopfform individuell verschiedener wird und die Zahl neu entstehender Eigenthümlichkeiten zunimmt. Alle diese Einflüsse und die sie begleitenden Erscheinungen führen unsern Verfasser zu der Ansicht, daß ein unveränderliches Beharren der verschiedenen Menschentypen nicht stattfinde und nur die Grenzen ihrer (jedenfalls sehr langsamen) Veränderlichkeit ungleich groß seien. Hinsichtlich der physischen Beschaffenheit der Rassen und Völker kommt derselbe zu dem Schlusse, daß auch die niedrigsten von den menschenähnlichsten Affen durch eine Kluft getrennt sind und daß die Abweichung aller untereinander nicht groß genug ist, um mehrere Species aus dem Menschengeschlechte zu machen, indem all die zahllosen Verschiedenheiten nicht als feste, sondern als fließende und vom Wechsel der Umstände abhängende sich darstellen. Auch die behauptete Lebensunfähigkeit mancher gemischten Typen, infolge welcher diese zum Aussterben bestimmt seien, scheint dem Verfasser durchaus nicht so bewiesen, daß hieraus eine Artverschiedenheit der Stammtypen sich ergäbe, welchen sie ihren Ursprung verdanken; die angebliche Unfruchtbarkeit der Mulatten erklärt er für ein vereinzeltes und lokales Factum. Zugleich spricht er sich auch gegen jene aus, welche den verschiedenen Rassen ein sehr ungleiches Alter zuschreiben, wie z. B. Hombron die Papuas und andere Schwarze nebst den Samojeden und Lappen zuerst, dann die Mongolen, Amerikaner, Aegypter, Berbern, zuletzt die Europäer entstehen läßt, obschon unser Verfasser der Menschheit überhaupt ein sehr hohes Alter zugesteht. Er weist nach, daß die Ansicht von Agassiz, welcher der Lehre von der specifischen Verschiedenheit der Haupttypen und ihrer Vertheilung nach dem Klima die weiteste Ausdehnung gegeben hat, keineswegs neu, sondern im Wesen schon von Swainson und Desmoulins ausgesprochen worden sei und daß der bestechende Schematismus in der scharfen geographischen Abgrenzung der angenommenen acht zoologischen und botanischen Provinzen Agassiz', denen dann ebenso viele Menschenarten entsprechen sollen, mehr glänzend als naturwahr sein dürfte. Während Agassiz noch 1845 die specifische Einheit des Menschengeschlechts behauptete, stellte er 1850 elf bis zwölf, 1853 acht Menschenarten auf, wie man glauben muß in Accomodation an seine botanischen und zoologischen Provinzen. Diese sind bekanntlich das arktische Reich, Asien, Europa mit dem Nordrand von Afrika und Vorderasien bis zum Indus, Amerika, Afrika, Vorder- und Hinterindien, Australien und Neuguinea, Polynesien. Waitz zeigt nun, wie haltlos die von Agassiz vertretene Hypothese ist, indem ja in den kältern dieser Provinzen nie Menschen ursprünglich entstehen und bestehen konnten, indem der Ursprung der Menschheit nur in der heißen Zone möglich war und die Menschen erst nach Erlangung vieler Fertigkeiten zur Erwerbung des Unterhaltes in die kältern und unfruchtbarern Klimate wandern konnten, wobei freilich wieder vor dem Misgriff gewarnt werden muß, die Entstehung des Menschen nur an einem einzigen Punkte der heißen Zone vor sich gehen zu lassen. Die Menschheit hat nach ihm in verschiedenen Schöpfungsmittelpunkten (sehr wahrscheinlich in Südasien, Afrika und Neuguinea, welchen wir noch das warme Amerika hinzufügen möchten) und zwar überall gleich in größerer Individuenzahl ihren Ursprung genommen, über dessen nähere Beschaffenheit man sich keine wissenschaftliche Vorstellung machen kann. Verschiedene Arten und unveränderliche Typen des Menschen hat es nie gegeben, und die großen Abtheilungen, welche man bei unserm Geschlecht macht, haben nur die Bedeutung und den Werth einer übersichtlichen Gruppirung. Wir gestehen, daß wir nach den gründlichen Untersuchungen des Verfassers und nach seiner bei jedem Abschnitt bestimmt ausgesprochenen Ansicht überrascht waren, daß er zuletzt die Arteinheit des Menschengeschlechts doch nicht als ganz feststehende Wahrheit anzunehmen wagt, sondern — vielleicht zu behutsam — sie nur für wahrscheinlicher als die entgegengesetzte Meinung hält.

Die Eintheilung des Menschengeschlechts kann vom naturhistorischen, linguistischen und geschichtlichen Gesichtspunkt aus unternommen werden; die Ergebnisse widersprechen sich namentlich beim naturhistorischen und linguistischen oft sehr bedeutend, wodurch die außerordentliche Verschiedenheit der ethnographischen Systeme entstanden ist, welche sich überall zeigt, wo dieselben über die drei Grundformen des Negers, Mongolen und Weißen hinausgehen. Unser Verfasser gesteht der Sprachforschung im Gegensatz zur physischen Betrachtung größere Sicherheit und Uebereinstimmung der Resultate zu, womit viele Forscher nicht übereinstimmen werden, da uns die linguistischen Verhältnisse wol ebenso oft irre führen, als die naturhistorischen. Eine gemeinsame Ursprache der Menschen ist eine Chimäre und würde um nichts wahrscheinlicher, wenn sich auch in den Sprachen von ganz entgegengesetztem grammatikalischen Bau eine Anzahl gemeinschaftlicher Wurzeln entdecken ließe. Bei den psychologischen Untersuchungen des Verfassers schlägt überall der Grundgedanke durch, daß den Urstämmen des Menschengeschlechts wie den gegenwärtigen Rassen gleiche geistige Begabung und gleiche Culturfähigkeit zukomme. Nach Zusammenstellung der Messungen über Größe des Schädels und Gehirns sieht sich der Verfasser genöthigt, die Schädelcapacität als Maß der geistigen Befähigung aufzugeben, weil ähnliche intellectuelle Begabung bei nahe gleicher Größe und Gestalt vorkommt. Dem Verfasser erscheinen die weitesten Differenzen in intellectueller und moralischer Cultur bei den verschiedenen Völkern nicht größer als die Culturzustände verschiedener Zeiten bei demselben Volke, ein weiterer Grund für ihn, gleiche psychische Begabung aller Völker anzunehmen. Ueberdies besitzen alle eine Sprache von gesetzmäßigem grammatischen Bau

(ein Hauptunterschied des Menschen von den Thieren), alle stimmen im allgemeinen Gebaren, in Leidenschaften, Charakteren des Gemüths, Weise der Erregung und innern Thätigkeit u. s. w. miteinander überein. Alle schmücken sich, überall findet sich der Begriff des Privateigenthums, alle haben Anhänglichkeit an Familie, Land und Volk; vielleicht haben alle auch religiöse Vorstellungen. Insoweit kann man mit dem Verfasser übereinstimmen. Wenn derselbe jedoch behaupten will, daß es innerhalb der großen gemeinschaftlichen Hauptzüge keine besondern Eigenthümlichkeiten als charakteristische Unterschiede der einzelnen Abtheilungen des menschlichen Geschlechts gebe, so scheint uns dieses zu viel behauptet. Der Glaube der verschiedenen psychischen Begabung der Menschenrassen schreibt sich nicht erst von Peyroux de la Coudrenière her, er ist uralt, in der Sache begründet und das ganze Verhältniß läßt sich sicher nicht auf bloße Unterschiede von „Natur- und Culturmenschen" zurückführen, wie unser Verfasser glaubt. Es kommt nicht darauf an, daß z. B. in alter Zeit die jetzigen Europäer den Bewohnern von Afrika nicht überlegen waren, sondern auf die Stufe und Form der Civilisation, welche überhaupt in der außerordentlich langen Zeit, welche allen vergönnt war, die Rassen erreicht haben, ähnlich wie man um die höhere oder niedrigere Stellung von Thiergattungen im zoologischen System nicht die embryonischen, sondern die entwickelten Formen miteinander vergleicht. Nun hatten (ganz abgesehen von dem Umstande, daß etwa die schwarze und gelbe Rasse älter wären als die weiße) alle mindestens gleich lange Zeit für ihre Entwickelung und doch hat sie bei den einen nur armselige, bei den andern reiche Früchte gebracht. Wenn gesagt wird, daß sich bei allen Rassen künstlerische und wissenschaftliche Genies finden, so kann dieser Satz im allgemeinen wol zugegeben werden; vergleicht man aber die Productionen derselben bei der weißen Rasse mit denen der übrigen, so tritt ein höchst bedeutender Unterschied hervor und wenn in der That die geistige Begabung bei allen nicht ein Festes, sondern ein Wandelbares wäre, so werden damit quantitative Unterschiede derselben nicht ausgeschlossen. Die überall hervortretende Ueberlegenheit der Weißen soll nicht Folge ihrer Rasseneigenthümlichkeit, sondern ihrer Civilisation sein, welche letztere doch wieder nur zum allergrößten Theile Product ihrer Rasseneigenthümlichkeit ist. Wenn fortwährend die Araber angeführt werden, welche jetzt allerdings eine Anzahl sehr gesunkener Völkerschaften unter sich befassen, so darf man nicht vergessen, daß diese Gesunkenheit eine Folge ihrer politischen Schicksale ist und daß die Individuen auch gesunkener Araberstämme stets höhere geistige Begabung zeigen, als z. B. die Neger oder Alfurus, mit denen sie zusammenleben. Wenn Europäer in heißen Klimaten stumpf und träge werden, so beweist dies nur, daß diese Klimate für ihre Entwickelung ungeeignet sind; Neger werden weder in der heißen noch in den gemäßigten Zonen, soweit sie in letztern lebensfähig sind, durch sich selbst zu einer höhern Civilisationsstufe gelangen. Weist ja unser Verfasser selbst nach, daß den Farbigen (sowie selbst einem Theile der weißen orientalischen Völker) der Sinn für das Schöne in Natur und Kunst und, wir dürfen wol hinzusetzen, für das Wahre in der Wissenschaft fehlt. Auch wiegt der Umstand schwer, daß unter den farbigen Völkern — abgesehen von dem Gehalt ihrer Civilisation — nur wenige, unter den weißen viele zu Culturvölkern geworden sind. Wenn der Verfasser meint, die Annahme ursprünglich verschiedener psychischer Begabung erkläre nichts, so kann entgegnet werden, daß, wenn die Erfahrung uns auf diese Ursache als die wahrscheinlichste hinweist, wir keinen Grund haben, sie zu verwerfen, wenn wir sie auch so wenig zu erklären wissen, als z. B. die Ursache der ungleichen Schönheit und Vollkommenheit der körperlichen Bildung der verschiedenen Völker. Die ganze Controverse mag indeß theilweise auf einen Wortstreit hinauslaufen: unser Verfasser nimmt wol die Frage nach der verschiedenen geistigen Begabung in dem Sinn und Werth, wie die Frage nach der naturhistorischen Artverschiedenheit. Sowie er nun die physischen Unterschiede nicht gewichtig genug findet, um die Artverschiedenheit der Menschen zu behaupten, sondern an der Arteinheit festhält, so erscheinen ihm auch die psychischen Unterschiede nicht groß genug, um „verschiedene Begabung" anzunehmen, d. h. so verschiedene, daß daraus die Berechtigung zur Annahme mehrerer Arten folgen würde. Aber so gewiß schon zwischen den Urstämmen physische Unterschiede bestanden, so gewiß waren auch psychische gesetzt. Wir unsererseits halten daher an der anderwärts schon ausgesprochenen Meinung fest, die, wenn auch dem Wesen nach von der des Verfassers vielleicht nicht sehr verschieden, im Ausdruck richtiger zu sein scheint.

Wir sehen der Fortsetzung dieses lehrreichen Werks mit Verlangen entgegen und machen alle, welche sich für die Wissenschaft vom Menschen im großen und ganzen interessiren, recht sehr auf diese reichhaltige und gediegene Arbeit aufmerksam.

Maximilian Perty.

Sophie von Laroche und ihre Freunde.

Sophie von La Roche, die Freundin Wieland's. Von Ludmilla Assing. Berlin, Janke. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Anfänglich beabsichtigten wir, über dieses Buch einen längern, die biographische Erzählung Schritt für Schritt verfolgenden Aufsatz zu schreiben; da es jedoch, außer einigen im Anhange mitgetheilten Briefen von Goethe an Sophie von Laroche, nichts bisher Ungedrucktes enthält, sondern überwiegend nur eine geschickte Verarbeitung vorhandener Materialien, allerdings mit Benutzung einzelner, der Verfasserin freundlich mitgetheilter Briefe Sophiens ist, so wollen wir uns auf eine kürzere Anzeige und einige Bemerkungen über dies und jenes darin Enthaltene beschränken. Wir haben Ursache, mit dem Raum d. Bl. zu geizen und ihn für solche demnächst nach und nach in einer Reihe von Literaturbildern zu erledigende Publicationen aufzusparen, welche, wie die von Düntzer herausgegebenen Briefwechsel zwischen Knebel und seiner Schwester und zwischen Herder und seiner Gattin während der italienischen Reise des erstern, die Briefe von Heinrich Kleist an seine Schwester, die Briefe von Heinrich Stieglitz an seine Braut, Platen's Tagebuch

aus seiner Jugendzeit u. s. w. ausschließlich aus bisher ungedruckten Briefschaften und Aufzeichnungen bestehen, Bücher von großem Interesse, wenn man sie recht zu lesen versteht, Bücher, in denen deutsche Zerrissenheit, deutsche Zerklüftung zwischen Ideal und Wirklichkeit (oder nach Goethe's gegen Herder's Frau in Beziehung auf seinen „Tasso" gebrauchten Ausdruck „Disproportion des Talents mit dem Leben"), deutscher Herzens- und Familienjammer, zum Theil auch deutscher Subjectivismus, deutsche Eitelkeit (die man übrigens, was manchem zu hören neu sein wird, in dem Tagebuche Platen's am wenigsten, eher das Gegentheil davon antrifft) und deutsche Charakterschwäche neben dem heftigsten, aufreibenden Ringen nach Großem und Edelm in oft überraschenden Zügen zu Tage treten.

Sophie von Laroche gehört nicht zu den titanischen oder titanisch ringenden Geistern; sie schrieb moralische Erzählungen, sentimentale Romane, Erziehungsschriften „für junge Frauenzimmer, die ihr Herz und ihren Verstand bilden wollen" u. s. w.: lauter unschuldige Sachen, die in damaliger Zeit schrecklich viel gelesen wurden, jetzt aber vergessen oder wenigstens nur noch dem Titel nach den Literaturfreunden bekannt sind. Es ist dies das gewöhnliche und fast unausbleibliche Schicksal der eigentlichen „Moderomane", die zur Zeit ihres Erscheinens vom Publikum verschlungen wurden und von jedem, der auf gesellschaftliche Bildung Anspruch macht, gelesen werden müssen. Sophie von Laroche war nicht nur in Deutschland gefeiert, sondern auch im Auslande, und die vorzüglichsten ihrer Romane, namentlich die von Wieland zuerst 1771 herausgegebene „Geschichte des Fräuleins von Sternheim", „Briefe an Lina", „Pomona", „Schönes Bild der Resignation" u. s. w. wurden ins Französische („Fräulein von Sternheim" von Marie Elisabeth de la Fite), ins Englische („Fräulein von Sternheim" zweimal, von Joseph Collyer und Edward Harwood) und ins Holländische übersetzt. Sogar die Akademie der Arkadier zu Rom ernannte sie zu ihrem Mitgliede und zwar unter dem akademischen Namen Artemia Sidonia. Jedenfalls ist Sophie von Laroche eine beachtenswerthe Erscheinung, da sie die erste Schriftstellerin in Deutschland war, welche auf dem Gebiete des Romans und der Erziehungsschriftstellerei mit Erfolg auftrat, mithin als ehrwürdige Stammutter der zahllosen deutschen Romanschriftstellerinnen zu betrachten ist, welche sich seitdem an ihre Schleppe gehängt haben und die zur Stallfütterung in den Leihbibliotheken gegenwärtig sogar fast das Meiste beitragen. Außerdem ist Sophie als Großmutter des „Kindes" Bettina, als Jugendgeliebte Wieland's und überhaupt durch ihr freundschaftliches Verhältniß zu den namhaftesten Autoren der damaligen Zeit eine interessante Person; ja, wenn sie jetzt noch in weitern Kreisen bekannt ist, so verdankt sie dies vielleicht mehr dem letztern Umstande, als ihren Schriften.

Vorliegende Biographie bietet auch in der That eine so fesselnde Lectüre, daß wir sie denjenigen Büchern beizählen müssen, die man besser im ganzen, als portionsweise, d. h. in Auszügen genießt. St.-René Taillandier hat allerdings dieses Buch gelegentlich in der „Revue des deux mondes" ein „livre ennuyeux" genannt. Nun verkennen wir keineswegs, daß das Buch so manche Partien enthält, welche nur für Deutsche ein Interesse haben, einem Ausländer dagegen, namentlich in der oft sehr minutiösen Darstellung der Verfasserin, nothwendig langweilig erscheinen müssen. Wir verkennen auch nicht gewisse Mängel in der Composition und eine gewisse Ungleichmäßigkeit in der Ausführung, indem sich in einzelnen Partien ein fast männlicher, in andern, die mit unbedeutenderm Detail, oft nur Toilettendetail gefüllt sind, ein fast zu weiblicher unkritischer Sinn verräth. Die Verfasserin verschweigt zwar nicht die abfälligen Urtheile, welche einzelne Zeitgenossen und Zeitgenossinnen über Sophie fällten, im ganzen aber überschätzt sie doch ihre moralischen wie geistigen Eigenschaften und ihre literarische Bedeutung: das Weib plaidirt für das Weib, und selbst Wieland muß neben Sophie eine etwas kümmerliche Rolle spielen. Nichtsdestoweniger erscheint uns das so kurzgefaßte Urtheil des Franzosen allzu wegwerfend; das Buch enthält Schilderungen, welche für die Sittengeschichte und die literarischen Zustände jener Zeit äußerst bezeichnend sind, und außerdem bietet das Leben Sophiens selbst so manche interessante Momente, die zuweilen sogar sich wie von selbst zu einem Romane gestalten.

Dies ist unter anderm der Fall mit ihrer Jugendliebe. Sophie, Tochter des Arztes Gutermann in Augsburg, liebte in ihrer Jugend den Italiener Bianconi, der als Leibarzt des Fürstbischofs im Jahre 1744 nach Augsburg gekommen war. Schon waren alle Anstalten zur Heirath getroffen, als unvermuthet Gutermann und Bianconi miteinander in Streit geriethen, indem letzterer verlangte, daß seine künftigen Kinder, nicht blos die Söhne, katholisch erzogen werden sollten. Hierein willigte Gutermann nicht, ja er konnte ohne Zweifel schon seiner Stellung wegen in diese Bedingung nicht willigen, wenn er es nicht mit seinen augsburger Glaubensgenossen verderben wollte; denn es gibt vielleicht in ganz Deutschland keine protestantische Gemeinde, welche den Katholiken gegenüber so eifersüchtig auf ihren Glauben und ihre Rechte hielte als die in Augsburg. Beide Männer schieden in größter Erbitterung voneinander, und Gutermann verlangte von seiner Tochter nicht nur Entsagung, sondern, was allerdings hart war, sogar völliges Vergessen ihres Geliebten. Unter wilden Zornesausbrüchen zerriß Gutermann alle Briefe und Gedichte Bianconi's und die schönen Arien, die er ihr gegeben, und verbrannte das alles im Ofen; sie selbst aber mußte vor des Vaters Augen Bianconi's Porträt mit der Schere in tausend Stücke zerschneiden und einen Ring, den sie von ihm erhalten, mit zwei Eisenstäben gewaltsam entzwei brechen. „Es war eine schreckliche Scene!" bemerkt die Verfasserin, welche die Details aufs rührendste und umständlichste ausmalt. Sicherlich ist es eine Scene, die auf der Bühne großen Effect machen würde, und es wundert uns fast, daß noch kein Theaterdichter diese rührende Geschichte in Scene gesetzt hat: die weiblichen Herzen, welche von vornherein gegen alle solche grausame Väter und harte Oheime Partei nehmen und sich ohne alles Bedenken sofort auf Seite der jungen Liebesleute stellen, würden angesichts einer so „schrecklichen Scene" in Thränen und Seufzern zerschmelzen. Nun kann es aber doch wol vorkommen und ist auch sicherlich hundert und aberhundertmal vorgekommen, daß diese grausamen Väter und harten Oheime gar nicht so unrecht hatten und sehr wohl wußten, was sie thaten, wogegen es ohne Zweifel ebenso oft vorgekommen ist, daß Töchter, die ihren Willen gegen ihre abmahnenden, zuletzt aber nachgebenden Väter durchsetzten, in unglücklicher Ehe nur zu spät erkannten, wie besser sie gethan hätten, den Abmahnungen ihres Vaters Folge zu leisten. Wir wissen ja auch nicht genau, von welcher bedenklichen Seite Vater Gutermann den Welschen bei jenem Handel kennen gelernt und ob nicht die Hartnäckigkeit, womit Bianconi auf seiner Bedingung bestand, in Verbindung mit andern Umständen ihm die Liebe desselben zu seiner Tochter sehr verdächtig gemacht habe. Ludmilla Assing schwärmt natürlich für das so grausam gestörte Liebesverhältniß und den Italiener; denn dieser war ein schöner interessanter Mann von „wahrhaft bezaubernder Liebenswürdigkeit", mit schwarzen Haaren und schwarzen leuchtenden Augen, mit Zügen von „antiker Regelmäßigkeit", die das „dunkle und warme Colorit des Südens" trugen — was bedarf es in den Augen einer Dame mehr zu einer glücklichen Ehe? Es ist sehr zu glauben, daß sich Sophie an der Seite ihres spätern Gatten Laroche (eigentlich Georg Michael Frank, aber auf Betrieb des kurmainzischen Großhofmeisters und Staatsministers Stadion durch Kaiser Joseph II. unter dem Namen Frank von Laroche in den Adelstand erhoben) viel behaglicher und heimischer gefühlt haben wird, als dies an der Seite Bianconi's der Fall gewesen sein würde; denn Laroche war nicht blos ein schöner, sondern auch ein durchaus gebildeter, liebenswürdiger, geistreicher, human gesinnter Mann, dabei ein Deutscher, der deutsches Wesen verstand und deutsche Literatur liebte, zwar Katholik wie Bianconi, aber wie alle wahrhaft gebildeten Katholiken jener Zeit in Deutschland ein durchaus aufgeklärter, dem alles Pfaffenthum zuwider

war, nicht wie Bianconi ein fanatischer Katholik, der außer seiner Geliebten wahrscheinlich alles Deutsche haßte schon deshalb, weil es deutsch war. Zwar mag Sophie später wol noch gegen ihre Geschlechtsgenossinnen mit ihren tragischen Liebesschicksalen kokettirt haben; aber man weiß, was das sagen will. Handelte sie doch später an ihrer Tochter Maximiliane so ziemlich, wie ihr Vater an ihr gehandelt hatte; Maximiliane, von Goethe verehrt und dessen Neigung geheim aber lebhaft erwidernd, wurde genöthigt, gegen ihre Neigung den frankfurter Handelsherrn Peter Brentano zu heirathen, einen Witwer mit fünf Kindern, noch Halbitaliener, des Deutschen kaum mächtig, der uns von der Verfasserin als „hart, rücksichtslos und geizig" geschildert wird.

Dann folgte das Liebesverhältniß mit dem jungen Wieland, dem sie selbst aufkündigte, da sie wahrnahm, daß er nicht die nöthige Energie besaß, dem gründlichen Haß, welchen seine Mutter auf sie geworfen hatte, Trotz zu bieten und eine Verbindung mit ihr durchzusetzen. Indessen darf man doch nicht vergessen, daß Wieland damals noch ein sehr unreifer, windiger und dabei exaltirter junger Bursche, ein Student von kaum 20 Jahren war. In so jungen Jahren, wo man noch Student, also weder Fisch noch Fleisch ist, thut man allerdings wol am besten, sich nicht fest zu binden, zumal wenn die Mutter gegen die angedrohte Schwiegertochter eine so entschiedene, gleichviel ob begründete oder unbegründete Abneigung hegt, wie Wieland's Mutter gegen Sophie. Die Verfasserin bemerkt von ihrem romantischen Standpunkt: „Bianconi hatte Sophien entführen, sie wider den Willen des Vaters zu seiner Gattin machen und sie vor der ganzen Welt beschützen wollen: von Wieland durfte sie das nicht erwarten." Das wollen wir gern glauben, ohne deshalb dem jungen Wieland daraus einen Vorwurf zu machen. Wie sehr sich aber die Verfasserin auch bemüht, Wieland als einen schwachen Menschen zu zeichnen, so wird sie doch das Factum nicht in Abrede stellen können, daß die Verfasserin des „Fräulein von Sternheim" von ihrer Jugendliebschaft mit Wieland den größten Vortheil gehabt hat und daß ihr Name von seinem Ruhm angestrahlt wurde, wie dies ja der Zusatz auf dem Titel vorliegendes Buchs „die Freundin Wieland's", am besten beweist.

Auch blieben Wieland und Sophie, deren ersten Roman er ja als Herausgeber mit der Flagge seines Namens deckte, immer gute Freunde. Zuerst sahen sie sich auf Schloß Warthausen, als sie schon Frau von Laroche war, und bei diesem Wiedersehen sowol als bei einem spätern in Ehrenbreitstein, im Beisein der Brüder Jacobi, ließ Wieland, als er Sophie erblickte, den Hut vor tiefer Erschütterung hinter sich auf die Erde fallen u. s. w., sodaß es wol erlaubt ist, hierbei an einige Affectation und an eine einstudirte Scene zu glauben. Der spätere Auftritt in Ehrenbreitstein war so rührend, daß F. H. Jacobi in seinem Berichte darüber versichert: „Keiner von den Umstehenden konnte sich der Thränen enthalten, mir strömten sie die Wangen hinunter, ich schluchzte, ich war außer mir, und ich wüßte bis auf den heutigen Tag nicht zu sagen, wie sich diese Scene geendigt, und wie wir zusammen wieder in den Saal hinausgelangt sind." Sophie von Laroche war ganz dazu geeignet, in die Rührtendenz solcher Scenen einzugehen, denn an Affectation fehlte es ihr nicht, und obschon Ludmilla Assing versichert, daß Karoline Flachsland, später Herder, die einzige gewesen, die ihr Koketterie vorgeworfen, so versicherte doch auch Charlotte von Kalb: „Sophie von Laroche ist nur bei verschlossenen Thüren groß." Ludmilla Assing selbst muß gestehen, daß Sophie, als sie später (1799) Weimar und Oßmannstedt besuchte, keinen sehr günstigen Eindruck hinterlassen und daß sich sogar Wieland später vielfach in scharfem und spöttischem Tone über sie geäußert habe. Aehnliche affectirte Scenen führte Sophie bei ihrem Besuche Londons mit der Madame La Fite und mit der Miß Burney auf, indem sie die Damen immer umarmte, küßte, ihnen im schmelzendsten Tone Schmeicheleien sagte, ihre Liebesgeschichte mit dem jungen Wieland und ihr späteres Wiedersehen mit ihm in rührendstem und pathetischstem Tone erzählte, dann aufstand, der Miß mit thränengefüllten Augen ins Gesicht blickte und ihre beiden Hände haltend mit dem schmelzendsten Tone rief: „Miss Borny! la plus chère, la plus digne des Anglaises! dites moi — m'aimez vous?" Dann kam auch Madame La Fite hinzu, und beide umarmten die Miß und weinten voll freudiger Zärtlichkeit! „Ich fürchte", bemerkt Miß Burney in ihrer Schrift „Diary and letters", „ich erscheine sehr hartherzig; aber keine Quelle war bei mir geöffnet, aus der auch nur eine Thräne hätte fließen können." Sophie würde ihr mehr gefallen haben, versichert Miß Burney, wenn sie weniger schmeichlerisch und weniger affectirt gewesen wäre. In ihrem übrigens vieles Interessante enthaltenden Tagebuche ihrer Reise nach Frankreich erzählt Sophie bei Gelegenheit ihres Aufenthalts in Bordeaux, daß sogleich in den ersten Tagen sämmtliche Exemplare der französischen Uebersetzung ihres „Fräulein von Sternheim", die bei einem Buchhändler vorräthig waren, aufgekauft worden seien, ja daß noch viele Begehrende hätten abgewiesen werden müssen, weil der Vorrath durch die so große Nachfrage sehr bald erschöpft worden sei. Sollte nicht auch in diese Mittheilung sich einige weibliche Uebertreibung eingeschlichen haben? Vielleicht handelte es sich nur um ein paar verkaufte Exemplare, die dann in der Phantasie Sophiens sich zu einem ganzen Vorrath ausdehnten.

Indeß darf man allerdings nicht vergessen, daß das Interesse an bildender Literatur damals ein sehr lebhaftes und ein lesbarer Roman von weiblicher Hand noch eine Seltenheit und darum ein Ereigniß war. Mit der Affectation verband sich auch ein gewisser naiver Enthusiasmus, und wenn die Menschen zum Theil närrischer waren, so waren sie zugleich auch humaner, hingebender und überhaupt besser als in unserer Zeit. Varnhagen äußert sich gelegentlich über diese merkwürdige Periode mit folgenden gewiß sehr richtigen Worten: „In der That war jenes Zeitalter für uns nicht nur ein in der Literatur zeugungskräftiges, dem wir die ursprünglichsten Hervorbringungen des Geistes verdanken, sondern auch für das gesammte Leben ein wiederherstellendes und veredelndes. Die besten Eigenschaften unseres Volks, treue Redlichkeit, edler Fleiß, Wärme des Herzens und milde Klarheit des Sinns, mit einem Worte das rein Menschliche, traten hervor aus dunkeln Tiefen an den günstigen Tag und strebten allseitig nach Entwickelung und Thätigkeit. Mehr noch als die Literatur wies das Leben diese schöne Richtung, und jene diente nur, mit auszusprechen und zu bewahren, was von diesem so reich gehegt wurde. In Wahrheit, blicken wir zurück auf die Zeit, welche den Aufschwung deutscher Geistesbildung umfaßt — etwa von Lessing an, welchen Abschnitt auch Hillebrand als den unserer literarischen Wiedergeburt festhält —, so müssen wir erstaunen über die große Zahl guter und edler Menschen, Frauen sowol als Männer, welche mit allen Kräften tüchtig, liebevoll, freisinnig ein Höheres wollen und erstreben, das der Nation in vorangegangenen Zeiten der Roheit und Pedanterie fast abhanden gekommen war. Zahlreiche Lebenskreise sehen wir befruchtet von dem neuen Geiste und seine Wirkung über alle Stände und Gegenden ausgebreitet."

Aehnlich bemerkt Ludmilla Assing in ihrem Buche: „Die Gemüther waren in begeisterter Erregung und gaben sich freudig den Einflüssen der Poesie hin, die Gleichfühlenden und Gleichdenkenden schlossen sich mit Wärme und Innigkeit aneinander; es entstand damals ein wahrer Cultus der Freundschaft und der Zusammengehörigkeit, der zu den höchsten und edelsten Zielen anfeuerte." Und ein andermal: „Ueberall ist man mit Verbesserung des Unterrichts, mit neuen Erziehungsplanen, mit Versorgung der Armen, mit Bildung des Volks beschäftigt; Vorurtheile werden bekämpft, Menschlichkeit und Geistesfreiheit nach allen Seiten vertheidigt" u. s. w. Der bessere Theil des bis dahin so versunkenen Adels begann mit gutem Beispiel voranzugehen; er strebte nach humaner und literarischer Bildung; er protegirte die Talente; er öffnete sein Parks dem öffentlichen Vergnügen; Kaiser Joseph II. bekannte sich bei einer solchen Gelegenheit in einer berühmt gewordenen Inschrift als „Schätzer

der Menschheit", und Katharina II. von Rußland unterzeichnete gleich auf 500 Exemplare der von Sophie herausgegebenen moralischen Monatschrift „Pomona", die sie mit kaiserlicher Großmuth bezahlte. Solche Züge, so unwichtig sie auch erscheinen, werden doch bedeutsam, wenn sie in größerer Fülle zu Tage treten. Seitdem ist das damals kaum lose angeknüpfte Band des moralischen Vertrauens zwischen den verschiedenen Ständen, wie man wol kaum leugnen kann, wieder traurig zerrissen. Die Menschen derselben Bildung und desselben Standes sitzen oft an Einer Tafel und hassen sich doch so, daß ihnen die Speisen zu Gift werden möchten. Humboldt's vertraute Mittheilungen beweisen es.

Zu jenen von dem neuen Geiste befruchteten Lebenskreisen gehörte auch der des Grafen Stadion auf Schloß Warthausen, gebildet von dem Grafen selbst, von Laroche und seiner Gattin, dem Freiherrn von Großschlag, den man in Paris, als er dort kurmainzischer Gesandter war, den „aimable baron allemand" zu nennen pflegte, Wieland, der in den Lauben von Warthausen seinen Freunden die ersten Entwürfe zu seinem „Neuen Amadis" verlas und in einem von malerischen Baumgruppen umgebenen Thurm des Gartens die „Grazien" dichtete und „Musarion" beendigte. „Warthausen wurde Wieland's Parnaß", bemerkt sein Biograph Gruber. Den Grafen Stadion schildert Wieland in einem Briefe an Geßner als einen Mann, „welcher mit 72 Jahren all das Feuer eines Franzosen von 50 besitzt, vereinigt mit dem Benehmen und der Art zu denken eines englischen Vornehmen, dazu ein Staatsmann, ein Verehrer der Künste und Wissenschaften, so angenehm in der Unterhaltung, als man dies irgend sein kann" u. s. w. Mit fast noch begeistertern Worten schildert er Laroche, seinen glücklichen Nebenbuhler, der es ohne Verdacht und Eifersucht mit ansah, daß seine Gattin und der Dichter, die sich einst so glühend geliebt, unter demselben Dache miteinander verkehrten. Man sagt, daß ein platonisches Verhältniß unter Personen beiderlei Geschlechts auf die Dauer nicht möglich sei; aber wir sind überzeugt, daß die damaligen Menschen auch dies möglich machten. Zu den spätern Freunden und Freundinnen des Laroche'schen Hauses gehörten die Schwester des Kurfürsten von Trier, Prinzessin Kunigunde von Sachsen, die mit Sophie in vertrauten Beziehungen stand, und der kurtriersche Staatsminister, Freiherr von Hohenfeld, „ein edler Mann voll Freisinn und Rechtschaffenheit, der Schiller bei seinem Marquis Posa vorschwebte". Ueber diese und andere merkwürdige Persönlichkeiten, welche selbst nichts schufen, aber die Dichter anfeuerten oder ihnen als Urbilder dienten, erhält man hier so interessante Mittheilungen, daß wenigstens wir dieses „livre ennuyeux" ohne alle Langeweile gelesen haben.

Die angehängten, bisher ungedruckten Briefe Goethe's an Sophie, die er stets „liebe Mama" anredet, gestatten einen deutlichen Einblick in das zwischen beiden herrschende herzlich zutrauliche Verhältniß. Sie sind in dem damaligen uncorrecten und liederlichen, aber naiv originellen, fast kindlichen Briefstile Goethe's geschrieben. So berichtet er aus Frankfurt unterm 22. December 1774: „Ich war in Mainz! Dahin nachgereist Wieland's Prinzen, das ein trefflicher Mensch ist. Ich hab von da aus Wielanden geschrieben, es fiel mir so ein, hab auch eine Antwort erhalten, wie ich sie vorfühlte. Das ist was verfluchtes, daß ich anfange mich mit niemand mehr miszuverstehen." In demselben Briefe: „Meine Klettenberg ist todt, ehe ich eine Ahndung einer gefährlichen Krankheit von ihr hatte. Gestorben begraben in meiner Abwesenheit, die mir so lieb, so viel war. Mama, das picht die Kerls.... Reich's Brief ist gut. 1 Carolin für den gedruckten Bogen könnt' er wohl buchhändlerisch geben. Ich mag gar nicht daran denken, was man für seine Sachen kriegt." Am 11. October 1775 meldet er der „lieben Mama", daß er nach Weimar gehe und sehen wolle, ob's möglich sei, mit Wieland auszukommen, und er bemerkt später: „Wieland ist noch der Alte, auch noch in der neuwiedischen Affaire, diese Weiber aber wird mich, fürcht' ich, von ihm abscheiden." In diesem ungenirten Tone durfte damals ein junger, obschon bereits berühmter Autor wagen, an eine Dame von der Stellung einer Laroche zu schreiben! Aber auch nur aus einer urzuständlichen Naivetät wie diese konnte eine Goethe'sche Poesie hervorgehen. **H. M.**

Zur deutschen Specialgeschichte.

1. Caspar Weinreich's danziger Chronik. Ein Beitrag zur Geschichte Danzigs, der Lande Preußen und Polen, des Hansabundes und der nordischen Reiche. Herausgegeben und erläutert von Theodor Hirsch und F. A. Voßberg. Mit zwei Kupfertafeln. Berlin, Stargardt. 1855. Gr. 4. 4 Thlr.
2. Hamburgische Alterthümer. Beitrag zur Geschichte der Stadt und ihrer Sitten von F. Georg Bueck. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1859. Gr. 8. 1 Thlr.
3. Geschichte des Erzstifts Trier, d. i. der Stadt Trier und und des trierischen Landes als Kurfürstenthum und als Erzdiöcese, von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1816 von J. Marx. Erste Abtheilung: Die Geschichte der Stadt Trier und des trierischen Landes von der Zeit der römischen Herrschaft in demselben bis zum Beginn der Regierung des letzten Kurfürsten. Zweiter Band. Trier, Lintz. 1859. Ler.-8. 2 Thlr.
4. Ein freundschaftliches Gespräch zwischen Alt- und Neutrierer über die Ansicht des Herrn Weihbischofs von Hontheim, das ursprüngliche Alter der drei Bisthümer Trier, Köln und Lüttich betreffend, mit Rücksicht auf Herrn Professor Marx' Geschichte des Erzstifts Trier. Von P. J. Schreiber. Erster Band. Trier, Gall. 1859. Gr. 8. 10 Ngr.
5. Die Wahlstatt von Keuschberg. Ein Abschnitt aus der Vorgeschichte des Hochstifts Merseburg. Von A. Fraustadt. Leipzig, T. O. Weigel. 1858. Gr. 8. 7½ Ngr.
6. Otto von Ritberg, Bischof von Münster (1301—8). Nach größtentheils bisher ungedruckten Quellen dargestellt von Ludwig Perger. Münster, Regensberg. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.
7. Anno II., der Heilige, Erzbischof von Köln und dreimaliger Reichsverweser von Deutschland, 1056—75. Sein Leben, sein Wirken und seine Zeit nach den Quellen bearbeitet von Aegidius Müller. Leipzig, T. O. Weigel. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
8. Kleine Schriften zur Geschichte der Stadt Nordhausen von E. G. Förstemann. Erster Theil. Mit einer Steindrucktafel. Nordhausen, Förstemann. 1855. Gr. 8. 20 Ngr.

Eine kleine Aehrenlese von historischen Schriften, welche, in d. Bl. bisher nicht berücksichtigt, doch durch ihren mehr oder minder anzuerkennenden Werth es verdienen, in einem Repertorium der literarischen Erscheinungen nicht übergangen zu werden. Um „a Jove principium" zu machen, haben wir „Caspar Weinreich's danziger Chronik" (Nr. 1) vorangestellt, eine höchst dankenswerthe und mit besonderm Aufwand an Fleiß, Sorglichkeit und äußerer Ausstattung veranstaltete Herausgabe jener wichtigen vaterländischen Geschichtsquelle. Diese Chronik des danziger Bürgers Caspar Weinreich — er lebte um 1489 —, die so wichtige Aufschlüsse über die innere Geschichte der mächtigen Hansestadt, sowie über ihre äußern Beziehungen während der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gibt, war an die 300 Jahre lang gänzlich unbeachtet geblieben, bis einer der Herausgeber, Voßberg, durch die Mittheilung des russischen Staatsraths von Reichel erfuhr, daß dieser letztere im Besitze mehrerer alten preußischen handschriftlichen Chroniken sich befinde, die früher von einem russischen Generalconsul von Heydecken in Danzig gesammelt seien. Sie wurden dem Herausgeber zur Disposition gestellt und dieser entdeckte in der unscheinbarsten derselben die wichtigen Aufzeichnungen Weinreich's, welche ohne besondere Auswahl, in unbehülflicher Form und in abgebrochenen Sätzen doch eine Fülle des schätzenswerthesten Materials enthalten.

Weinreich's Chronik fällt in die glückliche Zeit, die für Danzig dem Thorner Frieden folgte. Von der Oberherrschaft des Deutschen Ordens befreit, dehnte das Gemeinwesen der großen Handelsstadt nach allen Seiten hin seinen Einfluß und seine Verbindungen aus. Wir finden in den Kreis dieser Verbindungen gezogen: Portugal, wohin der danziger Kaufmann Holz führte und von woher er hauptsächlich Salz zurückbrachte; Spanien, wo er mit der galicischen Küste verkehrte, und wo neben den Handelsgeschäften auch die geistlichen, in S.-Jago di Compostella zu gewinnenden Gnadengaben in Betracht kamen; die Westküste von Frankreich, an welcher die Hauptverkehrspunkte für die baltischen Seefahrer Burdegala (Bordeaux), Rupellan (Rochelle), der Hafen von Brouage (die „Browaste") und der in der jetzigen Bucht von Bourgneuf liegende Ort „Baie" waren, an welch letzterm das im Osten sehr geschätzte grobkörnige Meersalz eingekauft wurde; England, mit dem der schon seit der Mitte des 14. Jahrhunderts blühende Verkehr eine ganz besondere Ausdehnung gewonnen hatte — unter dem Schutze der in London bestehenden deutschen Factorei des Stahlhofs, während Engländer wiederum sich vielfach in Danzig als Handelsgäste einnisteten und von dort aus ihre Waaren in den Städten und auf dem Lande vertrieben. Der lebhaftesten Verkehrsbeziehungen zu den Niederlanden brauchen wir als selbstverständlich nicht zu erwähnen, sowenig wie der mit dem skandinavischen Norden.

Während nun diese Handelsbeziehungen, wie sie Weinreich's Chronik zu Tage legt, aus andern Quellen bereits so ziemlich bekannt waren, sind die Mittheilungen unsers Buchs über die innern Zustände der Vaterstadt in der erwähnten Zeit vielfach ganz neu, und die Aufschlüsse desselben über die Statistik der Schiffahrt und des Handels, dann über das gesellschaftliche Leben und über die Kunstbestrebungen, namentlich die Bauten, vielfach etwas, was uns hier zum ersten male gegeben wird. Und so ruft das Ganze uns ein höchst lebendiges Bild des Lebens und der Thätigkeit in der mittelalterlichen, großartig bewegten Stadt empor. Wir sehen im Jahre 1481 nicht weniger als 1100 Schiffe mit Korn beladen nach Holland auslaufen, Schiffe, deren Größe zwischen 60 und 300 Lasten schwankt; sie sind begleitet von bewaffneten Orlogschiffen der Stadt zu ihrem Schutz und haben oft mehrere hundert Mann Besatzung, die noch verstärkt wurden durch Anwerbung von holländischen Ruters, wenn man darauf ausging, Krieg zu führen, Piraten zu entern oder Prisen zu machen. Daneben sehen wir die Bürger in ihren gesellschaftlichen Zusammenkünften: der Artushof, am Werktage die Börse der Kaufmannschaft, ist an den Festtagen und Abenden auch der Vereinigungspunkt für dieselben Klassen, während das Patricierthum sich in einem Nebengebäude des Artushofs, dem „kleinen Hofe" versammelt. Die Patricier sehen wir auch ihren Mairitt unter Anführung des Maigrafen halten, ihre Fastnachtlustbarkeiten mit Stechspielen und Turnieren, in denen „nach der Tafelrunde geritten wird", aufführen u. s. w. Am ausführlichsten verweilt Weinreich bei den Kunstbauten seiner Vaterstadt, für deren Geschichte er namentlich von großer Wichtigkeit ist. Eine dankenswerthe Ergänzung zu seiner Chronik bildet in dieser Beziehung die von den Herausgebern als Beilage zugefügte Abhandlung: „Das große Krawel, die Galeyde und das Bild vom Jüngsten Gericht", worin sehr ausführlich und gründlich durch genaues Quellenstudium die Art und Weise festgestellt wird, wie durch das große danziger „Krawel" oder die Caravelle St.-Petrus de Rupellis, befehligt durch den kühnen Seemann Paul Beneke, im Jahre 1473 die große englische „Galeyde" (Galere) St.-Thomas mit einer Ladung von seltenem Werthe — nach unserm Gelde belief er sich auf fast eine halbe Million Thaler — nach scharfem Gefecht gekapert und genommen wurde, und wie dann als Beutestück das berühmte Gemälde Hans Memling's vom Jüngsten Gericht damals nach Danzig gekommen.

Eine zweite Beilage theilt dreißig im danziger Archiv aufbewahrte Briefe des Schiffers Bernd Pawest mit, welcher in dem Kriege der Hanseaten wider England 1471—74 eine wichtige Rolle spielte: Briefe, die nicht nur zur Geschichte dieses Kriegs ein vielfach bedeutsames Material liefern, sondern auch ein höchst anschauliches Bild von dem damaligen Seeleben der Hanseaten gewähren und so ebenfalls eine sehr interessante Ergänzung zu Weinreich's Chronik bilden. Eine dritte Beilage enthält eine Abhandlung über Haus- und Hofmarken und ihren Gebrauch in Danzig und Umgegend. Neu war uns darin die Feststellung, daß auch die Geschlechter und Patricier bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts ihre Hausmarken noch neben den Wappen führten; bisher hielt man im allgemeinen die Wappen für adeliche, die Hausmarken für bürgerliche Insignien. Und so, um uns kurz zu fassen, darf das ganze Buch als eine überaus dankenswerthe Bereicherung der Geschichtsquellen, nicht allein für Danzig und die baltischen Gebiete, sondern für die Vorzeit Deutschlands im allgemeinen genannt werden. Dankenswerth sind auch die artistischen Beilagen, welche Münznachbildungen und die Umrisse zweier Familienbilder des danziger Patriciergeschlechts Ferber geben.

Die „Hamburgischen Alterthümer", von F. G. Buek (Nr. 2), versetzen uns in die Vergangenheit eines andern mächtigen, durch den Hansabund emporgehobenen städtischen Gemeinwesens des Mittelalters. Nach dem großen Brande, der im Jahre 1842 einen so bedeutenden Theil Hamburgs zerstörte und zugleich so viele unersetzliche Denkmale der Kunst und der Wissenschaft der Vorzeit vernichtete, beschloß man, zu retten und zu bergen, was sich in den kirchlichen und öffentlichen Gebäuden noch erhalten hatte und legte zu dem Zwecke eine Sammlung hamburgischer Alterthümer an, zu deren Beaufsichtigung, Ordnung und Vermehrung später eine Commission errichtet wurde; diese letztere veranlaßte die Ausarbeitung des vorliegenden Buchs, das als Führer und Erklärer in dem Lokal der Sammlung dienen sollte. Mit gutem Takt hat der Verfasser ohne viel gelehrten Apparat in einfachem Erzählertone seine Wissenschaft von den Gegenständen mitgetheilt, indeß nicht die Vollständigkeit eines Katalogs (der im Anhange gegeben ist) angestrebt, sondern sich an die hauptsächlichsten Gegenstände gehalten; dabei aber kurze historische Notizen über die Gebäude oder Institutionen gegeben, welchen die Bestandtheile der Sammlung früher gehörten, oder über die Sitten und Gebräuche, denen dieselben ihre Entstehung verdanken. Wenn also das kleine Werk auch kein für die Wissenschaft förderndes Moment enthält, so wird es doch nicht allein um seines praktischen Zwecks willen allen Besuchern der hamburgischen Sammlung, sondern auch als Lectüre allen Alterthumsfreunden willkommen sein, den letztern namentlich durch die einverwebten Episoden, welche denkwürdige Vorfälle und Sittenzüge der nähern oder entferntern Vergangenheit betreffen.

Von Marx' „Geschichte des Erzstifts Trier" (Nr. 3) haben wir in Nr. 31 d. Bl. f. 1856 den ersten Band der ersten Abtheilung angekündigt. Der vorliegende zweite Band der gelehrten und umfangreichen Arbeit ist der Entwickelung der politischen, rechtlichen, militärischen, wissenschaftlichen Verhältnisse während der frühern und frühesten Jahrhunderte im Erzstift Trier gewidmet. Er führt uns zuerst vor, wie während der Periode des Mittelalters das Gerichtswesen gehandhabt wurde, und schildert die Jurisdictionen und ihr Verfahren, wobei weitläufig auf das Kapitel der Herenprocesse eingegangen wird, die freilich auch im trierischen Lande eine vorzugsweise hervorragende Rolle spielten, wenn sich auch nicht beweisen läßt, was Soldan in der Geschichte der Herenprocesse behauptet, daß man hier mit dem Vorwande der Anklage wegen Zauberei die Verfolgungen wider Ketzer und Protestanten maskirt habe. Dann geht der Verfasser über zum Militär-, zum Steuerwesen, zu den Verhältnissen der Hospitäler und Armenanstalten, zum Schul- und Unterrichtswesen. Das alles wird mit einer Ausführlichkeit und mit einer Masse kritischer Angaben und einer Neigung, in die Auseinandersetzung der allgemeinen Verhältnisse des Mittelalters abzuschweifen, mitgetheilt, daß wir unsere frühere Bemerkung nur wiederholen können:

der Verfasser hätte sich die Unterschiede von Universal- und Specialgeschichte klarer machen; er hätte seine große und umfassende Gelehrsamkeit in zwei verschiedenen Werken ausströmen sollen: in eine Geschichte der kirchlichen und politischen Institutionen des Mittelalters und in eine Geschichte des Stifts Trier; die letztere wäre dann jedenfalls brauchbarer und leichter lesbar geworden. Bei seiner Prolixität ist es denn auch kaum möglich, auf das einzelne hier einzugehen und wir müssen uns mit der allgemeinen Andeutung begnügen, daß das Werk eine höchst reichhaltige, mit einer großen Arbeitskraft redigirte Fundgrube von Material zur Geschichte des Stifts und der Rheinlande überhaupt bildet, und daß die Tendenz, wie nicht anders zu erwarten, eine streng welfische ist.

„Ein freundschaftliches Gespräch zwischen Alt- und Neutrierer u. s. w." (Nr. 4), von P. J. Schreiber, ist eine kleine, an die vorstehend erwähnte Schrift anknüpfende Broschüre. Nach einer alten trierschen Ueberlieferung hat der Apostel Petrus in der Mitte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung die Heiligen Eucharius, Valerius und Maternus nach Trier gesandt, um dort das Evangelium zu verkünden. Eine kritischere Auffassung der Geschichte hat schon im vorigen Jahrhundert herausgefunden, daß erst in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts, also mehr als 200 Jahre später, jene drei Sendboten des Christenthums ins Land der Trevirer gekommen, alldort eine Kirche zu gründen. Es ist namentlich Hontheim, der dies festgestellt hat. Auch Marx hat sich dieser Ansicht als nüchtern prüfender Mann angeschlossen; der Verfasser der Broschüre jedoch ist damit unzufrieden und will den Ruhm achtzehnhundertjährigen Bestandes für seine Metropolitankirche nicht fahren lassen. Seine Argumente sind allerdings nicht ohne ein gewisses Gewicht, lassen sich jedoch unsers Erachtens am besten durch einen Blick auf die allgemeinen Verhältnisse und die ganze Weltlage des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt widerlegen, unter denen wol schwerlich schon um das Jahr 50 an die Gründung eines Bisthums im Mosellande gedacht werden konnte.

Die Schrift A. Fraustadt's: „Die Wahlstatt von Keuschberg" (Nr. 5), stellt sich die Aufgabe, die alte Volkstradition zu rechtfertigen, welche den am rechten Saaleufer, da, wo die Grenzen des alten Sorbenlandes ausgehen, im Gaue Chutici liegenden Ort Keuschberg als den Punkt bezeichnet, in dessen Nähe Heinrich I. die Ungarn in der großen Schlacht besiegt haben soll. Gleichzeitige Schriftsteller nennen den Ort nicht, erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts wird der Wahlplatz von der merseburger Chronik des Ernst Brotuff, eines allerdings sehr unzuverlässigen Autors erwähnt, wenn auch seinem Schlachtbericht später die Ehre erwiesen wurde, jährlich am keuschberger Kirchweihfeste von der Kanzel des Dorfs verlesen zu werden. Die älteste Kunde von dem Kampfe Heinrich's I. gegen die Ungarn geben uns Liutprand von Cremona und Widukind von Korvei. Jener sagt, die Schlacht habe in der Nähe von Merseburg stattgefunden; Widukind jedoch hat über den Ort der Schlacht keine so bestimmte Angabe, und die Erörterungen späterer Geschichtschreiber haben zu sehr verschiedenen Resultaten geführt. Was nun der Verfasser beibringt, um die Angabe des Chronisten Brotuff zu rechtfertigen, ist nicht ohne Begründung gelassen und bei dem Quellenmaterial, welches uns bisjetzt zu Gebote steht, wird es jedenfalls schwer sein, das Gegentheil zu beweisen.

L. Perger's „Otto von Ritberg, Bischof von Münster" (Nr. 6) bildet einen besondern Abdruck aus den Jahresveröffentlichungen des westfälischen Alterthumsvereins. Die Schrift behandelt die Zerwürfnisse, in welche Bischof Otto von Ritberg im Anfang des 14. Jahrhunderts mit dem Kapitel seiner Kathedrale gerieth, weil er mit einer kräftigen und schonungslosen Hand in das eingegriffen hatte, was die ein wenig verwilderten geistlichen Herren als ihre Privilegien betrachteten. Der Streit endete mit der Absetzung des Bischofs, der, obwol der Papst sich seiner annahm, doch seine Diöcese nicht wiedersah und in Poitiers 1308 starb. Das ganze nicht uninteressante Lebensbild aus einer herren- und zuchtlosen Zeit ist mit Fleiß und Talent für solche eingehende Darstellung nach den Quellen geschrieben.

Eine der beachtenswerthesten unter den hier besprochenen Arbeiten ist jedenfalls Aegidius Müller's „Anno II., der Heilige, Erzbischof von Köln u. s. w." (Nr. 7). Der Verfasser beweist durch die Form von vornherein seinen Beruf zum Darsteller historischer Stoffe; er weiß zu erzählen, zu schildern, zu gruppiren. Und da hinzukommt, daß der Gegenstand seiner Monographie, dieser Anno II. und Heilige, geborener Raugraf von Dassel und erwählter Erzbischof von Köln, der sich dreimal als Verweser des Deutschen Reichs annahm, zu den hervorragendsten Charakteren nicht allein des 11. Jahrhunderts, sondern der Geschichte des Mittelalters überhaupt gehört; da der Verfasser gründliche Kenntnisse mit der Gabe, sie einfach und klar darzulegen, verbindet; da ein warmer Herzschlag für „seinen großen Priesterfürsten mit der freien kühnen Stirn" durch das Werk pulsirt, das nichts weniger als die trockene diplomatische Wortklauberei der Quellenterte enthält, so könnten wir nach alledem das Ganze unbedingt loben und preisen. Es ist nur eins dagegen zu sagen, das aber auch das Allerschlimmste ist, was man einem geschichtlichen Werke nachsagen kann: das Buch ist so einseitig wie eine Parteischrift. Mit mehr naiver Unumwundenheit kann das crasseste Welfenthum nie aufgetreten sein, als es hier geschieht. Es ist offenbar, daß die christliche Welt im Occident sich ursprünglich unter dem höchsten Princip der Kaisermacht geeint fühlte und in ihm, als dem Schirmherrn der Religion, dem Hüter der christlichen Idee, der obersten Quelle des Gesetzes, dem Vertreter des ethischen Princips auf Erden, den Mittelpunkt der abendländischen Völker sah. Unter dem Schutz dieses Princips aber bildete sich eine zweite, die geistliche Gewalt zu immer größerer Macht und steigendem Einfluß aus, eine Macht, die, besonders vom 12. Jahrhundert an, sich an die Stelle der frühern zu setzen strebte. Die Geschichte begann wie eine Schlange eine alte Haut abzustreifen, weil sich eine neue darunter gebildet hatte, und die alte Haut war Karl's des Großen Kaisermantel, die neue Gregor's und Innocenz' Dalmatica. Dies Verhältniß, wie es klar und unverkennbar vorliegt, stellt Aegidius Müller jedoch in harmlosester Einfachheit auf den Kopf. Ursprünglich und bis zur zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts ist der Mittelpunkt der Welt die Kirche gewesen, concentrirt in Papst und Kaiser, der also ein Anhängsel der Kirche bildet. „Der Papst ist das Oberhaupt"; der Kaiser wird nur so von den Fürsten gewählt, „daß die Wahl ihre Weihe vom Papste erhalte", und dafür verpflichtet sich der Kaiser, die Kirche mit seiner ihm jetzt zu Gebote stehenden Gewalt zu schützen, zu schirmen und zu verbreiten. Er ist in der Auffassung des Verfassers etwas wie ein Bedellus ecclesiae, ein großer und sehr reich galonirter Kirchenschweizer. „Dieses Princip festgehalten", fährt Müller fort, „bietet die Geschichte des Mittelalters ebenso viel Klarheit, als Stoff zur Belehrung und Erbauung dar." Das ist richtig; es ist ein sehr einfaches und leicht begreifliches Verhältniß.

Gegen diesen löblichen und höchst befriedigenden Stand der Dinge, meint unser Autor dann, haben sich nun nach der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts die Kaiser aufzulehnen begonnen. „Der Kaiser", versichert er, „verkennt seine bisherige Bestimmung, die Fürsten treten mit dem Papst ihm gegenüber": letzteres wol aus moralischer Entrüstung, daß der Kaiser so ruchlos ist, nicht mehr unbedingt dem Papst gehorchen zu wollen.

Das ist der Standpunkt des Verfassers; die Andeutung desselben mag uns genügen. Wer mit ihm einverstanden ist, wird auch die ganze Behandlung des Stoffs, die consequente Vertheilung von Licht auf der einen und Schatten auf der andern Seite billigen.

Wir kommen zur letzten Nummer unserer Zusammenstellung: „Kleine Geschichten der Stadt Nordhausen" (Nr. 8), von E. G. Förstemann. Der Herausgeber hat sich vielfach verdient gemacht um die Geschichte seiner Vaterstadt, namentlich durch eine „Urkundliche Geschichte der Stadt Nordhausen bis zum Jahre 1250". Er beabsichtigt, in zwanglosen Heften, deren erstes das vorliegende ist, einzelne, der besondern Erörterung und Mittheilung sich empfehlende Gegenstände oder Episoden aus der Vorzeit der einst Freien Reichsstadt Nordhausen zu veröffentlichen und hat den Anfang mit zwölf kleinen Arbeiten gemacht. Darunter sind: „Die Bildung der Familiennamen zu Nordhausen im 13. bis 15. Jahrhundert"; „Nordhausen im Bauernkriege 1525"; „Zwei Hexenprocesse aus 1573"; „Die alte Schützenbrüderschaft zu Nordhausen"; „Benachbarter Grafen und Fürsten freundlicher Verkehr mit dem Rathe der Reichsstadt"; „Genealogisches über die Welfen in Sachsen, die ersten Landgrafen in Thüringen, die ältern Herren von Salza"; „Alte Denkmale und Inschriften zu Nordhausen"; „Die Brüderschaft der Wagner und Böttcher zu Nordhausen im 15. Jahrhundert", Urkunden. 39.

Notizen.

Zur Schiller-Stiftung.

Dank den unablässigen Bemühungen des Majors Serre auf Maxen — dem in der That von seiten der dankbaren Schriftstellerwelt ein Ehrengedächtniß in irgendwelcher Form gestiftet werden sollte — ist nun in Dresden seit kurzer Zeit die Ausstellung der zu Gunsten der Schiller- wie der Tiedge-Stiftung bestimmten, theils freiwillig beigesteuerten, theils auch angekauften Gewinngegenstände für das Publikum geöffnet. Durch die Zahl der geschenkten Lotteriegegenstände zeichneten sich vor allem Wien (das auch unter den Filialstiftungen der Schiller-Stiftung das größte Kapital besitzt), sodann Nürnberg, Graz und Darmstadt aus, lauter süddeutsche Städte, gegen welche, wie es scheint, die norddeutschen bedeutend zurückgeblieben sind. Hat man in Süddeutschland zur Zeit vor der Nationalliteratur und den Männern, aus deren Arbeiten sie sich zur Ehre der deutschen Nation bildet, wirklich mehr Achtung? Oder hat das wärmere, leichter erregbare, weniger skeptische Gemüth der Süddeutschen diese stärkere Betheiligung von ihrer Seite veranlaßt? Dann sollte man in Norddeutschland wenigstens die mehr praktische Seite der Stiftung ins Auge fassen, über die wir uns hier nicht weiter auslassen wollen. Es handelt sich ja auch unter anderm um die Witwen und Waisen verdienter Schriftsteller, die bisher vollkommen dem Zufall preisgegeben waren, schon seit den Tagen Luther's. Dieser war ja auch Schriftsteller und Dichter, und was er Großes ausgerichtet hat, hat er zumeist mit der Feder, dieser gewaltigsten aller Waffen, ausgerichtet, weshalb er auch in Jördens' Schriftsteller-Lexikon mit Recht seine Stelle erhalten hat. Es ist nun himmelschreiend zu lesen und klingt fast unglaublich, daß die Witwe dieses Mannes von weltgeschichtlicher Bedeutung, der infolge seiner Uneigennützigkeit ein höchst geringes Vermögen hinterließ, nicht selten an den nothwendigsten Bedürfnissen Mangel litt, daß sie nur bisweilen von einigen Fürsten, besonders von dem Kurfürsten von Sachsen und den Grafen von Mansfeld, etwas zur Unterstützung erhielt, daß dagegen andere, an die sie sich im Vertrauen auf die unsterblichen Verdienste ihres Mannes wendete, ihre Bitte unbeachtet ließen! Wie oft mögen nicht seitdem die Witwen der namhaftesten deutschen Schriftsteller und Dichter, wenn sie sich an diesen oder jenen reichen Verehrer ihres Mannes, an literaturfreundliche Fürsten und Nichtfürsten mit Berufung auf die Verdienste ihres verstorbenen Gatten wandten, dieselbe traurige Erfahrung gemacht haben. Jetzt hat man freilich Witwenkassen, aber die Schriftsteller werden in Deutschland wahrlich zu zählen sein, denen auch beim größten Fleiße ihr ohnehin meist so vielen Wechselfällen unterworfenes Einkommen so viel abwirft, um die nöthigen Einschüsse regelmäßig leisten zu können, zumal da sie aus Rücksicht auf ihre Stellung wie auf die Zukunft ihrer Kinder genöthigt sind, doch auf einen gewissen äußern Anstand zu halten und ihren Kindern dieselbe Erziehung zu geben, wie dies in drei- und zehnmal wohlhabendern Familien üblich ist.

Unter allen deutschen Staaten hatte Sachsen als das Centralland des deutschen Buchhandels die größte Verpflichtung, eine solche Stiftung ins Leben zu rufen, und Dresden hat sie erfüllt. Leipzig dagegen, wo am meisten Literatur gesponnen und gekrempelt wird und wo daher naturgemäß auch das Literatenthum am meisten wuchert, hat sich gegenüber der Schiller-Stiftung, mit Ausnahme weniger einzelner, noch bis vor kurzem auffallend lau bewiesen. Aus verschiedenen Gründen, die nur zum geringsten Theil an den „Literaten" und auch nur an einem Theil derselben liegen, ist in der Metropole des deutschen Buchhandels die Stellung eines Schriftstellers eine in mancher Hinsicht ziemlich unerfreuliche und wenig respectirte, obschon, wie neulich ein leipziger Blatt versicherte, in Leipzig die Gespräche einen „tiefern Gehalt" haben sollen als anderswo, wahrscheinlich zum Ersatz dafür, daß der Gehalt, den die Schriftsteller beziehen, meist ein ebenso wenig hoher ist als der Gehalt jener Gespräche. Jeder noch so fade Witz auf die Literaten — wie noch jüngst der in Freytag's „Valentine" vorkommende, bei den Haaren herbeigezogene Witz auf den „angeblichen Literaten Stubbe" — erweckt im leipziger Theater stets schallendes Gelächter; ist es doch überhaupt so wohlfeil, in Deutschland die Lacher auf seine Seite zu bringen; Geist wenigstens gehört weder zu dem Witz, der bei uns Lachen hervorruft, noch zu dem Lachen, das durch ihn hervorgerufen wird. Es läßt sich aus dem Schiller-Körner'schen Briefwechsel errathen, daß selbst Schiller während seines ersten Aufenthalts in Leipzig und Gohlis, also zu einer Zeit, wo er noch nomadisirender vogelfreier Literat war, manche trübe Eindrücke empfangen hat. Die Nachlebenden haben dies an ihm wieder gut zu machen gesucht. Nun, man fahre fort, den todten Schiller zu feiern, aber man gönne auch den Lebenden ihren bescheidenen Antheil, man lasse sich Schiller's Stimme mahnen, als riefe sie uns allen zu: „Was ihr gethan habt Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan!" H. M.

Aus dem gräflich Schulenburg'schen Familienarchiv.

L. Schwerin gab in Halle bei Fricke (1859) heraus: „Alexander's von der Schulenburg, weiland fürstlich sächsischem und nachher kurfürstlich brandenburgischem Landrath im Herzogthum Magdeburg, Erbherr auf Altenhausen, Hohenwarsleben und Betzendorf (1616—81), Lebenslauf, von ihm selbst geschrieben, nebst Beilagen und einem Anhang." Den Papieren eines Familienarchivs, nämlich des gräflich von der Schulenburg'schen Archivs zu Altenhausen entnommen, kommt der Autobiographie des sächsischen und später brandenburgischen Landraths Alexander von der Schulenburg vorzugsweise eine private Bedeutung zu. Die eigentliche Biographie beschränkt sich auf wenig mehr als zwei Bogen; den übrigen Raum verbraucht der Herausgeber für 13 Beilagen und einen aus fünf Piecen bestehenden Anhang. Alexander von der Schulenburg war im Jahre 1616 geboren, seine Jugendgeschichte fällt mithin in die Schrecknisse des Dreißigjährigen Kriegs. Seine Aufzeichnungen, die übrigens chronologisch bis zum Jahre 1668 reichen, gemahnen mitunter lebhaft an Simplicissimus; die Schilderungen zeichnen sich durch ihren gesunden Realismus aus, durch die Anschaulichkeit der Bilder, die sie vorführen. Auch die Naivetät des Simplicissimus kehrt in den Aufzeichnungen wieder; das Bedeutende findet sich neben dem Unbedeutenden, mit einem Athem wird von den wichtigsten historischen Ereignissen und von den gewöhnlichsten Dingen der Welt erzählt, daß z. B. eine Mühle abgebrannt sei und wieder aufgebaut worden, daß es in einem Jahre unendlich viel geregnet habe, daß Herr Alexander mit seiner seligen Frau zum Tisch des Herrn gegangen u. dgl. m. Am Schlusse des Memoires heißt es: „Dieses ist bis dato mein Lebenslauf, darin ich Gott den

Allerhöchsten billig höchst dankbarlich bin, daß er mich hat lassen geboren werden von christlichen Aeltern und also in der wahren, rechten und der Heiligen Schrift gemäß apostolischen, christlichen und von dem seligen Mann, Herrn Doctor Martino Luthero wieder ans Licht gebrachten Religion an einem Orte, wo solche im vollen Schwange ist u. s. w. Dann habe ich auch Gott höchlich zu danken für alles das Gute, so er mir mildiglich in meinem Leben erwiesen und mir Gesundheit und Verstand und Vermögen gegeben, meine Sachen zu führen und auszuführen u. s. w. Ich habe also die zwei Glückseligkeiten erlebt, als bene nasci et bene nubere und fehlet nur noch das dritte als bene mori, darum ich Gott hierin noch flehentlich anrufe und solange ich lebe anrufen werde, daß er mir ein seliges Simeonsstündlein zu seiner Zeit in Gnaden um Christi willen verleihen wolle." Der Nachtrag eines Ungenannten belehrt uns, daß Alexander von der Schulenburg nach dieser Aufzeichnung seiner Denkwürdigkeiten sich noch ein zweites mal mit der „Hoch Edelgebornen, Groß Ehr- und Viel Tugendreichen Jungfer Anna Sophie von Bismarck" verheirathet habe, und erst, nachdem er noch drei Söhne und zwei Töchter erzeugt, am 17. März 1681 gestorben sei. Unter den Beilagen findet sich manches interessante Document, z. B. eine Verordnung Alexander's von der Schulenburg über die Heiligung des Sonntags und ein Mandat des Administrators August wegen „Vollesaufens, Nachtschwärmens und Branteweintrinkens". Der Anhang setzt sich aus testamentarischen Bestimmungen verschiedener Mitglieder der Familie Schulenburg zusammen. 35.

Bibliographie.

Andree, K., Forschungsreisen in Arabien und Ost-Afrika nach den Entdeckungen von Burton, Speke, Krapf, Rebmann, Erhardt u. A. 1ster Band. Leipzig, Costenoble. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Aphorismen. I. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung. 12. 12 Ngr.

Böttger, A., Historien der Liebe. Gedichte. Leipzig, Baumgärtner. 16. 24 Ngr.

Dörr, F., Auf Kindesbeinen. Märchen aus Schleswig. Mit 1 Titelbilde. Altona, Schlüter. Gr. 16. 18 Ngr.

Dumas, A., Ein Liebesabenteuer. Reisebild. Deutsch von C. W. Whistling. Sondershausen, Neuse. Gr. 16. 10 Ngr.

— — Memoiren des Generals Joseph Garibaldi. Nach den von Garibaldi selbst niedergeschriebenen Mittheilungen herausgegeben. 1ste Lieferung. Zürich, Schabelitz. 8. 3 Ngr.

Elfried von Taura, Wanderung durch's Erzgebirge. Annaberg, Ronne. 8. 20 Ngr.

Sancta Elisabeth. Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. Elisabeths Leben von L. Storch. Wartburgbilder von M. von Schwind. Leipzig, G. Wigand. Lex.-8. 15 Ngr.

Engelhardt, E., Argula von Grumbach, die bayerische Tabea. Ein Lebensbild aus der Reformationszeit für christliche Leser dargestellt. Nürnberg, Raw. Gr. 16. 12 Ngr.

Friedreich, J. B., Geschichte des Räthsels. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gedenk-Buch zu Friedrich von Schiller's 100jähriger Geburtsfeier, begangen in Frankfurt a. M. den 10. November 1859. Eine Festgabe herausgegeben unter freundlicher Mitwirkung der betheiligten Körperschaften. Mit 16 Tafeln, den Festzug darstellend, gezeichnet von F. C. Klimsch. Nebst Ansicht des Schillerdenkmals und des Transparent-Gebäudes. Frankfurt a. M., Keller. Imp.-4. 2 Thlr.

Der Gottesacker zu Annaberg. 1ste Abtheilung. Annaberg, Ronne. 8. 25 Ngr.

Gruppe, O. F., Otto von Wittelsbach. Trauerspiel in fünf Acten. Berlin, Bach. Br. 8. 20 Ngr.

Hansen, C. P., Der Sylter-Friese. Geschichtliche Notizen, chronologisch geordnet und benutzt zu Schilderungen der Sitten, Rechte, Kämpfe und Leiden, Niederlagen und Erhebungen des Sylter Volks in dem 17. und 18. Jahrhundert. Kiel, Homann. 8. 24 Ngr.

Horn, F., Das Problem und System der Philosophie. Grundzüge zur Philosophie als der Wissenschaft der Wissenschaften mit besonderm Hinblick auf das System der praktischen Philosophie oder der Ethik. Jena, Deistung. Gr. 8. 12 Ngr.

Italien in seiner Umgestaltung. Leipzig, Lorck. Gr. 4. 17½ Ngr.

Leben Wilhelm Achtermann's. Münster. 1859. 8. 5 Ngr.

Meyer-Merian, T., Mareili oder das Bettelmädchen auf dem Letthofe. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Ow, J. B., Mesolonghi. Trauerspiel in vier Akten. Innsbruck. Gr. 8. 1 Thlr.

Pogódin, M., Politische Briefe aus Rußland. Aus der russischen Handschrift übersetzt. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Humoristische Reise-Abenteuer des Hrn. Knickebein aus Beeskow. Nr. 1. Berlin, Lassar. 8. 2½ Ngr.

Roßmann, W., Die makabäische Erhebung. Vortrag auf der Rose zu Jena gehalten. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Seibel, H. A., Der Sieg des Kreuzes an der Usenz. Eine Schweizer-Sage. Schwerin, Stiller. 16. 15 Ngr.

Sternberg, H., Versuch einer Geschichte der Juden in Polen seit deren Einwanderung in dieses Land (um das IX. Jahr) bis zum Jahre 1848. 1ster Theil. Polen unter der Regierung der Piasten. Wien, Lechner. Gr. 8. 28 Ngr.

Strauß, D. F., Ulrich von Hutten. 3ter Theil. — A. u. d. T.: Gespräche von Ulrich von Hutten, übersetzt und erläutert. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Tendlau, A., Sprichwörter und Redensarten deutsch-jüdischer Vorzeit. Als Beitrag zur Volks-, Sprach- und Sprichwörterkunde. Aufgezeichnet aus dem Munde des Volkes und nach Wort und Sinn erläutert. Frankfurt a. M., Keller. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Waters, Kirke Webbe der Kaperkapitän. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wingerath, W., Das Axiom der Philosophie und die 70 Kennzeichen desselben, oder die erste Behauptung der Philosophen, welche alle ihre andern Behauptungen trägt, das erste Bekannte, auf welchem die Erklärung alles Unbekannten in der Philosophie beruht rc. Neuß. 12. 15 Ngr.

Ziegler, A., Meine Reise im Norden. In Norwegen, auf den Orkney- und Shetland-Inseln, in Lappland und Schweden. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 8. 3 Thlr.

Tagesliteratur.

Die Aufgaben Preußens gegenüber der Schrift des Ministers von Bruck: „Die Aufgaben Oesterreichs." Halle, Pfeffer. Gr. 8. 5 Ngr.

Elze, T., Die deutschen Familien-Namen in befehlender Form. Laibach, v. Kleinmayr u. Bamberg. 16. 2 Ngr.

Erbkam, H. W., Melanchthons Verhältniß zu Herzog Albrecht von Preußen und zur Königsberger Universität. Festrede gehalten in der Aula maxima der Albertina zum Gedächtniß Melanchthons am 19. April 1860. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Gr. 8. 4 Ngr.

Erinnerung an die Feier des 100jährigen Schiller-Jubiläums in Baltimore am 10. November 1859. Baltimore. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.

Ueber die gemischten Ehen. Aus den hinterlassenen Papieren eines badischen Staatsdieners. Herausgegeben von R. Carlsruhe, Creuzbauer. Gr. 8. 4 Ngr.

Ein Wort über Kirchenmusik. Veranlaßt durch die Beilagen Nr. 72, 73, 74, der Augsburger Postzeitung 1859. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Jester (F. E.), Die kleine Jagd.

Zum Gebrauch angehender Jäger und Jagdliebhaber. Vierte Auflage. Bearbeitet und herausgegeben von C. H. E. Freiherrn von Berg. Mit Lithographien und Holzschnitten. Zwei Bände. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr. (Auch in 6 Lieferungen zu 10 Ngr. zu beziehen.)

Die Jagd hat im allgemeinen in der Gegenwart wieder mehr Boden gewonnen und besonders die kleine Jagd erfreut sich wiederum einer größern Beachtung; manchem Jagdbesitzer wird es deshalb erwünscht sein, über die vortheilhafteste Benutzung und Behandlung derselben Auskunft zu erhalten. Er findet diese vollständig in dem vorliegenden Buche, denn der Verfasser wie der Bearbeiter waren der Sache durchaus mächtig, was schon die Anerkennung, die sich Jester's Werk seither bei Jägern und Jagdfreunden erworben hat, sowie das jetzige Erscheinen einer vierten Auflage desselben beweist; über seinen praktischen Werth, seinen reichen Inhalt, gibt die Vorrede des Bearbeiters nähere Auskunft.

Bei einer guten typographischen Ausstattung, unter Zugabe vieler Holzschnitte und Lithographien, wurde der Preis des Werks, das in dritter Auflage 3 Thlr. 6 Ngr. kostete, doch nur sehr niedrig, auf 2 Thlr. gestellt.

In demselben Verlage erschien:

Winckell (G. F. D. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Dritte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von J. J. von Tschudi. Mit Holzschnitten und einer lithographirten Tafel. Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr. Geb. 6 Thlr. 20 Ngr. (Auch in 12 Lieferungen zu 15 Ngr. zu beziehen.)

Eine neue, von dem bekannten Schriftsteller J. J. von Tschudi bearbeitete dritte Auflage des berühmten, noch unübertroffen dastehenden Winckell'schen Jagdbuchs, deren Preis trotz der vorzüglichen äußern Ausstattung fast um die Hälfte billiger ist als der der frühern Auflagen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Darwin's und Hufeland's Anleitung

zur physischen und moralischen

Erziehung des weiblichen Geschlechts.

Zweite deutsche neu bearbeitete Auflage herausgegeben von **Friedrich August von Ammon.**

Wohlfeile Ausgabe. 8. Geh. 10 Ngr.

Diese treffliche, durch Wahrheit, Einfachheit und gesundes Urtheil ausgezeichnete Erziehungsschrift, das gemeinsame Werk zweier hochberühmter Aerzte, eines englischen und eines deutschen, hat schon in ihrer frühern Gestalt die allgemeinste Theilnahme in Deutschland gefunden. Von dem Geheimen Medicinalrath Dr. von Ammon in Dresden in einer zeitgemäßen Form umgearbeitet und jetzt in einer neuen überaus wohlfeilen Ausgabe vorliegend, ist sie allen Müttern und Erzieherinnen angelegentlichst zu empfehlen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen

und einigen andern, besonders den angrenzenden Gegenden Norddeutschlands.

Gesammelt und herausgegeben von **Adalbert Kuhn.**

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Diese Sammlung ist die erste, welche die Volksüberlieferungen Westfalens in umfassenderer Weise zusammenstellt, indem sie einmal nicht nur Sagen aus allen Theilen dieses Gebiets enthält, während die bisherigen Sammlungen meist nur kleinere Striche betrafen, sondern mit den Sagen zugleich auch die Gebräuche, die bei einem so treu am Alten hangenden Volksstamme von ganz besonderer Wichtigkeit sind, und Märchen verbunden hat. Eine kleine Zahl von Sagen und Gebräuchen aus dem übrigen Norddeutschland schließen sich an die Westfalens an, zugleich als Ergänzung zu den in demselben Verlage erschienenen „Norddeutschen Sagen" von A. Kuhn und W. Schwartz (2 Thlr. 15 Ngr.), als deren Fortsetzung überhaupt diese Sammlung anzusehen ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Sonderstellung Ungarns

vom Standpunkte der Einheit Deutschlands.

8. Geh. 15 Ngr.

Einer der bedeutendsten Publicisten Ungarns behandelt in dieser Broschüre eine Frage, die, wie schon der Titel zeigt, gerade im Augenblicke vom lebhaftesten und allseitigsten Interesse ist. Es sind in derselben die Ansichten und Resultate gereifter staatsmännischer Erfahrung niedergelegt; sie seien daher der Beachtung und Prüfung von Deutschlands Staatsmännern jeder Farbe recht angelegentlich empfohlen.

Dresden — Rudolf Kuntze's Verlagsbuchhandlung.

Böttcher, F., Dr. d. Theol. u. Phil., **Unseres Alphabetes Ursprünge,** gemeinfasslich dargelegt. Eleg. brosch. 16 Ngr.

Friedreich, J. B., Geschichte des Räthsels. Eleg. brosch. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser bietet den Freunden der Literatur in Vorstehendem ein Werk, das sich um so mehr einer allgemeinen Theilnahme erfreuen dürfte, als ein solches der deutschen Literatur bisher fehlte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt.

Soeben ist das siebente Heft erschienen. — Unterzeichnungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. — Umfang: 60—80 Hefte à 7½ Ngr. Das Erschienene und ein Prospect sind überall vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 34. — 23. August 1860.

Prinz Eugen von Savoyen.

Prinz Eugen von Savoyen. Nach den handschriftlichen Quellen der kaiserlichen Archive von Alfred Arneth. Drei Bände. 1663—1736. Mit Porträts und Schlachtplänen. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1858. Lex.-8. 8 Thlr.

Ein Werk gründlicher, deutscher Forschung wie dieses wird immer mit der gebührenden Anerkennung empfangen werden, um so mehr, je allgemeiner das Interesse an dem Stoff ist, den es sich zum Gegenstande gewählt hat. Prinz Eugen von Savoyen gehört zu der verhältnißmäßig kleinen Zahl von Helden, deren Gedächtniß im deutschen Volke lebendig geblieben ist. Der Verfasser sagt:

Ihm, der weder in Deutschland geboren, noch deutschem Stamme entsprossen ist, gelang es, sich durch ein in jeder Beziehung ruhmreiches Leben, insbesondere aber durch den Schutz, welchen sein weithin gefürchtetes Schwert dem deutschen Volke gegen barbarische Einfälle von Osten wie von Westen her gewährte, sich für alle Zukunft ein hochgehaltenes Andenken in Deutschland zu erringen.

Wir sind mit diesen Worten vollkommen einverstanden. „Prinz Eugenius, der edle Ritter“, ist auch im Norden Deutschlands noch unvergessen, haben doch norddeutsche Krieger unter ihm gegen den Erbfeind der Christenheit, wie insbesondere gegen den Erbfeind Deutschlands gestritten. Merkwürdig nur, daß dem Volke seine glorreiche Feldherrnlaufbahn gegen Ludwig's XIV. Heere minder bewußt geblieben ist, als daß er den Halbmond niedergeworfen hat, der so lange drohend nicht allzu fern von der deutschen Grenze funkelte.

Dem Helden — es ist erstaunlich zu sagen! — prangt nirgends ein Denkmal in Erz und Stein. Ja, es gab bisjetzt nicht einmal eine würdige oder nur richtige Beschreibung seines Lebens. Der Verfasser bemerkt:

Es gibt nur wenige Gestalten in der Geschichte, über welche größere Irrthümer verbreitet sind, mit deren Ansehen ärgerer Frevel getrieben worden, unter deren Namen jämmerlichere Fabrikate, für Briefe Eugen's ausgegeben, in die Welt geschickt worden sind.

Mit letztern, erklärt derselbe, sei die ärgste Fälschung in den von Sartori 1811 herausgegebenen „hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen“ getrieben worden, eine Veröffentlichung, welche der Verfasser keinen Augenblick ansteht, als eine der stärksten literarischen Mystificationen zu bezeichnen, welche jemals gewagt worden sind. Allerdings eine schwere Anklage! Aber der Verfasser beweist dieselbe auf schlagende Weise, indem er von vielen Briefen darlegt, daß Eugen gar nicht zu der Zeit an dem Orte war, von wo sie datirt sind, daß die Personen, an welche sie gerichtet, durchaus nicht in den supponirten Verhältnissen lebten. Die historische Kritik, welche jene Briefe für so echt gehalten, daß das letzte Werk, das über Eugen geschrieben worden (von Kausler und Graf Bismark), fast einzig und allein auf dieselben basirt ist, mag sich darüber verantworten. Gehen wir nun auf Arneth's gediegenes Werk ein, für welches ihm die uneingeschränkte Benutzung des kaiserlichen Haus-, Hof- und Staatsarchivs, sowie des Kriegsarchivs gestattet wurde, wie er auch aus verschiedenen Privatarchiven gräflicher Familien werthvolle Correspondenzen des Prinzen erhielt und bei einem Aufenthalte in London im auswärtigen Amte aus den dort aufbewahrten Gesandtschaftsberichten jener Zeit Auszüge machen durfte, um manche dunkel gebliebene Partien der Lebensgeschichte Eugen's aufzuklären. In den Anmerkungen, welche am Schlusse jedes Bandes zusammengestellt sind, werden, wie wir gleich hier bemerken, die nöthigen, oft höchst interessanten Belege zum Text wörtlich aus den Quellen mitgetheilt.

Der erste Band umfaßt die Zeit von 1663—1707. Als Titelkupfer ziert ihn das sprechende, geistreich aufgefaßte Porträt des Prinzen mit seiner etwas aufgestutzten Nase und kurzen Oberlippe und den schönen lebhaften Augen. Ein Facsimile gibt seine bekannte Unterschrift in den drei Sprachen der Nationen, denen er durch Geburt, Erziehung und Staatsdienste angehörte: Eugenio von Sauoy. Das erste Kapitel erzählt seine Abstammung und Familienverhältnisse. Wir können die glorreiche Laufbahn des Prinzen bei unsern Lesern als bekannter voraussetzen, als die Verhältnisse seiner Familie, und uns daher bei diesen, weil sie ein interessantes Stück französischen Hoflebens jener entsittlichten Zeit bilden, etwas verweilen. Eugen's Mutter, Olympia, war eine

von den fünf Schwestern Mancini, Nichten des Cardinals Mazarin, alle feurige, geistvolle Italienerinnen, einige wahrhaft schön zu nennen, die Königinnen aller Feste. Olympia Mancini eröffnete die lange Reihe derjenigen, welche die Neigung König Ludwig's gewonnen haben. Aber sie durchschaute ihn, welcher damals kaum ein Jüngling war, und nahm die Hand des Grafen von Soissons an, ohne darum die Gunst des Königs zu verlieren. Nur eine kurze Unterbrechung fand darin statt, als sein Herz sich ihrer jüngern Schwester Maria (deren reizendes Bild das berliner Museum ziert) zuwandte und diese Liebe, mit aller Glut erwidert, so ernsthaft wurde, daß die Königin-Mutter, welche eine Misehe fürchtete, den Cardinal bewog, seine Nichte zu entfernen, worauf Ludwig die folgenschwere Heirath mit Maria Theresia von Spanien schloß. Seine Gunst neigte sich aber bald wieder der Gräfin von Soissons zu, welche, zur Surintendante der Königin ernannt, die Beherrscherin des Hofs und seiner Feste wurde. Um den König dauernd zu fesseln, verwickelte sie sich jedoch in gefährliche Intriguen; eine Verbannung war die Folge, und als sie nochmals an den Hof zurückkehrte, verlor sie plötzlich ihren Gemahl und schien nun vom Glücke ganz verlassen zu sein. Ohne innern sittlichen Halt griff sie nach jedem Mittel, ihre frühere Stellung wiederzugewinnen. Schon war ein Verhaftsbefehl gegen sie erlassen, als sie heimlich nach Flandern entfloh; Louvois' Haß — sie hatte seinem Sohne die Hand ihrer Tochter verweigert — verfolgte sie auch hier, aber die Anklagen verstummten allmählich und sie wurde auch in Brüssel bald wieder der Mittelpunkt eines kleinen Hofs, der ihr seine Huldigungen brachte.

Bei ihrer Flucht hatte sie ihre ganze Familie zurücklassen müssen. Besonders unbehaglich fühlte sich der jüngste der Prinzen, Eugen, in seiner Stellung am Hofe, wo seine unüberwindliche Neigung zum Kriegerstande, seine ernsten militärischen Studien nur Nichtachtung fanden, da ihn der König zum Priester bestimmt hatte. Als er endlich den König um eine passende Stelle im Heere bat, da wurde sein Ansuchen so schonungslos zurückgewiesen, daß der lang verhaltene Groll, der von seiner Mutter genährte Haß in seiner Seele hervorbrach. Er soll damals geschworen haben, Frankreich zu verlassen und niemals dahin zurückzukehren, als mit den Waffen in der Hand. Noch 50 Jahre später bezeichnete er in seinen Briefen an Karl Emanuel III. von Sardinien wiederholt Frankreich als den ärgsten und gefährlichsten Feind des Hauses Savoyen. Und heute!

Eugen begab sich nach Wien, wo einer seiner ältern Brüder bereits Kriegsdienst gefunden hatte. Seine Art und Weise, seine gründliche Verachtung alles Modetandes und Flitterwerks waren bei Kaiser Leopold eine eben solche Empfehlung, als sie ihm zu Versailles geschadet hatten. Eugen erhielt die erbetene Anstellung.

Es war am Vorabend des Türkenkriegs, welcher Oesterreich so ganz unvorbereitet traf. Der Verfasser gibt uns aus venetianischen Gesandtschaftsberichten den Schlüssel zu dieser vielbeklagten Fahrlässigkeit. Es war der Einfluß des spanischen Gesandten, der Oesterreichs ganze Kraft gegen Frankreich gerichtet wissen wollte und in Ungarn alles zu vermeiden rieth, was die Türken reizen konnte, ja noch, als schon der Großvezier Ungarn verheerend durchzogen, seine auf Wien gerichtete Absicht leugnete. Aber diese wurde nur zu bald klar.

Im Reitergefecht von Petronell, 7. Juli 1683, kam der neunzehnjährige Eugen zum ersten male in den Kampf und erprobte schon hier seine glänzende Tapferkeit; aber er verlor hier seinen Bruder, der sich mit dem verwundeten Pferde überschlug und unter den Hufen der über ihn hinwegsetzenden Reiter so gräßlich verstümmelt wurde, daß er am sechsten Tage starb. Prinz Eugen scheint dann für den ganzen Feldzug dem Prinzen Ludwig von Baden beigegeben worden zu sein. Aber noch im December erhielt er ein Regiment, das er während seiner ganzen Laufbahn beibehielt und zu einem wahren Muster eines Cavalerieregiments machte. Die Begebenheiten des Türkenkriegs erzählt der Verfasser klar und verständig, und wir lesen von den handelnden Personen manchen interessanten, bisher wenig bekannten Zug. Der Markgraf von Baden erkannte früh Eugen's hohe kriegerische Gaben und soll ihn dem Kaiser, nach beendigtem Feldzuge von 1685, mit den Worten vorgestellt haben: „Dieser junge Savoyarde wird mit der Zeit alle diejenigen erreichen, welche die Welt jetzt als große Feldherren betrachtet." Der Kaiser ernannte ihn auch zum Generalfeldwachtmeister. Aber trotzdem scheint ihm damals der Gedanke nicht fern gelegen zu haben, in spanische Dienste zu treten, wozu ihn seine Mutter anregte, die er 1686 auf einer Reise nach Madrid begleitete. Indessen kam es zum Glück nicht dazu, sondern er wohnte noch 1686 der Belagerung von Ofen unter dem Kurfürsten von Baiern bei, welches durch Sturm fiel, nachdem es 145 Jahre in den Händen der Ungläubigen gewesen. Während der Winterquartiere besuchte er zur Zeit des Carnevals Venedig, wo ihm glänzende Feste bereitet wurden. Im folgenden Feldzuge entspann sich ein Zerwürfniß zwischen dem Kurfürsten von Baiern und dem Oberfeldherrn; ersterer wollte selbständige Lorbern pflücken, und der Prinz von Baden schloß sich ihm an, sie wollten mit einem abgesonderten Heere Erlau belagern, der Herzog von Lothringen aber, wie der damals berühmte Villars als Augenzeuge bekundet, hatte großartige Entwürfe und willigte nicht in diese schwächende Trennung des Heeres, worüber die beiden Fürsten das Heer verließen. Eugen, so eng seine Beziehungen zu Ludwig von Baden gewesen, hatte sich dem Streite fern gehalten, da er den edeln Eifer des Herzogs für den kaiserlichen Dienst kannte. Er folgte ihm auf seiner weitern Ruhmeslaufbahn und wurde selbst im fünfundzwanzigsten Jahre zum Feldmarschallieutenant ernannt. Im Feldzuge von 1688 erhielt der Kurfürst von Baiern, der sonst sein Contingent zurückzuziehen gedroht, den Oberbefehl; die Eroberung von Belgrad und mehrerer Plätze in Bosnien waren glückliche Erfolge. Diese riefen aber den alten Feind, Ludwig XIV., wieder auf, er ließ seine

Heere in Deutschland einrücken, und der Kaiser mußte auf zwei Fronten kämpfen. Unbegreiflich, daß er den von der Pforte dringend gebotenen Frieden ausschlug! Es kam nun darauf an, den Herzog von Savoyen zu gewinnen, von dem wir eine gelungene Charakteristik lesen. Eugen begab sich selbst nach Turin und knüpfte Unterhandlungen an, welche durch Grimani fortgesetzt wurden, während der Prinz sich an den Rhein begab, wo er bei Mainz verwundet wurde. Da starb plötzlich der Herzog von Lothringen: ein harter Schlag für den Kaiser. Der Verfasser gibt eine Charakterschilderung dieses ausgezeichneten Mannes, dessen Siege besonders den kriegerischen Geist in der deutschen Nation wieder gestählt, sodaß der venetianische Botschafter Cornaro berichten konnte, jeder Mann, frisch vom Pfluge genommen, sei schon ein Soldat. Auch die Ausdauer, die Verachtung jeder Gefahr und der blinde, pünktliche Gehorsam im Heere sind ihm zu verdanken.

Der Herzog von Savoyen war endlich der Allianz beigetreten, ein kaiserliches Corps rückte nach Piemont, Prinz Eugen, zum General der Cavalerie ernannt, erhielt den Oberbefehl über dasselbe. Catinat schlug jedoch vor Ankunft desselben den Herzog bei Staffarda, und nur Eugen, welcher seinen Truppen vorausgeeilt war und die Reiterei des linken Flügels commandirte, machte einen geordneten Rückzug möglich. Seiner glänzenden Tapferkeit vom Beginn bis zum Ende der Schlacht lassen selbst französische Schriftsteller volle Gerechtigkeit widerfahren. Jetzt verstärkten auch spanische Truppen das Heer, aber die Abneigung ihres Feldherrn vor jeder entscheidenden That hemmte alle Operationen und Eugen konnte mit seinen Vorstellungen nicht durchdringen. Catinat verheerte ungestört ganz Piemont. Winterquartiere erhielten die Kaiserlichen in Montferrat, dem Herzoge von Mantua gehörig, wo die feindselige Gesinnung der Einwohner bald mit heimlicher Gewaltthat durch Meuchelmord, bald durch offenen Aufstand hervortrat. Eugen erschöpfte alle Mittel der Milde, doch diese steigerte nur die Frechheit, bis er durch die Bestrafung von Vignale, das ihn mit Schüssen und Steinwürfen empfangen hatte, einen heilsamen Schrecken verbreitete und sich Ruhe schaffte. Um die Aufstellung einer bedeutendern Streitmacht in Italien zu bewirken, begab er sich im März 1691 nach Wien.

Der Verfasser gibt uns hier eine Schilderung der einflußreichsten Staatsmänner: Königsegg, Strattmann, Kinsky, Carafa; es wurde beschlossen, ein Corps von 20000 Mann in Italien aufzustellen und dem Kurfürsten von Baiern, damit er Hülfstruppen stelle, den Oberbefehl zu übertragen, unter ihm sollte Carafa die kaiserlichen Truppen commandiren. Prinz Eugen, mit edler Selbstverleugnung, ordnete sein eigenes Interesse dem allgemeinen Wohl unter. Er übernahm einstweilen wieder den Befehl über sein kleines Corps, sah sich aber, nachdem er, fast nur durch den Zauber seines Namens, die Aufhebung der Belagerung von Cuneo bewirkt, bald zur Unthätigkeit verdammt und wurde obenein in Madrid, und vielleicht auch in Wien verdächtigt, als dürfte er nur nach glänzenden Kriegsthaten, unbekümmert um das Heil des Ganzen. Endlich trafen die ersehnten Verstärkungen ein, aber die oberste Leitung der Operationen lag nicht in einer sichern Hand, denn der Kurfürst von Baiern, persönlich der glänzendste Kriegsfürst, besaß doch nicht die strategische Einsicht, welche der Heerbefehl fordert, und der Entwurf des Feldzugsplans, wie die Lenkung der Streitkräfte blieb den Generalen überlassen. Sie werden uns vorgeführt: Carafa, der seinem Posten nicht gewachsen war, Pálffy, ohne viel militärisches Verdienst, Prinz Commercy allein von einiger Bedeutung. So konnte es nicht fehlen, daß die Ereignisse des Feldzugs Eugen mit dem tiefsten Unmuthe erfüllten; er gerieth in Streit mit Carafa, der sein Recht als Regimentsinhaber verletzt hatte, und ließ sich zu Drohungen hinreißen, welche der Subordination zuwider waren. Carafa beutete diesen Vorfall in der unedelsten Weise aus, indem er dem Prinzen, den er in größter Geldverlegenheit wußte, sogleich die Auszahlung seiner Bezüge verweigerte. Eugen bat daher, dem nächsten Feldzug in Deutschland unter Ludwig von Baden, seinem Vetter und Freunde, beiwohnen zu dürfen. Doch wurde Carafa zurückberufen und durch Caprara ersetzt, während der Herzog von Savoyen an des Kurfürsten von Baiern Stelle den Oberbefehl erhielt. So blieb Eugen beim Heere, und nun endlich konnte er sein Wort, Frankreich nur mit den Waffen in der Hand wieder zu betreten, wahr machen. Er führte die Vorhut bei dem Einbruch in Frankreich. Da hemmte eine schwere Erkrankung des Herzogs von Savoyen wieder alles, der Feldzug endete in voller Unthätigkeit und Eugen eilte nach Wien, um dem Kaiser selbst vorzutragen, warum bisher so geringe Resultate in Italien errungen worden seien und was zur Erreichung größerer Resultate zu geschehen habe. Aber der Kaiser war zu keiner schnellen Entscheidung zu bewegen, was theils in seinem eigenen Charakter, theils in seiner Umgebung lag. Alles drehte sich um die Frage, wer auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen commandiren solle. Endlich erhielt Ludwig von Baden, dessen Charakterbild uns durch ein schön gestochenes Porträt seiner interessanten Persönlichkeit vorgeführt wird, den Oberbefehl in Deutschland. Schwierig war es, ihn in Ungarn aus den 20 Feldmarschällen des Kaisers zu ersetzen; man wählte den Herzog von Croy, aber auch Eugen wurde zum Feldmarschall ernannt, zur selben Zeit Catinat in Frankreich. Dessen Fortschritte und die schwankende Haltung des Herzogs von Savoyen bewogen den Kaiser, Eugen 1694 seine sämmtlichen Streitkräfte anzuvertrauen. Victor Amadeus, von Tessé gewonnen, der als Postillon verkleidet nach Turin und heimlich in das Schloß gekommen, hatte Ludwig XIV. versprochen, seinen Abfall nach und nach vorzubereiten, und einstweilen nur die Operationsplane der Verbündeten zu kreuzen, welches treulose Versprechen er nur zu gut gehalten hat. So wurde Eugen's geniale Kraft gelähmt, so die Festung Casale nach einem neuen geheimen Vertrage zwar von den Franzosen übergeben, aber nur unter der Bedingung, daß die Festungswerke rasirt würden, was dem Erfolge allen

Werth nahm. Eugen bekämpfte diese Capitulation, welche der Herzog aber durch offene Drohung seines Abfalls durchsetzte. Eugen durchschaute ihn und meldete es auch nach Wien, es wurde alles versucht, den Herzog noch bei der Allianz festzuhalten, aber vergebens: auf die Weigerung des Kaisers, die Neutralität Italiens anzuerkennen, vereinigte Victor Amadeus seine Streitkräfte mit dem französischen Heere und trat als Oberfeldherr an deren Spitze. So wurde die Neutralität erzwungen und die beiderseitigen Heere räumten Italien.

Der Verfasser wendet sich nun nach Ungarn, wo der Oberbefehl in die Hände des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen übergegangen war, der dafür 8000 Mann dem Heere als Verstärkung zugeführt hatte. Mit dieser und den ausgezeichnetsten kaiserlichen Generalen, welche ihn unterstützten, erwartete man Großes. Vortrefflich weiß wiederum der Verfasser mit wenig Worten die Persönlichkeiten zu charakterisiren: Caprara, von militärischem Wissen und kluger, vielleicht zu ängstlicher Besonnenheit; Veterani's kriegerisches Talent in edelster Gestalt; Heißler, Graf von Heitersheim, die „Türkengeisel", einer der besten Reiteroffiziere, die Oesterreich je besessen, ein Sohn der eigenen Thaten, der sich vom Gemeinen bis zum Feldmarschall aufgeschwungen; den wilden Sigbert Heister, hart, ja grausam, aber unbeugsamen Muthes, eisernen Willens, unschätzbar am Tage der Schlacht; alle überstrahlend Guido Starhemberg, das höchste kriegerische Talent seiner Zeit, später Eugen's vornehmster, ihm nahekommender Nebenbuhler. Dies zur Probe für die treffliche Darstellung. Der Kurfürst rechtfertigte die Erwartungen nicht, seine beiden Feldzüge waren höchst unglücklich. Doch glaubte man der Sachsen nicht entbehren zu können und so wurde Prinz Eugen, von dem zu erwarten stand, daß er nöthigenfalls dem Kurfürsten selbst imponiren werde, zu dessen Unterfeldherrn bestimmt. Die Wahl Friedrich August's zum König von Polen trat in derselben Zeit ein, derselbe gab den Heeresbefehl dem Kaiser zurück, welcher nun den Prinzen Eugen damit betraute.

Soweit sind wir der Laufbahn des jungen Helden, welche in ihrer frühern Entwickelung unsern Lesern minder bekannt sein dürfte, genauer gefolgt. Von dem Zeitpunkt an, wo er als Oberfeldherr gegen die Türken auftritt, können wir uns kürzer fassen. Welchem Deutschen wären seine unsterblichen Thaten und deren großartige Erfolge fremd geblieben? Wir betrachten das Werk gediegener Forschung, das uns das Leben Eugen's endlich in lauterer Wahrheit schildert, von da an nur in seinem allgemeinen Gange und überlassen es unsern Lesern, sich selbst von seinem Werthe zu überzeugen. Es kann von diesem Zeitpunkt an nicht bloße Biographie sein, es wird zur Kriegs- und Weltgeschichte. In ersterer Beziehung wird sich auch der Militär von Fach zufrieden damit erklären, die beigefügten Schlachtpläne, den Originalen aus den Archiven entlehnt, werden ihm interessant sein. So gleich das der „Bataille bei Zenta, allwo 1697 den 11. September der Pr. Eugeni 20000 Türken auf der Walstatt erlegt und 10000 in die Theiß gesprengt, so ersoffen sind". Mit dem Spanischen Erbfolgekriege tritt das Werk in eine Epoche von noch höherer welthistorischer Bedeutung. Der Verfasser entwickelt die Verhältnisse und Oesterreichs gutes Recht im klarsten Lichte, dann erzählt er die Kriegsbegebenheiten einfach und anschaulich, in denen Eugen's Meisterschaft so glänzend hervortrat, und schildert auch seine Gegner in gewohnter treffender Weise. Diese tritt ganz besonders hervor in dem Bericht von Eugen's Bestrebungen in Wien, seinen Vorstellungen über die traurige Lage des Heeres Eingang zu verschaffen und das Resultat zu erzielen, von welchem nach seiner Ansicht die ganze Zukunft der Herrschaft des Hauses Oesterreich in Italien abhing. Hier erhalten wir eine Charakteristik Kaiser Leopold's, mit seinem Porträt, das uns mild und leutselig aus der ungeheuern schwarzen Perrüke entgegenblickt. Der Verfasser sucht ihn von den Vorwürfen zu reinigen, welche neuere Schriftsteller ihm gemacht; er belegt seine Darstellung durch die Zeugnisse von Zeitgenossen, deren Urtheil ein ganz anderes gewesen. Wir lesen von seinem Hofe, vom römischen König Joseph, der höchst anziehend geschildert ist, und von den einflußreichsten Männern: Kinsky, Harrach, Kaunitz, Fürst Salm u. s. w., und empfehlen dies Kapitel besonderer Beachtung.

Prinz Eugen wurde jetzt Präsident des Hofkriegsraths und trat dadurch an die Spitze des ganzen kaiserlichen Heerwesens, worüber bei den Truppen allgemeine Freude war. Wie er dies unbegrenzte Vertrauen gerechtfertigt, ist weltbekannt, wir lesen es hier in seinem genauesten Zusammenhange. Erzherzog Karl, den das Glück mit all den Gaben bedacht zu haben schien, die es seinen Günstlingen aufbewahrt, war feierlich zum König von Spanien erklärt und ausgerufen und griff selbst zum Schwert für sein Recht: ein neuer wichtiger Schritt zur Kräftigung des Bündnisses gegen Frankreich, das nun allmählich anwuchs. Portugal trat bei, auch Savoyen wieder, durch französische Gewaltthat endlich zum Entschlusse gedrängt. Der Aufstand in Ungarn rief jedoch Eugen dorthin. Trotz der drängendsten Gefahr konnte man in Wien zu keinem energischen Entschlusse kommen, worüber sich der Prinz gegen den römischen König bitter ausspricht: „Nichts thun, als den Krieg mit Papier und Wortgefechten führen, daraus sieht man nun, was erfolgen muß." Seine persönliche Anwesenheit in Wien trieb endlich zu den mächtigsten Anstrengungen in der Noth, welche den Kaiserhof von allen Seiten drängte. „Der letzte Mann, kann man sagen, wurde aufgeboten, der letzte Gulden flüssig gemacht." Und Eugen's Verbindung mit Marlborough brachte Rettung. Das Zusammenwirken dieser beiden Feldherren, die sich gegenseitig verstanden und ohne kleinlichen Neid unterstützten, nur das eine große Ziel im Auge, ist eine in der Geschichte fast einzig dastehende bewundernswürdige Erscheinung. Der Verfasser gibt uns wieder ein Charakterbild des britischen Helden, den die Herzogin von Orleans in einem Briefe an die Raugräfin Luise auch einen der schönsten Männer nennt. Von der glorreichen Schlacht von Hochstädt, welche Deutschland von den Franzosen befreite, liegt ein Plan aus jener

Zeit bei, der aber mit verkehrter Fronte gezeichnet ist; die Darstellung der Schlacht ist sehr gelungen. Zwei brennende Fragen führten Eugen, nachdem er in dem eroberten Baiern die Zustände durch Verträge geordnet, nach Wien: die schlechte Kriegführung gegen die Rebellen in Ungarn und die in Italien. Dort hatte Graf Heister den Oberbefehl, dessen erbitternde Feindseligkeit gegen die ganze ungarische Nation nicht zum Guten führen konnte; sein Porträt, das hier eingeschaltet ist, drückt seinen Charakter vortrefflich aus. Aber der Kaiser war nicht zu bewegen, ihn durch einen andern zu ersetzen. Trostlos war der Zustand der Truppen in Italien. Hier wechselte der Oberbefehl zwar mehrmals, ohne jedoch Besserung zu bringen, bis Eugen denselben erhielt. Zwei Tage vor seiner Abreise erkrankte der Kaiser und starb am 5. Mai 1705. Eine Berathung von 13 Aerzten hatte ihn nicht zu retten vermocht, vielleicht eher, wie der Verfasser sagt, dazu beigetragen, seine Lebenstage zu verkürzen. Joseph I. folgte, auf welchen besonders die Armee die größten Hoffnungen setzte.

Der neuen Regierung und ihren vornehmsten Trägern ist ein ganzes Kapitel gewidmet. Die Feldzüge von 1705 und 1706, der berühmte Zug Eugen's von der Grenze Tirols nach Turin und die Schlacht von Turin sind sehr klar geschildert, der Mitwirkung der Preußen unter Leopold von Dessau, den Prinz Eugen den Bullenbeißer genannt haben soll, wird auch hier rühmend gedacht. Der Plan der Schlacht ist französisch erläutert. Dieser Feldzug brachte Eugen's Ruhm auf den Gipfel der Bewunderung. Der Kaiser, im Einverständniß mit König Karl, ernannte ihn zum Generalgouverneur des nun eroberten Herzogthums Mailand und nach dem Tode Ludwig's von Baden zum kaiserlichen Generallieutenant, was gleichbedeutend mit Generalissimus war. Seit Montecuculi hatte keiner diese Würde mit der eines Hofkriegsrathspräsidenten vereinigt. Die Seemächte, vornehmlich England, drangen nun auf eine Unternehmung gegen Toulon, während dem Kaiserhofe die Unterwerfung von ganz Italien am Herzen lag, mehr als die der spanischen Halbinsel. Ungern gab der Kaiser nach, und Eugen sollte den Zug gegen Toulon ausführen, während Graf Daun Neapel unterwarf. Ein Zwischenfall eröffnete dem Prinzen die Aussicht auf den polnischen Thron. Der Zar Peter, erbittert durch den Separatfrieden Friedrich August's und die Auslieferung Patkul's an Karl XII., wandte sich an den Kaiser, bot seinen Beitritt zur großen Allianz und seine Vermittelung oder Truppen zur Dämpfung der ungarischen Unruhen an, und schlug vor, daß durch des Kaisers und Rußlands vereinten Einfluß bei dem polnischen Reichstage die Wahl des Prinzen Eugen zum König durchgesetzt werde. Gelegenheitsdichter ließen bereits Verse auf seine Thronbesteigung drucken. Aber der Antrag des Zaren war sehr gefährlich, da Karl XII. mit einem siegreichen Heere in Sachsen stand und der Kaiser ihm keine Truppen entgegenzusetzen hatte; mit äußerster Behutsamkeit erfolgte daher eine verbindliche, aber ablehnende Antwort, ganz im Sinne Eugen's, der sich unverhohlen gegen den Kaiser aussprach. Die Unternehmung gegen Toulon misglückte durch die Schwäche der dazu verwendeten Streitmacht. Mit welcher hartnäckigen Verbissenheit auch die Engländer an ihrer Meinung festhielten, mußte die Belagerung doch aufgehoben werden. Dafür entschädigte die Einnahme von Susa, welche dem Herzog von Savoyen möglich machte, wenn es ihm beliebte, in Frankreich einzudringen. Mit dem Feldzuge von 1707 schließt der erste Band des Werks.

Der zweite Band, mit dem Bilde Kaiser Joseph's, aus hellen großen Augen schauend, geschmückt, enthält die Zeit von 1708—18, also bis zum Frieden von Passarowitz, durch welchen Eugen Oesterreichs Grenze gegen die Pforte weit über ihre gegenwärtige Linie hinaus erweiterte. Ein Rückblick auf den Feldzug von 1707 eröffnet die Darstellung. Ueberall Misgeschick, besonders in Spanien, wo die Niederlage von Almanza König Karl auf einen kleinen Winkel von Catalonien beschränkt hatte! Darum verlangte er von seinem Bruder fast flehentlich die Sendung Eugen's mit einem beträchtlichen Truppencorps nach Spanien; auch die Seemächte unterstützten dies Begehren. Aber in Wien fielen die Gegengründe, welche Eugen's Entfernung widerriethen, schwer ins Gewicht und statt seiner wurde Starhemberg nach Spanien gesandt, der dies Vertrauen durchaus rechtfertigte. Eugen vereinigte sich nun mit Marlborough, um die spanischen Niederlande von den Franzosen zu befreien. Nur die Finanznoth, welche aufs höchste gestiegen war, und die Parteiungen am Hofe, von denen wir ausführlich lesen, traten ihm hemmend in den Weg. In den Niederlanden fand Eugen den britischen Feldherrn in sehr kritischer Lage und voll Kleinmuth, ihr Widersehen war ergreifend. Wunderbar, wie schnell Eugen's ruhiges Selbstvertrauen, sein überzeugendes Wort, die imponirende Macht seiner Persönlichkeit nicht allein Marlborough von neuem ermuthigte, sondern auch in wenig Stunden die Stimmung eines ganzen Heeres hob! Er eilte dann noch einmal nach Brüssel, um seine hochbetagte Mutter zu sehen, deren italienisches Blut stolz aufwallte in dem Gefühl, daß ihr Sohn das Werkzeug sei, den Uebermuth ihres Todfeindes Ludwig XIV. zu züchtigen. Sie sah ihn zum letzten male, denn sie starb am 10. October dieses Jahres, während Eugen nach dem Siege bei Oudenaarde beim Sturm auf Lille verwundet worden war. Kurz vorher hatte ein ruchloser Versuch stattgefunden (und nicht zum ersten male), ihn durch einen vergifteten Brief aus dem Wege zu schaffen. Ob die Nachforschungen nach dem Thäter, auf dessen Spur ein Wink des Grafen Martinitz geführt, irgendein Resultat gehabt haben, ist niemals bekannt geworden. Lille, Vauban's Musterfestung, dessen Belagerung die Augen von ganz Europa auf sich gezogen hatte, fiel endlich nach tapferer Vertheidigung; Brüssel aber, das der Kurfürst von Baiern bedrohte, wurde durch die verbündeten Feldherren gerettet. Mit dem Falle von Gent endigte dieser außerordentliche Feldzug, von welchem Eugen gesagt haben soll: wer ihm nicht beigewohnt, der habe nichts gesehen! Seine überraschenden Erfolge waren gegen

Vendôme und Berwick, zwei der ausgezeichnetsten französischen Heerführer errungen worden.

Im Anfange des folgenden Jahres galt es, Frankreichs Bestrebungen zu vereiteln, welche die Generalstaaten zu einem Separatfrieden bewegen und England der Allianz abwendig machen wollten, wozu sogar Marlborough mit vier Millionen bestochen werden sollte. Eugen wirkte den französischen Friedensvorschlägen mit Energie entgegen, obgleich er nicht mit den hohen Forderungen der Verbündeten einverstanden war. Marlborough unterstützte ihn dabei persönlich und der französische Unterhändler gestand alles zu, was von ihm begehrt wurde, nur nicht die Abtretungen an den Herzog von Savoyen und an das Deutsche Reich: Elsaß und die lothringischen Bisthümer. Daran zerschlugen sich die Unterhandlungen und die Waffen sollten weiter entscheiden. Eugen und Marlborough gewannen die blutige Schlacht von Malplaquet, von welcher ein Plan gegeben ist. Am Rhein war die Kriegführung um so thatenloser; dort war der Oberbefehl, wie Eugen sagte, „dem Phantom eines Fürsten" (dem Kurfürsten von Hannover) übertragen und es geschah nichts. Starhemberg in Spanien hatte sich dagegen Eugen's Ausspruch, daß er sich auf die Kriegskunst ebenso gut als er selbst verstehe, würdig gezeigt.

Der Verfasser führt uns nun wieder in die Verhältnisse am Kaiserhofe ein, wie sie Eugen bei seiner Rückkehr nach Wien verändert fand; durch Salm's Entfernung hatte er viel Boden gewonnen und die Einsetzung der engern Conferenz, welcher jetzt nur Männer gleicher Farbe angehörten, hatte die Staatsgeschäfte endlich unter eine einheitliche Leitung gebracht. Es spricht für das Urtheil und die Selbstbeherrschung des Kaisers, daß er scharf unterschied zwischen den Männern, deren Umgang er liebte, und denen, welchen er die öffentlichen Angelegenheiten anvertrauen konnte, und daß er die erstern in dieser Beziehung nie bevorzugte. Freilich verlieh er ihnen dafür großartige Schenkungen, was bei der Bedrängniß des Staatsschatzes, „wo den Beamten der Sold, den Handwerkern der Lohn, den Soldaten das Brot fehlte", eine übel angebrachte Freigebigkeit war. Die endliche Belohnung Eugen's mit einer Dotation von 300000 Gulden konnte dagegen nur als ein Act der Gerechtigkeit angesehen werden. Seine Sorge wendete sich nun den neu angeknüpften Friedensunterhandlungen, der Erhaltung der kaiserlichen Kriegsmacht, für welche in England eine Anleihe gemacht werden sollte, die aber mit neun Procent Zinsen nur 60000 Pf. St. brachte, und der Fortsetzung des Kriegs in Ungarn zu. Heister führte diesen einem glücklichen Ausgange näher. Eugen wohnte auch den Berathungen über die Stellung zu Rußland und Preußen bei. Das Verhältniß zu der letztern Macht hatte sich getrübt, man betrachtete sie, die sich „offen zum Haupte der Protestanten aufgeworfen", deren Gesandter davon sprach, daß es nicht mehr als gerecht sei, wenn die Kaiserkrone eines Tags auch auf ein protestantisches Fürstenhaus übergehe und von deren geheimen Verhandlungen mit Frankreich man Kunde hatte, mit Mistrauen. Eugen reiste daher selbst nach Berlin, wo er mit außerordentlichen Ehrenbezeugungen empfangen wurde und nicht allein die Zusicherung, daß die preußischen Truppen ferner auf ein Jahr in Italien belassen werden sollten, sondern auch des Königs Zustimmung erhielt, daß Mantua bleibend in den Besitz des Hauses Oesterreich übergehe. Dann eilte er nach den Niederlanden, wohin ihn die Friedensverhandlungen, wie der Krieg, dringend riefen. Welche Abschwächung der letztere durch die Verhältnisse erlitten, als die erstern abgebrochen wurden, wie der Ministerwechsel in England auf die äußere Politik gewirkt und zu einer Verständigung mit Frankreich, endlich zur Abberufung Marlborough's geführt, wie in Spanien ein glänzend begonnener Feldzug durch Mangel an Eintracht ungünstig geendet, und wie im Osten sich die Verhältnisse sowol in Ungarn als gegen die Türken, wo Karl XII. noch verweilte, wieder verwickelt, erzählt das Werk in anschaulicher Gruppirung.

Der Tod Kaiser Joseph's brachte dann die entscheidende Wendung. Eugen betrieb die Wahl Karl's VI., auf dessen Rückkehr aus Spanien er drang. Der Aufstand in Ungarn endigte jetzt mit der Unterwerfung Karolyi's glücklich, aber auf den Gang der Ereignisse im Westen konnte dieser Erfolg keinen Einfluß mehr üben. Zu Innsbruck, wohin er dem Kaiser entgegenreiste, berieth Eugen, der die Reichsgrenze gegen die Franzosen gehütet und die deutschen Fürsten zur Eintracht — er, der Fremde! — ermahnt hatte, mit dem Kaiser, was geschehen solle und übernahm dann selbst die Mission nach England, welche die dortige Regierung nicht mehr von dem Wege, den sie eingeschlagen, zurückführen konnte. Die persönliche Auszeichnung, die er erfuhr, die Huldigung des Volks, die oft genug lästig fiel, denn es drang scharenweise bis in seine Zimmer, konnten ihn darüber nicht trösten. Er wurde zuletzt durch einen politischen Abenteurer verdächtigt, mit Marlborough und den Häuptern der Whigpartei ein Complot geschmiedet zu haben, um London an vielen Punkten anzuzünden, sich der Königin zu bemächtigen und den Kurfürsten von Hannover auf den Thron zu setzen, und obwol er nichts davon erfuhr, fühlte er doch die Wirkung dieser und anderer Einflüsterungen in dem Betragen der Königin gegen ihn und verließ England endlich, um wenigstens im Haag dessen unheilvoller Politik entgegenzuarbeiten. Das einzige Heil war aber im Felde zu erwarten. Ormond, der an Marlborough's Stelle getreten war, zeigte den besten Willen zu energischer Kriegführung und der Prinz hoffte alles von einer Schlacht, welche die Franzosen fürchteten. Indessen wurde den englischen Truppen bald die Fortsetzung der Feindseligkeiten untersagt und Eugen's Kriegführung dadurch gelähmt; der Feuereifer, mit dem er bei dem Kaiser und den Generalstaaten auf Entschlossenheit und rasches Handeln drang, konnte den Gang der Dinge nicht mehr wenden. Der Kaiser und das Reich setzten bekanntlich, nachdem die übrigen Mächte 1713 mit Frankreich Frieden geschlossen hatten, den Krieg noch ein Jahr fort. Wir lesen mit Antheil, wie Eugen standhaft

gegen die Ungunst der Verhältnisse rang; die Kriegsbegebenheiten sind oft bis in die Details erzählt; aber Villars war gegen ihn zu sehr im Vortheil. Mit welcher Rücksichtslosigkeit er denselben benutzte, wie die rohe Grausamkeit, welche die Franzosen immer wieder durch alle Zeiten in deutschen Landen, die zum Kriegsschauplatze geworden, verübten, sich hier in furchtbarster Weise entfaltete, verdient unsern Lesern vorgeführt zu werden. Freiburg war belagert, die Stadt endlich an Villars übergeben worden, die Kaiserlichen behaupteten noch die beiden Schlösser. Da ließ Villars alle, die in der Stadt zurückgeblieben und in irgendeiner Beziehung zur Garnison standen: Offizierfrauen, Kranke, Verwundete, 5000 an der Zahl, in das Kapuzinerkloster sperren und verweigerte ihnen jeglichen Unterhalt, wenn sie nicht von den Schlössern aus damit versehen würden. Er hoffte dadurch die Aufzehrung der dortigen Vorräthe zu beschleunigen und als der Commandant darauf nicht eingehen zu können erklärte, wie es auch wirklich eine in der Kriegführung unerhörte Forderung war, ließ Villars eine Anzahl verwundeter und kranker Soldaten, welche schon mehrere Tage keine Nahrung erhalten hatten, vor die Mauern des untern Schlosses schleppen, um dort vor den Augen der Besatzung Hungers zu sterben. Diese theilte natürlich ihre ohnehin kargen Portionen mit den Unglücklichen. Wo die Thatsachen, durch Villars' Memoiren selbst verbürgt, sprechen, enthalten wir uns jedes Zusatzes, jeder weitergehenden Bemerkung. Nach dem Falle der glänzend vertheidigten Festung — Harsch wurde dafür in den Grafenstand erhoben — folgten die Unterhandlungen Eugen's mit Villars zu Rastatt, wobei des Prinzen unerschütterliche Festigkeit den Frieden unter den für das Kaiserhaus günstigen Bedingungen herbeiführte. Die Krone von Spanien mußte freilich aufgegeben werden, aber alle Nebenländer in Europa, mit Ausnahme von Sicilien, fielen Oesterreich zu. Der Gang der Verhandlungen ist ausführlich dargestellt und sehr interessant zu lesen. Diese Darstellung wird Eugen von dem Vorwurfe reinigen, daß er für das Deutsche Reich nicht mehr gewann; wir können es nur beklagen, daß die deutschen Fürsten auch hier nicht einig gewesen, daß Köln und Baiern entschieden zu Frankreich gehalten, Preußen für sich Frieden geschlossen, Sachsen mit seinen nordischen Händeln beschäftigt gewesen und die bestgesinnten, Pfalz, Trier, Mainz wegen Erschöpfung Frieden um jeden Preis gewünscht. Frankreich wäre sonst wol nicht im Besitz seines deutschen Raubes geblieben.

Der Verfasser geht nun mit Freimuth an eine Charakteristik Kaiser Karl's VI. und seiner Vorliebe für die Spanier, welche in Wien allgemein verletzte. Man fing an Vergleiche mit Joseph's Zeit und dessen heiterer, herzgewinnender Persönlichkeit anzustellen; die Ueberflutung des Landes mit Spaniern, die Einsetzung einer neuen Regierungsbehörde, bei welcher die spanische Sprache Geschäftssprache war und folglich nur Spanier Anstellung fanden, daher der Spanische Rath genannt, erregte Unzufriedenheit. Karl legte seine Abneigung gegen die Deutschen auch dadurch an den Tag, daß er ihnen den Verlust der spanischen Krone, den er für das Unglück seines Lebens hielt, zur Last legte. Er war bald ganz in der Macht der spanischen Partei. Ihr trat Eugen an der Spitze einer andern entgegen, aber bei der allgemeinen Parteiung scharten sich dennoch nicht alle, welche den Spaniern feindlich waren, unter seinem Banner. Ueber dies Treiben und die hervorragenden Persönlichkeiten der einen und andern Seite erhalten wir viel neue Aufklärungen. Der Fall von Barcelona, nachdem die Catalonier mit der heldenmüthigsten Tapferkeit ihre Treue gegen die Uebermacht der Franzosen bekundet, und das schreckliche Schicksal, dem sie nun entgegengingen, hätten den Kaiser fast zu einem Bruch der Verträge hingerissen, wenn nicht Eugen an der Spitze der Conferenz ihn daran verhindert hätte. Der Einfluß des Spanischen Rathes bewirkte nun, daß Prinz Eugen die Statthalterschaft von Mailand, die er freilich nur mittelbar hatte führen können, 1715 verlor, wobei er auf halbem Wege entgegenkam; in Italien, wo er allverehrt war, brachte das den übelsten Eindruck hervor. Er wurde jedoch dafür zum Generalgouverneur der Niederlande ernannt. Der Friede gestattete ihm nun, seine Aufmerksamkeit auf die Vorgänge im Osten und Norden Europas zu wenden, wo Karl XII. eben den politischen Schauplatz von neuem betrat. Eugen hatte eine Abneigung gegen ihn, er konnte weder seine persönliche Waghalsigkeit als wahre Mannhaftigkeit, welche sich in widerwärtigen Lagen am edelsten bewährt, noch sein Feldherrntalent achten. Sein unangemessenes Benehmen gegen das Reichsoberhaupt nach der Rückkehr aus der Türkei und sein Auftreten in Norddeutschland erhöhten die Mißstimmung, welche ihren Ausdruck in der Antwort des Kaiserhofs auf Karl's herausforderndes Benehmen fand. Die Aufmerksamkeit wurde jedoch bald auf die Pforte gelenkt, welche Krieg mit Venedig suchte und sich durch eine Gesandtschaft Oesterreichs Neutralität versichern wollte. Prinz Eugen empfing den Abgesandten, welcher jedoch keine bindende Zusage erhielt. Der Angriff auf die venetianischen Besitzungen in Morea veranlaßte im Gegentheil den Kaiser, der Republik, obgleich sie sich während des Spanischen Erbfolgekriegs keinen Dank verdient hatte, um des christlichen Glaubens und eigenen politischen Interesses willen Beistand zu leisten. Eugen empfahl der Pforte nochmals 1716 in einem Schreiben die Wiederherstellung des Carlowitzer Friedens und Entschädigung Venedigs, aber die Pforte, trunken von ihren ersten Erfolgen, erließ ein Manifest gegen Oesterreich und rüstete, ohne Eugen's Schreiben zu beantworten, ein starkes Heer, um es gegen Belgrad zu senden. So entbrannte denn der Krieg für Eugen, welcher wiederum den Oberbefehl übernahm, zu neuem, unvergänglichem Ruhme. Gern hätte er Starhemberg bewogen, ihn zu begleiten, aber dieser hatte sich nach seinen Feldzügen in Spanien ganz zurückgezogen und war nicht zu bewegen, wieder in die Oeffentlichkeit zu treten. Die Feldherren, welche unter Eugen zur Armee berufen wurden, werden uns, wie bei frühern Gelegenheiten, in kurzer, treffender Charakteristik vorgeführt; wir folgen dann den Kriegs-

begebenheiten zur Schlacht von Peterwardein und der von Belgrad, von welchen beiden Pläne nach den gleichzeitigen Originalen aus dem Kriegsarchiv beigefügt sind. Die Friedensunterhandlungen von Passarowitz, welche der Hof dem Prinzen übertragen wollte, führte er diesmal auf seinen Wunsch nicht; er mochte es unter seiner Würde halten, sich mit den Türken in die gewohnten endlosen Streitigkeiten einzulassen, auch machte sich ihm das herannahende Alter fühlbar und weckte den Wunsch nach Erholung. Er erließ bestimmte Instructionen für seine Feldherren und begab sich dann nach Wien. Der Frieden von Passarowitz gab Belgrad mit dem nördlichen Theile von Serbien, Temesvar und das Banat an Oesterreich.

Am Schlusse des Bandes, nach den Anerkennungen, welche dem Prinzen von seinem Kriegsherrn und vielen gekrönten Häuptern zu Theil wurden, erwähnt der Verfasser noch des Soldatenliedes vom „edeln Ritter", das vom Herzen kam und zum Herzen ging und sich, ohne einen andern Werth, als daß es das unverfälschte Erzeugniß der damaligen Volksstimmung ist, bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Der zweite Band ist ebenfalls mit vier Porträts geschmückt: außer dem schon erwähnten Joseph's I. das stolze Bild des Fürsten Salm, das geistreiche Antlitz Wratislaw's, des ausgezeichnetsten Diplomaten, der für Oesterreich zu früh schon in den Dreißigern nach schweren Leiden an der Fettsucht starb, und Guido Starhemberg, dieser wol schon in späterer Zeit gezeichnet. Wie dem ersten Bande sind hier Anmerkungen angefügt, welche für den Text die wichtigen Belege bringen, die der Verfasser aus den Archiven geschöpft. Darunter befinden sich die interessantesten Briefe Eugen's, des Kaisers u. s. w., die manchen Irrthum, sogar einen der sonst so zuverlässigen „Oesterreichischen militärischen Zeitschrift" berichtigen; neben ihnen sind aber auch Stellen aus Zeitquellen und neuern Schriften angeführt.

Der dritte Band, welcher das Bild Karl's VI. mit dem charakteristischen Facsimile seiner Unterschrift bringt, beschließt das Werk mit der Zeit von 1719—36. Kaum war durch Eugen's glanzvolle Siege der Friede von Passarowitz herbeigeführt, als der von Spanien begonnene Krieg um Sardinien und Sicilien die angestrengte Thätigkeit des Prinzen als Präsidenten des Hofkriegsraths in Anspruch nahm. Bekanntlich störte Elisabeth Farnese, die zweite Gemahlin Philipp's V., welche ihn ganz beherrschte, unter Alberoni's Staatsleitung die kaum gewonnene Ruhe von Europa, um wieder italienische Besitzungen an sich zu reißen. Eine spanische Flotte warf 9000 Mann unter Marquis von Lede bei Cagliari an das Land. Dieser Feldherr, einer der häßlichsten Menschen seiner Zeit, klein, verwachsen, von gemeinen, abstoßenden Zügen, aber durch militärische Talente ausgezeichnet, eroberte Sardinien in zwei Monaten, und Alberoni wagte es, dem Kaiser die Zumuthung zu stellen, daß Sardinien und Sicilien auf ewig der Krone Spanien bleiben, das Haus Savoyen aber durch mailändisches Gebiet entschädigt werden sollte. Der Kaiser wies dieselbe mit Entrüstung zurück und die Spanier griffen nun auch Sicilien an. Die sogenante Quadrupelallianz machte aber diesen Bestrebungen ein Ende, und Eugen, Englands frühere Kränkungen hochherzig vergessend, wirkte besonders für den Abschluß des Bündnisses. Der Kaiser erhielt nun Sicilien für Sardinien, erkannte aber, um Victor Amadeus für den ungleichen Tausch zu entschädigen, das Nachfolgerecht des Hauses Savoyen in Spanien, falls der Stamm Philipp's erlöschen würde, und das Erbrecht des Infanten Don Carlos, des zweiten Sohnes Philipp's V., auf Toscana und Parma an. Sicilien mußte jedoch dem Marquis von Lede erst wieder entrissen werden und die Misgriffe bei Besetzung des Statthalterpostens in Neapel erleichterten es ihm, sich dort trotz des Seesiegs der Engländer noch lange zu halten. Der Verfasser bemerkt:

Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß so viele der Männer, deren Namen auf den trübsten Seiten der österreichischen Geschichte stehen, damals in Sicilien wider den alten Feind des Hauses Oesterreich stritten: Mercy, Wallis, Seckendorff, Neipperg, Schmettau. Alle, außer Mercy, waren aber noch in den Anfängen ihrer Laufbahn, jeder von ihnen galt für einen äußerst verwendbaren Offizier, und es zeigte sich wieder, daß derjenige, der unter der Leitung anderer die ersprießlichsten Dienste leistet, in selbständiger Stellung an der Spitze eines Heeres den von ihm gehegten Erwartungen gar nicht zu entsprechen vermag.

Sehr wahr! Diese Bemerkung drängt sich in traurigster Weise immer wieder von neuem auf! Mercy, der mit Zurücksetzung des wackern Zumjungen den Oberbefehl erhalten hatte, erblindete plötzlich und übergab dem genannten General das Commando. Prinz Eugen, längst überzeugt, daß Sicilien nur mit einem Aufwande stärkerer Streitkräfte zu erobern sei, wußte es zu bewirken, daß die gleichzeitig beabsichtigte Expedition nach Sardinien aufgehoben wurde und Graf Bonneval, welcher dazu bestimmt war, Befehl erhielt, 10000 Mann aus der Lombardei nach Sicilien zu führen. Bonneval, welcher die öffentliche Aufmerksamkeit mehr auf sich gezogen, als irgendeiner seiner Zeitgenossen, verdankte weder den Eigenschaften seines Geistes, noch kriegerischen Thaten die Stellung, die er erlangt hatte, sondern nur seinem kecken Auftreten und der großsprecherischen Selbstvergötterung, mit welcher er sich geltend zu machen wußte. Wir kennen ähnliche Erscheinungen auch. Der Verfasser, in der ihm eigenen Kraft der Charakteristik, nennt Bonneval einen Menschen ohne sittliche Grundsätze, meineidig nicht nur dem Banner, dem er Treue gelobt, sondern allem, selbst den Glauben nicht ausgenommen; mit Füßen tretend, was in der Wirklichkeit den Mann von Ehre ziert; den Vertreter alles desjenigen, was an dem französischen Edelmann des vorigen Jahrhunderts Verwerfliches war. Eine Aeußerung, die in einem Schreiben an Eugen enthalten ist, daß er weit entfernt sei von jener Liebe zum Vaterlande, welcher das gemeine Volk sich hinzugeben pflege, kennzeichnet ihn völlig. Dieser Mann erregte gleich bei seiner Ankunft in Sicilien, wo sich die Spanier mit bewundernswürdiger Tapferkeit vertheidigten, die widerwärtigsten Zerwürfnisse und es war ein Glück, daß Alberoni's Sturz endlich dem Kriege ein anderes Ende machte, als durch die Gewalt der Waffen. Eugen organisirte

dann die militärische Befehligung auf der wiedergewonnenen Insel, die er die Vormauer aller italienischen Besitzungen des Kaisers nannte.

Der Einfluß des Prinzen am wiener Hofe war aber im Sinken. Andere hatten sich der Gunst des Monarchen und seines Vertrauens bemächtigt, sie bildeten jene erwähnte spanische Partei. Wie keck sie in ihren Angriffen und Verleumdungen war, mit welcher Schlauheit sie durch tägliche Einflüsterungen ihre Zwecke zu erreichen wußte, hatte Eugen bereits schmerzlich erfahren. Schon handelte es sich um die Entfernung desjenigen vom Hofe, welchem das Kaiserhaus die Rettung aus den furchtbarsten Gefahren, mit einem Worte alles verdankte. Aber das entschlossene Benehmen des Prinzen führte die Katastrophe herbei, welche alle jene Plane zertrümmerte, und in der zweiten Hälfte der Regierungszeit Karl's ist Eugen's Einfluß so mächtig, daß er fast unumschränkt genannt werden kann. Der Kaiser hatte ihm von jeher eine herzliche und dankbare Zuneigung bewiesen, wie eine große Zahl seiner Briefe an ihn bekundet, er macht ihm oft die zärtlichsten Vorwürfe über die Nichtachtung seines Lebens und befiehlt ihm sogar, mehr auf sich Acht zu haben. Der Verfasser sucht zu erklären, wie bei dem scheinbar unerschütterlichen Vertrauen des Kaisers zu Eugen dessen Feinde einen solchen Umschwung in Karl's Gesinnung bewirken konnten, und er faßt dazu mit gewohnter Schärfe die Eigenthümlichkeiten dieses Fürsten ins Auge. Karl war mistrauisch, er war eifersüchtig darauf, daß jemand Einfluß auf ihn gewinnen könne, er hatte einen großen Hang zu Neuerungen, welchen Eugen oft bekämpfte, während andere ihm darin schmeichelten. Der Verfasser schildert die Männer, denen es gelang, den Kaiser zu gewinnen, vor allen Graf Althan, sein Günstling im eigentlichsten Sinne des Worts. Dieser war es besonders, welcher den Prinzen Eugen verfolgte und verdächtigte. Er griff schon während der rastatter Unterhandlungen die Politik, während des Türkenkriegs selbst seine Feldherrnleistungen an; dazu half auch Graf Guido Starhemberg, dessen bitterer, sarkastischer Tadel von entscheidendem Einfluß wurde. Dieser war mit Eugen schon lange verfeindet; die Ursache ist nie ermittelt worden. Der Verfasser sucht sie psychologisch zu ermitteln, indem er Starhemberg's stark ausgeprägten Charakter, den Unmuth über Eugen's Bevorzugung schildert, als dieser ihm 1702 die Truppen in Italien in der trostlosesten Verfassung überlassen, um von Siegen zu Siegen zu eilen, während er in der verzweifelten Lage bleiben mußte, die es ihm unmöglich machte, Erfolge zu erringen. Als ganz unwahrscheinlich verwirft er die Geschichte, welcher jene Verfeindung auch wol zugeschrieben worden ist. Starhemberg's Unerschrockenheit war nämlich so sprichwörtlich, daß die Wiener sagten, er würde keine Miene verziehen, wenn der Kalenberg nach der Stadt käme, um dem Stephansthurm einen Besuch abzustatten. Eugen, wurde nun erzählt, habe diese Unerschrockenheit vor vielen Gästen auf die Probe stellen wollen, bei einem Festmahl nicht weit von Starhemberg's Sitz einige Böller eingraben und diese, als der Feldmarschall eben das Glas gehoben, um die Gesundheit des Kaisers zu trinken, plötzlich lösen lassen. Alles sei bei der Explosion erschrocken aufgesprungen, um sich zu retten, Guido Starhemberg nur habe sein Glas so ruhig, als er es angesetzt, ausgetrunken, dem Prinzen aber diesen Streich niemals verziehen. Die Anekdote ist ganz hübsch, aber entschieden unwahr.

Zu den Gegnern Eugen's gesellte sich auch noch der König von Sardinien, sein eigener Vetter. Weder durch List noch Gewalt war es ihm gelungen, sich des Gebiets von Mailand zu bemächtigen. Friedrich der Große schon nennt es darum mit prophetischem Blicke un cancre qui ronge la Lombardie. Victor Amadeus begehrte nun für seinen Sohn die Hand einer der Töchter Joseph's I., weil ihnen früher die Erbfolge, im Fall die habsburgische Mannslinie aussterben würde, bestimmt gewesen und sich in diesem, wenn auch durch Karl VI. zu Gunsten seiner damals noch zweijährigen Tochter Maria Theresia aufgehobenen Verhältniß für die Zukunft ein Anknüpfungspunkt finden ließ. Eugen war gegen diese Verbindung, und der König, sein Vetter, verband sich daher mit seinen Feinden, um ihn vom Hofe zu entfernen. Sie bedienten sich zu ihren niedrigen Ränken zweier Werkzeuge: eines politischen Abenteurers Tedeschi und des Grafen Nimptsch, Althan's Schwager. Eugen aber, davon in Kenntniß gesetzt und mit den Beweisen versehen, welche niedrige Verleumdungen man gegen ihn gesponnen, begab sich augenblicklich zum Kaiser, um Genugthuung zu verlangen, und im Fall ihm diese versagt werde, alle seine Stellen zu den Füßen des Kaisers niederzulegen; er werde dann ganz Europa zum Richter über die ihm widerfahrene Kränkung aufrufen. Der Kaiser, in peinlicher Verlegenheit, umarmte den Prinzen und wollte ihn beschwichtigen; Eugen aber setzte es trotz der Gegenbestrebungen seiner Feinde durch, daß Tedeschi und Nimptsch verhaftet und eine Untersuchung eingeleitet wurde, welche deren Schuld und Umtriebe enthüllte. Tedeschi wurde zum Pranger und 30 Ruthenstreichen von Henkershand, nebst ewiger Landesverweisung, Nimptsch zur Entsetzung von allen seinen Würden, zweijähriger Festungshaft und ewiger Verbannung von Wien und allen Orten des kaiserlichen Hoflagers verurtheilt und diese Strafe auch wirklich vollzogen. Das Verhältniß des Prinzen zum Kaiser konnte sich nach diesen Vorgängen bei der Feindschaft des Günstlings natürlich nur allmählich wieder bessern, aber der Tod des Erzbischofs von Valencia befreite ihn wenigstens von seinem heftigsten Gegner und die allzu grellen Gegensätze verwischten sich seitdem mehr und mehr. Mit dem allmählichen Zurücktreten der spanischen Partei wurden Eugen's persönliche Beziehungen zum Kaiser immer vertraulicher und sein Einfluß auf die Staatsgeschäfte stieg so rasch, daß er bald in jeder Hinsicht die Stellung eines ersten Ministers einnahm. Selbst in den letzten Lebensjahren, wo ihm das Alter nicht mehr die gleiche Geschäftsthätigkeit erlaubte, that der Kaiser nichts, ohne ihn um sein Urtheil und seinen Rath zu bitten.

Der Verfasser schildert nun Eugen's Beschäftigung

mit der Literatur, wozu ihm erst nach Beendigung des Spanischen Erbfolgekriegs volle Muße wurde. Er sammelte eine prächtige Bibliothek und trat in Verkehr mit ausgezeichneten Männern der Wissenschaft, unter denen Leibniz in erster Reihe zu nennen, auch mit Jean Baptiste Rousseau, mit dem Geschichtschreiber Beauval und vielen andern. Eine Ansicht des schönen Palastes, in welchem sich nebst andern Sammlungen auch die Bibliothek des Prinzen befand, ist hinzugefügt; die Rococostaffage gibt dem Blatte einen passenden Ausdruck. Auch die Vogelperspective des Belvedere, das erst im Jahre 1724 ganz vollendet war, ist sehr ansprechend. Ueber dem Verkehr mit geistvollen und gelehrten Männern und über lebhafter Beschäftigung mit seinen Büchern und Sammlungen, Bauten und Gärten und seinen Gütern vernachlässigte Eugen aber keineswegs die Pflichten seiner wichtigen Aemter. Er war in dreifacher Richtung angestrengt thätig, als Präsident des Hofkriegsraths, als Generalstatthalter der Niederlande und als Vorsitzender der geheimen Conferenz. Das Werk schildert die Thätigkeit des Prinzen in diesen verschiedenen Aufgaben. Mit welcher Strenge der sonst so milde und volksfreundliche Prinz gegen die Aufrührer in Brüssel verfuhr, ist unserer Zeit ersprießlich zu lesen. „Unsere Meinung", schreibt er, „ist nicht, die wohlgesinnten Unterthanen zu unterdrücken oder ihnen unrecht zu thun, sondern sie zu vertheidigen und sicher zu stellen gegen die Frechheit Uebelwollender. Hätte man schon früher so gehandelt, so wären die letzten Tumulte gewiß vermieden worden." Nachdem aber dem Rechte genug geschehen, müsse man die beunruhigten Gemüther beschwichtigen, nur durch Milde sei die Liebe des Volks zu gewinnen. Die Errichtung der Ostendischen Handelscompagnie, an der sich auch der Adel betheiligte, gab den Niederlanden einen neuen Beweis, wie Eugen auf ihr Wohl bedacht war. Wie freisinnig er in religiösen Dingen dachte, sprach er aus, indem er den Streit um den Jansenismus und die Annahme der Bulle Unigenitus, welche denselben verdammte, von den Niederlanden fern halten wollte. Gegen Widersetzlichkeit hochgestellter Männer verfuhr er mit gleicher unparteiischer Strenge. Wir machen unsere Leser besonders auf sein Verfahren gegen Westerloo und Bonneval aufmerksam. Letzterer, seinem Fahneneide, seinem Ehrenworte oft genug abtrünnig, wurde es zuletzt auch seinem Glauben, indem er in der Türkei als Renegat starb.

Um Eugen in seinem politischen Wirken zu schildern, muß das Werk die allgemeinen Staatsverhältnisse der Zeit in den Kreis seiner Betrachtung ziehen. Den Bestrebungen des Kaisers, seiner Tochter die unbestrittene Erbfolge zu sichern, der sogenannten Pragmatischen Sanction, soll der Prinz den Rath entgegengestellt haben, seiner Tochter einen gefüllten Schatz und ein wohlgeübtes Heer zu hinterlassen und sich nicht um Versprechungen zu bemühen, welche ohnedies nicht gehalten würden. Der Verfasser weist aber wenigstens die moralische Wirkung nach, wenn die Prätendenten feierliche Zusagen brechen mußten. In den Verwickelungen, welche das Zerwürfniß zwischen Spanien und Frankreich herbeiführte, rieth Eugen dringend von einer Verbindung mit Spanien ab, obgleich er damit des Kaisers Lieblingsplane, die er dabei verwirklicht zu sehen hoffte, kreuzte. Der Kaiser verschloß dem treuen und muthigen Rathgeber aber noch sein Ohr, das Schutz- und Trutzbündniß kam 1725 zu Stande. Die Töchter des Kaisers sollten den Söhnen der Königin von Spanien vermählt werden und es handelte sich also für dieselben, für das Haus Bourbon, um nichts Geringeres, als um das reiche Erbe des Hauses Habsburg. Da kam das Gegenbündniß von Frankreich, England und Preußen zu Stande, welches die kaiserlichen Staaten mit unmittelbarem Angriff bedrohte. Die Noth, auch im Lande, war groß; der König von Sardinien bot freundlichst Hülfe an, wenn ihm das ganze mailändische Gebiet zwischen Tessin, Po und Adda abgetreten würde, sah sich aber entschieden zurückgewiesen, da schon zu viel von Mailand an Piemont abgetreten sei. Mit der Zarin Katharina I. kam dagegen ein Bündniß zu Stande; der glänzendste und fruchtbringendste Erfolg war aber, den König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., von der Allianz mit England und Frankreich auf des Kaisers Seite zu ziehen. Wir lesen die Verhältnisse geschildert, welche eine Spannung zwischen den Höfen von Wien und Berlin früher hervorgerufen hatten, namentlich die Klement'sche Betrügerei. Der Verfasser läßt dem König die Gerechtigkeit widerfahren, daß er einen lebhaften Sinn für die Ehre und Größe Deutschlands und immer große Verehrung für die Majestät des Kaisers gezeigt; doch steht er bei der Betrachtung der Religionsstreitigkeiten natürlich mit seinem Helden ganz auf dem katholischen Standpunkte. Wie wenig Eugen's Ansicht über die preußischen Truppen und ihre Kriegstüchtigkeit, die er trotz ihrer vortrefflichen Ausbildung bezweifelte, eine richtige war, haben wenige Jahre nachher die Schlesischen Kriege bewiesen. Doch wir wollen jetzt am wenigsten alten Zwist aufrühren. Der Verfasser mag recht haben, wenn er sagt, daß Eugen, wie fast alle großen Feldherren, auch Napoleon I., deshalb kein Freund von militärischen Schauspielen gewesen, weil er zu lange Zeit seines Lebens im ernsten und blutigen Kriege zugebracht, um noch Gefallen an dessen verblaßter Nachbildung zu finden. Für die Wiederherstellung des guten Einvernehmens wirkte aber Eugen, für welchen der König aus dem Felde her eine große Verehrung hegte, mit Freuden. Die Schritte Seckendorff's, des neuen Gesandten, dessen Porträt eingefügt ist, und die Persönlichkeiten am berliner Hofe werden geschildert. So kam zum ersten male jene politische Combination zu Stande, welche später unter dem Namen der Heiligen Allianz eine so große Berühmtheit erlangt hat und, den conservativen Interessen zum Schaden, in neuerer Zeit zerrissen worden ist. Prinz Eugen kann als der Gründer und eifrigste Förderer dieses Systems, eines festen Bundes zwischen Oesterreich, Rußland und Preußen bezeichnet werden. Auch andere neue politische Gruppen hatten sich gebildet: eine Allianz zwischen den alten Feinden England und Frankreich, damals so verwunderlich wie

heute, und zwischen dem Kaiser und seinem frühern Nebenbuhler um die spanische Krone. Aber wie bald zerfielen sie!

Eugen stand nun wieder im vollen Vertrauen des Kaisers. Da nun einmal das Bündniß mit Spanien geschlossen war, suchte er auf alle Weise die Verträge auch durchzuführen und zeichnete dem kaiserlichen Gesandten in Madrid, Königsegg, der in würdiger und kluger Haltung seine Stellung wahrnahm, die weitern Schritte dazu vor. Man glaubte am Vorabend eines neuen blutigen Kriegs gegen Frankreich und England zu stehen. Der Friede wurde zwar erhalten, aber der Kaiser mußte sein Lieblingswerk, die Ostendische Handelscompagnie, opfern. Eugen's diplomatische Thätigkeit dabei, sein Abrathen von einer Verbindung der Erzherzogin Maria Theresia mit Don Carlos, welche dessen Mutter, die Königin, so leidenschaftlich begehrte, und was sonst von ihm ausgegangen und durchgeführt worden ist, liegt uns hier klar vor. Eugen's Entrüstung über den Vertrag von Sevilla 1729 kam der seines Herrn, des Kaisers, gleich. In unglaublich kurzer Zeit sorgte er für die Aufstellung eines starken, kampfgerüsteten Heeres in Italien, er suchte das Bündniß mit Rußland und Preußen, da sich Spanien losgesagt, immer enger zu schlingen. Auch kam ihm die Kaiserin Katharina bereitwillig entgegen, 20000 Mann wurden an der Westgrenze zusammengezogen; zwar verwirrten sich die Verhältnisse in Rußland unter dem jungen Kaiser Peter II. und nahmen Eugen's ernste Aufmerksamkeit in Anspruch; als aber Anna den Thron bestieg, bekundete sie den Willen, fest an dem Bündnisse mit Oesterreich zu halten. Der König von Preußen hatte schon 1728 mit dem Kaiser eine geheime Allianz geschlossen, wozu, nächst seiner deutschen Gesinnung, besonders auch Eugen gewirkt hatte, für welchen der König, wie schon gesagt, eine stets wachsende Zuneigung hegte. Der Verfasser nennt dies bei der Grundverschiedenheit ihres Wesens eine auffallende Erscheinung und gibt uns eine interessante Parallele zwischen beiden. Wie der König dann bei den deutschen Höfen in Person für die Sache des Kaisers wirkte — es wird in Bezug auf Friedrich August von Sachsen und Polen eine „Bekehrungsreise" genannt — ist mit Eugen's eigenen Worten anerkannt. In dem Streite zwischen Vater und Sohn wirkte Eugen durch Seckendorff beschwichtigend. Den Intriguen August's II. der mit Frankreichs Hülfe schon bei Lebzeiten des Kaisers eine Theilung des habsburgischen Erbes, für sich Böhmen, Mähren, Ungarn erstrebte, wußte Eugen zu begegnen. Frankreich, in seiner Meisterschaft, alles Recht verdrehende Behauptungen aufzustellen, wollte Böhmen als gar nicht zu Deutschland gehörig betrachten und daher einen Angriff auf dies Land auch nicht als Friedensbruch angesehen wissen. Oesterreich näherte sich aber wieder England, wofür Eugen als Mitglied der geheimen Conferenz sich besonders aussprach, und der zweite Wiener Vertrag von 1731 wurde abgeschlossen. In gleichem Sinne, um Frankreichs Sache zu schwächen, wurde an den meisten deutschen Höfen gewirkt. Der Verfasser charakterisirt die Zeit sehr treffend:

In jener Epoche, in welcher politische Systeme und Allianzen gleichsam über Nacht gewechselt wurden, in der man fast ohne irgendeinen Vorwand zu suchen, vom bisherigen Freunde zum Feinde übersprang, nur wenn derselbe augenblicklichen Vortheil bot, in einer solchen Zeit erschien ein Bündniß schon matt und kraftlos, wenn es nicht binnen kurzer Frist erneuert wurde.

Was uns hier mitgetheilt wird, läßt manches neue Streiflicht auch auf das System der Bestechungen fallen, dem sich damals kein Hof zu entziehen vermochte. Die italienischen Verhältnisse nahmen ferner Eugen in Anspruch. Hier war Daun, der einen so großen militärischen Ruf hatte, Statthalter in Mailand; er sah aber die Lage der Dinge so kleinmüthig an, daß er behauptete, beim ersten feindlichen Angriffe Mailand räumen und das Land bis an die Adda preisgeben zu müssen. Eugen wußte ihm durch seine Festigkeit mehr Vertrauen einzuflößen und wollte von einem solchen Preisgeben nichts hören. Der Abschluß der Verträge von 1731 sicherte den Frieden und erlaubte Oesterreich, der Republik Genua bei der Bekämpfung des Aufruhrs in Corsica, der schon zwei Jahre wüthete, wirksame Hülfe zu leisten. Das Verhalten des Kaiserhofs nach dem Siege, wobei Eugen Milde und Abstellung gerechter Beschwerden anrieth, auch die Freilassung widerrechtlich verhafteter Häupter durchsetzte, entzückte die Corsen so, daß sie dem Kaiser, und wenn dieser nicht darauf eingehen wolle, dem Prinzen Eugen die souveräne Herrschaft über ihre Insel antrugen. Denke man sich Corsica österreichisch und combinire man weiter auf Bonaparte, als österreichischer Unterthan geboren! Der Kaiser fand durch den Frieden auch für seine Erbfolgeordnung neue Hoffnungen und es war dazu vor allem das Freundschaftsbündniß mit Preußen seine kräftigste Stütze. Aber dies lockerte sich, wozu besonders England beitrug. Eugen mußte gegen seine Ansicht in den bekannten Heirathsverhandlungen Englands Wünsche bei Friedrich Wilhelm befürworten, ohne jedoch etwas auszurichten. Die folgenden Verwickelungen wegen der polnischen Königswahl werden in Bezug auf das Verhalten des Königs von Preußen nicht ganz unparteiisch geschildert; wir lesen aber mit Interesse von Eugen's angestrengter Thätigkeit gegen Frankreichs Einfluß und von seinem Verhalten bei den widerwärtigen Ereignissen in seinem eigenen Vaterlande, wo König Victor Amadeus, der die Krone niedergelegt, sie dem Haupte seines Sohnes wieder hatte entreißen wollen und darüber verhaftet worden war. Es gelang aber doch nicht, das Haus Sardinien für den Kaiser zu gewinnen, was nur durch eine neue Gebietsabtretung möglich gewesen wäre, und bald war dasselbe abermals mit Frankreich verbunden.

Der polnische Successionskrieg, für Frankreich nur ein Mittel, die Macht Habsburgs zu schwächen und darum unter nichtigem Vorwande begonnen — wann hätte es ihm daran gefehlt? — wurde von kaiserlicher Seite mit halben Maßregeln, die Folge falscher strategischer und politischer Combinationen geführt. In Italien besonders waren keine ausreichenden Vertheidigungsanstalten getroffen. Der Sardenkönig zog am 4. November 1733 in Mailand ein, wo er, ohne Freude

empfangen, alles that, um das Volk für sich zu gewinnen. Er ließ Steuern nach, deren Ertrag ihm nicht gehörte, und gab prächtige Feste, auf denen sogar der achtzigjährige Marschall Villars sich noch als Tänzer versuchte. Auch das Castell, das der alte Hannibal Visconti tapfer vertheidigte, mußte endlich, Anfang 1734, gegen freien Abzug mit allen Kriegsehren, übergeben werden.. In Deutschland wurden große Anstrengungen gemacht, die Reichshülfe zu gewinnen. Prinz Eugen übernahm noch einmal den Feldherrnstab, obgleich nur noch der Zauber seines Namens wirken konnte. Der Verfasser sagt mit Recht, daß es keine Verwunderung erregen kann, wenn Eugen nicht mehr fähig war, Triumphe zu erringen; unserer Zeit fehle der Maßstab, der an ein so reich bewegtes Leben, wie das Eugen's, gelegt werden müsse. Man habe sich auch damals nicht verblendet, aber niemand den Muth besessen zu einer Maßregel, den Prinzen vom Commando fern zu halten, der Kaiser, von unbegrenztem Zutrauen erfüllt, am wenigsten. Aber die Zeit fordert ihr Recht, und die Bewunderer des großen Helden müssen es bedauern, daß Eugen bei dem Mangel an guten Feldherren sich freiwillig erboten hat, den Oberbefehl am Rhein zu übernehmen. Es war ein Act der Selbstverleugnung, da er keiner neuen Lorbern bedurfte und ein unglücklicher Feldzug seinen Ruhm nur schmälern konnte; seine Briefe beweisen, daß er sich über die Verhältnisse nicht täuschte. Wir folgen ihm nicht mehr in den Krieg, wir wollen nur zu Nutz und Frommen der Gegenwart von der Haltung vieler deutschen Reichsstände und von den empörenden Greuelthaten der Franzosen am Rhein Act nehmen, welche den Prinzen zu einer bittern Beschwerde an den Herzog von Berwick veranlaßten. Sehr fühlbar machte es sich im kaiserlichen Heere, daß es nicht mehr auf der frühern Stufe kriegerischer Tüchtigkeit stand; Prinz Eugen erkennt dies ausdrücklich an; es wurden ernste Klagen laut, daß die Infanterie, besonders in Italien, sogar im Gebrauche des Feuergewehrs, höchst unerfahren sei. Wie anders stand dagegen die preußische Armee da, von welcher der Verfasser die unübertroffene Waffentüchtigkeit hervorhebt. Eine Schlacht hätte alles gut gemacht, aber Eugen war nicht mehr der kühne Held von 1701 und 1706; seine glänzendste Eigenschaft, die blitzesgleiche Raschheit des Entschlusses und der unwiderstehliche Nachdruck der Ausführung hatte der Bedächtigkeit des Alters Platz gemacht; eine warnende Mahnung für jeden, zu rechter Zeit abzutreten! In Italien waren unterdessen fast alle Besitzungen verloren gegangen, und es ist bezeichnend, daß gerade die Feldherren des Kaisers, Eugen, Königsegg, bei der trostlosen Lage auch des Heeres, dringend zum Frieden riethen. Aber der Kaiser war für die Fortsetzung des Kriegs, und Eugen mußte noch einmal, 1735, den Oberbefehl am Rhein übernehmen, wo er sich jedoch ganz auf der Defensive hielt. Die Vielköpfigkeit der deutschen Contingente, die Haltung des Kurfürsten von Baiern, dessen Truppen erst im Herbste erscheinen sollten, und viele andere traurige Verhältnisse wirkten darauf ein. Möchten sie doch zur Warnung dienen, wo Einheit, vor allem Einheit des Befehls so noth thut! Eugen's ohne allen Rückhalt wiederholte Meinung drang endlich durch, der Kaiser entschloß sich um schweren Preis zum Frieden. Nicht lange überlebte der Prinz denselben; er hatte sich beim Heere sehr wohl befunden, nach seiner Heimkehr traten aber bald seine alten Brustleiden wieder hervor und hinderten ihn auch, den Vermählungsfeierlichkeiten Maria Theresia's beizuwohnen, deren Trauung am 12. Februar 1736 vollzogen wurde. Durch ärztliche Hülfe, gegen welche Eugen sonst eine große Abneigung fühlte, besserte sich sein Zustand zwar, sodaß er wieder Gäste bei sich sehen und die gewohnten Abendgesellschaften bei der Gräfin Batthyanyi besuchen konnte. Dort hatte er noch am 20. April Piquet gespielt und obschon ihm das Athemholen schwer fiel, doch zu Hause jedes Medicament abgelehnt. Am andern Morgen fand man ihn entseelt im Bett, eine Lungenlähmung hatte ihn sanft und schmerzlos hinübergeführt.

Der Verfasser schließt mit einem Rückblick auf Eugen's politisches Wirken und seine militärische Thätigkeit. Er schildert seine sonstigen Eigenschaften, seine Vorsorge für die Mitglieder seiner Familie und berichtet die Verfügungen, welche er über seine Verlassenschaft getroffen hat. Zahlreiche und werthvolle Beweisstellen für manche Angaben im Texte, welche der Belege gegen anderweit verbreitete Meinungen bedurften, nebst einer interessanten Abbildung der zahlreichen, auf den Prinzen Eugen geschlagenen Denkmünzen und einem Facsimile bilden den Anhang. Wir sagen dem würdigen Verfasser für sein gediegenes Werk, durch welches er sich allgemeinen Dank verdient hat, noch einmal unsere wärmste Anerkennung. Es bedarf auch in unsern Tagen nur eines neuen Eugen, die braven Truppen werden dann schon das Ihrige thun!

Karl Gustav von Berneck.

Nachgelassene Schriften von Annette von Droste-Hülshoff und J. F. H. Schlosser.

1. Letzte Gaben. Nachgelassene Blätter von Annette Freiin von Droste-Hülshoff. Hannover, Rümpler. 1860. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es ist außerordentlich bequem, Verstorbenen nur Gutes nachzureden und sie auf Kosten der Lebenden zu feiern; sie sind uns nicht mehr hinderlich, und selbst ihr Grabhügel, unter dem sie von den Stürmen des Lebens ausruhen, liegt uns, die wir noch auf Erden wandeln, so außer dem Wege, daß wir nicht in Gefahr kommen, darüber zu straucheln. Todte beneidet man nicht um das, was sie im Leben erreichten, höchstens um das was sie im Grabe erreichten — Ruhe. Wol könnten auch wir, käme es uns darauf an, den mitlebenden Dichtern wehe und vielleicht auch unrecht zu thun, behaupten, daß die „Letzten Gaben" der verstorbenen westfälischen Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, was den lyrischen Theil betrifft, die hervorragendste Erscheinung auf dem Gebiete deutscher Lyrik während der letzten Jahre seien. Denn auch in diesem lyrischen Nachlaß verleugnet sich nicht die bekannte Originalität der Verfasserin, diese energische, immer mit Reflexion gemischte Empfindung, diese Fülle von kühnen, oft gewagten Bildern und Gleichnissen, diese ursprüngliche Gewalt im Descriptiven, dieses innige unmittelbare Verständniß für das Kleinleben der Natur, dieser kräftige männliche Ausdruck, durch den sich

Annette vor allen andern deutschen Dichterinnen auszeichnete, dieser niemals in weichliche Sentimentalität sich verlierende tief melancholische Grundzug. Es finden sich auch hier jene Landschaftsbilder, die, bei aller Objectivität in der Ausführung der Details, doch durch die innere subjective Stimmung, die sie durchhaucht, ihren Hauptreiz erhalten. Daneben freilich stoßen wir auch, und öfter als in den bei ihren Lebzeiten veröffentlichten Hervorbringungen, auf unkünstlerische Capricen, auf launenhafte unlogische Sprünge und Unvermitteltheiten, in denen sich doch wieder das an systematisches Denken nicht gewöhnte Weib verräth, auf harte und schwerfällige Constructionen wie Gedankenverbindungen und auf Incorrectheiten oder Dunkelheiten im Ausdruck und namentlich in den Bildern und Gleichnissen, die oft gesucht und dem auszudrückenden Gedanken gewaltsam aufgezwungen sind, zuweilen auch nur dazu zu dienen scheinen, bloßen Trivialitäten ein prunkendes Gewand umzuwerfen. Die wenigsten der hier vereinigten Gedichte tragen den Stempel künstlerischer Vollendung oder auch nur derjenigen Trefflichkeit und Originalität, welche die Dichterin überhaupt zu erreichen fähig war, und wir vermuthen, daß man eben aus ihren Papieren alles zusammengerafft hat, was die Dichterin hinterließ und was sie selbst nicht für die Veröffentlichung bestimmt oder vielleicht sogar verworfen hatte. Manche Gedichte weisen auf einen frühern Ursprung zurück als denjenigen, den man sonst mit dem Begriff „Letzte Gaben" zu verbinden berechtigt ist. Leider fehlt uns über das Datum der Entstehung dieser „Letzten Gaben", wenigstens der meisten, fast jeder sichere Anhalt, da es dem Zusammensteller nicht gefallen hat, eine Vorrede oder Einleitung dazu zu schreiben, die wir in diesem Falle nur sehr ungern vermissen. Annette war es wol werth, daß man auch noch diese kleine Mühe an sie wandte.

Wir theilen hier einige charakteristische Proben aus der ersten rein lyrischen Abtheilung „Gemüth und Leben" mit, zuvörderst ein energisches Nachtgemälde aus dem Gedicht „Mondesaufgang", und zwar dessen erste vier Strophen:

An des Balcones Gitter lehnte ich
Und wartete, du mildes Licht, auf dich;
Hoch über mir gleich trübem Eiskrystalle
Zerschmolzen schwamm des Firmamentes Halle;
Grauschimmernd lag der See mit leisem Stöhnen,
Zerflossne Perlen, oder Wolkenthränen?
Es rieselte, es dämmerte um mich;
Du mildes Licht, ich wartete auf dich.

Hoch stand ich, neben mir der Linden Kamm,
Tief unter mir Gezweige, Ast und Stamm,
Im Laube summte der Phalänen Reigen;
Die Feuerfliege sah ich ziehn und steigen,
Und Blüten taumelten wie halb entschlafen;
Mir war, als treibe hier ein Herz zum Hafen,
Ein Herz, das übervoll von Glück und Leid
Und Bildern seliger Vergangenheit.

Die Schatten stiegen, drängten finster ein;
Wo weilst du, weilst du denn mein milder Schein?
Sie drangen ein wie sündige Gedanken,
Des Firmamentes Woge schien zu schwanken;
Verzitternd losch der Feuerfliege Funken,
Längst die Phaläne war zum Grund gesunken;
Nur Bergeshäupter stiegen hart empor,
Ein düstrer Richterkreis im Düster vor.

Es wisperten die Wipfel mir am Fuß,
Wie Warnungsflüstern oder Todesgruß;
Ein Summen aus des Sees weitem Thale,
Wie Volksgemurmel vor dem Tribunale;
Mir war, als müsse etwas Rechnung geben
Von todten Pfunden, von verträumtem Leben,
Als stehe ein verkümmert Herz allein,
Einsam mit seiner Schuld und seiner Pein.

Den Bedauernswerthen, welche, was sie doch lebendig im Busen fühlen, nicht ebenso lebendig zum Ausdruck zu bringen im Stande sind, widmet Annette in tiefem Mitgefühl in dem Gedichte: „Stille Größe", folgende eigenthümliche Strophen:

Ihn klag' ich, dessen Liebe groß
Und dessen Gabe arm und klein,
Den, wie die Glut das dürre Moos,
Sengt jener Strahlen Widerschein;
Ihn, der des Funkens Irren fühlt
Verzehrend in der Adern Bau,
Und den die Welle dann verspült,
Ein Aschenhäuflein, karg und grau.

O, eure Zahl ist Legion!
Ihr Halbgesegneten, wo scheu
Ins Herz der Genius geflohn,
Und öde ließ die Phantasei;
Ihr, die ihr möchtet flügellos
Euch schwingen mit des Sehnens Hauch,
Und nieder an der Erde Schos
Sinkt, wie ein kranker Nebelrauch.

Nicht klag' ich euch, weil ihr gering,
Nicht weil ihr ärmlich und verflegt;
Ich weiß es, daß der Zauberring
Euch unbewußt am Finger liegt;
O ihr seid reich und wißt es nicht,
Denn reich ist nur der Träume Land;
O ihr seid stark und wißt es nicht,
Denn stark ist nur der Liebe Band.

Wenn ihr am leeren Pulte neigt
Und an der öden Staffelei,
Um euch des Himmels Odem steigt
Und in euch der Beklemmung Schrei;
Wenn zitternd nach dem Ideal
Ihr eure heißen Arme streckt,
Und kaum für's nächste Kummermahl
Den Halm die nächste Furche reckt.

Dann seid ihr mehr als der Poet,
Der seines Herzens Blut verkauft,
Mehr als der Künstler, der so spät
Zur Heil'gen die Hetäre tauft;
Was ihr verschweigt, ist lieblicher
Als je des Dichters Stirn gekrönt,
Was ihr begrabt, ist heiliger
Als Farb' und Pinsel je verschönt.

Mir gab Natur ein kühnes Herz,
Ich senke nicht so leicht den Blick;
Mich drückt nicht Größe niederwärts,
Drängt keine fremde Hand zurück;
Nie hat des Ruhmes Strahlenkranz
An fremder Stirne mich gegrämt;
Doch vor so stillen Blickes Glanz
Hab' ich mich hundertmal geschämt.

Weinende Quellen, wo sich rollt
Das Sonnenbild im Wellenbann,
Glühende Stufen, wo das Gold
Nicht aus der Schlacke brechen kann;
Ich klag' um euch, weil ihr betrübt,
Weil euch das Herz von Thränen schwillt,
Unwissend Sel'ge, weil ihr liebt,
Und zweifelt an der Gottheit Bild.

Behütet euern stillen Schatz,
Laßt uns das sonnenöde Land!
Laßt uns den freien Bühnenplatz
Und sterbt im Winkel unbekannt!

Einst wißt ihr, was in euch gelebt,
Und was in dem, der euch gehöhnt;
Einst, wenn der Strahlengott sich hebt
Und wenn die Memnonssäule tönt.

Endlich theilen wir noch vollständig nachstehendes Gedicht mit:

Der Dichter.

Ihr, die beim frohen Mahle lacht,
Euch eure Blumen zieht in Scherben,
Und was an Gut euch zugedacht,
Euch wohlbehaglich laßt vererben,
Ihr starrt dem Dichter ins Gesicht,
Verwundert, daß er Rosen bricht
Von Disteln, aus dem Quell der Augen
Korall' und Perle weiß zu saugen;

Daß er den Blitz herniederlangt,
Um seine Lampe zu entzünden,
Im Wettertoben, wenn euch bangt
Den rechten Odem weiß zu finden;
Ihr starrt ihn an mit halbem Neid,
Den Geistes-Krösus seiner Zeit,
Und wißt es nicht, mit welchen Qualen
Er seine Schätze muß bezahlen.

Wißt nicht, daß ihn, Verdammten gleich,
Nur reines Feuer kann ernähren,
Nur der durchstürmten Wolke Reich
Den Lebensodem kann gewähren;
Daß, wo das Haupt ihm sinnend hängt,
Sich blutig ihm die Thräne drängt;
Nur in des schärfsten Dornes Spalten
Sich seine Blume kann entfalten.

Meint ihr das Wetter zünde nicht?
Meint ihr der Sturm erschüttre nicht?
Meint ihr die Thräne brenne nicht?
Meint ihr die Dornen stechen nicht?
Ja eine Lamp' hat er entfacht,
Die nur das Mark ihm sieden macht;
Ja Perlen fischt er und Juwele,
Die kosten nichts — als seine Seele.

Besonders bedeutend war das Talent Annettens für die Gattung der poetischen Erzählung; doch reicht, was uns in diesem Nachlaß unter der Rubrik „Erzählende Gedichte" geboten wird, meist nicht an die in ihrer frühern Sammlung veröffentlichten, von denen die bessern einen Ehrenplatz in den Anthologien und Mustersammlungen mit Recht behaupten. Die Stoffe, die den nachgelassenen und hier zum ersten mal abgedruckten Balladen und poetischen Erzählungen der Dichterin zu Grunde liegen, sind meist nicht sehr bedeutender Art und nur in Einzelheiten schlägt, wie uns scheint, das energische Darstellungstalent der Verfasserin mit alter Kraft durch. Die darauf folgende Partie „Denkblätter" besteht aus einer Anzahl Gelegenheitsgedichten, unter denen wir gerade nichts Hervorragendes entdecken konnten; dagegen enthalten die eine eigene Abtheilung bildenden „Klänge aus dem Orient" manches Ansprechende. Hier eine Probe davon:

Unbeschreiblich.

Dreitausend Schreiber auf Teppichen saßen
Und rührten den Bart mit der Feder;
Sie schrieben, schrieben so manchen Tag,
Daß grau geworden die Bärte,
Daß trüb geworden die Augen längst
Und längst erkrummet die Finger;
Wer aber, was sie geschrieben, liest,
Und liest das, was sie geschrieben,
Der spricht: es ist ein Schatten wol,
Oder ist es der Schatten des Schattens.

Einen besondern Werth verleihen dieser Sammlung die in Prosa geschriebene Erzählung „Die Judenbuche" und die „Bilder aus Westfalen", aus denen wir die Dichterin zu ihrem großen Vortheil auch als tüchtige Prosaikerin kennen lernen. Die Erzählung „Die Judenbuche" gehört bis auf den etwas unbefriedigenden, die Sache nicht ganz klar austragenden oder doch zu abrupten Schluß sicherlich zu den interessantesten Dorfgeschichten, die wir besitzen. Sie ist kräftig in ihrer Einfachheit, wahr in ihren Schilderungen, interessant in ihren psychologischen Motiven und spannend in ihren Verflechtungen. Die „Bilder aus Westfalen" dürfen wir wol mit Recht als einen sehr werthvollen ethnographischen Beitrag zur Kenntniß eines interessanten deutschen Volksstammes betrachten. Die Verfasserin schildert auch hier mit mehr männlichem als weiblichem Pinsel; sie beobachtet scharf, bleibt immer bei der Sache und verliert sich nirgends in geistreich schwindelhafte, abseits oder über den Gegenstand hinausliegende Reflexionen allgemeiner Art, wie man sie so häufig bei schriftstellernden Frauen antrifft. Zum Beweise unserer Behauptung wollen wir hier nur aus der von der Verfasserin zwischen den Sauerländern und den Paderbornern angestellten Parallele folgende Stellen anführen:

„Der Sauerländer ist ungemein groß und wohlgebaut, vielleicht der größte Menschenschlag in Deutschland, aber von wenig geschmeidigen Formen; kolossale Körperkraft ist bei ihm gewöhnlicher, als Behendigkeit anzutreffen. Seine Züge, obwol etwas breit und verflacht, sind sehr angenehm, und bei vorherrschend lichtbraunem oder blondem Haare haben doch seine langbewimperten blauen Augen alle den Glanz und den dunkeln Blick der schwarzen. Seine Physiognomie ist kühn und offen, sein Anstand ungezwungen, sodaß man geneigt ist, ihn für ein argloseres Naturkind zu halten, als irgendeinen seiner Mitwestfalen; dennoch ist nicht leicht ein Sauerländer ohne einen starken Zusatz von Schlauheit, Verschlossenheit und praktischer Verstandesschärfe und selbst der sonst Beschränkteste unter ihnen wird gegen den gescheidtesten Münsterländer fast immer praktisch im Vortheil stehen. Er ist sehr entschlossen, stößt sich dann nicht an Kleinigkeiten, und scheint eher zum Handel und gutem Fortkommen geboren, als dadurch und dazu herangebildet. Seine Neigungen sind heftig, aber wechselnd, und so wenig er sie jemandes Wunsch zu Liebe aufgibt, so leicht entschließt er sich aus eigener Einsicht oder Grille hierzu. — Er ist ein rastloser und zumeist glücklicher Spekulant, vom reichen Fabrikherrn, der mit Vieren fährt, bis zum abgerissenen Herumstreicher, der «Kirschen für Lumpen» ausbietet; und hier findet sich der einzige Adel Westfalens, der sich durch Eisenhämmer, Papiermühlen und Salzwerke dem Kaufmannsstande anschließt.... Uebrigens besitzt der Sauerländer manche anziehende Seite; er ist muthig, besonnen, von scharfem aber kühlem Verstande, obwol im allgemeinen berechnend, doch aus Ehrgefühl bedeutender Aufopferungen fähig; und selbst der geringste besitzt einen Anflug ritterlicher Galanterie und einen naiven Humor, der seine Unterhaltung äußerst angenehm für denjenigen macht, dessen Ohren nicht allzu zart sind.... Der Sohn der Industrie besitzt vom Bergbewohner nur die eiserne Gesundheit, Körperkraft und Entschlossenheit, aber ohne den romantischen Anflug und die Phantasie, welche sich an großartigen Umgebungen zu entwickeln pflegen, — er liebt sein Land, ohne dessen Charakter herauszufühlen; er liebt seine Berge, weil sie Eisen und freien Athemzug; seine Felsen, weil sie vortreffliches Material und Fernsichten, seine rauschenden Wasserfälle, weil sie den Fabrikrädern raschern Umschwung geben, und das Ganze endlich, weil es seine Heimat und in dessen Luft ihm am wohlsten ist.... Anders ist es im Hochstifte Paderborn, wo der Mensch eine Art wilder Poesie in die sonst nüchterne Umgebung bringt, und uns in die Abruzzen versetzen würde, wenn wir Phantasie genug hätten, jene Gewitterwolke für ein mächtiges Gebirge, jenen Steinbruch für eine Klippe zu halten. Nicht groß von Gestalt, hager und sehnig, mit scharfen, schlauen, tief gebräunten und vor der Zeit von Mühsal und Leidenschaft durchfurchten Zügen fehlt dem Paderborner nur das brandschwarze Haar zu einem entschieden südlichen Aussehen. Die Männer sind oft hübsch und immer malerisch, die Frauen haben de

Schicksal der Südländerinnen, eine frühe üppige Blüte und ein frühes, zigeunerhaftes Alter. Nirgends gibt es so rauchige Dörfer, so dachlukige Hüttchen als hier, wo ein ungestümes Temperament einen starken Theil der Bevölkerung übereilten Heirathen zuführt, ohne ein anderes Kapital, als vier Arme und ein Dutzend zusammengebettelter und zusammengesuchter Balken, aus denen dann eine Art von Koben zusammengesetzt wird, eben groß genug für die Herdstelle, das Ehebett und allenfalls einen Verschlag, der den stolzen Namen Stube führt, in der That aber nur ein ungewöhnlich breiter und hoher Kasten mit einem oder zwei Fenstergläsern ist. Besitzt das junge Paar Fleiß und Ausdauer, so mögen nach und nach einige Verschläge angezimmert werden; hat es ungewöhnlichen Fleiß und Glück zugleich, so dürfte endlich eine bescheidene Menschenwohnung entstehen, häufig aber lassen Armuth und Nachlässigkeit es nicht hierzu kommen, und wir selbst sahen einen bejahrten Mann, dessen Palast zu kurz war um ausgestreckt darin zu schlafen, seine Beine ein gutes Ende in die Straße recken."

Auch über den Münsterländer erzählt sie vieles Interessante, z. B. über die Art, wie sich der Freier bei seiner Brautbewerbung im Münsterlande zu benehmen hat: „Er tritt an einem Nachmittage in das Haus der Gesuchten und zwar jedesmal unter dem Vorwandes, seine Pfeife anzuzünden; die Hausfrau setzt ihm einen Stuhl und schürt schweigend die Glut auf, dann knüpft sie ein gleichgültiges Gespräch an vom Wetter, den Kornfrüchten &c. und nimmt unterdessen eine Pfanne vom Gesimse, die sie sorgfältig scheuert und über die Kohlen hängt. Jetzt ist der entscheidende Augenblick gekommen. Sieht der Freier die Vorbereitungen zu einem Pfannenkuchen, so zieht er seine dicke silberne Uhr hervor und behauptet, sich nicht länger aufhalten zu können; werden aber Speckschnitzel und Eier in die Pfanne gelegt, so rückt er kühnlich mit seinem Antrage heraus, die jungen Leute wechseln «die Treue», nämlich ein paar alte Schaumünzen, und der Handel ist geschlossen."

2. Aus dem Nachlasse von Johann Friedrich Heinrich Schlosser. Herausgegeben von Sophie Schlosser. Erster bis dritter Band. Mainz, Kirchheim. 1856—57. 16. 3 Thlr.

Dieses Nachlaßwerk ist freilich keine eigentliche Novität, da seit dem Erscheinen des ersten Bandes bereits ein paar Jahre verstrichen sind; indeß ist von ihm in den Blättern, wenigstens denen des protestantischen Deutschland, so wenig die Rede gewesen, daß wir mit einer kurzen Anzeige dieser drei fast ausschließlich Poesien enthaltenden kleinen Bändchen etwas mitzutheilen glauben, was den meisten unserer Leser so gut wie neu sein wird. Und mit einer kurzen Anzeige kommen wir diesem Werke gegenüber vollkommen aus; denn sein Inhalt besteht nur zum geringsten Theile aus Originalarbeiten, und diese sind nicht gerade von hervorragendem Werth. Der Rath Schlosser war mehr sprachenkundiger, poesieliebender Dilettant, als selbst schaffensfähig, dazu in der streng katholischen Weltanschauung befangen und daher gerade von den lebendigsten Strömungen und Zuflüssen, deren der Schaffende in modernen Tagen bedarf, abgeschnitten, ja als Convertit einseitiger als andere Geistbegabte unter seinen spätern Glaubensgenossen. Das erste Bändchen enthält unter dem Specialtitel „Wanderfrüchte" nur Uebersetzungen, die zugleich eine beträchtliche Gewandtheit in der Handhabung der deutschen Sprache und des deutschen Verses, wie namentlich eine ungemeine Sprachkenntniß bekunden; denn es finden sich hier Uebersetzungen aus dem Hebräischen, Griechischen, Lateinischen (auch des Mittelalters und der neuern Zeit), Italienischen, Spanischen, Portugiesischen, Englischen, Neugriechischen, Gälischen, Skandinavischen, Illyrischen, Indischen und Chinesischen. Ob Schlosser alle diese Sprachen wirklich gekannt und nicht vielmehr bisweilen andere Uebersetzungen ins Deutsche oder in eine andere europäische Sprache, in der er bewandert war, zu Grunde gelegt hat, muß freilich dahingestellt bleiben. Das zweite Bändchen enthält Originalerzeugnisse unter dem Titel „Gedichte", meist Gelegenheitsgedichte, darunter auch parodische, wie das „An Lina" mit dem scherzhaften Anfange: „Kennst du das Land, wo die Kartoffeln blühn" u. s. w.

Zu derselben parodischen Gattung gehört auch das Gedicht: „Das verjüngte Deutschland" aus dem März 1849, eine leider mehr wahre als witzige Parodie auf Arndt's vielgesungenes Volkslied. Nachdem der Verfasser bemerkt, daß man zum Ersatz für die Millionen Volks, die sich Deutschland habe entwenden lassen, nun das kleine Schleswig erobern wolle, fährt er spottend fort:

Wird aber unser Vaterland
Erbeuten wirklich dieses Land?
Vielleicht, — wenn Dän'mark sich nicht wehrt,
Und Rußland, England Ruh gewährt!
Und nicht ihr Dräu'n
Uns zwingt, das Schwert zu stecken ein.

So steht's mit dir, du deutsches Land,
Seit Professoren den Verstand
Dir aufgeräumt, und Tag und Nacht
Dir ihre Weisheit beigebracht,
Und du allein
Für wahr hältst ihre Faselein!

Das ist das deutsche Vaterland,
Wo deutsche gegen deutsche Hand
In Streit und Haber sich erhebt
Und wahrer Einheit widerstrebt.
Denn eins zu sein
Geht schwer den lieben Deutschen ein u. s. w.

Das dritte und kleinste Bändchen enthält Legenden, worunter die von der heiligen Euphrosyna, der heiligen Maria von Aegypten und der heiligen Margaretha von Cortona ihre Entstehung dreien im Besitz des Verfassers befindlichen Compositionen Eduard Steinle's verdanken. Bezeichnend für des Verfassers Standpunkt ist namentlich die Einleitung zu seiner Uebersetzung des ersten Briefs Heloisens an Abälard (I, 45 fg.), worin Abälard zwar als ein Mann von außerordentlichem Scharfsinn, aber auch als ein selbstsüchtiger, Zerrüttung und Zwiespalt in der Kirche hervorrufender häretischer Geist geschildert wird; indeß habe dieser Irrlehrer zuletzt unter der Obedienz des Klosters von Cluny durch Demuth, Geduld und Gebet ein sehr erbauliches Beispiel gegeben.*) Etwa ähnlich wie die heilige Maria von Aegypten und die heilige Margaretha von Cortona, die früher in allen Lüsten dieser Welt geschwelgt hatten. Entschlüpfte doch auch die heilige Euphrosyna dem väterlichen Hause zur größten Betrübniß des Vaters, der erst nach langen Jahren erfuhr, wo sie sei, heimlich bei Nacht, um ins Kloster zu gehen, und nahm noch 500 Goldstücke mit.**)

H. M.

Die deutschen Frauen.

Geschichte der deutschen Frauen. In drei Büchern nach den Quellen. Von Johannes Scherr. Leipzig, O. Wigand. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Werk hat die edelste Gesinnung zur Basis. Der Verfasser hatte die Macaulay'sche Ansicht über die Richtigkeit der Illusionen einer emigrirten Partei schon, bevor der berühmte Engländer dieselbe aussprach, und wollte mit diesem Werke seiner Pflicht gegen sein Vaterland genügen, soweit das Maß seiner Kräfte reicht; er möchte bescheiden — wie er es nennt — mitwirken an dem allseitigen Aufbau einer deutschen Nationalgeschichte; Referent ist der Ansicht, daß dieses edle Streben ein von glücklichem Erfolge gekröntes sei. Der Verfasser hat sich als

*) Ueber Abälard erschien soeben eine Schrift von Gustav Schuster unter dem Titel „Abälard und Heloise. Ein kirchenhistorischer Versuch" (Hamburg, Meißner, 1860), welche den Anspruch darauf macht, „ein zwar in engen Rahmen eingeschlossenes, aber doch abgerundetes und in seinen Theilen möglichst gleichmäßig ausgeführtes Bild Abälard's und seines Lebens" zu sein.

**) Seitdem ist noch ein viertes Bändchen erschienen, welches prosaische Schriften enthält.

wahrer Historiker legitimirt, theils durch seinen Fleiß und durch seine Genauigkeit im Aufsuchen und im Erforschen der Quellen, theils durch den kritischen Takt, womit er dieselben benutzt, theils durch das Princip seiner Forschung, welches heißt: la vérité, toute la vérité, rien que la vérité. In dieser Beziehung sagt der Verfasser von sich in seinem Vorworte: „Schmeicheln kann ich nicht; nicht einmal den Frauen; selbst der geliebten Mutter Germania nicht, obgleich es noch am verzeihlichsten wäre, dem Unglück zu schmeicheln."

Für die Tendenz d. Bl. würde es sich vielleicht weniger eignen, wenn ich diese „Geschichte der deutschen Frauen" systematisch kritisiren wollte; ich möchte mich auf einzelne, theils allgemeine, theils specielle Andeutungen beschränken. Zunächst möchte ich im allgemeinen etwas über Quellenkunde der Geschichte sagen. Wenn jemand nichts weiter als die Zeit von Ludwig Napoleon's Kaiserreich erlebt hätte, so würde er wissen, wie schwer vollendete Thatsachen in ihrem wahren Bestande zu ermitteln sind, selbst wenn sie sozusagen vor unsern Augen sich begaben; ferner wie gar nicht wiederzuerkennen dieselbe Thatsache in dem Munde oder unter dem Griffel des einen und des andern Darstellers ist; jedenfalls hatte Condorcet gar nicht so ganz unrecht, wenn er sagte: „L'histoire est une fable convenue." Scherr hat seine Quellen allezeit genau angegeben; übrigens muß es begreiflicherweise dem Leser von Fach oder dem denkenden Leser überhaupt anheimgestellt bleiben, was er z. B. von der Glaubwürdigkeit von Casanova's Memoiren, von Brantôme's Darstellungen, von den „Mémoires de Mr. de Poellnitz" u. a. halten will; ebenso wenig kann der Gelehrte es vergessen, daß die „Germania" des Tacitus offenbar eine Tendenzschrift ist, womit der Verfasser dem entarteten Rom, wie Rousseau seinen Zeitgenossen, zurufen wollte: „Retournons à la nature!" Auch darin wird Scherr ohne Zweifel mit uns übereinstimmen, daß, sobald man Cäsar's Commentare als Quellen citirt, nicht vergessen werden darf, daß dieses beispiellos egoistisch geschriebene Buch nur darauf abzielt, Cäsar's politische, strategische und geographische Kenntnisse und Talente zu glorificiren; historische Treue ist Cäsar und dem Verfasser der Commentare ganz Nebensache.

Referent hat noch einer besondern Schwierigkeit zu erwähnen, die sich der Ausführung dieser „Geschichte der deutschen Frauen" entgegenstellte. Nämlich der Verfasser konnte und wollte doch nicht sein Buch in lauter Biographien zerstückeln; denn wie wäre dabei ein Ganzes zu Stande gekommen und zu welchem Umfange wäre das Werk angewachsen? Ebenso wenig konnte der Verfasser bei seinen Lesern die Biographien aller derjenigen Frauen, von denen er mehr oder weniger ausführlich spricht, als bekannt voraussetzen. Diese zwei einander widerstreitenden Momente mußten dem Verfasser die Arbeit in hohem Grade erschweren; indeß darf Referent dem Verfasser das Zeugniß geben, daß er hierin zwischen zu viel und zu wenig, zwischen zu breit und zu mager, allweg die gute Mitte gehalten hat, daß er für den kenntnißreichen Leser niemals trivial und für den weniger kenntnißreichen nicht unverständlich wird. Die Ausführung, im allgemeinen betrachtet, trägt durchweg den Charakter einfacher Gediegenheit; die philosophischen Urtheile sind fast durchaus vorurtheilsfrei, die Ansichten über historische Epochen und Katastrophen meist unparteiisch; der Verfasser schreibt weder für Protestanten noch für Katholiken; er gibt jeder Partei ihr Recht. So sagt er einmal, es wäre eine Parteiansicht, die der Sittengeschichte ins Gesicht schlüge, wollte man behaupten, der Protestantismus habe, wie mittels eines Zauberschlags, die Menschen ihrer Thorheiten, Laster und Verbrechen entwöhnt. Es bedurfte langer Zeit, bis der sittliche Geist der Reformation oben wie unten zum Durchbruch kam. Das 16., 17. und noch die größere Hälfte des 18. Jahrhunderts waren nicht danach angethan, die von der reformatorischen Bewegung ausgestreuten Keime zu entfalten, und zur Reformationszeit selbst war nicht allein die urtheilslose Menge, sondern auch die höhere Gesellschaft vielfach bereit, die Losung Freiheit mit Frechheit zu verwechseln. So gab insbesondere die oft sehr tumultuarische Aufhebung der Klöster zu Ausschreitungen Veranlassung, welche zu den Schattenseiten der Reformation gezählt werden müssen; es ist keineswegs immer ein Antrieb religiöser Ueberzeugung gewesen, was viele Nonnen die Clausur brechen machte; früher hatten sich die Insassinnen der Frauenhäuser oft in die Klöster geflüchtet; jetzt trat häufig der umgekehrte Fall ein, indem die Nonnen aus den Klöstern in die Bordelle liefen. Unzurechnungsfähige Ignoranten oder feile Parteiscribenten sind es, welche das Reformationszeitalter sowie das ganze Mittelalter „die gute alte, fromme Zeit" nennen; der Historiker ist berechtigt, zu sagen, daß, im Lichte der Gesittung und Bildung von heute angesehen, die Reformationszeit wie das Mittelalter barbarisch erscheinen muß im Fühlen und Denken, barbarisch in Entbehrung und Genuß, barbarisch in Verbrechen und Strafen, barbarisch in Triumphen und Niederlagen.

Auch über das Pietistenwesen in Deutschland spricht der Verfasser mit vollster Gerechtigkeit. Er weist nach, wie die pietistische Bewegung ursprünglich eine wohlberechtigte Opposition gegen das in geist- und gemüthlosem Formelkram und unduldsamem Dogmatismus erstarrte Lutherthum war und findet es begreiflich, daß in der Frauenwelt, der vornehmen Kreise namentlich, diese pietistische Bewegung zahlreiche Proselyten gewann. Schon die Dürre und Farblosigkeit des protestantischen Cultus, welcher eigentlich gar kein Cultus ist, mußte die Frauen aus der Kirche in die pietistischen Kirchlein treiben, wo sich ihr Gemüthsleben mehr Anregung und Befriedigung versprach. Hierzu kam die Langeweile des adelichen Schloßlebens in Gegenden, die von der Glanzentfaltung der alamodischen Zeit und des Rococo abseits lagen; ferner der Anblick von so vielen unglücklichen Ehen in den aristokratischen Kreisen, woraus die Frauen die Ueberzeugung schöpften, eine lebendigere Religiosität könne auch hierfür Abhülfe bringen. Auch aus der aristokratischen Altjungfernwelt rekrutirte sich der Pietismus; denn lieben muß das Weib; hat es keinen Geliebten, keinen Gatten, keine Kinder zu lieben, so wirft es sich dem Heiland in die Arme, oder auch oft ganz unwürdigen Schwindlern; die fürstlichen und gräflichen Häuser der Solms, Stolberg, Isenburg, Wittgenstein, Promnitz waren hervortretende Ringe dieser Kette. Noch heute können es wahrhaft gebildete, feinfühlende, großdenkende Frauen in den Dämmerungen des Pietismus auf die Länge nicht aushalten, schon darum nicht, weil sich der Pietismus von den intellectuellen und sittlichen Verirrungen, welchen er im vorigen Jahrhundert verfiel, im gegenwärtigen Augenblick noch nicht gereinigt hat; jedenfalls hat Novalis nicht unrecht, wenn er von einer räthselhaften Verbindung zwischen Religion, Wollust und Grausamkeit spricht; das beweisen die Greuel in Wildenspruch vom Jahr 1825 so gut wie die Geschichte der königsberger pietistischen Pastoren Ebel und Distel, welche 1835 ihres Amtes entsetzt wurden „weil sie die Religion zum Deckmantel der Hurerei gebraucht".

Von allgemeinem Interesse dürfte auch das Urtheil sein, welches Scherr über Bettina fällt; er sagt nämlich ungefähr folgendes: Bettina war eine Elfenseele, halb Puck, halb Ariel. Sie wäre bei ihrer universellen Empfänglichkeit, bei ihrem wunderbaren Rapport mit der Natur, bei dem unerschöpflichen Schatz ihrer Liebe und ihrer religiös-glühenden Theilnahme für alles, was der Menschheit frommt und die Menschheit adelt, die größte Dichterin aller Zeiten geworden, wenn sie eins verstanden hätte, freilich ein Unumgängliches: das Geheimniß der Form.

Gegen das Ende seines Werks über die deutschen Frauen spricht der Verfasser von dem Antheil, welchen die Frauen an der vielhundertjährigen Bildungsarbeit der deutschen Nation genommen haben und er sagt, da der Vorschritt unsers Volks auf dem Gebiete der Intelligenz und der Sittlichkeit ein unleugbar mächtiger sei, so gebühre dem Verdienst der Frauen die herzlichste Anerkennung, wenngleich sich in neuester Zeit in den untersten Ständen der deutschen Frauen infolge der Pietisterei und in den höhern Ständen infolge der physischen und moralischen Gebrechen der Pensionatserziehung traurige Beri-

rungen gezeigt hätten; und mit rührender Naivetät sagt er, die Liebe und Treue, die unermüdliche Duldsamkeit und liebevolle Fürsorge ihrer Frauen sei auf deutscher Erde meist der einzige Lohn und Trost der „Ritter des Geistes", welche, während sie sich im schweren Dienst der Freiheit, Schönheit und Humanität abmühen, gewöhnlich nur einen unbestrittenen Besitz erlangen: das Grab. Vielleicht wird der Verfasser später in einem besondern Werke die angedeuteten Momente weitläufiger ausführen, und wir würden ihm dann gern folgen, wenn er z. B. darlegte, wie Bettina auf Achim von Arnim, wie Adolfine Vogel auf Kleist, wie Frau von Lützow auf Immermann gewirkt habe; in demselben Werke würden wir dann auch vielleicht die Namen einiger deutscher Frauen erwähnt finden, die wir in dem obengenannten Geschichtsbuche ungern vermißten: Angelika Kaufmann, Dorothea Schlözer, Pauline von Lippe-Detmold, Karoline Herschel, Friederike Robert, die Gattin Ludwig Robert's.

Noch möchte ich erwähnen, daß bei einer neuen Auflage der Verfasser noch das Leben einiger heroischer Weiber berücksichtigen könnte, z. B. das Leben jener Gräfin Fugger, welche an der Seite ihres Gemahls den Siebenjährigen Krieg durchmachte, eine Frau, jener Fürstin von Schwarzburg ähnlich, welche ihr Schloß gegen Alba vertheidigte; auch Eleonore Prohaska, die unter Lützow's Jägern diente; ferner Maria von Thurn, die heldenmüthige Burgfrau auf Feistenberg; ferner Barbara Rözch, die bei der Erstürmung Roms durch Karl von Bourbon zum Tode verwundet noch den sterbenden Gatten zu retten versuchte, bald aber mit ihm starb; ferner Julie von Plater, die tapfere Polin von 1830 und einige andere.

So schließen wir den Bericht über dieses treffliche und in mehr als einer Hinsicht interessante Werk, und fügen nur noch die eine Bemerkung hinzu, daß der denkende und fühlende Leser, ungeachtet der großen Zahl von guten und edeln Frauen, die hier genannt sind, doch beklagen wird, daß verhältnißmäßig nur wenig Namen bekannt sind von solchen, welche die größten Heldenthaten verrichtet haben und den schönsten Heroismus bewiesen, z. B. im Exil des Gatten, bei der Schmach der Tochter, bei der Proscription des Vaters, beim Henkertode des Sohnes.

10.

Aus der Geschichte Polens.

Kerkerwonne. Historischer Roman aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Von W. Bachmann. Berlin, Decker. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wie kommt der Verfasser dieses Buchs dazu, demselben einen Titel vorzusetzen, der mit seinem Inhalte so gar nichts gemein hat? Kerkerwonne? Wer denkt bei diesem Worte nicht an großmüthige Resignation, Zerknirschung, Vergebung seiner Feinde, kurz an alle die Gefühle, welche Silvio Pellico in seinen „Prigioni" so ergreifend schildert? Und statt dessen — was finden wir? Die ziemlich langgesponnene Geschichte eines jungen polnischen Edelmanns aus dienender Familie, der, vom Glück begünstigt, während der Kriege Karl's XII. und August's von Polen sich allmählich zum Starosten, Würdenträger und Schwiegersohn des Wojwoden von Posen aufschwingt! Es mag dem Verfasser der patriotische Zweck vorgeschwebt haben, die polnischen Zustände der ersten Decennien des 18. Jahrhunderts in einem historischen Roman zu versinnlichen, und Zeit und Umstände sind auch dazu zur Aufforderung reich; allein es fehlt ihm hierzu an der Kunst, das Große mit erhabenen, das Kleine mit charakteristischen und gefälligen Zügen zu malen. So konnte ihm ein klares Bild nicht gelingen und er gab uns nichts, als ein halbdunkles Gewirr, den chaotischen Zuständen ähnlich, die dichterisch aufzuhellen doch seine eigentliche Aufgabe war; ein Bild, an dem Gefallen zu finden man nothwendig ein Pole sein muß. Ja, wäre es in unserer Zeit noch zweifelhaft, in welchem Grade der polnische Stamm unfähig ist, ein dauerndes Nationalwesen zu bilden, dies Buch würde es unzweifelhaft machen, indem es uns die sprechendsten Proben jener Gewaltliebe, Rechthaberei und maßlosen Selbstsucht gibt, an der die Staatsbildung in Polen stets gescheitert ist. Die Verdienste dieser Arbeit sind somach gering: sie beschränken sich auf eine willkommene Darstellung der sittlichen Zustände des niedern Adels in Polen, im Dienst der großen Aristokratie und der politischen Ereignisse, welche Stanislaus Leszczynski auf seinen ephemeren Thron erhoben. Das Beste darin ist die ziemlich individuelle und charakteristische Schilderung des an Wunderlichkeit und seltsamem Wesen doch kaum erreichten König Karl XII. Der König wechselte, wie bekannt, seine Kleider nur einmal in der Woche und zwar jeden Sonntag: nun war es Sonnabend, und man kann sich vorstellen wie sein Anzug beschaffen war, da er eben im heftigsten Regenguß über zwei Stunden im Freien seine Soldaten gemustert, als er in die Versammlung der Magnaten trat. Bis auf die Haut durchnäßt trug er eine Montirung von blauen Tuch mit gelben Aufschlägen, deren Farbe kaum noch zu erkennen war, Weste und Beinkleid von Elennshaut und rindslederne Stiefeln mit langen Eisensporen, und an einem einfachen Gurt ein Schwert von Stahl: Gustav Adolf's Erbtheil. Am ganzen Anzug war keine Spur von Gold oder Silber zu entdecken; aber der stolze feurige Blick, seine pyramidalische Stirn, das blaue Auge und das kurze hellblonde Haar verriethen den König. Er trug keinen Bart und sein Haarwuchs war so spärlich, daß er sich wöchentlich nur einmal rasirte; der Puder fehlte und kaltes Wasser vertrat bei ihm die Stelle der Pommade. Seine Sprache, kurz und abgerissen, verschmähte allen Schmuck, er brach das Gespräch ab, sobald jemand die geringste Amplification versuchte: die Stimme war durchdringend, aber etwas heiser, die Bewegungen plötzlich und nie stand er länger als einen Augenblick still. Seine Bildung war ungewöhnlich: er war Meister im mathematischen Wissen und drückte sich in mehreren Sprachen mit Fertigkeit aus. Dabei liebte er das Alterthum im hohen Grade und ließ sich selbst während seines einfachen Mahls aus den Alten, besonders aus Plutarch vorlesen. In den Kleidern schlief er meist auf einem Lehnstuhl oder einem Bret, selten über Mitternacht hinaus. Zu Mittag ein Stück Salzfleisch mit Wasser, abends saure Milch mit Brot, daraus bestanden seine Mahlzeiten; als Kopfkissen diente sein Sattel; dabei war er stets gesund.... So trat er an Leszczynski's Seite in den Saal und schritt rasch auf den Wojwoden zu. „Sie sind zum Marschall erwählt", sprach er, „das ist mir lieb.... Die Entthronung des Kurfürsten ist nöthig, sonst kann ich euer Freund nicht sein. Es wird daher am besten sein, ihr wählt meinen Freund Stanislaus Leszczynski zu euerm Herrn. Ich muß nach Sachsen — Herr Marschall, um 3 Uhr erwarte ich den Act über die Wahl meines Bruders, der Primas wird euch dabei helfen — jetzt will ich nicht weiter stören —" und rascher, als er gekommen war, entfernte er sich mit Piper. Nach einigen Minuten trat der Kanzler wieder ein, verbeugte sich tief vor Stanislaus und sagte: „Majestät, mein Herr und König ersucht auf einige Augenblicke..." Der Act wurde vollzogen! Das war die Wahl König Stanislaus zum Herrscher von Polen. Am folgenden Morgen war Karl verschwunden.

Ein paar ähnliche Scenen geben dieser Erzählung einen flüchtigen Reiz; im ganzen genommen aber läßt sie uns ohne rege Theilnahme. Die Schicksale Adolf von Schmiegel's, des Helden derselben, im Nationalheere und im Kampfe gegen Schweden und Tataren, sind ziemlich gewöhnlicher Art; auch erhöht es unser Interesse für ihn nicht, daß Adolf als der Sohn eines Vaters, der ein guter Landwirth aber zugleich ein Urbild von Feigheit und Servilität ist, dargestellt wird, wiewol der Verfasser auf diesen Umstand großen Nachdruck legt, und da nun auch sein Herzensverhältniß zu der schönen Wojwodentochter höchst mattherzig geschildert wird, so erlischt die Theilnahme für den Helden des Romans fast gänzlich. Dies Herzensverhältniß nimmt die Familie des Wojwoden, die Karl XII. treu bleibt, jedoch übel, und Adolf wird plötzlich gefangen und in ein ritterliches Gefängniß gesperrt, aus dem ihn nach kurzer Zeit die Geliebte und der Poet Kurheim glücklich befreien — und dies ist nun die

obengemeldete „Kerkerwonne“! Hierauf führen der Czar und König August die Versöhnung herbei und Adolf, seiner Verdienste bei Pultawa wegen zum „Kronruchseß“ erhoben, erhält die Hand der schönen Wojwodentochter zum Lohn. Wir gestehen, daß wir von dem Verfasser des „Fürst Mein Liebchen“ etwas Besseres und vor allem etwas Geschmackvolleres erwartet hätten, und möchten die Mängel dieser Novelle daher dem Umstande zuschreiben, daß sie wol mehr oder minder einem polnischen Originale nacherzählt ist, worauf wenigstens die zahlreichen Fremdartigkeiten in Titeln und Charakteren hindeuten. So bleibt das Beste an dieser Erzählung ihr historischer Kern, der uns, wenn auch in ziemlich verworrenen Umrissen, doch an die seltsamen Schicksale Polens im schwedisch-russisch-sächsischen Kriege und die Charaktere erinnert, welche dies Reich zuerst zum Spielball der Gewalten machte, die es endlich unter sich zu theilen für gut fanden. 4.

Notizen.

Der Verfasser von „Soll und Haben“.

Eine, wie der Verfasser versichert, ursprünglich für ein Blatt bestimmte, aber über die Grenzen eines Journalaufsatzes hinausgewachsene Arbeit über den Verfasser von „Soll und Haben“ erschien nun als Buch unter dem Titel: „Gustav Freytag und die deutsche Dichtung der Gegenwart“, von Konstantin Rösler (Berlin, Springer, 1860). Der Verfasser, außerordentlicher Professor zu Jena, bemerkt über die „Valentine“ unter anderm: „Der Erfolg war begreiflich. So geschmeidig und rein war die deutsche Sprache seit Goethe's Zeiten von den Bretern herab nicht gehört worden. In der wundervollen Rundung und Bewegung der einzelnen Scenen hatte das Stück in der theatralischen Literatur Deutschlands, von den großen Dichtern abgesehen, nicht seinesgleichen“ u. s. w. Im übrigen hat auch „Valentine“ ihre Zeit bereits gehabt; man konnte dies ziemlich deutlich bei einer neulichen Aufführung des Stücks in Leipzig wahrnehmen. Das Publikum verhielt sich ziemlich kalt, obschon Joseph Wagner aus Wien, der erste Darsteller der männlichen Hauptrolle des Stücks, dem dieses einen guten Theil seines Erfolgs verdankt, als Gast darin mitwirkte. Man will jetzt wieder natürliche Menschen, wahre Leidenschaften. Hat man kurz vorher „Macbeth“ und „Hamlet“ gesehen, so fällt die Gebrechlichkeit solcher modernen, wenn auch immerhin pikant und geistreich ausgeführten Filigranarbeiten nur um so mehr auf. Es ist nichts Ewiges darin, und die Erfindung, daß ein Mann, um die Ehre seiner Geliebten zu retten, sich selbst als Dieb angibt und einsperren läßt, ist ebenso raffinirt als schwächlich, reicht wenigstens für ein fünfactiges Drama nicht aus. Von dem Roman „Soll und Haben“, derjenigen deutschen Dichtung, welche, wie Rösler versichert, „unsere Sinne so angesprochen wie kein anderes Werk seit der Zeit der großen Literatur“, heißt es in dem übrigens manche geistreiche Bemerkungen enthaltenden Büchlein: „Wenn hier ein Einfluß von Walter Scott zugegeben ist, so muß ebenso zugegeben werden, daß der Schüler den Meister übertroffen hat“ u. s. w. Das ist doch in der That alles Mögliche! Diejenigen, welche, wie z. B. Robert Prutz, an dem suffisanten, elegant maliciösen Herrn von Fink Anstoß genommen haben, werden mit den Worten zurecht gewiesen: „Wenn zuweilen die Behauptung gehört worden, daß Fink kein deutscher Typus sei, so zeigt dies nur die geringe Lebenskenntniß gewisser Kreise, deren Einseitigkeit zum Glück immer mehr verschwindet, je größer und praktischer unser Leben wird. Jene, die so sagen, sind der Erscheinung des übermüthigen Corpsstudenten, Offiziers, Junkers, reichen Kaufmannsohns stets in furchtsamer Abneigung aus dem Wege gegangen. Aber diese Leute sind weder durchgängig so schlimm noch so hohl, als sie gemacht werden“ u. s. w. Wir müssen bezweifeln, daß der Verfasser gerade durch diese Art von Ehrenrettung dem Herrn von Fink einen wesentlichen Dienst geleistet habe. Am schlimmsten ist es übrigens, wenn die Fink'sche Manier auch auf die Kritik übertragen wird, und es hilft dann nichts, wenn die thüringische Hälfte, wie man in irgendeinem Blatte lesen konnte, durch hofräthlich freundliches und leutseliges Wesen an diesem oder jenem Bauern oder einer Bauersfrau wieder gut zu machen sucht, was die leipziger Hälfte an so manchem Collegen verbrochen hat. Freytag's neuestes Trauerspiel „Die Fabier“ gibt dem Verfasser Anlaß zu der Behauptung, daß der deutsche Dichter, welcher uns heute erhebende Menschenkraft im Kampf des Schicksals zeigen wolle, die Mitte zu finden wisse zwischen Shakspeare und Schiller; es kann nun durchaus kein Zweifel sein, daß Freytag in seinen „Fabiern“ diese Mitte zu finden gewußt hat.

Des Gegensatzes wegen verweisen wir auf eine Charakteristik Freytag's von Johannes Minckwitz in dessen lieferungsweise erscheinendem Werke: „Der illustrirte neuhochdeutsche Parnaß“, auf das wir nach seiner Vollendung zurückzukommen gedenken. Da heißt es denn: „Seine kleinern Dramen sind kaum erwähnenswerth: in der mit jedem Acte sich verschlechternden «Valentine» führt er ein abenteuerliches und carikirtes Hofleben aus, dessen Intriguen mehr kindisch als wahrscheinlich sind, ein buntes und fades Getriebe ohne jeden idealen, erhebenden und gediegenen Hintergrund; in den nicht gerade sehr kurzweiligen «Journalisten» setzt er, der Journalist, seinen eigenen Stand ebenso unnöthig als indiscret herab, gleichsam aus der Schule plaudernd, wie er denn auch anderwärts, selbst Literat, über die «Literaten» witzelt.“ In „Soll und Haben“, einem „gegen den Schluß mehr und mehr versandenden Werke“, vermißt Minckwitz die eigentliche Poesie, die Hauptcharaktere seien ohne Noth verzeichnet und durch Carikatur widerwärtig gemacht. Minckwitz fügt hinzu: „Mit einfachen und natürlichen Mitteln wissen dergleichen Halbdichter nicht zu wirken. Das auf dem Titel prangende Motto von Julian Schmidt, dem oberflächlichen Lobredner Freytag's, würde einen Sinn haben, wenn die «Arbeit» der Deutschen, «wobei der heutige Romandichter sie aufsuchen solle», an und für sich ein dichterisches Element darböte.“ Selbst die gerühmte Sprache in diesem Roman erscheint Minckwitz nur als die eines Künstlers, „dem es einige Mühe macht, fließend und blühend zu erzählen“.

Zwischen dem Panegyrikus Rösler's und der Minckwitz'schen Abfertigung hält das Urtheil von C. Altmüller in Wigand's „Telegraph“ (Nr. 23 für 1859) die Mitte; doch ist auch hier zugestanden, daß die Lieblingscharaktere Freytag's bei aller Liebenswürdigkeit mit „durchaus unsittlichen Elementen“ stark legirt seien; er lasse z. B. in den „Journalisten“ Konrad Bolz den „Literaturjuden“ Schmock betrunken machen, um ihn über Dinge auszuhorchen, die seiner Verschwiegenheit anvertraut seien, ohne im mindesten zu erkennen zu geben, „daß ihm die gemeine Lughaftigkeit solchen Verfahrens bewußt sei“.

Die russischen Dichter.

Auf Anlaß eines in Frankreich erschienenen Buchs: „Études de littérature étrangère“, von Adalbert Frout de Fontpertuis, Divisionschef an der Präfectur der obern Loire, welches sich vornehmlich mit dem Belgier Hendrik Conscience und den russischen Dichtern Puschkin und Gogol beschäftigt, bemerkt ein Berichterstatter in Nr. 30 des „Magazin für die Literatur des Auslandes“ in Betreff der Hauptrepräsentanten russischer Dichtung: „Es ist den armen Dichterseelen mit ihrer Begeisterung recht übel ergangen. Rylejew starb 1825 als Verschwörer am Galgen; Puschkin, 38 Jahr alt, im Duell; Gribojedow ward in Teheran ermordet; Lermontow, den sein Schmerzensschrei über das geheimnißvolle Ende Puschkin's in den Kaukasus verpflanzt hatte, fiel dort, erst 30 Jahre alt, im Zweikampf; Wenewitinow ging an den Unbilden der «Gesellschaft» zu Grunde; Kolzow starb mit 23 Jahren an Familienkummer; Belinski verlor mit 35 Jahren durch Hunger und Elend sein Leben; Dostojeffsky ward, 22 Jahre alt, für immer nach Sibirien verbannt; und Gogol endete durch Selbstmord nach 43 Sommern oder — Wintern. Die orientalisirende Reactionsepoche des altrussischen Nikolaus I.

hat kaum beklagenswerthere Opfer gefordert." Die Schicksale deutscher Dichter liefern hierzu zahlreiche Parallelen; Hunger, Elend, Wahnsinn, Selbstmord u. s. w. haben auch unter ihnen reiche Ernte gehalten; verfügt man bei uns auch über kein Sibirien, wohin man die zu unruhigen Köpfe unter den Dichtern verbannen könnte, so leben doch so manche (Freiligrath, Kinkel u. s. w.) noch jetzt in gezwungenem Exil. Nur dem Zweikampf sind die deutschen Dichter und Schriftsteller immer sehr vorsichtig aus dem Wege gegangen; bei dem unceremoniösen Ton und burschikos rohem Comment, wie er bei uns in literarischen Streitfällen von jeher üblich war, ist es auch besser, sich mit himmlischer Geduld statt mit irdischen Mordgewehren zu wappnen. Im übrigen mag es wol erlaubt sein, aus einer zu unverhältnißmäßig großen Zahl trauriger Dichterexistenzen auf eine unter dem Culturfirniß fortbestehende innere Barbarei des Volks zu schließen, dem die betreffenden Dichter angehören; denn sie deuten auf ein unharmonisches Dasein dieses Volks, auf eine tiefgreifende Unausgeglichenheit, einen garstigen Zwiespalt zwischen der Wirklichkeit und dem poetischen Ideal, auf eine feindselige oder doch gänzlich isolirte Stellung der Dichter zum Volk oder vielmehr des Volks zu seinen Dichtern. Es gewährt dann auch wenig Trost, wenn einmal ein wohlwollender Fürst einen oder mehrere Dichter unter seine Flügel nimmt, um sie vor der allzu naßkalten Atmosphäre der Wirklichkeit einigermaßen zu schützen. Die Talente unter den Russen scheinen auch jetzt sich eines Bessern besonnen zu haben, nachdem sie gesehen, daß Leid und Unglück fast die unzertrennlichen Begleiter ihrer bessern Dichter waren. Wenigstens versichert, wie wir in derselben Nummer des Lehmann'schen Blattes lasen, der Verfasser eines Aufsatzes in dem russischen Journal „Utro" („Der Morgen"), W. K. Almasow, daß die eigentliche Poesie gegenwärtig nur die zweite Stelle einnehme und daß jetzt fast alle Werke der russischen Literatur vom Geiste der Nützlichkeitstheorie durchdrungen seien. Nun, diese allmähliche Verschlammung der eigentlichen Poesie durch die Utilitätsrichtung findet auch anderwärts statt. **H. M.**

Bibliographie.

Arnim, Vertraute Geschichte der europäischen Höfe und Staaten seit Beendung des 30jährigen Krieges. Neues Licht aus geheimen Archiven. 1ste Abtheilung: Vertraute Geschichte des Preußischen Hofs und Staats. 1ster Band. 1ste Lieferung. Berlin, J. Abelsdorff. Gr. 8. 5 Ngr.

Falidor aus seinem Leben. Seine langjährige Befeindung durch nahe Anverwandte, ingleichen seine Jugenderziehung, mit Bemerkungen über gangbare Erziehungsmißgriffe, insbesondere über Bedrückung und geistige Treibhauszucht. Anhang: ein Aufruf zu Gründung von Vereinen für naturgemäße Jugenderziehung. Berlin, Uthemann. Lex.-8. 10 Ngr.

Geistesblüthen oder erhabene und schöne Gedanken, aus ungedruckten Quellen. Gesammelt in den Jahren 1842—1859 von J. G. R. Urach, Caelius. 8. 12 Ngr.

Griesinger, T., Das politische Welttheater. Eine populäre Darstellung der politischen Lage Europas seit Napoleons Thronbesteigung. Nebst den Portraits und Lebensbeschreibungen der berühmtesten jetzt lebenden Männer. 1ste Lieferung. Stuttgart, Gebr. Mäntler. Gr. 16. 4 Ngr.

Hellwag, J., Predigten. Aus dem Nachlasse. (Nebst Grabrede von Nielsen.) Jever, Mettcker und Söhne. 8. 24 Ngr.

Eine Irrfahrt im Omnibus. Eine Erzählung nach dem Englischen frei bearbeitet von H. von Veltheim. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Kahle, E., Christliche Epigramme zu Taufnamen. Neu-Ruppin. 32. 5 Ngr.

Karl Wilhelm Kortüm. Ein Lebensbild. Den Freunden und Verehrern. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 10 Ngr.

Krankheit als Prüfung und Segen. Aus dem Englischen frei übertragen von A. E. Leipzig, Dörffling u. Franke. 8. 20 Ngr.

Lepel, B. v., König Herodes. Tragödie in fünf Acten. Berlin, W. Reimer. 8. 15 Ngr.

Lorenz, O., Ottokar II. von Böhmen und das Erzbisthum Salzburg. 1246—1260. Grossentheils nach ungedruckten Quellen. Wien, Gerold. Lex.-8. 7 Ngr.

Reinhold, A., Die katholische Kirche, Fürsten, Völker und die Revolution. Nebst einem Anhang: Warum die Revolutionen der Gegenwart die katholischen Staaten erschüttern und nicht die protestantischen. Regensburg, Pustet. 8. 7½ Ngr.

Möllhausen, B., Reisen in die Felsengebirge Nord-Amerika's bis zum Hoch-Plateau von Neu-Mexico, unternommen als Mitglied der im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten ausgesandten Colorado-Expedition. Mit 12 vom Verfasser nach der Natur aufgenommenen Landschaften und Abbildungen von Indianer-Stämmen, Thier- und Pflanzenbildern in Farbendruck, nebst 1 Karte. Eingeführt durch 2 Briefe Alexander von Humboldt's in Facsimile. 1ster Band. Leipzig, Costenoble. 1861. Lex.-8. 3 Thlr. 12 Ngr.

Montalembert, Graf v., Die Mönche des Abendlandes vom heiligen Benedikt bis zum heiligen Bernhard. Vom Verfasser genehmigte deutsche Ausgabe von K. Brandes. 1ster Band. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Rauscher, E., Gedichte. Klagenfurt, Leon. 1861. 16. 1 Thlr. 3 Ngr.

Rohde, F., Desiderius. Trauerspiel. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 20 Ngr.

Schneller, C., Am Alpsee. Dichtung. Innsbruck, Wagner. 16. 15 Ngr.

Schöpf, T. B., Johannes Nasus, Franziskaner und Weihbischof von Brixen (1534—1590). Bozen. Lex.-8. 16 Ngr.

Schröter, Armgard, Gedichte. Salzkotten, von Sobbe. 16. 1 Thlr.

Sepp von Laßberg, Markos Bozzaris. Trauerspiel in fünf Akten. Mainz, Kirchheim. 8. 15 Ngr.

Weinhold, K., Ueber den Antheil Steiermarks an der deutschen Dichtkunst des 13. Jahrhunderts. Ein Vortrag gehalten in der feierlichen Sitzung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften am 30. Mai 1860. Wien. Gr. 8. 5 Ngr.

Wernher, Driu Liet von der Maget. Nach einer Wiener Handschrift mit den Lesarten der Uebrigen herausgegeben von J. Feifalik. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Bruhn, K., Französische Rheingrenzgelüste. (1849—1853—1860.) Hamburg, Würger. 8. 1½ Ngr.

Geffcken, J., Das kirchliche Hamburg vor 100 Jahren in zwei Vorträgen dargestellt. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 6 Ngr.

Moy, E. v., Die weltliche Herrschaft des Papstes und die rechtliche Ordnung in Europa. Mit einem Vorwort an die deutschen Protestanten. Regensburg, Pustet. 8. 6 Ngr.

Die liberale Partei seit der Regentschaft. Berlin, Springer. Gr. 8. 6 Ngr.

Reichenheim, L., Das Preußische Handels-Ministerium und die Gewerbe-Freiheit. Berlin, Wagner. Gr. 8. 3 Ngr.

Reisebriefe über Oesterreich. Von einem Sachsen. Dresden, Zeh. 8. 1½ Ngr.

Schild, J. M., Göthe's schönste Gedichte nach den Bedürfnissen unserer Zeit verbessert. Dresden, Schöpff. Gr. 8. 2 Ngr.

Schulze, H., Rede zur Vorfeier des 100jährigen Geburtsfestes Friedrich von Schillers, gehalten zu Stralsund am 9. November 1859. Stralsund. , 1859. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Sonderstellung Ungarns, vom Standpunkte der Einheit Deutschlands. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Aufruf zur Unterstützung des Luther-Denkmals in Worms

durch Abnahme der bildlichen Darstellung desselben nach dem Entwurfe von

Ernst Rietschel.

Ein Kunstblatt in Holzschnitt nebst erklärendem Text.
Preis 15 Ngr: oder 54 Kr. Rheinisch.

In unserm dritten Jahresberichte, welcher zugleich als «Zweiter Aufruf zu Beiträgen für das in Worms zu errichtende Luther-Denkmal» am 1. Februar dieses Jahres ausgegeben wurde, haben wir bereits das Erscheinen einer guten Abbildung des Denkmals in Aussicht gestellt, durch deren Verkauf wir einen Theil der noch fehlenden 60,000 Gulden aufzubringen hoffen.

Dieses Kunstblatt ist inzwischen in Holzschnitt sehr gelungen ausgeführt und liegt vollendet, mit erklärendem Text in deutscher, französischer und englischer Sprache versehen, zur Versendung bereit.

Mit dem wärmsten Interesse hat nicht allein das protestantische Deutschland, sondern die ganze evangelische Christenheit dieses Unternehmen begrüßt, und glauben wir darin eine sichere Bürgschaft dafür zu erblicken, daß unser jetziger Aufruf, durch Anschaffung des Blattes die Ausführung des Denkmals selbst bereitwillig zu unterstützen, den gewünschten Erfolg haben wird. Denn welcher evangelische Christ wird nicht freudigen Herzens einen so geringen Betrag aufwenden, um sich dadurch in den Besitz eines Bildes zu setzen, welches ihm das großartige protestantische Kunstwerk, wie es werden soll, in getreuer Darstellung vor Augen führt, zumal wenn er das Unternehmen durch den unbedeutenden Aufwand gefördert weiß?

Wir wenden uns deshalb mit freudiger Zuversicht an alle, die im Stande sind, zu einem erfolgreichen und raschen Absatze dieses Kunstblattes beizutragen, mit der Bitte um fleißige Verwendung dafür in ihren Kreisen: zunächst an den gesammten deutschen Buchhandel, der es niemals an seiner bereitwilligen Unterstützung fehlen läßt, wenn es die Ausführung einer großartigen Idee gilt, wozu wir die herrliche Schöpfung Rietschel's mit Recht zählen müssen; ferner an die protestantischen Gemeinde- und Kirchenvorstände, an die Geistlichen und an die Lehrer der protestantischen Jugend Deutschlands; mit einem Worte: **an alle Freunde und Verehrer Luther's und der Reformation.**

Unterzöge sich in jeder protestantischen Gemeinde irgendjemand der Mühe, Subscribenten zu sammeln, so würde ein glänzender Erfolg sicher nicht ausbleiben.

Das Blatt ist Eigenthum des Vereins, die Buchhandlung **F. A. Brockhaus in Leipzig** hat aber den Debit übernommen und sind deshalb alle Bestellungen an dieselbe zu richten. Wer zehn Exemplare auf einmal bestellt, erhält ein Freiexemplar.

Endlich ersuchen wir noch die Herausgeber deutscher Zeitungen, Tagesblätter und Zeitschriften um gefällige unentgeltliche Aufnahme unsers Aufrufs.

Und so geben wir uns denn der Hoffnung hin, daß die an die Herausgabe dieses Kunstblattes geknüpften Erwartungen nicht getäuscht werden, sondern daß wir durch das vollständige Gelingen dieses Unternehmens dem schönen Ziele, welches wir erstreben, um vieles näher rücken.

Worms, im Juli 1860.

Der Ausschuss des Luther-Denkmal-Vereins.
E. Keim, Präsident. Dr. **Eich**, Vicepräsident. **Edelmann**, Secretär. Dr. **Goldbeck. A. Kranzbühler. G. Rebel.** Dr. **Kaiser. L. Wagner.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der neue Pitaval.

Herausgegeben von **Dr. J. E. Hitzig** und **Dr. W. Häring** (W. Alexis). Achtundzwanzigster Theil.

Dritte Folge. Vierter Theil. 12. Geh. Jeder Theil 2 Thlr.

Inhalt: 1. Frau von Jeufosse. (Normandie. Meuchelmord. 1857.) 2. Die Frau des Herrn de Boshamard. (Normandie. Ehebruch. 1724—74.) 3. Mademoiselle de Brun. (Franche-Comté. Entführung. 1732—60.) 4. Die Ermordung der Witwe Dellbrück, geb. Hahnemann. (Königreich Sachsen. Raubmord. 1855—56.) 5. Die Ermordung des Eckenbeck. (Kurhessen. Vatermord. 1849—58.) 6. Der Einbruch in eine Fürstengruft. (Koburg. Einbruch. 1832.) 7. Zwei Kinder unter der Anklage auf Mord. (Kurhessen. Mord aus Bosheit. 1856.) 8. Gilder Roy. (Schottland. Raubmord. 1652.) 9. Der Doctor Bors. (Toulouse. Einbruch. 1779—80.) 10. August Adolf Franz Mann. (Berlin. Mord aus Eifersucht. 1857.) 11. Christian Kritschke. (Grüneberg. Brandstiftung aus Eifersucht. 1795—96.) 12. Wilhelm Nehring. (Ostpreußen. Mord aus Rachsucht. 1836—53.)

Diese bekannte Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit erfreut sich unausgesetzt in seltenem Maße der Theilnahme des deutschen Publikums und rechtfertigt ihren Ruf durch fortwährende Vorführung des Interessantesten aus der Criminalgeschichte der Vergangenheit wie der Gegenwart.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der englischen Sprache.

Nach Ahn's Methode. Von **Karl Graeser.**

Erster Cursus. Dritte Auflage. 8. Geh. 8 Ngr.

Zweiter Cursus. 8. Geh. 12 Ngr.

Graeser's englischer Lehrgang hat in kurzer Zeit große Verbreitung gefunden, wie das baldige Erscheinen einer dritten Auflage beweist. Derselbe ist jetzt durch einen zweiten Cursus vermehrt worden, der eine Mittelstufe zwischen dem ersten Cursus und der „Praktischen Schulgrammatik der Englischen Sprache" von demselben Verfasser (16 Ngr.) bildet. Ein anderes treffliches Hülfsmittel zur Vervollkommnung in der englischen Sprache bildet Graeser's „Englisches Vocabelbuch. 4000 der gebräuchlichsten englischen Wörter" (5 Ngr.).

☞ **Lehrer erhalten von der Verlagshandlung gern ein Gratisexemplar behufs der Einführung in Schulen.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Ursprung der Evangelien.

Nach den neuesten Forschungen für das Volk bearbeitet von **Christianus.** (Abdruck aus der zweiten Auflage von des Verfassers «Evangelium des Reichs».) 8. Geh. 10 Ngr.

Der Verfasser glaubt durch diese Zusammenstellung der neuesten Forschungen den Beweis geliefert zu haben, daß die Worte Jesu Christi nur durch den Apostel Matthäus aufgezeichnet, und in spätern Zeiten absichtlich verfälscht worden sind.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 35. — 30. August 1860.

Zur Streitfrage über das Nibelungenlied.

Je mehr man mit der altfranzösischen Literatur bekannt wird, um so gewisser wird es, daß die meisten Werke der so hoch gepriesenen höfischen Dichter des deutschen Mittelalters nur mehr oder weniger freie Uebersetzungen französischer Dichtungen sind. So hat Alexandre Pey in einer vor kurzem im „Jahrbuch für romanische Literatur" erschienenen Arbeit auf das unzweifelhafteste nachgewiesen, daß Heinrich von Veldeke's „Eneit" nichts anders ist als eine oft wörtliche Uebertragung des gleichnamigen Gedichts von Benoit de St.-More; von andern Werken der höfischen Dichter ist ein ähnliches Verhältniß schon längst dargethan worden, von den meisten übrigen wird es ohne Zweifel noch nachgewiesen werden. Wenn die deutsche Literatur auf diese Weise eine ihrer glänzenden Perioden wenigstens zum Theil einbüßt, so ist der Gewinn unsers Bedünkens auf der andern Seite so groß, daß man diesen Verlust wol verschmerzen kann. Der Gewinn besteht aber darin, daß das Urtheil über das noch von vielen so hoch gepriesene Mittelalter mit seinem deutschen Kaiser, seinem Ritterthum und seinen adelichen Dichtern, seinem Papst und seinen Mönchen auch in Bezug auf geistige Bildung immer mehr berichtigt und die auf durchaus irrigen Voraussetzungen beruhende Vorliebe endlich einmal gründlich beseitigt werden muß.

Wenn aber zu erwarten steht, daß man mit der Zeit von der ritterlichen Poesie ungefähr so urtheilen wird, wie von der Schlesischen Dichterschule, und nur einige wenige Namen, wie Walther von der Vogelweide, Hartmann von Aue, Freidank und vielleicht noch zwei oder drei ihren bisherigen Ruhm wenigstens zum Theil behalten, so bleibt uns aus jener Zeit doch Großes genug übrig, auf das wir stolz sein können; wir meinen die großartigen volksthümlichen Dichtungen, unter denen das Nibelungenlied unbestritten den ersten Rang einnimmt, und dem die „Gudrun" würdig sich anreiht. Und es steht zu hoffen, daß diese trefflichen Dichtungen, denen kein anderes Volk Aehnliches an die Seite stellen kann, immer mehr in ihrer großartigen Schönheit gewürdigt, es steht zu hoffen, daß sie mit steigender Liebe gepflegt und endlich wieder zum Eigenthum des ganzen Volks gemacht werden. Wir freuen uns daher, so oft man dieselben und namentlich unsere Iliade, das Nibelungenlied, zum Gegenstande neuer Forschungen macht, weil jede, selbst eine verfehlte Schrift, die darauf Bezug hat, am Ende doch einen Schritt weiter zum endlichen Ziele führt. Wir haben in Nr. 14 d. Bl. f. 1857 eine Uebersicht der seit 1854 erschienenen Schriften über das Nibelungenlied mitgetheilt. Der Zweck nachfolgender Zeilen ist, unsere Leser mit den wichtigsten Erscheinungen auf diesem Gebiete bekannt zu machen, die seitdem veröffentlicht wurden.

Um aber das Verständniß derselben zu erleichtern und um zugleich Wiederholungen aus jener ersten Uebersicht zu vermeiden, ist es nöthig, daß wir unsere Leser an den Zustand der Frage in kurzen Worten erinnern. Karl Lachmann hatte die Behauptung aufgestellt, daß das Nibelungenlied eine verunglückte Verschmelzung von 20 alten Volksliedern sei, die er mit Hülfe der münchener Handschrift wiederherzustellen unternommen hatte. Diese Ansicht Lachmann's war bei den Germanisten durchgedrungen, und kaum wagte jemand einen leisen Zweifel gegen dieselbe auszusprechen, bis im Jahre 1854 Holtzmann gegen sie auftrat, indem er nachzuweisen suchte, daß die Laßberg'sche Handschrift den echtesten Text enthalte und daß Konrad, Schreiber des (historischen) Bischofs Pilgrim, der Verfasser des Gedichts sei. Es gelang Holtzmann zwar, die Ansicht Lachmann's so gründlich zu erschüttern, daß jetzt nur noch wenige an derselben festhalten, dagegen ist die Begründung seiner eigenen Ansicht durchaus ungenügend, und es ist die Frage, wo der echteste Text zu finden und wer der Dichter des Nibelungenliedes sei, durch ihn eher verwirrt als aufgehellt worden. Es war daher zu erwarten, daß dieselbe neue Untersuchungen hervorrufen würde, und in der That erschien eine solche schon nach drei Jahren unter dem Titel:

1. Chuonrad, Prälat von Göttweih und das Nibelungenlied. Eine Beantwortung der Nibelungenfrage von Wilhelm Gärtner. Wien, Hartleben. 1857. Gr. 8. 2 Thlr.

Die Schrift hat den großen Fehler, daß sie, obgleich methodisch angelegt, doch einer leichten Uebersicht erman-

gelt, was vorzüglich in der eigenthümlichen Vorliebe des Verfassers zu nutzlosen Abschweifungen und zu weitschichtigen Ausführungen bedeutungsloser Nebenumstände seinen Grund hat. Dagegen darf man nicht verkennen, daß der Verfasser die Sache mit großer Liebe ergriffen und umfassende Studien über dieselbe gemacht hat. Wir wollen versuchen, den Gang seiner Untersuchung darzustellen, wobei wir aber nur auf das Wesentliche näher eingehen werden.

Zuerst untersucht Gärtner die Entstehungszeiten des Nibelungenliedes und kommt aus innern und äußern Gründen, unter denen er die alterthümliche Sprache hervorhebt, zu dem Schluß, daß die Abfassung des Gedichts in die Jahre zwischen 1070 und 1080 oder 1090 falle. Hierauf begründet er seine Ansicht, daß es nicht aus einer beliebigen Zahl alter Lieder zusammengeschweißt, sondern ein organisches Kunstwerk sei und daher nothwendig nur von einem Dichter stammen könne, dessen Heimat, wie aus dem Gedicht selbst sich ergebe, unzweifelhaft Oesterreich sei. Die Vermuthung Holtzmann's, daß Konrad, Schreiber des Bischofs Pilgrim, das Nibelungenlied gedichtet habe, wird als ganz unstatthaft zurückgewiesen, wobei Gärtner ziemlich die nämlichen Gründe entwickelt, die wir in unserer Besprechung der Holtzmann'schen Schrift angedeutet haben. Holtzmann hatte sich in seiner Untersuchung auf eine Stelle des bairischen Geschichtschreibers Hund von Sulzenmoos berufen, der von einem alten deutschen Gedichte berichtete, welches nichts anderes als unser Nibelungenlied sein könne. Gegen diese Behauptung wendet Gärtner ein, daß Hund, wie schon vor ihm Dümmler nachgewiesen, nur den ältern Beuschius abgeschrieben, der aber noch weiter hinzugefügt, daß Pilgrim ein Nachkomme Rüdiger's, eines Heerführers der Hunnen und Avaren, gewesen sei. Nun findet sich aber in Göttweih eine alte Reimchronik, welche vollkommen auf die angeführte Stelle des Beuschius paßt, und es geht somit daraus hervor, daß dieser (und somit auch Hund) nicht das Nibelungenlied, wie Holtzmann annehme, im Sinne gehabt habe, sondern diese Reimchronik, welche Bischof Pilgrim habe verfertigen lassen. Es sei aber undenkbar anzunehmen, fährt Gärtner fort, daß Pilgrim neben diesen Reimchroniken noch ein zweites Gedicht über denselben Stoff, das Nibelungenlied, habe dichten lassen.

So weit kann man mit dem Verfasser übereinstimmen und man möchte nur wünschen, daß er seine Ansicht klarer und übersichtlicher entwickelt hätte. Denn wir müssen gestehen, daß wir seit langer Zeit kein so schlecht geschriebenes und, was noch mehr ist, kein so schlecht componirtes Buch in den Händen gehabt haben. Es gehört wahrlich eine Riesengeduld dazu, sich durch dasselbe durchzuarbeiten. Hundertmal verliert der Verfasser den Faden, hundertmal unterbricht er seine Auseinandersetzung durch irgendeinen gelehrten Einfall, den er in breite ermüdende Weitschweifigkeit ausspinnt, wenn nicht bald darauf ein anderer seine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Und wenn er endlich die Untersuchung wieder aufnimmt, so können wir überzeugt sein, daß er bald wieder eine neue Episode vorbringt oder eine frühere wiederholt.

Doch wir wollen seine Darstellung weiter verfolgen. „Der Dichter des Nibelungenliedes“, sagt er, „kann der Schreiber des Bischofs Pilgrim nicht gewesen sein; aber so viel steht fest, daß er Konrad geheißen hat.“ Wir haben vergeblich nach einem Beweis dieser Behauptung gesucht; es geht aber aus dem Zusammenhang hervor, daß auch er, wie Holtzmann, seine Behauptung mit dem Schluß der „Klage“ begründet. Diese besagt nämlich, daß Bischof Pilgrim die Sage von dem Untergang der Nibelungen durch seinen Schreiber Konrad habe aufsetzen lassen. Aber obgleich Gärtner an einem Ort seiner Schrift selbst bemerkt, daß die „Klage“ von einem lateinischen Buche spricht, das der Bischof habe schreiben lassen, und unter diesem also ein deutsches Gedicht nicht verstanden werden könne, behauptet er doch wieder, daß nach dem Zeugniß der „Klage“ der Dichter des Nibelungenliedes Konrad geheißen haben müsse. Nun handelt es sich darum, zu erforschen, wer dieser Konrad gewesen sei. Daß der Dichter ein Oesterreicher gewesen, behauptet Gärtner, stehe außer allem Zweifel. Wir wollen ihm dies zugeben, ob es gleich noch lange nicht ausgemacht ist, und der Umstand, daß der Dichter mit den österreichischen Zuständen vertraut sei, das österreichische Land genau kenne, noch lange nicht beweist, daß er ein Oesterreicher gewesen. Allein nun kommt eine Behauptung, die wirklich als höchst überraschend bezeichnet werden kann und auf die wir um so viel mehr Gewicht legen müssen, als sie ein bedeutendes Glied in der weitern Begründung seiner Ansicht bildet. „Der Dichter“, sagt er, „war ferner ein Geistlicher.“ Der Dichter des Nibelungenliedes ein Geistlicher! Wenn man die Dichtungen der Geistlichen aus dem 11. und 12. Jahrhundert, in welche Zeit er die Abfassung des Gedichts legt, nur oberflächlich kennt, wird man über diese Behauptung billig staunen müssen. Und worauf gründet er dieselbe? Er erinnert an die Gelehrsamkeit und das Kunstbewußtsein des Dichters. Nun, was die Gelehrsamkeit betrifft, so ist diese im Nibelungenlied eben nicht größer, als sie ein durch das Leben und möglicherweise durch große Wanderungen gebildeter Sänger gehabt haben mag. Daß der Verfasser des Nibelungenliedes ein Dichter im vollen Sinne des Worts war, erkennen wir mit Gärtner gern und freudig an; ja, wir glauben mit ihm, daß er ein größeres und echteres Talent hatte, als alle geistlichen und als alle gepriesenen höfischen Dichter, den vergötterten Wolfram von Eschenbach nicht ausgenommen. Aber von Kunstbewußtsein zu reden, ist wol etwas gewagt. Oder was versteht Gärtner unter diesem Ausdruck? Doch wol die durch Studium und höhere Bildung erworbene Sicherheit, ein dichterisches Werk nach den Gesetzen der Kunst anzulegen und auszuführen! Ein solches Bewußtsein hat aber der Dichter des Nibelungenliedes ebenso wenig gehabt, als Homer oder Shakspeare. Er hat ein Kunstwerk geschaffen, ohne sich dessen bewußt zu sein, indem er sich seinem angeborenen Talent überließ, das ihn, weil es eben ein wahres Talent war, mit

der vollsten Sicherheit leitete. Und möge uns doch Gärtner einen einzigen geistlichen Dichter des 11. und der folgenden Jahrhunderte nennen, der mit Kunstbewußtsein gedichtet hätte? Es steht um seine Behauptung, daß der mit Kunstbewußtsein begabte Dichter des Nibelungenliedes ein Geistlicher gewesen sei, schon übel, wenn er der einzige geistliche Dichter gewesen wäre, der mit Kunstbewußtsein gedichtet hätte. „An den geistlichen Verfasser", heißt er ferner, „mahnt die christliche Gesinnung, Anschauung und Tendenz des Dichters." Allerdings hat Gärtner in einem sonst lesenswerthen Kapitel seines Buchs viel von dieser christlichen Tendenz des Dichters gesprochen, aber freilich nicht überzeugend. Er legt an seine Beurtheilung den Maßstab des katholisirenden Romantismus an, und findet, echt romantisch, in dem Gedicht mit leichter Mühe alles, was er hineinlegen will. Siegfried hat die Nibelungen gewaltthätig behandelt, daher mußte er dafür büßen: Hagen ermordete ihn; und wegen dieses Mordes mußte Hagen hinwiederum von Chriemhild getödtet werden, die ihrerseits dafür von Dietrich erschlagen werden mußte. Das ist die christliche Tendenz, die Gärtner im Nibelungenlied findet und aus welcher er den Schluß zieht, daß der Dichter ein Geistlicher war. Agamemnon hat seine Tochter Iphigenia geopfert; daher mußte er für diese Unthat büßen und sein Weib Klytämnestra ließ ihn ermorden; es war aber auch dies eine Schandthat, die nicht ungerächt bleiben durfte, ihr Sohn Orestes erschlug sie. Das ist die christliche Tendenz der griechischen Tragödie, und der Dichter war daher ein Geistlicher. Ist dies etwa nicht ebenso consequent als das andere?

Ferner soll der Dichter des Nibelungenliedes ein Geistlicher gewesen sein, weil das Gedicht einen Bischof einführt, und vom Kloster Lorch Kunde hat. Wenn nun der Dichter ein Oesterreicher und ein Geistlicher gewesen ist, so kann es niemand anders sein, als der Prälat Konrad von Göttweih, auf den auch die Zeit paßt, in welcher das Nibelungenlied entstanden sein muß. Wir wissen zwar nicht, daß derselbe gedichtet hat, wir wissen nur von ihm, daß er früher passauer Kanonikus war, daß er nach Jerusalem pilgerte, daß er seine Thätigkeit den Angelegenheiten der Kirche und insbesondere seines Klosters widmete, daß „durch seine Weisheit der Ort an baulichen Erweiterungen, an Reichthum zunahm, und derselbe in Beziehung auf Besitzungen, Beneficien und ehrenvolle Männer gedieh". Aber was thut das? War sein Freund Ezzo, von dem das Gedicht „Die Schöpfung" (vielleicht!) herrührt, nicht ein Dichter? Also war „Konrad mit Ezzo poetisch verwandt", also war auch er ein Dichter, also hat er das Nibelungenlied gedichtet. Und Gärtner ist davon so lebendig überzeugt, daß er uns sogar ein Bild seiner Persönlichkeit gibt, das allerdings von der Lebendigkeit seiner Phantasie zeigt, aber wenig geeignet ist, uns eine gute Meinung von seinem kritischen Blick und Forschergeist zu geben. Er sagt:

Wir finden den Prälaten oben auf jenem reizenden Berge, der so ganz eigentlich eine Schauwarte für den Nibelungenstoff (wie romantisch!), insbesondere für das Oster- und Rüdigerland ist; wir dürfen ihn, dessen gravitätisches Aussehen gerühmt wird, als von mittler Größe denken; sein Alter ist um die sechzig Jahre herum, oder vielmehr darüber. Wir gewahren an ihm die Ruhe, die feierliche Würde, welche wir aus den Berichterstattern herausgelesen haben; wir vertiefen uns in sein Dichterauge, das traumhaft und doch so klar und verklärend in der Ferne der Zeiten und der Sage schweift; es ist uns, als fänden wir in diesem Angesicht alle die Gedanken und Bilder, die ganze Romantik und die Weisheit und Würde und deutsche Treue des Nibelungenliedes wieder!

Auch in diesen Zeilen ist der Romantik genug, oder sollten wir nicht vielmehr sagen des Komischen? Eine solche Stelle reicht hin, den ganzen Bau des Verfassers in sein richtiges Licht zu stellen, d. h. als eine trotz der überhäuften urkundlichen Nachweisungen als eine romantische Grille, die bei dem leisesten Windhauch zusammenfällt und zusammenfallen muß. Das ganze Buch ist in der That nichts als eine Zusammenstellung der willkürlichsten Hypothesen, die zugleich, wie schon erwähnt, so entsetzlich schlecht dargestellt sind, daß es eine wahre Pein gewährt, sich durch dasselbe durchzuarbeiten, und es wirklich eine übermäßige Willensanstrengung dazu gehört, darob die Geduld nicht zu verlieren. Wir wundern uns daher gar nicht, daß Diemer in seiner Kritik des Buchs, die er bald nach Erscheinen desselben in den „Oesterreichischen Blättern für Literatur und Kunst" veröffentlichte, den Verfasser ziemlich schonungslos behandelt hat. Wir wollen zwar zugeben, daß er den Fleiß des Verfassers nicht hinlänglich anerkannt hat, allein wir begreifen, daß er bei dem Aerger, den ihm das Buch wegen seines schlechten Stils und seiner verwirrten Ausführung verursachen mußte, weil er sich gewiß gezwungen sah, wie wir es auch waren, manches Kapitel drei- und viermal durchzulesen, um nur zum Verständniß desselben durchzudringen, jene anerkennenswerthe Seite übersah, sowie er auch ebendeshalb nicht daran dachte, daß die Schrift Gärtner's wenigstens ein negatives Verdienst hat, das nämlich, daß es niemand mehr einfallen wird, die Hypothese aufzustellen, es sei der Prälat Chuonrad von Göttweih der Dichter des Nibelungenliedes. Die Kritik Diemer's rief eine Entgegnung seitens des Verfassers hervor:

2. Beleuchtungen. Ein Nachwort zu meiner Nibelungenschrift, und eine Antwort auf die Kritik des Herrn Joseph Diemer. Von **Wilhelm Gärtner**. Pesth, G. Kilian. 1857. Gr. 8. 28 Ngr.

Da diese 129 Seiten lange Schrift die eigentliche Frage in keiner Weise fördert und sie zudem in der nämlichen liebenswürdigen Manier geschrieben ist, wie das größere Werk, so begnügen wir uns, dieselbe einfach anzuführen. Dagegen können wir nicht unterlassen, die Bemerkung zu machen, daß es seitens eines Schriftstellers immer als Misachtung gegen das Publikum erscheint, wenn er in einem Schlafrockstil vor demselben erscheint, wie der Gärtner's füglich bezeichnet werden kann. Oder ist das nicht Misachtung, wenn der Schriftsteller dem Publikum zumuthet, sich mit dem zu begnügen, was er in der flüchtigsten Eile niedergeschrieben hat, ohne sich zu bekümmern, ob es auch ein „hochzeitliches Gewand"

habe, und sogar ohne sich zu bekümmern, ob es nur verständlich sei? Die Sache hat aber noch eine andere, wichtige Seite. Man hat von jeher gegen frivole und unzüchtige Bücher geeifert, und allerdings mit dem vollsten Recht, aber unsers Erachtens sind schlecht geschriebene Bücher in gewissem Sinne noch verderblicher. Denn jene bleiben doch immer nur auf einen kleinern Kreis von Menschen beschränkt, während diese sich an ganze Klassen des Publikums wenden, und nicht blos dessen Geschmack und ästhetische Bildung, sondern auch das Nationalgefühl und das Nationalbewußtsein untergraben. Denn die Sprache ist das lebendigste und treueste Abbild eines Volks; es hebt sich und fällt mit ihr. Die Zeit der tiefsten Erniedrigung des deutschen Volks auch ist die, in welcher die deutsche Sprache am tiefsten gesunken war. Doch wir wollen uns mit diesen Andeutungen begnügen; vielleicht findet sich die Gelegenheit, die Sache einmal ausführlicher zu entwickeln.

Außer der Schrift Gärtner's haben wir noch zunächst zwei andere zu besprechen, welche das Nibelungenlied behandeln, und von denen die eine gegen Holtzmann, die zweite gegen Lachmann gerichtet ist. Beide sind in ernster, würdiger, echt wissenschaftlicher Weise gehalten und gewähren bei der Tüchtigkeit der Behandlung nicht blos vorübergehendes Interesse, sondern werden auch später für jeden, der sich eindringlich mit dem Nibelungenliede beschäftigt, von Werth und Nutzen sein.

Die erste dieser beiden Schriften:

3. Ueber die Nibelungenhandschrift C. Sendschreiben an Herrn Geh. Hofrath Prof. Dr. Göttling in Jena von R. von Liliencron. Weimar, Böhlau. 1856. Gr. 8. 1 Thlr.

zeugt von langjähriger und liebevoller Beschäftigung mit dem Gedicht; der Verfasser kennt dasselbe bis in seine unbedeutendsten Einzelheiten.

Unsere Leser erinnern sich, daß Holtzmann die Laßberg'sche Handschrift des Nibelungenliedes (gewöhnlich mit C bezeichnet) für die älteste, ihren Text für den echtesten erklärte und darauf vorzüglich bauend, die Lachmann'sche Kritik bekämpfte. Man wird sich auch erinnern, daß wir gerade darin die Schwäche seiner Beweisführung erblickt haben. Was wir in unserm frühern Artikel nur andeuten konnten, das führt der Verfasser der vorliegenden Schrift in vortrefflicher Entwickelung aus. Er zeigt, daß die Handschrift C nur das Werk eines Ueberarbeiters sein könne, deren Aenderungen, von einzelnen Zufälligkeiten und Irrthümern abgesehen, auf bestimmten Gründen und Anlässen beruhen, bestimmte Richtungen und Ziele verfolgen. Die Abweichungen der genannten Handschrift können schon deswegen nicht der ursprüngliche Text sein, weil sie auf eine gebildetere Zeit, auf eine kunstvollere Entwickelung der Sprache und der Poesie hinweisen, während der gemeine Text im rauhen, aber auch frischern und volksthümlichern Tone lebt. Man kann allerdings nicht annehmen, wie Holtzmann will, daß die feine, geglättete Darstellung, die künstliche Composition von einem spätern Ueberarbeiter in eine rauhere Form umgesetzt worden sei. Dies könnte höchstens dann gedacht werden, wenn der gemeine Text aus dem 14. und 15. Jahrhundert stammte, aber von einer so späten Abfassung irgendeines Textes kann in keinem Falle die Rede sein. Dem widerspricht auch die alterthümlichere Haltung des gemeinen Textes, sowie sie auch beweist, daß derselbe aus früherer Zeit stammen müsse, als die höfisch abgerundete Form der Handschrift C. So muß diese schon aus diesen Gründen als eine Ueberarbeitung erscheinen und ihre Abweichungen stellen sich bei näherer Prüfung als bessernde Aenderungen der Darstellung oder des Ausdrucks, indem sie bald bezwecken, den Zusammenhang der Erzählung zu ändern, bald die Zeichnung der Charaktere zu modificiren, bald Lücken der Darstellung zu füllen, bald Unebenheiten, Widersprüche oder Wiederholungen zu beseitigen, bald auch um den Ausdruck im einzelnen klarer, correcter, oder den Satzbau fließender oder die Sprache reiner zu machen. Es ist offenbar, daß wenn die Handschrift C den ursprünglichen Text gäbe, und der gemeine Text eine Umdichtung wäre, der Ueberarbeiter wenigstens nicht danach gestrebt hätte, den Ausdruck unklarer und steifer, den Satzbau schleppender, die Sprache unbeholfener zu machen.

Freilich hatte Holtzmann diesem Einwurf im voraus zu begegnen gesucht. Er sagt in seiner bekannten Schrift:

> Kann man wol annehmen, daß der Verfasser des Nibelungenliedes, der jedenfalls ein reiches Talent hatte, immer den härtesten Ausdruck, den schleppendsten Satzbau, die incorrecteste Sprache gewählt haben werde, während ein sehr untergeordneter Dichter, wie der Umarbeiter doch jedenfalls gewesen ist, die glücklichere Darstellung gewählt habe?

Auf diesen Einwurf ist leicht zu antworten. Die Darstellung in der Handschrift C ist allerdings geglätteter, abgerundeter, feiner, kunstmäßiger, aber wenn man dies auch zugesteht, so ist damit noch nicht bewiesen, daß sie auch besser, wahrer, poetischer sei. Vielmehr läßt sich leicht darthun, daß der gemeine Text in dieser Hinsicht dem von C weit vorzuziehen ist. Wir bedauern, daß Liliencron unterlassen hat, diesen Beweis zu führen, es hätte dies den Werth seiner Schrift gewiß nicht unbedeutend erhöht. Aber freilich er konnte es bei seinem ausschließlich Lachmann'schen Standpunkte nicht thun; ihm ist der gemeine Text ebenso wenig ursprünglich als der in der Laßberg'schen Handschrift. Daher zeigt er eine wahre Schadenfreude, wenn er jenem eins anhängen kann (man verzeihe diesen Ausdruck), d. h. wenn er nachweisen kann, daß Strophen des gemeinen Textes, die nicht zugleich in den 20 Liedern von Lachmann vorkommen (denn gegen diese ist er ungleich höflicher), auf irgendeine Weise tadelnswerth sind. Wir wollen ihm diese Schwäche — der Verfasser wird es selbst gestehen müssen, daß es eine ist — nicht zu hoch anrechnen, da sie mit seiner Ansicht von der Entstehung des Gedichts zusammenhängt; es war aber nöthig, sie zu constatiren, um den richtigen Standpunkt bei der Beurtheilung der Schrift des Hrn. von Liliencron zu gewinnen.

Den Beweis, daß die Handschrift C eine Umarbeitung des ältern oder gemeinen Textes sei, und alle Abweichungen als bewußte Aenderungen angesehen werden müßten, durch welche der Umdichter eine höfischere Dar-

stellung herzustellen beabsichtigte, führt der Verfasser ebenso gründlich als überzeugend aus. In dem ersten Abschnitt stellt er eine sehr reiche Zahl von größern und kleinern Stellen zusammen, die der Ueberarbeiter von C aus den eben angegebenen Gründen entweder änderte oder einschob, und doch hat der Verfasser die Reihe der Fälle dieser Art noch lange nicht erschöpft. Er hat, sagt er, nicht einmal ängstlich nach den wichtigsten Beispielen gesucht. „Beweisend", fügt er hinzu, „sind von ihnen nicht nur die wichtigern, sondern oft sogar diese gerade weniger, als die über das ganze Gedicht vertheilte Masse kleiner Nachbesserungen des Ausdrucks." Man sollte sich einen Ueberarbeiter denken können, der das Ungeschick oder Misgeschick hätte, beinahe jeder Strophe, die er anzurühren wagte, einen kleinen Schaden beizubringen und daneben dennoch das wunderbare Geschick, die ganze Dichtung der Frische und sonstigen Eigenthümlichkeit des Volkstons näher zu bringen, es von der in der Poesie seiner Zeit alles beherrschenden Mode und Manier noch um ein gut Theil weiter abzurücken, als schon vor ihm der ursprüngliche Dichter die mehr wie staunenswerthe Objectivität besessen hätte?

In einem zweiten Abschnitte betrachtet der Verfasser die Stellen, in welchen C harte oder unklare oder grammatisch ungenaue Constructionen ändert u. s. w. Aus allem geht hervor, daß C die ursprüngliche, volksmäßige und alterthümliche Darstellung in eine „modischere", der schon entwickelten höfischen Poesie angemessenere Form umzugestalten suchte; und so wird wol jeder, der die vorliegende Schrift ohne vorgefaßte Meinung liest, oder sich in dieselbe wenigstens nicht vollständig verrannt hat, mit dem Verfasser zum Schluß gelangen, daß die Handschrift C unmöglich den ursprünglichen Text des Nibelungenliedes enthalten kann. Für die Liedertheorie Lachmann's ist aber durch die übrigens so verdienstliche Arbeit Liliencron's gar nichts gewonnen; denn dadurch, daß der Beweis geliefert ist, es sei C eine Umarbeitung des ursprünglichen Textes, ist nicht auch zugleich dargethan, daß der gemeine Text ebenfalls eine solche ist. Wir theilen in dieser Beziehung fortwährend Holtzmann's Ansicht, und wiederholen nur, was wir am Schluß unsers frühern Artikels sagten, daß dieser in seinen Untersuchungen einen unzweifelhaft wahren Satz ausgesprochen, denselben aber in höchst unglücklicher Weise durchgeführt hat.

Die nächste Schrift, welche wir zu besprechen haben,

4. Nibelungenlied oder Nibelungenlieder? Eine Streitschrift von Heinrich Fischer. Hannover, Rümpler. 1859. Gr. 8. 1 Thlr.

ist zunächst gegen Lachmann's Liedertheorie gerichtet, deren Unhaltbarkeit sie auf das schlagendste nachweist, wodurch Holtzmann's „Untersuchungen" nicht blos ergänzt, sondern in der That erst begründet werden, da sich dieselben eigentlich auf Lachmann's Beweisführung gar nicht einließen. Fischer's Schrift befolgt einen durchaus methodischen Gang, wodurch sie nicht wenig an Klarheit und somit auch an Werth gewinnt. Sie untersucht zuerst die allgemeinen „Kriterien", welche nach Lachmann die Unechtheit der Theile des Nibelungenliedes beweisen sollten. Der Verfasser weist nach, erstens, daß diese Kriterien an sich keine Beweiskraft haben können, und zweitens, daß Lachmann sie willkürlich bald übermäßig betonte, bald aber, wenn sie ihm nicht genehm waren, auch ganz einfach ignorirte, sodaß er das eine mal Strophen für unecht erklärt, welche doch nach seinen Kriterien für echt gelten sollten, und daß er in andern Fällen solche Strophen als echt aufnimmt, die nach den aufgestellten Kriterien unbedingt für untergeschoben angesehen werden mußten. Hierauf bespricht Fischer die 20 von Lachmann aufgestellten Lieder, indem er die besondern Gründe prüft, welche Lachmann bestimmten, die einzelnen Strophen für interpolirt zu erklären. Der Gang, den dieser hierbei befolgte, ist gewiß merkwürdig und zeigt auf das anschaulichste, wie leicht unsere Gelehrten, und gerade diejenigen, welche am meisten mit deutschem Fleiß und deutscher Wissenschaftlichkeit prahlen, ihren Verstand und ihre Selbständigkeit gefangen geben. Zuerst scheidet nämlich Lachmann eine Anzahl Strophen aus und erhält dadurch ein mehr oder weniger zusammenhängendes Ganzes, das er als ursprüngliches Lied bezeichnet. Hierauf zeigt er, daß dieses Lied einen bestimmten Ton habe, und begründet die Ausscheidung der Strophen dadurch, daß sie zu dem Tone des Liedes nicht paßten. Nun hat aber das Lied diesen Ton erst durch die Ausscheidung und infolge derselben erhalten, und es wird somit die Wirkung durch eine Art Taschenspielerkunststück zur Ursache gemacht. Diese Methode ließ sich freilich nicht überall durchführen, und es mußte zu andern Mitteln gegriffen werden. Ein weiteres besteht darin, daß Lachmann eine große Anzahl von Strophen verwarf, weil das Gedicht auch ohne dieselben bestehen, weil es ohne sie verstanden werden könne. Nun möchten wir aber Lachmann oder seine Nachbeter bitten, aus der gesammten Literatur aller Zeiten und Völker und nicht blos der poetischen, ein einziges Werk nachzuweisen, in welchem nicht Stellen aus dem nämlichen Grunde abgelöst werden könnten. Selbst in dem abstractesten, mit der strengsten Logik durchgeführten Buche werden und müssen sich Stellen finden, die, genau genommen, nicht unbedingt nothwendig sind, weil das Ganze auch ohne sie einen vollständigen und vielleicht selbst durchaus klaren Sinn gewährt, welche der Verfasser aber doch aus irgendeinem Grunde mit vollem Bewußtsein hinzugefügt hat. Solche Stellen für unecht und untergeschoben zu erklären, sagt Fischer mit vollem Recht, könne nur dann gestattet sein, wenn sich mit überzeugenden Gründen darthun lasse, daß sie interpolirt seien.

Ebenso wenig ist ein weiteres Beweismittel zulässig, das Lachmann bei verschiedenen Theilen des Gedichts anwendet. Er behauptet nämlich öfters, daß diese oder jene Stellen des Gedichts nicht auf „gründlicher und eigenthümlicher Sage beruhten", oder daß sie „keinen sagenmäßigen Gehalt" hätten, oder daß sie „ohne sagenmäßigen Grund ganz nach Analogie oder Wahrscheinlichkeit gedichtet seien" u. dgl. m. Es würde sich nun freilich die Richtigkeit dieser Behauptungen schwer nachweisen lassen;

denn die Geschichte der alten Sage ist nicht so genau documentirt, daß man diesen oder jenen Zug für neue Erfindung zu erklären berechtigt wäre. Aber selbst zugegeben, daß es sich wirklich so verhielte, daß nämlich die beanstandeten Stellen nicht auf alter Ueberlieferung beruhten, ist damit auch dargethan, daß es einst Lieder gegeben habe, welche die alte Ueberlieferung in ihrer ganzen Nacktheit dargestellt haben, und zugleich, daß ein späterer Dichter diese Lieder durch mehr oder weniger glückliche Uebergänge zusammengeschweißt habe? Liegt nicht vielmehr die Anschauungsweise näher, daß ein Dichter die zerstreuten Sagen gesammelt, ihre Lücken ausgefüllt, ihre Andeutungen ausgeführt, das Knochengerüst des Stoffs zu einer lebendigen Gestalt umgeschaffen habe? Diese Thätigkeit nennt zwar Lachmann einen „traurigen Beweis entartender Volkspoesie"; wir aber gestehen, daß wir darin mit Fischer des Dichters eigenstes und höchstes Amt erkennen, worin sich seine ganze Größe zeigt. Eine solche Zusammenstoppelung, wie das Nibelungenlied nach Lachmann sein soll, dürfte man nur dann voraussetzen, wenn das Gedicht wirklich ein elendes Machwerk wäre, in welchem sich dem ersten Blick die Flickereien offenbarten; daß es aber keineswegs ein solches Machwerk ist, das ist oft und wiederholt nachgewiesen worden.

Lachmann gründete seine Liedertheorie im weitern noch darauf, daß im Verlauf des Gedichts mehrere Personen gänzlich verschwinden, die zuerst mit Vorliebe geschildert worden waren. Bei einer dieser Personen, Dankwart, ist die Behauptung falsch und zudem sehr charakteristisch; denn er kommt allerdings auch später wieder vor, freilich nicht in den Liedern Lachmann's, da in diesen die Strophen ausgeschieden worden sind, in denen Dankwart erwähnt wird. Also wieder ein Taschenspielerkunststück.

Bei den übrigen Personen ist aber das „Vergessen" wol zu begreifen; denn wenn von Ering z. B. nichts mehr gesagt wird, nachdem der Dichter seinen Tod berichtet, so ist dies gewiß eine durchaus natürliche Sache. Endlich wurde auf manche Widersprüche des Gedichts großes Gewicht gelegt; allein in einigen Stellen sind die Widersprüche in der That nur scheinbar oder bedeutungslos, und wenn andere auch wirklich bedeutend und unauflöslich sind, so ist man doch noch nicht berechtigt, aus ihnen beweisen zu wollen, daß das Gedicht aus einer größern Zahl von Liedern zusammengeflickt sei, deren Verfasser nichts voneinander gewußt hätten, oder daß der Dichter ein Dummkopf gewesen sei.

Im dritten Buche des Don Quixote wird im neunten Kapitel Sancho Pansa's Esel gestohlen, der Verlust wird mehrfach beklagt und hat wichtige Folgen; im sechzehnten Kapitel erst erscheint der Räuber des Esels und muß ihn herausgeben; aber im Anfange des elften Kapitels reitet Sancho auf seinem Esel! Und der Verfasser des Don Quixote war doch auch Einer und ein Dichter.

Allerdings, und Ariosto, dem Aehnliches begegnet, war ebenfalls ein Dichter. Eine einzige Stelle dieser Art reicht hin, den ganzen Bau der überfeinen Kritik Lachmann's niederzureißen. Auch würde der Streit vielleicht schon entschieden sein, wenn Holtzmann und seine Nachfolger nicht mit einer an Eigensinn grenzenden Hartnäckigkeit bei der vorgefaßten Meinung verblieben, daß die Laßberg'sche Handschrift (C) den ältesten und ursprünglichsten Text enthalte. Dieser Ansicht ist Fischer ebenfalls, aber es erweckt schon Bedenken, daß er in seinen Auseinandersetzungen gerade so den gemeinen Text ignorirt, wie Liliencron, und daß er sich stets ausschließlich auf die Laßberg'sche Handschrift bezieht, obgleich die zur Bekämpfung der Lachmann'schen Liedertheorie vorgebrachten Gründe ebenso sehr auf der Sanctgaller Handschrift (B) als auf jener beruhen. Aber abgesehen davon, ist seine Beweisführung zu Gunsten des Laßberg'schen Codex, wobei er sich im ganzen an Zarncke anschließt, in keiner Weise überzeugend, und er macht sich hier und da derselben logischen Fehler schuldig, die er an Lachmann tadelt. Aus der höfischen Haltung von C ergebe sich, sagt er, daß die Heimat der Lieder in den Kreisen der Vornehmen zu suchen sei, sowie sich die Abweichungen von der gemeinen Lesart erklären ließen, durch welche das Gedicht dem höfischen Publikum habe näher gebracht werden sollen. Somit wird ja als bewiesen vorausgesetzt, was erst bewiesen werden sollte, und übrigens hat Liliencron auf das schlagendste dargethan, daß eine solche Entwickelung gegen alle Erfahrung und Wahrscheinlichkeit streite. Fischer behauptet weiter:

Für den mündlichen Vortrag konnten natürlich nur einzelne Abschnitte des Gedichts gewählt werden. Solche waren zwar gegeben, da das Ganze in Aventiuren getheilt war, doch standen die meisten derselben in festem Zusammenhang. Es lag nahe diesen zu lockern; so wurden die Aventiurenanfänge theils geändert, theils verlegt; ferner wurden (andere) Strophen weggelassen, geändert u. s. w.

Wenn wir außer Handschriften des ganzen Gedichts auch solche von einzelnen Aventiuren besäßen und sich in diesen die angegebenen Abweichungen vorfänden, so würde diese Bemerkung Fischer's allerdings von großer Beweiskraft sein; da dies aber keineswegs der Fall ist, so erscheint sie um so mehr als eine durch nichts begründete Vermuthung, da die von ihm zum Beweis vorgebrachten Strophen seine Behauptung in keiner Weise unterstützen; es erscheinen die Anfänge der Aventiuren in dem gemeinen Text nicht so gelockert, als Fischer behauptet, vielmehr ist der Zusammenhang derselben mit dem Vorigen ebenso klar, als in der Handschrift C, jedenfalls aber viel kräftiger und der ganzen Haltung des Gedichts entsprechender.

Nach den obigen Auseinandersetzungen ergibt sich von selbst, daß wir die von Holtzmann veranstaltete neue Ausgabe des Gedichts:

5. Das Nibelungenlied in der ältesten Gestalt mit den Veränderungen des gemeinen Textes. Herausgegeben und mit einem Wörterbuch versehen von Adolf Holtzmann. Stuttgart, Metzler. 1857. 8. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

nicht für berechtigt halten können. Sie beruht auf einer Voraussetzung, die noch lange nicht bewiesen ist und wird der Wirrwarr durch dieselbe nur noch vermehrt. Jetzt haben wir drei älteste Texte, von denen keiner mit dem andern übereinstimmt, die sich zum Theil schroff gegen-

übersehen, ohne die „Zwanzig Lieder“ von Lachmann zu rechnen, die sich ja bekanntlich für den allerältesten Text ausgeben. Die vorliegende Ausgabe hat dem Bedürfniß nach einer umfassenden kritischen Edition nicht abgeholfen, die Nothwendigkeit derselben vielmehr noch entschiedener herausgestellt. Möchten sich doch unsere Germanisten endlich einmal dazu entschließen und das große Werk ohne vorgefaßte Meinung durchführen; denn nur auf diesem Wege wird die obschwebende Frage mit Sicherheit gelöst werden können. Freilich ist die Aufgabe nicht gering, da sie vor allem nochmalige strenge Vergleichung aller Handschriften des Gedichts und möglichst genaue Ermittelung ihres Alters, sowie ihrer Heimat und ihres gegenseitigen Verhältnisses voraussetzt, worüber die Angaben theils noch fehlen, theils schwankend und unsicher sind.

Abgesehen von der Wahl der zu Grunde gelegten Handschrift, verdient die Ausgabe Holtzmann's alles Lob. Ihr größter Werth besteht aber darin, daß sie zuerst eine vollständige Vergleichung der Wallensteiner Handschrift gibt. Diese ist nämlich die einzige, die sich bestimmt an C anschließt, und sie wird dadurch wichtig, daß sie deren Lücken ergänzt. Sie ist übrigens nach Holtzmann's Behauptung keineswegs Abschrift von C, sondern hatte eine andere, C an Werth übertreffende Vorlage. Inwiefern dies begründet ist, wagen wir ohne genaues Studium der Handschrift nicht zu entscheiden; bedenklich für Holtzmann's Ansicht von C ist aber, daß der Wallensteiner Codex sehr häufig den gemeinen Text gegen C bestätigt, sodaß er sich selbst zu der Aeußerung veranlaßt fühlt, daß er „vielleicht der Handschrift einen noch größern Einfluß auf die Gestaltung des Textes hätte gestatten sollen“. Wenn man als Grundsatz aufstelle, fügt er hinzu, daß der Text der Wallenstein'schen Handschrift, wo er durch einen Codex der gemeinen Lesart bestätigt werde, den Vorzug vor C verdiene, so müsse noch öfter, als geschehen, die gemeine Lesart aufgenommen werden. Er würde, schließt er (und wir legen mit Recht Gewicht auf diese Aeußerung), streng nach diesem Grundsatz verfahren sein, wenn die Handschrift älter und besser geschrieben wäre.

Die Einrichtung der Ausgabe ist übrigens sehr zweckmäßig und praktisch, und erhält durch die beigefügten Abweichungen der Lachmann'schen, Laßberg'schen und Hagen'schen Editionen, sowie durch das vollständige Namensverzeichniß und das gute Wörterbuch noch größere Brauchbarkeit.

2.

Aus dem Gefängnißleben. Von T. Oelckers. Zwei Theile. Leipzig, O. Wigand. 1860. 8. 2 Thlr.

In Deutschland leben über 60000 Menschen in den Gefängnissen. Diese Zahl wiegt die Seelenzahl manches deutschen Bundesstaates auf. Besäße Deutschland überseeisches Land, um die Gefangenen dorthin zu bringen, es könnte eine stattliche Colonie damit begründen, einen überseeischen, fünf- oder sechsunddreißigsten Bundesstaat. In diesem Falle erführen wir vielleicht etwas mehr über das Leben dieser ausgestoßenen Kinder der Mutter Germania, als jetzt, wo sie mitten unter uns vegetiren, hinter Schloß und Riegel verwahrt und gegen die Außenwelt mit dem Schleier des Geheimnisses und des Grauens verhüllt. Ein wunderliches Volk, die Deutschen! — würde vielleicht ein Brite sich ausdrücken — sie wissen am meisten von dem, was sie am wenigsten angeht. Jeder deutsche Schulknabe kann euch sagen, was der Botokude zum Frühstück speist, woraus der Neuseeländer sein Mittagsmahl bereitet, wie der Grönländer sein Haus einrichtet, womit der Siamese sich gegen die Glut der Sonne schützt und der Kirgise sich sein Räuschchen trinkt; die Deutschen wissen, wie es vor Aeonen auf der Erde aussah, was für Wesen da lebten, wie und wovon sie lebten; ja sie stellen tiefsinnige Untersuchungen an, ob und was für Bewohner auf dem Mond, auf dem Jupiter, auf der Sonne sogar leben und wie sie leben mögen: aber wie ihre gefangenen Landsleute in ihrer unmittelbarsten Nähe leben, davon wissen sie nichts. Zwar hat hin und wieder ein deutscher Philanthrop oder Tourist sich eine „Strafanstalt“ angesehen, d. h. sich ein Stündchen darin herumführen und von einem Beamten mancherlei zeigen und erklären lassen, das ist dann getreulich notirt und zu einer sehr interessanten Skizze für ein Unterhaltungsblatt verarbeitet worden; aber was die Welt auf diese Weise von dem Leben der Gefangenen erfahren, ist wenig mehr als Dunst und Schein. Das Wesen blieb verhüllt; denn das ließ sich nicht durch flüchtiges Schauen erkennen, das wollte erlebt, empfunden sein. Daß aber von denen, welche in der Regel die Gefangenhäuser bewohnen, keiner den über das Leben darin gebreiteten Schleier lüftet, dafür hat der christliche Staat Sorge getragen. Dieser hat in seinem über alle maßen tugendhaften Abscheu vor dem Verbrechen den einmal straffällig gewordenen Schelm mit ewiger Schmach gebrandmarkt. Aus der Strafanstalt entlassen, hat dieser außer den feindlichen Lebensmächten, denen er schon einmal erlag, auch noch das Ungeheuer Schmach zu bekämpfen. Wohl ihm, wenn es ihm gelingt, demselben durch Verheimlichung aus dem Wege zu gehen! Ein Laut von ihm, der seine Vergangenheit verräth, und das Ungeheuer legt sich in seiner ganzen Schrecklichkeit ihm in den Weg. Stumm sein wie das Grab über das Erlebte, das stellt sich ihm als erste Lebensregel dar. Und folgte er dieser nicht, wollte er der Schmach Trotz bieten und mit rücksichtsloser Hand den Schleier lüften — welcher tugendhafte Staatsbürger würde dem Gebrandmarkten glauben? Es mußte erst dahin kommen, daß ganze Massen ehrbarer Deutscher, an deren Charakter das Brandmal des christlichen Staats nicht haften konnte, in die Strafhäuser eingesperrt wurden, ehe man in Deutschland zu einer verläßlichen Kunde über deutsches Gefängnißleben gelangen konnte. Das vorliegende Buch ist ein schätzenswerther Beitrag zu solcher Kunde.

Der Verfasser, welcher sich in vormärzlicher Zeit als Novellist und Uebersetzer einen geachteten Namen gemacht, hatte das Unglück, mit Millionen andern Deutschen von der Wiederherstellung eines einigen deutschen Vaterlandes zu träumen und in den Jahren 1848 und 1849 seine Hoffnung desfalls auf das deutsche Parlament zu setzen, auch die von diesem Parlament geschaffene und von 28 deutschen Souveränen anerkannte Reichsverfassung als eine zu Recht bestehende Errungenschaft zu betrachten, für welche jeder gute Deutsche nöthigenfalls mit Gut und Blut einstehen müsse. In diesem Glauben hatte er sich an dem dresdener Maiaufstande insofern betheiligt, als er während der letzten Tage des Kampfes nach Dresden gereist war und unterwegs eine kleine Volksversammlung mit einigen dem Aufstand günstigen Worten eröffnet hatte. Dafür und für andere ihm Schuld gegebene Vergehen war er als „Hochverräther“ zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt worden. Außerdem hatte er sich auch eines Preßvergehens schuldig gemacht, welches mit Landesgefängniß abzubüßen war. Der Verfasser schildert nun, was er erst in der Untersuchungshaft im leipziger Stockhause, dann im Landesgefängniß zu Hubertusburg, hierauf wieder im leipziger Stockhause und endlich während seiner achtjäh-

rigen Haft im Zuchthause zu Waldheim erlebt und in sich durchlebt hat. Er geht an diese nichts weniger als ergötzliche Aufgabe ohne Ostentation, aber auch mit dem Bewußtsein eines Mannes, der für seine Ueberzeugung schuldlos gelitten und der daher nicht nöthig habe, etwas von sich zu beschönigen, und zugleich mit der Gesinnung eines zur wahren Humanität durchgedrungenen Geistes, der für die, durch die er leidet, das gottmenschliche Gebet im Herzen trägt: Herr, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!

Nur mit wenig Worten berührt er die Geschichte seines Hochverrathsprocesses; doch diese wenigen Worte werfen ein helles Schlaglicht auf das ganze, damals gegen die Maigefangenen angewendete Verfahren. „Während der letzten Tage des Kampfes in Dresden", erzählt Oelckers, „war ich in Gesellschaft einer Anzahl anderer Leute von Leipzig aus dorthin gefahren und zwar nicht auf der Eisenbahn, sondern auf der über Grimma u. s. w. führenden Straße. Einige jener Leute hatten es passend gefunden, diese Fahrt zu einer Art Agitationsreise zu machen, man hatte unterwegs da und dort eine Volksversammlung veranstaltet, die Bekanntmachungen der «provisorischen Regierung» vertheilt und zur Förderung der Interessen aufgemuntert, für die in Dresden gekämpft wurde. Meine Betheiligung an alledem beschränkte sich auf eine einzige Handlung: ich hatte eine kleine Volksversammlung, die man in Grimma veranstaltete, mit einigen Worten eröffnet. Nun kamen aber nicht nur alle in Grimma gehaltenen Reden, sondern überhaupt alles, was in den von uns berührten andern Städtchen wirklich oder angeblich (und bei weitem das Meiste war angeblich) geschehen, auf meine alleinige Rechnung, denn die fraglichen «Agitatoren» waren längst geflüchtet und unerreichbar. Da waren nun Zeugen vorgeladen, nicht blos aus Leipzig, sondern auch aus Liebertwolkwitz, Grimma, Colditz, Waldheim, Nossen und ich weiß nicht woher. Oft sah ich mich, wie gesagt, auch Leuten vorgestellt, oder nur gezeigt, rücksichtlich deren ich nie erfuhr, woher und wer sie waren, wo sie mich und was sie von mir gesehen hatten oder haben sollten. Wenn derlei Erscheinungen so überreichlich und massenhaft kommen, wird man um so leichter müde auf all die kleinen und großen Unrichtigkeiten, die dabei unterlaufen, Gewicht zu legen und sie zu berichtigen zu suchen; man wird eben des Ganzen überdrüßig und läßt daher alle Einzelheiten passiren. Das heißt dann die Untersuchung erleichtern, während sie entschieden aufhört, auch nur diesen Namen zu verdienen. Vieles ist mir unter diesen Umständen zur Last gelegt worden, nicht nur was ich nicht begangen, nicht nur wovon ich gar nichts wußte, nein, auch manches, wovon ich bestimmt wußte, daß es überhaupt gar nicht begangen worden." Ferner: „Was einfach hätte sein können, mußte umständlich und verwickelt werden und das geschah zum Theil auch dadurch, daß man zu meinen Proceßgenossen Leute machte, mit denen ich bei den fraglichen Vorgängen schlechterdings nichts zu thun gehabt hatte und in keine Berührung gekommen war. Mein «Hochverrathsproceß» ward mir mehr und mehr, statt sich zu lichten und zu sichten, zum unerquicklichen Wirrwarr, zur chaotischen Masse, wo sich mit dem Meinigen ganz Fremdartiges mengte: mir war als blickt' ich in einen Kasten, worin ein Liederlicher ganz verschiedenartige Dinge im schmuzigen Gemisch durcheinander geworfen hat, und ich wandte mich voll Ekels ab, um fortan geschehen zu lassen, was da immer wollte." Wir glauben, daß es den meisten von Oelckers' Schicksalsgenossen ganz ähnlich ergangen.

Weit mehr als mit seinem Proceß beschäftigt sich der Verfasser mit dem, was im Gefängnisse selbst um und mit ihm vorgegangen, und mit den Eindrücken, die es auf ihn gemacht. Er erzählt uns das alles in schlichtester Weise, ohne nach Theilnahme zu haschen: doch flicht er häufig philosophische Betrachtungen voll gewichtiger Gedanken ein. So gibt ihm die Rechtfertigung eines Fluchtplans, der jedoch nie zur Ausführung gelangte, Veranlassung zu einem geistreichen Raisonnement über Hochverrathsprocesse und Revolutionen, worin er nachzuweisen sucht, daß erstere aus Anlaß der letztern ebenso widersinnig wie schädlich für das Ansehen der Gerichte seien. „Ein Gericht", meint er, „zieht niemals Personen wegen ihrer Handlungen bei Gelegenheit und zum Besten einer siegreichen revolutionären Bewegung zur Verantwortung. Ist aber durch diese Thatsache nicht das Gericht, wenn es Personen wegen der nämlichen Handlungen bei Gelegenheit einer nicht siegreichen revolutionären Bewegung verfolgt, ist durch diese einfache Thatsache nicht das Gericht selbst alsdann entschieden gerichtet? Es ist dadurch ad absurdum geführt, und darum ist beklagenswerth, wenn es Bestimmungen des Gesetzbuchs, welche Verbrechen, wie Verschwörung, Aufruhr, Hochverrath betreffen, auf Volkserhebungen und Revolutionen anwenden will, die mit jenen Verbrechen incommensurabel sind und auf welche daher vernünftiger- und gerechterweise die erwähnten Bestimmungen gar keine Anwendung finden können." Er theorisirt von seinem Standpunkt weiter: „Unter Revolutionen verstehe ich nicht ein Werk der Willkür, sondern ein naturgemäßes Ereigniß; ich nenne «Revolutionen» alle in organischer Verknüpfung stehenden Entwickelungsphasen der Völker (und der Menschheit). Einen gewaltsamen Umsturz, der nur das willkürliche Werk einzelner, nicht aber ein gleichsam naturwüchsiges Ereigniß ist, nenne ich nicht Revolution..... Diejenigen Regierenden, welche nicht an einen lebendigen Staatsorganismus glauben (sie kennen nur eine Staatsmaschine), verstehen, wenn sie vom gegenwärtigen Zeitalter als einem revolutionären sprechen, unter Revolutionen ganz einseitig nur alle diejenigen einzelnen Erscheinungen (bloße Pöbeltumulte nicht ausgenommen), durch die sie sich selbst in ihrer dem Volke oder der Gesellschaft gegenüber isolirten Existenz gefährdet sehen. Sie haben keine Ahnung davon oder sträuben sich es anzuerkennen, daß Revolutionen gleichsam die tiefern Athemzüge der Menschheit während ihres Entwickelungsganges sind. Daher die Begriffs- und Sprachverwirrung. Das Zeitalter ist allerdings revolutionär und es kann nicht anders, weil es sich nach einem Zustande der Ordnung sehnt. Alle Fürsten aber, deren Regungen, deren Staatswesen nicht identisch sind mit der Gesammtheit, mit der Gesellschaft, sind im Stande der Rebellion gegenüber der Ordnung." Es folgt nun eine Reihe scharfsinniger Bemerkungen über den Entwickelungsgang der Menschheit, welche zu dem Schlusse führen, daß „genau genommen, die ganze Geschichte der Menschheit, seit den Urzeiten, fortwährend revolutionär sei..... Unserm Blick", fährt der Verfasser fort, „erscheint indeß die neuere Zeit vorzugsweise so, und so mag die Bezeichnung immerhin gelten, die, sobald wir uns einmal über den Unterschied (den Gegensatz!) zwischen Revolution und Unordnung verständigt haben, ein Ehrenname unserer Zeit ist. Die Menschheit ringt seit einigen Jahrhunderten auffälliger und sichtlicher nach der Ordnung; aber die Feinde der Ordnung, die sich ihr nicht fügen mögen, die in Eitelkeit sich überheben und zu sondern suchen (nach Art des «Teufels», durch den man das Streben, sich vom Weltganzen, von Gott, zu sondern, versinnlicht hat), diese Feinde der Ordnung (gleichsam die Teufel der Politik) möchten den Namen des «revolutionären Zeitalters» gern zu einem Schimpfwort machen. Es gehört große Keckheit oder seltsame Verblendung dazu, über Bestrebungen, wie die Geschichte sie namentlich seit drei bis vier Jahrhunderten in so steter Folge zeigt, in einem Tone abzusprechen und richten zu wollen, als handelte es sich etwa um Uebertretung polizeilicher Vorschriften. Die blos Verblendeten würden nur Mitleid verdienen; aber welcher Name könnte jene treffend bezeichnen, die trotz besserer Ueberzeugung den Befreiungskampf der Menschheit lästern, nur um sich selbst sogenannte Vortheile zu sichern, die in den Augen des Ehrenmannes Nachtheile und Schande sind!"

Wir haben diese Bruchstücke aus den Betrachtungen des Verfassers hier eingeschalten, weil sie den Standpunkt, den er selbst seinen Richtern und Strafvollstreckern gegenüber eingenommen und während seiner Gefangenschaft consequent behauptet, am besten zeigen. Wir können nun seiner Erzählung um so schneller folgen. Wie schon angedeutet, wurde er nach geschlossener

Unt[illegible] wegen eines Preßvergehens nach Hubertusburg gebracht — gleichsam die Vorhölle zur Hölle des Zuchthauses. Doch nicht unmittelbar aus der Vorhölle, mit der sich der Gefangene im ganzen leiblich ausgesöhnt hat, führt der Weg in die Hölle; sondern er muß nach beendigtem Instanzengang seines Hochverrathsprocesses erst noch einmal in das leipziger Stockhaus, um von hier aus mit dem nöthigen hochnothpeinlichen Ernst nach Waldheim gebracht zu werden. „Von den beiden Gerichtsdienern", erzählt der Verfasser, „die uns (ihn und noch einen verurtheilten Maigefangenen) begleiten sollten, schloß der eine mir (ebenso wie meinem Reisegefährten) mit einer Kette die linke Hand an den Leib fest. Die Rechte behielt ich frei. So ausgerüstet begaben wir uns nach dem Erdgeschoß des Hauses in die dort befindliche Militärwache. Das geschah, damit wir zusehen sollten, wie man die Gewehre lud. Acht Schützen, das für uns bestimmte Geleit, pflanzten sich da vor uns auf und luden. Als dies geschehen, gingen wir allesammt aus dem Hause." Nun geht's nach Waldheim, wo der Erzähler als „Zuwachs" in Empfang genommen und zunächst in einer schaurigen Arrestzelle eingesperrt wird. Er hat von Glück zu sagen, daß er aus diesem gräßlichen Behältniß schon den nächsten Vormittag herausgeholt, von dem Arzte, einem alten Bekannten, den er aber hier nicht kennen darf, untersucht, hierauf der Procedur des Badens, Haarschneidens und Einkleidens unterworfen und in seiner schwarz und blau horizontal gestreiften Züchtlingstracht als Nr. 328 dem Director vorgestellt wird, der seit längerer Zeit schon am — Delirium leidet. Dieser Würdige empfängt den Zuwachs mit einer niederschmetternden Rede, worauf letzterer auf seine „Factur" — die Wollkämmerei — gebracht wird. Dort erhält er seinen Platz unter achtzig verschiedenen Züchtlingen, meist gemeinen Verbrechern; sein nächster Nachbar zur linken ist ein Straßenräuber, zur rechten hat er einen Mordbrenner. Diesem letztern wird er gewissermaßen als Lehrling anvertraut, denn der Neuling muß erst in seine Kunst eingeweiht werden, die im „Ausbeißen" besteht, d. i. im Reinigen der rohen Wolle von den darin befindlichen Knötchen vermittelst der Zähne.

Der Erzähler ist weit entfernt, mit Pharisäerstolz auf die „Diebe, Mörder und Mordbrenner" seiner Umgebung herabzublicken, ihm ist, wie Bettina, „der Verbrecher des Staates eigenes Verbrechen" und er ist der Ansicht, daß die schlimmsten Verbrecher nicht im Zuchthause seien. Er findet sich beim Hinblick auf die armen Schelme veranlaßt, der dünkelhaften „Juristerei", welche sich einbildet, an Gottes Statt Gerechtigkeit zu üben, recht derb den Text zu lesen. „Zu strafen berechtigt", sagt er, „ist im Grunde nur, wer das richtige Maß vollkommen sicher zu treffen vermag und nicht fähig ist, je einen Unschuldigen zu treffen (desgleichen, ist hinzuzufügen, nur derselbe, der auch belohnen kann). Ein solcher Richter ist aber allein das Gewissen. Der Mensch ist gegen andere nur zur Nothwehr berechtigt, und die Strafen, womit er die Uebertretung seiner gesellschaftlichen Gesetze bedroht, können eben auch nicht Strafen im höhern Sinne, sondern nur Mittel der Nothwehr sein; sie sollen entweder dem Beschädigten Ersatz verschaffen oder als Präventiv- und Abschreckungsmaßregel dienen. Sie können daher nur auf das Aeußerliche der Handlungen bezüglich sein, denn ins Herz kann dem Menschen niemand sehen, ihn folglich auch niemand strafen, außer Gott durch das Gewissen. Für die Gesellschaft ist demnach in Betreff des Strafwesens nur Uebereinkunft behufs der Nothwehr zulässig, sie kann nur Polizeistrafen verhängen. Alle andern Theorien des Strafrechts sind Thorheit und Frevel und nur Früchte des juristischen Mysticismus, der mindestens ebenso viel Unheil angerichtet hat als der theologische."

Im Folgenden erhalten wir eine Menge Details über das Zuchthausleben, über Arbeitszeit, Abspeisung, Nachtlager, Körperreinigung, Behandlung der Gefangenen und erfahren mancherlei Züge aus dem Leben einzelner derselben, manche interessante, das Zuchthausleben illustrirende Anekdote. Jene Details versetzen freilich der landläufigen Ansicht, als wäre dieses Leben ein ganz comfortables, einen gewaltigen Stoß; aber nirgends läßt sich der Erzähler zu einer Uebertreibung, zu einem zu starken Auftragen hinreißen. Er hat sogar Entschuldigungsgründe für manche herbe Thatsache, selbst daß die Gebildetsten unter den Gefangenen mit „du" angeredet und überhaupt mit den rohesten und gemeinsten Schelmen auf ganz gleichem Fuße behandelt werden, mag er nicht rügen; aber das „unholde Benehmen" gegen die Gefangenen überhaupt rügt er in der mildesten Form. „Wenn man nun einen Menschen", sagt er, „nachdem man ihm schon die Freiheit und alles, was ihm das Leben werth machen kann, entzogen hat, auch noch tagtäglich jahrein jahraus auf eine Weise behandelt, daß er sich nur gekränkt, geärgert, gereizt und gestachelt fühlt, und man gleichwol von einer derartigen Anstalt als einem Besserungsmittel spricht, so ist das, gelinde gesagt, seltsam. Nur Naturen von einer unverwüstlichen Gutartigkeit, d. h. solche, die eben gar nicht ins Zuchthaus gehören, werden dort nicht verdorben. Und das sind leider die Ausnahmen. Die große Mehrzahl geht schlechter heraus als sie hineingekommen ist. Man könnte sich jede Kritik eines solchen Hauses ersparen, denn es stellt sich selber sein Zeugniß aus und spricht sein eigenes Urtheil durch die gelben Streifen, die es den «Rückfälligen» auf den Aermel näht. Ueber jeden solchen Streifen haben weit weniger diejenigen, die ihn tragen, als die Verfechter eines solchen Systems zu erröthen."

Es ist viel Bitteres, Widerwärtiges, die Milch der frommen Denkart Vergiftendes, was Oelckers in seiner Wollkämmerei als Knotenausbeißer, der gelegentlich auch einen gewissen Kübel zum Ausleeren tragen muß, in der Umgebung von Dieben, Mördern und Brandstiftern unter dieser Zuchthausdisciplin zu ertragen hat; aber er erträgt es gelassen, „im Gefühl und Bewußtsein allüberlegener Freiheit". Endlich wird er dem Zusammenleben mit andern und dem „Ausbeißen" enthoben. Ein leipziger Verleger hat ihm literarische Arbeit angeboten, die Direction findet es vortheilhafter für die Anstaltskasse, wenn einer literarisch arbeitet, als wenn er Wolle reinigt, und diese Rücksicht — keineswegs besonderes Zartgefühl für den „politischen" Gefangenen — entscheidet: Nr. 328 wird zu literarischen Arbeit zugelassen und zu dem Ende isolirt. Der zuchthäusliche Gesichtskreis des Gefangenen verengert sich und, er hat nicht mehr so viel Gelegenheit Beobachtungen anzustellen wie in der „Kämmerei"; aber auch dieses Stilleben hat seine Bewegung und seine Geschichte, es bietet dem Verfasser Stoff genug, einen ganzen zweiten Theil auszufüllen. Da gibt bald das „Ausrücken" zum Spazierengehen im Gänsemarsch, bald eine Musterung dessen, was auf dem Schloßhof sich regt, durchs Fenster, Stoff zu drastischen Bemerkungen. Es gehen große Veränderungen im Hausregiment vor, die auch an dem Zellenbewohner nicht spurlos vorübergehen. Der „verrückte" Director macht einem Stellvertreter Platz, der sich möglichster Humanität befleißigt. Die bis dahin fleißig angewandte Prügelstrafe verschwindet factisch aus dem Strafcoder des Hauses, es treten mancherlei Erleichterungen für die politischen Gefangenen ein. Oelckers erkennt dies dankbar an, aber die Freude daran wird doch ein wenig getrübt durch den Gedanken an die Reaction, die ihm unausbleiblich erscheint. Er liest schon auf einigen Gesichtern unter den Beamten Misbilligung, wo nicht Unwillen. Wirklich tritt die Reaction nur zu bald ein. Der „humane" Director erhält einen in der hohen Schule der Polizei gedrillten Mann als Assistenten, um diesem bald ganz zu weichen. Ein zu früh entdeckter Befreiungsplan zu Gunsten mehrerer politischen Gefangenen gibt dem neuen Director Anlaß zu einer Menge Beschränkungen. Im Laufe der Zeit folgt bald wieder eine mildere, bald eine strengere Handhabung des wandelbaren Dinges, was man Disciplin nennt. Heute werden dem Gefangenen die in den kalten Zellen so nothwendigen Unterkleider weggenommen, morgen reicht man ihm dafür einen Sack, in den er des Nachts kriechen soll; ein andermal erhält er seine Unterkleider zurück und man beraubt ihn des Messers. Jetzt verordnet ihm der Arzt einmal Krankenkost und Bäder, und dann wird seine Zelle nach

jedem Nagel, nach jedem Stückchen Eisen durchsucht, der Blechlöffel durch einen hölzernen ersetzt und jedes augenblicklich nicht unbedingt zur Arbeit erforderliche Buch aus der Zelle entfernt. Damit ja kein Gefangener sich in einer Zelle heimisch fühlen lerne, gibt es alle vierzehn Tage ein allgemeines Umziehen und die „Spaziergänge" werden aus dem Garten in den „unerquicklichen" Hof verlegt; doch kann der, dem solches Spazierengehen nicht behagt, dafür im Krankenhofe Holz machen, wobei er zwar eine gesunde Bewegung hat, aber auch den brutalen Befehlston-Exercitien eines zukünftigen Corporals (welcher Wache dabei stehen muß, damit die Gefangenen ja kein Wörtlein miteinander wechseln) ausgesetzt ist. Nicht unbemerkt gehen an dem stillen Zellenbewohner die mancherlei pädagogischen Experimente vorüber, welche unter dem neuen Régime nach und nach platzgreifen, wobei allgemeine Kostverschlechterung, Schandtafeln, Schandhauben, Diebsmützen, Hunger und viel Prügel — denn der neue Director hat die Prügelstrafe wieder zu Ehren gebracht — eine große Rolle spielen. Mit einem Humor, der nie den sittlichen Ernst verleugnet, führt der Verfasser den Leser durch die ganze lange Kette der kleinlichen, mannichfach wechselnden Quälereien und täppischen Maßregeleien, welche die Einförmigkeit des Zuchthauslebens unterbrechen. So peinlich uns dies alles selbst mit berührt, so sehr wir gegen das ganze System uns empören müssen, so begleitet uns dabei doch immer das erhebende Gefühl, daß der Versuch, eine wahrhaft sittliche Natur durch solche Unwürdigkeiten herabzuwürdigen, ein eitler ist. Wir sehen unsern Dulder zwar leiblich fast erliegen unter dem achtjährigen Druck eines über alle Beschreibung peinlichen Systems, aber geistig bleibt er ungebeugt, treu seinem Gott und seinem Gewissen. So weist er, dem körperlichen Erliegen nahe, das an ihn gestellte Ansinnen, um Begnadigung zu bitten, bescheiden, doch entschieden zurück — denn, meint er „für uns schickt sich nicht, wessen andere sich nicht schenen. Die höchste Aristokratie versteht sich zu Zeiten zur niedrigsten Demokolakie und wieder zu andern Zeiten scheut sie sich nicht, patriotische Gesinnung als verbrecherische zu bezeichnen. So ist es leider immer gewesen. Für uns andere aber ist nur anständig, uns unter allen Umständen streng gleich zu bleiben, an die Sache, die wir vertreten, stets zuerst und an unser persönlich Wohl und Wehe stets zuletzt zu denken." Er erlebt die Genugthuung, bald darauf in Freiheit gesetzt zu werden, auch ohne daß er um Begnadigung gebettelt hat, und begrüßt nach zehnjährigen Kerkerleiden wieder die balsamische Luft der Freiheit.

Damit sind wir am Ende des Buchs, aber nicht am Ende seiner Wirkung auf uns. Bei aller Einfachheit, bei allem Fernhalten künstlichen Beiwerks macht dasselbe einen tiefen, epischen Eindruck, und außerdem gibt es reichlichen Stoff zum Nachdenken. Es wären dem Verfasser manche Thatsachen zu Gebote gestanden, wodurch er, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, den epischen Eindruck noch hätte erhöhen, die Wirkung drastischer machen können; er hat darauf verzichtet, weil er, nach seinem eigenen Bekenntniß, „bemüht war, allzu Grelles zu mildern", und weil es sein „Wunsch war, jede Kränkung einer Person zu vermeiden". In welchem Contrast steht diese edle Mäßigung gegen das Gebaren mancher Wortführer der Gegenpartei, die eine besondere Genugthuung darin fanden, die überwundenen Gegner, selbst todte und gefangene, noch mit dem Unflat der Verleumdung zu bewerfen! Es gibt Leute, die seinerzeit eine große Virtuosität entwickelten, die besiegte Volkspartei zu lästern und zu verleumden, und solche Leute sind etwas geworden — Oelckers wird nichts werden; aber alle humanen, anständigen Menschen, die sein Buch lesen, werden ihn achten und lieben lernen. Möge er, sowie er selbst treu und bewährt als Sieger aus der Kerkergruft erstanden, die Genugthuung erleben, die Sache, für die er gelitten, die Einheit und Freiheit des deutschen Vaterlandes, siegreich erstehen zu sehen. 50.

Eine antiprotestantische Zeitschrift Daumer's.

Aus der Mansarde. Streitschriften, Kritiken, Studien und Gedichte. Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften, herausgegeben von G. F. Daumer. Erstes Heft. Mainz, Kirchheim. 1860. Gr. 8. 20 Ngr.

„Sei immer wahr und kostet es das Leben auch!" ist ein früherer Spruch Daumer's, den wir jüngst zufällig in Karl Stelter's Sentenzensammlung „Kompaß" unter ähnlichen Mahnungen zur Ueberzeugungstreue und Wahrheitsliebe verzeichnet fanden. Wann ist nun Daumer wahr gewesen? War er es, als er Ansichten verfocht und Untersuchungen anstellte, die ihm als einem Gleichgesinnten den lauten Beifall aller Radicalen, aller Gegner des Katholicismus, aller Verächter der Religion und des Kirchenthums eintrugen? als er, des Tilly-Standbildes in München zum ersten mal ansichtig werdend, die Verse:

> Zu München hab' ich den Tilly geschaut,
> Geschüttelt hat mich's, es hat mir gegraust u. s. w.

voll „Abscheu und Indignation" niederschrieb? als er, nach seinem eigenen Geständniß, „selbst an die 30 Jahre lang genug Polemik getrieben und es zum Theil ärger gemacht als alle andern"? Oder ist er jetzt wahr, wo ihm der Katholicismus nichts Geringeres ist als „ein Kuß, den der Himmel der Erde und die Erde dem Himmel gibt", als die „Vermählung des Himmlischen mit dem Irdischen, des Göttlichen mit dem Menschlichen, des Ewigen mit dem Zeitlichen", als ein „strahlender, flammender, zündender Liebeserguß von oben herab"? wo er die Schale des Zorns über den Protestantismus entladet? wo er im Mariencultus gewissermaßen die höchste Blüte des Katholicismus erblickt? wo ihm derselbe Tilly, dessen Standbild ihm früher Entsetzen einflößte, als ein „Muster und Wunder von Gerechtigkeit, Ordnungsliebe, Toleranz, Enthaltsamkeit, Reinheit der Sitten und des Charakters" gilt? Nun, mag er früher wahr gewesen sein, oder es jetzt sein, das Leben wenigstens hat es ihm, wie man sieht, nicht gekostet. So viel auch die Zustände, mit dem höchsten und auch noch bei weitem nicht dem höchsten Maßstab der Humanität gemessen, noch zu wünschen übrig lassen, so weit sind wir nun doch vorgeschritten, daß man niemand mehr seiner wahren oder falschen religiösen Ueberzeugung oder seiner Abtrünnigkeit wegen körperlich foltert oder verbrennt; um deswillen foltert oder verbrennt man jemand heutzutage höchstens in effigie — vermittelst der Kritik, und dabei kann der Mensch noch immer bestehen.

Daumer's Uebertritt zum Katholicismus hat nicht so viel Aufsehen erregt, als in frühern Zeiten die Conversion Friedrich Leopold von Stolberg's, Friedrich Schlegel's oder Zacharias Werner's; ja er ist nicht einmal so viel besprochen worden als der Uebertritt der Gräfin Hahn-Hahn. Und doch ist er bei weitem bedeutsamer als wenigstens der letztere. Die Gräfin Hahn-Hahn war eine Aristokratin und nach Emotionen begierige Gesellschaftsdame, etwas pretentiös und gänzlich blasirt; da hatten die Antikirchlichen gut spotten: aber Daumer hatten sie als einen der Ihrigen betrachtet, außerdem ist er ein gelehrter Mann, der viel studirt, nachgedacht und geforscht und sicherlich nicht ohne die gründlichsten Vorbereitungen sich zum Bekenntnißwechsel entschlossen hat. Bei ihm war der Uebertritt nicht ein bloßer Costüm-, sondern ein Systemwechsel, bei dem der ganze Mensch in Mitleidenschaft kam, bei dem es sich gewissermaßen um Sein und Nichtsein handelte. Seine frühern Gesinnungsgenossen scheinen sich in der That darüber, daß sie gerade auf Daumer's kameradschaftliche Mitwirkung einen so großen Werth legten, einigermaßen geschämt zu haben und nahmen seinen Uebertritt entweder mit verdrossenem Stillschweigen auf oder halfen sich mit ein paar nichtssagenden Phrasen über ihn hinweg. Aber Daumer ist kein verächtlicher Kämpfer für die Interessen der katholischen Kirche, nicht sowol, wo er die Vorzüge derselben ans Licht zu stellen sucht, als wo er die Gebrechen des Protestantismus und die Auswüchse und Vergehen, durch die dessen historische Entwickelung verunstaltet wurde, an der Hand der Kritik und der geschichtlichen Forschung aufzudecken sucht.

Dies geschieht in der vorliegenden Sammlung von Streitschriften — deren nächstes Heft laut der Vorrede „harmlosere und friedlichere Töne anschlagen und nur oder doch vorherrschend Positives und Poetisches geben" soll —, namentlich in dem Aufsatz „Durlach und Rom". Daumer's Polemik gegen die Männer von Durlach und die Verfasser des an Zell gerichteten Sendschreibens „Das badische Concordat und die Conferenz in Durlach", die Herren Häusser, Schenkel und Zittel, lassen wir hier zumeist auf sich beruhen; nur möchten wir erwähnen, daß selbst ein katholischer Kirchenfürst, einer jener humanen und wahrhaft erleuchteten Katholiken aus früherer Zeit, welche das allein zeitgemäße Interesse des Katholicismus besser begriffen als die jetzigen Fanatiker und Jesuitenzöglinge, daß der eben verstorbene edle Wessenberg im Grunde seine Zustimmung zu den Principien der durlacher Verhandlungen ausgesprochen und der heidelberger Petition gegen das badische Concordat seinen Segen hinterlassen hat. Doch was solche Stimmen katholischer Autoritäten selbst betrifft, so thut man klüglich so, als seien sie gar nicht vorhanden. Mit besonderm Nachdruck hebt Daumer aus den Reden Zittel's und Schenkel's die allerdings bedenklichen Geständnisse hervor: „In der Theilnahmlosigkeit der Gemeinde, meine Herren, liegt die Schwäche des Protestantismus", und: „Die kirchlichen Gaben und Kräfte unserer Gemeinden sind noch fast ganz unentwickelt, daher kommt unsere scheinbare Ohnmacht", und Daumer fügt hinzu: „Es sollte einfach heißen: «unsere Ohnmacht»; denn ohnmächtig ist etwas in der That und muß es sein, wenn ihm der Boden fehlt, der ihm zu Existenz, Gedeihen und Sieg nöthig." Dies ist zum Theil leider vielleicht ganz richtig: das kirchliche Bewußtsein ist in den Gemeinden entweder bereits so gut wie ausgestorben, oder noch gar nicht geboren; aber solche Geständnisse im Munde protestantischer Autoritäten beweisen doch nur, daß der Protestantismus der Selbsterkenntniß fähiger, ehrlicher und aufrichtiger ist als der Katholicismus, dessen Wortführer niemals so offenherzig und ehrlich sein werden einzugestehen, daß irgendeine seiner Stützen wanke, daß irgendetwas an ihm faul sei, daß es irgend Gefahr mit ihm habe. Und wahrlich, nie wol war die Lage der katholischen Kirche so kritisch, als sie in unsern Tagen ist; denn die Erschütterung verbreitet sich jetzt nicht mehr längs der Peripherie, sondern erstreckt sich in das Centrum selbst.

Wir können uns auch kaum denken, daß irgendein gewesener Protestant und dabei denkfähiger Mann sich als Convertit und Schutzredner des Katholicismus auf die Dauer wohl befinden könne; denn dieser fordert von seinen Bekennern unbedingten Gehorsam und blinde Ergebung, und duldet nicht, daß er von ihnen kritisirt werde. An einen weiten Gesichtskreis und an einen freien Standpunkt gewöhnt — und dieser Standpunkt ist so frei, daß ein Protestant ungestraft und unverfolgt die Gebrechen seines Bekenntnisses und seines Cultus kritisiren und was ihm am Katholicismus anerkennenswerth dünkt auch anerkennen darf —, muß nun ein solcher Convertit sich auf den engherzigsten Standpunkt stellen, seine Kritik nur in Einer Richtung walten lassen, auf der einen Seite, sicherlich sehr oft wider seine Einsicht und sein besseres Gewissen, alles unbedingt herrlich und anbetungswerth und auf der andern alles unbedingt tadelnswerth und verwerflich finden. Er muß z. B. wie Daumer behaupten, daß die Zerstückelung und Zerspaltung Deutschlands einzig die Folge der Reformation sei, aber er darf nicht hinzufügen, daß wenn die habsburgische Politik nicht den Protestantismus in Böhmen und andern österreichischen Landen, wo er bereits Wurzel gefaßt, gewaltsam unterdrückt und mit Feuer und Schwert ausgerottet hätte, jetzt Deutschland wahrscheinlich einem und demselben Glauben huldigen und damit vielleicht das hauptsächlichste Hinderniß auch für seine politische Einigung hinweggeräumt sein würde. Er muß wie Daumer für die katholische Kirche die größere Humanität und Vernunft in Anspruch nehmen, weil zwei katholische Kaiser einen Protestanten zum Leibarzt hatten oder weil der allerdings verehrungswürdige Spee, der erste, der sich gegen den Glauben an Hexen und Hexenwerk zu erheben den Muth hatte, ein Jesuit war. Er muß wie Daumer behaupten, daß die Forderung der Toleranz (die er freilich eine „unechte Art von Toleranz" nennt) und der gegenseitigen Duldung und Verträglichkeit in Bezug auf religiöse Denkart und kirchliches Bekenntniß von dem katholischen Frankreich nach Deutschland herübergekommen sei, obschon diese Toleranz ihre eigentliche Quelle doch sicherlich im Protestantismus und namentlich in dem englischen Deismus hatte; aber er vergißt zu sagen, daß auch jene frivole Religionsspötterei, jener Unglaube, freche Atheismus und grobe Materialismus, welche der Kirchlichkeit überhaupt und mithin auch der katholischen Kirche verderblicher wurden als aller Protestantismus, ebenfalls in diesem katholischen Frankreich ausgebrütet worden sind und sich von da nach Deutschland verbreiteten und zunächst an den Höfen und sogar an den Höfen katholischer Kirchenfürsten ihren Sitz aufschlugen. Ueberhaupt ist unschwer nachzuweisen, daß die erschütterndsten Stöße, welche das Papstthum seit der Reformation trafen, nicht von einem protestantischen Lande, sondern von dem katholischen Frankreich und seinen Herrschern ausgingen. Mit Ausnahme vielleicht der dörflichen Bevölkerung in einigen Departements ist das französische Volk das ungläubigste und unkirchlichste von der Welt. Deutsche Geistliche haben während der französischen Occupation die Beobachtung gemacht, daß sie unter den napoleonischen Soldaten, Offizieren und Generalen keinen gefunden hätten, der im Ernste etwas auf christlichen Glauben und kirchliche Uebung gegeben habe, mit Ausnahme einzelner bourbonistisch gesinnter Offiziere, die aber dafür auch schel angesehen wurden. Gerade die Gotteshäuser, gleichgültig ob katholische oder protestantische, zu profanen Zwecken, womöglich Pferdeställen, zu verwenden, wobei dann die heiligsten Gegenstände profanirt oder zerstört wurden, schien diesen katholischen Vandalen förmlich Vergnügen zu machen.

Lesenswerth ist der genannte Aufsatz namentlich durch die zahlreichen Beweise, die der Verfasser für seine Ansicht beibringt, daß die Reformatoren keineswegs von dem Geiste christlicher Liebe erfüllt, sondern meist wilde, zornerfüllte, oft grausame Fanatiker gewesen; der einzige edle, fleckenlose und humane Charakter unter ihnen, Schwenkfeld, sei von ihnen deshalb verfolgt worden und in Elend hingestorben. Luther habe nicht auf die Liebe, sondern auf den Glauben den Hauptaccent gelegt. „Wenn's den Glauben und Gottes Wort betrifft", habe er gesagt, „da gilt nicht mehr lieben und geduldig sein, sondern eitel Zürnen, Eifern und Schelten.... Was Gott und die Sache angeht, da ist keine Geduld noch Segen, sondern eitel Eifer, Zorn, Rache und Fluchen" u. s. w. „Möchte ich dich auf dem Rade sehen", habe Luther bei seinem Abschiede von Carlstadt in Jena gesagt, und dieser ihm entgegnet: „Möchtest du den Hals brechen, ehe du zur Stadt hinauskommst." Freilich würde Luther, dieser durchaus uneigennützige, seine Stellung niemals misbrauchende und niemals zu eigenem Vortheil ausbeutende Mann, mit eitel Liebe und Sanftmuth nicht so große Dinge ausgerichtet haben als diejenigen sind, die ihm seinen Platz in der Weltgeschichte sichern. Daumer erinnert daran, wie Calvin jeden, der anderer Meinung als er gewesen, mit beispielloser Härte verfolgt, den Bibelübersetzer Castellio abgesetzt, den Arzt Bolsec verbannt, Gentilis, der dann später zu Bern enthauptet worden, wegen eines dogmatischen Widerspruchs zum Tode verurtheilt, Jakob Gruet habe hinrichten, den nur durch Genf reisenden spanischen Arzt Servet wegen seiner Schrift über die Dreieinigkeit habe verbrennen lassen und wie ihm dafür von Melanchthon die größten Lobsprüche zu Theil geworden. Melanchthon sowol wie Beza vertheidigten die Todesstrafe für Ketzer: die Protestanten galten in den Augen der Katholiken selbst als Ketzer, und nun mußten auch die Protestanten ihre Ketzer haben! Daumer erinnert weiter an die Hinrichtung des Predigers Nikolaus Anthoine in Genf, die Ertränkung des Wiedertäufers Felix Manz in Zürich (sein Gefährte Blaurock wurde nur mit Ruthen gestrichen), an die Enthauptung des Hofpredigers Funk in Königsberg und an die des Kanzlers Krell in Dresden. Man spreche immer von der Grausamkeit, womit die Hugenotten verfolgt worden, aber man vergesse, daß der

Marschall Montgomery zu Orthez allein 3000 Katholiken habe niedermetzeln lassen, daß 2—300 Mönche zugleich ermordet oder in einen Brunnen gestürzt, andere lebendig begraben worden, daß Briquemont, der Hauptanführer der Hugenotten, ein Halsband von Ohren ermordeter Priester getragen. Er kommt dann auf den Blutmenschen Heinrich VIII. zu sprechen, der sich aus rein weltlichen Gründen und um ungehindert seiner Sinnlichkeit zu fröhnen, von Rom losgerissen, der unter anderm den Schulmeister Lambert wegen einer abweichenden Meinung über das Abendmahl zum langsamen Feuertode verdammt und während seiner Regierung 2 Königinnen, 2 Cardinäle, 2 Erzbischöfe, 18 Bischöfe, 13 Aebte, 500 Prioren und Mönche, 28 Doctoren der Theologie, 12 Herzoge und Grafen, 164 Edelleute, 124 Bürger und 110 Weiber habe hinrichten lassen. Dann schildert er die Behandlung des katholischen Irland von seiten der protestantischen Briten und namentlich der Puritaner; den Aufstand der leipziger Lutheraner gegen die Calvinisten im Mai 1593 (wobei unter anderm leider auch ein kostbares, die Passion darstellendes Gemälde von Dürer nebst andern werthvollen Gemälden in Stücken gehauen wurden); die empörende Behandlung des Superintendenten Leonhard Kreuzheim zu Liegnitz, der sich des Papismus verdächtigt gemacht, weil er in Briefen an katholische Gelehrte diese nicht Papisten, sondern Katholische genannt hatte; die Behandlung des Stadtpfarrers Gundermann, Leidensgenossen Krell's, in Leipzig; endlich die Folterung des Bürgers Brüssemann, welcher, in den Rollen hängend, das Leben aushauchte, während die Richtsherren in einem obern Zimmer sich an Wein und Confect gütlich thaten; und die Folterung und Hinrichtung seines Unglücksgefährten Hennig Brabant zu Braunschweig im Jahre 1603. Die protestantische Geistlichkeit wohnte dieser Hinrichtung, die sie angestiftet, bei; sie wurde mit einer so raffinirten, fast beispiellosen Grausamkeit ausgeführt, daß wir gern darauf verzichten, die scheußlichen Details hier wiederzuerzählen. Damit der Unglückliche dem vollen Gefühl der gräßlichen Marter, die er übrigens mit möglichst größter Standhaftigkeit ertrug, nicht durch Ohnmacht oder Bewußtlosigkeit entgehe, wurde ihm Kraftwasser vorgehalten. Die Hinrichtungen währten dann eine Zeit lang noch fort, und die Geistlichkeit übernahm am Michaelisfest die Rechtfertigung derselben von den Kanzeln und veranstaltete am 9. December in allen Kirchen einen feierlichen Lob- und Dankgottesdienst.

Alle diese und andere schaurige Beispiele beweisen aber nichts gegen den Protestantismus, sondern nur gegen diese und jene fanatische Geistliche oder blutdürstige Despoten und gegen die Sitten, Gesetze und Anschauungen einer rohen barbarischen Zeit. Daumer sollte doch nicht vergessen, daß der entartete Katholicismus ja selbst die Grundlagen der Liebe und Humanität zerstört hatte, daß die ersten Reformatoren ja doch immer Kinder des Katholicismus und in ihm aufgewachsen und gebildet waren, und daß sie aus ihm jenen Fanatismus in sich gesogen hatten, den sie nun von ihrem Standpunkt geltend machten. Da es aber allerdings noch sehr viele gibt, welche sich die Reformatoren nur als Musterbilder aller Liebe, Humanität und Duldsamkeit vorstellen können, so mag es auch seinen Nutzen haben, wenn man hierüber eines andern belehrt wird, weil darin auch zugleich die Mahnung liegt, in der Humanisirung des Protestantismus immer nur fortzuschreiten und ihn für die höchsten Aufgaben der Civilisation immer geschickter zu machen. Die historische Kritik zerstört freilich so manche Illusionen, wie sie auch die zerstört hat, daß die Fürsten, welche zuerst sich dem Protestantismus zuwandten und ihn unter ihre Flügel nahmen, sämmtlich nur von den lautersten, rein religiösen, jeder weltlichen und egoistischen Beimischung baren Beweggründen geleitet worden seien, daß sie namentlich für die „Gewissensfreiheit" ihrer Unterthanen geschwärmt hätten; denn diese wurde durch landesherrliche Regulative normirt und in die möglichst engen Grenzen eingeschränkt, und die hohe „Obrigkeit", welcher die Geistlichkeit in allem zu Diensten und Willen war, wurde allmächtig und unterdrückte mehr und mehr den alten freien Bürgersinn.

Der Verfasser beschäftigt sich gelegentlich, wie auch speciell in dem Aufsatz „Die Allgemeine Kirchenzeitung und die Schiller-Feier" von seinem Standpunkt mit der Hundertjahrsfeier Schiller's, die, wie er versichert, „in tendenziöser Weise behandelt, zu einer protestantischen, maurerischen, deutschkatholischen und demokratischen Demonstration benutzt und theilweise sehr feindlich, beleidigend und drohend gegen Staat und Kirche ausgebeutet wurde". Dabei findet er aber, daß Schiller in den „Göttern Griechenlands" (vgl. den Aufsatz „Ueber Schiller's «Götter Griechenlands»") gegen den „ebenso antikatholischen als antihellenischen, ja gar nicht christlich überhaupt zu nennenden, dem ganzen Sinn und Geiste dieser Religion widerstrebenden Monotheismus" protestirt habe, nur sei es ihm entgangen, daß alles, was Schiller vermisse und verlange, das „tiefsinnig, geistvoll und großartig entwickelte katholische Christenthum" ja biete, was wir als eine Privatansicht des Verfassers auf sich beruhen lassen müssen. Ueberhaupt findet er bei Schiller sowol als bei Goethe eine „merkwürdige Hinneigung zum Katholicismus", auch versichert er, daß er „die schönen und geistvollen Darstellungen, womit sie ihn geehrt", schon mehrmals in seinen Schriften berührt habe. Allerdings sagt einmal Goethe — nicht zu gedenken der merkwürdigen Betrachtungen über die symbolische Bedeutung der katholischen Sakramente und des katholischen Priesteramts im siebenten Buche von „Dichtung und Wahrheit" — in seiner „Parabel" im Rückblick auf seine Kindheit:

Da lebten wir Kinder Lutheraner
Von etwas Predigt und Gesang,
Waren aber dem Kling und Klang
Der Katholiken nur zugethaner:
Denn alles war doch gar zu schön,
Bunter und lustiger anzusehn.

Einem phantasiebegabten Kinde muß allerdings der „bunte und lustige" katholische Cultus, der alle Künste zu seinem Dienste verwendet, anziehender sein als der dürftige und nüchterne protestantische, und wenn Tausende von Katholiken, welche gar nicht sehr gläubig sind, dennoch in ihrer Mutterkirche verharren, so liegt dies vielleicht nur darin, daß viele ihrer schönsten Jugenderinnerungen mit dem Prachtcultus dieser Kirche zusammenhängen. In der protestantischen Kirche ist die Predigt die Hauptsache; aber dem Gange einer Predigt zu folgen ist vor dem Eintritt einer schon sehr beträchtlichen Verstandesreife nicht möglich, und die Prediger, die wirklich das Gemüth zu erbauen, das Gefühl mit sich fortzureißen oder den Verstand mit wirklich belebenden Vorstellungen zu befruchten wüßten, sind doch im ganzen dünn gesäet. Die Katholiken, das muß man sagen, haben es sich immer etwas kosten lassen, den lieben Gott möglichst prachtvoll einzulogiren; in protestantischen Ländern nehmen sich die Gotteshäuser neben den Prinzenhäusern meist sehr ärmlich aus.

Es bleibt uns nur übrig, noch die Aufsätze „Der Volksfreund für das mittlere Deutschland und das Papstthum", „Zeugnisse für den Mariendienst, von protestantischen Schriftstellern und Theologen ausgestellt", „Was ist der Katholicismus?" und „L. Büchner über Schlaf und Traum" zu nennen. In dem erstern eifert Daumer namentlich gegen die Aufrührer, welche das Proletariat und die Ungebildeten aufzuregen suchen, ohne sich durch die alte Erfahrung warnen zu lassen, „daß gerade in diesem Theile der civilisirten Menschheit die fürchterlichsten und unbändigsten Affecte, Leidenschaften und Gelüste wohnen", wobei er sich auf eine bekannte Stelle in Schiller's „Glocke" beruft; der zweite bezieht sich namentlich auf eine „höchst auffallende und gewichtvolle Aeußerung" Hengstenberg's, der in Betreff der Vernachlässigung des Mariendienstes in der protestantischen Kirche behauptet hat, daß sie schon lange „wie ein Verbrechen auf uns lastet": eine allerdings höchst auffallende Aeußerung im Munde eines Protestanten, selbst eines Hengstenberg, für die er unter allen wahrhaften Protestanten schwerlich einen Gläubigen finden wird; in dem dritten feiert Daumer den Katholicismus im allgemeinen mit überschwenglichen Worten, deren wir oben schon einige angeführt haben; und in dem vierten

nicht er sich gegen eine Behauptung L. Büchner's, wonach uns im Momente des Einschlafens „das unheimliche Gefühl der bevorstehenden geistigen Vernichtung und der Unwissenheit darüber, ob sie zeitlich oder ewig sein werde", beschleichen soll. Der Schlaf soll hiernach „einen ganz directen Beweis für die Vernichtbarkeit der Seele" liefern. Daumer bemerkt dagegen, und in diesem Falle gewiß sehr mit Recht: „Die ganz alltägliche Thatsache ist diese, daß wir uns dem Schlafe mit der größten Gemüthsruhe und dem vollsten Vertrauen in seine freundliche Natur und Wirkung hingeben .... uns innig nach ihm sehnen und nichts anderes erwarten, als nach einigen Stunden neu belebt und gekräftigt wieder zu erstehen und unser gewohntes Tagewerk fortzusetzen." Der Verfasser ruft aus: „So schlagen diese Menschen selbst der gemeinsten empirischen Wahrheit ins Auge", und er schließt seine Notiz mit einem kräftigen Ausfall auf die „nicht nur die Religion, sondern auch die Wissenschaft zu Grunde richtende materialistische Barbarei", die nichts weiter bezwecke, als „den Menschen alles Glaubens an seine höhere geistige Natur zu berauben". Der Verfasser gedenkt dabei des psychologisch-interessanten Factums, daß eine Frau, wie diese ihm selbst erzählt, in ihrer Jugend einen tiefen, kaum zu erweckenden Schlaf gehabt und nun, da sie Mutter ward, in großer Besorgniß gewesen, sie möchte jenes Umstandes wegen in der Nacht ihr Kind versäumen. Es sei aber ganz anders gekommen, denn wiewol sie sonst im Schlafe nichts vernommen, was um sie vorging, sei sie jetzt bei der leisesten Regung ihres Kindes sofort erwacht. Der Fall, daß kinderliebende Frauen, die sonst einen so grundtiefen Schlaf haben, daß Sturm und Donner sie darin nicht stören, doch bei der leisesten Regung oder dem leisesten Seufzer ihres Säuglings aufwachen, mag übrigens öfter vorkommen als man denkt; nur beachten die wenigsten solche Erscheinungen.

H. M.

Edmund Hoefer, der Novellist.

Auf deutscher Erde. Erzählungen von Edmund Hoefer. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 1860. 8. 2 Thlr.

Unter den lebenden deutschen Novellisten ist wol keiner, der Hoefer an wirksamen Erfindungen gleichkommt. Diese Erfindungen, meistens aus dem Gebiete des Geheimnißvollen und Schauerlichen entlehnt, auf zügellose Leidenschaft, harten Sinn und ungesühnte Verbrechen gegründet, sind um so wirkungsvoller je mehr sie sich in einem knappen Rahmen concentriren, je kürzer die Erzählung ihres Verlaufs ist: Gemälde größern Umfangs schwächen ihre Kraft ab und sobald sie zu einem Roman ausgearbeitet werden, misglücken sie oder lassen doch das Ungenügende ihres Inhalts zu Tage treten, wie uns der Roman „Norien" bewiesen hat. So ist Hoefer seiner Begabung nach ein echter Novellist, d. h. ein Erzähler, der von einer ganz individuellen Situation aus, That und Charaktere in ein helles Licht zu setzen und seine Leser, gleich Motten, an diesem Licht zu fesseln weiß, ohne den weitern Umkreis um seine Gestalten her irgend zu beleuchten. Seine Kunst ist wesentlich hierin beschränkt: sie ist dabei plastischer Art, sie hält einen Moment fest ohne alle Wandelung, aber sie macht aus diesem Moment, was die Kunst nur irgend aus ihm machen kann, bald durch schärfste Charakteristik, bald durch kühne Erfindung, bald durch prägnanteste Vortragsweise. Wir glauben hiermit dem Verfasser volles Recht angedeihen gelassen und seinem Talent alle Ehre, die ihm gebührt, erwiesen zu haben. Daß er zu einer ruhigen Charakterentwickelung, zu weiterer und universeller Lebensbeschauung, zu einer maßvollen, nach allen Richtungen hin ausgiebigen Darstellung, wie sie der Roman erfordert, ebenso befähigt sei, wie zu einer effectvollen Situationsnovelle, dafür ist er zur Zeit den Beweis noch schuldig geblieben, und was er in dem Roman „Norien" davon versucht hat, muß eher als Probe vom Gegentheil angesehen werden, als daß es den Satz bewiesen hätte.

Hier haben wir es nun mit einer Reihe von Novellen zu thun, für welche sein hervorragendes Talent, in der ein für allemal festgehaltenen Gattung des Erschütternden und Schauerlichen, unzweifelhaft ist. Er nennt diese Samlung: „Auf deutscher Erde", ein Titel, der wenig mehr als nichts sagt. Desto inhaltreicher ist seine erste Erzählung: „Die alte Erlaucht", die um so eigenthümlicher erscheint, als der Verfasser, der die Gewohnheit hat, die Nachtseiten weiblicher Charaktere hervorzuheben, hier eine höchst würdige, praktische, einsichtsvolle weibliche Gestalt aus aristokratischen Kreisen auf das liebenswürdigste darstellt; einen Charakter, so plastisch und so wahr, daß er ein lebendes Vorbild für seine alte Reichsgräfin gehabt haben muß. Diese ganze Erzählung ist so voll des Originellen und Charakteristischen, so anziehend durch Erfindung und Vortrag, eine so echte Familiengeschichte mit ihren der Welt verborgenen Geheimnissen, durch einen schauerlichen Todschlag, der lange Zeit unerklärt dasteht, so spannend, dabei in allen Theilen so glaubhaft, aus dem Leben gegriffen und naturwahr, daß sie als eine wahre Preis- und Musternovelle dem Freunde dieses Literaturzweigs volle Befriedigung darbietet, um so mehr, als alles darin zu gutem Ende gelangt.

Auf ein so unbedingtes Lob hat die zweite Erzählung des ersten Bandes: „Melusine", weniger Anspruch. Die Situation ist überkünstelt und innerlich unwahr. Ein liebendes Weib, eine Mutter kann den Entschluß Melusinens, den geliebten Mann und ihre Kinder zu verlassen, nicht darum fassen, weil ihr Gatte in einem Augenblick der Aufwallung seinem Versprechen untreu wird, sie niemals an ihre Herkunft zu erinnern: es widerstreitet der Natur des Weibes! Mag der Erzähler diesen Entschluß noch so geschickt motiviren, die Demuth Melusinens vor ihrer Erhebung noch so groß, das Gelübde ihres Gatten noch so feierlich schildern — wir glauben nicht an den Entschluß, ihn um einer Ehrenkränkung willen für immer zu verlassen und Mitglied einer Müllerfamilie zu werden, selbst davon abgesehen, daß alles Folgende völlig unwahrscheinlich und, weil der Grundgedanke falsch ist, auch völlig wirkungslos verläuft. Mit einem Worte: „Melusine" ist ein Fehlgriff durch und durch.

Vortrefflich dagegen ist wiederum die Erzählung: „Das Haus van der Roos", im zweiten Bande. Die innere Geschichte einer Familie, die in den Augen der Welt hoch, edel und in aller Tugend bewährt dasteht und in der doch in Wirklichkeit alles faul, unedel und verdammenswerth ist — das ist ein Stoff für Hoefer, wie er nicht besser sein kann, und er verarbeitet ihn zu einem kunstgerechten Gemälde von hoher Eigenthümlichkeit und großer Anziehungskraft. Zwar läßt der Verfasser seiner Neigung, böse Weiber zu schildern, hier zwiefach den Zügel schießen, allein er stellt diesen Bildern doch in Regine ein so liebliches Porträt gegenüber, daß wir ihm diesmal wenigstens seine Magdalene und Konstanze gern verzeihen. Er muß an schlimmen Stief- und Schwiegermüttern schlimme Lebenserfahrungen gemacht haben; allein eine so reine und reizende Gestalt, wie Regine ist, beweist doch, daß er dessenungeachtet der schönen Wahrheit ihr Recht nicht verkümmert. Die harten Köpfe der Männer Roos und die schlaffe Nichtswürdigkeit des Consuls bilden daneben Pendants von der allergrößten künstlerischen Wirkung.

In der letzten dieser Reihe von Erzählungen: „Bei den zwei hohen Tannen", ist der Autor wieder weniger auf seinem eigenthümlichen Felde; die Geschichte ist gut erzählt, aber matter und zaghafter erfunden, als wir bei Hoefer gewohnt sind. Der Verfasser legt sich hier offenbar gewaltsam ein Maß an, das ihn hemmt und belästigt, dagegen treffen wir hier hin und wieder auf Gedanken und Betrachtungen, die in einen weitern Kreis hinausgreifen und die, da sie von den Thatsachen abspringen, bei ihm sonst selten anzutreffen sind. Die dunkle Geschichte, die im dunkeln Walde verläuft, den Hoefer mit wahrhaft Ruisdael'schen Farben zu schildern weiß, endet damit, daß der arme Förster die still geliebte Natalie freit: sie als Graf Leo's verlassene Geliebte, er als ausgedienter Krieger. Hier heißt es: „«Es macht mich doch recht traurig», sprach Natalie endlich, «der Graf hatte doch manches Gute und Edle in sich und hat doch so wenig vom Leben gehabt. Warum, wenn die Seinigen ihm den einen Lebensweg verschlossen, eröffneten sie

ihm nicht einen andern, der ihn auf seine Weise zu Glück und Frieden führte?» — «Weshalb, Natalie», sagte er, «weil man selbst sich das Glück und den Frieden schaffen muß — und der, glaube mir, konnte es sich weder schaffen noch erhalten, denn seinem Innern fehlte die Grundbedingung desselben, ohne die man vergeblich danach ringt: ihm fehlt die Herzenstreue, Geliebte, die rechte und einzige Fessel, mit der man das Glück an das Leben zu binden vermag. Denn die Treue siegt über alle Noth.»" Oder: „Das Schöne und Heilige hat ein ernstes gefährliches Leiden einer uns theuern Person, daß es die Umgebung in der Theilnahme dafür eint und versöhnt, wie sehr ihre sonstigen Interessen sich auch widerstreben. Der Graf verlor seine Gereiztheit und das plötzlich auftauchende Wesen, womit er den Untergebenen auch als den Einsichtslosern und Unverständigen behandelte. Es war eine sorgenvolle, aber gute Zeit, wie sie die Herzen der Bewohner des Forsthauses prüfte, stärkte und frommer schlagen machte" u. s. w.

Aus solchen und ähnlichen Stellen folgern wir, daß Hoefer vielleicht noch Werthvolleres zu bieten vermöchte, wenn er seinen Stoff noch objectiver als er thut behandeln, dem reflectiven Element in der Erzählung mehr Raum gestatten und sich von seinen Erfindungen weniger absorbiren ließe, als er dies bisjetzt geschehen läßt. Er hätte dann selbst da, wo die Kraft der Erfindung ermattet, noch immer einen würdigen Standpunkt, einen festen Anhalt. Es ist zwar, wie wir wissen, dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und niemand kann aus seiner Haut heraus; wenn es aber dem Verfasser gelingt, den vielen vorzüglichen Eigenschaften seiner Arbeiten noch das Gepräge vollkommener Ruhe im Schaffen, etwa wie Tieck sie bewährte, und den Ausdruck der mannichfaltigen und reichen Lebenserfahrung hinzuzufügen, die ihm nach vielen Anzeichen in allen seinen Leistungen zu Gebote steht, so wird die deutsche Novellistik ihn vielleicht als ihren Koryphäen anzuerkennen und ihn vor allen andern Mitbewerbern zu nennen haben. 4.

Notizen.

Der Graf Stefan Széchenyi.

Es ist uns eine von K. M. K. (Kertbeny) verfaßte, seitdem in elegant gedruckter zweiter Auflage in H. Georg's Verlag in Basel und Genf unter dem Titel „Erinnerungen an Graf Stefan Széchenyi" erschienene Broschüre zugekommen, die über die Zustände des kranken Grafen während seines Aufenthalts in Döbling, wie über die Zustände des nicht minder kranken Oesterreich vieles Interessante enthält. Freilich ein Mann für d. Bl. ist der berühmte ungarische Graf eigentlich nicht, denn seine auch deutsch erschienenen Schriften z. B. „Ueber den Credit", „Ueber Pferde, Pferdezucht und Pferderennen", „Ueber die Donauschiffahrt" u. s. w., gehören, so verdienstlich sie an sich auch sein mögen, nicht in den Literaturkreis d. Bl., auch nicht seine 1859 zu London deutsch und anonym erschienene, über 500 Seiten starke und in einem „theilweise erzwungenen und abgequälten Olla-potrida- und Tutti-Frutti-Stil" verfaßte Schrift: „Ein Blick auf den anonymen Rückblick", die er wahrscheinlich in langen und vielfach schlaflosen Nächten in seinem Asyl zu Döbling niederschrieb. Aber eine Aeußerung des Grafen war uns von Werth. Der Verfasser besuchte den Grafen in der Krankenanstalt zu Döbling, und im Verlaufe des Gesprächs sagte der Graf zu ihm in bester Ruhe: „Ja, ja, nur civilisiren, cultiviren, aber nicht germanisiren. Man regardire auch all das viele Gute, das im Deutschen liegt, wie jeglich anderes Gute, woher es immer komme, aber nur nicht in toller Einseitigkeit germanisiren wollen. Was heißt das, germanisiren? Uns all die Unleidlichkeiten des pedantischen, doctrinären Deutschthums so gewaltsam und widerlich aufdrängen wollen, daß wir unser eigenes nationales Selbst schmerzlich und beleidigend irritirt fühlen und nur Antipathie gegen die vielen wirklich guten, edeln, nützlichen Seiten des germanischen Charakters fassen?" Da haben wir wieder einmal einen Beweis, wie besser uns das „Germanisiren" gelingen würde, wenn wir nur nicht durch unsere weltbekannte Pedanterie und unsern schulmeisterlichen und dabei sehr aufdringlichen Doctrinärismus den andern Völkern, ja ich möchte sagen uns selbst lästig fielen; denn ein Pedant und Doctrinär macht nicht nur andern, sondern auch sich das Leben schwer. Dagegen war der Graf bekanntlich ein enthusiastischer Bewunderer der Briten, die doch auch germanischen Geblüts, aber sicherlich keine Pedanten, Schulfüchse, Bureaukraten oder Gensdarmerieseelen sind, und er sagte zu dem Verfasser: „Ja, die Engländer, die sind das größte, praktischste, humanste, fertigste Volk unserer und wol auch aller Zeiten!" Im übrigen meint der Verfasser, Széchenyi sei nicht eigentlich geisteskrank, sondern nur gemüthskrank gewesen; in leidenschaftlicher Erregtheit sei er noch in Döbling so frisch erschienen wie vor Jahren und Scherz und Witz hätten ihm zu Gebote gestanden wie früher. Ein Freund schrieb dem Verfasser nach der entsetzlichen Katastrophe, der sich sehr bald die nicht minder geheimnißvolle des Finanzministers Bruck gesellen sollte: „Die meiste Zeit füllte das Schachspiel aus, was er eben damals mit besonderer Leidenschaft betrieb. Häufig kamen seine Söhne heraus, Béla und Oedön, und seine Stiefsöhne, die Zichy's; ich spielte dann mit diesen, und der alte Graf sah blos zu, wobei es ihm Vergnügen machte, ihre Züge auf ungarisch zu besprechen, was er aber nie versäumte, gegen mich zu entschuldigen, häufig mit dem scherzhaften Selbsttadel im wiener Dialekte: «Unser Gast wird glauben, er is in einer ungrischen Rauberhöhl'n!» Sein Benehmen war leicht und artig, seine Laune fast immer liebenswürdig, zu Scherz und Muthwillen aufgelegt, was freilich oft hieß, zu Spott und Satire, sein Vortrag fließend, voll energischer Sinnlichkeit und schöpferischer Phantasie."

Zur Frage, ob die Poesie didaktisch sein dürfe.

Heine bemerkte einmal, wie wir in einem schweizer Blatte lasen, zu einem jungen Deutschen, einem Verehrer der Griechen und ihrer didaktischen Poesie: in Frankreich habe man die didaktische Poesie längst überwunden; man sei hier rein lyrisch; worauf der junge Deutsche äußerte: „Doch wol nicht, um alle höhern Ideen und Grundsätze über Bord zu werfen. Die lyrische Poesie der Alten und Morgenländer von Pindar bis auf Hafis hat einen vorherrschend didaktischen Charakter, und ich bemerke nirgends Spuren davon, daß wir das Alterthum schon überwunden hätten. Die classischen Schriftsteller der Alten zeigen uns den Menschen mehr in seinem ursprünglichen und unveräußerlichen Wesen; die Neuern mehr in seinem zufälligen und verzerrten, weshalb ihre meisten Gebilde bei der Nachwelt denn auch höchstens nur als Caricaturen und Beweise unserer Entartung in Leben, Kunst, Sitte und Gesetzgebung gelten würden." Daß die Didaktik ein Hauptzweck der hellenischen Poesie gewesen, geht auch aus den Worten hervor, welche Aristophanes in den „Fröschen" dem Aeschylus in den Mund legt und die nach Welcker's Uebersetzung lauten:

. . . . . Darum haben die Knäblein
Lehrmeister, damit sie lernen, was recht; die Erwachsenen aber die Dichter;
Darum müssen wir Nützliches sagen durchaus.

Und selbst Euripides kann nicht umhin, auf die Frage des Aeschylus, weswegen man einen Poeten bewundern müsse, die Antwort zu geben:

Der Geschicklichkeit halb und der Sittenlehr' und darum, weil wir die Menschen
In den Städten besser zu machen verstehn.

Aeschylus rühmt sich dann Euripides gegenüber, daß er niemals verliebte buhlsüchtige Weiber, weder Phädren noch Stheneboen in Scene gesetzt, aber wol eine Tragödie „des Ares voll", nämlich „Die Sieben vor Theben" gedichtet habe. Hören wir die Stimme eines neuern Autors, Fernan Caballero (die Deutsch-Spanierin Cäcilie de Arrom, geb. Böhl von Faber). In einem der früher von uns besprochenen spanischen Romane

Fernan Caballero's heißt es: „Soll die Moral nicht blos sich in Worten äußern, soll sie Geist und Leben erhalten, so muß sie auch in jedem Roman Gegenstand und Endzweck sein, wie dies ja z. B. die englische Literatur mit wenigen Ausnahmen beobachtet", ein Ausspruch, der in dieser Fassung freilich etwas sehr Einseitiges hat. Unsere weimarer Dichter stellten zwar den Grundsatz auf, daß ein Kunstwerk nur auf sich selbst beruhen, nur den Grundsätzen der Schönheit Genüge thun und keinen moralischen Nebenzweck verfolgen dürfe; aber in der Ausübung wichen sie von diesem Grundsatz alle Augenblicke ab. Bei Goethe, dessen ganzer „Faust" als ein einziges Lehrgedicht betrachtet werden kann, machte sich das Lehrreiche mit den Jahren immer mehr geltend, und unter Schiller's Gedichten der spätern Periode finden sich gewiß sehr wenige, die bei Licht besehen nicht didaktischer Art wären; in seinen Balladen und Romanzen ist dies sogar meist in so entschiedenem Grade der Fall, daß sie, von ihren poetischen Eigenschaften und der Pracht der Malerei abgesehen, fast den moralisirenden Erzählungen beigezählt werden dürfen. Erst den Romantikern gelang es, die Ethik und die Didaktik in den Hintergrund treten zu lassen, doch nicht in dem Grade, als sie selbst wünschten und sich einbildeten. Was wäre das auch für ein Buch oder eine Dichtung, woraus man in ethischer Beziehung gänzlich nichts lernen könnte! **H. M.**

Bibliographie.

Hundert Bilder aus der Natur. Aus den Papieren der Gräfin Thusnelde. Nürnberg, Leuchs u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Böttcher, F., Unseres Alphabetes Ursprünge, gemeinfasslich dargelegt. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 16 Ngr.

Bresciani, Die Gräfin Mathilde von Canossa und Iolantha von Gröningen. Schaffhausen, Hurter. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Brückner, A., Zur Geschichte des Reichstages zu Worms 1521. Die Verhandlungen über das Regiment. Inauguraldissertation. Heidelberg. Gr. 8. 15 Ngr.

Byr, R., Alpröslein. Prag, Bellmann. 16. 16 Ngr.

Christianus, Der Ursprung der Evangelien. Nach den neuesten Forschungen für das Volk frei bearbeitet. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 10 Ngr.

Faber, F. W., Gedichte. Deutsch von M. Dorr und W. Zottmann. Autorisirte Uebersetzung. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Goltz, B., Typen der Gesellschaft. Ein Complimentirbuch ohne Complimente. Zwei Bändchen. Grünberg, Levysohn. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Grimm, H., Leben Michelangelo's. 1ster Theil: Bis zum Tode Rafaels. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Haas, H., Die Nibelungen in ihren Beziehungen zur Geschichte des Mittelalters. Erlangen, Blaesing. Gr. 8. 20 Ngr.

Hahn, F. X., Bischof Michael Wittmann, das Bild eines frommen und segensreichen Lebens. Mit 1 Stahlstich. Regensburg, Manz. 8. 22½ Ngr.

Heyne, J., Dokumentirte Geschichte des Bisthums und Hochstiftes Breslau. Aus Urkunden, Aktenstücken, älteren Chronisten und neueren Geschichtschreibern. 1ster Band. Breslau, Korn. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Homburg, E., Ein Winter in St. Petersburg. Nebst einem Ueberblick über die heutigen innern Zustände des russischen Reiches. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kampschulte, F. W., Die Universität Erfurt in ihrem Verhältnisse zu dem Humanismus und der Reformation. Aus den Quellen dargestellt. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Die Universität Erfurt und die Reformation. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte. Trier, Lintz. Gr. 8. 1 Thlr.

Löffler, C., Berlin im schwarzen Rahmen. Erzählungen aus dem alten und neuen Berlin. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Thiele. Gr. 16. à 5 Ngr.

Mirjam. Eine Gedichtsammlung zum Besten des Prignitzer Rettungshauses in Schönebeck bei Pritzwalk. Mit Beiträgen von Ahlfeld, F. Besser, Hoffmann ꝛc. Halle, Fricke. 16. 15 Ngr.

Merkwürdige Predigten und Reden der alten Zeit. Zusammengestellt zu Nutz und Frommen der jetzigen Welt. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen. 1ster Band. Leipzig, Wengler. 8. 15 Ngr.

Oberhey, C., Funfzig Gleichnisse. Nordhausen, Büchting. 16. 10 Ngr.

Polko, Elise, Neue Novellen. Leipzig, Schlicke. 1861. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Propst, J., Gedichte. Ein herbstliches Kränzlein. Zürich, Meyer u. Zeller. 16. 10 Ngr.

Rappaport, M., Hebräische Gesänge. Metrisch nachgebildet. Leipzig, C. L. Fritzsche. 8. 18 Ngr.

Rasch, G., Die dunkeln Häuser Berlins. Berlin, Vogel u. Comp. 1861. 8. 22½ Ngr.

Ruppius, O., Geld und Geist. Roman aus dem amerikanischen Leben. Berlin, Besser. Gr. 16. 12 Ngr.

Reumont, A. v., Die Gräfin von Albany. Zwei Bände. Berlin, Decker. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Romang, J. P., Ueber Unglauben, Pietismus und Wissenschaft. Ein Beitrag zum Verständniß unserer Zeit und ihrer Aufgaben. Zürich, Schultheß. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die kleine Rösy und der alte Robert Gray. Zwei Erzählungen. Berlin, W. Schultze. 16. 12 Ngr.

Schauenburg, C. H., Akademische Zustände. Lahr, Schauenburg u. Comp. Gr. 8. 8 Ngr.

Scherr, J., Drei Hofgeschichten. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schuster, G., Abälard und Heloise. Ein kirchenhistorischer Versuch. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 10 Ngr.

Seld, A. Freih. v., Erlebnisse auf dem Gebiete der Straf-Justiz und der inneren Mission. Halle, Mühlmann. 8. 22½ Ngr.

Sievert, Auguste, Bilder aus dem Alltagsleben. Halle, Mühlmann. 8. 7½ Ngr.

— — Gertrud. Eine Erzählung. Halle, Mühlmann. 8. 15 Ngr.

Tausend Stimmen wahrer Religion gegen die Kirche. Wahrsprüche deutscher Denker und Schriftsteller. Gotha, Stollberg. Gr. 16. 15 Ngr.

Temme's Criminal-Novellen. 1ster Band. Aus der Stadtvoigtei. Berliner Criminal-Geschichten. Nr. 1. Berlin, Falckenberg. Gr. 16. 10 Ngr.

Ueber Sprache und ihr Verhältniß zur Psychologie. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 11 Ngr.

Tagesliteratur.

Beyer, C., Wodurch erweist sich eine Gemeinde als deutschkatholisch und welche Richtung und welches Ziel haben wir als Glieder der deutschkatholischen Gemeinde zu erstreben? Antrittspredigt am 8. Juli 1860 vor der deutschkatholischen Gemeinde zu Leipzig gehalten. Leipzig, Friese. Gr. 8. 2 Ngr.

Einige Gedanken über die geistige Bewegung in unsern Tagen. Der christlichen Gemeinde zum Nachdenken vorgelegt von einem alten Diener des göttlichen Wortes. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 4 Ngr.

Götz, P., Die päpstliche Politik und der politische Franzos oder was das alte Papstthum bei dem neuen Napoleon gesucht und gefunden hat. Der deutschen Christenheit zur Beherzigung dargelegt. Hanau, König. 8. 5 Ngr.

Mühlfeld, J., Deutschlands Genius. Gedenkblatt zur 50jährigen Todesfeier der Königin Luise von Preußen am 19. Juli 1860. Anclam, Dietze. Lex.-8. 2½ Ngr.

Sammter, A., Die Schlacht bei Liegnitz, am 15. August 1760. Zur 100jährigen Erinnerung verfaßt. Liegnitz, Kuhlmey. Gr. 8. 1½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gespräche von Ulrich von Hutten,

übersetzt und erläutert

von **David Friedrich Strauß.**

Auch unter dem Titel:

Ulrich von Hutten. Dritter Theil. 8. Geh. 2 Thlr.

Erstes Buch. 1. Fortuna. 2. Das Fieber. Erstes Gespräch. 3. Das Fieber. Zweites Gespräch. 4. Vadiscus oder die Römische Dreifaltigkeit. 5. Die Anschauenden.

Zweites Buch. 6. Die Bulle oder der Bullentödter. 7. Der Warner. Erstes Gespräch. 8. Der Warner. Zweites Gespräch. 9. Die Räuber. 10. Arminius.

Während ein Theil von Deutschland in erfreulichem Aufschwung sich der Concordate mit Rom erwehrt, deren Folgen ein anderer Theil des Vaterlandes nur allzu bitter empfindet, ist in Italien die römische Hierarchie in ihren weltlichen Grundlagen bedroht. Mit doppeltem Interesse wird man daher eben jetzt die Stimme desjenigen Streiters mit Rom aus der Reformationszeit vernehmen, der diesen Kampf, fern von kirchlicher Befangenheit, ganz im Geiste unserer Zeit vom freiesten politischen und patriotischen Standpunkt aus geführt hat. In diesem Sinne bietet hier Hutten's Biograph dessen classische „Gespräche" in einer jedem Gebildeten zugänglichen Form, zugleich mit scharfen Nutzanwendungen auf die Gegenwart in der Vorrede, dem deutschen Volke dar.

Das früher von dem Herausgeber in demselben Verlage erschienene Werk:

Ulrich von Hutten. Zwei Theile. 8. 4 Thlr.

hat, als die erste ihre schwierige Aufgabe lösende Biographie des ritterlichen Vorkämpfers der Reformation, zugleich als umfassendes Lebensbild jener ganzen, mit der unserigen so verwandten und doch ewig vorbildlichen Zeit, längst in den weitesten Kreisen Anerkennung gefunden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arendts' Naturhistorischer Schulatlas.

33 Tafeln, enthaltend 388 Abbildungen in Holzschnitt.

Nebst einem erläuternden Texte.

8. Gebunden 1 Thlr. 5 Ngr.

Mit diesem Atlas wird für den methodischen Unterricht in der Naturgeschichte an Schulen ein ähnliches Hülfsmittel geboten, wie solches bei dem Unterricht in der Erdkunde der geographische Schulatlas gewährt. Der Preis für das Werk in zweckmässigem Einbande ist sehr niedrig, sodass dadurch die Verwendung für Schulzwecke ermöglicht und die Einführung wesentlich erleichtert wird.

Vielen Unterrichtsanstalten ist dieser Naturhistorische Schulatlas von den vorgesetzten Behörden empfohlen und daselbst bereits eingeführt worden. Namentlich ist derselbe neuerdings durch eine Verordnung des k. k. Ministerium des Cultus und Unterrichts «als ein nützliches Hülfsmittel für den elementaren Unterricht den Directionen sämmtlicher Realschulen in Oesterreich bezeichnet und empfohlen» und dessen Einführung in den betreffenden Lehranstalten der österreichischen Staaten hierdurch veranlasst worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Handbuch der Edelsteinkunde

für Mineralogen, Steinschneider und Juweliere.

Von

Karl Emil Kluge,

Lehrer an der königl. Gewerbschule zu Chemnitz.

Nebst 11 Tabellen zur Bestimmung geschnittener Steine und 15 lithographirten Tafeln mit 201 Abbildungen.

8. Geh. 4 Thlr.

Dieses Werk ist nicht allein wichtig für Goldschmiede, Juweliere, Bijouteriefabrikanten und Steinschneider, es wird auch den Directoren von Sammlungen eine willkommene Erscheinung und den Mineralogen vom Fach wie dem Alterthumsforscher von großem Interesse sein. Da in der deutschen Literatur ein Werk von solchem Umfange über diesen speciellen Gegenstand noch nicht existirt, so dürfte das Erscheinen desselben um so mehr gerechtfertigt sein, als gerade jetzt die Schmucksteinindustrie einen ungeheuern Aufschwung genommen hat. Ein jeder, der sich für diesen Gegenstand interessirt, findet in dem Werke ausführlich in klarer übersichtlicher Weise alles das behandelt, was von den Eigenschaften und Fundarten der Edelsteine, ihrer Geschichte, der Art ihrer Bearbeitung und Anwendung, den Methoden sie zu schätzen, Verfälschungen, merkwürdige Exemplare etc. zu wissen nöthig ist. Für die Juweliere dürfte der beigegebene Anhang über Korallen und Perlen, sowie die Tabellen zur Bestimmung geschnittener Steine noch speciell von Wichtigkeit sein. Die dem Ganzen beigefügten zahlreichen Abbildungen, welche die natürlichen Formen der Schmucksteine, die Schnittformen derselben, die Werkzeuge zu ihrer Bearbeitung etc. umfassen, tragen wesentlich zum Verständniß des Textes bei.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen.

Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten.

Herausgegeben von **Friedrich Bülau.**

Zwölfter Band. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Anhaltinische Geschichten. — II. Hans von Schinitz. — III. Reinhard Schwaltinger. — IV. Hugo de Groot als schwedischer Gesandter am französischen Hofe. Von Karl Ludwig Klose. — V. Die Grafen von Königsmark. — VI. Madame de Geoffrin und ihre Tochter. — VII. Noch einmal über General Thielmann. — VIII. Ein armes Fräulein. — IX. Reisebriefe eines Hofmeisters. (1671—73.) — X. Die von Allnpeck. — [illegible]

Der erste bis elfte Band dieses für die weitesten Kreise bestimmten und von dem deutschen Publikum wegen seines reichen und werthvollen Inhalts mit dem größten Beifall aufgenommenen Werks, das mit dem zwölften Bande vorläufig geschlossen ist, haben denselben Preis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Platon's sämmtliche Werke.

Uebersetzt von **H. Müller,** mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart.** Sieben Bände. 8. 1850—59. Geh. 23 Thlr.

Diese Uebersetzung der Werke Platon's von Hieronymus Müller ist von den competentesten Richtern für eine treffliche erklärt worden. Ihr Werth wird durch die ausgezeichneten Einleitungen von Karl Steinhart noch bedeutend erhöht.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 36. — 6. September 1860.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Rußland in den letzten zehn Jahren.

Seit Custine's berühmtem Werke über Rußland sind nur wenige Enthüllungen über die innern Zustände des großen Czarenreichs gemacht worden, die sich an Wichtigkeit mit denen messen könnten, welche in dem vor kurzem veröffentlichten Buche des Fürsten Dolgorukow enthalten sind.*) Die Fähigkeit des letztgenannten Autors über diesen Gegenstand zu schreiben, ist gewiß größer als die Custine's, da er vor allem selbst Russe ist, lange Zeit in beiden russischen Hauptstädten sowie im Innern des Landes und auch in der Verbannung gelebt, mit Personen aus allen Kreisen der Gesellschaft von den höchsten bis zu den niedrigsten verkehrt hat, das Leben und die Verbindungen der meisten Männer kennt, welche in den letzten 25 Jahren in Rußland einflußreiche Stellungen bekleidet haben, und endlich auch mit den geheimen Ursachen vieler wichtiger Ereignisse vertraut geworden ist. Er sagt uns, daß die russischen Kaiser durchweg und systematisch über alles getäuscht werden, was sie am meisten angeht; daß der Hof unnahbar ist, daß eine geldgierige Camarilla und festgeschlossene Bureaukratie eine Revolution heraufbeschwören, welche nicht nur die Leibeigenen, sondern die schlechten Leidenschaften einer ganzen Bevölkerung von 60 Millionen freisetzen wird.

Gerechtigkeit gibt es nicht einmal dem Namen nach; ein Processirender hat zehn verschiedene Instanzen durchzumachen, immer mit offenem Geldbeutel, und erhält endlich die Entscheidung doch nach kaiserlichem Belieben. Alexander II. ist zufällig ein wohlwollender und gerechter Fürst; aber er ist keine Institution, sondern sterblich wie alle andern Menschen, und man braucht nicht weit in der russischen Geschichte zurückzugehen, um eine Zeit zu finden, wo alles nach der Laune eines Tyrannen ging. Die Verwaltung ist von oben bis unten käuflich, alles wird verkauft und kann gekauft werden. Was die Geistlichkeit anbetrifft, so sind die Bischöfe nach oben hin willfährige Höflinge, nach unten zu Tyrannen und benutzen ihre Stellung, um sich auf jede Weise so reich zu machen wie nur irgend möglich. Die niedrige Geistlichkeit, arm, gedemüthigt, geknechtet, hat nichts als stille Thränen und Gebete zu Gott, um sie aus der Unterdrückung zu erretten, unter welcher sie seufzen. Die Gewissensfreiheit wird auf höchsten Befehl mit Füßen getreten, die Presse ist durch eine Censur gefesselt, welche völlig launenhaft und ruckweise ausgeübt wird und Rußland nur den Dienst erwiesen hat, daß sie indirect zur Entstehung russischer Pressen im Auslande, besonders in London, Veranlassung gegeben. Der Adel ist außerordentlich unzufrieden; alle Adelichen, welche Männerherzen und keine Lakaiengefühle haben, sehen ganz klar ein, daß sie nur privilegirte Sklaven sind; sie wünschen frei zu werden und echte Institutionen an die Stelle der Privilegien treten zu sehen, welche von der Macht jeden Augenblick suspendirt werden können. Die Bourgeoisie, welche beständig von der Bureaukratie beleidigt und geplündert wird, sehnt sich nach einem gesetzlichen Zustande der Dinge. Die Leibeigenen harren auf die Emancipation, und wie sehr sich auch die Rückschrittspartei, die Bureaukratie und die Camarilla darin täuschen mögen, die Leibeigenen werden nicht zugeben, daß das kaiserliche Versprechen ein todter Buchstabe bleibt. Die Kronbauern sind ihrerseits ungeduldig, aus den diebischen Händen der Regierungsbeamten erlöst zu werden. In der Armee seufzen die Soldaten, schlecht behandelt, schlecht genährt und unter der Herrschaft des Stocks, nach einem bessern Lose. Endlich die Finanzen sind, dank der schlechten Verwaltung und dem Widerwillen, welchen die Camarilla gegen Talent und Fähigkeit in jeder Form hat, in einem solchen Zustande, daß der Staat in kurzem bankrott sein mag, obwol das Land einen ungeheuern Reichthum von unbenutzten Hülfsquellen besitzt. Es würde für Rußland unmöglich sein, nur ein

*) „La vérité sur la Russie. Par le prince *Pierre Dolgoroukow*" (Paris 1860).

Jahr lang eine Armee von 150000 Mann außerhalb seiner Grenzen zu erhalten, aus dem einfachen Grunde, weil nach Belieben fabrizirtes russisches Papiergeld im Auslande nicht angenommen wird. Das Gold ist ganz verschwunden, Credit gibt es nicht und würde es in keinem Falle für ein so unproductives Unternehmen wie Krieg geben. Außerdem ist die russische Militärorganisation vollständig zu Grunde gegangen. So tief ist das Reich gesunken, welches beim Regierungsantritt von Nikolaus so stark und mächtig war; es ist so tief gesunken durch die Unfähigkeit dieses Kaisers (was auch die „Neue Preußische Zeitung" sagen möge) und der Männer, welche er aussuchte, welche er ins Amt brachte und seinem Nachfolger, einem vortrefflichen Fürsten, der ein besseres Schicksal verdient hätte, hinterlassen hat. Infolge eines dreißigjährigen Kriegs gegen die Civilisation und den gesunden Menschenverstand ist Rußland eine Macht zweiten Ranges geworden, von welcher diejenigen in Europa wenig halten, welche mit dem wahren Zustande der Dinge vertraut sind.

Bekanntlich sagte Talleyrand: Man braucht einen Russen nur zu kratzen und der Tatar kommt zum Vorschein. Ebenso sagt Dolgorukow: Das Gebäude des russischen Reichs hat eine europäische Façade, aber ist in asiatischer Weise ausmöblirt und verwaltet. Gesetze nach europäischem Muster sind allerdings vorhanden; es gibt im Codex allein 15000 Folioseiten von Gesetzen, und darin sind die Ordonnanzen und Regulationen noch gar nicht einmal mit einbegriffen! Aber dies kommt blos den Papierfabrikanten zugute. Die erste Bestimmung, daß der Kaiser über allen Gesetzen steht, annullirt natürlicherweise alle übrigen. Während die Gesetze so beiseite geschoben werden, hat der Kaiser nur Macht, Schlechtes zu thun. Er kann in Schrecken setzen, foltern und verbannen, sogar köpfen lassen wie der Schah von Persien; aber er kann nicht die Gesetze zur Anwendung bringen, noch den kleinsten Misbrauch abstellen. Der Kaiser herrscht, aber die Bureaukratie regiert, und zwar durch ihre specielle Autokratie des Goldes, die einzige Macht, der sie treu ist. Da die russischen Kaiser eine unbestimmte Idee davon haben, daß sie getäuscht werden, haben sie drei Mittel ausgedacht, dasselbe zu verhüten. Eine Petitionscommission empfängt alle Bittschriften und Klagen, welche an den Kaiser gerichtet werden. Sodann werden die Briefe in einem schwarzen Cabinet des Postamts eröffnet. Endlich gibt es eine geheime Polizei, welche bestimmt ist alle Misbräuche auszuspioniren und dem Kaiser zu hinterbringen. Das Unglück ist nur, daß alle drei unter der Oberaufsicht der Bureaukratie stehen. Jede Klage über irgendeinen Minister wird, so unglaublich das auch klingen mag, doch zuerst an diesen nämlichen Minister übergeben, der darüber zu berichten hat. Von den geöffneten Briefen werden nur solche zum Kaiser gebracht, welche seine Diener dafür geeignet erachten, und darunter finden sich sehr oft absichtliche Fälschungen. Was endlich die geheime Polizei anbetrifft, so ist für Geld alles mit ihr zu machen. Sie erhält Lösegeld zu enormem Betrage, wenn sie es unterläßt reiche Leute zu denunciren, mögen sie nun schuldig oder unschuldig sein; manche ganz unschuldige Leute sind nach Sibirien geschickt, blos weil sie die Spione nicht bestechen wollten, und auf der andern Seite gehen die schauerlichsten Betrügereien ungestört vor sich, wenn die Schuldigen nur ihre Taschen nicht zuhalten. Der Generalgouverneur einer der Hauptstädte wirthschaftete ärger als ein türkischer Pascha elf Jahre lang, erklärte offen, daß Gesetze das Regieren sehr unbequem machten, richtete sich auch nie danach und erlangte im Laufe der Zeit eine wahre Berühmtheit für seine administrativen Verbrechen. Dann und wann drangen Gerüchte davon bis zum Zaren, aber wenn er Nachfrage darüber anstellte, antwortete die Polizei mit Klagen über die Verleumdungssucht der Menschen. Endlich hörte der Kaiser (und auch nur durch Klatsch in den Salons), daß dieser Beamte seine verheirathete Tochter veranlaßt habe, ein zweites Ehebündniß zu schließen, ohne von ihrem ersten Manne geschieden zu sein; und dies geschah auch erst, nachdem die geheime Polizei selbst den Neuvermählten den Rath gegeben, sich aus dem Staube zu machen. Dies that das würdige Paar auch, das keine Schwierigkeit hatte, einen Paß zu bekommen und ohne irgendwie besorgt zu sein, langsam und gemüthlich 1200 Werst bis an die russische Grenze und von da weiter ins Ausland reiste.

Vollständige und unbehinderte Oeffentlichkeit würde mehr thun als die Petitionscommission, das schwarze Cabinet und die geheime Polizei zusammengenommen; aber Oeffentlichkeit ist, wie unser Autor sagt, das Medusenhaupt der russischen Bureaukratie, und den Monarchen selbst den kühnsten und unternehmendsten, würde sie zu gefährlich erscheinen; sie glauben, daß Droschkenkutscher die besten Leute sind, um Locomotiven zu fahren. Die Emancipation der Leibeigenen ist deshalb noch immer nicht durchgesetzt, weil Alexander II. die neue Arbeit an alte Beamte gibt. Was läßt sich von einer Verwaltung erwarten, die ihren Kopf gegen alle Veränderungen setzt, welche der Kaiser bestimmt und welche der Autor als eine organisirte Käuflichkeit beschreibt, die von permanenter Anarchie gestützt und den Augen Europas und des Kaisers durch einen dichten Schleier officieller Lüge entzogen ist?

Die Moralität des Staatsraths ist folgende: Es ist tadelnswerth, wenn man Geld nimmt und die versprochene Sache nicht leistet; im andern Falle ist es recht und weise. Hat aber die Zahlung stattgefunden und ist keine Gegenleistung erfolgt, so mag der Applicant sehen wie er durchkommt. Ein Ausländer wünschte Contractlieferungen für die Regierung zu erhalten und wandte sich an den Gesandtschaftssecretär mit der Bitte um Rath wie er zu verfahren habe; dieser bemerkte, die Sache falle eigentlich nicht in seinen Bereich, er wolle ihm aber bemerken, daß er Graf *** und die Maitresse seines Vaters bestechen müsse; da der ältere Graf Chef des betreffenden Departements sei und sein Sohn großen Einfluß bei Hofe besitze, würde sich die Sache so gewiß machen lassen. „Ach", erwiderte der Applicant, „ich habe dem jüngern Grafen so viel, und der Maitresse ge-

nes Vaters so viel gegeben; sie nahmen mein Geld, versprachen alles und haben nichts gethan.“ Ebenso geht es auch Leuten, welche keine Gunst, sondern nur ihr gutes Recht in Anspruch nehmen; und wie kann es anders sein in einem Lande, wo neuerdings die Gehalte der niedern Justizbeamten auf 100 Thaler erhöht sind, wovon diese Employés oft große Familien zu erhalten haben? Jeder Rechtsfall geht durch elf verschiedene Instanzen, ehe er entschieden werden kann; in jeder Instanz müssen beträchtliche Honorare gezahlt werden; und wenn der Kläger in zehn Instanzen gewonnen hat, so kann er durch das Belieben des Justizministers oder des Kaisers doch noch in letzter Instanz verlieren, wenn er auch sonnenklares Recht hat. Ein eigenthümlicher Charakterzug des gegenwärtigen Justizministers ist der, daß er glaubt, nicht so sehr zu dem Zwecke dazusein, die Entscheidungen der Gerichtshöfe zu beaufsichtigen, als vielmehr sie umzustoßen. Es gibt nur geschriebene und geheime Justiz, und Advocaten, die unabhängig von der Regierung sind, gibt es gar nicht. Dies erinnert uns an eine Anekdote, welche von Peter dem Großen erzählt wird: als dieser originelle Herrscher nämlich in London zum Besuche war und einst durch den Temple und Chancery Lane ging, wo er Massen von Advocaten in ihren Perrüken und Talaren sah, fragte er, wozu diese Leute daseien; man erklärte ihm die Beschäftigung der betreffenden Herren und er erwiderte: in Rußland gäbe es im ganzen nur zwei Advocaten, und er habe große Lust, sie bei seiner Rückkehr nach Petersburg aufhängen zu lassen. So erklärte auch der jetzige Justizminister an den Fürsten Dolgorukow, daß man Advocaten deshalb nicht dulden dürfe, weil es gefährlich sei, die Kenntniß der Gesetze über den Kreis der Staatsdiener hinaus auszudehnen! Und doch bestimmt ein Artikel des russischen Codex, daß niemand sich mit dem Vorwande vertheidigen könne, die Gesetze nicht gekannt zu haben.

Ein schreckliches Unwesen wird auch mit der exceptionellen Militärgerichtsbarkeit getrieben. Einige Wochen nach der Thronbesteigung Alexander's II. kam es vor, daß ein Gutsbesitzer seinen Bauern erklärte, er brauche Geld und sehe sich daher genöthigt, sie zu verkaufen. Die Bauern brachten eine beträchtliche Summe Geldes zusammen, welche sie ihrem Herrn unter der Bedingung einhändigten, daß er sie nicht verkaufen wollte. Sowie der Herr das Geld hatte, verkaufte er sie doch. Daraufhin verweigerten die Bauern dem neuen Gebieter den Gehorsam und ein junger Adjutant des Kaisers wurde abgeschickt, um sich an Ort und Stelle über die Sache zu erkundigen; dieser, welcher gut mit dem neuen Besitzer stand, verordnete, daß eine Anzahl der ungehorsamen Bauern nach Sibirien geschickt werden sollten. Der Gouverneur der Provinz, General Murawiew, weigerte sich indessen dies zu thun und berichtete an das Ministerium. Man ließ die Sache dann auf sich beruhen, aber der Adjutant bekam einen Orden und einen hohen Posten im Kriegsministerium. Ein anderer Fall ist noch bemerkenswerther. Ein reicher Gutsbesitzer, der zweimal verheirathet gewesen war, hinterließ bei seinem Tode erwachsene Söhne aus der ersten Ehe, und einen jungen Knaben aus der zweiten. Die erwachsenen Söhne steckten ihren Halbbruder unter die Leibeigenen des Gutes und theilten sein Besitzthum unter sich. Die Sache kam vor die Gerichtshöfe und schließlich auch vor den Senat. Dieser verordnete, daß die betreffenden Papiere nach Petersburg geschickt werden sollten. Dies geschah auch, aber durch einen „Zufall“ wurde ein Postgebäude, worin sich die Papiere unterwegs eines Nachts befanden, in Brand gesteckt und die Papiere gingen in den Flammen unter. Die Sache würde dabei wahrscheinlich ihr Bewenden gehabt haben, wenn nicht ein alter Minister des Kaisers Alexander I. sich des jungen Knaben angenommen und auch wirklich den Proceß für ihn gewonnen hätte. Da gab es doch einmal einen uneigennützigen Philanthropen in Rußland! Aber der Alte nahm unmittelbar darauf eine ungeheuere Geldsumme aus dem Besitze des Knaben dafür in Anspruch, daß er diesem in der Zwischenzeit Kost und Logis gegeben; und es stellte sich auch heraus, daß ein notorischer Spion, der im Jahre 1825 durch seine Denunciationen eine Masse von Familien ins Unglück gestürzt hatte, Hauptagent in der Sache gewesen war.

Eine sehr humoristische Darstellung wird uns von dem Senate gegeben, dessen Wichtigkeit sich einigermaßen der des französischen Senats zu nähern scheint. Er ist jetzt eine Aufbewahrungsanstalt für Generale, welche ihre Divisionen schlecht commandirt haben oder vielleicht nicht mehr zu Pferde sitzen können; für Admirale, die zu alt sind, um sich noch aufs Meer wagen zu können; für Provinzialgouverneure, die sich als unfähig für ihr Amt bewiesen haben; und für alte Bureaukraten, deren Stellen für die Verwandten oder Günstlinge des Ministers gebraucht werden. Wenn ein hoher Beamter oder General einen Schlaganfall hat, so kommt er in den Senat; hat er einen zweiten Anfall, so avancirt er in den Staatsrath; ein dritter gibt ihm Anwartschaft auf ein Ministerium, und wenn er den Ministerposten erhält, so qualificirt ihn ein vierter Anfall dazu, Candidat für das Präsidium im Cabinet zu werden, sowie es frei wird. Angeblich hat der Senat darauf zu achten, daß die Minister ihre Schuldigkeit thun; wagt er aber eine Frage aufzuwerfen, so thut er dies auf seine eigene Gefahr hin; der Minister stellt ihm sofort eine derbe Nase zu und droht, dem Kaiser davon zu berichten. Uebrigens stellt der Senat gegenwärtig nie andere Untersuchungen an, als solche, welche das Ministerium ihm vorgelegt; dies geschieht auf Ordre des Justizministers. Der Minister der öffentlichen Bauten verhinderte die Anlegung von Eisenbahnen durch Privatgesellschaften, damit der Kaiser nicht den Unterschied zwischen den Kosten und Einnahmen von Regierungs- und Privateisenbahnen erfahren sollte. Die Eisenbahn zwischen Petersburg und Moskau, welche etwa 90 Meilen lang ist und durch eine Gegend läuft, wo es keine Berge gibt und das Land so gut wie nichts kostet, hat dem Staatsschatz etwa 130 Millionen Thaler gekostet und bringt gar nichts ein.

Die Provinzialregierungen außerhalb Petersburg sind eine Wildniß der fürchterlichsten Misbräuche. Im September 1859 erhielt z. B. ein Generalgouverneur die Erlaubniß, den Ungehorsam der Leibeigenen gegen ihre Herren nach Belieben zu bestrafen, ohne dabei Rücksicht auf die gesetzlich bestimmten Schranken zu nehmen. Ein anderer unterdrückte eine Zeitung und setzte den Redacteur derselben in einer Festung gefangen, weil der letztere einen archäologischen Artikel, in dem sich nicht die geringste politische Anspielung fand und der außerdem das Imprimatur der Censur hatte, in seinem Journal veröffentlicht, einfach aus dem Grunde, weil dieser Artikel von Herrn Lelewel, einem der Häupter der polnischen Emigration, verfaßt war. Was nützt dann eigentlich die Censur, wenn, nachdem der Redacteur das Visum erhalten, er doch noch gefangen gesetzt und durch die Unterdrückung seines Journals zu Grunde gerichtet werden kann? Ein anderer Generalgouverneur, dem eine Aeußerung misfiel, welche ein Kaufmann, der zugleich Stadtverordneter war, bei einer Zusammenkunft der Municipalität gethan, ließ diesen zu sich kommen, sagte ihm die ärgsten Grobheiten und ließ ihn arretiren, ohne den geringsten legalen Vorwand. Der Kaufmann klagte bei dem Senat, welcher über den Gouverneurs steht. Der Senat richtete eine bescheidene Eingabe an den betreffenden Gouverneur und ersuchte ihn, die Sache aufzuklären. Daraufhin erhielt der Senat eine scharfe Zurechtweisung von dem Justizminister, und der Kaufmann wurde vor den Chef der politischen Polizei citirt und bedroht, ohne Proceß und Urtheil nach Sibirien geschickt zu werden, falls er seine Klage nicht zurücknähme. Nicht übel ist auch, daß während der Heu- und Kornernte, wenn die Bauern fast Tag und Nacht auf den Feldern arbeiten müssen, Beamte unter die Kronbauern oder auf die Güter abwesender Herren gehen, um eine nur in ihrer Phantasie existirende Untersuchung anzustellen. Sie lassen sich die Namen der wohlhabendern Bauern geben und halten diese drei oder vier Tage mit einem beliebigen Verhör auf. Die dringende Nothwendigkeit, zu ihrer Arbeit zurückzugehen, verleitet die Bauern, den Beamten Geld zu geben, und augenblicklich ist das Verhör zu Ende.

Vor einigen Jahren brachte die Frau eines Generalgouverneurs in einer großen Stadt eine Badeanstalt an sich. Ganz in der Nähe derselben stand ein kleines Häuschen, das einem armen Manne gehörte. Die Dame verlangte dies Haus zur Hälfte des Preises zu kaufen, um die Badeanstalt zu erweitern. Der Eigenthümer weigerte sich, es herzugeben. Daraufhin wurde ihm bemerklich gemacht, daß, wenn er sein Haus nicht sofort für die genannte Summe hergeben wolle, man ihn nach Sibirien schicken würde, was damals, in den letzten Jahren der Regierung des Nikolaus, sehr leicht war. Natürlich bequemte sich der arme Mann dazu, der Forderung nachzukommen.

In einer Gemeinde der Kronbauern lag auf freiem Felde ein ungeheuerer und sehr schwerer Stein. Eines Tags kam der Oberaufseher des Districts herbei, rief die Bauern zusammen und verkündete ihnen, daß der Kaiser befohlen habe, sie sollten diesen Stein nach Petersburg schleppen. Die Bauern erhoben Klage, wiesen auf die ungeheuere Schwere des Steins hin und baten den Aufseher, für sie Fürsprache einzulegen. Er willigte ein, nahm große Summen von den armen Leuten und versprach für die Zurücknahme des Befehls zu sorgen, der natürlich nie erlassen war.

Am originellsten ist jedoch folgende Geschichte: In einer Provinzialhauptstadt wurde ein Fremder von einer Kuh niedergeworfen, welche im Koller durch die Straßen lief. Er erhielt solche Verletzungen, daß er zwei Monate lang im Hospitale bleiben mußte. Als er herauskam, verlangte die Polizei von ihm die Kosten für zweimonatliche Erhaltung der Kuh, welche die ganze Zeit lang von der Polizei, als eines ungesetzlichen Anfalls beschuldigt, festgehalten worden war!

Rußland ist das Land, in welchem es die meisten Räthe gibt und wo doch niemals jemand um Rath gefragt wird. In allen civilisirten Ländern kann ein Mann, der zehn oder zwölf Jahre seines Lebens studirt hat, auf Reisen gewesen ist und sich einem industriellen oder commerziellen Geschäfte gewidmet, sich specielle Kenntnisse in einem bestimmten Fach erworben hat und sein Land kennt, in den Staatsdienst eintreten und avanciren. In Rußland ist es anders. Wenn jemand den Dienst für ein paar Jahre verläßt, so kann er nur bei dem Grade wieder eintreten, wo er ihn verlassen. Jemand, der nie gedient hat, muß ganz tief unten eintreten, wie alt und verdienstvoll er auch sein mag; während ein Schurke oder halb Blödsinniger, wenn er nur nie aus dem Dienste austritt, sicher sein kann, zu den höchsten Stellen zu gelangen. Daher rührt die sonderbare Anomalie, daß in einem Volke wie dem russischen, das intelligent, talentvoll und fähig ist, die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten von einer kaum glaublichen Unfähigkeit, welche sich steigert, je höher die Stellen werden, sodaß die höchsten Stellen in der That fast ausschließlich von Idioten eingenommen werden. Je höher der Beamte, desto mehr wird er verachtet; unter commandirenden Generalen und Geheimräthen sind die meisten so unfähig, daß man sie kaum als Schreiber benutzen könnte.

Der Krieg in der Krim zeigte, daß die Militärverwaltung in einem fürchterlichen Zustande war; die Soldaten waren halb verhungert, erhielten nichts als verschimmeltes Biscuit und faules Fleisch. Das Kriegsministerium war in einer Familie, indem der eigentliche Kriegsminister die beiden wichtigsten Stellen an seinen Schwiegervater und Schwager gegeben hatte, sodaß unangenehme Meinungsverschiedenheiten und Opposition nie vorkamen. Mehrere Obersten wurden bezahlt, um nichts von der schlechten Versorgung ihrer Regimenter zu sagen, und diejenigen, welche kein Geld nehmen wollten, erhielten keine Antwort auf ihre Klagen. Die ganze Bureaukratie unterstützte das Kriegsministerium. Die Verwaltungsbeamten gaben Quittungen für 600 Ochsen, wenn sie nur 500 bekommen hatten; man stellte ihnen frei

Heerden, die sie unterwegs anträfen, aufzugreifen und so die Zahl zu vervollständigen. Ein Agent ließ einen todten Ochsen von Tag zu Tag mitschleppen und ließ sich jeden Abend einen Schein über diesen todten Ochsen ausstellen; solche Scheine über das Ableben dieser wichtigen Quadrupeden wurden auch gegen eine geringe Vergütung ausgestellt, wenn die Ochsen nie existirt hatten. Ein Beamter überreichte Rechnungen für den Ankauf von 1800 Ochsen, welche nie existirt hatten; darauf für das Futter, welches sie gefressen, dann für das Schlachten und endlich für das Einsalzen; die Summe belief sich endlich auf mehr als 300 Silberrubel für jeden dieser imaginären Ochsen. Als die russischen Truppen im Jahre 1853 die Donaufürstenthümer besetzten, wurden Reservevorräthe von Gerste, Hafer und Heu bestellt und bezahlt. Die Beamten steckten das Geld dafür in die Tasche. Im nächsten Jahre kam der Befehl, die Fürstenthümer eiligst zu räumen und die Vorräthe von Gerste, Hafer und Heu, welche man nicht mitschleppen könne, zu verbrennen, und da fast nichts zu verbrennen da war, steckte man die Kornböden einiger unglücklicher moldau-walachischer Gutsbesitzer in Brand. Kleider und andere Sachen, welche aus Moskau und Petersburg für die Truppen abgeschickt wurden, kamen nie an ihren Bestimmungsort. Die Offiziere nahmen davon für sich, was sie gebrauchen konnten und verkauften den Rest an Juden. Die Verwundeten lagen oft lange in der bittern Kälte blos mit zerlumpten Mänteln bedeckt auf Karren, während die, welche für sie hätten sorgen sollen, sich die Zeit mit Hazardspielen und Champagner vertrieben. Starben sie, so warf man sie in kalte Keller, worin die Leichen sich lange hielten, ohne in zu schreckliche Verwesung überzugehen; und die Kosten für Ernährung und Arzneien wurden so lange angerechnet, bis es nothwendig wurde die Leute zu begraben; dann kam noch ein Leichentuch und ein Sarg auf die Rechnung, beides wurde aber nicht geliefert und ganze Mengen von Leichen auf einmal in dünnen Kasten begraben, welche oft genug zerbrachen! Der Kriegsminister erhielt am Ende des Kriegs zwei Orden. Später wurde eine Untersuchung angestellt und Urtheil gegen ihn ausgesprochen, aber nicht vollzogen, da viele hohe Militärs Fürbitte für ihn einlegten und erklärten, daß ohne ihn die ganze russische Armee hätte Hungers sterben müssen. Die russischen Soldaten sahen mit Neid auf die französischen und sardinischen Soldaten; sie seien glücklich, wohlgenährt und gut behandelt, während die Russen die allernothwendigsten Dinge nicht hatten, beständig bestohlen und dann noch von denen geschlagen wurden, welche sie bestohlen hatten!

Die Angaben des Fürsten Dolgorukow werden in dem Werke: „Rußland unter Alexander II. Nikolajewitsch" (Leipzig 1860), durchaus bestätigt. In diesem interessanten Buche erhalten wir besonders Aufschlüsse über die finanziellen Verhältnisse und die Emancipation der Leibeigenen. Die Feldzüge von 1854 und 1855 haben Rußland geradezu an den Rand des Abgrundes gebracht; das Land wurde mit ungeheuern Massen von Papiergeld überschwemmt, der Handel vollständig unterbrochen und der Credit im Auslande ruinirt. In der That erhöht die Geldkrise, welche noch immer unvermindert in Rußland besteht, alle die vielen Schwierigkeiten, mit welchen der Kaiser Alexander zu kämpfen hat, um ein Bedeutendes. Sie rührt hauptsächlich von der unsinnigen Ausgabe von Papiergeld her, womit der Finanzminister den Krieg umsonst führen zu können glaubte. Das Anerbieten Rothschild's, die Eisenbahn zwischen Petersburg und Moskau für Zahlung in Gold zu kaufen, wurde abgelehnt, weil die Bureaukratie fürchtet, daß ihr System ans Licht kommen werde, wenn Rothschild sich einmal als Eigenthümer einer Eisenbahn in Rußland angesiedelt hat. Noch gefährlicher ist die Handelskrise, weil sie tiefer liegende Ursachen hat. Die Russen sind, wie es scheint, von der Natur nicht für den Handel bestimmt, oder wenn sie es sind, so haben sie es doch noch nicht ausgefunden. Sie reisen nicht, wissen nichts von der Welt, verkaufen blos und kennen das eigentliche Wesen des Handels nicht. Sie haben nicht den Scharfsinn, Forschungs- und Unternehmungsgeist der Engländer, Amerikaner und Holländer. Da sie blos verkaufen, was sie haben, ziehen natürlich die Käufer allen Profit. In der That ist der Zustand des kaiserlichen Schatzes und Handels durchaus asiatisch, und wenn die Verwaltung noch lange so weiter geht wie jetzt, so wird Rußland bald in einem Zustande sein wie die Türkei. Im Jahre 1810 versprach der Kaiser Alexander, daß das Budget veröffentlicht werden sollte. Und doch ist es der Camarilla gelungen, dies ein halbes Jahrhundert hinauszuschieben; sollte eine solche Veröffentlichung in der That stattfinden, so könnte die Camarilla natürlich nicht mehr wie jetzt die Staatseinkünfte nach eigenem Gutdünken verwenden. Indessen werden zwei kleine Bücher jedes Jahr als Manuscript für den Kaiser und die Chefs der Departements gedruckt, welche die Belohnungen enthalten, welche an Civil- und Militärpersonen ausgezahlt werden. Ein Exemplar der Ausgabe von 1846 befindet sich augenblicklich in England und wird bald veröffentlicht werden.

Obwol die russische Civilliste weit bedeutender ist als die von Frankreich und England, so sind doch die Gehalte der Beamten in Rußland ungleich niedriger; und während der Staat jedes Jahr ärger vom Bankrott bedroht wird, baut man einen neuen Palast für jeden Großfürsten, der sich verheirathet; und da die Anzahl der Großfürsten sich natürlicherweise immer steigert, kann man erwarten, daß es am Ende dieses Jahrhunderts ein ganzes Schock geben wird. Die theuern Reisen der Kaiserin-Mutter von Rußland und des ganzen Trosses, welcher ihr folgt, tragen auch dazu bei, den Schatz zu leeren, indem ein einziger Tag dieser Karavane durchschnittlich 800—1000 Thaler blos für Kost und Logis kostet. Auf diese Weise gewinnt man sich keine Achtung in Europa, welches über eine solche Art des Reisens als ein Beispiel asiatischer Barbarei lacht. Die verschwenderische Weise, in welcher die kaiserliche Familie und ihr Anhang die Staatseinkünfte verzehren, erregt den Un-

willen des Volks. Leute aus allen Ständen können sehen, daß der Bankrott sich von einer Firma zur andern, von einem Gute zum andern und durch alle Gewerbe und Beschäftigungen in Stadt und Land ausdehnt. Rußland hat kein nationales Kapital, und jeden Tag wird es schwerer, den leeren Schatz zu füllen. Es gibt allerdings hier und da in Palästen und Kirchen eine Masse von Juwelen; ein paar Unterthanen von hohem Rang haben Ländereien und Revenuen von Fürsten, und eine Menge der sogenannten Adelichen, welche keine eigentliche Aristokratie bilden, haben Güter mit Tausenden von Leibeigenen; hier und da hört man von reichen Kaufleuten, und Beamte mit leichtem oder gar keinem Gewissen, und Lieferanten prahlen öffentlich mit ihren Gewinsten; aber alles das ist keine sichere Grundlage für nationale Finanzen, weil kein angehäuftes Kapital in den Händen der Mittelklasse da ist, welches beständig der arbeitenden Klasse Beschäftigung und genügenden Arbeitslohn gibt, sowie die Möglichkeit, eine Carrière zu machen.

Die Branntweinsteuer bringt in Rußland zwei Fünftheile der Gesammtrevenuen ein; 1859 betrug sie über 130 Millionen Thaler. Die Steuer ist verpachtet und der Pachter erhöht den gesetzlichen Preis des Branntweins um ein Beträchtliches; damit dies nicht herauskommt, besticht er alle Lokalbeamte. Um die Summen, welche für Bestechung angewandt werden, wieder aus den Taschen der Bauern herauszuschlagen, wendet der Pachter alle Hebel an, um die letztern zu Trunkenbolden zu machen; sind sie einmal in seiner Schuld, so braucht er nicht mehr besorgt zu sein, daß sie sich der Mäßigkeit ergeben. Zur Erntezeit kommt der Gläubiger mit seiner Rechnung, welche unsinnig hoch angesetzt ist, zum Bauer. Der Bauer, welcher kein baares Geld hat, muß einen großen Theil seiner Ernte herausgeben. Kommt jemand mit einem Karren und Pferden in eine Schenke, so ist er bald grenzenlos betrunken, und wenn er wieder zu sich kommt, sind Karren und Pferde fort; ist er zu Fuße gekommen, so sind seine Kleider mit allem, was darin war, verschwunden, und er erhält noch eine Rechnung, worin weit mehr Branntwein angesetzt ist, als er möglicherweise getrunken haben kann. Diese Leute werden, wenn sie einmal auf diese Weise betrogen sind, nur zu häufig zu Dieben und suchen sich für ihren Verlust an andern zu entschädigen. Diese Schenken sind die fürchterlichsten Verbrecherhöhlen; von Gesetz und Recht ist darin nie die Rede; die Pachter der Branntweinsteuer haben die Polizei bestochen und so mischt sich dieselbe nie ein, wo Branntwein verkauft wird.

Vor zwei Jahren drang ein Gerücht über die russische Grenze, daß die Leibeigenen Mäßigkeitsvereine stifteten. Die Leute hatten in der That endlich eingesehen, wozu die Beamten sie getrieben hatten. In großen Mengen schworen sie, keinen Branntwein mehr zu trinken, bis er billig geworden sei; und sie beteten in den Kirchen, Gott möge verleihen, daß der Branntwein billiger werde! Das Beispiel der ersten mäßigen Leute, welche bald wohlhabend wurden, war ansteckend, und bald wurden die Lieferanten und die Bureaukratie für die Revenuen ängstlich besorgt. Jetzt wurde toll darauf los bestochen und die Polizei beauftragt, alle ihre Künste aufzuwenden, um die Bauern wieder zum Trunk zurückzubringen. Die Minister des Innern, der Finanzen und der Kronländereien erließen, so unglaublich es auch klingt, in der That ein Circular an alle Provinzialbehörden, worin sie erklärten, daß Branntweintrinken für die Gesundheit des Volks nothwendig sei und daß keine Mäßigkeitsvereine gebildet werden sollten. Dies Circular trug das geheime Siegel, welches in Rußland, wie überall, die Neugierde anreizt, und bald war der Inhalt desselben im ganzen Lande bekannt. Im Jahre 1859 brachen überall, wo man den Kreuzzug gegen die Mäßigkeit kräftig führte, Unruhen aus. Die Polizei schleppte die Bauern in die Schenken und prügelte sie so lange, bis sie anfingen Branntwein zu trinken, und die Bauern wurden schließlich so grimmig, daß sie die Schenken demolirten. Es wurden nun sofort Truppenmassen gegen die Bauern herbeigezogen, und in der That war die russische Armee eine Zeit lang damit beschäftigt, die Trunksucht unter dem Volke zu erzwingen.

Alle diese Thatsachen zeigen, daß an eine wirkliche Abschaffung der Leibeigenschaft nicht gedacht werden kann, wenn nicht eine vollständige Reform der Verwaltung vorausgeht, zusammen mit einer Erweiterung und Bestätigung der Freiheiten aller andern Klassen der Gesellschaft. Ein Adel, welcher noch bis zum Jahre 1762 der Knute und späterhin noch manchen andern Unwürdigkeiten unterworfen war; ein Gemeinwesen, in welchem der Stock allmächtig ist und Rechte beständig umgestoßen werden, können dem Kaiser nicht dabei behülflich sein, die Leibeigenen wahrhaft frei zu machen, und solange die Camarilla und Bureaukratie öffentlich oder im geheimen die Regierung in Händen hat, wird nichts geschehen und die Gefahr eines Klassenkriegs nur immer größer werden. Was die Fähigkeit der Leibeigenen frei zu werden anbetrifft, so würde es wol niemand außerhalb Rußland einfallen, ein zweifelndes Wort darüber auszusprechen. Allerdings haben sie die Laster der Sklaven, sie sind hinterlistig, lügen und neigen sich zur Faulheit und Sinnlichkeit. Aber gewiß sind diese Laster nur die unvermeidlichen Folgen der Sklaverei. Sie sind außerdem nicht allgemein, noch unverbesserlich. Sie haben noch andere Eigenschaften als die thierische Anhänglichkeit an ihre Herren; sie können für ihre Kinder fleißig arbeiten, wenn sie es nicht für den Gutsherrn thun möchten; sie können sich den Branntwein versagen, wenn sie sehen, daß sie einen gewissen Zweck dadurch erreichen können, und außerdem haben sie ihre Köpfe darauf gesetzt frei zu werden, was gewiß ein ausreichender Grund dafür ist, sie wirklich frei zu machen. Die Leibeigenen warten jetzt auf ihre Emancipation und weisen jede Art von Compromiß zurück. Sollten sie noch einmal getäuscht werden, so ist die allgemeine Ansicht vorurtheilsfreier Leute, daß das ganze Reich in einer furchtbaren Jacquerie zu Grunde gehen wird. Der Kaiser kann jetzt nicht mehr zurück, sondern

nur noch vorwärts, und doch scheint er gar nicht zu wissen, wie er die Sache anzufangen hat. Die Maßregeln der Regierung beschränken sich bisjetzt darauf, daß die Eigenthümer beauftragt sind, ihre Leibeigenen freizusetzen unter der Leitung von Provinzialräthen, welche zu diesem Zwecke versammelt sind. Der Präsident der Commission ist der Justizminister, ein Mann, der seit langer Zeit es sich zum Princip gemacht hat, jeden auf das härteste zu bestrafen, der auf einen Misbrauch aufmerksam macht! Es wird seit 1857 immer nur gesprochen und nichts gethan. Der Kaiser hält von Zeit zu Zeit Reden, worin er sagt, daß es sein fester Wille sei, die Leibeigenschaft aufzuheben; aber die Camarilla und die Bureaukratie sind entschlossen, daß der Plan um keinen Schritt weiter gehen soll. Das sind die Folgen, wenn man neue Arbeit mit alten Werkzeugen machen will und die Reform an dem unrechten Ende anfängt. Im October 1859 kam eine Deputation der Provinzialcomités nach Petersburg, um dem Kaiser praktische Vorschläge zu machen, wie man in der Sache zu verfahren habe; sie wiesen darauf hin, daß es das Beste sei, die Leibeigenen mit einem kleinen Grundbesitz freizugeben, wofür der bisherige Eigenthümer Entschädigung vom Staate erhalten sollte; daß die Lokalverwaltung allen Klassen offen stehen, daß die Gerichtspflege reorganisirt und von der Execution unabhängig sein sollte, zugleich mit öffentlichem und mündlichem Verfahren sowie mit Geschworenengericht; endlich daß die Preßfreiheit mit Gesetzen gegen ihren Misbrauch gegeben werden möchte, damit die Misbräuche und Unterschleife in den höchsten Kreisen bekannt werden möchten. Diese Deputation erhielt einen scharfen Verweis „wegen ihrer ungerechten und ungeeigneten Prätensionen", und das ist so ziemlich das letzte, was man weiß. Vierundvierzig Millionen Leute, die theils Kron- und Apanagebauern, theils Privateigenthum sind, warten auf Freiheit, welche bisher in Rußland nominell von 13 Millionen genossen wird. Zweiundzwanzig Millionen gehören der Krone, und 22 Millionen einer Anzahl von 116000 Eigenthümern an. Von den letztern haben 5000 keinen Grundbesitz, und nur 30000 Leibeigene, welche ihnen als Haussklaven dienen oder welche sie vermiethen. Am andern Ende stehen 1447 große Eigenthümer, welche zusammen mehr als 6½ Millionen Leibeigene haben. Indessen sind die reichern Klassen nicht am heftigsten gegen die Emancipation erbittert; die schlimmsten Feinde der letztern sind die ärmern Grundbesitzer, die durchschnittlich je 20—100 Leibeigene haben, welche sie so arg behandeln wie nur irgend möglich, und die nichts davon hören wollen, den Leibeigenen Grundbesitz zu geben.

Man sieht aus allem, daß die Freigebung der Leibeigenen durchaus nothwendig ist; daß sie aber nicht frei werden können, bevor das Regierungs- und Verwaltungssystem von Grund aus umgeändert worden ist. Ob der Kaiser dies letztere je beabsichtigt hat, und ob er es durchführen könnte wenn er wollte, scheint freilich äußerst fraglich. Er scheint weder den Charakter noch die Mittel zu haben, die großen und wohlthätigen Reformen auszuführen, welche er wünschen mag, und eher zu solchen Monarchen zu gehören, welche die Stabilität der Throne und Einrichtungen erschüttern als consolidiren. 43.

Goethe-Literatur und Goethe-Curiosa.

Varnhagen schrieb einmal an die Schriftstellerin Amely Bölte über Goethe die Worte: „Vertrauen Sie sich der Leitung Goethe's, er ist ein Freund und Lehrer, wie ich keinen mehr weiß — für einen Deutschen unsers Deutschland, das ja auch immer noch das seinige ist." Diesen Worten können wir nur unsere aufrichtige Zustimmung geben; denn unserer Ueberzeugung nach ist Goethe sogar in seinen Schwächen, die zum Theil Schwächen der deutschen Nation selbst sind, liebenswürdiger und lehrreicher als andere in ihren Stärken; und wer zur Harmonie mit sich selbst und zur Eintracht und Ausgleichung mit der Welt gelangen will, kann allerdings keinen bessern Freund und Lehrer wählen als Goethe. Man wird dies in einer ruhigern Zeit wieder deutlicher erkennen als jetzt, man wird auf ihn und auf Shakspeare als die gesundesten Vertreter germanischen Geistes unter den Dichtern und Denkern wieder zurückkommen müssen. Damit soll nicht gesagt sein, daß wir nicht auch von andern großen, ihnen in diesem oder jenem Punkte sogar überlegenen Dichtern und Denkern lernen und Vortheil ziehen können und sollen; aber zu Regulatoren, um in das Chaos der gewonnenen, verschiedenartigsten und oft heterogensten Vorstellungen und Anschauungen Ordnung, Ruhe und Harmonie zu bringen und in die Menschennatur und die tiefsten Welträthsel Einsicht zu gewinnen, eignen sich doch Shakspeare und Goethe am besten.

Für uns Deutsche namentlich ist das Studium Goethe's das beste und sicherste Präservativ gegen jene Inhumanität und Geistes- und Gemüthsbarbarei, der wir, wenn nicht alle so schlimmen Zeichen trügen, wieder entgegenzueilen scheinen. Nehmen wir nur „Dichtung und Wahrheit", dieses köstliche Buch, diese Autobiographie aller Autobiographien, diesen Roman aller Romane! Welche Fülle von gesunden und lehrreichen Ansichten über die verschiedenartigsten Verhältnisse des Lebens! Welche trostreichen Fingerzeige, welche herrlichen Heilssprüche für diejenigen, die sich in den Wirren dieser Welt nicht zurecht finden können oder die an Wunden leiden, welche diese Welt oder sie sich selbst schlugen! Welche Milde und Humanität in der Beurtheilung und Abschätzung der Nebenmenschen, auch derjenigen, die ihm wehe gethan! Welche stete Bereitschaft, bei entstandenen Irrungen, Misverständnissen und Feindschaften einen Theil der Schuld, ja den größten auf sich zu nehmen! Welche Grazie, welcher Adel in der Behandlung des Stoffs, sogar da, wo dieser eine rauhe und selbst rohe Seite herauskehrt! Welche Verklärung dieses Stoffs und der in den deutschen Verhältnissen und Menschen liegenden Disharmonie durch eine künstlerische und zugleich naturwahr erscheinende Darstellung, durch einen einfach anmuthigen, jeden unnöthigen Schmuck, jedes blos

phrasenhafte Schaugepränge verschmähenden, in seiner stillen Bewegung und bis zum Grunde durchsichtigen Klarheit unendlich reizenden Stil! Die deutsche Literatur zählt immer noch verhältnißmäßig sehr wenige Werke, die in einer durchweg classischen Prosa geschrieben wären; „Dichtung und Wahrheit“, in denen sich Goethe's Herz in seiner Tiefe uns erschließt, gehört zu diesen verhältnißmäßig wenigen, und steht unter ihnen obenan. Viele, ja die meisten Deutschen wissen noch gar nicht, was sie an diesem Buche besitzen; die Schulen aber setzen dieses auch für die Jugend lehrreiche Werk auf den Index der verbotenen Bücher, vielleicht wegen einiger unschuldiger Liebesidyllen, die gar nicht zarter und keuscher behandelt werden können, als dies von Goethe geschehen, vielleicht auch weil in diesem Buche gezeigt ist, daß ein Mensch, der mit aufgeschlossenen Sinnen sich durch das Leben für das Leben bildet, groß und ein Lehrer der Menschheit werden kann, auch ohne von der Schule reglementsmäßig dressirt und mit dem vorschriftsmäßigen Paß für das Leben in Form eines richtigen Abiturientenzeugnisses entlassen worden zu sein.

Doch wir haben für unsere Ansicht über Goethe auch das Zeugniß eines Ausländers, des Franzosen Henri Richelot, der in der Einleitung zu seiner 1847 unter dem Titel „Mémoires de Goethe etc.“ erschienenen französischen Bearbeitung der Goethe'schen Autobiographie bemerkt:

Nicht nur in Deutschland, auch in Frankreich, in England, in allen Ländern, wo man zu denken weiß, hat man schon viel geschrieben und wird man nicht aufhören zu schreiben über einen Mann, der in Ewigkeit neu sein wird, wie die Bibel und Homer, wie Shakspeare und Molière es sind, über einen Genius, in Betreff dessen man zu keiner Zeit so vermessen sein wird sich einzubilden, die Tiefen seines Geistes bis zum Grunde erforscht zu haben.

Und wie beschämend für manchen Deutschen sind auch noch die weitern Worte des Franzosen:

Indem ich die interessantesten Partien aus Goethe's Selbstbekenntnissen übersetzte, wollte ich ihm zugleich ein kleines Denkmal stiften, welches selbst durch die Kleinheit seiner Verhältnisse dem Ruhme des Mannes besser dienen möchte, als eine umfassendere Arbeit. Und so habe auch ich zu jener größten Aufgabe des 19. Jahrhunderts, sowol in der Politik wie in der Literatur und Wissenschaft eine vertrauliche Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland anzubahnen, das Meinige beitragen wollen.

Und es handelt sich bei Goethe nicht blos um den großen Literator und Dichter, sondern auch um den wirklich guten Menschen, der seinen Ausspruch: „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut“, wenigstens in den ihm nächsten Kreisen bethätigte, wenn er auch vielleicht ebenso wenig wie Klopstock, Schiller, Herder oder Wieland die Selbstverleugnung gehabt hätte, in ähnlichen Fällen gleich denen des Jean Calas u. s. w. gegen die Justiz und die öffentliche Macht aufzutreten wie Voltaire. In dieser Hinsicht haben es unsere großen Autoren, in ihren literarischen Interessen einseitig befangen, allerdings an sich fehlen lassen, obschon schreiende Rechtsverletzungen doch oft genug auch in Deutschland vorkamen; wir erinnern nur an die gegen den Freiherrn von Trenck, gegen die an der Sache des sogenannten Krebsmüller betheiligten preußischen Räthe, gegen den Dichter Schubart, gegen den freisinnigen Oppositionsmann, den würtembergischen Regierungsrath und Oberamtmann Johann Ludwig Huber, gegen J. J. Moser u. s. w. begangenen Justizverbrechen. In dieser Hinsicht haben die Koryphäen unserer Literatur, man muß es leider gestehen, nicht die Bedeutung für Deutschland, welche Defoe u. a. für England und Voltaire für Frankreich hatten. Freilich bot ihnen auch das deutsche Volk den Rückhalt nicht, wie diesen das englische oder französische: es verlohnte sich nicht, den den deutschen Autoren eigenen literarischen Quietismus solchen Angelegenheiten zum Opfer zu bringen, da die zerrissene deutsche Nation nur zu leicht geneigt ist, diejenigen im Stich zu lassen oder gar zu verkleinern und zu bespötteln, die sich für sie allzu sehr bemühen.

Diese Schwäche oder Gleichgültigkeit in Betreff allgemeiner Angelegenheiten theilt also Goethe mit andern großen Geistern des damaligen Deutschland; aber in Bezug auf humane Denkungsart und Handlungsweise mögen sich ihm wenige vergleichen lassen. Daher sagt auch Gräfin d'Agoult (Daniel Stern) in ihren „Esquisses morales“ von Goethe sehr mit Recht: „On peut dire de Goethe qu'il a élevé la bonté à la puissance d'une philosophie.“ Schiller schreibt im August 1787 an seinen Freund Körner:

Herder gibt ihm (Goethe) einen klaren universalischen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens. . . . . Nach Herder's Behauptung ist er rein von allem Intriguengeist, er hat wissentlich noch niemand verletzt, noch keines andern Glück untergraben.

Und in einem erst in den letzten Jahren veröffentlichten, an die Gräfin Schimmelmann gerichteten Briefe vom 23. November 1800, dessen Authenticität wol mit Unrecht in Frage gestellt worden ist, sagt Schiller über Goethe:

Wenn er nicht als Mensch den größten Werth von allen hätte, die ich persönlich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur in der Ferne bewundern. Ich darf wol sagen, daß ich in den sechs Jahren, die ich mit ihm zusammenlebte, auch nicht einen Augenblick an seinem Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute; darum haben sich Schwätzer und Heuchler und Sophisten in seiner Nähe immer übel befunden.

Die von Düntzer herausgegebenen Briefwechsel zwischen Herder und seiner Frau und Knebel und seiner Schwester enthalten zahlreiche Beweise von der Treue und Uneigennützigkeit, womit sich Goethe um seine Freunde bemühte, und noch zu einer Zeit, wo Herder aus sehr unbedeutenden Anlässen schon gegen Goethe verstimmt war, im Jahr 1789, konnte Karoline Herder an ihren Gatten nach Rom schreiben, Goethe sei doch „der Beste und Unwandelbarste unter allen“, und so oft er zu ihr komme, fühle sie, „daß ein sehr guter Geist um und in ihm ist“. Welcher blinde Haß müßte doch dazu gehören, wenn man gegenüber solchen Zeugnissen, welche, wie auch das bekannte seinem Herzen ausgestellte von Jung-Stilling, sicherlich die unverdächtig

sen von der Welt sind, fortfahren wollte, Goethe der Herzlosigkeit und des starren Egoismus zu zeihen! *)

In Berlin hat sich unter dem Vorsitze Jakob Grimm's ein Comité gebildet, zu dem Zwecke, neben das Schiller-Standbild eine Statue Goethe's zu stellen. In einem wohlmotivirten Aufruf hat sich dieses Comité an das Publikum gewendet, um dessen Theilnahme für das von ihm in Pflege genommene Project zu gewinnen. In demselben Sinne und zu demselben Zwecke erschien folgende Schrift:

1. Goethe's nationale Stellung und die Errichtung seiner Statue in Berlin. Von Ferdinand Piper. Berlin, Schroeder. 1860. 8. 12 Ngr.

Dieser Schrift liegt ein von dem Verfasser, Doctor der Theologie und Professor, im berliner Wissenschaftlichen Kunstverein am 15. März gehaltener Vortrag zum Grunde; er erscheint hier erweitert und durch Nachweisungen aus den Quellen ergänzt, während die Form beibehalten ist. Die besondere Veranlassung zu dem Vortrage gab eben die beabsichtigte Errichtung einer Statue für Goethe neben der in Berlin zu errichtenden Schiller-Statue, deren Aufstellung, wie Piper im Vorwort bemerkt, insofern als ein Ereigniß für Berlin und Preußen zu betrachten sein würde, als dadurch „zum ersten male der lokale und staatliche Charakter solcher Denkmäler überschritten und deutsches Verdienst auf dem rein geistigen Gebiete geehrt wird". Der Verfasser fährt sodann fort:

Wenn nun zahlreiche Stimmen in dieser Hauptstadt die Errichtung eines gleichen Denkmals für Goethe fordern, so kommt in Frage sein Verhältniß sowol zu Schiller als zur deutschen Nation, in deren Sinn der eine wie der andere gefeiert werden soll.

Diese Frage ist außerdem durch die Bewegung, welche das hundertjährige Gedächtniß der Geburt Schiller's im ganzen deutschen Vaterlande hervorgerufen hat, unabweislich geworden. Nicht im Sinne alter Parteiung und Eifersucht zwischen den Verehrern beider Dichter; wol aber um nicht unversehens die Erhebung des einen zu einer Herabsetzung des andern gereichen und so das deutsche Volk in der Würdigung seiner Größen in Verlust gerathen zu lassen. Wenn beide nach ihrem Leben und Wirken von jeher nicht zu trennen waren; so desto weniger jetzt, nachdem ihre Epoche durch die vorjährige Schiller-Feier eine erhöhte vaterländische, ja geradezu politische Bedeutung gewonnen hat. Nachdem zum ersten mal die Deutschen aller Länder und Welttheile als Eine Nation sich gefühlt und bezeugt haben, weil sie durch einen geistigen Mittelpunkt sich angezogen wissen; so wird man diesen Mittelpunkt und die doppelte Kraft, die ihn stützt, nicht schwächen dürfen.

Seine Stärke aber steht in der Gerechtigkeit, die man jedem von ihnen widerfahren läßt. Wenn also auch Goethe im Verhältniß zur Nation gewürdigt werden soll; so wird man der Gaben und Güter, der gewaltigen Bildungselemente, welche durch ihn den Deutschen zugeführt sind, gedenken und ihn innerhalb seiner eigenthümlichen Aufgabe, gleichwie nach den Bedingungen seiner Zeit, so weit er auch über dieselbe hinausragt, zu verstehen suchen; ohne zu verkennen, wiefern diese Bedingungen seitdem andere geworden sind oder er selbst es habe an sich fehlen lassen. Doch habe ich an dieser Stelle nicht sowol Fehlendes (was jeder leicht aufspürt) hervorheben, sondern lieber die Punkte aufsuchen wollen, wo auch in den großen Gebieten, in denen man seine Führung und Einwirkung vermißt, doch noch eine Anknüpfung sich findet; um so viel möglich ein allseitiges Einverständniß über Dank und Ehre, die ihm gebühren, zu begründen. Gern möchte ich dadurch einen Stein beitragen, wie zur Errichtung des hiesigen Goethe-Denkmals, so auch in dieser nationalen Frage zum Aufbau deutscher Eintracht, deren es auf allen Gebieten bedarf, wenn unser Volk die nahe Stunde der Entscheidung über seine weltgeschichtliche Stellung bestehen soll.

Die Schrift selbst beginnt mit einer „Mittheilung über die beabsichtigte Errichtung einer Statue für Goethe neben der zu errichtenden Schiller-Statue in Berlin", aus der wir erfahren, daß es Wilhelm Grimm's, der noch am 10. November der Jubelrede seines Bruders auf Schiller in der Akademie der Wissenschaften angewohnt hatte, letzter Wunsch gewesen, daß auch für Goethe ein Denkmal gleich dem für Schiller beabsichtigten in Berlin erstehe. Der Verfasser betrachtet dann in zwei aufeinander folgenden Kapiteln oder Abhandlungen in ausführlicher und dankenswerther Weise das so unvergleichliche Freundschaftsverhältniß zwischen Goethe und Schiller, und Goethe's nationale Stellung. Hierbei möchten wir bemerken, daß es sicherlich auf Verblendung oder Unkenntniß oder bewußter Absicht beruht, wenn man sich nicht damit begnügt hat, Goethe einen aller Politik abholden Mann zu nennen, wogegen er sicherlich selbst nichts einzuwenden gehabt haben würde, sondern sogar so weit ging, ihn einen unvaterländisch gesinnten, undeutschen Mann zu schelten, obschon er doch mehrfach, namentlich in „Götz von Berlichingen" und in „Hermann und Dorothea" Charaktere von so reinem echt deutschen Gehalt und Gepräge gezeichnet, wie wir deren vielleicht bei keinem andern Dichter, auch selbst bei Schiller nicht, antreffen, ausgenommen etwa die rein deutschen Charaktertypen in Lessing's Drama „Minna von Barnhelm", das daher auch bei seinem ersten Erscheinen Goethe's jugendliches Herz in Entzücken versetzte. Goethe verkannte auch nicht die Thatsache, noch blieb er gegen sie gleichgültig, daß, wie er sich ausdrückt, „der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt durch Friedrich den Großen und die Thaten des Siebenjährigen Kriegs in die deutsche Poesie kam". Aber obschon er von dieser Seite Gleim's Kriegslieder eingestandenermaßen hoch schätzte und den mächtigen nationalen Impuls, der in Klopstock's vaterländischen Oden gegeben war, sicherlich nicht verkannte, so hatte er doch an dem barbarischen und halbkindischen „Bardengebrüll" der Kretschmann und Genossen, wie an allem Schwulst, zu dem man sich echauffirt, ohne dabei etwas zu fühlen, keine Freude und noch weniger Lust, diesen zur bloßen Modesache gewordenen Brauch mitzumachen. Er fand es erklärlich und sehr natürlich, wenn Gleim Kriegslieder sang, denn Gleim

*) Jene spätern so überaus günstigen Aussprüche Schiller's über Goethe stehen übrigens, wie man weiß, gegen gewisse frühere, in seinen Briefen an Körner enthaltene in einem sonderbaren Contrast, der als noch schneidenderer empfunden werden würde, wenn eine von Körner selbst in Schiller's Briefe vom 2. Februar 1789 sorgsam durchstrichene merkwürdige Stelle, die erst in der letzten Zeit mit Hülfe einer ... vollständig zu entziffern gelungen ist, später in die Oeffentlichkeit gelangen sollte. Um so mehr läßt die Thatsache, daß Schiller's ...ngs wirklich tödlicher Haß gegen Goethe immer mehr in Ver...erung und Zuneigung für ihn überging, auf den Zauber der Persönlichkeit Goethe's und sein weises und humanes Benehmen Schiller gegenüber schließen.

war als Geheimschreiber des Prinzen Wilhelm mit im Felde gewesen, er hatte bei der Belagerung Prags im Jahre 1744 angesichts der feindlichen Kanonen mit seinem geliebten Kleist Feldsuppen in einem Brattiegel gekocht, er hatte wenige Schritte vor sich den Prinzen Wilhelm, dem eine Kanonenkugel die linke Schläfe streifte, fallen sehen; seine Kriegslieder verdankten also, wie Goethe dies überhaupt von der Poesie begehrte, lebendigen Eindrücken wirklicher Erlebnisse wenn nicht unmittelbar ihre Entstehung, doch ihr Gepräge und ihren Charakter. Aber auf der Studirstube bequem sitzen und nach Blut schnaubende Kriegslieder schreiben, ohne je Pulver gerochen und kriegerische Abenteuer im Feldlager bestanden zu haben, davon wollte Goethe freilich nichts wissen. Von dem eigentlichen Parteitreiben hielt sich Goethe fern. Er kannte die Eitelkeit und die Sophistik der Parteichefs von Fach, von den unwissenden barbarischen Massen erwartete er nichts, und die Ausgänge der Französischen Revolution: Schreckenwirthschaft, unnützes Kopfabschlagen um des Kopfabschlagens willen, endlich Militärherrschaft und Eroberungskrieg und was er in Deutschland an Hochstehenden und Niedern sah und erlebte, war nicht geeignet, ihm in dieser Hinsicht Muth zu machen. Nicht die Berechtigung, aber die Kraft, ihre Ketten zu brechen, zog er an seinen Landsleuten in Zweifel. Nachdem er eines Bessern belehrt worden, suchte er dann doch wenigstens zu der allgemeinen Siegesfeier sein poetisches Scherflein beizusteuern. Jedenfalls erschien es ihm als seine eigentliche und seinen Kräften angemessenste Mission, seine Landsleute humanisiren zu helfen, und er wußte sehr wohl, was in dieser Richtung noch zu thun sei; er wußte, wie leicht der Deutsche der Gefahr ausgesetzt ist, sich bei öffentlichen und allgemeinen Streitigkeiten in bloße Zänkereien um Nebenpunkte, in rechthaberische Eigensinnigkeiten, und in ein ungeschlachtes barbarisches Durcheinander zu verlieren. Die kirchlichen Streitigkeiten waren ihm hierin ein warnendes Beispiel, da sie die normale geistige und sittliche und dadurch auch die politische Entwickelung des deutschen Volks auf lange Perioden unterbrochen, ja seine Existenz als Volk in Frage zu stellen geschienen hatten.

Der letzte Abschnitt der Schrift „Die Anordnung der Statue" gibt beherzigenswerthe Fingerzeige für die Auffassung und Anordnung des Standbildes mit Rücksicht auf die Statue Schiller's. Wären deutsche Köpfe weniger eigensinnig, so wäre es vielleicht das Beste, den Rauch'schen Entwurf zu einem Doppelstandbild in Ausführung zu bringen, wozu auch Hermann Hettner öffentlich angeregt und aufgefordert hat. Was man auch an der idealen Auffassung der Dichtergruppe auszusetzen haben mag, so ist es doch immer ein nachgelassener Entwurf Rauch's, mithin in seiner Art ohne Frage voll Geist und künstlerischer Schönheit. Jedenfalls muß man wünschen, daß der Entwurf irgendwo zur Ausführung kommt, und wo könnte dies am besten geschehen, als in der Hauptstadt Preußens? Die Rauch'sche Dichtergruppe gehört in das Ensemble von Standbildern, womit das Genie Rauch's Berlin geschmückt hat.

Mit einer der classischsten Dichtungen Goethe's und seiner deutschesten beschäftigt sich die Schrift:

2. Goethe's Größe in seinem bürgerlichen Epos Hermann und Dorothea. Rede gehalten im Verein für wissenschaftliche Vorträge in Greifswald von Robert Heinrich Hiecke. Leipzig, Werner. 1860. 8. 1½ Ngr.

Hiecke, Director des Gymnasiums zu Greifswald, hat seine Schrift, die eine Art Seitenstück zu seiner unter dem Titel „Schiller's Größe in den Dichtungen seiner reifern Jahre" erschienenen, in Nr. 28 d. Bl. erwähnten Jubelrede auf Schiller bildet, dem Gymnasium zu Stralsund zu dessen dritter Säcularfeier gewidmet, wozu ihm ein Vortrag nicht ungeeignet erschien,

> der eine Dichtung des einen unserer beiden größten Meister an der Erinnerung vorübergehen läßt, welche die erhabenste zugleich und anmuthigste Verherrlichung echten deutschen Bürgersinnes bildet, indem sie bei der liebe- und seelenvollsten Schilderung des Hervorgehens eines neuen bürgerlichen Familienwesens aus einem ältern sich doch nicht in diesen engern Grenzen abschließt, sondern die Familie verschlungen zeigt in furchtbare Weltgeschicke, welche einen erfreulichen Ausgang nur haben finden können und in jeder künftigen Zeit nur werden finden können in einer Gesinnung, wie sie aus unscheinbaren Anfängen vor unsern staunenden Augen in dieser deutschesten Dichtung sich entwickelt.

Er fügt hinzu:

> Unsere Dichter sind die weisesten unserer Weisen, und als Bildner nicht blos der Gebildeten zugleich die volksmäßigsten.

Im Text der Schrift selbst sagt der Verfasser von der Dichtung:

> Wie ein moralischer Adelsbrief für den deutschen Bürgerstand gemahnt uns das köstliche Werk, wie ein Codex echtester Familiensittlichkeit und bürgerlich schlichter Tugend; und es verdiente mit dem „Götz" und mit dem „Wallenstein" und dem „Tell" und mit unsers Uhland „Ernst von Schwaben" und „Ludwig dem Baier" die Grundlage der nur zu oft zu weit greifenden Lectüre zu bilden, und wäre mit diesen andern Dichtungen geeignet, in allen deutschen Familien, welche über das nächste leibliche Bedürfniß hinauszugehen im Stande sind, dem sittlichen und nationalen Geiste eine Nahrung zu gewähren, welche die segensreichsten Früchte bringen müßte.

Die nun folgende Analyse der Dichtung ist durchaus geeignet, diese hier hervorgehobenen Vorzüge derselben klar ans Licht zu stellen. „Hermann und Dorothea" beweist wol am besten, daß Goethe nicht in den vornehmen, sondern in den bürgerlichen Kreisen den Kern deutscher Tüchtigkeit suchte und fand, daß er sich dem Bürgerthum, d. h. dem alten, soliden vergangener Tage, aus dem er ja hervorgegangen, und dem Volke sehr wohl zu nähern wußte, nicht blos in der Poesie, sondern, wovon Diezmann manche Proben gesammelt und mitgetheilt hat, auch im Leben, aus welchem er seine Poesien zu schöpfen gewohnt war. Wer erinnert sich nicht hierbei an die köstliche, erst in seinen höhern Jahren niedergeschriebene Episode in „Dichtung und Wahrheit", in welcher er seinen vertrauten Verkehr mit dem brav verständigen humoristischen Schuhmachermeister schildert, bei dem er sich einquartierte, als er als junger Mann von Leipzig nach Dresden gekommen war, um die Gemäldesammlung zu studiren? Goethe war nur vornehm gegen die blasirten Vornehmen, namentlich diejenigen, welche ihn mit so un-

so viel Empfehlungsbriefen versehen zu besuchen kamen, um doch auch sagen zu können, daß sie Weimars wie Deutschlands größte Merkwürdigkeit, den berühmten Goethe gesehen hätten, und ihn um seine ihm wie der Nation theuere Zeit bestahlen. Gegen diese benahm er sich dann freilich oft aufs äußerste vornehm und kühl abweisend, nicht als Dichter mit offener Brust, sondern als steifer Minister und als bis zum Halse zugeknöpfte Excellenz. Diese waren es dann vorzugsweise, welche aus Aerger über den ihnen zu Theil gewordenen geringschätzigen Empfang das von den Neidern alles Großen gern geglaubte Gerücht verbreiteten, daß Goethe ein stolzer Patron und unzugänglicher Aristokrat sei.

Von der vertraulichen Art, womit sich Goethe mit originellen Käuzen und Leuten von deutschem Schrot und Korn, die ihm gefielen, in Verkehr zu setzen wußte, zeigt auch seine Begegnung mit dem preußischen Rittmeister Schwan, welche den Inhalt folgender kleinen bequem versificirten Schrift bildet:

3. Goethe und Schwan in Teplitz 1813. Von Karl Große. Weimar, Kühn. 1859. 8. 3 Ngr.

Der Rittmeister Schwan, „halb blind das Auge, lahm das Bein", war nach Teplitz gekommen, um hier Heilung zu suchen, und bezog ein Stübchen in der Töpferschenke, dessen Fenster zum Garten hinausging. Nun begab sich Folgendes:

An einem schönen Junimorgen,
Als er erwacht so tief verborgen,
Da sitzt vor seinem Fensterlein,
Wo spärlich dringt das Licht hinein,
Daß er kaum selbst was sehen kann,
Ein schon bejahrter, fremder Mann,
Von Ansehn schön und kräftig, schlank,
Auf einer großen Gartenbank.
Dem reicht ein Diener dann ein Buch
Und einen vollen Wasserkrug;
Dabei bemerkt Rittmeister Schwan:
Der Fremde sieht den Himmel an,
Und denkt bei sich, so in Gedanken:
Der ist auch einer von den Kranken,
Und läßt in seinen finstern Hallen
Den Spaß drei Tage sich gefallen;
Denn es verdunkelt die Figur
Ihm zum Verdruß das Fenster nur;
Und dennoch zog den Rittmeister Schwan
Gar sehr die Erscheinung des Fremden an.

Rittmeister Schwan öffnet das Fenster und ruft dem [F]remden einen freundlichen „Guten Morgen" zu. Goethe, [in] seinen Contemplationen gestört, wirft ihm einen Blick [zu], „der Ehrfurcht verlangt"; aber der alte invalide [S]chnauzbart läßt sich so leicht nicht imponiren, nennt ihn [ei]nen Hypochonder, tadelt ihn, daß er so der Einsamkeit [na]chhänge, gesteht ihm aber auch, daß er Lust habe, mit [ih]m „Händel anzufangen". Goethe fühlt sich von der [der]ben Art und Weise des alten Haudegens bald angezogen und sagt:

Wenn Sie mit Ihrem Heldengesicht
Mir nur nicht so ungeheuer gefielen!

Das Gespräch geht nun weiter, und der Rittmeister kommt im Verlauf desselben auf „Dichtung und Wahrheit" zu sprechen, worauf Goethe, wol nur um ihn zu versuchen, fragt, wie ihm der „Werther" gefallen? Und Schwan antwortet:

Mit dem hat sich mancher schon 'rum geplagt;
Ein Charakter wie Werther ist ganz mir zuwider,
Ich las ihn und legt ihn sogleich wieder nieder;
Ein Lumpenkerl ist mir ein solches Subject,
Das die Nase so tief in die Liebe gesteckt;
Für einen Milchbart ist „Werther" ein schneidendes Messer.

Die „Räuber" würden ihm wol besser gefallen, bemerkt Goethe hierauf, und er ist gar nicht überrascht — denn er kennt seine Leute —, als Schwan ihm gesteht, daß Schiller sein wie aller Soldaten Lieblingsdichter sei. Goethe verabschiedet sich, und bittet um die Erlaubniß, ihm am nächsten Morgen einen Freund vorstellen zu dürfen, der auch an Hypochondrie leide. Folgenden Morgens erscheint er mit diesem Freund, der einem Forstmanne gleicht, und Schwan ruft:

Halt! Sie sind mir ein andres Haus,
Sie sehn mir zu behaglich aus;
Für solche glückliche Naturen
Hat meine Praxis keine Curen.
Für Sie — würden Diners angestellt,
Dazu — fehlt leider mir das Geld!

Lachend gehen beide Freunde ab, und der Verfasser erzählt weiter:

Noch war der Husar mit Geist und Gemüth
Zu sehr für den gestrigen Freund erglüht,
Als daß er von dem, der hinzugekommen,
Mehr hätte als flüchtig Notiz genommen;
Seine Seele hing ganz an dem wunderbaren Mann,
Den er beglückend für sich gewann.
Es übte der Freund vor dem Gartenhaus
Einen unwiderstehlichen Zauber aus;
Und der Rittmeister mußte oft noch vom Kriegerleben
Manchmal Auskunft von der Campagne geben,
Erzählte vieles, was er gethan,
Und reizend sprach seine Eigenthümlichkeit an.
Und gingen die Fremden, war Erlaubniß genommen,
Zu einem Besuche bald wiederzukommen.

Schließlich erfährt der Rittmeister zu seinem Erstaunen, daß die beiden Männer, mit denen er so manche Tage verkehrt, keine geringern seien als Goethe und der Herzog von Weimar; letzterer wirkt ihm bei dem Kaiser Alexander das Commando über einen Streifzug aus, um, was des Rittmeisters Lieblingsplan ist, Napoleon in der Mitte seiner Armee aufzuheben, und das Gedicht schließt:

Er bekam auch das Commando nach seinem Verlangen,
Den Kaiser hat er aber doch nicht gefangen.
Mit Stolz jedoch dacht' er noch oft an das Glück
Der Bekanntschaft mit Goethe in Teplitz zurück.

Ein Curiosum:

4. Goethe's schönste Gedichte nach den Bedürfnissen unserer Zeit verbessert und herausgegeben von J. M. Schild. Dresden, Schöpff. 1860. 8. 2 Ngr.

haben wir uns nicht als das Beste, sondern als das Lustigste oder auch als das Traurigste bis auf zuletzt aufgespart. Der Verbesserer der „schönsten" Gedichte Goethe's hat dazu das kurze aber charakteristische „Vorwort" geschrieben:

Der Nothwendigkeit, eine Vorrede zu der ersten Auflage dieses Werks zu schreiben, glaubt vollkommen überhoben zu sein

April 1860. der Herausgeber.

Dieser Verfälscher Goethe'scher Poesie hat nämlich eine Anzahl Goethe'scher Gedichte zum Gebrauche für die Frommen zurecht gemacht; das schöne Gedichtchen: „Der du von dem Himmel bist", läßt er z. B. mit den Worten beginnen: „Der du nun in Christo bist." Die letzten Zeilen des wunderlieblichen Liedchens: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh" lauten bei ihm:

Die Vöglein schweigen in Lauben (!);
Stehst du im Glauben,
Ruhest du auch.

Der „Erlkönig" ist hier „Der Vater mit seinem Kind" überschrieben; der „liebe Gott" oder auch der „gute Heiland" spielt hier die Rolle des Erlkönigs, und die vorletzte Strophe, die als Probe des Ganzen dienen mag, lautet:

Ach, Vater, mein! wie wohl ist mir:
Der liebe Gott ruft mich von dir.
„Ich bitte dich, Kind, schlafe mir ein;
Ich habe nicht Zeit, dein Hänschen (!) zu sein!"

Das elfte Epigramm mit dem Anfange: „Wie sie klingeln, die Pfaffen", beginnt in der Schild'schen Travestie: „Wie Literaten doch schwatzen!" Am schlimmsten ist es den Gedichten: „Schäfers Klagelied" und „Vor Gericht" ergangen; jenes ist in der Travestie „Schäfers Abendlied" überschrieben und schließt:

Es stehet ein Regenbogen
Wol über jenem Haus;
Ich kann mir gratuliren,
Daß sie nicht kommt heraus.

Die ganz erbärmliche Dirne
Bot einem andern sich an.
Die muß ich kräftig vergessen;
Komm, Spitz, nun wieder hinan!

„Vor Gericht" beginnt in der Travestie:

Von wem ich es habe, das sag' ich euch nicht,
Das rosaseidne Kleid.
Pfui, speit ihr aus: die Diebin da!
Bin doch ein ehrlich Weib!

Die mir es geschenkt, die that es geheim,
Die Dam' ist lieb und gut —

Und ferner:

Ich habe das Kleid, das Kleid ist mein.
Und hab's mir selber gemacht u. s. w.

Am besten kommt noch das eigentlich aus dem Volksmunde stammende Gedicht „Heideröslein" weg, denn in diesem ist nur eine Zeile verändert, und zwar die Zeile: „Mußt es eben leiden", in: „Kam in Schand' und Leiden." Das Gedicht ist hier „Der freche Knabe" überschrieben; richtet sich diese Adresse etwa an den Verfälscher dieser Gedichte? Er selbst nennt die von ihm mishandelten Poesien Goethe's „schönste" Gedichte, was sie doch eben nur in ihrer ursprünglichen Form sind, und doch wagt er sie in so jämmerlicher Weise zu verunstalten, und zwar, wie es auf dem Titel heißt, „nach den Bedürfnissen unserer Zeit", was seiner Dreistigkeit die Krone aufsetzt.

Es ist noch eine andere Auslegung möglich, nämlich die, daß der Travestirer die Pietisten, indem er die Goethe'schen Gedichte in ihrem Sinne travestirte, habe verspotten oder sich überhaupt mit dem Publikum habe einen Spaß machen wollen. Zu dieser Auslegung könnte auch der Scherz veranlassen, der darin liegt, daß der Herausgeber seine vom April (ersten April?) datirte Schrift, welche die Travestien von nur neun Gedichten enthält, in dem angeblichen Vorwort ein „Werk" nennt, und daß in der „Inhaltsübersicht" auch Titel und Vorwort (mit „S. I" und „S. II") und diese Inhaltsübersicht selbst (mit „S. 7") mit aufgeführt worden sind. Doch auch so gedeutet ist der Spaß zu geistlos, plump und scurril, obschon es vielleicht leider wahr ist, daß gerade die geistlosesten Späße in Deutschland Glück machen und daß es bei uns nur zu viele gibt, welche selbst zu wenig Respect vor unsern großen Geistern haben, um die Impertinenz eines solchen Attentats gegen Goethe so tief zu empfinden und zu bedauern, als es zu wünschen wäre. *)

Hermann Marggraff.

Zur Erzählungsliteratur.

Die Romane, Novellen und Erzählungen, welche für diesmal Gegenstand meiner Besprechung sind, vereinzeln sich nach so mannichfachen Tendenzen und Gattungen, daß es unmöglich ist, dieselben unter gewisse Kategorien zu bringen und daß vielmehr jedes einzelne Werk und Werkchen für sich allein beurtheilt werden muß. Gemeinsam ist auch diesen Arbeiten allen, hier in reinerer und bewußterer, dort in gemischterer und unbewußterer Richtung und Tendenz, der Zug nach dem Idealen, und so lebt in ihnen allen deutsche Eigenartigkeit — immerhin eine erfreuliche Thatsache, wenn auch der Kunstwerth der meisten dieser Gaben der erzählenden Muse ein bedeutender nicht genannt werden darf.

1. Die Leute der Amtsstube. Socialer Roman vom Verfasser der „Ritter der Industrie". Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1859. 8. 4 Thlr.

Dieser Roman sucht denjenigen Theil des Volks „bei seiner Arbeit", welchem bisjetzt wol am wenigsten eine dichterische Feder sich zugewandt hat. Nicht die Könige der Börse, der Industrie und des Grundbesitzes, nicht die einsamen Klausen der Dichter und Gelehrten, nicht die grauen Spinnstuben und die dampfenden Maschinen, auch nicht der Diplomaten besternte und der Komödianten beflittertes Geschlecht bilden den Inhalt dieses Romans, nein, die modernen Sklaven des Tintenfasses und der Stahlfeder, die bleichen Vermittler der unfehlbaren Autorität des grünen Tisches an den beschränkten Unterthanenverstand, die engbrüstigen Copirmaschinen der neuern und neuesten Staatsweisheit, die Parias der Kanzleien und Bureaux, mit einem Worte „die Leute der Amtsstube" sind es, welchen unser Autor sein Talent geweiht hat. Mit liebevoller Gründlichkeit ist er in die Details dieser kleinen Verhältnisse eingedrungen und seine Darstellung gibt Zeugniß von der genauesten Kenntniß des behandelten Stoffs. Das Elend dieser misera plebs der modernen Bureaukratie wird in eindringlichster Weise enthüllt;

*) Eine uns ganz frisch zugegangene umfangreichere Schrift „Zum Verständniß Goethe's" von Otto Vilmar, ein Nachlaßwerk, das es mehr analysirend und interpretirend mit Goethe's lyrischen Gedichten und dem „Faust" zu thun hat, ferner die soeben in Berlin herausgekommenen Schriften „Die zu sühnende Schuld gegen Goethe" von Friedrich Graevell („zum Besten der Goethe-Stiftung") und „Goethe-Tafel" von dem Verfasser der „Schiller-Tafel" können wir hier vorläufig als erschienen nur kurz erwähnen.

ein Spielball bureaukratischer Laune und Willkür, zur Verlangsamung und Ertödtung jeglicher freien Geistesregung gezwungen, absichtlich auf Hungerlohn gesetzt, ein Opfer des Wuchers, der ihre Noth auszubeuten weiß, hier sich resignirt der Darbung anheimgebend, dort mit erborgtem Luxus dem Abgrunde zutaumelnd, hinter dem Schreibtische Seele, Gesundheit und Leben einbörrend, jeglicher Familienfreude infolge des finanziellen Elends beraubt: so erscheinen in diesem Roman die „Leute von der Amtsstube", ein trauriges und wüstes Durcheinander von Verkommenheit und Sklaverei. Was hilft es, daß einige Mitglieder dieses dem Verderben geweihten Geschlechts sich hier mit krampfhaftem Humor, dort mit cynischer Verachtung des Lebens und des Geistes, hier mit gänzlicher Hingabe an das Stirnrunzeln ihres Despoten, dort mit stiller Resignation aus dem Schlamm und Moder herauszuarbeiten trachten; es stehen nun einmal über dem engen Pförtchen ihrer Amtsstube die entsetzlichen Worte: „Lasciate ogni speranza!" Glücklich der unter ihnen, dem sein Genius eine hübsche Tochter beschieden hat; solch ein Lärvchen rettet noch am ehesten den versinkenden Papa aus der Hölle seines Berufs, und er vergißt dann an der Seite eines reichen Schwiegersohnes, wie Herr Spanhakke (der Held dieses Romans), seines Lebens Leiden und Plagen. Ganz so düster und schwarz wie unser Autor die Dinge malt, mag nun wol das Reich der „Amtsstube" trotz seines enormen Consums an Tinte nicht aussehen; allein gewiß finster genug, um einen strebenden Geist, welchen das Schicksal hineingebannt hat, in sich selbst zu Grunde gehen zu lassen. Es würde die Darstellung eines solchen Kampfes um die geistige Existenz ganz gewiß ein vollständig berechtigter Vorwurf eines Romans sein; allein der Held dieses Kampfes in dem vorliegenden Buche, Herr Spanhakke, erscheint schon beim Beginn der Erzählung vollständig matt und krank, ein geistiger Todescandidat von so entschiedener Grabesphysiognomie, daß man die Gewandtheit des Verfassers bewundern muß, mittels welcher er seinen Patienten durch drei wohlgemessene Bände hindurch am Leben erhält und ihn schließlich noch durch ein liebenswürdiges Töchterchen in den Hafen irdischer Behaglichkeit geleiten läßt. Dieses Töchterchen, benannt Lisette, gewinnt somit die eigentliche Hauptrolle der Handlung für sich und sein weiblicher Heroismus läßt das männliche Siechthum, von welchem nur solche Vertreter des starken Geschlechts in diesem Buche ausgeschlossen sind, die nicht zu den Leuten der Amtsstube gehören, nur noch jämmerlicher erscheinen. Der Verfasser ist in der Kleinlichkeit der von ihm geschilderten Verhältnisse stecken geblieben, und seine Schilderung trägt ganz den Charakter der engen und asthmatischen Zustände, welche den Inhalt seines Romans bilden; er hat sich dieser Dinge keineswegs mit freiem, schöpferischen Geiste bemächtigt, sondern wird von ihnen herabgezogen und herabgedrückt, indem er nur ansatzweise einen humoristischen Ton erklingen läßt und sein Werk mit einer grellen Dissonanz schließt. Denn des einzelnen Spanhakke Glück vermag kein genügend versöhnendes Moment gegenüber dem Elende des ganzen von ihm im Romane vertretenen Standes geltend zu machen, welches Inhalt der Erzählung ist und welches in sich auch nicht einen Schimmer von Hoffnung auf Hülfe und Besserung aufkommen läßt. Hieraus erklärt sich der peinliche Eindruck, welchen dieser Roman hinterläßt. Möge dem Verfasser Jean Paul's Behandlungsart an sich kleinlicher Verhältnisse ein Vorbild sein für fernere Arbeiten auf ähnlichen Gebieten: wie wachsen unter Jean Paul's dichterischem Zauberstabe die einzelnen Gestalten aus ihren beengten, drückenden, philiströsen Verhältnissen so heiter empor zu schöner freier Menschlichkeit, wie rühren sie unser Herz, wie hebt sie die Schwinge des Humors leicht hinaus über Schmuz und Trivialität!

Der Tanz um das goldene Kalb. Roman von Adolf Weisser. Zwei Bände. Stuttgart, Franckh. 1859. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Auch diesem Autor ist es trotz seiner viel klarer und lauterer hervortretenden Tendenz nach dem Lichte, welches von oben kommt, begegnet, daß die Materialität und theilweise Trivialität der von ihm geschilderten Zustände seinen Schwung gelähmt und seine Behandlung erniedrigt hat. Dieser Uebelstand läßt sich auch in dem nicht selten sehr vernachlässigten Stile erkennen und schwächt die Wirkung, welche der Verfasser dadurch, daß er dem ewig unbefriedigenden und unbefriedigten Drängen und Treiben der gewinnsüchtigen Speculation den Sorgen friedvoller Arbeit und emsiger Thätigkeit gegenüberstellt, sicher erzielen würde, wenn er sich in seinen Darstellungen freier und selbständiger bewegte, sich auch vor Weitschweifigkeiten, Breiten und Recapitulationen von längst Dagewesenem eifriger behütet hätte. Endlich läßt sich in der Anordnung des Stoffs die nöthige Klarheit vermissen und man gelangt zu der Ansicht, daß der Verfasser mehr seiner socialen und sittlichen Tendenz, als einem selbstbewußten Kunstprincip gefolgt ist. Dieser Misachtung der künstlerischen Anforderungen, welche gegenwärtig so oft höchst störend sich breit macht, muß ebenso entschieden entgegengetreten werden, als jener absoluten Verherrlichung der ästhetischen Gesetze, welche, indem sie jede sittliche Tendenz ausschloß, an die Stelle lebensvoller Wärme eine erkünstelte Kälte setzte. Je lieber wir Deutschen uns auf literarischem und künstlerischem Gebiet in Systemen bewegen, um so ernstlicher sind Richtungen zu verurtheilen, welche dieser unlöblichen Neigung entquellen.

3. Nach dreißig Jahren. Aus den Papieren eines jungen Amerikaners. Ein Familienroman von Oswald Stein. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1859. 8. 4 Thlr.

Ein voluminöser Familien- und Criminalroman, der hundertmal Dagewesenes in allergewöhnlichster Memoirenmanier zu Tage fördert und, schwerfällig in Stil und Behandlung, nichts bietet, wodurch ein höheres, geistiges Interesse angeregt würde und eine edlere Seite des Seelenlebens eigenartig erklänge. Die Zeit dieser planlosen Zusammenschreiberei von seltsamen Begebenheiten, von haarsträubenden Intriguen, von schauerlichen, unmenschlichen Thaten und schließlicher Beglückung des verfolgten Edelmuths u. s. w., die Zeit dieser Lieferungen für die Magazine der Leihbibliotheken ist ja wol vorüber und hat einer ernstern Auffassung der erzählenden Dichtung Platz gemacht, welche vor allem dem Gedanken seine unveräußerlichen Rechte einräumt und der Criminaljustiz als künstlerischem Verbündeten gern aus dem Wege geht.

4. Wendel. Roman von Georg Wecker. Frankfurt a. M., Auffarth. 1858. 8. 28 Ngr.

Auch diesem Roman, welcher in Briefform vor den Leser tritt, kann eine eigentlich gedankliche Bedeutsamkeit nicht zuerkannt werden; es sind eben ziemlich verworrene Schicksale, die sich hier verschlingen, kreuzen, bekämpfen und theilweise zu glücklicher Lösung austragen. Der Liebe Leid und Lust, ihr Unfrieden und ihr Frieden, ihre Verirrungen und Dissonanzen, wie ihre Harmonien, dies ist der Inhalt des vorliegenden Romans, dem eine gewisse Unfertigkeit und Jugendlichkeit anhaftet. Diese Arbeit zeichnet sich zwar durch einen warmen, innigen, selbst schwungvollen Ton aus; allein es fehlt ihr die künstlerische Besonnenheit, welche das Ueberwuchern der Gefühlsschwärmerei verhindert und das bequeme Sichgehenlassen in lyrischen Erregtheiten verbietet.

5. Bernhard Owen oder der Sohn des Magnetiseurs. Roman von Eugen Hermann. Leipzig, Kollmann. 1859. 8. 1 Thlr.

Das Talent, hübsch zu erzählen, pikante Situationen herbeizuführen, und das Interesse an der Handlung frisch zu erhalten, ein Vorzug, der dem Autor dieses Romans überhaupt eigen ist, läßt sich auch in „Bernhard Owen" nicht verkennen; allein es fehlt auch hier dieser hübschen Begabung die eigentliche künstlerische Solidität. Diese Erzählung wächst nicht aus einem gesunden Stamme organisch hervor, sie wird vielmehr recht ersichtlich gemacht und athmet in einer ungesunden Atmosphäre,

sodaß nicht viel anderes dabei herauskommt, als eine ziemlich larmoyante Krankheitsgeschichte mit Zuthat einer tüchtigen Dosis magnetischer Wundercuren, verlassener Unschuld, ungeheuern Edelmuths, übermenschlicher Entsagung und endlicher Entpuppung eines Grafensohnes aus dem „Sohne des Magnetiseurs“. Was will man mehr?

6. Eines Fürsten einzige Liebe. Roman aus der Gegenwart vom Freiherrn Konstantin von Giltersberg. Zwei Bände. Leipzig, Matthes. 1859. 2 Thlr. 15 Ngr.

Herr von Giltersberg, dessen Roman „Die beiden Comtessen“ in keiner Weise so anerkannt werden durfte und konnte als sein „Paul Eisenschmidt“, bietet in „Eines Fürsten einzige Liebe“ wieder Gelegenheit zu einem ungetrübten Lobe. Die edle, sittliche und männliche, echt deutsche Gesinnung, welche in „Paul Eisenschmidt“ für den Dichter so vortheilhaft einnimmt, während sie in „Die beiden Comtessen“ keinen Ausdruck gewann, ist in dem vorliegenden Roman wieder zu alter Frische und Kraft erstarkt und entfaltet sich voll Gesundheit in Durchführung der Schilderung einer wahrhaft erhebenden und beseligenden Liebe, welche sich nicht zu feigem, unmännlichem Schmachten und Dienen herabwürdigt, sondern, dem Rechte einer höhern Pflicht mit blutendem Herzen untergeordnet, um so strahlender durch Kampf und Trübsal bricht, nachdem jener höhern Pflicht Genüge geschehen ist und die Stimme des Herzens wieder gehört werden durfte. Um den Helden und die Heldin dieses anziehenden Romans bewegt sich eine Fülle interessanter, ganz trefflich angelegter Gestalten, welche mit wohlthuender Menschlichkeit dem reinen Geiste der Dichtung dienen, und welchen gegenüber die Erscheinung des düstern, ebenso räthselhaften als dämonischen Unbekannten eine außerordentliche, durch den vollkommenen Gegensatz wirksam eingreifende Wirkung thut. Höchst gelungen sind die Schilderungen der Hofverhältnisse und nicht minder rühmenswerth die Landschaftsbilder, welche das Auge des Kenners und die schöpferische Phantasie des Dichters bekunden. Eine knappere, gedrängtere Behandlung und etwas größere Sorgfalt in der Motivirung wären nothwendig gewesen; im ganzen aber erweckt diese liebenswürdige Arbeit des fleißigen Autors den Wunsch, daß Herr von Giltersberg nur nicht wieder in eine, ihm wenig anstehende, durchaus triviale Manier sich verirren, sondern eifrig fortfahren möge, mit seiner schönen Begabung deutsche Wesen in deutscher Weise zu verkörpern und zu verklären.

7. Novellen von Golo Raimund. Siebenter bis elfter Band. Hannover, Rümpler. 1859—60. 8. Jeder Band 1 Thlr.

In diesen Novellen offenbart sich ein in jeder Beziehung bedeutendes Talent, welches zu eingehender Besprechung auffordert.

Ein specifisch deutsch-vaterländischer Stoff aus der neuern Geschichte entwickelt sich in der „Ein deutsches Weib“ (siebenter Band) genannten Novelle, und schildert die deutsche Heldenhaftigkeit nicht nur in der thatendurstigen Brust des Mannes, sondern in der gewichtigen Tiefe des weiblichen Gemüths, und zwar mit entschiedener Betonung des letztern, keineswegs jedoch mit jener häßlichen widerwärtigen Manier einer gewissen modernen, sonderlich dem Drama angehörenden Richtung, welche sich darin gefällt, den Mann in elender Abhängigkeit und Schwächlichkeit, das Weib dagegen im absoluten Besitze aller Hoheit und Erhabenheit vorzuführen, sondern mit objectiver künstlerischer Klarheit und männlicher Festigkeit. Aus einer so rein und so patriotisch veranlagten Natur, wie in Marie, der Heldin der in Rede stehenden Novelle, sich offenbart, mußte der glühende Haß gegen die Napoleonische Zwingherrschaft und vor allem gegen die vielen Deutschen, welche sich sklavisch der fremden Despotie sogar als Werkzeuge boten, mußte die heiße Sehnsucht nach Erlösung des Vaterlandes aus der entsetzlichen Knechtschaft mit um so unwiderstehlicherer Gewalt sich emporringen, je überlegener Marie sich selbst an sittlicher Kraft und Enthusiasmus dem bei weitem größern Theile ihrer Umgebung gegenüber fühlte und fühlen durfte. Es ist die tiefbeleidigte Ehre der deutschen Jungfrau, des deutschen Weibes überhaupt, es ist die bis ins Innerste verletzte Ehre des deutschen Volks, welche in der reinen und keuschen Seele dieses Heldenmädchens mit heiligem Zürnen Einspruch erhebt gegen alles, was diese Ehre entwürdigt und verdunkelt. Und in echt weiblicher Weise sucht Marie die energischen Stimmungen ihrer Seele denjenigen einzuhauchen, welche vor allem berufen sind, einzustehen für jene Ehre, die das Herz der edeln Jungfrau so mächtig bewegt: den deutschen Männern. Nicht liebebetheuernd, nicht stillem Erwerbe nachgehend, nicht des Friedens behaglicher Ruhe sich ergebend, resignirt und kopfhängerisch, nicht so mag sie ihr Volk, nicht so vor allem diejenigen sehen, die ihrem Herzen nahe stehen; sie kennt für den Mann ihrer Zeit nur einen Beruf, nur ein Werkzeug: den Krieg und das Schwert. Und sie spricht das so kühn, so gewaltig aus, daß ihre Worte in solcher Zeit gleich schweren Thaten wiegen. So wird es begreiflich, daß Marie das treu-demüthige Liebeswerben eines stillen Bürgers und Handwerkers nicht zu erwidern und nur dem ihre volle Liebe zu weihen vermag, der die Angst des Vaterlandes mit ihr fühlt und für die Freiheit seines Volks sein Leben einzusetzen bereit ist. Solch ein Mann tritt ihr in der Gestalt eines ehrlichen deutschen Wanderburschen entgegen; bald aber verwandelt sich dieser Wanderbursche in einen vornehmen Herrn und endlich in ihren Landesfürsten, den Herzog Wilhelm von Braunschweig, der in mannichfachen Verkleidungen sein ihm geraubtes Land bereist, um seine Getreuen bei Muth und Standhaftigkeit zu erhalten. Marie liebt den Herzog, in welchem der volle erhabene Ausdruck deutscher Standhaftigkeit und Ritterlichkeit ihr begegnet, mit der unverlöschlichen Glut einer tiefen Leidenschaft. Aber diese Leidenschaft, so entschieden sie erwidert wird, bleibt rein und lauter, und kennt, jedem selbstsüchtigen Verlangen fremd, nur die Sehnsucht, den geliebten Mann als rettender und helfender Genius zu umschweben. Und nachdem jener redliche, treuherzige Handwerker, dessen liebevolles Herz sich ihr ganz weihte, an ihrer Seelengröße sich emporgerichtet hat und im blutigen Kampfe für den Herzog an den empfangenen Wunden verblutet, da wird Marie dankbar noch in seiner Todesstunde sein Weib. Als dann der Herzog, der sein Leben ihrer Liebe dankt, triumphirend in sein Land zurückkehrt und liebeflehend vor ihr seufzt, da weist sie im Hochgefühl ihrer reinen Liebe den glühenden Mann in die Bahn der Tugend zurück und begehrt als einzigen Lohn ihrer Treue nichts anderes, als daß er, ein Held des Kriegs, nun auch ein Held des Friedens werde für das Land, das nunmehr seine Liebe sein müsse. Und so scheidet Marie edel und rein aus dem Leben des Fürsten; aber im Tode, da fehlt sie ihm nicht, und an seiner Bahre betet ihre heilige deutsche Liebe, bald dem Verklärten nachschwebend in die Reiche des Lichts und des Friedens.

Nicht ohne Rührung und Erhebung kann man von diesem edeln und verklärten Bilde scheiden, in welchem der Dichter das deutsche Weib so schön und ergreifend verherrlicht hat. Die erquickende Wärme des Herzens durchströmt und durchglüht diese echt deutsche Erzählung, über welcher die Weihe hochsinniger patriotischer Begeisterung waltet und deren reine sittliche Tendenz einfach und ungesucht vom Herzen zum Herzen dringt.

Dieselbe Herzlichkeit der Behandlung zeichnet auch die zweite der vorliegenden Raimund'schen Novellen aus: „Bürgerlich Blut“ (achter und neunter Band). Nur nimmt an Schärfe der Charakteristik, Concentration der Handlung, Klarheit des künstlerischen Plans und Consequenz der Entwickelungen die letztere Erzählung, welche sich ohne Prätension Roman nennen darf, entschieden den Vorrang vor der „Ein deutsches Weib“ genannten Novelle ein. Während in letzterer nur ein patriotisches Bild zur Erhebung und Verklärung deutscher Gesinnung und deutscher Opferfreudigkeit geschaffen werden sollte und in der That geschaffen wurde, handelt es sich in „Bürgerlich Blut“ darum, einen philosophischen Gedanken, eine sociale Idee in ihren Phasen und Kämpfen darzustellen und zu beschließen. Die Eigenartig-

keit des Blutes und des Geburtsstandes, wie sie theils in der Einbildung vorwalten, theils thatsächlich vorhanden sind, die Vorurtheile und die Wahrheiten, welche sich daran knüpfen, dies alles soll in seinem socialen und menschlichen Conflicte innerhalb der heutigen modernen Welt geschildert werden und zum endlichen Austrag kommen. Der künstlerische Apparat zu diesen Darstellungen ist ganz vortrefflich und die handelnden Personen wirken mit bewunderuswürdiger Consequenz zum Ziele, während die Sprache sich edel und kräftig vernehmen läßt und gewiß niemand ohne sich von Entwickelung zu Entwickelung steigerndes Interesse das geistvolle Buch beiseite legen wird. Nur muß man, um sich bis zum Schlusse des Romans in ungestörter Befriedigung zu erhalten, mit der Tendenz des Dichters einverstanden sein, welche die brennenden Fragen der Erzählung ganz unverkennbar ausschließlich zu Gunsten des „bürgerlichen Blutes“ beantwortet. Denn wenn auch der mit größerer Feinheit und Bonhomie geschilderte Charakter des Barons Richard von Braatz edler und schöner Züge manche in sich trägt, so erhält er seine Liebenswürdigkeit vielmehr trotz, als vermöge seiner aristokratischen Natur, und der eigentliche Held des Romans, der Administrator Hallig, bekennt sich, obwol ein Freiherrnsohn, bis zum Schlusse als entschiedener Feind allen und jeden aristokratischen Wesens, während Pauline von Geretein zu sehr als widerspenstiges Käthchen auftritt, Alfred von Braatz zu ersichtlich nur Nebenfigur ist, um als würdige und in sich consequente Repräsentanten eines edeln Aristokratismus gelten zu können. Und so darf das Buch von einer einseitigen Auffassung und von einer subjectiven Behandlung des Stoffs nicht freigesprochen werden, welche Mängel die großen Schönheiten der Dichtung im Hinblick auf das Ganze beeinträchtigen. So gewiß und wahrhaftig Geist, Herz und Charakter den wahren Adel des Menschen ausmachen und engherziger Kastengeist zu den verwerflichsten Verirrungen zu rechnen ist, so kann doch unbefangenerweise kaum verkannt werden, daß das Vorhandensein von Adel und Bürgerthum eine Fülle lebendiger Anregungen in sich schließt, ebenso das staatliche wie das sociale Leben vermannichfaltigt und sowol Adel als Bürgerthum, beides in seiner idealen Gestaltung, innerhalb ihrer Eigenheiten und gerade kraft derselben das Höchste und Beste zu erstreben und zu erreichen im Stande sind. Diese Thatsache, welche sich aus den Kämpfen der neuesten Tage in unzweideutiger Klarheit herausarbeitet, hat Golo Raimund durch seinen Roman verletzt und ist solchergestalt von der Höhe künstlerischer Objectivität und Freiheit in das Gebiet der Parteilichkeit herabgestiegen. Dieser Vorwurf konnte dem talentvollen Autor um so weniger erspart werden, als ich seiner Begabung das ungetrübteste Lob zu Theil werden lasse und geradezu anerkenne, daß die neuere Erzählungsliteratur wenig Werke aufzuweisen hat, welche eine so meisterhafte Charakteristik, eine so gedrungene kraft- und inhaltvolle Handlung, eine so würdige, den geschilderten Momenten stets durchaus conforme Sprache und eine so geistvolle Behandlung in harmonischer, echt künstlerischer Wechselwirkung bieten, wie dieser so bescheiden und geräuschlos auftretende Roman. Der liebenswürdigen Gestalt des Barons Richard von Braatz ist bereits Erwähnung geschehen: wie consequent entwickelt sich die edle Mannhaftigkeit Hallig's und die widerspruchsvolle, endlich durch die Macht der Liebe mit sich und der Welt versöhnte, trotz aller ihrer Capricen und Gewaltsamkeiten doch so anziehende und liebenswerthe Natur Paulinens! Wie innig rührt die liebliche Erscheinung Hedwig's, wie tief bewegt das zwar verschuldete, im Tode aber gesühnte Schicksal der schönen Mutter Hallig's! Endlich wie treffend und schön sind die Nebenfiguren, bis herab zu dem alten Diener Hallig's, mit wenig Zügen charakterisirt und wirksam um die Hauptgestalten gruppirt! Golo Raimund weiß aber nicht nur dem Ernste und der Würde gerecht zu werden, er gebietet auch über einen liebenswürdigen, urheitern Humor, sodaß ihm nicht geringe Befähigung für das Lustspiel zugesprochen werden muß. Welche erheiternde Frische quillt nicht z. B. aus der tragikomischen Scene, in welcher der alte Oberst der von seiner jungen koketten Gemahlin ins Wasser geworfenen Dose aus lächerlicher Eitelkeit nachspringt und dabei seine Perrüke verliert, welche dann später vom Jagdhunde Hallig's zur grimmigsten Entrüstung des alten Gecken apportirt wird. Wen möchte nicht der wohlgemästete Landpastor mit seinem Lazareth-Pensionat milchtrinkender hektischer Engländer ergötzen! Und solch heiterer Momente und Züge gelungenster Komik zählt dieser Roman nicht wenige. Dabei macht sich nirgends das so beliebte ästhetisirende oder gar politisirende Raisonnement breit; keine gesuchte Gelehrsamkeit und Geistreichigkeit beschwert die rüstige und elegante Bewegung des Darlegers und der Handlung, kein wässeriger Moralsermon langweilt und verletzt. Und doch redet aus jeder Zeile eine tief sittliche Stimmung, doch quillt aus dem ganzen Werke eine edle und menschlich reine Gesinnung, welche um so erhebender wirkt, als sie nicht absichtlich hineingewebt, sondern freier und unmittelbarer Ausdruck einer echten Dichterseele ist. Als eine solche sei hiermit Golo Raimund von Herzen anerkannt: möge seinem dichterischen Wirken stets der lautere Wahlspruch bleibend voranleuchten, dem er in den beiden soeben besprochenen Novellen mannhaft gefolgt ist: „Sursum corda!“

Der zehnte und elfte Band der Golo Raimund'schen Novellen enthält die Erzählung „Ein hartes Herz“, in welcher sich der Fluch einer bösen That bis zu dem Momente vollzieht, wo die Erinnyen weichen und die heilige Macht menschlicher und göttlicher Versöhnung wieder aufbaut, was Verbrechen und Wahn zertrümmert haben. Um ihren heißgeliebten Söhnen eine reiche Erbschaft zu erhalten, begeht Frau Steinlach den Frevel, ein gestorbenes Kind für den rechtmäßigen Erben auszugeben und diesen selbst als einen Almosenempfänger in ihr Haus aufzunehmen. Aber ihre drei herrlichen Söhne, für welche sie die unselige That begangen hat, verbluten einer nach dem andern unter den Blitzen eines strafenden Geschicks und ein entfernter Verwandter gelangt in den Besitz der Güter, auf welchen der Fluch des Verbrechens lastet. Ein leidenschaftlicher Haß gegen diesen Eindringling und seine ganze Familie bemächtigt sich nun des an sich schon harten Gemüths der Frau Steinlach und, zu Eis erstarrt, lebt sie nur noch durch und für den Schmerz um ihre Todten, sowie durch und für den Haß gegen den Nachfolger im Besitze von Geld und Gut. Und um dieses Hasses willen beginnt sie jenen rechtmäßigen Erben, dessen Rechte sie zu Gunsten ihrer Kinder verrathen hat und dessen Leben bis dahin nur ein Gegenstand ihrer Abneigung war, zu lieben: ihn will sie im passenden Momente zum Werkzeuge ihrer Rache gebrauchen. Aber unwillkürlich verkehrt sich diese unnatürliche Zuneigung für Richard, so heißt der schmählich Betrogene, in wirkliche Herzenstheilnahme und abermals trifft die verbrecherische Frau die strafende Hand der Gerechtigkeit; denn ihrem kindliche Liebe verlangenden Herzen vermag Richard, so edel er ist, nur kalte pflichtmäßige Erkenntlichkeit und Ehrerbietung zu widmen, ja noch mehr: Frau Steinlach muß sehen, wie er ihrem von ihr so entsetzlich gehaßten Verwandten sich liebevoll zuwendet und als Geschäftsführer desselben jene Güter, deren Kern ein umfängliches Fabrikunternehmen ist, und welche die finstere That der alten Steinlach in düsterm Banne hält, mit gewissenhafter Treue verwaltet. Aber trotz seines Fleißes wirkt der Fluch der Schuld, welcher an dem unrechtmäßigen Gute haftet, zerstörend fort, und der Eigenthümer desselben, auch ein Steinlach, wird infolge des verschwenderischen Haushalts, den er führt, und auf Grund verschiedener Calamitäten, die mehr Fügungen als Consequenzen sind, bankrott und muß seine Insolvenz erklären. Die Fabrik wird nun subhastirt und von der alten Frau Steinlach, welche geräuschlos ein erhebliches Vermögen erworben und mit unverdecktem Triumphe den Sturz des gehaßten Verwandten gesehen hat, käuflich erstanden. In einem Gemisch von Rachsucht gegen den ruinirten Fabrikherrn, von Drang, ihr Verbrechen zu sühnen, und von Liebe zu Richard, schenkt sie diesem die gesammte Fabrik mit allem Zubehör an ländlichem Gut. Richard nimmt das Geschenk an; allein kaum im Besitze des Grundstückes verschenkt auch er dasselbe und zwar an Malwine, die einzige

Tochter des bankrotten Fabrikherrn, als Ausstattung zu ihrer Vermählung mit dem jungen Grafen Felix. Unter diesem Schlage, welcher das ganze Gebäude ihrer Rachsucht über den Haufen wirft, bricht Frau Steinlach zusammen; zur Sühnung ihres Verbrechens bleibt ihr nur noch das offene Bekenntniß derselben. Und sie bekennt; welch fehlgeschlagene Consequenzen entringen sich diesem Bekenntnisse! Richard erscheint nicht allein als rechtmäßiger Eigenthümer des großartigen Etablissements, das seine freigebige Hand soeben verschenkt hat, sondern auch als legitimer Herr der nahegelegenen Grafschaft Amstetten, in letzterer Eigenschaft die zeitweiligen Inhaber der Grafschaft zu Bastarden und Bettlern machend. Aber Richard ist ein viel zu edler Charakter; er verweigert die Annahme der gräflichen Rechte, sein Stolz ist, seines Geschicks eigener Schmied zu sein und den Lohn seiner mannhaften Resignation in der ungestörten Ruhe und in dem Glücke derer zu finden, die beides seinem Edelmuthe verdanken. Doch anders hatte es die gütige Vorsehung beschlossen, und indem er das Höchste leistete, was ein Mensch zu leisten vermag, sollte er auch durch das Höchste belohnt werden, was auf Erden gewährt werden kann: durch die Liebe! Malwine, die er so unsaglich liebte und die er einem andern gehörig wähnte, bekennt ihm, daß er der Mann ihres Herzens ist. So treten beide vor Frau Steinlach: „Wachen Sie auf; o, das Glück ist da!" Und in der That, es war da; gebrochen endlich der Bann schwerer Verschuldung und mit ihm das Eis um Frau Steinlach's Gemüth. Endlich tönte auch in diesem „harten Herzen" wieder der Glockenklang der Versöhnung und der Liebe.

Aus vorstehendem Gerippe der Fabel ergibt sich schon, daß in der Handlung der Novelle Steigerung mit Spannung vorhanden ist; auch erregen die Persönlichkeiten Interesse genug, um ihrem Geschicke theilnehmend bis ans Ende zu folgen; allein dem tiefer eindringenden Blicke entgeht nicht, daß es dem Verfasser keineswegs gelungen ist, den sehr abenteuerlichen Vorgängen dieser Novelle durch die Motivirung eine reale Festigkeit zu geben; die Unwahrscheinlichkeit bleibt eben unbeseitigt auf dem Grunde der Dinge sitzen und lähmt die ganz unbestreitbaren Schönheiten, welche auch diese Novelle des talentvollen Verfassers auszeichnen. Ebenso wie die Handlung nicht recht fundamentirt ist, stellt sich auch in der Ausarbeitung der Charaktere eine gewisse Ungründlichkeit heraus. Es steckt etwas Schablonenhaftes in der Art, wie die Charakterentwickelungen bewirkt werden, und in der weiblichen Hauptgestalt des Buchs, in Sibylla Steinlach, begegnet man nur ganz entschieden Birch-Pfeiffer'scher Manier; auch ist das tief verborgene und umknöcherte edlere Wesen dieser Frau vom Autor viel zu wenig geltend gemacht, als daß man sich der menschlichen Neugeburt dieses „harten Herzens" mit ungetrübter Freude hingeben könnte; vielmehr verlangt das Gefühl nach einem kräftigen Abschlusse dieses eisernen Charakters, der entschieden nicht dazu gemacht war, nach einem so langen Leben des Verbrechens und des fanatischen Hasses noch ein Idyll am Rande des Grabes durchzugenießen. Die Erkenntniß der Richtigkeit alles dessen, was sie im Leben gethan, endlich der Durchbruch der Reue, welche sie mächtig erfaßte, dies sind Momente, welche Sibyllens Leben an seiner tiefsten Wurzel packen und sie zusammenbrechen machen mußten; ihr Leben war eben verbraucht und erschlafft, sie hatte kein Recht mehr auf die Menschen und auf die Erde, nur eine Hoffnung auf den Himmel und die Gnade Gottes. Endlich wäre zu wünschen gewesen, daß der Autor den plötzlichen blutigen Hingang der drei Söhne Sibyllens doch etwas weniger als bloßes Strafgericht des erzürnten Schicksals und etwas mehr als Consequenz aus dem von Frau Steinlach begangenen Verbrechen dargestellt und motivirt hätte. Ich bin weit davon entfernt, die unmittelbar strafende Hand Gottes zu leugnen, allein in einer Novelle bewegt man sich auf künstlerischem Gebiete und hat somit das Recht, zu verlangen, daß Handlung und Charaktere sich organisch aus sich selbst heraus entwickeln und gestalten. Schließlich möge noch bemerkt werden, daß Golo Raimund in dieser Erzählung viel mehr Gerechtigkeit des Urtheils und der Behandlung hat walten lassen, als in der Novelle „Bürgerlich Blut"; die echte Hoheit des Menschenthums stellt sich darin als ein Gemeingut aller Stände heraus und versagt sich jeder einseitigen partikularistischen Verengung. Allein dies dürfte auch der einzige Vorzug dieser Novelle vor der „Bürgerlich Blut" benannten Erzählung sein, welche in jeder Weise tiefer angelegt und künstlerischer ausgeführt ist, nicht allein in Bezug auf die Tendenz, sondern vor allem in Bezug auf die Charakteristik, Motivirung und die gesammte artistische Behandlung.

8. Dichter und Apostel. Roman in vier Büchern von Ernst Willkomm. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1859. 8. 3 Thlr.

Es sind einerseits die düstern Schicksale des Poeten Christian Günther, andererseits die herrnhutischen Bestrebungen des bekannten Grafen Zinzendorf, welche in dem Romane „Dichter und Apostel" zum Gegenstande dichterischer Arbeit gemacht sind, indem versucht wird, sie als charakteristische Processe der Zeit in ihrer culturgeschichtlichen Bedeutung aufzufassen und künstlerisch zu gestalten. In der Erscheinung des unglücklichen Christian Günther concentrirt sich die nach Unabhängigkeit und Originalität ringende, gleich einem wilden Füllen jede Schranke überspringende, deutsche Poesie in ihrer beginnenden Ermannung aus fremdem Regelzwange und steifer Pedanterie, während das Herrnhuterthum des Grafen Zinzendorf als eine Lossagung von dem todten Buchstaben und Formelthum damaliger Religiosität sich anreiht und den reinen Geist des Evangeliums der Bruderliebe zurückzuführen bestrebt ist. Zwischen diesen beiden Richtungen der dichterischen und der religiösen, herrscht demnach eine entschiedene Verwandtschaft, ein innerster Kern der Motive, und wie dort die Freiheit der Kunst Ziel ist, so gilt es hier die Freiheit der Religion. Auf dieser gemeinschaftlichen Grundlage beider Bestrebungen gründet sich der harmonische Bau des Willkomm'schen Romans, und sowol nach der einen wie nach der andern Tendenz hin läßt der Dichter charakteristische Gestalten in Wirksamkeit treten, welche die Gemeinsamkeit der im literarischen wie im religiösen Leben sich bethätigenden reformatorischen Bestrebungen positiv wie negativ bestätigen. Freilich, die Mittel beider Erhebungen, sonderlich die persönlichen Gestaltungen derselben gingen in schreiendster Weise auseinander und während die positive Reinheit eines Zinzendorf, welche von bewußter Tendenz geleitet wurde, in der That auch ein lauteres und erhebendes Resultat hervorbrachte, vermochten die planlosen Zuckungen eines Christian Günther, welche keinem Ziele, sondern lediglich einem Instincte folgten, nur verlodernde Gluten, nur Blitze und Funken, alles in allem eine Wirrniß von Genialität und Cynismus zu erzeugen. Das moralische Gefühl wird sich demnach der Sitteneinfalt des „gotteigenen" Mannes von Herrnhut entschieden mehr als der Sittenlosigkeit des „geisteigenen" striegauer Poeten zuneigen, und wenn Willkomm seinen Paul von Podelwitz von der Geisteigenheit seines Günther schwärmen läßt, so kann der letztere vielleicht mit größerm Rechte ein Leibeigener genannt werden, insofern des Leibes Lüste und Gebrechen die freie und edle Entfaltung seines Geistes durchaus behindern und unmöglich machen. Ja dieses reichbegabte, aber zu keinem gedeihlichen Resultat gelangende Werkzeug der deutschen Poesie, welche sich zu fühlen begann, vernichtet durch seine totale Unfähigkeit für Charakterbildung und sittliche Sammlung schließlich so vollständig jede Regung, selbst nur des Mitleids geschweige denn der Achtung, daß sogar Günther's elender Tod keine Theilnahme erwecken kann. Hätte Willkomm diese nur literargeschichtlich interessante, menschlich geradehin widerliche Gestalt weniger zum Helden seines Romans, als vielmehr zur Folie verwendet, so würde er dem Vorwurfe, der ihm nicht erspart werden kann: für einen ganz passiven, eigener Willenskräftigkeit völlig entbehrenden Menschen einen, ja den Hauptantheil des Lesers zu begehren, entgangen sein. Andererseits will aber auch der andere Hauptpfeiler des in Rede stehenden Romans, Graf Zinzendorf, künstlerisch betrachtet, nicht rechte Wirksamkeit und

lebendigkeit gewinnen, weil wir ihn, den an sich Willenskräftigen und innerlich Activen, doch ins äußere Leben gar zu wenig unmittelbar eingreifen und handeln sehen. Er erscheint denn doch gar zu sehr „Stiller im Lande", und viel mehr als heiliger Büßer denn als streitender Apostel und Ritter des Evangeliums. Auch diese Gestalt ist nicht angethan, um in den Vordergrund eines Romans zu treten; wie dem Christian Günther die innere, so fehlt ihr die äußere Activität und deshalb wächst ihr eine so lebendig thätige Persönlichkeit, wie die des Herrn von Raschau nicht minder über den Kopf, als der gemüthliche, willensstarke Paul von Podelwitz den flatterhaften und leichtsinnigen Poeten aus Schlesien in den Schatten stellt. Um daher den Genuß an dem im übrigen mit gewohntem Talente und rühmenswerther Gründlichkeit gearbeiteten Romane sich nicht verleiden zu lassen, ist man genöthigt, den Herrn von Raschau an die Stelle des „Apostels" und Podelwitz an die Stelle des „Dichters" zu rücken, oder vielmehr Zinzendorf und Günther als Folien für Raschau und Podelwitz zu betrachten. Im übrigen sind Zinzendorf und Günther vom Dichter mit sicherer Hand und mit historischer Treue gezeichnet, während in der Charakteristik von Raschau und Podelwitz eine freiere dichterische Arbeit sich wohlthuend offenbart. Meisterhaft sind die Persönlichkeiten des Stadtpfeifers von Striegau, des Vaters von Günther, und des reichen Papierhändlers Ehrenhold geschildert, indem ersterer beide das kleinstädtische Bürgerthum jener Tage, letzterer das eigenartige Wesen des Großbürgerthums damaliger Zeit trefflich repräsentiren. Der Dichter verwerthet hier eine Menge der feinsten Züge und eine ungemeine Menschen- und Zeitkenntniß. Nicht weniger anschaulich weiß er das Leben der Herrnhuter und das damalige Studentenwesen zu schildern, wenn er auch in ersterer Beziehung von Breite und Weitschweifigkeit nicht freizusprechen ist. Warum hat der geschätzte Autor in diesem Roman sich so enge Grenzen gesteckt? Wäre es nicht künstlerisch lohnender gewesen, ein Gesammtbild der Cultur- und Sittenzustände jener Zeit, wie sie sich in Sachsen damals gestalteten, zu entwerfen? In einem solchen würden dann die Persönlichkeiten von Zinzendorf und Günther ihre wahre und wirksame Stellung gewonnen haben, während sie in der Isolirtheit und Ausschließlichkeit, wie sie im vorliegenden Romane erscheinen, nur das literarische und theologische, keineswegs aber das künstlerische Interesse befriedigen. Oft genug streift der Dichter an naheliegende an sich höchst interessante Verhältnisse und Zustände jener Zeit dicht heran und man wähnt, er müsse sich darin vertiefen; allein mit einer gewissen Aengstlichkeit geht er daran herum und sucht sich vorbeizuschleichen. Begränzung des Stoffs ist gewiß eine treffliche Maxime; allein der Stoff muß eben auch in künstlerisch dankbarer sein, vor allem in den Persönlichkeiten, welche ihn als Hauptvertreter zu repräsentiren haben. Sei dem indeß wie ihm wolle, man wird die Lectüre von „Dichter und Apostel" nicht beenden, ohne den Eindruck eines geistvollen, gedankenreichen und tiefangelegten Werks empfangen zu haben, dessen Tugenden um so ernstlicher seine Schwächen bedauern lassen. Woldemar von Raschau's Worte, die er dem unglücklichen Günther in die andere Welt nachruft, enthalten eine einfache Weisheit, die auch für unsere Tage Kraft hat und deren Beachtung schon so manche begabte Natur vor dem Untergange bewahrt haben würde: „So gehe denn hin, du Missionar des Geistes und stärke deine Blicke in dem Bronnen der Ewigkeit, aus denen die Quellen des wahren Heils rinnen für und für: der Glaube, die Liebe und die Hoffnung!"

Herman von Bequignolles.

Aus den schweizer Hochalpen.

1. Das Poschiavinothal. Bilder aus der Natur und dem Volksleben. Ein Beitrag zur Kenntniß der italienischen Schweiz. Von Georg Leonhardi. Mit einer Ansicht der Curanstalt Alle Prese und einer Karte des Poschiavinothals. Leipzig, Engelmann. 1859. Gr. 8. 24 Ngr.
2. Berg- und Gletscherfahrten in den Hochalpen der Schweiz. Von G. Studer, M. Ulrich und J. J. Weilenmann. Mit 8 Abbildungen. Zürich, Schultheß. 1859. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Erst seit etwa 12—15 Jahren ist die überaus herrliche Berninagruppe mit den südwärts von ihr ausgehenden Thälern für den Alpenreisenden gewissermaßen entdeckt. Die Großartigkeit dieser Gebirgsscenerie, die Schönheit dieser unvergleichlichen Thäler, in welchen der Norden sich mit dem Süden zu vermählen scheint und wo der erfrischende Hauch der Berninaspitzen mit der Milde der lombardischen Lüfte zusammenfließt, ist erst, seitdem Karl Witte in seinem Buche: „Alpinisches und Transalpinisches", fast zuerst die Reize dieses Alpenstocks angedeutet und die Wege zu ihnen gewiesen hat, zu einem gesuchten Ziel der Alpenwanderer geworden, dem nun zahlreiche Besucher zuströmen. Es fehlte jedoch an einem zuverlässigen Führer zu dieser erhabenen Naturscenerie, man wanderte aufs Gerathewohl und zog daher oft an dem Schönsten vorüber, ohne seine Nähe zu ahnen. Diesem Mangel hilft die Schrift G. Leonhardi's ab: „Das Poschiavinothal" (Nr. 1), in der wir einen vollständig sachkundigen, genau unterrichteten und sehr angenehmen Führer durch das Riesenlabyrinth der Berninagruppe und die Thäler zu ihren Füßen erhalten. Indem der Verfasser uns von der Paßhöhe der Bernina (7430 Fuß hoch), welche die Gewässer des Schwarzen und des Weißen Sees mittels eines nur 300 Fuß breiten Erddamms trennt, um die einen nach dem Schwarzen Meere, die andern nach der Adria zuzusenden, durch die Wunderwelt der Bernina führt, zeigt er uns zuerst die Ufer des Lago nero und des Lago bianco, 6000 Fuß über dem Meere, geleitet uns nach Pisciadello, während er die Geschichte des Puschlav uns erzählt, malt uns diesen Hauptort und seine Umgebung, Volksgeist, Sitte und Sprache, welche freilich von Dorf zu Dorf wechselt und das Ladinische mannichfach variirt, seine Flora, seine Cultur und Industrie. Sodann führt uns der Verfasser zu der neuen Curanstalt „Alle Prese" am Poschiaver See, die ein Bild veranschaulicht, und überläßt uns hier dem wundervollen Eindrucke, den die unvergleichliche Berganſicht vom Balcon des Curgebäudes auf jeden Freund der Natur hervorbringen muß. Von hier nämlich schweift der entzückte Blick voll über das Rundgemälde der Riesenhäupter der Bernina hin, über den Piz dils Leis (10173 Fuß), den Campaccio (8670 Fuß), den Piz di Preirolo (7900 Fuß), den Piz Lagalp (9873 Fuß), den Sassal Masone (10180 Fuß), den Cornicello di Verona (9870 Fuß), die Cambrena (12023 Fuß), den Piz di Verona (11540 Fuß), den zweispitzigen Sassalbo (9526 Fuß), die Trevisina (9410 Fuß), den Romerio, Lometto, Masuccio, Carocio und Tre Croci, alle gegen 9000 Fuß hoch bis zum Veltlin hin, dessen rebenbekränzte Thäler sich bis zu den Bergamasker Alpen südwärts vor ihm öffnen. Hierauf geleitet er uns durch das Brusascerthal, schildert uns Brusio, die Flora des Thals wie das Puschlav und schließt seine Wanderung mit einer geognostischen Construction beider Thäler, die eine treffliche Karte begleitet, befriedigend ab. Was der Verfasser gibt, bildet so einen sehr dankenswerthen Beitrag zur Kenntniß der Rhätischen Alpen, gerade an dem Punkte, wo uns die gewöhnlichen Alpenführer zumeist im Stich lassen, und da er ein durchaus zuverlässiger, dabei ein bescheidener und angenehmer Führer ist, so haben wir ihm für diese Bereicherung unserer Kenntniß der Alpennatur unsern vollen Dank zu sagen. In vorzüglichem Maße verdient diesen die treffliche Karte, welche die Höhenmaße jedoch in Metern gibt, und die Schilderung des neuen Curorts am Lago di Poschiavo.

Der Eifer, die Riesen der Alpenwelt zu bezwingen, wächst von Jahr zu Jahr; immer neue Gipfel unterwirft sich der menschliche Fuß und bald wird keiner derselben in den Alpen mehr den Ruf der „Jungfrau" bewahren können. Im Sinne dieses Strebens haben sich die vier Verfasser des Buchs: „Berge und Gletscherfahrten in den Hochalpen der Schweiz" (Nr. 2), von denen einer, Hoffmann, inzwischen dem großen Schnitter erlegen ist, zusammengethan, ihre Erfahrungen aus zahlreichen Berg- und Gletscherfahrten zu sammeln und über eine Reihe solcher „Bergsiege" dem Publikum in eben dieser Schrift zu berichten. Wer den Genuß eines solchen Siegs einmal gekostet hat, verlangt stets nach ihm zurück, und so finden wir denn hier in langer Reihe die großen Windgallen und den Oberalpstock, den Tödi und den Veban (11580 Fuß), den Grand-Combin und das Rinderhorn, den Monte-Generoso, den Rigi der Südschweiz, und den Monte-Rosa mit vielen andern „Unbezwinglichen" überwunden und von den kühnen und ausdauernden Bergsteigern besiegt, ihre Geheimnisse offenbart und ihre innerste Natur bloßgelegt. So lehrreich und anziehend nun auch die Mehrzahl dieser „Bergfahrten" beschrieben worden ist, so möchten wir doch unsere Leser vorzugsweise auf die Besteigung des Monte-Generoso von Weilenmann aufmerksam machen, wiewol es sich hier um überwundene Gefahren kaum handelt. Der Monte-Generoso bei Lugano, am Endpunkte des Moggiathals gelegen, ist nur um weniges höher als der Rigi, aber so glücklich gelegen, daß er ein unverhältnißmäßig größeres und reicheres Panorama für die Südschweiz darbietet, als jener für die Mittelschweiz, und dabei fast einsam und gar nicht besucht. Die Uebersicht, die er bietet, erstreckt sich nämlich vom Finsteraarhorn und den Grasischen Alpen bis zum Orteler und faßt in ihrer Mitte das riesige Gebirge des Monte-Rosa, den man hier nicht etwa, wie anderwärts, über Firnen hinweg, sondern mit seinem ganzen Riesenbau über grüne Waldberge herrüberragend, vor Augen hat: ein Bild von großartigster Schönheit, da gleichzeitig auch die oberitalischen Seen und die lombardische Ebene dem Blicke offen liegen, und die Zahl der ringsher aufsteigenden Firnen und Spitzen Legion ist. So leicht nun von Como, Mendrisio und Lugano aus, die in 5—6 Stunden zurückzulegende Besteigung dieses herrlichsten der schweizerischen Belvedere ist, so findet man hier doch kaum eine Spur von Besuchern: der italienische Schweizer ermangelt eben ganz der Begeisterung für die Wunder der Schöpfung, welche bei seinem deutschen Nachbar eine so hehre Stelle einnimmt, und dem Fremdenzuge der „Inglesi" liegt der Monte-Generoso zu fern.

Nächst diesem Berichte hat uns die Besteigung des Mont-Velan in Wallis, 11588 Fuß, durch Studer, das meiste Interesse abgewonnen. Der Mont-Velan ist eine riesige Glimmermasse, welche sich nordöstlich vom St.-Bernhard zwischen Piemont und Wallis, neben dem Grand-Combin, der noch 1673 Fuß höher ansteigt, sich erhebt, und rosenartig geblättert sich dem Wanderer von Süden her darstellt. Hier galt es von Aosta aus aufsteigend besonders bei Ueberschreitung des Valsoryggletschers wirkliche Gefahren und große Mühen zu überwinden; der Berg war zum ersten male vor 77 Jahren erstiegen. Die Aussicht von seinem Gipfel hat das Besondere, daß sie nicht, wie auf dem gleich hohen Tödi ein unentwirrbares Ganzes darbietet, sondern, daß das Specielle und Einzelne lohnend hervortritt, daß sie das Auge entzückt, aber nicht ermüdet, wie dort, wenngleich der Gesichtskreis eine Ausdehnung von mehr als 80 Stunden umfaßt.

Auch die Ersteigung des Fürsten der Ostschweiz, des Tödi, der seine kolossale Kalkmasse im Hintergrunde des Leuththals, 11144 Fuß hoch, aus einem Kreise niederer Vasallen erhebt, durch Ulrich, fesselt den Leser durch frische und lebenvolle Darstellung und klare Darlegung der geologischen Verhältnisse. Nachdem der Verfasser über eine Reihe früherer ganz oder halb verunglückter Versuche, den Gipfel des Tödi selbst zu erreichen, berichtet, erzählt er die von ihm und einem Gefährten im August 1853 von der obern Sandalp, 6000 Fuß, aus unternommene Besteigung des Tödigipfels über die Gletscherplateaux des Biferten und die Schneerose, welche unter großen Anstrengungen in 9½ Stunde vollbracht wurde. Die Aussicht befriedigt jedoch die Erwartung nur unvollkommen, sie ist zu groß und verwirrend und in kein einheitliches Bild zu fassen. Die Berge umlagern ihren Beherrscher, der sie allerdings alle um 1000 Fuß überragt, nicht in zwei oder drei unterscheidbaren Gliedern, sondern in sechs, sieben Colonnen, mit Graten und Spitzen, die kein Ende nehmen wollen: hier ist es der Dussi, der Bristenstock, die Windgallen und Bichelhörner, der Medels, die Greina und der Pumoir, dahinter die Savoyer Alpen, Montblanc und Monte-Rosa, Schreckhorn, Finsteraarhorn, die Jungfrau und die Wetterhörner, Galenstock, Titlis, Sustenhorn und so fort bis zum Orteler und die Spitzen hinter ihm, die Bündner Berge und die Berninakette u. s. w., die sich alle auf einmal dem Blicke bieten, und jeden Versuch, das Bild zu skizziren, vereiteln. Der Rückweg bis zur obern Sandalp ward in etwas mehr als vier Stunden zurückgelegt.

Endlich sind auch die verschiedenen Besteigungen des Monte-Rosa, 14284 Fuß, welche Weilenmann schildert, anziehend genug: der eigentliche Gipfel war bis dahin erst dreimal erreicht und war nur beim Zusammentreffen sehr günstiger Umstände vom Riffelhotel aus und der Absturz der höchsten Spitze in einem Tage zu erreichen. Gegenwärtig, d. h. seit fünf Jahren, ist die Besteigung sehr erleichtert, und erfolgt jährlich wol sechs- bis achtmal. Hier müde, nehmen wir von diesen anziehenden „Bergfahrten" dankbaren Abschied, die in den acht bildlichen Illustrationen eine sehr willkommene Zugabe erhalten haben. 4.

Notizen.

Aeltere und neuere Productionsweise.

Der „Central-Anzeiger für Freunde der Literatur" enthält folgende interessante Mittheilung, die wir den Lesern d. Bl. nicht vorenthalten wollen: „Wenn man die Eilfertigkeit wahrnimmt, mit welcher so viele Schriftsteller unserer Tage arbeiten, denen es eine Kleinigkeit ist, jahrein jahraus die Literatur durch eine Anzahl Bände zu vermehren, so wird man unwillkürlich auf den Contrast hingewiesen, welcher zwischen solchen Schnellschriftstellern und vielen der wirklich classischen Autoren besteht. Es gibt nur wenige Beispiele, daß ausgezeichnete, ihre Zeit überlebende Werke in sehr kurzer Zeit entstanden sind; viel häufiger läßt sich dagegen nachweisen, daß die Verfasser derselben ihre ganze Lebenszeit an solche Werke gesetzt und, wenn auch der Oeffentlichkeit übergeben, doch noch immer an ihnen herumgefeilt haben. So wendete beispielsweise Isokrates auf die Ausarbeitung einer einzigen wenig umfangreichen Rede, des «Panathenaikos», zehn volle Jahre. Virgil schrieb an seiner Aeneide zwar nur elf Jahre, änderte aber daran noch fortwährend herum und verordnete, daß das Buch nach seinem Tode verbrannt werden solle, weil er es noch nicht für vollendet genug hielt. Pietro Bembo, einer der berühmtesten italienischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, hatte in seinem Arbeitszimmer eine Reihe von vierzig numerirten Portefeuilles. Sobald er einen Bogen geschrieben, legte er ihn in Nr. 1 und jedesmal durchgelesen und corrigirt ging der Bogen die Reihe durch bis in Nr. 40. Macaulay erwähnt in einem seiner vortrefflichen Beiträge zum «Edinburgh Review», daß er das Original einer schönen Stanze von Ariosto besitze, welche der Dichter hundertmal abgeändert. Macaulay selbst arbeitete sehr langsam, einzelne Theile seiner englischen Geschichte wurden von ihm bis zu achtmal völlig umgeschrieben, ehe er sie dem Drucke übergab. Daß Petrarca seine Verse fortwährend, oft bis vierundzwanzigmal geändert, ist bekannt. Gibbon schrieb seine «Memoir» sechsmal um und dann blieb es noch Fragment. Er bemerkt darin, wie viele Versuche er vor Abfassung seiner Geschichte angestellt, ehe es ihm gelungen, einen Mittelton zu treffen zwischen dem langweiligen Chronikenstile und rhetorischen Declamation. Das erste Kapitel arbeitete er dreimal, das zweite und dritte zweimal um, ohne daß es ihn ganz befriedigte. Buffon schrieb seine «Époques de la nature» achtzehnmal ab, bevor er sie dem Drucke übergab. Sismondi copirte seine «Histoire

des républiques italiennes» dreimal, seine spätere «Histoire des Français» zweimal, las sich ebenso oft jede Periode laut vor und sah die Correcturbogen fünf- oder sechsmal durch. Wie sorgsam Alexander von Humboldt mit der Ausarbeitung seiner Werke verfuhr, welchen Werth er oft auf eine einzelne Wendung oder ein einziges Wort legte und wiederholt darüber mit seinen Freunden berieth, geht aus seinen Briefen an Varnhagen zur Genüge hervor." So weit der „Central-Anzeiger". Es wären aus der deutschen Literatur noch manche Beispiele dieser Art anzuführen gewesen. Von Klopstock's „Messiade", die in Deutschland epochemachend wirkte und deren neueste italienische Uebersetzung (von Cesaroto) soeben eine zweite Auflage erlebte, erschienen die ersten fünf Gesänge 1751 und die letzten fünf erst 1773. Goethe arbeitete am „Faust" sein ganzes Leben lang, und wie langsam und wie sorgfältig er an seinem „Egmont "(den er 1782 von neuem vornahm), an „Iphigenia" (die er erst in Prosa geschrieben), an „Torquato Tasso" u. s. w. feilte, wie oft er die Arbeit fallen ließ und sich zwischen den einzelnen Acten zuweilen monatelang Zeit zur Ueberlegung gönnte, ist bekannt. Schiller's Arbeit an seinem „Wallenstein" erstreckte sich, die Lectüre und alle Vorarbeiten mit eingerechnet, fast über ein ganzes Decennium. An den neuen literarischen Dampfarbeitern finde ich es weniger bemerkenswerth, daß sie, wenn sie erst das Thema eines Romans haben, mit drei oder mehr Bänden im Laufe weniger Monate fertig werden, als daß sie, wenn sie kaum das letzte Blatt zu einem solchen geschrieben haben, im Stande sind, sofort das erste Blatt zu einem neuen zu beginnen. Sicherlich wissen sie öfters nicht, was sie auch nur auf dem zweiten Manuscriptbogen erzählen werden; doch das findet sich, wie bei einem routinirten Schauspieler, der von seiner Rolle vielleicht nur die erste Zeile gelernt hat, das Uebrige.

Neue Reiseschrift des Rectors Brandes.

Der Rector des Gymnasiums zu Lemgo, H. K. Brandes, hat seine „siebente Taube" ausfliegen lassen. So nennt er nämlich in der Vorrede die Beschreibungen seiner Sommerreisen, von denen wir mehrere, z. B. „Ausflug in die Pyrenäen", „Ausflug nach Schweden" u. s. w. früher in d. Bl. erwähnt haben. Die diesmalige siebente „Taube" nennt sich: „Ausflug von Memel nach Muskau im Sommer 1859" (Lemgo, Meyer, 1860), und umfaßt die Beschreibungen von Memel, Königsberg, Pillau, Marienburg nebst der großartigen Weichselbrücke bei Dirschau, Danzig (vom Verfasser „eine Prachtstadt, die interessanteste von allen deutschen Ostseestädten" genannt) nebst Umgebungen (Oliva, Zoppot u. s. w.), Stargard, Kolberg, [d]er Insel Rügen, Greifswald, Stralsund, Schwerin, endlich von [d]em jetzt dem Prinzen Friedrich der Niederlande gehörigen Parke [v]on Muskau. Der Verfasser verkennt nicht, mit welcher Genia[l]ität Fürst Pückler es verstanden habe, in dieser aus einem Nichts [h]ervorgerufenen herrlichen Anlage die Kunst so zu verstecken, daß man sie nicht gewahrt, sondern daß überall die reine leben[d]ige Natur herrscht". Indeß bemerkt er doch: „Ich dachte oft[m]als, wenn dort auf der Waldeshöhe ein hübsches rundes wei[ße]s Belvedere-Thürmchen stände, dort von dem Vorsprung über [de]m Strom die schöne Façade eines dorischen Tempels mit der [S]äulenhalle herniederschaute, oder wenn hier auf grünem Rasen[pl]ane das Marmorbild des Ferntreffers Phöbus Apollo mich [an]blickte, oder wenn da unter dem Blätterhimmel der Buche die [S]tatue der pfeilfrohen Artemis im hochaufgeschürzten Faltenge[wa]nde, Bogen und Köcher tragend, mit dem Hirsch zur Seite, [da]s Jagdrevier schützte — gewiß es würde mir nicht misfallen [ha]ben." Die preisenden Worte, womit der Verfasser das groß[her]zogliche Schloß zu Schwerin herausstreicht, wird vielleicht [ma]nche überraschen, die, wie wir, das Schloß nicht mit eigenen [Au]gen gesehen haben. Er sagt: „Weder die Schlösser in Ber[lin] und Potsdam, noch die Hofburg in Wien oder in Prag, [nich]t die Schlösser in München, nicht das Schloß in Stuttgart, [nich]t das in Würzburg, nicht die Schlösser in London und selbst [nich]t das Schloß in Windsor und nicht Holyrood in Edinburg, weder die Tuilerien und das Louvre in Paris, noch das Schloß zu Versailles, nicht der Vatican und der Quirinal in Rom, nicht das Schloß in Stockholm und nicht das in Drottningholm: keins von allen diesen hat beim ersten Anblick einen solchen Eindruck auf mich gemacht, und keins ist an Bauart ihm vergleichbar." Das schweriner Schloß ist bekanntlich ein Neubau der letzten Jahre auf der Stelle der ältern Burg nach den Plänen von Stüler und Demmler ausgeführt. Im Vorworte beschwert sich der Verfasser darüber, daß, während jung und alt, gebildete Frauen und Männer seine Reiseschriften mit großem Interesse und Vergnügen gelesen hätten, ein Recensent im „Deutschen Museum" seinen „Ausflug nach Schweden" höchst trocken und langweilig fand, und er denkt sich nun betreffenden Recensenten als einen „grämlichen verknöcherten Stubengelehrten, der an Gottes schöner Natur keinen Gefallen hat". Indeß will er „dessen Aussprüche nicht mehr als das Gebelfer eines ihm nachlaufenden Hundes beachten", und er tröstet sich, freilich „um Kleines mit Großem zu vergleichen", mit keinem Geringern als mit Schiller, den „als er die «Räuber» und den «Fiesco» geschrieben, eine Partei als den größten Poeten erhob, eine andere überhaupt nicht einmal als Dichter gelten lassen wollte". Nun, wie sich Brandes mit Schiller tröstet, so kann sich vielleicht der Recensent im „Deutschen Museum" mit Lessing trösten, der auch von allen denen, welche er tadelte, sicherlich als ein sehr unbedeutender, grämlicher oder boshafter Recensent angesehen wurde.

H. M.

Bibliographie.

Die Aussonderung Holsteins, und die Theilung Schleswigs. Zwei Abhandlungen vom Verfasser der dänischen Schrift: „Prinds Christian". Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von einem deutschen Schleswiger. Kopenhagen, Gyldendal. Gr. 8. 15 Ngr.

Bulmerincq, A., Carl Eduard Otto, Dr. der Philosophie und Rechte und Prof. emer. der K. Universität Dorpat. Eine biographische Skizze. Dorpat. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.

Clemens, F. J., Die Wahrheit in dem von Hrn. Prof. Dr. J. von Kuhn in Tübingen angeregten Streite über Philosophie und Theologie. Münster, Theissing. Gr. 8. 16 Ngr.

Dängeli, J., Bauernbüchlein. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 1 Thlr.

Leibnitz's, W. G., theologisches System. Eine möglichst correcte Ausgabe des lateinischen Textes und dessen Uebertragung ins Deutsche. Nach dem Manuscript der Staatsbibliothek in Hannover. Von C. Haas. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 27 Ngr.

Liebert, G., Milton. Studien zur Geschichte des englischen Geistes. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Puntschart, V., Der Prozeß der Verginia. Wien. Gr. 8. 20 Ngr.

Romantisches Universum. Eine Auswahl der besten Romane des In- und Auslandes. 1ste bis 4te Lieferung. Berlin. Gr. 8. à 3 Ngr.

Schwarz, H., J. G. Fichte's, des deutschen Kraftmannes, Lebensweisheit und vaterländische Gedanken. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 8 Ngr.

Die vereinigten Staaten von Deutschland und ihr Verhältniß zu Europa. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Beyer, C., Die alte Kirche und der Deutschkatholizismus nach ihren anfänglichen Verhältnissen. Rede am 15. Juli 1860 vor der deutsch-katholischen Gemeinde zu Leipzig gehalten. Leipzig, Friese. Gr. 8. 2 Ngr.

— — Sentimentalität und Energie. Rede am 22. Juli 1860 vor der deutsch-katholischen Gemeinde zu Leipzig gehalten. Leipzig, Friese. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 37. — 13. September 1860.

Demokratische Studien.

1. Demokratische Studien. Unter Mitwirkung von L. Bamberger, Karl Grün, Moritz Hartmann, Friedrich Kapp, F. Lassalle, Michelet, H. B. Oppenheim, Ludwig Simon aus Trier, Adolf Stahr, Karl Vogt u. a. herausgegeben von Ludwig Walesrode. Hamburg, O. Meißner. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Die drei Völker und die Legitimität oder die Italiener, die Ungarn und die Deutschen beim Sturze Oesterreichs. Von Arnold Ruge. Brighton, W. Jeffs. 1860. Gr. 8. 5 Ngr.
3. Die vereinigten Staaten von Deutschland und ihr Verhältniß zu Europa. Hamburg, O. Meißner. 1860. Gr. 8. 24 Ngr.

Sie leben wahrhaftig noch, sie geben Lebenszeichen von sich, die Männer von 1848, sie haben sich zusammengethan zur Gründung eines dickleibigen Organs, von welchem soeben der erste Band vor uns liegt und dieser Band enthält nicht weniger als 487 stattliche Octavseiten. Wie der Sturmwind der Reaction sie auch zerstreuen mochte, wo sie immer schiffbrüchig ans fremde gastliche Ufer niederfielen: sie haben sich erhoben, sie haben das Vaterland nicht vergessen, sie haben beobachtet und gedacht, über fremde Staaten und über den zu gründenden einheimischen, und jetzt schicken sie ihre Resultate in die Freie Hansestadt Hamburg, aus der Schweiz, aus Belgien, aus Italien, aus Frankreich, aus Nordamerika! Etliche, die daheim geblieben waren, steuern von Berlin und Hamburg bei. Wir vermissen nur England und den „Rufer im Streit" Ruge-Menelaus; doch auch dieser kommt hinter der Schlachtlinie her mit vernehmlichem Donnergepolter in einer besondern Broschüre: „Die drei Völker und die Legitimität oder die Italiener, die Ungarn und die Deutschen beim Sturze Oesterreichs." An eine so respectable Gesellschaft von Gelehrten und Charakteren hat der bescheidenste Recensent wol eine doppelte Frage frei, zuerst: Wo ist euer Programm? und dann: Beweist euer Programm sowie dessen Ausführung die Unumgängliche Nothwendigkeit einer schroffen Sonderstellung? Denn daß ihr zum großen Theile exilirt wart oder noch seid, das kann doch nicht den Bestimmungsgrund für eine Partei abgeben! Oder daß ihr keine „doctrinären Gothaner" seid, von denen ihr behauptet, sie würden es ewig beim Reden und bei der Selbstbefriedigung im Reden bewenden lassen, dieses negative Dogma kann ebenso wenig eine Gemeinde um sich sammeln; es wimmelt in Deutschland von Menschen, die alltäglich mit dem Dichter sagen oder denken: „Der Worte sind genug gewechselt, laßt uns nun endlich Thaten sehn!" „Thaten sehen", das eben ist das deutsche Unglück, man will „Thaten sehen", während niemand, weder oben noch unten, „Thaten thun" will. Selbst die „Demokratischen Studien" sind nur ein neuer drastischer Wunsch, „Thaten zu sehen".

Ein Programm, das jeder Ministercandidat, jeder Festunternehmer, jeder Schuldirector, jeder Verleger einer Encyklopädie in der Hand haben muß, ein Programm fehlt der neuauftretenden „demokratischen" Partei; sie hat ein solches jetzt ebenso wenig wie 1848, wo die entschiedenen Republikaner, ja die londoner „Schwefelbande", sich ebenso gut „Demokraten" nannten, wie die Constitutionellen im berliner linken Centrum, wo also die Männer des ernsten Vertrags zwischen Krone und Volk, die Anhänger des englischen „Parlamentarismus" und die Freunde der belgischen Verfassung, mochten sie wollen oder nicht, mit den rothesten Eigenthumsstürmern, mit dem Nachwuchs der Hébert und Chaumette unter einer und derselben Fahne fochten!

Es wäre doch sehr leicht thunlich gewesen, daß Walesrode, allein oder mit mehreren, ein kurzgefaßtes Credo über die innere Gestaltung Deutschlands, sowie über deutsche Politik nach außen verfaßt, dieses Credo den Mitarbeitern vorgelegt und jeden einzelnen zur Auswahl eines bestimmten Artikels aufgefordert hätte. So z. B. „Was soll aus Deutschland werden, ein völkerrechtlicher Staatenbund, ein monarchischer Bundesstaat, ein monarchischer Einheitsstaat oder eine einheitliche Republik?" Je nach der Beantwortung dieser Frage hätte sich unter der Hand der verschiedenen Mitarbeiter das Verhältniß zu Frankreich, England, Italien, Oesterreich und Ungarn ganz bestimmt formulirt; selbst die philo-

sophisch-literarischen Beiträge der „Studien“ wären erst dann in ihr wahres Licht getreten, und das Ganze hätte sich als aus einem Gusse dargestellt. Wenn man „Thaten sehen“ will, so muß der Ursprung aller That, das Princip, festgestellt sein; sonst könnten leicht „Thaten“ geschehen, welche ebenso viele Misthaten oder gar Unthaten wären. Unser Tadel trifft übrigens die Demokraten nicht allein; auch der „Nationalverein“ läßt vieles an Präcision zu wünschen übrig; weiß doch bisjetzt kein Mensch, wie er es mit der deutschen National- oder „Reichsverfassung“ hält, ob er sie telle quelle eingeführt zu sehen begehrt, oder ob ihm ein Volkshaus ohne Antecedentien wünschenswerther erscheint. Jede Agitation aber, die nicht Hand und Fuß hat, fällt ins Leere; jeder Politiker von Fach weiß, was man mit einer bestimmten Forderung ausrichtet.

Bamberger und Oppenheim sprechen sich nicht aus; Grün, Hartmann, Kapp, Stahr und Vogt hatten sich, der Natur ihrer Themata gemäß, nicht auszusprechen; Simon, Michelet, Walesrode und Lassalle sprechen sich aus, harmoniren aber nicht unter sich; die erstern drei bestehen auf der Reichsverfassung als auf dem historischen Recht der deutschen Nation, auf der Wiederanknüpfung an 1849 und der principiellen Vernichtung der abscheulichen Reaction der folgenden zehn Jahre; Lassalle aber deducirt aus Fichte's „Politischem Vermächtniß“, daß keine deutsche Dynastie im Stande sei, Deutschland zu gründen, weil sie eben nicht aus ihren dynastischen Interessen, Vorurtheilen und Anerzogenheiten hinauskönne. Die Reichsverfassung aber beruht wesentlich auf preußischer Führerschaft; wenn nun Preußen nicht einmal zugetraut wird, daß es im Wege der Einverleibung Deutschland herzustellen vermag, wie viel weniger wird Lassalle den Bundesstaat mit lauter monarchischen Spitzen concediren? Arnold Ruge, den wir uns erlauben mit zu dieser Phalanx zu zählen, will es zwar mit Preußen als dem protestantischen Staat des Gedankens versuchen, setzt aber an die Stelle des Volks- und Staatenhauses der Reichsverfassung eine Nationalversammlung nach Berlin, und läßt diese Nationalversammlung das Werk der Mediatisirung betreiben.

Zählt man nun auch die Stimmen pro und contra Reichsverfassung, und findet, daß Ludwig Simon, Ludwig Walesrode und Michelet die Majorität haben, so weiß man noch nicht, wie sich L. Bamberger, Karl Grün, Moritz Hartmann, Fr. Kapp, H. B. Oppenheim, Adolf Stahr und Karl Vogt dazu verhalten, und ob hier nicht ein Amendement den Sieg davontragen könnte, welches zwischen der Reichsverfassung und dem philosophischen Radicalismus mitten hindurchginge. Im Interesse der Wahrheit und der richtigen Parteistellung in Deutschland hoffen wir, daß dem Uebelstande dieses Lavirens und innern Widerspruchs bei der voraussichtlichen Herausgabe eines zweiten Bandes der interessanten „Demokratischen Studien“ abgeholfen werde. Erst dann läßt sich mit dieser Partei ernstlich discutiren; erst dann wird auch der Zweck der Unternehmung vollständig erreicht werden, wie ihn L. Bamberger im Vorworte feststellt: „Eine lebensfrohe Rückkehr zum gemeinsamen Denken und Fühlen, eine neubeseelte Wiedervereinigung im Geiste derer, welche zurückgeblieben sind, mit denen, welche in die Ferne hinaus zerstreut worden bis in den äußersten Westen.“

Sollen wir jetzt auf den Inhalt der einzelnen häufig sehr werthvollen Mittheilungen eingehen, so wollen wir vorab von solchen Arbeiten reden, bei denen uns die berührte Principienfrage nicht beständig zwischen die Zeilen springt, die man um ihrer selbst willen mit Genüge liest, die aber — das können wir nicht verschweigen — noch an manchem andern Platze unbehelligte Aufnahme gefunden hätten, so scharf sie auch mitunter ins Zeug gehen. Wir sehen z. B. gar nicht ab, weshalb Karl Vogt's „Ein Blick auf das jetzige Genf“, Karl Grün's „Die jüngste Literaturbewegung in Frankreich“ und Fr. Kapp's „Die erste politische Hinrichtung in den Vereinigten Staaten. John Brown“, nicht im Jahrbuch zum Conversations-Lexikon: „Unsere Zeit“, stehen könnten; oder was sich der Aufnahme von Moritz Hartmann's „Reisebrief aus Italien“ in die Westermann'schen „Illustrirten deutschen Monatshefte“ oder auch in das Feuilleton der „Kölnischen Zeitung“ widersetzt hätte? Adolf Stahr's „Culturgeschichtlicher Protest“ gegen die Bezeichnung „Friedrich von Schiller“ im Munde des Grafen Schwerin hätte schwerlich der berliner „Volkszeitung“ eine Confiscation eingetragen, zumal dieselbe „Volkszeitung“ sich erboten hatte, den Protest nach dem Schiller-Feste zu veröffentlichen, wo er alsdann sehr passend mit der Nachricht von der Liberalität der wiener Polizei zusammengetroffen wäre. Bekanntlich gingen die öffentlichen Aufzüge durch die Straßen Wiens und die Feier auf dem Gensdarmenmarkt nicht „weit über das Maß dessen hinaus, was bei ähnlichen Erinnerungsfesten das Hergebrachte ist“ (Antwort des Grafen Schwerin an den Vorstand des Centralcomités zur Schiller-Feier). Stahr erzählt mit scharfer Betonung, wie wenig Schiller und selbst Goethe ihre sogenannte „Standeserhöhung“ gesucht haben, und wirft alle falschen Annahmen mit dem classischen Worte von Schiller's Gattin über den Haufen: „Aus dem Diplom kann jeder sehen, daß Schiller ganz unschuldig ist, und dies ist es, was mich beruhigt“ (Charlotte an Fritz von Stein).

Karl Vogt, der radicale Reichs-Spaßvogel, gibt uns ein charmantes politisches Genrebild von dem „jetzigen Genf“. Wenn man weiß und abzieht, daß Vogt der Intimus des Dictators von Genf, des Hrn. James Fazy ist, so liest sich nichts anmuthiger, als der Idealzustand einer Republik von 80000 Seelen, der uns allen das Wasser in den Mund treibt, als die „pommadige“ und doch so schlagende Polemik wider den „Buchhändler Cherbuliez“, der die Leo-Gerlach ins Schweizerische travestirt. Ganz besonders empfehlen wir die allerliebste Skizze über die genfer Tischrücker und Geisterklopfer, welche die Glocke läuteten, sobald „Gott der Vater“ in den Mobilien laut wurde und sich dadurch alle Brandspritzen von Stadt und Umgegend auf den Hals luden! Das

Vogt bei aller Eleganz der Detailmalerei auch etwelche niedliche Bosheiten für das österreichische Deutschland einschattirt, versteht sich von selbst.

Karl Grün gibt uns höchst dankenswerthe Aufschlüsse über die „Jüngste Literaturbewegung in Frankreich" in der ihm eigenen rapiden Kohlenzeichnung. Wir erfahren hier, wie der Verfasser selbst sagt, noch etwas anderes aus dem westlichen Nachbarlande, als was uns „die bornirte Majorität unserer Tagespresse Unerbauliches und Bedrohliches" mittheilt. In der langen Periode der politischen Siesta hat sich nicht blos der Chauvinismus entwickelt, sondern auch eine vortreffliche kritische Literatur, welche die religiös-politisch-socialen Fragen von Grund aus studirt, und nicht gleich mit Proclamationen und Decreten bei der Hand ist. Schriftsteller wie H. Taine, Etienne Vacherot, Patrice Larroque, Ch. Dollfus haben Proudhon das Monopol analytischer Philosophie aus der Hand gewunden; die Eklektiker mit ihrem Victor Cousin an der Spitze und Jules Simon als Nachtrab sind aufgelöst und überwunden. Selbsterkenntniß ist den Franzosen beigebracht worden, besonders durch Tocqueville und Dollfus; die Demokratie hat ihre systematische Begründung in Vacherot gesucht, und die socialen Forderungen treten bei diesem Märtyrer seiner Ueberzeugung (er ward zu einem Jahre Gefängniß, zu 1000 Francs Buße und zur Vernichtung der Exemplare verurtheilt) eigentlich zum ersten male im staatlichen Gewande auf. Der Naturforscher P. de Jouvencel, der den Schluß macht, gründet eigentlich die französische Naturphilosophie, indem er die plattgetretene Bahn des ordinären Materialismus verläßt und das daseiende Ganze nach seiner Vernunft fragt. Grün stellt die „Genesis nach der Wissenschaft", besonders in ihrem zweiten Theile, „Das Leben" betitelt, weit über die neudeutsche „Kraftstoffelei" und Materienphosphorescenz. Schade, daß dieser Aufsatz so aphoristisch ausfallen mußte und daß der hamburger Corrector uns das Verständniß an vielen Stellen noch erschwert hat! Abgesehen von Taine, der hartnäckig „Toine" gedruckt ist, stoßen wir auf eine „Zeit der Freude und des vierzehnten Ludwig", die vermuthlich „Fronde" bedeutet, auf eine Höhe der „Gefühlsphilosophie", zu der sich die deutsche Exegese erhoben habe, wofür wir nach längerm Nachdenken „Geschichtsphilosophie" substituiren, u. a. m.

Fr. Kapp erzählt uns im Detail die herzzerreißende Geschichte John Brown's, oder „Die erste politische Hinrichtung in den Vereinigten Staaten". Der bekannte Märtyrer der Abolition des Sklaventhums, der mit bewaffneter Hand die Emancipation der Schwarzen im Staate Virginien durchsetzen wollte, ward nicht nur gefangen, verurtheilt, hingerichtet, sondern auch verhöhnt, beschimpft und gequält, gequält bis zum Richtplatze, und mit Recht schildert die männlich entrüstete Sprache des Verfassers diesen Justizmord als den Anfang einer furchtbar ernsten Krise in der transatlantischen Republik, die nach seiner Meinung ebenso wol auf der brutalsten Gewalt beruhe, wie nur irgendein europäischer Despotismus. Auch Victor Hugo ließ von Guernsey aus während des Processes zu Charleston einen feiner klingenden Proteste vernehmen, der die Leute jenseit des Wassers um ihren guten Ruf bei Mit- und Nachwelt hätte besorgt machen sollen. Bei der Enthüllung solcher schwarzen Schattenseiten an der nordamerikanischen „Freiheit", wie sie Kapp macht, drängt sich uns Goethe's Orakelspruch mächtig ins Gedächtniß: „Hier oder nirgends ist Amerika!"

Moritz Hartmann, der Feuilletonist der Demokratie, ist nach der Eroberung der Lombardei, als in Mittelitalien noch alles erwartungsvoll gärte, über die Alpen gereist, hat sich Turin, Mailand, Bologna, Parma und Modena, vor allen Florenz angesehen und schildert in anziehendster Weise Zustände wie Personen. Turin, der moderne Parvenu; Mailand, die abgesetzte Königin, die bürgerlich frei werden will; Parma, das aus der Betäubung erwachte; Modena, das große Jesuitenkloster; Bologna, der finstere, personificirte Priesterhaß; Florenz endlich, das majestätische, gebildete Florenz, ein sanftes Geschlecht wandernder Lotosblumen: das sind lauter ansprechende, gelungene Bilder. Von Persönlichkeiten treten uns am schärfsten entgegen der König Victor Emanuel, Cavour, Farini und Garibaldi; aber wir erfahren auch, was wir längst ahnten, daß unter dem Grabsteine Italiens noch unendliches Leben ruhte, daß ganze Scharen von Staatsmännern sich aus der Gruft erheben; namentlich frappirte den Verfasser die Bildung und Tüchtigkeit, die ihm in Florenz so unerwartet entgegentraten. Die unfehlbare praktische Nutznießung aus diesen Anschauungen und Beobachtungen ist die Aufforderung an Deutschland, sich an Italien mit Herz und Hand anzuschließen, und sich in seiner eigenen künftigen Entwickelung zur freien Einheit durch österreichische Sympathien nicht stören und hindern zu lassen.

Wir kommen zu den principiell politischen Artikeln. Ludwig Walesrode in seinem Schlußwort: „Vaterländische Gesinnungsleiden", wird unbedingt den Preis bei der Majorität der Leser davontragen, gerade weil bei ihm die Doctrin nur durch das Organ des Herzens und der Entrüstung spricht, weil er keine Lehrsätze ausspinnt, sondern sogenannte „allgemeine Wahrheiten" prägnant, elegant und doch naturwüchsig herausschleudert. Man kann mit den Zielen dieses Schriftstellers, dessen Feder in Scherz, Thränen und Galle zugleich eintaucht, nicht übereinstimmen; was er aber jedesmal vorbringt, wenn er geiselt, spottet, grimmig lacht, dazu muß jeder Unbefangene sagen: „Es ist doch wahr" oder: „Es ist sehr viel Wahres daran". Walesrode gibt z. B. einen etymologischen Excurs über die Bedeutung des Wortes „Gesinnung", in dessen Schwebelei und Nebelei er unsern politischen Charakter, d. h. unsere politische Misère entdeckt. Er geiselt etliche Renegaten von 1848 in der vernichtendsten und zugleich ergötzlichsten Weise, einen ostpreußischen Abgeordneten zur deutschen Nationalversammlung, einen bekannten Literaten, der später das Meer

zu verherrlichen suchte, ohne Shakspeare zu werden; endlich die „gesinnungstüchtigen" Anhängsel eines thüringischen Hofs. Man mag sein schneidendes Urtheil über „Gotha" nicht unterschreiben; aber was läßt sich gegen folgenden Passus einwenden:

Welches warme kräftige Wort haben sie bisher in irgendeiner Kammer für jene deutschen Parlamentsglieder, ihre ehemaligen Collegen, gesprochen, die bereits mit einem länger als zehnjährigen Exile das Verbrechen büßten, der Gewaltthat gegenüber nur vom Platze, nicht von ihrer Pflicht gewichen zu sein? Wann hätten sie überhaupt der Heimatlosen gedacht, die das Gastrecht fremder Nationen vor der unversöhnlichen Rachsucht deutscher Machthaber schützen muß, welche alles, auch die niedrigste Unthat, vergessen und vergeben können, nur nicht Verbrechen, die aus allzu glühender Liebe zum Vaterlande, zum deutschen Volke entsprungen sind? Warum ist das Wort „Amnestie" niemals über ihre Lippen gekommen?

Es ist etwas unsaglich Großes um ein Princip, um einen politischen Grundsatz. Wie klein ist die Zahl der Verurtheilten, Flüchtigen, gegen die Masse des daheimgebliebenen Volks, wie geringfügig scheint das Häuflein der auch seit der preußischen Regentschaft draußen Gebliebenen, gegen die Millionen von Bürgern, welche die Wiedereinkehr der Redlichkeit im Lande jubelnd begrüßten? Und dennoch, wer möchte behaupten, das Manteuffel'sche Unwesen sei begraben, solange die Folgen reactionärer Rachsucht noch thatsächlich vorhanden sind, solange noch Ein preußisches Landeskind im fernen Lande oder auf entlegener Küste weilt? Es sind nicht lauter Helden der Entsagung, die draußen sitzen, viele leben auch mit dem Herzen, und wie gering muß man das Vaterland anschlagen, wenn man es nicht einmal der Sehnsucht würdig erachtet?

Mit sehr großem Rechte schließt Walesrode seinen Artikel also: „Wollt ihr die Revolution in Deutschland unmöglich machen, so beweist, daß Deutschland eine Revolution gehabt hat! Auf dem Boden des errungenen Rechtsstandpunktes kann die friedliche, allmähliche Entwickelung Platz finden, wie uns England im großartigsten Maßstabe beweist."

Auch Bamberger's erste Hälfte, Thomas contra in seinem „Schriftenwechsel mit Michael pro", führt einen desperaten Hieb auf den Mangel der Amnestie, und der furchtbare Pessimismus dieses ungläubigen Thomas saugt sich offenbar den größten Theil seines Lebenssaftes aus dieser unbegreiflichen Unterlassungssünde der deutschen Regierungen. Der ganze Aufsatz erlangt und gibt nur dadurch wieder den Standpunkt der Freiheit, daß er als Antithese auftritt. Thomas contra singt die erste Strophe: Verzweiflung an allem, was in Deutschland geschieht; Verdammung aller Theorie, jedes Gedankens, besonders des „Parlamentarismus"; also eigentlich Apotheose der brutalen Gewalt, die doch nach zehnjähriger Dauer eben nicht mehr vorhielt; folglich in letzter Instanz volle Anerkennung des Feindes. Diese radicale Desperation geht auch auf den Stil des Thomas über, der sich in wildesten Bildern verfängt, wie ein tolles Pferd die Füße vertritt, im Schwulst zu ersticken droht: „Das eben ist ein Kennzeichen jener ganz körperlosen Scheingebilde, daß alle wirklichen Unterscheidungen in ihrer Nebelform unsichtbar sind; und nur weil sie auf alle Leiblichkeit und Fruchtbarkeit verzichten, können sich dergleichen politische Combinationen das Ideal einer universalen geschlechtslosen Parteivermischung vorsetzen." Zwei Seelen kämpfen glücklicherweise in Bamberger's Brust. Michael pro bringt die Antistrophe in correcter Ruhe, einen Päan auf den Werth und die Würde des Gedankens, auf das gedankliche Element als den Grundzug des deutschen Volks, das sich nun einmal nicht zum schnöden Materialismus bekehren lasse. Das Repräsentativwesen ist diesem verständigen Michel eine Verwirklichung der Idee, und er warnt seinen drohenden Freund, doch ja nicht durch Bekämpfung dieser Institution den Feinden in die Hände zu arbeiten. Auch macht Michel die trostreiche Entdeckung, daß Thomas im Grunde sein Strebegenosse sei, der blos aus Liebe zum Ideal toll werde. An positiven Bestimmungen der Idee ist freilich auch Michel arm; so weiß er schlechterdings nicht zu sagen, wie die Volksvertretung beschaffen sein müsse, um sich über die nichtssagende leere Form zu erheben; es fällt ihm nicht ein, die andern Institutionen und Volksrechte zu nennen, mit denen zusammen das Parlament erst zum organisirten Volksgeiste im Staate wird. Die pessimistische Behandlung des jetzigen Preußen bei Thomas contra thut Michael pro damit ab, daß er erörtert, wie auch 1813 die Regierung in Preußen zur Selbstrettung und zur Rettung Deutschlands gezwungen worden; in letzter Instanz sei es doch immer das Volk, welches sich durchsetze. Sehr wohlthuend ist, wie im ganzen Buche, so auch bei Bamberger, die Durchschneidung des Tischtuchs zwischen der Demokratie und der londoner Schwefelbande:

Das Schönste bei der Sache kam aber hernach zu Tage, nämlich, daß sothanes augsburger Fürstenbrevier von Communisten auf Halbsold bedient wird, die in ihren Mußestunden, wenn gerade auf der äußersten Linken nichts zu verdienen ist, bei der äußersten Rechten Arbeit finden und Baron von Cotta mit den schönen Resten ihres Zerstörungstriebes vergnügen. Variatio delectat. Es muß recht vergnüglich sein, in den Pausen des proletarischen Klassenkampfes auf vertrautem Fuß mit Deutschlands Baronen, Staatsmännern und Fürsten zu verkehren.

Auch Ludwig Simon von Trier, so ruhig er aufzutreten meint, leidet unter dem Exil, und das ist doppelt schade, da er sonst die Erörterung über „Deutschland und seine beiden Großmächte" nicht mit Persönlichkeiten unterbrochen haben würde, um in einen Ton zu verfallen, der eigentlich Jakob Venedey erb- und eigenthümlich zugehört. Trotz alledem und alledem versucht sich der ehemalige Redner aus der Paulskirche dazu, Preußen an die Spitze von Deutschland zu stellen und Oesterreich den Fehdehandschuh ewiger Feindschaft hinzuwerfen. Freilich hat Preußen unverzeihliche Fehler begangen, daß es nicht sofort bei Ausbruch des italienischen Kriegs ein „deutsches Volkshaus" zusammenrief. Der Moment wurde noch einmal wieder verpaßt. Deutsch-Oesterreich, das Land und Volk, gibt aber der Verfasser durchaus nicht auf; das übrige Oesterreich soll sich als „Donau-

Conföderation" nach dem Schwarzen Meere hin constituiren. In dieser letztern Idee trifft der beredte Ludwig Simon mit Arnold Ruge's jüngster Kraftbroschüre (Nr. 2) zusammen, auf die wir hier nicht näher eingehen.

Die Reichsverfassung! die Reichsverfassung um jeden Preis! fordert Ludwig Simon. Ein Nationalparlament nach Berlin! heischt Arnold Ruge. Die Reichsverfassung begehrt auch Michelet in seinen „Beiden Napoleonen", wol so ziemlich der unbedeutendsten Mittheilung der „Studien". Das Staatenhaus ist Michelet wie der amerikanische Senat, der 66 Stimmen zählt, während das Plenum des heutigen Bundestags 69 Stimmen abzugeben hat! Wie man ein „Staatenhaus" aus den jetzigen Bundestagsgesandten, die doch lediglich Organe der bloßen Executive in den Einzelstaaten sind, machen will, das bleibt allerdings das Geheimniß Michelet's; in Nordamerika entspringt der Senat wenigstens aus den Einzellegislaturen, also indirect aus dem Volke! Da finden wir den etwas süßlich-philosophischen Verfasser von „Die vereinigten Staaten von Deutschland und ihr Verhältniß zu Europa" (Nr. 3) auf viel besserm Wege. Soll es einmal die „Reichsverfassung" und nichts als die Reichsverfassung sein, so muß das Staatenhaus allerdings die Interessen der Einzelstaaten, aber auch der wirklichen, ganzen Einzelstaaten vertreten. Die angeführte Schrift schlägt vor, in jedem Staate einen Senator aus der zweiten, einen aus der ersten Kammer, und einen dritten durch die Regierung wählen zu lassen, also drei im ganzen, und wo nur eine Kammer fungirt, zwei aus der allgemeinen Volksvertretung.

Von allen diesen Reichsverfassungen, berliner Parlamenten und Staatenhauswahlen will Lassalle nichts hören; er liest das „Politische Vermächtniß" Fichte's, wie es der Philosoph der absoluten Subjectivität bei Gelegenheit des Aufrufs Friedrich Wilhelm's III. „An mein Volk" zur Selbstverständigung niederschrieb und wie es im siebenten Bande der Gesammtwerke seit 1846 zu lesen ist; er vertieft sich mit Fichte in die Tiefen der Idee und spricht aller historischen Nothwendigkeit, allem, was uns die Jahrhunderte vererbt haben, kurzer Hand jedes Recht ab. Der ganze „Föderalismus" nach Anleitung der Vereinigten Staaten ist ihm für Deutschland absurd und reactionär. Wie Fichte unter allen Deutschen einzig den Convent und die Schreckensherrschaft vertheidigte, so tenirt Lassalle von allen seinen Mitarbeitern einzig auf die une et indivisible; selbst das Beispiel Victor Emanuel's und Garibaldi's macht ihm keinen Riß in seine absolute Speculation. „Mache sich unser König das Verdienst", nämlich Deutschland zu einigen, hatte Fichte im Verlauf seiner Fragmente gesagt; und Lassalle schließt mit Fichte: „Er kann nicht!" Er steckt in dynastischen Vorurtheilen und Interessen, es würde immer ein größeres Preußen, kein Deutschland daraus werden. Ob das übrige Deutschland nicht modificirend dagegen einwirken möchte, ob Deutschland nicht Kraft und „Geist" genug hätte, die preußischen Grullen auszutreiben, das wird keinen Augenblick der Erwägung gewürdigt. Fichte's Ideal lautet schließlich:

Und so wird von ihnen (den Deutschen) aus erst dargestellt werden ein wahrhaftes Reich des Rechts, wie es noch nie in der Welt erschienen ist, in aller der Begeisterung für Freiheit des Bürgers, die wir in der Alten Welt erblicken, ohne Aufopferung der Mehrzahl der Menschen als Sklaven, ohne welche die alten Staaten nicht bestehen konnten; für Freiheit, gegründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschengesicht trägt. Nur von den Deutschen, die seit Jahrtausenden für diesen großen Zweck da sind und ihm langsam entgegenreifen; ein anderes Element für diese Entwickelung ist in der Menschheit nicht da.

Während wir nun diesem großen Zwecke der „Reichseinheit", eines „innerlich und organisch durchaus verschmolzenen Staats langsam entgegenreifen" — und die 46 Jahre seit Fichte's Tode sind noch lange keine Ewigkeit —, könnten wir nicht unterdessen die in ihrem Wesen republikanische Einheit verschiedener deutscher Einzelstaaten, mit monarchischer Spitze, d. h. also den nach außen und auch wesentlich im Innern „durchaus verschmolzenen" Bundesstaat als Abschlagszahlung einstweilen in den Kauf nehmen? Könnten wir uns von diesem Haltpunkte aus nicht „langsam" zu weitern Bestimmungen „reifen" lassen? Und läuft bei jenem abstracten Raisonnement nicht beständig der Irrthum unter, als ob die „monarchische Spitze", oder wie der Verfasser der „Vereinigten Staaten" sich ausdrückt, das „Symbol der Volkseinheit" von einer Person dargestellt, noch immer das Nämliche wäre mit dem „Landesherrn" von einer Adelscamarilla umgeben? Wer würde es dem König Victor Emanuel oder dessen Nachfolger rathen, den absolutistischen Länderbesitzer zu spielen und auch nur einen Augenblick etwas anderes zu wollen und zu sein als das ganze italienische Volk von den Alpen bis zur Südspitze Siciliens? Oder sollen wir wieder einmal Rom an Einem Tage bauen, daß uns der Feind aller Ecken über die kaum angefangene große Ringmauer springt?

Mit H. B. Oppenheim haben wir schließlich weniger zu rechten; höchstens könnten wir sagen, daß sein Titel: „Unsere Ideale und Enttäuschungen in England und Frankreich", etwas ganz anderes verspricht, als der Aufsatz hält. Nach diesem Titel zu urtheilen, erwarteten wir eine derbe Kritik der Anglo- und Gallomanie, die uns Deutschen so viel Verderben eingebracht hat, eine rücksichtslose Verweisung der Deutschen auf ihren eigensten Charakter, auf ihre Naturanlagen, denen sie einzig das „Reich und die Herrlichkeit" verdanken können. Dem Deutschen kann man gar nicht ernst genug zurufen: Wage du selbst zu sein! Und wenn auch etwas „Teutomanie" mit vorkommt, so darf man nicht gleich den Bakel erheben, wie es Oppenheim z. B. über Gustav Dietzel's anfänglich so ernste Bestrebungen thut. Der Verfasser liefert uns statt des Erwarteten eine Art encyklopädischer Umschau über die neueste Geschichte Europas, eine Art Geschichtsphilosophie der Hauptculturvölker, mit allerhand Berichtigungen umlaufender Vorurtheile, falscher Vorstellungen. Er erörtert in seiner springenden Weise, die oft Mittelglieder vermissen läßt, den englischen „Rechtsboden", die angeblich wachsende „Centralisation" und „Bureaukratie" im englischen Staatsleben; gibt seine

Ansicht über Frankreichs „Centralisation", die mehr der Dictatur als der Demokratie entspreche; findet das nothwendige Gegengift nicht im Provinzialleben oder der Föderation, sondern in der Belebung des Gemeindewesens und der freien Association. Sehr richtig wird der jetzige „kaiserliche Socialismus" als Fortsetzung der „Nationalwerkstätten" betrachtet; nur will es uns denn doch als etwas gar zu sprunghaft erscheinen, wenn damit alles staatliche Bestreben, den enterbten Klassen durch organische Heilmittel aufzuhelfen, verurtheilt sein soll. Der Verfasser, der früher, so uns recht ist, mehr als eine Lanze zu Gunsten des „vierten Standes" gebrochen hat, verurtheilt sich jetzt selbst, wenn er die ganze Sociallehre „phantastisch construirenden Socialismus" nennt. Indeß Neubekehrte beweisen immer den größten Eifer, und so docirt uns jetzt der juristische Verfasser, die „einzig haltbare Lösung der socialen Frage", welche England angebahnt habe, bestehe in der „unbedingten Handels- und Gewerbefreiheit, der praktischen Volkserziehung und der Befreiung vom Pfaffenthume". Wenn es nur dem Verfasser mit seinem Recept nicht ergeht, wie dem Pilgrim mit der Kieselsteinsuppe, in welche so viel Aufklärungssubstanzen, so viel Erziehungsfett geschüttet wurde, daß zuletzt die Kieselsteine von Manchester ruhig liegen bleiben mochten. Uebrigens ist England offenbar erst ganz vorn auf seiner „Bahn" und muß noch lange weiter „bahnen"; denn der Pauperismus wird dort nur bemäntelt und mit dem Knebel der neuen Armengesetzgebung vor dem statistischen Schreien bewahrt.

Wer bis hierher die Lectüre der „Demokratischen Studien" verfolgt hat, dem tragen wir zum Dessert eine Schüssel Confect auf, an der er vergnüglich noch ein halbes Stündchen knuppern mag: „Kurhessen unter dem Vater, dem Sohn und dem Enkel", von einem Ungenannten, aber mit der hessischen Leidensgeschichte gründlich Bekannten. Trotz aller Veranlassung zu Tabacksdosenbildern, die man sich halb unter dem Tische zeigt, ist der Aufsatz mit anerkennenswerther Decenz geschrieben; die politischen Thatsachen sind arg und traurig genug, um den Skandal im einzelnen völlig entbehrlich zu machen. „Kurhessen" ist eine Perle der „Studien", da ja Perlen Thränen bedeuten und aus der Krankheit des Schalthiers entstehen.

Inwiefern auch diese treffliche Leistung sich mit Nothwendigkeit „demokratisch" betitelt, sehen wir freilich wieder nicht ein; es ist eine herzbrechende deutsche Geschichte, für jeden patriotischen Verstand, ja für jedes vaterländische Herz geschrieben. 51.

Der Bregenzer Wald und seine Bewohner.

Aus dem Bregenzer Wald. Von Andreas Oppermann. Breslau, E. Trewendt. 1859. 8. 22½ Ngr.

Wer von den zahlreichen Städtebewohnern macht nicht gern in den heißen Tagen des Juli eine Erholungsreise in unsere schattigen Wälder! Und wessen Verhältnisse es nicht gestatten, die heimatliche Wohnung zu verlassen, und wem es nicht einmal vergönnt ist, die Kühlung duftender Wälder per pedes zu besuchen, der macht eine solche Erholungsreise in seiner Phantasie, indem er irgendeine alte oder neue Reisebeschreibung zur Hand nimmt. Eine solche Phantasiereise wollen auch wir unternehmen und das kleine Buch von Oppermann soll unser Führer sein. Der Bregenzer Wald ist das Ziel! Aber wo liegt der Bregenzer Wald? Wenn man von den südlichen Ufern des Bodensees aus den Rücken des Lorenabergs überstiegen hat, sagt Oppermann, sieht man, gleichsam wie auf einem Situationsplane, den „Wald" vor sich: gegen Osten den freundlichen Vorderwald mit seinem mattenreichen Thale, in welchem Egg, Lingenau, Hüttesau, Andebuch die Hauptorte sind, gegen Südwesten über Dorf Schwarzenberg hinaus die Berge des Hinterwaldes und des eigentlichen Vorarlberg. Das Gebirge gehört zwar nicht zu den höchsten in Tirol, doch ist es schon ziemlich ansehnlich: die Canisflue im Hinterwalde ist über 6000 Fuß hoch, ebenso hoch der Didamskopf, die Mittagsspitze 6400 Fuß, und der Widderstein, welcher ganz am Ausgange des Waldes diesen von dem Lechthal scheidet, hat eine Höhe von nahe an 8000 Fuß. Das Thal der bregenzer Ach bildet den Mittelpunkt des „Waldes". Sie entspringt in den wilden Schluchten bei Schröcken und mündet, nachdem sie in mannichfachen Krümmungen bei Au, Schnepfau, Mellau, Schwarzenberg und Egg vorbeigeflossen ist, in der Nähe von Bregenz in den Bodensee. In dem Vorderwalde trifft man auf eine Menge einzelnstehender Gehöfte, die zwischen den malerischsten Baumgruppen belegen sind und einen so reizenden Anblick darbieten, daß man glauben möchte, die Erbauer hätten sich bei Anlage derselben nur von ihrem lebendigen Gefühl für Naturschönheit leiten lassen. Die Gebäude sind gleich denen in der Schweiz mit glänzenden Schindeln bekleidet und stehen auf niedrigen Anhöhen oder in bewaldeten Thälern. Wohlstand herrscht allerwegen in den Dörfern, Ortschaften und Einzelgehöften des Bregenzer Waldes, und wo er aus den kleinern Hütten verbannt erscheint, da ist doch noch Sinn für Reinlichkeit und selbst für Schmuck und Zier wahrzunehmen. Deshalb fühlt man auf der Wanderung durch den Bregenzer Wald überall ein inniges Wohlbehagen, denn man sieht, daß den Menschen hier das Leben nicht gar so grau und öde dahinschleicht, blos in Arbeit und Mühsal, daß sie vielmehr sich auch ihres Daseins erfreuen und dasselbe sich angenehm machen können.

Die Bewohner schildert der Verfasser als bieder und gutmüthig, aber auch mit einem hellen und schnell alles erfassenden Verstande begabt. Gewandtheit, Humor und sogar die Grazie des Geistes will er an ihnen gefunden haben und charakterisirt daher den bregenzer „Wäldler" als eine liebenswürdige Erscheinung. Außerdem ist ihm eine frische elastische Männlichkeit eigen; sie offenbart sich in seinem Thun und Treiben, in seinen Reden, in seiner Kleidung. Denn auch die bregenzer Männer kleiden sich nach der Mode. Nur die Frauen haben noch ihre alte eigenthümliche Kleidung beibehalten, bilden also hier eine Ausnahme von den vielen Frauen anderer Länder, die sich der neuen Mode unterwerfen und bei denen nur die Männer an der alten Tracht festhalten. Der Schnitt des Profils ist scharf, echt germanisch, keine Spur von romanischen Zügen. Der Wäldler ist, sagt Oppermann, geweckten und lebendigen Geistes; in seinen Fragen weiß er das, worauf es ankommt, sofort vorzulegen; er ist gedrungen und schlagend in seinen Antworten; er faßt das Mitgetheilte schnell auf und verarbeitet es lebendig in seiner Weise. Darin ist er dem benachbarten Schweizer ähnlich, wie denn überhaupt der Grundtypus des Bregenzers der schweizerische ist. Der Verfasser legt in seiner weitern Schilderung dem bregenzer „Wäldler" so viele gute Eigenschaften bei, daß man leicht auf den Gedanken kommt, er idealisire ein wenig; daher gibt er dem unliebenswürdigen Baier und Algauer sehr oft einen Hieb. In der Unterhaltung mit seinen Landsleuten redet der Bregenzer stets in Abbreviaturen, welche für den Fremden schwer verständlich sind. Die Conversation ist fast nie schwerfällig oder gar einsilbig: gern ergeht er sich in Scherzen. Die Algauer und Lechthaler sehen mit einer gewissen Geringschätzung auf die Bregenzer herab. Diese Abneigung soll ihren geschichtlichen

Grund haben, wie der Verfasser behauptet. Der Algauer und der Lechthaler seufzten beide im Mittelalter unter dem Drucke kleiner reichsunmittelbarer Herrschaften, während der Bregenzer Wald, dessen Bewohner schon Sebastian Münster als ein „kräftig und schön stark Volk“ schilderte, die ausgedehntesten Freiheiten genoß, und eigentlich nichts mehr und nichts weniger war. als eine kleine Bauernrepublik, die zwar unter kaiserlicher Vogtei stand, aber lediglich von ihrem Landamman geleitet und repräsentirt wurde.

So wie die Männer, idealisirt der Verfasser auch die Frauen. Herrscht in dem Aeußern sowol wie in der innern Naturanlage des „bregenzer Wäldlers“ ein gesunder Realismus vor, repräsentirt er das Verständige, Kräftige, Klarausschauende, so erscheint dagegen die Frauenwelt des Waldes in einer gewissen Idealität. Die Frauen verleihen dem „Walde“ erst jenen eigenthümlichen Zauber, der jeden fremden Wanderer auf das angenehmste überraschen muß, sie verleihen trotz dem Schalten und Walten der Männer den Wohnungen erst ihren eigenthümlichen Reiz und sind ein treues Abbild der sie umgebenden Natur. Die „Wäldlerinnen“ sind in ihrem Benehmen äußerst unbefangen: ohne Verlegenheit oder Unruhe beantworten sie die von dem Fremden an sie gerichteten Fragen, unbefangen schauen sie dir mit ihren großen, meist schönen und kindlichen Augen ins Gesicht; es ist, als fürchteten sie keinerlei Berührung mit der Außenwelt. Sie bewahren, neben anmuthigster Harmlosigkeit, strenge Reinheit der Sitten. Ihr Dialekt ist noch unverständlicher als der der Männer; er ist alemanisch, hat aber nicht das Gezogene des Schwäbischen, sondern jene Kürze und Abgeschnittenheit, die dem Schweizerischen eigenthümlich ist. Ferner sagt der Verfasser: „Ich habe im ganzen im Bregenzer Walde zwei Frauentypen gefunden: große stattliche, aber ein wenig ascetische Figuren, Blondinen; und kleine, runde, lebensfrische Gestalten, Tiefbrünetten.“ Erstere haben etwas Aristokratisches, ihre Haltung ist gerade, ernst und würdig, nur beim Sprechen durch große Anmuth bewegt, der Gesichtsschnitt fein und edel, die Gestalten sind ebenmäßig, aber mehr dem Magern zugeneigt. Feine, elegante, spitz zulaufende Hände sind diesen Blondinen eigen. Der andere Frauentypus, der mehr in dem innern „Wald“ und in der so recht eigentlich abgeschlossenen Alpenwelt angetroffen wird, ist klein und voll. Den rundlichen, die Fülle der Gesundheit verkündenden Kopf bedeckt die kegelförmige Mütze; aus den großen, schwarzen Augen spricht viel Lebenslust und Schalkheit; alle Formen sind rund, die Gestalten kräftig gedrungen, die Hüften breit, die Beine ebenmäßig gebaut. Nur eins mangelt ihnen wie ihren blonden Schwestern völlig: die Brust. Allerdings gewahrt man denselben Mangel auch sonst bei Bergbewohnerinnen, aber es ist denn doch auffallend, daß derselbe sogar bei solchen angetroffen wird, die sonst üppig gebaut sind. Viele Leser, denen ein schöner Frauenbusen die allerhöchste Zierde ist, werden diesen Mangel gewiß recht sehr beklagen; aber erzürnt muß man werden, wenn es wahr ist, wie der Verfasser sagt, daß Mütter solchen Töchtern, die etwa vor andern Mädchen sich durch das, was diesen fehlt, auszeichnen könnten, tellerartige Hölzer anschnallen und so mit Gewalt eine der schönsten Zierden des Weibes in ihrer Entwickelung hemmen. Wahrlich! dieser unnatürliche Gebrauch ist ja viel barbarischer, als das Einschnallen und Einzwängen der Füße der Chinesinnen! Aber trotzdem findet der Verfasser die schlanken bregenzer Mädchen oder „Schmelge“, wie sie dort sagen, sehr reizend. Der Hals ist bis oben herauf von der „Goller“, einem knapp anliegenden schwarzen Fleck von Sammet oder Seide verhüllt. Die Brust bedeckt der sogenannte Brustfleck, eine Art von Mieder mit schwarzem Sammet, von welchem jedoch nur ein schmaler, quer über die Brust gehender Streifen mit dem in der Regel in Gold gestickten Namen der Inhaberin zu sehen ist. In viereckigem Ausschnitt nach altdeutscher Weise, wie sie zeitweilig bei unsern Damen wieder Mode geworden ist, schließt sich daran das Hauptgewand, die Juppe. Sie ist von schwarzer Glanzleinwand und eigentlich nichts weiter als ein in tausend und abertausend glatte Fältchen gebügeltes Hemde ohne Aermel. Ueber den Schultern hängt sie an Bändern, welche Sammt sind und als Paspel die Juppe oben einfassen; sie fällt bis auf die Knöchel herab und wird um die Hüften von einem lackirten schwarzen Ledergürtel mit silberner oder goldener Schnalle zusammengehalten. Der Arm ist entweder bedeckt von dem weiten, weißen Hemdärmel, der in großen Falten herabfallend vorn am Handgelenk zusammengeknöpft ist, oder von einem mit dem Mieder verbundenen Aermel aus lila oder dunkelblauem Wollen- oder Seidenstoffe. An den Füßen tragen sie zierliche Schuhe; die Strümpfe sind meist von brennend rother Farbe. Künstler, welche daher von mitteralterlichen Frauenerscheinungen eine lebendige Anschauung erlangen wollen, mögen in diese abgeschlossene Gebirgswelt wandern, nicht ohne schöne Anregungen werden sie dies Gelände verlassen. Denn echt deutsch ist die Frauentracht im Bregenzer Wald und von einer jedes Künstlerauge ansprechenden Harmonie.

Nach diesen Schilderungen der Trachten, die beim Verfasser sehr detaillirt sind, wird eine Kahnfahrt von Lindau über den Bodensee nach Bregenz beschrieben und die riesigen Berge, die lieblichen Thäler nebst den Gewässern, die Wohnungen und Bewohner mit ihren Möbeln und Geräthschaften angenehm geschildert; die Musselinstickereien der Wäldlerinnen, die Gardinen, Sennerinnen u. s. w. besprochen und eine Kirche besucht; dabei lesen wir noch folgende Bemerkung über den Schädelbau: „Von allen Seiten schauten die Berge herab auf die blühenden Gräber, auf dies Leben, das dem Tode entsprießt. In einer kühlen Halle lagen die Knochen der entschlafenen Wäldler und Wäldlerinnen aufgeschichtet. Ich sah mir viele der grinsenden Todtenschädel genauer an; sie waren meist sehr tüchtig und stark, einige sogar sehr schön gestaltet, die Breiten- und Längenmaße stimmten meist sehr gut zueinander, und ich überzeugte mich, daß die Kopfbildung der Wäldler wesentlich denselben Typus hat: Vorder- und Hinterschädel sehr gleichmäßig ausgebildet, der Theil des Kopfes, der von einem Ohre zum andern führt, außerordentlich hoch gewölbt.“ Der Verfasser macht in einem Gasthause auch eine interessante Damenbekanntschaft aus Norddeutschland und erzählt ihr romanhaftes Geschick; dann beschreibt er ein acht Fuß hohes Madonnenbild von Bandel, das in dem Besitz eines wohlhabenden Bauern ist. Treffende Bemerkungen lesen wir in einem Kapitel über den Charakter der Malerei im 18. Jahrhundert und erhalten eine biographische Skizze über Angelika Kaufmann, die aus Schwarzenberg stammt und deren Andenken die Wäldler noch hoch in Ehren halten. Ihre frühesten Zeichnungen werden noch heute wie eine Reliquie betrachtet und gern dem Wanderer, der danach fragt, gezeigt. Ich gebe hier einige Gedanken aus des Verfassers Kunstkritik.

„Das 18. Jahrhundert, in welchem Angelika lebte, kann in künstlerischer Beziehung wenigstens in seinem Anfange kurz dahin charakterisirt werden, daß es diejenigen Richtungen, welche im 17. Jahrhundert die maßgebenden waren, zum Ausleben brachte; es waren immer und immer wieder die italienischen und niederländischen Meister, welche in tausend und abertausend meist völlig geistlosen Aufwärmungen dargeboten wurden. Man hatte sich völlig vertieft in das Studium ihrer Malweise, ihrer Manier, ohne natürlich ihre Unbefangenheit und Ursprünglichkeit zu besitzen. Wer als Meister gelten wollte, mußte sich auf die Nachahmung, Pinselführung, Zusammensetzung der Farben, Art des Lastrens, auf das Wischen und Tupfen, auf das Wirken mit Licht und Dunkel der nachzuahmenden, gerade auf dem Markte gesuchten Meister verstehen. Mengs und noch mehr Dietrich können als echte Typen für den Charakter damaliger Künstlerschaft gelten; sie sind die ausgebildetsten Eklektiker, welche es geben kann. Im 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts wurde die Kunst von dem Volksleben gehegt und gepflegt, in welchem sie wurzelte. Diese Zeit, in der das Volksleben harmonisch durchdrungen von allen bewegenden Kräften der Zeit auch in der Kunst sich zur Darlebung brachte, war nicht mehr. Angelika Kaufmann kann man füglich die Vorgängerin Carstens' nennen. Was dieser in kühner genialer Weise männlich

vollbrachte, die Belebung der Kunst durch die Wiederaufnahme des antiken Ideals, das vollzog in still weiblicher Weise auch sie, nahm mit der ihr eigenthümlichen Anmuth das antike Formenstudium auf und that dies von hemmender Reflexion bei weitem freier als andere bedeutende Künstler ihrer Zeit. Die meisten Bilder der Angelika Kaufmann befinden sich in England, auch in Dresden und Florenz sind einige anzutreffen; ihre bekanntesten Porträts sind die Winckelmann's und Goethe's. Sappho, Sophonisbe, Juno, Diana und dergleichen Gestalten hat sie gern porträtartig behandelt, ein ähnliches Bildniß ist die bekannte Una. Ueber alle diese Bilder ist eine gewisse Zartheit, welche jedoch hier und da an Sentimentalität grenzt, ausgegossen."

Angenehm lesen sich des Verfassers weitere Schilderungen über Land und Leute, Sitten und Gebräuche; auch eine rührende Liebesgeschichte von einem „Steinschleifer Joseph mit einer reichen Wirthstochter" wird mitgetheilt, deren tragisches Ende leicht eine Zähre des Mitleids erzeugt. Es ist vorbei, auf immer vorbei:

Wer's Glück a mal hat verthan,
Den schaut's a nimmermehr an.

Der Verfasser widmet dann den Sennen und Sennerinnen nebst der Viehzucht der Wäldler einige Betrachtungen, bespricht ihren Käsehandel und die technischen Fertigkeiten der Stuccaturarbeiter und der Verfertiger kleiner Kästchen und Schränkchen aus Nußbaumholz. Auch der ehemaligen Verfassung wird gedacht und ein Stück Geschichte von einem unglücklichen Heimatlosen erzählt, der von einem Herrn dorthin gebracht, dann verlassen und gemieden und endlich von österreichischen Gensdarmen gefangen und abgeholt wurde. Auf der weitern Wanderung findet der Verfasser im Fremdenbuch des Wirthshauses im Dörfchen Schröcken, den Namen des vorigen Königs von Sachsen, Friedrich August, eingezeichnet, der kurz vor seinem Tode in Brennbüchl, dort gewesen war. Die innige Liebe und das Andenken der Tiroler an den Sachsenkönig hebt der Verfasser hervor. „Er war gar nicht wie ein König, er war ein Mensch und darum haben wir ihn auch so lieben gekonnt", sagte ein schlichter Bauer. Zu der Stelle, wo der hohe Herr verunglückt war, zogen die Tiroler wie nach einem Wallfahrtsorte, und manche bittere Thräne ist um den besten Fürsten hier geflossen. „Kurze Zeit nach meiner bregenzer Reise", schließt der Autor, „war ich in Reute in Tirol; da zeigte mir der alte Wirth zur Krone ein Bild, das dem Könige zu Brennbüchl gesetzte Monument darstellend, auf der Rückseite desselben waren ein paar Laubblätter eingerahmt zu sehen, auf denen man noch Spuren von dem Blute des verunglückten Fürsten sehen konnte. Wie eine heilige Reliquie bewahrte der alte Mann die Blätter; und als er das Bild wieder an Ort und Stelle hing, wischte er sich die hellen Thränen aus den Augen." Nach einigen wehmüthigen Betrachtungen über diesen Unglücksfall und nachdem der Verfasser dem Bregenzer Walde Ade gesagt, geht er hinüber ins Lechthal nach Tirol und schließt hiermit sein Büchelchen von 187 Seiten ab.

Referent kann das Werkchen im ganzen als eine lesenswürdige Schrift der Beachtung empfehlen. Die geographischen und ethnographischen Schilderungen sind oft sehr schön, nur vermißt man das Gebiet der Geologie und Botanik. Hätte er uns nebst den Beschreibungen des ästhetischen Eindrucks der kolossalen Gebirge auch einige Notizen über den speciellen Bau, über die vorwaltenden Gesteine gegeben, dann die verschiedenen Pflanzen am Gebirge und in den Thälern beschrieben, so wäre seine Schrift eine noch werthvollere Gabe geworden. In heutiger Zeit sollte eine Reisebeschreibung, wenn sie auch noch so klein ist, diese Gebiete des Wissens nicht unbeachtet lassen. Die gewöhnlichen Witzeleien mancher Recensenten über die vielen Reisebeschreibungen und daß jeder, der eine Reise macht, sie beschreibt und durch den Druck veröffentlicht, kann ich nicht gutheißen. Je mehr Touristen über die Geographie, Geologie, Botanik, Zoologie und Ethnographie eines wenn auch noch so oft bereisten und geschilderten Landes berichten und ihre Berichte auch noch auf magnetische und thermometrische Beobachtungen ausdehnen, desto speciellere Kenntnisse erhalten wir über Länder und Völker, desto mehr wird unser Wissen bereichert. Daß aber alle Touristen den Ansprüchen des Wissens heutiger Zeit genügen müssen, wenn ihre Werke beachtet werden sollen, dies ist eine sich von selbst verstehende Forderung; mit blos rhetorischen Schilderungen ist niemand gedient.

38.

Provinzial- und Dialektpoesie in Deutschland und Frankreich.

Bei der fast allzu jähen, fast bis zur Ueberproduction gesteigerten Pflege, welche der plattdeutschen Poesie in den letzten Jahren zu Theil geworden ist, wird den Freunden der Poesie und namentlich den Liebhabern der plattdeutschen folgende Schrift von H. Eschenhagen: „Zur plattdeutschen Sprache und deren neue Literaturbewegung" (Berlin, Schotte, 1860), sicherlich nicht unwillkommen sein. Der Herausgeber, der auch ein vielleicht später noch näher zu berücksichtigendes „Album plattdeutscher Gedichte" erscheinen ließ, verbreitet sich zuvörderst über die Geschichte der plattdeutschen Sprache — denn das Plattdeutsche, das sich in Deutschland noch jetzt über 3100 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von etwa 16 Millionen ausdehnt, ist in der That mehr eine Sprache als ein Dialekt zu nennen —, über ihre Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten und ihre verschiedenen Mundarten. Der Verfasser nimmt zwei Hauptmundarten an, eine nördliche und eine südliche. Die erstere oder die des Küstenlandes gilt ihm als das reine Plattdeutsch, und zerfällt [illegible] wieder in mehrere, wenig voneinander abweichende Untermundarten: die holsteinische, die hamburgische (nur auf Hamburg beschränkt), die mecklenburgisch-vorpommersche, die ziemlich [illegible] verbreitete bremische, die stadische, welche zwischen Elbe und Weser, von der Mündung dieser beiden Ströme südlich bis [illegible] die Lüneburger Heide gesprochen wird. Letztere ist das „am treuesten erhaltene Platt der Vorzeit und zeichnet sich am [illegible]theilhaftesten aus durch seine Reinheit in Aussprache und Accent"; diese stadische Mundart hat unsers Dafürhaltens vielleicht auch die Ehre, der eigentliche Grundstock der weltbeherrschenden englischen Sprache zu sein. Von der Breitseite der hannover-oldenburgischen Küste, wo die tüchtigsten Seeleute hausen und die Nordsee offen liegt, rekrutirten sich wol zumeist die Flibustierzüge, welche Britannien eroberten und in Besitz nahmen, obschon der Hauptimpuls von Angeln ausgegangen sein mag. Der südliche Dialekt ist weniger mannichfaltig; doch kann man eine hannoversche Mundart (südliches Hannover, kurhessische Grafschaft Schaumburg, Fürstenthümer Bückeburg, Waldeck und Lippe-Detmold, Herzogthum Braunschweig), eine westfälische, eine harzer, eine rheinische annehmen, welche letztere dann in das Vlämische übergeht.

Der Verfasser erörtert sodann die Literaturbewegung auf dem Gebiete des Plattdeutschen, von „Reineke Fuchs", Lauremberg's vier Scherzgedichten und J. Sackmann's Predigten [illegible] auf die jetzige Zeit. Er erkennt Voß das Verdienst zu, [illegible] er zuerst wieder in neuester Zeit das Plattdeutsche für die [illegible] und zwar auf dem der plattdeutschen Mundart zusagendsten Gebiete, in den mehr einen burlesken Ton anschlagenden [illegible] „De Winterawend" und „De Geldhapers" erobert habe; erwähnt dann des Rostockers D. G. Bayst in drei Bänden [illegible]schienene Gedichte: „Allerhant schnaaksche Saken tum [illegible]driew", die selbst der Aufmerksamkeit eines Goethe nicht entgingen, läßt weiter den plattdeutschen Gedichten W. Bornemann's, denen sich „echt deutscher Charakter und altmärkische [illegible] vereinigen", Gerechtigkeit widerfahren, preist dann die verschiedenen Verfassern zugeschriebene Humoreske „De Wettlop twischen den Hasen un den Swinegel up de Burtehuder Heide" als eine „[illegible] deutschen Volkshumors in niederdeutscher Mundart", nennt [illegible] im Vorübergehen die Namen der Nachahmer Bornemann's: F. [illegible] W. Heyse, A. Dräger, H. Schacht, W. Megow, und [illegible] sodann auf den Ditmarsen Klaus Groth zu sprechen, der [illegible] sehr hoch stellt, ohne darüber die Verdienste des Ostfriesen [illegible]

Hoissen Müller, des Dichters der „Döntjes und Vertellses“, die Verdienste des Verfassers der „Läuschen un Rymels“, des „Lieblingsbuchs der Plattdeutschen“ F. Reuter (der gegenwärtig zu Neubrandenburg als Schulmann lebt), John Brinckmann's, L. Giesebrecht's (Mecklenburg), Johann Meyer's und der Sophie Dethlefs (Ditmarsen), Berling's (Vorpommern), F. Dörr's, Karsten Runge's, Th. Egger's, Th. Storm's, M. Asmus' (Holstein) und der Dichterin unbekannten Namens A. W., der Verfasserin von „En poa Blomen“ zu vergessen. Zum Schluß spricht der Verfasser die Ansicht aus, daß bei Sittengemälden des untern Volks, bei idyllischen Scenen aus diesem Kreise, überhaupt bei jedem lyrischen Gedichte, welches die poetische *Individualität* eines Volksstammes darstellen wolle, die Mundarten, folglich auch das Plattdeutsche die richtigste Tonart seien; aber fährt er fort: „Es wäre selbst auf dem Standpunkte, wo das *Dialektische* in seiner vollen Berechtigung anerkannt wird, mindestens eine Verletzung des geschichtlich Gewordenen, wenn man die plattdeutsche über die hochdeutsche Sprache hinaufschrauben wollte. Die Schriftsprache ist ja noch der einzige gemeinsame, unzertrennliche Boden des deutschen Volks, der letzte Hort seiner Einheit.“

Wir würden sehr gern noch ein paar andere charakteristische Stellen, die uns besonders ansprachen, hier citiren, wenn nicht *ein besonderer* Umstand uns davon abriethe. Auf S. 35 vorliegender Schrift spricht der Verfasser sein Bedauern darüber aus, daß das Plattdeutsche in seiner Entwickelung stecken geblieben, „wie eine schöne Blume, der es an dauernder rationeller Pflege, Behandlung und Schonung fehlte, während die vielleicht minder schöne Schwesterblume infolge besserer Behandlung über sie emporwuchs, durch ihre reiche Blätterentfaltung sie in Schatten stellte, durch ihre üppige Wurzelentwickelung ihr Raum und Erdreich benahm und dadurch zu ihrer Verkümmerung beitrug“. Die hier in Anführungsstriche eingeschlossene Stelle ist, ohne Anführung der Quelle, wörtlich aus unserm Bericht über Klaus *Groth's* „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch“ in Nr. 2 d. Bl. f. 1859 entlehnt. Zweimal spricht der Verfasser in seiner Schrift von dem jocosen plattdeutschen Kanzelredner J. Sackmann, den wir zuerst wieder in die Literatur einführten, und da finden wir aus unserm in Nr. 43 d. Bl. f. 1859 enthaltenen Bericht über die sechste Auflage von Sackmann's plattdeutschen Predigten, welcher auch der siebenten Auflage (Celle, Schulze, 1860), aber mit Angabe der Quelle und unserm vollständigen Namen vorgedruckt ist, auf S. 10 etwa 6 und auf S. 38 ziemlich 8 Zeilen zur Charakteristik Sackmann's wörtlich entlehnt, ohne Quellenangabe. Auch bei manchen andern Stellen in der Eschenhagen'schen Schrift dämmerte uns eine Erinnerung auf, als ob wir sie schon früher irgendwo gelesen hätten. Wenn wir daher noch weitere Stellen aus dieser Schrift als eine Probe des Urtheils und der Darstellungsweise des Verfassers anführen wollten, so würden wir durchaus nicht sicher sein, ob wir nicht den Ausspruch eines andern, vielleicht F. Dörr's, dem unsere Blätter einige umfangreiche Abhandlungen über die neuere plattdeutsche Poesie verdanken, ja am Ende gar unsere eigenen Worte, kurz eine in d. Bl. selbst enthalten gewesene Stelle abermals zum Abdruck brächten. Wie leicht kann es geschehen, daß künftige Geschichtschreiber der plattdeutschen Literatur aus vorliegender Schrift unsere Worte über Sackmann citiren und dann hinzufügen: „H. Eschenhagen sagt über ihn“ u. s. w. Wenn man sich nicht schämt, einem andern Autor Urtheile, Ansichten und ganze Sätze wörtlich abzuborgen, so sollte man sich doch auch nicht schämen, den Namen des angepumpten Autors oder doch den Titel der betreffenden Schrift dabei anzuführen. Bei der Anführung von Ansichten und Urtheilen ist die Nennung des Erstverfassers bei weitem mehr geboten als bei der Anführung von Thatsachen, insofern die Auffindung der letztern nicht weitläufigen Forschungen und Gedankencombinationen, sondern einem bloßen glücklichen Zufall und äußern Umständen verdankt wird; denn was der Geist erfindet, so gering es auch scheinen möge, verdient in allen Fällen mehr Respect, als was Augen und Hände finden.

Werfen wir bei dieser Gelegenheit einen Seitenblick auf Frankreich, wo die Provinzial- und Dialektpoesie, namentlich die provenzalische auch Fortschritte macht und nach Selbständigkeit ringt. In einer pariser Correspondenz des „Morgenblatt“ fanden wir vor einiger Zeit die hiermit im Zusammenhange stehende Bemerkung, daß in den französischen Provinzen, z. B. in der Bretagne, Provence, Gascogne, Erscheinungen vorkommen, aus denen die Widersacher der Centralisation neue Hoffnungen schöpfen könnten. Es ist unleugbar — und wir haben schon in Nr. 17 d. Bl. f. 1859 auf Anlaß einer von dem Marquis de la Grange zu Bordeaux gehaltenen Rede darauf hingewiesen —, daß sich in den Provinzen Frankreichs etwas wie von einem selbständigen geistigen Leben zu regen beginnt, daß sie sich auf ihre alte Vergangenheit zurückzubesinnen und ihre alten literarischen Denkmale aus Licht zu ziehen anfangen. Die Unverschämtheit, womit Paris seine Alleinherrschaft über Frankreich ausübt, wird hier und da in den Departements von den erleuchteten Köpfen bereits lebhaft empfunden. Ja das am 1. October 1859 bereits in sein viertes Lebensjahr getretene lyoner Blatt „La France littéraire, artistique, scientifique“ hat sich recht eigentlich die Aufgabe gestellt, für den Gedanken, daß Paris nicht Frankreich sei, Propaganda zu machen und für die Unabhängigkeit der Departementalpresse zu kämpfen. Dieser Richtung hat sich unter anderm ein neuentstandenes Blatt, das „Journal de Lavaur“, unter wärmster Anerkennung der Tendenz und der geschickten Redaction des lyoner Blattes, angeschlossen. Nichts kann kräftiger und entschiedener sein, als der Protest, welchen der Redacteur des lyoner Blattes, Adrien Peladan, unter der Ueberschrift „La lyre d'airain“ gegen das hochmüthige Paris gerichtet hat. Wir theilen hier als besonders merkwürdig und energisch folgende Stelle mit. Nachdem Peladan in kräftigen Versen gesagt, unter welchen Bedingungen die Provinz sich die Herrschaft der Stadt Paris gefallen lassen wolle, fährt er fort:

Mais si rapportant tout à sa propre substance,
Pour nos départements Paris n'a que jactance:
Si le brave, affectant l'allure des croisés,
N'est qu'un félon par qui les sceptres sont brisés;
Si la vertu n'y tient qu'en abaissant sa taille;
Si dans son air pesant l'héroïsme défaille;
Si le parler sans fard de nos mâles aïeux
Y tombe sous les traits de froids facétieux;
Si, prêt à dévorer ressource sur ressource,
Il n'a de vrais élans qu'aux tripots de la Bourse;
Si l'argent, son Hermès, son Zeus, son Irmensul,
Le rive aux durs anneaux d'un sordide calcul;
Si nous entretenant d'ordre, d'hiérarchie,
Il présente une arène ouverte à l'anarchie;
Si le premier goujat, âpre à l'ambition,
Peut s'y dire choisi pour une mission:
Si chaque jour y crée, y renverse un système:
Si chacun s'y produit docteur d'après lui-même;
Si le moindre pékin, tranchant du Richelieu,
S'y proclame son roi, son pontife, son Dieu;
La province doit-elle atteler son génie
Au char éclaboussant de cette tyrannie?

Hé bien! j'ai buriné le fidèle tableau
De ce roi qui n'a plus du roi que le bandeau,
Et je veux arracher, dans ces pages sincères,
Les pompeux vêtements qui cachent ses ulcères.
Non, nous ne voulons plus que d'habiles menteurs
Nous grugent, se donnant pour d'honnêtes tuteurs;
Non, nous ne voulons plus que des livres cyniques
Saturent nos enfants de venins sataniques;
Non, nous ne voulons plus que cent fades journaux
Nous trompent, bien payés, du haut de leurs tréteaux;
Non, nous ne voulons plus qu'une avide ignorance
Renferme dans Paris l'histoire de la France;
Non, nous ne voulons plus qu'une presse sans foi
Remorque notre presse ou lui dicte la loi.

Peladan gehört wie Bernard Thalès u. s. w. der von L. Rogier in seiner Schrift „Les poètes contemporains“ als eine „école allemande“ bezeichneten Union des poètes an, welche sich in den Provinzen aufgethan hat (vgl. Nr. 10 d. Bl. f. 1859). Eine Sonderstellung, etwa wie Klaus Groth zum Hochdeutschen, nehmen dem Französischen überhaupt und nicht blos Paris gegenüber die neuprovenzalischen Dichter ein, unter denen Frédéric Mistral der bedeutendste ist. Dieser sagt gelegentlich von der französischen Sprache: „Geboren unter einem regnerischen Himmel, geschniegelt von der Hofetikette, vor allem für den Gebrauch der höhern Klassen zugeschnitten, ist und wird diese Sprache immer auf natürliche Weise antipathisch sein dem freien Benehmen, dem hitzigen Charakter, den derben Sitten und den lebhaften und bilderreichen Worten der Provenzalen. Da sie künstlicher und conventioneller ist als jede andere, so eignet sie sich auch mehr als jede andere für die Wissenschaften, die Philosophie (?), die Politik und für die neuen Bedürfnisse einer überfeinerten Civilisation. Aber sie hat nicht ungestraft diese hohe Eigenschaft erworben. Griechenland, Italien, Spanien, Portugal, England, Deutschland haben ihre Epen, Frankreich hat keins und wird vielleicht nie eins haben .... Es gibt eine Menge Dinge, und zwar sind es gerade die menschlichsten, im Leben alltäglichsten, welche die französische Poesie nur mit Hülfe von unendlichen Umschreibungen wiedergeben kann. Eine große Anzahl von Ausdrücken, Wendungen und Begriffen, so poetisch im Provenzalischen, werden, ins Französische übersetzt, platt.“ Mistral hofft eine Wiedergeburt der provenzalischen Literatur, eine junge, eigenthümliche, volksthümliche Literatur, welche die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts bezeichnen werde.

Mag sich Mistral mit dieser Hoffnung auch täuschen, so sind solche in Frankreich selbst laut werdende Stimmen doch jedenfalls sehr beachtenswerth; auch hat das Provenzalische, das ja schon einmal Schriftsprache war, wol mehr Aussichten auf Selbständigkeit als das Plattdeutsche. Bei uns ist das Verhältniß überdies ein ganz anderes; denn während die Franzosen an einer zu übermäßigen, auf das Austilgen aller Besonderheiten mit äußerster Gewalt losarbeitenden Centralisation leiden, leiden dagegen wir Deutsche an einer ebenso großen Decentralisation- und Zerstückelung, die dem eigensinnigen Individualismus, welcher sich auf Kosten des Ganzen und der Einheit geltend zu machen sucht, nur zu vielen Vorschub leistet. Hat man doch sogar in jüngster Zeit, und zwar namentlich von Kurhessen aus, die sorgsame Pflege der deutschen Provinzialdialekte vermittelst der Volksschulen angerathen, ohne Zweifel, um den deutschen Gaupatriotismus, die Kleinstaaterei und die damit zusammenhängenden Privatinteressen möglichst in Schwung zu erhalten! Wir Deutschen übrigens haben jenen Unabhängigkeitsbestrebungen in den welschen Provinzen Frankreichs um so mehr Erfolg zu wünschen, da dieser indirect auch dem Deutschthum im Elsaß, das noch immer von Zeit zu Zeit auch Lebenszeichen in Lied und Sang von sich gibt, zur Hülfe kommen würde. Merkwürdig und als eine Art Ehrenerklärung für die Mission der Poesie erscheint es immerhin, daß auch in Frankreich das Streben des Provinzialgeistes nach selbständiger Entwickelung zunächst in poetischen Erzeugnissen sich Luft macht und daß die gegen Paris geschleuderten Kriegs- und Unabhängigkeitserklärungen, nicht in der Form von Abhandlungen und Beweisführungen geschrieben, sondern in Verse gekleidet werden.

H. M.

Gegen die Verdächtigungen Lessing's durch Wolfgang Menzel und Genossen.

Auf wirklich auffallende Weise nimmt in pseudo-conservativen Kreisen die Gewohnheit überhand, Männer wie Gotthold Ephraim Lessing als Feinde des Christenthums darzustellen. Diese Gewohnheit hängt theils mit halber Kenntniß oder völliger Unkenntniß des Lebens und der Schriften solcher Männer, theils mit einer engherzigen Ansicht vom Christenthum selbst, theils mit schriftstellerischer Speculation zusammen, welche sich die Gegensätze und verschiedenen Richtungen des Zeitgeistes zu Nutze macht. Auch kann man denjenigen eine Schuld daran nicht absprechen, die es sich aus ähnlichen Gründen und Ursachen angelegen sein lassen, Lessing zu sich herabzuziehen, ihn zu einem der Helden und Vertreter der bloßen Verneinung und oberflächlicher Aufklärung zu erniedrigen.

Ich habe kürzlich zweimal auf die gänzliche Grundlosigkeit und Unwahrheit reactionärer Angriffe der angedeuteten Art auf Lessing (wie auf Goethe) hingewiesen in meiner Schrift: „Dr. Wolfgang Menzel's in seiner «Deutschen Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit» gegen die Größen unserer classischen Literatur erhobene Anklagen beleuchtet von A. Boden“ (Frankfurt a. M. 1860) und in einer an dieselbe anknüpfenden ausführlichern Anzeige des sonderbaren und verfehlten Buchs: „Johann Melchior Goeze, eine Rettung, von G. R. Röpe“ (Hamburg 1860), in Nr. 24 der „Heidelberger Jahrbücher der Literatur“, wo zugleich die Charakteristik Menzel's oder die Schilderung seiner schriftstellerischen Häutungen und Wandelungen vervollständigt ist.

Obgleich Menzel wöchentlich zweimal ein „Literaturblatt“ herausgibt und größtentheils selbst schreibt, so hat er dennoch, nach Art derer, die, wie sie es auch treiben mögen, ihres Publikums gewiß sein dürfen, nicht darauf geantwortet und nur die ihm am erstgenannten Orte vorgeworfene Fälschung einer Stelle in dem Briefe Lessing's an Moses Mendelssohn vom 9. Januar 1771 in einer Anzeige des Röpe'schen Buchs in Nr. 20 seines „Literaturblatt“ als Auslegung aufrecht erhalten.

Daß sie auch als solche eine sinnlose Verleumdung des großen Mannes sei, glaube ich an den angezeigten zwei Orten, auf die ich verweise, gezeigt zu haben; da sie aber, wie das Buch von Röpe beweist, allgemeinern Eingang zu finden droht, so möchte es für die Verehrer Lessing's wie des Christenthums von Wichtigkeit sein, auch die Veranlassung und den Zusammenhang der fraglichen Worte Lessing's in jenem Briefe an Mendelssohn wieder in Erinnerung zu bringen. Daß solche Menzel nicht bekannt waren, daran haben wir nicht den geringsten Zweifel, ob er aber, wenn sie ihm bekannt gewesen wären, anders geurtheilt haben würde, daran zweifeln wir vollkommen.

Zuerst will ich die Worte selbst ohne die Menzel'schen Abänderungen sowol als Abkürzungen und Einschaltungen anführen. Moses Mendelssohn hatte an Lessing geschrieben: „Haben Sie in der Jenaischen Zeitung gelesen was Hr. Lavater in seinem Reisebuche von mir aufgezeichnet ... hat? Ich habe ihm darüber geschrieben und erwarte seine Antwort; denn schweigen dürfte ich dazu vielleicht nicht; und was ich sagen werde, wird sowol ihm als mir Verdruß machen.“

Hierauf antwortete Lessing gegen das Ende des genannten Briefs: „Aber was ist das für ein neuer Angriff, der in der Jenaischen Zeitung von Lavatern auf Sie geschehen? Ich lese diese Zeitung nicht und habe sie auch in ganz Braunschweig nicht auftreiben können. Haben Sie doch ja die Güte, mir das Blatt mit der ersten Post zu senden. Noch mehr aber bitte ich Sie, wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur ersinnlichen Nachdrucke zu thun. Sie allein dürfen und können in dieser Sache so sprechen und schreiben, und sind daher unendlich glücklicher als andere ehrliche Leute, die den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn nicht anders als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können.“

Der alte oder erste „Angriff“ Lavater's auf Moses Mendelssohn, auf welchen Lessing zugleich anspielt, hatte bekanntlich darin bestanden, daß jener diesem seine Uebersetzung von Bonnet's „Untersuchung der Beweise für das Christenthum“ zueignete und ihn, wie Mendelssohn es ausdrückt, „in der Zuschrift vor den Augen des Publikums auf die allerfeierlichste Weise beschwor: diese Schrift zu widerlegen, wafern ich die wesentlichen Beweise, womit die Thatsachen des Christenthums (darin) unterstützt sind, nicht richtig finde; wofern ich aber dieselben richtig finde, je-

thun was Klugheit, Wahrheitsliebe und Redlichkeit mich thun heißen — was ein Sokrates gethan hätte, wenn er diese Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden hätte», d. i., die Religion meiner Väter zu verlassen und mich zu derjenigen zu bekennen, die Hr. Bonnet vertheidigt."

Die Mäßigung, womit Mendelssohn auf die Aufforderung Lavater's geantwortet, die edle Weise, wie dieser seine Uebereilung wieder gut gemacht hatte, gereichten beiden zur Ehre.

„Ich will es Ihnen nicht verhehlen", hatte Lavater in seiner öffentlichen Erwiderung auf das „Schreiben an den Herrn Diakonus Lavater in Zürich von Moses Mendelssohn" eingestanden, „dieser Schritt, der Sie so sehr befremdet, ist beinahe allen meinen Freunden, und insonderheit den auswärtigen, vornehmlich aber dem Hrn. Bonnet, übereilt vorgekommen; dieser letztere misbilligte ihn sehr" u. s. w.

Das bestätigte Bonnet in Briefen an Moses Mendelssohn, welche diesem große Befriedigung gewährten, obgleich er später auch über Bonnet gerechte Klage zu führen hatte, worüber das Nähere in seinem Briefe an Lavater vom 4. December 1770 und noch in dem Briefe Lessing's an ihn nachzulesen ist.

Damit schien die ganze Angelegenheit auf eine nach allen Seiten zufriedenstellende Weise beigelegt zu sein, wenn nun nicht der erwähnte „neue Angriff" erfolgt wäre.

„... Aber beikommendes Zeitungsblatt", äußerte sich Mendelssohn darüber in dem soeben erwähnten Briefe an Lavater vom 4. December 1770, „habe ich wirklich nicht ohne herzlichen Verdruß lesen können. Ist dieser Aufsatz echt? und ist er mit Ihrer Bewilligung öffentlich bekannt gemacht worden? Ich erkenne mich weder in dem ungeheuern Lobe, noch in den Meinungen, die mir zugeschrieben werden.... Ich erkenne sie schlechterdings nicht für die meinigen, denn sie widersprechen theils meinen Religionsbegriffen und theils meinen philosophischen Grundsätzen" u. s. w.

Das Zeitungsblatt war Nr. 72 der „Jenaischen Gelehrten Zeitung" jenes Jahres, wo unter den „Gelehrten Berichten" mitgetheilt wird: „Folgendes ist ein Auszug des Reisejournals, das sich ehedem Hr. Lavater entwarf, und betrifft seine erste Bekanntschaft mit Hrn. Moses Mendelssohn in Berlin."

Die „Meinungen", welche diesem darin „zugeschrieben werden", sind der Art, daß sie einen verständigen Christen auch heute so wenig ansprechen können als einen verständigen Juden, und daß Lessing, da er seine Leute und seine Zeit kannte, auch ohne das Zeitungsblatt noch gelesen zu haben, sich in einem Privatbriefe wol erlauben durfte, sie auf jenes „abscheulichste Gebäude von Unsinn" zurückzuführen, welches die Fragmentisten einer Zeit erzeugen half und welches er acht Jahre später in einem seiner dürrsten Vertreter, dem Hauptpastor Götze, zu bekämpfen hatte.

Auf „das ungeheuere Lob", in welchem sich Moses Mendelssohn so wenig als in den ihm zugeschriebenen Meinungen erkannte, folgen die letztern: „At quamquam sit a nefandis Judaeorum contra Jesum nostrum praejudiciis blasphemiisque alienus; quamvis optimum illum appellet hominem et ingenuum vitiorum et quarundam humiliorum de nomine ejusque cultu (?) opinionum fortissimum expulsorem; quamvis tum temporis Judaeorum, Sadducaeorum Pharisaeorumque in ipsum contumelias et ipsam tractandi modum et damnet et abhorreat; quamquam contra continuas fratrum suorum in Jesum contumelias clamat; quamvis et Messiam quendam, nihil vero minus quam terrestrem, sed spiritualem prorsus, id est perfectissimum, ab omnibus praejudiciis vitiisque liberum purum iisque inaccessum hominem, summa ac divina auctoritate ita exstructum, ut ne eum nullus unquam prophetarum, universi terrarum regem orbis, omniumque gentium supremum et legislatorem et judicem exspectet, omnemque sub ipso gloriae terrestris rem libentissime a se declinet: praejudiciorum tamen contra nostram divinam religionem quasi inexpugnabili custodia praesidioque ita circumcinctus est, ut praeter Deum nemo ad veri Messiae castra eum traducturus unquam esse videatur."

Lavater antwortete Moses Mendelssohn unterm 15. December 1770: „Der lateinische Aufsatz sei nicht nur ohne seine Einwilligung und ohne alles sein Wissen, sondern zu seinem größten Verdrusse, Gott wisse, durch welche ihm unbegreiflichen Canäle, in die «Jenaische Gelehrte Zeitung» gekommen.... Derselbe sei nicht von ihm, sondern von seinem seligen Freunde, der mit ihm reiste", und er billigt ihn wenigstens nicht durchaus. Auch schickte er Mendelssohn einen „Aufsatz" für die „Jenaische Gelehrte Zeitung" zu, durch welchen dieser sich „vollkommen beruhigt und zufriedengestellt" erklärte.

Obiges wird nun wol vollkommen zur Würdigung des Gebrauchs genügen, den Hr. Menzel von Lessing's angeführten Worten gemacht. In seiner „Deutschen Dichtung" hatte er behauptet: „In einem Briefe vom 9. Januar 1771 an Moses Mendelssohn nannte Lessing das Christenthum «das abscheulichste Gebäude des Unsinns, dessen Umsturz der Christ nur unter dem Vorwande, es zu unterbauen, fördern könne», und pries den Juden glücklich, der diese Rücksicht nicht zu nehmen brauche."

In Nr. 20 seines „Literaturblatt" sagt er: „Da auch wir, lange vor Hrn. Röpe, den armen Götze gegen Lessing vertheidigt haben, und uns entgegengehalten worden ist, wir hätten Lessing unrecht gethan, sofern er nicht das Christenthum an sich, sondern nur die pfäffische Orthodoxie des Hauptpastors Götze angegriffen habe, weisen wir diese Entgegnung als eine abgedroschene Ausflucht zurück.... Was Lessing eigentlich vom Christenthum dachte, hat er selbst in einem freilich nicht für den Druck bestimmten Brief an seinen Leibjuden Mendelssohn vom 9. Januar 1771 gesagt: «Sie (als Jude) sind glücklicher, als andere ehrliche Leute, die den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn (das Christenthum) nicht anders als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können.»"

August Boden.

Zur Geschichte des Siebenjährigen-Kriegs.

Vorgänge in und um Torgau während des Siebenjährigen Kriegs, namentlich die Schlacht von Süptitz am 3. November 1760. Bei Gelegenheit der einhundertjährigen Erinnerungstage eines für Preußen ruhmreich gewordenen Kriegs, geschrieben von J. Chr. A. Bürger. Torgau, Wienbrack. 1860. Gr. 8. 15 Ngr.

In den Archiven einzelner Städte liegen noch viele ungehobene Schätze, deren Veröffentlichung und Bearbeitung nicht unwichtige Beiträge zur Zeit- und Specialgeschichte liefern könnte. Der Verfasser des vorliegenden, aus Acten des Magistrats zu Torgau und einem sehr genauen Tagebuch des frühern Superintendenten Grulich, nächst andern Quellen geschöpften Werks hat sich bereits durch ähnliche Arbeiten bekannt gemacht; wir nehmen diese neue dankbar an. Leider hat sie nur die Verlagshandlung durch ein wahrhaft abscheuliches Papier, wie wir es zum Druck gar nicht mehr verwendbar glaubten, dem Leser wenig empfohlen.

Die Einleitung mußte mit den Ursachen und dem Ausbruche des Kriegs beginnen, wie auch im Texte später der allgemeine Verlauf desselben, um den Zusammenhang der Begebenheiten nicht zu verlieren, kurz fortgeführt werden mußte. Eingetheilt ist das Werk in sieben Abschnitte, von denen die ersten fünf den ersten Kriegsjahren entsprechen, der sechste die Schlacht von Süptitz (wie sie hier genannt wird) und der siebente die letzten Kriegsjahre enthält. Die Vorgänge in und um Torgau haben natürlich für die Bewohner der Stadt und Gegend das speciellste Interesse, aber es finden sich dabei doch Mittheilungen, welche ganz Sachsen betreffen und überhaupt die Zeitverhältnisse charakterisiren, daher auch für einen allgemeinern Leserkreis von Bedeutung sind. Beim Einmarsch der Preußen war in Sachsen der Glaube verbreitet,

der Kriegstrubel werde in den Durchzügen seine Erledigung finden und man, fern vom Kriegsschauplatze, von weitern Kriegsunruhen nicht viel erfahren. Indessen wurde man bald eines andern belehrt. Der König selbst rückte mit dem Regiment Garde in Torgau ein, von welchem ein Theil hier blieb. In dem Hause, wo der König damals gewohnt, ist später auch Napoleon abgestiegen. Diesem ersten Durchmarsche folgten täglich neue mit ihren Lasten, die zwar nach Kräften von dem Kreiscommissariat erleichtert wurden, aber doch die Bewohner bald zur Verzweiflung trieben, sodaß viele Haus und Hof verlassen wollten. Torgau wurde der Sitz des preußischen General-Feldkriegsdirectoriums, welches zur Erhebung aller sächsischen Landes- und Kammereinkünfte vom Könige unter dem Minister von Borcke eingesetzt war und sich durch ein Mandat dazu ankündigte. Nach der Einverleibung der gefangenen sächsischen Armee in das preußische Heer legte der König dem Lande noch die Aushebung von 12000 Rekruten auf und wies die Vorstellungen der Stände, die ihm durch eine Deputation überbracht wurden, sehr ungnädig ab. Diese Rekrutirung wurde im folgenden Jahre, als die Sachsen, welche gezwungen preußischen Kriegsdienst genommen hatten, massenhaft, ja in ganzen Bataillonen durchgingen, noch um 5000 Mann verstärkt. Im übrigen aber mußte man im Lande die gute und strenge Mannszucht der Preußen anerkennen, und nachdem auch die Magazinalverpflegung geordnet war, wurden die Lasten wieder leichter, bis auf die wachsende Theurung und den stockenden Verkehr. Der König besuchte Torgau 1757 mehrmals; der Verfasser erwähnt dabei eines Schmähgedichts, welches in Dresden gegen ihn in Umlauf gesetzt war und das er sich bei seiner Ankunft daselbst vorlegen ließ. Eine Stelle amusirte ihn, er nannte sie witzig:

Nur bist du gar kein Mann für deine Königin
Und auch kein Mann nach Gottes Herz- und Sinn.

An eine Nachspürung oder Verfolgung des Verfassers war nicht zu denken, dagegen ließ der König eine Broschüre, die unter elenden Schmeicheleien sein Recht auf das Königreich Böhmen beweisen wollte, durch den Henker öffentlich verbrennen. Der Stadt Torgau machten in diesem Jahre die Verheerungen ihrer Forsten, aus denen viel Palissaden für Festungswerke geliefert werden mußten, und die Lazarethe, die hier angelegt wurden, schwere Sorge: der Geistlichkeit das Tedeum für den Sieg von Roßbach, wegen der Landestrauer für die verstorbene Königin und Kurfürstin von Sachsen, zwischen welchen Festen dann hinsichtlich der Orgel und des (damals noch üblichen) Meßgewandes eine Art Compromiß gefunden werden mußte. Im Jahre 1758 wurde dem Lande eine neue Contribution von fünf Millionen auferlegt, deren Beschaffung bei der zunehmenden Verarmung viel Noth verursachte. Der Rath zu Torgau mußte dem Könige von Preußen überdem die Huldigung leisten. Jetzt näherte sich auch der Krieg selbst. Haddick wollte Torgau überrumpeln, wurde aber von der kleinen, muthig entgegenrückenden Besatzung, die sich in den halbvollendeten Werken nicht behaupten konnte, getäuscht und durch bald ankommende Verstärkungen vom Wedell'schen Corps vertrieben. So kam der Winter heran und eine neue Kriegssteuer sollte gezahlt werden; es hatten aber bereits 51 Bürger ihre Häuser verlassen und dem Rath übergeben, weil sie nicht mehr bestehen konnten! Aehnlich sah es im ganzen Kreise aus. Dazu kam eine neue Rekrutirung von 12000 Mann, wozu Torgau 12 zu stellen hatte. Ein strenges Patent des Feldkriegs-Directoriums bedrohte alle, welche Desertenren oder zu Rekruten tüchtigen Menschen zu „ihrer Retirade mit Rath und That beistehen würden" mit Leibes- und Lebensstrafe. Jetzt überzog aber die Reichsarmee Sachsen und nachdem sich Leipzig ergeben hatte, waren nur noch Torgau, Wittenberg und Dresden in preußischen Händen. Die Besatzung von Torgau wurde verstärkt und seltsam, die Einwohner waren damit höchst zufrieden, da sie den Besuch der Reichstruppen — die man doch als Freunde ansehen mußte! — mehr als alles andere fürchteten. Also schon 1759 dieselbe Klage, die in unserm Jahrhundert von neuem erschallte! Wir entsinnen uns, daß in Sachsen 1813 Preußen, Russen (mit allem asiatischen Anhang) und Franzosen nicht so gefürchtet waren, als die deutschen Verbündeten — und was weiß erst Feindesland, wie Schlesien und Tirol, zu erzählen!

So weit reichen die lokalen Quellen des Verfassers, der sich von da an weniger mit den rein städtischen Vorgängen, als mit den allgemeinen Kriegsbegebenheiten, soweit Torgau und Umgegend davon betroffen ward, beschäftigt und dadurch vielleicht an speciellem Interesse verliert, dagegen an allgemeinem um so mehr gewinnt. Am 10. August rückte General von Kleefeld mit seinem Corps vor die Stadt, deren Commandant Wolffersdorff trotz der feindlichen Uebermacht, nachdem er die Vorstädte niedergebrannt hatte, zwei Stürme abschlug und dem dritten durch einen kühnen Ausfall zuvorkam. Aber neue Verstärkungen der Reichstruppen, deren Befehl der Prinz von Stolberg übernommen hatte, trafen ein, der Besatzung mangelte es an Munition; bei einem erneuten Ausfall, der einen vierten, allgemeinen Sturm vereitelte, hatte schon das Bajonnet das Meiste thun müssen. So ging Wolffersdorff endlich die ihm wiederholt gebotene ehrenvolle Capitulation auf freien Abzug mit Waffen und Gepäck ein. Beim Ausmarsch defilirten die Preußen vor dem Prinzen und seinem Gefolge, weiterhin waren zwei kaiserliche leichte Bataillone in Parade unter General Luczinski aufgestellt. Als das vorletzte preußische Bataillon, Grolman, meist aus Sachsen und Ueberläufern bestehend, herankam, rief ein Adjutant des Prinzen den Mannschaften zu: „Wer unter euch ein braver Sachse, ein Reichskind oder ein Kaiserlicher ist, der trete aus! Seine Durchlaucht geben allen Solchen Schutz!" Bei diesem Zuruf trennten sich sofort die Glieder, das ganze Bataillon machte Miene auseinander zu laufen. Aber Wolffersdorff, wüthend, sprengte schnell entschlossen an das Bataillon, donnerte ihm zu: „In den Zügen geblieben! Jeder Austretende wird niedergeschossen!" und jagte auch gleich dem Nächsten mit einem schnell aus der Halfter gerissenen Pistol eine Kugel durch den Kopf; seinen Adjutanten und Ordonnanzen gab er Befehl, ein Gleiches zu thun. Der Prinz fuhr heftig gegen ihn auf, er aber schickte seinen Adjutanten Bonin dem bereits vorübergezogenen Regiment Hessen-Kassel nach mit dem Befehl, kehrt zu machen und sich in Gefechtsbereitschaft zu setzen, jagte selbst zu dem Bataillon Hoffmann, das auf das Grolmann'sche folgte und commandirte: „Halt! Front! Fertig!" Dann ritt Wolffersdorff, ein Mann von riesiger Gestalt, mit glühendem Gesicht und gezogenem Degen zum Prinzen zurück, der durch die Massacre unter seinen Augen, wobei acht Mann getödtet wurden, ganz außer Fassung gekommen war, und sagte mit starker Stimme: „Durchlaucht haben die Capitulation gebrochen, ich bin also auch nicht mehr daran gebunden. Ich werde Sie mit Ihrem ganzen Gefolge gefangen nehmen, in die Stadt zurückgehen und mich aufs neue vertheidigen. Reiten Sie in die Schanze dort oder ich lasse Feuer geben." Der herbeieilende General Luczinski endigte die Scene, indem er dem Prinzen unrecht gab, und dieser mußte sich der Demüthigung unterwerfen, die Ueberläufer selbst aufzufordern, wieder in Reih und Glied zu treten, worauf der Marsch fortgesetzt wurde. Der König ehrte den tapfern Vertheidiger von Torgau, der später bis zum Generallieutenant aufstieg. Im vergangenen Jahre ist demselben zum hundertjährigen Gedächtniß auf Befehl des Prinz-Regenten ein Denkmal in Torgau gesetzt und eine Lünette nach ihm benannt worden. Die Stadt blieb aber damals nur kurze Zeit in den Händen der Reichsarmee; General Wunsch, dem sich Wolffersdorff angeschlossen hatte, nahm sie schon am 31. August wieder ein, und vereitelte einen Versuch auf dieselbe, der bald nachher gemacht wurde.

Das Jahr 1760 wurde endlich das schwerste und verhängnißvollste für Torgau und der Verfasser schildert die Drangsale, welche die Stadt erlitten, nach den leider nicht mehr vollständigen Quellen, die Kriegsbegebenheiten aber nach ältern oder allgemeinen Werken — ihre widersprechenden Angaben kritisch zu vermitteln überläßt er wie billig Männern von Fach. Wir bemerken hier, daß binnen kurzem das Kriegsjahr von 1760 in einer neuen, aus archivalischen Quellen hervorgegangenen Bearbeitung von der historischen Abtheilung des preußischen Generalstabes

erscheinen wird, auf welche wir unsere militärischen Leser im voraus verweisen. Interessant war es uns zu lesen, daß der Verfasser unserer Schrift von seinem Vater, der zur Zeit der torgauer Schlacht 17 Jahre alt gewesen, oft gehört hat, daß Daun am Nachmittage bereits in der Stadt unter Trompetenschall seinen Sieg in allen Straßen verkünden und alle Glocken läuten lassen — wer denkt hier nicht an Napoleon und Leipzig?

Der letzte Abschnitt berührt kurz, was während der folgenden Jahre bis zum Friedensschluß Torgau noch widerfahren ist, Schlimmes genug an Contribution, Einquartierung, Elend und Seuchen, wenn auch die Gegend von weitern Kriegsaffairen verschont blieb. In einem Anhang stellt der Verfasser, soweit es noch möglich, die Größe der Opfer zusammen, welche dieser Krieg von den Bewohnern der Stadt und der Kämmereikasse gefordert hat, sowie die Schuldenlast, die er beiden aufgebürdet hat, auch die Art und Weise, wie letztere verzinst und getilgt worden ist. Er schließt mit den Worten: „O schöner Traum eines ewigen Friedens, wirst du jemals für diese Erde in Erfüllung gehen?" Wir fürchten mit dem würdigen Diener des Herrn diese Frage verneinen zu müssen, sind aber auch zweifelhaft, ob ein ewiger Friede der Menschheit, wie sie nun einmal ist, zum wahren Segen gereichen würde. **Karl Gustav von Berneck.**

Ein chemisch-politischer Roman.

Der Wunderstein. Ein naturhistorisch-politischer Roman. Hamburg, Seitz. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein seltsames, wunderliches Buch, das uns hier vorliegt, aber geeignet, auf alle Weise auch die trübste Laune zu erheitern. Ausgehend von dem Vordersatze: „daß der Mensch ist, was er ißt", und daß Shakspeare nur das Resultat von Lendenbraten, Hirschkeule, Claret und Ale; Goethe das Product von Rehziemer und edelm Rheinwein nebst Hühnchen am Spieß; Armida's Zaubergärten aber das Resultat von Feigenschnepfen, Orangen und feurigem Malvasier seien, weist der unbekannte Verfasser nach, daß von deutscher Nationalität erst dann die Rede sein könne, wenn alle Deutsche dasselbe Gericht verzehren und daß die deutsche Einheit nothwendig „zusammengegessen" werden müsse. Aus jener Prämisse und diesem Folgesatz ist ein chemisch-politischer Roman entstanden, der im ganzen zwar eigentlich nur für Apotheker genießbar ist, der aber doch einzelne mächtige Witzfunken ausstreut und in den wunderlichsten Einfällen unser Wissen verspottend, eine gewisse Consequenz bewahrt. Denn, fragt der Verfasser, wird der Beduine bei Sauerkraut und Schweinknöchel ein Beduine bleiben, oder kann ein bairischer Brauerknecht bei Kameelmilch und Knoblauch gedeihen? Nein! Kann also ein Deutscher, der Polenta, Feigen, Sardellen, Salami, Stracchino und Thunfisch genießt, bei Val de Peñas, Cyprier und Lacrimae Christi ein echter Germane bleiben? Abermals nein! Nun, so kommt alles darauf an, eine echte deutsche Kost zu erfinden und dies ist das Lebensziel das Gastrosophen und Helden Schröter. Wenn eine Nation ihren Bedarf an Kohlenhydraten und Proteïnstoffen nebst Salzen in der Art befriedigt, daß sie einen Ueberschuß von sieben Procent an stickstoffhaltiger Substanz für sich in Form von Speck-, Leber-, Mark- und Fleischknödeln in Anspruch nimmt, so ist klar, daß sie einen Charakter haben muß, also national, mithin einig sein muß. Wir sind alle Zeugen, daß die deutsche Nation sich stets nach Belieben einig singt: aber wir können noch viel weiter kommen, wir können uns einig essen, wie schon Rumohr andeutet. In diesem Geiste wird nun mit unendlichem Aufwande von chemischem, medicinischem und anthropologischem Wissen gegen und für den Materialismus der Vogt und Moleschott, gegen und für den Fortschritt der Welt als Resultat ewigen Stoffwechsels, für und gegen die Freiheit des Individuums, die Aristokratie, den Staat an sich und in seinen verschiedenen Gestaltungen gestritten, ohne uns darüber klar zu machen, ob der Verfasser ein Anhänger des Geistes oder der Materie, oder ob er ein bloßer Spötter über alles ist, der als echter Nihilist selbst die Idee der Wissenschaft verhöhnt und leugnet. Nicht besser als dieser ergeht es auch der Projectmacherei im Staate: die Rebellion ist ausgebrochen; der Verfasser kennt alle Schwächen der Regierer wie der Regierten, der Demokraten wie der Aristokraten und setzt sie lustig ins Spiel. Er kennt auch, das sieht man, die Presse und die Propagandisten und läßt sie ihr: „A—u—f, geknecht—techtestes Deutschland" prachtvoll recitiren, den Blasebalg der Presse agiren und den Volksmichel in der Gestalt eines Schmieds kostbare Phrasen schmieden; seine wahre Meinung scheint aber doch zu sein, daß nicht **wir** die Zeit machen, sondern die Zeit **uns**. So ist ihm auch die Wissenschaft nichts; sie existirt nur, solange man nichts weiß; hinterher ist sie bloßer Bauernverstand — ein Satz, der eine tiefe Wahrheit für sich hat. Alle Wissenschaft steckt nach ihm in der „Wortfettmast"; die Chemie sagt „Stearin-margarin-palmitin-oleinsaures Glyceriloxyd" für — Seife, und glaubt damit eine Handhabe für den Geist entdeckt zu haben! Und wie sie, meint der Staatsmann mit dem Wort: öffentliche Meinung, Volksbeschluß, etwas zu sagen, und es ist doch nichts. Nun bricht der Kampf los, glorreiche Erhebung des Volks, Zeughaussturm, Kampf aller gegen alle, vom Redacteur Heidenlärm genährt und vom Schmied angeführt, nach welchem alle zur Besinnung kommen und selbst Heidenlärm einen Orden bekommt, worauf alles beim Alten bleibt. Inzwischen hat der Gastrosoph sein deutsches Nationalgericht, Schnecken mit Flußmuscheln in einer Fichtensamensauce erfunden, stirbt aber an den Rathschlägen eines projectmachenden deutschen Landwirths und an der Stippmilch eines berliner Gastronomen. Von dem Wunderstein, den Held Pharmacol aus einer Wallfahrtskapelle entwendet hat und der nichts anderes ist, als ein großer Blasenstein, wird uns nichts weiter erzählt, obwol er allen diesen Tumult angerichtet hat.

In allem diesen ist, wie wir nicht verkennen, eine scharfe, kaustische Witzquelle lebendig; die Angriffe des Verfassers gegen die Wortwissenschaft, gegen das politische Phrasenthum, gegen die geistliche Intoleranz und das Pietistenthum sind zum Theil von einschneidender Wirkung, und es bleibt nur zu bedauern, daß der gute Geschmack oft dabei zu kurz kommt. Wenn er die Chemie in ihrer Sucht nach neuen Definitionen in folgendem Examen persiflirt: „Was ist nun die organische Chemie? Die Chemie der zusammengesetzten Radicale und Oder." Oder? Die Chemie der Substitutionen! Oder? Der Typen. Oder? Der Metalepsie! Oder? Der Stamm- und abgeleiteten Kerne! Oder? Der Paarlinge! Und sie geht aus? In den Homologen! Gut, sehr gut!" so lachen wir gern mit ihm; vermögen dies aber nicht wenn er den „Gott der Christen" in Cohäsion, Schwere, Elektricität und chemische Affinität zerlegt, und geschähe es auch nur im Scherz! Nach diesem allen ist aus dem wunderlichen Gericht, das der Verfasser uns hier bietet, von seinem „Wissen" eine bedeutende Vorstellung zu fassen, von dem aber, was wir „Humor" nennen, eben nicht. Der Verfasser theilt vielmehr das Schicksal seiner Vorgänger: denn obwol es keinen Humor gibt ohne Wissen, so verdirbt ihm schließlich das Wissen doch den wahren Humor. 4.

Notizen.

Ein musikalischer Commentar zu Goethe's „Faust".

Unter „musikalischem Commentar" verstehen wir hier die Schumann'schen Compositionen zu dem großen Goethe'schen Dichtwerke, über welche soeben **Peter Lohmann**, der strebsame Dramatiker und seit einiger Zeit Mitredacteur der Brendel'schen „Anregungen", eine kleine Schrift „Ueber Robert Schumann's Faustmusik" (Leipzig, Kahnt) herausgegeben hat. Diese Schrift, die auch manche erhellende Lichter auf einzelne dunklere Punkte der Faustdichtung wirft und deren Vortrag auch für den Laien verständlich und genießbar ist, ist kein bloßer Panegyrikus, und der Verfasser selbst gesteht, daß er bei seiner Betrachtung der Schumann'schen Compositionen „zwischen höchster Begeisterung

und einem Bedauern, daß diese Begeisterung nicht ungetrübt sein kann", geschwankt habe. Mit Recht bemerkt er, es sei „nicht nur das Beispiel eines großen Meisters äußerst gefährlich für die Kleinen — es bedürfen auch die Schwächen eines solchen aus dem Grunde doppelt der Hervorhebung, weil erst dann die großen Seiten um so nachdrücklicher ihren Werth offenbaren". Diesen Standpunkt darf auch ein Kritiker niemals aufgeben, wenn er bei den Lesern wirklich Vertrauen erwecken will. Lohmann's Tadel betrifft vorzüglich die Schumann'schen Compositionen zum ersten Theil. Was an diesem überhaupt componirbar war, hat bereits Lindpaintner, möge man immerhin mit dem Verfasser seinen Compositionen „mehr als mittelmäßige Motivirung" vorwerfen, bereits in Musik gesetzt; denn die metaphysischen Zweifel und Grübeleien Faust's und die Sarkasmen des Mephistopheles entziehen sich der musikalischen Behandlung. Wir kennen die Schumann'sche Composition nicht; wie aber aus der Lohmann'schen Schrift hervorzugehen scheint, hat er das, was Lindpaintner bereits componirte, beiseite gelassen; denn Lohmann nennt als die erste Nummer, welche der von ihm im ganzen als „unerquicklich" bezeichneten Ouvertüre folgt, die Scene im Garten, erblickt aber in der betreffenden Composition den vergeblichen Versuch, „Unvereinbares zu verknüpfen, die rein erzählende Weise in Noten zu setzen". Bei dem Spiel mit der Blume dagegen zeige sich Schumann's Größe recht eindringlich auch im Kleinen; über die von Faust mit dem Ausruf: „Er liebt mich!" angestimmte Melodie bemerkt er, sie gehöre zu jenen ausgeführten Melodien, „die bei Schumann um so tiefere Wirkung hervorbringen, je seltener bei ihm das Gefühl kindlich naiv seinen Lauf nimmt, und über deren Genuß auch der Gedanke nicht durchzubringen vermag, daß eben diese Melodie nicht an diese Stelle passe". Die Scene im Dom nennt Lohmann „ein ziemlich trockenes Stück Arbeit, in jeder Beziehung verfehlt". Dagegen geben ihm die Schumann'schen Compositionen die reichste Gelegenheit, seiner fast ungetheilten Bewunderung Worte zu leihen; auch wurde hier der geniale Componist durch den selbst im Symbolischen meist hervortretend lyrischen, fast opernartigen Charakter des zweiten Theils unterstützt. Ueber diesen bemerkt der Verfasser unter anderm: „Allen denen zunächst zum Trotz, die jene Goethe'sche Symbolik des zweiten Theils mit dem einfachen «Spielerei» für abgethan halten, nenne ich das Meiste davon erhaben und alles überragend, was dieser, was irgendein Dichter geschaffen. Es handelt sich darum, den Zusammenhang aufzusuchen, es ist erforderlich gerade hier, wo so manche Auswüchse des Alters sich breit machen neben ebenso viel Erkünsteltem und Gemachtem, dasjenige Bedeutsame herauszusuchen und dann als den Kern zu betrachten, was (als solcher Art in Wahrheit zweiter Theil der Dichtung) das Ringen Faust's zum Göttlichen hinan, durch alle Erscheinungsformen der Geisterwelt, oder doch einer Körperwelt unter symbolischer Gestalt, bis zur Vollendung darstellt. So finden wir denn auch in jenen Theilen, die Schumann zur Composition wählte, näher oder versteckt sehr bald die Bedeutung und Beziehung zum Ganzen." Diese Eigenschaft nun ist es, welche den Schumann'schen Compositionen den Anspruch sichert, ein „musikalischer Commentar" zu den Geheimnissen des zweiten Theils der Goethe'schen Faustdichtung genannt zu werden. Ganz ungestraft läßt sich freilich wol niemand auf solche Wagnisse und Faust'sche Probleme ein, wenn man nicht eben Goethe selbst ist; denn dieser wußte als ein durchaus klarer harmonischer Geist mit den tiefsten metaphysischen Fragen man möchte sagen spielend und guten Humors sich abzufinden.

H. M.

Der Dichter Nikolaus Dietrich Giseke.

In neuerer Zeit ist wiederholt die Behauptung aufgestellt, der Dichter Nikolaus Dietrich Giseke, geboren 1724, gestorben 1765 in Sondershausen, sei nicht in Günz geboren, wie die frühern Literaturhistoriker behauptet, sondern in Csoba in Niederungarn. Diese neuere Angabe wurde zuerst in einem kleinen von G. Giseke in Eisleben herausgegebenen Buche: „Nachrichten von der Familie Giseke", aufgestellt. Einem größern Leserkreise wurde sie in einem kurzen Aufsatze von G. E. Guhrauer in Nr. 308 d. Bl. f. 1846 mitgetheilt, und von da ging die Notiz in viele Zeitschriften (vgl. Hering's „Archiv für das Studium neuerer Sprachen", VI, 465) und in die besten Handbücher der Literaturgeschichte über; so findet sie sich in Gödeke's „Grundriß", (I, 577), in Koberstein's „Grundriß" (vierte Auflage, II, 915). Die ältern Literarhistoriker, wie Wachler, Jördens u. a. hatten dabei die Angabe, der Dichter sei ein Magyare gewesen und habe eigentlich Kószeghi geheißen, eine Angabe, die aber schon von Guhrauer a. a. O. widerlegt ist, ohne daß es ihm gelungen war, den Entstehungsgrund dieser Sage aufzufinden. Daß die Schreibart Giesecke, die Gervinus festhält, falsch sei, hatte ebenfalls Guhrauer nachgewiesen.

Da nun in Ungarn kein Ort Namens Csoba existirt, so fand sich Professor Schröer in Presburg zu einer genauern Untersuchung der Streitfrage veranlaßt; einer Notiz, die er in dem Maiheft der „Zeitschrift für österreichische Gymnasien" (1860, S. 393), veröffentlicht hat, verdanken wir endlich volle Sicherheit. Csoba ist zusammengesetzt aus dem Suffix ba, d. h. „in", und Cso. Das Suffix ba hat die deutsche Sprache ebenso herübergenommen, wie das pluralische Suffix k in haiduk von dem Singular hajdu. Es gibt zwei ungarische Oerter Csó (deutsch Tschabing) in der eisenburger Gespanschaft. Nemes-Cso, d. i. Edel-Tschabing liegt bei Günz, anderthalb Stunden entfernt; in diesem Orte kaufte sich 1701 die deutsche evangelische Gemeinde zu Günz, als ihr 1681 ihre Kirche weggenommen war, eine adeliche Curie, auf der sie Kirche, Schule und Pfarre errichtete. An diese selbständige Gemeinde, die von Günz aus verwaltet wurde, schlossen sich sämmtliche evangelisch-deutsche Gemeinden des eisenburger Comitats, bis sie sich nach dem Toleranzedicte wieder ablösten. Der Vater des Dichters, zu Hamburg geboren, Paul Giseke, war Prediger der evangelisch-deutschen Gemeinden der eisenburger Gespanschaft, von den Günzern gewählt, wohnte aber in Tschabing, wo man ihn kurzweg nannte den Günzer, d. i. ungarisch Köszegi, und wegen der zufälligen Aehnlichkeit dieses Wortes mit dem Namen Giseke entstand daher die Sage, der Dichter oder sein Vater habe ursprünglich Köszeghi geheißen. Da der Dichter schon wenige Tage nach seiner Geburt seinen Vater verlor, ging die Mutter mit den Kindern zu den Angehörigen ihres Mannes nach Hamburg. Mit einer allerdings in Ungarn vorkommenden Familie Köszeghi hat die deutsche Familie Giseke nichts gemein.

42.

Zur deutschen Kriegsverfassung.

Bei dem Interesse, welches die deutsche Kriegsverfassung in neuerer Zeit durch die beantragte Revision beim Bundestage gewonnen hat, machen wir auf eine kleine Schrift aufmerksam, welche unter dem Titel: „Die Kriegsverfassung des deutschen Reichs und des Deutschen Bundes (1668—1860), dargestellt von A. Freiherrn von Loën", soeben in der Aue'schen Buchhandlung zu Dessau erschienen ist. Sie gibt in guter Uebersicht die Grundzüge der alten Wehrverfassung des Deutschen Reichs, wie sie sich nach dem Dreißigjährigen Kriege und schließlich durch die Matrikel von 1681 gestaltet hat, die bis zur Auflösung des Reichs in Kraft geblieben ist, und deckt die Mängel des traurigen Gesammtkriegswesens der wehrkräftigsten Nation Europas auf. Dann gibt sie die Organisation des deutschen Bundesheers nach den letzten Bestimmungen. Auch das neu entstandene „Militär-Wochenblatt für das deutsche Bundesheer" enthält dieselbe in seinen ersten Nummern. Die Arbeit des Hrn. von Loën, auf gründliche Studien für ihren ersten Theil gestützt, wird zur Orientirung in einer wichtigen Zeitfrage vielen sehr willkommen sein.

6.

Bibliographie.

Aberholdt, A., Lore. Eine Novelle in Versen. Weimar, Kühn. 16. 15 Ngr.

Aimard, G., Das Lynch-Gesetz. Deutsch von W. E. Drugulin. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1861. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Der Späher. Aus dem Französischen übersetzt von W. E. Drugulin. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 2 Thlr.

Bonnet, J., Das Leben der Olympia Morata. Eine Episode aus der Zeit des Wiederaufblühens klassischer Studien und der Reformation in Italien. Ins Deutsche übertragen von F. Merschmann. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 1 Thlr.

Daum, H., Die Verfolgungen der Evangelischen in Böhmen. Eine ernste Warnung für alle Evangelischen. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 10 Ngr.

Eberle, C. G., Luther, ein Zeichen, dem widersprochen wird. Zum Kampf der Geister in der evangelischen Kirche. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 12 Ngr.

Eine militärische Denkschrift. Von P. F. C. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 6 Ngr.

Dorer-Egloff, E., Zur Literatur des Volksliedes. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 9 Ngr.

Eckert, E. E., Die Mysterien der Heidenkirche erhalten und fortgebildet im Bunde der alten und der neuen Kinder der Wittwe, oder der alten Manichäer und des heutigen Freimaurer-Ordens Brüder und Schwestern, von der ersten Bildung des Bundes für geheime Erhaltung und einstige Wiederherstellung der alten Heidenkirche, bis mit der Organisation des heutigen Freimaurer-Ordens 1440, nach Einigung mit dem Templer-Orden; treu dargestellt und erklärt in ihrem Wesen, Organismen, Ritualen und Symbolen aus den Bundes-Urkunden. Mit 3 lithographirten Abbildungen. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 2 Thlr.

Ferry, G., Aus dem Soldatenleben in Mexico. Ins Deutsche übertragen von L. T. Fort. Zwei Theile. Halle, Heynemann. 8. 1 Thlr.

Flammberg, G., Rudolf von der Pfalz. Eine Trilogie. I.: Otto Krondorfer. In drei Akten. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 12 Ngr.

Christliche Gedichte einer Geprüften. Basel, Meyri. 8. 6 Ngr.

Geyer, P. J., Studien über tragische Kunst. I.: Die aristotelische Katharsis, erklärt und auf Shakespeare und Sophokles angewandt. Leipzig, T. O. Weigel. 8. 9 Ngr.

Gillet, J. F. A., Crato von Craftheim und seine Freunde. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte. Nach handschriftlichen Quellen. 1ster Theil. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Grabowski, S. Graf, Militärische Humoresken. Potsdam, Döring. Gr. 16. 18 Ngr.

— — Ein leidenschaftliches Herz. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr.

Haupt, J., Beiträge zur Kunde deutscher Sprachdenkmäler in Handschriften. I. Die Legende von der heiligen Maria Magdalena. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 4 Ngr.

Hesekiel, G., Lux et Umbra. Ein großer Liebeshandel im 16. Jahrhundert. Aus den hinterlassenen Schriften des Masters Nicol. Longinus und andern zuverlässigen Mittheilungen herausgegeben. Drei Bände. Berlin, Janke. 1861. 8. 4 Thlr.

Hoefer, E., Deutsche Herzen. Skizzen, Studien und Geschichten. Prag, Kober u. Markgraf. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jacob, B., Hoch und Niedrig. Zwei Erzählungen für das Volk. Zwickau, Buchhandlung des Volksschriften-Vereins. 8. Ngr.

Jahn, A., Die keltischen Alterthümer der Schweiz, zumal des Kantons Bern, in Absicht auf Kunst und ästhetisches Interesse dargestellt. Bern. Gr. 4. 12 Ngr.

Preußisches Jahrbuch. (Herausgegeben von M. Runkel.) 1ster Jahrgang für 1860. Berlin, T. Enslin. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kleutgen, J., Die Philosophie der Vorzeit vertheidigt. (Zugabe zur „Theologie der Vorzeit".) 1ste Abtheilung. Münster, Theissing. Gr. 8. 1 Thlr.

Kempner, Friederike, Berenize. Tragödie in fünf Aufzügen und in Jamben. Breslau, Aland. 8. 1 Thlr.

Leopold Fürst von Anhalt-Dessau, Selbstbiographie, von 1676—1703. Herausgegeben von F. Siebigk. Dessau, Aue. Gr. 8. 6 Ngr.

Lernoff, T., Deutsche Sonette. Ulm, Gebr. Nübling. Gr. 8. 5 Ngr.

Lutterbeck, A., Geschichte der katholisch-theologischen Facultät zu Gießen. Eine allen Theologen Deutschlands gewidmete Denkschrift. Gießen, Ricker. Gr. 8. 20 Ngr.

Michelsen, A. L. J., Die Landgrafschaft Thüringen unter den Königen Adolf, Albrecht und Heinrich VII. Eine urkundliche Mittheilung. Jena, Frommann. Gr. 4. 10 Ngr.

Pluskal, F. S., Leopold Graf von Berchtold, der Menschenfreund. Mit Copien von Originalbriefen des Kaisers Ferdinand II., Erzherzog Leopold Wilhelm und der Kaiserin Maria Theresia. Brünn. 1859. Gr. 8. 12 Ngr.

Quellwasser für das deutsche Volk. Zwickau, Buchhandlung des Volksschriften-Vereins. 8. 6 Ngr.

Ranke, F. H., Gotthilf Heinrich von Schubert. Mittheilungen über die letzten Tage desselben. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Rustige, H., Kaiser Ludwig der Baier. Historisches Schauspiel in fünf Akten. Stuttgart, Schweizerbart. 8. 18 Ngr.

Schmidt, O. G., Nicolaus Hausmann, der Freund Luther's. Nach geschichtlichen Quellen dargestellt. Leipzig, C. F. Fleischer. Gr. 8. 12 Ngr.

Stimmen aus Rom. Von den Benediktinern in St. Paul. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Tutschmann, M. M., Luther in Worms. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 22½ Ngr.

Vilmar, O., Zum Verständnisse Göthes. Vorträge vor einem kleinen Kreiß christlicher Freunde gehalten. Marburg, Elwert. Gr. 16. 1 Thlr.

Wolzogen, A. Freih. v., Ueber Theater und Musik. Historisch-kritische Studien. Breslau, E. Trewendt. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Aus Ungarn. Streiflichter und Parallelen von ***. Leipzig, Weber. Gr. 8. 5 Ngr.

Becker, C., Ist eine wahrhafte, schriftgemäße Union zwischen der lutherischen und reformirten Kirche denkbar wenn letztere ihre schriftwidrigen Lehren nicht aufgibt? Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Deutsche Fragen von einem Deutschen. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 6 Ngr.

Hartwig, O., Ueber die Entstehung und Fortbildung der Sage von der Wiederkunft Kaiser Friedrichs des Staufers. Eine Rede, gehalten in einem Cyclus von Abendvorlesungen zu Marburg am 3. Januar 1860. Cassel, Scheel. Gr. 8. 5 Ngr.

Köhler, K., Rede am Gedächtnißtage Phil. Melanchthons, Sonntag den 22. April 1860, im Gymnasialgottesdienste zu Darmstadt gehalten. Darmstadt, Würtz. 8. 1½ Ngr.

Die Bundesfestung Mainz. Eine Beleuchtung der Schrift: „Mainz das Bollwerk Deutschlands und die französische Invasion. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 4 Ngr.

Stoffels, C., Ueber den katholischen Papst und die protestantischen Päpste. Trier. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Schriften von Heinrich Koenig.

Erstes bis dreizehnter Band. 8. Geh. 17 Thlr.

I. **Regina.** Eine Novelle. Zweite verbesserte Auflage. 1 Thlr.
II.—IV. **König Jerôme's Carneval.** Geschichtlicher Roman. Drei Theile. 5 Thlr.
V. VI. **Hedwig, die Waldenserin.** Eine Novelle. Zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenser". Zwei Theile. 2 Thlr. 15 Ngr.
VII.—IX. **Die Clubisten in Mainz.** Ein Roman. Zweite Auflage. Drei Theile. 3 Thlr.
X. XI. **Georg Forster's Leben in Haus und Welt.** Zweite, sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 3 Thlr. 15 Ngr.
XII. XIII. **William Shakspeare.** Ein Roman. Dritte Auflage. Zwei Theile. 2 Thlr.

Heinrich Koenig, einer unserer ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftsteller, hat die Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften" mit der zweiten verbesserten Auflage der Novelle „Regina" beginnen lassen, einer durch künstlerische Rundung und in ihrer Einfachheit das Gefühl tief ergreifenden Darstellung ausgezeichneten Herzensgeschichte, die unter anderm Varnhagen von Ense (wie im „Vorwort" mitgetheilt) zur wärmsten Anerkennung veranlaßte.

Dieser folgte zunächst ein neuer Roman: „König Jerôme's Carneval", der im Rahmen der schmachvollsten Zeit Deutschlands ein farben- und beziehungsreiches Gemälde des Hof- und Residenzlebens unter König Jerôme in Kassel bietet: geschichtliche Wirklichkeit, jedoch mehr mit poetischer als in gemeiner Wahrheit und ohne jede andere Tendenz aufgefaßt, als die in der Bedeutung des Stoffs liegt.

Hierauf erschien die Novelle „Hedwig, die Waldenserin", als zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenser". Ohne Nebenabsichten geschrieben, bietet sie in verengtem Rahmen nicht weniger einen Spiegel für die Zeitbestrebungen, als ein treues Gemälde früherer Zeitverirrung dar, und die Leser erhalten in spannender, lebhaft bewegter Erzählung einen Gedankengehalt von augenblicklicher Bezüglichkeit, wie von bleibender Anregung.

Der in zweiter Auflage erschienene Roman: „Die Clubisten in Mainz", ist wol Koenig's bedeutendstes Werk und wegen seines poetischen Reichthums und tiefen Gehalts einer der besten deutschen Romane: ein modernes geschichtliches Epos, das die ganze Gärung und Bewegung einer der Gegenwart naheliegenden und verwandten Zeit (1792) in treuer Objectivität wiedergibt.

„Georg Forster's Leben in Haus und Welt", in zweiter Auflage vorliegend, führt uns einen der bedeutendsten und interessantesten Männer des vorigen Jahrhunderts in seinen äußern und innern Lebenswandelungen, in seinen Kämpfen und Leiden, Bestrebungen und Täuschungen vor. Diese Biographie bildet in ihrer durchgreifenden Grundanschauung einen ebenso tragischen als bedeutsamen Lebensroman.

Der soeben in dritter Auflage erschienene Roman: „William Shakspeare", hat anerkanntermaßen mehr als manches gelehrte und wissenschaftliche Werk zur richtigen Auffassung Shakspeare's, seiner Dichtungen und seines ganzes Zeitalters beigetragen. Diese dritte Auflage ist durch einen Brief von Gervinus an den Verfasser bereichert.

Die übrigen Romane Heinrich Koenig's erschienen früher in demselben Verlage. „Veronika. Eine Zeitgeschichte" (2 Theile, 3 Thlr.) bildet ein würdiges Seitenstück zu „Regina". Ebenso die Novelle „Spiel und Liebe" (1 Thlr. 18 Ngr.). Sein erster Roman „Die hohe Braut" (2. Auflage, 3 Theile, 5 Thlr.) hat das Hereinbrechen der Französischen Revolution in die Kreise des savoyer Lebens zum geschichtlichen Hintergrunde. Koenig's Werk „Auch eine Jugend" (1 Thlr. 22 Ngr.) enthält in anziehendster Weise die Schilderung seiner eigenen Jugend und der damaligen Zeit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebensgeschichte Georg Washington's.

Von **Washington Irving.**

Aus dem Englischen. Fünf Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Diese Biographie Georg Washington's von Washington Irving, das letzte Werk des unlängst gestorbenen berühmten amerikanischen Schriftstellers, das auch in Deutschland bereits lebhaftes Interesse erregt hat, ist mit dem fünften Bande vollständig geworden und wird nunmehr gewiß noch zahlreichere Leser finden.

Verlag von Eduard Trewendt in Berlin.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben

Ueber Theater und Musik.

Historisch-kritische Studien

von

Alfred Freiherrn von Wolzogen.

Gr. 8. 21 Bogen. Elegant broschirt. Preis 1 Thlr. 7½ Sgr.

Inhalt: Deutsche Bühnenzustände. — Die pariser Theater. — Das englische Theater der Gegenwart. — Die Rettung des klassischen Repertoirs für das deutsche Theater. — Ueber Theater-Kritik. — Musikalische Leiden der Gegenwart. — Zur Musikfrage. — Die Zukunftsmusik. — Die deutsche Musik in Italien. — Der Verfall der Gesangskunst. — Adelheid Günther. Ein Künstlerbild der Gegenwart. — Nadejda Bagdanoff und das moderne Ballet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Ursprung der Evangelien.

Nach den neuesten Forschungen für das Volk bearbeitet von

Christianus.

(Abdruck aus der zweiten Auflage von des Verfassers «Evangelium des Reichs».)

8. Geh. 10 Ngr.

Der Verfasser glaubt durch diese Zusammenstellung der neuesten Forschungen den Beweis geliefert zu haben, daß die Worte Jesu Christi nur durch den Apostel Matthäus aufgezeichnet und in spätern Zeiten absichtlich verfälscht worden sind.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 38. — 20. September 1860.

Personen und Situationen aus dem weimarischen Literaturkreise.

Erster Artikel: Herder in Italien.

Herder's Reise nach Italien. Herder's Briefwechsel mit seiner Gattin vom August 1788 bis Juni 1789. Herausgegeben von Heinrich Düntzer und Ferdinand Gottfried von Herder. Gießen, Ricker. 1859. 8. 2 Thlr.

Jeder Autor, mag er auch sonst noch so vielseitig sein, hat in der Regel ein eigenes Departement, durch dessen Verwaltung er der Literatur besonders gute Dienste leistet. Düntzer's literarisches Specialdepartement ist die Aufsuchung und Veröffentlichung von ungedruckten Briefschaften hervorragender Männer und Frauen, die dem weimarischen Literaturkreise angehörten oder mit diesem in näherer oder fernerer Verbindung und Berührung standen. Während wir der durch ihn in Aussicht gestellten Veröffentlichung des Gleim-Herder'schen Briefwechsels wol mit Vertrauen entgegensehen dürfen, liegen zwei von ihm während der beiden letzten Jahre herausgegebene, in mehr als einer Hinsicht interessante und sehr werthvolle Briefwechsel vor uns: der Briefwechsel Herder's und seiner Gattin während seiner italienischen Reise und der umfangreiche Briefwechsel Ludwig von Knebel's und seiner Schwester Henriette. Den erstern, obschon er später im Buchhandel erschien, besprechen wir hier zuerst, weil ihm der Name Herder's eine besondere Weihe verleiht und er eine wichtige Episode aus dem Leben des vorzüglichen Mannes betrifft, über die bisher noch wenig bekannt war. Dabei möchten wir aber kaum sagen, daß die Briefe Knebel's und seiner Schwester geringern Inhalts seien, denn erstlich erstrecken sie sich über einen unvergleichlich längern Zeitraum (1774 — 1813) und über viel mannichfaltigere Gegenstände und eine größere Anzahl merkwürdiger Personen, wenn ihnen auch die in die sonst ebenfalls hyperboräisch trübe Welt der Herder'schen Briefe dann und wann munter hereinstrahlende Sonne Hesperiens abgeht; sodann war Knebel, so weit er auch als ein mehr empfangender und betrachtender Geist an schöpferischer Kraft und an künstlerischer Durchbildung hinter ihnen zurückstand, den Koryphäen des Parnasses von Weimar bei weitem an politischer Bildung, an Kenntniß gewisser Lebenskreise und an Scharfblick oder wenigstens an Aufrichtigkeit und Freimüthigkeit in der Auffassung und Beurtheilung der eigenthümlichen Gebrechen und Mängel deutschen Lebens und deutscher Verhältnisse überlegen.

Darin sind aber beide Briefwechsel einander verwandt, daß sie, wie fast alle Privatgeständnisse deutscher Autoren, jene Mängel und Gebrechen und die Disharmonie und Zerrissenheit, die nun einmal in den deutschen Verhältnissen und Individuen begründet sind, an zahlreichen Beispielen zu Tage legen. Diese Briefwechsel geben Zeugniß ebenso von dem unfruchtbaren, jedes energische Handeln erschwerenden oder unmöglich machenden Eigensinn, welcher aus dem deutschen Subjectivismus und der bloßen Grübelei entspringt, wie von der nur zu begründeten Unzufriedenheit, zu welcher die Anlässe in den äußern politischen und socialen Verhältnissen und in der Gebrochenheit des deutschen Lebens liegen, Anlässe, welche jenen Subjectivismus bald in demüthigender Weise beugen, bald zu krankhafter Gereiztheit aufstacheln. Sie zeigen nur zu deutlich, daß gerade die am zartesten organisirten und geistig begabtesten Menschen, von denen wir die Vorstellung haben, daß ihr Dasein ein durchaus glänzendes und köstliches gewesen sein müsse und aus deren Geisteserzeugnissen die Spätern Trost, Belehrung, Erhebung und Erkenntniß der höchsten Fragen schöpfen, bei uns im Leben doch immer sehr isolirt standen, sich in ihrer Lage und unter ihren Umgebungen gedrückt, unbefriedigt, unbehaglich fühlten und Mühe hatten, sich gegen philiströse Anfeindungen, boshafte Verdächtigungen und kleinliche Knauserei zu behaupten und sich nur leidlich durchs Leben zu schlagen. Ich spreche hier natürlich nicht von solchen verworrenen, phantastisch-excentrischen, ihre Kräfte überschätzenden und überspannenden Halbtalenten, welche Ansprüche an das Leben machten, die ihnen dieses nicht gewähren konnte, sondern von verstandesklaren, durchaus tüchtigen, schöpferischen, sittlich und geistig zur höchsten Reife gediehenen Männern, die, wie Herder, dem sittlichen und geistigen Leben der Nation wie

der Sache der Menschheit überhaupt die größten Dienste leisteten und wol ein besseres Schicksal verdient hätten. Und auch Knebel, dessen Briefe einen Schatz der gediegensten Grundsätze und der nobelsten, wahrsten und gesundesten Ansichten in sich schließen, hat den ihm angemessenen Wirkungskreis in Deutschland nicht gefunden und daher auch seiner Nation die Dienste nicht geleistet, die er ihr unter andern Umständen hätte leisten können.

Beide Briefwechsel sind auch durch die sehr zahlreichen Mittheilungen interessant, die sie über die speciellen Verhältnisse Weimars, über die Mitglieder des weimarischen Hofs und anderer Höfe, über eine große Anzahl merkwürdiger Zeitgenossen, welche Weimar in friedlicher Absicht besuchten oder durch die Kriegsereignisse dahin verschlagen wurden, Männer und Frauen, Dichter, Schriftsteller und Kriegshelden, Deutsche und Ausländer enthalten. Daran ist besonders der Knebel'sche Briefwechsel reich; der Herder'sche erhält wieder einen vorzüglichen Werth durch die sehr reichhaltigen Mittheilungen über Goethe, dessen reines Bild als das eines ausdauernden, zartfühlenden und stets hülfsbereiten Freundes wiederholt auch im Knebel'schen Briefwechsel auftaucht. Von Wieland ist viel weniger die Rede, von Herder mehrfach im Knebel'schen und stets in enthusiastischer Weise, von Schiller im Herder'schen ganz gelegentlich nur einmal, im Knebel'schen häufig, aber stets im miswollenden Sinn, was wenigstens seine Tragödien betrifft. Dies Factum ist jedenfalls erwähnenswerth.

Die Briefe Herder's an seine Gattin aus Italien, zu denen wir uns nun zunächst wenden, lagen laut dem Vorwort dem Herausgeber in der Urschrift vor, sowie sie Herder's Sohn, der verstorbene Regierungsrath E. G. von Herder gesammelt und geordnet hatte, die Briefe Herder's zugleich auch in einer Abschrift des Enkels, des auf dem Titel als Mitherausgebers genannten F. G. von Herder in Petersburg. Nur ein paar unwichtige Briefe sind weggelassen, auch einzelne jetzt bedeutungslose Stellen und Wiederholungen gestrichen worden; doch hätte in dieser Hinsicht vielleicht noch mehr gethan werden können. Bisher war, wie Düntzer im Vorwort weiter bemerkt, nur eine kleine Anzahl von Herder's Reisebriefen, „mit Weglassung der gerade für uns sehr bezeichnenden Aeußerungen über seine persönliche Stimmung und Lage", sowie aus andern einzelne abgerissene Stellen in den „Erinnerungen" seiner Gattin gedruckt. Der Herausgeber sagt dann weiter:

Herder's Reisebriefe erhalten ihren Werth keineswegs durch sprechende Schilderungen des wundervollen Landes, seiner herrlichen Natur, seiner erhabenen Kunstwerke; diese sparte er vielmehr für die Briefe an die Kinder auf, die schon früher größtentheils gedruckt waren, wie für die mündliche Erzählung. Ihre eigentliche Bedeutung gewinnen sie durch Herder's eigenes sich in ihnen abspiegelndes Wesen, das gerade auf dieser Reise einer neuen Entwickelung entschieden zustrebte. Stimmen sie hierin mit Goethe's Briefen aus Italien ganz überein, so bilden sie dagegen ihrem Inhalte nach zu diesen den schärfsten Gegensatz; denn die unmittelbar aufeinander folgenden Reisen dieser beiden Stammhalter unserer deutschen Bildung könnten kaum entgegengesetzter gedacht werden.

Düntzer führt nun diesen allerdings frappanten Gegensatz in geistreicher Weise weiter aus; er hebt hervor, wie Goethe auch auf seiner ganzen italienischen Reise vom schönsten Glück begünstigt, Herder dagegen auch hier von der höchsten Ungunst des Schicksals verfolgt wurde, sodaß diejenigen, welche die Menschen in zwei Klassen, in Glücks- und Unglückskinder eintheilen, an diesem Gegensatz zwischen der Glücksreise Goethe's und der Unglücksreise Herder's für ihre Ansicht einen neuen Anhalt gewinnen werden. Denn es scheint allerdings solche Menschen zu geben, denen alles zum Glück ausschlägt, was sie auch anfassen und wie sie es anfassen mögen, und andere, die, sie mögen sich anstellen wie sie wollen, niemals zu einem Vollgenuß ihres Daseins gelangen und denen selbst manch scheinbares Glück so verbittert und vergällt wird, daß die trüben und verdüsternden Eindrücke und Folgen davon selbst dieses Glück in Unglück zu verwandeln scheinen. Allerdings war Herder zur Mislaune und zu jener melancholischen Stimmung geneigt, wie sie vielen tiefen, das Leben ernst nehmenden Denkern eigen war, und zwar gerade solchen Denkern, welche am redlichsten und eifrigsten für den Fortschritt, die geistige Befreiung und die Humanisirung des Menschengeschlechts kämpften und daher auch von dem Widerstande, auf den sie stießen, von den Misverständnissen, unter denen sie litten, und von dem unermeßlichen Abstand zwischen ihrem Ideal und der Wirklichkeit gerade am schmerzlichsten getroffen wurden. Aber es handelt sich bei der Reise Herder's in der That um wirklich unselige äußere Umstände, die sich seiner Berechnung und Einwirkung entzogen, um ungünstige Constellationen, um Plackereien und Erschwerungen mancherlei Art, um unerwartet hereinplatzende Zufälle (z. B. der Ruf nach Göttingen), welche ihm große Gemüthsunruhe verursachten und ihn aus der großartigen Trümmer- und Kunstwelt Roms und den paradiesischen Umgebungen des Golfs von Neapel immer wieder in den deutschen Haus- und Amtsjammer zurückversetzten und ihn zu keinem behaglichen Genuß kommen ließen. Wäre er entweder mit größerer diplomatisirender Weltklugheit oder mit größerer Energie oder auch mit dem poetischen Leichtsinn eines Künstlers und Dichters begabt gewesen, hätte er nicht mit einer Innigkeit ohnegleichen an Weib und Kindern gehangen, so würde er sich auch mit diesen verbitternden Umständen leichter abgefunden haben. Aber es ging ihm wie den meisten scheuen und zartorganisirten Menschen, denen man gerade deshalb, weil sie dies sind, zumuthet sich gefallen zu lassen, was man rücksichtslos vorschreitenden, immer zu kräftigem Widerstande bereiten Menschen nimmermehr zumuthen würde, und die sich dann plötzlich in Lagen versetzt sehen, in denen sie genöthigt sind, gegen ihre Natur zu handeln und schließlich doch kräftig und vielleicht selbst unzart auftreten zu müssen. In der Regel geht dies aber bei solchen Naturen nicht ab ohne einen innern Zwiespalt und eine bittere Nachempfindung.

Es war der jüngste Bruder des spätern Fürsten Primas und Großherzogs Karl von Dalberg, Johann

Friedrich Hugo Freiherr von Dalberg, Domkapitular zu Trier, ein geistvoller und, wie dies Herder trotz späterer Conflicte immer zugibt, auch guter Mann, welcher dem von ihm bewunderten Herder zuerst den Plan zu einer gemeinschaftlichen Reise nach Italien vorlegte. Er war im April 1786 mit Herder in Verbindung getreten und zwar durch Zusendung eines Briefs, in welchem er unter anderm versicherte, daß Herder ihn begeistere, wie es kein anderer Dichter vermöge. Aufs lebhafteste interessirte er sich auch für Herder's Plan zu einer allgemeinen deutschen Akademie. An Sympathien und Berührungspunkten zwischen beiden fehlte es mithin nicht. Im Frühjahr 1787 machte er Herder den Vorschlag, sich an irgendeinem noch zu bestimmenden Orte der Schweiz oder sonstwo zu treffen, um „als Pilgrime in das hohe Rom zusammen zu wallen". Herder ging darauf ein, und man verabredete, wahrscheinlich bei einem Besuche Dalberg's in Weimar, wo er bei Herder wohnte, sich in Augsburg zu treffen; von der Mitreise einer weiblichen Person war nicht die Rede gewesen. Am 6. August reiste Herder von Weimar ab, und am 22. traf er in Augsburg ein. Bald kam auch Dalberg, aber in Begleitung der Frau von Seckendorf, die ihn in ihren Netzen umstrickt hielt und durch widerwärtige Launen Herder die Reise bis nach Rom und seinen Aufenthalt in der Ewigen Stadt gründlich verleidete. Das „Geschlepp" war kostbar, da sollte nun durch „elende Knickereien" nachgeholfen werden; sie ließ es Herder merken, daß er ihr lästig und im Wege sei: sie suchte Dalberg von Herder abzuziehen, und um mit jenem allein zu sein, schützte sie bald Kopfschmerzen, bald etwas anderes vor; mancher Tag ging in Rom verloren, weil die gnädige Frau plötzlich erklärte, nicht ausgehen, nichts sehen zu wollen; alle Augenblicke störte sie den „Curs", d. h. den Rundgang, den man in Hirt's Begleitung durch Roms Sehenswürdigkeiten machte, weshalb auch Herder sich gegen seine Frau dahin äußerte, daß man auf diese Weise zwei Jahre brauchen könne, um in Rom herumzukommen; ja aus Eigensinn blieb sie einmal einen ganzen Monat zu Hause, und Dalberg, der dieser herrschsüchtigen und launischen Person in allem gehorchte, mit ihr. Die Frau von Seckendorf scheint in der That planmäßig dahin gearbeitet zu haben, Herder die Stimmung möglichst zu verbittern, ihn um seine Zeit zu bestehlen und ihn durch ihre Plackereien und Launen dahin zu bringen, sich von Dalberg zu trennen. Herder, dieses nach ihrer Ansicht nur unnöthige und beschwerliche Anhängsel der Reisegesellschaft, dazu ein protestantischer Geistlicher von streng sittlichen Begriffen, war ihr als Augenzeuge eines zweideutigen Verhältnisses sicherlich im höchsten Grade unbequem; sie wußte, was für Gerüchte über sie in die Heimat gelangen würden! Und darin täuschte sie sich nicht; denn Karoline Herder schreibt am 24. September 1788 aus Weimar an ihren Gatten: „Man spricht von ihrer Reise als beinah einer öffentlichen H—sache", und am 12. October: „Der H— Seckendorf werde ich in meinem Leben nicht gut"; schildert sie auch in dem erstgenannten Briefe mit folgenden Worten: „Keine Wirthin ist sie nicht, das ist weltkundig. Wissenschaft hat sie keine, und weiß also von nichts mitzureden. Weltkenntniß hat sie ebenso wenig, und weiß mit niemand Fremden umzugehen. Sie besitzt nichts als Pfiffe und List." Herder selbst aber kommt zu der verzweifelten Ansicht, eine Reise mit einer Frau sei „die unvernünftigste Sache, die sich denken läßt".

Die Capricen und Ränke dieser Person mußten natürlich das Verhältniß auch zwischen Herder und Dalberg zu einem sehr unbehaglichen machen; dennoch kämpfte Herder lange mit sich, ehe er sich zu einem Schritte entschloß, welcher nothwendig eine Trennung von Dalberg zur Folge haben mußte. Es war der leidige Geldpunkt, welcher Herder so lange an das wunderliche reisende Paar gefesselt hatte, zuletzt aber auch das Motiv der Trennung abgab. Dalberg scheint zwar vor dem Antritt der Reise durchaus keine bestimmte Erklärung abgegeben zu haben, daß er die Reisekosten tragen wolle, aber die ganze Art und Weise, wie er Herder zur Mitreise eingeladen und überredet, und der Umstand, daß er die in Augsburg aufgelaufenen Kosten zu tragen übernommen hatte, ließ sicher darauf schließen, daß Dalberg von vornherein die Absicht gehabt, Herder auf der Reise freizuhalten. Herder hatte sechs Kinder zu ernähren, seine Stellung war damals in pecuniärer Hinsicht noch sehr ungenügend, er steckte in Schulden und so sah er sich genöthigt, sich übermäßig in amtlicher Thätigkeit wie in schriftstellerischer Arbeit anzustrengen, um seine für seine Verhältnisse durchaus nicht ausreichende Besoldung aufzubessern. Herder wäre ohne Dalberg's Einladung entweder gar nicht nach Italien oder ohne ihn und daher unvergleichlich wohlfeiler, weil nicht in vornehmer Gesellschaft gereist. Alle weimarischen Freunde Herder's waren auch davon überzeugt, daß Dalberg die Reisekosten tragen werde, Herder selbst in dem Grade, daß er des Freiherrn Zartgefühl zu verletzen glaubte, wenn er des Geldpunktes im voraus auch nur erwähnte. Hatte doch der Freiherr Dalberg erklärt, daß Herder ihn begeistere, wie kein anderer Dichter es vermöge, wie konnte man erwarten, daß er selbst einen von ihm so hochverehrten Mann zu Ausgaben nöthigen werde, zu deren Bestreitung Herder ohne Zweifel neue Schulden hätte contrahiren müssen! Als nun nach schon angetretener Reise plötzlich zu Herder's Ueberraschung sich eine kostspielige und anspruchsvolle Reisegefährtin einfand, von der bis dahin gar nicht die Rede gewesen, so erbot sich Herder, welchen Dalberg, wie schon bemerkt, noch in Augsburg freigehalten, aus freien Stücken, sich an der Zeche zu betheiligen und — Dalberg nahm sein Anerbieten an, was er ohne das Zureden und Andrängen seiner Begleiterin sicherlich nicht gethan haben würde. Man kann denken, wie verstimmt hierüber Herder war; denn was er aus Zartgefühl angeboten, das, glaubte er, werde der Domkapitular mit gleichem Zartgefühl ablehnen. Herder's Verstimmung wuchs im Verlauf der Reise, je mehr er zu seinem Schrecken einsehen mußte, wie theuer die Ehre erkauft wird, mit so vornehmen Herrschaften zu reisen. Was half es ihm, daß Dalberg ihn als den

größten Dichter verehrte, da ihm diese Verehrung eine so überaus kostspielige Reise und die Aussicht auf beträchtliche Vermehrung seiner ihn schon genug drückenden Schulden zu Wege gebracht hatte. Die weimarischen Freunde waren über Dalberg's Verfahren entrüstet, namentlich Goethe, und dieser war es auch, der seinen Freund Herder durch dessen Gattin, die in solchen Fällen ohnedies keinen Spaß verstand, auf dem Wege ernstlicher brieflicher Vorstellungen bestimmen ließ, in dieser Sache bei Dalberg entschiedene Schritte zu thun, die, da Dalberg sich doch vor der öffentlichen Meinung nicht compromittiren konnte, nach einigen Umständlichkeiten zu dem gewünschten Ziele führten, aber dem zartfühlenden Herder um so schwerer ankamen, da er Dalberg's gutes wenn auch schwaches Herz wol zu würdigen wußte. Diese unangenehmen Verhältnisse und ein Austausch verstimmender Billete zwischen Herder und Dalberg, der dann das Versprechen und die allmähliche Auszahlung der von Herder in Anspruch genommenen Geldhülfe zur Folge hatte, warf einen langen düstern Schatten in den ersten Abschnitt seiner Reise und versauerte ihm in Verbindung der schon oben erwähnten Plackereien seitens der Seckendorf namentlich den Aufenthalt in Rom. Ob Dalberg in Herder den einzigen Dichter, der ihn wahrhaft begeistern konnte, auch fortan verehrt habe, wird nicht gesagt. Aber Herder war nun frei und von drückenden Sorgen und Banden erlöst und man spürt dem Jubel, in den ihn das Prachttheater Neapels und seiner wundervollen Umgebungen wenig später versetzte, das ganze Wohlgefühl an, mit dem ihn das Bewußtsein der nun errungenen persönlichen Unabhängigkeit überströmte.

Leider hatte Herder noch in einigen andern Stücken Unglück. Der ganze Winter war für Italien ein ungewöhnlich rauher und regnerischer und strafte seine Vorstellungen von dem himmlischen Klima und dem ewig unbewölkten Himmel Hesperiens Lügen. Zu der Verdüsterung seiner Gemüthszustände in Rom hatte das böse Wetter auch das Seinige beigetragen; oft war er im Zimmer zurückgehalten worden, wo dann der Aufenthalt auch nicht behaglich war. Die Ungunst des Wetters verfolgte ihn auch bis nach Neapel, wo er am 4. Januar 1789 eintraf. Er schreibt:

Die Reise war beschwerlich, denn die schönen Orangenwälder dieses glücklichen Erdstrichs liegen unter ungesehenem und unerhörtem Eise; ein trauriger Anblick! Und Pferde und Menschen, die des Schnees, des Eises und der Kälte ebenso ungewohnt waren, konnten sich auch nicht dareinfinden und fanden es brutta cosa, bei solchem Wetter zu reisen.

Wenige Zeilen darauf ruft er jedoch entzückt:

Trotz der Kälte ist die Luft hier, wie ich sie zeitlebens noch nicht gefühlt habe, balsamisch und erquickend. Vom drückenden Rom befreit, fühle ich mich wie einen ganz andern Menschen, wiedergeboren an Leib und Seele. Was muß das für ein Aufenthalt sein in der schönen Jahreszeit! Ich glaube man vergißt hier die ganze Welt und wünscht mit den Seinigen hier nur zu leben und zu athmen..... O wenn du mit den Kindern hier wärest! Hier wünschte ich dich, nicht im verwünschten Rom. Hier ist eine Welt, die Gott gemacht hat, Gesundheit, Ruhe und Leben. Ich glaube es den Neapolitanern, daß, wenn Gott sich eine gute Stunde machen will, er sich ans himmlische Fenster legt und auf Neapel herabsieht. Auch sehe ich, ich fange an zu fühlen, wie man ein Grieche sein kann u. s. w.

Und am 12. Januar schreibt er:

Hier ist's nicht möglich, daß jemandem ein Wölkchen auf die Stirn kommen oder lange darauf weilen sollte; man gibt's den Wellen und den Winden. Und wenn der König mich hier irgendwo zum Erzbischof machte, und der Papst mir erlaubte, dich und die Meinigen zu behalten, so kämst du mit den sechs Kindern nach, oder vielmehr ich holte dich ab, und wir wollten hier leben. Und das ist jetzt in der stravagantesten Jahrszeit, da alle Elemente für die Italiener ungewöhnlich im Aufruhr sind; was muß es sonst sein! Lasset uns das bischen Luft genießen, solange wir hier sind, und mit traurig vergnügten Herzen nachher scheiden. Rom ist eine Mördergrube gegen diesen Ort, und ich sehe jetzt gar wohl ein, warum es mir da nie recht wohl ward. Ich wollte, daß alle Gegenstände des Studiums hier wären!

So schrieb der „Vescovo di Turingia“, wie man Herder nannte, über Neapel; er, der protestantische Geistliche, wünschte sogar neapolitanischer Erzbischof zu sein, um nur in diesen herrlichen Gefilden wohnen zu können; hatte er doch hier das Muster eines katholischen Kirchenfürsten vor Augen, den auch von Stolberg und Elise von der Recke gefeierten Erzbischof von Tarent, Giuseppe Capecce-Latro, welchen er den „gescheidtesten, lebhaftesten, gelehrtesten, sinnreichsten, liebenswürdigsten“ Geistlichen nennt, den er je gesehen.*) Sein Aufenthalt in Neapel würde Herder noch genußreicher gewesen sein, wenn er des Italienischen hinlänglich mächtig gewesen wäre. Er selbst schreibt einmal: „Ohne Kenntniß der Landessprache zu reisen ist immer und überall, zumal in Italien, eine verdrießliche, lächerliche, kostbare und am Ende unvernünftige Sache.“ Dies schrieb er freilich am Anfang seiner Reise, 4. September 1788 aus Verona; später mag er wol mit den Italienern sich besser verständigen gelernt haben; denn er klagt in seinen spätern Briefen über diesen Punkt nicht mehr.

Selbst ein Antrag, der, mochte er ihn annehmen oder nicht, unter allen Umständen seine äußere Lage nur verbessern mußte und den wir schon gelegentlich erwähnt haben, kam doch insofern sehr ungelegen, da die Verhandlungen darüber mit seiner italienischen Reise zusammenfielen; wir meinen den Antrag, der ihn zum Professor nebst dem Titel eines Consistorialraths nach Göttingen berief. Die Alternative, ob er annehmen oder ablehnen solle, die Erwägung der gegenseitigen Vortheile und Nachtheile von Weimar und Göttingen, die pecuniäre Berechnung bis ins Kleinste, das alles ließ ihn in Italien zu keinem rechten Genuß all des Schönen und Herrlichen kommen, wovon er sich umgeben sah. Die Entscheidung über diese Angelegenheit hätte wol bis zu seiner Zurückkunft Zeit gehabt, aber seine Frau, unruhig, resolut, zufahrend, auf Entscheidung drängend, betrieb die Sache aufs eifrigste, beantwortete flugs Heyne's Briefe nach eigenem Ermessen, berichtete dann an ihren Gatten

*) Die Verehrung zwischen dem katholischen und protestantischen Geistlichen war eine wechselseitige; Capecce-Latro besang, wie Düntzer anführt, im Jahre 1804 Herder's Tod in einer lateinischen Elegie.

und quälte und marterte ihn, immer in der besten Absicht, mit Detailkram aus der Heimat, mit Klatsch, mit Ausbrüchen der Unzufriedenheit. Dabei sollte Herder paradiesische Gegenden und Kunstwerke genießen und reine und volle Eindrücke davon in sich aufnehmen! Kein Wunder, wenn er von diesem Hin- und Herschreiben, von der ihm immer vorschwebenden heimischen Kleinmisère niedergebeugt, auf seiner Rückreise von Mailand aus am 13. Juni 1789 schreibt: „Laßt mich ruhig reisen und ankommen, meine äußerst scheu gewordene, in sich zusammengeschreckte, matte Seele kann jetzt nichts mehr als — reisen." Das waren die Endeindrücke, welche einer unserer ersten und edelsten Geister von seiner Reise in Italien hatte! Er fühlte sich wund und todtmatt, wie ein gehetztes Wild. Vorher, ebenfalls aus Rom, schreibt er, bereits auf der Heimreise begriffen, am 3. April 1789: „Auf meiner Reise hatte ich an meine politisch-theologische Lage in Deutschland gar nicht gedacht, und sie nicht nur zu vergessen gestrebt, sondern wirklich vergessen. Wie Heyne's Brief kam, wollte ich ihn gar nicht eröffnen; ich that's indessen doch, und vergaß den Inhalt ein paar Tage mit Fleiß." Aber was half's? er wurde mit einem wahren Platzregen von Briefen in dieser Angelegenheit überschüttet, und er mußte seinen Kopf damit beschweren und sein Gemüth verdüstern, er mochte wollen oder nicht. Der Jammer von Weimar trat ihm wie ein Gespenst in den Weg. Er schreibt in demselben Briefe:

Die Herzogin, weißt du, liebe ich am meisten, aber du kennst ihre unkräftige Güte. Der Herzog ist gut und brav; was kann, was mag er aber für mich thun? Und überhaupt, wie müde ich des Zusammenhangs mit Fürsten und Fürstinnen geworden bin, die immer unverständige Kinder bleiben, deren unsereins nicht lenken kann, mag ich gar nicht sagen. Daß Goethe für uns wenig mehr sein kann, wird mir beinah einleuchtend; er ist's im öffentlichen Bezuge nie gewesen. Die Damen gehen ihren Weg hin, und überhaupt ist ja für uns keine Sphäre in Weimar. Wir sind einsam und werden es mit jedem Jahr mehr werden.

Welch großes Unrecht der nach allen Seiten verstimmte Mann mit diesen Worten Goethe that, werden wir später noch erfahren; jedenfalls beweist aber diese Stelle, daß es in jenen Tagen in Weimar gar nicht so glänzend und behaglich aussah, als es uns in der Ferne erscheint.

Freilich hatte Frau Herder auch über Göttingen nicht gerade sehr Erfreuliches zu melden; sie schreibt am 8. Mai 1789:

Diesen nämlichen Tag war vormittags die Buchhändlerin Ruprecht aus Göttingen mit ihrem Mann bei mir. Sie erzählten mir, wie die meisten Professoren und Studenten dich erwarteten mit großer Freude; es seien aber auch welche, die es nicht glaubten, weil sie's nicht gern sähen, und so seien denn die Stimmen für und gegen dich getheilt, doch mehr auf deiner Seite. Nun ließ ich mir von der dortigen Lebensart erzählen. Die Vornehmen, Reichen und Eingenisteten leben sehr gut und zerstreuend, und alles ist auf den Aufwand gestimmt. Indessen leben die Gescheidten einsam und allein für sich. Freundschaft hält niemand recht viel miteinander. Heyne lebt für sich; seine Frau ist hypochonder und kränklich und geht zu niemand. Eichhorn geht nur mit Schlözer um und lebt sehr eingeschränkt.

Nur fünf Professoren aus Schwaben, fügt sie hinzu, hielten sehr zusammen. Dies Zusammenhalten ist eben süddeutsch, jenes Sichisoliren norddeutsch. Ein andermal schreibt sie ihm:

Wie angehende Professoren kannst du dich nicht dorthin verpflanzen, die Einrichtung mit Schulden wieder anfangen, um auf gut Glück künftiger Einnahmen die ersten Jahre mit Sorgen und Unlust wieder so dahinbringen, das geht nicht, zu einem solchen Anfang sind wir zu alt. Was sie durch deine Person erhalten, müssen sie dir vergüten. Obgleich dein Gutes nicht mit Geld zu bezahlen ist, so gehört es zur Nothwendigkeit, deinen Geist sorgenfrei und heiter zu erhalten.

Man wollte aber doch einen Mann nicht verlieren, der eine der größten Zierden Weimars bildete, und versprach jetzt alles Mögliche; man that, was man schon früher hätte thun sollen. Die Herzogin erbot sich, die Erziehung zweier Kinder Herder's auf sich zu nehmen, und der Herzog erklärte, am 2. Mai 1789 von einer Reise zurückgekehrt, aufs bestimmteste, daß er Herder nicht gehen lassen werde. Schon am 3. Mai überreichte er Goethe ein Billet, worin er Herder zusicherte: seine Schulden zu bezahlen und zwar auf eine Art, „daß im Publico nichts davon eclatire"; ihn zum Vice-Consistorialpräsidenten mit der Versicherung zu ernennen, daß er nach Abgang Lynker's die wirkliche Präsidentenstelle erhalte; ihm jährlich 500 Thaler zuzulegen, freilich eingerechnet 300 Thaler Zulage, welche Herder schon bezog und zwar, wie es scheint, aus des Herzogs Privatkasse; seiner Witwe ein Witwengehalt von 200 Thalern auszusetzen; für die Kosten des Studiums der Herder'schen Kinder und für deren Unterkommen zu sorgen u. s. w. Herder, durch seine Frau hiervon in Kenntniß gesetzt, beklagt sich später in einem Briefe, daß die verheißene Gehaltserhöhung zu drei Fünfteln nur eine Scheinerhöhung sei, da er ja von den 500 Thalern 300 schon genossen habe und genieße. Die Zusicherung eines Witwengehalts für seine Frau und der Fürsorge für seine Kinder war ihm jedoch sicherlich eine große Herzenserleichterung; die größte Aufhülfe für den Augenblick gewährte ihm aber das Versprechen des Herzogs, seine Schulden zu tilgen, die sich, wie Goethe als Vermittler dem Herzoge berichtete, auf etwa 1800—2000 Thaler beliefen. Allerdings für einen Geistlichen keine kleine Summe. Ein einfacher Literat, der es nur auf so viel Hunderte von Schulden brächte, würde sich dadurch dem Vorwurf der Liederlichkeit, unter Umständen der Gefahr einer Ausweisung und andern Unannehmlichkeiten aussetzen; si duo faciunt idem u. s. w. Man erkennt übrigens daraus, daß Herder, der doch sicherlich nur seinem Stande gemäß lebte und kein Verschwender war, vorher verhältnißmäßig sehr schlecht gestellt gewesen sein müsse. Darauf deuten auch einige Stellen in einem Briefe Herder's aus Florenz vom 21. Mai 1789: „Warum haben wir bisher einem Fürsten gedient, der seine so hoch und werth geachteten Diener so bezahlt hat! Wir gutherzigen Tröpfe!" Und: „Weg von ihnen! das ist mein einziges Thema, und nur nicht auf ihre Freundschaft und Dankbarkeit gerechnet!"

Ueberhaupt muß man gestehen, daß der Herzog jene großen Geister, deren Ruhm den seinigen begründete, sehr

wohlfeil hatte; sie kosteten ihm vielleicht nicht so viel, als ein paar Husarenmajore, von denen er und das weimarische Ländchen keinen Ruhm und kaum einen Nutzen hatten. Einen Minister, einen Consistorialpräsidenten, einen Prinzenerzieher, vielleicht auch einen Geschichtsprofessor brauchte man ohnehin; es war nur Karl August's unsterbliches Verdienst, daß er dem unbegründeten Vorurtheil zum Trotz, ein Dichter sei für praktische Geschäfte unbrauchbar, den genialen Verfasser des „Werther“ und des „Götz von Berlichingen“ zu seinem Minister wählte; daß er einen freisinnigen, aller blos dogmatischen Theologie abholden Mann wie Herder zu der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten seines Ländchens berief; daß er seinem Erzieher Wieland, der gerade nicht immer die keuschesten Sachen schrieb, Anhänglichkeit bewahrte und ihm eine möglichst behagliche Existenz sicherte; daß er endlich Schiller, den Dichter der „Räuber“, den andere Fürsten lieber in einen Festungsthurm begraben haben würden, ein Asyl in seinem Ländchen gewährte und, sonder Zweifel unter Goethe's besonderer Mitwirkung, ihn zum Professor der Geschichte beförderte, obschon Schiller hierzu die gesetzlich vorgeschriebene Qualification nicht erworben hatte.

Herder blieb in Weimar; ob er es bereut hat, nicht nach Göttingen gegangen zu sein, wissen wir nicht genau. Auf die in den „Erinnerungen“ seiner ewig unzufriedenen Gattin enthaltenen Andeutungen von manchen tiefgefühlten Kränkungen und gehässigen Misverständnissen, die es Herder gleich in der allerersten Zeit bitter hätten bereuen lassen, dem Rufe nach Göttingen nicht gefolgt zu sein, ist nicht viel zu geben. Man darf kaum zweifelhaft sein, daß man es zu einem guten Theile Goethe verdankt, wenn Herder für Weimar erhalten wurde, indem er mit seltenem Eifer bemüht war, Herder immer bessere Bedingungen auszuwirken. Herder's Gattin schreibt am 3. Juli 1789 unter anderm:

Ob du meine Briefe in München erhalten hast, zweifle ich jetzt sehr. Der Herzog hat dir darinnen durch Goethe 400 Rthlr. Zulage versprochen, sodaß wir 1800 Rthlr. jährlich haben. Dies zeigt genug, daß dich der Herzog nicht lassen will.

Ueberhaupt strahlt Goethe's Bild aus diesem Briefwechsel so rein und wohlthuend wider, als man immer nur denken kann. Gleich am ersten Tage nach der Abreise Herder's von Weimar kam er zu dessen Gattin: „Er hat mich recht gutmüthig getröstet“, schreibt sie. Folgenden Tags war er wieder da, um die Frau aufzurichten: „Goethe kam auch heute wieder und sagte mir die besten Folgen deiner Reise vor. Unter anderm sagte er auch, daß er 14 Tage vor der Abreise von Rom täglich wie ein Kind geweint habe; das hat mich sehr gejammert.“ Folgenden Tags schreibt sie:

Goethe grüßt dich tausend-, tausendmal. Er empfindet deine Abwesenheit nach mir am meisten. Durch dein Gespräch, durch die Aufnahme seiner Gedanken und Mittheilung der deinigen, die ihm forthelfen, hättest du ihm viel gedient. Mit Knebel, sagt er, sei dies nicht so. Auch im Politischen sieht er, daß nichts zu thun sei. Er hat sehr offen darüber gesprochen, das sich aber nicht schreiben läßt, und du alles selbst schon weißt. Sobald der Herzog fort ist, will er an den achten Band seiner Werke gehen. Will dies Jahr noch viel arbeiten. Sein Motto ist abermals: „Wenn du still bist, wird dir geholfen!“

Am 14. August war er wieder da, und sie schreibt:

Eben war Goethe da, er hat viel Lustiges, ich möchte sagen Betäubendes über seine häusliche menschliche Situation gesagt — es war aber in allem so viel Klarheit und Richtigkeit, daß das Betäuben nicht statthat. Er hat nun alles Glück und Wohlsein auf Proportion und das Unglück auf Disproportion reducirt. Ihm sei es jetzt gar wohl, daß er ein Haus habe, Essen und Trinken hätte u. dgl.

Am 15. August berichtet sie abermals, daß er sie fleißig besuche, aber die Einflüsterungen der Frau von Stein, die ihn nach Art eifersüchtiger Weiber beschuldigte, daß er „sinnlich geworden“, scheinen die Herder einen Augenblick gegen ihn verstimmt zu haben. Sie brachte bei einem Besuche Goethe's die Rede auf Frau von Stein, und er erwiderte: „Ach, mit der ist nicht viel anzufangen, sie ist verstimmt und es scheint nicht, daß etwas werden will.“ Die Herder fügt hinzu: „Ich nahm ihre Partie, so gut ich konnte, ich glaube aber nicht, daß er ihr entgegengeht.“ Am 18. August theilt sie mit, daß Goethe sie „meistens all ander Tag“ besuche; doch sei er „beinah wie ein Chamäleon“, bald sei sie ihm „gut, bald nur halb gut“. Am 25. August war der Geburtstag eines Sohnes von Herder, Adelbert, dem dazu „das Tischchen gedeckt wurde“. Da kamen auch Goethe und Knebel, zugleich auch ein Packetchen von Herder aus Nürnberg, und Karoline Herder erzählt weiter:

Ich las aus dem Brief Goethe und Knebeln vor, und sie hatten beide gleiche Freude mit mir; nicht genug können sie die gute Art und das rein gewaschene Auge loben, womit du alles siehst und so vielfach siehst. Goethe interessirt das um so mehr, da er, wie er sagte, nur eine Sache sähe. Nun wurde der Pack aufgemacht. Goethe bekam seinen Brief oder vielmehr Gedicht. Emil maßte sich den Pack Pfefferkuchen an, und theilte so kindlich großmüthig aus, daß bald keine mehr übrig geblieben wären. die Deute Zuckersachen wurde auf einen Teller gethan. Goethe und Knebel aßen von allem mit. . . . . Goethe war sehr gut.

Solche idyllische Scenen, die so recht nach Goethe's damaligem Geschmack waren, kamen noch im Jahre 1788 in Weimar vor; zehn Jahre später wol nicht mehr.

Wie menschlich Goethe fühlte, zeigte sich auch später als er von Karoline hörte, daß Herder die Reisekosten mittragen solle. Entrüstet rief er in seiner Weise aus:

Den Teufel auf den Kopf! nicht einen Pfennig muß Herder dort bezahlen! Glaubt der kleine Mensch *), daß er Herdern nicht unendliche Verbindlichkeit schuldig ist, daß er die Reise mit ihm unternommen hat! Sein Verstand, seine Kenntnisse und sein Werth müssen unschätzbar für ihn sein. Nein, Ihr müsset durchaus in keine Verlegenheit durch ihn kommen. Er muß bezahlen, das ist er schuldig!

So schreibt die Herder am 24. September 1788 und sie fügt hinzu:

Seitdem ich mit Goethe gesprochen habe, schlafe ich wieder besser; die Sorgen haben mich manche Nacht gegen 2 Uhr aufgeweckt und ließen mich nicht mehr schlafen.

Interessant ist auch folgende Stelle aus einem Briefe der Herder vom 12. October, als Goethe sie wieder einmal besucht:

Vom Kaiser sagte er, er hätte das Haus Oesterreich durch diesen Krieg so heruntergebracht, daß es sich in 100 Jahren

*) Der Domkapitular Dalberg; er war etwas verwachsen.

nicht erholen werde. Ich sagte: „So wird's unserm Herzog auch gehen." „Ja nicht anders", antwortete er; und so geht's uns allen, wenn wir unsere Eigenheit irgendwo oder am unrechten Ort, wie es gemeiniglich geschieht, durchsetzen. So ist mir's von Jugend auf ergangen; ich war frei und reich, konnte sie also öfters und mehr durchsetzen als ein anderer, und ich weiß am besten, wo und wie sie mir geschadet; und wenn ich mich jetzt nicht zusammennähme, so würde es noch mehr geschehen. So schadet dem Herder jetzt seine Eigenheit. Niemand wird es glauben, aber Zartheit und Nachgiebigkeit ist seine Eigenheit, und nun leidet er darunter."

Die Herder meint, daß dies goldene Worte seien, als wären sie aus ihrer und Herder's Seele herausgeredet, bemerkt auch noch, daß Goethe über Herder's Verhältniß zu Dalberg geäußert: „Und wenn ihn Herder 3000 Thaler kostet, so ist's nicht zu viel; er hat ihm ja noch immer seine Person nicht bezahlt."

Aber eine bedeutende Verstimmung gegen Goethe trat bei Karoline Herder ein, als Goethe den „Pater Brey" drucken ließ, der bekanntlich durch die Einmischung Leuchsenring's in das Verhältniß zu Herder's Gattin, als sie noch seine Braut war, veranlaßt wurde. Sie schreibt hierüber am 16. Januar 1789:

Goethe's Gedichte sind noch nicht ganz fertig; ich habe sie zwei Tage gehabt, aber gleich wieder zurückgeschickt, es war ein Stachel für mich drinnen. Der „Brey" ist nach dem „Plundersweiler Jahrmarkt" gedruckt; es hat mir sehr weh gethan, daß er's nicht weggelassen hat. Ich kann in den nächsten vier Wochen nicht mit ihm leben; er ist mir fatal.

Doch Goethe weiß sie zu beschwichtigen; sie schreibt am 13. Februar 1789:

Mit Goethe habe ich mich am Montage über die Leonore im „Pater Brey" ausgesprochen. Ich frug ihn, ob ich diese Person so ganz gewesen wäre? Beileibe nicht! sagte er, ich solle nicht so deuten. Der Dichter nehme nur so viel von einem Individuum, als nothwendig sei, seinem Gegenstand Leben und Wahrheit zu geben; das Uebrige hole er ja aus sich selbst, aus dem Eindruck der lebenden Welt. Und da sprach er gar viel Schönes und Wahres darüber. Auch daß wir den „Tasso" der viel Deutendes über seine eigene Person hätte, nicht deuten dürfen, sonst wäre das ganze Stück verschoben u. s. w. Kurz, ich war völlig befriedigt, da ich mir ihn so ganz als Dichter denke. Er nimmt und verarbeitet in sich aus dem All der Natur (wie es Moritz nennt), in das ich auch gehöre, und alle andern Verhältnisse sind dem Dichter untergeordnet. Das sehe ich jetzt deutlich und ich sehe ihn täglich mehr in seinem eigentlichen Licht. Er ist eben ein glücklich Begünstigter von der Natur.

Zur weitern Ergänzung dieser sehr vernünftigen Auffassung dient, was sie am 2. März 1789 schreibt:

Ueber Goethe habe ich wirklich einen großen Aufschluß bekommen. Er lebt eben wie der Dichter mit dem Ganzen oder das Ganze in ihm, und da wollen wir als Individuen nicht mehr von ihm verlangen, als er geben kann. Er fühlt sich als ein höheres Wesen, das ist wahr, aber er ist doch der Beste und Unwandelbarste unter allen. Seitdem ich weiß, was ein Dichter und ein Künstler ist, seitdem verlange ich kein engeres Verhältniß, und doch, wenn er zu mir kommt, fühle ich, daß ein sehr guter Geist um und in ihm ist.

Das große Interesse, das sie für Goethe und seine Schöpfungen empfand, zeigt sich auch darin, daß sie den „Tasso" für Herder abschrieb. Sie schreibt am 20. März 1789:

Ich habe die Fortsetzung von „Tasso" wieder abgeschrieben. Goethe kam dazu; er absolvirte mich hierüber, wie leicht zu denken, und grüßt dich. Von diesem Stücke sagte er mir im Vertrauen den eigentlichen Sinn. Es ist die Disproportion des Talents mit dem Leben.

Für das Verständniß des „Tasso" und für Goethe's Ansicht von dem Wesen der Poesie überhaupt ist auch folgende Stelle in demselben Briefe in Bezug auf eine Aeußerung der Frau von Kalb nicht unwichtig, und zwar deshalb, weil darin Goethe's Ansichten wiedergegeben, vielleicht auch, wie in den schon angeführten Stellen, seine eigenen Worte wiederholt sind:

Sie (Frau von Kalb) nimmt Goethe's „Tasso" gar zu speciell auf Goethe, die Herzogin, den Herzog und die Steinin; ich habe sie aber ein wenig darüber berichtigt. Das will ja auch Goethe durchaus nicht so gedeutet haben. Der Dichter schildert einen ganzen Charakter, wie er ihm in seiner Seele erschienen ist; einen solchen ganzen Charakter besitzt ja aber ein einzelner Mensch nicht allein. So ist es mit dem Dichtertalent selbst, so mit der Kunst zu leben, die er durch den Herzog oder Antonio darstellt. Daß er Züge von seinen Freunden, von den Lebenden um sich hernimmt, ist ja recht und nothwendig; dadurch werden seine Menschen wahr, ohne daß sie eben ein ganzer Charakter lebend sein können oder dürfen.

Um diese Zeit war sie für Goethe so eingenommen, daß sie sogar anfing, der Frau von Stein ihr Grollen und Schmollen gegen ihn übel zu nehmen. Sie hatte am 21. Februar 1789 eine Unterredung mit der regierenden Herzogin, wobei man auch auf Goethe und die Stein zu sprechen kam. Sie schreibt:

Das Verhältniß ist noch immer nicht im Gleis. Sie will nicht verzeihen, und er nicht um Verzeihung bitten; so scheint es uns. Ich mag nicht tiefer hineinsehen. Ich denke, er sei's wol werth, daß man um ihn etwas leidet.

Die Frau von Stein fühlte sich aufs tiefste beleidigt durch die Zurücksetzung, die sie sich wegen Christiane Vulpius gefallen lassen mußte; denn Goethe's Verhältniß mit dieser, bis dahin möglichst geheim gehalten, war gegen den Februar 1789 ein offenes und öffentliches geworden. Goethe, endlich froh, ein hübsches anspruchsloses Naturkind gefunden zu haben, das sich ihm hingab, ohne seine Gefühle in einer ewigen, ihn mit Aufreibung bedrohenden Exaltation zu erhalten, glaubte die Zeit gekommen, wo er, um ganz wieder er selbst zu sein, mit der nicht wenig an ungesundem Echauffement leidenden Frau von Stein und überhaupt mit der weimarischen Frauenaristokratie brechen müsse, es den Bessern und Vernünftigern überlassend, ob sie ihm Treue bewahren wollten. In seinen Briefen an Frau von Stein herrscht eine nervöse Ueberreizung der Empfindungen, die wir in der That für nicht ganz wahr und ursprünglich halten, indem sie uns seinem damals bereits gewonnenen geistigen Standpunkt nicht zu entsprechen scheint. Zum Zwecke seiner poetischen Hervorbringungen mußte er menschliche Leidenschaften kennen lernen und studiren, und so versetzte er sich vielleicht nur künstlich in solche exaltirte Gemüthszustände, um zu erfahren, wie sich dieser Proceß bei ihm und der zunächst betheiligten Person vollbringe. Dessen hatte er nun genug. An solche Intentionen zu glauben konnte freilich der Frau von Stein nicht einfallen, da sich der Dichter selbst ihrer vielleicht nur halb bewußt war, indem er sich einreden mochte,

dieses Experimentiren könne doch immer mit glühender Leidenschaft Hand in Hand gehen. Wäre diese Liebesglut nicht aber eine mehr oder weniger erkünstelte gewesen, bei der er Frau von Stein täuschte und sich selbst zu täuschen suchte, so würde er das Verhältniß mit Christiane Vulpius nicht angeknüpft haben. Der Frau von Stein drängte sich auch sofort die ganze furchtbare Wahrheit auf; nach Art betrogener Weiber wälzte sie aber ihren ganzen Haß auf die unschuldige Veranlasserin und „ihr eifersüchtiger, zu den ärgsten Verzerrungen hingerissener Haß kannte", wie Düntzer in der Einleitung versichert, „keine Grenze". Alle vornehmen Frauen und alle heirathsfähigen Fräulein Weimars empfanden übrigens diese Bevorzugung eines armen, schlichten, wenig gebildeten Mädchens, das Goethe wie Gott Mahadöh seine Bajadere aus der Niedrigkeit emporhob, als eine Beleidigung, und mit jener Heuchelkunst, die ihnen in solchen Fällen eigen, versteckten sie ihren persönlichen Groll hinter die Maske moralischer Entrüstung, wie dies Frau von Stein auch that. Aber würde sie ihm, fragt Düntzer, „weniger gegrollt haben, hätte er diese Verbindung unter den Segen der Kirche gestellt, an den er nun einmal nicht glaubte"? Wobei übrigens immer noch gefragt werden kann, ob ein freies Verhältniß mit einem Mädchen oder ein Liebesverständniß mit einer verheiratheten Frau und Mutter, gleichgültig ob es zu einem blos geistigen oder zu einem körperlichen Ehebruch geführt hat, das moralischere sei. Doch solche „Liaisons" der vornehmen Frauen mit andern verheiratheten oder noch besser unverheiratheten Männern galten damals für pikant und erregten keinen Anstoß; gab es doch damals, wie Lauckhardt in seinen Sittenromanen erzählt, vornehme Weiber, die außer einem ersten auch noch einen zweiten Galan haben mußten, was dem sich anderswo schadlos haltenden Ehemann wie der Welt bekannt, aber weder für jenen noch für diese ein Gegenstand des Aergernisses war.

Herder scheinen — und wir werden davon später noch die Gründe aufzusuchen uns bemühen — die so zahlreichen enthusiastischen Ausbrüche seiner Frau für Goethe nicht gerade sehr angenehm gewesen zu sein, und seine Gegenbemerkungen veranlassen sie, am 23. März 1789 an ihren Mann, offenbar um ihn zu beschwichtigen, folgende Worte zu richten:

Ueber Goethe, gestehe ich, habe ich bisher immer zu parteiisch geschrieben — ich habe geschrieben, wie ich's jedesmal empfunden habe. Liebster Engel, du hast über ihn ganz und vollkommen recht; du beurtheilst ihn Mann gegen Mann. War unser Gefühl nicht schon lange hierüber berichtigt? und wenn er es eine Zeit lang durch Umstände zu mildern gewußt hat, so hat er doch seine Natur nicht abgelegt. Seine Alleinherrschaft und hundert kleine Eitelkeiten empfanden ja Freunde und Feinde, und meine Abgötterei ist nicht so weit gediehen, daß ich sie gar für göttliche Eigenschaften ansehe. O mein Einziger auf der Welt, verkenne mich doch hierinnen nicht!

Sie versichert in demselben Briefe, es thue ihr beinahe leid, den „Tasso" für Herder abgeschrieben zu haben, denn er bestätige, „darstellend und ausführend, die ganze Vergötterung des Dichters". Aber bald hat Goethe ihr Herz wiedergewonnen; denn schon am 24. April schreibt sie, während sie Knebel ein „unstetes unsicheres Rohr", obgleich „im Grunde gut" nennt, über Goethe:

Goethe bleibt sich gleich, er steht auf festem Boden. Nämlich mehr im Detail von; es schmerzt mich, daß du dein Gemüth von ihm abwendest, und er ist doch der einzige rein gute Mensch hier.

Und als er den „Tasso" der Herzogin vorgelesen, ruft sie aus (in dem Briefe vom 10. Mai 1789):

O wie bestrafe ich mich, daß ich ihn auch nur einen Augenblick verkenne. Er ist durchaus eine treue, männliche Seele, und es freut mich, daß du dies in einem deiner letzten Briefe so gut wiedererkennst.

Dann wieder am 29. Mai:

Goethe liebt dich und ist's vor allen Menschen werth, von dir geliebt zu werden. Wende dich nicht von ihm ab! Du achtest und liebst an der Angelika (Angelika Kaufmann), was die Natur ihr Glückliches und Heiliges gegeben hat; er ist von dieser Seite ihr Bruder, und wir wollen ihn nicht mehr verlieren, wie du es einmal (vor sechs Jahren war's) so heilig zusagtest.

In der Angelegenheit wegen Göttingen zeigte er sich ebenso praktisch als für Herders wohlwollend; er war von vornherein der Ansicht, daß der Herzog Herder nicht gehen lassen dürfe. Bei Luischen Herder's Geburtstagsfeier (23. April) war Goethe, der bei solchen Anlässen nie versäumte zu erscheinen, wieder bei der Herder, und da rief er:

Der Herzog kann und darf ihn (Herder) nicht gehen lassen, er ruinirt sonst sich, Jena und Weimar zugleich. Auch nicht einmal nach Jena wünsch' ich Herdern; ich hab' ihn viel zu lieb, er ist zu gut zum Professor; er kennt ihre kleinlichen Leidenschaften noch nicht u. s. w.

Kurz, diese Briefe enthalten so viele Mittheilungen über Goethe, daß Düntzer in der Einleitung mit Recht bemerkt, man gewinne daraus fast ein ununterbrochenes Tagebuch über Goethe. Dagegen haben wir über Schiller, der sich doch schon seit dem 21. Juli 1787 in Weimar befand und mehrfach Herder besucht und mit ihm Unterredungen gehabt hatte, nur eine einzige und soweit sie Schiller betrifft unbedeutende Stelle entdecken können.*) Die Herder machte im September 1788 einen Ausflug, der sie auch nach Rudolstadt führte, wo sich auch Schiller befand, der, wie man weiß, von Mitte Mai bis gegen Mitte November theils in Volkstädt theils in Rudolstadt weilte und dann nach Weimar wieder zurückkehrte. Die Herder schreibt am 12. September:

Den Sonntag ging's nach Rudolstadt ins Lengefeldische Haus, das eine herzliche Familie ist. Schiller war auch da; Goethe betrug sich gut gegen ihn und es war eine gute Stimmung.**)

---

*) Ueber seinen ersten Besuch bei Herder berichtet Schiller in seinem Brief an Körner aus Weimar, 23. Juli 1787 („Briefwechsel", I, 104 — 105); und am 12 August schreibt er, daß Herder an der Tafel der Herzogin laut seine Partie genommen und gegen Charlotte von Kalb geäußert habe, daß er (Schiller) ihn sehr interessire; früher habe er Schiller nur nach dem Hörensagen beurtheilt.

**) Noch einmal stoßen wir übrigens in diesen Briefen, wenn auch nicht auf die Person, doch wenigstens auf den Namen Schiller's, und zwar bei Gelegenheit einer Aufführung von „Kabale und Liebe", welche dem gerade anwesenden Aesthetiker Moritz Gelegenheit gab, in den literarischen Kreisen Weimar's auseinanderzusetzen, „daß kein Funke poetisches Drama darinnen sei".

Ein paar Zeilen weiter schreibt sie:

Durch Schiller's Gedicht im „Merkur“ über die Götter (Griechenlands), das du kennst, kam Goethe auf die Eigenschaften, die die Alten in ihren Göttern und Helden in der Kunst dargestellt haben, wie es ihm geglückt sei, den Faden des Wie hierin gefunden zu haben. Er hat hierüber mit dir, da ich auch zuhörte, viel gesprochen. Die ganze Idee liegt, wie es mir dünkt, wie ein großer Beruf in seinem Gemüth. Er sagte endlich, wenn Ludwig XIV. noch lebte, so glaubte er durch seine Unterstützung die ganze Sache ausführen zu können; er hätte einen Sinn für das Große gehabt; mit 10—12000 Rthlrn. des Jahrs könnte er's in zehn Jahren, in Rom allein versteht sich's, ausführen.

Dieser etwas mysteriösen Mittheilung über ein Vorhaben Goethe's, bei dem es sich namentlich um ein Charakterstudium des menschlichen Körpers gehandelt zu haben scheint, weshalb er auch in Jena anatomische Studien machte und bei Loder hörte, läßt sie weiter die Worte folgen:

Er war in der Stunde, da er dies alles sprach, recht in seinem Himmel, und wir haben ihm endlich versprechen müssen, mit niemand davon zu reden. Du warst natürlich nicht darunter begriffen; denn du gehörst ja ganz eigentlich und allein zu diesem Gespräch. Dich vermißt er je länger je mehr.*)

Merkwürdig ist das Verhalten Herder's gegenüber den Lobpreisungen, welche seine Gattin an Goethe verschwendet. Je mehr sie sich für Goethe erwärmt, um so mehr weiß er an ihm zu mäkeln. Noch am 24. September 1788 schreibt er aus Rom in Betreff Goethe's: „Alles liebt und bewundert ihn, was ihn hier gekannt hat“; aber in einem Briefe vom 28. März 1789 bemerkt er von ebendort in Bezug auf das Verhältniß zwischen Goethe und der Vulpius: „Die Art, wie er hier auf gewisse Weise unter rohen, obwol guten Menschen gelebt hat, hat nichts anderes hervorbringen können.“ Am 7. April schreibt er:

Goethe's Gedichte sind hier angekommen; er hat ein Exemplar, noch ohne Titel, an Angelika geschickt. Ich kenne die meisten, und es sind unglaublich schöne Stücke darunter; aber alles wie es da ist, hätte er nicht sollen drucken lassen. Nicht nur, daß er den Kritikern das Maul darüber aufreißt, sondern weil die jugendlichen Fratzen und Späße doch niemals für den Druck sind. Was du, gutes Herz, zu seiner Entschuldigung sagst, reicht meinem Gefühle nicht zu. Hole der Henker den Gott, um den alles rings umher eine Fratze sein soll, die er nach seinem Gefallen braucht; oder gelinder zu sagen, ich drücke mich weg von dem großen Künstler, dem einzigen rückstrahlenden All im All der Natur, der auch seine Freunde und was ihm vorkommt blos als Papier ansieht, auf welches er schreibt, oder als Farbe des Paletts, mit dem er malt.

Herder bezeichnet hiermit sehr richtig einen gewissen artistischen Egoismus, wie er aber nicht nur Goethe, sondern auch sehr vielen andern großen Dichtern und Künstlern eigen, bei Goethe aber der höchsten und edelsten Art war; denn niemals gestattete er ihm Einfluß auf sein praktisches Wirken und seine Handlungen, denen fast ohne Ausnahme die humansten Motive zu Grunde lagen. Gestand doch Herder selbst, wie Schiller berichtet, daß Goethe jeder Intrigue, jedes kleinlichen Neides unfähig sei und niemandes Glück wissentlich untergraben habe u. s. w. Aber Herder, obschon der freisinnigste Denker, war doch immer Theologe, dem das blos ästhetische Interesse nur als ein secundäres galt, der nur in Ideen lebte, der vom Standpunkt der Kanzel, auf welcher er, nach Schiller, Vorträge für den „gemeinen Mann“ hielt, mit gründlicher Verachtung namentlich auf alles theatralische Interesse herabblickte, weshalb auch die Kluft zwischen ihm und Schiller, je mehr dieser zur Herrschaft über die Bühne gelangte, immer weiter auseinander klaffte. Er gehörte, wie seine patriotischen Oden ausweisen, nicht blos der Menschheit, sondern auch seinem Volke und der damals hauptsächlich von Klopstock und seinen Anhängern vertretenen christlich-germanischen Richtung an; und er pflegte auch Klopstock so auf Kosten Goethe's zu erheben, wie etwa Antonio in „Torquato Tasso“ den Ariosto auf Kosten Tasso's. Hierzu kam eine gewisse Eifersucht in zweierlei Gestalt. Erstlich die des berühmten Autors, welcher seinen Dichterruhm von demjenigen Goethe's, den er doch in gewissen Punkten als seinen Schüler betrachten durfte, immer mehr überstrahlt und verdunkelt sehen mußte. Sodann die Eifersucht auf die glänzende Persönlichkeit Goethe's, der sich selbst seine Gattin gefangen gab. Ewig sich wiederholende Lobeserhebungen reizen von selbst und naturgemäß zum Widerspruch; wie viel mehr im Munde einer Gattin, wenn sie einem andern, mit bestechenden Gaben ausgestatteten Manne gelten! Anwandelungen dieser Eifersucht hatte ja Herder schon als Bräutigam verspürt, als er das Goethe'sche Gedicht „Psyche“, worunter Karoline verstanden war, mit einem Gedicht beantwortete, in welchem er Goethe einen „irren Götzenpriester“ genannt hatte. Dergleichen Erinnerungen an eine Zeit, wo Goethe an der Seite Karolinens die Umgebungen Darmstadts durchschwärmt hatte, mochten doch vielleicht in der Seele Herder's aufdämmern. Die fast überschwenglichen, hyperätherischen Lobeserhebungen, welche Herder der Malerin Angelika Kaufmann in verschwenderischer Fülle in seinen Briefen zollt, Lobeserhebungen, die man als den Ausdruck der innigsten und vertraulichsten Seelensympathie betrachten kann, möchte man unter diesen Umständen fast als einen wohlberechneten Contrecoup gegen die enthusiastischen Aufwallungen seiner Gattin für Goethe ansehen, weshalb sich diese, schlau genug, auch auf sie beruft. Manche Ausdrücke Karolinens wie der, Goethe sei es wol werth, „daß man um ihn etwas leidet“, durften dem Ehemann wol etwas bedenklich erscheinen und empfindlich sein.

Es handelt sich hierbei nicht im entferntesten um eine Befürchtung Herder's, daß sich ein unlauteres Verhältniß zwischen beiden entspinnen könne, sondern, wie gesagt, nur

*) Ueber jene Zusammenkunft Goethe's und Schiller's im Lengefeld'schen Hause berichtet letzterer ausführlich in seinem bekannten Briefe an Körner aus Rudolstadt vom 12. September 1788 („Briefwechsel“, I, 341). Bekanntlich bemerkt Schiller darin unter anderm, daß im ganzen genommen seine in der That große Idee von Goethe nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden sei; daß er aber zweifle, ob sie einander je sehr nahe rücken würden; ihre Vorstellungsarten seien wesentlich verschieden. Schiller erwähnt, daß Goethe aufs anschaulichste und lebendigste über Italien gesprochen, daß sich ihre Bekanntschaft bald und ohne Zwang gemacht habe, daß er aber, weil alles auf Goethe's Umgang eifersüchtig gewesen, nicht viel allein mit Goethe habe sprechen können.

um eine Art Eifersucht gegen das geistige Uebergewicht Goethe's und den Zauber seiner Persönlichkeit. Auch ohne sinnliche Neigung schlang sich damals leicht ein „Band der Seelen" zwischen Personen beiderlei Geschlechts. Es war Herder drückend, daß seine Gattin, wie es schien, in Goethe doch den größern Dichter und Künstler erblickte, er mochte fürchten, daß sie mehr und mehr aus seinem Ideenkreise in den Ideenkreis Goethe's hinübergebannt werden möchte. Und hiermit that er ihr unrecht; denn niemals kann wol eine Frau ihren Gatten glühender und inniger verehrt haben, als Karoline den ihrigen. Sie schreibt z. B. am 29. August 1788: „O Gott, was habe ich für einen Schatz, für einen Reichthum an dir, du unaussprechlich Lieber, dem kein Mensch auf Erden gleicht", und am 19. September: „Manchen Abend lese ich vor Schlafengehen die Lieder in den «Zerstreuten Blättern» und die «Blätter der Vorzeit». O wie fromm und herzlich und groß sind sie mir jetzt als mein Abendgebet, unmittelbare Gottesstimme von ihm und zu ihm. Eine jede Zeile, ein jedes Wort von dir ist mir Gottes Wort" u. s. w. Es quält sie der Gedanke: „Er ist glücklicher ohne mich", sie hofft, seiner „noch ein bischen werth zu werden", sie bittet, wo die Liebe nicht hinreiche, wenigstens um „Mitleid", sie nennt sich eine „gutherzige Magd" im Verhältniß zu Herder's Schwester, denn diese sei „hundertmal geistvoller und verständiger" als sie, „dein armes Weib, das nur durch dich empfangen hat das Lichtlein, das sie beseelt". Sie kennt und beklagt ihre „Heftigkeit", die sie nicht abzulegen vermag: „Denke nicht", schreibt sie, „daß du einen Engel an mir findest. Ich bin um kein Haar besser geworden, aber du hast mich doch lieb, und in deiner Liebe will ich sterben", und ein andermal: „Auf den Knien will ich dir dienen und nur die Brosamen deiner Liebe verlangen." Sie wirft sich vor, ihn manchmal durch ihre Heftigkeit gequält zu haben und schreibt am 29. August 1788:

> Sie (Frau von Stein) ist noch immer nicht herzlich mit Goethe, das merk' ich aus allem. Er sollte männlicher sein und sie bei der Hand nehmen, wie du's oft gethan, wenn ich unwillig herunterging. Ach das soll nie wieder geschehen; solche Erinnerungen sind mir Dolchstiche. Da sehe ich recht, wie du mich liebtest; jetzt kommt die Reihe an mich.

Wie alle solche heftige und leidenschaftlich sinnliche Frauen fühlt sie sich auch zuweilen von Eifersucht gepeinigt; bei allem Geist und aller Aufklärung gab sie doch etwas auf Träume und selbst auf Kartenorakel, und ein eigenthümlicher Traum reißt sie in einem Briefe vom 9. Januar 1789 zu den unüberlegten Worten hin: „Ich wollte fast wetten, daß du mir in dieser Nacht vom 8. zum 9. untreu — nein, das nicht — nur daß du genossen hast." Dabei erinnert sie sich, daß er ja in dem „sinnlichen" Neapel lebe. Herder sucht sie hierüber zu beruhigen, und läßt sich auf eine lange Auseinandersetzung darüber ein, daß sich „Buhlereien" für seine Jahre nicht mehr schickten und daß sie ihm durch die Umstände seiner Reise ganz fremd geworden seien. Sie selbst drückt übrigens später Scham über jene undelicate Anspielung und zugleich den Wunsch aus, sie nicht niedergeschrieben zu haben.

Seinerseits läßt es auch Herder nicht an den glühendsten Liebesversicherungen fehlen; er redet sie an: „Du meine Göttin und griechische Muse!" Er schreibt ihr aus Nürnberg am 13. August 1788, um ihre Selbstanklagen niederzuschlagen:

> Ich sage dir vor Gott, du bist mein größtes Glück und Gut auf Erden, dessen ich tausendfach nicht werth bin. Du übertriffst mich in allem Guten, in aller Tugend; und was ich echtes Gute habe, habe ich durch dich und an deiner Seite erlangt, das ist wahr und Amen!

Bald darauf aus Ansbach:

> Nun lebe wohl, liebe, beste, einzige, gute, treue Seele! Ich bin in meiner Verbannung dir näher, als ich dir dort war, da ich auf meiner Stube wie ein eingeschlossener, angeketteter Missethäter saß.... Deine Briefe sind mein Gebetbuch.

So noch an andern Stellen. Unter den spätern Verstimmungen und je mehr sich Herder an seinen neuen Zustand gewöhnte, verlieren diese Liebesversicherungen von seiner Seite an Glut, kehren auch nicht so häufig wieder. Herder wußte übrigens wohl, was er an seiner Frau besaß; er wußte, daß sie unter ihrer leidenschaftlichen Erregtheit, die sie dann bitter genug bereute, ohne sie ablegen zu können, eine Fülle von Liebe und ein tiefes Liebesbedürfniß verbarg. Minder maßvoll als z. B. die Schiller, hatte sie doch einen feurigern originellern Geist, obschon allerdings manche Ideen, die uns in ihren Briefen überraschen, sicherlich als Abfall aus den Gesprächen mit den vielen geistreichen Männern, mit denen sie von jeher im Verkehr stand, zu betrachten sein mögen. Im übrigen hat wol Düntzer sehr recht, als „grundloses Gerede" zu bezeichnen, „was Schiller im Briefe an Körner vom 29. August 1787 von der «heiligen Zweieinigkeit» Herder's und seiner Gattin und von der wunderlichen Art berichtet, wie diese «Gottheit», wenn sie sich entzweit, sich zu versöhnen pflege". Das und anderes, was Schiller später von Herder berichtet, war eben weimarischer Stadtklatsch, und man kann sich nur wundern, daß Schiller ihm Gehör gab, obschon auch solche Klatschereien ihre Bedeutung namentlich in sittengeschichtlicher Hinsicht und meist auch eine gewisse Wahrheit zur Grundlage haben, nur daß sie dieselbe carikiren. Es gehört wol auch zu den Eigenschaften und Ergebnissen der deutschen Gemüthlichkeit, daß, wenn zwei Personen wirklich gemüthlich miteinander verkehren, sich bald ein dritter, dann ein vierter, fünfter u. s. w. finden werden, die an diesem innigen Verkehr Anstoß nehmen, ihn durch Erfindungen und Verzerrungen vor andern lächerlich zu machen oder gar durch Zwischenträgereien und Hetzereien das Verhältniß zu trüben und zu stören suchen.

Außerdem enthalten die Briefe Karolinens noch so manche interessante Mittheilungen über namhafte Personen, besonders auch renommirte Frauen. Freilich trifft man da auch auf manche Mittheilungen, die auf das innere Leben und Treiben in Weimars literarisch gebildeten Kreisen gerade kein sehr erfreuliches Licht werfen: ein paar große Dichter und Denker, die sich anbeten

lichen, waren natürlich nicht im Stande, die Weimarer zu Großstädtern zu machen. Eine intriguante Klatschschwester war z. B. die Schardt, welche der Gattin Herder's einmal ins Gesicht sagte, daß sie seit der Abwesenheit ihres Mannes recht liebenswürdig und gutartig geworden sei und mehr spreche als früher u. s. w. Wahrscheinlich sollte dies eine boshafte Anspielung auf den günstigen Einfluß sein, den der vertraute Umgang mit Goethe auf sie gehabt habe. Dieselbe Dame klatschte über Goethe, daß er bei einem „tanzenden Picknick" beinahe mit keiner gescheidten Frau ein Wort geredet, „sondern den Fräuleins nach der Reihe die Hände geküßt, ihnen schöne Sachen gesagt, und viel getanzt hätte". Frau von Kalb fand es abscheulich, daß er die jungen Mädchen auf diese Weise „reize". Auch Frau Herder scheint über dieses „Geleckе" für einen Augenblick sehr verstimmt gewesen zu sein, und findet plötzlich, daß Goethe durchaus nichts mehr für seine Freunde sein wolle und daß er überhaupt nicht mehr für Weimar tauge u. s. w. Ueber den Professor Wiedeburg in Jena hatte man allerlei schlimme Gerüchte ausgesprengt, namentlich, daß er ein schlechter Wirth gewesen und verschwenderisch gelebt habe (verschwenderisch bei 250 Thaler festem Gehalt!); als er plötzlich am Schlagfluß gestorben war, erwiesen sich alle jene Gerüchte als falsch; man wußte im Gegentheil nun von ihm nur die edelsten Züge zu erzählen. So sind die Menschen! Erst tragen sie durch die Erfindung und Weiterverbreitung von Lügen und Verleumdungen dazu bei, daß den Nebenmenschen früher, als dies sonst der Fall gewesen sein würde, der Schlag rührt, und kaum ist er in die Erde gesenkt, so klagen sie, ohne sich übrigens ihre Lügen tiefer zu Herzen zu nehmen, daß die Menschheit nun wieder um eine Seltenheit, um einen edeln Menschen ärmer geworden!

Unter den eigentlichen Reisemittheilungen stößt man auf manche schöne Schilderung, manche tiefe Andeutung, manche für Herder charakteristische Bemerkung. Die Bilder Dürer's in Nürnberg veranlassen ihn zu dem Ausruf: „Solch ein Maler möchte ich auch gewesen sein. Er schlägt alles, was sonst hier ist, um sich nieder"; und er bemerkt weiter: „Sonst auch viele andere schöne Sachen, die an eine Zeit deutscher Art und Kunst erinnern, die nicht mehr da ist und schwerlich je wiederkommen dürfte. O wie haben die Fürsten den Geist der deutschen Nation verkannt, unterdrückt, verschlemmt und vergeudet!" In einem Briefe aus Verona stoßen wir auf die Bemerkung: „Der Italiener lebt sich selbst; wir armen Nordländer leben allein für andere." Von Rom sagt er: „Eine Welt von dritthalbtausend Jahren ist hier zu finden; alles liegt so weit auseinander und hat Ideen neben und vor sich, daß ich mir jeden Tag unwissender dünke." Eine herrliche Stelle über Florenz, aus der wir hier nur die paar Worte entnehmen: „Hier sind Fußtritte von Menschen, nicht Heilige und Götzenbilder allein", befindet sich in dem Briefe vom 22. Mai 1789. Das Merkwürdigste sind aber die hier zuerst abgedruckten Stanzen, die eine Beilage zu Herder's Brief aus Rom vom 14. März 1789 bilden. Es sind im ganzen 21 Strophen, von denen wir hier die dreizehnte bis neunzehnte zur Probe mittheilen:

Auch euch, ihr der Natur erhabne Scenen,
Gebirge, Felsen, Ebnen, Ufer, Meer,
Du Meer von Adria und ihr Sirenen
Parthenope's, ihr Inseln um sie her,
Dank euch, daß, mit mir selbst mich zu versöhnen,
Ihr meine Brust von Seufzern machtet schwer;
Mit unschuldvollem, liebeszartem Sehnen
Weiht' ich, der Menschheit froh, euch stille Thränen.

Und ihr erquicktet mich, als in Verona
Die Sonne nieder, als sie aufwärts stieg
In Rimini, und ich dann in Ancona
Mich mit dem Meer vermählete und schwieg;
Mit dir vermählt' ich mich, o Dea bona,
Du gute Göttin, mit der Hoffnung Sieg,
Und wie die Sonne war ich liebestrunken
Aus deinem Schos in deinen Schos gesunken.

O gute Göttin, darf ich, darf ich nennen
Den heil'gen Namen? nenn' ich dich Natur?
Nenn' ich dich Liebe? Ach nur dich zu kennen,
Irr' ich umher auf alles Wissens Spur,
Und doch, um reiner Flamm' in dir zu brennen,
Bedarf ich reiner Lieb' und Weisheit nur.
Nicht Kunst, nicht Wissenschaft: die Kunst des Lebens
Ist Wissenschaft; sonst ist die Kunst vergebens.

Du Göttin, weißt, daß ich an jedem Bilde
Des schönsten Marmors dich, nur dich gelernt;
Daß du so freundlich und mit Weisheit milde
Durchs Schöne mir nur den Betrug entfernt.
Dann schlich ich mich in andere Gefilde,
Als die man mit Palett' und Meißel lernt —
Ich lernt' an euerm Knie, an euerm Busen
Nichts als — Humanität, erhabne Musen!

Und sah sie in den göttlichsten Gestalten,
Sah Weisheit, Güte, Macht als Menschenbild,
Sah jeder Knospe Schönheit sich entfalten,
Sah jede Art in Menschenform gehüllt;
Sah Kräfte sprossen, wachsen und veralten,
Und jeden Zweig von seinem Saft erfüllt,
Sah hier das Licht aufgehen, steigen, schwinden
Und lernte stets die Menschheit wiederfinden.

Daneben sah ich, darf ich dich auch nennen,
Du inhumanes, alt und neues Rom!
Doch wer wird dich im Namen nicht schon kennen,
Du Capitol, und du St.-Peter's Dom?
Du Pfuhl, aus dem, die Erde zu verbrennen,
Ausging ein alter und ein neuer Strom,
Von Kriegern einst bewohnt und Senatoren,
Von Pfaffen jetzt bewohnt und Monsignoren.

Ich lernte dich und deiner theuern Prinzen
Und deiner Prinzessinnen schönes Heer,
Die Wüsten deiner darbenden Provinzen,
Und deiner Wissenschaften todtes Meer,
Die Weisheit lernt' ich sehn mit Augen blinzen,
Die Andacht sehn, von altem Taumel schwer,
Die Heuchelei mit stolzen Sklavenmienen,
Den Knecht der Knechte, dem die Völker dienen.

Wir glauben unsern Aufsatz nicht besser als mit diesen erhabenen Strophen schließen zu können, dem glänzenden Fragment eines Gedichts, von dem Düntzer mit Recht sagt, daß es in dichterischer Beziehung einen „sehr hohen Rang" unter Herder's Dichtungen einnähme.

Hermann Marggraff.

Das Jorubaland.

Abbeokuta oder Sonnenaufgang zwischen den Wendekreisen. Eine Schilderung der Mission im Lande Joruba. Aus dem Englischen. Bis auf die Gegenwart fortgesetzt und wesentlich erweitert durch die Einleitung: Die Morgenröthe des tropischen Afrika von W. Hoffmann. Mit einer Karte von Joruba und den angrenzenden Ländern. Berlin, Wiegandt und Grieben. 1859. Gr. 8. 28 Ngr.

Dieses Buch behandelt einen Gegenstand von etwas beschränktem Umfange, aber es behandelt ihn erschöpfend und anziehend. Man erkennt daraus deutlich, daß auch die Missionsbestrebungen als solche das allgemein menschliche Interesse lebhaft erregen können, wenn nur ein stets ungetrübter Hinblick auf das Ziel der Energie immer neue Anstöße gibt und es nicht zu einer trägen Befriedigung im abstracten Bewußtsein erfüllter Pflicht kommen läßt. Es ist ein ergreifendes Schauspiel regen, rastlosen Lebens, was uns in diesem Werke geschildert wird, und die Schilderung selbst ist hinter ihrem Gegenstande nicht zurückgeblieben. Dazu kommt, daß der größte Theil des Inhalts und insbesondere der historischen und culturgeschichtlichen Notizen in der That völlig neu ist und einer weitern wissenschaftlichen Verwerthung noch entgegensieht.

Zwar nicht der letzterwähnte Vorzug, wol aber eine in jeder Hinsicht vortreffliche Darstellungsform läßt sich der aus der Feder Hoffmann's geflossenen Einleitung nachrühmen, welche nach einem gedrängten Berichte über die Entdeckung und weitere Erforschung der Länder des tropischen Afrika die ersten Missions- und Colonisationsversuche auf der Westküste aufzählt und sodann über die Ergebnisse der evangelischen Mission daselbst bis zu dem Zeitpunkte, womit der eigentliche Inhalt des Werks beginnt, Rechenschaft ablegt. Der Schauplatz der darin geschilderten Ereignisse ist das Land Joruba, welches, im Westen von Dahomei begrenzt, im Osten durch Benin und Kakanda vom Niger geschieden und im Süden nur durch einen schmalen, den Popo gehörigen Landstreifen von der Bai von Benin getrennt, sich 60 deutsche Meilen im Gevierte nach Norden bis zum Niger erstreckt. Dieses ausgedehnte Land erfreute sich bis vor etwa 40 Jahren eines verhältnißmäßigen Friedens und Gedeihens, wie ihn die meisten benachbarten Staaten nicht kannten. Die Städte waren zahlreich und bevölkert (die größern enthielten manchmal bis 70000 Einwohner) und gewöhnlich von dreifachen Holz- oder Lehmmauern und einem Graben umschlossen. Das Land war dicht mit Dörfern von 3—4000 Einwohnern besäet und viele Leute lebten auf ihren abgetrennten Bauerhöfen. Der Boden war fruchtbar, das Klima gesund und das Volk fleißig, ehrlich und gutmüthig. Die Nation bestand aus verschiedenen Stämmen, die alle dem König von Joruba Treue und Tribut schuldig waren; seine Residenz war in Oyo nahe am Niger. Trotz einzelner Fehden und Eifersüchteleien unter den Stämmen war die Einheit des Königreichs unangetastet geblieben, als zu dem angedeuteten Zeitpunkte der Häuptling von Illorin die Fellatah herbeirief, welche das Land mit Feuer und Schwert überzogen, sich allmählich immer mehr darin festsetzten und es zu einem Schauplatze unaufhörlicher Sklavenkriege machten.

Einige arme Leute, die vor den Sklavenjägern geflohen waren, retteten sich nach dem südwestlichen Theile von Joruba, wo sich mitten unter Felsen und Bergen von Urgestein ein großer Porphyrfels findet, dessen Gipfel sich an einer Stelle zu einer tiefen und niedrigen, aber geräumigen Höhle gestaltet, die bis zum Jahre 1825 Räubern als Schlupfwinkel diente. Bald wuchs die Zahl der Flüchtigen so sehr an, daß ein Theil von ihnen, durch die Noth gedrängt, sich hervorwagte und die felsigen Hügel zu bebauen anfing. Die verschiedenen Haufen der Ankömmlinge bildeten kleine abgeschlossene Gemeinden, jede unter ihren eigenen Gesetzen und mit ihrem eigenen Häuptling, Richter, Kriegsanführer und mit ihrem eigenen Rathhause; und jede gab gern dieser neu aufgefundenen Heimat den Namen der Ortschaft, aus welcher sie vertrieben worden war. Dem Ganzen, das von einer Mauer umschlossen wird, deren Umkreis 15 englische Meilen beträgt, gaben sie den Namen Abbeokuta (Unterstein). Diese Stadt, in der sich allmählich die Ueberreste von 130 Ortschaften zusammenfanden, zählte im Jahre 1853 80—100000 Einwohner, sämmtlich vom südlichsten oder Egbastamm der Jorubaner. Es gelang der Weisheit und Willenskraft eines hochbegabten Häuptlings, Namens Schodeke, die einzelnen Stadtgebiete zu einer Bundesstadt zu vereinigen und dadurch ebenso wol drohenden innern Zerwürfnissen vorzubeugen, als auch feindliche Angriffe von außen zurückzuschlagen. Der Ruf von der Blüte dieser Stadt drang auch nach Sierra Leone und bewog eine Anzahl der dort wohnenden, durch die Engländer aus den Händen der Sklavenhändler befreiten Jorubaner zur Rückkehr in ihr Vaterland, wo ihnen von seiten der Abbeokutaner eine herrliche Aufnahme zu Theil ward. Unter diesen befand sich auch eine Anzahl in Sierra Leone zum Christenthum Bekehrter, welche bald dringend um die Sendung von Missionaren baten. Um dieselbe Zeit fand die berühmte (vom Verfasser vortrefflich beschriebene) Nigerexpedition unter Trotter, William Allen, Bird Allen und Cook statt (April bis October 1841), die trotz ihres Mislingens in der Hauptsache wesentlich dazu beitrug, jenem Wunsche zur Erfüllung zu verhelfen. Es wurde nämlich beschlossen den Missionar Townsend nebst zwei Jorubanern vom Egbastamme nach Abbeokuta zu senden; diese erfuhren jedoch bei ihrer Landung in Badagry, daß der Missionar unter den Aschanti, Freeman, bereits vor ihnen Abbeokuta besucht und daselbst eine ermuthigende Aufnahme gefunden hatte. Da Townsend mit seinen beiden Begleitern sich eines ebenso herzlichen Empfangs zu erfreuen hatte, so beschloß der Ausschuß der kirchlichen Missionsgesellschaft, so rasch als möglich eine Mission in Abbeokuta zu errichten und einstweilen einen Katechisten dorthin abzuordnen. Als aber die Missionare Gollmer, Townsend und der Jorubaner Crowther mit ihren Frauen und Begleitern im Januar 1845 zu Badagry landeten, erhielten sie die niederschlagende Nachricht von dem Tode Schodeke's und sahen sich trotz einer freundlichen Einladung von seiten der übrigen Häuptlinge durch die infolge eines ausgebrochenen Kriegs entstandene Unsicherheit des Wegs genöthigt, einstweilen in Badagry zu bleiben, wo sie aus mehrfachen Gründen eine feste Missionsstation unter der Leitung Gollmer's zu gründen beschlossen. Nach siebzehnmonatlichem Aufenthalte zu Badagry mußte endlich der Sklavenhandel selbst, der furchtbarste Feind der Mission, dazu dienen, den Frieden wiederherzustellen und ihnen den Weg nach Abbeokuta zu öffnen. Eine gefahr- und mühevolle Reise in der Regenzeit ward durch die herzliche Aufnahme belohnt, welche die Missionare in Abbeokuta und insbesondere bei dem neuen Oberhäuptling Sagbua fanden. Die Versammlung der Häuptlinge wies ihnen sofort ein Stück Land in der „königlichen Stadt" Ake, wo Schodeke residirt hatte, zum Bauplatze an, und das Volk betheiligte sich so eifrig beim Baue, daß die Missionare durch den Reichthum der ihnen zu Gebote stehenden Arbeitskräfte in Verlegenheit gesetzt wurden. Sie begannen unverzüglich ihre öffentliche Wirksamkeit, hielten in ihrer Wohnung regelmäßigen Gottesdienst, predigten unter großem Zulauf auf den Straßen und errichteten eine Sonntagsschule für Erwachsene. Allmählich entstanden in den verschiedenen Districten der Stadt Bethäuser, und bald konnten die Missionare sich der Früchte ihrer Thätigkeit erfreuen; denn schon im April 1847 wurde durch einen Beschluß der öffentlichen Versammlung die Sklavenjagd mit Todesstrafe bedroht, und als Townsend im März 1848 durch die schwindende Gesundheit seiner Frau sich zur Rückkehr nach England genöthigt sah, gaben ihm die Häuptlinge aus freiem Antriebe ein Schreiben an die Königin mit, worin sie ihre Bereitwilligkeit zur Vernichtung des Sklavenhandels aussprachen und um Leute baten, die ihre Kinder im Ackerbau und in den Gewerben unterrichten könnten. Der Nachfolger Townsend's, Missionar Müller, erlag schon nach zwei Jahren seinen Anstrengungen, nachdem er noch Zeuge der inzwischen in mehreren Stadtgebieten gegen die Neubekehrten ausgebrochenen, durch die in ihren zeitlichen Vortheilen beeinträch-

tigen Priester und Priesterinnen der verschiedenen Götter (Babbalawos), die Händler mit Opfervieh und die Sklavenhändler angeschürten Verfolgung gewesen war. Aber die weitaus größte Mehrzahl der Verfolgten stand fest in ihrem Glauben, und dem unermüdlich thätigen Missionar Hinderer gelang es sogar, den Samen des Christenthums im Westen (Ibara, Isagga) und Osten (Osielle) von Abbeokuta auszustreuen. Zwar brachen in einzelnen Districten von Zeit zu Zeit neue Verfolgungen aus, doch gelang es der Vermittelung Sagbua's und dem Einflusse des Consuls Beecroft bei Gelegenheit seines Besuches in Abbeokuta denselben Einhalt zu thun.

Da es schien, als ob Abbeokuta der Sitz der Gesittung und Industrie in diesem Theile von Afrika werden sollte, so fühlte sich das räuberische, grausame und treulose Volk von Dahomei in seinem ruchlosen Treiben bedroht, und die berüchtigten und gefürchteten Kriegerinnen des Königs Gezo verlangten während der Anwesenheit des Consuls Beecroft in Abomei laut und stürmisch die Zerstörung von Abbeokuta. Beecroft warnte die Egbahäuptlinge durch die Missionare; aber nur wenige von ihnen thaten etwas zur Ausbesserung der verfallenen Mauern. Zum Glück griffen die Dahomier, von den Isagganern irre geleitet, gerade diesen neu befestigten Theil an, und so gelang es der verzweifelten Tapferkeit der 8000 waffenfähigen, aber nicht sonderlich kampftüchtigen Egba, das aus 10000 Männern und 6000 Weibern bestehende Heer der Dahomier mit großem Verluste von den Mauern zurückzuschlagen und diesen Erfolg durch eine blutige Schlacht auf offenem Felde zu vervollständigen.

Dieses Ereigniß war den Missionaren insofern förderlich, als die Abbeokutaner ihre Rettung zum großen Theile den Warnungen des Consuls und der Tapferkeit der Christen zu danken hatten. Hinderer drang nordwärts bis nach Ibadan vor und bahnte hier durch einen dreimonatlichen Aufenthalt der Civilisation den Weg. In Abbeokuta selbst nahm insbesondere das Schulwesen einen glänzenden Aufschwung; die Häuptlinge der nähern und entferntern Umgegend sandten den Missionaren freundliche Botschaften und luden dieselben zu sich ein, unter ihnen sogar der Häuptling von Iso in Kakanda, der eigentlichen Heimat des Götzendienstes. Noch mehr Boden gewannen die Missionare durch die Ankunft des Kapitäns Forbes, dessen wohlberechnete Vertheidigungsanstalten die Dahomier verhinderten, ihre Drohung eines erneuerten Angriffs auszuführen. Sogar in Badagry gelang es allmählich, wo nicht dem Christenthume, so doch den Anfängen der Cultur eine Stätte zu bereiten; doch gingen diese Keime wieder zu Grunde, als Badagry im Jahre 1851 der Schauplatz eines erbitterten Bürgerkriegs wurde und infolge desselben zu einem bloßen Dorfe herabsank. Die Hauptmissionsstation befindet sich jetzt in Lagos am Ausflusse des Ogun, dem frühern Hauptsitze des Sklavenhandels, welchem die Engländer endlich am 26. December 1851 durch Eroberung der Stadt ein Ende machten. Die unruhigen, räuberischen Idschabbus verstanden sich endlich zum Frieden; der Ogun ist nunmehr offen, die Wege sind frei, und Händler und Reisende können sicher hin- und hergehen. Noch aber sind die Zustände im Jorubalande nicht gesichert genug, um eine Besiedelung des öden Landes zu gestatten. Solange noch heidnische Mächte in Dahomei und Aschante und die Fellatah die Grenzen bedrohen, müssen sich die Einwohner in wenigen, aber großen Städten vereinigen. Hier aber ist die Cultur in einer hoffnungerweckenden Entwickelung begriffen. Gollmer und Townsend sind aus Europa zurückgekehrt; neben ihnen wirken in Abbeokuta zwei eingeborene ordinirte Geistliche und ein stattlicher Stab europäischer Katechisten und eingeborener Lehrer. Die Gemeinde ist an Zahl gewachsen, wenn auch die großen Häuptlinge, mehr durch ihre Weiber als durch ihre Götter gebunden, noch außer ihr stehen. Die Schulen der Erwachsenen und der Kinder müssen erweitert werden; eine neue Kirche, größer als alle bisherigen, mit einem Glockenthurm, dem ersten in dieser Gegend Afrikas, dem Staunen der Heiden, steht da. Die christliche Literatur verbreitet ihre Segnungen immer weiter, obgleich es noch sehr an Büchern in der Landessprache fehlt. Hat es auch die Normalschule zur Bildung eingeborener Schullehrer noch zu keiner kräftigen Wirksamkeit bringen können, so blüht die Gewerbeschule um so mehr. Die Baumwollenpflanzungen breiten sich bei Christen und Heiden aus und es zeigt sich bereits das Bestreben, die zur Reinigung und Verpackung nöthigen Maschinen im Lande selbst zu bauen. Diese Industrie ist der mächtigste Gegner des Sklavenhandels und es ist zu hoffen, daß ihr Aufschwung sogar Rückwanderungen der Emancipados nach Afrika zur Folge haben wird. In Oschiella triumphirt das Christenthum ebenfalls über alle Verfolgungen und erringt immer mehr Boden. Auch die übrigen Heidenstädte erschließen sich allgemach seinen Wirkungen. Die neueste Nigerexpedition, mit deren Schilderung unser Buch schließt, muß den Fortschritten des Evangeliums einen mächtigen Vorschub leisten. Samuel Crowther, der an der Spitze der sie begleitenden Mission stand, sprach es als Ergebniß seiner Beobachtungen aus, daß die Heiden überall geneigt seien, Lehren anzunehmen und mit England in Verbindung zu treten, und räth daher zum unverzüglichen Beginn der Missionsarbeit in den Uferländern des Nigerstroms. Ungünstige Umstände verzögerten die Ausführung dieser von der Missionsgesellschaft eifrig aufgenommenen Plane. Endlich am 29. Juni 1857 konnte Crowther von der Insel Fernando Po aufbrechen, um den Niger hinaufzufahren. In Aboh, Iddah und Igbege an der Mündung des Benue wurden Missionsstätten vorbereitet und in Omitscha blieb Missionar Taylor selbst zurück. Sogar in der großen Fellatahstadt Rabba gestatteten die beiden mohammedanischen Könige freien Handel in ihren Landen und boten eine Missionsstelle in ihrer Residenz mit dem unbeschränkten Rechte der Heidenbekehrung zum Christenthum an. Durch eine Beschädigung des Dampfboots an der weitern Fahrt stromaufwärts und durch Ueberschwemmungen an der beabsichtigten Reise nach Sokoto gehindert, kehrte Crowther mit den schönsten Hoffnungen für die Zukunft einstweilen nach Sierra Leone zurück.

Wir mußten uns begnügen, den interessanten Inhalt des Buchs im Vorstehenden kurz zu skizziren, wollen aber zur Charakterisirung der Darstellungsweise nicht unterlassen hinzuzufügen, daß der Leser in diesem Rahmen eine Reihe der mannichfaltigsten und lebensvollsten Gemälde zu finden hoffen darf. Landschaftliche Schilderungen wechseln mit anziehenden Sittenbildern, die vielfachen Bekehrungsgeschichten haben fast ohne Ausnahme ein psychologisches Interesse und die romanhaften Schicksale einzelner Eingeborenen in der Sklaverei oder Kriegsgefangenschaft, die meist in rührenden Scenen der Befreiung und des Wiedersehens enden, üben eine wahrhaft ergreifende Wirkung aus. Der Verfasser besitzt das seiner Nation eigenthümliche Erzählertalent in hohem Grade und versteht einen reichen Inhalt an wissenschaftlich bedeutsamen Thatsachen in eine anziehende Form einzukleiden. Wir zweifeln nicht, daß das Buch eine günstige Aufnahme finden wird, und sprechen die Hoffnung aus, daß die für diesen Fall vom deutschen Herausgeber in Aussicht gestellten ähnlichen Darstellungen aus andern Missionsgebieten mit gleichem Geschick bearbeitet werden mögen. 7.

Aus dem Feldzuge nach Rußland im Jahre 1812.

Erlebnisse eines Veteranen der großen Armee während des Feldzugs von Rußland 1812, herausgegeben von dessen Sohne Richard von Meerheim. Dresden, Meinhold und Söhne. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Willkommen heißen wir jeden Beitrag zur Kriegsgeschichte einer großen Zeit, der uns von Theilnehmern und Augenzeugen ihrer Begebenheiten geboten wird, um so mehr, wenn er durch Inhalt und Form sich vor andern so vorzüglich auszeichnet, wie das vorliegende Werk. Von dem Herausgeber, der sich durch mehrere schöne Dichtungen reich an Schwung und Kraft kriegerischer Poesie bekannt gemacht hat, ist das Manuscript, das er im Nachlasse seines Vaters gefunden hat, für die Veröffentlichung

überarbeitet und ausgefeilt worden, wie er sagt; doch ist wol die Darstellung, besonders die Schlachtschilderung durchaus sein Verdienst. Das Werk an sich wird nicht allein für den Militär, sondern auch für andere Leser von großem Interesse sein, da es nicht allein „das in beschränktem Gesichtskreise einseitig Erlebte vorführt, sondern die individuellen Beziehungen an das Gewebe des großen Ganzen anknüpft und somit von dem innegehabten klar beleuchteten Standpunkt aus Streiflichter auf den weitumfassenden historischen Horizont wirft". Wir haben diesen Hinweis des Vorworts im Werke bestätigt gefunden.

Der Eingang gibt uns den Geist kund, welcher in den Tagen, wo Napoleon's Stern im Zenith stand, die deutschen Krieger, welche sich ihm angeschlossen hatten, beseelte: es galt ihnen nur, den eigenen Fahnen und Standarten Ruhm und Waffenehre zu erfechten; man fragte nicht, warum und gegen wen das Schwert gezückt werde. So wurden in Sachsen die Kriegsrüstungen von 1811 von den Truppen freudig begrüßt. Das Regiment von Zastrow Kürassiere, bei welchem Meerheim Adjutant war, rückte in die Niederlausitz und bereitete sich durch Kriegsübungen aller Art auf den Marsch vor, der Ende März 1812 nach dem Großherzogthum Warschau erfolgte. Mit dem Regiment Garde-du-Corps und einer reitenden Batterie zu einer schweren Reiterbrigade unter General von Thielmann vereint, stieß es mit einer westfälischen Kürassierbrigade zusammen und bildete die siebente Division des vierten Reserve-Cavaleriecorps (Latour-Maubourg) der großen Armee. Schon in den ersten Tagen des Cantonnements jenseit der Warthe zeigte sich der Mangel an Verpflegungsmitteln, der mit jedem Tage in steigender Progression zunahm. Der Verfasser sagt mit Recht: „Nachdem der Plan zu diesem riesenhaften Feldzuge vielleicht schon mehrere Jahre vorher entworfen, die öffentlichen Zurüstungen dazu aber bereits ein volles Jahr gedauert hatten, so mußte jedem diese Erscheinung als unerklärbar vorkommen, zumal da, wenn auch in Polen eine Misernte vorhergegangen war, die französische Verwaltung bei ihrer schonungslosen Manier gewiß noch vielfältige Mittel in Händen hatte, der Armee wenigstens nicht schon beim Vorspiel zum Drama das Bild des Elends kennen lernen zu lassen. Die nackte Wirklichkeit gab nur zu deutlich die redendsten Beweise, daß die französischen Verwaltungsbehörden in schändlich betrügerischem Gelüste bemüht waren, die bedrückten Bewohner vampyrgleich auszupressen, nicht zur Beförderung des Wohls der darbenden Armee, sondern um sich selbst zu bereichern." So mußte denn aufs schleunigste die Zuflucht zum Requiriren genommen werden, aber bald genug erließ Napoleon, um die Bevölkerung von Russisch-Polen zu gewinnen, strenge Befehle dagegen, die von den hungernden Truppen, denen die Behörden nichts verabfolgten, mit bittern Gefühlen und unverkennbarem Hohne vernommen wurden. Wir haben kürzlich in den „Hausblättern" von einem ehemaligen würtembergischen Offizier dieselbe Schilderung des Elends schon auf dem Marsche nach Rußland gelesen. Dazu kamen noch die übermäßigen und nutzlosen Anstrengungen, durch welche der Unverstand des Königs von Westfalen die ihm untergebene Cavalerie vor Eröffnung des eigentlichen Feldzugs zu Grunde richtete — die Brigade Thielmann konnte einmal erst nach 48 Stunden den Pferden das erste Futter geben! Die Details über die Märsche, den Zustand und den innern Dienst dieser vorzüglichen Truppe werden unsere militärischen Leser sehr interessiren; der Verfasser verliert darüber jedoch nicht den allgemeinen Gang der Begebenheiten aus dem Auge, sondern schildert ihn mit gesundem Soldatenurtheil. Hinter Smolensk, nun auf altrussischem Gebiete, wuchs die Noth, da die Juden fehlten, welche sonst Lebensmittel geschafft; auch trat der Volkshaß immer deutlicher hervor und forderte besonders im Rücken der Armee seine Opfer. Die Communication der Flankencolonnen mit der großen Straße war oft ganz unterbrochen, daher gehörte es bald zur Marschordnung, abends auf Ruhepunkten jederzeit einige Dörfer in Brand zu stecken, um gegenseitige Meldung von dem Verbleiben zu machen. „Soweit wir auch oft von der großen Straße entfernt sein mochten", sagt Meerheim, „so zeigte doch deutlich genug der rothgefärbte Himmel den Punkt weithin, wo sich die große Armee befand. Doch ließ wenigstens Latour-Maubourg vorher genau untersuchen, ob sich noch ein menschliches Wesen darin befand, und wenn eine noch ein altes Mütterchen, von allen verlassen, versteckt gefunden wurde, so blieb der Ort verschont und ein anderer wurde angezündet."

Die Schlacht von Moshaisk (Borodino oder an der Moskwa), der Ehrentag der sächsischen Kürassiere, ist, wie sich von selbst versteht, mit Vorliebe geschildert, einige Angaben in dem Werke des Generals von Schreckenstein (vgl. Nr. 51 d. Bl. f. 1855) werden hier ergänzt oder berichtigt. Wir entsinnen uns kaum, je eine so wahre und glänzende Darstellung eines Reiterangriffs gelesen zu haben, als Meerheim sowol von dem ersten bei Semenowskoë, als dann von der berühmten Attake auf die Rajewskischanze, welche der tapfern Thielmann'schen Brigade unsterbliche Lorbern gebracht, entworfen hat. Es ist in militärischer Prosa, was seine Dichtung: „Die Sachsen an der Moskwa", in Versen gegeben; denn hier hat wol der Sohn erst die Erzählung des Vaters zu diesem lebendig schönen Bilde gestaltet. Letzterer war selbst bei dem Häuflein, von welchem auch Schreckenstein erzählt, das sich bei der ersten gelungenen Attake, nachdem mehrere Quarrés, auch eine volle Masse der Russen gesprengt waren, von der Hitze der Verfolgung durch alle feindlichen Treffen hinreißen ließ; dort wurde die kleine Schar von allen Seiten angegriffen, der Oberst von Leyßer, Commandant des Regiments Garde-du-Corps, schwer verwundet und gefangen und der größte Theil niedergehauen. Meerheim aber und der Brigadeadjutant von Minckwitz, die sich beide nachher bei dem Reitersturm auf die Rajewskischanze auszeichneten, hieben sich glücklich wieder durch und gelangten mühsam zu ihren Truppen zurück, die nun jene härteste Probe bestehen mußten, stundenlang unthätig im mörderischsten Geschützfeuer zu halten. Es ist bekannt, wie ruhmvoll sie diese Probe bestanden, und König Murat, der vor der sächsischen Brigade hielt, in welche die feindlichen Kartätschlagen mit lautem Geprassel sich einwühlten, war über die soldatische Ruhe, mit welcher die Lücken immer geschlossen wurden, so entzückt, daß er mit freudesprühenden Blicken den Braven eine Menge herzlicher Handküsse zuwarf. Welcher Geist überhaupt in dieser einem fremden Ehrgeiz hingeopferten Kernschar lebte, beweist, daß vor der Schlacht Kranke und Schlechtberittene, welche zurückbleiben sollten, sich mit lauten Bitten in die Glieder drängten, ja daß viele Unberittene heimlich auf Pferden, die sie von den Wagen eigentlich gestohlen, sich dazufanden, um nur an der Ehre des Tags theilzunehmen! Das ist die deutsche Opferfreudigkeit, der deutsche Kampfmuth selbst für eine fremde Sache, der sich seit den Urzeiten der Germanen bekundet hat. Wir verweisen darüber auf das eben erschienene Werk des Generals von Peucker, das von der höchsten Wichtigkeit nicht blos für Soldaten ist.

Die Sachsen hatten gegen Ende der Schlacht, als das Plateau und die Schanze bereits gewonnen und gesichert waren, noch das eigenthümliche Geschick, von den beiden französischen Carabinierregimentern (wegen ihrer rothen Helmbüsche und Raupen scherzweise Rothschwänze genannt) attakirt zu werden: diese kamen von einem mislungenen Angriffe zurück, hielten die Sachsen für Feinde, da auch die russischen Kürassiere weiße Collets trugen und hieben ein, wobei, ehe der Irrthum aufgeklärt, mehrere Leute niedergehauen und verwundet wurden. Meerheim, schon früher durch einen Schuß blessirt, mußte jetzt die Brigade verlassen; auf einer Anhöhe an der Kalotscha, im starken Zugwinde, war der Verbandplatz; hier lag Meerheim mit vielen andern zwei Nächte, ohne alle Labung, bis ein Kloster zur Aufnahme dieser Verwundeten bestimmt wurde, ohne sie jedoch abfassen zu können. Erst nach vier Wochen konnte Meerheim sich wieder seinem Regimente anschließen, dessen Schicksale er mit dem, was er von den Kameraden und sonst vernommen hat, im Zusammenhange mit den Begebenheiten bei der großen Armee erzählt. Er hatte sich, wie schon gesagt, bei seiner Arbeit von

höhere Aufgabe gestellt. Viele Einzelheiten, die er berichtigt, ind charakteristisch genug. Wie der Leichtsinn der Franzosen im Sicherheitsdienst weltbekannt ist, hatten sie schon auf dem Marsche nach Moskau Tausende von Ueberläufern ohne alle Aufsicht geduldet, welche nach Belieben kamen und gingen und sich im Rücken der Armee mit den Banden der bewaffneten Bauern vereinigten. In Moskau fand sich, nachdem die Garden sich nach Belieben einquartirt hatten, in den meisten Häusern Gesindel in großer Zahl ein, selbst russische Soldaten ohne Waffen kamen und boten sich den Franzosen als Diener an; sie wurden auch arglos angenommen, Cavaleristen vertrauten ihnen sogar die Wartung ihrer Pferde an! Haufen von Bauern, oft mehrere Hunderte an der Zahl, trieben sich zusammengerottet, lange Knittel in den Händen, eiserne Spitzen dazu im Kaftan versteckt, ungehindert in der Stadt umher, wie Meerheim selbst gesehen; sie gaben gewöhnlich Wallfahrten vor; wehe aber den einzelnen Franzosen, die in ihre Hände fielen, wehe den Zurückbleibenden beim Abmarsche!

Die sächsische Brigade, deren Regimenter kaum noch 60 Pferde in Reihe und Glied zählten, war bei der gegen den Feind vorgerückten Armee. Ein seltsames Ereigniß, das ihrer Batterie widerfuhr, verdient Erwähnung. Diese sollte über einen Grund hinweg die in ungewöhnlicher Stärke sich zeigenden Kosacken mit Granaten bewerfen, im Grunde selbst befanden sich zwei Adjutanten des Generals Latour-Maubourg, und vom ersten Schusse wurden beiden in der Tiefe, wohin zu richten wegen eines zu großen Senkungswinkels unmöglich gewesen wäre, die Füße abgeschossen: der Batteriechef wurde von der Untersuchungscommission freigesprochen, da nur verdorbenes Pulver als einzig mögliche Ursache des merkwürdigen Unglückschusses angenommen werden konnte. Während der Schlacht von Tarutino am 18. October kam Meerheim als Reconvalescent wieder zum Regiment; er gibt eine erschütternde Beschreibung, in welcher Verfassung er dasselbe fand. „Nicht viel über 50 Pferde stark stand die Brigade Thielmann in einem Gliede aufmarschirt, die Westfalen nicht viel stärker, gleichermaßen mit Escadronsintervall auf dem rechten Flügel. Die Mannschaft mit hängendem Haupte, bleich und abgezehrt, schmuzig und abgerissen auf kaum noch Pferden ähnlichen Gestalten!" Meerheim wurde von den Generalen herzlich empfangen und ihm seine Ernennung zum Ritter des St.-Heinrichsordens und der Ehrenlegion für sein Verhalten bei Borodino bekannt gemacht, die letzte Freude in der nun rascher sich drängenden Katastrophe. Er wohnte noch der Schlacht von Malojaroslawetz mit den Trümmern des Regiments bei, die nun in eine schwache Compagnie vereinigt wurden, dann aber folgte der allgemeine Rückzug. Am 1. November mußten jene Reste noch [illegible] Pferde zur Fortschaffung der Batterie abgeben, damit lösten sie sich nach und nach gänzlich auf und ein Trupp war schon nicht mehr zu formiren, wenn es auch noch einige berittene Leute gab.

Das Werk bricht hier ab, es ist, wie der Schluß deutlich zeigt, unvollendet geblieben, auch hat der Verfasser gegen seinen Sohn geäußert, daß er die Fortsetzung und den Abschluß der im Jahre 1820 abgefaßten Arbeit beanstandet habe; wahrscheinlich hielt er das Manuscript selbst für verloren. Als ergänzender Anhang sind noch mehrere interessante Schriftstücke hinzugefügt. Zuerst eine Beleuchtung der Thiers'schen Angaben über die Leistungen der sächsischen Armee durch den Hauptmann von Schmieden. Wir sind es von alters her gewohnt, daß die Franzosen von den Heldenthaten ihrer Bundesgenossen, denen sie ihre besten Erfolge verdanken, absichtlich sowenig als möglich reden, Unfälle ihnen jedoch aufbürden. Sowie Niegolewski gegen Thiers für die polnischen Reiter den Lorber der Somo-Sierra reclamirt (vgl. Nr. 46 d. Bl. f. 1855), so verwahrt sich neuerdings das großherzoglich hessische Regiment gegen Verunglimpfung seines Verhaltens in Badajoz. Den Sachsen hat Thiers nicht minder unrecht gethan.

Ferner lesen wir: „Aus dem Leben des sächsischen Majors Scheffel während des Feldzugs in Rußland 1812." Wie er sich bei Borodino, verwundet und gemishandelt von seinem Wächter, einem baumlangen russischen Kürassier, der zu wenig Geld gefunden, durch einen Zweikampf mit diesem aus der Gefangenschaft befreit, mag im Werke nachgelesen werden; wir heben nur eine Scene hervor, die unglaublich klingt, doch aber bestätigt worden ist. Scheffel, verhältnißmäßig leicht blessirt, hatte in dem Lazareth, das sich im Schlosse Mokray befand, Vertheidigungsanstalten gegen feindliche Streifscharen organisirt, namentlich die Mannschaft des Garde-du-Corps und des Zastrow'schen Regiments mit kleinen polnischen Pferden beritten gemacht. Ein Schwarm von mehr als 1000 Bauernkosacken (so nannte man sie, Kosacken waren es nicht, vgl. die Besprechung der „Harmlosen Erzählungen aus der Krim" in Nr. 2 d. Bl. f. 1858) rückte gegen das Schloß an, Scheffel stellte seine Leute auf, die Unberittenen an der Brücke, die Berittenen, etwa 60 Mann, zwischen Schloß und Brücke. Um den Uebergang der Feinde und einen Angriff im Rücken zu hindern, commandirte er letztere zum Angriff, aber kein einziger folgte ihm! Schäumend vor Wuth kehrte er um, setzte sich hinter die Fronte und drohte jeden niederzustechen, der nicht auf sein Commando: „Marsch! Marsch!" anreiten werde — vergebens! die Mannschaft blieb wie angewurzelt halten und selbst seine Klinge brachte sie nicht in Gang. Und doch war es bei einer sonst so tapfern Truppe nicht Feigheit, sondern nur Renitenz der stolzen Garde-du-Corps, die sich längst durch die brüske Art und Weise des ihnen fremden Offiziers beleidigt fühlten. Da rief er den Reitern zu, daß er diese Schande nicht überleben wolle und spornte sein Pferd ganz allein gegen die Russen, welche den Vorgang bisjetzt mit lautem Hohn beobachtet hatten. Jetzt aber folgten ihm alle mit Muth und Entschlossenheit, die Russen ergriffen die Flucht und wurden weit verfolgt, viele niedergehauen und gefangen. Zur Armee zurückgekehrt wurde Scheffel beim Abmarsch aus Moskau mit 80 Kürassieren zu der Escorte, die ein deutscher Stabsoffizier mit seinem Bataillon für den kaiserlichen Schatz bildete, bestehend aus 32 mit Gold beladenen Wagen, commandirt. Da die Bespannung bald nicht mehr ausreichte, wurde das Gold nach und nach auf die Mannschaft vertheilt, sodaß der Reiter 1000, der Infanterist 500 Napoleons aufgeladen erhielt und dafür alles nur irgend entbehrliche Gepäck aus Mantelsack und Tornister fortwerfen mußte. Die Leiden des Rückzugs bewirkten aber bald, daß die Leute auch die Last des Goldes fortwarfen, um sich selbst weiter zu schleppen. An der Beresina konnte sich Scheffel nur retten, indem er den Gensdarmen, der ihn auf der mühsam gewonnenen Brücke zum Absitzen zwingen wollte — mit seinen abgefrorenen Füßen! — über den Kopf hieb, daß er in den Fluß stürzte.

Diesen Mittheilungen folgt: „Briefliches, den Feldzug von 1812 betreffend." Wir lesen darin noch einige genaue Schilderungen, welche der Vater dem Sohne für sein Heldengedicht mittheilt, auch seine Rettung über die Beresina, die er seinem Pferde verdankte. Dies treue Thier, zwischen dessen Leib und Beinen Meerheim auf dem Rückzuge stets gelagert, um sich zu erwärmen, hat ihn glücklich durch den Fluß getragen, und ihm später, wo er dasselbe fast in allen Schlachten geritten, bei Leipzig durch einen Satz über einen mächtigen Graben nochmals das Leben gerettet; bis 1831 hat es noch gelebt und ist in Großenhain, allgemein beliebt, oftmals frei durch die Straßen gewandelt, die Bäckerladen fleißig frequentirend. Zu Nutz und Frommen unserer militärischen Jugend berichten wir noch, daß Meerheim die Frage seines Sohnes, wie er es möglich gemacht, die fast übermenschlichen Anstrengungen des russischen Kriegs zu ertragen, in folgender Weise beantwortet: „Meine Errettung verdanke ich, nächst Gott, meinem Schimmel, meiner jahrelang vorher geübten Abhärtung und der gänzlichen Enthaltung des Branntweins. Ihr jungen Leutchen von jetzt (natürlich mit Ausnahme) wißt gar nicht mehr, was es heißt, den Körper abhärten; wenn Sofa, Schlafrock und Morgenschuhe nicht als Bequemlichkeitsrequisiten vorhanden sind, dann befinden sich die verwöhnten Herren nicht wohl. Ein verwöhnter und verweichlichter Mensch unserer Tage würde nach den ersten Tagen der Fatiguen des Rückzugs zu Grunde gehen: dazu muß Geist und Körper vorbereitet und

bearbeitet werden. Den deutlichsten Beweis hierzu gaben die aus den Depots während der Retirade zu uns stoßenden Ersatzmannschaften. Junge, kräftige und blühende Gestalten waren zwei bis drei Tage nach ihrem Eintreffen auf der Route bereits vollständig caput, sie fielen um wie die Fliegen; keiner von ihnen hat die Heimat wieder gesehen."

Noch sind Briefe des Hofbereiters Grentz angefügt, welcher in dem Feldzuge von 1812 in der Escorte des Generals Latour-Maubourg war und dem Herausgeber auf Anfragen mancherlei von Interesse mittheilte; ferner ein Schriftstück, enthaltend Aussagen eines gewesenen Ordonnanzunteroffiziers des Generals Thielmann. Den Schluß bilden „Denkwürdigkeiten aus den Briefen, geschrieben an den Ufern der Wolga im Jahre 1813 vom Obersten von Leyßer, Commandanten des königlich sächsischen Garde-du-Corps-Regiments". Derselbe war, wie schon oben erwähnt, bei der hitzigen Verfolgung nach der Attake beim Dorfe Semenowskoï schwer verwundet in Gefangenschaft gerathen. Seine Briefe sind frisch und anziehend geschrieben, und bestätigen in aller Hinsicht, was Meerheim über den Gang der Begebenheiten, vom ersten Einrücken in Polen an, erzählt, geben aber mehr Persönliches und zeugen außerdem gleichfalls von scharfer Beobachtungsgabe. Manches ist mit ergötzlicher Ironie erzählt. So die Requisition in Mir, wohin 40 Mann mit Säcken beordert waren, um für das Regiment Brot zu empfangen. Sie brachten aber vom französischen Commissar nur 6 Stück mit. Unglücklicherweise traf Leyßer diesen Commissar beim Durchmarsch, dankte ihm für seine außerordentliche Fürsorge und die Verpflegung, die sie einzig seinen eminenten Talenten zu verdanken hätten und bat ihn zugleich, um das Maß seiner Güte voll zu machen, ihn wegen der regelmäßigen und gewissenhaften Vertheilung dieser 6 Brote unter 700 Mann zu belehren, da hierin seine Kenntnisse zu beschränkt wären. Darüber erboste sich der Mann sehr und schrie so, daß die ganze Stadt zusammenlief und selbst der Chef d'Etatmajor Sr. Majestät von Westfalen aus dem Schlosse stürzte, der aber auch nichts weiter thun konnte, als dem sächsischen Obersten Geduld, Hoffnung und Gelassenheit zu empfehlen. Was über König Jerôme sowol von Meerheim als Leyßer erzählt wird, ist ein Beitrag zu seiner militärischen Charakteristik, den vielleicht die Schüler bei der kürzlich misglückten Preisaufgabe eines Eloge hätten benutzen können.

Dienstliche Beilagen aus dem Feldzuge von 1812, Nachrichten über die Offiziere der königlich sächsischen Kürassierbrigade und ein Auszug aus den Ranglisten von 1812 und 1813, betreffend die Uniform, den Stamm und die Feldzüge der beiden Regimenter sind dem Werke angehängt. Wir scheiden von demselben mit vollster Anerkennung.

Karl Gustav von Berneck.

Die sogenannte „Religion des freien Menschenthums."

Briefe eines verstorbenen Geistlichen von dessen Sohn herausgegeben. Zürich, Kiesling. 1859. 8. 1 Thlr.

Es muß ein lobenswerthes Streben genannt werden, wenn jemand es unternimmt, die großen Fragen, welche eine Zeit bewegen, dem großen Publikum nahe zu bringen, es über die eigentliche Sachlage zu unterrichten und ihm, wenn auch zunächst nur von dem eigenen Parteistandpunkte aus, zu einem Urtheil zu verhelfen. So hat die allgemeine Theilnahme an den Forschungen der Naturwissenschaften eine reiche Auswahl naturwissenschaftlicher Schriften hervorgerufen, welche dem Laien das Wissenswertheste oder Nothwendigste von diesem Gebiete darbieten und ihn in den Stand setzen, sich mindestens eine dilettantenmäßige Kenntniß hiervon zu verschaffen. So gibt es eine Menge medicinischer Schriften, welche nicht nur die Kenntniß des eigenen Körpers vermitteln, sondern auch Anleitung geben, wirkliche oder eingebildete Krankheiten selbst zu behandeln, und es fehlt wol nicht an solchen, die Thoren genug sind, so wohlfeil erlangte Weisheit zu ihrem eigenen Schaden anzuwenden. So hat uns endlich eine nun wol abgelaufene Periode eine Unzahl Schriften gebracht, die mehr oder minder geistreich geschrieben die große Tagesfrage über den Materialismus behandelten, ja es schien fast, als ob gerade diese Frage zur gern benutzten Gelegenheit würde, sich die literarischen Sporen zu verdienen.

Gemeinsam ist jenen Schriften, daß von dem epochemachenden Werke eines Genie die Legionen der kleinen Geister genährt wurden, und daß von den Lesern auch wol ein guter Theil nicht sowol von dem Werthe der Schriften angezogen wurde, als daß sie vielmehr durch das Lesen die Nothwendigkeit anerkannten, sich über die alles bewegende Frage zu orientiren. Viele solcher populärer Schriften sind jedoch auch schädlich gewesen, nicht nur durch das Mangelhafte ihrer Darstellung im allgemeinen, sondern dadurch sogar, daß in ihnen als Resultate wissenschaftlicher Forschung bezeichnet wurde, was nur des Autors Speculation, d. i. nicht philosophischer, sondern kaufmännischer Speculation das Dasein dankte, wenn nicht schon das als Schaden zu rechnen ist, daß spärlich Gebotenes eine nur oberflächliche Kenntniß und schiefe Urtheile bewirkte und Seichtigkeit an die Stelle gründlicher und selbständiger Studien setzte: eine Oberflächlichkeit, die sich mit einem Aquarium statt des Meeres begnügt und nach japanischem Geschmack Eichen in Blumentöpfen zieht.

So scheint auch die noch immer wachsende Theilnahme an den religiösen Fragen der Gegenwart manchen zu einer literarischen Thätigkeit in populärer Weise zu veranlassen, dessen Beruf zum Schriftstellern sonst der Welt verborgen bleiben würde. Hierbei ist natürlich der Werth eines guten Buchs ein doppelter, aber ebenso auch der Schaden, den ein schlechtes stiften muß, da das Interesse nicht blos ein dilettantenmäßiges oder ein nur durch die Zeitrichtung gewecktes ist, sondern da die gebotene Belehrung nothwendig eine Wirkung auf den ganzen Menschen und in Bezug auf seine edelsten Güter ausübt. Ja es muß eben darum hinzugefügt werden, alles was verwirrend und erregend hierin wirken kann, sollte der Autor billig einer doppelt ernsten Prüfung unterziehen, ehe er es der Oeffentlichkeit übergibt. Wo es gerade jetzt in dem Entscheidungskampfe gilt, läuternd und vertiefend zu wirken, ernst und besonnen zu schreiben, anstatt die ohnehin schon aufgeregten Gemüther noch mehr zu erhitzen oder durch unbesonnenes Gerede die Verwirrung zu erhöhen. Unterfange sich nicht jedermann ein Lehrer zu sein! möchte man über die Pforte schreiben, die zur Arena führt und würde die Warnung beherzigt, so dürfte man hoffen, wenn auch nicht nothwendig Weisheit in höherm Maße zu finden, so doch mit manchem verschont zu werden, was unmöglich Weisheit sein kann.

Von dem Zwecke, die religiösen Fragen der Gegenwart in populärer Weise zu beleuchten, geht nun auch die in der Ueberschrift genannte Schrift aus. Sie enthält Briefe eines Geistlichen an seinen Sohn über eine Reihe ziemlich verschiedener religiöser Gegenstände, welche Briefe der Sohn endlich auf Bitten von Freunden veröffentlicht, denen er sie bereits vorgelesen. Die Gegenstände, die zur Behandlung kommen, sind schwer unter eine Einheit zu bringen, da sie nur willkürlich gewählt oder durch den Austausch der Meinungen zufällig zur Besprechung gekommen sind. Die Briefe umfassen eigentlich das gesammte Wesen nicht blos der christlichen Kirche, sondern der Religion und des Glaubens im allgemeinen, aber allerdings in einer Weise, die nach dem Titel nur überraschen kann. Der Geistliche hat nämlich zwar bis ins hohe Greisenalter sein Pfarramt verwaltet, aber schon seit einer Reihe von Jahren einer Ueberzeugung angehangen, die sich in den Briefen zunächst nur nach ihrer negativen Seite darstellt, und der daher abwechselnd die [illegible] Namen Atheismus oder Materialismus gebühren, wenn zuweilen auch ein Anlauf zum Pantheismus gemacht wird. In den Briefen heißt sie „die Religion des freien Menschenthums". Es ist indessen das Wesen dieser neuen Religion fast nur in allgemeinen Umrissen andeutend gezeichnet, während der bei weitem größere Theil des Buchs polemisch gegen den christlichen Glauben gerichtet ist, gegen dessen Lehrer und Bekenner, wie gegen dessen Hauptsätze des Verfassers Eifer sich gleich stark wendet.

sodaß von dem, was sonst das Wort „Religion“ selbst etymologisch bezeichnet, eigentlich nichts übrig bleibt.

Des Verfassers Gottesbegriff ist natürlich nicht der christliche. Er eifert nicht nur gegen den trinitarischen Gott als widersinnig und unbiblisch, sondern auch gegen den Gott der Willkür und der Wunder, des Zorns und der Gnade, bei welchem Worte ihm schon übel wird. Er schaut Gott in den Sternen des Himmels, in den hellen Augen der Blumen, er fühlt ihn in dem Sang der Vögel, aber auch in dem Wallen seines Bluts, und wer jemals Spinoza oder einen seiner Schüler gelesen, wird die Meinung verstehen, aber auch des Originals sich erinnern. Der Offenbarungsbegriff macht dem Verfasser auch nicht viel Schwierigkeiten. Mechanische Inspiration oder eine andere, überhaupt das Verhältniß des Subjects zur Offenbarung wird gar nicht erwähnt, dafür ist ja das Buch populär geschrieben. Die Natur übernimmt die Offenbarung und zwar ausschließlich. Die Bibel, „die so gern Gottes Wort genannt wird“, ist ja nur ein vielfach sich widersprechendes, bei dem jetzigen Stand der Naturwissenschaften aber völlig unerträgliches Mixtum jüdischer Schriften, welche die Mängel ihrer Zeit theilen und deren Irrthümer, die vor der Erkenntniß der Gegenwart nicht bestehen können, nur noch ein Lächeln erwecken. Ueberdem ist alle Schrift, die gut und nützlich zu lesen ist, von Gott eingegeben. Als Beweis wird Rumpf's Bibelwerk citirt. Wem aber dieses unschätzbare Buch noch nie vorgekommen ist, der greife getrost nach irgendeiner Scharteke selbst der seichtesten Ausläufer des Rationalismus aus dem vorigen Jahrhundert, und er wird alle hier angeführten Argumente vollständig finden. Ueber Christus war nach dem Bisherigen eigentlich gar nicht zu reden. Beiläufig wird er als Menschenfreund bezeichnet, seine aufopfernde Liebe und seine humanen Plane werden lobend anerkannt, weshalb auch der Verfasser sich gern einen Christen fortnennen möchte; es wird beklagt, wie weit sich seine Anhänger und vor allen die Diener seiner Kirche von seinem Geiste entfernt haben; aber schon zur Zeit der berüchtigten wolfenbütteler Fragmente und Lessing's Streit darum wurde das von Reimarus erschöpfend ausgesprochen, ja außer mit dem Reiz der Neuheit für damals wol auch in pikanterer Form, und ein Buch, das sonst nicht in gute Gesellschaft gelassen wird, die „Geschichte des Rabbi Ben Joschuah“, bietet auf historischem Wege das Seitenstück zu dieser dialektischen Auseinandersetzung. Eigentlich überflüssig ist das Raisonnement über die Symbolischen Bücher, die in der „Religion des freien Menschenthums“ selbstverständlich keinen Platz haben und über welche das hier Gebotene gleichfalls an manchem andern Orte schon vorher ausgesprochen wurde. Consequenz aber muß jedenfalls in diesem Zusammenhange dem Urtheile über die christliche Kirche zugestanden werden, wenn es heißt: „Was die alten Kirchen erzeugt und ernährt hat, was sie noch erhält und am Leben fristet, ist die Dummheit der Menschen oder gänzliche Fesselung der Vernunft.“

Die hierzu erforderliche Verdummung wird durch den Religionsunterricht bewirkt, der auch den „veralteten“ Glauben schafft, „jene Verschrobenheit, widersinnige Dinge für wahr zu halten“, welche Verschrobenheit aber täglich mehr der Fortschritt der Wissenschaft glücklich beseitigt. Der Geistliche endlich und wohl auch der, welcher nur noch der Kirchenlehre treu bleibt, ist ein Heuchler oder Dummkopf, das ist der letzte Trumpf; denn einem halbweg vernünftigen Menschen kann nicht zugemuthet werden, den langweiligen und unvernünftigen Wust als baare Münze anzunehmen, der höchstens dem überwundenen Standpunkt vergangener Jahrhunderte genügen konnte.

Dagegen ist es die „Religion des freien Menschenthums“, in welcher allein Heil zu finden ist und der auch die Zukunft gehört. Ihre Offenbarung und wol auch ihr Gott ist die Vernunft, welcher auch der Verfasser gern in das „blonde helle Angesicht“ schaut. Aber nicht ist es genug, vernünftig zu sein, wie es der Rationalismus wollte, „jenes immerhin schöne Merkzeichen des deutschen Geistes und deutscher Ehrlichkeit“. Vielmehr wird es ausdrücklich ausgesprochen, daß damit nichts gewonnen sei; höchstens habe er eine propädeutische Bedeutung, aber zur Alleinherrschaft der Vernunft habe er es ja nicht gebracht. Die Vernunft aber muß alles sein, sie, welche die alte Kirche für verdorben ausschreit, während ihr doch jeder Tag auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft neue Triumphe bereitet gleich als ob ein Fach des Gehirns ausschließlich für Religion bestimmt und eben nur dieser Theil verderbt wäre. Das Gewissen aber ist die sittliche Macht, die den Menschen leitet. Vernünftig und gewissenhaft soll er sein, und statt ihm beide Fähigkeiten abzusprechen und nur Schlechtes anzudichten, wie es die alte Kirche thut, ist ihm vielmehr zu sagen: „Du kannst gut sein, wenn du willst, also sei es!“ Wahrheit, Liebe, Freiheit sind die Güter, welche die neue Religion bringt, aber auch die Waffen, welche der Vernunft den Sieg sichern. Die früher in ähnlichem Zusammenhang zugelassene Unsterblichkeit ist als problematisch oder gleichgültig nicht aufgenommen, denn jene Güter werden schon das irdische Leben zur Seligkeit machen. Dem bürgerlichen Staate und der sittlichen Ordnung droht dabei keine Gefahr, denn wie die Probe jeder guten Religion Tugend und Liebe ist, so ist auch von den neuen Gläubigen etwas Böses durchaus nicht zu fürchten. Im Gegentheil ist der Irrthum entschieden abzuweisen, als lasse sich über religiös Unfreie leichter herrschen denn über religiös Freie und Gebildete, d. i. der „Religion des freien Menschenthums“ Angehörige, die allein auch für politische Freiheit reif sind. Alles wird vielmehr besser gehen, wenn Wahrheit und Vernunft allein den freien Menschen bestimmen. Die Ueberschwenglichkeit des Glaubens und der Gnade dagegen, wie sie der alten Kirche eigen ist, verdirbt nur den Menschen, und der bisher ausgeübte Druck erzeugt nur Haß oder Heuchelei. Der Verfasser bemerkt:

„Je glaubenswüthiger sie sich geberden, desto liebloser, unmenschlicher, anmaßender, unduldsamer, eingebildeter und unwissender sind sie auch.... Je mehr Liebe ein Mensch hat, zuverlässig desto schwächer ist sein Glaube und umgekehrt“, weshalb auch der Verfasser lieber ein guter Mensch als ein gläubiger Christ sein will. Aber man mag hierüber nun denken, wie man will, wozu doch wird das alles gesagt? Alles bis auf die Forderung des praktischen Werthes bei dem Dogma und der praktischen Bethätigung des Glaubens, alles ist schon vorher von andern zur Genüge erörtert worden. Die Rationalisten aller Zeiten haben es erschöpfend ausgesprochen, daß sie Vernünftigkeit der Religion verlangen, und was sie wissenschaftlich gelehrt, hat auch seine populäre Darstellung längst gefunden. Die Forderung der Gewissenhaftigkeit entspricht im besten Fall Kant's kategorischem Imperativ, und selbst die Form, in welcher er hier auftritt, ist nicht neu, denn die „Conscientiarii“ oder Gewissener des fahrenden Candidaten Knutzen aus Holstein haben schon vor länger als hundert Jahren des Verfassers Ideal verwirklicht, und es muß daher gefragt werden, weshalb doch schon so oft Ausgesprochenes noch einmal wiederholt wurde, und ob der Herausgeber wirklich hofft, wie es in der Vorrede heißt, „diese Briefe würden auch andern eine so reichliche Quelle religiöser Erkenntniß und Aufklärung werden, als sie ihm und seinen Freunden gewesen“?

Eine eingehende Beurtheilung des Gesagten ist nicht nöthig, da diese schon bei den Originalen geschichtlich vorliegt. Das Wahre an den Behauptungen ist jedenfalls die Berechtigung des einzelnen und die Nothwendigkeit, das, was Eigenthum meines Glaubens sein soll, auch durch die erkennenden Kräfte gehen zu lassen, aber es genügt zu sagen, daß damit eben nichts Neues geboten ist, ebenso wenig wie mit dem Dringen auf praktische Sittlichkeit gegenüber einer todten Dogmatik, und wenn auch das Zeitgemäße dieser Forderung zuzugeben ist, so ist doch das alles das eigentlichste Wesen des Protestantismus, wie auch der Verfasser wissen mußte, ohne daß wir darum seiner „Religion des freien Menschenthums“ bedurften.

Die Darstellung ist nicht ungeschickt, wenn auch die wiederholte Mahnung, „die Herzensergießungen des Vaters an den Sohn“ nicht als erschöpfende wissenschaftliche Abhandlungen zu beurtheilen, nicht unnöthig erscheint, denn dem Gegenstande ent-

spricht das Gebotene nicht überall völlig genügend, und der Natur der Sache nach sind die Briefe dennoch zu Abhandlungen geworden, die dann und wann nur eine Anrede oder eine Beziehung auf Familienverhältnisse unterbricht. In Bezug auf letztere erfahren wir noch, daß der Geistliche wie natürlich ein gothaischer Landpastor ist, denn daß er auf diesen Blocksberg gehört, ist ebenso ausgemacht, wie im alten Schauspiel zum leichtern Verständniß der Zuschauer der Bösewicht eine rothe Perrüke trägt. Aber so angemessen auch die Verlegung des Schauplatzes erscheinen mag, Referent kann sich nicht des Gedankens erwehren, daß solche Briefe eines Geistlichen an seinen Sohn ein Unding sind. Zunächst wie kann ein ehrlicher Mann bei solcher Ueberzeugung Geistlicher einer christlichen Gemeinde bleiben? Zwar klagt sich der Verfasser selbst der Heuchelei an, zu der er sich nur aus Liebe zu den Seinen erniedrigt. Aber wenn wir auch dem Familienvater Concessionen machen wollten, so große sind unmöglich, wenn wir nicht mit Roehr ein „Generalpächtervermögen" für erforderlich halten, um bei abweichender Meinung eine Stelle aufzugeben, die ihren Mann ernährt. Die verschiedene Auffassung eines einzelnen Dogma soll die Gewissen nicht beschweren. Ein Jahrzehnd Altersunterschied, reichere Erfahrung des Lebens oder tiefere Studien gleichen da manches wieder aus, und mit vollstem Rechte sagt es der Verfasser selbst, daß Druck hierin nur Haß oder Heuchelei erzeugt; aber bei solchen Ansichten kann ein Mann, der gerade so sehr auf Wahrheit dringt, unmöglich Pfarrer bleiben, wenn er auch Familienvater ist. Seitenlang wird von der Begeisterung declamirt, die in Frankreich, Salzburg und dem protestantischen Deutschland Tausende zum Martyrium für den Glauben trieb, die praktische Bethätigung wird wiederholt als die Probe einer guten Religion bezeichnet, und dem gegenüber sollen wir uns einen Apostel der Wahrheit denken, der mit solcher Gesinnung Jahrzehnde lang, wenn auch nicht nur um seinetwillen, an die nährende Stelle gefesselt bleibt? Und sodann, solche Fragen, deren Beantwortung doch für die gesammte Erziehung entscheidend sind, werden so lange aufgespart und einem Briefwechsel anvertraut? Die Briefe endlich werden Freunden vorgelesen und dem Publikum übergeben? Ja noch mehr, die feindselige Haltung des ganzen Buchs beweist einen heftigen Widerwillen des Verfassers gegen das Christenthum, das ihn zu der ungerechtesten Bitterkeit bringt. Leitet er doch fast alle Mängel und Gebrechen der Gegenwart daraus ab, leugnet er doch dessen sittlich bildende Kraft, so weit sogar, daß er z. B. dem heidnischen Deutschland den Vorzug gibt vor dem christlichen, während doch gerade der beste Theil seines „freien Menschenthums" das Product des Christenthums ist, und wir müssen gestehen, daß solche Gesinnung für einen Diener der geschmähten Kirche wahrlich nicht ehrend sein würden.

Aber mögen es nun wirklich Briefe eines Geistlichen sein oder nicht, ein anderer Vorwurf muß gegen das Buch erhoben werden, der Vorwurf der Seichtigkeit. Nirgends finden wir etwas Erschöpfendes, wie es schon der Umfang des Buchs bei der Mannichfaltigkeit der erörterten Fragen unmöglich macht. Die Kirchenlehre ist weder in ihrer speculativen Tiefe noch in ihrem Werthe für das Gemüth erfaßt und verstanden, ein neuer oder selbständiger Gedanke ist nirgends anzutreffen, und die destructive Tendenz, die auf jeder Seite unverkennbar ist, läßt bei der ziemlich erregten Sprache auch die einzelnen Wahrheiten nicht zur Geltung kommen, die sich aus andern Schriften eingestreut finden. Referent kann daher für das ganze Buch keine andere Erklärung finden als die, daß der nicht unberechtigte Widerwille gegen die exclusiven Gläubigen in Verbindung vielleicht mit erfahrenem Unrechte den Verfasser zur Feindschaft gegen die Kirchenlehre getrieben, wie ja das wirklich nicht selten die Verschuldung jener Partei ist. So werden dann die Gebrechen einer Richtung auf das gesammte Gebiet des Glaubens übertragen, der Ekel vor den Männern des Extrems erzeugt Mistrauen und Widerwillen gegen die Theologen und die ungezügelte Opposition gegen den Irrthum führt zum Verluste der Wahrheit. Darum legt mit Recht Karl Schwarz die Entfremdung so vieler und nicht der Schlechtesten von der Kirche dem blinden Eifer zelotischer Ketzerrichter zur Last, denen vor allem an einem Anathem liegt und die bei weitem lieber verdammen als gewinnen, wenn sie sich auch vorerst noch nicht über den Begriff „Ketzer" haben einigen können. Ganz gewiß aber wird für jene der Kirche Entfremdeten, wenn sie nicht völlig verloren sind, die hier gepredigte „Religion des freien Menschenthums" nicht der Rettungshafen sein, als welchen sie überhaupt nur Verirrung oder Schlimmeres aufsuchen kann. Das evangelische Deutschland, dem hier die Aufgabe ertheilt ist, den neuen Glauben anzunehmen und zu verbreiten, bedarf daher nicht einer Antwort, um gegen diese Zumuthung zu protestiren. Absichtliche oder irrige Verwechselung jener neuen Religion endlich mit der gegenwärtigen religiösen Belebung durch eine Richtung, für welche es nichts Neues ist verdächtigt zu werden, müßte sich selbst richten. 33.

Notizen.

Saphir als Possendichter.

Von einem neuen, im Verlag von Kober und Markgraf in Prag erscheinenden, durch Form und Inhalt zunächst an die Keil'sche „Gartenlaube" erinnernden illustrirten Zeitschrift „Von Haus zu Haus" liegt uns eine Reihe von Nummern vor. Auf eine eigentliche Berichterstattung über neue Zeitschriften (oder auch neue Jahrgänge älterer) können wir uns nicht einlassen, da uns dies von der eigentlichen Aufgabe d. Bl. zu weit abführen und mancherlei Ansprüche hervorrufen würde, denen wir dann doch allseitig nicht genügen könnten. Dagegen wird man uns immer bereit finden, solche Beiträge in neu entstandenen wie ältern Zeitschriften hervorzuheben und auf sie aufmerksam zu machen, welche Mittheilungen von wirklich literarischem und sittengeschichtlichem Interesse enthalten. Dazu gehört z. B. ein Aufsatz von Holtei „Saphir als Possendichter" in Nr. 14 der prager Zeitschrift. Holtei holt etwas weit aus, um nachzuweisen, wie so viele Dichter und Schriftsteller höhern Ranges sich vergeblich angestrengt und abgequält hätten, auch auf der Bühne Geltung zu gewinnen, ungeschreckt durch die „Insolenz übermüthiger Darsteller" und den „Blödsinn sogenannter Directionen". Besonders ausführlich verweilt Holtei bei Platen. Dieser in seiner Art große Dichter sei noch lange nicht genug anerkannt, aber seine dramatischen Schöpfungen seien im ganzen verfehlt. In seinen durch meisterhaften Versbau ausgezeichneten Lustspielen und dramatisirten Märchen klängen erhabene und tiefe Gedanken mächtig hervor „aus einer Menge geringer Scherze, die theilweise in craffem Widerspruch stehen mit dem prachtvollen Gewande, welches ihr Meister ihnen umhing". Von wahrhaft menschlichen Empfindungen, von Gefühl, von Rührung sei nirgends die Rede, auch da nicht, wo es sich um Tod, Liebe, Schmerz, Trennung handle; mit solchen Situationen treibe er nur ein ironisches Spiel, und doch habe er den Muth gehabt, Shakspeare's „Kothurn" einen „Knabenschuh" zu nennen, den man nicht mehr brauchen könne. Nachdem er in seinen satirischen Dramen „Die verhängnißvolle Gabel" und „Der romantische Oedipus" die renommirtesten dramatischen Autoren seiner Zeit verspottet und verhöhnt, habe man wol erwarten dürfen, daß es ihm gelingen werde, in seinem nächsten Stück es besser zu machen; aber sein 1832 geschriebenes „geschichtliches" Drama „Die Liga von Cambrai" sei buchstäblich nichts als ein in „drei sogenannte Acte abgetheiltes politisch-statistisch-historisch-antiquarisches Gespräch". In Betreff van der Velde's theilt Holtei weiter das interessante Factum mit, daß dieser mehr als ein Dutzend Tragödien verfaßt, aber bei keiner Bühne angebracht habe. Hierüber unmuthig habe er seine Trauerspiele nun zu Romanen verarbeitet, die zu seiner Zeit bekanntlich ein beispielloses Glück machten. Was sei nun später geschehen? Tief unter ihm stehende Schriftsteller hätten sich seiner Bücher bemächtigt und aus diesen (von ihm selbst aus s e i n e n Theaterstücken gemachten) Romanen neue Theaterstücke verfertigt, die natürlich weit geringer waren als

die seinigen, aber aus Rücksicht auf die Popularität der Romane wirklich gespielt wurden.

Schließlich kommt Holtei auf Saphir, den Saul unter diesen und andern Propheten, zu sprechen, und zwar in folgendem Zusammenhange: Zwischen Saphir und dem Theaterdirector Carl war es bis zum Aeußersten gekommen; Carl war entschlossen, Saphir's boshafte Ausfälle gegen ihn und sein Theater nicht mehr zu dulden, und seinen Gegner — welch ein christlich humaner Plan! — dadurch zu Grunde zu richten oder vielmehr in seine Gewalt zu bekommen, daß er nach und nach verschiedene Verschreibungen des immer in Schulden steckenden Saphir aufkaufte, entschlossen auf diese Weise sämmtliche Forderungen an sich zu bringen. Holtei, damals Theaterdichter bei Carl, suchte nun eine Vermittelung zwischen beiden anzubahnen; Saphir sollte Possen für Karl schreiben und dafür vorzüglich gut bezahlt werden. Saphir ging hierauf sofort aufs bereitwilligste ein, Carl gleichfalls, aber erst nach schwierigen Unterhandlungen. Saphir lieferte nun zur Probe erst ein Personenverzeichniß zu einer Posse, und nach einigen Tagen einen ersten Act. Aber Saphir hatte seinen ganzen Witz in dem Personenverzeichniß erschöpft, denn dieses war zum Todtlachen; was aber den ersten Act betrifft, so bemerkt Holtei: „Ich habe oft über Saphir's Späße gelacht; sogar über diejenigen, ich darf es mir nachrühmen, die mich zum Gegenstande spöttischen Gelächters machten. Ueber jenes Vorspiel konnte ich nicht einmal lächeln. Doch das Beste konnte ja wol noch nachkommen; leider erklärte aber Saphir, als Carl ungeduldig wurde, nach etwa Monatsfrist: „Ich komme nicht vom Fleck, ich kann kein Stück machen.“ Holtei fügt hinzu: „Welche schmuzigen Geldhändel, welche giftigen Federkriege aus dieser Geschichte später noch entstanden sind, das gehört nicht hierher.“ Wir haben diese sowol für Carl als für Saphir bezeichnende schmuzige Geschichte hauptsächlich in der Absicht mitgetheilt, den Lesern ein Stück moderner Sittengeschichte vorzuführen; Holtei thut dies besonders zu dem Zwecke, um an diesem Beispiele nachzuweisen, daß „Verstand, Geist, Witz, lyrisches Talent, Erfahrung, Kenntniß der Bühne und kritisch zersetzender Scharfsinn nicht hinreichen, Bühnenstücke zu schreiben“. Denn Holtei ist billig genug einzuräumen: „Daß Saphir ein schöpferisch-poetisches, wenn auch höchst nachlässig benutztes und meistentheils durch schauderhafte Versification beeinträchtigtes Talent besaß, wird niemand leugnen, der seine Gedichte, hauptsächlich die »Wilden Rosen« las. Daß er von Witz — sei es eben meistentheils Wortwitz — übersprudelte, ist bekannt genug, und wir alle, mit denen er anband, haben das oft gespürt. Daß seine kritischen Aufsätze manches Geistvolle enthielten, müssen die schärfsten Gegner eingestehen.“ Diese Gaben wandte aber Saphir — welcher, um sich ein Relief zu geben, für die wiener Proletarier öffentliche Vorlesungen hielt, während er seine literarischen Collegen in aller Weise schädigte und sie am liebsten selbst in den Zustand von Proletariern hineingewitzelt hätte — nur zum Verderben der Journalistik an, indem er sie um alles Gewissen und zuletzt auch um allen Credit brachte. Er fand viele Nachfolger, welche, ohne denselben Witz zu besitzen, sich doch derselben verwerflichen Manöver bedienten, und selbst manche von denen, welche darauf Anspruch machten, einer ernsten Richtung anzugehören, scheuten sich nicht, solche Saphir'sche Mittelchen zuweilen anzuwenden. Nur vergesse man nicht, daß die Frivolität, Skandalsucht und Gedankenlosigkeit eines großen Theils des Publikums und die Verderbniß der Theatersocietät ihm zu Hülfe kamen. Bestahl Saphir die belletristische Journalistik und namentlich die Theaterkritik um ihr Gewissen, so betheiligte sich das Publikum an diesem Diebstahl und verhehlte ihn.

Essays von David Asher.

Schon in Nr. 26 d. Bl. f. 1859 haben wir auf eine interessante Abhandlung von David Asher „On the study of modern languages in general, and of the English language and its treatment in the commercial school of Leipsic in particular“, welche den Hauptbestandtheil des vorjährigen Osterprogramms der Handelslehranstalt zu Leipzig bildete, aufmerksam gemacht und dabei besonders das dritte Kapitel mit seinen die Tendenz unserer Blätter zunächst angehenden Untersuchungen über die Wechselwirkungen zwischen der englischen und deutschen Literatur hervorgehoben. Da nun Schulprogramme nicht jedermann zugänglich sind, so wollen wir nicht unterlassen, Freunde des von Asher behandelten Themas davon in Kenntniß zu setzen, daß die genannte Abhandlung seitdem unter dem Titel: „On the study of modern languages in general, and of the English language in particular. An essay by *David Asher*“ im Verlage von K. F. Fleischer in Leipzig (1859) als besondere Schrift erschienen ist. In dem Vorworte bemerkt der Verfasser, daß der in vielen Zeitblättern ausgedrückte Wunsch nach Veröffentlichung der Abhandlung als Einzelschrift und die zahlreiche Nachfrage nach Exemplaren des betreffenden Programms ihn ermuthigt hätten, seine Abhandlung auch für das Publikum drucken zu lassen, zu welchem Zweck er sie noch einmal sorgfältig durchgesehen und die Zahl der Noten um einige vermehrt habe. Vorgedruckt ist eine „Westminster, 25. Juli 1859“ datirte „recommendatory notice“ des Dechanten von Westminster, Richard C. Trench, einer Autorität in diesem Fache, worin derselbe erklärt, er habe Asher's Abhandlung mit Vergnügen und Vortheil gelesen und er glaube, daß ein Wiederabdruck derselben von Nutzen sein werde. Ein anderer Vortrag D. Asher's über eine Kunst, die nicht so leicht ist, als sie scheint, ist unter dem Titel „Die Kunst zu lesen“ schon früher als besondere Schrift in demselben Verlage erschienen.

M. H.

Bibliographie.

Arndt-Album. Herausgegeben von P. J. Reinhardt. Mannheim. 16. 28 Ngr.

Baltzer, E., Das Leben Jesu. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 22½ Ngr.

Westphälisches Bilderbuch. 1ster Band. Iserlohn, Bädeker. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Graevell, F., Die zu sühnende Schuld gegen Goethe. Mit 1 Karte. Berlin, Hempel. Lex.-8. 16 Ngr.

Loën, A. Freih. v., Die Kriegsverfassung des deutschen Reiches und des deutschen Bundes. (1668—1860.) Dessau, Aue. Gr. 8. 16 Ngr.

Robert, K., Hohenastenberg. Roman aus dem Eheleben. Zwei Bände. Nordhausen, Büchting. 1861. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Rodenberg, J., Die Insel der Heiligen. Eine Pilgerfahrt durch Irland. Zwei Bände. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

So sprach ein Fürst. Stuttgart, Göpel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stein, P., Handwerk und Industrie. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Steub, L., Das bayerische Hochland. München, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Walter, J., Joseph von Hohenzollern und Stanislaus von Hatten, zwei Bischöfe Ermlands. Mohrungen, Rautenberg. Gr. 8. 18 Ngr.

Willkomm, E., Moderne Sünden. Ein Roman. Drei Bände. Nordhausen, Büchting. 1861. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Graf Borries und seine Partei. Rotterdam, Baedeker. Gr. 8. 10 Ngr.

Kummer, E. E., Gedächtnissrede auf Gustav Peter Lejeune-Dirichlet. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 12 Ngr.

Pickford, E., Zunftwesen, Gewerbeordnung oder Gewerbefreiheit? Mannheim. Gr. 8. 14 Ngr.

Die Säcularfeier der Geburt Friedrichs von Schiller am 10. November 1859 in dem Königl. Christianeum. Altona, Mentzel. 1859. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 39. — 27. September 1860.

Eine englische Dorfgeschichte.

Adam Bede. Von George Eliot. Uebersetzt von Julius Frese. Zwei Bände. Berlin, Besser. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Uebersetzer des vorliegenden Romans hat es für nöthig erachtet, die Einführung desselben beim deutschen Publikum durch ein Vorwort zu rechtfertigen, in welchem er sich einerseits auf die sieben Auflagen beruft, die der Roman binnen Jahresfrist in England erlebt hat, andererseits auf die poetischen Vorzüge desselben aufmerksam macht. Wir glauben, es hätte dieser Introduction nicht bedurft, denn ein Buch wie dieses empfiehlt sich am wirksamsten durch sich selbst. Höchstens erscheint sie für den Anfang des Romans nicht ganz überflüssig; denn die ersten drei bis vier Kapitel lassen die Bedeutung desselben noch nicht erkennen, ja sie machen, nachdem man das Vorwort gelesen, einen mehr enttäuschenden als befriedigenden Eindruck, dergestalt, daß man vielleicht auf die Fortsetzung der Lectüre ganz verzichten würde, wenn man nicht Lust hätte sich zu überzeugen, ob denn wirklich das Buch seinen außerordentlichen Erfolg und das ihm gespendete Lob auch in seiner weitern Entwickelung so gar wenig verdiene. Was ganz besonders an diesem Anfang misfällt, ist, abgesehen davon, daß die geschilderten Personen noch kein wärmeres Interesse für sich zu erwecken wissen, die in gesuchten Pointen und geschraubten Wendungen sich gefallende und dann wieder ins Triviale und Platte sich verlierende Darstellungsweise, ein Uebelstand, der allerdings zum großen Theil in der anfangs etwas schwerfällig und steif stilisirten Uebersetzung liegen mag, nichtsdestoweniger aber das Gefühl erweckt, als stehe auch die Verfasserin den ländlichen Verhältnissen und volksthümlichen Elementen, die sie zu schildern unternimmt, zu fern und fremdartig gegenüber, als daß sie von denselben ein natürliches und lebenswahres Gemälde zu entwerfen vermöchte. Wir halten es im Interesse des Lesers wie des Romans selbst für zweckmäßig, auf diesen Mangel sogleich hier aufmerksam zu machen, damit sich der Leser von vornherein auf eine anfängliche Degradation seiner durch das Vorwort angeregten Erwartungen gefaßt mache, ohne sich jedoch dadurch vom Weiterlesen abschrecken zu lassen; denn wir dürfen dieser Rüge die Versicherung hinzufügen, daß der weitere Verlauf des Romans ebenso entschieden die anfangs gegen ihn auftauchenden Bedenken beseitigt, wie sein Eingang die für ihn erweckten Hoffnungen herabdrückt, und müssen zugleich anerkennen, daß auch die Uebersetzung in der Folge so leicht und fließend wird, daß sie sich wie ein gut geschriebener deutscher Originalroman liest.

Der allgemeine Charakter dieses Romans ist vom Vorredner im allgemeinen richtig angegeben. Er sagt:

> Wenn nicht die erweiterte Anwendung von Bezeichnungen, die in ihrer Ursprünglichkeit scharf charakteristisch sind und daher nur ein kleines Gebiet umfassen, immer ihre Bedenken hätte, so könnte man versucht sein, diesen Roman eine englische Dorfgeschichte zu nennen. Anlage und Untergrund des darin gezeichneten Gemäldes sind durchaus im Charakter der Dorfgeschichten, und der knappe Rahmen, in welchem es gehalten ist, entspricht demselben ebenfalls. Auf dem Grunde und unter den Bedingungen ländlichen Lebens bewegt sich die Erzählung, nur für einen kurzen Augenblick verläßt die Geschichte das abgelegene Kirchspiel, in welchem sie sich vollzieht, und die Schilderung dörflicher Zustände nimmt einen großen Raum ein. Aber nach Seiten der psychologischen Entwickelung geht der vorliegende Roman so weit über die Art der Dorfgeschichten hinaus, daß diese Bezeichnung nicht als erschöpfend gelten kann und nur in einer Beziehung einen annähernden Maßstab für die richtige Würdigung an die Hand gibt.

Nur zu der letzten limitirenden Bemerkung dieser Charakteristik sehen wir keinen ausreichenden Grund. Die psychologische Entwickelung hat ja auch in unsern deutschen und schweizerischen Dorfgeschichten stets als eine Hauptaufgabe gegolten. Es haben auf sie schon Immermann und Auerbach und noch mehr Jeremias Gotthelf, Melchior Meyr und Otto Ludwig ein solches Gewicht gelegt, daß sie in diesem Betracht schlechterdings nicht gegen die Verfasserin des vorliegenden Buchs zurückstehen. Es läßt sich also nicht einsehen, warum die Bezeichnung „Dorfgeschichte" für dasselbe nicht ebenso gut genügen soll, wie für die Erzählungen der genannten Dichter. Auch die etwas breitere Anlage desselben und mehr ins einzelne gehende Ausführung sind dem nicht entgegen; denn sind auch die meisten unserer Dorfgeschichten von geringerm

Umfang und zurückhaltender in der Ausspinnung der Fäden, so fehlt es doch auch nicht an solchen, die auch von seiten ihrer Ausdehnung und Reichhaltigkeit dieser englischen Erzählung gleich oder nahe kommen. Uebrigens entscheidet hier nicht sowol die Quantität als die Qualität über die Angemessenheit der Benennung, und diese ist, wie der Uebersetzer selbst zugibt, in allen Elementen des Romans durchaus dem Charakter der Dorfgeschichten entsprechend.

Den Mittelpunkt der Erzählung bildet dem Titel gemäß Adam Bede, ein in Hayslope, einem Dorfe Northumberlands, lebender junger Zimmermann, ein körperlich und geistig gleich tüchtiger Bursche, von stattlichem Körperbau, löblichstem Streben und ehrenhaftester Sittlichkeit, der Stolz seiner alten Mutter, geliebt und geachtet in der ganzen Umgegend. Dieser liebt, den Wünschen seiner Mutter entgegen, die ihn überhaupt lieber für sich behalten möchte, ein „zum Vernarren hübsches" siebzehnjähriges Mädchen, Hetty Sorel, Nichte eines Pächters Poyser, während sein zu den Methodisten gehöriger Bruder Seth eine andere Nichte Poyser's, ein nicht minder schönes und gleich ihm zu den Methodisten gehöriges Mädchen, Namens Dina, zur Frau zu haben wünscht. Letzterer ist in seiner Bewerbung nicht glücklich, denn Dina, die sogar mit bedeutendem Erfolge öffentlich predigt, fühlt sich zur Erfüllung höherer Pflichten, namentlich zur Belehrung und Tröstung der Leidtragenden berufen und kehrt nach kurzem Aufenthalt in Hayslope wieder in ihre Methodistengemeinde, wo sie unter den Fabrikarbeitern das Evangelium verkündigt, zurück. Adam ist scheinbar besser daran, denn Hetty nimmt seine Bewerbungen nicht unfreundlich auf, und wenn sie ihm auch noch keine bestimmte Aussicht gibt, so sieht es doch nicht danach aus, als ob ihm einer seiner Nebenbuhler bei ihr den Vorrang abgewinnen könne, zumal er auch von Onkel und Tante Poyser auf das entschiedenste begünstigt wird. Gar bald aber nimmt, ohne daß er selbst längere Zeit eine Ahnung davon hat, für ihn die Sache eine sehr bedenkliche Wendung. Hetty wird nämlich auch von Arthur Donnithorne, dem einundzwanzigjährigen Enkel und Erben des alten Gutsherrn sehr reizend gefunden, und der eiteln, einer tiefern Empfindung nicht fähigen Hetty wird dadurch dergestalt das Köpfchen verdreht, daß sie sich schon als künftige Dame träumt und dem jungen Edelmann mit einer Hingebung entgegenkommt, welche denselben trotz der Warnungen seines väterlichen Freundes, des ehrenwerthen Pastors Irwine, und trotz der Kämpfe, die er mit sich selbst und seiner im Grunde edeln und gutgearteten Natur durchkämpft, zu immer traulichern Beziehungen fortreißt, bis Adam zufällig ein Zeuge ihrer gegenseitigen Zärtlichkeit wird und eine Katastrophe herbeiführt. Arthur wagt dem Zorn Adam's gegenüber nicht zu gestehen, wie weit er sich schon mit Hetty vergessen, sieht aber ein, daß er das Verhältniß abbrechen muß und geht zum Heer, nachdem er vorher durch einen Brief auch Hetty von der Hoffnungslosigkeit ihrer gegenseitigen Liebe zu überzeugen gesucht hat. Hetty ist im Innersten gebrochen, weiß sich aber äußerlich zu beherrschen. Adam, der von dem wahren Sachverhalt keine Ahnung hat, setzt seine Bewerbungen fort, Hetty ist freundlicher gegen ihn als je und es kommt zwischen ihnen zur Verlobung. Inzwischen schreitet Hetty's Zustand in ein Stadium vor, wo er sich nicht mehr verbergen läßt, und um der Entdeckung zu entgehen, beschließt sie unter dem Vorwande, Dina auf einige Tage zu besuchen, zu Arthur nach Windsor zu fliehen, da ihr dieser in seinem letzten Briefe geschrieben, daß sie sich im Augenblicke der Noth an ihn wenden möge. Sie macht wirklich unter ungemeinen Mühen und Drangsalen diese weite Reise; als sie aber endlich in Windsor anlangt, ist dieser mit dem Heer nach Irland abgegangen, und sie muß unter noch größern Mühseligkeiten und in völliger Verzweiflung die Rückkehr antreten. In der Nähe ihrer Heimat angelangt, schwankt sie, ob sie zu Dina fliehen oder sich ertränken soll. Sie entschließt sich zu letzterm, vermag es aber nicht auszuführen, flüchtet sich zu Stoniton in das Haus einer Witwe, wird hier infolge der unnatürlichen Aufregungen von einem Kinde entbunden, flieht am andern Tag mit dem Kinde in den Wald und scharrt es hier in einem Anflug von Wahnsinn lebendig in die Erde. Aber die Erinnerung an das Schreien des nur zum Theil bedeckten Kindes und ihre Gewissensangst treibt sie wieder zu ihm zurück, sie findet es bereits gestorben, wird bei ihm gefunden, gefänglich eingezogen und als Kindesmörderin vor das Schwurgericht gestellt. Zu Hause ahnt man von alledem nichts; man wundert sich nur, daß sie länger bei Dina bleibt, als sie beabsichtigt. Endlich macht sich Adam auf, sie bei Dina aufzusuchen, findet sie dort nicht, ahnt, daß sie zu Arthur gegangen, glaubt diesen im Einverständniß und will sich ebenfalls zu ihm auf den Weg machen. Aber ehe er abreist, erfährt er durch Pastor Irwine die wahre Sachlage und muß nun Tropfen für Tropfen den bittern Leidenskelch austrinken, den ihm seine allzu vertrauensvolle Liebe zu dem leichtsinnigen Mädchen bereitet hat. Den einzigen Trost in dieser traurigen Lage gewährt ihm Dina, die auch allein das bis dahin verstockte Herz Hetty's zu erweichen und zum Geständniß zu bringen vermag. Das Schwurgericht verurtheilt sie zum Tode, und schon soll das Urtheil vollzogen werden, als Arthur, der inzwischen im Zustande der tiefsten Zerknirschung und Reue aus Irland herbeigeeilt ist, das von ihm erwirkte Begnadigungsdecret bringt, demzufolge sie über das Meer transportirt wird. Adam hat bis dahin bittern Groll gegen Arthur gehegt; aber der tiefe Schmerz, mit dem dieser selbst das durch seinen Leichtsinn herbeigeführte Unglück beklagt, versöhnt ihn mit demselben. Arthur, obschon seit dem Tode seines Großvaters jetzt Gutsherr, verurtheilt sich selbst zum Exil und macht es dadurch Adam und Poysers möglich, in Hayslope zu bleiben. Die Zeit übt auf Adam's Schmerz ihre lindernde Macht. Nicht wenig trägt dazu die jeweilige Anwesenheit Dina's bei Poysers bei. Auch seiner Mutter hat Dina, die ihr nach dem Tode ihres Mannes tröstend und helfend zur Seite gestanden, vor allen

andern weiblichen Wesen lieb gewonnen und seit lange den Wunsch gehegt, daß sie Adam's Frau werden möge. Sie bringt denn auch mit dem Blick des Mutterauges glücklich heraus, daß Dina im stillen Adam liebt, verräth es Adam, entzündet dadurch auch in ihm Neigung für sie, und da auch Seth ihm zuredet, das Glück, auf welches er habe verzichten müssen, nicht von sich zu stoßen, so faßt er Muth, um ihre Hand zu werben und erhält, nachdem Dina noch einen Kampf mit ihren bisherigen Lebensansichten bestanden, ihr Jawort. So gelangt Adam durch die fromme Dina noch zu einem Glück, wie es ihm das leichtsinnige Weltkind Hetty nimmermehr gewährt haben würde. Auch Arthur kehrt nach Jahren, in denen er mit Auszeichnung gegen Frankreich gekämpft, beruhigter in seine Heimat zurück.

Dies das dürre Gerüst des Romans. Man wird darin eine in ihren Grundelementen schon oft dagewesene und ebenso oft poetisch ausgebeutete Geschichte finden. Daß ein schönes Mädchen aus dem Volke um der Tändeleien eines Edelmanns willen die treue Liebe ihres Burschen verkennt und darüber diesen und sich selbst in das Unglück stürzt: für wie viele Romane hat dies schon das Thema hergeben müssen! In der Erfindung oder Nacherzählung neuer Erlebnisse und Verwickelungen besteht also der seltene, ungewöhnliche Werth dieses Romans nicht. Gleichwol dürfen wir die Wahl des Stoffs keine unglückliche nennen, denn er gehört eben zu jenen alten Geschichten, die ewig neu bleiben und die immer wieder einen unwiderstehlichen Eindruck machen, sobald ein Dichter darankommt, der hinter den äußern Vorgängen die tiefern Geheimnisse des Herzens zu erkunden und den oft angeschlagenen Saiten neue Töne und neue Weisen abzugewinnen weiß. Und dies ist auch unserm Stoff unter den Händen der Verfasserin, wie wenig andern, widerfahren. Schon durch die Art und Weise, wie zwischen Arthur und Hetty die Schuld vertheilt ist, hat die Darstellung dieses Verhältnisses ein ganz neues und tieferes Interesse gewonnen. In der Regel pflegt hierbei die größere Schuld auf den Edelmann gewälzt und das Mädchen als ein Opfer seiner Verführung oder ihrer allzu gläubigen und hingebenden Liebe hingestellt zu werden. Die Verfasserin hingegen hat die Sache umgekehrt und zu diesem Ende weit feinere Motive in Bewegung gesetzt. Arthur ist wirklich ein trefflicher junger Mann, der unsere wärmste Sympathie verdient. Er ist von Anfang auf das ernstlichste bemüht, seine Empfindungen für Hetty zu unterdrücken und kein Verhältniß zwischen sich und ihr aufkommen zu lassen, und wenn trotzdem diese Bemühungen ohne Erfolg sind, so liegt, abgesehen von seinem sehr jugendlichen Alter, die Schuld allein darin, daß Hetty in ihrer mädchenhaften Eitelkeit sofort in Thränen ausbricht, so oft er einen Versuch macht, sie über die Thorheit ihrer Hoffnungen zu belehren, und ihn dadurch veranlaßt, aus allzu warmem Mitgefühl für sie das Verhältniß fortzusetzen, bis in einem unglückseligen Moment, über dessen nähern Verlauf die Verfasserin den Schleier gedeckt hat, das Aeußerste geschieht. Arthur's Schuld ist also in der That nur eine aus an sich edeln Gefühlen hervorgehende Schwäche. Bei Hetty hingegen ist das anders. Zwar an eine aus niederer Sinnlichkeit entspringende oder mit klarem Bewußtsein begangene Schuld ist auch bei ihr nicht zu denken. Vielmehr besteht ihre Schuld gerade in der unseligen Gefühl- und Gedankenlosigkeit, mit der sie sich ihren lediglich auf Tand und Flitter gerichteten Wünschen hingibt, und in dem unverantwortlichen Leichtsinn, mit welchem sie durch die ihr zu Gebote stehenden Reize die Männer zu bethören weiß, ohne an die Folgen zu denken, die daraus entstehen können. Bei ihr also liegt dem Vergehen, zu dem sie sich fortreißen läßt, keine wahre Liebe, überhaupt kein tieferes Gefühl, vielmehr pure Eitelkeit und Herzlosigkeit zum Grunde, und darum vermag man für sie, so sehr sie auch durch ihre Schönheit und äußere Liebenswürdigkeit unsere Theilnahme weckt, doch nicht diejenige Sympathie zu empfinden, die man dem an ihr sich und sie zu Grunde richtenden Arthur widmet. So ist es natürlich, daß unser Roman schon in seinem Haupteindruck wesentlich von anderen Erzählungen abweicht, denen eine ähnliche Geschichte zum Grunde liegt.

Was ihn aber vor allen andern über die gewöhnlichen Erscheinungen erhebt und seinen glänzenden Erfolg rechtfertigt, ist die bewundernswürdige Lebendigkeit und Naturwahrheit, mit welcher die Verfasserin ihre Personen zu zeichnen und die ihnen charakteristische Art zu reden und zu handeln, ja selbst die feinsten Modificationen ihrer Gefühlsregungen wiederzugeben versteht. Wenn daher der Uebersetzer im Vorwort von ihr sagt, daß sie mit demselben Scharfblick, mit dem sie die Aeußerlichkeiten der ländlichen Verhältnisse beobachtet und gezeichnet habe, auch die psychologischen Vorgänge erfasse und mit gleicher Wahrheit und Treue sie darstelle, daß sie, wie nur wenige, in die innerste Werkstätte der Seele blicke und insbesondere die kleinen Kunstgriffe, mit denen menschliche Schwäche sich selbst täusche, aufzudecken und den Irrgängen genußsüchtiger Eitelkeit nachzugehen wisse; daß sie für tüchtigen Menschenverstand und gesunden Humor den frisch empfänglichsten Sinn habe und dem Mittelschlag sanfterer Gemüther gerecht werde; daß sie endlich auf das innigste vertraut sei mit den harten Kämpfen, in denen ein starker Charakter sich läutere und doch zugleich das liebevollste Verständniß für eine Natur habe, die ohne Kampf nichts ist als aufopfernde Hingebung: so können wir dem allen nur unsere Zustimmung geben und dürfen außerdem hinzufügen, daß sie von ihrem eminenten Talent, Seelenzustände zu zergliedern und Blicke in die geheimsten Falten des Menschenherzens zu eröffnen, durchaus nur einen solchen Gebrauch macht, wie es der Poesie, die niemals die Grenzen des Schönen überschreiten darf, angemessen ist, und es nicht wie manche andere ihr verwandte Schriftsteller zur Erzielung förmlich marternder und peinigender Eindrücke misbraucht.

Unter den zahlreichen trefflichen Charakteristiken, welche die Verfasserin mit sicherer Hand vor unsern Augen ausführt, sind uns die von Hetty und Frau Poyser als

die meisterhaftesten und zugleich als die originellsten erschienen. Die Zahl der Hettys unter den weiblichen Schönheiten ist leider keine geringe. Man findet sie allerorten und in allen Ständen, und wenn nicht alle einem gleich traurigen Schicksal verfallen, so liegt der Grund davon mehr in einer glücklichern Combination der Verhältnisse, als darin, daß sie weniger Hettys wären. Aber trotz der allgemeinen Verbreitung dieses Jungenmädchentypus erinnern wir uns doch noch keiner Dichtung, in der uns derselbe seinem innersten Kern wie seiner äußern Erscheinung nach so tief und so wahr, so bezaubernd und so ergreifend wir hier gezeichnet wäre, und wir müssen daher die uns hier vorgeführte Figur unbedenklich als eine überaus werthvolle Bereicherung der weiblichen Gestalten, welche die Schönheitsgalerie der Poesie schmücken, anerkennen. Wie reizend und lebendig ist sogleich die erste Einführung derselben, das Bild ihrer Erscheinung in der Milchkammer, wo sich zuerst das unselige Verhältniß zwischen ihr und Arthur anspinnt! Es heißt in dem Abschnitt, in dem uns diese Begegnung erzählt wird:

Wohl verdiente die Milchkammer gesehen zu werden; es war ein Anblick, an den man im heißen Sommer nur wieder zu denken brauchte, um sich zu erfrischen, so kühl war es da, so reinlich, so frisch roch es nach neuem Käse, nach fester Butter und nach den hölzernen Gefäßen, die immer im reinen Wasser gebadet wurden, so hübsch spielten da die Farben von den irdenen Satten und Töpfen und dem weißen Rahm darin, vom braunen Holz und blanken Zinn, vom grauen Sandstein und orangerothen Rost an den eisernen Gewichten und Haken und Thürangeln. Aber alle diese Einzelheiten sieht man nur unklar, wenn mitten dazwischen ein zum Vernarren hübsches siebzehnjähriges Mädchen in kleinen Holzschuhen steht, das ein Pfund Butter von der Wagschale nimmt und dabei einen runden Arm mit nieblichen Grübchen zeigt. Hetty erröthete rosenroth, als Kapitän Donnithorne (Arthur) hereintrat und sie anredete; aber sie sah dabei gar nicht unglücklich aus, denn in das Erröthen verschlangen sich anmuthig lächelnde Grübchen und blitzten Funken unter langen dunkeln Wimpern hervor und während die Tante ihren Gast über den beschränkten Milchvorrath unterhielt ... und ihm auseinandersetzte, daß die Kurzhörner zwar sehr viele, aber nicht sehr gute Milch gäben ... und Aehnliches dergleichen mehr, was für einen jungen Herrn, der einmal Landwirth werden wollte, sehr interessant sein mußte, klopfte Hetty ihre Butter mit so viel Selbstgefühl und Koketterie, als wisse sie recht gut, daß jede Wendung ihres kleinen Köpfchens beachtet werde.

Die Verfasserin hält es hier für nothwendig, ihrer Schilderung eine allgemeinere Bedeutung zu geben, wodurch sie zeigt, daß sie selbst Hetty als Repräsentantin eines bestimmten weiblichen Typus angesehen wissen will. Sie schreibt:

Es gibt verschiedene Arten von Schönheiten, in welche die Männer entsprechend verschieden sich vernarren, vom Verzweifeln bis zum völligen Verdummen; aber eine Art von Schönheit gibt es, die nicht blos den Männern, sondern allen mit Verstand begabten Säugethieren, selbst den Frauen, die Köpfe verdreht. Es ist eine Schönheit nach Art der Kätzchen oder ganz kleiner zartgefiederter Enten, die mit ihren Schnäbelchen leise schnatternd kleine Wellenkreise schlagen, oder wie von kleinen Kindern, die eben zu gehen anfangen und ihren ersten kleinen Unsinn machen: eine Schönheit, mit der man nie böse sein kann, bei der man sich völlig unfähig fühlt, den geistigen Zustand zu begreifen, in den sie einen versetzt. Eine solche Schönheit war Hetty Sorel. Ihre Tante Poyser, die alle persönlichen Reize mit Verachtung behandelte und bei ihrer Erziehung möglichst strenge verfuhr, fühlte sich durch Hetty's Reize wider Willen gefesselt und sah sie unvermerkt immer an, und nach mancher Strafpredigt, die mit natürlichem Fluß aus ihrer Sorge um die Erziehung der Nichte ihres Mannes — das arme Ding hatte ja keine Mutter, die sie ausschelten konnte — hervorging, gestand sie ihrem Manne, wenn sie allein waren, oft genug, je unartiger die kleine Hexe sei, desto hübscher sehe sie aus.

Auf eine eigentliche Beschreibung dieser Schönheit läßt sich die Verfasserin schlauerweise nur indirect, auf dem Wege einer sogenannten praeteritio ein. Es könne wenig nutzen, wenn sie dem Leser sage, daß Hetty eine Wange hatte wie ein Rosenblatt, daß um ihre vollen Lippen Grübchen spielten, daß in ihren großen dunkeln Augen unter langen Wimpern eine sanfte Schelmerei lag, daß ihr lockiges Haar unter der runden Haube, wohin sie es zurückgekämmt hatte, sich bei der Arbeit wieder hervorstahl und die dunkeln zarten Ringeln ihr um die Stirn und die weißen Muscheln von Ohren spielten; es helfe ebenso wenig zu schildern, wie hübsch ihr das rothe und weiße Halstuch stand, dessen Zipfel sie in die kleine grobe Schnürbrust gesteckt hatte, oder wie die leinene Butterschürze mit dem Lätzchen in so hübschen Linien fiel, daß eine Fürstin sie in Seide hätte tragen können, oder wie die braunen Strümpfe und die Schnallenschuhe mit den dicken Sohlen, die sonst so plump waren, ihr an Fuß und Aenkel so zierlich saßen: das alles, meint sie, helfe dem Leser wenig, wenn er nicht selbst ein Mädchen kenne, dessen Anblick ebenso auf ihn gewirkt habe, wie Hetty auf jeden, der sie erblickte; so wenig, wie wenn man jemand den Frühling schildern wolle, der ihn nie gesehen habe. Sie fährt fort:

Hetty's Schönheit hatte etwas vom Frühling, war wie die Schönheit munterer junger Thierchen, die rundlich-glatt und spielerig durch einen falschen Schein von Unschuld bestechen und betrügen, der Unschuld etwa eines Kälbchens mit einer Bleße, das, zu einer Promenade im Freien aufgelegt, einen über Hecken und Gräben bös herumhetzt und erst mitten in einem Morast stehen bleibt. Und dazu gibt's beim Buttermachen die hübschesten Stellungen und Bewegungen, die ein hübsches Mädchen machen kann: sie muß stoßen und schütteln, das gibt dem Arm eine reizende Beugung und der runde weiße Hals neigt sich seitwärts: sie klopft und rollt mit der zierlichen Patschhand, und die letzten Feinheiten beim Kneten und Formen lassen sich gar nicht machen, ohne daß die aufgeworfenen Lippen und die dunkeln Augen aufs lebhafteste mitspielen u. s. w.

Mit gleich lebendigen Zügen verfolgt die Verfasserin die Zeichnung dieses nur zu ihrem und anderer Unheil so reizenden Geschöpfs durch alle Stadien ihres tragischen Geschicks. Ueberaus meisterhaft ist insbesondere die Ausmalung der Scene, die sie nach ihrer ersten Zusammenkunft mit Arthur im Wäldchen vor dem Spiegel ihrer Schlafkammer, eiteln Zukunftsträumen nachhängend, mit sich selbst spielt, zumal im Contrast zu der Art und Weise, wie sich Dina in der Kammer dicht neben ihr zum Schlafe vorbereitet; und nicht minder meisterhaft die Schilderung ihrer Enttäuschung und das Bild der Leiden und Qualen, die sie auf ihrer Flucht und Heimreise, sowie unmittelbar vor und nach der letzten Katastrophe durchzumachen hat.

Werden in dem Gemälde Hetty's die anfangs heitern und lieblichen Farben nach und nach immer mehr durch düstere und unheimliche Tinten verdrängt, so ist dafür das Bild der Frau Poyser von Anfang bis zu Ende ein durch und durch ergötzliches. Frau Poyser ist das Musterexemplar einer rüstigen und rührigen Hausfrau, welche trotzdem, daß sie zuweilen ein wenig kränkelt, im Innersten kerngesund ist und namentlich Herz und Mund auf dem rechten Fleck hat. Sie spricht selbstbewußterweise für ihren behäbigen, etwas maulfaulen Mann mit, besonders wenn es darauf ankommt, irgendeinen Angriff auf ihre Rechte abzuwehren, eine ihr nicht zusagende Ansicht zu bekämpfen oder einem Dienstboten den Text zu lesen. Wer in ihre Nähe kommt, muß in irgendeiner Weise die Schlagfertigkeit und Geläufigkeit ihrer Zunge empfinden, und sie ist in jedem Augenblick bereit, eine unbeendigte Strafpredigt von früher wieder aufzunehmen, wie „eine Drehorgel mit einer Melodie genau an dem Punkte wieder fortfährt, wo sie aufgehört hat". Ob der, an dem sie ihre Virtuosität prüft, die Epistel gerade verdient, darauf kommt es ihr so genau nicht an, aber es ist von ihr jedenfalls gut gemeint, und die Art, wie sie sich ausdrückt, die Volubilität, mit der ihr die schlagendsten Bilder und Kernsprüche von dem Munde fließen, ist so herzerquickend und belustigend, daß man sich auch unverdient gern den Sprudel ihrer Zunge gefallen läßt. Wie ergötzlich ist z. B. folgende Scene, welche während des Abendessens spielt, als Molly zum Bierholen hinausgeschickt ist:

„Wie lange das Mädchen macht, um das Bier abzuzapfen!" sagte Frau Poyser, indem sie das gefüllte Rippenstück vorlegte. „Vielleicht setzt sie den Krug hin und vergißt den Hahn aufzudrehen. Bei diesen Mädchen muß man auf alles gefaßt sein; die sind im Stande und setzen den Kessel leer aufs Feuer, und 'ne Stunde nachher sehen sie nach, ob's Wasser kocht." — „Sie holt für die Leute auch", bemerkte der Hausherr; „du hätt'st ihr sagen sollen, sie möchte unsern Krug zuerst bringen." — „Ihr sagen sollen?" rief Frau Poyser; „ja ich könnte allen Wind aus meiner Lunge verbrauchen und 'nen Blasebalg dazunehmen, wenn ich den Mädchens alles sagen wollte, worauf sie in ihrer eigenen Dummheit nicht kommen. Herr Bede, nehmen Sie nicht etwas Essig zu ihrem Salat? Nein? Ah, da haben Sie recht. Es nimmt dem Fleisch seinen feinen Geschmack. Ja, es sieht schlecht aus mit dem Essen, wenn die Zuthaten das Beste sind am Fleisch. Manche Leute machen schlechte Butter und denken, das Salz soll's wieder gut machen." Hier wurde Frau Poyser's Aufmerksamkeit durch die Ankunft Molly's in Anspruch genommen, die einen großen Henkelkrug, zwei kleine Krüge und vier Kannen trug, alle voll Ale oder Dünnbier, ein interessantes Beispiel, wie viel eine Menschenhand fassen kann. Die gute Molly hatte ihren Mund noch weiter offen als gewöhnlich und hielt beim Gehen die Augen auf das viele Geräth gerichtet, welches sie in der Hand trug, und hatte daher von dem Ausdruck in dem Gesicht ihrer Herrin gar keine Ahnung. „Molly, so'n Mädchen wie du ist mir doch noch nicht vorgekommen! Deine Mutter ist 'ne arme Witwe, und ein Zeugniß hast du so gut wie gar nicht gehabt, und mehr als hundertmal hab' ich dir schon gesagt".... Molly hatte es nicht blitzen sehen, und der Donner überraschte und erschütterte sie daher doppelt. Ein unbestimmter Schrecken überfiel sie, als habe sie etwas — sie wußte freilich nicht was — nicht recht gemacht; sie wandte sich eilig nach dem tannenen Tische zu, um die Gefäße hinzusetzen, verwickelte sich in ihre Schürze, die losgegangen war, und fiel mit Ach und Krach in eine wahre Sündflut von Bier, worauf Martinchen und Thoms in Lachen ausbrachen und der Hausherr, der seinen Schluck Bier ungern in die Ferne gerückt sah, ein ernsthaftes Halloh ausstieß. „Da hast du die Bescherung", ging Frau Poyser in ihrem schneidendsten Tone los, indem sie aufstand und nach dem Schrank ging, während Molly sehr betrübt die zerbrochenen Scherben auflas. „Hab' ich's dir nicht gesagt, daß es so kommen würde? oft genug gesagt? Da geht dein ganzer Monatslohn hin, und reicht noch nicht einmal für den schönen Krug, den ich zehn Jahre im Hause gehabt habe, und nie ist etwas damit passirt; aber was du schon für Geschirr zerbrochen hast, seit du hier im Hause bist, das könnte einen Pastor zum Fluchen bringen, Gott verzeih' mir die Sünde; und wenn du Kraut gekocht hättest in einem kupfernen Geschirr, dann wär's dir nicht besser gegangen und du hätt'st dich verbrannt und wärst vielleicht lahm für dein ganzes Leben, und man weiß auch so noch nicht, was dir mal passirt, wenn das so weiter geht; man sollte glauben, du hätt'st den Veitstanz, wenn man sieht, was du alles entzwei machst. Es ist eigentlich schade, daß wir dir nicht die Stücke alle aufgehoben haben, damit du sie dir ansehen könntest; freilich, was du auch siehst oder hörst, für dich macht's keinen Unterschied; man sollte glauben, du wärst im Feuer gewesen und hart geschmiedet." Die arme Molly vergoß reichliche Thränen, und in ihrer Verzweiflung über die schnelle Bewegung, mit der die Bierflut auf Alick's Füße zufloß, wollte sie schon ihre Schürze zum Scheuertuch benutzen, als Frau Poyser, die eben den Schrank öffnete, ihr wieder einen bösen Blick zuwarf. „Ei was da!" fuhr sie fort, „das Weinen hilft nichts. Du machst nur noch mehr Nässe, die du aufwischen mußt. Ich sage dir, es ist alles blos dein eigener Leichtsinn; denn keiner braucht was zu zerbrechen, wenn er's nur recht anfaßt. Aber wer von Holz ist, sollte auch blos mit hölzernen Sachen zu thun haben. Und da muß ich nun den braun und weißen Krug nehmen, den wir das ganze Jahr noch nicht dreimal gebraucht haben, und selbst in den Keller gehen und erkälte mich vielleicht auf den Tod und hole mir 'ne Entzündung.".... Frau Poyser hatte eben den braun und weißen Krug aus dem Schrank genommen und hielt ihn in der Hand, als ihr etwas am untern Ende der Küche ins Auge fiel. Mochte nun die Erscheinung sie so stark angreifen, weil sie so schon vor nervöser Aufregung zitterte, oder war das Zerbrechen von Krügen ansteckend, genug sie erschrak und fuhr zusammen, als hätte sie einen Geist gesehen, und der kostbare braun und weiße Krug fiel auf die Erde und Henkel und Gieße waren für immer dahin. „Ist einem je so was vorgekommen!" sagte sie mit plötzlich herabgestimmtem Tone, nachdem sie sich einen Augenblick ganz entsetzt umgesehen hatte. „Die Krüge müssen behert sein. Es sind diese elenden glattlakirten Henkel, die gleiten einem aus den Fingern wie ein Aal." — „Nun, da hast du dir hübsch selbst ins Gesicht geschlagen", rief ihr Mann und stimmte herzlich in das Lachen seiner Jungens ein. „Du hast gut zusehen und mich auslachen", erwiderte Frau Poyser; „aber 's ist bisweilen, als wenn das irdene Geschirr lebendig würde und dann fliegt's einem aus der Hand wie ein Vogel. Es ist beinahe wie Glas, das springt auch wol, wenn's ganz ruhig dasteht. Was mal entzwei gehen soll, das geht entzwei, und ich habe noch nie in meinem Leben etwas zerbrochen, weil ich's nicht festgehalten hätte; sonst hätte das irdene Geschirr nicht all die Jahre gehalten, was noch von meiner Hochzeit herstammt. Und Hetty, bist du toll? Was soll das heißen" u. s. w.

In ähnlicher Weise expectorirt sich Frau Poyser noch unzähligemal. Ihr Mundwerk ist der frische Quell im Buche und die Verfasserin läßt ihn reichlich sprudeln. Mag sie ihr Töchterchen Totty ausschelten oder liebkosen, mag sie Dina von der Methodisterei abzubringen suchen, mag sie sich über die Schweigsamkeit ihres Mannes lustig machen, mag sie dem alten Gutsherrn die Wahrheit sagen

— die Worte fließen ihr immer gleich frisch und drastisch von den Lippen und sind überall auf das kräftigste mit volksthümlichen Sprüchen und Redensarten gewürzt, welche werth sind, daß sie dem Schatz der Sprichwörter einverleibt werden, z. B. folgende: „Es gibt Leute, die halten ein Sieb unter die Pumpe und meinen, darin könnten sie Wasser forttragen.“ „Eine Made muß in dem faulen Käse geboren sein, um ihn gern zu fressen.“ „Es scheint beinahe, als wären die Leute, die hier keiner mag, die einzigen, die man auch in der andern Welt nicht haben will.“ „Wo die Fledermäuse hinfliegen, das soll mal einer vorauswissen!“ „Wer nie ein Kopfkissen gehabt hat, der entbehrt's nicht.“ „So machen's die Leute mit den sanften Gesichtern; man kann ebenso gut gegen einen Sack Federn werfen, als auf sie einsprechen.“ „Hätte der Häckselschneider über die Menschen zu sagen, dann wären wir alle von Stroh.“ „Ich bin keine von denen, welche die Katze in der Milchkammer sehen und sich verwundern, was sie da wol suche.“ „Dina ist so rein, wie frisch gefallener Schnee; wer die bei sich hat, der kann dreist für zwei sündigen.“ „Mangel hält vor; da braucht man mit dem Kochen nicht so bei der Hand zu sein“, und so noch viele andere, die sich nur nicht so leicht aus dem Zusammenhang herausreißen lassen.

Nicht ganz in demselben Maße ist der Verfasserin die Charakteristik Adam Bede's gelungen. Er ist in der Anlage eine treffliche Figur und verdient die Sympathie, die der Held eines Romans für sich in Anspruch zu nehmen hat, durch die Eigenschaften, die ihm beigelegt werden, im höchsten Grade. Aber die Verfasserin hat ihm zu wenig Gelegenheit geboten, die Kraft und Tüchtigkeit seines Wesens in wirklich activer Weise an den Tag zu legen; er ist ein gar zu passiver, zum Dulden und Leiden auserkorener Held. Nun ist es zwar richtig, daß der Held des Romans nicht von gleicher Thatkraft zu sein braucht, wie der des Lebens; aber so viel darf man mit Recht von ihm fordern, daß er gerade diejenigen Eigenschaften, die an ihm gerühmt werden, irgendwodurch thatsächlich beweise und es mit Leiden zu thun habe, gegen die er irgendwie anzukämpfen vermag, nicht aber mit solchen, die er widerstandslos über sich ergehen lassen muß, nur mit ohnmächtigem Zorn oder resignirter Ergebung hinnehmen kann. Dieser Forderung leistet aber Adam Bede nicht so, wie es sein sollte, Genüge. Sein blindes Vertrauen zu Hetty hat zwar etwas Rührendes, Mitleiderweckendes; aber Mitleiden in diesem Sinne ist gerade nicht das Gefühl, in das wir für einen Mann, den wir als robust und energisch bewundern sollen, versetzt zu sein wünschen. Er sollte wenigstens selbst ein Gefühl davon bekommen, daß er seine Liebe an eine Unwürdige wegwirft, er sollte vermöge dieses Gefühls mit seiner Leidenschaft zu kämpfen suchen, er sollte irgendetwas thun, was uns von der Macht und Stärke dieser Leidenschaft eine überwältigende und überzeugende Vorstellung erweckte, möchte er dann auch in diesen Kämpfen erliegen und sich aus den ihn umschlingenden Zauberbanden nicht loszureißen wissen; wir würden dann doch von seiner männlichen Natur ein minder blasses Bild gewinnen, als das ist, welches er jetzt in uns erweckt, und unser Mitgefühl für ihn würde ein ganz anderes sein, als eine bloße Bemitleidung. Bei alledem ist Adam ein Mann, der zugleich unsere Achtung verdient; denn seine Passivität entspringt nicht aus Schwäche, sondern weil ihn die Verhältnisse, weil ihn eine gewisse instinctive Ruhe und Nüchternheit seines Wesens zu keinen Zweifeln und Kämpfen und somit auch zu keiner drastischern Entfaltung seiner Kraft kommen lassen. Nur ist er weniger ein Held nach dem Geschmack der Männer, als nach dem der Frauen, und daher macht er uns am meisten fühlbar, daß wir es in diesem Roman mit der Arbeit einer Frau zu thun haben.

Auch Adam's Bruder Seth gehört zu den minder wirksamen Figuren des Romans. Er macht ursprünglich den Eindruck, als solle er für eine zwar äußerlich etwas unscheinbare, aber innerlich tiefe Natur genommen werden, und man hegt daher ihm gegenüber von vornherein die Empfindung, als geschehe ihm durch die Zurücksetzung, die er überall erfährt, ein Unrecht, das später gut gemacht werden müsse. Dieses geschieht aber nicht. Im Gegentheil, er muß zuletzt erleben, daß sein Bruder den Schatz hebt, den er entdeckt und zuerst in seinem Werthe erkannt hat, während sein Bruder einem verführerischen Irrlicht nachjagte. Daß er dies ohne jeden Neid, ja ohne nur seinen Schmerz laut werden zu lassen, trägt, beweist zwar, daß er wirklich die gute Meinung, die er für sich erweckt hat, verdient; aber um so weniger vermag man es mit der poetischen Gerechtigkeit verträglich zu finden, daß ihm dafür so gar keine Anerkennung zu Theil wird. Daß es im Leben freilich so hergeht, daß sich der Opferfreudige in der Regel mit dem Glück, das andere statt seiner genießen, begnügen muß, können wir nicht leugnen; aber wir meinen, die Poesie muß in dieser Beziehung rücksichtsvoller und humaner verfahren als das Leben, wenn sie nicht einem falschen Naturalismus huldigen und ein bloßer Abklatsch einer oft trostlosen Wirklichkeit sein will.

Eine mit ungemeiner Liebe ausgestattete Figur ist dagegen die Methodistin Dina. Die Aufgabe, welche sich die Verfasserin in der Zeichnung derselben gestellt, war ohne Frage eine äußerst schwierige; denn nur gar zu leicht machen die allzu frommen und hingebenden Engelsnaturen einen mehr unangenehmen als angenehmen Eindruck. Alle Hochachtung vor einer Barmherzigen Schwester; aber als Concurrentin mit einer Hetty ist sie vor den Lesern eines Romans in einer sehr übeln Lage. Um so mehr verdient die Kunst der Verfasserin bewundert zu werden, daß es ihr trotzdem gelungen ist, von Anfang an für Dina ein warmes Interesse zu erwecken und ununterbrochen wach zu erhalten. Ob sich dasselbe nicht vielleicht noch höher hätte steigern lassen, wenn die Conflicte, die ihr Herz mit ihrer religiösen Ueberzeugung durchzumachen hat, ein wenig mehr in den Vordergrund gestellt und Gegenstand der Ausführung geworden wären, lassen wir dahingestellt.

Von außerordentlich wohlthuender Wirkung ist ihr gegenüber der Pastor Irwine als Repräsentant einer echten, vorurtheilslosen Humanität und Toleranz. An ihm könnten sich auch viele unserer Glaubenseiferer, die jede vom Katechismus der Staatskirche abweichende Richtung mit Stumpf und Stil ausrotten möchten, ein Muster nehmen. Trefflich gezeichnete Figuren sind ferner der mit vielem Humor als eingefleischter Weiberhasser gezeichnete Schulmeister Barthel Massey, die alte, ein wenig grämliche Lisbeth Bede, der behäbige Poyser, der alte als hart und menschenfeindlich verhaßte Donnithorne, das leichtfertige und ebenso leicht zu bekehrende Lieschen, und so noch viele andere, die, wenn sie auch nur Nebenpersonen sind, doch sehr zur Belebung des Ganzen beitragen. Daß Arthur zu den bestgezeichneten Gestalten des Romans gehört, haben wir schon oben angedeutet.

Nicht minder lebendig und anschaulich als die Zeichnung der Charaktere ist die Schilderung der Zustände und Aeußerlichkeiten, z. B. die Beschreibung des Poyser'schen Pachthofs, des sonntäglichen Kirchgangs, der Barthel Massey'schen Abendschule, des zu Ehren Arthur's veranstalteten Festes, des Erntebiers u. s. w. Da der Roman am Schluß des vorigen Jahrhunderts spielt, so ist er zugleich ein mit Liebe ausgeführtes Bild der guten alten Zeit. Ein wie trauliches Gemälde die Verfasserin von derselben zu entwerfen weiß, zeigt unter anderm folgende Stelle:

Sonntagnachmittagsruhe! Gegen einen sonnigen Spaziergang durchs Feld nach der Nachmittagskirche ist alles ruhige Behagen sonst Eile — wie nämlich solche Spaziergänge in der guten alten Zeit zu sein pflegten, als die träg hingleitende Fähre auf dem Kanal das neueste Wunder von Schnelligkeit war, als Sonntagsschriften noch meist alte braune Ledereinbände hatten und mit merkwürdiger Genauigkeit immer an derselben Stelle aufklappten. Jetzt ist das ruhige Behagen dahin — dahin mit den Spinnrädern, den Kärrnerpferden, den langsamen Kutschen und den Hausirern, die an sonnigen Nachmittagen herumzogen. Kluge Leute möchten uns gern einreden, die Dampfmaschinen hätten die große Bestimmung, den Menschen Zeit zu sparen, Muße und Behagen zu schaffen. Glaubt's nicht! Die Dampfmaschinen machen blos eine Leere, die der rasche Gedanke ausfüllt. Heutzutage hat's selbst der Müßiggang eilig — eilig mit seinen Vergnügungen, seinen Lustfahrten, Kunstsammlungen, Zeitschriften, aufregenden Romanen, wissenschaftlichen Untersuchungen und gelegentlichen Blicken durchs Mikroskop. In der guten alten Zeit war das Behagen ganz was anderes! In alter Zeit stellte es sich unter dem Bilde eines ruhigen, wohlbeleibten Herrn mit ausgezeichneter Verdauung dar, der nur eine Zeitung las — und diese eine Zeitung ohne alle Leitartikel —, der nicht von der regelmäßigen Aufregung des Postschlusses litt, in einem Stilleben von ruhigen Anschauungen lebte, von keinem Zweifel über die Natur der Dinge gequält wurde, sondern an den Dingen selbst sich genügen ließ. Der alte Herr wohnte meist auf dem Lande, in einem netten Hause mit Hof und Garten, schlenderte an den Spalieren herum, freute sich an dem Duft der Aprikosen im warmen Schein der Morgensonne und streckte sich am heißen Mittag in einer kühlen Laube, wo er die Sommerbirnen fallen hörte. Von Betstunden und Bibelstunden an Wochentagen hatte er keine Ahnung, und Sonntags verlor die Predigt in seiner Achtung nichts, wenn er dabei schlafen konnte; ja, der Nachmittagsgottesdienst war ihm der liebste, weil er so kurz war, und er gestand das unverhohlen; er hatte so 'n gutes, freies Gewissen, so breit wie sein Rücken. Ihm war das Leben keine Sorge, sondern eine sorgenfreie Versorgung; er klimperte mit dem Gelde in der Tasche, aß seine Mahlzeiten und schlief den Schlaf des Gerechten. Hatte er doch seine Pflicht gethan und war Sonntag Nachmittag zur Kirche gewesen! Der gute alte Herr! Seid nicht hart gegen ihn und meßt ihn nicht mit heutigem Maße: er ging nie in eine Erbauungsstunde, besuchte keine Conventikel, las nie Tractätchen!

Man wird aus dieser Stelle entnehmen, daß der Uebersetzer recht hat, wenn er von der Verfasserin sagt, in der liebevollen Detailmalerei leiste sie Bewunderungswürdiges. Die behagliche Stimmung, die uns die mitgetheilte Schilderung des alten Herrn mit so warmen Farbentönen vergegenwärtigt, durchweht als Grundstimmung das ganze Buch und macht, daß uns selbst die tragischen Partien desselben, ohne an ihrer ergreifenden Kraft zu verlieren, keinen peinlichen, quälenden Eindruck hinterlassen. Je mehr wir uns nun in unserm ungemüthlichen Treiben nach einer solchen Stimmung zurücksehnen, um so erklärlicher ist die entgegenkommende Aufnahme, die dasselbe in seinem Vaterlande gefunden, und bei der entschiedenen Vorliebe, mit welcher gerade die Deutschen die Reize der tiefer liegenden Schönheit zu würdigen verstehen, läßt sich kaum zweifeln, daß der Roman in Deutschland mit gleicher Wärme willkommen geheißen wird.

Adolf Zeising.

Weltschrift und Weltdeutsch.

Der Gedanke einer Pasigraphie oder einer allgemeinen Schriftsprache ist nicht neu; schon Leibniz und Kircher haben sich damit beschäftigt, wie in späterer Zeit C. H. Wolke, und schon vor diesem ein Infanteriemajor J*** von M***, der im vorigen Jahrhundert diesem Bedürfnisse höchst theilweise zu genügen verheißen hatte, und auf dieses Versprechen hin um baldige Veröffentlichung seines pasigraphischen Werks durch 6000 Briefe aus verschiedenen Ländern gemahnt wurde. So versichert er wenigstens in der Einleitung zu seiner Pasigraphie; doch vermuthen wir, daß er dabei etwas aufgeschnitten und eine Null zu viel hinzugesetzt haben mag. Uebrigens war seine Methode ganz unbrauchbar; denn seine Pasigraphie hatte die größte Aehnlichkeit mit Hieroglyphen, und es würde ein jahrelanges ausschließliches Studium dazu bedurft haben, um diese Schrift lesen und verstehen zu lernen.

Nun halten wir es allerdings für keine absolute Unmöglichkeit, daß im Laufe der Jahre wirklich einmal eine solche allgemeine Schriftsprache erfunden werde, die sich auch für den praktischen Gebrauch empfiehlt; dieses Wunder wäre kaum größer, als das Wunder, daß wir jetzt auf Dampfwagen und Dampfschiffen fahren und vermittelst der elektromagnetischen Telegraphie uns auf die weitesten Strecken fast in Secundenschnelle Nachricht geben können. Es hat auch durchaus nichts Auffallendes, wenn in dieser Zeit höchster Entwickelung des Völkerverkehrs der Gedanke der Pasigraphie von verschiedenen Seiten mit großem Eifer wieder aufgegriffen wurde, um, wie der weiter unten genannte Pasigraph Mosès Paic sich ausdrückt, „jene Hindernisse, welche die Sprachverschiedenheit der intellectuellen, materiellen und sittlichen Entwickelung der Menschheit mehr oder minder entgegenstellt, zu beseitigen". Auch in England sind in neuester Zeit solche Versuche gemacht worden, und es soll einem Pasigraphen dort gelungen sein, ein pasigraphisches System zu erfinden von solcher Dehnbarkeit, daß er es bereits auf 17 verschiedene Sprachen angewendet hat.

Freilich, wenn wir die neuesten pasigraphischen Systeme, über die wir uns aus einigen uns zugegangenen Schriften unterrichtet haben, etwas näher ins Auge fassen, so wissen wir nicht

zu sagen, was damit eigentlich gewonnen sein soll. Einige dieser Systeme sind so unpraktisch, schwierig und complicirt, daß man in derselben Zeit, die man auf ihr Studium verwenden müßte, ein halbes oder auch ein ganzes Dutzend europäischer Sprachen lernen könnte. Bei andern sind wieder die Abweichungen von irgendeinem gebräuchlichen Alphabet so gering und dabei so willkürlich und phantastisch, daß der Laie wieder nicht recht einsieht, was dadurch zur Erleichterung im allgemeinen Sprachenverkehr beigetragen sein soll. Natürlich sprechen wir hier selbst immer nur als Laie; wir sind aber überzeugt, daß jeder Erfinder eines pasigraphischen Systems von dem System eines andern Pasigraphen gerade ebenso denken wird, wie wir von sämmtlichen, von denen wir bisher Kenntniß genommen.

Da hat z. B. ein ohne Zweifel tüchtiger Sprachenkundiger, Heinrich von Gablenz, die Idee einer allgemeinen, die Nationen verbindenden Schriftsprache oder nach seiner Bezeichnung „einer in jeder Beziehung ausnahmslosen und daher leicht zu erlernenden allgemeinen Silben- und Lautsprache" (oder „Mundografie" und „Mundofonie", wofür man nach Belieben auch „Pasifonie" oder „Pasilalie" sagen kann) zu verwirklichen gesucht und sein System in seinen „Sprachwissenschaftlichen Fragmenten" (Leipzig, Teubner, 1859) dargestellt, deren zweites Heft auch Leseübungen enthält, um die praktische Anwendbarkeit seines Systems darzuthun und Lernlustigen Gelegenheit zu geben, sich darin zu üben. Auch gibt — oder gab — er in Dresden ein Organ heraus „Gavlensografisch-Deutsches Sonntagsblatt. Für die Verwirklichung der Idee einer allgemeinen Silben- und Lautsprache", wovon uns wenigstens eine Nummer, Nr. 18, vorliegt, von der einige tausend Exemplare mehr als gewöhnlich abgezogen wurden, um sie unter den deutschen Gelehrten zu verbreiten. Der Herausgeber bemerkt in dieser Nummer unter anderm: „Einige Wochen, nachdem Exemplare des vorberegten Schriftstücks voraussichtlich an ihre Adresse gelangt sein dürften, würden wir uns aber erlauben, den Vorschlag zu einer Zusammenkunft deutscher Gelehrten zu machen, um denselben unsern Generalbaß zu Gedankencompositionen zu unterbreiten, welchen wir zur systematischen Bildung unsers Sprachgebäudes benutzt haben, und ohne den eine systemastische Fortbildung dieses Gebäudes undenkbar ist." Seitdem sind mehr als einige Wochen vorübergegangen, ohne daß uns etwas von einer Zusammenkunft deutscher Gelehrten bekannt geworden wäre, denen der Erfinder seinen „Generalbaß zu Gedankencompositionen" unterbreitet hätte. Man sieht schon aus dem bisher Mitgetheilten, daß sich Gablenz einer etwas wunderlichen, geheimnißvollen Terminologie und Ausdrucksweise befleißigt, wie dies die meisten solcher Erfinder und Grübler, nicht zum Gedeihen ihrer Sache, zu thun pflegen.

Das Richtige, was dem Gablenz'schen System zu Grunde liegt, ist das allerdings vorhandene Bedürfniß, eine einfache und consequent geregelte und auf übereinstimmenden Grundsätzen beruhende Rechtschreibung des Deutschen herzustellen. Denn diese und mit ihr zum Theil auch die Aussprache liegt, wie wir alle wissen, noch sehr im Argen. Fast jeder deutsche Autor hat seine eigene Orthographie, sodaß man dem Lehrer Wanderer recht geben möchte, wenn er sagt: „Unsere Rechtschreibung lehrt recht eigentlich, nicht die aufgestellten Regeln zu befolgen. Weiß man doch kaum, ob es mehr Regeln oder mehr Ausnahmen gibt." Wer an vielen Zeitungen und Journalen mitarbeitet oder mitgearbeitet oder gar an ihrer Redaction theilgenommen hat, weiß zuletzt gar nicht mehr, woran er ist; denn jede Zeitung oder Zeitschrift hat in Deutschland, wie jeder Autor, ihr eigenes orthographisches System oder Nichtsystem. Wie viel verschiedenartige, oft wahrhaft raffinirte Mittel zur Dehnung der Vocale; wie viel unnütze Verschwendung mit dem Dehnungs-h, während es wieder in ganz analogen Fällen und zwar mit Recht abgeworfen ist; wie viele unnöthige aa und oo, wo ein einfaches a und ein einfaches o hinreichen würde! Viele wissen noch gar nicht, ob sie Brod, Brot oder Brodt, Schwerd, Schwert oder Schwerdt, Bret oder Brett, Breter oder Bretter, Trit oder Tritt, Trite oder Tritte, Blüte oder Blüthe, Mut oder Muth, tot oder todt schreiben sollen. Wie wenig Uebereinstimmung herrscht in der Interpunktion, in dem Gebrauch der großen Buchstaben zu Anfang der mittels des Artikels zu Substantiven erhobenen Zahlwörter, Adjectiva, Infinitiva, Pronomina u. s. w. und gar in der Schreibung der aus fremden Sprachen entlehnten und einigermaßen deutsch gemodelten Worte! Wie auf fast allen übrigen Gebieten herrscht in Deutschland auch auf dem der Rechtschreibung auf der einen Seite die größte individuelle Willkür, auf der andern der eigensinnigste, durch nichts motivirte, altvererbte Usus. Sicherlich, die ersten Stil- und Schreibeübungen manches Schulknaben sind oft viel richtiger, d. h. ganz der correcten Aussprache gemäß orthographirt als die Bücher irgendeines namhaften Autors, aber sie erhalten schlechte Censuren, weil der Lehrer nothgedrungen oft gerade das als Fehler anmerken muß, was an sich richtig ist. Man denke sich, daß in irgendeiner Schule auf einen Lehrer, welcher in der Rechtschreibung den gebräuchlichen Usus festhält, ein Lehrer folgte, der sich nach den Grundsätzen der Grimm'schen Rechtschreibung gebildet hätte — welch eine Umwälzung! Vieles, was früher richtig gewesen, würde nun falsch und was früher falsch war, nun richtig sein.

Das Gablenz'sche System hat allerdings den Vorzug, daß es die deutsche Orthographie mit strengster Consequenz regelt und vereinfacht; aber diese strengste Consequenz ist zugleich auch die willkürlichste. Alle deutschen Wörter, die mit dem vom Verfasser erfundenen Alphabet gedruckt oder geschrieben sind, müssen, so scheint es, allerdings von jedem andern Leser unbedingt gleichmäßig ausgesprochen werden, sobald sich derselbe mit dem vom Verfasser erfundenen Alphabet vertraut gemacht hat. Der Erfinder verheißt, daß nach diesem System jeder Deutsche und Ausländer ohne Lehrer übereinstimmend deutsch schreiben und lesen lernen könne, wie auch wieder jeder, der mit dem deutschen Schlüssel vertraut, Worte aus der französischen, englischen, russischen, polnischen und andern Sprachen in dieser Gablenz'schen Schrift ohne lebenden Beistand richtig zu lesen im Stande sein werde, auch ohne je etwas in diesen Sprachen gehört zu haben. Das von Gablenz erfundene Alphabet gewährt allerdings vor andern zu pasigraphischen Zwecken erfundenen Alphabeten einen großen Vorzug: es ist im ganzen, obschon es auf den ersten Blick manches Fremdartige bietet, so einfach, daß sich jeder leicht in Schriftstellen, die damit gedruckt sind, nach kurzer Uebung wird hineinlesen, nach etwas längerer jedes mit diesem Alphabet gedruckte deutsche Buch fließend wird lesen können. Gablenz bedient sich in der Hauptsache der lateinischen Lettern, hat aber für gewisse Laute, z. B. den Laut ng, für die meisten Vocale, Diphthongen u. s. w. einen neuen Buchstaben erfunden, und wie es uns scheint ziemlich ohne Nutzen, da sich mit lateinischen Lettern, die ja das Schreib- und Druckmaterial für die meisten europäischen Sprachen, mit Einschluß des Ungarischen und Polnischen, sind, sich auch jeder Laut germanischer Sprachen genügend ausdrücken läßt. Man hat also bei dem Gablenz'schen Alphabet nur noch einige monströse Lautzeichen mehr zu lernen, die namentlich beim Schreiben sehr hinderlich sein dürften, und zu denen theilweise ganz neue Lettern besonders geschnitten werden müßten, wenn wir, was wir sonst gern thäten, hier eine Schriftprobe mittheilen wollten.

Was endlich die von Gablenz angebahnte Radicalreform der deutschen Orthographie betrifft, so möchten wir bemerken, daß solche Umwälzungen sich nicht decretiren und octroyiren lassen; es kann in Deutschland, dem ja eine stimmgebende Hauptstadt und damit ein literarisch-akademischer Areopag fehlen, den auf diesem Gebiete herrschenden Uebelständen und Inconsequenzen nur allmählich Abhülfe gebracht werden, indem sich gewisse sich für den Gebrauch empfehlende Neuerungen nach und nach einbürgern. In dieser Hinsicht ist es allerdings zu bedauern, daß wir eine classische Literatur hatten, ehe noch die Sprache in Bezug auf Orthographie und Syntax auf Grund allgemein gültiger Gesetze vollkommen gereinigt und festgestellt war. Unsere classischen Autoren thaten zur Constituirung und Reinigung der deutschen Sprache unendlich viel, wofür sie unsern ewigen Dank verdienen; aber

sie selbst schreiben ja in der Jugend meist ein höchst uncorrectes, zum Theil provinziell gefärbtes Deutsch, hatten daher fast ihr ganzes Leben lang mit dem Sprachmaterial zu ringen, das sie in einem höchst verwahrlosten und verwilderten Zustande angetroffen hatten, und sind auch in gewissen Punkten namentlich der Rechtschreibung niemals zu völlig übereinstimmenden Grundsätzen untereinander gelangt. Wenn man aber einmal zu decretiren beliebt hat: diese und diese sind euere classischen Autoren und niemand mehr! dann hat man auch jede weitere Fortbildung und Reinigung der Sprache äußerst schwierig gemacht; denn jede Neuerung, selbst wenn sie als unleugbarer Fortschritt angesehen werden muß, ist ja zugleich eine Abweichung von dem, was man einmal als feststehend mustergültig anerkannt hat, und auch das Fehlerhafte setzt sich für den Gebrauch fest und wird oft unausrottbar infolge der weitverbreiteten, von Generation zu Generation sich fortpflanzenden eifrigen Lectüre der sogenannten classischen Schriften. Was speciell die von Gablenz vorgeschlagenen orthographischen Neuerungen anlangt, so sind diese ohnehin oft nicht sehr annehmbar und dem Laien in ihren tiefern Gründen nicht sehr verständlich, und die meisten Deutschen werden sich z. B. wol für immer sträuben, für das ihnen bequeme z je nach Umständen bald ds bald ts zu schreiben u. dgl. Wir bemerken noch, daß nach des Erfinders Behauptung sein Entwurf gegenwärtig nicht weniger als 33 Nationalsprachen umspannt, daß es also ungefähr 200 Millionen Menschen sein würden, denen sein System zu einem internationalen schriftlichen und mündlichen Gedankenaustausch zu verhelfen berufen wäre. Hiernach würde sein System das obenerwähnte englische noch an Dehnbarkeit (oder der deutsche den englischen Erfinder an Sprachkenntniß) um das doppelte übertreffen. Wir müssen jedoch sehr daran zweifeln, daß der Entdecker die Freude erleben wird, sein System, welches er, der dankbaren Nachwelt vorgreifend, selbst nach seinem eigenen Namen „Gavlensographie“ und „Gavlensofonie“ nennt, im internationalen Verkehr in Anwendung gebracht zu sehen.

Im „fernen Ungarlande“, halb in der Türkei hat sich ebenfalls jemand gefunden, der die Idee einer Universalschriftsprache zu verwirklichen gesucht hat und natürlich die Ueberzeugung hegt, sie auch in einer durchaus praktischen Weise gelöst zu haben. Moses Paic heißt der Erfinder dieser neuen Methode, deren Grundzüge er in einer Schrift „Pasigraphie mittels arabischer Zahlzeichen“ (Semlin 1859) näher entwickelt hat. Moses Paic tritt übrigens, wenn er auch über die allgemeine Anwendbarkeit seiner Methode natürlich keinen Zweifel hegt, anspruchslos auf, nennt seine Schrift einen „Versuch“ und schlägt ebenfalls die Gründung von Vereinen für die Zwecke der Universalsprache vor. Das Mittel Paic's „um eine derartige allgemeine Schriftsprache auf sicherm Grunde fortzubauen“, besteht, wie auch schon der Titel der Schrift angibt, „in dem zweckgemäßen Gebrauche der arabischen Zahlzeichen, die den Worten und Begriffen substituirt werden und als solche den Namen «Wortzahl», «Wortzahlen» führen“. Der Verfasser versichert in der Vorrede, daß, wer von seiner Methode Kenntniß habe, „all und jedes, was man ihm schriebe, immer nur so lesen und verstehen würde, als ob es in seiner Muttersprache geschrieben wäre; und umgekehrt, was er, der Fremde, nach derselben Methode schriebe, das würde wieder so herabgelesen werden, als hätte er es in des andern Muttersprache geschrieben“. Der Einleitung, welche kurz seinen Standpunkt andeutet, läßt der Verfasser eine „exemplificirte Grammatik“ folgen, aus der sich, seines Dafürhaltens, jedermann überzeugen könne, „daß die grammatisch richtige Behandlung der in die allgemeine Schriftsprache übertragenen Wörter vollkommen und leicht realisirbar sei; wie auch, daß die Ziffer als schriftsprachliches Zeichen die verschiedenen Wortformen und Redesätze getreulich wiedergebe und in dieser Hinsicht als vollkommen exact sich erweise“. Der Verfasser nimmt z. B. an, 2439 hätte den Begriff „der Mensch“ zu bezeichnen, so würde die Declination in folgender Weise vor sich gehen:

Nom. 2439 der Mensch, l'homme, ὁ ἄνθρωπος, az ember (ungarisch) u. s. w.
Gen. 2439 — 2 des Menschen.
Dat. 2439 — 3 dem Menschen.
Acc. 2439 — 4 den Menschen.
Voc. 2439 — 5 o Mensch!
Instr. (Instrumentalis) 2439 — 6 mit dem Menschen.
Loc. (Localis) 2439 — 7 von dem Menschen.

Mehrzahl.

Nom. 2439 — 0 die Menschen.
Gen. 2439 — 02 der Menschen u. s. w.

Die Mehrzahl wird nämlich in den meisten Fällen durch 0 anschaulich gemacht. Was das Zeitwort betrifft, so hat die thätige Form 100, die leidende 400, die rückbezügliche 500 zur Bezeichnung, also:

101 — 3129 ich liebe,
102 — 3129 du liebst,
103 — 3129 er liebt,
104 — 3129 wir lieben u. s. w.
oder: 401 — 3129 ich bin geliebt u. s. f.

Obschon wir glauben, daß diese Paic'sche Methode wie die Mnemonik immer nur im Besitz ihres Erfinders und einiger Liebhaber bleiben wird, so möge man sie doch prüfen; etwas gewinnt man dabei immer, und stets wird der Scharfsinn, womit der menschliche Geist selbst vielleicht unhaltbare oder unpraktische Systeme ausbaut oder plausibel zu machen weiß, ein interessantes Schauspiel gewähren. Ein beachtenswerthes Factum ist es ohnedies, daß ein Mann, der seinem Namen nach nicht dem germanischen Stamme angehört, sich zur Begründung seines pasigraphischen Systems der deutschen Sprache bedient hat, und daß die Schrift in dem halbtürkischen Semlin und zwar in der Buchdruckerei von J. C. Sopron, wenn auch mit lateinischen Lettern, doch in correctem Deutsch gedruckt worden ist.

Anspruchsvoller tritt folgende Schrift auf: „Pasilogie oder die Weltsprache“ (zweite Ausgabe, Breslau, Aland, 1859), deren Verfasser, Dr. Lichtenstein, sich auf dem Titel als „Mitglied der kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher, sowie mehrerer anderer gelehrter in- und ausländischen Gesellschaften“ bezeichnet. Es handelt sich hier nicht eigentlich um eine allgemeine Schriftsprache, sondern um den Versuch, die deutsche Sprache durch die möglichste Vereinfachung und consequenteste logische Durchbildung zur Weltsprache zu erheben. Der Verfasser sagt geradezu: „Die Zeit für die praktische Verwirklichung meiner Erfindung scheint mir keine ungünstige zu sein: sie wird die zweite Hälfte des jetzigen Jahrhunderts wahrlich nicht unwürdig beginnen.“ Freilich erwartet und verlangt er, daß seiner Erfindung die Unterstützung des Staats nicht versagt, daß sie in Schulen und beim Militär gelehrt und als Amtssprache eingeführt werde; dann „werden wir nicht blos die Freude haben, die ganze Welt bald deutsch sprechen zu hören, sondern werden insbesondere den deutschen Jüngling in halb so kurzer Zeit für seinen Zweck heranreifen sehen“. Und wenige Zeilen später versichert er noch einmal: „Alle Welt wird deutsch sprechen, schon wegen der allzu verlockenden Leichtigkeit der Sprache.“ Er meint wirklich hiermit die eigene, die Lichtenstein'sche Sprache, die er mit Recht ein „Neudeutsch“ nennt, bei dessen Gebrauch, wie er sich einbildet, der Vorwurf der „Langsamkeit“, den man der deutschen Nation mache, schon auf die nächste Generation nicht mehr seine Anwendung finden werde.

Ja, es ist ein wirkliches „Neudeutsch“, was von Lichtenstein vorgeschlagen wird, es ist ein ganz anderes Deutsch, ein auf den Kopf gestelltes Deutsch, welches von dem gegenwärtig gesprochenen Deutsch nicht viel mehr als die Laute und die Grundworte hat. Die Lehre vom Substantiv, vom Adjectiv, vom Zahl- und Zeitwort u. s. w. und die Constructionslehre sind gänzlich über den Haufen geworfen. Nur Personen haben fortan nach ihrem verschiedenen Geschlechte noch ein verschiedenes

grammatisches Genus, einen ihrem natürlichen Geschlechte entsprechenden Artikel; also der Herrchen, der Schildwache, die Fräulein, die Weibchen, statt das Herrchen, die Schildwache, das Fräulein u. s. w. Alle übrigen Substantiva werden sächlich gebraucht, also: das Stadt, das Platz, das Vogel, das Fisch, sogar: das Leserei, das Schreiberei; und wo bei Thiernamen das Geschlecht näher bezeichnet werden soll, wird „männlich" oder „weiblich" vorgesetzt, z. B. „das männlich Vogel", „das weiblich Vogel" u. s. w. Der Plural der Substantiva wird durch Anhängung von „s" und bei Zischlauten auf „es" gebildet; also: „die Vaters", „die Mutters", „die Sängerins", „die Fisches", „die Pferdstalls", „den Vaters" u. s. w. Auch alle Pluralia tantum müssen sich auf „s" endigen, z. B. „die Aelterns", „die Leuts". Zum Theil hat ihm hierbei die englische Sprache als „die mindest erkünstelte, daher auch die mindest unlogische" vorgeschwebt, während er wieder der deutschen Sprache die bestimmtere Aussprache als Vorzug anrechnet. Doch weiter: steht ein Adjectiv mit dem Artikel vor dem Substantiv, so bleibt es immer unverändert, z. B. „der gut Vater", „die gut Mutter", „das edel Metall". Was die Numeralia betrifft, so heißt es fortan statt elf, zwölf „einzehn", „zweizehn", statt zwanzig, dreißig „zweizig", „dreizig", statt der erste u. s. w. „der (die das) einte", „dreite", „zweizigte", „dreizigte" u. s. w. Man darf nicht mehr sagen: ich bin geliebt worden, ich werde geliebt werden, ich werde geliebt worden sein, sondern: „ich bin geworden geliebt", „ich werde werden geliebt", „ich werde sein geworden geliebt" u. s. w. Alle Zeitwörter werden fortan regelmäßig gebildet und ohne Ausnahme mit dem Hülfszeitworte „haben" conjugirt, z. B. „ich habe gelauft", „ich habe gekommt", „ich habe gegebt", „ich habe gehebt", „ich habe gespringt", „ich habe gesingt", „ich habe geesset".

Als Probe aus der Lichtenstein'schen Syntax nur Folgendes. Statt: „ich glaube dir sagen zu können, die Sache steht gut", oder statt: „um sich zu sehen, muß man einen Spiegel haben", muß „nach unserm Weltdeutsch" (wie der Verfasser selbst sein Neudeutsch nennt) fortan gesagt werden: „ich glaube zu können sagen dir, das Sache steht gut", und „um zu sehen sich, man müsset haben ein Spiegel". In Bezug auf die Rechtschreibung geht Lichtenstein nicht minder revolutionär zu Werke; unter andern sollen fremde Wörter fortan nach deutscher Weise geschrieben werden, z. B. Mosjoe, kuseng (cousin), Russo (Rousseau), schandarm (Gensdarmes), Karmeikel (Carmichael) u. s. w. Eine erfreuliche Folge der Einführung des Lichtenstein'schen Systems würde der Wegfall aller Titulaturen, z. B. „Wohlgeboren", „Hochwohlgeboren" u. s. w. sein, doch fehlt es auch in Betreff dieses Kapitels nicht an Wunderlichkeiten; man darf z. B. fortan nicht sagen: „der König ist angekommen", sondern „der König hat geankommt", was freilich eine Consequenz seiner Reform des Zeitworts ist. Wir können uns nicht versagen, einige der Probestücke anzuführen, welche Lichtenstein seinem Schriftchen angehängt hat, und zwar die beiden Fabeln von Lessing: „Jupiter und Apollo" und „Der Geizige", die in das Lichtenstein'sche „Weltdeutsch" übersetzt lauten:

Jupiter und Apollo.

Jupiter und Apollo streiteten, wer fon si ist der allgutest bogenschüze. Lasset uns machen das probe! Apollo sagte. Er spannte sein bogen, und schiffete so mitten in das gebemerkt zil, daß Jupiter sehte kein möglichkeit zu übertreffen ihn. Ich sehe, er sprechte, daß du schiffest wirklich ser wol. Ich werde haben mühe, zu machen es guter. Doch ich wolle fersuchen es ein andermal. Er sollt fersuchen es noch, der klug Jupiter!

Der geizige.

Ich unglücklicher! ein geizhals klagte seinem nachbar. Man hat geentwendet mir dis nacht das schaz, welches ich hatte gegrabt in mein garten, und gelegt ein ferdamt stein an sein stelle.

Du hättest nicht genuzt doch dein schaz, der nachbar antwortete im. Einbild dir also, das stein ist das schaz, und du bist nicht armer.

Wäre ich auch schon nichts armer, der geizhals erwiderte, ist ein anderer nicht um so fil reicher? ein anderer um so fil reicher! ich möchte werden rasend.

Der Verfasser meint naiv genug: „Der komische Eindruck, dessen wir uns beim erstmaligen Durchlesen eines pasilogischen Satzes allerdings kaum erwehren können, wird sich beim öftern Durchlesen gar bald verlieren, und wird, was die Hauptsache ist, für den Ausländer von vornherein nicht existiren." Indeß glauben wir, daß der komische Eindruck solcher pasilogischen Sätze sich bei jedem abermaligen Durchlesen nur verstärken wird, während der Ausländer, der ja sein Deutsch vorzugsweise aus den bisherigen Grammatiken und aus unsern classischen Autoren zu schöpfen pflegt, doch auch über dieses neue jedes feinern Tonfalls entbehrende Deutsch sehr verwundert sein dürfte. Es ist daher wol nicht die geringste Hoffnung darauf, daß an die Stelle der 3062 Sprachen und Mundarten, welche, nach des Verfassers Versicherung auf der Erde, darunter 587 allein in Europa gesprochen werden, das Lichtenstein'sche Deutsch treten werde und daß die Missionsgesellschaften nicht mehr nöthig haben werden, die Bibel in 150 Sprachen übersetzen zu lassen. Wir leugnen nicht, daß gewisse Vordersätze des Verfassers ganz richtig sind, z. B. wenn er sich beklagt, „wie langsam und schleppend deutsche Sprachconstructionen sind, wie durch sie (z. B. ein durch eine lange Periode getrenntes verbum compositum) die Geduld aufs höchste in Anspruch genommen wird", oder wenn er ein andermal hervorhebt, er habe vor allem geglaubt, den Conjunctiv beseitigen zu müssen, „weil er dem unbestimmten Charakter der Deutschen oder vielmehr ihrem Charakter der Unbestimmtheit zusagend, gar zu verlockend war, und er fast häufiger gebraucht wurde, als der Indicativ; weil ferner sein richtiger Gebrauch eine gewisse Virtuosität erheischt, die dem Deutschen selbst, geschweige denn den Ausländer viel Schwierigkeit bereitet"; denn es darf wol als gewiß behauptet werden, daß auch der größte Meister des deutschen Stils (worunter wir hier vorzugsweise die deutsche Prosa verstehen) der Schwierigkeiten, die ihm der Gebrauch des deutschen Conjunctivs bereitet, schwerlich je ganz Herr werden wird. Aber wenn ein sonst die schönsten Früchte tragender Obstbaum zu sehr ins Holz wächst, so legt man doch nicht die Axt an seine Wurzel, sondern schneidet aus seiner Laubkrone nur das wilde Holz vorsichtig mit dem Messer heraus. Die Lichtenstein'schen Reform- oder besser Revolutionsvorschläge könnten nur dann Erfolg haben, wenn man allmählich die gangbarsten Bücher, die deutsche Bibel, das Gesangbuch, die Werke unserer classischen Autoren u. s. w. in sein „Weltdeutsch" rückübersetzte; wie monströs komisch würden sich aber „Nathan der Weise", „Wallenstein" oder „Iphigenia" und „Torquato Tasso" in diesem Deutsch ausnehmen! **H. M.**

Geologische Schriften von Otto Volger.

1. Untersuchungen über das Phänomen der Erdbeben in der Schweiz, seine Geschichte, seine Aeußerungsweise, seinen Zusammenhang mit andern Phänomenen und mit den petrographischen und geotektonischen Verhältnissen des Bodens und seine Bedeutung für die Physiologie des Erdorganismus von G. H. Otto Volger. Drei Theile. Gotha, J. Perthes. Gr. 8. 6 Thlr.
2. Das Buch der Erde. Naturgeschichte des Erdballs und seiner Bewohner. Darstellung der physischen Geographie, bearbeitet für gebildete Leser aller Stände von G. H. Otto Volger. Zwei Bände. Mit Holzschnitten. Leipzig, Spamer. 1859. Gr. 8. 2 Thlr.

Otto Volger, Sohn des Directors der Realschule des Johanneums zu Lüneburg, „der Erbe eines auf dem Gebiete der Erdkunde seit mehr als 30 Jahren mit Ehren bekannten Namens", Verfasser der Schriften: „Studien zur Entwickelungsgeschichte

der Mineralien" (Zürich 1854); „Die Entwickelungsgeschichte der Mineralien der Talkglimmerfamilie und ihrer Verwandten" (Zürich 1855); „Monographie des Borazites" (Hannover 1855); „Aragonit und Kalzit" (Zürich 1855); „Epidot und Granat" (Zürich 1855), früher in Zürich, lebt seit drei Jahren in Frankfurt a. M. als Lector der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft und hat durch öffentliche und Privatvorlesungen sich das größte Verdienst um Verbreitung seiner Wissenschaft erworben, für welche bis dahin keine Lehrkräfte in dieser Stadt sich fanden. Bis in die Umgebung erstreckte sich seine Propaganda für Naturkunde und ihm ist auch die Stiftung des naturforschenden Vereins in Offenbach zu danken. Gleichzeitig hat er unter Benutzung der in den letzten Jahren häufigen Aufgrabungen des Bodens um Frankfurt infolge der Uferbauten, der Anlage einer Wasserleitung und zahlreicher Brunnen eine reiche Sammlung zur Bodenkunde des Untermains zu Stande gebracht, wozu bis zu ihm nur schwache Anfänge vorhanden waren. Volger ist einer der entschiedensten und scharfsinnigsten Vertreter des Neptunismus in der Geologie und hat seine Ansichten außer im freien Vortrage, wozu ihn ein ungewöhnliches Lehrtalent befähigt, auch in der unter Nr. 2 verzeichneten Schrift in populärer Weise im Zusammenhang niedergelegt. Das unter Nr. 1 angeführte Werk ist zwar nur der Darlegung der hauptsächlichsten Abweichung des Verfassers von den herkömmlichen Lehren der plutonistischen Geologie gewidmet, berührt aber so viele für jeden Gebildeten höchst interessante Punkte, daß wir seine Analyse hier hereinziehen zu müssen glaubten, während wir die übrigen im Eingang genannten streng wissenschaftlichen Schriften völlig übergehen.

Die factische Eintheilung der „Untersuchungen über die Erdbeben" — denn von einem Feldzuge handelt es sich hier — ist folgende: Erster Band: „Chronik der Erdbeben in der Schweiz." Eine Sammlung aller aufgezeichneten Beobachtungen über Erschütterungen des Bodens, welche in irgendeinem Theile der Schweiz wahrgenommen worden, mit genauer Angabe aller Quellen, aus welchen dieselben geschöpft sind, nebst einer Einleitung über die Periodicität, Lokalität und Ausdehnung dieses Phänomens. Zweiter Band: „Die Geologie von Wallis." Der Canton Wallis in seinen petrographischen und geotektonischen Verhältnissen beschrieben und als habituelles sismisches Stoßgebiet betrachtet. Dritter Band: „Geschichte der Erdbeben des meteorologischen Jahres 1855 in der Schweiz" nebst Erörterung der verschiedenen Beziehungen dieser Ereignisse und des Erdbebenphänomens überhaupt. Während also der erste Band, „in welchem manche Zeile ist, zu deren Auffindung ein ganzer Band eines Buchs oder mehr als ein verstaubter Jahrgang einer Zeitung durchgesucht werden mußte", mit großer Gründlichkeit eine Kritik der bisherigen Nachrichten gibt und durch die Nachweisung erheblicher Flüchtigkeitsfehler selbst in den sonst verdienstlichen Arbeiten von Perrey und Adolf von Hoff die bisher geltende Ansicht erschüttert, gibt der zweite Theil eine Schilderung der Bedingungen, welche den Canton Wallis so häufig von Erdbeben heimgesucht werden lassen, und der dritte gibt nun mit musterhafter Genauigkeit, wie noch nie ein Erdbeben behandelt worden ist, eine kritische Sammlung aller über das walliser Erdbeben von 1855 vorhandenen Nachrichten; und auf dieser theils negativen, theils positiven Grundlage baut sich dann schließlich die eigene Ansicht des Verfassers auf. Der Zweifel ist bei keiner Naturerscheinung so wohl angebracht, wie bei der überwältigenden Kraft des Erdbebens. Wir führen von den Uebertreibungen und Irrthümern nur einige Beispiele an.

Scheuchzer erwähnt 1718, daß einem seiner Gewährsmänner versichert wurde, in einem Dorfe bei Biel sei infolge des Erdbebens der Schatten des Sonnenzeigers eine ganze Stunde unverrückt geblieben. Wenn die Quellen über das Erdbeben von 1601 sagen, der Thurm von Gotha habe so gezittert, daß der Thürmer ihn verlassen habe, so läßt Perrey den Thurm selbst einstürzen! Derselbe, in seiner Chronik beim Erdbeben von 1623 angelangt, versteht das deutsche Wort Cleven (Chiavenna) seiner schweizer Quelle nicht und macht ohne weiteres Cleve an der holländischen Grenze daraus! Ueber das Erdbeben von 1728 war die Nachricht verbreitet, daß der strasburger Münster durch den ersten Stoß 3 Fuß vorwärts, durch einen zweiten ebenso viel wieder rückwärts geworfen worden sei. Der Schwefelregen, welcher als Vorzeichen des lissaboner Erdbebens in der Nacht vom 14. zum 15. October 1755 in Zürich gefallen sein sollte, reducirte sich auf vulkanische Asche, welche durch einen Föhn vom Vesuv hergeweht, den Schnee roth gefärbt hatte.

Aber vom höchsten Interesse wird diese Kritik, wo sie das sogenannte „Erdbeben von Lissabon" beleuchtet. „Der für die Beurtheilung eines Naturereignisses an sich ganz unbedeutende Umstand, daß eine große und volkreiche Stadt in dem Gebiete der heftigsten Erschütterungen des Erdbebens lag und die dadurch bedingte Zerstörung so vieler Häuser, der Verlust so vieler Reichthümer, ja der durch ein für den Naturforscher ebenso gleichgültiges Zusammentreffen veranlaßte plötzliche Tod vieler Menschen — indem gerade Allerheiligentag und Gottesdienststunde und somit unter den stürzenden Gewölben der Kirchen eine zahlreiche Menge versammelt war — ließen das Erdbeben von Lissabon als eine Katastrophe erscheinen, welche ihresgleichen nicht hatte. Die wissenschaftliche Betrachtung sieht sich vergebens nach Beweisen einer solchen Auszeichnung um. Indem eine große Menge von theilweise begründeten, theilweise aber grundlosen und misdeuteten Beobachtungen, ohne allen haltbaren Grund, nur auf Antrieb erregter Phantasie mit dem Erdbeben von Lissabon in Beziehung gesetzt und theils als Vorboten, theils als Nachwirkungen desselben betrachtet wurden, erweiterte sich das Schreckensbild der Katastrophe zeitlich und örtlich immer mehr und mehr, und zog so in seine stets weitern Kreise immer neue Einzelheiten hinein, deren Zusammenhang durchaus jeder vernünftigen Andeutung ermangelt — Einzelheiten, welche außerordentlich oft und ganz in derselben Weise geschehen, ohne auf eine ähnliche Centralveranlassung bezogen werden zu können — Einzelheiten, welche durchaus verständlich sind, ohne einer derartigen Beziehung zu bedürfen, ja, welche gegenseitig ihrer Beziehung auf eine gemeinsame Veranlassung entschieden hinderlich entgegentreten." Indem wir für das Ganze dieser höchst belehrenden Untersuchung auf I, 153 fg. verweisen, können wir hier nur die von Volger bei seinen Nachforschungen gefundene Thatsache erwähnen, daß bei nicht wenigen Angaben von Erderschütterungen in der Schweiz das Datum nachträglich auf den 1. November corrigirt ist, daß andere, welche als die Nachwirkung der lissaboner Erschütterung betrachtet werden, wenn man sie auf lissaboner Zeit berechnet, stundenlang vor derselben stattgefunden haben. Der Verfasser hat sich dabei der undankbaren Aufgabe nicht entziehen können, auch gegen Kant und Humboldt, versteht sich mit gebührender Ehrfurcht, kritisch aufzutreten: gegen Kant, welcher in einer Jugendschrift von 1756 höchst unkritisch alle Nachrichten über das Erdbeben von Lissabon gesammelt und diese Compilation später beim unkundigen Publikum mit dem Schilde seines auf andern Feldern und in andern Jahren gewonnenen Ruhms gedeckt hat; gegen Alexander von Humboldt, welcher zur Unterstützung seiner Erdbebentheorie die höchst unwahrscheinliche und schon von gleichzeitigen Schriftstellern als Fabel bezeichnete Nachricht, daß bei Lissabon Flammen und eine Rauchsäule aus einer neugebildeten Erdspalte aufgestiegen seien, anführt. Diese wissenschaftliche Kritik ist von Gegnern der Volger'schen Ansichten der Menge, welche vor 20 Jahren wol kaum den Namen A. von Humboldt's kannte und seitdem gelehrt worden ist, in ihm den naturwissenschaftlichen Papst zu verehren, als „Haß gegen Humboldt" denuncirt worden. Wie übel klingt der Ruf: „Er hat Humboldt gelästert und glaubt nicht an Kant", aus dem Munde von Männern, welche angeblich durch populär-naturwissenschaftliche Werke das Volk aufklären wollen! Doch verlassen wir diesen unerquicklichen Gegenstand und hoffen wir, daß künftig die Verfasser von Chrestomathien jenen hergebrachten Anhang von Fabeln weglassen, wenn sie die unvermeidliche Schilderung des

Erdbebens von Lissabon aufnehmen. Zu Nutz und Frommen nicht nur jener Blumenlesler, sondern auch unserer Leser, theilen wir hier als Probe der Darstellung des Verfassers die höchst interessante Schilderung mit, welche er von dem Erdbeben in Wallis 1855, und zwar von dem zwischen 12 und 1 Uhr am 25. Juli beobachteten Hauptschlage, wie er sich bei St.-Nikolaus äußerte, entwirft. Bemerkenswerth ist dabei, daß dieselben Uebertreibungen wie 100 Jahre vorher und selbst von wissenschaftlich gebildeten Augenzeugen gemeldet werden.

Den Schauplatz des Hauptstoßes dieser Erschütterung, das Visptthal, beschreibt Volger folgendermaßen: „Man muß sie kennen, diese Gebirge, von welchen man im Thale fast überall nur den Fuß erblickt, so steil man auch an ihnen emporschaut, und über welchen erst die wahren Berge mit ihren eisumpanzerten Gipfeln sich erheben — man muß sie kennen, um zu begreifen, welchen Schrecken es hervorrufen mag, wenn diese Massen, deren jede einzelne Felsschicht eine unerschütterliche Mauer schien, wenn diese Sinnbilder der Festigkeit und der ruhenden Gewalt zitternd sich regen, wenn Sturz auf Sturz ein wildes Heer sich überschlagender Felsen von ihren Zinnen und Abhängen niederrollt, von Felsen, welche in der Höhe winzig klein erscheinen, aber gleichsam wachsen an Größe, wie an Wucht und Schnelligkeit, indem sie herabdonnern, hier mit brausendem Gleiten, wie eine Lavine von Schutt, dort mit hastig entsetzlichen Sprüngen, durch welche im Thale die mächtigsten Bäume geknickt, niedergestreift, überwälzt, zermalmt werden. Furchtbare Schläge, wie das Springen verborgener Sprenggruben, dröhnten aus dem Boden herauf, stets von Zitterungen begleitet, sodaß Anwesende versicherten, nicht sagen zu können, ob sie diese Schläge mehr gehört oder gefühlt hätten.“ Also in dies Thal waren am 25. Juli morgens 9 Uhr zwei Brüder J. Baptist und Peter Guntren aus Münster, welche an Reisende Saumrosse und Knechte zu vermiethen pflegen, als Begleiter von vier jungen Holländern eingetreten. „Schon im Angesicht von St.-Nikolaus hatten sie um ¾1 Uhr nach ihrer Zeitrechnung die Sellybrücke, die letzte unterhalb des genannten Dorfs, ein Viertelstunde von demselben entfernt, überschritten. Sie nahten sich auf dem felsigen Saumwege einem jener luftigen Gebäude, welche man in Wallis überall erblickt: unten ein halb kellerartig in den Bergabhang vertiefter, mit seinem Mauerviereck kaum aus dem Boden ragender Stall (Stadel), darüber auf vier mehr als ellenhohen Pfosten, deren jede eine mühlsteinartige Steinplatte trägt, vor dem Zudrang der Mäuse gesichert, der aus zusammengefügten Balken im Blockhausstile erbaute Speicher. Ein solches Gebäude stand hart am Wege. Da plötzlich erdröhnte und erbebte die Erde mit ungeheurer Gewalt; die Rosse bäumten sich wild und mit furchtbarem Donner und Krachen stürzten von den himmelhohen Felsenmauern, welche dort die enge Thalspalte beiderseits über dem waldigen Gehänge einschließen, aus dem dichten Wolkenschleier hervorbrechend, welcher die Thalwände selbst den Blicken entzog, mit rasendem Ungestüm, in Riesensprüngen, unaufhaltsam Felsenmassen herab. Der ganze Berg, hüben und drüben, schien in Bewegung, und die unglücklichen Reisenden sahen sich bereits verloren, zerschmettert, vom stürzenden Berge begraben. Angstvoll scheuend gingen die Rosse durch. Die beiden Brüder Guntren waren zu Fuße. Vergebens bemühte sich J. Baptist das eine der Pferde zu halten, wie wenn er sich an dasselbe klammern und dadurch retten wollte. Peter Guntren sprang in der Todesangst in die offene Thüre des Stadels, bei welcher sie sich gerade befanden. Da ging auch schon mit einem Tosen ohnegleichen in gräßlichem Sturme der Bergsturz über ihm dahin und schloß sein Grab, so fest wie er seine Augen. Der Unglückliche, an die hinterste Wand des Stalls mit ganzem Leibe und ausgespannten Armen sich anklammernd, fühlte, daß er verschont blieb, daß er lebte. «Das ist das zweite Goldau — und ich — mein Bruder ist todt, die vier Herren sind todt, die Rosse sind todt — und ich bin lebendig begraben!» so hat er mir's mit schlichten Worten selbst erzählt, das waren seine Gedanken. Da plötzlich hört er seines Bruders Stimme: «Jesus, Maria und Joseph!» ruft er, «mein Bein, mein Bein!» Nun erst wagte Peter Guntren die Augen zu öffnen und um sich zu blicken — und er sieht Tageslicht: der Bergsturz war über ihn dahingegangen, hatte den Speicher über seinem Haupte von dem Stadel herabgefegt und zerschmettert, und der arme J. Baptist lag draußen, unter Trümmern halbvergraben, mit zerquetschtem und aus dem Gelenke geschlagenem Beine. Peter macht sich auf, eilt hinaus, und befreit seinen Bruder und zieht ihn am Kragen in den Stall. Aber nun rührt sich der Boden von neuem, heftiger und immer wilder; ein neuer Felsensturz muß sie erschlagen. So zieht Peter Guntren seinen Bruder wieder hinaus, mit der Kraft und Schnelligkeit der fürchterlichsten Angst und dabei mit bewunderungswürdiger Sicherheit der richtigen Eingebung, seitwärts am Wege unter eine steile überragende Flüh — und schon saust wieder über ihnen dahin der Hagel der hausgroßen Blöcke. Dann trat Ruhe ein. Einer der hier gestürzten Blöcke, welcher mitten auf dem frühern Wege lag, enthielt acht Kubikklafter! Wie es nun möglich gewesen ist, daß Peter Guntren seinen Bruder, halb ihn tragend, halb schleifend, den felsigen Pfad hinaufgebracht nach St.-Nikolaus — das begreift er selbst nicht; genug, es ist ihm gelungen. Aber oben war keine bleibende Stätte, alles was lebte, in wilder Flucht und Unordnung; Reisende eilten thalabwärts um womöglich dem hier unvermeidlich scheinenden Untergange zu entgehen, dem alle nur durch ein Wunder entgangen schienen. Die Bewohner des Dorfs, welche ihren stürzenden Hütten entronnen waren, der Gastwirth zur Sonne mit sammt seinen Gästen, alle waren insgesammt fast gleichzeitig mit den stürzenden Wänden des Gasthauses aus dem hohen Stockwerke über die steinerne Treppe entsprungen. Auch die vier Holländer und die Rosse der Gebrüder Guntren fanden sich hier wieder; die Thiere, wild geworden, hatten ihre Reiter in stürmischer Flucht aus dem Bereiche der Steinlavine geführt, welche über beiden Brüdern hinter den Reitern dahingegangen war. Von beiden Seiten hatte man sich todt geglaubt.

„Von St.-Nikolaus stiegen dann alle unsere Reisenden miteinander hinunter, um das Thal zu verlassen. Den armen Verwundeten haben vier Männer getragen. Als ich die Stelle sah, wo der Bergsturz über den beiden Guntren dahingegangen war, erkannte ich nur einen Haufen zu Splittern zermalmter Balken zwischen den Felsblöcken, und etwas, das wie zerschmettertes Mauerwerk aussah, machte mir wenigstens glaublich, daß da ein Stadel gewesen sei. Aber wie zwei Menschen an diesem Orte und zwischen diesen Trümmern ihr Leben haben behalten können, das war mir unbegreiflich.

„Zu Stalden traten die Reisenden im Wirthshause ein und erquickten sich, die Träger gleichfalls; den armen J. Baptist legten sie unterdessen an den Weg, denn rasten wollten und durften sie nicht. Da bebt die Erde schon wieder und die rollenden Steine dringen bis auf den Weg und erreichen den schmerzvoll Daliegenden, aber mit matter Kraft, sie verletzen ihn nicht. Eilends wird der Rückzug fortgesetzt, noch zwei Stunden waren zu machen bis Visp. Da steht wieder, nicht weit von der «neuen Brücke» ein Stadel mit Speicher am Wege, und wie sie vorübergehen, wälzt sich der Boden von neuem und das Gebäude lehnt sich weit über gegen die Straße, um über sie zu stürzen. Peter Guntren, wie wenn er das Haus halten könnte, drängt sich gegen dasselbe, anstatt zu entspringen; ihm wäre der Tod sicher gewesen, aber schon ist die Welle unter ihren Füßen dahingerollt und das Gebäude hebt sich wieder und bäumt sich zurück; nur das Dach folgt dem ersten Schwunge und löst sich — Breter und die zur Befestigung dienenden Steine — und schießt über Peter Guntren dahin und — reißt ihm die Kappe vom Kopfe, aber kein Härlein von seinem Leben! So sind sie endlich hinuntergelangt bis nach Visp, aber da trafen sie die größte Noth und den vielfältigsten Jammer; erst in Brieg, tief in der Nacht, fand der Verwundete Ruhe, soweit seine Schmerzen ihm Ruhe gönnten, und leider allzu spät ärztliche Hülfe. Er hat

mir seine Leidensgeschichte noch im September in seinem Hause auf dem Schmerzenslager erzählt."

Infolge dieser gründlichen Untersuchungen sucht Volger die Häufigkeit der Erdbeben im Visypthale durch die ungeheuere Gipslieferung zu erklären, welche die Quellen des Leuker- und Briegerbades, des Rothbachs u. a. den Gipsschichten entnehmen. Ueber diesen weitverbreiteten Schichten lagert eine Gebirgsmasse von großentheils sehr festen Gesteinen, welche sich über den Grund der gleichen Thäler noch in 8—12 Fuß hohen Bergriesen erhebt. Ein Sechzehntel Quadratmeile dieser Gebirgsmasse lastet auf ihrer Unterlage mit einer Wucht von 184 Billionen Pfd. Eine solche Fläche aber muß der Wasserzugang der einzigen Lorenzquelle des Leukerbades im Laufe von sechs Jahrhunderten mit einem Hohlraume unterfressen, welcher, wenn er gleichmäßig sein könnte, einen Schuh hoch sein würde. Hier sowol, als in den Gegenden, wo große Steinsalzlager vorkommen, sind Erdbeben häufig, und das Todte Meer ist das bekannteste Beispiel eines Erdbebens infolge des Versinkens einer Landstrecke, wo die unterliegenden Salzlager ausgespült waren. Der dem Erdbeben häufig vorhergehende Regen bei Südwind, welcher bei hohem Luftdrucke, also niederm Barometerstande, jene unzweifelhaft beobachtete Beklommenheit der Beobachter hervorruft, welche die plutonistische Theorie der Erdbeben freilich nicht zu deuten vermag, von der aber Volger unzweifelhafte Beispiele, z. B. von einem so genauen Beobachter wie Professor Blasius aus Braunschweig (III, 128) anführt, wirkt durch Ausspülen und den vermehrten Luftdruck als letzte Veranlassung zum Niedersetzen einer solchen unterwaschenen Schicht. Bedenkt man nun einerseits, wie leichte Erschütterungen im Boden sich fortpflanzen, wie das Dröhnen von Geschützesdonner 50 Meilen weit durch die Bodenschichten vernommen wird, andererseits, wie wuchtig die in Bewegung gesetzte Gebirgsmasse ist, so wird man begreifen, welche Ausdehnung die Nachbebungen einer solchen Erderschütterung erlangen, besonders nach den Richtungen hin, wo die Fortsetzung einzelner Bodenschichten die Mittheilung begünstigt. In der beigefügten Karte, welche in sechs, den verschiedenen Stärkegraden der Wirkung entsprechenden Curven die Verbreitung des walliser Erdbebens vom Juli 1855 darstellt, sind Genua, Clermont-Ferrand, Paris, Wetzlar und Bischofswerda die entferntesten Punkte, wo es — an den letztgenannten Orten nur auf Thürmen — verspürt wurde. Der Raum erlaubt uns hier nicht, auf die gründliche Kritik, welche der Verfasser der plutonischen Theorie (III, 363 fg.) zu Theil werden läßt, näher einzugehen. Man wird diesen Theil mit Befriedigung lesen, welcher sich bei dem, der naturwissenschaftliche Kenntnisse hat, freilich einige Beschämung darüber beimischt, daß er so schwache Stützen der Theorie wie der Beobachtung jahrelang ohne Bedenken und Prüfung als sicher angenommen.

Es bleibt uns nur übrig, einige Worte über das unter Nr. 2 angeführte Werk des Verfassers zu sagen, welches einer ähnlichen Analyse, wie wir sie von den „Untersuchungen über das Erdbeben" versucht, sich entzieht. Nach dem, was wir oben zur Charakteristik des Verfassers und seiner Schreibart mitgetheilt, bedarf es wol keiner besondern Versicherung, daß dieses Werk zu den gelungensten Erzeugnissen der populären naturwissenschaftlichen Literatur gehört, und daß der Verfasser, welcher in der Vorrede zum zweiten Bande des „Buchs der Erde" eine ganze Reihe von Gegenständen anzuführen vermag, die er durch seine Forschungen wesentlich gefördert hat, mit jenen Lohnschreibern nicht verwechselt werden darf, welche — nomina sunt odiosa — nicht die Orthographie der von ihnen behandelten Gegenstände kennen, welche die verschiedensten Ansichten friedlich nebeneinander grasen lassen und alles mit einem blühenden Stil gut zu machen meinen. Mögen die gediegenen Werke Volger's immer mehr ihren Weg zu dem der Belehrung so bedürftigen Publikum finden! 25.

Afrikanische Kriegsbilder.

Die Wüstenjäger. Bilder aus dem Kriegerleben der Saharastämme. Von Hans Wachenhusen. Zwei Theile. Berlin, Wagner. 1860. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hans Wachenhusen treibt wirklich Misbrauch mit der Wüste Sahara und macht sie für seine Leser zu einer eben solchen Geduldsprobe, als sie dies seit Anfang der Welt für den Reisenden ist! In seinem vierbändigen Roman „Rom und Sahara" hat er Gelegenheit gefunden, uns in aller Ausgiebigkeit so ziemlich alles mitzutheilen, was über die Sahara Anziehendes zu sagen war. Dabei hätte Wachenhusen es bewenden lassen und für die nun schon bekannten Beziehungen nicht noch einmal die Theilnahme des Lesers in Anspruch nehmen sollen, die ihm doch nur in so geringem Grade zu Theil werden kann. Er darf dies um so weniger fordern, als er hier gleich von vornherein eine alles Maß übersteigende „Glaubenszähigkeit" in Anspruch nimmt, die ihm zumuthet, der menschlichen Natur gänzlich zu vergessen. Wir bitten nur zu hören. Auf S. 19 schleicht sich ein Jüngling von einem Negerknaben begleitet, in das Duar des Häuptlings Aïssa, kriecht wie eine Eidechse, trotz thierischer und menschlicher Wachen, in sein Zelt, tödtet ihn und trägt seine Tochter Lellah auf seinen Armen davon. Natürlich entsteht Lärm, die Mörder werden verfolgt, und diese Verfolgung von Berg zu Thal, von Klippe zu Klippe wird uns mit allen ihren kühnen Sprüngen, Herablassen an Stricken, Flucht durch das Bett eines Flusses auf einigen dreißig Seiten erzählt; während dieser ganzen langen Jagd thut Lellah dem Verfasser den Gefallen, nicht einen Augenblick aus ihrer Ohnmacht zu erwachen, sondern still über dem Arm und der Schulter ihres Räubers zu hängen. Erfahren wir schon nicht, wovon die Wüstentochter, gleich einer pariser Salondame, in Ohnmacht fiel, da ihr doch kein körperliches Leid geschieht, so hört bei dieser langen Fluchtgeschichte in der That der gemüthliche Glaube des Lesers auf und sei er noch so geduldig, wir wetten, er fängt an innerlich zu raisonniren. Es ist mit der „Wahrscheinlichkeit" in Dichterwerken überhaupt ein eigenes Ding: in einer Zeit, welche für alles und jedes, bis zur „Kleidermacherei" herab, ihre Theorien hat, fehlt uns für die Wahrscheinlichkeit in Dichterwerken merkwürdigerweise jede Theorie. Gewiß ist nur, daß sie ihre äußerst feine Grenzlinie hat, die bei jedem Leser nach seiner Subjectivität an einer andern Stelle gezogen ist, daß aber auch der simpelste Leser einen Punkt hat, wo sein Glaube plötzlich abspringt und den unvorsichtigen Scribenten verläßt. Dies geschieht nun sicherlich bei jedem Leser dieser seltsamen Fluchtgeschichte. Der Verfasser — um ihm zu Hülfe zu kommen — kann uns entgegnen, daß es ihm gar nicht um die Erfindung bei diesem Buche zu thun ist, sondern daß ihm daran lag, ein Sitten- und Culturbild zu entwerfen; allein in diesem Falle erwidern wir ihm, daß alsdann gar keine Erfindung immer besser war, als eine physisch unmögliche.

Doch sehen wir uns nun weiter nach seinen „Wüstenjägern" um. Der fernere Verlauf der Geschichte interessirt uns nicht, da er sich in die wenigen Sätze auflöst: Jahia, der ritterliche Tuareg, liebt Lellah und Lellah liebt Jahia und wird trotz der eifersüchtigen Machinationen Selinnah's seine Gattin. Die fremde Welt aber, in die uns der Verfasser einführt, kann allerdings nicht ohne näheres Interesse von uns betrachtet werden: ja, dies Interesse würde ein recht lebhaftes sein, wenn es uns neu entgegenträte und wenn der Autor nicht der besondern psychologischen Schwäche unterläge, seinen Wüstenkindern fort und fort unsere Schwächen beizumessen, während doch Gewissen, Rechtsgefühl, Ehre und Wahrheitsliebe im Orient eine ganz andere Gestalt annehmen, als sie bei uns tragen. Dies ein für allemal abgethan, schildert der Verfasser in beredter Sprache die wunderbare Pracht der paradiesischen Oasen inmitten der Sahara, die uns Europäern nur in üppigsten Träumen erscheint und von der er sagt, daß die Feder eines Engels dazu gehört, um das zu zeichnen, was Engel schaffen und pflegen. Aber er

verhehlt auch nicht, daß dies Paradies nicht das der Unschuld ist, sondern daß Gewaltthat und Blut dies Eden beflecken. Es sind das Duar (Zeltdorf), der Djaffra und die Weideplätze, die dieser Berberstamm in der Wüste Augad, westlich vom Atlas, besitzt, wohin er seine Scene verlegt, im Schos eines Palmen- und Bananenwaldes (?). „Träumerisch", sagt er, „wiegte die Dattelpalme ihre fruchtbeladene Krone über die centnerschweren Trauben der Banane, übermüthig schlangen die Lianen ihre hundertarmigen Ranken mit den wilden Blumen um die blüthenschwere Magnolie, um die feurige Granatblume und die bescheidene Tamariske, eine undurchdringliche Blätterwand bildend um das Duar her, in welcher buntgefiederte Vögelscharen ihre Zuflucht suchten. Nichts verrieth Leben im Duar, obgleich schon die Jungfrau (der Morgenstern) am Himmel stand und wiederkäuend lagen die Kameele hinter den Zelten und einzelne Pferde weideten gefesselt am Rande des Bachs. Das Zelt des Häuptlings bewacht ein Schwarzer, ein zahmer Geier (Bled) und ein gewaltiger Slugi (Wüstenhund) Medeah.... Wunderbare Nacht der Wüste! Mit kühlender Hand tröpfelt sie ihren Balsam in hellen Thautropfen auf die Brandwunde, welche der Tag der Natur geschlagen!" u. s. w.

Wie hier die Natur des Landes, so schildert der Verfasser uns die Thierwelt, die Sitten der Menschen, die Wüstenstädte (Csar) und ihren Verkehr, den furchtbaren Samum, die Raubzüge der Tuaregs gegen die Karavanen (Kafla), die von Tafilelt und nach dem Negerlande Sudan ziehen und die sich Hunderte von Meilen entfernt, auf ihren schnellen Maharis (Reitkameelen) aufsuchen, die Berathungen der Djemma (Senat), die lockern Sitten der Weiber, die glühenden Leidenschaften der Negrillos (schwarzen Sklaven) den Aberglauben der von begeisterten Weibern gelenkten Führer und Scheikhs, die Jagd, die Waffen und die Kriegführung der Wüstenstämme endlich, mit gleich lebendigen Farben, und gibt so ein volles und annehmbares Culturbild des Landes um den Wendekreis, der Wüste und des Djebel Assinad, der Schwarzen Berge. Jene namenlosen und unbekannten Csars stellt er uns als Haufen roh aufgeschichteter Lehmhäuser, von einer 20 Fuß hohen Lehmmauer umgeben, dar, hinter welcher sich die Einwohner bei Ueberfällen verschanzen, stets inmitten guter Weideplätze erbaut, durch Quellenthäler abgeschnitten, mit engen, dunkeln Gassen, die mit Decken überbreitet, vor der Sonne Schutz gewähren, einen Marktplatz und eine Barba, Karavanenstation, enthaltend: alles Bauwerke, welche durch die Wassergüsse der Regenzeit nicht selten spurlos weggschwemmt werden. Dennoch sind diese Csars der Sitz der Festlichkeiten der in Frieden lebenden Stämme, das Centrum ihres regen Verkehrs, der Stapelplatz für die erbeuteten Sklaven, das Feld der Eroberungen für die Wüstenelegants, wie El Ayak einer ist, und die hier mit abendländischer Sitte oder einem neuen Kleidungsstück eiteln Prunk treiben. Solchen Scenen gegenüber sehen wir denn wieder Affar, den Negrillo des Eingangskapitels, im Faustkampf mit einem jungen Leoparden, den er erwürgt, um Lellah in seine Gewalt zu bekommen; oder wir sehen eine flüchtige Gazellenheerde vom Felsenabhang durch die Steppe jagen, denn es ist die Stunde des Fedger oder Tagesanbruchs, der die ganze Oase wach ruft und den Wüstenjäger in den Sattel treibt. Auf seiner Saharastute, die den Kies kaum mit ihrem Hufe berührt, den Haik des Bedui über den Sattel gehängt, im Arm den treuen Slugi, Windhund, jagt er der Heerde nach, wirft, wenn er sie erreicht hat, den Hund vom Pferde, der mit langen Sprüngen sich unter die Thiere stürzt, das Blutbad beginnt und weiter und weiter tobt die wilde Jagd. Aber Bled's, des zahmen Geiers, Benehmen in den Lüften deutet Gefahr an und hält sie auf. Bled spielt eine große Rolle in dieser Erzählung, und der Verfasser bittet, darüber nicht ungläubig den Kopf zu schütteln. Der Zusammenhang zwischen der Thierwelt und dem Menschen ist in der Sahara ein ungewöhnlicher. Der Saharier spricht zu jedem Thier, selbst zu dem, das ihm nicht dienstbar ist, wie zu seinesgleichen; er hält seinem Mahari, seinem Slugi, seinem Geier lange Vorträge, und das Thier sieht ihn an, als verstünde es ihn; es gehorcht ihm unbedingt, lernt seinen Willen kennen und empfindet für ihn. Damit nicht genug, redet er selbst den Löwen an, der ihn angreifen will, macht ihm Vorwürfe, warum er ihn aufhalte, fragt, was er ihm zu Leide gethan, bezeugt ihm seine Hochachtung oder schimpft ihn: „großer Herr mit dem dicken Kopfe!" ehe er den Kampf mit ihm aufnimmt u. s. w. So warnt denn auch hier Bled vor Gefahr und schirmt Mereim.

Mit diesen vereinzelten Zügen glauben wir „Die Wüstenjäger" hinreichend charakterisirt zu haben, um dem Leser, seinem Bedürfniß und seinem Geschmack überlassen zu können, ob er sich an dieser wilden Scenerie erfreuen zu können glaubt oder nicht. Der instructive Theil dieses Buchs, der uns eine fremde Welt allerdings auf gefällige Weise erschließt und dem Unternehmen des Verfassers mehr als seine Erfindung Theilnahme zu verschaffen geeignet ist, scheint uns seinen Werth zu bestimmen, wenn wir auch den Autor bitten möchten, von diesem Thema nunmehr entschieden Abschied zu nehmen und sein in andern Gebieten bewährtes Talent der Erzählung und Darstellung minder precären Leistungen zuzuwenden, als er jedenfalls hier versucht hat. Der alte Satz, daß da, wo die Gedanken fehlen, der Stil sich leicht ins Ueberschwengliche verläuft, bewährt sich übrigens auch wieder an diesem Buche. 4.

Notiz.

Alexander von Humboldt's Briefe in England und Frankreich.

Wir haben in Nr. 32 d. Bl. eine Reihe von theils günstigen theils ungünstigen Urtheilen französischer und schweizer Blätter über die Briefe Alexander von Humboldt's an Varnhagen von Ense mitgetheilt; heute wollen wir zunächst eines längern Artikels in Nr. 227 der „Edinburgh review" wenigstens kurz gedenken. Von vornherein dürfen wir allerdings nicht unerwähnt lassen, daß der Verfasser des Artikels mit den Motiven, welche die Herausgeberin zur Veröffentlichung der Briefschaften bestimmten, nicht einverstanden ist; wenigstens misbilligt er entschieden die Mitaufnahme der Briefe noch lebender Personen, insofern diese nicht um ihre Zustimmung befragt worden. „In England", sagt er, „ist die Sache zu klar, um noch des Beweises zu bedürfen. Die Einwilligung des Briefschreibers ist unumgänglich nöthig, und die Gerichtshöfe würden nicht ermangeln, gegen einen beabsichtigten Vertrauensbruch einzuschreiten. Erwähnen wir unter vielen nur zwei Beispiele: die Veröffentlichung eines Bandes von Sir Walter Scott's Briefen ward auf den Antrag seiner Testamentsvollstrecker verhindert, und die Veröffentlichung der köstlichen Briefe Lord Dudley's an den Bischof Coplestone wurde für eine Zeit eingestellt." Er erwähnt, daß, als einmal zwei unmittelbar nach der Schlacht von Waterloo geschriebene Depeschen Wellington's in London öffentlich zum Verkauf angeboten wurden, Oberst Gurwood den Auftrag erhalten habe, sie anzukaufen. Um den „mäßigen" Preis von 60 Pf. St. sei dies geschehen. Als sie der Herzog wieder in Händen gehabt, habe er ruhig seine Brille aufgesetzt, die Depeschen von Anfang bis zu Ende gelesen und dann gerufen: „I was a d—d fool when I wrote those letters." Auch Humboldt und nicht wenige der ausgezeichneten Personen, mit denen er in Briefwechsel gestanden, würden aus tiefstem Herzen in diesen Ausruf mit eingestimmt haben, hätten sie die Veröffentlichung ihrer Briefe, womit Ludmilla Assing das „carping, sneering, gossip-loving public of Berlin" beglückte, voraussehen können. Dabei ist der Reviewer nicht gemeint, jene allzu große Aengstlichkeit zu billigen, womit man mitunter, wie das z. B. in Betreff der Autobiographie Byron's der Fall gewesen, auf der Vernichtung eines literarischen Schatzes bestehe. Aber so wenig er den Werth des Buchs als eines Beitrags zu der Geschichte der Wissenschaft, Literatur, Kritik oder Gesellschaft in Berlin unterschätzen will, so möchte er doch bezweifeln, daß Humboldt's Name und Gedächtniß davon einen neuen Glanz erhalten werde.

Man habe gewußt, daß er mit den größten Geistesgaben ausgestattet gewesen, aber man habe nicht gewußt, „that he had become envious and carping, wanting in charity and candour, faithless even to the royal friend with whom he sate at meat, a backbiter and a flatterer“. Diese Vorwürfe sind schon übertrieben genug, aber gänzlich unhaltbar ist es, wenn der Reviewer weiter behauptet, Humboldt's Andenken werde durch diese Briefe leiden, wie das Andenken Voltaire's durch die Entdeckung, daß er wegen so und so vieler Stückchen Zucker und Stümpfchen von Wachslichtern sich mit Friedrich dem Großen herumgezankt habe, oder Pope's Andenken durch die neulich gemachte Entdeckung, daß sein Groll gegen Lady Mary Wortley Montague erst besänftigt wurde, als sie ihm die Hemden, die sie früher in Twickenham von ihm geliehen, noch ungewaschen zurückschickte. Nein, um solche schmuzige Miserabilitäten handelt es sich in Humboldt's Briefen nirgends, und es beweist bei dem Reviewer selbst wenig Achtung vor Humboldt, diesem bis in sein höchstes Alter phänomenartig thätigen, rastlos um sich blickenden Geiste, wenn er einen solchen Vergleich nur anzustellen sich erdreistet. Es folgen nun Auszüge in Begleitung von Bemerkungen, unter welchen letztern wir folgende erwähnen: „Das régime de mon oncle ist, abgesehen von seinem gegenwärtigen herabwürdigenden und demoralisirenden Einfluß nur zu geeignet, zu einer unabsehbaren Masse zukünftigen Elends den Grund zu legen. Hat es noch viele Jahre Bestand, so werden die Franzosen inzwischen alles verlernen, was sie mit so vieler Mühe in Betreff parlamentarischer oder repräsentativer Regierung gelernt haben, und ihre Rückkehr zu freien Institutionen wird zugleich das Lärmzeichen sein zu einer neuen Reihe von Unruhen, die wahrscheinlich abermals den Rückschlag zum Despotismus zur Folge haben werden.“ Der Schluß des Aufsatzes lautet: „Man darf hoffen, daß der verdiente Tadel, welcher die Herausgeberin wegen ihrer Indiscretion betroffen hat, etwas dazu beitragen wird, Ungewisse dieser Art künftig zu verhüten. Eine derjenigen Personen, welche am meisten von Humboldt's kaustischer Zunge und Feder zu leiden hatte, stellt freilich noch Schlimmeres in Aussicht, und wenn nicht mehr Skandal oder Bosheit aus handschriftlichen Büchern oder Tagebüchern, zu denen er absichtlich oder unabsichtlich beitrug, ans Licht gestellt werden sollte, so wird die Ursache davon sicherlich nicht in der Unergiebigkeit oder Erschöpfung der Mine zu suchen sein.“

Inzwischen hat ein berliner Correspondent der „Revue germanique“ einen französischen Berichterstatter (wir vermuthen hierunter St.-René Taillandier), der sich von ähnlichem Standpunkt über das Buch aussprach wie der Berichterstatter der „Edinburgh review“, mit einigen kurzen Worten zurechtgewiesen: Humboldt zeige sich zwar zuweilen ohne Zweifel bis zur Ungerechtigkeit leidenschaftlich, aber es handle sich dann doch immer nur um die edelsten Interessen, um Interessen der Wissenschaft und Humanität, und so habe doch das Buch im ganzen einen für Humboldt günstigen Eindruck gemacht.

H. M.

Bibliographie.

Bischof, H., Allgemeine Staatslehre gestützt auf geschichtliche Grundlage und christliche Principien zur Lösung der socialen Probleme des 19. Jahrhunderts, für die Träger der allgemeinen deutschen Bildung und als Leitfaden bei akademischen Vorlesungen. 1ste Lieferung. Giessen, Ferber. Lex.-8. 25 Ngr.

Bukowski, J., Gedichte in der Mundart der deutschen schlesisch-galizischen Gränzbewohner, resp. von Bielitz-Biala. Bielitz, Zamarski. 18. 20 Ngr.

Eberty, F., Walter Scott. Ein Lebensbild. Aus englischen Quellen zusammengestellt. Zwei Bände. Breslau, E. Trewendt. 8. 3 Thlr.

Eichhoff, W., Berliner Polizei-Silhouetten. Berlin. Gr. 8. 10 Ngr.

Finsler, G., Johann Jakob Füßli, Pfarrer in Neumünster und alt Antistes. Erinnerungen aus seinem Leben und Wirken. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 10 Ngr.

Gedichte aus der Aloysianischen Akademie im bischöflichen Seminar zu Eichstätt. Eichstätt. 16. 15 Ngr.

Gossel, F. W. A., Der feindliche Bruder. Langensalza, Schulbuchhandlung des Thüringischen Lehrer-Vereins. 8. 5 Ngr.

Hensler, H., Der graue Thurm. Ein Novellenkranz. Zwei Bände. Leipzig, Haendel. 1861. 8. 2 Thlr.

James, G. P. R., Der Cavalier. Roman. Fortsetzung von „Lord Montagu's Page“. Deutsch von W. E. Drugulin. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mittermaier, K. J., Der gegenwärtige Zustand der Gefängnißfrage mit Rücksicht auf die neuesten Leistungen der Gesetzgebung und Erfahrungen über Gefängnißeinrichtung mit besonderer Beziehung auf Einzelnhaft. Erlangen, Enke. Gr. 8. 26 Ngr.

Mülhause, E., Die Urreligion des deutschen Volkes in hessischen Sitten, Sagen, Redensarten, Sprüchwörtern und Namen. Cassel, Fischer. 12. 20 Ngr.

Preußens Zukunft. Eine Warnungsstimme. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Ringler, A., Philipp Palm. Ein vaterländisches Trauerspiel in 5 Aufzügen. Leipzig, Denicke. 8. 20 Ngr.

Roskoff, G., Die Simsonssage nach ihrer Entstehung, Form und Bedeutung und der Heraclesmythus. Leipzig, Bredt. Gr. 8. 16 Ngr.

Rothenfels, Emmi v., Constanze. Roman. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1861. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schram, K., Verrufen. Ein Lebensbild. Vier Theile. Berlin, Bach. 1861. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Schulz, H. W., Denkmäler der Kunst des Mittelalters in Unteritalien. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von F. von Quast. Vier Bände. Mit Holzschnitten, 1 Uebersichtskarte und 3 genealogischen Tafeln. Dresden. (Leipzig, Brockhaus.) Imp.-4. 120 Thlr.

Tellkampf, A., Die Franzosen in Deutschland. Historische Bilder. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr.

Wiedertaufe oder Taufe? Lebens- und Bekehrungsgeschichte eines getauften Christen (Baptisten) im Warthebruch. Berlin, Rauh. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Die neue napoleonische Aera und ihr Verhältniß zu Deutschland. Vom Verfasser der „Revolution in Mittelitalien“ rc. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Arnd, K., Gedanken über die Fortbildung des deutschen Bundes. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 6 Ngr.

Bringen uns die Teplitzer Conferenzen Krieg mit Frankreich im Interesse Oesterreichs oder nicht? Eine Anfrage. Berlin, Mai. Gr. 8. 3 Ngr.

Giehne, H., Zur Erinnerung an Ludwig Spohr. Ein kunstgeschichtlicher Vortrag über dessen Leben und Wirken, gehalten im Cäcilienverein zu Karlsruhe. Karlsruhe, Müller. Gr. 8. 6 Ngr.

Iserlohn, F. v., Der Uebergang über die Beresina mit einem Nachwort an den Kaiser der Franzosen. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kleines Lebensbild des Prof. Dr. Baumgarten, sogenannten mecklenburgischen Irrlehrers, geschrieben für das mecklenburgische Volk, besonders für die Leser des mecklenburgischen Volksblattes. Von einem mecklenburgische Volksmanne. Leipzig, Lehmann. 8. 5 Ngr.

Mühlfeld, J., Für Arndt's Denkmal. Ein Büchlein für das Volk. Stralsund, Hingst. 16. 6 Ngr.

Patriotische Untersuchungen bezüglich preußischer Zustände. Von Freimund Gutsmuths. I. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung, **ein im wahren Sinne liberales und nach allen Seiten unabhängiges Organ**, betrachtet ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz" als einzige Richtschnur ihres Wirkens. Die Wohlfahrt und Einigkeit des ganzen Deutschland erstrebend, wird sie nicht ermüden einestheils für Reform der Bundesverfassung, anderntheils für Verbesserungen der Zustände in allen deutschen Einzelstaaten zu wirken und zwar ebensowol in Preußen als in Oesterreich und ganz Deutschland, namentlich aber auch in Sachsen, mit dessen Zuständen sie sich vorzugsweise eingehend beschäftigt.

Um den Anforderungen des fortwährend sich vergrößernden Leserkreises der Deutschen Allgemeinen Zeitung immer mehr zu entsprechen, ist dieselbe von 1860 an durch eine Sonntags erscheinende **Beilage** vermehrt worden, indem die eine „Ergänzung zu allen Zeitungen" bildenden „Fliegenden Blätter der Gegenwart", die in der kurzen Zeit seit ihrer Begründung bereits den allgemeinsten Beifall gefunden haben, ihr beigelegt werden. Die Abonnenten der Zeitung erhalten die Beilage zu einem wesentlich ermäßigten Preise, ohne indeß zum Bezuge derselben verpflichtet zu sein.

Das Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung beträgt ohne Sonntagsbeilage wie bisher vierteljährlich 1½ Thlr., mit Beilage 2 Thlr., und wird von allen Postämtern Deutschlands, Oesterreichs und des Auslandes angenommen. Mit dem 1. October beginnt ein neues Abonnement, weshalb die bisherigen und die neu eintretenden Abonnenten gebeten werden, ihre Bestellungen sofort zu machen, damit keine Verzögerung in der Uebersendung der Zeitung stattfinde. Bei der Bestellung ist zur Vermeidung von Störungen ausdrücklich zu bemerken, ob die Zeitung mit oder ohne Sonntagsbeilage gewünscht wird.

Inserate (die Zeile 2 Ngr.) finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von Rotteck und Welcker.

Dritte, umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage.

Herausgegeben von **Karl Welcker.**

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Das soeben erschienene **funfzigste Heft** (Bogen 5—8 des **fünften Bandes**) enthält Folgendes:

Elisabeth (Königin von England). Von J. W. Zinkeisen. — **Embargo.** Von H. Marquardsen. — **Eminens jus** (potestas und dominium eminens, äußerstes Recht, Obereigenthumsrecht und Nothrecht des Staates, jus extremae necessitatis, Staatsraison). Von Welcker. — **Emphyteusis.** Von Ph. Bopp. — Empörung, s. Hochverrath. — Enclaven, s. Territorium. — **Encyklopädien und Encyklopädisten.** Von E. A. Warnkönig. — Englands Staatsverfassung u. s. w., s. Großbritannien. — **Entführung.** Von L. Triest. — **Entwässerung, Bewässerung, Drainage.** Von W. A. Lette. — **Ephorat, Ephoren.** Von Welcker. — Epidemie, s. Ansteckende Krankheiten. — Episkopat, Episkopalsystem, s. Kirchenverfassung. — Erbfolge, s. Erbrecht und Succession oder Thronfolge. — **Erbleihe, Erbpacht, Meierrecht.** Von Ph. Bopp. — **Erblichkeit.** Von W. Schulz-Bodmer.

Diese **dritte Auflage** des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung** der frühern bewährten Artikel und wird von **den ersten Namen der deutschen Wissenschaft** unterstützt.

In Hinblick auf die in neuester Zeit gesteigerte Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten hat sich die Verlagshandlung entschlossen, ein neues Abonnement auf das Werk zu veranstalten. Monatlich erscheinen hiervon drei Hefte vom September 1859 an.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste bis vierte Band sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Forschungsreisen in Arabien und Ost-Afrika

nach den neuesten Entdeckungen von **Burton, Speke, Krapf** u. A. in zwei Bänden bearbeitet von Karl Andree. Erster Band. Nebst vier Tonbildern und zahlreichen eingedruckten Holzschnitten. Preis pro Band 2⅔ Thlr.

Die Bände enthalten: Burton's Reisen in Arabien zu den heiligen Städten Medina und Mekka und dessen Reise in Ost-Afrika durch das Land der Somal nach Härrär, Ortschaften und Gegenden, welche vor ihm noch kein christlicher Europäer betrat. Ferner wird der zweite Band das Wesentliche der Forschungen von Krapf, Erhardt und Rebmann und ganz besonders Burton's und Speke's Reise in die neuentdeckte Seeregion zur Aufsuchung der Nilquellen bringen. Eine von Hrn. Dr. Lange gearbeitete Karte von Afrika, die die sämmtlichen Entdeckungen der kühnen Forscher enthält, wird dem zweiten Bande beigefügt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 40. — 1. October 1860.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Alexander von Humboldt.

1. Alexander von Humboldt. Culturhistorisch-biographischer Roman in sechs Theilen von Heribert Rau. Erster bis vierter Theil. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1860. 8. Jeder Theil 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Alexander von Humboldt. Ein biographisches Denkmal von Hermann Klencke. Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit dem Porträt A. von Humboldt's in Stahlstich von Weger. Leipzig, Spamer. 1859. Gr. 16. 20 Ngr.
3. Alexander von Humboldt. Sein wissenschaftliches Leben und Wirken den Freunden der Naturwissenschaften dargestellt von W. C. Wittwer. Mit Bildniß und Facsimile. Erste Lieferung. Leipzig, T. O. Weigel. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
4. Alexander von Humboldt's politische Ansichten. Eine Vorlesung. Von Ludwig Philippson. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. 1860. Gr. 8. 5 Ngr.
5. Alexander von Humboldt. Eine Gedächtnißrede von J. B. Stallo. Cincinnati, Theobald u. Theurkauf. 1859. 12. 5 Ngr.
6. Das Humboldt-Buch. Alexander von Humboldt. Eine Darstellung seines Lebens und wissenschaftlichen Wirkens sowie seiner persönlichen Beziehungen zu drei Menschenaltern. Von W. F. A. Zimmermann. Dem Andenken des unsterblichen Großmeisters der Wissenschaft gewidmet. Drei Abtheilungen. Berlin, Hempel. 1859. 8. 1 Thlr.
7. Blätter der Erinnerung an Alexander von Humboldt. Gesammelt von ***. Berlin, Hasselberg. 1860. 16. 24 Ngr.
8. Alexander von Humboldt's Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Continents. In deutscher Bearbeitung von Hermann Hauff. Nach der Anordnung und unter Mitwirkung des Verfassers. Einzige von A. von Humboldt anerkannte Ausgabe in deutscher Sprache. Vier Bände. Stuttgart, Cotta. 1859—60. Gr. 8. 4 Thlr.
9. Alexander von Humboldt. Sein Leben und Wollen für Volk und Wissenschaft. Nach Originalien von Hornay. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1860. 8. 15 Ngr.

Es liegt uns eine Anzahl von Schriften vor, die sich uf Alexander von Humboldt, namentlich auf das Leben esselben beziehen und über welche wir zu berichten haben. eider kann nicht gesagt werden, daß sich viel Erquickliches darunter befindet; wenigstens enthält das, was davon als neu auftritt, beinahe nirgends Neues.

Eine gute, gründliche Biographie Humboldt's, zugleich das äußere, wie das innere und das wissenschaftliche Leben des großen Mannes umfassend, wäre gewiß Bedürfniß. Das Vorhandene genügt höhern Anforderungen keineswegs; doch läßt sich nicht leugnen, daß alles bekannte Material darin schon verarbeitet ist — bis auf den erst in diesem Jahre rasch hintereinander in fünf Auflagen erschienenen Varnhagen'schen Briefwechsel.

Offenbar würde zunächst noch viel neues Material zu Tage zu fördern sein, wenn der zu erwartende tüchtige Biograph Humboldt's nicht eine Riesenarbeit — gleichsam aus dem Rohen — vorfinden soll. Zwar hat man über die Herausgabe des Varnhagen'schen Briefwechsels Ach und Weh geschrien, Verdammungsurtheile in allen Tonarten gesungen; was wird indessen, wenn man mit der Zeit zu einer ihres Helden würdigen Biographie Humboldt's kommen will, anderes übrig bleiben, als auf der hier betretenen Bahn fortzuschreiten?

Ganz abgesehen von der bekannten Streitfrage über Ludmilla Assing's ausnahmsweise Berechtigung zu ihrem Verfahren, läßt es sich nicht leugnen, daß Humboldt selbst im allgemeinen weder die Herausgabe seiner Briefe gewünscht, noch überhaupt das Studium seiner Lebensgeschichte jemals begünstigt hat. Wahrscheinlich nur um unerquicklichen Irrthümern und Fehlgriffen von anderer Seite vorzubeugen, entschloß er sich einmal — für die zehnte Auflage des Brockhaus'schen Conversations-Lexikon — eine gedrängte Uebersicht seines Lebenslaufs zu geben, welche wol den übrigen biographischen Mittheilungen in Sammelschriften u. s. w. meist zu Grunde liegen dürfte und über deren Inhalt uns auch die neuesten Biographen nicht wesentlich hinauszukommen scheinen.

„Mein Leben sucht in meinen Schriften!", soll Humboldt gelegentlich gesagt haben, und in der That geben

diese Schriften mannichfachen Aufschluß. Die Jugendwerke zeugen von seiner bergmännischen Thätigkeit, von seinen physiologischen Studien; die Reisewerke lassen uns beinahe unmittelbar theilnehmen an den eindrucksvollsten, entscheidendsten Jahren seines Lebens, der „Kosmos" endlich gibt Aufschluß über seinen lebenslänglichen Riesenfleiß, über eine unausgesetzt wissenschaftliche Thätigkeit sondergleichen.

Und doch, wie uns die Schriften Aufschluß über das Leben gewähren, so soll uns auch das Leben wiederum Aufschluß über die Schriften geben. Die Ergänzung muß nothwendig eine gegenseitige sein, wie das Goethe sehr richtig empfunden hat. Freilich hat nun der Dichter wol tiefere Einflüsse äußerer Lebensschicksale auf sein Schaffen zu verspüren, als der Gelehrte. Vergessen wir inzwischen nicht, daß Humboldt die Resultate seiner Gelehrsamkeit keineswegs in jener trockenen Weise an die Oeffentlichkeit zu bringen pflegte, die man als den Gelehrten kennzeichnend zu betrachten gewohnt ist, sondern in einer Form, in einer Sprache, die seinem Geiste recht eigenthümlich entsprungen und vom Zauberhauche der Poesie beseelt war.

Man wird uns deswegen den Wunsch nach weitern authentischen Mittheilungen, auf welche sich endlich eine umfassende Biographie des mit so großem Recht bewunderten Mannes gründen ließe, schon zugute halten und ihn nicht als bloße Neugierde behandeln müssen.

Wenn es auch nur billig ist, daß man Humboldt's eigenen letztwilligen Wünschen nicht gerade entgegenzuhandeln sucht, so möchten den aus ihnen hergeleiteten Rücksichten der Pietät doch gewisse Grenzen zu ziehen sein. Man würde wenig im Geiste des großen Verstorbenen handeln, wenn man sich gar zu beschränkt an den Buchstaben seiner Verordnung hielte, und daß Humboldt wirklich beabsichtigt haben sollte, mit seinem bekannten Schreiben an General von Hedemann all und jede für den Biographen wichtige oder nothwendige Mittheilung abzuschneiden und damit oberflächlichen Pfuschern das reiche Feld für ihre unerfreuliche Federfertigkeit zu überlassen, das halten wir für gar zu unwahrscheinlich.

Die uns heute zur Besprechung vorliegenden Schriften zeugen mindestens sämmtlich von dem Bedürfniß der deutschen Nation, sich fortdauernd mit dem großen Manne, der so lange ihr Stolz war, und mit seinem Leben zu beschäftigen, nicht minder aber davon, daß es noch am Besten zur Befriedigung jenes Bedürfnisses fehlt.

Als wir die Titel dieser mancherlei Bücher und Hefte durchmusterten, welche alle auf sehr verschiedene Art dem Andenken des Hinübergegangenen dienen, ließ uns bare Neugierde zuerst nach dem halbpoetischen Werke von Heribert Rau: „Alexander von Humboldt. Culturhistorisch-biographischer Roman" (Nr. 1), greifen.

Nicht ein Jahr nach seinem Tode wird Humboldt zum ersten male als Romanheld verarbeitet! Der berühmte Greis mußte es bekanntlich selbst noch erleben, seinen Namen auf eine wenig erbauliche Weise als literarisches Aushängeschild prunken zu sehen. Kurze Zeit vor seinem Hinübergang erschien eine Novelle, deren Titel lautete: „Ein Sohn Alexander's von Humboldt".

Wir wüßten nicht, daß dieselbe Presse, welche sich ziemlich bald nachher bei dem Erscheinen der Briefe Humboldt's an Varnhagen so moralisch über Impietät und Skandalsucht ereiferte, dem Beginnen des rücksichtslosen Novellisten damals vernehmbar entgegengetreten wäre. Der alte Humboldt selbst hat seiner gerechten Entrüstung mehr klagende als wehrhafte Worte gegeben.

Das Unternehmen Rau's ist mindestens von vornherein ein ungleich anständigeres, als das jenes Herrn Hermann, der dem greisen Naturforscher seinen „Sohn" mit origineller Hochachtung selbst ins Haus schickte. Wir sagen, es ist anständiger. Rau hat ungefähr ein züchtig Trauerjahr abgewartet, bevor er den verschiedenen Helden dem Publikum als leicht verdauliche Nachkost zurichtete. Er ist bei Humboldt selbst stehen geblieben, ohne auf dessen etwaige Nachkommenschaft zu speculiren. Er hat ein Buch geschaffen, culturhistorisch-biographischen Inhalts, also wahrscheinlich ein nützliches, lehrreiches Buch und dies Buch endlich erscheint in trefflicher Ausstattung, auf schönes Papier schön gedruckt, wiewol nicht ohne manchen Druckfehler.

Seit Walter Scott die Gattung des historischen Romans erneuert, ausgebildet und verherrlicht hat, ist man nicht bei seiner Nachahmung stehen geblieben. Die Franzosen namentlich waren es, welche dem historischen Roman vermeintlich höhere Reize zu geben trachteten. Dumas erwähnt in seinen Memoiren der glücklichen Bemerkung, daß der Dialog lebhafter als bei Walter Scott sein müsse. Man erfand den jetzt so allgemein gebräuchlichen Gedankenstrich- und Ausrufungszeichen-Dialog, bei dem sich Publikum und Dichter ungleich wohler befinden als bei dem Walter Scott'schen, denn er fordert weder Gedankenanstrengung des Schreibers noch des Lesers; er besteht aus lauter kurzen Sätzen und halbleeren Seiten, bei denen Verfasser und Leser gleich schnell vorwärts kommen. Die Ritter und Hochlandshäuptlinge erschienen auch bald uninteressant im Vergleiche mit Industrierittern und Fürstenhäuptern der nächsten Gegenwart und Tagesgeschichte, namentlich wenn man die Gestalten der Neuzeit sich romanhafter geberden ließ als die Helden der bis dahin fast ausschließlich für romantisch gehaltenen Zeit. Personen und Begebenheiten aus unserer Zeit und Umgebung, ein Dialog, wie wir ihn selbst tagtäglich führen, und dazu Liebe, Verführung, Dolch, Gift, Edelmuth und Rache ohne alle Bedenklichkeit: das gibt einen reizendern Roman als ihn je Walter Scott schreiben konnte, das gibt den modernen französischen Roman, dessen Anbeter, wie hergebracht, auch die Deutschen sein müssen.

Für einen richtigen Franzosen ist Sir Walter Scott eine Schlafmütze. Dem Verfasser der Waverley-Novellen ging jene edle Dreistigkeit ganz und gar ab, mit der wir einen französischen Romantiker in die Geschichte, in die Gegenwart greifen sehen.

Walter Scott wagt es selten, die eigentlichen historischen Personen selbst den Roman aufführen zu lassen; er wählt zu seinen Helden gewöhnlich erdichtete oder historisch kaum mehr als dem Namen nach bekannte Persönlichkeiten; jedenfalls nimmt er sich in Acht davor, mit Hauptpersonen der Geschichte dichterisch frei umzuspringen; er versetzt diese demgemäß lieber in den Hintergrund seiner Gemälde, wo sie im Halbdunkel vortrefflich wirken.

Wie mit den Personen, so macht es Walter Scott mit den Handlungen, mit den Begebenheiten. Die Haupt- und Staatsaction ist bei ihm selten oder nie der eigentliche Roman und dient weit mehr, um den ganz oder halb erfundenen Romanstoff aufzunehmen, zusammenzustellen und vorzuführen, als selbständig zu glänzen.

So wurde es Walter Scott möglich, historische Romane zu schreiben, ohne die Geschichte selbst zum Roman zu machen. Nur so konnte er historische Zeiten und Räume, Personen und Begebenheiten mit gleicher Treue und mit gleicher Anschaulichkeit schildern. Nur so konnte es ihm gelingen, uns von ganzen Perioden der Vergangenheit so klar ausgeprägte Bilder zu geben, daß wir uns unmittelbar in das Leben derselben hineinversetzt wähnen und daß der Geschichtschreiber den Dichter um seine Wirkung beneiden muß.

Jetzt schreibt man Romane, in denen nach dem französischen Lieblingswort „kleine Ursachen große Wirkungen" die bedeutendsten historischen Begebenheiten, deren Eindruck noch nicht vergessen ist, als Folgen der unbedeutendsten Albernheit dargestellt werden. Ein Charlatan hat die große Französische Revolution vorhergesehen, angestiftet und geleitet, der Alte Fritz hat die Schlesischen Kriege angefangen, weil er die Weiber nicht ausstehen konnte, und Napoleon ist vielleicht nach Rußland gezogen, um Caviar an der Quelle zu essen.

An Keckheit in der Wahl, an Leichtfertigkeit in der Behandlung historischer Stoffe stehen die Deutschen leider den Franzosen um nichts mehr nach. Beethoven, Mozart, Schiller, Friedrich II., die hochselige Königin Luise, der selige Reichsverweser und Gott weiß wer sonst noch haben bereits herhalten müssen, warum nicht Humboldt?

Rau nennt das neueste Erzeugniß seiner Feder einen „culturhistorisch-biographischen Roman" und gibt hiermit wol einer schon bekannten Unterabtheilung des historischen Romans den nicht unrichtigen aber ziemlich geschmacklosen Namen.

Culturhistorische Romane im Sinne Rau's waren schon „Schiller's Heimatsjahre" von Kurz und „Charlotte Ackermann" von Otto Müller. Biographisch allerdings waren diese Romane zum Vortheile ihres Kunstwerthes nicht zugleich; sie hätten sonst das gedebnte Leben ihrer Helden von der Wiege bis zum Grabe in chronologisch langweiliger Reihenfolge der formlosen Begebenheiten erzählen müssen. Statt dessen begnügten sie sich, eine besonders interessante Lebensperiode ihres Helden herauszugreifen und zum gerundeten Kunstbilde zu gestalten.

Wir wollen mit unserer Meinung, daß der historisch-biographische Roman ein Unding sein müsse, keinen Augenblick hinter dem Berge halten.

Auch den unhistorischen biographischen Roman halten wir schon für keine sehr glückliche Gattung, trotz Fielding und Sterne, trotz Boz und Thackeray. Mag es diesen zu den bedeutendsten Romanschriftstellern aller Zeiten gehörigen Briten auch gelungen sein, uns beinahe, ohne Form oder in formlosester Form mit Geist und Leben, mit Witz und Herz zu unterhalten, zu entzücken: die Mängel ihrer Kunstformen sind durch ihre Erfolge noch lange nicht gerechtfertigt, nicht für sie selbst, geschweige denn für andere.

Die Gefahr, daß der Strom der Begebenheiten gleich gewissen afrikanischen Flüssen aus dem Sande zusammenzurinnen und in den Sand sich zu verlaufen scheinen werde, muß beim historisch-biographischen Roman noch bedeutend wachsen, weil es dem historisch-biographischen Autor nimmermehr erlaubt sein kann, eintönige, gewöhnliche Lebensstrecken zur Unterhaltung eines geehrten Publikums in wechselvolle, vielversprechende Lusthaine umzuschaffen.

Im übrigen hegen auch wir keineswegs etwa die Ansicht, daß nur Fürsten, Staatssecretäre, Ritter und Räuber mit ihren Fräulein zu Romanhelden taugen. Wir wüßten nicht, warum nicht das Leben eines Künstlers, eines Gelehrten ebenso gut Stoff zu Romanen abgeben sollte, namentlich für unser heutiges Publikum, dem doch die Beschäftigung mit Soldaten, Kampf und Mord längst nicht mehr ausschließlich ehrenvoll und großartig erscheint.

Mit erdichteten Naturforschern oder Dichtern wäre es nun freilich nichts. Ein erdichteter Heros kann Eindruck machen; wir erfahren, daß er unter diesen und diesen Umständen zwölf Feinde erlegt hat; gut, das ist eine ganze That, von der wir uns sogleich eine deutliche Vorstellung machen können. Erzählt man uns aber: „er machte hierauf bedeutende naturhistorische Entdeckungen", oder „er entzückte die Welt durch ein Epos und zwei Dramen", so ist damit gar nichts für uns gesagt, denn daß an den Entdeckungen und Dichtungen wirklich etwas sei, können wir aufs bloße Wort hin nicht glauben. Unter erschwerenden Umständen 12 Kerle todt zu schlagen, ist immer etwas; ein Epos und zwei Dramen zu schreiben, ist nur dann etwas, wenn das Epos und die Dramen gut sind, und davon wollen wir uns erst durch eigene Einsicht überzeugen. Wir gestehen, daß aus diesem Grunde Andersen's reizender Roman „Der Improvisator" nie recht befriedigend auf uns wirken konnte; es war uns unmöglich, an den Werth des als von großem Werth geschilderten Dichters zu glauben.

Aus solchen Gründen verdient es denn an und für sich keinerlei Misbilligung, wenn Rau einen berühmten Gelehrten wie Humboldt, von dessen Werth wir von vornherein überzeugt sind, wenn uns der Autor denselben auch nicht weiter anschaulich machen kann, zum Helden eines Romans wählt.

Daß aber gerade Humboldt dieser gelehrte Roman-

held sein mußte, das scheint uns höchst bedenklich. Der Schriftsteller, der dieses berühmte, allbekannte Gelehrtenleben romanhaft darzustellen unternahm, stellte sich eine Aufgabe, deren glückliche Lösung so unwahrscheinlich ist, daß wir sehr in Versuchung kommen, die Aufgabe noch mehr verfehlt als schwierig zu finden. Denn gesetzt sie würde dennoch glücklich gelöst, verlohnt dergleichen solch gewaltsamer Mühe und Anstrengung?

Und wie — um alles in der Welt — soll Humboldt anders als mit gewaltsamer Mühe und Anstrengung zu einem leidlichen Romanhelden gemacht werden?! Rau nenne sein Werk immerhin einen culturhistorisch-biographischen Roman, um die allzu stark gespannte Erwartung auf abenteuerlich romanhafte Begebenheiten vorsichtig abzuschwächen; es bessert gar nichts, wenn er uns im eingestandenen Unvermögen, aus dem Fisch einen Vogel zu machen, ein Ding halb Fisch halb Vogel zu produciren verheißt.

Wir haben den alten Humboldt noch mit eigenen Augen gesehen; wir sind ihm oftmals in den Straßen Berlins begegnet, wenn er in der niedrigen, zum Aus- und Einsteigen sonderlich bequemen Hofequipage zu Gesellschaften fuhr; wir sahen ihn, zuletzt zitternd und gebrechlich, mit dem altmodisch faltenreichen weißen Halstuche und mit dem kaum minder weißen, gewaltigen Haupte etwa auf der Kunstausstellung oder sonst an öffentlichen Orten durch die ehrfurchtsvoll Platz machende Menge schreiten; wir verfolgten aufmerksam die häufigen Berichte, welche die Blätter über sein Wohlbefinden brachten; wir warteten auf das bandweise Erscheinen seines letzten großen Werks, des „Kosmos"; wir nahmen theil an den vielen Ehren, die ihm widerfuhren und an den täglichen schmeichelhaften Belästigungen, deren er sich kaum erwehren konnte; schon auf der Schule wurden wir auf ihn, als den Stolz des Vaterlandes unter den Lebenden, hingewiesen; schon früh gab man uns sein Leben, seine Reisen in faßlichen Auszügen in die Hand; wir konnten uns nicht sättigen an einzelnen seiner prächtigen Schilderungen, die wir in Sammelwerken für die Jugend fanden; immer und immer wieder lasen wir die Entstehung des Vulkans Jerulle, das Erdbeben von Caracas, die Felshöhle des Guachano; es erfüllte uns frühzeitig mit einer gewissen Begeisterung, den Meister dieser berühmten Gemälde lebend unter uns zu wissen und wir spürten alsbald den unbedeutendsten Notizen nach, die wir über sein gewöhnliches Thun und Treiben, über seinen nächtlichen Fleiß am Arbeitstische, über sein tägliches Erscheinen an der königlichen Tafel erhaschen konnten; zuletzt vernahmen wir vor einem Jahre tiefbewegt die Nachricht von seinem Tode und gaben mit hunderttausend andern seiner Asche das Geleit zum Dome.

Und nun tritt Rau auf, und aus dem Leben dieses allbekannten Humboldt, mit dem das ganze heutige gebildete Publikum selbst noch ein Stück Leben gelebt hat, will er uns einen culturhistorisch-biographischen Roman machen. Nun wahrhaftig, um das zu unternehmen, muß man entweder eine ganz absonderliche Größe oder das gerade Gegentheil sein!

Sowie wir das Buch in die Hand nehmen, müssen wir unwillkürlich zurückblicken auf die große Existenz, an die es uns erinnert, die es uns in neuer Form schildern will. Wir suchen in unserm Gedächtniß sogleich nach Anhaltpunkten für eine romanhafte Darstellung jener allbekannten Existenz: aber wir suchen vergeblich. Vielleicht daß künftighin, wenn einmal die Hofgeschichte Friedrich Wilhelm's IV. für literarische Ausbeutung freigegeben sein wird, ein talentvoller Romandichter die scharf gezeichnete Person Humboldt's in seinem Gemälde wird geschickt anbringen können. Jetzt aber, wo noch der bloße Biograph Schwierigkeiten finden dürfte, diesen für eine halbwegs freie Behandlung (im Sinne des modernen Conversationsromans und Intriguenstücks) geeignetsten Theil von Humboldt's Existenz ohne Anstößigkeit zu schildern, darf der Dichter an eine Verwerthung desselben schon lange nicht denken.

Humboldt's Reisen allerdings könnten auf den ersten Blick ausgiebig erscheinen. Aber der Geschmack an Abenteuern und dem Rufe der Abenteuerlichkeit lag dem ganz unromantischen Naturforscher so fern, daß eine Erzählung der Reisegeschichte ursprünglich gar nicht von ihm beabsichtigt, später zwar begonnen aber nicht vollendet worden ist. Wir erinnerten uns aus diesem berühmten Bruchstück einer Reisebeschreibung leider nur an Ein hervorstechendes Abenteuer, das der Verfasser zu Gunsten romantisirender Biographen bestanden. Es ist das mit dem großen Jaguar. Humboldt, der am Apure seine Gesellschaft verlassen, um einen Trupp Krokodile zu beobachten, sieht plötzlich einen riesigen Tiger vor sich, dessen gefährlicher Aufmerksamkeit er dadurch entgeht, daß er mit Aufbietung aller seiner Selbstbeherrschung scheinbar ruhig weiterschreitet bis an die Uferstelle, wo die Gefährten das Mittagessen bereiten. Wir machten uns darauf gefaßt, diesen Tiger in Rau's biographischem Roman eine bedeutende Rolle spielen zu sehen; vergeblich, dieser Tiger kommt gar nicht darin vor.

Aber was kommt denn nun darin vor?

Sechs Theile hat sich Rau vorgenommen, uns über Humboldt zu liefern. Je zwei dieser Theile sollen eine Abtheilung bilden und die erste dieser Abtheilungen unter dem Titel: „Die Dioskuren", wie die zweite: „Ueber dem Ocean", liegen uns bereits fertig vor. Sechs Theile sind für unser Publikum, welches Romane von dem Umfange eines Conversations-Lexikon zu empfangen gewohnt ist, nicht zu viel und die Mäßigung des Verfassers verdient hier noch alles Lob.

Wenn nur in den sechs Theilen etwas Bemerkenswerthes stände! Der ersten Abtheilung erster Theil „Sonnenaufgang", schildert Humboldt's Kindheit oder will sie wenigstens schildern, aber die Schilderung ist total misrathen; ebenso wie die des Jünglings Humboldt in der ersten Abtheilung zweitem Theile: „Akademisches Leben." Im glücklichsten Falle gelingt es dem Verfasser, uns dort den alten Naturforscher in Kinderhöschen, hier in den Lederhosen eines Studenten zu schildern; alt bleibt die Gestalt immer, die er uns vorführt, und nicht natürlich

alt, liebenswürdig alt, wie der alte Humboldt wirklich war, sondern so widerwärtig alt wie eine unreif vertrocknete Birne nur immer aussehen kann. Versucht es Rau wirklich einmal, ihn wie zu Anfang des dritten Theils jugendlich, menschlich erregt und bewegt darzustellen, gleich muß er im Grabeston sprechen, plötzlich erblassen, kurz sich ganz so unhumboldtisch und coulissenreißerisch benehmen wie all das übrige Gesindel gemeiner Romanhelden.

Nichts von dem Zauber, von dem zarten Dufte der unverkünstelten Feldblume umgibt die Gestalt, welche uns im „Sonnenaufgang" als die Gestalt des Kindes gezeichnet wird. Der Verfasser, das wurde uns schon nach dem Durchlesen des ersten Theils klar, nimmt sich zwar überall so ziemlich das Richtige vor, er weiß, was ihm aufgegeben ist, aber es würde mit der Ausführung gar bald stocken, wenn er sich diese Ausführung nicht entsetzlich leicht machte.

Das ist keine Kunst, eines Knaben, eines Jünglings wachsende Begeisterung für Naturwissenschaften dadurch zu schildern, daß man kurz und gut eine Stelle aus dessen spätern Schriften einflickt, die des frühen Keimens solcher Interessen und mancher Ursachen, die es befördert, sinnreich gedenkt! Das ist freilich leicht, einen Verliebten darzustellen, indem man einfach sagt, sein Herz fing Feuer!

Nein, wir wollen Rau besser sagen, wie er es anzufangen hat, einen großen Mann geistig und körperlich vor uns heranwachsen zu lassen. An Goethe's meisterhafter Schilderung seines eigenen Werdens hätte er sich ein unübertreffliches Beispiel nehmen können, wie der culturhistorisch-biographische Dichter zu Werke gehen muß. Denn wenn „Wahrheit und Dichtung" nicht das Muster einer Biographie ist, dann gewiß, wie schon der Name anzudeuten scheint, das Muster eines culturhistorisch-biographischen Romans.

Goethe überhaupt versteht es nun schon einzig, das Werden und Wachsen mit liebevollster Treue und Herzinnerlichkeit darzustellen. Gedenken wir nur des Bildes, das er uns von seinem eigenen Werden als Mensch, als Dichter, als ewig pfuschender Dilettant in den bildenden Künsten, als sinniger Naturforscher entwirft, oder der Darstellung überhandnehmender Theaterlust, wie er sie uns in „Wilhelm Meister's Lehrjahren" gibt!

Ja, auf diese Weise die Entwickelung der tegeler Dioskuren zur Anschauung zu bringen, das freilich wäre ein schönes Unternehmen gewesen! Aber uns über die ersten Neigungen zweier Genies, die alle Welt längst an ihren Früchten erkannt, mit so wohlfeiler Plattheit belehren zu wollen, wie Rau das thut, damit darf man uns nicht kommen! „Wilhelm schwärmte im Sinne des Worts für classisches Alterthum, Kunst, Philosophie und Sprache; Alexander wandte sich dagegen mit ungemeiner Liebe, wenn auch mit mehr Ruhe und Gleichmuth, den Naturwissenschaften zu." Da habt ihr die jungen Humboldts!

Dieser Wilhelm und dieser Alexander von Humboldt aus Rau's Fabrik, sie laufen beide in schnurgerader Richtung auf das Ziel los, von dem wir allerdings wissen, daß sie es erreicht haben. In keinem Momente ihres durch Rau gezeichneten, nur scheinbewegten Lebens ist eine Möglichkeit vorhanden, daß sie um eines Haares Breite von ihrem Eisenbahnwege abkommen könnten. Zwei Uhrwerke, ein sprachforschendes und ein naturforschendes, sind aufgezogen und laufen ihren Gang ab, es mag sich ereignen was da wolle.

Ganz der kleine Naturforscher, wie er sein soll und muß, ist dieser jüngere von den beiden A-B-C-Schützen, mit denen uns Rau im Eingang seines Romans bekannt macht. Obgleich noch nicht über die tegeler Feldmark hinausgekommen, bemerkt Alexanderchen doch schon frühzeitig, daß Orangenbäume und Dattelpalmen in ihrer Heimat ganz anders aussehen müssen als die verkümmerten Exemplare im väterlichen Treibhause. Es wundert uns nur, daß er nicht auch gleich hinzufügt, er gedenke diese schöne Bemerkung einst mit 80 Jahren im „Kosmos" anzubringen, wie er denn später auf der amerikanischen Reise seinen Freunden wirklich einmal den Vorsatz eröffnet, die „Ansichten der Natur" zu schreiben, wenn er nach Europa zurückgekehrt sein werde.

Wir können Rau nicht verhehlen, daß seine leichtfertige, mühelose, wohlfeile Art, einen unendlich schwierigen Stoff zu behandeln, in uns den Verdacht erregt hat, es sei hier, um volksmäßig zu sprechen, nur auf Brotsuppe, oder nach Goethe, auf breite Bettelsuppen abgesehen. Die Schwierigkeiten, die den Dichter von Humboldt's Leben als Romanstoff abschrecken sollten, sind nur allzu gewiß für eine große Anzahl von Lesern Zugmittel.

Wenn es an einer Stelle oder in Betreff einer einzelnen Person oder Begebenheit wäre, daß sich der Verfasser leichthin zu helfen suchte, so könnte man sich das gefallen lassen. Aber er thut es durchweg, es ist seine Manier — und das ist eine sehr schlechte Manier.

So wie er mit den beiden Humboldts umgeht, ganz ebenso geht er auch im ersten Theile mit dem großen Friedrich und der jungen Rahel Levin um. Da wärmt uns Rau einige der Anekdoten vom Alten Fritz auf, die nach dem beliebten Schulausdrucke am meisten „Meidinger" sind und was er von eigener Kunst hinzuthut, scheint nur dazu da zu sein, um uns die alten Schnaken in vortheilhafterm Lichte zu zeigen. Der von Rau zuversichtlich selbst ausgedachten Glanzscene im Kurfürstenzimmer zu Tegel fehlt nur eine Kleinigkeit zur höchsten Vollendung. Während „in den Sessel des Großen Kurfürsten zurückgelehnt, geschlossenen Auges, still und regungslos der größte Mann des Jahrhunderts daliegt" und Alexanderchen den Lorberkranz hinhält, müßte Wilhelmchen eine bengalische Flamme anstecken!

Der Charakterzeichnung historisch bekannter Persönlichkeiten ist man nur dann mächtig, wenn man ihre Charaktere studirt und verstanden hat. Wir beschuldigen aber Rau hier geradezu der kläglichsten Misgriffe. Der Alte Fritz und Rahel Levin, die er uns schildert, sind nicht dieselben Personen, die wir unter diesen Namen

kennen. Der große König ist keineswegs ein „gemüthlicher" alter Knabe gewesen und Rahel keineswegs ein „kussiges" Frauenzimmer.

„Der König ritt gemüthlich weiter." Nein, in Wahrheit, Friedrich der Große ritt weder gemüthlich, noch stand er, noch saß er gemüthlich, sondern die Gemüthlichkeit war überhaupt gar keine hervorstechende Eigenschaft seines Charakters. Wenn er die äußere Würde oft und gern fallen ließ, so geschah das, weil er bei seiner enormen innern Würde des armseligen Flittertandes äußerer Fürstlichkeit nicht bedurfte und denselben getrost verachten durfte — keineswegs aus Gemüthlichkeit. Ein gemüthlicher Mann hätte es schwerlich ausgehalten, einsamen Herzens unter Windhunden, Kammerhusaren, witzelnden Franzosen und alten Gamaschenhelden auf Sanssouci zu leben und zu sterben.

Und Rahel Levin! Was würde Varnhagen von Ense, der schon die Schilderung, die Fanny Lewald mit zehnmal größerer Feinheit als Rau entworfen, misbilligte, was würde er sagen, wenn er dieses Buch noch lesen könnte? Mit Rahel's instinctivem Geschmack und natürlichem Schönheitssinn findet sich Rau auf dieselbe Weise ab wie mit dem Genius der Gebrüder Humboldt. Rahel setzt bereits als halber Backfisch einen alten Decorateur und Tapezirer dadurch in Erstaunen, daß sie besser decorirt und tapezirt als er, und erklärt dem Verwunderten: „Ich muß wol mit den Blumen dort die gleiche Lehrerin haben, denn die verstehen, was schön ist, noch viel besser als ich. Ich fühle das Schöne unwillkürlich, und wo etwas ist, das nicht so sein sollte, wie es ist, so thut mir das im Innern weh." Es würde gewiß der armen Rahel sehr wehe thun, ihr von Rau gezeichnetes Porträt sehen zu müssen. Er bildet sie, wie gesagt, mit einem „kussigen" Munde ab, wahrscheinlich weil er „zum Küssen geeignet" für die beste Eigenschaft hält, die sich einem Munde beilegen läßt. Wenigstens schreibt er allen übrigen Personen, die er in diesem seinem Romane mit Wohlwollen ausmalt, gleichfalls einen solchen Kußmund zu, dem Weltumsegler Georg Forster so gut wie dem kleinen Söhnchen Wilhelm von Humboldt's.

Gegen die Art, wie der Verfasser das Leben seines Helden zum Roman zu gestalten sucht, haben wir im allgemeinen nichts einzuwenden, obwol der Alte Fritz sich im ersten Theile eines leidlichen Zusammenhangs wegen allzu viel einmischt. Daß junge Leute, die sich Welt und Bildung aneignen sollen, in eine Lehrmittel darbietende Stadt und nach Ueberwindung des schulmäßigen Unterrichts auf eine Universität gehen müssen, das brauchte der umsichtigen Majorin von Humboldt, der Mutter unserer Dioskuren, nicht erst Friedrich der Einzige zu sagen. Auch von der Art, wie Rau Wilhelm von Humboldt's Brautwerbung im zweiten Theile behandelt, sind wir nicht entzückt, weder was die Charakteristik noch was die Zusammenreihung der Thatsachen betrifft.

Der romanhafte Faden des Zusammenhangs ist indessen, wie schon gesagt, durchaus nicht das Verfehlteste an dem Werke Rau's. Mit Fleiß und Sorgfalt, mit Liebe und Treue ausgeführt, konnten die Geschichten, in die sich der Verfasser Humboldt's Leben umgedacht hatte, immerhin eine erhebliche Kunstschöpfung werden. Da Rau aber den Willen, dergleichen hervorzubringen, schwerlich besitzt, so läßt sich nicht leicht urtheilen, ob er wol die Fähigkeit dazu besitzen möchte. Von den gelesensten Schriftstellern seiner Zeit hat er gelernt, seinen Fleiß nicht auf die Güte, sondern auf die Schnelligkeit der Production zu wenden. Auch das haben wir wol vor allem den Herren Franzosen zu verdanken, daß es ein federfertiges Talent unter so und so vielen Bänden des Jahres nicht mehr thun zu können glaubt. Lessing, Schiller und Goethe waren nicht so fruchtbar wie Bogenschreiber; aber was sie zu Wege brachten, war auch danach!

Wie der Verfasser sich durch eine manierirte und oberflächliche Ausführung selbst alles verdirbt, was er sich im ganzen erfinderisch genug zurecht gelegt hat, wie sorglos er die Vortheile verscherzt, welche ihm hier und da die Situation an die Hand gibt, davon enthält der zweite Theil seines Romans besonders sprechende Zeugnisse.

„Akademisches Leben" ist dieser zweite Theil überschrieben. Wenn mit den beiden Jungen, die sich der lateinischen Grammatik befleißigen, eben noch nicht viel anzufangen war, so versprachen die Studenten schon ungleich mehr. Rau setzt auch an, um sich die interessantere Lebensstellung seines Helden zu Nutze zu machen, aber unglücklicherweise vermag er nicht „zu wachsen mit seinen größern Zwecken". Es gilt uns zu zeigen, wie zwei fleißige, lernbegierige, edel gesittete Jünglinge in Conflict gerathen mit der durch altes Herkommen berechtigten Roheit und Ausartung des verrotteten Studententhums, wie sie den Kampf dagegen aufnehmen und schließlich den unsaubern Geist des Widerstandes besiegen. Der Verfasser kommt aber auch hier über eine rohe Skizzirung, über wichtigthuerische Kapitelüberschriften und fettgedruckte Stellen, die den magern Inhalt anzeigen, nicht hinaus. Gar wenig entspricht die Art, wie Humboldt den wüsten Burschen entgegentritt, dem wahren Leben. Mit den Worten „mein Herr" beginnt er seine wohlgesetzte Anrede an das renommistische Kneipgenie, das ihn und seine Tugendbündler rempeln will. Seine Rede ist das Muster einer Rede, wie sie ein Student niemals zum andern hält, und bewegt sich in einer Form, wie sie unsere heutigen Studenten in Hut, Frack und Glacehandschuhen nicht anwenden würden, geschweige denn frankfurter Studenten von anno 1787. Das Gemälde der versunkensten Bursche, dessen Opfer Humboldt nachher beinahe wird, ist so craß, so unwahrscheinlich, so unstudentisch, so unfrankfurtisch, so übertrieben schändlich, als ob es Eugène Sue erfunden hätte.

Ein interessantes Bild des frankfurter akademischen Lebens zu Ende des vorigen Jahrhunderts begnügt sich Rau anzulegen; statt der Ausführung gibt er uns einen vollständigen Abdruck Gott weiß wie vieler bekannter Studentenlieder. „Das fluscht besser", sagt der Berliner.

Aber am schlechtesten ist dem Verfasser Humboldt's ein

Flamme, eine junge Engländerin, gerathen. Diese merkwürdige Dame, welcher es wiederum keineswegs an einem zum Küssen besonders geeigneten Munde fehlt, Miß Cecily Morgan, kann dem jungen Humboldt als Liebhaber keinen Geschmack abgewinnen, was wir ihr durchaus nicht verdenken, da es dem Humboldt Rau's „mit Cecily so erging wie mit allem, was ihm im Leben vorkam: sie ward ihm eine Aufgabe geistigen Studiums, deren Lösung vieles Interesse für ihn hatte". Nun, besser wäre es gewesen, den armen Jünger der Wissenschaft gar nicht verliebt darzustellen, als so jämmerlich verliebt. Dem Anbeter, der sie wie einen Quartanten betrachtet, zieht die holde Miß natürlich einen recht gut gelungenen jungen Mann von Fleisch und Blut, einen Herrn von Beeskow vor, der mit „etwas sinnlich gewölbten Lippen" begabt ist. Mit diesem Beeskow sitzt sie oft allein in ihrem Boudoir, „Kopf an Kopf, Schulter an Schulter gelehnt, mit den Armen sich traulich umschlingend, über Griechenlands schönste Zeiten, über den Werth der Antike und die Gesetze der Schönheit" sprechend. Endlich geht das glückliche Liebespaar in der Begeisterung für die Antike, für griechische Nacktheit so weit, daß Herr von Beeskow Miß Morgan bittet, ihm als Bild der Venus Urania zu erscheinen, d. h. sich nackend auszuziehen. Bei diesem Antrage „überflog ein leises Roth die reizenden Züge des Mädchens, dann beugte sie sich leise in keuscher Verwirrung zu dem Geliebten, drückte einen brennenden Kuß auf seine Lippen und flüsterte: «Ja!»"

Wir möchten nur wissen, warum Rau auch gerade eine Engländerin dazu wählen mußte, eine solche unerhörte Rolle zu spielen. Zur Begeisterung für die Antike mögen zwar deutsche und englische Mädchen noch am ehesten geeignet sein, aber vor ihrem Geliebten im Kostüm der Venus Urania zu figuriren, dürften sich, wenn es denn doch einmal sein muß, die Töchter aller andern Nationen leichter entschließen können.

Phrase statt Geist, Knalleffect statt Leben, das ist der Zauber, durch welche solche Herren Romanschriftsteller auf die Masse wirken. Ihre Kunst wendet sich mit sichtlicher Vorliebe dahin, wohin sich Kunst am besten niemals wenden sollte, auf die Darstellung des Unwahrscheinlichen. Ein tugendhaftes Mädchen, das ihre Tugend freiwillig weggibt und dennoch tugendhaft bleibt; eine keusche Miß, die sich aus Begeisterung für die Antike vor ihrem Herzensstudenten nackend auszieht unbeschadet ihrer Keuschheit: das ist Wasser auf die Mühle dieser Herren, da kann man ohne mühselige Naturbeobachtung auf Gerathewohl immer lustig darauf los schreiben.

Wir wiederholen: es ist schade um das in diesem zweiten Theile verschleuderte Material. Ohne Veränderung der allgemeinen Grundlagen könnte jemand den gegebenen Stoff aufs neue zum erquicklichsten Machwerk verarbeiten. Das Löffler'sche Professorenhaus, das frankfurter akademische Leben, die Renommisten, die ihnen entgegentretenden Tugendbündler, der lebenskräftige, eine Spanne lang wirklich recht gut behandelte Beeskow und selbst die verdächtige Miß: ein ganz köstlicher culturhistorischer Roman wäre aus alledem zu machen, aber freilich im Stile der französischen Fabrikanten dürfte er nicht geschrieben sein!

Sollen wir Rau seine Nachlässigkeit und Oberflächlichkeit auch noch im Kleinen nachweisen, im Ausdruck, im Stil, in Bezug auf nicht zu entschuldigende thatsächliche Irrthümer? Sollen wir Rechenschaft von ihm fordern über den „Universitätslehrer" Heim, über „Fräulein" Henriette Herz, über das ewige „so ist es", über „sein gehören", über „unendlich" rein gehaltene Treppenstufen, über die gehaltlose Abschätzung Humboldt's als „größten Mann zweier Jahrhunderte"? Es würde sich der Mühe ebenso wenig verlohnen, auf dergleichen Lappalien Jagd zu machen, als die zweite Abtheilung des culturhistorisch-biographischen Romans auf dieselbe Weise durchzugehen wie die erste. Begnügen wir uns mit einigen kurzen Andeutungen über den Inhalt des dritten und vierten Theils.

Wer den Mann erkennen will in seinem Wesen und Walten, muß schon dem Kinde forschend nachgehen, und dennoch bleibt es nicht selten eine in ihrem Entwickelungsgange unerforschliche Erscheinung, wie aus dem Kinde gerade dieser Mann in seiner geistigen Natur und Eigenthümlichkeit geworden ist und kein anderer.

Mit diesen hübschen Worten leitete Rau den zweiten Theil ein; er selbst aber verfährt mit seiner Schriftstellerei keineswegs im Geiste dieser Worte. Von dem Entwickelungsgange, vom Wesen und Walten seines Helden hat er uns noch immer recht wenig Wesenhaftes beigebracht, und doch sollen wir ihn nun schon nach Amerika geleiten, auf die Höhepunkte seines Lebens.

„Er reiste mit Forster an den Rhein, nach Holland und England, und schrieb nachher die mineralogischen Beobachtungen über einige Basalte am Rhein"; mit solchen Sätzen bringt Rau seinen Helden ruckweise vor unsern erstaunten Augen vorwärts; so hat er ihn vermittelst der eingestreuten gesperrt gedruckten Stellen der beiden ersten Theile weit genug geschoben, daß zu Anfang des dritten Theils der Naturforscher für seine große Entdeckungsreise fertig und reif sein soll.

Die zweite Abtheilung, enthaltend den dritten und vierten Theil des ganzen Werks, hat den Separattitel: „Ueber dem Ocean." Im dritten Theile muß Bonpland als lockerer Franzose herhalten zu der unumgänglichen Liebesepisode. Im ersten ist Humboldt von Rahel geliebt worden, im zweiten hat er Miß Morgan geliebt, im dritten seufzt er nur noch zweimal über seine ferne Liebe — wenn sich der Verfasser gerade erinnert, daß es für seinen eigentlichen Romanhelden doch unschicklich wäre, beim Schimmer des südlichen Kreuzes ganz ohne süßere Gefühle zu bleiben. „Cecily", flüstert er das erste mal leise, „was mag aus dir geworden sein?!" Dieselbe Plattheit entstiehlt sich weiterhin nochmals seiner gelehrten Brust. Uebrigens verhält er sich theilnehmend an dem Glück und Unglück seines hitzigern Freundes Bonpland, und der Theil der Landreise, den sie in diesem dritten Theile zurücklegen, ist nur halb der Wissenschaft, halb aber der Nachforschung nach der verschwundenen Geliebten Bonpland's gewidmet.

Der vierte Theil enthält gar eine vollständige Onkel-Tomiade. Mit allerlei sinnreichen Instrumenten gequälte, vielgeprügelte Nigger, zwei lebendig gebratene schändliche Pflanzer, und ein sehr geistvoller Affe, der beinahe ebenso viel Ahnungsvermögen besitzt als die menschlichen Helden Rau's, nehmen hier die Hauptplätze ein. Prügel enthält dieser vierte Theil so beträchtliche, daß der weiße Leser mit ihnen nicht minder gequält wird als der schwarze Empfänger. Die eingeschaltete Liebesgeschichte berührt den großen Naturforscher so gut wie gar nicht; er hat nur den Verlobungs- und den Hochzeitsschmaus mitzumachen, gemäßigte Humanität zu predigen und gelegentlich wissenschaftliche Standreden mit Citaten aus seinen spätern Schriften zu halten. Seine Fortschritte, Verdienste und Entdeckungen werden fortdauernd durch gesperrt gedruckte Stellen zur Genüge herausgestrichen, sodaß wir immerhin vorbereitet sind, den Humboldt, den wir zu Ende des vierten Theils in seinen besten Jahren verlassen, im fünften und sechsten Theile des Abschlusses wegen als vollendeten, universalgelehrten Jugendgreis wiederzutreffen — falls nicht etwa die gnädigen Götter die beiden letzten Theile ganz und gar von uns abwenden wollen.

Wie für den ersten und zweiten Theil Klencke's „Biographisches Denkmal“ und Schlesier's „Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt“, so sind für den dritten und vierten Theil wiederum Klencke, dann die „Ansichten der Natur“ und Humboldt's eigene Reisebeschreibung Quelle gewesen. Da finden wir lange Auszüge, Umschreibungen der berühmtesten Stellen von Humboldt's wohlbekannter Schilderung wieder. Die Missionen, die Orinocofahrt, die Steppen und Wüsten (Llanos), die Felshöhle des Guachano, das Kloster Caripe, sogar das Erdbeben von Caracas, obgleich ganz außerhalb der von Rau erzählten Begebenheiten liegend, müssen das Kraut fett machen helfen und zu einem Kapitel herhalten. Von Band zu Band sich verschlechternd besteht der Roman zuletzt nur noch aus langen Excerpten und zwischengestreuten kurzen Nichtigkeiten.

Man würde nun unstreitig sehr irren, wenn man glauben wollte, daß der culturhistorisch-biographische Roman Rau's trotz seiner durchgehenden Verfehltheit und Schwäche nicht dennoch ein recht ansehnliches Lesepublikum behält. Die große Masse derer, welche sich mit Vorliebe gebildet nennen und diese Eigenschaft durch Stimmenmehrheit behaupten zu können glauben, alle diejenigen, die Humboldt nur dem Namen nach kennen, ob sie gleich häufig genug seine Hauptwerke schön gebunden und unberührt im Bücherschranke stehen haben: sie alle bilden das Publikum Rau's. Daß ein solches Publikum nicht allein Unterhaltung, sondern auch eine misliche Belehrung aus dem Roman „Alexander von Humboldt“ schöpfen kann, geben wir gern zu, aber sehr beneiden können wir weder den Schriftsteller, dem dieses Publikum, noch das Publikum, dem dieser Schriftsteller genügen muß.

Wer lernen will, wie weit man es bei gehöriger Ruhe im Handwerk des Plagiats bringen kann, dem rathen wir gleich nach Rau's culturhistorisch-biographischem Roman das „Biographische Denkmal“ **Klencke's**: „Alexander von Humboldt“ (Nr. 2), zu lesen. Es wird ihn, wenn er das Klencke'sche Buch früher noch nicht gekannt, bald in Erstaunen versetzen, fortwährend auf Stellen zu stoßen, die er schwören möchte erst kürzlich irgendwo gelesen zu haben. Er nimmt mit plötzlicher Erleuchtung das eben erst fortgelegte Rau'sche Buch wieder zur Hand, sucht, vergleicht, findet — wofür wir keine Worte haben.

Klencke erwähnt in der Vorrede der vielfachen Ausnutzung seines biograpischen Denkmals. Nun allerdings, die Art, wie es Rau ausgenutzt hat, geht über allen Spaß. Er hat sich nicht begnügt, den Text seitenlang abzuschreiben, er hat auch noch oft die Citate nachcitirt, ja so unmöglich war es ihm, sich irgendwo von Klencke zu trennen, daß er auch dessen Irrthümer getrost mit in den Kauf nahm.

Uebrigens hat sich Rau, was anzuerkennen ist, doch wenigstens an die beste der leicht zugänglichen Quellen gehalten, indem er das Klencke'sche Buch ausschrieb. Diese Biographie ist noch die empfehlenswertheste, die wir über Alexander von Humboldt besitzen, und erscheint nicht ohne guten Grund bereits in dritter Auflage. Nicht daß uns in ihr eins jener umfassenden, erschöpfenden Werke geboten würde, wie wir solche über Stein, Goethe, Lessing, Schiller, Wilhelm von Humboldt und andere Größen besitzen. Das Material zu einer solchen Lebensbeschreibung war bei Alexander von Humboldt's Lebzeiten unmöglich zu erlangen. Aber was zu erlangen war, das hat Klencke redlich benutzt, und es reicht aus zu einem sprechenden, verständlichen Denkmal für das Volk, als Supplement zur Cotta'schen „Volksbibliothek“, deren Abnehmer jetzt auch den „Kosmos“ und die „Ansichten der Natur“ erhalten.

Schade, daß der Verfasser die Umarbeitung dieser neuesten dritten Auflage seines Buchs (nach der Vorrede zu schließen) schon im December 1858, also wenige Monate vor dem Tode Humboldt's abgeschlossen hatte. Es wird ihn dieser Umstand nöthigen, ziemlich bald eine abermalige Umarbeitung vorzunehmen, denn die vielen Stellen, die auf den noch Lebenden Bezug nehmen, kann man jetzt nur noch mit Wehmuth lesen. Das Hinscheiden des berühmten Mannes hat überdies schon neues Material von solcher Ausgiebigkeit für seine Biographen zu Tage treten lassen, daß solches, wenn nicht von dieser, so von anderer Seite gar bald ausgebeutet werden dürfte.

Es fehlt natürlich auch dem Werke Klencke's nicht ganz an sonstigen Mängeln. So möchten wir nach den in der Schrift „Blätter der Erinnerung an Aleander von Humboldt“ gegebenen Stammbaumnotizen bezweifeln, daß das Humboldt'sche Geschlecht ein altadeliches zu nennen sei. Der Adel desselben würde demnach erst aus dem vorigen Jahrhundert datiren. Goethe einen Feind Nicolai's zu nennen, weil dieser den „Werther“ angegriffen, dünkt uns gar nicht bezeichnend. Man muß unterscheiden zwischen Feind und Gegner und ein Gegner Nicolai's wäre Goethe auch gewesen, wenn dieser den „Werther“ niemals angegriffen

hätte, weil Goethe ein Feind der Plattheit war. Daß Heim Universitätslehrer gewesen, ist ein Irrthum, den Rau glücklich nachgeschrieben hat. Klencke's Bemerkungen über Humboldt's Stil, über die Gründe, warum sich Humboldt so vielfach der französischen Sprache bedient, finden wir nicht treffend, nicht zulänglich. Einige Wiederholungen möchten auch hier und da auszumerzen sein.

Indessen das sind Kleinigkeiten, welche Klencke's Werk nicht in seiner vorzüglichen Stellung unter den bisher erschienenen Humboldt-Schriften zu beeinträchtigen vermögen. Auch dereinst, wenn wir eine umfassendere Biographie Humboldt's besitzen werden, kann Klencke's anspruchslos auftretende Arbeit ihren Werth für das Volk und die reifere Jugend immer noch behaupten, zumal der Verfasser es nicht versäumt hat, das wissenschaftliche Leben und Wirken, die Schriften des großen Naturforschers gehörig zu berücksichtigen und in faßlicher Kürze zu erläutern.

Ausschließlich das wissenschaftliche Leben und Wirken will W. C. Wittwer den Freunden der Naturwissenschaften in seinem Werke „Alexander von Humboldt" (Nr. 3) darstellen. Die durchgängige Erläuterung von Humboldt's gelehrter Thätigkeit wird uns ebenso nothwendig als nützlich erscheinen, wenn wir bedenken, welcher Popularität der Name Humboldt's genießt und wie wenig bekannt Humboldt's bedeutende Werke außer dem „Kosmos", den „Ansichten der Natur" und etwa dem erzählenden Theil der amerikanischen Reisebeschreibung in weitern Kreisen sind und vermöge ihres Umfangs, ihrer Kostspieligkeit und ihres meist streng fachwissenschaftlichen Inhalts auch zukünftig bleiben müssen.

In der Vorrede zum „Kosmos" weist Humboldt auf seine oft mehrere Jahre hindurch scheinbar ausschließliche Beschäftigung mit einzelnen Disciplinen, Botanik, Geognosie u. s. w. hin. In den meisten dieser Einzelfächer ist er schriftstellerisch thätig gewesen. Auch wer keinen Beruf fühlt, alle specialwissenschaftlichen Werke Humboldt's selbst vorzunehmen, zu prüfen, zu studiren, wird zu erfahren wünschen, was Humboldt in den einzelnen Fächern geleistet, auf welchem Stande er die betreffende Wissenschaft gefunden, auf welchem er sie verlassen, wie er schließlich die Uebersicht über alle Disciplinen erlangt hat, welche dazu nöthig war, um den „Kosmos" zu wagen.

Es liegt auf der Hand, daß eine gute Biographie Humboldt's allen diesen Bedürfnissen seiner zahlreichen Verehrer abhelfen und genügen müßte. Sie dürfte uns nicht blos erzählen, daß Humboldt im soundsovielten Lebensjahre „Bemerkungen über die rheinischen Basalte" verfaßt und edirt habe, sondern müßte uns durchaus auch darüber belehren, was dies Werk zur Zeit seines Entstehens und Erscheinens bedeutet, wie es sein damaliges Publikum angetroffen habe.

Wenn nun Wittwer meint, die vorhandenen Biographien genügen in dieser Beziehung nicht, so können wir das für die Klencke'sche Biographie nur insoweit gelten lassen, als von den Ansprüchen eines Publikums die Rede ist, denen auch die Klencke'sche Biographie noch in keiner Beziehung ein äußerstes Genüge zu leisten vermag. Daß für dieses Publikum überhaupt noch eine ganz andere, viel umfassendere, vollwichtigere Lebensbeschreibung Humboldt's Bedürfniß bleibt, haben wir schon mehrfach hervorgehoben. Auch Wittwer übersieht das keineswegs. Aber, sagt er, der Verfasser einer solchen müßte selbst mit dem Verstorbenen in sehr vertrauten Beziehungen gestanden sein und übrigens würde eine erschöpfende genaue Bearbeitung von Humboldt's Leben, da sie nothwendigerweise mit Veröffentlichung von Humboldt'schen Briefen verknüpft wäre, gegen die der große Gelehrte sich so entschieden verwahrt hat, zu gleicher Zeit ein Act der Impietät sein. Deshalb will sich Wittwer begnügen, für sein Theil gleichsam nur die naturwissenschaftliche Hälfte der umfassenden Zukunftsbiographie Humboldt's zu liefern und, was den historischen Theil von Humboldt's Leben betrifft, auf die Arbeiten Klencke's, Ewald's u. a. verweisen, bis sich dereinst eine mitleidige Seele findet, die uns auch die andere Hälfte, der ersten würdig, herzustellen unternimmt.

Wir können nun keinem von den beiden Bedenken, welche Wittwer veranlaßt haben statt einer vollständigen Biographie nur eine Darstellung von dem wissenschaftlichen Leben Humboldt's zu versuchen, zustimmen. Daß der Biograph in vertrauten Beziehungen zu seinem Helden gestanden haben müsse, um Bedeutendes zu leisten, ist wirklich eine Behauptung, die nach Plutarch, Cornelius Nepos, Varnhagen von Ense und David Strauß befremden muß. Daß auch die Veröffentlichung von solchen Humboldt'schen Briefen, die bei einer Lebensbeschreibung von Wichtigkeit wären, als ein Act der Impietät angesehen werden müßte, das scheint uns, wir sagen es wiederholt, nur dann möglich zu sein, wenn man die Worte von Humboldt's letztwilliger Verfügung mit derselben Kleinlichkeit, Aengstlichkeit und Engherzigkeit auslegt, wie gewisse Schriftgelehrte das Wort Gottes. Nach unserer Meinung hat sich Humboldt durch seine bekannte Bestimmung gegen nichts weiter verwahren wollen als gegen den anekdoten- und reliquienkrämerischen Abdruck aller jener Tausende von Höflichkeits- und Gefälligkeitsbriefen, die dem greisen Gelehrten in der letzten Zeit seines Lebens von allen Ecken und Enden der Welt waren abgepreßt worden. Warum der Gedanke, seine Briefschaften und Papiere von einem gründlichen Biographen durchmustert und ausgenutzt zu wissen, für Humboldt hätte etwas Unerfreuliches haben sollen, ist uns ganz unklar. Hat sich Humboldt denn nicht vielmehr einst Rechnung gemacht, unter die schonungslose biographische Feder seines berühmten jüngern Freundes Varnhagen zu kommen, den er dann freilich gegen die Gesetze der Wahrscheinlichkeit vor sich hinsterben sehen mußte?

Wittwer hätte ohne Gewissensbisse eine umfassende, voll-

ständige, gründliche Biographie Humboldt's versuchen können und müssen, wenn er unserer Wißbegierde hätte genügen wollen. Auf die Schwierigkeiten, welche sich einem solchen Versuche annoch entgegenstemmen, haben wir zwar schon mehrfach hingewiesen. Das Material müßte von dem Unternehmer selbst größtentheils erst zu Tage gefördert, Rücksichten auf noch nicht zu Grabe getragene Personen und Verhältnisse müßten sehr geschickt von ihm umgangen werden. Aber das Resultat wäre auch ein lohnenderes als das, was Wittwer nun gewinnt, indem er uns doch wieder nur eine nicht hin- und nicht herlangende Vorarbeit bietet. Uebrigens ist Wittwer's Plan und Stoffeintheilung ganz gut. Er zerlegt Humboldt's wissenschaftliches Leben und Wirken naturgemäß in drei Theile, nach dem Jünglings-, Mannes- und Greisenalter, welches letztere er sich mit dem gewöhnlichen Namen zu benennen scheut, da es bei Humboldt doch so gar nichts Greisenhaftes an sich gehabt.

Jeden dieser drei Haupttheile sondert der Verfasser wieder in zwei Unterabtheilungen, deren erste immer Humboldt's allgemeiner Thätigkeit in der betreffenden Periode, deren zweite Humboldt's Arbeiten über einzelne Gegenstände in derselben Periode gewidmet ist. Diese Disposition ist einfach und lichtvoll und die Ausarbeitung, soweit uns solche in der ersten Lieferung vorliegt, kann nur gleichermaßen faßlich und zweckentsprechend genannt werden.

Die theilweise Beleuchtung eines so vielseitigen Mannes wie Humboldt, seine Darstellung von einer bestimmten Seite oder in einzelnen Beziehungen wird mit Recht zur Aufgabe besonderer Abhandlungen oder besser Vorlesungen zu machen sein. Hier fordern Raum und Zeit schon von selbst zur Abgrenzung, zu einer gewissen Beschränkung auf und es kommt nicht sowol darauf an, allgemeinen Bedürfnissen, als den gelegentlichen Bedürfnissen einer bestimmten Stunde gerecht zu werden.

Nach dem Erscheinen des Varnhagen'schen Briefwechsels und dem dadurch veranlaßten Parteistreit kann es nicht befremden, wenn Ludwig Philippson unter dem Titel „Alexander von Humboldt's politische Ansichten" (Nr. 4) eben diese zum Gegenstande einer Vorlesung gemacht hat. Wir wollen Philippson nur im allgemeinen unsere Zustimmung ausdrücken. Sein Ziel konnte er freilich nicht leicht verfehlen, obwol der Wege für ihn mannichfache waren, die aber doch alle zusammenführen. Einzelne Punkte, über welche wir mit ihm gehen, locken uns zum Verweilen, Betrachten und Umschauen. Die Ideen, welche im Erwachen, im mächtigen Keimen waren, als Humboldt geboren wurde, die weltbewegenden Ereignisse, welche in seine Jugend, in sein bestes Mannesalter fielen, welchen Einfluß mußte eine so große Zeit auf einen empfänglichen großen Geist ausüben, wie interessant ist es, solchen Einflüssen nachzuspüren! Es regt zu eigenen Gedanken an, wenn Philippson sagt:

> In Humboldt wurde der letzte Repräsentant jener großen Schule der Humanität zu Grabe getragen, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in allen Ländern entstand, in Deutschland durch Lessing, Mendelssohn und Herder begründet ward, der alle classischen Geister Deutschlands angehörten, bis sie nach den Freiheitskriegen ebenso durch die damalige starke Reaction wie von der närrischen Deutschthümelei jener Zeit zuerst bekämpft, dann durch die darauffolgenden langen Stürme verdrängt wurde, einer Schule, deren Erhabenheit, deren Bedeutung für die ganze Menschheit späte Geschlechter erst recht erkennen und feiern werden.

Wäre es Philippson gelungen, überall da, wo ihn der Stoff zu Auslassungen über den reactionären Radicalismus führt, den Schein eines entgegengesetzten Radicalismus zu meiden, so würde die Wirkung seiner Rede nirgends durch den Eindruck, als ob hier Radicalismus gegen Radicalismus parteihitzig zu Felde zöge, geschwächt werden.

Eine andere „Gedächtnißrede" auf Humboldt von J. B. Stallo (Nr. 5) kommt uns aus Amerika zu. Sie gibt einen Abriß von Humboldt's Leben und weist besonders auf des großen Reisenden freie Universalität und doch tiefinnerliche Deutschheit hin. Es fehlt dieser Rede nicht an einem gewissen Aufschwung, an beinahe erhabenen Stellen, aber die edeln Republikaner im Westen, welcher Abstammung sie sich nun auch rühmen mögen, der deutschen oder der angelsächsischen, haben eine unglückselige Neigung zum Schwulst, die uns bei einfachen Bürgern, bei Bürgern von Cincinnati zumal, befremden sollte.

Des eigentlichen Neuen wird in allen diesen, nach dem Klencke'schen Buche genannten Schriften nichts geboten, und dem künftigen Biographen Humboldt's werden eher solche Sammlungen von Anekdoten, Charakterzügen, einzelnen Briefen, Schriftstücken, Gesprächen, Zeitungsnotizen und Festreden wie W. F. A. Zimmermann's „Humboldt-Buch" (Nr. 6) und „Blätter der Erinnerung an Alexander von Humboldt" (Nr. 7) von Nutzen sein. Wir möchten dem letztern dieser Werkchen vor dem andern den Vorzug geben, der ausgesprochenen und festgehaltenen Absicht wegen, „dem künftigen Biographen Humboldt's eine Menge bedeutsamer Einzelheiten, von denen manche wol in der Zeit verloren gehen, hier aufzubewahren". Zimmermann's Absicht scheint ein solch liebevolles Sammeln und Aufbewahren nicht einzig und allein gewesen zu sein, denn von der Zusammenstellung zerstreuter Blätter und Mittheilungen schweift er, wol nur um seine Heftchen zu erweitern, ab zur Ausnutzung Klencke's. Wem die Beschäftigung mit biographischen Details, der nähere Einblick selbst in das Alltagsleben eines Goethe, Schiller, Humboldt so interessant ist als uns, dem glauben wir die „Blätter der Erinnerung" mit Recht empfehlen zu können. Das Büchlein ist eine liebenswürdige kleine Gabe

---

Die Nennung der besten aber unter den neuen Erscheinungen, welche Humboldt's Verherrlichung dienen, haben wir uns bis zuletzt verspart. Es ist die noch von Humboldt selbst angeordnete Ausgabe seiner „Reise in

die Aequinoctialgegenden des neuen Continents" (Nr. 8) in deutscher Bearbeitung von H. Hauff. An diesem Buche, kann man sagen, ist alles gut. Ein näheres Eingehen auf den Inhalt wäre überflüssig, da über dessen allbekannten Werth keinerlei Meinungsverschiedenheit obwaltet. Auf die beiden Vorreden jedoch müssen wir besonders aufmerksam machen, da die erste von Humboldt am 26. März 1859, also wenige Wochen vor seinem Tode, selbst geschriebene „vielleicht die letzte seiner Arbeiten war, sodaß er mit einer lebhaften Erinnerung an die ersten schönen Zeiten seiner außerordentlichen Laufbahn aus dem Leben schied". Wir entlehnen diese sinnigen Worte der zweiten, vom Herausgeber, Hauff, geschriebenen Vorrede, welche die Geschichte der Humboldt'schen Reisebeschreibung in Deutschland behandelt und über den Antheil aufklärt, welchen der Verfasser des „Kosmos" bis zuletzt dem Unternehmen widmete, „die in den Jahren seiner freudig aufstrebenden Jugend ausgeführte Reise in unserer eigenen schönen Sprache dem deutschen Volke, welches mehr denn zwei Menschenalter seine wissenschaftlichen Bestrebungen und seine Laufbahn durch ein eifriges Wohlwollen beglückt", darzubieten.

Die für das große Publikum sehr zweckdienliche Aussonderung streng wissenschaftlicher Excurse, wodurch das Werk ohne Versehrung des eigentlichen Textes abgekürzt wird, ist nicht ohne Uebereinkommen des Herausgebers mit dem Verfasser geschehen. Es muß ausdrücklich hervorgehoben werden, wie gut es dem Herausgeber durchweg gelungen ist, im Sinne des Verfassers zu bleiben. Für die noble Ausstattung dieser herrlichen vier Bände, die beigefügte meisterhafte Karte von Henry Lange, dessen kartographischer Kunst sich Humboldt in den letzten Jahren seines Lebens öfters bediente, und den verhältnißmäßig äußerst billigen Preisansatz gebührt der Verlagshandlung unser besonderer Dank.

Wir können bei dieser Gelegenheit den Gedanken nicht unterdrücken, ob es denn nicht möglich sein sollte, noch andere Theile des großen Humboldt'schen Reisewerks für das deutsche Publikum umzuschmelzen. Das Mistrauen, welches Humboldt selbst zeitlebens gegen fremde Uebersetzungen gehegt, scheint gegen diese Idee zu sprechen; auch dürfte die Reproduction großer Kupferatlanten mehr als schwierig sein, wenn nicht etwa der jetzt so sehr vervollkommnete Holzschnitt und die wohlfeile Lithographie aushelfen könnten. Doch aber sollten wir meinen, daß die „Cordilleren-Ansichten und indianischen Denkmäler" z. B. auch für ein weiteres deutsches Publikum von hohem Interesse sein müßten.

Wollen wir nun eine Art von Ergebniß aus unserer diesmaligen Humboldt-Schau ziehen, so müssen wir bekennen, unleugbar daraus eine Bestätigung des Humboldt'schen Ausspruchs: „Mein Leben sucht in meinen Schriften!" gewonnen zu haben. Denn von all dem Dargebotenen mußte uns die neue Ausgabe der Reisebeschreibung in der That am geeignetsten erscheinen, Humboldt's Geist und wahres Wesen, kurz alles, worauf es ankommt bei der Kenntniß vom Menschen und seiner Existenz, recht unmittelbar anschaulich zu machen.

Wir mußten bemerken, daß uns selbst der bedeutendste bisherige Biograph Humboldt's, Klencke, in der Charakterisirung hier und da fehl zu gehen schien und daß im allgemeinen die Tiefe des Verständnisses noch durch ein leicht erklärliches Genügen an überschwenglichen Redensarten über Humboldt's Universalität und Genialität beeinträchtigt wird.

Anknüpfend an gewisse Mängel, die uns in dieser Beziehung an manchen Stellen besonders aufgefallen, wollen wir es zum Schluß versuchen, selbst einige Winke zum Verständniß der großen Erscheinung Humboldt's zu geben.

Der Zufall hat die Geburtszeit von vieren unserer größten Schriftsteller dadurch sehr leicht merkbar gemacht, daß er sie in das neunte Jahr verschiedener Decennien des vorigen Jahrhunderts legte. Lessing ist 1729, Goethe 1749, Schiller 1759 und Alexander von Humboldt 1769 geboren.

„Alexander von Humboldt", sagt der alte Heim, „wird in der Naturgeschichte ebenso merkwürdig und berühmt bleiben, als Napoleon in der politischen." (Keßler, S. 444.) Der bekannte Umstand, daß das Geburtsjahr Humboldt's zugleich das Napoleon's ist, hat den Dichtern Anlaß zu poetischen Vergleichungen und zum Preise des friedlichen Ruhms, der segensreichen Größe des Gelehrten gegeben.

Wunderbar durch wie verschiedene Anwendung glänzender Gaben man zu dem Resultate, welches Ruhm genannt wird, gelangen kann! Doch hat Southey, wenn wir nicht irren, den literarischen Ruhm den allein echten und wahren genannt.

Wenn man sieht, wie wenige von den Tausenden, welche das Geschick mit geistigen und irdischen Glücksgütern gesegnet hat, ihr Pfund gut verwenden, so möchte man in den biblischen Spruch einstimmen: „Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in den Himmel kommt."

Wie oft haben wir die beiden Humboldts gleich Goethe als auserwählte Glückskinder, denen die Prüfungen der Armuth erspart waren, nennen hören! Sehr mit Recht hebt dagegen Klencke hervor, wie das Verdienst eines Humboldt durch solche Begünstigung des Himmels nicht im geringsten vermindert werde, da von allen denjenigen Menschen, aus denen etwas Bedeutendes wird, ein verhältnißmäßig sehr geringer Bruchtheil auf die reichen und vornehmen Klassen kommt. Dieselben Gaben, die ein edles hochherziges Streben begünstigen, verleiten auch zu leichtem mühelosen Lebensgenuß oder zu noch Schlimmerm.

Auch ist der Beruf denn doch keineswegs mit solcher Klarheit in den Menschen gelegt, daß er in der Wahl seines Wegs nicht irren könnte. Darsteller, welche es sich so leicht machen wie Rau, lassen ihre Helden gern schon mit äußern Kennzeichen ihres Berufs geboren werden.

Wir wissen von Alexander von Humboldt, daß er die Linné'schen Klassen der Gewächse schwerer lernte, daß ihm das Begreifen überhaupt mühsamer war als seinem Bruder

Wilhelm. Allerdings hat er uns nachmals erzählt, daß die Begierde, ferne Länder zu sehen, frühzeitig in ihm erwacht sei. Aber in gewissen Knabenjahren wollen wir alle in die Weite, etwa auf die Insel Robinson Crusoe's oder in die Wildnisse Lederstrumpf's, und der Annahme, daß er frühzeitig den großen Gelehrten verrathen, widerspricht Humboldt deutlich genug, wenn er („Blätter der Erinnerung", S. 85) sagt: „Ich war 18 Jahre alt und konnte noch so gut wie gar nichts. Meine Lehrer glaubten auch nicht, daß es viel mit mir werden würde." In Wahrheit sehen wir Schiller, nachdem er schon seine drei prosaischen Dramen edirt, noch schwanken, ob er nicht doch von der Poesie wieder zur Medicin zurückkehren solle; wir sehen Goethe sich erst nach der italienischen Reise ausschließlich der Kunst widmen; Macaulay schrieb mittelmäßige Verse, ehe er seinen Fleiß guter Prosa zuwandte und Friedrich der Große schwärmte lange für die Idee, ein gutherziger Friedensfürst und Tafelfreund zu werden, bevor er seinen schwerern, aber auch rühmlichern Beruf erkannte und mit plötzlicher Entschiedenheit ergriff. Die Kinder, welche sich sehr zeitig für einen Beruf erklären und auch dabei bleiben, sind nicht immer eben die, aus denen das Meiste wird.

Es scheint uns, daß wol zuerst die Begegnung mit dem Weltumsegler Georg Forster im Hause Heyne's zu Göttingen Humboldt's Lust zur Naturforschung im höhern Sinne erweckt habe, wie denn überhaupt Forster den entschiedensten Einfluß auf ihn geübt haben dürfte. Bedenken wir, welch angestaunter Wundermann ein Weltumsegler damals war, wo die Namen Magellan's und Cook's noch ein eigener Zauber umgab, so werden wir begreifen können, welch hohes Interesse die Erscheinung des Gefährten Cook's, der zu schildern verstand wie kein anderer, für den empfänglichen Geist des jungen Humboldt haben mußte.

Die Wendung, welche Forster's Geschick durch die Französische Revolution erfahren, ist uns nur allzu bekannt. Es ist schwierig, in Deutschland heute noch die Sympathien klar zu machen, welche die Welt dazumal für Ideen fühlen mußte, die später durch Unverstand und Ruchlosigkeit in den Staub gezogen worden sind. Die Greuel der Schreckensherrschaft, die Leiden, welche die im Gefolge der Französischen Revolution hereinbrechenden Kriege namentlich über das unglückliche Deutschland verhängten, haben uns sozusagen den Geschmack an 1789 verdorben. Es war einst gewaltig anders in dieser Beziehung: edle Geister unserer Nation schwärmten für die französische Freiheit; Klopstock besang sie in schwungvollen Oden und Campe pries sie in begeisterten Reiseberichten von Paris; aber nicht allein in dem absolutistischen Deutschland, sondern auch im gut constitutionellen England wurde eine Bewunderung laut, die auf Nachahmung hinzielte.

Wenn wir den Einfluß Forster's auf den jüngern Humboldt als sehr bedeutend bezeichnet und der Wendung gedacht haben, welche das Geschick des leicht zu entflammenden Weltumseglers durch die Französische Revolution erfahren, so kann es uns nicht wunder nehmen, auch Humboldt von den Ideen von 1789 mächtig ergriffen, wir möchten sagen auf Lebenszeit angesteckt zu sehen.

Vergessen wir nur ja nicht, daß die Französische Revolution keineswegs mit einer Verstärkung des nationalen Gegensatzes gegen andere Nationen anhob, sondern vielmehr mit der Verkündigung weltbürgerlicher Ideen, allgemeiner Verbrüderung, endlich gegenseitiger Hülfsbereitschaft zur Abschüttelung der verhaßten Joche. Kosmopolitische Ideen, welche in Frankreich bald zu Phrasen wurden, mußten für den deutschen Charakter, der ihnen so sehr geneigt ist, etwas weit ernstlicher Anziehendes haben. So hören wir denn auch einen Humboldt, der jene Zeiten jungen Freiheitsdranges erlebt, in hohem Alter während einer unerquicklichen Reactionsperiode öfters wehmüthig sprechen von den Ideen des Jahres 1789, die ihn einstmals zur Hoffnung auf schönere Früchte berechtigt hätten.

Die Idee des Weltbürgerthums war in Deutschland freilich nichts Neues. Die großen Begründer unserer neuen classischen Literatur, die deutsche Gelehrtenwelt des vorigen Jahrhunderts war davon erfüllt; Lessing, der doch den französischen Einfluß vernichtete, sprach gelegentlich geringschätzig vom Patriotismus; Schiller, der vielleicht deshalb gerade mit doppeltem Recht als unser Nationaldichter gefeiert wird, nannte es eine kleine Aufgabe, nur für eine Nation schreiben zu wollen. Der weimarische Kreis huldigte der Göttin Humanität und seine Kunstbestrebungen hatten nichts ausschließend und absichtlich Nationales, wenn nicht das Gewand der deutschen Sprache, und auch auf das hätte man um eines vermeintlich höhern Ziels willen allenfalls verzichten mögen, wie denn Goethe wirklich einmal beklagt, sich nicht frühzeitig eine geläufigere als seine Muttersprache zum literarischen Gebrauche angeeignet zu haben.

Wir glaubten über diesen Punkt etwas ausführlicher sein zu müssen, einmal weil hier die Erklärung für Humboldt's spätere politische Anschauungsweise zu suchen ist, andererseits weil wir bei unserer heutigen nationalen Beeiferung und Eifersucht uns die Bedingungen für das damalige Thun und Treiben recht zurückrufen müssen, um nicht z. B. Alexander von Humboldt's Bevorzugung der französischen Sprache ganz falsch zu beurtheilen.

Wilhelm von Humboldt, kürzlich mit Karoline von Dacheröden verheirathet, welche aus dem erfurter Kreise des ganz humanen und weltbürgerlichen Coadjutors Dalberg stammte, wurde von Schiller so angezogen, daß er auf längere Zeit nach Jena zog. Auch Alexander konnte dieser weimar-jenaischen Welt nicht fremd bleiben. Aus dem Jahre 1797 ist das von Schiller über den damaligen Alexander von Humboldt gefällte Urtheil bekannt: ein Urtheil von sehr hartem Klange, welches jetzt gewöhnlich mit kopfschüttelndem Befremden gelesen wird, während wir es uns sehr gut erklären können.

Man erwäge den großen Unterschied zwischen der Auffassung, Aneignung und Production des Dichters und der des Gelehrten, dessen Idol mathematische Bestimmtheit ist. Die Mathematik möchte man nicht mit Unrecht als die

Unterlage, die Seele aller Naturwissenschaften betrachten. Sie ist das für den Dichter Fremdeste, vielleicht Abstoßendste. Wir wissen von Goethe, der bei seinen naturwissenschaftlichen Beschäftigungen auf die Nothwendigkeit mathematischer Vorkenntnisse aufmerksam geworden war, daß er bei dem Versuche algebraischen Studiums „es für sein Wesen nicht brauchbar fand". Der Naturforscher braucht vor allem festes, positives Wissen, der Dichter fügsamen Stoff für seine Einbildungskraft. Beachten wir nun, daß Humboldt bis 1797 erst seine Versuche über rheinischen Basalt, über die unterirdische Flora Freibergs und über die gereizte Muskel- und Nervenfaser geschrieben hatte, also durchaus noch mit specialwissenschaftlichen Studien und Experimenten beschäftigt war, auf welche fußend er erst lange nachher geistreiche und jeden empfänglichen Geist anmuthende An- und Uebersichten ganzer Naturreiche wagen konnte, so wird uns einleuchten, daß damals noch nicht der Zeitpunkt für Humboldt gekommen war, einem Schiller warmes Interesse abzunöthigen.

Wenn Humboldt, wie er selbst sagt, mit 18 Jahren (also 1787) noch herzlich wenig gewußt hatte, im Jahre 1799 aber schon der große Gelehrte war, der eine der bedeutendsten Entdeckungsreisen antreten und die erstaunlichsten Resultate gewinnen konnte, so müssen wir ihn uns in der Zwischenzeit von 1787—99 mit riesigem Fleiße, mit eifrigem Studium rastlos beschäftigt denken, ziemlich ungenießbar für den Dichter, der sich mit Bildern der Einbildungskraft trägt und diesen, aus der Tiefe seiner Seele schöpfend, warmes Leben einzuhauchen sucht. In der That lag Alexander von Humboldt in jenen Zeiten so emsigen Studien ob, daß er durch übermäßige Anstrengung geschwächt und kränklich erschien. Selbst an Wilhelm von Humboldt, dem er doch innig befreundet war, rügt Schiller das Absichtliche, das kalte Zurüsten, die Sucht durch strenges Lernen Gegenstände zu bemeistern, denen der Dichter unbefangen entgegengehen, die er unmittelbar auf sich wirken lassen würde.

Zudem pflegte Schiller seine Urtheile stets in eine Form der schärfsten, härtesten, schneidendsten Worte zu gießen und war hierin so wenig vorsichtig gegen seine vertrauten Freunde, wie Alexander von Humboldt nachmals selbst. So geschieht es denn wol, daß Urtheile, die eines ganz guten und richtigen Grundes keineswegs entbehren, durch die Worte, in welche sie sich kleiden, einen Anstrich von Einsichtslosigkeit erhalten, der sie uns unbegreiflich macht. Das Urtheil, welches Humboldt später über den Freiherrn vom Stein fällte, leidet so ziemlich an demselben Uebel.

Als sich Humboldt nun anschickte, es seinem Lieblingshelden Christoph Columbus, dessen Bild auch zuletzt noch sein Arbeitszimmer schmückte, und seinem unglücklichen Freunde Georg Forster nachzuthun, um fremde Länder und Meere zu durchforschen, mußte er zur Erkundung einer günstigen Gelegenheit zunächst über die Grenze des Vaterlandes gehen. Es ist nicht zu leugnen, daß damals großartige Plane in Frankreich die beste Aussicht auf Beförderung jeder Art hatten. Die maritimen Hülfsmittel des Vaterlandes ließen alles zu wünschen übrig; von den pecuniären war kaum mehr zu hoffen. Humboldt ging nach Paris, nach Marseille, bereit, sich der französischen Expedition nach Aegypten oder der Südsee-Expedition des Kapitän Baudin anzuschließen. Mancherlei Umstände fügten es, daß er erst von Spanien aus flott wurde.

Sein Reisegefährte war ein Franzose und obwol gewiß von wissenschaftlichem Eifer beseelt, doch dem Deutschen unzweifelhaft an Begeisterung, Umsicht, Genialität und vielseitiger Kraft nachstehend. Es läßt sich vermuthen, daß Humboldt gerade wegen seiner Ueberlegenheit überall da, wo das Interesse der Sache Nachgeben von der einen Seite verlangte, der nachgebende Theil war, z. B. in Betreff der Umgangssprache, soweit diese sich nicht nach der Landesbevölkerung richten mußte. Gewiß ist die französische Sprache später auch für die großen Reisewerke nicht ohne nachgiebige Rücksicht auf Bonpland gewählt worden.

Begünstigt von der spanischen Regierung, begleitet von einem Franzosen, machte Humboldt seine große Reise nach Amerika auf eigene Kosten. Er hatte sein Erbgut veräußert, um die Mittel zu einer Expedition aufzubringen. Gewiß ein nicht gering anzuschlagender Entschluß, sein Vermögen für die Wissenschaft daranzusetzen; der von Haus aus Wohlhabende gibt ungern den sichern Rückhalt auf. Ob der Erlös für das Gut Ringenwalde so groß war, daß Humboldt davon nicht allein die Kosten der Reise, sondern auch noch die der Herausgabe seiner theuern Werke bestreiten konnte, ist fraglich. Ebenso ob Bonpland bei wahrscheinlicher eigener Mittellosigkeit die Reise auf Humboldt's Kosten mitgemacht hat. Daß die Herstellung der Expeditionsberichte noch beträchtliche Opfer gefordert hatte, finden wir mehrfach angegeben; nur von einzelnen Theilen derselben kann ein Gewinn erzielt worden sein und wir finden es beinahe unbegreiflich, wie Humboldt bis zum Jahre 1827 ohne Staatsunterstützung und Pension ausgedauert haben sollte. Der künftige Biograph Humboldt's wird es nicht vermeiden können, diesen Verhältnissen seine Aufmerksamkeit zu widmen. Wir wissen einstweilen wenig mehr, als daß Humboldt durch sein älterliches Erbe vermögend gewesen ist und daß er bei seinem Tode kein Vermögen hinterlassen hat. Augenscheinlich ist es nicht bloß eine Frage der Neugier, ob Humboldt, der märkische Edelmann, wirklich durch seinen freigebigen Eifer für die Wissenschaft zeitweise in die Lage gekommen ist, von literarischen Honoraren und ähnlichen Verdiensten leben zu müssen.

Humboldt fand bei seiner Rückkehr aus Amerika Frankreich durchaus übermächtig und sah das Vaterland nur wieder, um dessen äußerste Demüthigung mitzuerleben. In den Unglücksjahren 1806/7 weilte Humboldt gerade zu Berlin. Bonpland muß zu dieser Zeit wol bei ihm in der preußischen Hauptstadt gewesen sein, da er in seinen letzten Briefen von Montevideo eines berliner Aufenthalts gedenkt. Soviel wir wissen, beschäftigte sich Humboldt damals in einem kleinen Häuschen des ehemaligen Schulgartens vor dem Postdamer Thore mit magnetischen Beobachtungen. Die „Ansichten der Natur"

erschienen bald nachher. Dies Werk ist dem Umfange nach eins der kleinsten, dem Gehalt nach eins der köstlichsten Werke Humboldt's. Der Stil des großen Naturforschers ist nirgends meisterhafter in seiner Eigenthümlichkeit.

Gedenken wir hier der Klencke'schen Charakteristik von Humboldt's Stil und Darstellung, so müssen wir unsere abweichende Meinung klar machen, ohne zwar selbst ganz klar darüber zu sein, was Klencke eigentlich sagen will. Was wir zu sagen haben, ist, daß uns weder Humboldt's Darstellung noch sein Stil einfach vorkommt. Beides scheint uns so weit das Gegentheil von einfach, als dies kein Fehler ist. Wir haben wahrgenommen, daß Humboldt's Prosa, ähnlich wie Schiller's Poesie, ganz geeignet ist, eine gewisse Klasse von Lesern durch den Schmuck der Worte und Satzglieder, durch den seltsamen Reiz kunstvoller Satzconstructionen zum Fortlesen ohne Verständniß einzuladen. Schiller's Gedichte, die philosophischen zumal, finden wir oft dem Gedächtniß eingeprägt ohne Mitwirkung des Verstandes, namentlich wenn sie in zu früher Jugend erlernt werden. Es gibt Leute, die ganze Abschnitte des „Kosmos" immer und immer wieder mit dem größten Wohlgefallen durchfliegen, ohne über den Inhalt die mindeste Rechenschaft ablegen zu können.

Die Wortfolge hat nicht selten etwas Fremdländisches bei Humboldt; darin aber ist er echt deutsch geblieben und hat dem französischen Einfluß glücklich widerstanden, daß er sich durch seine Neigung zum Erhabenen nie zu pomphafter Phraseologie, durch seine Vorliebe für poetischen Schmuck nie zu hohlem Schwulste verleiten läßt.

Humboldt führt gern Dichter an, bezieht sich wiederholt auf einmal erwählte Lieblingsstellen. Die Vorliebe für Bernardin de St.-Pierre kennzeichnet nicht allein den begeisterten Freund tropischer Natur, sondern auch den Sohn der Gefühlsperiode. Jedoch läßt sich nicht behaupten, daß Humboldt jemals der Sentimentalität verfiele, wenn er noch so lange bei der Schilderung landschaftlicher Eindrücke und Stimmungen, zarter Naturgefühle verweilt. Seine Vergleiche sind prächtig, und oft aus entlegener Ferne herbeigeholt zeugen sie von dem reichen Schatze des Wissens, der Erfahrungen, über den er unumschränkt gebietet. Besonders glücklich ist Humboldt in der Wahl seiner Eigenschaftswörter, deren er sich überhaupt oft und gern bedient. Durch sie erhält sein Stil das eigenthümlich Malende. Selbst wo er irgendeines Gegenstandes nur ganz beiläufig erwähnt, kann er es nicht unterlassen, denselben sogleich durch ein manchmal auch längeres Satzglied zu charakterisiren. Der Gedankenreichthum bedrängt ihn ebenso wie seinen Bruder Wilhelm.

Die Gefahren, denen Alexander von Humboldt solchermaßen beim Schreiben ausgesetzt war, hat er selbst in der ersten Vorrede zu den „Ansichten der Natur" und in den Briefen an Varnhagen (S. 23) sehr glücklich bezeichnet. Eben weil er sie kannte, gelang es ihm meist, sie zu vermeiden.

Im Jahre 1808 ging Humboldt mit dem Prinzen Wilhelm, der sich dem grausamen Feinde des Vaterlandes gewissermaßen als Geisel stellte, nach Paris und verblieb dann daselbst mit besonderer Erlaubniß des Königs beinahe 20 Jahre. Es erfolgte nun die allmähliche Herausgabe der Reisewerke. Daß dieselben in französischer Sprache erschienen, war wol nicht Folge der ruhigen Erwägung, daß sie in dieser sogenannten Weltsprache am ehesten ihr Glück machen würden, wie gewöhnlich gesagt wird. Wir haben schon mehrfach darauf hingedeutet, wie die Umstände allgemach eine Art von Französirung Humboldt's bewirkten. Es hatte nun damals nach der Zerschmetterung Preußens ganz den Anschein, als ob das deutsche Wesen überhaupt in dem französischen aufgehen würde. Französische Gesetze machten sich in Deutschland breit, französische Soldaten setzten sich im Herzen Deutschlands fest, und es fiel dem Sieger nicht ein, sich im Verkehr mit dem Besiegten jemals einer andern Sprache als der französischen zu bedienen. Einen Schritt, den die Liebe zum Vaterlande dem deutschen Gelehrten schwer machte, mußte ihm die Befreundung mit der Idee des Weltbürgerthums erleichtern. Wir finden für Humboldt nicht den geringsten Makel darin, daß er seine Werke damals französisch erscheinen ließ. Hätte er sie indessen deutsch erscheinen lassen, so würden wir darin vielleicht noch ein Verdienst mehr erblicken. Es kann uns nicht verdacht werden, daß wir hierüber Worte machen, denn wirft man uns ein, daß die deutsche Sprache damals noch keine Weltsprache war, so wird die Antwort immer sein, daß dem freilich so sein mußte, wenn eben Werke wie die Humboldt'schen nicht deutsch erschienen.

Im Jahre 1811 war Humboldt schon wieder bereit eine neue, womöglich noch großartigere Entdeckungsreise anzutreten, als seine erste. Man bot ihm von Petersburg aus Unterstützung zu einer Expedition nach Asien. Der hierauf bezügliche Brief Humboldt's an Hrn. von Rennenkampff ist vielleicht die interessanteste, werthvollste Mittheilung Klencke's. Wir begnügen uns seiner zu erwähnen als eines Documents aus Humboldt's bester Zeit, als eines Zeugnisses von Humboldt's damaliger Kraft und Begeisterung. Durch den langen Anblick Humboldt's des Greises sind wir gewöhnt, uns diesen berühmten Gelehrten nie anders denn als Greis vorzustellen. Der Brief an Rennenkampff erinnert uns lebhaft an jenes Porträt, welches den Naturforscher in Hemdärmeln und leichter Reisekleidung unter tropischen Gewächsen auf einem Felsblocke sitzend zeigt. Das ist der Mann, der Baronie und ehrenvollen Staatsdienst im Stiche ließ, um Naturforscher, Gelehrter, Literat und alter Student zu werden.

Aus Humboldt's Leben von 1808—27 geben uns die Biographen eigentlich nur die Momente der Berührung mit der Heimat, also Zusammenkünfte mit dem Bruder und der Familie desselben oder Berufungen des Königs und dergleichen. Von dem pariser Leben Humboldt's erfahren wir so gut wie gar nichts. In diese Zeit muß die Freundschaft mit Arago und andern fallen, durch welche Humboldt's politischer Liberalismus nebenher immer neue Nahrung bekam, sodaß er namentlich dem deutschen Constitutionalismus, soweit sich dieser auf sogenannten historischen Grundlagen befestigen wollte, ziemlich

fremd blieb. Humboldt mag damals mehr nach französischer Gelehrtenart gelebt haben, als man von dem spätern berliner Hofmann zu glauben geneigt ist. Ueber die Vorlesungen, die er zu Paris gehalten, von denen die spätern berliner Vorlesungen in der Universität und Singakademie theilweise Wiederholungen waren, ist uns nichts Näheres bisher gemeldet. Allenthalben findet der künftige Biograph Humboldt's noch weite Felder für fleißige Nachforschung.

Wie es kam, daß Humboldt endlich zu einer Zeit, wo sein Bruder gerade nicht mehr in der Gnade des Königs stand, sich zur Uebersiedelung nach Berlin und zum Eintritt in die königliche Umgebung entschloß, ist unklar. Die Sehnsucht nach dem Bruder mag allerdings mitgewirkt haben; vielleicht sogar die Hoffnung, dem zurückgesetzten ausgezeichneten Staatsmann durch privaten Einfluß wieder zu öffentlichem zu verhelfen; vielleicht aber auch nur die Nothwendigkeit, seine eigenen äußern Verhältnisse zu befestigen. Genug Humboldt kehrte 1827 in seine Vaterstadt zurück, um dieselbe von da ab nur noch vorübergehend — behufs seiner neunmonatlichen russischen Expedition, verschiedener diplomatischer Sendungen und sonstiger Ausflüge — wieder zu verlassen.

Hier können wir abbrechen. Bei der Darstellung der letzten Lebensperiode Humboldt's wird sein künftiger Biograph, wenn er den reichhaltigen Varnhagen'schen Briefwechsel und das anderweitig bereits gesammelte und veröffentlichte Material gehörig benutzt, keine andern Schwierigkeiten finden, als die ihm Rücksicht für die Lebenden auferlegt. Der geschickte Zeichner, der sich nicht begnügt, bereits getrübte Bilder seines Originals nochmals zu copiren, wird uns mit unbefangenem Verständniß eine geistvolle Schilderung davon entwerfen können, wie sich Humboldt's nahes Verhältniß zu drei aufeinander folgenden preußischen Regenten dauernd im Wechsel gestaltet; wie sich der durchaus Liberale unter den widrigsten Gegenströmungen, dem Kampfe politischer Parteien keineswegs gleichgültig zusehend, in seiner Stellung behauptete; wie der tägliche Stammgast des Hofs, genöthigt den größten Theil seiner Zeit der Gesellschaft zu widmen, die Stunden der Nacht zur Entschädigung der Wissenschaft zu Hülfe nehmen mußte; wie das Genie, dem es ganz eigenthümlich gegeben war, die äußern Hüllen zu durchbrechen und in das Wesen der Erscheinung zu dringen, die Unterordnung des Gliedes unter das Ganze zu ermessen und dieses Ganze in plastischer Deutlichkeit anzuschauen, sich noch in einer letzten, ihm allein möglichen Schöpfung, dem „Kosmos", glänzend kund gab; wie der große Gelehrte und besternte Günstling die Eitelkeit, die er sich selbst zuschrieb, nur in der liebenswürdigen Ironie zeigte, mit der er den Geringsten als seinesgleichen behandelte, sich selbst einen Literaten nannte und zur Zunft zählte, eine Hand voll Orden in einen vergessenen Schub warf und unter den Studenten sitzend Collegienhefte nachschrieb.

Zum Uebertünchen oder Schmeicheln, zum Verschweigen oder Zusetzen aus Rücksicht für das Andenken Humboldt's wird der Darsteller dieser Periode nirgends verlockt werden, denn was Humboldt einst den Philosophen im „rhodischen Genius" glauben ließ, ist in Betreff seiner selbst nicht wahr geworden, daß nämlich „Fürstennähe auch den geistreichsten Männern von ihrem Geiste und ihrer Freiheit raubt".

Noch eine Schrift über Humboldt, Hornay's „Alexander von Humboldt" (Nr. 8), empfingen wir erst, da wir unsern Bericht schon abgeschlossen glaubten. Wir lassen uns indeß die Mühe einer kleinen Nachlese nicht verdrießen, weil wir immer hoffen, daß der bedeutende Stoff den nächsten Bearbeiter auch endlich zu Bedeutenderm anregen werde.

So grausam sind wir aber niemals in einer schönen Hoffnung enttäuscht werden, als diesmal durch Hornay. Da er es uns zuversichtlich sagt, daß Humboldt mit ihm umgegangen sei und Briefe gewechselt habe, so wollen wir es ihm auf sein Wort glauben. Aber wir wundern uns darüber, wir bedauern es sogar, weil Hornay dadurch Veranlassung bekommen hat, sein Buch zu schreiben. Wir wundern uns ferner, daß Hornay dies Buch geschrieben und zuletzt, daß es eine Buchhandlung verlegt hat. Aehnliche Werke über Goethe haben diesem Dichterfürsten einst bittere Anfeindungen zugezogen, denn unvernünftige Götzendienerei muß oppositionelle Rückschläge zur Folge haben.

Um unsern Lesern einen Begriff von dem Hornay'schen Werke zu geben, brauchen wir nur den Schlußsatz desselben anzuführen:

> Wer nicht in der deutschen Philosophie berechtigte geistige Anstrengung erkennt, wer nicht die Philosophen seines Volks von Kant durch Hegel, die Humboldts bis Schopenhauer und Bunsen trotz und wegen ihrer Gegensätze zu den werthvollen Laren seines häuslichen Lebens zählt, wer es nicht der Mühe werth hält, in eigenem Studium ihrer Werke des innern bewegenden Treibens in der Geschichte unsers Vaterlandes, der Seele Germanias sich theilhaftig zu machen, der ist nicht rein von Sünden gegen Alexander von Humboldt.

52.

Reise- und Sittenbilder von Gerstäcker.

Sehr hübsch und sehr wahr ist die Schilderung, welche Prutz in seinem neuesten literarhistorischen Werke von den beiden berühmtesten autodidaktischen Schriftstellern der Gegenwart, von Hackländer und Gerstäcker, entwirft. Gerechter und trefflicher sind niemals Autoren gewürdigt worden als diese beiden. Freilich gibt es eine Coterie in unserm lieben Deutschland, die sich aus den feindlichsten Coterien zusammengesetzt hat, um nun mit Naserümpfen diejenigen spöttelnd zu beurtheilen, die sich nicht nach der Schablone des vorschriftsmäßigen Trienniums gebildet haben. Prutz hat schon früher diesem gelehrten Selbstdünkel den Fehdehandschuh hingeworfen als er sang:

> Gelehrte Deutschlands, ihr der Weisheit Stützen,
> Hochweise, hochgelahrte; aber wie,
> Das ist ja Deutsch, das kann bei euch nicht nützen u. s. w.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" heißt das alte Bibelwort, und wir freuen uns, daß wir der guten Früchte wegen auch auf gesunde und gute Bäume schließen können. Wenn man die Gerstäcker'schen Reisegeschichten und Romane liest, welches Bild entwirft man sich dann wol von dem kühnen Reisenden? Groß und riesenstark, so ähnlich wie einer der wilden Männer im preußischen Wappen, mit einer Keule womöglich wie diese. Lernt man nun aber den Mann in der Billardstube zu Koburg kennen, so glaubt man gar nicht, daß dieser fast klein

zu nennende Herr der Gerstäcker sein soll. Freilich läßt der stattliche Bart, die hohe Stirn und das stechende aber seltsamerweise doch auch gutmüthige Auge immer schon auf etwas Außergewöhnliches schließen. Und doch ist das Gerstäcker, der Freund und Jagdgenosse des geistreichsten, deutschesten der deutschen Fürsten, des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Koburg, der heute mit seinem fürstlichen Freunde die Gemsen in Tirol beunruhigt, morgen in der Rosenau bei Koburg an seinen Reisewerken schreibt und übermorgen vielleicht zur Geburtstagscour auf der herzoglichen „Ehrenburg" ach! aber in Schmierstiefeln erscheint.

Doch genug vom Autor und zu zweien seiner soeben erschienenen neuesten Werke. Das erste ist betitelt:

1. Inselwelt. Gesammelte Erzählungen von F. Gerstäcker. Zwei Bände. Leipzig, Arnold. 1860. 8. 3 Thlr.

Der erste Band bringt indische Skizzen und hat zwei Theile: „In der Südsee" und „Im Ostindischen Archipel". Wir lernen eine der lieblichsten Tongainseln, Mouni, mit ihren friedliebenden Einwohnern, ihrem alten Könige Tranonga und dessen schöne Tochter Hua kennen, ein Name, der nach Gerstäcker's Anmerkung soviel bedeutet wie „die Muntere". Außerdem führt uns der Autor noch den Kapitän eines englischen Walfischfahrers vor, der bei der Insel halt gemacht hat, und verschiedene Matrosen; nach der Manier der Seeleute wird uns blos ihr Spitzname verrathen. Der Kapitän knüpft seinerseits ein Verhältniß mit Hua an, die ihn jedoch nur als Freund betrachtet, da sie mit dem Häuptling einer benachbarten Insel bereits verlobt ist und ihn nächstens erwartet, daß er sie zur Hochzeit heimhole. Der junge Schiffshauptmann faßt den Entschluß, das Mädchen zu entführen und an demselben Abend, als der Bräutigam mit feierlichem Gepränge anlangt, wird Hua geraubt und aufs Schiff gebracht. Das Schiff hat aber lange genug vor der Insel gelegen, um in einigen der Matrosen den Wunsch rege werden zu lassen, das heitere ungebundene Leben auf der Insel dem Fischthrankochen vorzuziehen. Mac Kimgo und Jonas, zwei der Matrosen, kommen auf die Idee, Feuer im Schiffe anzulegen, um auf diese Weise den dann schifflosen Kapitän zu zwingen, überhaupt auf der Insel zu bleiben. Es geschieht, doch hat mittlerweile die Entführung stattgehabt und das Schiff segelt wider Vermuthen der Matrosen ab. Der Bräutigam mit seinem Gefolge, das um einige Kriegscanots der Insel vermehrt worden ist, folgt dem Schiffe mit zäher Consequenz. Da bricht das Feuer aus und mit ihm eine schreckliche Verwirrung auf dem Schiffe. Man springt in die Bote und es folgt nun eine schauerliche Verfolgung durch die Fahrzeuge der Insulaner. Ein Boot schlägt um und wer nicht ertrinkt, wird von den Verfolgern gefangen. Da ertönt ein Kanonenschuß, ein rettendes Schiff ist nahe. Doch ehe es erreicht wird, ist der Kapitän gezwungen, seine schöne Beute aufzugeben; der befreiende Bräutigam sichert ihm und der Mannschaft dafür die Freiheit zu. Einen Augenblick später befindet sich der Kapitän mit den Seinen am Bord des fremden Schiffs, die schöne Hua, ihr Bräutigam, sein Gefolge und die Gefangenen auf der Rückfahrt nach der Insel.

Der weitere Theil handelt dann von dem höchst ergötzlichen Schicksal der Gefangenen. Sie werden verurtheilt, die auf der Insel befindlichen Witwen zu heirathen, denen der Ernährer fehlt. Der Unscheinlichste von allen bekommt die beiden Häßlichsten mit den meisten Kindern. Recht und schlecht vergnügt sich das Corps dann, bis sich endlich eine Gelegenheit findet, auf einem fremden Schoner zu entkommen. Die Flucht wird dann unter allerlei Fährlichkeiten ins Werk gesetzt.

Das Leben auf der Insel, die Insulaner selbst, die herrliche Natur, das alles ist mit brennenden, verlockend schönen Farben geschildert; weniger ist das dem Verfasser bei den Charakteren gelungen. Die Bootsleute sind zuerst roh und rauh geschildert, werden aber zuletzt mehr schlau, fast gutmüthig. Auch ist das rechte Maß zwischen Schuld und Strafe nicht eingehalten. Nach einem solch empörenden Verbrechen, wie es das Verbrennen des Schiffs, ihrer Heimat, ist, hätten wir bei aller Christlichkeit eine etwas härtere Strafe gewünscht; denn wenn die aufgedrungene Heirath alter Witwen auch peinlich genug sein mag, so darf doch nicht vergessen werden, daß es nach der Religion der Tongainseln nicht verboten ist, noch mehrere jüngere Damen zu ehelichen. Gerstäcker hat auch nicht vergessen, mit einigen Strichen anzudeuten, daß mehrere der Gefangenen von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht haben.

Der zweite Theil der indischen Skizzen „Im Ostindischen Archipel" spielt theils auf dem bei Java gelegenen Eilande Bali, theils auf Java selbst. „Der Balinese" ist eine guterzählte Novelle, die ziemlich tragisch nicht mit dem bekannten „sie kriegen sich" endigt. Das Verhältniß eines jungen Balinesenhäuptlings mit einer schönen Landsmännin wird durch einen verheiratheten holländischen Schiffskapitän gestört, der das braune Mädchen verführt. Er hat ihr ein schönes seidenes Tuch geschenkt und seine Frau denuncirt nun das Mädchen wegen Diebstahls, da das Tuch ihr gehöre. Im Verhör ist der Geliebte gegenwärtig und das Mädchen wagt nicht zu gestehen. Die Landesgesetze lauten auf Tod, wenn sich nicht jemand findet, der die Schuld auf sich nimmt. Nun tritt der edelherzige braune Jüngling vor, behauptet der Thäter zu sein und wird wegen mildernder Umstände lebenslänglich verbannt. Er kehrt nach Jahren wahnsinnig oder vielmehr in einer Art von Tollheit zurück, einer klimatischen Abart von Hundswuth. In diesem Zustande ist er nach den Gesetzen des Landes vogelfrei und stirbt, von vielen Dolchen getroffen. Man sieht, es ist ein ziemlich düsteres Lebens- und Sittenbild, das Gerstäcker vor uns aufrollt. In ziemlich gleichem Genre sind die andern beiden in Java spielenden Erzählungen: „Der Menschentiger" und „Der Khris".

In ersterer wird ebenfalls wieder ein junges javanisches Liebespaar an seiner Vereinigung gehindert, indem der Vater des Mädchens einen zu hohen Preis für seine Tochter verlangt. Der Bräutigam geht in die Berge auf den Tigerfang, um dadurch ein Sümmchen zu erwerben. Einem alten, häßlichen und reichen Chinesen gefällt das Mädchen jedoch und er zahlt dem Vater einen hohen Preis. In der Nacht vor der Abholung ins Haus des Chinesen entflieht Leykas, das Mädchen, jedoch und gelangt in die Berge zu ihrem Bräutigam. Der Chinese kehrt von einer seiner Besitzungen heim, erkennt das fliehende Mädchen und setzt ihr nach. Dabei geräth er in eine der Tigergruben, die sein Nebenbuhler zum Fange der greulichen Katzen gegraben. Hier muß nun der arme Sohn des Reichs der Mitte die Nacht zubringen in Gesellschaft einer Tigerin, die ihm aber, wahrscheinlich durch die Seltsamkeit des Abenteuers bestürzt, nichts zu Leide thut. Nun gibt es auf Java eine Sage, die da behauptet, die listigsten der Tiger seien Menschentiger, das heißt solche, die sich je nach Belieben in Menschen und dann wieder in Tiger verwandeln können. Da man nun am Morgen den Chinesen in so furchterweckender Gesellschaft unbeschadet antrifft, so kommt man auf die Idee, einen der gefürchteten Menschentiger vor sich zu haben. Nur durch ein schweres Lösegeld entgeht der Chinese dem Tode und verläßt bald darauf die Insel. Durch Leykas' Haar flocht sich aber bald darauf die Myrte — doch nein, die javanischen Bräute tragen keinen Myrtenkranz.

„Der Khris", die dritte Geschichte, schließt wieder mit der Ermordung eines Amerikaners durch einen jungen javanischen Häuptling. Der Khris ist eine Art heiliger Dolch, den jede Familie hat und an eigenthümlichen Zeichen erkennt. Kommt dieser Dolch in fremde Hände, so muß ihn die Familie um jeden Preis wiederzuerhalten suchen. Der Amerikaner kennt dieses Gesetz, hat einen solchen Dolch erworben und fordert von einem betheiligten Javanen einen immensen Preis, den der unglückliche Häuptling nicht auftreiben kann. Die Folge ist die Erdolchung des Yankee.

Verüben die Eingeborenen eine That, die unser Gefühl empört, so sind nach Gerstäcker immer die Europäer oder Amerikaner die Verführer. Man sieht, unser wackerer Reisender hat eine Vorliebe für seine braunen Freunde und verirrt

Virtuosität das Thema: „Seht, wir Wilden sind doch beſſre Menſchen."

Der zweite Band: „Auſtraliſche Skizzen", zerfällt wiederum in zwei Abtheilungen: „Buſchtreiben" und „Bilder aus den auſtraliſchen Goldminen". Im „Buſchtreiben" wird uns das erbärmliche Leben der entflohenen Sträflinge und ihre Einfangung durch tollkühne Polizeibeamte, das Wiederentſpringen, die Räubereien, kurz alle Miſère des auſtraliſchen Lebens geſchildert; in der zweiten Abtheilung können wir einen Blick in das Treiben der Goldſucher thun, und dieſer Blick iſt nicht tröſtlich. Wir entſinnen uns übrigens, die ſpannend und prägnant geſchriebenen Erzählungen ſchon in Zeitſchriften („Gartenlaube", „Hausblätter") geleſen zu haben.

Außer der „Inſelwelt" liegt uns noch ein dreibändiger Roman zur Beſprechung vor, betitelt:

2. Unter dem Aequator. Javaniſches Sittenbild von Friedrich Gerſtäcker. Drei Bände. Leipzig, Coſtenoble. 1861. 8. 4 Thlr. 7½ Ngr.

Der Verfaſſer führt uns wieder nach dem reizenden Java und diesmal nach Batavia. Wir lernen zuerſt das Leben der Kaufleute außerhalb der Geſchäftsſtunden kennen, und wenn unſern Herzen die unedle Regung des Neides nicht fern läge, unſere Leſer und wir müßten die Leutchen im fernen Kaffeelande von ganzer Seele beneiden. Die Firma Leopold van Roeken und Wagner lernen wir in ihren beiden Vertretern, einem Holländer und einem Deutſchen, zuerſt kennen; außerdem einen der Hauptbuchhalter der holländiſchen Compagnie, Heſſken. Van Roeken feiert ſeinen fünfundzwanzigſten Geburtstag durch ein ſplendides Souper, und da man ihn mit einem vor kurzem erhaltenen Korbe neckt, ſo contrahirt er eine Wette, binnen ſechs Wochen glücklicher Ehemann zu ſein. Damen ſcheinen aber ein zwar begehrter, aber ſeltener Artikel auf Java zu ſein, und da dem jungen Kaufmann bekannt iſt, daß ſein Compagnon Wagner einen alten treuen Freund, den Advocaten Scharner in Frankfurt a. M. wohnen hat, ſo wird heimlich flugs an den Herrn geſchrieben und eine Frau aus Deutſchland erbeten. Der Brief iſt ziemlich ebenſo abgefaßt wie die Annoncen in unſern Zeitungen: „Auf dieſem nicht mehr ungewöhnlichen Wege" u. ſ. w., Roeken ſieht nur auf Jugend und hübſches Aeußere.

Mittlerweile entrollt ſich vor unſern Blicken ein reizend gemaltes, erſt trauliches, dann trauriges Familienbild in Frankfurt a. M. Die Witwe Bernold bewohnt mit ihrer ſchönen Tochter Hedwig ein kleines Häuschen der Vorſtadt, nachdem ihr Mann, ein nicht durch ſeine Schuld bankrott gewordener Kaufmann, geſtorben iſt. Hedwig verlobt ſich mit einem von Dorſek, den ſie auf originelle Art früher in Bad Ems vom Selbſtmord gerettet hat. Dorſek iſt einer von jenen, die ſo lange von ihrem Gelde leben als das Geld reicht, und gerade jetzt iſt große Ebbe eingetreten. Dorſek bricht das Verhältniß, als er Ausſicht hat, ſich mit einer reichen und ſchönen polniſchen Gräfin verloben zu können. Und gerade jetzt ſtirbt Hedwig's Mutter und allein ſteht das Mädchen und hülflos in der weiten kalten Welt, denn auch das Häuschen wird durch einen Proceß verloren.

Der Rechtsanwalt Scharner iſt ein Freund der Familie Bernold; er denkt an den empfangenen Brief, an die Rechtlichkeit Wagner's und ſchließt von dieſer auf die Rechtlichkeit des Compagnons. Er zeigt Hedwig den Brief, das junge Mädchen hat keine Heimat und keine Hoffnung mehr, in Begleitung ihrer alten Dienerin geht ſie nach Java, wenn auch mit ängſtlichem Herzen, einem neuen Leben, einer neuen Zukunft entgegen. Auf dem Schiffe ſind ein alter ehemaliger Plantagenbeſitzer, Lockhaart, und ein frommer, etwas ungalanter und hölzener Miſſionar ihre Reiſegeſellſchaft.

Unterdeſſen hat van Roeken mehr an das baldige Gewinnen ſeiner Wette wie an die verſchriebene Frau gedacht und eine reiche Partie gemacht. Mevrouw van Roeken iſt ein Halbblut und ſehr, ſehr eiferſüchtig. Van Roeken iſt außer ſich, als er hört, daß die verſchriebene Braut unterwegs iſt, und Wagner übernimmt die unangenehme Miſſion, Hedwig, wenn ſie am Lande ſein wird, von dem Geſchehenen in Kenntniß zu ſetzen. Dieſe erſcheint, aber noch ehe Wagner ſeine traurige Miſſion erfüllen kann, iſt ihm Heſſken, den wir im Verlauf der Erzählung immer mehr und mehr als Schurken kennen lernen, zuvorgekommen. Das junge Mädchen kann durch Wagner kaum beruhigt werden und wird dann bei einer Schweſter vom alten Lockhaart, die an einen Pflanzer verheirathet iſt, untergebracht. Durch Heſſken wird eine junge Dame, die man für die Braut Wagner's hält, von deſſen Beſuchen bei der jungen Deutſchen in Kenntniß geſetzt. So kommen wir zu dem zweiten aufgelöſten Verhältniß. Neben einem ganzen Gewebe von Schurkereien entdeckt man zuletzt auch einen verbrecheriſchen Umgang Heſſken's mit Mevrouw van Roeken. Der betrogene Ehemann dringt auf Scheidung und wir haben das dritte in Auflöſung begriffene Verhältniß, und freuen uns, daß Heſſken ſpäter für alle ſeine Schurkereien gerechte Strafe leidet. Van Roeken will nun die Verſchmähte heirathen, kommt aber zu ſpät: ſie iſt Wagner's glückliche Braut.

Das wären die Hauptzüge des geſchickt angelegten Romans, der außerdem noch überreich an Epiſoden und Schilderungen des javaniſchen Volkslebens iſt. Auch ſpielt eine ganz ähnliche Geſchichte darin, wie die oben im „Menſchentiger" beſprochene. Etwas gewagt iſt es von Gerſtäcker, den ehemaligen Liebhaber Hedwig's, von Dorſek, in Java als Soldat der Fremdenlegion auftreten zu laſſen. Auch möchten wir ſagen, es hat uns unangenehm berührt, daß der deutſche Charakter und Stamm vom Autor etwas ſtiefmütterlich behandelt wird, da die leichtſinnigſten und größten Trunkenbolde der Inſel in zwei Deutſchen, Nitſchke und Horbach, ihre Vertreter finden. Nitſchke, von dem Heſſken gleich auf den erſten Seiten des Romans eine ergötzliche Schilderung entwirft, beſſert ſich nach vielen vergeblichen Verſuchen endlich und wird ſchließlich ſogar Compagnon von Wagner; Horbach aber erbt zeitig genug eine Million, um nach Deutſchland zurückzukehren, und wir treffen ihn, den mittlerweile Verheiratheten, am Schluſſe des Romans in einer Beſchäftigung an, die nicht gerade Zeugniß von abgelegtem Leichtſinn gibt.

Sehr beherzigende Worte werden bei Gelegenheit der bedauernswerthen Verhältniſſe des kräftigen eingeborenen Volksſtammes zu den Weißen und ihrer Religion geſagt:

„Und konnte das ein Gott der Liebe ſein, der ſolchen Frevel duldete? Handelten ſo Chriſten? und durften ſie dann glauben, die Mohammedaner zu überzeugen, daß ihre, die chriſtliche Religion die beſſere ſei?

„Arme Melattie! mache die Lehren Chriſti, des edelſten, einfachſten, beſcheidenſten Menſchen, nicht für das verantwortlich, was Prieſter und Laien in ſeinem Namen ſündigen. Wohl iſt die chriſtliche Religion eine Religion der Liebe — das wenigſtens war der Wille ihres Schöpfers. Daß ſie nur zu oft zu einer Religion des Haſſes und des Blutvergießens wird, iſt nur das Werk ſeiner Diener und hat mit der eigentlichen Lehre nichts zu thun. Eine Lehre wurde uns gegeben, einen Glauben haben wir uns daraus gemacht, und der Himmel lächelt freundlich und blau über Chriſten und Mohammedaner, über Heiden und Juden — ja ſelbſt über Katholiken und Proteſtanten nieder."

Gerſtäcker hat uns in dieſem ſeinem neueſten Werke einen Roman mit Schilderungen wirklicher Menſchen und Charaktere und mit aus dem Leben ſelbſt gegriffenen Situationen hingeſtellt, wie wir es ſeit langem von den jetzigen Autoren nicht ſagen können. Welch edler weiblicher Charakter iſt uns in der Hedwig gezeichnet, die ſelbſt den etwas bedenklichen Schritt der Hochzeitreiſe nach Java vollſtändig im Bewußtſein ihrer weiblichen Würde thut! Welch treue Seele iſt die alte Katharine, die Dienerin und Begleiterin Hedwig's! Bei den Männern haben wir dann wieder den männlich ernſten, ſtrebſamen, herzlichen

Wagner, den würdigen, zuerst etwas polterigen Lockhaart, den unüberlegten van Roeken und — variatio delectat — den bübischen Schurken Hessken und seine beiden leichtsinnigen Feinde Horbach und Nitschke. Das alles sind Charaktere, wie man sie findet, wenn man hineingreift ins frische Menschenleben, und diese Charaktere mit wenigen Strichen getreu zu zeichnen, das ist unserm Freunde Gerstäcker gut gelungen.

Friedrich Gerstäcker, dessen Petschaft die bezeichnende Umschrift trägt: „Rast' ich, so rost' ich", befindet sich jetzt, da wir dieses schreiben, schon jenseits des Atlantischen Ocean, um dort drüben in Amerika den Zustand der deutschen Colonien zu untersuchen. Wir wünschen ihm von Herzen eine glückliche Reise, fröhliche Zurückkunft und reiche Ausbeute!

Heinrich Mahler.

Ein neuer Zeit- und Sittenroman.

Irren und Finden. Ein Roman von A. Volkhausen. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Vorliegender Roman bringt uns die bekannte ganz uralte Geschichte, die aber doch ewig neu bleibt. Was! eine Liebesgeschichte!! die werde ich nicht lesen! so werden viele Leser und auch wol Leserinnen ausrufen; aber dennoch muß Referent bemerken, daß dieser einbändige Roman des Lesens würdig ist, denn er gibt uns das uralte Thema nicht nur in einem neuen Gewande, sondern bringt auch zahlreiche belehrende Notizen über verschiedene Lebensverhältnisse und Charaktere nebst einigen wissenschaftlichen Discursen, die den Geist der Leser angenehm an Kenntnissen bereichern.

Ein junger Doctor Rothe, Hausfreund der Familie von Dolberen in der rheinischen Stadt N. — wahrscheinlich Köln —, verliebt sich in das junge schöne Töchterchen Hedwig, das er schon als elfjähriges Kind kennen gelernt und mit Puppen beschenkte, worauf sie ihm sagt, sie wolle dereinst seine Frau werden, er möchte ihr ein schönes Haus und eine Equipage kaufen. Der verliebte Doctor geht auf den kindlichen Scherz ein, nennt Hedwig seine Braut und faßt darauf ernstliche Hoffnungen für die Zukunft. Er hat zwar auch sein Fräulein Bertha Eckert, Tochter eines reichen Kaufmanns, schon als Kind liebgewonnen — sie wohnte in seines Vaters Nachbarhause — und mit ihr täglich einige Zeit gespielt und gescherzt, aber das war nur eine nachbarliche Freundschaft, wobei die Kinder an weiter nichts dachten; auch wollte Fräulein Bertha ihrer alten jungfräulichen Tante nachfolgen, sich nicht verheirathen und nach ihrem Tode dasselbe Stübchen nach dem Garten heraus beziehen. Diese Jugendfreundschaft wird auch in spätern Jahren forterhalten, nachdem der Doctor Hedwig von Dolberen liebgewonnen hat. Aber Hedwig muß nach den Schuljahren eine Pension in einer entfernten Stadt beziehen und so entstand unter Thränen und Seufzern die erste Trennung. Sehr interessant und nicht ohne Belehrung ist eine Cur in dem Institut, welcher Hedwig unterworfen wird, weil sie als verwöhntes Kind nur Süßigkeiten und keine andere nahrhafte Kost genießen will; sie gelingt vollkommen, aber mit dem Lernen will es gar nicht vorwärts gehen, denn sie liest im geheimen lieber einen Roman als ein wissenschaftliches Buch. Ihr Vater, Herr von Dolberen, ist zum zweiten male an eine bürgerliche Dame verheirathet, die er hauptsächlich der Pflege wegen erwählte, denn er besitzt nur einen Arm. Dabei ist er sehr stolz auf sein „von" mit dem fünfzinkigen Wappen und auf den Besitz seiner 60000 Thaler. Seine einzige Tochter Hedwig ist aber sein höchstes Gut; daß das schöne Kind dereinst eine glänzende Partie machen, womöglich zur Gräfin oder Herzogin avanciren soll, dies ist der einzige Gedanke Dolberen's. Eine wissenschaftliche Bildung besitzt er nicht, sein Geisteshorizont ist sehr beschränkt und die tägliche Gewohnheit in den kleinlichsten Dingen ist ihm höchste Lebensregel. Seine zweite Gemahlin ist eine gutmüthige Dame, welche ihre Stieftochter so innig liebt, als wäre sie ihr geliebtes Kind; dabei erträgt sie die sonderbaren Gewohnheiten und Launen ihres Gemahls mit Geduld und Ergebung. Doctor Rothe's Vater stirbt frühzeitig, ein inniges Familienverhältniß hat in dem Hause nicht stattgefunden, desto mehr schließt er sich der Dolberen'schen Familie an, wo zwischen den Ehegatten zwar auch nicht die schönste Harmonie herrscht, aber Heinrich Rothe wird durch die Sehnsucht nach dem Besitz der schönen Hedwig an dieses Haus gefesselt. Als man ihre Rückkehr aus dem Erziehungsinstitute erwartet, wird im November 1849 die Mobilmachung in Preußen befohlen. Da jeder wehrhafte Mann in diesem Staate bis zum vierzigsten Jahre Kriegsdienste thun muß, so kann sich auch der junge Doctor dieser Pflicht nicht entziehen; er muß marschiren, denn es hieß damals, „Krieg zwischen Norddeutschland und Süddeutschland ist unvermeidlich, Preußens Ehre ist angetastet und muß gerettet werden". Es hieß, Preußen wolle die deutsche Union gründen, das Hessenvolk gegen Hassenpflug beschützen und Schleswig-Holstein zu Deutschland erhalten. „Und doch", sagt der Verfasser des Romans, „wie sehr berechtigte die jüngste Vergangenheit zum Zweifel. Hatte sich doch Preußen, nachdem bereits seine Truppen in Hessen eingerückt waren, in Wien am 4. November bereit erklärt: die Unionsverfassung auch gegen den Widerspruch des Fürstencollegiums aufzugeben, in Kurhessen, wo die Truppen nur «aus Versehen» eingerückt, jeder feindlichen Begegnung mit den Süddeutschen vorzubeugen und militärische Maßregeln der Coalition gegen die Herzogthümer nicht zu stören. Darauf wurde am 6. November die Mobilmachung befohlen. Während einem Theil der Nation dies als ein Ausdruck der Sympathie von seiten Preußens für die deutsche Sache der Freiheit erschien, betrachteten andere die Sache als eine rein preußische, als eine Frage der Cabinetspolitik, mit der die Stimmung der Nation wenig zu schaffen hat, beide Theile aber einten sich sehr bald in der Ueberzeugung, daß die gewaltige Rüstung damals eine durchaus nutzlose und zwecklose sei, daß Millionen vergeudet wurden, um einmal waffenklirrend mit dem Fuße auf den Boden zu stampfen — und weiter nichts. Vielleicht deckt in Zukunft ein veröffentlichtes Portfolio auf, was und wie man derzeit in den Cabineten von Petersburg, Wien, London und Berlin verhandelte, möglich, daß dann das Unsinnige und sich Widersprechende in dem Verfahren preußischerseits etwas aufgeklärt, möglich, daß es in seiner ganzen Schmach und Erbärmlichkeit erst recht ans Licht tritt." Nach diesem Raisonnement schildert der Verfasser die Stimmung der Truppen und das Lagerleben in charakteristischen Zügen. Er sagt: „Was auch die Organe einer gewissen Partei von dem allgemeinen Jubel, von Begeisterung und Kampfbegierde reden mochten, wir — inmitten einer bedeutenden gewerbreichen Stadt wohnend — haben nichts davon gesehen. Auch die gut preußisch Gesinnten zogen nicht freudig zum Kampfe, verließen nicht freudig Weib und Kind, Haus und Herd, sondern betrachteten den Dienst fürs Vaterland als eine harte Nothwendigkeit und gedachten mit gelindem Schauer des herannahenden Winters. Es war eben kein Achtzehnhundertunddreizehn damals, wie man glauben machen wollte, und die Zeit ist vorbei, wo das Volk in blinder Aufopferung für dynastische Interessen sich jauchzend in den Kampf stürzte, es fragt zum mindesten: wozu? weshalb? wohin? lauter Fragen, worauf damals niemand sichere Antwort zu geben wußte."

Auch Doctor Rothe war in stiller Wuth, seine ärztliche Praxis verlassen und den Feldzug mitmachen zu müssen. Daß aber nun in dieser Zeit Hedwig aus der Pension zurückkommt, während er abwesend ist, verursacht ihm große Schmerzen, denn er wußte, daß seine schöne Herzensblume nun bald vor aller Augen prangen würde, und er war dann in weiter Ferne. Der Abschied war bang und thränenschwer, und was er ahnt und fürchtet, das erfüllt sich leider gar zu bald. Hedwig kehrt in das väterliche Haus zurück, besucht Gesellschaften und Bälle — und wird die Braut des Hrn. Lieutenant von Malwitz. Fragt nicht, wie es zugegangen, sondern lest es selbst! Hr. von Dolberen ist befriedigt, denn die Malwitz gehören zur echten Vollblutrasse. Alle Mängel des eigenen Wappens wurden darü-

zugedeckt, und nicht umsonst war seines ganzen Lebens Mühen und Streben gewesen: dem einzigen Kinde wurde unbestritten und unbezweifelt eine Standesehre zu Theil, die in den Augen des Vaters von so immensem Werthe war und die ihm einzig und allein eine Stellung in der Gesellschaft zu sichern schien, wie sie nach seinen Begriffen von einem glücklichen Leben unerlaßlich war. Auch Hedwig ist durch den schönen Husarenlieutenant befriedigt und außerordentlich glücklich, denn sie schwelgt ja in dem süßen Gedanken, eine Freifrau von Malwitz zu werden. Während die glücklich Verlobten heiße Liebesküsse tauschen, erlebt Doctor Rothe alle Mühseligkeiten des Lagerlebens. Es werden uns daraus so detaillirte Berichte gegeben, daß man sie für Wahrheit halten muß. Bei Ankunft des Extrazugs in Friedberg stimmte die Musik die stolze Nationalhymne an: „Ich bin ein Preuße" u. s. w. „Was die Soldaten dabei dachten oder gar lästerlich aussprachen, und welche nagelneue Flüche der Oberst W. bei dieser Gelegenheit hören ließ, wird besser verschwiegen, um niemand Ungelegenheiten zu bereiten." Rothe erfährt bei diesen Widerwärtigkeiten die Verlobung Hedwig's und wird dadurch gänzlich aus seinen Himmeln der Hoffnung gestoßen; eine Reise nach Italien soll ihm Genesung bringen, die er nach Beendigung der Campagne antritt.

Auch die reiche Familie Eckert wird von harten Schicksalsschlägen heimgesucht; nach dem Tode des alten Fräuleins, bricht der Bankrott über das reiche Handelshaus herein, sodaß Bertha sich entschließt, Erzieherin zu werden und zu diesem Zweck die „Hamburger Hochschule für Damen" besucht. Bertha wird während ihrer Anwesenheit in Hamburg von Doctor Rothe aufgesucht und erlebt mit ihrem Jugendfreunde einige herzliche Scenen, aber wirkliche Liebeserklärungen erfolgen nicht; Heinrich reist in die Vaterstadt, Bertha aber wird Governeß bei einer Lordsfamilie in London.

Im von Dolderen'schen Hause hat glänzende Vermählung stattgefunden, das junge schöne Paar reist nach Paris, kehrt aber bald wieder zurück und wird der Glanzpunkt aller Gesellschaften und Bälle. Sehr bald aber verfinstert sich dieser glückliche Ehehimmel; der alte von Dolderen macht die Entdeckung, daß die Vermögensverhältnisse des Hrn. von Malwitz nicht auf solider Basis ruhen, und die junge schöne Frau hat schon in Paris die furchtbar traurige Erfahrung gemacht, daß ihr heißgeliebter Alfons ein — Spieler ist. Allerlei Kummer und Verdrießlichkeit entstehen aus einer nichtbezahlten Juwelierrechnung des Hrn. von Malwitz; selbst ihr Brautschmuck und andere Hochzeitsgeschenke sind erborgt. Es entstehen heftige Auftritte, Thränen werden von Hedwig geweint und an Doctor Rothe gedacht, während der Herr Lieutenant fluchend zum Spiele geht. Dolderen ist empört, daß seine Tochter einen Junker Habenichts geheirathet hat, der sich vor Schulden nicht retten kann und endlich seine Equipage verkaufen muß. Doctor Rothe, von seiner Reise zurückgekehrt, bemerkt die Spannung zwischen dem jungen Ehepaar, tritt Hedwig's Herzen näher und es entspinnt sich ein zartes Liebesverhältniß. Da ihr der hohlköpfige, spiel- und gelegentlich auch trunksüchtige Lieutenant immer mehr Kummer bereitet und sich flegelhaft grob beträgt, so verfällt die junge Frau, nach einem heftigen Auftritt, in ein lebensgefährliches Nervenfieber, wovon sie durch Doctor Rothe vermöge der Hydropathie geheilt wird; aber auch die heißersehnte Anwesenheit ihres geliebten Heinrich Rothe hat das Wesentlichste dazu mit beigetragen und ihr das Leben wieder reizend und wünschenswerth gemacht. Nach der Genesung nimmt Hedwig mit ihren Aeltern auf dem Lande Wohnung, wo sie einige heimliche Zusammentreffen mit Rothe hat, bei denen die Scheidung von Malwitz verabredet wird. Aber der alte Dolderen legt hiergegen sein Veto ein und sie muß wieder in das Haus ihres verhaßten Gemahls. Wie aber soll nach solchen Zwistigkeiten und groben Beleidigungen sich wieder ein erträgliches Verhältniß unter dem Ehepaar herstellen! Ganz unmöglich wird dies sein. Auch der Schwiegervater ist mit dem Herrn Lieutenant wegen der ruinirten Geldverhältnisse total zerfallen, er leiht ihm kein Geld mehr und so wird die Kluft immer größer; und da der Lieutenant die ehrlose Niederträchtigkeit begeht und sich bereit erklärt, in die Scheidung zu willigen, wenn er eine Summe von 10000 Thlr. erhält, so wird der Handel abgemacht und die Scheidung beschlossen, welche nach der gesetzlichen Frist vollzogen werden soll.

Um den fatalen Gerüchten und der bösen Leute Zungen zu entfliehen, nimmt die Dolderen'sche Familie im Weißen Roß zu Bingen Wohnung; von dort will man erst dann nach N. zurückkehren, wenn die Schwätzereien veraltet und verklungen sind. Hedwig hat ihrem geliebten Doctor Rothe die hochbeglückende Ehe zugesagt und correspondirt mit ihm von Bingen aus. Der herzbrechende Abschied beider Liebenden war zwar schwer, aber die Hoffnung, nach drei Jahren für immer vereinigt zu werden, hielt sie aufrecht. Rothe widmete sich den Studien und Hedwig den Vergnügungen. Wenn die Familie von Dolderen nach der Mittagstafel und nach der Siesta wieder hinaustrat in den Garten, um dort den Kaffee zu schlürfen, so saß regelmäßig dort, stets an demselben Platz, unter demselben Lindenbaum, vielleicht gar immer auf demselben Stuhl die höchst steife, lange, aber dennoch stattliche Gestalt eines Engländers, ein Buch in der Hand, eine Flasche Champagner neben sich. Er las ganz aufmerksam und bedächtig; nach einigen Tagen hatte die junge schöne Hedwig auf geschickte Art seine Aufmerksamkeit erregt, und man fand, daß der Stuhl des Lords zu seiner frühern Richtung einen Winkel bildete — sein Auge mußte jetzt durchaus, wenn er von seinem Buche aufsah, einen andern Punkt treffen, als die glitzernden Wellen des Stroms, er konnte nicht anders, er mußte nach der schönen jungen Frau hinsehen. Und hatte er früher nur selten nach dem Rheine hinausgeschaut und fast beständig ins Buch, so verhielt sich das jetzt ganz anders: er schaute selten ins Buch und fast beständig darüber hinaus. Aber der Engländer schaut nur und spricht nicht — zum Aerger der jungen, koketten Frau. Der gescheidte Wirth hat aber etwas gemerkt und vereinigt auf geschickte Art die Familie Dolderen mit dem Engländer zu einem Spaziergang. Hedwig triumphirt, sie träumt sich in die Equipage und in die schönen Wohnungen des reichen Lords und — was soll ich's näher berichten, sie gibt einem sie verehrenden Maler einen Korb und schreibt nur selten an Dr. Heinrich Rothe — endlich erhält dieser ein Schreiben mit den Schlußworten: unsere Liebe war ein Irrthum. Rasch eilt Rothe nach Bingen und erlebt den Schmerz, seine so heißgeliebte Dame seines Herzens an dem Arme eines andern zu erblicken. Unsere Liebe war ein Irrthum! schreibt er der treulosen, flatterhaften Kolette und eilt in seine Vaterstadt zurück, denn

. . . . was übrig blieb
Ist nicht der Thräne werth.

Rothe hegt von nun an nur die größte Verachtung gegen dieses leichtsinnige, geistlose Geschöpf. Hedwig wird die Gemahlin des Lords und in London getraut. Merkwürdiges Zusammentreffen! Bertha Eckert ist in der Lordsfamilie Governeß, wo Hedwig als Gemahlin einzieht. Dies erträgt aber Rothe nicht; er bittet und fleht brieflich zu seiner Jugendfreundin um Rückkehr in die Heimat. Da sich die Verhältnisse ihres Vaters gebessert haben, denn er ist Eisenbahndirector mit 3000 Thlr. geworden, so erfüllt sie die Wünsche Rothe's und ihrer Verwandten. Nach herzlichen Begrüßungen und dem innigen Zusammenleben freudiger Stunden erhält endlich Rothe das Geständniß von Bertha, daß sie ihn immer geliebt habe und — es erfolgt auch hier Verlobung und beseligende Hochzeit.

Das ist das befriedigende Ende dieses in guter Prosa geschriebenen Romans. Fast sämmtliche Charaktere und Situationen sind trefflich geschildert. Alle Lebensverhältnisse werden uns hier ganz der Wirklichkeit gemäß vorgeführt, die Ereignisse folgen sich natürlich aufeinander und die auftretenden Personen reden und handeln nach ihrem Temperament und aus ihrer Geistesbeschaffenheit. Zahlreiche Romanschriftsteller der neuesten Zeit waren und sind noch bestrebt, uns höchst sonderbare, oft ganz verrückte Charaktere und die verwickeltsten und überraschendsten Situationen

vorzuführen, um hierdurch etwas ganz Neues noch nicht Dagewesenes zu geben. Aller Unsinn und Wahnsinn der frühern Ritter- und Räuberromane wird von Harrison Ainsworth und andern überboten. Hier befindet man sich nicht mehr unter vernünftigen Menschen, auch nicht unter jenen Unglücklichen, welche unsere Irrenhäuser aufnehmen; sondern hier werden bestialische Wesen charakterisirt, die auch nicht einen einzigen menschlichen Charakterzug in sich bergen. Ein vernünftig denkender Mensch kann nur mit der größten Selbstüberwindung und dem furchtbarsten Widerwillen diese Romane einer demoralisirten und verrückten Phantasie zu Ende lesen. Die Mordthaten und abscheulichsten Laster häufen sich darin so, daß man selten eine Seite findet, auf der nicht die verworfensten Greuelthaten und wahnsinnigsten Situationen geschildert werden. Von dieser wahnsinnigen und phantastischen Geistesverwirrung ist der Verfasser des vorliegenden Romans ganz frei. Auch werden uns nicht schlüpfrig-wollüstige Scenen und sittenlose Raisonnements vorgeführt; sondern wir werden unter Menschen und Situationen versetzt, wie sie unsere Zeit täglich hervorbringt, und hierdurch wird der Roman zum treuesten Spiegelbild unsers geistigen und socialen Lebens. An einigen Stellen schreitet die Handlung etwas zu langsam vorwärts, ohne besonders interessante und belehrende Unterredungen zu geben; doch ist diese Verzögerung nicht so auffallend groß, um Langeweile zu erregen.

Auch über die Institute zur Frauenbildung erhalten wir einige wahre Aussprüche; der Verfasser sagt: „Was die Bildung der Frauen betrifft, so wird in unserer Zeit zweierlei verlangt. Erstens für solche, die Lehrerinnen werden wollen, eine Bildungsanstalt, wo sie nicht nur Kenntnisse erwerben, sondern Methode des Unterrichtens lernen, wo sie seminaristisch geschult werden. Der Kreis des zu Lernenden hat hier seine bestimmten Grenzen, ist der Cursus durchlaufen, so ist man fertig, die Lehrzeit abgelaufen, die Praxis beginnt. Eine dieses Nothwendige überragende Bildung kann immerhin damit verbunden sein, aber sie ist nicht absolut erforderlich. Ein solches Seminar ist aber durchaus nicht der Ort, wo dem zweiten Zeitbedürfniß genügt werden kann, der Anforderung derjenigen Frauen, die, gleichviel warum, eine allgemeine weitere Bildung erstreben, eine Bildung, die wir im Gegensatz zu jener seminaristischen vielleicht die literarische, ästhetische oder die wissenschaftliche nennen dürften. Es ist dies etwas so völlig anderes, beide Zwecke liegen so weit auseinander, daß ihre Vereinigung kaum jemals gelingen wird. Und nicht nur die Zwecke sind total verschieden, sondern auch die praktischen Einrichtungen können nicht dieselben sein. Die das Seminar Besuchenden werden durchgängig aus bescheidenen Lebensverhältnissen hervorgegangen und mittellos sein, und dem entsprechend muß absolut ein mäßiger Preis für die Aufnahme gestellt werden. In jenem andern Institute werden dagegen vorzugsweise die Reichern, den höhern Klassen Angehörigen vertreten sein. In ihnen ist zumeist das Bedürfniß nach einer höhern Ausbildung, als sie Schulen und Pensionen zu geben vermögen, lebendig, und zwar aus dem ganz natürlichen Grunde, weil sie allein Neigungen cultiviren können, die unter den Mühseligkeiten des Lebens fast immer erliegen oder zurückstehen müssen. In einem Institute für diese Frauen sind die Grenzen des zu Lernenden natürlich keine bestimmten, sie sind beliebig, werden durchaus nur von der Neigung, dem Verständniß bedingt. Die hamburger Hochschule sollte diese beiden Zwecke erfüllen; und nebenher lief noch der Gedanke, daß sie ein Asyl für unverheirathete Damen sein solle. Man verkannte den Zwiespalt, der dadurch entstehen mußte, und das Institut ging daran unter."

Da eine solche praktische Lebensanschauung und die oben erwähnten Vorzüge nur wenigen Romanschriftstellern zu eigen sind, so hielt es Referent für Pflicht, auf die bessern Eigenschaften dieses Romans aufmerksam zu machen. 38.

Osmanisches Liederbuch von Julius Hammer.

Unter dem Halbmond. Ein osmanisches Liederbuch von Julius Hammer. Leipzig, Brockhaus. 1860. 12. 1 Thlr.

Es ist in neuerer Zeit für die Einführung der orientalischen Literaturen in unser deutsches Schriftthum recht Nennenswerthes geleistet worden und wir haben es nicht unterlassen, wiederholt auf die betreffenden Leistungen in diesen Blättern aufmerksam zu machen. Die türkische Literatur allein blieb sehr vernachlässigt. Möchte daran der Mangel an unserm Geschmack congenialer Originalität derselben, oder irgendwelcher andere Umstand schuld sein, genug, die Thatsache ist nicht zu leugnen. Da tritt uns endlich diese schöne Gabe entgegen, für welche wir dem deutschen Bearbeiter, der sie uns bietet, gewiß recht dankbar sein müssen. Daß der feinfühlende und glückliche Dichter des „Schau um dich und schau in dich" sich einmal „unter den Halbmond" gestellt und was des Heiligen römischen Reichs einstige Erbfeinde in sich und um sich erschauen in seine edle Form gegossen, das kommt der verschmähten türkischen Dichtung gewiß sehr zugute. Allerdings hat er nicht an der Quelle selbst geschöpft und nicht in Stambul an den süßen Gewässern gesessen, und doch bietet er uns in goldener Schale Dichterperlen von höchstem Werth. Wir wollen nicht mit ihm rechten, daß er die mühsame Reise durch die Irrgänge der türkischen Grammatik und Lexikographie nicht selbst unternommen, daß er statt dessen sich an die Uebersetzungen gehalten hat, um aus ihnen den Stoff zu seinen so überaus geschickten Nachbildungen zu schöpfen. Er erwähnt dieses Umstandes gleich in der Einleitung, welche eine im ganzen recht zutreffende Charakteristik der osmanischen Poesie besonders im Zeitalter Suleiman's II. gibt, und wir wollen ihm gern und willig zugestehen, daß der ästhetische Werth seiner Dichtungen in keiner Weise dadurch verloren, sondern vielleicht eher noch gewonnen hat, da er den schwülstigen Ballast der oft so ermüdenden üblichen Tiraden über Bord geworfen. So hat sich denn Hammer lediglich an den Geist der osmanischen Poesie gehalten, der freilich in dieser spätern Zeit sich in fast nichts von dem der spätern arabischen und persischen Kunstpoesie unterscheidet. Liebe, schwarze Locken, rothe Lippen, Augenbrauen und ähnliche an sich gewiß recht schöne Dinge sind und bleiben der Gegenstand, um den sich alles dreht, und der nach den verschiedensten Seiten hin dichterisch ausgebeutet wird. Die einzige Ausnahme hiervon machen das sechste und siebente Heft, deren erstes Gedichte meist mystisch-speculativen Inhalts und deren letzteres 56 Sprüche enthält, unter denen sich allerdings Perlen von bleibendem Werthe finden. Hier erheben sich die Dichter über das eben erwähnte althergebrachte Niveau der sinnlichern Lyrik zu den reinern und lichtern Höhen einer wirklichen Lebens- und Weltanschauung, die freilich einerseits an die Lehren der koranischen Dogmatik, andererseits an die überschwenglichen Phantasien der Mystik gekettet ist, innerhalb dieser Fesseln jedoch immer eine nicht zu leugnende Höhe erreicht. Wir machen auf das Gedicht (S. 127), eins der schönsten in der Sammlung, aufmerksam:

In einer winz'gen Kapsel fand
Ich einen reinen Diamant;
In einem Farbenbüchschen klein
Sah ich ein Meer voll hellen Schein.
Kannst du mir's deuten?
Die Kapsel ist des Menschen Keim, die Hülle,
Drin blitzt als Diamant des Daseins Fülle;
Und des Gehirnes Büchschen schließet ein
Erkenntniß, jenes Meer von hellem Schein.
So sollst du's deuten.

Vor zwölf der Monden mir erschien
Ein Greis, wie drückte Schwachheit ihn!
Und nun ich nahm ihn wieder wahr,
Wie stellt' er jung und keck sich dar!
Kannst du mir's deuten?

Der Greis ist Satan in des Menschen Leibe;
O glaubt nicht, daß er alt und schwächlich bleibe!
Stets jünger wird und kräftiger gedeiht,
Von Blut genährt, der Geist der Lüsternheit.
So sollst du's deuten.

An einer finstern Kerkerwand
Saß ein Gefangner wuthentbrannt;
Mit einer Fessel starkem Zwang
Des Tollen Hals ohnmächtig rang.
Kannst du mir's deuten?
Der Tolle, der im Kerker eingeschlossen,
Es ist der Zorn, ins Menschenherz ergossen;
Die Fessel, die in starker Gliederung
Den Hals ihm bindet, ist die Mäßigung.
So sollst du's deuten.

Ein Wesen wallt' in Lebensschein,
Doch Asch' und Staub war sein Gebein;
Jetzt aber ist es todt nicht mehr,
Warm athmend wandelt's frei einher.
Kannst du mir's deuten?
Das Wesen, das nur scheint, als ob es wäre,
Es ist der Mensch, der müßig-liebeleere;
Die gute That zu seiner Nächsten Glück,
Sie gibt das wahre Leben ihm zurück.
So sollst du's deuten.

Für die besten, unserer ganzen Bildung am meisten entsprechenden Dichtungen müssen wir aber doch die Sprüche erklären, welche allemal in zwei Versen eine höhere Wahrheit, oder eine Lebenserfahrung, Anschauung aussprechen. Diese Spruchpoesie ist und bleibt nun einmal das alte Erbtheil des Morgenlandes. Der Leser wird es dem Verfasser der vorliegenden Sammlung vielen Dank wissen, daß er auch von dieser Poesiegattung so gut ausgewählte Proben ihm vorgeführt hat.

In jedem Fall darf man diesem osmanischen Liederbuch einen recht weiten Leserkreis wünschen, dem es ein doch ziemlich treues Bild von dem Geist der osmanischen Poesie sicher gewähren wird. 41.

Elsaß und Lothringen.

In einem Aufsatz: „Les prétentions de l'Allemagne sur l'Alsace et la Lorraine", enthalten in der Lieferung der „Revue contemporaine" vom 15. August, tritt A. Lefaivre gegen diejenigen deutschen Patrioten auf, welche bemüht sind, die Thatsache, daß Elsaß und Lothringen einst deutsche Reichslande gewesen, in dem Gedächtniß der deutschen Nation nicht erlöschen zu lassen. Er versichert, daß nirgendwo der (französische) Patriotismus so energisch entwickelt, nirgendwo die Nationalehre Frankreichs besser gewahrt sei, als gerade im Elsaß. „Ohne Zweifel", sagt Lefaivre, „die Elsasser sprechen deutsch; das Französische hat in ihrem Munde etwas Fremdartiges. Aber in den Herzen, nicht auf der Zunge sitzt die Hoffnung des Landes. Die Nationalität ist keine Sache der Accentuation oder der Syntax, und den guten Bürger beurtheilt man nicht nach der Richtigkeit der Sprache." Da nun die Bande der Zuneigung die stärksten und legitimsten von allen seien, so begreift er nicht, daß sich unter den Deutschen noch Leute finden können, welche fortfahren, das Elsaß im Namen Deutschlands zurückzufordern. Allerdings wird auch von Deutschen selbst bestätigt, daß gerade im Elsaß das niedere Volk für die Soldateska am meisten schwärme, daß hier der Cultus des französischen Waffenruhms am meisten gepflegt werde, gemäß jener deutschen Landsknechtsnatur, welcher es gleichgültig ist, unter welchem Banner man sich rauft und soldatische Ehre erwirbt. Dabei hat man aber doch das Deutschthum nicht ausrotten können, wiewol der Volksunterricht seit 1848 durchweg und neuerdings selbst der Religionsunterricht mit Einschluß der biblischen Geschichte in den Primärschulen französisch ist, trotz des Widerstrebens der germanisch gesinnten Landgeistlichkeit. Aber während Victor Hugo früher einmal dreist behauptete: „Dieses ganze Rheinland liebt uns, ich hätte fast gesagt, erwartet uns", fand P. Scudo auf einer nicht viele Jahre später unternommenen Reise längs des Rhein, daß man selbst im Elsaß noch sehr treu an den alten deutschen Gewohnheiten hänge und so wenig französisch spreche als möglich.

Der jetzige Herrscher von Frankreich selbst hat es seinen Zwecken für gemäß gehalten, das Nationalitätsprincip zum obersten Grundsatz der Politik zu erheben, und wenn jemals die Zeit käme, wo die Elsasser sich auf ihre Deutschheit zurückbesännen und ihren Rückfall an Deutschland forderten, so wird Frankreich, falls es nicht seiner Verlogenheit abermals ein schlimmes Zeugniß ausstellen wollte, sie nicht halten können. Lefaivre scheint wie die meisten Franzosen nicht zu wissen oder sich nicht darum zu kümmern, durch welche schnöde Liste und betrügerische Kniffe und Pfiffe sich Frankreich in den Besitz jener ehemaligen deutschen Reichslande zu setzen gewußt hat, worüber sie in der von Adolf Schmidt herausgegebenen Schrift: „Elsaß und Lothringen. Nachweis wie diese Provinzen dem deutschen Reiche verloren gingen" (Leipzig, Veit, 1859), haarsträubende Dinge lesen können. Bei uns in Deutschland wagt kein redlicher Geschichtschreiber, die Theilung Polens in Schutz zu nehmen, den meisten französischen Geschichtschreibern dagegen erscheint alles gerechtfertigt und sittlich, was zur Macht- und Ruhmeserhöhung Frankreichs beitrug, und die größte Gewaltthat wie den abgefeimtesten Betrug wissen sie mit einem künstlich gewebten Schleier zuzudecken oder sophistisch zu beschönigen, ja das Unrecht von sich dem unrechtlich Beschädigten zuzuschieben und immer nur zu thun, als ob man die Unschuld selbst sei. So auch Thiers in seiner berühmten „Histoire du consulat et de l'empire", von welcher jüngst in der „Edinburgh review" bemerkt war: „Der hervortretendste Charakterzug in sittlicher Beziehung, welcher fast durch jeden Band dieses Werks hindurchgeht, ist die Verleugnung des großen Princips von Recht und Pflicht.... Was dem ersten Napoleon zu thun beliebte, das wird gemeinhin in Thiers' Geschichte als das Höchste, was überhaupt gethan werden konnte, hingestellt. In diesem Schmelztiegel wird fast jedes Princip von Recht und Unrecht aufgelöst" u. s. w.

In demselben Hefte der „Edinburgh review" wird des Grafen d'Haussonville vierbändige und wie es scheint recht unparteiische „Histoire de la réunion de la Lorraine à la France" ausführlich besprochen, um vor der Vergrößerungssucht Frankreichs zu warnen. „Durch diese und ähnliche Aneignungen", sagt der Reviewer, „ist das französische Gebiet geworden, was es jetzt ist; und durch dieselbe Aneignungs- und Verschmelzungspolitik, die durch eine Reihe von Zeitaltern und unter verschiedenartigen Regierungen beharrlich verfolgt wurde, trachtet Frankreich noch immer, seine Besitzungen auf Kosten seiner Nachbarn auszudehnen." In Paris ist vor kurzem eine als halbofficiell zu betrachtende, von oben gutgeheißene Broschüre aus der Feder E. Dentu's erschienen, in der, wie wir in dem deutsch-belgischen Wochenblatt „Der Pangermane" lesen, ganz schamlos behauptet wird: „Wir haben nicht weniger als zwei Drittel der preußischen Rheinlande, Rheinbaiern und ungefähr ein Drittel des Großherzogthums Hessen zu nehmen", und: „Man gebe Frankreich, was es verlangt, und es wird sich für lange Zeit in Europa nur um seine innere Politik zu kümmern haben; der Rest wird ihm von selbst zuwachsen." (!) Man erkennt jetzt so deutlich als möglich, daß alle Umwälzungen in Frankreich seit 1815 nicht den vorgeschützten Zweck gehabt haben, constitutionelle Freiheiten zu begründen, sondern dem erobernden und annectirenden Bonapartismus zur Herrschaft zu verhelfen. Auch Lefaivre nennt die Verträge von 1815 ein Werk des Hasses und der Ungerechtigkeit, „que tout bon Français doit maudire et vouer à l'exécration"; er bemerkt, daß Preußen 1815 dahin gearbeitet habe, ganze Provinzen von Frankreich loszureißen, und daß, als dies nicht geschehen, Hardenberg erklärt habe: „Bald vielleicht wird Europa seine Unklugheit zu bereuen haben. Preußen, nachdem es alle Anstrengungen gemacht, die Gefahr zu beschwören, erklärt sich

nicht verantwortlich für die Folgen, die es für die Zukunft voraussieht." Diese Prophezeiung sei im Jahre 1815 unbeachtet geblieben, aber man werde nicht leugnen können, setzt Lefaivre naiv hinzu, daß das Jahr 1860 diese Prophezeiung gar nicht so unberechtigt erscheinen lasse. H. M.

Notizen.

Die Geschichte von der gubener Riesenbaßgeige.

In einem manches Interessante enthaltenden Aufsatz: „Geschichte der vereinten Bestrebungen der Herzoge von Sachsen-Merseburg und des gubenschen Raths eine Hochschule in Guben zu stiften" (vgl. Osterprogramm des gubener Gymnasiums), thut der Prorector Sauße auch der gubener Riesenbaßgeige Erwähnung, welche in der Länge vier gubensche, d. h. mehr als vier berlinische Ellen maß und mithin die größte des Heiligen römischen Reichs deutscher Nation war. Herzog Moritz Wilhelm hatte auf sie sein Auge geworfen, die Gubener aber wollten sie nicht fahren lassen, denn sie bildeten sich auf ihren Besitz schrecklich viel ein. Sauße vermuthet sogar, vielleicht jedoch nur scherzweise, daß die Unterhandlungen wegen Errichtung einer Hochschule in Guben infolge der Baßgeigenangelegenheit in Stocken geriethen. Zur Gemüthsergötzung unserer Leser erlauben wir uns einiges aus der Erzählung Sauße's hier mitzutheilen, zuvörderst folgenden charakteristischen Brief eines gewissen Immanuel Lauterbach, der im Namen des Herzogs mit den Gubenern unterhandelte. Das Schreiben lautet:

„Wohl Edler, Wohl Ehrenvester, Großachtbarer, Wohlgelahrter und Wohlweiser, Insonders hochgeehrter Herr Bürgemeister, sehr wehrter Freünd!

Wann derselbe nebst denen Lieben Seinigen sich wohl auffbefindet, soll es mier Zuvernehmen sehr angenehm seyn, und weil ich nur gestern von Dobrilug nacher Hause gekommen, alldort aber bey der Hoffstatt in sichere Erfahrung gebracht, was maßen Ihr. HochFürstl. Durchl. von einer Zu Guben in der Kirche wahrgenommenen Violon, oder großen Paßgeige, offters sprechen, und selbige gegen ein aeqvivalent Zuhaben sonderbahres Verlangen trügen; So habe Mss. Hern Bürgemeister, als einem vor andern mier bekannten guhten Freunde, solches Zueröffnen nicht Umgang nehmen können, Zu deßen und seiner HErn Collegen Ueberlegung überlaßende, ob Sie nicht, sowohl Ihr. Hoch Fürstl. Durchl. hierinnen Zuvergnügen, als auch sich eine merite Zumachen, solche violon vor regen und Sonnen Schein wohl verwahrt, nebst derjenigen Person, so selbige gestrichen, nächstens nacher Dobrilug Zuübersenden sich entschließen wollten. Es gehöre nun dieselbe der Kirche, oder dem Kunstpfeiffer Zu! So versichere, daß nicht nur eine andere dafür gegeben, sondern auch alles wohlvergnügt werden wird, welches im vertrauen und wohlmeinend habe hinterbringen sollen, unter göttl. Schutz Empfehl allstets verharrend

M. HHn. Bürgemeisters und
sehr wehrten Freündes

Lübben in Eyl — dienstwilligster
den 5 Augusti 1718. — Immanuel Lauterbach. mp.

P. S. — Aeußere Aufschrift:
An seine HHn. Collegen bitte üm einen dienstl. Gruß. — A Monsieur Monsieur Scuhr, Maiter de Bourgois de Gouben bien renommé; Mon tres honnoré Amy
In dessen Abwesenheit von denen andern HErn. Bürgemeistern Zueröffnen. — à Gouben."

Sauße fährt hierauf fort:

„Damals ging indeß jede Angelegenheit, auch die unbedeutenste, ihren sehr bedächtigen Gang; um wie viel mehr Umsicht und Ueberlegung erforderte die überaus wichtige Frage wegen der Riesenbaßgeige. Der Bürgermeister Martin Schuhr war im December 1718 gestorben. Im März 1721 nahm, wie Kletschke anmerkt, der Rath zufolge des erwähnten Briefs von Merseburg eine amtliche Verhandlung auf, in welcher erstens das Dasein der Riesenbaßgeige von Amts wegen festgestellt, zweitens das Recht der Stadt Guben jene zu besitzen auf die gründlichste rechtskundliche Weise nachgewiesen, drittens Bedenken erhoben ward wegen der Gefährlichkeit, einen solchen in seiner Art einzigen Schatz, den die Bürgerschaft behalten zu wollen sehr starrsinnig erklärt hatte, von hinnen ziehen zu lassen. Endlich Mitte Juli 1722 beschloß der Rath im Einverständnisse mit der Bürgerschaft, die Riesenbaßgeige als Geschenk dem Herzoge zu verehren. Sie ward in einen hölzernen Kasten wohl verpackt auf einen vierspännigen Wagen geladen, die Spieltreppe obenauf gesetzt, und zu beiden die unentbehrliche Person des Streichers. Ein Stadtrichter und dessen Schreiber in einer nachfolgenden Kutsche begleiteten, ein Hauptmann der Schützengilde und sechs mit Seitengewehren und scharf geladenen Büchsen bewaffnete Schützen bewachten und schirmten die gen Merseburg reisende Baßgeige, das sie nach elf Tagen glücklich erreichte."

In der Geschichte der kleinern deutschen Städte, und nicht blos der kleinern, liegt noch unendlich viel Stoff zu lustigen Erzählungen und komischen Heldengedichten; und auch Sauße meint: „Schade, daß Anastasius Grün diese kostbare Geschichte nicht gekannt hat. Er würde sie vielleicht seinen «Nibelungen im Frack» eingewebt haben." Im übrigen besteht, wie Sauße anführt, ein in Guben verfaßtes lateinisches Gedicht mit dem Titel „Paris et Helena", welches die Geschichte der gubener Riesenbaßgeige in scherzhafter Weise behandelt.

Musik und musikalische Kritik.

Die erste Julinummer der „Revue contemporaine" enthält einen ausführlichen Bericht über Riehl's „Musikalische Charakterköpfe" von Albert Lefaivre, der zuvörderst hervorhebt, wie die Musik in Frankreich nur im Besitz einiger wenigen, eine aristokratische Kunst und fast gänzlich auf die Hauptstadt beschränkt sei, eine Dienerin des Luxus, ein Mittel, die Zeit zu vertreiben. Ganz anders bei dem Deutschen: „Dieser, von Natur nicht sehr mittheilsam, hat für die Annehmlichkeiten der Gesellschaft wenig Sinn. Die Musik allein kann sein eisiges Wesen zum Schmelzen bringen, ihn aus seiner Vereinzelung heraustreiben und ihm Ausdehnung geben. Daher jene Männerchöre, jene Concerte, in denen sich die Deutschen auszeichnen und welche das Hauptelement, die Grundlage aller gesellschaftlichen Vereinigungen bilden." Und was die deutschen Männerhöre betrifft, so sagt er: „Keiner der Mitwirkenden hat den Ehrgeiz, seine Stimme selbständig geltend zu machen und den Reichthum seines Organs in den Vordergrund zu bringen; alle streben nur danach, aufs innigste in eine Masse homogener Töne zu verschmelzen. Die Chöre unserer Opernbühnen bieten selten die gleichen Eigenschaften." Lefaivre zeigt nun, wie selbstverständlich es sei, daß eine so populäre Kunst für die deutschen Denker ein Gegenstand des Nachdenkens wurde und zwar um so mehr, da gerade auf diesem Gebiete der Deutungskunst und der Phantasie der weiteste Spielraum geöffnet sei. Dem Verfasser der „Musikalischen Charakterköpfe" rühmt er nach, daß er zuerst der musikalischen Kritik eine culturhistorische Grundlage gegeben habe; schließlich aber spricht er sich entschieden gegen die Ueberhandnahme der „musique savante" aus. Das Publikum suche in der Musik keine Begriffe, keinen historischen Unterricht, keine Lösung socialer Fragen, keine Tugendpredigt: „Bénie soit la musique inintelligente!" Treibe man es zu arg mit der wissenschaftlichen Tonkunst, mit der „cacophonie humanitaire", so werde das Publikum überhaupt von keiner Musik mehr etwas wissen wollen, welche irgendeine Idee ausdrücke, sondern sich ausschließlich an der „musique simple et mélodieuse" zu berauschen suchen. Sehne man sich bei dem Anhören dieser „oeuvres cosmogoniques" unserer Tage nicht oft zurück nach der Zeit, wo die Musik noch naiv war und ihren Naturtriebe folgte? Wir für unsere Person wollen uns als Laie in diesen Streit über die Aufgabe der Musik nicht einmischen, müssen aber doch bemerken, daß Lefaivre der Kunst jedenfalls einen zu niedern Standpunkt anweist, wenn er von ihr —

allgemeinen und speciell auch von der Poesie behauptet, daß sie unsern Kenntnissen nichts hinzufüge, daß sie nur die Aufgabe habe, zu ergötzen, zu erregen, zu begeistern, zu entzücken — wie viel mehr die Musik, deren Feld viel weniger ausgedehnt, deren Hülfsquellen unendlich beschränkter seien. Ja, er geht sogar so weit, den Satz aufzustellen, daß Wahrheit und Irrthum für die Poesie gleichgültig seien; sie bemächtige sich ihrer, ohne sie zu unterscheiden. Geht uns aber nicht mit jeder neuen Statue, die man aus dem Schos der Erde gräbt, mit jedem neuen antiken Gebäude, das man aus der vulkanischen Asche scharrt, ein neues Licht über das Alterthum auf? Und welche Lücken, welche wüste Stellen würden unsere Kenntnisse, unsere Gedankenwelt, die Welt unserer sittlichen Begriffe aufweisen, wenn wir nicht die „Weisesten der Weisen", die Dichter gehabt hätten, von Homer und Sophokles bis auf Shakspeare und Goethe? Oder würden so viele Tausende von Commentaren über sie geschrieben worden sein und zwar meist von Männern, die eher alles andere waren als Poeten, wenn nicht gerade in den Werken der Dichter ein so ungeheuerer Reichthum von Gedanken, Begriffen und Kenntnissen steckte? Uebrigens spendet Lefaivre schließlich dem Riehl'schen Buche gerade deshalb großes Lob, weil es nicht so langweilig sei wie die gelehrte Musik: „Au contraire, c'est à titre de récréation qu'il se recommande. C'est une oeuvre d'imagination et de sentiment." Wir erwähnen hierbei, daß ein Verehrer der deutschen classischen Musik, P. Scudo, der Verfasser des musikalisch-ästhetischen Romans „Le chevalier Sarti", eine zweite Sammlung seiner in der „Revue de Paris" und in der „Revue des deux mondes" erschienenen Aufsätze unter dem Titel „Critique et littérature musicale" herausgegeben hat. Die erste erschien vor etwa 10 Jahren. Es geschieht in Frankreich viel häufiger als gegenwärtig in Deutschland, daß namhafte Journalisten nach einer gewissen Zeit ihre bereits in Zeitschriften erschienenen bessern Aufsätze in Form eines Buchs wiederabdrucken lassen, was doch zu beweisen scheint, daß das gebildete französische Publikum seinen Schriftstellern anhänglicher ist, als das deutsche, und Bücher schon deshalb kauft und liest, weil ihnen die Firma eines beliebten Autornamens vorgedruckt ist. Die Scudo'sche Sammlung verdient übrigens um so mehr die Theilnahme deutscher Musikfreunde, da darin auch viel von berühmten deutschen Tonkünstlern die Rede ist.

Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Englische.

Zu den poetischen Gattungen, in denen sich die Deutschen auch schon früher ausgezeichnet haben, gehört unter anderm das Kirchenlied, die religiöse Dichtkunst. Freilich steht diese Gattung gegenwärtig in Deutschland selbst bei den eigentlich literarisch Gebildeten in so geringem Ansehen, daß die meisten Literaturgeschichtschreiber (Paul Möbius z. B. gehört zu den Ausnahmen) es gar nicht einmal für nöthig halten, von ihr und ihrer Bedeutung zu sprechen oder die wenigen, die sie heutzutage für einen kleinern Kreis etwa noch anbauen, irgend zu berücksichtigen. Diese in den tonangebenden Kreisen Deutschlands eingetretene Gleichgültigkeit oder vielmehr Animosität gegen das christlich-religiöse Lied, aus dem vormals Millionen von Protestanten ihren Trost, ihre Erbauung, ja fast den Hauptbestandtheil ihrer geistigen Nahrung schöpften und das in Blüte stand als die weltliche Dichtkunst nur taube Knospen trieb, deutet auf eine ungeheuere auf geistigem Gebiete vorgegangene Umwälzung in Deutschland, deren Folgen noch gar nicht abzusehen sind. Inzwischen haben die Engländer angefangen, die so reichhaltige Mine des geistlichen Liederschatzes der Deutschen auszubeuten. Die aus Uebersetzungen deutscher Kirchenlieder bestehende „Lyra Germanica" von Katharina Winckworth hat, wie wir schon früher erwähnten, eine zweite Auflage erlebt, eines kleinern Auszugs daraus: „Hymns from Lyra Germanica", nicht zu gedenken. Eine Art Seitenstück hierzu bildet die „Lyra domestica: christian songs for domestic edification. Translated from the psaltery and harp of C. J. P. Spitta, by *Richard Massie*." Wie schon der Titel besagt, ist dies eine Uebersetzung von Spitta's Liederbuch „Psalter und Harfe", das in zahlreichen Auflagen auch in Deutschland in den Kreisen, die noch religiöse Ueberzeugungen hegen, und namentlich auf Schulen weitverbreitet ist. Die „Scottish Press" zollt dem Uebersetzer großes Lob: „Massie, der schon früher durch seine Uebersetzungen aus dem Dehtschen sich einen guten Namen erworben (sagt das schottische Blatt), hat für den Gebrauch englischer Conventikel eine bewundernswerthe Bearbeitung von Karl Spitta's «Psalter und Harfe» veranstaltet. Wir sind ihm für ein so wohlgerathenes Werk den besten Dank schuldig; die Uebersetzung ist frei und fließend, bringt aber dabei die charakteristischen Eigenschaften des Originals mit gutem Erfolge zur Geltung. Wir haben diejenigen Lieder, welche schon früher in der «Lyra Germanica» erschienen, mit den Uebersetzungen der Miß Winckworth, welche unmöglich zu übertreffen sind, verglichen, und fanden sie kaum weniger gerathen als diese." Ueber den Inhalt und Ton der Spitta'schen Lieder spricht sich die „Scottish Press" mit großer Begeisterung aus; ja sie geht wol zu weit, wenn sie Spitta's Lieder über Luther's und Paul Gerhardt's Gesänge stellt, die sie in sehr wesentlichen Beziehungen doch nicht erreichen, wenn sie auch dem jetzigen Geschmack entsprechender, vielleicht selbst „more thoughtful" und daher auch „for social and domestic use" passender sein mögen.

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß der Buchhändler John Crusden Hotten eine literarische Curiosität: „The book of vagabonds and beggars" mit einem Lexikon erscheinen ließ, „übersetzt", wie ein londoner Correspondent des „Magazin für die Literatur des Auslandes" bemerkt, „aus dem Deutschen, in welcher Sprache es, nach Notizen in englischen Zeitungen, zuerst Dr. Martin Luther (?) geschrieben haben soll." Das im „Magazin" dem Namen Luther hinzugesetzte Fragezeichen drückt sicherlich einen Zweifel an der angeblichen Autorschaft Luther's aus. Gewiß ist das englische Buch eine Uebersetzung des für die Kenntniß der deutschen Bettlerzustände zu Anfang des 16. Jahrhunderts wichtigen und allerdings nicht von Luther geschriebenen, aber unter andern auch von ihm mit einer besondern Vorrede herausgegebenen Buchs „Liber vagatorum" von dem Basler Pamphilus Gengenbach, dessen selten gewordene Schriften Karl Goedeke gesammelt und 1856 bei Rümpler in Hannover herausgegeben hat. Ein getreuer Abdruck desselben nebst Angabe der vollständigen Literatur findet sich im Avé-Lallemant's trefflichen Werke „Das Deutsche Gaunerthum" (Leipzig, Brockhaus), I, 136—206.

H. M.

Bibliographie.

Dumar, V., Charakteristische Züge aus dem Leben Pius IX. Aus dem Französischen. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 10 Ngr.

Elsässer, A., Gabriel Adler, weil. Bezirksrabbiner in Oberdorf, ein Lichtbild. Eßlingen, Weychardt. Gr. 8. 5 Ngr.

Gayette, Jeanne Marie v., Jacobäa von Holland. Ein culturhistorischer Roman. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Marbach, O., Das Jubiläum der Universität Leipzig nach 450jährigem Bestehen am 2. December 1859. Auf Grund authentischer Quellen beschrieben. Leipzig, Lehmann. Gr. Lex.-8. 1 Thlr.

Munch, A., Leid und Trost. Nach der 5ten Original-Auflage aus dem Norwegischen übersetzt von F. von K. Mit dem Porträt und einem Vorwort des Dichters. Berlin, Haude u. Spener. 16. 1 Thlr.

Rüstow, W., Geschichte des ungarischen Insurrectionskrieges in den Jahren 1848 und 1849 mit Karten und Plänen. 1ste Abtheilung. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Segesser, A. Ph., Neun Jahre im Großen Rathe des Kantons Luzern, 1851—1860. Schaffhausen, Hurter. Gr. 12. 8 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Drei Schul-Karten vom Königreich Sachsen.

Für den Gebrauch der Schüler beim Unterricht in der vaterländischen Geographie bearbeitet von

Henry Lange.

Quer-Folio. 8 Ngr.

I. Karte des Königreichs Sachsen.
II. Die Flussgebiete im Königreich Sachsen.
III. Höhenschichten-Karte des Königreichs Sachsen.

Diese drei Karten (die auch einzeln zu 3 Ngr. zu haben sind) verdienen die weiteste Verbreitung, da sie unbedingt die besten und zugleich sehr wohlfeil sind. Uebrigens sind dieselben nicht aus dem kürzlich von demselben Kartographen begonnenen grössern Atlas Sachsens entnommen, sondern selbständig bearbeitet.

Letzterer erscheint in demselben Verlage unter folgendem Titel:

Henry Lange's Atlas von Sachsen. Ein geographisch-physikalisch-statistisches Gemälde des Königreichs Sachsen. Zwölf Karten nebst erläuterndem Text.

In drei Lieferungen zu 4 Karten nebst Text. Folio.

Subscriptionspreis jeder Lieferung 1 Thlr. 20 Ngr.

Mit diesem Kartenwerke von hoher wissenschaftlicher wie praktischer Bedeutung liefert der durch seine geographischen und kartographischen Arbeiten bekannte Verfasser meist auf Grund amtlichen Materials zum ersten male eine vollständige kartographische Darstellung der staatlichen wie der Bodenverhältnisse des Königreichs Sachsen. Dasselbe besteht aus folgenden Karten nebst erläuterndem Texte: 1. ***Hydrographische Karte.*** **2.** ***Orographische Karte.*** **3.** ***Höhenschichten-Karte.*** **4.** ***Geologische Karte.*** **5.** ***Verbreitung der Steinkohlenformation.*** **6.** ***Agronomisch-geologische Karte.*** **7.** ***Wald- und Strassenkarte.*** **8.** ***Bevölkerungsverhältnisse.*** **9.** ***Landeseintheilung.*** **10.** ***Gerichtskarte.*** **11.** ***Industriekarte.*** **12.** ***Religionskarte.*** **In dem Vorwort ist der Zweck und Plan des Unternehmens näher angegeben.**

Für die Bedeutung des Werks spricht gewiss auch die ihm von Karl Ritter, dem es in den Entwürfen vorlag, in einem Briefe gewordene Anerkennung: „dass dieser Atlas, den Fortschritten der Wissenschaft gemäss durch den grossen Schatz geologischer, physikalischer, statistischer, industrieller und ethnographischer Ergebnisse bereichert, für die praktische Erkenntniss wie Verwaltung des Staats, mit Gewissenhaftigkeit ausgeführt, durch klare Auffassung, Anordnung und Darstellungsweise sich auszeichnet, und zu neuen lehrreichen Betrachtungen sehr förderlich erscheint".

Um die weiteste Verbreitung des Werks zu ermöglichen, ist ein überaus billiger Subscriptionspreis festgesetzt worden, der nach Vollendung des Werks aufhören wird. Unterzeichnungen werden in allen Buchhandlungen angenommen und ist daselbst das bereits Erschienene nebst einem Prospect zu haben.

Bei **Hermann Costenoble** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Möllhausen, Balduin, Reisen in die **Felsengebirge Nordamerikas** unternommen als Mitglied der im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten ausgesandten Colorado-Expedition. Mit 12 vom Verfasser nach der Natur aufgenommenen Landschaften und Abbildungen in Farbendruck. Eingeführt durch zwei Briefe Alexander von Humboldt's in Facsimile. Zwei starke Bände von 65 Bogen Lexikon-Octav. Preis complet 6 Thlr. 24 Ngr.

Es bedarf wol kaum der Hinweisung, welche wichtigen wissenschaftlichen Erfolge sich an die Schiffbarkeit des Colorado, oder vielmehr an die Herstellung einer Wasserverbindung zwischen dem Golf von Californien und dem Mormonengebiet am Utah-See knüpfen.

Der erste Band enthält die überaus interessante Flußreise, in einem, von Philadelphia aus, stückweise mitgenommenen und an der Mündung des Colorado zusammengefügten Dampfboote.

Der zweite Band umfaßt dagegen die Landreise, welche am Ende der Schiffbarkeit des Stroms beginnt und durch das merkwürdige, fast unzugängliche Hochland am obern Colorado, durch die Länder der Moquis und Navahoes, an den Rio Grande und demnächst durch die Grasfluren an den Missouri führt.

Die Briefe Alexander von Humboldt's, welche den Reisenden bis tief in die Wildniß nachfolgten, gereichen dem Werke zur besondern Zierde.

Die 12 großen Abbildungen stellen höchst malerische und eigenthümliche Gebirgsformationen der Felsen-Gebirge und des Colorado-Gebiets, Thier- und Pflanzenbilder, sowie dort lebende Indianerstämme in ihren Trachten und Eigenthümlichkeiten in Holzschnitt und Farbendruck dar.

Se. Königl. Hoheit der Prinz-Regent von Preußen nahm die Widmung des Werks huldreichst an.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Physiologie des täglichen Lebens.

Von **George Henry Lewes.**

Aus dem Englischen übersetzt von

J. Victor Carus,

Professor der vergleichenden Anatomie an der Universität Leipzig.

Autorisirte deutsche Ausgabe. In zwei Bänden oder acht Lieferungen. 8. Geh. Jede Lieferung 12 Ngr.

Ein neues treffliches Werk des berühmten Biographen Goethe's, das als ein Seitenstück zu Johnston's „Chemie des täglichen Lebens" die Vorgänge des menschlichen Lebens und Seins in populärer Weise darstellt. Die einzelnen Kapitel handeln über Hunger und Durst, Speise und Trank, Verdauung, Blutkreislauf, Athmung, Körperwärme, Seele und Sinne, Schlaf und Traum, Leben und Tod u. s. w. Abbildungen in Holzschnitt erläutern das Gesagte.

Das Werk, nicht für Mediciner, sondern für das große Publikum bestimmt, reiht sich ähnlichen populären Darstellungen auf das würdigste an und hat auch in Deutschland bereits dieselbe lebhafte Theilnahme wie in England gefunden.

Die bisher erschienenen fünf Lieferungen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 41. — 11. October 1860.

Die moralische Weltordnung.

1. Einleitung in die Philosophie und Grundriß der Metaphysik. Zur Reform der Philosophie. Von J. Frohschammer. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
2. Erkenntnißlehre. Von J. Sengler. Erster Band. Heidelberg, J. C. B. Mohr. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.
3. Glauben und Wissen, Speculation und exacte Wissenschaft. Zur Versöhnung des Zwiespalts zwischen Religion, Philosophie und naturwissenschaftlicher Empirie. Von Hermann Ulrici. Leipzig, T. O. Weigel. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Seit Fichte das große Wort aussprach, daß der eigentliche Inhalt des religiösen Bewußtseins die moralische Weltordnung sei, legte er damit den Grund zu einer neuen philosophischen Behandlung der Theologie, welcher zwar auf sehr entgegengesetzte Art benutzt und bebaut, aber im ganzen nicht wieder verändert oder umgelegt werden konnte. Denn dieser große und weittragende Begriff ist durch die bisherige Entwickelung der Wissenschaft so wenig überholt oder veraltet, daß jene Entwickelung vielmehr nöthig war, um ihn nur erst in seiner ganzen Bedeutung zu durchschauen und ins rechte Licht zu setzen.

Eine moralische Weltordnung scheint anfangs wenig zu sagen; ihre Behauptung scheint ein Geringstes des religiösen Glaubens zu enthalten. Geht man tiefer ein in diesen neu gegebenen Begriff, so zeigt sich umgekehrt, daß durch ihn an das religiöse Bewußtsein nicht die Forderung eines Weniger, sondern in der That eines Mehr gestellt wurde. Es wurde die Forderung einer völligen Durchdrungenheit des menschlichen Lebens vom Walten einer höhern Naturordnung gestellt, und damit das Jenseits (die moralische Ordnung) nicht in das Diesseits (die physikalische Ordnung) umgewandelt, sondern in den Schauplatz der diesseitigen Naturordnung hineingerückt. Die höhere Ordnung, welche bisher als oberhalb der untern spielend gedacht wurde, erschien nun in Durchdringung mit ihr, und zwar so, daß die physikalische Ordnung sich als untergeordneter, die moralische Ordnung als übergeordneter Begriff darstellte. Ohne Zweifel dient dieser Begriff einer Durchdringung des Diesseits vom Jenseits, wenn mit ihm nicht blos modemäßig gespielt, sondern völliger Ernst gemacht wird, die Wärme des religiösen Bewußtseins zu erhöhen und nicht zu vermindern, die Anforderungen der Religion ans Leben zu spannen und nicht zu erschlaffen. Dazu tritt die Philosophie durch die Idee der moralischen Weltordnung den praktischen Motiven der Religionsübung im Leben um vieles näher, als durch die bloßen metaphysischen Begriffe, und setzt sich eben hierdurch, daß sie tiefer ins praktische Wesen der Religion eindringt, auch um so mehr in den Stand, ein gewichtiges Wort in religiösen Dingen mitzusprechen.

Wie reich und mannichfaltig aber eben der moralische Standpunkt in der religiösen Speculation auch wieder ist, wie entgegengesetzte Auffassungen und Wendungen innerhalb seiner aufs neue geltend gemacht werden können, davon legen die obigen Arbeiten, sowol von katholischer als von protestantischer Seite her, ein bedeutungsvolles Zeugniß ab. Die eine von ihnen ergreift den Standpunkt der moralischen Weltordnung von seiner historischen Seite, von der Seite einer im Laufe der Weltgeschichte geschehenen Höherentwickelung des moralischen Bewußtseins der Menschheit, dessen historische Höhenpunkte die Philosophie in reinen Begriffen wiederzugeben und zu verdeutlichen hat. Die andere ergreift denselben Standpunkt von seiner psychologischen Seite, von der Seite einer moralischen Selbsterziehung des einzelnen Menschen durch eine Vertiefung und Erweiterung seiner gesammten innern Sinne und Vermögen nach einem der Sittlichkeit dienenden psychischen Organisationsgesetz. Die dritte ergreift ihn von seiner ästhetischen Seite als einen Gefühlsglauben aus sittlichen Motiven, der zwar nicht beim bloßen Gefühl stehen bleiben, vielmehr den Inhalt des Gefühls mit speculativem Wissen durchdringen soll, der aber auch nicht vergessen darf, daß seine eigentliche Quelle niemals das Wissen, sondern immer der moralische Wille ist.

Man kann nun zunächst gar wol, wie es Frohschammer im obigen „Grundriß der Metaphysik" (Nr. 1) thut, den Standpunkt der moralischen Weltordnung als einen

historischen auffassen. Denn wenn der Verlauf des Menschenlebens in der Geschichte moralischen Gesetzen gehorcht, so muß er ein zweck- und planmäßiger Verlauf sein, dessen Ziele und Ergebnisse durch die großen weltgeschichtlichen Epochen und Wendepunkte empirisch ausdrückbar sein werden als die Eintrittspunkte neuer sittlicher und religiöser Standpunkte, als die gradweise steigenden Offenbarungen neuer, in frühern Perioden noch verhüllt gewesener Principien und Ursachen des Heils und der Seligkeit. Frohschammer sicht es ebendaher als ein unnatürliches und unbefugtes Unternehmen an, wenn der Philosoph beim Anfange seines Philosophirens von dem ganzen Inhalte des in seiner Zeit herrschenden Glaubens zu abstrahiren sich zur Aufgabe macht, und sein Denken so einzurichten sucht, als ob es keinen in historischer Gegenwart befestigten Glaubensinhalt gebe. Er stellt die Forderung, daß es immer sogleich die historisch entwickelten Zustände des religiösen Glaubens der Völker sein müssen, welche der Philosoph sich zum Ausgange seines Denkens nehmen soll, um sie auf speculative Art zu reproduciren, und dasjenige an ihnen, was Eigenthum der Vernunft ist, als ein solches aufzuweisen. Er rechnet darauf, daß dasjenige, was sich in historischer Entwickelung im Gefühle des gebildetsten Theils der Menschheit allgemein als Fürwahrhalten und Glaube festgesetzt habe, auch der Vernunft nicht widerstreiten könne, im Gegentheil von der Vernunft als ihr rechtmäßig ihr selbst angehöriger Besitz, als angeborene Idee behauptet und zu diesem Endzwecke blos in eine systematische Form gebracht werden dürfe, um dadurch schon den Stempel des Werthvollen und Gültigen in sich selbst zu tragen. Er streitet von diesem Standpunkte aus ganz besonders gegen die scholastische Philosophie der Thomisten, welche, weil sie auf dem aristotelischen Boden eines sogenannten bloßen natürlichen Denkens beginnt, niemals zu größern Ansprüchen kommt, als die bloße Magd der Theologie zu sein, wogegen durch die Operationen auf historischem Boden die Philosophie der Theologie gegenüber alsbald zu einer würdigern Stellung gelangt, wofern sie sich nur von vornherein als auf der Höhe der Bildung ihrer Zeit stehend und mit dem wirklichen Glaubensinhalte ihres Jahrhunderts erfüllt zeigt.

Daß dieser von Frohschammer eingenommene Standpunkt überaus vieles für sich hat, leuchtet ein. Es wäre sowol thöricht als frevelhaft, sich gänzlich außer Verbindung mit dem religiösen Ideengange seines Zeitalters setzen zu wollen. Thöricht, weil man durch eine solche Spreizung doch am Ende niemals etwas anderes vollbringt, als ein Zerrbild in sie zu zeichnen, das in seiner Art ebenfalls nur zu ihrer Charakteristik beiträgt, weil es in dieser Art ebenfalls nur in ihr möglich war. Frevelhaft, insofern es immer ein Frevel genannt werden muß, sich überhaupt über die Bedingungen des historisch Gegebenen hinwegheben und gleichsam den Gott spielen zu wollen. Aber es kommt hierbei sehr darauf an, welche die Glaubensgefühle der Gegenwart sind, die der Philosoph in sich vorfindet, und an die er infolge davon anknüpft, und bis zu welchem Grade dieses geschieht. Von Frohschammer kann man sagen, daß er in dieser Beziehung sehr weit geht, und so recht gleichsam darin schwelgt, sich als einen echten Sohn seiner Zeit und seiner Kirche darzustellen. Denn nicht allein, daß im apriorischen Besitze der Vernunft, wie wir ihn hier kennen lernen, keine der wesentlichen Kirchenlehren von der Trinität an bis zur Erneuerung von Himmel und Erde nach der Auferstehung hinab fehlt, sondern es wird auch dort, wo das Apriori der angeborenen Idee seine Grenze findet, gern durch Herbeiziehung dessen, was hier weiter die Kirche lehrt (wie z. B. auf S. 400) ergänzt und nachgeholfen, und dadurch Vernunftbesitz und Tradition in fast unmerklichen Uebergängen in eins geschmolzen, gleichsam als ob damit angedeutet werden solle, daß auch das, was der Spiegel der Vernunft gegenwärtig erst nur undeutlich zeige, in Zukunft noch eine größere Deutlichkeit und Conformität zu gewinnen habe.

Es wird zwar auf diesem Wege mit großer Leichtigkeit eine Fülle von kirchlichem Inhalt der Vernunft angeeignet und gleichsam incorporirt, aber dieses hat auf der andern Seite den Nachtheil, daß die Vernunft sich gefallen lassen muß, zu einer sehr subjectiven Bedeutung herabzusinken. Eigenthum der Vernunft zu sein, bedeutet bei diesem Verfahren nur dieses, der Vernunft nicht zu widersprechen. Und so kann sich doch wieder ein Zweifel darüber einschleichen, ob die Philosophie auf diesem neuen historischen Wege der kirchlichen Autorität gegenüber sich ein höheres Ansehen zu sichern vermöge, als auf dem alten mehr naturalistischen Wege der Thomisten. Das Ansehen der Philosophie beruht ganz allein auf der unbeugsamen Objectivität ihrer Wahrheiten. Sobald die Vernunft anfängt, als ein bloßes subjectives Aneignungsvermögen des historisch gesicherten Glaubensinhalts zu erscheinen, hört mit dem Mistrauen von seiten der Theologie auch alles Vertrauen auf dieselbe und alle Achtung vor derselben zugleich mit auf. Die Philosophie tritt dann ihre Selbständigkeit und ihre Erstgeburt für ein Linsengericht ab an ihre beiden nachgeborenen Töchter, die Mathematik und die Naturwissenschaft.

Zu einem solchen freiwilligen Aufgeben ihrer bisherigen Selbständigkeit sehen wir in den Umständen der Gegenwart keine genügende Veranlassung gegeben. Die neuesten Wendungen in den Schicksalen unserer philosophischen Entwickelung haben nicht dazu gedient, den von Kant gepflanzten Baum einer exacten Wissenschaft der reinen Vernunft zu untergraben oder gar zu entwurzeln. Vielmehr hat in demselben Grade, als mehrere Nebenäste in Gestalt ungesunder Wasserschößlinge abfaulten, die Wurzel selbst mit dem Hauptstamme nur immer kräftigere und gesundere Nahrungssäfte in sich gesogen, und sich vermöge dieser zu einer bisher noch nicht gekannten innern Stärke gekräftigt. Diese durch Kant gegründete exacte Wissenschaftslehre ist auch keineswegs eine dem historischen Boden der Gegenwart entfremdete, gleichsam in der leeren Luft schwebende und den realen Tagesfragen aus dem Wege gehende Disciplin, sondern eben in ihr hat der wahre Geist der Aufklärung und der unter-

sittlichen Wissenschaft, das innerste historische Triebrad der Völker Europas in der Neuzeit, seinen reinsten Ausdruck und seine angemessenste Einkörperung. Zwar will auch der Verfasser, daß nebenher auf der Grundlage einer Erkenntnißlehre weiter fortgearbeitet werde; er will aber, daß dieses Fortarbeiten die Nebensache sei, welche sich einer Glaubensmetaphysik als der Hauptsache an die Seite zu stellen habe. Hiermit können wir uns nicht einverstanden erklären, weil hierin dem Gebiete der subjectiven Ueberzeugung ein Vorrang vor dem Gebiete der objectiven Beweisführung eingeräumt wird, welcher ihm, nach wissenschaftlichem Maße gemessen, keineswegs eingeräumt werden kann.

Es liegt für die Wissenschaft etwas Gefahrvolles in dem Grundsatze, daß alles das, was den Gebildetsten des heutigen Tags, oder was den Edelsten oder was den Christlichsten für die Wahrheit gilt, damit sich als Wahrheit für alle Zeiten documentirt habe. Man vergißt dabei nicht nur die großen Unterschiede der religiösen Ueberzeugungen in der Gegenwart, sondern auch die Schwankungen, denen die herrschenden Ueberzeugungen der Jahrhunderte in der Geschichte unterworfen sind. Man vergißt ferner dabei ganz, daß es noch etwas in der Welt gibt, was fester ist, als subjective Ueberzeugungen, nämlich eingesehene und bewiesene Wahrheiten, welche schlechthin über dem Zeitwechsel der Jahrhunderte stehen. Das Kreuz z. B. ist eine treffliche Feuerprobe für Ueberzeugungen. Denn für eine Ueberzeugung, welche nicht fest ist, stirbt man nicht. Aber es ist darum noch keine Wahrheitsprobe. Eine solche ist allein der streng geführte Beweis. Und folglich stehen die Wahrheiten, welche man mit dem Rechenstifte beweisen kann, fester als die, welche sich blos mit dem Kreuze besiegeln lassen. Läßt man diesen großen Unterschied außer Acht, so scheint mit einemmale alles zu schwanken, alles dem bloßen Schaukeln der Jahrhunderte preisgegeben zu sein, und wir gerathen in Halt- und Bodenlosigkeit des Glaubens und Meinens, welche der Festigkeit der unerschütterlichen Wahrheiten, die das Universum unserer Erkenntnisse tragen, ganz widerspricht.

Daher bedarf die Anwendung des Begriffs einer moralischen Weltordnung auf historische Zustände der Gegenwart einiger Vorsicht. Die moralische Weltordnung beherrscht nicht nur diese uns gegenwärtig offen liegende diesseitige, sondern daneben auch eine uns verschlossene jenseitige Weltgeschichte, und hat daher nicht nöthig, die Tiefe ihrer absoluten Wahrheiten voreilig der Offenheit und Trivialität gemeiner Neugierde zu enthüllen. Dabei kann ein historisches, selbst vieltausendjähriges Bestehen niemals für sich allein die Richtigkeit der Institutionen verbürgen, welche so lange bestanden. Das Institut der Sklaverei, des Kriegs, selbst die Sitte der Anthropophagie bei wilden Völkern sind, wenn es nur allein auf historische Begründung ankommt, altgeheiligte Institutionen. Und dennoch detestiren wir sie. Das Alte in seiner bloßen Qualität, alt zu sein, ist in der Regel das Schlechte und Rohe. Zeigt es sich trotzdem als das Vortreffliche und Zuverlässige, so beruht dieses niemals auf dem Umstande, daß es das Alte ist, sondern immer darauf, daß eine ewige Idee in ihm ergriffen ist, in Beziehung auf welche der Unterschied von alt und jung keine Bedeutung mehr hat.

Die moralische Weltordnung, mit Einschluß der durch sie gewonnenen historischen Errungenschaften der Menschheit, enthüllt sich nur dann, wenn wir den Inhalt der Weltgeschichte am Inhalt der Vernunftkritik messen, und uns dabei ebenso ausdauernd verhalten im Festhalten und Conserviren alles dessen, was sich bei solchem Verfahren mit dem Stempel der Ewigkeit geprägt zeigt, als sorglos und unbekümmert im Fahrenlassen alles dessen, was sich als zufällige Hülse zu erkennen gibt.

Aber nicht nur im großen und ganzen des Menschheitlebens, sondern auch in den Entwickelungswegen jeder einzelnen Menschenseele können wir den Spuren einer moralischen Weltordnung nachgehen, indem wir uns die Lebensgesetze zu erläutern suchen, vermöge deren der Mensch es in seiner Gewalt hat, wenn er nur will, sein inneres Leben zu höherer Vollkommenheit hinauf zu organisiren. Dieses ist die Seite, von welcher her Sengler dieser Idee näher tritt.

Die Methode, nach welcher Sengler's „Erkenntnißlehre" (Nr. 2) fortschreitet, ist ebenso einfach in ihrem Princip, als fruchtbar in ihrer Anwendung. Ihr Princip ist das auf einer innern Beobachtung beruhende Gesetz, daß die Seelenthätigkeit sich nach den Graden ihrer Vervollkommnung immer mehr von außen nach innen zieht. Sobald für die Bedürfnisse des Lebens das Verweilen in der Wahrnehmung der äußern Sinne nicht mehr ausreicht, so faßt das Bewußtsein Fuß im innern Sinn, vertieft sich in seinem Felde, und breitet sich aus durch die Vertiefung, sodaß eine größere Vertiefung auch jedesmal eine größere Ausbreitung zur Folge hat. Ist nun zwar das neue Feld errungen, genügt aber den erwachten höhern Bedürfnissen nicht mehr, so ersteigt das Bewußtsein eine erhöhte Staffel im innern Sinn, z. B. die der wissenschaftlichen oder moralischen oder künstlerischen Ideen. Das erste Erwachen des Bewußtseins ist das erste Aufgehen eines innern Sinnfeldes im äußern; es vertieft sich im Beobachten, es weitet sich im Ueberlegen. Das Denken vertieft sich durch ein Einbohren in die einzelnen Merkmale eines Begriffs, welche seinen Inhalt bilden, und weitet sich in eben dem Maße auch aus durch eine combinatorische Hervorbringung neuer Begriffe, wodurch der innere Umfang des Bewußtseins wächst. Und so findet man keine Stufe der geistigen Ausbildung, der intellectuellen oder moralischen Thätigkeit, auf welcher sich nicht das Gesetz bestätigte, daß die Vertiefung des Bewußtseins zu einer Ausweitung desselben nach innen führe. Die Erkenntniß wird immer in dem Maße reicher, weiter und umfassender, als sie tiefer dringt. Und je mehr der Geist sich erweitert in sich selbst, desto mehr erweitert er sich auch zur Erkenntniß der Welt und ihres letzten Grundes, gemäß dem vom Verfasser wiederholt angeführten Schiller'schen Spruch:

In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

Das Eigenthümliche an der Sengler'schen Methode ist, daß er den Weg der durch Schelling und Hegel ausgebildeten Speculation mit der empirischen Psychologie combinirt. Eine solche Vereinigung war bisher schon öfter versucht worden, namentlich von Krause in dem analytischen Theile seines Systems. Aber die psychologischen Forschungen von ergiebigern Resultaten datiren erst vom Erscheinen des großen Herbart'schen Werks in den zwanziger Jahren, und deshalb kann dieser Weg in unserer Zeit mit besserm Glücke eingeschlagen werden. Als ein Hauptgewinn desselben springt sogleich dieses in die Augen, daß auf ihm der Begriff der Seele nicht eine dogmatische, sondern eine transscendentale Fassung bekommt, als der Begriff eines Wesens, welches durch keine Begriffsbestimmungen völlig erschöpft werden kann, sondern dessen im absoluten Ich wurzelnde Substanz uns im Processe des methodischen Begreifens von ihrem unendlichen Inhalte jedesmal so viel herausgibt, als wir im Augenblicke Werkzeuge besitzen, in Empfang nehmen zu können. Die neue Psychologie verdankt ihre Fortschritte vorzüglich diesem Grundsatze. Nur allein dadurch kommt man weiter im Felde psychologischer Erfahrung, daß man sich an die Begriffe ganz allein hält, welche die Erfahrung wirklich an die Hand gibt, und versucht, wie weit sie uns tragen, ohne doch mit ihnen sogleich alles erklären oder durch sie aller weitern Speculation den Weg verbauen zu wollen. So z. B. hat man lange Zeit geglaubt, daß die Structur des Nervenbaues das einzige Mittel sei, wodurch sich empirische Erklärungen dessen, was in der Seele vorgeht, geben ließen. Dieser Irrthum hat sich widerlegt. Es sind auf erfahrungsmäßigem Wege gewisse Grundgesetze innerer Processe gefunden worden, bei welchen das Nervensystem zum allerhöchsten nur die Rolle eines unentbehrlichen Trägers oder einer passiven Unterlage in Anspruch nehmen kann, etwa wie die Billardtafel für das auf ihr vorgehende Spiel, oder das Papier für die darüber hinlaufende Schrift. Aber nicht minder thöricht, wie die bloßen Nervenpsychologen, würden wir uns benehmen, wenn wir glaubten mit dem wenigen, was wir außerdem in Händen haben, bereits ans Ziel gelangt zu sein. Vielmehr ist gegründete Hoffnung vorhanden, daß der Zukunft der Wissenschaft noch Standpunkte vorbehalten sind, auf denen das, was uns das tiefste Centrum des Erklärens ist, aufs neue zur Hülfe oder Peripherie herabsinkt.

Da vermöge des von Sengler entwickelten psychologischen Gesetzes es in der Macht des Menschengeistes steht, sich selbst eine Erhöhung und Erweiterung zu geben durch Concentration und Vertiefung, so darf man dieses gar wol eine tief in unsere Natur verflochtene psychologische Seite der moralischen Weltordnung nennen, zufolge welcher uns, sobald wir uns nur ernstlich selbst heben wollen, niemals dazu im eigenen Innern der unterstützende göttliche Arm fehlt. Denn in dem Grade, worin unser Ich oder Bewußtsein in die Innenwelt und ihre höhern Interessen hineinwächst, entwächst es auch immer der Außenwelt und ihrem Tand vermöge einer Umwandlung des Gedächtnisses, welches sich nun immer ausschließlicher nur mit wichtigem Inhalt bereichert, den unwichtigen dem Vergessen preisgibt. Unser Gedächtniß aber sind wir selbst; es bildet darum einen unabtrennlichen Bestandtheil unsers centralen Ich, weil durch es allein der Zusammenhang unserer Gegenwart mit unserer Vergangenheit hergestellt wird, ohne welchen wir nicht wir selbst sind. Wie hoch auf diesem Wege das Ich steigen kann, ist nicht zu sagen. Hier sind keine Grenzen gegeben. Während das wache Leben sich ausbildet, sinkt das Schlafleben, obgleich beharrend, zur bloßen Unterlage dagegen herab; während das Denken sich ausbildet, sinkt das Wahrnehmen und der Sinn zur Unterlage herab; während die Seele sich ausbildet, sinkt der Leib zur Unterlage herab, ähnlich hierin den langsam abtrocknenden Hülsenblättern an einer sich aus der Knospe entfaltenden Blume, oder dem sich verholzenden Marke an einem immer frische Rinden und Saftkanäle treibenden Baumstamm.

Mögen wir nun aber die moralische Weltordnung fassen mit Frohschammer als eine weltgeschichtliche, oder mit Sengler als eine persönliche Leitung des sich derselben und ihrem psychologischen Gesetz anvertrauenden Einzelgeistes, immer ist das, was wir von ihr zu enthüllen und der Wissenschaft anzueignen vermögen, nur ein kleiner Ausschnitt. Obgleich wir innerhalb desselben ihr Triebrad deutlich arbeiten sehen, bleibt uns ihr letztes Ziel und damit ihr innerstes Wesen doch immer in der Verborgenheit stehen, und an die Stelle der klaren Gedanken treten nun dunkle Gefühle und Ahnungen. Dies ist die Seite, von welcher Ulrici den Gegenstand beleuchtet hat.

Entstehung, Entwickelung und Vollendung des Glaubens sind nach Ulrici (Nr. 3) von gewissen Bedingungen abhängig, welche auf der subjectiven Seite des menschlichen Wesens liegen. Die Heilige Schrift erklärt, daß „der Glaube nicht jedermanns Ding sei", und daß „zwar alle berufen, aber wenige auserwählt" seien. Geistesreichthum, Verstand, Witz, Gelehrsamkeit, Talente werden zur Erlangung des Glaubens von den positiven Religionen nicht nur nicht erfordert, sondern sogar vielfach für hinderlich erklärt. Es wird dagegen eine gewisse moralische Beschaffenheit der Persönlichkeit, sei es eine innere Reinheit des sittlichen Gefühls, eine Zartheit, Erregbarkeit, Strenge des Gewissens, oder ein Zug der Seele nach oben, eine Sehnsucht nach dem Idealen, nach dem Frieden der Vollendung, dem Genusse der Seligkeit, als persönlicher Grund der Gläubigkeit vorausgesetzt. Das Christenthum lehrt die Einheit des Glaubens mit der Liebe und die Nothwendigkeit der Liebe als bedingenden Elements des Glaubens, der ohne sie „ein tönend Erz und eine klingende Schelle" wäre. Diese im Glauben sich mit dem erkennenden Elemente verschmelzende Liebe ist ein Act innerer Selbstbestimmung, eine aus dem eigensten Wesen quellende Entscheidung des Selbsts über sich

selbst, demnach ein moralischer Act. Bedarf es demnach, um im subjectiven Gefühl dem Glauben an die höhere Weltordnung des religiösen Fürwahrhaltens näher zu treten, einer moralischen Vorbereitung, oder einer Seelenbeschaffenheit von einer gewissen moralischen Art, so muß die höhere Ordnung der Dinge, für welche wir unser Gefühl mehr schärfen und mehr abstumpfen können, auch eine Ordnung von moralischer Natur, eine moralische Weltordnung sein.

Das religiöse Gefühl ist zunächst, wie es Schleiermacher bestimmte, ein Gefühl „der schlechthinnigen Abhängigkeit", das als solches zugleich ein Gefühl der Furcht, der Scheu, der Demuth einschließt. Da aber dieses Gefühl zugleich geht auf das höchste Gut als den Quell aller Befriedigung und Vollkommenheit, alles Heils und aller Glückseligkeit, so wird es zugleich ein Gefühl der Sehnsucht einschließen, welches ein Gefühl der Liebe als eines Strebens nach Einigung mit ihm involvirt. Hierzu kommt als drittes Moment das Gefühl der moralischen Würde. Nur aus diesen drei Momenten zusammengenommen erklärt sich die vollständige Wirkung des religiösen Gefühls, die Andacht, die Verehrung und Anbetung. Denn Furcht und Liebe, wo sie in einem Gegenstande zusammentreffen und sich gegenseitig durchdringen, ergeben das Gefühl der Ehrfurcht, das mit der Dankbarkeit zusammen zum Gefühl der Verehrung wird; Verehrung aber in höchster Potenz ist Anbetung, worin das Gefühl der Schwäche und Nichtigkeit zugleich mit der höchsten Erhebung des menschlichen Geistes enthalten ist, und worin er sich am tiefsten seiner ursprünglichen Würde und Freiheit bewußt wird.

Das religiöse Gefühl steht nothwendig stets und überall mit dem sittlichen Gefühl und den ethischen Ideen in engster Beziehung. Das Gefühl des Sollens als der Bedingung der Sittlichkeit und der ethischen Begriffe kann nur von der letzten Ursache des Daseins und des Zwecks aller Dinge herrühren. Mithin hat das religiöse Gefühl, in welchem dieses Dasein, und das sittliche Gefühl, in welchem das Sollen der menschlichen Bestimmung sich kundgibt, eine und dieselbe Quelle. Und folglich werden die religiösen und sittlichen Vorstellungen sich dergestalt bedingen, daß von dem Inhalt und der Bildungsstufe des religiösen Glaubens die sittliche Bildung und umgekehrt abhängig erscheinen wird.

Ueberall, wo der Glaube thätig auftritt, gelten ihm Wort und That als Ausdruck und Abfolge seiner eigenen Natur. Das Wort ist ihm zugleich That, die Lehre keine bloße Doctrin, sondern moralisches Selbstbekenntniß, Zeugniß, dessen Inhalt nicht blos als wahr anerkannt werden, sondern in den innersten Kern der Persönlichkeit aufgenommen sein will. Ebenso ist ihm die That gleichfalls nur eine andere Form des Bekenntnisses, Selbstbethätigung, die den eigenen Glauben, von dem sie ausgeht, zu bekräftigen und zu beleben oder durch Nacheiferung Glauben in andern zu erwecken trachtet.

Bis hierher scheinen uns die Züge des aus Moralität entspringenden Glaubens wohl gezeichnet zu sein. Wenn aber der Verfasser darauf den Unterschied zwischen dem religiösen Handeln und dem blos sittlichen eintreten läßt, daß der Glaube sich gar nicht um das Urtheil der Menschen oder die öffentliche Meinung, um die herrschenden Sitten und Gebräuche kümmere, während das bloße sittliche Handeln auf alles dieses mehr oder weniger Rücksicht nehme, so übt er hier in Beziehung auf den kategorischen Imperativ der Pflicht eine Indulgenz aus, welche sich mit Principien der reinen Vernunft nicht wohl verträgt. Ein moralisches Handeln, welches sich von der öffentlichen Meinung, von den herrschenden Sitten und Gebräuchen der Menschen abhängig zeigt, mag im gemeinen Leben so genannt werden, nach dem Grundsatze reiner Vernunft wird dasselbe immer als ein die moralischen Triebfedern verstellendes und verkehrendes erscheinen. Nicht einmal die Stoiker hätten ein solches Handeln für gerecht und gut anerkannt, viel weniger dürfen wir dieses thun. Das sittliche Handeln aus dem reinen Pflichtbegriff kann sich nicht anders realisiren, als in der Weise einer Vollziehung der aus reiner Vernunft fließenden Maximen, mit völliger Gleichgültigkeit dagegen, ob diese sich mit Sitte und Herkommen vertragen oder nicht, und wird folglich mit dem aus wahrer Religiosität fließenden Handeln in allen Fällen vollkommen identisch sein. Auch ist gar nicht denkbar, daß in einem Menschen, welcher sich dem reinen Pflichtbegriff mit wirklicher Aufopferung hingibt, die religiösen Postulate nicht mit der ganzen Wärme eines stark erregten Gefühls rege werden sollten. Es ist dies ebenso wenig denkbar, als es denkbar ist, daß ein angezündetes Licht nur allein Helligkeit verbreiten, aber dabei keine Wärme entwickeln sollte. So etwas ist allerdings wol in abstracto vorstellbar, wird aber in der Wirklichkeit nicht angetroffen. In einer Moral, welche keine religiöse Wärme entzündet, wird man bei recht genauer Untersuchung ebenso sicher die faulen Flecken entdecken, als in einem religiösen Glauben, welcher sich ein anderes Ziel setzt, als die strenge Durchführung des reinen Pflichtgebots, einerlei, ob dasselbe mit der öffentlichen Meinung und dem Herkommen stimmt oder nicht, ob dasselbe uns bei der Mehrzahl der Menschen oder bei den herrschenden Parteien oder bei den Machthabern beliebt oder misliebig macht.

Auch die folgenden Schriften hängen mit der Idee der moralischen Weltordnung insofern eng zusammen, als sie auf den Primat der praktischen Vernunft vor der theoretischen theils unmittelbarer-, theils mittelbarerweise hinarbeiten:

4. Grundzüge der Einleitung in die Philosophie, mit einer Beleuchtung der durch K. Ph. Fischer, Sengler und Fortlage ermöglichten Philosophie der That, von Leopold Schmid. Gießen, Ferber. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
5. Die alte Streitfrage: Glauben oder Wissen? Beantwortet aus dem bisher verkannten Verhältnisse von Takt und Prüfung, Glauben und Wissen zueinander und zu den Wissenschaften, besonders zur Philosophie, von F. H. Germar. Zürich, Schultheß. 1856. Gr. 8. 1 Thlr.
6. Aphorismen zur Philosophie. Von Friedrich Wilhelm Tittmann. Dresden, Höckner. 1859. Gr. 8. 1 Thlr.

Unter „Philosophie der That" wird in der Schrift von Leopold Schmid (Nr. 4) eine Lehre verstanden, welche das Princip der reinen Thätigkeit oder Thathandlung in den Anfang aller Entwickelungen des Weltalls stellt, in Uebereinstimmung mit jenem Goethe'schen „Im Anfange war die That", sowie mit der Aristotelischen Definition der Gottheit als des Actus purus. Weil die höchste aller Thätigkeiten die moralische ist und das moralisch Höhere sich unmöglich aus dem moralisch Niedern ableiten läßt, so wird eine solche Lehre immer die moralische oder praktische Vernunft in den Anfang aller Entwickelungen stellen, oder, mit Kant zu reden, der praktischen Vernunft den Primat vor der theoretischen einräumen. Ihr wird die alldurchwaltende moralische Ordnung nicht als eine Resultante aus kosmogonischen Processen von unbewußter und blinder Art, sondern als das wirkliche und alleinige Grundgesetz des All erscheinen, zu dessen Vollziehung sich alle kosmogonischen Processe nur als untergeordnete, wenngleich unentbehrliche Mittel verhalten.

Zunächst ist mit einem solchen Primate der praktischen Vernunft über die theoretische zwar weiter nichts ausgesprochen, als der allgemeine Charakter der deutschen Speculation, welchen dieselbe durch Kant empfangen und seit Kant auch niemals gänzlich verleugnet hat. Dagegen gewinnt der Ausdruck einer Philosophie der That oder praktischen Vernunft eine speciellere Bedeutung, sobald man die Bemerkung macht, daß dieser durch Kant und Fichte angelegte Standpunkt von den folgenden Systemen ebenso wenig jemals in seiner ganzen Vollständigkeit festgehalten wurde. Die Naturphilosophie nahm das moralische Princip zwar zur Grundlage, ließ es sich aber in den Proceß einer Naturerzeugung von blinder Art eintauchen bis zum Untersinken. Auch die Hegel'sche Philosophie nahm dasselbe zwar zur Grundlage, aber nicht zum Ziel und Zweck des Weltprocesses. Vielmehr gehen ihm als dessen höchste Zwecke die Erzeugnisse der Kunst und Wissenschaft, geeinigt durch die Dogmen der geoffenbarten Religion, hervor in unerschöpflicher und majestätischer Selbsterzeugung. Das moralische Triebwerk hingegen ordnet sich dieser theoretischen Höhe wie das Mittel dem Zwecke unter.

Gegen solche wieder eingeschlichene Zurückstellung der moralischen Vernunft gegen die theoretische macht Leopold Schmid das reine und ursprüngliche Verhältniß geltend, und bezieht sich dabei nebenher auf diejenigen seiner philosophirenden Zeitgenossen, welche mit besonderer Entschiedenheit ebenfalls, wie er, den Vorzug der That vor dem Begriffe oder der Idee wollen, mögen auch ihre sonstigen Bestrebungen so weit auseinander gehen, als dieses bei K. Ph. Fischer, Sengler und Fortlage wirklich der Fall ist. Denn es äußert sich bei diesen das Bestreben eines Zurückgehens auf den ältern Standpunkt von sehr verschiedenen Seiten her. Bei Fischer in Form einer Polemik gegen den dialektischen Proceß Hegel's, welcher alles individuelle Wesen in einem allgemeinen Ideenstrudel vergehen und gleichsam verdampfen läßt, wogegen zum Widerhalt Fischer bei Leibniz' Monadenlehre neue Anknüpfungspunkte sucht. Bei Sengler in Gestalt eines Zurückgehens auf den Gedanken eines im endlichen Ich enthüllbaren und entwickelbaren unendlichen Ich, wodurch der Gedanke einer Wegweisung aus der Endlichkeit in die Unendlichkeit, nach altem Ausdruck eines Itinerarium mentis in Deum, nahe tritt. Bei Fortlage in Gestalt einer Behandlung des Themas der Willensfreiheit vom Standpunkte der empirischen Psychologie.

Es könnte den Anschein gewinnen, als habe solches Zurückgehen von den neuern Systemen Hegel's, Schelling's, Herbart's, Baader's und anderer auf ältere Standpunkte etwas Retrogrades an sich, oder mindestens etwas, das einem Verfall der Philosophie ähnlicher sieht, als einem frischen und jugendlichen Aufsteigen. Dieser Schein verschwindet aber, sobald man den Thatbestand näher ins Auge faßt. Neue Principien und Grundsätze, wenn dieselben zum ersten male in die Welt eintreten, bilden häufig einen so schroffen und paradoxen Gegensatz gegen das Zeitbewußtsein, daß erst eine ganze Reihe von Uebergangsstufen nöthig wird, um die Gemüther der Menschen im großen und ganzen auf das Empfangen der alten reinen Sache vorzubereiten, und daß erst dann, wenn diese vorbereitend gewirkt haben, der Zeitpunkt hervortreten kann, wo das Alte und Echte, gleichsam von neuem entdeckt und wie zum ersten male aufgefunden, seinen unverfälschten Glanz vor den gehörig vorbereiteten und gewöhnten Augen entfalten kann.

Dieser Fall ist im höchsten Maße eingetreten in Beziehung auf den von Kant verkündigten Primat der praktischen Vernunft vor der theoretischen oder der Moral vor der Dogmatik. Obgleich die Sache alt, fast antiquirt aussieht, ist doch damit noch wenig consequenter Ernst gemacht worden. Es konnte auch nicht anders kommen. Denn naturgemäß fiel in der ältesten Kant'schen Schule, welche gegen die dogmatischen Systeme von zuvor sich erst den Platz zu erkämpfen hatte, aller Nachdruck auf diesen Kampf. Derselbe nahm weniger den neugewonnenen moralischen Gesichtspunkt, als die Ausbildung der dialektischen Waffen in Anspruch, durch welche man den Gegnern überlegen wurde. Was aber aus der Hitze dieser mit aller Anstrengung des Denkens geführten Kämpfe, nachdem dieselben sich müde getobt hatten und unfruchtbar zu werden drohten, hervorging, waren Gesichtspunkte für die Wissenschaften der Natur und Menschheitsgeschichte von so großer Neuheit und Fruchtbarkeit, daß sie zunächst den moralischen Standpunkt mehr zuzudecken als aufzudecken im Stande waren. Denn wirklich war, um die eingerissene dialektische Dürre und Abstractheit der frühern polemischen Kantianer zu befruchten, der in Arbeit genommene Reichthum aller Erfahrungsgebiete weit ergiebiger und geeigneter, als das Feld der denselben nichts Neues bietenden Moralphilosophie. Daher kam es bald dahin, daß der Gegensatz von Dialektik und Erfahrung, oder von abstracter und concreter Wissenschaft alle Interessen absorbirte, sodaß die Moral es sich mußte gefallen lassen, unter dem Erfahrungsinhalt der Menschheitgeschichte als ein bloßer untergeordneter Theil angetroffen zu werden.

Daß dieser Zustand, welcher die Hauptsache mit Nebendingen verdeckt, nicht lange währen kann, liegt in der Natur der Sache, und zeigt sich auch durch das Aussprechen derselben wissenschaftlichen Forderung von so verschiedenen Seiten her, welches auf ein tief empfundenes Bedürfniß deutet und sich nicht hinlänglich aus einer bloßen Specialität dieses oder jenes metaphysischen oder psychologischen Gedankenganges erklären läßt. Daher denkt auch Leopold Schmid nicht daran, dasselbe so zu erklären, sondern er sieht darin mit Recht nichts als verschieden geartete Zeichen einer mit weltgeschichtlicher Nothwendigkeit ihre Verwirklichung fordernden Philosophie der absoluten Selbstbestimmung, Anticipationen des Ausbaus der zwar von Kant begründeten, aber zu ihrer vollständigen Entfaltung Jahrhunderte bedürfenden, vom Urborne ihres Quellengebiets aus sich verwirklichenden Wissenschaft. Er sieht in dieser Wissenschaft nicht nur eine speculative, sondern auch eine moralische Aufgabe der Menschheit, nicht nur ein Mittel der Aufklärung, sondern auch der Beseligung, nicht nur ein Reinigungsbad, sondern auch ein Stärkungsbad für moralische und religiöse Energie, wie er es in folgenden trefflichen Worten ausdrückt (S. 81):

Darin sind die tiefsten Geister aller Perioden der Geschichte, der christlichen wie vorchristlichen einig, daß die Speculation es sei, worin der Mensch in Zeit wie Ewigkeit sein innerstes und bleibendes Heiligthum nicht minder realisirte, als er an ihrer Verzerrung seine Hölle habe. Daher gilt auch das antike: ars non habet osorem nisi ignorantem, von nichts in höherm Grade, als von ihr. Sagte doch in gleichem Sinne auch das Mittelalter, daß die, welche die Philosophie nicht liebten oder gar hinderten, denen im Buche der Könige glichen, welche keinen Eisenarbeiter in Israel wollten, und doch der Eisenwaffe gar sehr bedurften. Des Geistes wesentlichste und anhaltendste Arbeit ist sie auch seine eigenste bleibende Seligkeit. Daraus erklärt sich zugleich die Macht, welche die Philosophie über das Volk und den Menschen hat, von welchem sie einmal in ihrer Echtheit ist gekostet worden. Keine Verirrung und keine Beschwerde vermag mehr ihr Auge von dieser so menschlichen Sonne des menschlichen Lebens abzulenken.

Auch Germar stellt bei der alten Streitfrage: „Glauben oder Wissen?" (Nr. 5) eine Forderung, welche mit dem Primat der praktischen Vernunft über die theoretische im genauen Zusammenhange steht. Da die Aussprüche der praktischen Vernunft im Leben nicht mit klaren und deutlichen Begriffen anfangen, sondern mit einem mehr oder weniger dunkeln oder instinctartigen Takt für das Richtige und Wahre, so soll die Wissenschaft der praktischen Vernunft dasjenige, was der richtige Takt des Lebens bei allen denen, welche ihn wirklich besitzen, immer von selbst ergreift, in Gestalt beweisbarer Gesetze und Grundsätze befestigen. Und folglich muß richtiger Takt mit richtiger Wissenschaft immer vollkommen übereinstimmen, ähnlich wie auch z. B. der Takt des richtigen Augenmaßes und die mathematische Wissenschaft der Perspective unmöglich jemals miteinander in Zwiespalt gerathen können. Denn beide theilen miteinander dieselbe Erkenntniß, nur daß diese im ersten Falle auf subjective, im letzten auf objective Art vorhanden ist. Die Uebersetzung des richtigen moralischen Augenmaßes in die wissenschaftliche Perspective des moralischen Imperativs ist der Meisterzug Kant's, durch welchen die Philosophie ihr Spiel für immer gewonnen hat. Sowie es nun die Aufgabe der Philosophie ist, den richtigen moralischen Takt nach Gesetzen a priori zu formuliren, so ist es die Aufgabe des praktischen Lebens und der ihm dienenden praktischen Disciplinen, den in allen Personen als Triebfeder des Handelns mitwirkenden, oft aber höchst schwachen oder höchst ungeläuterten Takt für die Realisirung der moralischen und religiösen Grundsätze, woran das Heil unsers öffentlichen und Privatlebens hängt, nach wissenschaftlichen Principien zu stärken, zu erhöhen, zu reinigen und zu verfeinern. Daher Germar mit Recht darauf dringt, sich das Wesen des richtigen Taktes in allen Dingen, vorzüglich aber in den moralischen und theologischen, klar zu machen, weil hier der Hebel ist, vermöge dessen die Wissenschaft ins Leben eingreift, sowie sie selbst nur dann zu einer sichern Grundlage gelangt, wenn sie von dieser lebendigen Triebfeder aus den Anfang ihrer Constructionen nimmt. Der richtige Takt, richtig verstanden, birgt alle Wahrheit in sich. Darum möge diese Schrift eines alten bewährten Geistlichen, welche zwar nicht in Kant'scher Terminologie, wol aber im echt Kant'schen Geiste verfaßt ist, recht viele Leser, und bei diesen die volle Beherzigung finden, die sie verdient.

Von einem Streben, dem moralischen Gesichtspunkt in der Philosophie aufs neue ein Uebergewicht über den dialektischen zu verschaffen, sind auch die „Aphorismen" des durch Schriften humanistischer und philosophischer Art rühmlich bekannten Tittmann (Nr. 6) geleitet und beseelt. Leider nur hat eine trübe Stimmung über die vielen am Baume unserer Speculation vorgekommenen Auswüchse von sophistischer Art ihn dabei das Gute und Werthvolle in den Leistungen des heutigen Tags ganz mit übersehen lassen. Indem er sogleich in der Vorrede mit den verurtheilenden Worten anhebt: „Völlige Nichtigkeit der jetzigen speculativen Philosophie in Deutschland ist das Thema der ersten Abtheilung der nachstehenden Blätter", meint er, wie aus dem weitern Zusammenhange hervorgeht, doch eigentlich nichts weiter, als das momentane Verfahrensein eines Theils unserer Speculation in ein bloßes dialektisches Dogmatisiren, in eine Art von moderner Scholastik, welche freilich heutzutage noch eine übergroße Herrschaft unter uns ausübt, weil dieses eben eine mit dem Hegelianismus unvermeidlich unter uns eingerissene Krankheit ist. Ja es sind sogar diejenigen nicht gerade zu beneiden, denen es durchaus keine Mühe gekostet hat, sich von ihr von Grund aus rein zu halten. Denn dieser zum Theil krankhafte dialektische Proceß, dem trotz alledem ein höchst gesunder Kerngedanke zum Grunde lag, war eine Einseitigkeit, deren Hervortreten nicht vermieden werden konnte und nicht vermieden werden durfte, um andere Einseitigkeiten von weit schlimmerer Art zu überwinden. Wäre dieses feine und zähe dialektische Gewebe, worin sich die gegenwärtige Philosophie eingepuppt, und dadurch der dogmatischen Vernunft aufs neue den Vortritt vor der moralischen eingeräumt hat, wäre dasselbe aus seiner eigenen Wurzel

hervorgewachsen, wie in der weiland Wolff'schen Philosophie, dann bedürften wir aufs neue eines umstürzenden Kant. Da aber Kant bereits vorhanden, die neue Scholastik aus der Wurzel seiner Kritiken selbst entsprossen ist und außer ihnen weder Erdreich noch Nahrung hat, so hat es mit ihr auch durchaus keine Gefahr mehr. Der krankhafte Proceß hat, soweit er ein solcher ist, durch den erwähnten Umstand auch schon immer das Heilmittel in ihm selbst. Es ist nicht aufs neue möglich, daß der Kessel unserer dialektischen Maschine springe, wie der Verfasser der „Aphorismen" fürchtet oder vielmehr bereits mit Sicherheit wehklagend vorausverkündigt. Die Kant'schen Kritiken befinden sich an ihm ein für allemal als Sicherheitsventile angebracht.

Tittmann's Raisonnement beruht zuletzt auf der Grundannahme, daß ein Speculiren, welches die innersten moralischen Bedürfnisse des Menschen unbefriedigt lasse, sich nicht auf dem Wege der Wahrheit befinden könne. Diese Annahme ist an sich nicht unrichtig. Es ist nicht möglich, daß die Wahrheit den Menschen in Zwiespalt mit sich selbst versetze. Eben weil Kant hiervon überzeugt war, stellte er der Weltordnung der theoretischen Vernunft die Weltordnung der praktischen entgegen. Aber Tittmann nimmt außerdem von vornherein als ausgemacht an, daß die dem Menschen religiöse Befriedigung und Zuversicht verleihende Idee keine andere, als nur allein der Theismus sein könne, eine Annahme, welche, gelinde ausgedrückt, eine gewagte ist, während man bei der moralischen Idee, bei allem, was Gewissenssachen betrifft, immer einen festen Boden unter den Füßen hat, auf den man ohne alles Wagniß treten kann. Dieses ist der Grund, weshalb das Moralische in religiöser Hinsicht eine weit zuverlässigere Gestalt hat als das Dogmatische, und weshalb die moralische Weltordnung ein bei weitem allgemein gültigerer Begriff ist als der Theismus. Auch schon darum ist er vorzuziehen, weil er ein toleranterer Begriff ist. Denn er gibt neben den mannichfaltigen Arten des Theismus auch den bessern und speculativern Ausbildungen des Pantheismus einen Spielraum. Und diese Toleranz ist innerhalb des Gebiets der Philosophie eine unerlaßliche, wo man nicht, wie im Glaubensbekenntniß einer Religionssekte, gewisse gangbare Wege dem Geiste polizeilich versperren darf, sondern wo das Versperrende nur der logische Widerspruch ist, während alles Gangbare gangbar und zugänglich bleibt. Könnte in der Gelehrtenrepublik von diesem Grundsatze aufs neue abgewichen werden, so würden wir unsere Philosophie aufs neue aus dem Zustande des Hellenismus in den des Mittelalters zurückschrauben.

Außerdem begeht aber Tittmann auch in Beziehung auf den Theismus ein Unrecht an denjenigen unserer philosophischen Systeme, welche demselben wirklich und ebenso aufrichtig, als er selbst, huldigen. Er scheint sich aus einer Art von Vorliebe nur immer mit denjenigen Philosophenschulen beschäftigt zu haben, welche dem Theismus entweder offen oder verdeckt entgegenarbeiteten, während er diejenigen Schulen, welche die Rechte des Theismus vertheidigten, ignorirt. Es sieht fast so aus, als ob ihn dieselben eben darum, weil bei ihnen die Polemik gegen den Theismus mangelte, weniger angezogen und interessirt haben. Wie geht es sonst zu, daß hier alle Reminiscenz an die Lehrsysteme unserer ältern Theisten, eines Krause, G. H. Schubert, Eschenmaier, Franz von Baader, Fries, Krug, Herbart u. a., geschwunden ist, und die Lehrsysteme unserer jüngern Theisten, eines J. H. Fichte, Weiße, Schwarz, R. Rothe, Chalybäus, Wirth, Hoffmann, Apelt, Taute u. a., als vollkommen nicht existent erscheinen? Uns will bedünken, wir hätten unter den Philosophen über Mangel an Theisten weder zu klagen gehabt, noch auch heute zu klagen. Im Gegentheil hätten die Anhänger des Pantheismus weit eher zu der entgegengesetzten Klage die gegründete Veranlassung.

Was das Verhältniß des Pantheismus zum Theismus betrifft, so geben zu weitern Reflexionen darüber die beiden folgenden Werke einen gelegenen Stoff:

7. Vorlesungen über Pantheismus und Theismus, von Georg Weißenborn. Marburg, Elwert. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
8. Die speculative Lehre vom Menschen und ihre Geschichte. Im Zusammenhange mit den obersten Grundsätzen der Philosophie und Theologie zusammengestellt von Albert Stöckl. Zweiter Band. — A. u. d. T.: Geschichte der Philosophie der patristischen Zeit mit specieller Hervorhebung der durch sie bedingten speculativen Anthropologie. Würzburg, Stahel. 1859. Ler.-8. 2 Thlr.

Wer sich von der Ideenverwandtschaft überzeugen will, welche zwischen dem Dogma der Trinität und der pantheistischen Denkart obwaltet, dem ist die Lesung und Durchdenkung von Weißenborn's „Vorlesungen über Pantheismus und Theismus" (Nr. 7) anzuempfehlen. Denn da dieselben sich durch das Bestreben auszeichnen, den Theismus mit dem Trinitätsdogma völlig präcis und consequent zu vereinigen, so enthüllen sie dadurch für jeden Andersdenkenden mit einer seltenen Klarheit die Schwierigkeiten, welche dieser Vereinigung, sobald sie präcis gedacht werden soll, im Wege stehen, welche man aber in der Regel dadurch umgeht, daß man diese Begriffe als solche, welche das menschliche Fassungsvermögen übersteigen, in einer wohlthuenden Unbestimmtheit läßt.

Weißenborn befolgt bei Bestimmung des absoluten Wesens den von Fichte eingeführten Begriff der Selbstunterscheidung als der reinen Activität des Denkens, und zwar so, daß diese Selbstunterscheidung noch nicht die Unterscheidung von andern in sich schließe, was sie auch ihrem einfachen Begriffe nach schlechterdings nicht thut. Nur die menschliche oder endliche Persönlichkeit enthält nach Weißenborn in ihrem Begriffe ein Sichunterscheiden von einem andern, wogegen im Begriffe der absoluten Persönlichkeit nichts enthalten ist, was ein Sichunterscheiden nach außen nöthig machen müßte. Hier ist vielmehr die Unterscheidung von sich selbst ganz allein zur Erfüllung des Begriffs eines absoluten Wesens völlig genügend. Dieser Begriff nun aber läßt sich sowol auf

pantheistischem als auf theistischem Wege verwerthen. J. G. Fichte in seiner „Anweisung zum seligen Leben“ schlug den Weg des Pantheismus ein; Weißenborn betritt den Weg des Theismus. Er nennt einen solchen den Theismus der Wesensidentität, und bezeichnet daneben als sonstige Vertreter desselben Erdmann, den frühern Göschel, J. H. Fichte, K. Ph. Fischer, Weiße, Bunsen, K. Schwarz und R. Rothe. Diese unzertheilbare Wesensidentität, welche in ewiger theoretischer Erhabenheit über den moralischen Processen des Universums schwebt, ohne jemals selbst mit in sie einzutreten, ist in sich Trinität. Die Einheit des göttlichen Wesens und des göttlichen Selbstbewußtseins als die objectivirende Seite derselben ist der Vater, dieselbe Einheit als die objectivirte Seite derselben ist der Sohn, und die Vermittelung beider ist der Heilige Geist. Während die zweite Bestimmung nur allein von der ersten ausgeht, so geht die Vermittelung von beiden aus.

Auf diese Weise glaubt Weißenborn in den engen Raum von drei feinen Abstractionen, welche in der untheilbaren Einheit der theoretischen Urthätigkeit unter dem Mikroskop einer haarspaltenden Logik als bloße Seiten oder Rücksichten sichtbar werden, die moralischen Urgewalten des Lebens bannen zu können, welche das früheste christliche Bewußtsein sich als drei Personen innerhalb der absoluten Substanz symbolisch versinnlichte. Aber wäre es wol der Mühe werth gewesen, wegen einer feinen logischen Distinction von blos theoretischem Interesse einen so großen symbolischen Apparat in Bewegung zu setzen, welcher den christlichen Theismus nicht blos mit einem entbehrlichen Ueberflusse belastete, sondern denselben auch mit dem jüdischen und mohammedanischen Theismus in einen unnützen Zwiespalt setzte?

Die Bewegung des christlichen Trinitätsbegriffs vor seiner Erstarrung auf dem Nicänischen Concil (325 n. Chr.) gibt uns über den wahren Sinn des Trinitätssymbols ganz andere Fingerzeige. Hier erscheinen uns als die wahren Erzeuger der christlichen Speculationen über das Wesen der Gottheit die gnostischen Emanationssysteme von pantheistischer Natur, welche alsbald eine so starke und hinreißende Gewalt im damaligen Zeitbewußtsein erlangten, daß sogar der sie bekämpfende Neuplatonismus von der durch sie zuerst angeregten Idee einer Emanation aller Dinge aus dem göttlichen Wesen vollkommen mit angesteckt wurde. Kann nun wol etwas anderes als eine leere Spielerei herauskommen, wenn man lebendige Dogmen und Symbole, welche auf den Denkwegen eines emanativen Pantheismus ihren embryonischen Geburtsproceß durchgemacht haben, hinterher in das Schema eines jüdischen Theismus zurückpressen will? Heißt das nicht, einen Löwen in einen Stier, oder eine Schlange in eine Taube umorganisiren wollen?

Es liegt in der Natur seiner lebendigen weltgeschichtlichen Entstehung, und ist durchaus nicht zufällig, daß das Dogma der Trinität zu allen Zeiten der pantheistischen Denkweise den größten Vorschub geleistet hat. Auch der moderne Pantheismus hat sich wider sein anfängliches Wollen und Erwarten aus innerer Ideenverwandtschaft dieses Dogma immer höchst nahe gerückt gefunden. Denn da ihm die absolute Thätigkeit der Selbstunterscheidung oder des Bewußtseins die Natura naturans ist, in welcher die Natura naturata als Mittel ihrer Vollziehung mit angetroffen wird, und da unter den Theilen, in welche das Product oder die Natura naturata zerfällt, einige mehr, andere weniger Spielraum geben für die in ihnen allen mehr oder weniger zum Vorschein dringende Urthätigkeit, so ist der Gedanke gar nicht zu umgehen, daß in allen diesen emporstrebenden Theilen die Gottheit sich selbst begrüßend wie in zweiter Person immerwährend entgegentritt. Es ist eine sich ewig erneuernde Freude des Wiederfindens. Der verlorene Sohn darf niemals verzweifeln, die väterlichen Arme und die trauten Räume der Heimat sich endlich doch noch geöffnet zu sehen. Nach der Theorie dieses Pantheismus steigt nämlich bei den vernünftigen Geistern die Aehnlichkeit mit ihrem Urquell bis zur Wesensgleichheit oder substantiellen Identität. Denn sie vollziehen selbst in ihrer moralischen Activität einen Theil der moralischen Weltordnung, d. h. der Gottheit in eigener Person. Diese sind also mit Recht wesensgleiche Söhne zu nennen, jeder nach dem Grade seiner moralischen Activirung das göttliche Wesen selbst in sich vollziehend, alle aber beseelt von dem harmonischen Getriebe der sich diesseits wie jenseits in ihnen vollziehenden moralischen Ordnung oder, was dasselbe sagt, des sie alle durchdringenden und beseelenden Heiligen Geistes, wie er in ihnen lebt mit einer Identität gleich der Identität, womit die lebendigen Gesetze der Logik und Mathematik, ebenso wie die Gesetze der Moral in allen leben und sich vollziehen. Hier wird es nun ganz leicht, an der Spitze der wesensgleichen Söhne den von der alten Kirche aufgestellten Musterbegriff ihres Christus zu entdecken, und ebenso in dem sich in allen vollziehenden und alle unbedingt beherrschenden Moralgesetz den Begriff einer Gemeinschaft der Heiligen im Geiste Gottes wiederzufinden. Wir bewegen uns auf diese Weise in den Uranschauungen der Kirche bequem und ohne allen Zwang. Es wird uns zu Muthe darin, als ob Jahrhunderte der Knechtschaft und Verfinsterung hinter uns schwänden und wir zurücktauchten in die glückliche Zeit ihres jugendlichen Wachsthums, wo die Formen noch nicht verknöchert und die Dogmen noch im lebendigen Flusse waren. Sobald wir dagegen aus dieser einfachen und natürlichen Speculationsweise in die Nadeln des Theismus schreiten, so fängt sogleich alles an sich zu verwirren und schwierig zu werden. Denn man bringt es nun trotz aller Quälereien doch niemals zu drei Persönlichkeiten, zu drei realen Gegenstellungen im urpersönlichen Lebensproceß, sondern immer nur zu drei Seiten, Momenten oder Eigenschaften an der einzigen, dem moralischen Processe der übrigen enthobenen, dadurch egoistisch isolirten Person. Man mag hier bauen, was man will, alles sinkt zuletzt wieder nieder vor dem monotonen Todtenrufe des gegen Christum ewig den Stab erhebenden Pharisäers: „Jehovah Einer!“ Ein furchtbares Wort, das mit Eiseskälte tödtet.

Der Theismus der Aufklärung sah in seiner consequenten Entschlossenheit seine Unverträglichkeit mit dem Trinitätsdogma wol ein. Mit der ihm eigenen und lobenswerthen Klarheit des Denkens rettete er seine Consequenz durch Aufopferung der in den Bestimmungen der Trinität liegenden moralischen Wärme. Sobald hingegen dem Theismus der Aufklärung durch Kant der Kampf auf Tod und Leben angekündigt war, fanden sich die Kämpfer sehr bald wie zu ihrer eigenen Verwunderung in die Grundgedanken des Trinitätsdogmas zurückgeleitet, als in die ursprünglichsten Motive christlicher Erweckung und Begeisterung. Die Feuerströme der die Personen mit sich selbst und dem Pantheos einigenden moralischen Activität umflutheten sie, die Idee der Gemeinschaft der Söhne Gottes im Heiligen Geiste, das Postulat der Kirche Gottes auf Erden, ließ sich nicht mehr umgehen, während der consequente Theismus sich für alles dieses stumm und taub erwiesen hatte. Darf von dieser Höhe der moralischen Idee, von dieser Zurückschmelzung des erstarrten Dogmas in den Urzustand seiner Bildungsthätigkeit, von diesem lebendigen Dogmenfluß und dieser Lebensenthüllung wieder in die Dornen und Disteln einer zwieträchtigen Trinität, eines durch polemischen Purismus die Geister ärgernden und verhetzenden, verwirrenden und erkältenden Theismus zurückgestiegen werden? Da sei Gott vor. Diese Formen sind ausgelebt, und ein Thor ist, wer neuen Wein in alte Schläuche gießt. Nicht mehr als Gegenstände speculativer Dogmatik, sondern als historische Merkzeichen und Denksteine auf dem Wege der in die Welt eingetretenen moralischen Neugeburt, welche wir das Christenthum nennen, behalten diese Dogmen ihren Werth und ihre Geltung. Als nicht völlig adäquate Zeichen der moralischen Zustände, welche sie zu bezeichnen beabsichtigten, treten sie von selbst zurück, sobald durch erhöhte philosophische Arbeit der adäquatere Ausdruck für eben diese Zustände gefunden wird.

Von den pantheistischen Wurzeln der die Trinität betreffenden Speculation in den Anfängen der christlichen Denkentwickelung gibt Stöckl's obige Fortsetzung einer „Geschichte der Philosophie vom katholischen Standpunkte" (Nr. 8) aus eine reiche Uebersicht. Dieser Band geht von den Gnostikern bis Boëthius und Gregor den Großen. Es ist von hohem philosophischen Interesse, den Bau der gnostischen Systeme, soweit wir denselben theils kennen, theils nur noch muthmaßen können, zu studiren, sowol in Beziehung auf das Christenthum, dessen erste speculative Versuche sie waren, als auch auf Plotin, welcher, indem er sie bekämpfte, zugleich von ihnen entlehnte. Mit Unrecht verschließt man so häufig vor dem Gnosticismus die Augen als vor Abstrusitäten, welche man ohne wissenschaftlichen Schaden ignoriren dürfe. Das ist ein großer Irrthum. Aus diesen Abstrusitäten wuchs die christliche Welt- und Lebensanschauung einem erheblichen Theile nach hervor, und wünschen wir ein Verständniß des Processes der kirchlichen Dogmenbildung von Grund aus, so ist ein Eindringen in die Genesis der durchweg pantheistischen Gnosis unerlaßlich. Dieselbe enthält einen für das occidentalische Bewußtsein gänzlich neuen und bisher unerhört gewesenen Zustand der Speculation, zu dessen Zustandebringung im damaligen Zeitpunkte alle moralischen Kräfte der Welt in einer solchen allgemeinen Geistergärung zusammengewirkt haben, wie sie die Weltgeschichte seit der Zeit noch nicht aufs neue erlebt hat. Es liegt in der Natur solcher Zustände, daß die Producte, in denen sie sich unmittelbar aussprechen, von der einen Seite unklar und trübe sind, von der andern aber auch in ihrer Unklarheit einen neuen und originellen Stoff liefern, an dessen Aufklärung und Verarbeitung zukünftige Jahrtausende hinreichende Arbeit finden. Welche starke pantheistische Anflüge aber noch selbst in Athanasius, während er das Nicänische Trinitätsdogma gegen die Arianer rettete, fortwährend wirksam waren, geht unter anderm aus der interessanten Stelle eines Briefs hervor, welche wir bei Stöckl citirt finden (Ep. I. ad Serap. „Spir. sanct. non esse creaturam", S. 173 fg.; S. 198 fg.), und in welcher Athanasius die vom Heiligen Geiste Begnadigten nicht nur Söhne Gottes, sondern auch selbst Götter nennt, ein Ausdruck, welcher dem Athanasius, wenn er ihn heutzutage gebraucht hätte, nicht den Verdacht der katholischen Orthodoxie, sondern des Hegel'schen Pantheismus zugezogen haben würde. Das Referat hierüber bei Stöckl lautet wörtlich (S. 268—269):

Und was vom Sohne gilt, das gilt nach Athanasius auch vom Heiligen Geiste. Der Geist ist die dritte Person in der Gottheit. Er ist kein Geschöpf; denn wäre er nur eins der Geschöpfe, so würden wir durch seine Wirkung nicht mit Gott verbunden sein. Da er uns durch seine Gnade zu Göttern macht, so ist er ohne Zweifel Gott. Und als solcher ist er gleich wesentlich mit dem Vater und dem Sohne.

Bei Stöckl's Darstellung der gnostischen Systeme ist es besonders anerkennungswerth, daß er zur Vergleichung auch die ihnen so ähnlichen indischen Systeme mit herbeizieht, wobei er Othmar Frank und Windischmann folgt, und vorzüglich die Uebergänge aus Spiritualismus und Dualismus und umgekehrt, welche bei den indischen Pantheisten ganz ähnlich wie bei den gnostischen Pantheisten vorkommen, zur gegenseitigen Aufklärung hervorhebt. Wir wissen zwar noch nicht näher historisch nachzuweisen, ob ein Zusammenhang und welcher stattgefunden hat zwischen dem Pantheismus der Gnostiker und dem der zu Christi Zeit bereits über einen großen Theil des Orients ausgebreiteten Buddhisten. Aber eben um über diesen wichtigen Punkt nähere Aufklärungen zu erlangen, sind solche Zusammenstellungen unerlaßlich, wenn sie auch im Augenblicke noch keine reinen Resultate zu liefern vermögen. Dagegen hat Stöckl's Darstellung nicht dadurch gewonnen, daß er den Plotin schon im ersten Theile vor den Gnostikern vorweggenommen hatte, da das System des Plotin, wie Kirchner überzeugend nachgewiesen hat, auf dem Pantheismus der Gnosis als einer wesentlichen Voraussetzung fußt. Man hat bisher eine Ableitbarkeit der gnostischen Lehren aus persischen Systemen gewöhnlich ebenso bereitwillig angenommen, als eine solche aus indischen Systemen abgelehnt. Es käme auf nähere Vergleichungen im einzelnen an. Jedenfalls aber

ist der in der Gnosis vorausgegangene gärende Zustand für den speculativen Begriff des Christenthums mindestens ebenso wichtig, als das aus ihm im Kampfe mit störenden Einflüssen von innerer und äußerer Art hervorgewachsene widerspruchvolle Product des Trinitätsdogmas, welches eben durch seinen widerspruchvollen Inhalt anzeigt, daß in ihm ein gärender, und in dieser Gärung die moralischen Tiefen der Menschenbrust in einer bisher nicht dagewesenen Art aufschließender Zustand vor seiner gesetzmäßigen Beendigung auf gewaltsame Weise beschlossen wurde. Nicht das im widerspruchsvollen Product voreilig aufgedrückte Siegel der gewaltsamen Beendigung des Processes, sondern der fortwachsende und forttreibende Inhalt des nur einstweilen unterbrochenen Processes selbst, welcher sich nicht künstlich hemmen und dämmen läßt, sondern sich von Jahrhundert zu Jahrhundert in immer erneuerten Impulsen fortsetzt, bis ihm das Wort der Räthsellösung, wonach er ringt, zu Theil wird, ist das wirkliche und lebendige Christenthum. **Karl Fortlage.**

Dichterparallelen.

An Parallelen zwischen Schiller und Goethe und an Untersuchungen, wie sie sich gerade durch ihren Gegensatz ergänzten, haben wir keinen Mangel, eher Ueberfluß, und es erscheint äußerst selten eine Schrift über Schiller und Goethe, in welcher dieses Lieblingsthema unserer Aesthetiker und Literaturbeflissenen nicht ausführlich erörtert oder flüchtig berührt würde. Es gibt aber noch andere deutsche Dichter, mit denen Schiller in Parallele gebracht zu sehen von Interesse sein würde, z. B. Klopstock. Schiller und der Sänger des „Messias" waren wesentlich pathetische Naturen und theilten den Drang nach hochfliegenden Empfindungen und hochfliegendem Ausdruck, obschon mit diesem in Schiller's Jugendgedichten bekanntlich Cynismen in mehr als Bürger'schem Geschmack abwechseln. Sicherlich ist auch Klopstock auf den jungen Schiller nicht ohne Einfluß gewesen. Aber diese Parallele würde auch sofort die himmelweiten Unterschiede zwischen beiden Dichtern herausstellen, namentlich wenn man etwa Klopstock's Oden an Fanny oder Cidli und Schiller's Gedichte an Laura vergleichen wollte. Bei Schiller ist hier der Ausdruck stets leidenschaftlich, stürmisch und sinnlich-feurig, bei Klopstock sentimental, zärtlich und un- oder übersinnlich. An dramatischer Gestaltungskraft fehlte es Klopstock nur zu sehr, noch mehr aber an jenem Humor, der denn doch Schiller nicht so ganz versagt war, als z. B. Carlyle annimmt. Schiller protestirt in seinen „Göttern Griechenlands" gegen die blos materialistische Gottes- und Weltanschauung, gegen das Monopol des Gesetzes der Schwere als alleinigen Erhaltungsprincips des Universums, aber nur um den Untergang der griechischen Götterwelt zu beklagen und in seinen spätern Dichtungen dem katholischen Prachtcultus und Mariendienst mancherlei Huldigungen darzubringen. Klopstock verherrlichte den undarstellbaren Gott der protestantischen Christen und dessen Mittler Christus in seiner Messiade wie in nicht wenig zahlreichen Oden, zog aber zugleich die nordischen Götter ins Spiel, gerade weil sie nie abgebildet worden und sich überhaupt, wie der christliche Gott, der Darstellbarkeit entziehen. Was die Vaterlandsliebe beider Dichter betrifft, so war diese bei Schiller ohne alle Widerrede rein kosmopolitischer Natur, d. h. er predigte sie in Form einer allgemeinen Vorschrift, die jedes Volk zu beobachten hat; die Hauptstelle wenigstens, auf die man sich beruft: „Ans Vaterland, ans theure, schließ dich an", ist eine solche allgemeine Vorschrift, auf die sich auch der Pole, Czeche, Däne, Magyar und Welschtiroler dem Deutschthum gegenüber berufen, ja die auch jeder Baier und Schwabe für sich geltend machen kann, wie denn überhaupt Schiller sein heimatliches Schwaben mit Vorliebe sein „Vaterland" nannte. Gedichte, in denen er das allgemeine deutsche Vaterland besungen oder dazu aufgefordert hätte, ihm zur Einigkeit und politischen Machtstellung zu verhelfen, hat er nicht verfaßt, und seine Dramen, meist der fremden Geschichte entnommen, gaben ihm hierzu keine Gelegenheit; im „Wallenstein" handelt es sich nicht eben um die politische Größe und Einheit Deutschlands, und „Wilhelm Tell" mahnt uns an eine schmerzliche Einbuße, die zunächst Oesterreich, aber auch Deutschland erlitten hat. Höchstens beweist seine Parteistellung gegen die spätere Politik des Hauses Habsburg, daß er sehr wohl wußte, wo der Schaden Deutschlands und die Ursache seines fortgehenden Zerfalls zu suchen sei, und in unsern Tagen würde Schiller daher wahrscheinlich ein entschiedener „Gothaer", vielleicht auch etwas anderes als Bühnendichter geworden sein; denn bereits ihm schwebte die Führung der deutschen Angelegenheiten durch den größten deutschen protestantischen Staat, wenn auch in dunkeln Umrissen vor, und immer hielt er seinen Blick auf Berlin gerichtet. Und zwar unbeschadet seiner spätern nicht ganz abzuleugnenden Hinneigung zum katholischen Cultus: er erwartete und verlangte nämlich, wie aus einem von Palleske citirten Briefe von ihm an Zelter hervorgeht, daß Preußen, nachdem es bisher rühmlichst für Gewissensfreiheit und philosophische Aufklärung gesorgt, nun auch den Künsten einen größern Antheil am protestantischen Cultus sichern werde. Was dagegen Klopstock's Patriotismus betrifft, so war dieser rein und ausschließlich deutsch, so deutsch, daß man ihn sogar einiger fast komischen Uebertreibung und der Ungerechtigkeit gegen alles Ausländische und namentlich Welsche beschuldigen kann. Daher und da er von Haus aus wenig Empfänglichkeit für die sinnlichen Eindrücke der Kunst hatte, blieb Klopstock immer entschiedener Protestant, wenn auch nicht im Sinne der Orthodoxen, und nichts in der Welt würde ihn vermocht haben, dem katholischen Cultus auch nur das geringste Zugeständniß zu machen. Gegenüber dem ausschließlich preußischen oder vielmehr Fritz'schen Patriotismus der Ramler, Gleim u. s. w. kann man Klopstock geradezu als den Schöpfer oder doch als den Erneuerer und Organisator des allgemein deutschen Vaterlandsgefühls betrachten. Auf dieses unsterbliche Verdienst Klopstock's näher einzugehen wird sich bei der Besprechung eines neuerschienenen Buchs von L. Brunier: „Klopstock und Meta", wo diese Seite an Klopstock ebenfalls mit dem meisten Nachdruck betont wird, die beste Gelegenheit bieten.

Diese Hinweisung auf Klopstock im Verhältniß zu Schiller schien uns als Einleitung zu einer Anzeige der Schrift:

Schiller und Uhland. Eine Dichterparallele von Julius Schwenda. Als Festgabe zur hundertjährigen Schiller-Feier. Wien, Sallmayer und Comp. 1860. 8. 8 Ngr.

durchaus nicht überflüssig; denn sowenig Verwandtes die Klopstock'schen und Uhland'schen Formen auch haben mögen, und so wenig es auch je gelingen kann und wird, zwischen Uhland's Romantik und dem Geiste, der sich in Klopstock's Messiade und seinen religiösen Oden ausspricht, irgendeinen Zusammenhang zu finden, so gehört doch auch Uhland zu den Erben jenes germanischen Geistes, jener vaterländischen Gesinnung, als deren Schöpfer Klopstock zu betrachten ist. Hier wollen wir nur einige Momente hervorheben. Die Romantik würzelt namentlich in den Erinnerungen der alten deutschen Kaiserzeit; nun war es aber Klopstock, der in mehreren seiner Oden das Andenken an die alten vorhabsburgischen deutschen Kaiser, deren Gedächtniß zu zerstören die auf Ausrottung aller glorreichen Erinnerungen und alles deutschen Nationalgefühls hinarbeitende habsburgische Politik bis dahin mit Erfolg bemüht gewesen, zuerst wieder erneuerte und die mächtigen Gestalten einiger der gewaltigsten und verdientesten, trotzdem aber fast verschollenen deutschen Kaiser und Könige wieder aus ihren Särgen heraufbeschwor. Bei Uhland begegnen wir einer entschiedenen Vorliebe für die nordische Heldensage; wir begegnen bei ihm keiner griechischen und römischen Gottheit mehr, sondern, wie auch Schwenda hervorhebt, den

„vielgestaltigen Wesen des volksmäßig germanischen Götterglaubens". Auch für diese Richtung war Klopstock Vorgänger durch seinen zur Ungebühr oft bespöttelten Versuch, die usurpirte Herrschaft der olympischen Götter, mit denen die deutschen Poeten vordem so viel Unfug trieben, durch die Götter der nordischen Sage zu stürzen. Das Rauschen deutscher Eichenhaine vernimmt man in Uhland's Liedern so gut wie in Klopstock's Oden, und der vaterländischen Gesinnung gesellt sich die christliche ebensowol bei Uhland wie bei Klopstock, der auch als erster freisinniger politischer Dichter Uhland's wie aller spätern politischen Dichter Vorgänger war. Endlich möchten wir noch das beide Dichter in gleicher Stärke und Reinheit durchdringende echt germanische Keuschheitsgefühl hervorheben. Bei beiden Dichtern wird man nicht ein einziges kleinstes Wörtchen finden, das den prudesten Sinn verletzen könnte. Dadurch allein wird man freilich nicht zum großen Dichter, und mehrere der größten Dichter: Aristophanes, Shakspeare, Goethe, selbst Schiller in seinen Jugenddramen und Jugendgedichten waren eben nicht allzu prude; wir erwähnten diese Eigenschaft nur als einen beiden Dichtern gemeinsamen Zug, der mit ihrer ganzen christlich-germanischen Art und Richtung, übrigens an den äußersten Wurzelfasern auch wieder mit dem urgermanischen Heiden- und Heldenthum zusammenhing.

Der Verfasser vorliegender Schrift geht nicht bis auf Klopstock zurück; er vergleicht einfach die beiden Schwaben, Schiller und Uhland, miteinander und zwar nur auf dem Gebiete der episch-lyrischen Dichtung, wo auch einzig und allein eine Parallele zwischen beiden zulässig ist. Er hebt hervor, wie bei Schiller, der „mehr ins Gegenständliche bildende, helle, kurz der mehr ideal-plastische Stil der Kunstdichtung", bei Uhland „der mehr nur andeutende, verschleierte, malerisch helldunkle Stil der Volkspoesie" hervortrat, wie, im Gegensatze zu Uhland's epischem Realismus, das zur That übergehende ideale Pathos Schiller'scher Helden sich regelmäßig in der Weise leidenschaftlicher Emphase oder ideeller Reflexion zeige. Wie Schiller, obwol er noch weniger als der plastisch-objective Goethe eine griechisch angelegte Natur gewesen, mit seiner dem griechischen Schönheitsideal wenigstens sehnsuchtsvoll zugewandten Phantasie die Helden seiner Dichtungen zu allgemein menschlichen, typisch idealen Heroengestalten verklärt habe, so umgürte Uhland's „in das romantische Ideal und den Gestaltenkreis deutscher Vorzeit liebend versenkte Phantasie ihre Helden mit dem farbenbestimmten Wehrgehänge individuell ausgeprägten, deutsch-nationalen Heldenthums". Uhland sei der eigentliche Begründer der nationalen Rhapsodie, der deutschen Heldenmäre geworden, seine Dichterjugend und erstes Dichterstreben sei mitten in jene nach außen und innen auf Wiederbelebung und Erweckung des vaterländischen Sinnes in Dichtung und Leben gerichtete Zeit gefallen, wo der lang versunkene reiche Hort der deutschen Volkslieder, Volksbücher, Volkssagen durch den liebenden Forscher- und Sammelfleiß deutschgesinnter Männer zu Tage gefördert worden u. s. w. Daher sähe man auch „immer und überall — und zwar nicht immer durch den Stoff bedingt — bei Schiller antike, bei Uhland romantische Anschauungen und Bilder hervortreten". Bei Uhland klinge in der „hohen Königshalle" des „Sängers Harfe", bei Schiller des „Sängers Leier"; bei Uhland blinke der sanfte „Liebesstern" herab, bei Schiller „Selene", „Hesperus" oder „Helios" in „stiller Majestät". Bei Uhland herrsche „Frau Minne", bei Schiller „die sanfte Cypria" oder „Venus Amathusia" über die Herzen der Menschen; bei Uhland lebe und rausche der deutsche Gott in den „frischen Eichenhainen", bei ihm erscheine der ganze Kreis der deutschen Waldbäume, vor allen (wie bei Klopstock) die Eiche, sodann die Linde, aber auch die Buche, Birke, Tanne, Ulme und Fichte mit Vorliebe als landschaftlicher Hintergrund verwendet; Schiller's Phantasie dagegen ergehe sich in „Elysiens Hainen", in „Poseidon's Fichtenhain", in „Apollo's Lorberhain"; bei Uhland fänden sich die geflügelten Bewohner des deutschen Waldes und die Sänger der Fluren, Nachtigall, Lerche, Wachtel, Drossel, Finke u. s. w.; bei Schiller dagegen töne „Philomela's Schlag"; Uhland führe uns in seinen Dichtungen all die vielgestaltigen Wesen des volksmäßig germanischen Götterglaubens vor die Augen: Elfen, Feien, Riesen, Zwerge, Kobolde u. s. w., Schiller dagegen die Gebilde der griechischen Mythologie: Nymphen, Horen, Grazien, Amoretten, Oreaden, Najaden, und selbst in dem sonst ganz dem Kreise christlicher Anschauung angehörenden „Lied von der Glocke" müsse der „schwarze Fürst der Schatten" die treue Gattin und Mutter ins „Schattenland" wegführen. Dabei finden sich aber doch Stellen bei Uhland, in denen er sich mit Schiller in Gedanken und Redewendung, ja sogar im einzelnen Wortausdruck in merkwürdiger Weise berührt. Schwenda führt folgende an:

> Das Kirchlein kennst du, Herr, das hoch,
> Auf eines Felsenberges Joch,
> Der weit die Insel überschauet,
> Des Meisters kühner Geist gebauet.
>
> („Kampf mit dem Drachen.")

> Du kennst das Kloster, das von seiner Höh
> Das schöne Elsaß weithin überschauet.
>
> („Ernst von Schwaben", zweite Abtheilung.)

> Und so saß er, eine Leiche,
> Eines Morgens da,
> Nach den Fenstern noch das bleiche
> Stille Antlitz sah.
>
> („Ritter Toggenburg.")

> Da liegst du, eine Leiche,
> Der aller Leben war,
> Dir trieft noch um das bleiche
> Gesicht dein greises Haar.
>
> („Tell's Tod.")

> Das Roß — — — —
> Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinst,
> So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst.
>
> („Graf von Habsburg.")

> Ist dir mein Rößlein nicht zu wild, . . .
> Nimm's hin, dir zum Gewinste,
> Und brauch' es in Gottes Dienste.
>
> („Junker Rechberger.")

> — — — in Kronion's Saal,
> Die Göttin mit den Rosenwangen
> Reicht ihm lächelnd den Pokal.
>
> („Ideal und Leben.")

> Dann reicht die Buhle dir bei Odin's Mahl,
> Die goldgelockte, lächelnd den Pokal.
>
> („Die sterbenden Helden.")

Solche Anklänge finden sich übrigens wol bei allen Dichtern, auch bei Schiller selbst. Seine bekannten Sentenzen:

> . . . Schönres find' ich nicht, so lang' ich wähle,
> Als in der schönen Form die schöne Seele —

und:

> Denn wo das Strenge mit dem Zarten u. s. w.

weisen zurück auf Albrecht von Haller's:

> Gerechtestes Gesetz, daß Zier sich Kraft vermähle:
> In einem schönen Leib wohnt eine schönre Seele.

Ueberhaupt wäre es vielleicht der Rede werth, einmal den Einfluß darzustellen, den Haller als pathetischer Lehrdichter auf Schiller gehabt hat; das wäre eine neue Dichterparallele, wobei wir bemerken, daß solche Parallelen nur dann einen instructiven Werth haben, wenn sie sich nicht, wie dies gewöhnlich geschieht, auf einige geistreiche Antithesen beschränken, sondern, wie die vorliegende Schrift, detaillirt sachlicher Art sind und mehr gründlich untersuchend als geistreich spielend in das Wesen der Dichter wie in ihre sprachlichen Eigenthümlichkeiten eindringen.

Interessant war uns folgende Bemerkung Schwenda's: „Einen weitern Unterschied zwischen beiden Dichtern begründe auch der Umstand, daß Schiller (die einzige «Hero- und Leanderromanze» ausgenommen) nur männliche Helden als Träger

und Mittelpunkt der epischen Handlung hinstellt, Uhland dagegen nicht selten auch weibliche («Sieglinde», «Drei Fräulein», «Die Nonne», «Goldschmied's Töchterlein», «Die Mähderin», «Die Königstochter» u. a). Aus einem ganzen Kreis Schiller'scher Romanzen — und gerade die bedeutendsten, wie «Die Kraniche des Ibikus», «Der Graf von Habsburg», «Der Kampf mit dem Drachen», «Der Ring des Polykrates» zählen darunter — sind weibliche Figuren sogar als einfach auftretende Personen gänzlich ausgeschlossen, und auch in den Dichtungen, wo solche auftreten, geschieht dies meist nur episodisch und in sehr secundärer Bedeutung. So sind die beiden «Kunigunden» — die Gräfin von Savern und das französische Hoffräulein — nicht minder wie die Königstochter im «Taucher», die Dame des «Toggenburgers» und «die Schwester» des Damon in der «Bürgschaft» eben nur episodische Nebenfiguren oder vielmehr nichts weiter als personificirte Motive. Uhland zeichnet dagegen seine Frauencharaktere mit ausgeführterm Detail und stellt sie nicht selten auf bedeutsame Weise in die Handlung eingreifend den Helden zur Seite."

Wir haben schon früher einmal Gelegenheit genommen zu bemerken, daß Schiller ein mehr männlicher als weiblicher Geist gewesen, der sich in seinen lyrischen Erzeugnissen und in seinen balladenartigen Schöpfungen im ganzen mit größerer Treue und Aufrichtigkeit offenbart habe als in seinen Dramen, in denen er, wie fast alle Theaterdichter, manches von seinem eigensten Wesen opferte, um dem Geschmack des Publikums und den Forderungen der Bühne gerecht zu werden. Gegen seine Natur und Neigung scheint uns Schiller in mehreren seiner Dramen gerade Frauen zu Hauptträgern der dramatischen Handlung gemacht zu haben, um die weibliche Hälfte des Theaterpublikums in sein Interesse zu ziehen oder beliebte Schauspielerinnen mit effectreichen Rollen zu bedenken. Aber keiner seiner Frauencharaktere kommt, was man auch freilich kaum verlangen wird, an ideellem Gehalte seinem Marquis Posa oder Wallenstein, keiner an Lebenswahrheit seinem Musikus Miller, dem Mohr im „Fiesco," den so vortrefflich und lebendig gezeichneten Feldobersten und Soldaten im „Wallenstein", den Hirten im „Wilhelm Tell" und den polnischen Landboten im „Demetrius" gleich. Den meisten Frauen gefallen seine Frauen, weil sie größtentheils sentimental und hyperidealisirt sind; aber ein scharfblickendes Weib, das sich auf die Eigenschaften ihres Geschlechts sehr wohl verstand, Frau von Varnhagen, nannte in ihrer drastischen Weise Thekla eine „tragische Gurli".

Zu den interessantesten Bemerkungen Schwenda's gehören diejenigen über die sprachlichen Eigenthümlichkeiten und Eigenheiten beider Dichter, über gewisse Lieblingsgewohnheiten im Gebrauch der technischen Mittel, kurz über das, was bei ihnen nicht sowol Stil als zum Theil wirkliche Manier ist. Es ist nun interessant zu sehen, wie verschieden diese Manieren bei beiden Dichtern sind, wie der eine mit Vorliebe anwendet, was der andere möglichst vermeidet. Während z. B. Schiller vorzugsweise componirte Participialformen liebt (z. B. „meergewohnte Vögel", „sturmerprobte Schiffe", „feuersprühende Stiere" u. s. w.), wendet Uhland diese Form fast nie an, vereinzelte Fälle in den provenzalischen Romanzen, „wo das trochäische Metrum dazu hindrängte", abgerechnet. Im einfachen Epitheton, dem gewöhnlichsten Mittel der poetischen Veranschaulichung, gebraucht Uhland in der Regel das eigentliche Adjectiv, während Schiller außerordentlich häufig das Adjectiv der participialen Präsensform verwendet; so z. B. nur in der „Bürgschaft" sechzehnmal: „das revelnde Streben", „der wandernde Stab", „die raubende Rotte", „das rieselnde Rauschen", „der eilende Lauf", „der eilende Fuß" u. s. w. Hierdurch wie durch gewisse Wortstellungen erinnert Schiller wieder an die antiken Muster, während Uhland durch die Wiederbelebung und den häufigen Gebrauch älterer Ausdrücke, z. B. „Gaden", „Ferge", „zuthal", „wunderkühn" (wunderküene), „zur Stund" (ze stunt) u. s. w., namentlich aber durch den nur allzu häufigen Gebrauch von „wohl" und „thut" oder „thäten", die von ihm oft nur flickwortähnlich eingeschoben werden, besonders ferner durch Anwendung altvolksmäßiger Constructionen, wie „die Rüstung blank", „der Ritter traut", „lieb Bruder mein", „an Fräuleins Thurm", „in Vaters Haus" u. s. w. seinen Dichtungen eine specifisch nationale Färbung zu geben liebt. Während ferner Uhland außerordentlich häufig persönliche und sächliche Diminutivformen anwendet (z. B. Töchterlein, Königstöchterlein, Sträußlein, Röslein, Ringlein, Fensterlein, Vöglein u. s. w.), kommen solche Diminutiva bei Schiller fast nie vor, außer einmal „Mägdlein" und das bekannte zweimalige „Lämmlein" und „Blümlein" im „Alpenjäger". Schiller liebt es, das unpersönliche „es" auf höchst wirksame Weise statt eines bestimmten Subjects dann zu setzen, wenn eben die Unbestimmtheit die schreckhafte Spannung der aufgeregten Phantasie wesentlich zu steigern geeignet ist, was z. B. im „Taucher" allein einundzwanzigmal geschieht, z. B. „Denn unter mir lag's noch bergetief", „Und schaudernd dacht' ich's, da kroch's heran" u. s. w. Auch Philarète Chasles hat früher schon die Möglichkeit, das unpersönliche „es" zu diesem Zwecke zu gebrauchen, der deutschen Sprache als einen besondern Vorzug nachgerühmt. In diesem Sinne verwendet Uhland das Impersonale fast nie; desto häufiger aber — ganz nach Weise des deutschen Volksliedes — als Lieder- oder doch Strophenanfang mit nachfolgendem concreten Subject, z. B. „Es jagt ein Jäger früh am Tag"; „Es stehen drei Lindenbäume" u. s. w. Schiller hingegen wendet diese Construction nur selten an und stellt in diesem Falle fast immer ein „und" voran, z. B. „Und es wächst des Sturmes Toben". Ueberhaupt liebt es Schiller in auffälliger Weise, Satz- und Strophenanfänge mit einem polysyndetischen „und" einzuleiten, wie dies z. B. im „Kampf mit dem Drachen" und den „Kranichen des Ibykus" je siebenmal, in „Hero und Leander" neunmal, im „Taucher" elfmal, in der „Bürgschaft" zwölfmal, im „Eleusischen Fest" sogar dreizehnmal geschieht. In ebenso auffallender Weise bedient sich Uhland des alterthümlichen „da" als Versanfang, z. B. „Da war ein alter Ritter", „Da ruft der Greis so freudig bang", „Da zeucht hinunter der junge Knab'", „Da sprach Herr Karl, der starke Held", „Da sprach der kühne Held Roland", „Da sprach der graue Herr Riol", „Da sprach der edle Graf Garein", „Da sprach Herr Gottfried lobesan" u. s. w. Solche mit größtem Fleiß aufgesuchte Besonderheiten beider Dichter werden von Schwenda noch viele beigebracht. Nur eine Anführung des Verfassers möchten wir noch mit einer Bemerkung begleiten. Schwenda erwähnt die bei Schiller häufige Anwendung der gedehnten Verbalform, wodurch das tonlose „e" der Flexionssilbe als zählendes Taktglied ins Metrum gezogen werde (z. B. „erstaunet", „beweget", „zertheilet", „locket" u. s. w.), wogegen sich wieder die Knappheit und Gedrungenheit der Uhland'schen Ausdrucksweise an der zur Herstellung des männlichen Reims vorgenommenen, nicht immer zu billigenden Akope des tonlosen e bei Substantiven (z. B. Ehr', Gab', Speis', Meng', Mitt' u. s. w.) zeige. Nun war aber die Anwendung der durch das e gedehnten Verbalform zu Schiller's Zeit überhaupt viel häufiger als jetzt, wo das tonlose Flexions-e immer mehr verschluckt und unterdrückt, dadurch freilich auch oft zu sehr harten und unsprechbaren Consonantenzusammenziehungen (z. B. Kampfs, Danks, Triebs, Grabs, Tods, Triumphs, Fests, Dufts und ähnliche) Anlaß gegeben wird.

Die Schwenda'sche Schrift, deren Reinertrag zum Besten der Schiller-Stiftung bestimmt ist, empfiehlt sich auf dem Titel als „Festgabe zur hundertjährigen Schiller-Feier". Wir haben sie aus einer Reihe uns nachträglich zugegangener Säcularschriften (worunter das Endrulat'sche sehr ausführliche Werk über die hamburger Schillerfeier, das in Philadelphia erschienene „Schilleralbum", die in Aarau veröffentlichte Schrift „Schweizerische Rütli- und Schiller-Feier" u. s. w.) vorweggenommen, weil sie mit Schiller's Hundertjahrsfeier durchaus in keinem Zusammenhang steht, ihr Inhalt ihr vielmehr das Recht auf eine selbständige Besprechung sichert.
H. M.

Unterhaltungsbelletristik.

1. Aus Heimat und Fremde. Novellen und Erzählungen von Elfried von Taura. Zwei Bände. Leipzig, Hübner. 1860. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Aus Heimat und Fremde. Novellen von S... Chur, Hitz. 1859. 8. 16 Ngr.
3. Margarethe. Ein christlicher Roman von Frauenhand. Herausgegeben von Ludwig Grote. Halle, Fricke. 1860. 8. 24 Ngr.
4. In der Sommer-Mondnacht. Novellen von Theodor Storm. Berlin, Schindler. 1860. 16. 15 Ngr.

Wir wollen die Vorrede nicht wiederholen, die wir in Nr. 29 d. Bl. der Besprechung eines Häufleins Erzählungen und Novellen voraufschickten. Wir faßten das Häuflein unter dem Begriffe „Journalbelletristik“ zusammen. Was wir an der Stelle zu sagen uns gemüßigt fühlten, das wird im allgemeinen auch auf das vorliegende Häuflein zu übertragen sein. Wir haben es mit andern Namen zu thun, wir lernen andere Personen und Verhältnisse kennen, wir finden da und dort andere Landschaften, andere Fernsichten, andere Situationen: das alles muß uns entschädigen, wenn wir auf das Originelle nicht gar zu sehr erpicht sind. Unsere Belletristik nimmt im großen und ganzen immer mehr eine gewisse militärische Dressur an. Das heißt, sie gefällt sich für den täglichen Bedarf in einer Form, die das eigentlich Poetische im menschlichen Sein und Handeln mehr und mehr zurückdrängt. Ob ein Buch sechs Erzählungen oder mehr enthält, ob es aus Heimat oder Fremde Erzählungen bietet: es liest sich im Grunde das eine wie das andere, just wie in eine Compagnie Soldaten hundert und mehr diverse, — Verzeihung! hundert und mehr verschiedene Gesichter einrangirt, wir meinen untergebracht sind, und doch, man blicke nur hin: ein Gesicht schaut wie das andere aus!

Einen Vorzug rechnen wir indeß sämmtlichen vier angezeigten Büchern an. Es liegt in ihnen etwas von deutscher sittiger Häuslichkeit; daran nimmt auch Nr. 2, dessen Heimat vornehmlich die Schweiz ist, theil. Wie sich die vier etwa untereinander verhalten, so kennzeichnet sich Nr. 1 als eine gediegene bürgerliche Hausmannskost, ohne große Kunst bereitet, ohne feine gewürzreiche Zuthaten aufgetragen; es sind gangbare Gerichte, die jeglichem Magen gut thun. Auch Nr. 2 und 3 dürfen das Lob wenn auch in etwas eingeschränktem Grade beanspruchen. Dabei versteht es sich von selbst, daß wir dieses Lob nach dem Maße bestimmen, das an die Hausmannskost in der Literatur angelegt zu werden pflegt. Eine solche bürgerliche Kost findet sich nun freilich in Nr. 4 nicht. Aber das hindert nicht, das dort Gebotene zu ihr in Beziehung stehend zu betrachten. Es ist, als ob sich eine erfahrene Hausfrau plötzlich der Puppenküche eines kleinen Mädchens bediente und darauf die zierlichsten Speisen und Gebäcke bereitete.

Es trifft sich, daß die beiden voraufgenannten Bücher Nr. 1 und 2 denselben Titel: „Aus Heimat und Fremde“, führen. Die Verfasser beider Bücher betonen das lokale Interesse, mit dem ihre Erinnerung verwachsen ist, ziemlich stark und ordnen ihm das Fremdländische unter. Bei dem einen (Nr. 1) ist die Heimat das sächsische Erzgebirge mit den darangrenzenden Gegenden, bei dem andern (Nr. 2) der deutsche Theil der Schweiz, der, wie die Schweiz überhaupt, in seiner staatlichen Verfassung einen ziemlich starken Gegensatz zum gemeinsamen großen Vaterlande bilden mag, doch aber in Sitten und Gebräuchen, in Blut und Familie, mehr aber noch in der gemeinsamen Sprache die treue Anhänglichkeit an das deutsche Mutterland nicht verleugnen kann. Nicht gemeinsam ist indeß beiden die Art, wie sie das Heimatliche und Fremdländische behandeln. Während bei Nr. 1 die Heimat zugleich die Erinnerungen und Erlebnisse des Verfassers selbst berührt, holt Nr. 2 seine eigenen Lebenserfahrungen aus der Fremde und schließt sie diesen zwei Novellen an, deren eine die Vorgeschichte des heimatlichen Bodens, deren andere dagegen eine abgelegene von Reisenden weniger besuchte Schweizergegend in Anspruch nimmt.

Elfried von Taura, oder Adolf Peters, wie er sich mit prosaischerm Vatersnamen nennt, der Verfasser von „Aus Heimat und Fremde“ (Nr. 1) hat seit einigen Jahren, seitdem er mit der wirklich trefflichen Novelle „Die stille Mühle“ einen vom „Hannoverschen Courier“ ausgesetzten Preis davontrug, in ziemlich schneller Folge meist nicht ungünstig debütirt. Seine Lebenserfahrungen, wenn sie sich auch nur auf einen bestimmten Kreis beschränken, sind mannichfacher, theilweise nicht gerade ermuthigender Art. Es liegt in der Natur der Sache, daß er seine Blicke hier und da vielleicht mit etwas zu großer Vorliebe den Nachtseiten des menschlichen Lebens zuwendet. Die menschliche Schuld und die menschliche Sühne aufzudecken und mit allen ihren tiefern Beziehungen auf das psychologische Moment in unserm Denken und Handeln zurückführen, das dünkt uns die herrlichste Aufgabe der erzählenden Literatur, wenn sie das eigentlich Poetische nicht den bloßen Unterhaltungszwecken unterordnen mag. Die menschliche Schuld und Sühne aber nur vom Criminalistenstandpunkte aufzufassen, so gebräuchlich es auch bei einem Theile unserer heutigen Erzähler und so nahe es uns durch das fast überall eingeführte öffentliche Gerichtsverfahren gebracht ist, heißt doch wol dem grobsinnlichen Behagen und der Lust des Lesers an irgendwelcher Spannung etwas zu viel Rechnung tragen. Sehen wir uns die acht Erzählungen und Novellen, die uns Elfried von Taura in den beiden Bänden bietet, nur etwas genauer an, dann scheint uns das „gut“ und „schlecht“, das „edel“ und „gemein“, das „bieder“ und „niederträchtig“ stellenweise etwas zu sehr durch die Schablone gearbeitet. Die bürgerliche Moral hat gewiß auch ihr Gutes. Ein Schriftsteller, der vornehmlich auf das Volksthümliche sein Auge richtet, wird ihrer nicht entbehren können. Nur hüte er sich, der poetischen Gerechtigkeit oder ästhetischen Rücksichten zu Liebe die volksthümliche Moral wie sie sich in den Begriffen des volksthümlichen „gut“ und „schlecht“ ausspricht, mit Anschauungen und Reflexionen zu versetzen oder durch Handlungen zu verbessern, die nur vor dem Richterstuhle der ganz freien, über Vorurtheile erhabenen Moral ihre Rechtfertigung finden möchten. Sonst schiebt er die Gesichtspunkte, mit denen man die Poesie in der Erzählung entweder vom beschränkten Standpunkte in der strengen Betonung und Rechtfertigung der Vorurtheile, oder vom freiern in dem Darüberhinaussein über Vorurtheile suchen könnte, zu seinem eigenen Nachtheile durcheinander. Zeigen wir das an der einen Erzählung „Eine Braut“. Es liegt gerade in ihr mancherlei, das uns nicht zur vollen Freude über das Erzahlte gelangen läßt. Ein junger Mann ist durch eigene Verknüpfung von Umständen unschuldigerweise zur Zuchthaushaft verurtheilt. Er ist ein Stück vom Gelehrten, genährt mit idealistischen Empfindungen; er begreift nicht, daß er durchaus unpraktisch handelt und aus verfehltem Zartgefühle, um andere nicht zu compromittiren, die Haft ruhig über sich ergehen läßt. Er sitzt geraume Zeit. Nach Abbüßung der Haft wird er auf freien Fuß gesetzt. Er gewinnt fern seiner Heimat ein junges Mädchen; nichts steht den Geliebten entgegen, der Vater des jungen Mädchens willigt in die Verlobung. Da wird plötzlich die entehrende Haft des jungen Mannes bekannt. Der Vater besteht auf Trennung des Verhältnisses, wenn sich die schuldlose Verurtheilung nicht erweisen läßt. Diese läßt sich augenblicklich nicht erweisen und somit müssen sich die Geliebten trennen. Der junge Mann fällt infolge dessen in ein tödliches Fieber; die Geliebte eilt gegen des Vaters Willen an sein Lager. Beide werden heimlich getraut. Der Vater tritt mit Verwünschungen zwischen sie. Doch siehe da, es trifft vom Gerichte urplötzlich ein Schreiben ein: es enthält die Bestätigung, daß nach neuester Feststellung der Thatsachen der junge Mann schuldlos festgesetzt gewesen sei. Nun willigt der Vater in die Ehe, sein Schwiegersohn hat zwar die Bekanntschaft des Zuchthauses gemacht, aber er hat ja unschuldig gelitten. Darin liegt eine gewisse poetische Gerechtigkeit, aber auch nur eine gewisse. Denn wie sehr auch der Satz, man dürfe nicht

nach Vorurtheilen ohne weiteres richten, verherrlicht werden soll, so sieht uns namentlich der Vater gar nicht nach einem Darüberhinaussein über Vorurtheile aus. Im Gegentheil, die Rechtfertigung durch das Aktenstück, welches die Nichtschuld des Schwiegersohns bestätigt, erscheint uns wie ein bloßer Nothbehelf, davon ganz zu schweigen, daß durch die heimliche Entfernung der Tochter zur Pflege des Geliebten die väterliche Autorität bedenklich untergraben worden ist. Wir sähen es lieber, die Erzählung entbehrte zum Schlusse der Schönpflästerchen und unschönen Nothbehelfe; wir wünschten, sie wäre auf der Basis der Vorurtheile und der vorliegenden Thatsachen mit aller Consequenz zu Ende geführt. Wir sähen einen tragischen Ausgang vielleicht um so lieber, je mehr uns aus ihm eine freilich andere, aber nichts weniger bedeutende poetische Gerechtigkeit entgegenträte. Möglich auch, daß wir dann zu den einzelnen Personen ein weit bedeutenderes Interesse faßten, das uns jetzt durch das sogenannte gute Ende der Erzählung einigermaßen verkümmert wird.

Unter den acht Erzählungen der beiden Bände möchten wir den beiden „Der wilde Jakob" und „Der Steiger von Unverhofft Glück" den Vorzug geben. Auch mit „Blind und doch sehend" würden wir es halten, wäre die Blinde nicht mit gar zu idealistischen Strichen gezeichnet, ruhte nicht der Conflict wieder auf schuldloser Einkerkerung des Helden, und ließe der Verfasser seine Personen nicht am Schlusse nach Schweden hinüber reißaus nehmen. An der Erzählung „Die Kriegskasse" wollen wir nicht viel mäkeln, sie reiht sich den beiden erstgenannten würdig an. Dagegen dünkt uns „Der Vetter aus Schlesien" unbedeutender. Auch das Interesse an „Eine Fahrt in den Lenz" dürfen wir nicht gerade groß nennen. Und „Der Spielmann von Bockau" behandelt die alte Geschichte vom Geiger, der in die Bärengrube fällt und bis auf die letzte Saite zur Ergötzung des Vierfüßigen geigen muß.

Vermissen wir auch bei Elfried von Taura stellenweise tiefere Charakteristik, was denn auch auf seinen Stil hier und da nicht ohne Einfluß bleibt, so lesen sich doch seine Erzählungen und Novellen frisch weg. Dasselbe Lob läßt sich auch von den Novellen „Aus Heimat und Fremde" (Nr. 2) sagen. Das Buch des schweizerischen Anonymus bietet zuerst eine historische Novelle aus den Kämpfen Bündtens mit Oesterreich 1621 und 1622, „Die Prätigauer" betitelt. Mit patriotischer Wärme erzählt, verdient sie wegen der Objectivität und maßvollen Sicherheit des Verfassers hervorgehoben zu werden. Die Greuel der österreichischen Bedrücker sind vom freiheitliebenden Schweizer mit allem Nachdruck bloßgelegt, nirgends aber mit der Absichtlichkeit, die, was leider ein gut Theil unserer heutigen Belletristik, wir setzen hinzu unserer heutigen historischen Belletristik fortwährend thut, dem Hasse der einzelnen Völker untereinander Nahrung bietet. Uebrigens entstand die vorliegende Novelle nicht erst aus Anlaß des letzten italienischen Kriegs in der Lombardei; wir erwähnen das ausdrücklich der Vermuthung entgegen, als habe der Verfasser seiner Zeit nur einen Spiegel an der Vergangenheit vorhalten wollen. Wäre das geschehen und die Novelle nur mit Bezug auf die neuern historischen Vorgänge geschrieben, so würden wir dies und jenes daraus streichen, überhaupt den Werth der belletristischen Methode entschieden anzweifeln, die zur Erstarkung des patriotischen Gefühls fast nichts als nur das niederzuschreiben weiß, was Nachtheiliges für ein benachbartes und feindlich gesinntes Volk aus keiner bessern Quelle, es sei denn die der Alt-Basen- und Muhmenerinnerung, geschöpft sein kann. Die zweite Novelle „Am Scaletta" hat nichts mit der großen Historie zu thun; sie gibt dagegen ein lebhaftes Bild von dem gefahrvollen Leben der Alpenbewohner. Sie spielt nicht im gangbaren Theile der Schweiz, sondern auf der stillen nur dann und wann von Reisenden besuchten Hochlandschaft Davos. Der Verkehr der diesseitigen und jenseitigen Thalbewohner, gefährliche Alpenübergänge, Lawinen, Verschüttungen durch Schneemassen und treue Schilderung der volksthümlichen Sitten und Lebensweisen bilden den Kern der Novelle, durch den sich natürlich eine erst unglückliche, dann glückliche Liebe als rother Faden zieht. In der zweiten Hälfte des Buchs versetzt uns der Verfasser mit zwei Erzählungen: „Das Pusztenmädchen" und „Der Stuhlrichter", nach Ungarn und Siebenbürgen. Er scheint das dortige Leben aus eigener Erfahrung zu schildern, die ungarische Nation vielleicht durch seine Theilnahme am aufständischen Kampfe 1848 und 1849 lieb gewonnen zu haben. Verdient die letztere Erzählung keiner weitern Hervorhebung als der, daß sie ein getreues Bild von dem orientalischen Wanderleben der Zigeuner entwirft, so ist dagegen nach unserer Ansicht „Das Pusztenmädchen" weitaus das Beste des ganzen Buchs. Das macht nicht allein die Romantik des Stoffs, die sich an ein Mädchen der Puszta, Esther, knüpft, das macht nicht allein der Kampf herüber und hinüber, die Theilnahme Esther's an den unglücklichen Zügen im Jahre 1849, das macht auch nicht Kossuth, macht nicht Görgey, denn beide erscheinen dem Volke gegenüber, ohne daß sie der Verfasser schwarz anstrich, in wenig schmeichelhaftem Lichte: das macht aber die merkwürdig melancholische, ewig sehnsüchtige Stimmung eben dieses ungarischen Volks, die der Verfasser als Grundzug seiner Erzählung trefflich auszuprägen verstand.

Nicht im gleichen Sinne günstig mögen wir über „Margarethe, ein christlicher Roman von Frauenhand" (Nr. 3) urtheilen. Ob Roman, Novelle oder Erzählung, wir wissen eigentlich selbst nicht! Vielleicht am besten „Gelegenheitsschrift"; denn auf eine Gelegenheitsmacherei deutet doch schon das Beiwort „christlich"! Der Herausgeber Ludwig Grote sagt im Vorwort, dessen Kürze ein ganz besonderer Vorzug desselben ist: „Margarethe heißt Perle, und eine Perle ist es, deren Glanz in den nachstehenden Blättern leuchtet. Freilich werden ihn nur solche Leser entdecken, welche Augen mitbringen. Dem Unterzeichneten gebührt kein anderes Verdienst, als diese Perle aus ihrer tiefen Verborgenheit ans Licht gezogen zu haben, und sein Wunsch ist es, daß sich viele Herzen an ihrem einfachen reinen Glanze weiden mögen." Wir wissen den unverkennbaren Fleiß und den guten Willen, mit dem die anonyme Dame an die Aufgabe ging, einen specifisch christlichen Roman zu schreiben, gebührend anzuerkennen, den Roman selbst halten wir — es thut uns leid, so ungalant sein zu müssen — für verfehlt. Bedachte denn die geehrte Dame nicht, wie unnütz es ist, nach dem „Buche aller Bücher", dessen eines Kapitel, z. B. das fünfte des Matthäus, in jedem Verse ganze christliche Romane aufwiegt, mit dergleichen kunst- und poesielosen christlichen Arbeiten zu kommen. Margarethe heißt Perle, schön! Worin besteht denn nun aber das Verdienst dieser Margarethe? Darin etwa, daß ihr Lebenslauf äußerlich wie innerlich glatt und mühelos abläuft! Heißt das vorzugsweise christlich leben, wenn des Menschen Thun durchaus keine Conflicte und Widerwärtigkeiten zu bestehen hat? O auf die Weise sehnt sich selbst der verrottetste Mensch nach christlichem Leben!

Wir haben schließlich einen Blick zu werfen auf: „In der Sommer-Mondnacht" (Nr. 4). Theodor Storm's Arbeiten erfreuen sich seit kurzer Zeit großer Beliebtheit. Er betitelt die vorliegenden Producte seiner Feder Novellen. Wirklich Novellen? In einem Bändchen von 90 Seiten des saubersten Miniaturformats Novellen? Die sind es nicht. Aber Träumereien, Rückerinnerungen, Phantasiebilder, halb im Wachen, halb im Schlummer, halb in der Dämmerung, bei Mondschein in der Jasmin- und Caprifoliumlaube hingeworfen, die möchten es eher sein. Glücklicher Autor, der ein „In der Sommer-Mondnacht" unbefangen und ohne Reflexion in die Welt sendet! Glücklicher Verleger, der es mit zufriedener Miene auf den Büchermarkt bringt! Glücklicher Kritiker, der in genügsamer Stunde sein „Lasset es passiren" darunterschreibt! Das Büchelchen enthält vier Stücke. Sinnig geschrieben sind sie alle, aber mit einer Feder, die sich, wie es scheint, sehr bald verschreiben wird. Die längste der Novelletten heißt „Auf dem Staatshofe". Alles in allem möchte sie auch die bedeutendste sein, ohne daß damit ihre Bedeutung wirklich ausgesprochen sein soll. Denn die drei

übrigen nehmen zusammen auf nur 21 Seiten einen so geringen Raum ein, daß sie fast gar nicht in Vergleich zu jener gebracht werden können. „Wenn die Aepfel reif sind" wird für manche Leser nicht klar genug erzählt sein, wenigstens nicht für solche, die in einer Novelle nothwendig etwas Spannendes suchen. „Posthuma" dagegen, so abgeschlossen die kleine Pièce in sich ist, streift sehr in die Demi-Monde-Literatur hinüber. Das Kindermärchen „Der kleine Häwelmann" endlich dürfte vollständig genügen, wenn der Schluß nur irgendeine Pointe böte. Den Helden indeß ins Wasser fallen lassen und sich dann an die Leser wenden und sagen: „Wären ich und du nicht gekommen und hätten den kleinen Häwelmann in unser Boot genommen, so hätte er doch leicht ertrinken können": — das mag für Kinder ausreichen, scheint uns aber eine Methode, bei der man gar leicht zum Schreiben ins Blaue hinein gelangen kann.

Emil Müller-Samswegen.

Zur Jagdliteratur.

Wildanger. Skizzen aus dem Gebiete der Jagd und ihrer Geschichte, mit besonderer Rücksicht auf Baiern. Von Franz von Kobell. Mit Bildern von Ernst Fröhlich. Stuttgart, Cotta. 1859. Gr. 8. 6 Thlr.

Der Verfasser dieses geschmackvoll und reich ausgestatteten Werks war uns zwar als ein Mann von Geist und Fachbildung bekannt, wir hätten aber nicht geglaubt, daß er über sein Thema, die Geschichte der Jagd, ein so unterhaltendes und wissenschaftlich so ausgiebiges Buch, wie das vorliegende ist, zu bieten vermögen würde, ein Buch, das auch für den Laien im edeln Weidwerk so viel Lehrreiches und Anziehendes entfaltet. Zwar haben in neuerer Zeit, wo die Jagdlust wieder zu Ehren zu kommen scheint, noch Winckell, Landau, Jäckel, Tschudi und andere ihm in seiner Aufgabe reichlich vorgearbeitet, allein zu einer so kenntnißreichen und vielseitigen und zugleich so geschmackvollen Arbeit wie die seinige ist, so würdig dem Beschützer aller Künste, dem König Maximilian II. dedicirt zu werden, hat es doch kaum einer seiner Vorgänger gebracht. Hierbei wird zunächst die Anordnung des Ganzen zu loben sein, nach welcher an die einzelnen Objecte der Jagd, vom Hirsch bis zum Schuhu herab, die Geschichte, die Jagdarten, ihre Gebräuche, Spruchreime und andere Eigenthümlichkeiten angereiht, sodann aber über die Weidmannssprache, die Natur der Thiere, Hege- und Schonzeit derselben, alles Wissenswerthe beigebracht und eine seltene Masse speciellsten Wissens entfaltet ist, wobei dann seltsame alte Geschichten und Sittenbilder mit fröhlichen Reimen und Liedern einen erheiternden Einschlag bilden. Hier erfahren wir nicht blos, wie die Achäer, die größten Jagdfreunde unter den Griechen, ihre Hunde, die sie gern aus Indien bezogen, nannten, wie z. B. πόρπαξ, τόγχη (Lanzenspitze), φροῦρα (Wache), ἀτκή (Stärke), ὀργή (Zorn), σπουδή (Eile), τύρβη (Lärm), νοηι (verständig), λόχος (Hinterhalt); wie sie den Hirsch gern in das Meer hetzten; wie die Kurfürsten von Sachsen von 1611—80 einen Dreißigender, zwei Achtundzwanzigender, 15 Zweiundzwanzigender, 157 Achtzehnender und 669 Sechzehnender erlegten, indeß jetzt ein Sechzehner schon zu den größten Seltenheiten gehört: welche Jagdlieder der Sohn der arabischen Wüste singt, wenn er den „Gaul der Einsiedler", den Hirsch, jagt; sondern wir empfangen auch liebliche und witzige Jagdgesänge der deutschen Vorzeit in reichster Auswahl gleich dem folgenden Bruchstück:

> Weidmann, lieber Weidmann, sag mir an:
> Was ist weißer denn der Schnee,
> Was ist grüner denn der Klee,
> Schwärzer denn der Rab'
> Und klüger denn der Jägerknab'? —
> Das kann ich dir wol sagen.
> Der Tag ist weißer als der Schnee,
> Die Saat ist grüner als der Klee,
> Die Nacht ist schwärzer als der Rab',
> Schön Mägdlein klüger als der Knab'.

Oder Reimsprüche wie:

> Wenn mag der Hirsch am besten gesund sein? —
> Wenn die Jäger sitzen und trinken Bier und Wein,
> Pflegt der Hirsch am allergesündsten zu sein.

Wir erfahren ferner, welche große Männer der Vorzeit begeisterte Jagdfreunde waren, wie Karl der Große, Kaiser Max, Heinrich IV., Katharina von Medici und ihrer Söhne nicht zu gedenken, und welche, wie Friedrich der Große, nichts von der Jagd hielten, wobei uns denn auch die Geschichten von auf Hirschen befestigten Wilddieben nicht erspart werden, obwol die von Kurfürst Moritz von Sachsen und einem Erzbischof von Salzburg (1560) erzählten Grausamkeiten dieser Art doch wenig beglaubigt sind. Neu war uns, daß das Damwild erst seit dem 16. Jahrhundert in Deutschland bekannt und aus Dänemark — daher der Name „Dahnwild" — importirt sei, wo es allmählich bei der zwischen ihm und dem Edelwild bestehenden Antipathie das letztere verdrängt haben soll. Das ursprüngliche Riesengeschlecht des Damwildes, das bis 11 Fuß zwischen den Enden maß, ist jedoch längst ausgestorben. Der Keiler, als ein tapferes und ritterliches Thier, stand im Norden in so hohen Ehren, daß man ihn nicht nur oft zum Wappenbild nahm, sondern auch bei ihm, seinen Kopf berührend, gelobte und schwur, wie König Ring in der „Frithjofssaga". Ein Gedicht Theodulf's, Bischofs von Orleans, feierte eine Keilerjagd Karl's des Großen, wobei auch seiner Töchter Theodrada, Rodhaida und Hildrud als Theilnehmerinnen gedacht wird. Von Kaiser Max wird berichtet, daß er „aus frecher Jugend einem großen hauenden Eber auf allen vieren in einen Busch allein nachkroch und ihn mit dem Schwerte erwürgte", ein andermal aber „unter dem gestürzten Pferde liegend, noch das Schwein erstach", und Aehnliches wird von Friedrich I. von der Pfalz erzählt. Bei der Gemsjagd wird die Stelle aus dem „Theuerdank" von Melchior Pfinzing:

> Der Held steigt Berg und Felsen an
> Mit Hülf' seines Schafts, so gut er kann.
> Kam hoch an eine jähe Wand,
> Allwo ein Gems hielt seinen Stand —

angeführt, aber zugleich bemerkt, daß dies nicht das poetisch ausgemalte Abenteuer an der Martinswand sei, in dem Max „zwei Tage und zwei Nächte" zubrachte, vielmehr daß von diesem Abenteuer im „Theuerdank" selbst gar nichts vorkommt, und erst unter einem Bilde in der Ausgabe des „Theuerdank" von 1679 zum ersten mal erzählt wird. Im ganzen scheint der Gemsstand in Tirol sich eher vermehrt als vermindert zu haben; dagegen sind die Luchse, deren in Tegernsee um 1760 noch 3[illegible] gezählt wurden, ganz verschwunden. Ein Gemsbock von 50 Pfund wird daselbst jetzt auf 15 Gulden werth gerechnet; an Klugheit aber steht die Gemse, wie die Jäger sagen, dem Hirsch weit nach. Der Steinbock kommt jetzt nur in den piemontesischen Gletscherthälern vor, in Val d'Aosta und Locana, anderwärts, in Hellbrunn z. B., sind sie eingesetzt.

> Vom Gemsbock lern' das Steigen,
> Das Birschen lern' vom Fuchs,
> Vom Spielhahn lust'gen Reigen
> Und kecken Griff vom Luchs.

Auf diese Art könnten wir den Leser noch lange Zeit mit heitern und lehrreichen Citaten aus diesem Buche unterhalten, wenn uns der Raum dazu zur Verfügung stände; denn das Vorstehende ist nur wenigen Abschnitten desselben entlehnt. Wir könnten berichten, wie die Bärenjagd im oberbairischen Gebirge noch um 1786 ergiebig, seitdem nur noch vereinzelt, der letzte 1828 am Plonberg bei Kreuth vorkommt, während am Ortler und in Südtirol deren im Jahre 1835 noch 23 erlegt wurden, daß man den Bären nicht entgegen, sondern nachschießen muß, wie bei dem Kampfjagen mit dem Bären zu verfahren ist, was Wolf und Luchs für Jagdkünste erfordern u. dgl. m.; allein wir müssen mit unserm Bericht zu Ende eilen. Wir wollen daher

nur noch anführen, daß die beigefügten Bilder und Illustrationen dem Buche durch Auffassung und Treue zur wahren Zierde gereichen, und daß endlich ein umfassender Anhang alle Idiotismen der Weidmannssprache nicht nur vollständig ausdeutet, sondern auch mit den nöthigen naturhistorischen Erläuterungen begleitet, welche über Natur und Lebensweise der Jagdthiere, die Wurf- und die Schonzeit und alles sonst hierher Gehörige die nöthige Belehrung mittheilen. So erfüllt dies Werk seinen Doppelzweck der Unterhaltung und Belehrung auf die gefälligste Art und stimmt uns durch seine heitern Reimsprüche und Lieder so muthig und fröhlich, daß wir, um dem Leser dieser Zeilen dieselbe Stimmung zu hinterlassen, auch unsererseits mit dem fröhlichen Ausrufe des Verfassers schließen wollen:

Und wenn es nichts ums Jagen wär',
Als fern vom Stadtgewimmel
Durch Lauben, wie der Wald sie beut,
Zu schaun den blauen Himmel;
Den Schwätzern aus dem Weg zu gehn
Und keinen Narren mehr zu sehn...

Und wenn es nichts ums Jagen wär'
Als nur die Zeit gewinnen,
Ein Liedlein an das Liebchen fein
In Ruhe zu ersinnen,
Und würde ob dem holden Bild
Vergessen selber gar das Wild,
Doch wär' genug der Lust dabei
Zum Lob der Jägerei!

Und somit alles Lob und allen Dank dem Verfasser! 4.

Das Schwarze Corps des Herzogs von Braunschweig-Oels.

Erinnerungen an das Schwarze Corps, welches Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels im Jahre 1809 errichtete. Aus dem Tagebuche eines Veteranen. Von H. von Franckenberg-Ludwigsdorff. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. 1859. 8. 9 Ngr.

Ueber das Kriegsjahr von 1809 und seine für Deutschland so wichtigen Erscheinungen ist bereits ein umfangreiches Material von Schriften angewachsen, zu dem der Herausgeber durch diesen Auszug aus dem Tagebuche eines alten Offiziers sein Scherflein beiträgt. Wir hätten statt eines Auszugs lieber das ganze Tagebuch, soweit es sich zur Veröffentlichung eignet, gewünscht. Persönliche Erlebnisse haben zwar nicht immer ein allgemeines Interesse, besonders wenn sie mit eitler Selbstgefälligkeit vorgetragen werden, aber wo sie aus wichtigen Zeitbegebenheiten hervorgehen, werden sie durch diese gehoben und gewinnen sich in der Regel antheilsvolle Leser. Der Verfasser der vorliegenden Erinnerungen tritt in seiner Bescheidenheit ganz zurück und erst in den Kämpfen auf der Pyrenäischen Halbinsel erfahren wir gelegentlich, daß er dort eine Compagnie geführt. Wir ehren diese objective Behandlung seines Stoffs, sie würde aber durch einige subjective Elemente an Wärme und Colorit bedeutend gewonnen haben.

Die Errichtung des Schwarzen Corps und seine ersten Erfolge in Verbindung mit den Oesterreichern bis zu dem Moment, als die Nachricht von dem Waffenstillstande von Znaym eintraf, werden in genügender Ausführlichkeit erzählt. Manches kann zur Ergänzung der „Rückblicke" Dehnel's dienen (vgl. Nr. 29 d. Bl.). Dieser schildert nur das Gefecht bei Berneck eingehender. Wattergnoden heißt aber das bezeichnete Dorf nicht, die fränkische Mundart hat wol den Verfasser des Tagebuchs irre geführt; es heißt Wasserknoten, weil es zwischen drei Weihern liegt (unweit Markt Schorgast, der Eisenbahnstation). Dies nur beiläufig, an sich ist es gleichgültig. Genauer als bei Dehnel wird uns die Scene vorgeführt, wie der Herzog seinem bei Zwickau versammelten Corps den Entschluß verkündigte, sich durch Norddeutschland Bahn zur Vereinigung mit den Engländern zu brechen, welche dort gelandet sein sollten; wir lesen die Rede, welche er den Offizieren hielt, vollständig. Der Verfasser nennt den ersten, der seinen Abschied forderte, Rittmeister von Otto, von dem es der Herzog am allerwenigsten erwartet hätte; er ist fern davon, den Abgang mehrerer Kameraden, welche diesem Beispiele folgten, zu kritisiren, da sie wol ihre entscheidenden Gründe gehabt haben mögen; aber mit Recht tadelt er, daß sich einige von ihnen bemühten, ihre Unteroffiziere und Husaren gleichfalls zum Austritt zu bewegen. Wegen der unbegrenzten Liebe der Leute zu dem Herzoge fanden jedoch diese Bemühungen nur geringen Anklang.

Der Marsch des Corps und die Gefechte desselben, durch welche es sich den Weg nach der Küste bahnte, seine Einschiffung nach der Insel Wight, ferner der Aufenthalt auf Guernsey und zuletzt in Irland: alles das wird einfach und kurz erzählt. Hier trennte sich bekanntlich das Corps. Das Infanterieregiment erhielt am 8. August 1810 Befehl zur sofortigen Einschiffung nach Portugal, wo es zu Wellington's Armee stoßen sollte. Am 15. September lief der Transport in den Tajo ein und die Schwarzen wurden unter dem Donner der Salutschüsse durch den deutschen Zuruf: „Willkommen, Braunschweiger!" von den Wällen S.-Juliaös überrascht, dessen Commandant, ein Deutscher, durch ein Sprachrohr die Landsleute begrüßte. Am 16. September in kaum 20 Minuten gelandet, wurde das Regiment in dem alten Castell von Lissabon untergebracht, am 5. October gemustert und dann auf dem Tajo wiederum eingeschifft, um stromauf zur Armee geführt zu werden, mit der es sich am 10. vereinigte. Es wurde der Brigade Packenham der vierten Division (Cole) zugetheilt. Von da an fließt seine Geschichte mit der des Wellington'schen Heers und speciell mit der des Truppenkörpers, zu dem es gehörte, zusammen. Am 14. October kam dasselbe auf den Außenposten der Linien von Torres-Vedras zum ersten male ins Feuer und bekundete gleich hier seine Tapferkeit, die ihm während des ganzen Kriegs so viel Auszeichnung verschaffte. Der Verfasser hätte hervorheben können, warum es stets zum Vorposten- und leichten Dienst verwendet wurde — die englischen Truppen eignen sich wenig dazu, ihre ganze Taktik war immer und ist noch schwerfällig für diese Zwecke, wie trefflich sie sich auch in regelmäßiger Schlacht bewährten. Wellington wußte also dazu sehr zweckmäßig die Deutschen und Portugiesen zu verwenden, und das war auch der Grund, warum das braunschweigische Regiment bald getrennt wurde: neun Compagnien blieben zusammen und bildeten mit den neuangekommenen beiden leichten Bataillonen der englisch-deutschen Legion eine Brigade unter General von Alten, welche zu der kürzlich errichteten siebenten Division stieß; zwei Compagnien wurden zur fünften Division detachirt, eine nur blieb bei der vierten. Die erstern (neun) zeichneten sich besonders in der Schlacht von Fuentes de Onor am 3. Mai 1811 aus, wofür Wellington ihnen mit entblößtem Haupte dankte. Wieder vereinigt focht das Regiment in der Schlacht von Salamanca am 22. Juli 1812. Der Verfasser berichtet theils als Augenzeuge, theils nach zuverlässigen Mittheilungen die Thaten und Schicksale des Regiments, wie seiner detachirten Compagnien und setzt demselben dadurch ein Ehrengedächtniß. Dabei hat er auch Gelegenheit gehabt, viel richtige Bemerkungen über die Armee Wellington's zu machen; den Portugiesen läßt er alles Lob widerfahren, er nennt sie durchaus zuverlässig, was von den Spaniern weniger zu rühmen gewesen. Wir lesen in den Gefechtsschilderungen manche taktische Details, die dem Militär immer von Interesse sind. Das letzte harte Gefecht bestanden die Braunschweiger noch, als bereits der Waffenstillstand nach der Schlacht von Toulouse (10. April 1814) unterzeichnet war. Der Commandant von Bayonne glaubte nicht an die Siege der Alliirten von Deutschland her, nicht an den Stand der Dinge in Paris, und machte noch einen Ausfall, der unnützerweise viele Menschenleben kostete.

Nach dem Frieden schied das Regiment aus dem englischen

Dienst und kehrte nach Braunschweig zurück, wo der Herzog allen freistellte, entweder in seine neuerrichteten Truppen einzutreten, oder eine Civilanstellung in seinen Diensten anzunehmen, oder mit ehrenvollem Abschied und Reisegeld in die Heimat zurückzukehren. Nur wenige wählten das letztere. Der Verfasser schildert mit dankbarer Vorliebe, welche Anerkennung den Tapfern von ihrem Kriegsfürsten zu Theil geworden ist — wir wollen keine Parallelen ziehen, verweisen aber auf das in Nr. 46 d. Bl. f. 1858 besprochene Werk des Oberstlieutenant von Hartmann. Mit Recht macht der Verfasser unsers Tagebuchs noch darauf aufmerksam, daß die Vertheilung und Einverleibung der kriegserfahrenen Schwarzen in das neuerrichtete braunschweigische Corps wesentlich dazu beigetragen hat, demselben jenen Halt zu geben, der sie in den Kämpfen von 1815 so unübertrefflich brav schlagen ließ. Zum Schluß wird noch in Kürze die Geschichte des 1810 in Irland zurückgebliebenen Husarenregiments erzählt, das erst Ende 1812 sich einschiffte und zu Lord Bentinck's Heere stieß, 1814 nach Sicilien gesendet wurde, um dort den innern Dienst zu versehen und 1816 nach England zurückkehrte, um dort die Pferde abzugeben und dann nach Braunschweig abzugehen, wo es freilich, da der Herzog 1815 bei Quatre-Bras gefallen war, von der provisorischen Regierung den Empfang nicht fand, wie ihn dieser 1814 seinen Jägern bereitet hatte. Eine patriotische Hinweisung auf die Mahnung jener Zeit an die deutschen Völker und Fürsten schließt das kleine Werk, dem noch ein namentliches Verzeichniß der Offiziere und Offiziersaspiranten des Schwarzen Corps beigefügt ist.

Karl Gustav von Berneck.

Notizen.

Aus der wiener Gesellschaft.

Eine ohne Zweifel der aristokratischen Crême angehörende Dame gab in der Wallishausser'schen Buchhandlung zu Wien eine Schrift heraus unter dem Titel: „Die wiener Gesellschaft 1860. Charakterisirt von einer Dame“, welche den nach ihrer Ansicht tief herabgekommenen Zustand des höhern Gesellschaftslebens in Wien beleuchtet. Der traurige Charakter, den heutzutage das höhere gesellige Leben angenommen habe, die Unzufriedenheit aller Klassen, „von der erfaßt niemand mehr sich mit der Stellung, die ihm die Versehung angewiesen hat, begnügt, und niemand mehr achtet und weiß, was er hat und was er will“, das alles soll, nach der Ansicht dieser anonymen Dame, seinen Grund in dem Stillstehen eines mächtigen Elements, der Aristokratie haben. Der edle Stolz „du tronc illustre“ habe vordem niemand verletzt, „denn er war dabei herablassend, liebenswürdig, und betrachtete die Artigkeit als den Grundstein seiner Erziehung. Zuvorkommend mit jedem Stande, anerkennend für jedes Verdienst und Genie, zog er es in seine Nähe“ u. s. w. Dagegen „la branche pourrie“ sei nicht mehr stolz, sondern hochmüthig und unartig, ohne Ideal, ohne Verständniß, ohne Bewußtsein und Erkenntniß seines eigenen Werthes und dessen anderer. Es sei allmählich zum guten Ton der jungen Herren geworden, nichts zu lernen als schlecht zu reiten, und für alles sehr bald blasirt zu werden: „Pferde füllten ihre Köpfe, Tänzerinnen ihre Herzen, das gräßliche Laster des Spiels ihre junge kostbare Lebenszeit aus“ u. s. w. Die Frauen hätten zu gleicher Zeit ihr heiliges Amt zur Veredlung der Gefühle und Sitten eingebüßt; es habe sich bei ihnen, da sie nur durch ihre äußere Erscheinung zu gefallen angewiesen waren, eine frivole Tendenz entwickelt, Eitelkeit und Koketterie, „dieses schleichende Gift, welches unvermerkt die schönsten Anlagen und Empfindungen hinmordet“, seien auf alle Weise genährt und unterstützt und zur Mode in den Kreisen der tonangebenden Welt geworden. Wer wollte leugnen, daß diese Klagen nicht sehr viel Wahres enthielten? Die Verfasserin ist durchaus nicht der Ansicht, daß eine Frau viel zu lernen brauche, „um geistreich, durchdringend, aimabel und amusant zu sein“. Dazu brauche sie sich nur „ihrem natürlichen Verstande, ihrem angeborenen Takte und dem Schwunge ihres Gefühls zu überlassen“. Zu welcher Zeit, fragt sie, habe es die geistreichsten, interessantesten und berühmtesten Frauen gegeben? Und sie antwortet: Zu jener Zeit, da sie weder Physik noch Astronomie studirt und unorthographisch geschrieben hätten; wobei wir bemerken, daß in Deutschland auch von den Männern keiner vollkommen orthographisch richtig schreibt, denn schreibt er nach dem Usus, so macht er in den Augen eines Anhängers der Grimm'schen Schreibweise nichts als Schnitzer, und schreibt er nach dieser, so wird er sich von einem Anhänger der traditionellen Orthographie wie ein Schulknabe corrigiren lassen müssen. Die Verfasserin sucht weiter nachzuweisen, daß Ueberbildung den Frauen der höhern Klassen sehr gefährlich werden könne, für die der „niedern“ Klassen aber ein „Unglück“ sei. So viel ist richtig, daß alles Wissen bei einer Frau den Mangel an Seelenadel, Herzensgüte und natürlicher Grazie nicht ersetzen, vielmehr, wenn es sich mit Affectation verbindet, ihre ganze Erscheinung in eine widrige Caricatur verwandeln kann. Am meisten erbittert zeigt sich die Verfasserin gegen die sogenannte Geldaristokratie: „Dieser Stand, der so vieles für sich hat, um damit Herzen zu gewinnen und sein unverkennbares Streben nach einer höhern Bildung zur Geltung zu bringen, nämlich den Reichthum, hat trotz der traurigen Wahrheit seines Wahlspruchs: «Geld regiert die Welt», nicht einmal das Mittel gefunden, sich wenigstens erträglich zu machen“, und: „Adelstolz kann verletzen, Geldstolz empört. Wenn mir die Wahl bleibt, so lese ich viel lieber die Addition meiner nicht vollzähligen Ahnen von den scharfen Zügen eines intoleranten Aristokraten herab, und fühle mich viel lieber von ihm übersehen, als angesehen von dem geübten Berechnungsauge eines Parvenu, das mit Hohn und Mitleid den geringen Werth meiner Spitzen an meinen Achseln abschätzt und verächtlich auf das schon dreimal gesehene Kleid blickt.“ In der That, die Geldaristokratie sollte sich durch ein bekanntes Sprichwort warnen lassen, in denselben Fehler des brüsken Hochmuths zu verfallen, welcher der Verrottung und dem Sturze des Ahnenadels vorherging. Ein Geldmensch der plumpen Sorte erscheint schon deshalb so ungraziös, weil man es ihm ansieht, daß er immer am liebsten die Hände in die Taschen seiner Beinkleider stecken möchte, um mit Goldstücken zu klimpern und jedes Gespräch mit diesem Geräusch zu begleiten.

H. M.

Humbug und Hamburg.

Von den wenigen englischen Wörtern, die sich bei uns eingebürgert haben, wird das obenstehende vielleicht am häufigsten gebraucht. Es hat diese Thatsache, wie alles in der Welt, ihre zwei Seiten, eine traurige und eine erfreuliche. Traurig ist es, daß wir das Wort so oft in Anwendung zu bringen haben; erfreulich ist es, daß wir die Bezeichnung selbst doch erst einer fremden Sprache haben entlehnen müssen. Damit wenigstens, glauben wir, beruhigt sich noch immer mancher gute deutsche Patriot, wenn er selbstzufrieden im Lehnsessel sich streckend jenes Wort aus Mangel an einem passendern beiläufig einmal zu gebrauchen Veranlassung hat, dabei aber es selbst, sowie das was es bezeichnet, für eine ausländische Pflanze hält und an England und Amerika denkt. Wir bedauern jedoch, unsere guten Landsleute in ihrem behaglichen Wahne stören zu müssen, denn nach einer Angabe in dem uns vorliegenden, kürzlich in zweiter Auflage erschienenen „Dictionary of Modern Slang, Cant, and vulgar Words“ ist das weltläufige Wörtchen „Humbug“ nichts anderes als eine Corrumpirung des Namens unserer Freien und den Engländern einst fast ganz Deutschland repräsentirenden Stadt „Hamburg“, von wo aus während des Kriegs in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so viele falsche Bulletins und Berichte nach England kamen. „O, das ist Hamburg (oder Humbug)“, hieß es bei jeder neuen Nachricht, welche für unwahrscheinlich gehalten wurde. Demnach wäre Humbug gleichbedeutend mit der seit dem letzten Krimkriege allgemein üblichen Bezeichnung: Tatarennachricht. Der Verfasser des obengenannten Wörterbuchs hat das Wort zum ersten mal auf dem Titelblatt des in

London um 1735—40 erschienenen Buchs: „The Universal Jester ... being a choice collection of merry conceits, ... bon mots, and Humbugs, by *Ferdinand Killigrew*", gedruckt gefunden. Die andere Angabe, nach welcher das Wort aus einer Corruption des Namens „Homberg", eines berühmten Chemikers am Hofe des Herzogs von Orleans, welcher nach Berkeley ein eifriger Forscher nach dem Stein der Weisen oder ein sogenannter Goldmacher gewesen sein soll, entstanden wäre, scheint uns weniger annehmbar. 36.

Bibliographie.

Arnold, A., Die Einheit der Schulen mit Hinsicht auf deren bisherige Entwickelung und auf die Nationalität. Erfurt, Villaret. Gr. 8. 15 Ngr.

Bärsch, G., Ferdinand von Schill's Zug und Tod im Jahre 1809. Zur Erinnerung an den Helden und an die Kampfgenossen. Mit Schill's Bildniß, 1 Karte und 4 Plänen. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Baumgarten, W., Gedichte. Wien, Gerold's Sohn. Br. 8. 1 Thlr.

Byern, Henriette v., Fremdes und Eigenes für Geist und Herz in Gedichten und Prosa. Halle. 8. 1 Thlr.

Die beiden Epheuranken. Ein Mährchen von der Verfasserin der „Waise". Mitau, Lucas. 16. 8 Ngr.

Erinnerungen aus dem Leben der Fürstin Pauline zur Lippe-Detmold. Aus den nachgelassenen Papieren eines ehemaligen Lippischen Staatsdieners. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 12 Ngr.

Fink, C., Gedichte. Hannover, C. Rümpler. 8. 1 Thlr.

Fontane, T., Aus England. Studien und Briefe über Londoner Theater, Kunst und Presse. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Freudenberg, G., Gedichte. Wiesbaden, Limbarth. 16. 15 Ngr.

Gerlach, F. D., Sage und Forschung. Ein Vortrag. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 9 Ngr.

Grabowski, S. Graf, John Paul Jones. Biographischer Roman. Zwei Bände. Hannover, C. Rümpler. 8. 2 Thlr.

Gröne, V., Glaube und Wissenschaft. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr.

Gundling, J., Henriette Sontag. Künstlerlebens Anfänge in Federzeichnungen. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1861. 8. 2 Thlr. $7^1/_2$ Ngr.

Ildephons v. Arx, Geschichte der Herrschaft Ebringen im Jahre 1792, aus alten Urkunden gezogen, dem Drucke übergeben von J. Booz. Freiburg im Br., Wangler. Gr. 8. 12 Ngr.

Angelika Kaufmann. Ein historischer Roman in zwei Bänden. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kletke, H., Das Buch der Betrachtung. Mit Illustrationen von L. Burger. Berlin, Hollstein. 16. 2 Thlr.

Lancizolle, L. v., Geistesworte aus Goethe's Briefen und Gesprächen. Fortsetzung der Geistesworte aus Goethe's Werken. Berlin, Nicolai. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Mc. Kay, A., Die westliche Welt. Reise durch die Vereinsstaaten von Amerika. Aus dem Englischen übersetzt von Marie Heine. Nebst einer Einleitung und 4 Illustrationen von W. Heine. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 1861. Gr. 8. 7 Thlr.

Montbé, A. v., Die chursächsischen Truppen im Feldzuge 1806 mit besonderer Bezugnahme auf das von Höpfner'sche Werk: „Der Krieg von 1806 und 1807." Nach officiellen Quellen bearbeitet. Zwei Bände. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 4 Thlr.

Der Pilger aus Prag. Prag, Credner. 1861. Hoch 4. 16 Ngr.

Rostoski, O., An allen Orten. Elberfeld, Bädeker. Br. 8. 24 Ngr.

Das Schönste aus der Zauberwelt, oder: Wie es im Reiche der Feen zugeht. Eine Sammlung neuer und alter auserwählter Mährchen. Nordhausen, Büchting. 8. 10 Ngr.

Schopenhauer, A., Die beiden Grundprobleme der Ethik, behandelt in zwei akademischen Preisschriften. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Seyffardt, J. L. K. F., Die Geusen. Epische Dichtung. Herausgegeben von E. Palleske. Elberfeld, Bädeker. 16. 15 Ngr.

Soest, J. v., Neue Weisen. Elberfeld, Bädeker. 16. 24 Ngr.

Sophokles, Ajar. Tragödie. Im Versmaße der Urschrift übersetzt von J. Jastra. Neisse, Graveur. 8. 8 Ngr.

Sundelin, P., Die Staats-Anwaltschaft in Deutschland. Ihre jetzige Gestalt in den deutschen Gesetzen, ihre Prinzipien und Bedürfnißfragen. Anclam, Krüger. Gr. 8. $22^1/_2$ Ngr.

Tholuck, A., Die Propheten und ihre Weissagungen. Eine apologetisch-hermeneutische Studie. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Tuttle, H., Geschichte und Gesetze des Schöpfungsvorganges. Aus dem Englischen in's Deutsche übertragen, mit einem Nachworte von H. M. Achner. Erlangen, Enke. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Ulbach, L., Herr und Madame Fernel. Roman. Aus dem Französischen von A. Mecklenburg. Zwei Bände. Berlin, Springer. Gr. 8. 2 Thlr.

Veltheim, H. v., Der Zollwächter. Eine Erzählung nach dem Französischen des Elie Berthet frei bearbeitet. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Volkmuth, P., Die Pelasger als Semiten. Geschichtsphilosophische Untersuchungen. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Vorberg, C., Maria Gloriosa. Historischer Roman. Zwei Bände. Salzkotten, v. Sobbe. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wachsmuth, W., Geschichte deutscher Nationalität. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Geschichte der deutschen Volksstämme aus dem Gesichtspuncte der Nationalität. 1ste Hälfte. Die Stämme niederdeutscher Zunge und die Hessen. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Die Waise. Eine poetische Erzählung von der Verfasserin des Mährchens „Die beiden Epheuranken". Mitau, Lucas. 16. $12^1/_2$ Ngr.

Witting, T., Dichtungen. Neapel, Detken. 12. 1 Thlr.

Wutzdorff, R., Dramatische Dichtungen. Harburg. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Beyer, C., Der Teufel, die bösen Geister und die Hölle bei den Deutschkatholiken. Rede am 26. August 1860 vor der deutschkatholischen Gemeinde zu Leipzig gehalten. Leipzig, Friese. Gr. 8. 2 Ngr.

Die deutschen Fürsten und der deutsche Adel. Hannover, Meyer. Gr. 8. 10 Ngr.

Ideen zur Einigung und Einheit Deutschlands. Berlin, Vogel u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Kurhessen unter dem Vater, dem Sohne und dem Enkel. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. $7^1/_2$ Ngr.

Kreuzzug-Briefe an Napoleon III. Vom Verfasser der „Sieben vertrauliche Briefe", „der vier Schlußbriefe" 2c. 2c. Geschrieben im August 1860. München, Lentner. Gr. 8. 2 Ngr.

Neun Briefe über Verfassungs-Reformen in Oesterreich. Vom Verfasser der „Palingenesis". Leipzig, Wagner. Lex.-8. 12 Ngr.

Raupp, C., En Usstich alte, reinghaltene Markgröfler. Gespräch auf dem Wege zu Hbel's Säcular-Fest zu Hausen am 10. Mai 1860. Freiburg im Br., Wangler. Gr. 8. 10 Ngr.

Sayn Wittgenstein, Prinz Emil zu, Der Schutz der Christen im Orient. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Lex.-8. 3 Ngr.

Die Sprachen- und Nationalitätenfrage in Oesterreich. Von einem Romanen. Wien. Gr. 8. 8 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 42. — 18. October 1860.

Napoleon III. als Held der Geschichte und des Romans.

1. Kaiser Napoleon III. Eine biographische Studie. Von Rudolf Gottschall. Liegnitz, Kuhlmey. 1859. 16. 17½ Ngr.
2. Geschichte Napoleon's des Dritten, Kaisers der Franzosen. Dem deutschen Volke erzählt von A. Kretzschmar. Erster und zweiter Band. Salzkotten, von Sobbe. 1860. Gr. 16. Jeder Band 25 Ngr.
3. Die Napoleoniden. Kurzer Lebensabriß der hervorragendsten Mitglieder des Hauses Bonaparte, von Madame Lätitia an bis auf die Gegenwart, und der Napoleoniden Einfluß auf die Geschicke Europas. Weimar, Voigt. 1859. Gr. 8. 1 Thlr.
4. Napoleon III. Nach dem Leben gezeichnet von Eugène de Mirecourt. Berlin, J. Abelsdorff. 1860. 8. 10 Ngr.
5. Napoleon III. und seine Zeit. Stuttgart, J. Scheible. 1858.
6. Napoleon III., der Mann der größten Attentate des 19. Jahrhunderts. Von einem Conservativen. Zweite Auflage. Leipzig, Kollmann. 1859. Lex.-8. 15 Ngr.
7. Louis Napoleon. Roman und Geschichte von Lucian Herbert. Erster bis dritter Band. Leipzig, Grunow. 1860. 8. Jeder Band 1 Thlr. 10 Ngr.

Daß die Deutschen zu einer „Literatur", wie sie jede irgendwie bedeutende Erscheinung hervorruft, das stärkste Contingent größerer und kleinerer Schriften stellen, versteht sich schon von selbst, denn da Deutschland das nun schon alte Vorrecht hat, für die andern zu denken, so meint es natürlich, es müsse soweit möglich auch für sie schreiben, und schade ist es nur, daß unter der zu Tage tretenden Flut von Schriften blutwenig sind, die auch die Bedeutung einer That hätten, schade, daß der Gesammteindruck, den im besondern gegenwärtigen Falle diese Literatur auf uns macht, noch bei weitem kein solcher ist, daß wir zu sagen berechtigt wären: da ist der großen politischen Arlequinade der deutsche Ernst entgegengetreten!

Wir haben es hier mit einigen Proben der neuen Napoleon-Literatur zu thun und unter diesen sieben Erzeugnissen der Presse gehört nur eins der kleinsten dem Auslande an und auch dieses hat sich der deutsche Uebersetzerfleiß nicht entgehen lassen. Die uns vorliegende kleine Sammlung ist ein buntes Quodlibet und repräsentirt als solches recht gut die ganze betreffende Literatur, die schon erstaunlich angeschwollen ist; da sind Schriften von allen Farben, allen Parteien und zugleich auch von allen Formen: Eintagsfliegen, genannt Broschüren, ernstere Werke, die wenigstens die Prätension haben, etwas mehr als Tagesliteratur zu sein, und zu alledem kommt auch sogar schon der Roman! Wir nehmen sie in bunter Reihe, wie sie sich eingefunden haben, denn eine strenge Ordnung, etwa nach ihrer Form, nach ihrer literarischen Bedeutung oder nach ihrer Parteistellung, würde äußerst wenig frommen, das Ganze würde bleiben, was es ist, ein Chaos, eine Sprachenverwirrung; ja, am Ende ist es wol ganz angemessen, wenn wir nicht zu sehr bemüht sind, diesen Charakter des Chaotischen zu verwischen, denn er ist bezeichnend für diese ganze Literatur. Wenn man alle verschiedenen Farben mischt, so gibt das kein reines Weiß, sondern nur schmuziges Grau, meinte Goethe, und wenn wir die verschiedenfarbigen Meinungen über Napoleon III., denen wir hier begegnen, sofern es überhaupt möglich, in einem Brennpunkte zu vereinigen suchen, so würde das auch schwerlich ein reines Licht geben, es bliebe ein trübes Grau. Indeß ist für die richtige Anschauung schon etwas gewonnen, wenn man die verschiedenen Parteimeinungen ruhigen Blutes anzuhören, zu mustern und zu vergleichen vermag, und diesem Zwecke können vielleicht die nachfolgenden Bemerkungen dienen, welche — indem wir, soweit es thunlich, die Parteileute selbst reden lassen — gleichsam Randglossen zur Geschichte Napoleon's III. sind, die in der Hauptsache als bekannt vorausgesetzt wird. Man ist ja wol schon so ziemlich einig, obwol oder vielmehr weil man gesehen und erwogen hat, welche Rolle einer Erscheinung wie diesem Napoleon gegenüber in höhern wie in niedern Regionen bald die Furcht, bald der Eigennutz, bald die bornirte Kannegießerei, bald die schlaue Speichelleckerei, hier der gerechte, dort der blinde Haß spielt, man ist, sagen wir, nach alledem so ziemlich darüber einig, daß der Gegenstand all dieser gewaltigen Bewegung eben auch ein Theil von jener Kraft ist, „die stets das Böse will und stets das Gute schafft".

Der Biographen Napoleon's gibt es schon eine ziemliche Anzahl und mag man auch nicht leugnen, daß es statt eines Dutzends solcher „Geschichten“ eigentlich an einer einzigen genug wäre, so läßt sich solchem Ueberflusse gegenüber am Ende doch ebenso wenig verdammen als rühmen, wenn man sich erinnert, daß diese Ephemeren meist selbst gar keinen Anspruch auf die Geltung historischer Werke machen und daß ja überhaupt die gesammte moderne Tagesliteratur nichts anderes ist noch sein will, als eine schriftlich geführte öffentliche Conversation oder Debatte. Aber die Zeit schreitet rasch, und manche Gedanken und Ansichten, die in einigen der hier zu erörternden Schriften ausgesprochen sind, haben sich binnen wenig mehr als Jahresfrist bereits durch den Gang der Ereignisse widerlegt; doch gilt das eben nur von manchen, denn die meisten sind durch die Ereignisse vielmehr bekräftigt worden, und dies erklärt sich leicht aus dem Umstande, daß Ludwig Napoleon, wie sehr man auch immer geneigt war, ihn, wenigstens in Betreff einzelner Fälle, als den Unberechenbaren zu bezeichnen, doch im allgemeinen leichter denn irgendjemand berechenbar ist, weil er sein Programm allezeit offen vor sich hergetragen hat. Das ist in der That ein großer Vortheil für die gleichzeitigen Biographen, die sich in Bezug auf Napoleon III. manches Urtheil erlauben dürfen, was in Bezug auf andere Männer erst die Zukunft gestatten würde. Sein Leben liegt in der Hauptsache so gut wie vollendet vor, es fehlt zum Schluß nur noch die mehr oder minder ferne Katastrophe.

Wie wahr dies nun auch sein mag, so wird sich gleichwol kein gewissenhafter Biograph anmaßen, schon jetzt eine in allen Punkten richtige Schilderung des Mannes liefern zu wollen, der seine Laufbahn noch nicht vollendet hat, und in dieser Beziehung gibt der Verfasser der ersten der oben verzeichneten Schriften seinem Werke mit Recht den bescheidenen Titel einer „Studie“; was sich aber in der Gegenwart nur überhaupt leisten ließ, das hat R. Gottschall in dieser Schrift mit rühmlichem Fleiße und besonders auch mit einem anerkennenswerthen Takte geleistet. Wir dürfen ihm das Zeugniß geben, daß er völlig Wort gehalten hat, nachdem er in der Vorrede gesagt:

Wir schreiben weder eine Schmäh- noch eine Lobschrift. Die kurze Skizze soll, mit möglichster Benutzung aller vorhandenen Quellen, die zu einem mehrbändigen Werke hinlänglichen Stoff geben würden, ein gedrängtes Gesammtbild des französischen Cäsar und seines Lebens entwerfen, welches, leicht verständlich und rasch zur Hand, für die Beurtheilung der Zeitereignisse doch vielleicht manchen wünschenswerthen Maßstab gibt.

Diese Worte bezeichnen überhaupt den einzigen Zweck, den eine Biographie Napoleon's für jetzt haben sollte, und das, was man gegenwärtig billigerweise allein von einer solchen erwarten darf. Auf noch nicht dritthalbhundert kleinen Octavseiten erschöpft Gottschall seinen Gegenstand in vollkommen genügender Weise und wenn er gedrängt schildert, geschieht dies keineswegs auf Kosten einer gefälligen und anziehenden Darstellung. Man vermißt in dieser Erzählung kein Ereigniß von nur einiger Wichtigkeit, keinen für die Charakteristik Napoleon's III. nur irgend erheblichen Zug. Das Büchlein theilt sich in sieben Kapitel („Die Kindheit“, „Die Jugend Ludwig Napoleon's“, „Das Attentat von Strasburg und seine Folgen“, „Das Attentat von Boulogne und die Gefangenschaft von Ham“, „Die Republik und der Präsident“, „Der Staatsstreich vom 2. December“, „Das Kaiserreich“) und läßt, wie gesagt, nichts Bemerkenswerthes oder Interessantes unerwähnt, begnügt sich übrigens auch nicht mit einer trockenen Erzählung der Thatsachen, sondern versteht es, besonnene Nüchternheit mit pikantem Ausdruck zu verbinden und Personen sowie Ereignisse mit oft sehr treffenden Bemerkungen zu charakterisiren. Wir würden unrecht thun, wollten wir die oder jene einzelne Stelle als besonders gelungen hervorheben, da wir das Büchlein wirklich durchweg sorgfältig gearbeitet finden; nur als Beleg für das ebenso treffende und klare als unparteiische Urtheil des Verfassers wollen wir einige Sätze anführen. S. 22, wo von dem Aufenthalte des Knaben Napoleon in der Schweiz und den Einwirkungen dieses Aufenthalts die Rede ist, heißt es:

Ein Element deutsch-schweizerischen Ernstes, von französischer Leichtblütigkeit und Lebensfrische weit entfernt, ist im Charakter Ludwig Napoleon's nicht zu verkennen. Leider aber gibt es sich nur als selbstgenügsame Verschlossenheit, als brütender und dämonischer Fanatismus kund, als Schwärmerei für Ideen, deren Verwirklichung freilich zugleich die höchste Selbstverherrlichung ist.

Da Napoleon keinenfalls Gemüth abzusprechen ist, konnte er wol wirklich gerührt sein, als er sich nach dem strasburger Attentat so mild von Ludwig Philipp behandelt sah. Gottschall bemerkt bei dieser Gelegenheit (S. 119):

Aufwallungen des Gemüths sind dem Charakter Ludwig Napoleon's nicht fremd; es ist mehr persönliche Gemüthspolitik bei ihm mit im Spiel, als man glauben sollte. Es ist dies begreiflich; denn der Prinz betrachtet sich als die Menschwerdung der Napoleonischen Idee, als eine Art von „absoluter Persönlichkeit“, und macht daher seinen Haß und seine Liebe, seine Sympathien und Antipathien zu Angeln seines Systems. Im ersten Zeitraum seines Lebens ging der Prinz in dieser „Idee“ auf; im zweiten geht die „Idee“ im Prinzen auf, und was ihn persönlich kränkt und freut, das wird eine Sünde gegen die „Napoleonische Idee“ und kann unter Umständen ein Motiv seiner Politik werden.... Nach der Februarrevolution erscheint der Prinz als Diplomat aus der Schule Machiavelli's. Er sagt mit Talleyrand: Die Worte sind nur dazu da, unsere Gedanken zu verbergen; er sagt mit dem Jesuitismus: der Zweck heiligt die Mittel. Er ist höchst consequent in der Verfolgung des Zwecks, während in Bezug auf die Mittel eine Inconsequenz der andern folgt, die Handlungen stets den Worten widersprechen und Wort- und Eidesbruch nur als nothwendige Dissonanzen erscheinen, um den vollen Schlußaccord der verherrlichten „Idee“ und „Persönlichkeit“ um so wirksamer hervortreten zu lassen. Je näher dem Ziele, desto gewaltsamer tritt dieser Machiavellismus hervor.

Zum Schluß resumirt Gottschall seine Charakteristik Napoleon's in folgenden Worten (S. 240 fg.):

Ludwig Napoleon ist einer jener „gemischten Charaktere“, über den das Urtheil der Mitwelt wie das der Nachwelt auseinander gehen wird. Dies bleiche stille Kaiserantlitz, nicht marmorglatt und kalt, wie das des ersten Kaisers, sondern starr wie im Feuerguß erkaltete Lava, mit den halbgeschlossenen, bald erloschenen Augen, die sich nur selten voll aufthun, doch dann

zu Napoleonischen Blitzen— ist es das hippokratische Gesicht des in seiner Auflösung begriffenen Frankreich, ist es das geheimnißvolle Sphinxantlitz, welches neue, ungelöste Räthsel der Weltgeschichte verbirgt? Merkwürdige Mischung von Gegensätzen in diesem Manne! Doctrinär, Mann der Formel, methodischer Kopf, ist er doch im einzelnen unberechenbar in seinen Entschlüssen. Das Facit politischer Berechnung wirft oft eine Laune des Augenblicks über den Haufen. Sein Geist ist weniger tief als — sein Gemüth! Mit diesem Gemüth hat er die Napoleonische Idee erfaßt, durchgeführt, in Fleisch und Blut, in sein eigenes Leben verwandelt; mit diesem Gemüth hält er an bestimmten Grundsätzen und an bestimmten Thatsachen fest; dies Gemüth hat seine Unergründlichkeiten und Unvergeßlichkeiten, ist ebenso empfindlich wie rachlustig und hält jede Unbill, die seinem großen Vorgänger widerfahren, für seine eigene, die er zu sühnen hat. Das ist der tiefere Schlüssel seiner Politik! Es fehlt nicht an Zügen, welche beweisen, daß, außerhalb des Kreises der Napoleonischen Idee, noch die Herzensgüte des Knaben in dem Manne fortlebt, stiller Sinn für Familienfreuden, selbst Empfänglichkeit für den Jammer eines Schlachtfeldes! Wo aber sein System in das Spiel kommt, da kennt er nur das große Ziel und scheut kein Mittel, es zu erreichen. Die Füsilladen der Decembertage und die Verbannungen nach Cayenne sind solche „Verirrungen" eines „excentrischen" Gemüths. „Die Verbannung nach Cayenne ist der Tod", sagte man dem Cäsar, und mit apathischer Eiseskälte entgegnete er: „Ich weiß es!" So mag „die Furcht" der griechischen und römischen „Tyrannis" auch über ihn gekommen sein, und das Gefühl: allein, auf einem Thron allein zu sein! In solchen Momenten, wo der offene Haß sich gegen ihn wendete, mag er vielleicht danach gestrebt haben, sich die Dankbarkeit der Völker als Vorkämpfer ihrer Befreiung zu sichern; doch diese persönlichen Anwandelungen und Ausweichungen waren nicht von Dauer und wurden stets wieder nach dem Curs corrigirt, den die Napoleonische Idee einmal einhalten muß. Sie ist eine „Mischgeburt" von Gewaltherrschaft und Freiheit, Despotismus und Volkssouveränetät, eine machiavellistische Chimäre, die zuletzt an ihrem innern Widerspruch zu Grunde gehen muß.

R. Gottschall's Büchlein nahm uns, noch bevor wir uns näher damit bekannt gemacht hatten, schon im voraus günstig für sich ein, durch, wir wollen es nicht leugnen, seinen mäßigen Umfang, der uns zur Befriedigung des „Zeitbedürfnisses" völlig genügend scheint. Indeß soll das keine tadelnde Einleitung sein, indem wir uns zu dem Werke Nr. 2 wenden, welches allerdings schon „vorläufig" auf fünf Bändchen berechnet ist, von denen uns die ersten zwei vorliegen. Soweit wir nach diesen zu urtheilen vermögen, ist A. Kretzschmar's „Geschichte Ludwig Napoleon's III." unverkennbar eine fleißige und Gründlichkeit erstrebende Arbeit und danach versteht sich schon von selbst, daß sie keine Parteischrift im engern und schlechtern Sinne des Wortes ist, obwol immerhin Parteischrift im edlern Sinne, denn das Buch ist vom deutsch-patriotischen Standpunkt geschrieben. Es bedarf der Erwähnung kaum, daß dieser Standpunkt auch hier der Wahrheit und Unparteilichkeit keinen Eintrag thut, denn bis zur Stunde noch ist ja der deutsche Patriotismus noch immer so redlich, so gewissenhaft (und auch so pedantisch!) gewesen, daß er vor allen Dingen stets erst den Nachbarn gerecht werden mußte, bevor er an die Seinigen denken mochte. Wir erklärten uns schon im Eingange des Artikels dahin, daß es rücksichtlich Napoleon's III. weniger thunlich ist, noch bei Lebzeiten des Helden eine einigermaßen gründliche Biographie zu schreiben, als dies bezüglich anderer Männer der Fall sein würde. Sind wir somit einmal einverstanden, nicht nur die Biographie überhaupt, sondern selbst die voluminöse Biographie gelten zu lassen und nur noch nach dem anderweitigen Werthe des Buchs zu fragen, so stehen wir nicht an, dasselbe als ein dankenswerthes Unternehmen zu bezeichnen, dankenswerth schon insofern, als der Leser hier alles Factische beisammen und im allgemeinen mundrecht verarbeitet findet. Das erste Bändchen schildert das Leben Napoleon's bis zu dessen Flucht aus der Festung Ham. Alles Betreffende ist da in guter Ordnung erzählt und gibt uns zu keiner Bemerkung Anlaß, außer etwa, was die Form anlangt, zu der, daß der Stil etwas leichter und gefälliger sein könnte; zum wenigsten möchte man Sätze wie den folgenden vermieden sehen: „Leider ist es dem Herrn Vicomte nicht gelungen, den durch sein, jedenfalls nur mit großer Vorsicht zu benutzenden Werkes (!) zu verdienen gehofften Lohn auch wirklich zu ernten." Auch nach Abzug eines in die Augen springenden Schreibe- oder Druckfehlers bleibt das doch etwas zu schwerfällig.

Das zweite Bändchen, welches mit der Februarrevolution von 1848 schließt, beschäftigt sich in seinem ersten Abschnitte mit den Schriften Ludwig Napoleon's, von denen es eine ziemlich ausführliche Analyse gibt, die für das deutsche Volk, dem diese „Geschichte" ja doch erzählt wird, vielleicht ein wenig zu ausführlich, immerhin aber für dasselbe insofern sehr zweckdienlich ist, als es daraus ersieht, wie der Schriftsteller Napoleon (oder dessen Mitarbeiter?) so ganz im Tone und mit der Gewandtheit des alten Reineke Fuchs zu predigen versteht. Wir wollen hier die Schlußworte dieses Bändchens hersetzen, nicht weil sie etwas besonders Merkwürdiges enthalten, sondern weil sie uns zu der Befürchtung Anlaß geben, daß das deutsche Volk auch ein ernstes historisches Werk jetzt nicht mehr anders goutiren möge, als wenn dessen Abschnitte in so effectvoller Weise schließen, wie sie in Romanen oder auf der Bühne üblich ist. Es wird erzählt, wie nach der Februarrevolution der Herzog von Nemours, begleitet vom Marquis von Arragon und Biesta, sich nach Boulogne gerettet hatte und dann heißt es weiter:

Nachdem der Herzog und seine Schwester glücklich an Bord des englischen Dampfschiffs gebracht waren, kehrten Arragon und Biesta in die Stadt zu dem englischen Consul zurück, bei dem sie übernachteten, nachdem sie sich mit ihm noch lange über die möglichen Folgen der fabelhaften Ereignisse besprachen, deren Augenzeugen sie seit drei Tagen gewesen. Sie hatten keine Ahnung davon, daß die Lösung bereits an die Thür pochte. Am nächstfolgenden Morgen nämlich, als sie eben den ersten nach Paris gehenden Eisenbahnzug bestiegen hatten, öffnete sich in dem Augenblick, wo das Signal zur Abfahrt gegeben werden sollte, die Thür des Wagens, in welchem sie saßen, wieder, um noch zwei Passagiere einsteigen zu lassen. Der eine dieser Passagiere war der uns von dem boulogner Attentat her bekannte Herr Fialin von Persigny, der zweite der vor zwei Jahren aus der Festung Ham entflohene Prinz Ludwig Napoleon Bonaparte.

Was die Schrift „Die Napoleoniden" (Nr. 3) anlangt, so haben wir es hier nur mit dem Schlusse der-

selben zu thun, welcher von Napoleon III. handelt, jedoch den italienischen Krieg noch nicht mit umfaßt. Auch dieses Buch ist das Werk eines nicht französisch gesinnten Verfassers, übrigens verständig und ruhig geschrieben und geräth nur gegen das Ende (es reicht bis zu Orsini's Attentat und gedenkt dann noch der berüchtigten Neujahrsgratulation) mehr und mehr in den Zeitungston, bis es zuletzt als Anhang wirklich noch einen alten Artikel der augsburger „Allgemeinen Zeitung" sowie einige andere Zeitungsstimmen anführt und erörtert. Im übrigen ist das Buch denjenigen zu empfehlen, die etwa eine vollständige Uebersicht der gesammten Verhältnisse der Napoleoniden wünschen.

Das Schriftchen: „Napoleon III.", von E. de Mirecourt (Nr. 4), geberdet sich auf seinen 72 Seiten (mehr umfaßt es wenigstens in der uns vorliegenden deutschen Uebersetzung nicht) sehr gallig und giftig und ist nicht blos Parteischrift, sondern auch Schmähschrift. Der Verfasser ist ein „christlicher" Legitimist und, noch mehr, ein verbannter Legitimist, und danach darf man schon auf den Charakter der von ihm gelieferten „Biographie" schließen. Der Umschlag verfehlt nicht, uns zu erinnern, daß diese Biographie in Frankreich verboten ist und daß in London 100000 Exemplare davon binnen acht Tagen verkauft wurden; der Uebersetzer aber hat Stellen, „die einer injuriösen Deutung unterworfen werden könnten", weggelassen. In der Vorrede beruft sich der wie es scheint ebenso fromme als gelehrte Verfasser auf den in einer Satire des Persius redend auftretenden Sokrates und auf einen Ausspruch des Apostels Paulus, um sein — Lästermaul zu rechtfertigen, und schließt dann die Vorrede mit den Worten:

> Weisheit und gesunde Vernunft bestätigen demnach feierlichst das Recht des Biographen, auf das Privatleben des öffentlichen Mannes einzugehen, die Thüren seines Hauses zu öffnen und ihm seine Verkleidung und seine Maske abzureißen. Desto schlimmer für einen öffentlichen Mann, wenn das Mysterium sein Gast ist, desto schlimmer, wenn er an seinem Körper geheime Wunden hat!

Muß das alles nicht neugierig machen? Wir tragen billig Bedenken, unsern Lesern Skandal aufzutischen; da indeß der Uebersetzer bereits so vorsichtig gewesen ist, das allzu Unglimpfliche zu beseitigen, so dürfen wir schon dreist zugreifen und da und dort ein Pröbchen auswählen, um das biographische Talent des Legitimisten damit zu belegen. Dieser hütet sich natürlich, von dem Charakter, der „über die Lächerlichkeit mit der Hartnäckigkeit, über die Schwierigkeit mit der Kühnheit, über den Widerstand mit dem Verbrechen triumphirt hat", ausschließlich Schlimmes zu erzählen. So erwähnt er, wie am Abend vor Napoleon's Abreise zur Schlacht von Waterloo und während sich derselbe mit Ney unterhielt, plötzlich der siebenjährige Ludwig Napoleon eintrat und sich dem Oheim zu Füßen warf. Der Kaiser, der sich ungern in ernsten Gedanken gestört sah, fragte in kurzem Tone:

> „Was fehlt dir denn?" — „Ach!" erwiderte der junge Prinz, „Sie wollen zum Kriege abreisen. Gehen Sie nicht hin, gehen Sie nicht hin!" — „Aber", sagte der Kaiser, durch dieses Zeichen von Gefühl plötzlich besänftigt, „es ist ja nicht das erste mal, daß ich dich verlasse, um in den Krieg zu ziehen. Fürchte dich nicht, ich werde bald wiederkommen." — „Diese scheußlichen Verbündeten wollen Sie tödten, lieber Onkel! Lassen Sie mich wenigstens mit Ihnen gehen!" Napoleon schloß ihn in seine Arme, und da er sah, daß auch der Marschall gerührt wurde, sagte er zu ihm: „Umarmen Sie ihn auch, ich glaube, er wird ein gutes Herz und eine schöne Seele bekommen. Er ist vielleicht die Hoffnung meines Geschlechts."

Solche Worte schrieb sich der kleine Napoleon hinters Ohr, um dereinst die Welt noch einmal mit einem großen Napoleonischen Spectakelstück zu incommodiren. Der Verfasser erblickt darin, daß dies wirklich gelang, als Christ „den geheimnißvollen Finger der Vorsehung", welche das Prestige des ersten Napoleon im Geiste der Massen dadurch gründlich zerstören wollte, daß sie diesen spätern Napoleon auftreten ließ. Gott „hat eine Parodie aufführen lassen, um uns zu verhindern, nicht ewig das Stück selbst zu beklatschen, darum hat er die Regierung des zweiten Napoleon zugelassen". Zu diesem Ende war es nöthig, daß Ludwig Napoleon's Erziehung eine mangelhafte blieb. Sein Lehrer Lebas fand in ihm nur Fähigkeit für die exacten Wissenschaften. Ludwig Napoleon verachtete die Dichter, und die schönen Künste blieben für ihn stets ein versiegeltes Buch; dafür aber ward er der beste Reiter seines Jahrhunderts, der selbst Franconi in Schatten stellt. Nun schildert Mirecourt seinen Helden wie folgt:

> Fügen wir zu diesem unvergleichlichen Stallmeistertalent noch die vollkommene Kenntniß der Artilleriewaffe, ein Sprachtalent, welches ihm niemand bestreitet, ... ein deutsches Phlegma, eine italienische Verstellungskunst, eine Schweigsamkeit, um welche ihn ein Engländer beneiden könnte; eine ungeheuere Nase mit einer enormen Krümmung, welche ihm im Kreise seiner Vertrauten den Spitznamen des „melancholischen Papagei" verschaffte; ein mattes, geschlossenes, undurchdringliches Auge, eine ausnehmend wenig majestätische Figur nnd die Haltung eines pensionirten Offiziers, der sich als Kaiser verkleidet, um auf dem Circustheater zu erscheinen, so haben wir M. Bonaparte von Kopf bis zu Fuß, seine Bildung, seinen Charakter und sein Aussehen. Aber der schrecklichste Stempel dieser Erscheinung ist die Verstellung.

Wenn Londons höhere Gesellschaft von Ludwig Napoleon sagte: er ist kein Gentleman, so wollte sie damit gewiß nicht den moralischen Werth desselben verneinen. Mirecourt erstaunt, daß dieser Cäsar, welcher das erste christliche Königreich „einer Monarchie von 14 Jahrhunderten vorenthält", sich vor den Augen der Welt fromm und gläubig stellt (S. 20):

> Als er eines Abends zu Plombières von einer Coulissenkönigin kam, der er seine Huldigung dargebracht — man hatte ihn dort heimlich auf Kosten des Hofs einquartirt —, begegnete er einem Geistlichen, der einem Kranken das Viaticum brachte. Der Mann des 2. December warf sich sogleich nieder und bat den Priester mit Demuth um seinen Segen.

Als das Attentat von Boulogne unternommen werden sollte, mußte man vor allen Dingen Geld auftreiben. Mirecourt erzählt (S. 30):

> Man gibt sich Mühe, vier londoner Wucherer zu überlisten, und erhält von ihnen durch Anwendung von Lügen, gemeine

Streichen, Bitten und Versprechungen eine ziemlich beträchtliche Summe, welche noch durch den Verkauf der Güter einer hübschen Engländerin vermehrt wird, deren Herz und Vermögen der künftige Cäsar ausbeutete. Da man nicht ohne ungeheuere Opfer zum Thron gelangen kann, so fordert man außerdem von der Unglücklichen, daß sie ihre Diamanten und Kaschmire versetzt.

In einer Anmerkung wird noch hierzu bemerkt, daß Ludwig Napoleon, nachdem er Präsident geworden, diese Dame, von der er zwei Söhne hatte, alle Tage im Elysée empfangen habe, was zwar weder moralisch noch schicklich, aber doch wenigstens nicht undankbar gewesen sei. „Zur Zeit der Verheirathung hörte sie plötzlich auf zu erscheinen und erhielt unter dem Namen von Schadloshaltungen Adelstitel und Schloß in der Umgebung von Paris."

Das boulogner Unternehmen selbst wird mit den grellsten Farben geschildert, um es nicht nur noch weit frevelhafter als es war, sondern auch noch weit lächerlicher erscheinen zu lassen. Einer der vorausgeschickten Emissare machte auch dem General Magnan zu Boulogne den Antrag, „seinen Degen für einen Sack Geldes zu verkaufen"; aber der General wies diesen Antrag voll Entrüstung zurück, „derselbe General, der am 2. December seine Meinung vollständig änderte, weil der Sack mit Geld größer war". Während der Ueberfahrt nach Boulogne werden die geworbenen 60 Mann Hülfstruppen durch eigens dazu mitgenommenen Champagner begeistert, „der überhaupt eine große Rolle in der Geschichte Napoleon's III. spielt". Die Sache schlägt in der bekannten Weise fehl, Napoleon fällt ins Meer und wird von einem Matrosen aus dem Wasser gezogen. Dieser Matrose, Namens Lallet, lebt später in großem Elend irgendwo in den Vogesen. Es war im Jahr 1850, als der Abbé Zamaron, dem die Stelle als Almosenier im Elysée versprochen worden war, unklugerweise den Präsidenten einmal an Lallet und dessen bedrängte Lage erinnert (S. 35):

„Wer ist das, Lallet?" fragte M. Bonaparte. „Monseigneur, es ist der Matrose, welcher Sie zu Boulogne aus dem Wasser gezogen hat", antwortete naiv der Pastor. Darüber wurde der Präsident blau, grün, gelb, biß sich in die Lippen und wandte dem Abbé Zamaron den Rücken, für den, von dem Tage an, die Pforte des Elysée gänzlich verschlossen blieb. Jedermann glaubte, er würde die Stelle als Almosenier nicht erhalten. Aber siehe die Moral der Geschichte. Achtzehn Monate darauf erhält Lallet die Einladung, sich nach Boulogne zu begeben. Er findet dort den Kaiser, der sich beeilt, ihn vor der gerührten Menge wiederzuerkennen, ihn umarmt und für seine Zukunft sorgt. Der Pastor der Vogesen hatte zu früh gesprochen. Während der Präsidentschaft waren die Erinnerungen an Boulogne gefährlich; man fürchtete, daß das Lächerliche das Kaiserreich im Keime ersticken würde. Später konnte man ohne Gefahr und besonders öffentlich sich erkenntlich zeigen.

Mirecourt corrigirt Herrn de la Guéronnière, welcher Ludwig Napoleon „den Erwählten des Volks" nennt, indem er denselben vielmehr als „den Erwählten der Furcht" bezeichnet, und darin hat er wol so ziemlich recht. Wir lassen dahingestellt, ob er ebenso recht hat, wenn er Napoleon die Fähigkeit abspricht, ein Buch zu verfassen. Er meint, befreundete Schriftsteller hätten dem Prinzen auf Schloß Arenenberg ihre Feder zu der Broschüre „Rêveries politiques" geliehen und er selbst habe nun dreist seinen Namen darauf gesetzt. Dagegen nimmt er ihn auch gelegentlich gegen Verleumdungen in Schutz und leugnet z. B., daß Napoleon in England das Amt eines Polizisten bekleidet habe. Er sei nur eine Zeit lang Special constable gewesen, d. h. Mitglied einer aus angesehenen Bürgern gebildeten nationalen Schutzmannschaft, die unter gewissen Umständen organisirt wird und keine andern Waffen als den Stab des gewöhnlichen Constable hat. Ebenso sei es unwahr, daß er auf der londoner Brücke eine Kanone mit Kartätschen geladen und auf die Chartisten habe richten lassen. Napoleon habe bei der betreffenden Gelegenheit weder Macht noch Ansehen genug gehabt, um auch nur einen Rath zu ertheilen (S. 43):

Vielmehr nahm man gerade an dem Tage Anstand, ihn in die Reihen der Specialconstabler aufzunehmen. Unter dem Vorwande, daß schon alle Stäbe vertheilt seien, schnitt man ihm den dritten Theil eines Besenstiels ab und steckte ihn ihm in ironischer Weise in die Hände.

Bei Gelegenheit der Revolution von 1848 berichtet Mirecourt, wie Ludwig Napoleon mit seinem guten Freunde, dem Bankier Fould, einen Vertrag schließt. Der Bankier gibt einen Credit von einigen Millionen und erhält dafür das Versprechen, dereinst Premierminister zu werden. „O welch ein Elend", ruft der Verfasser aus, „sagen zu müssen, daß alles dies Geschichte ist!" Mit allerlei Mitteln, namentlich aber mit Fould's Millionen werden alsdann Stimmen für den Präsidentschaftscandidaten geworben. Wie es dabei zugeht, wird durch Beispiele und Anekdoten belegt. Man munterte auf, man schüchterte ein, man machte den Bauern weis, es gelte den noch lebenden ersten Napoleon, man bestach hier durch Drohungen, dort durch Verheißungen, da durch Geld, man gewann, und wer sich nicht gewinnen ließ, an dem wußte man bald eclatante Rache zu nehmen. Auch in dieser Beziehung darf es nicht an einem Beispiel fehlen; wir lesen (S. 47):

M. Boulard, Friedensrichter zu Richelieu im Departement Indre und Loire, sah eines Morgens eine Person in sein Zimmer treten, welche ihm Empfehlungsbriefe von M. Cremieux und dem Bürger Nantray, der jetzt in Belgien ist, vorzeigte. Man wußte wohl, daß der Friedensrichter in dem Bezirk großen Einfluß hatte, welchen er einem gewissenhaften Dienste von 20 Jahren verdankte. Er nahm den Gast, den man ihm empfahl, wohl auf. Er lud ihn zu Tisch und ganz natürlich kam man auf die Wahlen und das Verdienst der beiden Candidaten zu sprechen. „Dieser Bonaparte ist ein Narr und ein Charlatan", sagte M. Boulard; „ich gebe meine Stimme dem Cavaignac!" Der Gast verneigte sich; sein trübes und gläsernes Auge verrieth keinen Anflug von Unzufriedenheit oder Bedauern. Er nahm Abschied von seinen Wirthen und sagte zum Friedensrichter: „Seien Sie ruhig, mein lieber Herr Boulard, Sie werden von mir ein Zeichen der Erinnerung erhalten." Vierzehn Tage darauf wurde der ehrenwerthe Richter auf eine brutale Weise abgesetzt.

Das „trübe und gläserne Auge" läßt schon errathen, wer hier in eigener Person aber incognito Wahlumtriebe zu seinen Gunsten versucht hatte. Herr Boulard ging nach

Paris. Es ergab sich, daß die Herren Cremieux und Nantray gar keinen Empfehlungsbrief geschrieben hatten, sondern, daß Herr Boulard „von einem Fälscher und politischen Feinde dupirt“ worden war. Und er blieb nicht lange in Zweifel, wer dieser Feind gewesen. Auf einem Spaziergange sah er den Präsidenten vorüberreiten. Der Mann zu Pferde und der Tischgenosse von vor 14 Tagen waren ein und dieselbe Person.

Was die Blutscenen der Decembertage anlangt, so braucht selbst ein Mireeourt nicht zu übertreiben, denn die grellsten Farben sind da nicht zu grell. Nachdem er eine Reihe brutaler Auftritte geschildert, führt er noch folgende Stelle aus einem Buche, betitelt „Le crime du 2me décembre“, an:

Als es vorüber war, kam Paris, um es sich anzusehen. Dies Volk drängte sich zu diesen schrecklichen Stellen, man ließ es gewähren. Das war eben der Zweck der Schlächter. Ludwig Bonaparte hatte es nicht thun lassen, um es zu verbergen. Ein Zeuge sagte: Der Anblick des Boulevard war schrecklich. Wir marschirten wörtlich in Blut. Am nächsten Tage, am 5., sah man eine grausenhafte Scene auf dem Kirchhofe Montmartre. Ein weiter Platz, bis dahin leer gelassen, wurde zur einstweiligen Eingrabung einiger Gemordeten benutzt. Sie waren so eingescharrt, daß nur der Kopf aus der Erde hervorsah, damit ihre Familien sie erkennen konnten. Die Menge ging hin, man wurde von der Woge der Neugierigen fortgedrängt; man irrte mitten unter den Gräbern umher und in einem Augenblicke fühlte man die Erde unter sich nachgeben, und siehe da, man trat auf den Bauch eines Leichnams. Wenn man sich umsah, erblickte man Stiefeln, Holzschuhe und Frauenstiefeln aus der Erde hervorgucken; auf der andern Seite sah man den Kopf, der durch unsern Tritt auf den Leib in Bewegung gesetzt war.

Zum Schlusse macht der Verfasser seinem Grolle noch einmal recht ordentlich Luft und schüttet all die Bitterkeit aus, die er auf seinem legitimistischen Herzen hat. Das heißt nicht kritisiren, nicht tadeln, es heißt herunterreißen; er läßt, wie man zu sagen pflegt, an seinem Manne kein gutes Haar. Er leugnet, daß Ludwig Napoleon irgend Gutes gewirkt habe; er sucht nachzuweisen, daß derselbe den Fortschritt nicht fördere, denn das vorhandene Gute sei vor ihm dagewesen, von andern angebahnt, und nur das vorhandene Schlechte sei sein Werk; dem Volke gebe er Arbeit, aber nur um es später desto besser kartätschen zu können. Am allerwenigsten fördere er Frankreichs Ruhm. „Das zu sagen, ist Blasphemie!“ Er mußte sich entscheiden, die Sache der Italiener zu protegiren, weil das der einzige Ausweg für ihn war, als er, „gefangen wie eine marodirende Ratte mit dem Schwanze in der einen und dem Kopfe in der andern Falle“, nicht wußte, wie er sich rechts aus den diplomatischen Forderungen Europas herausreißen, noch wie er sich links vor den Bomben seiner alten Mitschuldigen, der Carbonari, schützen sollte. Im italienischen Kriege beweist er für seine Person nur seine militärische Unfähigkeit, und schließt nur deshalb so geschwind Frieden, weil der Sieg, der nicht sein, sondern anderer Verdienst, beschämend für seinen Stolz ist. „Und“, ruft der Verfasser aus, „man scheint zu fürchten, daß dieser ..... General, welcher den Sieg in eine Parade verwandelt, von neuem in die Trompete stoßen wird, um Sturm auf England zu laufen? Gemüthliche Einfalt!“ Sein Egoismus duldet nicht, daß sich irgendjemand neben ihm erhebe, der ihn in Schatten setzen könnte. Populäre Männer, die nicht seine Minister werden wollten oder konnten, wußte er durch Intriguen herabzusetzen. So stiftete er z. B. heimlich die Subscription für Lamartine an, stellte sich an die Spitze derselben mit der lächerlichen Summe von 10000 Francs, sicher, daß niemand wagen würde mehr zu geben und daß der Dichter unter einer Art nationaler Beleidigung unterdrückt werden mußte. Neben ihm muß selbst der erste Napoleon in Schatten treten und seine Umgebung darf denselben mit impertinentem Dünkel als Onkel Tom und Culotte de peau bezeichnen. Beispiele solcher Art führt Mirecourt noch mehrere an und sagt dann (S. 69):

Der Blick des Kaisers ist fatal. Ungeachtet des Schleiers der Verstellung, welcher sein verblichenes Auge bedeckt, ist es doch möglich, manche schrecklichen Gedanken und grausamen Entschlüsse dahinter zu erkennen. Ehe er einem Aufstande weichen und ins Exil gehen würde, wie seine Vorgänger, würde er hundertmal Paris verbrennen und sein Pferd bis zum Bauche im Blute waten lassen. Gerüchte im Publikum sprachen von Palastmorden und heimlichen Hinrichtungen. Man hat gesagt, daß gewisse indiscrete Zungen zum ewigen Schweigen verurtheilt worden sind, und daß gewisse compromittirende und schuldige Freunde, deren Enthüllungen einen öffentlichen Skandal hervorgebracht hätten, heimlich aus dem Wege geräumt worden seien (?), und zwar in aller Eile, um die Tribunale zu verhindern, sich in ein Staats- und Familiengeheimniß zu mischen... Napoleon III. trägt unter seinem Hemd einen Panzer, der so ausgezeichnet gearbeitet und von einer solchen Feinheit ist, daß ihm selbst das feinste Gewebe (?) nicht gleichkommt, und welcher nichtsdestoweniger Kugel und Dolch abhält.... Kurz vorher, als der Polizeipräfect durch eine unerwartete und geheimnißvolle Ueberwachung den republikanischen Anschlag zu Schanden machte, dessen Urheber M. Bonaparte in die Luft sprengen wollten (es war in einer jener famosen Nächte, wo er glaubte incognito durch den Garten der verführerischen Gräfin von C........ gehen zu können), hatte ein Demokrat, der es weniger eilig hatte zu entfliehen als die andern, Zeit, dem kaiserlichen Liebhaber einen Dolchstoß beizubringen, aber die mörderische Klinge stumpfte an dem Stahlnetze ab.

Schon früher hatte sich Pianori's Kugel daran abgeplattet und später wurden drei Splitter von Orsini's Bomben dadurch aufgehalten. Folglich, meint Mirecourt, war Napoleon seinem Panzer mehr Dank schuldig als der Vorsehung. Da wir den Mittheilungen des Verfassers, für deren Richtigkeit er natürlich selbst einstehen mag, einmal so viel Raum, vielleicht mehr Raum als billig, gewidmet haben, mögen auch noch die Schlußworte seines Schriftchens hier folgen:

Wenn ein böser Dämon, der sich unter die Flügel eines Engels flüchtet, dadurch seiner Strafe entgehen kann, so würde vielleicht Napoleon durch seine Gefährtin gerettet werden. Gott wird es nicht erlauben. Er hat getödtet, bombardirt, in Blut gewatet, um das Scepter zu erlangen. Mit einem Streich desselben Scepters weidet er heute das Budget Frankreichs aus. Er nimmt Gold für sich, Gold für alle die Hungrigen und Unreinen, die ihn umgeben. Morny hat 60 Millionen, gestern lebte er von der Häkelarbeit eines Weibes. Magnan wird fett: das Glück schwemmt ihn auf, er sieht aus wie ein Geldsack. Fould ist hoher Priester des Plutus, und Mirès ist nicht im

Bagno. Sie werden zuletzt alle dahin kommen, denn wir glauben an die Gerechtigkeit des Himmels.

Mirecourt erscheint als ein politischer Don Quixote, wie es die meisten jener französischen Legitimisten sind, und während solche Herren, anstatt ehrenhaftere und zugleich kräftigere Waffen zu führen, nur bemüht sind, so viel skandalöse Dinge als nur möglich von ihrem Feinde zu offenbaren, scheinen sie ganz zu vergessen, daß es ja eben auch der hundertjährige Skandal ihrer legitimen Könige hauptsächlich war, was diesen „Usurpatoren" den Weg zum Throne gebahnt hat. Dabei, und wie sehr sie auch mit „christlicher" Hand Schmuz auf den Gegner werfen, stehen immer sie, und sie allein, mit dem lieben Gott auf dem allerbesten Fuße. „Glücklicherweise (natürlich nur zum Glück der Legitimisten!) mischt sich Gott in die Angelegenheiten dieser Welt!" sagt Mirecourt; aber für den Usurpator gibt es keine Vorsehung, den schützt höchstens sein — Panzerhemd.

Saevis tranquillus in undis, das ist das Motto der Schrift: „Napoleon III. und seine Zeit" (Nr. 5), in deren ungenanntem Verfasser wir einem Manne begegnen, der den Mund etwas voll nimmt, um von seines bewunderten Helden Lobe überzufließen. Daß es derselbe herzlich gut meint, wollen wir nicht in Abrede stellen. Sein Buch ist übrigens jetzt zwei volle Jahre alt, sehr bald nach dem Orsini'schen Attentat und augenscheinlich aus Anlaß desselben entstanden und wenn er damals überall, namentlich auch bei uns, alles schwarz, zum wenigsten aschgrau und nur in dem glückseligen Frankreich unter dem Empereur alles rosig sah, so wird er inzwischen vielleicht nicht umhin gekonnt haben, seine Ansichten ein wenig zu modificiren. Wir wiederholen, er meinte es offenbar gut und hatte sich nur gewaltig im Mittel vergriffen, wenn er der Welt zu ihrem Heil den napoleonisch-französischen Spiegel vorhielt. Er fand, daß der Mann — unus qui nobis cunctando restituit rem — in Deutschland noch vielfach verkannt wurde und schickte deshalb seine Schrift zu dieses Mannes Verherrlichung in die Welt. „Das", sagt er im Vorwort, „ist der Zweck dieser Schrift, neben dem zu untersuchen, ob wir nicht nach Licht forschen, da, wo es ewig für uns Nacht bleiben wird, anstatt uns der Morgensonne einer neuen Zeit zuzuwenden, welche mit der Herstellung des zweiten Kaiserreichs über Europa aufgegangen ist."

Er findet, daß wir uns in weit kränkerm Zustande befinden als Frankreich, er glaubt treuherzig an den Vollwerth der 8 Millionen Stimmen, dankt Gott, daß Frankreich nicht zum Hegel und dessen Jüngern in die Schule gegangen und räth den Fürsten „mit Napoleon III. eine neue heilige Allianz einzugehen, um der rothen Republik allenthalben, wie einer giftigen Schlange, das Haupt zu zertreten". Wer an Napoleon's III. Frankreich und dessen Dauer zweifelt, ist wahnsinnig, blödsinnig. Der Verfasser setzt sein Buch zum großen Theil aus Zeitungsberichten, Kathedervorträgen, Kammerreden, Proclamationen u. s. w., kurz aus Citaten mannichfacher Art zusammen. Man glaubt einen bornirten Kannegießer zu hören, der zugleich ein wenig fanatischer Schwärmer ist. Solche Schwärmer fahren in ihrem Wesen fort, bis ihnen die Ereignisse ins Gesicht schlagen, und auch dann noch fahren sie am Ende doppelt blind fort. Auf ein wahres Wort stoßen wir indeß auf S. 90, wo gesagt wird: „Nein, Ludwig Napoleon hat den Staatsstreich nicht gemacht, ohne das ganze französische Volk zum Mitschuldigen zu haben"; das hat seine volle Richtigkeit, wenn wir es auch noch ein bischen anders verstehen, als es der Verfasser verstanden hat. Auch einen Trost finden wir in dem Buche, den Trost nämlich, daß die Welt kein Waterloo mehr zu befürchten habe. Wir theilen die betreffende Stelle mit, weil sie unter anderm auch den Ton charakterisirt, in welchem der Verfasser spricht. S. 121 wird die Flugschrift „Quid faciamus nos?" erwähnt, die bestimmt war, einen preußisch-englisch-österreichischen Bund (hauptsächlich zum Zwecke eines Kreuzzugs gegen Frankreich) zu predigen und dazu bemerkt der Verfasser:

> Wenn man mit einiger Nüchternheit solche Sachen liest, glaubt man, es handle sich hier um ein geistiges Product aus irgendeinem Irrenhaus; aber nein, die Flugschrift soll von einem Manne herrühren, der bei Trost ist, nur daß ihm eine trübe Erinnerung seit langer Zeit die Wohlthat des Schlafs geraubt, was wol sein Denkvermögen bedeutend afficirt haben mag. Dieser unseligen Erinnerung gelten die Worte, welche Ludwig Napoleon am Schlusse seiner Vertheidigungsrede vor der französischen Pairskammer 1840 sprach: „Ich repräsentire vor Ihnen ein Princip, eine Rechtssache und eine Niederlage. Das Princip ist die Souveränetät des Volks, die Rechtssache ist die des Kaiserreichs und die Niederlage ist Waterloo." Wohlan, das Princip ist vom französischen Volke wieder anerkannt, die Rechtssache erledigt und die Niederlage von Waterloo wurde bei Balaclawa gerächt! Ja, bei Balaclawa! Wir wissen, daß eine solche Sprache für Nachtwächter unverständlich ist; allein sollte je so ein Unglück über uns kommen, daß das zweite französische Kaiserreich in einem zweiten Waterloo sein Grab fände, so ist es sehr zu bezweifeln, daß Engländer diese Katastrophe herbeizuführen die Hand bieten würden, denn das Andenken an den russischen Krieg kann wol verwischt werden aus der Erinnerung englischer Staatsmänner, aber nie aus dem Herzen des englischen Volks.

Ob der Verfasser das „aufrichtige Bündniß" zwischen Deutschland und Frankreich noch heute ebenso eifrig wünscht, wie er es in seiner Schrift wiederholt verlangt, wissen wir freilich nicht. Dort aber bezeichnet er dieses ersehnte Bündniß als „eine officielle Consecration dessen, was schon besteht", beruft sich auf die tausendfachen Verbindungen zwischen beiden Ländern und bemerkt:

> Der Verkehr zwischen den Gelehrten beider Länder ist der lebhafteste, und in dem Augenblick, wo wir dieses niederschreiben, geht uns die Nachricht zu, daß deutsche Gelehrte in wissenschaftlichen Wettstreiten in Paris die meisten Lorbern davongetragen. Was sollen wir, wo das Gute so nahe liegt, es so ferne aufsuchen!

Wahrlich, diese Stelle allein würde uns entwaffnen müssen, wäre es uns überhaupt möglich gewesen, böse auf den Verfasser zu werden. Dieser erörtert auch, daß weder die französische Presse geknechtet, noch die englische

Presse frei und unabhängig sei. Wem nicht einleuchtet, meint er, daß nach dem Orsini'schen Attentat die Langmuth der französischen Regierung gegen die Presse der Opposition ein Ende nehmen mußte, den hat die Heilige Schrift gebrandmarkt, als sie sagt: „Aures habent et non audiunt, oculos habent et non vident." Was aber die englische Presse anlangt, „so ist ihre Freiheit, ihre Unabhängigkeit eben eine Fiction, wie überhaupt alles, was in England zu Hause ist, das Geld ausgenommen". In den hier folgenden Schlußworten ist der Inhalt des ganzen Büchleins resumirt:

Nach welcher Seite wir uns hinwenden, überall stoßen wir auf hülf- und trostlose Zustände, nur in Frankreich finden wir einen Lichtpunkt, hell genug, um ganz Europa zu erleuchten. Verkennen wir denselben nicht, er kann unsere innern Zustände, wie unsere äußern Verhältnisse erhellen; lassen wir uns nicht durch einen unfruchtbaren Affenpatriotismus irre führen, denn nochmals, ein Mann wie Napoleon gehört in der Bestimmung, die ihm die Vorsehung gegeben und in der sie ihn sichtbar beschützt und erhält, nicht einem Lande, nicht einem Volke, sondern der Welt an.

Mit nicht geringerm Eifer, als hier Napoleon III. zum politischen Messias ausgerufen wird, mahnt die Schrift: „Napoleon III., der Mann der größten Attentate des 19. Jahrhunderts" (Nr. 6), zum Kriege gegen diesen Feind Deutschlands und Europas. Dieses Büchlein, ebenfalls eine Biographie Ludwig Napoleon's und unmittelbar vor dem Ausbruche des italienischen Kriegs erschienen, ist am Schlusse unterzeichnet: Eduard Freiherr von C..... Dieser „Conservative" spricht oft in sehr gereiztem leidenschaftlichen Tone und spart die bittern und derben Epitheta ornantia nicht. Fünf große Attentate zählt er auf, die Napoleon III. bis zum Jahre 1859 begangen hat. Das „Erste Attentat der beiden Söhne Hortensia's gegen die geheiligten Rechte der Monarchen" bestand in der Theilnahme an dem Aufstande der Italiener 1831. Dadurch, sowie desgleichen durch seine nach des Herzogs von Reichsstadt Tode von Arenenberg aus geleiteten Umtriebe hatte Ludwig Napoleon, nach des Conservativen Ansicht, bereits den Tod verdient. Sodann kommt „Das zweite Attentat Ludwig Napoleon's gegen die königliche Macht; die Donquixotiade von Strasburg", wodurch sich derselbe der „Majestätsbeleidigung" und des „Hochverraths" schuldig machte und zur Strafe blos deportirt wurde. Der Verfasser fragt da (S. 23):

Dachte er in jenem Augenblicke noch an eine künftige Revolutionirung Frankreichs, an Staatsstreiche, oder erinnerte er sich, daß das französische Gesetz auf die Wiederkehr eines Deportirten von seinem Verbannungsorte ohne Erlaubniß der Regierung, die ihrem Range nach dritte infamirende Leibesstrafe: lebenslängliche Zuchthausstrafe, Zwangsarbeit, schwere Ketten und Kugelschleppen, bürgerlichen Tod und Verlust alles Eigenthums, so, als wenn er wirklich gestorben wäre, setzt?

Weit entfernt! Vielmehr dachte der Undankbare darauf, seine „Idées Napoléoniennes" nicht nur zu schreiben, sondern auch zu realisiren, und es folgte „Das dritte Attentat Ludwig Napoleon's gegen die königliche Macht: Die Donquixotiade von Boulogne-sur-mer." Er büßt dafür in Ham und schreibt von dort aus unter anderm: „Mit dem Namen, den ich trage, bedarf ich der Dunkelheit eines Kerkers oder des Lichts der Gewalt." Es gelingt ihm endlich, die Gewalt in seine Hände zu bekommen, aber er gebraucht sie nur, um neue Attentate auszuführen, denn nun kommt: „Das vierte Attentat Ludwig Napoleon's gegen die bestehende Verfassung: Der Staatsstreich vom 2. December 1851." Dazu wird bemerkt (S. 54):

Man erstaunt über die Frechheit eines Staatsbeamten, der sich solches zu unternehmen unterfängt! der seine Stellung dazu benutzt, das Gesetz zu untergraben und die ehrenhaftesten Männer, die ihrer Pflicht nachkommen, in finstere Kerker zu werfen. Es ist gerade, als ob plötzlich eine gesetzlose Räuberbande ins Land bräche, es sich mit Gewalt unterwürfe und dort sogleich aus eigener Machtvollkommenheit Gesetze dictirte. Soldaten, Offiziere, Generale, die zum Schutze des Gesetzes da sind, die einen heiligen Eid darauf geschworen haben, geben sich zur Ausführung der schnöden Ränke eines einzelnen Ehrgeizigen her und verlieren dadurch ihre militärische Ehre. Ein Abenteurer, der durch sein Verbrechen das Leben verwirkt hat, siegt durch das entsetzlichste Unrecht, durch Meineid und Täuschung, durch Würste, Wein und Branntwein!

Der „Conservative" citirt das französische Gesetz, welches den Einbruch mit der Galere, dem Bagno, der Kette um Hals und Beine, der nachzuschleppenden schweren Eisenkugel bestraft, und seufzt schwer, daß „der Räuber an dem Eigenthum des Hauses Orleans", anstatt den soeben genannten Schmuck zu tragen, behaglich in den Tuilerien sitzt. Er ist aufgebracht über die Lobredner dieses „Emporkömmlings", unter deren Zahl sich leider auch Deutsche befänden, die wol fähig wären, selbst den in Aussicht gestellten Diebstahl der Rheingrenze zu den „edelsten Großthaten ihres Helden" zu zählen. Dann ruft er aus (S. 67):

Aber so Gott uns helfe, „hier stehen wir und können nicht anders"! Es muß heraus: solche Schufte, die des deutschen Namens unwerth sind, sollte man stäupen, brandmarken als Verräther am eigenen Blute, und mit tüchtigen Fußtritten über den Rhein und hin nach Frankreich zu ihrem Götzen jagen!

Wir haben den beiden vorigen Stellen, welche zeigen, wie erstaunlich naiv solche „Conservative" die Sachen anzuschauen vermögen, auch diese dritte angereiht, weil sie derb und gut klingt und eine ehrenwerthe deutsche Gesinnung ausdrückt. Nur freilich darf man auch nicht übersehen, daß solche Herren, während sie an das patriotische deutsche Schwert appelliren, nur dergleichen Dinge zu retten wünschen, wie die „durch vierzehn Jahrhunderte geheiligten Ansprüche und Rechte des Hauses Bourbon" und dem Entsprechendes natürlich auch in Deutschland. Dem Verfasser, als sogenanntem Conservativen, sind ein „revolutionäres Comité" und eine „demokratische Partei" gewiß der Greuel aller Greuel; aber seine Feder schreibt ohne Widerstreben und ohne schmähendes Beiwort diese Titel nieder, sobald es anzuführen gilt, daß nach dem Staatsstreiche das revolutionäre Comité der demokratischen Partei in London ein Manifest veröffentlichte, „worin dem Prinzen Ludwig Napoleon Bonaparte mit dem Tode, als verwirkter gerechter Strafe nach vorheriger Ausstellung am Pranger, durch den Henker gedroht ward".

Unter der Ueberschrift: „Größtes und (wie wir hoffen) letztes Attentat Napoleon's III. gegen Monarchenrecht und Völkerfreiheit", folgen noch einige Worte über Napoleon's Prätensionen, wie sich dieselben vor dem Ausbruche des italienischen Kriegs herausstellten und das Schriftchen schließt mit dem fettgedruckten Rufe: „Zum Schwert! zum Schwert! zum Schwert!"

Wir wenden uns nun zum letzten und zugleich umfangreichsten der uns vorliegenden Werke. Lucian Herbert's „Louis Napoleon" (Nr. 7) ist, wie uns der Prospect sagt, auf ungefähr neun Bände berechnet, von denen wir jedoch erst drei in Händen haben. Das Buch nennt sich „Roman und Geschichte", d. h. es ist nicht ein historischer Roman, in welchem Wirklichkeit und Fiction gleichsam chemisch verschmolzen sind, sondern beides, Roman und Geschichte, zeigen sich eigentlich nur mechanisch gemischt, sodaß leicht unterscheidbar bleibt, was dem einen und was der andern angehört: also nicht Wahrheit und Dichtung zu innigem Bunde in eins verwebt, sondern nur beide nebeneinander im nämlichen Rahmen. Wenn man geschichtliche Ereignisse der jüngsten Vergangenheit, deren Folgen im höchsten Grade inhaltschwer für die Gegenwart sind und voraussichtlich alle Energie, alle Charakterstärke des Volks in Anspruch nehmen werden, wenn man solche Ereignisse in Bildern schildert, die mit dem frivolen Flitter des Moderomans ausgestattet sind, so heißt das wol nicht das Volk für die Kämpfe und Opfer, die ihm bevorstehen mögen, erheben und stählen helfen. Oder haben wir unrecht, wenn wir wünschen, das Volk anders als mit solcher Unterhaltung beschäftigt zu sehen? Dürfen wir uns trösten, daß trotz alledem der Ernst der Zeit ein den Ereignissen gewachsenes und kräftig dastehendes Volk finden werde, sobald er ihm eisernen Schrittes nahe tritt?

Das Buch, soweit es uns vorliegt, umfaßt die Zeit vom Jahre 1808, dem Geburtsjahre Napoleon's III., bis zum Wiener Congreß, und das Ganze soll, wie wir aus dem Prospect ersehen, bis zum 2. December reichen. Den Anfang macht nicht die Geschichte, sondern der Roman. Wir wohnen im ersten Kapitel einem Balle im Irrenhause bei, im Bicêtre, und lernen hier zwei Personen kennen, deren Namen einen bekannten Klang haben, den Dr. Mansard und Herrn Fialin, der erstere ehemaliger Irrenarzt in diesem Hause, jetzt nur Gast, der letztere, obwol nicht verrückt, doch darin eingesperrt und zwar auf Napoleon's Befehl, weil er einst als junger Offizier seine Liebe zu des Ersten Consuls schöner Stieftochter Hortensia unvorsichtigerweise kundgegeben hatte. Nachdem Fialin, welcher Hortensien noch immer liebt, sieben Jahre im Irrenhause zugebracht hat, gelingt es ihm in dieser Nacht, während des Balls durch einen listigen Streich sich aus dem Hause zu befreien und er findet nach glücklich bewerkstelligter Flucht ein Unterkommen bei seinem Schwager, dem getauften Juden Paturin, einem Reliquienhändler. Den drei angeführten Personen, nämlich dem Dr. Mansard, Fialin und Paturin, begegnen wir in der Folge öfters, obwol die dazwischenfolgenden historischen Schilderungen schuld sind, daß wir bisweilen lange warten müssen, bevor wir die Bekanntschaft mit jenen Herren erneuern.

Mansard und Paturin finden wir im zweiten Bande in einem Kaffeehause wieder, wo sie englische Zeitungen lesen und Tagesereignisse besprechen. Indeß sind beiden noch wichtige Rollen vorbehalten. Ein Arzt namentlich ist so brauchbar für den Roman; er kann z. B. bei einer geheimnißvollen Entbindung behülflich sein, bei der Geburt eines Kindes, welchem Graf Morny seinen Namen leihen muß. Fialin, der bei dieser Gelegenheit ebenfalls hülfreiche Hand leistet, wird im dritten Bande noch wichtiger, denn hier ist er so glücklich, Malet's Verschwörung zu entdecken und zu vereiteln, indem er sich beeilt, Hortensien davon in Kenntniß zu setzen, die jetzt erst erfährt, daß er ihretwillen sieben Jahre im Irrenhause zugebracht hat. Später, im Jahre 1814 bei Gelegenheit der Flucht vor den Verbündeten, macht er sich ihr abermals nützlich und endlich ertheilt sie diesem „treuesten ihrer Anhänger" den Auftrag, nach Wien zu gehen, um den dort versammelten Congreß zu sprengen. Sie versieht ihn zu diesem Ende mit Geldmitteln; wie er es aber seinerseits angreift, diese schwierige Aufgabe zu lösen, wird sich erst aus dem folgenden Bande ersehen lassen.

Wir sind nicht berechtigt, über den Plan des Ganzen, insofern es Roman ist, gegenwärtig ein Urtheil zu fällen, eben weil uns nur erst ein Drittel des Ganzen vorliegt. Der Verfasser hat sich meist und zwar auch bei Gelegenheit der eigentlich historischen Schilderungen, der bequemen aber immerhin zweckdienlichen Form des Dialogs bedient. Die Darstellung gewinnt dadurch an Lebendigkeit, und überhaupt müssen wir, was lebendige und insbesondere pikante Schilderung anlangt, das vorzügliche Talent des Verfassers anerkennen, wenn wir uns auch mit dem Unternehmen im allgemeinen nicht befreunden können. Im einzelnen würde sich manches rühmen, manche Scene sich als vortrefflich bezeichnen lassen, dem Ganzen aber fehlt die kunstgerechte Form, die des historischen Romans. Der Roman ist von der Geschichte gesondert und hat seinen besondern Helden, denn als solchen haben wir doch wol Fialin zu betrachten, während Ludwig Napoleon natürlich der Held der Geschichte ist. Hortensia allein gehört entschieden sowol dem Roman als der Geschichte an, aber trotz ihrer Vermittelung ist es nicht gelungen, die Wahrheit mit der Dichtung so zu verschmelzen, daß ein einiges Kunstwerk entstanden wäre. So viel dürfen wir uns schon nach Lesung der ersten drei Bände zu sagen erlauben. 53.

Zur Charakteristik der Deutschen.

Aus Berlin erhielten wir folgende Zusendung, die wir aus mehrfachen Gründen den Lesern nicht vorenthalten wollen:

„Da Sie, wie aus Ihrem Aufsatz über die Deutschen in Nr. 31 d. Bl. hervorgeht, wegen der Unparteilichkeit, womit Sie neben den Lichtseiten im deutschen Charakter auch dessen Schattenseiten wahrheitsgetreu darstellen, Misdeutungen haben erdulden müssen, so mag ich mir nicht versagen, Ihnen auch eine beipflichtende Stimme zu Ohren zu bringen: die von Ihnen gethanen Aussprüche bestätigen nur auf überraschende Weise meine desfalls längst gemachten Beobachtungen. Gestatten Sie mir, den Gegenstand, worüber sich leicht ein Buch schreiben ließe, mit wenigen Zeilen Ihnen aus meinem Gesichtspunkte zu skizziren.

„Der Grundzug des auf dem bequemen, phlegmatischen Temperamente mit allen Eigenschaften eines solchen ruhenden deutschen Charakters ist allerdings große Gewissenhaftigkeit mit allen darin liegenden oder ihr nahe verwandten Eigenschaften der Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe («Wahrhaftigkeit»), der Genauigkeit, Sorgsamkeit und Gründlichkeit bis zur peinlichen Kleinlichkeit und selbst Schwarzseherei, dem Streben nach Achtung der Nebenmenschen bis zu maßlosem Ehrgeiz, endlich der Anhänglichkeit und Treue, Ausdauer und Beharrlichkeit einerseits, wie der freudigen Zuversicht, dem «deutschen Trost» bei Widerwärtigkeiten andererseits; denn diese beiden Seiten mögen wol durch das in der «Rechtlichkeit» liegende Gefühl treuer Pflichterfüllung sehr gehoben werden. Die meisten dieser Eigenschaften — allenfalls mit Ausnahme der Freudigkeit in Widerwärtigkeiten — hat der deutsche Charakter vor dem französischen voraus. (Doch das sauve qui peut und perdre la tête ist ja auch sehr französisch.) So gewissenlose Persönlichkeiten wie Ludwig XI., Heinrich IV. (Paris vaut bien une messe), Ludwig XIV. (Widerruf des Edicts von Nantes, der die Gewissenhaftigkeit aus Frankreich recht eigentlich verstieß), Napoleon I. und gar † † † wären selbst vielleicht dem phlegmatischen Deutschland zu viel geworden, wenigstens hätte hier müssen «dem Dinge ein Mäntelchen umgehangen werden».

„Neben diesen guten Eigenschaften fehlt aber dem deutschen Charakter die Pietät, welche anzuerkennen, ja sich sogar unterzuordnen vermag, das milde Wohlwollen, welches lieblose Urtheile ebenso wie lieblose Thaten scheut, in sehr hohem Maße. In Bezug auf Pietät unterscheidet sich der deutsche Charakter wesentlich vom englischen, welcher bei all seiner Bornirtheit doch eine oft beneidenswerthe, oft auch fast zu hohe Achtung für alles Ueberkommene besitzt — die Quelle unserer Lichtseiten ist ja meist auch die unserer Schattenseiten. Der Mangel an Fähigkeit, sich unterzuordnen, wie die eigenthümliche Härte des deutschen Charakters alteriren sogar seine guten Eigenschaften: er kommt leicht zu einer Gerechtigkeit à la Shylock, zum fiat justitia pereat mundus, und die deutsche Kritik wird oft so herbe, daß man gern etwas von ihrer «Unparteilichkeit» darangeben mag.

„Das wirklich bedeutende Neue hat zwar überall große Mühe, sich zur Geltung zu bringen; denn der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande, und Fulton wäre sogar beinahe in Nordamerika ins Irrenhaus gekommen, obgleich man dort das Neue mehr als irgendwo liebt. Aber wie wäre es denkbar, daß z. B. in Deutschland eine so großartige Theorie wie die Darwin'sche so bald zur Geltung gekommen wäre. Das in Deutschland entdeckte Neue muß erst die Anerkennung des Auslandes erlangt haben, ehe es durchdringt; da wird es dann als etwas, dem man sich nicht gewachsen fühlt (denn nationales Selbstgefühl, englischer Stolz fehlt uns einmal), oder aus großer Nachahmungssucht (woran es uns gar nicht fehlt) endlich «anerkannt mit allen möglichen Reserven». Aber man darf darum doch nicht verkennen, daß dieses Schwerbefriedigtsein zugleich der Grund ist, weshalb die Deutschen es in den Künsten so weit gebracht haben, wie kein Volk der Neuzeit.

„In Bezug auf Reflexionsfähigkeiten scheint mir der deutsche Kopf weniger nach Ideenreichthum als nach Ideentiefe zu streben: ein Jean Paul und Goethe sind deshalb weniger deutsch als ein Hamann und Schiller, ein Mozart weniger als ein Beethoven. Der englische Kopf ist umgekehrt mehr auf Ideenreichthum, Auskunftsmittel — expedients — hingewiesen als der deutsche, während dieser weitere Zielpunkte im Auge hat. Die englische Politik erscheint daher oft kurzsichtig, aber jedenfalls «praktisch», insofern das Praktische eben in dem Goethe'schen

> Heute nur, heute laß dich nicht fangen,
> So bist du hundertmal entgangen,

besteht.

„Nimmt man zu diesem allen noch die deutsche Liebe zum Besitz, besonders festem Besitz, Grundeigenthum, das Schwerbefriedigtsein, jenes mäkelige Wesen der Deutschen, woraus ihre Neigung zum Idealen, zu den Künsten entspringt, endlich ihre Gleichgültigkeit gegen die sie umgebende Realität aus Mangel an Beobachtungsneigung — alles natürlich im allgemeinen genommen, denn bei 40 Millionen werden sich schon Ausnahmen genug finden —, so wird man so leicht wol keine wesentliche Charakterschwäche und Charakterstärke der Deutschen unberührt gelassen haben, es wäre «denn allenfalls noch ihre Vertrauensseligkeit, welche aber schon in ihrer freudigen Zuversicht» in nuce enthalten sein möchte, und ihre gemüthliche «Liebe», dieses Gemisch von Anhänglichkeit und Sinnlichkeit...

„Hieraus dürften die eigenthümlichen Widersprüche im deutschen Charakter sich erklären lassen: bei aller «Bescheidenheit» aus Mangel an Würde doch diese Härte und Mitleidlosigkeit, bei aller herben Kritik doch diese «Vertrauensseligkeit» gegenüber widerlichem Aberglauben, bei aller Freudigkeit und Begeisterung doch Unschlüssigkeit, Aengstlichkeit bis zum Trübsinn, bei aller Nachahmungssucht doch so wenig Neigung zur Anerkennung, daß die Deutschen nach dem Goethe'schen Ausdruck dazu «Zeit haben wollen» u. s. w.

„Doch ich habe Ihre Geduld schon zu sehr in Anspruch genommen, mir bis hierher zu folgen. Ich schließe also mit dem Wunsche, daß Sie auch fernerhin nicht ermatten mögen, den Deutschen einen Spiegel ihres Wesens vorzuhalten, sollte er auch mitunter kein gar schönes Bild zurückwerfen; es trägt schließlich doch zum großen Ziel der Humanität bei, die ja eben im Dämpfen selbst guter Eigenschaften und im Streben nach Verherrlichung unserer Schwächen, kurz in der Harmonie besteht — Sie wissen, aus welcher Psychologie heraus ich auch nur dies wenige zu geben im Stande war."

Wir erlauben uns diesen Bemerkungen des Einsenders, der ein Anhänger der Phrenologie ist und daher deutsche Schädel oder vielmehr deutsche Gehirne kennen muß, ein paar Worte hinzuzufügen. Ihm wie den meisten scheinen die Deutschen phlegmatischer Gemüthsart zu sein. Die Gräfin Dora d'Istria nennt die Söhne der „blonde Teutonia" in ihrem Werke über die Frauen des Morgenlandes „calmes, rangés, économes, laborieux et passablement personnels"; zugleich wirft sie den Deutschen und überhaupt den germanischen Völkern Geldgier vor, indem sie von ihnen sagt: „Gern erkenne ich die großen Eigenschaften der Angelsachsen, der Deutschen und der Skandinavier an, aber der Gott Dollar der Amerikaner hat unter den deutschen Völkerschaften nur zu viele Anbeter, die ihm alles, was den Menschen zum Menschen macht, zu opfern bereit sind." Das letztere wollen wir keineswegs unbedingt in Abrede stellen; wenigstens geht wol der Romane und Slawe viel seltener und so ganz mit Verleugnung alles echt Menschlichen im bloßen Mammonsdienst auf als der Germane, wenn er einmal von dieser Leidenschaft besessen ist. Nun freilich, in dem Hause des deutschen Handlungschefs Soundso geht alles viel reinlicher und ordentlicher, leider nur auch um vieles langweiliger zu als auf den Familiensitzen polnischer Edelleute, welcher Contrast ja auch in einem neuern beliebten deutschen Romane eine der anziehendsten Episoden bildet. Nur schade, daß ein solch unsauberes und verfallenes polnisches Herrenhaus, das aber belebt ist von graziös und ungezwungen sich bewegenden, frohsinnigen, lebenslustigen und der

benswürdigen Menschen, für den Poeten und Künstler einen angenehmern und anregendern Anblick bietet als das finstere und schweigsame Comptoir irgendeines Handlungsherrn, der statt Ideen nur Zahlen im Kopfe hat, und auf dessen Phantasie der Anblick einer Reihe von vollen Heringsfässern lebhafter wirkt als der Anblick einer Reihe antiker Götterbilder. Hüten wir uns auch, zu hochmüthig auf das angeblich selbstverschuldete Schicksal der Polen herabzusehen. Wir haben bereits im Laufe der Jahrhunderte Provinzen groß wie Königreiche eingebüßt, wir sind schon einmal erobert gewesen und wahrlich nicht ganz ohne fremde Hülfe gerettet worden, und wenn die übrigen Mächte wirklich einmal den ernsten Entschluß fassen sollten, eine Theilung an uns nach dem Muster der Theilung Polens vorzunehmen, so dürfte es doch sehr fraglich sein, ob wir bei unserer innern politischen und confessionellen Zerrissenheit dieses Schicksal abzuwenden im Stande sein würden. Mit großen Redensarten und der Verachtung und Verunglimpfung anderer Völker ist nichts gethan; dergleichen gereicht niemals zur Ehre und zum Nutzen, bewirkt eher das Gegentheil.

Mit derselben Geringschätzung, mit der wir fortfahren auf die Polen herabzusehen, sahen wir früher auch auf die Italiener herab: wir beschuldigten sie der Feigheit, der persönlichen Selbstsucht, der unheilbaren Uneinigkeit und Verweichlichung, kurz wir hielten sie einer entschlossenen politischen That, einer gemeinsamen nationalen Action für unfähig. Jetzt stehen wir vor ihnen beschämt; denn wie man von einzelnen Momenten des italienischen Dramas vom Standpunkte des bisherigen Völkerrechts auch denken mag, so können wir doch nicht leugnen, daß die Italiener uns ein Beispiel von seltener, unter diesen Umständen bewunderswerther Einmüthigkeit gegeben haben; womit wir übrigens nicht sagen wollen, daß nicht im Laufe der Zeit von innen und außen gewaltige Störungen eintreten könnten, an denen das glücklich begonnene Werk schließlich doch scheitert. Denke man sich nun Italien von Deutschen, wie sie schon zur Zeit Armin's waren und jetzt noch sind, bevölkert — wie viel würde theoretisirt, gesprochen, geschrieben, gedichtet, gesungen, kritisirt und gespöttelt statt gehandelt werden! Wie störend würde der Gau- und Lokalpatriotismus in die Bewegung eingreifen! Welche Wühlereien würden die einzelnen Parteien und Parteihäupter im geheimen ins Werk richten! Wie viel verschrobene Träumer und Wirthshausraisonneure würden ihre Meinung als die allein richtige geltend zu machen suchen! Wie viel halbreife, eitle Köpfe würden diese Gelegenheit ergreifen, eine Rolle zu spielen, und wenn dies nicht gelänge, lieber dazu beitragen, das ganze Werk zu unterwühlen statt sich denen unterzuordnen, die es bis zu einem gewissen Punkt fertig gebracht! Denn der Hauptfehler der Deutschen besteht wol in dem individuellen Eigensinn und Eigendünkel, in der Rechthaberei, in der Disputir- und Zanksucht, in suffisanter Absprecherei, in der Neigung zu mäkeln und zu kritisiren und andern ihr Wirken und ihre Existenz durch ewige Controlirungen und Vexationen schwer und sauer zu machen. Wir sprechen hier übrigens nur von einer Mehrheit der Deut-chen, welche vielleicht blos deshalb als Mehrheit erscheint, weil le sich am meisten vorzudrängen und geltend zu machen weiß uf Kosten der Verständigen, Anspruchslosen und Uneigennützigen.

Damit hängt auch der Mangel an Freizügigkeit, unter dem un-r andern auch manche Dichter und Schriftsteller schwer gelitten aben, sodaß selbst vielleicht die Literatur einigen Nachtheil davon atte, in deutschen Landen zusammen, woran die Regierten oft mehr Schuld tragen als die Regierungen selbst, indem die liberalen nschauungen der letztern bei den Gemeinden nicht selten auf den rtnäckigsten Widerstand und die unüberwindlichsten und engher-gsten Vorurtheile stoßen. Oft genug freilich mag auch der taatsegoismus mit dem Gemeindeegoismus aus politischen und enig stichhaltigen finanziellen Gründen Hand in Hand gehen. tte sagt in dem Artikel „Freizügigkeit", der in der dritten Auf-ge des Rotteck-Welcker'schen „Staats-Lexikon" enthalten ist, über ses Gebrechen Folgendes: „Es ist begreiflich, daß die zahl-che Auswanderung deutscher Bevölkerungen mit der Menge und Mannichfaltigkeit jener Hindernisse der Freizügigkeit, beziehungsweise jener Erschwerungen des Daseins und der Arbeit in den verschiedenen Staaten, Hand in Hand geht und fast in gleichem Verhältnisse steigt und fällt. Weder die den deutschen Geist und Charakter verletzenden Brutalitäten der demokratischen Prosklaverei-Gesellschaft in Nordamerika, noch der politische Despotismus im Nachbarlande schrecken von der Auswanderung dahin ab, weil sowol hier als dort der bürgerlichen Freiheit und der Vorbedingung zu deren Benutzung: der Freizügigkeit, ein weites, durch keine ähnlichen Hindernisse, wie sie zumeist noch in deutschen Ländern bestehen, versperrtes Feld geöffnet ist. Dort sind Arbeit und Erwerb, wie jede gewerbliche Thätigkeit, ingleichen die Verehelichung und die Gründung eines eigenen Hausstandes, die Aufsuchung neuer und besserer Nahrungsquellen durch den Wechsel des Wohnorts, von polizeilichen Controlen und Vexationen, gleichviel ob der Staats- oder Gemeindebehörde, befreit. Dort treibt der Deutsche, der im deutschen Vaterlande selbst, sobald er sich in einem noch so nahen Nachbarstaate ansiedeln will, als Ausländer behandelt und doppelten Beschränkungen unterworfen wird, unbehindert in großen Gebieten jedes an sich erlaubte bürgerliche Geschäft nach Beruf und Gefallen. Man betrachtet und behandelt nicht schon sofort den strebsamen, jungen Ankömmling als Proletarier, unter dem engherzigen, misgünstigen Gesichtspunkte eines künftigen Armenhauscandidaten oder eines gefährlichen Concurrenten auf dem Arbeitsmarkte."

Es ist in der That demüthigend und eine fortdauernde Quelle der Unzufriedenheit für Tausende und Hunderttausende, sich als Deutscher — denn Deutsche nennen wir uns doch — in einem deutschen Bundesstaate förmlich als „Ausländer" bezeichnet und behandelt zu sehen, oder als ordentlicher Mann bei dem Umzuge aus einer Gemeinde in die andere vom Ortsrichter mit einem Zeugniß, daß man sich „gut betragen" habe, entlassen zu werden. So kommt der Deutsche oft bis in sein höchstes Alter niemals aus dem Druck der Schulcensuren heraus.

Dagegen möchten wir die so gewöhnliche Annahme, daß die Deutschen phlegmatischer Natur seien, entschieden bestreiten. Ursprünglich wenigstens waren sie dies nicht; sie bewiesen kein Phlegma, als sie sich sturmflutartig über Europa ergossen, die altrömische Welt aus den Angeln hoben, bis zu den Säulen des Hercules vordrangen, über das Meer setzten und südwärts das nördliche Afrika, nordwärts Britannien eroberten; sie zeigten kein Phlegma, als sie den einen Arm über Italien ausstreckten und mit dem andern die Hunnen zurückwiesen oder die Slawen auf weiten Strecken aus ihren Wohnsitzen warfen. Dies frische fröhliche Blut scheint den Deutschen freilich durch die unablässigen Fehden zwischen dem Adel und den Städten, durch die Hussiten- und die Religionskriege, durch den Bauernkrieg und namentlich durch den unseligen Dreißigjährigen Krieg, der deutsches Volk und Land bis zur Wurzel verwüstete, wie durch die darauf folgende demoralisirte Hofwirthschaft abgezapft worden zu sein. Die habsburgische Politik, die in dem vom Mittelpunkte Deutschlands so entlegenen Wien ihren Sitz aufgeschlagen hatte, trachtete dahin, alles nationale Bewußtsein in der deutschen Nation zu tilgen. An den Entdeckungs- und Eroberungszügen zur See, durch welche andere Völker zur Größe und Macht gelangten, sich zu betheiligen, verbot den Deutschen ihre wenig günstige maritime Lage und der Untergang der Hansa.

Dafür ergriffen sie, wie dies auch im Auslande immer mehr anerkannt und zugestanden wird, im Gebiete der geistigen und religiösen Fragen die Initiative mit einer Kühnheit, die man wahrlich nicht als Ausfluß phlegmatischer Gemüthsart bezeichnen kann. Durch die Reformation gaben die Deutschen der religiösen und in Folge davon auch der socialen und politischen Ordnung der civilisirten Welt eine ganz neue Gestalt, und bis in die neueste Zeit, und in dieser erst recht, haben sie Vorurtheil auf Vorurtheil, Satzung auf Satzung erschüttert, ja sie sind mit einem Ungestüm, der fast an Verwegenheit grenzt, bis in die Positionen des höchsten Gottes erobernd und selbst vernichtend vorgedrungen. Vor den Sturmböcken ihrer nichts scheuen-

den Kritik bleibt kein Stein auf dem andern. Alle Wissenschaften haben sie auf ganz neue Grundlagen gestellt. Dazu hat sich die alte Abenteurer- und Wanderlust in den deutschen Individuen noch nicht verloren. Deutsche Reisende sind mit einer Todesverachtung, die nicht ihresgleichen hat, in die Continente fremder Welttheile eingedrungen. Wo irgend in der Welt auf Schlachtfeldern gerauft wird, da finden sich auch Deutsche ein, wie zur Zeit der alten Landsknechte, die nicht nach der Sache fragten, um die es sich handelte, sondern nur nach Sold, Abenteuern und soldatischen Ehren verlangten. Die deutsche Auswanderung nimmt immer großartigere Dimensionen an, und nicht geringen Antheil daran haben bloßer Leichtsinn und Wandertrieb. Freilich gibt es im Gegensatze dazu in Deutschland vielleicht mehr Stubenhocker und Pfahlbürger als anderswo; aber ebenso gut wie mancher Bauer jahrelangen Nachdenkens und Ueberlegens bedarf, ob er sich von seiner Ofenbank erheben und ein paar Kreuzer daranwenden soll, um nur die nächstgelegene Stadt einmal zu besuchen (wir selbst kannten eine sechzigjährige rüstige Frau in Berlin, die während ihres langen Lebens nur ein einziges mal zu einem der Thore Berlins hinausgekommen war, und zwar nach Charlottenburg), ebenso gut entschließen sich ganze deutsche Familien in der Schnelle eines Augenblicks dazu, auf gut Glück und fast ohne alle Mittel über den Ocean zu ziehen.

Nein, der Deutsche ist im allgemeinen nicht phlegmatisch aus Phlegma, sondern wenn er es ist, aus Melancholie, zu welcher germanische Naturen überhaupt neigen, oder infolge seines zu kritisch abwägenden Geistes. Unter seiner gemeinhin allerdings kühlen Oberfläche arbeiten heftige edle wie unedle Leidenschaften. Er ist ärgerlichen, übelnehmischen und rechthaberischen Charakters und daher, oft bei sehr unbedeutenden Anlässen, aufbrausend und jähzornig bis zur Rücksichtslosigkeit. Man erlebt dies nicht selten zu seiner Ueberraschung an den scheinbar sanftesten und gutmüthigsten Individuen. Von Phlegma ist in solchen Augenblicken der Aufwallung bei dem Deutschen gewiß nicht die Rede. Der gemeine Mann bedient sich in solchen Fällen zwar nicht des heimtückischen mörderischen Stilets (obschon doch in einigen südlichen Gegenden Deutschlands des Messers), aber um so lieber der Faust oder des Stocks, wenn ihm einer zur Hand ist, ungerechnet die dazu gehörigen Flüche und Schimpfworte. Selbst Individuen, die den gebildeten Klassen angehören, lassen sich dann zuweilen zu Thätlichkeiten hinreißen oder drohen wenigstens damit. Unter dem Druck ungünstiger Umstände erscheint der Deutsche äußerlich zwar meist bescheiden, selbst blöde und demüthig, aber es fehlt ihm nicht an Stolz und Selbstbewußtsein, die unter Umständen auch sehr verletzende Formen annehmen können. Gräfin Dora d'Istria spricht von dem „orgueil germanique", den die Deutschen in Rußland gegenüber den Slawen zeigen. Sie haben dazu einiges Recht, wenn sie ihre geringe Anzahl (vielleicht noch keine halbe Million unter 70 Millionen!) mit dem Einfluß vergleichen, den sie in Rußland gewonnen haben. Was könnten die Deutschen schon vermöge ihrer Anzahl sein, wenn sich ihren großen geistigen Eigenschaften nicht so manche Schwächen gesellten, die jene zum Theil paralysiren! **H. M.**

Zur Urgeschichte der Buchstabenschrift.

Das gothische Alphabet Vulfilas und das Runenalphabet. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung von Julius Zacher. Mit einer Schrifttafel. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Julius Zacher, der sich durch verschiedene gründliche Arbeiten schon rühmlich bekannt gemacht hat, liefert uns in der vorliegenden Schrift einen neuen Beweis sowol seiner Gelehrsamkeit als seines gründlichen Forschergeistes. Die alten Runen und die gothische Schrift haben beinahe funfzig Jahre unsere tüchtigsten Germanisten beschäftigt; Jakob und Wilhelm Grimm haben zuerst eine sichere Grundlage für das Verständniß derselben geschaffen; später haben Munch, Kirchhoff, Liliencron und Müllenhoff erfolgreich weiter gebaut, und nicht nur eine beträchtliche Anzahl einzelner dunkler Punkte aufgehellt, sondern auch über ganze Entwickelungsreihen ein neues Licht verbreitet. Dennoch blieben wichtige Fragen noch unerledigt, deren Lösung der Verfasser der vorliegenden Schrift versucht und zum größten Theil auch gefunden hat. Es kann hier unsere Absicht nicht sein, den Untersuchungen des Verfassers Schritt für Schritt zu folgen; es müßte sogar dem Zweck einer Zeitschrift „für literarische Unterhaltung" widerstreben, wenn wir auch nur einzelne Abschnitte hervorheben wollten. Aber das ist uns wenigstens vergönnt, den Gang, den der Verfasser bei seinen Untersuchungen eingeschlagen hat, zu bezeichnen und die von ihm gewonnenen Resultate anzudeuten.

Das Ganze zerfällt in vier Abschnitte. Der erste bespricht die Namen der gothischen Buchstaben einer wol noch dem 9. Jahrhundert angehörenden wiener Handschrift, wobei es dem Verfasser gelingt, manche Irrthümer der frühern Erklärer zu berichtigen, einen noch nicht erklärten Buchstaben richtig zu deuten. Er geht dabei von dem gewiß richtigen Grundsatze aus, daß das gothische Wort, mit welchem irgendein Buchstabe bezeichnet wird, mit diesem Buchstaben anlauten muß (eine einzige Abweichung findet bei X statt, weil dieses einen nur im Inlaut vorkommenden Buchstaben [ng] bezeichnet). Durch diese Untersuchungen wird endlich der Beweis vervollständigt, daß die einheimische gothische Lautbezeichnung schon vor dem Alphabet des Ulfilas vollständig war und sich daher zu schriftlicher Aufzeichnung eignete.

Im zweiten Artikel bespricht der Verfasser das Runenalphabet, indem er seiner Untersuchung die ältesten erreichbaren Runenzeichen zum Grunde legt, und zwar solche, die wirklich eingeritzt oder feingeschnitten, nicht mit der Feder geschrieben sind. Von solchen Denkmälern sind ihm freilich nur zwei zugänglich gewesen (von einem dritten ist später die Rede), und selbst diese nicht in Abbildungen, sondern nur in Drucken, doch ließ sich auch damit der beabsichtigte Zweck erreichen. Das eine ist ein goldener Bracteat (in Stockholm) mit 24 Runen in der gewöhnlichen, nach den sechs ersten Zeichen futhork genannten Folge des angelsächsischen Runenalphabets, von denen jedoch ein Zeichen ganz und ein anderes zur Hälfte durch ein Plättchen verdeckt ist, das zur Befestigung einer Vase diente. Das andere ist ein im Jahre 1734 bei Gellnhuus unweit Tondern aufgefundenes goldenes Horn, das zwar 1802 aus der kopenhagener Kunstkammer gestohlen und von den Dieben eingeschmolzen wurde, von dem jedoch Abbildungen vorhanden waren, aus denen die Inschrift entziffert und gedeutet werden konnte. Durch sie ließen sich 16 Runenzeichen gewinnen. Als Hülfsmittel zweiten Ranges kam das in verschiedenen Handschriften überlieferte sogenannte angelsächsische Runenalphabet. Aus der Vergleichung dieser verschiedenen Runenalphabete, sowie dann des nordischen und der gothischen Schrift des Ulfilas (die auf einer Tafel zusammengestellt sind) ergeben sich erstlich Verwandtschaften zwischen mehreren Runenzeichen und den griechischen Buchstaben, zwischen mehreren Runenzeichen einer und derselben Reihe und zwischen den drei Hauptschriftreihen der nordischen, der angelsächsischen (unter welche vorläufig auch die Runen des Bracteaten und des goldenen Horns begriffen werden) und der gothischen des Ulfilas, welchen aber auch zugleich eine bedeutende Anzahl von Abweichungen zeigt; zweitens ergeben sich aus der Vergleichung mehrfache Störungen durch Zusätze, durch Aenderung des Lautes und Namens, durch Vertauschung der Reihenfolge und durch vier Zeichen, welche vereinzelt dastehen.

Diese verschiedenen Erscheinungen werden durch ein Gesetz beherrscht, das Theodor Mommsen in seiner Untersuchung der unteritalischen und griechischen Schriftzeichen zuerst erkannt und ausgesprochen hat: „Die Alten behandelten die einmal erkannten Zeichen als einen kostbaren Schatz, und haben nicht leicht auch die als Lautzeichen nicht mehr anwendbaren ganz beiseite geworfen." Dieses Gesetz hätte sich vielleicht noch schärfer und

entschiedener aussprechen lassen, etwa so: „Die Menschheit macht in ihrer Entwickelung keine Sprünge, sondern baut langsam aber sicher auf den einmal gewonnenen Ergebnissen weiter." Dieses Gesetz läßt sich auf alle Aeußerungen des menschlichen Geistes anwenden, gelangt aber vielleicht gerade in der Entwickelung der Schrift am offenbarsten zur Erscheinung. Es ist nämlich keinem Zweifel unterworfen, daß die Menschen ihre Gedanken den Abwesenden zuerst durch willkürliche, mehr oder weniger passende äußere Zeichen mitgetheilt haben. Wenn die nordamerikanischen Indianer auf ihren Zügen durch die Urwälder bald Zweige abbrechen, bald dieselben blos biegen, oder wenn sie Zeichen in eine Baumrinde einritzen u. dgl. m., und dadurch bestimmte Gedanken mit großer Sicherheit ausdrücken, weil man sich über die Bedeutung dieser Zeichen im voraus verständigt hat, so haben wir ein Zeugniß von der Art und Weise, wie die Menschen in den frühesten Zuständen ihre Gedanken Abwesenden mittheilten. Solcher Zeichen gab es natürlich mancherlei, aber dennoch reichten sie für die Mittheilung einer größern Reihe von Gedanken nicht aus, und zudem hatten sie die Unbequemlichkeit, daß sie nicht von Ort zu Ort geschickt werden konnten. Man mußte bald auf den Einfall kommen, solche Zeichen zu wählen, deren Versendung möglich war. Wahrscheinlich nach mancherlei Versuchen wählten mehrere Völker, z. B. die Peruaner Stricke, in die sie Knoten banden, deren Zahl, Zusammenstellung, Größe u. s. w. eine bestimmte Bedeutung hatten. Freilich war auch dies mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden, besonders wenn längere Mittheilungen zu machen waren, zu welchen man eine große Menge von Stricken nöthig hatte, die wiederum nicht leicht an entfernte Orte zu bringen waren. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, gerieth man nun, z. B. in China, auf den Gedanken, die Form der Stricke mit ihren Knoten auf Baumblätter, Holz, vielleicht auch weichen Steinen, später auf Wachs einzuritzen, und hiermit war der erste Schritt zur eigentlichen Schrift geschehen. Dieselbe bestand aber noch lange aus willkürlichen Zeichen, über deren Bedeutung man sich zuerst verständigt haben mußte, was die Verbreitung der neuen Kunst unendlich erschwerte. Vielleicht schon früh kam man auf den Gedanken, die äußern Gegenstände auf den Baumblättern oder anderm Material abzuzeichnen, und so roh diese Zeichnungen sein mochten, waren die dargestellten Gegenstände leicht erkennbar. Aus diesen rohen Anfängen scheint sich nun alle Schrift bei allen Völkern entwickelt zu haben, und sie sind noch in unsern Alphabeten zu erkennen. Die Zahl der Gegenstände, die man in wenn auch rohen, doch leicht erkennbaren Umrissen zeichnen konnte, war natürlich sehr beschränkt, und wenn man auch z. B. einen Baum zeichnen konnte, so war es doch nicht möglich, verschiedene Arten von Bäumen darzustellen. Man fuhr aber auf dem einmal eingeschlagenen Wege fort, indem man sich auf mancherlei, oft geistreiche Weise zu helfen suchte. Man verband z. B. zwei vorhandene Zeichen, um durch ihre Verbindung einen neuen Begriff auszudrücken (Sonne und Mond, um das Licht zu bezeichnen u. dgl. m.). Die also gewonnene Zeichenschrift war daher zugleich eine Wortschrift. Aber auch dies führte noch nicht sehr weit. Ein ungeheuerer Schritt zur Entwickelung der Schrift geschah, als man die Beobachtung auf sich wirken ließ, daß wer ein Zeichen sah, auch das Wort sagte, welches dem durch das Zeichen ausgedrückten Begriffe entsprach. Da man zugleich wahrnahm, daß der Laut dieses Worts auch in andern Wörtern wiederkam, so gebrauchte man bald das nämliche Zeichen, um den auch in andern Wörtern vorkommenden ähnlichen Laut zu bezeichnen, und so entwickelte sich die Silbenschrift, aus der in derselben Weise die Buchstabenschrift hervorging, indem man das Zeichen nicht mehr zur Bezeichnung einer ganzen Silbe, sondern nur des ersten in derselben vorkommenden Lauts gebrauchte. Und es ist begreiflich, daß man diese Zeichen, die nun nicht mehr als Bild eines Gegenstandes verwendet wurden, auch nicht mehr in ihrer vollen Form schrieb, sondern sie abkürzte und sie überhaupt so formte, daß sie leicht und schnell geschrieben werden konnten. Aber so wenig unser deutsches a z. B. einem Ochsenkopfe ähnlich sieht, so ist es doch nichts anderes als die letzte Abbreviation des semitischen Bildes, das uranfänglich einen Ochsenkopf darstellte. Daher haben die Namen der Buchstaben bei den verschiedenen Völkern auch eine Bedeutung, so die der Runenbuchstaben.

Wir haben diese unsern Lesern hoffentlich nicht unwillkommene Abschweifung gemacht, um den oben ausgesprochenen Satz zu rechtfertigen und zu begründen, daß die Menschheit in ihrer Entwickelung keine Sprünge macht, das einmal Gewonnene niemals wegwirft, sondern darauf fortbaut.*) Ein klares Zeugniß gibt die weitere Entwickelung der Schrift. Als man durch zahlreiche Uebergänge endlich dazu gelangt war, die einzelnen Laute zu bezeichnen, scheint es, daß es nahe gelegen gewesen wäre, alle bisherige Schrift wegzuwerfen und eine neue, bequemere, den Lauten angemessenere Buchstabenschrift zu erfinden, allein dies geschah wol nirgends, sondern man blieb den Ueberlieferungen der Voraltern getreu, soweit als es geschehen konnte, und paßte die alte Schrift den neuen Bedürfnissen an.

Auch die Runenschrift hat ohne Zweifel diese Wandelungen durchgemacht. Wir haben zwar keine Denkmäler, welche uns dieselbe noch als Zeichen- und als Wortschrift zeigte; aber der Umstand, daß auch in ihr alle Buchstaben bezeichnende Namen haben, deren erster Laut den Buchstaben entspricht, welche durch denselben bezeichnet werden, reicht hin, die angegebene Entwickelung auch bei dieser Schrift außer Zweifel zu setzen. Diese erlitt aber im Laufe der Zeiten mancherlei Wandelungen, wobei wir wieder die Herrschaft jenes Gesetzes wahrnehmen. „Als nämlich im Laufe der Zeit der Lautbestand durch Verschiebungen, Brechungen und andere Trübungen sich änderte und vermehrte, entstand ein Misverhältniß zwischen den neuen Lauten und den alten Bezeichnungen, welchem man allmählich abzuhelfen suchte, wie es schrittweise sich einstellte. Da wurden theils Zeichen leer, weil ihr Laut verschwand (wie z. B. der Anlaut j im Nordischen fast ganz unterging), theils wurden neue Zeichen für neue Laute erforderlich. Nie aber griff man, um das Bedürfniß neuer Zeichen zu befriedigen, zu willkürlicher Erfindung ganz neuer Runen, sondern man wies entweder eine frei gewordene Rune einem neuen Laute zu, oder man brachte an einem bereits vorhandenen Zeichen eine kleine Aenderung an, sodaß die Sproßform für die Bezeichnung des neuen Lautes vollkommen ausreichte." Der Verfasser entwickelt mit klarer Ausführlichkeit, in welcher Weise dieses geschah, und zeigt, daß auch in der Uebertragung älterer Runenzeichen auf neue Laute, als auch in der Sproßformenbildung nicht die geringste Willkür herrscht, sondern eine ebenso strenge als schlichte Gesetzmäßigkeit. „Da zeigt sich durchaus nichts Gemachtes, sondern gleichsam ein Wachsen von innen heraus, als hätten wir einen organischen Naturkörper vor Augen, und die Entwickelung erfolgt nach einem Gesetze von solcher Einfachheit und Klarheit, daß es uns gewissermaßen von selbst in die Hände gelaufen ist und wir es eben nur in Worte zu fassen brauchen: Jede Lautgattung erzeugt ihre Zeichen aus sich selbst; Vocalzeichen erzeugen nur Vocalzeichen, Labial-, Lingual- und Gutturalzeichen lassen wiederum nur Labial-, Lingual- und Gutturalzeichen aus sich sprossen."

Aus den fernern Untersuchungen ergibt sich sodann, daß die sogenannte angelsächsische Runenschrift in dreifacher Abstufung erscheint; sie hob in unbekannter Zeit und Gegend mit einem Grundbestande von 18 Zeichen an (nur die Normannen begnügten sich mit 15), schritt sodann vor dem 4. Jahrhundert zu 25 und schloß endlich in England mit 27 Zeichen ab, denen sich drei überzählig gewordene alte und zuletzt noch drei neue Nachzügler als Anhang gesellten.

Nun entsteht die Frage, ob das Runenalphabet, daß von den Angeln und Sachsen nach England gebracht und dort wei-

*) Daß der treffliche Justus Möser diesen Satz in überzeugender Weise auf die politische Entwickelung der Völker anwendet, ist hoffentlich allgemein bekannt oder verdient allgemein bekannt zu werden, wenn es noch nicht der Fall sein sollte.

ter fortgebildet worden ist, auch von ihnen zuerst in diese Gestalt gebracht worden sei. Die Lösung dieser Frage wird durch ein merkwürdiges Denkmal gefördert, das im Jahre 1838 in der Walachei aufgefunden wurde. Es ist dies ein massiver Goldring mit einer Runeninschrift, deren Zeichen ganz zu dem Alphabet des tondernschen Horns und des schonenschen Bracteaten gehören, und der Verfasser weiß mit Hülfe dieser walachischen Inschrift, daß das Runenalphabet, wie es uns auf den verschiedenen Denkmälern vorliegt, unzweifelhaft gothisch gewesen und von den Gothen zu den Angelsachsen übergegangen ist, bei denen es weitere selbständige Entwickelung gefunden hat.

Hierauf geht der Verfasser zur Betrachtung des gothischen Alphabets des Ulfilas über, wobei er zu dem Resultate gelangt, daß derselbe zwar das griechische Alphabet zur Grundlage genommen hat, daß er aber nicht wie die lateinischen Bekehrer der westlichen Germanen, die fremden Schriftzüge schlechthin an die Stelle der heimischen setzte, und von diesen nur diejenigen beibehielt, denen kein Buchstabe des fremden Alphabets entsprach, sondern daß er im Gegentheil ganz im Geiste der alten heimischen Schriftentwickelung verfuhr und dabei folgende Grundsätze festhielt: „1) Er näherte seine Runen durch kleine Veränderungen möglichst den entsprechenden griechischen Buchstaben; 2) er nahm entschieden griechische Formen in unveränderter Gestalt nur da auf, wo das Runenzeichen aus irgendeinem praktischen Grunde unzweckmäßig erschien; 3) er behielt die Runenzeichen fast unverändert bei, wo sich für den betreffenden Laut ein passendes griechisches Zeichen nicht darbot; und 4) er gab freigewordenen Runenzeichen, die mit einem Zeichen des griechischen Alphabets der Gestalt nach zusammenfielen, die Geltung des griechischen Zeichens.“

Der Verfasser setzt klar und überzeugend auseinander, wie Ulfilas bei den einzelnen Buchstaben mit Befolgung dieser Grundsätze verfuhr, und schließt den Abschnitt mit einer übersichtlichen Zusammenstellung des griechischen, gothischen und runischen Alphabets, durch welche die gewonnenen Ergebnisse zur lebendigsten Anschauung gebracht werden. Daß manche Runen mit den Buchstaben des griechischen Alphabets in merkwürdiger Weise übereinstimmen, läßt sich nicht leugnen; Liliencron, der auf diese Erscheinung zuerst Gewicht gelegt hat, hat deshalb den Satz aufgestellt, daß die Runenzeichen auf irgendeine noch nicht hinreichend ermittelte und vielleicht auch nie genügend nachzuweisende Art mit den griechischen und durch diese mit den alten phönizischen Buchstaben zusammenhängen. Der Verfasser der vorliegenden Schrift stimmt diesem Satze bei; wir müssen aber gestehen, daß wir einen solchen Zusammenhang so lange nicht annehmen können, bis er auf entschiedenere und überzeugendere Weise dargethan ist, da hier der Zufall doch auch im Spiele sein kann, und man überhaupt nur dann berechtigt wäre, diesen Zusammenhang vorauszusetzen, wenn nicht blos die Gestalt, sondern auch die Benennungen der Runenzeichen und der phönizischen Buchstaben, wenn auch nicht durchgängig, doch wenigstens in einzelnen bedeutenden Fällen übereinstimmten.

Der letzte Abschnitt beschäftigt sich mit dem Runennamen eolh, dessen bisherige Erklärungen ungenügend sind. Der Verfasser sagt selbst, daß er sich hierbei auf das Gebiet der Vermuthungen hinauswage, „wo selbst der kenntnißreichste, besonnenste und geübteste Forscher fast bei jedem vorwärts tastenden Schritte einen Fehltritt besorgen müsse“. Dessenungeachtet müssen wir gestehen, daß er die Besonnenheit niemals verloren hat und der Wahrheit gewiß so nahe gekommen ist, als es nur im Bereich der Möglichkeit lag. Doch würde uns die Betrachtung dieses Abschnitts, der auf einer langen Reihe von glücklichen und geistreichen Combinationen beruht, die nur in ihrem Zusammenhange verstanden werden können, zu weit führen; wir müssen daher unsern Lesern überlassen, sich mit ihnen in der Schrift Zacher's selbst bekannt zu machen. Nur so viel sei bemerkt, um die Neugierde zu erregen, daß der Verfasser auf die von Tacitus erwähnte Göttin Isis, die bisher allen Erklärungsversuchen Trotz bot, ein neues Licht wirft und in ihr eine echt deutsche Lichtgottheit Isa erkennt, die mit dem Wasser in engster Beziehung stand, daher sie auch ein Schiff zum Symbol hatte. Dies erklärt auch zur Genüge, warum so viele Ortsnamen mit Isen oder Eisen zusammengesetzt sind, die fälschlicherweise und gegen alle Analogie auf den Flußnamen Isar, Isère, zurückgeführt werden. 2.

Notiz.

Biographisches.

Aus einer Anzahl von meist kleinern Schriften biographischen Inhalts, die uns vorliegen, greifen wir zuvörderst die folgende heraus: „Das Leben des Freiherrn vom Stein. Nach Pertz erzählt von Wilhelm Baur“ (Gotha, Besser, 1860). Der Verfasser, evangelischer Pfarrer zu Ettingshausen bei Lich, bemerkt in dem am Tage der Schlacht von Waterloo 1860 geschriebenen Vorwort: Stein's Leben sei seit Jahren von Meisterhand geschrieben; aber es habe bis heute ein Buch gefehlt, das nach Umfang und Preis sich eigne, in weitere Kreise des deutschen Volks „die Kunde von seinem Befreier zu tragen“. Dem nach einem solchen Buche sich regenden Bedürfniß hofft der Verfasser mit vorliegender Schrift abzuhelfen, die aus Mittheilungen aus Stein's Leben von Pertz besteht, welche zuerst in Gelzer's „Protestantischen Monatsblättern“ abgedruckt worden und nun mit Einwilligung von Pertz und seinem Verleger als eigenes Buch erscheinen. „Möchte es“, ruft der Verfasser am Schlusse aus, „vor allem durch das unvergleichliche Vorbild Stein's zur brennenden Liebe zum Vaterlande entzünden helfen, die wir bedürfen, um die innern Schäden zu heilen und die Angriffe von außen einmüthig und kräftig abzuweisen“ — ein Wunsch, in den man nur herzlichst einstimmen kann. Das Buch ist mit dem Porträt des Freiherrn vom Stein geschmückt, der Reinertrag für das Stein-Denkmal bestimmt. Hoffen wir, daß das zweckmäßig abgefaßte Buch unter dem deutschen Volke eine recht weite Verbreitung finden möge.

An die Theilnahme eines kleinern Kreises von Freunden und Verehrern des Geschilderten wendet sich die Schrift: „Der Jubilar Dr. theol. Gerhard Friederich, Senior des evangelisch-lutherischen Prediger-Ministeriums zu Frankfurt a. M. Andeutungen aus seinem Leben, mitgetheilt von einigen Freunden desselben“ (Frankfurt, Boselli, 1858). Gerhard Friederich, der am 6. April 1858 den funfzigsten Jahrestag seines Eintritts in das geistliche Amt feierte, ist als Sohn eines Bürgers und Kaufmanns am 2. Januar 1779 in Frankfurt a. M. geboren und zählt, wie es im Vorwort heißt, „zu den beliebtesten Kanzelrednern, welche Frankfurt je besaß“. Er ist auch Verfasser mehrerer geistlich-erzählenden Dichtungen, des historischen Gedichts „Luther“ in vier Gesängen, welches zuerst im Jahre 1817 und im ganzen in fünf Auflagen erschien, des mehrmals aufgelegten Epos „Gustav Adolf's Heldentod“, ebenfalls in vier Gesängen und zuerst 1832 erschienen, mehrerer Sammlungen von Predigten, der Jugendschriften „Serena“ (1819) und „Heliodor“, von der die erstere fünf Auflagen erlebte und auch holländisch in einer Prachtausgabe erschien, und Herausgeber eines Jahrbuchs christlicher Andacht, „Selitha“. An Auszeichnungen hat es dem Jubilar nicht gefehlt. So verlieh ihm der vorige König von Preußen für die Dichtung „Luther“ durch Handschreiben aus Moskau vom 23. Juni 1818 die große goldene Verdienstmedaille für Kunst und Wissenschaft, Karl XIV. Johann von Schweden für den „Luther“ die große goldene Verdienstmedaille an blauer Schleife u. s. w., und im Jahre 1830 erhielt er „in Anerkennung seiner Verdienste um die evangelische Kirche“ an Einem Tage von den beiden Universitäten zu Jena und Leipzig die höchste Würde eines Doctors der Theologie. Es freut uns zu lesen, daß er auch „ein munterer und geistreicher Gesellschafter“ sei.

Die biographischen Mittheilungen über das Leben und Wirken einer der vortrefflichsten deutschen Fürstinnen, der Fürstin Pauline von Lippe-Detmold, die unter dem Titel „Erinnerungen aus dem Leben der Fürstin Pauline zur Lippe-Detmold. Aus den nachgelassenen Papieren eines ehemaligen lippeschen Staatsdieners“

(Gotha, F. A. Perthes, 1860) als besondere Schrift erschienen sind, erwähnen wir nur kurz, da wir der vortrefflichen Eigenschaften und Regierungshandlungen der Fürstin schon in unserer Anzeige der Schrift von Dresel: „Die Fürstin Pauline und der Generalsuperintendent Weerth" (Nr. 2 d. Bl.), ausführlicher gedacht haben.

Ein interessantes Curiosum ist die „Selbstbiographie des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau 1676—1703. Herausgegeben von Ferdinand Siebigk" (Dessau, Aue, 1860). Der Herausgeber dieses dem herzoglichen Hausarchiv zu Dessau entnommenen Tagebuchs, der herzoglich anhaltische Hauptmann a. D. Ferdinand Siebigk, beklagt mit Recht, daß der Fürst sein Tagebuch nicht fortgesetzt habe und daher seine ruhmreichsten Kriegsthaten, die bei Hochstedt, Turin und Kesselsdorf, nicht in den Kreis dieses Tagebuchs fallen. In Betreff der Belagerung von Namur bemerkt der Fürst, daß, während die andern Offiziere über die „fatiguen" geklagt hätten, „ich da mir mein Vater seit dem dritten Jahre an erlaubte, allerlei Jagden zu exerciren und also offt des Nachts im Walde und im Felde lag, dieses für mich gar nicht eine fatigue, sondern war beständig über mein so lang gewünschten Sort sehr zufrieden." Einmal beklagt er den König von England, daß dieser nicht das „Vergnügen" gehabt, den neuen Krieg zu erleben. H. M.

Bibliographie.

Alexis, W., Gesammelte Werke. Volks-Ausgabe. 1ster Band. 1ste Lieferung. Berlin, Janke. 1861. Gr. 16. 5 Ngr.

Bastian, A., Der Mensch in der Geschichte. Zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung. Drei Bände. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 9 Thlr.

Der Bawa oder Vertheidigung der christlichen Lehre gegen die Angriffe gelehrter Hindus, wie sie von Missionaren in Bombay öffentlich gehalten worden. Aus dem Englischen. Mit Erklärungen und Holzschnitten und einer Uebersicht der Hindu-Mythologie von J. D. Prochnow. Berlin, Küntzel u. Beck. 8. 10 Ngr.

Bläsing, A., Aus dem vielbewegten Leben eines literarischen Handwerksburschen. Humoristische Schilderungen aus einem 25jährigen Buchhandlungsgehülfenleben. Düsseldorf. 12. 10 Ngr.

Burtorf-Falkeisen, Johannes Burtorf Vater, Prof. ling. hebr. 1564—1629, erkannt aus seinem Briefwechsel. Basel, Bahnmaier. 8. 8 Ngr.

Dittes, F., Ueber die sittliche Freiheit, mit besonderer Berücksichtigung der Systeme von Spinoza, Leibnitz, Kant. Preisschrift. Nebst einer Abhandlung über den Eudämonismus. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 15 Ngr.

Ein Ehe-Brevier. Leipzig, O. Wigand. 16. 10 Ngr.

Erstenberg, E. Baron, Der Sieger von Gravelingen. Drama in fünf Akten und einem Vorspiele. Leipzig, Weber. 8. 20 Ngr.

Frank, P., Handbüchlein der deutschen Literaturgeschichte. In leicht faßlicher, gedrängter Darstellung herausgegeben. Leipzig, Merseburger. 16. 10 Ngr.

Friedhoff, F., Allgemeine Moraltheologie. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Glaß, R., 'S walt Gott! Eine Dorfgeschichte aus dem Altenburger Lande. Mit 14 Bildern in Holzschnitt. Leipzig, Klinkhardt. 1861. Gr. 8. 7½ Ngr.

Grohmann, R., Genesis des Denkens oder über das Ichselbst im Menschen. Leipzig, E. Fleischer. Gr. 8. 8 Ngr.

Hansl oder der verlorne Sohn. Singspiel in zwei Theilen. Zunächst für Gesellenvereine, dann für jede in christlichem Sinne geleitete kleinere Bühne. Musik von P. Rampis. Augsburg, Schmid. 8. 16 Ngr.

Harleß, G. C. A. v., Die Ehescheidungsfrage. Eine erneute Untersuchung der neutestamentlichen Schriftstellen. Stuttgart, S. G. Liesching. 1861. Gr. 8. 24 Ngr.

Hobein, E., Blömings un Blomen ut frömden Gorden. Berlin, Schotte u. Comp. 1861. 16. 25 Ngr.

Holland, H., Kaiser Ludwig der Bayer und sein Stift zu Ettal. Ein Beitrag zur Kunst- und Sagengeschichte des Mittelalters. München, Rohsold. Gr. 8. 10 Ngr.

Kayserling, M., Geschichte der Juden in Spanien und Portugal. 1ster Theil: Die Juden in Novarra, den Baskenländern und auf den Balearen. Berlin, Springer. 1861. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Merian, J. J., Geschichte der Bischöfe von Basel. 1ste Abtheilung. Zur Feier des 400jährigen Jubiläums der Universität Basel herausgegeben. Basel. Gr. 8. 12 Ngr.

Der gescheidte Nazl oder Schuster, bleib bei deinem Leisten! Singspiel in drei Akten. Zunächst für Gesellenvereine, dann für jede in christlichem Sinne geleitete Bühne. Musik von P. Rampis. Augsburg, Schmid. 8. 20 Ngr.

Die Insel Norderney. Eine kurze Darstellung ihrer Geschichte und Geographie, ihrer Pflanzenwelt und Thierwelt und ihrer Seebadeanstalt. Herausgegeben von F. Riefkohl. Mit 1 Plane von Norderney, 1 Karte der ostfriesischen Küste, 1 Plane des Dünenschutzwerkes, 6 Ansichten in Farbendruck und sehr vielen Holzschnitten. Hannover, Schmorl u. von Seefeld. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nöstelberger, J. L., Heilige Klänge. Religiöse Dichtungen im Geiste der „Nachfolge Christi". Leipzig, Gerhard. 1861. 8. 20 Ngr.

Pocci, F., Der Karfunkel. Volksdrama in drei Aufzügen nach Hebel's allemanischem Gedichte frei bearbeitet. München, Rohsold. Gr. 16. 16 Ngr.

Quellen zur Geschichte der Stadt Köln. Herausgegeben von L. Ennen und G. Eckertz. 1ster Band. Mit 4 Tafeln. Köln, Du Mont-Schauberg. Lex.-8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Brunn, F., Aus den Verhandlungen der rheinischen Conferenz lutherischer Pastoren in Preußen, Baden und Nassau über die Lehre vom Predigtamt. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 5 Ngr.

Heink, J. A., Denkwürdige Momente aus Napoleon's Aufenthalt in Sachsen. Erlebnisse eines 82jährigen Greises. Dresden, am Ende. Gr. 8. 5 Ngr.

Heß, J. W., Kaspar Bauhin's, des ersten Prof. der Anatomie und Botanik an der Universität Basel, Leben und Charakter. Beitrag zur 4ten Säcularfeier der Universität Basel. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 10 Ngr.

Roßmäßler, E. A., Denkschrift an die deutschkatholische Gemeinde in Leipzig über die Vorfälle in der Peterskirche daselbst am 23. September 1860 und was damit zusammenhängt. In der Gemeindeversammlung vom 30. September im Namen des Aeltestenrathes vorgetragen. Leipzig, Friese. Gr. 8. 2 Ngr.

Schwenk, K., Die freien evangelischen Gemeinen in Italien. Nach ihren Grundzügen dargestellt. Ludwigsburg, Riehm. Lex.-8. 4 Ngr.

Suchier, R., Deutschlands Ruhm, dargethan in einer Vergleichung der Deutschen mit den Griechen nebst einem Immortellenkranz für Schleswig. Hanau, König. Gr. 16. 6 Ngr.

Ueber den militärischen Geist, mit besonderer Rücksicht auf die Preußische Armee. Ein Vortrag, gehalten in einem Kreise von Offizieren. Berlin, F. Schneider. 8. 5 Ngr.

Von Rom nach Jerusalem. Eine Lösung der italienischen Frage. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 2½ Ngr.

Der humoristische Vorläufer zur 100jährigen Geburtstags-Feier J. P. Hebel, auf den 10. Mai 1860. In allemanischer Mundart von K.....d. Freiburg im Br., Wangler. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sammlung ausländischer Classiker.

Bis jetzt erschienen:

ANTHOLOGIE UNIVERSELLE.

Par

J. C. de Souza.

8°. Geh. 4 Thlr. Geb. 4 Thlr. 10 Ngr.

LIBRARY OF BRITISH POETS.

8°. Jeder Band 1 Thlr.

Byron, Poetical Works. 3 vols.
Scott, Poetical Works. 3 vols.

COLECCION DE AUTORES ESPAÑOLES.

8°. Jeder Band 1 Thlr.

Caballero, Clemencia.
——— La Gaviota.
——— La familia de Alvareda. — Lágrimas.
Cervantes, Don Quijote. 2 tomos.
Trueba, El libro de los cantares.

BIBLIOTECA D'AUTORI ITALIANI.

8°. Jeder Band 1 Thlr.

Manzoni, I promessi sposi.

COLLECÇÃO DE AUTORES PORTUGUEZES.

8°. Jeder Band 1 Thlr. 15 Ngr.

Dias, Cantos. 1 Thlr. 15 Ngr.

BIBLIOTEKA PISARZY POLSKICH.

8°. Jeder Band 1 Thlr.

Garczyński, Poezye.
Słowacki, Pisma. Tom 1.

Die von der Verlagshandlung begonnene

Sammlung ausländischer Classiker

wird die Werke der gefeiertsten Autoren der neuern Literaturen in uniformen, schön ausgestatteten, correcten und wohlfeilen Ausgaben in der Originalsprache umfassen. Es wird bei der Auswahl namentlich auf lesbare neuere Schriftsteller Rücksicht genommen, ohne indess die ältern classischen Autoren auszuschliessen. Die Sammlung erscheint in regelmässiger Folge. Jeder Band wird einzeln verkauft.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wohlfeile Ausgaben:

Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin. 8. In einem Bande. Gebunden 2 Thlr.

Ernst Schulze, Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht. 8. Cartonnirt 12 Ngr.

Neueste Unterhaltungs-Literatur.

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erzählungen eines alten Herrn.

Von **Gustav vom See.**

8. Eleg. brosch. Preis 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Inhalt: Der Mönch. — Stabat mater. — Die wiedergefundene Jugend. — Das Marienbild.

Daß Gustav vom See in ebenso leichter und anmuthiger Form zu erzählen, wie auf den Fortgang der Handlung zu spannen weiß, ist schon aus seinen Romanen, besonders aus den „Egoisten" und „Vor fünfzig Jahren" hinlänglich bekannt, und so werden sich auch die „Erzählungen eines alten Herrn" gewiß eines ausgedehnten Leserkreises erfreuen.

Melusine. — Roman von Karl Frenzel.

8. Eleg. brosch. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Der Verfasser, dessen „Novellen" von der Kritik allgemein als „feine Seelengemälde" und „sprachliche Meisterstücke" anerkannt wurden, gibt in diesem Roman in spannender und origineller Handlung die Entwickelung eigenthümlicher Charaktere aus den höhern Kreisen unserer modernen Gesellschaft und entfaltet darin ein Gemälde voll reicher und tiefer Beziehungen zu dem geistigen Leben der Gegenwart.

Kürzlich erschienen in demselben Verlage:

Karl von Holtei. Die Eselsfresser. Roman. 3 Bände. 8. 5 Thlr.
Gustav vom See. Vor fünfzig Jahren. Roman. 3 Bände. 8. 4 Thlr.
Ludwig Rosen. Werner Thormann. Roman. 3 Bände. 8. 4 Thlr.
Andreas Oppermann. Aus dem Bregenzer Wald. 8. $\frac{3}{4}$ Thlr.
Otto Roquette. Heinrich Falk. Roman. 3 Bände. 8. 5 Thlr.
Armand. Bis in die Wildniß. 4 Bände. 8. 5 Thlr.
Armand. Alte und neue Heimath. 8. $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Armand. Scenen aus den Kämpfen der Mexikaner und Nordamerikaner. 8. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Naturkunde.

Im Verlage von **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** sind neu erschienen:

Waitz, Dr. Th., **Anthropologie der Naturvölker.** 2 Theile. 6 Thlr.

Erster Theil: Ueber die Einheit des Menschengeschlechts und den Naturzustand des Menschen. 2 Thlr. 15 Ngr.
Zweiter Theil: Die Negervölker und ihre Verwandten ethnographisch und culturhistorisch dargestellt. Mit 1 Karte und 7 Tafeln Abbildungen. 3 Thlr. 15 Ngr.

Schreber, Dr. D. M., **Anthropos**, der Wunderbau des menschlichen Organismus, sein Leben und seine Gesundheitsgesetze. Mit 1 Atlas color. Tafeln in Folio. 4 Thlr. Ohne Atlas 15 Ngr.

Linnaea Entomologica. Zeitschrift, herausgegeben von dem Entomologischen Vereine zu Stettin. 14. Bd. m. 4 Kupfer. 2 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 43. — 25. October 1860.

Personen und Situationen aus dem weimarischen Literaturkreise.

Zweiter Artikel: Knebel und seine Schwester.*)

Aus Ludwig von Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette (1774—1813). Ein Beitrag zur deutschen Hof- und Literaturgeschichte. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Jena, Mauke. 1858. Gr. 8. 3 Thlr.

In einer Zeit, wo die Bedeutung eines Menschen hauptsächlich nach blos glänzenden Leistungen und recht in die Augen fallenden äußern Erfolgen abgeschätzt zu werden pflegt und daher auch Virtuosen, Sängern und Sängerinnen u. s. w., solange sie die Welt mit dem Schall ihres Namens füllen, ein übertriebener Cultus gewidmet wird, zeigt man sich vielfach ungerecht gegen redliche geistbegabte Männer, die in schlichter Weise mehr in der Stille für Humanität, solide Aufklärung und Veredlung der Sitten wirken. Zu diesen Männern gehört auch Karl Ludwig von Knebel. Bei seinen Lebzeiten war er mehr nur als eleganter Uebersetzer des Properz und Lucrez bekannt, erst seit der Herausgabe seines literarischen Nachlasses und seiner reichhaltigen Briefwechsel erkannte man in weitern Kreisen, welch achtbaren Fonds von tüchtigen Beobachtungen, gesunden Ansichten und fruchtbaren Gedanken sein Geist, welch reichen Schatz von edeln Empfindungen und zarten echt menschlichen Gefühlen sein Herz umschloß. Er war ein Apostel der Humanität in eminentem Sinne, und gerade darum und wegen seines freimüthigen Wesens, das äußerlich herb erschien und doch ganz von tiefster Menschenliebe erfüllt war, stand er einsam im Leben, nur von wenigen, vor allem von Goethe und Herder, in seinem tiefsten Kerne verstanden und gewürdigt. So allgemein geschätzt, als er verdient, ist Knebel auch jetzt noch nicht; wer sich aber mit der Geschichte der Humanitätsbestrebungen in Deutschland ernstlich beschäftigt und den humanen und politischen Fortschritt der Nation wie ihre endliche Befreiung von so manchen engherzigen Vorurtheilen aufrichtig will, der wird ihm im Reiche der Geister die ihm gebührende Stelle anzuweisen wissen.

Düntzer sagt von ihm in seiner Einleitung zu vorliegendem Briefwechsel mit Recht:

> In seinem dreißigsten Lebensjahre war Karl Ludwig von Knebel in den damals fast nur durch den Ruhm von Wieland's Namen in die Weite strahlenden weimarer Kreis getreten, worin er sich fast zwei volle Menschenalter als innigst theilnehmender Vermittler in geistreichem, freundlich anregendem, herzlich gutmüthigem Austausch bewähren sollte. Ueberall, wohin wir unsere Blicke wenden mögen, begegnet uns im bewegten weimarer Geistesleben diese wunderbare anziehende Gestalt, deren belebendem Einfluß sich niemand entziehen mochte. Glänzt sein Name auch nicht unter den Sternen erster Größe, so hat Knebel's herzliche Theilnahme und feiner Sinn doch fördernd und hebend auf die sämmtlichen in Weimar versammelten Geister, nur den einzigen Schiller ausgenommen, ja auch auf den Hof und die ganze herzogliche Familie gewirkt. Gutmüthige Herzlichkeit, reinsten Edelmuth, wärmsten Ernst, feinstes Gefühl und schönsten Menschensinn hatte die Natur tief in Knebel's Brust gesenkt; aber leider fanden sich diese trefflichen Gaben mit auftobender Reizbarkeit und hartnäckiger Ungefügigkeit gepaart, und die strenge Erziehung eines eigenwilligen Vaters hatte seinen Sinn schon verbittert.

Zu dieser verdüsterten Stimmung, die ihm äußerlich fast das Ansehen eines Menschenfeindes oder doch eines gutmüthigen Polterers verleihen mochte, trug nun, außer der Selbstentleibung seines jüngsten Bruders Max (Mai 1790), ein Umstand wesentlich bei, welchen Düntzer mit den Worten bezeichnet:

> Die Hoffnung, eine dem Herzog nahe Stellung in der Verwaltung des kleinen Staats zu erhalten, konnte sich, wie herzliches Vertrauen ihm Karl August auch schenken mochte, bei seinem unruhigen, rücksichtslosen, so leicht verletzten und scheu sich zurückziehenden Wesen nicht verwirklichen, und so quälte ihn der Gedanke, daß man ihm kein Geschick zu einer thätigen Stellung zutraue, zugleich mit dem drückenden Gefühl, daß sein frei bezogenes Jahrgehalt ihm von manchen Seiten beneidet werde.

Er war sich bewußt, Gutes zu wollen und es auch leisten zu können, aber er sah seine Hoffnungen scheitern, weil ihm die erste Bedingung, welche deutsche Höfe ihren Dienern zu stellen pflegen, gänzlich fehlte: die nöthige hofmännische Schmiegsamkeit! Zwar der Herzog selbst würde sich mit seinem freien Geiste über diesen Punkt des

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 38 d. Bl. D. Red.

Anstoßes wol hinweggesetzt haben; aber auch die freisinnigsten Fürsten sind nicht vollkommen unabhängig, indem sie auf ihre Umgebungen Rücksicht zu nehmen haben, wenn sie mit ihnen im Frieden und im Einklang bleiben wollen.

So wurde Knebel auch durch sein persönliches Schicksal immer wieder dahin gebracht, sich an den kleinlichen Verhältnissen Deutschlands zu ärgern, ihren Anlässen auf den Grund zu gehen und sich darüber bald mündlich bald schriftlich mit aller Schärfe auszusprechen. Auch Herder hat dies gelegentlich, namentlich in seinen Briefen gethan. Wieland, Goethe und Schiller waren von diesen Gebrechen sicherlich ebenso gut überzeugt, aber sie suchten sich in spätern Jahren über sie hinwegzusetzen, ignorirten sie und trachteten nur dahin, die Nation mit ihren Dichtungen, unter denen manche allerdings von höchstem Range und mächtigstem Inhalt waren, mit Atticismus, Aesthetik und Idealismus zu entschädigen. Sicherlich haben diese Dichtungen auf das Geistesleben der Nation höchst fördernd und befruchtend gewirkt; aber jene Gebrechen und namentlich die Ursachen davon blieben so ziemlich in derselben Fülle und Kraft bestehen; ja man muß, will man aufrichtig sein, allerdings sagen, daß durch diese einseitige Förderung der ästhetischen Interessen seitens unserer größten Geister die Aufmerksamkeit von den eigentlich nationalen Schäden und Gebrechen abgelenkt wurde. Der Gedanke, die größten Dichter der Gegenwart zu besitzen, stieg einem großen Theil der Nation förmlich zu Kopfe, und die Leute stellten sich in der That so an, als ob sie „Faust" und „Wallenstein" mitverfaßt hätten, wiewol dies auch in gewissem Sinne ganz richtig ist, indem die Begeisterung und Empfänglichkeit der Nation die Dichter anspornte, nach immer Höherm zu trachten.

Knebel besaß freilich nicht hinlängliche poetische Schöpferkraft, um aus ihr den Trost zu ziehen, den ihm die allgemeinen Zustände Deutschlands und des deutschen Volks nicht gewährten; indeß dieser Mangel hing wieder mit einem Vorzug zusammen, den er vor jenen Dichtern voraushatte: mit seiner größern politischen Bildung und seiner auf das Nächste gerichteten Beobachtungsgabe, die ebenso scharf als offenherzig in die sittlichen und politischen Mängel der Nation eindrang in der entschiedenen Absicht, daß ihnen Abhülfe gebracht werden müsse. Er wußte, was jene großen Dichter für ihre Nation geleistet hatten, aber er verkannte zugleich nicht, daß sie für sie noch mehr hätten leisten können, wenn sie ihr eigentliches Vaterland zuletzt nicht fast ausschließlich auf dem windstillen Boden der Kunst gesucht hätten. In diesem Sinne schrieb er an seine Schwester Henriette aus Jena am 26. Mai 1807:

Goethe ist gestern in der Frühe von hier abgereist. Wir grüßten ihn noch beim Wegfahren aus unserm Fenster. Er scheint sich fast ganz in sich und den weiten Umfang seiner Beschäftigungen und Kenntnisse zu concentriren, um den bösen Einflüssen der Zeit und der Umstände widerstehen zu können und das mannichfaltige moralische und politische Uebel von sich fern zu halten. Es ist schlimm, wenn man gewissermaßen an der Welt zu verzweifeln anfängt und sich das Gemüth der freien Mittheilung verschließt.... Goethe ist indessen glücklich, daß er sich einen so reichen Vorrath von tiefen Kenntnissen und Fähigkeiten aller Art hat anzuschaffen und zu erhalten gewußt. Zu wünschen wäre es, daß er an dem Platze, woran er sich befunden, auch gewisse politische Fähigkeiten oder Eigenschaften sich hätte aneignen können; aber diese sind, wie schon Bacon bemerkt hat, Gemüthern von eigenem reichen Vorrath selten eigen, indem sie anfänglich solche zum Theil auch zu sehr verachten. So hat unser Weimar durch die ganz vorzüglichen Geister, die es besessen, im Politischen auch nicht um ein Haar gewonnen.

Nun glaube man aber nicht, daß es Knebel's Wunsch gewesen, jene Dichter hätten nichts als politische Poesien schreiben und sich ausschließlich politischer Thätigkeit widmen sollen; im Gegentheil, gerade in der Poesie erblickte Knebel die höchste Verklärung des menschlichen Daseins, die eigentliche Weihe des Lebens; er war dem gehässigen Neide unzugänglich, womit in der Regel mehr reflectirende und namentlich politische Geister auf gefeierte Dichter zu blicken pflegen. Er schreibt unter anderm am 24. September 1810 an Henriette:

Es ist recht dumm, wenn die Menschen die Poesie nicht achten. Ich möchte geradezu sagen: nur was wahr poetisch ist, ist gut an uns. Gerade das, was sie das Excentrische zu nennen belieben.

Im October desselben Jahres drückt er seine Freude darüber aus, daß Henriettens Prinzeß Liebe für die Poesie zu gewinnen anfange und er fügt hinzu:

Die Poesie zeigt nur das Edle, Schöne und Würdige vom Leben und gibt dadurch dem Leben einen Werth, den das Gemeine, Unedle darin sonst vernichten würde..... Eine unsichtbare höhere Liebe zu dem Schönen, dem Vortrefflichen, dessen Werth nur in unserer Seele liegt und das sich mit nichts Irdischem belohnen läßt, das nenne ich Poesie.

Dann wieder am 13. Februar 1811:

Es geht mir, wie du mir vor einiger Zeit schriebst, daß es der Prinzessin ginge, ich möchte nichts als Dichter lesen. Ich habe des prosaischen Erdewesens so satt, daß ich nirgends Heil finde als in einer etwas höhern Region, die uns der Geist einer geläuterten Phantasie darbietet u. s. w.

Man klagt jetzt über die weibisch und blos putzsüchtig gewordene neuere Poesie, welche den erwachsenen Männern keine Nahrung mehr biete; aber wenn die frühere wirklich männlicherer Art gewesen, so lag dies zum großen Theil daran, daß damals die Männer, sogar die Politiker, noch etwas auf die Poesie hielten und poetische Sachen lasen, was jetzt viel weniger der Fall ist. Daher finden jetzt gerade diejenigen Dichter, die noch männlich empfinden und sich eines männlichen Ausdrucks befleißigen, nicht mehr die Theilnahme wie diejenigen, welche weichliche lydische Melodien flöten.

Diese Hochhaltung der Poesie verschmolz bei ihm mit seinem religiösen Gefühl; er hebt lobend an Brandes hervor, daß er immer die religiösen und poetischen Empfindungen zusammensetze und sie für gleichartig erkenne, und fügt dann hinzu: „In der That haben sie auch Einen Ursprung; denn beide beleben das Gefühl, sich über das Gewöhnliche, Gemeine und Irdische wegzusetzen. So ist die Poesie, von David und den Psalmen an, immer Führerin der Religion gewesen" u. s. w. Ein andermal macht er einen Unterschied zwischen Religiosität und Religion, und

nennt die erstere die „Grundlage zu allem Vortrefflichen in des Menschen Natur", die jedem „guten Menschen" eigen sein müsse. Wir heben dies hervor, weil Frau von Staël, wie Johannes Falk erzählt, Knebel vorgeworfen haben soll, mit seiner Irreligiosität und seinem Atheismus kokettirt zu haben, um als starker Geist zu gelten, indem sie hinzufügte: „Tout homme, qui n'a pas de religion dans le coeur, est un monstre."

Zu den Eigenschaften oder Erfordernissen eines weimarer esprit fort gehörte es auch, sich ungeheuer viel auf seinen Verstand und seine Klugheit einzubilden und möglichst gemüthlos zu sein oder doch so zu thun, als ob man es sei. Man kann sagen, daß dieses undeutsche Wesen hauptsächlich von Berlin und Weimar ausging, sich dann weiter über die gebildete Welt Deutschlands, namentlich im Norden ausbreitete und später besonders bei den Hegelianern von der stricten Observanz, wie man sie nannte, seinen Höhepunkt erreichte und zur Caricatur ausartete. Die Geschwister Knebel waren mit diesem Wesen sehr wenig einverstanden. Henriette schreibt am 14. April 1810:

Die falsche Meinung, die hier die Menschen von sich haben, daß Gott ihnen zum Ersatz von Gemüth mehr Verstand als andern zugemessen hätte, macht sie oft so dumm, daß man nicht kaltblütig bleiben kann, und um so weniger, da man diese Dummheiten nicht eher zu sehen kriegt, als bis sie fertig sind.

Aehnlich schreibt Knebel im Februar 1811:

Uebrigens sind jetzt der Freuden in Weimar für mich gar wenige. Man kann daselbst aus seinem Raupenzustande, wie ...aller sagt, nicht recht herauskommen, sucht und sucht und findet immer nicht das Rechte, weil man dieses eigentlich nicht will. Eine gewisse Größe, die in der Herzlosigkeit bestehen soll, ist mir unerträglich. Je älter ich werde und je mehr ich zur Besinnung komme, je mehr finde ich, daß Liebe und Wärme wol im Menschen als in der ganzen Natur das Höchste und Wirkendste ist.

So schreibt kein esprit fort! Der falsche Wissensstolz, ...r nirgends in so widerwärtigen Formen auftritt als in Deutschland, war ihm verhaßt, weil das Gemüth darunter ...det. Er schreibt z. B.: „Wir lernen viel und wissen ...nig, am mindesten das Rechte. Daher auch die Trockenheit in unserm Umgange, weil das Gemüth mit nichts ...üllt ist."

So viel über die Gemüthseigenschaften und die Ten...zen Knebel's, die auch die seiner Schwester waren; denn ...ten sind wol Geschwister an Herzen und Geist so ver...ndt gewesen wie diese beiden. Auch seine Ungefügig... war ihr eigen. Düntzer sagt: „Leider verstand sie ...nso wenig wie ihr Bruder, sich auf dem glatten Bo... des Hoflebens mit sicherer Ruhe und behaglicher Ge...ndtheit zu bewegen." Nur einmal trat eine Störung ... seltenen Geschwisterbundes ein, als Karl Ludwig sich ... der Kammersängerin der Herzogin-Mutter, Luise ...dorf, vermählte. Henriette nahm es dem bereits in ... höheres Alter getretenen Bruder übel, daß er eine ...ndeliche, die dazu auf der Bühne aufgetreten sei, in ... Familie bringe und sich durch einen so späten un...nnenen Schritt ganz unglücklich mache. Erst im Jahre ...01 fand eine Aussöhnung statt, die nun aber auch um so vollständiger war. Als Knebel, der sich einige Jahre lang nach Ilmenau zurückgezogen hatte, 1804 wieder zu Jena seine Wohnung nahm, stellte sich eine zweimalige wöchentliche Briefsendung durch das Botenmädchen her, auch fanden begreiflicherweise bei einer so kurzen Entfernung wie die zwischen Jena und Weimar öfter persönliche Zusammenkünfte statt. Aber schon sechs Jahre später wurde das Geschwisterpaar wieder getrennt, um sich nie wieder zu sehen, da Henriette der an den Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin vermählten Prinzessin Karoline Luise, deren Erziehung sie seit deren fünftem Jahre geleitet hatte, nach Ludwigslust folgte. Unerwartet starb sie hier bereits im Sommer 1813. Bis zu diesem Jahre reicht auch der vorliegende Briefwechsel, der bereits 1774 seinen Anfang nimmt und nur vom Herbst 1797 bis zum Sommer 1801 unterbrochen ist, dann aber um so reichlicher fließt. Düntzer bemerkt von diesem Briefwechsel, der übrigens in den Briefen Henriettens neben vielen sehr interessanten Mittheilungen auch manches bloße Vorzimmergeplauder enthält:

Nirgendwo sonst läßt sich Knebel so frei, auch über seine wunderlichen Familienverhältnisse, ergehen und gewährt uns einen so unmittelbaren Blick in seine Seele, in sein ganzes Denken, Fühlen, Leben und Sein, als gerade in den Briefen an seine Schwester, und das höchst anziehende Bild der letztern tritt uns hier zum ersten mal in lebhafter Vergegenwärtigung entgegen..... Außer dem höchst innigen und zarten Geschwisterverhältniß spiegelt sich in unsern Briefen das reizende Bild der Prinzessin Karoline, der Mutter der Herzogin von Orleans, auf die bereits die Briefe der Frau von Schiller an Knebel so bedeutsam hingewiesen haben. Henriettens edler, liebevoller, reiner Geist ruhte wie Engelssegen ganz auf dieser vorzüglichen Prinzessin, zu der alle tiefern Naturen sich mächtig hingezogen fühlten.

Einen vorzüglichen Werth erhält dieser Briefwechsel außerdem durch die Mittheilungen über das Benehmen Napoleon's, seiner Generale und Soldaten nach der Occupation des weimarischen Ländchens und besonders zur Zeit des erfurter Fürstentags. Henriette schreibt am 12. October 1808:

Den Mittag um 6 Uhr fuhr die Herzogin allein zum Napoleon, ganz ohne Begleitung, und mußte mit all den Königen und der westfälischen Königin eine Stunde in der Antichambre warten. Sie hörte, daß Napoleon sich im Nebenzimmer laut und streitend mit Alexander unterhielt. Als er herauskam, sagte er zu den beiden Damen: „Bon jour, ma reine de Westphalie, bon jour, Madame!" Ohne ein anderes Wort ging es gleich nach der Tafel ins Theater, wo „Mahomet" gegeben wurde. Bei Tafel war er freundlich gegen die Herzogin, bat sie zu essen und zu trinken, wo er ihr selbst einschenkte. Als sie sich weigerte, sagte er: „Mais bûvez donc, je voudrais Vous entendre déraisonner."

Mit dem Gemahl der Stephanie, schreibt Henriette weiter, habe sich Napoleon sehr unzufrieden gezeigt und zur Herzogin gesagt:

Votre soeur est une bonne femme, mais elle a mal élevé son fils. Il est faux et il me faut toujours lui reprocher ses faussetés qui ne sont à rien.

Ueber den König von Westfalen schreibt sie, daß er sich in einem kläglichen Gesundheitszustande befinde und von einem Tage zum andern sterben könne (er erlebte

aber noch das Jahr 1860!), weshalb er auch nicht nach Erfurt gekommen sei; er sei mit seinem Schicksal äußerst unzufrieden und klage ganz laut, daß er kein Geld habe, daß das Land so arm sei, daß er kein Deutsch verstände und daß er sich als Prinz von Frankreich tausendmal glücklicher fühlen würde. In Weimar selbst, versichert Henriette, habe sich Napoleon sehr freundlich benommen und zu der ihn im Marmorzimmer, am großen Saal erwartenden Herzogin dasselbe gesagt, was er schon dem Herzog gesagt: „Vous avez donc la clef de la Thuringue.“ Henriette fügt hinzu: „Ueberhaupt soll er sich oft wiederholen.“ Napoleon hatte keinen Witz; weil man aber doch von großen Männern und namentlich Herrschern immer etwas Geistreiches, ihrer Stellung Angemessenes erwartet, so war er froh, einmal ein Bonmot, das einem Witz ähnlich war, gefunden zu haben, und wiederholte es mit Wohlbehagen bei jeder nur irgend passenden Gelegenheit. Henriette erzählt weiter:

Nachdem sie (die Herzogin) eine Anglaise geendigt hatte, näherte er sich ihr und sagte: „Il y a de jolies danseuses ici, mais pourquoi ne préférez-vous pas les danses françaises aux contredanses?“ Sie antwortete: „Sire, c'est que nous ne les savons pas. Elles sont trop difficiles et l'occasion nous a manquée de les bien apprendre.“ — „Oho!“ sagte er darauf lachend. Dann fragte sie, warum er nicht tanze. Napoleon erwiderte: „C'est qu'à quarante ans on n'ose plus à danser.“ Nach dem Theater (in Erfurt) äußerte er zur Herzogin: „Étrange pièce ce César! Pièce républicaine! J'espère que cela ne fera aucun effet ici?“

In demselben Briefe schreibt Henriette:

Prinzeß läßt dir noch sagen, daß sie nichts Gutes von Napoleon gelernt habe, da er ihr eine starke Verachtung gegen andere hohe Häupter beigebracht hätte, welche sich neben ihm gar zu elend ausnähmen.

Hatte Napoleon wirklich persönlich so viel Bestechendes, durch Geist und Majestät Bezauberndes, oder war es der Glanz seiner außerordentlichen Thaten, der ihm auch in persönlicher Hinsicht zu Hülfe kam und ihn den Menschen wie einen Halbgott erscheinen ließ, und namentlich den Weibern? Die Gräfin Dora d'Istria bemerkt in ihrem Werke „Les femmes en Orient“ wol mit Recht: „Die Frauen lieben von Natur alles Glänzende. Geplünderte Ortschaften, niedergetretene Nationen, eroberte Städte reizen mehr oder weniger ihre Einbildungskraft. Wir Frauen sind in diesem Punkte ebenso blind wie die Politiker, und das will viel sagen.“

Was die Weimarer betrifft, so waren sie ganz entzückt über die glänzenden Festivitäten und die Nähe so vieler hoher Herrschaften und vergaßen darüber die gemeinsame Schmach. „Die Leute hier“, schreibt Henriette, „sind gar nicht so feindselig, sie sind ganz erstaunlich glücklich und freuen sich alle außerordentlich.“ Kein Wunder, wenn einmal Knebel an seine Schwester schreibt:

Daß die Deutschen keinen Charakter hätten, haben mir die Franzosen laut hier (in Jena) vorgeworfen, und sie haben Beispiele angeführt, worauf ich nichts zu sagen hatte. Auch Bonaparte scheint davon überzeugt und macht kein Geheimniß davon. Auf ihre sonstige Gelehrsamkeit geben sie eben nicht gar viel — und haben wol auch nicht unrecht.

Von den in kleinlichen Verhältnissen verkümmernden und versauernden Bevölkerungen ärmlicher Duodezstaaten ist freilich eine schwunghafte patriotische Gesinnung nicht wohl zu verlangen. Um so erhebender sind die einzelnen Beispiele tiefsten nationalen Ergriffenseins. So erzählt Henriette von einem braven hessischen Offizier, „einem edeln, ganz vortrefflichen Menschen“, der sich bei und wegen der Uebergabe der Hessen an die Franzosen eine Kugel durch den Kopf jagte. Dieser Offizier hieß Lyth und war ein Vetter der Knebels.

Im übrigen, versichert Henriette, sei Napoleon während der letzten Tage sehr verdrießlich gewesen. Langweilten ihn die unaufhörlichen Festivitäten? Verdroß ihn der ihm auferlegte lästige ceremonielle Zwang? War er mit dem Gange der Unterhandlungen nicht zufrieden? Oder verbitterten ihn die mancherlei auftauchenden Spuren von Unzufriedenheit in Frankreich und im Heere selbst, die ihm doch nicht verborgen bleiben konnten? Ein alter Franzose z. B. nannte Napoleon gegen Knebel in gebrochenem Deutsch einen „Spitzbuben“. und ein anderer wandte als Antwort auf die Frage, ob er Napoleon für einen großen Feldherrn halte, das Wort Montaigne's an: „Il est le plus grand entre eux qui tuent.“ *) Derselbe Franzose, Mounier, versicherte schon im Jahre 1806: Napoleon sei in Paris nicht geliebt, man glaube, er thue alles um sich und seines Ruhmes willen, aber nicht für das Glück Frankreichs; Paris sei anjetzt verödet; Umgang und Commerz lägen überall danieder u. s. w. Auch Lehmann, der Legationssecretär des Herzogs von Dessau, versicherte, nachdem er mit seinem Fürsten von einem Besuch in Paris zurückgekehrt: daß es da viele Klagen und Unzufriedene gebe, weil alles auf dem Feldetat bleibe und für das Bessere und Nothwendigere nicht gesorgt werde.

Mit der Haltung der französischen Soldateska spricht übrigens Knebel wiederholt seine Zufriedenheit aus. Er schreibt am 12. Mai 1807:

Diese Truppen haben sich so wohl betragen, daß jedermann mit ihnen zufrieden sein mußte. Ich möchte wol sagen, daß sie Muster eines braven und bescheidenen Militärs sind. Auch sagte mir der Kapitän, mit dem ich gestern Abend bei Voigts speiste, daß sie sehr auf die honneteté ihrer Soldaten sähen und keinen aufnähmen, der nicht von guter conduite sei. Wie sehr wäre zu wünschen, wir möchten dies nachahmen! Munterkeit und Fröhlichkeit herrscht daher immer unter ihnen, und bei dem ungeheuern Marsche treiben sie noch immer abends Possen und Spiele, und sind mit allem zufrieden, wenn es nur halbweg ist.... Die Brauchbarkeit ohne knechtischen Zwang leuchtet aus allem hervor. Es sind Leute, die, wie mich däucht, nicht ohne Grund behaupten wollen, daß erst durch den rheinischen Bund in unsere Truppen ein echter militärischer Geist kommen würde. So kann alles zum Besten kehren und wer sich selbst nicht erziehen kann, muß erzogen werden. Unsern Leuten gefällt es noch, daß sie diese Gegenden hier weit Italien, wo sie herkommen, vorziehen. Hier sei alles besser, dort wären die Leute faul, und sie hätten überall

*) Für „entre eux“ muß hier natürlich „entre ceux“ gelesen werden; wir geben aber die französischen Citate immer so, wie wir sie im Buche fanden. Düntzer selbst findet es für nöthig zu bemerken, daß Henriette die französischen Stellen „nichts weniger als rein“ gehalten habe.

nichts als polenta gekriegt *).... Uebrigens hat mich ihre Bequemlichkeit und Gefälligkeit zum Leben aufs neue sehr angezogen; nur muß man sie nicht Herr werden lassen, wozu sie sich sonst so leicht an unsern Höfen machten.

Und am 9. Februar 1810 bemerkt er:

Ich kann nicht leugnen, daß ich dem Wesen dieser Nation hold bin, und wenn ich die Hälfte meiner Jahre jünger wäre, so zög' ich wol mit ihnen.... Die Ordnung und Einrichtung ihres militärischen Wesens, die ich jetzt wieder näher beobachtet, ist unvergleichlich. Was sind alle die andern dagegen als leere Pedanterien?

Daher ist er auch der Ansicht, „daß diejenigen, die uns so sehr an Macht, Verstand und guter Art überlegen sind, lange unsere Herren bleiben dürften". Nur freilich sieht es mit Knebel's Vorwürfen, die er gegen die Charakterlosigkeit der Deutschen richtet, mislich aus, wenn er selbst sich durch die persönliche, oft nur sehr äußerliche Liebenswürdigkeit der Franzosen, die unter Umständen auch in ihr Gegentheil umschlagen kann, in dieser Weise bestechen und sogar zu dem Wunsche hinreißen ließ, jünger zu sein, um mit ihnen ziehen zu können!

Auch von den Triumphen einer Französin ist in diesen Briefen viel die Rede. Wir meinen die Staël. Von dieser schreibt Henriette am 15. December 1803 aus Weimar:

Sehr lebhaft, gut und viel sprechend, außerordentlich geschwind, doch deutlich und angenehm. Mich dünkt, so wie ihr Mund nach dem der Mara gebildet ist, so hat sie das Talent zur Sprache, so wie jene zum Gesang. Sie ist sehr eine Frau von ?er großen Welt und adressirt sich meistens nur an die Vornehm?ten von der Gesellschaft, doch ist sie sehr höflich, artig und ?reundlich gegen jeden. Ihr Auge ist schön und geistreich, aber ?hr Gesicht etwas mohrenartig u. s. w.

Sie rühmt von ihr:

Sie hat durchaus nicht das Pretiöse und Pedantische, was ?nsere gelehrten Weiber oft so fatal macht, nichts Ueberspanntes, ?albreifes, sondern gesund bei aller Feinheit. Weniger Drü?endes kann man nicht finden.

Ueber Goethe, schreibt Henriette am 3. Januar 1804, ?abe sie gesagt: „qu'il pouvait être aimable, quand il ?tait sérieux, mais qu'il ne devait jamais plaisanter"; ?gentlich spreche sie nichts an, als was Wärme und Ge?ühl habe, weshalb ihr von den Schiller'schen Stücken ?Maria Stuart" noch das liebste sei. Daher misfiel auch ?oethe's „Natürliche Tochter", was wir auch gern glau?en, der Frau von Staël sehr, einige wenige Stellen ?sgenommen; sie habe gesagt: in Paris hätte man nicht ?n ersten Act ausgehalten. Am 5. Januar bemerkt Hen?ette: „Die Herrens wollen ihr nicht so recht behagen, ?d sie findet, daß unsere Damen mehr Cultur haben." ?r Prinzessin habe die Staël einmal im Vorübergehen ? Betreff der Herren vom Hofe gesagt: „Ils ont tous ?ir, comme s'ils n'étaient pas nés encore." Diesem ?as impertinenten Bonmot der Staël fügt Henriette ?hlockend hinzu: „Sie befinden sich also alle noch jenseit der Kindheit. Auch haben sie wirklich so ein höchst unschuldiges Aussehen, daß man ihnen immer was Neues sagen könnte, wenn man Lust hätte." Bei einem Frühstück, dem auch der Engländer Mellish beiwohnte, äußerte die Staël, daß in Frankreich 10 cultivirte Männer auf eine Frau gerechnet würden, und fügte dann zu Mellish sich wendend hinzu: „Mais dans cette traité *) vous êtes le seul." Die Staël wußte, indem sie nur den Engländer als Ausnahme gelten ließ, was sich Deutsche bieten lassen, vielleicht auch, daß deutsche Frauen meist gern auf die Männer sticheln hören; sie hatte dies sicherlich den Frauen am weimarischen Hofe schon abgemerkt. Niemand wagte der Staël zu widersprechen und auf Goethe, Schiller, Herder, Wieland und den Bruder Henriettens selbst hinzuweisen, die ja Tausende von sogenannten „cultivirten" Männern und Frauen aufwogen. Weiter erzählt sie, daß die Staël Schlegel als Hofmeister ihres Sohnes angenommen habe, und bemerkt dann: „Sie ist sehr von ihm eingenommen, und das Geld macht aus diesen Herrens alles. Ihre Erbschaft beträgt zwei Millionen mehr als sie wußte."

Während Knebel und seine Schwester für die Franzosen und Französinnen schwärmen, zeigen sie sich, besonders Knebel, gegen ihre Landsleute vielfach misgünstig, und da wir gerade das Kapitel von den Deutschen in letzter Zeit in d. Bl. mehrfach abzuhandeln Gelegenheit hatten, so wollen wir auch Knebel's Aeußerungen über diesen Gegenstand, wenigstens die bezeichnendsten, hier anführen. In vielen Punkten hat Knebel nur zu recht, in andern übertreibt er, wobei man freilich auch nicht vergessen darf, daß wenigstens in einigen Punkten seitdem Besserung eingetreten ist. Zwar erkennt er die Vorzüge der Deutschen, wie sich denken läßt, willig an, aber er beklagt, daß die öffentlichen Verhältnisse ihren Geist und Charakter verdürben. Er gesteht im Jahre 1787, daß die Leute in Weimar im allgemeinen instruirter seien als anderwärts — in Deutschland, „sodaß die Franzosen, die hierher kommen, wenn sie gleich lebhaft am Geiste sind, doch anfänglich eine stumpfe und etwas einfältige Rolle spielen"; und er ruft dann aus: „Ach wie viel Gutes und Angenehmes ließe sich nicht noch erzeugen! Aber langsam erreicht das Menschengeschlecht irgendeinen Grad der Vollkommenheit — und am langsamsten die Deutschen." Am 19. April 1788 schreibt er, daß Goethe auf der Rückreise aus Italien begriffen sei, und daß, wie er fürchte, sich Goethe so bald nicht wieder an deutsche Luft gewöhnen werde, und er fügt hinzu:

Freilich ist's ja in Deutschland überall schlecht und die Luft wäre noch am ersten zu ertragen. Aber unser elendes Reichssystem, Vorurtheile aller Art, Dumpfheit, Plumpheit, Ungefühl, Ungeschmack und Unsinn, Stolz und Armuth, das sind Dinge, die noch schlimmer sind als die schlimmste Luft.

Er rühmt an den Franzosen, daß auch der gemeinste von ihnen „Reprochen macht, wo der Deutsche immer flucht". So habe ihm der junge Voigt erzählt, daß er einmal in Paris mit seinem Cabriolet einem Fiaker mitten

---

*) Doch rühmt man der lombardischen Landbevölkerung nach, daß keine fleißigern, betriebsamern Bauern geben könne. Freilich sind auch sehr mäßig und leben meist nur von ziemlich trockener Polenta, allerdings französischen Gaumen nicht sehr munden mochte.

*) Die Staël wird wol ohne Zweifel „cette contrée" gesagt haben.

in die Pferde gefahren sei; da habe dieser nichts weiter als ganz artig gesagt: „Monsieur, le chemin ne va pas par ici!" Er liest die Briefe der Sevigné, und er bemerkt über den Eindruck:

Welche Freiheit schon in der damaligen Denkungsart der Franzosen, die nie bei den Deutschen geherrscht hat. Diese haben meist nur den geistlosen Gehorsam und Respect. In der Denkungsart der Frau von Sevigné herrscht mehr wahre Independenz als in allen unsern Freiheitsrittern.

Dann wieder nach der Lectüre der Briefe der Frau Dudeffant:

Vor allen haben mir Voltaire's Briefe am Ende des zweiten Bandes unendlich gefallen. Wenn Voltaire nichts weiter geschrieben hätte als diese Briefe, so wäre er einer der liebenswürdigsten und verständigsten, zugleich witzigsten Menschen. Die Deutschen sprechen immer von ihrer Gutmüthigkeit, vom Gemüth und dergleichen, aber einer alten blinden Frau so viele Jahre lang die geistigsten, witzigsten Briefe zu schreiben, blos um sie zu unterhalten, das kann freilich nicht in den Begriff der magern ausgehungerten Deutschen kommen. So weit bringt sie ihre Hof-, Stadt- und Landbettelei und ihr leeres Rang- und Titelwesen nicht.

Aus der neuern Zeit haben wir jedoch das merkwürdige Beispiel des jahrelangen Briefwechsels Wilhelm von Humboldt's mit Charlotte Diede, nur daß dieser ganz anderer Art war und zum Theil auch eine andere Tendenz hatte als Voltaire's blos auf Unterhaltung gerichtete liebenswürdig witzige Causerien. Im Jahre 1812 findet Knebel sogar, „daß die Ausländer viel geneigter zur Freundschaft sind, viel fester und beständiger darin als die Deutschen" und Henriette beklagt den deutschen „groben Professorenstolz", wogegen sie an einer andern Stelle das Zartgefühl französischer Gelehrten herausstreicht. Am meisten gefallen Knebel unter den deutschen Volksstämmen noch die Schwaben, von denen er im Jahre 1807 schreibt:

Ich habe immer an meinen Landsleuten, den Schwaben, wenn sie nämlich bis zur Vernunft kommen, Interesse gefunden. Bei ihnen macht am meisten das Herz das Genie, und ich liebe den Grund, worauf dieses erbaut ist. Sie haben auch einen allgemeinen Takt von Anständigkeit, Schicklichkeit und Höflichkeit, worin sie es jedoch zuweilen übertreiben. Du weißt ihr gewöhnliches Compliment, wovon unser seliger Vater oft erzählte: wenn sie jemand zu Gaste gebeten haben, oder sonst ihm eine Höflichkeit erzeigt, daß sie sich noch entschuldigen und sagen: „Verzeihen Sie, daß wir so grob gewesen sind!" Dies zeigt von einer anständigen bescheidenen Gemüthsart, wovon freilich die knüppelhaften Thüringer nichts wissen.

Nun als Muster der feinern über das blos Naiv-Gemüthliche, das freilich auch seinen großen Werth hat, hinausgehenden Geselligkeit wird man die Schwaben uns andern Deutschen wol auch nicht gerade hinstellen können. Einen alten oft beklagten Uebelstand rügt Henriette, auf Anlaß einer hämischen Recension der „Wahlverwandtschaften", mit den Worten: „Daß die Deutschen immer nur grob und hämisch gegeneinander sind, ist ärgerlich."

Diese Unart gehört vielleicht auch zu den Aergernissen, zu deren Abschaffung die Deutschen die nächsten 100 Jahre verbrauchen werden; denn es mögen nun etwa 100 Jahre sein, daß wenigstens einzelne Bessere in diesen Unfug Einsicht erhalten, ihn öffentlich gerügt und zu seiner Beseitigung gemahnt haben. Die Franzosen wissen auch aufs schärfste zu tadeln, aber, wie jüngst ein pariser Correspondent der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" bemerkte:

Nichts widerstrebt dem Geiste der Franzosen mehr, als die Verletzung der Form, die für sie ein unverletzbares Heiligthum ist, als die ungemäßigte Derbheit der Sprache, zu der sie sich selbst im heftigsten Zorn nicht hinreißen lassen.

So sehr wir auch diejenigen Eigenschaften, durch welche sich die Deutschen vor den Franzosen im allgemeinen auszeichnen, namentlich die deutsche Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit zu würdigen wissen, so scheint uns doch jenes Gefühl für Anstand und Urbanität ein wesentlicher Vorzug der Franzosen zu sein. Durch diese Urbanität und persönliche Liebenswürdigkeit haben die Franzosen vielleicht ebenso viele Eroberungen in der Welt gemacht als durch ihre Waffentüchtigkeit, und es ist eine beachtenswerthe Thatsache, daß, während fremde Völkerschaften sich gegen die Obmacht der Deutschen, wo diese die Herrschaft erlangt haben, fortwährend mit aller Gewalt sträuben, die Deutschen im Elsaß und dem deutschen Theile von Lothringen sich überaus willig in die französische Herrschaft gefügt haben, ja gewissermaßen stolz darauf sind, einen Bestandtheil der „großen Nation" zu bilden und für sie auf unzähligen Schlachtfeldern, zum Theil gegen Deutsche selbst, ihr Blut zu verspritzen. Es gibt nur zu viele Deutsche, welche dem bekannten Dogma huldigen, daß es zur deutschen „Biederkeit" nothwendig gehöre, „geradezu", d. h. grob, womöglich „sackgrob" zu sein. Daher genießen die Deutschen auch bei andern Völkern des Rufs, ungraziös, plump und grob zu sein. Ob wir um diesen Ruf zu beneiden sind? Und ob es je ein Volk gegeben hat, welches aus der Ungeschliffenheit eine Art nationaler Ehrensache machte? Allerdings befleißigt man sich hier und da in Deutschland eines artigern Tons und höflichern Wesens, aber Leute, die aus diesen Gegenden kommen, sind in andern Gegenden Deutschlands, wo noch die altbiedere Grobheit herrscht, wegen ihres feinen Tons wenig beliebt; denn die Grobheit genirt sich nicht gern. Leider ist auf gründliche Beseitigung dieser Unart keine Aussicht, solange nicht auf einzelnen unserer als Freistätten der Wissenschaft nicht hoch genug zu schätzenden Universitäten ein anständigerer Ton herrschend geworden ist und so lange die Schriftsteller, die als Lehrer des Volks überall mit einem guten Beispiel vorangehen sollten, fortfahren, in ihren Kritiken, Antikritiken und Polemiken dieser Unsitte zu fröhnen und die Formen des Anstandes zu verletzen. Wir verlangen keine übertriebene, glatte, blos formelle Höflichkeit, wir verlangen nur, daß im mündlichen wie schriftlichen Verkehr jeder den andern so behandle, wie er in gleichem Falle selbst behandelt zu werden wünschen würde. Freilich, wenn man sich in der Defensive befindet, so kostet es oft Ueberwindung, seine Fassung zu bewahren und sich feinerer Waffen zu bedienen als der Angreifende.

Der Hauptvorwurf, den Knebel seinen Landsleuten macht, ist der der Charakterlosigkeit, und er kommt auf diesen Punkt wiederholt zurück. Die Quelle davon erblickt er namentlich in der fehlerhaften Erziehung und in

dem Verhalten der Regierenden gegenüber den bessern Elementen in der Nation. Er schreibt:

Wir haben zwar zur Noth hier und da Schulen, auch Gymnasien und endlich die hochberühmten Universitäten, nichts aber zur wirklichen Bildung des Menschen und des Charakters. Daher sind die meisten auch so charakterlos unter uns, sodaß die Nationen, die weniger Anstalten haben als wir und weit weniger Wissenschaft und Gelehrsamkeit, doch in jedem Betracht an Gepräge des Charakters uns größtentheils voranstehen.

Und ein andermal, am 14. November 1810:

Bei unsern Fürsten gelten nichts als die Faiseurs, d. h. die Kerls, die ohne Treue und Gewissen ihre Endzwecke schleunig zu Stande bringen. Damit aber muß es zuletzt ein schlechtes Ende nehmen, und kein Staat wird ohne Tugend und Weisheit erbaut noch erhalten. *) Es wäre, vorzüglich in Deutschland, hohe Zeit, mehr auf Charakter zu sehen als selbst auf Kenntniß und Wissenschaft, obgleich ohne diese jener auch nicht wol bestehen kann. Es ist beinahe eine allgemeine Charakterlosigkeit unter unsern jungen Leuten, und keiner scheint mir in der That dahin zu streben. Sie glauben schon mit großrednerischen Worten und allenfalls bizarren Einfällen oder halben Künsten fertig zu werden. Dies Verderben scheint mir fast allgemein und muß nothwendig den völligen Untergang unsers Vaterlandes nach sich ziehen.

Ferner am 31. Juli 1810:

Das Eitle beschäftigt uns, das Nichtige und Leere. Das wird uns von Kindheit auf als das Nützliche und Brauchbare vorgestellt, als das, wodurch man in der Welt seinen Weg macht. Selbst Künste und Wissenschaften lernen wir um zu scheinen, nicht um das Leben selbst dadurch zu erweitern und zu verschönern, uns selbst dadurch vorzüglicher und herrlicher zu machen. Daher die beständige Unruhe in uns, das Treiben und falsche Leben. Nirgends wahrer Genuß und Zufriedenheit. Auch die Guten werden davon angesteckt, sie müssen in dem wilden, unbeständigen Wirbel sich mit herumtreiben, oder werden gar, wenn sie sich zurückziehen und es versäumen, lächerlich und verächtlich.

Daß in diesen Briefen auch viel von den berühmten Männern Weimars die Rede ist, läßt sich begreifen. In einem besonders nahen Verhältniß stand Knebel zu Herder, später auch zu Goethe; aber die tiefste Sympathie zog ihn zu dem erstern. Am 31. August 1787 schreibt Knebel an seine Schwester, die sich damals noch in Ansbach befand, aus Weimar über Herder:

Ich besuche ihn recht oft, und finde ihn immer den großen, stillen, reifen Mann, den alles Gute unaufhörlich interessirt. Ohne ihn würde mir die Hauptnahrung meines hiesigen Daseins vergehen; er erhält und entzündet die Liebe zu Wissenschaften und zu einer bessern Existenz.

Henriette rühmt an ihm die „Vorsicht, Achtsamkeit und Delicatesse", womit er das im Herzen trage, was seiner Freundschaft für werth halte, worauf Knebel (30. September 1788) erwidert:

Herder hat außerordentlich viel Gefühl für das Individuelle eines Menschen. Das was du mir von ihm schreibst, bestätiget dies. Er weiß den Quellen und Adern einer Erscheinung nachzugehen u. s. w.

Herder's Tod war daher auch für beide Geschwister ein harter Schlag. Auch Goethe soll, wie Henriette an ihren Bruder nach Jena schreibt, bei Herder's Tode gegen Schiller's Frau sich geäußert haben, „daß er sich am liebsten mit Herder möchte begraben lassen". Auffallend war uns folgende Stelle aus einem Briefe Henriettens vom 5. März 1806:

Die Geschichte mit Sonnenberg hat die Prinzeß, der ich sie allein anvertraut habe, und mich sehr bewegt und erstaunt. Sie sagte, daß die Herdern eine gefährliche und verführerische Frau sei. Ich glaube, daß sie nicht ganz unrecht hat.

Bekantlich hatte der Dichter Franz Anton von Sonnenberg am 22. November 1805 durch einen Sturz aus dem Fenster seinem Leben freiwillig ein Ende gemacht.

Ueber Goethe schreibt Knebel am 22. Mai 1807 aus Jena:

Wir haben Goethe noch hier, und er wandelt in seiner halben Hypochondrie, wie er sie nennt, unter uns herum, und seine Gegenwart thut uns wohl. Wie angenehm ist es unter den gemeinen Gelehrten einen Mann zu sehen, dem es um wahre Wissenschaft und Weisheit zu thun ist.

Am 16. Januar 1810:

Ich höre, Goethe ist mit seiner Gesundheit gar nicht im guten Stande. Das thut mir auch wehe. Er greift sich zu sehr an. Er muß ins Karlsbad, wohin er sich auch, wie ich höre, gar sehr sehnet.

Dann wieder am 1. April, als Goethe sich wieder in Jena befand:

Goethe ist bei jeder Gelegenheit liebreich und freundlich gegen mich, und das auf seine eigene gute Art. So hat er während meiner Abwesenheit fast täglich meinen neuen Garten besucht und die Arbeiter aufgeregt, fleißig zu sein und alles mit Ordnung zu machen. Auch hat er die Meinigen öfters besucht. Er zeichnet jetzt viel, wie er sagt.

Dagegen will ihm Goethe im Februar 1811 nicht recht behagen. Er schreibt:

Ich weiß nicht, was ich von seiner Stimmung denken soll. Es kommt mir vor, als suchte er sich auf gewisse Art zu betäuben, indem er scheint, an nichts innigen Antheil zu nehmen als gerade an dem, was ihm Lust macht und womit er sich treibt. Dieser Kaltsinn trägt eben nicht zum Glücke bei.

Solcher Wechsel der Stimmungen war, namentlich in spätern Jahren, bei Goethe nicht selten und machte zuweilen selbst seine nächsten Freunde an ihm irre. Aber er lehrte sie bald wieder an seine bessere Natur glauben, und als Knebel's Sohn Karl im Jahre 1812 mit einem Grafen ***, einem „charakterlosen und feigen Menschen", Händel bekam und dadurch mit der Universitätsgerichtsbarkeit in Conflict gerieth, benahm sich Goethe so vortrefflich, daß Knebel am 26. November an seine Schwester schreibt:

Ueberhaupt kann ich nicht sagen, welche Liebe und welche zarte Sorgfalt Goethe bei dieser Gelegenheit und während seines ganzen Hierseins — gestern ist er wieder abgereist — für mich und die Meinigen bezeugt hat. Er hat auch vorzüglich meinen jähen Eifer zurückzuhalten gesucht, wofür ich ihm danken muß; denn mit dem elenden Volke ist doch weiter nichts anzufangen, und man besudelt sich nur mit ihm u. s. w.

Von Schiller, wenigstens von seinen Dramen, ist in den Briefen Henriettens häufig die Rede. Sie findet sie meistens zu lang und daher zu langweilig und ermüdend, namentlich „Maria Stuart". Die „Braut von Messina" habe schöne Stellen, sei aber doch nach ihrem „Gaumen" etwas trocken. Die „Schiller'sche Schwere" wird ihr nach

*) Man urtheile nach dieser und andern Stellen, ob Knebel es diente, von Schiller als der „Hofphilosoph" verspottet zu werden!

und nach „unerträglich“; sie findet, „daß Schiller für das Tragische geboren ist, da er die Menschen so quälen kann“, und sie fügt hinzu: „Ich kann es ihm nie vergeben, wie er mich schon gemartert hat.“ Freilich gesteht sie, daß sie im Theater fast immer gleich ermüdet sei und öfters sogar einschlafe, und sie wundert sich fast, daß ihr dies bei der Aufführung von Goethe's „Tasso“ nicht geschehen sei, indem sie weiter bemerkt: „Es ist aber ein großer Vortheil, wenn man voraus das Gefühl hat, daß nichts Gemeines gesagt wird. Dann hat Goethe das vor Schiller voraus, daß jeder Charakter sein Eigenes behält, und man nicht überall den Autor hören und sehen muß.“ Uebrigens liebte es auch Goethe nicht, lange im Theater zu weilen, er gestand Knebel, wie dieser gelegentlich anführt, daß er es selbst bei Schiller's Stücken niemals über den vierten Act habe aushalten können. Von „Don Carlos“ sagt Knebel nach einer Aufführung desselben in Jena noch im Jahre 1810 kurzweg: „Ich mag das Stück nicht!“ Das Merkwürdigste ist eine scharfe Kritik des Schiller'schen „Wilhelm Tell“ (den übrigens Knebel nach der Lectüre „sehr schön“ fand) in einem Schreiben Henriettens vom 22. März 1804, die mit den Worten schließt: „Prinzeßchen hatte sich sehr darauf gefreut und war schon ein paar Tage zuvor in großer Agitation, wie es einem in ihrem Alter begegnen kann; aber die heißen fünf Stunden haben sie doch auch mürbe und kleinlaut gemacht.“ Henriette macht hierbei einen gewaltigen historischen Schnitzer, indem sie sagt: „Dann kommt wieder Herzog Albrecht vor, der den Kaiser ermordet hat.“ Sie wußte also selbst nach der Aufführung des „Wilhelm Tell“ immer noch nicht, daß es der Herzog Johann von Schwaben war, der den Kaiser Albrecht ermordete; sie verwechselte beide. Dabei hielten sich aber die weimarischen Hofdamen doch für „instruirter“ als die „Herrens“! Uebrigens empfanden die feinen und scharfen Recensentinnen am weimarischen Hofe schon damals sehr richtig, „daß das Stück kein Ganzes wäre, sondern aus mehreren bestände“, und daß aus dem berühmten Monologe Wilhelm Tell's „nur Schiller spricht und nicht der Mann selbst“. Attinghausen nennt sie einen „langweiligen schweizer Propheten, den man lieber hinter dem Theater sterben sähe, denn sterben muß er, man weiß nicht warum“, und sie fährt fort: „Dann noch eine Liebesgeschichte eines jungen ausgearteten Schweizers, den die Geliebte wieder durch viele hohe Worte zur Raison und in sein Vaterland bringt.“ Die Damen betrachten in der Regel die Recensenten als grundschlechte, boshafte Geschöpfe, aber man sieht, daß sie das Recensentenhandwerk auch ganz meisterhaft verstehen. Für das eigenthümlich Große an Schiller scheint man hiernach übrigens am weimarischen Hofe kein Verständniß gehabt zu haben, und es ist dies kein Wunder, da, wie man aus vorliegendem Buche erfährt, der Lieblingsdichter des Erbprinzen der Dichter Johann Nikolaus Götz war, dessen Sachen er immer bei sich führte und fast sämmtlich, sogar die „Mädcheninsel“, wörtlich auswendig wußte. Goethe, Schiller und Herder mußten gegen Götz zurücktreten: es ist dies nöthig zu wissen, um zu begreifen, daß sich jene Geister doch sehr isolirt in Weimar vorkamen; freilich schwinden damit auch manche Illusionen über Weimars „Glanzzeit“. Von Schiller's dramatischen Dichtungen hat nur das Gelegenheitsstück „Die Huldigung der Künste“ Henriettens Beifall; sie findet es „schön und rührend“, die „fatalen“ (!) Chöre ausgenommen. Uebrigens bekrittelt sie im Jahre 1804 auch Goethe, der „sich selbst erstickе“, und von dem Wieland gesagt habe, „daß er seinen eigenen Werth gar nicht mehr zu schätzen wisse.“ Höchst charakteristisch ist folgende Stelle in einem Briefe Henriettens vom 15. Mai 1805:

Es ist merkwürdig, daß Schiller allein in seinem schön organisirten Kopfe gelebt hat. Die Aerzte stimmen darin überein, daß sie niemals einen so ganz verdorbenen und aufgelösten Körper angetroffen hätten, alles verknorpelt, nur den kleinsten Rest von Lunge und — stelle dir vor! — gar kein Herz mehr, nichts als ein Stückchen Haut. Ich glaube, daher kommt es, daß ich Schiller nie anreden konnte, so gern ich ihn auch sprechen hörte; ich habe mich oft über mich geärgert; aber jetzt muß ich mich selbst entschuldigen. Aber ich glaube, es lebt sich gut ohne Herz.

Was Henriettens Bruder betrifft, so darf man übrigens nicht vergessen, daß er sich nach Schiller's Tode gegen dessen Familie edler und aufopfernder benahm, als alle, welche Enthusiasmus oder Freundschaft für Schiller affectirt hatten.

Weiter treten in diesen Briefen von berühmten Männern auf: der Herzog selbst, dem Knebel einmal unter anderm vorwirft, „daß ihm ein böser Genius das Interesse für seine eigenen Leute weggenommen und auf ein preußisches Kürassierregiment transplantirt und ihm dadurch eine Menge unfaßliche und widrige Maximen in den Kopf gesetzt habe“; ferner Wieland, Oehlenschläger, der Kapellmeister Reichardt, der in einem Briefe Knebel's vom 8. März 1810 höchst drastisch und erbarmungslos porträtirt wird, der Maler Friedrich, A. von Arnim, der Dichter Zacharias Werner. Von diesem wird erzählt, daß eine pariser Dame, vor der er sich, „nach seiner gewohnten Art“, sehr tief verbeugt, zu ihm gesagt: „Ah, monsieur! est-ce que vous avez laissé tomber quelque chose?“ Uebrigens wird Werner's „Vierundzwanzigster Februar“ von Knebel ein „treffliches Werk des Genie und voll innerer Consequenz“ genannt; Goethe habe geäußert, Werner werde in seinem Leben kein besseres machen. Indeß schrieb ja Werner später noch seinen „Martin Luther“, der, wenn man die gänzlich verunglückte Gestalt der Katharina von Bora und den ebenso verunglückten fünften Act ausnimmt, doch ziemlich noch alles übertrifft, was seit Schiller auf dem Gebiet des historischen Dramas geleistet worden ist Ein hartes Urtheil Henriettens über den „sächsischen Helden Thielmann“ in einem Briefe vom 17. Juni 1809, worin derselbe ein „eitler Mensch, von den Franzosen verlacht, von den Deutschen verachtet“, genannt wird, mag, wie Düntzer bemerkt, als ein „Zeichen der damaligen Mißstimmung“ gelten.

Wir führen nur noch aus dem reichen Vorrath dieses dicken Bandes ein paar Bemerkungen an, die für uns

interessant waren und es hoffentlich auch für unsere Leser sein werden. Knebel schreibt am 17. November 1811:

Was sagt man unsern jungen Leuten vor, als daß sie nützlich, brauchbar werden sollen! Und darin hat man wol recht, aber das Nützliche, Brauchbare erstreckt sich beinahe allein auf den Brot- oder Vermögenserwerb. Ich erinnere mich gar wohl von unserer Jugend her, daß ein „Naturforscher" ein Spottname war, und daß man damit einen Menschen bezeichnete, der sonst nicht viel zu brauchen sei.

Dies stimmt wunderbar zu meiner eigenen Erfahrung, die ich in meiner Jugend gemacht habe. Ein Tertianer auf dem Gymnasium meiner Vaterstadt hatte sich in den Kopf gesetzt, „Naturforscher" zu werden. Die Lehrer, die ja natürlich für den Zögling einer Gelehrtenschule nur die vier Brotwissenschaften: Jurisprudenz, Theologie, Philologie und Medicin kannten, spotteten ihn dafür weidlich aus; das ganze Gymnasium, die halbe Stadt nannte ihn höhnisch, wo er sich sehen ließ, nur den „Naturforscher", bis er dieser ewigen Verhöhnung überdrüßig und von allen Quellen der Naturwissenschaft abgeschnitten, seiner Lieblingsneigung entsagte. Einmal aus seiner Richtung geschleudert, wurde er aber doch etwas Irreguläres — nämlich deutscher Schriftsteller, und jeder weiß, was das sagen will! Wenn man nun bedenkt, daß zwischen der Zeit, von der Knebel spricht, und derjenigen, von der ich spreche, mehr als ein halbes Jahrhundert liegt, so wird man begreifen, daß Alexander von Humboldt recht hatte, wenn er behauptete, daß es bei den Deutschen reichlich zwei Jahrhunderte brauche, um einen Fehler, in diesem Falle ein traditionelles pedantisches Vorurtheil abzulegen, das eine um dieses Vorurtheil einzusehen, das andere um es loszuwerden. Knebel fährt dann fort:

Noch mehr galt dies von einem „Dichter", wie es unserm [...]men, grundbrauchbaren Uz erging. Deshalb sieht es auch an [u]nsern meisten Höfen so aus. Nicht so war es z. B. in Ita[li]en zur Zeit der Medici und lange nachher, wo selbst jeder [vo]rzügliche Geschäftsmann sich bemühte, ein Talent zur Poesie [zu] zeigen u. s. w.

Einmal, im Jahre 1811, macht Knebel die Be[me]rkung:

Es sind jetzt so viel ganz verrückte Bücherschreiber, daß [ma]n es nicht denken sollte; alle wollen Originale sein und [wa]s Außerordentliches sagen. Goethe seufzt darüber und sagt, [das] Talent bestehe in der Verrücktheit, und wenn man ihnen [die]se nähme, so bliebe nichts übrig.

Die Sucht, immer etwas Außerordentliches zu sagen, [ha]t auch noch bis in die neueste Zeit viele sonst treff[lich]e Köpfe zu Grunde gerichtet und ihrer wahren Na[tur] entfremdet. Die Lectüre der Memoiren der Mark[grä]fin von Baireuth veranlassen Knebel im Jahre 1810 [zu] einem Aufschrei des Entsetzens:

Gott ist's möglich! Solches Elend, solche Niederträchtigkeit [und] Roheit! Man möchte die Barbarei fast unter das erste [Gra]d der Natur rechnen — und welche Barbarei herrschte nicht [an] den deutschen Höfen, und herrscht großentheils noch da. [Sol]che Folgen hat nicht das für das arme Deutschland, das [unte]r der Last seiner Barbarei erstickt, und sich auch politisch [nie z]u freien großen Gesinnungen erheben kann. Alles knechti[sche] Dienerei, nirgends freier, edler, wahrer Patriotismus! ...

Mein Schauder bei diesen Nachrichten war tief. Ich hatte mir die Sachen nicht so schlecht gedacht, und konnte mir nicht einbilden, daß Friedrich der Große auf solchem Miste aufgewachsen ist. Manches ist ihm leider noch davon hängen geblieben und läßt sich jetzt leichter erklären.

Eine nur zu wahre Bemerkung ist die von Knebel:

Den guten Menschen fehlt es gar oft nur an Muth; die schlechten belohnen sich selbst gar leicht durch ihre Eitelkeit. Zutrauen hebt auch das schwächste Talent empor.

Henriette stellt in einem Briefe aus Ludwigslust vom 1. October 1810 Ludwigslust und Weimar gegenüber und bemerkt:

Was mir hier wohl thut, ist, daß ich gar keine Spur von dem kleinen Neid und Jalousie finde, der mich in Weimar oft incommodirt hat. Die Leute sehen vielmehr vergnügt aus, wenn die Prinzeß freundlich und oft sogar zärtlich gegen mich ist.

Dagegen wollte ihr der hervortretende Mangel an feinerer und höherer Bildung und der mercantilische Geist der Bevölkerung, der sie übrigens Güte und Treue, „von der man sich im übrigen Deutschland gar keine Vorstellung machen könne", wie der Regierung Milde nachrühmt, sehr wenig behagen. Sie schreibt am 12. August 1812 aus Dobberan:

Prinzeß sagt mir, daß ganz Mecklenburg eigentlich wie eine einzige Handelsstadt anzusehen sei. Aus diesem Handelsgeist kommt ihr Reichthum, aber auch ihr Stolz, und ich sehe, daß die Alten recht hatten, die dem Adel das Handeln verboten und es als eine Erniedrigung angesehen haben; denn gewiß rottet es alle feinern Gefühle gänzlich aus.

Wir lassen diese Behauptung eines Fräuleins von Adel unglossirt; aber wie würde sich Henriette von Knebel erst über unsere Zeit ausgesprochen haben, wo der Handel die erste Potenz alles Lebens und Trachtens geworden ist, wo uns aus den Spalten der politischen Zeitungen täglich lange Zahlenreihen entgegenstarren, wo selbst aus den Lokalblättern Handelsnachrichten und handelsstatistische Nachweise die eigentlich sittlich und intellectuell bildende Lectüre immer mehr verdrängen, wo höchst edle Handlungscommis, die nur leider mit Antonio im „Kaufmann von Venedig" sehr wenig Verwandtes haben, als epische Helden, d. h. als Romanfiguren, uns das Interesse abnöthigen sollen, welches den alten Griechen die Helden Homer's, ein Achilles und Hektor boten!

Wir haben geglaubt, auf den Inhalt dieses Buchs, den wir hiermit keineswegs erschöpft haben, etwas ausführlicher eingehen zu sollen, theils weil die Presse, mit wenigen Ausnahmen, es ziemlich unberücksichtigt gelassen hat, theils weil wir einige werthvollere Mittheilungen daraus dem weitern Kreise literarisch Gebildeter zuzuführen für nützlich hielten. Denn leider wird das Buch, dem wir namentlich in den Kreisen der Höfe und überhaupt der höhern Aristokratie möglichste Verbreitung wünschten, wol schwerlich in vieler Hände gelangen, da es nicht jedermanns Sache ist, ein Werk von 652 eng gedruckten Seiten oder eine ununterbrochene Reihe von 606 Briefen durchzulesen, d. h. ein ganzes Blachfeld umzuwühlen, um daraus so und so viele Unzen reines Gold zu gewinnen. Man darf dem Herausgeber für die Veröffentlichung dieses Briefschatzes wol dankbar sein: aber doch meinen wir,

daß er noch größern Dank verdienen würde, wenn er darauf bedacht gewesen wäre, eine andere Form der Veröffentlichung zu finden, um das Wesentlichste des Inhalts auch dem größern Publikum zugänglich und nutzbar zu machen, was wir gerade bei dieser Publication gewünscht hätten. Leider haben oft gerade die ehrenwerthesten deutschen Autoren — wie uns dies auch von Engländern und Franzosen vorgeworfen wird — bei ihren Publicationen nur einen kleinen Kreis von Gelehrten und Literaturfreunden, statt das nach allgemeiner Bildung trachtende größere Publikum vor Augen. **Hermann Marggraff.**

Zur Kirchengeschichte.

1. Lebenszeugen der lutherischen Kirche aus allen Ständen vor und während der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs von A. Tholuck. Berlin, Wiegandt und Grieben. 1859. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
2. Dr. Albert Hardenberg. Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation. Von W. Schweckendieck. Emden. 1859. Gr. 8. 10 Ngr.

Jedes Verdienst hat ein Recht auf die Feder der Geschichte. Die Berechtigung der Trefflichkeit, durch sie verewigt zu werden, erkennt die Geschichte an; der Verpflichtung in allen Fällen nachkommen und die Forderung vollständig erfüllen kann sie nicht. Für die Geschichte ist die Lebenssphäre entscheidend, welcher das Verdienst angehört, der Wirkungskreis, in dem die Trefflichkeit sich geäußert hat. Nicht weil sie aristokratisch und vornehm, geht die Geschichte an dem Verdienst in entlegener Hütte mit Stillschweigen oder mit oberflächlicher Erwähnung vorüber; weil sie ihr eigenes Wesen zu dem Verhalten zwingt, ignorirt sie jene Trefflichkeit oder verweilt blos kurze Zeit bei derselben. Die Action der Macht auf der politischen Schaubühne ist der eigentliche Nerv und die Domäne der Geschichte; ihr Vorwurf sind Ereignisse und Thatsachen, welche entweder in das Leben der Einzelstaaten und Einzelvölker, oder in den Gesammtorganismus unsers Planeten als epochemachend eingreifen; an dem Großen und Ganzen, an dem intimen Zusammenhang des scheinbar Accidentiellen mit jenem haftet die Aufmerksamkeit und das Interesse der Geschichte. Sie kann nicht, ohne ihre höhern Zwecke zu opfern, sich an das Nebensächliche, an untergeordnete Details in Breite verlieren.

Aber darum geht doch nicht später geborenen Geschlechtern das Andenken an das Verdienst und die Trefflichkeit verloren, welche sich auf einer andern als auf der politischen, auf der specifisch historischen Bühne gezeigt haben. Hülfswissenschaften leihen der Geschichte ihre Unterstützung. Was Klio's Griffel nicht verzeichnet, graben ihre Diener in Erz. Die Specialmonographie, die Geschichte der Wissenschaften, der Erfindungen und Entdeckungen, die Geschichte der Kirche, der Literatur, der Kunst und der Cultur, alle suchen auszugleichen und nachzuholen, was ihre Herrin verabsäumen und vernachlässigen mußte. Und gerade unsere Tage verrathen viel Neigung, die verschiedenen Gebiete der historischen Hülfswissenschaften mit Sorgfalt zu cultiviren. Wie viel Kunst- und Culturgeschichten, welche Menge von literarhistorischen Monographien haben nicht die letzten Jahrzehnde hervorgebracht! Auch die theologische Wissenschaft kann sich hier wahrlich über keine Vernachlässigung beklagen; namentlich haben wir seit längerm eine sehr beträchtliche Anzahl biographischer Arbeiten auf diesem Felde erhalten, und ein guter Theil der Kritiken, welche von dem Berichterstatter seit ein paar Jahren für d. Bl. geschrieben worden, beziehen sich auf derartige Erscheinungen. Auch heute liegen zwei weitere Beiträge aus dem Kreise der Beurtheilung vor. Mit so vieler Befriedigung auf der einen Seite dieses Anwachsen der kirchenhistorischen Literatur erfüllen muß, es hat dasselbe andererseits denn doch auch sein Bedenkliches. Es dürfte von der Theologie gelten, was von der Kunst gilt. Zeiten, welche große Kunstschöpfungen entstehen sahen, hatten keine Kunstgeschichten, keine Kunsttheorien und keine vielbändigen Handbücher der Aesthetik, weder des Häßlichen noch des Schönen; wo und wann die Kunst dagegen matt und siech danieder lag, wo und wann es an Werken eines großen schöpferischen Genius fehlte, da schrieb man eifrig und viel über Wesen und Begriff, über Vergangenheit und Geschichte der Kunst. Die poetische Literatur unserer Epigonenära ist arm an Erscheinungen von durchschlagendem Erfolg und bleibendem Werth, aber wie viele Literaturgeschichten verzeichnen nicht alljährlich unsere Bücherkataloge! Wir fürchten, es wird der gleiche Rückschluß auf die Theologie jüngsten Datums gemacht werden müssen, trotz der Innern Mission, der Vereine zur Heiden- und Judenbekehrung, zur Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, trotz aller Bibel- und Betstunden, trotz der Krankenhäuser der Barmherzigkeit und der übrigen Anstalten, in denen das unendliche Erbarmen der Menschen mit der Menschen unendlichem Elende werkthätig ringt. Noch ein zweites will beobachtet sein. Einst war die Theologie an den Universitäten und in dem Leben die dominirende, fast die einzige Wissenschaft; im Mittelalter die Universität beziehen, hieß kurzweg Theologie studiren. Seitdem hat sich das Verhältniß geändert. Die Theologie ist längst nicht mehr die ausschließliche Wissenschaft und das Interesse der Nation nicht auf Theologie allein, auf deren dogmatische Händel u. s. w. gerichtet. Die Verfasser der Arbeiten, von welchen wir handeln, scheinen nicht selten dieses veränderte Verhältniß zu verkennen. Sie scheinen zu glauben, es genüge schon völlig, wenn jemand als Theolog im Reformationszeitalter oder in den nächstfolgenden Jahrhunderten gelebt und gewirkt habe, um durch diese ebenso zufällige als gleichgültige Thatsache zu einer Lebensgeschichte bestens legitimirt und qualificirt zu sein. An Leichensteinen, dünkt uns, welche keine andere Inschrift tragen als die Worte: „Ich aß und schlief, ich betete viel und stritt weidlich!" sollte man still vorübergehen. Denn was in aller Welt wird dadurch gewonnen, daß ihr diese Todten aus ihren Gräbern noch einmal an das Licht des Tags citirt? Die Citation nutzt weder den Todten noch nutzt sie sonst jemand, am allerwenigsten der Wissenschaft. Der Geistliche oder Laie, von dem eben nur zu erzählen ist, daß er sehr fromm und gottesfürchtig gewesen, daß er etwa in dem Streit über die Abendmahlslehre, über die Concordienformel u. s. w. eine bestimmte Stellung eingenommen und seinen Standpunkt mit der starrsten Atrocität gegen Andersdenkende verfochten hat, ein solcher Mann hat gerade ebenso viel Recht und Anspruch darauf, daß seine Bekanntschaft der Nachwelt in einer eigenen Lebensgeschichte vermittelt werde, als der Schneidergeselle, der zeitlebens nichts anderes gethan als Röcke und Westen zusammenzunähen. Beide haben als fleißige Arbeiter, wie deren in jedem Jahre Millionen geboren werden, gewirkt, was ihres bezahlten Berufs war oder was mit ihren natürlichen Neigungen und beschränkten Fähigkeiten übereinstimmte, und höchstens der Unterschied wäre vorhanden, daß der Handwerker Gegenstände lieferte, welche, nützlich und brauchbar, wirklich ihren Zwecken mehr oder minder entsprochen, während der fromme Kampfhahn nichts zu Tage gefördert, von dem seine Nebenmenschen Freude oder Gewinn gehabt hätten.

Es trifft diese letztere Bemerkung durchaus das Buch von Tholuck: „Lebenszeugen der lutherischen Kirche u. s. w." (Nr. 1). Machen wir uns mit demselben bekannt.

In einer Vorrede wahrt sich der Verfasser zunächst seinen Standpunkt, den wir gern gelten lassen. Wie seinen „Wittenberger Theologen" die Tendenz untergelegt worden, die orthodoxe Theologie des 17. Jahrhunderts verächtlich machen zu wollen, so dürfte von manchen die Verherrlichung derselben als die Absicht der vorliegenden Schrift angesehen werden. Aber bei beiden Werken habe keine andere Tendenz obgewaltet als die historische, die Zeit zu zeigen, wie sie war. Wie jenes, sei auch dieses Werk ein Ausschnitt aus seinen historischen Studien. Die zweite Abtheilung seiner Vorgeschichte des Rationalismus, „Das

kirchliche Leben des 17. Jahrhunderts", habe fertig vor dem Verfasser gelegen; bei ihrer Ausarbeitung hätte sich ergeben, daß so vieler hervorragender Persönlichkeiten der Kirche Erwähnung gethan werden mußte, von denen gegenwärtig kaum der Name bekannt ist. Diese der Gegenwart bekannter zu machen, als es bei vorübergehender Erwähnung im Verlaufe der Geschichte geschehen konnte, und ihnen zur gebührenden Anerkennung und Ehre zu verhelfen, sei die nächste Absicht bei der Zusammenstellung der „Lebenszeugen" gewesen. „Ich leugne nicht", fährt Tholuck fort, „daß bei diesen Studien mir die lutherische Kirche in ihrer Lehre, in ihren Instituten und in vielen ihrer Repräsentanten sehr theuer geworden, und daß ich damit auch das Streben derjenigen habe besser würdigen lernen, welche in unserer Zeit den Neubau der Kirche auf ihren historischen Grundlagen sich haben am Herzen liegen lassen. Wie sehr es noth thut, einem diffluirenden Subjectivismus und seinen luftigen Phantasmagorien gegenüber die Kirche auf die historische Basis ihres Bekenntnisses zu gründen, wird je länger je mehr offenbar. Doch bin ich, indem ich dieses ausspreche, fern davon, demjenigen Confessionalismus das Wort zu reden, welcher in der Repristination der Vergangenheit mit Haut und Haar das Heil der Gegenwart sieht, jenem judaisirenden Particularismus, welcher das «Eine ist meine Taube» zum Wahlspruch macht und die Charismen verkennt, welche andern Kirchen gegeben sind. Es ist Stahl, von welchem der Ausspruch gethan worden: «Es ist wahrhaft geschichtlich, daß die Geschichte nicht auf die Vergangenheit zurückgewiesen, sondern das unausgesetzte Werden in ihr erkannt werde, und es ist wahrhaft religiös, daß der göttlichen Führung nicht eigenmächtig an den frühern Bildungen, gleichsam an ihrem unübertrefflichen Werke, eine Schranke gesetzt, sondern die neue künftige Gestaltung in unterordnender Hingebung von ihr angenommen werde» («Rechtsphilosophie», I, 581). Mag auch die lutherische Kirche sich in strenger Continuität mit ihrer historischen Vergangenheit aufbauen — Schwächen und Irrthümer in dieser anzuerkennen, davon sollte dies doch nicht abhalten, mithin auch davon nicht, auf dem alten Grunde weiter zu bauen und den von der Entwickelung selbst indicirten gottgewollten Fortschritt zu vollziehen, zu welchem Fortschritte ich allerdings auch die Erkenntniß der Ueberspannung des Gegensatzes zur evangelischen Schwesterkirche rechne."

Die 28 Bogen enthalten die Charakterskizzen von 53 Männern, deren Leben es beweist, daß selbst mitten unter den Schrecknissen und Verheerungen des Dreißigjährigen Kriegs die Kirche immerhin singen konnte: „Gottes Brünnlein hat Wassers die Fülle." Zuerst werden acht fürstliche Personen abgehandelt, nämlich Kurfürst August I. von Sachsen, Joachim Ernst von Anhalt, Herzog Philipp II. von Pommern, Herzog Sigismund August von Mecklenburg, Herzog Johann III. von Weimar, Herzog Ernst der Fromme von Gotha, Landgraf Georg II. von Hessen-Darmstadt und der Erbprinz Anton Heinrich von Oldenburg. Mit Ausnahme vielleicht des Erstgenannten geht die Geschichte an diesen Fürsten mit Stillschweigen vorüber; sie haben nichts geleistet, was des Wiedererzählens werth wäre. Höchstens Genealogen und Heraldiker mögen die Namen in ihren Tabellen verzeichnen. Tholuck fühlt sich gedrungen, ihr Andenken zu erneuern, weil die Leute eine kirchliche Gesinnung gehabt und einen kirchlichen Wandel geführt. Sie sind eifrig im Gebet gewesen, haben fleißig die Schrift gelesen, haben Kirchen gebaut und beschenkt, auch Schulen errichtet, sich von orthodoxen Geistlichen leiten lassen — und das ist alles! Dafür werden sie gefeiert. Sicher ist Frömmigkeit ein moralisches Verdienst, aber Frömmigkeit allein ist kein historisches Verdienst. Möglich, daß es für den Fachtheologen einigen Reiz hat, sich durch diese Berichte hindurchzuschlagen, welche sich sämmtlich wie ein Ei dem andern gleichen; für Leser mit allgemeinern Bedürfnissen ist die Monotonie des Stoffs unerträglich, weshalb wir hier auch auf jede nähere Inhaltsangabe verzichten. Auch muß der kritisch gebildete Leser an den übertriebenen Lobsprüchen Anstoß nehmen, die einzelnen Fürsten wegen ihrer Frömmigkeit ganz allgemein gespendet werden, als wären sie die größten Helden, Staatsmänner und Weltweisen gewesen, von denen die Geschichte zu berichten hat. Was soll man dazu sagen, wenn es z. B. von dem Herzog Ernst von Gotha heißt (S. 50): „Wir führen einen Fürsten vor, in welchem sich der große Mann und der Regent mit dem lautern Christen auf eine solche Weise zur Harmonie verbindet, wie vielleicht bei keinem andern Fürsten der evangelischen Kirche weder vor ihm noch nach ihm" — was soll man dazu sagen? Also daß nur eiligst die historischen Handbücher corrigirt werden und die Kinder in den Schulen es fortan lernen: Herzog Ernst der Fromme ist der größte Fürst des protestantischen Deutschland gewesen! Ebenso einseitig und willkürlich verfährt der Verfasser, wenn er August I. „den größten unter den sächsischen Regenten" nennt. Was ist Kurfürst August auch nur gegen seinen Bruder, den genialen Moritz, der bei Sievershausen fällt? Die Geschichte berichtet von August, daß er ein durchaus schwacher und unbedeutender Regent war, der sich vollständig von seiner Gattin Anna von Dänemark bis zur Willenlosigkeit lenken und leiten ließ, den die Geschichte gar nicht erwähnen würde, fiele nicht in seine Regierungszeit die Concordienformel und hätte er sich durch die Härte der Verfolgung gegen die Kryptocalvinisten nicht berufen gemacht. Auch die Curiosität erzählt die Geschichte von dem frommen Herrn, daß der sechzigjährige Fürst nach dem Tode Anna's zu einer zweiten Ehe mit Agnes Hedwig von Anhalt schritt und das Beilager am 3. Januar 1586 zu Dessau mit einer noch nicht dreizehnjährigen Braut gehalten. Auch konnte es der fromme Herr ganz gut mit seiner Frömmigkeit vereinigen, daß er, als seine erste Gattin auf dem Todbette lag, sich die sieben Wochen, welche die Krankheit dauerte, keinen Augenblick aus Furcht vor Ansteckung bei der Leidenden sehen ließ. Aber doch ist er nach Tholuck „Sachsens größter Fürst".

Auf die acht Fürsten folgen neun „Adeliche und Staatsmänner": der dänische Reichsrath Holger Rosenkrands; Leonhard von Kottwitz; Dietrich von Reinkingk, Kanzler von Schleswig-Holstein; Gallus von Raegknitz; Friedrich Lenz, Kanzler von Rudolstadt; Anton Wolf, Kanzler von Oberhessen; Christoph Fochtner, Kanzler von Mömpelgard; David von Schweinitz, Landeshauptmann zu Liegnitz; und endlich Michael Moscherosch, hanauischer Kammerpräsident. Der Abschnitt „Militärs" weist nur den einen Colchum von Lohausen auf, mecklenburgischen Commandanten und Kriegsrath. Alsdann lernen wir sieben oder vielmehr acht Theologen kennen: die beiden Brüder Tarnov in Rostock, Wolfgang Franz in Wittenberg, Johann Gerhard in Jena, Johann Quistorp in Rostock, Balthasar Meisner in Wittenberg, J. Matthäus Meyfarth in Erfurt und Johann Smid in Strasburg. Alle waren Professoren der Theologie, und es scheint fast, als wolle der Verfasser überhaupt nur solche als Theologen gelten lassen. Denn die „Geistlichen" bespricht er später in einer eigenen Kategorie. Die Juristen werden unter den „Lebenszeugen" durch den Professor und Geheimrath Johann Brunnemann vertreten; die Mediciner stellen zwei der Ihrigen, Kaspar Bartholinus, Professor der Medicin und Theologie in Kopenhagen, und Daniel Sennert, Professor der Medicin in Wittenberg, als Contingent, und ebenso viel die Philologen, nämlich Kaspar von Barth und Simon Dach. Ansehnlicher ist die Zahl der „Geistlichen und Schulmänner": es werden uns vorgeführt Polykarp Leyser, Hofprediger in Dresden; Johann Arnd, Generalsuperintendent in Celle; Valerius Herberger, Prediger in Fraustadt; Daniel Dilger und Michael Blanck, Prediger in Danzig; Christoph Leibnitz, Pfarrer in Nürnberg; Kaspar Brochmand, Bischof von Seeland; Hermann von Köben, Pastor in Lissa; V. Andreä, Hofprediger in Stuttgart; Dienesen Jersin, Bischof in Riepen; Johann Joachim Schüelin, Stiftsprediger in Stuttgart; Johann Saubert, Pfarrer in Nürnberg; Arnold Mengering, Superintendent in Halle; Michael Dilherr, Pfarrer in Nürnberg; Johann Schübel, Hofprediger in Stuttgart; Joachim Lütkemann, Generalsuperintendent in Wolfenbüttel; Johann Heinrich Ursinus, Superintendent in Regensburg; Joachim Schröder, Pastor in

Rostock; Paul Egard, Pastor zu Nottorp in Holstein; Siegmund Evenius, Schulrath in Weimar; endlich Rupert Melden. Es gilt hier durchaus ganz das Nämliche, was wir bei den biographischen Mittheilungen der fürstlichen Personen bemerkten: die Leute sind durch nichts ausgezeichnet, man müßte denn eine strenge Orthodoxie für eine solche Eigenschaft anerkennen wollen. Nicht wenige trifft außerdem der Makel, daß sie zelotische Zionswächter waren, blinde Eiferer für ein starres, dogmatisches Lutherthum, welche durch leidenschaftliche, ungemäßigte Hitze vielfach Anstoß erregten und geradezu Aergerniß gaben. Tholuck verschweigt das nicht, aber der stehende Refrain lautet immer: der Betreffende zeichnete sich durch eine lautere Frömmigkeit aus und deshalb verdient er einen Ehrenplatz unter den „Lebenszeugen". So heißt es z. B. S. 392 von dem rostocker Pastor Joachim Schröder: „Ein Bußprediger, welcher sich von seinem gesetzlichen Eifer dazu hinreißen läßt, als ein anderer Capistran die herrschende Unsitte bis auf die Schuhschnäbel und Rockschwänze herab in seinen Predigten zu verfolgen und nicht selten die Kanzel durch Scurrilität zu profaniren, den wir aber, da sein Eifer nicht blos ein rhetorisches Echauffement, sondern ein treu gemeinter Eifer für das Haus des Herrn, und da seine kirchlichen Verbesserungsvorschläge von einem richtigen Blicke in die Gebrechen der Kirche zeugen, dennoch hier aufnehmen durften." Das ist eine Auffassung, die wir als die unserige zu adoptiren uns in keiner Weise entschließen können. In dem Abschnitt über Simon Dach, dem wir leicht begreiflich ein besonderes Interesse zuwandten, findet sich auch nicht das Allermindeste, was neu oder auch nur charakteristisch ausgedrückt wäre; die allbekanntesten Notizen aus dem äußern Leben des königsberger Dichters werden zusammengereiht; von dem Freundeskreise, dessen hervorragendstes Mitglied Dach war, heißt es, daß hier ein anderer Ton angeschlagen worden, als der in einem ähnlichen dichterischen Freundeskreise es gewesen, unter den Vertrauten des halberstädtischen „Hüttchens", um Vater Gleim. Das Band jenes Kreises sei die „Heiterkeit einer sittlichen Herzensgemeinschaft vor Gott". Uns will bedünken, die Heiterkeit dieses Kreises war, wie sich dieselbe wenigstens in den Dichtungen der Mylius, Roberthin, Dach u. s. w. documentirt, ein schwermüthiger, düsterer Ernst, der nicht sowol das „Lerne zu leben!" sondern das „Lerne zu sterben!" zu seinem Wahlspruch gemacht hatte. Es folgt alsdann ein Auszug aus der Charakteristik Dach's bei Gervinus, und der Abschnitt schließt: „Leider ist uns über die Geschichte von Dach's innerm Leben nichts Näheres berichtet. Die Zeit, in welche seine Blüte fällt, war eine für Königsberg theologisch sehr bewegte. Um dem lutherischen Eifer ein Gleichgewicht zu geben, hatte der Kurfürst für gut befunden, der dortigen Universität den helmstädter Synkretismus einzupflanzen, gegen welchen der feurige Myslenta sein Schwert schwang. An diesen Streitigkeiten scheint der sanftmüthige Dach keinen Antheil genommen zu haben, es heißt, daß er allen Parteien mit Ehrerbietung begegnet sei und das Wohlwollen aller seiner Collegen genossen habe. Aus der katholisirenden Richtung jener Synkretisten erwuchs ihm übrigens noch die bittere Frucht, daß einer seiner Söhne zur römischen Kirche übertrat. Es werden uns diejenigen theologischen Schriftsteller angegeben, die er am liebsten las, und unter diesen sind nur die Vertreter einer ernstern, praktischen Frömmigkeit und kirchlichen Gesinnung, Thomas a Kempis, Arnd, Gerhardt, Meyfarth, Saubert, Nikolaus Hunnius, Philipp Nicolai, außerdem der praktisch-ernste, obwol in der Lehre verdächtige Hohburg." Wie am Ende jeder Biographie, werden auch bei dieser die benutzten Quellen angegeben: Baier in Lilienthal, „Erläutertes Preußen", und von Winterfeld, „Der evangelische Kirchengesang". Freilich, wenn man sich für Dach auf diese Quellen allein beschränkte, konnte mehr und Besseres allerdings nicht geboten werden. Man sieht, der wegen seiner umfassenden theologischen Kenntnisse mit Recht gefeierte Verfasser bewegt sich in der Literaturgeschichte auf einem ihm fremden Gebiete.

Den Schluß des Werks macht die Kategorie „Bürger und Landleute", in welche der bekannte Mystiker und Schuhmacher Jakob Böhme, der Landmann Paul Math und Pantel Trappe, Rathsherr in Havelberg, aufgenommen sind. Nach dem Geständniß des Verfassers machte ihm die Auffindung von Persönlichkeiten gerade aus dem Bürger- und Handwerkerstande für den Zweck seiner Sammlung besondere Schwierigkeit, weil von denen, die einfach und in schlichter Treue gegen ihre Kirche ihren Weg durchs Leben gewandelt sind, die Kirchengeschichte, die ja noch immer verschmähe, in die niedern Schichten des Volkslebens herabzusteigen, nichts berichtet. „Nur wo Laien die kirchlichen Ordnungen und Lehrnormen überschritten haben, hat die Kirchengeschichte ihrer gedacht. Um so häufiger aber nahm der lebendigere Laienglaube eine heterodoxe Färbung an in einer Zeit, wo schon ein Arnd'sches Christenthum Verdacht der irrigen Lehre erweckte, und so die Geistlichkeit selbst den einfachen Laien über Arnd hinaus zum Weigelianismus oder Separatismus hintrieb." In der That, die Stellung lutherischer Laien der niedern Stände, welche zu tieferm religiösen Bedürfniß erwachten, war damals eine trostlose. Die Kanzeln boten, anstatt nährendes Brot zu spenden, die Dornen und Disteln der Controverspredigten. Dazu lagen auch draußen auf den Schlachtfeldern die zwei oder drei Confessionen miteinander im Kampfe. In der Einleitung zu der Charakteristik von Paul Math lesen wir (S. 441): „Ein Kupferstich aus dem Jahre 1624 stellt auf der einen Abtheilung das Innere einer Kirche vor: Altar und Stühle sind mit herumlaufenden Tapeten bedeckt, die Kanzel steht leer. In der Mitte steht der Papst mit der dreifachen Krone, der sich mit beiden Händen die Ohren zuhält; zu seiner Rechten steht Luther im Chorrock, der sich mit der Rechten am Kopfe kratzt und den ihm in kurzem Mantel und Wams gegenüberstehenden Calvin bei seinem langen Barte zerrt, wogegen ihm Calvin ein Buch an den Kopf zu werfen droht. Luther tritt mit Füßen auf eine päpstliche Bulle, Calvin auf eine Bischofsstatue. Die andere Abtheilung stellt einen Hirten dar, mit gefalteten Händen und wehmüthigem Blick gen Himmel schauend und auf den Knien liegend. Unter ihm steht das Wort «Einfalt» und um ihn herum laufen die in der Irre gehenden Schafe. Vom Himmel aus den Wolken schaut Gott der Herr auf den Betenden. Der angefügte gedruckte Text lautet:

> Ach Herr Gott, ein elends Wesen,
> wir können weder schreib'n noch lesen,
> seyn ungelehrt, einfältig Leut,
> verstehen nicht den grosen Streit,
> so alle Lehrer täglich treiben
> in dem Predigen und Schreiben,
> werden im Glauben nur verirrt,
> mancher gar Epikurisch wird,
> oder lebt so hinein in den Tag,
> daß er gar nichts mehr glauben mag."

Vielleicht das ansprechendste und bedeutendste Kapitel in dem Buche ist der auch räumlich hervorragende Abschnitt über Böhme. Jakob Böhme ist 1575 in Altseidenberg als der Sohn eines wohlhabenden Bauers geboren. Wegen Körperschwäche wurde der Sohn für ein Handwerk bestimmt und zu einem Schuhmacher in die Lehre gethan. Es ist bezeichnend für seine nachmalige Richtung, daß eine Tradition ihn schon als Lehrling von seinem Meister aus dem Hause getrieben werden läßt, weil der Mann „keinen Hauspropheten in seiner Umgebung haben wollte". Auf der Wanderschaft kam Böhme 1593 nach Görlitz. Dort erwarb er sich das Bürger- und Meisterrecht, und lag so treu und fleißig seinem Berufe ob, daß er sich eine eigene Schuhbank und ein eigenes Häuschen erwerben konnte. Sein innerer Geistesdrang ließ ihn jedoch nicht lange bei dem Gewerbe beharren: im Jahre 1613 verkaufte er seine Schuhbank und begann seine religiösen Speculationen als „Morgenröthe im Aufgange" durch den Druck zu veröffentlichen. Schlesien war damals ein Sammelplatz von Separatisten, namentlich war die Schwenkfeld'sche Mystik stark in Görlitz vertreten, und mit Männern aus diesem Kreise, mit Cober, Curz, Roth, Scultetus, Balthasar Walther, Karl von Ender u. a. war auch Böhme in nähere Berühru-

gekommen. Durch diese Bekanntschaft wurde ihm insbesondere Lectüre vermittelt. Nach Inhalt und Form weisen seine erbaulichen Abhandlungen auf die Kenntniß von Tauler und Suso hin; seine Terminologie wie der Inhalt seiner Lehre zeigen, daß er mit den deutschen Schriften des Paracelsus genau bekannt gewesen. Den Grund seiner Frömmigkeit hat er jedoch nach Tholuck aus der Heiligen Schrift geschöpft. Sein Streben nach theosophischer Einsicht sei auch nicht seiner Frömmigkeit vorangegangen: was er zunächst gesucht hat, ist der Frieden des Herzens gewesen. Aus seiner praktischen Frömmigkeit ist seine Theosophie geboren worden. Uebrigens gerieth der schriftstellernde Schuhmacher binnen kurzem mit der Geistlichkeit und dem Magistrat in Conflict, indem jene ihn bei diesem verklagte. Verhaftet konnte Böhme nur die Freiheit gegen das Versprechen wiedererhalten, der Schriftstellerei zu entsagen. Fünf Jahre hielt er das Versprechen, dann konnte er dem innern Drange nicht mehr widerstehen: „weil ich in Kraft und Licht erkenne, daß es eine lautere Gabe von Gott ist, der mir noch also einen treibenden Willen dazugibt, daß ich schreiben muß, so soll ich Gott mehr gehorsam sein als den Menschen, damit mein Bisthum nicht von mir genommen werde und einem andern gegeben, welches mich wol sollte ewiglich gereuen." In rascher Folge wurden mehr als dreißig kleinere Schriften und Tractate niedergeschrieben. Abermals trat die Geistlichkeit mit einer Klage auf; der Primarius Gregorius Richter scheute sich nicht, diesen „Halunken", wie er ihn nannte, als Verräther der Kirche und der Sakramente zu belangen, der sich alle Tage in Bier und Branntwein vollsaufe. „Er wüthete", schreibt Böhme, „also heftig wider mein gedrucktes Büchlein, als hätte es ihm seinen Sohn gemordet und all sein Gut verbrannt, und also hat er einen Haufen Lügen wider mich ausgeschüttet neben leichtfertiger Ehrenrührung." Böhme wurde vor den Rath geladen und bedeutet, „seinen Stab fürder zu setzen". Der Ausgewiesene erhielt eine ehrenvolle Einladung nach Dresden durch den kurfürstlichen Hofarzt Benedict Hinkelmann, der sich für seine Schriften interessirte. Doch erfolgte kein thätiger Schutz oder eine Anstellung, wie der Gast erwartet hatte, und auf die Kunde, daß der Pöbel in Görlitz auf die Anreizungen des Primarius hin sein Haus gestürmt, verließ er Dresden nach sechswöchentlichem Aufenthalt, und nach einem inzwischen abgestatteten Besuche auf den Gütern seiner Freunde von Frankenberg und von Schweinichen, wo er bedenklich erkrankte, ließ er sich nach Görlitz schaffen. Er sollte *nicht* wieder genesen; er erlag der Krankheit am 17. November 1624. Mit Indignation wendet sich Tholuck gegen das schroffe, abfällige Urtheil, welches neuerdings über Böhme gefällt worden ist. „Nur dem gebildeten Ausdrucke, nicht der Sache nach günstiger", lesen wir S. 429, „als das Urtheil des görlitzer Primarius lautet das eines neuern lutherischen Theologen, nach welchem Böhme's System ein menschliches Werk ist, ausgeführt unter gigantischen Anstrengungen, durch welche er eine höhere *Erkenntniß* ertrotzen und erzwingen wollte und zuletzt auch empfangen zu haben sich einbildete, vollendet unter dämonischen Einflüssen, die seine Affecte steigerten, seine Kräfte emporhoben, seinen Stolz stachelten und ihn der Sphäre sowol der Gnade als der Natur entrückten." Das Urtheil findet sich im Jahrgang 1841 der „Zeitschrift für lutherische Theologie". Milde und fein ist die Ironie, aber wirksam und zutreffend, wenn Tholuck hinzufügt: „Doch erklärt derselbe Theolog, daß er sich des Studiums von Böhme enthalten habe, um Gott nicht zu versuchen." Nicht mit unbedingter Anerkennung, aber doch stets mit ehrender Achtung reiht der Verfasser an seine Mittheilungen aus dem äußern Lebensgange Böhme's die Kritik seiner Schriften, seiner Stellung in der Kirche und zu derselben. Wir heben die folgende Stelle heraus: „Der Hauch eines durch den Tod des alten Menschen hindurchgedrungenen neuen Geisteslebens weht den Leser aus allen denjenigen Schriften Böhme's an, welche einen populären, praktischen Charakter an sich tragen, am unverkennbarsten in den sechs unter dem Namen «Der Weg zu Christo» später herausgegebenen kleinen Schriften. Welche Demuth, welche reine Gebetsflamme, welche Einfalt und zugleich welcher Adel der Sprache! Das Gespräch des Schülers mit dem Meister kann sich dem schönsten dieser Art bei Suso zur Seite stellen. Böhme ist aber auch nicht Philosoph, sondern Theosoph, Repräsentant einer Speculation, welche nicht aus eigener Vernunft und Kraft die Wahrheit zu finden bekennt, sondern aus einer durch Christum gereinigten Seele nach dem Wort der Schrift: «Nur in deinem Lichte sehen wir das Licht.»"

Sehr fleißig, sehr gründlich ist die Biographie Hardenberg's von Schweckendieck (Nr. 2) gearbeitet, doch fürchten wir, ward der achtbare Fleiß und die gediegene Sorgfalt auf einen wenig dankbaren Stoff verwandt. Der Biograph muß selbst gestehen, daß Hardenberg durchaus kein bedeutender Charakter. Das Interesse aber, welches weitere Kreise dem Unbedeutenden entgegentragen, kann selbstverstanden immer nur ein geringes, ein untergeordnetes sein. In einem Gymnasialprogramm mochte die Abhandlung ganz an ihrem Orte sein; dort stellte sie dem Verfasser ein würdiges Testimonium diligentiae aus. Aber der Specialabdruck scheint uns keineswegs gerechtfertigt. Denn der dem Inhalte nach unbedeutende Gegenstand ist auch ein für die Behandlung spröder und wenig ausgiebiger Stoff; die Darstellung kann nirgends einen höhern Aufschwung nehmen, sie ist dürr und trocken. Für derartige Schriften hat das Heute kein Publikum.

Albert Rizäus Hardenberg wurde im Jahre 1510 zu Hardenberg, einem Flecken der niederländischen Provinz Overyssel, geboren. Sein Familienname war wahrscheinlich Rizäus und nach der Sitte der Zeit nannte er sich nach dem Geburtsorte. Seine Aeltern befanden sich im Wohlstande; sie waren mit dem Papste Hadrian VI. verwandt. Der Knabe kam zur Vorbereitung auf den geistlichen Stand nach Gröningen, wo er in die Schule des Bundeshauses eintrat. Später ging er in das berühmte Bernhardinerkloster Adwerd oder Adourd über, dessen damaliger Abt ein Verwandter Hardenberg's gewesen sein soll. Vielleicht hätte es sich empfohlen, wenn der Verfasser sein einförmiges Referat dadurch etwas colorirt hätte, daß er bei dieser Gelegenheit einen Excurs einlegte, in welchem er sich über die niederländischen Humanistenschulen, über die Wessel, Gerard Groot u. s. w. verbreitete. In einem Alter von 20 Jahren, um 1530, bezog Hardenberg die Universität Löwen, um sich der Philosophie und Theologie zu widmen. Dort herrschte damals derselbe Geist wie in Köln, wenigstens unter den Theologen, welche, mit den Kölnern eng verbündet, gegen die erleuchtetern Geister des Jahrhunderts den heftigsten Kampf führten. Unserm Studenten behagte die Richtung nicht; mit einzelnen Schriften der Reformatoren bekannt, mußten auf ihn die Vorträge der rechtgläubigen Professoren oft gerade den entgegengesetzten Eindruck machen. Im Jahre 1537 von Löwen als Baccalaureus scheidend, lag es in seiner Absicht, Italien zu besuchen, ein Vorhaben, welches indeß scheiterte, da er auf der Reise zu Frankfurt a. M. lange und gefährlich erkrankte. Genesen lockte ihn das nahegelegene Mainz, wo er 1539 die Würde eines Doctors der Theologie erhielt. In seinen Vorlesungen und bei Disputationen fanden sich viele Berührungspunkte mit den Lehren der Reformatoren, namentlich wurde die paulinische Lehre, daß der Mensch vor Gott gerecht werde durch den Glauben und nicht durch die Werke, auf welcher die ganze Reformation der Kirche sich gründet, von ihm mit aller Kraft hervorgehoben und gründlich und klar entwickelt. Deshalb gerieth er in Conflict mit den Anhängern des Altes; es wurde zu Löwen über ihn Gericht gehalten, seine Bücher wurden verbrannt und er selbst ausgewiesen. Er erkannte, daß er an einen Scheideweg gekommen; doch den Weg der Reformation einzuschlagen, trug er noch unter innern Kämpfen Bedenken, bis der Einfluß seines Freundes Lasco, der des Glaubens wegen seinen Bischofssitz und die reichsten Pfründen aufgegeben, den Zweifeln ein Ende machte.

Hardenberg wandte sich im Jahre 1542 nach Wittenberg und damit beginnt für ihn ein neuer Lebensabschnitt. Von Melanchthon, dem er sich mit Hingabe anschloß, empfoh-

len, erging 1544 an ihn die Aufforderung des Kurfürsten von Köln, Hermann von Wied, ihm bei der Durchführung der Kirchenreformation in seiner Diöcese Beistand zu leisten, zunächst aber auf dem bevorstehenden Reichstage zu Speier ihn und sein Werk gegen die Angriffe seiner Feinde zu vertheidigen. Gern und willig folgte er dem ehrenvollen Rufe, es kam jedoch zu Speier nicht zur Verhandlung über die Reformation des Erzbischofs von Köln, weil politische Verhältnisse Kaiser Karl bestimmten, die Sache zu vertagen. Nach dem Frieden von Crespy schritt Karl mit Gewalt gegen die kölner Reformation ein; Hardenberg wirkte inzwischen an verschiedenen Orten als Reiseprediger und Schriftsteller. In Basel und Zürich erwarb er sich die Freundschaft der schweizer Reformatoren Konrad Pellicanus und Heinrich Bullinger, was später von seinen Gegnern dahin ausgelegt wurde, er habe schon damals einen großen Hang zu Zwingli's Lehre gehabt. Nach verschiedenen Zwischenfällen kam Hardenberg 1547 als Domprediger nach Bremen. Als Kanzelredner war er sehr beliebt; obwol zu dem Dome keine besondere Gemeinde gehörte, so strömte doch stets eine große Menschenmenge zu seinen Predigten. Auch im geselligen Leben war er gern gesehen und die einflußreichsten und gebildetsten Männer suchten seinen Umgang und schenkten ihm ihre Freundschaft, zumal nachdem er sich mit Gertrud Syssinge, einer gelehrten Frau, die mit Lasco lateinische Briefe wechselte, verheirathet und einen eigenen Hausstand begründet hatte. Nur mit den Amtsgenossen wurde das Verhältniß bald getrübt. Die städtischen Prediger waren in der Lehre streng lutherisch, während Hardenberg, der Freund Melanchthon's, Bucer's, Lasco's, einen freiern Standpunkt in der Theologie einnahm. Daß der Streit nicht sofort zum offenen Ausbruch kam, lag nicht sowol darin, daß Hardenberg seine abweichenden Meinungen furchtsam zurückhielt, als vielmehr darin, daß das Interim die ganze protestantische Kirche bedrohte. Die gemeinsame Gefahr ließ die Verschiedenheit der Lehre über einige Punkte vergessen und vereinigte die streitenden Parteien der Protestanten auf dem gemeinsamen Glaubensgrunde zu einmüthigem Handeln. Kaum aber war die Gefahr vorüber, als auch in Bremen wie an so vielen andern Orten die Streitigkeiten unter den Geistlichen von neuem begannen; in jener Stadt entbrannten sie aufs heftigste, als Tilemann Heßhus (wir haben die Biographie des Mannes in Nr. 32 d. Bl. besprochen) gegen Ende des Jahres 1559 als Superintendent nach Bremen gekommen war. In seiner herausfordernden, brüsken Weise erklärte der letztere sofort, er werde das ihm zugedachte Amt nicht annehmen, solange ein Irrlehrer wie Hardenberg an dem nämlichen Orte noch Prediger sei. Der Rath ordnete eine Disputation zwischen den beiden Gegnern an; der Erzbischof und das Domkapitel verboten, nachdem sie dem Rathe vergeblich Vorstellungen gegen die Disputation gemacht hatten, sich mit Heßhus in eine Unterredung einzulassen. Deshalb erschien Hardenberg an dem bestimmten Tage nicht, und obwol der Bürgermeister von Büren für ihn auftrat, ward er von der Versammlung für einen Zwinglianer erklärt und in den Bann gethan. Auf seinen Protest mengten sich die Stände des niedersächsischen Kreises in die Angelegenheit. Nach vielfachem Berathen und Verhandeln erging der Spruch, nach welchem Hardenberg innerhalb vierzehn Tagen seines Amts entsetzt werden, nicht allein aus Bremen, sondern aus dem ganzen niedersächsischen Kreise ausgewiesen sein und sich alles Predigens in Zukunft enthalten sollte. Uebrigens wurde ausdrücklich hinzugefügt, daß dieses Urtheil nicht des Betroffenen Ehre kränken oder seine Lehre verdammen, sondern nur fernerer Uneinigkeit und Empörung vorbeugen sollte. Auch gestanden die Stände in diesem Zusatze merkwürdigerweise selbst ein, daß sie zur Entscheidung über theologische Fragen eigentlich nicht befähigt wären. Darauf hin verließ Hardenberg Bremen, um bei seinem alten Gönner Christoph von Oldenburg in dem Kloster Rastede ein vorläufiges Asyl aufzusuchen. Hier beschäftigten ihn größtentheils schriftstellerische Arbeiten. Siebenundfunfzig Jahre alt, übernahm er am 16. October 1567 das Predigtamt zu Emden, und dort ist er, nachdem er sieben Jahre für das Wohl der ostfriesischen und speciell der Kirche von Emden mit Treue gewirkt, am 18. Mai 1574 gestorben.

Die vielfachen Kämpfe und Streitigkeiten, in welche er verwickelt war, erklären es, daß die meisten von ihm verfaßten Schriften Streit- oder Vertheidigungsschriften sind, und daß er zu größern wissenschaftlichen Werken weder Zeit noch Ruhe fand. Ein historisches Werk, die Biographie Wessel's, ist, so wie sie gedruckt vorliegt, unvollständig und lückenhaft; die Erzählung ist nach Ullmann's Urtheil nicht ganz frei von Irrthümern, enthält aber doch sehr brauchbares Material. Von seinen Briefen, die er in sehr großer Menge geschrieben haben muß, haben sich nur wenige erhalten, und von seinen Predigten ist keine auf uns gekommen, was um so mehr zu bedauern sein dürfte, als gerade auf der mündlichen Rede und auf dem lebendigen Worte Hardenberg's Hauptstärke beruht zu haben scheint. Ein vollgültiges Urtheil über seinen Geist und seine Gelehrsamkeit läßt sich aus den vorhandenen Schriften nicht schöpfen. „An eigentlicher Genialität mag es ihm gefehlt haben", schließt Schweckendieck, aber, meint der Biograph, der Geist der evangelischen Freiheit, der christlichen Duldung und Liebe, welcher den Mann durchdrungen, habe auf die Entwickelung der bremischen und ostfriesischen Kirche ihren wohlthätigen Einfluß nicht verfehlt.

Thaddäus Lau.

Zur Geschichte der Feldzüge Ferdinand's von Braunschweig.

Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg. Nachgelassenes Manuscript von Christian Heinrich Philipp Edler von Westphalen. Herausgegeben von F. O. W. H. von Westphalen. Zwei Bände. Berlin, Decker. 1859. Lex.-8. 5 Thlr.

Die Veröffentlichung dieses Werks, welches — wie der Herausgeber im Vorwort sagt — den Charakter und die Kriegführung eines der edelsten deutschen Fürsten des welfischen Hauses für die Nachwelt aufzuzeichnen bestimmt war, ist gewiß eines großen Dankes werth, denn die Geschichte, besonders die Kriegsgeschichte, wird dadurch um eine höchst wichtige und zuverlässige Quelle bereichert. Es ist bekannt, wie nahe der Geheimsecretär von Westphalen seinem fürstlichen Herrn gestanden, wie seine Wirksamkeit in dem Kriege, obgleich er selbst weder Militär noch für den Militärstand besonders erzogen war, eine sehr bedeutende gewesen, da er eine ungewöhnliche Begabung und Charakterstärke, gediegene Geistesbildung und einen gereiften Ueberblick der europäischen Staatenverhältnisse, vorzüglich aber ein seltenes Talent für alles, was den Krieg betrifft, besessen. Daß er die Feldzüge seines Fürsten beschrieben, wußten nur wenige, obgleich sich Angaben darüber finden und Stimmen von Bedeutung die Wichtigkeit Westphalen's und seinen strategischen Scharfblick anerkannten. Der Herausgeber des hinterlassenen Manuscripts, ein Enkel des ausgezeichneten Mannes, gibt im Vorwort zuerst eine Lebensgeschichte seines Ahnherrn, geschrieben mit liebevoller Pietät, die hier wahrlich keiner Rechtfertigung bedarf. Im Jahre 1724 geboren, trat er nach zurückgelegten Studien und größern Reisen, die er mit einem Herrn von Spiegel unternommen, 1751 in den Dienst des Herzogs Ferdinand, dessen höchstes Vertrauen er bald gewann und dem er besonders während des Kriegs gegen Frankreich mit Entwickelung aller seiner Fähigkeiten diente. „Er war durch die ganze, sechs Jahre dauernde Kriegszeit im Hauptquatier des Herzogs sein geschicktester, unermüdlicher Gehülfe in allen Kriegsgeschäften und Arbeiten des Cabinets, sein kluger Rathgeber und wachsamer Diener um seine Person, sein ihn nie verlassender Freund. In der äußerlich bescheidenen Stellung eines Secretärs war er unter Beseitigung jeder Controle durch einen Kriegsrath im Besitz des unbeschränkten Vertrauens seines erlauchten Herrn; er machte die strategischen Entwürfe, gab die Operationen bis ins kleinste Detail an, bereitete dieselben vor und half sie in der Ausführung leiten

und verbessern; er wurde mit bestimmten Vorschlägen, wann, wo und wie die Treffen zu liefern seien, vom Herzoge gehört. Er besorgte allein die Generalstabsgeschäfte, sowie die Correspondenz über alles, was auf die Verpflegung, Bekleidung, Bewaffnung u. s. w. der verbündeten Truppen sich bezog, um zu verhüten, daß nicht das Geheimniß der Operationen des Herzogs dem Feinde verrathen werden konnte." Der König von England, wie der regierende Herzog von Braunschweig erkannten diese Dienste rühmlichst an, ersterer verlieh ihm eine Pension von 200 Pf. St. (außer der von 500 Thalern, die ihm Hannover zahlen ließ) und ernannte ihn zum Generaladjutanten der Armee, welches Titels er sich jedoch niemals bedient hat. Nach dem Frieden wurde er in des Heiligen römischen Reichs Ritterstand erhoben und zum herzoglich braunschweigischen Landdrost ernannt. Er verheirathete sich nun und zog sich auf ein ihm zugefallenes Lehngut zurück, wo er bis 1780 blieb, dann kaufte er das Rittergut Blücher in Mecklenburg und lebte hier, noch immer in lebhaftem brieflichen Verkehr mit seinem frühern Herrn, thätig der Landwirthschaft, aber auch nächst der Bearbeitung seines unternommenen Geschichtswerks mit tiefern wissenschaftlichen Forschungen beschäftigt bis zum Jahre 1792, in welchem er am 21. September dem am 3. Juni vorangegangenen Herzoge im Tode folgte. Die Nachrichten über sein häusliches Leben und seine Familie werden manchen, die sich für dieselbe interessiren, willkommen sein. Daß Westphalen nach allem, was wir über ihn gehört haben, der Berufenste war, eine Geschichte des Herzogs Ferdinand zu schreiben, bedarf keines Beweises. Der Herausgeber berichtet die Entstehungsgeschichte des Werks, seine Bearbeitung und die Ursachen, welche dasselbe haben unvollendet bleiben lassen. Wir beklagen das, denn der Geschichte ist dadurch ein unschätzbares Material verloren gegangen.

Die beiden Bände, welche allein vollendet sind, enthalten die Geschichte der ersten Feldzüge des Siebenjährigen Kriegs, aber nicht vom militärischen Standpunkte blos, sondern von dem höhern einer gediegenen politischen Anschauung. Wie gründlich und gewissenhaft die ganze Anlage des Werks ist, ergibt schon eine flüchtige Durchsicht des vorangeschickten Inhaltsverzeichnisses der beiden Bände. Zur fortschreitenden Orientirung des Lesers ist jedem Kapitel nochmals sein Inhalt ausführlich in den Hauptpunkten vorgedruckt. In der Einleitung führt der Verfasser mit Recht aus, daß der hannoversche Krieg nicht, wie oft angenommen werde, eine bloße Folge des schlesischen Kriegs gewesen, sondern daß er aus dem Seekrieg entsprungen sei und sich nur in den schlesischen verwebt habe. Die beabsichtigte Eroberung von Hannover gab Frankreich große Vortheile, für einen Umschlag in Amerika mehr als es brauchte, um alles Verlorene einzulösen, für den schlesischen Krieg die Möglichkeit, demselben die Wendung zu geben welche es wollte, gleichsam hier die Wage zu halten. Es paßt seltsam auf unsere Tage, wenn der Verfasser von England und Frankreich sagt: „Es entging schon nirgendwo jemand mehr, daß die dünne Wand täglich dünner wurde, welche unter den beiden Nationen Krieg und Frieden voneinander schied." Was er ferner über die Möglichkeit einer Invasion in England — schon damals! — äußert, zeugt von seinem klaren Blick; wie überhaupt die ganze Betrachtung der politisch-militärischen Verhältnisse zwar in der Schreibart der Zeit etwas wortreich aber vortrefflich ist, so besonders die Beleuchtung der Motive, welche Frankreich zum Angriff gegen Hannover führten, und die Fehler in der Ausführung, die er dem Entwurfe nicht zur Last legt. „Der hannoversche Krieg war eine bloße Besitznahme, gerade nach dem Stile des Hofs.... Der Marschall von Etrées lieferte dem Herzoge von Cumberland ein Treffen, worauf ein bloßer Federzug zu Kloster Zeven das Werk vollendete. Denn dieser vernichtete das kleine geschlaschlagene Heer, indem er dem Besitz des Landes das Siegel aufdrückte.... Allein es ist leichter ein gewisses Ansehen, wie hoch und gebieterisch man will, einmal zu erreichen, als die Sachen bei ihrem steten Fluß, der besonders im Kriege reißend ist, in eben der Lage, in eben der Höhe, ohne Steigen und Fallen lange aufrecht zu erhalten. Die Frage ist der Erörterung des Staatsmannes wie des Kriegers werth. Sie scheint uns anzudeuten, daß sich unter den Operationen des Kriegs mit jedem merklichen Fortschritt ein Keim zum Rückschritt erzeuge; dieser Keim mag im Anfange leicht erstickt werden, wenn er von beiden Theilen unbemerkt bleibt, aber von dem einen wahrgenommen und von dem andern vernachlässigt wird er nicht selten in seinem Aufschuß einem Funken ähnlich, der in einen Haufen Pulver schlägt."

Wir geben diese Sätze wieder, um den Geist zu kennzeichnen, in welchem das Werk geschrieben ist. Die Anfänge jenes Rücklaufs werden nun dargestellt: Pitt's, des neuen Ministers, kühne Politik und die Wendung des Landkriegs, die freilich sehr unmerklich begann, eigentlich durch den Protest des Landgrafen von Hessen gegen den Rückmarsch und die Entwaffnung seiner Truppen, der den Herzog von Cumberland bewog, auch die Hannoveraner halt machen zu lassen, und so dem Könige und der Sache Zeit gab, bis der Bruch der Convention möglich wurde. Dann kam die Wahl des Feldherrn für die Fortsetzung des Kriegs, die der Verfasser einen glücklichen Einfall, eine Ahnung nennt, vielleicht ein günstiges Vorurtheil für sein eigenes welfisches Blut. Die Eigenschaften des Herzogs Ferdinand konnte wol niemand klarer schildern als Westphalen, zum Glück bedurfte es hier nur der vollen Wahrheit, keiner Schmeichelei. Das Werk bildet in jeder Beziehung einen wichtigen Anschluß an das des Hrn. von dem Knesebeck (vgl. Nr. 19 d. Bl. f. 1859). Wir versagen uns ungern, diese Charakteristik hier wiederzugeben, empfehlen sie aber auf das dringendste. An dieselbe reiht sich eine kurze Charakteristik des ganzen Kriegs, der immer im Verhältniß von drei gegen acht geführt wurde. Wie Brandenburg so viel leisten konnte? Hören wir, was der Verfasser über „die Nation in Waffen" schon vor fast hundert Jahren geschrieben hat: „Friedrich Wilhelm gründete seine kühne Anlage auf den Canton und die Subordination; die nervige Erfindung des Cantons, obwol sie bei den Fehlern, welche ihre erste Einrichtung mit sich führte, nicht unterließ das Land sehr zu drücken, äußerte doch sofort auf den ganzen Kriegsstaat einen wohlthätigen und unglaublich großen Einfluß. Sie war dazu geschickt, nach und nach den Charakter der Nation selbst ganz zu verändern oder, wo man lieber will, ihn recht auszubilden und mit dem Geist des Kriegs, den sie auf sie in reichem Maße ausgoß, jeden Bürger wie zu einem geborenen Soldaten umzuformen." Alles, was sonst noch über Friedrich Wilhelm gesagt ist, reizt zu einem Blicke auf Behrenhorst und auf die neueste Schilderung Carlyle's (vgl. Nr. 21 d. Bl.). Nach einem scharfsinnigen Vergleich sämmtlicher kriegführenden Mächte wird das Heer Hannovers und seiner Bundesgenossen in seiner Zusammensetzung und Administration genau betrachtet, für den militärischen Leser und die Kriegsgeschichte ein sehr wichtiges Kapitel. Eine Parallele zwischen Friedrich und Ferdinand, die beiden gerecht wird, und eine Bezeichnung der Aufgabe, die sich der Verfasser für sein Werk gestellt hat, schließt den ersten Abschnitt.

Der zweite Abschnitt geht an die Thatsachen. Vollständigkeit und Zusammenhang fordern als Anfang für den Feldzug des Herzogs von Cumberland eine allgemeine Darstellung des Schlesischen Kriegs in seinem ersten Beginnen; diese ist im zweiten Abschnitt bis zur Schlacht von Leuthen mit ihren Folgen enthalten. Wenn auch der heutige Leser, im Besitz alles seitdem zugänglich gewordenen und verarbeiteten Materials hier wenig Neues erfährt, so wird er doch überrascht werden durch die klare und treffliche Darstellung der Schlachten. Wir stellen unter den neuern Militärschriftstellern, die selbst nicht Militärs gewesen, Hrn. von Bernhardi allen in dieser Beziehung voran, Hr. von Westphalen ist ihm zu vergleichen. Wie prächtig ist schon die Schlacht von Lowositz geschildert! Man sieht, daß er hier wiedergibt, was ihm der Herzog Ferdinand als Theilnehmer erzählt hat. Das unglückliche Treffen von Kollin dagegen ist weniger befriedigend erzählt, vielleicht wirkten hier Rücksichten ein.

Im dritten Abschnitte wird der Feldzug des Herzogs von Cumber-

land vorgetragen. „Deutschland fing an, auf seinem eigenen Fittich die ihm eben noch so gehässigen französischen Waffen bis vor die Wälle der Städte eines seiner patriotischsten Fürsten selbst fortzutragen, gleichsam zum Lohn ihrer Verbindung mit Oesterreich." Betrachtungen über die Politik der großen Höfe und die Räumung von Wesel ohne Schuß eröffnen die Darstellung, dann wird die Stimmung des Heeres geschildert: „Schlacht war die allgemeine Losung geworden, des Generals wie des Fähnrichs. Und freilich geschieht es zuweilen, daß eine Bataille, gleich der Liebe, alles Ungleiche gleich macht." Der Herzog aber, dem für seine Person alle Tapferkeit zugesprochen wird, fand sich bewogen, Westfalen aufzugeben und über die Weser — in einer sehr fehlerhaften Marschordnung — zurückzugehen und bei Hastenbeck die Schlacht zu liefern, die er bekanntlich verlor. Die Nachwelt hat strenger gerichtet, als der Verfasser, der nach allen Seiten hin gerecht zu werden strebt und daher auch bei großen Fehlern nach den bewegenden Ursachen forscht. Was er schon in der Einleitung über die Convention von Kloster Zeven gesagt und warum sie durch den Aufschub der Vollziehung bald unausführbar geworden, stellt er nun eingehend dar, ebenso die Verhandlungen mit Preußen durch den Grafen Schulenburg und die Wahl des Herzogs Ferdinand zum Oberfeldherrn des in Verfall gerathenen Heeres. Die Misstimmung der Verbündeten gegen Hannover und die äußerste Bedrängniß dem französischen Marschall gegenüber, der auf Erfüllung der Convention dringt, bildet den Inhalt des letzten Kapitels im ersten Band.

Der zweite Band, mit dem vorigen in einen vereinigt, enthält die Geschichte der beiden ersten Feldzüge des Herzogs Ferdinand. Dieser hatte den Oberbefehl angenommen und kam in Stade zur Armee, welche er in der gefährlichsten Lage fand. Der Verfasser, der wol am besten unterrichtet war, beleuchtet die Beweggründe, die seinen Herrn vermochten, den ihm gebotenen Feldherrnstab zu übernehmen. Vieles hätte ihn davon abschrecken können, der Ehrgeiz würde ihn wenig getrieben haben, wenn nicht sein Vaterland auf dem Spiele gestanden hätte. Er erbat sich Vollgewalt und freie Hand, nach den Umständen zu handeln. Wie unklar aber seine Stellung war, geht aus den Urkunden, welche dem Werke beigefügt sind, und auch aus der von Knesebeck herausgegebenen Correspondenz des Herzogs hervor. Sein Entschluß, sogleich zu den Waffen zu greifen, riß ihn aus der mislichen Lage und war ganz im Geiste seines bisherigen Kriegsherrn Friedrich, auch endigte er die Krisis, die ihm die braunschweigischen Truppen zu entziehen drohte. Seine ersten Operationen bewirkten die Vertreibung der Franzosen aus Hannover. Am 26. November 1757 brach er mit dem Heere auf; über die folgenden Vorfälle ist ein detaillirtes Kriegstagebuch vom Verfasser geführt, das den militärischen Lesern sehr interessant sein wird, ebenso über die Zurüstungen, welche während der Winterquartiere für den Feldzug 1758 getroffen wurden und die Organisation der hannoverschen Armee. Gegen den Rath seiner Generale und die Kriegführung jener Zeit beschloß der Herzog eine Winterexpedition, für welche, wie für die folgenden Kriegsbegebenheiten, an sich bekannt genug, wir auf das treffliche Werk selbst verweisen müssen.

Der zweite Abschnitt schildert dieselben bis zur Schlacht von Krefeld, der dritte und letzte die Folgen dieser Schlacht und die Erscheinung eines zweiten französischen Heeres in Hessen, welche den Herzog zwingt, die Erfolge seines Siegs aufzugeben und über den Rhein zurückzugehen, den Fehlschlag der Hoffnung, Hessen zu befreien, und endlich den Marsch des Herzogs zwischen die beiden feindlichen Armeen, welche sich hierauf über den Rhein und Main in die Winterquartiere zurückziehen. Mit welcher Klarheit und Gründlichkeit die Operationen dargestellt sind, wie besonders der Zusammenhang derselben bei der detaillirtesten Schilderung immer festgehalten ist, wird Lesern von Fach, für welche das ganze Werk vorzugsweise geschrieben ist, die größte Befriedigung gewähren. Die beigefügten Marschtableaux, Bemerkungen über die innern Verhältnisse der Armee und deren Ordre de bataille sind für das Verständniß von großem Werth. Dabei aber richtet sich der Blick des Verfassers immer wieder auf die allgemeinen politischen Verhältnisse, um in ihnen die Erklärung für manches Räthsel in den Operationen zu suchen, niemals bleibt er auf der Oberfläche der Erscheinungen. Interessant sind die beigefügten Bemerkungen des Herzogs, dem die Arbeit vorgelegen hat, sie bezwecken meist Weglassung von Stellen und Namen, welche bei der Veröffentlichung, die er bald voraussetzte, Anstoß geben konnten. Alles das ist nun der Geschichte verfallen. Wir sind überzeugt, daß jeder, welcher das Werk bis zu Ende gelesen, mit uns das Bedauern fühlen wird, daß es unvollendet geblieben ist: freilich hätte es nach der Anlage, die es erhalten, die Kräfte noch vieler Jahre von seiten des Verfassers in Anspruch genommen. Auch von dem letzten Treffen des Feldzugs 1758 fehlen die genauern Relationen, welche der Text verheißt, sie haben, wie der Herausgeber bemerkt, auch dem Herzoge noch nicht vorgelegen.

Der zweite Band ist das Urkundenbuch, geordnet von dem Herausgeber. Es enthält 59 Schriftstücke, zum Theil von großer Wichtigkeit. Außer den Correspondenzen, die auch in der Knesebeck'schen Sammlung abgedruckt sind, finden sich solche aus dem Jahre 1757, Berichte über Operationen und Schlachten, Briefe des Herzogs an Westphalen, Autographien desselben über die Kriegsbegebenheiten von 1758, Tagebücher u. s. w. Zum Schluß fügt der Herausgeber noch einen aus dem Archiv des Generalstabes zu Berlin urkundlich belegten Beitrag zur Beurtheilung der Stellung und Wirksamkeit Westphalen's hinzu, durch welche die Annahme Knesebeck's (nach Mauvillon), daß derselbe in dem schwierigsten und gefährlichsten Momente des ganzen Kriegs, vor und während der Schlacht von Bellinghausen nicht beim Herzoge gewesen, vollständig widerlegt wird. Auch hier, wie früher, hat Westphalen seinem Fürsten mit unablässiger Wachsamkeit, Umsicht und Energie zur Seite gestanden. Wir danken dem Herausgeber, daß er seinem Ahnherrn ein so schönes Denkmal in der Veröffentlichung des werthvollen Geschichtswerks gesetzt hat.

Karl Gustav von Berneck.

Ausfälle gegen die Schiller-Stiftung.

Die deutschen Schriftsteller bilden ein aus allen Ständen und Bildungskreisen zusammengegorenes, durch die verschiedensten Windstöße des Schicksals zusammengetriebenes, die verschiedensten Tendenzen verfolgendes und von den verschiedensten Motiven geleitetes buntes Völkchen, dem kaum wol je ein alle in gleicher Stärke durchdringender Geist der Gemeinsamkeit und entschiedener esprit de corps beizubringen sein wird. Die meisten (Ausnahmen mag es geben, aber sie fielen bisher im ganzen wenig ins Gewicht) denken und speculiren nur auf ihren eigenen Vortheil, meist selbst zum Schaden des Nebenmannes; höchstens bildet man literarische Cliquen auf Zeit, aber nur zu dem Zwecke, einander nach einem gemeinsamen Plane herauszustreichen, um die nicht in die Clique Aufgenommenen zu unterdrücken. Solche Cliquen bestehen, bis etwa der eine oder der andere zu übermüthig oder zu übermächtig wird; dann hat er an seinem frühern Genossen oft die entschiedensten und gefährlichsten Gegner. Wie so manche Verleger auf die Schriftsteller schmähen, und sehr mit Unrecht, da der Buchhandel in seinem bisherigen Glanze nicht auf die Dauer, die Journalistik nicht einen Augenblick lang ohne mitwirkende Schriftsteller bestehen könnten: so schmähen die Schriftsteller auf die Verleger, ganz ohne Zweck, Grund und Nutzen, solange sie wie bisher fortfahren, geheim und offen gegeneinander zu wirken, zu intriguiren und zu conspiriren. Findet sich aber einmal jemand, der, die Ehre und den Vortheil wie die bisherigen Nothstände des Schriftstellerstandes sich zu Herzen nehmend, so kühn ist, für das Gesammtinteresse der Autoren mit Eifer das Wort zu ergreifen, so hat er davon nicht den geringsten Lohn und Dank; denn fast jeder einzelne fragt nicht: was hat er für den Stand und dadurch indirect auch für mich, sondern: was hat er, mit Ausschluß aller Uebrigen, für mich persönlich und nur für mich gethan? Man unterstützt seine Bestrebungen nicht, nein, man ignorirt, man

verdächtigt, man verspottet sie, man sucht sie zu hindern, ihm selbst aber zu isoliren und ihm seine Existenz so sauer als möglich zu machen. Wenn aber seine Bestrebungen trotzdem im Laufe der Zeit direct oder indirect irgendeine Frucht getragen, so sucht man ihm seinen Antheil an dem gemeinsamen Werke, so groß oder gering er sein mag, möglichst zu verkümmern. Es ist das alte Leid und das alte Lied! Karl Weller, der sich in seinem „Jahrbuch deutscher Dichtung" und anderwärts der schriftstellerischen Interessen aufs uneigennützigste angenommen hat (Weller ist mit seiner Existenz nicht auf seine Feder allein angewiesen), wird hiervon auch zu erzählen wissen. Man verlangt von dem Publikum weiß der Himmel was alles, aber unter sich versagt man einander die kleinsten Rücksichten der Gerechtigkeit und Billigkeit. Auch Major Serre hat, wie wir aus einem Artikel über die Schiller-Lotterie in der „Illustrirten Zeitung" leider ersehen, von „klugen Leuten", deren es „wie sattsam bekannt" bei so etwas immer gebe, „verbitternde ja niederdrückende Anfeindungen, die leider bei solchen Gelegenheiten nie fehlen", erdulden müssen.

Kaum hat es die Schiller-Stiftung zu einem fast über Erwarten glücklichen Resultat gebracht, so muß natürlich dagegen gewühlt, das schöne Werk verdächtigt, die Theilnahme dafür zu verringern gesucht werden. Dies geschieht in einer Schrift von F. Rhode: „Die deutsche Schiller-Stiftung, ein großartige Verirrung der Gegenwart!" die merkwürdiger- und auffallenderweise in derselben Verlagsbuchhandlung (der von Kuntze in Dresden) erschienen ist, in welcher auch das „Erste Jahrbuch der deutschen Schiller-Stiftung" herauskam. Die Schrift, die selbst eine „Verirrung", wenn auch keine großartige ist, besteht aus oft gehörten, hohlen Phrasen, die in ihrer bodenlosen Nichtigkeit, Frivolität und Lieblosigkeit (denn die Zinsen des Fonds sollen ja auch wirklich verdienten und erprobten Schriftstellern und Dichtern, welche durch Krankheit oder Alter arbeitsunfähig geworden sind, und den in Noth zurückgelassenen, bisher vollständig preisgegebenen Witwen und Waisen verstorbener zugute kommen) schon längst nachgewiesen sind, weshalb wir es für vollkommen überflüssig halten, hier näher auf sie einzugehen. Versagen wollen wir uns jedoch nicht, aus einer Zurechtweisung, die jüngst im Feuilleton der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" enthalten und aus Dresden datirt war, hier die Schlußzeilen mitzutheilen: „Es ist traurig, daß man in Deutschland diese Dinge noch aufklären muß, wo England und Frankreich schon lange klar geredet und entschieden haben; es ist eine trübe Erscheinung, daß unüberlegte Aeußerungen gegen die Stiftung Namen finden wie die eines Jakob Grimm, aber die Deutsche Schiller-Stiftung tröstet sich mit dem Gedanken: das deutsche Volk hat für sie gesprochen und gehandelt. Ein reicher Segen ruht auf dem Institut."

Folgende schöne Worte lassen uns in dem dresdener Correspondenten einen Gesinnungsgenossen erkennen und begrüßen: „Ein Schriftsteller, der Liebe zur Kunst hat, liebt vor allem deren Träger, seine Genossen, und sucht zu fördern, wo er kann." Ja, so sollte es sein, und hoffen wir, daß dieser Grundsatz nicht blos der Grundsatz einzelner bleiben werde! Wunderbar! während es keinem Schriftsteller eingefallen ist, gegen die Perseverantia oder gegen irgendeinen Unterstützungsfonds für hülfsbedürftige Künstler Protest zu erheben, fährt man fort, die Schiller-Stiftung zu verdächtigen und ihr hoffentlich segensreiches Wirken zu hemmen. Man wird sich auch auf fernere Ausfälle gefaßt machen müssen, denn mancher Unberufene, der so dreist war, sich an die Schiller-Stiftung zu wenden, ohne berücksichtigt werden zu können, dürfte sich dafür durch die Loslassung einer Broschüre oder eines Journalartikels zu entschädigen suchen.

Zum Schluß noch ein Curiosum: in Wigand's „Telegraph" stellt jemand, der ungefähr von denselben Voraussetzungen wie Rhode ausgeht, die Forderung auf: die Fonds der Schiller-Stiftung dazu zu verwenden, Herrn von Cotta sein (übrigens noch im Laufe dieses Decenniums von selbst erlöschende) Verlagsrecht an Schiller's Werken abzukaufen und billige Schiller-Ausgaben zu veranstalten! So erfahren wir aus einem im Octoberheft der Franz Brendel'schen „Anregungen" enthaltenen trefflichen Aufsatz „Nationallotterie und Schiller-Stiftung", worin dieser Vorschlag, welcher namentlich Herrn von Cotta ein durchaus gerechtfertigtes, sehr ironisches Lächeln abnöthigen dürfte, gebührend beleuchtet und heimgeleuchtet wird. Was man nicht alles in Deutschland erleben muß! Der Verfasser der Replik in Brendel's „Anregungen", der übrigens dem „Telegraph" nachrühmt, daß er „sich sonst durch die Ehrenhaftigkeit seiner Kritiken und Motive auszeichne", rügt bei dieser Gelegenheit mit nur zu großem Recht „die kritische Negationssucht und die deutsche Untugend, seine eigene Meinung als die des gesammten Publikums hinzustellen", und fährt dann fort: „Es ist wirklich trostlos, derartiges zu lesen. Man mag sagen, die Stimme sei vereinzelt. Aber daß sie nur laut werden kann, daß es keine Herzlosigkeit, keine noch so verschraubte und verclausulirte Ansicht in Deutschland gibt, die nicht ihren Vertreter unter uns fände, daß die Classikeranbetung es gerechtfertigt findet, talentvolle, hochbegabte Dichter verhungern und verkommen zu lassen, damit Schiller's Werke einige Groschen billiger sind, das ist depravirend, ist eine Erscheinung, welche uns ernstere Besorgnisse für die Gegenwart einflößt, als die schlechten Gedichte, Romane und Novellen, die neben den guten herauskommen! Nachdem solche Vorschläge gemacht sind, darf man sich nicht wundern, wenn von allen Seiten die wunderlichsten Propositionen auftauchen. Keine erreicht die im «Telegraph» gebotene. Fünf Jahre ist mit äußerster persönlicher Anstrengung gewirkt worden, der Schiller-Stiftung einen Fonds zu begründen, die Nation hat im Bewußtsein, daß zahlreichen Erfahrungen gegenüber die Stiftung eine Nothwendigkeit sei, bereitwillig gegeben und wieder gegeben, und jetzt verlangt man unter dem Schilde sittlicher Berechtigung — billige Schiller-Ausgaben."

Die Entgegnung sagt weiter: „Wir haben nichts hinzuzufügen, als die Hoffnung, daß sich das Comité der Schiller-Stiftung nicht irren, nicht beeinflussen lassen wird. Auch die Meinung ist zurückzuweisen, welche anstatt der Belohnung ältern Verdienstes die Begünstigung des jungen Talents verlangt. Das schon Geleistete muß immer den Vorzug vor dem Erwarteten haben. Steht aber der Schiller-Stiftung ein großer Fonds zu Gebote, so ließe sich für die junge Dichtung (so gefährlich auf unbestimmte Zeit hinaus bewilligte Pensionen sein würden), doch Bedeutendes durch Einrichtung einiger Reisestipendien leisten. Nach Maßgabe der Akademien würden dieselben nach zwei oder drei Jahren auf andere übergehen und selbst den Fall gesetzt, daß sie bei einzelnen nicht wohl angewendet, resultatlos blieben, so müßten sie im ganzen einen sehr segensreichen Einfluß ausüben. Niemand hat noch die Trefflichkeit der Reisestipendien für bildende Künstler bestritten, so viele einzelne Misgriffe dabei vorkommen mögen."

Das ist doch wenigstens ein Vorschlag, der in Erwägung gezogen zu werden verdient und ausführbar ist; Vorschläge dagegen wie der im „Telegraph" sind schon besonders deshalb beklagenswerth, weil sie aus der nur zu bekannten ärgerlichen Untugend der Deutschen hervorgehen, alles in Frage zu stellen, sich gegen alles negirend zu verhalten, kurz seine eigene Weisheit zu Markte zu bringen und zwar eine Weisheit, die es für angemessen hält, nicht die Früchte eines mit Mühe ins Werk gesetzten Unternehmens abzuwarten, sondern sie möglichst schon im Keime zu zerstören. Der Vorschlagende im „Telegraph" kann sich am besten selbst sagen, daß seine Proposition vollkommen müßig und zwecklos ist, da sie der Absicht der Geber und dem statutenmäßigen Zweck der Stiftung gänzlich zuwiderläuft. Ebenso gut und ebenso zwecklos könnte man den Vorschlag machen (der übrigens gewiß auch bei vielen Anklang finden würde): die Zinsen der Stiftung zur Anschaffung von wollenen Socken (die man dann ja Schiller-Socken nennen könnte) für verschämte Arme oder zur Anschaffung von A-B-C-Büchern (vielleicht mit Schiller's Porträt als Titelbild) für Armenschulen zu verwenden. Haben denn deutsche Schriftsteller nichts Besseres zu thun und wirklich so viel Zeit übrig, um, die Geduld

des Publikums auf harte Proben stellend, Vorschläge zu machen und ausführlicher zu motiviren, von deren Unausführbarkeit sie doch überzeugt sein müssen? Und müssen sie auch noch andere, die es für Pflicht halten, das Publikum über solche auf seine Irreleitung abzweckende Machinationen aufzuklären, um ihre gleichfalls kostbare Zeit bestehlen? **H. M.**

Land und Leute im Erzherzogthum Oesterreich.

1. Eligius. Lebensbilder aus dem niederösterreichischen Gebirge. Von Anton Kerschbaumer. Freiburg i. Br., Herder. 1860. 8. 25 Ngr.
2. Hochlandsfahrten. Von Gustav Rasch. Berlin, Janke. 1861. Gr. 16. 20 Ngr.

Noch immer gibt es in unserm Vaterlande Gegenden, welche sich unberührt von dem Leben und Treiben der großen Welt erhalten und ein provinziales Stilleben und eine patriarchalische Sitteneinfalt bewahrt haben. Freilich wird ihre Zahl von Jahr zu Jahr geringer, da selbst bis in die abgeschlossensten Gründe und Bergkessel sich der nivellirende Touristenstrom alljährlich stärker ergießt. Um so mehr sind wir jenen fleißigen und bescheidenen Schriftstellern Dank schuldig, welche noch rechtzeitig Sittenschilderungen und Lebensbilder solcher arkadischen Thäler gleich getrockneten Blumen in das große Herbarium unserer Literatur einlegen. Es sind das keine auf Effect berechneten Bücher, sondern meist die mit Liebe gepflegten Erzeugnisse mehrjähriger knapper Mußestunden, aus denen uns eine gewisse idyllische Beschränktheit wie der Duft von Heide- oder Alpenblumen anmuthet.

Ein solches Buch heißen wir in A. Kerschbaumer's „Eligius" (Nr. 1) willkommen. Die Scene, auf welche er uns versetzt, liegt ungefähr halbwegs zwischen Pöchlarn an der Donau und Bruck an der Semmeringbahn. Hier, an der Grenze der Steiermark, am Fuße des vielbesuchten Oetschers, führt er uns in das freundliche Pfarrdorf Lunz am gleichnamigen See und in die umliegenden Flecken und Märkte. Die Lebensgeschichte seines nach dem katholischen Patron der Goldschmiede benannten Helden dient ihm als Vehikel für eine episodenartige Schilderung der Sitten und Gebräuche in den verschiedenen Schichten der dortigen Bevölkerung. Wir begleiten den Verfasser auf Taufe, Hochzeit und Begräbniß; in das stattliche Haus des Schmiedeherrn im Markte Gresten wie in die einsame Köhlerhütte am grünen Bergsee an der Lend; in die Taverne, wo der Pfannschmied-Jahrtag gefeiert wird und in die Sennhütte der Anna Liese, der Schwaigerin. Wenn nicht das geschichtliche Element des Buchs vom beschreibenden überwogen würde, so würden wir dasselbe der Gattung der Dorfgeschichten zuzählen; so aber glauben wir es nicht besser bezeichnen zu können als mit dem Ausdrucke Dorfbeschreibung. Die Compositionsweise des Verfassers erinnert, wenn ein Vergleich mit gelehrten Werken gestattet ist, an Becker's „Gallus" und „Charikles". Wir verfolgen dabei den Lebenslauf des Helden buchstäblich von der Wiege an; er wird erst im vierten Kapitel geboren. Doch nicht bis zur Bahre. Vielmehr verlassen wir ihn auf der Höhe seines selbstgeschaffenen Glücks als reichen Fabrikherrn („an einem Orte, den der Autor zu nennen sich vorbehaltet") und wir fühlen uns versucht mit den bekannten Märchenworten: Wenn er nicht gestorben ist, so lebt er noch heute, von ihm zu scheiden. Und das im Ernste; denn wenn es der Verfasser auch nicht ausdrücklich in der Vorrede eingestanden hätte, so würden es die Leser dennoch unzweifelhaft herausfühlen, daß er nicht blos die Oertlichkeiten, sondern auch die Persönlichkeiten getreu nach der Natur copirt hat. Da nun aber Eligius Hammer im Jahre 1797 geboren ist — in diese Zeit versetzt uns der Anfang des Buchs zurück —, so kann er ganz füglich noch am Leben sein.

Eingedenk des Horaz'schen Spruchs will der Verfasser nicht blos ergötzen, sondern auch nutzen. Zunächst will er in ethnographischer Hinsicht belehren, weshalb er sich außer seiner eigenen Kenntniß namentlich auf Becker's „Reisehandbuch für Besucher des Oetscher" (Wien 1859) und bezüglich der historischen Daten sogar auf archivalische und andere Quellen gestützt hat. Ueberhaupt hat er sehr gewissenhaft und mit innigem Verständniß gearbeitet. Ferner aber und hauptsächlich will er in sittlicher Hinsicht wirken und hat das seinem Buche vorgesetzte Motto: „Religion und Arbeit ist der goldene Boden des Volks", nirgends aus den Augen verloren. Die Religion, die er predigt, ist natürlich die katholische, doch müssen wir ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, hinzuzufügen, daß es nicht der streitende, sondern der idyllische Katholicismus ist.

Während Kerschbaumer's „Eligius" in jeder Beziehung im eigenen Boden Oesterreichs wurzelt, gehören dagegen G. Rasch's „Hochlandsfahrten" (Nr. 2) der obenerwähnten Touristenliteratur an. Der Verfasser desselben, der Lesewelt bereits durch mehrere schnell aufeinander gefolgte Reisebücher bekannt, ist im vollsten Sinne Tourist. Als solcher wie als Norddeutscher, Flachländer und Protestant steht er in geradem Gegensatze zum Verfasser des „Eligius". Auch führt er uns in einen andern Theil des Erzherzogthums als dieser, nämlich in den südwestlichen, und überschreitet die Grenzen desselben sowol nach Baiern als nach Kärnten hin. Er beginnt nämlich seine Reise in Ischl, besteigt den Schafberg, „den österreichischen Rigi", macht einen Ausflug in das Gosauthal, geht nach Salzburg, von da nach Berchtesgaden, dann nach Gastein und endlich nach Heiligenblut und dem Großglockner. Alle diese an der großen Reisestraße belegenen und daher wohlbekannten und oft beschriebenen Punkte beschreibt der Verfasser mit großer Ausführlichkeit, aber auch mit verhältnißmäßiger Aeußerlichkeit, da es ihm an Innerlichkeit und liebevoller Vertiefung in seinen Gegenstand mangelt. Er nimmt zu wenig Antheil an der Menschenwelt, die das Gebirge belebt, wie an den geschichtlichen, politischen und gewerblichen Beziehungen desselben. Die stereotypen Wendungen von den blaugrünen Seen, den sonnigen Matten, dem purpurnen Glühen, den dunkeln Waldesgürteln, den Thalengen und Hochgebirgsbildern wiederholen sich bis zur Ermüdung. Der Stil zeigt überhaupt geringe Sorgfalt und schmeckt nach Buchmacherei. Hat doch der Verfasser dieselben Gegenden bereits in einem Handbuch für Reisende behandelt — eine Form der Darstellung, die ihm wahrscheinlich angemessener ist.

Wie Kerschbaumer so will auch Rasch Unterhaltung und Nutzen verbinden, aber anstatt wie jener auf dem religiösen und sittlichen sucht er den Nutzen vielmehr auf dem rein materiellen Gebiete. Er führt nämlich einen eifrigen Guerillakrieg gegen die „Gasthofsteuereinnehmer", wie er sie nennt, und ihre Rechnungen. Er hat sich bereits seine Sporen an den schweizer Hotels verdient und weidet sich etwas selbstgefällig an dem „allgemeinen Entrüstungsschrei", welchen dieser Angriff bei den „braven Helvetiern" seiner Angabe nach hervorgebracht haben soll. „Bougies" und „Service" sind die beiden Lindwürmer, gegen welche er als ein zweiter St.-Georg vornehmlich in den Kampf zieht. Sie bilden den unvermeidlichen Refrain oder die Brummstimme zu seinen Hochgebirgsbildern und sonnigen Matten. Er klagt bitter über das „Saisonfieber", das bereits das ganze Salzburg, Gastein u. s. w. „inficirt" hat; er vermißt nur noch die „Gletschertroglodyten, die Alphorntuter und die Naturkanoniere", um die Verderbniß im Salzkammergute auf derselben Höhe wie im berner Oberlande zu finden. Dabei vergißt er jedoch, daß er selbst sein Theil zur Herbeiführung eines solchen Zustandes beiträgt. Er liebt nämlich den Mokka, vergißt nie, selbst nicht der erhabensten Naturschönheit gegenüber, die Vortrefflichkeit seiner Havaña zu erwähnen, und preist den wohlassortirten Weinkeller Straubinger's, aus welchem er sich mit einer Flasche Lafitte für eine Wanderung auf die Proßauer Alm versorgt hat. Rasch scheint sonach keineswegs geneigt, den Bequemlichkeiten und Genüssen großstädtischen Lebens zu entsagen. Wären nur die Hotels für den Geldbeutel berliner Feuilletonisten

statt für den englischer Lords und russischer Fürsten zugeschnitten, oder besäße er selbst eine der genannten Qualitäten, so würde er schwerlich Grund zur Klage finden. Er gemahnt uns in dieser Hinsicht einigermaßen an Nicolai's berüchtigte italienische Reise. Für Touristen mögen solche Reisebücher wie die „Hochlandsfahrten" brauchbar sein; allein wir andern wünschen uns für die erhabene Welt der Alpen einen mit tieferm Sinne und edlerm Geiste begabten Führer, dessen Schilderungen nicht blos dem Bedürfniß des Tages dienen, sondern als Erzeugnisse gediegenen Strebens und Vollbringens einen bleibendern literarischen Werth in Anspruch nehmen dürfen. 54.

Notiz.

Ernst Renan.

Unter den deutsch gebildeten jüngern französischen Gelehrten nehmen gegenwärtig wol Littré und Renan die erste Stelle ein. Ueber letztern, den Verfasser einer „Histoire générale des langues sémitiques", der „Essais de morale et de critique", einer Uebersetzung des Buches Hiob und des Hoheliedes nebst beachtenswerthen Einleitungen u. s. w., brachte jüngst die „Revue contemporaine" einen längern Artikel von A. Claveau unter dem Titel: „Le scepticisme poétique en philosophie." Hiernach ist Renan, der erst nach 1848 zu schreiben begann, während der ersten Jahre der Restauration geboren, gegenwärtig Mitglied des Instituts und Redacteur des „Journal des Débats". Der Verfasser des Artikels hebt hervor, wie Renan, der sogar in dem Pedantismus deutscher Gelehrten sein Ideal erblickt, aus dem Schatze der Untersuchungen, „dont les savants d'Outre-Rhin ont encombré toutes les voies de la philologie", sein Wissen bereichert und wie dieser Verkehr und diese Ideengemeinsamkeit mit der „docte Allemagne", diese Entschiedenheit, womit er Deutschland als seinen Lehrer betrachtet, und besonders die Dankbarkeit, die er bei jeder Gelegenheit für die Dienste, die ihm von dorther gekommen, an den Tag gelegt, Renan's angeborene Gravität womöglich noch gesteigert hätten. „Daß Renan, der Poet", fährt der Verfasser fort, „dem deutschen Geiste, dieser Quelle aller lyrischen und subjectiven Poesie den Vorzug gab, darüber darf man sich nicht wundern; aber daß seine Strenge gegen die Fehler des gallischen Geistes ihn ungerecht machten gegen die Werke, die dieser hervorgebracht, wie gegen die Schriftsteller, die ihn repräsentirten, dies zeigt einen Mangel an Umfang der Kritik unter dem Vorwande, den Umfang des Geistes zu verherrlichen. Der gallische Geist, was man von ihm auch sage, ist doch eben der unserige, und ihn herabwürdigen, heißt auch zugleich die schönste Seite des französischen Genie herabwürdigen und unterdrücken." Die Komödie, meint der Verfasser des betreffenden Aufsatzes, sei weder celtisch noch germanisch, sondern wesentlich französisch; aber gerade darum zeige sich Renan gegen Molière ungerecht, gerade darum greife er Béranger an, was deshalb auffallend sei, weil es zu einer Zeit geschähe, wo diesen anzugreifen zu einer Mode geworden sei.

Im übrigen verschafft uns dieser Aufsatz, wie so mancher andere Artikel der „Revue contemporaine" die Ueberzeugung, daß die conservativen oder wenn man will reactionären Blätter Frankreichs durchaus nicht so ungeschickt zu Werke gehen, als dies von deutschen Blättern geschieht, die sich conservativer Tendenzen oder besonderer Deutschheit rühmen. Die „Revue contemporaine" gilt, wie unsere Leser bereits wissen, für ein literarisches Organ des Imperialismus; dennoch stoßen wir darin nirgends auf jene plumpen und maßlosen Ausfälle, womit so oft in Deutschland alles verhöhnt wird, was französisch ist oder heißt; dem deutschen Geist werden von dieser Revue vielfach Huldigungen dargebracht und den Franzosen und namentlich den Parisern werden oft bittere Wahrheiten gesagt, wie unter anderm auch in dem schon erwähnten Aufsatz über Riehl's „Musikalische Charakterköpfe" in derselben Lieferung. Nur freilich müssen wir nicht das Elsaß zurückfordern oder das Recht der „natürlichen Grenzen" bestreiten wollen; denn dann verliert der Franzose, zwar nicht im Tone, der bei ihm stets eine gewisse Grenze des Anstandes respectirt, doch in der Sache leicht alle Besinnung. In dem Eingange des Claveau'schen Artikels werden ferner so manche Schattenseiten unserer Zeit mit einer Schärfe beleuchtet, die gewissermaßen auch für das jetzige Gouvernement empfindlich sein muß; der Verfasser nennt unsere Zeit eine „époque indécise et sans caractère", wo den bessern Geistern nichts geblieben ist, woran sie sich dauernd halten können. „Was in der That soll man thun, fragt er, wenn der Charakter des Jahrhunderts sich alle 10 Jahre ändert? ... Was man als Kind geliebt hat, ist bereits beseitigt, wenn man Mann wird; derjenige, dessen Fähigkeiten sich mit denen der Epoche in der innigsten Uebereinstimmung befanden, sieht sich von ihr plötzlich verlassen; an der Stelle reeller Ziele, wirklich aufrichtiger Neigungen herrschen die Moden und die Gebräuche, und so steht ihr plötzlich mit euerm Talent allein, ohne daß ihr es entwickeln, aber auch ohne daß ihr vergessen könnt, es zu besitzen." Schlimm genug, wenn der Napoleonismus auf solche schwankende Grundlagen gestellt ist! Und doch ist, was Claveau hier sagt, so wahr, und paßt nicht blos auf Frankreich, sondern auch leider auf das antibonapartistische Deutschland, wie jeder bezeugen kann, der ein Halbjahrhundert in und mit der Zeit gelebt hat. Was Renan betrifft, so charakterisirt Claveau ihn als einen poetischen Zweifler und er wirft ihm namentlich vor, daß er wie Kant das bloße Pflichtgefühl zur Quelle aller Religion und Philosophie machen wolle. Claveau sagt: „Man weiß, welche Elasticität das Pflichtgefühl erlangen und zu welchen Folgen es führen kann, sobald es der Würdigung des subjectiven Gefühls anheimgegeben ist. Große Verbrecher werden euch mit größter Bestimmtheit sagen, daß sie nur gemäß dem Pflichtgefühl und unter seinem Antriebe gehandelt haben." H. M.

Bibliographie.

Adler, L., Vorträge zur Förderung der Humanität. Kassel, Meßner. Gr. 8. 22½ Ngr.

Allmers, H., Dichtungen. Bremen, Heyse. Gr. 16. 24 Ngr.

Brunier, L., Klopstock und Meta. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Corrodi, A., Ernste Absichten. Ein Frühlingsbuch. Winterthur, Lücke. 8. 22½ Ngr.

Dreifus, M. G., Zur Würdigung des Judenthums unter seinen Nichtbekennern. Winterthur, Lücke. 8. 7½ Ngr.

Ernst, J., Glaser Süßtrunk. Eine Dorfgeschichte. Winterthur, Lücke. 8. 1 Thlr.

Friedrich, F., Leipziger Meß-Bilder. Leipzig, Wiedemann. 8. 15 Ngr.

John Halifax, Gentleman. Aus dem Englischen von Sophie Verena. Autorisirte Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig, Voigt u. Günther. 1861. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kreuzhage, E., Gedichte. Münster, Coppenrath. 1861. 16. 1 Thlr.

Lueder, J. C. F. L. E., Das Souveränetäts-Recht der Begnadigung. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Clara Maitland. Aus dem Leben eines Kindes. Köln, Bachem. 12. 10 Ngr.

Mevert, E., Die Zernagorassen. Gedicht. Bremen, Geisler. 8. 22½ Ngr.

Mindermann, Marie, Plattdeutsche Gedichte in bremischer Mundart nebst einer Sammlung Sprichwörter und Redeweisen. Bremen, Geisler. 8. 20 Ngr.

Otte, H., Geschichte der deutschen Baukunst von der Römerzeit bis zur Gegenwart. Mit zahlreichen Holzschnitten und andern Abbildungen. 1ste Lieferung. Leipzig, T. O. Weigel. 1861. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Passarge, L., Fragmente aus Italien. Berlin, Decker. Gr. 8. 1 Thlr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 1. November 1860.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Avé-Lallemant's Reise in Nordbrasilien. *)

Reise durch Nordbrasilien im Jahre 1859. Von Robert Avé-Lallemant. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1860. 8. 3 Thlr. 24 Ngr.

Mit vorzüglicherm Glück als in der freien Dichtung und in der schönen Literatur überhaupt arbeitet unsere Zeit wol in den Wissenschaften, soweit dieselben dem Leben dienen. In der Geschichts-, in der Naturforschung sind wir unsern Aeltern unendlich überlegen und es wird uns schwerlich ein haltbarer Vorwurf daraus zu machen sein, daß wir zu rastloser Thätigkeit auf diesen Feldern weit mehr durch die Idee des Nutzens als durch die Idee einer höhern, gelehrten Neugier angefeuert werden. Die Geschichte und die Naturkunde beuten wir zunächst für unser staatliches und leibliches Leben aus.

Was weite, großartige Forschungsreisen betrifft, so braucht unsere Zeit den Vergleich mit keiner andern zu scheuen. Mögen wir auch zugeben, daß unsere Vorfahren auf Oceanen und fremden Continenten mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, welche uns längst durch glückliche Erfindungen und Entdeckungen aus dem Wege geräumt sind, so werden doch unsere großartigen Polarexpeditionen und afrikanischen Wüstenfahrten mit Berücksichtigung aller Verhältnisse ihren Ruhm behaupten neben den sagenhaften Zügen der Phönizier im Alterthum, neben den Seereisen der Spanier und Portugiesen zur Reigezeit des Mittelalters.

Es ist nicht zu verkennen, daß Sucht nach Gewinn, Aussicht auf baaren Nutzen von jeher die Triebfeder war, welche kühne Abenteurer nach der Ferne drängte oder die wenigstens uneigennützigem Forschungsgeiste die Mittel zur Befriedigung gewährte. Reisende wie Humboldt, deren Unternehmungen ungetheilt der Liebe zur Wissenschaft galten, waren von jeher selten.

Zog man früher aus, um Eldorado zu finden, so sucht man jetzt nach neuen Verkehrswegen, nach neuen Absatzmärkten für die Erzeugnisse unserer Industrie. Wo die Humanität halbcultivirten oder barbarischen Nationen die Segnungen europäischer Cultur und Sitte aufzudringen sucht, beeilt sich gewinnlustiger Handelsgeist zugleich kostspielige Bedürfnisse und Genüsse zu lehren, die ihn sicherer und nachhaltiger bereichern als Potosi.

Es ist nicht nach völlig unbekannten, dem Europäer neu zu erschließenden Ländern, wohin uns Avé-Lallemant führt. Er zieht nicht aus, um ergiebigen Boden, reiche Felder zu suchen, wo es gut sein möchte, Hütten zu bauen; sein Hauptzweck ist, schon vorhandene Niederlassungen zu besuchen, die Lage bereits angesiedelter Auswanderer zu erforschen, kurz, zu sehen, wie es um eine junge Cultur, die sich selbst verlockend anpreist und empfiehlt, denn eigentlich stehe.

Ebenso gern, wie wir Kohl begleitet haben an die Süßwasserbecken im Nordwesten der Vereinigten Staaten, den unermüdlichen Missionar nach den wasserlosen Ländern Südafrikas, den berühmten Barth nach mohammedanischen Negerreichen um den Tsadsee bis nach Timbuktu hin, den Kapitän MacClintock nach dem nördlichen Polarmeer, um Reste der Franklin'schen Expedition zu suchen und zu finden, den kühnen Burton zu den Heiligthümern der Gläubigen nach Medina und Mekka, ebenso interessirt schicken wir uns jetzt an, mit Avé-Lallemant eine Dampfschiffahrt auf dem Riesenstrome zu machen, der noch vor nicht eben langer Zeit nur von den schmalen Canots der Indianer durchschnitten wurde; wir lassen uns führen an die vielgerühmten Ufer des Mucuri, wo unsere Landsleute, nachdem sie erst jüngst im Mutterlande mit allem Fleiße, mit aller Anstrengung der Regierenden sowol als der Regierten von überkommenen Pflichten, Lasten und Fronen erlöst worden sind, auf neuer Erde mit neuen Fesseln belastet werden sollen.

Avé-Lallemant's Art zu reisen und die Reise zu schildern ist uns bereits bekannt. Auch unsern Lesern ist früher

*) Ueber des Verfassers „Reise in Südbrasilien" vgl. Nr. 15 d. Bl. D. Red.

(von anderer Hand) über die erste Hälfte der Avé-Lallemant'schen Reise berichtet worden. Diese erste Hälfte umfaßte die brasilianischen Provinzen südlich von Rio de Janeiro bis nach Corrientes. Jetzt werden wir von ihm durch die nördlichen Provinzen jener einzigen amerikanischen Monarchie geführt, zuletzt tief in das Innere des Continents bis an die Grenzen von Peru.

Avé-Lallemant erinnert, um falschen Ansprüchen vorzubeugen, wiederholt daran, daß er kein Naturforscher sei, daß man ihm gestatten müsse, die Dinge so zu schildern, wie sie ihm erschienen, daß er nur davon reden könne, was er in den Kreis seiner Beobachtung gezogen.

Avé-Lallemant ist ein Reisender mit offenem Auge und Ohr. Der Kreis seiner Beobachtung ist keineswegs beschränkt, und seine ganze Art und Weise erinnert lebhaft an die Kohl's. Seine Naturschilderungen sind kaum weniger vortrefflich als seine Bilder von Culturzuständen. Er ist kein Naturforscher, aber er ahmt den Griffel Alexander von Humboldt's, des größten aller Naturforscher mit Glück nach, wo es sich um Naturgemälde handelt.

Am 21. November 1858 gehen wir mit Avé-Lallemant von Rio de Janeiro aus nach den Nordprovinzen; am 9. October 1859 langen wir mit ihm zu Lübeck an. In dem kurzen Zeitraum von noch nicht 11 Monaten wird eine Reise von erstaunlichstem Umfange zurückgelegt, eine Reise, zu welcher vor wenigen Decennien noch Jahre erforderlich gewesen wären. Meist sind wir auf Dampfschiffen. Bei Bahia und Pernambuco sehen wir auch schon Eisenbahnen bauen und wenn ein Vergleich mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo man mit Siebenmeilenstiefeln fortschreitet, nirgends stattfinden kann, so sind die Umwälzungen, welche der Neuzeitgeist in dem brasilianischen Kaiserreiche bewirkt hat, immerhin höchst beträchtlich.

Nehmen wir eine gute Karte von Südamerika zur Hand und sehen wir uns die Wege näher an, welche Avé-Lallemant zurückgelegt hat. Seine erste Station war Bahia, woselbst er am 26. November 1858 anlangte.

Daselbst verweilte er längere Zeit und machte verschiedene Ausflüge in die Umgegend, namentlich nach der Zuckerfabrik von San-Laurenço, wo er Gelegenheit fand, sich über die den Negersklaven vergönnte Sonntagsfeier zu wundern. Bahia selbst möchte er eine Negerstadt nennen, so sehr tritt das weiße Element dort in den Hintergrund. Das Schuhwerk der Milizen und die farbigen Choristen im „Don Juan" wollten ihm zu Bahia keineswegs gefallen.

Am 18. December bestieg er wiederum das Dampfboot, welches ihn in südlicher Richtung zum Besuche verschiedener Küstenpunkte zurückführen sollte. Unterwegs fiel ihm seine Brieftasche, in welcher er Reisegeld und Empfehlungsbriefe hatte, über Bord; erst 14 Tage später erhielt er sie von einem armen Lootsen aufgefischt, unversehrt wieder. In Canavieiras machte er halt und befuhr von hier und von dem nachbarlichen Belmonte aus die Geschwisterflüsse Rio-Pardo und Jequitinhonha.

Am 23. Januar 1859 schiffte sich Avé-Lallemant wieder ein und dampfte an der Stelle vorbei, wo Cabral dereinst Brasilien zuerst entdeckt hat, bis Villa-Viçoza. Ein kurzer Ritt am Strande hin brachte ihn von da nach San-Jozé do Porto Alegre an der Mündung des Mucuri.

Der Mucuri ist jener berüchtigte Fluß, an dessen Ufern ein gewisser Ottoni, begünstigt von der brasilianischen Regierung, Colonien angelegt hat, für welche er unausgesetzt durch Seelenverkäufer in Deutschland werben ließ. Durch glänzende Vorspiegelungen lockte er brodlose Familien in ein Pest- und Fieberparadies, um die Armen, gelind gesagt, in eine Art von Hörigkeitsverhältniß, statt in freien Besitz zu bringen. Es war nicht schwer, die durch Consulate sehr unzulänglich geschützten freien Deutschen solchergestalt zu Sklaven zu machen, über deren vogelfreien Häuptern ein portugiesischer Speculant höhnisch die Peitsche schwang. Man hatte die Leute nach Amerika übergesetzt, man hatte sie am Mucuri hinauf tief in die Wildniß transportirt, ihnen dort Land zum Bebauen angewiesen, man verabreichte ihnen endlich bis zu ihrer ersten Ernte unzulängliche oder verdorbene Nahrungsmittel, dafür sollte die Hälfte ihrer künftigen Arbeitserträge dem biedern Director Ottoni gehören. Wer ihm einmal verfallen war, den ließ er sich nur durch den Tod wieder entreißen; hatte er sich die Deutschen doch mühsam genug herbeigeschafft, um seine Colonie mit ihrem Schweiß und Blut zu düngen. Ihm zu Lande durch die Wildniß zu entrinnen war so gut wie unmöglich; die Wasserstraße war nur für seine Schiffe gangbar und daß man diese nicht zur Rückkehr benutzen konnte, dafür war durch unerschwingliche Fahrpreise gesorgt. So mußten die Deutschen ohne Aussicht auf Rettung an den pestschwangern Ufern des Mucuriflusses verfaulen; Klagen waren verboten und wurden bestraft. Der Director Ottoni war durch die Zuvorkommenheit seiner Regierung in die angenehme Lage eines unumschränkten Herrn versetzt worden und er nutzte diese Lage ganz im Geist eines jener grausamen Sultane, deren kalte Herzlosigkeit für uns etwas Unbegreifliches hat.

Avé-Lallemant fand am Mucuri das Elend über alle Beschreibung groß und tief. Natürlich ließ sich ein so gewiegter Mann wie der ehrenwerthe Ottoni nicht gern von jemand in die Karten sehen. Er war daher so frei, den unwillkommenen Eindringling in höchst eigener Person auf Schritt und Tritt durch seine Colonien zu begleiten, was indessen keineswegs verhinderte, daß Schreie der Verzweiflung und Empörung zu den Ohren des deutschen Reisenden drangen. Avé-Lallemant konnte es als Arzt nicht über sich gewinnen, die Tagesordnung seiner Reise festzuhalten und über jene Stätten menschlichen Elends, Sta.-Clara und Neuphiladelphia spurlos hinwegzugehen. Tief erschüttert durch die Hülferufe der Unglücklichen, welche obdachlos von den ihnen verschlossenen Obdächern ihres Paschas an den Ufern des Mucuri lagen, flehend um Ermöglichung der Rückkehr, hinsiechend an „fauligen Beinwunden, granulösen Augenentzündungen

und typhösen Leiden", tieferschüttert durch das Elend seiner Landsleute und durch die Erbarmungslosigkeit ihres Quälers am Mucuri, blieb Avé-Lallemant zunächst, wo seine ärztliche Hülfe nothwendig war, und beeilte sich zugleich, wahrheitsgetreue Berichte nach Rio de Janeiro zu senden.

Die Regierung konnte sich unmöglich taub und blind stellen gleich den deutschen Consuln, welche es vorziehen, die armen Landsleute, welche ihren Schutz anrufen, grob anzuschnauzen und auf Seite der mächtigen Unterdrücker zu treten. Die brasilianische Regierung sandte einen Commissar zur Untersuchung, sandte Schiffe zur Rettung. Es gelang auf diese Weise unserm werkthätigen Reisenden Hunderte von halb Verzweifelten dem sichern Untergange zu entreißen und in die Hospitäler von Rio de Janeiro zur Pflege und Heilung zu schaffen.

Trotz seines eigenen Berichts aber, den er, am 17. März mit einer Ladung Kranker wiederum zu Rio de Janeiro anlangend, persönlich zu den Ohren des Kaisers brachte, trotz des ausführlichen Berichts, den der Regierungscommissar in demselben Sinne schriftlich erstattete, bewilligten Kammern und Regierung dem Director Ottoni aufs neue eine höchst bedeutende Unterstützung für sein Mucuriunternehmen aus Staatsfonds.

Man könnte dies leicht ganz unglaublich finden, wenn nicht aus der Erzählung Avé-Lallemant's hervorginge, daß es der brasilianischen Regierung einmal um Colonisirung um jeden Preis zu thun sei, andererseits, daß ihr in altmonarchischer Weise die Erstarkung und Erhöhung eines großen Grundbesitzerstandes mit abhängigen kleinen Leuten bei weitem mehr am Herzen liege, als das Gedeihen freien Arbeiterbesitzes.

Glücklicherweise blieb das Mitgetheilte nicht das schließliche Resultat des Mucuristreites. Das Nachwort, welches Avé-Lallemant am 16. Juni 1860 zu Lübeck seiner nordbrasilianischen Reisebeschreibung anhängen konnte, gibt unserm Rechtsgefühl Genugthuung. Die brasilianische Regierung, endlich zur Einsicht gekommen über die Mucuricolonisation und deren Unternehmer, versagt der Sache weitere Unterstützung. Der ehrenwerthe Director Ottoni, dem Kaiser mehrmals von einem Wahlbezirk zur Bestätigung als Senator präsentirt, kann diese Bestätigung mit nichten erlangen und erläßt deswegen aufreizende Proclamationen an seine Wähler, empfängt aber die gebührende Zurechtweisung. Zum Verständniß diene, daß die brasilianische Senatorenwürde etwa derjenigen entspricht, welche in Preußen lebenslängliche, von irgendwelchem Wahlkörper der Krone präsentirte Mitglieder des Herrenhauses einnehmen.

Am 7. April nehmen wir mit Avé-Lallemant Abschied von Rio de Janeiro und von den Scenen des Jammers, die uns seit der Ankunft am Mucuri unausgesetzt in Anspruch genommen haben. Nach neunundsechzigstündiger Fahrt langte Avé-Lallemant abermals in dem großen Bahia an, um sich von dort alsbald weiter nach Pernambuco zu begeben. Von Pernambuco wandte er sich wiederum südlich nach den kleinen Provinzen Alagoas und Sergipe, bereiste den Rio-de-San-Francisco bis zu den großartigen Fällen von Paulo Alfonso und kehrte am 30. Mai nach Pernambuco zurück, wo ihn die Nachricht vom Tode seines berühmten Gönners, Alexander von Humboldt, ereilte.

Der zweite Theil der Reisebeschreibung beginnt mit der Abfahrt von Pernambuco nach der Mündung des Amazonenstroms am 31. Mai. Avé-Lallemant berührte Parahyba, Ceara und Maranhão, welches letztere ihn an Funchal auf Madeira erinnerte, und fuhr einen halben Grad südlich vom Aequator hin bis Pará. Pará, eine Stadt von 25000 Einwohnern, geschmückt mit Kirchen und Palästen, würde einen bedeutenden Eindruck nicht verfehlen, wenn nicht echt portugiesischer Schmuz daselbst so überhand nähme, daß die Hotels für Deutsche unwohnbar wären, daß die großen schwarzen Geier in allen Straßen, auf allen Dächern als städtische Reinigungsbeamte gelten müßten. Pará liegt an der seeartigen Mündung des Gran-Pará, welcher, durch einen Flußarm mit dem Amazonenstrome verbunden, als Nebenfluß dieses Riesen gelten muß, wenn man die Insel von Marajó als Deltabildung des großen Mündungssystems betrachtet, das vom Cabo do Norte bis Tijoccas nicht weniger als 50 deutsche Meilen breit sein würde. Avé-Lallemant verweilte in Para, mit Ausnahme der Pfingstfeiertage, welche er zu Cametá genoß, vom 7. bis 18. Juni. Seine Beschreibung des ewigen Feiertagslebens zu Cametá ist wahrhaft reizend; wenn die Einwohner dieses Oertchens ebenso wenig zum Arbeiten aufgelegt sind als irgendwelche andere Brasilianer, so steht ihnen wenigstens ihre Faulheit gut; sie leben halb im Fluß, halb im Schatten herrlicher Palmen, und da ihnen nach unserm groben Sprichwort die gebratenen Tauben ins Maul fliegen, möchte man wirklich fragen: was sollen sie auch arbeiten?

In der Nacht vom 17. zum 18. Juni verließ Avé-Lallemant mit dem Dampfer Marajó das stolze Pará. Der Strom, in welchen man weiter eindrang, erschien in seiner Mächtigkeit, belebt von eigenthümlich „klotzigen" Fahrzeugen mit braunen Chinesen des Westens, so ähnlich dem Yang-tse-kiang, daß einer der Reisegefährten unwillkürlich zu dem Ausrufe veranlaßt wurde: „Es scheint, wir sind in Kanton!"

Zehn Tage ungefähr brauchte der Marajó zu seiner 250 geographische Meilen langen Fahrt von Pará bis Manáos an der Mündung des Rio Negro. Der Amazonenstrom war mächtiger denn je angeschwollen, sodaß sich niemand eines annähernd hohen Wasserstandes entsinnen wollte, obschon die Anschwellungen des Amazonenstroms periodisch sind gleich denen des Nil.

Das Hochwasser hatte vielen Schaden angerichtet, namentlich viel Vieh weggeschwemmt, dennoch schien den Tapuis, welche nichts zu verlieren haben, die Sache viel Vergnügen zu machen; mit Blumen geschmückt ruderten sie lustig um ihre zerstörten Wohnungen. Avé-Lallemant unterhält uns während der einförmigen Stromfahrt aufs beste, sei es nun, daß er uns von den menschenfressenden Araras an den Ufern des Madeira, sei es, daß er uns von Ameisen erzählt, die sich hoch auf Bäumen

anbauen, sei es, daß er die Ruinen von Forts oder die unpraktische Anlage neuer Colonien, sei es, daß er das Sammeln der Schildkröteneier oder daß er die Fata-Morgana am Amazonenstrome beschreibt.

Der Respect vor dem mächtigsten aller Süßwasserströme der Erde erleidet wahrlich durch nähere Bekanntschaft keinen Eintrag. Wenn uns Avé-Lallemant Berechnungen gibt, daß an der engsten Stelle des Stroms bei Obidos in einer Stunde 128,000000 Kubikklaftern Wassers mit außerordentlicher Schnelligkeit vorüberrinnen, so möchten wir wie die Entdecker des Stroms fragen: Mare, an non? (Meer oder nicht?)

Am 27. Juni in Manáos angelangt, verweilte Avé-Lallemant daselbst bis zum 14. Juli. Wir haben bisjetzt der Versuchung widerstanden, auf die Schilderungen unsers Reisenden näher einzugehen und auszugsweise seine eigenen Worte anzuführen. Das Leben in einer tief im Innern, im Herzen des südamerikanischen Continents, am Einfluß des Rio Negro in den Amazonenstrom gelegenen Provinzialstadt von circa 8500 Einwohnern ist schon durch Fremdheit ein für uns so interessantes Object der Neugier, daß wir uns nicht versagen können, bei der betreffenden Zeichnung Avé-Lallemant's ein wenig zu verweilen.

Hohes und niedriges Land, Häuser auf Hügeln und am Wasser, massive Gebäude echt europäischen Herkommens, und urechte graue Tapuihäuser, bald Straße, bald Igarapé; dort ein Landweg, hier eine lange Holzbrücke; am Ufer ein Dampfboot, dicht dabei das Amazonencanot, aus einer Thür gähnt ein weißes Gesicht, unmittelbar daneben badet die braune Jugend —

so repräsentirte sich Manáos dem Ankömmling am ersten Morgen.

Aber noch immer ziemlich klein ist das Gemälde, bescheiden noch immer alle Formen und Zuschnitte, wem sie auch immer angehören mögen, ob dem andringenden Europäismus, ob den mehr und mehr sich umwandelnden Urwaldserscheinungen. Es ist da noch kein mächtiger Kampf von gewaltigen Kräften auf Tod und Leben, vielmehr eine anmuthige Aussöhnung der verschiedenen Elemente. Der brasilianische Europäismus scheint unter dem Aequator sich jener gemüthlichen Faulheit der Indianer zu befleißigen, wogegen die Nachkommen jener Manáosindianer, die ehedem um die Barre des Rio Negro herum wohnten, Jacke und Hosen angezogen haben, getauft und als freie Vollblutbürger Nationalgardisten sind und wol gar zu Wahlintriguen sich benutzen lassen durch Stimmabgeben für Personen und Stellungen, die sie beide nicht kennen.

Mit dem Fortschritt übereilt man sich nicht zu Manáos. Von der neuen, an Stelle der vor acht Jahren abgebrannten zu errichtenden Kirche ist annoch blos der Bauplatz zu sehen. Die Paläste des Präsidenten und des Polizeichefs stehen auf sehr schwachen Füßen. Ueber der Stadt soll eine Batterie erbaut werden. Mit Erstaunen bemerkte Avé-Lallemant's Dampfschiffscommandant, der ohne Brille nicht gut sah, „daß man seit seiner letzten Reise schon drei Geschütze aufgepflanzt hätte. Wunderlicher Irrthum! In regelmäßigen Zwischenräumen lagen dort oben drei friedliche Ochsen und genossen wiederkäuend die frische Morgenluft."

Wirklich reizend liegt Manáos. Die Straßen der Stadt, wenn da eigentlich von Straßen oder einer Stadt die Rede sein kann, bestehen aus lauter Stücken, Enden, Ecken und Unterbrechungen. Auf und ab steigt man. Fast überall sieht man nach dem breiten, stillen und dunkeln Strom hinab, oder man wandert des Wegs bergab, um auf bescheidener Brücke einen stillen Igarapé zu passiren, der ebenso dunkel erscheint wie der Rio Negro selbst. Aber keine Strömung bewegt die dunkle Fläche, in welcher sich einzelne Palmen, Meriti, Javari und Tucuman nebst den Sumaumabäumen ungestört spiegeln können, bis die Oberfläche erzittert und das friedliche Spiegelbild einen anmuthigen Wellentanz beginnt. Denn eine Schar badender brauner Tapuiknaben tummelt sich plötzlich in das Wasser hinein; oder einige dunkle Sirenen schwimmen kichernd aus dem Gebüsche des Ufers hervor, halb versteckt die elastischen Körperformen unter dem nachschwimmenden schwarzen Haar und im leichten Braunroth des Wassers, bis sie wieder unter dem Gebüsch verschwinden: seltsame Amphibien, die ich als Ichthyoden unter den Menschen bezeichnen möchte und ihnen ihre Stelle anweisen in nächster Nähe der Sirenlacertinen und schlangenartigen Porteusformen, welche letztere sogar lebendige Junge gebären.

Das Reichwerden ist zu Manáos nicht mehr an der Tagesordnung, eher das Herunterkommen der Wohlhabenden. Alles faulenzt; am meisten Thätigkeit wird natürlich noch unter den Weißen entwickelt, schon weil sie am meisten Lebensbedürfnisse kennen und regelmäßig Familie haben. Jeder einigermaßen Gebildete ist Kleinkaufmann und man begreift nicht, wie die Leute bei solcher Concurrenz ihren Unterhalt verdienen können, zumal die Fruchtbarkeit in den Familien wirklich erstaunlich ist und „die Frauen mit einer resignirten Zufriedenheit, die fast an Selbstmordslustigkeit grenzt, alle Jahre ein Kind bekommen".

Später erzählt Avé-Lallemant das Beispiel von einer jungen Dame, welche mit 12 Jahren verheirathet, mit 20 Jahren Mutter von sieben Kindern war, und dabei ganz allerliebst aussah. Und doch werden die kinderreichen Beamten vom Minister in Rio so wenig berücksichtigt, oft so sinnlos in der Wildniß hin- und herversetzt, daß man die armen Leute, denen die Erziehung ihrer Kleinen so sehr erschwert wird und welche zu keiner Ruhe kommen können, wirklich beklagen muß.

Die Geier scheinen auch in Bezug auf das Bringen der Kinder am Rio Negro dieselbe Stellung einzunehmen, wie bei uns die Störche.

Die braune Gesellschaft macht sich das alles viel leichter. Ueberhaupt sind die Tapuis die größten Philosophen, die ich gesehen habe. Die treuesten Anhänger des Diogenes sind sie vollkommen glücklich mit dem, was ihnen die Natur an Jagd, an Waldfrüchten, an Palmennüssen, an Bertholletienkernen vor die Füße wirft.

Ebenso eifrig ist das leichtlebige Gesindel in dem halbspielerischen Nationalgardendienste wie im formenreichen katholischen Gottesdienste. Einem ehrlichen protestantischen Herzen wird zwar etwas bedenklich zu Muthe beim Anblick dieses indianischen Christenthums, indessen bezeichnend, originell bleibt die Art, wie diese Leutchen die guten Heiligen, Peter und Paul z. B., feiern, doch jedenfalls. Ein Maskenzug zieht mit lodernden Fackeln singend und klappernd durch die Straßen. Die Hauptrollen spielen ein als Weib verkleideter Knabe, ein Beschwörer, und ein als Ochse maskirter Mann. Der Ochse wird

unter einförmigem Gesang und Tanz scheinbar vom Leben zum Tode gebracht; dann versucht man ihn durch Beschwörungsformeln wieder zu beleben, wozu bei frühern Aufzügen sogar ein Padre kommen und dem matten Ochsen das heilige Viaticum in die Schnauze stecken mußte, was aber jetzt verboten ist.

Wie unendlich schwierig und mühsam es übrigens für die Regierung ist, die Waldbewohner am Rio Negro ohne Zwang für ein seßhaftes Culturleben zu gewinnen, zeigt der ausführliche Bericht des Artilleriehauptmanns Joaquim Firmino Xavier, welchen Avé-Lallemant von S. 156—173 einschiebt. Die kaum angesiedelten Indianer vom obern Rio Negro werden durch den Eigennutz weißer Hausirer leicht wieder von ihren Niederlassungen in die Wälder gelockt, um dort Naturproducte zu sammeln, welche ihnen die Hausirer alsdann gegen Lumpereien abtauschen. Ein Betrüger, der sich für den wiedererschienenen Christus ausgibt, durchstreift die Wälder und zieht das arme Volk mit sich über die Grenzen nach Venezuela. Scheiden wir jedoch von der bunten Scenerie am Rio Negro und folgen dem Reisenden, der seine Fahrt aufwärts auf dem Amazonenstrome, welcher bis zur Einmündung des Rigo-Negro den Namen Solimöens führt, am 14. Juli fortsetzte. Ungefähr in abermaligen zehn Tagen gelangte Avé Lallemant bis Tabatinga an der Grenze von Peru. Das Dampfschiff lief zwar unterwegs einigemal bei kleinen Ortschaften an, um Passagiere und Postgepäck aufzunehmen und abzusetzen, doch ward die Fahrt auf dem von Krokodilen unangenehm belebten Flusse bis Tabatinga ohne eigentlichen Aufenthalt vollendet.

Zu Tabatinga vernehmen wir mit Befremden von Grenzstreitigkeiten zwischen Peru und Brasilien. In Gegenden, wo Landstriche von der Größe europäischer Staaten noch so gut wie unbebaut und unbewohnt liegen, zwischen Reichen, deren größtes Uebel die Ausgedehntheit ihrer menschenleeren Territorien ist, rechtet man um einige Quadratmeilen Waldung, welche vorläufig auf Jahrhunderte hinaus noch kein Theil nützen kann.

Von Tabatinga ist sonst eben nicht viel zu sagen; was jedoch Avé-Lallemant über den Verkehr mit Peru, über die unterbrochene und wieder aufzunehmende Dampfschiffahrt bis Moyabamba mittheilt, nimmt unser Interesse in Anspruch. Die Erinnerung an das Hochgebirge hat immer etwas Reizendes für uns, zumal wenn wir lange in der Ebene geweilt haben. So lassen wir uns denn auch hier besonders gern von den Anden in Peru erzählen, von dem furchtbaren Paß von Pumayacu, dessen schmalen Felsgrat neben schwindelnder Tiefe, in welcher Wasserstürze toben, auch der sichere, geübte Bergwanderer nur mit bloßen Füßen überschreiten kann, dessen überstandene Schrecken die Phantasie eines kräftigen Mannes einst bis zum Wahnsinn quälten.

Am 28. Juli begab sich Avé-Lallemant auf die Rückreise. Er brauchte stromabwärts bis Manáos kaum fünf Tage. Dort angekommen, beschloß er die Mußezeit bis zum Eintreffen des nächsten Dampfboots zu einer Canotfahrt nach der Aldeia von Pantaleão zu benutzen, „wo am kleinen Rio das Uautas, oberhalb der Mündung des Rio da Madeira, der zahlreiche, große Stamm der Muras eine Hauptniederlassung bildet". Zu unserm Leidwesen brachten unzuverlässige Ruderer den Reisenden in die Mündung des Madeira statt in die des Uautas, sodaß er, um den Dampfer nicht zu versäumen, direct nach Serpa eilen und den Besuch bei den Muras aufgeben mußte, wodurch uns Schilderungen verloren gehen, die vermuthlich ebenso interessant geworden wären, als jene im ersten Theile enthaltenen über die Botocuden am Mucuri.

Bei Serpa ward unserm Reisenden noch die Freude, die Victoria regia wild blühend anzutreffen. Uebrigens fand er auch in Serpa wieder, wie in so vielen brasilianischen Ortschaften, freundliche Aufnahme bei Deutschen, hier sogar bei einem ehemaligen schleswig-holsteinischen Offizier. Am 12. August nahm er Abschied von dem gastfreien Landsmanne, um bis zum 16. August die zweite Hälfte der 500 Meilen langen Wasserstraße von Tabatinga bis Pará zurückzulegen. Hier, zu Para, beschloß er seine umfassende Reise mit dem Besuche der Colonie von Nossa Senhora do O', welche viel Aehnlichkeit mit dem Mucuriunternehmen zu haben scheint, denn sie ist eben auch von einem Ehrenmanne angelegt, der Colonisten wirbt, weil er Sklaven nicht kaufen kann. Besonders hervorzuheben ist die Toleranz dieses Herrn, welcher niemand zu der in seiner Colonie herrschenden katholischen Religion zwingt, und Protestanten so lange „den Befehlen ihres Gewissens nachkommen läßt, als sie keine Tempel bauen".

Am 4. September nach Pernambuco zurückgekehrt, trat Avé-Lallemant am 15. desselben Monats seine glückliche, wenig über drei Wochen dauernde Heimreise nach Deutschland an.

Das Ergebniß seiner großen Amerikafahrt, der umfassende, vielseitige Reisebericht, welcher vor uns liegt, muß als durchaus bedeutend anerkannt, muß als ungetrübte, daher untrügliche Quelle der Belehrung vorzüglich allen denen empfohlen werden, welche zu praktischen Zwecken Aufschluß suchen über die Länder, welche Avé-Lallemant durchwandert hat. Es war uns leider nicht möglich, durch unser kurzes Referat einen auch nur annähernden Begriff zu geben von der Fülle scharfsinniger Beobachtungen, einsichtsvoller Bemerkungen, beherzigenswerther Winke, welche das Buch über brasilianische Zustände enthält. Wenn das Reisewerk Avé-Lallemant's die verdiente Verbreitung, die wünschenswerthe Beherzigung findet, werden deutsche Landsleute nimmer wieder in Südamerika solchen jammervollen Täuschungen erliegen, wie die unglücklichen Opfer des Directors Ottoni, das möchten wir behaupten. Aber wahrlich nicht blos Auswanderungslustigen müssen wir das Buch empfehlen; sein Inhalt ist von so allgemeinem Interesse für alle Gebildeten, daß wir eher nach solchen Lesern fragen möchten, die es nicht ansprechen kann, als nach solchen, welche es willkommen heißen werden.

Nicht gefallen wird es indessen jener verachtungswerthen Klasse von Menschen, welche als wahre Seelenverkäufer davon leben, für private Colonieunternehmen in Brasilien weiße Sklaven zu werben und ihre armen deutschen Brüder ins Unglück zu locken; nicht gefallen wird es vielleicht sogar der kaiserlich brasilianischen Regierung und endlich den zahlreichen Vertretern deutscher Interessen in Südamerika, welche so gern den Consultitel von einer deutschen Macht (oder Ohnmacht) annehmen und die damit verbundenen Pflichten unverantwortlich vernachlässigen. Zu unserm Schmerze mußten wir II, 352 einen preußischen Consul diesen beigezählt finden. Wenn wir das am grünen Holze erleben müssen, was ist dann vom dürren zu erwarten! 52.

Die Literatur zu Hebel's Säcularfeier.

1. Festrede bei der hundertsten Geburtstagsfeier Johann Peter Hebel's, am 10. Mai 1860 gehalten in dessen Heimat Hausen im Wiesenthal von Ludwig Friedrich Dorn. Basel, Schweighauser. 1860. Lex.=8. 4 Ngr.
2. Aus Hebel's Briefwechsel. Zur Erinnerung an den 10. Mai 1860. Freiburg im Br., Wagner. 1860. Gr. 8. 16 Ngr.
3. J. P. Hebel. Festgabe zu seinem hundertsten Geburtstage. Briefe Hebel's an Freund und Freundin; dichterische Grüße an sein Andenken; über die baseler Mundart; basler Helgen. Herausgegeben von Friedrich Becker. Basel, Schweighauser. 1860. Lex.=8. 2 Thlr.

Veranlassung und Zweck dieser Schriften ist auf den Titeln derselben angegeben. Die „Festrede bei der hundertsten Geburtstagsfeier J. P. Hebel's" u. s. w. (Nr. 1) von L. F. Dorn, legt in ansprechender Form und Kürze Hebel's bekanntes Leben dar.

„Aus Hebel's Briefwechsel" (Nr. 2) beginnt mit einem einleitenden Gedicht in alemannischer Mundart: „Am 10. Mai 1860." Zum Lobe Hebel's wird unter anderm darin gesagt, daß er immer höher stieg an Ehren und Würden,

Bis er Prälat isch worde un isch mit Grose und Fürste
G'sesse z'samme im Roth, das arme Husemer Büebli.
Jetzt wird er stolz g'si si und fürnehm — werdet er denke.
Meinetder öbbe? — jo wohl! — nei weger! — g'mei mit de Lüte,
Fründlig, wiener isch g'si, so isch er si Lebtig au bliebe....
Und — was i sage will — nie het er si Heimet vergesse.

Die Verse in demselben Gedicht:

Und in aller Herre Länder, so wit as me dütsch cha,
Frogt mer uff und ab, vo Basel abe bis Holland,
Chennt man de Hebel wohl und sini liebliche Wise, —

rufen dem Berichterstatter die Gelegenheit und den Ort ins Gedächtniß zurück, da er in seiner Jugend zum ersten mal auf Hebel's Gedichte aufmerksam gemacht wurde. Es geschah dies zu Ende der zwanziger Jahre, hoch oben an der Nordsee, nicht zu weit von der holländischen Grenze, in einer Mittagsgesellschaft, wo ein gebildeter Landmann aus dem Jeverlande mit Ausdruck und Verständniß mehrere der schönsten Hebel'schen Gedichte aus dem Gedächtniß vortrug, worauf ich nichts Eiligeres zu thun hatte, als sie mir kommen zu lassen und mich in sie einzulesen.

Der in Nr. 2 mitgetheilte Briefwechsel besteht aus bisher ungedruckten Briefen Hebel's an den 1850 zu Durlach im neunzigsten Lebensjahre verstorbenen Kirchenrath Engler und aus einer Nachlese zu den schon für „Hebel's Leben" (in seinen Werken, fünf Bände, Karlsruhe 1843) benutzten Briefen an die Familie Hause in Strasburg. „Nächst dem Oberland", heißt es in der den Schluß von Nr. 2 bildenden „Biographischen Skizze Hebel's", „war es insbesondere Strasburg, d. h. Klein-Strasburg, wie er seinen (dortigen) Freundeskreis nannte, wohin es ihn zog." Der Verfasser merkt dazu an:

Es scheint, daß am Anfang dieses Jahrhunderts die Verbindungen mit Strasburg überhaupt noch viel häufiger und inniger waren, als heutzutage, wo das germanische Element dort immer mehr zurücktritt. Auch war man wol genöthigt, da das Karlsruhe jener Zeit mit dem heutigen nicht verglichen werden darf, sich wegen mancher Bedürfnisse, literarischer und anderer, an eine größere Stadt zu wenden, und jedenfalls waren damals weniger Zollplackereien zu überstehen, um ein Buch aus Strasburg, als etwa aus Berlin, zu erhalten. Die Aufträge nach Strasburg gingen daher nie aus.

Des Französischen war Hebel weder mächtig, noch liebte er es, und es waren deutsche Gesinnung und Bildung, deutsche Sprache und deutscher Umgang, was ihn an Strasburg fesselte. Dies verdient um so eher bemerkt zu werden, als bekanntlich einiges in seinen Schriften wie in seinen Briefen während der Zeit des Rheinbundes (worüber man unter anderm Giehne, „Studien über Hebel" in „Deutsche Vierteljahrsschrift" von 1858, drittes Heft, vergleiche) einer Verkennung des Charakters Hebel's und des Unterschiedes der damaligen und jetzigen Zeit noch weit mehr Stoff zu Vorwürfen gegen ihn liefern würde, als eine unbillige Beurtheilung des patriotischen Charakters und des politischen Verhaltens Goethe's gegen diesen zu Tage gefördert hat. Und doch bezweifle ich stark, ob die bekanntesten radicalen und doctrinären politischen Gegner und Tadler Goethe's, wie sie nach den Stürmen von 1830 und 1848, von Börne bis auf Gervinus und Häusser, auftauchten, dem reifern Urtheile schon der Gegenwart und dem ruhigen der Nachwelt Goethe's Patriotismus werden zu übertreffen scheinen. Jugendliche Tadler, wie Gustav Diezel, die noch in voller Gärung begriffen waren, kommen uns dabei natürlich gar nicht mit in Betracht, da sie später ihr Urtheil vielleicht berichtigt hätten.

Nr. 3: „J. P. Hebel. Festgabe zu seinem hundertsten Geburtstage", von F. Becker, ist sowol dem Umfange als dem Inhalte nach die bedeutendste der überschriebenen Schriften, um welche sich der in Basel lebende Herausgeber durch den Fleiß und die Sorfalt der Herausgabe, durch die Zugabe eines erwünschten Commentars in Vorwort, Zusätzen und Erläuterungen verdient gemacht hat. Der größte, wie wichtigste Theil derselben besteht aus bisher ungedruckten Briefen Hebel's, welche zu dem Interessantesten gehören, was an Briefen von ihm bekannt geworden ist, und die Vorstellung bestätigen, das Bild vervollständigen, welches man sich von dem im Leben wie in seinen Schriften edeln und liebenswürdigen Humoristen gemacht hatte. Hebel's Schriften sind in aller Händen, sein Leben ist aus der schon erwähnten Bio-

graphie in seinen Werken, aus Kölle's, des Adjuncten im „Rheinischen Hausfreunde“, und anderer Aufzeichnungen, zuletzt aus Giehne's angeführten „Studien über Hebel“ bekannt, wir begnügen uns daher mit einigen Anführungen aus dem Becker'schen Buch und beginnen wie Becker mit dem „Schluß“ der „Poetischen Epistel“ an „Vetter Vogt“ (Pfarrer Güntert zu Weil). Diese Epistel fehlt in der Sonderausgabe der „Alemannischen Gedichte“ und steht in Hebel's angeführten Werken, (II, 104), ohne diesen jetzt zum ersten mal veröffentlichten und den wichtigsten und merkwürdigsten Theil des Gedichts bildenden Schluß, nämlich ohne die von uns in Klammern eingeschlossenen 13 Verse desselben:

Thüent mer der Gefalle, Herr Vogt! — Der neu Vikari vo Lörrech
Bringt i 'ch mi Briefli, e brave Herr, und g'mei mit de Lüte.
Sust sin die junge Burst mengmol e wenig phantestig,
Meine, si heige ellei mit Löffle d'Glersamkeit gfresse.
[Dreck hen si gfresse, jo wol! (vor euen Ehre z'vermelde)
Schwetze uf der Chanzle vo weltliche Sache-n-us Büch're
('s frås es ke Hund und ke Chatz) und ziehn i'ch ke gotsig Sprüchl:
Us der Bibel a, — sie wüße bi Gott nit, was drin stot!
B'haupte; Christis der Herr seig's Josephs libliche Suhn gsi,
Heig nit für is glitte, seig nit vo de Todten erstande.
Hohl i'ch der Teufel denn au! Die dunderschießigi Läri!
Bringen is no um Glauben und Liebi, um Hoffnig und Himmel!
Und wenn ein vor Chumer und Trübsal schier gar verschmochtet,
Oder wenn ein's Gwisse an sine Sünden erinn'ret,
Oder wemme vo hinnen im letzten Stündli soll scheide
Stöhn si wie Mulaffe do mit ihrer weltliche Wisheit,
Wüsse nit gix no gar und chönnen ein ebe nit tröste]
Aber der neu Vikari isch ken vo dene u. s. w.

Diese poetische Auslassung bestätigt, daß Hebel, wie in seinem „Leben“ a. a. O. gesagt wird, „Wunder erklärenden Rationalismus nie bekannt habe“, wie er sich zu einer spätern auflösenden Herleitung des Lebens Jesu aus dichtender Sage wol ebenso wenig bekannt haben würde. Auf Philosophie und ihr Studium gab er für sich wenig oder nichts. „Ich habe angefangen“, schreibt er (1797) seinem Freunde Zenoides (Pfarrer und Kirchenrath Hitzig), „die Kant'sche Philosophie zu studiren, auf Anrathen eines sehr gelehrten Ungarn, der sich hier aufhält, und laß es nun wieder bleiben, auf Anrathen Meiner“. Ein anderes mal schreibt er von „der Entbehrlichkeit der Philosophie zum Leben“; was alles wol nichts weiter sagen will, als daß Hebel ein Philosoph auf eigene Hand war, der zur Religion wie zur Poesie ein unmittelbares Verhältniß hatte, wobei er der Krücke der Philosophie auf diesen Gebieten entbehren konnte. In diesem Sinne sind Aeußerungen wie die folgenden in den vorliegenden Briefen an Hitzig (S. 87 — 281) zu verstehen:

Ich danke dir für die Mittheilung deines katechetischen Leitfadens, in dem ich eine gesunde und reife Frucht deiner praktischen Beurtheilungskraft und deines feinen Sinnes für das Wesentliche, Wichtige, Erweckende und Wohlthätige in dem, was man Religion nennt, anerkenne.... Auf mich that er Dr. Ewald, ein damaliger Theolog und Geistlicher) wenigstens nicht die Wirkung wie andere Geweihte vom heiligen Reiche Gottes, die wie aus einer andern Welt zu uns zu kommen scheinen, und die Bürgschaft einer andern Welt uns mit Blick und Ton und Wort ins Herz zu legen wissen. So einen habe ich diesen Sommer in Baden — nicht gesprochen, aber gesehen und erkannt für das, was er ist. Er (Heinrich Stilling) zog unter dem großen Gewühl von Badegästen aller Art zuerst meine Aufmerksamkeit an sich und hielt sie, wo er zu sehen war, ausschließend fest.... Eine Minute unter solchen Menschen schafft mich zum frommen gläubigen Kinde um, das alle hebräische und griechische Thorheit vergißt. Und mit solcher eigenen Stimmung freut es mich, daß du einen Mysticismus zum religiösen Glauben für nöthig hältst. Nur sollten wir's nicht sagen, denn wir sollten's nicht wissen, wir sollten Mysticismus haben und es nicht wissen, wir sollten gar keinen Namen, wenigstens keinen griechischen Terminus technikus dafür haben. Denn dadurch wird ein so stilles heimliches Hausgespenstlein leicht beschrien, wenn man ihm seinen Namen nennt, und je mehr wir von Mysticismus reden und schreiben, desto leichter steigt er aus dem Herzen, wo er still und ruhig wirkt, in den Kopf, wo er lauter Unfug treibt.

Die Auslegung der Bibel nach occidentalischer, abstracter Verstandesbildung, wie unsere Zeit sie dem berühmten Werke über das Leben Jesu von Strauß verdankt, würde nicht nach Hebel's Geschmack gewesen sein, weil sie die Bibel und das Christenthum gerade von dem entkleidet, worin er das ursprüngliche Wesen beider sah. Er schreibt im Jahre 1805 an Hitzig:

Ich verlange die Offenbarung (Apokalypse) auch nicht zu verstehen, solange ich sehe, daß sie niemand versteht.... Aber wozu ist uns denn die Apokalypse gegeben? Das Verständliche daran, wie an der ganzen Bibel, zur praktischen Anwendung, z. B. Sei getreu bis in den Tod u. s. w., das Unverständliche — vielleicht uns zu nichts.... Vor der Erfüllung sind die apokalyptischen Weissagungen nicht klar und deutlich: das kann niemand sagen. Der Theil derselben, der schon erfüllt sein soll, ist's durch die Erfüllung auch nicht worden.... Daraus folgt entweder, daß ... noch nichts erfüllt ist, oder daß die Aufklärung erst am Ende zu erwarten steht, wenn alles erfüllt ist, und bis dahin weiß ich meines Ortes zu warten. Gleichwol hat die Offenbarung, wie du schreibst, so viel wundersam Anziehendes. Das hat sie 1) wegen des religiösen Interesses, wie die ganze Bibel; 2) als präsumtives Buch der Weissagung; 3) hauptsächlich wegen des hohen orientalischen Geistes und Geschmacks, der darin herrscht. Denn alles Hochorientalische heimelt uns an, als wenn wir schon dort gewesen wären, weil wir alle dort daheim sind. Ist es nicht so auch mit dem Hohen Lied oder, wie es sich selber nennt, dem Lied der Lieder, das man immer wieder lesen mag, und das noch wie der Stern am Abendhimmel glänzen wird, wenn alle Scheinwürmlein, die der gesunde europäische Geschmack geboren hat, ausgeschimmert haben und ausgestorben sind.

Und das sind Aeußerungen eines Mannes, der, bei unbestrittener Frömmigkeit wie selten Laien, über dogmatische und orthodoxe Befangenheiten erhaben war, dessen Freisinnigkeit auf religiösem und theologischem Gebiete daher einen ganz andern Werth hat als die Freisinnigkeit derer, die sich zum Christenthum entweder verneinend, oder als Skeptiker, wenn auch der besten, wenn auch Lessing'scher Art, verhalten, oder deren Interesse daran zunächst blos ein wissenschaftliches und politisches ist.

Folgende briefliche Aeußerung, welche Becker ins Jahr 1808 setzt, schlägt sowol Philosophen als Theologen

ein Schnippchen und ist bekannten Aeußerungen Goethe's, wegen deren man diesen hat zum Heiden im übeln Sinne herabsetzen wollen, an die Seite zu stellen, wenn sie dieselben nicht noch an naiver Freimüthigkeit übertrifft. Becker meint, sie „finde in dem Gang der Philosophie jener Zeit, wo solche Fragen viel behandelt wurden, ihre Erklärung", aber wir vernahmen oben, wie viel sich Hebel um die Philosophie seiner Zeit kümmerte, und ich halte sie vielmehr für eine Ansicht, durch welche er durchaus nicht mit dem Christenthum in Widerspruch zu kommen glaubte, wie denn Humanismus und Christenthum bei ihm im vollkommensten Einklange standen.

Der spätere erste Geistliche des badischen Landes schreibt dem Pfarrer Hitzig:

Wenn die theologische Gesellschaft noch bestünde, so hätte ich ihr diesmal einen Aufsatz über den Polytheismus geschrieben. Ich gestehe dir — denn eine Beichte unter Freunden ist so heilig, als die am Altar —, daß er mir immer mehr einleuchtet, und nur die Gefangenschaft oder Vormundschaft, in welcher uns der angetaufte und anerzogene und angepredigte Glauben behält, hinderte mich bisher den seligen Göttern Kirchlein zu bauen. Unser dermaliger philosophische Gott steht, fürchte ich, auf einem schwachen Grund, nämlich auf einem Paragraphen, und seine Verehrer sind vielleicht die thörichtsten Götzendiener, denn sie beten eine Definition an, und zwar eine selbstgemachte. Ihr Gott bleibt ewig ein Abstractum und wird nie concret. Als man zur Zeit der Bibel nur ein paar Kubikklafter vom Weltall kannte, war es keine Kunst, sich mit Einem Gotte zu begnügen und ihn menschlich zu lieben, weil man ihn menschlich denken konnte. Und doch konnte selbst der sanctionirte Monotheismus nur mit Zwang, und nie mit Glück, den Götterglauben und die Anbetung derer, die uns näher sind, als der Einzige, Ewige, Unerfaßbare über den Sternen, entfernt halten. Ich möchte mich gern mit einem oder einigen Göttern dieser Erde begnügen, die um uns sind, die uns lieben und beobachten, die unsere Blütenknospen aufthun, unsere Trauben reifen, denen wir trauen können, und die sich lediglich nichts darum zu bekümmern haben, wer für die andern Sterne sorgt, so wenig als wir. Sie sollen nicht allmächtig, nicht allweise, nur mächtig und weise genug für uns sein, nicht souverän, sondern untergeordnet einem noch mächtigern und weisern, um den sie, nicht wir uns zu bekümmern haben. Sie sind vielleicht schon oft erschienen, den Juden und Griechen, beiden in der Gestalt und Form, in denen sie ihnen erfaßbar waren, dort Engel, hier Dämonen; sie würden vielleicht auch uns noch ebenso wie jenen wahrnehmbar sein, wenn wir nicht durch den Unglauben an sie die Empfänglichkeit ihrer Wahrnehmung verloren hätten. Das Organ dazu ist in uns zerstört. Wir haben ihnen keine einzige Form mehr übrig gelassen, in der sie uns erschaubar werden könnten.

Man wird sagen, hier sei derselbe Pantheismus, den Gretchen in Goethe's „Faust" nicht für Christenthum gelten lassen wolle, hier die Schiller'sche Sehnsucht nach den Göttern Griechenlands, es entspreche dies den Personificationen, Engeln u. s. w. in Hebel's Gedichten und dem Goethe'schen: „Als Dichter und Künstler bin ich Polytheist." Zugegeben, der Dichter Hebel rede mit aus diesem Bekenntniß, ist der Dichter vom Menschen zu trennen, und sollen die Dichter, je größer und neuer sie sind, nicht mehr im Christenthum aufgehen können, und dieses nicht mehr sein als die Platonische Republik? Das hieße dem Christenthum vorwerfen, es sei der Zeit nicht mehr gewachsen, sondern von ihr überflügelt: ein Vorwurf, den Goethe mit Recht nicht auf das Christenthum kommen lassen wollte, indem er sich über diejenigen beklagte (bei Eckermann), die ihm sein Christenthum absprechen wollten.

In der Beurtheilung Goethe's — weil wir diesen einmal erwähnt haben, so fügen wir noch eine Bemerkung hinzu — hat sich der engere Begriff vom Christenthum, d. h. die bloße theologische Auffassung desselben, das Recht anmaßen wollen, den weitern und liberalen auszuschließen. Nur jener theologischen Auffassung gegenüber, über welche man sich bekanntlich selbst in der christlichen Kirche bis auf diesen Tag noch nie allgemein und bleibend hat einigen können, drückte sich Goethe in seiner mittlern Zeit über das Christenthum der geistlichen Vertreter desselben mitunter wol herbe und scharf aus, dichtete aber, was Oosterzen *) nicht genug beachtet, während derselben Zeit „Iphigenie", „Tasso", „Egmont", „Hermann und Dorothea" u. s. w., gewiß nicht un- oder widerchristliche Werke. Auf diese Werke, wie im wesentlichen auf Goethe's ganzes Leben und Wirken, mit Ausnahme seiner Sündigkeit und Unvollkommenheit, die aber gerade der theologisch- und kirchlich-christliche Standpunkt als mit zum Menschen gehörig voraussetzt, paßt, was Goethe in den letzten Tagen seines Lebens, bei Eckermann, ausspricht. Oosterzen läßt es, so reich sonst seine Schrift an Anführungen Goethe'scher Aussprüche ist, aus, da es nicht zu seiner theologischen, bald entschuldigenden, bald bemitleidenden und schließlich verwerfenden Beurtheilung von Goethe's Christenthum paßte. Uns erscheint es als wahrhaft christlich und gar nicht engherzig. Eckermann meldet:

Das Gespräch wendete sich (am 11. März 1832) auf große Menschen, die vor Christus gelebt, unter Chinesen, Indiern, Persern und Griechen, und daß die Kraft Gottes in ihnen ebenso wirksam gewesen, als in einigen großen Juden des Alten Testaments. Auch kamen wir auf die Frage: Wie es mit Gottes Wirkungen stehe in großen Naturen der jetzigen Welt, in der wir leben?

„Wenn man die Leute reden hört", sagte Goethe, „so sollte man fast glauben, sie seien der Meinung, Gott habe sich seit jener alten Zeit ganz in die Stille zurückgezogen, und der Mensch wäre jetzt ganz auf eigene Füße gestellt und müsse sehen, wie er ohne Gott und sein tägliches unsichtbares Anhauchen zurecht komme. In religiösen und moralischen Dingen gibt man noch allenfalls eine göttliche Einwirkung zu, allein in Dingen der Wissenschaft und Künste glaubt man, es sei lauter Irdisches und nichts weiter als ein Product rein menschlicher Kräfte."

Man wolle dem Berichterstatter diese kleine Abschweifung verzeihen. Er greift jetzt mit Rücksicht auf den ihm gestatteten Raum nur noch einige Stellen aus den Briefen an Hitzig heraus. Hebel erkannte vollkommen, welchen glücklichen Griff er mit seinen „Alemannischen Gedichten" gethan. Als diesen ein Beifall gesichert war, wie ihn der bescheidene Dichter bei ihrer Entstehung nicht geahnt hatte, schreibt er im Jahre 1811:

Ich kann in gewissen Momenten inwendig in mir unbändig stolz werden und mich bis zur Trunkenheit glücklich fühlen, der

*) „Goethe's Stellung zum Christenthum. Ein literarischer Beitrag von J. J. van Oosterzen" (Bielefeld 1858).

es mir gelungen ist unsere sonst so verachtete und lächerlich gemachte Sprache classisch zu machen und ihr eine solche Celebrität zu ersingen. Sie ist nun gekannt, wird geliebt und studirt wo Deutsche sind, in Paris, in Rom, in Warschau, in Petersburg. Sie wird auf den ersten Theatern, in Wien, München, Karlsruhe, Frankfurt, in den Declamatorien mit Beifall gehört u. s. w.

Doch war ihm dieser Beifall nicht ohne vorausgegangene Mühe zu Theil geworden. Er schreibt im Jahre 1801:

Meine Liebhaberei in den Nebenstunden, zur Schadloshaltung für den Ungenuß mancher Geschäftsstunde, hat sich in ein eigenes Fach geworfen. Ich studire unsere oberländische Sprache grammatikalisch, ich versificire sie, herculeum opus! in allen Arten von metris, ich suche in dieser zerfallenden Ruine der altdeutschen Ursprache noch die Spuren ihres Umrisses und Gefüges auf und gedenke bald eine kleine Sammlung solcher Gedichte mit einer kleinen Grammatik und einem auf die Derivation weisenden Register der Idiotismen in die Welt fliegen zu lassen.... Zur Beurtheilung schicke ich dir einstweilen anliegende Jamben, die hiermit dir geeignet sein sollen..... Dermalen arbeite ich am Dengelngeist in Hexametern.

Wollten wir mit Wolfgang Menzel*) reden, so müßten wir, wie dieser von Klopstock, von Hebel sagen: „Er verirrte sich in das fremde Gebiet der Classicität": er „brauchte", wie „Klopstock zu seinem «Messias»", zu mehreren seiner besten Gedichte „die Versart Homer's". Es würde aber gerade ein Triumph Hebel's und der deutschen Sprache in ihrer alemannischen Mundart sein, wenn Menzel, dem wir in diesem Falle seine Unkenntniß nicht zum Vorwurf machen wollten, einen solchen Tadel nur deshalb nicht auch gegen Hebel erhoben hätte, weil er gar nicht bemerkte, daß Hebel'sche Gedichte wie „Die Wiese", „Der Karfunkel", „Der Statthalter von Schopfheim", „Das Habermuß" in Hexametern geschrieben sind; denn in der That sind diese alemannischen Hexameter so deutsch und natürlich, daß sie die Volksthümlichkeit jener Gedichte nicht im mindesten verhindert haben, und daß ein deutscher Leser, der weder Latein noch Griechisch versteht und gar nicht weiß, was ein Hexameter ist — und deren gibt es unter den Freunden der Hebel'schen Muse gewiß recht viele — ihnen sicher nichts Fremdländisches anmerken wird. Gelehrte dagegen, denen ihr Latein und Griechisch ein Hinderniß wird, die Natur des deutschen Hexameters und das, was ihn wesentlich vom griechischen und lateinischen unterscheidet, zu erkennen, können sich durch Hebel's alemannische Hexameter, als echt deutsche, darüber belehren lassen.

Der echte deutsche Hexameter kann nämlich als ein trochäischer bezeichnet werden, da unsere Sprache ihm wenig Spondeen zur Verfügung stellt, deren Zahl man sich umsonst bemüht, künstlich zu vermehren, wie wenn man für die deutsche Prosodie auch Längen durch Position annimmt, die ihr doch ganz fremd ist. Der Trochäus herrscht vor, neben ihm steht der Daktylus, und das Bemühen, dem deutschen Hexameter mehr Spondeen mitzutheilen, als die Sprache ungezwungen und natürlich gewährt, hat ihm immer nur geschadet. In „Hebel's Leben", in der angeführten Ausgabe seiner Werke, wird zwar gesagt: „Im Leben, Wort und im Vers blieb er seiner unabhängigen Richtung treu. Im Verse oft bis zum Uebermaße, sodaß die Trochäen, die allzu oft in seinen Hexametern hervortreten, schon Goethe zu mahnender Aeußerung veranlaßten." Dem ist aber, was Goethe betrifft, nicht völlig so, Goethe sagt in seiner Beurtheilung der zweiten Auflage der Hebel'schen Gedichte (1804) nur, daß „es dem Verfasser gefallen möge, auch dem äußern technischen Theil, besonders seinen reimfreien Versen, noch einige Aufmerksamkeit zu schenken". Goethe spricht also nicht einmal von den Hexametern allein, der Trochäen in diesen aber erwähnt er gar nicht, und das insofern mit Recht, als Goethe's eigener Hexameter im Hochdeutschen ist, was der Hebel's im Alemannischen, und er deshalb wie dieser unbegründeten Tadel genug erfahren hat. Gleichwol hat die angeführte Bemerkung im „Leben Hebel's" ihren guten Grund. In seinen mehr erzählenden hexametrischen Gedichten (z. B. „Der Geisterbesuch auf dem Feldberg") thut der Trochäus dem Daktylus manchmal ungebührlichen Abbruch, besonders in der lieblichen Idylle „Die Wiese" aber ist der deutsche Hexameter meisterhaft behandelt. Die fünf Trochäen gleich im ersten Verse („Wo der Denglegeist in mitternächtige Stunde") sodann in den Versen: „Lus, i will di jez mit meine Liederen ehre"; „An de Wulke gsäugt, mit Duft und himmlischem Rege", sind, wenn sie nicht öfter als billig wiederkehren, im deutschen Hexameter ganz so berechtigt, als bei Virgil Verse mit sechs Spondeen (z. B.: „Durate et vosmet rebus servate secundis").

In dem angeführten „Leben Hebel's" wird des Verdienstes erwähnt, welches sich der von Menzel kürzlich wieder so schnöde verkannte und geschmähte Voß auch in Beziehung auf Hebel um die deutsche Literatur erworben hat. Es wird gesagt:

Die Alten, die Hebel verständig anzuwenden wußte, wo andere nachahmten, haben ihren großen Einfluß auf seine Dichtungen. Nächst ihnen Voß. Er, der für das Idyll seine rechte Stelle in der Poesie der Nation zurückverlangt hatte, war durch seine plattdeutschen Gedichte auch für die Hebel'schen Gedichte von entschiedenem Einflusse. Sein Beispiel weckte den Gedanken der Gedichte in alemannischer Mundart.

Hieraus erklärt sich, was Hebel in den vorliegenden Briefen schreibt: „Frau Voß läßt mir sagen, daß eine Recension der „Alemannischen Gedichte" von Goethe nächstens in der «Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung» erscheinen werde. So hoch mir Goethe's Name tönt, so hätte ich sie doch lieber von Voß selber gesehen."

Kurz vorher, in demselben Jahre (1804), berichtet er seinem Freunde Zenoides, daß Voß mit seiner Frau in Karlsruhe war und Hebel ihnen alemannische Gedichte lesen mußte.

Er rieth mir mehr Sorgfalt auf den Hexameter zu wenden. Er findet große Verwandtschaft zwischen alemannisch und plattdeutsch.... Er hat den Homer allemal zuerst bei sich ins Plattdeutsche übersetzt und dann erst den Gedanken, sowie er ihn platt dachte, aus diesem Dialekt ins Hochdeutsche übertragen u. s. w.

Das also wäre einer der Gründe, warum Voß' erste Uebersetzung des Homer (die „Odyssee") so gut gerathen

*) Vgl. meine Schrift: „Dr. W. Menzel's gegen die Größen unserer classischen Literatur erhobene Anklagen, beleuchtet u. s. w." (S. 20).

war; später hätte er sie nicht mehr plattdeutsch gedacht, sondern aus dem Hochdeutschen, aus „unserer classischen Schriftsprache“, die, wie er sich noch gegen Hebel äußerte, „bereits eine todte Sprache sei“, ins Hochdeutsche verbessert, d. h. verschlechtert! In der ersten Uebersetzung des Homer durch Voß hat der Hexameter seinen oben angegebenen deutschen Charakter, den Voß in der plattdeutschen Mundart, als seiner mecklenburgischen Muttersprache, gar nicht hatte verfehlen können und den er ihm in den spätern Ausgaben wieder zu nehmen suchte. Hebel und Goethe aber wurden mit richtigem Takt dem guten Beispiel, welches Voß einmal gegeben hatte, nicht wie er selbst untreu, so sehr er auch dazu ermahnte.

Fast von nicht minderm Interesse, als die Briefe an Hitzig, sind die „an Gustave und den Herrn Vogt“. Aus dem übrigen Inhalt des Buchs nennen wir Gedichte, hochdeutsche und alemannische, zu Ehren Hebel's und eine Abhandlung „Ueber die Stadt-Baselsche Mundart“ von K. R. Hagenbach, und schließen diese Anzeige mit dem Ausdruck des Dankes gegen den Herausgeber für seine werthvolle literarische Gabe. August Boden.

Humoristische Erzählungen.

1. Erzählungen bei Licht. Novellen von M. Solitaire. Leipzig, Hübner. 1860. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Ein Frühling. Von Jakob Corvinus, Verfasser der „Chronik der Sperlingsgasse“. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1857. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.
3. Halb Mähr, halb mehr! Erzählungen, Skizzen und Reime von Jakob Corvinus (Wilhelm Raabe). Berlin, Schotte u. Comp. 1859. Gr. 16. 22½ Ngr.

Wir stellen hier einige novellistische Erscheinungen zusammen, deren zwei Verfasser, bei aller sonstigen Grundverschiedenheit ihres Wesens, doch darin etwas Verwandtes haben, daß der Humor bei ihnen nicht selbständig in einzelnen eingeflochtenen, mit dem Ernst der übrigen Romanpartien dann im grellen Contrast stehenden Episoden auftritt, sondern daß der Humor den ganzen Körper der Erzählung durchdringt wie das Sonnenlicht die Luft, auch da wo sich diese zu Moderdünsten und Sumpfnebeln verdichtet. Es ist in ihren Romanen, Novellen und Erzählungen selten, bei M. Solitaire fast nie ein Charakter, der nicht eine gewisse humoristische Färbung hätte, und infolge davon erhalten bei beiden auch die ernstesten und tragischsten Situationen und Katastrophen meist eine gewisse humoristische Beleuchtung, die freilich bei M. Solitaire oft der brandigen Beleuchtung gleicht, welche ein schwefelgelber Blitz plötzlich über eine schon an sich unheimlich und melancholisch genug gestaltete Landschaft wirft. Denn der Charakter des Humors ist bei beiden sehr verschiedener Art; er hat bei Solitaire etwas Kräftiges, Herbes, Männliches und Wildwüstes, bei Jakob Corvinus etwas Weiches, Sanftes, Weibliches und Lichtes. Rembrandt'sche Schattenmassen und grell in diese Massen hereinbrechende Lichter, düstere Salvator Rosa'sche Nachtstücke liebt der eine; helle, harmonische, sanft vertriebene Farben, feine Detailmalerei und gemüthliche Darstellungen, wie man sie etwa bei den düsseldorfern Malern findet, der andere.

M. Solitaire's Erzählungsweise ist in d. Bl. schon so oft, in den letzten Jahren von Emanuel Raulf (Rudolf Wickerhauser) und nach dessen Tode von uns selbst, in ihren Vorzügen und Mängeln beleuchtet und charakterisirt worden, daß unsere Leser, auch wenn sie keine seiner Schriften durch Autopsie kennen gelernt haben sollten, im allgemeinen von seiner Manier wol eine hinlänglich deutliche Vorstellung erlangt haben werden. Jedenfalls ist M. Solitaire ein origineller Erzähler, der sicherlich, wie alle Erzähler so besonderer Art, einen treuen, wenn auch nicht sehr ausgedehnten Leserkreis um sich geschart haben wird. Denn um einen sonderartigen Schriftsteller vollkommen genießen zu können, muß der Leser selbst ein ähnlich gearteter Sondermensch sein und sich in die Eigenthümlichkeiten des Schriftstellers eingelesen und eingelebt haben. Die hier vorliegenden „Erzählungen bei Licht“ (Nr. 1) bilden ein interessantes Seiten- oder Gegenstück zu des Verfassers im Jahre 1858 erschienenen „Erzählungen bei Nacht“ (vgl. Nr. 32 d. Bl. f. 1858) und enthalten wie diese ebenfalls vier Novellen: „Mijnheer Hannepoot“, „Das Fest im Walde, oder das Schwert des Damokles“, „Signore Vermicello“ und „Der Küraß der Jungfrau von Orleans“. In der erstern ist namentlich der Mijnheer Hannepoot selbst sehr ergötzlich geschildert. Dieser holländische Herr hat in einer verhängnißvollen Nacht, in der er ein wenig angetrunken nach Hause kam, die sicherlich keinem Ehemann angenehme Entdeckung machen müssen, daß seine Gattin nicht ihm, sondern dem Doctor oder dem „Mijnheer Geneesheer“ Hubert van dem Stryk ihre Zärtlichkeit widmet. Dieser „Geneesheer“ ist nämlich ihr Jugendgeliebter, mit dem sie nach längerer Abwesenheit im Caplande unvermuthet zusammentrifft. An dem Morgen, welcher jener Nacht folgt, befindet sich Mijnheer Hannepoot in jenem bösen physisch-moralischen Krankheitszustande, der unter den germanischen Stämmen nicht blos sporadisch auftritt, indem wol in den Landen germanischer Zunge jeden Morgen viele tausend Unglückliche daran leiden, wie Hoffmann's Kater Murr nach dem lustigen Katzenburschencommers oder wie unser Mijnheer Hannepoot. Nur ist der Krankheitszustand unsers Helden infolge der von ihm gemachten Entdeckung ein complicirterer als er sonst in den meisten Fällen zu sein pflegt. Auch brütet er anfangs über Rachegedanken. Er befiehlt seinem treuen Diener Luyk: „Nimm alles Schießpulver, was du finden kannst, lade alle Gewehre, die sich vorfinden: Vogelflinten, Mousquetons und Büchsen, und wenn du den Doctor von gestern irgend reiten siehst auf seiner Mähre, so bilde dir ein, es säße ein toller Hund im Sattel und schieß mir den Kerl herunter, ganz wie einen tollen Hund!“ Er selbst will seine Gattin Heleen auf sich nehmen. Aber vorher dürfte doch ein „Bottelje Boonekamp of Magenbitter“, so bitter er ist, nicht bitter sein. Er befiehlt seinem Diener Luyk, der auch ein recht originelles Individuum ist, ein solches „Bottelje“ zu holen. Luyk ging, und bald kam er wieder mit einem rothschwarzen Fläschlein von viereckiger Gestalt; er öffnete es mit Virtuosität und wunderbar duftige Geister schwebten durch das Zimmer. Mijnheer trank das erste Quartierchen und spazierte auf und ab in dem Zimmer; er trank das zweite Quartierchen und preßte die heiße Stirn an die kalte Scheibe. Einige Minuten waren zum Viertelstündchen geworden, da sagte er: „Luyk, wenn du die Schießwaffen von Monbrillant noch nicht geladen hast, so thue es nicht mehr“ u. s. w. Solch eine moralische Wirkung können ein paar Quartierchen Boonekamp haben! Kurz, Mijnheer Hannepoot entschließt sich, einen Notar zu bestellen, um die Scheidungsklage aufzusetzen, und nachdem dies geschehen, wieder nach seiner Capstadt und in seine „lieben stillen“ Weingärten zurückzukehren. „Sollte dir, verehrter Leser“, schließt der Verfasser seine Erzählung, „die wahrhafte Mär vom Mijnheer Hannepoot, seinem treuen Diener Luyk, seinem perfiden Freunde, dem Geneesheern aus Amsterdam, und seinem falschen Weibe Heleen ein theilnehmendes Lächeln abgewonnen haben, und hegst du in den Räumen deines, gewiß sehr schätzbaren Kellers ein Fläschchen mit bestäubtem Kittel, welches aus Hannepoot's Weingärten stammt, o! so säume nicht, jage deinen Lakaien, deinen Küfer hinunter, laß es ihn holen und trinke es auf das Wohl der glücklichen Heimkehr des Freundes unser aller, die wir den Wein zu schmecken wissen! Hast du aber noch ein zweites, so laß es nur auch gleich mit heraufbringen und schicke es mit umgehender Post dem sich dir empfehlenden Verfasser!“ Die Leser sind also benachrichtigt: sie haben ihre Sendung nach Landsberg a. d. Warthe an den Dr. med. — doch wir wissen

ja nicht, ob wir das übrigens öffentliche Geheimniß des wahren Namens dieses den Wein und seine Kranken gleich werth haltenden und gleich gut pflegenden braven Doctors verrathen dürfen, erinnern uns auch noch rechtzeitig des fatalen Umstandes, daß ein deutscher Autor einige hundert Jahre alt werden dürfte, ehe es einem seiner Leser oder Verehrer einfiele, durch eine Weinsendung sein Herz zu erquicken und ihm dadurch zu beweisen, daß die Tugend der Dankbarkeit in deutschen Landen noch nicht gänzlich ausgestorben ist. Eher vielleicht läßt ihm ein Recensent ein paar Tropfen jenes Magenbittern zukommen, der eher Mord- und Rachegedanken hervorbringt als sie derart besänftigt, wie dies bei Mijnheer Hannepoot der Fall war.

Ueber den Inhalt der beiden längsten Erzählungen: „Das Fest im Walde“ und „Signore Vermicello“, enthalten wir uns einer nähern Mittheilung, weil sie wegen der verwickelten Handlung, die natürlich im Auszuge um jeden Reiz kommen würde, am besten selbst gelesen werden. Der Verfasser hat es hier zum Theil mit furchtbaren Lagen und Katastrophen zu thun, deren Behandlung originell, stellenweise bis zum Grotesken und Barocken originell ist. Es sind freilich auch Erzählungen „bei Licht“, aber bei einem etwas fahl unheimlichen. Wir bemerken nur, daß der Verfasser, wahrscheinlich infolge selbstgemachter Erfahrungen und Beobachtungen, in der erstgenannten unter anderm gegen das jetzt in so verschiedenen Gestalten wuchernde Agenten- und Actienwesen zu Felde zieht. Der durch solche Agenten zu Grunde gerichtete und deshalb auf Selbstmord sinnende Kämmerer ruft in seiner Verzweiflung aus: „Der Staat ist selbst ein ewig schuldenmachender Bandit — wißt ihr wie der Dolch heißt, den sie nach den Herzen ihrer Mitmenschen zücken? Der Dolch heißt Actie! Ja, Actie, Actie heißt das ewig verfluchte Instrument und Agenten heißen die Bravos, die, wie die Engländer sagen Highwaymen, nicht mehr in Höhlen, in Wäldern, an der Landstraße, sondern in Palästen wohnen, die aufgebaut sind von den Früchten ihrer infamen Industrie.“ Der Mensch, der den Kämmerer ins Verderben verstrickte, war ein gewisser Franz Köppe, General-Agent der „Männerburger Vice-Spitzbuben-Gesellschaft“, ein, wie der Verfasser ihn schildert, „nach der neuesten Mode geschniegelter und gebiegelter junger Herr. Seidenglatte, bis zum Exceß wohlgebürstete Kleider mit obligatem, schwarzem Sammtkragen, seidene Halsbinde, goldene, den ganzen Brustkasten gewichtig umhangende Ketten, echten Filzhut in der Hand — nichts fehlte, um das schnöde Gewächs der verdrehten Gegenwart so verführerisch und verlockend herauszustaffiren als nur immer möglich. Auf der bedeutenden und sinnlich auch schon mehr als billig angeschwollenen Nase ... saß die unsinnige blaue Brille, die ebenfalls der verdrehte Augenarzt der Neuzeit seinen Clienten auf die Nase zu heften pflegt“ u. s. w. Dieses „gleißende Monstrum“, dieser „gleißende Judenjunge“, dieser „schleimige Junge“, dieser „nasse Junge“, bewog bei einem reichlichen Weinfrühstück den in die Falle gehenden Kämmerer, [illegible]00 Actien zu zeichnen, sodaß der Kämmerer der „in Rede stehenden, kaiserlich privilegirten und concessionirten Räuberbande“ mit nicht weniger als 40000 Thalern verpflichtet war. Denn was hatte der Agent ihm nicht alles vorgespiegelt: sicheres Geschäft, keinerlei Chance, keinerlei Nachzahlung unter keinerlei Bedingung, Garantie, reellste und sicherste und glorreichste Garantie seiten des Staats für das Geschäft, welches vorläufig ein Grundkapital von einer Kleinigkeit von zwei Millionen aufzuweisen hatte. Der Kämmerer erzählt: „Zwei Procent der ganzen Summe sollte ich sofort nach Empfang der Actien einzahlen. Doch damit, so sagte der schleimige Junge, sein Glas an die Lippen führend, auch damit, sprach er, sich vom Munde den Tropfen rothen Balsams wischend, den ich ihm credenzte, hätte [illegible] noch Zeit, außerordentlich viel Zeit, und es wäre sogar sehr [illegible]e Frage, ob selbst nach Empfang der Actien vor Ablauf von Jahr und Tag an irgendeinen baaren, von mir zu fordernden Groschen gedacht werden würde.“ Das Geschäft war gemacht, [illegible] „dahin schwänzelte das Ungeheuer über die im Sonnenbrande [illegible]machtende Heide, gleich einer giftigen Lacerta“! Aber kaum waren zehn Tage ins Land gegangen, da langten die Actien an und der Kämmerer mußte die von ihm aus Vorsicht längst in Bereitschaft gehaltenen zwei Procent gleich 800 baaren Thalern sofort bezahlen; zehn Wochen vergingen, da kam ein recommandirter Brief an ihn mit dem Stempel „Männerburger Vice-Spitzbuben-Gesellschaft, Haupt- und Generalcomité zu Männerburg“, gezeichnet Schmidt. In diesem Briefe wurde ihm folgende Alternative gestellt: da durch unvorhergesehene, nie zu berechnen gewesene Ereignisse die Spitzbubengesellschaft ganz außerordentliche und nur auf außerordentlichem Wege zu deckende Verluste erlitten, sofort 20000 Thaler gegen seinen ihm einzuhändigenden Wechsel nachzuschießen, oder zu riskiren, daß sofort die gerichtliche Wechselklage gegen ihn eingeleitet werden würde. Woher die 20000 Thaler sogleich nehmen? Der Kämmerer nahm sie „vorläufig bis auf weiteres“ aus der Domänenkasse. Damit war das Unglück geschehen. Die weitern Auslassungen des Kämmerers über den „Staat“, den „Helfershelfer dieser und ähnlicher Banditen“, wollen wir hier unterdrücken, denn da die Geschichte, worauf der Ausdruck „kaiserlich privilegirte und concessionirte Männerburger Vice-Spitzbuben-Gesellschaft“ hinzudeuten scheint, wahrscheinlich in den Staaten des Kaisers von China spielt, so möchten wir uns von seiten des Pekinger Hofs keine Unannehmlichkeiten zuziehen.

Die letzte Geschichte: „Der Küraß der Jungfrau von Orleans, oder das verkaufte Palladium“, schildert in scurril-tragischen, Weinen und Lachen zugleich herausfordernden Zügen das Ende des Theaterdirectors, eigentlich Directors einer sogenannten „Schmiere“, und einst vielgefeierten Mimen Philippus Pfau, der viel Durst, aber auch viel Unglück hatte; denn unter anderm war zu der angesagten Vorstellung der „Jungfrau von Orleans“ von der ganzen kunstliebenden Einwohnerschaft von Lumpenhausen nur der ästhetisch-gebildete Buchbindermeister erschienen, der später, als nicht gespielt wurde, seine 4 Groschen Entrée beim Gartenwirthe reclamiren mußte, „da diese golddurstige Menschennatur auf diesen Posten gleich nach seinem Eingange mit der Wuth einer Hyäne Beschlag gelegt“. Aber trinken, echten Rheinwein trinken muß der Mime, koste es was es wolle; er verkauft beim Gelbgießermeister durch seinen nicht minder durstigen Sohn einen sehr kunstreich gearbeiteten, erzenen, stark versilberten Küraß, welchen der Magistrat von Zürich einst seiner verstorbenen Gattin Frida als bewunderten Darstellerin der Jungfrau verehrt, und den er bisher als Palladium der Familie unter allen Wechselfällen treu bewahrt hatte. Der Gelbgießer hatte den Metallwerth mit 6 Thalern bezahlt, dabei aber geäußert, daß es eigentlich schade sei, ein so herrliches Kunstwerk einzuschmelzen. Aber 6 Thaler bedeuten so viel wie 6 Flaschen Rüdesheimer; diese werden sofort bestellt, und als der Kellner, welcher dem Alten keinen Credit mehr gab, hastig nach dem blinkenden Gelde greift, ruft der Alte: „Feodor! Sieh, mit welcher unnennbaren, gefräßigen Gier das krokodilenhafte Menschenungeheuer, das man abgerichtet hat, den Zapfen zu drehen und den Korkenzieher zu schwingen, nach der blanken Münze greift. Sieh, dies abschreckende Beispiel der modernen diebischen Geldgier! Schaue, Feodor! wie sich seine elende Nase hakenförmig krümmt, gleich dem Schnabel eines Geiers“ u. s. w. Philippus Pfau schlürft, Glanzstellen aus seinen besten Rollen declamirend, in vollen Zügen den edeln langentbehrten Trank; sein Sohn schläft darüber ein — nur für eine Zeit; der würdige Vater schläft endlich auch ein — aber für immer. „Ein alter Mime ist ein alter Hund!“ hatte er noch vorher mit Kreide auf den Tisch geschrieben.

Für den Mangel an Klarheit der Anordnung und an ruhiger Entwickelung, der in M. Solitaire's Novellen meist bemerkbar ist, leisten dem Kenner, wenn auch vielleicht weniger dem großen Publikum eine kräftige und lebendige Charakteristik und eine Menge origineller Züge Ersatz. Der Verfasser ist, wie die meisten neuern Novellisten, wesentlich Genremaler und insofern auch Realist. Dem echten Humor wohnt aber schon als solchem ein idealistisches Element inne, namentlich aber die Neigung, auf die Wund- und Brandmale der Menschheit den Blick zu

richten. So setzt auch M. Solitaire die Impulse der modernen Selbstsucht und des modernen Materialismus nicht in Scene, um sich in frivoler Weise mit ihnen abzufinden und um einen Compromiß mit ihnen zu treffen, sondern um sie auf Tod und Leben zu bekämpfen.

Jakob Corvinus, ebenfalls ein Pseudonymus, der erst auf dem Titel seiner letzten Skizzensammlung seinen wahren Namen Wilhelm Raabe verrathen, aber seinem nom de plume gleich durch seine „Chronik der Sperlingsgasse" einen guten Klang verschafft hat, ist gleichfalls wesentlich Genremaler, nur daß er vorzugsweise solche intime Herzensgeschichten erzählt, die zu allen Zeiten wiederkehren, die ewig alt und dabei doch immer neu sind wie der Frühling, wie der Schmerz, wie die glückliche oder auch unglückliche Liebe. Sein Humor ist wesentlich lyrisch-gemüthlicher Art, zuweilen an milde Schwermuth anklingend, aber selten oder nie in grellen Dissonanzen das Herz zerreißend oder verbitternd. Uns ist in der That unter den neuern Novellisten keiner bekannt, der ein weicheres, zärtlicheres Gemüth hätte, der so ganz und gar aus bloßem Gemüthsstoff bestände. Ja, man kann ihm zum Vorwurf machen, daß er auf der Claviatur seines empfindungsvollen Humors häufig zu weiche Töne anschlage; er hat fast zu wenig Schärfe oder Bitterkeit. Es ist nicht genug, die Wunden, welche der Mensch dem Menschen durch seine Härte, Frivolität, Unduldsamkeit oder Selbstsucht schlägt, und die Leiden, welche durch die Vorurtheile des Standeshochmuths und die als Erbübel fortbestehenden fehlerhaften Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft hervorgebracht werden, mitzuempfinden, man muß auch den Muth haben, den Kampf mit den Feinden der Humanität Brust an Brust aufzunehmen.

Der Roman „Ein Frühling" ist nun schon von zu altem Datum, um ihn hier ausführlicher zu besprechen; denn unter den in Deutschland alljährlich zu Hunderten wie Schwämme und Pilze emporschießenden Romanen gibt es verhältnißmäßig wol nur sehr wenige, deren Gedächtniß im Publikum nicht nach spätestens drei Jahren erloschen wäre. Wir fürchten, daß der Roman „Ein Frühling", der die Jahreszahl 1857 trägt, ebenfalls diesem Schicksal kaum entgangen sein dürfte und daß auch die belobendste Kritik nun nicht mehr im Stande sein würde, sein Andenken in weitern Kreisen des Publikums zu erneuern. Indeß da d. Bl. ihn bisher zufälligerweise übersehen haben, obschon ein späterer Roman des Verfassers „Die Kinder von Finkenrode" besprochen worden ist (in Nr. 19 d. Bl. f. 1859), so wollen wir ihn der Vollständigkeit wegen nachträglich noch anführen besonders zu dem Zwecke, um einen erfreulichen Fortschritt zu constatiren, den uns der Verfasser seitdem gemacht zu haben scheint. Der Stil, der in diesem Romane oft nur in stoßweise herausgepreßten Exclamationen fortschreitet und alle Augenblicke durch Ausrufe des Verfassers unterbrochen wird (z. B. „Kinderherz! Kinderherz!" „Eine Tagesexistenz! Eine Nachtexistenz!" „Armes Clärchen!" oder: „Ach, armes Clärchen!" oder: „Ach, armes, armes Clärchen!" oder: „Armes Clärchen! armer Georg!" welche letztere Ausrufe so oft im Buche vorkommen, daß wir sie nicht zählen möchten, „Clärchen Albeck heißt das Kind dort an dem Arbeitstischchen! Clärchen Albeck ist die Heldin dieser verworrenen Historien!" „Unter der Rose? — ja wol unter der Rose!" „Hei, was haben wir hier? Eine leere Bonbonhülse!" u. s. w.), der Stil, sagen wir, ist in seinen neuesten Hervorbringungen weniger manierirt und weniger luxuriös, die Handlung schreitet geregelter fort, die Charakteristik ist plastischer. Der Roman „Ein Frühling" hat zwar allerliebste Einzelheiten; das sanfte liebenswürdige Clärchen und ihre Freundin, die blinde Eugenie, namentlich die erstere gehören zu den reizendsten Frauengebilden, die man sich denken kann; auch der Privatdocent Justus Ostermeier und andere originelle Personen des Romans sind gelungene Figuren; aber dies sind immer doch nur ansprechende Einzelheiten, die aus dem sehr breit behandelten Roman hervortauchen. Es handelt sich darin um die Liebe des jungen Gelehrten Georg Leiding (für den man durchaus kein besonderes Interesse fassen kann) zu der genannten Clara Albeck; Georg fällt in die Schlingen einer verführerischen Zauberin, der Sängerin Alba. Clara wird infolge davon bis zum Tode krank; Georg fühlt es nun wie Schuppen von seinen Augen fallen und kehrt reuig und gläubig zu Clara zurück. Nun denke man sich diese einfache Herzensgeschichte auf 426 Seiten ausgesponnen!

Wir wissen nach den bisherigen Talentproben des Verfassers immer noch nicht recht, ob er überhaupt zu größern Compositionen das Zeug hat, während ihm einzelne Genrebilder in seinen Romanen und kleinere Erzählungen und Märchen ausgezeichnet gelungen sind. Indeß versteht überhaupt von den deutschen Romanschriftstellern selten einer, wie die englischen bei oft hervortretendem fühlbaren Gedankenmangel fast alle, einen starken Band oder mehrere Bände hindurch spannend und gleich anziehend zu erzählen, während wir wieder an sinnreichen, originellen, ebenso gut erfundenen als gut ausgeführten kleinern Erzählungen, Skizzen, Novellen, Märchen u. s. w. so reich sind, daß wir hierin uns mit jedem andern Volke messen können. Dergleichen treffliche Sachen und Sächelchen enthält auch die Sammlung von Erzählungen „Halb Mähr, halb mehr!" Gleich die erste Erzählung „Der Weg zum Lachen" ist von sinnreicher Erfindung und echt humoristischer Haltung. Ein deutscher Professor, Homilius, ist in seinem ungeheuern Wissen so verknöchert, daß er das Lachen und nebenbei auch das Weinen verlernt hat; denn es mag wol wahr sein, daß wer nicht aus vollem Herzen lachen kann, auch schwerlich im Stande sein wird, recht aus vollem Herzen zu weinen. Professor Homilius gäbe etwas darum, wenn er einmal lachen könnte, und so entschließt er sich eines Tags, zur Ueberraschung seiner Haushälterin, sein Studirzimmer zu verlassen, um aufs Lachen auszugehen: „Auf der Erde ging es in dem Augenblicke, als der Professor Homilius sein Studirzimmer verließ und die Treppe hinabstieg, her wie immer. Es blühte und es welkte, es sproßte und verging; eine Schlacht wurde geschlagen, und ein Brautpaar verließ die Kirche; zwei Länder, welche die See trennte, wurden durch einen elektrischen Telegraphen verbunden und von einem Blütenbaum ließ sich eine kleine grüne Raupe an einem kaum bemerkbaren Faden zur Erde nieder! Millionen weinten, Millionen lächelten!" In der Laube eines Wirthshauses läßt er sich nieder, schlägt seinen Horaz auf und gedenkt plötzlich einer lieben Person, die er schon vor langen langen Jahren durch den Tod verlor: „eine Thräne rollt langsam über die runzelige Wange des alten Mannes — der Professor war auf dem besten Wege zum — Lachen!" Wie er dazu gelangte und wie er, zum Schreck seiner Haushälterin, singend und lachend nach Hause kam, das wollen wir unsern Lesern nicht weiter verrathen. Die Novelle „Einer aus der Menge" behandelt das Schicksal eines unglücklichen Dichters und seiner Braut Anna, welcher unser Verfasser am Grabe des Dichters zuruft: „Tröste dich, Anna, es kommt in der Welt nichts um; auch nicht Eine Thräne, auch nicht Ein Blutstropfen!" In der Erzählung „Der Student von Wittenberg" ist namentlich die Schilderung des magdeburger Schulrectors Georg Rollenhagen, Verfassers des „Froschmeuseler", und der mit ihm in den Wald hinausziehenden Gymnasiasten vortrefflich gelungen, und in der Erzählung „Lorenz Scheibenhart" aus der wüsten Zeit des Dreißigjährigen Kriegs der Chronikenton sehr gut getroffen und consequent festgehalten. Die fünfte Skizze „Weihnachtsgeister" hat zwar viel Phantasie, aber wenig Körper.

H. M.

Studien zur Specialgeschichte.

Feldgarben. Beiträge zur Kirchengeschichte, Literaturgeschichte und Culturgeschichte. Von Heinrich Pröhle. Leipzig, Gräbner. 1859. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

„Feldgarben" betitelt Heinrich Pröhle eine Sammlung verschiedener Aufsätze, die in älterer Gestalt bereits in mehreren Zeitungen und Zeitschriften abgedruckt standen. „Fast in allen seinen Theilen", so bemerkt er im Vorworte, „bezieht sich dies Buch auf die Provinz Sachsen und das Königreich Preußen

Darum wollte ich es Heimatstudien nennen. (Pröhle ist bekanntlich zu Hornhausen im Halberstädtischen heimisch.) Aber man sagte mir hier (nämlich in Berlin), daß unser heutiges Publikum dann ein naturwissenschaftliches Werk erwarten würde." Und so nannte er es denn „Feldgarben", nicht ohne Seitenblick auf „die in Mandel gelegten Garben" des Feldes, in denen sich auch gar manches Gesammelte vorfindet.

Man kann dem fleißigen Literatur- und Culturhistoriker nur äußerst dankbar sein für die Ausbeute, die er in dem ziemlich starken Bande niederlegte. Es ist leider nur zu wahr, daß mehr denn ein Schriftsteller sein Bestes in den Zeitschriften oft geradezu verzettelt und Gott danken muß, wenn sich ihm Gelegenheit bietet, etwas davon einmal wieder ans Licht zu ziehen. In den Zeitschriften liegt das Material zum Detailstudium jedes Zweigs der Geschichte massenweise aufgespeichert, das läßt sich nicht leugnen. Aber wer kann davon Gebrauch machen?! Wer auf die Hoffnung hin, für seinen Zweck eine einträgliche Notiz zu finden, so und so viele Bände der Zeitschriften auch nur durchblättern? Die Kraft, der Muth, das Gedächtniß eines einzelnen oder einzelner reicht da gar nicht aus. Drum ist eine solche, dem Detailstudium dienende Sammlung wie die vorliegende nur willkommen zu heißen. Auch wer die Provinz Sachsen nicht seine nähere oder fernere Heimat nennt, wird sich für eine Masse von Specialitäten interessiren und selbst vieles auf lokale Ereignisse Bezügliche daraus anstreichen.

In der ersten Hälfte der „Feldgarben" überwiegt das kirchengeschichtliche Material. Da sucht der Verfasser in einem längern Aufsatze die kirchlichen und geistlichen Bewegungen der vierziger und funfziger Jahre historisch zu ordnen. Ein verdienstliches, aber ein äußerst schwieriges Werk! Denn wer stände nicht so mitten innen dieser Zeit, daß er nicht seine Meinung durchaus etwas von seinem Parteistandpunkte beeinflussen lassen sollte! Der Verfasser schildert uns trefflich das Vereinsleben in der Provinz Sachsen vor 1848, berührt das Entstehen der Lichtfreunde, kommt auf die Stellung der Geistlichkeit in eben dieser Provinz, dem Herde der neuen Kirchenbewegung, zu sprechen, entwirft mit einigen meist sehr wohlgelungenen Strichen Porträts von den Häuptern der Bewegung, von den Predigern Sintenis, Wislicenus, Uhlich, dem seinerzeit unendlich viel genannten Anderbecker Karl Bernhard König, und gruppirt dies alles selbstverständlich um die Person des ehedem bewunderten magdeburger Generalsuperintendenten, Bischofs Bernhard Dräseke. Vielleicht schmeichelte er den Zügen dieses Bischofs absichtlich nicht, vielleicht mit Unrecht. Dräseke mußte glanzlos aus seiner Thätigkeit scheiden, das ist wahr; trotz alledem aber ruht auf diesem Bischof ein Nimbus, wie er so leicht keinem Generalsuperintenden wieder zu Theil werden wird. Es ging ihm wie so vielen Ministern, die mit den liberalsten Gesinnungen das Amt antreten. Ueber ein Kleines und sie gewahren mit Schrecken, daß man wol viel liberal sprechen, der Pflicht und dem Eide gemäß indeß liberal handeln nicht dürfe. Weiter zeigt uns der Verfasser den Höhepunkt der Bewegung, das Verhalten der Behörden, die Gegenwirkungen von orthodoxer Seite, die Bildung freier Gemeinden; weiter führt er uns durch das Jahr 1848 zu der eigentlichen und unerquicklichen Thätigkeit Uhlich's, bespricht die Stellung der Freien Gemeinden zur gesellschaftlichen Ordnung und schließt in einem Tone, dem man nur aus vollem Herzen beistimmen kann: die jetzigen und sogenannten Freien Gemeinden entsprechen den religiösen Bedürfnissen des wirklichen (des nicht halb und verbildeten) Volks keineswegs.

Von höchstem Interesse ist der nachfolgende größere Aufsatz über Johann Christian Edelmann, den Aufklärer des vorigen Jahrhunderts, den Vorläufer Strauß', des Verfassers des „Leben Jesu", hauptsächlich wegen der Originalbeiträge, die Pröhle aus der Skandalliteratur des vorigen Jahrhunderts mit vieler Mühe zu sammeln wußte. Er macht uns bekannt mit einigen in das Bereich der Mystificationen gehörenden Schmähschriften, die zu Hamburg „den bösartigen Verfassern zur immerwährenden Schande durch den Frohn auf dem ehrlosen Blocke" verbrannt wurden. Er recapitulirt auch jene höchst drollige Unterredung, die Edelmann mit König Friedrich Wilhelm I. in Potsdam zu bestehen hatte und fügt nach eigener Forschung aus vergilbten Blättern der „Berliner Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" etwas über den Todestag und die Todesart Edelmann's hinzu, deren Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit durch die vielfältigen im vorigen Jahrhundert periodenweis gäng und geben Mystificationen in Frage gesetzt gewesen scheint.

Die zweite Hälfte der „Feldgarben" umfaßt kleinere Aufsätze aus der Literatur- und Culturgeschichte, von denen sich einige, ohne daß wir damit dem Verfasser irgendwie einen Vorwurf machen wollen, als sogenannte literarische Papierschnitzel kennzeichnen, so unter anderm das über Rollenhagen's „Froschmeuseler" Gesagte. Mit besonderer Vorliebe weilt der Verfasser bei der Schilderung seines Heimatorts Hornhausen. Begreiflicherweise! Denn Hornhausen besaß zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs ein berühmtes Bad, zu dem aus ganz Deutschland die Kranken wallfahrteten. Jedenfalls ein culturhistorisch merkwürdiger Zug: die Protestanten führen Krieg gegen den Bilderdienst und den Aberglauben der Katholiken, und im protestantischen Bade Hornhausen drängen sich Protestanten zum wunderthätigen Wasser mit abergläubischer Hoffnung! Wer riefe da nicht: o sancta simplicitas! Bei der Gelegenheit gedenkt Pröhle auch eines ziemlich verschollenen Dichters Finckelthaus, den er als nothwendiges Glied zwischen die Dichter Flemming und Günther setzt. Finckelthaus muß allerdings noch im vorigen Jahrhunderte in ziemlichem Ansehen gestanden haben. Hagedorn, dies setzen wir aus eigener Machtvollkommenheit hinzu, gedenkt seiner unter einer Masse anderer Dichter und schmückt ihn, während er Günther vorzugsweise den „feuerreichen" nennt, mit dem Beiworte des „ehrlichen".

Was sich außerdem noch in den „Feldgarben" vorfindet: über Heinrich Julius von Braunschweig; zur Literatur der Märchen und Sagen; einiges aus dem Briefwechsel mit J. W. Wolf; zwei Tage aus dem Leben Friedrich's des Großen; über Königin Luise; über Katharina II.; die Rienburg im Halberstädtischen: das führen wir nur summarisch an. Wir schließen mit den Schlußworten des Vorworts: „Mit der Aufnahme dieses Buchs bin ich (Pröhle) zufrieden, wenn der Abdruck dieser Journalaufsätze gerechtfertigt erscheint.... Würdigt man sie jetzt einer aufmerksamern Durchsicht, so glaube ich in der That noch denselben Beifall hoffen zu dürfen, welchen ihnen früher vielleicht schon ein flüchtiges Lesen hier und da gewährte." Wir meinen: die Anerkennung wird nicht fehlen.

Emil Müller-Samswegen.

Notizen.

Tonsetzer und Schriftsteller.

In Nr. 11 der „Neuen Zeitschrift für Musik" bemerkt Franz Brendel: „Die «Blätter für literarische Unterhaltung» beschäftigten sich vor einiger Zeit mit dem Worte «Schriftsteller» und der Nachweisung, wie unpassend dasselbe gewählt sei. Auch auf musikalischem Gebiet wäre es wünschenswerth, wenn manche Bezeichnungen mehr und mehr in Wegfall kämen und dafür andere bereits vorhandene und hin und wieder gebrauchte in Anwendung gebracht würden, nicht eines, sobald es sich um technische Ausdrücke handelt, übel angebrachten sprachlichen Purismus wegen, sondern weil in der That die Worte dem Begriff der Sache gar nicht mehr entsprechen. Dahin gehören zunächst die Bezeichnungen «Composition, Componist, Componiren». Die musikalische Thätigkeit ist eben mehr als ein bloßes Zusammenstellen. Nicht einmal das aus alter Zeit überkommene Wort «Tonsetzer» entspricht jetzt noch dem Wesen des Gegenstandes. Man wähle demnach statt «Componist und Composition» die Worte «Tondichter, Tondichtung, Tonschöpfung», und für das Hauptwort «das Componiren» vielleicht die Bezeichnung «das musikalische Kunstschaffen». Nur das Zeitwort «componiren» macht Schwierigkeiten und es bietet sich zunächst dafür uns kein anderer Ersatz dar, als bei Instrumentalwerken «in Tönen dichten»,

bei Gesangswerken vielleicht «musikalisch nachschaffen». An die Stelle des Wortes «Musiker» wurde von uns schon längst der Name «Tonkünstler» gesetzt. Wie unpassend die Bezeichnung «Conservatorium» gewählt ist, wurde schon vor Jahren einmal in d. Bl. zur Sprache gebracht. Man sage ganz einfach «Musikschule» oder auch «Akademie der Tonkunst»."

Unter den von Franz Brendel verworfenen Bezeichnungen ist es namentlich das Wort „Tonsetzer", gegen das sich ziemlich dieselben Bedenken geltend machen lassen, wie gegen das Wort „Schriftsteller"; denn man denkt dabei eher an denjenigen, der die Noten für den Druck setzt als an denjenigen, der die Melodien erfindet. Wer eine Schrift „stellt", thut am Ende, den Ausdruck rein materiell genommen, nichts anderes als wer sie „setzt", nur daß dieser gegen die Schrift höflicher verfährt, indem er sie wenigstens sich setzen heißt. Daher kommt auch die Verwechselung zwischen Schriftsteller und Schriftsetzer bei den weniger Gebildeten viel häufiger vor als man denkt. Glaßbrenner, glauben wir, hat nach uns für „Schriftsteller" das Wort „Schriftkünstler" in Vorschlag gebracht. Dieser Ausdruck wäre doch so übel nicht. Gegen „Schriftkunst" wird sicherlich niemand etwas wirklich Stichhaltiges einwenden können, und hiervon bilden sich alle Ableitungen und Zusammensetzungen durchaus bequem: „Schriftkünstler", „schriftkünstlerisch", „Schriftkünstlerthum", „Schriftkünstlerschaft", oder „Schriftkünstlerstand", „Schriftkünstlerverein", „Schriftkunst treiben", „der Schriftkunst obliegen" (für das höchst unglückliche Wort „schriftstellern" oder „Schriftstellerei treiben", wobei man ohnehin leicht an die gesetzlich verpönte pseudoadvocatische „Winkelschriftstellerei" denkt, die noch jüngst in Sachsen zu Verurtheilungen und in den Blättern zu Erörterungen über den Begriff dieser Art von „Schriftstellerei" führte). Aber leider wird es Mühe kosten, diese Bezeichnungen einzubürgern. Deshalb schlugen wir das Wort „Schriftverfasser" vor, einmal weil wir das Wort „Verfasser" schon haben und sehr häufig gebrauchen, sodann weil „Schriftverfasser" schon vor Lessing im Gebrauch war und noch von Gleim angewendet worden ist. Einzelne, z. B. der Prorector Sauße in seinen Schulschriften, haben auch unsern Vorschlag gutgeheißen und schreiben überall „Schriftverfasser" statt „Schriftsteller". Abgeleiteten Zeit- und Eigenschaftswörtern und Zusammensetzungen kommt freilich „Schriftverfasser" nicht so entgegen wie „Schriftkünstler", „Schriftkunst". Uebrigens beweist sich auch an diesem kleinen Beispiele, wie so manche Nachtheile für die Fortentwickelung einer noch lebenden Sprache es hat, wenn man decretirt: mit diesen oder jenen Schriftstellern ist die classische Literatur und damit auch die Sprache abgeschlossen! Weil irgendein als classisch anerkannter Schriftverfasser ein gänzlich unpassendes Wort einzuführen beliebte und die übrigen als classisch anerkannten Schriftverfasser nur dieses Wort gebrauchten, so soll man auch für alle Folgezeiten gebunden sein, sich dieses Worts zu bedienen, und ein passenderes, das sich etwa bietet und dem Begriffe der Sache bei weitem mehr entspricht, beileibe nicht anwenden, ja auch nur in Vorschlag bringen!

Ein Urtheil über Heinrich von Kleist aus dem Jahre 1808.

Denjenigen, welche sich mit Recht oder Unrecht darüber beklagen, daß ihre Stücke durchfielen und ihre Novellen keinen Beifall fanden, mag nachstehendes Urtheil des Fräuleins Henriette von Knebel über Heinrich von Kleist's Lustspiel „Der zerbrochene Krug" und dessen Erzählung „Michael Kohlhaas" zu einigem Troste gereichen. Henriette schreibt am 5. März 1808 an ihren Bruder: „Ein fürchterliches Lustspiel, was wir am vorigen Mittwoch haben aufführen sehen und was einen unverlöschbaren, unangenehmen Eindruck auf mich gemacht hat und auf uns alle, ist «Der zerbrochene Krug» von Hrn. von Kleist in Dresden, Mitarbeiter des charmanten «Phöbus». Wirklich hätte ich nicht geglaubt, daß es möglich wäre, so was Langweiliges und Abgeschmacktes hinzuschreiben. Die Prinzeß meint, daß die Herrens von Kleist gerechte Ansprüche auf den Lazarusorden hätten. Der moralische Aussatz ist doch auch ein böses Uebel. Ich glaube, bei diesen Herrens hat sich das Blut, was sie sich im Kriege erhalten haben, alles in Tinte verwandelt. Im nächsten «Phöbus», den dir die Prinzeß bald schicken wird, tritt dieser selbe Autor auch gleich mit so einer abscheulichen Geschichte auf («Michael Kohlhaas»), lang und langweilig im höchsten Grad." Ueber das Blatt, welchem „Michael Kohlhaas" zum Schmuck gereichte, den von Adam Müller mit besonderer Unterstützung Heinrich von Kleist's herausgegebenen „Phöbus", bemerkt Henriette in einem andern Briefe: „Es ist eine freche Gotteslästerung, daß man eine Pfütze so nennt, die wol auch von der Sonne beschienen wird. Für solch eine unverschämte Bettelei sollte man doch gewiß seine Louisdors nicht aufheben." Gegenwärtig zählt man das „fürchterliche" Kleist'sche Lustspiel zu den wenigen deutschen Komödien, die einen hervorragenden bleibenden Werth haben, und seine „abscheuliche" Geschichte „Michael Kohlhaas" zu den Meisterstücken der deutschen Novellistik. Dadurch beweist sich zwar, daß das wirklich Treffliche endlich einmal durchdringt und zur Anerkennung gelangt, aber auch daß die Mitwelt gegen die Vorzüge eines Dichters und Schriftstellers oft in unbegreiflicher Weise mit Blindheit geschlagen ist. Bei seinen Lebzeiten ist wol schwerlich jemals ein Dichter so gänzlich verkannt und ungerecht beurtheilt worden, als Heinrich von Kleist, gegen den eine förmliche geheime Verschwörung bestanden zu haben scheint, und außer dem quälenden Mismuth über das Unglück und die Schmach des deutschen Vaterlandes mag wol auch das schmerzliche Gefühl über diese gänzliche Misachtung seines poetischen Talents und Strebens zu seinem tragischen Ausgang mehr beigetragen haben, als man gemeinhin annimmt. Was Henriette von Knebel betrifft, so beklagt diese einmal in einer von uns bereits in voriger Nummer angeführten Briefstelle, es sei ärgerlich, daß der Deutsche nur boshaft und hämisch sein könne. Aber in ihren Urtheilen über Kleist und Schiller erblicken wir doch auch einen hämischen Geist, der mit dem Urtheil Herder's über sie, sie habe eine „außerordentliche Güte und schüchterne Zartheit, recht wie eine Taube", nicht sehr im Einklang steht. Einigen Unterschied macht es zwar, ob ein hämisches Urtheil brieflich oder mündlich ausgesprochen oder ob es sofort im Druck veröffentlicht wird, aber doch keinen sehr großen, zumal da die mündlichen Aussprüche von Personen, welche angesehenen und einflußreichen Kreisen angehören, sich von Kreis zu Kreis weiter fortzupflanzen pflegen und den davon Betroffenen unter den Druck und die Beaufsichtigung eines heimlichen Gerichts stellen, dessen verschlungene Fäden er nicht zu durchschauen und zu zerreißen vermag.

H. M.

Das Luther-Denkmal in Worms.

Das kürzlich auf Kosten des Luther-Denkmal-Vereins hergestellte und für diesen von F. A. Brockhaus in Leipzig debitirte Kunstblatt „Das Luther-Denkmal in Worms nach dem Entwurfe von Ernst Rietschel" hat allgemein die günstigste Aufnahme gefunden, und wir glauben, daß der damit verbundene Zweck — durch den Verkauf dieses Blattes einen Theil der zur Ausführung des Denkmals noch fehlenden bedeutenden Summe aufzubringen — gewiß erreicht werden wird, wenn jeder Freund und Verehrer Luther's sich die Verbreitung dieses schönen Kunstblatts angelegen sein läßt. Der Preis (15 Ngr. oder 54 Kr. Rheinisch) ist so gering, daß sich auch der wenig Bemittelte in den Besitz des Bildes setzen und dadurch zur Ausführung des großartigen Monuments mit beitragen kann. Besonders möchten wir die Verwendung für die Abbildung den Geistlichen und den Lehrern der protestantischen Jugend Deutschlands empfohlen halten, da es doch wol zunächst ihre Aufgabe sein muß, dem Ehrenbau für Luther und die Reformation die größte Unterstützung zu Theil werden zu lassen.

56.

Bibliographie.

Baader, J., Beiträge zur Kunstgeschichte Nürnberg. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 15 Ngr.

Bareille, J., Emilia Paula. Geschichtlicher Roman aus dem 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Nach dem Französischen, in der Bearbeitung der „Gegenwart“. Neu übersetzt von H. Wahl. Zwei Theile. Wien, Sommer. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bartholomäi, F., Philosophie der Mathematik. I. Die absoluten Zahlen. — A. u. d. T.: Zehn Vorlesungen über Philosophie der Mathematik. Jena, Luden. Gr. 8. 1 Thlr.

Bauer, L., Gedichte. Berlin, Riegel. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Beiträge zur Geschichte Tirols. Innsbruck. Gr. 8. 12 Ngr.

Betrachtungen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft — über Zeit und Ewigkeit — über Himmel und Erde, über Gott und Menschen nach biblischen und andern heiligen Texten. München. Gr. 8. 24 Ngr.

Briefwechsel zwischen Leibniz und Christian Wolf. Aus den Handschriften der Königl. Bibliothek zu Hannover herausgegeben von C. I. Gerhardt. Mit 1 Figurentafel. Halle, Schmidt. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Christlieb, T., Leben und Lehre des Johannes Scotus Erigena in ihrem Zusammenhang mit der vorhergehenden und unter Angabe ihrer Berührungspuncte mit der neuern Philosophie und Theologie dargestellt. Mit Vorwort von Landerer. Gotha, Besser. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Cron, Clara, Mädchenleben. Ein Tagebuch. Stuttgart, Schmidt u. Spring. 1861. 16. 1 Thlr.

Engling, J., Die Luxemburger Glaubensbekenner unter der französischen Republik, quellenmäßig dargestellt. Luxemburg, Bück. Gr. 12. 12 Ngr.

Eschenhagen, H., Zur plattdeutschen Sprache und deren neue Literaturbewegung. Berlin, Schotte u. Comp. 8. 10 Ngr.

Eye, A. v., Leben und Wirken Albrecht Dürer's. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Götzinger, E., Ueber die Dichtungen des Angelsachsen Caedmon und deren Verfasser. Inaugural-Dissertation. Göttingen. Gr. 8. 8 Ngr.

Gruppe, O. F., Demetrius. Schiller's Fragment, für die Bühne bearbeitet und fortgeführt, nebst einer litterar-historischen Abhandlung. Berlin, Bach. 1861. Br. 8. 1 Thlr.

Guizot's, F., Denkwürdigkeiten. Beiträge zur Geschichte der neuesten Zeit. Deutsch von L. Wachler. 1ster Band. Vier Lieferungen. Sondershausen, Neuse. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hagenbach, K. R., Die theologische Schule Basels und ihre Lehrer von Stiftung der Hochschule 1460 bis zu Dewette's Tod 1849. Basel. Gr. 4. 20 Ngr.

Heister, C. v., Nachrichten über Gottfried Christoph Beireis, Prof. zu Helmstedt von 1759—1809. Mit Illustrationen. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Herzog, X., Maria die Büßerin. Eine Novelle. Lindau, Stettner. 8. 16 Ngr.

Horaz als Aesthetiker in seinem Brief an die Pisonen, mit Berücksichtigung seiner übrigen Gedichte und der Poetica des Hieron. Vida. Einsiedeln, Gebr. Benziger. Gr. 4. 6 Ngr.

Jägerhörnlein. Jägerlügen. Jägerlieder. Thierzauber. (Des Jägerbreviers anderer Theil.) Dresden, Schönfeld. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Klemm, H., Versuch einer Urgeschichte des Kostüms mit Beziehung auf das allgemeine Culturleben der ältesten Völker der Erde. Mit Abbildungen nach Denkmälern der Vorzeit. Dresden, Klemm. 16. 22½ Ngr.

Die Kosaken in ihrer geschichtlichen Entwickelung und gegenwärtigen Zuständen von A. von B. Berlin, Riegel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mahler, H. G. F., Xenion. Sieben Festgesänge zur goldenen Jubel-Feier der Berliner Hochschule. Glogau, Flemming. Lex.-8. 15 Ngr.

Merian, P., Die Mathematiker Bernoulli. Basel. Gr. 4. 18 Ngr.

Munzinger, W., Papstthum und Nationalkirche. Eine kirchenrechtliche Studie. Bern, Dalp. Gr. 8. 10 Ngr.

Nöldeke, T., Geschichte des Qorâns. Preisschrift. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Thlr.

Pfarrius, G., Zwischen Soonwald und Westrich. Drei Erzählungen. Kreuznach, Voigtländer. 1861. Gr. 8. 1 Thlr.

Pilgram, F., Physiologie der Kirche. Forschungen über die geistigen Gesetze, in denen die Kirche nach ihrer natürlichen Seite besteht. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 2 Thlr.

Quitzmann, A., Die heidnische Religion der Baiwaren Erster faktischer Beweis für die Abstammung dieses Volkes. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rosengarten, A., Architektur-Bilder aus Paris und London. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Theobald, G., Naturbilder aus den Rhätischen Alpen. Chur, Hitz. 8. 24 Ngr.

Tschirschky, L. v., Meran. Zur Orientirung über Klima, Reise und Aufenthalt nach langjähriger eigner Erfahrung zusammengestellt. Mit 1 Karte der Umgegend von Meran. Berlin, A. Duncker. 1861. Br. 8. 17½ Ngr.

Voget, H., Die Stedinger. Dramatisches Gedicht. Bremen, Geisler. 8. 1 Thlr.

Wartenburg, K., Neue Propheten. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1861. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Willkomm, E., Verirrte Seelen. Ein Roman. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Thlr.

Wirth, M., Deutsche Geschichte von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart. 1ste Lieferung. Frankfurt a. M., Expedition des „Arbeitgeber“. 1861. Gr. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Dupanloup, F., Was ist Rom, was Italien und Europa ohne das Papstthum? Eine Zeitfrage. Aus dem Französischen. Mainz, Kirchheim. 8. 6 Ngr.

Schwarz, C., Rede gehalten bei der Beisetzung der Leiche Ihrer Hoheit der verwitweten Frau Herzogin Marie von Sachsen-Coburg-Gotha in der Schloßkirche zu Gotha am 27. September 1860. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 8 Ngr.

Ségur, de, Was ist der Papst? Eine Tagesfrage. Aus dem Französischen übersetzt von J. Lennartz. Aachen. 8. 2 Ngr.

Heinrich Simon. Berlin, Springer. Gr. 8. 1½ Ngr.

Stoy, K. V., Zwei Tage in englischen Gymnasien. Ein Vortrag für Gebildete. Nebst 2 Abbildungen und 1 Beilage. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Ueber freie Gemeinden und Gottes Persönlichkeit. Offener Brief an Uhlich in Magdeburg in Beziehung auf dessen Vortrag zu Bonn am 8. August 1860. Bonn, Rheinische Buchhandlung. 8. 3 Ngr.

Uhlich's Antwort auf einen offenen Brief aus Bonn, über seinen Vortrag vom 8. August 1860. Bonn, Rheinische Buchhandlung. Gr. 12. 3 Ngr.

— — Mißverständnisse in der Religion. Vortrag vor einer öffentlichen Versammlung in Bonn, am 8. August 1860 gesprochen. Bonn, Rheinische Buchhandlung. 8. 4 Ngr.

— — Rede an unsere Vierzehnjährigen. Bonn, Rheinische Buchhandlung. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Vaterlandsliebe ist der beste Schutzzoll. Wien, Sommer. Lex.-8. 2 Ngr.

Was hat „der Anker“ versprochen? — Was kann er halten? Wien, F. Klemm. Gr. 8. 4 Ngr.

Wildenbruch, L. v., Ein Blick auf den Libanon. Berlin, Heinicke. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

Das soeben erschienene **sechsundvierzigste Heft** (Bogen 38—41 des vierten Bandes) enthält:

Toscana in den Jahren 1849—60. Zweiter Artikel. — **Bosnien und Herzegovina in ihren natürlichen, socialen und politischen Verhältnissen.** Zweiter Artikel. (Vom Frhrn. O. von Reinsberg-Düringsfeld.) — **Marschall Niel.** — **Giacomo Antonelli,** Cardinal-Staatskanzler.

Kleinere Mittheilungen: Dallas (George Mifflin). — Duméril (André Marie Constant).

Dieses Werk bildet ein unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon", sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus selbständigen Werth, indem es das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur, die neuen Ereignisse, Persönlichkeiten rc. und die Fragen des Tags behandelt. Das Unternehmen wird fortwährend von der deutschen Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahres also 12 Hefte, die zusammen einen Band bilden. Der Preis jedes Heftes beträgt 6 Ngr. Der **erste bis dritte Band,** die gewissermaßen den **16.—18. Band des Conversations-Lexikon,** bilden werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) geliefert und sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Bei **Otto Wigand,** Verlagsbuchhändler in Leipzig, ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wörterbuch der deutschen Sprache.

Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart.

Von **Dr. Daniel Sanders**

korrespondirendem Mitglied der Gesellschaft für das Studium der neuern Sprachen in Berlin.

I. Bd. Gr. 4. 133 Bogen = 3192 Spalten.

Preis brosch. 8 Thlr. 20 Ngr., auch in 13 Lieferungen à 20 Ngr.

Nachdem dieser erste Band in der kurzen Zeit von 20 Monaten vollendet worden, ist die sichere Gewähr für eine so schnelle Beendigung des Ganzen, wie sie für ein ähnliches Material noch kaum da war, gegeben. Die Kritik hat sich aller Orten wiederholt so günstig für ein Werk ausgesprochen, welches zum erstenmale den Schatz der deutschen Sprache vollständig aufschließt, daß weitere Anpreisungen beinahe überflüssig sind. Das deutsche Volk erhält zum erstenmale ein wirklich erschöpfendes Wörterbuch seiner Sprache. Druck und Papier sind trotz des billigen Preises ausgezeichnet. Die erste Lieferung mit ausführlichem Prospect liegen in jeder Buchhandlung zur Einsicht bereit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte von Ost-Asien.

Für Freunde der Geschichte der Menschheit

dargestellt von **Dr. Johann Ernst Rudolph Kaeuffer.**

Drei Theile. 8. Geh. 11 Thlr.

In diesem mit dem soeben erschienenen dritten Theil nunmehr vollständig vorliegenden Werke stellt der als gründlicher Kenner der Geschichte Ost-Asiens bekannte Verfasser zum ersten mal für einen weitern Leserkreis unter würdigen, für die Geschichte der Menschheit wichtigen Gesichtspunkten und nach bestimmten Perioden geordnet, alles das zusammen, was bisjetzt durch die meist schwer zugänglichen Arbeiten der eigentlichen Forscher auf diesem Gebiete über die Geschichte und Culturverhältnisse der ostasiatischen Völker ermittelt worden ist. Namentlich sind es ausser den Bewohnern des hohen und des nördlichen Asien die Culturvölker Vorder- und Hinterindiens, Chinas und Japans, deren Geschichte erzählt, deren politische, religiöse und literarische Cultur in ihrer historischen Entwickelung bis zur Gegenwart herab verfolgt wird. Bei dem sich fortwährend steigernden Interesse, welches diese weiten, von etwa zwei Drittheilen der gesammten Menschheit bewohnten Ländergebiete in ihren gewaltigen innern Bewegungen und ihren erfolglosen Bestrebungen und Kämpfen gegen das immer mächtiger andringende europäische Wesen in Anspruch nehmen, erscheint ein Werk, wie das vorliegende, gerade zur günstigsten Zeit und wird jedem Freunde des Fortschritts in der Menschheit willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Black Douglas.

Ein australischer Roman von **Wilhelmine Gnischard.**

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Dieses zweite Werk der Verfasserin wird gewiß dieselbe freundliche Aufnahme finden wie ihr erstes „Die Hunyady. Ein historischer Roman" (5 Thlr.), welches das interessante und dem größern Publikum bisher nicht vorgeführte Schicksal des berühmten Matthias Corvinus von Ungarn und seiner Familie in ebenso geschmackvoller als sich an die historischen Forschungen mit Geschick anlehnender Weise behandelte.

Die Kölnische Zeitung bemerkt über das neue Werk: „Die Studie trägt ein so durchaus australisches Gepräge, daß wir, die wir dieses Leben und Treiben vom ersten Berichte über die Goldentdeckungen bis zur jetzigen Phase mit besonderer Vorliebe beachtet haben, oft wahrhaft überrascht waren. In den «Sträflingen» schildert bekanntlich Gerstäcker mit Meisterhand und unter Benutzung eigener Anschauungen das Abenteuerleben in Australien. «Black Douglas» reiht sich dem Gerstäcker'schen Romane würdig an. Mit großer Lebensfrische sind die Scenen in den Goldminen skizzirt, und «die beiden Schwestern des berüchtigten Black Douglas», namentlich aber Emily und Edward — eine köstliche Figur — werden dem Leser unvergeßlich bleiben."

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 8. November 1860.

Schiller-Festliteratur.

In diesen Tagen ist wieder ein Jahr seit der Säcularfeier Schiller's verflossen, und es ist jetzt der rechte Augenblick gekommen, an sie wieder einmal zu erinnern, weil man an dergleichen nicht oft genug und nicht nachdrücklich genug erinnern kann. Den natürlichen Anknüpfungspunkt dazu bietet uns eine Anzahl von Säcularschriften, die uns noch nachträglich zugegangen sind. Freilich, wenn wir auf die Italiener blicken und sehen, daß sie so ziemlich ihr großes Einigungswerk vollbracht haben, ohne vorher viel zu mahlzeiten, zu reden, zu singen, zu declamiren und zu musiciren, und wenn wir nun fragen: Hat das deutsche Einigungswerk im Laufe dieses Jahres wirklich zufriedenstellende Fortschritte gemacht? ist von oben alles geschehen, was geschehen konnte? sind auch nur in den Bevölkerungen selbst alle Antipathien und Eifersüchteleien gründlich überwunden? betrachtet man an der Donau und Isar die Anwohner der Spree und Oder und wieder an der Spree und Oder die Anwohner der Donau und Isar jetzt wirklich nicht mehr als natürliche Feinde und geschworene Gegner, sondern als natürliche Bundesgenossen und zugeschworene Brüder? — dann dürfte die Antwort doch nicht so entschieden günstig ausfallen, als der Patriot wünscht und die vor einem Jahre gehörten gewaltigen Toaste und Lieder auf die deutsche Einheit erwarten ließen. Ja, fragt man auch nur: sind die poetischen Ideale Schiller's auch nur um einen Fuß breit ihrer Verwirklichung näher gerückt? hat sich das Leben in seinem Sinne verklärt und geläutert? ist die Macht des rohen Materialismus und Egoismus gebrochen? haben die Dichter unserer Zeit kein Recht mehr zu der Klage Schiller's, daß die Meinung der Welt diese „Libertinage, die Dichtkunst" mit ihrem „Fluch belaste"? drängt sich das Volk zu den Vorstellungen Schiller'scher Tragödien, während es Ballete, Possen und Prachtopern verschmäht? — so würde auch auf diese Fragen die Antwort sicherlich nicht ohne Schamröthe gegeben werden können.

Dennoch war es ein schönes Fest, das, was seine Verbreitung über die ganze Erde betrifft, niemals seinesgleichen hatte. Die Schnelligkeit, womit sich die Festidee bis an die fernsten Punkte, wo Deutsche leben, elektrisch fortpflanzte, und die Einmüthigkeit und das Geschick, womit sie überall ins Werk gerichtet wurde, verdienen Bewunderung. Man wird das Fest zu den Thaten unserer Helden und zu den wichtigsten Ereignissen in die Geschichtsbücher deutscher Nation eintragen müssen, und unsere Nachkommen werden — denn in Deutschland will gut Ding Weile haben — vielleicht realisiren, wovon wir sangen, sprachen, dichteten und träumten. So gut die jetzige deutsche Generation, mit wenigen widerstrebenden Ausnahmen, drei Tage lang auf dem ganzen Erdenrunde und bei tausenden von Tafelrunden im Geist und in der vaterländischen Gesinnung einig sein konnte, so gut können es ja die künftigen Generationen jahrhundertelang sein, wenn sie fähig sind, Lehre anzunehmen. Ein Redner sagte beim Schiller-Fest in dem fernen Minesota:

> Die Uneinigkeit Deutschlands ist bei allen Nationen sprichwörtlich geworden. Diese jammervolle Lage Deutschlands hat nichts Erquickendes für den Beobachter, man freut sich, daß man fern ist von der Misère. Aber zum Glück sind die Begriffe Deutsche und Deutschland nicht gleichbedeutend. Deutschland mag uneinig sein, die Deutschen sind einig, ja, ich behaupte, die Deutschen sind einiger als irgendeine Nation der Erde. Diese Einigkeit der Deutschen beruht auf den großen Männern der Nation, jenen Heroen der Kunst und Wissenschaft, die den deutschen Namen in der Culturgeschichte der Menschheit zum glänzenden Gestirn gemacht haben. In diesen Männern finden wir unsere eingebüßte Nationaleinheit und unsern Nationalstolz wieder..... Unsere deutsche Einigkeit beruht daher nicht auf der todten Einheit der zusammenhängenden Eierschale oder auf der wucherischen Einheit einer und derselben Regierung, sondern auf der lebendigen und lebenbringenden Einheit des Geistes, die uns überall zu einer und derselben Nation verbrüdert, mögen wir im alten Vaterlande oder mögen wir in einem andern Lande leben. Schiller und Goethe, die beiden Repräsentanten des deutschen Geistes, sind in diesem Feste das Symbol der deutschen Einheit.

Der Redner hob dann noch hervor, daß auch der bessere Theil der Angloamerikaner seine Zuflucht zu den Schätzen des deutschen Geistes zu nehmen anfange, daß Tausende derselben deutsch lernten, daß germanisirt werden

in geistiger Beziehung für den Amerikaner nichts anderes bedeute als mehr menschlich zu werden, wie das bei Emerson und Parker und bei den hervorragendsten Größen der Amerikaner wahrzunehmen sei.

Im übrigen würde unserer Meinung nach von der Hundertjahrsfeier Schiller's vielleicht ein noch nachhaltigerer und heilsamerer Eindruck zurückgeblieben sein, wenn man, wenigstens in Deutschland selbst, weniger den Dichter und sich selbst complimentirt, als vielmehr, wie dies besonders von Gottschall in seiner leipziger Festrede geschehen, den Gegensatz zwischen unserm Thun und Treiben und dem, was Schiller gewollt, hervorgehoben und mit feurigen oder ernst strafenden Worten daran gemahnt hätte, was uns noch zu thun übrig bleibt, um des Dichters und seiner hohen Tendenzen würdig zu sein.

Unter den uns vorliegenden Schriften sind uns besonders zwei von Interesse, welche uns nachträglich aus der Schweiz und Nordamerika zugegangen sind; denn wir erkennen daraus, daß die Eidgenossen, auch die in den Urcantonen, wie die nach dem transatlantischen Continent ausgewanderten oder verschlagenen Landsleute, obschon politisch oder räumlich weit von uns getrennt, doch im Geist und in der Wahrheit unsere Brüder und unsere Gesinnungsgenossen geblieben sind. Wir wenden uns zuvörderst nach der Schweiz und greifen nach der Schrift: „Schweizerische Rütli- und Schiller-Feier am 10. November 1859. Festalbum und patriotisches Neujahrsblatt" (Aarau, Christen, 1860). Es war ein großer und erhebender, wenn auch naheliegender Gedanke für die Bewohner der Urcantone, das Schiller-Jubiläum angesichts der erhabensten Gebirgsscenerie auf jenem Rütli zu begehen, auf dem eine der patriotisch ergreifendsten Handlungen des Schiller'schen „Wilhelm Tell" vor sich geht; und daß dies möglich war, ist doch ein Beweis dafür, daß seit Schiller's Zeit unter dem Beistande des Schiller'schen Geistes selbst Bildung und Gesittung auch in den Urcantonen die mächtigsten Fortschritte gemacht haben. Denn Schiller's „Wilhelm Tell" stieß bei seinem Erscheinen gerade in der Urschweiz, die darin verherrlicht wurde, auf die entschiedensten Antipathien, wie unter anderm das 1805 zu Altorf gedruckte dreiactige Schauspiel „Der travestirte Tell", eine erbärmliche Satire auf Schiller und seine Dichtung, zur Genüge beweist.

Der Schrift ist ein Vorwort vorangeschickt, dessen Verfasser es gegenüber den frommen Bewohnern der Urcantone für nöthig hält, die Christlichkeit Schiller's ans Licht zu stellen, „um ihn vollgültig zu reinigen und ein Jahrhundert nach seiner Geburt feier- und festfähig zu machen". Es wird darin unter anderm daran erinnert, daß Schiller seiner Schwiegermutter einmal eine englische Bibel geschenkt und die bekannten Zeilen aus einem seiner Jugendgedichte hineingeschrieben habe: „Nicht in Welten, wie die Weisen träumen" u. s. w. Dann heißt es weiter: „Das Zeugniß ist ausgestellt in Rudolstadt um das Jahr 1784 von den beiden Schwestern, Fräulein Lengefeld, von welchen in der Folge die ältere Frau Reinwald, die jüngere Gattin Schiller's ward." Daß das ältere Fräulein von Lengefeld eine Frau Reinwald geworden, ist ein auffallender Schnitzer, der jemandem, welcher über Schiller schreibt, nicht begegnen sollte. In jeder Biographie Schiller's konnte der Verfasser des Vorworts die Angabe finden, daß Schiller's Schwester den Bibliothekar Reinwald heirathete und das ältere Fräulein von Lengefeld den Herrn von Beulwitz zum ersten Gatten hatte. Der Vorrede folgt eine von Professor Troxler in Aarau verfaßte Einleitung, in der, mit Beziehung auf Schiller's Tendenzen unter anderm gesagt ist:

> Ein Völkerverkehr, ein Völkerverband, wie eine Weltliteratur und eine Weltpolitik; dies ist Gegenmittel gegen das Insichselbstversinken der Kleinen und gegen das Divide et impera der Großen.

Und an einer andern Stelle heißt es:

> Ueberall, allüberall, wie Uhland von dem Geläute der Glocken am Tag des Herrn singt, ist in der Schweiz der große Ehrentag Schiller's gefeiert worden, an der Aar, Limmat und Reuß, den Rhein entlang, an den Gestaden des Leman- und Bodensees, am Jura, in Wallis und Tessin; von allen Ständen und Parteien, von Frauen wie von Männern, auch von der Jugend und Kinderwelt des ganzen Volks. *)

In Basel nämlich waren die Frauen vom Festmahl ausgeschlossen worden, fanden sich in ihrem „ehrenhaften Selbstgefühl verletzt", thaten sich in ziemlicher Anzahl zusammen, und feierten „heiter und honorig" den Jubel- und Ehrentag ihres Lieblingsdichters in einem Sonderkreise „unter dem Schutz der heiligen drei Könige". In Bern dagegen hatte man für die Kinderwelt der Republik eine theatralische Vorstellung des „Wilhelm Tell" veranstaltet. Es wird darüber zum Schluß der Schrift in den Noten berichtet:

> Was diese Erscheinung auf den Bretern, welche die Welt bedeuten, in den aufmerksamen und theilnehmenden Kinderseelen für Rührung, Entzücken und Begeisterung hervorgerufen, und wie sich die durch die Handlung, welche wie ein wirkliches Ereigniß noch vielen vorgekommen sein mag, erweckten abwechselnden Gefühle des Beifalls und Misfallens durch Mienen und Geberden geäußert haben, soll sehr ergötzlich und psychologisch merkwürdig gewesen sein.

Hinzugefügt wird: „Es zeigte sich eine für Wort und That empfängliche Elite, und gewiß ist überhaupt die Bühne mit angemessenen Vorstellungen eine sehr gute Schule, auch für die frühe Jugend." Freilich werden sich nur höchst wenige Theaterstücke finden, deren Aufführung sich zum Gebrauche für die „frühe" Jugend empfehlen läßt.

---

*) Vom Professor Troxler lesen wir im sechsten Heft der illustrirten Monatsschrift „Die Schweiz" einen kleinen, von nicht professorlichem Standpunkt geschriebenen Aufsatz: „Etwas über Berufswahl mit Rücksicht auf Schiller", worin er den Poeten, Künstlern und auch „Philosophen von Profession", denen nur „Trieb und Drang von innen ihre Mission in der Welt und Gesellschaft vorschreibt", die „gemeinen und gewöhnlichen Naturen gegenüberstellt, „deren Sinn und Streben nur auf Geschäft, Erwerb, Lebensunterhalt und Lebensgenuß, auf bloßes Fortkommen gerichtet ist". Schiller habe erst Neigung zur Theologie gezeigt, habe dann seine Fachstudien auf der Pflanzschule Solitude mit der Jurisprudenz begonnen, sei hierauf zum Studium der Medicin übergegangen, um zuletzt doch das zu werden, wozu ihn sein Genius berufen — nämlich Dichter.

Sodann folgt die Beschreibung der Schiller-Feier auf dem Rütli, der „Schwyzer Zeitung" „nacherzählt". Die Einladung an die „getreuen lieben Eidgenossen" war aus Schwyz vom 7. November ausgegangen und hatte in den Urcantonen lebhaften Anklang gefunden. Nur von Nidwalden kamen „mit dem Ausdruck verbindlichster Anerkennung für den Vorschlag um so geringere Zusagen für eine wirkliche Theilnahme, da man dort eine kleine Schiller-Feier mit Theater und Banket veranstaltet hatte". Von Schwyz und Umgebung hatten sich am 11. November zahlreiche Theilnehmer aus allen Ständen in Brunnen eingefunden, auch Landsleute von Schiller aus Stuttgart, aus München, „deutsche Franzosen" aus dem Elsaß. Man fuhr über den See, und als man im langen Zug den Fußpfad hinaufkam, fand man zu seiner freudigen Ueberraschung die Urner bereits da — „die ersten auf dem Platze". Dann gings zu oberst ins Rütli hinauf, wo sich auf dem Rasen ein Kreis bildete. Landschreiber Lusser sprach namens der Urner zuerst, und bemerkte unter anderm: „Uri führt zwar die Farben Oesterreichs. Sind die Urner Oesterreicher? Nein, aber auch keine Franzosen, sie sind und wollen Schweizer sein", welchen Worten ein lautes Bravo folgte. Weiter erinnerte er an Schiller's Mahnung: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern" u. s. w., worauf die Vorlesung der Scene des Rütlischwurs aus Schiller's „Wilhelm Tell" durch den Staatsanwalt Krieg folgte. Commissarius und Pfarrer Tschümperlin von Ingebohl mahnte, an das „einig, einig, einig!" des Attinghausen anknüpfend, die Eidgenossen zur Eintracht, erinnerte daran, daß die alten Eidgenossen, bevor sie ihre Schlachten schlugen, sich auf die Knie niederwarfen, um im Gebet Muth und Kraft zu erlangen, und daß sie ihre Siege durch Errichtung von Kirchen und Kapellen, in denen sie nicht sich, sondern dem Herrn die Ehre gaben, dankend feierten. Er nahm auch Gelegenheit, den Segen und Nutzen eines guten Schulunterrichts hervorzuheben, und erinnerte dabei an Johannes von Müller's Wort, daß, wer die erste Schule gestiftet, so viel als eine Schlacht gewonnen habe. Der dritte Sprecher war der Kanzleidirector Eberle aus Schwyz, der unter anderm sagte:

Um frei zu sein, muß man gerecht sein können, und nur wo Religion und Recht das Fundament sind, da Glück und Freiheit! Was auf diesem Fundament Unterricht und Erfahrung gelehrt, das bekenne und erstrebe Ueberzeugungstreue und Ueberzeugungskraft offen, laut, ohne Wanken fest und mäßig, beharrlich. Tapferkeit, Treue, Toleranz! Eine Tapferkeit, die nicht fragt, wer und wie viele, sondern einfach, wo? und drauf und dran! Treue und Schweizerwort schützt ebenso gut als Prelaz-Stutzer und gezogene Kanonen. Eine Toleranz, die wie der Landespatron der Urner und Schwyzer (es ist heute Martinstag) dem dürftigen Bruder die Hälfte des Mantels abgibt, ohne zu fragen, weß Landes und welcher Meinung u. s. w.

Zwischendurch wurden Nationallieder gesungen, und am Schlusse beantragte Landamman Styger, am Mytenstein, dem Rütli geradeüber, dem gefeierten Dichter eine Gedenktafel zu errichten, was einhellig genehmigt wurde.*)

Man schied nun mit warmem Händedruck — die Freunde von Uri gegen Flüelen, die von Schwyz und Gersau gegen Brunnen:

Es war ein Abend von seltener Pracht. Stiller See, die umschließenden Bergesriesen bis in die Niederungen im weißem Geistergewande des Schnees, die Felswände am Ufer ganz seltsam beleuchtet, darüber das reinste Licht des in voller Klarheit strahlenden Mondes, im Rütli ein loderndes Feuer als weithin leuchtendes Wahrzeichen.

Bei der hierauf folgenden Festlichkeit in Brunnen wechselten vaterländische Lieder mit Partien aus der „Glocke" und der Oper „Tell" von Rossini, „welcher große italienische Compositeur", wie Kapellmeister Krieg auseinandersetzte, „durch diese kühn klingende feurige Musik sich ebenfalls um die Schweiz hochverdient gemacht hat".

Abgedruckt ist ferner der schöne und gedankenreiche, nur etwas zu lange Prolog, der zur Schiller-Feier in Bern von Gottfried Keller gedichtet wurde. Wie in Deutschland beim Schiller-Jubiläum namentlich Einheit und Freiheit in den Vordergrund gestellt wurden, so in der Schweiz namentlich Einheit und Schönheit, oder auch Einheit und Religion. Eine der schönsten Stellen in Keller's Prolog feiert die Schönheit, wie sie Schiller predigte:

Sie klärt des Priesters Wort zur reinen Liebe,
Sie hellt dem Rathsmann trefflich den Verstand,
Sie macht des Kriegers Waffen scharf und glänzend;
Dem Werkmann adelt sie die harte Arbeit;
Sie hebt den Kaufmann über die Gefahr,
Sein Herz in seinen Schätzen zu begraben,
Und schützt, wie vor dem Rost des rohen Geizes,
Vor weichlicher Entnervung seinen Sinn!
Und selbst der Leidenschaft, die nimmer stirbt,
Nimmt sie das Gift, das zum Verderben führt.
Um alle windet sie ein Zauberband,
Das gleich uns macht im edlern Sinn des Wortes,
Werthvoll und fähig zu der Freiheit Zwecken!

Nicht ist's die Schönheit, die Despoten pflegen,
Der Unterworfnen blödes Aug' zu blenden,
Mit trügerischem Reiz das Land bethörend!
Nicht ist's die Schönheit, die verfallne Völker
Mit Tonnen Goldes auf dem Markte kaufen
Und mit Geschrei auf die Altäre stellen!
Nicht ist's die Schönheit, die voll Eitelkeit
Und Selbstsucht sich mit Pfauenfedern schmückt
Und wie der Pfau von allen Dächern kräht!
Nicht ist's die Schönheit, die, das Aug' verdrehend,
Mit matter Salbung schale Heuchler predgen,
Die auf den Gassen mit der Halbheit buhlen,
Der Dinge Wesen schwächlich übertünchend,
Und mit dem unerschöpften Redeschwall
Die Kraft zur schönen That im Keim ersticken!

Die Schönheit ist's, die Friedrich Schiller lehrt,
Die süß und einfach da am liebsten wohnt,
Wo edle Sitte sich dem Reiz vermählt
Und der Gedanken strenge Zucht gedeiht!

Den Schluß der Schrift bildet eine vortreffliche Nachbildung des „Lied von der Glocke" in gereimten lateinischen Rhythmen, von Leonz Füglistaller, gewesenem

*) Dieses Schiller-Denkmal am Mytenstein ist am 21. October v. J. unter entsprechenden Feierlichkeiten enthüllt, und dabei unter anderm auch ein Dankschreiben der dazu eingeladenen aber nicht erschienenen Tochter Schiller's, Freifrau von Gleichen-Rußwurm, vorgelesen worden.

Professor in Luzern, der im Jahre 1840 verstorben ist und außer dieser Arbeit auch Uebersetzungen lateinischer Kirchenhymnen ins Deutsche, sowie hinwieder deutscher Lieder ins Lateinische hinterlassen hat, auf deren Veröffentlichung uns Hoffnung gemacht wird. Wir glauben vielen Lesern d. Bl. einen Gefallen zu erzeigen, wenn wir aus dem lateinischen Glockenliede eine Probe mittheilen, zu welcher wir die berühmte Schilderung der Feuersbrunst wählen:

Est ignis salubris natura,
Humana si fraenetur cura;
Quod procreamus, praestitum
Coelesti vi est ignium.
Perfractis tamen vinculis
Terribilis est diva vis.
Defertur via propria
Naturae proles libera.
Vae, si fraenis liberata,
Devorans obstacula
Saeva per viarum strata
Volverit incendia!
Odio nam elementa
Habent hominum figmenta.
Fundit nubes
Pluvias,
Undas salutiferas;
Fundit nubes avia
Fulmina.
Quis ex turre ululatus
Aures ferit?
Opem quaerit!
Tetre rubet cruentatus
Caeli vultus.
Non est solis
Hoc ruboris dare polis.
Quis per vias it tumultus!
Nubes fumida
Fertur in aera!
Turbo prominet flammarum.
Et per longas platearum
Vergit series crescendo;
Instar faucis caminorum
Aura calet ignescendo;
Fragor crepitat tignorum;
Postes ruunt, vitra clangunt,
Inter fletus puellorum
Errabundae matres plangunt,
Inter rudera confracta
Bruta gemunt flammis tacta,
Omnis turba studet, fervet,
Ut, quae possit, salvet, servet;
Luce claret nox diurna,
Currit urna
Festinando manuum
Longum per funiculum,
Et ex ore fontium
Fluctus volant per meatum
Arcuatum.
Ululando furit ventus,
Flammas petit turbulentus,
Quae in fruges arescentes,
Plena in granaria,
Tigna in arentia
Ruunt impetu stridentes,
Atque quasi fugiturae
Terrae molem abrepturae,
Dira violentia
Rapiuntur in ascensum,
Et grandescunt in immensum,
Lambiturae sydera!
Spe abjecta,
Cedit homo vi deorum,
Et confecta
Et collecta
Longo studio laborum
Stupens, missa opera,
Spectat pereuntia.

In einem recht festlichen Gewande liegt vor uns das „Schiller-Album zur hundertjährigen Feier der Geburt des Dichters. Eine Festgabe der Freunde Schiller's in der Neuen Welt" (Philadelphia, Schäfer und Koradi, 1859). Wir heißen dieses aus einer Reihe von prosaischen Aufsätzen und poetischen Beiträgen bestehende Album zugleich als ein Lebenszeichen deutsch-amerikanischer literarischer Productivität wie als ein Probestück deutsch-amerikanischer Typographie und fügen wir hinzu auch Buchbinderkunst willkommen. Im Vorwort der Herausgeber und Unternehmer, Schäfer und Koradi, heißt es unter anderm:

Die allgemeine Lebensrichtung in den Vereinigten Staaten ist, wie bekannt, eine mehr praktische und materielle; die meisten ihrer Adoptivbürger müssen in der ersten Zeit hart für ihre Existenz kämpfen und daher mag es kommen, daß von manchen derselben, welche im alten Vaterlande auf dem literarischen Gebiete thätig waren und sich Anerkennung erworben hatten, die nöthige Muße und die rechte Stimmung nicht gefunden wurde, um das vorliegende „Album" mit ihren Beiträgen zu bereichern. Nichtsdestoweniger hoffen wir, unserm Hauptzwecke nach Kräften nachgekommen zu sein, indem wir unsern nachsichtigen Lesern einen Kranz von poetischen und prosaischen Aufsätzen als ein Festdenkmal zur Verherrlichung unsers großen Nationaldichters liefern, worin dieselben ihren Liebling in seinen verschiedenen Seiten, als Mensch, als Dichter, als einen der Unserigen, wie als unsern großen Lehrer und unser nachahmungswerthes Vorbild dargestellt finden. Sollten einzelne Schilderungen seines persönlichen Wesens und Alltagslebens hier und da einen kleinen Anstoß erregen, so gingen wir von der Ansicht aus, daß der große Dichter, je genauer wir ihn seinem innern und äußern Wesen nach kennen lernen, nur um so fester und bleibender der Unserige, uns nur um so lieber wird. Gern ergriffen wir die uns von befreundeter Hand gebotene Gelegenheit, unserm Album eine Anzahl der im Fremdenbuche des Schiller-Hauses in Weimar niedergeschriebenen, meist aus gehobener, begeisterter Stimmung hervorgegangenen Geisteserzeugnisse berühmter Deutscher, größtentheils noch ungedruckt, einzuverleiben und ebenso dachten wir durch Aufnahme der beiden gediegenen Skizzen „Friedrich der Große von Schwaben" und „Aus dem Leben deutscher Dichterdioskuren", sowie mehrerer anderer uns passend erscheinender Aufsätze, die, obwol früher gedruckt, doch den meisten Lesern, hier in Nordamerika namentlich, noch unbekannt sein werden, im Interesse unserer Abnehmer zu handeln.

An Originalgaben in Vers und Prosa steuerten aus Nordamerika selbst unter andern bei: Karl Schramm, Adolf Meaubert und O. von Hoym in Newyork, Th. Schuckhardt in Brooklyn, Keßler in Allentown, Mockling in Galveston, Aulenbach in Stone Creek, J. F. Hähnlen in San-Francisco und Marie Westland, Julius, Konstantin Hering, P. J. Wildberger, R. Koradi, Bomberger, Philemon, E. Lionell und L. A. Wollenweber in Philadelphia. Die lyrischen Beiträge sind freilich meist mehr gutgemeint, als in poetischer und

formeller Hinsicht hervorragend; aber in gewissen Fällen ist der gute aufrichtige Wille mehr werth als die glänzendste Virtuosität, wie das Scherflein der armen Witwe mehr werth ist, als das Goldstück eines Reichen. Doch gibt es auch einzelne gehaltvollere, von Talent zeugende Poesien darunter; wahr und ergreifend z. B. ist, wie Marie Westland aus Philadelphia das Leichenbegängniß Schiller's beschreibt:

Die Wolken trauerten in bleichem Grau
Und sandten mahnend ihre falben Lichter
Hernieder auf der Erde bunte Schau,
Und auf das sorglos kleinliche Gelichter.

Hantieren ging's, als wäre nichts geschehn,
Und markten, schaffen, feilschen mit Behagen, —
Die Winde nur um jenen Hügel wehn,
Die einzigen, die seufzen heut' und klagen u. s. w.

Poesie und virtuose Handhabung der technischen Mittel im Geschmack der Modernen findet sich auch in den Gedichten von Th. Schuckhardt aus Brooklyn bei Neuyork: „Für die Indianer" und „Vor dem Dorfe", nur daß das Object derselben mit Schiller's Leben und Wirken im entferntesten nichts zu thun hat. Bemerkenswerth erschien es uns, daß der Schiller-Cultus von den Deutschen in Nordamerika viel weniger einseitig, viel weniger auf Kosten Goethe's gepflegt wird als in Deutschland selbst. Wir haben dies in vielen bei den nordamerikanischen Schiller-Festen gehaltenen Reden schon früher wahrgenommen und wir nehmen es auch in diesem Album wahr. Das unermeßliche geistige Besitzthum, das wir Deutsche auch an Goethe haben, mag in jenen fernen Breiten und unter Angloamerikanern, deren manchem der Name Goethe's befreundeter ist als der Schiller's, tiefer empfunden werden als in der Heimat selbst. Goethe und Schiller werden in diesem Album in Gedichten und prosaischen Aufsätzen als eine untrennbare Zweieinheit häufig nebeneinander genannt und es unentschieden gelassen, wer der größere von beiden sei, oder die Frage dahin beantwortet, daß jeder in seiner Art gleich groß sei.

Die kleine Mittheilung: „Eine Reminiscenz an Lenau", von W. K., bezieht sich auf ein Reiseabenteuer, welches der Verfasser mit Nikolaus Lenau im Jahre 1832 auf einer Postreise von Frederick in Maryland nach Hegerstown erlebte. Eine corpulente Angloamerikanerin wollte nicht, daß Nikolaus Lenau rauche, da fing Nikolaus Lenau an mit der Zunge zu schnalzen, grelle Töne zu pfeifen und fürchterliche Gesichter zu schneiden, worauf W. K. der Frau erklärte, dieser Mensch sei verrückt und ihm anvertraut, um ihn ins Irrenhaus zu bringen. Auf der nächsten Station verließ die entsetzte Frau den Postwagen, und der deutsche Dichter hatte nun seinen Zweck erreicht, sich eine neue Cigarre anzubrennen. Nikolaus Lenau spielte damals den Wahnsinnigen, und zwölf Jahre später war er es wirklich! W. K. gesteht, daß ihn bei dieser Kunde ein „tiefes Grauen" überkommen sei. Eine Mittheilung: „Die Deutschen am Stillen Ocean", von J. F. Hähnlen, der die erste deutsche Zeitung in San-Francisco, die „Californische Staatszeitung" gründete, beschäftigt sich mit den Fortschritten deutscher Nationalität in Californien, namentlich in San-Francisco, Sacramento und Puebla San-José. Es bestehen in der Hauptstadt Californiens gegenwärtig mehrere deutsche Gesangs- und Turnvereine, mehrere deutsche Freimaurerlogen, ein deutscher Unterstützungsverein, ein deutsches Hospital, zwei deutsche Feuerversicherungsgesellschaften, eine deutsche Schützengesellschaft, vier deutsche theilweise mit deutschen Schulen verbundene protestantische Kirchen und eine deutsche römisch-katholische. Eine deutsche Bühne hatte man schon 1852; infolge einer eingetretenen Spaltung entstanden später sogar zwei deutsche Theater, die sich aber nebeneinander nicht zu halten vermochten; im September 1859 war man jedoch im Begriff, ein neues deutsches Theater zu bauen, „was, wenn es zu Stande kommt, den Deutschen in Californien zur Ehre gereichen wird". Den Schluß des Albums bildet ein kleines Stück: „Friedrich Schiller und Gustel von Blasewitz", nach einer Begebenheit aus Schiller's Leben und mit Benutzung des „einzigen" komischen Gedichts: „Die Bittschrift", von Schiller, bearbeitet von Adolf Meaubert (Neuyork). Zur Probe theilen wir hier nur den Anfang mit:

Erste Scene.

Schiller (im Zimmer am Schreibtisch), Gustel, Hanne, Jette (am Waschfaß vor dem Fenster, singen bei ihrer Arbeit):

Mei Schatz is ä Reiter,
Ae Reiter muß sein!

Schiller (übersieht das Geschriebene).
„O Carlos! Wie wenig hab' ich Sie gekannt!
Wie reich und grenzenlos belohnt Ihr schönes Herz
Die schwere Müh', es zu begreifen! — —
— Fürstin, wo sind Sie jetzt?"

Gustel, Hanne, Jette (singen weiter):
Das Roß is dem König,
Der Reiter is mein, lalalala u. s. w.

Schiller (fährt auf). Nein, es ist aber doch nicht mehr auszuhalten, das Geschrei dieser Weibsleute! (geht zum Fenster) Gustel, thue Sie mir doch den einzigen Gefallen und schwatze und singe Sie nicht so laut, wenn ich hier arbeiten soll!

Gustel (sieht erschrocken zum Fenster auf). Eiherrjeses, mei kutes Härrchen! Was bin ich Sie verschrocken! Mer haabe' ja gegloobt, es wäre niemand derheeme, weil Abbellationsrahds beide in de Kermeß na Billnitz gemacht wern. Derweilen sitzen Sie bei den scheenen Wetter derheeme un zerbrechen sich'n Kupp mit der Schreiberei. Na, nähmen Se's nur nich uhngitig, mer wärn ooch jetz muckemeischenstille sein! (Wäscht ruhig weiter, indem sie sich hier und da leise mit den andern unterhält.)

Schiller. Ja, sehen Sie, Gustel, das wäre mir gerade recht! (Setzt sich nieder und schreibt.)
„Wie schön ist diese Hand!
Wie reich ist sie! — Prinz diese Hand hat noch
Zwei kostbare Geschenke zu vergeben —
Ein Diadem und Carlos Herz —" (unterbricht sich).
Aber wo ist meine Dose? (Findet und öffnet die Dose.) Na! das fehlte noch — kein Stäubchen mehr drin! (Nimmt unmuthig die Feder.)

So im niedrig sächsischen Dialekt hat Gustel von Blasewitz freilich nicht gesprochen, und Wäscherin ist sie nie gewesen. Auch ist die Angabe, die bekannte Improvisation „Die Bittschrift" sei das einzige komische Gedicht Schiller's, ein Irrthum. Abgesehen von einigen Gedichten komischen Anflugs aus früherer und späterer Zeit besteht von Schiller noch ein soviel wir wissen von E. Boas

zuerst wieder aufgefundenes rein komisches Gedicht unter dem Titel: „Wundersame Historie des berühmten Feldzuges, als welchen Hugo Sanherib, König von Assyrien, ins Land Juda unternehmen wollte, aber mit langer Nase abziehen mußte. Aus einer alten Chronica gezogen und in schnakische Reimlein gebracht von Simon Krebsauge, Baccalaur." Es ist ein Spottgedicht im Blumauer'schen Geschmack auf die bei Herzogs Georg von Meiningen Erkrankung vom koburger Hofe getroffenen Anstalten zur militärischen Besitzergreifung Meiningens und von Herzog Georg selbst veranlaßt. Näheres darüber ist unter andern auch in Josef Rank's Schrift „Schiller-Häuser" nachzulesen.

Ein mit anerkennenswerthem Fleiße ausgearbeitetes Werk: „Das Schiller-Fest in Hamburg am 11. 12. und 13. November 1859. Von Bernhard Endrulat" (Hamburg, Meißner, 1860) berichtet über die großartige hamburger Säcularfeier und erhält durch zwölf Illustrationen von Otto Speckter einen Bilderschmuck, der ihm zur besondern Zierde gereicht. Die Erzählung der Vorbereitungen zu dem Feste und die Beschreibung der Festlichkeiten selbst umfassen nicht weniger als 230 Seiten in stattlichem Octav, während der Anhang auf 137 weitern Seiten die Festreden und Festgedichte bringt. In der Beschreibung selbst sind wol so ziemlich die Namen aller genannt, welche sich in irgend hervorragender Weise am Feste betheiligten, und sollten sie auch nur im Festzuge eine Fahne oder sonst ein Emblem getragen haben. Für Nichthamburger haben diese Namenverzeichnisse natürlich gar kein Interesse; wenn aber jeder der hier genannten Herren, um doch auch einmal seinen Namen gedruckt zu lesen (und es hat dies, glauben wir, für jeden deutschen Spießbürger einen ganz besondern Reiz), ein Exemplar des Buchs anschafft, so möchte die Mühe, die sich der Verfasser dabei gegeben hat, durch einen guten Absatz des Buchs belohnt sein.

Uebrigens hat dasselbe, wie man weiß, in Hamburg großen Anstoß gegeben und in der Journalistik vielen Lärm erregt. Heller hat darüber in den „Hamburger Nachrichten" einen strafenden Artikel unter dem Titel „Ein übler Nachklang des Schiller-Festes" geschrieben und auch J. B. Meyer ist in seinem Blatte gegen die polemische Seite des Buchs aufgetreten. In der „Reform", gegen die der Verfasser seinen „tiefsten Ekel" ausspricht, und in andern hamburger Lokalblättern wird dies wahrscheinlich in noch viel derberer Weise geschehen sein. Diese hier und da etwas stark hervortretende polemische Seite der Festbeschreibung können auch wir allerdings nicht billigen; wir können es nicht gutheißen, wenn der Verfasser an einer Stelle bemerkt: „Die Fenster vieler Pfaffen — der Name «Geistliche» oder «Prediger» bezeichnet diese Art von Männern der Kirche nicht — waren allerdings dunkel geblieben"; wir können es nicht gutheißen, wenn er das allerdings etwas kurz gefaßte Ablehnungsschreiben des Directors des Johanneums ein „weniger lakonisches als böotisches" nennt und von „skandalösen" Beschlüssen der beiden Lehrercollegien spricht; wir können es nicht gutheißen, wenn er ohne alle directe Veranlassung den frühern Director des hamburger Theaters einen „Garderobehändler und Meister im theatralischen Spektakel und Humbug" nennt; wir können es nicht billigen, wenn er über eine Privatperson, den „hauptsächlichen Bewohner des berlin-hamburger Bahnhofsgebäudes", Director Guido Wolff, dem er seine „bekannte Christlichkeit" vorhält, eine Anekdote beibringt, die durchaus nicht hierher gehört; wir können es nicht gutheißen, wenn er in seine Festbeschreibung politische Diatriben einmischt wie die gegen das „zehnjährige Manteuffelthum" in Preußen. Was die „Pfaffen" und die Mitglieder der Lehrercollegien betrifft, so haben diese doch wahrscheinlich ihren Ueberzeugungen gemäß gehandelt, und ein wirklich human und frei gesinnter Mann wird andern für ihre Ueberzeugungen gern dieselbe Freiheit gewähren, die er für seine eigenen in Anspruch nimmt.*) Oder hätten jene „Pfaffen" ihre Fenster illuminiren sollen, wenn es nicht aus ihrem Herzen kam? Und ist nicht die einfache Mittheilung einer Thatsache oft viel beredter, als was ihr vom subjectiven Standpunkt des Mittheilers irgend hinzugefügt wird und werden kann? Will man einmal in Schiller den Inbegriff aller Humanität erblicken, so handle und schreibe man auch in seinem Sinne; oder alle Schiller-Feiern werden ohne wirklichen Nutzen sein, nur ein Deckmantel von Tendenzen, die Schiller selbst, lebte er noch, verwerfen würde. Höchstens gehören solche Ausfälle in irgendein tendenziöses Journal oder in eine Flugschrift, nicht in eine für alle Klassen einer städtischen Bevölkerung bestimmte, vorzugsweise im Charakter einer objectiven Berichterstattung zu haltende Festchronik.

Was die Festgedichte und Festreden betrifft, so können wir dieser jetzt nicht mehr in eingehender Weise gedenken; auch haben wir einige der hervorragendsten schon früher erwähnt. Verschweigen können wir jedoch nicht, daß es einige Festredner in der Phrase etwas weit getrieben. Ein höchst achtbarer Festredner z. B. verstieg sich in seinem Trinkspruch am 13. November zu der Phrase: „War es nicht vorgestern bei der Illumination als ginge die «Sonne über Genua auf» und als spräche Schiller's Geist mit den Worten seines Fiesco: «Diese majestätische Stadt — Mein! — und darüber emporzuflammen wie der königliche Tag»", in welcher Art es noch eine Weile fortgeht. Mit der Pointe desselben Toastes, Schiller's würdige Freunde, Streicher, Körner und Goethe, ohne die Schiller nicht geworden wäre was er geworden ist, hoch leben zu lassen und ihnen den ihnen gebührenden Antheil an Schiller's Erfolgen zu gönnen, können wir uns nur einverstanden erklären. Von dem

*) Selbst die berüchtigte und vielcitirte von einem geistig beschränkten Lehrer beim elberfelder Kirchentag vorgebrachte närrische Betheuerung, daß er in Schiller's und Goethe's Werken nur Träbern gefunden habe, ist weniger geeignet, Unwillen hervorzurufen, als mitleidiges Lächeln und aufrichtiges Bedauern mit einem unglücklichen Manne, der so tief auf der Leiter der ästhetischen und geistigen Bildung wie der poetischen Empfänglichkeit steht, daß ihm als Träbern schmeckt, was dem andern als Götterspeise mundet.

Herausgeber selbst befinden sich in dieser Abtheilung zwei Festprologe und ein warmgefühlter Trinkspruch auf die Poesie, in denen er sich, wiewol die Prologe etwas lang gerathen, von vortheilhafter Seite zeigt.

Von einer recht interessanten, durch Adalbert Kühn fleißig und unparteiisch zusammengestellten Sammlung von Miscellen, Actenstücken, Aeußerungen, Urtheilen, welche Schiller betreffen (darunter manche Mittheilungen, in denen sich Schiller dem deutschen Publikum als Hausvater und im Schlafrock darstellt, z. B. die bekannten Mittheilungen des würtembergischen Dekans Göritz, Schiller's Tischgenossen), liegt uns des ersten Bandes erste Abtheilung (mit fünf Illustrationen) vor. Sie trägt den etwas weitschweifigen, aber als „Interimstitel" bezeichneten Titel: „Schiller. Sein Leben und sein Sterben. Sein Wirken und seine Werke. Zerstreutes als Bausteine zu einem Denkmal" u. s. w. (Weimar, Kühn, 1859). Unter den vorzugsweise interessanten wörtlich mitgetheilten Actenstücken, welche diese erste Lieferung enthält, heben wir diejenigen hervor, welche Schiller's Ernennung zum sachsen-weimarischen Rath, seine Ernennung zum sachsen-meiningenschen Hofrath, seine Berufung zum Geschichtsprofessor in Jena betreffen, namentlich aber den ihm ertheilten Bürgerbrief der französischen Republik vom Jahr 1792, der hier vollständig (mit Abbildung des Siegels) abgedruckt ist. Das von Clavière gezeichnete und von Danton contrasignirte Actenstück beginnt, soweit es Schiller betrifft, mit den Worten: „Un membre demande que le sieur Gille (!), publiciste Allemand, soit compris dans la liste de ceux à qui l'Assemblée vient d'accorder le titre de citoyen François; cette demande est adoptée" u. s. w. Gleichzeitig erhielten bekanntlich auch J. H. Campe, Pestalozzi und Klopstock Bürgerdiplome.

Zu den wol mehr als 100 kleinern Säcularschriften, Festspielen u. s. w., die wir schon in frühern Artikeln besprochen oder doch kurz erwähnt haben, kamen in jüngster Zeit noch hinzu: „Festspiel zur Säcularfeier von Schiller's Geburtstag (aufgeführt zu Bonn und Köln am 8., 10. und 14. November 1859). Von M. Bernays" (Bonn, Henry und Cohen, 1859), und „Festrede zur Säcularfeier Schiller's am 10. November 1859 im Namen der Ludwigs-Universität von Gustav Baur" (Gießen, Ricker, 1859). Wir glauben, es sei jetzt nicht mehr an der Zeit, auf diese uns mit Schneckenpost zugegangenen Druckschriften noch gründlicher einzugehen, und erwähnen nur, daß der Theologe Baur den Dichter gegen die von orthodoxer Seite ihm gemachten Vorwürfe der Unchristlichkeit vertheidigt. „Thatsächlich" habe sich Schiller zu dem Heiland bekannt, „indem er nur so viel gelebt zu haben glaubte, als er für das wahre und ewige Leben gewirkt hatte, und im Ringen nach diesem wahren Leben sein irdisches verzehrte". Dieser unerschütterlichen ethischen Würde wegen sei auch der „bleiern moralische" Schiller dem dissoluten Friedrich Schlegel höchst beschwerlich gewesen. Von Herzen stimmen wir in Baur's Schlußapostrophe mit ein:

> Mögen darum diese schönen Feste nicht blos Erinnerungsfeste sein an einen großen Todten, sondern zum Geburtsfest seines Geistes in unserm Volke werden, seines hohen Sinnes und seiner sittlichen Kraft! Mögen Väter und Mütter und die Lehrer des Volks in Haus und Schule diese Gesinnung pflegen in dem heranwachsenden Geschlechte, mögen vor allem die Jünger der Wissenschaft, die zur Ritterschaft des Geistes berufen sind, die heilige Flamme rein und treu bewahren! u. s. w.

Wie sich das Verhältniß des Menschen zur Menschenwelt beim Schiller-Fest kund gab, wissen wir; aber noch bleibt die Frage zu erörtern übrig: „Wie sich das Verhältniß des Menschen zur Thierwelt beim Schiller-Feste kund gegeben?" Diese merkwürdige Frage wird nämlich angeregt und besprochen von G. F. Daumer, den wir schon aus dem ersten Heft seiner „Mansarde" als einen Gegner der Schiller-Feste von seinem jetzigen katholischen Standpunkte aus kennen lernten, im zweiten Hefte derselben Zeitschrift, welche übrigens eine Reihe recht instructiver, humaner und anziehender Untersuchungen über das Seelenleben der Thiere enthält. Daumer beginnt seine Mittheilung, welche die obige Frage zur Ueberschrift hat, mit den Worten:

> Bei dem frankfurter Schiller-Fest am 10. November 1859 bewegte sich durch die Straßen ein auch von mir gesehener Festzug, wo sämmtliche Gewerbe ihre Repräsentationen hatten: darunter war auch ein mit auffälligstem Gepränge ausgestatteter Metzgerzug, dessen Pracht und Herrlichkeit in der „Didaskalia" vom 15. November 1859 rühmend hervorgehoben wird. Die Leute zogen mit blanken Aexten und in grellrothen Jacken auf, die auf ihr blutiges Handwerk deuteten. Auf einem sechsspännigen schweren Wagen war ein hoher Aufbau zu sehen, der wol das Schlachthaus anzeigen sollte; er war mit gleichsam herausschauenden Köpfen von Schlachtthieren, Fleischstücken, Beilen, Messern u. s. w. decorirt; obenauf stand ein Lamm; an den vier Ecken des Wagens stellten vier Männer in blutrother Tracht verschiedene Handwerksthätigkeiten des Metzgers mit den dazu dienenden Geräthschaften dar. Der eine hackte an seinem Klotze, der andere schnitt aus u. s. w. Es fehlte nichts, als daß eine wirkliche Schlächterei öffentlich zum besten gegeben wurde.

Außer dem grellen Metzgerzuge habe sich auch ein Jägerzug bemerklich gemacht, wo man auch wieder die Leichname getödteter Thiere zu erblicken hatte. Damit noch nicht genug! Im März 1860 habe der „Volksfreund fürs mittlere Deutschland" ein Gedicht: „Epistel des Lehrers B. in Z. im Odenwald bei Gelegenheit der Schiller-Feier zu Frankfurt a. M." veröffentlicht, worin die früher in den Journalen in Prosa beschriebenen Feierlichkeiten nochmals in begeisterten Hexametern gefeiert worden seien, besonders aber der erwähnte Metzgerzug, und zwar mit folgenden Worten:

> O wie stand blutroth den Metzgern die Jacke und Mütze
> Und das blinkende Weiß und die blanken gewaltigen Beile,
> Vor und hinter dem Wagen gereiht den kräftigen Männern!
> Und auf dem Wagen, wie hüpfte das Lamm, wie glotzte der Stierkopf
> Und wie baumelt' herab zur Seit' appetitlich das Fleischwerk!

Zu Scharzfeld im Harz sei das Schiller-Fest vollends durch eine Jagd gefeiert worden. „In dieser Art", ruft der thier- und katholikenfreundliche Daumer aus, „wurde

dem Dichter gehuldigt, der den «Alpenjäger» geschrieben! Das Gedicht ist wol nicht bekannt genug? Es steht in allen Ausgaben der allverbreiteten Schiller'schen Gedichtsammlung!" Solche Misgriffe sind allerdings bei dem Schiller-Jubiläum vorgekommen, und diese waren vielleicht die schlimmsten noch nicht. Jeder feierte seinen Schiller, wie er es eben verstand. Jene Herren, welche im Harz das Schiller-Jubiläum durch eine Jagd feierten, werden sich dabei sicherlich höchst gemüthlich und in ihrem Elemente befunden und unter Gottes freiem Himmel wie später bei ihrem kleinen Festschmause ohne Zweifel einen naiven Humor entwickelt haben, um den sie mancher beneidet haben möchte, welcher genöthigt war, vor der Tribüne eines gravitätischen selbstbewußten Sprechers, der vielleicht zu Ehren Schiller's mitunter auch wol Böcke schoß, eine halbe oder ganze Stunde lang still zu sitzen.

Hermann Marggraff.

Bunsen's Bibelwerk.

Vollständiges Bibelwerk für die Gemeinde. In drei Abtheilungen. Von Christian Karl Josias Bunsen. Zweiter Band. Erste Abtheilung. Die Bibel. Uebersetzung und Erklärung. Zweiter Theil: Die Propheten. (Dritter Halbband und vierten Halbbandes erste Hälfte.) 1 Thlr. 16 Ngr. — Fünfter Band. Zweite Abtheilung. Bibelurkunden. Erster Theil: Das Gesetz und die Aeltern Propheten. (Neunter und zehnter Halbband.) Leipzig, Brockhaus. 1859—60. Gr. 8. 2 Thlr.

Das Bunsen'sche Bibelwerk schreitet rüstig vorwärts. Es ist nicht nur die Uebersetzung des Propheten Jesaja beendet, sondern es liegt auch der Anfang der „Bibelurkunden" vor, d. i. die Geschichte der Bücher und Herstellung der urkundlichen Bibeltexte. Zur Beurtheilung des ganzen Werks — wobei zugleich auf das frühere Referat verwiesen werden mag*) — ist des Zwecks zu gedenken, welchen Bunsen hierbei verfolgt. Es ist mit kurzen Worten ausgedrückt die Aufgabe, gegenüber der thatsächlichen Entfremdung und Gleichgültigkeit gegen die Bibel und gegenüber allen daraus entstandenen Folgen dem deutschen Volke die lebendige Theilnahme daran wieder zu erwecken, und zwar soll dies geschehen durch eine neue Uebersetzung, aber zugleich dadurch, daß die Gemeinde zum Verständniß des Bibelwortes geführt werde, indem ihr die Resultate der wissenschaftlichen Forschung, soweit sie derselben bedarf, vorgelegt werden. Es soll dies weder eine specifisch theologisch-wissenschaftliche Untersuchung, noch ein dilettantenmäßiges Spielen sein, sondern es ist dies eine allerdings ernste Arbeit, deren bisherige Unterlassung oder Entziehung jene traurigen Folgen verschuldet hat.

„Die Bibel wird nicht verstanden, wo sie vom Volke gelesen wird; und sie wird nicht gelesen, wo sie verstanden werden könnte." Das ist die Thatsache, welche man sich nicht verhehlen darf weder in der Wissenschaft, noch in staatlichen und kirchlichen Kreisen, und alle Fürsorge, selbst alle Thätigkeit der protestantischen Regierungen, daß die Bibel wieder Schulbuch, und die Gelehrsamkeit Pflegerin einer kirchlichen Bibelkunde werde, hat jene Thatsache nicht zu ändern vermocht, wol aber zeigen sich die Folgen davon, und zwar die ernstesten, denn ohne die Bibel wird das Christenthum alles, nur nicht die Religion des Evangeliums, und wieder ohne das Christenthum wird die Welt alles, nur kein Reich des Rechts, des Friedens und der Freiheit. Wenn nun dennoch unter der Gemeinde das Verlangen nach dem Bibelworte sich erhalten, ja gesteigert hat, sodaß es sogar unter den nicht biblischen Völkern sich zeigt, so tritt hierbei von selbst die unvollkommene oder verkehrte Art ans Licht, wie man die Bibel in der Gemeinde und Schule vorherrschend gelesen und ausgelegt und jetzt noch liest und auslegt. Es ist dies nämlich geschehen entweder mit absichtlicher und völliger Fernhaltung alles wissenschaftlichen Verständnisses, oder auf ausschließlich gelehrte Weise, kurz es ist gerade alles geschehen, um das eigentliche Bedürfniß der Gemeinde und der Gegenwart nicht zu befriedigen.

Die biblische Geschichte ist bisher von den meisten Theologen wie von manchem ihrer Gegner mehr oder weniger als eine Legende behandelt worden, bei welcher man es für unnöthig hält, nach dem Ursprunge und den Schicksalen der darin enthaltenen Erzählungen zu fragen. Und es ist dies zuerst nicht etwa von denen geschehen, welche der Bibel die geschichtliche Wahrheit in allen Hauptpunkten absprachen, sondern gerade von den Dogmatikern, welche insbesondere die ältere biblische Geschichte so behandelten, als wäre sie nie geschehen, ja als läge gerade darin ihr besonderer göttlicher Vorzug, daß sie auf denkbare Weise nie hätte geschehen können. So haben sie, wenn auch unabsichtlich, das Ansehen der Schrift als einer heiligen und zuverlässigen Glaubensurkunde geschmälert, denn wie weit man mit jener Behandlung gekommen ist, liegt in dem Unglauben fast der ganzen gebildeten Welt zu Tage. Der kindliche Buchstabenglaube hat sich erhalten und hat seine dauernde Berechtigung, aber alle Versuche, ihn mit scholastischen Dogmen und lebenslosen Formeln zu vermitteln, haben sich als nichtig erwiesen, eben darum weil die Bibel geschichtliche und gedachte Wahrheit enthält, die ebenso hoch erhaben ist über Schulsysteme oder über phantastische theokratische Legendenauffassung, als das wirkliche Sonnensystem herrlicher ist im Vergleich mit den Träumen des Ptolemäus oder der Scholastiker. Es gibt keine Gesetze für die biblische Forschung und Wissenschaft als die allgemeinen, aber der darauf gegründete Glaube ist unendlich mehr werth als ein scholastischer oder mystischer, denn er allein zerreißt nicht den Menschen in zwei Theile, einen denkenden und gläubigen, und je ernster die biblische Wahrheit gesucht wird, desto deutlicher zeigt sich die Unwahrheit und Kraftlosigkeit jener Auffassung und die Wahrheit dieses Wegs.

Aber es darf auch die andere Einseitigkeit dabei nicht vergessen werden. Man hat Moses und Christus entweder nur als Juden betrachtet, oder gar nicht als wirkliche geschichtliche Persönlichkeiten behandelt; man hat Bibelhistorie und Weltgeschichte voneinander getrennt und

*) Vgl. Nr. 6 d. Bl. f. 1859. D. Red.

beide vom Gedanken; die tiefsten deutschen Denker unserer Zeit haben in ihrer Lehre vom Geist überwiegend nur den logischen Gedanken verfolgt, ohne das sittliche Glaubensbewußtsein, seinen Quell, zu ergründen und die sittliche Vollendung der Persönlichkeit und der ganzen Menschheit als sein Ziel darzustellen. Dagegen sollen Thatsachen und Gedanke gleichmäßig zur Anerkennung kommen, ohne daß der eingeschlagene Weg darum unphilosophisch oder mystisch gescholten werden darf, oder daß die Darstellung als unwissenschaftlich zu verachten ist, weil sie sich bemüht gemeinverständlich zu sein. Der Ausleger der Bibel, welcher seine Aufgabe kennt und die Gemeinde ehrt, kann nur dann hoffen zu ihrer Lösung beizutragen, wenn er angesichts der offenbaren Fruchtlosigkeit aller einseitigen Bestrebungen der Geschichte gleiches Recht widerfahren läßt wie dem Gedanken, der Persönlichkeit wie der Gemeinde, wenn er Gelehrsamkeit und Philosophie nicht als Ziel ansieht, sondern als Mittel zum Dienst der Gemeinde und zum innern Frieden des eigenen Gemüths.

Diese Aufgabe hat ja Bunsen überhaupt durch das Leben getragen, und seine Werke legen von der Redlichkeit und dem Erfolge dieses Strebens Zeugniß ab; in diesem Sinn und Geiste ist ja überhaupt das ganze Unternehmen des Bibelwerks und sein nicht blos wissenschaftlicher Werth zu bemessen, ja dieser Gedanke charakterisirt eigentlich Bunsen als sittliche Persönlichkeit und bietet sofort die Garantie dafür, daß er der Mann zu diesem Werke ist. Er geht auch hier auf dem Wege, den er in seinem Werke „Gott in der Geschichte" verfolgt: es ist das Forschen nach dem Wege Gottes in den Jahrtausenden der Menschheit, ein Forschen vor der Gemeinde, mit ihr und für sie, und wenn auf diesem Gange manche Vorurtheile schwinden und manche prunkende Bauten zerbrechen, so wird sich dafür das Wahre desto deutlicher zeigen in seiner unüberwindlichen Lebenskraft; das Gottesbewußtsein bleibt gesichert, und zwar in der kindlichen Seele wie in dem bewußten Geiste, ja es kann diese Arbeit nur anregend befruchten und erbauen. Es wird auch nicht Anmaßung genannt werden können, wenn Bunsen es in diesem Zusammenhange ausspricht, daß er mit seinem Werke durch offene und redliche Forschung das Verdorbene bessern, das Zerstörte wiederherstellen will. Er will den Unglauben besiegen, welchen Dogmatismus und Hierarchie unter den Gebildeten ganzer Völker hervorgerufen und gepflegt haben, und den aufrichtigen Glauben an Gott und die Bibel wieder erwecken und stärken helfen trotz aller Anfälle des materialistischen Unglaubens, ob dadurch der Sturm abgewendet werden möchte, den in unserer Zeit jene Männer des unverstandenen und verdrehten Buchstabens mehr als alle Zweifler und offenen Gegner, und ihre Kunstgriffe mehr als alle politischen Umwälzungen heraufbeschworen haben. Und wenn sich endlich Bunsen hierbei vertrauensvoll an diejenigen wendet, die auch in den letzten Jahrzehnden mit ihm weiter geforscht und freimüthig ausgesprochen haben, was sie für wahr halten, und die bei sonstigen Abweichungen doch in den Hauptpunkten einig sind, nämlich formell in der Anerkennung, daß nur besonnene, redliche und gründliche Forschung nach der Wahrheit als solcher Werth hat, in der Sache aber in allen Hauptergebnissen der Forschung gegenüber der unkritischen Schule alter und neuer Zeit wie den blendenden aber überwundenen Einseitigkeiten und Sophistereien auf dem kritischen Gebiete, wenn er der Lebenskraft und dem Wahrheitsdrange einer zwar vielfach gehemmten, ja geknickten Jugend und jener geistig mächtigen Schule der geschichtlichen Forscher vertraut, die sich fortdauernd läutert und ergänzt, so steht zu hoffen, daß er in seiner zuversichtlichen Gewißheit sich nicht täuscht, und daß auch die Gemeinde noch lebensfrische Keime genug hat, an denen jene Gesammtheit anknüpfen kann.

Der Weg, den Bunsen hierbei einschlägt, ist nun der, daß er einerseits eine treue und gemeinverständliche Uebersetzung mit kurzen Erläuterungen zu Grunde legt, durch welche dem Leser das Verständniß des Textes an allen schwierigen Stellen erschlossen wird, dann aber auch diejenigen Resultate der biblischen Forschung der Gemeinde mittheilt, welche ihr nicht länger entzogen werden dürfen. Es gehören hierher die wichtigen Fragen über Verfasser, Zeitalter und Entstehung der einzelnen biblischen Bücher, das Verhältniß der biblischen Geschichten zu der allgemeinen Weltgeschichte und überhaupt alles dasjenige, was das Verständniß erhöhen, den Sinn für Bibelkunde wecken und den Ansprüchen von denkenden Lesern genügen kann, die bisher gerade hiervon völlig fern gehalten wurden. Es ist ja die Bibel das Eigenthum aller, und darum darf nichts von dem, was sie betrifft, der Gemeinde verhehlt oder entzogen werden; es ist im Gegentheil ebenso nöthig wie gewiß, daß gerade dadurch die Theilnahme dafür wieder erweckt oder erhöht werde. Es soll nun aber dem einzelnen ermöglicht werden, auch selbständig sich ein Urtheil zu bilden und nicht blos Belehrung zu empfangen, indem man ihm Machtsprüche eines fertigen Systems aufdrängt. Die Bibelurkunden befragen vielmehr auf dem Wege der historischen Kritik jedes einzelne Buch und dann die Sammlung, von der es einen Theil ausmacht, nach ihrer Entstehung und ihren Schicksalen, und es geschieht dies ohne die Befürchtung, daß hierdurch dem Ansehen der Schrift geschadet oder ein gläubiges Gemüth in seiner Ruhe gestört werde, sondern vielmehr in der Ueberzeugung, daß diese Untersuchungen die Schrift erst recht zum Eigenthum des einzelnen machen und ihn in seinem Verhältniß dazu wahrhaft befestigen werden. Ist es evangelisches Recht und evangelische Pflicht, die Bibel zu lesen und darin zu forschen, so wird auch die Aufgabe nicht länger abgewiesen werden können, der Gemeinde zu jener Kenntniß zu verhelfen, ja es ist an der Zeit, daß nicht nur die Kenntniß des Schriftwortes, sondern auch sein Verständniß im weitesten Sinne Gemeingut werde.

Auf diesem Wege der historischen Kritik ergibt es sich nun, daß die ältern biblischen Geschichten zwar erst verhältnißmäßig spät ihre gegenwärtige Form erhalten haben, daß sie aber auf uralten schriftlichen Ueberlieferungen

und zum Theil auf gleichzeitigen Urkunden ruhen, deren Text der spätere Erzähler aufbewahrt hat. Wichtiger noch als diese urkundliche Grundlage, wie sie übrigens kein anderes Religionsbuch besitzt, ist die Einheit des Geistes, welcher alle Schichten dieser Ueberlieferung durchzieht; aber gerade der Unglaube an diesen Geist und seine Einheit ist es, der die Anerkennung jener Thatsache so lange von sich gewiesen hat. Ersatz dafür sollte die Wundertheorie bieten und zugleich alle Schwierigkeiten hinwegräumen, der specifische Gehalt der heiligen Urkunden sollte in Wundergeschichten sich finden. Aber die berechtigte Forderung eines specifischen Gehalts, ohne welchen diese Urkunden jedem andern geschichtlichen Zeugnisse gleichständen, irrte darin, daß sie über den einzelnen Wundererzählungen es nicht zur Anerkennung des größten Wunders brachte, wie es gerade nirgends so ungetrübt und herrlich als aus der Bibel hervorstrahlt, d. i. sie erkannte nicht die Welt als Darstellung des göttlichen Willens und die Entwickelung des Göttlichen in der Menschheit durch die Thaten des freien also gottgemäßen Willens, die Entwickelung des Guten aus dem Bösen, ja durch das Böse, das Wunder der göttlichen Weltordnung, des geistigen Kosmos. Im Vergleich mit diesem großen Wunder; aber auch im Gegensatz zu jener Wundersucht hat sich nun eine Wunderscheu gebildet, die allerdings mit dem Mirakel oft auch das Wunder wegwirft, aber es ist auch wirklich zuzugeben, daß die Bibel selbst manches als natürliches Ereigniß faßt, was gefühlsgläubigen Lesern als Wunder erscheint, und es darf daher nicht in einer fertigen Formel die Grundlage zur Beurtheilung der Gesammtheit gesucht werden, sondern das Sicherste und Redlichste zugleich ist, in jedem einzelnen Falle die Natur des Zeugnisses für das Wunder unbefangen zu prüfen, auch Zeugniß und gegenständliche Wahrheit zu unterscheiden.

Bei solcher Unterscheidung fallen viele Wundergeschichten von selbst weg. Es wird nicht mehr ein urkundliches Wunder heißen können, daß die Patriarchen an tausend Jahre gelebt haben, wenn dargethan wird, daß die ganze Annahme auf einer uralten, aber noch nachweisbaren Bezeichnung von Epochen als Personen beruht. Wir werden nicht mehr in Gefahr kommen, die Sonne, trotz aller Beweise der Unmöglichkeit, um die Erde laufen zu lassen, und also einen Stillstand der Sonne, im Widerspruche mit allen Weltgesetzen anzunehmen, wenn wir sehen, daß die bekannte Stelle im Buche Josua einem alten Volksliede entnommen ist; denn wir dürfen dann die Ausdrücke nur nach der Sprache eines Volksliedes auslegen, nicht als ein urkundliches Zeugniß von einem äußern Ereignisse behandeln. Und um zugleich der andern Erzählung zu gedenken, die in diesem Zusammenhange meistens von Spöttern mit wenig Witz und viel Behagen citirt zu werden pflegt: Bileam's Eselin hat auch nicht menschliche Worte geredet, wenn es auch Kirchenväter und Scholastiker so verstanden haben, sondern die kindlich herrliche Darstellung schildert unverkennbar die innern Kämpfe in der Seele des aberwitzigen Propheten, bis endlich der Wehruf des gequälten treuen Hausthiers am Scheidewege verständlich zu ihm spricht. So befreien wir nicht allein die Bibel von einem ihr aufgebürdeten Märchen, sondern wir können nun auch erst dort uns an dem schönen poetischen Ausdrucke für Josua's angstvollen Glauben am entscheidenden Schlachttage erfreuen, hier die uralte, in der Ueberlieferung volksmäßig ausgebildete Geschichte erkennen, die der Erzähler mit der Pietät auffaßte, die sie allein versteht. Wir gewinnen eine Wahrheit zum Vortheile der Glaubwürdigkeit der Bibel, und so ist es in allen ähnlichen Fällen. Der verstandene Buchstabe ist glaubwürdig, nicht der unverstandene.

Aber solche verschiedene Bestandtheile, Quellen, Ergänzungen, Ueberarbeitungen anzunehmen galt den Gegnern im günstigsten Falle für unnütze Grübelei, öfter erkannten eifrige Ketzerrichter darin ein Zeichen des Unglaubens. Der eingegebene Buchstabe war ihnen alles, und dieser mechanische Inspirationsbegriff der mittelalterlichen Geistlichkeitskirche, verstärkt durch die Geistlosigkeit bibliolatrischer Theologen des 17. und die Unwissenheit ihrer Nachfolger im 19. Jahrhundert ist es, gegen den sich Bunsen mit vorzüglicher Heftigkeit wendet. Auch die andern Gegner des biblischen Glaubens kommen wol dahin, die Bibel als ein Märchen zu behandeln und sie keck innerer Widersprüche zu beschuldigen, aber nur der mechanische Inspirationsbegriff macht die Schrift, absichtlich oder nicht, im Geschichtlichen zu einem Märchen, im Geistigen zu einer Lüge, und er tödtet grundsätzlich durch beides den Geist, und eben darum soll ihm die Engelsmaske des Glaubens abgerissen werden, mit der er jetzt noch viele Gemüther verwirrt. Er nimmt allerdings nichts anderes an hinsichtlich des Buchstabens der Bibel, als was der Hindu von seinen Veden, der Mohammedaner von seinem Koran, und der verstockte Pharisäer von seinem Gesetz und seiner Tradition glaubt oder wenigstens behauptet: aber es ist auch die Bibel als geschichtlicher Glaubensgrund etwas ganz anderes als jene, weil sie den Buchstaben durchaus und schlechthin nur als Ausdruck des Geistes, den Geist Gottes aber als einen solchen annimmt, der nach den Gesetzen des göttlichen Geistes auf den Geist redlicher und frommer Menschen wirkt, durch Vernunft und ihre gewissenhafte Anwendung auf die Wirklichkeit und nicht anders.

Es hat aber jenes System der mechanischen Inspiration auch bedenkliche innere Widersprüche, die der Unbefangenheit seiner Vertreter allerdings gänzlich zu entgehen scheinen. Nach jenem Begriffe der mechanischen Inspiration sind nämlich Gegenstand der Wirkung göttlicher Kraft in erster Linie nicht die hohen Glaubenshelden und Propheten, die Gotteskämpfer der Menschheit, sondern die, welche Bücher über sie verfaßt. Wo aber beides zusammenfällt, wie bei den apostolischen Sendschreiben, ist es wieder nicht Geist und Herz des Gottesmannes, welche vom Hauche des göttlichen Geistes bewegt werden, sondern es sind Gottes Werkzeuge die bewußtlos redende Zunge und der unwillkürlich schreibende Finger. Jene redet

dieser schreibt, was dem Redenden oder Schreibenden eingegeben wird, ohne daß es aus seinem innern Leben und dessen Geschichte hervorgeht. So reden sie in Menschensprachen, die sie nicht verstehen, ja sie predigen als Gottes Wort das, wovon sie nichts wissen. Und deshalb gerade fordern sie Glauben. Sie sind unfehlbar in diesem Reden und Schreiben, mögen sie ihr Gottesbewußtsein verkünden und von göttlichen Dingen reden oder von äußerlichen Umständen. Also muß die Sonne um die Erde gehen, weil eine Schriftstelle denen so zu sagen scheint, „welche des Vollbluts jener Inspiration sich bewußt sind“. Vor ihrem Eifer muß die Rede des Weisen verstummen, wie der Seufzer der einfältigen gottsuchenden Seele. Umsonst für die Wüthigen steht dicht neben jener Stelle auch der Mond als Mitstreiter, und in der Geschichte der nächsten Zeit nach Josua heißt es, daß die Sterne von ihren Bahnen stritten wider Sisera. Umsonst endlich wird der Ausdruck geradezu angeführt im Bibelbuch als aus einem alten Volksliede genommen, also danach auszulegen. Das wäre aber vernünftig, also ist es rationalistisch, also ungläubig, also Ketzerei. Rechtgläubigkeit kann hiernach nicht bestehen ohne Unsinn, also redlichen und denkenden Geistern gegenüber nicht ohne Verfolgung.

Man sage nicht, es bedürfe solcher Machtsprüche und Formeln, damit der Glaube nicht untergehe. Welcher Glaube ist damit gemeint? Der an die Bibel oder der Glaube an die, welche sich und ihre Weisheit an die Stelle des Wortes Gottes setzen? Jener läßt sich durch Machtsprüche und Formeln weder aufheben noch erzwingen, und den zweiten bewirken zu wollen ist Unverstand oder Unglaube, aber der Unglaube zum Glaubenssatz erhoben, die Verzweiflung, den lästigen Gründen der Gegner anders auszuweichen und sich zu behaupten. Möglich ist es freilich, daß dieser Molochdienst sich für Gottesdienst hält, oder daß er eine ängstliche aber ungeschickte Art ist, frechen Unglauben sich fern zu halten. Ist doch auch geschichtlich in der evangelischen Gemeinde dieser niedrige Begriff von mechanischer Eingebung zumeist aus dem Misverstande jenes wahren und göttlichen Geistes der alten evangelischen Christenheit hervorgegangen, deren gläubige Gesinnung, kindlich und prophetisch zugleich, sich an das Bibelwort anklammerte, um der unerträglichen Tyrannei menschlichen Lugs und Trugs zu entgehen. Solche Gemüther mögen der Wahrheit leicht gewonnen werden, aber eine große Verschuldung laden sie auf sich, wenn sie aus bloßer Trägheit und Eingebildetheit taub bleiben gegen die Mahnungen zum Besinnen, die ihnen doch durch die Zustände der Wirklichkeit und das Elend der Welt ebenso nahe gebracht werden, als durch das besonnene Bekenntniß redlicher Forscher. Ihnen allen, die nicht absichtlich das Ohr verschließen, legt Bunsen endlich die sehr ernste Frage vor, was denn werden solle? Dessen müssen sie sich bewußt werden, daß eine wirkliche Erkenntniß der Bibel, also ein evangelisches Verständniß derselben nicht denkbar ist, wenn der äußere Buchstabe an die Stelle des Geistes gesetzt wird, ja daß ein solches Verfahren der Tyrannei menschlicher Satzungen ebenso wol wie dem Spotte des Unglaubens Thür und Riegel öffnet. Wird nun der Geist von dem Buchstaben verdrängt, worein soll er gesetzt werden? Etwa in mystische Gebräuche, in Legenden und Fabeln, in magische Kräfte und Gewalten einer Priesterschaft, in das Recht und Vermögen von Menschen, nicht allein Gesetz zu machen in der Gemeinde, sondern auch Wahrheit, an Gottes Statt, von Gottes Gnaden? Es sind dies sehr ernste Worte, um so ernster, als es sich dabei nicht um eingebildete oder nur mögliche Gefahren handelt, sondern um ein wirkliches Uebel, und darum fügt Bunsen am Schlusse der Einleitung folgende Worte hinzu:

Die europäische Welt ist, bald nachdem sie gegen Anfang des Jahrhunderts sich der Flachheit und Unsittlichkeit des vorherrschenden Geistes des 18. Jahrhunderts entwunden hatte, in unsern Tagen, und namentlich in den beiden letzten Jahrzehnden in eine größere geistige Sklaverei und Knechtschaft versunken als sie es seit Jahrhunderten war. Sie hat sich, in Völkern, Dynastien und Regierungen, dem Aeußerlichen und dem Scheine mehr zugewendet als vorher. Dieser Pharisäismus ist sträflicher und verderblicher, weil er unter der Maske und als Ersatz der Frömmigkeit auftritt, weil er dem Gewissen einen falschen Frieden vorspiegelt, und weil er allen sittlichen Ernst aus den Gemüthern verjagt. Er hat dadurch bereits Trug und Lüge in die häuslichen, geselligen und politischen Grundverhältnisse des Lebens gebracht, und droht den Umsturz der Throne und blutige Verwirrung der Völker, wenn beide ihm nicht gründlich entsagen, und Gott und dem Gewissen, und der Bibel als dem reinsten Spiegel beider, allein die Ehre geben.

Die belebende Gewalt des Bibelwortes soll dem abhelfen, und Bunsen will mit seinem Bibelwerke zur Vertiefung in dasselbe beitragen, darum erbittet er ihm die Theilnahme der Gemeinde. Wie er es rückhaltslos ausspricht, daß der Geist der Wahrheit, welcher in der Gemeinde ist, und den weder Gewalt noch Verführung vertilgen kann, das Irrthümliche in seiner Arbeit, wie der Wind die Spreu verwehen wird, so ist er auch voll sicherer Zuversicht, daß derselbe dem, was sich darin als Wahrheit, also als biblisch bewährt, Dauer und Sieg verleihen werde. Wir hoffen es mit ihm.

Die „Bibelurkunden“, deren Anfang bereits vorliegt, sind in vier Theile zerlegt. Der erste vorliegende enthält die geschichtliche und philosophische Kritik des Gesetzes und der historischen Bücher vor der Eroberung Kanaans bis zum Untergange des ersten Tempels; reich, vielleicht überreich ausgestattet, wenigstens hat es Referenten zuweilen geschienen, als seien auch specifisch theologische Fragen umfänglich behandelt, obwol auch zuzugeben ist, daß die Entscheidung hierüber schwierig genug war, wenn die Aufgabe ist, dem einzelnen ein selbständiges Urtheil zu ermöglichen.

Dem Plane gemäß, nach welchem sich die „Bibelurkunden“ dem Bibeltexte anschließen, liegt die Uebersetzung des Jesaja vor. Diese, für welche gerade hier aus der hochpoetischen kraftvollen Sprache der Jesajanischen Weissagungen besondere Schwierigkeiten erwuchsen, ist durchweg eine vollkommen angemessene und glückliche. Neben der Richtigkeit, Schönheit und Deutlichkeit ist auch das hervorzuheben, daß die Luther'sche Uebersetzung in einzelnen wichtigen z. B. messianischen Stellen, an welchen nicht immer

gerade jene Vorzüge ihr eigen sind, dennoch anklingt, und eine nur geringe aber wichtige Aenderung den Mängeln nachhilft. Auf diese Weise wird ein Bedenken beseitigt, dessen Gewicht gleich anfangs gegen das ganze Werk nicht mit Unrecht geltend gemacht wurde. Das Ansehen der Luther'schen Uebersetzung nämlich, welche mit jedem Worte tausend Erinnerungen wach ruft und die mit unserm ganzen Wesen aufs engste verbunden ist, sollte eben darum selbst bei offenbaren Fehlern — so wurde gesagt — sich gegen jede neue behaupten, und die Schwierigkeiten für eine solche erkannte auch aus diesem Grunde das frühere Referat gleichfalls an. Diese glückliche Verbindung des Gewohnten mit dem Richtigen, deren Möglichkeit übrigens natürlich nur eine beschränkte ist, bricht aber jenem Argumente die Spitze ab, während es wol nicht ausdrücklicher Erwähnung bedarf, daß jenes Anklingen nicht mit sklavischer Abhängigkeit verwechselt werden darf. Die Beibehaltung des „Todesschattens", welcher irrthümliche Ausdruck allerdings nur solchen verständlich ist, die hebräisch verstehen, ist freilich wol dem Einflusse der Luther'schen Sprache zuzuschreiben, denn diese Uebersetzung des Wörterbuchs von Gesenius ist für die Ewald'sche Schule mit Recht ein überwundener Standpunkt, wenn ihn auch noch die neueste Ausgabe jenes Wörterbuchs festhält.

Für die Erläuterungen unter dem Texte, denen zuweilen nur eine etwas präcisere Fassung zu wünschen wäre, ist in den prophetischen Büchern ein reiches Feld gegeben, wie dies schon in dem frühern Referate ausgesprochen wurde. So namentlich bei dem Propheten Jesaja, wo oft genug sprachliche und geschichtliche Bemerkungen erst den Sinn genügend erklären, der eben darum dem Laien nicht selten verschlossen blieb. Referent ist hier öfter selbständigen und neuen Erklärungen begegnet. So bei der Prophetenweihe Kapitel 6 die Erklärung des Tempels, welchen der Saum von des Herrn Gewand erfüllt, weder von dem jerusalemischen noch von dem himmlischen Tempel, welche letztere Erklärung nach der Vergleichung mit Hesekiel wol vorzuziehen ist, sondern von dem Weltall, der sichtbaren Schöpfung mit dem Menschen, obgleich später jene beiden Deutungen eigenthümlich verbunden mitgegeben werden. So in derselben Stelle die Erklärung der Engel als Gottes Gedanken in der Schöpfung, als ewig wirkende Kräfte des Ewigen in Raum und Zeit. Eine Untersuchung über die Berechtigung dieser Deutung würde wol zu weit führen; die Angabe geschah nur zur Charakterisirung jener Anmerkungen.

Von besonderer Wichtigkeit ist die Auffassung des sogenannten zweiten Theils des Jesaja und die Erklärung des hier vorkommenden Ausdrucks „Knecht Gottes". Es enthalten nämlich die Kapitel 40 — 60 nicht Jesajanische Weissagungen, sondern die eines Propheten im Babylonischen Exil, und jener Ausdruck bezeichnet nicht den Messias, wie jetzt nur noch Hengstenberg erklärt, sondern die frommen Israeliten. Es war nicht anders zu erwarten, als daß Bunsen sich der wissenschaftlich allein möglichen Auffassung anschloß; bemerkt mag dabei werden, daß die Darlegung des Verhältnisses und der entscheidenden Gründe mit einer ausgezeichneten Präcision erfolgt, die doppelt schwierig war, da diese Darlegung eigentlich eine gelehrte ist und doch wegen ihrer Wichtigkeit der Gemeinde nicht entzogen werden darf. Die Sache ist mit wenig Worten und ohne gelehrten Apparat unzweifelhaft gemacht, während Kap. 52, Vers 13 die Vereinigung dieser Auffassung mit der neutestamentlichen in angemessenster Weise erfolgt.

Es ist natürlich, daß die Bedeutung des Werks und der Antheil daran in dem Neuen Testamente culminirt, wo sich allerdings auch die Schwierigkeiten verdoppeln, selbst abgesehen von den Bereicherungen, die möglicherweise Tischendorf's glücklicher Fund bieten wird. Hoffen wir, daß bei der verhältnißmäßig schnellen Fortsetzung des Bibelwerks sich auch die Theilnahme der Gemeinde daran ungeschmälert erhält. 33.

Erzählungsliteratur.

1. Uebergänge. Novelle von Albert Traeger. Leipzig, C. F. Winter. 1860. 16. 20 Ngr.
2. Phantasien im Lübecker Rathskeller. Von Hugo Kreisler. Eine Sylvestervision. Mit einer Widmung an den verstorbenen Dr. Wilhelm Hauff. Lübeck, Dittmer. 1860. 8. 9 Ngr.
3. Versöhntes Geschick. Ein Seelenbild von Hugo Kreisler. Lübeck, Dittmer. 1860. 8. 12 Ngr.
4. Natur und Friede. Von Theobald Kerner. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1859. 8. 26 Ngr.
5. Schwarz und Weiß. Bilder aus dem Leben von Angelika von Michalowska. Berlin, Nicolai. 1860. Gr. 16. 1 Thlr.
6. Religion und Liebe. Roman aus dem Tagebuche eines Anonymen. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1860. 8. 25 Ngr.
7. Aus unsern vier Wänden. Bilder aus dem Kinderleben von Rudolf Reichenau. Sechste Auflage. Leipzig, Grunow. 1860. 16. 25 Ngr.
8. Die Aristokraten. Novelle vom Verfasser des „Schief-Levinche". Hamburg, Richter. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Indem Referent die oben genannten Bücher sich im allgemeinen vergegenwärtigt, veranlassen dieselben ihn zu einigen kurzen Bemerkungen. Wenn z. B. der Vater einen berühmten Autorennamen hat, so ist es für den Sohn vielleicht nicht schwer, einen Verleger zu finden, aber doppelt schwer, sich Anerkennung zu erringen. Ferner: es gibt doch noch Anerkennung in dieser liebeleeren Welt; hat jemand durch Einfluß eines Bekannten ein gutes Placement oder einen wohlklingenden Titel bekommen, so stellt er in seinem neuesten Werke die Gedichte seines Beschützers, oder auch nur ein Motto daraus, zu den höchsten Dichternamen; mit solcher Dankbarkeit läßt sich's weit bringen! Ferner: niemals soll ein Autor eine Ilias post Homerum singen; jeder soll versuchen, ob ihm selbst „Gesang gegeben"; nie soll ein Autor vergessen, daß er sich Autor nennt, das heißt Schöpfer, und Schöpfer soll er sein; weil so viele das vergessen, so gehören unzählige Bücher gar nicht in die Literatur. Ferner: nur nicht das leidige Nachmachen, welches noch tiefer steht als Ilias post Homerum; weil man seit hundert Jahren „Récueils" und „Blumenlesen" herausgibt, kommt noch alle Tage jemand auf den geistreichen Gedanken, es auch einmal zu probiren. Ferner: das werthvollste Werk tritt allezeit am anspruchlosesten auf; es ist gleich dem Gesange des Vogels; man genießt es, wie es gegeben wird, und das Gegebene ist ein Genuß. Ferner: es gibt Autoren, welche sich von ihrem Gefühl derartig hinreißen lassen, daß ihre Darstellung zwischen poetischer und prosaischer Form

auf- und niederschwankt, wie der Vogel Strauß nicht weiß, ob er laufen oder fliegen soll; jedenfalls zeigen solche Autoren einen niedern Grad poetischer Schöpferkraft; ist das Werk von größerm Umfang, so erlahmt der Leser, wie z. E. an Eduard Duller's, wol selbst von seinen Freunden vergessenem „Kaiser und Papst". Ferner: wenn ein Autor im Jahre 1860 ein Buch schriebe, welches in jeder Beziehung höher stände als „Werther", so würde der Verfasser schwerlich einen Werther-Erfolg haben; denn damals war der Respect vor dem Autor, die Werthschätzung des Autors, der Glaube an den Autor unvergleichlich vielmal größer als jetzt. Ferner: die Ausstattung eines Buchs ist doch ungemein wichtig; ich spreche nicht von jenem absurden Misverhältniß von Lederband und Goldschnitt zum Honorar des Schriftstellers, sondern es fiel mir auf, daß ein zu enger, zu kleiner und dabei ungleicher Druck einer Novelle von 559 Großoctavseiten manchen bald ermüden und somit einem Buche, welches über der gewöhnlichen Novellenmacherei steht, manchen ehrenwerthen Leser entziehen wird.

Wir wenden uns jetzt zur Besprechung der einzelnen Bücher.

„Uebergänge" von Albert Traeger (Nr. 1) ist in diesem Genre ein erstes Werk des Verfassers; aber ein erstes Werk von solcher Tüchtigkeit ist eine seltene Erscheinung; es liegen nicht blos Hoffnungen, es liegen sogar Keime von künftigen großen Schöpfungen darin. Diese „Uebergänge" bilden ein Ganzes; wie ein plastisches Werk steht diese „Novelle", wie der Verfasser sie nennt, vor uns. Die Mittel, mit welchen die große Wirkung hervorgerufen wurde, sind sehr gering; der örtliche Hintergrund, die Staffage höchst einfach, gar nichts Hervorgesuchtes, Capriciöses; alles gewöhnlich, aber das Gewöhnliche in eine Beziehung gestellt, daß es bedeutungsvoll wird; alles ist lebendig, nichts Abgestandenes, Todtes darin, überall pulst frisches Leben. Selbst auf das Wahnleben des Philisterthums mit seinen moderangefressenen Begriffen von gutem Namen, solider Firma, bürgerlicher Rechtlichkeit und Treue, selbst dieses häßliche Scheinleben weiß der Geist des Künstlers sich dienstbar zu machen, daß es die Harmonie des Ganzen nicht stört: mit einem Wort, das genannte Buch ist eine Schöpfung. In der That ist das Werk ein selbsterfundenes, und hat somit einen ungeheuern Vorzug vor denjenigen, die einen gegebenen Stoff entweder zum ersten oder zum zehnten male bearbeiten; von jener gar zu oft vorkommenden Unredlichkeit, die diesen Umstand verschweigt, gar nicht zu reden. Das Buch ist durchweg gedankenreich; über Leben, Lebensglück, Umgang mit Menschen, conventionelle Formen, Pflichterfüllung, Dichterleben finden sich zahlreiche geistreiche Bemerkungen. Die Hauptperson des Werks ist ein Mann, der als Dichter hoch über der Welt und ihrer Gewalt, ihrer Sorge, ihren großen und kleinen Jämmerlichkeiten steht, und der zugleich von den Einflüssen des Augenblicks, von der Macht der Situation, von seinen eigenen momentanen Stimmungen allzu sehr sich beherrschen läßt; ein Mann, der, zum Heros des Gedankens bestimmt, weniger und immer weniger ein Heros der Thaten geworden ist, sodaß über seine weich und weicher werdende Natur jenes geheimnißvolle Etwas, welches man Nervensystem nennt, eine Gewalt gewonnen hat, daß sein Leben sich in den vollendetsten Egoismus zu verlieren beginnt. Dieses Mannes Liebe wendet sich einer Jungfrau zu, welche ein Herz hat voll kräftiger Liebe, welche poetisch gestimmt ist, wie der Dichter selbst, welche aber zugleich durch eine Klarheit des Gedankens, durch eine Sicherheit der Ueberlegung, durch eine Energie des Willens ausgezeichnet ist, wie es nur bei den Auserwählten ihres Geschlechts gefunden wird. Das Verhältniß dieser zwei Menschen führt nothwendig zu großen, echt tragischen Conflicten, und der Verfasser hat dieselben auf eine natürliche Art eingeleitet und meisterhaft fortgeführt und abgeschlossen. Vielleicht hätte der Verfasser uns noch etwas tiefer in das Gemüth seines Helden blicken lassen dürfen, als derselbe den Entschluß faßte, zu entsagen; dann würde der Leser sich noch lebhafter von dem Heroismus, welcher auch im Entsagen sich kund geben kann, überzeugt haben. Da dies nicht geschehen ist, so könnte der Held der Erzählung leicht für weniger bedeutend gehalten werden, als der Verfasser ihn hinstellen wollte. Wenn dieses Buch in einer Zeit geschrieben wäre, wo die Jugend wie das Alter sich durch Bücher und Dichtungen noch enthusiasmiren ließ, so würde es vielleicht wie „Werther's Leiden" gelesen, verschlungen und wieder gelesen sein; in der Gegenwart ist man viel zu blasirt, viel zu indifferent, viel zu raffinirt, um sich so warm für ein Buch zu interessiren, wie man es damals that. Aber eine allgemeinere Anerkennung wird nicht ausbleiben, obgleich Traeger, soviel wir wissen, nicht Pensionär eines königlichen Mäcenas und auch nicht als Hofpoet angestellt ist.

Auch die zwei Büchelchen von Hugo Kreisler „Phantasien im Lübecker Rathskeller" und „Versöhntes Geschick" (Nr. 2 und 3), von denen das eine 49, das andere 58 Seiten hat, sind Erstlingswerke. Die „Phantasien im Lübecker Rathskeller" beginnen mit einer Widmung an den verstorbenen Dr. Wilhelm Hauff. Der Gedanke scheint mir kein glücklicher zu sein, nach Hauff wieder Rathskellerphantasien zu schreiben; wenn man scharf sein wollte, würde man sagen, nachmachen könnte jemand schon eher etwas, als eine Phantasie nachphantasiren; und schon über das Nachmachen sagt der Rector den Gymnasiasten, daß man sich ein testimonium paupertatis ausstelle, wenn man es versuche. Nichtsdestoweniger kann es nicht geleugnet werden, daß Hugo Kreisler manche gute Gedanken ausspricht und daß er Anlage zur Satire zu haben scheint; vielleicht wird seine Satire sich in weitern Kreisen Gönner gewinnen, wenn sie nicht zu zahm bleibt. Um ein Beispiel zu geben, setzen wir folgende Expectorationen hierher: „Es ist von dem Bedürfniß nach einer deutschen Flotte auf das nachdrücklichste abgesehen worden, indem der Sitz der deutschen Einheit bekanntlich in Frankfurt, also auf dem Trockenen ist und es demnach schwer fallen würde, von dort aus ein derartiges maritimes Institut zu regeln. Man hat übrigens die nothwendigen Vorbereitungen daselbst getroffen, um, sobald es nicht mehr noth thut, unverzüglich eine deutsche Flotte ins Leben zu rufen. Es existiren bereits einige Marineräthe, auch liegen einige tausend Ballen Actenpapier zur Registrirung der Vorarbeiten bereit, und man hat sich schon mit einem hanauer Goldarbeiter wegen Lieferung der neuen Seeorden verständigt; auch haben in höchst patriotischer Weise die Posamentiere von Wiesbaden sich zur Lieferung des Tauwerks bereit erklärt. Mehr Schwierigkeit hat schon die Discussion über die Uniformirung der Seeprediger gemacht, da man dieselben so aufzutakeln gedenkt, daß sie den Wind in ihren Talaren fangen können" u. s. w. Mancher, der dieses und Aehnliches liest, wird sich lebhaft an den liebenswürdigen, zu früh verstorbenen Theodor von Kobbe erinnert fühlen.

Im zweiten Werkchen desselben Verfassers „Versöhntes Geschick" betitelt erscheint derselbe gleich von Anfang, schon in seinem kurzen Vorwort, als ein von seinem Gegenstande Hingerissener, und das ist er nur zu sehr. Seine Stimmung ist eine fast zu erhöhte; die Prosa ist ihm, bewußt oder unbewußt, eine zu weite, alltägliche Form; er möchte seiner Dichtung ein Feiertagsgewand geben, das fühlt der Leser; es ist in dieser Prosa stellenweis etwas Dithyrambisches; der Leser fühlt, der Autor konnte nicht anders, er mußte so schreiben, doch zwingt sich der Verfasser in die prosaische Form. Ganz offenbar ist es, daß der Verfasser dieses Büchelchens nicht über seinem Gegenstande steht; es fehlt ihm jene Ruhe, welche die unerlaßliche Vorbedingung jeder echten künstlerischen Schöpfung ist. Der Verfasser nennt sein Werkchen ein Seelenbild; diese Bezeichnung finde ich zutreffend; wenn der Verfasser nichts geben wollte als ein Bild, so dürfen wir ihm bezeugen, daß er gut gezeichnet und kräftige schöne Farben mit künstlerischem Geschick aufgetragen hat. Nach diesen zwei Versuchen, die wir von Hugo Kreisler gesehen haben, scheint an seinem schriftstellerischen Talent nicht gezweifelt werden zu dürfen.

Wenn wir das Büchelchen „Natur und Frieden", von Theobald Kerner (Nr. 4), im allgemeinen charakterisiren sollen, so bemerken wir zunächst, daß es auf 236 Seiten zwanzig kleine — wie soll ich sagen? — Skizzen, Bilder, Novelletten, Federzeichnungen in Prosa und in Versen enthält; aber alle diese mehr oder weniger geistreichen Kleinigkeiten sind verbunden durch einen gemeinsamen Grundgedanken und bilden in dieser Rücksicht wenn auch nicht ein Ganzes, doch etwas Zusammengehörendes. Der gemeinsame Grundgedanke ist der, daß der Mensch den wahren Frieden nur findet, wenn er sich an die Natur anschließt, und daß er den wahren Frieden verliert, wenn er sich von der Natur entfernt. Nun meint Referent, daß jener Frieden, welcher aus der Liebe zur Natur entspringt, ein Allgemeines, nicht speciell Aussprechbares, ein in einen concreten Begriff zu Fassendes nicht sei. So kommt es, daß dieses Büchelchen mehr das Unbefriedigtsein von Welt und Leben im allgemeinen heilen will, als daß es männlich ernst und sicher den Schmerz des Erdenlebens klar darlege und gegen die verschiedenen Modificationen desselben das rechte Heilmittel andeute. Jedes Gedicht, jedes Kunstwerk soll einen Gedanken, einen bestimmten Gedanken aussprechen; ein unbestimmtes Gefühl, eine dunkle Ahnung, eine unklare Stimmung erregen ist nicht Zweck des Kunstwerks. Der echte Dichter ist auch der echte Philosoph; der Gedanke des Philosophen stört die phantastische, die malerische, die plastische Kraft des Dichters nicht; wo beides im harmonischen Vereine zur Erscheinung kommt, da ist das dichterische Talent; selbst das Genie muß arbeiten, muß ausarbeiten: wir wissen es genau, wie lange Schiller am „Wallenstein" oder Goethe an der „Iphigenia" arbeitete. Ich meine, Theobald Kerner würde mehr er selbst werden, wenn er nicht so flüchtig skizzirte.

Noch möchte ich mit besonderm Nachdruck hervorheben, daß das Grandiose der Naturphilosophie bei dem Verfasser im reinen Glanze einfacher Wahrheit erscheint; so sagt er einmal: „Warum so schwer sterben müssen? Die Pflanzen, die sterben gewiß leicht; Blumentod ist ein sanfter Tod; die Blumen sind aber auch der Erde ihre liebsten Kinder, sie ruhen immer auf dem Schose der Mutter und beim Sterben drückt sie sie nur fester ans Herz. Doch der Mensch der kämpft mit krampfhafter Verzweiflung noch um die letzte Minute seines Lebens! O lebte er mehr in der Natur, sein Tod wäre leichter, da fragte er nicht ängstlich: «Und hernach, was wird es sein!» Selig lächelnd schliefe er am Herzen der Mutter und wollte es nicht besser haben als die andern Kinder.

Weh, der Mensch stirbt so allein!
In dem engen Leichenschrein
Wird er einsam fortgetragen;
Eine Pflanze möcht' ich sein:
Pflanzen sterben im Verein.
Nach dem Herbst — wozu da klagen —
Hüllt Ein Leichentuch sie ein."

Ferner wird jener kleinliche Egoismus, welcher meint, alles sei nur ihm zu Liebe erschaffen, von Kerner in seiner ganzen Nichtigkeit scharf gezeichnet, und der Egoistische muß eine Ahnung empfinden von der Größe und Erhabenheit jenes Ganzen, von welchem der Mensch nur ein Theilchen ist. In dieser Beziehung sagt unser Verfasser: „Wie herrlich das goldene, rothgesäumte Wölkchen da oben durch die dunkeln Tannenwipfel scheint! Wie bald vielleicht wird es zur schweren grauen Wolke und fällt in tausend Regentropfen zur Erde. Und thut ihr das wol leid? Ei bewahre, es ist ja so ihre Bestimmung. Würden alle kleinen goldenen Wölkchen am Himmel schweben bleiben, der Himmel wäre ja bald so damit bedeckt, daß man sein schönes Blau nimmer sehen würde, und dann wär's auch bald aus mit dem goldenen Schein. Nein, da sind sie lieber so gescheidt und machen liebreich andern wieder Platz; wenn sie dann zur Erde gesunken sind, sind sie ja auch nicht nutzlos gestorben, die Bäume blühen und grünen noch einmal so schön, und auch die Vögel schütteln freudig ihre frischgewaschenen Flügel und singen dankend ihr Lied zum Himmel hinauf. Das ist dann der Wolke ihre Auferstehung und sie kann fröhlich sagen: Ich bin nicht gestorben, ich lebe fort in der Freude der Blumen, der Bäume und der Thiere."

Referent will schließlich Theobald Kerner's Buch allen denjenigen empfohlen haben, welche sich aus einer in Eitelkeit, Egoismus, Blasirtheit und Nihilismus zerfahrenen Welt das Gefühl für Natur und für Wahrheit, den Glauben an das Ideal, die Achtung vor der Begeisterung der Jugend, den Glauben an die Harmonie des Weltganzen, die Ueberzeugung, daß jedes Menschenleben ein Ganzes werden müsse, gerettet haben. Für Leser der gewöhnlichsten Sorte, welche nichts wollen als die Zeit tödten, hat Kerner nicht schreiben wollen.

Die Verfasserin von „Schwarz und Weiß. Bilder aus dem Leben", Angelika von Michalowska (Nr. 5), hat Beobachtungsgabe, und sie weiß das Beobachtete mit Selbstgedachtem und Selbsterfundenem nicht ungeschickt zu verbinden; so kommt etwas erträglich Lesbares für die gewöhnliche Bürgerklasse zu Stande; aber ich fürchte, diese Klasse wird die Erzählungen der Michalowska für gewöhnlich, und wo sie ungewöhnlich werden, für unglaublich halten. Uebrigens fand Referent in dem Werkchen eine sogenannte novellistische Charakterschilderung, die ganz unverkennbar von Talent zeigt, dieselbe ist betitelt: „Ein Ständchen." Ein väterlicher Kritiker würde der Michalowska den Rath geben, in dieser Weise fortzuarbeiten, wenn die Bürgerklasse daran auch kein gar großes Interesse habe: diese einzelne Kleinigkeit „Ein Ständchen" ist ein Zeichen von reellem schriftstellerischen Talent. Als Anhang zu ihrem „Schwarz und Weiß" gibt die Verfasserin „Zerstreute Gedanken". Die Mittheilung dieser Aphorismen zeugt von großer, fast unbegreiflicher Naivetät der Verfasserin, indem sie Gedanken ausspricht und drucken läßt, die, was weiß ich seit wie lange, im Munde der gewöhnlichsten Leute cursiren, z. B. ein gutes Wort zur rechten Zeit gesprochen, kann oft vielen Misverständnissen vorbeugen; oder: wenn die Menschen doch aufrichtig gegeneinander wären, wie viel glücklicher würden sie sein! Ferner: es gibt kein Stillstehen in der Natur, folglich auch keins beim Menschen, er muß vorwärts schreiten oder zurück.

Ebenso wie wir unter den Erzählungen eine gute fanden: „Ein Ständchen", so finden wir auch hier unter den trivialen Aphorismen ein geistreiches; es heißt: „Was läßt sich leichter messen, eine Höhe oder eine Tiefe? — Eine Tiefe; denn wir fallen öfter als wir steigen."

Der Roman aus dem Tagebuche eines Ungenannten: „Religion und Liebe" (Nr. 6), macht durchweg einen widerwärtigen Eindruck. Es ist nämlich die radicalste moralische Muthlosigkeit und Grundsatzlosigkeit — es gehört auch Muth dazu, Grundsätze zu haben —, welche uns hier in einem sogenannten Romane vorgeführt wird. Ein Candidat der Theologie, welcher die Ueberzeugung von der Vorzüglichkeit der christlichen Religion entweder nie gehabt oder dieselbe verloren hat, liebt; aber er hat nicht den Muth, für seine Liebe zu kämpfen; er soll eine Probepredigt vor einer Pietistengemeinde halten, aber er hat nicht den Muth, seinen Nationalismus frei zu bekennen. Dann wird dieser Candidat Hauslehrer bei den Kindern eines Gesandten in Paris; die Frau Gesandtin wählt ihn für eine Zeit zum Stellvertreter ihres Ehegatten, und er hat nicht den Muth, ein solches Verhältniß unmöglich zu machen; zu gleicher Zeit hat er ein Verhältniß mit einer Grisette und hat nicht den Muth, Gesandtin und Grisette zu enttäuschen. Bald, als die Gesandtin des Candidaten überdrüßig ist, muß der Herr Gemahl dem jungen Manne eine Landpredigerstelle geben, wider Willen des Candidaten, aber derselbe hat nicht den Muth, die Stelle auszuschlagen, sowenig wie er den Muth hatte, die Grisette, von der er inzwischen verlassen wurde, wieder aufzusuchen. Zum Schluß wird der Candidat angesehener protestantischer Prediger und glücklicher Gatte und Vater.

Zufolge des Vorworts ist das Mitgetheilte erlebt und zwar in den Jahren 1831 fg. Auf der Höhe jener Jahreszahl steht das Buch vielleicht, auf der Höhe von heute jedenfalls und gottlob nicht. Damals mochte es vielleicht in gewissen Kreisen für geistreich gelten, solche Sachen zu schreiben, wie S. 19: „Die Gestade des Rhein, wo die Menschen in den Himmel hineinjubeln, im Dome lieben und beim Weine beten", oder S. 80: „Wir sind Götter; am Busen der schönen Erdentöchter vergessen wir den irdischen Tand, der uns anklebt, und in den seligen Minuten des Genusses vergessen wir, was das Christenthum uns ewig düster predigt" u. s. w. Jedenfalls wüßte Referent nicht, wem zum Nutzen oder wem zur Freude ein solches Tagebuch sollte gedruckt worden sein, wenn auch auf noch so leichtes Papier. Vielleicht könnte ein Gegner der lutherischen Kirche es geschrieben haben, welcher zeigen wollte, wie viele Ungläubige und Heuchler, sogar wie viele unmoralische Subjecte sich den lutherischen Gemeinden als Prediger aufdrängen; in dem Falle wäre zu bedauern, daß der Verfasser nicht über etwas mehr Kraft zu disponiren hatte.

Rudolf Reichenau's „Aus unsern vier Wänden" (Nr. 7) ist ganz dasjenige, was es sein will: „Bilder aus dem Kinderleben." Das Werkchen ist ein ganz specifisch häusliches, wenn ich so sagen darf; man muß Vater und Mutter oder Kinderfreund im höhern Sinne des Worts sein, um es in seiner Naivetät, in seiner Mischung von Ernst und Scherz, in seiner epischen Breite ganz zu verstehen und ganz genießen zu können. Unter den mehr oder weniger langen Kapiteln und Kapitelchen des Inhaltsverzeichnisses nennen wir unsern Lesern insonderheit folgende: „Mittwoch ein Vierteljahr", „Unser Kindchen", „Morgentoilette", „Tischchen deck' dich", „Schlaf und Träume", „Besuch", „Zusehen", „Eine Eroberung" (beiläufig gesagt, dieses Kapitel halten wir für ein kleines Kunstwerk); ferner „Der Nußstrauch", „Großmutterstübchen". Referent hat die Ueberzeugung, daß nicht blos Vater und Mutter, sondern jeder Kinderfreund das Buch mit wahrer Freude genießen wird; das Naturwahre in Ton und Haltung des Ganzen muß jeden Unbefangenen ansprechen. Die sechs Auflagen, die es in rascher Aufeinanderfolge erlebte, bezeugen auch den Anklang, den es bereits gefunden hat.

Ganz offenbar ist das Buch „Die Aristokraten. Novelle vom Verfasser des «Schief-Levinche»" (Nr. 8), das Werk eines talentvollen Autors. Derselbe schreibt bald sentimental, bald satirisch, bald sentenziös; er malt in Lebensgröße und en miniature, er malt Genre und malt Porträt, er skizzirt und führt aus — und alles gelingt ihm vortrefflich. Mit gleicher Sicherheit schildert der Verfasser das Familienleben, die Handlungsweise, die Lebensansichten des geadelten jüdischen Bankiers, wie die geheimen Intentionen des armen Landadelichen gegenüber dem Stolze des großen ritterschaftlichen Grundherrn; ferner das Leben des reichen Landjunkers wie das des Gesandtschaftsattachés, das Treiben des charakterlosen Literaten wie die Naivetät der jungfräulichen Bankierstochter, und alle diese disparaten Elemente vereinigt unser Autor zu einem ansprechenden Ganzen. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, der Verfasser erhebt den Gedanken und das Gefühl seines intelligenten Lesers weit über die Sphäre, in welcher die meisten seiner Gestalten sich bewegen und läßt ein Reich des Schönen und des Wahren ahnen, nach welchem der rechte Mensch die Sehnsucht niemals verlieren kann. Diejenigen Leser, welche nichts wollen, als einige Stunden durch sogenannte Lectüre todtschlagen, werden sich wahrscheinlich nicht tief in das Buch hineinlesen, sondern es bald beiseite legen, wenn sie an Stellen kommen wie die folgende: „Solange deine Seele rein, dein Geist schön und würdig des göttlichen Hauches ist, der ihn ins Dasein rief; solange du gesund an Leib und Seele, mehr nicht sein willst als du sein kannst, bist du hienieden schon einer Glückseligkeit fähig, wenn auch nur einer unreifen und unvollkommenen, denn es ist nur die Glückseligkeit der Jugend, die aber dennoch eine Wahrheit hat, wodurch sie befähigt ist, sich zu veredeln und zu vervollkommnen: einer der schwierigsten Processe. Wage es, der Schüler deiner selbst zu sein. Die Bewunderungswürdigsten, die unsterblichen Meister aller Zeiten waren die Schüler ihrer selbst und wurden die Lehrer der Menschheit. Was die Vorsehung mit dir vorhat, wird dir nicht jederzeit einleuchten, oftmals selbst dann noch nicht, wenn ihre Zwecke an dir bereits vollzogen sind. Nicht jeder kann ein Held und Tugendmuster sein; wer leichtsinnig und eitel genug ist, seinen physischen Muth und seine moralische Kraft zu überschätzen, der läuft Gefahr, sich als einen Feigling oder Lasterhaften kennen zu lernen."

Das obengenannte Werk ist Herrn François Wille gewidmet. Referent ist, wie viele seiner Freunde, der Ansicht, es sei jetzt wol Zeit, daß François Wille seine gesammelten Schriften bald veröffentliche. 10.

Aus dem russischen Provinzialleben.

Skizzen aus dem russischen Provinzialleben. Von Saltikow. Deutsch von A. Mecklenburg. Zwei Theile. Berlin, Springer. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wir haben in Nr. 9 d. Bl. des sehr beachtenswerthen Auftretens der russischen Dorfnovelle, als einer Manifestation der seit kurzem völlig veränderten Sittenzustände in dem großen nordischen Reiche gedacht und hierbei auch Saltikow's, als eines Hauptzeugen für diese große Veränderung, Erwähnung gethan. In dem vorliegenden Werke desselben finden wir Veranlassung, auf diesen in literarischer wie in politischer Beziehung so wichtigen Gegenstand zurückzukommen. Das Dunkel, welches das eigentliche Geistesleben des russischen Volks unsern Augen so lange verbarg, fängt an sich zu erhellen, und mit einiger Verwunderung sehen wir nun ein nationales Element geistvoller Naivetät, naturkräftigen Gepräges und etwas melancholischer Gutmüthigkeit sich in dieser großen Völkerfamilie entfalten, das uns auf die mannichfaltigste Weise anziehen und zur Theilnahme stimmen muß. Wir sehen viel Roheit, bei groß und klein viel Entsittlichung, aber auch eine Herzenstreue und eine Gutmüthigkeit ohnegleichen in andern Volksstämmen. Zwar hat es sich der Verfasser zur Aufgabe gestellt, vorzüglich die Schattenseiten in den gesellschaftlichen Zuständen seines Vaterlandes, die in dem Verderben der isolirten Interessen ihren Grund haben, ans Licht zu stellen und den Eigennutz der Beamtenwelt, die Selbstsucht der Großen, die Sektirersucht auf dem religiösen Lebensgebiet und Aehnliches mit seiner mächtigen Satire zu geißeln; allein das liebenswerthe Naturell des Volks im ganzen, seine Treue, sein Verlangen nach Civilisation hat er uns nicht verwischen können, und diese Eigenschaften sind es, die uns an diese Lectüre fesseln. Wenn er daher auch als ein scharfer, schonungsloser Satiriker gegen die Schwächen seines Volkes sich bekundet — und diese Neigung ist allen Russen von Geist eigen —, so werden wir ihm andererseits in seinem Kampfe gegen „die Lüge" in seinem Vaterlande doch von Herzen Glück wünschen und von seinen Siegen gesegnete Früchte erwarten dürfen. Es ist ein Durchgang, den Rußland nothwendig machen muß; es muß die blutige Geisel der Satire fühlen, um zur Besserung seiner gesellschaftlichen Zustände gelangen zu können. Der Anfang ist gemacht; man fürchtet sich nicht mehr, die schmerzenden Wunden zu berühren und bloßzulegen, und das ist die große Signatur aller der überraschenden Metamorphosen in Sitte und Literatur, die wir im Baltischen Reiche mit Verwunderung vor sich gehen sehen.

Im ersten Theile dieser „Skizzen" ist es vorzüglich die tiefe Verderbniß der russischen Beamtenhierarchie, welche den Gegenstand der Geisel Saltikow's bildet, und wir begegnen hier allerdings Zuständen und Schilderungen, die den deutschen Rechtssinn mit Erstaunen, ja mit Schrecken erfüllen. Diesen Tschinowniks (Beamten) durch alle vierzehn Dienstklassen ist freilich

nichts heilig; ihr Rang und ihr Geldinteresse hat sie gegenüber einer übergeduldigen Menge allerdings völlig entmenscht und ihr ganzes Dasein zu nichts anderm als einem Spiel der List und des Trugs ausgebildet. Doch bezeichnet der Verfasser diesen Zustand der Dinge zu unserm Trost als den „vergangener Zeiten". Er malt uns nun zunächst eine kleine Stadt im Innern des Landes, Krutogorsk; der ganze Ort kennt nur einen Wunsch, außer dem nach genießbarem Rindfleisch, nämlich den, daß Krutogorsk Petersburg sein möchte, nur ein Verlangen, daß Petersburg sich in Krutogorsk abspiegele. Der Tschinownik mit 100 Rubel Gehalt, der aber 1000 Rubel zum Leben braucht, der Kaufmannsstand, die Damenwelt, alles ist in diesem Wunsche einig. Befehle kommen, Rescripte gehen ein, die niemand versteht, die aber doch mit fingerdicken Berichten beantwortet werden. Der Steuererheber geht suchend umher, und erlangt er auch keine Steuern, so findet er doch das Nöthige — für seine Kinderchen. Hundertfach ist die Art und Weise, wie dies gefunden wird, aber gefunden wird es! Nur eine dieser Arten zur Probe, wie Iwan Petrowitsch zu Gelde kommt. „In unserm Kreise", sagt er, „wohnte ein großer Kaufmann, ein Millionär, hatte eine große Baumwollenfabrik und machte gewaltige Geschäfte. Nun mochten wir's anfangen, wie wir's wollten, es war kein Nutzen von ihm zu ziehen — auch nicht so viel! Er hielt die Ohren spitz, lud uns zum Thee oder trank ein Fläschchen mit uns, das war der ganze Profit. Wir dachten und grübelten — alles umsonst! Da — unweit der Fabrik hatte man einen Leichnam gefunden. Was meinst du? Gibst du mir die Hälfte ab, wenn der Kaufmann 2000 herausrückt? — Was fällt dir ein, Iwan? — Na, du wirst schon sehen! Setz' dich und schreib! Anzeige! Den Angaben des und des zufolge ist ein Leichnam in Ihrem Fabrikteich unter Merkmalen gewaltsamer Ermordung gefunden. Sie wollen daher erlauben, daß man behufs der Durchsuchung denselben ablasse u. s. w. Aber, Iwan, erbarme dich, der Leichnam liegt ja auf der Landstraße! — Thu', was man sagt! Der Starrkopf las und wollte in Ohnmacht fallen. Erbarmt Euch, Väterchen, wollt Ihr mich zu Grunde richten? — Wir, siehst ja, wir haben Befehl. Laß also den Teich ab! Willst nicht, nun so zahle 3000 und die Sache ist abgemacht. Solche Verstocktheit! Aber er zahlte; wir fuhren auf dem Teiche etwas spazieren, stocherten ein wenig mit unsern Haken, aßen vortrefflich zu Mittag und die Sache war in Ordnung. Ein außerordentlicher Mensch, der Iwan Petrowitsch! Ebenso gut, wie er, versteht Feuer, der Stadthauptmann, die Sache; in Wahrheit eine «Gans mit Tatzen», ein wahrer Löwe in der Moral, aber alles glückt ihm."

Auf die „vergangenen Zeiten" läßt der Verfasser Porträts seiner Bekannten folgen, den betrogenen Lieutenant Porphyrius, der in höchster Gemüthlichkeit allen Leuten die Taschen fegt, so uneigennützig, daß er einen Bittsteller, der ihm Pilze schenkt, wegen Bestechung denuncirt, dessen Lebensziel ein unschuldiges Landgütchen ist, das er endlich, obwol er niemals nimmt, doch erlangt, um am „Busen der Natur" auszuruhen. Die Krone dieser Porträts aber ist die Prinzessin Anna Lwowna, das köstlichste Bild einer Antigone, die einen Mann will und die ihr Herz zuletzt einem Schreiber der vierzehnten Rangklasse schenkt, welcher dann im entscheidenden Augenblicke statt ihrer Hand um eine Polizeicommissariusstelle bittet. Der drastischen Wirkung dieser Skizze steht die des Gutsbesitzers Bujerakin zur Seite, der sich von seinem deutschen Verwalter tyrannisiren läßt, indem er sich damit entschuldigt: „Que voulez-vous? ce n'est pas un homme, c'est une conviction." Endlich ist denn auch „Eine angenehme Familie" in ihrer knausernden Gastfreundschaft sehr unterhaltend. Wie Handel und Wandel in Rußland betrieben werden, zeigt uns eine dramatische Scene, in der Betrug, Stumpfsinn und allgemeine Entsittlichung sich einander überbieten, während in dem Monolog „Langeweile" ein rührender Schmerzensschrei über die Folter des Lebens aus der Seele eines Mannes zu uns dringt, der tiefen Glauben, warme Ueberzeugung und innige Liebe für das Gute im Herzen hegt, und der all diese Verderbniß klar durchschaut und verzweifelnd fragt: „Muß es denn wirklich ewig Leiden geben, auf daß die Reinheit des Denkens, die Reinheit des Glaubens an den Menschen uns erhalten bleiben?" Dies Kapitel, das uns in die ganze Herzenstiefe dieses mächtigen Satirikers blicken läßt, bewährt zugleich die beiden Grundzüge, welche die ganze russische Literatur durchziehen und sie charakterisiren: gallenbittere Satire und tiefe Melancholie, als nothwendiges Product der Sittenzustände in diesem weiten Lande, Grundzüge, an denen alle Geister in Rußland, auf welchem Gebiete des Denkens es auch sei, theilnehmen.

Im zweiten Theile herrscht das Ernste vor: es sind mehr Charaktere nach Art Larochefaucould's, die der Verfasser gibt, und die Satire wendet sich mehr gegen die Menschenart überhaupt als gegen die russische Species derselben. In den „Festtagen" wird die thätige Menschenliebe verherrlicht, in den „Thoren" werden die Frechen, die Dummen, die Zerrissenen behandelt und die Schwierigkeit dargethan, Ideen, Reformen, Verbesserungen durchzuführen. Im „Zuchthause" treffen wir demnächst die seltsamste Gesellschaft an: einen, der eine neue, misfällige Wissenschaft erfunden; einen Beamten, der seine statistischen Tabellen aus dem Kopfe ausfüllte; einen andern, der seinen Vorgesetzten verleumdet hat u. s. w. Ein folgender Abschnitt: „Der Mönch", läßt uns einen lehrreichen Blick in das russische Sektenwesen thun, der jedoch sehr unerbaulich ist. Der nächste Abschnitt: „Der erste Schritt", schildert wieder die Greuel in der russischen Beamtenwelt, die Trunksucht u. s. f., bis endlich in dem Epilog: „Die Landstraße", alle vorgeführten Gestalten sich zu einem langen Leichenzuge ordnen und Bujerakin auf die Frage des Verfassers: „Wer wird denn hier begraben?" feierlich, aber im Tone krankhafter Ironie antwortet: „Die vergangenen Zeiten." Diesem poetischen Schlusse stimmen wir mit dem herzlichen Wunsche zu, daß diese Zeiten wirklich für immer vergangen und begraben sein mögen, obwol wir denn doch einigen Zweifel daran hegen möchten, daß es möglich sei, eine so tiefe und allgemeine Verderbniß, als die Sitten dieses Landes noch vor einem Jahrzehnd darstellten, in einem oder zwei Menschenaltern zu überwinden. Indeß in Rußland geht und fährt alles schnell, die Civilisation schreitet hier nicht stetig wie anderwärts, sondern in Sprüngen vorwärts, und ein Sprung wie der von 1690 bis 1730 ist hier auch heute noch keine Unmöglichkeit. Die Befreiung aus der Leibeigenschaft und ein völlig neuer Regierungsorganismus, der auf rechte Controle und auskömmliche Stellung der Beamten Bedacht nimmt, vermögen viel. Dann aber wird auch die Literatur der Russen jenen Geist der Verbitterung, der schonungslosen Satire und der principiellen Feindseligkeit gegen das Bestehende fallen lassen, der sie theilweise jetzt ungenießbar macht; sie wird sich sanftern Gefühlen zuwenden, die Bildung milderer Sitte zum Ziele nehmen und damit auch unter uns den Rang gewinnen, der ihr um ihres Strebens willen sicher gebührt. 4

Ein neuer Dante-Commentar.

Versuch einer blos philologischen Erklärung mehrerer dunkeln und streitigen Stellen der Göttlichen Komödie. Von L. G. Blanc. I. Die Hölle. Erstes Heft. Gesang I — XVII. Halle, Anton. 1860. Gr. 8. 20 Ngr.

Es ist nun etwa 28 Jahre her, seit Professor Blanc, damals schon ein Mann von reichlich 50 Jahren und durch Arbeiten völlig anderer Art in der Literatur rühmlichst bekannt, die ersten Früchte seiner Dante-Studien in einem Artikel über den Dichter, der der Ersch und Gruber'schen „Encyklopädie" zur besondern Zierde gereichte, und in der Schrift „Die beiden ersten Gesänge der Göttlichen Komödie" der Oeffentlichkeit übergab. Es folgte in verschiedenen Zeitschriften, namentlich auch in d. Bl. eine Reihe kritischer Artikel, wie sie gründlicher und vorurtheilsfreier von keinem andern geliefert sind. Eine unübertroffene oder vielmehr völlig unerreichte Leistung war aber das „Vocabolario Dantesco", das 20 Jahre später als jene ersten Arbeiten

erschien, und der Ungunst der Zeiten ungeachtet auch in Italien sich die allgemeinste Anerkennung erwarb, sodaß es im vergangenen Jahre unter Vertauschung der französischen Erklärungen mit italienischen zu Florenz nachgedruckt ward. Welch einen Schatz von Fleiß, Genauigkeit und sorglicher Ueberlegung diese weniger als 600 Seiten umschließen, weiß nur recht zu würdigen, wer durch seine Studien veranlaßt wird, täglich wieder und immer wieder das bescheidene Buch zu befragen. Auf dem Blatte, durch welches Blanc einigen seiner Freunde das „Vocabolario" als Geschenk übersandte, nennt er es „si Deus voluerit, ultimos studiorum suorum fructus". Zum Glück hat aber Gott nicht also gewollt. So jugendliche Rüstigkeit ist dem verehrten Veteran geblieben, daß er uns nach Ablauf weiterer acht Jahre mit dem Anfange eines neuen Werks beschenken konnte, welches, um zu Ende geführt zu werden, verhältnißmäßig noch etwa fünf Hefte gleich diesem, nur die Hälfte der „Hölle" umfassenden, erfordert.

Bekanntlich hat die Literatur über die „Göttliche Komödie", besonders bei den Italienern, sich zu einer kaum glaublichen Breite ausgesponnen. Allein schon die Commentare bilden ein schwer zu übersehendes Labyrinth. Nicht weniger als zehn, großentheils höchst weitschweifige, die im 14. und 15. Jahrhundert verfaßt sind, liegen uns jetzt gedruckt vor. Jedes folgende Säculum hat jene Zahl vermehrt; am meisten das laufende. Nur allzu oft verschwindet die Aufgabe des Auslegers hinter gehässigen Streitigkeiten zwischen dem einen und andern Erklärer. Wer genöthigt ist, eine der neuern Ausgaben mit den zusammengestellten „Anmerkungen mehrerer" (cum notis variorum) zu gebrauchen, weiß wie viel Zeit und gute Laune ihm über dem Hin- und Hergezänke von Venturi, Lombardi, Dionisi, Biagioli und de Romanis verdorben ward. Neben dieser schweren Infanterie der fortlaufenden Commentare gehen aber noch die Tirailleurs und Kosacken der „akademischen Vorlesungen", „Hochzeitsprogramme", „Dissertationen", Journalartikel u. s. w. her, welche sämmtlich sehr entschiedenen Anspruch auf Beachtung machen, und doch schlechthin, auch nur annäherungsweise, nicht mit einiger Vollständigkeit beherrscht werden können. Diese Tagesfalter der italienischen Literatur jagen in wahrhaft plagender Weise nach dem Nichtdagewesenen, Bizarren, und kaum kann irgendetwas so verkehrt ersonnen werden, daß nicht eine Anzahl Leser für die „neue Erklärung" gewonnen würde. Da verfällt jemand darauf, Graf Ugolino in der berühmten Episode des dreiunddreißigsten Gesangs der „Hölle" sei doch nicht so unmittelbar Hungers gestorben, sondern habe zuvor erst die Leichen seiner vier Söhne und Enkel eine nach der andern verspeist. Rasch entsteht eine ganze Bibliothek von Flugschriften über die neue Meinung und wo ein Tourist als Dante-Freund bezeichnet wird, tritt ihm auch sofort die Frage entgegen: was dünkt dich: aß Ugolino von dem Fleische seiner Kinder oder nicht? Ist der Angeredete so unglücklich, anders zu antworten, als der Frager wünschte, so läuft er Gefahr, in üble Händel zu gerathen, wie denn seinerzeit ein diplomatisches Duell über die Anthropophagie des Grafen von Donoratico in Toscana viel von sich reden machte.

Blanc hat nun in 122 Abschnitten eine Anzahl besonders schwieriger und bestrittener Stellen aus den ersten 17 Gesängen der „Göttlichen Komödie", mit Benutzung alles ihm zugänglichen Materials — und der Vorrath ist ein sehr reicher gewesen — eingehend besprochen. Unendlicher Wortschwall der italienischen Streiter findet sich hier auf das bescheidene Maß wirklich erwägungswerther Argumente beschränkt. Die Abwägung von Gründen und Gegengründen ist eine ebenso umsichtige, als nüchterne, und gewiß nur selten wird der kundige Leser sich schließlich für eine andere, als die vom Verfasser gebilligte Ansicht entscheiden. Der durchgängige Charakter dieser Erörterungen ist ein philologischer. Die unzähligen Zweifel über den allegorischen Sinn des Gedichtes werden, wie das „Vorwort" ausdrücklich bemerkt, höchstens ausnahmsweise und vorübergehend berührt. Zur Feststellung des durch abweichende Lesearten schwankend gewordenen Textes stand dem Verfasser doch wol nicht ausreichendes Material zu Gebote, und so ist denn wol das Bedeutendste, was das Büchlein bietet, auf dem Gebiete einfacher Worterklärung und geschichtlicher Erläuterung zu suchen. Auch hier aber hat Blanc sich von dem Haschen nach neuen, vielleicht sinnreichen Einfällen durchaus fern gehalten, und sich auf eine sorglich prüfende Eklektik beschränkt. Zu den gelungensten Abschnitten möchten die über das Wort „alcuan" („Inferno", III, 42, und XII, 9), ferner über den Papst Anastasius (XI, 8), über die Alexanderfabel (XIV, 3), über die Art wie Dante (III, a. E.) den Acheron überschreitet und über die sehr schwierige Stelle XVII, 17, zu rechnen sein. Erwünscht wäre noch zu Ende des siebenten Gesanges eine Prüfung der Lanci'schen Ansicht gewesen, daß die „Stolzen" im vierten Höllenkreise mit bestraft würden. Im einzelnen würde sich wol manche Verschiedenheit der Ansicht ergeben. Nur das eine möge bemerkt werden, daß der Zweifel, welchen Alexander Dante XII, 107, gemeint habe, dadurch daß Cicero („Officia", II, 7) den macedonischen gerade ebenso, wie hier der Dichter thut, mit dem Syrakusaner Dionys zusammenstellt, wol unbedenklich gegen den Verfasser entschieden wird.

Karl Witte.

Notizen.

Deutsche Literatur in Frankreich.

In der Septemberlieferung der „Revue germanique" lesen wir in der Schlußabtheilung „Chronique parisienne" die erfreulichen Worte: „Es ist vor allem Pflicht der «Revue germanique», von den Fortschritten, welche das Studinm der deutschen Literatur in Frankreich macht, Kenntniß zu nehmen. Niemals scheint uns auf diesem Gebiete eine so lebhafte Bewegung geherrscht zu haben wie gegenwärtig. Außer den von uns schon zur Anzeige gebrachten vollständigen Uebersetzungen Schiller's durch Regnier, Mitglied des Instituts, und Goethe's durch Porchat, die als Seitenstück zu der vortrefflichen Shakspeare-Uebersetzung François Hugo's gerade zu rechter Zeit kommen, haben wir mehrere Versuche zu erwähnen, die zwar minder ins Gewicht fallen, aber doch ihren Werth haben und nicht mit Stillschweigen übergangen werden können." Zu diesen von der „Revue germanique" hervorgehobenen Versuchen gehört eine in Alexandrinern verfaßte Uebersetzung des Schiller'schen „Don Carlos" von Brun, früherm Präfecten, die in Paris bei Amyot erschien. Die „Revue germanique" läßt der Art, wie der Uebersetzer seine schwierige Aufgabe gelöst hat, alle Gerechtigkeit widerfahren; die Uebersetzung sei fleißig, elegant und leicht, lasse aber nicht selten die nöthige Kraft vermissen; das dichterische Pathos schwäche sich zu oft zu bloßer gereimter Prosa ab, was zum Theil jedoch Fehler des französischen Alexandriners sei. Auch ein früherer Beamter, Langhans, ließ in Colmar eine Uebersetzung von Schiller's „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs" erscheinen, welche von der „Revue germanique" als eine gute gerühmt wird, jedoch mit der Bemerkung, daß Schiller's historische Arbeiten zwar seiner Zeit gute Dienste geleistet und zur Wiederbelebung der Geschichtsstudien in Deutschland beigetragen, jetzt aber einen großen Theil ihres Werthes verloren hätten. Im Verhältniß zu dem, was in Frankreich, England und Deutschland seitdem auf dem Gebiete der Geschichtschreibung geleistet worden, könne man ihnen nur „une valeur secondaire et un peu effacée" zugestehen. Fräulein Therese Alphonse Karr gab in Paris bei Lefèvre eine Sammlung deutscher Novellen in französischer Uebersetzung und zum Theil Nachbildung unter dem Titel „Soirées germaniques" heraus, Novellen von Auerbach, Stifter und namentlich Moritz Hartmann in eleganter und correcter Bearbeitung enthaltend; nur ist die Verfasserin, wie sie selbst gesteht, zuweilen ziemlich willkürlich mit den Originalen umgesprungen. „Je traduisais quelquefois page pour page", sagt sie; „d'autres fois, j'aurai détaché seulement un épisode, et, fermant le livre, je rappellerai mes souvenirs." Sehr beachtenswerth ist die Erscheinung, daß nun auch Frankreich seinen Commentar des Goethe'schen „Faust" hat; Blanchet, Professor am Lyceum zu Stras-

burg verfaßte und Amyot in Paris verlegte ihn unter dem Titel: „Le Faust de Goethe expliqué d'après les principaux commentateurs allemands". Der Commentar liest sich „agréablement", was man eben nicht von allen Commentaren sagen kann; die Erklärungen und Noten sind „judicieuses et bien suivies"; der Verfasser hat seinen Gegenstand mit einer „clarté assez française" behandelt, zugleich sich aber auch vollständig von den engen Forderungen der französischen classischen Aesthetik loszusagen gewagt. Nur auf den letzten Seiten meldet sich doch wieder der Franzose, indem Blanchet sogar den Allegorien der „Henriade" vor den Allegorien des zweiten Theils des „Faust" den Vorzug gibt, wogegen die „Revue germanique" mit Recht bemerkt, die erstern seien blos Maschinen, die letztern Gedanken und Ideen. Wenn dies Blanchet wirklich nicht gemerkt haben sollte, so wäre dies bei einem Erklärer des „Faust", der für diesen doch sonst ein richtiges Verständniß offenbart, in der That auffallend. Besser hat diesen Ideengehalt des zweiten Theils des „Faust" Edgar Quinet begriffen, dessen merkwürdige und viel Tiefes und Schönes enthaltende Dichtung „Merlin l'enchanteur" („sans contredit le principal événement litteraire du mois", heißt es davon im Augustheft der „Revue germanique") ganz offenbar unter dem Einfluß und nach dem Modell des zweiten Theils des „Faust" entstanden ist. Was den Inhalt der August- und Septemberlieferungen der „Revue germanique" betrifft, so enthalten dieselben manches Interessante, worauf wir wol ein andermal zurückkommen. Was würde Friedrich der Große, der Verächter der Nibelungen und aller ältern und neuern deutschen Poesie dazu gesagt haben, wenn er hätte voraussehen können, daß in einer französischen, sich mit deutscher Literatur beschäftigenden und in Paris selbst erscheinenden Zeitschrift einmal ein Franzose Untersuchungen über die Nibelungen anstellen würde, wie dies von E. de Laveleye in der Abhandlung „La formation des épopées nationales et les origines du Nibelunge-Not" geschieht!

Luther in Rom und Worms.

In einer Zeit, wo der fortwirkende Geist Luther's, wenn auch nicht „kniend" die Stufen der Peterskirche neuerdings zu ersteigen und die rein biblische Lehre unter den aufgeklärten Bevölkerungen Italiens die bedeutsamsten Fortschritte zu machen scheint, dürfte folgende Monographie von dem durch eine Reihe interessanter Reiseschriften bekannten H. K. Brandes, Rector des Gymnasiums zu Lemgo: „Luther's Reise nach Rom oder: Ist es wahr, daß derselbe kniend die Stufen der Peterskirche erstiegen hat?" (Lemgo, Meyer, 1858), wol einige Beachtung verdienen. Man weiß, wie epochemachend für Luther seine Wanderung nach Rom wurde, wie er, der noch mit der höchsten Ehrfurcht vor dem Papst und dem Papstthum nach Rom kam, durch das, was er in Italien an dem höhern und niedern Klerus erlebte, zuerst sich aufs tiefste in seinem blinden Glauben an die päpstliche Autorität erschüttert fühlte. Man wird daher mit Interesse lesen, was Brandes über diese Reise hier mittheilt, denn die Untersuchung, ob Luther kniend die Stufen der Peterskirche erstieg, bildet nur den kleinsten Theil der Schrift. Wenn hat nun Luther diese Reise gemacht? Johann Matthesius nimmt das Jahr 1510 an, wobei er sich auf ein handschriftliches Zeugniß von Luther beruft. Brandes hat zu diesem Zweck die acht Foliobände der Luther'schen Werke (jenaer Ausgabe, 1580) und die „Tischreden" durchgesehen und nur zwei hierher gehörige Stellen gefunden, nämlich in der Schrift wider das Papstthum zu Rom vom Jahre 1545, wo Luther sagt: „Anno Domini ist mir recht 1510, war ich zu Rom." Luther selbst war also über das Jahr ungewiß, und dies ist vielleicht die Stelle, auf welche sich Matthesius beruft. Eine andere Stelle in den „Tischreden", wo von dem Jahre 1511 als dem seiner Heimreise die Rede ist, und eine Angabe Melanchthon's, nach welcher Luther drei Jahre nach dem Antritt seiner Professur (1508 im October) nach Rom gereist sei, verschafft Brandes die Gewißheit, daß er seine Reise im Jahre 1511 ausgeführt habe. Die von Brandes aus den „Tischreden" beigebrachten Details sind, bei aller Spärlichkeit, doch sehr interessant. So erzählt Luther einmal von einem lombardischen Kloster, in welchem er einkehrte: „In Lumbardia am Bad (Pad, Po) ist ein sehr reiches Kloster des St.-Benedicti Ordens, das alle Jahre 36000 Dukaten Einkommen hat; da ist eine solche Lust und Schlemmen, daß sie 12000 Dukaten auf die Gasterei wenden, 12000 auf die Gebäude, der dritte Theil auf das Convent und die Brüder." Interessant ist auch die Luther'sche Beschreibung der römischen Alterthümer, von denen er das Pantheon, des flavianische Amphitheater und die Thermen besichtigte. Von Rom, bei dessen erstem Anblick er doch auf die Erde niederfallend und die Hände aufhebend gerufen hatte: „Sei gegrüßt, du heiliges Rom!" sagt er: „Nichts ist da zu loben denn das Consistorium und Curia Rotae, da die Händel und Gerichtssachen fein rechtmäßig gehört, erkannt, verrichtet und geörtert werden"; sonst aber sah er, daß Rom ein „H- . . . haus" war. Namentlich auch beklagt er das viele schöne Geld, das aus Deutschland nach Rom abfloß: „Ich achte, daß Deutschland jetzt weit mehr gen Rom dem Papste gibt, denn vor Zeiten den Kaisern. Ja es meinen etliche, daß jährlich mehr denn 300000 Gulden aus Deutschland gen Rom kommen." Zu der religiösen Frage kam also noch die ökonomische; man darf dem Deutschen und namentlich dem Norddeutschen auf die Dauer weder zu viel zu glauben noch zu viel zu zahlen zumuthen. 300000 Gulden — das war der schlagendste Beweis gegen Rom! Was nun die auf dem Titel aufgeworfene Frage betrifft, so ist der Verfasser mit Guericke u. a. der Meinung, daß Luther nicht die Treppe der Peterskirche, sondern die sogenannte Pilatusstiege und allerdings als Büßender auf bloßen Knien hinangeklettert sei. Das Nähere hierüber möge man in der Schrift selbst nachlesen. Es wäre interessant, wenn sich jemand einmal die Mühe geben wollte, in einer Specialschrift nachzuweisen, welche mächtigen Einflüsse auf so viele hervorragende Deutsche ihre Reisen nach Italien gehabt haben.

Wir gedenken bei dieser Gelegenheit noch der dem regierenden Großherzog von Hessen-Darmstadt, Ludwig III., dem erhabenen Enkel Philipp's des Großmüthigen, „dem fürstlichen Beschützer und Beförderer der evangelischen Gustav-Adolf-Stiftung, wie des Luther-Denkmal-Unternehmens in Worms" gewidmeten Schrift: „Luther in Worms", von Max Moritz Tutzschmann, Pfarrer in Plauen bei Dresden (Darmstadt, Zernin, 1860). Der Verfasser erkennt in Luther in Worms „eine der mächtigsten, hochragenden Gestalten, an deren Anblick alle Freunde der Wahrheit und Gerechtigkeit zu den edelsten Entschließungen, Bestrebungen und Hoffnungen sich erheben können". Luther in Worms" sei „in diesem Sinne der Mittelpunkt der Reformation, das großartigste Bild ihrer Geschichte und somit der Geschichte selbst". Ein „Theil" des Reinertrags dieser Schrift ist zum Besten des Luther-Denkmals in Worms bestimmt.

H. M.

Die englische Redensart „Walk-er!"

Manchem deutschen Leser des beliebten „Christmas Carol" von Dickens ist wol obiges Wort, das sich gegen das Ende der Erzählung vorfindet und so häufig in England vernommen wird, ein Räthsel gewesen, welches ihm keines seiner Wörterbücher löste. Das bereits in Nr. 41 d. Bl. angeführte „Dictionary of Modern Slang, Cant, and vulgar Words" gibt folgende Aufklärung darüber. „Walk-er! oder Hookey Walker! ein Ausruf der Ungläubigkeit, bei der Anhörung einer Geschichte, von der man weiß, daß sie erlogen ist." Die Entstehung der Redensart wird dann nach der „Saturday Review" folgendermaßen angegeben: „Vor Jahren gab es (in London?) einen mit Adlernase versehenen Juden, Namens Walker, welcher ein künstliches Sonnensystem, oder sogenanntes Orrery, sehen ließ. Auch hielt er volksthümliche Vorlesungen über Astronomie und lud seine Zuhörer mit dem Teleskop in der Hand oft ein, sich den Mond und die Sterne anzuschauen («to take a sight», wie er es

nannte). Des Vortragenden Ausdruck frappirte seine Schulknabenzuhörerschaft, welche häufig den Daumen an die Nasenspitze setzend und die übrigen Finger ausbreitend seiner Einladung Folge leistete. Diese Geberde begleitete auch anfangs die obige Redensart. Der nächste Schritt war, die Redensart und Geberde als das äußere und sichtbare Zeichen von Pfiffigkeit im allgemeinen anzunehmen." Nach einer andern Angabe soll Hookey Walk-er eine Magistratsperson von gefürchteter Spitzfindigkeit und Ungläubigkeit gewesen sein, dessen gebogene Nase allen seinen Nachfolgern den Spitznamen Beak (Krummschnabel) verschafft haben soll, während die obenbezeichnete Geberde als ein Ausdruck für die Redensart: „Dod't you wish you may get it?" (Da kannst du lange warten oder zappeln), bedeutend älter sein soll, als die in der „Satuday Review" angeführte Geschichte. Zwischen beiden Angaben steht es natürlich dem Leser frei zu wählen; die Bedeutung der eigenthümlichen Redensart wird ihm jedenfalls nun klar geworden sein und darauf allein kam es ja an. 36.

Bibliographie.

Barthel, K., Monica, die Mutter Augustin's, ein Muster christlicher Weiblichkeit. Halle, Mühlmann. 16. 15 Ngr.

Björnson, B., Arne. Aus dem Norwegischen übersetzt von O. Lübbert. Bergen. 8. 27 Ngr.

Braun, W. v., Schwedische Lebensbilder. Drei Novellen. Hadersleben, Griem. 16. 10 Ngr.

Das Brautgeschenk. Von Emilie*. Leipzig, Geibel. 1861. 16. 1 Thlr. 18 Ngr.

Burckhardt, J., Die Cultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Carion, F., Der letzte deutsche Kaiser und seine Zeitgenossen. Historischer Roman. In vier Theilen. 1ster und 2ter Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Collins, W., Die Frau in Weiß. Aus dem Englischen von Marie Scott. Autorisirte Ausgabe. 1ster Band. Leipzig, Voigt u. Günther. 1861. 8. 1 Thlr.

Denksprüche. Eine Lebensphilosophie in Lesefrucht-Mosaik. Hadersleben, Griem. 12. 7½ Ngr.

Fontane, T., Balladen. Berlin, Hertz. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die Familie Forster. Erzählungen von der Verfasserin der „Margarethe. Ein christlicher Roman von Frauenhand." Halle, Fricke. 8. 24 Ngr.

Geibel, E., Die Loreley. Hannover, C. Rümpler. 1861. 8. 1 Thlr.

Grothe, W., Erbachau. Aus dem Leben eines Dichters. Eine Erzählung in Versen und Liedern. Berlin, Sandrog u. Comp. 1861. 16. 18 Ngr.

— — Nordlands-Sagen. Balladenstrauß. Berlin, Sandrog u. Comp. 1861. 16. 18 Ngr.

Hesekiel, G., Bis nach Hohen-Zieritz. Drei Theile. Berlin, Janke. 1861. 8. 4 Thlr.

Jahn, G., Das Hohelied. In Liedern. Halle, Mühlmann. 16. 27 Ngr.

Heilige Lieder. Aus dem Englischen übertragen von J. M. Griem. Hadersleben, Griem. 24. 18 Ngr.

Memoiren der Rigolboche, erster Tänzerin vom Theater Délassements-Comiques in Paris. Geziert mit ihrem Porträt. Berlin, J. Abelsdorff. 1861. 16. 10 Ngr.

Meßmer, J. A., Das heilige Land und die heiligen Stätten. Ein Pilgerbuch in ausgewählten Bildern mit erläuterndem Texte. 1ste Lieferung. München, Vogel. Gr. 4. 8 Ngr.

Meyer, J. B., Gedanken über eine zeitgemäße Entwicklung der deutschen Universitäten. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 15 Ngr.

Moriggl, A., Der Feldzug des Jahres 1805 und seine Folgen für Oesterreich überhaupt und für Tirol insbesonders. 1ster Band. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 24 Ngr.

Orelli, H. v., Charakteristiken zur Culturgeschichte der Gegenwart. 1stes Heft. Berlin, Riegel. 8. 10 Ngr.

Perin, F. v., Novellen. 1ster Band. Wien, F. Klemm. 8. 20 Ngr.

Pflüger, J. G. F., Geschichte der Stadt Pforzheim. 1ste Lieferung. Pforzheim, Flammer. 1861. Gr. 8. 12 Ngr.

Rast, Baron, Humoristisch-satyrischer Scherz in Knittelversen. 8. 8 Ngr.

Renck, D. A., Zur Verfassungsfrage der Dänischen Monarchie. Altona, Lehmkuhl u. Comp. Lex.-8. 15 Ngr.

St. Preur, X. Y. Z., Der allgemeine Kongreß oder die Herrschaft der öffentlichen Meinung. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 26 Ngr.

Schrader, A., Ein armes Mädchen. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Luppe. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schwanitz, G., Am Meere. Platonische Skizzen. Jena, Mauke. Gr. 8. 12 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. von Raumer. 4te Folge. 1ster Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Vacano, O., Fürst und Bürger. Zwei Erinnerungen aus Rheinlands Vorzeit. Berlin, Riegel. 16. 20 Ngr.

Weech, F. v., Kaiser Ludwig der Bayer und König Johann von Böhmen, mit urkundlichen Beilagen. Inaugural-Dissertation. München, Kaiser. Gr. 8. 22 Ngr.

Wieser, J. C. v., Nesseln. Brünn, Nitsch. Gr. 16. 10 Ngr.

Wildermuth, Ottilie, Sonntag-Nachmittage daheim. Betrachtungen für häusliche Erbauung. Nach dem Englischen. Stuttgart, Krabbe. Gr. 16. 24 Ngr.

Wohlfarth, Der Student von Oxford. Pädagogischer Roman als Rathgeber sowohl für gebildete Eltern, wie auch als Führer für Jünglinge beim Eintritte in die Welt. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1861. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Zimmermann, W. F. A., Naturwissenschaftliche Romane. Das Todesthal auf Java oder der Vulcanismus. 1ste Lieferung. Berlin, Thiele. Lex.-8. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Bauer, F., Der sogenannte Chiliasmus. Ein Wort zur Verständigung für unsere Zeit. Conferenzvortrag. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 5 Ngr.

Ein Beitrag zur Frage über die Erweiterung von Mainz. Mit Beziehung auf die Broschüre „Mainz, das Bollwerk Deutschlands und die französische Invasion". Mainz, Le Roux. Lex.-8. 4 Ngr.

Erzherzog Carl. Ein Bild seiner Thaten und seiner Zeit. Wien, Sommer. 8. 2 Ngr.

Fischer, J., Der Kampf für die schönsten Güter des Lebens. Predigt gehalten auf dem Schlachtfelde bei Sempach den 9. Heumonat 1860. Luzern. Gr. 8. 3 Ngr.

Huyssen, G., Der Kirchentag in Barmen. Berichte und Bemerkungen über dessen Verhandlungen. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kolb, C. v., Mahnruf an Oesterreichs Staatsmänner. Beitrag zur österreichischen Hierarchie und Willkürherrschaft, aus dem Tagebuch entnommen und durch Aktenstücke unterstützt. Rendsburg. Gr. 8. 8 Ngr.

Nagel, R., Was muß heutigen Tages aus den alten Kirchen heraustreiben zu freireligiöser Gemeinschaft? Rede gehalten am 22. Oktober 1859 in einer freireligiösen Dissidentenversammlung zu Müngsten. Remscheid. Gr. 8. 5 Ngr.

Oelbermann, H., Denkrede auf Vater Arndt. Bonn, Rheinische Buchhandlung. 16. 4 Ngr.

Zur Protestantenfrage in Tirol. München, Oldenbourg. Gr. 8. 9 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 46. — 15. November 1860.

Historische Romane.

Emil Montégut sagte in einem der letzten Hefte der „Revue des deux mondes": „Le plus grave inconvénient d'une ignorance trop prononcée c'est de vous rendre indifférent à tout ce qui ne touche pas directement à votre vie ou à vos habitudes et de vous faire croire que ce qui vous intéresse peut également intéresser le genre humain."

Die französische Kritik, bei weitem weniger auf philosophisch deducirter Aesthetik ruhend als die deutsche, zeichnet sich durch die Klarheit und den gesunden Menschenverstand vieler ihrer Bemerkungen aus. Auch die eben mitgetheilte Aeußerung Montégut's, die gegen diejenigen gerichtet ist, welche ernste Studien für unnöthig für den Poeten halten, enthält in wenig Worten eine scharfe Beobachtung. Oder haben wir nicht dieselbe Bemerkung auch in Deutschland machen können? Die oberflächlichste Bildung ist immer am exclusivsten, d. h. sie negirt alles, was außer ihren Vorstellungskreis fällt, und ist immer am geneigtesten, das eigene Ich mit seinen Tugenden und liebenswürdigen Schwächen als das wissenswürdigste Object zu betrachten.

Glücklicherweise sind wir gegenwärtig auf einem objectivern Standpunkte angelangt. „D'autres estiment", fährt Montégut bald darauf fort, „que la politique et l'histoire sont indifférentes à l'artiste et au poète et que la destinée des nations a moins d'importance que la description d'un visage chargé de verrues ou d'un ustensile de ménage ébréché." Dies ist nur die andere Seite desselben Bildes. Die Unwissenheit, wenn sie ja einmal von dem eigenen Subject zur Darstellung der Wirklichkeit sich erhebt oder vielmehr erheben will, wird immer an kleinen und kleinlichen Einzelheiten haften bleiben und in der minutiösen Treue das Verdienst des Poeten suchen, das nur in der Darstellung eines wenn auch nur verhältnißmäßig großen Ganzen liegen kann.

Es ist nämlich nicht die Ansicht, als könnten nur Haupt- und Staatsactionen einen würdigen Vorwurf für die Poesie bilden. Sondern was immer der Dichter, der Romandichter insonderheit sich für einen Stoff erwählt (und die freieste und doch durch sein künstlerisches Bewußtsein beschränkte Auswahl ist eben Prüfstein seiner künstlerischen Anlage und Bildung), welcher Art das Bild sein mag, das er vor uns entfalten will, ein großes Völkerschauspiel oder eine stille Familiengeschichte: immer gilt es, einen Mittelpunkt zu finden, um den sich das einzelne ordnen, dem es sich unterordnen kann. Denn das Einzelschöne erhält seinen vollen Werth erst durch richtige Beleuchtung und wird unschön, wenn es am falschen Platze steht.

Wenn der Unwissende aber schon in den kleinen Bildern des täglichen Lebens seine Unbildung an den Tag legen wird, indem er auf das Einzelne die stärksten Lichter aufsetzt und das Ganze opfert, so wird er natürlich vor Geschichte und Politik einen gerechtfertigten Abscheu haben; denn fremd steht sie ihm gegenüber und selbst die kleinen Künste der effecthaschenden Einzelschilderung, die in den freien Phantasieschöpfungen auf Augenblicke blenden konnten, versagen den Dienst bei Geschichtsbildern, deren Sinn sich ebenso wenig als die richtigen Farben errathen, vielmehr nur durch das ach! so lästige Studium erforschen lassen.

„Quid vult sibi, Syre, haec oratio?" fragt der weise Chremes des Terenz, und die Leser werden geneigt sein, die Frage auch an mich zu richten. Nichts weiter soll die Rede, antworte ich, als einige Merkmale wahrer und unechter erzählender Poesie feststellen.

Nun aber wenden wir uns zu den frischen und erfreulichen Arbeiten aus dem Gebiet des historischen Romans, die ich zu besprechen wünsche.

> Seid ernst, wie wir auch wünschen. Denkt, ihr seht,
> Als lebten sie, in stolzer Majestät,
> Des edeln Spiels Personen —

gibt es ein besseres Motto für die Besprechung geschichtlicher Poesie, als diese einfach großen Worte Shakspeare's?

1. Ein neuer Glaube. Biographisch-culturhistorischer Roman von Edmund Lobedanz. Drei Theile. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1859. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Es ist schwer, über das Buch ein eingehendes Urtheil zu fällen, da dasselbe trotz seiner drei Theile nur eine

Jugendentwickelungsgeschichte enthält und mit dem Abschluß und der Lösung einer Menge von Fäden, die der Verfasser zu Knoten verschlungen hat, auf eine Fortsetzung hinweist, die noch nicht vorliegt. Betrachte ich die Erzählung als biographisches Gemälde, so muß ich die richtige und energische psychologische Entwickelung anerkennen.

Gerhard wird als der Sohn einer jütischen Magd, eines Juwels der Familie, in dem Hause des dänischen Großhändlers Heimreich mit den Kindern desselben erzogen. Als sein Vater gilt ein derber Holsteiner, ebenfalls der dienenden Klasse angehörig. So halb Däne, halb Deutscher von Geburt, voll Talent, Streben und Selbstbewußtsein geräth er schon als Knabe durch die seinem stolzen Geiste widerstrebende Zwitterstellung, welche die Folge der ihm durch Heimreich's Wohlthaten gewordenen Bildung und der doch nie vergessenen untergeordneten Stellung, die ihm seine Geburt anweist, ist, in fortwährende Conflicte mit seinem Wohlthäter, die endlich mit seiner entschiedenen Erklärung, Wohlthaten nicht um Erniedrigung erkaufen zu wollen, und mit der Aufgabe seines Verhältnisses zu der Heimreich'schen Familie enden. Durch eine Menge zum Theil allerdings romanhafter Abenteuer führt der Verfasser diesen Charakter zu dem Ziele, das er sich gesteckt hat: er beschließt das Buch mit der Abreise des Helden zur Universität. Sonach umfaßt der Theil Lebensgeschichte, der uns hier vorgeführt wird, die erste Jugend des Helden, eine Zeit, die gewöhnlicherweise in kurzen Zügen nur angedeutet zu werden pflegt; aber warum sollte nicht auch diese früheste Zeit der Charakterentwickelung einmal Stoff zu einem epischen Gemälde geben? Haben wir doch in Wolfram's wunderbarem „Parcival“ ein glorreiches Präcedens; auch hier beschäftigt sich die Geschichte mit der Jugendzeit des Helden und bricht ab in dem Augenblick, wo der Jüngling zum Mann wird. Vorausgesetzt, daß der zu schildernde Charakter interessant an sich und daß der Autor zu entwickeln verstehe. Beide Bedingungen sind in dem vorliegenden Fall erfüllt. Einen Charakter voll Entschiedenheit und jugendlicher Frische weiß der Verfasser durch eine reiche Abwechselung von Situationen von den verschiedensten Seiten zu zeigen und endlich zu einem Abschluß, soweit derselbe in so jugendlichem Alter, in welchem wir Gerhard verlassen, verlangt werden kann, hindurchzuführen. Er versteht es, uns für die Charakterentwickelung des jungen Mannes in hohem Grade zu erwärmen und dieses Interesse bis zuletzt wach zu erhalten, und erreicht dies durch die Folgerichtigkeit und Allseitigkeit der psychologischen Entwickelung.

Freilich sind wir deshalb nicht geneigt, dem Verfasser in den Huldigungen, die er diesem Charakter darbringt, beizustimmen. Wir finden den Charakter interessant, aber wir sind weit entfernt, in demselben ein Ideal zu sehen. Vielmehr interessiren wir uns für denselben gerade deshalb, weil er noch in der Entwickelung begriffen ist. Aber „es irrt der Mensch solang' er strebt“, und auch Gerhard irrt, aber gerade auch seine Irrthümer, weil sie auf einem edeln Grunde beruhen, gewinnen ihm unsere Theilnahme. Wenn daher der Verfasser (freilich halb und halb ex mente alius, doch wie es scheint nicht ohne eigene Beistimmung) den Charakter Gerhard's als einen „groß angelegten, königlichen, edel unabhängigen“ bezeichnet, so erinnern wir uns, daß in diesem Charakter noch sehr viel Unfertiges und Verkehrtes mit unterläuft, ja daß selbst die eigentliche Grundlage zwar edel, aber doch auch nicht frei von Eitelkeit und Selbstgenügsamkeit ist; wenn der Verfasser ihn unter die „Lieblinge der Vorsehung, die sie zu Zeugen der Wahrheit prädestinirt hat“, rechnet, so erinnern wir uns einer andern Stelle des Buchs, wo der Autor selbst „etwas Ueberspanntes, etwas Forcirtes“ in dem Benehmen des Jünglings findet, und wir denken, daß gerade eine Charaktereigenthümlichkeit Gerhard's darin bestehe, daß er sich zu sehr als besonders prädestinirt betrachtet und darüber oft sich selbst übertreibt. Mit einem Wort: wir nehmen Antheil an der Charakterentwickelung Gerhard's, weil es eben noch Entwickelung ist; aber wir müßten protestiren, wenn uns der gegebene Charakter als schon vollendet, abgeschlossen, ja als ideal octroyirt werden sollte.

Es kann nicht meine Absicht sein, eine Inhaltsangabe des Romans zu geben, dessen geistigem Gehalt ich meine Anerkennung schon ausgesprochen habe. Neben den ernsten und pathetischen Charakteren weiß der Verfasser auch komische oder humoristische Figuren zu schaffen: der denkende Gerichtsdiener, der soeben die vierte Leihbibliothek behufs seiner humanen Bildung durcharbeitet, der dichtende Flensburger, der der Rache „Wonne in durstigen Szügen“ schlürfen will und Don Ranudo in neu nuancirter Charakterisirung sind vortreffliche Gestalten. Wie erheiternd wirkt auch das Gaudium eines Lehrers, der Gelegenheit bekommt, „auch einmal außerhalb der Schule sich ohne Affectation des «historischen Präsens» zu bedienen“. Bei diesem Sinn des Verfassers für Humor ist es um so wunderbarer, wenn er ein schlechtes Gedicht für „eine Art Nachahmung der Manier des Wandsbecker Boten, nur wo möglich noch geschmackloser“ erklärt. Sollte er wirklich in Claudius den edelsten Volkshumor verkennen?

Auch in andern Urtheilen stimme ich mit dem Verfasser nicht überein. Doch übergehe ich dies, um mich zu einem Punkt zu wenden, der noch beantwortet werden muß. Ich habe in der Ueberschrift von historischen Romanen gesprochen. Die Leser dieses Artikels werden fragen: Wo liegt in dem Buch, von welchem die Rede, das Historische? Ich antworte: In dem Hintergrund, welchen der Verfasser seiner Geschichte zu geben verstanden. Es ist die Zeit, bevor die schleswig-holsteinische Bewegung in offene Flammen ausbricht, und das Motto, welches dem Buch vorangestellt ist, aus Goethe's „Braut von Korinth“:

> Keimt ein Glaube neu,
> Wird oft Lieb' und Treu'
> Wie das böse Unkraut ausgerauft —

bezieht sich auf den „neuen Glauben“, den Kampf des

Deutschthums mit dem Dänenthum in den Herzogthümern. Wer je in jenen unglücklich daniederliegenden Landen selbst gehört hat, wie sie einst im engsten und freundlichsten Verband mit Dänemark gelebt, wie insbesondere die friesischen Seefahrer an die Zeiten, wo sie den Stolz der dänischen Flotte ausmachten, mit halber Wehmuth zurückdenken, der kann sich den gewaltigen Riß vergegenwärtigen, der, als die Herzogthümer sich für ihr Recht erhoben und damit Dänemark den Krieg ankündigten, durch das Land, durch die Familien, ja durch einzelne Herzen ging. Gewiß ein tragischer Conflict und poetischer Verklärung werth.

Nur steht, scheint es, diese ganze Tragödie noch zu nahe vor unserer Seele, nur drückt der Ausgang noch zu sehr auf unsere Empfindung, als daß wir schon jetzt jene Begebenheiten mit unbefangen künstlerischem Auge zu betrachten im Stande wären. Der Verfasser steht auf keiner der beiden Seiten, er vertheilt objectiv Licht und Schatten auf — Trojaner und Danaer. Aber für eine Sache, die wie eine nur halb geschlossene Wunde am deutschen Volkskörper fortblutet und so oft sie berührt wird heftig schmerzt, ist, wie gesagt, wol überhaupt die poetische Behandlung noch nicht an der Zeit. Der Verfasser that daher recht, daß er diese ganze Bewegung nur als poetischen Hintergrund benutzte, wenn er auch von ihr Motto, Titel und einen Theil der Motive entnahm. Ein solcher geschichtlicher Rahmen aber hebt nicht nur die ganze Erzählung im allgemeinen, er gibt auch im einzelnen Halt und Sicherheit. Bestimmtheit des Lokals und der zeitlichen Prämissen läßt auch die handelnden Personen nicht in der Luft schweben, sondern nöthigt sie, aus dem Nebeln und Schwebeln romantischer Verschwommenheit auf festen Boden niederzusteigen und fest aufzutreten, wie wir es im Leben müssen, wenn wir handeln, nicht träumen wollen.

Ein zweiter Roman

2. Der letzte Kurfürst von Mainz. Historischer Roman aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts von Paul Stein. Drei Bände. Leipzig, Herbig. 1859. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

spielt in der Zeit, die wir als Heinrich Koenig's eigentliche, mit eingehendster Sachkenntniß behandelte Domäne zu betrachten gewohnt sind. Der Untergang der alten Zeit und das Hereinbrechen des neuen Jahrhunderts läßt sich auf kleinem Raum und doch mit allen den bezeichnenden Symptomen, die diese merkwürdige Epoche auf dem großen allgemeinen Schauplatz charakterisiren, kaum irgendwo deutlicher vor Augen stellen als in dem goldenen Mainz. Ein geistlicher Hof mit sehr weltlichen Interessen, Maitressenwirthschaft und das dumpfe Grollen, welches dem Ausbrechen der Revolution vorausging, von den Machthabern theils überhört oder verachtet, theils sogar sie selbst auf revolutionären Weg verlockend, indem sie freudig sich vom „Zeitgeist" tragen lassen, soweit sie ihre Zwecke dadurch gefördert sehen, bis sie endlich gleich dem Zauberlehrling die Geister, die sie theilweise selbst heraufbeschworen, nicht mehr zu bannen wissen, — das ist das Bild des alten Mainz unter Kurfürst Friedrich Karl, das Bild, welches der Verfasser vor und in den Rahmen eines Romans gefaßt aufstellt.

Friedrich Karl ist in seiner Neigung zu Frau von Coudenhoven einer der vielen deutschen Nachfolger französischer Frivolität, die mit der Nachahmung des Hofs Ludwig's XIV. und Ludwig's XV. sich an die deutschen Höfe verpflanzte. Aber wie sich an dem sittenlosen Hofe Ludwig's XV. die blasirte Aristokratie mit einem raffinirten Vergnügen der nivellirenden Philosophie des 18. Jahrhunderts in die Arme warf, wie sie mit der Revolution kokettirte, weil sie dieselbe für unmöglich hielt, und in den kühnen Sätzen der „Encyklopädie" nur ein den ermüdeten Geist unterhaltendes Spiel suchte: so wiederholte sich das Aehnliche am Kurhofe von Mainz. Friedrich Karl, vor der Revolution zurückschaudernd und ihr eifrigster Bekämpfer, betrat er nicht selbst den Weg der Revolution, als er die Emser Punktation unterzeichnete, die die erzbischöfliche Gewalt von der päpstlichen emancipiren sollte? Wenn man sich nicht von deutsch-patriotischen Sympathien verleiten läßt, so wird man über der freudigen Zustimmung zu dem Plane einer deutschen Nationalkirche nicht verkennen können, daß nicht nur der Schritt der Erzbischöfe gegen Rom ein wenn auch vor dem Richterstuhl der Vernunft gerechtfertigter, doch dem formellen Recht gegenüber gewaltsamer blieb, sondern auch — und das ist ja ein recht eigentliches Charakteristikum revolutionärer Entwickelungen — über der Vindication des eigenen Rechts das anderer vergaß. Oder hatten vielleicht die Suffraganbischöfe, wenn einmal auf die unveräußerlichen, durch göttliche Einsetzung des Episcopats erworbenen Rechte zurückgegangen werden sollte, nicht dasselbe Recht in Anspruch zu nehmen wie die Erzbischöfe, deren Würde doch keinesfalls auf die Urkirche sich zurückführen ließ? Und die Universität, das bevorzugte Schoskind des mainzer Kurthums, war sie es nicht vor allem, welche der Umwälzung den Boden lockerte und die heranziehenden Revolutionsheere mit offenen Armen empfing? Auch hier wiederholte sich das schon in Frankreich gesehene Schauspiel: wie dort schlug die Philosophie der Aufklärung, mit der man ein kokettes Spiel getrieben, den erschrockenen Mäcenaten in blutigen Wellen über dem Kopf zusammen.

Gewiß eine würdige Aufgabe, würdig des Dichters und des Patrioten, einen solchen Stoff der lebenden Generation zu Lehre und Warnung vor das geistige Auge zu führen. Aber während es dem erstern genügen wird, ein ergreifendes Bild, den Zusammensturz des alten Jahrhunderts und die Sühne für Sünde zur Darstellung zu bringen, wird der Patriot mit einem freundlichern Bild voll nationaler Hoffnung zu schließen wünschen. Dies hat den Verfasser veranlaßt, die angefangene Geschichte wenn auch nur in den allgemeinsten Zügen bis zu den Freiheitskriegen zu verfolgen und so einen nicht nur moralisch versöhnenden, sondern auch national erhebenden Schluß zu gewinnen. Er hat daran, wie ich finde, vollkommen recht gethan; denn seit wir angefangen haben national zu empfinden und nationale

Zu- und Abneigungen zu haben, kann der menschlich vollendetste Schluß uns nicht befriedigen, wenn er unsere nationalen Gefühle verletzt.

Die Darstellung des Buchs ist einfach und lobenswerth. Es könnte vielleicht scheinen, als hätten die Privatgeschichten noch etwas beschränkt werden dürfen, um der Entwickelung der öffentlichen Zustände noch mehr Raum zu gewähren. Aber es ist dem nicht so; der Verfasser hat es verstanden, auch in den theilweise sehr romanhaften Schicksalen der einzelnen die Zeit selbst culturgeschichtlich zu charakterisiren. Illuminatenthum und Zigeunerwesen, der Coadjutor Dalberg und der Fluch der heiligen Bilehildis, Kaiserkrönung und die Flucht Ludwig's XVI., schwärmerische Ascese und französische Frivolität: die Bilder sind nicht nur bunt und unterhaltend, sondern auch kennzeichnend für eine Zeit, in welcher Altes und Neues den heftigsten Kampf kämpften und in bunten, oft wunderlichen Erscheinungen sich mischten.

Reicht diese Erzählung in ihren Ausläufen bis weit in die neueste Zeit, so führt uns

3. Wolfram von Eschenbach. Historischer Roman von Ludwig Lang. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

in halb mythische Zeit zurück. Es ist die Absicht des Verfassers, durch sein Buch „das Interesse für unsere erste classische Literaturperiode im großen Publikum auch noch in anderer Weise zu wecken als dies bisher durch die kritischen, exegetischen und Uebersetzungswerke von Meistern wie Grimm, Simrock, von der Hagen, Pfeiffer u. a. geschehen ist". Gewiß kann man diese Absicht an sich nur billigen. Handelt es sich doch hier keineswegs um jenen Künstlerroman und jenes Künstlerdrama, die sich so vielen Tadel zugezogen haben. Und doch ist auch der eigentliche Künstlerroman nur dann verwerflich, wenn er in eitler Selbstbespiegelung das dichtende Subject statt des den Stoff bildenden schildert. Hier aber wie gesagt handelt es sich auch in dem bessern Sinne nicht um ein reines Künstlerleben, dessen Innerlichkeit vielleicht der Darstellung widerstrebte. Ist doch Wolfram von Eschenbach nicht nur Dichter, sondern auch Ritter, und nicht auf einsamer Studierstube ersinnt er seine Lieder, sondern was er erlebt, gestaltet sich zum Gedicht.

So wenigstens stellt unser Verfasser die Sache dar. Bekanntlich wissen wir von Wolfram's Leben außerordentlich wenig, und die Quellen, aus denen sein „Parcival" geflossen, vor allem der fabelhafte Kirt, sind in manches Dunkel gehüllt. Da ist es denn, wie mir scheint, ein sehr glücklicher Gedanke des Verfassers, aus dem „Parcival" selbst theilweise das Leben Wolfram's zu construiren; d. h. er überträgt eine ganze Entwickelungsreihe aus „Parcival" in des Dichters Leben und erhält so wieder in des Dichters Leben Motive für die Dichtung. So ist die ganze Jugendgeschichte Parcival's, dann die Zeit des Zweifels und Haderns mit Gott auf Wolfram selbst angewandt. Aber auch was der Verfasser hinzuerfunden hat, ist vortrefflich in Ton und Farbe der Zeit gehalten und dem aus dem Gedicht Entnommenen so angepaßt, daß das Ganze aus einem Guß erscheint. Zur Erhöhung des Eindrucks tragen diejenigen Stellen bei, welche am passenden Ort wörtlich aus Wolfram eingeschaltet oder vielmehr eingewoben sind. In der Art der Erzählung liegt es, daß manches sich wiederholen muß, ohne daß doch diese Wiederholung lästig würde. Dagegen habe ich gegen das Ende mehreres einzuwenden. Die Fragmente des „Titurel" und „Wilhelm von Orange" hätten wol wegbleiben sollen, da dieselben in ihrer Bruchstücknatur nicht das nöthige Interesse gewähren können. Ebenso wenig kann ich billigen, daß der Verfasser den Wartburgkrieg nach dem bekannten Gedicht eingefügt hat. Dieses Gedicht verdient weder in ästhetischer noch in gedanklicher Beziehung die hervorragende Aufmerksamkeit, die ihm im ersten Eifer, welchen die jungen germanistischen Studien hervorriefen, zu Theil wurde. Auch in dem vorliegenden Roman kann die Hinzufügung weder Wolfram noch Klinsor unserm Geist und Herzen näher bringen. Auch nach Weglassung dieser drei Stücke, deren Ausweisung bei einer zweiten Auflage ich beantragen würde, bleibt in der Darstellung des Verfassers ein Leben Wolfram's über, welches dem alten Dichter neue Freunde zuzuführen geeignet sein dürfte. Was Wirnt von Gravenberg im „Wigalois" sagt:

her Wolfram
ein wise man von Eschenbach,
sin herze ist ganzes sinnes tach,
seien munt nie baz gesprach —

das ist dem Verfasser gelungen in seiner dichterischen Biographie zu bestimmten Gestalten abzurunden und dem Leser vor die Seele zu führen: ein ergreifendes Bild, welches nicht ohne erfreulichen Eindruck bleiben kann.

Und ist nun das Buch wirklich ein historischer Roman? Ich habe schon ausgesprochen, daß ich die Erzählung sehr ansprechend und verdienstlich finde; aber sie hat mehr die Eigenheit eines Epos als eines historischen Romans. Der Verfasser nämlich hat sich so in seinen Stoff versenkt, daß sein Buch selbst wie das Gebild der Sage, wie das unmittelbare Erzeugniß der volksmäßigen Tradition, wie ein mittelalterliches Epos erscheint. Von diesem Standpunkt hat man es zu beurtheilen, wenn es S. 77 heißt:

Es muß weit mit einer Zeit gekommen sein, die wie die unserige kein Verständniß mehr hat für die Ehre der Christenheit und deren höchste Pflichten, und den Beginn des Abfalles vom alten Glauben, von der kernhaften, thatkräftigen Frömmigkeit darf man von der Zeit an datiren, wo das Schwert des deutschen Volks nicht mehr für die Reinerhaltung der ehrwürdigsten Stätte der Erde gezückt wurde..... Nie wird es (das deutsche Volk) wieder werden, was es einst gewesen: das auserwählte Volk inmitten der berufenen Christenheit, wenn es nicht das Heilige Land wieder mit begeisterter Liebe umfaßt und Gut und Blut opfert, um es aus der Hand der Heiden und Ketzer zu reißen.

So befremdlich diese Stelle in dem Munde eines Romandichters des 19. Jahrhunderts klingen würde, so erklärlich erscheint sie, wenn wir das Ganze als die epische Gestaltung eines sagenhaften Stoffs in Ton und Costüm der Zeit betrachten. So aufgefaßt begreifen wir auch die

spätere Stelle (S. 154), wo eine der edelsten Figuren der Geschichte klagend prophezeit, daß das „deutsche Volk sich verbluten wird in ruhmlosem Kampfe gegen die Kirche" und die „eine Hälfte abfallen wird von dem Glauben, der unser Vaterland groß gemacht hat". Diese Anschauung der Reformation ist zwar sehr unhistorisch, aber dem Zeitalter Parcival's ganz angemessen.

Da uns nun aber der Verfasser die ganze Erzählung hindurch in der Stimmung zu erhalten weiß, als ob wir einem alten Sänger zuhörten, der von des Ritterthums Herrlichkeit, von des Minnesangs Lieblichkeit und von den Geheimnissen des Gral zu singen und sagen versteht, so versenken wir uns, wie der Verfasser, so tief in jene glorreiche Zeit, daß wir auch in Gesinnung und Glauben auf kurze Zeit unsern Standpunkt opfern und Ritterthum und Katholicismus mit den Augen jener Epoche betrachten. **August Henneberger.**

Aus dem Leben eines katholischen Geistlichen.

Der Idealist, oder eine Pastoral aus dem Leben in Form einer Novelle. Von X. Herzog. Lindau, Stettner. 1859. 8. 18 Ngr.

Vorliegende einfache Erzählung gibt uns die Lebensbeschreibung eines katholischen Pfarrers; ob es Selbsterlebnisse des Verfassers sind, oder ob er die Aufzeichnungen eines Collegen geordnet und herausgegeben, dies kann uns ganz gleich sein: aber so viel Gewißheit erlangt der Leser, daß es wirkliche Situationen aus dem Leben sind, und daß sehr oft die nackten Ereignisse ganz ohne Ausschmückung berichtet werden. Den Zweck der Herausgabe, spricht der Autor in folgenden Zeilen aus:

„Vor der Zeit alt und der Mitwelt ohne Nutzen geworden, möchte ich der Nachkommenschaft meine Erfahrungen vermachen, damit Männer gleichen Strebens, gleichen Temperaments, ähnlicher Lage und Erlebnisse sich durch diese meine Bekenntnisse trösten, aufrichten und wol auch belehren mögen. Oder soll denn ein jeder nur durch eigene bittere Erfahrungen und nicht auch durch fremde klug werden können? Der Mensch hat immer noch genug zu kämpfen und zu leiden, wenn er sich schon mit den Erlebnissen anderer bereichert, und die Jugend durch die Erfahrungen Aelterer schon alt, d. h. klug und vorbedacht handelt; denn das Leben ist kurz, die Kunst aber lang."

Es wird nun in Form der Selbstbiographie begonnen. Ein gutmüthiger Müllersknabe einer am schäumenden Wasser hingebauten Mühle, der gern ein halbes Brot mit in die Schule zum Vertheilen an die ärmern Buben und diese dann auch noch in seine Wohnung mitnimmt, um sie vom „Mühlebrot" sättigen zu können; dieser lebhafte und oft die Schule schwänzende Müllerssohn wird von seiner Mutter animirt, ein Geistlicher zu werden. Er ist es herzlich wohl zufrieden, obwol er meint, es werde noch etwas heißen, bis er Latein lesen könne wie der Pfarrer. Nach der Schilderung seiner Gymnasialstudien bemerkt er: „Ebenso leicht, wie die Plattform auf dem Tempel der Schule, erstieg ich in zwei Sprüngen die Philosophie. An den speculativen Kreisen ging ich bald vorbei und hielt mich an meinen Verstand und die mütterliche Religion." Wir werden später zeigen, wie nachtheilig diese Versäumniß der philosophischen Studien für den Geistlichen gewesen, und werden beweisen, daß er in der Philosophie ein Ignorant geblieben ist; für jetzt folgen wir ihm auf seiner Lebensbahn weiter. Nach dreijährigen Studien der Theologie besucht er die Jesuiten in F. und macht bei ihnen noch ein Vierteljahr Exercitien. Er sagt hierüber: „Ich fand da bald, daß mir zwei bedeutende Fächer abgingen: die Ascese und die Mystik, und überdies wurde dort Gemüth und Wissen streng mit der Kirche verbunden, sodaß erst daraus ein wahrhaft geistliches Leben gebildet, daß man für die Kirche erzogen wird. Ich wurde wie verklärt in dieser Atmosphäre, und sah alles, das Kleine wie das Große, Kirche und Staat, Kunst und Wissenschaft von diesem Standpunkte des concreten, lebensvollen Katholicismus an." Nachdem wir noch bei dieser Gelegenheit erfahren, was der junge Geistliche unter Idealismus und Idealist versteht, lesen wir weiter: „Aber ich sah auch schon von ferne die Donnerwetter erstehen und die Widersprüche sich erheben gegen solchen Idealismus und fühlte, daß die Halbheit, das schale, fade, oberflächliche Zeug der Gegenwart mit kirchlicher Entschiedenheit, mit warmer Begeisterung für die alleinseligmachende Kirche in harten Kampf kommen müsse. Indessen tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß die Kirche eine unsterbliche, weltüberwindende, göttliche Macht sei, und daß ihre Diener nichts anderes wollen, denn als treue Hirten sich und ihr Leben für sie aufopfern. Das heißt ja eben Priester und Geistlicher sein. Durch Vermittelung meines geistlichen Vaters wurde ich Vicar bei seinem Freunde in Trübbach."

Der junge Vicar findet aber an seinem Pfarrer sehr viel zu tadeln, weil er nur auf die äußere Erfüllung aller kirchlichen Vorschriften sieht und nie nach dem Wie fragt; und wenn er den letzten Vers des Tedeum über seine Lippen gehaucht, sprach er voll Zuversicht: „Gottlob, jetzt bin ich fertig!" als ob nun sein ganzer Beruf erfüllt und sein ganzer Weinberg besorgt, alle seine Schäflein gespeist, getränkt und aufgehoben wären — bemerkt der Vicar. Noch mehr betrübt es den jungen Geistlichen, daß der alte Pfarrer mehrere Sonntage ohne Predigten vergehen läßt, während er doch gern gepredigt hätte. Auch den Schulunterricht findet er nicht, wie er sein sollte. In der Schule schaltete und regierte der Leichtsinn eines jungen, hochmüthigen Schulmeisters, der sich berufen hielt, das obscure Nest aus den Nebeln seiner mittelalterlichen Vorurtheile herauszureißen und dasselbe an die Sonne der Liberalität hinzustellen. Da der junge Vicar dies Verfahren sehr nachtheilig findet, so wirkt er dem Lehrer entgegen und kommt demzufolge mit ihm in ein Zerwürfniß, und bald darauf wird er von der Gemeinde als ein Jesuit gehaßt. Nun ruft er aus: „Zum ersten male in meinem Leben sah ich mich getäuscht, fühlte ich mich verkannt!" Er findet seine Lage an Verzweiflung grenzend. Was thut er nach vielen Lamentationen und melancholischen Betrachtungen? Er nimmt seine alte Clarinette und will den Leuten zeigen, daß, wenn er auch in allen Fächern nichts werth sei, er doch in der Clarinette keinen fürchtet; er bläst nun aus Herzenslust Walzer und variirt auf der Schalmei. Jetzt wird er berühmt und beliebt. „Aber der Vicar ist doch ein guter Schalmeibläser; so was hat man hier noch nie gehört, und man fände auf keinem Tanzboden einen so lustigen Clarinetter!" Ja, sie schwenkten die Hüte und riefen: „Evviva!" wie einst die Römer dem Pio nono auf dem Balcone! — sagt der Vicar, dessen Predigten von nun an auch schön und gelehrt gefunden werden, und es wurde gerühmt, wie er das Amt halte, könne es weit und breit keiner so! Die Liebe des Volks zum Vicar steigert sich zum Enthusiasmus; dafür aber zerfällt er mit dem Pfarrer, denn „dieser wußte immer mehr auszusetzen, hieb bald auf die Jesuiten ein, um ihre Schüler zu treffen, bald waren ihm meine Bücher nicht recht oder meine Messe zu lang". Die Disharmonie zwischen beiden Geistlichen wird immer größer und nur dann gelöst, als der Vicar selbst zum Pfarrer in Zopfwil ernannt wurde. „Ich sprach nun zu mir selber, wie der Schöpfer, als er den Menschen erschaffen: Jetzt laßt uns diese Menschen bilden nach unserm Bilde, nach meinem Ideale laßt uns ein Pfarrer sein, und auf der Pfarrei, auf jedem meiner Pfarrkinder soll das Bild nicht des Hirten, d. h. seiner Person, sondern seines guten Willens, seines Friedens, seines Glaubens, seiner Liebe und seiner Tugenden ruhen, damit, wie er selber ein Nachfolger Christi ist oder es sein will, die Züge seiner Bestrebungen, seines Willens wenigstens in allen abgedrückt seien, daß alle dem Hirten, und dieser aber seinem Vorbilde gleiche."

Aus dieser Selbstschätzung des jungen Geistlichen ersieht

man, daß er sich selbst als ein wahres Ideal für seine Gemeinde betrachtet; aber aus den folgenden Zeilen spricht ein noch größeres Selbstgefühl, denn er hat jetzt „das Gefühl der Souveränetät mit eigenem Hausschlüssel" erlangt; er erlebt Frohlocken und Triumphe; „die Sonne stieg herrlich auf und vergoldete alle meine höchsten Entwürfe, und wie ein Held ging ich aus meinem Gezelt heraus. Prospere procede et regna!" Aber auch in seinem neuen Wirkungskreise treten bald Misverständnisse ein; er hat einen selbstgemachten Katechismus in die Schule eingeführt, Unzufriedenheit darüber erregt und erhält den Befehl: nicht noch den unbefugt gesetz- und kirchenwidrig eingeschleppten Canisi zu lehren und alle Exemplare abzuliefern. Dies thut er, sagt aber: „Doch ich unterlag nicht, that das Buch zwar weg, lehrte aber natürlich die gleiche Lehre."

Bald darauf kommt aber der Pfarrer mit der ganzen Gemeinde Zopfwils in den heftigsten Zwiespalt; die Schnapstrinker und -Trinkerinnen wollen sich nicht zur Mäßigkeit und Frömmigkeit bekehren lassen und Krämer und Wirth ihren Branntweinverkauf nicht einstellen. Der unregelmäßige Kirchenbesuch, das Skandalmachen in der Kirche, der schlechte Schulunterricht und viele andere Vorfälle verbittern dem Pfarrer das ganze Leben und er ist oft tief betrübt über die bösen Zopfwiler, die seine Lehren nicht hören und befolgen wollen und ihn sogar verleumden. Die Processionen gehen nicht ohne Störung ab, die Kinder machen das Kreuz nicht gut und sprechen die Gebete nicht deutlich aus; aber alle Versuche des Geistlichen, diese kirchlichen Uebel zu verbannen, scheitern an der verstockten Hartnäckigkeit der Zopfwiler. Ja er wird sogar beim Dekan verklagt und erhält den Befehl: all denen, die er öffentlich beschimpft, ihre Zucht und ihren guten Namen angegriffen, auch öffentliche Satisfaction zu geben und den Umgang bei der Procession so zu halten, wie er immer gehalten worden. Dies ist ein harter Schlag für den Pfarrer; um diesen Charakter und seine Bestrebungen gerecht würdigen zu können, citire ich hier sein Raisonnement über diesen Vorfall: „Der Dekan war nicht mein Freund, ich hatte ihm die Stimme nicht gegeben, und kein Hehl daraus gemacht, aus was für Ursachen. Er steht an der Spitze aller Oberflächlichen, die sich nichts bekümmern um den Willen Gottes, um die Wohlfahrt der Kirche, aber desto gehorsamere Diener sind gegenüber der nicht blos unkirchlichen, sondern geradezu irreligiösen Regierung, welcher sie die Freiheit und die Ehre ihrer Kirche im Tage zweimal sogar aufopfern würden." So spricht der Pfarrer von der liberalen Regierung, der Pfarrer, der sich für den Stellvertreter des Erlösers hält. Der Zwist mit der Gemeinde wird einstweilen wieder etwas vertuscht, der Pfarrer zum Musiklehrer erwählt; da aber die Zopfwiler gleich Tänze und nicht erst Noten lernen wollen, so zerfällt er auch hierüber wieder mit ihnen. Er macht dann Besuche in den Häusern, um Trost und Hülfe den Armen und Elenden zu bringen, die Kinder zu belehren und die Aeltern zum Kirchenbesuch anzuhalten; aber er predigt tauben Ohren und seine Früchte fallen auf steinigen Boden. Wir werden auch in eine Pastoralconferenz eingeführt, lernen die Ansichten vieler Geistlichen kennen, und müssen erstaunen über die geistige Beschränktheit und den verkehrten Bildungsgang dieser katholischen Seelsorger. Da der Prediger von Zopfwil an allen Familien seines Orts etwas auszusetzen und zu tadeln findet und sein ganzes Wirken täglich neue Zerwürfnisse, ja sogar Aufstände herbeiführt, so erfolgt endlich eine Krisis, welche die Abdankung des Pfarrers zur Folge hat. Die vom Geistlichen nicht genehmigte Heirath des Signisten mit einer berüchtigten Frau und der Umstand, daß die Gemeinde ihn doch zum Signisten behalten, der Pfarrer ihn aber absetzen will, geben die Veranlassung zum Abgang des Pfarrers. Er wendet die Schritte zum Orte seiner Jugend, bezieht ein Häuschen bei der Tiefenmühle und lebt hier als Einsiedler religiösen Betrachtungen. In dieser stillen Welt lebte der gute Mann so still, wie sie selber war. Am Morgen las er in der Pfarrkirche seine Messe, und so jemand bei ihm beichten wollte, stand er zu Diensten; er hielt sich alsdann noch einige Zeit bei dem Pfarrer auf, und kehrte betend heim, ohne alles Aufsehen oder Ostentation. Nun studirte er bis Mittag. Am liebsten las er in den Kirchenvätern, und merkte alles Gelesene mit der Feder auf.

Von jetzt an berichtet nun stets der Herausgeber über den Idealisten, „denn die geordneten Aufzeichnungen desselben reichen nicht weiter"; so sagt Pfarrer Herzog und benennt von nun an den Idealisten stets als „Prophet", ohne einen Grund dafür anzugeben; denn erhabene Prophezeihungen hören wir nicht, wol aber Verleumdungen unserer wissenschaftlichen Bestrebungen der Gegenwart.

In seiner einsamen Wohnung wird der Idealist oder Prophet von dem Ortspfarrer, einigen alten Bekannten, jungen Priestern, Studenten und Mönchen besucht, „welche ihn hören, sich mit ihm besprechen, da sie bei ihm mehr fanden, als in den stummen Büchern und abstracten Lehrsätzen, indem die Originalität seines Geistes vollkommen mit dem Reize seiner Wohnung und seinem Rufe übereinstimmte". Er setzte gewisse Tage in der Woche fest, wo er selbst und andere eine Art theologischer Vorlesungen halten und einem geistlichen Disputatorium vorstehen sollten. Der Raum gestattet mir hier nicht, die wesentlichsten Gedanken dieser Disputationen anzuführen und zu kritisiren; um aber den Beweis zu geben, wie gänzlich unwissend diese katholischen Geistlichen in der Philosophie sind, und wie sie die Lehren unserer größten Denker gar nicht kennen und sie dennoch verleumden, citire ich hier wörtlich die Aussprüche über Kant's Lehren:

„Pfarrer. Ich kann mir nicht vorstellen, daß wir besser sein sollen als unsere Vorgänger. Ja, es ist wahr, der Kantianismus ist völlig ungläubig, und lehrt eine bloße Pflichtenlehre aus Rücksicht der Nützlichkeit (hört!), und dieser nichtswürdige Rationalismus hat ein halbes Jahrhundert lang geherrscht — nicht blos bei den Weltlichen in allen Kreisen, sondern auch die Seminarien, die Hörsäle, die Kirchen, die Ordinariate widerhallten wie leere Fässer von seinen dialektischen Formeln. Das Evangelium mußte sich ohne weiteres dieser unevangelischen Philosophie accomodiren; die Kirche war gleichsam ohne Seele, mehr eine bloße Sittlichkeitsanstalt. Das ist doch jetzt viel besser!

„Prophet. Der Radicalismus ist nicht so schlimm wie Kant, schon deswegen nicht, weil sich die Katholiken gegen ihn wehren und ihn bekriegen, da sie hingegen das laue Wasser von letzterm in vollen Zügen tranken und andern auch davon mittheilten. Denn wie sehr man damals kirchenrechtlich noch da und dort gesinnt sein mochte — was hilft uns eine Kirche ohne Glauben, ohne Inhalt? Jetzt ist man freilich radical, aber die Katholiken wenigstens sind, was ihr Name sagt, was einst nicht der Fall gewesen; jetzt haben wir doch wenigstens die Wahrheit des Evangeliums, wenn auch der Einband, die Kirche, zerrissen und gefährdet ist. Diese neue Häresie ist eine Folge der Reformation und unserer Nachbarschaft mit ihr."

Da der Herausgeber des Buchs, Pfarrer Herzog, diese ausgesprochenen Ansichten über Kant's Pflichtenlehre nicht widerlegt, so halte ich es für angemessen, den Lehrsatz dieses Philosophen hier wörtlich anzuführen, um den Herausgeber über seinen Irrthum aufzuklären; denn hätte er nur einmal Kant's „Kritik der praktischen Vernunft" durchgelesen, so würde er gewiß solche Schmähungen nicht gewagt haben. Kant sagt: „Ist mein Handeln der Form des Vernunftgesetzes streng gemäß, so wird seine Art und Weise als Regel oder Vorbild des vernünftigen Handelns für alle Personen gelten können, und so läßt sich die reine Form des ethischen Grundgesetzes ausdrücken: Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Princip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne, oder, auf mehr populäre Weise gefaßt: Was du willst, das dir die Leute thun sollen, das thu du ihnen." Diese Regel, der sogenannte kategorische Imperativ, wird von Kant noch durch folgendes Beispiel erläutert und verdeutlicht: „Hat nicht jeder auch nur mittelmäßig ehrliche Mann bisweilen gefunden, daß er eine

sonst unschädliche Lüge, dadurch er sich entweder selbst aus einem verdrießlichen Handel ziehen, oder wol gar einem geliebten und verdienstvollen Freunde Nutzen schaffen konnte, blos darum unterließ, um sich insgeheim in seinen eigenen Augen nicht verachten zu dürfen? Hält nicht einen rechtschaffenen Mann im größten Unglücke des Lebens, das er vermeiden konnte, wenn er sich nur hätte über die Pflicht wegsetzen können, noch das Bewußtsein aufrecht, daß er die Menschheit in seiner Person doch in ihrer Würde erhalten und geehrt habe, daß er sich nicht vor sich selbst zu schämen und den innern Anblick der Selbstprüfung zu scheuen Ursache habe? Durch diese Betrachtungen löst sich das Princip der Pflicht als eines allgemeinen und nothwendigen Gesetzes moralischer Urtheile vom Princip der Neigung und des Wohlwollens einerseits, vom Princip des Wohlbefindens und des Glücks andererseits ab, indem es sowol wegen seiner Allgemeinheit und Nothwendigkeit, als auch wegen seiner Unterscheidung von allem Inhalt der Neigungen und Triebe sich als ein Gesetz des apriorischen Denkens oder der reinen Vernunft gibt." Aus diesen wenigen Zeilen Kant's wird der Herr Pfarrer hoffentlich eine andere Ansicht von dessen Pflichtenlehre erhalten. Was soll aber der gesunde Menschenverstand zu folgendem Raisonnement sagen: „Wir beteten den Rosenkranz, sangen die Litanei und das Salve regina, und zwar mit solcher Eintracht und Andacht, daß es auf mich einen ungemein rührenden Eindruck gemacht hat und ich sehr glücklich, ja ich möchte sagen stolz mich fühlte, der Vater und gewissermaßen Schöpfer einer solchen Heerde zu sein. Aber welche schmerzliche Enttäuschung! Am Sonntage darauf mußte das Volk über ein Gesetz abstimmen, das die Regierung vorlegte über die Aufhebung eines Klosters, in dem ich nicht blos meine Bildung genossen (hört!), sondern die schönsten Jahre meiner an Lustbarkeiten vielleicht nur zu üppigen Jugendzeit zugebracht."

Dieses Geständniß legt ein katholischer Priester ab, indem er gegen die „gottlose Regierung" polemisirt, daß sie das Kloster, wo er die an Lustbarkeiten üppige Jugendzeit verlebt, aufheben will. Ebenso zelotisch und oft blödsinnig wird gegen die neue Literatur gepredigt und auf die Zeitungen geschimpft. Doch werden auch einige Wahrheiten ausgesprochen, die beachtet zu werden verdienen; ich gebe hier eine Bemerkung des Propheten über Preßfreiheit und Staatsverfassung: „Man begnügt sich damit, daß die Freiheit der Presse ausgesprochen ist. Aber wir haben seit ihrer Herrschaft mehr Preßprocesse gehabt, als tausend Jahre ohne sie — und doch ist viel geschrieben und gedruckt worden —, und es kann auch keine Freiheit der Presse geben, wenigstens in kleinen Republiken nicht. Man macht großen Lärm mit dem Worte «Verfassung»; aber die Willkür läuft prächtig neben ihr her und regiert sogar in ihrem Namen. Wo ist ein Jahr, ein Land, in dem nicht über Verfassungsbrüche geklagt wird? Man wähnt freie Wahlen zu haben, aber es gibt hundert feinere und gröbere Ketten, wodurch die Wähler gebunden werden. Man nennt sogar freie Wahl, was unter Bajonneten stattfindet."

Nebst den Predigten über die wahre katholische Religion wird der Jesuitismus ganz besonders gepriesen; der Prophet sagt: „Wären wir nur alle mehr Jesuiten! Eben in das jetzige ordinäre Wesen sind wir hinabgesunken durch die Zerstörung des klösterlichen Lebens. In den Klöstern allein ist noch Idealität zu finden, und eben darum, weil unsere Welt die Poesie des Christenthums nicht versteht und beim Minimum stehen bleiben möchte, haben alle jene Institute zertrümmert werden müssen" u. s. w.

Aus diesen Andeutungen geht klar hervor, daß wir an dieser Novelle die Schrift eines Jesuiten haben, welche uns als ein wichtiges Document zur nähern Kenntniß des Ordens und seiner Bestrebungen in der Neuzeit dienen kann. Von dieser Seite betrachtet, ist uns das Werkchen ein interessanter Beitrag zur Culturgeschichte der Gegenwart. Es wird darin auch über die Sorten der Nichtstudirenden gewitzelt; aber was nennen die Herren studiren! Die Kirchenväter und alte Predigtbücher lesen, darauf beschränkt sich ihr ganzes Studiren; von den Naturwissenschaften nehmen sie gar keine Notiz, sie ignoriren dieses Wissensgebiet so, als ob es gar nicht existire, oder betrachten es als unkirchlich. Und die Dichter! Hören wir, wie darüber gedacht wird: „Dichter wie Shakspeare aber und ähnliche sollte man geradezu verbrennen; für einen Geistlichen taugen diese gar nicht, sind ganz und gar unnütz, geben keine Milch."

Auch das wohlthätige Cölibat mit seiner Süßigkeit und den goldenen Früchten, wird hoch gepriesen. Diese und noch viele andere Ansichten der katholischen Priester muß jeder in dem Buche selbst nachlesen, weil sie uns die Wirksamkeit der Jesuiten besser kennzeichnen, als die zahlreichen Bücher, welche von Protestanten über den Orden geschrieben worden. Ich erzähle hier den weitern Lebenslauf des Idealisten. Durch seine Vorträge in kleinern Kreisen wird sein Ruf weit und breit bekannt; er erhält eine Aufforderung von einem Bischof von S...., an einem neu zu gründenden Seminar als Vorsteher und Lehrer zu wirken. Der Brief des Bischofs ist zu charakteristisch, ich muß den verehrten Lesern einige Zeilen daraus mittheilen: „Ich bin zwar Bischof, doch blos von Gottes und des apostolischen Stuhls Gnade, und bin ganz und gar in Ungnaden bei meiner Regierung, die das Geld und die Macht und die Herrlichkeit hat, und mit der ich in beständigem Kampfe liege, die beste Zeit und die schönsten Gaben eigentlich verprocessire und bei allem Gewinnen doch immer verlieren muß. Meine Regierung ist nämlich unglücklicherweise so sehr von der Finsterniß, dem Verderben, dem freiheitsmörderischen Verfahren der katholischen Kirche überzeugt, als sie überzeugt ist von ihrer eigenen Freisinnigkeit und Bildung und Humanität. Es ist daher ein Krieg bis zur Vertilgung aller Segnungen der Kirche unausweichlich und ganz und gar in ihrem Plan. Da sie aber doch wol sich schämt, dem Evangelium den Krieg zu erklären und ihre Stellung als katholische Regierung zur Zerstörung alles katholischen Geistes offen zu misbrauchen, und da sie noch einigermaßen, wie die Pharisäer an jenem Charfreitag, das Volk fürchtet, so ist ihre Verfolgungsart mehr nach dem Julian'schen als nach dem Decius'schen Stil. Da heißt es nicht: Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist; sondern der Kaiser nimmt auch noch, was Gott sich selber vorbehalten, die Kirche." In diesem Schmähtone gegen die Regierung geht es fort und fort. Der Bischof will nun ein Seminar, unabhängig vom Staate gründen, und hierzu die Hülfe des Propheten in Anspruch nehmen der sich auch dazu bereit erklärt. Aber die Regierung gibt die Bestätigung nicht und der Prophet, Idealist oder richtiger gesagt, der Jesuit erhält unterdessen von seinem Generalvicar die Aufforderung: dem Pfarrer in Außenwil, der sich nicht der besten Gesundheit erfreut, als Kaplan beizustehen. Diese Degradation, vom Pfarrer zum Kaplan und einem jungen Pfarrer untergeordnet, empört und betrübt den Idealisten ganz außerordentlich. Er betrachtet die Maßregel als eine listige Intrigue der fatalen liberalen Regierung und will die Stelle gar nicht annehmen, dann aber fügt er sich und macht den Sprung vom Pfarrer zum Kaplan herab. Er sagt: „Von einer unsichtbaren Macht werden wir geführt; aber denen, die Gott lieben, gereichen alle Dinge zum Besten, auch wenn sie blos Kaplan heißen." Aber welch ein Schrecken! er trifft seinen Pfarrer am Spieltisch und wird eingeladen mitzuhelfen: „Wir eseln!" — aber der fromme Prophet und jetzt Kaplan lehnt die Einladung trocken ab. Bald aber beginnt die Noth und Trübsal von neuem, der Pfarrer ist zu weltlich gesinnt, liebt die Vergnügungen der Städter, liest die fatalen Zeitschriften und ist ein Freund der liberalen Regierung; dies alles verursacht dem frommen Kaplan schmerzliche Seelenleiden. Nachdem er sich aber durch Predigten und andere kirchliche Handlungen beim Volk in Achtung gesetzt und die ganze Gemeinde ihn lieb gewonnen hat, wagt er einige Bekehrungsversuche an seinem Pfarrer, um ihn von seiner weltlichen Richtung abzubringen und ganz in die Lehren und Ansichten des Jesuitismus einzuweihen. Ein Ereigniß, das Finden eines Korbes mit einem Kinde und den Zeilen: „Der Zehnte gehört dem

Pfaff; es ist ein Knäblein reicher Aeltern, vielleicht fragen sie ihm einst nach", dieses Ereigniß befördert die Bekehrung des Pfarrers; denn der Kaplan hat jetzt Gelegenheit, dem Pfarrer ins Gewissen zu reden, ihn zu einem Sündenbekenntniß und zur Reue und Buße zu bewegen und hält mit ihm allerlei Unterredungen über das Princip des Katholicismus nach jesuitischer Auffassung. Und so wurde im Verlauf der Zeit die Bekehrung des Pfarrers von Außenwil immer sichtbarer, äußerte sich im Hause und außerhalb, in der Kirche und in der Schule.

Mit einer kleinen Predigt über den Kampf der Kirche mit der Weltlichkeit und den Gefahren der Humanität schließt die Novelle ab. „Sie endet mit dem Siege des Idealisten, während wir täglich das gemeine Phlegma den Geist überwinden und ihn von sich abhängig machen sehen.... Gegen die doppelte Pharisäerei, die privatliche und die staatliche, die geistliche und die weltliche, wollte nun unser armer Idealist auftreten, sie mittels des schönen Bildes der Wahrheit entlarven, und die Menschheit vor ihr warnen. Der Eindruck, den das Buch gemacht, soll von des Idealisten Succeß Zeugniß geben." Dies sind die letzten Schlußworte des Herrn Pfarrers. O ja! nicht ohne Theilnahme kann man des armen Idealisten mit seinen Bestrebungen gedenken; aber mit dem Bedauern, daß ein an sich guter Mensch durch unvernünftige Dogmen und durch gänzliche Unkenntniß der wahren Philosophie zu so verkehrten Ansichten gebracht wurde, die ihm das Leben verbitterten, weil sie ihn von der wahren Wissenschaft fern hielten. Was in dem Buche Wissenschaft genannt wird, das ist ihr Dogmengewebe, langweilige Predigten über die absolute Herrschaft der Kirche; aber von den Naturwissenschaften und dem großartigen Entwickelungsgange der Philosophie haben diese Jesuiten keine Idee. Aus diesem kleinen Buche lernen wir den Bildungsgang, die eifrigen Bestrebungen und den Zustand des geistigen Lebens der Jesuiten am treuesten kennen, da sich der Idealist als ein Schüler des Ordens bekennt und dessen Lehren predigt. 38.

Theater und Drama.

1. Ueber Theater und Musik. Historisch-kritische Studien von Alfred Freiherr von Wolzogen. Breslau, E. Trewendt. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
2. Blätter aus dem Tagebuche eines Schauspielers, mit Erinnerungen und Klatschereien aus der Garderobe und von der Bühne in England und Amerika. Von Georg Vandenhoff. Aus dem Englischen übersetzt, für das deutsche Publikum bearbeitet und mit Erläuterungen versehen von A. von Winterfeld. Berlin, Behr. 1860. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Alfred von Wolzogen, dessen Schrift „Ueber Theater und Musik" (Nr. 1) ein Wiederabdruck seiner in verschiedenen Zeitungen und Journalen, der augsburger „Allgemeinen Zeitung", den wiener „Recensionen", dem „Deutschen Theaterarchiv" u. s. w. erschienenen Aufsätze ist, hat in der Theaterwelt und in der musikalischen Welt außer durch seine nicht in Abrede zu stellenden Kenntnisse und zum Theil ganz beherzigenswerthen Beobachtungen und Bemerkungen, namentlich durch manche kecke Behauptungen und Verneinungen, wie sie nirgends so häufig vorkommen als in Deutschland, ein gewisses Aufsehen zu erregen gewußt. Der Verfasser ist z. B. der Ansicht (vgl. den Aufsatz „Die Rettung des classischen Repertoire für das deutsche Theater"), daß es nach seiner „innigsten Ueberzeugung" weit besser wäre, „es würde heutzutage auf dem dramatischen Gebiete gar nichts geschaffen, und die Poeten beschäftigten sich lieber wie andere ehrliche money-maker unsers nun doch einmal vorzugsweise industriellen Jahrhunderts mit dem Suezkanal und dem atlantischen Kabel" (wovon doch Poeten einmal nichts verstehen), und er fügt hinzu, es sei ziemlich bekannt und anerkannt, „daß die Kunst zu der Zeit, als sie bei uns noch betteln ging, weit mehr geleistet hat als jetzt, da man allerwärts darüber brütet, sie nur ja pecuniär recht sicher zu stellen, als ob die Tantième es wäre, die große Dichter macht".

Da haben wir nun gleich zwei solche keck hingeschleuderte Behauptungen, wie wir sie nur in deutschen Schriften und Zeitschriften, niemals aber in ausländischen gefunden zu haben uns erinnern. Wir nennen uns selbst — obschon wir dies doch besser andern Völkern überlassen sollten — mit großer Selbstgefälligkeit das gemüthvollste, gewissenhafteste und gründlichste Volk, und doch gibt es keine Nation, die sich in solchen gemüthlosen und dabei leichtfertigen Absprechereien und Behauptungen so sehr gefiele als die deutsche. Man kann Leute kennen lernen, die so viel Geld und Zeit übrig haben, daß sie nicht wissen, was sie mit beiden Gütern anfangen sollen und von Zerstreuung zu Zerstreuung taumeln, die dann auch wol zur Abtödtung der Zeit mitunter eine Dichtung lesen oder das Theater besuchen und denen dieser Genuß erst durch die Vorstellung, daß der Poet die Dichtung mühsam unter den quälendsten Nahrungssorgen, bei leerem Magen oder gar im Schuldthurme verfaßt habe, die rechte Würze zu erhalten scheint. Aber es soll ja überhaupt noch nachgewiesen werden, ob jemals — von genialen Jugendproducten und kleinen lyrischen oder novellistischen Erzeugnissen oder dramatischen Bagatellen abgesehen — ein großes, harmonisches, durch und durch reifes episches oder dramatisches Kunstwerk unter dem Druck wirklicher Noth ausgeführt worden sei. Auch Camoëns hat seine „Lusiaden" in bessern Tagen verfaßt; Shakspeare starb als ein wohlhabender, ja den damaligen Werth des Geldes in Betracht gezogen reicher Mann; Goethe hat niemals Noth gelitten, und auch Schiller befand sich nicht mehr im Zustande eigentlicher Noth, als er seine größten und vollendetsten Dichtungen schuf. Der Himmel habe Schiller's Arbeit gesegnet, schrieb seine Gattin, als sie nach des Dichters Tode mit der Regelung ihrer Vermögensverhältnisse beschäftigt war. Dagegen ist vielleicht in Bürger ein großes dramatisches Talent, das sich ja in seinen Balladen, namentlich in der „Lenore" und in seiner Bearbeitung des „Macbeth" deutlich genug verräth, infolge der Noth und seiner traurigen abgeschiedenen Existenz im Altengleichen untergegangen. Wer möchte behaupten, daß die Tantième große Dichter hervorbringen könne? Aber sie wird auch keinen großen Dichter, der wirklich ein ernstes Streben hat, verderben und seiner Aufgabe untreu machen, und wenn sie bisher allerdings mehr nur den Theaterfaiseurs und Fabrikanten zugute gekommen ist, so liegt dies an dem verdorbenen Geschmacke des Publikums, das im Theater nur Zerstreuung und Unterhaltung sucht und sich durch bloße Dramatisirungen von Novellen oder durch rohe oder triviale Darstellungen aus dem gewöhnlichen Leben mehr angesprochen fühlt als durch hochpoetische Schöpfungen. Im übrigen besteht die Tantième, die auch wir keineswegs als ein besonderes Förderungsmittel der dramatischen Poesie als solcher ausgeben wollen, bei verhältnißmäßig nur wenigen Bühnen Deutschlands.

Es gibt ferner Leute, die nie oder selten das Theater besuchen, am wenigsten aber wenn statt einer Posse oder Prachtoper ein neueres Trauerspiel aufgeführt wird, blos gedruckte Dramen aber gar nicht lesen, die mithin nicht die geringste Kenntniß von den neuern Bestrebungen auf diesem Gebiete haben und die doch mit der Miene vollkommener Kennerschaft die neuere dramatische Poesie, die allerdings außer an andern Uebelständen auch an Ueberproduction leidet, bis in den Grund verdammen. Zu diesen Nichtkennern mag allerdings Wolzogen nicht gehören; aber er verkennt, daß diese neuere dramatische Poesie doch immer ein Product und Spiegel unserer Zeit, daß Stillstand Tod und der Trieb nach Neuem dem Menschen eingeboren ist. Befriedigen diesen Trieb die einheimischen Dichter nicht mehr, so wird man noch mehr als bisher den dramatischen Vorrath von der Seine beziehen und die gänzliche Entnationalisirung der deutschen Bühne würde davon die unmittelbare Folge sein. Peter Lohmann sagt in einer Anzeige der Wolzogen'schen Schrift in Nr. 13 der „Neuen Zeitschrift für Musik": „Ein trauriger Beweis für die schroffe Einseitigkeit des Verfassers liegt in dem Artikel: «Die Rettung des classischen Repertoire für das deutsche Theater.» Kaum ist uns irgendwo so viel Phrasen[illegible]

mit so viel Trägheit der Anschauung vereinigt vorgekommen, selten auch dürfte sich in wenig Worten und so deutlich das gesammte Denken und Trachten eines Schriftstellers aussprechen. Wolzogen setzt die dramatischen Productionen der letzten Jahrzehnde auf die unterste Stufe und verlangt mit Salbung die regelmäßige Wiederaufführung der sogenannten «classischen» Dramen früherer Zeit; er verlangt also — zugegeben, daß seine Klage über die neuere Production berechtigt —, daß sich die Bühne dessen entrathe, was ihr einziger oder doch ihr höchster Zweck: ein Spiegel der Zeit zu sein; dem krittelnden Triebe seiner unfruchtbaren Phantasie zu Liebe vergißt er Shakspeare's Ausspruch, die Mahnung dessen, dem er doch angeblich das Wort reden möchte! Er vergißt, daß eine Nation, die ihre Zeitgenossen, den Geist von ihrem Geiste, nicht zu genießen vermag, nimmermehr an dem Geiste der Dahingeschiedenen volles Genüge finden kann."

Wir haben alle Achtung vor der Wärme, womit Wolzogen dem classischen Drama das Wort redet, obschon er dabei verkennt, daß nicht alles, was unsere sogenannten classischen Dichter schufen, classischen Werth hat und daß nicht alles, was die modernen deutschen Dichter schaffen, im Verhältniß zu den Producten jener so ganz erbärmlich ist, als der Verfasser, wie es scheint, anzunehmen beliebt. Man soll das classische Drama in höchsten Ehren halten aber man sollte doch deshalb nicht gegen die Bestrebungen der Neuern, die ja auch nur Kinder ihrer Zeit sind, ungerecht sein, und wir erinnern hierbei an des Verfassers eigene schöne Worte, womit er seinen Aufsatz über Theaterkritik schließt: „Nur gegen absolute Unfähigkeit, gegen gespreizte Dummheit und unverbesserliche Faulheit hat eine gesunde Kritik schonungslos Front zu machen; wo aber ein großes Streben und nur ein Funke von Talent sichtbar .... da ist es ebenso gewiß ihre Schuldigkeit, nicht einzuschüchtern und durch ewig unfreundliche Bemängelung dessen, was noch nicht vollendet ist, den Fortbildungsgang zu lähmen, sondern vielmehr alle noch schlummernden Mittel zu entbinden, mit welchen das künstlerische Ziel des Ringenden nur irgend erreichbar erscheint."

Dieser für die Schauspieler geltend gemachte Grundsatz der Gerechtigkeit und Billigkeit soll also nur denen versagt sein, welche jene Schöpfungen hervorbringen, in deren Reproduction die Schauspieler ihr Talent entwickeln und zeigen können! Im übrigen wünschen wir, daß der Verfasser recht bald Gelegenheit haben möchte, sein classisches Theater in irgendeiner größern deutschen Stadt zu etabliren und zu leiten. Er würde bald sehen, daß Theorie und Praxis bisweilen verschiedene Dinge sind; daß sich sein classisches Theater neben den andern Bühnen, welche auch für Neuigkeiten sorgen, sich nicht würde halten können, daß auch das Beste, zu oft wiederholt, zuletzt seinen Reiz verliert und daß jede neue Reiterbude dem classischen Theater eine um so gefährlichere Concurrenz machen würde, je mehr das Publikum von Classicität übersättigt wäre. Wir leugnen nicht, es müßte ein Hochgenuß sein, einmal auf einer guten Bühne sämmtliche Stücke Shakspeare's der Reihe nach, womöglich in chronologischer Folge, spielen zu sehen; man würde erst dann von der Unermeßlichkeit dieses Genie den richtigen Eindruck haben; aber wo würde sich genug Publikum dazu finden? Wenn sich in Paris das Théâtre français, obschon mit immer mehr abnehmendem Glanze, bisher gehalten hat, so vergesse man nicht, daß auf dem Théâtre français auch nicht wenige neuere Stücke, sobald sie nur dem classischen Geschmack sich annähern, zur Aufführung kommen, daß Paris eine Bevölkerung einschließt, so groß wie die Bevölkerung manches deutschen Königreichs, daß die pariser Intelligenz die Intelligenz von ganz Frankreich repräsentirt und daß in gewissen Dingen der Franzose überhaupt viel mehr an Gewohnheitsrecht hängt als der Deutsche. Hierzu kommt der Uebelstand, daß wir Deutsche keine eigentlichen classischen Lustspieldichter haben, die Leute doch aber nicht immer Trauerspiele sehen wollen, weshalb Wolzogen seinen Classikern auch Kotzebue und Iffland einreiht. Nun ja, sie haben das Verdienst todt zu sein, und was im Grabe liegt, ist von selbst classisch. Wolzogen hat übrigens den eigentlichen Grund entdeckt, weshalb sich heutzutage das classische Repertoire „fast durchgehends" eines so kleinen Publikums zu erfreuen hat, und zwar in dem Umstande, „daß die Directionen nun einmal seit geraumer Zeit gewohnt sind, die guten alten Stücke in unwürdigen Lumpen und schäbigen Fetzen zur Aufführung zu bringen"; daher will er die auf der classischen Bühne aufzuführenden Stücke (auch „Emilie Galotti"? oder „Minna von Barnhelm"? oder „Don Carlos"? oder „Wallenstein's Tod"? oder „Torquato Tasso"?) mit möglichster decorativer Pracht ausgestattet wissen. Man muß sagen, daß Wolzogen den Geschmack seiner Zeit versteht! Aber wenig Publikum und doch kostspielige Ausstattung — in der That, mir wird immer banger um das Wolzogen'sche classische Theater.

Gleich nach der Veröffentlichung des beregten Artikels in den „Recensionen" hat man dem Verfasser manche und sicherlich sehr triftige Einwendungen gemacht; er hat sie natürlich nicht beachtet. Unsere Kritiker beklagen sich über die producirenden Talente, daß diese unverbesserlich seien und keine Lehre annähmen, aber sie machen es meistens ebenso; sie halten sich für unfehlbar, und was sie einmal gesagt haben, das steht so fest wie auf Moses Tafeln.

Im übrigen möchten wir dem Verfasser empfehlen, in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd" (Nr. 39 und 40) Gutzkow's Betrachtung „Nur Schiller und Goethe?" zu lesen. Gutzkow bemerkt darin unter anderm: „Man hat in diesen beiden Heroen alles finden wollen; man hat schon angefangen, Lessing, Herder, Wieland ihnen nur in der Art beizuordnen, daß sie allenfalls in ihrem Schatten Platz haben. Die Erläuterungen über Schiller und Goethe nehmen kein Ende. Vom Standpunkt des wirklich Geleisteten mag diese Huldigung begründet sein; bedenklich wird sie für das lebenschaffende, befruchtende, fortzeugende Princip der Literatur."

Wir erinnern hierbei an einen Ausspruch Schiller's selbst, der in einem seiner Briefe an Körner enthalten ist. Schiller spricht darin sein Bedauern aus, daß den Deutschen selbst treffliche Werke zum Verderben gereichten, weil sie gleich für heilig und ewig erklärt würden, und er behauptet dann weiter, daß die moderne Kunst nur in einem ewigen Fortschritt ihr Heil finden könne.

Auch in Bezug auf die Musik bleibt Wolzogen seinem Grundsatz getreu, daß man nicht mehr unter den Lebenden wandeln dürfe, wenn man als classisch gelten wolle. Seine polemischen Aufsätze gegen die sogenannte Zukunftsmusik, wie man sie nennt, oder die neudeutsche Schule, wie sie sich genannt wissen will, hat er hier wieder, und zwar wie es scheint, gleichfalls unverändert abdrucken lassen. Niemand wird einem Aesthetiker das Recht bestreiten wollen und dürfen, von seinem gegnerischen Standpunkt Tonkünstler wie Berlioz, Liszt, Wagner u. s. w. mit eingehender Schärfe zu kritisiren; aber diese eingehende Kritik vermissen wir eben in Wolzogen's Ausfällen; es sind mehr allgemeine Redensarten, auftrumpfende Berufungen auf ältere Tonmeister, wegwerfende Bemerkungen, wie man sie sich gegenüber einer so bedeutsamen Erscheinung, wie z. B. Richard Wagner jedenfalls doch ist, nicht gestatten sollte. Wenn diese Musik, sagt Wolzogen, in der That die Musik der Zukunft sei, so beweise das nur so viel, „daß weder die Zukunft eine Musik, noch die Musik eine Zukunft haben wird, wovor Gott unsere Enkel in Gnaden bewahren wolle". Schon aus Klugheit sollte man, da man die Zukunft, also auch die Musik der Zukunft nicht kennt, jedenfalls vorsichtig sein. Wolzogen erinnert an Haydn, der, wenn ihm die Arbeit stockte, in sein Kämmerlein gegangen sei und auf den Knien zu seinem Gott gefleht habe (wie dies auch der fromme Maler Masaccio that), ihm zur Fortsetzung seiner Arbeit Kraft zu verleihen, und er fährt dann fort: „Zu welchem Gott fleht der Zukunftsmusiker heute, der allem gläubigen Gefühl Hohn spricht, dem alle bescheidene Unterordnung unter des Weltalls ewige Gesetze, alle Gottesidee abhanden gekommen, der nur sein liebes Ich noch verherrlicht" u. s. w. Das sind harte Beschuldigungen! Und man kann fragen, ob denn diejenigen, welche die Zukunftsmusiker in dieser Weise verurtheilen,

auch vorher in ihrem Kämmerlein auf den Knien zu Gott flehen, daß er ihnen bei ihrer Kritik behülflich sei? Daß Wolzogen in diesen Aufsätzen, namentlich sobald er gewisse allgemeine Gebrechen der Zeit, ihre Frivolität, Spectakelsucht, Gleichgültigkeit gegen das Wahre, ihren aus Furcht oder Selbstsucht hervorgegangenen Knechts- oder Heucheldienst u. s. w. geiselt, auch vieles Beherzigenswerthe bemerkt, soll nicht geleugnet werden.

Am interessantesten und lehrreichsten waren uns die Aufsätze, in denen sich Wolzogen mit den pariser und londoner Theatern beschäftigt, die er an Ort und Stelle möglichst gründlich studirt hat und die er bis auf die untergeordnetsten Mitglieder wie in ihren technischen Einrichtungen in eingehender Weise charakterisirt. Eigentliche Theaterliebhaber werden diese und andere Aufsätze mit großem Vergnügen lesen. In Bezug auf das Lorettendrama bemerkt der Verfasser, daß nach der Versicherung des französischen Professors Caro, die Demi-monde gerade der unleugbaren Verbesserung der häuslichen Sitten in Paris ihre Entstehung verdanke. Aber mit Recht fragt Wolzogen: „Ist diese Demi-monde bei dem Goldflitternimbus, der sie umgibt, darum moralisch nicht doppelt gefährlich oder wirkt ihr immer weiter um sich greifendes, immer öffentlicher sich geberdendes Treiben etwa günstig auf die ehrbare Welt zurück? Werden die jungen Leute, die unter Maitressen und Loretten ihre erste Lebensschule durchgemacht haben, dadurch zu guten Ehemännern und treuen Familienvätern vorgebildet? Mit andern Worten: wenn es einer gesitteten Gesellschaft bedurfte, um eine unsittliche zu erzeugen, wird die unsittliche jemals eine sittliche hervorzubringen vermögen?" Dabei aber kann doch nicht geleugnet werden, daß sich in einzelnen dieser sogenannten Lorettendramen doch ein tief menschlicher tragischer Zug offenbart; man muß sich nur dabei auf den Boden der pariser Verhältnisse stellen und nur nicht glauben, daß ein rigoristisches Absprechen allein schon der Ausdruck tieferer Sittlichkeit sei. Am Ende spricht sich in den Thränen, die der leicht erregbare Pariser selbst für die Opfer der hauptstädtischen Gesellschaftsverhältnisse übrig hat, doch Gemüth und eine wenn auch vielleicht irregeleitete menschliche Empfindung aus. Höher stehen jedenfalls diejenigen Stücke, wie einzelne von Ponsard, Augier, Serret, Balzac, Dumas Sohn und Leon Laya (z. B. „Un mauvais riche", „L'homme et l'argent", „La bourse", „Mercadet", „La question d'argent" u. s. w.), in denen die Geld- und Speculationswuth unserer Zeit an den Pranger gestellt wird. Der Franzose ist, wie es scheint, doch aufrichtiger und muthiger in der Bloßlegung socialer Schäden als der Deutsche, und vielleicht erscheinen uns gerade aus diesem Grunde die pariser Zustände viel zerrütteter, als sie im Verhältniß zu den unsern sind. In Deutschland wagt man auf dem Theater jenen Brandfleck der Gegenwart kaum zu berühren, obschon, wie wir eben lesen, ein Stück dieser Gattung: „König Mammon" von Ludwig Köhler, jüngst in Koburg, das freilich keine Geld-, Finanz- und Handelsstadt ist, mit bestem Erfolge aufgeführt wurde. An einer Stelle hebt der Verfasser hervor, daß, weil bei classischen Stücken im Théâtre français der Vorhang niemals falle, dieselben, auch wenn sie aus fünf Acten bestehen, nie länger als 1½—2 Stunden spielen, „während man auf den deutschen Theatern über der Schiller'schen «Phädra» mit Gemüthlichkeit einen ganzen Theaterabend vertrödelt". Die ermüdend lange Dauer der classischen deutschen Tragödien ist auch eine der Ursachen, und nicht eine der geringsten, daß sie nicht so besucht werden, als es zu wünschen ist. Vermochte es doch selbst Goethe nicht über sich zu gewinnen, bei der Aufführung Schiller'scher Trauerspiele den fünften Act abzuwarten!

Wenn Wolzogen in London hinlänglich Gelegenheit hatte, den tiefen Verfall der zu einer bloßen Vergnügungs- und Schauanstalt herabgesunkenen englischen Bühne wahrzunehmen, den er dann in seinem Aufsatze „Das englische Theater der Gegenwart" eingehender geschildert und gekennzeichnet hat, so wird diese Wahrnehmung durch einen höchst glaubwürdigen Gewährsmann, den englischen Schauspieler Georg Vandenhoff, in seinen „Blättern aus dem Tagebuche eines Schauspielers" (Nr. 2) noch schlagender bestätigt. Georg Vandenhoff ist der Sohn des noch im hohen Alter als Privatmann lebenden und soviel wir wissen noch bedeutendern Schauspielers John Vandenhoff, dessen Vorfahren aus Holland mit Wilhelm von Oranien nach England eingewandert waren. Georg war für die juristische Laufbahn bestimmt und ausgebildet und hatte das Glück gehabt, schon in frühen Jahren eine sichere Stelle mit festem Einkommen zu erlangen. Trotzdem ging er zum Theater, um, wie er andeutet, der Gefahr zu entgehen, sich dem Trunk zu ergeben oder sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen; wäre damals Krieg gewesen, so würde er, wie er versichert, in ein Cavalerieregiment eingetreten sein. Sein Vater war mit seinem Entschluß durchaus nicht einverstanden, und als sie einmal zufällig in einem und demselben Stücke auftraten, so litt beider Spiel bedeutend durch das Misbehagen, welches John Vandenhoff über dieses Zusammenspiel mit seinem Sohn empfand und das er zu verheimlichen außer Stande war. Georg Vandenhoff spielte in Covent-Garden, gastirte zwischendurch in mehreren Provinzstädten und zehn Jahre lang, von 1843—53, in den Vereinigten Staaten. Aber er wurde, oder war schon längst, des Theaterlebens überdrüßig und, nachdem er sich mit einer Amerikanerin verheirathet, entsagte er der Bühne, ging nach Nordamerika zurück, und erscheint jetzt vor dem Publikum nur noch als Erklärer und Vorleser, namentlich Shakspeare'scher Stücke, die immer das Hauptobject seiner Liebe und seiner Studien bildeten, was ihm nur zur Ehre gereicht. Auch war Hamlet seine Lieblingsrolle und gelegentlich treffen wir auf ganz gute Bemerkungen über diesen Charakter.

Vermuthen wir recht, so war Georg Vandenhoff zwar ein fleißiger, denkender, brauchbarer, routinirter und über ein umfangreiches Repertoire verfügender Schauspieler, aber doch zur Kunst nicht geboren; er fand in ihr wenigstens nicht die Befriedigung, die er suchte. Die Kunst muß dem Künstler alles sein, und das war sie ihm nicht; er muß ihr alles zum Opfer bringen, und das that er nicht. Er nahm und nimmt zu viele bürgerliche Rücksichten, die bei dem wahren Künstler zurücktreten müssen. Er bedauert, daß die Kunst jetzt zu „keinen großen materiellen Resultaten" mehr führe, daß die Zeit, wo man auf der Bühne reich werden konnte, dahin sei und wol nimmer wiederkehren werde, ja sogar, daß der Schauspieler von Staatsangelegenheiten und vom Parlament ausgeschlossen sei. Als ob es der Ehrgeiz eines echten Künstlers sein könne, Mitglied irgendeiner parlamentarischen Versammlung zu werden! Er beneidet jeden noch so „mittelmäßigen" Prediger, Advocaten, Ingenieur u. s. w., weil dieser doch ein gutes Einkommen, eine achtungswerthe, bürgerliche Stellung haben und in Ehren sterben könne — ja vielleicht in Ehren vor der Welt, aber nicht immer (z. B. ein heuchlerischer Geistlicher) vor seinem Bewußtsein. Wenn Georg Vandenhoff auf Gastreisen geht, so ist sein erster Zweck immer der, ein „Geschäft" zu machen, und fast immer nennt er seine Kunst „profession". Was sollte aus den Künsten, und nicht blos aus der Schauspielkunst werden, wenn alle, welche zur Kunst Beruf haben, so denken wollten, wie Vandenhoff jetzt wenigstens denkt! Leider wird unter den materiellen Einflüssen der Zeit, in einer Gesellschaft, welche die pauvreté nicht mehr als ein Unglück, sondern als ein Laster und Verbrechen anzusehen scheint, und der ein mittelloser Mann, mag er auch sonst der geistreichste und verdienstvollste von der Welt sein, als ein fliehenswerther Paria und Ausgestoßener gilt, die Zahl solcher Kunstbeflissenen größer und größer, welche derselben Ansicht huldigen wie Vandenhoff, nur daß sie weniger aufrichtig sind und das Mäntelchen der Kunstbegeisterung umhängen, um darunter die nur zu materiellem Gewinn geschäftigen Hände zu verbergen. Von seinem Standpunkt mag Vandenhoff ganz recht haben, wenn er den jüngern Männern zuruft, zur See, zur Administration u. s. w., nur nicht zur Bühne zu

gehen; aber wenn er auch den jungen Damen, „die der bunte Theaterflitter in ihre nächtlichen Träume verfolgt“, väterlich anräth, sich eine Nähmaschine zu kaufen und mit ihr fleißig zu sein, statt aufs Theater zu gehen, und wenn diese die von Vandenhoff seiner Schrift einverleibte Liste der Schauspielerinnen durchlaufen, die sich in den Adel Englands einheiratheten, so werden sie seine Warnung in den Wind schlagen. Anastasia Robinson nämlich wurde Gräfin Peterborough, Miß Mellon Herzogin von Albans, Miß Fenton Herzogin von Bolton, Miß Farren Gräfin von Derby, Miß Brunton Gräfin von Craven, Miß O'Neill Lady Becher, Miß Stephens Gräfin von Essex, Miß Foote Gräfin von Harrington, Miß Paton Lady W. Lenox und Mistreß Nisbett Lady Boothby. Man muß gestehen, daß diese Damen, die sich ja auch Künstlerinnen nannten, ihre Kunst oder ihre Künste sehr gut zu verwerthen und mit ihrer Liebe auch eine treffliche Speculation zu verbinden wußten.

Vandenhoff hat bei alledem von dem Schauspieler, wie er sein sollte, einen hohen Begriff. Ihm ist der Schauspieler „in der Darstellung der dunklern Leidenschaften ein öffentlicher Wohlthäter, der seinen Geist und seinen Körper hingibt, um die belebte Beleuchtung der schrecklichen Phasen der Leidenschaft hinzustellen und der sein eigenes zitterndes und zuckendes Herz den Experimenten widmet, die unserer Wissenschaft und unserm Geiste moralische Exempel sind“. Um aber eine solche Aufgabe erschöpfend zu erfüllen, „muß der Künstler das menschliche Herz studiren in seinen feinsten Regungen und dem ganzen Umfange seiner Licht- und Schattenseiten; er muß außerdem die verschiedenen Charaktere ins Auge fassen, die Motive ihrer Handlungen, ihre Leidenschaften und deren Ausdruck, wie derselbe durch das Alter, den Charakter und die Umstände bedingt wird.... Solch ein Schauspieler würde dann das lebendige Wort des Dichters und des Philosophen sein, die Stimme der Orakel ihrer Weisheit, der Hohepriester an dem Altar der menschlichen Natur, der große Seelenanatom, der den Menschen dem Menschen erklärt.“ Diese Worte sind schön, und wol kaum ein deutscher College würde sie ihm nachzuschreiben versuchen, ohne in unerträglichen Schwulst zu verfallen. Man sieht, Vandenhoff hat seinen Shakspeare, den weisen Lehrer der englischen Nation, die gesunde Grundlage ihrer Intelligenz und Moral, nicht umsonst studirt.

„Aber“, fährt Vandenhoff bedauernd fort, „der Geschmack unserer Zeit hat eine niedrige Richtung und sucht in trübern Quellen seine Genüsse, sodaß die Bedeutsamkeit unserer Tage auch ohne Größe bestehen kann. Denn es ist nicht das Große, Erhabene und Edle, was gefällt, sondern das Niedere, Triviale, Seichte und Ephemere. Es ist vergebens, über den Verfall des dramatischen Talents zu schreien; denn der Geschmack des Publikums macht den Schauspieler und erhebt und erniedrigt ihn, je nachdem er selbst hoch oder niedrig steht.“ Es werde, versichert er, heutzutage mehr Geld fürs Theater ausgegeben als selbst in der classischen Periode englischer Schauspielkunst; aber man gehe ins Ballet, in die italienische Oper oder in die Posse. Als Kunst sei das englische Schauspielerthum im Aussterben begriffen, denn es sei keine Bildungsschule für junge Talente mehr vorhanden. Drury-Lane und Covent-Garden seien früher solche Schulen gewesen; aber diese Theater seien jetzt in Häuser für die italienische Oper verwandelt. Charles Kean habe das Princeßtheater aufgegeben und mit ihm hätten die Shakspeare-Wiederholungen ihr Ende erreicht. Das Haymarkettheater bringe größtentheils Uebersetzungen aus dem Französischen oder Possen von Buckstone. In Amerika sei es ganz ebenso. Der Verfasser theilt einen Zettel des Parktheaters mit, worauf, um das Publikum anzulocken, eine Aufführung des „König Johann“ als „große Shakspeare-Wiederbelebung“ angezeigt und weiter bemerkt war: „Die Decorationen sind auf 15000 Quadratfuß Leinwand von den Misters Hillyard, Grain und Gehülfen gemalt; die Costüme und kostbaren Waffen, 176 Stücke, sind von Mr. Dejonge“ u. s. w. Solche Mittel muß man jetzt anwenden, um Engländern und Amerikanern ihren Shakspeare genießbar zu machen.

An Anekdoten und Theaterklatsch (wie über die galante Madame Vestris, die Directrice von Covent-Garden, die „viel durchgemacht, namentlich mit thörichten jungen Lords, schönen Gardeoffizieren und einigen verschimmelten alten Sündern“, über junge und alte Theaterdamen, über Liebschaften mit glücklichem und unglücklichem Ausgange, über verkommene Provinzialschauspieler, über Coulissenintriguen, interessante Vorgänge im Conversationszimmer und bei den Leseproben u. s. w.), aber auch an gelungenen und lehrreichen Charakteristiken der Kunstweise berühmter Schauspieler und Schauspielerinnen in England und Nordamerika, wie einiger Theaterdichter, z. B. Leigh Hunt und Sheridan Knowles, ist das Buch so reich, daß es sich mit größtem Behagen und stellenweise nicht ohne Nutzen durchlesen läßt. Auch die Gestalten auswärtiger Schauspieler und Schauspielerinnen, die Rachel und Ristori und unser Emil Devrient tauchen darin auf. Vandenhoff gibt der Ristori vor der Rachel unbedingt den Vorzug; die Rachel habe keine Liebe in der edeln Bedeutung des Worts besessen; von der niedern Leidenschaft habe sie mehr denn genug gehabt. Emil Devrient sah er bei dessen erstem Gastspiel in London als Hamlet. Vom zweiten Act an habe Devrient, meint Vandenhoff, die Schattirungen des Charakters ausgezeichnet nuancirt und den verstellten Wahnsinn Hamlet's mit großer Feinheit zur Erscheinung gebracht; aber es habe ihm an Anmuth und Würde gefehlt, er habe nichts von einem Prinzen an sich gehabt; außerdem habe er sich einer „shooking absurdity“ schuldig gemacht. Als er nämlich nach der Scene mit dem Geiste „einigen“ Applaus erhalten, sei er, die ganze Situation vergessend und störend, an die Lampen vorgetreten, um sich dreimal vor dem Publikum zu verbeugen. Solche „violations of propriety“ durch knechtische Schmeicheleien gegen das Publikum seien gemein und zeugten von erbärmlichem Ehrgeiz (pitiful ambition). Allerdings hätte Devrient dieser deutschen Unsitte, über die sich Vandenhoff vielleicht zu entrüstet zeigt, gegen die aber das deutsche Publikum wieder viel zu nachsichtig ist, in London nicht huldigen sollen. Indeß glaube man deshalb nicht, daß die berühmten Schauspieler Englands minder eitel seien als die deutschen; denn es ist richtig, daß die Schauspieler an Eitelkeit und Arroganz, die bei ihnen oft wahrhaft lächerliche Formen annehmen, sogar eine gewisse Klasse von Dichtern und Schriftstellern noch übertreffen, was sicherlich viel sagen will. An dieser Eitelkeit leidet oder litt Farren so gut wie Macready, der auf nichts weiter bedacht war, als seine Person auf der Bühne zur Geltung zu bringen. Dramendichter mußten sich gefallen lassen, daß er ihnen die schönsten Stellen verstümmelte oder strich, damit die Schauspieler, die sie zu sprechen hatten, nicht etwa neben ihm einen Applaus erhielten; wenn er den Othello darstellte, so mußte Jago möglichst gleichgültig spielen und den Rücken gegen das Publikum wenden; wenn er aber den Jago darstellte, so mußte dieser zur Hauptfigur des Stücks werden und Othello soviel als möglich in den Hintergrund treten u. s. w. Dabei ist Macready ein bürgerlich braver Mann, der, von seinem erworbenen Vermögen als Privatmann lebend, nur in der Literatur und in menschenfreundlichen Entwürfen für die Erziehung der Jugend in seiner Nachbarschaft die Genüsse seines Alters findet. Vandenhoff erzählt, wie einmal ein Witzbold Namens Taylor die Eitelkeit Edmund Kean's strafte. Dieser, der sich für den besten Richard III. hielt, forderte einmal in lustiger Gesellschaft genannten Taylor auf, eine Grabschrift auf den berühmten Schauspieler Cooke aufzusetzen, in der Hoffnung, daß darin auch seiner lobend gedacht werden würde. Taylor war unverzüglich damit fertig, überreichte Kean den Zettel, und dieser las:

Hier unter diesem Rasenbett und dieses Steines Mitte
Liegt Cooke begraben und mit ihm . . . . .

Kean hielt mit gerunzelter Stirne inne; aber was konnte es helfen, er mußte fortfahren, und mit schlecht verhaltenem Aerger las er zu Ende:

Liegt Cooke begraben und mit ihm . . . . . Shakspeare's Richard
der Dritte.

Mit der Fröhlichkeit der Gesellschaft war es nun aus; Taylor

schlich sich wie ein armer Sünder davon und die übrigen folgten ihm bald nach.

Eine rührende Geschichte, ein vollständiger kleiner Roman (und die Engländer wissen dergleichen vortrefflich zu erzählen) ist die eingewebte Episode von Coralie Walton, welche, als sie auf dem Provinzialtheater in S. neben Vandenhoff als Hamlet die Ophelia spielte, in der letzten Wahnsinnsscene infolge unglücklicher Liebe wirklich wahnsinnig wurde und bald darauf an Erschöpfung starb. Es existirt ein deutscher Roman „Johannes Mackel", ziemlich verschollen wie so viele Erzeugnisse derselben Gattung, in welchem das gleiche Motiv einer Episode (II, 64—71) zu Grunde gelegt ist. Ein deutscher Autor erzählte also schon im Jahre 1841 (wo der Roman erschien), was sich ein Jahr später, im Sommer 1842, auf einer englischen Provinzialbühne wirklich zutragen sollte. **H. M.**

Lord Dufferin's Lustfahrt nach Island und Spitzbergen.

Briefe aus hohen Breitegraden. Bericht über eine Reise des Yachtschoners Foam nach Island, Jan Mayen und Spitzbergen im Jahre 1856. Von Lord Dufferin. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Wer je zur Sommerzeit auf einem Rheindampfer gefahren oder durch die Museen unsers Elb- oder des italienischen Arno-Florenz gewandert ist, kennt den reisenden Lord und die blonde Miß, die in unserer Literatur zu stehenden komischen Figuren ausgeprägt und vielleicht nirgend mit kräftigerm Pinsel und frischerm Humor gezeichnet worden sind, als in Waiblinger's „Briten in Rom". Wenn wir jedoch unsere Lachlust an diesem muthwilligen Genrebilde befriedigt haben und zu vorurtheilsfreiem Nachdenken zurückgekehrt sind, so können wir uns schwerlich der Ueberzeugung verschließen, daß es ein Unrecht sein würde, eine große Nation nach jenen Zerrbildern zu beurtheilen, deren närrische Sonderbarkeiten von den wahrhaft Gebildeten unter ihren eigenen Landsleuten belächelt und gemisbilligt werden. Versetzen wir uns im Geiste aus den Galerien von Dresden und Florenz nach den Dschunglen Ostindiens oder den Eisfeldern des Nordpols, von dem Pavillon des Rheindampfers an Bord einer englischen Yacht, so erscheint uns der englische Reisende in einem ganz andern Lichte. Da finden wir ihn auf seinem eigentlichen Boden, in seinem wahren Elemente. Da verstehen wir das stolze Wort von Fox: „England ist nur unser Absteigequartier, aber die Welt, die Welt, das ist das eigentliche England!" Da begreifen wir, welche Bereicherungen und Schätze die Erdkunde, die Naturwissenschaft, die Alterthumskunde und die Literatur der zähen Ausdauer, der verständigen Beobachtung, dem klaren Blicke und dem unbestechlichen Urtheil der englischen Reisenden verdanken. Gerade im Hinblick auf die englischen Rhein- und Museumscaricaturen lohnt es der Mühe und erscheint es als ein Act der Gerechtigkeit, wieder einmal einen englischen Reisenden höherer Ordnung — und wäre es auch nur ein Vergnügungsreisender — näher ins Auge zu fassen und ihn auf seinem Ausfluge zu begleiten. Einen solchen Reisenden aber lernen wir in Lord Dufferin kennen.

Lord Dufferin ist ein irischer Peer, der eine Leidenschaft für das Meer hat — freilich keine noble Passion im Sinne des deutschen Adels. Die civilisirten Meere Europas hat er bereits hinlänglich befahren, ihn verlangt danach, sich einmal außerhalb des Bereichs der Civilisation umzusehen. Das große arktische Drama, das mit der Gewißheit vom Untergange Franklin's geendet hat, hat auch sein Herz, wie das jedes Engländers, mit Theilnahme erfüllt und seine Wißbegierde nach dem Eismeere gelenkt. Also nach Norden! Zwischen die Eisberge der Baffinsbai darf er sich jedoch mit seinen nur zwei Zoll starken Schiffswänden nicht wagen und entschließt sich daher zu Island, Jan Mayen und Spitzbergen, die ohnehin so selten von andern Seefahrern als Wallfischfängern besucht werden und von denen daher seit so langer Zeit keine Kunde zu uns gedrungen ist. Er bemannt und verproviantirt seine Yacht, ein schmuckes Fahrzeug von nicht mehr als 80 Tonnen, und schifft sich in Oban an der Westküste von Schottland am 5. Juni 1856 wohlgemuth ein. In Stornaway auf der Insel Lewis wirft er zum letzten male an vaterländischer Küste Anker. Kaum aber hat er die Insel im Rücken, so packt ihn ein Sturm, daß er nicht nur alle Segel reffen, sondern sogar die Topmasten abnehmen muß. Die furchtbaren, sogenannten spanischen Wellen des Atlantischen Oceans, der gerade zwischen Schottland und Island höher gehen soll als irgendwo anders, schleudern seine Nußschale unbarmherzig umher, indessen er selbst am Kaminfeuer seiner aufs bequemste ausgestatteten Kajüte sich eines innigen Wohlbehagens erfreut.

Während so der kleine Foam nach Island getrieben wird, wollen wir uns ein wenig an Bord umsehen und die Schiffsgesellschaft mustern. Als Führer und Dolmetscher der Expedition dient ein junger Isländer, Sigurdr, des Jonas Sohn, seines Zeichens ein Rechtsbeflissener in Kopenhagen, ein stiller, ernster Nordländer. Die zweitwichtigste Person ist der Schiffsarzt, Mr. Fitzgerald, zugleich Botaniker und Photograph, der furchtbar von der Seekrankheit geplagt wird, dessenungeachtet aber Medicin für seinen von einem Fieberanfall heimgesuchten Schiffsherrn braut und ihn sorglichst pflegt. Drittens William Wilson, der Kammerdiener Sr. Lordschaft, ursprünglich ein Gärtnerbursche aus Chiswick, dann Ansiedler am Cap und endlich Steward an Bord eines australischen Packetdampfers. Mr. Wilson ist ein richtiger Heulmeier, was die Engländer einen Krächzer (croaker) nennen, den sein fröhlicher Herr sehr ergötzlich abconterfeit hat. Für ihn hat die ganze Welt nur eine Farbe, nämlich schwarz. Folgendes ist die Art, wie er den armen seekranken Doctor zu trösten sucht:

„Nun, Wilson — so fragt der Doctor — ich hoffe diese Geschichte wird doch nicht allzu lange dauern?

Stimme aus dem Grabe: Weiß nicht, Sir.

Fitz. Aber Ihr habt doch wol oft Reisende seekrank gesehen?

Die Stimme. Oft, Sir, sehr krank.

Fitz. Nun so im Durchschnitt, wie bald erholten sie sich?

Die Stimme. Einige, Sir, erholten sich nie wieder.

Fitz. Nun aber diejenigen, welche wieder gesund wurden?

Die Stimme: Ich kannte einen Geistlichen und seine Frau, die waren seekrank auf der ganzen Reise, fünf Monate lang, Sir.

Fitz (ganz stille).

Die Stimme (noch grabesähnlicher wie zuvor): Und, Sir, manchmal stirbt man auch.

Fitz. Uh!"

Die übrigen Personen der Schiffsmannschaft, der in Greenock in Stelle des plötzlich erkrankten Masters glücklich aufgegabelte Mr. Wyse, der Proviantmeister, der Koch, der Steuermann u. s. w. sind ohne Interesse für uns; wir wollen nur noch bemerken, daß sich alles in allem die ganze Schiffsmannschaft auf 15 Personen belief.

Die glückliche Landung in Reykjavik erfolgte am 21. Juni. Hier wurde der Reisende mit echt nordischer Gastlichkeit empfangen, welche ihren Höhepunkt, oder in Anbetracht des hitzigen Pokulirens richtiger Siedepunkt, in einem Gastmahl beim Statthalter Grafen Trampe fand. Auch dem patriarchalischen Bessestad, einst dem Wohnsitz Snorri Sturluson's, des Verfassers der „Heimskringla-Saga", wurde ein Besuch abgestattet. Allein durch diese geselligen Vergnügungen ließ sich der Reisende keineswegs von dem ernstern Vorhaben abhalten, sondern kaufte sofort einen Tabun von 26 zottigen Ponies behufs eines Ausflugs nach den Geisirn, der im echten Karavanenstile ausgeführt wird. „Die Geisire", sagt er, „sind in der That außerordentliche Wunder der Natur, aber außerordentlicher und wunderbarer ist doch Thingvalla, und verlohnt es sich um der Geisire willen die Spanische See zu durchmessen, so sollte man sich nicht

scheuen, eine Reise um die ganze Welt zu machen, um Thingvalla zu sehen." Von beiden Naturwundern, den Geisirn wie von Thingvalla, gibt uns Lord Dufferin eine außerordentlich malerische Schilderung, deren Anschaulichkeit durch die seinem Buche beigegebenen Abbildungen wesentlich erhöht wird. Am Geisir wird ein Lager aufgeschlagen, wobei Wilson's Cap-Erfahrungen gute Dienste leisteten und der Koch sich durch Benutzung des kochenden Sprudelwassers zum Herrn der Situation macht. Während die Gesellschaft hier photographirt, Vögel schießt und Schach spielt, kommt zu ihrem Erstaunen ein zweiter Reisezug herangesprengt, der des Prinzen Napoleon, der die „Entente cordiale" der beiderseitigen Vaterländer sofort auf den englischen Lord überträgt. Sie kehren zusammen nach Reykjavik zurück, und Lord Dufferin gibt dem Prinzen zu Liebe den beschlossenen Ritt nach der Nordküste auf, wogegen der Prinz den Lord ins Schlepptau seiner Reine Hortense nimmt. So dampfen sie an der Westküste von Island entlang nach der Banquise zu. Die Banquise ist nämlich „der äußere Rand des Eisgürtels, der den östlichen Theil von Grönland umsäumt". Nach einigen Tagen wird der Polarkeis passirt, ein Ereigniß, das durch festliche Toilette des Foam und einen Maskenscherz am Bord der Reine Hortense in derselben Weise wie das etwas wärmere Passiren der Linie gefeiert wird. Immer tiefer sinkt nun das Quecksilber, immer höher thürmt sich das Eis. Hören wir, wie unser Reisender das letztere beschreibt (S. 152):

„An Seltsamkeit der Formen und Farbenpracht übertrafen diese wundervollen Massen alles, was ich mir vorgestellt hatte, und wir fanden unendliches Vergnügen daran, ihren phantastischen Zug zu beobachten. Einmal war es ein Ritter zu Pferde in saphirnem Harnisch mit weißer vom Helme hängender Feder; dann ein Kirchenfenster von Chrysopras, vom letzten Schneesturm frisch bepudert. Oder eine platte schroffe Klippe von Lapis Lazuli, oder ein Pagodenbaum mit von den Zweigen ausgehenden Wurzeln und einem Laubwerk, zarter als die feinste Efflorescenz geschmolzenen und erkalteten Metalls, oder ein Zauberdrache, die Flut mit smaragdnen Schuppen theilend, oder was sonst deine Phantasie heraufzubeschwören liebte."

Aus Furcht vor dem Eise und aus Mangel an Kohlen sah sich die französische Corvette bald zur Umkehr genöthigt, während die englische Yacht in fast handgreiflichem Nebel einsam ihren Curs nach Jan Mayen fortsetzte. Die Geduld der Mannschaft war beinahe ausgegangen, als Lord Dufferin plötzlich eine Veränderung wahrzunehmen glaubte. „Die dicken Dunstwirbel" so erzählt er, „schienen sich kaum merklich zu lichten, und ein paar Augenblicke später spaltete sich plötzlich das schwere graue Wolkendach, und ich schaute in der Lücke, viele tausend Fuß über meinem Haupte, wie schwebend am krystallenen Himmel einen Kegel hellbeleuchteten Schnees. Du kannst dir mein Entzücken denken; so muß es einem Einsiedler zu Muthe sein, der einen Blick in den siebenten Himmel thut! Hier war also das lang ersehnte Gebirge in unserer allernächsten Nähe! Columbus kann nicht glücklicher gewesen sein, als er nach so vielen angstvoll durchwachten Nächten die ersten Feuer einer neuen Hemisphäre auf dem Wasser tanzen sah!"

Mit größter Mühe gelingt die Landung, bei der gerade die Kleinheit und Behendigkeit des Schiffs sich von wesentlichem Nutzen erwies. Einige geologische Cabinetsstücke werden eingesteckt, eine abgedankte Schiffsfigur nebst der obligaten Flagge und Blechbüchse werden auf einem Felsblocke so gut als möglich befestigt, man eilt befriedigt wieder an Bord und der Foam macht sich so schnell als möglich — nicht aus dem Staube, sondern aus dem Eise. Die 800 Seemeilen bis zur norwegischen Küste werden in acht Tagen glücklich zurückgelegt, aber leider zeigt sich diese Küste außerordentlich ungünstig zum Landen. Die Berge und Klippen sind einander so ähnlich wie die „Zähne einer Säge", die Fjorde zahllos, Baken und Bojen fehlen gänzlich, und die Lootsen kommen erst an Bord, wenn man ihrer nicht mehr bedarf. „Wenn der König aller Gothen", so schließt Lord Dufferin seine Klage, „hier und da am Rande seines arktischen Bergestades einen Leuchtthurm bauen wollte, so würde er manchem ehrlichen Kerl ein Herzweh sparen."

Allein den Tapfern hilft das Glück: die Einfahrt in den richtigen Fjord gelang, und der Reisende landete in Hammerfest, der nördlichsten Stadt Europas, die sehr nach ranzigem Fischöl stinkt und über welche er im übrigen Mr. Murray's Handbuch nachzuschlagen bittet. Ihn selbst interessiren hier nur die Lappländer, denen er in den Straßen begegnet und die er uns in einer drastischen Schilderung wie in der gelungenen Photographie einer lappländischen Lady vorführt. Nachdem Lord Dufferin pflichtschuldigst mit dem englischen Consul Diners gewechselt, fährt er nach Altengaard, wo er einem liebenswürdigen Landsmanne nebst seiner noch liebenswürdigern Gattin (einer Eingeborenen der Loffoden, in welcher er Frithjof's Ingeborg verkörpert zu sehen glaubt) und den liebenswürdigsten Kindern einen Besuch abstattet und dann die Flut benutzt, um aus dem Wirrwarr der Fjorde wieder ins offene Meer zu gelangen.

Die in Hammerfest über die Fahrt nach Spitzbergen eingezogenen Nachrichten lauteten zur großen Befriedigung des Mr. Wilson so ungünstig wie möglich. „Wissen Sie, Sir?" so flüsterte Wilson eines Tags mit Leichenbittermiene dem Doctor bei Tische ins Ohr. „Nein, was denn?" sagte der Doctor athemlos. „Ach nichts, Sir; nun sind eben zwei Schaluppen von Spitzbergen — daß sie aber nicht erreichen konnten, Sir — zurückgekehrt; solche Massen Eis — 200 Meilen vom Lande ab — und ach, Sir — sie kamen mit eingedrückter Schiffswand wieder." Die Witterung, hieß es, sei außerordentlich ungünstig und Spitzbergen in diesem Sommer unmöglich zu erreichen. Lord Dufferin fand jedoch, „daß es einem Gentleman schlecht angestanden haben würde, beim Anblick der ersten Schwierigkeiten den Muth sinken zu lassen". Er setzte seine Hoffnung mit richtiger Berechnung auf den erwärmenden Golfstrom, segelte in Gottes Namen darauf los, und der Erfolg rechtfertigte sein Vertrauen vollständig. Schon am dritten Tage wurde die Väreninsel erreicht, und nach langwierigen und nicht ungefährlichen Kämpfen mit dem Eise, nachdem schon die Rückkehr zugesagt war, wenn sich binnen 12 Stunden keine günstige Aussicht zeigen sollte, öffnete sich das Meer, und der Foam konnte am 6. August 1 Uhr Morgens glücklich in den stillen Hafen English Bay an der Westküste von Spitzbergen vor Anker gehen.

So war Lord Dufferin endlich am kalten Ziele seiner heißen Sehnsucht angelangt. Und welches war die Belohnung, die ihm zu Theil ward? Staunend erblickte er ein furchtbar-schönes Panorama gewaltiger Felsen, die aus Eis zu bestehen und mächtiger Gletscher, die sich in Felsen verwandelt zu haben schienen; ein Panorama, das in starre Leblosigkeit gehüllt und von dem unheimlichen Scheine der Mitternachtsonne beleuchtet ist. Die lautlose Stille wird durch nichts als durch das Donnern der Gletscher und Eisstürze unterbrochen. Vorsichtig und wohlbewaffnet nicht nur mit seinem Jagd-, sondern auch mit seinem photographischen Apparat steigt der Lord ans Land. Von den Renthieren und Rehen, die man ihm in Hammerfest in solcher Fülle versprochen hat, findet er jedoch nichts als die Fährten. Das einzige jagdbare Gethier ist ein Volk Schneehühner, welche der argusäugige Sigurdr erspäht und die dann, bei ihrer Furchtlosigkeit vor Menschen, mehr abgeschlachtet als gejagt werden. Während dessen wurde die an Bord zurückgebliebene Mannschaft von größerm Jagdglück begünstigt, indem es ihr gelang, einen auf das Schiff zuschwimmenden Polarbären durch ein regelrechtes Pelotonfeuer zu erlegen. Dem Bedürfniß nach frischem Fleische wurde dabei leider nur durch die Hühner abgeholfen, da die aus dem seligen Bären zurecht geschnittenen Braten in aller Stille wieder über Bord wandern mußten, nachdem sich der aus Island mitgenommene Fuchs durch den Genuß der Eingeweide einen heftigen Krampfanfall zugezogen hatte. Die Leber des Bären gilt sogar für nicht viel weniger als giftig. Die einzige Spur von Menschen sind — Leichen, oder vielmehr Gerippe, die in ihren offenen Kästen (Särge wäre ein zu starker Euphemismus) als ein grausiges Mene Mene Tekel auf der

Küste stehen. Von Gräbern ist auf diesem unaufthaubaren Boden selbstverständlich keine Rede. Zu Häupten des einen Gerippes verkündet uns ein morsches hölzernes Kreuz Namen und Jahreszahl: Jakob Moar, ohne Zweifel ein holländischer Walfischfänger, hieß der Unglückliche, der hier am 2. Juni 1758 im vierundvierzigsten Lebensjahre seinem Schicksal erlag und dessen irdisches Theil, das doch wieder zu Erde werden soll, diese ungastliche Erde in ihren Schos aufzunehmen verweigerte. Wie unserm Lord von einem Augenzeugen versichert worden ist, „kann man in der Magdalenabai noch jetzt die Leichen von Menschen sehen, die vor mehr als 250 Jahren gestorben sind; diese Leichen sind so wohl erhalten, daß man nur durch heißes Wasser die eisige Rinde, welche sie umgibt, hinwegzunehmen braucht, um die unveränderten Gesichtszüge der Todten wahrzunehmen".

Nachdem das übliche Denkzeichen mit der englischen Flagge errichtet und eine Ladung Treibholz für das nächste Weihnachtsfeuer an Bord geschafft ist, lichtet der Foam nach viertägigem Aufenthalte am 11. August die Anker. Der Lord legt jetzt seinen Curs weiter westwärts, bis in die Nähe des grönländischen Eises, wodurch er ein freieres Meer als auf der Hinfahrt gewinnt. Ein günstiger Sturm fegt überdies das Schifflein drei Tage lang vor sich her, sodaß es bald wiederum „christlichere Breitengrade" erreicht, wo die Mannschaft mit fast kindischer Freude wieder die ersten Schiffe begrüßt.

Am 22. August traf Lord Dufferin in Drontheim, „der Hauptstadt der alten norwegischen Seekönige", ein, wo er einem zu Ehren des eben anwesenden Kronprinzen gegebenen Balle beiwohnt und die Beleuchtung der Stadt durch einige blaue Lichter auf seiner Yacht verschönern hilft. Von hier über Christiansund und bis Kopenhagen bietet die Reise wenig Anziehendes mehr dar; es sind die einzigen Tage, an denen der Reisende Langeweile empfunden zu haben versichert. In Kopenhagen trennt er sich von dem liebgewonnenen Sigurdr und eilt am 13. September mit seinem Doctor über Hamburg der Heimat zu, während er seine Yacht — wie Napoleon seine große Armee — unter Führung des braven Masters ihren Heimweg allein machen läßt.

So haben wir Lord Dufferin's Reise flüchtig skizzirt und glauben dadurch den Leser am besten in den Stand gesetzt zu haben, sich ein Urtheil über sie zu bilden. Denn die (in Briefen an seine Mutter abgefaßte) Beschreibung Lord Dufferin's entspricht vollkommen seiner Reise selbst. Es ist ein durch und durch gesundes Buch, das sich durch seltene Frische, durch scharfe Beobachtung und ein glückliches Talent zur Natur- und Menschenschilderung auszeichnet. Der Verfasser versteht die öden Länder des Polarmeeres nicht nur durch Personen der Gegenwart, sondern auch durch die Heldengestalten der nordischen Vorzeit zu bevölkern und zu beleben. Wir sehen in seinen Schilderungen die Geister Snorri Sturluson's, Harald Haarfager's, Olaf Trygvesson's und anderer Nordlandssöhne über die eisige, nebelbedeckte Bühne schreiten. Der Sprache des Verfassers steht die ganze Tonleiter vom leichtfertigsten Witze bis zum erhabensten Pathos zu Gebote und ein sprudelnder Humor zieht sich wie ein rother Faden durch das ganze Buch. Dieser Humor ist freilich himmelweit verschieden von dem Jean Paul's, jener kränklichen, plethorischen Stubenpflanze, deren höchster Genuß im Weinen besteht; aber auch ebenso himmelweit verschieden von der Verbissenheit Byron's, deren einziger Trost ist, sich in höhnischem Gelächter Luft zu machen. Lord Dufferin's Humor, der vielleicht nicht zum kleinsten Theile seinem irischen Blute entsprungen ist, ruht auf dem sichern Grunde edler Männlichkeit. Nur zwei- oder dreimal läßt er sich auf kleinen Renommistereien ertappen. Er fühlt sich in Harmonie mit sich selbst wie mit der Welt — wozu er allerdings alle mögliche Ursache hat —, und das stimmt ihn vergnügt. Die Genüsse wie die Hemmnisse des Lebens dienen ihm beide zur Würze desselben; mit den erstern versteht er weise hauszuhalten, die zweiten weiß er durch Einsicht und Thatkraft zu überwinden. Dabei ist er empfänglich für alles Schön und Große in der Natur wie im Menschenleben und sogar ein Stück Poet. Ueber die eingeflochtenen Dichtungen läßt sich freilich aus der im übrigen tadellosen Uebersetzung kein genügendes Urtheil gewinnen. Mit einem Worte, wie Shakspeare auch in seine ergreifendsten Tragödien einen duftigen, neckischen Humor verwebt hat, so ist Lord Dufferin's Lustfahrt nach dem Eismeere der Humor in dem erschütternden Trauerspiel der arktischen Entdeckung. Lord Dufferin hat in diesem Augenblicke eine wichtige Rolle in einer andern nicht minder großartigen Tragödie übernommen, indem er, soviel wir wissen, als Commissar seiner Regierung nach Syrien gesandt worden ist. Mögen ihm auch dort die edle Männlichkeit seines Charakters wie die ungetrübte Heiterkeit seines Geistes treu bleiben!

54.

Notiz.

Aus der deutsch-amerikanischen Journalistik.

Unser Bericht über Karl Heinzen's „Lustspiele" in Nr. 6 d. Bl. ist die unschuldige Ursache gewesen, daß sich jenseit der „großen Pfütze" in der kleinen Pfütze der amerikanisch-deutschen Journalistik ein charakteristischer Federkrieg entsponnen hat, und zwar zwischen Karl Heinzen in dessen „Pionier" und O. Ruppius in den zu St.-Louis erscheinenden „Westlichen Blättern", dem Sonntagsblatt des „Anzeiger des Westens". Vielleicht werden sich einzelne unserer Leser noch aus der Notiz „Eine Antikritik Karl Heinzen's" in Nr. 22 d. Bl. daran erinnern, in welche Wuth gegen uns Karl Heinzen durch einen Auszug versetzt worden war, den Ruppius in seinem Blatte aus unserer Recension mitgetheilt hatte, freilich mit absichtlicher Auslassung derjenigen Stellen, in welchen wir unparteiisch einzelne anerkennenswerthe Seiten des Heinzen'schen Talents und Charakters hervorgehoben hatten. Seitdem hat Heinzen die ganze Recension gelesen, und er fährt nun in Nr. 38 seines „Pionier" mit dem ihm eigenen Ingrimm gegen Ruppius los, den er einen „Falsarius" nennt, der „Büberei" beschuldigt und dann weiter bemerkt: „Wundern müssen wir uns darüber, daß man es noch mitunter übel deutet, wenn wir solche ehrlose Preßbuben — «weiße Brüder» nennt sie Herr Markgraf — mit der Hundepeitsche tractiren in der verzeihlichen Unterstellung, daß sie mit vier Beinen ausgestattet seien." Heinzen bringt hierauf die von Ruppius in unserer Kritik unterdrückten Stellen zum Abdruck, bemerkt zu der einen Stelle, daß seine (Heinzen's) Art, die Vertreter der deutsch-amerikanischen Presse zu behandeln, „ein nöthiges und wirksames Mittel gewesen ist, die hiesige Presse auf einen andern Fuß zu bringen, als sie früher war", und zu einer andern Stelle macht er ein Fragezeichen, welches so viel zu bedeuten scheint, daß es Heinzen in der That ganz in der Ordnung hält, die Freiheit durch Zwangs- und Gewaltmaßregeln ins Leben zu rufen. Solange noch jene moderne Revolutionstheorie in den Köpfen spukt, wonach man die Menschen nöthigenfalls zur Freiheit zwingen und prügeln und denen, die einen etwas abweichenden Begriff davon haben, sofort den Kopf vor die Füße legen müsse, solange wird man mit der lieben Freiheit sicherlich nicht weit kommen. Weiterhin bittet er uns, was wir ihm kaum zugetraut hätten, sein Verfahren gegen uns ab, indem er sagt: „Nachdem wir jetzt die ganze Kritik des Herrn Markgraf gelesen, thun wir Abbitte wegen unserer harten Antikritik, über die er sich, wie wir aus einer spätern Nummer der «Blätter für literarische Unterhaltung» ersehen, mit Recht empört hat. Man sieht, daß wir nicht willens sind, unserm kritischen Zuchtmeister unrecht zu thun oder ihn «inhuman» zu behandeln." Auch verheißt er, blos weil wir Sinn für „Ehrlichkeit" an den Tag gelegt hätten, die künftigen Bände seiner gesammelten Schriften als: „Erlebtes. (Biographische Skizze; Reise nach Batavia; Sieben Jahre Staatsdienst)"; „Humor und Satire"; „Politik und Revolution"; „Vorträge"; „Luise Meyen oder das Weib"; „Vermischte Schriften" u. s. w. uns zuzusenden, und er bemerkt zugleich, wir würden darin so viel Ehrlichkeit finden, „wie keine Literatur sie darbietet und dann zu ihrer Anerkennung Gelegenheit genug

haben". Gegen diesen Artikel tritt nun O. Ruppius, der so freundlich ist, sich dabei auf unser Urtheil als „das sachgemäße Urtheil eines hochstehenden europäischen Blattes" zu berufen, in Nr. 22 der „Westlichen Blätter" mit einem Aufsatz auf, der die appetitliche Ueberschrift: „Herr Heinzen und das literarische Knotenthum" trägt, worin wir jedoch, der Ueberschrift zum Trotz, die sehr richtige Bemerkung finden: „Die Presse ist der Spiegel für die Zustände einer Bevölkerung, und wie der Anstand im geselligen Leben, dieser verfeinerte Anerkennungsausdruck der Rechte eines andern, eine gesittete Gesellschaft charakterisirt, so charakterisiren der Ton und die Ausdrucksweise eines Journals den Gesinnungsgrad seiner Leser."

Der Curiosität wegen erwähnen wir gleich hier einen Artikel in Nr. 32 des „Pionier", der zuvörderst eine Correspondenz aus Deutschland, sodann eigenhändige Randbemerkungen Heinzen's enthält. In jener wird über die „trostlose Philisterhaftigkeit der ganzen Nation" Klage geführt und in Betreff des koburger Turnerfestes bemerkt: „Sie kamen, soffen und gingen! Das war das hohe Fest der deutschen Jugend, der Hoffnung des Vaterlandes." Heinzen selbst aber bemerkt: „Die deutschen Turner versunken, die deutschen Studenten versunken, die deutschen Kammerhelden versunken, die deutschen «Demokraten» versunken, die deutschen «Revolutionäre» versunken — alles versunken, freiwillig versunken in Dummheit, Apathie, Materialismus und Servilismus!" Ja, Heinzen findet, das Hauptübel liege darin, daß die deutschen Fürsten (zwei von ihm namhaft gemachte ausgenommen) noch besser seien als das Volk, „zu gut und liberal für diese Knechtsseelen". Das alles ist sehr lustig, aber, von welcher Seite man es auch betrachten will, zugleich sehr traurig zu lesen. Memoirenartige Mittheilungen Karl Heinzen's mit dem Titel „Zwei Reisen nach Amerika", die schon seit längerer Zeit fortgesetzt werden, enthalten die haarsträubendsten Enthüllungen über das Treiben seiner ehemaligen Mitrevolutionäre, namentlich über die Communisten von der Marx'schen Sorte und über Marx selbst, aus dessen von Heinzen mit photographischer Genauigkeit entworfenem Porträt besonders die „wie aus einem Dreckknorren geformte Nase" hervorragt. Im ganzen bezeichnet er diese Communisten als eine gänzlich treulose, gewissenlose und charakterlose Sippschaft, die es auf den Untergang alles höhern geistigen Culturlebens abgesehen gehabt. Da wir in Europa fortfahren, uns auf unsere Bildung, unsere Bildungsmittel und Bildungsanstalten so viel einzubilden, so darf man sich nicht scheuen, auch von solchen barbarischen Erscheinungen Kenntniß zu nehmen und darüber nachzudenken, worin sie wol ihren Grund haben.

H. M.

Bibliographie.

Alpenklänge. Dichterische Bilder aus den Alpen von einem bernischen Geistlichen. Bern, Blom. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Auserwählte Briefe deutscher Männer und Frauen. Herausgegeben von H. Kletke. Berlin, Hasselberg. Gr. 8. 2 Thlr.

Deutsche Dichter und Denker. Die Schätze der deutschen National-Literatur in Wort und Bild. Herausgegeben unter Mitwirkung der nahmhaftesten Schriftsteller und Künstler von L. Lenz. 1ster Band. 1ste Lieferung. Hamburg, Vereinsbuchhandlung. Gr. 4. 10 Ngr.

Düntzer, H., Goethe und Karl August während der ersten fünfzehn Jahre ihrer Verbindung. Studien zu Goethe's Leben. Leipzig, Dyk. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Felix von der Insel. Autobiographie aus dem Englischen. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 9 Ngr.

Der Froschmäusekrieg. Ein nachhomerisches komisches Heldengedicht. Im Versmaße der Urschrift übersetzt von K. Uschner. Breslau, E. Trewendt. 16. 6 Ngr.

Der Gedanke. Philosophische Zeitschrift. Organ der philosophischen Gesellschaft zu Berlin. Herausgegeben von C. L. Michelet. 1ster Jahrgang. October 1860 — September 1861. 6 Nummern. Berlin, Nicolai. Lex.-8. Halbjährlich 1 Thlr. 15 Ngr.

Streitende Gegensätze. Satirische Zeitblicke in Reimen von F. von Schönholz u. A. In 8 Abschnitten mit 16 Bildchen. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 16. 10 Ngr.

Griepenkerl, R., Auf der hohen Rast. Dramatisches Gemälde aus dem Bergmannsleben in vier Aufzügen. Freiberg, Engelhardt. Gr. 16. 18 Ngr.

Hersch, H., Maria von Burgund. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Frankfurt a. M., Sauerländer. 16. 16 Ngr.

Huschak, J. A., Dichterfrühling. Neuhaus. 16. 6 Ngr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 40ster Jahrgang, für 1861. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1861. Gr. 12. 1 Thlr. 26 Ngr.

Jean Paul's sämmtliche Werke. 1ste Lieferung. Berlin, G. Reimer. Gr. 16. 4 Ngr.

Jolowicz, H., Blüthenkranz morgenländischer Dichtung. Breslau, E. Trewendt. 16. 2 Thlr.

Keim, T., Ambrosius Blarer, der schwäbische Reformator. Aus den Quellen übersichtlich dargestellt. Stuttgart, Belser. Gr. 8. 14 Ngr.

— — Reformationsblätter der Reichsstadt Eßlingen. Aus den Quellen. Eßlingen, Weychardt. Gr. 8. 18 Ngr.

Kortüm, F., und K. A. Freih. v. Reichlin-Meldegg, Geschichte Europa's im Uebergange vom Mittelalter zur Neuzeit 1ster Band. Leipzig, T. O. Weigel. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Mahler, H. G. F., Militärisches Bilderbuch. Erinnerungen und Zeichnungen. Glogau, Flemming. 8. 1 Thlr.

Mommsen, Th., Geschichte des römischen Münzwesens. Berlin, Weidmann. Lex.-8. 6 Thlr.

Noack, L., Immanuel Kant's Auferstehung aus dem Grabe. Die Lehre des Alten vom Königsberge. Urkundlich dargestellt. Leipzig, O. Wigand. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nohl, L., Der Geist der Tonkunst. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1861. 8. 1 Thlr.

Pressel, T., Ambrosius Blaurer's, des schwäbischen Reformators, Leben und Schriften. Mit dem Bildnisse Blaurer's. Stuttgart, S. G. Liesching. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Roth, A., Marokkanische Bilder. Nach des Malers F. Buchser Reiseskizzen ausgeführt. Berlin, Springer. 1861. Gr. 8. 1 Thlr.

Runge, K., Sänger-Wallfahrt. Gedichte. Altona, Mentzel. 1861. Gr. 16. 1 Thlr.

Schaefer, J. W., Literaturbilder. Darstellungen deutscher Literatur aus den Werken der vorzüglichsten Literaturhistoriker. Zur Belebung des Unterrichts und zur Privatlectüre herausgegeben. Zwei Theile. Mit dem Bildnisse G. E. Lessing's nach May. Leipzig, Brandstetter. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das Stift. Nordische Photographien. Leipzig, Dörffling u. Franke. 1ster Theil. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vielliebchen. Ein Taschenbuch für 1861. Neue Folge, 12ter Jahrgang. Von Th. Mügge. Mit 6 Stahlstichen. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wehl, F., Novellen. Neue Herzens-Geschichten. Hamburg, Expedition der Deutschen Schaubühne. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Beyer, C., Offenes Schreiben an die Katholiken und Protestanten Leipzigs. Gotha, Stollberg. Gr. 8. 2 Ngr.

Henke, E. L. T., Eduard Platner. Festrede am 20. August 1860, dem Geburtstage Sr. Königl. Hoh. des Kurfürsten von Hessen. Marburg, Elwert. Gr. 12. 3 Ngr.

Noch einmal: Mainz das Bollwerk Deutschlands und die französische Invasion. Mainz, von Zabern. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Staatsminister von Raumer und seine Verwaltung des Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten in Preußen. Berlin, Hertz. Gr. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 47. — 22. November 1860.

Die neueste Melanchthon-Literatur.

1. Philipp Melanthon, wie er leibte und lebte. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Reformation für Leser aus allen Ständen. Von J. E. Volbeding. Nebst zwei Anhängen: Erläuterungen und Zusätzen zu dem Charakterbilde und einem ausführlichen Berichte über die letzten Lebenstage, den Tod und das Begräbniß Melanthon's. Leipzig, Dyk. 1860. Gr. 8. 12½ Ngr.
2. Melanchthon im Dienste an heiliger Schrift. Ein Denkmal in der Bibelwelt zur dritten Säcularfeier des Vollendeten. Von Wilhelm Thilo. Berlin, Th. Enslin. 1860. Gr. 8. 16 Ngr.
3. Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutschlands. Ein Lebensbild dem deutschen Volke dargestellt von H. Heppe. Zweite Auflage. Marburg, Koch. 1860. 8. 15 Ngr.
4. Philipp Melanchthon's Leben für christliche Leser insgemein aus den Quellen erzählt von Moritz Meurer. Mit Melanchthon's Bildniß nach L. Cranach. Leipzig und Dresden, Naumann. 1860. Gr. 8. 22½ Ngr.
5. Philipp Melanchthon. Ein evangelisches Lebensbild für Alt und Jung von Paul Pressel. Stuttgart, Belser. 1860. Gr. 8. 10 Ngr.
6. Melanchthon, Praeceptor Germaniae. Eine Denkschrift zur dritten Säcularfeier seines Todes von A. Planck. Nördlingen, Beck. 1860. Gr. 8. 21 Ngr.
7. Philipp Melanchthon der Lehrer Deutschlands und Martin Luther's treuester Freund und Gehülfe. Saalfeld, Niese. 1860. 8. 6 Ngr.
8. Der 19. April 1560. Ein Gedächtnißblatt an den an jenem Tage vor 300 Jahren erfolgten Tod Philipp Melanthon's. Für die Kirchen und Schulen des protestantischen Deutschland. Leipzig, Dyk. 1860. Gr. 8. 1½ Ngr.
9. Zum Gedächtniß M. Philipp Melanchthon's. Rede, gehalten im Hörsaale der Domschule zu Güstrow am 19. April 1860 von G. C. H. Raspe. Güstrow, Opitz u. Comp. 1860. Gr. 8. 5 Ngr.
10. Philipp Melanchthon. Rede, zu Melanchthon's dreihundertjähriger Todtenfeier am 19. April 1860 in der Luisenstädtischen Realschule zu Berlin gehalten von H. Pröhle. Berlin, Vogel u. Comp. 1860. 8. 5 Ngr.
11. Das Leben Philipp Melanchthon's, geschildert von F. Schaubach. Zweite Auflage. Meiningen, v. Eye. 1860. 8. 5 Ngr.
12. Melanchthon's Leben und Wirken. Mit Bezug auf den 19. April 1860, seinen dreihundertjährigen Todestag, für jedermann dargestellt von C. S. F. Schultz. Berlin, Nicolai. 1860. 8. 12 Ngr.
13. Melanchthon und die Stadt Dresden. Lokalgeschichtliche Skizze von H. M. Neubert. Leipzig, Bock. 1860. Gr. 8. 12 Ngr.
14. Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutschlands. Ein Lebensbild, auf Veranlassung der dreihundertjährigen Wiederkehr seines Todestags entworfen für Schule und Haus von A. Kottmeier. Harburg, Danckwerts. 1860. 12. 3½ Ngr.
15. Das Verhältniß Luther's und Melanchthon's zueinander. Festrede am 19. April 1860 in der Aula zu Marburg von E. L. Th. Henke. Marburg, Elwert. 1860. Gr. 12. 3 Ngr.
16. Charakteristik Melanchthon's in vier Zeichnungen von E. Schumacher. Anclam, Dietze, 1860. Gr. 8. 3 Ngr.
17. Festreden zur Erinnerung an den dreihundertjährigen Todestag Philipp Melanchthon's und bei der Grundsteinlegung zu dessen ehernem Denkmale am 18., 19. und 20. April 1860 zu Wittenberg. Mit einem Vorworte herausgegeben von K. H. E. Lommatzsch. Wittenberg, Herrosé. 1860. Gr. 8. 10 Ngr.
18. Philipp Melanchthon. Ein Lebensbild für Alt und Jung. Zur Erinnerung an die dritte Säcularfeier von Melanchthon's Todestage am 19. April 1860. Von Franz Knauth. Langensalza, Schulbuchhandlung des Thüringer Lehrervereins. 1860. 8. 6 Ngr.
19. Melanchthon-Büchlein, das ist: die getreue Geschichte des Lebens, Wirkens und Sterbens des weisen und frommen Reformators M. Philipp Melanchthon. Zur Erinnerung an denselben bei dem dreihundertjährigen Gedächtniß seines Todes am 19. April 1860, sowie zur Erbauung in dem Herrn. Für das liebe evangelische Volk und dessen Schulen. Von J. F. Th. Wohlfarth. Mit Melanchthon's Porträt und Familienwappen. Weimar, Voigt. 1860. Br. 8. 15 Ngr.

Unsere Nation hat im Herbste des vorigen Jahres die Säcularfeier Schiller's begangen, in dem Frühlinge des laufenden Jahres den dreihundertjährigen Todestag Melanchthon's.*) Die Feier des erstern Acts war ein Volksfest, wie es Deutschland, ja die Welt bisher nie gesehen; die Feier des zweiten Gedenktags beschränkte sich auf engere Kreise. Für die Literatur hat aus beiden Festen viel oder vieles resultirt; zahlreiche Federn haben sich in

*) Wir behalten die allgemein übliche Schreibweise des Namens bei. Melanchthon selbst schrieb sich ursprünglich so; erst später schrieb er, wol des Euphemismus wegen, stets Melanthon.

Bewegung gesetzt, um durch ihre Arbeiten theils die Erinnerung an die Gedenkfeier selbst, theils an die Persönlichkeiten festzuhalten, denen jene galt. Daß die auf solche Weise entstandene Schiller-Literatur massiger angeschwollen, daß in dieser Schiller-Literatur sich unter der Masse des Leichten und Ephemeren auch ungleich mehr Werke von gediegenerm Gehalt und bleibendem Werthe befunden haben, als dies in Betreff der neuesten Melanchthon-Literatur der Fall ist: die Thatsache begreift sich leicht und vollkommen. Für den Säculartag Schiller's sind allerorten neben den bescheidenen auch die besten Kräfte thätig gewesen; von der Melanchthon-Literatur läßt sich das Gleiche nicht behaupten. Es liegen uns heute 19 Arbeiten über Melanchthon vor, welche durch die dreihundertjährige Todtenfeier des Mannes veranlaßt worden sind; die Betrachtung der einzelnen wird ergeben, daß der Gewinn, welcher der Literatur aus diesen Werken erwachsen, ein verhältnißmäßig nur geringer ist.

Bei früherer Gelegenheit, bei unserer Besprechung der Melanchthon-Biographie von Wohlfarth (vgl. Nr. 7 d. Bl. f. 1859) haben wir bereits auf die Schwierigkeiten hingedeutet, welche gerade einem Unternehmen entgegenstehen, das sich die Darstellung jenes Reformators zum Vorwurfe nimmt. Was man von Homer gesagt, daß er der leichteste und gleichzeitig der schwerste Dichter für das Verständniß sei, das läßt sich mit geringer Modification auf jede Biographie anwenden. Die Biographie ist die leichteste, gleichzeitig aber auch die schwerste historische Aufgabe. Ganz leicht ist die biographische Darstellung, wenn der Darstellende auf die Production eines Kunstwerks verzichtet, wenn er sich begnügt, biographisches Material mehr oder minder übersichtlich zusammenzustellen; sehr schwer wird die biographische Darstellung, wenn der Darstellende seine Ehre in der möglichst erreichbaren Befriedigung derjenigen Anforderungen sucht, die man an ein Kunstwerk zu machen berechtigt ist. Insgemein pflegt unter den Biographen die Zahl derer zu überwiegen, welche sich zu dem angedeuteten Verzicht entschließen. Sie nennen zwar ihr Erzeugniß eine Biographie, indeß — der Name thut es halt nimmermehr! Was nun speciell eine Biographie Melanchthon's anbetrifft, so springt in die Augen, daß einer künstlerischen Bewältigung dieses Stoffs sich die wesentlichsten Hindernisse entgegenwerfen, welche aus der Natur der Materie selbst entspringen. Das Leben Melanchthon's ermangelt der dramatischen Bewegung, des dramatischen Interesses. Den Biographen dieses Mannes unterstützen nicht die wirksamen Momente, welche z. B. Strauß bei seinem Leben Hutten's in so wirksamer Weise unterstützt haben. Es kommt hinzu, daß die Biographie Melanchthon's keinen einheitlichen, in sich gerundeten und abgeschlossenen Stoff gewährt, daß der Charakter des Helden und seine Persönlichkeit nicht die Persönlichkeit und der Charakter eines Helden sind, daß bei der contemplativen Betrachtung dieses Charakters die Anerkennung wie der Tadel gleich sehr herausgefordert werden, daß die gemischten Eigenschaften und Züge, aus denen sich seine Persönlichkeit zusammensetzt, der feinsten psychologischen, um nicht zu sagen der pathologischen Analyse bedürfen. Als theologischer Schriftsteller und Docent, als Philolog und Pädagog, als Disputant und Vermittler ist Melanchthon thätig, heute zu Concessionen geneigt, die ihm morgen nach dem Einspruch der Freunde bedenklich erscheinen, hier sich an Luther anlehnend, dort ohne dessen Stütze oft schwankend und von Inconsequenzen nicht frei, nach dieser Seite nicht zu seinem Vortheil in giftige polemische Händel verwickelt, welche sich meistens auf die subtilsten Spitzfindigkeiten beziehen und des Erquicklichen nicht das Mindeste darbieten; nach andern Seiten äußern Einflüssen und den rechnungtragenden Erwägungen nicht mit der Entschiedenheit entgegentretend, welche Pflicht und Stellung geboten. Das tiefere Verständniß endlich der persönlichen wie der historischen Bedeutung Melanchthon's erfordert von dem Biographen ein genaues und ausführliches Eingehen sowol auf die politischen Actionen jener Epoche, als mehr noch und im erhöhten Grade ein genaues und ausführliches Eingehen auf die Zustände der damaligen geistigen Civilisation, auf die theologischen und kirchlichen, die literarischen und wissenschaftlichen Verhältnisse, auf die socialen und die Culturzustände des 16. Jahrhunderts. Man sieht, es gehört ein Verein seltener Kenntnisse, außerdem ein seltenes Talent der Composition und der Darstellung dazu, um den widerhaarigen, rebellischen Stoff künstlerisch auf eine befriedigende Art zu gestalten.

Wir beschlossen die Lectüre der oben genannten Schriften mit dem Eindruck und der Ueberzeugung, daß die Biographie Melanchthon's in dem angedeuteten Sinne noch erst geschrieben sein will. Die Arbeiten, welche wir im Nächsten besprechen, sind mehr oder minder wohlgemeinte Versuche, mehr oder minder brauchbare Beiträge zu einer künftigen Biographie des Reformators; sie sind entweder Skizzen, deren Entwurf nicht selten der nachhelfenden, verbessernden Hand bedarf und die vorerst der künstlerischen Ausführung entbehren, oder sie enthalten insofern fragmentarische Leistungen, als sie Melanchthon, sei es von einem einseitigen theologischen oder pädagogischen Standpunkte, sei es nach vorgefaßten Sympathien oder Antipathien beurtheilen und darstellen.

Was J. E. Volbeding in seinem Buche: „Philipp Melanthon, wie er leibte und lebte" u. s. w. (Nr. 1) liefert, hat uns mit einer gewissen Befriedigung erfüllt. Die Arbeit ist nach einem ziemlich umfassenden Quellenstudium und nicht ohne geschickte Berechnung auf den Leserkreis, den der Verfasser im Auge gehabt, zusammengeschrieben. Die reifere Schuljugend ist es, auf welche Volbeding vorzugsweise gerechnet zu haben scheint. Demgemäß erzählt er, wie etwa Gustav Nieritz oder Franz Hoffmann erzählen würden; seine Darstellung hält sich durchaus novellistisch, immer jedoch im bestimmten Anschluß an historische Thatsachen. Wissenschaftliche Belehrung war bei einer solchen Tendenz ebenso ausgeschlossen als der künstlerische Genuß des Lesers, der bereits eine weitere Bildung besitzt; in freundlicher und gefälliger

Weise sollten eben einem Publikum, an welches keine besondern Voraussetzungen zu machen sind, wie umgekehrt dasselbe mit mäßigen Anforderungen sich bescheidet, die Lebensschicksale des Reformators vermittelt werden. Die Aufgabe ist, wie gesagt, gut gelöst. Volbeding führt seine Leser in das Arbeitszimmer von Melanchthon, in das geistige Atelier des Mannes, er lehrt uns die verschiedenen und mannichfachen Arbeiten des gelehrten Professors kennen, wir thun Einblicke in seine ausgedehnte Correspondenz, treten dann in das gemeinschaftliche Familienzimmer, es wird gefrühstückt und Besuche melden sich an. Die Schilderungen leiden vielleicht mitunter an einer allzu ausgedehnten Breite, aber sie sind durchweg klar und anschaulich gehalten. Als Probe sei die nachstehende Beschreibung einer Stube in Luther's Wohnung hierhergesetzt:

In der Mitte der Stube stand ein runder Tisch, mit einem weißen Tuche bedeckt und für die bevorstehende Mahlzeit der drei Freunde mit dem nöthigen Geschirr beschickt. Außer einem größern gläsernen Becher neben einer zinnernen, mit Schneppe und Deckel versehenen Kanne standen an den für die Speisenden bestimmten Plätzen kleinere Glaskrügelchen mit Henkeln, wie man sie damals in bürgerlichen Wohnungen zum Trinken zu gebrauchen pflegte. Neben einem nicht eben sonderlich zierlichen Korbe aus Holzspänen, an den ein Tragband zum Aufhängen befestigt war, lag Brot, theils in einem größern Stücke, theils in kleinern, zum Gebrauche für die Tischgäste schon vorgeschnitten. Ein solcher Brotkorb war damals in bürgerlichen Haushaltungen, besonders wo es Kinder gab, ein ganz gewöhnliches Geräth. In ihm sammelte man am Schlusse der Mahlzeit alle Brotrestchen und Brotrindchen und hing ihn dann gewöhnlich an seinem Orte untern der Stubenthür auf. Kinder, die vor der nächsten Eßzeit Hunger schrien, verwies man dann an den Brotkorb, und die Redensart, welche man noch jetzt bisweilen hört: jemandem den Brotkorb höher hängen, konnte damals fast in jeder Familienstube ihre sichtbare Erklärung finden. Neben dem Brotkorbe war ein Gefäß mit zwei Fächern für Salz und Kümmel aufgestellt; der theuere, vornehmere Pfeffer gehörte nach der damaligen Tafelordnung in ein blankes, wohlverwahrtes blechernes Büchschen und auch an einem hübschen irdenen Gefäße für den Essig fehlte es nicht. Das Kostbarste auf dem Tische war ein hübsch geformtes, auch von Vergoldung schimmerndes Geschirr, in welchem mehrere röthlich gelbe Apfelsinen — sie passirten damals unter dem Namen der Pomeranzen — mitten unter Frühlingsblumen und Blättern zierlich eingeschichtet lagen. Ein Vorrath dieser edeln Südfrüchte war vom Hofe aus der Frau Doctorin als Wöchnerin zu ihrer Erquickung verehrt worden u. s. w.

Die Schrift von Wilhelm Thilo: „Melanchthon im Dienste an heiliger Schrift" u. s. w. (Nr. 2), verräth bereits durch ihren Titel und noch mehr kennzeichnet sie durch ihren Inhalt den exclusiven Charakter, den die Arbeit an sich trägt. Melanchthon wird lediglich als Theolog gefaßt, aber nicht als der Theolog, als den ihn der Historiker kennt und achtet: Thilo macht den Versuch, in dem großen Reformator einen Gesinnungsgenossen der Hengstenberg und Comp. zu zeichnen. Der Versuch ist misglückt, weil er misglücken mußte. Wäre Melanchthon der Mann gewesen, als den ihn dieser Schriftsteller hinzustellen beflissen ist, kein Hahn hätte bei seiner dritten Säcularfeier um ihn gekräht. Unsere Orthodoxen begehen denn doch seltsame Misgriffe, zumal wenn ihre Eitelkeit, welcher ihr Mangel an wirklicher Bildung durchaus entspricht, sie verleitet, den literarischen Turf zu betreten. Uns däucht, die Guten sollten sich genügen lassen, wenn sie tief in Hinterpommern oder sonst in einem Schilda ein stilles, unbemerktes Dasein als Papst im Kleinen führen können. Was Thilo zusammengetragen, empfiehlt weder seine eigene Leistungsfähigkeit, noch die seiner Parteigenossen. Jeder wissenschaftlichen Untersuchung, jeder eigenen Forschung entzieht er sich; die Bekanntschaft mit Melanchthon's Lebensgeschichte wird „vorausgesetzt" und in dieser Voraussetzung das Papier mit einem Raisonnement angefüllt, welches keinen andern Zweck zu haben scheint, als aufs neue an die sattsam bekannte Thatsache zu erinnern, daß sich mit einem einzigen Quentchen Waschseife ein ganzes Faß Seifenschaum zusammenschlagen läßt. Den Eindruck und keinen andern haben wir mit hinweggenommen, wenn wir zusahen, wie der Verfasser „zur Vergegenwärtigung von Melanchthon's Dienst an heiliger Schrift" zuerst den Beruf in Betracht zieht, welchen er zu solchem Dienste hatte, sodann die Ausrichtung und schließlich den Erfolg. Die Darstellung berechnet sich vermuthlich auf Theologen von der Bildung des jüngsten Decenniums; dieselbe ist geradezu ungenießbar. In einem schwülstigen, salbungsvollen Kanzelstil, dessen Reize durch das hochmüthige, absprecherische Gelüste des Vortragenden wahrlich nicht vermehrt werden, bringt Thilo seine Ein- und Ausfälle an den Mann. Die historische Literatur hat für eine derartige Leistung keinen Platz.

Der Geist einer verständigen und maßvollen Versöhnlichkeit hat Heppe bei der Abfassung seines Lebensbildes „Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutschlands" (Nr. 3) geleitet. Melanchthon's Biographie bietet dem Darsteller Momente genug dar, welche vom Parteistandpunkte aus benutzt und ausgebeutet werden können, Momente genug, auch wenn deren Ausbeutung nicht so geflissentlich und gewaltsam betrieben wird, wie dies in dem eben besprochenen Buche von Thilo leider der Fall ist. Der Verfasser der vorstehenden Schrift hat es verschmäht, an dergleichen Momenten sich in Digressionen zu verlieren, und diesem Verfahren zollen wir vollen Beifall. Im Grunde müßte schon ein natürliches Schicklichkeitsgefühl davor warnen, bei Gelegenheit einer Säcularfeier gerade die Mistöne und Schattenpartien in dem Leben des Gefeierten aufzuspüren und die letztern alsdann mit wenig Witz und vielem Behagen breitspurig abzuhandeln. Aber wo und wann hätten die specifisch Frommen, welche das Christenthum als Monopol in Erbpacht genommen zu haben scheinen, jemals Takt und Anstandsgefühl bekundet? Heppe's Arbeit macht, obschon sie den theologischen Anstrich nicht verleugnet, eine achtbare Ausnahme. Ein gelehrtes Buch ist das Werk nicht; in schmuckloser und einfacher Darstellung will es „eine Skizzirung des Lebens von Melanchthon allen denen geben, welche mit dankbarem Herzen sich der Segnungen freuen, die Gott durch diesen treuen Anwalt des seligmachenden Evangeliums dem deutschen Volke und der Christenheit verliehen hat und

noch verleihen wird". Diejenigen Vorgänge der Reformationszeit, welche sich mit Melanchthon's Person nicht unmittelbar berühren, sind fortgelassen, überhaupt die eigentlich historische Seite der Aufgabe möglichst knapp gehalten. Der gesammte Inhalt zerlegt sich in 34 Abschnitte, für ein Buch von nur 14 Bogen vielleicht eine allzu reichliche Kapitelanzahl. Das verständige Urtheil, dessen wir erwähnten, macht sich namentlich in wohlthuender Weise in dem Abschnitt 31 bemerkbar, welcher die Streitigkeiten in den letzten Lebensjahren Melanchthon's abhandelt, insbesondere die unerquicklichen Händel mit Tilemann Heßhus, welchen der Verfasser einen der maßlosesten Zeloten seiner Zeit nennt, „von dessen zahlreichen Bannflüchen, die er erlassen, und Amtsentsetzungen, die er erfahren hatte, man allerorten zu erzählen wußte": ein Urtheil, welches jedermann ohne Bedenken unterschreiben wird, der mit dem Leben jenes bisher unübertroffenen Musterexemplars von einem theologischen Streithahn einigermaßen vertraut ist.

Für die Studie „Philipp Melanchthon's Leben für christliche Leser" von Moritz Meurer (Nr. 4) erweckt gleich die Einleitung ein günstiges Vorurtheil. Mit liebenswürdiger Bescheidenheit erkennt der Verfasser von vornherein an, daß seine Leistung über Melanchthon nicht eine solche geworden, von der wir in der Einleitung unsers Artikels sagten, daß sie über den praeceptor Germaniae zu schreiben sei. Ganz im Einklange mit der von uns entwickelten Ansicht behauptet Meurer, Melanchthon warte noch auf seinen Biographen:

> Das darf man sagen unbeschadet aller der verdienstlichen Arbeiten, welche seit der „Vita" seines nächsten Freundes, des Camerarius, über ihn erschienen sind. Wir haben Lobreden und Apologien, Lebensläufe und Lebenschroniken Melanchthon's, ausführlichere Darstellungen seiner einfachen Lebensschicksale und ungemessenen Wirksamkeit, auch eine oder die andere mit meisterlicher Hand entworfene Skizze seines Lebens; aber eine Biographie, wie sie der Mann verdient und der gegenwärtige Stand der historischen Wissenschaft sie fordert, welche die ganze Masse des Stoffs umfaßt und doch beherrscht, eine Biographie, welche sich von falschen Sympathien und Antipathien gleich frei hält, welche uns in dem Humanisten den Theologen und in dem Theologen den Humanisten zeigt, sowie in dem Gelehrten des 16. Jahrhunderts den liebenswürdigen Menschen und das demüthige Kind Gottes; eine Biographie also, welche uns den Mann ganz und von allen Seiten gleichsam statuarisch hinstellt und doch nicht als einen einsam dastehenden Wundermann, sondern in dem Zusammenhange mit seiner Zeit und seinen Zeitgenossen, ohne daß sie doch hinwiederum aus einer Biographie zu einer Geschichte des Reformationszeitalters anwüchse: eine solche Biographie haben wir nicht.

Meurer hat nach seinem Eingeständniß nicht die Muße gehabt, um mit seiner Arbeit nach einer solchen Palme ringen zu können; sein Buch ist in wenigen Wochen zusammengeschrieben worden. Wie dem aber auch sei, gerade dieses Buch gehört zu dem Besten, was wir unter den Schriften, die wir hier besprechen, angetroffen haben. Den Charakter eines wissenschaftlichen Werks beansprucht die Arbeit allerdings nur im beschränkten Grade, aber das Buch trägt doch seinen eigenen Charakter, und den Weg, den sein Verfasser betreten, hatten andere vor ihm nicht betreten. Meurer bietet nicht den Gelehrten und Forschern, aber allen denen, die nicht durch eine von irgendwelchem Standpunkte zurecht gemachte, mit Untersuchungen, Raisonnements und Reflexionen versetzte Lebensbeschreibung sich hindurcharbeiten wollen und doch nicht Zeit und Gelegenheit haben, sich mit den Quellen und Actenstücken selbst zu beschäftigen, gleichwol aber sich gern frisch und unmittelbar in jene Zeit versetzen möchten, in welcher Melanchthon lebte und wirkte: ihnen bietet der Verfasser in seiner Arbeit eine einfache und gedrängte, eine übersichtliche und faßliche Zusammenstellung des einschlagenden Materials, und zwar ohne geistreiche und geistlose, gelehrte oder gelehrt scheinende, künstlerische oder künstliche Zuthat. Im guten Sinne des Worts ist diese Biographie für den Hausbedarf der großen Massen berechnet, und das Geleistete entspricht dem Beabsichtigten. Bei der Auswahl seines Stoffs ist Meurer mehr auf Anschaulichkeit als auf Vollständigkeit bedacht gewesen, hat aber doch bei dieser Methode für so manche interessante Mittheilung Raum gewonnen, nach der wir in den andern Schriften vergebens gesucht haben. Eine derartige Mittheilung findet sich z. B. S. 122 über Melanchthon's Neigung zu augenblicklicher Aufwallung gegen seine Schüler; die Schilderung, deren ungünstiges Urtheil Meurer keineswegs für eine bloße Verleumdung halten will, ist Ratzenberger entnommen:

> Soviel aber seine des Philippi Person belanget, war er mit ihm also gewandt und gethan, daß er obwol sine omni controversia in ganz Deutschland omnium eruditorum et doctissimus ita officiosissimus war und jedermann mit Rath und That gern diente; so wußte er doch darneben auch, daß er von jedermann dafür und so hoch gehalten wurde, derhalben war er also affectionirt, daß, was er in publicis und privatis Actionibus tractirte, wollte er alsbald pro authentico et pro demonstratione aufgenommen und verstanden haben, also daß man darüber nicht viel fragen und disputiren sollte wie oder wenn, es war gleich in simplicibus, physicis aut aliis quaestionibus. Sahe er aber oder vermerkte er, daß jemand daran wollte zweifeln oder fragen, über denselben ward er geschwinde unlustig, derwegen wo er im Collegio oder sonsten einen vermerkte, der noch an seinem Vorgeben dubitirte oder ihm nicht so apposite respondirte, als es Philippus gerne gehabt hätte, denn mancher Fremder war noch blöde und seines generis docendi ungewohnt, und schämt sich seinem praeceptori in tanta frequentia sobald zu antworten, den schalt er alsbald einen Cuculum, Asinum, Beanum, stupidum nihil intelligentem, daß also mancher darüber bestürzt und schamvoll war, denn er wollte seine rationem docendi ganz allein exacte ad unguem observirt und pro oraculo von allen gehalten haben.

Den Inhalt vertheilt Meurer in einer im ganzen recht geschickten Composition auf 12 Kapitel. Das erste beschäftigt sich mit der Heimat Melanchthon's, mit dessen Familie und dem ersten Unterrichte, den der Knabe empfing. Die Schule zu Pforzheim und der Einfluß Reuchlin's werden geschildert. Im folgenden Kapitel begleiten wir den jungen Studenten nach Heidelberg, den Baccalaureus und Magister nach Tübingen. Das dritte Kapitel beginnt mit der Uebersiedelung nach Wittenberg, erzählt von der Antrittsrede und der Aufnahme des neuen

Professors und schließt mit dessen Verheirathung. Wie aus dem Lector der griechischen Sprache zu Wittenberg ein Praeceptor Germaniae wird, entwickelt das vierte, und welchen wachsenden Antheil Melanchthon an dem Reformationswerke in den Jahren 1520 — 29 nahm, das fünfte Kapitel. Das nächste handelt von der Augsburgischen Confession; das siebente, die Jahre 1533 — 38 umfassend, überschreibt sich: „Durch Ehre und Schande, durch böse Gerüchte und gute Gerüchte.“ Von den Reisen und auswärtigen Geschäften während der Jahre 1537 — 41 berichtet das achte, von den letzten mit Luther verlebten Jahren das neunte Kapitel. Im zehnten erhalten wir eine Beschreibung von Melanchthon's Häuslichkeit und seiner Lebensweise; an der gedrängten Charakterskizze, mit welcher der Abschnitt schließt, bleibt freilich genug zu wünschen übrig. Die Darstellung der Wirrsale des Schmalkaldischen Kriegs und des Interims fällt in das elfte Kapitel, während die letzten Arbeiten und Streitigkeiten Melanchthon's, insbesondere die Flacianischen Streitigkeiten und die Coswiger Verhandlungen, die Antwort ferner auf die Artikel der bairischen Inquisition, kurz die letzten Ereignisse aus den Jahren 1555 — 60 in dem Schlußkapitel erzählt werden. Sollen wir einzelne Abschnitte hervorheben, so würden wir uns für das sechste und das zwölfte Kapitel entscheiden. In jenem wird Melanchthon's Thätigkeit auf dem Reichstage von Augsburg, die Vertheidigung seiner Confession und die Verhandlungen, die über die Angelegenheit bis zum nürnberger Religionsfrieden statthatten, in einer lichtvollen und frischen Auseinandersetzung mitgetheilt, Vorzüge, die sich in einem womöglich noch erhöhten Grade in dem andern Abschnitt „Durch Kampf und Unruhe zum Frieden“ wiederfinden. Die der Schrift vorausgesandte Uebersicht der wichtigsten Quellen und Hülfsmittel für Melanchthon's Biographie ist eine ganz werthvolle Beigabe, gibt indeß keine vollständige Literatur, sondern nur ein fragmentarisches Verzeichniß der Hauptschriften für diejenigen, welche sich weiter orientiren wollen.

Die Monographie „Philipp Melanchthon. Ein evangelisches Lebensbild für Alt und Jung“, von Paul Pressel (Nr. 5), enthält auf acht Bogen eine gedrängt und frisch geschriebene Lebensbeschreibung Melanchthon's und außerdem als Anhang den Wortlaut der Augsburgischen Confession. Quellenstudien, überhaupt eigene Untersuchungen sind für die Arbeit wol schwerlich angestellt worden; sie will ein populäres Werk sein. Auch einen irgend hervortretenden Charakter, Farbe und Tendenz sind wir außer Stande gewesen in dem Büchelchen zu entdecken. Der Verfasser erzählt mit großer Unbefangenheit und höchst einfach in 12 Abschnitten, von denen so mancher allerdings nicht blos der räumlichen Ausdehnung nach ziemlich dürftig ausgefallen ist, was ihm das Bemerkenswertheste in dem Leben seines Helden geschienen hat. Ob er bei dieser Auswahl stets das Angemessene und Richtige getroffen, dürfte denn doch aber zweifelhaft sein; uns will bedünken, er verweile öfters bei Bagatellen und übergehe dagegen nicht selten Wichtiges. Ein Bibelspruch ist jedem Kapitel vorgesetzt worden. Zweckmäßig wäre wol ein Register oder mindestens ein Inhaltsverzeichniß gewesen. Das einleitende Gedicht „Zum 19. April 1860“ entbehrt des poetischen Gehalts völlig.

Den ersten Preis von allen uns vorliegenden Erzeugnissen der neuesten Melanchthon-Literatur erkennen wir bereitwillig der Denkschrift „Melanchthon, Praeceptor Germaniae“ von Adolf Planck (Nr. 6) zu. Der Werth dieser streng wissenschaftlichen Arbeit, die einen philosophisch geschulten und historisch gebildeten Theologen — so seltene Eigenschaften bei unsern modernen Theologen! — zum Verfasser hat, wird es rechtfertigen, wenn wir uns mit derselben eingehender beschäftigen.

In einer gut geschriebenen Einleitung äußert sich der Verfasser zunächst über Inhalt und Umfang seines Unternehmens, sodann über sein Verhältniß zu seinen Vorgängern. Es könne keinem Zweifel unterliegen, daß es eine Pflicht der Pietät sei, das Leben eines Mannes zu studiren, den Luther selbst den Hohen, Reinen, Unentbehrlichen und Unschuldigen genannt und den er in vielen Stücken über sich selbst gestellt. Freilich ist es ihm nie gelungen, in der evangelischen Kirche ein Ansehen zu erringen, vor dem sich, wie vor Luther, die Geister einmüthig in Ehrfurcht gebeugt hätten. Als er 1560 starb, waren bereits auf zwei Universitäten, in Jena und Leipzig, mehr Feinde als Freunde Melanchthon's zu zählen. Die erste Säcularfeier seines Todes fiel in die Zeit der unbeschränkten Herrschaft lutherischer Orthodoxie; im Jahre 1660 dachte niemand daran, sein Andenken festlich zu begehen. Ein Jahrhundert später schwankte schon die Wage. Die seit 1750 beginnende sogenannte freiere Lehrart, die humanistische und rationalistische Denkart begann mehr oder weniger offen Melanchthon's Verdienste auf Kosten Luther's zu preisen. Im Laufe des letzten Jahrhunderts sind seine Verdienste um die Herstellung der freien evangelischen Lehre, wie sie in seinen „Locis“, dieser ersten protestantischen Dogmatik, und bei der Uebergabe der von ihm verfaßten Augsburgischen Confession hell aufleuchteten, seine Verdienste ferner um die Herstellung der evangelischen Kirchen- und Schulordnung, wozu er in so vielen Synoden, Congressen, Gutachten und Sendschreiben an Könige, Fürsten, Bischöfe und Magistrate mitzuwirken mit so viel Geschick, Takt, Klugheit und Gewandtheit beflissen war, immer allgemeiner und mehr zur Geltung gelangt. Arbeiten, welche von Planck genannt und beurtheilt werden, haben vorzugsweise die erstere, die theologische und kirchliche Wirksamkeit Melanchthon's in den Kreis ihrer Untersuchung gezogen; der Verfasser, der sein Buch vor der dritten Säcularfeier hat erscheinen lassen, nimmt an, daß diejenigen Untersuchungen, welche eben dieser Feier ihrer Entstehung verdanken würden, sehr wahrscheinlich ebenfalls den Schwerpunkt in der theologisch-kirchlichen Seite haben möchten, und er befürchtet außerdem, daß die Parteitendenzen der Gegenwart sich auch bei diesem Anlaß regen dürften, daß

„Melanchthon von etlichen über Verdienst und cum ignominia Lutheri erhoben, von andern aber verunglimpft und unterschätzt werde", Befürchtungen, die wenigstens in ihrem zweiten Theil wirklich zugetroffen sind. Planck nun hat sich aus dem angegebenen Grunde in seiner Monographie vorgesetzt, hauptsächlich diejenige Seite der Melanchthon'schen Thätigkeit genauer in das Auge zu fassen, die jenem schon vor 3000 Jahren den hohen Ehrentitel des Praeceptor Germaniae verschafft hat, also die pädagogisch-humanistische. In diesen Arbeiten für Heranbildung eines tüchtig geschulten theologischen Nachwuchses durch linguistische und philosophische Studien fand Melanchthon die eigentliche Aufgabe seines Lebens; das war der ihm im Unterschied von Luther und zur Ergänzung der Arbeit Luther's zugewiesene Beruf. Denn so Bedeutendes er auch für die Lehre und die Ordnungen der Kirche geleistet hat, es geschah dies, wie er selbst andeutete, eigentlich contra naturam; denn öfters klagt er, daß er wider seinen Willen von den stillen und friedlichen humanistischen Studien auf das lärmende und streitvolle Theater der Weltbegebenheiten hinausgerissen worden sei. Er hätte gern die Jugend durch gründliche Einführung in die nach Form und Inhalt mustergültigen Werke des classischen Alterthums zu den Fragen der Dogmatik und des kirchlichen Lebens vor- und zubereitet. Diese propädeutischen Studien waren seine Freude und begründeten seinen Ruhm, als er nach Wittenberg kam; sie dienten ihm oft zum Troste unter den Schmähungen und Verleumdungen seiner Gegner. Indem Planck diese humanistische Thätigkeit Melanchthon's vorzugsweise accentuirt, möchte er des letztern Andenken hauptsächlich in den gelehrten Schulen, von der untersten Lateinschule durch Seminarien und Gymnasien bis zur Universität hinauf auffrischen, da diese Anstalten es vor allem sind, um deren Entstehung, Einrichtung und Gedeihen Melanchthon das größte Verdienst sich erworben hat. Die Art und Weise, wie Planck seine Aufgabe zu lösen sucht, erscheint uns angemessen und dem Zweck entsprechend. Er stellt sich nicht zum voraus mit seinem Urtheil außerhalb und über Melanchthon; vielmehr will er sich und den Leser soviel als möglich in Melanchthon's Wirken selbst hineinversetzen, er will Melanchthon's eigene Stimme hören,

> seinen Worten lauschen und ihn selbst lebendig vergegenwärtigen, wie er lebt und strebt, wie er arbeitet und duldet, wie er kämpft und ringt, und wie er durch alles das sich selbst bildet und erzieht, und wie als Frucht seines humanistisch-theologischen Studiums uns eine Persönlichkeit entgegentritt, werth der Beachtung, der Bewunderung, der Liebe aller Zeiten.

Dem in der Einleitung dargelegten Zwecke gemäß zerfällt die Arbeit in drei Haupttheile. Der Verfasser versucht zuerst eine bündige Zusammenstellung der Hauptmomente aus der Biographie Melanchthon's. Zu Grunde gelegt sind der Skizze, die sich leicht und gefällig liest, die „Vita Melanchthonis" von dessen intimen Freunde Joachim Camerarius in der fleißigen Ausgabe von Strobel, und die beiden Gedächtnißreden auf Melanchthon von dessen Collegen Winsheim, Professor der griechischen Sprache zu Wittenberg, und von Dr. Heerbrand in Tübingen, der es mit Stolz und Freude rühmt, fünf Jahre seines Lebens Schüler und Zeuge der beiden größten Männer in Wittenberg gewesen zu sein. Der Anschluß an diese Quellen ist ein sehr genauer und gewissenhafter, vielleicht aber wäre es gerade in diesem Abschnitt nicht erforderlich gewesen, den Anschluß bis auf den häufigen lateinischen und griechischen Ausdruck auszudehnen. Der zweite Theil soll den Leser genauer und gründlicher, als dies in sonstigen Werken über Melanchthon der Fall zu sein pflegt, in die gelehrten Studien Melanchthon's einführen. Auf Grund der Quellen erhalten wir in der überaus fleißig gehaltenen Partie eine lichtvolle Auseinandersetzung dessen, was Melanchthon in der Theologie, in der Philosophie und in der Philologie geleistet hat. Das dem Referenten für die Abfassung dieses Artikels zur besondern Pflicht gemachte ökonomische Haushalten mit dem Raume verbietet ein weiteres Eingehen auf den Gegenstand. Der dritte Haupttheil endlich beschäftigt sich mit dem Bildungsideal, das Melanchthon bei seinen Arbeiten vorgeschwebt. Der Abschnitt zieht das Resultat aus dem zweiten Theil und dient demselben auch zur Ergänzung, indem es sich hier herausstellt, wie Melanchthon's inneres Leben, sein Charakter, seine Gesinnung durch die Verbindung humanistischer und theologischer Studien sich eigenthümlich gestaltet hat. In diesem Schlußkapitel tritt das Urtheil über Melanchthon's Verdienste klar hervor; hier zeigt sich, daß, was von Luther gilt, daß er nämlich durch den Glauben noch immer redet, obschon er gestorben ist, in gewisser Art auch von Melanchthon gilt, daß er nämlich noch jetzt den Ehrennamen eines Praeceptor Germaniae tragen darf.

Der dritte, unstreitig der wichtigste Theil, gliedert sich wieder in fünf Unterabschnitte. In der Einleitung des ersten wird der Satz präcisirt, der innerste Kern und der eigenthümliche wissenschaftliche Geist Melanchthon's könne nur aus dem Bildungsideal des Mannes begriffen werden, für das Verständniß des letztern aber sei das Folgende als Fundamentalsatz vorauszuschicken:

> Nach Melanchthon's Sinn muß der Reformation des religiösen Geistes und Lebens, wie sie Luther begründet hat, eine Reformation der gelehrten und allgemeinen Bildung zur Seite gehen. Die in Italien seit 100 Jahren mit so viel Begeisterung betriebenen humanistischen Studien und der durch sie für die europäische Menschheit neu aufgeschlossene geistige Nahrungs- und Bildungsstoff darf dem Protestantismus nicht entzogen werden. Das gereinigte Christenthum soll nicht in Gegensatz treten zu den Bildungsschätzen des Alterthums; es umschließt dieselben und verwendet sie für Wissenschaft und Leben, für Gemüths- und Verstandesbildung, und der Protestantismus schließt so einen unzerreißbaren Bund mit allen geistigen, vernünftigen, sittlichen und ästhetischen Errungenschaften und Bestrebungen der alten und neuen Zeit. Denn die schon im Alterthum gewonnene Erkenntniß des Guten, Wahren und Schönen kann und darf mit der christlichen Wahrheit nicht in Widerspruch treten. Es ist also nothwendig, daß die Bildung eine gelehrte sei; denn das classische Alterthum hat in den Sprachen eine unübertreffliche formelle Vollkommenheit erreicht; in den Werken der Dichter, Philosophen, Redner und Historiker sind uns aber auch materiell höchst schätzbare und nothwendige Gedankenerzeugnisse aufgeschlossen, die es gilt mit unbefangener Wahrheitsliebe aus den Quellen zu erforschen. Die Vernachlässigung des Quellenstudiums

und insbesondere der griechischen Literatur ist für alle Wissenschaften von den unheilbringendsten Folgen gewesen. Nur der Humanismus befreit von den Banden der Scholastik und der Enge der Fachwissenschaften.

Wir haben die Stelle nicht ohne Absicht citirt. Welcher Gegensatz zwischen diesem Bildungsideal eines Theologen, der vor drei Jahrhunderten lebte und dessen Name für alle Zeiten der Geschichte angehören wird, und jenem Ideal eines Haufens moderner Theologen, denen die classische und humane Bildung, denen das Studium der Philosophie und Geschichte ein Greuel ist, die unwissend und beschränkt, voll dünkelhafter Ueberhebung und Anmaßung die Welt glauben machen möchten, das Salz der Erde stecke in der Schwarzkutte allein, falls nur die Schwarzkutte mit aufgeblasenen Lungen: Herr! Herr! zu rufen versteht.

Aus dem vierten Unterabschnitt wollen wir noch eine Stelle mittheilen, welche einer Erörterung des Verhältnisses zwischen Humanismus und christlicher Humanität entnommen ist. Es heißt (S. 108):

Die Griechen hauptsächlich sind das ideale Volk gewesen, dessen Schriftsteller uns Musterbilder maßvoller Schönheit, echter Menschlichkeit hinterlassen haben. Es liegt also auch eine gemüthbildende Kraft in den Alterthumsstudien, und obgleich das Christenthum auch in dieser Hinsicht das Höhere bietet, ist doch die edle Humanität, der Sinn für das Große, Freie, Schöne, Gute aus den Alten selbst zu lernen und durch diese Studien zu wecken. Weil das Evangelium ermahnt, allem, was etwa eine Tugend oder ein Lob heißt, nachzustreben, so darf auch der Christ die hellenische καλοκαγαθία hochstellen; er findet in den Alten Musterbilder der Seelengröße, der Genügsamkeit, Bescheidenheit, Friedfertigkeit, des Patriotismus, und die Geschichte der alten Zeit eröffnet eine Galerie von hohen Tugendmustern, die für alle Zeiten und Lebenslagen lehrreich sind. Weil diese Studien also das echt Menschliche, das Edle und Große, wozu der Mensch angelegt und bestimmt ist, in der schönsten, classischen Form uns aufschließen, heißen sie Humanitätsstudien oder artes liberales, und wer diesen Studien fleißig obliegt, wird nicht nur der Scholastik gegenüber seinen Geschmack veredeln und der Sophistik gegenüber mit einfachem und lauterm Wahrheitssinn erfüllt werden; er wird auch seinen Gesichtskreis erweitern über die Enge und Abgeschlossenheit der Facultätswissenschaften und sich eine weltbürgerliche Gesinnung aneignen. Der Humanismus schlingt ein geistiges Band um die Völker und fördert die Entwickelung aller Seiten und Kräfte der menschlichen Natur; er sucht der blos praktischen Berufsbildung gegenüber eine Bildung in allem mitzutheilen, was dem geistigen Leben Bedeutung, Schönheit und Würde verleiht.

Eine interessante Zugabe der empfehlungswerthen Monographie bilden die neun in der Beilage mitgetheilten Briefe Melanchthon's. Es sind solche Briefe ausgewählt worden, welche für des Mannes Stil und Charakter besonders bezeichnend erschienen.

Unser Urtheil über die vier kleinen Schriften, die unter Nr. 7—10 genannt worden, fassen wir in einem Abschnitt zusammen. Die erste, als deren Verfasser sich ein Pastor Nitzelnadel ausweist, hat wol schwerlich einen Anspruch, in d. Bl. erwähnt zu werden. Sie ist eine bloße Compilation aus andern Compilationen, übrigens für ein Dorfpublikum etwa nicht übel zusammengestellt. Für Leser dagegen, die etwas mehr Bildung und Kenntnisse besitzen, wie sie eine Elementarschule niedrigster Gattung gewährt, möchte das Büchelchen nicht sein. Einen Misgriff scheint uns der Verfasser, eben wenn wir sein Publikum im Auge behalten, damit begangen zu haben, daß er sich, unter anderm in §. 10, auf die Erörterung dogmatischer und anderer Lehrstreitigkeiten allzu tief einläßt.

Die anonyme Schrift aus der Dyk'schen Verlagshandlung: „Der 19. April 1860", bringt nichts weiter als den ausführlichen Bericht über Melanchthon's letzte Lebenstage, Tod und Begräbniß, wie dieser Bericht in der amtlichen, von den wittenberger Professoren herausgegebenen „Brevis narratio exponens quo fine vitam in terris suam clauserit Reverendus vir D. Philippus Melanchthon" u. s. w. (wiederabgedruckt im „Corpus Reformatorum", X, 208—253) enthalten ist. Der Bericht ist ziemlich weitschichtig, auch nicht ohne Widersprüche, aber doch werthvoll, weil er die Stimmungen des Sterbenden im einzelnen genau wiedergibt.

Von den beiden Reden hat uns die von Pröhle mehr angesprochen. Raspe schreibt einen stark schwerfälligen Stil; man nehme z. B. die folgende Periode:

Denn abgesehen, daß jede Uebertreibung eine That der Lüge ist, wenn sie eine bewußte ist, oder der Schwäche, wenn sie aus der Liebe kommt, die den hellen Blick verloren hat, also daß sie die Wahrheit nicht mehr zu erkennen vermag, so erreicht man von dem, was man wünscht oder hofft, meist nur das Gegentheil, indem es zu den gewöhnlichsten Fehlern der Menschenkinder gehört, nur die Mittelmäßigkeit, oder was nahe über derselben ist, bereitwillig und ohne Abzüge gelten zu lassen, hingegen, wo sie Ueberlegenheit wahrnehmen, ihren Widerspruch oder mindestens die beschränkenden Aber ihrer Anerkennung in dem Maße zu häufen, in welchem sie ungewöhnliche Kraft des Geistes und Willens über die Gebühr hinausgepriesen sehen.

Als Pädagoge betont Raspe vorzugsweise die pädagogisch-humanistische Seite in Melanchthon's Thätigkeit; die Polemik gegen jene Verirrung, welche in den Gymnasien die classischen Schriftsteller mit christlichen vertauschte und mancher Orten noch heute vertauschen möchte, trägt sich allzu bescheiden und schüchtern vor; dergleichen Dinge wollen lebhafter angefaßt sein. Die Rede von Pröhle genügt namentlich in oratorischer Hinsicht; der Ausdruck erscheint sauber und gefeilt. In Betreff des materiellen Inhalts dürfte zu bemerken sein, daß der Verfasser möglichst viel berührt, ohne jedoch sich in einem einzigen Punkte auf eine erschöpfende Untersuchung einzulassen. Wenn man festhält, daß die Abhandlung ein Schulvortrag, wird die Bemerkung nicht als Tadel, sondern eben nur als das Constatiren einer Thatsache aufzufassen sein. Der leitende Grundgedanke der Rede ist der, daß Melanchthon mehr Talent als Charakter gewesen.

Ebenfalls nur einen Absatz haben wir für die beiden nächsten Arbeiten von Schaubach und Schultz (Nr. 11 und 12). Wenn überhaupt ein Werth, kommt beiden, auch räumlich sehr unbedeutenden Arbeiten, nur ein äußerst problematischer Werth zu. Aus allgemein gekannten und allgemein zugänglichen Hülfsmitteln hat Schaubach die vier Bogen seiner Schilderung gefüllt; ein kritisches, selbständiges Studium liegt der Schrift nicht zu Grunde. Etwas Charakteristisches oder auch nur etwas Bemerkens-

werthes haben wir in derselben nicht auffinden können; das Ganze gibt sich als ein Vortrag, wie er etwa an einer Stadtschule einer mittlern Klasse in der Geschichtsstunde geboten wird. Nach der Versicherung des Titelblattes haben wir es mit einer zweiten Auflage zu thun.

Auf einem lediglich theologischen Standpunkte steht der Superintendent Schultz: „Was Melanchthon vornehmlich zu einem Reformator machte, das war seine tief innerliche, gottgeweihte Persönlichkeit, in der Christus eine Gestalt gewonnen hatte, und die so ein heiliger Sauerteig werden konnte, große Scharen empfänglicher Herzen mit dem göttlichen Leben zu durchdringen.“ Die Auffassung muß als eine unberechtigte zurückgewiesen werden. Die humanistische Seite in der Thätigkeit Melanchthon's ignoriren oder auch nur gegen die theologische als untergeordnet und secundär darstellen, heißt einfach die Geschichte fälschen. Der Verfasser scheint übrigens von dem Verhältniß der Theologie zu den andern Wissensgebieten Ansichten zu hegen, welche die wenigsten theilen werden. Aufgefallen ist uns z. B., was er in dieser Hinsicht über die Säcularfeier Schiller's und Melanchthon's auf S. 5 bemerkt. Nach ihm kommt Schiller eine ungleich untergeordnetere Bedeutung zu, als Melanchthon: „Aber was sind die Schöpfungen seiner (Schiller's) Dichtergabe gegen die geistigen Erzeugnisse und Wirkungen eines Melanchthon, der eine Welt voll Finsterniß niederwarf, der die erleuchtenden und erwärmenden Strahlen der ewigen Sonne der Wahrheit und der Gnade seinem Volke wieder zuführte.“ Solche Urtheile können nur dem Mangel an einer umfassendern, wahrhaft humanen Bildung entspringen.

Eine recht glückliche Idee hat den dresdener Bürgermeister **Neubert** bestimmt, aus dem dortigen Rathsarchiv diejenigen Urkunden und Schriftstücke zusammenzustellen, welche Licht auf die Beziehungen Melanchthon's zu der Stadt Dresden werfen. Die kleine Monographie: „Melanchthon und die Stadt Dresden“ (Nr 13), welche auf diese Weise entstanden und die der Verleger mit einer eleganten Ausstattung versehen hat, enthält verschiedene interessante Einzelheiten zu einer Melanchthon-Biographie. Der Verfasser constatirt zunächst, wann und wie oft Melanchthon sich in Dresden aufgehalten; mit großer Sorgfalt bemüht er sich, den Zweck des jedesmaligen Besuchs aufzufinden, auch dann, wenn die Mittheilungen in dem Archiv nur bruchstückartige Berichte in dieser Hinsicht darbieten. In einem zweiten Abschnitte untersucht Neubert das Verhältniß, wie dasselbe zwischen Melanchthon und dem Rathe von Dresden bestand. Wir sehen, daß der gegenseitige Verkehr ein äußerst lebhafter war, indem die in Wittenberg studirenden „dresdener Rathsstipendiaten“ von dem Rathe regelmäßig an Melanchthon zur Beaufsichtigung und wissenschaftlichen Leitung adressirt wurden, eine Commission, wegen derer Luther seinen Freund den famulus communis der Universität zu nennen liebte. Unter anderm ersuchte im Jahre 1555 der Rath Melanchthon brieflich, dem minorennen Sohne des kürzlich verstorbenen dresdener Bürgermeisters Lindemann, welchen sein Vormund nach Wittenberg bringen wollte, ein Unterkommen zu ermitteln, „wo er Lager, Kost und Präceptor haben möge“. Am liebsten, fügte der Rath hinzu, würde es ihm aber sein, wenn er, Melanchthon, den jungen Lindemann selbst zu sich in sein Haus nehmen wollte, und sagte ihm für diesen Fall „genungksame Vergleichung“ (Vergütigung) zu. Ob Melanchthon auf diesen letztern Wunsch eingegangen, ist unbekannt; weitere Archivnotizen ergeben nur noch, daß er im Jahre 1558 von dem Rathe gebeten wurde, „Aufsehen zu haben, daß der junge Lindemann ja nicht vom Studiren abgehalten werden möge“. Noch mehr mußte die Stadt Melanchthon für den unablässigen und unverdrossenen Beistand verpflichtet sein, den er dem Magistrate bei der Besetzung der Kirchen- und Schulämter leistete. Die Erfahrungen, welche der Protector bei der Gelegenheit wiederholt machte, waren für ihn gerade nicht erfreulicher Natur, indem ihm und seinen Empfehlungen nicht selten mit kleinlichen Intriguen entgegengearbeitet wurde. Den eclatantesten derartigen Fall erzählt Neubert S. 33 fg., wo er nach den Rathsacten berichtet, wie der Pastor Greiser gegen Dr. Heintz, den Melanchthon zum Rector der lateinischen Schule recommandirt hatte, mit Erfolg agitirt habe. Was wir aus diesem und ähnlichen Fällen entnehmen, ist die überaus große Milde und der Geist der Versöhnlichkeit, den Melanchthon jenen unwürdigen Machinationen entgegensetzte. Zum Schluß erwähnt der Verfasser aus seinen Acten einer Begnadigung, die der Kurfürst einem zum Tode verurtheilten Delinquenten auf die Fürbitte Melanchthon's habe angedeihen lassen. In die Beilagen sind 18 Briefe verwiesen, welche sich auf die im Texte erzählten Vorgänge, namentlich auf die Angelegenheit des Dr. Heintz beziehen.

Die wenigen Bogen, aus denen sich die drei nächsten Schriften von **Kottmeier**, **Henke** und **Schumacher** (Nr. 14, 15 und 16) zusammensetzen, erledigen wir in Kürze. Anlaß zu weitern Digressionen dürfte keine dieser Arbeiten gewähren. Kottmeier will für Schule und Haus ein kurzes, leicht faßliches Lebensbild des großen Reformators entwerfen; ein Quellenstudium liegt schwerlich der Leistung zu Grunde, dieselbe scheint uns lediglich aus bekannten Hülfsmitteln zusammengestellt, namentlich ist Hildebrandt's Biographie von Melanchthon benutzt. Den sieben kleinen Kapiteln, in die das Ganze zerfällt, ist eine chronologische Uebersicht als „Gedächtnißtafel“ beigefügt.

Henke's Erörterung über das gegenseitige Verhältniß zwischen Melanchthon und Luther ist eine Festrede, die am 19. April 1860 in der Aula zu Marburg gehalten worden. Der Umstand erklärt und rechtfertigt die rhetorische Färbung des Schriftchens. Mit dem gebotenen Inhalte kann man sich einverstanden erklären; die leitenden Gesichtspunkte des Vortragenden sind in der That verständige. Wie Henke den Charakter und die Stellung Melanchthon's auffaßt, möchte unter anderm aus einem Satze auf S. 17 erhellen:

Die Spaltungen, welche eine Wirkung der Reformation waren, Luther konnte sie als eine Schuld derer betrachten, welche der wieder von Gott geoffenbarten Religion nicht gehorchen wollten, und hatte sie insofern nicht zu verantworten; Melanchthon, nicht heroisch und stürmisch, aber nur wie Antigone mitzulieben fähig und nicht mitzuhassen, hatte über jede große oder kleine Spaltung in der Kirche nichts als Jammer und Thränen, sah jede Reform um so viel als mislungen und ungesegnet an, als Zwiespalt ihre Frucht war, denn er wollte die Kirche so groß und so einig als möglich, und womöglich allen Christen wie sich selbst die Gemeinschaft mit allen erhalten sehen; er wußte es gewiß, daß jede Spaltung jedesmal zunächst den sichern Schaden zunehmenden Hasses der einen Mitchristen gegen die andern, zunehmender Leichtgläubigkeit der einen an die eigene Vortrefflichkeit und an die Verwerflichkeit der andern, also zunehmenden Dünkels und zunehmender Lieblosigkeit einbringe, und daß dieser gewisse Schaden an der Seele schwer oder gar nicht durch irgendein theoretisches Rechthaben gut zu machen sei, auch für die Rechthabenden selbst nicht.

Als einen brauchbaren und empfehlungswerthen Beitrag zur Melanchthon-Literatur können wir die Charakteristik Melanchthon's von dem Superintendenten Schumacher bezeichnen. Der theologische Standpunkt ist hier zwar der überwiegende, indeß ein theologischer Standpunkt, dem eine gewisse Milde und Humanität des Urtheils nicht abgesprochen werden kann. Am deutlichsten tritt dieser, den Verfasser ehrende Standpunkt bei Erwähnung der bittern Streitigkeiten und Händel hervor, in welche der kränkelnde und alternde Melanchthon durch Tilemann Heßhus und andere Zionswächter des Genesisluherthums verwickelt wurde. „Nach Melanthon's Tode", erzählt der Verfasser, „fand man auf seinem Pulte einen Zettel, worauf der fromme Dulder mehrere Trostgründe wider den Tod verzeichnet hatte. Einer lautete: «Du wirst erlöst von allen Mühseligkeiten und von der Streitwuth der Theologen.»"

Ein historischer oder literarischer Werth kommt der Schrift: „Festreden zur Erinnerung an den dreihundertjährigen Todestag Ph. Melanchthon's" u. s. w. (Nr. 17), nicht zu, welche uns von dem Dr. und Professor, Seminardirector und Ritter (mehr Titel und Würden sind auf dem ersten Blatte nicht angegeben) Lommatzsch vorliegt. Das Ganze ist eine Compilation von der allergewöhnlichsten, der bequemsten Art. Wenn das kleine Buch überhaupt etwas Charakteristisches hat, so dürfte dieses in der officiellen Adulation zu suchen sein, deren sich der Verfasser mit ängstlicher und gewissenhafter Sorgfalt befleißigt. Er erzählt von der Bildung des Festcomités zu Wittenberg, von dessen Schritten und Unternehmungen; daran reiht sich die Beschreibung der officiellen Feierlichkeiten, wie dieselben am 19. April in jener Stadt stattgehabt. Weitläufig wird von der Ankunft und dem Empfange hoher Herrschaften berichtet, wer die Excellenzen und Minister am Bahnhofe begrüßt, welche Ritter und Honoratioren dem Prinz-Regenten vorgestellt und zur Tafel befohlen worden u. s. w. Das Beste in der Schrift dürfte die wörtlich mitgetheilte Predigt des Generalsuperintendenten Lehnerdt sein, die derselbe bei der Gelegenheit über das Thema: „Wie viel und wie Herrliches der evangelischen Kirche in Melanchthon geschenkt worden", in der Stadt- und Pfarrkirche zu Wittenberg gehalten hat.

Franz Knauth, Rector in Mühlhausen, fand sozusagen eine lokale Aufforderung zur Herausgabe des vorliegenden Schriftchens: „Philipp Melanchthon. Ein Lebensbild für Alt und Jung" u. s. w. (Nr. 18), da die erste Einrichtung des dortigen Gymnasiums im wesentlichen Melanchthon's Werk war und der den Reigen der Rectoren desselben eröffnende Hieronymus Wolff von dem „Lehrer Deutschlands" mit einem Empfehlungsschreiben an die Bürger Mühlhausens gesandt worden. So gut gemeint die Arbeit sein mag, sie ist doch nur ein sehr bescheidener Beitrag zur Melanchthon-Literatur. Schriftstellerische Begabung geht dem Verfasser, seine pädagogischen Verdienste unberufen, wenn er deren besitzt, durchaus ab; Composition wie Darstellung seiner kleinen Biographie entbehren jedes anregenden oder eigenthümlichen Reizes. Auch hat es sich Knauth äußerst bequem gemacht, indem er lediglich nach Hülfsmitteln compilirte. Die Art und Weise, wie er das fehlende Quellenstudium entschuldigt, ist bezeichnend für seine Richtung; frommer Firniß soll den wissenschaftlichen Mangel compensiren:

Neue Quellenforschungen zu bieten, konnte nicht in des Verfassers Absicht liegen; er hat vielmehr lediglich die allgemein interessantern Mittheilungen älterer und insbesondere auch der neuern Biographen Melanchthon's herausgehoben und im engsten Rahmen zu einem Lebensgemälde jenes Gottesmannes zusammenzustellen versucht, darin alt und jung vornehmlich die Quelle zu entdecken vermöchte, aus welcher alle Freudigkeit, alle Kraft, aller Sieg seines Lebens, Wirkens und Strebens geflossen ist.

Das der Besprechung noch übrigbleibende „Melanchthon-Büchlein" (Nr. 19) von Wohlfahrt ist ein kurzer Auszug aus der größern Arbeit, die wir bereits früher, wie oben erwähnt, unserer Kritik unterworfen haben, und können wir deshalb um so mehr mit ein paar Worten uns begnügen, als die Summe der Fehler, welche die größere Leistung zu einer wenig genießbaren machte, auch in dem Auszug vorhanden. Zu den hauptsächlichsten dieser Fehler rechnen wir zunächst das völlige Unvermögen des Autors, seine Gedanken in einer geordneten, logischen Darstellung zu entwickeln. Im bunten Durcheinander fährt er plan- und ziellos von dem Hundertsten zum Tausendsten. Man braucht nur die mit Moses und Aaron anhebende Einleitung zu lesen, um zu wissen, was und wieviel der Verfasser in diesem Punkte zusammenzufündigen fähig ist. Flüchtiges und unzureichendes Quellenstudium muß sodann dem Herrn Kirchenrath vorgeworfen werden; er hat größtentheils auch nur nach Hülfsmitteln gearbeitet, und endlich eine Darstellung, welche so unwissenschaftlich als möglich, sich die modernen Feuilletonisten und Romanschreiber der Franzosen zum Muster genommen zu haben scheint. Obschon das Format das kleinste Octav, begegnet man doch durchschnittlich zehn bis zwölf Absätzen auf der einzelnen Seite.

Thaddäus Lau.

W. Rüstow über den italienischen Feldzug von 1859.

Der italienische Krieg 1859, politisch-militärisch beschrieben von W. Rüstow. Mit drei Kriegskarten. Dritte, durchgesehene Auflage. Zürich, Schultheß. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Eine richtige, allen Ansprüchen der historischen und militärischen Kritik entsprechende Geschichte des kurzen aber gewaltigen Kriegs von 1859 zu schreiben, ist zur Zeit noch nicht möglich. Die Thatsachen und Erfolge liegen zwar vor, aber die Motive und Triebfedern derselben, ja die Operationen und Gefechte selbst in ihrem Verlaufe sind noch keineswegs genau bekannt. Von französischer Seite sind zwar, wie immer, rasch genug Veröffentlichungen in die Welt geschleudert worden, berechnet, den Kaiser und die große Nation zu verherrlichen und die öffentliche Meinung für Frankreichs Lauterkeit und Unbezwinglichkeit zu gewinnen, aber Oesterreich schweigt noch immer beharrlich. Die Berichte, welche die Zeitungen gebracht, einzelne Auslassungen von Offizieren, hier und da in den Blättern erschienen und bald genug durch Weisungen von oben verstummt, das ist alles, was von dieser Seite gekommen ist. Es fehlen also hinreichende Materialien für die Geschichte jenes Kriegs. Ein Beweis dafür ist, daß wir außer Rüstow's Werk kein einziges in Deutschland besitzen, welches sich diese ernste Aufgabe gestellt hat; was sonst noch erschienen ist, verfolgt ganz andere Zwecke. Wenn aber Rüstow auf diese Weise sehr dürftig mit Materialien versehen war und nur aus Zeitungsartikeln, einseitigen französisch-sardinischen Berichten und unzureichenden österreichischen Meldungen sein Werk schaffen mußte, so macht es seinem Scharfsinn und seinem militärischen Blick alle Ehre, daß er dennoch ein solches zu Stande gebracht hat, welches uns, bis eine umfassende, auf vollständiges Material gestützte Geschichte des Kriegs von 1859 erscheinen kann, den Bazancourt überreich ersetzt. Der preußische Generalstab ist allerdings im Besitz eines solchen Materials; Offiziere desselben haben den Kriegsschauplatz vor und nach dem Feldzuge recognoscirt, die militärischen Attachés der Gesandtschaften reichen fortlaufende Berichte über die fremden Armeen ein, im österreichischen Hauptquartier hat ein preußischer Stabsoffizier dem Feldzuge beigewohnt, es sind Nachrichten aller Art gesammelt worden — so konnte der Chef des Generalstabs der Armee, Generallieutenant von Moltke (bekannt durch seine frühern Werke über die Türkei und deren Krieg gegen Mehemed-Ali), seinen Offizieren Vorträge über den italienischen Feldzug halten, welche denselben in allen Details der Vorgänge geschildert —, sie werden aber nicht veröffentlicht werden. Auch ein Vortrag, der über denselben Gegenstand in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin vor den Prinzen und einer zahlreichen Versammlung gehalten wurde, war auf vortreffliche, dem isolirten Schriftsteller unzugängliche Quellen basirt. Wir betrachten darum aber doch Rüstow's Werk von einem objectiven Standpunkte als das beste von den bisher erschienenen und wollen unsern Lesern darüber Bericht abstatten.

Krieg und Politik sind nicht zu trennen. Sie gehen Hand in Hand, wenn der Kriegsherr zugleich Feldherr ist, Scepter und Commandostab führt, wie es in alten Zeiten sich von selbst verstand und in neuern von Friedrich dem Großen und Napoleon I. geschehen ist. Oft aber kreuzen sich beide und der Krieg, gelähmt durch die Politik, verliert an Energie, sodaß seine militärische Aufgabe unerreicht bleibt. Der Verfasser geht mit Recht von der politischen Lage Europas am Tage des berüchtigten Neujahrsgrußes aus, um zu zeigen, wie sich der Krieg in Italien entwickelt hat. Es ist freilich Conjecturalpolitik, welche in der Darstellung uns entgegentritt, denn die leitenden Ideen der Cabinete, die geheimen Fäden der Diplomatie sind ja doch verborgen geblieben, aber wir erkennen immer den Scharfblick und die Consequenz an, mit welcher der Verfasser sein Thema behandelt hat. Die Frage der allgemeinen Entwaffnung, welche in den Verhandlungen vor Ausbruch des Kriegs zur Sprache kam, ist besonders klar auseinandergesetzt, etwas dramatisch, aber darum desto eindringlicher. Was über die getheilte Stimmung in Deutschland gesagt ist, mag richtig sein, nur daß in Norddeutschland ein Theil geradezu für Napoleon gewesen, müssen wir bestreiten. Die Leitartikel gewisser Blätter, aus denen der Verfasser in seinem Exil geschöpft, vertreten immer nur die subjective Ansicht ihrer Schreiber — im deutschen Volke war und ist keine Sympathie für Frankreich und seinen dermaligen Beherrscher. Nach der politischen Einleitung werden die Armeen der kriegführenden Mächte geschildert. Ueber die österreichische Armee ist das neue Reglement von 1851, das ein verändertes Tirailleursystem hat, dem Verfasser nicht bekannt gewesen: er spricht noch von Zügen des dritten Gliedes und von der abgeschafften Art, das Quarré zu bilden. Bei dem ganzen Abschnitt fällt es auf, daß die Schilderung im Präsens gehalten ist, da sie doch der Vergangenheit angehört und nicht mehr paßt; die Kritik hat überhaupt dem Verfasser bereits den Vorwurf gemacht, sein Werk frischweg mitten im Strome der Begebenheiten unter Benutzung aller Hülfsmittel, die ihm derselbe zuführen würde, begonnen und durchgeführt zu haben, wobei allerdings Irrthum und Uebereilung nicht zu vermeiden sind. Wir lassen das dahingestellt; die dritte Auflage, an welche wir uns halten, hat viel berichtigt, aber sie hätte noch weit mehr thun können. In der vergleichenden Uebersicht der Streitkräfte, die auf reale Verhältnisse begründet ist, erkennen wir den Autor der „Untersuchungen über die Organisation der Heere" (vgl. Nr. 10 d. Bl. f. 1855) in all seinen Vorzügen wieder; auch das Moment der geistigen Bewegung, der Mangel eines einheitlichen guten Willens in der aus so vielen Nationalitäten zusammengesetzten österreichischen Armee ist treffend hervorgehoben: die Thatsachen haben es leider bestätigt.

Den Schluß des ersten Abschnitts bildet eine Schilderung des Kriegsschauplatzes und seiner Eigenthümlichkeiten, woran einige Bemerkungen über die möglichen Operationspläne der Parteien geknüpft werden. Wir sind vollkommen damit einverstanden, daß für die Oesterreicher die Operationslinie südlich des Po als die strategisch gebotene angegeben ist, starke Gründe sprachen dafür; sie sind auch im Hauptquartier erwogen worden, aber durch Gegengründe, welche wir in d. Bl. nicht weiter erörtern wollen, überstimmt, konnte jene Ansicht nicht durchdringen. Der Verfasser bespricht auch die möglichen Operationslinien der Verbündeten und entscheidet sich für die nördlich des Po, aber nahe dem Flusse, welche letztere Bedingung bekanntlich auch nicht erfüllt worden ist. Wir machen unsere Leser dabei auf eine vortreffliche militärisch-geographische Skizze: „Norditalien", von Emil von Sydow, aufmerksam, welche das gediegene Jahrbuch zum Conversations-Lexikon: „Unsere Zeit", in ihrem vierzigsten Hefte gebracht hat.

Der zweite Abschnitt: vom Ausbruch der Feindseligkeiten bis zum Rückzuge der Oesterreicher an den Chiese und den Mincio, beginnt mit dem Einmarsch in das piemontesische Gebiet und dem Aufmarsch der feindlichen Armeen. Wir vermissen hier ganz die Zusammensetzung des österreichischen Heeres, da der Verfasser sich keine Ordre de bataille zu verschaffen gewußt hat; für ein kriegsgeschichtliches Werk allerdings sehr übel. Die Führer Gyulai, Zobel, Benedek werden in kurzen Skizzen ihrer frühern Laufbahn vorgeführt. Genauer detaillirt ist die franco-sardische Armee; hier waren mehr Materialien vorhanden. Ueberhaupt haben dieselben dem Verfasser auch für die Kriegshandlungen in ausreichender Weise nur für die Verbündeten zu Gebote gestanden, daher alles, was er schildert, trotz seiner bedeutenden Combinationsgabe, eine gewisse einseitige Färbung hat, bei den Alliirten oft Einzelheiten, bei den Oesterreichern nur Allgemeines. Die Aufstellung der Piemontesen und Franzosen waren noch nicht eingenommen, als Gyulai den Ticino überschritt. Der Verfasser zergliedert mit der ihm eigenen Schärfe des Urtheils, was für beide kriegführende Theile geboten war, knüpft an Ludwig Napoleon's Manifest und seinen Tagesbefehl von Genua an und beweist, daß die Offensive strategisch wie taktisch für beide eine Nothwendigkeit gewesen, deren Unterlassung von einer Seite sich schwer strafen mußte. Wir sind derselben Ansicht. Nach dem drohenden Ultimatum, nach dem Einbruch in Piemont konnte der

österreichische Armee nur in der zerschmetterndsten Offensive und damals noch ziemlich leichten Kaufs ihren Zweck erreichen: sie mußte Alessandria als den Stützpunkt für die Vereinigung der feindlichen Streitkräfte erkennen, von Piacenza nicht über den Ticino, sondern über den Po gehen, Alessandria nur cerniren und Novi zum Operationsobject nehmen, um die Franzosen, von Genua noch im Anmarsch, zu schlagen; der geographische, nicht strategische Punkt Turin und die dem Zusammenstoß ausweichende piemontesische Armee wäre dann auch gefallen, und wir würden ohne Zweifel ein ganz anderes Resultat des Kriegs gesehen haben. Das ist unsere Meinung. Wenn wir also die österreichische Unsicherheit in der Wahl der Operationslinie, die Unthätigkeit in den ersten Tagen des Mai, welche eine kostbare unwiederbringliche Zeit nutzlos verstreichen und dadurch dem Feinde zugute kommen ließ, das schwankende Ueberspringen von einem Flügel zum andern und vorzüglich das Zurückfallen aus der Offensive in eine abwartende Defensive gewiß ebenso tadelnswerth und fehlerhaft erkennen als der Verfasser, so finden wir doch den Hohn seiner Kritik und deren gehässige, ans Niedere streifende Ausdrücke in einem kriegsgeschichtlichen Werke, das auf höhere Bedeutung Anspruch macht, keineswegs gerechtfertigt. Wo die Erzählung aber auf praktischem festen Boden steht und an die Thatsachen militärische Betrachtungen im ernsten Tone knüpft, wird ihr Werth im vollen Maße Anerkennung finden. So die Darstellung des Gefechts von Montebello und was dabei über Recognoscirungen im allgemeinen — jenes „Steckenpferd der österreichischen Generale", wir möchten es einen Erbfehler nennen —, was ferner über die Bedeutung dieses ersten Zusammenstoßes gesagt ist. Dem Prinzen von Hessen thut er dagegen mit seinem ironischen Ausfall entschieden unrecht; er hat freilich nach seinen Quellen nicht gewußt, was die Brigade des Prinzen gethan und daß sie, die letzte auf dem Kampfplatze, vier Offiziere und 147 Mann verloren hat, sonst würde er ihr Gefecht nicht ein bloßes Scharmützel nennen. Die Beförderung des Prinzen, über welche sich Rüstow mit der Bemerkung ausläßt: „Durch solche unverhältnißmäßige Belohnung wird gewiß Oesterreich eine Menge deutscher Prinzen in seine Armee ziehen, ob es auch deutsche Intelligenz, das deutsche Volk dadurch anzieht? wir bezweifeln es"; diese Beförderung ist ganz einfach nach der „Tour" geschehen, womit dem gehässigen Ausfall die Spitze abgebrochen ist: ein Blick in die österreichische Rangliste hätte den Verfasser darüber belehren können. Der Ueberblick der Verhältnisse dagegen, welchen er weiter gibt vom Treffen bei Montebello bis zum Ende des Mai, ist wiederum frei und klar; er läßt Gyulai über seine Ansicht vom Zuge Garibaldi's Gerechtigkeit widerfahren und findet nur, daß er sich dadurch erst recht zur Offensive gegen die Hauptarmee hätte bestimmen lassen sollen, was sehr richtig ist. Wir theilen Rüstow's Tendenz zur Offensive auch taktisch im Gegensatz des Glaubens an die „alleinseligmachende Kraft der Feuerwaffen" vollkommen. Auch der Kritik des Napoleonischen Entschlusses zum Linksabmarsch, um von Novara her gegen Mailand vorzudringen, schließen wir uns an, sie mag wol das richtige Motiv in dem Durchschauen der Kriegführung seines Gegners gefunden haben, obschon wir wissen, daß Ludwig Napoleon auf einem Thurme Alessandrias, wo ihm die Reisfelder am Po gezeigt wurden, von dem Angriffe auf den linken österreichischen Flügel zurückgekommen ist. Inwieweit auch die Besorgniß, Garibaldi könne die Frucht pflücken, welche Kaiser und König beanspruchten, zu dem Entschlusse beigetragen hat, dort anzugreifen, wo er operirte, ist nicht aufzuklären: der Verfasser neigt sich zu dieser Annahme, und wir können ihm nicht widersprechen. Demonstrationen und Gefechte an der untern Sesia hätten die Oesterreicher aufmerksam machen sollen; nach dem Treffen bei Palestro am 31. Mai meldete auch Zobel, der hier commandirte, daß bedeutende französische Verstärkungen den ihm gegenüberstehenden Sardiniern zuzögen und ersuchte den Oberfeldherrn, ihm drei Armeecorps zu einem Angriffe zu überlassen; aber Gyulai, der bis zum 1. Juni von dem am 28. Mai begonnenen Linksabmarsch der Franzosen nichts erfahren, beschloß nun den Rückzug hinter den Ticino, statt mit concentrirter Macht den Feind auf dem rechten Ufer dieses Flusses durch einen Marsch nordwärts anzugreifen. Das erste Armeecorps, Clam-Gallas, welches durch Baiern auf der Eisenbahn befördert worden, war unterdessen mit seiner Avantgarde am Ticino angekommen und erhielt Befehl, die Uebergänge vor Magenta und oberhalb zu bewachen. Die Verbündeten hatten am 2. Juni ihre Concentrirung bei Novara noch nicht vollendet; Ludwig Napoleon wollte aber keine Zeit verlieren und detachirte daher, um sich wenigstens der Uebergänge zu bemächtigen, Truppen nach Turbigo. Dies führte zu dem Gefecht von Turbigo oder Robecchetta, dem Vorspiele der Schlacht von Magenta. Der gelungenen Schilderung dieses Gefechts liegt MacMahon's Bericht zu Grunde. Zum Verständniß der Schlacht von Magenta dient eine kurze Darstellung des Schlachtfeldes und ein beigefügter Plan; dann wird die — wiederum zersplitterte — Aufstellung der Oesterreicher am Morgen des 4. Juni angegeben und die Stärke der gegenseitigen Streitkräfte nach billigsten Rücksichten berechnet, wonach sie ziemlich gleich gewesen sind. Am 5. dagegen hätte Gyulai trotz aller Verluste, wenn er seine Truppen concentrirte, mit 110000 Mann gegen 96000 Franzosen auftreten können. Er hatte am 4. mindestens 40000 Mann zu passiver Vertheidigung bestimmt und nur etwa 25000 für eine Offensive zu deren Unterstützung verfügbar. „Dagegen verwendeten die Franzosen sozusagen alles, was sie hatten, auf den Angriff und erlangten eben hierdurch wieder ein ganz entschiedenes Uebergewicht." Die Schlacht schildert der Verfasser mit der ihm eigenen Klarheit; seine Beschreibung gibt ein durchaus richtiges Bild derselben. Die Resultate der Schlacht sucht er, bei allem Feldherrntalente Napoleon's, nicht in dessen Dispositionen, diese gerade hätten Gyulai bei mehr Entschlossenheit die größte Wahrscheinlichkeit des Siegs geboten, sondern in dem Unterschiede der Führung. Bei den Franzosen überall selbständiges Handeln der Generale, Ineinandergreifen der Abtheilungen zum Gefecht; bei den Oesterreichern Abwarten des Befehls, Zersplitterung, um einzeln geschlagen zu werden. Das ist vollkommen begründet. Dann folgt der Rückzug der Oesterreicher, der für richtig erkannt wird, nachdem Gyulai einmal die Erneuerung der Schlacht am 5. aufgegeben hatte; mit vollem Recht wird aber die Räumung von Piacenza und Ferrara, welche für die Fortsetzung des Kriegs von großer Wichtigkeit waren, vom militärischen Standpunkte aus getadelt. Nach den Rückzugsgefechten von Melegnano und Castenedolo, in welchem letztern Urban den Alpenjägern Garibaldi's bedeutende Verluste zugefügt, war nun die ganze österreichische Armee hinter dem Mincio auf dem Gebiete ihrer berühmten Festungsgruppe angekommen, und die Welt wartete mit Spannung auf die weitere Entwickelung der Dinge.

Im dritten Abschnitt ist diese bis zum Präliminarfrieden von Villafranca dargestellt. Kaiser Franz Joseph übernahm nun selbst den Oberbefehl, ihm zur Seite stand Heß. Die ganze Armee, insbesondere die von Italien, erhielt eine neue Organisation, bei welcher in ausführlicher Weise die Eintheilung in nur zwei Theile und deren gleichmäßige Zusammensetzung gerügt wird. Alle Uebelstände, welche daraus hervorgingen, werden durch die Thatsachen bewiesen. Wir setzen die letztern in ihren Hauptzügen als bekannt voraus. Wir wissen, daß der Kaiser Franz Joseph vorzüglich durch politische Gründe bewogen wurde, die Offensive zu ergreifen und sein Heer wieder auf das linke Mincioufer, das es kaum verlassen, gegen Ludwig Napoleon zu führen, der hier keine Schlacht erwartete. Der Verfasser bespricht bei Gelegenheit der Bewegungen beider Heere auch deren Ausrüstung und wirft dabei Fragen über deren Zweckmäßigkeit auf, wie sie nach dem Frieden in allen Armeen zu ernster Erwägung gekommen sind. Auch die Abhülfe wird hoffentlich nicht auf sich warten lassen. Die Schlacht von Solferino in ihrer langen Dauer und ihren vielen Einzelkämpfen zu schildern ist sehr schwierig, noch schwieriger die Zeitbestimmung für die einzelnen Gefechtsmomente an den verschiedenen Punkten. Der Verfasser hat diese Schwierigkeiten dadurch zu überwinden gesucht, daß er zuerst eine allgemeine Uebersicht der Schlacht gibt und dann erst

die einzelnen Begebenheiten schildert, wobei er die Zeit der Einzelkämpfe und die eigentliche Schlacht unterscheidet. Wir finden das Schlachtbild im großen wie im einzelnen klar und deutlich, und bedauern nur, daß ihm von österreichischer Seite nicht Details genug zu Gebote gestanden haben. Allerdings ist in der Defensive wenig Action zu bemerken gewesen, daß es aber der Erzählung einen parteiischen Anstrich gibt, wenn auf verbündeter Seite immer die einzelnen kämpfenden Truppentheile benannt werden, während es auf der andern meist sehr allgemein heißt: die Oesterreicher, ist nicht zu leugnen. Und doch wäre von diesen viel Rühmliches zu erzählen gewesen; wir erinnern nur an das Husarenregiment König von Preußen unter Oberst von Edelsheim und an das letzte kräftige Handeln des Prinzen von Hessen, das auf eigene Verantwortung geschah und wahrscheinlich die Armee, wenigstens den linken Flügel, vor gänzlicher Vernichtung rettete. Dieser Schein von Parteinahme für die Verbündeten wird jedoch durch die Betrachtungen über die Schlacht durchaus beseitigt. Der Verfasser läßt der Tapferkeit der Oesterreicher und der guten Führung in den Brigaden volle Anerkennung widerfahren und findet den Grund der Niederlage nur in dem Oberbefehl, der sich nirgends geltend machte und bei der Eintheilung in zwei Armeen, folglich bei dem Mangel einer allgemeinen Heeresreserve für den Oberbefehl, sich nicht geltend machen konnte. Heß, der durchaus hinter dem Mincio verschanzt hatte stehen bleiben wollen und dann, im Kriegsrathe überstimmt, seine Meinung nicht mit Festigkeit vertreten hatte, bekümmerte sich in der Schlacht um gar nichts mehr: Ramming war hier der eigentliche Lenker. „Auch bei Solferino wieder muß man fragen: Wenn die Oesterreicher siegreich waren und in der Art, daß sie ihrem Siege sofort eine kräftige Verfolgung nachschicken konnten, welches war dann das Schicksal der französisch-sardinischen Armee? Die vollständige Vernichtung, Abdrängung gegen die Alpen und den Gardasee. So viel Respect die Leitung Napoleon's auf dem Schlachtfelde einflößt, seine Operationslinie war eine total falsche. Aber freilich auf dem Schlachtfelde errang er ja immer den Sieg." Wir fügen hinzu: Das ist allerdings für die Entscheidung des Kriegs die Hauptsache, indessen kann es doch auch einmal umschlagen und, wie wir schon anderwärts ausgesprochen, selbst die neufranzösische Manier, in der Schlacht die Elitentruppen (umgekehrt wie Napoleon I.) voran, zweites Treffen, Reserven dicht auf, fortgerissen vom „Elan" (dieser todtgehetzten Tagesparole) der erstern, würde bei einem Fehlschlage zur unrettbarsten Niederlage und Auflösung führen.

Das letzte Kapitel erzählt die Ereignisse nach der Schlacht von Solferino, die Heranziehung des fünften französischen Corps unter dem Prinzen Napoleon aus Toscana und die Vorbereitungen zum Seekrieg und der Belagerung der österreichischen Küstenplätze. Was der Verfasser dabei, wie früher schon, von dem Bündnisse Frankreichs mit Rußland spricht, beruht auf Combinationen, die zwar scharfsinnig, aber nicht wahr sind. Daß der Verfasser einen scharfen Blick auch für politische Verhältnisse hat, ist unbestritten; wir haben ihn in manchen Stellen dieses Werks, welche durch später eingetretene Ereignisse bekräftigt worden sind, von neuem gefunden, z. B. den weiter gehenden Einfluß, welche die Auflösung der Fremdenregimenter in Neapel auf Reclamation der Schweiz im Jahre 1859 auf die Zukunft Italiens haben wird. Aber Rüstow läßt sich durch denselben und die Lobsprüche, die er gefunden, nur zu oft weiter führen, als der Horizont reicht, sogar zu einem anmaßenden Tone, der auch das Schimpfwort nicht verschmäht. Wir bedauern das, weil es seinen Schriften Eintrag thut, deren Werth wir immer — nicht blos „was man so nennt", sondern aufrichtig — anerkannt haben, wenn wir auch auf einem ganz entgegengesetzten Standpunkte politischer Ueberzeugung stehen. Die Verhandlungen zwischen Oesterreich und Preußen und die Haltung der letztern Macht während des italienischen Kriegs, die politischen Gründe, welche der Kaiser Franz Joseph daraus für ein Ergreifen der Offensive schöpfte und Ludwig Napoleon nach der Schlacht von Solferino bestimmten, Waffenstillstand anzubieten und Frieden zu schließen, wozu noch für ihn die Unzufriedenheit mit den Italienern und Victor Emanuel kam, finden wir durchaus wahr geschildert. Nur die in Scene gesetzte wörtliche Unterhaltung der beiden Kaiser hätte der Verfasser, trotz der angezogenen classischen Exempel ähnlichen Verfahrens und der sarkastischen Bemerkung, „daß er durchaus nicht an den Thüren gehorcht", den Romanschriftstellern überlassen sollen. Fürstenton ist ihm überhaupt nicht geläufig, und die Pointe der geheimen Unterredung fehlt ja doch, weil sie erst später verlautet hat; wir meinen die Friedensbedingungen, welche Preußen angedichtet worden und, dafern es wahr ist, das freundliche Anerbieten Ludwig Napoleon's für freie Hand am Rhein, das aber der Kaiser Franz Joseph als deutscher Fürst entschieden zurückgewiesen hat. Den Frieden von Villafranca nennt Rüstow einen der sonderbarsten Friedensschlüsse, welchen die Geschichte kennt. Schon der Waffenstillstand setzte alle Welt in Erstaunen. Wir erfuhren ihn durch Zufall ziemlich früh, als die Nachricht eingetroffen war; jeder Bekannte, dem wir sie mittheilten, sah uns statt aller Antwort im ersten Moment starr an. Fürst Windischgrätz wollte seinen greisen Kopf verbürgen, daß sein Kaiser nicht Frieden schließen würde! Rüstow nennt ihn nur den Schluß des ersten Acts, worin ihm wol viele schon damals zugestimmt haben. Die Spaltung in Deutschland, die er für fast unheilbar erklärt, scheint zwar mit Gottes Hülfe und deutscher Fürsten Entgegenkommen sich bessern zu wollen, dagegen hat jener Friede, welchen die Italiener einen Verrath nannten, diese zum engern Anschließen an Piemont gebracht.

Das Werk endet mit den Worten: „Aller Wahrscheinlichkeit nach werden wir volle Gelegenheit haben, was dem Frieden von Villafranca gefolgt ist, in einer Fortsetzung im Zusammenhange zu erörtern." Und Rüstow wird das nicht blos nach unzuverlässigen Zeitungsnachrichten, sondern als Augenzeuge, ja als Theilnehmer können, da er sich bekanntlich zu Garibaldi begeben und nun als Oberst und Chef des Generalstabes für die Romanen kämpft, deren Kaiser er Napoleon genannt, deren Bund mit den Slawen er als die höchste Gefahr für die Germanen, sein eigenes Volk, dargestellt und wahrscheinlich gemacht hat. Sein nächstes Werk bringt uns jedenfalls den zweiten Act des Weltdramas; welche Hoffnungen er weiter daran knüpft, werden wir hören.

Karl Gustav von Berneck.

Karl von Holtei's „Eselsfresser".

Die Eselsfresser. Roman in drei Bänden von Karl von Holtei. Breslau, Trewendt. 1860. 8. 5 Thlr.

„Die Esselsfresser!" Nicht wahr, dieser Titel ist wunderlich und barock genug, und man wird neugierig sein zu erfahren, was er zu bedeuten hat. Vielleicht wird mancher auf die Vermuthung kommen, es handle sich in diesem Roman um eine Gesellschaft von absonderlichen Gourmands, welche sich zusammengethan hat, um Carbonaden und Beefsteaks von Eselsfleisch zu verzehren, wie man ja solche Gesellschaften von Pferdefleischessern hat. Doch dies ist nicht das Geheimniß des Romans. „Eselsfresser" ist ein alter Spottname auf die Schlesier, welcher vor Zeiten in dem Heiligen römischen Reich deutscher Nation weit verbreitet war. Unsere Vorväter waren in der Erfindung solcher Spottnamen sehr fruchtbar. Wie man die Strasburger „Meisenlocker", die Ulmer „Spatzen", die Buchsweiler „Pappenschlecker", die Jesinger (in Schwaben) „Käpplesfresser", die Augsburger „Datschen", die Aargauer „Krautstirzel", die Oberpfälzer „Pfalz-Tappen", die Wolliner „Stintköppe", die Kösliner „Sackdöfers", die Wiener „Flascheltrager", die Märker „Sandhasen" u. s. w. nannte, so nannte man die guten Schlesier „Eselsfresser". Dieser Ausdruck kommt schon bei Fischart („Geschichtsklitterung", Kap. 12) vor, und in einem von Wachsmuth in seiner „Geschichte deutscher Nationalität" angeführten alten Spottmanuscript wird den Schlesiern die Stellung von 6000 Eseln zugetheilt. Auch Logau sagt einmal:

Daß Schlesier haben den Esel gefressen.
Ist entweder nicht oder bleibet vergessen u. s. w.

Aber woher entsprang dieser Beiname? Peter Fiebig, der drollige Diener des Helden im Holtei'schen Roman, der Sancho Pansa dieses schlesischen Don Quixote, vernahm diesen Ehrentitel zum ersten mal von einem Collegen in Berlin und hatte nun keine Ruhe, bis er dem Dinge auf den Grund gekommen. „Ich muß einen Gelehrten fragen!" denkt er — denn in solchen Fällen, aber auch nur in solchen, kann das Volk sogar einen Gelehrten brauchen — und begibt sich zu dem „Turnvater" Jahn, der gerade mit seinen Turnern in der Hasenheide rumort. Als Peter nach Jahn fragt, ruft ein Turner mit mächtiger Stimme: „Was will der goldberänderte Leibknecht eines Welschlings?" Jahn selbst fertigt den „Leibknecht" ziemlich kurz ab: „Soviel ich mich besinne", erwidert Jahn auf Peter Fiebig's Frage, „werden die Schlesier nicht die einzigen sein, denen man das Eselsfressen vorwirft. Zeune soll nachschlagen in den Büchern. Ich habe Besseres zu thun." Damit wendet er Peter den Rücken, und dieser brummt: „Sie machen's gerade so hier wie bei uns (in Breslau) die Jungen mit den langen Loden. Und der Jahn mit seinem Barte und der langen Läusekoschel (Glatze), der mag wol gar das Haupt sein von der ganzen Hecke." Denn Peter Fiebig, der sich mit den Franzosen im Felde herumgeschlagen, ist (wie sein Herr und vielleicht auch der Verfasser selbst) ein Gegner der Turnerei nach Jahn'schem Ritus, weil er davon überzeugt ist, daß man besser auf lebenden Pferden, als auf Pferden von Holz das Reiten lerne und ausübe.

Aber Peter Fiebig läßt sich durch die ziemlich unfreundliche Abfertigung, die ihm durch den Turnervater widerfuhr, von weitern Nachforschungen nicht abschrecken; denn er besitzt ganz jene unbeugsame Hartnäckigkeit, wie sie Leute dieser Art in Deutschland zeigen, wenn sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt haben. Er läuft bei den Gelehrten herum, bis er endlich, und zwar in Breslau, an den richtigen Mann, den gelehrten Professor von der Hagen geräth. Dieser fertigt ihm ein höchst gelehrtes, umständliches Gutachten zu, das nur das Schlimme hat, daß Peter Fiebig es nicht versteht, bei dem er sich aber beruhigen muß und auch beruhigt. Denn gelehrt und gründlich ist das Gutachten, das sieht er ein, und wenn er es nicht vollkommen versteht, so weiß er, daß dies seine Schuld und nicht die des gelehrten von der Hagen ist. Hagen ging nämlich in seinem Gutachten bis auf den alten schlesischen Sinapius zurück, der in seiner Beschreibung der Landschaft Oels („Oelsnographia") erzählt, die heidnischen Schlesier hätten ehedem dem Jovi Sabotho (Bacchus), dem Gotte der Sonne und des Weinstocks Opfer gebracht. Nun werde Silen, der Gefährte dieses Gottes Saboth (wovon, beiläufig bemerkt, der Name Zobtenberg herkommen soll), stets auf einem Esel reitend abgebildet. Diesen Esel hätten die Schlesier nach ihrer Bekehrung zum Christenthum mit Haut und Haaren verzehrt, d. h. dem Bacchus und seinem Dienst entsagt, weshalb Schlesien auch mit so wenig Weinbergen gesegnet sei. Daher das Wort „Eselsfresser". Da es übrigens, wie schon Virgil wußte, für jeden Unglücklichen stets einigen Trost gewährt, Unglücksgenossen zu haben, so wird es auch den Schlesiern vielleicht einigen Trost gewähren, wenn wir ihnen sagen, daß sie, wie Jahn mit Recht vermuthete, nicht die einzigen in deutschen Landen sind, welchen man das Eselsfressen vorwirft. „Eselsfresser" heißen nämlich auch die von Staufen und Hohentwiel (in Schwaben), weil sie belagert und in Hungersnoth einem Esel den Wanst vollfüllten, ihn schlachteten und verzehrten, den Belagerern aber den Wanst zuwarfen, damit diese daraus auf das Vorhandensein noch reicher Vorräthe in der belagerten Stadt schließen und deshalb die Belagerung aufheben sollten. So erzählt Wachsmuth im ersten Bande seines schon oben genannten Werks.

Wir haben es also in diesem Roman vorzugsweise mit den „Eselsfressern" und dem Lande der „Eselsfresser", also mit Schlesien und den Schlesiern zu thun. Holtei macht sich selbst darüber lustig, daß er so sehr Schlesier sei und in seinen Erzählungen immer wieder schlesische Persönlichkeiten und Verhältnisse in Scene setze. Sicherlich gibt es auch wenig Volksstämme in Deutschland, die mit solcher Zähigkeit an ihrem Heimatsgau und an ihren nähern Landsleuten hingen als die Schlesier. Der Schlesier bleibt, wohin er auch kommt, immer Schlesier, und wo er einen oder zwei Landsleute trifft, da ist auch ein echt schlesisches Convivium fertig. Die schlesische Geselligkeit charakterisirt sich durch ein gemüthliches Sichgehenlassen, durch vergnügliches Geplauder, durch ein behagliches Wohlgefallen an geselligen Spielen und Rundgesängen, an harmlosen Geschichtchen und Späßchen; von Roheit, Plumpheit und beleidigender Anzüglichkeit und Bitterkeit hält sie sich in der Regel ebenso fern wie von affectirter und anspruchsvoller, fein zugespitzter Geistreichigkeit. Und daher befindet sich der Schlesier unter Schlesiern immer am wohlsten. Es scheinen in der That in dem Schlesier süddeutsches Temperament und norddeutsche Bildung, slawische Lebenslust und deutsche Sentimentalität sich aufs glücklichste zu mischen und einander das Gegengewicht zu halten. Die Frage, ob die jüngste Generation diese urschlesische naive Treuherzigkeit, diese behagliche Lebenslust und gesellige Harmlosigkeit bewahrt hat oder bewahren wird, wagen wir freilich mit einem entschiedenen Ja nicht zu beantworten.

In der Vorrede zu der vor kurzem erschienenen dritten Auflage seines Romans „Die Vagabunden"*) bemerkt Holtei selbst von seinen Erzählungen:

„Sie tragen sammt und sonders eine Lokalfarbe. Sie schildern eine wie die andere, provinzielle Zustände, Gegenden, Bräuche, Charaktere; bewegen sich innerhalb der Grenzen meines Geburtsländchens oder gehen doch von dort aus, um nach einigen Abschweifungen wieder dahin zurückzukehren. Mögen sie keine Kunstwerke heißen, immer werden sie schlichte, naturgetreue, menschlich wahre Bilder aus Schlesien bleiben. Und wenn es bald, wie ich befürchte, dahin kommt, daß der jede sondernde Volksthümlichkeit abschleifende, ausrottende Zeitgeist auch Altschlesien seiner letzten Abzeichen beraubt, nun, dann werden meine Romane dem Leser bisweilen noch verklungene Tage ins Gedächtniß rufen und dadurch einige Bedeutung gewinnen, wenn ich begraben bin."

Was den vorliegenden Roman betrifft, so nimmt auch dieser von Schlesien seinen Ausgang, macht dann Absprünge nach Berlin und Wien und kehrt zuletzt wieder in des Verfassers liebes Heimatland zurück. Planmäßig zu erzählen ist Holtei's Sache überhaupt nicht; aber noch in keinem seiner Romane lag alles so wild und wüst durcheinander als in diesem. Als er sich hinsetzte zu schreiben, schwebte ihm vielleicht nichts in bestimmtem Umriß vor als die früheste Jugendgeschichte seines Helden Eduard Walter und das gegenseitige Verhältniß der schlesischen Gutsbesitzerfamilien auf Schwalbendorf und auf Gaule; vielleicht begann er, ohne zu wissen, was auch nur auf der dritten Seite folgen würde, auf gut Glück mit der Schilderung eines sommerschwülen Sonntags auf dem Lande, die den Eingang des Romans bildet und wirklich vortrefflich ist, und da er nun das Dorf, nämlich Schwalbendorf hatte, so hatte er auch die besitzende Familie des Dorfs, die dann wieder leicht mit der gräflich Minder'schen auf dem benachbarten Gaule in Verbindung zu bringen war. Ein reicher Vorrath von Erfahrungen und Erlebnissen in gewissen Kreisen stand dem Verfasser zu Gebote; er brauchte nur in den Glückstopf seiner Erinnerungen zu greifen, um gewiß zu sein, daß er irgendeine verwendbare Person oder Situation herausgreifen werde. Ein Berichterstatter im Feuilleton der „Wiener Zeitung" bemerkte daher auch mit Recht, man könne diesen Roman als eine Ergänzung der „Vierzig Jahre" ansehen, denn er sei im Grunde nichts weiter als eine Sammlung persönlicher Erinnerungen. Mit der ungenirten

---

*) „Die Vagabunden. Roman von Karl von Holtei. Dritte Auflage. Mit Holzschnitten illustrirt von Ludwig Löffler" (Breslau, Trewendt, 1860). Das bekannte Charakterisirungstalent Löffler's eignete sich zur Illustrirung gerade dieses Abenteuerromans ganz besonders.

Offenherzigkeit, die ihm eigen, gesteht Holtei selbst an verschiedenen Stellen, daß er in Verlegenheit sei, wie er fortfahren solle. „Das ist“, bemerkt er einmal, „ein abscheulicher Zustand, der mich zur Verzweiflung bringen müßte, fänd' ich nicht einigen Trost in der Betrachtung, daß berühmte Schriftsteller sich bei Anfertigung ihrer anerkannten Kunstwerke offenbar in ähnlicher Lage befanden, daß sie auf Pagina so und soviel auch noch nicht im entferntesten ahnten, was auf Pagina so und soviel folgen werde; daß sie am Ende doch zu einem Ziel gelangten, wenn es auch ein ganz anderes gewesen, als ihnen am Anfang vorschwebte.“ Dies Geständniß ist wenigstens ehrlich, wenn es auch die Theilnahme mancher Leser an der Erzählung wesentlich schwächen dürfte. Aber ein wirkliches „Kunstwerk“ ist auf diese Weise sicherlich noch nie zu Stande gebracht worden. Zwar was auf „Pagina so und soviel“ zu stehen kommen wird, das entzieht sich der Berechnung auch des vorausdenkendsten Dichters, aber einen Grundplan muß er doch haben, er muß doch wenigstens die Richtung nach irgendeinem bestimmten Ziele kennen und vor Augen haben, wie der Wanderer die Richtung nach der Lokalität, der er entgegenstrebt, wenn er auch dann und wann von dem Hauptwege abweicht, um einen entweder angenehmern oder rascher zum Ziele führenden Seitenweg einzuschlagen oder einem unvermutheten Hinderniß aus dem Wege zu gehen. Jedenfalls ist es unliterarischer Leichtsinn, oder um uns euphemistischer auszudrücken, leichter Sinn, dessen sich Holtei hiermit schuldig macht, und ob die liebenswürdige Ehrlichkeit und Bescheidenheit, womit er diesen Fehler und ein andermal sogar seine „schwatzhafte Breite“ eingesteht, genügend sind, um ihm die jedenfalls doch von ihm gewünschte und begehrte Nachsicht dafür zu gewähren, bleibe dahingestellt. Im übrigen gibt es eine gewisse Bescheidenheit, die nicht immer ganz den reinen Eindruck macht, welcher damit beabsichtigt wird.

In dem Roman „Die Vagabunden“ geht es allerdings auch etwas wüst, wild und ordnungslos zu; aber es sind doch immer unterhaltende Abenteuer, die sich in erzählender Weise aneinander reihen. In dem vorliegenden Roman dagegen wird der Gang der Erzählung immer wieder auf weite Strecken durch memoirenartige Mittheilungen, durch Referate über Erlebtes und Geschehenes, über Personen, welche Holtei auf seinem vielverschlungenen Lebensgange kennen lernte, und durch Reflexionen aller Art unterbrochen. Diese Mittheilungen und Reflexionen bilden im Grunde den Kern des Romans und gewähren dem denkenden Leser mehr Interesse als die Erzählung selbst, die gewissermaßen nur das Mittel ist, um jene auf bequeme Weise loszuwerden und beim Publikum einzuschmuggeln. Zu den interessantesten Partien gehören die Mittheilungen über die Zustände in Breslau zur Zeit der Franzosenherrschaft und der Erhebung gegen die ausländischen Unterdrücker, die Schilderungen von Berlin während der zwei Jahrzehnde vor der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. und kurz nachher und diejenige Wiens in den vierziger Jahren, wo jene über Mittel und Zweck etwas unklare Bewegung der Geister stattfand, die für die österreichische Monarchie jedenfalls verhängnißvoller werden sollte, als ihre damaligen Wortführer ahnten.

Was das Kapitel über Berlin betrifft, so beschäftigt sich der Verfasser vornehmlich mit der auch in der preußischen Hauptstadt zahlreich genug vertretenen und sich weit hinauf verzweigenden männlichen und weiblichen Demi-Monde; mit genußsüchtigen und frivolen Leuten, die ohne alle Grundsätze nur ihrer Selbstsucht und der Materie fröhnen, alles Heilige leugnen und den Bestand der sittlichen Ordnung in europäischen Hauptstädten unsicherer machen als alle wirklichen Criminalverbrecher. Man liest diese Mittheilungen mit lehrreichem Schauder; denn diejenigen, welche jene Kreise nicht kennen, haben keinen Begriff von der Verworfenheit, die in ihnen herrscht. Und zwar gestaltet sich dergleichen in Deutschland viel roher, cynischer und abstoßender als in Paris, wo man dieses Wesen doch immer mit einigem Geschmack, mit Noblesse, Esprit und sogar mit einem Anflug von Gefühl und Gemüth betreibt. In dieser Partie gibt sich auch einiger persönlicher Katzenjammer des Verfassers kund; doch ist er überhaupt der Ansicht, daß jeder sein Lehrgeld zahlen müsse. Allerdings werden wir auch in reinlichere Kreise eingeführt, ja wir lernen sogar hervorragende Männer kennen, von denen einzelne bezeichnende Charakterzüge angeführt werden, so in Berlin Karl Ritter, Friedrich von Raumer, Hegel, Chamisso, Alexander von Humboldt; später in Wien, wo wir namentlich auch in hocharistokratische Kreise eingeführt werden, den verstorbenen Feuchtersleben („dieser wärmste, empfänglichste, menschlichste, mildeste und zugleich reinste aller wiener Gelehrten und Literaten“) und den Lustspieldichter Bauernfeld, von dem er sagt: „Ein redlicheres Herz, ein treueres Gemüth, eine größere Bereitwilligkeit, sich aufopfernd, andern wohlzuthun, kann es nicht geben, — aber auch kein loseres Maul (der echte Wiener nennt es eine «Schandgoschen»).“ Hier und da, namentlich in dem Kapitel über Berlin, begegnet man auch wol anstößigen Scenen, die aber nicht so sinnlich aufregender Art sind als einzelne in den „Vagabunden“. Der Verfasser hat hierüber seine eigene Philosophie; er nimmt auf mehreren Seiten Schilderungen dieser Art in Schutz, weil sie doch nicht um ein Härchen mehr schadeten „als jedes Gespräch des jüngern Schülers mit dem ältern vor Beginn der Unterrichtsstunde“, was denn doch noch nicht so ganz erwiesen ist.

Der Verfasser legt auch gelegentlich sein jetziges politisches Glaubensbekenntniß ab, und wir wollen auch davon Kenntniß nehmen, damit der Leser wisse, wie er mit ihm daran ist. Er bemerkt: „In welch undurchdringliche Nebel von Bürger- und anderer Tugend, von Wahrheit, Menschen- und Vaterlandsliebe wissen sie sich zu hüllen, die entweder versteckterweise Aufruhr predigen, oder doch fortdauernd Unzufriedenheit bereiten; bald donnernde Lehrer, bald verfolgte Märtyrer! Stets edle große Geister! Sie wissen täuschend zu begeistern, zu verwirren, Hoffnungen zu erwecken, Unmuth zu nähren. Sie sind es, die der Jugend Unbefangenheit, Freude, Friede und Geduld rauben; sie sind es, welche versichern: Umsturz sei schon Neubau!“ Von einer gewissen Gattung Salondemokraten sagt er, daß sie denn doch, „was ihre Person, ihr ganzes Wesen, ihre Bedürfnisse, ihre Ansprüche, ihr Benehmen gegen Diener oder sonst von ihnen abhängige Personen betrifft, voll von recht übeln, hochmüthigen, hyperaristokratischen Prätensionen stecken — wie der Hund voll Flöhe, würde Peter (Peter Fiebig) sagen. Nach oben hinauf fordern sie Gleichheit, nach unten hin sind sie Tyrannen, recht stolze Despoten, besonders wenn sie schlecht verdaut oder eine Cigarre erwischt haben, die nicht ordentlich brennen will.“ Eduard Walter, der wol ein Stückchen Holtei, doch ohne dessen dichterische Zuthaten ist, sagt an einer andern Stelle: „Ich habe einsehen gelernt, wie wenig Verlaß ist auf jene Maulhelden, welche am heftigsten an ihre Brust schlugen, wenn sie über Menschenrechte, Gemeinsinn und Volkswohl docirten. Die besten Phrasenmacher dachten nur an sich. Ich habe einsehen gelernt, daß die Massen, die wir schmeichelnd Volk nannten, willenlos und sonder Urtheilskraft sich treiben lassen, wozu exaltirte Schwärmer oder berechnende Frevler sie just brauchen können; habe einsehen gelernt, das Schiller's Wort vom «schrecklichsten der Schrecken» sich auch in Deutschland bewährt hätte ohne dazwischentretende Reaction.“ Aber zugleich sieht Eduard Walter (oder Holtei) ein, „daß jener Reaction die nöthige Kraft, Ausdauer, Redlichkeit und Weisheit mangeln, daß auch sie auf schwachen Füßen steht“, weshalb er auch nach Amerika auszuwandern sich vornimmt. Daran schließen wir ein Geständniß über die Aristokratie. Holtei sagt: „Wenn im allgemeinen von Aristokratie geredet wird, äußern sich Uneingeweihte gewöhnlich so, als ob alles, was dem Klange, dem Titel nach dazu gehört, eine Familie, ein Herz und eine Seele sei. Wer dann Gelegenheit erlangt, die Zustände schärfer zu prüfen, findet sich nicht wenig überrascht, die verschiedenartigsten Nuancen und Steigerungen (hinauf, hinab) zu entdecken, die jene Kaste sondern, spalten, trennen, in verschiedene Kasten theilen, von der einen Seite förmliche Geringschätzung, von der andern unverstellten Haß erzeugend.“

Eine charakteristische Anekdote, welche Holtei erzählt, verdient weiter bekannt zu werden. Als die Truppen Napoleon's auch Steiermark occupirt hatten, ließ ihr Commandirender bei herannahendem Geburtsfeste seines noch mit dem Kaiser von Oesterreich im Kriege befindlichen Gebieters eine große Illumination der Hauptstadt dieser Provinz anbefehlen. Der Landeshauptmann Ignaz Graf Attems, ein würdiger Cavalier und geistreicher Mann, begab sich zum französischen Marschall und erlaubte sich, gegen diese Anordnung, die den Herzen der Bevölkerung wehe thun würde, Gegenvorstellungen zu machen, deren Richtigkeit der Marschall auch einsah. Aber er wußte, daß Napoleon in solchen Dingen bis zum Kleinlichen reizbar war, konnte den einmal erlassenen Befehl nicht wieder zurücknehmen und sagte in dieser Verlegenheit zum Grafen: „Sorgen Sie nur dafür, lieber Graf, daß wenigstens ein paar Lämpchen angezündet werden; die Zeitungsschreiber werden schon das Uebrige besorgen.“ („Les journalistes feront le reste!“) An einer Stelle eifert der Verfasser übrigens stark gegen die hochmüthige Unwissenheit, welche die Franzosen in allen Deutschland betreffenden Dingen offenbaren. Im allgemeinen mag dies allerdings richtig und nur zu richtig sein; denn die Eitelkeit ist, nach der Versicherung eines französischen Autors selbst, die „einzige wirkliche Nationalleidenschaft der Franzosen“. Aber der Verfasser kennt wol nicht die neuere französische Gelehrtenschule, die aus den philologischen, philosophischen und theologischen Forschungen der Deutschen ihr Bestes schöpft und dies auch eingesteht; er kennt wol nicht genau, was in neuerer Zeit einzelne französische Zeitschriften, die „Revue des deux mondes“, die „Revue de Paris“ (leider unterdrückt), das „Athenaeum français“ (leider eingegangen), die „Revue germanique“, die „Revue contemporaine“ u. s. w. Gutes, Unparteiisches und Eingehendes über deutsche Literatur, Wissenschaft und Kunst gebracht haben. Wir behaupten sogar, daß es gegenwärtig mehr Franzosen gibt, welche über deutsche Literatur und Wissenschaft, als Deutsche, welche über französische Literatur und Wissenschaft eingehend und mit Liebe zu schreiben wissen. Denn wenn auch eine gewisse oberflächliche Kenntniß der französischen Literatur unter den Gebildeten Deutschlands ziemlich allgemein verbreitet ist, so ist doch eine gründliche Kenntniß derselben sehr selten, und an Einseitigkeit und Parteilichkeit in der Beurtheilung französischer Verhältnisse lassen wir es, wie andererseits an Ueberschätzung gerade der nichtigsten pariser Tages- und Modeerscheinungen, wahrlich auch nicht fehlen, weshalb auch das „Athenaeum français“ einmal über unsere „ignorance“ in der Beurtheilung französischer Dinge Klage führte. Daß, wie Holtei hervorhebt, die Franzosen (aber nicht alle) Goethe statt Goethe schreiben, ist am Ende nicht schlimmer, als wenn Deutsche, selbst deutsche Literarhistoriker fortfahren, Göthe statt Goethe zu schreiben.

Bemerkenswerth fanden wir folgende Stelle über den freien Willen: „Und der freie Wille? hör' ich fragen. O den leugne ich nicht, gewiß nicht. Nur glaub' ich beobachtet zu haben, daß er oft zu Entschlüssen und Thaten führt, die später, auch wenn sie gelungen sind, oder gar vielleicht weil sie gelangen, denjenigen, der sie übte, nach und nach auf allerlei wunderlichen Umwegen dahin bringen, wohin er durchaus nicht strebte, als er den freien Willen benutzte, seinen eigenen Weg zu gehen.“ Eine ganz ähnliche Ansicht hat übrigens schon Goethe, natürlich in Goethe'schen Worten, in „Dichtung und Wahrheit“ ausgesprochen.

Von praktischerer Bedeutung ist folgende Bemerkung: „Daß viele Leute danach streben, ihre geistige innere Leerheit mit geselliger Flegelei im Gleichgewicht zu erhalten, ist ein trauriges Vermächtniß und fortdauerndes Erbstück jener Epoche, in welcher unsere Erzählung beginnt. Deutsche Vaterlandsliebe, Franzosenhaß und Verachtung geselliger Formen und Rücksichten wurde als eine unzertrennbare Dreieinheit ausgeschrien. Die Lehre fand unzählige Anhänger, weil ihre Anwendung manchen lästigen Zwang aufhob und ungenirte Bequemlichkeit versprach.“

Auf mehreren Seiten (III, 114—120) bemüht sich der Verfasser, den Wienern und schönen Wienerinnen, welche sich so gern über den Dialekt der Berliner aufzuhalten lieben, ihre Sprachsünden vorzuhalten, und man stößt da auf ganz wunderbar lächerliche Sprachfratzen. Es ist seltsam, daß es in deutsch sprechenden Ländern sogar noch vornehme Damen gibt, welche sich zwar bemühen, gut französisch zu parliren, dabei aber im Deutschen die ärgsten Schnitzer machen und sich zuweilen solcher vulgären Ausdrücke bedienen, die in keinem deutschen Lexikon, aber wol in dem noch ungedruckten Lexikon der wiener Obstlerinnen stehen. Den österreichischen Curialstil kennt man ohnehin. Nichts ist lächerlicher, als wenn singende Sachsen, die ein „weiches p“ und ein „hartes b“, ein „weiches t“ und ein „hartes d“ in ihrem Alphabete haben und wie der Berliner „mir“ mit „mich“, so „Sie“ mit „Ihnen“ (z. B. „ich sage Sie“) verwechseln; wenn Wiener, Münchener und Schwaben (bei denen Venus, die Göttin der Schönheit, einen „Bruschtkaschte“ hat) über den Jargon der Berliner, d. h. der gemeinen Berliner, spötteln, während er ihnen doch in Glaßbrenner's Berliniaden, im „Kladderadatsch“ und in berliner Volkspossen trefflich mundet.

Eine Besonderheit des vorliegenden Romans, die wir ihm aber als einen Vorzug anrechnen möchten, besteht in der Vermeidung von langweiligen Personalbeschreibungen. Holtei selbst sagt: „Ich vermeide sogar soviel als möglich die Personalbeschreibungen, welche ich gern dem Talente der Herren Beamten in löblichen Paßbureaux überlasse“; und er beruft sich dabei auf Lessing, welcher hervorgehoben, daß sich Homer z. B. niemals auf die Beschreibung der Schönheiten der Helena eingelassen, obschon doch die ganze Dichtung auf die Schönheit der Helena gebaut sei und dann hinzugefügt habe: „Wie sehr würde ein neuerer Dichter darüber luxurirt haben!“ Nach dieser Seite hin haben, und zwar seit Walter Scott noch mehr als zu Lessing's Zeit, die in Deutschland so viel und auch in diesem Punkte nachgeahmten englischen Romanschriftsteller, diese sonst so vortrefflichen Erzähler, in stärkstem Maße gesündigt; sie gaben Costümschilderungen so genau, wie sie das Modejournal bringt, und Personenbeschreibungen so genau, wie sie in deutschen Pässen oder Verbrechersignalements stehen, und in der Beschreibung häßlicher Personen versteigen sie sich bis ins Widrige und Ekelhafte. Man pfuschte dem Porträtmaler ins Handwerk und blieb gegen diesen doch immer nur Pfuscher. Hat ein Romanverfasser die Charaktereigenschaften und geistigen Eigenschaften eines Menschen genügend ans Licht gestellt, so überlasse er das Uebrige der Phantasie des Lesers, der man es überhaupt niemals allzu bequem machen sollte und die sich gerade in einem gewissen Halbdunkel oft am wohlsten befindet.

H. M.

J. L. Krapf's Reisen in Ostafrika.

Reisen in Ostafrika ausgeführt in den Jahren 1837—55 von J. L. Krapf. Zur Beförderung der ostafrikanischen Erd- und Missionskunde. Zwei Theile. Kornthal. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das lesende Publikum ist durch die jüngsten Reisewerke über Afrika einigermaßen verwöhnt worden. Es hat seine Bedenken, auf einem Gebiete als Schriftsteller aufzutreten, wo ein Livingstone und Barth unmittelbar vorausgegangen sind. Diese Männer haben Probleme gelöst, ersterer durch die Entdeckung des Ngami und durch die Erschließung des Zambesigebietes, letzterer durch die Bereisung des Tsad und durch die Eröffnung der Stromgebiete des Benue und Niger. Sowol das von ihnen Erreichte wie nicht minder das ihnen unerreichbar Gebliebene hat uns ein drittes Problem zu entschiedenerm Bewußtsein gebracht. Wie verhält es sich mit dem See von Uniamesi (oder Nyassi oder Morawi)? und wie mit dem Ursprunge des Weißen Nil? Diese Fragen lassen sich nur durch einen herzhaften Angriff auf das Innere Afrikas von der Ostküste aus beantworten. Und diese Antwort scheint nicht mehr lange auf sich warten lassen zu wollen: zwei Männer von einer seltenen Befähigung zu einem solchen Unternehmen, Burton und Speke, sind soeben drauf und

dran, das Wort des Jahrtausende alten Räthsels zu erfassen und auszusprechen; alles harrt mit gespannter Erwartung ihres Wiederauftauchens an der Küste des Indischen, ja vielleicht des Atlantischen Oceans: da präsentirt sich ein Missionar, der 18 Jahre lang an der ostafrikanischen Küste gereist und gewirkt hat, mit einem voluminösen Werke, das kaum einen ernstlichen Versuch zur Lösung der Frage enthält und dieselbe im ganzen da läßt, wo es sie gefunden hat. Ist es unter solchen Umständen nicht verzeihlich, wenn der Leser sich enttäuscht fühlt?

Indeß wir verlangen nicht, daß jeder Reisende ein Burton, wir verlangen nicht einmal, daß jeder Missionar ein Livingstone sei. Allein wenn er zur Feder greift, um die „ostafrikanische Erd- und Missionskunde zu befördern", so ist es mindestens keine unbillige Anforderung, wenn wir erwarten, daß er das in der Hauptsache schon Bekannte in ansprechender Form mittheile. Dieser bescheidenen Erwartung entspricht aber das vorliegende Buch keineswegs. Ferner können wir uns bei aller Achtung vor der Ueberzeugungstreue und Standhaftigkeit des Verfassers der Bemerkung nicht enthalten, daß es uns bei der Lectüre seiner apostolischen Wirksamkeit zu Rabbai Mpia nicht anders zu Muthe gewesen ist, als ob wir das Schauspiel eines Menschen in einer Tretmühle vor Augen gehabt hätten. Und dem Leser ist es nicht zu verargen, wenn er sich selbst in einer Tretmühle glaubt, während er sich durch die betreffenden Partien des Buchs hindurcharbeitet. Was diesen traurigen Eindruck zurückläßt, ist nicht die gänzliche Erfolglosigkeit eines solchen jahrelangen Mühens und Strebens, sondern die sich dabei aufdrängende Ueberzeugung, daß der Missionar, welcher den Schauplatz seiner Wirksamkeit mit vorgefaßten, nach Art seines Standes ziemlich bornirten Ansichten betritt, nicht einmal die Fähigkeit besitzt, sich durch die entmuthigendsten Erfahrungen zu einer ernsten und gründlichen Prüfung seines ganzen Standpunktes bestimmen zu lassen, die gegebenen Voraussetzungen richtiger zu erkennen und seine Handlungsweise denselben anzubequemen.

Wir möchten nicht misverstanden sein und am allerwenigsten einem Manne, der für seine Ueberzeugung und die Sache der Civilisation so große Opfer gebracht hat, irgendwie unrecht thun. Obwol wir auf einem wesentlich andern religiösen Standpunkt stehen als die Mehrzahl der Missionare, und ihre Auffassungsweise des Missionsberufs für zu einseitig und engherzig halten, so möchten wir doch um keinen Preis das Menschengeschlecht ihrer Mitwirkung zur echten Humanisirung desselben beraubt sehen. Nicht blos deshalb, weil die Missionare der Länder-, Völker- und Sprachkunde unschätzbare Dienste leisten, was sie vielleicht nicht mit Unrecht für einen blos zufälligen Gewinn halten; sondern vor allem deshalb, weil unter den wenigen idealen Anschauungen und Strebungen, welche den Geist unserer Zeit adeln, die Idee der Einheit und Solidarität des ganzen Menschengeschlechts eine der erhabensten und mächtigsten und unter den mannichfachen Mitteln, wodurch sich diese zu verwirklichen strebt, die Mission ohne Zweifel wiederum das lauterste und idealste ist, wie denn in der That die Männer, welche sich ihrem Dienste geweiht haben, und nicht unter den letzten der Verfasser, uns allen als leuchtende Vorbilder der Treue und des Opfermuthes dienen können. Aber beklagenswerth bleibt es dabei immer, daß nur sehr wenige von ihnen mit Bewußtsein auf jenem freisinnigen, allumfassenden Standpunkte stehen, daß sie die Heidenmission noch nicht als einen integrirenden Bestandtheil der innern Mission aufgefaßt haben und alle Hebel der Civilisation außer demjenigen, was sie unter Christenthum verstehen, wo nicht gänzlich verschmähen, so doch geringschätzen und geflissentlich übersehen. Freilich ist es nicht einem jeden gegeben, diese Hebel gebrauchen zu können, am allerwenigsten dem Verfasser, der eigentlich weiter nichts als ein rechtgläubiger lutherischer Theologe ist. Er besitzt augenscheinlich weder jene umfassendere wissenschaftliche Ausbildung, noch jene praktische Tüchtigkeit, jene imponirende Energie, jene Lebensklugheit und jenen richtigen Takt, wodurch sich Livingstone seine erfolgreiche Wirksamkeit unter den Betschuanen und Makololo zu sichern wußte. Aber während die civilisatorische Thätigkeit Livingstone's im Herzen Afrikas die dauernden Grundlagen einer zukünftigen Cultur gelegt hat, hinterläßt Krapf höchstens einige schwache persönliche Erinnerungen. Die Resultate seines Bekehrungseifers sind nicht glänzender als die von Livingstone erzielten: der getaufte Krüppel Mringe wiegt den intelligenten Häuptling Setschele nicht einmal auf. Die Mitarbeiter des Verfassers, Rebmann und Erhardt, sprechen es deutlich genug aus, daß man vor allen Dingen die übrigen Civilisationsmittel zu Hülfe rufen müsse, ehe das Christenthum eindringen könne, und Krapf selbst kann sich dieser Einsicht nicht ganz verschließen. Aber gleich darauf ist ihm wieder die Predigt des Christenthums alles. Das Christenthum und nur das Christenthum hat nach ihm unsere Cultur geschaffen, obgleich die Zustände Abessiniens es ihm handgreiflich nahe legten, was aus einem Christenthume wird, das bei seiner Entwickelung der übrigen Bildungsmomente entrathen muß. Das wäre ganz unbegreiflich, wenn der Verfasser nicht alles Ernstes an eine mystische Wirkung des Wortes Gottes glaubte. Wo dieses Wort zum ersten male, und wäre es auch tauben Ohren, gepredigt wird, da findet eine Art von geheimnißvoller Empfängniß statt, deren Frucht sicherlich zu ihrer Zeit das Licht der Welt erblicken wird. Ueberhaupt scheint es, als glaube der Verfasser, es sei genug, wenn der Missionar nur stets die Bibel wie eine Waffe in der Hand habe; er könne es auch dem unverstandenen Inhalte derselben getrost überlassen, sich seinen Weg zur Wirksamkeit in den heidnischen Herzen selbst zu bahnen. Uns wenigstens würde es durchaus nicht wunder nehmen, wenn seine Zuhörer darin nur einen unter Umständen vielleicht mächtigern Zauber oder Talisman als ihre eigenen erblickt hätten. Die Worte, durch welche er seine Lehren ihrem Verständniß nahe zu bringen suchte, hätten ebenso gut auf einer würtembergischen Kanzel gesprochen sein können. Der Verfasser hätte sie uns deshalb ersparen können, da seine erbaulichen Reden und Betrachtungen ohne allen Zweifel das langweiligste, und zwar kein unbeträchtliches, Ingredienz seines Buchs bilden. Eine einzige Probe hätte genügt, um uns darüber aufzuklären, weshalb sein ganze Wirksamkeit auf der Ostküste von Afrika spurlos vorübergegangen ist. Sein offen ausgesprochener Grundsatz: Lieber Aberglaube als Unglaube, lieber Fortdauer der Barbarei als Anfänge der Civilisation ohne Christenthum, vorerst die Bibel und alsdann die übrigen Culturmittel, hat sich an ihm selbst schwer gerächt.

Es versteht sich von selbst, daß das Buch einen reichen Inhalt von Einzelthatsachen und Beobachtungen birgt und namentlich für den Ethnographen von unzweifelhafter Wichtigkeit ist. Aber die Mehrzahl derselben steht so isolirt da, daß wir unsererseits eine Generalisirung derselben nicht zu unternehmen wagen. Unsere Aufgabe wird sich daher im wesentlichen darauf beschränken, den Verfasser auf seinen Reisen und nach seinen verschiedenen Aufenthaltsorten zu begleiten, damit der Leser wisse, über welche Gegenden und Volksstämme er darin Aufschlüsse zu erwarten hat, obgleich wir ihm nicht dafür stehen können, daß er seine Erwartungen jedesmal befriedigt finden wird. Hier und da wird es uns vielleicht auch gelingen, auf einige allgemeinere Ergebnisse hinzudeuten.

Der Verfasser gibt zunächst einen nicht uninteressanten Ueberblick über seine Lebens- und geistige Entwickelungsgeschichte bis zu seinem Eintritt in den Missionsdienst. Dieser erfolgte in seinem achtundzwanzigsten Lebensjahre. Von der kirchlichen Missionsgesellschaft in England zum Verkündiger des Evangeliums in Abessinien, dem Lande seiner Jugendsehnsucht, bestimmt, reiste er im Februar 1837 ab, bereitete sich während des Sommers in Kairo auf seinen Beruf vor und landete nach einer langen und beschwerlichen Ueberfahrt auf arabischen Schiffen im December zu Massowa, dessen Gouverneur den Naib der mohammedanischen Hirtenstämme der nominell unter türkischer Regierung stehenden Schohos einsetzt, die zwischen dem Rothen Meer und Abessinien nomadisch umherziehen und oft für die Reisenden eine große Plage, aber auch die Führer derselben sind. Er gelangte glücklich nach Adoa, wo er bei Ubir, dem Fürsten von Tigre

der Nordostabessinien, welcher in der Nähe von der Stadt Arum sein Lager hatte, anfangs eine wohlwollende Aufnahme fand; aber schon nach zweimonatlichem Aufenthalte ward er durch die Intriguen der einheimischen Priester sowie der katholischen Missionare gezwungen, das Land mit seinen Freunden wieder zu verlassen. Er faßte nunmehr den Entschluß nach dem christlichen Königreich Schoa in Südabessinien vorzudringen, mußte aber fürs erste seiner leidenden Gesundheit wegen nach Kairo zurückkehren. Erst zu Anfang des Jahres 1839 landete er in Seila, dem Hauptort der Küste des Somelilandes, dessen Gouverneur durch den von Mocha ernannt wird. Da er aber hier erfuhr, daß der Weg nach Schoa über Tadschurra, ein großes Dorf an der Küste des Adallandes, führe, so mußte er wieder nördlich segeln und von dem bezeichneten Punkte aus, wo eine schöne, sich weit ins Land hinein erstreckende Bai Adal von Somali scheidet, die Reise ins Innere antreten. Eine südwestliche Richtung einschlagend, passirte er am 29. Mai den Hawaschfluß, der sich im Sande verlieren soll, und erreichte zwei Tage später den Grenzort des Hochlandes Schoa, dessen König Sahelo Selassie ihn freundlich aufnahm. Die Fremden leben hier auf Kosten des Königs, dem sie nur von Zeit zu Zeit ein Geschenk zu geben brauchen, werden aber freilich auch auf allen Schritten mistrauisch bewacht. Er nahm seinen Wohnsitz in der Hauptstadt Ankober und beschäftigte sich während dieser Zeit neben seinen sonstigen, wenig fruchtbaren Missionsarbeiten mit Erlernung der Gallasprache, da er unter diesem zahlreichen und wichtigen Volke eine Mission zu gründen gedachte. Auch begleitete er den König auf mehreren militärischen Expeditionen gegen die Galla im Süden, ohne zur Quelle des Hawasch vordringen zu können, die sein Begleiter, der Franzose Rochet, in seinem später herausgegebenen Reisewerke erreicht zu haben der Wahrheit zuwider behauptet hat. Der Verfasser befand sich noch in Schoa, als im Juli 1841 die bekannte englische Mission unter Major Harris (Graham, Kirk, Roth, Bernatz) daselbst ankam, und leistete derselben wesentliche Dienste. Fest überzeugt, daß der von dieser Gesandtschaft am 16. November 1841 abgeschlossene Freundschafts- und Handelsvertrag ihm zu jeder Zeit die Rückkehr öffnen werde, reiste er im März 1842 von Ankober ab, um sich in Aegypten zu vermählen und zugleich unterwegs den neuen Erzbischof (Abuna) von Abessinien für die Sache der protestantischen Mission zu gewinnen. Aber kaum hatte er auf seinem nordöstlichen Wege nach Gondar die Grenze von Schoa überschritten und das Gebiet der Wollo Galla betreten, als er von dem Häuptling von Gatira, Adara Bille, der ihn anfangs wohlwollend aufgenommen hatte, bei seiner durch die Unsicherheit des in Kriegsumständen befindlichen Landes erzwungenen Umkehr nach Schoa gänzlich beraubt und genöthigt ward, sich in nordöstlicher und nördlicher Richtung über Antale und Adigrat im eigentlichsten Sinne des Worts bis nach Massowa durchzubetteln. Im Spätjahr 1842 brach er in Gesellschaft seiner Frau und seiner Collegen Isenberg und Mühleisen aus Aegypten nach Aden auf, um abermals durch die Adalwüste nach Schoa vorzudringen und von dort aus die Mission unter den Galla zu beginnen; als er aber in Tadschurra ankam, erklärte der dortige Sultan, daß er vom König von Schoa angewiesen sei, keinem Europäer mehr den Eingang ins Innere zu gestatten. Ebenso vergeblich erwies sich der Versuch von Seila aus einzudringen. Das ganze englische Gesandtschaftspersonal hatte Schoa verlassen müssen. Harris schob die Schuld davon auf die fanatische abessinische Priesterschaft, der Verfasser aber meint, daß der Franzose Rochet es gewesen sei, der den König durch seine bigote Frau gegen die protestantischen Missionare eingenommen habe. Ein letzter Versuch, von Massowa aus nach Gondar zu gelangen, scheiterte wiederum an der Feindseligkeit der Priesterschaft von Adoa, welche ihn die Grenze von Tigre nicht überschreiten ließ. Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, auf die herzergreifende Schilderung hinzuweisen, welche Krapf's Gattin, die mitten in der Wildniß vorzeitig niederkam, in einem Briefe an ihre Mutter von den furchtbaren Mühseligkeiten dieses Zugs entwirft.

Schoa, im weitern Sinne das ganze abessinische Hochland zwischen der Adalwüste, dem Hawasch, dem Blauen Nil und den mohammedanischen Gallastämmen im Norden, im engern Sinne von dem östlichen Theile Efat unterschieden, hat eine Bevölkerung von über eine Million Menschen, da es sich eines herrlichen Bodens und guten Klimas erfreut und seit langer Zeit keinen äußern Feind in seinen Grenzen gesehen hat. Die Regierungsform ist absolut monarchisch, aber die Regierung mild. Der König hat keine stehende Armee, sondern nur einige hundert mit Flinten bewaffnete Knechte, kann aber in Kriegszeiten 30—50000 Mann aufbieten, von denen etwa 1000 Flinten haben. Die Masse der Bevölkerung bekennt sich zur koptischen Kirche, deren Patriarch den Abuna ernennt. Der letztere ordinirt die Priester und Diakonen, salbt auch den König und regiert die Kirche in Gemeinschaft mit dem Etschege, dem Oberhaupt der zahl- und einflußreichen Mönche. Wer ordinirt werden will, muß lesen können und das Nicänische Glaubensbekenntniß hersagen, worauf der Abuna den Ordinandus anbläst *), ihm die Hände auflegt, ihn segnet und bekreuzt, und dann zwei Salzstücke als Ordinationsgebühr erhält. Nach der Ordination ist keine Heirath mehr zulässig. Das Geschäft der Priester ist die Verwaltung der beiden Sakramente und das Vorlesen oder Singen von Litaneien; gepredigt wird sehr selten. Nicht ordinirt sind die Debtera, welche die gelehrte Klasse bilden, und die Alakas, welche Kirche und Staat vermitteln und große Macht und Besoldung haben. Die Literatur umfaßt etwa 130—150 Bücher, zum Theil nur Uebersetzungen griechischer Kirchenväter, und ist dennoch nicht einem der Gelehrten vollständig bekannt. Die Hauptlehren der Schrift sind im allgemeinen erhalten, aber noch weit ärger als in der katholischen Kirche mit andern Menschensatzungen vermischt. Zur förmlichen Caricatur ausgeartet sind die Lehren von den Heiligen und von der Verdienstlichkeit der Fasten. Natürlich fehlt es nicht an Veranlassungen zu dogmatischen Streitigkeiten. So wüthete während der Anwesenheit des Verfassers ein heftiger Kampf zwischen den Anhängern der zweifachen und dreifachen Geburt Christi. Der König bekannte sich zu der letztern und die vom Abuna unterstützte Gegenpartei wurde vertrieben, bis sie später durch den Sieg des Königs Theodoros über Sahelo Selassie wieder die Oberhand gewann.

Der sociale Zustand ist höchst traurig. Grobe Unsittlichkeit ist an der Tagesordnung, auch unter Priestern und Mönchen; selten ist jemand frei von der venerischen Krankheit; obgleich die Monogamie kirchlich festgesetzt ist, so ist doch das Concubinat ganz gewöhnlich und der König mit seinen 500 Frauen geht mit einem bösen Beispiel voran. Einige Sitten erinnern geradezu an den altägyptischen Lingamsdienst. Auch das Sklavenwesen trägt natürlich viel zur Entsittlichung bei. Es verlohnt sich, die Detailausführung dieser abschreckenden Skizze beim Verfasser nachzulesen.

Im Süden und Westen, theilweise selbst im Norden von Schoa wohnen die Galla, zwischen denen sich jedoch noch zerstreute christliche Ueberreste in Guragur, Kambat, Wolamo, Susa, dem größern Reiche Kaffa, dem eigentlichen Vaterland des Kaffees, u. a. m. befinden, obwol dieses Christenthum kaum noch seines Namens würdig ist, während das im Südwesten hochgelegene mächtige Enarea unter der Herrschaft eines mohammedanischen Königs, des tapfern und tüchtigen Abba Bogibo steht und sich in mancher Beziehung durch mildere und menschlichere Sitten auszeichnet. Das eigentliche Zukunftsinteresse bieten indessen die Galla, welche, in mehr als 60 Stämme getheilt, von 8° nördl. Br. bis 3° südl. Br. wohnen und sich bis auf acht Millionen Seelen belaufen mögen. Als im 16. Jahrhundert der grausame Mohammed Gragn, König der

*) Daher sollen einst Priester von Susa nach Gondar mit einem Ledersack gekommen sein, den sie vom Abuna mit Luft anfüllen ließen, damit sie in ihrem fernen Lande Priester ordiniren könnten. „Dies wäre etwas für unsere hochkirchlichen Puseyiten", rief Prinz Albert aus, als ihm der Verfasser diese Anekdote erzählte.

fanatischen Adals, in Abessinien einfiel, nahmen die Galla, wahrscheinlich infolge einer großen Völkerwanderung aus dem Innern Afrikas nach der Ostküste, von Süden her mit ihrer zahllosen Reiterei die schönsten Niederungen Abessiniens in Besitz und wurden seitdem eine Geisel für Christen und Mohammedaner. Der Name „Galla" heißt eigentlich in ihrer Sprache „Einwanderer", während sie sich selbst „Orma", d. i. „starke oder tapfere Männer" nennen. Sie sind im allgemeinen groß und kräftig, dabei von wilden Gesichtszügen, die durch das lange, in Zöpfen über die Schultern hangende Haar noch furchtbarer gemacht werden, zeichnen sich aber durch ihre schwarzbraune Farbe, sowie durch ihre intellectuelle Fähigkeit und Gelehrigkeit vortheilhaft vor allen andern Ostafrikanern aus. Nur die mohammedanischen Galla kennen die Feuerwaffen, alle aber, und selbst die Frauen, halten es für eine Schande zu Fuß zu gehen, wiewol die südlichen Galla unter dem Aequator in dieser wie in andern Beziehungen hinter ihren Volksgenossen zurückstehen. Die letztern sind Nomaden, die nördlichern Stämme dagegen treiben Ackerbau und Viehzucht. Das Klima der meisten Gallaländer ist ausnehmend schön und gesund, ihre herrlichen Ebenen fast das ganze Jahr grün und das Land überhaupt reich an Quellen und Bächen. Die wohlklingende Sprache erinnert an das Italienische. Sie haben heilige Bäume, Priester (Luba) und Zauberer (Kalidsche), welche letztern auch bei den abessinischen Christen sehr gefürchtet sind. Der Verfasser bringt eine Reihe interessanter Einzelheiten über Sitten und Anschauungen dieses eigenthümlichen Volks bei, auf die wir mit der Bemerkung verweisen, daß sich dieselben meistentheils auf die mit den Abessiniern und Mohammedanern bereits in nähere Berührung gekommenen Stämme beziehen, während die Nachrichten über die echten, heidnischen Galla, denen im Osten Afrikas eine ähnliche Mission angewiesen sein dürfte wie den Fulbe im westlichen, hinsichtlich ihrer Zuverlässigkeit und Vollständigkeit noch manches zu wünschen übrig lassen.

Am 11. November 1843 schiffte sich der Verfasser auf einem arabischen Fahrzeuge von Aden nach Sansibar ein, erreichte am 24. December die wichtige Stadt Barawa an der Somaliküste, zwei Stunden vom Wabi oder Hainesflusse, der sich, durch die hohe Küste am Ausflusse ins Meer verhindert, in dem See Balli nahe am Aequator verlieren soll, und segelte tags darauf an der Mündung des Dschub vorbei, welcher, ähnlich den meisten ostafrikanischen Flüssen da, wo er sich ins Meer ergießt, nur ein paar Fuß tief ist, weiter oben aber tiefer sein soll. Ueber den obern Lauf desselben, wo er den Namen Godschob führt, erfuhr der Verfasser in Schoa, daß er in der großen Wildniß Gobi südwestlich von Enarea entspringe und bereits zwischen Kaffa und dem Lande der Mantscho im Norden eine beträchtliche Breite erlange, sodann durch den Dumberosee ströme, von Südwesten her den Omo aufnehme und am Vereinigungspunkte mit diesem (etwa 6°) einen Katarakt bilde. Wir wollen aber bei dieser Gelegenheit ein für allemal bemerken, daß die Berichte Krapf's, soweit sie auf Hörensagen beruhen, mit großer Vorsicht aufzunehmen sind. Seine Gewährsmänner sind weder so zuverlässig, noch so zahlreich, noch einem so stricten Kreuzverhör unterworfen worden, wie wir dies von Barth gewohnt sind. Von den Beobachtungen auf der weitern Fahrt interessiren uns hier zunächst nur die Flußmündungen, rücksichtlich deren die vorhandenen Karten irrige Vorstellungen verbreiten, indem sie zu der Ansicht verleiten, es gebe sehr viele Ströme, welche weit aus dem Innern kommen und ins Meer fließen, während die meisten dieser angeblichen Flüsse in Wahrheit nur Meeresarme sind, die sich zwei bis drei Stunden weit ins Land hinein erstrecken, bald wieder vertrocknen und in der Regenzeit Waldströme aufnehmen. Von wirklicher Bedeutung sind an der Suahiliküste südwärts vom Dschub nur vier Flüsse, nämlich der Osi, der Dana, der Sabaki und der Pangani. Der Ursprung des Osi ist noch unbekannt; er kommt vielleicht von dem nördlichen Schneeberge, den 1849 Kapitän Yort sah, und mündet am Nordende der schönen Bai von Formosa. In das Südende dieser Bai, nördlich von dem scharf hervortretenden Ras Gomani ergießt sich der auf den Karten unter dem Namen Quilimanzi verzeichnete Dana (weiter unten auch Maro oder Pokomoni genannt), welcher vom Schneeberg Kegnia im Nordwesten von Ukambani kommt, im ganzen eine östliche Richtung einhält und die eigentliche Heimat der Suahili zu sein scheint. Ihm ziemlich parallel fließt der auf der Südseite des Ras Gomani mündende Sabaki, welcher in seinem obern Laufe Adi heißt und eine seiner Quellen auf dem Kilimandscharo haben soll. Viel weiter im Süden (etwa 6° südl. Br.) zwischen den Inseln Pemba und Sansibar ist die Mündung des Rufu oder Pangani, dessen Quellen ebenfalls vom Schnee des Kilimandscharo gespeist zu werden scheinen. Der Verfasser weilte sechs Tage lang in dem bedeutenden Suahilidorfe Takaunga südlich von Sabaki, dessen mohammedanische Bewohner (alle Suahili sind Mohammedaner) ihn gastfreundlich empfingen, besuchte sodann Mombas und landete am 7. Januar 1844 auf Sansibar, wo er vom englischen Consul dem Sultan von Sansibar, Said-Said, dem unlängst verstorbenen Imam von Maskat, vorgestellt wurde. Mit einem Empfehlungsschreiben des letztern versehen, kehrte er nach Mombas zurück und beschloß, seine erste Missionsstation unter den benachbarten Wanikastämmen anzulegen, worauf er sich durch ein eifriges Studium der Suahili- und Kinikasprache (d. i. Sprache der Wanika) und durch Anknüpfung von Bekanntschaften mit den Häuptlingen der letztern vorbereitete. Während dieser Zeit verlor er seine Gattin durch den Tod. Vielfache belehrende Ausflüge in die Ortschaften der Wanika und der aus dem Innern unter diese eingewanderten Theils der Wakamba-Nation überzeugten ihn, daß das nördlich von Mombas gelegene hohe und wohlgeschützte Dorf Rabbai Mpia (unter 4° südl. Br.) der geeignetste Punkt für eine Missionsstation sei. Ehe er an die Ausführung seines Vorhabens ging, unternahm er noch verschiedene Erforschungsreisen längs der Küste nördlich und südlich von Mombas. Aus der reichen, aber auch wüsten Fülle von schätzbaren Nachrichten, die er dabei einsammelte, sei hier nur sein Besuch in den traurigen Ruinen der sonst hochberühmten Stadt Malindi hervorgehoben, über deren Boden die Eingeborenen, die Araber, die Portugiesen, dann wieder die Araber und endlich die rohen Galla und Dahalo dahingegangen sind.

Endlich, nachdem am 10. Juni 1846 der lang ersehnte Mitarbeiter, Missionar Rebmann aus Würtemberg, angekommen war, und die ersten Anfälle des klimatischen Fiebers einigermaßen überstanden hatte, verschritten beide zur Ausführung der nöthigen Bauten, wobei sie selbst Hand anlegen mußten, und eröffneten von hier aus ihre geordnete Missionsthätigkeit. Nach dem, was wir oben über die völlige Erfolglosigkeit derselben bemerkt haben, kann man sich eine Vorstellung von der öden Einförmigkeit der Auszüge machen, die uns der Verfasser aus seinen 1847—49 geführten Tagebüchern mittheilt, soweit sich dieselben nicht auf die Sitten und Zustände der eingeborenen Stämme, deren Schilderung unter allen Umständen von hohem Interesse ist, sondern auf die eigenen Erlebnisse der Missionare beziehen. Eine lebhaftere Theilnahme unsererseits nehmen die letztern erst dann wieder in Anspruch, wenn das Missionsinteresse zurücktritt und die Darstellung den Charakter der eigentlichen Reisebeschreibung annimmt. Die Idee, allmählich eine ganze Kette von Stationen in das Innere von Afrika hinein und womöglich bis zur Westküste hindurchzuziehen, veranlaßte die beiden Missionare zu vielfachen Reisen in das Gebiet mehrerer weiter landeinwärts wohnenden Stämme. Die interessanten Beobachtungen und Erfahrungen, welche sie dabei zu machen Veranlassung hatten, schildert der zweite Theil in einer Reihe von Einzelberichten, deren Ton sich vor dem des ersten Theils unstreitig durch eine größere Frische und Lebendigkeit auszeichnet.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Notiz.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

Die neuere Literaturgeschichtschreibung hat den mehr objectiven Standpunkt, den noch Wachler, ihr eigentlicher Schöpfer, innehielt, ziemlich aufgegeben und ist wesentlich tendenziös geworden, sodaß man eigentlich alle neuern Literaturgeschichten gelesen haben und dann seine eigene daraus extrahiren muß. Auf der äußersten rechten Seite sitzen Wolfgang Menzel, der reactionärste von allen, und Vilmar; Moritz Brühl schrieb sogar eine Literaturgeschichte vom specifisch-katholischen Standpunkt, von ziemlich entgegengesetztem Heinrich Kurz; Julian Schmidt verfolgt auch in der Literaturgeschichte gewissermaßen eine gothaische Richtung, freilich mit sehr individueller Färbung; Th. Mundt hat die feinere Gesellschaftsbildung und den von Menzel verworfenen Humanitätsstandpunkt vor Augen; Gottschall, dessen Literaturgeschichte eben in umgearbeiteter, erweiterter und von uns später zu berücksichtigender zweiter Auflage lieferungsweise erscheint, vertritt vorzugsweise die moderne Richtung in der Literatur, die von andern, namentlich von Gervinus und Vilmar, perhorrescirt wird; und Johannes Scherr betreibt die Literaturgeschichte im Anschluß an die Tendenzen der gemäßigten Demokratie. Sein Handbuch: „Allgemeine Geschichte der Literatur", ist, nachdem die erste Auflage „trotz ihrer ungewöhnlichen Stärke (6000 Exemplare) binnen 10 Jahren gänzlich vergriffen worden", in zweiter umgearbeiteter Auflage (Stuttgart, Franckh, 1861) erschienen. Das Buch ist nach einem großartigen Plane angelegt; es umfaßt den Orient (China, Indien, Hebräerland, Arabien, Persien, Türkei); Hellas und Rom; die romanischen Länder (Frankreich, Spanien, Portugal, Moldau-Walachei); die germanischen Länder (England und Nordamerika, Deutschland, die Niederlande, Skandinavien); die slawischen Länder; Ungarn, Neugriechenland. Was diese zweite Auflage betrifft, so bemerkt er, daß wol nur wenige Seiten ganz unverändert geblieben seien; manche Abschnitte seien neu geschrieben, das Ganze vervollständigt und erweitert und durchgehends — und dies bezeugen wir dem Verfasser mit großem Vergnügen — „der Ton zu objectiv ruhigem Vortrag gestimmt".

Wir möchten nur bemerken, daß auch Scherr, was wenigstens die deutsche Literatur betrifft, wie fast alle neuern Literarhistoriker seit Flögel, der leider noch immer keinen Fortsetzer gefunden, der humoristischen Literatur zu geringe Beachtung schenkt. Viele der namhaftesten Humoristen aus älterer und neuerer Zeit fehlen ganz, andere werden unverhältnißmäßig kurz abgefertigt. Der erste Band von Wachsmuth's „Geschichte der deutschen Nationalität" möge dem Verfasser zeigen, daß die Anlage zur Komik und Lustigmacherei eine dem deutschen Volke angeborene ist, was auch die vielen Sammlungen von humoristischen Gedichten und Aufsätzen beweisen, die fortdauernd, freilich von der Kritik unbeachtet, erscheinen und oft zahlreiche Auflagen erleben. Von einem demokratischen Schriftsteller hätten wir erwartet, daß er diesem volksthümlichen Element, wie überhaupt jeder Volksthümlichkeit größere Beachtung schenken würde; aber auch er bleibt ziemlich jener aristokratischen, von dem eigentlichen Volksleben abgewandten Richtung treu, welche überhaupt in der deutschen Literaturgeschichtschreibung waltet. Daß Scherr die „Jobsiade" nicht einmal nennt, würde uns weniger aufgefallen sein, wenn er nicht z. B. Butler's „Hudibras" mit besonderer Rücksicht behandelt hätte. Die „Jobsiade" steht aber mit dem „Hudibras" wenigstens in gleichem Range, uns Deutschen jedenfalls näher, ist, mindestens im ersten Theile, von vielleicht noch gründlicherer Komik, und der Umstand, daß sie noch jetzt, nach fast achtzigjährigem Bestehen eine neunte Auflage erlebt hat und fortwährend nachgeahmt wird, scheint doch zu beweisen, daß Kortüm den richtigen Volkston getroffen hat. Was wäre das für ein Kunsthistoriker, der neben Rafael, Michel Angelo und Leonardo da Vinci nicht auch für Teniers, Ostade und Brauwer Sinn und Auge hätte? Auch die romantische Schule, dieser Popanz, mit welchem die modernen Kritiker die ungehorsamen Kinder der Zeit zu schrecken suchen, während andere wieder mit ebenso großer Befangenheit und Parteilichkeit die höchste Blüte des deutschen Nationalgeistes und der Poesie in ihr erblicken, wird vom Verfasser wol nicht ganz gerecht gewürdigt. Indeß man kann von dem Verfasser eines so umfangreichen Werks nicht alles verlangen; er selbst bemerkt im Vorwort: „Am liebsten hätte ich das Werk ganz neu geschrieben, weil mir eine Literaturgeschichte nur noch genügt, wenn sie zugleich Culturgeschichte ist." Die etwas abgenutzten Ausfälle in der Vorrede gegen die „Ignoranz", „Unweisheit", „[illegible] Unverschämtheit" und „selbstgefällige Impotenz" der Tageskritiker, der „infallibeln Päpste der Kritik", hätten wir gern vermißt; sie schaden der Sache und machen sich nicht gut in der Feder eines Literaturhistorikers, der als solcher selbst Kritik üben muß. Der Verfasser deutet an, daß man statt sein Buch, auch seine Person angegriffen habe. O ja, man erlebt dergleichen, man erlebt sogar, daß man einem deutschen Schriftsteller selbst das bischen Existenz, das ihm sauer genug wird, in aller deutschen Gemüthlichkeit zu verkümmern und zu unterwühlen sucht. Indeß man übersteht solche heimtückische Böswilligkeiten, wie man so vieles im Leben übersteht, und dann gibt es auch wol vernünftige und human gesinnte Kritiker, welche wol begreifen, was alles dazu gehört, „ein auch nur leidlich gutes Buch zu schreiben". H. M.

Bibliographie.

Das tausendjährige Reich gehört nicht der Vergangenheit, sondern der Zukunft an. Beweis gegen Dr. E. W. Hengstenberg auf Grund der betreffenden Schriftstellen, der Lutherischen Symbole und der Geschichte geführt von π. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 18 Ngr.

Schuller, J. K., Kolinda. Eine Studie über romänische Weihnachtslieder. Neujahrsgabe. Hermannstadt, Steinhaußen. Gr. 8. 5 Ngr.

Sivers, J. v., Cuba, die Perle der Antillen. Reisedenkwürdigkeiten und Forschungen. Leipzig, C. F. Fleischer. 1861. Gr. 8. 2 Thlr.

Die Smueliade. Grotesk-komisches Heldengedicht nach dem Altspanischen des Don Pedro Meinolpho de las Pádras Mendoza in einige teutsche Reime gebracht von C. A. K. Münster, Brunn. Gr. 16. 15 Ngr.

Stichling, G. T., Die Mutter der Ernestiner. Ein Lebensbild von der Grenzscheide des 16. und 17. Jahrhunderts. Mit 1 Bildniß. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Strauß, V. v., Polykarpus. Heidelberg, K. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Temme, J. T. H., Abel. Roman in drei Abtheilungen. Zwei Bände. Glogau, Flemming. 8. 2 Thlr.

Vandenhoff, G., Blätter aus dem Tagebuche eines Schauspielers, mit Erinnerungen und Klatschereien aus der Garderobe und von der Bühne in England und Amerika. Aus dem Englischen übersetzt, für das deutsche Publikum bearbeitet und mit Erläuterungen versehen von A. von Winterfeld. Berlin, Behr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Cassel, P., Rose und Nachtigall. Vortrag auf Veranlassung des Berliner Hülfsvereins des Germanischen National-Museums in Nürnberg den 8. Februar 1860 gehalten. Berlin, Rauh. Gr. 8. 6 Ngr.

Gabler, D., Nürnbergs Bedeutung für die politische und kulturgeschichtliche Entwickelung Deutschlands im 14. und 15. Jahrhundert. Vortrag auf Veranlassung des Berliner Hülfsvereins des Germanischen Museums in Nürnberg am 15. Februar 1860 gehalten. Berlin, Rauh. Gr. 8. 7½ Ngr.

Müller, M., Die sittliche Weltordnung und das böse Princip. Verschiedene Ansichten über die Geschichte der Menschheit. Der liebe Gott und Napoleon III. II. Theil. Carlsruhe, Bielefeld. Gr. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 48. — 29. November 1860.

Arthur Schopenhauer in neuen Auflagen.

Das Hauptwerk Arthur Schopenhauer's: „Die Welt als Wille und Vorstellung", ist bereits in dritter Auflage erschienen (Leipzig, Brockhaus, 1859). In demselben Verlage ist auch die zweite Auflage von „Die beiden Grundprobleme der Ethik" kurz vor Schopenhauer's am 21. September d. J. erfolgten Tode beendigt worden. Die „Vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" erschien bereits 1847 zu Frankfurt a. M., die Abhandlung „Ueber das Sehen und die Farben" (Leipzig 1854) und die Schrift: „Ueber den Willen in der Natur" (Frankfurt 1854) in zweiter Auflage.*)

Wie sehr Schopenhauer über diese Genugthuung, die ihm nach so langem Ignoriren und „Secretiren" endlich zu Theil geworden, noch von fast allen seiner Werke neue Auflagen besorgen zu müssen, sich freute, kann man aus der Vorrede zur zweiten Auflage der Schrift: „Ueber den Willen in der Natur", ersehen. Dort jubelt er:

> Ihr (der Philosophieprofessoren) Kaspar Hauser, den sie, beinahe vierzig Jahre hindurch, von Licht und Luft so sorgfältig abgesperrt und so fest eingemauert hatten, daß kein Laut sein Dasein der Welt verrathen konnte, ihr Kaspar Hauser ist entsprungen! ist entsprungen und läuft in der Welt herum; einige meinen gar, es sei ein Prinz. Oder, in Prosa zu reden: was sie über alles fürchteten, daher mit vereinten Kräften und seltener Standhaftigkeit, mittels eines tiefen Schweigens, eines so einträchtigen Ignorirens und Secretirens, wie es noch nie dagewesen, über ein Menschenalter hinaus glücklich zu verhüten gewußt haben, dies Unglück ist dennoch eingetreten: man hat angefangen mich zu lesen und wird nun nicht wieder aufhören. Legor et legar: es ist nicht anders.

Schopenhauer hatte, wie alle großen Autoren, das Bewußtsein, daß er immer und immer wieder von neuem werde gelesen werden. Und er täuschte sich hierin nicht. Denn das Echte, das Ursprüngliche, Urkräftige tritt dem Leser auf allen Seiten seiner Schriften entgegen. Wer einmal über dieselben gekommen, den lassen sie nicht wieder los, der hat es sozusagen im Leibe und muß, falls er nicht zu jenen „speculativen Köpfen" gehört, denen das Schweigen über einen großen Geist die richtigste Speculation scheint, umhergehen und laut verkündigen, welch Heil ihm widerfahren sei, endlich nach langem Suchen einen Philosophen gefunden zu haben, bei dem er weiß, woran er ist, den er nicht blos verstehen kann, sondern der selbst die Welt aus dem Grunde versteht.

Der Ursachen, welche neue, wiederholte Auflagen von Werken nothwendig machen, gibt es gewiß viele. Aber selten sind diese Ursachen so edler Art, wie bei den neuen Auflagen der Schopenhauer'schen Schriften. Wie mancher, der sich weit zahlreicherer Auflagen rühmen kann, hätte Ursache, Schopenhauer um diese Ursachen zu beneiden. Wie steht doch die Zahl der Auflagen so oft im umgekehrten Verhältniß zu dem innern Werth der Schriften!

Schopenhauer tritt uns in seinen Werken nicht blos als ein originaler Philosoph, als ein tiefer Selbstdenker, der seine Weisheit aus dem ewig jungen und frischen Born des Lebens geschöpft, entgegen, sondern auch als ein großer und genialer Schriftsteller, weshalb er nicht blos in der Geschichte der Philosophie, sondern auch in der Geschichte der deutschen Nationalliteratur einen Platz ersten Ranges in Anspruch nehmen darf. Rosenkranz, der als philosophischer Gegner Schopenhauer's aufgetreten, konnte doch nicht umhin, die Vorzüge anzuerkennen und hervorzuheben,

> die ihm in der Literatur überhaupt stets einen ausgezeichneten Rang bewahren werden.... Gründlich in den alten Classikern, wie in den französischen und englischen Schriftstellern des 18. Jahrhunderts belesen, mit Kenntnissen vielseitigster Art ausgerüstet, mit großem Darstellungstalent begabt, von einer reichen, durch Reisen und mannichfaltigen Verkehr belebten Erfahrung gesättigt, gehört er unbedingt zu unsern besten Autoren, die man stets mit erneuter Anreizung liest, und die wir auch da noch höchst anziehend finden, wo wir uns mit ihren Ansichten in directem Widerspruch erblicken. (Vgl. Rosenkranz, „Zur Charakteristik Schopenhauer's" in Karl Gödeke's „Deutsche Wochenschrift", 1854, Heft 22.)

Die hier gerühmten Eigenschaften haben vorzugsweise dazu beigetragen, den Werken Schopenhauer's auch in solche Kreise Eingang zu verschaffen, denen sonst philosophische Studien fern liegen. Handwerker, Kaufleute, Aerzte, Soldaten und Advocaten, auch gebildete Frauen

*) Nur von Schopenhauer's letztem Werk „Parerga und Paralipomena" ist noch keine neue Auflage erschienen, eine solche steht aber bevor.

haben in ihren Mußestunden die Schopenhauer'schen Schriften zur Hand genommen und sich in sie vertieft. Dadurch ist Schopenhauer ein kräftiger Erwecker philosophischen Sinnes und Geistes auch außerhalb der Schule, unter den sogenannten Weltleuten geworden; und dies ist nicht gering anzuschlagen, besonders in unserer materialistischen und glaubenslosen Zeit.

In der That kann es auch kein besseres, kein kräftigeres Antidoton gegen den Materialismus und Unglauben geben, als die Schopenhauer'sche Philosophie. Denn das Wahre, was sowol dem Materialismus, als dem kirchlichen Unglauben innewohnt, sich aneignend, bewahrt sie doch vor dem Irrthum in beiden. Was zunächst den Materialismus betrifft, so ist die Schopenhauer'sche Philosophie insofern allerdings materialistisch zu nennen, als sie sich auf breitester naturwissenschaftlicher Basis aufbaut, sich die Resultate der Astronomie, Geologie, Physik, Chemie, Anatomie und Physiologie aneignet und die mechanisch-chemische Erklärung der Erscheinungen innerhalb des Kosmos nicht blos zuläßt, sondern auch selbst vielfach benutzt. Aber sie ist antimaterialistisch, insofern sie andererseits zum Bewußtsein bringt, wie unzulänglich die blos mechanisch-chemische Erklärung ist, wenn es sich darum handelt, den physischen Erscheinungen auf den Grund zu kommen und das in ihnen Erscheinende, das Ding an sich zu entdecken. Hier ist Schopenhauer voll Satire gegen die „Herren vom Tiegel und der Retorte", welche sich einbilden, mit bloßer Chemie, „die wol zum Apotheker, aber nicht zum Philosophen befähigt", die Geheimnisse der Welt ergründen zu können; er verspottet die Zoologen, die ihre „60 Affenspecies an einer Schnur haben", in metaphysischer Hinsicht aber doch nur unwissende, dem Volk beizuzählende Menschen sind. (Vgl. die Vorrede zur zweiten Auflage „Ueber den Willen in der Natur".)

Was zweitens den kirchlichen Unglauben betrifft, so gehört Schopenhauer nicht blos insofern zu den Ungläubigen, als er den Gott des Alten Testaments, seit Kant ihm den Proceß gemacht, für abgethan hält, ja sich über die Professoren lustig macht, deren Obliegenheit es ist, „jede Messe die neuesten Berichte über den lieben Gott mitzutheilen"; sondern auch insofern, als er in der mythischen Form der christlichen Offenbarung keine wirkliche, beglaubigte Geschichte, sondern nur Allegorie sieht. Aber andererseits wirkt doch die Schopenhauer'sche Philosophie dem kirchlichen Unglauben dadurch entgegen, daß sie mit der mythischen Form nicht auch den tiefen ethischen Kern des Christenthums verwirft, diesen vielmehr, wie er sich in der Lehre von der Erbsünde und der Erlösung in dem Gegensatze zwischen dem Reiche der Natur und dem Reiche der Gnade ausdrückt, als unzerstörbare Wahrheit rettet und gegen die Angriffe des platten Rationalismus sicher stellt. Schopenhauer sagt:

Der andere (außer dem Materialismus) zu wirklichen Fortschritten der Philosophie aufrufende Umstand ist der, allen hypokritischen Verhüllungen und allem kirchlichen Scheinleben zum Trotz, immer mehr überhandnehmende Unglaube, als welcher mit den immer weiter sich verbreitenden empirischen und historischen Kenntnissen jeder Art nothwendig und unvermeidlich Hand in Hand geht. Dieser droht mit der Form des Christenthums auch den Geist und Sinn desselben (der sich viel weiter als es selbst erstreckt) zu verwerfen und die Menschheit dem moralischen Materialismus zu überliefern, der noch gefährlicher ist, als der erwähnte chemische. Dabei arbeitet diesem Unglauben nichts mehr in die Hände, als der jetzt überall und so dummdreist auftretende, obligate Tartüffianismus, dessen plumpe Jünger, ihr Trinkgeld noch in der Hand haltend, salbungsvoll und so eindringlich predigen, daß ihre Stimmen bis in die gelehrten, von Akademien oder Universitäten herausgegebenen kritischen Zeitschriften und in die physiologischen, wie philosophischen Bücher dringen, wo sie, als ganz am unrechten Ort, ihrem Zwecke schaden, indem sie indigniren. Unter diesen Umständen also ist es erfreulich, das Publikum Antheil an der Philosophie verrathen zu sehen. (Vgl. die Vorrede zur zweiten Auflage „Ueber den Willen in der Natur".)

Unter den bezeichneten beiden Umständen, einerseits des seine Gebietsgrenzen verkennenden, die Stoffatomistik für ausreichend zur Lösung des Welträthsels haltenden Materialismus, und andererseits des mit der mythischen Form auch den ethischen Gehalt der christlichen Religion verwerfenden Unglaubens, unter diesen beiden Umständen ist die Schopenhauer'sche Philosophie eine wahrhaft zeitgemäße, ihr Studium entspricht einem dringenden Zeitbedürfniß, und erreichte sie Verkündigung auch vom Katheder herab, so würde sie nicht nur wie eine medicina mentis auf die studirende Jugend wirken, sondern würde auch die künftigen Lehrer, Richter, Aerzte und Prediger mit mehr Weisheit für ihren praktischen Beruf ausrüsten, als es die andern nachkantischen Systeme vermochten.

Freilich müßte die Schopenhauer'sche Philosophie, um auf Universitäten lehrbar und alsdann im praktischen Leben heilsam zu werden, eine bedeutende Correctur ihres pessimistischen Endresultats erfahren, eine Correctur, wie ich sie ihr zum Theil schon in meinen Schriften gegeben, zum Theil noch ferner zu geben gedenke. Denn der absolute Quietismus, auf welchen die Schopenhauer'sche Ethik hinausläuft, ist das gerade Gegentheil der sittlichen Thätigkeit, auf die es im Staate und in der Kirche ankommt, und die allein uns aus den Verirrungen der Gegenwart retten kann. Aber was hindert uns denn, der Schopenhauer'schen Philosophie diese Correctur zu geben? Was Schopenhauer mit der Kant'schen Philosophie gethan, indem er die Wahrheiten derselben sich angeeignet, ihre Irrthümer aber ausgeschieden hat, das wollen wir auch mit seiner Philosophie thun. Die ungenießbaren Bestandtheile dieser köstlichen Nahrung sollen uns nicht hindern, die Geist und Herz stärkenden Theile in uns aufzunehmen.

Julius Frauenstädt.

Gustav Freytag als Culturhistoriker.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Von Gustav Freytag. Zwei Theile. Leipzig, Hirzel. 1860. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Realismus, dem Freytag auf dem Gebiete der Romantik huldigt, ist, wie es scheint, nun ganz in den historischen Realismus umgeschlagen und die Erfindung

hat den Thatsachen der deutschen Vergangenheit Platz machen müssen. Auf diesem Gebiete bringt dies Buch ungemein viel Lehrreiches und Anziehendes dar, das in eine passende und geschmackvolle Form gekleidet, eine sehr werthvolle Arbeit darbietet, in welcher Berichte von Zeitgenossen und Aufzeichnungen aus alter Zeit, aber durch einen selbständigen Ideengang des Verfassers zu einem Ganzen verbunden, den Hauptinhalt bilden.

Auch uns sind solche Aufzeichnungen aus alter Zeit besonders werth; denn aus ihnen, nicht aus den politischen Zeitgeschichten, lernen wir, wie das deutsche Volk empfunden, gelebt und gelitten hat. Wenn es aber die Aufgabe der historischen Wissenschaft ist, das schaffende Leben der Nationen zu erforschen, so kommt es darauf doch vorzüglich an, die Seelen der Völker, als die höchsten Gebilde, welche der Mensch noch zu erkennen befähigt ist, zu betrachten, und somit die Erkenntniß des Lebens des ganzen Menschengeschlechts als eine geistige Einheit zu fördern. In diesem begrenzten Kreise liegt alles Große, was wir zu erkennen vermögen, alles Schöne, das wir je genossen, und alles Gute, wodurch wir je unser Leben geweiht. Es ist unsere Arbeit, das Göttliche in der Geschichte zu suchen. Von diesem höchsten Gesichtspunkte aus sucht der Verfasser die geistige Entwickelung des deutschen Volks in seinen letzten drei Jahrhunderten uns darzulegen, um uns mit dieser Erkenntniß zu einem Schluß auf seine Geschicke im nächsten Jahrhundert zu befähigen. Ein so ernster Zweck verdient, dünkt uns, wol eine ernste Würdigung.

Vermöge des realistischen Standpunktes, den der Verfasser so gern einnimmt, zeigt er uns in der Einleitung zunächst an den Bildern deutscher Grundbesitzer aus den Jahren 1559, 1659 und 1759, welche Wandelungen Leben, Ansichten und sociale Stellung dieser Volksklasse durch drei Jahrhunderte erfahren, oder wie der Verfasser zu sagen liebt, wie die deutsche Volksseele sich entwickelt hat. „Vergebens sucht der Deutsche", heißt es hier, „die gute alte Zeit. Auch ein frommer Eiferer, der Hegel und Humboldt als Atheisten verdammt, auch der conservative Grundherr, welcher für die Privilegien seines Standes mit den Mächten der Gegenwart hadert, sie würden, in eins der letzten Jahrhunderte zurückversetzt, zuerst ein maßloses Erstaunen, zuletzt einen Schauder vor ihrer Umgebung empfinden. Was sie am meisten begehren, das würde ihre Seele elend machen, und was sie jetzt gedankenlos und grollend von unserer Bildung empfangen, es würde ihnen so fehlen, daß sie über dem Mangel verzweifelten." Wir wollen die Richtigkeit dieses Verdicts zugeben, allein freilich nur unter der Annahme, daß der heutige Grundherr die seinem Ahn unbekannten Forderungen und Begehrnisse der Gegenwart mitbringt, woraus denn gar nicht folgt, daß jener nicht doch glücklicher war, als er es ist! Der Edelmann von 1559 in seinem düstern, winklichten, von stinkendem Grabenschlamm umgebenen Hause, meist ohne Glasscheiben, die Hausfrau Köchin und erste Magd, seine Kinder Gänse und Kleinvieh hütend, er selbst zwischen Müßiggang und wilder Aufregung, zwischen Jagd und Trunk wechselnd, halsstarrig im Streit und Fehde mit den Nachbarn führend, ein häßlicher, nackter Egoist; der Grundherr von 1659, schon auf größere Ordnung und Ruhe im Dorf bedacht, die Schäden des großen Kriegs zu heilen bemüht und thätig im Feldbau, seine Kinder von einem armen Candidaten kümmerlich unterrichtet, seine Gattin in einer alten Kutsche, mit Dienern in Liberei zur Kirche fahrend, seine Gesellschaft in cynischer aber lustiger Unterhaltung, den Pfarrer neckend oder die Gamba spielend, Ständetage besuchend, voll Selbstgefühl, aber für Deutschland weder von Liebe, noch von Haß erwärmt, ein sparsamer Hausherr und tyrannischer Erzieher seiner Kinder, und Egoist wie sein Ahn; endlich der Edelmann von 1759 im geschnörkelten Neubau seines Schlosses, das strenges Regiment von der Wirthschaft getrennt hält, seine Schafheerde verfeinernd und die neue Knollenfrucht bauend, seine Frau pedantisch im Hause waltend und die Tochter Kleist's „Frühling" und Gellert lesend, sein Sohn Offizier in des Königs Heer, sein König selbst in Noth und Gefahr: er fühlt, daß er ein Vaterland hat, und trotz seines Fluchens auf die „Schreiber in der Stadt", fängt er an es zu lieben, sich als Glied eines Ganzen zu fühlen. Alle diese Bilder sind vortrefflich; in vier Jahrhunderten vollbringt sich die große Verwandlung; mächtige Erhebung des Gemüths befreit im 15. und 16., eine furchtbare Katastrophe zerstört im 17., aus todtenähnlichem Schlaf erwacht im 18. Jahrhundert der moderne Geist des deutschen Volks. Und im 19.? Hierüber schweigt der Verfasser. Unsers Erachtens hätte er vielleicht fortfahren können: „Um im 19. nach kurzer Geistesblüte abermals im Atomismus der Selbstsucht und der Rechthaberei zu Grunde zu gehen!"

Wie dem auch sei, der Verfasser geht seiner wohldurchdachten Aufgabe nach, welche keine andere ist, als die gestaltenden Ereignisse und Umschwünge der Zeit hervorzuheben, zu schildern und diese Schilderung jedesmal mit dem Berichte eines Zeitgenossen zu belegen und zu veranschaulichen. Diese Berichte sind zumeist bekannt und mehrfach gedruckt; nichtsdestoweniger bilden sie ein ebenso nothwendiges, als gern empfangenes Ingredienz dieses Buchs. So werden die Bilder aus dem Hussitenkriege und die Schicksale Schlesiens unter ihm durch den Bericht Martin's von Bolkenhayn verklärt, aus welchem wir das furchtbare Verderben des deutschen Stammes im Lande deutlich erkennen. Eine wüste Gestalt aus den Grenzkriegen, Hans von Sagan, ließ 1488 sieben ehrbare Rathmänner der Stadt Glogau in seinem Thurm verhungern, unter welchen Hans Keppel über seine Todespein gewissenhaft Buch und Rechnung führte, nachdem er sich aus dem „Schwarzen am Licht" Tinte bereitet. Dies merkwürdige Tagebuch ist, obwol verstümmelt, durch Stenzel uns erhalten („Script. Rer. Sil."). Von diesem tief verderblichen Kampfe erhob sich Schlesien, fortwährend gebrochen und unterdrückt, erst durch die preußische Eroberung, die seine Germanisirung vollendete und ihm das Selbstgefühl deutscher Landsmannschaft verlieh.

Das Hofleben und die Hofsitten derselben Zeit (1440) werden an der Erzählung der Helene Kottanner, Dienerin der Königin Elisabeth, Tochter Kaiser Sigismund's, veranschaulicht, welche merkwürdige Handschrift Endlicher 1846 aus der wiener Bibliothek herausgab und die besonders den Raub der ungarischen Krone durch Ladislaus' Anhänger erzählt. Ein Fahrender Schüler von 1509, Thom-Platter, berichtet uns hiernächst seine Erlebnisse und malt das Leben, die Wanderlust, die Schulen, den Einfluß der lateinischen Sprache auf Sitte und Volksgeist in lebendigster Farbe. Myconius' ziemlich bekannte Erzählung schildert dagegen die Bedürfnisse des Volksgemüths, die Kirche, die Brüderschaften, die Opposition gegen den Ablaß, die Seelenkämpfe eines Novizen, wie A. Blaurer's Bericht und die Erzählung des Johann Keßler Luther's Verhältniß zum Volk und seine Wartburgzeit uns vorführen, und die Geschichte Luther's selbst, in den nun folgenden Kapiteln, das Reich und die Fürsten der Zeit, die Schwäche des Kaisers und Karl's V. Persönlichkeit einleiten, indeß B. Sastrow's bekannte Familiengeschichte uns in das bürgerliche Leben der Zeit, die für Leben und Gut noch so äußerst wenig Sicherheit bot, einweiht. Die Stellung der Frauen, Hochzeit und Ehestand versinnlicht die Erzählung Felix Platter's, wie der berühmte Bericht Hans Schweinichen's uns Art und Sitte des Adels und der Fürsten in wunderlichen Farben veranschaulicht. Diesem Bericht steht ein Auszug aus Götz von Berlichingen's Selbstbiographie gut zur Seite. Das Schlußkapitel des ersten Theils bildet dann der Aberglaube und die Teufelsgeschichten der Zeit, nebst den Hexenprocessen, Schatzgräbereien und Aehnlichem, sodaß wir von allen wesentlichen Bezügen des Volksgeistes im 16. Jahrhundert ein ebenso reiches als lebendiges Bild vor uns entfaltet sehen. Das Resultat von allem ist eine äußerst trübe und gedrückte Volksstimmung am Schluß dieses Jahrhunderts. Der Autor sagt:

> Durch Pfaffengezänk und die leidige Vielgetheiltheit war das Verderben über Deutschland gekommen, der Flug des Protestantismus war gehemmt, die katholische Reaction erhob wachsend ihr Haupt. Unter einer geistlosen Dogmatik verkümmerte die Volksseele, die Herzen der Gläubigen füllten sich mit trüben Ahnungen. Die Bessern sorgten um die elende Lage des Vaterlandes, der Glaube, daß das Ende der Welt bevorstehe, war fast allgemein, wie die Teufelsfurcht, bei der man es behaglich fand, sich auch nicht viel um Gott und seine Heiligen zu kümmern. Unter solchen Aspecten begann das furchtbare Jahrhundert der Religionskämpfe.

Indem der erste Theil mit diesen Worten des Verfassers schließt, können wir nicht umhin, den Leser namentlich auf seine vortreffliche Monographie der Geschichte des „Teufels in Deutschland" aufmerksam zu machen, welche, geistvoll und kurz, dies eigenthümliche Phantasiebild des deutschen Geistes fast durch ein Jahrtausend verfolgt und in seinen verschiedensten Wandelungen darlegt als eine rechte Kehrseite der deutschen Bildung. Mit diesem Aufsatz belegt der Verfasser seinen Beruf zu Untersuchungen dieser Art aufs beste und erweckt zugleich die besten Hoffnungen für die Fortsetzung seiner culturgeschichtlichen Bilder deutschen Lebens.

Im zweiten Theile, der die folgenden anderthalb Jahrhunderte, von 1600—1750, umfaßt, wird im ganzen genommen dieselbe Oekonomie wie im ersten Theile festgehalten. Nach einem Rückblick auf die Resultate des 16. Jahrhunderts: größere Ausbildung der Individualitäten, Gegensatz romanischer und deutscher Art, Gegensatz der Confessionen, politische Schwäche des Reichs und hierauf gegründetes Misbehagen im Volk, nimmt der Dreißigjährige Krieg die sechs folgenden Abschnitte in Anspruch. In diesem Rückblick heißt es unter anderm:

> Der Protestantismus, der so Großes im Volk geleistet, war noch lange nicht zu seinen letzten Consequenzen entwickelt; er drängte überall zu innerer Thätigkeit, zu freier Selbstbestimmung und konnte sich doch nicht über das unleidlichste Princip der alten Kirche erheben. Auch er wollte den Glauben beherrschen und jede abweichende Ueberzeugung als Ketzerei verfolgen. Luther's Riesengeist hatte die Eiferer zusammengehalten, mit seinem Tode ging seine Voraussicht ihrer Schwäche in Erfüllung. Kein Wunder daher, daß die Protestanten lange Zeit den Altgläubigen, die sich fest aneinander banden, im politischen Kampfe nachstanden und so lange nachstanden, als den Deutschen der neue Staatsbau noch nicht erfunden war, welcher den Schwerpunkt der Regierung aus dem zufälligen Willen des Herrschers in das Gewissen der Nation verlegt und dem talentvollen Bürger geordnete Bahnen eröffnet. So gingen die Deutschen, welche wol ein Vaterland hatten, aber nicht in einem Staate lebten, schon innerlich erkrankt in einen Krieg von 30 Jahren. Als der Krieg endete, war wenig von der großen Nation übrig. Noch hundert Jahr sollten die Nachkommen der Ueberlebenden die würdigste, die männlichste Empfindung, politische Begeisterung, entbehren.

Es ist nun eine traurige, freudenleere Zeit, welche der Autor uns hier nach den leider untrüglichen Berichten der Zeitgenossen schildert. Zuerst die Heeresverhältnisse nach Adam Junghanns' Schilderung, Organisation, Disciplin, Troß, Oberbefehl u. s. w. Die kämpfenden Heere hatten im Dreißigjährigen Krieg im besten Fall nur etwa die Stärke eines modernen Armeecorps. Tilly hielt 40000 Mann für die höchste Truppenzahl, die ein Feldherr sich wünschen könne und alle großen Schlachten der Zeit wurden mit schwächern Heeren geschlagen. Wallenstein vereinigte zwar einmal 100000 Mann unter seinem Oberbefehl, allein sie waren in Süd und Nord von Deutschland zerstreut; vereint befehligte er nie die Hälfte dieser Zahl: dabei kostete der Unterhalt des gemeinen Mannes jährlich etwa 375 Thaler, welche durch Plünderung und rohe Requisition beschafft wurden. An Sold erhielt der Mann meist neun Gulden, der Sold der Offiziere aber war sehr hoch. Die nächstfolgenden Abschnitte zeigen den deutschen Krieg in seiner ganzen zerstörenden Thätigkeit: Parteigänger, Spione, Lagerleben, Pressuren, Stellung des Landmanns, der Geistlichen zu ihm, Verwilderung der Sitten, Trotz, Furcht, Verschlechterung des Geldes, Kipper und Wipper, Sturm der Presse gegen diese und das Aufkommen der Zeitungen: alles dies durch die hinterlassenen Zeitgenossenberichte des Pfarrers Bötzinger, den „Deutschen Brutus", und die „Expurgatio der Kipper" anschaulich belegt. Das Kapitel „Physiognomie der Städte" enthält zugleich den sehr „charakteristischen Bericht der Rebellion der Frauen von Löwenberg in

Schlesien" (1618), welche mit Schlüsselbund und Schurbe bewaffnet den reactionären Rath zu Paaren trieben und einen vollständigen Sieg über die Partei des Kaisers errangen. Der Zustand des Landes beim Friedensschluß, seine Folgen und seine Feier, die Ueberflutung Deutschlands mit Gaunern und Vagabunden, mit Zigeunern und Komödianten, sowie deren Einfluß auf die Literatur, endlich die Goldmacher und Abenteurer an den Fürstenhöfen und die Mode und Sitten der Höfe sind in sehr anziehenden Aufsätzen geschmackvoll und lebendig zur Darstellung gebracht. Hierauf wendet sich der Autor wieder zu den kleinern Kreisen des Bürgerthums herab, für welche sein Blick von besonderer Schärfe ist. An einer Stelle sagt er:

Von jeher war der Bauernstand die große Quelle, aus welcher frische Kraft in alle Adern des Volks überfloß, in ihm liegt die Saat des Gedeihens für die Völker. Der Untergang des freien Landarbeiters hat mehr als einmal die politische Existenz der Staaten untergraben, wie das Römerreich und Polen belegen. Je reichlicher und ungehemmter neue Kraft aus dieser Schicht in höhere Kreise aufsteigt, desto kräftiger und energischer wird das politische Volksleben sich entfalten, und je weniger die sinkende Kraft der Familien künstlich aufgehalten und gestützt wird, je rascher und frischer wird die emporstrebende Schicht sich den Weg zur Höhe bahnen. Die Cultur verlangt so angestrengte Arbeit von uns, daß nur wenige Generationen in derselben Familie sie zu leisten vermögen: etwa sechs Generationen oder 200 Jahre sind dem Aufstreben, der Blüte und dem Verfall der Familie durchschnittlich zugemessen, nur besondere Gunst der Umstände kann sie länger conserviren und es ist daher ein Irrthum der Fürsten, wenn sie sich vorwiegend auf die so conservirte Familienkraft zu stützen gedenken, wie greisenhaft dieselbe sich auch zeige.

In diesen gewichtigen Worten unsers Autors liegt die Summe einer politischen Theorie beschlossen, die wir nicht anders denn als neu und sehr beachtenswerth bezeichnen können und der wir wol noch eine vollständigere Ausführung gewünscht hätten. Der Verfasser verläßt jedoch dies Thema, um uns an der Erzählung des Fr. Lucä die Veränderungen in den häuslichen Sitten des Bürgerstandes und das Aufkommen persönlichen Pflichtgefühls, das eine so große Rolle in Deutschland spielt, sowie des wärmern Bezeugens der Empfindungen, das gleichfalls so mächtig in der deutschen Volksseele ist, zu zeigen, während die Sitten der Fürsten in der Geschichte der Kurfürstin Charlotte von der Pfalz, Mutter der bekannten Herzogin von Orleans, und ihrem Kampfe gegen die Degenfeld verdeutlicht werden. Die Formen der Gesellschaft, die Strenge der Standesunterschiede, das Badeleben zeigt die Schilderung Badens nach Poggis im 15., Pantaleon im 16., Merveilleux im 17. und Heß im 18. Jahrhundert. Hier erzählt Poggis die wunderliche Geschichte, wie Markgraf Georg von Brandenburg genöthigt wird, mitten im Bade sitzend einen Gesandten von Zürich zu empfangen, der mit Stiefeln und Sporen zu ihm ins Wasser watet. Ein folgendes Kapitel malt uns Jesuiten und Juden um 1690 und erzählt die Geschichte des armen Simon Abeles, der seine Liebe zu Christo mit qualvollem Tode büßte. Bis zu Friedrich dem Großen rang die Humanität überall in Deutschland machtlos gegen die religiöse Intoleranz; ihr endlicher Sieg aber ist wesentlich dem König zu danken, der seines religiösen Indifferentismus wegen heute so schwer und so vielfach angeklagt wird. In einem der Schlußkapitel wird uns dann die völlige Haltlosigkeit des Reichs an der Geschichte des sogenannten Wasunger Kriegs, 1747, in welchem das Haus Sachsen gegen Ulrich von Meiningen, den Gemahl der Philippine Cesar, einen trostlosen Krieg der Intrigue und Chicane führte. Der Wasunger Krieg ist unser deutsches Pendant zur „Secchia rapita" des Tassoni, und wer Vergnügen darin findet, über das Reichskammergericht, über den Heereszug der Gothaner gegen die Meininger und über den Rath von Wasungen, der einmal in corpore einen Kürbis als ein Pferdeei bebrütet haben soll, zu lachen, der findet hier seine Rechnung.

Mit dem Namen des großen Königs Friedrich enden diese Mittheilungen. Er war ein Kind einer harten Zeit, von deutschem Blut und von den Fehlern dieses Bluts nicht frei; aber er gab den Deutschen, was ihnen bisher fehlte, Begeisterung und das Gefühl eigener Tüchtigkeit; er zwang ihnen die Politik auf, d. h. die Sorge um das Gemeinsame; er schuf den Staat der Deutschen. Noch einmal zertrümmerten romanische Heere diesen Staat, aber die Traditionen Friedrich's retteten und stellten ihn wieder her. Langsam erhebt sich die deutsche Volksseele; der Protestantismus wird gesund; die nationale Bildung, der Ausdruck des deutschen Volksgemüths, die eigene, deutsche Art auf jedem Gebiete des idealen, wie des praktischen Lebens, sie werden frei, die Grundlagen des wahren Staates werden gewonnen. Noch haben wir alle die Empfindung, wie mangelhaft die Entwickelungen dieses höchsten Lebensprincips deutscher Nation sind; aber diese Empfindung beugt uns nicht mehr nieder, sie macht uns vielmehr muthig und arbeitsam.

So beschließt der Verfasser dieses beachtenswerthe Buch. Es ist unverkennbar, daß er mit großem Geschick und reinstem Geschmack jede Richtung des deutschen Nationallebens ohne Ausnahme zu klarer Darstellung gebracht und diese Darstellung durchweg mit untrüglichen Zeugnissen der Mitlebenden belegt und so zugleich ein ebenso belehrendes, als in seiner Mannichfaltigkeit überaus unterhaltendes Werk uns geboten hat. Aber sein Verdienst ist hiermit nicht beschlossen, vielmehr sind es gerade die verbindenden Gedanken, die ideellen Resultate, welche der Autor aus dem Thatsächlichen seiner Mittheilungen entwickelt, was seiner Arbeit den Charakter einer geistreichen und tiefsinnigen Lösung der Frage nach der stufenweisen und allmählichen Entwickelung des deutschen Volksgeistes, wie er heute ist, verleiht. Es sind die Ideen zur Geschichte des deutschen Gemüths, die seiner Arbeit einen so großen und völlig individuellen Werth mittheilen. Von diesen Ideen haben wir unsern Lesern nur wenige Proben, von den Berichten der Zeitgenossen, so fesselnd sie sind, fast nichts mittheilen können; aber wir können nicht schließen, ohne noch einmal auf den Dualismus zurückzukommen, der nach dem Verfasser die deutsche Bildung vor allem hemmt, das welsche und das deutsche Princip derselben. Auch in der neuen Zeit,

welche den deutschen Staaten die lang entbehrte Grundlage politischer Rechte gegeben hat, erkennen wir, nach ihm, noch immer jenen schlimmen Gegensatz zwiefacher Bildung. Noch heute steht feste Geschlossenheit der Regierung, ein schlagfertiger Mechanismus der Verwaltung, in einzelnen Fällen eine schweigsame, consequente, rücksichtslose Politik gegenüber dem Wesen des protestantischen Staats, welches den Herrscher zwingt zu sprechen und zu hören, seine Entschlüsse nach der Majorität der Bildung zu richten, ja zuweilen ein großes Wollen zu beschränken, wenn dies dem Volke nicht verständlich ist. Dagegen macht eben dies höhere Princip auch die Fehler der Regierenden unschädlich, indem es die Kraft des Widerstandes erhöht und den Staat dauerhafter macht, weil der politische Antheil des einzelnen seine Opferfähigkeit steigert und seine politische Sittlichkeit adelt. In diesen und ähnlichen Sätzen erkennen wir unschwer die Hoffnungen, welche der Geschichtschreiber der deutschen Vergangenheit von der Zukunft seines Volks hegt, und wir können mit ihm nur wünschen, daß die Gefahr geheimer Thaten in dieser Zukunft glücklich vorübergehen möge.

Mit diesem Wunsche seiner eigenen Seele nehmen wir von dem Verfasser Abschied, dem wir für seine Arbeit voll tiefer Blicke in das Seelenleben unsers Volks und voll edler Unterhaltung für seinen Geist den wohlverdienten Dank sagen. 4.

J. L. Krapf's Reisen in Ostafrika.

(Beschluß aus Nr. 47.)

Die ersten dieser Reisen waren die Rebmann's nach dem etwa 36 Stunden von Mombas entfernten Berg Kadiaro im Teitaland (October 1847) und von da noch weiter westlich nach der gegen 100 Stunden weit im Innern gelegenen Landschaft Dschagga (vom 27. April bis 10. Juni 1848), wo ihm von seiten des Königs Masaki eine ermuthigende Aufnahme zu Theil ward. Was nämlich die Dschagga von den östlichern und nördlichern Wateita, Wakamba und Wanika am meisten unterscheidet, ist ihre Regierungsform, in welcher sich gewissermaßen der landschaftliche Gegensatz zwischen den ausgedehnten und einförmigen Ebenen und den massenhaften und hohen, plötzlich daraus bis über die Schneelinie emporsteigenden Bergformen bedeutungsvoll widerspiegelt. Charakteristisch für die Dschagga ist noch, daß sie nicht in zusammenhängenden Dörfern und Städten, sondern in einzelnen durch Zwischenräume von etwa fünf Minuten voneinander getrennten Höfen wohnen, die je eine Familie, aber mehrere Hütten enthalten. Die Anlegung einer Missionsstation ohne gleichzeitige ausgedehntere Colonisationsbestrebungen kann wol für hoffnungslos gelten, während diese Bestrebungen sich vortrefflich lohnen würden, da das wasserreiche Land sehr culturfähig ist und eine hohe Blüte erreichen wird, sobald die Sklaverei und die fortwährenden Kriege der verschiedenen Häuptlinge und Stämme aufhören. Gewissermaßen der Kaiser der verschiedenen Dschaggakönige ist Mamkinga, der König von Madschamo, bis zu dessen Residenz Rebmann auf seiner dritten Reise (vom 14. November 1848 bis 16. Februar 1849) vordrang, um sich den Weg nach Uniamesi zu bahnen. Allein die am 6. April unternommene Reise, bei welcher er sich dieses ferne Ziel steckte, sollte ein klägliches Ende nehmen, indem derselbe Mamkinga, auf dessen Schutz hin er dieselbe angetreten hatte, ihn förmlich beraubte und dadurch zur Umkehr nöthigte. Nach der Rückkehr Rebmann's von seiner ersten Reise nach Dschagga hatte Krapf einen anderthalbmonatlichen Ausflug weiter nach Süden durch die Wakuafiwildniß nach Udigoni, Uschinsini und dem hohen Berglande Usambara gemacht. Im November und December des darauffolgenden Jahres besuchte er Ukambani, d. h. das in nordwestlicher Richtung liegende Land der Wakambastämme und drang unter vielfachen Beschwerden bis ins Gebiet des Stammes Kitui vor, dessen Häuptling Kiwoi, „ein großer Zauberer", ihn gastfreundlich aufnahm. Dies ermuthigte Krapf, nach der Rückkehr von seiner Anfang 1850 bis Cap Delgado, der Südgrenze der afrikanischen Besitzungen des Imam von Maskat, unternommenen Seereise, deren lehrreiche Beschreibung wir gänzlich übergehen müssen, auf einer zweiten Expedition nach Ukambani (11. Juli bis 30. September 1851) Kitui zum Ausgangspunkte seiner weitern Forschungen zu machen und von hier aus in Kiwoi's Begleitung weiter gen Nordwesten vorzudringen. Diese Reise hat unstreitig mehr von spannendem Interesse und abenteuerlichem Beischmack als der ganze Inhalt des Buchs; und obwol wir nicht näher auf die charakteristischen Kennzeichen eingehen können, wodurch sich eine Reise in Ostafrika von einer nord- oder südafrikanischen unterscheidet, so wollen wir doch einige bezeichnende Einzelzüge herausheben.

Die Abreise fand nach mannichfachen Verzögerungen am 24. August statt. Der Weg führte durch eine ausgedehnte fruchtbare, aber bis auf einige seltene Akazien völlig baumlose Ebene mit einer weiten Aussicht auf hohe Berggipfel im Süden, Westen und Norden, die von Geiern, Antilopenheerden und Nashörnern belebt war, gegen deren Angriffe die Eingeborenen starke Dorngehege errichtet hatten. Die dem Dana zufließenden Bäche waren jetzt meistentheils ausgetrocknet, während das Wasser des Andalai mit Salz geschwängert war. Am 25. August lagerte der Zug an dem etwa 5000 Fuß hohen Data, wo die Wakuafi bis zur ihrer Vertreibung durch die Masai und Wakamba ihren Hauptsitz gehabt hatten. Kiwoi beging die Unvorsichtigkeit, bei seinem langsamen Marsche überall das Gras auf seinem Wege anzuzünden. Dies bot den räuberischen Bewohnern dieser Wildniß Gelegenheit, ihn in einen Hinterhalt zu locken. Etwa eine Stunde vom Dana entfernt, sah die Karavane plötzlich von verschiedenen Seiten her Abtheilungen derselben aus dem Walde hervorbrechen, um sie zu umzingeln. Kiwoi feuerte seine Flinte ab und hieß den Missionar dasselbe thun. Aber, erzählt dieser, „in der Verwirrung und bei dem schnellen Laden hatte ich den Ladstock in dem Flintenlauf stecken lassen und abgefeuert. Auch konnte ich an meiner Doppelflinte nur einen Lauf benutzen, weil mir in Kiwoi's Dorf eine Nadel in dem Zündloch abgebrochen war." Wirksamer als diese Luftschüsse war einige Zeit der Regenschirm des Europäers, den die Frauen Kiwoi's öffneten. Nach einer kurzen Scheinunterhandlung erhoben die Räuber ein Kriegsgeschrei und überschütteten die Karavane mit Pfeilen. Krapf, der sich inzwischen einen Ladstock abgeschnitten hatte, wurde von seinen Leuten, die ihre Lasten wegwarfen, dringend gebeten so schnell als möglich zu schießen. Er feuerte zweimal in die Luft, weil er es „nicht über sich bringen konnte Menschenblut zu vergießen". Dies sagt derselbe Mann, der anderwärts christlich genug ist von den Engländern zu verlangen, daß sie jeden Mohammedaner, der göttliche Erscheinungen und Offenbarungen vorgibt, ohne weiteres aufknüpfen sollen. Bei einer solchen Vertheidigung ward natürlich die Karavane von dem 130 Mann starken Feinde bald gesprengt. Kiwoi wurde niedergemacht und Krapf mußte seinen davonlaufenden Begleitern nacheilen. Bei dem Versuch, über ein tiefes trockenes Bett eines Baches zu springen, fiel er hinein, zerbrach den Flintenkolben und verletzte seine Lenden. Er rannte nun das Bett entlang und erstieg das Ufer, verlor aber, durch seine Flinte und Munition am Laufen gehindert, seine Leute bald gänzlich aus dem Gesicht. Er zog sich in den Wald zurück, wäre aber beinahe den Räubern, die er auf 300 Schritte weit für seine Leute hielt, in die Hände gelaufen. Endlich fand er sich völlig einsam auf einer offenen und baumlosen Ebene. Da er den ganzen Tag noch nicht getrunken hatte, so suchte er zunächst den Danafluß zu erreichen.

Nachdem er sich hier erquickt hatte, verbarg er sich bis zum Einbruch der Nacht im Gebüsch und trat sodann, nur von der Richtung des Windes geleitet, seinen Rückmarsch im Finstern an. „Ich marschirte durch dick und dünn", erzählt er, „fiel manchmal in kleine Gruben oder über Steine und Baumstämme, am meisten hemmten mich die Dornen und das hohe Gras; auch ängstigte mich der Gedanke an die vielen wilden Thiere." Er gelangte wieder auf eine große Ebene und schlief hier, völlig erschöpft, einige Stunden. Nachdem er sich wieder in Marsch gesetzt, quälten ihn Hunger und Durst so, daß er Blätter, Wurzeln, die Excremente der Elefanten zu kauen versuchte, Ameisen verzehrte und feuchten Sand in den Mund nahm. Erst am Nachmittage des 28. August fand er wieder Wasser; allein der geringe Vorrath, den er in seinem Pulverhorn mitnehmen konnte, reichte nur auf kurze Zeit. Endlich nach unsaglichen Beschwerden und Entbehrungen erreichte er am Abend die Plantagen der Wakamba, die ihn mit Gleichgültigkeit und Mistrauen aufnahmen. Hier drohten ihm neue Gefahren. Kiwoi's Verwandte, die ihn ohnehin für einen bösartigen Zauberer hielten, wollten ihn für den Tod des Häuptlings verantwortlich machen, wie sie nach dem Gesetz der dort herrschenden Blutrache 15 schon vor Kiwoi's Abreise angekommene Handelsleute von Mpe getödtet hatten, blos weil diese aus demselben Lande wie die Räuber sein sollten. Er entfloh deshalb bei Nacht und setzte in fortwährender Gefahr drohender Entdeckung seinen Weg im Finstern nach Yata fort, wo er einer freundlichen Aufnahme sicher war. Nach zweitägigem Umherirren unter furchtbaren Entbehrungen, Beschwerden und Aengsten hatte er so völlig jede Richtung verloren, daß er sich den Verwandten Kiwoi's auf Gnade und Ungnade zu übergeben beschloß und geradezu in dessen Dorf ging. Die Verwandten zogen es jedoch vor, von seinem noch übrigen Eigenthum, womit seine geflohenen Wanikadiener mittlerweile in Yata angekommen waren, möglichst viel zu erpressen und gestatteten ihm am 13. September freien, wenn auch keineswegs ehrenvollen Abzug. Nachdem man diese Schilderung gelesen hat, wundert man sich schwerlich mehr, warum Krapf nicht bis zum See Uniamesi vorgedrungen ist. Wer beim Aufwachen und Weitergehen in den Wildnissen Afrikas seine Flinte in Stand zu halten vergißt, der hat wenig Chancen mit heiler Haut zurückzukehren.

Indem wir die letzte Reise des Verfassers nach Usambara übergehen, bemerken wir nur noch kurz zur Geschichte der Mission, daß im Juni 1849 die Brüder Erhardt und Wagner ankamen, von denen aber der letztere nach kaum zwei Monaten dem Klima erlag. Im April 1850 reiste Krapf nach Europa, wo er die kirchliche Missionsgesellschaft für den Plan gewann, als erste Glieder der beabsichtigten Missionskette zwei neue Stationen, die eine im Königreich Usambara und die andere in Ukambani oder in Dschagga, ungesäumt anzulegen und für diesen Zweck die Mitsendung der beiden Missionare Pfefferle und Dihlmann und dreier Laienbrüder, eines Schreiners, Landbauers und Schmiedes, bewirkte. Im April 1851 traf die Reisegesellschaft in Mombas ein; nur Dihlmann war von Aden aus nach Europa zurückgekehrt, weil er „als strenger Lutheraner es mit seinem Gewissen nicht vereinigen zu können glaubte, im Dienst der bischöflichen Missionsgesellschaft zu beharren und zu wirken". Die übrigen Mitglieder wurden bald nach ihrer Ankunft vom Fieber ergriffen; Pfefferle mußte in kurzer Zeit zu Grabe getragen werden und zwei von den Laienbrüdern waren nur durch die schleunigste Rückkehr nach Europa zu retten. Nach mehreren erfolglosen Versuchen, festere Beziehungen mit den weiter landeinwärts wohnenden Stämmen anzuknüpfen, sah er sich gezwungen zur Wiederherstellung seiner eigenen Gesundheit im October 1853 nach Europa zurückzukehren. Die Sorge für die Mission zu Rabbai lag von nun an ausschließlich in den Händen Rebmann's, nachdem auch Erhardt im Jahre 1855 durch seine zerrüttete Gesundheit genöthigt worden war, seiner bisherigen Thätigkeit an der Küste Ostafrikas für alle Zukunft zu entsagen.

Unter den wissenschaftlichen Resultaten, welche uns das vorliegende Werk in reicher, aber ziemlich verworrener Fülle darbietet, sind die für die Ethnologie gewonnenen Ergebnisse unzweifelhaft am höchsten anzuschlagen. Da es uns nicht wol zugemuthet werden kann, dieselben behufs einer kurzen Besprechung zu ordnen und zu generalisiren, so halten wir es, um dem Leser mindestens eine Probe von dem zu geben, was er in dieser Beziehung zu erwarten hat, für das Gerathenste, den Stamm der Wanika, den der Verfasser infolge seines langjährigen Aufenthalts in Rabbai Mpia natürlich am genauesten kennen gelernt hat, nach einigen, übrigens den meisten ostafrikanischen Stämmen gemeinsamen Eigenthümlichkeiten zu charakterisiren. Was den Missionaren hauptsächlich auffiel, war die religiöse Stumpfheit und Gleichgültigkeit dieser Stämme. Sie erklärten offen, es gebe keinen Gott, weil man ihn ja nicht sehen könne; sie bekümmerten sich um nichts, als um Kokoswein, Kühe, Reis, Welschkorn und Kleider, das sei ihr Himmel; die Wazumba (Mohammedaner) seien Thoren, daß sie so viel beteten und fasteten. Hand in Hand mit diesem Unglauben geht aber, wie gewöhnlich, ein crasser Aberglaube, der ihr ganzes Leben unter den mannichfaltigsten Formen beherrscht. Sie glauben zwar an keinen Gott, aber legen jedem Gegenstande einen guten oder bösen Geist bei, dem sie ihre Verehrung darbringen. Sie sind der Ansicht, jeder Baum, besonders jeder Kokosbaum, habe seinen Koma und jede Quelle oder Sumpf einen Schetani. Wenn sie essen oder trinken, so legen sie ein wenig Speise und Trank auf den Boden als eine Gabe für die Koma. Die Zerstörung eines Kokosbaums betrachten sie gleich einem Muttermord, weil dieser Baum ihnen Leben und Nahrung gebe. Hiermit hängt der Glaube an die Wirksamkeit der Zauberei auf das engste zusammen. Namentlich spielen auch hier wie im Innern Südafrikas die Regenmacher eine wichtige Rolle. Einzelne Familien behaupten dieses große Geheimniß vom Vater auf den Sohn fortpflanzen zu können. Diese erbliche Würde sichert ihnen großes Ansehen und reichlichen Gewinn, dessen Fortdauer sie sich durch geschickte Manipulationen zu sichern wissen. Die Wanika achten auch viel auf das Geschrei und den Flug der Vögel, insbesondere wenn sie eine Reise unternehmen: eine Sitte, die sich übrigens auch bei den Stämmen des südlichen Abessynien vorfindet. Auch Gottesurtheile bringen sie häufig in Anwendung.

„Wenn ein Mnika bestohlen worden ist, so sprengt er Wasser an verschiedene Plätze vor und in seinem Hause und sagt mit lauter Stimme: «Ich bin bestohlen worden, möge der Dieb sterben oder eine Krankheit erhalten!» Bezichtigt der Bestohlene eine gewisse Person, so muß diese von dem Wasser, das mit einer Arznei vermischt wird, trinken. Ist sie unschuldig, so schadet der Trunk nichts, ist sie schuldig, so muß sie sich beständig kratzen, oder kränkelt und ist immer traurig, daß die Leute die Schuld erkennen können." Aehnlich ist das Verfahren bei dem sogenannten Eid des kleinen Brotes, wobei der Verklagte ein wenig vergiftetes Brot oder Reis essen muß und für schuldig gilt, wenn er das Verschluckte unter großen Schmerzen mit Blutverlust wieder ausspuckt. Beim Eid des Beils, des kupfernen Kessels und der Nadel muß der Angeschuldigte glühendes Metall berühren, ohne sich zu verbrennen.

Bei den öffentlichen Festen und Umzügen, die bei jeder erdenklichen Veranlassung stattfinden, spielt die Hauptrolle der Muansa, ein merkwürdiges Instrument, das aus dem Stamme eines Kokosnußbaums ausgehöhlt ist und vermittelst eines Stricks gespielt, schreckhaft brummende Töne von sich gibt. Der Muansa wird so geheim gehalten, daß jeder vom gemeinen Volke, der ihn öffentlich sähe, sich einer harten Strafe aussetzen würde; von den Weibern und Kindern glaubt man, daß sie beim Anblick desselben todt niederfallen würden. Die Aeltesten gebrauchen den Muansa, um das Volk in Schrecken und Unterthänigkeit zu erhalten. Ueberhaupt bildet er den Mittelpunkt des bürgerlichen und religiösen Lebens. Wenn die Wanika opfern und um Regen beten, oder wenn sie ein misgestaltetes Kind im Walde erdrosseln wollen, oder wenn sie neue Gesetze einführen, so wird immer der Muansa in Bewegung gesetzt. Bei solchen Gelegenheiten

hört man die ganze Nacht hindurch die dem Palmwein reichlich zusprechenden Aeltesten beim Brummen des Muansa wie wahnsinnig schreien, tanzen, singen und jauchzen.

Wir erwähnten soeben gelegentlich die unter den Wanika herrschende Sitte der Kindertödtung. Der Verfasser berichtet hierüber unter anderm Folgendes: „Eine Frau in Muelle hatte zwei Kinder geboren, von denen eins sechs Finger hatte, aber keine Nase und keine Lippen. Der Sitte der Wanika gemäß brachten die Aeltern das misgestaltete Kind vor die Häuptlinge mit der Erklärung, daß dieses Kind ein Rogo, d. h. eine Misgestalt sei und also künftig ein Verbrecher werden werde, sie dasselbe nicht auferziehen wollen und daher es den Häuptlingen darbringen, damit sie es im Walde erdrosseln und begraben. Dieser Erklärung gemäß wurde ihm von den Häuptlingen der Hals zusammengezogen, bis es erstickte, wo sie es begruben, dann den Muansa spielen ließen und ein Sadaka (Opfer) machten, damit kein Unglück über das Land komme, weil ein Rogo geboren worden sei.“ Der Verfasser spricht weiterhin die wol kaum begründete Vermuthung aus, daß diese Sitte in der allerdings unter den Wanika herrschenden Vorstellung von einer Seelenwanderung begründet sei. Dieser Volksstamm glaubt nämlich, der Geist eines Sterbenden fahre in das Kind, welches eine Mutter unter dem Herzen trägt, und so werde jeder Mensch zum zweiten mal geboren. Grauenhafter als die Tödtung misgestalteter Kinder ist eine andere Sitte. Wenn nämlich der Sohn eines Häuptlings mannbar wird, so begeben sich die Jünglinge von gleichem Alter in den Wald und verharren dort in einem völlig nackten Zustande, bis sie einen Mann erschlagen haben. Dies erscheint um so seltsamer, da der Charakter der Wanika im allgemeinen nichts weniger als blutdürstig genannt werden kann.

Ueber die Formation des Landes enthält das Buch zwar keineswegs überraschende, aber gerade wegen ihrer Uebereinstimmung mit den Resultaten der Barth'schen und Livingstone'schen Forschungen höchst interessante Resultate. Erhardt hatte während eines sechsmonatlichen Aufenthalts in Tanga häufige Gelegenheit zum Verkehr mit dortigen Elfenbeinhändlern, welche ihm den See von Uniamesi einfach als die Fortsetzung des Niassasees darstellten, welcher sich von seiner nördlichen Richtung nach Westen umbiege. Diese Ansicht fand Bestätigung in der Aussage eines Dieners des Missionars Rebmann, der zwei bis drei Tagereisen westlich vom Niassasee zu Hause war und schon früher gesagt hatte, daß die meisten Flüsse in seinem Lande nach Norden gingen und daß man von seiner Heimat (Kumpande) aus in drittehalb Tagereisen nach Osten und in drei Tagereisen nach Norden an den See Niandscha, wie er dort geheißen wird, komme. Diese und andere geographische Nachrichten in Verbindung mit ihren eigenen Beobachtungen brachten schließlich in den beiden Missionaren die unumstößliche Ueberzeugung hervor, daß dort, wo geographische Hypothesen bisher ein gewaltiges Hochland vermutheten, ein ausgedehntes Tiefland und Binnenmeer zu suchen sei. Rebmann bestimmt daher die Hauptzüge der geographischen Gestaltung Afrikas folgendermaßen: starker Abfall von Nordwest und Süd her zur Bildung eines ungeheuern Beckens in der Mitte, auf der jedoch höchst merkwürdigerweise eine Reihe einzelner, gänzlich isolirt dastehender Berge und Berggruppen eine Kette von Süd nach Nord bilden und sich an das sogenannte Mondgebirge da anzuschließen scheinen, wo wir die mehr östlichen Quellen des Weißen Nil zu suchen haben, während die westlichen wahrscheinlich mit denen des Schary und des Benue nahe beisammenliegen. „Jene Berggruppen“, sagt Rebmann, „soweit wir sie selber gesehen haben, waren von Süd nach Nord hauptsächlich folgende: Ngu, Usambara mit Pare, Bura mit Ndara und Kadiaro, Kilimandscharo mit Schira, Kisongo mit Ugono, der Schneeberg Kenia (Kegnia), von Dr. Krapf in der Ferne gesehen, mit Kikuyu. Daß alle diese Berge keine Terrassen bilden, durch die man auf Hochländer käme, und daß der Kilimandscharo kein Gebirge oder Gebirgszug ist (wie Hr. Kiepert in seinem Atlas, zehnte Auflage, 1850, annimmt), sondern eine gänzlich isolirte Bergmasse, nur von kleinern, ebenso isolirten Bergen umringt, davon haben wir uns mit unsern eigenen Augen überzeugt. Die einzige kleine Terrasse, die man so nennen könnte, besteht in dem etwa 1500 Fuß hohen und im Durchschnitt nur etwa vier Stunden von der Küste entfernten Gebirgszug, der sich von der Kilesibai bis nach Usambara hinzieht und von den Wanikas bewohnt ist. Von Kilesi bis nach dem Ras Ngome erstreckt sich noch einmal ein kleinerer Gebirgsrücken, der schon im Gallaland liegt. Von da an bis nach Cap Geodaf steigt das Land ganz sanft und unmerklich von der Küste nach innen. Dasselbe ist im allgemeinen der Charakter des Landes südlich von Usambara bis nach Cap Delgado oder Mgau. Aeußerst merkwürdig ist es, daß das kleine Hochland, das von den Wanikagebirgen getragen wird, einwärts eher etwas sinkt als steigt; ja eine gute Tagereise von unserer Station hat man auf einmal, etwa 150 Fuß tief, einen Rand hinabzusteigen, der sich von der Gegend von Usambara bis nach Ukambani in einem Halbkreise herumzieht, sodaß Dr. Krapf auf seiner Reise nach Ukambani denselben erst herunter- und bei Yata wieder hinaufsteigen mußte.... Noch einmal sinkt das Land sanft gegen den Fuß des Kilimandscharo, und im Westen desselben wie ringsumher sah ich zu meinem Erstaunen wieder dieselbe Ebene um nichts höher als im Osten sich ausbreiten wie einen Meeresspiegel. Auch unsere afrikanischen Reisenden, die von den schon genannten Küstenpunkten aus in südwestlicher, westlicher und nordwestlicher Richtung bis an das große Binnenmeer gehen, erklären alle einstimmig, wenn jemand behaupte, es gebe auf ihren Reisen Berge zu besteigen, der sei ein Lügner. Es gebe allerdings Berge, aber sie seien wie Häuser, über die niemand hinübersteigt, sondern um die man herumgeht. Nur ganz nahe an dem Theil des Sees, der Niassa heißt, sollen die Reisenden einen ziemlich hohen Gebirgszug, dem östlichen Ufer entlang sich ausstreckend, zu übersteigen haben, nämlich so, daß sie auf der westlichen Seite wieder ebenso tief hinabgehen, als sie auf der östlichen heraufgekommen sind. An diesen Gebirgszug, der für den See wie eine Mauer dasteht und dem nach den Berichten meines eigenen Mannes von Kumpande im Westen eine ähnliche Erhöhung, ja, wie es scheint, ein eigentliches Hoch- oder Oberland entspricht, schließen sich im Norden wahrscheinlich andere, aber immer getrennt dastehende Berge, Bergreihen und Berggruppen an, aus denen die nicht ganz unbedeutenden Flüße Lusidschi und Rufuma entspringen.“

Die hervorstechendsten Punkte dieses geographischen Gebiets, der See von Uniamesi, der Kilimandscharo und der Kegnia, finden an verschiedenen Stellen des vorliegenden Werks eine ausführlichere Erwähnung, auf die wir hier ganz einfach verweisen müssen. Beide Berge überragen die Schneegrenze beträchtlich, nur soll nach der Versicherung des Häuptlings Kiwe der Kegnia der höhere sein. Der letztere erschien Krapf wie eine ungeheuere Mauer mit zwei großen Thürmen oder Hörnern, die nicht weit voneinander stehen, während der Kilimandscharo einen kuppelähnlichen Gipfel hat. Er schlägt seine absolute Höhe auf 18—19000, die Höhe seiner Basis auf etwa 5000 Fuß. Nach der Aussage eines Eingeborenen aus dem Stamme Uembo in der unmittelbaren Nähe des Kegnia sammelt sich das Schneewasser des Bergs in einem See von bedeutendem Umfange, dem der Dana und einige andere beträchtliche Flüße entspringen, in deren einem der Verfasser den geheimnißvollen Hauptarm des Weißen Nil zu erkennen geneigt ist.

Auch das geschichtliche Interesse bleibt nicht völlig unbefriedigt. Das elfte Kapitel des zweiten Theils enthält einen „Beitrag zur Geschichte der Ostküste von Afrika“, der zwar nur in geringem Maße die eigenen Beobachtungen des Verfassers und seiner Mitarbeiter historisch zu begründen geeignet ist und überhaupt keine neuen Thatsachen zur Bereicherung der Quellenkunde beibringt, der aber als eine wenn auch nicht formvollendete, jedoch fleißige und gewissenhafte Zusammenstellung der vorhandenen Berichte alle Anerkennung verdient und eine weltgeschichtliche Partie, welche bisher verhältnißmäßig nur geringe Beachtung gefunden hat, in Erinnerung bringt und aufhellen hilft. Als

rechtgläubiger Theolog gibt uns der Verfasser natürlich zunächst ein abgeschmacktes Stück Urgeschichte und durchwebt auch seine weitere Darstellung mit vielen unhaltbaren Reflexionen; allein die Gabe historischer Kritik ist ihm keineswegs gänzlich abzusprechen. Was er über die Handelsbeziehungen der Phönizier, Araber und Hebräer an der afrikanischen Ostküste bemerkt und zum Beweise seiner Behauptung, das biblische Ophir sei das heutige Sofala, beibringt, das zeugt ebenso sehr von Studium wie von richtigem Urtheil. Die übrigen zerstreuten Zeugnisse über Schiffahrt und Handel an jener Küste stellt der Verfasser erläuternd zusammen und verweilt sodann einige Zeit bei dem sogenannten Periplus Arrian's, in dem die historische Kunde des Alterthums über jene Gegenden unstreitig ihren Höhepunkt gefunden hat. Schon bei Kosmas im 6. Jahrhundert ist der Verfall der mercantilen Beziehungen und geographischen Kenntnisse deutlich zu bemerken und erst mit dem Auftreten der islamisirten Araber beginnt wieder eine Art ostafrikanischer Geschichte, obwol gerade hier die historische Kritik noch außerordentlich viel zu leisten hat. So viel geht jedoch aus allen diesen arabischen Berichten hervor, daß freiwillige oder gezwungene Auswanderung den Arabern Anlaß zur Gründung politischer und religiöser Staaten und Städte auf der Küste Ostafrikas gab. Unter diesen zeichneten sich aus Mukdischa, die Herrscherin im Norden, und Kiloa, die Königin des Südens von Sansiebar bis Sofala, nach deren Vorfall die Staaten von Malindi und Mombas an Macht und Ansehen zugenommen zu haben scheinen. Diese arabischen Städte und Reiche waren wohlhabend und bis auf einen gewissen Grad civilisirt; da sie aber nur friedlichen Colonisationsbestrebungen sich hingaben und mit den Eingeborenen in freundschaftlichem Verkehr standen, so fehlte ihnen eine militärische Organisation, die sie in den Stand gesetzt haben würde, den Angriffen der Portugiesen einen wirksamen Widerstand zu leisten. Die letztern unterwarfen einen Ort nach dem andern an der ostafrikanischen Küste, obwol ihnen die Befestigung ihrer Herrschaft lange Zeit und schwere Kämpfe kostete; die mehrmals versuchte Eroberung von Monomotapa mislang ihnen gänzlich. Mit dem Verfall Portugals verfiel auch die portugiesische Herrschaft in Ostafrika. Zwar die wiederholten Empörungen der mohammedanischen Häuptlinge daselbst zu Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts gelang es mit vieler Mühe zu unterdrücken; aber der Hauptfeind der Portugiesen erwuchs allmählich und unbemerkt auf der arabischen Küste Oman. Hier gründete im Jahre 1624 der tüchtige Imam Nassar Ben Murdsched nach Unterdrückung innerer Zwistigkeiten ein kräftiges Reich und eröffnete 1633 von seiner Residenz Nasua aus einen siegreichen Kampf gegen die Portugiesen, denen er in kurzer Zeit alle Seestädte von Oman außer Sohar und Maskat abnahm. Nach seinem Tode 1649 übernahm sein gleich tapferer und gewandter Vetter Sultan Ben Sef Ben Malek die Regierung, eroberte 1658 Maskat und griff sodann, durch die Scheikhs von Mombas dazu aufgefordert, mit einer großen Flotte die Portugiesen in Afrika an. Er nahm zwar die Festung Mombas, vermochte sich aber nicht zu behaupten. Sein Sohn Sef eroberte 1698 Mombas, Sansibar und Kiloa, und soll selbst Mosambik belagert haben; die portugiesische Herrschaft von Cap Delgado bis Guardefui hörte so gut wie völlig auf. Während der Minderjährigkeit seines Enkels Sef konnte wegen innerer Verwirrungen nichts in Ostafrika geschehen. Nur in Mombas waren noch omanische Gouverneure; die übrigen ostafrikanischen Städte waren ganz unabhängig und selbst in Mombas wurde der Gouverneur von den Soldaten abgesetzt. Unter diesen Umständen gelang es den Portugiesen zwischen 1728 und 1733, die Küste vom Cap Delgado bis Patta wieder zu unterwerfen. Doch ihre Tyrannei führte zu einer glücklichen Empörung der Mombassianer, welche den Imam von Maskat um Hülfe und einen Gouverneur baten. Auch die übrigen Küstenstädte stellten sich aufs neue unter den Schutz des Imam und die Herrschaft des letztern wäre vielleicht auf die Dauer befestigt gewesen, wenn nicht abermalige Bürgerkriege in Oman den Sturz der jarebitischen Dynastie herbeigeführt hätten. Der neue Sultan Achmed Ben Said (1744—84) wurde nur von Marka, Sansibar und Kiloa anerkannt; die übrigen Staaten machten sich unabhängig, entzweiten sich aber wieder untereinander. Sein Sohn wußte zwar die formelle Anerkennung seiner Oberherrschaft durchzusetzen; allein der jüngere Enkel des letztern, Said-Said, welcher 1806 nach mannichfachen Wirren zum Sultan von Oman ausgerufen wurde, vermochte dieselbe erst geltend zu machen, als ihm die streitsüchtigen und uneinigen Suahili Gelegenheit zur Einmischung gaben. Das herrschsüchtige Gebaren der Mombassianer gegen die übrigen Städte veranlaßte diese, sich an Said um Hülfe zu wenden; dieser gewann Patta, Barawa, Lamu, Sansibar und Pemba und drohte schon Mombas anzugreifen, als sich der Sultan von Mombas 1824 unter den Schutz der Engländer stellte. Die Engländer lehnten aber das unter höchst günstigen Bedingungen ihnen angebotene Protectorat ab und ermöglichten es solchergestalt Said-Said, Mombas im Januar 1828 zur Anerkennung seiner Oberhoheit zu nöthigen. Zwar schüttelte Mombas seine Herrschaft bald wieder ab, doch gelang es ihm nach vielen nutzlosen Anstrengungen, von einem großen Theile der Suahili in der Stadt sowie von den Wanikastämmen unterstützt, den frühern Vertrag nicht nur zu erneuern, sondern auch die bisher herrschende Familie der Msara völlig zu verdrängen. Nunmehr hatte Said-Said an der Küste von Mukdischa bis Cap Delgado keine bedeutenden Feinde als die Leute von Siwi in Patta, von denen er mehrmals geschlagen wurde. Ueberhaupt hat er diese Insel nie recht bezwingen können, sowenig als die Stadt Kau am Ossifluß, welche von Patta abhängig war. Was ihm den Besitz von Ostafrika sicherte, war erstens die Mäßigkeit seiner Ansprüche an seine afrikanischen Unterthanen, und sodann die Furcht der Eingeborenen vor den Engländern, Franzosen und Amerikanern, die mit ihm auf dem freundlichsten Fuße standen und ihn aus mercantilen sowol als politischen Rücksichten unterstützen mußten. Das gute Klima von Sansibar, die Zunahme des Handels daselbst, der Wunsch der Europäer, die Wichtigkeit der afrikanischen Besitzungen, die Verhältnisse in Patta und Mombas, der Wunsch, den Betteleien und Plackereien der Großen in Maskat zu entgehen, alle diese Umstände bewogen den Imam, 1840 seinen Hof von Maskat nach Sansibar zu verlegen, wo sich auch die fremden Consuln und Handelsleute niederließen. Said-Said starb bekanntlich Ende 1856; sein Sohn Madsched folgte ihm in der Regierung seiner afrikanischen Besitzungen nach, während ein anderer seiner vielen Söhne in Maskat über die asiatischen Provinzen herrscht.

Zur Vervollständigung unsers Referats würde noch eine kurze Skizze der letzten abessinischen Reise des Verfassers gehören, welche die früher unter andern Verhältnissen auf gleichem Boden angestellten Beobachtungen nicht unwesentlich vervollständigt. Krapf beabsichtigte im Jahre 1854 ursprünglich nach Rabbai zurückzukehren; da aber Bischof Gobat um jene Zeit eine Anzahl Brüder aus dem Handwerkerstande nach Abessinien zu senden im Begriff stand, so entschloß sich der Verfasser zuerst dieses Land zu besuchen und in Begleitung eines Laienbruders die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Von Abessinien aus wollte er dann südlich reisen über Guragne, Kambat, Wolamo und andere Länder, wo er zerstreute christliche Ueberreste zu treffen hoffte, und zuletzt bei Barawa oder Marka aus dem Innern an die Küste kommen. Er reiste daher im November 1854 von Triest nach Jerusalem, berieth sich daselbst mit Gobat und kam Anfang 1855 in Kairo an. Von da fuhr er über Dschidda nach Massowa, und gelangte wirklich bis nach der abessinischen Hauptstadt Gondar; hier fand er aber den Weg nach Süden völlig verschlossen, da der neue König Theodoros gegen Schoa Krieg führte. Obgleich sowol der König als auch der Abuna der protestantischen Mission nicht ungünstig zu sein schienen, so reiste Krapf dennoch, seiner ursprünglichen Absicht treu, von Gondar nach Sennar und von dort längs des Blauen Nil nach Chartum, wo er geschwächt ankam und vom Fieber vollends daniedergeworfen ward. Die Nilreise kräftigte ihn wieder etwas; doch sah er bei seiner Ankunft in Kairo ein, daß er in diesem

Zustande nicht nach Rabbai gehen könne und daß überhaupt sein Wirken in Afrika zu Ende sei.

Hier nehmen auch wir von unserm Reisenden Abschied. Er berichtet uns des Interessanten und Unterhaltenden vieles, aber er berichtet es kaum je auf interessante und unterhaltende Weise. Einen großen Leserkreis können wir deshalb seinem umfangreichen Werke nicht versprechen; für die Wissenschaft aber bleibt es, wenigstens bis auf weiteres, eine der Hauptquellen und Hauptautoritäten. Wie man sich auch zu dem beschränkten religiösen Standpunkte des Verfassers verhalten möge, seiner Begeisterung und Aufopferungsfähigkeit kann man kaum hinreichende Gerechtigkeit widerfahren lassen. Schade nur, daß nicht jeder Mann von so ernstem sittlichen Drange zugleich die freie humane Weltanschauung eines Barth oder den heitern Lebensmuth eines Livingstone besitzt.

Die dem Werke beigegebene Karte läßt an Richtigkeit und Deutlichkeit viel zu wünschen übrig. 7.

Sentenzen- und Spruchliteratur.

Die Deutschen sind ein vorzugsweise grübelndes Volk, zum Nachdenken über sich, über ihr Verhältniß zur Welt und der Welt zu ihnen geneigt. Daher blüht auch bei ihnen die Spruchdichtung; ihre Dramen, Gedichte, Romane wimmeln von Sentenzen, und neben den systematischsten Denkern haben sie auch eine Unzahl solcher, bei denen das Denken nur in der Form von Einfällen zu Tage kommt, die freilich nicht immer von ihnen gedacht, sondern nur nachgedacht sind, die sie aber für ihr eigenes Geisteserzeugniß halten oder ausgeben wie die Falschmünzer nachgemachtes Geld für echtes. Oder sie gleichen auch wol denen, welche falsches Geld empfangen haben und ohne zu wissen, daß es falsches sei, es wieder ausgeben. Sie sind nur ein Echo, bilden sich aber infolge einer Sinnestäuschung ein, die Stimme zu sein, welche das Echo hervorbrachte.

Viele, namentlich junge Leute und besonders junge Damen legen sich für den Privatgebrauch solche Sentenzensammlungen an, von denen dann einzelne später auch wol zum Druck gebracht werden; die in Deutschland in unzähligen Massen cursirenden Stammbücher und Freundschaftsalbums wollen auch gefüllt sein; sodann braucht man für gewisse festliche Gelegenheiten, für Geburtstage, Polterabende, Hochzeiten, sowol bleierne als silberne und goldene, Kindtaufen, Begräbnisse, Jubiläen u. s. w. sehr häufig ein Verschen oder Sprüchelchen. Kein Wunder, wenn diesem Bedürfniß auch von seiten des Buchhandels entgegengekommen wird, und zwar, wie dies in Deutschland auf allen Gebieten der Fall, leider in nur zu reichlichem Maße. Unter dem Einfluß der Heine-Börne'schen Richtung, unter den Nachwirkungen der Romantiker, die nur zu wenig von Ethik und häuslicher Moral wissen wollten und, obschon zum Theil selbst Philister von der besten Sorte, sie nur für die Philister passend hielten, endlich unter der Herrschaft der liberalen Opposition und der neben ihnen herschreitenden socialistischen Tendenzen wie unter dem autokratischen Druck der dem deutschen Gemüthsleben entschieden feindselig entgegenarbeitenden Hegel'schen Philosophie schien diese Literaturgattung in den dreißiger und vierziger Jahren sehr in Abnahme zu kommen. Solche Sentenzensammlungen wurden immer seltener und Spruchdichter tauchten immer weniger auf; doch zeigte der große Erfolg, welcher dem „Laienbrevier" von L. Schefer zu Theil wurde, deutlich genug, daß selbst in einer Zeit, wo Heine den Sprühregen seiner genialen Spöttereien über die uralten, freilich allmählich etwas schadhaft gewordenen und mit allerlei buntem Tapetenwerk zugeklebten Gesetze der Ethik losließ, die trost- und lehrreiche Spruchdichtung noch auf ein zahlreiches Publikum in deutschen Landen zu rechnen hatte, so gut wie in den Zeiten der weiland „Urania".

Nun kamen die Sturmjahre von 1848 und 1849, und diese erzeugten bei der Mehrzahl der Nation ein Gemeinleiden, das mit allen Symptomen eines Zustandes behaftet war, der im Burschenlexikon als moralischer Katzenjammer verzeichnet steht. Man hat diese Bezeichnung schon oft genug auf die Stimmung, die von den Bewegungen jener Jahre zurückblieb, angewendet, und wir scheuen uns nicht, uns ihrer nochmals zu bedienen, da es eben keine treffendere gibt, um in aller Kürze jenen auf Ekel an sich und der Welt beruhenden Zustand auszudrücken. Die Bewegung war in Deutschland nicht ganz rein. Selbstsucht, Eigendünkel, Eigensinn und die Sucht, eine Rolle zu spielen, hatten großen Antheil daran. Von den Wortführern waren manche, zum Theil ohne es selbst ganz klar zu wissen, nur die Werkzeuge ausländischer Umtriebe. Der hartschalige Egoismus und der brüske Hochmuth der bürgerlichen Plutokratie, die dem von ihr gehaßten Adel an verletzender Hochfahrenheit wenig nachgab, hatte unter den Klassen der Nichtbesitzenden einen tödlichen Haß gegen sie hervorgerufen, der sich nun in unzweideutigen Symptomen und Thatsachen Luft machte. Bei diesen Massen, die ganz und gar in die Hände der communistischen Flunkerer geriethen, handelte es sich um ganz etwas anderes, als um deutsche Einheit und politische Reformen, die uns so nöthig waren und von denen auch eine Besserung der gesellschaftlichen Einrichtungen abhing; sie hielten eine Arbeiterrepublik, in welcher der Stand der sogenannte Proletarier der herrschende sein sollte wie früher der Adel und gegenwärtig das industrielle Bürgerthum, in der That für möglich. Die communistischen Wortführer riefen die grobe Macht der materialistisch-atheistischen Weltanschauung zu Hülfe und suchten alle sittlichen Begriffe, die allein staatliche oder gesellschaftliche Verbände möglich machen, zu untergraben, lächerlich zu machen, über den Haufen zu stürzen. Man konnte damals in Zeit- und Flugschriften wie in Volksversammlungen Grundsätze verkündigt sehen, die bald Mitleid bald Schauder erweckten. Diese Querköpfe von Communisten wollten selbst von einer Anerkennung der Herrschaft des Wissens, Talents und Geistes nichts wissen, d. h. sie forderten auch die Abschaffung der „Geistesaristokratie", wie überhaupt aller und jeder Autorität, obschon doch jeder einzelne für sich unbedingte Anerkennung und Gehorsam forderte und die höchste Autorität in seinen Kreisen zu sein begehrte. Die Constitutionellen nahmen wieder zu wenig Rücksicht auf die zum Theil nur zu berechtigten Forderungen der Massen und wußten zu wenig jenen doctrinären Hochmuth zu verbergen, womit sich so manche von ihnen einbildeten, infallibel und der Inbegriff aller höhern Staatsweisheit zu sein. Wie es mit der Sittlichkeit der reactionären Partei beschaffen war, die sich bald der perfidesten Mittel bediente, bald, wenn sie sich in Sicherheit fühlte, mit der Anwendung brutaler Gewalt alles gethan zu haben glaubte, braucht man nicht erst zu sagen. Wir hatten uns so lange das verständigste, besonnenste, gebildetste und daher für Freiheit reifste Volk genannt, und überall stieß man auf kindischen Unverstand. Man fand vielfach Goethe's Wort bestätigt: „Alle Versuche irgendeine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfniß nicht im tiefsten Kern der eigenen Nation wurzelt, sind thöricht und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält. Ist aber ein wirkliches Bedürfniß zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm und sie gelingt." Ja, man hätte fast seinem Ausspruch recht geben mögen, den er schon im Jahre 1828 that: „Denkt man sich bei deprimirter Stimmung recht in das Elend unserer Zeit hinein, so kommt es einem oft vor, als wäre die Welt nach und nach zum Jüngsten Tage reif."

Es war ganz naturgemäß, daß, als die Bewegung mehr in sich selbst zusammenbrach als durch Gewalt unterdrückt wurde, gerade der bessere, gemüthvollere und denkendere Theil der Nation in sich ging, und als eine Folge dieser reuigen und bußfertigen Stimmung sind auch wol die Producte lyrisch-didaktischer und gnomischer Art, die Schriften voll Selbst-, Welt-, Menschen- und Gottbetrachtung, die Sammlungen von Sentenzen und Aphorismen anzusehen, die seitdem in so zahlloser Menge erschienen sind und noch erscheinen. Insofern diese Schriften der Barbarisirung, mit der wir bedroht schienen, entgegenarbeiten, heißen wir sie willkommen, vorausgesetzt daß uns diese „Ein-

kehr und Umkehr" nicht der Energie beraubt, die wir zur Erreichung großer nationaler Aufgaben noch sehr nöthig brauchen. Insofern sich auch die Industrie, wie dies in der That der Fall zu sein scheint, dieser Literaturgattung bemächtigen sollte, fürchten wir ferner, daß auch gegen sie früher oder später eine Reaction, ein Ueberdruß an der ganzen Gattung eintreten wird. Es ist schwerlich zu leugnen, daß dabei dann und wann viel Hypokrisie mit unterläuft und daß jetzt mit einer gewissen bürgerlichen Sittlichkeit viel Parade gemacht wird, die der tiefern religiösen Grundlage, der Naivetät, Wahrheit und Ehrlichkeit entbehrt. Wenn dies so fort geht, dürften wir vielleicht bald wieder einen aristophanischen Spötter wie Heine auftreten sehen und ihn vielleicht auch recht nöthig haben.

Wenn wir unter den uns vorliegenden Schriften, die uns zu diesen Vorbemerkungen veranlaßten, zuerst eine der kleinern und anspruchslosern nennen, nämlich das von **Heinrich Stein** herausgegebene „Album der Freundschaft. Gedanken in Poesie und Prosa" (Leipzig, Jünger, 1860), so geschieht dies, weil wir darin vielleicht ein Symptom der Wiederbelebung eines Elements erblicken dürfen, welches in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in der deutschen Literatur eine so bedeutsame Rolle spielte, (worüber man, wenn es beliebt, meinen im Laufe dieses Jahres in Brendel's „Anregungen" erschienenen Aufsatz: „Die Freundschaften in der deutschen Schriftstellerwelt" nachlesen möge). Es ist dies der Freundschaftscultus. Damals wurde die Freundschaft mit einer Art religiöser Schwärmerei betrieben, und die Lieder und Oden, die man ihr widmete, waren sogar feuriger als diejenigen, die man der Liebe sang. Es thut wohl, in unserer Zeit, in der das Individuum meist sich selbst genug ist, einen gemüthvollen Mann noch für Freundschaft empfänglich und sich dieses Culturelements annehmen zu sehen. Die Sammlung besteht aus lauter Sentenzen über die Freundschaft theils in gebundener theils ungebundener Rede aus deutschen Dichtern und Schriftstellern ausgewählt, und ist allen denen zu empfehlen, welche für Freundschaft noch empfänglich oder um einen Freundschaftsspruch für ein Stammbuch oder Album in Verlegenheit sind. Der Verfasser selbst steuerte ein hübsches Gedicht bei, worin er mahnt, den Freund, „der treulich dein Begleiter in Noth und in Gefahr", am Herzen warm zu halten, denn:

Die Welt ist ja an Freunden,
An **treuen** Freunden arm.

Eine sehr reichhaltige Sentenzensammlung erschien unter dem Titel „Der Mensch. Von der Herausgeberin des «Album einer Frau»" (Hannover, Rümpler, 1860), in welcher kürzere und längere Sprüche, Sprüche in gebundener und in ungebundener Rede miteinander abwechseln. Die Herausgeberin theilt ihre Sammlung in die Hauptrubriken: 1) „Von Gott, der Natur und dem Menschen"; 2) „Der Mensch in der Welt"; 3) „Ueber die Bildung zur Humanität". Der Unterabtheilungen sind zu viele, als daß wir sie hier alle anführen könnten. Ein Anhang enthält solche Sentenzen, welche das Wesen und die Formen der Geselligkeit, die Unterhaltung, die Medisance, die Kunst des Umgangs u. s. w. betreffen.

„Pandora. Ein weltpoetisches Stammbuch von **Marie von Andechs**" (Leipzig, Arnold, 1860) ist insofern eine dem vorigen Buche ähnliche Sammlung, als sie zunächst und zumeist für Frauen bestimmt, auch „den deutschen Frauen" gewidmet ist. Der Inhalt ist ethnographisch eingetheilt: 1) „Orientalische Perlen"; 2) „Aus antik-griechischen Autoren"; 3) „Aus antik-römischen und neulateinischen Autoren"; 4) „Aus italienischen Autoren"; 5) „Aus spanischen und portugiesischen Autoren"; 6) „Aus französischen Autoren"; 7) „Aus gälischen und schottischen, irischen und englischen Autoren"; 8) „Aus deutschen Autoren" (die adelige Herausgeberin setzt den Namen Goethe's und Schiller's immer das **von** vor, womit sie ihnen wahrscheinlich eine Ehre zu erweisen glaubt); 9) „Aus skandinavischen Autoren, Schweden, Dänen, Norwegern u. s. w."; 10) „Aus ungarischen Autoren", welche den bunten Völkerzug schließen. Der etwas ungeheuerliche Untertitel „Weltpoetisches Stammbuch" erklärt sich aus dem kosmopolitischen Charakter der Sammlung, aus der jedoch merkwürdigerweise die slawischen Autoren, Böhmen, Polen, Russen u. s. w., ferner die neugriechischen Autoren, die ja nach Fallmerayer auch als Slawen oder Halbslawen zu gelten haben, ausgeschlossen sind.

Ebenfalls von einer Frau ist die Sammlung „Bilder ohne Rahmen. Aus den Papieren einer Ungenannten", wovon soeben die vierte Auflage, zu welcher Eduard Eyth in Schönthal ein Vorwort geschrieben hat, im Winter'schen Verlage in Heidelberg (1860) erschienen ist. Das Buch braucht nun nicht mehr empfohlen zu werden; die vier Auflagen, die es bereits erlebt, eine holländische und eine schwedische Uebersetzung, die davon erschienen sind, und eine englische Uebertragung, die in Vorbereitung ist, beweisen zur Genüge, daß es den Herzensbedürfnissen vieler entgegenkommt und ferner entgegenkommen dürfte. Diese „Bilder ohne Rahmen" sind die unter „oft bittern Erfahrungen" hervorgewachsenen Gedanken einer Frau, „die ihren Beruf im Kreise der Familie findet und sich nur schwer zu ihrem Einverständniß bei einer Mittheilung entschloß, welche durch die Umstände doch von selbst herbeigeführt wurde". Prälat Kapff rühmt diesen Gedanken im „Christenboten" nach, daß sie „ein sinniger Geist echt christlicher Lebensweisheit und innig zarten Sehnens nach Heiligung und Beglückung aller Verhältnisse durch das Christenthum durchweht". Freilich sind nicht alle Sentenzen gleich treffend und sinnreich. Es sind hier, außer den längern Betrachtungen im Anhange, nicht weniger als tausend Einfälle abgedruckt, und es ist sicher, daß man selbst in den Schriften der größten Denker nicht tausend Gedanken finden wird, die alle bedeutend wären. Eine Sentenz beginnt mit dem Citat: „Heimatlos ist gottähnlich!" Hiernach müßte es in Deutschland die meisten gottähnlichen Menschen geben, denn in keinem Lande der Welt gibt es so viele thatsächlich Heimatlose, d. h. solche, welche da, wo sie leidlich oder unleidlich leben und ihr Brot verdienen, nicht heimatsberechtigt sind. Wie sehr verkennt man mithin den Segen der Kleinstaaterei und diejenigen, welche, Regierte oder Regierende, sie zu verewigen beflissen sind: sie wollen ja nur eine möglichst große Anzahl von Deutschen zu gottähnlichen Menschen umschaffen!

Von ganz ähnlicher Tendenz, aber nur aus ausgewählten Gedanken anderer Schriftsteller bestehend und dabei sehr reichhaltig ist die Sammlung: „In der Stille. Von **Karl Sudhoff**. Prosaischer Theil" (Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer, 1860). Früher bereits erschien ein poetischer Theil. Die Rubriken sind: „Lebensfragen"; „Gott und seine Wege"; „Der Mensch und seine Geschichte"; „Christus und sein Werk"; „Die Straße des Heils"; „Lebensweisheit"; „Das Haus"; „Die Kirche"; „Die Vollendung". Im ganzen lieben wir solche „Fruchtlesen" immer doch mehr als dicke Sammlungen eigener Gedanken, die nicht selten etwas Anspruchsvolles haben und in denen Unbedeutendes meist überwiegt. Sudhoff selbst erinnert an Goethe's Wort:

Selbst erfinden ist schön, doch glücklich von andern Gefundnes
Fröhlich erkannt und geschätzt, nennst du das weniger dein?

Ein Büchlein „Christliche Epigramme zu Taufnamen", von **E. Kahle** (Neuruppin, Kahle, 1860), wollen wir hier nur im Vorbeigehen erwähnen. Der Titel des Schriftchens zeigt seinen Inhalt und seine Tendenz wol genugsam an.

Eine Sammlung von religiösen Betrachtungen eigener Production nebst einzelnen eingeflochtenen Gedichten von **Joseph Holl**, Kaplan in Brühl, die unter dem einfachen Titel „Gedanken" (Köln, Bachem, 1860) erschien, ist begreiflicherweise vom specifisch-katholischen Standpunkt geschrieben. Indeß Protestant sein, heißt nicht dem Gefühl für religiöse Innerlichkeit, gläubige Vertiefung und poetisches Gemüth abgestorben sein, und so wollen wir dem Verfasser gern bezeugen, daß wir diesen Eigenschaften in seinen Betrachtungen begegnet sind.

Von ganz entgegengesetzter Tendenz als die vorigen ist die Sammlung: „Tausend Stimmen wahrer Religion gegen die

Kirche. Wahrsprüche deutscher Denker und Schriftsteller" (Gotha, Stollberg, 1860). Der ungenannte Herausgeber, der die „wahre Religion" entdeckt haben will, hat hier 847 Aussprüche zusammengestellt, die sich gegen die „alte Kirche und ihre Blutsverwandten", gegen den Bibelglauben, den historischen Christus u. s. w. richten. Namen der Autoren sind äußerst selten genannt, doch begegnen wir hier und da den Namen Herder, Wieland, Bunsen u. s. w. „Namen sind Schall", sagt der Herausgeber; wir erwidern: Namen sind Bürgschaften! Der Verfasser ist der Ansicht: „Das Leben der heutigen Welt, insbesondere der deutsche Geist hat sich bereits geistig außerhalb des Kirchenthums gestaltet", und: „Der jetzige Glaube ist der Glaube an die Zukunft der Menschheit, die Religion der Freiheit. Sie hat an die Stelle der Kirche die Menschheit gesetzt." Hiermit ist freilich sehr viel, aber auch sehr wenig gesagt. Allerdings mag es nicht ganz unwahr sein, daß wir in einer Zeit leben, „die vom Christenthum nichts gerettet hat als den Namen und die Maske"; aber die Kirche, obschon leider vielfach zu weltlichen Zwecken gemisbraucht, ist doch immer eine der hauptsächlichsten sittlichen Hülfsanstalten zur Erhebung, Tröstung und Beseligung im Dienste der „Menschheit". Die Frage, ob die Menschheit ohne religiösen Cultus in gesittetem Zustande beharren könne, ist ein eben noch zu lösendes Problem, über das der wahre Freund der Menschheit nicht frivol denken und absprechen sollte. Alle gebildeten Völker haben bisher und gerade in den Perioden ihrer größten Tüchtigkeit einen religiösen Cultus gehabt, meist im Bunde mit Kunst und Poesie, die in dieser Gemeinschaft oft eigenthümlich Großartiges geleistet haben, und selbst Goethe war der Ansicht, daß wenigstens diejenigen, welchen Wissenschaft und Kunst unzugänglich seien, also die Massen, nicht wol des religiösen Cultus und der Kirchlichkeit entbehren könnten; denn an etwas müsse der Mensch doch glauben, von etwas Höherm müsse die Seele des Menschen doch erfüllt sein, etwas müsse es doch geben, was ihn von der Materie weg auf ein Ideales hinweise. Freilich enthält das Christenthum gewisse Moralvorschriften, namentlich Bestimmungen über Selbstentsagung und Menschenliebe, die manchem in unserer Zeit unbequem sein mögen, vor allem dem Staat und leider auch einem großen Theil des modernen Klerus selbst, die beide vom Christenthum nur benutzen, was sie eben brauchen können.

Von einer in Commission bei Doebereiner in Jena heftweise erscheinenden Schrift: „Aphorismen aus den Papieren eines Landgeistlichen", von C. L. Hagen, liegt uns das vierte Heft des ersten Bandes (1859) vor. Der Verfasser, Adjunct und Pfarrer in Rothenstein bei Jena, operirt nicht wie der Verfasser der „Tausend Stimmen" gegen das Institut der Kirche als solches; er beabsichtigt vielmehr ebenso wol „dem Einfluß der Ausschweifungen des trostlosen Unglaubens vorzubeugen", als auch „vor den Blendlaternen und Fallstricken der Uebergläubigen zu sichern, und somit ein Steinchen zum Neubau der echten christlichen Kirche hinzuzufügen". Er weiß nichts von der fabelhaften „Kirche der Menschheit", von welcher der Verfasser der „Tausend Stimmen" träumt; aber er will auch nichts wissen vom heuchlerischen Pietismus, von dumpfer Wundergläubigkeit und vom buchstäblichen Haften an dem, was einmal geschrieben ist. Kritik und Vernunft sollen Kirche und Religion reinigen und läutern; er ist mithin ohne Zweifel ein Anhänger der ältern rationalistischen Richtung und meint es sicherlich mit seiner Sache sehr redlich, wenn es sich auch fragt, ob das, was wir Religion nennen, bei dem einzelnen ohne einige Gefühlsschwärmerei bestehen könne. Von der Beschränktheit oder Heuchelei der Frömmler erzählt er gelegentlich interessante Beispiele. So waren einmal von einem pietistischen Pfarrer in dem Dorfe N. N. sämmtliche „Brüder und Schwestern", die von Ferne gekommen waren, um sich hier zu erbauen, nach Vollendung der Andacht zum Mittagsmahle eingeladen worden. Die Zahl derselben überstieg jedoch diesmal die Berechnung der Pfarrerin bedeutend. Dennoch blieb von dem wenigen Aufgetragenen noch übrig. Da sagte man: „Hier hat Gott ein Wunder verrichtet, wie dort im Evangelio, nach welchem Jesus 4000 Mann mit sieben Broten und ein wenig Fischlein sättigte, und dennoch übrig blieb." Unser Verfasser erklärt das Wunder sehr praktisch, indem er bemerkt: „Wo nur weniges aufgetragen wird, da scheuet sich jeder viel zu nehmen, und da bleibt am ersten etwas übrig."

Der rühmlich bekannte lyrische Dichter C. Dräxler-Manfred hat eine Anzahl sittlich-praktischer Lebensregeln, 150 an Zahl, in achtzeilige Verschen gekleidet und sie unter dem Titel „Sibyllinische Blätter. Selbstschau und Weltbetrachtung" (Frankfurt a. M., Sauerländer, 1860) erscheinen lassen. Es befindet sich darunter freilich auch mancher gewöhnliche Gedanke, aber auch vieles recht Sinnige. Folgendes Spruchgedicht diene zur Probe:

Ihr steckt die Hand wol in die Wogen,
Doch denkt ihr nimmermehr dabei,
Wenn ihr sie dann zurückgezogen,
Daß nun ein Loch im Wasser sei;
Und habt ihr eine Stellung inne,
So meint ihr doch im eiteln Sinne,
Daß wenn ihr unverhofft erblasset,
Ihr eine Lücke hinterlasset.

Eine „gebildeten Lesern" gewidmete Sammlung „Für stille Stunden", von Max Karl von Krämpelhuber (München, Franz, 1860), zeichnet sich vor andern Sammlungen dieser Art dadurch aus, daß der Herausgeber die von ihm ausgewählten Gedanken und Aussprüche vorzüglicher Schriftsteller aller Zeiten über die hervorragendsten Interessen und Gegenstände des menschlichen Lebens nicht zusammenhanglos nebeneinander gereiht, sondern gesucht hat, sie in einer systematisch geordneten Reihenfolge selbständiger Aufsätze zu einem „harmonischen Ganzen" zu verbinden. Wir haben oben ein Buch „In der Stille" angezeigt und hier haben wir eins „Für stille Stunden"; andere Bücher ähnlichen Titels und Inhalts bestehen noch viele. Dies schiene auf große Windstille zu deuten, wenn wir nicht wüßten, wie bewegt denn doch gerade jetzt die Gemüther sind. Auch paßt der Vorwurf des Quietismus nicht auf vorliegendes Buch. Die gewählten Gedanken und Kernsprüche sind meist der Art, daß sich ein kräftiges Thun und Handeln damit nicht nur verträgt, sondern auch dadurch gefördert werden kann. Vorzüglich sind die humanen, aufgeklärten Denker aller Zeiten und Nationen von dem Herausgeber in Contribution gesetzt worden, unter andern im Anhange 32 altgriechische Weise, deren typisch gewordene Aussprüche genugsam darthun, daß die Neuern an Geist, Witz und Verstand nicht eben weit über die alten Griechen hinausgekommen sind, in Bezug auf präcise Fassung aber ihnen nicht einmal gleichkommen. Nicht jeder, der Sentenzen in unserer Zeit schreibt, ist, trotz Daniel Stern (Gräfin d'Agoult, übrigens eine geborene Deutsche, eine Frankfurterin), ein Larauchefoucauld oder Lichtenberg. Zeno sagte zu einem stolzen aufgeblasenen Schüler: „Nicht in dem Großen liegt das Gute, sondern in dem Guten liegt das Große." Das kann man auch manchem „stolzen aufgeblasenen Schüler" in unserer Zeit, der wol Gelegenheit hätte im Guten groß zu sein, es aber versäumt zu sein, weil er eine Einbildung von falscher Größe hat, nicht oft genug zurufen.

Ein Büchlein: „Quickborn der Lebensweisheit. Bausteine zur Diätetik der Seele", von G. F. v. L. (Leipzig, Luppe, 1859), besteht theils aus Betrachtungen über Gegenstände des innern Lebens und des Weltlebens, theils aus „Goldkörnern", d. h. ausgewählten Sprüchen aus andern Büchern. Es geschieht denen, die vorzugsweise für ihr „inneres Leben" sorgen, nur zu leicht, daß sie sich vaterländischen Angelegenheiten entfremden. Dies ist bei dem Verfasser nicht der Fall. „Das Vaterland für immer und über alles!" ruft er aus, und er ist der Ansicht, „daß Deutschland zur Selbsteinigung, gleichviel in welcher Gestalt, berufen sei". Dabei ist er der Meinung, daß, „um göttlich zu leben", kein großartiger Wirkungskreis, keine umfassenden Aufgaben, keine besondern Anlagen nöthig seien: „Wer nur an seiner Stelle das Beste und Vollendetste leistet, wer nur seinen

Beruf mit dem ganzen Feuer seiner Seele und mit voller Hingebung erfüllt, wer nur seine Kräfte wirksam entfaltet und seine Aufgabe löst, der ist groß, wie klein er auch sei, und andern ein Vorbild."

Auf einem aristokratischern Standpunkt, sowenig er es wird Wort haben wollen, steht der jedenfalls geistreiche und scharf beobachtende Verfasser der „Pfefferkörner. Aus den Papieren eines Verstorbenen" (Leipzig, O. Wigand, 1858), der sich unter der Widmung: „Seinem Freunde Johannes Scherr" als „Der Alte vom Berge" unterzeichnet, mithin noch nicht gestorben zu sein scheint. Mit seinem skeptischen, etwas hochfahrenden Geiste erblickt er überall nur „Pöbel", und dieser ist ihm „ein niederträchtiger, unwissender, feiler, tauber, blinder und besoffener Richter, an welchen alle Schurken appelliren, die schlechte Absichten gegen Wahrheit und Recht durchsetzen wollen". Nur wer sich auf irgendwelchem Gebiete durch „Großthaten" ausgezeichnet, darf hoffen, daß man noch nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden von ihm spreche. Die „Millionen" vegetiren blos und üben blos animalische Functionen aus, und „es ist daher für die Welt selbst ganz gleichgültig, ob sie gelebt haben oder nicht". Schrecklich wenn dem so wäre, wenn die „Millionen", doch immer fühlende, empfindende, leidende Wesen, unsere nächsten Anverwandten, Aeltern, Geschwister u. s. w., ja wir selbst, den Pilzen und Schwämmen gleichständen, nichts weiter wären als bloßer Knochendünger! Dies ist eine gemüthlose Ansicht, die, wenn sie in das Volk dringt, zu nichts weiter führen kann, als zur Verzweiflung und infolge davon zum rohesten Materialismus. Wir sind überzeugt, daß keine gute That ganz verloren geht, daß ein vernünftiges und weises Wort, von dem simpelsten Manne gesprochen, sich in immer weitern Kreisen verbreitet, bis es endlich an jemand gelangt, der es auffängt, der Welt mittheilt und es verewigt. Im übrigen enthält das Büchlein neben manchen schiefen oder gewöhnlichen Gedanken auch sehr viele treffende, witzige, präcis ausgedrückte, z. B.: „Wer einen guten Rath oder ein Glas Wasser verlangt, wird sogleich damit aus allen Winkeln versehen. Wer aber Opfer begehrt, findet niemand zu Hause"; oder: „Man stößt auf Menschen, welche eine Welt untergehen sehen könnten, wenn nur ihre kindische Eitelkeit dabei gekitzelt würde"; oder: „Von einem schlechten Kerl, welcher sehr krank daniederlag, sagte jemand: Zu seinem Glücke hat er keinen edeln Theil, auf welchen sich das Uebel werfen kann"; oder: „Warum will denn jeder Narr gerade über die Schriftsteller zu Gericht sitzen, mit diesen von ihrer literarischen Geburt an bis auf die nöthige Stunde Buch und Rechnung führen, und warum sollen die, welche nur reden, größere Vorrechte haben als die, welche schreiben?" oder: „Nichts vergißt sich schneller als die Kränkungen, welche man andern zufügt, und nichts schwerer als die, welche man selbst erfahren hat." Aussprüche von gleichem Werth wird man ziemlich auf jeder Seite finden. Der Verfasser glaubt nicht an das Sprichwort: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist!" Dieses könne nur auf gewöhnliche Menschen angewendet werden, indem geniale Männer oft gerade allein in der Umgebung mittelmäßiger Leute ihrem Geiste Ruhe zu geben pflegten. Aus gleichem Grunde läßt sich der von Krämpelhuber in der obengenannten Schrift citirte Satz: „An der Braut, die sich der Mann erwählt, läßt sich erkennen, welchen Geistes er ist", auf geistbegabte Männer durchaus nicht immer anwenden; diese haben meist — Ausnahmen gibt es allerdings — simple Naturkinder vorgezogen, da sie wußten oder instinctartig fühlten, daß sich Geist an Geist zerreibt oder der Mann durch eine ihm an Geist gewachsene oder gar überlegene Lebensgefährtin leicht auf eine Bahn gelenkt wird, welche die ihrige und nicht die seinige ist.

Uebrigens schließen wir unsern Aufsatz mit folgendem Ausspruch Goethe's, der uns hierher sehr gut zu passen scheint: „Die Deutschen sind wunderliche Leute. Sie machen sich durch ihre *tiefen* Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und überall hineinlegen, das Leben schwerer als billig." H. M.

Aeltere Lesart einer Gellert'schen Fabel.

„Dem Genie fällt es zu, es weiß selbst nicht wie", hört man vielfach äußern. Und doch ist kein Ausspruch ungerechtfertiger als gerade dieser, wenn man damit auf die durchaus mühelose Arbeit des Genie anspielen will. Oft gerade die einfachsten, natürlichsten Lieder der größten Dichter sind nicht Eingebungen des Moments, sondern erst in vielfachen Ueberarbeitungen und Wiederüberarbeitungen gereift. Dafür bieten nicht aus der Neuzeit allein Heine und Nikolaus Lenau die schlagendsten Beispiele, sondern auch aus früherer Zeit Goethe und Schiller. Ganz besonders gilt dies aber von den Liedern, die den wahrhaft volksthümlichen, und für eine lange Dauer volksthümlichsten, Ton anschlugen. Bürger's „Lenore" hört sich an, als wäre sie in einem Zuge vom Dichter niedergeschrieben, als könne und müsse jeder auf das „Lenore fuhr ums Morgenroth, empor aus schweren Träumen" wie von selbst fallen. Und doch weiß man, mit welcher Langsamkeit Bürger Strophe für Strophe oft in tage-, nein mehr, in wochenlangen Pausen dichtete. Doch das war noch Bürger, dem man gern das Genie abspräche, wenn es nur ginge. Aber auch ein Gellert, der zwar nicht für ein großes Genie gelten kann, aber doch bei seiner Harmlosigkeit mit fast grenzenloser Leichtigkeit gedichtet zu haben scheint, mußte sich sehr dazuhalten, wollte er den rechten Ton treffen. Wir wählen das allbekannte: „Phylax, der so manche Nacht Haus und Hof getreu bewacht." Jedes Kind kennt es ja und jedes glaubt, Gellert habe sich nur hingesetzt und das so ohne Reflexion niedergeschrieben. Nun liegt uns aber aus dem Jahre 1741 eine Fassung des Gedichts vor (Gellert war damals 26 Jahre alt), die wir wol als die ursprünglichste anzusehen haben. Da macht sich der „Phylax, der so manche Nacht" wenigstens in den ersten Strophen etwas anders. Das Gedicht enthält in dieser Gestalt außer der Nutzanwendung „Der Geizhalz bleibt im Tode karg" u. s. w. noch neun Strophen. Wir betrachten ausführlich aber nur die beiden ersten, da sie unserm Zwecke den besten Anhalt bieten.

Zur Orientirung citiren wir die erste Strophe in der Gestalt, wie sie jetzt allgemein in allen Gedichtsammlungen zu finden ist. Sie lautet doch:

Phylax, der so manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht,
Und so manchen Diebesbanden
Durch sein Bellen widerstanden:
Phylax, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu stehlen wußte,
Selber zweimal weichen mußte,
Diesen fiel ein Fieber an.

Die Strophe ist in poetischer Hinsicht vortrefflich, der volksthümliche Ton natürlich und zwanglos getroffen. Nur eins läßt sich an ihr, will man streng sein, tadeln, das ist die letzte Zeile. Sie klappt zu sehr nach und aus keinem andern Grunde, als weil einmal das „Diesen fiel ein Fieber an" nach einer gewissen Reflexion schmeckt und dann gemäß der Constructionsordnung des „Phylax, dem Lips Tullian" jedweder in der letzten Zeile ein „dieser" oder ein „diesem", also den ersten oder dritten Fall, nicht aber den vierten, das „diesen" erwartet. Oder anders gesagt, der Fehler liegt in der Incorrectheit, daß niemand bei „Phylax" in der fünften Zeile heraushören kann, in welchem Falle, ob dem ersten, zweiten u. s. w. er stehen soll. Nun höre man aber die ältere Fassung:

Phylax, ein getreuer Hund,
Der für allen Schaden stund,
Und den Dieben, weil er wachte,
Alle Gatter eisern machte:
Phylax, der dem Tullian,
Und auch Nicol List's Gesellen
Durch sein nie zu stillend Bellen
Manchen Tort bei Nacht gethan.

Sollen wir uns auf eine Kritik dieser Strophe einlassen? Den gezwungenen Ton fühlt wol jeder heraus. Nehme man

nur die erste Zeile. Ein Dichter wie Gellert bedient sich in ihr der vollständig poesielosen Apposition „ein getreuer Hund“. Dann weiter, wie reflexionsvoll und gekünstelt klingt das „alle Gatter eisern machte“! Man höre dazu noch die zweite Strophe:

Dieses sonst so wackre Vieh
Ward nachdem, man weiß nicht wie,
In der frühen Morgenstunde
Zu dem allerkränksten Hunde.
All im Hause, groß und klein,
Suchten seinen Schmerz zu heilen,
Und der Knecht goß ihm zuweilen
Warmes Seifenwasser ein.

Wir haben das „warme Seifenwasser“ absichtlich hervorgehoben, zum Trost aller unserer neuern Realisten. Sie werden sich freuen, daß selbst ein Gellert in der Detailmalerei zu weit ins Komische hineinschießen konnte. Aber auch ohne dies Seifenwasser bleibt die ganze Strophe nüchtern und trocken, und nicht wenig trägt dazu der vulgäre Anfang „Dieses sonst so wackre Vieh“ bei.

In der gebräuchlichen Ausgabe des Gedichts fehlt diese zweite Strophe fast ganz. Die beiden ersten sind zusammengezogen zu jener obenangeführten, und aus dieser Zusammenziehung mag sich auch die oben hervorgehobene Incorrectheit mit erklären.

Die dritte Strophe lautet dann: „Alle Nachbarn gaben Rath, Krummholzöl und Mithridat“ u. s. w., sie ist unverändert geblieben. Wir lassen uns mit der Vergleichung begnügen und legen auf die fernern kleinern Abweichungen dieser frühern von den spätern Fassungen nur andeutend Gewicht.

Emil Müller-Samswegen.

Notiz.

Goethe's Ballade „Der Gott und die Bajadere“ in französischer Nachbildung.

Die „Revue germanique“ enthält in ihrer Augustlieferung eine Uebertragung der Goethe'schen Ballade „Der Gott und die Bajadere“ — deren erhabene Züge nebenbei bemerkt in der französischen Lorettenpoesie in gröberer Gestalt wiederkehren —, von dem Fürsten A. de Polignac, der sich bekanntlich in den Laufgräben von Sewastopol die Zeit damit vertrieb, auch Goethe's „Faust“ ins Französische zu übertragen. Als Probe der erstern erlauben wir uns, die dritte bis fünfte Strophe (von den Worten „Schmeichelnd zieht sie ihn zur Schwelle“ an bis zu den Worten „Die nächtlichen Stunden das schöne Gespinst“) hier mitzutheilen:

Et caressante elle l'attire.
Elle l'attire en sa maison.
— Viens, pour toi ma lampe va luire,
Bel étranger... mais qu'as-tu donc?
Tes pieds, tant la route était grande,
Saignent.... Je saurai les guérir;
Qu'exiges-tu de moi? commande;
Repos?... badinage? ou plaisir?...
Elle va, vient, s'empresse à lui rendre service;
L'homme divin sourit, car sous le fard du vice
Il voit un cœur humain doucement tressaillir.

Comme une esclave elle est docile.
Sa gaité croît à chaque instant;
C'est l'art qui la rendait habile.
C'est la nature maintenant.
Tel sur l'arbre, à la fleur mourante
Un fruit plus beau succède à point...,
Quand la femme est obéissante,
C'est que l'amour n'est pas bien loin.
Mais le dieu qui des cœurs a sondé les blessures
Veut qu'une double épreuve efface ses souillures,
Que le plaisir pour elle au désespoir soit joint.

Il baise sa joue, et surprise,
Le cœur gros de vagues douleurs,
L'enfant tressaille... et se sent prise,
Et s'étonne d'avoir des pleurs!
Elle tombe à ses pieds, brûlante,
Mais non pour le prix attendu;
Et sa poitrine est haletante
Et son corps chancelle, éperdu!
Cependant sur la couche aux voluptés propice,
Les heures de la nuit voilent le sacrifice
De leur pâle manteau dans les airs suspendu.

Man wird sagen müssen, daß die französische Nachbildung, die Schwierigkeit der Aufgabe in Betracht gezogen, dem Franzosen im ganzen gut gerathen sei. Freilich Stellen wie:

Soll zu Asche mir zerfallen
Dieser Glieder Götterpracht?

werden sich wol in keiner Sprache und am wenigsten vielleicht in der französischen, in einer dem poetischen Colorit des Originals auch nur annähernden Weise wiedergeben lassen. Aber auch im Französischen konnte dies doch immer noch besser geschehen als in den Polignac'schen Zeilen:

Faut-il qu'aux flammes j'abandonne
Ce corps divin, qui me séduit?

wo das eingeflickte „qui me séduit“ sehr störend ist. Noch unpassender sind wol die Worte: „Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder“ mit „On aime les brebis dans le bercail rentrées“ wiedergegeben. Die beiden Schlußzeilen sind besser:

Les dieux viennent porter les pauvres égarées,
Dans leurs bras enflammés, vers l'éternel bonheur!

Man hat Goethe der Unchristlichkeit beschuldigt; und doch ist die Tendenz dieser Ballade, von dem speciellen Fall der Bajadere auf das Allgemeine angewendet, eine rein menschliche und daher auch christliche. Der Satz: „Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder“, entspricht ganz dem christlichen Satz, wonach im Himmel über einen bußfertigen Sünder mehr Freude sein werde als über hundert Gerechte, und der Satz: „Er siehet mit Freuden durch tiefes Verderben ein menschliches Herz“, ist ganz dieselbe Moral, die Christus aufstellte und in seinen Handlungen befolgte. Ueberhaupt bleibt Goethe, so oft der Selbstsucht beschuldigt von solchen, die ihn nicht kennen oder nicht kennen wollen, doch der mildeste und menschlichste unserer Dichter. Seine Aussprüche: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?“ oder: „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut!“ waren das Princip seines Lebens. In „Dichtung und Wahrheit“ tadelt er einmal die Art „hartverständiger“ Menschen, „die wenn sie jemand durch eigene Schuld unglücklich sehen, kein Mitleid fühlen, ja vielmehr durch unzeitige Gerechtigkeit gedrungen, das Uebel durch Vorwürfe vermehren“; und ein andermal rügt er es, daß gerade in den Augenblicken, wo wir am meisten der Hülfe bedürfen, uns zugerufen wird: „Arzt, hilf dir selber!“ wofür man jetzt blasphemistischer sagt: „Hilf dir selbst, und Gott wird dir helfen!“ was in seinen eigentlichen Sinn übersetzt doch nur heißt: Sei dein eigener Gott, denn es gibt keinen außer dir!

H. M.

Bibliographie.

Armand, Ralph Norwood. Fünf Bände. Hannover, C. Rümpler. 8. 8 Thlr.

Biltz, K., Coriolan. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Potsdam, Riegel. 8. 20 Ngr.

Bornemann, Diese Blätter gehören der Zukunft. Der christliche Rationalismus. Gotha, Opetz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Brewster, Elisabeth, Kleinigkeiten. Aus dem Englischen. Neu-Ruppin, Bergemann. 16. 6 Ngr.

Bungener, F., Rom und die Bibel. Aus dem Französischen übersetzt von E. Jungck. 1ste Lieferung. Berlin, Rauh. 8. 5 Ngr.

Dash, Gräfin, Claudine. Historischer Roman in drei Bänden. Aus dem Französischen übersetzt von Therese Lieber. Berlin, Vogel u. Comp. 1861. 8. 2 Thlr.

Denkwürdigkeiten einer deutschen Erzieherin in Belgien, England, Spanien, Portugal, Polen und Deutschland. Herausgegeben von ***. Berlin, Janke. 1861. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Düringsfeld, Ida v., Von der Schelde bis zur Maas. Das geistige Leben der Vlamingen seit dem Wiederaufblühen der Literatur. Biographien, Bibliographien und Proben. Drei Bände. Leipzig, Lehmann. 1861. 8. 4 Thlr.

Fechner, G. T., Ueber die Seelenfrage. Ein Gang durch die sichtbare Welt, um die unsichtbare zu finden. Leipzig, Amelang. 1861. Gr. 8. 1 Thlr.

Frantz, C., Drei und dreißig Sätze vom deutschen Bunde. Berlin, F. Schneider. 1861. Gr. 8. 16 Ngr.

Freidank's Bescheidenheit. Spruchsammlung aus dem 13. Jahrhundert. Neudeutsch bearbeitet von A. Bacmeister. Reutlingen, Palm. 1861. Gr. 16. 16 Ngr.

Gaisser, Charakteristik des Bischofs und Chronisten Otto von Freisingen. Rottweil. 4. $11\frac{1}{2}$ Ngr.

Gildemeister, C. H., Leben und Wirken des Dr. Gottfried Menken, weil. Pastor Primarius zu St. Martini in Bremen. Zwei Bände. Mit 2 Bildnissen G. Menkens. Bremen, Müller. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Gumbert, F., Musik. Gelesenes und Gesammeltes. In bunter Reihe zusammengestellt. Illustrirt von J. Raymond de Baur. Berlin, Lassar. 16. 15 Ngr.

Heindl, J. B., Biographieen der berühmtesten und verdienstvollsten Pädagogen und Schulmänner aus der Vergangenheit. Augsburg, Schlosser. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heyse, P., Italienisches Liederbuch. Berlin, Hertz. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Honcamp, F. C., und J. Schröder, Bernhard Heinrich Honcamp, weil. Schullehrer zu Welver bei Soest, dargestellt mit Benutzung einer von ihm angefangenen Selbstbiographie. Mit einem lithographirten Bildniß des Verstorbenen. Hamm, Grote. 1861. Gr. 8. 15 Ngr.

James, G. P. R., Leonora d'Orco. Ein historischer Roman. Deutsch von E. Susemihl. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1861. 16. 1 Thlr.

Jouvencel, P. de, Grundzüge einer Geschichte der Schöpfung. Aus dem Französischen. Mit einer Vorrede von Roßmäßler. 1ster und 2ter Theil. Berlin, Hasselberg. 8. à 1 Thlr.

Das Leben J. H. von Wessenberg's, ehemaligen Bisthumsverwesers in Constanz. Nach schriftlichen und mündlichen Mittheilungen herausgegeben von einem Freunde und Verehrer des Verstorbenen. Freiburg im Br., Wagner. Gr. 8. 14 Ngr.

Ledebur, C. Freih. v., Tonkünstler-Lexicon Berlin's von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 1ste bis 6te Lieferung. Berlin, Rauh. Lex.-8. à 12 Ngr.

Leinburg, G. v., und Marie v. Andechs, Der kleine Hausschatz der deutschen Poesie von Klopstock bis auf unsere Tage. 1ste Lieferung. Leipzig, Arnold. 16. 6 Ngr.

Lever, C., Gerald Fitzgerald der Chevalier. Aus dem Englischen von W. E. Drugulin. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1861. Gr. 16. 2 Thlr.

Macaulay's, T. B., sämmtliche Werke in 28 Bänden. Deutsch von W. Beseler, F. Steger, A. Schmidt und . Althaus. Mit der Biographie und dem Porträt Macaulay's. 1ste Lieferung. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. Ngr.

Der Mann aus dem Römer. Eine historische Novelle aus Frankfurts Vorzeit. (Von G. W. Pfeiffer.) Frankfurt a. M., ...ermann. 8. 18 Ngr.

Meier, E., Erklärung phönikischer Sprachdenkmale, die man auf Cypern, Malta und Sicilien gefunden. Tübingen. Gr. 4. 20 Ngr.

Meißner, A., Neuer Adel. Roman. Drei Bände. Leipzig, Grunow. 1861. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Méron, L., Auch eine Tante. Lustspiel in einem Act. Berlin, Rahn. Gr. 8. 5 Ngr.

— — Schlau muß man sein. Schwank in einem Act. Berlin, Rahn. Gr. 8. 4 Ngr.

Muckerromantik oder Tagebuch eines Seelensuchers. Roman aus dem Wupperthal. Bonn, Rheinische Buchhandlung. 1861, 8. 18 Ngr.

Méry, Gräfin Aurora Desprémonts. Scenen aus dem Ansiedlerleben auf Java. Nach „Les damnés de Java." Deutsch bearbeitet von F. Coßmann. Zwei Theile. Leipzig, Hübner. 1861. 8. 2 Thlr.

Otto, Louise, Aus der alten Zeit. Historische Erzählungen. Zwei Bände. Leipzig, Hübner. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Poe, E. A., Unbegreifliche Ereignisse und geheimnißvolle Thaten. In 18 der merkwürdigsten Erzählungen. Stuttgart, Scheible. 1861. 16. 21 Ngr.

Pulvermacher, Gedichte. Breslau, Kohn u. Hancke. 16. 1 Thlr.

Redwitz, O. v., Der Zunftmeister von Nürnberg. Schauspiel in fünf Akten. Mainz, Kirchheim. 16. 26 Ngr.

Ring, M., Rosenkreuzer und Illuminaten. Historischer Roman aus dem 18. Jahrhundert. Vier Theile. Berlin, Janke. 1861. 8. 5 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Rutenberg, Agathe, Novellen. Zwei Bände. Leipzig, Hübner. 1861. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Salzer, J. M., Reisebilder aus Siebenbürgen. Hermannstadt, Steinhaußen. Gr. 8. 1 Thlr.

Thalhaus, F., Markgräfin Mathilde von Canossa. Historische Erzählung, in freier Bearbeitung nach Antonio Bresciani. Aachen, Cremer. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Werther, C. L., Klein-Deutschland oder: Magnus XCIX von Thoren. Komischer Roman. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1861. Gr. 16. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Bartsch, F., Schiller's Glaube an die Unsterblichkeit der Seele. Zum 101. Geburtstage des Dichters, 10. November 1860. Berlin, Athemann. 4. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Busch, M., Der Schmerzensschrei von der Elbe. Ein Nachtrag zu den „Schleswig-Holsteinischen Briefen". Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 10 Ngr.

Die natürlichen Grenzen und Deutschlands Herstellung nebst einem Blick auf Europas Gleichgewicht von einem Deutschen. Mit 2 Karten. Lahr, Schauenburg u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Keller, A. v., Nachlese zur Schillerlitteratur als Festgruß der Universität Tübingen zum 400. Jahrestag der Stiftung der Universität Basel herausgegeben. Tübingen. Gr. 4. 9 Ngr.

Fürst Leopold von Anhalt-Dessau. Eine Erinnerungsschrift an des großen Fürsten Leben und Wirken. Dessau, Baumgarten u. Comp. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Lutterbeck, An den Hrn. Bischof von Mainz, Wilh. Emman. von Ketteler. Erklärung. Gießen, Ricker. Gr. 8. 2 Ngr.

Marcus, E., Schiller, ein Welt-Dichter. Ein Vortrag. Amsterdam, Gebr. Binger. Lex.-8. 8 Ngr.

Worauf geht's los? 21 Fragen und Antworten mit einem Schlußpunkte zum Verständnisse der Gegenwart für Jedermann. Regensburg, Manz. Gr. 8. 4 Ngr.

Zur Berichtigung einiger der auffallendsten Unrichtigkeiten in der zu Leipzig bei Wolfg. Gerhard 1860 erschienenen Broschüre: „Zur Emancipationsfrage des russischen Volkes. Die Zustände des freien Bauernstandes in Kurland. Von einem Patrioten." (Von C. Neumann.) Mitau, Lucas. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Physiologie der menschlichen Tonbildung

nach den neuesten Forschungen gemeinfaßlich dargestellt. Ein praktisches Handbuch zur Ausbildung der Stimme und Sprache aller Menschen

von

Franz Eyrel.

Mit 38 in den Text eingedruckten Figuren.

8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein höchst interessantes Werk nicht nur für Sänger und Gesanglehrer, sondern ebenso für Physiologen und Pädagogen. Der Verfasser liefert darin einen Leitfaden für die praktische Ausbildung der Stimme und Sprache, indem er nicht nur eine umfassende Theorie der Stimmfunctionen und eine wissenschaftliche Begründung derselben, sondern auch die praktische Anwendung dieser Theorie auf die Entwickelung und Ausbildung der menschlichen Stimme gibt und sie zum Gemeingut zu machen sucht. Das überraschendste Resultat des Verfassers besteht darin, daß alle gesunden Menschen die Fähigkeit der Tonbildung haben und deshalb eine klingende und verwendbare Stimme erhalten können.

Außer für die Gesangkunst folgen aus der Theorie des Verfassers die wichtigsten Ergebnisse für die Schauspielkunst, die Redekunst, das gewöhnliche Sprechen und die menschliche Gesundheit. Der wissenschaftliche Werth des Werks wird schon dadurch verbürgt, daß der berühmte Anatom Rokitansky in Wien die Widmung desselben angenommen und sich vielfach für die Forschungen des Verfassers interessirt hat, der praktische Werth durch die merkwürdigen Erfolge, die der Verfasser dadurch bereits erlangt hat.

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau.**

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Froschmäusekrieg.

Ein nachhomerisches komisches Heldengedicht.

Im Versmaße der Urschrift übersetzt von

Karl Uschner.

Miniaturformat. In sehr geschmackvollem Umschlag brosch. Preis 6 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verirrte Seelen.

Ein Roman von Ernst Willkomm.

Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Ernst Willkomm, zu den angesehensten Romanschriftstellern der Gegenwart zählend, bietet hier dem deutschen Publikum einen neuen Roman, der sich durch spannende Erzählung, geistvolle Charakteristik und treffliche psychologische Durchführung der vorgeführten Personen auszeichnet und die verschiedensten Leserkreise fesseln wird.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Alpen

in

Natur- und Lebensbildern.

Dargestellt

von

H. A. Berlepsch.

Mit 16 Illustrationen und einem Titelbilde in Tondruck nach Originalzeichnungen von

Emil Rittmeyer.

Lexikon-Octav. Ein starker Band. Eleg. brosch. 3 Thlr. 26 Ngr.

Auch gebunden vorräthig.

Der Herr Verfasser vorliegenden Buchs, seit einer langen Reihe von Jahren innig vertraut mit Land und Leuten, Bergen und Thälern und durch frühere Arbeiten schon längst als ein gebirgskundiger Alpenwanderer dem deutschen Publikum bekannt, hat eine Reihenfolge selbständiger abgerundeter Studien und Naturbetrachtungen geschaffen, die nicht nur geeignet sind, zum größern und richtigern Verständniß der Alpenwelt und des in ihr herrschenden Lebens beizutragen, sondern die auch als anregende, die Freunde populär-wissenschaftlicher Darstellungen unterhaltende Lectüre sich Anerkennung verschaffen werden. Frisch griff der Verfasser in die unendlich reiche Fülle der gewaltigen Erscheinungen hinein, wie sie das Gebirge bietet, und schilderte mit begeisterten Worten und in lebensvollen Farben die Herrlichkeit und Größe, aber auch die furchtbare Majestät und die Schrecknisse der erhabenen Alpenwelt. Es sind Photographien des Natur- und Menschenlebens, wie sie nur der sinnige, vergleichende Beobachter aufnehmen kann.

Der geniale Illustrator von Tschudi's Thierleben, Herr Emil Rittmeyer, hat auch für vorstehendes Buch die Zeichnungen entworfen. Diese zeichnen sich durch Neuheit der Darstellung und durch originelle und geistvolle Auffassung besonders aus. Der Schnitt der Blätter wurde von den anerkannt tüchtigsten Xylographen Leipzigs besorgt und sind dieselben von wirklichem Kunstwerth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Uebersetzungen classischer Dramen von Edmund Lobedanz.

Sakuntala. Indisches Schauspiel von Kalidasa. Zweite Auflage. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Urvasi. Indisches Schauspiel von Kalidasa. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 26 Ngr.

Antigone. Tragödie des Sophokles. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Iphigenia in Tauris. Schauspiel des Euripides. Geheftet 18 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

Romeo und Julia. Tragödie des Shakspeare. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Hamlet, Prinz von Dänemark. Tragödie des Shakspeare. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Sechs Perlen der dramatischen Literatur der verschiedensten Zeiten und Völker, in meisterhaften Uebersetzungen, die sich in ihrer äußern Ausstattung den beliebten Miniatur-Ausgaben classischer Dichtwerke anreihen und eine Zierde jeder eleganten Bibliothek bilden werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 49. — 6. December 1860.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Das „Historische Taschenbuch" in vierter Folge.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Vierte Folge. Erster Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1860. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Daß das von Friedrich von Raumer begründete „Historische Taschenbuch" theils als Organ für historische Forschung, theils und besonders für Verbreitung werthvoller historischer Kenntnisse in gebildeten Kreisen sich in einem Zeitraume von 30 Jahren anerkennungswerthe Verdienste erworben habe — eine Anerkennung, die ihm auch in d. Bl. vielfach zu Theil geworden ist —, das ist allgemein bekannt. Deshalb empfanden es die Verehrer der Geschichtswissenschaft schmerzlich, als sie im vorigen Jahre durch Nichterscheinen eines Jahrgangs sich von ihrem alten Bekannten vielleicht für immer trennen zu müssen fürchteten. Die Besorgniß war unbegründet, wie der vorliegende erste Jahrgang der vierten Folge beweist; wir begrüßen ihn mit dem Wunsche, daß er der Vorläufer einer ebenso gesunden und nützlichen Generation sein möge, wie die war, die ihre Lebensbahn vollendet. Machen wir jetzt unsere Leser zuvörderst im allgemeinen mit dem Inhalte des neuen Jahrgangs bekannt.

1. Die Mönchsrepublik des Berges Athos. Von Karl Nathanaël Pischon.
2. Der brabanter Hof und eine brüsseler Revolution im 15. Jahrhundert. Von Franz Löher.
3. Giovanni Rosini. Von Alfred von Reumont.
4. Ein Schuß im Walde 1608. Von Karl von Weber.
5. Der evangelische Sagenkreis. Ein Beitrag zur Geschichte der religiösen Dichtung und Kunst des Mittelalters. Von Eduard Kolloff.
6. Ernst Christoph August von der Sahla.

Der Verfasser der ersten Monographie: „Die Mönchsrepublik des Berges Athos", K. N. Pischon, als wissenschaftlicher und aufgeklärter Theolog bekannt — er ist jetzt Prediger bei der preußischen Gesandtschaft in Konstantinopel — erscheint zum ersten male in dem Kreise der Mitarbeiter am „Historischen Taschenbuch". Sie brauchen sich dieses neuen Collegen nicht zu schämen; es war in der That ein sehr glücklicher Zufall für Hrn. Heinrich Brockhaus, einen solchen Begleiter bei seinem Besuche des Athos 1858 zu erhalten. Denn obschon der „Heilige Berg" (ἅγιον ὄρος), wie die byzantinisch-christliche Zeit den Athos genannt hat — seine altclassische Berühmtheit erhielt er durch den bekannten Kanal des Perserkönigs Xerxes*) —, in der neuesten Zeit durch eine geistvolle und kenntnißreiche Charakteristik des allbekannten Fragmentisten Fallmerayer, sowie durch Grisebach und Zachariä in der wissenschaftlichen Welt seiner Eigenthümlichkeit und Bedeutung nach höchst befriedigend aus seinem frühern Dunkel hervorgetreten ist, so darf doch das, was der jüngste Besuch des höchst merkwürdigen Ueberrestes echt byzantinischen Wesens der gebildeten Welt zu erzählen weiß, keineswegs für eine Ilias post Homerum angesehen werden. Und wir erweisen gewiß vielen unserer Leser einen Dienst, wenn wir sie unter Leitung unsers Reisenden auf einen durch Natur und Geschichte merkwürdigen Höhepunkt führen, von wo aus der Blick über das Meer und die Eilande hinschweift, welche zwischen den beiden Continenten Europas und Asiens liegen; wenn wir sie auf einen Höhepunkt führen, dessen ascetisch-kirchliche Institute die Zähigkeit des byzantinischen Geistes durch eine tausendjährige Geschichte beurkunden und die nur der alles nach und nach vor sich niederwerfenden Macht der Civilisation des europäischen Abendlandes unterliegen zu müssen scheinen. Das Vorgefühl davon ist bereits in die Gemüther der Bewohner des Heiligen Bergs eingezogen, so sehr man sich auch in der Allgemeinheit dagegen sträubt.

*) In früherer Zeit ward die Existenz dieses Kanals bezweifelt; allein durch die Zeugnisse des Choiseul-Gouffier, Dr. Hunt und Leake, namentlich aber durch die Untersuchungen des Lieutenant Spratt ist die Sache außer allen Zweifel gesetzt. Der letztere insbesondere hat die deutlichsten und unverkennbarsten Spuren entdeckt. Xerxes fand vorzugsweise Tertiärsand und Mergel vor, sodaß das Unternehmen keine so großen Schwierigkeiten hatte. Uebrigens erinnert auch der slawische Name des Kanals, Provlika, d. h. Durchstich, an die ehemalige Existenz desselben.

Das menschliche Gesetz „Alles hat seine Zeit“ wird auch hier zuletzt zur Geltung gelangen. Doch zur Sache.

Das Gebirge, welches von seinen 20 Klöstern mit Recht den Namen des heiligen führt, zieht zunächst von Nordwest nach Südost, wendet sich aber zwei Meilen südlich von der hohen Felswand, Megali Wigla genannt, genau nach Süden in einer Gesammtausdehnung von ungefähr sechs deutschen Meilen zwischen dem Golf, der nach dem Berge selbst den Namen führt und der offenen Meeresbucht von Hierisso. Von den Küsten des Meeres bis zur Höhe des Kammes ist das Gebirge mit der üppigsten und herrlichsten Waldvegetation bedeckt. Platanen, Buchen, Eichen, Cypressen und namentlich die wol nirgends so mächtig und herrlich sich entwickelnde Kastanie bilden ein Walddickicht, dessen geheimnißvolle Ruhe und majestätisches Schweigen niemals durch die Axt des Zimmermanns entweiht wird. Die Abhänge sind mit der wilden Arbutuskirsche, mit Myrtengesträuch und wilden Rosen bedeckt. Riesige Schlingpflanzen und saftige Epheuranken winden sich von Stamm zu Stamm in dieser freien Wildniß. Der Mensch, der hier nichts dazu gethan hat, die Natur ihres Zaubers zu berauben, hat vielmehr manche unentbehrliche und nutzbringende Pflanze zu denen gesellt, welche die Erde selbst schon in so reicher und verschwenderischer Fülle gedeihen ließ; besonders in der Nähe der Klöster finden wir Pflanzungen von Oelbäumen, Maulbeerbäumen, Mastixsträuchern und Weingärten, die sorgsam gehegt und gepflegt werden, dazwischen mächtige Cypressen, welche durch ihr dunkles ernstes Grün den wundervollsten Contrast zu den üppigen Blättern des Laubwaldes bilden. Weiter gegen Süden wächst das Gebirge zu einer durchschnittlichen Höhe zwischen 2—3000 Fuß, bis es in seiner südlichsten Spitze plötzlich zu einer Höhe von über 6000 Fuß in dem eigentlichen Kegel oder der sogenannten Pyramide des Athos aufsteigt. Es ist kaum ein Berg am ganzen Archipelagus zu finden, der einen so mächtigen Eindruck auf den Beschauer macht wie dieser Athoskegel, so plötzlich steigt er auf, so hoch überragt er alle ihn umgebenden Gebirge. Ist's Wunder, wenn auf diesen himmelanstrebenden Höhen schon in uralter Zeit Götterculte ihre Sitze aufschlugen? Darf es wundernehmen, wenn das beschauliche Leben der Christen, das so gern erhabene und naturbegabte Orte aufsucht, die aber geschieden sind von den Brandungen des gewöhnlichen Lebens, als das Christenthum über die heidnischen Götter gesiegt, die Stätten jener alten Culte in Besitz nahm? Wer nur irgendeinmal dergleichen Studien mit einiger Aufmerksamkeit obgelegen hat, wird wissen, daß die Gründungen für christlichen Cultus und Ascese mit einem man möchte sagen wahrhaft feinen Gefühle, theils auf antiken Schauplätzen der Götterverehrung, theils auf neuen, selbständig gewählten Oertlichkeiten sich erhoben. Der Heilige Berg ist aber weder ganz frei von gewissen Dingen einer weltlichen Regierung, noch von Sünden, die in der unheiligen Welt an der Tagesordnung sind. Es gibt dort nämlich einen Flecken, Namens Karyais, der den Sitz einer Regierungsjunta bildet, welche den Berg verwaltet, das Frankfurt am Main der kleinen Bundesstaaten auf dem Athos oder das Washington des Staatenbundes. Doch darf dieser großartige Vergleich die Phantasie unserer Leser nicht irre führen. Karyais besitzt kein Capitol, keine Paläste und keine Jägerzeile, sondern besteht nur aus einem kleinen Netz winkeliger und von baufälligen Häusern und Hütten eingefaßter Gäßchen, welche sich um einen alten, ebenfalls baufälligen Thurm herumlagern. Dieser Thurm überragt das sogenannte Protaton, d. h. das Gebäude, in welchem die Abgeordneten der Klöster ihre Sitzungen halten. Ein Theil des Protaton ist durch den Repräsentanten der weltlichen Macht, einen türkischen Aga, der auf dem Athos wohnt, in Beschlag genommen. Dieser Aga hat für die Pforte den jährlichen Tribut des Bergs einzuziehen und die Päße zu visiren.*) Da derselbe unter den Mönchen ein sehr einsames und langweiliges Leben zu führen verurtheilt ist, zieht dieser Pfortenbeamte es gewöhnlich vor, sich durch einen seiner Untergebenen vertreten zu lassen. Zur Aufrechthaltung der Ordnung sind dem Aga und der Synode gemeinsam 50 Gensdarmen untergeordnet, die aber sämmtlich Christen sind und albanesische Kleidung tragen. In ihren gestickten Jacken und Fustanellen, Pistole und Dolch im Gürtel und die lange Flinte über den Rücken gehängt, nehmen sie sich wild genug aus und erscheinen ausreichend, die etwaigen Anfälle der im Norden des Bergs hausenden Klephten mit ihren Waffen zurückzuweisen.

Die kleinen Kaufläden und Magazine in den Gäßchen von Karyais werden theils von Mönchen, theils von Weltleuten gehalten, die nach dem Athos kommen, um die Mönche mit den Naturproducten und Culturerzeugnissen zu versehen, die sie selbst nicht besitzen oder sich selbst nicht verfertigen können; Drucksachen, die freilich keinen so gesuchten Artikel bilden, wie Mehl und Reis, Mützen und Glassachen zum Schmucke der Kirchen, kommen zumeist aus Athen. Dagegen werden en gros allerlei Früchte von den verschiedenen Klöstern hierher zum Verkauf gesendet. Den Reisenden werden mancherlei Kleinigkeiten, z. B. Rosenkränze aus Muscheln und Olivenkernen, welche Einsiedler in ihrer Abgeschiedenheit verfertigen, zum Kauf angeboten. Doch die auri sacra fames spielt auch in diesem kleinen Handelsverkehr unter den „heiligen Männern“ eine Rolle, freilich verbrämt mit dem „in majorem Dei gloriam“. Im Handel und Wandel gilt nämlich das sogenannte Hagionorosgeld, d. h. keine besondere Münze, aber eine Berechnung des Piasters, welche aus frühern Zeiten herrührt und im übrigen türkischen Reiche nicht mehr gefunden wird. Nach dem Hagionorosgelde gilt der Piaster ungefähr das Doppelte seines jetzigen Preises, sodaß der Käufer, der mit

*) Jener Tribut ist zwar nicht unbedeutend, doch scheint er keineswegs über die Kräfte der Klöster zu gehen. Freilich haben die letztern durch Plünderungen von Seeräubern und namentlich zur Zeit des griechischen Freiheitskampfes durch die Türken große Verluste erlitten. „Para wer koschisch“, d. h. „Gib Geld, Mönch“, riefen die türkischen Peiniger den Bewohnern des Athos nur allzu oft zu. Uebrigens sind auch in dieser griechischen Region russische Geldmünzen wirklich zu statten gekommen.

gewöhnlichem fränkischen oder türkischen Gelde bezahlen will, fast doppelt so viel geben muß, als die betreffende Summe nach gegenwärtigem Kurse sonst ausmachen würde. Und da unser Reisender in diesem kleinen Handelsplatze mehr als eine Spur von sittlicher Verdorbenheit fand, z. B. Trunkenbolde, Betrüger, so paßt das Bild allerdings sehr wenig, was der byzantinische Lobredner des Athos, Gregoras, entwirft: „Da ist kein Jahrmarkt, keine Speculation, kein Wucher, kein Tribunal, kein Richterstolz. Auf dem Athos weiß man nichts von Herr und Knecht; dort allein ist wahre Freiheit und das richtige Maß der menschlichen Dinge." Ist das Kehrbild davon, was unser Reisender zu beobachten Gelegenheit hatte, vielleicht das Medusenhaupt, womit die westeuropäische Civilisation ihre Ankunft auf dem Hagion Oros ankündigt? Die Geschichte zeugt leider mit vorwurfsvoller Wahrheit für solche und ähnliche Erfahrungen. Indem wir die Mittheilungen des Verfassers über das Leben der Mönche auf dem Athos und über deren Wohngebäude und Kirchen, ob es ihnen schon keineswegs an Interesse gebricht, des Raumes wegen übergehen, müssen wir insbesondere die gelehrte Welt auf die Andeutungen aufmerksam machen, die der Verfasser über die wissenschaftlichen Schätze gibt, welche in den Athosbibliotheken enthalten sind. Die Bekanntschaft mit denselben ist an den Sitzen der Gelehrsamkeit Europas noch keineswegs so gründlich, daß es sich nicht der Mühe verlohnen sollte, trotzdem, daß durch Plünderung, Feuer und Verkauf gar manches Werthvolle verloren ist, mit Fleiß, Ausdauer und Sachkenntniß ans Werk zu gehen. Möchte es daher wenigstens dem unermüdlichen Eifer des Russen Sewastianow gelingen, sein großartiges photographisches Unternehmen durchzuführen und dadurch wenigstens einen Theil der wichtigsten noch auf dem Athos vorhandenen Handschriften — Philologen und Theologen sind dabei interessirt — zum wissenschaftlichen Gemeingut zu machen. Denn weder die gelehrten noch die materiellen Kräfte der Athosmönche sind auch nur im entferntesten befähigt, die Schätze, die sie mit ungleich größerer Eifersucht als mit Einsicht in ihren Werth bewachen, der wissenschaftlichen Welt vorzulegen und zu deren Vortheil zu verarbeiten. Wir nehmen hiermit von der Arbeit unsers Reisenden mit Dankbarkeit Abschied.

Während wir über Nr. 2: „Der brabanter Hof und eine brüsseler Revolution im 15. Jahrhundert", von F. Löher, uns mit der einfachen Bemerkung begnügen müssen, daß es eine interessante Phase erzähle aus dem Kampfe, den jahrhundertelang in den sogenannten Niederlanden*) der Franco-Gallicismus mit dem Deutschthum, die Städte mit der Adels- und Fürstengewalt kämpften, bis die letztere siegte; während wir ferner über Nr. 3: „Giovanni Rosini", von A. von Reumont, das Zeugniß mit gutem Gewissen aussprechen können, daß der Verfasser auch hier seine tiefe Kenntniß italienischer Literatur und Verhältnisse beurkunde und dem Giovanni Rosini ein Denkmal gesetzt habe (gest. 1855), welches des trefflichen Italieners würdig ist: dürfen wir aus leicht begreiflichen Gründen bei Nr. 4: „Ein Schuß im Walde", von K. von Weber, etwas länger verweilen. Dieses historische Thema klingt frappant, und doch hat der Verfasser recht, indem er sagt: „Diese Bezeichnung enthält die einzige festgestellte Thatsache, welche die Veranlassung zu folgenschweren Ereignissen bot, die vor der unserigen schon sehr viele andere Federn in Bewegung gesetzt und die verschiedenartigste Beurtheilung gefunden haben." Der Verfasser, den wir bereits anderweit als einen Mann kennen gelernt haben, der seine amtliche Stellung im Interesse der Wissenschaft recht vortheilhaft zu verwenden weiß, hat sich durch die vorliegende Monographie ein doppeltes Verdienst erworben: sie liefert einen Beitrag zu einem Zweige der Culturgeschichte des angehenden 17. Jahrhunderts und führt eine Thatsache, über welche die sächsische Geschichtschreibung bisjetzt so gut wie völlig im Unklaren war, auf den richtigen Standpunkt: ein Attentat auf Christian II. am 8. April 1603 ist keine erwiesene oder beglaubigte Thatsache. Hören wir den Verfasser in der Einleitung zu seiner kritischen Untersuchung selbst:

Während manche Schriftsteller*) es nicht bezweifeln, daß im Jahre 1603 gegen den Kurfürsten von Sachsen, Christian II. — geb. den 23. September 1583, gest. den 25. September 1591 — wirklich ein Mordanfall stattgefunden, und während sie mehr oder minder bestimmt auf ausländische Anstiftung hindeuten, bezeichnen andere das Complot lediglich als eine Fabel**), und noch andere endlich sprechen von dem Ereigniß als von einem in tiefes Dunkel gehüllten.***) Wir mußten eben in dieser großen Verschiedenheit der Auffassung eine genügende Aufforderung sehen, vor dem Durchlesen zahlreicher und umfänglicher Actenbände nicht zurückzuschrecken, die, soviel wir ersehen, vor uns bei Forschungen über jene Zeit noch nicht benutzt worden sind, und in welchen wir daher die Lösung des Räthsels zu finden hoffen durften. Die erste Einsicht in jene Acten war allerdings wenig geeignet diese Hoffnung zu bestätigen: ohne alle chronologische Ordnung sind Schriften der verschiedensten Art durcheinander gemengt; eine Menge Protokolle über Vernehmungen bieten in ihrer äußern Form Veranlassung zu den erheblichsten Ausstellungen; sie ermangeln des Datums, der Unterschriften, gleichen in ihren vielfach von anderer Hand als der des Protokollanten beigefügten Correcturen bloßen Concepten, deren späterer in den Acten sich findender Reinschrift man allerdings die Mängel des Originals nicht ansehen kann. Je tiefer wir aber eindrangen in das Chaos jener Actenmasse, um so mehr mußten wir uns überzeugen, daß uns einer der denkwürdigsten Criminalfälle jener Zeit vorliege. Denkwürdig als Beleg der ganzen Roheit des Criminalverfahrens, wie es vor dritthalb Jahrhunderten in Deutschland üblich war, denkwürdig als Beweis, wie jene gräßliche Erfindung, die Tortur, den von vorgefaßten Ideen ausgehenden Richter von Irrthum zu Irrthum immer tiefer in ein Labyrinth von Täuschungen führen mußte, denkwürdig aber auch als Beispiel, wie bisweilen an eine ursprünglich ganz unbedeutende Thatsache, eine an sich unerhebliche Handlung, sich die schwersten Folgen knüpften. Ein Signal, das

*) Die Geschichte der Niederlande, insbesondere seit ihrem Kampfe mit Spanien hat in der neuesten Zeit außerordentliches Glück, und Belgien hat die zahlreichsten historischen Vereine und Vereinsschriften in Europa.

*) Z. B. Müller in den „Annales" von 1400—1700 und Weck und Hasche in ihren Geschichten Dresdens.

**) Z. B. Gretschel, „Geschichte des sächsischen Volks" u. s. w.

***) Z. B. Weiße, Böttiger und Lindau in seiner „Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Dresden".

ein wandernder Gauner seiner Dirne gab, war Veranlassung zu zahlreichen, verwickelten Criminaluntersuchungen, blutigen Hinrichtungen, zur Verfeindung deutscher Fürsten; ja wenig fehlte, daß ein Krieg im Innern Deutschlands darüber ausgebrochen wäre!

Wir fügen noch hinzu: „Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären." Denn ohne die greuelhafte Verfolgung des Calvinismus in Kursachsen und ohne die Blutschuld am Kanzler Crell hätte jener Schuß im Walde, jenes Signal eines Gauners für seine Dirne das unheilschwangere Aufsehen gewiß nicht erregt; das böse Gewissen spielt unverkennbar die schlimmste Rolle dabei. Wie wäre es sonst erklärlich, daß ein Schuß in der Dunkelheit aufs Gerathewohl abgefeuert, ohne daß auch nur in den Acten eine Spur von einem vernommenen Pfeifen der Kugel zu finden wäre, für einen Mordanfall auf den Kurfürsten hätte ausgegeben werden können und zwar auf der Stelle? Doch wir müssen unsere Leser, ganz besonders aber der Geschichtschreiber Sachsens auf die gründliche und scharfsinnige Untersuchung des Verfassers selbst verweisen. Das Verdienstliche der Arbeit wird gewiß allseitige Anerkennung finden.

Was nun Nr. 5: „Der evangelische Sagenkreis", von E. Kolloff, betrifft, so glauben wir unsere Besprechung mit der Erklärung beginnen zu dürfen, daß diese Abhandlung zu den werthvollsten und interessantesten Arbeiten gehört, welche das „Historische Taschenbuch" nur immer der gebildeten Lesewelt dargeboten hat. Und wir müssen den Verfasser beim Worte nehmen, wenn er sagt, daß er das Beste, was er jetzt zu geben durch Raum und Zeit verhindert werde, einer andern Gelegenheit vorbehalte. Der Verfasser, dem wir bereits öfters im „Historischen Taschenbuch" begegnet sind, führt uns jetzt auf das große christliche Sagenfeld, wo die Dichtung und die Kunst des Mittelalters, in den frühern Zeiten desselben auch die christliche Erziehung sich ebenso zahlreiche als ergiebige Quellen zu eröffnen wußte; und die Klage des Verfassers, daß unsere wissenschaftliche Jugend viel besser in den Mythen der alten Götter- und Heroenwelt bewandert sei, als in den heiligen Geschichten und Legenden des Christenthums, ohne welche Kenntniß die Dichtung und Kunst des Mittelalters fast ganz unverständlich sei, weiß der Verfasser in ihrer Berechtigung ebenso geistvoll als geschickt zu begründen. Dieser Mangel an richtiger Würdigung der christlichen Traditionen hat aber auch auf die Kunstschöpfungen und auf den in ihnen sich aussprechenden Geschmack lange Zeit einen verderblichen Einfluß ausgeübt: ein Einfluß, der jetzt noch nicht alle Bedeutung und Macht verloren hat, obschon Deutschland, als es den Werth des Mittelalters nach Gebühr zu würdigen angefangen, einige Zeit ins andere Extrem verfiel und nichts preiswürdig finden wollte, wenn es nicht einen mittelalterlichen Geruch von sich gab; das Gleichgewicht zu finden ist das besondere und ernstliche Bestreben der Gegenwart. Wie sehr aber dieses Gleichgewicht namentlich im 16. und 17. Jahrhundert z. B. in Frankreich verloren war — entschiedene Hinneigung zum Heidenthum, worin Italien am Ausgang des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts vorangegangen war, nicht ohne Schuld der enthusiastischen Verehrer der griechischen und römischen Welt —, das hat uns der Verfasser in folgender trefflichen Stelle geschildert:

Seitdem die von den Humanisten und Reformatoren des 15. und 16. Jahrhunderts ausgestreute Saat der Bildung allenthalben aufgegangen und zur Reife gediehen ist, haben wir mit der altchristlichen Sage und Dichtung, der altchristlichen Mystik und Symbolik auch die alte Bildersprache verlernt und unsere Liebe und Theilnahme andern Gegenständen der Betrachtung gewidmet. In Frankreich hat der Classicismus das mittelalterliche Christenthum fast noch gründlicher aufgeräumt als der Protestantismus in Deutschland gethan.*) Es ist begreiflich aber fast wehmüthig zu sehen, wie die vom Mark des Katholicismus genährten Nationen, zumal die Franzosen, ihre einst so hoch gehaltenen Heiligenlegenden mitleidig belächeln, in dem Augenblicke, wo sie außer sich geriethen vor Bewunderung über die „Metamorphosen" Ovid's und alle Theogonien des heidnischen Alterthums. Die Wundergeschichten der christlichen Märtyrer wurden zu Fabeln, während die Abenteuer der Leda und Latona für unbestreitbare geschichtliche Thatsachen zu gelten schienen. Wie am Ende des 4. Jahrhunderts im römischen Kaiserreiche viele aufgeklärte Leute, wenn ich so sprechen darf, zugleich Heiden und Christen waren, und besonders die Dichter, z. B. Nonnus, Ausonius u. a., die heidnischen Mythen und christlichen Dogmen wunderlich und freiwillig vermengten und mit beiden tändelten, gerade so erging es am Ende des 16. Jahrhunderts in Frankreich. In der patriotischen Absicht, ihrem geliebten aber noch mit Barbarei behafteten Volke und Lande eine Stelle neben dem alten gesitteten Rom und Griechenland zu verschaffen, holten die französischen Dichter, Ronsard und seine Schule, die Bewohner des Olymps nach der Seine und Loire, und brachten sie in die Gesellschaft der christlichen Himmelsbürger. Diese ewige Vermischung des Parnasses und Paradieses findet sich allenthalben in den poetischen und plastischen Erzeugnissen jener Zeit. Man muß die Engel genau besehen, denn es könnten leicht Amorinen sein. Die Maria ist eben nur eine Juno, oder gar eine Venus im Hemd und im blauen Kleide. Gott Vater hat vom olympischen Zeus die buschigen dunkeln Brauen, und Christus am Kreuz sieht oft aus wie ein sterbender Adonis. Auch die drei göttlichen Tugenden sind in der Regel nur bekleidete Grazien, und wenn man bedenkt, daß die üppigen Phantasien des heidnischen Polytheismus in den Kirchen sogar auf den Gräbern der Cardinäle und Bischöfe Gestalt annahmen, so kann man schließen, in welchem Maße der christliche Sinn allmählich aus dem allgemeinen Bewußtsein schwand. Bei dem beständigen Sehen der alten Götterwelt in Gärten, in Gedichten, in Mauernischen, an Zimmerwänden und Saaldecken, auf Tabacksdosen, Wirthshausschildern und öffentlichen Plätzen, wurde man formell ganz und gar Heide.; viele übrigens sehr ehrbare Leute wußten mehr von der Mythologie als vom Katechismus, und mancher hätte die Namen der zwölf großen Götter geläufig hergesagt, wäre aber verlegen gewesen, die zwölf Apostel bei Namen zu nennen und als Taufpathe sein Credo aufzusagen. Da der christliche Glaubensinhalt von dem damaligen Gesetzgeber des französischen Parnasses als ganz untauglich für heitere poetische Bearbeitung erklärt wurde, so verlor er sich allmählich aus dem höhern Geistesleben, und gor noch als alter Sauerteig in der Gedankenmasse fort, sodaß er zuletzt gleichsam abspurig wurde. Das Kirchenthum blieb da als altes Erbstück und blos leidlich und achtbar als solches; hätte ein Vulkan Versailles, die Prachtschöpfung der neuern Zeit, mit einem Lavastrom und Aschenregen verschüttet, so wäre es 1000 Jahre nachher beim Wieder-

*) Im reinen Princip des Protestantismus ist diese Anklage gewiß nicht begründet, sondern nur in seinen Auswüchsen und Entartungen. Und Deutschland machte mit Italien eine gleiche Erfahrung, als man mit der antiken Welt Götzendienst trieb.

ausgraben nimmermehr für die Residenz des allerchristlichsten Königs gehalten worden: man hätte gewaltig viel Faune und Nymphen, alle möglichen Venus- und Apollspecies aus den Ruinen ausgegraben, einen ganzen Olymp in jedem Lust- und Tanzgarten gefunden, aber kein einziges Crucifix, keine Marien- und Heiligenbilder, wie man sie im Mittelalter an jeder Straßenecke und an jedem Wohnhause anbrachte. Fürwahr, es hat selten echtere Heiden gegeben als die französischen Künstler des 16. und 17. Jahrhunderts; sie haben ungemein zum Sturz des Christenthums beigetragen, und nach ihnen hatte Voltaire nicht sonderlich viel zu thun. *)

Müssen wir auch zugeben, daß der Verfasser die ganze Erscheinung doch etwas zu einseitig aufgefaßt und mit einer gewissen Indignation betrachtet hat, so kann doch im wesentlichen seine Ansicht nicht bestritten werden. Uebrigens hat unser Verfasser die altchristliche Kirche mit ihren Eigenthümlichkeiten sehr wohl studirt, sodaß nicht allein der Kunstgeschichtschreiber, sondern auch der Theolog, der die charakteristischen Erscheinungen auf dem Entwickelungsgebiete der christlichen Kirche vom frühesten Mittelalter an zum Gegenstande seiner Forschungen macht, gar manches Goldkorn bei unserm Verfasser finden wird.

In Nr. 6 endlich: „Ernst Christoph August von der Sahla", wird uns eine Biographie dieses beklagenswerthen jungen Edelmanns gegeben, der vielleicht einer großen Zahl unserer Leser entweder im Leben des Ministers vom Stein, oder in Savary's und Bourrienne's Memoiren oder in Schneidawind's „Die Attentate auf das Leben Napoleon's I." oder auch in Schott's Uebersetzung von O'Meara's „Napoleon in der Verbannung" begegnet ist. Sahla war 1791 auf dem Rittergute Sahland an der Spree geboren und starb 1815 in Paris. Mit ihm erlosch sein uraltes Geschlecht im Mannesstamme. Er war ein unglücklicher Doppelgänger des naumburger Predigersohnes Staps, der Napoleon 1809 in Schönbrunn ermorden wollte. Es verdient eine besondere Erwähnung, daß der exaltirte junge Mann, der fast noch im Knabenalter stehend schon in politische Sippschaften gezogen ward und, um seinen Mordplan, wie er meinte, eher und mit besserm Gewissen ausführen zu können — war ja Napoleon der Erzfeind des Papstes — zur katholischen Kirche übertrat, bei keinem selbst der erbittertsten Feinde Napoleon's mit seinem Mordanschlage Billigung oder Unterstützung fand. Alles Uebrige mögen unsere Leser in der Biographie selbst nachlesen. Seine unglückliche Mutter starb 86 Jahre alt zu Herrnhut erst am 29. Juni 1854.

Karl Zimmer.

*) Es steht hier allerdings die Frage frei: wer hat die Initiative ergriffen, die Künstler oder der despotische Tonangeber Ludwig XIV. mit seinen Vorfahren, z. B. Franz I.? Uebrigens liegt auch in der Kunst, die ihre Quelle in der Legende oder auch in der beglaubigten Kirchengeschichte hat, ein Ernst, der einem Zwecke, wie ihn Versailles hatte, schlechterdings widersprach.

Epische Dichtungen.

Bei der Beurtheilung einer epischen Dichtung fragen wir zunächst nach dem Werthe des Stoffs und dann nach der Behandlung desselben; der Stoff oder der Gegenstand steht in erster Linie. Ueber den Werth desselben werden wir nur zu häufig den Dichter sich täuschen sehen; denn es scheint ein fast allgemeiner Irrthum zu sein, daß jeder Stoff, der zu breit ist, um dramatisch behandelt werden zu können, sich zur epischen Behandlung eigne; man spricht das natürlich als Lehrsatz nie aus, aber der Irrthum ist aus den Erscheinungen in dieser Literatur leicht nachzuweisen. Goethe hält die persönlich beschränkte Thätigkeit und den außer sich wirkenden Menschen für den Gegenstand des Epos, während das persönlich beschränkte Leiden und der nach innen geführte Mensch in die Tragödie verwiesen wird. Mit solchen höhern Anforderungen bei der Auswahl des Stoffs geben sich unsere jüngsten epischen Dichter nur noch selten ab; jeder Stoff, der die gehörige epische Breite gestattet, ist ihnen zur Behandlung geeignet, die Tiefe muß eben durch das Salz des Dichters kommen. Auch die Kritik übersieht nur zu häufig die Bedeutung des Gegenstandes: ein guter Stoff wird von ihr höchstens noch als ein besonders glücklicher Fund hervorgehoben, sonst genügt ihr der interessante Inhalt, und man fängt da schon an das subjective mit dem ästhetischen Behagen zu verwechseln. Daß schon bei der Wahl des Stoffs sich der Künstler vom Dilettanten unterscheidet, wird meistens übersehen; denn über den Werth des Stoffs entscheidet Verstand und Empfindung, und wie alle Seelenkräfte bei der Wahl in Concurrenz treten, so ist aus dem Resultate schon ein Urtheil über den Beruf des Dichters zu ziehen. Es ist hier schon der Punkt, von dem aus das Genie sich zeigt. Der gewöhnliche Künstler, d. h. der, welcher in und mit seiner Zeit lebt, bewundert wird und untergeht, wird mehr oder weniger in seinen Gebilden nur seine Zeit und deren künstlerische Anschauung mit ihren Vorzügen und Schwächen zur Geltung bringen; thut er das eben mit einem an und für sich genialischen Geiste, so zollen ihm seine Zeitgenossen Bewunderung, während die Nachwelt seinen Werken ein kunsthistorisches Interesse zugesteht. Nur der aber wird ein Meisterwerk schaffen, das für alle Zeiten Geltung hat, der schon in der Wahl des Stoffs die höchsten ästhetischen Anforderungen seiner Zeit erfüllt; die höhere Entwickelung der Schönheitsbegriffe späterer Zeiten beeinträchtigt nicht den Werth des früher Geschaffenen, ja die Nachwelt erkennt erst recht den Werth eines solchen Kunstwerks, wenn sie aus ihm die Ahnung der Fortschritte in den ästhetischen Anschauungen liest, die dem Künstler bei seinem Schaffen unbekannt sein mußten. Ein Beispiel aus der Plastik: Auf der Schweizerreise von 1797 besucht Goethe in Stuttgart Professor Dannecker; im Atelier sieht er bedeutende, jetzt noch gefeierte Arbeiten des Meisters; aber doch findet er, daß jener wie alle Modernen an der Wahl des Gegenstandes leidet und klagend ruft er aus: „Wann werden wir armen Künstler dieser letzten Zeit uns zu diesem Hauptbegriff erheben können?" Die Kunstanschauung über Plastik wurzelte aber damals im Laokoon, es war das höchste bekannte Kunstwerk. Goethe hält den Gegenstand für den glücklichsten, der sich denken läßt. Neuere Entdeckungen haben das ästhetische Urtheil auch auf diesem Gebiete erweitert; aber doch werden die Kunstwerke, die in seinem Geiste

erdacht sind und die Künstler, die aus ihm Belehrung und ästhetische Gesetze gezogen haben, für immer genannt werden, insoweit sie eben verstanden mit genialischem Geiste das aus ihm zu ahnen, was spätern Zeiten zu schauen vergönnt war.

Der Wahl des Stoffs folgt die Behandlung. Wir haben ausgesprochen, daß man in Anerkennung der letztern über die erstere hinwegzusehen pflegt. Bei einem wahren Kunstwerke aber müssen beide übereinstimmend sein, sogar insoweit, daß es möglich ist, sich trotz ausgebildeten Urtheils über das Vorwiegen des Stoffs oder der Behandlung zu täuschen. Wir geben als nähere Begründung ein warmes Urtheil Schiller's über „Hermann und Dorothea". „Der Stoff war für das deutsche Publikum besonders glücklich", schreibt Schiller 1798, „denn es entzückte den deutschen Leser auf seinem eigenen Grund und Boden, in dem Kreise seiner Fähigkeiten und seiner Interessen und er entzückte ihn doch wirklich, welches zeigt, daß nicht der Stoff, sondern die Behandlung gewirkt hat." Ergänzt man hinter Stoff „allein" und setzt vor „die Behandlung" „zu gleicher Zeit", so hat man mit wenigen Worten die Anerkennung der Uebereinstimmung. Aus dem von Schiller gepriesenen Kunstwerke haben wir in der Einleitung bei der letzten Besprechung epischer Dichtungen in Nr. 7 d. Bl. die Hauptmomente entwickelt, die zur vortrefflichen Behandlung eines epischen Stoffs gehören. Auch Schiller trug sich lange mit der Idee zu einem epischen Gedicht; aber ihm gestaltete sich leicht alles dramatisch, er fühlte vielleicht die Nothwendigkeit der Beschränkung seiner Phantasie; so wurde Tell dramatisch von ihm behandelt, während Goethe denselben Stoff für ein episches Gedicht geeignet hielt. So ganz nebenbei schreibt Schiller, er habe alle Requisiten eines epischen Dichters; „nur die Kenntnisse fehlen mir, der allgemeine, über alles sich verbreitende Blick des Beobachters", und gesteht damit, scheinbar unbewußt, daß ihm somit ein Hauptrequisit mangelt. Ihm ist Hauptbedingung der nationale Stoff; Friedrich II. beschäftigte ihn, aber er begeistert ihn nicht genug, „die Riesenarbeit der Idealisirung an ihm vorzunehmen"; Gustav Adolf dünkt ihm anderweitig ein passender Stoff. Er hätte vielleicht das Höchste erreicht, wenn das, was in seinem Kopfe brauste, zum lebendigen, klaren Ausdruck gekommen wäre: man denke einen nationalen Stoff als Unterlage eines epischen Gedichts, in welchem unsere Sitten, der feinste Duft unserer Philosophie, unsere Verfassungen, Häuslichkeit, Künste, kurz alles auf eine ungezwungene Art niedergelegt würde, sowie in der Iliade alle Zweige der griechischen Cultur; ein Epos, das man singen könnte „wie die griechischen Bauern die Iliade, wie die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem «Befreiten Jerusalem»", mit bester Ausführung der Maschinerie, mit bestimmtester Gattung, in „weicher, sanfter Form mit schönen Reimen". Wenn die Ausführung mit der Idee übereinstimmend gewesen wäre, welches Kunstwerk hätte dann unsere Literatur aufzuweisen? Aber immer, wenn Schiller zur Arbeit wollte, fehlte ihm zunächst die Begeisterung für den Stoff und der Glaube an seine Wirkung, sowie der allgemeine über alles sich verbreitende Blick des Beobachters. Welche Erweiterung ihrer Begriffe über die epische Dichtung könnten unsere jungen Dichter gewinnen, wenn sie das mustergültige Beispiel und die Theorie Goethe's, sowie die Anschauung Schiller's über das größere Epos, dessen hier überhaupt nur gedacht worden ist, studiren und beherzigen wollten.

---

1. Mutter und Kind. Ein Gedicht in sieben Gesängen von Friedrich Hebbel. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1859. 16. 1 Thlr.

Das Comité der Tiedge-Stiftung in Dresden hat die vorliegende Dichtung mit dem Preise gekrönt und damit ein Lob über dieselbe ausgesprochen, dem wir uns mit ungetheilter Befriedigung anschließen. Dieses epische Gedicht ist ein ganzes Kunstwerk, und wenn wir — um von vornherein den Tadel abzuschließen — hier und da größere Sorgfalt in Behandlung der Form gewünscht hätten, so beeinträchtigt doch selbst das nur höchst unbedeutend den befriedigenden und erhebenden Eindruck der Gesammtdichtung. Der Inhalt derselben ist einfach genug: Ein reiches Ehepaar entbehrt das Glück Kinder zu besitzen, es fehlt ihm damit ihres Glückes Vollendung. In seinem Hause entspann sich eine Liebe zwischen Diener und Dienerin; beide sind arm und die Möglichkeit einer Verbindung ist in weite Ferne gerückt. Da macht der Herr, ein Kaufmann, ihnen den Vorschlag, er wolle ihnen ein Bauerngut im Harze schenken, wenn sie dagegen versprächen, ihm ihr erstes, in der zu schließenden Ehe geborenes Kind so weit zu überlassen, daß er und seine Frau es für ihr eigenes ausgeben und erziehen könnten. Die Gegenwart lockt sie zu mächtig, sie versprechen alles. Das Glück wird geschildert im eigenen Besitz — da fühlt die Frau sich Mutter, ein Knabe wird geboren. Der Kaufherr erwartet in Italien die Entscheidung; ihm und seiner Gattin ist bei der Kunde zu Muthe, als sei der längst gehegte Wunsch endlich erfüllt. Aber das Herz der jungen Mutter blutet und immer klarer wird es ihr, daß sie das Kind nicht lassen kann; die Stunde der Trennung rückt immer näher, da läßt sie alles, Mann und Besitz, und flieht mit dem Knaben. Ein Jäger im Walde nimmt sie auf. In des Vaters Seele hat es gekämpft wie in der der Mutter; er sucht die Geflohene, findet sie wieder, kehrt noch einmal in das Besitzthum zurück, ordnet alles und flieht mit der Familie, um dem Kaufherrn zu entgehen. Dieser kommt mit seiner Gattin nach dem Gute, sie finden das Haus verlassen und ahnen die Kämpfe des Aelternpaars. Nach langem Suchen werden sie gefunden, der Kaufherr fühlt, wie er schuldig ist ihnen Ersatz zu leisten für die schweren Prüfungen, er beglückt sie durch das Geschenk jenes Gutes ohne jede Bedingung. Im Wohlthun suchte das reiche Ehepaar Ersatz; der Knabe war ihnen der höchste fürs Leben.

Der Stoff ist wahr und natürlich, weil er rein menschlich ist: meisterhaft aber ist die Entwickelung, vor allem erhält diese Erzählung ihren künstlerischen Werth durch das immer zunehmende und steigende Interesse der fortschreitenden Handlung. Keinen Augenblick vermißt man die leitende und ordnende Hand des Dichters, der mit Ruhe und doch ergriffen von seinem Stoffe ihn zur Anschauung bringt, ihn lebendig macht und wachsen läßt, daß das Herz der Hörer ergriffen und die Seele befriedigt wird. Kein unnatürlicher Schmuck beeinträchtigt die wohlthätige Gesammtwirkung; alles ist fortschreitend, klar, wahr und bedeutend bei aller epischen Breite. So wird denn dieser Dichtung gewiß nicht die Menge der ruhig Lauschenden gefehlt haben und fehlen und wer noch nicht sich erquickt hat an dieser Erzählung, den machen wir besonders darauf aufmerksam, in der Ueberzeugung, daß man uns dafür Dank wissen wird. Von der Wahrheit, Einfachheit und Natürlichkeit der Aussprüche des Dichters hier eine kleine Probe:

Wer zählt die Freuden der Aeltern
An der Wiege des Kindes und wer die Wonnen der Mutter,
Wenn sie noch alles in allem ihm sein darf, während der Vater
Ihm noch ferne steht, wie Himmel und Erde, und einzig
Durch die Sorge für sie, die beide vertritt, wie ihn selber,
Seine Liebe zu ihm bethätigt! Wer nennt uns die Sprossen
Dieser goldenen Leiter der reinsten Gefühle, auf welcher
Sich der Mensch und der Engel begegnen und tauschen, und welche
Alle Sphären verbindet und alle Wesen vereinigt!
Welches irdische Glück ist diesem höchsten vergleichbar,
Das uns über uns selbst erhebt, indem wir's genießen,
Und wem wird es versagt, wem wird es gekränkt und geschmälert?
Wie der Kelch der Gemeinde auf gleiche Weise an alle
Kommt und erquickt, so kommt auch dieses an alle.
Fürsten empfinden's nicht tiefer und Bettler empfinden's nicht schwächer,
Weil die einen den Säugling in Purpur wickeln, die andern
In die Krippe ihn legen, das gibt kein Mehr und kein Minder.
Und so ist die Natur gerecht im ganzen und großen
Und vertheilt nur den Tand, die Flitter, nach Lust und nach Laune.

2. Ergötzliches in That und Wort vom Grafen und König Rudolf, in lustige Reime gebracht von F. A. Lehner. Wien, C. Gerold's Sohn. 1859. 12. 1 Thlr.

Die Kritik dieser Dichtung liegt in der Negation ihres Titels: sie ist weder ergötzlich noch lustig. Lehner hat die Reimchroniken nachzuahmen versucht, aber nur ihre Aeußerlichkeiten — holperige Form und gesuchte Reime — hat er zu copiren verstanden, während er die eigenthümliche Frische und die Naivetät derselben entbehren zu können glaubte. Dabei ist, mit aller Achtung vor König Rudolf, das von ihm Erzählte höchst unbedeutend; das für uns Neue lohnte sich wirklich nicht der Mühe in Reime zu bringen und das Interessantere ist unbedingt nicht neu. „Wie König Rudolf in einer dunkeln Sach' das Recht erforscht", erzählt schon Hebel in seinem „Schatzkästlein"; „wie König Rudolf zu Mainz mit einer zungenfertigen Frauen Kurzweil gehabt" lasen wir vor fast dreißig Jahren in einem Conversationsblatte u. s. w. Wir erzählen das nur in Bezug auf das Vorwort, worin Lehner sich rühmt, in staubigen Bibliotheken und in grauen, alten Scharteken den Stoff zu seinen Ergötzlichkeiten gefunden zu haben; er hätte das alles leichter haben können. Aus alten Scharteken stammen wol nur die Berichte von den Heldenthaten des Grafen Rudolf, bei denen übrigens List und Klugheit vorherrschen. Einzelne eingestreute humoristische Bemerkungen, wie: der Mai sei ein schlimmer Monat, weil alles ausschlägt, schießt und sticht; zum Kriege gehörten drei Dinge, Geld, Geld und wieder Geld u. dgl. m. sind eben auch nicht neu. Dabei wollen wir nicht leugnen, daß uns einzelne Erzählungen wohl gefallen haben; dahin gehören die Ergötzlichkeiten S. 67 und 90; es ist schließlich in alledem Talent und poetische Begabung zu erkennen, nur scheint es uns, als habe der Dichter auf beide zu sehr gerechnet und sich die Arbeit etwas leicht gemacht. Vielleicht fehlte ihm selbst die rechte Lust und Liebe zur Ausführung seines Gegenstandes, wie man ja häufig von der ersten Idee ergriffen wird und dann, um der lieben Consequenz willen, fortarbeitet, obgleich man selbst schon lange enttäuscht ist.

3. Janthe. Episode aus dem Tscherkessenkriege von Adolf Heerkloß. Meißen, Klinkicht und Sohn. 1858. 16. 25 Ngr.

Die Parteiungen unter den Avaren im Kampfe für oder gegen Rußland bilden den Stoff dieser epischen Dichtung; die geschichtliche Unterlage derselben ist dem Werke Bodenstedt's „Die Völker des Kaukasus" entnommen. Wir befinden uns im Jahre 1841; Kibit-Mahoma von Tilitlä — im Gedichte Achmet — fordert die Stämme zur Empörung gegen Rußland auf. Die historische Versöhnung Hadschi-Murad's mit Schamyl und die dadurch herbeigeführte sehr ansehnliche Machtvergrößerung des letztern wird durch das Gedicht motivirt. Wir sehen Achmet auf dem Feste Mesitcha's; dort lernt er Janthe kennen; diese ist, nachdem ihr Vater, der Fürst von Torku, in dem Kampfe gegen die Russen geblieben war, von Harun's Vater, einem Verbündeten der Russen, erzogen worden. Achmet und Harun lieben Janthe; Stammesfeindschaft, alte Erinnerungen, Eifersucht treten auf dem Feste zum Vorschein. Bis dahin ist der Stoff belebt und fesselnd; aber schon hier wird der historische Hintergrund — der, geschickter benutzt, von vortrefflicher Wirkung hätte sein können — durch die Erfindung des Dichters nur zu sehr verwischt. Janthe wird von Harun, den sie zurückweist, gefangen genommen und in einen Kerker seiner Burg eingeschlossen. Glücklicherweise für Janthe ist die Thüre etwas morsch, die Gefangene öffnet sie, befindet sich in einem großen Waffensaale, sprengt wiederum eine Thüre durch ein dort aufgefundenes Pistol und ist frei. Als Knabe verkleidet kämpft sie an der Seite Achmet's, der sie übrigens nicht erkennt, nach Art dergleichen Erzählungen in Ritterstücken; sie rettet dem Geliebten das Leben, fällt schließlich selbst und an ihrer Leiche versöhnen sich Achmet und Harun. Dies der kurze Inhalt einer 125 Seiten starken Dichtung. Was wir zunächst zu tadeln haben, ist der Mangel an Charakteristik in dieser Erzählung; so geschickt einzelne Sitten und Gebräuche geschildert werden — wir erwähnen namentlich die Beschreibung eines Tanzes Lesghinska —, so gelingt es doch dem Verfasser nicht, uns aus modernen Anschauungen in das romantische und abenteuerliche Leben des Daghestan zu versetzen. Die Beschreibung der Burg eines Khans der Tscherkessen, mit morschen Thüren, welche die Flucht so ermöglichen wie die der Janthe, hätte doch selbst dem Dichter verfehlt erscheinen dürfen; ebenso hätte er aus jeder Zeitung mehr charakteristische Gefechtsbeschreibungen entnehmen können, als die hier geschilderten, wo er mit moderner Kriegführung, Quarréformationen u. s. w. die Russen durch die Tscherkessen besiegen läßt. Auch darin ist weiter diese Dichtung ein Gebilde aus unsern Verhältnissen heraus, da zum größten Theile alles schwatzt — mitunter sehr langweilig — und nicht handelt; wenigstens nehmen die Auseinandersetzungen, z. B. die parlamentarischen Reden auf dem Feste, einen ungebührlich großen Platz ein. Wir haben bisher nur hauptsächlich den Stoff erwähnt und aussprechen wollen, daß der Dichter sich dabei sehr viel Interessantes hat entgehen lassen; aber tadelnswerther erscheint uns noch die Behandlung seines Gegenstandes. Hier zeigt sich Heerkloß ohne jede poetische Stimmung und ohne jeden Schwung, es ist fast alles schleppend und uninteressant, ohne Leidenschaft und Feuer, besonders ohne Steigerung, nur zu häufig matt und trivial. Selbst die Anfangsgründe der Poetik scheinen ihm zum Theil unbekannt zu sein und es ist nicht schwer falsche Reime, verunglückten Rhythmus, unpassende Bilder und Vergleiche und stilistische Fehler aus der Dichtung hervorzuheben. Oder ist ein Vers wie S. 24 nicht etwa trivial zu nennen:

Wer wagt es auch die Formen enger Welt
Ins höh're Reich der Liebe einzutragen,
Wo Geist und Geist sich süß umfangen hält,
In reinster Menschheit hohe Herzen schlagen.

Oder ist es etwa correct und geschmackvoll, wenn der Verfasser sagt:

Denn mit ihm, ach, in weit gerissenem Bruch
Des tiefsten Herzens Hoffnungsbau erstöhnt, —

Aber die Herren Poeten haben ja eine nach ihnen benannte Licenz und damit werden vielleicht auch andere, jedenfalls der Dichter selbst, Ausdrücke und Aussprüche rechtfertigen wie „früchterlich erblühen", „des Gewissens Lauf", „da sucht die Myrte hohe Hoffnung auf", „da todte Liebe birgt der Rose Schnee"; „Und zur Erfüllung morgenrothem Schein Auf seines Busens Ideale steigen"; „jemand hat sich ihrer Hand beflissen", „einem andern wird der Schädel eingetrieben". Wir mit unserm vielleicht einseitigen Urtheil können darin ebenso wenig eine Bereicherung unserer Sprache erkennen, wie in so manchen andern Stellen. Auch

die Reime „um — Märtyrthum, schleudern — Meutrern, wenn — entheiligten" u. s. w. können wir kaum als richtig anerkennen, ebenso wenig wie uns für Reime Anklänge gerechtfertigt erscheinen wie „Schwert — bewahrt, Strahl — Wohl" u. s. w. Wir schließen mit der bescheidenen Bemerkung, daß Stellen wie: „der Berge Donner, die zum Himmel ragen", „so hold erinnern seine Sonne läßt", „Und aus Janthens Mund das Wort erklingt, die ihm zu Füßen liegt", „Und dem Erschöpften bettet jene Flur Der Bergesplatte ihren reichsten Pfuhl" doch wol nicht ganz stilistisch richtig sein dürften.

4. Ludwig der Springer. Episch-lyrisches Gedicht von B. Milden. Braunschweig, Leibrock. 1858. 16. 22½ Ngr.

Im Interesse der Wahrheit muß ich gestehen, daß ich erst durch diese Dichtung die nähern Details aus dem Leben Ludwig's des Springer erfahren habe; danach sind denn auch meine Illusionen über denselben etwas geschwunden und die Gewißheit ist in mir entstanden, daß die nähere Bekanntschaft für ihn durchaus nicht vortheilhaft ist. Für die Bereicherung meiner Kenntnisse sage ich dem Dichter meinen besten Dank, aber er hätte das lieber in Prosa abmachen können, jedenfalls bequemer für ihn und für mich, ohne daß er sich die Mühe gab, einen Menschen zum Helden zu stempeln, an dessen Charakter man auch bei den freiesten Ansichten einigen Anstoß nehmen muß. Ohne den geehrten und gelehrten Lesern zu nahe treten zu wollen, sind wir der Ueberzeugung, daß einige von ihnen von den intimern Lebensverhältnissen des Springers auch nicht ganz genau unterrichtet sein dürften. Ludwig lernte als Witwer die Gemahlin des Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen, Adelheid, kennen; es entsteht ein Liebesverhältniß mit Stelldicheins und daraus der Beschluß, den unbequemen Gemahl aus dem Wege zu schaffen. In Ausführung dieses freundschaftlichen Uebereinkommens ermordet Ludwig den Pfalzgrafen, heirathet Adelheid, bekommt mit der Gemahlin ganz berechtigte Gewissensbisse und beide gehen schließlich ins Kloster. Milden hat sich bei der Verarbeitung seines Stoffs die „Amaranth" von Redwitz zum Vorbilde genommen, ohne daß es ihm nur im geringsten gelungen wäre, diese Dichtung zu erreichen. Wir finden hier wie dort die wechselnde Form in der Erzählung, unterbrochen durch lyrische Ergüsse und Bekenntnisse einer schönen Seele; wir finden die oft gesuchte, hier, bei dem Hintergrunde, höchst unpassende Aeußerung der Frömmigkeit. Ist die „Amaranth" als Dichtung mehr oder weniger der Ausdruck eines ganzen Menschen, der auch denen lieb und werth sein kann, die anderer Ansicht als der Dichter sind, so glauben wir dagegen hier keinen sich bewußten Ausdruck einer ausgeprägten Individualität vor uns zu haben, sondern einen Dichter, der der Mode wegen eine Gattung bereichern will. Nur geben wir ihm zu bedenken, daß die Leute, für welche sein Gedicht doch bestimmt ist, ihn nicht so ohne weiteres für einen „Frommen" ansehen werden. Ist es seit „Eritis sicut Deus" auch in dieser Gattung der Literatur gestattet, selbst Lascivitäten auszusprechen, wenn nur der Zweck das Mittel adelt, so verlangt man doch immer, daß es etwas geistreich, anregend, bedeutend geschieht. Aber so einfach Ehebruch und Mord und nach einem Leben voll Sünde und Lust ein bischen Klosterleben im Alter, und das alles ziemlich gewöhnlich erzählt — das wird auch von der Partei desavouirt, wenn nicht um des Princips willen, so doch zu Ehren des guten Geschmacks. Gegen diesen hat unser Dichter noch mehr gesündigt, als gegen die poetische Gerechtigkeit; ist doch die letztere verschuldet durch seinen Stoff und nur die Wahl des letztern ist sein Fehler: also wieder fühlbarer Mangel an Geschmack. Wir lassen also Adelheid als Aebtissin zu Schleipnitz und Ludwig als Mönch zu Reinhardsbrunn gestorben sein und bedauern nur, daß der Dichter sie aus ihren Gräbern heraufbeschworen hat. Wenn es wahr ist, daß Gespenster in das Reich der Schatten auf ewig zurückfliehen nach Anhörung schlechter Gedichte, so wüßten wir für Adelheid's und Ludwig's Grabesruhe keine passendere Lectüre, als Adelheid's und Ludwig's Lieder in dieser Dichtung. Möchte der Dichter sich sobald als möglich abfinden mit dem süßlichen Gefasel; fromm immerhin, recht fromm, aber dabei frisch und frei und klar!

5. Haspinger. Ein Heldenbild von Georg Fischer. Jubiläumsgabe zur Erinnerung an den tiroler Kampf vom Jahre 1809. Ulm, Sailer. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Dichtung schildert den tiroler Kampf von 1809, namentlich die Betheiligung Haspinger's, der bald als Mönch Freiheit predigte, bald mit der Büchse in der Hand für das Vaterland kämpfte. Der Held, die historische, bedeutende Unterlage, die natürlichen Sympathien für diesen Kampf machen uns von vornherein den Stoff lieb und werth; aber auch die Ausführung desselben ist von der Art, daß die ganze Dichtung ein regeres Interesse beanspruchen kann. Die Schilderung ist überall klar und bewegt, man sieht, daß der Dichter selbst von seinem Stoffe angezogen ist und daß er ihn genugsam beherrscht, um uns die handelnden Personen und ihre Heldenthaten anschaulich vor die Seele führen zu können. Die ganze Dichtung ist in 22 einzelne Gesänge getheilt, die, obgleich von ihnen jeder einen besondern Lebensabschnitt oder eine bestimmte That besingt, doch untereinander in engster Verbindung stehen. Der Form und selbst dem Stile nach erweitert und vollendet sich der Dichter mit dem Wachsen seines Stoffs, besonders ist das vom elften Gesange an zu bemerken, wo größere Lebendigkeit mit dem Eintreten des entscheidenden Kampfes zu erkennen ist. So ist denn die Jubiläumsgabe ganz geeignet, den Sinn zu erweitern und das Herz zu erwärmen, und unsern Blick von der trostlosen Muthlosigkeit der Gegenwart in eine so nahe Wirklichkeit zu versetzen, aus der wir Begeisterung, Lehre und Beispiel für unsere vielleicht nächste Zukunft schöpfen können. Jedes Kapitel des anregenden und liebenswerthen Buchs verkündet mit beredter Zunge, was Eintracht und Vaterlandsliebe vermögen; es zeigt, daß unsere Jugend nicht des Hinweises auf Marathon und die Thermopylen bedarf als Beispiel besonderer Heldenthaten; es zeigt, daß unsere Kraft im Vaterlande wurzelt und daß der Baum, trotz aller morschen Zweige und aller Auswüchse, noch Lebenskraft genug hat, um allen Stürmen von Ost und West Trotz bieten zu können. In solchem Sinne, nicht in Bezug auf Mustergültigkeit der Form, wünschten wir die Dichtung gelesen und solche Ueberzeugung möchte der Dichter den Lesern in die Seele zaubern. Als Probe diene folgende Stelle aus Haspinger's Rede:

„Stehst so still und ferne drüben, alte Frau, und bist so blaß —
Und du mit den rothen Wangen, Sennerin, dein Aug' ist naß:
Werdet doch, bei'r Mutter Gottes, nicht mit Herzeleid es sehn,
Wenn die schmucken Bursche wieder in der Kämpfe schönsten geh'n!

„Mütterlein, in jungen Tagen hat ja auch dein Herz geliebt;
Sag', ob ihre Seligkeiten Liebe dem Bedrückten gibt?
Unter freien Menschen wohnte lächelnd damals euer Glück,
Und du zagst, wenn Lieb' und Freude wieder soll zu uns zurück!

„Mädchen, warum trüben Thränen deines Auges hellen Schein!
Möchtest wol in Fluch und Jammer eines Sklaven Weib da sein —
Nicht des Sklaven Weib, dem fremden Wütherich nur eine Magd,
Die des eignen Lebens Schande hülflos nur den Wolken klagt!

„Drum hinweg mit diesen Thränen, und verstummen laßt dies Ach,
Wo ich ein Tirolerauge heute noch in Thränen seh' —
Ach, da weiß ich, daß die Heimat nicht in solchem Herzen lebt
Daß ihr um ein flüchtig Träumen leicht der Güter höchstes gebt." —

Und der Mutter Schmerz verstummte: jener fernen Tage Bild,
Da ein freier Sohn der Alpe ihres Herzens Stolz und Schild,
Trat vor die erwachte Seele, und sie hat emporgeschaut,
Und des einz'gen Kindes Leben fromm dem Höchsten anvertraut.

Und das thränendunkle Auge trocknete die Sennerin,
Heißen Blicks zu dem Geliebten sprach sie groß und ernst: „Zieh hin!
Ich will beten, daß die Jungfrau gnädig wacht ob unserm Glück,
Aber komm, ein freier Mann mir, oder kehre nie zurück."

6. **Hans Georg Derfflinger.** Ein Reitergesang aus alter Zeit von **Karl Ueberhorst.** Berlin, Wagner. 1859. Gr 16. 15 Ngr.

Der Gegenstand zunächst ist sehr glücklich gewählt; die Person des alten Derfflinger ist durchaus volksthümlich und die verschiedenen Lagen, in die der Held geräth und in denen er sein Herz und seinen Muth bewährt, geben dem Dichter Gelegenheit nicht blos seinen Helden oberflächlich zu zeigen, sondern auch sein Innerstes dem Leser klar und anschaulich zu machen. Mit der Wahl des glücklichen Gegenstandes hat aber der Dichter sehr viel gewonnen. „Alles Glück eines Kunstwerks", schreibt Goethe auf seiner Schweizerreise an Meyer, „beruht auf dem prägnanten Stoff, den er darzustellen unternimmt", und er setzt hinzu, daß gerade darin der Irrthum sehr leicht sei, weil man etwas Hübsches, Gutes u. s. w. sich unterschiebt, da man einmal arbeiten muß und will. Hier ist nun schon durch den Stoff alles bewegt und der bewegende Eindruck auf den Hörer hängt somit allein von der Geschicklichkeit des Dichters ab. Wir müssen diesem das Lob geben, daß er das Interesse für seinen Helden durchaus wach erhält und daß die nationale Färbung seines Gedichts es uns nur lieber und werther macht. Lobend erwähnen wir zuerst die Exposition und das weitere Ausmalen der Zeitverhältnisse; aus letztern hebt sich der Held klar und bestimmt hervor, die bewegenden, bedeutenden Kämpfe beeinträchtigen nicht den Eindruck der Bewunderung für Derfflinger, es wird durch die natürliche Verbindung beider vielmehr erst die durchgängige Vollständigkeit und innere Wechselbestimmung klar und fest, während nirgends die Uebersehbarkeit leidet. Darin erkennen wir ein großes Verdienst des Dichters, es zeugt von seinem Geschick und seinem Takte. Wie der Inhalt poetisch ist, so ist es ferner die ganze Behandlung; die volksthümliche Form steht im Einklang mit dem Gegenstande. Dabei müssen wir übrigens bemerken, daß der Dichter hier und da mit Form und Reim etwas zu nachlässig verfährt; Verse wie:

> Mit langem Degen wohl bewehrt,
> Den Harnisch auf der breiten Brust,
> Sitzt kühnlich er gar bald zu Pferd
> Und zum Kampf in frischer Luft;

oder:

> Doch drinnen weinet still und bleiche
> Die Tochter an des Vaters Leiche u. s. w. —

wären wol ohne viel Mühe zu vermeiden gewesen. Sie sollen uns auch den angenehmen Eindruck nicht stören, den die Dichtung auf uns gemacht hat; wir empfehlen den Lesern, mit uns darüber hinwegzusehen und sich an dem Ganzen und an den Episoden zu erfreuen, von denen wir unter anderm den Kampf der 400 pforzheimer Bürger hervorheben. An Erinnerungen und Mahnungen in Bezug auf unsere Zeit fehlt es auch dieser Dichtung nicht; der Druck, der seit dem Dreißigjährigen Kriege auf Deutschland lastet, ist vorzüglich geschildert; wie Preußen (der Große Kurfürst) in dem damaligen Kriege gegen Frankreich es allein ernstlich meinte und sich überall, wo es schnelles Ergreifen des günstigen Augenblicks galt, von seinen Bundesgenossen verlassen sah, kann man S. 124 lesen. Aber alles das ist nicht so schlimm wie es aussieht und vertrauensvoll sprechen wir mit dem Dichter:

> Manch' Trübsal hat seitdem gewaltet
> Wol auch auf vaterländ'scher Erde;
> Jedoch, ob Drangsal und Beschwerde
> Als gift'ger Wurm gar oft bedroht
> Den stolzen Baum mit jähem Tod —
> Gesund blieb doch der inn're Mark.

7. **Thekla.** Ein Gedicht in neun Gesängen von **Paul Heyse.** **Stuttgart**, Cotta. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

In die vorliegende Dichtung muß man sich hineinlesen, um sie **vollständig** würdigen zu können; es ist zunächst als ob die Glätte der Form und die Eleganz der Sprache uns allein schmeichelnd berühren wollte, bis dann auch die Tiefe der Diction und der Gehalt des Inhalts unsern Geist gefesselt nimmt. Im ganzen ist „Thekla" zu weit angelegt, etwas mehr Beschränkung wäre, namentlich am Anfange, wol wünschenswerth gewesen; aber auch über diese Breite und Ausdehnung sieht man gern hinweg, da man doch überall Gelegenheit finden wird, die künstlerische und kunstverständige Leitung des Dichters zu erkennen. Die Ausführung zeigt Feinheit, Geist und Geschmack, der Gang der Erzählung hat etwas Gemessenes, hier und da ist sogar ein abgemessener Pathos nicht vortheilhaft und eine etwas größere Lebhaftigkeit wäre zu wünschen gewesen; dabei kommt aber das sittlich Leidenschaftliche so angemessen zur Entwickelung, daß es scheint, als habe der Dichter hier und da absichtlich seinen Schilderungen kühlere Stimmung gegeben, um die Lichtseiten nur um so glänzender hervortreten zu lassen. Das Gedicht gibt eine Episode aus dem Kampfe des Christenthums gegen das griechische Heidenthum; die Religion der Liebe im Gegensatz zu der Cybele-Verehrung, die in der Zeit des Verfalls selbst ohne jeden poetischen Inhalt war, wird geschildert; das Sinken des griechischen Volks unter römischer Herrschaft (etwa zur Zeit des Vitellius), der letztern Unsicherheit der neuen Lehre gegenüber angemessen zur Anschauung gebracht. Die Bekehrung der Griechin Thekla durch den Apostel Trypson, ihr Kämpfen und Leiden, ihre wunderbare Rettung von dem Märtyrertod, endlich ihr Entschluß, des Herrn Wort zu verkündigen, bilden den eigentlichen Inhalt der Erzählung, um welchen herum sich sehr geschickt die größern und weitern Bezüge gruppiren. Sehr lebendig und charakteristisch sind die handelnden Personen gezeichnet: Thekla selbst, deren Mutter Theoklia, der weintrunkene, eifersüchtige Bräutigam Thamyris, der begeisterte Apostel Trypson, der Thekla's Besitz ausschlägt:

> Denn der Besitz macht feig und hindert die That; das Bedürfniß
> Kettet uns an den Genuß; —

sein Gegensatz, der sinnliche Cybele-Priester; der bedächtige und unsichere Prätor Castellius; dann weiter die weniger bedeutenden Personen, der Hauptmann Skyron, der Gastfreund Demas, der Goldschmied Hermogenes u. s. w. Ebenso vorzüglich sind einzelne Schilderungen: wir erwähnen als hierher gehörig das Cybele-Fest, die Eifersucht des Thamyris, die Christenversammlung, Thekla's Besuch des Trypson im Kerker, des Apostels Zusammentreffen mit dem Priester, der drohende Tod Thekla's, das errettende Naturereigniß u. s. w. Namentlich ist die letztere Schilderung höchst poetisch und bedeutend, während den viel Raum einnehmenden Gesprächen hier und da mehr geistreiche Lebhaftigkeit zu wünschen gewesen wäre. Wie letztere alle ohne Ausnahme rein und edel gehalten sind, so sind auch einzelne von ihnen als vorzüglich hervorzuheben, z. B. die Antwort Trypson's auf Thekla's Bitten, ihm in die Welt folgen zu dürfen. Die schon oben lobend erwähnte Schilderung des befreienden Naturereignisses möge dem Leser von der meisterhaften Darstellungsweise, die Heyse auch hier wieder in dieser Dichtung neu bethätigt hat, eine Probe geben:

> Da horch! Hoch her vom Gebirge
> Schwang sich die Windsbraut auf und schnaubt' in die Tiefe. Gerölle
> Riß sie vom Abhang nieder und trieb es in wüthendem Wirbel
> Ueber die Stufen hinab ins dichteste Menschengewoge.
> Und sie fuhr in die Brände, zerwühlte sie, kämpfte mit schwerem
> Odem die Gluten zurück und zerstampfte die schweifenden Funken,
> Daß die feurigen Zungen, im Sand sich bäumend, verlechzten.
> Doch in Purpur gehüllt, hoch unter dem Nachtfirmamente,
> Raste das Wetter heran, und die Wolke zerriß, und ein Blitzstrahl
> Flammte, solang ein Schwimmer den Hauch anhielte des Athems,
> Daß im zuckenden Glanze die Nacht zum Tag sich erhellte.
> Nur Ein Schrei des Entsetzens erscholl ringsum in der Menge,
> Denn als ließe der Berg sein felsiges Haupt von der Höhe
> Rollen, den Bau zu begraben und weit zu verschütten die Ebne,
> So vom Himmel erklang die betäubende Stimme des Donners

Furchtbar lange Minuten. Die Helle verschwand, und im Finstern
Dröhnte der Schall noch fort und erschütterte Mauern und Stufen.
Jetzo ein kürzerer Blitz, da brach das Gewölk, und der Regen
Prasselte laut in die Tiefe. Der Donner verscholl, von des Flut-
schwalls
Tosendem Heulen verschlungen. Hinaus in die ebene Landschaft
Wanderte schwer der Orkan und wälzte die Wucht des Gewitters
Ueber Ikonium hin und den See, und der düsteren Reise
Zeigten die Blitze den Weg.

8. Der Alpensee. Dichtung von Charlotte Krug, geb. Schnorr von Carolsfeld. Leipzig, Voigt und Günther. 1858. 16. 25 Ngr.

„Der Alpensee" ist eine Art Idylle mit historischer Unterlage. Die Liebe einer Sennerin Rosi zu dem Begleiter Hofer's, Cajetan, ihre Trennung von dem Geliebten und die Wiedervereinigung durch einen bairischen Obersten, den Rosi im tiroler Kampfe pflegte und der nun mit seiner Tochter Erna kommt, sich dankbar zu beweisen, bilden den Inhalt dieser Erzählung. Die Anlage ist etwas größer als die Ausführung, die bei allem Geschick am Ende etwas erlahmt, zuletzt sogar fragmentarisch wird, wie das wol der Novelle aber nicht der epischen Dichtung gestattet ist. Dabei ist nicht zu leugnen, daß das Heroische und Idyllische ganz anmuthig vereint ist. Das Colorit ist warm, die Zeichnung der Charaktere correct, die Sprache durchweg edel; einzelne Landschaftsbilder, z. B. „Der Morgen im Gebirge" im Abschnitt „Die Thalfahrt", sind wohlgelungen, die Stimmung namentlich ist vorzüglich wiedergegeben; wie denn überhaupt das Landschaftliche und das Beschreibende den besten Theil des Gedichts ausmacht. Wir empfehlen nach dem Gesagten die Dichtung als eine ganz ansprechende Erzählung, die geeignet ist, den Leser zu fesseln und zu bewegen.

9. Lieder-, Sonetten- und Romanzenkranz von Paul Rieder. München, Finsterlin. 1859. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Ballade stellt den Stoff vom Standpunkte der unmittelbaren Volksanschauung dar, die Romanze vom Standpunkte des idealen Selbstbewußtseins. Echtermayer, von dem dieser Ausspruch herrührt, hätte unmöglich aus Rieder's Dichtungen zu diesem Resultat gelangen können, denn weder Volksbewußtsein noch ideales Selbstbewußtsein ist irgendwo in ihnen zu entdecken, sodaß wir uns also entschließen müssen, entweder Echtermayer's Ausspruch für falsch oder den Dichter für einen Schalk zu erklären, der uns seine Gedichte unter falscher Etikette gibt. Vielleicht auch — eine Ansicht, zu der wir uns entschieden bekennen — hat Paul Rieder in dem Wahne gelebt, den rechten Ring zu besitzen; nicht wir sind Getäuschte, sondern er hat sich selbst betrogen, durch eine allerdings etwas weit getriebene Unkenntniß über das Wesen der Poesie. Fehlt es ihm doch auch, abgesehen von der falschen Bestimmung, entschieden an einigen zum Dichten nothwendigen Vorkenntnissen. Mit dem Stil und der Beherrschung der deutschen Sprache ist er noch etwas im Streit; soviel wir wissen, ist es ja eben sein erstes öffentliches Auftreten, und kein Meister wird geboren. Wir nehmen z. B. gleich die Romanze Nr. 2 und erwähnen, daß es nicht gebräuchlich ist zu sagen: „Die Runen that sein Blut verwunden", „Wo betend er als Pilger stund", „Und willst für reichste Lieb du schwören". Wir müßten mehrere Seiten d. Bl. in Anspruch nehmen, wollten wir alle stilistischen Fehler in diesen Gedichten nur einfach verzeichnen; wir schenken uns und den Lesern dieses Vergnügen, müssen aber weiter bemerken, daß auch der Reim nicht immer correct ist. Wir schlagen zum Beweise das erste beste Gedicht auf, S. 208, und finden daselbst auf einer Seite: Vertreter — Wetter, Granite — Sitte, Sonne — lohne, Chamäleon — davon, Patriot — Gott. Aus demselben Gedichte „Der Volksvertreter" kann der Leser einen Begriff von der hohen Anschauung des Dichters und dem Reichthum seiner Gedanken und Bilder erhalten; dort heißt es:

Sei kein Chamäleon!
Die Wählerschaft will Wahrheit haben:
Verachtung tragen die davon
Die fremde Fluren untergraben,
Um der Citrone Sonderinteressen
Für Kastenschalen auszupressen.

Das ist — der Leser wird es uns zugeben — etwas unverständlich und doch durchaus noch nicht die blühendste Redeweise, die wir gefunden haben. Das ganze Buch vielmehr zeigt eine stetige Folge von Geschmacklosigkeit, und nur unserm Grundsatze, nie über dergleichen poetische Versuche den Humor zu verlieren, hat Paul Rieder es zu danken, wenn wir seine sogenannten Dichtungen nicht so scharf abfertigen, wie sie es verdienten.

Ihr sollt auf schönre Kränze warten
Wenn euch nicht ganz mein Lied entzückt,
Unzählig sind die Blumenarten,
Die täglich noch der Dichter pflückt —

so singt Rieder zum Abschied. Wir warten nicht, wir sind durchaus nicht entzückt und hoffen sehnlichst, daß der Kranz, der aus den unzähligen Blumenarten gewunden wird, einem andern zum Zerpflücken zugeworfen werde als dem Berichterstatter.

3.

Das Neueste über Grönland.

Es gibt wenig von Menschen bewohnte Punkte der Oberfläche unserer Erde, welche mitten in einer bejammernswerthen Armuth an irdischen Gütern und Lebensfreuden so reich gesegnet sind an Wundern der Natur, welche ungeachtet des Mangels an wirklich historischer Bedeutung, dennoch ein so lebhaftes geschichtliches Interesse gewonnen hatten, als Grönland. Seit seiner ersten Entdeckung und civilisirten Besiedelung durch die kühnen isländischen Normannen bis zu unsern Tagen herauf ist dasselbe fast ununterbrochen ein Gegenstand der anziehendsten Forschungen und Belehrungen gewesen. Unsere Naturgeschichte, Erd- und Himmelskunde hat gerade in dieser beschränkten Sphäre eine Fülle von Stoff zum Erweitern des Wissens, zum Prüfen und Beweisen vieler Naturgesetze erhalten, wozu kein anderes Land in gleichem Maße die Gelegenheit geboten hätte. Daneben hat auch die Poesie ihren Gewinn gehabt, durch eine ganze Reihe von kernig besungenen Helden und deren Thaten. Und in der Entwickelungsgeschichte unserer christlichen Kirche liefert dieser eisige Fleck Landes manches beherzigenswerthe Beispiel der wärmsten Begeisterung und Hingebung für die erhabene Sache.

Ein befriedigendes geographisches Wissen von ganz Grönland haben wir aber erst in neuester Zeit durch den dort lebenden Oberbeamten H. Rink erhalten. Alles Frühere war bald mehr bald weniger nur Bruchstück. Die wissenschaftlich gebildeten Reisenden gingen zu flüchtig daran vorüber; die handeltreibenden und dem Fischfang obliegenden Seefahrer besuchten nur die ihrem Geschäft anpassenden Gestade; die Missionare sahen in ihrem frommen Berufe der Bekehrung und religiösen Belehrung ihre höchste Lebensaufgabe, alles andere hatte für sie kaum einen Werth. Dagegen war Rink ein ganzer Mann der Wissenschaft, der unter Leopold von Buch, Alexander von Humboldt, Karl Ritter und Dove seine gründliche Vorbildung zum Reisen bekommen hatte und dann mehrere Jahre in Grönland eine Heimat erhielt. Durch vielfache Reisen zu Lande und zu Wasser, durch Einsicht in die officiellen Berichte, durch gutachtliche Beurtheilungen der mercantilischen, staatlichen und andern Verhältnisse von Sachverständigen hat er sich Aufschluß über alles zu verschaffen gewußt, was zu einer ausführlichen Monographie eines Landes nur gezählt werden kann. Schon als er im Jahre 1852 die erste Hälfte seiner Arbeit „Ueber die dänischen Handelsdistricte von Nordgrönland" herausgab, erregte er die größte Aufmerksamkeit aller Gelehrten von Fach, und es

war besonders Dove, welcher auf dies Werk hinwies, als auf eine köstliche Fundgrube für die Physik der Erdkunde. Schon damals erwarb sich A. von Etzel ein Verdienst darum, Mittheilungen aus dem Buche zu machen, welche in der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde" veröffentlicht worden sind. Als nun im Jahre 1857 die zweite Hälfte von Rink's Forschungen „Ueber das südliche Inspectorat Grönlands" auch in dänischer Sprache an die Oeffentlichkeit trat, und fast noch mehr als die erste hochgeschätzt wurde, begnügte sich Etzel nicht mehr mit bloßen Auszügen aus diesem vortrefflichen Werke, sondern er nahm es sich nun vor, eine selbständige Beschreibung von ganz Grönland zu geben, wobei ihm die Rink'sche Arbeit als Hauptgrundlage und wichtigste Quelle dienen sollte. So entstand denn:

Grönland geographisch und statistisch beschrieben. Aus dänischen Quellenschriften von Anton von Etzel. Stuttgart, Cotta. 1860. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ein Schreiben von Karl Ritter an die Verlagshandlung, in welchem derselbe auf den gediegenen Werth des Buchs aufmerksam macht und es sehr wünschenswerth sein läßt, daß „dieses lehrreiche Werk" sich der reichhaltigen Sammlung der „Reisen und Länderbeschreibungen" anreihen möge (deren vierundvierzigste Lieferung es bildet), ist ein empfehlendes Vorwort zum Ganzen. Die darauffolgende Vorrede des Verfassers gibt einen kurzen übersichtlichen Nachweis der Quellen, aus denen er hauptsächlich geschöpft hat. Diese sind nun meistens dänischen Ursprungs, indeß blieben dabei auch die Forschungen von Manby, Scoresby, Giesecke, Cranz, sowie die auf Grönland bezüglichen Entdeckungen bei der Aufsuchung der nordwestlichen Durchfahrt nicht unbenutzt.

Das Werk zerfällt übrigens in fünf Abschnitte, wovon der erste die Geschichte Grönlands, der zweite die physikalische Beschreibung desselben enthält. In dem dritten werden die productiven Erwerbsquellen und Bedingungen für den Lebensunterhalt der Bewohner des Landes erwogen, während der vierte ausschließlich der Beschreibung der Bewohner gewidmet ist. Der fünfte enthält die wichtigsten statistischen Notizen und Tabellen über Grönlands Bevölkerung, Handel, Missionswesen, Medicinalwesen, Meteorologie u. s. w.

Die Geschichte beginnt mit der von den Europäern zuerst entdeckten Westküste Grönlands, geht dann über zur Erforschung der Ostküste und schließt mit dem Nachweis der Insularität Grönlands. Die Sagen von der ersten Ansiedelung durch Erik den Rothen, von der Bekehrung durch Leif, von der Entdeckung Amerikas durch die in Grönland angesiedelten isländischen Normannen sind nach der allgemein bekannten Weise erzählt. Ebenso sind auch die Sagen von dem Sänger Helge, sowie die Schilderungen des alten Grönland nach dem „Königsspiegel" wiedergegeben. Das Aufblühen der Colonie und ihrer Kirche, ihre Kämpfe mit den Eingeborenen, mit den Norwegern und Engländern werden übersichtlich kurz zur Anschauung gebracht. Der Verfall der Colonie und ihr wahrscheinlicher tragischer Untergang durch die Eskimos kommt zur Darstellung. Dann wird gezeigt, wie Grönland zuletzt ganz dem Gedächtniß verloren ging und endlich von John Davis wieder entdeckt ward, wobei sich denn Dänemark seiner verlassenen Colonie erinnerte, aber nicht viel that zu ihrer Wiedergewinnung und Wiederbelebung, bis Hans Egede mit seiner religiösen Begeisterung hinzukam und nicht eher ruhte, als bis er seinen frommen Zweck erreicht sah.

Hans Egede ist am 31. Januar 1686 in Norwegen geboren; er war 1708 Prediger zu Vaagen und Grimsöe in den Nordlanden, als er den ersten Entschluß faßte, der Apostel des wiederzufindenden Grönland zu werden. Der Verfasser vergleicht ihn sehr sinnig mit Columbus. Was dieser für Spanien und Westindien gewesen, sei Egede für Dänemark und Grönland geworden. „Wie jener achtete auch Egede Spott und Nachrede gering und ging unermüdlich seinem Ziele entgegen. Nachdem jahrelanges Mühen, eifriger Briefwechsel und mannichfache Bittschriften ihm keinen Erfolg verschafften, legte er 1717, durch ein kleines Vermögen von 300 Species unterstützt, sein Amt nieder und ging nach dem dänischen Süden, um die Schwierigkeiten, die sich seinem Entschlusse entgegenstemmten, besser zu beseitigen. Stets Audienzen begehrend, entmuthigte ihn abschläglicher Bescheid nicht und jedes neue Hoffen stärkte ihn in seinem Beginnen, erntete er auch bisher nur den Schimpf eines Thoren, Phantasten und Grillenfängers. Wie der maurische Krieg dem Genueser eine fast unübersteigliche Schranke aufstellte, so war es hier der nordische Krieg, und wie dort der Fall Granadas, erweckte hier der Tod neue Aussichten, indem er in Karl XII. das Hinderniß aus dem Wege räumte. Es wurde endlich eine Vereinigung der Seefahrer und Kaufherren im Rathhause zu Bergen zu Stande gebracht, um den Plan in Erwägung zu ziehen, aber wie bei der Berufung der Weisen zu Salamanca, fiel auch jetzt der Bescheid verneinend aus. Da reiste Egede 1718 nach Kopenhagen und trug die Sache Friedrich IV. vor, der, als eine Gesellschaft zusammentrat und zur Bestreitung die Summe von 10000 Thaler aufbrachte, die Errichtung einer neuen Colonie in Grönland befahl und Egede als Prediger bei derselben und als Missionar mit einem Gehalte von 300 Thlr. anstellte." Jetzt wurden drei kleine Schiffe gekauft, wovon das eine ihn, seine Familie und 46 Schicksalsgefährten aus Bergen mit den dazu gehörenden Lebensmitteln und Vorbereitungsmaterial zum Ansiedeln aufnehmen sollte, während das zweite zum Walfischfang und das dritte zum Tauschhandel mit den Eingeborenen bestimmt war. Man schiffte sich am 12. Mai 1721 ein und landete am 3. Juli im Fjord Godthaab, d. h. im Hafen der guten Hoffnung. Hier begründete man die erste Ansiedelung, ähnlich wie Erik der Rothe 800 Jahre früher. Egede suchte die Eingeborenen mit Liebe zu gewinnen, erlernte ihre Sprache und brachte dieselbe seinen beiden Söhnen dadurch bei, daß er sie mit den Kindern der Eskimos spielen ließ. Dann führte er große Reisen aus, um sich und die Eingeborenen zu belehren. Im Jahre 1723 erhielt er vom Könige von Dänemark den Befehl, sich nach dem Lande der Ostküste zu begeben, um nachzuforschen, ob von dem früher so berühmten Ostbau nichts mehr aufzufinden sei. Er machte sich mit zwei Schiffen auf den Weg, hatte aber zu wenig Proviant mitgenommen, sodaß er ohne eigentlichen Erfolg zurückkehren mußte. Es kam später ein königlicher Commissar, der untersuchen sollte, wie sich der Handel mit Grönland am besten beleben lasse. Es wurde dann ein großartiger Plan entworfen; 1728 wurden zwei armirte Schiffe und zwei Transportfahrzeuge nach Grönland gesandt. Man wollte ein Fort mit zwölf Kanonen zum Schutz der Colonie anlegen. Der Commandeur desselben sollte der Hauptmann Landorf sein, während Major Paars zum Gouverneur von ganz Grönland bestimmt war. „Zu gleicher Zeit wurden elf Pferde mitgesandt, mit deren Hülfe der Gouverneur und sein Gefolge versuchen sollte, quer durch das Land zur Ostküste zu reiten, um, wenn möglich, auf diese Weise den seewärts unzugänglichen Ostbau zu erreichen. Der beabsichtigte Ritt konnte gar nicht angetreten werden, denn schon auf der Ueberfahrt starben fünf Pferde, und die andern kamen bald darauf in Grönland selbst vor Hunger und Elend um, da die Ansiedler sogar Mühe hatten, das eigene Leben zu fristen. Man hatte auch daran gedacht, der neuen Colonie schnell eine stärkere europäische Bevölkerung zu geben, und außer den mitgenommenen Familien der Soldaten wählte man zehn Mann aus dem Gefängniß und zehn Mädchen aus dem Waisenhause, die nach dem Lose miteinander verheirathet wurden, und schickte sie nach Grönland. Die Schiffe erreichten glücklich ihren Bestimmungsort und noch in demselben Jahre ging man daran, die frühere Colonie auf den Platz zu versetzen, wo jetzt Godthaab steht. Dort wurde man vom Winter überrascht, als man erst mit den neuen Gebäuden halb fertig war, und schon durch die schwere Arbeit bei Versetzung der Colonie hatten die neuen Ankömmlinge hart gelitten. Nun brach unter diesen rohen und verbrecherischen Menschen, denen man nicht einmal Obdach zu verschaffen im Stande war, nicht nur Krankheit, sondern auch eine Unzufriedenheit, die an offenen Aufruhr grenzte, aus. Ihr

zügelloses und unsittliches Betragen war ein starkes Aergerniß für die grönländische Bevölkerung, der sich Egede mit so großer Sorgfalt bestrebt hatte, mildere Sitten und christliche Begriffe einzuflößen. Die Befehlenden sollen, wie erzählt wird, im Laufe des Winters genöthigt gewesen sein, sich in dem Gouvernementsgebäude einzuschließen, die Fenster mit Kanonen zu besetzen und in der Nacht wechselsweise Wachen gegen ihre eigenen Leute aufzustellen. Es erlagen vierzig der Neuangekommenen in diesem schrecklichen Winter der Krankheit und Noth. Im folgenden Jahre kam schon früh ein Schiff aus dem Vaterlande an, und auf ihm zog der Gouverneur mit den Resten der Mannschaft nach dem erwähnten Nepisene, wo die Walfischfängerloge aufs neue eingerichtet und wohin gleichzeitig das Fort verlegt wurde. Egede blieb in Godthaab, wo er jedoch jetzt aller Mittel in dem Grade entblößt war, daß seine eigenen Missionsreisen auf das Nothwendigste beschränkt werden mußten. Trotz der unglücklichen Nachrichten, die in diesem Jahre in die Heimat gelangten, hatte die Regierung doch eine neue Idee erfaßt, um das Aufblühen der Colonie zu befördern. Sie schickte nämlich einen Vorrath Zimmerholz ab, der im nächsten Jahre in Grönland ankam, und aus dem Häuser für sechs isländische Familien erbaut werden sollten, welche man im Sinne hatte, im nächsten Jahre überzuführen und dorthin zu setzen, wo sich Spuren der verloren gegangenen ältern isländischen Bevölkerung vorfanden." Da änderte der Tod Friedrich's IV. plötzlich alles. Christian VI. hob beide Colonien auf. In Nepisene kam 1731 ein Schiff von Dänemark mit dem Befehle, alle Colonisten wieder nach Europa zurückzubringen. Nur dem Egede ward es freigestellt zu bleiben. Er blieb, und acht bis zehn Mann entschlossen sich, mit ihm das Schicksal zu theilen. Proviant war nur auf ein Jahr zurückgelassen. Auf Egede's flehentliches Bitten brachte aber 1732 ein neues Schiff die erforderlichen Lebensbedürfnisse auf längere Zeit. Im folgenden Jahre erhielt Egede ein königliches Schreiben, worin ihm 2000 Thaler jährlich zum Unterhalte der Mission bewilligt wurden. Der Handel sollte nun mit größerer Kraft betrieben werden. Diese plötzlich verbesserte Lage hatte Graf Zinzendorf bewirkt, welcher zugleich auch noch drei Mährische Brüder aus Deutschland hinübersandte, um dort ein Neuherrnhut zu gründen. Im folgenden Jahre wurden noch zwei Herrnhuter geschickt. Da brachen aber die Pocken aus und griffen schrecklich verheerend um sich. Man schätzte die Zahl der Hinweggerafften auf 2—3000. In der ganzen Umgegend von Godthaab blieben nur acht Eingeborene übrig. Der alte Egede kehrte 1735 nach Dänemark zurück. Sein Sohn Paul übernahm seinen Platz, der 1740 nach Dänemark kam, um hier Bischof der grönländischen Mission zu werden. Der grönländische Handel ward einer Privatgesellschaft anvertraut. Merkwürdig sind dann die Reisen des Kaufmanns Olsen Wollöe von 1751—53; er gelangte wirklich nach der Ostküste bis 61°, war der erste, welcher Eriksfjord wieder besuchte und die Ruinen in der Gegend von Brattelid beschrieben hat, worunter auch die Ueberreste von zwei Kirchen waren. Er mußte zwei Winter unter den entsetzlichsten Qualen hinbringen, wobei er auch Kämpfe mit den mordgierigen Eingeborenen zu bestehen hatte. Er wurde schlecht belohnt für seine Drangsale. Sein Tagebuch wurde kaum gelesen. „Erst 34 Jahre später zog es der bekannte Fabricius aus seiner Verborgenheit, und erst jetzt, nachdem es gedruckt wurde, gedachte man auch des Mannes, der es geschrieben hatte und erfuhr nun, daß er sich in Kopenhagen aufhielt und in großer Armuth lebte. Ein hochbetagter Greis wurde er nun dem Wohlwollen der Regierung empfohlen, erreichte aber dennoch nichts. Der Wiederentdecker des gesuchten und ersehnten Ostbaus mußte sich glücklich preisen, daß ihm Bischof Paul Egede eine kleine Anstellung verschaffte, in der er 1793 im Alter von 77 Jahren starb."

So führt der Verfasser die Geschichte der grönländischen Niederlassung bis auf unsere Tage weiter. Man richtete nach und nach 27 kleine Handelsplätze im Süden ein. Es ist jetzt die Hauptaufgabe der Handelsverwaltung, die Bevölkerung zu beschützen und ihr aufzuhelfen; auch hat jetzt die Mission mehr Mittel in die Hände bekommen, um für den geistigen Fortschritt besser sorgen zu können.

Der zweite Abschnitt enthält eine Geographie des Landes und gibt einen interessanten Ursprung der schwimmenden Eisfjelde; die sorgfältige Besprechung des Klimas und aller damit verwandten Gegenstände hat für die Meteorologie einen großen Werth. Der Verfasser folgt hier vorzugsweise Rink. Wir bringen etwas davon zur Mittheilung. Im Sommer 1848 war das Wetter ungewöhnlich beständig und schön bis Mitte September. Da kehrte rasch unruhiges kaltes Wetter ein. „Nachdem die Landseen schon überall im October mit Eis belegt gewesen waren, trat in den ersten Tagen des November wieder Thauwetter mit Regen und Schnee ein, welche die Fußstege bei Godhavn unwegsam machten, in die Häuser der Grönländer eindrangen und deren schon durch das unruhige Wetter eingetretenen Mangel und schlechte Verfassung vermehrten. Erst am 21. November sank das Thermometer unter 10° R. und hielt sich so den Rest des Monats, wobei die Sonne zugleich am Horizonte verschwand, nachdem man sie die letzten Tage wegen übertrockener Luft durchaus nicht gesehen hatte, und dann begann Thauwetter nicht mehr vor dem April. Im Laufe des December blieb die Temperatur, mit Ausnahme eines Zeitraums von einigen Tagen, in denen das Thermometer bis auf — 3° R. stieg, im Abnehmen, worauf unruhiges Wetter mit Schnee und Sturm von Südwesten und Norden bei — 12° bis 14°, und mehrere Tage Sturm aus Osten bei — 17° folgte. Endlich am 22. December setzte sich das Wetter mit strenger Kälte und das Thermometer sank zum ersten male auf — 20°. Nachdem das eingeschlossene Meer schon längere Zeit belegt gewesen war, wurden jetzt zum ersten male spiegelblanke Stellen von dünnem Eise weit und breit auf offenem Meere der Diskobucht gesehen, und bald lag das Eis fest, soweit das Auge reichen konnte." In den schönen und klaren Tagen, kurz nach Neujahr, konnte man jetzt die Nähe der Sonne unter dem Horizonte merken. Das Dämmerlicht hatte eine stark erleuchtende Kraft, sodaß man um Mittag nur an der Nordseite des Himmels die Sterne sehen konnte. Die feierliche Stille der ganzen Natur wurde nur durch das sonderbare Stöhnen und Singen unterbrochen, welches das Eis bei dem Fallen und Steigen des Wassers hören läßt. „Gegen 11 Uhr erschien der rothe Bogen am Himmel in Nordwesten, an dem Uebergang zum Blau des Himmels in Violett und Gelb spielend und sich dann allmählich, wie die Sonne sich auf der entgegengesetzten Seite näherte, zum Horizont hinabsenkend. Um 11½ Uhr wurde der Bogen nur noch durch das Windthal zwischen den hohen Fjelden gesehen, worauf sich die Nähe der Sonne durch die starke Erleuchtung der kleinen Wolken über dem Horizonte im Süden zu erkennen gab." Besonders feierlich war aber das erste Wiedererscheinen der Sonne selbst, welche sechs Wochen sich nicht gezeigt hatte. Die strenge Winterkälte hielt bis Ende März an. In zwei Nächten Anfang März sank das Thermometer bis auf — 30°. Die Sonne scheint in ihrem tiefen Stande wenig erwärmende Kraft auf die Atmosphäre auszuüben, wenigstens bewirkt sie keine Aenderung am Thermometer. Erst im März zeigt sie ihren Einfluß und kann dann durchschnittlich einen Unterschied von 4° bewirken. Oft ist der Unterschied sogar 10°, sodaß den Bewohnern die Winterkleider lästig werden können. Im April steigt das Thermometer schon manchmal über den Gefrierpunkt. „Endlich kam der 1. Mai heran, an welchem man an Blumen und grüne Felder zu denken pflegt, von denen hier aber schlechterdings nicht die Rede war, und man würde am Morgen auf der ganzen Insel Godhavn vergeblich nur nach einem Löffel voll Wasser gesucht haben. In der Nacht hatte es bei 8° gefroren, die kleinen Landseen waren mit Eis bedeckt: das wenige Wasser, welches sich am Mittage in einem hohlen Steine gesammelt haben konnte, war wieder um 8 Uhr abends mit Eis bedeckt; eine steile und scharf abgeschnittene Eismasse von 3—4 Ellen Dicke klebte als ein Rest von dem Eise des Meeres noch rund umher an dem Uferrande, der Schnee

lag 5—6 Ellen tief in den Klüften, und nicht ein Korn von den Eis- und Schneemassen, welche sich auf dem Lande aufgehäuft hatten oder längs dem Strande erst seit dem November angeheftet, war so aufgethaut, daß das Wasser davon hätte in das Meer fließen können." Der Mai pflegt gewöhnlich noch mit Thauen, wiederkehrendem Froste und Schnee abwechselnd vorüberzugehen. Im Juni zeigt sich zuerst wieder Regen, der aber noch durch Schnee vertrieben werden kann. Der Frost wird seltener und zeigt sich meistens nur bei Nacht. Es fehlen sogar die Sommer nicht, wo die Nachtfröste gar nicht, selbst nicht einmal im August aufgehört haben; dies war zum Beispiel 1849 der Fall. Der Winter von 1849—50 war in Grönland sehr streng, brachte es aber nicht bis zum Gefrieren des Quecksilbers. Besonders folgte aber auf ein sehr kaltes Frühjahr plötzlich ein warmer und entschiedener Sommer. „Bereits vor Mitte Juni waren die meisten Pflanzen in Blüte; es schien, als ob alles, was von der Natur auf den Sommer angewiesen war, sich damit beeilen wolle, das wenige davon Vorhandene zu benutzen. Gleichfalls kamen damals die Mücken in unglaublicher Menge hervor und selbst die Nachtfröste fingen an auszubleiben. In dieser ersten Hälfte des Juni stand das Thermometer auf 5—9° R. Wärme im Schatten und stieg in der Sonne am Mittag sogar bis 34°. In der Nacht sank es gewöhnlich etwas unter den Gefrierpunkt, aber auch Ausgang Juni nicht mehr. Der Monat Juli war bis auf einige unruhige Tage fast beständig warm. Am 28. stand das Thermometer im Schatten in Christianshaab bei Südostwind auf 14° Wärme, das Höchste, was ich in Nordgrönland gesehen habe."

Die Schneelinie ist in Grönland im Niveau des Meers. Hier bildet sich Eis und häuft sich Schnee an, worauf die stärkste Sommersonne vergeblich ihre aufschmelzende Kraft versucht. Daraus erklärt es sich denn auch, wie hier mehrere Thäler jahraus jahrein mit ewigem Eis ausgefüllt bleiben können. Merkwürdig ist aber, daß die Berge eine höhere Schneelinie zu haben scheinen, sodaß sie hier 2200 Fuß über dem Meere liegt zur Zeit des heißesten Sommers. Bei dem Ersteigen des Bergrückens, welcher längs der Südwestseite eine Höhe von beinahe 6000 Fuß erreicht, hat die successive Abnahme der Vegetation viel Belehrendes. Vom Karsoknäs ab führt ein gleichmäßig steigender Abhang bis zu dem eisbedeckten Plateau, d. h. auf einer Strecke von 1½ Meile bis zu einer Höhe von 5000 Fuß hinauf. Die geringe Menge Schnee, welche auf dieser Küste, vorzüglich auf der Südwestseite der Halbinsel fällt und die lange Zeit, in welcher die letzte im Sommer von ihm entblößt ist, bewirkt, daß die Vegetation hier höhere Grenzen als an andern Stellen erreicht, sowie sie auch hier zu ihrer bedeutendsten Höhe in dem ganzen Lande gelangt. Wir wollen deshalb kurz erwähnen, wie dieser Weg am 30. Juli 1851 war. „Das äußerste Vorland wird von nicht hohen Granitbergen gebildet, die mit den gewöhnlichen niedrigen und kriechenden Buschgewächsen, Empetrum, Andromeda u. s. w., bewachsen sind und mit besonders grünen, von Gräsern und Moosen bedeckten, zum Theil aber auch sumpfigen und wiesenartigen Flächen (Immerikfok, d. h. was reich an frischem Süßwasser ist) wechseln. Ueber eine Fläche mit großen Geröllblöcken, welche von dem Karsokstrome herabgespült sind, kommt man zu einem steilern, terrassenförmigen, den niedrigsten Fuß der Trappschichten, welche von hier ab den ganzen obern Theil der Gebirgsmasse einnehmen, bildenden Abhange. Mehr nach oben auf dieser Terrasse befindet man sich in einer Höhe von über 1000 Fuß, und auf dem äußersten Theile der Terrasse tritt dann ein in Graphit verwandeltes Kohlenlager hier und da in ausgeschnittenen Klüften zu Tage. Sehr häufig erreicht die Wolkendecke gerade genau den Rand der Terrasse und hüllt ihre Oberfläche in Nebel, und dies ist fast immer im August und September der Fall, wenn es sich nach Regen oder auch nach Regen und Schnee aufklärt, sodaß man die Oberfläche gerade unterhalb bis zu diesem Rande mit Schnee bestreut sieht, der mehrere Tage hindurch liegen bleiben kann, während es auf dem flachen Lande nur geregnet hat, oder der Schnee in demselben Augenblicke, in welchem er gefallen, auch verschwunden ist." So wird die Beschreibung sehr detaillirt durchgeführt. Man kann das belehrende und unterhaltende Princip nirgends verkennen, nur wäre es zu wünschen, daß die Sprache etwas gefälliger ausgefallen sei. Das Ganze ist etwas steif und eckig und erinnert sehr an eine gar zu buchstäbliche Uebersetzung. Es ist schade, daß ein so vortrefflicher, durchweg interessanter Gegenstand nicht auch eine anziehende Form besitzt. Läßt sich indeß nicht beides gleich gut haben, so wollen wir viel lieber an der Form als an dem Inhalte zu tadeln haben.

An der Küste Julianehaab zeigt im Winter das Meer wenig oder gar kein Eis, weil hier die Brandung zu groß ist. Ausgang Februar wird das Meer still; dann zeigt sich das Treibeis, welches in Farvel schon früher sichtbar war. Gewöhnlich führt dann ein südlicher Wind das Treibeis in großer Menge herbei, sodaß die ganze Meeresfläche davon weiß überdeckt ist. Man erkennt dann, daß das für ein Eisfeld gehaltene ferne Flächenstück aus unzähligen Bruchstücken zusammengesetzt ist. „Wenn diese Stücke auf das Land treiben und bei niedrigem Wasserstande trocken gelegt werden, sieht man, daß sie eine Dicke von sechs Ellen und darüber haben und rund herum in der Höhelinie des Wasserstandes durch den Wellenschlag ausgehöhlt sind, sodaß sie immer aus einem ziemlich breiten Fuß bestehen, der oben eine dünne Platte, nämlich den Theil des Stücks trägt, welcher über dem Wasser lag und deshalb nicht so schnell verzehrt werden konnte. Die kleinern abgerundeten Stücke, die man so auf dem Lande stehen sieht, haben daher ihrer Form nach einige Aehnlichkeit mit Tischchen, die nur auf einem runden Beine mitten unter der Platte ruhen." Dies Treibeis heißt „Großeis", ist gefrorenes Meerwasser und kommt vom hohen Norden, wo es durch jahrelang andauernden Frost entstanden ist. In Spitzbergen sind diese Schollen noch Eisberge, von da treiben sie erst Jahr und Tag im Meere umher, bis sie zur Südspitze Grönlands gelangen. Mit jedem Winter frieren sie zu einer zusammenhängenden Masse zusammen, welche im Sommer wieder voneinander lassen. „Wenn es nicht leicht ist, sich die erste Ursache von der Bewegung des Großeises zu erklären, so dürfte es noch schwieriger sein, nachzuweisen, wo es bleibt. Es legt sich nämlich als ein längerer oder kürzerer Streifen längs der Küste fest, hält sich hier einige Monate, indem es bald vom Lande zurückweicht, bald auf dasselbe hinaufgepreßt wird und verschwindet darauf. Zu gleicher Zeit ist es in einem beständigen Treiben nach Norden begriffen, aber die nördlichen Zipfel erreichen doch immer nur eine gewisse Grenze und verschwinden dort. Daß es ganz nahe der grönländischen Küste in noch kürzerer Zeit aufthauen sollte, als das Eis auf den kleinen Landseen und der Schnee auf dem Lande, und zwar trotzdem es sechs Ellen und darüber dick ist, während das Eis auf den Landseen nur 1½ Ellen stark ist, davon kann gar nicht die Rede sein. Man sieht auch, daß einzelne Stücke, die sich eingeklemmt haben und die innern Strömungen und Fahrwasser verstopfen, den größten Theil des Sommers über liegen bleiben, ohne eine sichtliche Veränderung zu erleiden. Es bleibt daher nur übrig anzunehmen, daß der nördliche Zipfel des langen Streifens sich von der Küste wegwendet, nach Westen hin in das Meer zerstreut wird und dort erst aufthaut." Dagegen könnte man einwenden, daß die auf der Rückreise von Nordgrönland nach der Südspitze begriffenen Schiffe in 10—20 Meilen Entfernung von der Küste wenig oder gar kein Eis antreffen; indeß darf auch wieder nicht übersehen werden, daß die ganze Treibeismasse gewöhnlich nur ein schmaler Streifen von höchstens 5—6 Meilen Breite ist, der sich bei dem Ablenken von der Küste in seiner Westgrenze sogar noch zerstreuen kann. Man erkennt, daß das Ganze noch ein unbefriedigt gelöstes Phänomen ist.

Wir lenken die Aufmerksamkeit der Leser nun auf die ethnographischen Untersuchungen des Buchs. Hier bringt dasselbe allerdings manches, was längst bekannt ist, indeß auch recht viel Neues und alles mit einer ganz frischen, anziehenden Farbe, welche auf scharfe, selbständige Beobachtung hindeutet. Das Buch weiß überall seine Leser zu fesseln und ebenso angenehm als belehrend zu unterhalten; dies gilt aber von dem hier genannten Abschnitte im höchsten Grade. Das Durchgehen der Lebensweisen, Sitten

und Charakterzüge eines fast noch wilden Völkerstamms, das Beschreiben ihrer Spiele und Feste, ihrer Wohnungen und Bekleidungen gewährt ein ganz besonderes Vergnügen, und wir müssen gestehen, daß der Verfasser gerade hier aus sehr guten Quellen geschöpft haben muß, und daß er das Ganze vortrefflich zur Anschauung gebracht hat. Zunächst wird darauf hingewiesen, daß durchschnittlich der Grönländer ein kleiner, wohlbeleibter, gelenkiger Menschenschlag ist, bei dem eine fügsame Gutmüthigkeit einen Hauptcharakterzug ausmacht. Die ihnen so häufig zur Last gelegte Sucht zu stehlen sei eine reine Andichtung. Hinterlist und Rachsucht treffe man nur ausnahmsweise und meistens nur in Nordgrönland an. Sie seien träge und dadurch auch schrecklich unreinlich. Es fehle ihnen eigentlich gar nicht an Lebensmitteln, sie entschlössen sich aber zu der Herbeischaffung derselben erst, wenn die allerhöchste Noth herangekommen sei. An ein Einsammeln von Wintervorräthen würde aus eben dem Grunde auch nicht gedacht. Sie lebten wie unmündige Kinder nur für den Augenblick und für die Kinder, die sie sehr liebten, aber auch verzögen, da sie ihnen jeden Willen und alle Freiheit ließen. Die Jugend sehe daher frisch, wohl und gut genährt aus, stecke voll Muthwillen und wolle von der Schule und Kirche nichts wissen; dabei würden doch immer wieder gute Menschen daraus, wie die Aeltern es wären. Die Kleidung ist dem Klima trefflich angepaßt; sie besteht aus Fellen von Seehund und Renthier, auch wol aus Vogelbälgen für die heißere Sommerzeit und zum Unterziehen. „Der Pelz wird über den Kopf gezogen, da er vorn und hinten ganz geschlossen und an ihm durchaus nichts zu knöpfen oder zusammenzubinden ist. Vom Halse ab verlängert er sich zu einer Kappe, die über den Kopf gezogen wird und ihn bedeckt, sodaß nur das Antlitz selbst frei bleibt und Ohr und Hals ganz mit Pelz verhüllt sind. Um die Stirn auch zu schützen, trägt man mitunter Mützen von Pelz, die über die Kappe gestülpt werden und diese fester und mehr nach unten andrücken. Ein solcher Pelz ist, selbst wenn er doppelt, unten von Hundefell, oben von Seehundsfell getragen wird, keineswegs unbequem und für die Bewegung beschwerlich, da er ganz der Körperform anpaßt, nicht über die Beine herabhängt und die Kappe so geschnitten ist, daß man den Kopf ziemlich frei bewegen kann, was jeder andere Schutz durch Tücher und Binden verhindern würde." Der Verfasser beschreibt dann in detaillirter Weise die Kleidung, ihre Verfertigung und Benutzung, bemerkt zugleich, daß dieselbe auch vortrefflich für den Nichtgrönländer tauge, nur nicht während der strengsten Winterkälte auf Reisen. Bei stillem Wetter könne man 30° R. recht gut vertragen, sei das Wetter aber windig, so könnten sogar 20—24° schon zu viel sein. Der Frost wirke dann sogleich erfrierend auf die hervortretenden Gesichtstheile, die weiß, hart und gefühllos würden. Die Sonne sei selbst im Februar noch zu ohnmächtig, das Aufthauen bewirken zu können. Man sei verloren, wenn man nicht Grönländer bei sich habe, welche von ihrer Wärme etwas abgeben könnten zur Wiederbelebung der erstarrten Glieder.

Die ganze Industrie der Grönländer beschränkt sich auf den Hausfleiß jeder einzelnen Familie und betrifft wenig mehr, als die Anfertigung der Kleidungsstücke und der Geräthe zum Fischfang und der Jagd. „Bei einer verbesserten geselligen Ordnung", sagt der Verfasser, „würden viele müßige und namentlich Frauenhände im Winter vortheilhaft mit Gerberei und Kürschnerarbeit zu beschäftigen sein. Das jetzige Gerben besteht einfach darin, daß in dem Urinkübel die Felle vom Fett befreit werden, worauf meist nur durch mechanische Mittel die Abhaarung und Erweichung geschieht. Die zu Booten zu verbrauchenden läßt man ganz vom Thran durchdringen und die Haare sich durch ruhiges Liegenlassen selbst ablösen. Da diese Arbeiten mit vieler Fertigkeit und dem inländischen Bedürfniß entsprechend ausgeführt werden, würde es leicht sein, durch Belehrung die Verfertigung von einschlagenden Gegenständen für den europäischen Markt zu gewinnen."

Das bisjetzt zur Sprache Gebrachte wird vollkommen ausreichen und zu der Ueberzeugung führen, daß das Buch sehr reich ist an belehrendem Stoff und zugleich eine anziehende Unterhaltung gewährt. Für naturhistorische, physikalische, geographische und meteorologische Studien gewährt es übrigens den Männern von Fach auch noch eine sehr erwünschte Grundlage durch Tabellen und Beilagen aus den Werken von Rink und andern Reisenden, welche ihre Forschungen an Ort und Stelle durchgeführt haben. Uebrigens läßt sich bei dem Lesen des Werks der Wunsch nicht unterdrücken, daß ihm auch eine gute Karte hätte beigegeben werden sollen. Durch Rink und Graah sind gerade hierzu vortreffliche Vorarbeiten geliefert. Der Verfasser beklagt es auch selbst, daß die Verlagsverhältnisse die Befriedigung dieses Wunsches nicht gestattet hätten. Trotzdem ist das Buch auch sowie es ist ganz vortrefflich und wird sich sicher einen großen Kreis von Lesern erwerben.

Heinrich Birnbaum.

Wachsmuth über den deutschen Volkshumor.

Man halte es für keine bloße Grille, wenn wir uns wiederholt darüber ausgesprochen und darüber beklagt haben, daß die humoristische, komische und satirische Literatur von den deutschen Kritikern und Literaturgeschichtschreibern in auffallendster Weise vernachlässigt und stiefmütterlich behandelt werde und daß hierin zum Theil auch der Grund liege, weshalb diejenigen, welche Talent zum Komischen haben, sich in Deutschland gegenwärtig kaum zu umfangreichern Compositionen zusammenzuraffen wagen und daß namentlich das Lustspiel im Verhältniß zum ernsten Drama so sehr daniederliegt. Mit dem Lustspiel war es, von Bagatellen abgesehen, in Deutschland freilich von jeher sehr übel bestellt, ja nach der Versicherung mancher besitzen wir, außer vielleicht dem Lustspiel „Der zerbrochene Krug" von Heinrich von Kleist, nur ein einziges mustergültiges: „Minna von Barnhelm", und auch dieses ist nicht einmal ein eigentliches Lustspiel, sondern ein zum größten Theile sehr ernstes Charakter- und Sittengemälde mit allerdings glücklichem Ausgange. Was ferner Heinrich von Kleist betrifft, so ist gerade dieser ein redendes Beispiel für unsere Klage, daß Dichter von komischer Begabung nur zu leicht durch die Misgunst der Kritik zurückgeschreckt werden, in dieser Richtung sich weiter zu entwickeln. Kleist's Lustspiel fiel z. B. in Weimar total durch und wurde von der mitzeitigen Kritik sehr übel behandelt. Da mußte ihm freilich die Lust vergehen, sich in diesem Genre noch weiter zu versuchen.

Durch jene wegwerfende Behandlung, welche die komische Hälfte der Literatur von jeher seitens der meisten Kritiker und Literaturgeschichtschreiber in Deutschland erdulden mußte, haben sich viele Gebildete wie Halbgebildete zu dem Glauben verleiten lassen, daß das Komische eine niedere plebejische Gattung sei und daß man den komischen Schriftsteller mit derselben Geringschätzung zu betrachten und zu behandeln habe wie Freund Bajazzo (jetzt vornehmer „Groteskkomiker" genannt) bei einer Kunstreiterbande, deren Leistungen doch ohne die komischen Intermezzos auf die Dauer sehr langweilig werden würden. Nun zu diesen Bajazzos der Dichtkunst gehören auch Autoren wie Aristophanes, Plautus, Shakspeare, Molière, Cervantes, Jean Paul, Lichtenberg, der Däne Holberg u. a., und der Kenner wird wol kaum darüber in Zweifel sein, daß die Lustspiele des Aristophanes in ihrer Art ebenso vollendet sind wie die Tragödien des Sophokles, daß Shakspeare in seinen Lustspielen ebenso groß ist als in seinen heroischen Stücken, daß Plautus', Goldoni's, Molière's und Holberg's Lustspiele an Originalität, innerer Wahrheit und dauerndem, allgemein menschlichem oder sittengeschichtlichem Werth alle Trauerspiele von Seneca, Alfieri, Corneille und Oehlenschläger übertreffen, daß Moreto's „Donna Diana" an poetischer Anmuth und romantischer Zierlichkeit, wie an Sinnigkeit des Gedankens den Trauerspielen Calderon's ebenbürtig ist und daß Hunderte von ernsten Romanen, die man jetzt liest und preist, vergessen sein werden, wenn der „Don Quixote" noch die Freude der Menschheit sein wird; denn jede Zeit, jede Nation hat ihre Don Quixote und Sancho Pansa, deren Thorheiten und Lächerlichkeiten man in den spanischen Urbildern wiedererkennen wird. Es gibt freilich auch sehr viele verfehlte und geschmack-

lose komische Werke, aber vielleicht nicht in größerer Zahl als verfehlte und geschmacklose ernste, die trotzdem in den Literaturgeschichten aufgeführt werden; wenn aber der ästhetische Werth so mancher komischen Producte gleich Null ist, so ist sehr oft ihr sitten- und culturhistorischer um so größer, während manche ernste Producte, die in ästhetischer Hinsicht als Kunstwerke gelten und auch gelten dürfen, in sitten- und culturgeschichtlicher Hinsicht bisweilen ohne alle Bedeutung sind. Kurz, wenn man einmal in späterer Zeit eine deutsche Literaturgeschichte vorzugsweise vom culturhistorischen Standpunkt schreiben wird, so wird man gerade besonders die komische Literatur ins Auge zu fassen haben, oder doch in demselben Grade wie die ernste. Dies ist bisher noch in keiner Literaturgeschichte, wenigstens in keiner deutschen der Fall gewesen, obschon Gottschall bereits in der ersten Auflage seiner Literaturgeschichte die moderne Humoristik in einem besondern Kapitel mindestens flüchtig skizzirt hat, und sie in der zweiten Auflage, von der soeben das vierte Heft erschien, sicherlich noch eingehender behandeln wird. Spuren davon findet man bereits in den vorliegenden Lieferungen.

Ja, wird man sagen, die Griechen haben ihren Aristophanes, die Römer ihren Plautus und Terenz, die Spanier ihren „Don Quixote“, die Engländer ihren Shakspeare, Butler, Smollet, Fielding, die Franzosen ihren Rabelais, Molière, Beaumarchais, ihren „Gilblas“, ihren „Ver-Vert“, ihren „Candide“ — aber wo haben die Deutschen ihre großen komischen Schriftsteller und großen komischen Producte? Unsere exclusiven Kritiker sind in der Regel sehr bald mit der Antwort fertig: wir haben nur einen einzigen großen komischen Schriftsteller gehabt, sagen sie, den alten Fischart, den „deutschen Rabelais“. Und damit sind sie fertig. Fischart war nämlich zwar ein Genie, aber selbst eine Art Gelehrter und erfordert, was seine Sprache betrifft, ein förmliches Studium, um ihn verstehen und genießen zu können, und diese um so zu sagen philologische Seite an Fischart würde allein schon hinreichen, ihm die besondere Achtung unserer gelehrten Literaturforscher zu sichern, während aus demselben Grunde das Volk ihn nicht lesen kann. Volksthümliche Dichtungen dagegen, die für jedermann genießbar und verständlich sind, werden in der Regel sehr vornehm behandelt; und ein Volksepos, wie der niederdeutsche „Reineke Fuchs“, ist unsern gelehrten Literaturgeschichtschreibern meist nur deshalb etwas werth, weil es ihnen zu höchst gründlichen Untersuchungen über die Wanderungen und Verpuppungen der betreffenden Thiersage Veranlassung gibt. Und doch verdient dieses Thierepos so lange zu leben, als das Fuchsregiment in der Welt das herrschende ist, als die Guten, Anspruchslosen, Redlichen und Ehrlichen nur zu dem Zwecke da zu sein scheinen, damit die Schlechten, Ehrgeizigen, Unredlichen und Pfiffigen auf ihre Kosten ihr Glück machen. Goethe und Kaulbach haben diese ewige Bedeutung des Gedichts auch erkannt, jener als er sich dazu herabließ, die Dichtung aus dem plebejischen Plattdeutsch in das vornehme Hochdeutsch und sogar in Hexameter zu übersetzen, und dieser, als er es unternahm, die beste Kraft seines Humors und seiner Satire auf die Illustrirung der Dichtung zu verwenden.

Eulenspiegel und Münchhausen, jener das Urbild aller Schalksnarren und Silbenstecher, dieser das Urbild aller Lügner und Aufschneider, — mögen sich auch manche seiner Erzählungen auf Bebel's „Facetien“ und auf Kirchhof's „Wendunmuth“ zurückführen lassen — sind weltkundig, spielen aber in unsern Literaturgeschichten meistens eine sehr klägliche Rolle, namentlich Münchhausen, der in den meisten nicht einmal genannt wird. Die „Jobsiade“ weiß fast die halbe Nation auswendig; unsere Literaturgeschichtschreiber scheinen nicht einmal zu wissen, daß sie auch nur existirt. Hans Sachs, den Goethe selbst wieder zu Ehren brachte und dessen Manier er sich meisterlich zu eigen zu machen wußte, und der geistliche Volksredner Abraham a Sancta Clara, bei dem sogar der pathetische Schiller zum Zweck seiner berühmten Kapuzinerpredigt eine Anleihe machte, sind als Humoristen wahrlich nicht zu verachten, und doch gibt es Literaturgeschichten, in denen wenigstens Abraham a Sancta Clara nicht einmal genannt ist. Die „Revue de Paris“ widmete noch kurz vor ihrer gewaltthätigen Unterdrückung dem vortrefflichen Lichtenberg einen ausführlichen Artikel, um die Franzosen auf diesen überaus witzigen Kopf, der an treffenden Schlaggedanken und geistreich pointirten Einfällen vielleicht reicher ist als irgendein anderer deutscher Autor, aufmerksam zu machen, bei einem neuern deutschen Literaturforscher dagegen lesen wir über Lichtenberg das fast unglaublich summarische Urtheil: „Das Ansehen, dessen sich mehrere seiner Werke noch jetzt erfreuen, obwol sie zum Theil veraltet sind, beruht mehr auf dem Urtheile der Vorzeit, als auf der Erkenntniß der Gegenwart.“ Ja freilich, wenn man Lichtenberg nur nach seiner gereimten „Relation von den curieusen schwimmenden Batterien“ beurtheilen wollte! Goethe, dem Lewes an einer Stelle den Humor abspricht, an einer andern Stelle mit größerm Recht wieder zuerkennt, Liscow, Justus Möser, der sich öffentlich für die abgesetzte Dynastie des Hanswurstes erklärte, Matthias Claudius, Hippel, Jean Paul, Tieck, E. Th. A. Hoffmann (dieser namentlich im „Kater Murr“), Eichendorff (im „Taugenichts“) und einzelne Spätere haben im humoristischen Genre doch sicherlich manches Vorzügliche geleistet, was auf bleibenden Werth Anspruch macht. Selbst die Verdienste Rabener's um die sittliche Reinigung und geistige Veredlung namentlich des Krautjunker- und Candidatenthums sollten unvergessen bleiben, und Kotzebue hat durch sein Lustspiel „Die Kleinstädter“, dessen beide ersten Acte wenigstens voll des ergötzlichsten Witzes sind, viel dazu beigetragen, daß sich die deutsche Kleinstädterei ihres lächerlichen und erbärmlichen Wesens wenigstens allmählich zu schämen anfing. Erst mußte die Satire in diesen Richtungen aufräumen, ehe die höhere ideale Dichtkunst in weitern Kreisen Wurzel schlagen konnte. Vergessen wir endlich nicht, daß in jüngster Zeit selbst in sanitätischer und psychiatrischer Hinsicht dem Humor die günstigsten Zeugnisse ausgestellt worden sind, so von dem Seelsorger der Kranken in der wiener Irrenanstalt, Bruno Schön, der in der Vorrede zu seiner Sammlung „Humoristische Pillen“ unter anderm ausruft: „Wer humoristisch schreiben kann, der thue es, er nutzt damit mehr als er ahnt.“ Bruno Schön hat nämlich die Erfahrung gemacht, daß humoristische Lectüre die einzige sei, die man in Irrenhäusern brauchen könne; sie vermöge sogar auf gewisse Irre eine heilkräftige Wirkung auszuüben, ja in einem Falle will er einen Kranken vorzugsweise oder ausschließlich durch gewählte Lectüre komischer Schriften allmählich zu Verstande gebracht haben. Mit Recht meint er aber, daß die meisten Narren, deren fixe Idee vielleicht gerade darin beruhe, daß sie sich für sehr weise hielten, nicht in den Irrenhäusern, sondern außerhalb derselben herumliefen, und allen diesen, meint er, würde die Lectüre guter humoristischer Sachen zum Zwecke ihrer Reconvalescenz ganz besonders zu empfehlen sein.

Wer unsere humoristische Literatur verachtet oder ignorirt, der verachtet und ignorirt gerade eine ganze Hälfte der deutschen Literatur; wer den Humor übersieht, übersieht einen der bedeutendsten Factoren in der geistigen Entwickelung des deutschen Volks, ja vielleicht gerade das volksthümlichste Element; denn von Haus aus scheint das deutsche Volk nicht vorzugsweise für das hohe declamatorische Pathos vorgebildet zu sein. Der Germane ist zwar ein melancholischer Grübler, aber gerade weil er dies ist, sucht er gern Rettung vor diesem Uebel in ausgelassenem Spaß und Schabernack, oder er entdeckt bei seinem Brüten über die Räthsel seines Ich und des menschlichen Seins und Lebens überhaupt eine Menge jener Gebrechen, Misverhältnisse und sonderbaren Widersprüche, von denen man nicht weiß, ob man sie mehr beweinen oder belachen soll. Aus dieser Mischung gestaltet sich der Humor, der nur den Germanen eigenthümlich ist, während der Romane und namentlich der Franzose mit seinem Witz mehr bei bloßen äußerlichen Lächerlichkeiten stehen bleibt. Nur der Germane ist fähig, mit seinem Witz Gemüth, Gefühl, Wehmuth und Philosophie zu verbinden, in welcher Hinsicht vor allen Shakspeare zu nennen ist; sein Hamlet und seine Narren sind philosophirende Humoristen, die selbst,

wenn sie Silben stechen und mit Worten spielen, dies mit tief ernstem melancholischen Gesicht thun, während sie wieder ihren melancholischsten Betrachtungen das übermüthige Lächeln souveräner Menschenkenntniß und Menschenverachtung gesellen.

Schon mehrfach haben wir vorübergehend und andeutend des großen Verdienstes gedacht, welches sich der leipziger Geschichts- und Culturforscher, Professor Wilhelm Wachsmuth, dadurch erworben hat, daß er den von den Gelehrten seit Flögel ziemlich geringgeschätzten und vernachlässigten deutschen Volkshumor in specieller Behandlung in seine culturhistorischen Untersuchungen hineingezogen hat. Es geschieht dies im ersten Theile seines neuesten Werks über die Geschichte des deutschen Volksthums.*) Sowol im zweiten Buche dieses Theils, welches den Titel trägt: „Deutsche Selbständigkeit und Kaiserhoheit", als im dritten: „Die neuere Zeit und Gegenwart", begegnen wir der Rubrik: „Volkshumor", wovon im zweiten Buche „Der Spottvogel" eine Unterabtheilung bildet; ein Paragraph: „Schwur, Fluch, Schelte", schließt sich hier wie dort an. Wir glauben besonders in der Lage zu sein, den Werth, das Verdienst und den Nutzen dieser Untersuchungen würdigen zu können, da wir uns bei der Abfassung unserer literarhistorischen Einleitung zu dem auch von Wachsmuth in einer Note erwähnten Wengler'schen „Hausschatz der deutschen Humoristik" (der jetzt mit dem zweiten Bande fertig ist) vergebens nach einer Vorlage dieser Art umsahen.

Wachsmuth, aus einem plattdeutsch redenden Landstrich stammend, wo, wie in allen plattdeutsch redenden Gauen, selbst unter den Gebildeten große Liebhaberei für allerlei Schwänke und Späße, sogenannte „Döhnchen", sich bemerkbar macht, sagt unter anderm mit Recht: „Der g'spaßige Gesell, den wir Humor nennen, undeutschen Namens, aber von echt deutschem Kerbholz, in manchen seiner Auslassungen nicht auf unsere Nation beschränkt, aber nirgends gehaltvoller und belebter als bei dieser, hat sozusagen eine Breitseite gemüthlicher Lust und eine zum Kitzel oder Stachel gespitzte Stirn. Bei jener gilt es blos Fröhlichkeit, Scherz und Jux, Ablösung der ernsten Verständigkeit und des gesetzten biderben Wesens durch Thorheit und Narreteiding. Bei dieser herrscht die Necklust mit ihrem Anstechen, Scheren, An- und Abführen vor; der thätlich geübte Schalksstreich ist ihre äußerste Spitze. Zwischen diesen beiden sind Mittelstufen, wo der Ernst die Hauptsubstanz bildet, aber mit dem ergötzlichsten Spiel des Contrastes sich eine Zumischung des Scherzes gefallen läßt und gern für diesen seine Stirn entfaltet. Zusammen lassen sich ungefähr ebenso viel Gattungen des Volkshumors zählen als Musen. Anspruch auf ästhetische Weihe und Reiz liegt den meisten Auslassungen fern; doch Naturpoesie, gemüthlich oder witzig, hat sich nicht selten bethätigt."

Freilich begegnen wir auf diesem Gebiete auch so manchen Erscheinungen, die, man muß es offen bekennen, sich mit dem gerühmten deutschen Gemüth schwer zusammenreimen lassen. Der Witz war nur zu oft schmuzig und unflätig, der Spott ward zum persönlichen, rücksichtslosen Hohn, der sich oft nur an eine unverschuldete auffallende Aeußerlichkeit, z. B. ein körperliches Gebrechen hing, und der Hohn zum hämischen Ausdruck offenbarer Schadenfreude und der Neigung, dem Nebenmenschen wehe und Schaden zu thun. Dergleichen geht über den bloßen Spaß hinaus, ist das bare Gegentheil vom Humor, und entspringt bald aus gemeinem persönlichem Haß oder angeborener Brutalität, bald aus böswilliger Spottsucht, die ihre Lust daran hat, andere zu kränken und zu demüthigen, bald aus roh gedankenloser wirthshäuslicher Schwatzhaftigkeit, bald aus der dummstolzen Einbildung, selbst ein ungeheuerer Kerl und Witzbold zu sein und seine Ueberlegenheit namentlich über die Bescheidenen und Gutmüthigen zeigen und andere auf Kosten dieser amusiren zu müssen. Diese Einbildung, ein Ausbund von Klugheit zu sein, während man alle Uebrigen für Einfaltspinsel hält, ist auch jetzt noch sehr gewöhnlich in Deutschland. In älterer Zeit wurde aber infolge solcher Verhöhnungen ein einzelnes Individuum, das sich dann gar nicht mehr zu lassen und zu retten wußte, oft das Stichblatt einer ganzen Stadt, eine Stadt das Stichblatt aller umliegenden Städte, ein ganzer Gau das Stichblatt aller benachbarten. Die Bevölkerung einer Stadt, die sich ja miteinander trösten und gegen den auswärtigen Feind zusammenhalten kann, übersteht freilich solche Verhöhnungen viel leichter als ein mit dem Fluche der Lächerlichkeit behaftetes Individuum, dessen Angehörige selbst diesem Fluche zum Opfer fielen, ja an dessen Nachkommen sogar sich oft ein solcher Schmutztitel hing, wie die Familiennamen Schweinigel (der noch in der Gegend von Leipzig vorkommt), Rindsmaul, Wippsterz, Offenkopp, Misvagel, Käsebier, Kattentitte, Schnapphahn, Schluckebier, Pinkepank, Hasenbalg, Gänseschnabel, Mehlhose, Knochenmus, Zickendraht, Schinteneſel, Schindekopp, Schandesland (ein Schimpf für das Land), Klaffensack, Klopperdran u. s. w. beweisen.*) Wol nicht mit Unrecht hat sich unser Mitarbeiter, E. Müller-Samswegen, in Nr. 28 d. Bl. über die Fortdauer solcher Familiennamen beschwert.

Mit ungetrübterm Ergötzen wird man bei Wachsmuth das sehr umfangreiche Verzeichniß der Neck- und Spitznamen lesen, die einer so großen Zahl von Ortschaften in Deutschland angehängt worden sind. Ein Individuum, welches das Stichblatt einer ganzen städtischen Bevölkerung geworden, durfte nicht einmal sich wehren und seinen Aerger zeigen, wenn es nicht noch übler behandelt und noch mehr verspottet sein wollte; dagegen konnte ein vielleicht nicht mit Unrecht lächerlich gemachtes städtisches oder dörfliches Gemeinwesen, wie schon bemerkt, doch wenigstens Gleiches mit Gleichem vergelten und sich durch Neckrufen rächen; weshalb auch ein förmlicher Neckkrieg zwischen den verschiedenen Ortschaften geführt wurde. Nannten die von Strasburg die Kolmarer „Knöpfler", die von Buchsweil die Türkheimer „Lochschlupfer", die Altendörner die Olper „Kattfillers" u. s. w., so nannten die von Kolmar die Strasburger „Meisenlocker", die von Türkheim die Buchsweiler „Platteschlecker", „Tellerschlecker" oder „Pappenschlecker", die von Olpen die Altendörner „Pannenklöpers" u. s. w. Zwischen den Bevölkerungen ganzer Landstriche fand ein ähnlicher Neckkrieg statt; ebenso zwischen den verschiedenen Ständen und Berufsarten, unter denen namentlich die „Pfaffen" (besonders die Klosterleute), die Müller und noch mehr die Schneider vom Volkswitz zu leiden hatten. Aber auch die „Pechsisel" oder „Pechfarzer" (Schuster), die „Pillendreher" oder „Neunundneunziger" (Apotheker), die „Lehmklicker" (Maurer), die „Knirrsicker" (Leinweber) u. s. w. wurden nicht verschont. In der Erfindung von Fluch- und Scheltwörtern — und „in der Massenhaftigkeit und Vielfältigkeit dieses Artikels aus dem sprachlichen Herbarium mag der Deutsche den Vorrang vor allen christlichen Nationen behaupten" — wie überhaupt in der Erfindung von kräftigen Beiwörtern zeigten sich unsere Vorväter sehr stark. Für die Kleinen („Knirps" „Kroop", „Kniewes", „Knibbebitz" „Knirfix", „Zaunschlupfl", „Putz" u. s. w.), für die Kurzen und Dicken, für die Dürren und Hagern, für die Langen und Schlaffen, für die Häßlichkeit alter Weiber, für die Unbeholfenen und Tölpel („Flaps", „Laban", „Daatsch", „Flade", „Plotzsch", „Pumpel", „Talk", „Talpatsch", „Tolpatsch", „Tappedrein" u. s. w.), für die Grobiane, d. h. für diejenigen, deren Grobheit das gewöhnliche Maß deutsch-nationaler Grobheit überstieg, für die Trägen und Faulen, für die Schlumpigen und Liederlichen, für die schwatzhaften Weiber

*) Geschichte deutscher Nationalität. Von W. Wachsmuth. Erster Theil: Die Gesammtheit der deutschen Nation. Zweiter Theil: Geschichte der deutschen Volksstämme aus dem Gesichtspunkte der Nationalität. Erste Hälfte: Die Stämme niederdeutscher Zunge und die Hessen. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

*) Die jüngst erschienene, aus dem „Laibacher Taschenkalender" besonders abgedruckte kleine Schrift von Th. Elze: „Die deutschen Familiennamen in befehlender Form" (Laibach 1860) gibt zu den von früher bekannten Namen dieser Art noch manche Ausbeute aus Oesterreich und Tirol.

(„Slabbermuul", „Sluderbübel", „Snadertaske", „Snatfüster" „Snaperbüchse", „Snatersnuut" u. s. w.), für die Naseweisen, die Mürrischen, die Verschlossenen, die Eigensinnigen, Weinerlichen, Zornigen u. s. w. hatte man seine bestimmten Beinamen, und oft in reichster Auswahl; auch findet hier das Eigenthümliche statt, daß für gewisse Kategorien dieser Beinamen ein oder zwei Buchstaben des Alphabets vorzugsweise in Contribution gesetzt worden sind, z. B. für die Salopen namentlich S und L („Schlümperling", „Schlottig", „Schliffel", „Schlack", „Schlampe", „Schlander", „Schlampamp", „Schlodder", „Schlotz", „Schlumpe", „Schluraffe" oder „Latsch", „Lusch", „Lodel" u. s. w.), für ausschweifende Weiber das L, für schwatzhafte Weiber das R und besonders das S (s. oben), für die Naseweisen das S oder besser das Sn. Auch die Taufnamen verwandelte die Schimpflust der Deutschen in Scheltnamen, z. B. „Snuten-Tönjes" (Antonius), „Latschbartel" oder „Schmuzbartel" (Bartholomäus), „Schöpschristel" (Christian), „Dummerjan", „Slodderjan", „Plumperjan" (Johannes), „Dreckmichel" (Michael), „Fipperlise", „Pladderliese" (Elisabeth) u. s. w. Von dem Idealismus, den man jetzt dem deutschen Volke als eine charakteristische, es vor den andern Völkern auszeichnende Eigenschaft nachzurühmen pflegt, findet man in allem diesen freilich keine Spur.

In reinerer Gestalt offenbart sich begreiflicherweise der urdeutsche Humor in den vielen Schwänken und Historchen, in denen auch noch spätere Dichter wie Hans Sachs und Burkard Waldis ihre besondere Stärke hatten, in den Lügenmärchen, Jagdgeschichten und Schildbürgereien, ferner in drolligen Sprichwörtern, oft von nachweislich altem Ursprung, wie folgende von Wachsmuth angeführte: „Viel Geschrei und wenig Wolle, sprach der Teuffel, beschor ein Saw"; „Wo kein zwang ist, ist kein ehr! sagte jhener Sigrist, schlug er seine Heiligen"; „Wir sollten wol jungfrawen sein, sagt jhenes Nönnlin, wann wir's weren"; „Wir alle sein gebrechlich, sagt jhene äptissin, ging sie mit eim kind"; „Da schwimmen wir äpfel daher, sagt jener roßdreck, schwamm er mit andern äpfeln den Bach ab"; „Laß mich mit dir laufen, sagt jene Schneck zu einem Boten"; „Hier stehen wir Helden, sagt der Frosch zum Schwaben"; „Wer mögte das nicht, sagte der Abt von Posen (Bosau bei Naumburg), als eine Nonne beichtet, daß sie nackt mit einem Schreiber im Bett gelegen hat" u. s. w. Sehr ehrbar, wie man sieht, geht es auch in diesen Sprichwörtern nicht her.

So viel ist gewiß, daß Lebhaftigkeit des Frohsinns und Fest- und Scherzlust hauptsächlich seit dem 14. Jahrhundert in Deutschland rege waren. „Frohsinniges Leben war", sagt Wachsmuth, „trotz der zahllosen Störungen durch Rauf- und Fehdelust durch alle Schichten der Gesellschaften zu finden; es reicht von dem Hoken und Schnoken des Kuhländls, dem «Gschpoasmocha» beim Pfingstmontag der Deutschböhmen, von dem rohen Kirmesjauchzen des Landmanns, den Schnadahüpfln der Tanz- und Liebeslust, den komischen Bauernpredigten in den Spinnstuben, den Spruchsprechern und Pritschmeistern in den Städten bis zu den Höfen, bis in den kirchlichen Cult und das scholastische Kirchenlatein akademischer Reden und Disputationen." Auch die Trübsale der Reformationskriege und des Dreißigjährigen Kriegs vermochten nicht, sofort allen Volkshumor zu zerstören; auf der Bühne nicht nur, auch bei den Handwerksconventen agirte der Hanswurst; bei den Hochzeiten hatte man noch hier und da, z. B. in Nürnberg, eine komische Person, den Spruchsprecher, der den Scherz zum Ernst mischte, und auch auf der Kanzel fand sich der Humor nicht selten vertreten, auf katholischer Seite z. B. durch Abraham a Sancta Clara und auf protestantischer durch Jobst Sackmann. „Es ist eine gänzliche Verkennung des Geistes unserer Nation", bemerkt Wachsmuth mit Recht, „wenn man die conventionelle, eingeschulte Gemessenheit und Zahmheit unserer Zeitgenossen als naturwüchsige Volksstimmung ansieht und dieser den Humor abspricht. Gültiger als die Umbildungen der Gegenwart zeugt von dem Ureigenen der Deutschen ein halbes Jahrtausend der Vorzeit, wo ihre Nation in voller Reife und Selbständigkeit ihrem angeborenen Freudetriebe nachhing." Sollte sich im Laufe der Zeiten einmal ein Literaturhistoriker finden, der hauptsächlich vom volksthümlichen Standpunkt eine deutsche Literaturgeschichte zu schreiben unternimmt, so möchte mancher jetzt gering geschätzte Autor, manches über die Achsel angesehene Werk mit Recht eine hervorragendere Stellung in der Entwickelungsgeschichte unserer Literatur erhalten, als sie jetzt darin einnehmen; andere jetzt bevorzugte würden dafür ein wenig oder auch stark in den Hintergrund treten müssen. Das eine nur möchten wir denjenigen unter unsern Kritikern und Literaturhistorikern, welche sich über das Daniederliegen der humoristischen Literatur bitter zu beschweren fortfahren, noch zu bedenken geben, daß nämlich der Humor allerdings nur unter Leuten, welche Spaß verstehen und gelegentlich mitmachen, zur vollen Blüte gedeihen kann, aber nicht unter kritischen Leichenbittern, die in ihren Abhandlungen zu einem Lächeln niemals auch nur den Mund verziehen, und daß im Grunde nur jene und nicht diese Recht haben zu klagen, wenn es für ihr Bedürfniß an gutem Spaß in der Welt fehlen sollte.

Mögen diese wenigen Andeutungen über diesen Theil des Wachsmuth'schen Werks, dieses „Veteranenwerks", dazu beitragen, auch auf die übrigen darin enthaltenen höchst dankenswerthen Untersuchungen über die deutsche Nationalität die Aufmerksamkeit zu lenken! Wir behalten uns übrigens vor, wenigstens auf den zweiten noch unvollendeten Theil, wenn derselbe vollständig erschienen sein wird, zurückzukommen. Die bereits in die Oeffentlichkeit getretene erste Hälfte des zweiten Theils umfaßt die Stämme niederdeutscher Zunge und die Hessen, die zweite Hälfte wird die Nationalgeschichte der mittel- und süddeutschen Stämme behandeln, und „so Gott will", wie der Verfasser bemerkt, im Laufe des nächsten Jahres vollendet werden. H. M.

Notizen.

Leipziger Meßbilder.

Die Stadt Leipzig hat gemeinhin kein wirkliches Volkstreiben und bei aller räumlichen Ausdehnung nichts wahrhaft Großstädtisches. Jeder ist hier noch immer des andern Nachbar, so entfernt man auch voneinander wohnen mag; irgendeine Festivität im Hôtel de Pologne oder im Schützenhaus bringt die halbe Stadt acht Tage vorher und nachher in die lebhafteste Bewegung und über irgendeinen trivialen Stadtklatsch, über irgendeine jener gerade in Leipzig so häufig vorkommenden, halb albernen halb boshafter anonymen Anspielungen unter den bezahlten Lokalinseraten zerbrechen sich Tausende von leipziger Familienvätern und Familienmüttern nebst Söhnen und Töchtern die Köpfe, bis sie auf die rechte Fährte gelangt sind. Nur zur Meßzeit ist Leipzig eine große Stadt infolge der Völkerwanderung, deren Ziel- und Mittelpunkt sie dann ist; während der Messen schwillt auch ihr inneres Leben zu einem wirklich großstädtischen an, ähnlich wie ein sonst wenig tiefer See, in den sich plötzlich bei der Schneeschmelze oder einem Wolkenbruch von allen Seiten Gießbäche entladen, aus den Ufern tritt. Freilich sind die Formen dieses betäubenden Meßtreibens doch auch ziemlich monoton, und kehren bei jeder spätern Messe fast genau so wieder, wie sie bei jeder frühern gewesen waren. Wir verstehen darunter den öffentlichen Allgemeincharakter der leipziger Messen; im Speciellen und im Detail mögen die verschiedenartigsten Variationen und ergötzlichsten Details vorkommen. Solche individuelle Absonderlichkeiten hat F. Friedrich herausgegriffen in seiner Skizzensammlung „Leipziger Meßbilder" (Leipzig, Wiedemann, 1860). Der Verfasser schildert darin namentlich die lustspielartigen Verlegenheiten, in welche zur Meßzeit Fremde im blöden Taumel der Vergnügungslust oder aus Unkenntniß der Lokalbesonderheiten oder Einheimische durch verfehlte Speculation auf den Geldbeutel der fremden Gäste versetzt werden, mit gutem Humor und in fließender, oft etwas drastischer Erzählungsweise, wobei es auch an satirischen Seitenhieben nicht fehlt. Wenn auch nicht alle Bilder von demselben Werthe sind, so wird man doch die meisten wie „Guter Anfang", „Ein

Meßvergnügen", „Im Logis", „Vertauschte Geheimnisse", „Eine Meßvermiethung", „Auf dem Brühl" (eine Schilderung der verschiedenen Species der polnischen Juden und ihrer komisch pfiffigen Manieren), „Die freie Woche", „Die Buchhändler-Messe" u. s. w. mit großem Vergnügen lesen. Interessant war es uns, hier manchen Situationen und Personen zu begegnen, deren Bekanntschaft wir schon bei der Aufführung der neuen Posse „Auf der leipziger Messe" gemacht hatten. Wie man weiß, hat F. Friedrich die Autorschaft dieser Posse für sich in Anspruch genommen, worüber zwischen ihm und dem Komiker Dessoir, der die Friedrich'sche Urschrift mit Zugrundelegung einer berliner Posse und mit Einfügung von Couplets für das leipziger Theater zurecht gemacht hatte, in den öffentlichen Blättern ein Federkrieg entstand. Dabei konnte aber doch auch Dessoir nicht in Abrede stellen, daß er aus dem Friedrich'schen Original außer dem Titel eine gute Anzahl Personen, wenn wir nicht irren nicht weniger als 17, und natürlich auch die betreffenden Situationen in seine Umarbeitung mit herübergenommen habe. Das Seltsamste war, daß Herr Dessoir selbst dann noch fortfuhr, allen „leipziger Schriftstellern zum Trotz" das Autorrecht Friedrich's öffentlich in Abrede zu stellen, nachdem sogar sein Vorgesetzter, Herr Theaterdirector Wirsing, im „Leipziger Journal" Friedrich's Urheberschaft öffentlich anerkannt hatte!

Vörösmarty-Goethe und Petöfi-Schiller.

Exaltirte ungarische Kritiker — denn auch Kritiker können exaltirt sein — hatten den Muth gehabt, Vörösmarty mit Goethe und Petöfi mit Schiller zu vergleichen. Saint-René Taillandier ist so unparteiisch, in einem Artikel der „Revue des deux mondes" über ungarische Dichter, welchem die deutschen Bearbeitungen beider Dichter von Kertbeny zu Grunde gelegt sind, das Unpassende dieses Vergleichs hervorzuheben; er sagt: „Goethe, der Gelehrte und Künstler, der Philosoph und Dichter, der intelligente und respectvolle Beobachter der unendlichen Manifestationen der schöpferischen Macht, Goethe ist ein so vollkommenes Genie, daß es unmöglich ist, ihm irgendjemand in unserm 19. Jahrhundert zu vergleichen. Was den hochherzigen Enthusiasmus Schiller's betrifft, so geht dieser mit so tiefen Betrachtungen, mit einer so treuen Vorliebe für die Philosophie der Kunst und der Freiheit Hand in Hand, daß eine solche Natur eben nur in Deutschland zur Erscheinung kommen konnte. Wir befinden uns aber nicht auf deutschem Boden, sondern in Ungarn. Vörösmarty und Petöfi — und das bildet gerade einen Theil des Interesses, das wir an ihnen nehmen — hängen weder mit Deutschland noch mit Frankreich, weder mit dem germanischen Geist noch mit der romanischen Tradition zusammen. Stellen wir daher, wenn wir von ihnen reden, keine Vergleiche an, die ihnen nur nachtheilig sein könnten; nur mit Männern ihrer eigenen Nation dürfen wir sie vergleichen. Was jene beiden Vertreter der ungarischen Poesie voneinander unterscheidet, ist ein Gegensatz, wie er allerdings auch in andern Ländern und zu allen Zeiten sich findet. Vörösmarty ist eine tiefe, ernste Natur, Petöfi ein lebhafter ungezügelter Geist; der eine der Dichter der Akademie, der andere der des Volks. Vörösmarty feilt seine Verse, berechnet seine Effecte, ordnet seine Bilder künstlerisch und verbindet die Rhetorik mit dem poetischen Gedanken. Petöfi dagegen hört nur auf sein Herz und drückt seine Gefühle in der schlichten, aber freimüthigen Sprache seiner Heimat aus." Wenn anders die Parallele zwischen Vörösmarty und Petöfi in dieser Stelle, die wir nach der Uebersetzung im „Magazin für die Literatur des Auslandes „hier mittheilen, richtig ist, so erscheint es uns namentlich unbegreiflich, wie die Ungarn ihren Vörösmarty mit unserm Goethe vergleichen konnten. Saint-René Taillandier nennt hier, im Gegensatz zu Petöfi, „der nur auf sein Herz hört", Vörösmarty einen „Dichter der Akademie", der seine „Verse feilt", seine „Effecte berechnet" und dabei „Rhetorik" besitzt. Nun soll Goethe das für die Deutschen sein, was Vörösmarty für die Ungarn ist, ein „Dichter der Akademie", der nicht auf sein Herz hört, der seine Effecte berechnet! Aber es hat wol noch kaum ein Dichter — wir brauchen ja nur an seine vielen kleinen Liederchen zu erinnern — so ganz zwanglos aus dem Herzen gesungen als Goethe, und Gebilde wie Götz, Egmont, Faust, Mephistopheles, Gretchen, Clärchen, Mignon, das ganze lustige Gesindel von Plaudersweilern u. s. w. wird wol niemals ein „Dichter der Akademie" schaffen können. Auch war noch kein Dichter, außer Homer, so wenig Rhetoriker als Goethe; an durchgehender Simplicität des Ausdrucks übertrifft er selbst Shakspeare, und lieber mochte er zuweilen etwas vulgär sein, als daß er sich eine Phrase gestattete, die überflüssig, hochtrabend, auf blendenden Effect berechnet oder der dargestellten Situation nicht angemessen gewesen wäre. Wer möchte zu behaupten wagen, daß er bei Goethe jemals eine blos rhetorische Phrase habe entdecken können? Was Petöfi betrifft, so liegt das Unpassende eines Vergleichs desselben mit unserm gedankenreichen, idealistischen Schiller so auf der Hand, daß man darüber kein Wort weiter verlieren darf. Im übrigen mögen die Magyaren eine sehr tapfere, ritterliche, der edelsten und großmüthigsten Aufwallungen fähige Nation sein, aber auf dem Gebiete der geistigen Arbeit, die unser Stolz und reichster eigenthümlichster Besitz ist, vielleicht aber auch einen Theil unserer Leiden und Schmerzen bildet, mögen sie sich den Deutschen nicht vergleichen wollen. **H. M.**

Coleridge als Soldat.

Samuel Taylor Coleridge, der vortreffliche Uebersetzer des „Wallenstein", trat bekanntlich, bald nachdem er die Universität Cambridge verlassen hatte, in die englische Armee (das 15. leichte Dragonerregiment Elliot) ein, da er sich in London verlassen fühlte und an Mitteln gänzlich entblößt war. Als er im Regimentsquartier ankam, so erzählt sein Freund und Biograph Gilman, inspicirte gerade der Bezirksgeneral die Rekruten und Coleridge scharf ins Auge fassend, fragte er ihn mit einer militärischen Miene: „Wie heißt du?" — „Comberbach!" (diesen Namen hatte er angenommen), lautete die Antwort. „Wozu kommst du hierher?" — „Mein Herr", sagte Coleridge, „zu dem, wozu die meisten andern Personen herkommen — um Soldat zu werden." — „Gaubst du", fragte der General wieder, „daß du einen Franzosen durchbohren könnest?" — „Ich weiß es nicht", erwiderte Coleridge, „da ich es noch nicht versucht habe; ich will mich aber eher von einem Franzosen durchbohren lassen (*run* through the body), als daß ich davonlaufe (run away). — „So ist's recht", sagte der General, und Coleridge wurde eingereiht.

Der Dichter gab jedoch nur einen schlechten Dragoner ab und brachte es nie weiter als bis zum ungeschickten Gemeinen. Er schrieb indessen Briefe für alle seine Kameraden und diese besorgten dafür sein Pferd und seine Rüstung. Nach viermonatlichem Dienste (vom December 1793 bis April 1794) wurde seine Geschichte ruchbar. Er hatte unter seinem Sattel an die Stallmauer einen lateinischen Spruch hingeschrieben („Eheu! quam infortunii miserrimum est fuisse felicem!"), was zu einer Erkundigung seitens des Hauptmanns seiner Abtheilung führte. Coleridge erhielt darauf seine Entlassung und wurde seiner Familie und seinen Freunden wieder zurückgegeben. 36.

Bibliographie.

About, E., Die Bank gesprengt! Leipzig, Lorck. 1861. 8. 1 Thlr.

Altmüller, F., Grundriß der hessischen Literärgeschichte oder kurze Geschichte berühmter Männer, welche sich in Hessen-Kassel als Gelehrte, Staatsmänner und Künstler ausgezeichnet haben. Kassel, C. Luckhardt. Gr. 8. 5 Ngr.

Baumgarten, M., Christliche Selbstgespräche. Rostock, Leopold. 1861. Br. 8. 1 Thlr.

Berlepsch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illustrationen und 1 Titelbilde in Tondruck nach Original-Zeichnungen von E. Rittmeyer. Leipzig, Costenoble. 1861. Lex.-8. 3 Thlr. 26 Ngr.

Bilder aus Rio de Janeiro und Umgebung. Aus dem Portugiesischen. Hamburg, Kittler. 1861. Gr. 8. 15 Ngr.

Birnbaum, K., Friedrich Göttlob Schulze als Reformator der Landwirthschaftslehre. Ein Nachruf, mit besonderer Beziehung auf landwirthschaftliche höhere Lehranstalten und deren Reform. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr.

Brandis, C. A., Handbuch der Geschichte der Griechisch-Römischen Philosophie. 3ter Theil. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Uebersicht über das Aristotelische Lehrgebäude und Erörterung der Lehren seiner nächsten Nachfolger, als Uebergang zur dritten Entwickelungsperiode der Griechischen Philosophie. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Hamel, J. G., Hessen-Homburgische Reim-Chronik. Homburg. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Hartmann, A., Junker Hans Jakob vom Staat. Ein Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert. Solothurn, Scherer. 1861. 8. 24 Ngr.

Haupt, O., Das Leben und staatsmännische Wirken des Demosthenes, nach den Quellen dargestellt. Mit dem Porträt des Demosthenes. Posen, Merzbach. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Heine, H., Dichtungen. Zwei Theile. Amsterdam, Gebr. Binger. 1861. 8. à 1 Thlr.

Hutterus, J. M., Harmlose Geschichten. Nebst einem lyrischen Anhang. Trier, Lintz. 1861. Br. 8. 24 Ngr.

Kalidasa, Urvasi. Indisches Schauspiel. Deutsch metrisch bearbeitet von E. Lobedanz. Leipzig, Brockhaus. 1861. 16. 20 Ngr.

Kapp, F., Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten von Amerika. Hamburg, O. Meißner. 1861. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kinkel, Johanna, Hans Ibeles in London. Ein Familienbild aus dem Flüchtlingsleben. (Aus ihrem Nachlaß.) Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 8. 3 Thlr.

Klüpfel, K., Vierter Nachtrag zu dem Wegweiser durch die Literatur der Deutschen. Ein Handbuch für Laien. — A. u. d. T.: Literarischer Wegweiser für gebildete Laien. Die Jahre 1859—1860. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 20 Ngr.

Kunstmann, F., Valentin Ferdinand's Beschreibung der Westküste Afrika's vom Senegal bis zur Serra Leoa im Auszuge dargestellt. München, Franz. Gr. 4. 22½ Ngr.

Leben und Heimath in Gott. Eine Sammlung Lieder zu frommer Erbauung und sittlicher Veredlung. Herausgegeben J. Hammer. Leipzig, Amelang. 1861. 8. 2 Thlr.

Levitschnigg, H. Ritter v., Der Diebsfänger. Roman. Zwei Bände. Wien, Typografisch-literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lewald, Fanny, Meine Lebensgeschichte. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Im Vaterhause. Zwei Theile. Berlin, Janke. 1861. 8. 3 Thlr.

Liszt, F., Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn. Deutsch bearbeitet von P. Cornelius. Pest, Heckenast. 1861. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Lotheißen, F., Studien über John Milton's poetische Werke. Büdingen. Gr. 4. 6 Ngr.

Marino, Novellen. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meyr, M., Gott und sein Reich. Philosophische Darlegung der freien göttlichen Selbstentwickelung zum allumfassenden Organismus. Stuttgart, Gebr. Mäntler. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mörikofer, J. C., Die schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts. Leipzig, Hirzel. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Mühlbach, L., Kaiserin Josephine. Ein Napoleonisches Lebensbild. Drei Theile. Berlin, Janke. 1861. 8. 5 Thlr.

Mundt, T., Czar Paul. 1ste Abtheilung. Der Großfürst. Drei Bände. Berlin, Janke. 1861. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Neri, P., Lehren und Denksprüche. Aus dem Italienischen. Augsburg, Kollmann. 18. 3 Ngr.

Neriosengh's Sanskrit-Uebersetzung des Yaçna. Herausgegeben und erläutert von F. Spiegel. Leipzig, Engelmann. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Niedermayer, A., Kunstgeschichte der Stadt Wirzburg. Würzburg. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nur. Von der Verfasserin von „Eine Falle um einen Sonnenstrahl einzufangen" rc. Frei nach dem Englischen von F. T. Berlin, F. Schulze. 16. 10 Ngr.

Orient und Occident insbesondere in ihren gegenseitigen Beziehungen. Forschungen und Mittheilungen. Eine Vierteljahrsschrift herausgegeben von T. Benfey. 1ster Jahrgang. Vier Hefte. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 5 Thlr.

Passow, W. A., Zur Erinnerung an Johann Wilhelm Süvern. Thorn, Lambeck. Gr. 8. 12 Ngr.

Peip, A., Jakob Böhme, der deutsche Philosoph, der Vorläufer christlicher Wissenschaft. Leipzig, Hirschfeld. Gr. 8. 1 Thlr.

Pöls, K., Klänge aus der Vesperzeit. Gedichte. Barmen, Bertelsmann. 1861. 16. 25 Ngr.

Rellstab, L., Fruchtstücke. Novellen. Zwei Bände. Berlin, Guttentag. 1861. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

— — Aus meinem Leben. 1ster und 2ter Band. Berlin, Guttentag. 1861. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rodenberg, J., Verschollene Inseln. Sand- und Seebilder. Berlin, Springer. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schley, L., Gedichte. Vollständig neu bearbeitete Sammlung. Libau, Zimmermann. 1859. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Siebel, C., Arabesken. Iserlohn, Bädeker. 1861. 16. 22½ Ngr.

Spielhagen, F., Problematische Naturen. Roman. Vier Bände. Berlin, Janke. 1861. 8. 5 Thlr.

Waldeck, H., Die Egoisten. Leipzig, Lorck. 1861. 8. 1 Thlr.

Die Wallfahrt nach Zionsthal, oder das Suchen und Finden einer Seele, die sich nach dem Frieden Gottes und der Gemeinschaft seines Volkes sehnt. Von einem deutschen Prediger in Nord-Amerika. Hamburg, Oncken. 12. 15 Ngr.

Walther, W., Cisatlantisch. St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1861. 8. 24 Ngr.

Weis, L., Gedanken zur Poesie und Philosophie. Darmstadt, Will. 1861. Gr. 8. 1 Thlr.

Xenien in Prosa oder die Extrablätter des Genius. Fliegende Arabesken zur laufenden Literatur- und Kulturgeschichte. Herausgegeben von Ernst Thränenlacher, Tagelöhner mit dem Geiste und Vorstand der jüngstdeutschen Schule. Bonn, Rheinische Buchhandlung. 1861. 8. 28 Ngr.

Tagesliteratur.

Gutsmuths, F., Patriotische Untersuchungen bezüglich preußischer Zustände. III. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 10 Ngr.

Hummel, J. F., Der Felsen Petri und die Pforten der Hölle, oder: Wie wird es dem Papst jetzt ergehen? Eine für Jedermann gegenwärtig höchst wichtige Frage mit einer sehr interessanten Antwort, aus Liebe hier dem Volke zur Beruhigung mitgetheilt. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung. Gr. 8. 8 Ngr.

Predigten am 300jährigen Todestage Phil. Melanchthons, den 19. April 1860 gehalten von C. H. Hirt, J. C. C. Lösch, G. P. Dietelmair, J. C. G. Port und J. C. R. Kunel. Nürnberg, Raw. Gr. 8. 4 Ngr.

Schneider, K. L. T., Luthers Promotion zum Doctor und Melanthons zum Baccalaureus der Theologie. Nebst zwei bisher ungedruckten Briefen Melanthons. Neuwied. Gr. 8. 6 Ngr.

Thilo, W., Luther oder Spengler? d. i. Wer ist Verfasser des Liedes „Vergebens ist all Müh und Kost" rc. Ein Sendschreiben an einen Freund. Mit einem musikalischen Anhang von L. Erk. Berlin, T. Enslin. 1861. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der gesammten Zimmerkunst

von **A. R. Emy.** Aus dem Französischen von **Ludwig Hoffmann,** Baumeister in Berlin.

Neue Ausgabe. Zwei Bände. Mit einem Atlas von 157 Tafeln. (Text in Octav, Atlas in Folio.) 16 Thlr.

Dieses treffliche Werk sollte in der Bibliothek keines deutschen Baumeisters fehlen, zumal der Preis der jetzigen neuen Ausgabe weit billiger ist als der der ersten (16 Thlr. statt 24 Thlr.). Es mangelte bisher an einem Lehrbuche, welches wie das vorliegende nicht allein die gesammte Zimmerwerkskunst aus dem wissenschaftlichen Standpunkte dergestalt betrachtete, daß der Leser, wenn er eine gute Gewerbschulbildung mitbringt, das Buch verstehen kann, sondern auch die verschiedenen Constructionen und Handgriffe so klar darstellt, daß danach eine directe Anwendung auf die Praxis ermöglicht wird.

Die 157 Tafeln des Atlas sind eine hohe Zierde des Werks und erhöhen sehr seinen Werth; sie können ohne weiteres als Zeichnungsvorlagen in Gewerb- und Bauschulen dienen.

Ein ausführlicher Prospect über das Werk ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

☞ **Aeltere Auflagen des Brockhaus'schen Conversations-Lexikon** sind zu dem

äusserst billigen Preise von 1⅓—3 Thlr.,

sämmtlich gebunden, von der Verlagshandlung sowie durch alle andern Buchhandlungen zu beziehen:

2. Aufl. 1⅓ Thlr.; 3. Aufl. 1½ Thlr.; 4. Aufl. 1⅔ Thlr.; 5. Aufl. 2 Thlr.; 6. Aufl. 2½ Thlr.; 7. Aufl. 3 Thlr.

Diese Auflagen enthalten, obwol schon vor längerer Zeit erschienen, einen **reichen Schatz nie veraltenden Wissens und belehrender Unterhaltung.** Sie eignen sich besonders auch zu billigen und doch sehr werthvollen **Festgeschenken.** Es wird selten Gelegenheit geboten, so umfangreiche und werthvolle Werke so billig zu erhalten: **10—12 starke Bände, gebunden, zu 1⅓—3 Thlr.**

Bei **Otto Wigand,** Verlagsbuchhändler in Leipzig, ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Immanuel Kant's Auferstehung aus dem Grabe.

Die Lehre des Alten vom Königsberge.

Urkundlich dargestellt

von **Prof. Dr. Ludwig Noack.**

Gr. 8. 1861. Preis brosch. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wohlfeile Ausgaben:

Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin. 8. In einem Bande. Gebunden 2 Thlr.

Ernst Schulze, Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht. 8. Cartonnirt 12 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Immermann und sein Kreis.

Von **Wolfgang Müller von Königswinter.**

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der bekannte rheinische Dichter Wolfgang Müller von Königswinter bietet hier dem deutschen Publikum eine in Novellenform gekleidete Schilderung eines andern deutschen Dichters und des Kreises, in dem dieser sich bewegte: Karl Immermann's, der namentlich durch seinen „Münchhausen" ein Liebling von Tausenden geworden ist. Die Schrift erregte schon bei ihrer theilweisen Veröffentlichung in der „Kölnischen Zeitung" große Theilnahme. Der Verfasser eröffnet damit eine Reihe culturhistorischer Bilder aus der rheinischen Poesie und Kunst unter dem Titel: „Erzählungen eines Rheinischen Chronisten."

Neueste Unterhaltungs-Literatur.

Im Verlage von **Eduard Trewendt in Breslau** sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Palermo.

Erinnerungen von Andreas Oppermann.

8. Eleg. brosch. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Dieses Buch führt uns in anschaulicher und lebendiger Weise Land und Leute vor, die gerade jetzt die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich ziehen. Die prächtigen, farbenreichen Schilderungen des von der Natur so begünstigten Landes und der dort heimischen Sitten und Gebräuche, sowie eine historische Einleitung und zwei reizende, spannende Erzählungen, die mit den Reise-Erinnerungen des Verfassers anmuthig verknüpft sind, werden nicht verfehlen, das Interesse des Lesers zu fesseln.

Zwei gnädige Frauen.

Roman von **Gustav vom See.**

8. 3 Bände. Eleg. brosch. Preis 3 Thlr. 22½ Sgr.

Der Verfasser, als liebenswürdiger, anziehender und geistreicher Erzähler bekannt, schildert in diesem neuesten Roman auf dem historischen Hintergrunde des Siebenjährigen Kriegs merkwürdig verwickelte Familienverhältnisse, welche die allzu große Energie der einen „gnädigen Frau" herbeigeführt hat, die aber schließlich auf ebenso wunderbare wie befriedigende Weise gelöst werden. Einige Episoden aus dem Leben des großen Preußenkönigs sind spannend mit dem Fortgang der Handlung verwebt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Grammatik der Spanischen Sprache.

Von Dr. **Julius Wiggers.**

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die italienische Grammatik des auch durch seine politische Wirksamkeit in Mecklenburg rühmlichst bekannten Verfassers hat sich eines so lebhaften Beifalls der Kritik zu erfreuen gehabt, daß seine vorliegende spanische Grammatik im voraus der günstigsten Aufnahme gewiß sein kann. Ihre großen Vorzüge vor ähnlichen Werken sind auch bereits von den competentesten Beurtheilern anerkannt worden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 50. — 13. December 1860.

Ferdinand von Schill.

Zwei Werke über Schill's berühmten Zug sind soeben fast zu gleicher Zeit erschienen und lenken die Aufmerksamkeit wieder auf den Helden, der in seiner für Deutschland so trüben Zeit hochgefeiert war und dessen Andenken zu erneuern jetzt wieder sehr an der Zeit sein dürfte. Im Thatsächlichen natürlich übereinstimmend, sind beide Werke doch verschieden und können daher nebeneinander bestehen, wenn wir auch dem ersten, weil der Verfasser einer der vertrautesten Freunde Schill's und Adjutant in seinem Regiment gewesen ist, der als Theilnehmer und Augenzeuge erzählt, entschieden den Vorzug geben.

1. Ferdinand von Schill's Zug und Tod im Jahre 1809. Zur Erinnerung an den Helden und an die Kampfgenossen von Georg Bärsch. Mit Schill's Bildniß, einer Karte und vier Plänen. Leipzig, Brockhaus. 1860. 8. 2 Thlr.

In seinem zweiundachtzigsten Jahre tritt der Verfasser, gegenwärtig Geheimer Regierungsrath a. D., mit vorliegender Schrift an die Oeffentlichkeit, für welche er jahrelang das Material gesammelt hat. Er war, wie gesagt, Adjutant in dem Husarenregiment, dessen Chef Schill war, und hat während des Zugs ein Tagebuch geschrieben, sodaß er mehr als irgendein anderer der überlebenden Theilnehmer des Zugs im Stande ist, Auskunft über denselben zu geben. Das geschah auch schon früher auf den Wunsch des damaligen Obersten von Scharnhorst in einer förmlichen Relation. Er wollte diese einem Nekrologe Schill's, den er zu schreiben beabsichtigte, zum Grunde legen, wurde aber später veranlaßt, die ganze Sammlung seiner Materialien einem Freunde und Genossen des frühern Tugendbundes, dem Superintendenten Haken zu senden, welcher sie dann zu einer Biographie Schill's (2 Bdchn., von Leipzig, Brockhaus, 1824) benutzte. Das vorliegende von Bärsch im hohen Alter geschriebene Werk ist nun keine Lebensbeschreibung Schill's, sondern beschränkt sich auf seinen Zug und Tod 1809. Eine Skizze aus dem vielbewegten Leben des Verfassers leitet dieselbe ein, um zu zeigen, wie er mit Schill bekannt geworden ist und sich dessen Freundschaft und Vertrauen erworben hat. Den Feldzug von 1806 hatte er als Lazarethinspector beim Hohenlohe'schen Corps mitgemacht, war dann nach Berlin zurückgekehrt und von hier, in der Absicht zu Schill's Corps zu gehen, dessen Thaten schon bis zu der gedemüthigten und geknechteten Hauptstadt gedrungen, unter vielen Gefahren nach Danzig gereist, wo er den Major Grafen Krockow traf, der eben ein Freijägercorps errichtete. Bärsch trat in dasselbe ein und schildert in kurzer, interessanter Weise die Organisation und die Waffenthaten dieses Freicorps, an welchen er sich rühmlichst betheiligte, wie wir schon aus dem Werke des Generals von Höpfner wußten. Nach dem Frieden von Tilsit wurde dasselbe aufgelöst. Bärsch erhielt unbestimmten Urlaub und wurde in Königsberg in Gneisenau's Bureau beschäftigt. Dieser war damals Inspector der Festungen. Im Jahre 1808 half er den sittlich-wissenschaftlichen Verein, den sogenannten „Tugendbund", gründen, für welchen er eine Wochenschrift: „Der Volksfreund", herausgab. Mit Schill schloß er nun einen engen Freundschaftsbund; er begleitete ihn, als Schill den Befehl erhielt, nach der Räumung Berlins von den Franzosen mit dem von ihm commandirten zweiten brandenburgischen Husarenregiment, dem dazu gehörigen leichten Bataillon und dem Leibgrenadierbataillon nach der Hauptstadt zu marschiren.

Am 10. December 1808 zogen wir denn nun in Berlin ein, die ersten preußischen Truppen, welche die Stadt seit den Unglückstagen von 1806 wiedersah und die nun gar von Schill geführt wurden. Unbeschreiblich war der Jubel. Lorberkränze und Blumensträuße regneten auf uns herab, aus allen Fenstern begrüßten uns schön geschmückte Frauen und Jungfrauen. Wo sich nur Schill sehen ließ, umringte ihn eine jubelnde Menge. Mehrmals rief er aus: „Man macht zu viel aus mir!" Hätte Schill doch immer diesen bescheidenen Sinn bewahrt, sich nicht durch die übertriebenen Schmeicheleien verleiten lassen, eine Rolle zu übernehmen, zu deren Ausführung ihm die erforderlichen Fähigkeiten fehlten und die ihn und viele wackere Männer in Unglück, Tod und Verderben stürzte.

So der Verfasser, der über Schill gewiß das richtigste Urtheil fällen kann. Er theilt zugleich einen Brief von Gneisenau mit, zur Charakteristik dieses edeln Helden, der fern von Eifersucht auf Schill war, welchem

damals das Hauptverdienst der Vertheidigung von Kolberg zugeschrieben wurde. Bärsch wurde jetzt auf Schill's Verwendung als Lieutenant, Rechnungsführer und Adjutant in das Husarenregiment einrangirt, wo ihm der Regimentsschreiber, Wachtmeister Reyher (gestorben 1857 als Chef des Generalstabes der preußischen Armee), ein treuer Gehülfe war. Eingeweiht in alle Beweggründe, welche Schill zu seinem Unternehmen bestimmten, schildert der Verfasser den Zusammenhang der Begebenheiten vortrefflich und gibt dabei die interessantesten biographischen Notizen über hervortretende Persönlichkeiten. Das Königreich Westfalen, wo der Druck der Fremdherrschaft besonders tief gefühlt wurde, sollte der Ausgangspunkt für eine allgemeine Erhebung Deutschlands werden, dort sollte Schill erscheinen, um diese zu bewirken. Aber die Unternehmung Dörnberg's, mit welchem Schill in Verbindung treten wollte, scheiterte, wie ein früherer Anschlag Katte's und anderer inactiver preußischer Offiziere auf Magdeburg; französische Spione witterten Schill's Verbindungen aus und als sein Mittelsmann aus Westfalen, Romberg, verhaftet wurde, fand man Briefe bei ihm, welche Schill compromittirten. Sie wurden von Kassel an den König Friedrich Wilhelm nach Königsberg geschickt, der, darüber entrüstet, Schill vor ein Kriegsgericht zu stellen beschloß. Ein Freund, der spätere wirkliche Geheimrath von Ribbentrop, warnte Schill und rieth zur Flucht; Bärsch erbot sich, da alle Briefe und die Proclamation, welche man bei Romberg gefunden, von seiner Hand waren, die Sache auf sich zu nehmen. Diesen Vorschlag verwarf aber Schill mit edler Entrüstung und beschloß nun zu handeln. Am 28. April 1809, nachmittags 4 Uhr marschirte er mit seinem Husarenregiment aus Berlin, mit Gepäck, angeblich zu einer Felddienstübung. Kein Offizier hatte eine Ahnung von seinem Vorhaben, die Mantelsäcke waren daher nur mit Heu gefüllt, alle Wäsche zurückgelassen. Erst beim ersten Halt erklärte ihnen Schill seinen Plan und alle waren entschlossen, ihm zu folgen. Dabei hatte er eine Brieftasche hervorgezogen, die er einst von der Königin Luise empfangen, eine einfache, nicht gestickte Brieftasche von rothem Maroquin, auf deren erstem Pergamentblatt die Königin mit eigener Hand geschrieben: „Für den braven Herrn von Schill. Luise." Der Zettel, dessen Frau Mühlbach in ihrem Roman erwähnt, durch welchen die Königin Schill zum Vorwärtsgehen aufgefordert habe, weil der König zögere, ist erdichtet. Schill zog die Brieftasche hervor und betheuerte, daß er sich dieses Beweises von Gnade würdig zeigen wolle; daraus hat man später von einer Aufmunterung der Königin zu dem verzweifelten Schritte gefabelt. Ebenso unwahr ist nach des Verfassers Zeugniß, daß Schill sich in seiner Anrede auf höhern Befehl berufen habe.

Der Zug wird nun in ausführlicher Weise nach dem Tagebuche, das der Verfasser geführt hat, geschildert. Bärsch führte die Unterhandlungen mit dem sächsischen Commandanten von Wittenberg, welcher die Uebergabe verweigerte und die Festung mit seinen 160 Invaliden und einer Zahl von Rekruten selbst gegen einen Sturm vertheidigen wollte; er nimmt Schill in Schutz, daß er diesen Sturm nicht ausgeführt, sondern sich mit der Erlaubniß zum Durchmarsch begnügt habe: es würde bedeutende Menschenopfer gekostet und eine deutsche Stadt den Greueln der Erstürmung ausgesetzt haben, was der guten Sache geschadet hätte, auch sei das sächsische Kürassierregiment von Zastrow ganz in der Nähe und daher ein Ueberfall zu befürchten gewesen. Freilich schon viel Vorsicht und Berechnung! Während Bärsch in der Wohnung des Commandanten wartete, eilte plötzlich eine junge Dame durch das Zimmer und sagte ihm flüchtig von einem Schiff mit bedeutenden baaren königlichen Geldern, das unter den Kanonen der Festung auf der Elbe liege. Durch den Ausfall der Unterhandlung ging diese Prise verloren, und Bärsch hat nie erfahren können, wer die freundliche junge Dame gewesen; eine sächsische Dame doch wol nicht? Von hier ging der Marsch nach Dessau, wo der Hofbuchdrucker Hormuth gezwungen wurde (auf seinen eigenen Wunsch mit der Pistole auf der Brust, damit ihn Palm's Schicksal nicht treffe), eine Proclamation an die Deutschen zu drucken. Der Ueberfall von Köthen, dessen Herzog ein eifriger Anhänger Napoleon's war, brachte einige Beute und neue Kampfgenossen; ein Feldwebel und 50 Mann der herzoglichen Garde, selbst ein Kammerherr des Herzogs, Herr von Alvensleben, schlossen sich Schill an. Am 3. wurde Halle genommen, am 4. der wichtige Saalpaß Bernburg besetzt. Hier rief Schill die Offiziere seines Corps zusammen und schilderte ihnen unumwunden seine misliche Lage. Auf eine Hülfe aus Hessen sei nicht mehr zu rechnen, der Erzherzog Karl sei bei Regensburg geschlagen worden, Napoleon ziehe auf Wien. Vom Gouverneur von Berlin sei ihm, Schill, die mit den bittersten Vorwürfen begleitete Aufforderung zugegangen, unverzüglich mit dem Regiment zurückzukehren und sich der verdienten Strafe zu unterwerfen, da der König sein Unternehmen einfach als Desertion ansehe. Nur zu gewiß sei vorauszusehen, daß bald bedeutend überlegene feindliche Streitkräfte heranziehen und ihn vernichten würden. Unter diesen Verhältnissen scheine ihm das Angemessenste, den kühnen Plan zur Befreiung des deutschen Vaterlandes für jetzt aufzugeben und über die Elbe zurückzugehen. Einige Offiziere, unter diesen auch Bärsch, pflichteten in ruhiger Erwägung der schwierigen Lage Schill's Ansicht bei. Dagegen bekämpfte sie der Major von Lützow, und andere folgten ihm darin, sodaß Schill sich ihnen anschloß und mit ihnen zu leben und zu sterben erklärte.

Es war nun zu erwägen, wohin der weitere Zug zu richten sei. Den besten Plan, kühn und klug zugleich, hatte Lützow, nämlich sich quer durch die Altmark und rasch durch Hannover nach Ostfriesland zu werfen, dessen tapferes Volk noch immer die Zeit der preußischen Herrschaft herbeiwünsche. (Noch heute sind diese Sympathien nicht ganz erstorben.) Dort in dem fruchtbaren Lande, durch das große Burtanger Moor selbst gegen bedeutende feindliche Streitkräfte gedeckt, könne man sich halten; die Ostfriesen,

geübte Büchsenschützen, würden Schützencorps bilden, altgediente Soldaten aus Westfalen ihnen zuströmen, aus England wäre leicht Unterstützung zu erlangen, im Nothfall bliebe immer die Einschiffung übrig. Auch Bärsch sprach sich für diesen Plan aus. Ein anderer Vorschlag wies nach Böhmen zum Erzherzog Karl in den österreichischen Sold; ein dritter wollte planlos mitten nach Deutschland hinein, um doch noch eine Erhebung zu bewirken oder mit Ruhm zu fallen; ein vierter nach Mecklenburg und Pommern ziehen, wo es an Zulauf und Unterhalt nicht fehlen werde und Rügen eine Zuflucht biete, hoffentlich auch Gelegenheit zur Einschiffung. Für diesen Plan entschied sich Schill; er wollte vorläufig nach Stralsund marschiren, die von den Franzosen gesprengten Festungswerke wiederherstellen und aus Stralsund ein zweites Saragossa machen. Noch während des Kriegsraths ging die Meldung ein, daß eine feindliche Abtheilung aus Magdeburg in der Richtung auf Bernburg ausgerückt sei: dieser ging Schill entgegen und lieferte ihr das siegreiche Gefecht bei Dodendorf, wobei drei westfälische Quarrés zersprengt wurden (das eine durch Bärsch, der sich an die Spitze einer Escadron stellte), nachdem die Aufforderung an die Westfalen zum Uebertritt mit Schüssen beantwortet worden war. Zwei französische Compagnien hielten sich jedoch auf einer steilen Anhöhe, welche von abgesessenen Jägern vergeblich gestürmt wurde; der Mangel an Infanterie machte sich sehr fühlbar. Von hier ging der Marsch nach der Altmark, wo das Corps Cantonnirungen bezog, um sich zu verstärken und zu organisiren. In Arneburg traf der damals verabschiedete Major von Grolman, der später berühmte General, bei Schill ein; Bärsch hatte ihn dringend dazu aufgefordert, weil er wie mehrere besonnene Offiziere einsahen, daß Schill nicht der Mann sei, das Unternehmen zu einem gedeihlichen Erfolge zu bringen. Eine lange Unterredung, in welcher Grolman Schill von seinem Plane nach Stralsund zu ziehen, ab und wieder auf Westfalen zu lenken versuchte, führte zu keiner Verständigung und Grolman reiste wieder ab. Eine Proclamation an die Einwohner verfehlte ihren Zweck; aber noch in Arneburg traf am 12. Mai ein Theil des leichten Bataillons Schill ein, das noch vor Erlaß der strengen königlichen Befehle gegen seinen Führer demselben nachmarschirt war. Die Hoffnung eines glücklichen Ausgangs wurde durch diese Truppen, die mit unbeschreiblichem Jubel empfangen wurden, neu belebt. Es galt nun die kleine mecklenburgische Festung Dömitz als Stützpunkt zu gewinnen; sie wurde überrumpelt und mit einer Besatzung unter dem kühnen, entschlossenen François versehen. Von hier aus unternahm Schill durch Detachements so kühne Streifzüge, daß Napoleon selbst sich veranlaßt sah, sein berüchtigtes sechstes Armeebulletin gegen „einen gewissen Schill, eine Art von brigand" zu richten, „der in der letzten preußischen Campagne Verbrechen auf sich gehäuft" (die Vertheidigung Kolbergs); gegen dessen „lächerliche" Bewegung sollte ein Observationscorps von 60000 Mann errichtet werden. Dies kam zwar nicht zu Stande, aber ein holländisches Corps unter Gratien und Dänen unter Ewald rückten heran. Schill war am 21. Mai in Wismar eingerückt und hatte François den Befehl geschickt, Dömitz, dessen Behauptung nicht mehr nöthig schien, zu räumen; François, schon von den Dänen belagert, bewerkstelligte seinen Abzug auf sehr geschickte Weise. Unterdessen hatte Schill Rostock erreicht, von wo er den Verfasser unsers Werks mit einem Detachement, der Kasse und den überflüssigen Kanonen und anderm Material nach Rügen entsandte, um hier eine Bewaffnung zu organisiren. Bärsch trennte sich mit trüben Ahnungen von seinem Freunde und Führer, nachdem er nochmals vergeblich versucht hatte, ihn von dem Zuge auf Stralsund abzuhalten.

Die folgenden Begebenheiten und die Katastrophe schildert er nicht mehr als Augenzeuge, aber nach den frischen Mittheilungen von Theilnehmern, die ihm zugegangen, und nach allen, auch von den Gegnern veröffentlichten Actenstücken. Zuerst lesen wir einen Bericht über das schöne Gefecht von Damgarten, wohin der französische Gouverneur von Stralsund mit mecklenburgischen Truppen und 100 polnischen Ulanen Schill entgegengerückt war, um ihm den Weg zu verlegen. Der Sieg öffnete Schill diesen Weg. In Stralsund vertheidigte sich zwar noch eine französische Artilleriecompagnie tapfer in ihrer Kaserne, aber sie wurde überwältigt und Schill war nun im Besitze der Stadt. Sein Corps, dessen Bestandtheile unser Werk genau angibt, war 1860 Mann stark. Mit fieberhafter Hast wurde die Wiederherstellung der Festungswerke betrieben, und der Verfasser gibt zu, daß man Schill wol nicht ohne Grund nachgesagt, er habe gesucht, sich durch übermäßigen Genuß geistiger Getränke zu stärken oder vielmehr zu betäuben. Er konnte sich wol nicht mehr verhehlen, daß seine Lage eine verzweifelte, das Ende mit Schrecken nahe sei. Dazu kam noch die Unzufriedenheit im Offiziercorps, welche Schill in einem Parolebefehl vom 30. Mai rügte. Traurig zu lesen! An demselben Tage schrieb er auch an den Erzherzog Karl, dem er zugleich seinen Entschluß, das demolirte Stralsund wie ein anderes Saragossa zu halten, ankündigte. Wirklich war sehr viel geschehen, aber wie konnte der ungleiche Kampf gegen 5000 Mann, welche am 31. Mai die Stadt angriffen, einen glücklichen Ausgang nehmen? Der Verfasser stellt die vorhergehenden Operationen des feindlichen Corps und das Gefecht selbst eingehend dar und berichtigt dabei manchen bisher verbreiteten Irrthum, so den, welchen er selbst nach Erzählungen von Kameraden früher getheilt, daß der holländische General Carteret, Chef des Generalstabes, von Schill niedergehauen worden sei: dieser ist vielmehr durch einen Schuß aus einem Kellerfenster getödtet worden, wie durch das Zeugniß seines Adjutanten, des spätern Generals von Steurs, dargethan wird. Wir sehen Schill selbst in wilder Aufregung planlos mit einigen Husaren durch die Straßen sprengen, als die Feinde schon eingedrungen waren; im Handgemenge von einem dänischen Husaren Krohn schwer über die Stirn gehauen, die klaffende Wunde mit der Hand

bedeckend, jagte er an einigen Holländern vorüber, die eben an einem Brunnen einem verwundeten Schill'schen das Blut abwuschen; dieser rief bei seiner Erscheinung unwillkürlich seinen Namen, worauf er vom Pferde geschossen wurde. Brünnow mit der Cavalerie schlug sich aus der Stadt und ertrotzte durch die Erklärung, daß er sich lieber bis auf den letzten Mann wehren als ergeben werde, freien Abzug. Damit war alles vorüber. Schill's Kopf wurde vom Rumpfe getrennt und in Spiritus gesetzt, er kam als Geschenk nach Leyden für die naturhistorische Präparatensammlung eines Professors. Der Verfasser schildert die Schicksale seiner Gefährten im Kampfe und das traurige Ende der elf gefangenen Offiziere, welche in Wesel erschossen wurden, dann seine eigenen Erlebnisse in Warnemünde und auf der Ueberfahrt nach Rügen. Am 31. Mai erhielt er noch einen Befehl von Schill, nach Stralsund zu kommen, abends aber durch den Grafen Moltke, der mit Mühe dem Blutbade entronnen war, die Nachricht von der Vernichtung des Corps. So hielt er es für seine Pflicht, die ihm anvertrauten Mannschaften in das Vaterland zurückzuführen. Nur François widersetzte sich ihm und vertrieb ihn mit der Pistole in der Hand von seinem Schiffe; mit diesem und zwei andern ging er in See, wurde aber von dänischen Fahrzeugen gefangen genommen. Bärsch mit seiner Abtheilung unterwarf sich dem General Blücher, Commandirenden in Pommern, worauf er Erlaubniß erhielt, zu landen. Ein origineller Brief Blücher's sagt uns dessen Ansichten über Schill und seine Leute, darin unter anderm:

Sie sind so wohl Officir als unterofficir und gemeine schulbloß da Schill sie sagte, es geschehe mit königlicher Bewillig, daß er über der Ellbe ginge, als untegebener befolgten sie unsre Dinst gemäß die befehle ihres Cheffs, wie sie später hin entdeckten sie daß es nicht des Königs sey allein Schill declarirte vor der Fronte daß er ohne ansehn der Persohn todtenschiffen ließe der sein befehl zuwiderhandelte.

Wir lesen dann die Verhandlungen des Kriegsgerichts und das Urtheil desselben gegen die einzelnen Offiziere, des Verfassers eigene Freisprechung und Schicksale, bis er nach zwei Jahren endlich für seine Rechnungslegung Decharge erhielt, ferner die erst 1837 mit Erfolg gekrönten Bemühungen, Schill's Haupt in deutscher Erde zur Ruhe zu bestatten. Dies geschah in Braunschweig, wo Herr von Vechelde den 14 hier als westfälischen Unterthanen zurückgehaltenen und kriegsrechtlich erschossenen Soldaten schon ein Denkmal veranlaßt hatte. Reichliche Beiträge aus der preußischen Armee nebst einer bedeutenden Summe, welche der König bewilligte, erlaubten die Errichtung eines großartigen Monuments für Schill und die Erbauung einer Kapelle in schönen Gartenanlagen. Deutsche Fürsten schenkten zur Ausschmückung des „Schill'schen Invalidenhauses" (so wurde die Stiftung genannt) werthvolle Gaben, Erzherzog Karl sein Bildniß, die Stadt Braunschweig das ihres bei Quatre-Bras gefallenen Fürsten, des Führers der Schwarzen Schar von 1809, die Stadt Innsbruck Hofer's Bildniß, alles zur Erinnerung an das verhängnißvolle Jahr, in welchem für Deutschlands Befreiung der erste Sieg (Aspern) und die ersten, freilich noch verunglückten Erhebungen stattfanden. Bärsch legte dort die früher erwähnte Brieftasche der Königin Luise nebst mehreren Briefen und Schriften nieder, König Friedrich Wilhelm IV. übersandte Herrn von Vechelde Schill's eigene Brieftasche, welche ein niederländischer General, der sie Schill 1809 in Stralsund abgenommen, dem Könige überreicht hatte. Das Innere der Kapelle ist mit den Wappen der Offiziere, die an dem Zuge theilgenommen haben, geziert; die Glocke, das Geschenk der verstorbenen Kurfürstin von Hessen, welche sich einst lebhaft für Schill's Unternehmen interessirt und dasselbe mit bedeutenden Geldsummen unterstützt hatte, soll an den Todestagen Hofer's, Schill's, des Herzogs von Braunschweig und der erschossenen Schill'schen Krieger geläutet werden. Die Einweihung der Kapelle geschah am 13. September 1840. Der Verfasser schildert noch die funfzigjährige Gedächtnißfeier im vergangenen Jahre, an welcher theilzunehmen ihn sein hohes Alter hinderte, und theilt in dem Anhange, außer den besten Gedichten über Schill und Bemerkungen über Schriften, die seinen Zug zum Gegenstande haben, eine Fülle von biographischen Notizen über Offiziere mit, welche an demselben theilgenommen. Wir haben unter ihnen viele alte Bekannte wiedergefunden und diesen Abschnitt für die Personalgeschichte des preußischen Offiziercorps als sehr interessant begrüßt. Nachträge, zum Theil während des schon begonnenen Drucks geschrieben, bringen noch eine Menge Notizen über Einzelheiten, welche dem Verfasser zu spät zugegangen sind, um noch im Texte benutzt zu werden. Darunter sind die Mittheilungen des Grafen Voß, welcher auch Schill's Audienz bei der Kurfürstin von Hessen vermittelte, bemerkenswerth. Jedenfalls ist das Werk ein werthvoller Beitrag zur Kriegsgeschichte, der die Acten über jenen denkwürdigen Zug erschöpfend abschließt. Möge dasselbe in den weitesten Kreisen Verbreitung finden und das neuerwachte deutsche Vaterlandsgefühl gegen fremde Gelüste stärken' Die beigegebenen Pläne sind wie alle, die aus der Geographisch-artistischen Anstalt der Verlagshandlung hervorgegangen sind, klar und gut, vor allem richtig.

Noch während das vorige Werk unter der Presse war, erschien folgende Schrift, die, wenn sie auch über den Zug selbst nichts Neues bringt, als die einsichtsvolle Arbeit eines Militärs, welchem die Benutzung amtlicher Quellen gestattet worden, anerkannt zu werden verdient:

2. Ferdinand von Schill. Ein militärisch-politisches Charakterbild. Nebst Beilagen, enthaltend die wichtigsten officiellen Actenstücke aus dem Jahre 1809. Potsdam, Riegel. 1860. 16. 15 Ngr.

Diese kleine Schrift erzählt nicht blos, sondern sie sucht auch mit sicherm psychologischen Blick die Beweggründe zu erklären, welche die Unternehmung und deren traurigen Ausgang bestimmten. Das Büchlein ist anziehend geschrieben und bekundet ein gründliches militärisches Urtheil. „Einleitendes" spricht sich über den Standpunkt aus, von welchem Schill's That betrachtet

werden kann: als Aufschrei und Schwerthieb patriotischer Verzweiflung sei sie bedeutend und lehrreich für die Erforschung der Zeitgeschichte; Schill könne mit ziemlich gleich guten Gründen ebenso wol dargestellt werden als ein nationaler Held, den nur sein Volk im Stich gelassen, als ein kühner Parteigänger, als ein tollköpfiger Enthusiast oder als ein ungehorsamer Soldat, aber dennoch werde eine jede solche einseitige Auffassung der Wahrheit nicht entsprechen. „Nur einen Standpunkt gibt es, von dem die That des Majors von Schill unbedingt verurtheilt werden muß, und dies ist der des Soldaten." Der Verfasser sucht von diesem Standpunkt aus zu erklären, nicht zu entschuldigen, und zwar nicht allein den Entschluß zur That, sondern auch die Ausführung derselben, welche eben keinen glücklichen Ausgang möglich machte. Der geschichtliche Moment wird klar und richtig gewürdigt, dann folgt eine Charakterschilderung des Mannes, um zu verstehen, wie gerade auf ihn die Zeit wirken mußte. Er hatte 17 lange Friedensjahre im kleinen Dienste, zu dem er sich wenig anstellig zeigte, zugebracht; still, in sich verschlossen, einer innern Welt von Ideen, Entwürfen und Träumen hingegeben, hatte er den Umgang der Kameraden eher vermieden, als gesucht. Noch war er Secondelieutenant in dem berühmten Regiment Ansbach-Baireuth-Dragoner, das zum Leibregiment der Königin ernannt wurde, als eben der Krieg von 1806 ausbrach. Bei Auerstädt verwundet und versprengt, schleppte Schill sich auf seinem gleichfalls verwundeten Pferde elend nach Magdeburg, und als diese Festung nicht gehalten wurde, weiter nach Stettin, bis er endlich im heftigsten Wundfieber nach Kolberg kam, wo er liebende Pflege fand. Hier scheint in ihm plötzlich die Erkenntniß erwacht zu sein, wohin seine Natur ihn trieb, was seine eigentliche Lebensaufgabe sei. So wurde der schlecht berufene, beinahe für unbrauchbar erklärte Dragonerlieutenant von Schill bald ein ausgezeichneter Parteigänger, ausgestattet mit militärischem Geist, Tapferkeit, Organisationstalent, und durchglüht von jenem göttlichen Feuer, welches Begeisterung weckt, weil es selbst von der Begeisterung genährt wird. Der Verfasser schildert nicht ausführlich, was Schill bei der Vertheidigung von Kolberg geleistet, wir verweisen darüber auf das in Nr. 44 d. Bl. f. 1858 besprochene Tagebuch. Er hebt nur hervor, daß viele der Elemente, aus denen in den folgenden Jahren die Wiedergeburt Preußens sich gestalten sollte, ihren frühern Anfang im Schill'schen Corps gefunden haben, weil diese Truppe zuerst vieles von sich abthat, was den Untergang der Armee verschuldet hatte, die vollkommenere Fechtart der Franzosen sich aneignete und ihren hohen Beruf auch in ehrenwerther Behandlung erfüllte, wie denn auch im Schill'schen Corps die Prügelstrafe zuerst abgeschafft wurde. Der König erkannte die Verdienste desselben an, indem er es nach dem Frieden bei der Reduction der Armee beinahe vollständig fortbestehen ließ. Die vier Schwadronen wurden zu einem zweiten brandenburgischen Husarenregiment vereinigt, dessen Commando der Major von Schill erhielt, aus der Infanterie wurde ein Bataillon formirt, das unter dem Namen „Leichtes Bataillon von Schill" dem Leibregiment beigegeben wurde. Auch dies Werk schildert den Enthusiasmus für Schill, der seinen Marsch und Einzug in Berlin begleitete. Der Verfasser nennt es das Verderben der Volksgunst, daß es seine Lieblinge zu einer Höhe erhebt, welche nur wenigen Sterblichen je zu erreichen gestattet war; ihr zu widerstehen sei vielleicht die härteste Probe des Charakters und Schill habe sie allerdings nicht ganz bestanden. Wir lesen eine höchst treffende Schilderung seiner Persönlichkeit, wie er alle Eigenschaften besessen, um die Herzen der Menge zu gewinnen und mit sich fortzureißen, auch die Gabe der Rede; wie aber seine Bildung mangelhaft, sein Wissen beschränkt gewesen sei und in seinen Vorstellungen eine chaotische Unordnung geherrscht habe. Von jeder neuen Idee ergriffen sei er blind gegen die Verhältnisse der Wirklichkeit gewesen, sein krampfhafter Thätigkeitstrieb habe angefangen, sich in Kleinigkeiten des Dienstes zu zersplittern und mehr und mehr den Werth des Soldaten einseitig nur in der Bravour zu suchen. Diese Richtung habe ihn nothwendig zur starren Verachtung des Raths höherer Einsicht und zur Ueberschätzung der eigenen Kraft geführt. Die Verherrlichung seines Namens in Balladen und Bildern, das Zujauchzen des Volks in Berlin, wenn er sich auf der Straße zeigte, die volle Anerkennung seiner Standesgenossen mußten ihn bei seiner Gemüthsverfassung aus dem Gleichgewicht bringen.

Der Verfasser weiß aus bester Quelle, daß Schill kurz vor seinem Ausrücken zu einem später berühmt gewordenen Offizier gesagt hat: „Ich muß etwas unternehmen! Ich muß!" Daß er sich, wie hier gesagt, verleitet durch den Götzendienst der Menge, mehr und mehr für das providentielle Werkzeug der Rettung Preußens angesehen habe, wird durch Bärsch's Darstellung widerlegt, wol aber mag dadurch sein klarer, aber für die Ueberschau großer politischer Verhältnisse wol zu kurzer Blick umnebelt und seine ehrliche einfache Soldatennatur zu einem grübelnden Politiker, der sich in einer verwirrten Zeit nicht mehr an das Gesetz gebunden glaubte, umgewandelt worden sein. So trat er in Verbindung mit den Leitern der geheimen Gesellschaften in Deutschland; ihnen war Ferdinand von Schill der Liebling des Volks, der Held von Kolberg, gerade der rechte Mann, in Deutschland zu bewirken, was in Spanien geschehen war, und der Moment des Losschlagens kam, als die Feindseligkeiten zwischen Oesterreich und Frankreich ausbrachen. Es scheint gewiß, daß Schill weder mit dem Kurfürsten von Hessen, noch mit dem Herzog von Braunschweig-Oels in unmittelbarer Verbindung gestanden; aber sein Plan war, sich mit Dörnberg zu vereinigen, um in Westfalen die Herrschaft Jérôme's zu stürzen. Es kann noch zur Erklärung dienen, daß Schill sein Truppencorps, das er aus dem Nichts geschaffen, auch jetzt noch als das seinige im engern Sinne betrachtete.

Bei dem Bericht über die Ausführung des verzweifelten Unternehmens, hält der Verfasser den militärisch-kritischen Standpunkt als den allein richtigen für die

Beurtheilung fest. Da findet sich aber, daß die Kühnheit der Ausführung nicht der Vermessenheit des Entschlusses entsprach, und es scheint, als wenn Reue, Rathlosigkeit und Verzweiflung am Erfolge sehr bald auf Schill's Operationen einen lähmenden und verhängnißvollen Einfluß geübt habe. Zuerst war Magdeburg, schwach besetzt, das durchaus zweckmäßig gewählte Angriffsobject, doch gab er diese Unternehmung als zu gewagt auf und wandte sich gegen Wittenberg; statt aber zu stürmen, unterhandelte er mit dem Commandanten nur um freien Uebergang. Wol ohne klar gedachten Operationsplan rückte er dann in das Anhaltische ein, wo er von Dessau die im ersten Werke mitgetheilte Proclamation erließ; „aber nirgends erhob sich das Volk, nirgends streckten sich die Sensen zu Schwertern, nirgends ergriff man offen Partei für ihn“. So standen die Sachen am 4. Mai, und man kann sich die Thatsache nicht verhehlen, daß weder ein ausgezeichnetes Bravourstück noch besondere Schnelligkeit bisjetzt zu bemerken war. Der Kriegsrath in Bernburg und Schill's Vorschlag, der ihn ehrt, weil er dabei ganz allein die Schuld aller büßen mußte, werden auch hier eingehend besprochen, die verschiedenen Ansichten, die sich geltend zu machen suchten, kritisch beleuchtet. Lützow's Plan schien der beste, ja der einzig mögliche. Aber Schill, durch unruhigen krankhaften Starrsinn irre geleitet, entschied sich für den Moment nur zum Angriff der aus Magdeburg gegen ihn anrückenden Truppenabtheilung, denen er zwar das für seine Husaren ruhmvolle Gefecht von Dodendorf lieferte, aber dabei die bittere Erfahrung machte, daß die Westfalen ohne jedes Zaudern, ohne eine Spur von Unschlüssigkeit gegen ihre deutschen Brüder kämpften, daß kein Mann die verhaßten Fahnen verließ. Schill zog sich hierauf zurück und suchte sich vorerst Infanterie zu schaffen; er fühlte den Boden unter sich schwanken, ein düsteres Feuer verzehrte ihn und trieb ihn zu fieberhafter Thätigkeit in Kleinigkeiten; es wird versichert, daß er an einem Tage (?) achtunddreißigmal zu einem Büchsenmacher geritten sei, um unwesentliche Waffenreparaturen zu beschleunigen. Da war es ein momentaner Sonnenblick durch schwarze Wetterwolken, als jener bedeutende Theil seines in Berlin zurückgebliebenen leichten Bataillons bei ihm eintraf, und er richtete nun sein Augenmerk darauf, festen Fuß an der Elbe zu fassen und Mecklenburg und die Ostsee hinter sich offen zu halten. Deshalb nahm er Dömitz. Unterdessen rückten Holländer unter Gratien und Dänen, welchen die Mitwirkung befohlen wurde, obgleich Schill ihnen keinen Grund zur Beschwerde gegeben hatte, gegen Schill vor. Noch in der Mitte des Mai wäre es möglich gewesen, nach der Weser (wie später der Herzog von Braunschweig) und Ostfriesland zu operiren: Schill aber, dem die selbsterlebte glänzende Vertheidigung von Kolberg und das fernher leuchtende Beispiel von Saragossa vorschwebten, zog sich nach Stralsund zurück. Dieser Rückzug wird in unserm kleinen Werke etwas genauer dargestellt, besonders der geschickte Abzug François' aus Dömitz und der rasche, schöne Sieg von Damgarten, die glänzendste Waffenthat des Corps, welche ihm Stralsund in die Hände gab. Aber die Stimmung der Bürgerschaft war durchaus feindlich gegen ihn, und in seinem Corps begann sich die Subordination zu lösen; unter den Offizieren trat eine starke Opposition gegen seinen Entschluß, sich in der Stadt zu vertheidigen, offen hervor. Das deutlichste Bild der Stimmung im Corps gibt Schill's letzter Parolebefehl. Er bittet mit vielen Worten förmlich um ihr ferneres Vertrauen! Durch die Vertheidigungsanstalten, die er traf, bekundete er zwar aufs neue sein hervorstechendes militärisches Talent, nur blieben sie leider fruchtlos! Mit 1650 Mann, wobei nur 850 Mann Infanterie, konnte er den Kampf gegen 5000 Holländer und Dänen nicht siegreich in einer Stadt bestehen. Dieser Kampf ist lebhaft und anschaulich geschildert; Schill's Tod, Brünnow's energisch ertrotzter Abzug und das Geschick der Gefangenen beschließen das Werk, welchem als dankenswerthe Beilagen die auf das Verfahren gegen Schill bezüglichen Cabinetsschreiben des Königs und die Acten des Untersuchungs- und Kriegsgerichts über die Zurückgekehrten beigefügt sind.

Karl Gustav von Berneck.

Kober's „Album“.

Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Herausgegeben von J. L. Kober. Dreizehnter Jahrgang. Vierundzwanzig Bände. Prag, Kober und Markgraf. 1858—59. 16. Jeder Band 10 Ngr.

Auch dieser Jahrgang ist geeignet, diese nun schon über ein Dutzend Jahre bestehende Unterhaltungsbibliothek in der Gunst des lesebedürftigen Publikums zu erhalten, ja vielleicht ihr neue Freunde zu gewinnen, da er, was sich vom vorigen Jahrgang kaum sagen ließ, auch einige solcher Gaben enthält, die nach Intention und Ausführung über das Niveau der gewöhnlichen Unterhaltungslectüre hinausgehen und auch solche Leser zu befriedigen oder wenigstens zu beschäftigen vermögen, welche von einem Roman mehr als bloßen Zeitvertreib verlangen. Im ganzen haben zu ihm elf verschiedene Schriftsteller beigesteuert, und zwar mit folgenden Arbeiten:

1. Der Flatbootmann. Amerikanische Erzählung von Friedrich Gerstäcker. Erster Band.
2. Aus den Tagen der großen Kaiserin. Historische Novellen von Levin Schücking. Zweiter und dritter Band.
3. Van Hoboken. Erzählung aus der ersten Zeit der Colonien in Nordamerika von F. W. Arming. Vierter bis siebenter Band.
4. Lebensbilder. Von Julie Burow. Achter und neunter Band.
5. Vorwärts! Novelle von Ernst Fritze. Zehnter und elfter Band.
6. Aus eigner Kraft. Historischer Roman von Bernd von Guseck. Zwölfter und dreizehnter Band.
7. Neue Stadtgeschichten von Max Ring. Vierzehnter bis sechzehnter Band.
8. Cagliostro in Petersburg. Historischer Roman von Theodor Mundt. Siebzehnter Band.
9. In Wald und Schloß. Novelle von St. Graf Grabowski. Achtzehnter und neunzehnter Band.
10. Michel Geschichte eines Deutschen unserer Zeit von Johannes Scherr. Zwanzigster bis dreiundzwanzigster Band.
11. Die Töchter des Freischulzen. Erzählung von Karl von Holtei. Vierundzwanzigster Band.

Sehen wir unter diesen von den uns erst später zugegangenen Gaben Gerstäcker's und Bernd von Guseck's ab, so müssen wir als die werthvollsten und gediegensten Beiträge die von L. Schücking, F. W. Arming, Th. Mundt und J. Scherr bezeichnen. Ihnen schließt sich zunächst die Erzählung Holtei's und eine der Stadtgeschichten von Max Ring an. Alles Uebrige bewegt sich mit mehr oder minder glücklichem Erfolg in den Grenzen der weniger aus innerm Drang als aus gewohnter Beschäftigung hervorgegangenen Productionen.

Den ersten Platz unter allen verdient unstreitig der Beitrag L. Schücking's: „Aus den Tagen der großen Kaiserin" (Bd. 2 und 3), insbesondere die erste seiner beiden Novellen: „Die Odalisken." Wir vermögen sie nicht kürzer und besser zu charakterisiren, als wenn wir sagen, daß sie im Gebiet der Erzählung etwa denselben Eindruck macht, den im dramatischen Fach das historische Lustspiel hervorbringt. Sie ist von sehr geschickter Anlage und in den meisten Partien von ebenso feiner Ausführung. Die Personen, welche den eigentlichen Mittelpunkt des Interesses bilden, sind die Erzherzogin Maria Theresia und der Herzog Franz Stephan von Lothringen oder von Toscana. Letzterer bewirbt sich um die Hand der erstern, der bereits ihr Vater Karl VI. durch die Pragmatische Sanction die Erbfolge im österreichischen Staate gesichert hatte, und da ihn die junge Erzherzogin liebt, auch der Kaiser ihm nicht abgeneigt ist, so hat er alle Hoffnung auf glücklichen Erfolg. Aber eine Hofpartei wünscht die reiche Erbin lieber mit dem Infanten Don Carlos von Spanien verbunden zu sehen, damit beide Länder wieder, wie unter Karl V., vereinigt werden, und diese zettelt, um ihren Plan durchzusetzen, eine Intrigue an, durch welche sie den Herzog bei Maria Theresia zu verdächtigen und in der Gunst des alten Kaisers zu stürzen sucht. Juliana Bolagno, ein verschmitztes Hoffräulein, und Viconde da Bojador, ein um die Gunst derselben buhlender spanischer Cavalier, sind die kecken und gewandten Executoren dieser Intrigue, der Zufall kommt ihnen vielfach zu Hülfe, und so scheint unter allerhand pikanten und spannenden Verwickelungen wirklich das von der Liebe geknüpfte Band wieder zerrissen werden zu sollen, bis denn doch zuletzt die Kabalen glücklich überwunden und die beiden Liebenden einander wiedergewonnen werden. Wie die eben genannten Hauptfiguren, so sind auch alle übrigen in die Geschichte verwickelten Personen, z. B. Prinz Eugen, Graf Veit Trautson, Baron Klein, Frau Afra u. s. w. mit ungewöhnlich lebendigen Farben und charakteristischen Zügen gezeichnet, und der Autor hat es verstanden, ihnen allen nicht blos allgemein interessante, sondern auch erheiternde, zur Grundstimmung des Ganzen passende Seiten abzugewinnen. Am wenigsten ist ihm die Zeichnung der drei türkischen Mädchen gelungen, nach denen er die Erzählung benannt hat; doch thut dies dem Ganzen kaum Eintrag, da sie nur indirect eine wichtige Rolle spielen. Nicht minder interessant als die Geschichte an sich ist die Schilderung der zeitlichen und örtlichen Verhältnisse, in denen sie spielt. Levin Schücking hat hier wieder gezeigt, wie gut er culturhistorische Studien für unterhaltende Zwecke auszubeuten versteht, ohne darüber den Zweck des Romans aus dem Auge zu verlieren oder sie, wie das so häufig bei den sogenannten culturhistorischen Romanen der Fall ist, als fremdartige, gewaltsam herbeigezogene Elemente erscheinen zu lassen.

F. W. Arming's „Van Hobofen" (Bd. 4—7) ist ein Roman im Geschmack Walter Scott's und Cooper's, jenem sich mehr in der Darstellung, diesem mehr in der Wahl des Stoffs anschließend. Er trägt als solcher entschieden den Charakter der Nachahmung, und zwar nicht blos im großen und ganzen, sondern auch in manchen einzelnen Gestalten und Zügen, wie denn z. B. die romantische Verwickelung und Entwickelung in den Schicksalen des Haupthelden sehr lebhaft an Walter Scott's „Guy Mannering" erinnert. Im allgemeinen muß aber anerkannt werden, daß der Verfasser wirklich mit einem seinen Vorbildern ähnlichen Talente begabt ist. So besitzt er namentlich ein nicht gewöhnliches Geschick für anschauliche Detailmalerei, weiß einen reichhaltigen Stoff angemessen zu gliedern, die Fäden geschickt fallen zu lassen und wieder anzuknüpfen, und gegebene historische mit hinzuerfundenen romantischen Elementen zwanglos zu verweben, weiß wenn auch nicht so tiefe und psychologisch eigenthümliche, doch lebenswahre und Theilnahme erweckende Gestalten zu zeichnen, versteht es, uns nach und nach die etwas breite epische Darstellung lieb und behaglich zu machen und läßt uns selbst den poetischen Duft, den Walter Scott über seine Schöpfungen auszubreiten versteht, nicht ganz vermissen. Mit einer gewissen Geduld freilich muß sich der Leser, wenn er an die Lectüre dieses Romans geht, wappnen und sich darauf gefaßt machen, ganze Kapitel lesen zu müssen, die für den Fortgang der Geschichte nicht unbedingt nöthig sein dürften. Aber daneben kommen auch wieder äußerst spannende und bewegte Situationen vor, und harrt nur der Leser so lange aus, bis seine Theilnahme für den Helden gewonnen ist, so ist nicht zu zweifeln, daß er auch die sehr mannichfaltigen und wechselvollen Schicksale desselben mit wachsender Spannung verfolgen wird.

Gedrängter und pikanter, überhaupt mehr dem Geschmack der Gegenwart entsprechend ist Theodor Mundt's „Cagliostro in Petersburg" (Bd. 17). Der Autor behandelt darin den Versuch dieses berühmten Gauklers, sich durch allerhand Betrügereien, namentlich durch die Vorspiegelung, er sei im Besitz eines Verjüngungselixirs, am Hof der zweiten Katharina Macht und Reichthum zu verschaffen, und schildert, wie sich einige Hochgestellte wirklich von ihm täuschen lassen, andere, namentlich Fürst Potemkin, ihn für ihre Plane zu benutzen suchen, Katharina selbst aber energisch und beharrlich alle Anerbietungen desselben mit Verachtung zurückweist und so Veranlassung wird, daß sich Cagliostro zuletzt wieder bei Nacht und Nebel davonmachen muß. Die künstlerische Anlage des Ganzen, besonders die Art und Weise des Abschlusses vermag nicht ganz zu befriedigen, auch fehlen der leicht und flott gehaltenen Erzählung die tiefer ergreifenden Elemente. Die Darstellung aber, die Charakteristik der größtentheils historischen Persönlichkeiten, die Zeichnung des petersburger Hoflebens, die Ausmalung einzelner Scenen und Situationen ist in hohem Grade lebendig und anschaulich, und hierdurch ist es dem Verfasser gelungen, einem im allgemeinen schon oft behandelten Sujet nochmals ein reges Interesse und neue Seiten abzugewinnen.

Wieder von ganz anderm Charakter ist „Michel" (Bd. 20—23) von Johannes Scherr. Aus dem Umstande, daß der Verfasser diesen Roman als „Geschichte eines Deutschen unserer Zeit" bezeichnet, wird der Leser die Vermuthung schöpfen, in diesem Michel eine Personification des deutschen Michel wiederzufinden, und wirklich ist es in gewissem Betracht so: denn der hier geschilderte Michel hat in der That ungefähr dieselben innern und äußern Conflicte, die Wandelungen und Lebensschicksale durchzumachen, welche die michelartige Natur des deutschen Volks seit den Befreiungskriegen durchzumachen gehabt hat, und er hat mit dem deutschen Michel auch das gemein, daß er sich selbst inmitten der materialistischen Richtung, die auch er eingeschlagen hat, nicht ganz von den höhern Principien des Idealismus und der Ehrlichkeit loszureißen vermag und hierdurch zwar lange Zeit an der Erreichung des ihm vorschwebenden Lebensglücks verhindert wird, endlich aber dennoch in einen seiner Natur und seinen Wünschen entsprechenden Glückshafen einläuft. Gleichwol würde man irren, wenn man in dem Helden dieser Geschichte etwa nur eine allegorische Figur und in allem, was sie thut und leidet, nur symbolische Beziehungen auf Entwickelungsmomente des Deutschthums erwartete. Diese von der Poesie wol für immer glücklich überwundene Form hat der Autor mit richtigem Takt vermieden und uns in seinem Michel vielmehr eine wirklich lebensfähige Figur von Fleisch und Bein, keine bloße Abstraction hingestellt und sie so gezeichnet, daß man sich für sie auch ohne an ihren repräsentativen Charakter zu denken, mit Wärme zu interessiren vermag. Uebrigens ist jedoch dieser Roman von einem ein wenig hinter uns liegenden, in

manchen Partien selbst altmodisch erscheinenden Charakter nicht ganz frei; namentlich leidet die Art und Weise, wie der Autor im ersten Bande den Humor handhabt, an einer gewissen Steifheit und Schwerfälligkeit, Altklugheit und Gespreiztheit dergestalt, daß er hierdurch manche an sich trefflich erfundene Züge um ihre Wirkung bringt und vielleicht manchen Leser, der diese Art der Darstellung nicht mehr zu verdauen vermag, vom Zuendelesen des Buchs abschreckt. In den drei folgenden Bänden reißt sich jedoch der Autor mehr und mehr von dieser Form los, seine Darstellung wird immer frischer und lebendiger, ohne darum da, wo er an der Stelle ist, den Humor einzubüßen; auch von seiten des Stoffs rückt die Geschichte von Kapitel zu Kapitel dem Geschmack der Gegenwart näher, und in nicht wenigen Partien — wir rechnen dazu besonders die Schilderung Juliens und Bürger's und die eingeflochtene Dorfgeschichte aus dem Oberlande, sowie zum Theil auch die Zeichnung des materialistischen Treibens — erhebt er sich zu Bildern von feiner Anlage und Ausführung und tiefer ergreifender Wirksamkeit. Weniger günstig haben die hypersarkastischen persönlichen Anspielungen und die einerseits hyperromantischen, andererseits allzu gemein realistischen Schlußkatastrophen auf uns gewirkt; im ganzen müssen wir jedoch den Eindruck, den dieser Roman Scherr's auf uns gemacht hat, theils wegen seiner Richtung auf ein höheres Ziel, theils wegen des entschiedenen Uebergewichts der mit Geschick und Glück ausgeführten Partien, als einen wohlthuenden bezeichnen und darin namentlich in Vergleich mit des Verfassers „Schiller“ einen sehr bedeutenden Fortschritt in der Kunst der poetischen Composition anerkennen.

Die Erzählung „Die Töchter des Freischulzen“ (Bd. 24) von Karl von Holtei fällt in das Gebiet der Dorfgeschichten. Der Verfasser gibt seine Erzählung als ein wirkliches Ereigniß und fügt am Schlusse hinzu, wenn die Geschichte die Leser nicht so ergriffen habe wie ihn, da sie ihm erzählt worden sei, so liege die Schuld lediglich in der Art und Weise, wie er sie niedergeschrieben habe. Diese Bescheidenheit ist sehr löblich; aber es will uns scheinen, als ob der Grund, weshalb der Eindruck der Geschichte dem, welchen der Verfasser durch sie empfangen, wirklich nicht ganz entspricht, keineswegs blos in der Behandlung des Stoffs, sondern auch in dem Stoffe selbst läge. Allerdings hätte die Wirkung wol noch erhöht werden können, wenn der Autor mehr als er gethan, Hildegard zur eigentlichen Hauptfigur gemacht und ihrer Liebe zu dem ganz gemeinen Junker Benno wenigstens den Schimmer einer Wahrscheinlichkeit gegeben hätte, und wenn Holtei überhaupt ernste und tiefer liegende Conflicte mit gleichem Glück wie heitere Situationen zu zeichnen verstände. Aber auch die zweckmäßigste Behandlung möchte kaum im Stande sein, diesem Stoffe ohne eine wesentliche Umgestaltung desselben seinen mehr peinigenden und beleidigenden, als poetisch rührenden und ergreifenden Charakter zu nehmen. Alles, was an dem Stoff neu, ist bizarr und fast widerwärtig: im übrigen aber setzt er sich aus ziemlich verbrauchten Elementen, einem hochmüthigen, starrköpfigen Bauer, einem liederlichen, frechen Junker, einem nichtsnutzigen, gemeinen Jäger, einem Paar wegen Geld und Schönheit begehrenswerther Bauerstöchter u. s. w., sowie aus den hieraus gewöhnlich hervorgehenden Wirrnissen zusammen, und man fühlt sich daher von keiner Seite in zugleich erregender und wohlthnender Weise angemuthet. Bei alledem ist der Erzählung eine gewisse Spannkraft nicht abzusprechen, und im Schluß derselben liegt unverkennbar etwas von tiefer eindringendem Effect, wodurch sie sich über die Ausgeburten der stereotypen Erfindung erhebt.

Unter den „Neuen Stadtgeschichten“ (Bd. 14—16) von Max Ring ist entschieden „Der Waisenknabe“ die besterfundene und bestausgeführte. Sie macht es sich zur Aufgabe, die innere Fäulniß eines im Ruf einer Musteranstalt stehenden, zur Erziehung von Waisen bestimmten Privatinstituts bloßzulegen, und sie erreicht diesen Zweck in Form einer einfach und doch spannend angelegten Geschichte auf ebenso überzeugende wie ergötzliche Weise. Erinnert auch der Hauptinhalt dieser Erzählung in mehrfacher Beziehung an Dickens' „Nicholas Nickleby“, so bleibt doch der darin agirende Waisenvater Mehlkatz immerhin eine mit sehr frischen Farben geschilderte und, wie es scheint, dem Leben nachgezeichnete Figur; und sind auch die übrigen Figuren des Romans keine Erscheinungen, die in psychologischer oder socialer Beziehung durch Eigenthümlichkeit sich auszeichnen, so wissen doch die in den Vordergrund gestellten, namentlich der Waisenknabe Wilhelm und das von ihm geliebte Lieschen, ununterbrochen das Interesse für sich wach zu erhalten. Die beiden andern Stadtgeschichten: „Die Geschiedene“ und „Die Erben“, sind von gewöhnlicherm Schlage. Beide predigen die antimaterialistische Lehre, daß Geld und Reichthum nicht glücklich machen, ja sogar bestehendes Glück zerstören können. Schon ihr Grundgedanke also ist eben nicht sehr originell; aber auch die Ausführung desselben entbehrt jeder Ursprünglichkeit. Der ersten derselben sucht der Verfasser zuletzt dadurch eine allgemeinere Theilnahme zu erwecken, daß er die Frage wegen des Ehescheidungsgesetzes hineinzieht; jedoch gelingt ihm dies nicht in befriedigender Weise. Bei der zweiten macht die alltägliche Entwickelung um so mehr einen unangenehmen Eindruck, als ihr Eingang gerade Hoffnungen auf etwas Besonderes erweckt. Außerdem verliert sich der Autor in derselben allzu häufig in das Fahrwasser der Gemeinplätze und Schilderungen, sodaß man fast zu der Vermuthung veranlaßt wird, er habe zur Verlängerung derselben alte Uebungshefte ausgebeutet. Immerhin verdienen auch sie vor des Verfassers Beitrag zum vorjährigen Album unbedenklich den Vorzug.

„Vorwärts“ (Bd. 10 und 11) von Ernst Fritze ist eine Novelle aus den Zeiten, während welchen Magdeburg in den Händen der Franzosen war. Die sie durchwehende patriotische Gesinnung wirkt wohlthuend, auch fehlt es der Erzählung nicht an interessanten Wechselbeziehungen. Die Darstellung dagegen leidet an einer gewissen Trockenheit und sinkt nicht selten bis zur Nüchternheit einer officiellen Berichterstattung herab. Dies vertragen aber nur Stoffe von außerordentlicher Bedeutung oder solche, die in jedem ihrer Momente das Gepräge wirklicher Ereignisse tragen. Von dieser Art ist aber der Stoff des vorliegenden Romans nicht. Daher macht er im ganzen einen ziemlich oberflächlichen Eindruck und bleibt überhaupt hinter frühern Arbeiten desselben Verfassers zurück.

„Im Wald und Schloß“ (Bd. 18 und 19) vom Grafen Grabowski behandelt die Antecedentien und Nachwirkungen einer sogenannten Mesalliance, indem er zu zeigen bemüht ist, daß da, wo wahre Liebe den Knoten schürzt, zuletzt alle Schwierigkeiten und Gefahren überwunden werden. Die für diesen Zweck in Scene gesetzten Persönlichkeiten und Verwickelungen sind nichts weniger als neu, jedoch hat es der Verfasser verstanden, auch mit den alten Mitteln für seine Geschichte eine gewisse Theilnahme zu erwecken und einigen Partien derselben selbst eine spannende Wirkung abzugewinnen, sodaß sie einem Publikum, das keine höhern Anforderungen stellt, schon die Zeit vertreiben kann.

Die „Lebensbilder“ (Bd. 8 und 9) von Julie Burow bestehen aus vier Erzählungen: „Nenuphar“, „Der Sohn einer Amme“, „Ein weißes Kätzchen“ und „Der Geist des Martin Grunewald“. Die Verfasserin schlägt darin sehr verschiedene Töne an, indem die erste derselben von phantastisch-romantischem, die zweite von dorfgeschichtlich-idyllischem, die dritte von humoristischem und die vierte von gespenstergeschichtlichem Charakter ist. Wir können aber nicht sagen, daß sie in einer derselben etwas eigentlich Hervorragendes geleistet hätte. Am besten ist ihr die zweite, am wenigsten die erste derselben gelungen. Sobald sich die Verfasserin über die Grenzen der ihrer unmittelbaren Beobachtung sich darbietenden Lebenssphären versteigt, geräth sie leicht ins Unbestimmte und Verschwommene. Außerdem berührt es unangenehm, daß sie sich mit mehr Vorliebe, als es für eine weibliche Phantasie angemessen erscheint, in der Schilderung von nicht ganz lautern Verhältnissen gefällt.

Ferner müssen wir noch einer im österreichischen Gebirgsland spielenden kurzen Dorfgeschichte: „Anna Maria oder Mich wundert's, daß ich so fröhlich bin", von E. Ritter, gedenken, welche, ohne im Verzeichniß besonders genannt zu sein, dem letzten Bändchen von Scherr's „Michel" angehängt ist. Sie ist treuherzig erzählt, besitzt eigenthümliche und zu Herzen sprechende Elemente und verdient ohne alle Frage vom Leser mehr beachtet zu werden, als manche der in das Verzeichniß aufgenommenen größern Erzählungen.

Die amerikanische Erzählung: „Der Flatbootmann" (Bd. 1), von Friedrich Gerstäcker, besitzt alle die guten Eigenschaften, welche die Schriften dieses Autors in so weiten Kreisen beliebt gemacht haben, daneben aber freilich auch die Mängel, welche der Kritik nicht gestatten, sich durch sie in demselben Grade befriedigt zu fühlen, wie das unterhaltungsbedürftige Publikum. Sie ist frisch, flott, anschaulich, in hohem Grade spannend und in ihrem schließlichen Verlauf so recht nach den Herzenswünschen der Leser und Leserinnen. Ein tüchtiger, naturwüchsiger Bursche aus Illinois, der das Herz auf dem rechten Flecke hat und mit jeder Kugel, die er aus seiner Büchse schießt, den rechten Fleck trifft, und eine wunderschöne, zwar von Negerblut abstammende, übrigens aber blendend weiße Sklavin eines Pflanzers in Louisiana, von denen die letztere zuerst Gefahr läuft, von einem Alligator gefressen zu werden, sodann wegen eines bei dieser Gelegenheit von ihr fallen gelassenen und den Alligatoren zur Beute gewordenen Hündchens ausgepeitscht wird, hierauf auf einem Canot die Flucht ergreift und eine geraume Zeit hindurch in Gefahr schwebt, von ihren Verfolgern und Peinigern wieder ergriffen zu werden, schließlich aber doch aus allen diesen Nöthen und Fährlichkeiten durch den unerschrockenen und gewandten Beistand des erstern gerettet und natürlich auch geheirathet wird — ein Roman, in welchem solche Personen Held und Heldin sind, braucht um die Gunst der großen Lesewelt nicht weiter zu sorgen. Gesellt sich aber hierzu auch noch eine farbenfrische, nach Autopsie schmeckende Ausmalung des Beiwerks, die Skizzirung einiger aus dem Volksleben gegriffenen Gestalten, die Schilderung minder bekannter Oertlichkeiten und Lebensverhältnisse, ja selbst eine gewisse Bezugnahme auf eine interessante Streitfrage, wie die zwischen den Sklavenstaaten und Abolitionisten, so leistet er alles, was nur immer vom specifischen Romanleser erwartet und verlangt wird. Die anspruchsvollere Kritik freilich ist damit noch nicht zufrieden. Sie fragt nach einer das Ganze beseelenden und erklärenden Idee, nach einer organischen, sich von innen heraus entwickelnden Gestaltung und Composition, nach feinern, nur dem Dichterauge vergönnten Lebens- und Naturbeobachtungen, nach tiefern Einblicken in das Gemüths- und Seelenleben, nach höhern Erregungen oder nachhaltigern Erschütterungen des Geistes und Herzens — und findet von alledem nur wenig oder nichts. Sie erkennt, das Ganze ist im Fluge gezeugt und ohne besondere Geburtsschmerzen geboren; aber so flüchtig, wie seine Entstehung, so flüchtig und ohne bleibenden Eindruck wird auch seine Wirkung sein. Dies kann sie sich nicht verhehlen. Gleichwol aber wird sie, wenn sie nicht moros und ungerecht sein will, gestehen müssen, daß jene Vorzüge auch vor ihrem Forum eine freudige Anerkennung verdienen, nicht blos, weil zu allen Zeiten die große Mehrheit der Leser vorzugsweise durch sie gepackt und befriedigt wird, sondern weil sich auch der anspruchsvollere Geschmack unter Umständen sehr wohl daran zu erfreuen vermag. Dürfen doch neben den schweren Weinen auch die leichten nicht verachtet werden.

Der historische Roman: „Aus eigner Kraft" (Bd. 12 und 13), von Bernd von Guseck, ist von seiten seiner Darstellung und Wirkung das schnurgerade Gegentheil des vorigen. Der Grundgedanke desselben, einen jungen Mann zu zeichnen, der als Sohn eines Ritters erzogen und als Edelknappe am Hofe Kaiser Friedrich's III. anspruchsvoll und hoffärtig gemacht ist, dann plötzlich durch ein Geständniß seines sterbenden Vaters in den niedern Bürgerstand zurückgeschleudert wird, sich aber nun „aus eigner Kraft" nach und nach wieder zu der frühern Höhe emporschwingt, ist nicht übel; auch sind einige von den Katastrophen, die der junge Mann durchzumachen hat, im allgemeinen gut ausgedacht; aber die Art und Weise, in welcher der Verfasser seinen Stoff vorträgt, ist so breit, daß darunter auch ein noch zehnmal besserer Inhalt all seine Wirkung verlieren würde. Es gibt eine Breite des Vortrags, die ihren Grund in einer allzu großen Gedankenfülle des Erzählers, in der Uebermasse der ihm zufließenden Einzelbeobachtungen, oder auch in einer eigenthümlichen Gelassenheit und Behäbigkeit seiner Weltanschauung hat. Diese wird sich ein Leser, dessen Heißhunger nicht blos mit Thatsachen gefüttert sein will, gern gefallen lassen, denn sie bietet für die Abschwächung, die vielleicht der Eindruck des Ganzen durch sie erfährt, im Einzelnen mannichfache Entschädigung. Eine solche Breite ist aber die, an welcher dieser Roman krankt, nicht. Diese beruht vielmehr darauf, daß sich der Verfasser darin gefällt, gerade das Nichtssagende und Bedeutungslose am umständlichsten zu erzählen. Abgesehen hiervon ist aber auch — mit Ausnahme einiger Partien — die sachliche Ausführung des Grundgedankens eine wenig genügende. Indeß muß der als militärischer Schriftsteller und Berichterstatter rühmlich bekannte Verfasser doch Eigenschaften besitzen, durch welche sich das unterhaltungsbedürftige Publikum angesprochen fühlt, da er unsers Wissens zu unsern beliebtern Novellisten ältern Datums gezählt wird. 11.

Weihnachtsliteratur.

Die Aufgabe und die Richtung d. Bl. machen es begreiflich, daß sich unter die literarischen Erzeugnisse, die wir zu besprechen haben, nur selten eins verirrt, das sich in hervorragendem Grade zu einem Weihnachtsgeschenk eignet. Indeß finden sich unter den uns vorliegenden neuen Publicationen doch einige, die sich auch hierzu qualificiren und deren Herausgebern oder Verlegern es jedenfalls lieb sein wird, wenn wir sie noch in den Vorwochen des Weihnachtsfestes kurz zur Anzeige bringen.

Eins derselben scheint ganz besonders den Anspruch darauf zu machen, zu Weihnachten gekauft und als Festgabe verschenkt zu werden. Es ist die Erzählung: „Das Pflegekind. Ein Roman von Geraldine Endsor Jewsbury. Aus dem Englischen übersetzt von Henriette Lewald. Mit einem Vorwort von Fanny Lewald" (Berlin, Guttentag, 1859). Die Bevorworterin, Fanny Lewald, bemerkt in der vorangeschickten Empfehlung: „Es vergeht kaum eine Weihnachtszeit, ohne daß befreundete Frauen mich mit der Bitte angehen, ihnen unterhaltende Romane zu empfehlen, welche sie denjenigen ihrer Töchter zum Geschenk machen können, denen das für Kinder geschriebene Buch nicht mehr genügt, und für welche die Mehrzahl unserer modernen Romane noch nicht als geeignet betrachtet wird. Eine solche Dichtung enthält das vorliegende Buch, ein Werk meiner Freundin Geraldine Jewsbury, das meine Schwester ins Deutsche übertragen hat." Nun mag dieser Roman oder besser diese Erzählung — denn zu einem Roman fehlen der Schrift doch die wesentlichsten höhern, eigentlich dichterischen Eigenschaften — sich sehr wohl zu einem Weihnachtsgeschenk eignen, aber nur nicht für heranwachsende Mädchen, sondern nur für erwachsene Personen. Wir erschraken schon, als wir die Vorrede der englischen Verfasserin mit den Worten eingeleitet fanden: „Ich glaube nicht, daß Kinder im allgemeinen so glücklich sind, als man gewöhnlich meint." Blicken wir nun in das Buch selbst, so wimmelt es da von hartherzigen Großältern, Tanten und Großtanten, liederlichen Vätern, guten aber schwachen und charakterlosen Müttern und Pflegemüttern, herzlosen, intriguanten, neidischen und fratzenhaft verbildeten Principalinnen oder sogenannten mütterlichen Freundinnen u. s. w., und erst gegen den Schluß des Buchs treten ein paar vollkommen gute Menschen auf, um der Geschichte doch zu einem versöhnlichen Abschluß zu verhelfen, die junge Heldin des Buchs von ihren mancherlei Unarten, Folgen der schlechten Umgebungen, zu heilen und sie sogar unter die Haube zu bringen. Es würde nun sehr

bedenklich sein, ein solches Buch einem unreifen oder halbreifen Mädchen in die Hände zu geben; denn es wäre bedroht, bei der Lectüre um alle Freudigkeit der Anschauung und um alle Naivetät zu kommen, den Glauben an die Menschheit zu verlieren, gegen ihre Angehörigen (denn wie gern identificirt eine junge Person die Situationen in einem Roman mit denen, in welchen sie sich selbst befindet!) als ihre Tyrannen erbittert zu werden und Groll und Haß in ihre spätern Lebensverhältnisse mit hinüberzunehmen. Die Verschrobenheit, die in Betreff dessen, was der Jugend und namentlich der weiblichen zuträglich sein soll, gegenwärtig herrschend ist, übersteigt in der That alle Begriffe! Ganz anders wird man von dem Buche urtheilen müssen, wenn man annimmt, daß es hauptsächlich für erwachsene Personen bestimmt sei, welche Mädchen zu erziehen haben und für deren geistiges und leibliches Wohl verantwortlich sind. Diese können allerdings daraus lernen, daß „ein hartes Wort oder ein kalter, ungeduldiger Blick von jemand, den das Kind liebt, einen tiefern Schatten auf des Kindes Gemüth wirft, als ein ernstes Leid im spätern Leben, wenn der Mensch fester und selbstbewußter geworden ist“; diese mögen daraus lernen, Nachsicht und Geduld gegenüber den Kindern zu üben, da „freundliche Worte und Blicke das Manna sind, von dem Kinder leben“. Die Verfasserin gesteht, daß sie selbst ihre Kindheit und ersten Mädchenjahre „meist unter Menschen verlebte, die Kinder nicht liebten“, und bei der weiten Verbreitung jener garstigen und schädlichen Sorte von Menschen, welchen Kinder, und gerade die zutraulichsten, aufgewecktesten, heitersten und natürlichsten am meisten, ein Gegenstand des Misvergnügens, ja oft des kaum verhehlten Abscheus sind, wollen wir den vorliegenden, im echt englischen Erzählerton gehaltenen Roman willkommen heißen und zu dem Zweck von Weihnachtsgeschenken empfehlen, vorausgesetzt, daß er in die richtigen Hände gelangt, d. h. in die Hände solcher Personen, welche jüngere Personen erziehen sollen und doch keinen Begriff von Erziehungskunst haben, welche sich vielleicht für sehr wohlerzogen halten, und doch der Erziehung im Grunde mehr bedürfen als diejenigen, die von ihnen erzogen werden sollen. Damit soll nicht gesagt sein, daß man den Kindern ihre Unarten, die freilich häufig nur die Copien der Unarten ihrer Erzieher im Kleinen sind, hingehen lassen und sie immer nur mit seidenen Handschuhen anfassen solle; nur ihre Jugendfrische und Wahrhaftigkeit soll man nicht durch ewige Hofmeisterei vorzeitig zu Grunde richten; man soll gegen ihre kindlichen Naivetäten, womit sie gegen das Gesellschaftsceremoniell oder die Hausordnung verstoßen, mindestens dieselbe Nachsicht üben, die man nur zu oft gegen ihre wirklich bösen Triebe, ihre Schadenlust, ihre Pfiffigkeiten und ihre Gewandtheit im Lügen übt. Doch das sind ja wol Eigenschaften, in deren Gebrauch die ältern Personen so oft den Kindern mit gutem oder besser schlechtem Beispiel vorangehen. Unsere Verfasserin aber nimmt, von ihren Jugenderfahrungen zu sehr verdüstert, allzu einseitig die Partei der Kinder, und will, daß die Erwachsenen, um ihnen jeden trüben Eindruck zu ersparen, auch solche Gemüthsbewegungen, die oft am schwersten zu unterdrücken sind, wie die der Trauer, des Kummers, der Niedergeschlagenheit vor ihnen verhehlen und sich mithin einen Zwang auferlegen sollen, der ganz widernatürlich ist. Auf diesem Wege würden die Erwachsenen nur die Sklaven der despotischen Launen der Kleinen werden, welchen letztern die Anfangsgründe in der Kummergrammatik des menschlichen Lebens denn doch auch nicht ganz erspart werden dürfen.

Ganz besonders empfiehlt sich für den Weihnachtstisch die nicht weniger als 47 Bogen starke, mit einem Stahlstich nach Souchon als Titelbild geschmückte und in höchst brillanten Golddeckel gebundene Sammlung von Julius Hammer: „Leben und Heimat in Gott. Eine Sammlung Lieder zu frommer Erbauung und sittlicher Veredlung“ (Leipzig, Amelang, 1861). Der Titel gibt die Tendenz der Sammlung genügend an. Sie ist aus beinahe 250 ältern und neuern deutschen Dichtern ausgewählt, umfaßt in systematischer Anordnung 18 Rubriken und enthält neben manchem mit Unrecht Vergessenen auch bisher ungedruckte Gedichte in nicht unbeträchtlicher Anzahl. Bei dem poetischen Feingefühl, dem Geschmack und der Umsicht des Herausgebers gerade auf diesem Gebiete, auf dem er selbst als Dichter seine schönsten Lorbern gepflückt, ließ sich etwas Vorzügliches erwarten, und vielleicht können wir unter den zahlreichen Sammlungen von gleich oder ähnlich poetisch-religiöser Tendenz diese Hammer'sche als die gediegenste oder eine der gediegensten bezeichnen. Die Frage, ob der Herausgeber diesen oder jenen Dichter verhältnißmäßig zu stark und einen andern verhältnißmäßig zu wenig berücksichtigt habe, wollen wir hier nicht untersuchen; das ist eben Privat- und Geschmackssache und in Bezug auf neuen Dichter kommen auch leicht gewisse eingesogene Sympathien und Antipathien und besondere Rücksichten hinzu, die eben menschlich und daher auch verzeihlich sind. Nicht leicht gibt es eine Anthologie, in der sich nicht Gedichte fänden, die ihre Aufnahme gewissen Rücksichten verdankten, und von der nicht Gedichte ausgeschlossen wären, die bei wirklicher persönlicher Unbefangenheit des Sammlers vielleicht Aufnahme gefunden hätten. Einzelne der hier mitgetheilten zahlreichen Gedichte des Herausgebers scheinen, wie wir noch bemerken, eine immer entschiedenere Schwenkung Hammer's nach dem Specifisch-Christlichen hin zu documentiren. In demselben Verlage erschien das beliebte „Album für Deutschlands Töchter. Lieder und Romanzen“ in vierter Auflage, mit 300 Illustrationen von Götze, Georgi, Souchon, Geißler, Kretschmer u. a., nebst einem Titelbild in Farbendruck von Scheuren. Was namentlich die artistische Ausstattung betrifft, so dürfte sich kaum ein anderes Album so zu Festgeschenken für deutsche Frauen und Jungfrauen eignen, wie dieses vergleichsweise billige Prachtwerk, das durch eine Reihenfolge von vier Auflagen zu immer größerer Vollkommenheit gelangt ist.

Das in seinem Beginn von dem Dichter Adolf Böttger redigirte, aus dem Verlag und den Pressen des lithographischen Instituts von J. G. Bach in Leipzig hervorgegangene Album: „Deutsche Kunst in Bild und Lied“ (1861), als dessen Herausgeber sich auf dem Titel jetzt Karl Rohrbach nennt, bringt in diesem seinem neuesten Jahrgange (dem dritten) eine sehr große Anzahl von Bildern, zum Theil in Buntdruck, der sich, wie wir nach den hier vorliegenden Proben urtheilen möchten, bei weitem besser für Landschaften, namentlich mit dunkeln Schattenpartien, als für Darstellungen aus dem Leben und Treiben der Menschen eignet. Uebrigens ist die artistische Ausführung durchschnittlich eine gelungene. In die antike Welt führen uns F. Rietschel in Dresden mit einem vortrefflichen „Amor auf dem Panther“ und B. von Neher in Stuttgart mit einer graziösen Gruppe „Schwebende Musen“ ein; Seestücke, Architekturen, Landschaften lieferten A. Berendson in Königsberg („Ruinen im Hochgebirg“, vortrefflich), H. L. Frische in Düsseldorf, Karl Heyn in Leipzig („Rosenlaui-Gletscher“), Max Hanschild („San Miniato bei Florenz“), G. Wegener in Potsdam („Brandung an der englischen Küste“), E. Weydenbach in Berlin („Insel Philä“); Genrebilder, zum Theil sehr anziehende: Bernhard Plockhorst in Berlin („Sorgen für die Zukunft“), Julius Weyde („Morgenstündchen“), L. des Coudres in Karlsruhe („Italienische Brunnenscene“), Th. von Oer in Dresden (eine Scene aus der Kindheit Goethe's), H. Rustige in Stuttgart („Das schmollende Liebespaar“), A. Hunger in Leipzig („Das kranke Kind“) u. s. w. Von dem verstorbenen Hermann Stilke befindet sich hier eine Reliquie „Der sächsische Prinzenraub“. Die versificirten Erläuterungen sind sämmtlich von Karl Rohrbach, dem Herausgeber. An Gedichten haben ferner noch beigesteuert: J. N. Vogl, Castelli, Mosenthal u. s. w. in Wien, Scheurlin, F. Beck, F. Dahn, Söltl und Beilhack in München, Th. Klein in Straßburg, Leopold Schefer in Muskau, Hermann Kurz in Oberehlingen, Anna Löhn in Dresden, F. Roeber, E. Rittershaus und C. Stelter in Elberfeld, R. Hamerling in Triest, Willatzen in Bremen, Müller von der Werra in Gotha u. s. w. Leipzig, wo das Album erscheint, hat keinen Vertreter aufzuweisen: „Der Prophet gilt nichts im Vaterlande.“ Zwei Compositionen von L. Martin in Berlin und Ottobald Walther in

Gotha bilden den Schluß des Albums. Das von dem erstern componirte Lied „Leise zieht durch mein Gemüth" u. s. w. ist aber nicht, wie hier angegeben, von Goethe, sondern von Heine.

Geringern Umfangs, aber in artistischer und typographischer Hinsicht gediegen, ist das Album „Lied und Bild deutscher Dichter und Künstler. Lieder mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Bürger, G. Jäger, Merkel, Neureuther, Patzschke, Schlick, Thon" (Leipzig, Grunow). Die Compositionen haben, mit zwei oder drei Ausnahmen, künstlerischen Werth und sind, wie namentlich die von Jäger, dem Inhalt der Gedichte entsprechend, zum Theil von ernstem, streng religiösem Charakter. Die Holzschnitte sind durch die xylographische Anstalt von F. H. Flegel meisterhaft ausgeführt. Die Gedichte (von Herder, Uhland, Anastasius Grün je zwei, von Körner, W. Müller, Rückert und Heine je eins, ungerechnet ein Einleitungsgedicht von Julius Sturm) mögen bei diesem Album, wie es scheint, der Mehrzahl nach von den Künstlern selbst als Vorlagen gewählt, nicht ihnen aufgetragen sein, und eine freie Wahl hat in der Regel auch eine größere Freiheit und individuelle Selbständigkeit in der künstlerischen Behandlung wie Auffassung zur Folge.

Von einem Unternehmen: „Die Schätze der deutschen Nationalliteratur in Wort und Bild, herausgegeben unter Mitwirkung der namhaftesten Schriftsteller und Künstler von Ludwig Lenz" (Hamburg, Vereinsbuchhandlung), liegt uns die erste Lieferung vor. Hier soll sich alles, „was die gewöhnlich mit «classisch» bezeichnete Periode an deutschen Dichtern und Denkern hervorgebracht hat und alles, was nach derselben literargeschichtlich zu werden vermochte, in ansprechenden Lebensbildern, prägnanten Charakteristiken, zweckmäßig gewählten Auszügen, Porträts und Illustrationen zuletzt zu einem großen populären Sammelwerk vereinigen". Die erste Lieferung verspricht Gutes. Die Illustrationen von Plockhorst, Th. von Oer u. s. w. (außer den Porträts Goethe's und Schiller's, der Aeltern beider Dichter und Wieland's: ein Genrebild „Der Herzog und die Karlsschüler", eine Scene aus „Götz von Berlichingen", eine aus „Kabale und Liebe", ein Situationsbild aus „Oberon" und Lenorens Ritt mit dem gespenstigen Reiter) sind charakteristisch, und die literarischen Beiträge „Goethe und Schiller in ihrer Bedeutung für das deutsche Geistesleben" und „Kabale und Liebe" von Adolf Stahr, „Götz von Berlichingen" von Josef Rank, „Die hohe Karlsschule" von J. Rodenberg u. s. w. haben mehr als ephemeren Werth.

Von Taschenbüchern liegen uns „Cornelia", welche unter anderm eine Erzählung von dem jüngst verstorbenen Ludwig Rellstab: „Anna Morelli", enthält, und Mügge's noch immer gern gelesenes „Vielliebchen" vor. Dies sind etwa noch die einzigen hervorragenden Reste jener Taschenbuchsliteratur, die in einer frühern Periode zur Weihnachtszeit den literarischen Markt zu überschwemmen pflegte. Nur den Untergang einzelner dieser Taschenbücher, deren Inhalt und Tendenz die edlere Novellistik vertraten, kann man beklagen, nicht aber das allmähliche Verschwinden dieser Literaturgattung im ganzen. Denn die lyrischen Beiträge waren größtentheils sehr mittelmäßig, in den Novellen gedieh meist eine verderbliche falsche Romantik und Sentimentalität aufs üppigste, und die Kupfer, meist fade und süßlich geleckt, waren eben auch nicht geeignet, den Kunstgeschmack zu veredeln und zu kräftigen.

Ueber eine andere weihnachtliche Literaturgabe, die in wirklich christlichem Sinne gespendet wird: den von Friedrich Hofmann, dem Verfasser des Koborgher „Quackbrünnla" im Bibliographischen Institut zu Hildburghausen herausgegebenen „Weihnachtsbaum für arme Kinder. Gaben deutscher Dichter" (neunzehnte Christbescherung 1860), lassen wir eine andere Feder sprechen, deren Bericht wir nur hier und da abgekürzt haben:

„Ein Unternehmen, dem es gelungen ist, im Verlauf von 18 Jahren nahe an 70000 armen Kindern in vielen Städten und Ortschaften Deutschlands die Freuden einer Weihnachtsbescherung zu bereiten, verdient öffentliche Beachtung, wenn es auch nicht dem Buchhandel angehört und darum der Kritik entzogen scheint. Allerdings ist beim «Weihnachtsbaum» der Zweck die Hauptsache, wie schon die Art seiner Gründung zeigt. Im Jahre 1842 bat Friedrich Hofmann (damals in Hildburghausen) seinen nun verstorbenen Freund J. Meyer (Chef des Bibliographischen Instituts), ihm zur Veranstaltung einer Christbescherung für die armen Kinder von Hildburghausen und seiner Vaterstadt Koburg behülflich zu sein. Meyer bot dazu sofort die Hand, und als Mittel zum Zweck druckte er ein Heftchen von Gedichten Hoffmann's gratis, aus deren Erlös der Bescherungsaufwand bestritten werden sollte. Dieser uneigennützige Versuch gelang und erregte so große Theilnahme, daß man den Gedanken, solche Bescherungen weiter zu verbreiten, lieb gewinnen mußte. Für das folgende Jahr lud man Hofmann die Dichter Thüringens, später die Deutschlands zur Theilnahme an der Ausschmückung des «Weihnachtsbaum» ein, für dessen Ausstattung J. Meyer auf eigene Kosten zu sorgen sich bereit erklärte. Von zwei Städten breitete sich der «Weihnachtsbaum» seitdem über achtzig und mehr aus, faßte, ein echter thüringer Tannenbaum, wol in Thüringen und Nordfranken am meisten Boden, fand aber auch außerhalb dieser engen Grenzen (z. B. in Braunschweig, Hannover, Magdeburg, Kulmbach, Kronach, Ulm, Regensburg, Rothenburg a. d. Tauber u. s. w.) gute Aufnahme und ward selbst zu Eckernförde in Schleswig, Mühlhausen im Elsaß und Zürich in der Schweiz angepflanzt. Bald fand er auch Nachahmer, indem zu Bamberg, zu Koburg, zu Frankfurt a. M. die einheimischen Dichter zeitweise ihre eigenen Weihnachtsbäume herstellten.

„Was den (durchaus lyrischen) Inhalt des «Weihnachtsbaum» betrifft, so muß man ihn scheiden in die Gaben wohlthätiger Dichter und dichtender Wohlthäter; die Aufnahme von letztern ist in einem Werke solchen Zwecks nicht zu umgehen. Von erstern finden wir in den vorliegenden Jahrgängen unter andern folgende Namen: Arndt, Gustav Schwab, Friedrich Rückert, Justinus Kerner, Mörike, Geibel, Anastasius Grün, Hebbel, Bodenstedt, J. H. von Wessenberg, Gottfried Kinkel, Castelli, Karl Beck, Moritz Hartmann, Gutzkow, Hoffmann von Fallersleben, E. von Feuchtersleben u. a. Andere zum Theil kaum minder rühmlich bekannte Namen müssen wir hier der Kürze wegen weglassen.

„Der neunzehnte «Weihnachtsbaum», der für dieses Jahr die Christbaumlichter der Armen entzünden soll, ist vom Herausgeber einem großen deutschen Todten dieses Jahres, Wessenberg, der bis in die letzten Zeiten jährlich das Bäumlein mit seinen sinnigen Gaben schmückte, gewidmet und enthält Beiträge von 56 Dichtern, unter welchen wir außer einigen vereinzelten Dichtern mehrere Dichtergruppen unterscheiden, als: die Dichtergruppe von München, die von Nürnberg, die von Hildburghausen, die von Leipzig, die von dem Dorfe Reudnitz bei Leipzig, welches durch nicht weniger als acht Dichter, darunter der Herausgeber selbst und eine Dichterin (Luise Otto), vertreten ist.

„Die 3000 Exemplare dieses neunzehnten «Weihnachtsbaum» sind an 68 Städte und Ortschaften in Deutschland vertheilt worden. Aus dem angehängten Bericht über die Christbescherungen des vorigen Jahres ist der von dem Herausgeber ausgedrückte Wunsch hervorzuheben, «daß der Weihnachtsbaum durch Gratisnachdruck und Vertheilung von seiten anderer wohlwollender Buchhandlungen und Buchdruckereien nach und nach eine Verbreitung über ganz Deutschland finden, daß er ein wahrhafter deutscher Weihnachtsbaum werden möge»."

Unter den Sammlungen von Gedichten, welche nur Producte eines einzigen Dichters enthalten, scheinen namentlich die „Dichtungen" von Hermann Simon (4 Bdchn.; Leipzig, Arnold, 1860) durch ihre festliche Ausstattung Anspruch darauf zu machen, unter poesiefreundlichen Menschen zu Festgeschenken verwandt zu werden. Das erste Bändchen enthält „Gedichte" (1. allgemeine Gedichte, 2. Gelegenheitsgedichte); das zweite ein in achtzeiligen Stanzen geschriebenes Heldengedicht in zwölf Gesängen „Gustav Adolf" (zweite ganz umgearbeitete Auflage);

das dritte ein Trauerspiel „Prinz von Oranien" (zweite umgearbeitete Auflage) und das vierte ein „nach einer Erzählung aus dem Leben von Eduard Franke" frei bearbeitetes Schauspiel „Cäcilie". Das erste Bändchen ist mit einem Titelkupfer „Poesie" nach Gustav Jäger, das zweite mit dem Bilde Gustav Adolf's auf den Knien (nebst Facsimile) und das dritte mit dem Bildniß Wilhelm's von Oranien (nebst Facsimile) geschmückt. Der Geist, welcher Simon's Dichtungen durchweht, steht mit der Tendenz des Christfestes und dem christlichen Geiste überhaupt im Einklang; er glaubt an einen Gott der Liebe, an ein Wiedersehen nach dem Tode; aber er will keinen Glaubenszwang, keinen Geistesdruck, er eifert gegen Selbstsucht, Herzlosigkeit, Mammonsdienst, Heuchelei und Lüge, er preist Ehrlichkeit und Redlichkeit, wo er sie findet, auch beim geringsten Mann, und oft ergreift ihn ein tiefer und wahrer Schmerz angesichts der Schlechtigkeiten oder Unvollkommenheiten dieser Welt — kurz, der Kern ist so gut, daß man über einiges Veraltete oder Allzubequeme in der Form, über einzelne unechte Reime und sprachliche Incorrectheiten, über einige allzu deutliche Reminiscenzen an ältere Dichter, z. B. Matthisson, Körner, Lappe u. s. w., und über einige zu breit ausgesponnene Gemeinplätze wol hinwegsehen kann. Indem wir uns so über die vorliegende lyrisch-dramatisch-epische Sammlung aussprechen, halten wir, wie uns wohl bewußt, vielleicht mehr den Standpunkt christfestlichen Wohlwollens als den der unnachsichtlichen Kritik fest und zwar in der schwerlich trügenden Annahme, daß die Empfindungen und Formen, denen wir hier begegnen, noch immer auf ein Publikum in Deutschland rechen können. Als Gesinnungsprobe diene folgende Stelle:

Freiheit, die mit goldnen Krücken
Um der Thorheit Wiege hinkt,
Die mit thierischem Entzücken
Aus des Lasters Becher trinkt,
Jene abgenutzte Dirne,
Die des Pöbels Hände drückt,
Ihre blasse Buhlerstirne
Mit der Schande Zeichen schmückt:
Diese Schmach für deutsche Frauen,
Werft sie aus dem Land hinaus,
Gebt ihr von den deutschen Gauen
Einen Paß ins Vaterhaus.
Aber jenen festen Willen,
Der vor Thronen nicht erbebt,
Alles Gute zu erfüllen
Aus der tiefsten Seele strebt;
Der sich nimmermehr läßt knechten,
Nur dem Gott in sich gehorcht,
Von der Erde falschen Mächten
Nicht das Schild zum Kampfe borgt;
Jene Freiheit, die die Schranken
Göttlicher Gesetze ehrt,
Groß und heilig in Gedanken
Jeder frechen Willkür wehrt,
Die, das Banner in der Rechten,
Unverzagt im Kampfe steht:
Für die Freiheit laßt uns fechten,
Bis der letzte Hauch verweht.
Rechte, die Tyrannenseelen
Aus dem Actenstaub gewühlt,
Die sich um ein Jota quälen,
Nie der Menschen Leid gefühlt,
Jene aufgeblas'ne Dame,
Die Gerechtigkeit sich nennt,
Und doch an der Seelen Grame
Weidet, und die Herzen trennt;
Jene grämliche Matrone,
Die die Zunge ewig spitzt,
Mit dem Hasse, ihrem Sohne
Eifernd zu Gerichte sitzt,
Die mit zornigem Gesichte
Durch der Misgunst Brille guckt,
Und der armen Weltgeschichte
Geifernd in das Antlitz spuckt:
Gebt ihr für die alten Tage
Nur den deutschen Heimatschein,
Aber sperrt die Landesplage
In ein Nonnenkloster ein.
Zu dem Himmel hebt die Blicke,
Wo der ew'ge Richter thront,
Ohne Falsch und ohne Tücke
Böses straft und Gutes lohnt,
Werft in seine eh'rne Wage
Eurer Seelen Schmerz hinein,
Antwort findet jede Klage,
Lind'rung jede Qual und Pein.
Er stillt euer Glutverlangen
Wenn ihr ihn verzweifelt rieft;
An dem Himmel droben prangen
Eure Rechte, gottverbrieft,
Holt die Rechte euch herunter,
Schreibt sie in das Herz hinein
Und den ganzen Bücherplunder
Könnt dem Feuertod ihr weihn!

Vorläufig bemerken wir noch zum Schluß, daß wir allen Verehrern und Verehrerinnen Schiller's den im Veit'schen Verlage erschienenen, auf dem Deckel mit Schiller's Porträt geschmückten zierlichen Liederkranz: „Meister Friedrich. Ein Dichterleben". von Moritz Zille, zu Festgeschenken mit Recht empfehlen können. Wir behalten uns indeß vor, auf diese lyrisch-epische Apotheose Schiller's in Verbindung mit andern den „Meister Friedrich" betreffenden Schriften später zurückzukommen. **H. M.**

Reiseskizzen.

1. Rom und die Campagna. Eine Skizze von Moritz von Kalkstein. Berlin, Schneider. 1860. 8. 15 Ngr.

Der Reisende von Geschmack und Bildung nimmt aus einem Aufenthalt in Rom und seiner Umgebung immer Eindrücke mit, welche er in Worte zu fassen gedrängt ist, sei es zur Erinnerung für sich selbst oder zur Mittheilung an andere. Erfüllt er jene Bedingungen der Bildung und des Geschmacks wirklich, so wird sich in diesen Erinnerungen auch stets etwas finden, was sie vor andern unterscheidet, was mithin neu ist, denn vor diesen großen Objecten der Betrachtung zeigt die Subjectivität der Betrachtenden stets ihre vollste Mannichfaltigkeit. Jeder fühlt vor ihnen und denkt von ihnen anders, als der andere. So ist es auch dem Verfasser dieser Skizze ergangen, die in bescheidener Form sich auf die subjective Wahrnehmung des Reisenden beschränkt, der mit gesundem und für das Schöne vorgebildetem Sinne jene unvergänglichen Natur- und Kunstreize genoß und der, indem er sich auf seine Reiseskizzen aus England und Schottland beruft, die im Jahre 1854 in einem größern Leserkreise Theilnahme fanden, für diese „Federzeichnungen" unser Interesse in Anspruch nimmt. Dieser Anspruch ist begründet, und wenn auch die Ausbeute an neuen Gedanken nicht gerade reichlich ist und die Vortragsweise etwas ungesuchter und natürlicher hätte sein können, so liegt es doch eben in jener durch die Subjectivität der Erzähler bedingten Mannichfaltigkeit der Anschauungen, daß wir solche Berichte über die Ewige Stadt immer wieder und wieder mit Interesse zur Hand nehmen.

Es ist anzuerkennen, daß der Verfasser sich besonders bemühte, vernachlässigte Punkte in seiner Skizze zu beleuchten. So erweckt gleich anfangs die Topographie des alten Rom im Umkreis des neuen ein günstiges Vorurtheil für seine Arbeit. Die plastische Zeichnung der Bodenfläche der alten Stadt mit ihren sieben Hügeln, wie er sie entwirft, ist sehr willkommen. Am besten wird diese von dem Thurm des Capitols herab zu

Anschauung gebracht, und diesen Platz nimmt der Verfasser ein, um uns die alte Seebettung rings um das Colosseum her und die aus ihr emporsteigenden classischen Hügel mit ihrer Trümmerwelt zu skizziren: eine Bemühung, die jedem Besucher Roms zur Nachfolge bestens zu empfehlen ist. Die Lage und die Figur des alten Forum und der beiden Hauptstraßen der alten Stadt, Via sacra und Via triumphalis, die eine südwärts, die andere westwärts, zeigen sich hier, wie sie sich zwischen den Hügeln hinwinden, deutlich als die Hauptadern des Verkehrs der alten Stadt bis in die jetzige Campagna hinaus, und das specielle Studium der alten Trümmerstätten, des Palatin, der Thermen, des Colosseums u. s. w. wird, in diesem Rahmen betrachtet, um so ertragreicher, weil es fortan fest an einer ganz bestimmten, unvergeßlichen Lokalität haftet.

In den nächstfolgenden Kapiteln wendet sich die Betrachtung dem neuen Rom zu: Lateran, Quirinal, das moderne Capitol, Corso, die spanische Treppe, Villa Medici, Pantheon, die Kolossen u. s. w. geben dem Verfasser Betrachtungen ein, die sich über das Gewöhnliche erheben und ihn uns als einen denkenden und wohlunterrichteten Beschauer dieser Gegenstände zeigen, der sich nicht mit Redensarten befriedigt, sondern das wirklich Charakteristische derselben zu erfassen sucht. So fesselt ihn besonders die Ludovisi'sche Sammlung, die nicht jeder so ernst durchmustert, und wo die Barbarengruppe und der Junokopf — erstere für ein Werk pergamenischer Meister, letzterer für eine Copie aus der Schule von Argos (Polyklet) erklärt —, ihn tief ergreifen, während der sitzende Mars und die Orestesgruppe für Nachbildungen der Schule des Lysippus, Zeitgenossen Alexander's, geachtet werden. Finden sich nun in diesen Betrachtungen unverkennbare Spuren tieferer Kunststudien wieder, so ist auch der für Naturreiz offene und rege Sinn zu schätzen, den der Verfasser beim Besuch der Villen um Rom bekundet. Die Borghese'sche Villa nennt er den schönsten Park Italiens, in dem sich zugleich mit dem innigsten Verständniß des Naturlebens in einem idyllischen Landschaftsbilde der Sinn gesellschaftlicher Culturtendenzen ausdrückt, Natur und Kunst im edelsten Stil verschmelzend. Die Schilderung des Vatican ist dagegen selbst als Skizze ungenügend; auch St.-Peter hinterläßt kein faßbares Bild; dagegen imponirt ihm der Platz vor demselben mehr, als der mit 47 Mill. Scudi (70 Mill. Thlr.) ausgeführte Riesenbau der Kirche, die einen Flächenraum von 240000 Quadratfuß einnimmt und 476 Fuß in die Höhe strebt. Doch so bekannte Gegenstände verläßt der Verfasser bald und ergeht sich dafür lieber in Betrachtungen über den Wettkampf der Kunst, den die Genien Michel Angelo und Rafael in der Sixtinischen Kapelle und den Stanzen und Loggien des Vatican auskämpften, wobei wir ihn nur gegen Giulio Romano etwas ungerecht finden, wenn er ihn als den „Verderber" Rafael'scher Ideen bezeichnet Im Belvedere hebt er die Laokoongruppe als das „machtvollste Wunder" der plastischen Kunst hervor, findet aber, daß es durch seine dramatische Tendenz weit über die Grenzen, die der Sculptur gezogen sind, hinausgreift und sich von dem geistdurchdrungenen Schönheitsideal der Perikleischen Epoche weit entfernt: er weist dies Werk der Rhodischen Schule zu, die dem Boden der historischen Wirklichkeit mehr Raum gestattete, als ihm in der Kunst zukommt. Den Apollo vindicirt er der römischen Kunstschule der ersten Kaiserzeit, erkennt jedoch hellenische Behandlung der Gewandung u. s. w. an, wie dies denn auch wol nicht mehr bezweifelt wird. In allem diesen zeigt sich ein ausgebildetes und ziemlich unabhängiges Kunsturtheil, das für den Verfasser eine günstige Meinung erweckt. Er bestärkt diese denn auch durch die Art, wie er bei Besichtigung der Museen, Kirchen und Paläste überall das wirklich Bedeutende hervorhebt und mit seinen Bemerkungen begleitet, die theils eine weihevolle Stimmung, wie wir sie bei gewöhnlichen Touristen oft schmerzlich vermissen, theils eine scharfe und selbständige Kritik verkünden, die sich nicht leicht bestechen läßt. Der Ghetto und Palast Cenci, wo die Arbeiten Overbeck's, der hier sein Atelier hat, einer scharfen Kritik unterworfen werden; Frascati und Tivoli, Mondragone mit ihren alten und neuen Merkwürdigkeiten; Ruffinella, in der Lucian Bonaparte mit seiner Gesellschaft einst von Räubern überfallen wurde; die Hadriansvilla und Villa d'Este mit den andern bekannten Campagnasitzen, welche in so malerische Trümmer verfallen, geben hiervon Zeugniß. Der Verfasser aber schließt nach allen diesen anmuthigen Streifereien seine Skizze mit einem lauten Protest gegen die lauen „Septembernächte" der Campagna, die er in der Kanalfahrt von Stockholm nach Gothenburg viel zauberischer und milder gefunden haben will. Er hat es eben nicht getroffen! Seine Skizze aber können wir dessenungeachtet als eine dankenswerthe Mitgift für sinnverwandte Besucher Roms empfehlen, welche ihre eigene Anschauung gern an ein wirklich sachkundiges Urtheil anlehnen mögen.

2. Reisefrüchte aus 1857 und 1858. Von Woldemar Seyffarth. Leipzig, Wiedemann. 1859. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der ehedem viel reisende und viel gelesene Verfasser bietet uns hier nach langer Zeit wieder eine Gabe, welche sein bekanntes Talent heiterer Charakteristik und geschmackvoller Erzählung, wenn auch in flüchtigen Umrissen, von neuem bewährt. Es sind einzelne, und für sich bestehende Reiseeindrücke aus entfernten Landschaften, die er gibt: aber der Geist froher Lebensstimmung und kecker Reiselust verbindet sie untereinander und macht sie zu einer zusammenhängenden und anmuthigen Lectüre. So verknüpft gleich im Eingang eine originelle und charaktervolle Schilderung Schwabens und seiner Hauptstadt sich mit einer überraschenden Schlußscene in Paris, die unser ganzes Mitgefühl in Anspruch nimmt, und menschliche Lebensirrwege werden in der anmuthigsten Weise mit einer Schilderung der Kaiserbegegnung in Stuttgart durcheinander gewebt. Zum Sentimentalen geneigt ist seine Feder doch oft scharf. Nichts kann frappanter und zugleich launiger sein, als z. B. seine Präcisirung des schwäbischen Volkscharakters, wenn er sagt: „Ich verwahre mich, den Charakter der Schwaben für falsch und betrügerisch zu erklären — der Schwabe ist vielmehr von Natur ehrlich und gutmüthig, besonders aber klug. Er bleibt ehrlich und gutmüthig, solange es ihm nutzt, darüber hinaus tritt ihm seine Klugheit in den Weg. Was nutzt, denkt er, eine Gutmüthigkeit, welche nur in der Welt ist, um verlacht zu werden, und was eine Ehrlichkeit, die niemand beschädigt als sich selbst? Und so kommt er vorwärts, denn er ist vorsichtig und sagt dir nie seine ganze Meinung." Nicht minder launig ist die Schilderung Stuttgarts in seinen neuen Stadttheilen, in welchen z. B. das Aufsuchen der aus einem Hause bestehenden Olgastraße dem Leser, der durch Fußsteige, Treppen und Hecken ihm folgen muß, mit Nothwendigkeit ein recht herzliches Lachen abgewinnt. Vor allem aber erweckt die Zusammenkunft des Zaren mit Napoleon III. in dieser „Reisefrucht" das Interesse des Lesers, der hier den „gewählten" Kaiser im Geiste des Volks den „geborenen" Kaiser völlig in den Hintergrund drängen sieht. Von hier bis zum Faubourg Poissonnière in Paris ist nur ein Schritt, und hier endet die inhaltreiche Skizze, indem sie uns die glänzende Braut vom karlsruher Bahnhofe in einer Situation zeigt, der wir tiefe Theilnahme am Lose der Getäuschten nicht versagen können.

Diesem reichen Lebensbilde folgt eine Schilderung von Clermont in Auvergne, gut gezeichnet und mit einer rührenden Liebesgeschichte verwebt und belebt. Die Bilder von Bayonne und Biarritz haben nicht weniger Anspruch zu gefallen; namentlich ist es das kaiserliche Biarritz, das Referent als ein armes Fischerdorf kannte und das nun mit Dieppe um den Rang des ersten französischen Seebades ringt, was uns anzieht. Die unbesiegliche Schönheit des Biscayischen Meeres schlägt hier jeden Vergleich aus dem Felde und läßt die dürftige Natur, die nur Ginster und Tamariskengesträuch hervorbringt, vergessen; die Schilderung der kleinen Kaiservilla, Château de l'Empereur, der berühmten Liebeskammern, der Badeplätze mit den eigenthümlichen baskischen Volksbädern und anderes müssen wir übergehen;

Hütten und Paläste des Orts verstehen sich bei einer so neuen Schöpfung, wie Biarritz ist, von selbst; gedenken aber wollen wir der entzückenden Fernsicht auf die Cantabrischen Gebirge und die Pyrenäengipfel, die der Reisende hier stündlich vor Augen hat, und Marionotti's Herzensgeschichte am Schluß des Gemäldes von Bayonne.

Die Wintervilleggiatur der Engländer in Pau macht den Inhalt eines andern gefälligen Bildes aus: das alte Schloß, die Geburtsstätte Heinrich's IV., hat der Kaiser ausbauen und mit Gemälden und Gobelins aus der Geschichte dieses besten der französischen Könige in seiner Eigenschaft als ihr Nachfolger schmücken lassen. An Reliquien aus Heinrich's Zeit fehlt es hier nicht; von der Gefangenschaft Abd-el-Kader's aber ist keine Spur mehr vorhanden. In einem Zimmerchen liest man, daß hier „Henri le Grand entre minuit et une heure du 13 au 14 Décembre 1553" geboren wurde und — allant souvent tête et pieds nuds — erwuchs. Eine Seltsamkeit ganz besonderer Art, den Haarmarkt von Morlans, wo die baskischen Mädchen zusammenströmen, um ihre Haarflechten frisch vom Scheitel weg zu verkaufen und dafür bis drei Goldstücke zu lösen, malt der Verfasser behaglich aus; dann beginnt er seinen Reisezug zu Maulthier nach Pamplona, das anziehende Schlußkapitel seiner Skizzen. Wir können ihm hierbei nicht folgen, haben jedoch in dem Reize dieses trefflichen Berichts die ganze anmuthige Weise dieses Touristen mit Vergnügen wiedergefunden. Die Scene in Ronceval, wo die Unbefangenheit einer achtzehnjährigen Schönheit nichts darin findet, neben seinem Lager leicht in ihr Bett zu schlüpfen, erinnert an den einst berühmten Thümmel so nahe, daß wir beide für Brüder halten könnten; nur ist die Baskin besser als Clärchen durch sich selbst bewahrt. „Solches war mein erster Abend in Spanien", schließt er, „dem Lande der Liebe und des Hasses und der Romantik, großer, reicher Erinnerungen und einer kleinen armen Gegenwart."

Wenn wir es mit einem Buche voll Geist und Inhalt zu thun haben, so ist es nicht in unserer Art, kleine Mängel des Stils zu rügen; der Verfasser aber hat sich eine Sonderbarkeit angewöhnt, die wir doch offen tadeln müssen, weil sie völlig verwerflich ist und doch oft Nachahmer findet. So sagt er z. B.: „Meinen Sie? dehnte der andere"; oder: „Das wäre, staunte ich"; oder: „Das heißt, beschränkte der andere" u. s. f. in den wunderlichsten Formen, was, wie nicht zu leugnen, doch völlig unlogisch für: sagte er dehnend, staunend und beschränkend, gebraucht wird. Diese stilistische Unart rathen wir abzuthun, können aber die kleine Gabe des Verfassers sonst nur als gefällig und ansprechend unsern Lesern empfehlen. 4.

Notizen.

N. Martin und M. Hartmann.

Schon in Nr. 45 d. Bl. haben wir eine Reihe französischer Arbeiten angeführt, die geeignet sind, von den Fortschritten Zeugniß zu geben, welche das Studium der deutschen Literatur in letzter Zeit in Frankreich gemacht hat. Zu diesen Arbeiten gehört auch der im Laufe dieses Jahres erschienene zweite Band des Werks von N. Martin: „Poëtes contemporains de l'Allemagne." Wir erfahren darüber einiges aus der „Chronique parisienne" in einer der letzten Lieferungen der „Revue germanique". Nachdem darin die Uebersetzung Shakspeare's von F. Hugo etwas freigeberisch „une oeuvre définitive, classique, à côté de laquelle ne pourront plus se produire que des essais d'interprétation versifiée" genannt, auch der Wunsch ausgesprochen worden, daß davon auch eine Volksausgabe veranstaltet werden möge, heißt es weiter: „Herr N. Martin gibt Deutschland vor England den Vorzug; eine ausdauernde Vorliebe, der wir schon mehr als eine anziehende und gewissenhafte Studie, mehr als eine gefällige Inspiration verdanken, führt ihn immer wieder den Rhein hinüber. In dem zweiten Bande seines Werks: «Poëtes contemporains de l'Allemagne», gibt er uns, außer Uebersetzungen Heine'scher Gedichte, Studien über die Nibelungen, über Platen, über unsern Freund und Mitarbeiter Moritz Hartmann, über die deutsche Poesie im Elsaß, über die Sagen und die Dichter des Rheinlandes. In Betreff aller dieser verschiedenen Gegenstände legt Martin stets eine vollständige Kenntniß seines Stoffs an den Tag. Nur ist seine Kritik vielleicht zu gleichmäßig wohlwollend."

Wir bemerken hierbei, daß wir dem Namen Moritz Hartmann's, der gegenwärtig in Genf mit großem Erfolg öffentliche Vorlesungen über deutsche Literatur hält, theils in französischen Journalen, auf deren einige er einen nicht geringen Einfluß zu üben scheint, theils in Sammelwerken, welche Uebersetzungen aus dem Deutschen enthalten, gegenwärtig sehr häufig begegnen. Es ist dagegen nichts zu sagen, daß er den ihm in Paris eröffneten Credit sich zu Nutze macht. Bescheidenheit ist zwar eine sehr löbliche Tugend, die in Hunderten von Kinderbüchern dringend empfohlen wird, aber sie verlohnt sich nicht; sie ist unter den menschlichen Tugenden, was unter den Blumen das Veilchen, das „im Verborgenen blüht" und leicht von den Füßen Uebermüthiger zertreten wird. Leider, man darf nicht blöde sein, wenn man es in der Welt, wie sie ist, und mithin auch in der Literatur zu etwas bringen will. Für die meisten Modernen hat Schiller den schönen Spruch:

> Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt

wol nicht erfunden; er hätte sagen sollen:

> Der kluge Mann denkt an sich selbst zuerst!

Nur verbindet sich mit gewissen Manövern zur Förderung des eigenen Interesses oft ein anderes sehr verwerfliches: daß man sich nämlich auf Kosten dieser oder jener Genossen, die man aus einem oder dem andern Grunde für unbequem hält, zur Geltung zu bringen und sie in den Hintergrund zu schieben sucht, um allein oder höchstens noch mit zwei oder drei Freunden, mit denen man durch ein persönliches Interesse oder gegenseitige Dienstleistungen verknüpft ist, den Vordergrund zu beherrschen. Man kennt oft die schriftstellerischen Leistungen eines Autors gar nicht oder nur sehr fragmentarisch, oder aus Recensionen, oder vom Hörensagen; aber wenn von ihnen die Rede ist, so ist ein spöttisches Achselzucken oder eine höhnische wegwerfende Bemerkung genügend, um über sie in einem gewissen Kreise das Todesurtheil zu verhängen. Auf diesem Wege verpflanzen sich auch wol wegwerfende oder oberflächliche Urtheile häufig sogar in sogenannte Literaturgeschichten. Wir wollen nicht sagen, daß sich Moritz Hartmann dieses Manövers schuldig macht; aber wir haben nur zu oft Gelegenheit gehabt, solche Intriguenspiele im stillen zu beobachten und zu durchschauen. Sitze davon sind nicht nur die deutschen Literaturstädte, sondern, seitdem sich die französischen und englischen Blätter überhaupt eifriger mit deutscher Literatur beschäftigen, auch Paris und London, wo dies Manöver unter der Firma irgendeines französischen oder englischen Journalisten nur noch schlauer und kecker betrieben werden kann. H. M.

Heinrich Koenig's „William Shakspeare" französisch.

Jüngst erschien in Brüssel bei August Schnée als ein Bestandtheil der „Bibliothèque internationale" eine französische Uebersetzung des Romans „William Shakspeare" von Heinrich Koenig, in sechs Bändchen, nach der kürzlich veröffentlichten dritten (wohlfeilen) Auflage desselben. Der Name des Uebersetzers ist nicht genannt; wie wir aber hören, rührt die Uebersetzung aus der Feder eines Journalisten her, der keinen literarischen Namen beansprucht, sich jedoch mit Uebersetzen beschäftigt und darin gewandt ist. Im ganzen läßt sich auch sagen, daß er dem Original mit Verständniß gefolgt ist und es, bis auf einzelne Stellen, die für die französische Sprache zu deutsch gedacht und ausgedrückt sind, treu wiedergegeben hat. Die Sprache, meist überraschend echt französisch, bringt doch auch wieder Passagen und Worte, von denen

man nicht genau weiß, ob es neufranzösisch oder deutsch-französisch sei. Die Aufgabe mag dem Franzosen schwer gewesen sein; denn schon früher, vor Jahren, hat sich ein gewisser Chevalier de la Rancherage, der Kühne's „Klosternovellen" übersetzte, mit diesem Roman befaßt, über die Schwierigkeiten, die er dem Franzosen biete, geklagt, und scheint ihn unvollendet liegen gelassen zu haben. Der Herausgeber hat diesen Roman den übrigen von Heinrich Koenig vorgezogen, um des imponirenden Namens Shakspeare willen, da unsere Romane in Frankreich noch wenig Credit und bei der lasciven Geschmacksrichtung der französischen Romanliteratur wenig Hoffnung auf Beifall hätten. 55.

Bibliographie.

Alvensleben, L. v., Der Zigeuner-Zögling, oder Schlangenwege des Verbrechens. Historischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Colditz. 1861. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Asträa. Taschenbuch für Freimaurer auf das Jahr 1861. Herausgegeben von A. W. Müller. 22ster Jahrgang. Mit dem Portrait und Facsimile Bechsteins. Sondershausen, Eupel. Gr. 16. 1 Thlr.

Aus Norwegens Hochlanden. 1stes und 2tes Bändchen. Berlin, Hasselberg. 8. à 10 Ngr.

Beger, F. A., Mein Leben und Wirken. Selbstschilderung. Nach dem Tode des Verfassers mit Vorwort und Nachwort herausgegeben von J. H. Beger. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 10 Ngr.

Boltz, A., Gedichte und Uebersetzungen, nebst beigefügten Originaltexten. Berlin, Plahn. 16. 22½ Ngr.

Braun von Braunthal, Die Ritter vom Gelde. Roman. Drei Bände. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 2 Thlr.

Bruna, J., Aus dem italienischen Feldzuge 1859. Prag, Credner. Gr. 8. 16 Ngr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1861. Herausgegeben von A. Henninger. 46ster Jahrgang. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Dichter Schönstes. Ausgewählt von F. Dörr. Mit Illustrationen. Altona, Uflacker. 1861. 16. 2 Thlr.

Luther, G. A., Lustige Geschichten aus Thüringen. Zwei Bände. Leipzig, H. L. Fritzsche. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Müller, F., Richard Wagner und das Musik-Drama. Ein Charakterbild. Leipzig, Matthes. 1861. Lex.-8. 1 Thlr.

Müller von Königswinter, W., Erzählungen eines Rheinischen Chronisten. 1ster Band. — A. u. d. T.: Karl Immermann und sein Kreis. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Oppermann, A., Palermo. Erinnerungen. Breslau, E. Trewendt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pabst, K. R., Theodor Müller's Jugendleben in Mecklenburg und Jena. Ein kulturgeschichtliches Lebensbild aus der Zeit der deutschen Knechtung und Befreiung mit besonderer Rücksicht auf das jenaische Studentenleben bis zum Jahre 1815. Mit T. Müller's Bildniß. Aarau, Sauerländer. 1861. Gr. 8. 1 Thlr.

Roloff, O., Mistewoi. Aus der Wendenzeit. Berlin, Geelhaar. Gr. 16. 12 Ngr.

Ruef, J., Der christliche Dichter auf den Gräbern seiner Lieben. Gesammelte Grabgedichte. Zwei Theile. Wiesensteig. 16. 15 Ngr.

Schrader, A., Börse und Leben. Original-Roman in vier Bänden. Wien, Leo. 1861. 8. 3 Thlr.

— — Moderne Lebensbilder. Novellen. Zwei Bände. Dresden, Bock. Gr. 8. 2 Thlr.

Stamm, A. T., Deutschlands Weltberuf. Zürich, Schabelitz. 1861. 8. 12 Ngr.

Starck, C. J., Der Barde. Dramatische Phantasie in fünf Abtheilungen. St.-Petersburg. Gr. 8. 1 Thlr.

Das erleuchtete Thal. Oder: Scheidescenen aus dem Leben der Abby Bolton, mitgetheilt von einer ihrer Schwestern. Aus dem Englischen übersetzt von E. Sch. Barmen, Langewiesche. 1861. 8. 10 Ngr.

Tepe, G., Die praktischen Ideen. Nach Herbart. Leer, Bock. 1861. Gr. 8. 10 Ngr.

Uechtritz, F. v., Der Bruder der Braut oder sittliche Lösung ohne rechtliche Sühne. Ein Roman. Drei Bände. Stuttgart, Cotta. 8 5 Thlr. 15 Ngr.

Vischer, F. T., Kritische Gänge. Neue Folge. 1stes Heft. Eine Reise. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 27 Ngr.

Vonbank, J. G., Alois Meßmer, Professor der Theologie zu Brixen ꝛc. Ein Lebensbild, gezeichnet nach dessen Tagebuch, Briefen ꝛc. Herausgegeben von J. C. Mitterrutzner. 1stes Bändchen. Brixen. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Weltlage in ihrer geschichtlichen Entwickelung und nach den jeweilig herrschenden Grundsätzen mit dem gegenwärtigen Zeitgeiste und seinen Gefahren dargestellt mit besonderer Rücksichtnahme auf die deutsche Nation nach ihrer Geschichte, ihrer Macht, ihrer Politik und ihrem Berufe. Leipzig, Schrag. 1861. Gr. 8. 15 Ngr.

Wichert, E., Der Withing von Samland. Eine Tragödie. in fünf Akten. Berlin, Decker. 16. 22½ Ngr.

Wolff, C., Briefe aus den Jahren 1719—1753. Ein Beitrag zur Geschichte der Kaiserl. Academie der Wissenschaften zu St.-Petersburg. St.-Petersburg. Lex.-8. 1 Thlr. 8 Ngr.

Wüstenfeld, F., Geschichte der Stadt Medina. Im Auszuge aus dem Arabischen des Samhûdi. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Zacher, J., Die Historie von der Pfalzgräfin Genovefa. Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte und Mythologie. Königsberg, Schubert u. Seidel. Gr. 8. 12 Ngr.

Die neueste Zeit. Geschichtliche Uebersicht der Ereignisse der Gegenwart. Mit Karten, Plänen und Portraits. Herausgegeben von E. Hellmuth. 1ster Jahrgang. October 1860 bis September 1861. Zehn Lieferungen. Prag, Kober u. Markgraf. Gr. 8. 2 Thlr.

Zille, M., Meister Friedrich. Ein Dichterleben. Leipzig, Veit u. Comp. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zwielichts-Gedanken. Von Mr. S. Aus dem Englischen übersetzt. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 1861. 32. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Böckh, A., Rede zur Jubelfeier der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin gehalten in der St. Nikolai-Kirche am 15. Oktober 1860. Berlin, Guttentag. Lex.-8. 7½ Ngr.

Müller, M., Ein Wort über die Nichtmitglieder und Gegner des deutschen Nationalvereins. Leipzig, Rein. Gr. 8. 2 Ngr.

Nach dem Reichsrathe. Eine Stimme aus Böhmen. München, Kaiser. 8. 8 Ngr.

Neumann, W. A., Preßprozeß Dr. Brunner — Ignaz Kuranda. Zusammengestellt nach den eigenen und den stenografischen Niederschriften der Hrn. Kober, J. M. Schreiber und Coloman Platzer. Wien. Gr. 8. 4½ Ngr.

Raven, Mathilde, Herr von Bennigsen und der Nationalverein. Ein offenes Wort an den anonymen Verfasser des „offenen Briefes". Coburg, Expedition der Wochenschrift des Nationalvereins. Gr. 8. 5 Ngr.

Reichensperger, A. und P., Deutschlands nächste Aufgaben. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 25 Ngr.

Rußland und die Orientalische Frage. Von einem Russen. Aachen, Mayer. Gr. 8. 10 Ngr.

Zur hannover'schen Frage. Coburg, Expedition der Wochenschrift des Nationalvereins. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Zu Festgeschenken geeignete Werke
aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

I. Prachtwerke.

Schiller-Galerie, geb. $15\frac{1}{3}$ Thlr. u. $16\frac{2}{3}$ Thlr.; Prachtausgabe, geb. 30 Thlr. — **Shakspeare-Galerie**, geb. 13 Thlr. u. 14 Thlr. — **Die Frauen der Bibel**, Drei Folgen, geb. 17 Thlr. u. à $5\frac{3}{4}$ Thlr. — **Washington Irving**, deutsch und englisch, geb. à 6 Thlr. — **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon**, cart. $26\frac{2}{3}$ Thlr., geb. $32\frac{1}{3}$ Thlr. — **Illustrirter Handatlas**, 1.—3. Lieferung, à 1 Thlr. 18 Ngr. — **Lange's Atlas von Sachsen**, 1. u. 2. Lieferung, à $1\frac{2}{3}$ Thlr. — **Reise-Atlas von Deutschland**, geb. 7 Thlr. — **Schlagintweit, India and High-Asia**, Vol. I mit Atlas, geb. $26\frac{2}{3}$ Thlr. — **Gruner, Die Basreliefs am Dom von Orvieto**, cart. 30 Thlr. u. 40 Thlr. — **Schulz, Denkmäler der Kunst des Mittelalters in Unteritalien**, cart. 120 Thlr.

II. Gedichtsammlungen.

Album der neuern deutschen Lyrik, 4. Aufl., geb. 2 Thlr. u. $2\frac{2}{3}$ Thlr. — **Gregorovius, Euphorion**, geb. 1 Thlr. — **Gutzkow, Uriel Acosta**, 2. Aufl.; **Zopf und Schwert**, geb. à 24 Ngr. — **Hammer, Schau um dich und Schau in dich**, 10. Aufl.; **Zu allen guten Stunden**, 2. Aufl.; **Fester Grund**; **Auf stillen Wegen**; **Unter dem Halbmond**, geb. à 1 Thlr. — **Kalidasa, Sakuntala**, 2. Aufl.; geb. 1 Thlr.; **Urvasi**, geb. 26 Ngr. — **Kortum, Die Jobsiade**, 9. Aufl., geb. 1 Thlr. — **Wilhelm Müller, Gedichte**, 4. Aufl., geb. 3 Thlr. 16 Ngr. — **Prutz, Neue Gedichte**, geb. $2\frac{1}{3}$ Thlr. — **Schulze, Die bezauberte Rose**, cart. 12 Ngr., geb. 1 Thlr., $1\frac{1}{3}$ Thlr., 2 Thlr. u. 3 Thlr. — **Sturm, Gedichte**, 2. Aufl., geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.; **Neue Gedichte**, geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.; **Fromme Lieder**, 4. Aufl., geb. 1 Thlr.; **Neue fromme Lieder**, geb. $1\frac{2}{3}$ Thlr.; **Zwei Rosen**, geb. 16 Ngr.

III. Unterhaltungsliteratur und Wissenschaftliches.

W. von Humboldt's Briefe an eine Freundin, 6. Aufl., geb. 2 Thlr. u. 5 Thlr. — **Lichtstrahlen aus Humboldt's Briefen**, 4. Aufl., geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr. — **Briefe von A. von Humboldt an Varnhagen von Ense**, 5. Aufl., 3 Thlr. — **Avé-Lallemant, Reise durch Süd-Brasilien**, $4\frac{1}{3}$ Thlr.; **Reise durch Nord-Brasilien**, 3 Thlr. 24 Ngr. — **Gregorovius, Siciliana**, 2 Thlr. — **Lewes, Goethe** (engl.), geb. $4\frac{1}{2}$ Thlr.; **Die Physiologie des täglichen Lebens** (deutsch), geb. $3\frac{2}{3}$ Thlr. — **Lisettens Tagebuch**, $1\frac{1}{2}$ Thlr. — **Müller, Immermann**, 1 Thlr. 24 Ngr. — **Bunsen, Bibelwerk**, 1., 2. und 5. Band, $2\frac{1}{3}$ Thlr., $2\frac{2}{3}$ Thlr. u. 2 Thlr. — **Schwarz, Predigten**, 2. Aufl., geb. 2 Thlr. — **Carriere, Aesthetik**, 6 Thlr. — **Conversations-Lexikon**, 10. Aufl., geb. $23\frac{1}{2}$ Thlr., 24 Thlr. u. $24\frac{2}{3}$ Thlr. — **Kleineres Conversations-Lexikon**, geb. 7 Thlr. 14 Ngr., 7 Thlr. 25 Ngr. u. 8 Thlr. — **Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon**, 1. Band, geb. 2 Thlr. 24 Ngr. — **Oesterlen, Hygieinische Briefe**, geb. 2 Thlr. 25 Ngr. — **Raumer, Geschichte der Hohenstaufen**, 3. Aufl., geb. 7 Thlr. — **Schoedler, Die Chemie der Gegenwart**, 3. Aufl., cart. $2\frac{1}{3}$ Thlr. — **Staedler, Geographie**, geb. 3 Thlr. — **Winckell, Handbuch für Jäger**, 3. Aufl., geb. $6\frac{2}{3}$ Thlr. — **Jester, Die kleine Jagd**, 4. Aufl., geb. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

IV. Jugendschriften.

Arendts, Naturhistorischer Schulatlas, geb. 1 Thlr. 5 Ngr. — **Heubner, Herr Goldschmid**, 2. Aufl., 16 Ngr.; **Kleine Geschichten**, 2. Aufl., 8 Ngr. — **Richter, Kinderleben**, 4. Aufl., cart. 20 Ngr. — **Specter, Der gestiefelte Kater**, 2. Aufl., cart. 20 Ngr.; **Eine Tigergeschichte**, 2. Aufl., 6 Ngr. — **Töpffer, Steckelbein**, 2. Aufl., 16 Ngr. — **Beaumont, Le Magasin des enfants**, 2. Aufl., geb. 1 Thlr. — **Comte, Sagesse et bon coeur**, 10 Ngr. — **Genlis, Les Veillées du château**, 8 Ngr.

Zu allen Buchhandlungen vorräthig.

C. F. Maske's Antiquariat in Breslau

veröffentlichte folgenden Katalog seines Lagers, welcher sich der allgemeinen Beachtung empfiehlt:

Katalog 51: Deutsche Literatur von 1750 bis 1813.

56 S. in drei Ausgaben: I. Auf farbigem Velinpapier in Leinwandband mit Goldschnitt. In 15 Exemplaren gedruckt. 1 Thlr. II. Auf feinem weißen Postvelinpapier. Eleg. cart. 10 Sgr. III. Gewöhnliche Katalogausgabe, gratis. Die Ausgaben I und II sind eingeführt von Prof. Dr. A. Kahlert und Dr. Fr. Pfeiffer.

Dieses Verzeichniß umfaßt eine der reichhaltigsten Sammlungen der Literatur unserer classischen Periode. Die Anordnung ist wissenschaftlich, „sodaß das Ganze wie eine lebendige Beispielsammlung zu jedem Handbuche der deutschen Literaturgeschichte erscheint. Die ersten Ausgaben (unserer classischen Schriftsteller) fehlen nur bei sehr wenigen Werken; dem Freunde literarischer Seltenheiten werden viele geboten, der Schriftsteller aber wird zu mancher Monographie den sonst in Bibliotheken zerstreuten Apparat hier beisammen finden." So die Vorrede, welche sich über das Verhältniß der Bibliographie zur Literaturgeschichte verbreitet.

Obiger Katalog, sowie unsere übrigen Verzeichnisse über **Naturgeschichte** (Kat. 41), **Naturwissenschaften** (Kat. 42), **Mathematik, Astronomie, Militärwissenschaften** (Kat. 45), **Geschichte** (Kat. 46), **Jurisprudenz** (Kat. 48), **Medicin** (Kat. 50), **Musik** (Kat. 52), **Literarische Seltenheiten** (Kat. 53), **Geheime Gesellschaften** (Kat. 54) sind direct wie durch jede Buchhandlung zu beziehen. Auf directem Wege werden dieselben portofrei versandt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 51. — 20. December 1860.

Platen in seinen Selbstbekenntnissen.

Platen's Tagebuch. 1796—1825. Stuttgart, Cotta. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Von allen Vorwürfen, die man gegen Platen gerichtet, schien bisher keiner so gerechtfertigt zu sein als der, daß er mit einer ungemessenen Selbstschätzung behaftet gewesen, und noch in der neuesten Auflage seiner „Geschichte der neuern deutschen Literatur" sagt Rudolf Gottschall von ihm: „Der souveräne Dichterdünkel der Schlegel hatte in Platen den höchsten Gipfel erreicht." Und in der That, was könnte stolzer klingen als die „Grabschrift", die er nach Paul Flemming's Vorbild auf sich selbst verfaßte:

> Ich war ein Dichter und empfand die Schläge
> Der bösen Zeit, in welcher ich entsprossen;
> Doch schon als Jüngling hab' ich Ruhm genossen,
> Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge.
>
> Die Kunst zu lernen war ich nie zu träge,
> Drum hab' ich neue Bahnen aufgeschlossen,
> In Reim und Rhythmus meinen Geist ergossen,
> Die dauernd sind, wofern ich recht erwäge u. s. w.

Den Gipfel dieser maßlosen Selbstschätzung schien Platen in den 1834 verfaßten Distichen zu erreichen:

> Wie? mich selbst je hätt' ich gelobt? Wo? Wann? Es entdeckte
> Irgendein Mensch jemals eitle Gedanken in mir?
> Nicht mich selber, ich rühmte den Genius, welcher besucht mich,
> Nicht mein sterbliches, mein flüchtiges irdisches Nichts!
> Weil ich bescheiden und still mich selbst für viel zu gering hielt,
> Staunt' ich in meinem Gemüth über den göttlichen Geist.

Gottschall bemerkt hierauf mit Recht: „Wenn er noch so bescheiden war, zwischen sich und dem erhabenen Genius, der ihn besucht, seine Unterschiede zu machen, so konnte die profane Welt sie unmöglich verstehen." Anmaßender sogar einem Goethe gegenüber konnte sich wol kein junger Dichter aussprechen, als Platen in seinem Sonett an Goethe vom Jahre 1818:

> Dich selbst, Gewalt'ger, den ich noch vor Jahren
> Mein tiefes Wesen witzig sah verneinen,
> Dich selbst nun zähl' ich heute zu den Meinen,
> Zu denen, welche meine Gunst erfahren u. s. w.

Aber nicht blos öffentlich trat er so selbstbewußt und dünkelhaft auf, sondern auch unter vier Augen, in den Briefen an seine Angehörigen und Freunde. So schreibt er einmal an seine gräfliche Mutter in Bezug auf seine Parabasen, diese seien „d'une beauté du langage qu'on n'a pas encore écouté en allemand. C'est le premier de mes ouvrages que j'ose nommer immortel, sans crainte d'être démenti"; an Gruber über die „Verhängnißvolle Gabel": diese würde alles, was er bisher geschrieben, hinter sich lassen und eine neue Epoche in seinem poetischen Wirkungskreis und auch in der Literatur beginnen; alles sei in einer Form, „wie sie bisher in Deutschland, ja wie sie seit Aristophanes in der Welt nicht mehr versucht worden", und ein andermal: „Es freut mich wenigstens, dieses Lustspiel als eine Art von deutschem Muster dieser Gattung hingestellt zu haben, an welchem die Aesthetiker, was das Wesen des Komischen betrifft, lange Zeit lernen können." Er macht in einem Schreiben an Schwab die vielleicht richtige Bemerkung: „Eben weil die Komödie etwas ganz Universelles ist, kann sie niemals eine universelle Anerkennung finden. Wer rühmt nicht den Sophokles?" Doch wenn er hinzufügt: „Aber selbst nach Jahrtausenden ist Aristophanes nicht nach seinem ganzen Werthe geschätzt", so wollte er damit, wie sich aus dem ganzen Zusammenhange ergibt, wol sagen, daß seine „Verhängnißvolle Gabel" mit den Lustspielen des Aristophanes in gleichem Range stände und erst nach Jahrtausenden richtiger, wenn auch gleich den Aristophanischen Lustspielen immer nicht genug geschätzt werden würde. Hierin täuschte er sich freilich gründlich, denn der schöne Bau und Rhythmus der Verse und einzelne, wirklich der Unsterblichkeit würdige erhabene Stellen in den Parabasen über die Mission der Dichtkunst und der Dichter werden schwerlich die „Verhängnißvolle Gabel" und noch weniger den „Romantischen Oedipus" vor dem Schicksal retten können, von der Nation selbst vergessen zu werden. Denn diese kümmert sich in ihrer Allgemeinheit um literarische Controversen, die zum großen Theil aus persönlichen Motiven und Eitelkeitsgründen hervorgingen, um Sarkasmen gegen die nun auch ziemlich vergessenen Schicksalstragöden

und gegen den „Juden Raupel" (Raupach, der aber kein Jude war) mit Recht sehr wenig, und will man, wie man doch wol sollte, ehrlich sein, so wird man sagen müssen, daß nun einmal der allerdings sehr kunstlose Hans Sachs'sche Knittelvers, mit dem noch Goethe so große Dinge ausrichtete, das deutsche Ohr viel heimlicher und verständlicher berührt als alle noch so kunstvoll geformten Nachbildungen aristophanischer Versmaße. Damit soll nicht geleugnet werden, daß diese Kunstgebilde nicht auch ihren Werth gehabt hätten, indem sie dazu beitrugen, die Fähigkeiten der deutschen Sprache wesentlich weiter zu entwickeln und dem andern Extrem, dem der Saloperie und der bequemen Misachtung jeder Versplastik die Wage zu halten. Daher werden auch in später Zukunft eigentliche Literaturbeflissene und Literaturforscher auf Platen's Literaturkomödien zurückkommen müssen und sie werden an den darin mehr mit Sarkasmen als mit Witz und Humor behandelten literarischen Zuständen vielleicht um so mehr Vergnügen haben, je ferner ihnen diese halb curiosen halb jämmerlichen Zustände dann liegen werden. Nur das möchten wir noch an dieser Stelle bemerken, daß im Auslande Platen, dessen von uns Deutschen besonders geschätzte sprachliche und formelle Vorzüge es zu würdigen weniger fähig ist, wegen jener seltsamen Aussprüche über seinen „Genius" mehr als wegen seiner Leistungen bekannt zu sein scheint. Man vergleiche z. B. die Charakteristik Platen's in den „Specimens" von Mary Anne Burt, die ohne Zweifel bei ihren Charakteristiken der deutschen Dichter, von denen sie Proben aufnahm, zum Theil auch die Urtheile berücksichtigt haben wird, die sie bei ihren Landsleuten und Landsmänninnen in Betreff jener Dichter antraf. *)

Man wird nun erstaunt sein, aus dem jetzt veröffentlichten Tagebuche Platen's, welches in den Grenzen des vorliegenden Bandes freilich nur bis 1825, also zehn Jahre vor seinem Tode reicht, zu erfahren, daß er sich gegenüber Geständnisse ganz anderer Art machte, die Grenzen seines Talents sehr wohl kannte, ja mehr als bescheidene Ansichten von sich hatte. Er selbst bemerkt von seinen ersten poetischen Jugendversuchen:

> Ich weiß nicht, ist es Täuschung oder Wahrheit, aber ich finde in jenen ersten holperigen Productionen einen ursprünglichen Funken von poetischem Talent, den ich in meinen spätern und gereiftern Gedichten vergebens suche. Ich habe nichts mit den Jahren gewonnen, die Bekanntschaft mit allzu vielen Mustern hat mich verdorben.

Er schreibt am 17. Juli 1814:

> Herr von Harnier hat des „Flüchtlings Wiederkehr" gelesen, die ihm Issel gegeben und sie sehr gegen mich gelobt. Ich könnte mir Glück wünschen, wenn ich diese Lobsprüche verdiente. Aber alles, was ich schreibe, sind nur Reime, Nachahmungen, Liebeständeleien ohne Kraft und Geist. Selten bemerke ich einen poetischen Gedanken darin, einem schwachen Sternschimmer ähnlich, der durch die Wolken dringt. Unter andern Umständen vielleicht wäre ich ein Dichter geworden. Ich bin aber zu unvollkommen als Mensch. Vielleicht könnte mir die Liebe noch einige Accorde entlocken; aber ich fühle mich kalt. Ich wollte, daß niemand wüßte, daß ich je Verse gemacht habe.

Noch stärker drückt sich dieses Ungenüge mit sich selbst in folgender Tagebuchsstelle vom 12. Januar 1816 aus:

> Trübe Stunden, in denen ich ganz an mir selbst verzweifle. Ich fürchte, daß ich weder Verstand, noch Geist, noch Talent, noch überhaupt irgendetwas besitze, das über die gemeinsten Menschen erhebt. Zum mindesten schmeichle ich mir, daß ich gut bin, und sei ich auch in allen Stücken ein Idiot, noch überdies ein erbärmlicher Dichter, so habe ich doch ein Streben zu etwas Besserm.

Aehnlich bemerkt er am 8. Mai, daß seine bisherigen poetischen Arbeiten „nichts werth" seien, daß er aber, „so weit dies anders noch möglich ist", doch „kein verdorbenes Gemüth" habe, daß er „wohlwollend und zuverlässig" sei und daß er sich zu den „bessern Menschen" zähle; „aber", wie er hinzufügt, „vielleicht nur deswegen, weil ich weiß, wie ein guter Mensch sein muß, nicht weil ich's bin." Er bemerkt am 6. Juni: „Vielleicht könnte noch etwas aus mir werden, wenn ich mir nicht vorgenommen hätte ein Dichter zu sein; aber dazu werde ich es nicht bringen, das Vielschreiben, sehe ich wol ein, ist einer meiner Hauptfehler". Indeß beginnt er, sich bereits mit dem Gedanken zu trösten, daß Uebung den Meister mache und das Vielschreiben doch von „Fruchtbarkeit der Phantasie" zeuge; er nimmt sich nun vor, mit „äußerster Strenge" bei seinen Arbeiten zu verfahren und „nicht eine Zeile" niederzuschreiben, „die nicht mit erträglichem Vers und Reim einen erträglichen Gedanken verbindet". Wie Schiller nach dem ihm nicht genügenden äußern Erfolge des „Don Carlos" anfing, an seinem poetischen Talent irre zu werden und sich auf prosaische, namentlich historische Arbeiten als die lohnendern zu werfen vornahm, wofür Körner ihn mit scharfen eindringlichen Worten zurecht setzte, so gab es auch bei Platen eine Zeit, wo er ernstlich mit sich zu Rathe ging, ob es nicht besser sei, sich ganz der Prosa zu widmen. „Da ich als Dichter nichts leisten kann", schreibt er am 13. März 1817, „gelingt mir vielleicht etwas in prosaischen Aufsätzen. Philosophie, Geschichte und Kritik ziehen mich wechselsweise an, besonders die letztere. Herder und Lessing sind jetzt meine großen, freilich unerreichbaren Vorbilder." Solchen Zweifeln wird freilich kein ehrenwerther Poet in modernen Zeiten entgehen und um so weniger, je ernster sein Streben, je entwickelter seine Denkkraft, je weiter der Horizont seiner Anschauungen, Kenntnisse und Tendenzen ist. Nur die ins Blaue hinein träumenden und faselnden Poeten entgehen diesem Zwiespalt; sie haben aber auch ihren Lohn dahin. Am 28. November desselben Jahres wünscht sich Platen einen erfahrenen Beobachter, der ihm sagte, ob er zur Poesie überhaupt und zu welcher Gattung er Talent habe: „Die Kritik beobachtet so manches, was dem Verfasser so leicht entgeht", und den Beginn des Jahres 1818 weiht er mit den Worten ein:

> Wie unvollkommen bin ich als Mensch (durch Zurückgezogenheit, Unbeholfenheit und Stummheit in der Gesellschaft), als

---

*) Wie sich N. Martin, welcher dem zweiten Bande seines Werks: „Poëtes contemporains de l'Allemagne" auch Studien über Platen einverleibte, über den Dichter ausgesprochen hat, wissen wir nicht, da wir von dem Inhalt des zweiten Bandes bisher nur durch eine kurze Anzeige in der „Revue germanique" Kenntniß erhalten haben.

Staatsdiener (da ich ein schlechter Offizier bin) und als Poet (wahres, reiches Talent fehlt mir; viele Lectüre hat meinem Geschmack einen gewissen Grad der Ausbildung, und Uebung Fertigkeit im Versbau gegeben, das ist alles).

Am 26. Mai, also im Poetenmonat, schreibt er:

Ich wünschte nie einen Vers gemacht zu haben, so würde ich mich ganz in die Arme der Wissenschaft werfen und etwas leisten können, da ich Geistesgaben, d. h. Verstand und Gedächtniß besitze. Ich hätte mich am Genuß fremder Dichtwerke begnügen, nicht selbst Dilettant werden sollen.

Als er im September 1822 auf einer Reise nach Wien begriffen ist, überfällt ihn plötzlich in Linz „der größte Unmuth“, „die tiefste Verzagung“ an seinem Talent, und er kehrt wieder nach Franken um.

Wie bringt man nun diese fast maßlose Bescheidenheit, diese Demüthigung vor sich selbst, diese Selbstverzweiflung in vernünftigen Zusammenhang mit den oben erwähnten ebenso maßlosen Ausbrüchen der Selbstbewunderung und Selbstüberschätzung? Hielt Platen dafür, daß man dem Publikum und selbst den nächsten Angehörigen und Freunden gegenüber durchaus nicht blöde sein dürfe? daß man, um zu etwas zu kommen, durchaus nicht den Bescheidenen spielen müsse, daß das Ansehen eines Poeten wächst, je mehr Ansehen er sich selbst zu geben weiß, je mehr er die quälenden Zweifel an seinem Talent vor dem Publikum verhehlt? Diese Taktik haben auch andere zu jener Zeit und später mit Glück befolgt. Auch Platen's Gegner, Heinrich Heine, war bekanntlich durchaus nicht blöde. Wer, von Talent und Geist unterstützt (denn diese gehören natürlich dazu), dreist behauptet: ich bin der größte Dichter oder der größte Künstler meiner Zeit! der imponirt schon durch diese Behauptung, und das Publikum meint, es müsse doch etwas daran sein; es wird verdutzt, wagt für den Augenblick nicht zu widersprechen, weil es fürchtet in Verdacht zu kommen, daß es die Größe des Mannes zu begreifen nicht fähig sei, und das Uebrige findet sich. Man weiß oft bei den größten Männern nicht, wo der Charlatan aufhört und der große Mann anfängt, und bedeutende Männer, die, wie Washington z. B., alle Künste des Charlatanwesens verschmähten, sind im hohen Grade selten, finden aber glücklicherweise bei den Nachlebenden doch auch die ihnen gebührende Würdigung. Immerhin bleibt aber die bekannte triviale Regel, daß man der Welt „blauen Dunst“, in den man sich zugleich mit einhüllt, vormachen müsse, praktisch, und war nie praktischer als in unsern Zeiten, wo das Publikum alles glaubt, nur das nicht, was es glauben sollte.

Doch vergesse man auch nicht, daß Platen, als er diese Geständnisse in seinen Tagebüchern machte, noch jung, gleichsam unentweiht, noch keine öffentliche Person war, die schon als solche die Scham, die ihr angeboren ist, zu verlieren pflegt. Noch während der Periode, welche das hier veröffentlichte Tagebuch umfaßt, findet man bereits Aufzeichnungen, die, wie auch sein von ihm selbst zugestandener systematischer Widerspruchsgeist auf ein erwachendes hohes Selbstgefühl hindeuten. Zwar rühmt Platen sich nicht selbst, aber er läßt sich durch andere rühmen, nur daß er selbstverleugnend genug ist, neben den Lobeserhebungen, die ihm namentlich von seinen erlanger und münchener Gönnern zu Theil wurden, auch die ihm misgünstigen Urtheile zu verzeichnen.*) Aber er vergißt doch nicht zu bemerken, daß Engelhardt in Betreff der Zueignung des „Gläsernen Pantoffel“ an Schelling geäußert habe, es seien dies „die schönsten Stanzen, die in deutscher Sprache geschrieben sind“, und daß Thiersch die „venetianischen Sonette“ für die „besten Sonette, die in deutscher Sprache geschrieben seien“ erklärt habe.**) Im October 1817 erwähnt er eines an Gruber gerichteten Briefs, worin er sich dahin ausgesprochen, er fühle eine große Kraft in sich, er werfe dann den Fehdehandschuh keck vor die ganze jetzige Dichterjugend; er glaube dann eines Schwungs fähig zu sein, den sie nicht erreiche; doch verstummten diese Illusionen wieder; er höre eine Stimme, welche wahrer und weniger eitel sei. Im Januar 1821 kommt ihm der Gedanke, 24 Ghaselen drucken zu lassen, um sich dem Publikum als einen Dichter zu zeigen, „der seine Sprache in der Gewalt hat und etwas verspricht“; er dichtet im Februar noch weitere 11, und zwar fünf der „schönsten“ am 10. Februar auf einem Spaziergange nach Atzelsberg und Marloffstein. Kein Wunder übrigens war es, wenn Platen's Bescheidenheit allmählich einem starken Selbstgefühl Platz machte; denn als er den „Rhampsinit“ im Harmoniesaale zu Erlangen vorgelesen hatte, überbot man sich in Lobeserhebungen, nannte die Exposition „vortrefflich“, die Wächterscene „Shakspearisch“ und ein „Meisterstück im Komischen“, die Scene der Potodamne mit ihrem Sohne „tieferschütternd“, den Charakter des Sethon „mit wenigen Pinselstrichen groß gezeichnet“ u. s. w. Gegen solche in diesem Falle etwas übertriebene Schmeicheleien bleibt wol so leicht kein Dichter gleichgültig. Welche Fortschritte Platen in seiner Selbstschätzung späterhin gemacht habe, würde sich erst erkennen lassen, wenn auch der noch ungedruckte, die Periode seines eigentlichen Dichterruhms umfassende Theil seiner Tagebücher veröffentlicht würde. Jedenfalls aber könnte dadurch dem Dichter

*) Zu den hier verzeichneten abfälligen Urtheilen gehört namentlich das Ludwig von Knebel's über das dramatische Gedicht „Der gläserne Pantoffel“, wovon ihm Platen eine Abschrift zugeschickt hatte. Knebel sandte das Manuscript mit dem „tollsten Briefe“ zurück, in welchem er zuvörderst seine ganze Galle über Platen's „Ghaselen“ ausgoß und dann bemerkte, von dem Stück wolle er lieber gar nicht reden. Platen fährt dann fort: „Er nennt meinen Apoll einen Kasperle und meine Musen Dienstmädchen und dergleichen Impertinenzen.“ Platen richtete nun gegen Knebel das satirische Gedicht „Klagen eines Ramlerianers“, mit dem Refrain „Lieber alter Herr Major“, welches von Schelling getadelt wurde. Auch Rückert, wie Platen kurz vorher schreibt, fand keinen Geschmack an dem „Gläsernen Pantoffel“; er nannte die Märchen „uninteressant“, den Pernullo „frostig“ und auch die übrigen Personen ohne „Fleisch und Blut“, was sie auch sind. „Den Aeltern“, bemerkt Platen trocken, „sagte das Stück auch nicht zu.“ Jean Paul dachte vom „Gläsernen Pantoffel“ im ganzen günstiger; es sei doch immer ein Beweis von Kraft, daß Platen das Stück in nur fünf Tagen geschrieben, äußerte Jean Paul gegen den Dichter.

**) Es verdient vielleicht bemerkt zu werden, daß Platen, der doch sehr bald die schwierige Form des Sonetts mit so großer Meisterschaft zu handhaben lernte, noch im Jahre 1818 versichert: „In keiner Sprache konnte ich dem Sonett Geschmack abgewinnen.“

niemals und in keiner Weise der Ruhm verkümmert und verringert werden, daß er die löbliche Eigenschaft der Bescheidenheit und Selbsterkenntniß in jüngern Jahren in ungewöhnlich hohem Grade besessen habe.

Freilich hatten seine frühern Umgebungen auch redlich das Ihrige gethan, um das durchbohrende Gefühl seines Nichts in ihm lebendig zu erhalten. Denn während die Judendeutschen jedes unter ihnen aufkeimende poetische oder künstlerische Talent in aller Weise zu fördern und emporzutragen pflegen, sind im Gegentheil die Christendeutschen gewohnt, einem poetischen Talent möglichst viel Schwierigkeiten zu bereiten, den phantastischen „Reimschmied" selbst durch Hohn und Spott einzuschüchtern, zu demüthigen und ihn zum Stichblatt fortdauernder wohlfeiler Witze zu machen. Diese entwürdigende Behandlung kann aber für ein zartes, aufkeimendes Talent ebenso verderblich werden als die künstliche Treibhaushitze übermäßigen Lobes; denn entweder verkümmert und verkrüppelt es unter jenen Mishandlungen gänzlich, oder es nimmt in die Tage seiner spätern Entwickelung doch düstere Eindrücke und Groll und Haß hinüber, deren Folgen sich in seinen Hervorbringungen an einem gewissen krankhaften, disharmonischen, hypochondrischen, Charakter und einem misfarbigen Colorit erkennen lassen, oder das lang zurückgehaltene Selbstgefühl schlägt nach den ersten Erfolgen in Hochmuth und Dünkel um. Je mehr Widerstand ein Individuum zu überwinden, je mehr Druck es zu erdulden hatte, ehe es sein Ziel erreichte, um so größer pflegt bei ihm auch die Einbildung in Betreff seiner moralischen und intellectuellen Größe zu sein, wie man dies nicht selten sogar bei Personen findet, die in den bescheidensten Lebenskreisen ein nur sehr bescheidenes Ziel erreicht haben.

Schon im Cadettencorps zu München (1806—10) wurde es Platen „verargt und verspottet", daß er Gedichte machte. Als er mit seinem Regiment 1815 in Frankreich garnisonirte, scheint er wegen seines feinen, stillen, in sich gekehrten Wesens das Stichblatt und um so zu sagen der allgemeine Fußabschaber des ganzen Regiments gewesen zu sein; denn verwilderten, rohen, renommistischen Gesellen ist nichts verhaßter, als die Gegenwart einer zart organisirten, poetisch sittlichen Natur, die für sie ein ewiger stillschweigender Vorwurf ist. Platen schreibt: „Jeder beleidigt mich und ich habe keinen Vertheidiger, viele hassen mich, weil ich an ihren Ausschweifungen und lasciven Gesprächen keinen Antheil nehme, andere kennen mich nicht und verachten mich." Noch im Jahre 1824, wo er bereits einen Kreis von Verehrern in Erlangen zählte, klagt er, daß er aus Mangel an zusagender Gesellschaft sich unbehaglich fühle, daß seine ältern Freunde wie Puchta verheirathet seien, andere, wie Engelhardt, ganz einem bestimmten Wirkungskreis und Studium lebten, und er fügt hinzu:

Ein Dichter, und wenn er auch der größte wäre, bleibt doch immer ein gequältes Wesen, er lebt nur für andere und hat am Ende keinen Dank dafür, und seine Zeit geht erst an, wenn er nicht mehr lebt, denn erst dann steht er vollendet vor den Augen der Welt.

Dahin gehört auch eine Bemerkung vom 16. October 1814:

Unter allen Künsten ist es sicherlich die Poesie, die von gewöhnlichen Menschen am wenigsten geliebt wird. Malerei und Musik haben beide etwas Imponirendes, das zu den Augen und Ohren der Masse spricht. Die Malerei hat ihre Caricaturen, ihre Schlachtstücke, ihre Porträte, deren Aehnlichkeit frappirt. Die Musik ihre rauschenden Töne, ihre Märsche, ihre türkische Trommel.

Unter allen Dichtern erlebt auch in der That nur der Bühnendichter, d. h. der glückliche — denn ein unglücklicher Theaterdichter ist der unglücklichste von allen —, eine sichtbare Massenwirkung, eine Wirkung möchte man sagen mit Tamtam und türkischer Trommel, weshalb wol auch so viele für das Drama nicht besonders günstig ausgestattete Poeten, darunter Platen selbst, die äußersten Anstrengungen machen, um die Bühne und von ihr herab das Publikum zu erobern. Im übrigen erblickt Platen darin einen Vorzug der Poesie vor den andern Künsten, „daß sie blos den Geist in Anspruch nimmt, und daß sie wie die eleusinischen Geheimnisse keine Profanen duldet".

Der arme Platen! Noch im Jahre 1832, wo er schon zu den gefeierten Dichtern gehörte, mußte er sich am 13. October aus München beklagen: „Gestern wurde ich dem Grafen Dietrichstein vorgestellt, der für einen großen Literatus gilt, der sich aber nicht im geringsten mit mir abgab." Zum Theil aus dem drückenden Gefühl der Vereinzelung, in welche man in unsern Tagen den Dichter so gern und geflissentlich hineinnöthigt, entsprangen bei manchen Poeten gewisse Ausschreitungen, weil sie nach theilnehmenden, natürlich empfindenden Menschen suchten, die sie in der höhern Societät nicht fanden.

Je bescheidener Platen wenigstens als Jüngling von sich dachte und je höher das Ziel war, das er sich gesteckt hatte, um so mehr Arbeit ließ er es sich kosten, um zur Meisterschaft zu gelangen. In dieser Hinsicht gleicht er Goethe und Schiller, die auch nie mit sich fertig wurden; vor allen Mitlebenden und Mitstrebenden aber zeichnete er sich, außer durch die umfassendste Kenntniß der poetischen Literatur und fremden Sprachen, namentlich durch seine Gewissenhaftigkeit und sein unablässiges Streben nach sittlicher Vertiefung aus. Er machte die wichtige Entdeckung, daß er unvollkommen als Dichter sei, weil er „zu unvollkommen als Mensch" sei. Hiernach würde der vollkommene Mensch, wenn er überhaupt zugleich poetisch befähigt wäre, allein den Anspruch haben, ein vollkommener Dichter zu sein, und der vollkommenste Mensch wäre auch der vollkommenste Dichter. Dieses Geständniß macht dem Herzen, der Einsicht und der sittlichen Anschauung Platen's sicherlich die höchste Ehre. Seinen Trost für seine Mängel als Dichter findet er in der Ueberzeugung, daß er, soweit es in unsern Zeiten überhaupt möglich, „kein verdorbenes Gemüth" habe. Ein verdorbenes Gemüth wird auch sicherlich unverdorbene Poesie nicht erzeugen können. Daher rang auch Platen unablässig nach sittlicher Reinigung. Er schreibt am 18. August 1817:

Schon lange fühlte ich in meiner Moral, trotz aller guten Vorsätze, etwas Schwankendes, Unbestimmtes; es mangelt mir eine gewisse Norm, nach der ich mich fügen könnte. In die Ideen anderer konnte ich niemals eingehen, ich übernahm es daher mein eigener Papst zu sein. Ich habe diese letztvergangenen Tage daher dazu angewendet, eine Reihe von Maximen, theils aus dem Leben, theils aus meiner Lectüre geschöpft, in möglichster Kürze aufzuzeichnen, die ich mich oft zu lesen verpflichtete, und die mir in allen Verhältnissen zur Richtschnur dienen werden. Ich überschrieb sie „Lebensregeln"; es sind 48 theils religiöse Grundsätze, theils Beobachtungen in Bezug auf mich und andere. Der Allwaltende wird mir Stärke verleihen, mir selbst getreu zu sein.

Seine wissenschaftliche Ausbildung sollte hinter seiner sittlich-religiösen nicht zurückbleiben. Es ist unglaublich, was alles aus den verschiedenen Sprachen Platen durch- und untereinander gelesen hat. Man wird die Schriften, die er las, hier vollständig verzeichnet finden; denn er führte aufs gewissenhafteste Buch über die Gegenstände seiner Lectüre und seines Studiums. Obschon im Grunde Autodidakt, las er die lateinischen, griechischen, englischen, französischen, italienischen Dichter, Philosophen und Geschichtschreiber in der Ursprache. Er dichtete selbst in französischer Sprache, z. B. noch im Jahre 1819 ein französisches Lied, übersetzte zur Uebung häufig deutsche Verse ins Englische, und versuchte die erste Stanze der „Gerusalemme liberata" in französischen Stanzen zu geben. Dieser Versuch schien ihm wenigstens den Beweis zu liefern, „daß unter geübten Händen die Octaven der französischen Sprache sich gut anschmiegen würden". Im März 1817 fing er das Spanische an, und im Juni, wo er in stiller Abgeschiedenheit in Schliersee lebte, konnte er bereits den Cervantes in der Ursprache lesen. Gegen Ende desselben Jahres nahm er das Portugiesische vor, und im Februar liest er bereits die Lusiaden; gelegentlich verfertigt er auch einmal ein portugiesisches Gedicht. Im Sommer desselben Jahres macht er sich ans Holländische *), im März 1819 an das Dänische, im Sommer 1820 an das Persische, und im Mai 1821 ist er darin bereits so weit, um auf seinen Spaziergängen Ghaselen von Hafis auswendig zu lernen. Er kommt nach Böhmen, und der Klang dieser Sprache, besonders im weiblichen Munde, gefiel ihm so wohl, daß er sofort sich böhmische Bücher nebst Wörterbuch und Grammatik kauft, um sie zu lernen. Freilich däucht ihm, der mit einem merkwürdigen sprachlichen Talent begabt gewesen sein muß, „eine Grammatik so interessant wie ein Roman, wenn sie nicht ganz ungenial geschrieben ist". Ein wunderliches Geständniß bei einem Poeten! Mit dem Anfange des Jahres 1822 wirft er sich auf das Türkische, weiter auch auf das Arabische und das Sanskrit, und nachts im Bett treibt er Bibellectüre. Neben den vielen andern Schriften liest er auch naturwissenschaftliche und militärische Werke. Kurz, er konnte mit Recht von sich sagen: „Ich thue mir an keinem Tage genug!" Nur um seinem Wissensdurst genug zu thun, doch unter dem Vorwand, sich für die diplomatische Carrière vorzubereiten, beurlaubte er sich, um in Würzburg und dann Erlangen zu studiren, wobei er seinen Haß gegen das dissolute Leben auf Universitäten und seine Furcht vor Provinzialstädten zu überwinden hatte. *) Freilich war ihm auch der Militärstand zur Last, weshalb er Ende 1816 daran dachte, nach den Vereinigten Staaten auszuwandern, als dem einzigen Lande, wo man sich auch mit geringen Talenten eine erträgliche Existenz verschaffen kann. „Ich ziehe vor Sprachlehrer zu werden", schreibt er; „ich möchte so gern mein Glück selbst bauen." Natürlich ward dieser ziemlich unverständige, übrigens aus seinem Freiheitsdrang hervorgehende Plan bei ruhiger Prüfung sehr bald aufgegeben.

Seinem Patriotismus stellen diese Tagebuchblätter überhaupt ein schönes Zeugniß aus. Schon als neunjähriger Knabe zürnte er über die Stiftung des Rheinbundes und er sah mit „Schmerz das Ende des Deutschen Reichs, den Verlust der Rechte des Reichsadels, den Fall Preußens". Napoleon, den er einmal einen „Cartouche im Kleinen" nennt, haßte er als Patriot glühend, obschon er später als Mensch und Dichter dem gestürzten und verbannten Kaiser sein Mitgefühl nicht versagte. Kriegslustig rückte er mit seinem Regiment 1815 in Frankreich ein; aber zum Zusammentreffen mit den Franzosen kam es nicht, da inzwischen die Junischlachten in wenigen Tagen der Herrschaft Napoleon's für immer ein Ende gemacht hatten. Eine repräsentative Verfassung und die Einheit Deutschlands waren sein „sehnlicher Wunsch". Freilich verzweifelt zu Zeiten auch er, und als er einmal bemerken mußte, daß sogar „edle und aufgeklärte Männer" sich gegen die Constitution erklärten, ruft er aus: „Ich glaube, daß für unser Zeitalter nichts mehr zu hoffen steht in Deutschland." Auch von einer Revolution hoffte er nichts. Er schreibt:

Ich finde auch in diesem (dem Deutschen) und in den Völkern überhaupt ein Streben nach Freiheit, erwarte aber nichts von einer Revolution, die viele weissagen, da das Volk weder Ziel noch Maß kennt und sich selbst und alles zu Grunde richten würde. Wol aber hoffe ich eine Besserung von der stillen Wirksamkeit der Aufgeklärtern und Festern.

Ein andermal, im Jahre 1820, schreibt er:

Diese republikanischen Gelbschnäbel, die auf eigene Faust die Geschichte corrigiren möchten und wähnen, etwas machen zu können, was nicht geworden, und im innersten Volksleben gegründet ist, mögen in der Vereitelung ihrer Bestrebungen den verdienten Lohn finden.

In Bezug auf Religion oder wenigstens Confession schwankte er; aus bloßem Widerspruchsgeist vertheidigte

*) Für dieses hatte er schon eine Sympathie durch den niedersächsischen Dialekt, „den ich", schreibt er, „immer am liebsten hörte, und nach dem ich meine eigene Sprache bildete, ohne doch seine Provinzialismen anzunehmen".

*) Im übrigen fand er seine Befürchtungen in Betreff des rohen Studententreibens in Erlangen damals nicht bestätigt. Er schreibt einmal an seinen Freund Fugger: „Dabei herrscht großentheils ein edler Ton unter den Burschen selbst, und die Wiedergeburt unsers Volks, die wir erlebt haben, zeigt sich schon jetzt an einer schönen erfreulichen Erscheinung. Daß eine solche Zeit wie jede andere auch ihre Caricaturen liefert, versteht sich von selbst." Wie traurig, daß dieser auf den deutschen Hochschulen damals herrschende edle Geist später in aller Weise unterdrückt statt in gutem vaterländischen Sinne gepflegt wurde.

er den Katholicismus, wenn Protestanten ihn angriffen, während er die Thorheiten des Katholicismus in einer Posse „Der Sieg der Gläubigen" verspottete; doch arbeitete er sie später in einer Weise so um, daß sie „jedermann vorgelegt werden kann". Ein tiefes religiöses, selbst kirchlich-mystisches Bedürfniß spricht sich aber in diesen Tagebuchblättern mehrfach aus; im Jahre 1820, wo er sich sechs Maitage lang in Würzburg aufhielt, bemerkt er z. B.: „Auch während dieses Aufenthalts in Würzburg hab' ich mich oft in eine einsame Kirche geschlichen und gebetet, wenn ich mich beengt oder bewegt fühlte." Der Protestant suchte also in katholischen Kirchen Trost! Dagegen hatte er noch 1818 keine größere Idee gekannt, als „ein deutscher Confucius zu werden, d. h. unter den Gebildeten eine vernünftige Religion zur Herrschaft zu bringen". Den Mangel eines festen Princips in religiösen Dingen wird man übrigens einem so jungen Poeten, wie damals Platen noch war, nicht hoch anrechnen können, namentlich in einer so chaotischen Zeit, wie die unserige. Wo soll besonders der Dichter bleiben? Auf der einen Seite erschrickt seine Phantasie vor der dürrsten dogmatischen Nüchternheit, auf der andern sein Verstand vor dem phantastischen Wuste.

Auch in seinem Geschmack und seinen literarischen Neigungen war Platen in seiner Jugend überaus bescheiden, und er verschwendet oft die überschwenglichsten Lobsprüche an Dichter und Dichtungen, welche jetzt von der Kritik sehr über die Achseln angesehen zu werden pflegen. Karoline Pichler „entzückt" ihn (im Jahre 1813); wenn ein Roman in Hinsicht auf Inhalt, Ausführung, Moralität und Darstellung gerühmt zu werden verdiene, so sei es ihr „Agathokles"; der Stil vereinige „alle Vorzüge" u. s. w. Tiedge's „Urania" nennt er in demselben Jahre das Werk einer „wahrhaft göttlichen Muse". Ernst Schulze's „Bezauberte Rose" erscheint ihm (im Jahre 1818) als ein „göttliches Gedicht". Selbst Müllner's „Schuld" entzückt ihn im Jahre 1816 so, daß er daraus „den ganzen Tag über Verse im Munde führt und sie für sich wiederholt"; er nennt sie wenig später ein „ausgezeichnetes Stück", und erst allmählich je mehr er zur Reife gelangt und je öfter er sie auf dem Theater sieht, gestaltet sich sein günstiges Urtheil in ein entgegengesetztes um. Als er im Sommer 1819 einer Aufführung der „Schuld" (mit Eßlair als Hugo) beigewohnt, schreibt er: „Das Stück wird mir jedesmal fataler, und ich erkenne jedesmal deutlicher seine unzähligen Schwächen und Lächerlichkeiten." Noch im Jahre 1820 erscheint ihm Werner's Trauerspiel „Der vierundzwanzigste Februar" als ein „Meisterstück". Auch über Tieck, über den Ritter Lang, den Verfasser der „Hammelburger Reisen", von dem er sagt: „Der Verfasser ist unerschöpflich in guten Einfällen, und es ist zu bedauern, wenn ein solches Talent für die komische Literatur verloren geht", über Grillparzer und Oehlenschläger findet man höchst anerkennende Aussprüche. Rückert lernte er 1820 persönlich kennen: „Seinem Aeußern nach ist er sehr groß und stark, er sieht etwas finster und durch eine schwere Krankheit im vorigen Winter etwas gealtert aus. Er ließ mir durch sein offenes, mildes, ungeschminktes Betragen eine sehr angenehme Erinnerung zurück." Das spätere abfällige Urtheil Rückert's über den „Gläsernen Pantoffel" (vom Jahre 1823) haben wir schon oben angeführt. In demselben Jahre besuchte er auch Jean Paul in Baireuth, der sich bei dieser Gelegenheit in interessanter Weise unter anderm über Rückert und Shakspeare äußerte. Von ersterm sagte Jean Paul, er habe sehr viel Talent, aber eine große Geschmacklosigkeit; er habe so viel Gewandtheit, daß er allenfalls auch seine Briefe in Sonetten schreiben könne, aber wenn man die Sprache rädere, so lasse sich freilich viel ins Werk setzen u. s. w. Die komische Charakteristik in den „Lustigen Weibern von Windsor" nannte Jean Paul nur „durch höhere Eingebung möglich"; dumme Kerle zu schaffen mislinge fast allen außer Shakspeare; andere stellten bei ihren Einfältigen gewöhnlich nur sich selbst dar. Platen erzählt ferner von Jean Paul:

> In einer Gesellschaft bei Fräulein von Stein, wo Jean Paul überaus geistreich und witzig bis zum Drolligen war, und doch von Zeit zu Zeit auf ungekünstelte Weise die warme Fülle seines Herzens hervorbrach, habe ich zum ersten mal recht lebendig empfunden, was Humor ist. Wir begleiteten ihn nach Hause, wo er, seine Frau am Arme führend und in der andern Hand ein Laternchen tragend, ungemein drollig und liebenswürdig aussah.

Den größten Einfluß gewannen in Würzburg und Erlangen auf unsern Dichter die Philosophen Wagner und Schelling, über die man hier manches Interessante erfährt. Für den erstern schwärmte Platen in fast unglaublicher Weise; er betrachtete ihn wie einen Propheten, und was Wagner sagte, war für ihn Orakelspruch. Schelling seinerseits war schuld, daß sich Platen eine Zeit lang mit so großer Hitze auf das Drama warf, welches doch im Grunde seinem Talente sehr wenig zusagend war. Schelling hatte geklagt, daß wir Deutsche noch immer keinen eigentlichen dramatischen Dichter hätten, daß die Kritik zu früh in unsere Literatur getreten sei und sie gehemmt habe, daß durch allzu viel Bewußtsein unsere Poeten meist verdorben wären. Shakspeare und Calderon dagegen hätten, ganz unbekümmert um die Kritik der Gelehrten, blos für das Volk von der Bühne herabgesprochen. Daher, hatte Schelling ferner gesagt, käme auch die außerordentliche Sterilität unserer Dichter, während Sophokles, Lope de Vega, Calderon, Shakspeare eine so große Menge Stücke hinterlassen hätten; blos Kotzebue habe bei uns, wiewol im schlechten Sinne, ein Beispiel von ungehinderter dramatischer Fruchtbarkeit gegeben. „Diese Worte", erzählt Platen weiter, „erregten wieder mächtig in mir die Neigung zum Drama, als einem noch offenen Felde: eine Neigung, die in frühester Kindheit schon in mir gegoren und noch in letzter Zeit wieder häufig vor meine Seele trat." Es zeugt von dem mehr und mehr erwachenden Selbstbewußtsein Platen's, daß er sich, wie es scheint, ernstlich vornahm, für die deutsche Bühne das zu werden, was Shakspeare für die englische, Lope de Vega und Calderon für die spanische waren, daß er sich sogar

einbildete, fruchtbarer sein zu können als sie. Daher dichtete er rasch hintereinander die Stücke „Der gläserne Pantoffel“, „Rhampsinit“ und „Treue um Treue“; aber sicherlich gibt es wol kaum in irgendeiner Literatur Dramen, welche so sehr aus dem „Bewußtsein“ hervorgegangen wären wie diese.

Ueber mehrere unserer ältern und namentlich unserer classischen Autoren, über Lichtenberg, Lessing, Herder, Schiller und Goethe finden sich in diesen Tagebuchblättern viele interessante Aussprüche. Ueber Lichtenberg's Schriften bemerkt Platen im Jahre 1816: „Ein vorurtheilsfreier Verstand, Witz, Laune, Satire ohne Gift, der feinste Beobachtungsgeist und ein leichter, durchaus angenehmer Stil geben diesen Büchern einen hohen Werth, alles wird anziehend unter Lichtenberg's Feder.“ Dieses Urtheil wird jeder Kenner der Lichtenberg'schen Schriften sicherlich unterschreiben. Ueber Lessing bemerkt er im Jahre 1817 sehr wahr und treffend: „Was für ein Mann war dieser Lessing und welche Erinnerung nahm er mit ins Grab! Da er sein ganzes Leben verkannt, unglücklich und hintangesetzt, da er um sein ganzes Leben betrogen war — wer pochte auf ein besseres Schicksal?“ In seinen frühern Jahren fühlte er sich im ganzen mehr von Schiller's sittlichem Pathos angezogen; vor Goethe stand er wie vor einem „Räthsel“, mehr verlegen, halb verwundert, halb bewundernd still. Sehr fein bemerkt er übrigens im Jahre 1815 über Goethe: „Er weckt oft mit zwei Worten eine Fülle von Gedanken; es bewegt sich eine ganze Welt in seinen Producten“, und er fügt hinzu: „Ich wünschte, daß mir nur eine einzige Unterredung mit ihm über das Los der Menschen und den Geist des Christenthums vergönnt wäre.“ In die „verzweifelndste Stimmung“ wurde er versetzt, als Wagner im Jahre 1818 von Schiller behauptete, „daß er ein Pfuscher (!) sei“, und er ruft aus: „Also habe ich meine Jugend umsonst verschwendet, da selbst Schiller ein Pfuscher genannt wird.“ In dieser Verzweiflung kam er auf die wunderlichsten Ideen; er lobt zwar an Shakspeare mit Recht, daß er nie eine Zeile schrieb, „die nicht ganz Shakspeare wäre“, nur habe ihm das gefehlt, „was bei Calderon so überschwenglich ist, die Mystik, die religiöse Tiefe des Gemüths“, was so weit gehe, daß er auch die Geschlechtsliebe „niemals christlich erhaben“ darstelle; Goethe's Universalität sei zwar sehr verführerisch, aber er habe „nie vermocht, einen einzigen tugendgroßen und kräftigen Charakter, wie nur der geringste in Shakspeare, darzustellen“, und der „Wilhelm Meister“ sei ihm immer so „ekelhaft“ gewesen, „weil hier ein ganzes Heer von Schwächlingen durcheinander stiebt, deren Immoralität a priori vorausgesetzt wird“. Nie habe Goethe vermocht, „die Liebe nur im einzelnen aufzufassen“, er habe sie „antik oder noch frivoler als antik“ dargestellt. Das alles ist schon schief, unbegründet und absurd genug, aber es kommt noch abgeschmackter. Platen versichert am 24. December 1819, Wagner's Gedanke, daß Goethe der letzte Dichter sei, könne nicht auf ihn einwirken, da er sich täglich mehr der Richtigkeit seines poetischen Talents bewußt werde (und doch hatte er erst am 7. November eine seiner vollendetsten Balladen, den „Pilger von St.-Juste“ gedichtet), und bemerkt dann weiter, Goethe, dieser mehr heidnische (!) als christliche Dichter, habe das Höchste in der romantischen Poesie gar nicht erreicht, in dieser Hinsicht stehe hoch über ihm — Friedrich von Heyden, der Dichter der „Renata“. Platen fährt dann fort:

Goethe ist nicht einmal der Vollender der deutschen Poesie, sondern in ihr blos Schiller's geistiger Gegensatz, wie Shakspeare Calderon's in der europäischen. Mir scheint Friedrich von Heyden zu sein, was Wagnern Goethe scheint. National begriffen kommt die romantische Poesie nach ihren Polen so zu stehen:

Italiener
Engländer Spanier
Deutsche.

Die andern Völker haben keine wahren Dichter, oder sie schließen sich blos an die andern national an, wie die Portugiesen an die Spanier, die Dänen an die Deutschen. Nominell aber heißt diese Tetrade so:

Dante
Shakspeare Calderon
Heyden.

In Heyden trifft wirklich Shakspeare und Calderon zusammen. Goethe hingegen hat keinen Funken von Calderon. Von einem andern Goethe'schen Werke als dem „Faust“ könnte hier ohnedem nicht die Rede sein; aber auch „Faust“, wiewol ein tiefes Gedicht (wie es in diesem Zeitalter bei einem großen deutschen Dichter nicht anders sein kann), hat gar nicht die wahre Vollendung und trägt seine philosophische Tendenz beinahe unpoetisch an der Stirne. Goethe ist ein großes Genie, und das waren auch Cervantes und Milton, ohne deshalb Pole der Poesie zu sein. Die deutsche Poesie kann kaum anders als so construirt werden:

Klopstock
Goethe Schiller
Heyden.

Obschon nun Wagner mit Recht über diese monströse Ansicht den Kopf schüttelte und mit bitterm Spott gegen Heyden loszog, fuhr Platen doch fort, die „Renata“ für ein „Gedicht aller Gedichte“ zu halten; denn die Fehler, welche Wagner dem Dichter der „Renata“ vorwerfe, treffe die ganze Dichtungsperiode von Dante an. Im übrigen war damals eine Zeit, wo die paradoxesten Behauptungen auch als die geistreichsten galten, was freilich zum Theil auch noch jetzt, wenn auch mehr auf anderm als auf rein literarischem Gebiete der Fall ist. Wagner stellte z. B. Goethe seinem Rivalen Schiller wie „Wein dem Branntwein“ entgegen, womit der von Wagner und Heyden berauschte Platen damals auch ganz einverstanden war, nur daß er, wie wir gesehen, Heyden über beide stellte. Der neben Goethe gefeiertste Dichter der damaligen Zeit, Byron, kommt für Platen sehr wenig in Betracht. Byron's Gedichte werden ihm „durch den düstern, monotonen Geist, der sie beherrscht, unausstehlich“; im „Corsair“ und in „Lara“ findet er „an Erfindung und Geschichte wenig zu loben“; man treffe viele prosaische Stellen, manches scheine nur des Reims wegen dazustehen; doch sei das Talent Byron's unverkennbar und man stoße besonders in „Lara“ auf einzelne schöne, kühne Stellen. W. Scott's „Lady of the lake“ hatte

nicht seinen Beifall; das Versmaß sei ein unerträgliches Geklingel; es sei gar keine Handlung darin und auch die vielen hineinverflochtenen Lieder seien „matt und nichtssagend".

Wir führen aus Platen's Tagebuchblättern noch einige Bemerkungen an, die uns charakteristisch zu sein scheinen. Er versichert in Betreff seiner Pagenzeit, daß das Leben am Hofe doch einen großen Eindruck auf ihn gemacht habe:

So kleinlich auch manches bei näherer Betrachtung sein mag, so hat doch alles äußerlich den Schein des Großen und Sorgenfreien. Wie die Zauberspiele eines Gauklers gewährt es einen erfreulichen Anblick, wenn man dem innern Räderwerk nicht nachspürt. Ist es doch eine Bühne, die von mancher hohen Königsgestalt betreten wird, und die man nur genießen kann, wenn man selbst nicht mitspielt und nicht wahrnimmt, was hinter den Couliſſen vorgeht. Da gewinnt alles ein Ansehen von Wichtigkeit; das Auge wird nie durch den Anblick des Mangels, der Dürftigkeit, der Mühseligkeit beleidigt, der Monarch sieht gewöhnlich nur lächelnde Gesichter, wenn er nicht in den Spiegel sieht.

Die Mittheilungen über die Mitglieder der bairischen Königsfamilie in der damaligen Zeit (1810—25) sind zum Theil sehr interessant; doch möge, wem es darum zu thun ist, sie im Buche selbst nachlesen.

In Frankreich fällt ihm im Gegensatz zu den Manieren der niedern Volksschichten in Deutschland die Höflichkeit des gemeinen Volks auf, besonders ist er erstaunt über die Zierlichkeit, womit sie ihre Sprache reden, „die sie auch sehr gut aussprechen". Er fährt fort: „Untereinander reden sie Patois, verstehen aber auch so gut wie ein Gentleman zu reden. Redensarten wie «Donnez vous la peine d'entrer» oder «Tout ce que nous avons est à votre service» u. s. w. würde man umsonst bei einem deutschen Bauern suchen. Und dann eine so verbindliche Art." Um so mehr ist zu bedauern, daß, wie Platen hörte, „unsere Soldaten (die Baiern) sich nicht am besten betragen". Dagegen bedauert er die Wetterwendigkeit der Franzosen. Als in Nancy die dreifarbige Fahne abgerissen und die weiße aufgepflanzt wurde, war der Lärm ungeheuer: „Einige Bauern rissen die dreifarbige in Stücken, andere traten darauf. Das Volk hatte schon seine weißen Cocarden in der Tasche und steckte sie auf. Einige riefen: «Vive le roi!» andere «Vive l'empereur!» einige auch «Vive la république!»" Platen fügt hinzu: „Ich erstaunte und erschrak über dieses Volk." Aber wie stand es mit den Baiern selbst? Ueber die Stimmung der Baiern im Jahre 1809 bemerkt er:

Nie war in Baiern die Liebe zu den Franzosen so hoch gestiegen als damals. Napoleon war damals der Abgott der Menge; die Nachrichten von siegreichen Schlachten, welche auch die Baiern mitfochten, steigerten den Enthusiasmus; im Cadettencorps war er auf seinem Gipfel. Ich meinerseits wünschte den österreichischen Truppen Heil und Segen und allen Welschen den Untergang —

eine Stelle, die von neuem beweist, wie sehr sich unsere Dichter, mit wenigen Ausnahmen, vor dem übrigen Volk von jeher durch ihren Patriotismus ausgezeichnet haben. Dagegen beklatschten freilich die Münchener später, nachdem Baiern sich gegen Frankreich erklärt, im Theater alle Stellen, welche Anzüglichkeiten gegen die Franzosen enthielten. Den Engländern rühmt Platen mit Recht eine „gewisse arglose Gutmüthigkeit" und „eine liebenswürdige Offenheit" nach. Auch den Italienern, namentlich den Venetianern, die er auf seiner Reise nach Oberitalien im Jahre 1824 näher kennen lernte, weiß er vieles Rühmliche nachzusagen: „Diese vornehmen Venetianer", sagt er, „widersprechen niemals, sie sind voll Rücksicht für die Meinungen der andern, und sprechen ihre eigenen wenig oder niemals aus" u. s. w. Von den Deutschen wird man meist das Umgekehrte sagen müssen. In einem venetianischen Theater sah er ein dem Houwald'schen Trauerspiel „Das Bild" nachgeahmtes Stück: „Due amanti di una cieca", wobei alles gähnte, wogegen bald darauf ein Stück aus dem Französischen allgemein ansprach. „Man muß gestehen", bemerkt Platen, „daß unter den Fabrikstücken die französischen immer noch die besten sind. Die deutschen sind so charakterlos, daß sie in einer Uebersetzung unwiderstehlich einschläfern." Auch erschien ihm nach seiner Rückkehr Deutschland sehr trüb und namentlich Erlangen sehr langweilig: „Unerträglich ist der literarische Wust", schreibt er, „der einem in Deutschland immer wieder entgegenkommt. Die Deutschen wissen einem Dichter keinen andern Dank zu bieten als Recensionen."

Folgende Bemerkung, schon aus dem Jahre 1814, theilen wir mit, weil sie in überraschender Weise mit einer von uns früher in d. Bl. gemachten Bemerkung übereinstimmt:

Ich zweifle ob unter tausend Ausländern zwei sein mögen, die sich mit unserer Sprache völlig befreunden können. Sie hat auf den ersten Blick einen Anstrich von Rauheit und so spät eigentlich unser Vaterland gegen Frankreich, England und Italien anfing große Originalschriftsteller zu haben, so möchte es doch in Hinsicht der Sprache noch zu früh gewesen sein.... Die deutsche Sprache ist noch einer großen Ausbildung fähig, die aber nicht eintreten kann, weil das eingetretene goldene Alter der Literatur sie fest bestimmt hat.

Am 18. März 1815 hat er eine „sonderbare Idee" über Geschichte, die er „vor niemand möchte laut werden lassen". Er meint nämlich: man sollte bei Dingen, die keinen Bezug auf unsere Zeit haben, sich nicht durch nutzloses Nachforschen über die Wahrheit ermüden. „Was alte Geschichtschreiber erzählen, existirte", fährt er fort, „weil sie es erzählt haben, weil wir, sei es auch nicht geschehen, daraus denselben Nutzen ziehen können als aus dem Geschehenen, weil es den Charakter malt, in dem es erdichtet wurde. Was ein Gemüth bot, ist dagewesen." An solchen Bemerkungen erkennt man, wie viel Instinctives und ahnungsvoll Richtiges, wie vieles durcheinander und welch eine Welt von tiefen Anschauungen sich in der Seele eines echten Dichters regt.

Es fehlte Platen nicht an Gefühl für Naturschönheit, wie sich hinlänglich aus den Schilderungen erkennen läßt, zu denen ihm seine Schweizerreise im Jahre 1816 Anlaß gibt. Aber doch besaßen die Menschen für ihn noch größere Anziehungskraft. Kurz vor seiner Rückkehr von Schliersee in Oberbaiern, wo er mehrere Monate im

Jahre 1817 in tiefster Zurückgezogenheit zugebracht, schreibt er: „Die Menschen sind doch immer anziehender als die Natur. Deshalb freue ich mich, meine Freunde in München wiederzusehen. Hier fesselten mich Pflanzen und Steine und Bäche, nicht die umgebenden Menschen." Freilich waren es nur Menschen von höherer geistiger Cultur und literarischer Bildung, unter denen er sich wohl fühlte. Er schreibt hierüber im Mai: „Ich habe doch immer nur bei solchen Personen, seien es Männer oder Frauen, Genuß gefunden, die sich gern mit Literatur beschäftigten" u. s. w.

Das Tagebuch, soweit es im vorliegenden Bande reicht, schließt mit den Details der am 22. Juni 1825 stattgehabten Aufführung des Schauspiels „Treue um Treue", in Betreff dessen Platen im April bemerkte, es ärgere ihn, „etwas Gutes" gemacht zu haben; denn das Publikum werde es nicht anerkennen, die Theaterdirectionen würden es nicht aufführen und die Recensenten ihm Sottisen sagen. Das sei das Schicksal eines dramatischen Dichters in Deutschland. Die Beängstigungen des Dichters vor und während der Aufführung sind höchst lebendig und wahr geschildert. Die Darstellung ging jedoch glücklich vorüber, dank der wohlwollenden Gesinnung der anwesenden Studiosen, welche nicht müde wurden, den Dichter zu rufen, bis er erschien und einen versificirten Dank hersagte, der wieder ein „hundertstimmiges Bravo" hervorrief. Es war dies freilich der erste und letzte, also der einzige Triumph, welchen Platen als Theaterdichter erlebt. Platen konnte sich nicht lange darüber täuschen, daß er seinen Triumph nur lokalen Umständen verdankte, und daß die Breter der Bühne nicht der Boden waren, auf dem ihm dauernde Lorbern wachsen konnten.

Platen's Entwickelungsgang und Lebenslauf, soweit wir ihn hier verfolgen können, hat das Besondere, daß wir darin einem Liebesverhältniß und den Einflüssen, womit es seinen poetischen Genius befruchtet hätte, nirgends begegnen. Nur im Winter 1814 scheint in ihm etwas wie von einer zärtlichen Neigung aufgekeimt zu sein, und zwar zu einer liebenswürdigen Französin, einer Marquise von B. in München, deren Gestalt jedoch nur wie ein flüchtiger Schatten auftaucht und wieder verschwindet. Auf einen andern eigenthümlichen Umstand möchten wir noch aufmerksam machen: Platen hat seine Bildung auf keinem gelehrten Gymnasium empfangen, sondern im münchener Cadettencorps und als er, gewissermaßen als Volontär, in seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre akademische Vorlesungen zu hören anfing, war seine Bildung schon in der ihm eigenthümlichen Richtung festgestellt. Auch unsere beiden größten Dichter, Goethe und Schiller, haben keinen regelmäßigen gelehrten Cursus in allen seinen Stadien durchgemacht; Goethe hat kein Gymnasium, überhaupt keine öffentliche Schule und Schiller keine Universität besucht. Sein Talent, seine Geistesgaben, sein Ruf und die Protectionen, deren er sich zu erfreuen hatte, schützten Platen übrigens, wie dies auch in Deutschland, dem Lande der pedantischen, reglementsmäßigen Dressur, zu erwarten, nicht vor mancherlei Tracasserien. Prorector Döllinger z. B. machte ihm in Würzburg viele Schwierigkeiten wegen der Immatriculation und forderte Gymnasialzeugnisse, gestattete ihm jedoch schließlich, bei den Professoren privatim zu subscribiren. Weil Platen 1824 über seinen Urlaub hinaus in Italien geblieben war, hatte er nach seiner Rückkehr mancherlei Verdrießlichkeiten; es ward eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet, er mußte mehrere Verhöre und endlich einen vierwöchentlichen Casernenarrest bestehen. Schon 1815 hatte er einmal in Manheim einen achttägigen Arrest erdulden müssen, weil er bei einer großen Revue in gelben Sommerbeinkleidern anstatt in blautuchenen erschienen war. Solche poetische Licenzen sieht man in Deutschland auch einem Dichter nicht nach.

Es bleibt uns nun nur noch übrig, der in dem Vorwort enthaltenen Mittheilungen über Platen's Tagebücher zu gedenken. Der Verfasser und Unterzeichner desselben, Karl Pfeufer in München, bemerkt:

Wol wenige Menschen haben in der Zeit ihrer Entwickelung ein so ausführliches Tagebuch geführt wie Platen. In der jetzigen Gestalt begann er dasselbe am 22. October 1813, zwei Tage vor seinem siebzehnten Geburtstage. Das Ganze umfaßt 33 Bücher, in 18 zum Theil starken Bänden. Die 30 ersten Bücher gehen bis zur Mitte des Jahres 1825. Die nachfolgenden zehn Lebensjahre, bis zum 13. November 1835, wo er in Syrakus seine vier letzten Tageblätter schrieb, sind in drei Büchern enthalten. Diejenigen, welche einen Einblick in dieses umfangreichste Werk Platen's gethan haben, darunter Schelling, Fugger und Engelhardt, wurden in gleichmäßiger Art davon bewegt und gerührt. Schon die Weitschweifigkeit der Ausführung mußte eigenthümliche Empfindungen erregen. Platen sprach in gewöhnlicher Stimmung sehr wenig. Stand ihm auch, wenn von Menschen oder Gegenständen angeregt, in heiterer und leidenschaftlicher Sprache die einnehmendste Beredsamkeit zu Gebote, so war er doch im gewöhnlichen Leben fast stumm; namentlich aber in der Nähe antipathischer Persönlichkeiten von einer man darf wol sagen beleidigenden Schweigsamkeit. Seine Gesichtszüge erschienen dann starr und theilnahmlos; man konnte glauben, er vernehme nichts von dem, was um ihn vorging. Und nun erfuhr man aus seinem Nachlasse, daß er in breitester Weise dem Papier anvertraute, was er dem mündlichen Verkehr schuldig blieb; daß nichts Bedeutendes ihm entging und in der Stille des Studirzimmers alles durchdacht und festgehalten wurde, was den meisten im Geräusch des Tags vorüber und wol auch verloren geht.

Der Vorredner bemerkt weiter:

Aus der Art, wie Platen in den frühern Bänden zu Werke ging, sieht man, daß er die Führung des Tagebuchs als ein Bildungsmittel und somit als eine Pflicht ansah. Längere Zeit hindurch hat er es in französischer und englischer, zwischenhinein auch in italienischer, spanischer und portugiesischer Sprache geschrieben; die Ausführung ist gewissenhaft und macht manchmal sogar den Eindruck einer Stilübung. Hiervon findet sich vom Jahr 1825 an keine Spur mehr.

Ueber das äußere Schicksal des Tagebuchs berichtet Karl Pfeufer:

Platen vertraute es mir vor seiner letzten Reise nach Italien zur Aufbewahrung an. Der aus Syrakus gesandte Nachlaß enthielt den letzten Band; sämmtliche Papiere nahm der treue Freund des Verstorbenen, Graf Friedrich Fugger, an sich, welcher das Tagebuch zwar nicht herauszugeben, aber doch zu einer Biographie zu benutzen gedachte. Darüber starb auch er im Herbst 1838. Ein seltener Mensch, von der tiefsten und breitesten Bildung. Mit Platen von Jugend auf verbunden, schien er wie geschaffen zu seiner Ergänzung. Schon der äußere Gegensatz war charakteristisch. Platen klein, mager, von zartem

Körperbau, karg mit Worten und Geberden. Fugger dagegen starkknochig, beleibt, lebhaft, mittheilsam, heiter und witzig. Unter der etwas rauhen, für manche abstoßenden Form lag aber das zarteste Verständniß und die tiefste Verehrung für alles Echte in Leben und Kunst, und — hiervon unzertrennlich — der eingeborene Widerwille gegen die sich aufblähende Unfähigkeit ebenso wie gegen das frivol misbrauchte Talent. Hatte dieser gemeinsame Zug die beiden Männer zuerst einander genähert, so mußten sie dann auf immer verbunden bleiben durch die edelsten Eigenschaften des Geistes und Herzens. Beide treu und offen, ohne Prunk und Flitter, stolz und frei in der innersten Seele, nur dem Gesetze der Wahrheit und Schönheit unterthan. Fugger's Urtheile unterwarf sich Platen willig; hatte er doch dessen liebevoller Theilnahme, reifer Einsicht und unbestechlichem Freimuth unzähligemal Förderung und Mäßigung verdankt. Fugger's erfrischender Zuruf hat unsern Dichter oft genug aufgerichtet und oben erhalten, wenn die unfruchtbare Melancholie sich seiner bemächtigte. Manches, was den Gedichten nicht wohl anstehen würde, ist auf seinen Rath aus ihnen entfernt worden. Zu vielen Liedern fand er in seinem musikalischen Geiste die passende Melodie, mit welcher er den Dichter erfreute. Nicht unwahrscheinlich hat der tiefe Schmerz um den Verlorenen, der in dem festen Manne unerwartet heftig sich äußerte, dazu beigetragen, den in Fugger schlummernden Todeskeim zu entwickeln. Der Briefwechsel mit Platen (Leipzig 1852) bezeugt seinen wohlthätigen Einfluß auf diesen, und es ist sehr zu bedauern, daß er die meisten eigenen Briefe aus allzu großer Bescheidenheit unterdrückt hat. Man würde aus ihnen ersehen, daß sein Verhältniß zu Platen viel Analoges mit dem von Körner zu Schiller bietet. Mit vielen hat Fugger verkehrt, wenige haben ihn gekannt, für diese ist er unvergeßlich. Aus seinem Nachlasse und nach seiner Bestimmung kamen die Tagebücher wieder in die Hände des gegenwärtigen Herausgebers. Sie blieben viele Jahre lang verschlossen, bis sich in Engelhardt ein vorzugsweise geeigneter und geneigter Bearbeiter fand. Dieser gab ihnen die Gestalt, in welcher das Werk heute den Händen des Publikums übergeben wird. Wie es jetzt erscheint, ist es Engelhardt's ausschließliche Arbeit. Der Herausgeber hat nichts hinzugefügt, als einige Gedichte des Tagebuchs, die in der Sammlung fehlen und die ihm der Aufbewahrung werth scheinen.

Das in dieser Stelle erwähnte Verhältniß zwischen Fugger und Platen ist übrigens das letzte uns bekannt gewordene dieser Art, welches an die berühmten Freundschaftsbündnisse des vorigen Jahrhunderts erinnert. In den vorliegenden Tagebuchblättern wird Friedrich Fugger meines Wissens nur einmal genannt, und zwar als Platen's Kamerad im Cadettencorps und enthusiastischer Verehrer Goethe's, während Platen, vielleicht jedoch nur aus dem ihm eigenen Widerspruchsgeist, Schiller's Partei gegen Goethe zu nehmen liebte. Damals aber verband ihn, wie er bemerkt, eine noch zärtlichere Freundschaft mit Joseph Xylander. Sicherlich findet sich über Fugger Näheres in dem noch der Veröffentlichung entgegenharrenden Theile des Tagebuchs, der auch zur Kenntniß seiner literarischen Streitigkeiten wie überhaupt der mannichfach interessanten Literaturperiode von 1825—35 und der in diese Zeit fallenden Weltbegebenheiten viel Interessantes und Charakteristisches, kaum zu Entbehrendes enthalten wird. Dieser letzte Abschnitt bedarf, wie Pfeufer bemerkt, kaum einer Bearbeitung, und es stehe seiner Veröffentlichung nichts im Wege, „falls die Theilnahme des Publikums den völligen Abschluß des Werks verlangen sollte". Wir haben das feste Vertrauen, daß dieser letzte und eigentlich wichtigste Abschnitt dem literarisch gebildeten Publikum nicht vorenthalten werden wird; nur wünschen wir, daß die Verlagshandlung, um das Buch brauchbarer zu machen, auch für ein möglichst vollständiges Sach- und Personenregister Sorge tragen werde, wie dies in England bei Publicationen dieser Art immer Brauch ist. Das Tagebuch Platen's zeichnet sich durch unbestechliche Wahrheitsliebe, durch eine ungewöhnliche Aufrichtigkeit aus. Platen's Mutter rühmte von ihm, daß er von seiner ersten Jugend an nie eine Lüge gesagt, und er selbst versichert im Jahre 1816 in Betreff seiner Tagebücher: „Diese Diarien sind immer noch das Ersprießlichste, was aus meiner Feder floß; sie sind aufrichtig und enthalten meine allmähliche Entwickelung deutlich genug."

Hermann Marggraff.

Lessing und die „Evangelische Kirchenzeitung".

Die Verdächtigungen Lessing's durch Wolfgang Menzel und Genossen sollen, scheint's, jetzt die Runde durch die reactionären Blätter machen, um manchen ehrlichen Mann auch ohne seinen Willen in Irrthum zu verlocken.

Bereits hat es sich die „Evangelische Kirchenzeitung" Hengstenberg's angelegen sein lassen, die in der Röpe'schen sogenannten „Rettung" Goeze's enthaltenen Angriffe auf Lessing's sittlichen Charakter auch ihrem Leserkreise für Wahrheiten vorzusetzen und Goeze statt Lessing's als den achtbarern Mann von beiden, als das nachahmenswerthere Muster aufzustellen.

Als Wolfgang Menzel zwar noch nicht bei Hengstenberg angelangt war, aber wenigstens aufgehört hatte, den unbedingten Lobredner Heinrich Heine's abzugeben*), bemerkte er in der zweiten Ausgabe (von 1836) seines, im vorigen Jahre unter dem Titel „Deutsche Dichtung" u. s. w. neu aufgelegten Werks „Die deutsche Literatur":

> Hengstenberg ist im Gefühl der theologischen Verirrungen (anderer) von Zorn ergriffen worden, und, wahrlich! ich ehre diesen Zorn, denn ich theile ihn sattsam; aber Hengstenberg ist unduldsam, schüttet das Kind mit dem Bade aus, eifert ohne Gerechtigkeit und ist darum selbst schuld, wenn er nichts ausrichtet. Man muß die Hühner aus dem Garten jagen können, ohne selbst darum die Beete zu zertreten.

Auf wen dies heute neben Hengstenberg passe, wer mit diesem um die Wette unduldsam sei, das Kind mit dem Bade ausschütte und unter dem Vorwande die Hühner aus dem Garten zu jagen, diesen selbst verwüsten und seine Beete zertreten helfe, habe ich an den Nr. 37 d. Bl. angezeigten Orten auch sattsam gezeigt.

Der Recensent der Röpe'schen Schrift in Nr. 74—76 der „Evangelischen Kirchenzeitung" beginnt mit Berufung auf die Anzeigen derselben von Menzel und Strauß**), zwei Namen, welche seinen Lesern selbstverständlich als Autoritäten gelten sollen, der eine für das,

---

*) Vgl. darüber meine Schrift: „Zur Kenntniß und Charakteristik Deutschlands in seinen politischen, kirchlichen, literarischen und Rechtszuständen während der letzten Jahrzehnde" (Frankfurt a. M., Brönner, 1856), S. 74 fg.

**) Von diesem in den „Grenzboten".

was wahr, der andere für das, wovon das Gegentheil wahr sei. Meine Anzeige dagegen in den „Heidelberger Jahrbüchern der Literatur", die auf das Einzelne des Lessing betreffenden Theils der Röpe'schen Schrift viel näher eingeht und Röpe mit vielleicht mehr Schonung in der Form, als es sein Buch verdient hatte, das gröbste Misverstehen Lessing'scher Aussprüche und Ansichten nachweist, hat nicht die Beachtung des dem Anscheine nach doch in Zeitschriften bewanderten Recensenten gefunden, und wozu hätte sie ihm, da sie weder Straußisch noch Menzelisch ist, auch dienen sollen?

Ich hatte dort auf zwei wesentliche Gebrechen der Schrift von Röpe aufmerksam gemacht. Das eine bestand darin, daß ihr Verfasser den Hauptpastor nicht in seiner amtlichen Wirksamkeit oder als Seelsorger in seinem Berufe innerhalb seiner Gemeinde, sondern fast ausschließlich in seiner außeramtlichen und schriftstellerischen Thätigkeit oder als den notorischen Händel-mit-aller-Welt-Sucher beschreibt und reinbrennt; und dies Gebrechen erwies sich zugleich als ein Unrecht gegen Goeze, da Röpe dessen „homiletische und ascetische Leistungen" als „ausgezeichnet" rühmt, auf dieselben „einzugehen" eine „gewiß lohnende Arbeit" nennt und eingesteht, „daß ihm der geschichtliche Stoff zu einer vollständigen Biographie Goeze's wesentlich nicht unzugänglich gewesen sein würde". Aber statt auf diese Weise, deren Richtigkeit alsdann auf der Hand lag, Goeze zu „retten", zog er vor, es auf Kosten Lessing's zu thun.

Dies neue Unrecht oder das andere wesentliche Gebrechen seiner Schrift rührt daher, daß er sogar Lessing's Schriften gegen Goeze entweder nur unvollständig oder sehr unaufmerksam gelesen, oder aber gar nicht verstanden hat. „Das ist freilich", um mit ihm selbst zu reden, „ein hartes Wort, und wir haben es zu beweisen." Er behauptet nämlich, „Lessing habe gewußt, daß Goeze recht hatte" und sich aus diesem Grunde noch zu guter letzt „offenbarer Fechterstreiche" und „handgreiflicher Scheingründe" gegen denselben bedient, indem „er sich nun geradezu auf die katholische Traditionstheorie berufe und diese seinem Gegner entgegenhalte". Er behauptet ferner:

> Goeze hat natürlich nichts darauf geantwortet. Wie konnte er auch? Sollte er mit einem Manne einen Streit über die katholische Traditionslehre führen, von dem er wußte, daß er dieselbe ebenso verachtete, als er selbst?... Die „Aufrichtigkeit", mit der Lessing zur katholischen Lehre sich bekannte, war einem Goeze, der für nichts anderes bisher gekämpft hatte, als für die Wahrheit des in der Schrift enthaltenen Evangeliums, ein zwingender Grund, fortan zu schweigen. Wer sehen wollte, hatte sehen können, auf welcher Seite das Recht war.

In dieser, Zeile für Zeile so unwahren als thörichten Anklage Lessing's hat, wie aus meiner oben erwähnten Anzeige seiner Schrift zu ersehen, Röpe Lessing nicht etwa blos gröblich misverstanden, sondern ihm, in Wolfgang Menzel'scher Weise, Worte und Begriffe taschenspielerisch, aber plump, untergeschoben, an die Lessing nicht gedacht hat, die bei ihm gar nicht vorkommen.

Lassen wir dies hier beiseite, nachdem ich es an dem erwähnten Orte gezeigt habe, so soll Lessing sich auf die katholische „Tradition", „Ueberlieferung" — damit wir bei dem von ihm allein gebrauchten Ausdrucke stehen bleiben — berufen, um die Niederlage zu verdecken, welche Goeze ihm beigebracht, um der Enge zu entkommen, in welche dieser ihn getrieben haben soll!

Das ist absurditas, absurditatum absurditas! Aber auch die Thatsache, aus welcher Röpe den abgeschmackten Schluß zieht, kommt auf seine alleinige Rechnung, und daraus geht eben hervor, wie gründlich er sich zur „Rettung" seines Goeze mit Lessing's Schriften gegen diesen bekannt gemacht; denn nicht erst, wie er, um in seiner Einbildung Goeze zum Besieger Lessing's erheben zu können, behauptet, nicht erst, sage ich, in dem allerletzten Flugblatt, welches er gegen Goeze ausgehen ließ, d. h. nicht erst in der „Ersten Folge der nöthigen Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg", sondern schon gleich im Beginne ihres Streites, nämlich in den auf das „Absagungsschreiben an den Herrn Pastor Goeze in Hamburg" folgenden und allen elf „Anti-Goezen" vorausgehenden, seine, von Goeze, als dem Anfänger des Streits, angegriffenen Gegensätze zu den Fragmenten näher bestimmenden und weiter ausführenden „Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen gibt, wider den Herrn Pastor Goeze in Hamburg" hatte Lessing gesagt:

> Wenn der Herr Pastor nochmals in die Frage fällt: „Woher können wir nun die Lehren und Thaten Christi und seiner Apostel wissen?" und er sich selbst darauf antwortet: „Allein aus den Schreiben der Evangelisten und Apostel!" muß ich mich nochmals gegen dieses Allein verwahren, mit dem Zusatze: daß der größere Theil der Christen ihm dieses Allein ebenso wenig zugibt. Oder sind die Katholiken keine Christen? wäre ich kein Christ, wenn ich in diesem Stücke mich auf die Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele Protestanten den Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion so führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Antheil daran hätten! Ich dächte, wie nur das gegen das Christenthum gelten kann, worauf weder Katholik noch Protestant zu antworten weiß: so müsse auch nur das zum Christenthum gehören, was dem Katholiken und dem Protestanten gemein ist. Wenigstens kleibet es einen Theologen, von welchem Theile er auch sei, sehr schlecht, einen Satz, von dem er weiß, daß ihn der andere Theil behauptet, in dem Munde eines dritten, da wo dieser dritte weder Katholik, noch Protestant sein will, als einen solchen zu verdammen, der die ganze christliche Religion schlechterdings aufhebe.

So hatte sich Lessing im ersten Anfange des Streits ausgesprochen, und nicht anders sprach er sich am Schluß desselben aus. Er wiederholte hier auf die ewigen Wiederholungen seines Gegners:

> Es ist notorisch, daß die Lehrer der christlich katholischen Kirche die Bibel so wenig für den einigen Lehrgrund der christlichen Kirche annehmen, daß sie ihn nicht einmal für den vornehmsten gelten lassen.... Und nun möchte ich gern wissen, mit welchem Fuge ein lutherischer Pastor und ein verdorbener Advocat einem Manne mit dem Reichsfiscale drohen können, weil er aufrichtig genug ist, als Lutheraner lieber seine Zuflucht zu einem Lehrsatze der römischen Kirche zu nehmen, als die ganze christliche Religion unter Einwürfen der Freigeister erliegen zu lassen, die blos die Bibel und nicht die Religion treffen, die blos das Buch treffen, in welchem, nach dem höchst neuen und bis auf diesen Tag unerwiesenen Lehrsatze der

strengern Lutheraner, die Religion einzig und allein enthalten sein soll.... indem sie alles, was katholisch ist, für unchristlich verdammen, und durchaus keinen Menschen, nicht einmal einen armen Schriftsteller, dem es nie in Gedanken gekommen ist, sich eine Partei zu machen, auf den aus feiger Klugheit verwüsteten und öde gelassenen Confiniis beider Kirchen dulden wollen.

Diese Anführungen und was ich am mehrerwähnten Orte über die Auslegung ihres Inhalts durch Röpe bemerkt habe, reichen wol vollkommen aus, das Verfahren des letztern zu richten. Goeze's Beschränktheit, die auch seinen Retter angesteckt hat, ging so weit, daß er in der Berufung Lessing's auf die Tradition als Quelle des Christenthums neben der Bibel einen Widerspruch mit dessen bekanntem Aufruf in dem „Absagungsschreiben" an ihn fand: „Großer Luther, du hast uns von dem Joche der Tradition erlöst; wer erlöst uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens?" unter welchem die Goeze und Genossen die Geister und Gewissen behalten wollten. Lessing rief also Luther's Geist gegen deren Geistlosigkeit und Herrschsucht auf, sowie er Goeze schon in dem „Absagungsschreiben" zugerufen hatte: „Sie, Herr Pastor, Sie hätten den allergeringsten Funken Lutherischen Geistes? Sie? der Sie auch nicht einmal Luther's Schulsystem zu übersehen im Stande sind?!"

Ich will Röpe auch jetzt noch nicht die Ehre erweisen, ihm die Ausdrücke und Bezeichnungen zurückzugeben, welche er sich gegen einen Mann wie Lessing herausgenommen. Meine Anzeige seines Buchs kann und sollte ihn aber, wenn er, wie ich anzunehmen fortfahre, nicht gleich Menzel absichtlich unwahr sein wollte, überzeugen, wie leicht Parteistandpunkte das Urtheil trüben, über die Wahrheit verblenden und täuschen, wie leicht sie verleiten können, es ungenau und weniger streng mit ihr zu nehmen.

Der Recensent in der Hengstenberg'schen „Evangelischen Kirchenzeitung" (er unterzeichnet sich „K. v. H." zu „Gr. b. G.", scheint also Freunden, Bekannten und Nachbarn seine edle That kund und zu wissen thun zu wollen) verfehlt, wie im Eingang bemerklich gemacht worden, nicht, die Unrichtigkeiten und darauf gebauten Schlüsse in der Röpe'schen Schrift den gläubigen Lesern der „Evangelischen Kirchenzeitung" als Evangelien aufzutischen und dann zu folgern: „So sei Lessing der Vater der modernen Frechheit und Unwahrheit im literarischen Streit geworden."

Auch ihm will ich nicht die Ehre anthun, von diesem Vorwurf auf ihn selbst die Anwendung zu finden; auch auf ihn paßt, was ich in Nr. 37 d. Bl. aussprach: daß die neueste pseudoconservative Gewohnheit, Männer wie Gotthold Ephraim Lessing als Feinde des Christenthums darzustellen, theils mit halber Kenntniß oder völliger Unkenntniß des Lebens und der Schriften solcher Männer zusammenhänge.

Hat aber Röpe, indem Goeze sein einziger Gedanke war, die betreffenden Lessing'schen Schriften nur unvollständig oder sehr unaufmerksam gelesen, so scheint von K. v. H. nicht einmal so viel gerühmt werden zu können; denn er beruft sich für sein Wissen über Lessing — auf wen wol? Auf niemand oder auf nichts anderes, als auf „Adolf Stahr's zwei Bände starkes Buch, welches uns kürzlich durch die Hände ging", d. h., aus dessen leichter Lectüre K. v. H. sich erst zu seiner Anzeige des Röpe'schen Buchs, in welcher er sich auf jenes bezieht, fertig machen mußte. Er wählte also zu der nähern Belehrung, deren er sich zu dem würdigen Zwecke, Lessing herunterzureißen, bedürftig fühlte, „das zwei Bände", da doch auch ein Band es gethan hätte, „starke Buch" eines zwar berühmten Schriftstellers, aber dem es doch auch in nicht geringem Grade gegeben ist, die Größen unserer classischen Literatur nach seinem Bilde zu gestalten*), und von welchem er zugleich mit Gewißheit voraussetzen konnte, daß derselbe Lessing's Leben nur in einem, demjenigen K. v. H.'s, sowie Hengstenberg's feindlichem Parteisinne geschrieben haben könne; was beweist, daß es K. v. H. von vornherein nicht viel um Wahrheit über Lessing zu thun war, was nicht hübsch ist.

Nichtsdestoweniger macht er eine Bemerkung, welche wenigstens verräth, daß er nicht unfähig gewesen wäre, sich auch gründlicher zu belehren, und welche das schon früher von mir nachgewiesene Irrige und Falsche gleich der ersten Voraussetzung zeigt, von welcher Röpe in seiner Würdigung des Streits zwischen Goeze und Lessing zur Benachtheiligung des letztern ausgegangen war. Er sagt:

Wir können uns dieser Uebereinstimmung (die Röpe vor dem Streite zwischen beiden annimmt) nicht so sehr (wie Röpe) freuen und können darauf nicht mehr Gewicht legen, als auf die Jugendfreundschaft von Stolberg und Voß, müssen von Haus aus entschiedene Gegensätze annehmen, die durch Gelehrtenverkehr verkleistert werden konnten, aber sich mit Naturnothwendigkeit wieder geltend machen mußten, sobald es sich um tiefer liegende Sachen zwischen beiden handelte.

Er verfolgt aber diesen guten und richtigen Gedanken, der die bessern Anhänger der Partei der „Evangelischen Kirchenzeitung", welche auch in der Verschiedenheit der Menschen unter sich göttliche Absichten verehren, zu einer gerechtern und wahrern Beurtheilung Lessing's führen muß, nicht weiter und eignet sich daher nicht blos Röpe's ganz aus der Luft gegriffene Urtheile über Lessing an, sondern dehnt, im Widerspruch selbst mit jenem, seinen Tadel auch auf Lessing's übriges und früheres Leben, selbst schon auf dessen „Jugend und Kindheit" aus, sodaß er, was meines Wissens bisher noch niemand, nicht einmal Menzel gethan, ihm sogar „Pietätlosigkeit schon auf der Schule zu Grimma gegen seine Aeltern" zur Last legt: ein Vorwurf, der nicht blos darum grundlos ist, weil Lessing nie auf der Schule zu Grimma war, sondern große, ja seltene Pietät gegen Aeltern und Geschwister gehört zu denjenigen Charaktereigenschaften Lessing's, über welche ein Streit ganz unmöglich scheinen müßte. Nur H. v. K. zu Gr. bei G. behauptet das Gegentheil und erhärtet es durch den Zusatz: „In Lessing's Leben sei dagegen (nämlich gegen Goeze gehalten) nichts von der Verheißung des vierten Gebots: Auf daß dir's wohlgehe und du lange lebest auf Erden."

*) In Beziehung auf Schiller habe ich es an Stahr's „Weimar und Jena. Ein Tagebuch" nachgewiesen in meiner angeführten Schrift, S. 630 fg.

Daß dieser hiernach nicht minder christliche als gelehrte Mitarbeiter der „Evangelischen Kirchenzeitung" nach Röpe's, der den gelehrigsten Schüler an ihm gefunden, Beispiel und Anleitung sich anstellt, Lessing's Polemik gegen Goeze, d. h. nach ihnen gegen das Christenthum in, wie er sich ausdrückt, „nachsichtiger Beurtheilung" mit seinen kleinen Geldverlegenheiten zu entschuldigen, als hätte Lessing des Honorars wegen nicht anders gekonnt und sich dafür auf übellaunige briefliche Aeußerungen desselben beruft, wird den Lesern nach allem Vorausgegangenen ganz natürlich erscheinen.

Die Krankheit der übeln Laune und Verstimmung, woran Lessing, gleich Luther, gegen das Ende seiner Tage in so hohem Grade litt, war, wie bei diesem, nur eine Folge seiner Kämpfe und der anhaltenden und aufreibenden uneigennützigen Anstrengungen, die er während seines ganzen Lebens für seine Ueberzeugung eingesetzt hatte, unter welcher aber — so groß war seine Geisteskraft, so rein sein Wille — die Art, in der er diese bis zuletzt öffentlich an den Tag legte und vertrat, nicht gelitten hat; wie alles dasjenige beweist, was er neben und außer seinen durch die Fragmente hervorgerufenen Streitschriften in den letzten Jahren seines Lebens Bedeutendes gedacht, geschrieben, vollendet und herausgegeben hat: „Nathan", „Die Erziehung des Menschengeschlechts", „Ernst und Falk" u. a. m.

Noch hält K. v. H., während seine eigenen Auslassungen, von welchen wir die paar Proben mitgetheilt haben, über einen Mann, auf den er von oben herabsehen zu können glaubt, eine Kette der rohesten Schmähungen auf Lessing's ganzen Lebenslauf sind: noch hält er sich über den Ton auf, in welchem dieser zu Goeze redete; und sogar der, einen ganz andern Standpunkt als den der „Evangelischen Kircheneitung" einnehmende Beurtheiler der Röpe'schen „Rettung" in Nr. 41 des „Literarischen Centralblatt für Deutschland" gibt dem Verfasser darin völlig recht, daß Goeze, wenn er auch an Geist und Gewandtheit im Streiten weit hinter Lessing zurückstehe, in dem Fragmentenstreit jedenfalls einen moralisch reinern Eindruck mache, als sein großer Gegner, weil es ihm wirklich heiliger Ernst um die von ihm vertretene Sache sei, während Lessing mit Goeze nur spiele und, wie er selbst brieflich eingestehe, sehr vieles ihm gegenüber nur γυμναστικῶς, nicht δογματικῶς gesagt habe u. s. w.

Was diese und ähnliche Behauptungen wollen, stellen wir nach wie vor entschieden in Abrede und finden es sonderbar und unbegreiflich, daß mehr Geist und mehr Gewandtheit im Streiten ein Verbrechen sein, daß Lessing sich zu diesem Verbrechen sogar bekannt haben soll, weil er seinem Bruder brieflich eingesteht, „daß er", um seine Worte unverstümmelt und unverändert anzuführen, „seine Waffen nach seinem Gegner richten müsse, und daß er nicht alles, was er γυμναστικῶς schreibe auch δογματικῶς schreiben würde". Ich finde nicht, daß in diesem Geständniß oder daß in der Anwendung des ganz richtigen Grundsatzes, zur Widerlegung eines verstockten und verrannten Gegners sich auch solcher Beweise zu bedienen, die nicht unmittelbar den Hauptbeweis angehen, welchen man führen will: ich finde nicht, daß hierin das geringste Unerlaubte oder Unsittliche enthalten sei, wol aber, daß Röpe auch hier entweder zu beschränkt war, die Worte Lessing's zu verstehen, oder ihren Sinn geflissentlich entstellte, indem er sie wie folgt auslegte, d. h. ihnen Folgendes unterlegte: „Er gestehe also seinem Bruder ein, daß es ihm zunächst nicht um Wahrheit zu thun sei, sondern nur darum Recht zu behalten, daß er Gründe anführe, die er selbst nicht für gültig halte." Und diese Aus- und Unterlegung ist auch an und für sich reiner Unsinn! Es kann jemand sehr wohl um die Wahrheit und nur um diese zu thun sein, dem es nicht zunächst, sondern erst demnächst darum zu thun sein muß, weil und wenn er es mit einem Gegner zu thun hat, der seiner Irrthümer überführt werden muß, um für die Wahrheit empfänglich und reif werden zu können, der γυμναστικῶς zu behandeln ist, bis er δογματικῶς behandelt werden kann. Lessing konnte daher in seiner Polemik gegen Goeze Gründe gebrauchen und für durchaus gültig halten, wenn er sie auch so wenig wie das, was sie beweisen sollten, für durchaus wahr hielt, sondern sie ihm wie dieses nur ein Mittel zum Zweck, nicht dieser selbst waren. Röpe hat übersehen, daß Lessing die Bemerkung, „er müsse seine Waffen nach seinem Gegner richten" durch die andere nur näher bestimmt: „daß er nicht alles, was er γυμναστικῶς schreibe, auch δογματικῶς schreiben würde". Aber es gibt erwachsene Leute, die man A-B-C-Schüler im Denken nennen kann. Herr Röpe, würden Sie Lessing's Worte nicht besser und von selbst verstehen, wenn man sie Ihnen wie folgt vorbuchstabirte: „Lessing schrieb seinem Bruder Karl Gotthelf unterm 16. März 1778: «Ich schicke dir hierbei eine doppelte Antwort gegen Goeze. Es soll mir lieb sein, wenn auch diese deinen Beifall hat. Und ich denke, sie wird ihn einigermaßen haben, wenn du bedenkst, daß ich meine Waffen gegen meinen Gegner richten muß» und daß ich daher (aus diesem Grund) nicht alles δογματικῶς meine und meinen kann, was ich γυμναστικῶς schreibe und schreiben muß?»"

Lessing hofft „einigermaßen" Beifall zu finden, aber auch nur „einigermaßen", weil er nicht auf die Sache allein, um die es ihm zu thun ist, sondern auch auf diesen Gegner Rücksicht zu nehmen habe. Diese doppelte Rücksicht aber war die Sache, wie sie lag und wie Lessing sie nehmen mußte, wie also auch wir in der Beurtheilung des Streits zwischen ihm und Goeze sie nehmen müssen.

Hätte Lessing aber mit Goeze „gespielt", so sehe ich auch darin gar kein Unrecht, so war das blos ein Zeichen jener Ueberlegenheit, welche ihm die Herren ja selbst zuerkennen. Nur, daß er Goeze nicht, wie dieser sich, wie der Hengstenberg'sche Mitarbeiter und Röpe diesen und sich, für die Sache hielt, nur daß es ihm um diese ein so heiliger Ernst war wie irgendeinem seiner Gegner und wie vielleicht keinem seiner Zeitgenossen mehr.

Ueber diesen Ton, in welchem er mit Goeze verhandle, hat sich Lessing schon selbst genügend gerechtfertigt, in dem zweiten und dem elften „Anti-Goeze". Wir ziehen diesen Ton, weil er von Herzen kam, hundertmal „dem ruhigen, anerkennenden, immer anstandsvollen", welchen K. v. H. zu Gr. bei G. an Goeze rühmt *), und über dessen Werth oder Unwerth sich Lessing gleichfalls schon genügend ausgesprochen, den er „den Firnis ebenso oft des Lasters als der Tugend" genannt hat, wir ziehen ihn auch dem zuckersüßlichen Ton vor, in welchem unser Röpe von Anerkennung und „Verehrung gegen den großen Mann und seine unsterblichen Verdienste" überrinnt, während er zugleich die schändendsten Verleumdungen gegen ihn ausspeit, ihm Lüge, Unehrlichkeit, Tücke, Jesuitismus und dergleichen Unsinn mehr vorwirft, wie des Nähern in den „Heidelberger Jahrbüchern" von mir angeführt wird.

Der Hengstenberg'sche Mitarbeiter, K. v. H., bricht schließlich in den Ausruf aus: „Und von diesen elf Anti-Goezen behauptet David Strauß in der beregten Kritik, daß er sie noch oft zur Erheiterung und Stärkung lese!" Ich stehe nicht an, zu gestehen, daß ich, und ich wol nicht allein, ganz in dem Falle bin wie David Strauß. **)

August Boden.

Die Jubelfeier der Universität Berlin.

1. Rede zur Jubelfeier der königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin gehalten in der St.-Nicolaikirche am 15. October 1860 von August Böckh. Berlin, Guttentag. 1860. Lex.-8. 7½ Ngr.
2. Die Gründung der königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Von Rudolf Köpke. Nebst Anhängen über die Geschichte der Institute und den Personalbestand. Berlin, Dümmler. 1860. Gr. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.
3. Xenion. Sieben Festgesänge zur goldenen Jubelfeier der berliner Hochschule. Von Heinrich G. F. Mahler, Dichter der „Britannia und Borussia", der Nachklänge „Unser Schiller" u. s. w. Glogau, Flemming. 1860. Lex.-8. 15 Ngr.

Vielleicht hat es manchen wunder genommen, daß schon das funfzigjährige Bestehen der Universität Berlin mit so außerordentlichem Glanz gefeiert wurde, da doch 50 Jahre für ein derartiges Institut ersten Ranges eigentlich nicht viel sagen wollen. Zweierlei Umstände dürften diese Feier der Octobertage muthmaßlich veranlaßt haben. Einmal die gegenwärtige politische Lage Europas, die Lage des Vaterlandes vornehmlich gegenüber dem zweiten französischen Kaiserreiche, welche bedenklich warnend an die Stiftungszeit der Universität erinnert. Sodann die Feier- und Prunklosigkeit, mit welcher diese Schöpfung einst ins Leben trat, mit der sie sich in nunmehr verflossenen 50 Jahren sicher und großartig gestaltete. In demselben Sinne also, in welchem Goethe empfiehlt Ehebündnisse erst nach mehrjährigem glücklichen Bestehen, anstatt im voraus bei der Hochzeit durch Freudenfeste zu begehen, in demselben Sinne konnte man eine Jubelfeier der Universität Berlin schon 1860 mit Recht veranstalten, nachdem man sie vor 50 Jahren ohne Sang und Klang eröffnet hatte.

Die Jubelfeier begann am 14. October mit dem Empfang der Abgeordneten in der Aula und schloß am 18. October mit einem Abschiedsgelage der Studenten. Zwischen beiden Daten liegt der Tag, an welchem 1810 durch die erste Vorlesung (Hufeland's) unsere hohe Schule thatsächlich ins Leben trat. Es ist der 15. October; zugleich der Geburtstag des durch Regentschaft vertretenen Königs, dem Kunst und Wissenschaft als ihrem begeisterten Pfleger sicherlich Dank schulden.

Aber zwischen jenen Daten, dem 14. und 18. October, den Schlachttagen von Jena und Leipzig, liegen auch die Keime unserer jetzigen Größe in jeder andern Hinsicht. Es bedarf dies hier keiner weitern Ausführung, nur der Erinnerung, der Hinweisung bedarf es. Wollte man sich über die Zeiten der Gründung, über die ersten 50 Jahre des Bestehens der berliner Universität auch nur so weit erschöpfend auslassen, als Zusammenhänge und Einflüsse wechselnd wirksam zwischen dem Geiste dieser hohen Schule und dem Geiste der Geschichte, dem sogenannten Zeitgeiste, deutlich zu verspüren sind, es würde ein umfangreiches Werk geben.

Hier hat uns denn im Erinnern, Mahnen, Andeuten, im Zurückschauen und Vorwärtsblicken der berühmte Festredner vom 15. October, August Böckh, ein bewunderenswerthes Beispiel weiser Mäßigung und Sparsamkeit gegeben. Ihn auf unsere Weise nachahmend, wollen wir uns möglichst beschränken und unsern Bericht nicht über den Inhalt der vorliegenden Jubelschriften hinausschweifen lassen.

Widmen wir zunächst der eben erwähnten „Rede zur Jubelfeier der königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin" (Nr. 1) von August Böckh noch einige Worte. Es war gewiß eine schwierige, eine äußerst delicate Aufgabe für den greisen zeitigen Rector der Universität, als Mitglied der philosophischen Facultät, als Professor der Eloquenz die hochansehnliche Versammlung des ersten Hauptfesttags von der Kanzel der ältesten Kirche Berlins herab anzusprechen. Wir bilden uns ein, die Gefahr, zu bedeutend zu werden, müsse hier ziemlich ebenso nahe gelegen haben als die gegentheilige. Die Geschicklichkeit nun, mit welcher sich der Redner zurecht zu finden gewußt zwischen den so verschiedenartig gespannten Erwartungen eines Auditoriums, das neben der calmirenden Huld des erlauchten Regenten die Begeisterungslust des jugendlichen Schülers nicht vermissen ließ; die Geschicklichkeit, mit welcher der Redner seinen alten Ruhm hier zu wahren gewußt unter den erschwerendsten Umständen — wir haben ihrer schon gedacht und können nur wiederholt unsere Bewunderung aussprechen. Wohlüberlegte Mäßigung und dennoch Wärme; classische Citate, aber keine Spur von gelehrter Pedanterie; leichte Uebersicht, dennoch Tiefe; wahre Frömmigkeit ohne erzwungene Beschränkung: das alles zusammengenommen macht die Böckh'sche Rede zum Muster einer derartigen akademischen Festrede.

Der eigentliche Stoff der Rede ist selbstverständlich zunächst die Geschichte der gefeierten Hochschule. Die Zeit der Gründung, jene Tage gezwungener Erniedrigung und freien Auf-

---

*) Dies zu thun hat sich Hr. K. v. H. aufs bereitwilligste durch Röpe verleiten lassen, aber gegen die Wahrheit, wie ich demnächst Gelegenheit nehmen werde zu zeigen. „Der Ton", worin Goeze den von ihm erhobenen Streit mit Lessing führte, ist nichts weniger als „ruhig, anerkennend und immer anstandsvoll", ist vielmehr der roheste, wegwerfendste und gemeinste, dessen sich ein ganz ordinärer theologischer Klopffechter gegen einen Geist, von dessen Bedeutung er keine Ahnung hatte, nur bedienen konnte. Es ist derselbe Ton, worin nach Luther's Tode jene blinden und fanatischen theologischen Anhänger desselben gegen die Calvin und Melanchthon auftraten, über welche der erstere ausrief: „O Luthere, quam paucos tuae praestantiae imitatores, quam multas vero sanctae tuae jactantiae simias reliquisti!" Lessing antwortete Goeze nur um der Sache willen, die Form aber, worin er es that, war jenem und dem von jenem gewählten Tone gegenüber eine Nothwendigkeit, diese Nothwendigkeit ward aber bei Lessing's Ueberlegenheit ein Vortheil für die Sache, und das ist auch allein der Grund, warum die Röpe und Genossen ihn noch heute wegen jener Form und seiner Meisterschaft in Handhabung derselben verleumden und über Goeze fälschlich Vorzüge aussagen, auf welche sie doch für ihre eigenen Personen verzichten.

**) Wir gedenken demnächst eine Beleuchtung des Röpe'schen Buchs aus anderer Feder zu bringen. D. Red.

schwungs, der Geist der Gründung, das schöne Eingehen des königlichen Stifters auf den idealsten Erhebungsplan, kurz die überall und hier so ganz besonders interessante, bedeutungsvolle Periode des Werdens gibt Anlaß zu hohen Worten der Erbauung. Die spätern Geschicke der Universität geht der Redner kurz durch und enthält sich ebenso ziemlich der Lobpreisung noch lebender Personen als des Verweilens bei nur allzu bekannten Perioden widerlicher, doch schließlich überwundener Gegenströmung. Rührend dagegen wird der Hingeschiedenen gedacht, deren sowol aus dem Kreise der Lehrenden als der Lernenden, sowol der fürs Vaterland auf dem Felde der Ehre als der im Dienste der Wissenschaft friedlich Gebliebenen. So viele große Namen waren da zu nennen, daß es keineswegs auffällt, wenn bei weitem nicht alle genannt werden konnten.

Vollständigkeit in dieser oder in verwandten Beziehungen anzustreben, war nicht Sache des Redners, sondern des Geschichtschreibers der Universität. Einen solchen hat sich der Senat in Rudolf Köpke erwählt, welchem der Auftrag wurde, die Gründung des hochwichtigen Instituts eingehend, umfassend darzustellen.

In stattlichem, würdigem Quartformat liegt uns das 300 Seiten starke Werk Köpke's: „Die Gründung der königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin" (Nr. 2) vor. Besonders zur Vertheilung unter die Mitglieder und Gönner der Universität bestimmt, erscheint es durchaus zweckentsprechend und gelungen. Eine Urkundensammlung ist beigefügt und wir möchten finden, daß diesem Geschichtswerk überhaupt etwas Chronikartiges, was anderwärts oft genug vom Uebel ist, vortrefflich ansteht. Wir denken uns das Köpke'sche Buch gern als den ersten einer langen Folge von künftigen Theilen, deren nächsten schon freilich nur wenige unter uns noch erleben werden. Vielleicht wenn die Universität ihr hundertjähriges Bestehen feiert, wird dieser nächste, zweite Theil erscheinen und — was jetzt noch nicht möglich war — die Geschichte der ersten 50 Jahre mit derselben Freiheit und Gründlichkeit als der vorliegende Theil die Gründungsgeschichte behandeln können.

Obwol nun die Gründungsgeschichte der berliner Universität höchst bedeutend und interessant ist, so müssen wir doch zugeben, daß sie hierin nicht einzig dasteht. Gedenken wir nur derjenigen ältern Schwesterinstitute, welche durch und für die Reformation aufkamen, so müssen wir ihnen eine ähnliche Wichtigkeit der Anfänge zuerkennen. Nur der Fortgang wird die jüngst gefeierte Hochschule vor denen, die sich ihresgleichen nennen, unverkennbar, unbestreitbar rühmlich auszuzeichnen vermögen.

Vorläufig steht denn jedenfalls so viel fest, daß die berliner zur Zahl derjenigen erwählten Universitäten gehört, die nicht gemacht, sondern entstanden sind, deren erstes Keimen und Emporwachsen die allgemeine Geschichte daher nicht mit Stillschweigen übergehen darf, sondern um im wahren Zusammenhange zu bleiben, verzeichnen muß. Köpke ist sich des Umstandes wohl bewußt gewesen, daß er zugleich eine Lücke in der allgemeinen Geschichte auszufüllen habe, und dieses Bewußtsein hat ihm merklichen Schwung verliehen.

Heben wir einige Hauptmomente der von Köpke höchst glücklich behandelten Anfangsperiode unserer Universität heraus. Da muß es uns denn vor allem ins Auge fallen, daß die berliner Zustände schon mehrere Jahre, bevor schwere Ereignisse die Universität wirklich ins Leben riefen, zu einer derartigen Schöpfung aufzufordern schienen.

Doch unbedenklich mögen wir auch sagen, es war gut, daß sie nicht früher zu Stande kam. Bevor nämlich der Staat Friedrich's des Großen zusammenbrach, ja als er sich für den oberflächlichen Beobachter auf einem Höhepunkte befinden mochte, da doch der Gebietszuwachs seit 1786 den äußern Verlust immer noch bedeutend überwog, damals in den ersten Regierungsjahren eines jungen Königs von redlichem Bemühen, von gediegenem Bestreben, entwarfen die letzten schöngeistigen, sogenannten gelehrten Vertreter der Aufklärungsperiode mit der ihnen eigenen zuversichtlichen Selbstüberschätzung bereits den Plan zu einer hohen Schule für Berlin. Engel's betreffender Brief nebst Denkschrift vom Jahre 1802, gerichtet an den einflußreichen Cabinetsrath Beyme, stellte die Bemühungen „eines Biester und Nicolai" für die beabsichtigte Stiftung in Aussicht.

Aber gerade von der entgegengesetzten Seite mußte der Anstoß kommen, wenn für die Zukunft etwas gewonnen sein sollte. Und glücklicherweise enthielt zu Anfang dieses Jahrhunderts Berlin neben den vertrockneten, saftlosen Ausläufern der Friedrichszeit schon die kräftig emporwuchernden Triebe neuen Lebens. Das früher unbestrittenste Gebiet der Aufklärung, gerade dieses hatte sich die junge Romantik zur ersten dauernden Eroberung ausersehen. Denn nicht um das abgesonderte Feld der Kunst und Literatur, nicht etwa um den Besitz einer Akademie handelte es sich hier, sondern um Erfüllung und Durchdringung des gesammten Lebens kämpften Nüchternheit und Begeisterung. Gewiß ist mit der Idee der Romantik gelegentlich ebenso viel Misbrauch getrieben worden als mit der der Aufklärung. Aber das kommt hier nicht in Betracht; wir sprechen nur von dem Grundwesen der alten und der neuen Richtung zur Zeit, da sie in Kampf auf Tod und Leben geriethen, und da vermögen wir ihnen die Keime von Tod und Leben doch schon deutlich anzusehen, jahrelang vor dem Ausgang des Kampfes. Für die Universität Berlin hatte dieser Kampf nicht blos zur Zeit ihrer Entstehung, sondern aufs neue in ihrer ersten Blüte besondere, vielleicht entscheidende Wichtigkeit. Der Gegensatz von Rationalismus und Romantik scheint uns im Grunde nur ein Vorläufer von dem der philosophischen und der historischen Schule.

Zur nämlichen Zeit, als der Geheime Cabinetsrath des Königs noch das Gutachten Engel's über Berlins Lehrfähigkeit einholte, finden wir in der preußischen Hauptstadt bereits Schleiermacher, Fichte und die Schlegel. Oeffentliche, freie Vorlesungen werden von ihnen gehalten neben den geregelten der Akademie, der medicinisch-chirurgischen Staatsinstitute, der über ihre eigentlichen Grenzen hinausgewachsenen Gymnasien. Die Bearbeiter des Landrechts vertreten die juristische Facultät, und der Schülerkreis ist oft genug der weiteste — das gesammte gebildete Publikum. Da dieses indessen mit nichten schon so viel unabhängige Stärke besaß, um nicht sein Beispiel in den obern Regionen zu suchen, so mußte es denn vom besten Einfluß sein, daß der Hof sogar in Fichte's Vorlesungen reich vertreten war. Den König selbst, dem man eine gewisse Neigung zur Mittelmäßigkeit oft hat zum Vorwurf machen wollen, sehen wir doch vor dem Kriege schon geneigt und bemüht, die ersten Größen der Wissenschaft nach Berlin zu ziehen. Mit Schiller ward verhandelt, Johannes von Müller kam als Historiograph und Alexander von Humboldt trat nach seiner Rückkehr aus Amerika in vaterländischen Dienst zurück.

Welche Stadt Deutschlands verdiente schon vor dem unglücklichen Kriege von 1806/7, schon vor der Gründung ihrer Universität, mehr als Berlin den Namen eines Mittelpunktes deutschen Geisteslebens? Vielleicht das einzige Weimar, aber dort fehlte das Publikum, der Staat. Daß nun Preußens guter Genius nach und während des Zusammenbruchs der alten Verhältnisse den Ausgang eines längst währenden innern Kampfes entgegengesetzter Geistesrichtungen zu Gunsten der neubelebenden entschied, das war Preußens und seiner Hauptstadt besonderes Glück im Unglück. Denn wie nahe lag es, daß der junge König gerade in seiner bisherigen bescheidenen Begünstigung neuerungssüchtiger Elemente den Grund seines Misgeschicks finden und sich entschieden zu den absprechenden, laut genug mahnenden Vertretern der verlebten Zeit zurückwenden mochte. So selbständig und seinen Umgebungen überlegen, wie sein Großoheim Friedrich, war Friedrich Wilhelm III. gewiß mit nichten; aber auch eine unsicher machende feine Einsicht und geistreiche Ueberschätzung des Gewesenen ging ihm ab; sein einfacher Sinn traf zu rechter Zeit das einfach Rechte.

Die Geschichte von Preußens Unglückszeit bietet doch neben dem Niederschlagenden auf jeder Seite auch gleich schon Erhebendes.

Bei welcher Untreue und Erschlaffung wie viel Treue und Begeisterung in den verschiedenen Schichten der Bevölkerung! So die Universität Halle, die mit dem linken Elbufer in Feindes Hand gefallen und geblieben. Wer es möglich machen kann von den Professoren, äußert seinen Wunsch, dem neuen Herrn nicht mit überlassen zu werden; Schmalz, ein Mann, der sich späterhin um seinen in schwerer Zeit wohlverdienten guten Namen gebracht hat, ging damals den Besten womöglich voran; kaum hat der Tilsiter Frieden das Schicksal von Halle besiegelt, so finden wir den nachmaligen Denuncianten der Nationalbestrebungen in Begleitung Froriep's auf dem Wege nach Königsberg, um die Bitte der Universität, nach Berlin übersiedelt zu werden, allerhöchsten Orts vorzutragen.

Was von nun ab bis zur endlichen Eröffnung der neuen Universität im Jahre 1810 die Ausführung des von entscheidender Seite freudig begrüßten Plans verzögerte, bedrohte, hemmte, das waren beinahe nur noch materielle Schwierigkeiten. Stein schien die Zuversicht auf Berlins Lehrfähigkeit nicht zu theilen. Als er die Leitung der Geschäfte übernahm, fuhr er nach seiner Art den ersten Verfechter des Universitätsplans, mit dem er Rücksprache darüber zu nehmen hatte, ziemlich derb an. F. A. Wolf indessen, der ihm Gegenüberstehende, überzeugte leichter selbst, als er sich überzeugen ließ, und der große Staatsmann scheint durch den großen Philologen am Ende doch umgestimmt worden zu sein. Wenigstens findet sich seit jener Unterredung Stein's mit F. A. Wolf keine Spur einer deutlichen Gegenwirkung des Ministers.

In die besten Hände endlich kam die Universitätsangelegenheit, als bei dem nächsten Ministerwechsel Wilhelm von Humboldt Chef des Unterrichtswesens wurde. Während wir in Stein den genialen Staatsmann gerade seiner Zeit, eine Art von staatsmännischem Luther, sehen, stellt sich uns in dem ältern Humboldt, der die höchste Stufe seines Berufs äußerlich nie erreicht hat, das wahre Ideal eines Staatsmanns überhaupt dar. Seines Bleibens im Ministerium Altenstein-Dohna war nicht lange. Schon im Juni 1810 machte er Schuckmann Platz, einem rationalistischen Bureaukraten der alten Schule. Aber der kurze Zeitraum von ungefähr 18 Monaten hatte ihm zugereicht, die schwierige Sache, deren er sich mit all seiner klaren Besonnenheit angenommen, so weit in sichere Gestalt zu fördern, daß er sie bei seinem Abgange gewissermaßen fest auf eigenen Beinen stehend verlassen konnte. Kaum war Humboldt auf dem Gesandtschaftsposten zu Wien, mit welchem er entschädigt worden war, angekommen, so ward sein hinterlassener Pflegling für reif erklärt, ins Leben zu treten.

Die materiellen Schwierigkeiten waren schließlich gegen Humboldt's Willen freilich weniger überwunden als umgangen worden. Man lese nur, was die Dotation betrifft, bei Köpke nach. Indessen so war die Lage des Staats nun einmal, daß man sich überall auf das Nothwendigste beschränken, daß man alles, was irgend zum blos Wünschenswerthen gerechnet werden konnte, der Zukunft überlassen mußte. Und um eine Ahnung davon zu gewinnen, was mit dem bloßen Zustandekommen des Universitätsplans in seinen Hauptzügen schon erreicht war, braucht man nur das erste Lehrerverzeichniß (S. 88) zu überfliegen. Da liest man fast lauter Namen, bewährt nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch im Leben, und zwar in dem Leben, für welches alles, was seit 1807 zur Kräftigung und Aufrichtung des preußischen Volksgeistes geschehen war, nur hatte vorbereiten sollen.

Hier sind wir nun bei dem Inhalte des letzten der sechs Abschnitte angelangt, in welche Köpke's Text getheilt ist. Er schließt mit der Geschichte der beiden ersten Triennien, und die inbegriffene Periode einziger Begeisterung wird gewiß auch in seiner Schilderung wieder aufs neue begeistern. Kann man doch von der Universität Berlin sagen, daß sie die Befreiungskriege recht eigentlich mitgemacht habe. Wohl war es eine erfreuliche, eine rühmenswerthe Verödung der Hörsäle, welche der Aufruf des Königs im Februar 1813 bewirkte. Die Studirenden besannen sich nicht, ob sie mitgehen oder zu Hause bleiben, sondern nur bei welcher Truppe sie eintreten sollten; Rudolphi schloß seine Vorlesungen mit den Worten, er hoffe im nächsten Semester nur vor Krüppeln zu lesen; die Zahl der Immatriculirten sank im Sommer 1813 auf 28. Und nicht minder als die Jugend regten sich die Aeltern. Je nach ihren verschiedenen Fähigkeiten betheiligten sich auch die Lehrer an dem entbrennenden Riesenkampfe; welche als Aerzte, welche als Offiziere der Armee; Fichte wäre am liebsten als Feldredner mitgezogen, mußte sich indessen neben Schleiermacher, Marheineke, Buttmann und Niebuhr an den Exercirübungen des Landsturms genügen lassen.

Es ist ein gar peinlicher Abstich, wenn wir, unmittelbar nachdem wir uns an solchen Erinnerungen erbaut haben, in die Schmalz'schen Händel hineingerathen. Sie sind zu bekannt, um uns diesmal einen unerquicklichen Aufenthalt abzunöthigen. Aber auch bei ansprechendern Momenten, die Köpke's Darstellung kaum erst berührt oder noch gar nicht erreicht hat, dürfen wir leider nicht mehr verweilen, sondern müssen mit dem, Journalisten und Briefstellern so geläufigen, Hinweis auf Raumbeschränkung zum Schlusse eilen. Gern hätten wir uns namentlich noch manchen spätern Moment des politischen, des literarischen Einwirkens von außen und nach außen vergegenwärtigt. Die Begegnung eines Gans und Savigny; die verschiedenen wissenschaftlichen Anregungen von seiten beider Humboldt; die Zeit der höchsten Frequenz unter dem Rectorat Hegel's, die damit zusammenhängende Blüte der neuern Philosophie und die bald darauf folgende Zeit ihrer Ungnade: alle diese ergiebigen Themata müssen wir uns für eine künftige Gelegenheit aufbewahren, obschon sie uns durch die dritte vorliegende Jubelschrift: „Xenion" (Nr. 3) von H. G. F. Mahler gerade heute so nahe gebracht werden. Hier haben wir einen poetischen Erguß über alle vier Facultäten, eine versificirte Geschichte der berliner Universität, hineinreichend bis in unsere Gegenwart. Des Verfassers gute Meinung, erfüllt von dem gemeingültigen Liberalismus, ist im schwierigen Versmaß Dante's wirklich fließend genug ausgesprochen, und auch Stahl und Hengstenberg werden bei einem solchen Wollen und Können „des Dichters der «Britannia und Borussia»" ganz zufrieden sein müssen, wenn sie ungenannt mit einem dunkel und allgemein gehaltenen Verweise davonkommen.

Kein störender Mislaut überhaupt hat sich — uns vernehmbar — von irgendwelcher Seite in das schöne Jubelfest der Universität Berlin eingeschlichen. Ueber den Geist ihrer begangenen Gründung konnte eine Meinungsverschiedenheit freilich auch so leicht nicht aufkommen, und hätte man eben ihn verleugnen wollen, dann wäre das Jubiläum wol mit Stillschweigen übergangen worden. Die bedeutsame Feier desselben stärkt unsere Zuversicht für die Gegenwart, gibt uns neue Gewähr für die Zukunft.

Möge die berliner Hochschule dem Geiste treu bleiben, der sie ins Leben rief. Diesem Geiste treu bleiben heißt aber keineswegs in der von ihm zuerst gegebenen Form versteinern, sondern es heißt leben, ringen, fortgehen in der Zeit, für die Zeit und mit der Zeit; die ewige Gültigkeit, soweit von ihr bei Menschen und deren Bestrebungen die Rede sein kann, wird sich alsdann von selbst finden. 52.

Moritz Reich und Alfred Meißner.

1. An der Grenze. Aus dem Nachlasse von Moritz Reich. Herausgegeben von Alfred Meißner. Zweite Auflage. Prag, Bellmann. 1859. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Seltsame Geschichten von Alfred Meißner. Prag, Kober und Margraf. 1859. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wir haben es hier mit zwei Autoren zu thun, die in Bezug auf dichterische Begabung einander eng verwandt, von der Strömung des Lebens erfaßt, in ihren Schicksalen sich nicht im geringsten ähneln. Beide sind Böhmen von Geburt, beide empfinden das elegische Weh, welches die geschichtliche Vergan-

genheit dieses merkwürdigen Landes seit Jahrhunderten durchzieht, und gerade die Tiefe und Innigkeit dieser Empfindung dürfte nicht wenig zu früher Zeitigung ihrer poetischen Talente beigetragen haben. Alfred Meißner, in bessern Verhältnissen lebend, machte gleich mit seinen ersten Productionen Glück und erwarb sich schnell einen geachteten Namen. Er steht in der Reihe der neuern Dichter Oesterreichs, deren Zahl nicht ganz klein ist, obenan und sein Ruf ist ein wohlbegründeter. Moritz Reich dagegen gehört zu jenen Stiefkindern des Glücks, denen alles mislingt, und die, leicht verletzbar, in sich zaghaft und scheu, dem Mistrauen gegen andere gern Raum geben und so, an sich selbst und ihrer Kraft verzweifelnd, zu Grunde gehen, noch ehe sie sich entwickeln konnten. Arm geboren und von Jugend auf mit den schlimmsten Mishelligkeiten kämpfend, brachte es der unglückliche Reich nur selten zu einer frohen Stunde. Geistig und leiblich krank, schied er freiwillig aus dem Leben. Daß Reich diesen Entschluß fassen und ausführen konnte, haben wir aufrichtig zu beklagen; denn es ist mit ihm ein wirkliches Talent zu Grunde gegangen, ein Talent, wie es nicht häufig vorkommt, und das, war es überhaupt einer Entwickelung fähig, bei seiner schöpferischen Ursprünglichkeit gewiß Bedeutendes noch geleistet haben würde. Meißner, der sich der Mühe unterzog, die hinterlassenen Papiere des unglücklichen Landsmannes zu sichten und die vorzüglichern Productionen desselben zusammenzustellen, hat dem Verstorbenen dadurch ein schönes Denkmal gesetzt, wofür die Literatur ihm dankbar sein muß.

Soweit uns über die Befähigung M. Reich's zum Schriftsteller nach den vorliegenden Proben seiner Leistungen, die den Titel „An der Grenze" (Nr. 1) tragen, ein Urtheil zusteht, war das ihm eigenthümliche Fach die Dorfgeschichte in knapper, pointirter Form. Die kleinen, kurzen Geschichten, zu denen sein im Riesengebirge versteckt liegender Heimatsort ihm die Stoffe lieferte, sind fast tadellos zu nennende Producte einer ins Tiefe gehenden Schilderung. Die Charaktere sind mit wenigen kräftigen Pinselstrichen fest hingestellt. Die Sprache, die er seine Menschen reden läßt, ist durch und durch original, und da er in seinen Erzählungen alles unnütze, nicht streng zur Sache gehörende Beiwerk verschmäht, so machen die meisten dieser interessanten Genrebilder, die bald ernsten, bald heitern Inhalts sind, einen nachhaltigen Eindruck. Die Mittheilungen: „Aus der Chronik des Dorfgeistlichen", „Das Jägerhaus", „Der halbe Kaspar", stehen als schlichte Erzählungen weit über hundert andern Productionen ähnlicher Art, einzelne dürften sich sogar, was Originalität des Stils und Wahl des Ausdrucks anlangt, als Muster aufstellen lassen.

In den „Seltsamen Geschichten" (Nr. 2) schlägt A. Meißner ähnliche Themata an, nur unterzieht er sie einer ganz andern Behandlung wie Reich. Hier verräth sich überall der gewandte, routinirte Erzähler. Das hat auf der einen Seite sein Gutes, während es auf der andern die Wirkung des Erzählten mehrfach beeinträchtigt. Es ist eine eigenthümliche Sache um die Abrundung kleiner Erzählungen, wie sie seit längerer Zeit in der deutschen Literatur theils Mode, theils ein Bedürfniß geworden sind. Die Bezeichnung „Novelle", die man früher kleinern Erzählungen fast immer gab, paßt nicht recht, und das scheint für viele Autoren, welche in diesem Genre mit Geschick arbeiten, Anlaß gewesen zu sein, das dem Italienischen entlehnte Wort fallen zu lassen. Die alte wirkliche Novelle war selten stofflich bedeutend; ein leichter, häufig ein sehr äquivoker Scherz, eine bloße Neuigkeit ohne weitern Inhalt gab den Stoff zur Abfassung der Novelle. Die anmuthige Einkleidung, die Feinheit des Stils, die Prägnanz im Ausdruck waren an solchen leichten Erzählungen, lockern, ja leichtfertigen Geschichten das Verdienstlichste. Bei dem Ernst, welcher mehr oder weniger allen Deutschen angeboren ist, fragt es sich, ob die Novelle im eben angedeuteten Sinne überhaupt das Genre sein dürfte, in welchem der deutsche Erzähler Bedeutendes leisten mag. Denkende Leser lassen sich mit graziös vorgetragenen Leichtfertigkeiten in deutschen Landen nur ausnahmsweise einmal unterhalten. Ein doctrinärer Hang sitzt uns nun einmal so tief im Blute, daß wir ihn nie völlig los werden können. Aber auch der Autor fühlt sich selbst nicht befriedigt, wenn seinen Schöpfungen nicht irgendein tieferer Sinn zu Grunde liegt. Diejenigen Schriftsteller, die nur des Unterhaltens wegen zur Feder greifen, abstrahiren schon von Haus aus von jeder eigentlich literarischen Wirksamkeit. Daß es in unserm ernsten Deutschland deren dennoch eine ganz ansehnliche Reihe gibt, soll nicht geleugnet werden, nur pflegt es die kritische Prüfungswage mit ihnen zu machen, wie jene fein fühlende Goldwage in den Gewölben der englischen Bank, die jede Guinee, ist sie auch nur um das Tausendtheil eines Grans zu leicht, von den vollwichtig befundenen absondert.

„Seltsame Geschichten" nennt Meißner seine Erzählungen, ein Titel, der durch den Inhalt des vorliegenden Bandes größtentheils gerechtfertigt wird. Mit Ausnahme von ein oder zwei der kürzern sind es sammt und sonders Dorfgeschichten; sie spielen auf dem Lande, und einfache Landleute sind die Acteurs. Gleich die Eröffnungserzählung „Die Tage des Teufels" zeigt uns das Talent des Verfassers in schönstem Lichte, es passirt ihm aber gegen den Schluß der Erzählung die Fatalität, die sich auch in der letzten Geschichte „Der Müller vom Höft", nur hier weniger auffallend bemerkbar macht, daß er durch zu langes Hinhalten die Wirkung zum Theil wieder aufhebt. Meiner Ansicht nach hätte sich dies vermeiden lassen, wenn der Verfasser die Seite des geschulten Erzählers weniger stark herausgekehrt hätte. Der Gedanke, welcher der erstgenannten Erzählung zu Grunde liegt, ist so tief poetisch, so kräftig aus dem Herzen eines mit der Natur noch innig verwandten Volksstammes emporgewachsen, daß in dem schöpferischen Kopfe eines wirklichen Dichters das Gegebene sich von selbst zu einer Erzählung krystallisiren muß. Der in Steiermark heimische Volksglaube, Gott trete dem Teufel drei volle Tage im Jahre die Regierung auf Erden ab, bildet den Vorwurf der Meißner'schen Erzählung. Ein solcher Stoff kann in poetischer Behandlung nur zu tragischen Conflicten führen, der Schluß aber muß, will der Autor seinen Zweck ganz erreichen, vollkommen wie der Schluß einer gelungenen Tragödie wirken. Die Meißner'sche Erzählung thut das nicht, und dies scheint mir ein Fehler zu sein. Es endigt alles traurig, höchst traurig, erschüttert aber wird der Leser nicht. Auch im „Müller vom Höft" befriedigt das Ende der im ganzen markig und mit voller Beherrschung des Stoffs geschriebenen Erzählung nicht ganz. Wir sehen den eigentlichen Helden der Geschichte zu lange leiden, zu passiv werden, um uns bis zu dessen traurigem Ende lebhaft für ihn interessiren zu können. „Die Schiffahrt des Schneidermeisters Klaus" ist eine vortrefflich erzählte lustige Geschichte. Auch die sehr gelungene Erzählung „Der Spieltisch Peter's des Großen", der in ihrer meisterlich straffen Form wol der Preis zuzusprechen sein dürfte, endigt tragisch. Im ganzen hat Meißner auch in diesen kleinen Productionen den Beweis geliefert, daß er sich leicht in den verschiedensten poetischen Formen zu bewegen versteht und daß sich von geschickter Hand mit gleicher Fertigkeit ein gedankenschwerer Stoff wie eine bloße Anekdote zu einer lesbaren Geschichte gestalten läßt.

Ernst Willkomm.

Notizen.

Die englische Kritik und die deutsche Literatur.

Es will uns bedünken, als ob die englischen Reviews und größern literarischen Journale sich seit einigen Jahren weniger oft und eingehend mit Erscheinungen der deutschen Literatur beschäftigten als früher, obschon namentlich deutsche theologische und kirchengeschichtliche Werke (wie z. B. die von Ullmann und in der „Foreign theological library" die Werke von Hengstenberg, Tholuck, Neander, Olshausen, Stier, Kurtz u. a.) fortdauernd übersetzt werden. Hängt dies mit gewissen politischen Verstimmungen gegen Deutschland zusammen, die sich jetzt in den tonangebenden Kreisen Englands geltend zu machen scheinen? Denn man wird doch gewiß nicht behaupten können,

daß die deutsche Literatur gegenwärtig weniger fruchtbar sei — in den meisten Gattungen ist sie es nur zu sehr — oder weniger Bedeutsames zu Tage fördere als vor acht oder zehn Jahren. Wie viele interessante Veröffentlichungen erschienen nicht gerade in den letzten Jahren, die im hohen Grade wichtig sind zur Kenntniß unserer großen Literaturepoche und der folgenden romantischen Periode und ihrer hervorragendsten Repräsentanten! Sie werden in den englischen Journalen nicht oder kaum beachtet, weniger als in den französischen. Freilich liegt in England der Zweig der Literatur, der es mit den idealen Angelegenheiten der Menschheit zu thun hat, und mit ihr die literarische Kritik gegenwärtig sehr danieder; nur das rein Praktische, das durch das unmittelbare Tagesinteresse Gebotene scheint jetzt noch diese Nation in lebhaftere Bewegung zu setzen. Selbst ihrem Shakspeare, dem Stammhalter des altenglischen Geistes, scheint sie mehr und mehr untreu zu werden; Ballet, italienische Oper, französisches Drama und rohe Buckstone'sche Posse verdängen ihn immer mehr von den londoner Bühnen; das Shakspeare-Theater von Phelps, das ohnedies in den Hauptdarstellern vieles zu wünschen übrig läßt, fristet eine kümmerliche Winkelexistenz. Die unausbleiblichen Folgen dieser von den französirten Whigs geförderten Richtung dürften sich, wenn dieselbe andauern sollte, demnächst empfindlich im Nationalleben spüren lassen.

Inzwischen muß man sich mit kurzen Notizen über Erscheinungen der deutschen Literatur benügen, wie die in der Rubrik „Contemporary literature" der „Westminster review" enthaltenen. In der letzten Lieferung werden unter anderm Heyse's „Vier Novellen" besprochen. Der Berichterstatter findet nur die in Italien spielende preiswürdig, und erzählt ihren Inhalt; wenn dagegen Heyse den italienischen Boden verlasse und sich mit der „polished society" abgäbe, dann hätte die Handlung seiner Novellen etwas Gezwungenes und seine Charaktere etwas Unnatürliches oder gänzlich Exceptionelles. Daher böten die drei andern Erzählungen, in denen Heyse sich ohne Erfolg anstrenge, mit dem leichten Tone der bessern französischen Novellisten zu wetteifern, außer der Leichtigkeit des Ausdrucks und der Reinheit des Stils nichts Originelles und Anziehendes. Noch schlimmer ergeht es der Erzählung „Maria Regina" von der Gräfin Hahn-Hahn. Ihre frühern Erzählungen seien pikant gewesen, jetzt aber predige sie ascetische Moral im vollen Ballstaat moderner Klösterlichkeit, und nichts könne „more unsatisfactory" sein als diese neueste Erzählung der Gräfin; von einer wirklich tiefen Frömmigkeit sei darin nicht die Rede. Varnhagen's „Briefe an eine Freundin" geben dem Berichterstatter Anlaß zu der Bemerkung, daß Varnhagen von Ense mit seinen Freundinnen Unglück gehabt habe; Amely Bölte sei bei der Veröffentlichung dieser Briefe von derselben Eitelkeit (?) getrieben worden, wie Ludmilla Assing bei der Veröffentlichung der Briefe A. von Humboldt's; er, der Berichterstatter, finde solche Publicationen wie die der Amely Bölte „utterly unjustifiable"; man dürfe nicht ablassen, über sie den beharrlichsten Tadel auszusprechen. Weiter rügt er den in letzter Zeit so häufig vorkommenden Misbrauch der Gastfreundschaft, dessen sich Moriz Hartmann in seinen Mittheilungen über Carlyle's häusliches Leben in der Schrift „Bilder und Büsten" schuldig gemacht; und in der That werden namhafte Leute wohlthun, vor solchen Fahrenden Schülern der Literatur, die sie nur besuchen, um sie zu daguerreotypiren und ungefragt und unbestellt deren Porträts öffentlich auszuhängen, ihre Hausthür, ihr Herz und nebenbei ihre Schüsseln sorgfältig zu verschließen. Die übrigen Mittheilungen Hartmann's über F. Rude, Béranger, Barye, Stephen Heller und die Fürstin Orsini haben, nach des englischen Berichterstatters Versicherung, wenig, was ihnen zur Empfehlung gereichen könne. Dagegen rühmt er fast unbedingt den Roman „Diana und Endymion" von Victor Natalis; er habe selten einen deutschen Roman gelesen, der so anziehend wäre; er sei reich an allgemeinen Bemerkungen, die von sorgfältiger Beobachtung zeigten, und der Stil, in welchem er geschrieben sei, zeichne sich ebenso durch Schönheit, Klarheit und Leichtigkeit, als die Erzählung selbst durch anmuthige Erfindungen und dichterische Behandlung aus. Die Cotta'sche Jubiläumsausgabe der Schiller'schen Gedichte gibt dem Berichterstatter Anlaß zu der beachtenswerthen Bemerkung: „Der Umstand, daß es möglich ist, Werke von so vortrefflicher Ausstattung wie dieses zu dem wohlfeilen Preise von fünf Schilling für die Lieferung zu veröffentlichen, deutet auf eine Lage der Kunst und Künstler, welche sehr verschieden ist von der, an die wir in England gewöhnt sind. Denn für Bilder, die sich in Bezug auf Vortrefflichkeit den hier gebotenen nur einigermaßen nähern, würde ein englischer Künstler ein Honorar nicht nur verlangen, sondern auch leicht erhalten, welches einem Verleger ganz unmöglich machen würde, ein ähnliches Unternehmen ins Werk zu setzen."

H. M.

Zur Biographie Schopenhauer's. *)

Es war im Anfange des Monats September 1787, als ein angesehener Bankier aus Danzig und seine junge Gattin, erst kürzlich verheirathet, in London ankamen. Die Dame befand sich zur Zeit in interessanten Umständen, und der Gemahl, welcher, wie alle jungen Väter, auf einen Sohn und Erben hoffte und ihn schon im voraus zum Kaufmann bestimmte, wünschte sehr, ihm die Vorrechte eines geborenen Briten zu sichern. Er versuchte deshalb, seine Frau zu bewegen, ihre Entbindung in London abzuwarten. Nach einem innern Kampfe fügte sie sich seinem Wunsche. Ihre Fertigkeit in der Landessprache und die Bereitwilligkeit, mit welcher sie sich in die dortigen Sitten und Gebräuche zu schicken wußte, verschafften ihr überall eine herzliche Aufnahme. Auch fehlte es nicht an Anerbieten von Beistand und mütterlicher Pflege. Die schönen Monate September und October verstrichen rasch inmitten mannichfacher häuslicher und öffentlicher Vergnügungen. Als jedoch der düstere November mit seinen trüben, nebeligen Tagen sich eingestellt hatte, wurde dem jungen Ehemanne plötzlich bange um seine Gattin, sodaß er jetzt seinerseits darauf bestand, sie nach der Heimat zurückzuführen, damit sie in der verhängnißvollen Stunde unter der Pflege der eigenen Mutter sich befände. Dies gab Anlaß zu einem Streite zwischen dem zärtlichen Ehepaare, indem keiner von beiden Theilen dem andern in Selbstverleugnung nachstehen wollte. Sie entschlossen sich daher, den damals berühmtesten Arzt in London, Dr. Hunter, zu Rathe zu ziehen. Er sollte ihren Streit schlichten und seiner Entscheidung wollten sie sich fügen. Als sie in sein Zimmer eintraten, erhob sich der große Mann ein wenig von seinem Lehnsessel, neigte fast unmerklich sein Haupt zur Begrüßung seiner Besucher und forderte sie durch eine Handbewegung schweigend auf, Platz zu nehmen. Nachdem der Bankier den Zweck ihres Besuchs auseinandergesetzt und seine Gattin ihrerseits einige Worte hinzugefügt hatte, warf ihr Dr. Hunter einen forschenden Blick zu, hielt einige Augenblicke ihre Hand, um ihr den Puls zu fühlen und versicherte ihr dann, daß Bewegung für Frauen in ihrer Lage nur zuträglich, daß noch keine je an der Seekrankheit gestorben und daß sie daher ihre Rückreise, sobald es ihnen bequem wäre, antreten könnten. Die ganze Consultation währte kaum eine halbe Stunde; Dr. Hunter strich mit der größten Gleichgültigkeit seine zwei Guineen ein und entließ seine Besucher ebenso höflich wie er sie empfangen hatte. Ende November verließen sie London, um nach Danzig zurückzukehren. Nach einer beschwerlichen Reise gelangten sie glücklich und wohlbehalten am letzten Tage des Jahres 1787 in ihrer Heimat an und die Gattin war froh, sich wieder im Kreise der Ihrigen zu befinden. Von Mutter und Schwestern gehätschelt und geliebkost, verstrichen die Tage und Wochen, bis sie endlich am 22. Februar des Jahres 1788 von einem gesunden und kräftigen Knaben entbunden wurde. Mit Hinblick auf die dereinstige Firma des jungen Weltbürgers,

*) Nach der eigenen Erzählung der Mutter in ihrem von ihrer Tochter Adele herausgegebenen Werke „Jugendleben und Wanderbilder" (Braunschweig 1839).

wählte sein Vater für ihn den Namen Arthur, als einen, der in allen Sprachen unverändert bleibt. Dieser Knabe nun war kein anderer als Arthur Schopenhauer, der berühmte Philosoph, welcher am 21. September d. J. in seinem dreiundsiebzigsten Jahre das Zeitliche gesegnet hat. 36.

Bibliographie.

Adams, W., Des Greises Heimath. Aus dem Englischen. Herausgegeben von J. Wohlgemuth. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 32. 7½ Ngr.

Aster, A., Ernste Stimmen. Gedichte. Cassel, Fischer. 1861. 12. 1 Thlr.

Bartsch, K., Ueber Karlmeinet. Ein Beitrag zur Karlssage. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Becht, J. L., Der Weinkeller auf Schloß Salurn. Eine Sage, dem Volke erzählt. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 6 Ngr.

Becker, C., Das edle sächsische Fürsten-Kleeblatt oder die Hauptzüge aus dem Leben der drei Kurfürsten Friedrich, Johann und Johann Friedrich. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 1 Thlr.

Berthold, G., Des Kaisers Sohn, ein Findelkind! oder: Ein zweiter Kasper Hauser und ungelöstes Räthsel dunkler Schicksalswege. Roman aus der Wirklichkeit. Dresden, Breyer. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Beseler, G., Zur Geschichte des deutschen Ständerechts. Berlin. Gr. 4. 5 Ngr.

Biographieen berühmter Baumeister und Bildhauer. 1ster und 2ter Band. Berlin, Riegel. 1861. Gr. 8. à 1 Thlr. 10 Ngr.

Bornowski, T., Legenden. Cöln u. Neuß, Schwann. 16. 12½ Ngr.

Deinhardt, H., Beiträge zur Würdigung und zum Verständnisse Schillers. 1ster Band. Stuttgart, Cotta. 1861. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Diefenbach, L., Origines europaeae. Die alten Völker Europas mit ihren Sippen und Nachbarn. Studien. Frankfurt a. M., J. Baer. 1861. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Egenter, F. J., Junge Liebe in alten Tagen. Amerikanische Spätrosen. Stuttgart, Neff. 1861. 16. 20 Ngr.

Feifalik, J., Ueber die Königinhofer Handschrift. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 27 Ngr.

Forschungen zur deutschen Geschichte. Herausgegeben von der historischen Commission bei der Königl. Bayer. Akademie der Wissenschaften. 1ster Band. 1stes Heft. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 24 Ngr.

Freiberg, G. v., Aquarelle. Zwei Theile. Leipzig, Baumgärtner. 1861. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Frensdorff, F., Die Stadt- und Gerichtsverfassung Lübecks im XII. und XIII. Jahrhundert. Lübeck, von Rohden. 1861. Gr. 8. 1 Thlr.

Frey, W. P., Aus fernen Welten. Reise-, Jagd- und Lebensbilder zu Wasser und zu Lande. Wien, Lechner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Geschlecht der Zukunft. Socialer Roman in sechs Bänden. Vom Verfasser der Romane „die Ritter der Industrie", „die Leute der Amtsstube" rc. Leipzig, Kollmann. 1861. Gr. 16. 6 Thlr.

Gittermann, J. Ch. H., Revolution oder Abolition. Frei bearbeitet nach H. R. Helper's die dem Süden bevorstehende Crisis. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 16 Ngr.

Görner, C. A., Almanach dramatischer Bühnenspiele zur geselligen Unterhaltung für Stadt und Land. 8ter Jahrgang. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1861. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gregorovius, F., Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 2 Thlr.

Gumpach, J. v., Die Freudenbotschaft des Gottesreiches. Eine, auf chronologischem Grunde angeordnete einheitliche Darstellung der evangelischen Geschichte. München, Palm. 8. 18 Ngr.

— — Grundzüge einer neuen Weltlehre. 1ster Band. — A. u. d. T.: Kritisch-populäre Briefe über die neuere Astronomie. 1ster Band. Die Gravitationstheorie als Anziehungslehre. München, Palm. Lex.-8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Gustav vom See, Zwei gnädige Frauen. Roman in drei Bänden. Breslau, E. Trewendt. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Hagen, K., Reden und Vorträge. Solothurn, Jent u. Gaßmann. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Heine, H., Berlin. Herbstmährchen in 27 Kapiteln. Amsterdam, Gebr. Binger. 1861. 8. 1 Thlr.

Hofmann von Nauborn, K., Ehrenkönigslieder. Die christlichen Feste im Schmucke deutscher Poesie. Ein Festgeschenk in drei Büchern. 1stes Buch. — A. u. d. T.: Christfestbuch. Die Lieder vom Stern über Bethlehem. Bonn, Rheinische Buchhandlung. 1861. 16. 20 Ngr.

Hornay, Beweis für Geist und Wahrheit. Zur Widerlegung des Zweifels an Geist und Fortdauer. Leipzig, C. H. Mayer. 1861. Gr. 8. 6 Ngr.

Das Schloß im See. Eine Erzählung aus Schottland vom Verfasser des „Armen Heinrich". Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1861. 16. 5 Ngr.

Schmarda's, L. K., Reise um die Erde in den Jahren 1853—1857. Drei Bände. Braunschweig, Westermann. 1861. Gr. 8. 8 Thlr.

Staufen, F., Weihnachts-Feste. Eine Erzählung für Deutschgesinnte. Leipzig, Teubner. 1861. Gr. 16. 27 Ngr.

Stein, H., Album der Freundschaft. Gedanken in Poesie und Prosa. Leipzig, Jünger. 16. 12 Ngr.

Steinebach, F., Salonbilder aus der vornehmen Welt. Novellen. Hamburg, Expedition der deutschen Schaubühne. 8. 1 Thlr.

Vorzeit und Gegenwart. Historisch-romantische Schilderungen aus Schwaben und Franken. 1stes und 2tes Heft. Stuttgart, Fischhaber. 1861. 8. à 2 Ngr.

Wagner, R., „Zukunftsmusik." Brief an einen französischen Freund als Vorwort zu einer Prosa-Uebersetzung seiner Operndichtungen. Leipzig, Weber. 1861. Lex.-8. 10 Ngr.

Waldau, A., Böhmische Naturdichter. Literarhistorische Studie. Prag. 16. 15 Ngr.

Wutzer, C. W., Reise in den Orient Europa's und einen Theil Westasien's, zur Untersuchung des Bodes und seiner Producte, des Klima's, der Salubritäts-Verhältnisse und vorherrschenden Krankheiten. Mit Beiträgen zur Geschichte, Charakteristik und Politik der Bewohner. 1ster Band. Elberfeld, Bädeker. Gr. 12. 2 Thlr.

Zur Erinnerung an Anton von Gasteiger zu Rabenstein und Kobach, Dr. der Rechte, k. k. jub. Gubernialrath und Kreishauptmann. Eine biographische Skizze. Innsbruck. Gr. 8. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Lose Blätter aus Ungarn und Oesterreich. Hamburg, Expedition der deutschen Schaubühne. 8. 7½ Ngr.

Europa's Staatenverband auf Grundlage des heiligen Rechtes der Nationalität. Eine deutsche Rede am Aufgange der neuen Epoche. Nebst dem Entwurfe einer Karte der europäischen Reiche erster und zweiter Ordnung. Berlin, Plahn. Gr. 8. 10 Ngr.

Fischer, F. v., Rückblicke auf die Helden-Laufbahn weil. Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Karl von Österreich, am Tage der Enthüllung höchstdessen Monuments zu Wien am 22. Mai 1860. Wien. Gr. Lex.-8. 6 Ngr.

Der deutsche Michel unter den Händen der Aerzte. Eine tragikomisch wahre Geschichte von J. W. Landshut. Gr. 8. 1½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 52. — 27. December 1860.

Die Kirchenväter und die Gegenwart.

Die Philosophie der Kirchenväter. Von Johannes Huber. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Daß die Bildung der Gegenwart, daß Wissenschaft und Kunst in einen Widerspruch mit den dogmatischen Satzungen und symbolischen Büchern früherer Jahrhunderte gerathen sind, leugnen am wenigsten die Vertreter dieser letztern selbst, welche gegen die größten Dichter und Denker wie gegen den Geist der Zeit ihre Bannstrahle schleudern und die Umkehr verlangen. Nun erneut sich allerdings die Cultur durch eine Rückkehr zu dem Ursprünglichen, aber zu den reinen Quellen, zum Lebensprincip, nicht durch eine Wiederaufnahme vergangener oder veralteter Entwickelungsformen derselben, die ja gerade darum verlassen wurden, weil sie keine volle Befriedigung mehr gewährten, und die darum die Sehnsucht der Menschheit nicht stillen, ihrem Herzensbedürfniß nicht genügen könnten, wollte auch der Mund sie wieder bekennen. Im Christenthum sind die eigenen Worte und das vorbildliche Leben Christi jenes Ursprüngliche, und frühere Jahrhunderte haben nach Maßgabe ihres Verständnisses und ihrer Kenntniß der Natur und Geschichte eine Weltanschauung darauf begründet, theologische Systeme danach zusammengestellt. Wenn nun der Fortschritt der Forschung die Begriffe von der Natur und der Geschichte ebenso erweitert als vertieft, wenn die Erde aufhört der Mittelpunkt des Universums zu sein und nur ein kleiner Stern unter Sternen wird, und gegenüber der Annahme eines Schöpfungstages vor 6000 Jahren das Licht der fernsten sichtbaren Weltkörper schon vor zwei Millionen Jahren seinen Weg zu uns begonnen hat, wenn überall die unverbrüchliche Herrschaft der Gesetze zum Bewußtsein kommt und die Größe Gottes in der Begründung, nicht in der Unterbrechung der Naturordnung erkannt wird, so muß danach gar mancher Satz der seitherigen theologischen Lehren eine andere Gestalt gewinnen, in der freilich das Göttliche als solches nichts verliert, sondern nur gewinnt, da mit der Größe des Werks auch unsere Idee des Werkmeisters sich steigert. Wenn ferner der Glaube selig machen soll, so darf nur das als religiöse Wahrheit bezeichnet werden, wovon jeder eine innere Erfahrung haben kann, oder was wirklich für unsere sittliche Lebensführung, für unser Seelenheil und unsere Gemüthserhebung von entscheidendem Einfluß ist. Für unser sittliches Wollen und Handeln ist es keineswegs gleichgültig, ob alles nur die nothwendige Bewegung blindwaltender Naturkraft, ob der Geist nur ein Erzeugniß der Materie und ihres Stoffwechsels ist, oder ob ein selbstbewußter Wille der Liebe als der schöpferische Grund der Welt in ihr sich offenbart; denn mit jener Annahme ist die Selbstbestimmung des Willens unverträglich, die Zurechnung unstatthaft, die Freiheit wird eine unerklärliche Täuschung; Sittlichkeit ist folgerichtig nur da, wo der Geist Herr und Princip des Seins ist. Ob aber Gott in sechs Tagen die Welt geschaffen, oder vielmehr die Entwickelung der Erde sich allmählich in Millionen von Jahren vollzogen hat, das ist für unser Gewissen ganz gleichgültig, das muß Gegenstand ungebundener Forschung sein. Das Religiöse in den Religionen ist der Glaube an eine sittliche Weltordnung und der Anschluß unsers Willens an sie. Sie stets klarer und allseitiger zu erkennen, ist das Ziel der Philosophie des Geistes, sie stets anschaulicher und tiefsinniger darzustellen eine Aufgabe, welche die größten Dichter des Alterthums wie der Neuzeit in ihren vollendetsten Werken erfüllen. Eine Religionswissenschaft, die der Gegenwart genügen, einen Einfluß auf die Geister üben will, muß sich hier anschließen; sie erkennt die Satzungen früherer Jahrhunderte als Entwickelungsstufen an, aber sie fordert das Recht, die Worte wie Thaten Christi in ihrer ursprünglichen Reinheit aufzunehmen und mit der Natur- und Geschichtsansicht unserer Zeit in Verbindung zu setzen. Die Versuche, die übereinkömmlichen Satzungen der Kirche philosophisch zu rechtfertigen, führen zur Scholastik, oder zu einer speculativen Umdeutung, die etwas ganz anderes herausbringt, wie bei Hegel, zu neuen gnostisch-mythologischen Dichtungen wie bei Schelling. Erst hat die historische Kritik die Thatsachen festzustellen, ehe die Philosophie an deren Erklärung geht. Die Philosophie will

nicht mehr aus einem einfachen Satz das All herausspinnen, sie weiß jetzt, daß das nur subjectives Spinngewebe gibt und daß die Natur, die der Naturphilosoph schafft, nicht die wirkliche, sondern nur in seiner Einbildung vorhanden ist; aber es gilt den Weltzusammenhang zu begreifen und den Grund der Wirklichkeit zu erkennen, und der muß so beschaffen sein, daß er eine Welt voll Ordnung und Freiheit begründen kann, daß er sowol die Fülle des Naturlebens in sich trägt, als er mit selbstbewußter Weisheit und Liebe die Dinge gestaltet und die Geschicke lenkt.

Von diesem Standpunkt aus ist uns ein Buch willkommen, welches die erste Entwickelungsstufe der christlichen Religionsphilosophie darlegt, „Die Philosophie der Kirchenväter", von Johannes Huber.*) Die Darstellung ist quellenmäßig und unbefangen; Huber verhehlt die mancherlei Widersprüche nicht, in die bald der einzelne mit sich selbst, mit andern Genossen oder mit der Kirchenlehre gerathen ist; gerade dadurch gewinnen wir ein lebendiges Bild jener Tage und den wohlthätigen Eindruck, daß der christliche Geist durch freie Geister die Herrschaft errungen hat, nur durch freie Geister sie behaupten wird. Huber zeigt, wie der Christusbegriff, welchen Paulus und Johannes aufstellen, schon in Zusammenhang steht mit der Verschmelzung orientalischer und griechischer Ideen, die sich namentlich in Alexandrien vollzog. Johannes sieht in Christus den Logos, die sich selbst aussprechende Vernunft oder das Wort Gottes, und Philo hat die Logoslehre besonders ausgebildet, im Zusammenwirken griechischer Philosophie, namentlich heraklitisch-stoischer und platonischer Gedanken, mit der alttestamentlichen Personification der Weisheit Gottes. Huber hätte diese doppelte Quelle hervorheben sollen; er bemerkt ganz richtig, daß Christus nicht blos der Stifter, sondern auch der Inhalt der christlichen Religion sei, und daß die Versöhnung und Verbindung göttlicher und menschlicher Natur das Nachdenken wecken, das Christenthum zu einer philosophischen Religion machen mußte; es galt von Anfang an die größten Gegensätze in Einheit zu denken, die Person Christi im Zusammenhange des Universums zu begreifen.

Es wäre eine ebenso historisch wie psychologisch unwahre, den lebendigen Geist der Geschichte verkennende Vorstellung, wollte man sich die ersten Lehrer und Schriftsteller der Kirche in Besitz eines völlig genauen und entwickelten Verständnisses der christlichen Lehren denken. Sie selbst mußten den christlichen Lehrbegriff in vieler Beziehung erst feststellen, wobei die Gefahr des Irrthums nicht vermieden wurde.

Hiermit steht es aber im Widerspruch, wenn er von Tatian sagt, daß er sich in einigen Punkten von der Kirchenlehre entferne, da ja die orthodoxe Form derselben noch nicht festgesetzt war. Huber spricht von einem bedeutenden Unterschied zwischen dem Dogma wie es sich im Geiste der Kirchenväter reflectirt, und jenem, welches auf den Concilien fixirt wird; dann war also das letztere nicht das erste, nicht von vornherein fertig, und dann hätte er dessen Entwickelung selbst mehr in den Kreis seiner Darstellung ziehen sollen, zumal er behauptet, daß die Kirchenlehre gegenüber den Gegensätzen der Häresien die höhere Einheit bewahre, den Standpunkt der speculativen Vernunft repräsentire. „Das Princip der Gottmenschlichkeit und die Idee der Erlösung involvirt die innigste Lebensgemeinschaft zwischen Gott und Welt, ohne doch beide pantheistisch zu identificiren." Gewiß, und wir wissen es der Kirchenlehre Dank, daß sie dies Princip festgehalten, ob sie es aber schon in der Form speculativer Vernunft dargestellt, ist eine andere Frage, die Huber schwerlich bejahen wird. Der Trinitätsbegriff leitet dahin, Gott als Organismus und einen Proceß des göttlichen Lebens zu erfassen, aber ob die Athanasianische Formulirung dieser Idee die befriedigende sei, das sagt uns Huber nicht. Indeß wollte er zunächst nicht ein eigenthümlich philosophisches, sondern ein historisches Buch schreiben, das selbst wieder einer Darstellung von Scotus Erigena zur Grundlage dienen soll, und er hat seinen eigenen Standpunkt nur insoweit angedeutet, daß er sich zu derjenigen Richtung bekennt, die sowol die selbstbewußte Einheit Gottes als seiner Offenbarung in der Welt, die unendliche Entfaltung seiner der Welt einwohnenden Schöpferthätigkeit festhält und damit das Wahre des Theismus und des Pantheismus bewahrt, das Einseitige beider aber vermeidet.

Huber gedenkt zuerst des Aufstrebens einer christlichen Philosophie bei den Apologeten in der Vertheidigung der christlichen Lehre gegen gelehrte Heiden. Er geht dann zur Gnosis über, die er sehr glücklich charakterisirt. Sie ist sowol ein Mittelding zwischen Philosophie und Religion, als eine Verquickung heidnischer und christlicher Ideen.

Die Phantasie tritt statt des nüchternen Denkens mitarbeitend auf, setzt an die Stelle eines Begriffs ein anschauliches Bild, eine concrete lebendige Gestalt, und schlingt ein buntes Gewebe von Dichtungen. So wird eine neue Mythologie geschaffen und erhalten wir statt einer philosophischen Construction zuletzt nur ein großartiges Epos, das mit Tiefsinn und poetischem Schwung die Geschichte des Universums erzählt. Wir erfahren darin, wie die Gottheit aus der Erhabenheit und Tiefe ihres ursprünglichen Seins ausgehend in einzelne Gestalten sich einführt und endlich mit einigen Strahlen entweder zur Materie verdunkelt oder von ihr gefesselt wird; wie dann ein großer Umschwung und die Rückkehr eintritt, indem Christus, geboren aus dem Schos der göttlichen Lichtwelt, als Befreier erscheint, die göttlichen Naturen zu ihrer Heimat zurückführt und die durch ihre Befleckung mit der Materie gestörte Harmonie des göttlichen Organismus erneuert. Die Gnosis besaß die Idee eines göttlichen Lebensprocesses, in welchem die Gottheit sich concret macht und sich ihre Attribute als Momente ihres Wesens entwickelt.

Besonders poetisch ist die Gnosis bei Valentin um 150 n. Chr., wenn aus der Fülle des göttlichen Seins die Achamoth, der leidenschaftliche Trieb der Weisheit, sich in das Leere hinabsenkt, dann aber klagend sich nach Rückkehr und Erlösung sehnt. Alle Formen und Gestalten der Welt drücken die Gefühle und Stimmungen der Achamoth aus, die ganze Natur erzählt ihre Seelengeschichte und trägt darum vorzugsweise einen elegischen Charakter, denn sie ist ja gleichsam die verkörperte Klage und Sehnsucht. Aus den Thränen der Achamoth entstanden Quellen, Ströme, Meere, aus dem Wort Jao

*) Es verdient bemerkt zu werden, daß dieses in München erschienene Werk unlängst in Rom auf den Index gebracht worden ist. D. Red.

und dem dadurch hervorgerufenen Erstarren die Felsen und Gebirge, aus dem Lächeln unter Thränen aber, welches die Hoffnung der Erlösung in ihr verursacht, das Licht oder der heitere Aether, welcher über die Erde sich versöhnend ausspannt.

Die Frage nach dem Ursprung des Bösen, die vielfach die Gnosis bewegte, brachte im Manichäerthum eine Verwebung persischer und christlicher Ideen hervor, während unter dem Einflusse des Orients auf die griechische Philosophie der Neuplatonismus sich ausbildete. Auch seine Lehren hat Huber in den Grundzügen entwickelt, und dann den Unterschied und Zusammenhang zwischen ihm, der Gnosis und dem Christenthum dargethan. Das Christenthum lehrt einen persönlichen Gott als das Ursprüngliche, die Welt ist die freie That seines guten Willens, der Neuplatonismus hat eine unbewußte Einheit, die sich erst zum Geist entwickelt, aus der die Welt entströmt. Die Gnosis schwankt zwischen Schöpfung und Emanation hin und her. Dem Christenthum ist die Welt ursprünglich rein, der Gnosis ist sie mangelhaft, ein Abfall, oder verunreinigt durch die ewige Materie, sodaß das Böse in ihr naturnothwendig ist, nach christlicher Auffassung aber erst durch den freien Willen der Geschöpfe verwirklicht wird. Dem Neuplatonismus ist die Welt nach griechischer Ansicht der Kosmos, Schmuck und Schönheit, ein seliger Gott; doch soll der Geist seine Verbindung mit der Natur und sein Verweilen in ihr als ein Nichtseinsollendes begreifen. Alle drei Lehren stimmen darin überein, daß das jetzige menschliche Dasein getrübt und schuldbeladen sei, daß der Geist, der von Gott sich abgewandt, sein Leben auf Erden als Strafe habe, als Arbeit, deren Frucht eine höhere Daseinsweise in Gott werden soll; alle drei wollen über die Welt erheben und sich von ihr befreien. Es ging eben ein Weltalter zu Ende und der Zug nach einem Jenseitigen und Neuen bewegte die Gemüther. Man fühlt das Bedürfniß der Erlösung. Das Christenthum will eine sittliche Erneuerung des ganzen Menschen, die Gnosis vorzugsweise eine Erleuchtung des erkennenden Geistes, dort ist das Leben, hier das Wissen betont, aber beidemal ist die offenbarende Thätigkeit Gottes, des Urgrundes, als rettende Macht gesetzt, während der Neuplatonismus von einer Mithülfe des höhern Wesens nichts weiß, sondern die Erlösung in einer durch eigene Kraft sich steigernden Aufklärung und Läuterung des menschlichen Geistes findet, dessen Ziel die Anschauung Gottes ist. Dem Neuplatonismus ist die Welt ewig, für die gnostische und christliche Lehre ist sie nur ein zeitlicher Durchgangspunkt, sie ist um des Menschen willen und wird aufhören, wenn seine Bestimmung erfüllt ist. Die Zurückziehung des Geistes aus den verfallenden Formen der alten Welt steigert sich bei Neuplatonismus und Gnosis bis zur Weltflucht, der Geist befreit sich von der Natur, aber er begreift seine Macht über die Welt noch nicht. Gerade dessen aber wird sich das Christenthum bewußt, sein Princip ist der positive Geist, welcher Herr der Natur und Zweck der Welt ist, und ein neues Leben aus sich begründen will. Die Schöpfung als die That des göttlichen Willens ist des Geistes voll, dem Geiste verwandt, sie ist der Stoff für sein Erkennen und Handeln, der Zweck ist die Erhebung und Verklärung der Natur und der Welt durch den Geist. Er ist das Ebenbild Gottes, frei, der Schöpfer einer eigenen Welt der Geschichte. In Sitte, Kunst und Wissenschaft hat der christliche Geist von der Welt Besitz genommen.

Wenn spätere Jahrhunderte die Erforschung der Natur sich zur eigentlichen Aufgabe stellten und das Zeitalter des Galilei, Kepler, Newton bis zu den jüngst verstorbenen Gauß und Humboldt hin viele der besten Kräfte gerade in diese Bahnen lenkte, so war das Zeitalter der Kirchenväter darauf gerichtet, die menschliche Seele, die sittlichen Bestimmungen, die Beziehung des Menschen zu Gott zu ergründen, und wir wollen eine Reihe von derartigen Aussprüchen zusammenstellen und einige der hervorragendsten Männer näher charakterisiren.

Irenäus (in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts) sagt: ohne die Freiheit wäre das Gute für die Menschen weder süß, noch die Gemeinschaft Gottes kostbar, noch jenes sehr anzustreben, weil es von sich selbst käme; dann hätten die Tugendhaften keinen Werth, weil sie von Natur und nicht durch den eigenen Willen existirten. Welche Krone gebührt denen, die sie nicht im Kampf ersiegen? Das Ziel, das die göttliche Liebe in der Schöpfung der Welt verfolgt, ist nicht ohne menschliche Mitwirkung zu erreichen; soll es zur freien und seligen Lebensgemeinschaft Gottes und der Menschen kommen, so müssen wir den göttlichen Willen in unsern Willen aufnehmen, wodurch wir uns selbst vollenden.

Irenäus' Schüler Hippolytus (in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts) ließ sich nach Huber „die Vertheidigung der Kirchenlehre, deren vollkommenes Verständniß er doch selbst nicht besaß, sehr angelegen sein“; wäre es nicht besser zu sagen: die Vertheidigung des Christenthums, das er aber in manchen Sätzen anders faßt als die spätere Formulirung der römischen Staatskirche? Hippolytus lehrte, daß Gott das Erste und allein Ursprüngliche sei; er ist der Eine und in sich Vielfache, da er Macht, Vernunft, Willen besitzt; alles war in ihm und er selbst war das All. Denkend bringt er zuerst den Gedanken des Alls hervor, den Logos, den Weltgedanken als ein Moment des göttlichen Lebens. Ihm gemäß hat Gott geschaffen, durch ihn die Welt gegründet und geordnet. Der Höhenpunkt der Offenbarung des göttlichen Gedankens ist seine Menschwerdung in Christus. Nur wenn dieser Mensch war wie wir, kann er von uns Nachahmung fordern. Der Heilige Geist ist die göttliche Gnadenströmung in allem, die göttliche Erleuchtung.

Der Afrikaner Tertullian (um 200) erscheint als eine heißblütig großartige Natur, heftig, bitter, selbst in beständigem Kampf mit den brennenden Begierden, sodaß er die Gefahr jeder sinnlichen Freude kennt und fürchtet, Schönheit für unnütz, Kunst für Götzendienst, Philosophie für Trug und Wahn erklärt, und sich äußerliche Kämpfe aufsucht, um den innern Sturm und Zwiespalt zu

beschwichtigen. Sein Denken ist blitzartig, seine Sprache voll rhetorischer Gegensätze, den chaotischen Inhalt seiner Seele bringt er nicht zu klarer Ordnung und Entwickelung, die lichte Wahrheit steht neben seltsamer Ueberspannung. „Der Sohn Gottes ist gestorben, das ist glaublich weil es thöricht ist; der Begrabene ist auferstanden, das ist gewiß weil es unmöglich ist." Derselbe Mann aber, von dem das Wort stammt: Credo quia absurdum est, sagt auch: Die menschliche Seele ist von Natur eine Christin. Die Seele ist älter als der Buchstabe, der Mensch früher als der Denker und Dichter. Alle Völker sind Ein Mensch nur mit verschiedenem Namen, Eine Seele nur mit verschiedener Sprache, Ein Geist nur mit verschiedenem Ton. Gott bezeugt sich überall. Das Gottesbewußtsein ist von Anfang an die Mitgift der Seele. Die Natur bezeugt Gott, sie ist unsere Lehrerin, je wahrer ihre Zeugnisse um so einfacher sind sie, je einfacher um so gemeinfaßlicher, je gemeinfaßlicher, um so natürlicher und göttlicher. Die Geschichte wird für Tertullian bereits eine Erziehung des Menschengeschlechts, und er forscht in ihr dem Plane Gottes nach, der sein Leben und Weben in den Dingen der Welt zu verschiedenen Zeiten auf verschiedene Weise offenbart. Allerdings sagt er von den Heiden, daß sie immer außerhalb blieben und wie der Tropfen am Eimer, wie der Staub der Tenne wären; demgemäß sieht er nur bei Patriarchen und Propheten die Führung des Logos, bis derselbe in Christus im Fleisch erschien; aber auf Christus soll noch eine neue und höhere Offenbarung Gottes, die Erscheinung des Heiligen Geistes in Montanus gefolgt sein, und im Reich des Geistes begrüßt er die Periode einer höhern Sittlichkeit.

Eine mehr zusammenhängende christliche Religionsphilosophie ward in Alexandrien unter dem Einflusse der griechischen Cultur begründet; Clemens und Origenes (um 200) sind ihre Häupter. Der Logos, die göttliche Vernunft, ist nach Clemens der Sänger, der die ewige Harmonie singt und die unter sich im Widerstreit begriffenen Elemente der Welt zur Versöhnung und zur Einsicht führt; das Christenthum ist die Verbindung aller bisherigen Wahrheiten. Der Logos, der dem menschlichen Geist einwohnt, wirkt aus seiner Tiefe und Kraft die fortwährende Entwickelung der Wahrheit. Von Anfang hat er die Seelen erleuchtet, durch Moses und die Propheten lehrte er die Juden und den Griechen erweckte er die Weisen und gab ihnen die Philosophie; sie macht die Seele gesund, und ist eine Gabe Gottes, nicht ein Geschenk des Teufels, wie nur Thoren wähnen. Wer in den Sinn der Heiligen Schrift eindringen will, muß dialektisch gebildet sein. Wer ohne Philosophie und Naturbetrachtung die reine Wahrheit schauen will, gleicht einem, der ohne Pflege des Weinstocks Trauben zu ernten trachtet. Die Idee, ob sie den Glauben oder die Wissenschaft ergreift, ist kein todter Besitz, sondern ein Princip des Lebens, sie führt zur Vereinigung mit Gott. Gott als der Eine ist alles; sein Wille und Organ ist der Logos, die sich aussprechende Vernunft; sein Wirken, die Weltschöpfung, ist ein immerwährendes. Alles gehört dem einen Gott, und kein Wesen ist ein Fremdling in dieser Welt, da nur Eine Wesenheit und nur Ein Gott ist.

Auch Origenes erfaßt Gott als Geist. Er wohnt im Universum mit seiner Kraft und Vernunft wie die Seele im Leib; darum leben und weben wir in Gott, da alles von seiner Kraft erfüllt und umfaßt wird. Er ist frei, auch der Sohn ist durch den Willen des Vaters. Gott ist ewig Herr und Schöpfer, weil seine Natur Herrlichkeit und Güte ist. Das Böse entsteht aus der freien, aber verkehrten Willensrichtung der Geschöpfe. Die Seligkeit ist nicht ein Zustand der Ruhe, sondern die Energie, welche das Göttliche beständig ergreift und uns aneignet. Auch die gefallenen Geister werden sich einst wieder zum Guten erheben. Im Universum greifen alle Richtungen ineinander, ergänzen und fördern sich gegenseitig, und die Welt gleicht unserm Körper, der aus vielen Gliedern besteht und von einer Seele zusammengehalten wird; sie erscheint als ein unendliches Leben, welches von der Kraft und Weisheit Gottes wie von einer Seele durchdrungen ist. Das Böse selbst wird von der Vorsehung im Dienste des Guten verwendet, das im Vergleich mit jenem um so glänzender hervortritt. Die Seele Christi gehört wie alle andern ursprünglich dem Organismus der Geisterwelt an, sonderte sich aber durch ihre vollständige Hingebung an den Logos von den andern, und wurde mit ihm zu Einem Geiste; ihre Bevorzugung ist nicht grundlos, sondern die Vollkommenheit und Reinheit ihrer Liebe verursacht ihre unauflösliche Einheit mit Gott. Das Brot des Lebens ist Wahrheit und Weisheit. Eine allgemeine Wiederbringung und Vereinigung aller Dinge vollzieht sich allmählich, indem immer mehrere zur Besserung und Wiederherstellung gelangen. Wenn dann Gott alles in allem ist, so ist er auch in dem einzelnen alles. Was immer der vernünftige reine Geist fühlt und denkt, das ist Gott, das Maß aller seiner Bewegungen.

Diese Seligkeit als das Ziel der Weltentwickelung hat Gregor von Nyssa (331—394) näher geschildert. Er sagt, daß das Streben Gottes, die Seele zu sich zu erheben, ihr zuerst zum Schmerz werde, weil damit das ihr eng verbundene Böse abgeschieden werde; die Strafe ist das Mittel der Entsündigung; ihr reinigendes Feuer ist kein materielles Mittel der Pein, sondern übersinnlich, es entsteht aus dem Verlust der vor den Augen der Bestraften sich entfaltenden Seligkeit der Verklärten. Endlich läßt Gott alles in ihn selbst kommen; alle Geister feiern dereinst ein gemeinsames Fest um Gott, das Fest der Uebereinstimmung in der Erkenntniß des wahrhaft Seienden. Das Leben der verklärten Seele besteht in der Liebe, sofern das Gute für die, welche es erkennen, liebenswerth erscheint und demnach seine Erkenntniß Liebe erzeugt. Am wahrhaft Schönen kommt es zu keiner Ersättigung, das göttliche Leben wird in der Liebe ohne Ende thätig und selig sein.

Solche Lehren der Kirchenväter zeigen uns, wie die einzelnen sich mit voller Freiheit die evangelische Wahrheit aneigneten und mit ihrem sonstigen Denken und Erkennen in Einklang zu setzen, darauf fortzubauen suchten,

und die Fülle des persönlichen Lebens und Sinnens ist ein erfreulicher Contrast gegenüber der spätern dogmatischen Erstarrung oder den Verfolgungen wegen abweichender Ansichten. Auf die Gestaltung des Dogmas ist Huber weniger eingegangen. Heinrich Ritter hat neuerdings in einem eigenen Werk die christliche Philosophie nach ihrem Begriff und ihrer Geschichte dargestellt, es ist eine neue und kürzere, für weitere Kreise berechnete Bearbeitung nach seiner ausführlichen „Geschichte der Philosophie". Hier hat Ritter nun an mehreren Orten nachgewiesen, wie allmählich und namentlich oft aus Gegensätzen und Streitigkeiten heraus, nachdem das Christenthum Staatsreligion geworden war, die Dogmen formulirt wurden, die nun als die alleinige Wahrheit gelten sollten, und daß von denen, welche jene Formeln aufstellten, es mitunter ausdrücklich anerkannt ward, daß sie immer nur ein annäherungsweiser oder ungenauer Ausdruck des Glaubens seien. Man müsse daher durch die geschichtliche Forschung erkennen, was die Dogmen abzuweisen, was zu sagen sie beabsichtigten. Daraus lernt man sie verstehen und durch das Verständniß sich mit ihnen versöhnen. Man wollte keinen Unterschied zwischen einem verborgenen und offenbaren Gott, man bestritt die Lehren der alten Philosophen, welche in der Welt keine vollkommene Offenbarung Gottes zuließen. So ist der feste Grund des Athanasius der Glaube, daß Gott in seiner ganzen Herrlichkeit sich uns offenbaren wolle; ihn bewegt die Sehnsucht der Vernunft nach der Gemeinschaft mit Gott, nach der Erkenntniß seines Wesens. Basilius, Gregor von Nyssa, Gregor von Nazianz sehen in Schöpfung, Erlösung und Heiligung die Energien, die thätigen Kräfte des einen Gottes, der in jeder sein ganzes Wesen offenbart; man hat das als Hypostasen oder Personen bezeichnet, aber stets die Einheit in einer dreifachen Wirkungsweise festgehalten. Der Polytheismus sollte ausgeschieden werden, aber die Wahrheit gerettet werden, daß die Einheit Gottes eine in sich lebendige und unterschiedene sei, daß das Göttliche in die Welt eingehe und alles lenke und vollende. Auch im Menschen sind Phantasie, Wille, Vernunft, oder sind Natur, Gemüth und Geist verschiedene Principien und Potenzen, jedes vermag etwas für sich und ist doch nur mit den andern und kraft des Ganzen wirksam, auch wir sind so dreieinige Wesen, unser einiges Selbst ist auf dreifache Weise lebendig.

Die griechischen Kirchenväter sind nach Hellenenart theoretischer, sie forschen nach der Wahrheit um der Wahrheit willen; die lateinischen sind nach Römerart praktischer, der Wille, das Handeln, die sittliche Heilsbeschaffung ist ihr Zweck; aber auch sie kümmern sich um die Principien, während auch jene lehren, daß man gut sein müsse, um das Gute zu erkennen, ein reiner Spiegel Gottes.

Wir gehen an Lactantius und Arnobius vorüber, um noch etwas bei Augustinus zu verweilen. Er gehört zu den gewaltigen Naturen, die in der Entfaltung ihrer Persönlichkeit zugleich für die ganze Mit- und Nachwelt von bestimmungsreichem Einfluß werden, maßgebende Geister, weil sie ganze Menschen sind. Es wäre sehr zu wünschen, daß ein unbefangener, der Philosophie wie der biographischen Kunst mächtiger Gelehrter ein Lebensbild Augustin's in der Fülle des Details entwürfe und zugleich die bleibende Errungenschaft seines Wirkens, die von ihm ausgehenden, bei Luther so gut wie bei Cartesius, Leibniz und Kant entfalteten Keime darlegte. Die Grundzüge seines Wesens hat Huber gut geschildert.

Tertullian wird in Augustin wiedergeboren, aber nur als eine Seite seines Wesens, nämlich als jener substantielle Naturgrund, auf dem diese Persönlichkeit sich erbaut und aus dem sie ihre Gediegenheit und Stärke, die Energie des Willens, eine unverwüstliche Frische und unermüdliche Thatkraft schöpft; aus dessen Tiefen ihr die Dämonen der Leidenschaft aufsteigen, aber auch der Stoff zu ewigen Gedanken, die Genialität gewonnen wird. Das Substrat oder die Materie in Augustinus ist Tertullian, jener Factor seines Wesens, der ihn in einer überschäumenden Jugend über die Schranken der Zucht und Sitte hinausdrängt, der mit einer üppigen Phantasie die Klarheit und angeborene Schärfe seines Denkens trübend überwuchert, sodaß sein Geist in eine bildliche Anschaulichkeit gebannt wird, vermöge welcher ihm alles Reale und demnach auch Gott als körperlich erscheint, — jener Factor, der zuweilen in einer harten und schneidenden Polemik hervortritt, dessen kaum verhaltene Glut selbst als kirchlicher Zelotismus in hellen Flammen hervortritt und ihm jene verletzende Herzenshärte abwirft, mit welcher seine Prädestinationslehre abgefaßt ist. Aber ohne einen solchen Grund ist keine große Persönlichkeit möglich; denn das was uns in einer solchen als die Quelle ihrer Sünden und Schwächen erscheint, ist noch weit mehr die Quelle ihrer Tugenden und Stärke. Und doch geht wieder bei alledem ein weiblicher Zug durch diese Gestalt, der die Fesseln ihrer Strenge sprengt und ein weiches und tiefsinniges Gemüth erscheinen läßt, der ihren Trotz in Demuth, ihren Zorn in Liebe, die unruhige Hast in Sehnsucht verwandelt. Dann gewinnt es auf einen Augenblick den Anschein, als sei diese reiche kräftige Natur arm und schwach; aber so wunderbar ist sie angelegt, daß sie in ihrer Armuth und Schwäche noch weit größer erscheint als in ihrem Besitz und in ihrer Stärke, ja daß ihre Armuth ihr Besitz und ihre Schwäche ihre Stärke wird. Denn untersucht man genauer, was Augustin's reiche Anlagen auch im Taumel eines wüsten Treibens nicht verschütten ließ, sondern sie zu jener herrlichen Entfaltung reifte, wodurch er zu einer so einzigen und eminenten welthistorischen Erscheinung wurde, so ist es gerade das Erbtheil seiner Mutter, das Weibliche in ihm, was seine Erziehung vollendet. Man findet sich unmittelbar an den platonischen Eros erinnert, welcher nach der tiefsinnigen Auffassung des Philosophen der Erzieher jeder großen Natur ist, wenn man aus Augustin's Lebensgang wahrnimmt, wie das Gefühl eines großen Bedürfnisses ihn nimmermehr verläßt, wie auch inmitten des Genusses die Sehnsucht seiner Seele nicht zum Schweigen gebracht werden kann, wie ihn vielmehr das Verlangen nach einem unbekannten namenlosen Gut verzehrt und auf seinen Bahnen vorwärts zieht. Also das Ewigweibliche weil das Ewigempfängliche der menschlichen Natur, die Sehnsucht, die nicht blos das Zeichen der Dürftigkeit, sondern auch des Reichthums ist, weil in der Größe des Begehrens ein Maß für die Tiefe des Begehrenden erscheint, diese Tochter der Armuth und des Reichthums wurde auch für Augustinus der leitende Genius seines Lebens. Er selbst deutet darauf hin: „Noch liebte ich nicht und begehrte doch zu lieben, und haßte mich selbst, weil ich bei einem tiefern Bedürfniß doch zu wenig bedürftig war... aber ruhelos bleibt unser Herz, bis es nicht in dir, o Gott, Ruhe gefunden.... Ich habe dich spät geliebt, alte und doch neue Schönheit, ich habe dich spät geliebt! Und sieh, du warst in mir, ich aber außen, und suchte dort dich, und stürzte mich häßlich in deine schöne Schöpfung. Mit mir warst du, aber ich war nicht mit dir. Fern hielt mich von dir, was gar nicht sein würde, wenn es nicht in dir wäre.

Du riefst lauter und lauter und durchbrachst meine Taubheit, du leuchtetest strahlender und strahlender und schlugst meine Blindheit, du wachtest und ich sog den Odem ein und athme nun in dir. Ich kostete dich und dürste und hungere. Du hast mich berührt und ich entflammte zu deinem Frieden." Alle wahrhaft geistige Größe ist nicht blos das Geschenk der Geburt, sondern auch das Werk der eigenen That, wie sich überhaupt mehr im Werden als im Sein die Hoheit einer Natur kund gibt, und nicht so fast das, was einer von Haus aus ist, als vielmehr das, wozu er sich selbst macht, sein eigenstes Besitzthum ist. Auch Augustinus war es nicht beschieden, von Jugend auf fertig zu sein. Nicht in der Zurückgezogenheit, im Lärm der großen Welt erwuchs dieser Charakter. Ihn warf sein Gemüth und Schicksal in die vollsten Wogen des Lebensstroms, schenkte ihm in Lust und Leid das Höchste, und damit eine Universalität der Erfahrung und des Empfindens, die ihm das Verständniß für alle Seiten des Daseins erschloß, und ihn nicht abstract, sondern aus dem Leben heraus denken ließ. So wurde seine Weltanschauung nicht ein Werk des bloßen Verstandes, sondern auch eines vielbewegten Gemüths, in dem alles die Farbe und Wärme der Wirklichkeit trägt. Er lehrt nichts, was er nicht in sich selbst erlebt hätte.

Die Erkenntniß nennt Augustinus unfruchtbar, wenn sie nicht ein Erleben der Wahrheit im eigenen Innern ist; seine Denkweise ist praktisch, das Heil der Seele überall der höchste Zweck. Dennoch hat niemand theoretisch den Wendepunkt der alten und neuen Zeit so ausdrücklich bezeichnet als er. Der antike Geist begann mit der Objectivität und fand in der Welt die Normen des Seins und Erkennens; der moderne Geist beginnt mit der Subjectivität und das denkende Selbstbewußtsein beglaubigt ihm die Wahrheit der Außenwelt und Gottes. „Ich denke, also bin ich", in diesem Worte des Cartesius haben wir den Eckstein der Neuzeit, der Wissenschaft, die an allem erst gezweifelt, alle Vorurtheile erst abgethan haben will, um nur das anzuerkennen, was mit der Selbstgewißheit des Ich, mit der Vernunft übereinstimmt. Aber schon Augustin hat den Gedanken ausgesprochen: daß wir sind, wissen wir daher, daß wir denken; daß wir denken, können wir nicht bezweifeln, weil das Zweifeln ja eine Thätigkeit des Denkens ist; wer zweifelt, der lebt, will und erkennt. Augustinus lehrt weiter: Wir könnten Wohlgefallen und Misfallen über Erscheinungen nicht äußern, wenn nicht in unserm Geist die Normen der Schönheit lägen, auf welche dann unsere Beurtheilung die Dinge bezieht. Diese Ideen sind das Gesetz der Kunst. Die Ideen der Wahrheit, des höchsten Gutes müssen im Gemüth vorhanden sein, wenn es nach Erkenntniß und Seligkeit strebt. Die höchste Wahrheit, das höchste Gut, die höchste Schönheit ist Gott.

„Gott ist das unwandelbare Gesetz alles Lebens, woraus alles Gerechte und Ordnungsmäßige in jedem zeitlichen Gesetz genommen ist"; — was liegt in diesem Wort des Kirchenvaters anders als die Vorausnahme von Fichte's Lehre, daß Gott die sittliche Weltordnung sei? Und wenn er Gott als den Inbegriff aller Wahrheit und als das Licht bezeichnet, in welchem wir alles erkennen, ist das nicht ein Vorspiel von der Lehre des Malebranche, daß wir alles in Gott sehen? Ist die Weisheit Gott selbst, durch den alles geschaffen wurde, so ist der wahre Philosoph ein Liebhaber Gottes.

Von Gott lehrt Augustinus weiter, daß er das Wahre in allen Dingen, so auch in uns sei. Er ist allen Dingen gegenwärtig, überallhin ausgegossen und doch nirgends beschränkt, sodaß er halb im Himmel und halb auf der Erde wäre, sondern überall ganz und in sich selbst bleibend. Je mehr wir die Geschöpfe verstehen lernen, um so besser erkennen wir den Schöpfer. Niemand sage, daß er seinen Bruder liebe und nicht wisse was Gott sei; denn in seiner Liebe wird er Gott als die Liebe erkennen. Wie unser Herz durch unsere Worte sich verkündet, so offenbart sich Gottes unveränderlicher Gedanke im Wandel der Zeit. Die Welt ist der real gewordene Logos, die Ideen der Dinge im Geiste Gottes sind zugleich die lebendigen Gründe und Keime, die sich in der Welt verwirklichen. Hier haben wir die Einsicht der Gegenwart, die den Theismus und Pantheismus in der Erkenntniß des Gottes überwindet, der wahrhaft eins und alles ist, eins als Princip und selbstbewußte Persönlichkeit, alles in der Entfaltung seines schöpferischen Wesens, dessen Natur der Mutterschos alles Lebendigen und dessen Geist der Ordner, Erleuchter und Lenker aller Geister ist, die er durchdringt wie unser Ich die einzelnen Vorstellungen und Gemüthsbewegungen.

Auch in Bezug auf die Dreieinigkeit können wir uns mit Augustinus leicht verständigen. Er sieht die Einheit in Gott als dem einfachen und unveränderlichen Wesen und Princip, in der Substanz, die sich in dreifacher Offenbarungs- und Wirkungsweise bethätigt und in jeder derselben ganz ist. Augustinus sieht eine solche Dreifaltigkeit in allen Dingen, namentlich im menschlichen Geist, dem Ebenbilde Gottes. Unser Geist ist Gedächtniß (memoria, die in sich gesammelte Fülle des geistigen Seins, der Stoff aller Entwickelung), Erkennen und Wille; jedes dieser drei Principien ist ein anderes, keins ist ohne das andere, in jedem ist der ganze Geist. Sein, Erkennen und Lieben macht die eine Wesenheit der Seele aus. Den Ausdruck von drei Personen der Gottheit will Augustinus nur uneigentlich genommen wissen. Der Vater bezeichnet Gott als Princip und Lebensgrund seiner selbst und aller Dinge, der Sohn bezeichnet ihn als die Macht der Weisheit, der Heilige Geist als die Heiligende, alles vollendende Liebe. Halten wir das fest, dann können wir mit Augustinus sagen:

> Die Trinität ist der eine Gott, durch den und in dem alles ist. So ist der Vater, der Sohn und der Heilige Geist, und jeder von ihnen ist Gott, und alle zugleich sind der eine Gott, und jeder besitzt die ganze Wesenheit, und alle zugleich sind das eine Wesen.

Ein Nachklang von Plato als der reifsten Frucht des eigentlichen Hellenismus und zugleich ein Vorspiel von Leibniz' bester Welt und Theodicee ist die ästhetische Betrachtung der Dinge, die viele bei einem Manne überraschen wird, den sie sich als einseitigen Prediger der Erbsünde und des Verderbens der Natur vorstellen. Wie Platon lehrt Augustinus, daß Gott nach ewigen Musterbildern alles Individuelle gestaltet, und weiter gehend als Plato läßt er Gott seine Ideen in die Materie legen. Alle Dinge sind der Form theilhaftig und offenbaren

dadurch eine ewige Urform, aus der sie entsprungen sind. Alles hat Gott nach Zahl, Maß und Gewicht geordnet, damit alles die vollkommene Schönheit offenbare, die er selbst ist. Kunst und Schönheit beruht auf Zahl und Maß; in der Zeit bewegliche Zahlenverhältnisse bilden den Tanz, den Rhythmus, im Raum festgehalten die Schönheit des Körpers. Das Gute ist gleichbedeutend mit dem Schönen, die Gerechtigkeit ist die innere Schönheit, von welcher die äußere Schönheit der richtigen Verhältnisse ausgeht. Die Ordnung der Welt ist das Bild der göttlichen Schönheit, der Abglanz von der Anmuth des Schöpfers in den Geschöpfen erweckt unsere Sehnsucht nach seiner Herrlichkeit. Schönheit ist Einheit im Unterschied; sie fordert Mannichfaltigkeit in der Uebereinstimmung der Theile; zur vollständigen Schönheit der Welt gehören auch die Gegensätze, die höhern und niedern Grade in der Stufenreihe der Wesen. Ein Gemälde wird durch die schwarze Farbe nicht befleckt, wenn sie an der rechten Stelle steht; so glänzt das Gute um so heller, wenn es das Böse zum Contrast hat, und in der Ordnung wie das Böse den Dingen eingefügt ist, dient es dem Guten und gereicht zum Schmuck der Welt. Alles was thörichten Menschen böse dünkt, Feuer, Kälte, reißende Thiere, ist an seiner Stelle wichtig, dem Ganzen eingeordnet, und trägt zu seiner Zierde und zu unserm Nutzen bei, wenn wir es richtig gebrauchen; der verkehrte Gebrauch macht auch Speise und Trank schädlich, aber der rechte macht das Gift zum Heilmittel. Gott ist in den kleinsten wie in den größten Dingen derselbe erhabene Künstler.

Mit dieser ästhetischen Weltansicht steht es im Einklang, wenn Augustin im Geist auch das Lebensprincip des Leibes erkennt, oder in der Seele die ideale Wesenheit erfaßt, die den Leib gestaltet, in jedem Gliede gegenwärtig ist und den Körper zum Organ macht, durch das sie sich mit der Außenwelt vermittelt; denn nicht das Ohr hört, noch sieht das Auge, sondern die Seele sieht und hört mittels der Sinneswerkzeuge; die Seele aber, wie sie bewußtlos die Functionen des pflanzlichen und thierischen Lebens vollzieht, so ist sie dasselbe Subject, das durch das Selbstbewußtsein sich zur Geistigkeit erhebt, denkt, will und liebt. Der eigentliche Kern und Mittelpunkt der Persönlichkeit ist der Wille; ja es heißt einmal geradezu: „Der Mensch ist nichts anderes als Wille."

Das Wesen des Willens ist auch für Augustin die Freiheit*); seine Aufgabe besteht darin, daß er aus der Unentschiedenheit, aus der Möglichkeit das Böse oder Gute zu thun oder zu unterlassen, aus der Willkür sich zur wahren Freiheit emporarbeite, zur Unabhängigkeit von den vergänglichen Dingen, von Sinnlichkeit und Sünde, zur selbstthätigen Uebung der Gerechtigkeit. Mit der Freiheit ist die Gefahr des Misbrauchs oder Abfalls nothwendig verbunden; aus der verkehrten Gesinnung entspringt das Böse, die Sünde ist das Streben des verkehrten Willens. Aber wie ein durchgehendes Pferd noch vorzüglicher ist als ein unbeweglicher Stein, so ist auch die Verirrung des Wollenden höher als das Innehalten des vorgeschriebenen Wegs durch das Willenlose. Ohne die Freiheit und ohne die Möglichkeit des Bösen wäre weder Tugend noch Glückseligkeit.

Mit dieser Fülle echt philosophischer Einsichten bildet es freilich einen für uns unerfreulichen, aber historisch wohl erklärlichen Gegensatz, wenn Augustin namentlich im spätern Alter überall für die Satzungen der Staatskirche kämpft; er sieht darin eine Nothwendigkeit, um die christliche Wahrheit fest zu bewahren und das Volk für sie zu erziehen. Er wird immer theologischer, immer engherziger; außer der Kirche kein Heil, die Tugenden der Heiden sind nur glänzende Laster, und das ewige materielle Höllenfeuer ist ihnen gewiß. Was dem praktischen Weg zum Heil für das Volk genügte, sollte auch hinreichen, um die Aufgabe der Wissenschaft zu lösen. Augustinus hatte den Reiz der Sünde in der eigenen Brust und die furchtbare Macht des Bösen in der Welt, die Heilsbedürftigkeit der Seele und die göttliche Gnade erfahren, wie Paulus und Luther; gleich ihnen betonte er die Verderbniß unserer Natur und das Heil der Erlösung in Christus. Gleich ihnen ward er groß für das praktische Leben, aber gerade in diesen Fragen blieb seine wissenschaftliche Entwickelung zurück und der Dogmatismus überwuchs die Philosophie. Er sieht, wie, nachdem einmal das Böse in der Welt ist, jedes Kind in eine verdorbene Atmosphäre hineingeboren wird, schlechte Beispiele sieht, verkehrte Ansichten hört und damit vergiftet wird; er hält an der Einheit des Menschengeschlechts fest; wie die ersten Aeltern sündig und strafbar geworden, so haben sie auch ihresgleichen, sündige und strafbare Kinder erzeugt. Von hier aus aber geht er dazu fort, daß er dem gefallenen Menschen zwar noch einen Funken von Vernunft läßt, aber die Kraft zum Guten ihm abspricht; aus der Freiheit des Willens einmal der Sünde anheim-

*) Mein Ausspruch, „die Nothwendigkeit sei der Freiheit Werk", den ich in meiner „Aesthetik" als das Resultat einer längern Entwickelung hingestellt, ist von Adolf Zeising in der Recension des genannten Buchs (Nr. 6 d. Bl.) bekämpft worden. Er sollte den Unterschied zwischen meiner und der Hegel'schen Philosophie scharf bezeichnen. Bei Hegel sind die allgemeinen Denkbestimmungen, ist die logische Nothwendigkeit das Erste, und die Individualität und Subjectivität nur ein Product und Moment ihres Processes; ich setze das Princip und das Ursprüngliche als die Individualität und Subjectivität, deren Werk die Gedanken sind; nicht das Gesetz macht den Willen, sondern der Wille das Gesetz. Selbstbestimmung ist wirklich nur da vorhanden, wo das Selbst das Erste ist, zwischen verschiedenen Möglichkeiten die Wahl hat, und ohne Zwang von außen, ohne eine ihm auferlegte Nothwendigkeit sich entschließt; das vom Willen einmal Vollbrachte ist nun da, ist nun nicht ungeschehen zu machen, besteht nun nothwendig. Die göttliche Vernunft, der göttliche Wille producirt die natürliche und sittliche Weltordnung, sie ist nicht ein vor ihm Seiendes, auch ohne ihn Nothwendiges, sondern das Werk seiner Freiheit, aber nicht einer grundlosen Willkür, sondern der Selbstbestimmung des Absoluten, das sich nicht selbst bestimmen, sondern sich selbst zerstören und verkehren müßte, wenn es ein Princip der Unordnung und Gesetzlosigkeit schaffen würde. Darauf kommt es an, daß man das Selbst als das Erste und das Princip faßt, und dann sind die Gesetze der Natur und des Denkens das Resultat seiner Selbstbestimmung und Entfaltung, die Ordnung ist das selbstgesetzte Maß der Kraft, oder „die Nothwendigkeit ist der Freiheit Werk".

gegeben, soll er nun in die Knechtschaft derselben gerathen sein, sodaß er die Fähigkeit des Guten verloren habe. So sind alle der Verdammniß verfallen, aber Gott erwählt von ihnen aus Gnade eine bestimmte Anzahl zum Heil, und diese beseligt er ohne ihr Verdienst, während er die andern dem Verderben überläßt. So hebt Augustinus die Freiheit des Willens auf, die er früher gelehrt hatte, und die Erlösung wird durch die Liebe Gottes keineswegs allen angeboten, sondern nur einigen geschenkt. Einen Grund hierfür weiß Augustinus nicht, er flüchtet in das asylum ignorantiae, einen verborgenen Rathschluß Gottes. Nicht diejenigen werden gerettet, die dem Rufe Gottes, dem Zug der Gnade folgen, sondern die Gnade kommt dem Willen zuvor, und verleiht dem die Kraft sie zu ergreifen, welchen sie erwählt; die andern bleiben ihrer untheilhaftig der Hölle überlassen, damit auch Gottes strafende Gerechtigkeit zu Tage kommt. In Wahrheit aber wirkt der allgegenwärtige Gott in allen; auch im sündigen Menschen bleibt das Gewissen und die Möglichkeit des Guten, obwol er durch sein Beharren im Bösen und durch gehäufte Schuld unter die Knechtschaft des Lasters gerathen kann: ohne die göttliche Liebe würde er nicht zum Heile kommen, aber die Gnade bietet sich allen und läßt sich von den Menschen erwählen, und Gott beseligt den, der sie ergreift.

Der Gegensatz der zum Heil Erwählten und der dem Verderben Ueberlassenen führt den Kirchenvater zu seiner Philosophie der Geschichte. Er sagt, daß Gott die Entwickelung der Weltalter wie einen erhabenen Gesang gleichsam durch Antithesen geschmückt und die Schönheit der Welt durch Gegenüberstellung widerstreitender Dinge erhöht habe; aber es kommt zu keiner Auflösung der Dissonanz, das Negative steht und bleibt neben dem Positiven, statt daß es das Positive zum Entwickelungsproceß brächte, dessen Energie hervorriefe und endlich von ihm überwunden würde. Augustin kennt nur die Stadt Gottes oder des Himmels, und die Stadt der Welt oder des Teufels; die Bürger der einen sind Gefäße der Barmherzigkeit, die der andern des Zorns. Abel und Kain bezeichnen beide. Die Stadt der Welt findet im babylonischen, assyrischen, römischen Reich ihre Größe; die Stadt Gottes ist mit Abraham heller hervorgetreten, ihr Centrum ist Christus. Sie wird sich im Himmel vollenden, die andere in der Hölle. Die Wiederbringung aller Dinge hat er nicht gelehrt, da bleibt bei ihm ein unüberwundener Rest des manichäischen Dualismus.

Gerade hier wird Augustinus durch die Schriften ergänzt, welche im 5. oder 6. Jahrhundert verfaßt und mit dem Namen des von Paulus bekehrten Dionysius, des Areopagiten, bezeichnet worden sind. In neuplatonischer Weise reden sie von der über allen Verstand und Geist erhabenen Heimlichkeit Gottes und verlangen, daß der Mensch sich zu ihr in einer mystischen Einigung des ganzen Gemüths erheben soll. Wir erkennen Gott als die Ordnung alles Seienden, die sein Abbild trägt, als die Ursache von allem, indem wir uns über alles erheben. Er hält alle Principien des Seienden in sich, wie die Einheit alle Zahlen, das Centrum alle Radien; er ist die Sonne, die Welt der Lichtkreis, der ihm entstrahlt. Als die Ursache von allem ist er alles und erkennt alles in sich, von seinem Grunde, von innen heraus. Die Weltidee, die zu seinem Wesen gehört, läßt er in Gegensätzen hervortreten, bleibt aber über allem Unterschied als wandellos eine Gottheit stehen, unbewegt im ewigen Bewegtsein immer er selbst. Er ist die Liebe, die alles wirkt und nicht will, daß etwas verloren werde, sondern jegliches erhält und auch das, was sich verirrt, wieder auf den rechten Weg ruft, das Gefallene wieder aufrichtet und erlöst. Er ist der Gute, der sein Heil für alle will. In Christus ist sein Licht aufgegangen, das alles erleuchtet. Christus führt alles zum Sein und will, daß alles ihm ähnlich werde und mit ihm Gemeinschaft habe. In ihm geht Gott denen liebend nach, die sich von ihm entfernen. Gott weiß nicht blos das Böse zum Guten zu wenden, auch die Bösen zu bekehren, durch Erleuchtung, durch Erweise der Liebe; nicht wider ihren Willen, sondern mit ihrem Willen soll am Ende jede freie Creatur zur Gemeinschaft mit Gott, zur Seligkeit kommen.

Werden angesichts dieser Aussprüche der Kirchenväter ultramontane Zeloten oder lutherische Zionswächter noch ein Recht haben, die „Religiösen Reden“ eines deutschen Philosophen oder die „Predigten aus der Gegenwart“ von Schwarz unchristlich zu nennen? Bücher wie die von Huber und Ritter sind darum so schätzbar, weil sie den einen beweisen, daß weit mehr Vernunft, den andern, daß weit mehr Freiheit in den ursprünglichen Lehrern des Christenthums waltet als man gewöhnlich meint, und daß jene Väter der Kirche, wenn sie heute lebten, mit Dank und Freude die Fortschritte der Wissenschaft anerkennen und dieselben mit Christi Wort und Werk in Verbindung setzen, eine neue Religionsphilosophie begründen würden.

Moritz Carriere.

Ein neuer Roman von George Eliot.

Das allgemeine Interesse, welches George Eliot's (Mary Anne Evans) erster größerer Roman „Adam Bede“ erregte, hat kaum Zeit gehabt sich etwas abzuschwächen, und schon erscheint die Verfasserin von neuem vor uns mit einem dreibändigen Roman: „Die Mühle am Floß“ („The mill on the floss“). Wir wollen gleich bemerken, daß das Buch nicht so spannend ist wie „Adam Bede“, aber doch zeigt, daß die Kraft des Autors unverringert ist. Wie sie in „Adam Bede“ die fürchterlichen Folgen schildert, welche entstehen, wenn die Gefühle die Oberherschaft über die Grundsätze gewinnen, so beschreibt sie in der „Mühle am Floß“ den Triumph der Grundsätze über die Gefühle. Sie hat sich offenbar nicht wiederholen wollen. Dies sieht man auch aus dem Umstande, daß, obwol die Geschichte wieder in denselben Kreisen spielt, nämlich unter den englischen Landleuten der vorigen Generation, doch die Charaktere ganz von denen verschieden sind, welche wir in „Adam Bede“ antrafen. Die meisten Personen in dem letztern Roman mußte man wohl oder übel gern haben. Wir sahen in den Schwächsten etwas zu bewundern, in den Schlechtesten etwas zu lieben; das Buch versöhnte uns einigermaßen mit der menschlichen Natur und zeigte, daß die Unterschiede zwischen Mensch und Mensch nicht so ungeheuer sind wie man gewöhnlich annimmt; wie schlimm die Leute auch oft erscheinen mögen, sie haben doch alle wenigstens einige gute Seiten, sie sind selten so schlecht wie man gewöhnlich glaubt, und es ist

deshalb durchaus nicht angebracht, sich gegenseitig allzu sehr übereinander zu erheben oder lustig zu machen. Es war verhältnißmäßig leicht, uns für das Thun und Denken der Leute zu interessiren, gegen welche wir so freundliche Gefühle zu hegen uns genöthigt sahen. Im Gegensatz dazu sind nun die meisten Charaktere in der „Mühle am Floß" höchst unangenehme Individuen, prosaisch, selbstsüchtig, widerlich; wir finden nichts als Stolz, Hochmuth, Heuchelei, Neid, Haß, Bosheit; alle zanken sich untereinander und klatschen über ihre Nachbarn in einer Weise, wie sie in keinem deutschen Kleinstädtchen übertroffen werden kann. Es sind das eben keine Materialien, woraus sich viel Gutes erwarten ließe; wir sehen die harte Wirklichkeit des Lebens vor uns, woraus niemand als ein Genie einen ausgezeichneten Roman zu Stande bringen könnte; George Eliot aber zeigt, daß sie durch die bloße Kraft der Wahrheit unsere Aufmerksamkeit fesseln und unsern Beifall sich erringen kann.

Wie in ihren frühern Romanen, so ist auch in der „Mühle am Floß" die Intrigue der Charakterschilderung untergeordnet. Besonders ausgezeichnet ist die Art und Weise, in welcher die Charaktere sich selbst darstellen. Einen guten Dialog zu liefern, ist weit schwerer als blos zu beschreiben, und die Hauptpersonen des ersten Bandes, die drei Schwestern Dodson, treten besonders durch ihre Conversation in so helles Licht, daß selbst der ganz phantasielose Leser sie leibhaftig vor sich sehen muß. Diese Dodsons haben einen unerschütterlichen Glauben an die angeborene Ueberlegenheit aller Dodsons. Sie haben von jeher ihre Köpfe hoch getragen und auch war niemand überrascht, daß die beiden ältesten so gute Partien machten; freilich nicht als sie noch jung waren; denn das war nicht die Gewohnheit der Familie Dodson. In dieser Familie gab es eigenthümliche Arten, alles zu thun. Sie hatten eine eigene Art die Leinwand zu bleichen, den Schlüsselblumenwein zu machen, Schweinefleisch einzupökeln und Stachelbeeren einzumachen; und keine Tochter dieses Hauses war gleichgültig gegen das Vorrecht, eine Dodson, und nicht etwa eine Gibson oder Watson zu sein. Die Leichenbegängnisse wurden in der Familie Dodson immer mit einem besondern Anstande gehalten; ihr Krepp am Hute hatte nie eine bläuliche Schattirung, die Handschuhe waren nie am Daumen gespalten; wer zu trauern hatte, der trauerte, und jeder Sargträger hatte seine Schärpe. War ein Familienglied krank oder in Noth, so gingen alle übrigen gewöhnlich zu derselben Zeit zu ihm hin und sagten ihm die unangenehmsten Wahrheiten, welche ihnen ihr richtiges Familiengefühl eingab; besonders schrak die Familie Dodson nie davor zurück, wenn die Noth oder Krankheit eigene Schuld des Betreffenden war, ihm den Text zu lesen. Kurz es gab in dieser Familie eine besondere Tradition, was im Haushalt und im Betragen in der Gesellschaft das Richtige sei, und dies Gefühl von Ueberlegenheit wurde nur durch den Umstand verbittert, daß die Dodsons nicht im Stande waren, die Küche und die Aufführung der Familien zu billigen, welche sich nicht von den Dodson-Traditionen leiten ließen. War eine von den Fräulein Dodson in einem fremden Hause, so nahm sie immer trockenes Brot zu ihrem Thee und niemals Eingemachtes, da sie kein Zutrauen zu der Butter hatte und glaubte, daß das Eingemachte bereits in Gärung übergegangen sein müsse, weil es keinenfalls gehörig gezuckert und gekocht sein könne. Es gab allerdings unter den Dodsons einige, welche der Familie nicht so ähnlich waren als andere; aber insofern sie zu der Verwandtschaft gehörten, waren sie doch nothwendigerweise besser als diejenigen, welche nicht dazu gehörten. Und während kein einzelner Dodson mit keinem andern einzelnen Dodson zufrieden sein konnte, so war doch jeder nicht nur mit sich selbst, sondern auch mit den Dodsons im großen und ganzen einverstanden.

Solche Charaktere zeichnet George Eliot, wie sie sich im wirklichen Leben finden, in aller ihrer innerlichen Kleinheit: wie sie am Theetisch miteinander zanken, in der Kirche neidisch aufeinander blicken; im geheimen Ränke spinnen, um die andern durch außerordentlichen Schmuck zu ärgern; jedes Wort und jede Handlung auf das übelste auslegen; immer mit ungebetenem Rath bei der Hand sind und Unglück prophezeien, kurz ihr schmuziges Leben gemeiner Anständigkeit mit vollkommener Zufriedenheit hinbringen. Mit einer Selbstverleugnung, welche man bewundern muß, hat die Verfasserin sich die Aufgabe gesetzt, ohne Uebertreibung, ohne Milderung, sondern mit völliger Genauigkeit das Leben zu schildern, welches Tausende und Abertausende von Engländern führen: ein Leben, das äußerlich sehr anständig ist, innerlich aber äußerst unwürdig, so gemein in der That, daß man die Tugenden, welche es ausschmücken, kaum von Lastern unterscheiden kann.

Es ist schwer, Auszüge aus diesem Roman zu liefern, schwer zu finden, wo man damit anfangen und aufhören soll; denn es gibt keine langweilige Seite in den drei Bänden, und obwol besonders in der ersten Hälfte fast nichts vorkommt, was besonders aufregend wäre, und die ganze Intrigue sich auf einer Seite zusammenfassen ließe, so wird der Leser doch unwiderstehlich von dem Autor mit fortgezogen. Wir fügen eine Schilderung des Landstädtchens hinzu, in welchem eine von den Dodsons, die mit dem Herrn Glegg verheirathet ist, lebt, wie es am Ende der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts darin aussah.

„Die Ziegelhäuser sahen damals alle mürbe aus; es gab keinen unpassenden neumodischen Schmuck, keine großen Scheiben in den Fenstern, keinen Stuckanwurf an den Häusern, noch andere irrige Versuche, der Stadt einen Anblick zu geben, als ob sie erst gestern gebaut sei. Die Ladenfenster waren klein und anspruchslos; denn die Töchter und Frauen der Landleute, welche herbeikamen, um an Markttagen ihre Einkäufe zu machen, hätten sich doch nicht von ihren regelmäßigen, ihnen wohlbekannten Läden abwendig machen lassen; und die Kaufleute hatten keine Waaren für Kunden, welche sie einmal und nicht wieder sehen würden. Krieg und Kriegsgerüchte waren aus den Gemüthern der Menschen ganz verschwunden, und wenn die Landleute in ihren groben Röcken jemals daran dachten, so war es eben ein Zustand der Dinge, welcher einer vergangenen Zeit angehörte, wo die Preise theuer waren. Die Zeit war vorüber, wo unwillkommene Schiffe den breiten Fluß hinauffahren konnten; Rußland war nur der Ort, woher der Leinsamen kam, je mehr je besser, Korn für die großen Mühlsteine mit ihren sensenartigen Armen, welche lärmten und mahlten und sorgfältig fegten, als ob eine wissende Seele in ihnen wäre. Die Katholiken, schlechte Ernten und die geheimnißvollen Schwankungen im Handel waren die drei Uebel, welche die Menschheit zu fürchten hatte; auch Ueberschwemmungen waren neuerdings nur unbedeutend gewesen.... Die Gegenwart war wie eine weite Ebene, worin die Menschen ihren Glauben an Vulkane und Erdbeben verlieren; glauben daß morgen sein wird wie gestern war, und daß die Riesenkräfte, welche die Erde zu erschüttern pflegten, für immer zur Ruhe gelegt seien. Die Tage waren dahin, wo die Leute durch Religion in Bewegung gesetzt werden konnten; die Katholiken waren furchtbar, weil sie die Regierung und das Eigenthum an sich reißen und Leute lebendig verbrennen wollten, nicht weil ein ehrliches Pfarrkind an den Papst hätte glauben können. Eine alte Person erinnerte sich daran, wie eine rohe Menge beherrscht wurde, als John Wesley auf dem Viehmarkt predigte; aber für eine lange Zeit hatte man es gar nicht von Predigern erwartet, daß sie die Seelen der Menschen erschüttern sollten. Solcher Eifer paßte nicht für nüchterne Zeiten, wo die Menschen mit Veränderungen fertig geworden waren. Der Protestantismus saß behaglich da, unbekümmert um Spaltungen und Proselytenmacherei; der Dissent war ein Erbstück, welches mit einem guten Kirchenstuhl und Kundschaft einherging; und die Hochkirche wunderte sich verächtlich über den Dissent, als eine alberne Gewohnheit, die an Familien haftete, welche Krämer und Talglichtfabrikanten waren, obwol auch nicht mit gewinnreichem Engroshandel unverträglich. Mit der katholischen Frage war indessen ein leichter Wind des Streites gekommen, um die Ruhe zu unterbrechen; der ältliche Rector war gelegentlich historisch und argumentativ geworden, und Herr Spray, der Geistliche der Independenten, hatte angefangen, politische Predigten zu halten,

worin er mit viel Feinheit zwischen seinem eifrigen Glauben an die Wahlberechtigung der Katholiken und seinem ebenso eifrigen Glauben an ihr ewiges Verderben unterschied. Aber die meisten von Herrn Spray's Zuhörern waren nicht im Stande seine Feinheiten zu verstehen, und viele altmodische Dissenters fühlten sich verletzt, daß er auf die Seite der Katholiken trat, während andere glaubten, es wäre besser, wenn er sich gar nicht mit Politik beschäftigte. Von Politik hielt man in der Stadt äußerst wenig, und Menschen, welche sich mit politischen Fragen beschäftigten, wurden argwöhnisch als verdächtige Charaktere angesehen; es waren gewöhnlich Leute, welche wenig oder gar keine Geschäfte machten, oder wenn doch, wahrscheinlich bald Bankrott machen mußten."

Paßt diese Schilderung nicht auf Hunderte von kleinen deutschen Landstädten? Aber wir dürfen unser Citat noch nicht unterbrechen. Es heißt weiter: „Es war eine Zeit, wo die Unwissenheit weit bequemer war, als sie es jetzt ist, und in sehr guter Gesellschaft mit allen Ehren aufgenommen wurde, ohne genöthigt zu sein, sich in ein ausgearbeitetes Costüm von Kenntnissen zu werfen; eine Zeit, wo es keine billigen Journale gab, und wo Dorfärzte niemals daran dachten, ihre Patientinnen zu fragen, ob sie gern Bücher läsen, sondern es geradezu für ausgemacht annahmen, daß sie Klatsch vorzogen; eine Zeit, wo Damen in schönen seidenen Kleidern große Taschen hatten, worin sie einen Hammelknochen trugen, um sie gegen Krämpfe zu schützen. Frau Glegg trug einen solchen Knochen, den sie von ihrer Mutter geerbt hatte, mit einem Brocatkleide, das, wenn niemand darin war, aufrecht stand wie eine Rüstung, und einem Spazierstock mit einem silbernen Knopf; denn die Familie Dodson war viele Generationen hindurch respectabel gewesen. Frau Glegg hatte im Parterre ihres Hauses ein Vorder- und ein Hinterzimmer, sodaß sie zwei Gesichtspunkte besaß, von welchen aus sie die Schwächen ihrer Mitmenschen beobachten konnte und ihre Dankbarkeit für ihre eigene ausnahmsweise Seelenstärke zu erhöhen vermochte. Aus ihren Vorderfenstern konnte sie auf die große Straße sehen, welche aus der Stadt herausführte, und die wachsende Neigung in den Frauen der nicht vom Geschäft zurückgetretenen Männer, «herumzulümmeln», beobachten; auch die Gewohnheit, gewobene baumwollene Strümpfe zu tragen, was traurige Aussichten für die kommenden Geschlechter eröffnete. Aus ihren Hinterfenstern konnte sie den hübschen Garten und Baumhof hinabsehen und die Narrheit des Herrn Glegg beobachten, welcher seine Zeit unter «denen Blumen und Pflanzen» zubrachte. Denn Herr Glegg, der sich aus dem Wollgeschäfte zurückgezogen, um den Rest seines Lebens zu genießen, hatte diese letztere Beschäftigung so viel schwerer als sein Geschäft gefunden, daß er, um sich zu zerstreuen, harte Dilettantenarbeit that und sich dadurch erholte, daß er die Arbeit von zwei gewöhnlichen Gärtnern verrichtete. Daß er dadurch den Gärtnerlohn ersparte, hätte Frau Glegg vielleicht dazu bewegen können, ein Auge über diese Narrheit zuzudrücken, wenn es für ein gesundes weibliches Gemüth möglich wäre, eine Achtung für die Liebhaberei des Mannes nur vorzugeben. Aber es ist wohlbekannt, daß diese eheliche Nachsicht nur dem schwächern Theile des Geschlechts zukommt, der kaum die Verantwortlichkeit der Gattin versteht, welche doch da ist, um den Freuden ihres Gatten einen Zügel anzulegen, da dieselben fast niemals vernünftig oder empfehlenswerth sind."

Ebenso anziehend ist die Schilderung des Lebens, welches Herr Glegg, der auf seinen Lorbern ruhende Wollhändler führt: „Er hatte zwei Quellen geistiger Beschäftigung, welche unerschöpflich zu sein versprachen. Auf der einen Seite wurde er durch seine Entdeckungen in der Naturgeschichte überrascht, indem er fand, daß sein Gartenland wunderbare Raupen, Schnecken und Insekten enthielt, welche, soviel er wußte, noch nie vorher die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen; und er bemerkte ein eigenthümliches Zusammentreffen zwischen diesen zoologischen Erscheinungen und den großen Ereignissen der Zeit: so z. B., daß vor dem Brande des Münsters in York geheimnißvolle Schlangenspuren auf den Blättern der Rosenstöcke gewesen waren, sowie außerdem eine ungewöhnliche Menge von Schnecken sich gezeigt hatten, was ihm viel Kopfzerbrechen gekostet hatte, bis es ihm wie ein Blitz durch den Kopf ging, daß es mit diesem traurigen Brande zusammenhing. Herr Glegg hatte einen ungewöhnlichen Vorrath geistiger Thätigkeit, welche, da er sich vom Wollhandel zurückgezogen, natürlich in andern Richtungen sich Bahn brach. Und der zweite Gegenstand seines Nachdenkens war die «Conträrität» des weiblichen Gemüths, wie es sich in Frau Glegg darstellte. Daß ein Wesen, welches in genealogischer Beziehung aus der Rippe des Mannes gemacht war, und in diesem besondern Falle höchst anständig leben konnte, ohne sich irgendwelche Mühe geben zu brauchen, regelmäßig gegen die liebenswürdigsten Vorschläge und die freundlichsten Zugeständnisse sich in Opposition befand, war ein Geheimniß im Weltenplan, wofür er oft vergeblich in den ersten Kapiteln der Genesis nach Aufklärung gesucht hatte. Da er aber auf nichts so sehr bedacht war, wie das Geld womöglich nicht aus der Tasche herauszulassen, und seine Frau in dieser Fundamentalidee ganz mit ihm übereinstimmte, so überredete er sich leicht, daß keine andere Frau so gut für ihn gepaßt hätte, wie die älteste Fräulein Dodson, und nahm etwas tägliches Streiten und Zanken ruhig an, ohne daß es ihn von ihr entfrembete. Da er ein nachdenkender Mann war und nichts mehr mit Wolle zu thun hatte, so dachte er oft mit Kopfschütteln über die eigenthümliche Verfassung des weiblichen Gemüths nach, wie es sich ihm in seinem häuslichen Leben darstellte; und doch sah er den Haushalt der Frau Glegg als ein Muster für ihr ganzes Geschlecht an; er hielt es für bedauernswerthe Unregelmäßigkeit bei andern Frauen, wenn sie nicht ihre Servietten ebenso genau und eng aufrollten, wie Frau Glegg es that; wenn ihre Pasteten nicht so leberartig waren, wie die seiner Gattin, und ihr Käse nicht dieselbe ehrwürdige Härte besaß, wie der ihrige; ja selbst die eigenthümliche Verbindung eines krämer- und apothekerartigen Geruchs im Speiseschranke der Frau Glegg schien ihm der einzig richtige Speiseschranksgeruch zu sein. Gewiß würde er sich wieder nach den Zänkereien gesehnt haben, wenn sie eine ganze Woche lang aufgehört hätten, und eine nachgiebige ruhige Frau würde seine Meditationen verhältnißmäßig nüchtern und geheimnißlos gelassen haben."

Wir wollen dies schon zu lange Citat damit schließen, was Frau Glegg über ihren Mann dachte: „Herr Glegg war, wie alle Männer seiner Art, außerordentlich schweigsam über sein Testament; und Frau Glegg hatte in ihren düsterern Augenblicken Ahnungen, daß er, wie andere Ehemänner von denen sie gehört hatte, den gemeinen Plan hegen möchte, ihr nur wenig zu vermachen und das Meiste seiner eigenen Verwandtschaft zu hinterlassen. In diesem Falle war sie fest entschlossen, kaum eine Trauerschleife an ihrem Hute zu haben und nicht mehr zu weinen, als wenn er ihr zweiter Mann gewesen wäre. Wenn er sie übrigens gut im Testament bedacht hätte, so würde es rührend sein an ihn zu denken, den armen Mann, wenn er todt wäre; und selbst sein närrisches Aufhebens über Pflanzen und Blumen und Schnecken würde rührend sein, wenn es einmal wirklich damit zu Ende wäre. Herrn Glegg zu überleben und lobend von ihm zu sprechen, als von einem Manne, der seine Schwächen gehabt haben möchte, aber doch recht gegen sie gehandelt hätte, trotzdem daß er so viel arme Verwandten gehabt; häufiger Zinsen einzukassiren und das Geld in Ecken und Winkeln zu verstecken, sodaß selbst die schlauesten Diebe es nicht finden könnten; endlich bei ihrer eigenen Familie und der ganzen Nachbarschaft als eine substantielle Witwe in hoher Achtung zu stehen — das war eine herrliche Aussicht für sie."

Wenn der Roman nur ein solches Leben Erwachsener beschriebe, so würden wir durchweg nur einen abstoßenden Eindruck davon bekommen. So hat denn die Verfasserin, um dies zu verhüten, zwei Kinder zu den Helden ihres Buchs gemacht, um welche sich die größern Thiere umhergruppiren. Das Leben der Kinder ist im wesentlichen ein animalisches Leben, und was bei Erwachsenen

abstoßend, ist bei Kindern amusant. Man kann von Mädchen und Knaben nicht gut erwarten, daß sie sich für unsichtbare Dinge interessiren, daß die Poesie, das Gefühl, die Religion in ihrem Leben eine Rolle spielen sollen. Man drückt ein Auge zu, wenn sie in Kuchen und Süßigkeiten unersättlich sind; man lacht, wenn sie sich prügeln; Neid, Grausamkeit, Leckerei, welche bei Erwachsenen unausstehlich sind, erscheinen grotesk in Kindern. Die Beschreibung des Kinderlebens ist in diesem Romane ganz einzig; es ist noch nie so ganz in seiner prosaischen Wirklichkeit dargestellt worden, wie in der „Mühle am Floß". Die Zeit, wo der „gute Fridolin" und der „böse Dietrich" uns das Kinderleben schilderte, ist allerdings lange vorüber; aber auch in allen spätern bessern Beschreibungen finden wir eine poetische Färbung über diese Lebenszeit ausgegossen, welche uns natürlich ist, wenn wir darauf zurückblicken, aber dem Kinderleben selbst gar nicht zukommt.*) George Eliot stellt hier, wie überall, die Wirklichkeit dar und schildert sie mit der frappantesten Treue. Wir können uns nicht versagen, noch ein Citat zu geben, welches unser Urtheil rechtfertigen wird, und wählen dazu eine Scene zwischen den beiden kleinen Helden des Romans, Tom und Maggie, den Kindern des Müllers, welchem die „Mühle am Floß" gehört, und seiner Frau Bessie, geborene Dodson. Tom und Maggie haben eben drei Himbeertorten bekommen, und nachdem jedes eine gegessen hat, zerschneidet Tom die dritte; aber die Theile sind ungleich und Tom kann sich nicht entschließen, die größere selbst zu nehmen, noch sie aus freien Stücken seiner Schwester zu überlassen. Endlich sagt er:

„Maggie, mach' deine Augen zu." — „Weshalb?" — „Das kann dir einerlei sein. Ich sage dir, mach' sie zu." Maggie gehorchte. „Nun, Maggie, welches willst du haben, rechts oder links?" — „Ich will das haben, wo der Himbeersaft herausgeflossen ist", sagte Maggie mit geschlossenen Augen, um Tom zu gefallen. — „Ei du albernes Ding, du kannst es haben, wenn das Los für dich entscheidet, aber nicht ohne das. Rechts oder links, wähle jetzt. Ha—a—a!" sagte Tom in grimmigem Tone, als Maggie durch ihre Finger sah. „Willst du deine Augen zuhalten oder du kriegst gar nichts." Maggie's Opferfähigkeit ging nicht ganz so weit; in der That fürchte ich, es lag ihr weniger daran, daß Tom das größte Stück haben sollte, als daß er mit ihr zufrieden sein möchte, weil sie ihm gern das Beste geben wollte. So machte sie denn ihre Augen ganz fest zu, bis Tom ihr sagte: „jetzt", und dann sagte sie „links". — „Du hast es", sagte Tom in einem bittern Tone. — „Wie! Das Stück, woraus der Himbeersaft ausgeflossen ist?" — „Nein; da, nimm es!" sagte Tom fest, indem er wirklich das beste Stück an Maggie gab. — „O bitte, Tom, nimm du es; mir liegt nichts daran; ich will gern das andere haben; bitte nimm dies." — „Nein, ich will nicht", sagte Tom, fast böse, indem er mit seinem kleinern Stücke anfing. Maggie glaubte, es nütze nichts den Streit weiter fortzusetzen und fing an, ihre Hälfte mit großer Freude und Schnelligkeit aufzuessen. Aber Tom war doch zuerst fertig geworden und mußte es mit ansehen, wie Maggie noch ein oder zwei Bissen aß, während er noch Appetit nach mehr hatte. Maggie wußte nicht, daß Tom sie ansah; sie blickte nach einem Holunderbaum hin, verloren in einem unbestimmten Gefühl von Himbeersaft und Nichtsthun. „O du gieriges Ding!" sagte Tom, als sie den letzten Bissen aufgegessen hatte. Er war sich bewußt, recht gehandelt zu haben und glaubte, sie hätte in Anbetracht dessen ihm einen Ersatz geben sollen. Vorher würde er ein Stück von ihrer Torte zurückgewiesen haben; aber man befindet sich natürlicherweise auf einem ganz verschiedenen Standpunkt, wenn man seine Torte bereits aufgegessen oder wenn man noch etwas davon hat. Maggie wurde ganz blaß. „O Tom, warum batest du mich nicht darum?" — „Ich wollte dich nicht um ein Stück bitten, du gieriges Ding! du hättest auch ohne das daran denken können, da du doch wußtest, daß ich dir das beste Stück gab." — „Aber ich wollte, daß du es haben solltest — du weißt, ich wollte es" sagte Maggie in gekränktem Tone. — „Ja aber ich wollte nichts thun was nicht recht war, wenn ich Halbpart mache, so soll es auch recht sein; aber ich wäre doch nicht so gierig gewesen."

Und damit macht sich Tom aus dem Staube und läßt Maggie in dem bittern Elend zurück, „welches den Menschen unterscheidet und ihn in eine weite Distanz von dem düstersten Schimpanse rückt". Sie hätte alles in der Welt darum gegeben, nicht ihr ganzes Stück aufgegessen und etwas davon für Tom aufbewahrt zu haben; freilich war sie sehr empfänglich für Torte, aber sie würde lieber gar keine gehabt haben, als daß Tom sie gierig nannte und böse mit ihr war.

Maggie ist die eigentliche Heldin des Romans, die einzige, welche ein Herz hat und nach Liebe und Freundschaft sich sehnt. Niemand von ihrer Umgebung versteht dies und sie kommt daher fortwährend in die unangenehmsten Lagen, wird beständig gescholten und ist schon mit neun Jahren einmal so in Verzweiflung, daß ihr Leben ihr unerträglich vorkommt und sie von Hause fortläuft zu den Zigeunern, deren Königin sie werden will. Als sie älter geworden ist, verliebt sich ein armer Buckeliger in sie, und sie erwidert auch seine Neigung. Unglücklicherweise ist diese Liebe ebenso verbrecherisch wie die zwischen Romeo und Julia, denn der Vater des Buckeligen ist ein Advocat, welcher den Vater Maggie's, den Müller, ruinirt und gegen welchen der letztere einen Fluch in seiner Familienbibel niedergeschrieben hat. So erfolgt denn in Maggie ein Kampf zwischen der Pflicht und Liebe, der Pflicht gegen ihren kranken Vater, der den Tod davon haben könnte, wenn er von dem Verhältniß zwischen seiner Tochter und dem Sohne seines Feindes hörte, und dem Wunsche, sich und ihren Geliebten glücklich zu machen. Die Pflicht gewinnt die Oberhand und Maggie findet einigen Trost in einer mystischen Frömmigkeit, welche ihr lehrt, daß Selbstverleugnung die größte Tugend ist. Später kommt ein neuer Zwischenfall; ein anderer verliebt sich in Maggie, der besser für sie zu passen scheint als der Buckelige, und auch ihr Herz fast gewinnt. Unglücklicherweise ist aber dieser mit ihrer Cousine so gut wie verlobt, und zu gleicher Zeit kommt der Buckelige zurück, dem sie wieder Treue schwört. Plötzlich aber entführt der neue Liebhaber Maggie und man glaubt, daß der Roman nach dem Princip „Ende gut alles gut" mit einer Heirath enden werde; so ist es aber nicht. Maggie kehrt zurück, um nicht den Buckeligen aufzugeben und ihrer Cousine nicht ihren Verlobten zu rauben. Obwol Maggie sich nichts vorzuwerfen hat, ist doch natürlich ihr guter Ruf dahin. Wenn sie als verheirathete Frau zurückgekommen wäre, so würde die Welt ein Auge zugedrückt haben; aber unverheirathet und unschuldig wiederzukommen, das ist etwas zu arg und kann die Dodsonfamilie dies nicht hingehen lassen. Man zerbricht sich noch den Kopf darüber, was aus Maggie werden soll, als eine große Ueberschwemmung als Deus ex machina kommt und Maggie mit ihrem Bruder Tom ertrinkt. So rechtfertigt sich das Motto des Romans: „In ihrem Tode waren sie nicht getrennt."

Der Stil der Verfasserin verdient besonderes Lob; sie verschmäht die vielen Kniffe, welche Thackeray und seine Nachbeter beständig gebrauchen, um eine scheinbar lebhafte und interessante Erzählung herzustellen. Ueberhaupt ist das ganze Buch so geschrieben, daß, wenn man nicht auf anderm Wege vollkommen sicher über die weibliche Autorschaft wäre, die Lectüre dieses Romans ebenso wenig wie die des vorhergehenden uns darauf hinleiten würde. Ein Kritiker könnte darüber leicht zwanzig verschiedene Besprechungen bringen und in jeder etwas Neues und Richtiges sagen. Auch haben wir in den vorliegenden Zeilen durchaus nicht die Absicht gehabt, eine erschöpfende Kritik der „Mühle am Floß" zu geben, sondern nur die Aufmerksamkeit unserer Leser darauf hinzuleiten: eine angenehme Pflicht bei einem Buche, welches eine solche Fülle des Genußreichen darbietet wie dieser neueste Roman von George Eliot. 43.

*) Wir unsererseits glauben, daß diese Ansicht nicht die richtige oder doch sehr zu beschränken ist. D. Red.

Zwei deutsche Männer.

Wir stellen in Folgendem die biographischen Schriften über zwei deutsche Männer zusammen, von denen der ältere, der lübecker Syndikus Curtius, zwar 16 Jahre früher geboren war als der andere, aber nur ein Jahr früher starb, die daher als Zeitgenossen nebeneinander wirkten, wenn auch an verschiedenen Orten und in zum Theil verschiedenen, zum Theil auch gleichartigen Sphären (z. B. im Schulwesen), die wesentlich von denselben Bildungselementen befruchtet und auch darin verwandt waren, daß sie sich, obschon vorzugsweise in praktischer Richtung thätig, zugleich durch eine besondere Liebe zu den Künsten und durch ihren Patriotismus auszeichneten. Wir gönnen dem Jüngern von beiden als dem uns im ganzen hier Näherstehenden den Vortritt.

1. Karl Wilhelm Kortüm. Ein Lebensbild. Den Freunden und Verehrern. Berlin, G. Reimer. 1860. 8. 10 Ngr.

Der in dieser Schrift in seinem Leben und Wirken Geschilderte ist der am 20. Juni 1858 zu Berlin verstorbene Wirkliche geheime Oberregierungsrath Dr. Kortüm, dessen Name, wie es in der Vorbemerkung heißt, zu denjenigen gehört, „deren man sich vorzugsweise mit Antheil und Freude erinnert, wenn von der wichtigsten Angelegenheit im Staatsleben, von Erziehung und Bildung der Jugend, die Rede war". Er habe „in den bedeutendsten Verhältnissen, im Verein mit den vorzüglichsten Männern seiner Zeit gelebt und gewirkt", und das Andenken an seine Thätigkeit werde nicht wieder erlöschen. Vor allem aber könne „die Klarheit seines Geistes, die Güte des Herzens, der Adel der Gesinnung, die schöne Harmonie classischer Bildung mit christlicher Frömmigkeit, welche in allen seinen Thaten und Worten unausgesetzt sich zu erkennen gab, niemals aus dem Gedächtniß derjenigen schwinden, denen das Glück zu Theil wurde, im Leben ihm zu begegnen".

Kortüm, geboren am 9. Mai 1787 zu Kuhblank im Herzogthum Mecklenburg-Strelitz als zweiter Sohn des dortigen Pastors, bezog zu Ostern 1804 die Universität Halle, um Theologie zu studiren, zugleich in der Hoffnung und der Absicht, mit dem Studium der Theologie, „die Philologie, das Studium des Alterthums und der Humanität im weitesten und schönsten Sinne des Worts zu verbinden". Die Universität Halle stand damals auf einer Höhe, die sie später nie wieder erreicht hat; sie zählte weit über 1000 Studirende und berühmte Namen in allen Facultäten. Durch F. A. Wolf's Beispiel und Lehre angefeuert, gab Kortüm sich namentlich dem Studium des Homer hin, und schloß sich im Herbste 1804 dem Kreise von Studirenden an, welche sich um die neu berufenen Professoren Steffens und Schleiermacher scharten. Nicht selten sah man sich bei dem bekannten Kapellmeister Reichardt, Steffens' Schwiegervater, in dessen schöner Gartenwohnung in Giebichenstein. Zu diesem Kreise edel strebender Jünglinge gehörten Böckh, Becker, Varnhagen, Neander, „dessen seltsame schüchterne Erscheinung kaum ahnen ließ, welchen Ruf als Lehrer der Theologie er einst erlangen werde", Franz Theremin, Karl von Raumer, Alexander von der Marwitz, L. G. Blanc, der feine und gründliche Kenner der italienischen Sprache und Literatur, der spätere Geheimrath Schulze, der spätere Geheime Oberjustizrath von Voß u. a. Auch verkehrte Kortüm viel mit seinem gleichnamigen Vetter, Johann Friedrich, der, durch historische Werke berühmt, 1858 als Professor der Geschichte in Heidelberg verstarb. Der Biograph hebt hervor, wie durch Goethe's freundschaftliches Verhältniß zu Wolf und infolge der Wirkungen, welche die Schöpfungen Goethe's und Schiller's auf die studirende Jugend ausgeübt, zwischen dem „dichterischen Ruhm" Weimars und dem „wissenschaftlichen Leben" zu Halle ein enges Bündniß herbeigeführt worden sei; und er bemerkt weiter: „Gerade im Jahre 1804 erschien Schiller's «Tell», dessen erste Aufführung zu Weimar am 17. März einen bis dahin unerhörten Beifallssturm erregte, der sich bald in Berlin und allerorten wiederholte.*) Kortüm's junge Seele ward von diesem vaterländischen Werke aufs tiefste ergriffen. Es war ein Eindruck fürs Leben, der nachtönen und Früchte bringen sollte."

Noch bevor die Universität Halle wegen ihrer Napoleonfeindlichen Gesinnung aufgehoben worden, hatte sich Kortüm nach Göttingen begeben und beschäftigte sich hier vorzüglich mit dem Studium Shakspeare's und zwar besonders zu dem Zwecke, die von A. W. Schlegel begonnene Uebersetzung desselben weiter zu führen, welchen Plan jedoch die „Ungunst der Zeiten" hemmte. Nach einem kurzen Aufenthalt in seiner mecklenburgischen Heimat begab er sich nach Leipzig, um hier unter Rosenmüller's Leitung Arabisch zu studiren, von Leipzig aber sehr bald nach Dresden, dessen Kunstschätze ihn mächtig anzogen. Hier lernte er in dem Hause des bekannten Archäologen Böttiger den ihm schon von Halle her bekannten Professor Niemeyer kennen, der ihn veranlaßte, eine Lehrerstelle bei dem Pädagogium in Halle anzunehmen. Diese Stellung verließ er jedoch sehr bald und folgte einem Rufe nach Pempelfort als Hauslehrer bei den Kindern des bergischen Staatsraths Georg Arnold Jacobi, zweiten Sohns des Philosophen. Aus diesem engen Verhältniß berief ihn 1811, etwa Dreivierteljahr nach seiner Ankunft, der bergische Minister Graf von Nesselrode in das Ministerium, um an der Verbesserung der im Laufe der Jahre sehr verkümmerten Unterrichtsanstalten mitzuwirken. Bei dieser Gelegenheit wird uns (S. 17) ein bisher noch nicht durch den Druck veröffentlichtes kaiserliches Decret („au Palais des Thuileries le 17 Décembre 1811") mitgetheilt, wonach in Düsseldorf eine Universität errichtet werden sollte. Dieser Plan ist wegen der fehlerhaften Grundlagen und der Vorbereitungen zum großen russischen Feldzuge nie zur Ausführung gekommen, und es war auch nicht schade darum, denn ganz nach Napoleonischem Zuschnitt eingerichtet würde sich diese deutsch-französische Anstalt doch niemals unter französischer Herrschaft auf den Standpunkt deutscher Hochschulen haben erheben können. Der Verfasser erzählt bei diesem Anlaß: „Wie die fremden Lenker des Staats dachten, zeigt die Frage, welche der Statthalter Napoleon's und Finanzminister des Großherzogthums Berg, später Minister des Innern in Frankreich unter Ludwig XVIII., Graf Beugnot, einst aufwarf, da bei einem Besuche der Bibliothek zu Düsseldorf sein Auge zufällig das Fach der deutschen Literatur traf: «Wie? Gibt es denn deutsche Dichter?»" eine Frage, die jetzt aus dem Munde irgendeines auf Bildung Anspruch machenden Franzosen wol nicht mehr gehört werden würde. Solcher Hohn erzeugte bei den Deutschen grimmigsten Haß, der sich selbst dem Unerwachsenen mittheilte. Der Biograph Kortüm's erzählt: „Als einst eine Gesellschaft von Freunden in einem Garten zusammensaß, machte sich der kleine etwa dreijährige Sohn des Hauses mit dem Seitengewehr eines französischen Colonels zu schaffen. Derselbe läßt ihn gewähren. Als es aber dem Kleinen endlich gelungen war, den Degen aus der Scheide zu ziehen, richtet er denselben augenblicklich auf den Offizier mit den Worten: «Franzos caput!» Dem Colonel traten die Thränen in die Augen. Erschüttert sagte er: «Wenn die kleinen Kinder hier von solchen Gefühlen beseelt sind, so weiß ich, was wir von den Großen zu erwarten haben.»" Dieses Kind hatte freilich mehr Patriotismus und Charakter, als jener deutsche Diplomat, welcher, als das Geläute der Glocken einen französischen Sieg verkündete, die dadurch in einem gesellschaftlichen Kreise hervorgebrachte Bestürzung mit den Worten unterbrach: „Nun, da muß ich ja wol hin und dem Minister Beugnot Glück wünschen."

Noch im Laufe des Jahres 1813 wurde Kortüm zum Director des Lyceums in Düsseldorf ernannt und blieb in dieser Stellung, bis er am 18. September 1822 zum Consistorial- und Schulrath bei der Regierung daselbst ernannt wurde. Diese düsseldorfer Zeit war nach der Versicherung des Biographen die

*) Dieser Enthusiasmus wurde übrigens, wie wir ja aus den Briefen der Henriette von Knebel an ihren Bruder wissen, in den höfischen und hocharistokratischen Kreisen Weimars nicht so ganz getheilt.

„frischeste, erfolgreichste“ Zeit seines Lebens. Der Biograph gibt ein langes Namensverzeichniß der Männer, welche unter Kortüm's Leitung auf dem düsseldorfer Gymnasium gebildet wurden, darunter Christian und Julius Sethe, Gottfried und Ferdinand Deycks, Heinrich Viehoff, Franz Brüggemann, Dieterich Mouten, der Schlachtenmaler, der Sohn des Marschalls Soult, Graf von Dalmatien, welcher noch später aus Paris kostbare Ausgaben der Griechen als Zeichen des Danks sandte u. s. w. Es werden ferner Stellen aus den von ihm verfaßten Programmen mitgetheilt, um seine pädagogischen Grundsätze darzulegen. Unter anderm schien ihm „alles Streben nach Bildung ein unsittliches zu sein, das blos um irdischer Zwecke, um der Persönlichkeit willen, nicht also aus Liebe der Wissenschaft und der höhern Veredelung der Menschen begonnen wird“. Die öffentlichen Prämienaustheilungen schaffte er ab, weil er dafür hielt, daß dergleichen öffentliche Auszeichnungen „für ein jugendliches Alter gefährlich sind, Dünkel und Stolz und Trotz auf Verdienst, das nur Pflichterfüllung ist, hervorbringen“ u. s. w. Kortüm lebte in Düsseldorf im Mittelpunkt der verschiedenartigsten geistigen und künstlerischen Anregungen; der Umgang mit den Meistern und Schülern der düsseldorfer Kunstakademie hielten ihn im lebendigen Verkehr mit der Kunst, der mit Uechtritz, und Immermann, welcher 1827 nach Düsseldorf kam, mit der Poesie, die zu Pfingsten in Köln, Aachen und Düsseldorf abwechselnden Musikfeste mit der Musik. Zu den Begründern des düsseldorfer Kunstvereins gehörte auch Kortüm. Kleinere Ausflüge und Geschäftsreisen erweiterten den Horizont seines Geistes und gaben zu manchen interessanten Bekanntschaften Anlaß. Der Biograph erzählt z. B.: „Bei einer Geschäftsreise im Jahre 1823 machte Kortüm zu Bochum in Westfalen die Bekanntschaft eines weitläufigen Verwandten und Namensvetters, des alten heitern Arztes Dr. Karl Arnold Kortüm, geboren 1745 in Mühlheim an der Ruhr, der sich durch sein humoristisches Gedicht „Die Jobsiade“, 1784 zuerst erschienen, einen Namen gemacht hat. Er nahm Kortüm zuvorkommend auf, und erschien mit seiner Frau als ein Original. Man glaubte, bei Philemon und Baucis sich zu befinden, wenn man sein Haus betrat. Er versprach Kortüm Familiennachrichten und hielt sein Wort. Es kam bald darauf ein dickes Heft, von seiner Hand geschrieben, sammt Stammbaum der Kortüm, der bis auf Herzog Wittekind zurücklief. Ihre Burgen Melsum, Rundum und Kortum lagen in Ostfriesland, waren aber leider von der See verschlungen. Aus Mabillon und Hübner wird gar ernsthaft der Beweis geführt, daß Joannes de Kortum und Joannes de Oldenburgicus eine und dieselbe Person war und dieselben Burgen besaß, deren Trümmer, wie ihm mehrere Ostfriesen versichert hätten, noch zu sehen wären, die Landschaften aber lägen im Meer. Da seien die Kortume ausgewandert, und theils Geistliche, theils Aerzte geworden. Der gute Alte schließt seinen Bericht: «Ich sehne mich nun nach dem Lande des Friedens, werde es auch bald schauen.» Er starb schon im nächsten Jahre am 15. August 1824. Kortüm gedachte gern des gemüthlichen Greises.“

Ende October erhielt Kortüm den Ruf als Hülfsarbeiter in das Ministerium des Cultus nach Berlin, wo er sein segensreiches pädagogisches Wirken mit Erfolg und Eifer fortsetzte, immer dem Grundsatz huldigend, daß man dahin trachten müsse, die Jugend in Besitz dessen zu setzen, „was sie befähigt, das Wahre und Ewige zu erkennen, das Schöne zu empfinden und das Gute zu wollen“, weil allein in solchem Gefühl und solcher Gesinnung „der eigentlichen Kern des Lebens beruhe“. Mit „rührender Liebe“ widmete er sich namentlich der Leitung der Luisenstiftung. Auch die Förderung der Kunst blieb stets sein besonderes Augenmerk. Veröffentlicht hat er von seinen Studien nichts als die mit Erläuterungen versehene Uebersetzung der „Beschreibung der Hagia Sophia und des Ambon“ von Paulus Silentiarius (Berlin 1854). Noch ist zu erwähnen, daß er im Jahre 1858 von der Stadt Berlin zum Abgeordneten in die erste Kammer gewählt wurde, dies aber ablehnte, weil er sich nicht für parlamentarische Wirksamkeit berufen glaubte. Sein Biograph meint, daß seine Ansicht, „daß Geschichte sich nicht machen lasse“, dabei wol nicht unerwogen geblieben sei.

Vor jeder pedantischen Einseitigkeit und Beschränktheit, wie sie sich so oft bei Pädagogen findet, bewahrten ihn sein empfänglicher Sinn für die Kunst und Poesie und die Erfahrungen, die ihm sein namentlich früher vielbewegtes Leben zugeführt hatte. Jener Empfänglichkeit und diesen Erfahrungen verdankte er auch seinen humanen, milden, menschlich-freien Sinn. Man spricht so oft in spöttischer Absicht von „fahrenden“ Literaten; es gibt auch „fahrende“ Gelehrte, und diese sind wahrlich nicht die schlechtesten. Wer immer und ewig an ein enges Verhältniß oder an die Scholle einer ohnehin vielleicht beschränkten Lokalität gebannt bleibt, bei dem verknorpelt oder verengert sich trotz alles Wissens neben dem geistigen Gesichtskreis nur zu leicht auch das Gemüth, insofern dieses nicht von Haus aus ganz besonders reich ausgestattet war.

2. Karl Georg Curtius, Doctor der Rechte, Syndikus der Freien und Hansestadt Lübeck. Darstellung seines Lebens und Wirkens von Wilhelm Plessing. Lübeck, Aschenfeldt. 1860. 8. 12 Ngr.

Curtius war geboren zu Lübeck am 7. März 1771 als der jüngste Sohn des dortigen angesehenen Arztes Karl Werner Curtius, eines in Lübeck eingewanderten Livländers aus der Stadt Narwa. Um Ostern 1790 bezog er die Universität Jena, um die Rechtswissenschaften zu studiren, trieb aber auch historische, kameralistische und naturwissenschaftliche Studien und hörte mit besonderm Interesse namentlich die philosophischen Vorträge Reinhold's. Damals begnügte sich die studentische Jugend nicht mit dem Studium der sogenannten Brotwissenschaften, sondern sie strebte nach allgemeiner humaner Bildung, besonders auf den Universitäten Jena und Halle, die der damaligen geistigen Centralsonne Deutschlands, der classischen Stadt Weimar, am nächsten waren und unter ihren hervorragendsten Professoren mehrere zählten, welche mit den Literaturgrößen in Weimar in freundschaftlicher und literarischer Beziehung und wieder zum Theil unter sich in Verbindung standen. Wir haben gesehen, wie, freilich etwa 14 Jahre später, Schiller's „Wilhelm Tell“ anregend und für das ganze Leben befruchtend auf Kortüm wirkte; und auch auf Curtius scheint Schiller, und zwar schon im Jahre 1790, den bedeutendsten Einfluß geübt zu haben. Im Verein mit seinem frühern Gymnasial-, jetzigen Universitätsgenossen Rechlin, der sich später als poetischer und philosophischer Schriftsteller ehrenvoll bekannt gemacht hat, hatte er in Jena ein schon auf der Schule angefangenes, der griechisch-macedonischen Geschichte entnommenes Trauerspiel „Demetrius“ vollendet, und anonym Schiller zugesendet. Der Biograph berichtet:

„Auf die erste an ihn gelangte anonyme Zusendung jenes Dramas erwiderte Schiller am 18. Juni 1790: «Den beiden mir sehr schätzenswürdigen Verfassern des hier zurückfolgenden Trauerspiels bin ich für Ihr gütiges Vertrauen sehr verbunden. Das Geheimniß, welches Sie über sich selbst beobachten, sehe ich als eine Aufforderung an, mein Urtheil über das Stück mit desto mehr Freimüthigkeit zu sagen, da ich mir sonst keine Ursache angeben kann, warum so geschickte Hände sich verbergen sollten. Mit vielem Vergnügen habe ich das Product Ihres Geistes gelesen und ich entdecke darin ungemein viel Fertigkeit in Ausarbeitungen dieser Art, Leichtigkeit in der Diction und Kunst in der Anlage, Vorzüge, welche Sie ohne Zweifel durch längere Uebung, durch ein fortgesetztes Studium guter Muster, der Griechen und Shakspeare's, immer höher ausbilden werden. Der Stoff, den Sie gewählt haben, war mit Schwierigkeiten verknüpft, und es kann auf Rechnung desselben geschrieben werden, daß sich das Interesse nicht immer gleich bleibt, daß nicht alle Handlungen in dem Stücke gehörig motivirt, nicht alle Charaktere genug entwickelt sind.» Es folgt hierauf eine Besprechung der Einzelheiten des Gedichts und es heißt sodann am Schlusse: «Ich finde in dem Stücke zarte und edle Gefühle, die ihren schönen Ursprung im Herzen ihrer Dichter verrathen,

verschiedene einfach schöne und wahre Züge, hervorspringende Gedanken und in den Versen, mit Ausnahme mehrerer, zu sehr abgebrochener Jamben, viele Harmonie. Nach dem Bisherigen werde ich Ihnen wol nicht erst sagen dürfen, wie sehr ich wünsche, zwei Männer von Person kennen zu lernen, die ich unbekannt schätze und liebe.» Als später, ermuthigt durch diese Ansprache, die Verfasser sich dazu entschlossen, ihr Werk im Druck erscheinen zu lassen und dasselbe auch öffentlich Schiller zu widmen, erwiderte er ihnen auf ihre Dedication: «Die Ehre, welche Sie mir durch Zueignung dieses Erstlings Ihrer schriftstellerischen Thätigkeit erzeugen, ist mir ein schätzbarer Beweis Ihres freundschaftlichen Vertrauens, den ich mit gebührendem Dank anerkenne. Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen zur Eröffnung Ihrer schriftstellerischen Laufbahn Glück und hoffe, daß Ihnen Ihre künftige Bestimmung keine Trennung von den Musen, denen Sie durch dieses Product so viel Ehre machten, auflegen soll; vielmehr wird die Rückkehr zu den Göttinnen des Schönen, nach vollendetem Umgang mit den Göttinnen der Wahrheit, inniger und bleibender sein und die vollkommensten Früchte tragen.»"

Wir theilen diese im Besitze der Curtius'schen Familie befindlichen Schriftstücke auch hier mit, weil wir voraussetzen dürfen, daß es dem Publikum wie den eigentlichen Literaturkennern und Literaturforschern von Werth sein muß, von jeder bisher noch nicht zu Tage geförderten Reliquie des großen Dichters Kenntniß zu erhalten. Die studentische Compagniearbeit, Schiller gewidmet, erschien dann auch wirklich und fand in verschiedenen Journalen der damaligen Zeit Anerkennung, obschon der Biograph ehrlich genug ist, einzugestehen, daß in Curtius' und seiner Freunde damaligen poetischen und brieflichen Ergüssen neben warmer und erhebender Begeisterung auch jene Empfindelei hervortrat, „welche vielen Erzeugnissen jener Literaturperiode ihren eigenthümlichen Charakter verleiht und mit dem Realismus unserer Tage so seltsam contrastirt". Interessant ist es zu erfahren, daß dieser sentimentale Poet wol der körperlich Stärkste unter unsern Dichtern gewesen, denn Curtius vermochte einen starken zinnernen Teller mit den Händen aufzurollen, welche Kraftleistung der verstorbene lübecker Director Jacob bei Gelegenheit seines Jubiläums sogar im ciceronianischen Latein verewigt hat. Kein Wunder, wenn es diesem Rappo unter den Dichtern gelang, sehr bald sich „aus dem Nebel der Gefühlsschwärmerei, der überschwenglichen Naturbewunderung und der gegenseitigen Vergötterungssucht jener Zeiten" loszuringen und sich eine Willenskraft und Entschlossenheit zu eigen zu machen, die ihn später die härtesten Proben bestehen ließ.

Aus der Zeit, wo er das Niedergerichtsactuariat in Lübeck verwaltete, erwähnen wir hier nur folgenden bezeichnenden Vorfall: „Nicht gerade zu den angenehmsten Obliegenheiten des Niedergerichtsactuars gehörte zu jener Zeit die Verpflichtung, neu erwählte Rathsherren in den Audienzsaal zu geleiten und dort dem Senate den Ehrenwein zu credenzen. Als Curtius zum ersten male bei der Ausübung dieses ungewohnten Amtes einen Verstoß beging, ward er seiner eigenen Erzählung zufolge von dem damaligen Bürgermeister Bünekau hart angefahren und mußte sich die zornige Frage gefallen lassen: «Er hat wol noch nie aufgewartet?» Nicht lange nachher ward jene Unsitte des Aufwartens abgeschafft."

Im Jahre 1801 wurde er, obschon einer der jüngern Concurrenten, an Stelle des durch den Tod abberufenen Wilcken zum zweiten Syndikus der Stadt Lübeck erwählt und verwaltete diesen ehrenvollen Posten mit unermüdlicher Treue bis zu seinem Tode 56 Jahre lang. Ihm namentlich verdankt Lübeck die Hebung des seiner Leitung unterstellten Volksschulwesens, das sich zu Anfang des Jahrhunderts noch in den allertraurigsten Verhältnissen befand und dessen Verbesserung er sich während der ganzen Amtsdauer mit besonderm Eifer angelegen sein ließ. Nebenbei hielt er Vorlesungen über den Volksunterricht, über die Bildung der Handwerker, über das Strafrecht im Staate, über Turnanstalten u. s. w. in der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit, deren damaliges zehnjähriges Wirken er im Jahre 1799 in einer eigenen Schrift schilderte. Die geselligen Verhältnisse waren zu jener Zeit die angenehmsten. Wie überall in den größern Städten Deutschlands hatte sich auch in Lübeck ein Kreis von Männern und Frauen gebildet, in welchem die höhern Interessen der Humanität und der Literatur und die feinere Geselligkeit gepflegt wurden. Zu diesem Kreise gehörten der Senator und spätere Bürgermeister Overbeck, hervorragend durch staatsmännische Tüchtigkeit, wie durch dichterische Begabung, edle Gesinnung und gesellige Liebenswürdigkeit, die Bürgermeisterin Rodde, Tochter des berühmten Schlözer, der Senator Pleßing, der Dichter Schmidt von Lübeck, Rechlin, von Villers, Hach, der Candidat Köppen, später Professor der Philosophie in Erlangen, mit welchem Curtius bis zu seinem Tode in Correspondenz und freundschaftlichen Beziehungen blieb, Professor Trendelenburg u. s. w. Auch Baggesen und Voß, damals noch Rector in Eutin, besuchten zu wiederholten malen Lübeck und waren dann gefeierte Gäste bei Overbecks und Roddes. Der Biograph bemerkt über jene Zeit: „Es war jener Zeitraum, der von den letzten Decennien des vorigen in die ersten Jahre des gegenwärtigen Jahrhunderts hineinreicht, ungeachtet der die Welt erschütternden und immer näher heranbrausenden Kriegsstürme für unsere Vaterstadt ein goldenes Zeitalter heiterer Geselligkeit und glücklichen Behagens. Bei allgemein zunehmendem Wohlstande und blühendem Handelsverkehr, der in den letzten Jahren vor der französischen Occupation infolge der Sperrung des Elbund Weserstroms zu einer bis dahin ungekannten Höhe sich erweitert hatte, herrschte damals in Lübeck ein Sinn für geselliges Zusammenleben in größern und kleinern Vereinigungen, wie ihn die Gegenwart kaum noch kennt. Genügsamer in ihren Ansprüchen auf Bewirthung und Räumlichkeit, wie jetzt, versammelten sich die Angehörigen befreundeter und verwandter Familien desto öfter und anhaltender in regelmäßigen Cirkeln, des Winters in der Stadt, im Sommer auf den nahe gelegenen Gärten und Landhäusern; kaufmännische und andere Reisende verweilten länger, als es in unsern Tagen zu geschehen pflegt, in der Stadt und trugen zur Belebung der Geselligkeit bei, die ihnen von gastlichen Geschäftsfreunden dargeboten wurde. Dabei fehlte es an künstlerischen Bestrebungen und Genüssen nicht, wie insbesondere die Musik damals durch ausgezeichnete Dilettanten hier vertreten war. In den gebildetern Kreisen folgte man überdies mit dem lebhaftesten Interesse den neuern Erscheinungen der Literatur, an deren Spitze zu jener Zeit die größten unserer deutschen Dichter standen, und versuchte sich selbst gelegentlich in poetischen und schriftstellerischen Leistungen."

Aehnlich verhielt es sich übrigens damals fast überall in Deutschland, soweit es auf wirkliche Bildung Anspruch machen konnte. Die Napoleonische Gewalt-, Beraubungs- und Spionirwirthschaft, deren corrumpirende, zersetzende und entsittlichende Einflüsse auf Deutschland vielleicht noch nirgends in ihrem ganzen Umfange dargestellt worden sind, zerstörte auch in Lübeck, wie fast überall in Deutschland, diese unbefangene Fröhlichkeit, diese feinere Geselligkeit, diesen Humanitätscultus, die sich dann auch später unter den unablässigen politischen Stößen und Gegenstößen und den dadurch hervorgerufenen Beängstigungen, Verstimmungen und selbstsüchtigen Prätensionen nie wieder zu ihrer frühern Höhe erhoben. Curtius selbst hatte persönlich schwer zu leiden. Bei der Erstürmung Lübecks durch die Franzosen 1806 wurde, während er sich auf dem Rathhause inmitten des alldort versammelten Senats befand, auch sein Haus von der zügellosen Soldateska ausgeraubt, da seine dort zurückgebliebene jugendliche Frau, eine geborene Pleßing, zwar durch ihre Geistesgegenwart den Plünderern wol zu imponiren, aber doch dem Raube selbst nicht zu wehren vermochte. Er gehörte ferner zu denen, welche, weil sie sich den Franzosen gegenüber nicht für sicher hielten, im Juni 1813 aus Lübeck flüchtig werden mußten. Nun legte der Prinz von Eckmühl auf Befehl Napoleon's der Stadt eine Contribution von 6 Millionen Francs auf, deren Hälfte von 83 Personen getragen werden sollte und unter

denen auch Curtius mit 25000 Francs angesetzt war. Schließlich willigte jedoch der französische Gewalthaber ein, daß auch diese 3 Millionen auf alle Bürger gleichmäßig vertheilt würden, wonach auf Curtius 1200 Francs kamen. Da die Abwesenden begreiflicherweise die ihnen auferlegten Beiträge nicht bezahlten, so wurde, „um ein Exempel zu statuiren", laut Präfecturbeschluß das Mobiliar- und Immobiliarvermögen des russischen Viceconsuls von Schlözer, des Dr. Buchholz, des Dr. Curtius und der Demoiselle Rodde, welche sämmtlich abwesend waren, mit Beschlag belegt und dann öffentlich versteigert. Lübeck wurde frei, aber die geselligen wie die altbegründeten Staatsverhältnisse waren aufs tiefste zerrüttet, und die Gegenwart war und blieb trübe, infolge der nun eintretenden Stagnation so trübe, daß Curtius im Jahre 1818 an einen Freund schreiben konnte: „Haben wir denn mit allen unsern Jämmerlichkeiten zur Zeit des Friedens gewonnen oder verloren? Die meisten von der vorletzten Generation, die jetzt zu den Ordnenden gehören, sind unverbesserlich schlecht."

Kunst, Poesie und literarische Beschäftigung halfen ihm jedoch auch diesen letzten Abschnitt seines Lebens und unermüdeten Wirkens verschönern. Verschiedene Gelegenheiten veranlaßten ihn zu poetischen Ergüssen, so der erste Abgang des ihm eng befreundeten Malers Overbeck nach Wien im Jahre 1806 und sein eigenes funfzigjähriges Jubiläum am 23. Mai 1851. Strophen aus diesem Jubiläumsgedicht, in denen sich ein inniges Gottvertrauen ausspricht, sind in der Schrift abgedruckt. Wie er früher für das von seinem Jugendfreunde Smidt gegründete „Hanseatische Magazin" mehrere schätzenswerthe Aufsätze, eine Biographie Karl Rechlin's, rhythmische Uebersetzungen Petrarca'scher Sonette u. s. w. geliefert hatte, so lieferte er in spätern Jahren zu wiederholten malen Beiträge für die Hitzig'schen „Annalen der Criminalrechtspflege", indem er interessante Criminalfälle aus der lübecker Gerichtspraxis schilderte und besprach. Für ein von ihm in seinem Hause auf Grund einer Reminiscenz aus „Wilhelm Meister" errichtetes Marionettentheater dichtete er dann und wann Prologe und dramatische Scenen. Fast täglich übte er das Flötenspiel, später das Klavierspiel, namentlich zur Erlernung von Choralmelodien. Zugleich war er ein gewandter Zeichner, vornehmlich im Landschaftsfache. Curtius stand an der Spitze derer, welche den Erwerb von Werken des inzwischen so berühmt gewordenen lübecker Malers Overbeck nachträglich betrieben, stand der von der Gemeinnützigen Gesellschaft gegründeten unentgeltlichen Zeichenschule längere Zeit vor und sammelte Kupferstiche und Radirungen, von denen er später viele an Rumohr überließ. Von seiner rastlosen Thätigkeit zeigt es, daß er die Erlernung des Griechischen, in welchem er es früher nicht weit gebracht, noch im siebzigsten Lebensjahre wieder aufnahm, und „mit Hülfe von grammatischen Studien, Auswendiglernen von Vocabeln und andern Uebungen der trockensten Art" wenigstens dahin gelangte, den Homer wieder ziemlich zu verstehen und das Evangelium jedes Sonntags im griechischen Urtext nachzulesen. Nach einem wohlverbrachten Leben entschlief er sanft am 4. October 1857 in dem hohen Alter von 87 Jahren. Von seinen Söhnen ist der älteste Mitglied des lübecker Senats, der zweite, Ernst, durch Schriften über Leben und Kunst rühmlichst bekannt, Mitglied der berliner Akademie der Wissenschaften und Professor der classischen Philologie in Göttingen, der jüngste, Georg, gegenwärtig Professor der Philologie und Beredsamkeit in Kiel.

H. M.

Notiz.

Milton's Wohnungen in London.

Milton ist bei uns, ebenso wol wie in England, in neuester Zeit wieder wie schon beim Beginn unserer classischen Literaturepoche, Gegenstand der Aufmerksamkeit geworden. So haben wir kurz nacheinander von Max Ring einen historischen Roman: „Milton und seine Zeit", von Gustav Liebert eine verdienstvolle Schrift über das Leben und die Werke des großen Dichters erhalten, und soeben hat F. Lotheißen in dem Programm des Gymnasiums zu Büdingen eine Abhandlung über dasselbe Thema veröffentlicht, wobei die beiden letztgenannten David Masson's kürzlich erschienene Biographie des Sängers des „Paradise lost" benutzt haben. Folgende den „London anecdotes entnommenen" Notizen über die Wohnungen Milton's in der Metropole Englands dürften daher nicht ohne Interesse sein. Das Haus in Bread-Street, in welchem der Dichter geboren wurde, hieß „Spread Eagle". Es wurde beim großen Feuer im Jahre 1666 ein Raub der Flammen. Ehe er nach Jewin Gardens, Aldersgate zog, soll er in einem großen Hause auf der Westseite der Aldersgatestraße, dem nachmaligen Versammlungsorte der City of London Literary and scientific institution gewohnt und daselbst Schule gehalten haben. Auch dieses Haus, wie alle die übrigen, die er bewohnt hat, mit Ausnahme eines einzigen, ist jetzt verschwunden oder doch unkenntlich geworden. Das eine Ausgenommene befindet sich in Petty France in Westminster, wo der Dichter von 1651—59 gewohnt hat. Hier wurde ein Theil des „Paradise lost" geschrieben. Das Haus gehörte dem berühmten Jeremy Bentham, der später eine Votivtafel mit der Inschrift: „Milton, dem Fürsten der Dichter geweiht" („Sacred to Milton, prince of poets"), an dessen Vorderseite aushängen ließ.

36.

Bibliographie.

Der Besitz Venetiens und die Bedeutung des Neu-Italischen Reiches. Berlin, Springer. 1861. Gr. 8. 24 Ngr.

Biarowsky, W. E. J., Senfkörner. Erkanntes und Erlebtes in kurzen Aufzeichnungen. Erlangen, Bläsing. 1861. 16. 21 Ngr.

Bremer, Frederike, Gesammelte Schriften. Aus dem Schwedischen. 35ster Band: Leben in der alten Welt. Tagebuch während eines vierjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient. 1ster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 10 Ngr.

Brewster, Miß, Der Sonnenschein in den Hütten oder der Einfluß der Frauen. Aus dem Englischen frei übersetzt von F. T. Berlin, W. Schultze. 8. 18 Ngr.

Buschmann, J. C. E., Das Apache als eine athapaskische Sprache erwiesen; in Verbindung mit einer systematischen Worttafel des athapaskischen Sprachstamms. 1ste Abtheilung. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 1 Thlr.

Damerow, H., Ueber die Grundlage der Mimik und Physiognomik als freier Beitrag zur Anthropologie und Psychiatrie. Berlin, A. Hirschwald. Gr. 8. 10 Ngr.

Deimling, O., Die Autodidakten oder die Gewohnheit und die Sinnesanschauungen, ein philosophisches Gespräch aus dem Gebiete der empirischen Psychologie. Mannheim, Löffler. Gr. 8. 8 Ngr.

Dieterici, F., Die Naturanschauung und Naturphilosophie der Araber im 10. Jahrhundert. Aus den Schriften der lautern Brüder übersetzt. Berlin, Nicolai. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Goethe, Vier Jahreszeiten. Gedichtet 1796. Gedeutet 1860 von Martin. Berlin, Nicolai. Gr. 16. 1 Thlr.

Griesinger, T., Heinrich von Mömpelgard und Elisabetha von Bitsch. Historischer Roman aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Zwei Bände. Stuttgart, Gebr. Mäntler. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Grothe, W., Schwert und Kapuze, oder: König Wenzeslav und die Seinen. Historischer Roman aus den ersten Zeiten der Hussiten. Drei Bände. Berlin, Sandrog u. Comp. 1861. 8. 4 Thlr.

Hillegeer, J., Die Tugend der Eltern. Nach der 3ten Auflage in's Deutsche übersetzt von T. Bonsmann. Freiburg im Br., Herder. 12. 5 Ngr.

Moleschott, J., Physiologisches Skizzenbuch. Gießen, Ferber. 1861. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Register.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

